Princeton University Library
32101 064054859
Digitized by Google

0902
.653
v.33, pt. 2

ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.
Friends of the
Princeton Library
The gift of

Wilson Farrand '86

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Drei und dreißigster Jahrgang.

1839.

33 I
[handwritten library notes]
GYMNASIUM

Juli.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

P o e s i e. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

L e b e n. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

G e s c h i c h t e. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

W i s s e n s c h a f t. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

J e d e r M o n a t erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Venedig. Von Heinrich Stieglitz. 157.
Heimwege. Von Lor. Diefenbach. 161.
Erhebung. Von Ph. H. Welcker. 168.
Der Todtengräber. Von J. G. Seidl. 172.
Liebesgeschichte. Von C. W. Müller. 175.
An Professor Heideloff in Nürnberg. Von Alexander Graf v. Würtemberg. 178.
Aus den Bergen. Von Karl Mayer. 179.
Sommerlieder. 180. 182.

Erzählungen.

Napoleone Zebrù. Von C. Spindler. 156—166.
Lübeckische Sagen. Von J. Röse. 172—175.

Naturwissenschaftliches.

Das Daguerrotype. 156.
Die magnetische Südpolexpedition. Von Dr. Nürnberger. 169—172.
Auszug aus dem Kommissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet. 173. 174.

Länder- und Völkerkunde.

Briefe aus Spanien. 181.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gespräche einer Sommernacht. Von A. v. Sternberg. 177—182.
Aus der Sittengeschichte der Deutschen. 157. 160. 162. 170.
Der älteste Staatskalender. 158.
Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument. Von Pauline Klein. 159—161.
Literarische Grillen. 162—171.
Italienische Städtebilder. 167. 168.
Mittel gegen Pockennarben. 167.
Die Lazzaroni in Paris. 174—179.
Deutsche Kriegsalterthümer. 177.

Korrespondenz.

Breslau. 156. 157. 158. — Paris. 158. 159. 160. — 180. 181. 182. — Genf. 161. 162. 163. 164 165. 166. — Mainz. 163. — Berlin. 164. 165. 166. 167. — Töplitz. 167. 168. 169. — Lausanne. 169. 170. 171. 172. — Wien. 175. 176. — Dresden. 177. 178. 179. 180.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Werke von und über Schiller. 1) Schillers sämmtliche Werke in zwölf Bänden. — 2) Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Zwei Bände in vier Abtheilungen. — 3) Schillers sämmtliche Werke. Supplement. — 4) Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang von Dr. Karl Hofmeister. Zweiter und dritter Theil. — 5) Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Zweiter dramatischer Theil. Erste Abtheilung. — 6) Das Schillersfest in Stuttgart am 8. Mai 1839. — Naturwissenschaften. 1) Untersuchungen über die menschliche Stimme, in Hinsicht auf Physiologie, Physik und Musik. Von Dr. F. M. Duttenhofer. — 2) Die menschliche Stimme, ihre Organe, Pflege und Erhaltung. Von Dr. H. Häser. Mit zwei Tafeln. — Biographie. Leben Washingtons von Eduard Gehe.

(RECAP)
0902.653 v.33 pt.2
837342
Digitized by Google

Nro. 68.

Seelenlehre. 1) Die Geschichte der Seele, von D. G. H. von Schubert ꝛc. Dritte Auflage mit 8 lithographirten Tafeln. — 2) Bolzanos Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will. Zweite verbesserte Ausgabe, mit einem kritischen Anhange vermehrt von einem Freunde des Verfassers. — Badeliteratur. Das Wildbad im Königreich Würtemberg. Nebst Nachrichten über die Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirsau, von Dr. Justinus Kerner. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Nro. 69.

Seelenlehre. — 2) Bolzanos Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. (Schluß.) — Dichtkunst. 1) Armins-Lieder von H. F. Maßmann, Professor. — 2) Armins Sage, von Kuno Graf zu Rantzau-Breitenburg. — Sprichwörter. 1) Abraham'sches Parömiakon von Wander. 2) Sprichwörtergarten von demselben.

Nro. 70.

Seelenlehre. 4) Der Somnambulismus. Von Prof. Fr. Fischer in Basel. Erster Band. — 4) Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens. Mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin von Prevorst. 9te bis 12te Sammlung. — Deutsche Geschichte. 4) Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus. Zweiter Bd. — 5) Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von Dr. Schreiber.

Nro. 71.

Neue Reisen. 5) Reise nach dem Orient vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Kolonie Hallberg im Freisinger Moos. Zwei Bände. — Alterthumskunde. Paläologus. Kleine Schriften, meist antiquarischen Inhalts von H. Hase. Mit einer lithographirten Tafel.

Nro. 72.

Epische Dichtkunst. 1) Johann Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke in Einem Bande. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers. — 2) Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch J. G. von Herder. Illustrirt durch siebzig englische Holzschnitte. — 3) Homers Werke von Joh. Heinrich Voß. Zwei Bände. — 4) Homers Odyssee, in Stanzen übersetzt und erläutert für Schule und Haus von Dr. Rinne. — 5) Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld. Epische Skizze von Dr. Großmann. — 6) Schill. Eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig von Wilhelm Meinhold. — Neue Reisen. 6) Die Blouse oder Scenen aus dem Volksleben in Belgien von W. Plate.

Nro. 73.

Länder- und Völkerkunde. 5) Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15ten und 16ten Jahrhundert. Von Alexander v. Humboldt. Aus dem Franz. von Dr. Ideler. Zwei Bände. — Kulturgeschichte. Die Civilisation der Gegenwart. Eine Ansicht von F. W. Oswaldsohn v. d. Schley. — Neue Reisen. 7) Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Von Dethmar, Pfarrer in Anhalt.

Nro. 74.

Physik. Lehrbuch der Physik, zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Selbstunterrichte. Von W. Eisenlohr. Professor ꝛc. gr. 8. mit (sehr saubern) Tafeln. 2te Auflage.

Nro. 75.

Neue Reisen. 8) Italienische Skizzen von Karl Czörnig. Zwei Bändchen. — Lehrbuch der Physik ꝛc. (Schluß.)

Nro. 76.

Politik. Die spanische Successionsfrage. Historisch und publicistisch erörtert von Dr. Zöpfl ꝛc. — Neue Reisen. 8) Italienische Skizzen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 77.

Schriften über die deutschen Handels-Angelegenheiten. 1) Für Ausbreitung des deutschen Zollvereins bis zur Seegrenze und die Einführung von Navigationsgesetzen. Von einem Hamburger. — 2) Ueber den beabsichtigten Handelsvertrag zwischen Holland und den Staaten des großen deutschen Zollverbandes, von H. Pütter.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei.

Nro. 54.

Resultate der Ausstellungen des westpreußischen Kunstvereins-Cyclus von 1838. Zusammengestellt mit denen von Hannover und Berlin. — Malertechnik. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 55.

Zu dem Umriß der Jeanne d'Arc. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Alterthümer. — Statistik der Kunst. — Kupferwerke.

Nro. 56.

Ueber den Dom zu Bamberg. — Die Pariser Kunstausstellung. 1839. (Beschluß.) — Kupferwerke. — Neue Lithographie. — Literatur.

Nro. 57.

Archäologie. C. A. Böttigeri Opuscula et carmina latina. Collegit et edidit Jul. Sillig. etc. — C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Jul. Sillig. — Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. — Literatur.

Nro. 58.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 59.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Beschluß.) — Technisches. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 60.

Kunstgeschichte. 1) La Madonna detta dell' Ulivo presso Prato disegnata e descritta. — Bemerkungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Skulpturen.

Nro. 61.

Kunstgeschichte. (Fortsetzung.) 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. — Rom im Juni. — Sculptur. — Erzguß. — Plastik. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts", kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts" und „Kunstblatts" ohne das „Morgenblatt" . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt" . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sommerlieder. 186. 190. 196. 204. 209.
David II. 203.
Tyrol. Von Johann Ladislaus Pyrker. 208.

Erzählungen.

Das Stell Dich ein. Von F. L. Bührlen. 187 — 202.

Länder- und Völkerkunde.

Wahlumtriebe in Ungarn. 183.
Leben in Athen. 184. 185. 186. — 204. 205. 206.
Das Fest des Redentore in Venedig. Von Heinrich Stieglitz. 194. 195.
Amsterdam im Jahr 1839. 197.

Naturwissenschaftliches.

Vom Daguerrotype. 201. 206. 209.
Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars. Von Dr. Nürnberger. 207 — 209.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur. Von J. H. v. Wessenberg. 183. 184.
Historische Phantasien. 185. 186. 187. 188. 189. — 198. 199. 200. 201. 202. 203. 205. 206. 207. 208.
Aus der Sittengeschichte der Deutschen. 185.
Georges Lefrançois. Von Helmine von Chézy. 191 — 193.
Moden. 196.

Korrespondenz.

Berlin. 183. 184. 185. — Frankfurt a. M. 186. 187. 188. 189. — Paris. 189. 190. 191. 192. — 199. 200. 201. — Karlsbad. 191. 192. 193. 194. 195. — Genf. 193. 194. 195. 196. — Florenz. 197. 198. — Mainz. 198. — Lausanne. 200. 202. 203. 204. — Wien. 204. 205. 206. 207. — Breslau. 208. 209.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Schriften über die deutschen-Handels-Angelegenheiten. 2) Ueber den beabsichtigten Handelsvertrag zwischen Holland und den Staaten des großen Zollverbandes, von Heinrich Pütter. (Schluß.) — 3) Des Stader-Elbzolles Ursprung, Fortgang und Bestand. Eine publicistische Darstellung von Dr. A. Soetbeer. — 4) Einige Bemerkungen über die neue Zollverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein in deren Beziehungen zu den Städten Lübeck und Hamburg, von Dr. C. W. Asher. — Gesetzgebung. Rheinisches Ruralgesetzbuch oder ordnungsmäßige Sammlung der das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, das Prozeßverfahren und die Polizei Bezug habenden, das platte Land insbesondere betreffende Gesetze, von M. Pickhardt.

Nro. 79.

Deutsche Geschichte. 1) Jean l'aveugle, roi de Bohême, comte de Luxembourg, Marquis d'Arlon. Esquisse biographie publiée par P. A. Lenz. etc. — 2) Castell an der Saar, eine historische Topographie. Herausgegeben von Dr. Hewer. — Länder- und Völkerkunde. 4) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — 5) Die Königreiche Schweden und Norwegen, das Kaiserthum Rußland und Königreich Polen und Freistaat Krakau. Von Prof. Possart. — 6) Das Fürstenthum Serbien und seine Bewohner, von demf. — 7) Abriß der neuesten Geographie aller fünf Welttheile. Deutsch und Französisch. Zum Gebrauch in Schulen von Dr. A. Ise. — Unterrichtswesen. Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837.

Digitized by Google

Nro. 80.

Neue Reisen. 9) Lustreise in's Morgenland. Von Dr. Titus Tobler. Zwei Theile. — 10) Reise in Griechenland von Prof. Greverus. — Kritik. Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog von Dr. Oswald.

Nro. 81.

Baukunst. Die Aesthetik der Baukunst, ein Leitfaden zum Selbstunterricht und Handgebrauch von G. Wagner, Architekt. — Gemeinnützige Schrift. Schutz und Wehr gegen Unglücksfälle oder die Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens. Ein Lesebuch für Schule und Haus von Hofrath Prof. v. Poppe. — Deutsche Geschichte. Die Vorzeit. Herausgegeben von Dr. K. W. Justi.

Nro. 82.

Biographie. Ludwig Philipp, König der Franzosen und seine Familie. Von August Bürk. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Julius Krais. — Alterthumskunde. 1) Alte Geographie, beleuchtet durch Geschichte, Sitten, Sagen der Völker und mit vergleichenden Beziehungen auf die neuere Länder- und Völkerkunde. Von Ludwig Georgii. Mit einer Uebersetzung des Ptolemäus als Anhang. Erste Abtheilung. Asia, Afrika. — 2) Handbuch der alten Geographie für Schulen von Professor Dr. Schirlitz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Nro. 83.

Bildende Kunst. Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Von Prof. Wiegmann. — Deutsche Geschichte. Rheinische Geschichten und Sagen von N. Vogt. 4r Theil.

Nro. 84.

Kirchengeschichte. 1) Der heil. Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie seiner Zeit. Von J. Ellendorf. — 2) Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Zwei Bände. Von demselben. — Dramatische Dichtkunst. 1) Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Lutze. — 2) Leben und Thaten Emerich Tökelys und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. — Volkssagen. Preussens Volkssagen, Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet von Widar Ziehnert. Erster Band.

Nro. 85.

Alterthumskunde. 3) Aeneas und die Penaten. Die italienischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von H. R. Klausen. Erster Band. — 4) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band. — 5) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für Mädchenschulen und die Gebildeteren des weiblichen Geschlechts. Zweite verm. Auflage. 6) Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus dem Standpunkt der Geschichte von Dr. K. F. Hermann. Zweite verm. Auflage. — 7) Studien zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Von Julius Schabeberg. — 8) Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt oder Geschichte der Literatur der Egypter 2c. Von Dr. Gräße. Erste Abtheilung. — 9) Stuart und Revett, Alterthümer von Athen 2c. Deutsch von Dr. L. Bärmann.

Nro. 86.

Alterthumskunde. Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Joh. Uschold 2c. Zweiter Theil. — Deutsche Geschichte. Die Höfe und Cabinette Europas im 18ten Jahrhundert. Dritter Band. Von Dr. Fr. Förster. — Badeschrift. Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Dargestellt von Dr. E. Engelmann.

Nro. 87.

Französische Geschichte. 1) Geschichte Frankreichs unter Napoleon, von 1807—1812. Von Bignon. Deutsch von L. von Alvensleben. Fünf Bände.

Nro. 88.

Dichtkunst. Deutsche Sagen von Adolf Bube. — Alterthumskunde. Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien 2c. Gestochen von H. Roux d. A. und Ad. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser — Französische Geschichte. Geschichte Frankreichs unter Napoleon 2c. (Schluß.)

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Fortsetzung.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 63.

Kunstgeschichte. 2) Noticie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Statistik der Kunst.

Nro. 64.

Kunstgeschichte. 2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. (Beschluß.) — Bemerkungen. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Neue Stiche und Lithographien.

Nro. 65.

Kunstliteratur. De Protestantismo artibus haud infesto scripsit Carolus Grüneisen. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 66.

Kunstliteratur. Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniß der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. — Bemerkungen. — Nekrolog.

Nro. 67.

Die Kunstausstellung in Prag, im April 1839. — Persönliches.

Nro. 68.

Halberstadt am 10. Juli 1839. — Nekrolog. — Neue Kupferstiche und Lithographien. 1) Moses am Felsen, nach dem zweiten Buch Mosis Kap. XVII, Vers 6. En ego stabo ibi coram te supra petram Horeb etc., nach B. Murillo, gestochen von Estève. — 2) La jeune mère française, peint par Steuben, gravé par E. Conquy. 1839. — 3) Heilige Familie, gemalt von F. Overbeck, gestochen von J. Felsing. 1839. — 4) The village festival, engraved by Charles G. Lewis from the original picture painted by D. Wilkie. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 69.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.) 5) Roland befreit die Prinzessin Isabella von Gallizien aus der Räuberhöhle, gemalt von Hübner, gestochen von Keller. — 6) Pieta oder der Leichnam Jesu 2c. Gemalt von W. Schadow, gestochen von Hoffmann. — 7) Bildniß des Erzherzogs Rainer, gestochen von Claude Artaria. — 8) Album deutscher Künstler 2c. — 9) Galerie Aguado etc. — 1) Louis Philippe von Frankreich, lithographirt von Leon Noel. — 2) und 3) Désarmement de la Vera Cruz und Prise du fort St. Juan d'Ulloa dess. sur le lieu par Flandrin. — 4) Histoire de la peinture sur verre d'après ses Monumens en France, par. F. de Lasterye. — 5) Sketches in France, Switzerland and Italy by Samuel Prout. — Technisches. — Versteigerungen. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 70.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Fortsetzung.) Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Sommerlieder. 211.
Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten. 215. 217.
Zeitungsnachrichten. Von A. v. Marées. 219.
Die Steppe. Von Fr. Freiligrath. 221.
Der junge Jäger. Von Fr. Hebbel. 225.
Die Mutter Natur im Herbste. Von Ph. H. Welcker. 228.
Naturbilder von K. R. Hagenbach. 233.
Auf die Hochzeit eines Landmädchens. Von Julius Krais. 234.

Erzählungen.

Der Grenadier von La belle Alliance. Von Ed. v. Bülow. 210—225.
Der Quäker und der Straßenräuber. 227. 228.

Länder- und Völkerkunde.

Physiognomie von Siebenbürgen. Von J. G. Elsner. 210. 211.
Reise- und Lebensbilder von Franz Freih. Gaudy. 229—232.

Naturwissenschaftliches.

Vom Daguerrotype. 213.
Oeffentliche Operation mit dem Daguerrotype. 222.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Goethes Faust und die Faustliteratur. 212. 213. 214. — 226. 227. 228. 229.
Musikalische Germanismen in Paris. Von J. B. 216.
Die Bajaderen. 218—226.
Günther. Von A. v. Sternberg. 230—234.

Korrespondenz.

Paris. 210. 211. 212. — 223. 226. 227. — Dresden. 212. 214. 215. 216. — Neufchatel. 217. 218. — Florenz. 218. 219. 220. — Hamburg. 221. 222. 223. 224. 225. — Frankfurt a. M. 228. — Triest. 229. — Prag. 230. 231. — Genf. 231. 232. 233. 234.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Alterthumskunde. 13) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Urlichs. — 14) Der Tempel Salomos, von Ernst Kopp. — 15) Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls, von dems. — 16) Beitrag zur speziellen Darstellung des spitzbogigen Baustyls, von dems. — Goethebriefe. Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf.

Nro. 90.

Geschichte der Päpste. 1) Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Konstantin Höfler. — 2) Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. — Neue Reisen. 11) Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volks. Nebst einem Ausflug nach Schweden. Von Chr. Dehn.

Nro. 91.

Französische Geschichte. 2) Memoiren, Correspondenzen und Manuscripte des Generals Lafayette, herausgeg. von seiner Familie. Aus dem Franz. von Dr. Brinkmaier. — 3) Memoiren des Fürsten von Talleyrand-Périgord, gesammelt und geordnet von der Gräfin O. v. C. Aus dem Franz. von Dr. Brinkmaier. — 4) Talleyrand's, Fürsten von Benevent, politisches und religiöses Leben von Louis Bastide. Aus dem Franz. — Cambacérès vertrauliche Mittheilungen über die Männer des alten Regimes, der Republik, des Kaiserreichs ꝛc. Von Leo von Lamothe Langon. Nach dem Franz. von Dr. Steger. — 6) Napoleon im

Jahr 1812, oder historisch-militärische Darstellung des Feldzugs in Rußland, vom Grafen Roman Soltyk. Aus dem Franz. und mit Anmerkungen von Prof. L. Bischoff. — 7) Erinnerungen aus Napoleons Privatleben, gesammelt von Saint-Hilaire. — 8) Memoiren des Chevaliers v. Eon. Aus dessen Familienpapieren von Fr. Gaillardet. Frei nach dem Franz. von Dr. Brinkmeier. — 9) Memoiren aus dem Archiv der Pariser Polizei. — 10) La France, tableau géographique, statistique et historique. — Philosophie. Die objektive Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsystem. Von L. G. Fr. v. Stechow.

Nro. 92.

Alterthumskunde. 17) C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. — 18) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von Professor W. Drumann. — 19) Rom im Jahrhunderte des Augustus. Nach dem Franz. des Charles Dezobry von Th. Hell. — 20) Celtica I. Sprachliche Dokumente zur Geschichte der Kelten. Von Dr. Diefenbach. — 21) Neue Beiträge zur Erläuterung der Persepolitanischen Keilschrift, von Dr. Grotefend. — Swedenborgiana. 1) Sammlung von Urkunden, betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborgs. Aus den Quellen treu und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Tafel ꝛc. — 2) Kurzer Abriß des Eigenthümlichen der Lehre Swedenborgs. Von demselben.

Nro. 93.

Astronomie. Jahrbuch für 1839. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet.

Nro. 94.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. Hans von Reinhard, Bürgermeister des Eidgenössischen Standes Zürich und Landamman der Schweiz. Von Eduard Muralt, Altbürgermeister des Kanton Zürich.

Nro. 95.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. (Fortsetzung.) — Gemeinnützige Schrift. Ueber öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken, Lesezirkel und verwandte Gegenstände mit Rücksicht auf den Bürgerstand. Von K. Preusker.

Nro. 96.

Eine historische Beleuchtung der Züricher Wirren. (Schluß.) — Schriften über Spanien. 1) Spanien und Portugal. Geographische, statistische und historische Schilderung der pyrenäischen Halbinsel von Dr. Karl von Rotteck. — Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahr 1830. Von F. Freih. von Augustin.

Nro. 97.

Dichtkunst. Gudrun. Nordseesage nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). — Alterthumskunde. 22) Geschichte der Auflösung des römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt von Simonde de Sismondi. Verdeutscht durch W. A. Lindau. — 23) Les Barbares, Byzance et Rome. Par Christian Müller, Dr.

Nro. 98.

Dichtkunst. Gudrun. Nordseesage, nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). (Schluß.) — Schriften über das Judenthum. 1) Das Staatsbürgerrecht der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas ꝛc. — 2) Dr. Luther, von den Jüden und ihren Lügen. Von L. Fischer. 3) Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentalischen Schriftstellern. Zusammengestellt von F. Nork.

Nro. 99.

Deutsche Geschichte. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Forts.) — Bauwerke. — Skulptur. — Erzguß. — Ciselirkunst.

Nro. 72.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Forts.) — Holzschnitzkunst. — Denkmäler. — Numismatik. — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 73.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. — Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich. (Beschluß.) — Alterthümer. — Malerei. — Statistik der Kunst.

Nro. 74.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Fortsetzung.) — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Kunstkritik. — Kupfer-, lithographische und Holzschnittwerke.

Nro. 75.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Kupfer-, lithographische und Holzschnitt-Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 76.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki. (Beschluß.) — Bemerkungen. — Persönliches.

Nro. 77.

Der Daguerrotyp. — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

Nro. 78.

Zur Biographie des berühmten Bildhauers Antonio Canova. — London, 6. Juli 1839. — Leipzig, im August 1839. — Versteigerungen. — Akademien und Vereine.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Hexameter. Von Julius Krais. 257.
Sängerklage. Von Julius Krais. 241.
Vergessenheit. Von Louise v. Bornstedt. 246.
Freistuhl zu Dortmund. Von F. Freiligrath. 248. 249.
Der alte Fischer. Von W. Wöhler. 251.
Dampffahrt. Von O. L. B. Wolff. 255. 254.
Nicht hier! Von Franz Freih. Gaudy. 256.
Vergänglichkeit. Von F. v. Frankenberg. 259.

Erzählungen.

Lübeckische Sagen. Von J. Röse. 239—245.
Die Calvi. Von Franz Freih. Gaudy. 250—255.

Naturwissenschaftliches.

Aetzung und Vervielfältigung der Lichtbilder. 258.
Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel. Von Dr. Nürnberger. 245—247.

Länder- und Völkerkunde.

Reise- und Lebensbilder von Franz Freih. Gaudy. 255. 256.
Bilder aus Savoyen. 256—261.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Blätter der Erinnerung. Von L. Rellstab. 236. 236. 237. 238. 259. 240. 241. 242. — 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261.
Damaskus. Von G. H. v. Schubert. 257. 258.
Der Concordeplatz und die elysäischen Felder. 244—249.
Moden. 245.
Briefreliquien. Herausgegeben von J. Funck. 250—252.

Korrespondenz.

Baden-Baden. 255. — Paris. 256. 257. 258. 239. — 254. 255. 256. — Bad Leuk. 239. 240. — Dresden. 241. 242. — Amsterdam. 245. — Genf. 244. 245. 246. — Florenz. 247. 248. 249. 250. — Frankfurt a. M. 249. — Madrid. 250. 251. 252. 255. — Breslau. 257. 258. — Lyon. 259. 260. — Mainz. 261.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Taschenbuch. Taschenbuch der neuesten Geschichte. (Früher herausgegeben von Dr. W. Menzel.) Siebenter Jahrgang. Geschichte des Jahrs 1857. Von Friedrich Thiersch. Erste Abtheilung mit acht Portraiten. — Neueste Schrift über Berlin. Berliner Spaziergänge, gewidmet deutschem Volksthume. — Chinesische Literatur. Y-King. Antiquissimus Sinarium liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu p. p. edidit Julius Mohl. Vol. I. cum 4 tabulis, 1854. Vol. II. 1859.

Nro. 101.

Neueste Werke über Tyrol. 1) Das Land Tyrol. Mit einem Anhange: Voralberg. Ein Handbuch für Reisende.

Nro. 102.

Neueste Werke über Tyrol. 1) Das Land Tyrol ꝛc. (Fortsetzung.) — Geschichte der Poesie. Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für gebildete Frauen. Herausgegeben von Karl Vogel.

Nro. 105.

Ueber Rentenanstalten. 1) Beurtheilung der im Jahr 1858 gegründeten preußischen Rentenversicherungsanstalt, mit Verbesserungsvorschlägen von S. C. K. — 2) Ueber

daß Steigen der Rente in der preußischen Rentenversicherungsanstalt und in der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt. Von demselben Verf. — Neueste Werke über Tirol. 1) Das Land Tirol. (Schluß.) — 2) Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tiroler in den glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des Marschall Vorwärts.

Nro. 104.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie.

Nro. 105.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie. (Fortsezung.)

Nro. 106.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 1) Die europäische Pentarchie. (Schluß.) — 2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, von Thaddäus Bulgarin. Unter Mitwirkung des Verfassers übersezt von Herrn von Brackel. Geschichte. Erster Band. Statistik. Erster Band, mit Karten. — Taschenbuch auf 1840. Urania.

Nro. 107.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1839. — Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland. 2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, dargestellt von Thaddäus Bulgarin 2c. (Schluß.)

Nro. 108.

Lyrische Dichtkunst. 1) Berangers Lieder. Deutsch von L. S. Rubens. — Deutsche Geschichte. 1) Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhart. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung, herausgegeben von J. L. Ideler. — 2) Das alte lübische Recht, herausgegeben von Dr. Hach 2c. — 3) Chronicon Halberstadense saec. XIII., herausgegeben von Dr. Schaz.

Nro. 109.

Lyrische Dichtkunst. 2) Hundert und drei Lieder des Pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius. — 3) Fünfzig Gedichte von Ph. E. Nathusius. Probesammlung. — Deutsche Geschichte. 4) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Von J. E. Schlager.

Nro. 110.

Philosophie. 1) Immanuel Kants sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und Fr. Wilhelm Schubert. — — 2) Aristoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alex. Kapp. — 3) Aristoteles Rhetorik, übersezt und erläutert von Dr. Heinr. Knebel. — 4) Geschichte und System der platonischen Philosophie von Dr. K. F. Herman. — 5) Sokrates nach dem Grabe seiner Schuld, zum Schuz gegen neuere Verunglimpfung. Von Dr. Th. Heinsius. — 6) Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundsäzen der gegenwärtigen Speculation. Von. J. Frauenstädt. — 7) Essais et fragments de philosophie et de théologie publiées par plusieurs professeurs du séminaire protestant et de la faculté de théologie de Strassbourg. — Länder- und Völkerkunde. Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahr 1837. Von F. Tiye.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Stuttgart. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 80.

Stuttgart. (Fortsezung.) — Bemerkungen. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 81.

Stuttgart. (Fortsezung.) — Bemerkungen. — Bauwerke. — Skulptur. — Metallguß. — Plastik.

Nro. 82.

Stuttgart. (Beschluß.) — Plastik. — Denkmäler. — Malerei. — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr.

Nro. 83.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument. — Bemerkungen. — Reisenotizen. — Kunstgeschichtliches. — Ethik der Kunst. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 84.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument. (Beschluß.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Neue Kupferstiche.

Nro. 85.

Rom, 15. August 1839. — Weimar, 30. September 1839. Neue Kupferstiche. Heilige Genoveva, gemalt vom Prof. Jakob Felsing in Darmstadt. — Persönliches. — Technisches.

Nro. 86.

Kunstausstellung in Weimar 1839. — Stuttgart, im September 1839. — Leipzig, im September 1839. — Kunstgespräch. — Technisches. — Kunstausstellungen.

Nro. 87.

Simon's Arabesken zum Oberon. — Kunstausstellungen. — Versteigerungen. — Museen und Sammlungen. —

Nro. 88.

Kunstnachrichten aus Holland. — Gelegentliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Wärtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder der Liebe. Von Adolph Peters. 262.
Die Jahreszeiten von Kâlidâsa. Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen. 264. 265. 266. — 270. 271.
An die Süßküssende. Von A. Peters. 271.
Mein Herz. Von A. Peters. 275.
Launige Liebeselegien. Von A. Peters. 280.
An Ole Bull. 281.
Vom Mummelsee. Von A. Palmer. 287.

Erzählungen.

Der Findling. 268 — 275.
Der Gang um Mitternacht. Vom Freiherrn v. Sternberg. 277 — 282.

Naturwissenschaftliches.

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt. 262. 263.
Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel. Von Dr. Nürnberger. 285 — 286.

Länder- und Völkerkunde.

Ein Ausflug in die Euganeen. Von H. Stieglitz. 286. 287.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet. Von E. E. 263 — 269.
Voltaires lezte Tage. 267.
Scenen aus dem Leben. — Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit. 171 — 275.
Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne. 281 — 185.
Moden. 275. 276.
Ueber das Poetische in der Geschichte. Von G. Zimmermann. 176 — 279.

Korrespondenz.

Dresden. 262. 263. 264. — 283. 284. — Wien. 264. 265. 266. 267. — Frankfurt a. M. 267. 268. — Leipzig. 269. 270. — Paris. 270. 271. 272. 273. — 278. 279. 280. — 285. 286. 287. — Stuttgart. 272. 273. — Berlin. 274. 275. 276. — Weimar. 277. 278. — Triest. 281. 282.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Philosophie. 8) Revision der Philosopheme der Hegelschen Schule bezüglich auf das Christenthum. Nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie, von Franz Baader. — 9) Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Aus dem Nachlaß von Suabedissen. — Ueber Findelhäuser. Des hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France. Par B. B. Remacle. — Volksschrift. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. — Blumenkunde. Die Modepflanzen unserer Zeit, Camellia und Cactus. Anleitung zur Cultur und Vermehrung derselben. Von W. Neubert.

Nro. 112.

Dichtkunst. Hohenstaufen. Ein Cyclus von Liedern und Gedichten von Albert Knapp. — Medicinische Gymnastik. Medicinische Gymnastik von Dr. J. A. L. Werner. — Geistliche Dichtkunst. Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder von Angelus Silesius. Bearbeitet als Andachtsbuch von Winterer und Sprenger.

Nro. 113.

Schriften über den Selbstmord. Der Selbstmord, seine Ursachen und Arten, vom Standpunkt der Physiologie

und Erfahrung dargestellt von C. A. Diez, Dr. — Politische Wissenschaften. Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsleute, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. In drei Bänden. Angefangen von J. Chr. Freiherrn von Aretin, und fortgesezt von Karl v. Rotteck. Zweite Auflage.

Nro. 114.

Politische Literatur. 1) Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von Ch. Th. Perthes.

Nro. 115.

Geschichte. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte, im 16ten und 17ten Jahrhundert. Aus Archiven und Bibliotheken. Erster bis vierter Band. — Politische Literatur. 1) Der Staatsdienst in Preußen ꝛc. (Schluß.) — 2) Ueber die Garantie der preußischen Zustände. Von Karl Streckfuß ꝛc. — Sittenlehre. Handbuch der christlichen Sittenlehre, von Dr. Chr. F. v. Ammon. — Dichtkunst. Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von J. E. Hitzig.

Nro. 116.

Neuestes Werk über England. Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren Gunters von P-Q. O.

Nro. 117.

Neuestes Werk über England. Sittenbuch der englischen Gesellschaft ꝛc. (Schluß.) — Schriften über Pferdezucht. 1) Erinnerungen aus meinem Leben. Zum Theil Studienbilder für Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde von F. v. Tennecker, k. sächs. Major ꝛc. — 2) Redensarten und Manieren der Pferdehändler von Moses Aaron (herausg. von v. Tennecker). — 3) Der Stallmeister von Hovenstein und seine Freunde. Eine Novelle von demselben. — 4) Zustand der Pferdezucht im Jahr 1895. Eine Vision von Stallmeister Lemmergeier. Von demselben. — 5) Das Rennpferd, seine Erziehung und Vorbereitung für die Reitbahn. Die neueste Methode der Engländer. Von C. J. Apperley. Nach der Originalausgabe übersezt. Mit einer Abhandlung über die zum Trainiren erforderliche Condition des Pferdes, von Sticker.

Nro. 118.

Astronomie. Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems, hergeleitet aus der eigenen Bewegung der Sterne. Von Fr. Argelander ꝛc. Aus den Memoiren der kaiserl. russischen Akademie der W. W. besonders abgedruckt. — Taschenbücher auf 1840. Huldigung der Frauen. — Fortuna.

Nro. 119.

Erziehungs- und Unterrichtswesen. 1) Pädagogische Phantasien. Blätter für Erziehung und Unterricht zunächst in Volksschulen. Von Ludwig Auerbacher. — 2) Ueber den Zustand der heutigen Gymnasien. Pädagogische Beiträge. Von Dr. C. A. Moritz Axt. — 3) Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive etc. Von A. von Hoganer und K. v. Wangenheim. — Astronomie. Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems ꝛc. (Schluß.) — Schriften über Pferdezucht. 6) Die Hippophagie in der Schweiz. Von Matthias Mayor. Aus dem Franz. übersezt von Im-Thurn. — 7) Das Buch für den Landmann, oder was Pferdebesitzer thun und lassen sollen. Mit drei Holzschnitten.

Nro. 120.

Aesthetik. Ueber Shakespeares dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Dr. Herrmann Ulrici. — Mineralogie. Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen, Berg- und Hüttenleute durch die Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz. Von Karl Hartmann.

Nro. 121.

Erziehungs- und Unterrichtswesen. 4) Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. — 5) Wegweiser für deutsche Lehrer. In Gemeinschaft mit Bormann, Heerschel, Hill, Knebel, Knie, Lüben, Mayer, Mädler und Prange, bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. A. W. Diesterweg. — 6) Das Weißenfelser Schullehrer-Seminar und seine Hülfsanstalten. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Seminarien, der Volksschulen und der Taubstummenanstalten; als ein thatsächliches Lehrbuch herausgegeben von dem Direktor Dr. W. Harnisch. — 7) Classiker und Bibel in den niedern Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. — 8) Schule und Leben von Dr. G. F. C. Greiner ꝛc. — 9) Die Hamiltonische Frage, untersucht von C. A. Schmidt ꝛc. — 10) Bild eines vorzüglichen Jugendlehrers, entnommen aus dem Leben und Wirken Victorins von Feltre ꝛc. Aus dem Italienischen des Carlo Rosmini von F. M. — 11) Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. Vierter Beitrag. 1) Ueber Erziehung zum Patriotismus. 2) Ueber deutsche Universitäten. Von Dr. F. A. W. Diesterweg.

Kunst-Blatt.

Nro. 89.

Neueste Werke der bildenden Kunst in München. — Bauwerke. — Skulptur.

Nro. 90.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung von Nro. 97 v. J.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Metallguß. — Denkmäler.

Nro. 91.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei. Kupferwerke. — Lithographien.

Nro. 92.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Lithographien. — Lithographische Werke. — Alterthümer.

Nro. 93.

Ueber das Tullianum und den Carcer Mamertinus, nebst einigen Thesen über Roms älteste Geschichte und Topographie. — Alterthümer. — Statistik der Kunst. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 94.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Persönliches.

Nro. 95.

Was ist Schönheit? (Beschluß.) — Persönliches. — Technisches. — Preisbewerbung.

Nro. 96.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz. — Preisbewerbung. — Kunstausstellungen.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Wasserfahrt. Von W. Wöhler. 296.
Blume und Duft. Von Friedrich Hebbel. 297.
Gebirgswanderung. Von Friedrich Notter. 298 — 301.
Der Weihnachtsabend. Von Ph. H. Welcker. 309.

Erzählungen.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten. 292 — 298.
Zwölf neue Stücklein. Von W. Chézy. — Die schwarzen Fiedler. 302 — 305.
Die vier thörichten Braminen. 308 — 312.

Naturwissenschaftliches.

Projekt einer Luftschifffahrt von Amerika nach Europa. 291.
Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere. Von G. Zimmermann. 299. 300. 301. 302. 303. — 311. 312. 313.

Länder- und Völkerkunde.

Ein Ausflug in die Euganeen. Von H. Stieglitz. 288. 289. 290. 291. — 305. 306. 307.
Bilder aus Ungarn und Polen. 312. 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefreliquien. Herausgegeben von Z. Funck. 288.
Etwas vom deutschen Schauspiel. 289 — 297.
Jugurtha und Abd-el-Kader. 301.
Erinnerungen. Von Helmine v. Chézy. 306 — 310.
Geheime Memoiren über den Grafen von Paris. 311.

Korrespondenz.

Stuttgart. 288. — Florenz. 289. 290. 291. 292. — Schwerin. 291. — Genf. 292. 293. 294. 295. 297. — 300. 301. 302. — Prag. 295. 296. — London. 298. — Frankfurt a. M. 299. 300. — Paris. 302. 303. 304. 305. — Berlin. 305. 306. 307. 308. — Dresden. 309. 310. — Leipzig. 311. 312. 313.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Humoristische Literatur. 1) Dymocritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Ride, si sapis. Vom Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster bis neunter Band. — 2) Dasselbe Werk. 16 — 23ster Band von Webers sämmtlichen Werken. — Erziehungs- und Unterrichtswesen. 12) Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Johannes Ramsauer. — 13) Der Unterricht in der Klein-Kinderschule, oder die Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule. Bearbeitet von Dr. F. A. W. Diesterweg.

Nro. 123.

Erziehungs- und Unterrichtswesen. 14) Die Realschulen und der Materialismus. Von Joachim Günther. — 15) Ueber das Verhältniß der Real- und Gewerbschulen zu den Gymnasien, Universitäten und zum Staatsdienst ꝛc. von Dr. J. F. K. Dilthey ꝛc. — 16) Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet von Karl Ludwig Roth. — 17) Historisches Lesebuch, enthaltend Erzählungen und Schilderungen aus den Quellenschriftstellern entlehnt von Dr. K. F. W. Lanz. — Humoristische Literatur. 1) Dymocritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Ride, si sapis. (Schluß).

Nro. 124.

Romane und Novellen. 1) Classische Bibliothek der ältern Romandichter Englands. In neuen Uebertragungen herausgegeben von Dr. Diezmann. — 2) The death of an Angel and other pieces, translated from the works of

Jean Paul, by Koney. — 3) Jury Miloslawsky oder die Russen im Jahr 1612. Von Sagoskin. Aus dem Russischen von Staatsrath Schulz. — 4) Saint-Sylvan. Von A. v. Sternberg. — 5) Musikalische Novellen und Silhouetten. Von Karl Gollmick. Mit einem Vorwort von E. Duller. — 6) Die Schlacht bei Hemmingstädt. Historischer Roman von Amalia Schoppe. — 7) Tycho de Brahe. Historischer Roman von derselben. — 8) Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman von Belani. — 9) Das Haus Braganza. Von demselben. — 10) Deutsches Lesekabinet. Sammlung von Novellen ꝛc. Herausgegeben von A. Rauch. — 11) Paulus von Frommenhausen. Neueste Nachrichten aus dem Reiche. Von Dr. Ernst Bitter. — 12) Genrebilder. Nach dem Leben gezeichnet von Junia Romana. — Biographie. Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohn. Nach dem Englischen von Dr. Baumann.

Nro. 125.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg.

Nro. 126.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Fortsetzung.)

Nro. 127.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Fortsetzung.)

Nro. 128.

Gesangbuch. Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. (Schluß.)

Nro. 129.

Dramatische Dichtkunst. 1) Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von F. Marlow. — Geschichte. 1) Friedrich und Napoleon. Versuch einer historischen Parallele zur Feier des 31. Mai 1840. Mit dem Bildniß Friedrichs. — 2) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Von Rödenbeck. — 3) Die Ideen Napoleons von dem Prinzen Napoleon Ludwig Buonaparte. Aus dem Franz. mit einer Einleitung von Dr. F. Schulte.

Nro. 130.

Staatswirthschaft. — 1) Die Bewegungs- und Produktionsgesetze. Ein staatswirthschaftlicher Versuch von M. v. Lavergne-Peguilhen. — 2) Die Lehre vom Gelde, mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat. Von J. G. Hoffmann. — Dramatische Dichtkunst. 2) Bibliothek englischer Lustspieldichter. R. B. Sheridans dramatische Werke, übers. von Alex. Fischer. — 3) Dramatische Beiträge von Joseph Wertheimer. — 4) Dramatische Kränze, gewunden von Desiré Richard. — 5) Molières sämmtliche Werke, übersezt von Mehreren. Herausgeg. von Louis Lax. — 6) Beaumarchais. Von A. Lewald. — 7) Die beiden Loizerolles und Maximilian Robespierre. Von Karl Fr—n. — 8) Enghien, Herzog von Bourbon. Tragödie in fünf Akten von Fr. Clemens. — 9) Die Belagerung von Kolberg. Drama von W. Wagner. — 10) Restopschin oder Napoleon in Moskau. Drama von Dr. J. Hirt.

Nro. 131.

Biographie. Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, herausgegeben von Albrecht Wachler. — Sprachlehre. 1) Theorie der Interpunktion aus der Idee des Satzes entwickelt von Dr. J. Weißle. — 2) Ueber deutsche Assonanzen. Eine Monographie von Dr. E. Freese. — Gesetzgebung. Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie ꝛc. Von dem k. k. wirklichen Hofrath Anton Edeln von Krauß. — Taschenbücher auf 1840.

Nro. 132.

Italienische Reisen. 1) Italica, von Dr. G. Klemm. — 2) Fußreise durch Italien und Sizilien, von J. Baumann. — Bücherkunde. 1) Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, von K. Falkenstein. — 2) Lehrbuch der Literärgeschichte der alten Welt, von Dr. Gräße. — Ueber die griechische Kirche. — 1) Briefe über den Gottesdienst der morgenländischen Kirche. Aus dem Russischen übersezt und aus dem Griechischen erläutert von Dr. E. v. Muralt. — 2) Lexidion der morgenländischen Kirche, nach den besten Quellen, mit 5 Abtheil. Von dems.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben ꝛc. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculpturen. — Erzguß. — Denkmäler.

Nro. 98.

Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Gemmenkunde. — Numismatik.

Nro. 99.

Scenen aus Schillers Braut von Messina, von Neher im großherzoglichen Schlosse zu Weimar ausgeführt. — Kunstliteratur. Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben ꝛc. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 100.

Eine Steinschrift in Brambanan auf Java. — Lithographische Werke. Musée des armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. — Alterthümer. — Neue Kupferstiche. — Neue Lithographien.

Nro. 101.

Paris, 14. Oktober 1839. — Kupferwerke. — Englische Taschenbücher aufs Jahr 1840. — Lithographische Werke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 102.

Die gegenwärtige Malerei in den Niederlanden. — Halberstadt, 1. November 1839. — Bemerkungen. — Persönliches.

Nro. 103.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Technisches. — Versteigerungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 104.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Fortsetzung.) — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 105.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen. Von Sonderland. — Bemerkungen. — Bauwerke. — Museen und Sammlungen.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. Juli 1839.

Es ist ein seltsames und gefährliches Ding um den Loostopf der Ehe: wer eine Niete erhalten hat, muß sich Glück wünschen, denn mit einer bösen Nummer zieht einer nicht nur sein Unglück, sondern auch seine Schande.

Sheridan.

Napoleone Zebrù.

Novelle von C. Spindler.

Noch in der lezten Zeit des Medizeers Lorenzo unterhielten sich die Florentiner oft von den glänzenden Festen, die vier-und-zwanzig Jahre früher der edle Hettore Finasco gegeben, da er seine hymenäische Fackel anzündete. Die Liebesgeschichte seines Sohnes ist jedoch viel merkwürdiger und hätte sich länger im Munde des Volks erhalten, wenn nicht bald nach ihrem Ausgang die bürgerlichen Unruhen in Florenz eingetreten wären. Da wurde freilich das Gestern über dem Heute vergessen; nur in dem Familienbuche der Salverte hat sich seiner Zeit vorgefunden, was hier folgt.

Das Glück hatte alle Pfade des kriegerischen Hettore Finasco mit seinen reichen Gaben bestreut. Als Feldoberster des Herzogs von Mailand in den Venezianerkriegen, hatte er mehr Schlösser und Dörfer aus seiner Beute angekauft, als sein Gebieter Sforza Städte an den Doge verlor. Ihm war gelungen, dem Verfall seines Hauses Einhalt zu thun und dasselbe glänzend wieder herzustellen. Die ungeheure Erbschaft eines reichen Oheims kam in seine Hände, und er übernahm dafür nur die Verbindlichkeit, des Erblassers Namen dem seinigen anzuhängen. — Schätze, Ehren, Ansehen, Gesundheit und Verstand, körperliche Vorzüge und Glück in Jeglichem, das er unternahm — Alles war ihm vom Schicksal gegeben, nur in der Liebe war es ihm stets ungefällig gewesen. Ihm hatte nie die Gunst der Frauen gemangelt, aber er hatte noch nie ein Weib finden können, das ihm treu geblieben wäre. Er würde dem ganzen Geschlecht den Krieg erklärt haben, wenn nicht der Befehl seines Oheims ihn gezwungen hätte, zur Ehe zu schreiten, um den wiederaufgeweckten Stamm der Grafen Zebrù fortzusetzen. — Hettore fügte sich, holte Rath bei seinen Freunden und folgte endlich doch der Eingebung seines eigenen Verstandes, der ihm rieth, nur diejenige zur Braut zu wählen, die am wenigsten von Andern begehrt würde: die Arme und dabei Reizlose.

Der Adel von Siena hatte dazumal ein solches Fräulein aufzuweisen. Cölestine war bereits von allen Hoffnungen zurückgekommen und im Begriff, dem Himmel zu opfern, was auf Erden keinen Liebhaber fand. Da erschien Hettore Finasco-Zebrù, und weil er begierig warb, sträubte sich Cölestine nicht lange, und Florenz erlebte das prächtige Hochzeitfest, wovon im Eingange dieser wahrhaftigen Geschichte gesprochen worden ist.

Mehrere Monate lang beharrte Hettore auf der Meinung, er habe vollkommen verständig gehandelt. Man ließ ihn auch in der That im ungestörten Besitz seines

Glückes. Kein unbescheidener Blick, kein voreiliges Wort begegnete dem Aug oder Ohr seiner Frau. Weder Sonette noch Serenaden wurden ihr gewidmet. Des Grafen Zärtlichkeit fand keinen Nebenbuhler. Dennoch merkte er bald, daß die Flitterwochen vorübergegangen und die Zitterwochen herangekommen wa en. Die kleine, arme, häßliche Gräfin sorgte schon selber fur Sonette, die Tagelang ihrem Gatten in den Ohren wiederklangen, und für Serenaden, die sie dem guten Zebrü auf dem Zankkisen ohne alle Sordinen brachte. — Mit einem Worte, er hatte die böseste Frau in ganz Italien, eine kratzende Katze, geheirathet, und gehorchte ihr eine Zeitlang mehr, als jemals ein Kriegsknecht ihm gehorcht hatte. Als jedoch die Anmaßungen seiner Frau am Ende nicht mehr auszuhalten waren, floh er plötzlich von dannen auf ein Jagdschloß, das er in den Gebirgen besaß. Die zärtliche Frau konnte ihres Gatten Nähe nicht lange entbehren. Was sie nie gethan haben würde, wenn der Gemahl es ihr befohlen hätte, that sie nun mit fröhlichem Muthe. Sie folgte ihm, alle Freuden der behaglichen Stadt hinter sich lassend. Wie die beiden Ehegatten auf jenem alten Schlosse zusammengelebt, ist nicht genau bekannt geworden. Die Florentiner erfuhren nur, daß Cölestine dem Grafen einen Sohn geboren, daß ein Gonfaloniere einer benachbarten Republik denselben über die Taufe gehoben und ihm seinen wohlklingenden Namen beigelegt habe. Ein Jahr nach dieser Freudennachricht kam unvermuthet nach Florenz und Siena die Trauerbotschaft, die Gräfin Zebrü sey aus dem Zeitlichen in das Ewige übergegangen.

Vergebens hofften nun die Freunde des Grafen, den trauernden Wittwer in ihrer Mitte zu sehen. Vergebens baute manche schöne Dame gefällige Pläne in die Luft, wie es ihr wohl gelingen möchte, den erlösten Schmerzensmann in ihre Bande zu verstricken. Hettore sah Florenz nimmer wieder; erst zwanzig Jahre später wurde sein Name abermals in der Hauptstadt genannt, und zwar bei einer höchst auffallenden Veranlassung.

Florenz war zu jener Zeit weltberühmt geworden. Die Herrschaft der Medizeer, der in Krieg und Frieden glücklichen Regenten, der Gönner und Beförderer aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe, hatte der Hauptstadt einen großen Glanz verliehen. Die Eroberung von Konstantinopel, jene von der ganzen Christenheit so kläglich beweinte Begebenheit, hatte eine Menge von ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Handelsleuten des griechischen Volks gezwungen, auf Hetruriens classischem Boden sich dem milden Scepter seiner Republiken zu unterwerfen und ein neues, friedliches Vaterland zu gewinnen. Obschon der Anblick, den ein zerstörtes Volk darbietet, jederzeit das Mitgefühl der Nationen in Anspruch nimmt, so wäre doch vielleicht auf florentinischer Erde der Empfang jener vertriebenen Griechen weniger glänzend gewesen, wenn nicht die Landeshäupter, was in kleinen Staaten von großer Wichtigkeit ist, mit dem Beispiel der edelsten Gastfreundschaft vorangegangen wären, und wenn nicht die gelehrte Eitelkeit und der Ehrgeiz, für das humanste Volk Italiens gelten zu wollen, die dem Florentiner ankleben, beigetragen hätten, ihn duldsamer zu machen. — Aus der Duldung der Fremden entsprang bald die Sucht, ihnen nachzuäffen. So geschah es, daß Florenz bald einer weitläufigen Akademie glich, deren Jünger von den werthen griechischen Gästen lernten, oder dieselben in Gelehrsamkeit zu übertreffen suchten. Die Abzeichen jener Universalbildung waren keineswegs heiter und gefällig. Die kleinliche Formenkrämerei der Griechen und der schulmeisterliche Pedantismus der Italiener vereinigten sich, um den Meistern und Schülern ein recht steifes Gepräge zu verleihen. Oeffentliche Disputationen über die unbedeutendsten Dinge von der Welt waren an die Reihe gekommen. Selbst die Frauen waren von dem gelehrten Schwindel ergriffen worden. Schon hörte man hie und da von zarten Jungfrauen, die den Catheder bestiegen, um den Studenten Weisheit vorzutragen; schon erzählte man sich dann und wann von irgend einem reisenden Phänomen weiblichen Geschlechts, das umherzog, über die wichtigsten Gegenstände gelehrter Spekulation öffentliche Vorträge zu halten. Eine solche Minerva war auch in Florenz erschienen und machte dort gewaltiges Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Daguerrotype.

Paris, 19ten Juni.

Endlich sieht sich Daguerre am Ziel seiner Wünsche, und es ist wohl das lezte Mal, daß in diesen Blättern von der erstaunlichen Entdeckung als von einem Geheimniß die Rede wird. Die gesetzgebenden Kammern haben vom Minister des Innern den Vorschlag zu einem Gesetze erhalten, welches ihm eine lebenslängliche Pension von 6000 Franken, und den Erben seines Mitarbeiters, Niepce, eine von 4000 ertheilt, und die Hälfte derselben nach ihrem Tode den Wittwen zusagt. Ohne allen Zweifel wird dieser Vorschlag in beiden Kammern angenommen werden; ja eher ist eine Vermehrung als eine Verminderung der Summe zu gewärtigen. In der That behaupten bereits einige Journale, die für eine so wichtige Erfindung, als die Daguerresche, bewilligte

Summe sey einer großartigen Regierung unangemessen; Frankreich müsse sich bei einer solchen Gelegenheit freigebiger und edelmüthiger zeigen. Auffallend ist übrigens das einstimmige Urtheil aller derer, welche Daguerres Bilder zu sehen und zu untersuchen Gelegenheit gehabt haben. Gelehrte, Künstler und bloße Kunstliebhaber gestehen alle, daß man nichts Ueberraschenderes und Vollendeteres sehen könne, als diese getreuen Abspiegelungen der Wirklichkeit. — Arago äußerte kurzlich in der Akademie: man hätte furchten können, die zahlreichen wetteifernden Versuche, welche diese Entdeckung hervorgerufen, möchten die Wichtigkeit derselben herabsetzen und dem Interesse Eintrag thun, das der Erfinder Anfangs erregt. Dem sey aber ganz anders: die bedeutendsten Gelehrten Englands, Männer wie Herschel, Forbes, Watt, Pentland, haben laut erklärt, die ihnen vorgelegten Proben übersteigen weit alle ihre Erwartung. Herschel, der an den Versuchen seines Landsmanns Talbot lebhaften Antheil genommen, habe geäußert: „Was man bei uns zu Stande gebracht, ist nichts als Kinderspiel: hier sehen wir wahrhaftig Wunder!" — Aus Allem, was bisher bekannt geworden, geht hervor, daß die deutschen und englischen Physiker, welche dem Geheimniß auf die Spur zu kommen suchen und ausschließlich mit Silbersalzen zu operiren scheinen, sich auf einer falschen Fährte befinden.

Ich hörte neulich in einer Gesellschaft ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften sich über die Sache auf anziehende Weise aussprechen. Der Mann hatte ungefähr sechzig Abbildungen gesehen, das heißt so ziemlich die ganze Sammlung der von Daguerre aufgenommenen Ansichten. Er versicherte, beim ersten Anblick dieser Gebilde habe ein unnennbares Gefühl seiner Seele sich bemächtigt, und dieses erklärte er so. Wenn wir eine Zeichnung oder ein Gemälde betrachten, so sind wir sogleich mit uns selbst darüber einig, daß der dargestellte Gegenstand kein wirklicher ist, daß wir nur unter gewissen Zugeständnissen die Darstellung als getreu anerkennen dürfen, und im Uebrigen der Kunst manches nachsehen müssen. So z. B. in einer Landschaft steht der dargestellte Baum niemals im richtigen Verhältniß zum Uebrigen; die in der Zeichnung oder dem Gemälde angenommenen Verhältnisse der Gegenstände zu einander sind überhaupt bloß konventionelle, keine natürlichen. Ferner kann das Hervortreten einzelner Theile und das Entferntseyn anderer nur durch künstliche, ebenfalls konventionelle Mittel angedeutet werden, z. B. durch schwarze oder doch sehr dunkle Farben, durch Tusche, durch Striche, wie beim Kupfer- und Stahlstich. Die Daguerreschen Abbildungen sind ganz etwas Anderes. Hier wiederholt sich die Natur selbst; es ist ganz dieselbe Ansicht, wie die natürliche, nur in verjüngtem Maßstabe. So etwas auf einer kleinen Fläche vor sich zu sehen, hat etwas so Ueberwältigendes, daß man Anfangs daruber staunt, wie über ein vor unsern Augen vorgehendes Wunder. Nur die Gewohnheit wird die Menschen gegen diesen Eindruck gleichgültig machen, wie gegen so manche andere Eindrücke.

Indessen zeigt es sich, daß das Daguerrotype auf die Abbildung unbeweglicher Gegenstände beschränkt bleibt, und wohl noch in stärkerem Maße, als man Anfangs glaubte. Alles Bewegliche, wenn es auch unserm bloßen Auge stillzustehen scheint, stellt sich gar nicht oder doch sehr unvollkommen dar. Dahin gehören nicht allein die Wolken, sondern auch das Laub der Bäume, und daher steht zu befurchten, daß die Darstellungen von Landschaften nie recht gelingen werden, wodurch freilich die Anwendung des Daguerrotype sehr eingeschränkt würde. Dagegen liefert es nicht allein die dem bloßen Auge sichtbaren Theile eines Gegenstandes, sondern auch die unsichtbaren, und hat man z. B. ein Insekt in der Camera obscura abgebildet, so lassen sich auf der Copie mittelst eines Vergrößerungsglases eine Menge für das bloße Auge unsichtbarer Details entdecken.

Welchen Einfluß nun Daguerres Erfindung auf Kunst und Wissenschaft ausüben werde, läßt sich nicht vorhersehen, da man noch nicht einmal weiß, ob dieselbe leicht und wohlfeil ausgeübt werden kann. Ist aber einmal das Geheimniß bekannt, so wird die Erfindung jedenfalls durch die Industrie dem Publikum zugänglich gemacht und weiter ausgebildet werden. Die Darstellung selbst ist so vollkommen, daß in dieser Beziehung kaum eine Verfeinerung möglich scheint; denn daran, daß es gelingen könnte, sogar die natürlichen Farben der Gegenstände zu erhalten, ist wohl gar nicht zu denken. Immerhin aber wird der ganze Mechanismus und die Substanz, auf deren Veränderung durch das Licht das Wunder beruht, vielfacher Verbesserungen und Vereinfachungen fähig seyn. Da gewöhnliche Zeichnungen mit solchen natürlichen Bildern gar nicht in Vergleich kommen können, so ist es augenscheinlich, daß die Zeichnungen dadurch beträchtlich an Werth verlieren werden, und daß man sich in allen Fällen, wo sie durch Daguerresche Darstellungen ersetzt werden können, auch nur dieses mechanischen Mittels wird bedienen wollen. Die Künstler scheinen sich jedoch deßhalb nicht sehr zu bekümmern, und sehen bloß mit Neugierde der Bekanntmachung des Verfahrens entgegen. Dg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

Sudeten- und Karpathenkunde.

Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, seit 1803 in Breslau bestehend, hatte vor etwa fünf Jahren eine neue Sektion für Sudetenkunde errichtet, die mehrere sehr verdienstvolle Mitglieder zählte. Zunächst gab Berndt 1828 einen „Wegweiser durch das Sudetengebirge" heraus, der zwar durch Volumen und lexikalische Form seiner praktischen Bestimmung wenig entspricht, in oro- und hydrographischer Hinsicht aber wohl das bedeutendste Werk Schlesiens genannt werden muß. In Berichtigung der Bergaussichten und vorhandenen Höhenmessungen zeichnete später Prudlo mit beharrlichem, nur zuweilen etwas in's Minutiöse gehendem Eifer sich aus. Er war, wie Berndt, ein rüstiger Gebirgswanderer und Autopt, und scheute weder Zeit noch Mühe, wo es galt, die Wissenschaft auch nur um das kleinste Detail zu bereichern. Mit katonischer Strenge führte er das kritische Richtschwert namentlich in Schlesiens Hypsometrie, die durch schlechte Abschreiber und Correctoren in arge Verwirrung gerathen. Doch — errare humanum! auch er fand seinen Meister, obschon er es nicht mehr erlebte. Noch höher hinauf zum Absolutismus der Wissenschaft strebt jezt rühmlich der Premierlieutenant Luy, zunächst die eine Aufgabe des Sudetenvereins im Auge, die der Höhenmessungen. Wir sehen in ihm wieder einen neuen Messias der Hypsometrie, der in Beziehung auf das schlesisch-mährische Gebirge und die Karpathen Prudlo und Andere vorläufig mehrfach in dieser Hinsicht berichtigte, sonst aber auch in topo- und chorographischer. Bereits hat Luy im Auftrage des Vereins für seinen wissenschaftlichen Zweck über 300 Meilen gemacht, und zwar von Zittau längs der Sudetenkette bis Krakau, bei einer Hize von 25, wie bei einer Kälte von 20 Grad und dem übelsten Wetter. Eine abermalige Reise und Revision will er im Laufe dieses Sommers unternehmen. Wie kühn und rüstig dieser Ehrenmann dabei ist, geht z. B. daraus hervor, daß er 1834 mit dem Lieutenant von Leibhold die Tiefe des Wölfelfalles in der Grafschaft Glaz durchschwamm, um die bis dahin unbekannte Dimension des Beckens kennen zu lernen; denn der wilde Wassersturz schob das Senkblei stets zur Seite. Die Schwimmer vernichteten damit den vielhundertjährigen Wahn, daß die Wölfel in einen Abgrund hinabstürme, der von den stärksten Bäumen auch nicht einen Zweig wiederkehren lasse. Auf einer Wanderung aus Böhmen über Nachod entdeckte Luy in der Gegend des Bades Kudowa ein Dorf von sechzehn Häusern, dessen Name auf keiner Specialkarte verzeichnet, und selbst im landräthlichen Amt zu Glaz unbekannt war. Die Einwohner waren größtentheils sehr arme Weber, aus Böhmen eingewandert, und nannten ihren Ort Uscali, d. h. „beim Stein." — Hinsichtlich der Karpathen berichtigte Luy in seinen Mittheilungen an den Sudetenverein zunächst den in vielen Werken enthaltenen Irrthum, daß die Beskiden, einer der nach Schlesien und Gallizien hereinreichenden Gebirgszüge, mit dem mährischen Gesenke (Altvatergebirge) zusammenhängen sollen. Ein breites Thal liegt zwischen der Oder und der Beczwa, und ein breites, in dem der erstere Fluß sich ergießt, scheidet die Sudeten von den Karpathen. Die Höhen, auf denen das Bodenstädter Wasser und die Oder ihre Quellen haben, verflachen sich zur Beczwa und zur March (Morawa). Ebenso geschieht es von den Karpathen und Beskiden zu diesen drei Flüssen. Was vielleicht früher war, kann jezt nicht als die genannte Verbindung gelten; denn ein flaches aufgeschwemmtes Land liegt nun zwischen den Karpathen und dem Gesenke. — Eine Höhle am Hexenberge (Girowa) in den Karpathen, angeblich 1819 vom Professor Heinrich aus Teschen befahren und in verschiedenen Lehrbüchern angeführt, hat der Reisende nicht finden können; Niemand kannte sie, wohl aber eine solche am Berge Malinow, und er besuchte sie alsbald in der Begleitung von sechs Goralen (Bergbewohnern). Auf Baumstämmen, deren abgestumpfte Aeste als Leitersprossen dienten, gelangte man in die Tiefe von 50 bis 60 Fuß. Die Höhle, aus Grauwacke von festem Gefüge, zuweilen mit kleinen Quarzkörnern eingesprengt, öffnete hier 15 bis 20 Fuß hohe Gänge von Ost nach West, die dann plözlich nach Westnordwest umsezten. Unten waren sie weiter als oben, und während dort zertrümmertes Gestein lag, bemerkte man zu den Seiten und oberhalb Risse und Klüfte mit eingeklemmten Steinmassen. Auch ein alter verfallener Schacht ist in der Höhle, wo einst Räuber gehaust haben sollen. — Von der runden Koppe des Malinow kam man auf einem guten Fußsteige, der die Grenze zwischen Schlesien und Galizien bildet, über den Magurczani zur kleinen und zur großen Barania, wo ein östreichisches trigonometrisches Signal steht. Hier und auf dem langen Wege bis zu dieser Koppe genießt man eine weite Aussicht; manchfach verändert sich jeden Augenblick die Scene, und kaum möchte es in diesem Gebirgssystem, rücksichtlich des Nordwest- und Ostabhanges der Beskiden, einen bessern Plaz zur Orientirung geben, als den eben bezeichneten Weg bis hierher. — Zu einem Aufsaze von A. Tomkowicz im „Magazin für Literatur des Auslandes" (Nr. 40, 1838), worin es sich darum handelt, die Quellen der Weichsel richtig anzugeben, liefert Luy noch folgende Berichtigungen, da Jener das Terrain in schon vorgerückter Jahrszeit untersuchte, wo bereits Schnee lag, dieser hingegen im August. Wie er ausführlich nachweist, ist die eigentliche Geburtsstätte des Stromes oder seines Hauptastes nicht in der Höhenmitte des Berges Barania, sondern viel weiter oben, und zwar, nach seiner Messung mit vorzüglich beschaffenen Barometern, in der Seehöhe von 3302 Fuß, wo aus einem Sumpfe von einigen Morgen Fläche mehrere helle Wasseradern zu einem kleinen Bache sich vereinigen. Dieser bedeutendste Quellarm heißt seines dunkeln Wassers wegen die schwarze Weichsel (Czorna Wiselka), und der tiefer liegende Sumpf, der mehrere kleine Wasserbehälter von ihr zeigt, konnte leicht aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit von den Führern als Quellort angegeben werden. Nachdem die Weichsel mehrere andere Bäche aufgenommen, strömt sie in's Weichselthal und durch das große Dorf Weichsel. Dieses enthält 5000 Protestanten, nur drei Katholiken, und einen zugehörigen Flächenraum von 8 bis 10 Quadratmeilen. Indem Luy bemerkt, daß alle geographischen Schriften den Ursprung des Stromes, der den Alten schon bekannt war, ganz unbestimmt oder oberflächlich angeben, widerlegt er solche Werke, die sich die meiste Geltung verschafft haben, namentlich die von Oynhausen, Sydow, Meinecke, Stein, Gaspari, Hasselt und Cannabich, sowie das rheinische Lexikon und die siebte Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons, und schließt: „So haben denn alle diese Autoritäten auf die verschiedenste Weise den Ursprung des erwähnten Flusses bald hier, bald dorthin verlegt, augenscheinlich aber durch ihre Angaben immer nur mehr und weniger von der Wahrheit abweichende Irrthümer verbreitet."

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. Juli 1839.

Die Stadt stieg aus dem Meer vor meinem Blicke,
Und ein Jahrtausend schwebt aus seinem Grab
Auf luft'ger Schwinge. —

Byron.
Childe Harold.

Venedig.

Wir standen auf dem hohen Thurme,
Wir blickten sinnend um uns her,
Beruhigt lag nach heft'gem Sturme
Das gondelreiche Inselmeer;
Tief unter uns mit Schwert und Lanze
Auftauchend aus dem Wellenbad
In ihrem festen Marmorkranze,
Umglüht vom Abendsonnenglanze,
Sanct Markus wunderbare Stadt.

"Als throne herrschend sie noch immer,
Zum Sieg dem Fluthgott angetraut,
Wob um die Brust sich gold'ger Schimmer
Der reichgeschmückten Meeresbraut;
Es glühen leuchtend ihre Zinnen
Wie damals, als in stolzer Pracht
Und Größe ostwärts sie von hinnen,
Sich Königreiche zu gewinnen,
Entsendet ihrer Flotten Macht.

Wo nur in dieser weiten Runde
Dein forschend Auge fragend weilt,
Kein Raum, der nicht lebend'ge Kunde
Von nie vergehnder That ertheilt;
Kein Ufer aus dem feuchten Spiegel
Hervor sich hebend fern und nah,
Das nicht der Macht erweitert Siegel,
Getragen auf dem starken Flügel
Des kühnbeschwingten Löwen sah.

Von Eraclea's ödem Strande
Bis Malamocco's Wellengrab,
Zieht weithin über Meer und Lande
Thatdenkmalkette sich hinab;
Cotaldo's Ufer darfst du fragen,
Torcello's graue Trümmerwand,
Wo aus der Fluth Paläste ragen
Und Etzels goldnen Siegeswagen
Deckt aufgethürmter Meeressand.

An Chioggia's Küsten kannst du lesen,
Wie dort versenkt im Schooß der Fluth
Der Franken und der Genuesen
Verderbendrohnder Uebermuth;
Des Lido Zunge wird dir melden,
Wie hier vom trauten Heimathherd
Ausziehend sich geschaart die Helden,
Und wie von fernen Ruhmesfelden
Siegprangend sie zurückgekehrt.

Hier musterte auf grünen Matten
Sein Heer Enrico Dandolo,
Gelagert in der Ulme Schatten,
Die einst gepflanzt Orseolo.
Michieli, welcher Tyrus Schätze,
Ziani, der den Ring ersiegt,
Der, weitend sich zum goldnen Netze,
Das Meer umspann, das dem Gesetze
Der Dogenstadt fortan sich schmiegt —

Euch Alle sahen diese Küsten,
Von Marcus Banner stolz umweht,
Mit stärkstem Schilde sie zu rüsten
Die Schaaren sammeln zum Gebet;
Wetteifernd dachten eurer Thaten
Die Enkel, wenn des Ruhmes Bahn
Zu würd'ger Pflege eurer Saaten
In kühnem Hoffen sie betraten,
Und Morosini strahlt voran.

Hier aber bricht die Siegeskette —
Der Morosini's Haupt umloht,
Der Glanz ist nur am Sterbebette
Ein hell aufleuchtend Abendroth;
Wie lang' auch noch sein Purpurschimmer
Nachglüht, bevor einbricht die Nacht,
Es hebt in alter Kraft sich nimmer
Venedigs Sonne mehr, für immer
Ist ihre Siegesbahn vollbracht. —

Wenn auf dem Grabe theurer Ahnen
Der Enkel schmerzlich sinnend weilt,
Erinnrung taucht mit Siegesfahnen
Empor und hebt und stählt und heilt.
Den schrecken nicht die bleichen Schatten,
Der ihrer Räthsel gläubig harrt,
Auf immergrünen Lebensmatten
Wird ihm zu freud'gem Bund sich gatten
Vergangenheit und Gegenwart.

Und so auch hebt des Raumes Ferne
Sich auf, wo echte Treue glüht.
Ihr Abendboten, goldne Sterne,
Die still ihr auf am Himmel zieht,
Wie sind wir doch so starker Bande
In eurem Anschaun uns bewußt!
Bringt jezt auch vom Lagunenrande
Dem theuren deutschen Vaterlande
Erinnrungsgruß aus tiefster Brust.

Wenn ihr auf eurem sichern Gange
Bestehn und Wechsel nährt und schafft,
O leuchtet hell noch lange, lange
Dem freud'gen Wachsthum seiner Kraft!
Gönnt in lebendigem Bewegen
Ihm ungeschmälertes Bestehn;
Und sollt' in wilden Wetterschlägen
Es Sturm umziehn: erneuten Segen
Laßt aus dem Sturm hervor ihm gehn!

Es drängt im Weltenmeer der Zeiten
Sich wogend Auf- und Niedergang,
Dort fall'nder Reiche Grabesläuten,
Hier werdender Triumphgesang.
Du sahst so manche Völkerleiche,
So mancher Throne Sturz und Brand
Rings um dich her. — Sey'n dir die Streiche
Der Mordart Warnung, Königseiche,
Geliebtes deutsches Vaterland!

Noch bist du fest in deinem Kerne,
Ob auch manch Einzelzweiglein fiel;
Erzürne nicht des Schicksals Sterne
Durch eitel unheilvolles Spiel!
In's Buch der Zukunft eingeschrieben
Mit Flammenzügen steht die Schrift:
„Es trozt der Mordart schwersten Hieben
Der Stamm, so lang ihm fern geblieben
Der Zwietracht unterhöhlend Gift." —

So sinnend, hör' ich mich umschallen
Vom Ton der Glocken ernst und schwer,
Des Abends dichte Schleier fallen
Weithin schon über Land und Meer;
Und tausendjährige Ruhmeszeugen
Zu Grab getragner Herrlichkeit,
Umziehen mit beredtem Schweigen,
Ein feierlicher Geisterreigen,
Mich Schatten der Vergangenheit.

Du zürnst nicht, wend' ich Frag' um Frage
An dich, du still beredter Chor —
Lebendig Schaun vergangner Tage
Ruf dein Erscheinen mir hervor!
In deinem Auf- und Niederschweben
Verklär' sich, was in Nebel lag,
Erneu' sich fernster Vorzeit Leben,
Aus tiefem Dämmergrunde heben
Gestalten sich! Nacht werde Tag! —

Heinrich Stieglitz.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

In den Hörsälen, Kirchen und Palästen, auf öffentlichen Plätzen und in vertrautern Zusammenkünften sprachen

Hohe und Niedere mit derselben Begeisterung von der göttlichen Faustina, welche das Füllhorn ihres Scharfsinns und ihrer Beredtsamkeit über das Athen am Arno ausschüttete. Die Bewunderte war in Begleitung eines alten reichen Mannes eingetroffen, der zwar den italienischen Namen Salverte führte, aber von spanischer Abkunft zu seyn schien und sich für den Vater der gepriesenen Wunderjungfrau ausgab. Es war seltsam, daß Niemand der leztern Angabe Glauben beimessen wollte. Es war so ziemlich ausgemacht, daß Faustina von vornehmerer Herkunft seyn müsse; man ging sogar so weit, ihrem Vater einen Rang unter den Fursten der Kirche anzuweisen. Für diese Vermuthung war allerdings kein zureichender Grund vorhanden, aber es konnte nicht geleugnet werden, daß Faustina von der Natur die Geschenke eines vielgewandten Geistes und einer unübertrefflichen Schönheit erhalten hatte.

Nun bereitete sie sich dazumal vor, öffentlich die Thesis zu vertheidigen, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen in gar keiner Beziehung untergeordnet zu seyn verdiene, und daß ihm sogar in manchen Stücken der Vorzug gebühre. Die kleineren Proben von Talent und Beredsamkeit, die Faustina bereits abgelegt, hatten ihr das Vertrauen aller Florentiner gewonnen. Die Weiber, wie natürlich, sahen in ihr den Morgenstern einer größern politischen Freiheit. Die jungen Männer besangen mit Enthusiasmus Faustinas Schönheit, und verglichen ihre stolze Zunge mit der fabelhaften Heldenwaffe, die alsogleich die Wunden heilte, welche sie tapfer schlug. Die ältern Meister der Künste belächelten zwar die Anmaßungen des kecken Mädchens, aber ihr Lächeln war ein väterliches und drückte neben dem Tadel ein gleiches Maß von Beifall aus. Kurz, die allgemeine Stimmung war von der Art, daß Faustina getrost dem Tage der öffentlichen Disputation entgegensehen und schon im Voraus den Lorbeerkranz flechten durfte, wer immer auch ihr Gegner seyn mochte. — Ein herber und hartnäckiger Gelehrter von Bologna hatte den Handschuh aufgenommen, den die gerüstete Jungfrau dem ganzen Männergeschlechte hingeworfen. Ein junger Grieche von vielem Witz und großer Verschlagenheit hatte sich erboten, dem Italiener in dem Wortgefechte beizustehen. Sonderbarerweise traf es sich, daß kurz vor dem, von allen Florentinern so sehnlich erwarteten Tage der Doktor von Bologna plötzlich erkrankte und der junge Constantin Alakios, dessen Mitkämpfer, erklärte, daß er nicht im Stande seyn werde, die Stelle seines erfahrenen Meisters zu vertreten. Groß war die Bestürzung des neugierigen Volks und der Mißmuth der Anbeter Faustinas. Sie brannten freilich vor Lust und Eifer, ihren Abgott als Ueberwinderin zu begrüßen; dennoch war ihnen unlieb, daß sie die Palme hinwegnehmen sollte, ohne irgend einen Widerstand zu finden, der geeignet gewesen wäre, ihre Verdienste glänzender hervorzuheben. Daher wurde von beiden Seiten nach einem gefälligen Schatten geforscht, der eines Fechters Figur vorstellen möchte, und bald verbreitete sich das Gerücht, es werde der großen Faustina ein Gegner nicht fehlen. Doch kannte und nannte man denselben nicht, und war also im Zweifel, ob er nicht zu den Dingen gehöre, die nur in der Einbildung existiren.

So erschien der wichtige Tag; die Straßen, die zum Gebäude der platonischen Akademie fuhrten, die der berühmte Marsiglio Ficino gestiftet hatte, und worin die feierliche Disputation gehalten werden sollte, wimmelten von lebhaft sich bewegenden Menschengruppen. Die würdig bereitete Halle war schon mehrere Stunden vor Faustinas Eintritt mit Zuhörern beiderlei Geschlechts überfüllt. Kein Platz war mehr frei, als der für die Rednerin bestimmte, und eine Kanzel, ihr gegenüber, die ihr Widerpart betreten sollte. Ein gewaltiger Jubelruf erscholl, da sich Faustina zeigte, angethan mit allem Schmuck der Jugend und stolzer Reize. Die Anwesenden erdrückten sich beinahe, um der Angebeteten Raum zu machen, kostbare Teppiche und Mäntel unter die Füße zu breiten, Blumen und Bänder zuzuwerfen, und mit erhobenen Händen Beifall zu klatschen. Sie dankte so freundlich, sie neigte so königlich ihr Haupt, sie schien so zarte Worte zu lispeln, daß mit jedem Schritte, den sie vorwärts machte, der Taumel ihrer Bewunderer stieg, und von Vielen sogar schon im Ernst der Vorschlag gemacht wurde, sie ohne weiteres als Siegerin auszurufen, bevor sie noch ein Wort über ihr Thema gesprochen. Aber Faustina selbst weigerte sich eines solchen Triumphs. Mit kühner Zuversicht bestieg sie ihren Rednerstuhl, warf einen fast spöttischen Blick auf den leer gebliebenen Platz ihres Gegners, und begann, nachdem sie die herkömmlichen Begrüßungen und Schmeicheleien mit voller Hand ihren Zuhörern in's Gesicht geworfen, ihren Text rüstig und besonnen abzuhandeln. Ihre Rede war scharf, beißend und unumschränkt herrisch; sie ließ sich nur selten herab, dem Gefühl ihrer Zuhörer ein paar gemüthliche Worte als Lockspeise hinzuwerfen. Dagegen floß der Scherz, der Lachen erregende Spott, die kleine, stachlichte und peinigende Bosheit, die der weiblichen Zunge so geläufig ist, von ihrem Munde, so daß recht oft Unterbrechungen stürmischen Beifalls Statt fanden, und die Schlußsätze der Rednerin, in welchen sie alle Kraft und Kühnheit, die ihr zu Gebot standen, vereinigte, einen hinreißenden Eindruck machten. Und nachdem Faustina geendet, entstand ein Tumult der Freude und Bewunderung im weiten Saale, wie er zuvor in Florenz noch nie erhört gewesen, wie er selbst den großen Cosmus von Medicis niemals begleitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Privatleben der Fürsten.

Im fünfzehnten Jahrhundert war es doch schon eine große Seltenheit, wenn ein deutscher Fürst nicht lesen und schreiben konnte. Vom hessischen Landgrafen Ludwig (regiert von 1413 — 1458) wird diese Ungelahrtheit als etwas Besonderes angeführt. Weil er nämlich in seiner Jugend „an Libe mager, dorre und jemerlichen“ war, so wollte ihm sein Herr Vater „solche Burden nit uffladen, biß so lange, daß er sterker und herter wurde.“ Als aber sein Körper härter geworden, war wahrscheinlich auch sein Kopf zu hart zum Lernen. — In der Instruktion, die Herzog Christoph von Würtemberg zur Erziehung seines neunjährigen Prinzen (1563) vorschrieb, heißt es: Sein Trank zu Tisch ist „das gewohnlich Becherlin voller Weins ongemischet.“ Wollte er mehr trinken, so erhielt er jenen Becher voll gesottenen Wassers. — Alle vierzehn Tage soll er einmal schwitzbaden, und zwar vor dem Mittagessen; sonst soll ihm alle acht Tage der Kopf mit der Lauge gewaschen werden. — Ist der Prinz unartig, zänkisch, unflätig, soll ihn der Hofmeister mit Ruthen streichen.

— Aus der Erziehungsvorschrift für Pfalzgraf Friedrich IV. vom Jahr 1582: Der Prinz soll deutsch, lateinisch, griechisch und französisch lernen, und wenigstens die beiden ersten Sprachen rein und zierlich reden können. — Der Cursus ist auf zehen Jahre vertheilt: erstes Jahr, Catechismus und Anfangsgründe der Sprache. 2. Annus Donati. 3. Annus vero grammaticus. 4. Ebenso. 5. Griechisch und Ciceros Episteln, auch Argumente. 6. Dialektik und Rhetorik, Arithmetik. 7) Das vorige, und dazu Physik und Astronomie. 8. Ethik, Cicero, Aristoteles, Plato, Geographie. 9. Repetition des Vorigen und Jurisprudenz nach den Institutionen und dem Corpus juris 10. Historie dazu. — Die Lebensordnung war folgende: Winters wie Sommers geht der Prinz um acht Uhr zu Bett und schläft bis sieben Uhr. Von 8 bis 9½ Unterricht. Um 10 Uhr Mittagessen, während dessen Historien vorgelesen werden. Bis zwei Uhr Spiel und Kurzweil, nämlich: Montags, auf der Tafel spielen, Dienstags das Hühner- und Fuchsspiel. Mittwochs Musik. Donnerstags Armbrustschießen, Freitags Mahlen, Samstags Rechnen, Sonntags Psalmen, Musik. — Von zwei bis vier Unterricht; vor dem Abendessen Spazieren, Fechten, Springen, Ballschlagen, Reiten u. s. w.; um fünf Uhr Abendessen, und hernach wieder Spiel und Leibesübung. Eine halbe Stunde vor acht noch „ein Bißlein Brod und ein Tränklein.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Juni.

(Fortsetzung.)

Sudeten- und Karpathenkunde.

Ueber diesen Theil der Karpathen selbst macht außerdem der Reisende folgende charakterisirende wenig bekannte Bemerkungen. Die Grauwacke, der älteste Sandstein, nimmt das ganze Gebirgssystem ein und bildet runde massige Koppen ohne hervortretende Felsbildung, von denen lange Rücken oder Kämme ausgehen; daher: Beskiden, von Beskid: Kamm. Die Abhänge sind meist sehr steil, die Berge mit Kiefern, Tannen und Buchen bestanden, und die unbeholzten Stellen zieren reiche Grasmatten. Die Grauwacke ist im Lauf der Zeiten verwittert; auf ihr hat Humus sich gebildet, und die üppige Vegetation darauf verleiht dem Gebirge einen eigenthümlichen Reiz. Die Babia-Gora, Lissa-Hora, Wielki-Magura u. a. sind oben kahl. Urwaldungen, in denen noch nie eine Axt erschallte, sind nicht selten; doch nehmen sie jährlich mehr ab bei dem steigenden Holzbedarf der wachsenden Bevölkerung und bei der Anlegung von Hochöfen, Frischfeuern und Glashütten, sowie bei der Erleichterung der Transportmittel. — Auch der Quell der Oder, fast 2000 F. über der Ostsee, der in den angeführten Lehrbüchern entweder falsch oder unbestimmt, oder mit unrichtiger Namensschreibung angegeben wird, veranlaßt unsern Autopten zu einer Berichtigung. Auf der Grenze des Prerauer und Olmützer Kreises in Mähren, kaum eine Viertelstunde von dem Dorfe Koslau (in der Volkssprache: Kolsel), sieht man auf einem Wiesenfleck im Walde des Liesens- oder Lieselbergs einen hölzernen Tempel, dessen Säulen einen massiven Brunnen einschließen, der durch eine Rinne Abzug hat. Das Amt der Herrschaft Wessellyko, zu der das Terrain gehört, hat Tempel und Brunnen, wie man sagt, auf Veranlassung von Breslauer Kaufleuten erbauen lassen, die aus Dankbarkeit gegen den Strom, dem sie ihre Reichthümer verdankten, eine hinreichende Summe zur Bedachung seines Quells deponirten. Hier aber entspringt der Oderquell nicht, sondern 125 Schritte entfernt, auf einer Waldfläche des Lieselbergs, aus einem kleinen Hügel von Thonschiefer, der in Grauwacke überzugehen scheint, und auf dem eine fünfzigjährige krumme Rothbuche eine kleine Marke bildet, entrinnt südöstlich ein kleiner Quell, den Luy für den wahren Ursprung der Oder zu halten veranlaßt ist. Er hat den längsten Lauf; die später hinzufließenden haben einen weit kürzern. Nach einer Viertelstunde treibt der Oderbach schon die erste Bretmühle, und von da bis Neueigen noch drei andere Mühlen. Der Quellpunkt, auf dem Terrain des Domcapitels zu Olmütz, ist durch ein paar Rasen- und Birkenbänke eingefaßt. — Je seltener Jemand in diesen nordöstlichen interessanten Landstrich sich verirrt, durch den für die Wissenschaft etwas gewonnen wird, um so lieber und rascher entlehne ich diese originalen Mittheilungen jenes ehrenwerthen, gewissenhaften Autopten, die vielleicht der größern Publicität noch lange nicht anheimfallen, als Extract für Ihr weitverbreitetes Organ, um so früh als möglich falschen Abschriften und Ansichten vorzubeugen. Nach Italien zu gehen, ist Jeder schnell entschlossen, der Zeit und Geld genug hat, ohne Scheu selbst vor den Banditen. Mehr trägt man sie vor den Enaksöhnen der unwirthlichen Beskiden, von den schlesischen Herzögen einst das Heiduckenland genannt, und wir kennen dessen Urwälder vielleicht nicht viel besser als die nordamerikanischen. Ist doch das nahe reizende schlesisch-mährische Gebirge im Ganzen noch wenig genug bekannt, und doch so reich an nordischer Großartigkeit und Eigenthümlichkeit. Ich erwähne nur der üppigen Vegetation bei weit kälterer Temperatur als im Riesengebirge, da der sogenannte polnische Wind, durch lange Ebenen streichend, hier erst aufgehalten wird, und die Hauptrücken vor Johannis selten vom Schnee frei werden, der in den Schluchten der Nordseite oft das ganze Jahr hindurch liegen bleibt. Man sieht dabei ganze abgestorbene Wälder, deren Wurzeln im Schnee verfaulten, oder zu dem Schluß führen, daß die Temperatur auf diesen Bergen allmählig niedriger geworden. Laublos, silbergrau stehen die Riesenstämme in unheimlichem Schweigen da, und der Wanderer meint einen Geisterwald zu erblicken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. Juli 1839.

— He is the master,
That teached tricks eleven and twenty long,
To tame a wife and charm her chattering tongue.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Die Verwirrung war so allgemein, daß beinahe Niemand den Jüngling bemerkte, der so dreist war, die feindliche Tribüne zu besteigen und seine Waffen zu schärfen, während seine Gegnerin vergöttert wurde. Erst nachdem ein paar alte und griesgrämische Lehrer an das eherne Becken geschlagen hatten, das in des Saales Mitte stand, trat die Stille wieder ein und aller Augen maaßen mit Verwunderung den verwegenen Defensor männlicher Rechte, der sich unterstand, der schönen Zauberin und dem wonnetrunkenen Volke Trotz zu bieten. Seine Züge waren einem Jeden fremd, aber zugleich unangenehm für Jeden. Sein Antlitz, wenn gleich jugendlich, doch aller Jugendrosen baar, erschien in der Spannung, welche darüber verbreitet war, recht häßlich. Schwarzes plattes Haar hing ungefällig über die hohe breite Stirn, zu welcher das magere Gesicht wenig paßte. Des Jünglings Augen waren groß und dunkel, aber matt und scheu; sein Mund schien weit genug, um viele Juwelen der Beredtsamkeit über die blassen Lippen unter's Volk zu schütteln; aber die Zuschauer versprachen sich nichts Großes von den Schätzen des Unbekannten. — Sie lachten ihn nicht gar bescheiden aus, sie flusterten sich in die Ohren, Aesop sey eine Schönheit gewesen, verglichen mit dem schwächlichen Schüler dort oben im schwarzen Talare, der seine weißen und hageren Hände allzusehr in's Licht stellte, wenn er auch des Schülers verschobenen Wuchs nicht ganz zu verbergen im Stande war. — Faustina sogar, die selten dem Ernst und Adel ihres Benehmens untreu wurde, konnte sich nicht enthalten, ihren Feind mitleidig zu belächeln und die Damen, welche sie umgaben, zu fragen: „Wer in's Himmels Namen ist das schwarze Ungeheuer und welchem Grabe ist es entstiegen? denn wahrlich, es lebt nicht und keine warme Ader schlägt in ihm."

Da öffnete, als hätte er gehört, was die Jungfrau im Uebermuth gesprochen, der Gegner den großen Mund, zeigte zwei hübsche Reihen blanker Perlzähne und redete sodann auch Perlen, die bald so dicht fielen, daß alles Volk, todtenstill geworden, Ohr und Verstand anstrengte, um nicht eines von den freigebig geschenkten Kleinodien zu verlieren. Nach und nach belebte sich das Gesicht des Redners, seine Augen glänzten, strahlten, flammten, während seine Zunge mit vernichtender Entrüstung die Behauptungen Faustina's, eine nach der andern, zu Boden donnerte. Alle Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter, die irgend etwas von der Schwäche und Falschheit des

weiblichen Geschlechts gelehrt, berichtet und gesungen, wurden nach der Reihe von dem stürmischen Kämpfer für Männerrechte angeführt. Die gaffende und horchende Menge staunte über die Belesenheit und das Gedächtniß des Jünglings, der seinem Alter und der Unerfahrenheit desselben zum Trotz, eine so rauhe Sprache gegen ein Geschlecht führte, dem die Jugend gemeiniglich so gerne huldigt. — Als endlich der Redner, seine lezten Kräfte, wie Faustina gethan, auf den Schluß seines Vortrags versparend, mit den glänzendsten Farben die Tugenden des Mannes schilderte, die Stärke, die Tapferkeit, die Gerechtigkeit und die Milde, welche da verzeiht im Bewußtseyn der Kraft, wie der großmuthige Löwe seine schwachen Feinde verschont, da schien der schmächtige Jüngling, troz seiner Häßlichkeit, einem Apoll zu gleichen, und die Sympathie, die er in jeder männlichen, wie in mancher weiblichen Brust erregte, brach unverholen aus.

Die Wenigen, die murrten oder zischten, wurden gellend überstimmt: Faustina's Sache war verloren. Die Jungfrau selbst, unfähig, nur ein Wort der Widerlegung zu stammeln, überwältigt von Zorn, Scham und einem dunkeln Gefühl, das räthselhaft zwar, aber entwaffnend, ihr Herz zusammenschnürte, verließ erblassend, zitternd sogar, ihren Platz und eilte, von den ihr Treugebliebenen umringt, aus dem Saale. — Den Sieger erschütterte die Niederlage der Gegnerin. Geblendet von seinem Glücke, das er nicht so vollständig zu erringen gehofft, fügte er seiner Rede nur noch einige, seine Kühnheit entschuldigende Worte bei, und schwieg dann plötzlich. Mit seiner Aufregung wechselte nun die Erschöpfung, seine Blicke verloren das zauberische Feuer, von dem sie gestrahlt, und starrten, als verfolgten sie eine überirdische Erscheinung, nach der Thüre, die sich hinter Faustina geschlossen hatte.

Mit Ungestüm wirbelte dagegen von allen Seiten die Frage auf: „Wer war der Ueberwinder der göttlichen Faustina?“ Und von der Höhe des Rednerstuhls, den der Bescheidene verlassen, verkündigte die Stimme des ältesten Professors den Namen: „Napoleone Zebrù, des Grafen Hettore Finasco-Zebrù einziger Sohn und Erbe.“

Eine seltsame Bildungsgeschichte des jungen Napoleone flog bald von Mund zu Munde. — Unter den Augen seines Vaters war er im einsamen Gebirge aufgewachsen, aller Frauenpflege entbehrend, und geschulmeistert von rauhen Männern. Hettore hatte es darauf angelegt, um den geliebten Sprößling nur solche Diener und Lehrer zu versammeln, die mit der schönern Hälfte des Menschengeschlechts durchaus zerfallen waren. Da nun er selbst, der Vater und Meister der Erziehung, den Weiberhaß zur Aufgabe seines Lebensrestes gemacht hatte, so war nicht zu verwundern, daß dem jungen Zebrù alle weiblichen Geschöpfe wie fabelhafte Ungeheuer erschienen, die er höchstens nur von Ferne sah und deren Annäherung er floh wie die der Schlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der älteste Staatskalender.

Wie Alles in der Welt, so hat auch das Fach der Staats- und Adreßkalender seinen Geschichtschreiber gefunden, freilich, wie fast immer, erst zur Zeit, wo die in diesen komisch ernsthaften Büchern aufgeführte irdische Herrlichkeit auf dem Sprung stand, den besten Theil ihrer Poesie einzubüßen. Schwarzkopf gab seine gelehrte Schrift über Staats- und Adreßkalender zu Berlin im Jahr 1792 heraus. Bei allem Fleiße sind diesem Forscher bedeutende Umstände verborgen geblieben. So behauptet er, Frankreich sey das Vaterland dieser Kalender, und der Pariser Buchhändler Houry habe i. J. 1679 zuerst den guten Einfall gehabt, seinen Almanach mit dergleichen statistischen Zusätzen zu bereichern. Aber Beides ist falsch; wie oft schon ist der unpartheiische Historiker, wenn er eine Erscheinung rückwärts verfolgte, auf eine deutsche Idee als die Quelle derselben gestoßen; die Fremden hatten sich der Erfindung bemächtigt, sie handgerecht zugerichtet, und der Deutsche erkannte im Modeartikel, den er dem Ausland entlehnte, sein eigenes Werk nicht wieder. So ging es auch hier: schon i. J. 1518 gerieth einer auf dem Reichstage zu Augsburg auf den feinen Gedanken, Hof und Canzlei Sr. kaiserlichen Majestät und der Reichsfürsten in eine Uebersicht zu bringen. Das Buch führt den allerdings nicht richtig gewählten Titel: Nicol. Mameranі Catalogus Nobilium aulicorum ac Ducum exercitus Caroli V. Coloniae 1550.

Nach Anleitung dieses ersten Staatskalenders mustern wir flüchtig das Hoflager des prächtigen Herrn, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging. Die Vergleichung mit den jüngsten Produkten dieser Hofliteratur gibt Stoff zu Betrachtungen mancherlei Art.

Mit ihrer vollen Titulatur werden aufgeführt 1. Kaiser Karl V., sein Bruder Ferdinand, die Statthalterin der Niederlande Maria und der Erzherzog Maximilian. — 2. Die geistlichen, und hinter ihnen die weltlichen Kurfürsten. — 3. Die Fürsten Erzbischöfe des Reichs. — 4. Die gefürsteten und nicht gefürsteten Bischöfe, dreizehn an der Zahl, denn auch der Wiener Bischof Nauser wird dazu gerechnet. — In der fünften Rangordnung erscheinen die Aebte und Prälaten, und den Beschluß machen die weltlichen Reichsfürsten, nebst den Reichsgrafen, und darunter auch einige Fremde, die sich damals in Augsburg aufhielten, namentlich der Dey

von Tunis, Muley, den sein grausamer Sohn vom Thron gestoßen und hatte blenden lassen.

Nun kommt die eigentliche Hofdienerschaft: familia totius aulae caesareae. Den Zug eröffnet der Clerus der beiden Hofkapellen, wozu auch die Kirchenmusiker gezählt werden. Beichtvater Karls V. ist der Predigermönch Peter von Soto. Erst nach der Geistlichkeit kommt der geheime Staatsrath, an der Spitze Nic. Perrenot a Granvella. Unter den übrigen Räthen glänzt Georg Sigmund Seld, später als Reichsvicekanzler unter drei Kaisern berühmt. Den Räthen nachgesetzt sind die kaiserlichen Statthalter in Arragonien, Sicilien u. s. w. Der Geheimschreiber werden nur vier aufgeführt, unter ihnen Johann Obernburger, rerum germanicarum et latinarum secretarius. — Unter der Rubrik Justitia findet man auch den Oberkriegsschultheiß beim Heere unter Albas Befehl; es war, was zu wundern ist, ein Deutscher, Namens Zinner. — Hofschatzmeister war ein Spanier, Alfonso von Baeza, und Hofoberpostmeister Johann Zapata, als Stellvertreter Raimundts von Taris.

Unter Cubiculum werden alle Hofdiener aufgeführt, die wir gewöhnlich unter Oberkammerherrn-, Hofmarschall- und Stallmeisterstab begreifen. An Karls Hoflager waren nicht weniger als neun Aerzte und Wundärzte, unter ihnen kein einziger Deutscher, was doch auffallend ist. — Zu den adjutores Cubiculi werden auch gerechnet Magister Muchet, Barbier, und Cornelius de Lituania, pigmaeus, der Hofzwerg. Auch die Namen der Hofkünstler und Hofhandwerker, Schneider, Schuster, Kürschner ꝛc. sind keineswegs vergessen; selbst der Fechtdegenputzer (ensium raperorum purgator et vaginarius) wird aufgeführt. — Der Thürhüter kommen nicht weniger als fünferlei vor; darunter auch Janitores cathenarii; diese, wird gesagt, heißen so „de cathena, vom Schloß, das sie an das äußere Palastthor legen, damit Pferde und Esel nicht hereinkommen." Demnach müssen diese Thiere ziemlich freien Wandel um das kaiserliche Hoflager gehabt haben.

Mit gleicher kleinlicher Sorgfalt verzeichnet Mameranus sofort die Namen der Kammerherrn, Hoffouriere, Apotheker, Mund- und Leibköche, Pastetenbäcker, Silberkämmerer, Edel- und Leibknaben, Laufer, Jäger, Herolde, Hofmaler u. s. w. Karl hatte vier Hofapotheker; seine vielen Köche waren lauter Franzosen oder Niederländer. Unter der Schaar von Edelknaben kommen nur zwei Deutsche vor: ein Graf von Solms und einer von Pappenheim, und, was unerwartet ist, ein Schweizer Patricier, de Watteville. — Erst jetzt folgen die fremden Gesandten mit ihrem Gefolge.

Der Hof- und Canzleistaat des römischen Königs Ferdinand war auch sehr bedeutend. So werden sechs hochadeliche Mundschenken (pocillatores) genannt, und drei Obervorschneider (praecisores), worunter zwei Grafen. — Zum Beschluß dieser Hauptabtheilung folgt der Hofstaat der Königin Maria von Ungarn und Böhmen und der des Erzherzogs Maximilian. Auch des leztern Aerzte und Wundärzte waren Spanier oder Italiener, Joh. Betta, Ant. Quadro ꝛc.

Eine ähnliche, doch weit kürzere Uebersicht gibt Mameran hierauf von der Dienerschaft der geistlichen und weltlichen Reichsstände. Er beschränkt sich auf ihre Canzleiräthe, Hofleute und Edelknaben, und nur zweimal führt er auch die Hofnarren auf. Der Edelknaben waren z. B. am Pfälzer Hofe 15, am Mainzer 11, am trierschen und sächsischen aber nur 5. Bei Hessen wird sogar der weibliche Hofstaat angezeigt: matronae et puellae nobiles, fünf an der Zahl. Unerwartet ist es, das Gefolge des Dey von Tunis verzeichnet zu finden: 8 nobiles mauri, und 7 christiani in ejus familia. — Das Verzeichniß der zum Reichstag Bevollmächtigten füllt 22 Seiten. Cöln hatte 5 Gesandte abgeordnet, Straßburg und Frankfurt 4, sogar das arme Ravensburg 3.

Zum Beschluß wird ein Punkt berührt, über den die modernen Staatshandbücher das tiefste Stillschweigen beobachten: Mameran zählt die damaligen Fürsten auf, welche sich um die Literatur verdient gemacht. Es sind fast lauter geistliche; von den weltlichen heißt es, man finde darunter perpaucos admodum eruditos. Nur König Ferdinand wird höchlich gepriesen. Außer dem Lateinischen spreche dieser Fürst noch sieben Sprachen ganz fertig: deutsch, italienisch, spanisch, französisch, ungarisch, böhmisch und slawonisch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Industrieausstellung und Industrieritter.

Die für die gegenwärtige Industrie eigentlich charakteristischen Parthien der diesmaligen Industrieausstellung sind einmal die sehr zahlreichen, theils auf Dampf, theils auf Wasser- oder auch Menschenkraft berechneten Maschinen aller Art, welche im großen Lokal einen sehr bedeutenden Raum einnehmen, und dann die vielen Präparate aus Erdharz. Zehn bis zwölf Fabrikanten haben ihre Asphalte ausgestellt; einige haben künstliche Mosaik, andere Muster von Straßenpflaster, und noch andere sogar Statuen und Basreliefs aus Asphalt verfertigt. Andere Theile der Ausstellung dienen bloß dazu, einen Begriff von den Forderungen des Luxus zu geben; da sieht man Billards mit vergoldeten und schön lakirten Rändern und Stützen, Pianos, deren Aeußeres viermal so viel werth ist als ihr Inneres, gewaltig krumme, verdrehte Gefäße und Hausgeschirre von Silber und Gold und dergleichen, woran man viel zu sehen, aber nichts zu

lernen findet, als daß es Leute gibt, denen solche Sachen behagen, weil sie ein fremdartiges Ansehen haben und viel kosten. Die kleinen Tageblätter haben sich mit Recht über einige dieser kostbaren Tändeleien lustig gemacht, z. B. über ein Billard, dessen Verfertiger den sonderbaren Einfall hatte, in den Stützen Wassergläser mit rothen Fischen anzubringen, so wie über die sogenannten cordons acoustiques, kleine Röhren, die statt der Klingelschnüre angebracht sind, und vermittelst welcher der im Zimmer befindliche Herr im Stande seyn soll, dem Bedienten oder dem Kellner seinen Willen zu erkennen zu geben, also eigentliche Sprachschnüre, die in einem Gasthause, wo ihrer zuweilen zehn oder zwölf beisammen sind, eine furchtbare Sprachverwirrung hervorbringen und sich äußerst ergötzlich für den Beobachter ausnehmen würden. Dergleichen abgeschmacktes Zeug, sowie eine Menge gelehrter Namen für unbedeutende Erfindungen oder angebliche Verbesserungen gibt es in Menge, und sie erscheinen neben den wahrhaft schönen und nützlichen Dingen höchst lächerlich. Die kleinen Theater haben ebenfalls nicht ermangelt, dergleichen anmaßende Erfinder in lustigen Vaudevilles durchzuhecheln, was um so zweckmäßiger ist, da so manche dieser Erfinder in vielversprechenden Ankündigungen das Publikum täuschen, Aktien an den Mann bringen, und außer dem Prospektus oder der prunkenden Anzeige nichts weiter zu Tage fördern. Einige leichtgläubige Gimpel lassen sich fast immer dadurch fangen, und gewöhnlich erfährt das Publikum erst durch die aus der Unternehmung entstandenen Prozesse, daß es abermals hintergangen worden ist, oder, was auch häufig der Fall ist, der Unternehmer wird auf Kosten seiner Gläubiger in die Schuldnerhaft gebracht, wo eine Menge von Glücksrittern zusammen leben, die sich durch die Leichtgläubigkeit des Publikums bereichern wollten. Unter andern sonderbaren Unternehmungen ist eine in's Leben getreten, welche den Zweck hat, eine Assekuranz gegen den Verlust von Prozessen zu stiften. Die Unternehmer setzen nämlich voraus, daß es Leute gibt, welche viele Prozesse haben, wovon sie einige verlieren werden, andere gewinnen. Diesen Leuten nun wollen sie den aus dem Verlieren erwachsenden Schaden ersparen und dieselben vor allem Verlust sichern. Allein leider hat die Anstalt gleich anfangs gegen ihre eigenen Theilnehmer Prozeß führen müssen. Komisch wäre es, wenn nun über die Frage, ob die Aktionäre auch gegen diesen Prozeß assekurirt sind, ein neuer Prozeß entstände. Auf jeden Fall scheinen die Theilnehmer an der Anstalt gegen allen Verlust gesichert; denn gewinnen sie, so ist es gut, verlieren sie aber den Prozeß, so muß kraft der Statuten die Anstalt sie gegen allen Verlust schützen. Wer also Freude am Prozeßführen findet, und solche Menschen gibt es, der muß an dieser Anstalt Theil nehmen, denn hier kann er nach Herzenslust seiner Neigung fröhnen. Indessen sind die Erfinder der Unternehmung doch auch nicht dumm gewesen; denn sie haben in die Statuten einen Paragraphen eingeschaltet, wornach es ihnen freistehen soll, einen Prozeß nicht aufzunehmen und fortzuführen; woraus denn ihre Arglist hervorgeht, denn offenbar war ihr Zweck, nur gute Prozesse zu führen, bei denen etwas zu gewinnen ist, weßhalb auch bereits die Statuten, als betrügerisch, vor Gericht angegriffen worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, Juni.

(Schluß.)

Literatur.

Lutz fand am hohen Fall, unfern Freiwaldau und dem vielgerühmten Gräfenberg, oberhalb Thomasdorf, eine der herrlichsten Naturscenen dieses Gebirgstheils, umwuchert von einem fast tropischen Pflanzenwuchs in ungeheuerm Farrnkraut und einer Art Lattich (tussilago petasites, Pestwurzel, und cacalia albifrons, Gebirgspestwurzel), mit hohen Stielen und breiten Blättern. Wir haben sehr viel schlechte Romane, aber sehr wenig gute Reisebücher über sehr interessante Landstriche. Die Originalspeculationen der Buchhändler gleichen immer mehr weißen Sperlingen; und welche Reisebilder, welch verdienstliches Werk in wissenschaftlicher Hinsicht würde allein das Gesenke gewähren, wenn der rechte Mann es durchwanderte, besonders da das Gräfenberger Panchrestum die Blicke von beinahe ganz Europa jetzt nach diesen stillen, reizenden Höhen zieht, über die unsere Literatur so arm ist. Das werthvolle Werk unter dem Titel: „das Oppaland," von Professor Ens in Troppau 1837 herausgegeben, wie wir uns eines solchen für preußisch Schlesien kaum rühmen können, wäre eine treffliche Grundlage zu weiterer Ausbeute.

Da ich einmal von der Literatur spreche, erwähne ich eines unglücklichen Gedanken, den der rüstige Appun in Bunzlau für seinen Verlag hatte, nämlich: eine neue Ausgabe der Werke von Martin Opitz zu veranstalten. Lassen wir die Todten ruhen; wir haben genug zu thun, uns mit der wirren, ungesättigten, wie wildes Fleisch heraustreibenden Poesie der Gegenwart zu verständigen. Wann wird man endlich anfangen, dieser Gegenwart in allen Beziehungen ihr Recht widerfahren zu lassen? Das Leben soll aber doch mehr seyn, als ein bloßes anatomisches Theater der Vergangenheit, ob wir dessen auch immerhin als Lehrmittel stets bedürfen mögen. Martin Opitz hat den Besten seiner Zeit genug gethan, und daher — wie Schiller sagt — gelebt für alle Zeiten. Der Gedanke, das unermeßliche Reich des Dichters, bleibt dasselbe, eine ewige Republik; aber das geflügelte Werkzeug des Gedankens, das Wort, ändert sich, oder was hier gleichbedeutend, die Form. Der Genius jenes gekrönten Dichters Opitz begnüge sich mit dem Ruhme, unserer heutigen Geistessaat für immer einen Fruchtboden geschaffen zu haben; sein Wort aber ist todt, wie er selbst, und in seinen Werken will man den Dichter doch ganz haben, mit Geist und Wort. — Wir beschäftigen uns bisweilen in Schlesien gern mit lezten Rittern. So schrieb ich Ihnen voriges Jahr von einem lezten Dragoner Friedrichs des Großen, der aus Polen nach Breslau kam und hier starb. Es erschien eine Broschüre über ihn, und die betreffenden Lieder des talentvollen Componisten Tauwitz zauberten wie fernes Echo die alte Zeit des Fritz wieder her. Jezt glaubten wir schon wieder glücklich den lezten Husaren des großen Königs aufgefunden zu haben, den im Dorfe Jätschau bei Glogau lebenden Johann Pietsch, der bis zur Schlacht bei Leuthen den siebenjährigen Krieg im österreichischen Heere, sodann im preußischen mitmachte, und am ersten April dieses Jahrs seinen hundertsten Geburtstag beging. Nun kommt aber die Berliner Spener'sche Zeitung und verderbt uns die Freude, indem sie einen Husaren des Regiments Zieten, Heinrich Behrens, in Wolfenbüttel nachweist, der noch um ein Jahr drei Monate älter ist als unser schlesischer Pietsch. Sie fügt noch die Bemerkung hinzu, es möchten aus Friedrichs Regierungsperiode bis 1786 wohl noch mehrere Husaren vorhanden seyn, insofern man unter ihnen nicht gerade auf die Combattanten des siebenjährigen Kriegs sich piquirt habe. J. Kr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. Juli 1839.

Die Werke, die der Meister hinterlassen,
Sie sind die Urne, deren Marmorwände
Des Dichters Geist, nicht seinen Staub umfassen;
Mit scheuer Liebe nehmt sie in die Hände,
Um nimmer sie von Herz und Mund zu lassen.

v. Feuchtersleben.

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument,

herzugetragen von Frauenhand.

Am Abendhimmel des achtzehnten Jahrhunderts stiegen drei Sonnen empor, die das neunzehnte und wohl noch manches spätere durchglänzen werden, und über den vielen freundlichhellen Lichtern und Lichtchen der Planeten und Trabanten, welche an Deutschlands literarischem Horizonte kreisen, als strahlende Fixsterne stehen. Wem Gefühl für das Schöne, Erhabene, Heilige geworden, der schaut mit liebender Verehrung zu dem klaren, warmen Sonnenauge unseres Schiller empor; wer Geist und Sinn an einer wunderreichen Strahlenbrechung ergötzen will, der heftet seinen Blick bewundernd auf das, in allen Farben prangende Gestirn der Goetheschen Muse. Das gebildete Deutschland theilt sich in zwei Hemisphären, auf denen eine der beiden Sonnen ausschließlich herrscht und mit fast indischer Pietät verehrt wird. Der dritten Sonne, die zwischen ihnen steht, ward bis jezt kein weites Festland für ihre Altäre; den Inseln der Südsee gleich ist ihr Gebiet, klein, vereinzelt, aber ganz von ihr durchglüht: in ihm gibt's keine kalte Region, kaum eine gemäßigte. Jean Paul hat ungleich weniger Leser als Schiller und Goethe, aber dafür auch eben so viel innige Verehrer als Leser. Seine scharfkantige Originalität zwingt Jeden, der seine Bekanntschaft sucht, ihn gleich beim ersten Begegnen zu lieben, oder für immer zu fliehen.

Diese leztere Partie ergreifen alle Freunde leichter Leitüre, die ein Buch zur Hand nehmen, um entweder geistig auszuruhen, wenn sie das niederdrückende Joch des Brodbienstes einmal auf kurze Zeit von den müden Schultern geworfen, oder um die, von Aktenstaub getrübten Augen in erquicklicher Siesta zu stärken, und die dann nicht viel mehr vom Kopf des Autors verlangen, als was jeder Mohnkopf zu geben vermag. Geschäftsmenschen der Art, die in Schreib- und Rechenstuben den Stein des Sisyphus vom Morgen bis zum Abend wälzen, denen die Zahlen zahlloser Rechnungen den Kopf wüst gemacht und das Herz vertrocknet haben, daß es nicht, der Rose von Jericho gleich, die verschrumpften Blätter auseinanderzurollen vermag, wenn der castalische Quell es erweichend umspült — diese werden schwerlich Leser und, was ein's ist, Verehrer Jean Pauls. Ebensowenig wird es das Tagfaltergeschlecht der Petitmaitres, für deren Saugrüsselchen dieser König der Nacht, Cactus grandiflorus, unnahbar ist; auch nicht jene lesedurstige Schaar der Frauen und Mädchen, welche, wie der Malstrom, alle Romane und Novellen, die in ihr Bereich zu ziehen sind, spurlos verschlingt. Ihnen Allen bleibt dieser Jean Paul eine terra incognita, an der sie nicht landen,

eine Aetherbahn, auf der sie, wie auf der Milchstraße — die Nebel scheint, aber ein fluthendes Sonnenmeer ist — nicht fußen können. Im Ocean seiner Gedanken drohen die ihrigen unterzugehen, an diesem Fels der Satire scheitert ihr Witz. Die Tiefe seiner Gemüthswelt wird ihnen zum Schwindel erregenden Abgrund, seine philosophischen Forschungen in den Räthseln unsers Seyns und Werdens zum Labyrinth, von dem sie zagend die Blicke wenden; für immer legen sie das gefährliche Buch bei Seite, und der Name Jean Paul wird ihnen synonym mit Verworrenheit, Dunkel, Schwülstigkeit und verkünsteltem Phrasenbau. Laut und im Tone der Unfehlbarkeit sprechen sie das Anathema der Unverständlichkeit über diesen, für Pygmäenarme unerfaßlichen Riesengeist aus; keck und — weil ihre Stimmen zahlreich und stark — leider nicht ohne Erfolg, setzen sie es preisenden Autoritäten entgegen. Vermögen auch die Staubwollen, die sie aufwerfen, nicht diese Sonne zu verdunkeln — so wenig als die Steinkohlenatmosphäre Londons das weltdurchstrahlende Licht des Himmels — so hält doch jene unberufene Schaar so manche begabtere und zarter besaitete, doch nur zu bescheidene Seele ab, sich ihm zu nahen; und an diesen versündigen sich jene schwer und berauben sie unersetzlich. — Gern geb' ich zu, daß nur wenige Geister diesem Gedankenfürsten ebenbürtig genug sind, um ihm überall hin zu folgen; doch jedes tiefere Gemüth kann mit seinen Fühlfäden ihn erfassen: er mag sich ergehen im endlosen Tempel der Natur, oder sich zur Gottheit erheben auf einer Leiter, deren Stufen Welten sind, oder herabsteigen in die Tiefen der Menschenbrust, die uns selbst noch ein inneres Afrika sind, mit Hochgebirgen und Wüsten, mit Palmen- und Lianenwäldern, voll nie erschauter Wunderblumen, aus deren geheimnißvollen Kelchen Düfte steigen, die, vom innern Sinn aufgesogen, unsere Seele in Sehnsucht berauschen.

Könnt' ich doch allen, die unter dem flachen, abgegriffenen Gepräge den tiefern Gehalt des Lebens ahnen, deren vertrauendes Herz durch Täuschungen verarmte und einsam ward im Gewühl, allen, die dürstend auf den sich jagenden, überholenden, verschlingenden Meereswogen der theologischen Dogmen, des Sektenwesens, des Un- oder Aberglaubens, sich sehnen nach dem unverfälschten Labetrunk, dem süßen, reinen Quell der Religion; kurz allen, die im Fühlen, Denken, Wollen und Bedürfen Klarheit suchen — könnt' ich ihnen Jean Pauls Werke als Ariadnefaden in die Hände legen! Gewiß, er würde sie aus dem Labyrinthe verwirrender und verwirrter Ideen und Verhältnisse auf einen höhern Standpunkt zur Freiheit, zur Wahrheit, zum Lichte führen. — Wohl wird dem Blick, eh' ihn längerer Umgang mit dem Polyhistor geschärft, manches seiner Bilder entgehen; aber was thut dies bei dem unerschöpflichen Reichthum seiner Metaphern, Reflexionen und Sentenzen, die wie goldene Auen das mäandrisch gezogene Silberband seiner Erzählung umschließen? Oder wollte man Dresdens grünes Gewölbe darum nicht besuchen, weil sein Juwelenreichthum uns nicht gestattet, das Wasser jedes einzelnen Diamanten zu prüfen? seiner Gemäldegalerie vorübergehen, weil unter der Masse von Kunstwerken eines oder das andere für die genauere Anschauung zu hoch oder nicht in's rechte Licht gestellt ist? — Der Humor, der im Schatten unserer ernsten Eichen und düstern Tannen nur kümmerlich gedeiht und fast so selten wie die Agave blüht, findet in Jean Paul heimischen Boden und wird zu einem semper florens, voll prangender Blumen. Er hat den Deutschen dies funkelnde Juwel, das den Britten zum ausschließlichen Nationalgut, als Schadloshaltung für ihr Nationalübel, den Spleen, verliehen schien, geschenkt, und hat so die, mit Metallblättchen von Uebersetzungen verdeckte Lücke in der Strahlenkrone unserer Literatur ausgefüllt. Jean Pauls Humor hat den, für uns Frauen zumal, großen Vorzug vor dem der englischen Dichter, daß er höchstens nur unser Schicklichkeitsgefühl, nie aber das der Sittlichkeit verlezt, und daß der edle Kern für das Berühren der rauhen Schaale entschädigt; denn er nimmt die Maske des Polichinell nur, um Thorheit und Laster zu geißeln, oder ihnen — das Maskenrecht brauchend — die gestohlene, verführerische Larve der Weisheit und Tugend zu entreißen und voll innern Grimms mit der Pritsche drauf und drein zu schlagen, wo Dummheit sich brüstet oder Bosheit lauert. — Seine Satire, wie leicht söhnt sie selbst uns Frauen, die wir sie in der Regel nicht lieben, mit sich aus! Sprießen ja doch ihre Stacheln nicht im kalten Kopfe, sondern im warmen Herzen: sie sind die Dornen an der Rose, welche das Schöne und Edle beschirmen, während bitterer, gemüthloser Spott die Distel ist, die den Fuß des arglosen Wanderers verwundet, aber ihn auch auf die Dürftigkeit der Steppe aufmerksam macht, die sie zeugte. Jean Pauls Satire ist das Produkt der Menschenliebe und tugendhafter Entrüstung, diese dagegen der Menschenverachtung und Selbstüberschätzung.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Da der alte Graf zum Sterben kam, sprach er zu seinem Sohn, der eben die Blüthe der Jahre erreicht hatte, mit fester und männlicher Stimme: „Ich werde dich verlassen, mein geliebter Sohn und Erbe; das

allgemeine Schicksal der Menschen will sich auch an mir erfüllen. Der Tod, der mich auf dem Schlachtfelde nicht fing, fischt mich jezt mit aller Bequemlichkeit aus meinem Bette in sein Netz. Immerhin! ich stehe gesättigt von dem Gastmahle dieser Erde auf; die ewige Ruhe ist süß nach männlichen Thaten und nach den tausend Leiden, die den Sterblichen beschieden sind. Mein Name wird mich überleben; du wirst ihn führen und bei Ehren erhalten. Du hast von den weisen Lehrern, die ich dir gegeben, viel gelernt; die Welt und die Erfahrung werden das Siegel auf mein Meisterstück drücken. Deine Hand ist zu schwach, das Schwert zu führen, wie ich gethan; doch ist dein Kopf weit und wohlgebildet genug, um die köstlichsten Wissenschaften des Weltalls zu fassen. — Fürwahr, die Zeit ist gekommen, in welcher der menschliche Geist triumphiren wird über die rohen Waffen des Menschen. Du wirst, wie ich hoffe, nicht der Lezte in diesem Triumphzuge seyn; aber je kostbarer deine Gaben und je redlicher dein Wille, um so inbrünstiger muß ich dich bitten, die Würde und den Adel deiner Seele zu bewahren und das glückliche Schiff deines Lebens nicht an der Klippe zu zerschellen, wo die Sirenen sitzen, brütend über dem Untergang jedes Biedermanns. Verschließe deine Augen vor dem Blendwerke ihrer Reize, verstopfe dein Ohr, wie Odysseus, vor ihren Gesängen. Das trügerische Geschlecht ist gut genug, den Trieben des gewöhnlichen Menschenpöbels zu schmeicheln; die Bessern unsers Geschlechts sind dagegen viel zu gut, um in den Stricken der Weiber zu verkümmern. Wehre dich für deine Freiheit, und um den Sieg leichter zu machen, fliehe die Gefahr. Du wirst nicht tapfer seyn, aber klug; sie werden dich einen Sonderling schelten, aber dich zugleich bewundern und beneiden. Was hättest du zu hoffen in der Fehde der Liebe und der Ehe? Nimm ein Beispiel an mir. Man hat mein gutes Aussehen gepriesen, meinen Jugendglanz beneidet und meine Höflichkeit gegen die Damen gelobt. Dennoch bin ich stets betrogen worden. Welches würde dein Loos seyn? Befrage aufrichtig und ohne Selbsttäuschung deinen Spiegel, und antworte mir. Hoffe auch nicht, wie ich thörichterweise gethan, in der Verbindung mit einer Häßlichen dein Glück zu finden. Deine Mutter hat ihre Ehre rein von jedem Tadel erhalten — Gott weiß, daß sie nicht anders konnte! — aber wenn sie mich nicht zu Tode gepeinigt hat mit ihrer Grillen Uebermuth und der satanischen Zanksucht, welche ihr inwohnte, so war nur daran Schuld, daß sie selber früher als ich die große Reise antreten mußte. Ihr Herz war Galle, die Beweise ihrer Zuneigung selbst waren Pein und Qualen. Sie hat mir einen Sohn geschenkt, wahr ist's; doch erschrack ich, als die Amme mir nicht mein Ebenbild, sondern dasjenige deiner Mutter in die Arme legte. Ich will dich nicht betrüben, mein liebes Kind; du bist hinlänglich weise, um dich nicht über eine Gestalt zu grämen, deren Wahl nicht mir, nicht dir, sondern nur dem Zufall beschieden gewesen ist. Aber gräme dich mit Recht über die hartherzige Gleichgültigkeit deiner Mutter, welche dich von ihrer Brust wegdrängte und aus ihren Armen verwies. — Während ich, in deinem Anschauen versunken, meinen ungerechten Widerwillen bemeisterte, und die Liebe, die ich dir schuldig war, mit Fleiß hervorrief, schrie die Unnatürliche, die häßlichste aller Mütter: Bringt ihn hinaus den garstigen Buben! ich will ihn nicht mehr sehen! — ich habe einen Basilisk geboren!"

Der Unmuth, den Hettore empfand, da er sich jenes bösen Auftritts erinnerte, machte ihm die Zunge stocken. Er gewann nur allmählig aufs Neue die Kraft, seine väterliche Anrede zu Ende zu bringen. Der gekränkte Sohn beweinte indessen die Grausamkeit seiner Mutter, und flüsterte ein Gebet für ihre im Fegfeuer schmachtende Seele, indem seine heißen Thränen auf des Vaters kalte Hände rieselten. — Hettore hatte sich inzwischen so weit erholt, daß er fortfahren konnte:

„Cölestinens strafbare That, die sie niemals bereute, beharrend auf ihrem unnatürlichen Entschluß, dich nicht mehr zu schauen, zerriß das lezte Band, das mich an die Unselige geknüpft hatte. Deine Geburt, statt unserer thörichten Verbindung Glück zu bringen, trennte unwiderruflich, was der Himmel nicht gesegnet hatte. Sie ist gestorben, deine Mutter, gestorben im Haß gegen dich, den sie einen Hexensohn genannt! Möge ihr dort vergeben werden, was sie hienieden begangen, und möge der Friede meines jenseitigen Lebens nicht durch ihre Gegenwart gestört werden! Du aber, mein Sohn, vergiß niemals mein trauriges Schicksal, und hüte dich vor einem ähnlichen. Sey immer treu und aufrichtig gegen dich selbst, und betrüge dich nicht mit eiteln Trugschlüssen. Ein edles Herz und ein gelehrter Kopf bedürfen der Freiheit, wie ein Vogel der Luft; gieb sie nicht und niemals auf! Sie werden dich hätscheln, sie werden dir schmeicheln; sie werden dir sagen, du seyst nicht häßlich, oder dein Herz überwiege alle Mängel der Gestalt, sie werden dir zuflüstern, daß es deinem Verstande angemessen sey, das Vorurtheil deines alten Vaters zu verachten; sie werden dir predigen, das Weib sey der höchste Schatz, die Familie das höchste Gut, und die Pflicht gebiete dir, deine Reichthümer, deines edeln Stammes Namen einem ehelichen Leibeserben zu hinterlassen. — Glaube nichts von all diesem. Besser ist — ich beschwöre die Ueberzeugung von dem, was ich sage — besser ist, du vermachst dein Vermögen dem Staat, der Kirche, dem ersten Besten, der's verdient, daß du ihn an Sohnesstatt annimmst, besser ist sogar, du wirfst deine ganze Habe in's Meer und lässest dein Wappenschild an deiner Gruft zerbrechen,

als daß du die zweifelhafte Hoffnung, einen Sohn zu gewinnen, mit der Ruhe deines Lebens, mit allem Glücke deiner Tage bezahltest. — Hast du mich verstanden, und willst du mich getröstet über deine Zukunft hinübergehen lassen? Gelobe mir denn, zu thun nach meinen Worten und Wünschen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Literatur. Deutsche Zeitschriften.

Als eine wahre Handelsspekulation kann auch das von einem Buchhändler angefangene und, wie es scheint, mit ziemlichem Eifer fortgesezte Recueil des belles femmes de Paris angesehen werden; nachdem man bereits die Shakespeareschen und Lord Byronschen Frauen herausgegeben, mag der Pariser Buchhändler gedacht haben, es sey noch weit besser, die lebenden Frauen herauszugeben, und zwar unter dem Titel der schönsten von Paris. Natürlich ist jede Abonnentin eine schöne Frau und verdient einen Platz in dieser Gallerie; sind erst hundert da, so wird schon ein zweites und drittes Hundert ebenfalls Lust haben, zu den schönen Frauen von Paris gerechnet zu werden. Was ihrem Gesichte etwa an Schönheit mangeln sollte, kann ja ein gewandter Zeichner leicht ersetzen, und somit mag die Gallerie wirklich voll von schönen Pariserinnen werden. Wer wird so kühn seyn, und die Originale aufsuchen, um sie mit den Kopien zu vergleichen? Es sollte mich also gar nicht wundern, wenn die Buchhändlerspekulation gut anschlüge und das Werk zu hundert Heften anwüchse. Zur Beschreibung der Shakespeareschen und Lord Byronschen Frauen haben eine Menge von Schriftstellern und Schriftstellerinnen beigetragen; manche haben recht einfältige Aufsätze geliefert, so berühmt sie auch sonst sind. Daher sind die Kupfer auch das Beste an diesen Sammlungen. — Unter die mißlungenen Unternehmungen der lezten Zeit gehört die Herausgabe einer deutschen Zeitung. Dies war die vierte, die man in Paris versucht hat. Zur Herausgabe eines großen Tageblattes gehören bedeutende Kapitalien, und folglich ist eine beträchtliche Anzahl von Abonnenten nöthig, um die Kosten zu decken; wo sollen aber diese Abonnenten sich finden? Doch nicht in Frankreich, wo die Deutschen bald französisch genug lernen, um die französischen Blätter lesen zu können? Auch auf Deutschland dürfen die Unternehmer nicht viel rechnen; denn dort kommt eine in Paris erscheinende Zeitung zu hoch zu stehen, und spricht sie sich scharf und kräftig über Politik aus, so hat schon das Einführen derselben in Deutschland große Schwierigkeiten. Dies leztere war es jedoch nicht, was die Pariser deutsche Zeitung am Fortkommen hinderte. Sie war ziemlich zahm und ließ manche wichtige Angelegenheiten unberührt, um durch die Erörterung derselben keinen Anstoß zu geben. Aber gleich Anfangs entstanden Zwistigkeiten unter den Mitarbeitern; dann fehlten die Kapitalien, da es mit dem Abonniren sehr langsam ging; und so hat denn dieser vierte mißglückte Versuch einen neuen Beweis von der Unvernunft eines Unternehmens geliefert, welches durch kein merkliches Bedürfniß hervorgerufen wird. Hoffentlich wird nun sobald Niemand mehr so unklug seyn und sein Geld in eine ähnliche Spekulation stecken. Das Beispiel einer seit vielen Jahren hier mit gutem Erfolge fortbestehenden englischen Zeitung kann nichts beweisen. Denn erstens verdankt dieses Blatt seine Blüthe großentheils den darin eingerückten Intelligenznachrichten. Zweitens wird es durch die darin enthaltenen Artikel aus großen englischen Blättern interessant. Was für ein Interesse können aber Auszüge aus deutschen Blättern in politischer Hinsicht den in Paris Wohnenden gewähren? Seit dem Aufhören der politischen deutschen Zeitung hat A. Traxel versucht, eine deutsche Zeitschrift unter dem Titel: „Forum für das geistige Leben der Völker" in Gang zu bringen. Aber schon nach dem Erscheinen des dritten Heftes sah sich der Herausgeber genöthigt anzukündigen, er müsse aufhören, weil man der Verbreitung der Zeitschrift in Deutschland Schwierigkeiten in den Weg lege. Somit ist auch dieser Versuch gescheitert, und nur die hiesigen Nachdrucker drucken noch deutsch, und müssen wohl andere Wege als die gewöhnlichen kennen, um ihre Waare außer Landes an den Mann zu bringen; denn wie es den Anschein hat, machen sie keine übeln Geschäfte; freilich druckt das Ausland dagegen auch furchtbar viel Französisches nach. Die hiedurch außerordentlich beeinträchtigten Pariser Buchhändler berathschlagen, richten Vorstellungen an die Regierung und reichen Bittschriften an die gesezgebenden Kammern ein; bisher scheint man aber noch kein wirksames Mittel gefunden zu haben, um dem Uebel Einhalt zu thun, es sey denn die geschärfte Aufmerksamkeit auf die Einfuhr aus Belgien, wodurch leider für diejenigen Reisenden, welche mit Nachdrucken nichts zu thun haben, ein unangenehmer Aufenthalt an der Grenze verursacht wird. Auch die Revue du Nord, welche die Revue germanique in sich aufgenommen hatte, und das Publikum mit nordischen, besonders deutschen Zuständen und neuen Erscheinungen in der Literatur und Kunstwelt bekannt machen wollte, hat aus Mangel an Theilnahme aufhören müssen, so daß es also scheint, als ob Frankreich kein besonderes Bedürfniß fühlte, sich mit demjenigen, was im nördlichen Europa vorgeht, genauer bekannt zu machen. Andernseits wird aber doch viel aus dem Deutschen übersezt; so ist kürzlich eine bedeutende Sammlung geschichtlicher Werke, besonders aus der Heerens und Uckertschen Reihe unternommen worden, nur nicht mit besonderm Geschicke; außerdem kommt auch in den Tageblättern und Zeitschriften viel aus dem Deutschen Entlehntes vor, und auch deutsche Bücher scheinen jezt in ziemlicher Anzahl nach Frankreich zu wandern. — In der lezten Zeit haben mehrere öffentliche Sitzungen von Pariser Vereinen statt gefunden, unter andern die der Gesellschaft für christliche Moral. Diese scheint jezt eine praktischere Richtung zu nehmen. Die Abschaffung der Todesstrafe und der öffentlichen Hinrichtungen, so wie der Sklaverei, wird von ihr noch immer sehr thätig betrieben, dann auch die Verbesserung der Gefängnisse und des Zustandes der Gefangenen. Besonders aber hat das comité des orphelins sich sehr thätig bewiesen, und diesem hat sich ein Damencomité beigesellt, welches sich der verlassenen Mädchen annimmt und mit dem Männercomité an Wohlthätigkeit zu wetteifern scheint. Eine bedeutende Anzahl von Mädchen und Knaben haben durch den Beistand des Vereins Unterhalt und Unterricht bekommen, und sind in Stand gesezt worden, durch ein Handwerk ihr Auskommen zu finden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. Juli 1839.

— Fool you were the women to forswear,
Or, keeping what is sworn, you will prove fool.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Der Tod hat eine geheimnißvolle Kraft, den Zurückbleibenden Gelübde abzunöthigen, wenn auch nicht die Ueberzeugung des Gelobenden für das Versprechen stimmt. Der junge Graf Zebrù war jedoch in Allem einverstanden mit dem Begehren seines Vaters, und beschwor es ohne Zögerung. In derselben Nacht starb Hettore; eine Woche darauf brachte der tiefbetrübte Sohn die Leiche in das Erbbegräbniß der Finasco, und dreißig Tage nachher erschien er zu Florenz, um seine Studien daselbst zu vollenden.

Der Lehrer, dem er besonders empfohlen gewesen, war eben jener Doktor von Bologna, den die plötzliche Krankheit verhindert hatte, der kampflustigen Faustina zu opponiren. Dessen Schüler, Alakios, obgleich in voller Kraft des Körpers und des Geistes, daneben der schönste Jüngling auf der Florentiner Hochschule, war, wie schon gesagt wurde, nicht zu bewegen gewesen, den Kranken zu vertreten. — Erst in der Nacht vor dem festgesetzten Tage war Zebrù von freien Stücken und im engsten Vertrauen gegen den Doktor mit dem Anerbieten herausgerückt, einen Versuch auf demjenigen Felde zu machen, das sein Vater in des Sohnes Kopf und Herzen so fleißig angebaut hatte. — Der Doktor hatte freudig Alles angenommen und das Erscheinen seines Kämpen bei den übrigen Lehrern der Schule vorbereitet. — Welch eine Freude für den alten Weiberfeind, als Zebrù ihm den Lorbeerkranz brachte! Der Sieg war Balsam und machte den Kranken genesen. — Für den jungen Grafen hingegen lauerte der Tod in dem Siege. Kaum ein paar Tage nach jener glänzenden Disputation wurde Zebrù, da er zur Nachtzeit vom Doktor nach Hause ging, auf der Straße von einem verlarvten Menschen angefallen und mit einem Dolchstoße in den Arm verwundet. Der Mörder hatte den Stoß in's Herz führen wollen, war jedoch, Dank seiner Ungeschicklichkeit oder einer zufälligen Wendung des Angegriffenen, an den unrechten Fleck gerathen. — Mit dem Rufe: „Stirb, du blasses Ungeheuer!“ hatte der Mörder sein Opfer angegriffen; mit dem Alles erklärenden Feldgeschrei: „Es lebe Faustina!“ verließ er den hintaumelnden Zebrù und entsprang den herbeikommenden Bürgern.

Die Folgen des Schreckens mehr als die Wunde, die von geringer Bedeutung schien, fesselten den jungen Grafen während mehrerer Tage an das Bett. Der Meister von Bologna leistete ihm dann und wann Gesellschaft. Hin und wieder erschien auch der Grieche Alakios, und

versuchte mit auffallender Schüchternheit, dem Kranken angenehm zu werden. Die eigentliche Wartung und Pflege erhielt jedoch Napoleone von einem jungen Florentiner, Dazio geheißen, der sich ihm von Anbeginn mit der aufrichtigsten Freundschaft, wie es einem Cavalier zusteht, genähert hatte. — Dazio, ein Edelmann von vielen Anlagen, wich so zu sagen nicht von Zebrùs Bette, reichte ihm die Arzneien, deren er bedurfte, verband seine Wunde und erheiterte den Niedergeschlagenen mit fröhlichen Erzählungen und kleinen Geschenken, die er täglich brachte, als von einer Dame herrührend, die nicht genannt seyn wolle.

Es war freilich unter den Vornehmern in Florenz Sitte geworden, fast täglich entweder in eigener Person nach Zebrùs Befinden zu fragen, oder einen Diener mit Grüßen zu ihm zu schicken; denn Alle wollten sich rein machen von dem Makel, den der an Napoleone versuchte Meuchelmord gleichsam der ganzen Stadt angehängt hatte. Doch hatte noch Niemand gewagt, dem Grafen ein Geschenk anzubieten, da man von seinem ungeheuern Reichthum vernommen, und da er beinahe ganz unbekannt in Florenz war. Nur die geheimnißvolle Dame ließ sich nicht abhalten, täglich mit irgend einer zierlichen Gabe, von Dazio überreicht, aufzutreten. — Die Neugier des Beschenkten war an sich nicht groß; er betrachtete die kleinen Herrlichkeiten mit der Freundlichkeit eines Kindes, und stellte sie dann gleichgültig auf die Seite. Als jedoch einmal Dazio mit einem in einer kostbaren Vase liegenden Lorbeerkranz erschien, denselben auf Zebrùs Haupt drückte und ihm sagte: „Wenn du wüßtest, wer der Engel ist, der ein solches Geschenk dir zugedacht hat!" da erwiderte Napoleone, sich im Spiegel besehend: „Ich möchte wohl als berühmter Philosoph oder Dichter mit dem Lorbeer um die Schläfe gemalt werden. Der Engel aber, der mir diesen unverdienten Schmuck, so wie die übrigen Geschenke überschickt hat, ist Niemand anders als du, theurer Dazio. Ich bin verständig genug, um einzusehen, daß ich, weit entfernt, bei irgend einer Dame etwas zu gelten, vielmehr Allen als ein unversöhnlicher Feind und Beleidiger erscheinen muß, und diese Stellung ist auch diejenige, so ich begehre. Ich verachte dies Geschlecht und glaube vom Vater her das Recht dazu zu haben. Gestehe, Dazio, daß du selbst der Geber aller jener Dinge bist, und daß dein Mährchen ersonnen gewesen, um meine Einbildungskraft zu beschäftigen, damit meine Wunde weniger schmerze."

Dazio schüttelte aber den Kopf zu dieser Vermuthung und nannte, seine Aufrichtigkeit zu beweisen, die Dame. „Faustina Salverte ist's, die dich beschenkt hat. Es muß ihr, die ein edles Herz besitzt, daran liegen, dir zu beweisen, wie hoch sie deinen Verstand ehrt, der den übrigen weit überwiegt, und wie tief sie ein Verbrechen verabscheut, welches, den Namen Faustina's frech mißbrauchend, an dir sich versuchen wollte. — Noch mehr: sie läßt dir zur Genesung Segen wünschen und verlangt, dich näher kennen zu lernen. Ihr Vater ladet dich ein, sein Landhaus zu besuchen und, als wärest du ein alter Freund, zu kommen und zu bleiben, so oft, so lang du willst."

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument.

(Fortsetzung.)

Die Nichtleser und darum Nichtverehrer Jean Pauls wollen ihm, nachdem sie vielleicht einen der sechzig Bände seiner Schriften durchblättert, den Vorwurf machen, daß er die beispiellose Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die selbst ihnen nicht entgeht, dem Excerpiren verdanke. Ist denn aber das Wissen ein Schmuck, mit dem die Natur den Menschen bei der Geburt schon ausgestattet? Wir müssen viele Steinchen dazu mit Emsigkeit zusammentragen: wer die meisten, gleichviel auf welchem Wege, fand und sie gediegen und mit Geschmack in's Gold der eigenen Ideen zu fassen verstand, der möge damit prangen. Auch macht ja Jean Paul aus der Art, wie er seine Früchte zieht und als Lagerobst verwahrt oder zu Wein keltert, kein Geheimniß; in seiner Taschenbibliothek ertheilt er vielmehr praktische Rathschläge, wie man das Danaidensieb des Gedächtnisses verdichten könne, damit nichts von dem kostbaren Honig, den man mit Bienenfleiß auf literarischem Blumenflor gesammelt, beim Tragen durch die Zeit und alle Reibungen und Anstöße auf der so unebenen Lebensbahn verloren gehe. — Sein Excerpiren ist ein Verkleben des Siebes mit dem Wachse, das er beim Bereiten des Nektars mitgewinnt, und hilft den Honig bewahren.

Damit man aber an meinem Bilde nicht rüge, es sey im chinesischen Geschmack gemalt — und selbst die Chinesen fangen an, den Schatten an ihren Gemälden zu vermissen — will ich einen Vorwurf nennen, der mir gegründeter scheint. Ich meine die gefährlichen Sprünge, die er in muthwilliger Despotenlaune nicht selten den Leser machen läßt: aus Himmel in Hölle, vom zartesten Empfinden zum rohesten Seyn, vom Erhabensten zum Niedrigsten, vom Zerfließen zum Verhärten. Wie wenn man aus dem stillen Friedhof, vom Grabe eines theuren Verstorbenen plötzlich in's Gewühl eines Jahrmarkts tritt, oder das melodische, herzauflösende Weinen der Harmonika von den Mißtönen eines Leierkastens verschlungen wird, so, ohne vorbereitende Uebergänge, gibt er

zuweilen unsere Seele den entgegenstehendsten Empfindungen hin; wir sollen hassen, wenn wir eben ganz Liebe sind, lachen, wenn unsere Augen noch in Thränen des aufgeregtesten Mitgefühls schwimmen. Das Leben stellt uns zwar auch diese Aufgabe, und nicht im Traume allein sezt Momus seine Schellenkappe auf das finstere Bahrtuch; der Dichter aber sollte hierin weniger dem rücksichtslosen Schicksal, als der milden Natur gleichen, er sollte, wie sie, durch die sanftverschmelzende Dämmerung den Tag mit der Nacht vermählen; unser Gemuth zieht sich, wie der Sehnerve, bei jähem Wechsel erschreckt zusammen, und seine zartesten Saiten werden verstimmt. — Auch ist es mir bisweilen störend gewesen, daß er seine Persönlichkeit, der wir so freudig in rein humoristischen oder philosophischen Werken, wie z. B. in seiner Selina begegnen, auch in den romantischen Titan und Hesperus, zwischen die Phantasiewesen, die darin leben und handeln, schiebt und sich, nicht ohne Autoreitelkeit, als Schicksalsgott, als Deux ex machina zeigt. Ich will den Romandichter, in lezterem Genre, wie den Bühnendichter, ja wie das Fatum selbst, unsichtbar; er soll — um ein Jean Paul'sches Gleichniß gegen ihn selbst anzuwenden — der goldnen Saite gleichen, die verschwindet, wenn sie zu tönen anfängt.

Doch wie klein sind die Flecken dieser Sonne! — Spurlos fast verlieren sie sich in diesem Meere voll Glanz. Seine Werke sind eine Bildergalerie von Kabinetstücken der Meister aller Schulen: Raphael gleich malt er Madonnen, wie Correggio heilige Nächte, ein zweiter Carlo Dolce weiß er das Göttlichmenschliche und das Menschlichgöttliche zu verschmelzen, Albano zeichnete keine schöneren Kinder, Seybold keine sprechenderen Greisenköpfe, van Huysum keine lebenathmenderen Blumen-, und Mignon keine naturgetreueren Frucht- und Dornenstücke; Rembrandt verstand sich nicht besser auf Lichteffekte, als er, eines Mieris Genrebilder treten verdunkelt vor den seinigen zurück, und Gerard Dow stellte sein eigenes Bild nicht mit liebenswürdigerer Jovialität vor uns hin, als Jean Paul. In der großen Galerie seiner Porträts ist jedes mit so psychologischer Originalität und dabei so sprechend und ansprechend gezeichnet, daß seine Menschen uns zu Freunden, zu Gefährten auf der Lebensbahn werden, daß sie uns in ihre imaginaire Welt und wir sie in unsere wirkliche ziehen, daß wir fortan mit ihnen lieben, mit ihnen leben. In Naturgemälden duldet Jean Paul keinen Claude Lorrain, keinen Ruysdal neben sich; hier ist er unübertrefflich, ja unerreichbar: er nimmt dazu nicht Farben, sein Pinsel taucht in Morgenroth und Sonnengluth, in Rosenschmelz und Waldesnacht, in Himmelsblau und Firnenschnee. Durch seine ganze Hingebung an die Natur erwarb er sich die Gunst, den Schleier vom Haupte der Isis zu heben, und schweigend im Genusse läßt er uns seine Wonne theilen, läßt auch uns das Götterantlitz voll Liebe, Majestät und Weisheit schauen; er legt uns an die Brust der Allernährerin und flüstert: liebt, betet an, seyd selig! Und wir fühlen es, wie nun ein höherer Sinn für ihre Schönheit in uns erschlossen ist, daß wir sie früher nur bewunderten, jezt aber lieben, anbeten, in ihr selig sind. — Ihn ihrem Altardienste weihend, legte die hohe Göttin statt der Priesterbinde den Immortellenkranz ihm um die Stirn, der seinem Geiste ew'ge Jugend gab; die Duftwellen ihrer Frühlinge berührten mit Zauberküssen seine Phantasie; ihre Sommer zogen, ihre Herbste reiften Hesperidenäpfel für ihn, und ihre Winter durften ihm nur Schnee in die Locken streuen, nicht das liebewarme Herz damit verschütten und sein Wogen hemmen. — Man höre sein Lied auf Gott und Unsterblichkeit: Selina, das dieser Schwan kurz vor seinem Emporfluge angestimmt, doch nicht vollenden konnte, und das sich an das Kampanerthal, dieses Jugendwerk von gleicher Tendenz, anschließt. Wer erräth es, daß dreißig Jahre zwischen dem Erblühen dieser beiden Kinder eines höhern Frühlings liegen? — Im wärmsten Aether des Gefühls verathmet duftend diese Spätrose Selina, die in seines Winters Tagen — so kurz vor seiner längsten Nacht — den Kelch geöffnet.

(Schluß folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Privatleben der Fürsten.

Bevor die durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Aenderungen im Staatswesen eine so tiefe Kluft zwischen Fürsten und Volk befestigt hatten, kam es oft vor, daß nicht nur Fürsten persönlich ihren Unterthanen zu Gevatter standen, sondern auch Unterthanen zu Pathen ihrer Kinder wählten. Seitdem ist das Verhältniß ein einseitiges geworden, und wenn die Fürsten geruhen, irgendwo Pathen eines Kindes zu seyn, so werden sie nach der Qualität des Hauses durch den Adjutanten oder den Kammerdiener, die Hofdame oder die Kammerfrau vertreten. — Auf der Gothaer Bibliothek ist eine Sammlung handschriftlicher Nachrichten vom Kurfürsten Johann dem Beständigen, woraus erhellt, daß dieser Herr öfters Schösser, Amtleute und Landprediger zu Pathen seiner Kinder wählte. — Als dem Arzt Paul Luther, einem Sohn des großen Martins, 1569 ein Sohn geboren wurde, so vertrat Kurfürst Joachim II. nebst seiner Tochter Magdalena Elisabeth die Pathenstelle in der Domkirche zu Berlin. — Kurfürst August von Sachsen nahm 1569 den Superintendenten Greyser zum Pathen seines Prinzen, und er nennt ihn in seinen spätern Briefen: „Lieber Herr Gevatter." — Landgraf Philipp von Hessen nahm zu Pathen seiner Kinder nicht nur gewöhnliche Edelleute und den Kanzler Johann Feig, sondern auch den Magister Adam von Fulda. — Herzog Heinrich von Sachsen schreibt 1576 an

den protestantischen Abt Hilarius zu Chemnitz: „Weil Wir dann zu Euch sonderliche Neigung tragen, begehren gütlich bittende, Ihr wollet auf Sonnabent nach Assumt. Mariae schierstens gegen Abend zu Freybergk bei uns einkommen und Sonntags darnach Unsern Sohn nach christlicher Ordnung zum Sakrament der heiligen Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe, auch Unser und Unser lieben Gemahl lieber Gevatter seyn, wie wir Uns denn unabschlegigs zu Euch versehen." Als Pathengeld band der Abt einen Dukaten ein.

— Fürst Georg von Anhalt kopulirte im J. 1548 in seiner Eigenschaft als primus episcopus in eigener Person den Herzog August von Sachsen mit der dänischen Prinzessin Anna, und hielt auch die Trauungspredigt.

— 1655 war in Freiberg Einsetzung eines Superintendenten, wozu der Rath die kurfürstlichen Herrschaften auf's Rathhaus zum Prandium einlud. Es erschienen auch der Kurfürst Johann Georg, seine Gemahlin, der Kurprinz 2c. „Ist ziemlich herumbgetrunken worden; da dann allerhand gnädige und freundliche Discourse geführt, der Herr Kurprinz auch von seinem Sitz aufgestanden und sich unten an der Tafel zu den Herrn Geistlichen gemacht, allerhand gnädige und lobwürdige Reden von der Religion movirt, Gesundheiten angefangen und herumbgetrunken, und sich ziemlichen berauscht." Um acht Uhr Abends saß er noch und mußte vom Stadtschreiber nach Hause geführt werden.

— Noch Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, † 1686, schickte gewöhnlich seinem Hofprediger Georg Weller Neujahrswünsche in den verbindlichsten Ausdrücken: „Hochwürdigster Herr, ich wünsche von Gott, dem Allerhöchsten, zu diesem ausgehenden und mit göttlicher Gnaden morgen anfangenden Neuen Jar von der allerhöchsten Dreifaltigkeit Gnade, Seegen und Heyl, damit er mit Freudigkeit nicht allein wie bisher, sondern noch viel und lange Jare sein Ambt durch die Hülfe Gottes füren möge."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Musik. Theater. Champs élysées.

Von den lezten Conzerten bleibt mir nur noch das des Herrn Rosenhain aus Frankfurt zu erwähnen. Rosenhain ist ein echter Künstler; er will etwas Tüchtiges leisten, und da er gesehen, wie schwierig es in Deutschland ist, für die Oper zu arbeiten, und wie gering das darauf verwendete Talent belohnt wird, hat er sich nach Frankreich gewendet, mit dem Vorsatz, sich hier als Opernkomponist auszuzeichnen; denn sein großes Clavierspielertalent ist ihm nur Nebensache. Indessen ist auch hier die Sache nicht sehr leicht, obgleich jezt drei Bühnen, nämlich die große Oper, die komische und die des Théâtre de la Renaissance dem Componisten zu Diensten stehen. Die große Oper kann nur zwei oder drei Stücke im Jahr geben, und da dies immer mit großen Kosten verbunden ist, so pflegt sie auch nur Stücke von bereits sehr bekannten und beliebten Tonkünstlern anzunehmen, von denen sie so ziemlich sicher ist, daß sie nicht durchfallen werden. Die komische Oper ist zugänglicher, hier ist aber auch die Konkurrenz größer, und steht einmal eine Operette in der Gunst des Publikums, so wird sie 50 bis 100mal nacheinander gegeben, wie dies eben jezt mit Scribes und Aubers Domino noir der Fall ist, welcher bereits die hundertste Aufführung überschritten hat, und noch immer mit Vergnügen gesehen und gehört wird. Was nun endlich das Théâtre de la Renaissance betrifft, welches zugleich Schauspiele und Operetten gibt, so machen leztere doch nur einen Theil der Darstellungen aus, und auch hier ist die Konkurrenz der jungen Dichter und Tonkünstler sehr groß. Im vorigen Jahre gab Rosenhain ein Conzert, in welchem er mehrere sehr schwere Stücke von seiner Composition auf dem Fortepiano mit Beifall vortrug. Seitdem hat er sich mit dem französischen Geschmacke vertrauter gemacht, und diesmal fanden seine sogenannten Etudes auch weit mehr Beifall. — Die Theater bleiben der Sommerhitze ungeachtet in sehr großer Thätigkeit, wozu sie durch die Anwesenheit so vieler Fremden in Paris, welche die Ausstellung der Gewerbeprodukte herbeigezogen hat, aufgemuntert werden. Deßhalb hat auch das Théâtre français der Dlle. Mars und der Dlle. Rachel den Urlaub abgekauft, und die Fremden haben das Vergnügen, das Théâtre français, welches in dieser Jahreszeit einiger seiner Hauptschauspieler beraubt zu seyn pflegt, vollständig zu genießen, und die erste Tragikerin wie die erste Komikerin zuweilen an einem Abende spielen zu sehen. An der großen Oper ruht die ganze Last auf Dupré; denn Mario, von dem man so viel Rühmens gemacht, hat der öffentlichen Erwartung bisher nicht entsprochen und durch sein Spiel, wie durch seinen Gesang bewiesen, daß er noch viel zu lernen hat. Ich weiß nicht, ob er nicht besser gethan hätte, ein Gentilhuomo zu bleiben. Das Boulevardtheater ambigu comique hat mit großer Pracht und Geschicklichkeit den bekannten Schiffbruch der Medusa auf die Bühne gebracht; in dieser Hinsicht leisten die Pariser Theater zuweilen Wunder, da sie Mechaniker, Mahler und andere geschickte Leute zur Hand haben, so viel sie nur wollen. Alsbald hat auch das Théâtre de la Renaissance einen Schiffbruch der Medusa gebracht, und das Publikum hat nun die Wahl zwischen den beiden Schiffbrüchen, welche beide als scenische Darstellungen vortrefflich sind. Was die Dichtung betrifft, so ist der bekannte geschichtliche Bericht doch viel interessanter. — Obschon die Conzertanstalt in der St. Honoréstraße eingegangen ist, so haben sich doch bald Unternehmer eingefunden, welche an andern Orten dergleichen Abendkonzerte geben. Erstlich soll das anfangs mit Paganinis Namen prangende, jezt aber desselben entblößte Casino wieder eröffnet werden, und zweitens werden in den Champs élysées unter einer kostbar verzierten Halle Abendkonzerte veranstaltet. In den Champs élysées geht es überhaupt diesen Sommer sehr geräuschvoll zu, und wer sich hier vom Pariser Getümmel erholen wollte, würde sich getäuscht finden. Denn erstlich stehen hier die Gebäude für die Ausstellung der Gewerbprodukte, was eine Menge von Krämern, Bänkelsängern, Taschenspielern und dergleichen herbeigezogen hat, ferner gibt am Abend eine Bereitergesellschaft Darstellungen in einem Circus; hiezu kommt nun die abendliche Orchestermusik; auch ist in den Champs élysées neulich ein großes Panorama eröffnet worden, da die in Paris befindlichen fast alle eingegangen sind, weil es hier an Raum zu dergleichen Anstalten gebricht. Wohin sich nun der Pariser wendet, hört er Geräusch und Getümmel. Er ist aber daran gewöhnt, und dem echten Pariser kommt die Stille höchst langweilig vor.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. Juli 1839.

Und fliegt der Vogel noch so hoch,
Er muß zurück zum Neste doch.
Fried. Haug.

Heimwege.

Voll junger Kraft schwebt sonnenwärts der Aar,
Tief unten dämmert, murmelt dumpf die Erde;
Hier oben ist es still und frei und klar,
Fern liegt der Erde Kleinheit und Beschwerde.

Und dieses Sehnen nun in seiner Brust,
Und dieses Kraftgefühl der regen Schwingen!
Wie heimathlich empfindet er mit Lust
Dies Element sein Wesen ganz durchdringen!

Nie war er ja auf Erden ganz zu Haus,
Auf ferne Heimath deutete sein Ahnen;
Und aus dem fremden Lande zieht er aus,
Den nie betretnen Heimweg sich zu bahnen.

Doch da er so in stolzen Träumen fliegt,
Fühlt er allmählig seine Kraft ermatten.
Ist's Erdenstaub, der auf den Flügeln liegt,
Und trübt das scharfe Auge Erdenschatten?

Wie mächtig, Erde, ziehst du ihn zurück!
Des Lichtes Sehnsucht wird zum Wunsch der Ruhe;
Und nur die Erde bietet dieses Glück,
Damit doch ein's als Heimath kund sie thue.

Und dieses eine, diese Ruhe, grüßt
So süß den wieder erdenwärts Gewandten,
Daß er nun erst recht wieder heimisch ist,
Wie rückgekehrt aus fremden Zauberlanden.

Doch in dem Herzen bleibt ihr lichtes Bild
Und gibt den Schwingen Kraft, an heil'gen Tagen,
Wo alles Erdenglück die Brust nicht füllt,
Den Sehnenden zum alten Flug zu tragen.

Lor. Diefenbach.

Ein paar Steine zu Jean Pauls Monument.

(Schluß.)

Jenen wichtigsten und heiligsten Interessen der Menschheit, den beiden größten Gedanken: Gott und Unsterblichkeit, welche die Seele nur beginnen, nie enden kann, die an unserm innern Himmel aufgehen wie die Mondsichel am äußern, halb verdeckt vom Schatten der Erde — ihnen hat er in jeder Zeit seines Lebens die edelsten Kräfte seines Riesengeistes geweiht, und seine Forschungen auf diesem übersinnlichen Gebiete führen uns

nicht, wie die der meisten Philosophen, durch unabsehliches Dunkel grabeskalter Katakomben, in Sümpfe, deren Irrlichter uns für das ersehnte Licht der Wahrheit geboten werden. — Jean Paul bahnt uns im heitern Licht des Tages den Weg in's Alpenreich der Ueberzeugung, mit dem festen Stabe, den Natur ihm bietet. Und können wir ihm auch nur mit dem Aufwand unserer ganzen Kraft über die Felsenklüfte und Gemsenpfade folgen, so bleibt das sonnigwarme Leben uns doch stets zur Seite, wir dürfen muthig vorwärts, frei um uns, heiter rückwärts schauen, und stehen, eh' wir's hofften, auf dem Gipfel, wo der Tempel des beseligendsten Glaubens auf der Vernunft krystallnen Säulen ruht.

Doch das Unternehmen, ein paar Worte über Jean Paul und seine Werke zu sagen, wächst mir, wie das Christuskind dem Christophorus, unter den Händen, und ich fühle jezt, wie schwer es ist, über einen so reichen Blumengarten mit leichtem Schmetterlingsfluge, kaum nippend, hinwegzufliegen, ohne sich, wie die Biene, in die Kelche der Rosen und Lilien zu versenken. Nur ein Jean Paul selbst vermag ganze Wolken voll Blüthenduft zu Tropfen Eau de mille fleurs zu verdichten. Nur ihm gelingt es, mit ein paar Worten Alles umfassend und erschöpfend auszudrücken, was Liebe und Bewunderung ihm eingeben; so z. B. wenn er von Schiller und Goethe, seinen Zeit- und Ruhmesgenossen sagt: „Die vollendetste Prunk- und Glanzprosa schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er, ja oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen, zu Juwelen versteinten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört. — In Goethes Prosa bildet die feste Form den Memnonston. Ein plastisches Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen, stillen Bild- und Abgußsaal." Wie wenig genüg' ich mir selbst, wenn ich von Jean Paul sagen will: er ist ein Uralgebirge, voll der edelsten und seltensten Metalle und Steine, von so unerschöpflicher Ergiebigkeit, daß man die Bijouterieläden deutscher Belletristen auf Jahrhunderte hinaus damit versehen könnte. Und über diesen Schätzen der Tiefe prangt die reichste Flora asiatischer Blumenpracht, von der Purpurlippe des östlichen Himmels schon wach geküßt, wenn über uns noch graue Dämmerung ihren Fittich streckt.

Geistreiche Männer haben die Monumentomanie unserer Zeit vielfach schon und genügender gerügt, als ich es vermöchte; die Menge der Denkmäler raubt ihnen, wie den Orden, die es nach den Gewittern der Schlachten regnet, den Werth und verdächtigt unsere Generation, sich dem Scepter der Mode, selbst bei der Wahl dieses Gewandes, in welchem ihre Dankbarkeit der Nachwelt erscheinen will, unterworfen zu haben. Auch Jean Pauls Wiege, das kleine Wunsiedel, will die erzdankbare Jeztwelt vererzen und den Lichtstrahl, der aus seiner Glorie auf jene herabfällt, in einen Obelisk als Memnonsklang bannen. Dem deutschen Ohre darf er nicht erst den Sphärenlaut des Namens tönen, der in Deutschland nie wieder verhallt; den stolzen Nachbarn aber, den Söhnen Albions und Galliens, mit deren Sprache seine jungfräuliche Muse — die er mit diamantnem Reif, gleichwie die Krone Englands ihre Könige, in unsers Reiches Grenzen bannt — sich nicht vermählen lassen will, ihnen möge Marmor oder Erz verkünden: Hier ward ein Genius geboren, dem Größten eurer Großen gleich, der euch nur erst erscheint, wenn ihr mit deutschem Sprachlaut ihn ruft, deß Kunstgebilde in des Vaterlandes Boden wurzeln, unübertragbar wie Egyptens Pyramiden, die von den Kunstcorsaren nach der Seine und der Themse Strand nicht zu entführen sind.

So gründe denn der Stolz der Deutschen sich dies Monument. Daß Frauenhand zu ihm ein Steinchen bringt, wird man der Deutschen wohl erlauben; verschmähte doch der große Mann, dem es geweiht, die kleinste Blume nicht, die wir verehrungsvoll ihm dargereicht. Moguntias Frauen trugen einst den edlen Sänger, der sie hochgestellt, zur Gruft: so sey der Tochter eines spätern Jahrhunderts auch vergönnt, den höhern Frau'nlob unserer Zeit, der mehr für uns gethan als uns besungen, des wärmsten Dankgefühls Tribut zu zollen.

Pauline Klein.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Zebrù, der mit Staunen zugehört hatte, runzelte die Stirne, zog den Lorbeerkranz herunter und weigerte sich, der Einladung zu folgen. Er berief sich auf seine Unbeholfenheit im Kreise von Weibern und auf die Falschheit derselben; Faustina grolle ihm und wolle ihn ohne Zweifel vor ihrem Hofstaat lächerlich machen. Seine Grundsätze erlaubten ihm ein für allemal nicht, anzunehmen, was ihm mit treuloser Hand geboten werde. — Da seufzte Dazio tief, versicherte den Freund, daß eine reinere Seele als Faustina's nicht auf Erden lebe; dagegen sey eine Feindseligkeit wie Zebrùs ein wahres Laster und ein Vergehen an der Menschheit. Dabei, fügte er hinzu, wolle er gestehen, daß er um seiner selbst willen

den Freund bitten müsse, den Besuch bei Salverte nicht zu unterlassen. Er sey ein weitläufiger Verwandter jenes Hauses und als solcher in dieser Sache mit Faustina's Vertrauen beehrt worden. Faustina würde aber nicht glauben wollen, daß er seinen Auftrag redlich ausgerichtet, wenn Napoleone ausbliebe. Endlich wolle er bekennen, daß er selber bis zum Sterben in Faustina verliebt sey, was ihn sehr bekümmere, theils weil er bereits mit einem andern Mädchen verlobt worden, theils weil Faustina keine Neigung zu ihm zeige. Indessen könne er nicht über sich gewinnen, von ihr zu bleiben, und flehe den Freund an, ihn zu der Gefährlichen zu begleiten und mit Fleiß alle Schwächen und Fehler oder Untugenden der Schönen auszukundschaften und sie dem Verblendeten ohne Schonung aufzudecken. Nur dieses harte Mittel, nur eine Predigt aus Zebrùs Munde, ein Verdammungsurtheil des unbestechlichsten, strengsten Weiberrichters, werde ihn heilen.

Die Schmeichelei, die seiner Autorität dargebracht wurde, machte den Grafen geneigt, Dazios Wunsche zu willfahren. Insgeheim war er des Vorwandes froh, denn Faustina's Botschaft hatte gar seltsam sein Herz erregt. „Was hältst du davon, Akakios?“ fragte er den Griechen, der eben eingetreten war. „Faustina ladet mich ein. Sie ist begierig, das Thier des Waldes, von dem ihre Beredsamkeit in Fetzen zerrissen worden ist, in der Nähe zu besehen. Ich will ihr die Freude machen. Was meinst du?“ — „Ich meine, daß du klug und recht daran thust,“ versetzte Akakios gar sanft und freundlich. „Wenn du erlauben wolltest, möchte ich wohl dich hinbegleiten, da jenes Fräulein auch für mich ein Studium ist und deine scharfen Bemerkungen beitragen werden, mir das schillernde Räthsel einer nicht alltäglichen Frauenseele aufzulösen.“

Obschon Dazio dem schönen Constantin nicht allzu gewogen war, hatte er doch nichts dawider, als Zebrù demselben vergönnte, ihn gleichsam als Knappe zu begleiten. — Der schüchterne Graf hätte gern eine ganze Feldschaar von Genossen bei dem waglichen Besuche um sich gehabt. Er traute sich, Faustina gegenüber, um so weniger zu, als in seiner tiefsten Seele ein Geheimniß lag, das er liebte und dem er doch zürnte; ein Geheimniß, so leicht zu errathen, denn es schimmert durch die Wangen, glüht auf in den Augen, macht die Hände zittern und die Stimme beben. Faustina sollte es am allerwenigsten ergründen, dieses Etwas, dessen sich der Graf schämte; und dennoch — so fürchtete er — möchte sie gerade die erste seyn, welche den Fund machte.

Nach diesen Vorbemerkungen ist nur einfach zu melden, daß Zebrù in der That seinen Besuch in Salverte's Landhaus abstattete, von Faustina, die, wie ein Pfau die Sonnen seines Federschmucks, so ihre Liebenswürdigkeit entfaltete, mit der größten Auszeichnung und Theilnahme empfangen wurde, und daß es ihm ging, wie gewöhnlich dem Sterblichen, der mit dem Fuße von sich stieß, was er nicht kannte, und was er später, bereuend und sehnsuchtsvoll, theuer erkaufen muß. — Er kam wieder, und kam oft, und kam dann alle Tage. Und alltäglich zeigte sich Faustina von einer neuen schönern Seite. Sobald der wohlklingende Name Napoleone Finasco-Zebrù in den Saal gerufen wurde, schwand von ihrer Stirne der Ernst, das Sinnen aus ihren Augen, die weiche Trägheit der Träumerei aus ihren Gliedern. „Napoleone!“ wiederholte sie öfters leise, von dem schönen, männlichen Namen bestochen, und eilte, wie von Schwingen getragen, ihrem Gaste entgegen, um das Zauberspiel wieder anzuheben, wo sie es am vorigen Tage gelassen.

Ach! ein jeder ihrer Blicke war ein brennender Speer in Napoleone's Herz, jedes ihrer seidenen Haare eine Schlinge, worein sich seine Freiheit verstrickte. Die väterlichen Lehren verlöschte Faustina's Athem so gelinde, der Mund des todten Hettore war so stumm, und so lebendig der Mund Faustinas. Hettores Sohn hatte bald nicht mehr Lust, noch Muße, seinem Dazio den Weiberspiegel vorzuhalten. Er sprach nicht mehr mit seinen beiden Begleitern von der zauberischen Donna; die Begleiter selbst wurden ihm zur Last. Er hätte sie abgedankt, wenn er sich nicht geschämt hätte. — Und dennoch mußte er einmal gestehen, was ihm das Herz zernagte, das Gehirn zermarterte, was ihm den Schlaf, den Fleiß, die Eßlust, das Gedächtniß raubte. Dazios Fragen, bekümmert theils, theils schelmisch aufgeworfen, machten ihn beichten: er sey ein Kind, ein Thor, ein lasterhafter Mensch; die heftigste Leidenschaft habe ihn dazu gemacht. Er habe Alles vergessen, was er je gelernt; häßlich, wie die Nacht, träume er dennoch von der Liebe und ihren Freuden; er habe den Eid gebrochen, den er seinem sterbenden Vater geschworen. „Faustina!“ seufzte er dreimal, und meinte genug gesagt zu haben. — Wie wurde ihm jedoch, als er, statt Vorwurf oder Spott zu hören, von Dazio vernahm, daß, allen Zeichen zufolge, Faustinas Neigung der seinigen entspreche, und daß die von ihm geschmähte Liebe geneigt sey, ihn zu belohnen. Er zweifelte, traute nicht, widerstand, gab sich endlich gefangen. Was das Herz wünscht, glaubt der Kopf leicht, sey er noch so gescheit. — Zebrù hielt alle Einzelnheiten zusammen, woran ihn Dazio erinnerte: die schwesterlichen Worte, die Faustina oft zu ihm geredet, die Aufmerksamkeit, womit sie seinem Gespräche zuhorchte, den Eifer, den sie stets bewies, Alles zu thun, was ihm gefällig seyn könnte, das jungfräuliche Erröthen, das so oft, während er neben ihr saß, ihr regelmäßiges Gesicht verschönerte. — Er hörte mit Vergnügen, wie

Dazio ihm sagte, daß er selbst alle Liebe zu Faustina aufgegeben habe in seinem Herzen, sobald er gesehen, daß sie sich dem Freunde zugewendet. Er betrachtete sich oft verstohlen, und bald mit der Neugier und Vorliebe des Narzissus, und meinte selber am Ende, er sey von der Natur doch nicht so gar stiefmütterlich behandelt worden. Er trieb die Kühnheit so weit, daß er schon auf ein Mittel dachte, seine Leidenschaft der Geliebten zu bekennen, auf irgend einen Scherz, unter dessen Aegide er dem alten Salverte sein Hoffen und Werben vorbringen möchte, spazierend im Garten, oder sitzend beim Schachspiel, wozu ihn der „alte Spanier," so nannte man Faustina's Vater, bald angeworben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Lutherische Schule. Verhältniß zu Frankreich.

Die Notizen, welche ich in meinem lezten Briefe über die deutschen Elemente in unserer Stadt gegeben habe, wären unvollständig, wenn ich nicht noch der vom lutherischen Pfarrer Wend gegründeten lutherischen Schule erwähnte, die, nach Besiegung zahlreicher Schwierigkeiten, endlich vor drei Jahren zu Stande kam. Die Schule nahm schnell einen großen Aufschwung, weil dafür Nieper, ein ausgezeichneter junger Schulmann aus Westphalen, gewonnen worden war. Durch seinen Eifer, sein seltenes Talent, mit kleinen und größern Kindern umzugehen, sie zu gewinnen und ihnen das Lernen lieb zu machen, ist er so weit gelangt, daß man bei der lezten Prüfung wirklich Erstaunliches sah. Kinder französisch redender Eltern, Lutheraner und Nichtlutheraner, aus den höchsten, wie aus den untersten Ständen, Arme und Reiche, von sechs bis zwölf Jahren, sprachen sich in gutem Deutsch aus über leichte Gegenstände des Lebens, über Grammatik, Geographie, ja selbst über griechische und römische Geschichte, was allerdings gesucht, gezwungen und nicht zweckmäßig scheint, und an deren Stelle die interessantesten Epochen und Punkte aus der Genfer, Schweizer und deutschen Geschichte viel passender, ansprechender und nützlicher seyn dürften. Hernach examinirte sie Braun über die Theorie des Gesanges, ließ sie die Tonleiter nach Noten auf der schwarzen Tafel und hernach deutsche Lieder zusammen singen, was Alles sehr gut ging, und dazu mit einer merkwürdig richtigen Aussprache. Sehr auffallend ist die Ruhe, der Anstand und die Sittlichkeit der Knaben, in scharfem Contrast mit dem Colleg und andern Genfer Schulen. Diese zweihundert, ihrem Pfarrer und ihren Lehrern mit aller Liebe ergebenen Kinder sind die beste Pflanzschule für das geistige germanische Element und streuen mit ihren kleinen Händen überall Saatkörner dazu aus, die jedoch erst nach mehreren Jahren aufgehen, Blüthen und Früchte tragen werden.

Wie die Oktoberereignisse des vorigen Jahres die Schweiz überhaupt bewogen haben, in ihrer bisherigen politischen Hauptrichtung, der Richtung nach Frankreich für's Erste etwas zu erkalten, so geschah es auch in Genf, was um so auffallender ist, da Stadt und Land durch Sprache, Sitten, Moden und Literatur, durch Industrie, Handel und Familienbande vielfach mit dem westlichen Nachbarland zusammenhängen und man sich, bei allem Rühmen von Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit, doch bewundernd und nachahmend nach der Stadt dreht, die einst Genfs Capitale war und auch jezt noch, wiewohl sich das alles geändert hat, auf den ehemaligen Chef-lieu du Département du Léman protegirend herabsieht. Freilich leben auch bei uns noch gar Manche, welche jene politische Hörigkeit rühmen und zurückwünschen. Diese Oscillation nach Westen hat aber doch in politischer Hinsicht in der neuesten Zeit etwas nachgelassen und wir sind schweizerischer geworden, seit sich Rigaud mit seinem waadländischen Collegen so würdig bei der Tagsatzung für helvetische Ehre und Selbstständigkeit erklärte, was freilich von manchen Genfern der ältern Schule nicht gebilligt worden ist, und was sich auch allerdings deßwegen tadeln läßt, weil hier mit einem schönen rhetorischen und nationalen Schwung auf eine Rechtsfrage geantwortet wurde, die, wenn die Ereignisse nicht die falsche Stellung der Schweiz begünstigten, ganz anders hätte beantwortet werden müssen, und auch anders beantwortet worden wäre. Das kleine, schlechtbefestigte Genf hat dabei immer eine würdige Rolle gespielt; es trat schnell und keck vor den Riesen, auf die Gefahr hin, von dem Goliath in vier Stunden zerschmettert zu werden. Als durch einen Deus ex machina Alles glücklich vorüber war, hätte es sich der vor Kurzem drohenden Gefahr erinnern und deren Erneuerung unmöglich machen können, es hätte, wenn es nur auf eigene Ruhe, Sicherung und Annehmlichkeit bedacht wäre, seine unzureichenden Festungswerke einreißen und in schöne Promenaden verwandeln können, wie andere Schweizerstädte. Statt dessen werden sie jezt mit schweren Kosten ausgebessert und vermehrt, für zehntausend Franken neue Kanonen und Mörser angeschafft und der Miliz eine andere Gestalt gegeben, die passend ist für einen starken kriegerischen Staat, aber peinigend, lästig und theuer für eine reiche Industriestadt, welche einige armselige Festungswerke nur für einen Tag schützen, in dessen Verlauf eine Menge der schönsten Anlagen und Landhäuser in der Nähe der Stadt zu Grunde gehen müssen. So sind wir denn verdammt, diese unfesten Festungswerke zu behalten und zu unterhalten, aber uns doch nach ganz kurzer Zeit zu ergeben, wenn uns der Feind angreift, geschweige wenn er mit Paixhans'schem Wurfs und Brandgeschütz mit uns spräche, wie mit St. Jean d'Ulloa. Womit würde, womit könnte uns die Schweiz für Alles entschädigen, was in einigen Stunden eines so ungleichen, nur ihr zu Liebe gewagten Kampfs zu Grunde gehen müßte?

Das Schwankende, Vulkanische und Dämonische der jezigen französischen Zustände hat auf viele Genfer einen traurigen Einfluß. Sie erwarten nichts als Schlimmes von der Zukunft, halten den jezigen Zustand für unerhört und ganz ohne Gleichen in der neuern Zeit. Täglich glauben sie sich am Vorabend eines zerstörenden Umsturzes; Alles scheint ihnen prekär und ohne Halt, so daß es sich nicht mehr der Mühe verlohnt, an des Landes Wohl und Wehe in der Zukunft zu denken. Daher beschäftigen sich diese Leute nur kalt, flüchtig und obenhin mit dem Vaterland und seinen Interessen. Nur an ihre eigene Zukunft denken sie, an ihre Privatangelegenheiten, um sie so sicher zu stellen, als möglich, und fragt man sie um den Grund ihrer Angst, so deuten sie nach Frankreich hinüber, als wenn Europas Ruhe und Glück jezt noch von jenem Land abhingen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. Juli 1839.

Bei Einzelnen ist die Verläugnung seiner selbst und die Achtung des Andern eine Tugend; nicht so beim Patriotismus der Nationen: dieser muß egoistisch seyn.

Frau v. Staël,
Deutschland.

Literarische Grillen.

II.

Der deutsche und der französische Feuilletonist.

Was ist eigentlich ein Feuilletonist? Es ist ein Universalschriftsteller, der bei den Franzosen für sein Volk, bei uns für sein Publikum über Alles und noch Einiges schreibt. — Dieser literarische Proteus ist so recht der Ausdruck der Nation, aus der er entsprungen, in ihrer gegenwärtigen Entwicklung. Bald wollten auch die Deutschen dergleichen lustige Herenmeister in ihrer Journalistik haben, und dies charakterisirt nicht nur uns, wie wir einmal überhaupt sind, sondern namentlich auch den Gang, den die schöne Literatur in der jetzigen Welt genommen, und das Verhältniß, in das sie sich zum Publikum gesezt. Es wurde auch bei uns Mode, Alles und Jedes in der periodischen Literatur geistreich, wie man es nannte, zu besprechen; man kann aber sagen, der Deutsche habe sich nicht leicht treffender selbst gemalt, als indem er den Franzosen in einem Zuge kopirte, mit dem dieser in zierlicher Fratze seine innerste Persönlichkeit herauskehrt. — Der Deutsche, der zur Unterhaltung der Lesewelt periodisch Geist macht, verhält sich zum Franzosen, der dieses Metier treibt, kaum wie die deutsche Putzmamsell zur Pariser Marchande de modes, und dies läßt sich durch ganz allgemeine Betrachtungen darthun, ohne daß man nöthig hätte, das Waarenlager irgend eines Putzgeschäfts speziell zu mustern.

Der Deutsche hat sich überzeugt, daß er Geist, und viel Geist hat, seit es ihm Engländer und Franzosen so oft versichern. Noch nie hat er sich so genau betrachtet und betastet als gegenwärtig, da er sonst nichts zu thun hat. Er schreibt ganze Bücher über seine Vorzüge; die Zeiten sind vorbei, wo einer (Hüllmann von Kloster Bergen 1793) zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde das Thema behandelte: „de causis, cur Germanorum gens careat indole ingenii animique propria,“ und der Deutsche achtet sich heutzutage, wenigstens mit dem Munde, sehr hoch. Die deutsche Nation besieht sich jeden Augenblick im Spiegel der Geschichte und findet, was herausblickt, sey doch eine höchst bedeutende Figur, eine sehr begabte, gebildete, in den weitesten Kreisen einflußreiche Person. Und sie ist nachgerade auch in den äußern Lebensformen mit der Welt fortgeschritten, und will jene großen natürlichen Vorzüge durch angenehme Formen und Manieren auch im Leben geltend machen. Ihre Nachbarn, ob sie nun dabei den innern Kern ihres Wesens verkannten oder nicht, beschuldigten sie sonst einer gewissen Rohheit, Plumpheit und Unbehülflichkeit im ganzen äußern Seyn und Wesen, in Speis und Trank

wie in der Kleidung, in der Sprache wie in Druck und Papier, im Styl des Umgangs wie in dem der Bücher; und den Franzosen namentlich kam sie denn am possierlich schwerfälligsten vor, wenn sie, fremde Sitten nachahmend, recht fein und manierlich seyn wollte. Aber braucht sie sich jezt noch solche naserümpfende Urtheile gefallen zu lassen? Ist sie nicht in allen Forderungen der Kultur auf dem Laufenden? speist sie nicht so säuberlich als irgend eine Nation? sind nicht ihre Bücher fast so elegant kostümirt als irgend welche? und weiß sie nicht sich selbst, mittelst der Modejournale, die sie hält, auf's Splendideste auszustatten und täglich herauszugeben? Und hält nicht mit dieser Grazie der äußern Erscheinung die des Geistes gleichen Schritt? hat sie nicht in ihrer periodischen Literatur dem plumpen Spaß und der eindeutigen Zote auf immer den Abschied gegeben, um ihren verfeinerten Organen mit dem anmuthig spielenden Scherz und der sinnigen Zweideutigkeit gütlich zu thun? Und wie sie aus ihrem eigenen Weingewächs Champagner fabrizirt, läßt sie nicht auch in ihrer Journalistik nach fremden Recepten die Perlen des Witzes und der Laune einander jagen, überholen und im Schaume brausen, den sie mit Wohlbehagen und der fashionabelsten Geberde schlürft? Mit Einem Wort, hat sie nicht Feuilletonisten, und weiß, was sie daran hat?

Ja, wir haben uns seit einem halben Jahrhundert erstaunlich abgeschliffen und verfeinert. Wenn jezt Erasmus wieder reiste, er fände keinen Stoff mehr zu jener schmählichen Parallele zwischen deutschen und französischen Gasthäusern. Wir haben keine Wirthe mehr, welche in bärenhaftem Zartgefühl vor Allem den Schein meiden, als ob ihnen am Fremden um seines Beutels willen etwas gelegen wäre, und auf alle Klagen des Gastes die stehende Antwort haben: „Wenn dir's so nicht behagt, so suche ein anderes Wirthshaus.“ So ist auch unsere Literatur nicht mehr die dickleibige, übel kostumirte, griesgrämische, pedantische Person, die schafft, um zu schaffen, und der in ihrem Stolze eben nicht viel daran liegt, wie den Lesern die Hausmannskost behagt, die sie ihnen vorsezt. Sie hat sich multiplicirt und dividirt; elegant aufgepuzt, mit der Serviette unter dem Arm, fliegt sie überall herum und legt Jedem ihre lange Speisekarte vor, die auf die verschiedensten Gaumen und Launen berechnet ist. Aber in diesem, wie in so vielem Andern, sind wir nur dem Zug der Zeit gefolgt, und zwar in den Fußstapfen der Fremden. Die Elemente des deutschen Geistes scheinen einmal so gemischt, daß das Volk, welches im innern Leben das reichste und schöpferischste ist, nicht den Muth und das Geschick haben soll, sein äußeres Leben auf seine Hand zu gestalten.

In demselben Verhältniß, in dem wir elegant und beweglich werden, reißt unter den Franzosen der Ernst und das Nachdenken ein. Wenn bei uns frivole Modeschriftsteller zierliche Geistesbouquets binden, so stehen dort Moralisten auf, welche über Montesquieus alten Text: „pourvu que les perruquiers français décident en législateurs sur la forme des perruques étrangères, que leur importe que le bon-sens leur vienne d'ailleurs!“ der Nation Vernunft und Würde predigen; erst neulich, bei Gelegenheit der Pariser Gewerbeausstellung, konnte man Kritiker über die eitle Gedankenlosigkeit eifern hören, womit sich die Franzosen in ihrer Weltherrschaft durch Parfumerie, Ebenisterie, Ganterie, durch künstliche Blumen und Modelram aller Art bespiegeln, während das Wesentliche der Industrie nur mittelmäßig und höhere Wissenschaft und Staatskunst gar schlecht bestellt sey. — Mit uns ist es gerade umgekehrt. Wir sind kühn genug, Gott geradezu seine Welt nachzubauen, aber wir wagen es nicht, ein Wamms zuzuschneiden; wir sind die Erfinder des absoluten Wissens, und glauben an unsere Erfindung, so wenig wir auch darum absolut wissen, nicht einmal, wie man mit Anstand die Gabel zum Munde führt, was uns erst Andere sagen müssen; wir haben die tiefsten Gedanken über den Rapport zwischen allen Naturwesen und die Gesetze ihrer Bildung, nur über den täglichen Verkehr unter uns selbst, über die Formen unserer Höflichkeit und Galanterie müssen wir uns von auswärts Instruktionen erbitten; wir haben Weiber, denen nichts zu hoch und nichts zu tief ist, die hinsichtlich des Streites zwischen Philosophie und Religion vollkommen mit sich im Reinen sind, aber desto weniger, wie sie ihre Hauben stecken, und ob sie da und dort die Handschuhe anbehalten oder ablegen sollen.

(Fortsezung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsezung.)

Oft kamen freilich wieder Stunden, die Zebrù furchtsam machten, in denen ihn die Ungewißheit folterte. Täuschte er sich nicht über Faustina's Gesinnungen? War er nicht in Fallstricke gerathen? Lachte nicht schon die Welt über ihn? Meinte es Dazio ehrlich? Wenn einmal der Stolz der gefeierten Jungfrau Meister wurde über die Weiblichkeit, welche sie sich zur Pflicht gemacht hatte, wenn sie kälter war, als gewöhnlich, dann zitterte Zebrù fur seine Liebe. Er sah sich verlassen, preisgegeben, und floh mit blutendem Herzen, die ihn gefuhllos verwundete. Aber konnte er fliehen aus Florenz? War nicht

Faustina's Haus vor den Thoren der Stadt, am heitern Ufer des Arno? Konnte er der Schönen ausweichen, wenn sie ihm begegnete? Mußte er nicht antworten, wenn sie zu einer Frage die Rosenlippen öffnete, oder zärtliche Vorwürfe versuchte, daß er so lange ihre Schwelle nicht betreten? Wahrlich, mit einem einzigen Augenstrahl, mit einer einzigen Sylbe eroberte sie bei ihm mehr wieder, als sie in einer Woche verloren hatte.

Florenz war in seinem Urtheil nicht so schwankend wie Zebrù. Die ganze Stadt war überzeugt, daß er Faustina heimführen werde. Die Frauen zuckten die Achseln, wenn sie von der Gelehrten sprachen, die ihre Bücher aufgegeben, um das Hausfräulein zu machen, und beneideten sie doch, trotz der Häßlichkeit des Grafen. Die jungen Herrn bemitleideten die verblendete Göttin und spöttelten hinter Zebrùs Rücken. Offen wagte sich keiner an ihn, aus Furcht vor seinem niederschmetternden Spott und vor Dazio's Klinge, die immer bereit war, eine Beleidigung des Freundes zu rächen. — Selbst Meuchelmörder hätten mit dem Grafen nicht mehr leichtes Spiel gehabt: er trug unter dem Schülergewande einen Panzer, an seinem Gürtel einen scharfen spanischen Dolch. — Dennoch sagte ihm Dazio einst mit gutgemeinter Strenge: „Es ist Zeit, daß deine ungewisse Stellung ein Ende nehme. Ich habe die Aussicht, als Gesandter nach Frankreich verschickt zu werden, und möchte doch einer Vermählung beiwohnen, die ich nach Kräften befördert habe und die eines gebesserten Weiberhassers köstlichstes Glück begründen wird. Für die Gesinnung meiner Base möchte ich bürgen; du, ein Mann, sprich dein Wort zum Vater, versichere dich der Braut und verlasse mit ihr die Stadt; denn fürwahr, die Mißgunst wird erst lebendig werden, wenn der Priester den Segen über euch gemurmelt hat."

Was der gute Dazio vernünftig sprach, erwog Zebrù in seinem Verstande, und beschloß, ein Mann zu seyn, und den Qualen des Zweifels ein Ende zu machen. Er schlang seinen Arm in den des Freundes und forderte ihn auf, mit ihm zu Salverte zu gehen. — Sie schlenderten getrost durch die Stadt und kamen auf einen Platz, wo des Volkes viel versammelt stand vor einer Thüre, die ein wunderlich verlarvter Mensch zu bewachen schien. Er war roth angemahlt, vom Kopf bis zu den Füßen, trug eine Federkrone und einen langen Schopf auf dem Schädel, einen Federschurz um die Hüften und eine ungeschlachte Keule in der Hand. Dabei schrie er aus vollem Halse, indem er die Augen grell verdrehte: „Geht herein, den weitgereisten Don Mendoza zu besuchen, der seine Schätze von der Menschheit bewundern läßt und gekommen ist, beladen mit den Reichthümern der neuen Welt, die der Genueser Columbus erfunden und der berühmte Amerigo Vespucci entdeckt hat! Wer ein paar Quatrini anwendet, lernt bei Mendoza, dem Kastilier, Weisheit für hundert Pfund!" — Die Freunde traten bei dem Abenteurer ein, der eine Menge von echten und unechten Seltenheiten, die er von den westindischen Inseln mitgebracht hatte, zur Schau stellte und zum Kauf ausbot. — Die Großmuth des reichen Zebrù litt nicht, daß er wegging, ohne etwas erhandelt zu haben. Er wählte das theuerste Stück der Sammlung, eines Medici würdig, wie sich Mendoza ausdrückte: einen indianischen Pfeil, dessen Spitze in Gift getaucht und daher sorgfältig in einen Beutel gewickelt war. — „Trage dieses heim," sagte Zebrù zu seinem Diener mit gewohnter Güte: „bändige jedoch deine Neugierde, und scherze nicht mit der Waffe. Der kleinste Riz, den sie in die Haut schneidet, bringt den Tod!"

Das blühendste Leben erwartete indessen den Grafen auf Salvertes Landhause: Faustina in der höchsten Pracht ihrer Anmuth. Der Muth sank dem guten Zebrù neuerdings, da die Schönheit in ihrer höchsten Vollendung vor ihm stand. Unglücklicherweise wurde Dazio von seiner lieblichen Muhme nach der Stadt zurückgeschickt, um ein Geschäft auszurichten. Ohne dessen Beistand wagte Zebrù kein Wort an Faustina, obgleich sie zutraulicher war als je. Endlich forderte Salverte ihn zum Schachspiel auf, und er nahm sich vor, die Gelegenheit nicht zu verpassen. — Aber das Spiel begann, wechselte, endete, und der Graf hatte nichts geredet. Endlich sprang er auf und fragte nach Faustina. — „Sie wird ihre Fische im Gartenteiche füttern," antwortete Salverte. „Geht hin und sucht sie auf. Ich mag sie lieber in Eurer Gesellschaft wissen, als in der des Griechen, der bisher Euch immer begleitete. Ich hasse nun einmal die Griechen: meines Vaters älterer Bruder ist zu Konstantinopel, verrathen von den Hunden, denen er mit seiner Tapferkeit diente, schmählich zusammengehauen worden."

Zebrù hörte diese lezten Worte nur mit halbem Ohr und flog hinaus, sein Idol aufzusuchen. Faustina war nicht am Teich, die Fische zu füttern. Da der schüchterne Liebende hoffte und fürchtete, ihr plötzlich zu begegnen, wenn sie hinter einem Strauch oder einer Gartenwand hervortreten würde, hielt er seinen Athem zurück und ging leise, wie die Luft, viel leiser, als die Stimme war, die er bald beinahe erschreckend vernahm. — „Du bist zudringlich, Constantin; ich liebe das nicht," sagte Faustina. Zebrù wagte einen Blick; das Fräulein saß auf den Stufen, die zu einer Statue der Venus hinaufführten; neben ihr der schöne Grieche, der ihre Hand ergriffen hatte. Das Blut in Zebrùs Herzen gerann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Fürsten.

Karl der Große nahm von Papst Leo die Adoration, d. h. wahrscheinlich den Fußkuß an. So liest man, daß er sich von den griechischen Gesandten und von Eginhard die Füße küssen ließ. Ludwig dem Frommen küßten nicht nur die Vornehmen den Fuß, sondern sogar seine Gemahlin Judith vor einem Gastmahl das Knie. Unter den Ottonen findet man nichts davon, aber unter Heinrich III. scheint der alte Brauch, wenn er je abgekommen, wieder aufgekommen zu seyn. Um diese Zeit gebot übrigens Papst Gregor VII., nur die päpstlichen Füße sollten von Fürsten geküßt werden. — Unter Friedrich I. wurde es wohl in Italien wieder Sitte und blieb es lange. Aber Maximilian ließ sich von Niemand etwas kniend sagen, „sondern steend, und hieß nach gelegenheit der perschonen sie das haupt mit ihren huetten decken.“ Als der bekannte Straßburger Prediger Geyler von Kaisersberg einst bei Max I. war und, um sich wegen der Hitze zu kühlen, das Baret abzog, zwang ihn der Kaiser, da er es als Zeichen der Unterthänigkeit ansah, es wieder aufzusetzen. — Selbst der hochmüthige Karl V. ließ sich von den besiegten Afrikanern die Füße nicht küssen, sondern sagte: „das Haupt herrsche, nicht der Fuß.“ — Wenn auch nicht das Fußküssen, doch das Knien ging in das moderne, von Ludwig XIV. eingeführte Ceremoniel über, und erst Friedrich II. von Preußen, und dieser spät genug (1783), verbot seinen Unterthanen das Niederknien bei Ueberreichung der Bittschriften. Die damaligen Zeitungen, besonders das Hamburgsche politische Journal und die Berliner Monatschrift erschöpften sich in Preis und Dank dafür.

Götz von Berlichingen sagt in seiner Lebensgeschichte von Kaiser Max I., den er im Lager gesehen: „der hett ein grünes kleines altes Röcklein an und ein grünes Stutzkäpplein und ein großen grünen Huth darüber, daß ihn keiner für einen Kaiser gefangen oder angesehen hett.“ Mit dem einzigen Wort „gefangen“ hat der Ritter sich selbst und sein ganzes Zeitalter auf's Treffendste charakterisirt. Heutzutage heißt es ebenso bezeichnend von einem unscheinbaren Großen: es hätte ihn Niemand für das, was er ist, verzollt. Max. I. hat den ewigen Landfrieden eingeführt.

— Herzog Albert von Sachsen im sechzehnten Jahrhundert sagte einmal: wenn er wüßte, daß er mit seinem Tode dem heiligen römischen Reich nützen könnte, er wollte sich „zu Förderung des Reichs Wohlfart henglen lassen.“ — Man drückte sich jezt feiner aus, wenn man solche patriotische Gelüste hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Regierung. Neue Einrichtungen.

Dies ängstliche Leben von einem Tag zum andern, ohne Hoffnung, ohne ein höheres, allgemeineres Interesse, bloß auf die eigene kleine Existenz zusammengedrängt, bezeichnet freilich nur die entschiedenen Egoisten, an denen es aber in Genf nicht fehlt. Anders denken und handeln die wackern Männer, die oben die Regierung leiten und auf die das kleine Land vertrauensvoll sieht. Wollten aber diese einmal in ihrem Eifer und in ihrer Thätigkeit nachlassen, Egoisten werden und nur an sich denken, so wäre es bald um unsere Republik geschehen, die den Regierungsbeamten keinerlei Reiz bietet, weder schmeichelndes Ansehen, noch Einfluß, noch ansehnliches Geld, sondern nur den Dank der Mitbürger. Wollten wir dann noch Beamte haben, so müßten wir ihnen wenigstens gute Besoldungen geben, damit sie Fortüne machen könnten; dazu aber hat der kleine, nur über geringe Geldmittel verfügende Staat die Kraft nicht; es wäre auch das alte Genf nicht mehr, von dem J. J. Rousseau sagte, er würde es zum Vaterland wählen, wenn er nicht da geboren wäre; es würde dann bei uns ungefähr so werden wie jenseits des Jura und der Rhone. Aber lassen wir dies und gehen wir zu etwas Erfreulicherem über.

Voriges Jahr geschah hier manches Lobenswürdige, unter Anderm die Vollendung, Einrichtung und Dotirung des neuen Irrenhauses, nach den rationellsten Erfahrungen über diesen, für die Menschheit so wichtigen Gegenstand. Bald dürfte die Anstalt auch im Auslande einen so ausgezeichneten Ruf erlangen, wie unser Pönitenz- oder Strafarbeitshaus, zu dessen Ansicht und Prüfung noch immer zahlreiche Sachkenner und Regierungscommissäre aus allen Theilen Europas hierherkommen. Indessen haben zwei unserer ausgezeichnetsten Aerzte, Dr. Gosse und Dr. Coindet, die Gefahren dieses Pönitenzsystems für die Gesundheit und das Leben der Sträflinge dargethan, wenn es nicht mit mehr Vorsicht als bisher angewendet und bei der Abscheidung, Einsamkeit und Beschäftigung der Gefangenen nicht mehr darauf gesehen wird, ihnen Bewegung zu gönnen und auf diese Weise günstig auf sie zu wirken, was jedoch sehr schwer seyn dürfte, ohne einen Theil des moralischen Effekts zu zerstören, der bisher unläugbar bei diesem System zu bemerken war.

Sehr dankenswerth war auch die Annahme des Dezimalmünzfußes, der mit dem 1sten Januar in Ausführung gekommen ist und uns in Uebereinstimmung mit unsern südlichen und westlichen Nachbarn schon jezt große Erleichterung in Handel und Wandel gewährt. Genf ist auch hierin der Schweiz mit gutem Beispiel vorangegangen; Waad und Bern werden nicht lange zurückbleiben, da ihre Lage ihnen die Annahme dieses Münzfußes fast als eine Nothwendigkeit auflegt.

Eine bedeutende Verschönerung des neuen Rhonestadttheils, des quartier des Bergues (Kleeberger), durch die Fortsetzung des Kay's und die Wegreißung der Mühlen, hat bereits begonnen und ist schon ziemlich weit vorgerückt. — Mehrere neue und große Bauten stehen bevor, von denen einige noch im laufenden Jahr angefangen werden dürften. Die hydraulische Maschine, wodurch das Rhonewasser von der Insel in die obere Stadt getrieben wird, galt lange für eine Merkwürdigkeit in ihrer Art, da sie in einer Zeit gebaut worden war, wo die Hydraulik noch in den Kinderschuhen stand. Sie ist zwar immer fortgegangen, aber nicht mit der Zeit. Seit achtzig Jahren hat sie sich daher abgenuzt und ist ein altes Werk geworden. Sie wird nun durch eine neue ersezt werden, bei deren Bau der Unternehmer nicht nur alle Fortschritte der Wissenschaft in der neuesten Zeit benutzen, sondern auch dafür sorgen wird, daß durch Röhren eine hinreichende Masse Wasser in alle Stockwerke der Häuser geleitet werden kann, was bisher ganz fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. Juli 1839.

O thou dissembling cub! direct thy feet,
Where thou and I henceforth may never meet.
Shakespeare.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

„Soll ich nicht den geringsten Lohn ernten für den Zwang, den ich so lange schon ertrage?“ fragte Akalios dagegen und ließ seufzend die Hand los. — „Du hast noch nichts gethan, um die geringste Gunstbezeugung zu verdienen, Constantin. Die Zeit rollt aber dahin und das Spiel, das ich so blind und thöricht unternommen, straft mich bitter, wie du nicht weißt.“ — „Milde und Barmherzigkeit der Frauen! das Herz zerspringt ihnen, während sie ihren Feind erwürgen.“ — „Pfui, Constantin! Noch einen Spott wie dieser, und ich nehme die Zuneigung, die ich dir schenkte, zurück. —“ — „Um sie dem Apollo Zebrù als ein Almosen zuzuwenden?“ — „Schweig, oder ich zürne dir!“ — Nach einer Weile, aus tiefem Nachsinnen erwachend, fuhr Faustina fort: „Er hat mich sehr gedemüthigt, aber die Rache ist, wie ich fürchte, zehnmal peinigender. Ich hätte ehrlicher seyn sollen. Ich bin es nicht gegen ihn, nicht gegen den Vater, da ich heimlich dich begünstige, den er haßt, wie Alle deiner Nation. Ich bin auch nicht ehrlich gegen mich selbst —“ — „Also auch nicht gegen mich?“ — „Wer weiß?“ — „Ja, ja, du quälst mich mit einer Kälte, die ich nicht verstehe. Hab' ich mich nicht deinem Dienste geweiht? Bin ich nicht auf deinen Wink vom Streit mit dir zurückgetreten, um dir die Palme zu lassen? Hab' ich mich nicht geschickt in dieses Haus geschlichen, deinem Vater und Vetter zum Trotz, duldend die hochmuthige Gönnerschaft, die jener gräfliche Pedant und Narr mir zugewendet? Passe ich nicht wie ein Spion auf jeden Augenblick, der mir erlaubt, dir zuzuwinken, dir ein Wort zuzuflüstern? Soll diese Marter niemals ein Ende nehmen? Soll auch nicht die leiseste Gunst meine heldenmüthige Ausdauer belohnen? Wahrlich, du weißt nicht, was ich für dich gethan habe!“ — „Ich muß dir Recht geben, Constantin. Ich kenne deine Ansprüche nicht; ich kenne nur den Zauber, den die Natur über deine Gestalt verbreitet, der mich berückt und unterjocht hat, unterjocht wider meinen Willen. Glaube mir, daß ich oft, wenn das Herz schweigt und der Verstand redet, mich frage, ob auch deine Seele deiner Gestalt ähnlich sey? Meine Zweifel — ach! — sie verstummen nicht! Und so liebe ich dich, ohne deiner Liebe, ohne deiner Treue und Wahrheit, ohne meiner eigenen Beständigkeit gewiß zu seyn. Du trauerst? Ermuthige dich! Ich werde mein Wort halten. Es naht die Zeit, da ich frei über meine Hand werde verfügen können. Ich will die Deinige seyn, sobald ich nichts Böses aus ehrenwerthem Munde von dir

erfahren habe. Jedoch, zur Rechtfertigung meiner Liebe zu dir, fordere den Grafen vor aller Welt zur Erneuerung des Streits auf, in dem er mich bezwungen, und stürze ihn von der Höhe seines Siegs durch deine Gewandtheit, durch deine Weisheit herab. Du, den ich einst als meinen Gegner scheute, siege unter meinem Panier, und ich reiche dir vor allem Volke die Hand." — „Ich will thun, was du verlangst. Doch wird die Rache nicht vollkommen seyn, wenn du nicht ebenso öffentlich dem eingebildeten Zebrù den schmachvollen Abschied gibst. Du bist eine arge Fee, und ich weiß nicht, ob ich dir trauen soll. Du hast das blasse Ungeheuer an deinen Wagen gespannt; es zappelt in deinen Stricken, das Wort der Werbung liegt schon lange auf seinen Lippen. O, banne es noch fest bis zur gelegenen Stunde, daß vor den Ersten des Volks zu gleicher Zeit sein wahnsinniges Verlangen und dein triumphirendes Nein bekannt werden möge!" — Nach abermaligem tiefem Schweigen antwortete Faustina: „Ich will's." — Seufzend stand sie auf und entließ den heimlichen Verehrer. Als sie in das Haus trat und nach dem Gast fragte, berichtete ihr Salverte staunend, wie derselbe von ihm geschieden und daß er nicht wieder zurückgekommen. — Nächsten Tages jedoch erhielt Faustina folgendes Schreiben aus der Hand eines Läufers des jungen Grafen.

„Unglückliche Faustina! Ich nenne dich also, weil nur, wer ohne Falsch im Busen dahin lebt, glückselig genannt zu werden verdient; du aber bist nicht ohne Falsch, und die Untreue schlägt immer ihren Herrn. — Ich könnte meinen Brief schon mit obigen Worten schließen, denn du wüßtest schon hinlänglich, daß ich von deinen schnöden und arglistigen Rachevorsätzen unterrichtet bin. Aber es drängt mich, dir zu sagen, daß ich dir um der Gebrechlichkeit des Weibes willen verzeihe. Dem Schwachen scheint die Rache eine so schmackhafte Kost; Trauer und Täuschung folgen ihr jedoch auf dem Fuße. Ich will dir solche Trauer ersparen und scheide von dir, ohne „das Wort der Werbung" über meine Lippen kommen zu lassen, ohne dem Elenden, der dich überlistet und verblendet hat, öffentlich zum Opfer zu fallen. Ich zittere, indem ich dieses schreibe, weil ich dich liebe. Ich hasse, ich verachte dich nicht; eher müßte ich mich selber verachten, daß ich von den Lehren der Weisheit und Erfahrung abweichen konnte. Aber schon bin ich so ketzerisch geworden gegen die Vernunft, daß ich's nicht für Sünde achte, dich geliebt zu haben und ewig dein Bild liebend im Busen zu tragen. Wisse und glaube mir: in der Brust des Häßlichsten lebt ein Geist, der gerne umfängt, was schön ist auf Erden, der auch für das Schöne, dem er nicht nahen darf, mit allen Flammen glüht. Mein Geist wird deiner auch in der Ferne gedenken, versöhnlich, brüderlich, liebevoll. Du wirst mir immer theurer werden, je trockener und freudenloser dein Leben sich gestalten wird, weil einem Weibe ohne Herz kein Heil auf Erden blüht; und segnen will ich dich, während du fluchen wirst dem Satan der Gefallsucht und Verführung, der die Welt durchschreitet. Denn ich habe dich einmal zur Hälfte meines eigenen Lebens, meiner innersten Seele erkoren, und mag das nicht vergessen. Ich mag nicht wüthen gegen das Geschöpf, das sich mein „Ich" nennen darf. Straucheln und sündigen wir nicht alle Tage, und verzeihen wir uns nicht alle Sünden? Zürnen wir nicht stündlich unsern Fehlern und lieben wir uns nicht stündlich inniger? — Lebe wohl, Faustina."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich dabei eines selbsterlebten kleinen Vorfalls, der die grenzenlose deutsche Abhängigkeit und Befangenheit in den Lebensformen zu sprechend malt, als daß ich ihn nicht anführen sollte. Es war in einem der ersten Gasthöfe im Rheinthal an der Wirthstafel; unter andern befand sich daselbst eine äußerst elegante fremde Dame mit hoch aristokratischen Geberden, welche während des Speisens, die Oberarme an den Leib gelegt und die feinsten Handschuhe an den niedlichen Händen, die Vorderarme zierlich spielen ließ wie ein Eichkätzchen. Ihr gegenüber saßen einige junge deutsche Frauenzimmer, von denen ich nur zu sagen weiß, daß sie ganz artig aussahen und sehr gut gekleidet waren. Kaum hatten diese das fashionable Manöver der Dame bemerkt, so senkte erst die eine, dann die andere die nach der Landessitte bloßen Speisehände, wie beschämt, unter das Tischtuch; sie ließen sie nach einer geschäftigen Weile in Handschuhen wieder auftauchen, worauf sie mit zurückgedrückten Ellbogen und gespreizten Fingern speisend zeigten, wie schnell man sich in die feinsten Sitten findet, wenn man einem nur überhaupt sagt, was Lebensart ist. Ich könnte die Geschichte grell ausmalen, wenn ich ihre Handbekleidung verläumdete; aber nein, die Handschuhe waren tadellos, und es war auch so arg genug; denn es that mir in der Seele weh, wie ihre sonst gewiß beim Naschen so flinken Hände strauchelten und tappten, als wären den Fingern die Augen verbunden, wie sie zuckten und wischten, wenn sie der Instinkt einen Geflügelknochen oder sonst etwas Schmutzendes und Färbendes berühren ließ.

Ja, unsere Unmündigkeit, unser Aberglauben und unsere Leichtgläubigkeit in Allem, was den sogenannten Weltton betrifft, geht sehr weit, weiter, als wir meistens

selbst glauben. Dieser ängstliche Kultus des Frivolen steht mit unserer sonstigen Gravität und Gemessenheit im sonderbarsten Kontrast, und wenn wir gerade in diesem Punkt die Engländer so ergötzlich finden, so beweist dies nur, daß wir uns selbst nicht kennen. Wir und sie sind gerade die umgekehrten Franzosen, die sich mit dem Ernst des Lebens so leicht compromittiren als wir mit dem Schmuck desselben. Dieser Widerspruch im Wesen der Völker fällt freilich am Ende mit der Natur des Menschen an sich zusammen und ist ein nothwendiger, wenn die Nationen überhaupt als Persönlichkeiten höherer Ordnung eine Totalphysiognomie und einen Gesammtcharakter haben sollen. Das Individuum kann nicht tief und oberflächlich, innerlich und äußerlich anstellig zugleich seyn: ebensowenig die Völker, und es ist ein Naturgesetz, daß sie ihre Vorzüge und Virtuositäten, seyen sie nun in Gedanken oder in Waarenballen verkörpert, gegen einander austauschen. Der gemeine Franzose hat von uns die närrischsten Begriffe; wir sind ihm eine Nation von Grublern und Träumern, die vor lauter Ideen an das Nächste und Nothwendigste nicht denken können; er fühlt sich uns gegenüber im Verhältniß des Hofmeisters zum jungen Bären, der ihn beständig mahnt, beim Essen und im Anzug artig und säuberlich zu seyn, den Leib gerade zu halten, nicht auf den Boden zu spucken und der Mama die Hand zu küssen; er meint unter Anderm, wenn Frankreich den cynischen Philosophen jenseits des Rheins nicht beständig durch das Prästigium seiner modischen Muster und Vorschriften in Athem erhielte, so liefe er am Ende mit einem Schuh und einem Stiefel an den Beinen auf die Straße, und sieht er ein Trousseau für eine deutsche Prinzessin packen, so ist er überzeugt, daß ohne solche regelmäßige Zufuhren von Saatkorn der Eleganz die Nation bald auf eine Art von Naturzustand zurücksänke.

Der Franzose hat gewöhnlich kein Auge und keine Gerechtigkeit für das, womit wir ihm seinen Unterricht in äußerer Dressur vergelten, und dies liegt in der Natur der Sache, weil die Güter, welche er im Laufe der Geschichte von uns bezogen, und jezt mehr als je bezieht, nicht in Hut- und Bandschachteln verschickt und nicht hinter Spiegelscheiben ausgehängt werden. Seine Ideen und Erfindungen, deren wir nicht entbehren können, schlagen sich meist an unsern Körpern und in unsern äußern Lebenskreisen überhaupt unmittelbar als sichtbare und greifbare Gebilde nieder; das Geistige, das er unwillkührlicher von uns entlehnt, wirkt meistens mehr in der Art eines Ferments in der jenseitigen Nationalität, und im Produkt ist der virtuelle Antheil des Erfinders nicht mehr rein auszuscheiden. Ein Gedanke höherer Ordnung, der durch Association unzählige weckt und Unberechenbares wirkt, ist, einmal entlassen, nicht mehr so zu greifen, wie einer, der sich in einem Toilettenstück fast geometrisch abschließt. So kann der Franzose unsern Einfluß ignoriren, wenn er will, und hundertmal streitet er ihn uns auch gegen die Evidenz ab; wollten wir dergleichen Prätensionen machen, so brauchte er nur an unsern Personen und in unserer Umgebung auf tausenderlei Dinge zu weisen, die handgreiflich den Stempel seines Witzes tragen. Dies ist es, was ihn eitler und suffisanter, und uns demüthiger macht als gebührlich; was ihn herrschender und uns abhängiger erscheinen läßt, als sich in der Wirklichkeit herausstellte, wenn sich eine Bilanz ziehen ließe. Wie der Lebende Recht hat, so ist der im Vortheil, der für das Leben und den Umgang den Ton angibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Dampfschifffahrt. Eisenbahn. Naturforschende Gesellschaft.

So belebt im Augenblick unsere rheinische Dampfschifffahrt ist, so erregt dieselbe doch durch die übertriebene Konkurrenz nicht geringe Besorgnisse. Zuerst trat die Düsseldorfer Gesellschaft in die Schranken mit der alten, reichen Cölnischen, die ihren Aktionären in den zwölf Jahren, wo sie allein auf dem Rhein verrichte, ganz außerordentliche Gewinnste brachte. Die Konkurrenz der Düsseldorfer Gesellschaft war nöthig, sie war wohlthuend; denn von der Zeit an, als diese in die Schranken trat, änderte sich die Dampfschifffahrt durchaus zu ihrem Vortheil; man kam rascher vom Platz, man reiste bequemer und billiger, es wurden neue, vortreffliche Dampfschiffe herbeigeschafft, und nun erst begann die Rheingegend, und besonders der rheinische Handel die Vortheile aus der Dampfschifffahrt zu ziehen, die sie von derselben erwarten durften. Allein damit war es auch genug. Nun aber erscheint gar eine dritte Konkurrentin auf dem Mittelrhein in der niederländischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, und eine vierte wird erwartet in der deutsch-englischen (Cöln-Londoner). Man fragt sich: wohin soll das führen? Kann es in dem Interesse der Regierungen liegen, daß eine Gesellschaft die andere untergrabe, und daß der Stärkere, d. h. der Reichste, das Feld behaupte? Muß man nicht befürchten, daß, wie es leider schon oft geschehen ist, die einzelnen Dampfschiffe sich überbieten und zum Unglück der Reisenden die Dampfkraft mißbrauchen? Es ist nicht abzusehen, wie bei einer Konkurrenz dieser Art das Ganze noch bestehen kann, auch angenommen, daß die Gesellschaften sich nur mit Zinsen begnügen und auf Dividenden verzichten wollen. Muß doch jede Gesellschaft an die Gründung eines Reservefonds denken, um später neue Schiffe an die Stelle der abgenuzten, untauglichen herbeizuschaffen. — Ueber unsere Taunuseisenbahn habe ich jezt nur Erfreuliches zu berichten. Es wird jezt mit einem Ernst gebaut, der gegen die frühere Lethargie sehr absticht; alle Grundstücke sind im Besitze des Comités, alle nöthigen Bauten sind vortheilhaft vergeben und längst begonnen; die Zahl der Arbeiter ist groß und der Arbeitslohn jezt von der Art, daß keine Unterbrechungen mehr, wie früher, zu erwarten sind. Der Stand der Bahn ist im Augenblick folgender: Auf der Station zwischen Mainz und Wiesbaden sind alle Vorarbeiten

beendet, und die Schienen bedecken bereits ungefähr ein Drittheil des Wegs. Gerade so verhält es sich auf der Strecke zwischen Frankfurt und Hattersheim, nur daß man hier mit dem Schienenlegen noch nicht so weit vorwärts ist. Auf der Strecke zwischen Hattersheim und Kassel ist man noch am wenigsten vorwärts geschritten, weil in der Hochheimer Gemarkung die Acquisition der Grundstücke so schwer hielt, und weil auch gerade auf dieser Strecke die meisten Hindernisse zu überwinden sind. Jedoch dürfte man bis zum Herbste auch auf dieser Strecke die Vorarbeiten beendigt haben. Ueber die Beendigung kann man jetzt Folgendes mit Zuversicht versichern: die Bahn zwischen Mainz und Wiesbaden wird in der Mitte Julis dieses Jahrs eröffnet werden können; zu gleicher Zeit wird auch die Bahn zwischen Frankfurt und Höchst befahren. Die Strecken zwischen Höchst und Kassel können schwerlich vor dem nächsten Frühjahr in Gebrauch gezogen werden, so daß die Beendigung der ganzen Bahn auf das Frühjahr 1840 zu erwarten ist.

Die hiesige rheinisch-naturforschende Gesellschaft, die sich mit jedem Jahre eines höhern Aufschwungs erfreut, und in ihrer Wirksamkeit gar nicht mehr erkennen läßt, daß sie erst drei bis vier Jahre alt ist, hat kürzlich einige bedeutende Bereicherungen ihrer Naturaliensammlungen erhalten, die hier eine Erwähnung finden mögen. Vor allen Dingen sey des fürstlichen Geschenkes gedacht, mit welchem der Graf von Hohenwart in Laibach (derselbe ist Ehrenmitglied des Vereins) die Gesellschaft erfreute. Wir erhielten von diesem hochherzigen Geber zuerst eine der herrlichsten Conchyliensammlungen, die man sehen kann, bestehend aus mehr denn 2000 Stücken, darunter Exemplare von bedeutendem Werth, überhaupt fast alle von Lamarque aufgeführten Genera, und zwar trefflich etikettirt und geordnet. Dann befand sich noch bei der Sendung eine prachtvolle Sammlung getrockneter Pflanzen aus Illyrien, und eine Anzahl sehr werthvoller Amphibien in Weingeist. Wir stellen hier nur die einfache Thatsache ohne alles weitere Lob hin. — Ferner verdient es Anerkennung, daß kürzlich unser Landsmann Lauer (Sohn eines hiesigen Holzhändlers) aus Curaçao in Westindien unserer rheinisch-naturforschenden Gesellschaft ein werthvolles Geschenk an seltnen Naturalien, in acht bis zehn Kisten, eingeschickt hat. Es bestand dasselbe aus einer großen Anzahl Conchylien, worunter mehrere Stücke von besonderer Größe und Schönheit, ferner aus einer großen Anzahl Korallen und Schwämmen, endlich, und das ist der werthvollste Theil der Sendung, aus Seefischen und Amphibien in Spiritus, und aus mehreren andern Seethieren. Der Platzkommandant auf Curaçao, van Koetsfeld, ist bei dieser Sendung unserem Landsmann Lauer an die Hand gegangen. Wir dürfen, nach der Versicherung desselben, demnächst noch andern Sendungen entgegensehen. Es ist schön, wenn man, viele tausend Meilen von der Heimath entfernt, auf solche Weise der lieben Vaterstadt gedenkt. Aehnliche, wenn auch minder bedeutende Geschenke an Naturalien hat die Gesellschaft im Verlaufe des Jahres von auswärtigen Freunden und Gönnern des schönen Instituts erhalten, und es darf uns nicht wundern, wenn unter solchen günstigen Auspicien unsere Sammlungen bald mit allen ähnlichen am Rheine wetteifern können.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

In Republiken, wie die unsrige, kränkelt leicht auch entschieden Gutes, wenn es nicht kräftig genug vertreten wird. Dies zeigt sich jetzt bei unserer Akademie, die unter Muniers Rektorat vor drei Jahren einen vielversprechenden Aufschwung nehmen zu wollen schien und nicht neben den Nachbarakademien in Lausanne und Neuchatel zurückbleiben wollte. Neue Lehrstühle für Mathematik, Astronomie, Criminalrecht und vergleichende Literatur wurden in Anregung gebracht und zum Theil wirklich ausgeschrieben. Ehe es aber zu Ernennungen kam, wechselte das Rektorat der Akademie, das neue glaubte, mit den vorgeschlagenen Erweiterungen habe es keine Eile, das vorhandene Enge und Einseitige könne immer noch einige Jahre fortdauern; kurz das neue Rektorat wußte andere Ansichten als die Muniersche geltend zu machen, und alle Ernennungen und Erweiterungen auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, bis sich fähige und genehme Genfer dazu heranbilden und melden würden. Dabei ist nun durchaus nicht abzusehen, wann die Akademie wieder eine entschiedene Richtung annehmen wird. Die Besoldungen der neuen Professuren sind so gering — viel geringer als die Lausanner und Neuchateler — daß nur Genfer, die eigenes Vermögen, oder andere Stellen oder andere einträgliche Beschäftigungen haben, oder sich mit Privatstunden etwas verdienen wollen, den Gedanken fassen können, sich dazu zu melden und für ein Geringes ihre Unabhängigkeit zu opfern. So eine Professur dürfte nur aus patriotischer Hingebung angenommen und neben andern Dingen getrieben, nie aber Lebenszweck werden. Es wäre auch unbillig, wenn die Akademie mehr von ihren Professoren verlangte. — Der Mißlichkeit dieses Interims hat die Akademie vorigen Winter durch außerordentliche Vorlesungen abzuhelfen gesucht, die zugleich ein Prodromus für künftige Bewerber seyn sollen. Es ist natürlich, daß ungeachtet dieser außerordentlichen Vorlesungen in Criminalrecht, Mathematik und Literatur viele Lücken im Unterricht blieben, die auch der Akademie mehrmals öffentlich vorgeworfen wurden. A. Pictet, der würdige Träger eines in der Genfer politischen und literarischen Geschichte sehr würdigen Namens, ein Gelehrter, der sich durch seine seltenen philologischen Kenntnisse auszeichnet und dessen Denkschrift über die Verwandtschaft der celtischen Sprachen mit dem Sanscrit vom französischen Institut gekrönt worden ist, A. Pictet hielt Vorlesungen über Aesthetik und Literaturgeschichte. Es wäre der Akademie sehr zu wünschen, daß sie ihn für die Professur der vergleichenden Literatur gewinnen könnte. Da er zur besten Genfer Aristokratie gehört, so würde er auch in dieser Hinsicht sehr passend seyn, und er könnte mit seinem gründlichen, freien Wissenschaftssinne an ihr Gutes stiften und eine große Lücke ausfüllen. — E. Diodati hielt Vorlesungen über die Geschichte der französischen Philosophie in der sogenannten Renaissancezeit, aus denen ich hier eine Stelle über die französische Philosophie ausheben will, die eben so gut auf die Tendenzen der Hegelianer und des „jungen Deutschlands" bei uns paßt. „Es gibt etwas ganz Unvermeidliches in der Cultur, das sogar als Bedingung der Humanität angenommen werden muß: was auch daraus entstehe, wie sich auch Zeiten und Verhältnisse gestalten, immer werden sich philosophische Tendenzen bilden und aussprechen, immer werden sie über die Intelligenz zu herrschen suchen; sie werden mächtigen Einfluß haben auf den socialen Zustand, und dadurch auf das Leben der Einzelnen. Dieser fast herrschende Einfluß hat sich immer gezeigt, und es wäre vergeblich, sich dagegen zu stemmen. Wo man auch die Geschichte der menschlichen Gesellschaft betrachtet, überall zeigen sich auf dem Grund gewisse Lehren und leitende Grundsätze, welche die Erscheinungen und Ereignisse der Zeit erklären." (Forts. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. Juli 1839.

— Pingimus atque
Psallimus, et luctamur Achivis doctius unctis.
Horat.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

So alt der germanische Einfluß in Frankreich ist, erst in neuerer Zeit tritt er in der Wissenschaft und Literatur, wie im Leben, deutlicher und massenhafter hervor, am Augenfälligsten in der sogenannten romantischen Poesie und in der Byronischen Laune, dem schwermüthigen Ernst der Jugend; wir unsernseits vergelten dieses schmeichelhafte Anerkenntniß dadurch, daß wir, wie schon gesagt, an unsern gedankenvollen Persönlichkeiten immer wähliger und eleganter, und in unserer schönen Literatur immer schöner, gewandter, witziger, salonsmäßiger werden, und beide mit dem cölnischen Wasser des feinsten Tons begießen. Sie nehmen von uns Geist und Schlachtvieh, wir beziehen von ihnen Esprit und Galanteriewaaren. Aber in der Art, wie wir Beide mit dem Erborgten hantieren, zeigen wir unser Naturell noch deutlicher als in originellen Produkten. Der französische „Zerrissene" kokettirt noch in den heftigsten Paroxysmen seines poetischen Schmerzes und drapirt sich eitel mit dem Mantel der philosophischen „Morgue," wie mit dem Faschingskostüm. Die deutsche Eleganz beiderlei Geschlechts nimmt selbst die Koketterie wichtig und ernsthaft; die Schöne mit dem neuen Putzhut wiegt das Haupt so feierlich, als säße eine Krone darauf, und der feine junge Mann trägt den Stock mit dem prächtigen Knopf, den ihm die Mode in die Hand gibt, mit Würde, wie der Sheriff oder der Läufer. Der deutsche Schöngeist aber, der den spirituellen Eiertanz nach französischer Weise tanzt, kommt gar zu oft von der Zehenspitze auf die platte Sohle nieder und verunreinigt sich und den Schauplatz. Schade um die Eier!

In der französischen Journalistik herrscht die Sitte, daß täglich oder periodisch die großen und kleinen Ereignisse in der Politik, in der Gesellschaft, der Kunstwelt ꝛc. munter, sarkastisch, boshaft, sentimental, pathetisch, wie es kommt, besprochen werden. Die Verfertiger dieser Blumen-, Frucht- und Dornenstücke bilden eine eigene Gilde; schneidend sind alle, und ihre Schärfe ist der unerläßliche Esprit, aber im Uebrigen sind sie sehr ungleich und verhalten sich unter einander wie nach Gewicht, Wasser und Figur verschiedene Diamanten: es gibt unter ihnen Tafelsteine, Rosetten und Brillanten, und ihr Werth, d. h. ihr Honorar, wächst geometrisch mit der Zahl der Karate, die sie wiegen. — Daß man diese flüchtige Bildermacherei in deutschen Journalen nachahmt, ist eine Mode wie eine andere; es ist ein Spielzeug weiter für Kreise, wo man im schweren deutschen Dunstkreise erst dann behaglich athmet, wenn man sich ausländische Luft zufächert. Daß man im Spiel mit der geistigen

Grazie der Franzosen am Schreibtisch keineswegs glücklicher, sondern meist weit unglücklicher ist, als im Spiel mit ihrer körperlichen Grazie an der Tollette — auch darüber wäre weiter nichts zu sagen, wenn sich nicht viele ehrenwerthe Leute sehr darüber verwunderten.

Diese Leute sagen: „Wenn wir uns doch zu Allem von auswärts das Zeichen und das Muster müssen geben lassen, wenn wir nicht von selbst darauf verfallen sind, in unsern Journalen geistreich zu seyn, so war dies einmal, sollte man meinen, eine Mode, wobei der Deutsche nicht Gefahr lief, sich zu kompromittiren; es war so recht Wasser auf seine Mühle, der ja ohnehin in Allem den Geist sucht und findet. Freilich sagt man, wie den Franzosen der deutsche Geist, so sey uns der Esprit unerreichbar, und unser Witz gebe weder das Wort wieder, noch erschöpfe er die Sache. Nun ja doch! Witz und Esprit mögen Dreiecke seyn, welche einander nicht decken; aber spitzwinkligt sind doch wohl beide; der Unterschied kann also kein wesentlicher seyn. Müßt ihr den Esprit bleiben lassen, so macht Witz, und es ist schwerlich etwas damit verdorben. Wenn die deutsche Nation sich selbst den Witz abstreitet, so verläumdet sie sich, wie so oft, gegen den Augenschein. Kann es in der Masse eines Volks, aus welcher Prachtkrystalle wie Kästner, Hippel, Thümmel, Wieland, Lichtenberg, Jean Paul, Hoffmann, Tieck angeschossen sind, an Witzstoff fehlen? Wohnen nicht überall Spezereikrämer zwischen den Großhändlern? und wo der Witz in Ballen liegt, da ist er doch wohl auch in Düten zu haben."

Dieses Raisonnement hielte vielleicht Stich, wenn die deutsche Gesellschaft wäre, was sie nicht ist, und nie seyn wird, eine so compakte Masse wie die französische. Just hierin liegt der radikale Unterschied zwischen beiden Ländern, und dies ist es, was auch die beiderseitige Literatur, was namentlich die Journalistik und den eigenthümlichen Geist der Völker in seiner Richtung auf die tägliche Ergötzung der Lesenden, in ein völlig verschiedenes Verhältniß setzt. Dies ist am Anfang dieser Betrachtungen gewiß richtig so bezeichnet worden: der französische Feuilletonist schreibt für sein Volk, der deutsche für sein Publikum; der erste, wenn er keck in den Stoff, das tägliche Leben, hineingreift und ihn mit Geschick behandelt, ist sicher, Allen oder fast Allen zu gefallen; für den zweiten sind zum Voraus gar manche Stücke des Stoffs zu heiß oder zu stachlicht zum Anfassen, und er fragt sich beständig, oder er sollte dies doch vernünftigerweise, ob er auch den Ton trifft, der den Leuten behagt, auf die er zunächst wirken will.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Dieses Schreiben versetzte Faustina in die grenzenloseste Bestürzung. Zwar erwachte sie bald aus derselben, um mit wildauflodernder Freude zu rufen: „den Heiligen Dank! Er sollte nicht das Opfer meiner Rachlust werden!" aber sie sank eben so schnell in die Betäubung zurück, indem sie ihre Locken zerriß und vor sich hin klagte: „Er ist für mich verloren! Napoleone für mich dahin!" — Also, wie ein Marmorbild, saß sie da und horchte Tage lang auf ihres Vaters Fragen und Tröstungen eben so wenig, als auf das girrende Abendlied, das Alatios unter ihren Fenstern sang, eine Meldung seiner Ankunft. Der Vater erfuhr nichts aus ihrem Munde; dem Griechen wurde ihre Pforte nicht aufgethan.

Schon einigemal hatte die Trauernde das Morgenroth beschienen, nachdem sie den Scheidebrief die ganze Nacht hindurch gelesen und wieder gelesen und mit ihren Thränen befeuchtet hatte; da stellte sich Dazio plötzlich ein, wild und aufgeregt, wie ihn Faustina nie gesehen. „Was ist mit dem Grafen geschehen?" fragte er; „Base, was hast du an meinem Freunde gethan? Doch, wie mag ich fragen, da ich Alles weiß? Mit dem glühendsten Fieber ringend, rief er deinen Namen und fluchte dem boshaften Constantin. Wie schön, Base, daß du den edlen Napoleone für den glatten Buben aufgabst!" Dazio riß den Degen aus der Scheide. „Sieh her, Faustina, das Blut an dieser Klinge ist das Blut des glatten Buben! Erschrick nicht, zittere nicht! Er lebt, aber ich habe ihn mit einem Kreuz über's Gesicht gezeichnet. Er wird dir nicht mehr gefallen, dafür stehe ich; aber dennoch soll er kommen und dir Abbitte leisten. Du mußt ihn kennen lernen, den Betruger, der, um sich bei dir einzuschmeicheln, den Doktor von Bologna mit giftigen Substanzen erkranken machte; den Schurken, der dem Grafen meuchelmörderisch an's Leben wollte, jedoch ihn nur ungeschickt verwundet hat; den Abschaum aller Niederträchtigkeit, der im Rausch seines Sieges, voll Hohn uber Zebrùs Niederlage, voll Hoffnung, dich endlich zu erringen, sich nicht entblödet hat, frevlerisch von dir zu reden und sich gegen Leute seines Gelichters mit Gunstbezeugungen zu brüsten, die ihm gewißlich nicht geworden sind!"

Faustina gewann die stolze Lebenskraft der unbescholtenen Jungfrau wieder und blickte voll gerechten Zorns auf den mißhandelten Griechen nieder, den ihr Vetter zu ihren Füßen schleuderte. Ihre Stimme, Medea's Grimm und Niobe's Jammer vereinigend, klang furchtbar

in Constantins Ohr: „Betrüger, Mörder, gewissenloser Prahler! Deine Rathschläge, dein Zureden, sie haben mich elend gemacht! fliehe von hier und verbirg in der Wüste dein schmählich beflecktes Angesicht!“ Nach diesem Aufschwung der Erbitterung sank Faustina wieder in sich selbst zusammen und redete nur mit den Gespenstern ihrer Einbildungskraft, bejammerte ihr Daseyn, ihre Thorheit, die eines Bösewichts trügliche Schönheit dem Verstande und Herzensadel vorgezogen hatte, prophezeite des jungen Grafen Tod und klagte bitterlich, ihn überleben zu müssen. — Was in ihrer Brust geschlummert, was nur dann und wann sich wie im Traum geregt hatte, war erwacht durch den Schrei ihres Schmerzens: die Leidenschaft der Liebe, die flammende Sonne, in deren Strahlen der morsche Abgott ihrer Sinne zu Asche verbrannte. — Da sagte eines Tags ein freundlicher Mund zu Faustina: „Napoleone lebt, er hat sein Leiden überwunden. Lebe auch du, und zwar für ihn!“ Und sie genaß zur Stunde von der Krankheit ihrer Seele.

Wie es nun kam, daß der Beleidigte die Kränkung vergaß, daß der Flüchtige wiederkehrte zum süßen Kerker, daß die zarte Sehnsucht und die grüne Hoffnung auf's Neue über des mürrischen Hettore Lehren die Oberhand behielten, mag leicht begreifen, wer da weiß, wie gern ein liebend Herz bereut und verzeiht, und was verständige Freunde vermögen. Salverte und Dazio rasteten nicht. Des großen Cosimo, des königlichen Kaufmanns erlauchter Enkel, Faustina's Beschützer, wenn nicht sogar ihr Vater, wie die Florentiner murmelten, führte die Liebenden zusammen, tauschte ihre Ringe am Verlobungsfest und bestimmte den Tag der Vermählung. — Die Stadt versagte dem Paare ihre Ehrfurcht nicht. Das körperliche Mißverhältniß der Brautleute trat in den Hintergrund vor ihrer so kräftig ausgesprochenen Leidenschaft und ihrem großen Reichthum. Dennoch zögerten die Florentiner mit ihrem lauten Beifall; sie schienen eines erwünschten Ausgangs der Sache noch nicht gewiß zu seyn. Vor dem Abendroth soll keiner glücklich gepriesen werden.

Als Gott der Herr das Paradies hinter unsern Stammeltern verschlossen hatte, versteckte er es vor allen Menschen, und erlaubt bis auf diese Stunde nur den Liebenden im Brautstande, von Zeit zu Zeit einen Blick hineinzuwerfen und sich im Geiste darinnen zu ergehen. — Für Napoleone und Faustina stand ebenfalls das Eden offen; doch lauerte in seinem Haine die Schlange des Argwohns, des Mißtrauens und falscher Erkenntniß. Unähnlich der alten Natter des Paradieses, wählte sie sich zum Opfer den Mann und umschnürte Napoleones Herz und Gehirn. — Er wurde binnen kurzer Zeit ein zweilebiger Mensch: heiter, gefällig und angenehm, so lange er sich unter den Augen der Geliebten befand; mürrisch, verschlossen, schwermüthig, sobald er in seines Hauses Einsamkeit zurückkehrte. Seine Melancholi wuchs schnell und riesengroß; eine besondere Furchtsamkeit bemächtigte sich des jungen Mannes dergestalt, daß sie in seinen Worten und Bewegungen sich ausdrückte. — Je heftiger diese unglückliche Stimmung in seiner Seele überhand nahm, je geringer wurde seine Macht, sich zu verstellen. Die kluge Faustina bemerkte endlich, daß trotz Napoleones angenommener Heiterkeit etwas Außerordentliches in ihm vorgehen müsse. Doch schwieg sie und wartete geduldig auf eine bessere Laune des Bräutigams. Später schwieg sie aus andern Gründen. Ihre eigene Seele war befangen von unheilvoller Furcht und Ahnung. — Sie hatte, dem Aberglauben der Zeit zufolge, dem auch die bessern Köpfe huldigten, von einem berühmten Astrologen zu erfahren gesucht, ob ihre Ehe glücklich seyn werde. Der weise Mann hatte nicht bejaht, sondern mit Zweifeln geantwortet, die peinlicher quälten, als ein klar vorhergesehenes Unglück.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Kiß's Amazone.

Die Amazone von Kiß ist eine öffentliche Person geworden — ein Ausdruck, über den ich im selben Augenblick, wo er aus der Feder ist, beinahe erschrecke; indessen läßt sich doch nicht füglich sagen, daß die Figur aus Thon ein öffentlicher Charakter sey, so viel Charakter das Kunstwerk auch haben mag. Drei Partheien haben sich ihrer bemächtigt: die Kunstfreunde, die daraus gern eine vaterländische Angelegenheit machten, die guten Pfahlbürger, welche das Vaterland nicht in seiner Kunst suchen wollen, und die Pietisten, welche einen neuen Götzendienst wittern. Der Wunsch, ein Bildwerk, welches nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner und Laien in seiner Großartigkeit einzig dasteht, durch die Gesammtheit aller vaterländischen Gebildeten ausgeführt zu sehen, hatte etwas Anregendes. Die kleinen Bedenken dagegen verschwanden vor dem schönen Gedanken, daß einmal das Volk ein großes Kunstwerk ausführen lasse, da man doch bisher behauptet hatte, das sey nur die Sache der Fürsten und Großen. Also sollte die Kunst in ihrer würdigsten Erscheinung, emanzipirt von der Mäcenatenprotektion, an's Licht treten. Das fand allgemeinen Anklang. Nur fanden sich nur zu bald Bedenken ein, hinsichtlich des Begriffes Volk. Den Berliner Eckensteher mußte man schon ausschließen, und man restringirte den Begriff auf die Wohlhabenden und die Kunstfreunde. Aber bis wie weit? Das wahrhaft Schöne ist nicht örtlich gebunden; also erwarteten die Unternehmer von allen Seiten her freudig bereitwillige Unterstützung. Aber schon von der nächsten, sonst kunstliebenden Stadt Stettin aus schickte man ihnen zur Antwort: ihr in Berlin interessirt euch nicht einmal lebhaft für die Eisenbahn, welche uns zueinander führen soll, was fordert

ihr, daß wir uns für euer Kunstwerk interessiren? — Also schrumpfte der Begriff abermals ein: es blieb unser Kunstwerk, die wir innerhalb des Berliner Weichbildes wohnen. Nun sollte der städtische Patriotismus angesprochen werden. Man forderte die Stadtverordnetenversammlung auf, sich dafür zu interessiren. Aber wie war unsern Bäckern und Branntweinbrennern zu beweisen, daß sie die Aufrichtung des Standbildes einer nackten weiblichen Person, die keine Berlinerin gewesen, ja eigentlich niemals existirt hatte, für eine Stadtangelegenheit halten müßten? Daß Damen in Berlin reiten, ist noch eine solche Seltenheit, daß die Gassenbuben zusammenlaufen; ja in einzelnen entfernteren Revieren sind die schönen Reiterinnen selbst Insulten ausgesezt, weßhalb die Bereiter ungern ihre Damen dahin führen. Was konnte man nicht besorgen, da schon der große Kurfürst und der alte Ziethen nächtlichen Insulten ausgesezt sind, wenn eine nackte Reiterin ohne Schildwache dastand! Und diese daneben zu stellen, wie bei dem Kurfürsten auf der langen Brücke, hätte ebenfalls manche patriotisch-militärisch-moralische Bedenken gegeben. Ueberhaupt wem sollte denn die Stadt ein Denkmal sezen, das vaterländisch genannt werden könnte? Einer Frauensperson, welche nackend reitet, was nie hier vorgekommen ist, oder dem Angriff eines Tiegerthiers, das nie hier zu Hause war, und nur durch die polizeiwidrige Nachlässigkeit eines Menageriebesizers aus seinem Käfig gelassen seyn kann; oder der saubern Moral, daß ein solches Unthier ein edles, nüzliches Pferd in's Genick beißt, dergestalt, daß es im nächsten Augenblick stürzen muß? Ich will nicht sagen, daß diese Bedenken in der Stadtverordnetenversammlung zur Sprache kamen; aber dergleichen wurde doch gedacht, und wird außerhalb der Versammlung jezt geschrieben und gedruckt. Daß Herr Kiß ein Berliner ist und die künstlerische Ausführung seines Gedankens durch sich allein, und ganz abgesehen von dem behandelten allgemein menschlichen Gegenstande, der Stadt und dem Standpunkte ihrer Bildung zur Ehre gereicht, sind Motive, die man zur Zeit bei uns noch nicht zu kursirender Münze machen kann. Es ist kein vaterländischer Stoff; also mußte die vaterländische Theilnahme anderswo gesucht werden. Das arme gebildete Publikum war eben gerade vielfältig für die Armuth der Ueberschwemmten und Abgebrannten angegangen, und die Beutel waren erschöpft. Es hatte außerdem für Schiller, den deutschen Dichter, für Mozart und Beethoven, die deutschen Componisten, für Guttenberg, den deutschen Buchdrucker, für Lessing, den deutschen Dramaturgen, und noch für die Monumente von vielen andern Deutschen, weil es Deutsche, beigetragen.

(Fortsezung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Akademie.

„Allerdings können diese Tendenzen philosophische genannt werden, denn sie kommen von allgemeinen Grundsäzen über menschliches Seyn; daraus folgt aber noch lange nicht, daß sie rationell, weise, gerecht und nüzlich sind; oft sind sie dem Irrthum, dem Laster, dem Stolz, dem Egoismus und andern häßlichen Leidenschaften zugänglich, und dann werden sie sehr gefährlich. Dieselben Tendenzen, welche richtig, sittlich und verständig geleitet, zur Ordnung, zum Fortschritt des Guten und zum Glück der Menschheit führen können, werden eine Geisel der Gesellschaft und ihr Ruin, wenn sie in unrechte oder übelwollende Hände kommen, denn sie führen die Gemüther irre, geben der öffentlichen Meinung eine ganz falsche Richtung, drängen die bürgerliche Gesellschaft auf irrige oder schlechte Wege, und die ganze sociale Bewegung erhält durch sie eine Menge Richtungen, die zu Unordnung, zu Verdorbenheit und zu Verderben, zu langem und furchtbarem Wehe, und endlich zur gänzlichen Auflösung des Staatskörpers führen. Man betrachte nur, was die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß der materialistischen Lehren von Condillac und Helvetius geworden war; man betrachte diese Epoche in socialer Hinsicht, in Beziehung auf Sitten, Religion, Literatur und Politik; überall wird man die Wirkung des Materialismus herrschend finden. In diesen irrigen Lehren, in dieser unreinen Quelle liegt der erste Grund der auffallenden Ausartung und des furchtbaren Sittenverderbens jener Zeit. Ueberall treten ihre Grundsäze und Einflüsse hervor, in den damals allgemein verbreiteten ausgearteten Sitten, in der Literatur der höhern Welt und des Volks, und in dem irreligiösen Cynismus, endlich in der französischen Revolution, über deren Natur und Resultate man streiten kann, die aber einmal über das andere von Irrthum falsch geleitet und verfälscht, eben so oft von schlechten Leidenschaften und dem Verbrechen beschmuzt und in den Staub gewälzt wurde. Dieselben Tendenzen, oder andere nicht weniger gefährliche können wieder erscheinen und aufkommen, und es wird jezt, wie zu allen Zeiten, Menschen geben, die schlau und geschickt die immer lebendigen, positiven, den menschlichen Egoismus, die Leidenschaften und alles Gemeine und Niedrige mächtig ansprechenden Interessen zu ergreifen und auszubeuten verstehen, um daraus mit mehr oder weniger Kunst Grundsäze abzuleiten, die sie sofort als Brandstoffe in die Gesellschaft werfen, um damit heftige Leidenschaften aufzuregen, Partheien zu bilden, und mit scheinbaren Theorien Ehrgeiz, Habsucht, Bestechung und alle Art von Unrecht zu rechtfertigen. Werden solche Grundsäze des Verderbens von irgend einer Seite in Umlauf gebracht, so finden sich gleich viele Leute, die sie ergreifen und eifrig verbreiten, zumal wenn die Gesellschaft vorher durch einen falschen Schein dahin bearbeitet worden ist, sie handle ganz vernünftig, indem sie ihren Leidenschaften, Neigungen und Interessen nachgibt, indem sie das Fleisch emancipirt ꝛc.“

Die Akademie hatte im vorigen Wintersemester zweihundert und vier-und-dreißig Studenten, unter denen sich, neben hundert und fünf-und-zwanzig Genfern, Schweizer aus andern Cantonen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Piemontesen, Amerikaner, Spanier und Griechen befanden. Die mehrsten Ausländer sind aber keine eigentlichen Studenten sondern leben hier in Pensionen und benuzen ihren hiesigen Aufenthalt, um den Vorlesungen einiger Professoren beizuwohnen. Ein Phänomen war der Kurs des verdienstvollen Prof. Humbert über arabische Sprache; denn durch ganz eigenthümliches Talent und viel Mannigfaltigkeit im Vortrag wußte er ein-und-zwanzig Zuhörer zu vereinigen, was selbst auf den weit zahlreichern deutschen Universitäten und in Paris jezt selten seyn soll. Neun von diesen Zuhörern unterwarfen sich am Ende des Kurses einem Examen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt-Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. Juli 1839.

Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.
Schiller.

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Fortsetzung.)

Faustina verschwieg ihrem Geliebten ihrer Neugierde Versuch, um nicht von ihm verspottet zu werden; sie verhehlte es nicht minder, um seine Ruhe nicht zu stören oder seine übeln Stunden nicht noch trauriger zu machen. Ihr Betragen wurde jedoch ungleich und raubte dem armen Zebrù eine Stütze nach der andern, von denen er bisher noch im Gleichgewicht erhalten worden war. Wie staunte daher Dazio, als er aus Frankreich zurückkam und in einen Tempel bräutlicher Wonne zu treten vermeinte, daß er eine so üble Veränderung an seinem Freunde wahrnehmen mußte! Er bestürmte ihn mit den heftigsten Fragen, und mußte alle Bitten und Beschwörungen der innigsten Seelenbrüderschaft verschwenden, ehe ihm Zebrù mit sorgenvoll gefurchter Stirne sagte: „Ich bin allzuglücklich, Dazio. Mein Glück ist so groß und herrlich, daß es unmöglich dauern kann. Die Alten, jene lebensklugen Menschen, opferten in solcher Lage das Köstlichste den Eumeniden. Dem Christen ist dieser Sühnungsweg verschlossen. Nur ein Wunder kann unser Schicksal aufhalten im Verlaufe; aber Wunder werden nur den Heiligen bescheert. Meine Angst ist furchtbar, Dazio. Hinanklimmend am Lebensbaume des Glücks, sehe ich bereits mit Zittern das Ungeheuer, das mein Heil verschlingen wird, mir entgegen kommen. Ach, wie selig, wer da nicht lebte, mein brüderlicher Freund!“ — „Wiederhole mir deine Klage, ich zweifle, daß ich verstanden habe, was du sagtest; was befürchtest du im Ernste? Ein irdisches Unheil? einen Verlust an Gut und Habe? Schäme dich, Philosoph!“

Da seufzte Zebrù noch einmal so tief denn zuvor, erwidernd: „Ich fürchte nicht den Ruin meines Reichthums, den Brand meiner Paläste, nicht den körperlichen Tod. Aber mehr als den Einsturz der Welt fürchte ich den Tod meiner Liebe! Ja, Dazio, meine Liebe wird sterben müssen, mit ihr mein ganzes Heil. Ich habe es überlegt von allen Seiten; es kann nicht anders seyn. Je näher ich mit Faustina dem Altare schreite, je fühlbarer wird mir der Abstand von ihrer Schönheit zu meiner Mißgestalt, von ihrem klaren Verstande zu dem finstern Wirrsal in meinem Kopfe. Wie wir zusammentrafen, wie unsere Hände sich erreichen konnten — mir ist es täglich unbegreiflicher, und immer morgen ein größeres Räthsel als heute. Aber was ich deutlich sehe, ist der gähnende Schlund des Verderbens zu unsern Füßen; es ist die Ungeheuerlichkeit unserer Vereinigung. — Wenn ich mich nicht rette, wenn ich einschlummere auf Rosen,

werd' ich erwachen auf Dornen, in den Flammen der Hölle. Faustina wird, sie muß zurückkommen von dem Blendwerk, das sie mit mir verband. Wie wird sie mich hassen, wenn die Binde von ihren Augen fällt! Könnt' ich's ertragen? Sie spielt heute noch mit mir wie mit einem possierlichen Schäfer; morgen wird sie entrinnen vor mir wie vor einem häßlichen Affen! Jeder Tag wird ihr in meinem Antlitz eine Falte mehr, in meiner schwachen Gestalt eine Verrenkung weiter verrathen. Die schadenfrohe Sonne macht jedes Auge nüchtern, und die Nüchternheit ist der Tod der Liebe, und diesen Tod könnte weder mein Geist noch mein Körper überleben! Ich muß einen Ausweg finden."

„Du treibst einen grausamen Scherz. Zweifelst du an Faustina's Treue? Willst du abermals von ihr scheiden, um euch Beide zum Gespött der Welt zu machen?" Zebrù schüttelte den Kopf. „Ich scherze nicht, ich prophezeie," sagte er. „An ihrer Treue zweifle ich nicht. Doch, was ist schlimmer: Liebe ohne Treue, oder Treue ohne Liebe? Das leztere, meine ich, Dazio! Aber scheiden, wie du es begreifst, scheiden, wie ein ungetreuer oder mißlauniger Buhle — nein, das will ich nicht. Wenn ich je mich trenne von Faustina, so geht mein Geist, mein Leben mit. — Ich schwatze jezo etwas verwirrt, Dazio; zürne mir nicht. Schöner und wahrer klingt der Spruch der Alten, daß die Götter mitten aus der Fülle des Glücks, der Kraft und der Jugend den hinwegnehmen, den sie lieben."

Napoleone ließ diesen räthselhaft zusammengestoppelten Aeußerungen noch viele andere von gleich wunderlichem Gehalt folgen, bis Dazio endlich das Wort nahm und ihm mit allem Ernste seine unmännliche Befürchtung verwies. Er predigte dem Schwärmer lange und glaubte endlich, da der Graf immer weniger Einwürfe machte und zulezt gänzlich schwieg, den bösen Lindwurm eitler Sorgen überwunden zu haben. Der junge Diplomat kannte die Menschen noch nicht von Grund aus. In seiner Täuschung verharrend, wünschte er dem Freunde Glück zu einer bessern Ueberzeugung und erzählte ihm, daß er stehenden Fußes nach Pisa zu gehen vorhabe, um seine Braut abzuholen, und daß von ihm beschlossen worden, sein Vermählungsfest mit Zebrùs zu vereinigen. Mit nachdenklichem Lächeln spendete ihm der Graf seinen Beifall und sie trennten sich, der Eine abreisend mit guter Vorbedeutung in der Brust, der Andere zurückbleibend als ein Raub finsterer Gedanken.

Ein Bräutigam verrichtet seine Geschäfte und Aufträge troz des besten Eilboten. In ein paar Tagen war Dazio zu Pisa fertig geworden und trat mit seiner Auserwählten die Fahrt nach Florenz alsbald an, damit sie keinen Augenblick versäumten und just am Vorabend des Vermählungsfestes ankämen. Wie trabte so muthig der Renner Dazios! wie klangen so lustig die Schellen, wie so leichtsinnig wehten die Federn der Maulthiere, welche die Sänfte der Braut trugen! Der Wind blieb hinter ihren Hufen zurück. Dennoch gab es wenige Miglien von Florenz Anstände und Aufenthalt, die verursachten, daß erst am Abend das Paar in der Stadt der Medizeer eintraf. Dazio führte seine Schöne in Faustina's Palast. Er fand die leztere in Unruhe; seine Augen suchten vergebens den Bräutigam. Kummer, Unwille und Befürchtung bemächtigten sich seiner, da er von Faustina vernahm, daß Napoleone seit zwei vollen Tagen nicht gesehen worden war. Noch vor einer Stunde war ein Diener mit Anfrage zu ihm gesendet worden und hatte den Bescheid erhalten, der Graf sey in seinem Gemache eingeschlossen und wolle später von sich hören lassen. — „Du verstehst mich, Dazio," endigte Faustina mit gefalteten Händen, „wenn ich dich bitte, bei ihm dein Heil zu versuchen. Ich halte die Angst nicht aus, die mir sein Benehmen einflößt. Alle Zeichen stehen auf ein großes Unglück. Meine Laute ist gesprungen, die Eule hat geschrieen, des Astrologen Weissagung wird sich erfullen!"

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsezung.)

Der französische Journalist ist vorweg der Pariser; die übrigen kommen hier so wenig in Betracht als überhaupt. Wie der Papst urbi et orbi den Segen ertheilt, so spricht der große Geistmacher im Journal des Débats laut und vernehmlich zu seiner Stadt und der ganzen französischen Welt, welche zudem an den schönen Welten aller Länder so zahlreiche Satelliten hat. Denn Paris ist der große Mittelpunkt des Lebens, das Herz, von dem Alles weg- und dem Alles zuströmt, der Nervenknoten der Nation, in dem das Nationalgemeingefühl sizt, in dem sich jeder mit Lust und Stolz so recht als Franzose fühlt oder einmal gefühlt hat oder einst sich zu fühlen hofft. Im Hirnkasten eines jeden Franzosen ist Paris gleichsam das Ausraffach im Sezkasten, auf das er bei seinen Ideenassociationen jeden Augenblick recurrirt. In Paris bewegt sich der Stift des tausendarmigen Storchschnabels, der aller Orten proportionale Bilder zeichnet. Was sich dort ereignet, wirkt sympathetisch auf die ganze Nation, und die kleinsten Bewegungen im Centrum sind meist wichtiger als die größten auf allen Punkten der Peripherie. Und nicht nur dies: auch was von Bedeutung in der Provinz vorfällt, wird erst in der Hauptstadt mit dem Wort gestempelt, unter dem es fortan kursirt, und der Provinziale erfährt erst durch die Post,

wie der Vorfall, bei dem er unmittelbar betheiligt war, von der Nation aufgenommen wird, und ob er sich demnach ärgern oder ob er lachen darf oder soll.

Das sogenannte Feuilleton zieht seinen Stoff unmittelbar aus dem öffentlichen Leben, und da, wie gesagt, Redenswerthes nur in Paris aufsteigt, da jedenfalls, auch was auswärts passirt, eigentlich erst dann ein Ereigniß wird, wenn es zur Kunde der Hauptstadt kommt, so ist der im Winkel der großen Journale lauernde Feuilletonist der wahre Nationallustigmacher. Das Material bietet sich ihm Tag für Tag in größter Fülle an: der Operball, dann Longchamps, dann die Kunstausstellung, dann Paris aux eaux, dazwischen, wenn das Glück gut ist, die Emeute; der Minister, der sich compromittirt, und der Deputirte, der sich lächerlich gemacht, das zehnte oder zwölfte Debut der Sängerin und das todtgeborene Vaudeville, der Skandal vor den Assisen und der, den man sich in's Ohr sagt — seine Stoffverlegenheit ist immer nur ein embarras de richesse; und auf den Stoff, wenn er nur anziehend und von Allen zu begreifen ist, kommt ja auch fast gar nichts an: das, was er dazuthut, die Form, beherrscht Alles. Niemand will von ihm etwas erfahren, etwas lernen; was er bringt, ist für den Leser, nachdem er mit der Substanz des Journals den Appetit gestillt, das Dessert zum launischen Gaumenkitzel und tändelnden Devisenspiel. Der geistreiche Confiseur bindet seinen Zucker, d. h. seinen Esprit, kunstreich an die verschiedenen Stoffe, rührt und sprudelt sie zusammen, schlägt sie hier zu formlosem Schaum, bildet sie dort zu Blumen und Schnörkeln und Figuren aller Art, und der größte Künstler ist, der an seiner Zuckerpuppe der Primadonna die Grimasse des Bravourtrillers am glücklichsten aufgefaßt, und die der Tänzerin am keckſten auf der Fußspitze balanciren läßt, der die Person des Tagsgesprächs am groteskesten in Tragant aussticht und seine Bonbons in die schmackhaftesten Epigramme wickelt.

Auf solcher Höhe ist dieses Metier in Deutschland zum voraus unmöglich. Der deutsche Schöngeist, der etwa die französische Idee in ihrem Wesen auffassen und ohne formelle Nachahmung, eigenthümlich in seinem Kreise zur Ausführung bringen wollte, müßte sogleich inne werden, daß kein Talent die Verkürzung des Hebels der Wirksamkeit ersezt, ja daß diese Verkürzung die Idee selbst aufhebt, sofern er in der unmittelbaren Behandlung des öffentlichen Lebens ein öffentlicher, d. h. ein allgemeiner Schriftsteller für sein Volk seyn und nicht die zweideutige und in manchem Betracht demüthigende Rolle des Lokalgenies spielen will.

Das wahre Wesen des Feuilletons besteht darin, daß es rasch in's öffentliche Leben hineingreift und Alles, was ihm taugt, auf frischer That faßt; soll es wahrhaft wirksam seyn, muß der Leser die Scenerie und die Personen, die es vorführt, vor Augen, oder doch fertig in der Einbildungskraft haben. Die Maßregel von oben, welche Alle oder doch die Meisten berührt, das neue Theaterstück, das Alle gesehen oder noch sehen werden, das Spiel der Mimen, die öffentliche Charaktere sind, die Modethorheit, die durch die Gassen läuft, die Feuersbrunst, die im Situationsplan, welchen Jeder im Kopfe hat, eine Lücke reißt, der allbekannte Mann, der eben von sich sprechen macht, wäre es auch nur, weil er mit Tod abgegangen — dies und dergleichen ist der wahre Stoff für den Feuilletonisten, und seine Blätter sind ihrem Wesen nach Lokalblätter, und er ist ein Lokalschriftsteller, wie der echte Lustspieldichter ein Lokalpoet. Soll ihm in seiner niedrigeren Potenz eine Bedeutung zukommen, wie einem Menander und Aristophanes in einer höhern, so muß eben seine Stadt eine Weltstadt seyn. Dies ist Paris, und dadurch wird der Pariser Schöngeist zu einem Wesen, das in Deutschland ewig kein Gegenstück haben kann, wie die ganze dortige Journalistik überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Akademie.

Die Stellung der Akademie zum Colleg ist keine günstige, wiewohl diese Schulanstalt seit mehreren Jahren durch ausgezeichnete Lehrer Bemerkenswerthes leistet und tüchtige Schüler zieht. Allerdings hat die Akademie Recht, unzufrieden über die sittliche Erziehung und über die Rohheit der jungen Leute zu seyn, die von dem Colleg zu ihr kommen. An dieser traurigen Erscheinung ist aber mehr die ganz verfehlte häusliche Erziehung der Knaben Schuld. Sagte doch selbst der Rektor der Akademie beim lezten Promotionsfest: „Ich erlaube mir, alle Lehrer auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, der sich mit einiger Hartnäckigkeit bei unserer Jugend zeigt und dessen Keime im Colleg erstickt werden sollten, wo sie sich am ersten zeigen und entwickeln. Dieser Fehler besteht in anmaßender Einbildung, die sich über Alles ein Urtheil herausnimmt und oft in wahre moralische Indisciplin ausartet. Gewiß ist es ganz gut, zweckmäßig und lobenswürdig, wenn in den Studien schon vorgeschrittene junge Leute bei ihren Arbeiten denken, prüfen und selbst die Wahrheit suchen. Dem Fortschreiten in den Studien, der ganzen intellektuellen und moralischen Ausbildung und Vervollkommnung ist es aber zuwider und schädlich, wenn Collegschüler oder junge Leute, die eben aus der lateinischen Schule treten, sich anmaßen, ihre akademischen Lehrer und deren Vorträge zu beurtheilen und zu kritisiren, sich ihnen ab- oder zuzuwenden, wie sie es für gut halten. Es gibt ein Mittel, diese unreife und schädliche Richtung der jungen Leute zur Kritik zu bekämpfen; man muß sich nur hüten, über Methode und Lehre mit ihnen zu sprechen, ihnen Mißtrauen gegen gleichgestellte oder höher stehende Lehrer einzuflößen, mit einem Wort, man muß vermeiden, mit ihnen von Irrthümern zu sprechen, bevor man sie gelehrt hat,

die Wahrheit zu erkennen. An dem bezeichneten Gebrechen der unreifen Jugend sind aber lange nicht bloß die Lehrer Schuld; sie können ihm auch nicht abhelfen ohne die kräftige Mitwirkung der Eltern. Diese Mitwirkung wird aber häufig vermißt, und an ihre Stelle tritt eine jezt in den Familien herrschend gewordene Gewohnheit, den Knaben Ideen und Meinungen beizubringen, die ihnen noch lange fremd bleiben sollten. Man begeht den Fehler, die Kinder eine viel zu wichtige Rolle in den Familien spielen zu lassen, sie schon zu Freunden und Vertrauten zu machen, wo man sie nur lieben sollte. Unsere Voreltern waren zu zurückhaltend gegen ihre Kinder; wir sind, fürchte ich, zu vertraut mit ihnen. Das zu freundliche, süße, zärtliche, innige und vertraute Familienleben schwächt und entnervt die Charaktere; es ist eine künstliche Wärme, welche die Früchte wie in einem Treibhaus reift, aus dem aber eben so wenig gelehrige und fleißige Schüler, als künftig energische und sich aufopfernde Bürger hervorgehen dürften." Soviel ist gewiß, die Knaben werden hier weit weniger von den Vätern verdorben, als von den Müttern, die immer etwas von ihnen zu loben und zu rühmen haben, und denen eine leicht hingeworfene Entschuldigung oder die Apparence eines guten Einfalls, einer hübschen Bemerkung und dergleichen genügt, um den Buben Alles zu verzeihen und hingehen zu lassen, nicht nur Unarten, sondern auch Bübereien.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Kiß's Amazone. Düsseldorfer Bilder.

Man hatte das Publikum aufgefordert, für die kupferne Riesensäule des Cheruskerfürsten Hermann zu subscribiren, weil der Gegenstand deutsch sey, und der deutsche Stoff die unkünstlerische Behandlung vergessen lasse; was Wunder da, wenn nun das gebildete Publikum fragte, ob die Amazone auch eine Landsmännin sey? Es gehört schon ein hoher Bildungsgrad dazu, wenn ein ganzes Publikum sich nicht für den Gegenstand, sondern für die künstlerische Auffassung desselben interessiren soll. Da traten plözlich in die Vorderreihen die Koryphäen der Zeit — die reichen Banquiers. Ihre Fahnen mit 100 — 200 — 300 — 400 Thalern entfaltend, erwarteten sie, daß nun das Publikum sich beeilen werde, dem Impuls zu folgen; aber man läßt sich nicht mehr einschüchtern. Der Mehrzahl mißbehagte dieser Parademarsch außerordentlich, und die schon ihr Scherflein in die Hand genommen, steckten es wieder in die Tasche. Sie dachten: wollt ihr als Herzoge und Grafen das Publikum vertreten, so kommen wir nur in's Gefolge; wollt ihr die Zähler seyn, wollen wir nicht als eure Nullen figuriren. Dazu hatte man es für zweckmäßig befunden, das Versprechen voraus zu geben, der Name jedes Beisteuernden solle zu Füßen der Bildsäule eingegraben werden. Wenn die Namen figuriren, muß auch billigerweise der Beitrag beigesezt werden, in Thalern und Silbergroschen. Nun denke man sich das Piedestal der Amazone mit laufenden Contos, Transports und Strichen und Facits darunter, und frage sich, was von der Poesie einer Gruppe, die auf einem Contobuche steht, übrig bleibt? Der Gedanke war wirklich abschreckend. Einige Zeloten endlich sollen, um der Sache noch mehr Gewicht zu geben, von den Kanzeln herab gegen den neuen Gözendienst gedonnert haben. Das Faktum wird noch bestritten, doch läßt es sich glauben; es kann aber nicht von Einfluß seyn. Denn diejenigen, welche darauf hören, und diejenigen, welche für ein öffentliches Kunstwerk dieses Genres etwas zahlen, gehören zwei getrennten Völkern im Geist an, zwischen denen die Kluft täglich größer wird. Bis jezt sind zur Aufrichtung des Modells gegen 13,000 Thaler gezeichnet, und da Seine Majestät der König wohl noch schließlich, außer den voraus gezeichneten 5000 Thalern, mit einer Beihülfe zutreten dürfte, so kann man wohl auf die wirkliche Ausführung mit einiger Gewißheit rechnen. Aber jedenfalls sind die Verhandlungen darüber, und die zur Sprache gekommenen Fragen für das öffentliche Leben noch wichtiger als das Kunstwerk selbst.

Die jungen Düsseldorfer Maler haben in diesem Jahre die allgemeine Kunstausstellung nicht abgewartet, sondern eine besondere ihrer Werke privatim im Saale des Hôtel de Russie veranstaltet. Die Urtheile darüber sind sehr verschieden, nämlich über die Billigkeit eines solchen Verfahrens. Ein Gesez ist dadurch nicht übertreten, aber man erblickt darin eine Ueberhebung, welche sich wenig mit dem frommen bescheidenen Sinne der Schule vertrage, und zudem sey das Verfahren durch keine auffallende Ungerechtigkeit, welche den Düsseldorfern bei früheren Ausstellungen widerfahren, entschuldigt; denn welcher Künstler klage nicht darüber, daß seine Bilder in schlechtem Lichte hängen, und es habe noch Niemand zu behaupten gewagt, daß den Düsseldorfer Bildern im Ganzen schlechtere Pläze angewiesen worden seyen, als den von andern und besonders den Berliner Künstlern eingesandten. Daß sie sich zu gut dünkten, um mit den andern zu rangiren, sey doch nicht anzunehmen, und was würde herauskommen, wenn sich jede Schule auf diese Weise isoliren wollte: zumal in einer Zeit, wo die Kunst durch ganz Deutschland in Vereinen zusammentrete, um mit gemeinschaftlichen Kräften und Organen eine von den Mäcenen unabhängige Existenz sich zu sichern. Die Düsseldorfer werden gewiß Gründe für sich haben, es ist indeß zu bezweifeln, daß sie den Versuch wiederholen werden. Bei aller Anerkennung des Gelieferten, war darin doch nicht so Eminentes, es zeigte sich in den Kunstwerken kein solcher Fortschritt, welcher es vor dem Publikum rechtfertigte, daß die Schule sich nur als solche zeigen wollte. Im Ganzen haben nur wenige der Bilder die Aufmerksamkeit erregt, keines Epoche gemacht, wie früher Lessings trauerndes Königspaar, Bendemanns trauernde Juden und Sohns Hylas. Ja es wäre möglich, daß mehrere der eingesandten Bilder in Reih und Glied mit andern noch gewonnen hätten. Nur Lessings Ezzelin im Kerker, ein treffliches Bild, und schon aus andern Ausstellungen dem Publikum bekannt, mußte durch seine edle Einfachheit, seinen strengen und milden Charakter ansprechen, die intensive Größe des Königspaares erreicht es aber doch nicht. Seine Landschaften waren vortrefflich. Sohns beide Leonoren, schöne Köpfe, schönes Colorit, viel Fleiß, gehen unter in dem mit zu großem Kraftaufwand ausgeführten Beiwerk. Sie hätten in keiner großen Ausstellung ungünstiger hängen können, als hier dem Lessingschen Bilde gegenüber, wo die Decoration vor den Personen ganz in den Hintergrund trat und die einfache Conception des Gedankens schlagend wirkte. — Welche Wirkung die Isolirung der Düsseldorfer auf die große Gemäldeausstellung, welche im September beginnt, üben wird, steht noch zu erwarten. Ohne bedeutenden Zuschuß von auswärts, vielleicht aus Paris, dürfte sie so ausfallen, daß man doch zur Ueberzeugung zurückkehrt, wie Producenten und Consumenten nicht ansehnlich genug sind, um statt des bisherigen zweijährigen einen einjährigen Markt zu rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. Juli 1839.

> Da es keine Hauptstadt gibt, die der Sammelplatz der guten Gesellschaft von ganz Deutschland ist, so kann der gesellige Geist seine Gewalt nur wenig geltend machen, so fehlt es dem forschenden Geschmack an Einfluß, und den Waffen des Spottes am Stachel.
>
> Frau von Staël.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Pariser und, bei ähnlichen Verhältnissen, die Londoner Journale sind Lokal- und universelle Blätter zugleich, und dies gibt ihnen ihre eigenthümliche Kraft und ihren Mitarbeitern, welche das Puppenspiel des täglichen Lebens commentiren und parodiren, die eigenthümliche Bedeutung. Denn genau betrachtet, ist auch in Frankreich das öffentliche Leben sehr arm; es concentrirt sich im Grunde völlig in der Hauptstadt, und nur die von dort ausgehenden Schwingungen erhalten Regsamkeit im Lande. Dieses gleicht einem stehenden Wasser mit einem sprudelnden Springquell in der Mitte, der durch concentrische Kreise, die er ewig ausstößt, die ganze Fläche in gleichförmige Bewegung setzt. In Deutschland dagegen ist das öffentliche Leben, soweit überhaupt hievon die Rede seyn kann, in zahlreichen kleinen Kreisen abgeschlossen, und es gibt eben so viele Mittelpunkte der Bewegung. Aristokratische Cirkel mit oder ohne Hof, Theater, Galerien, Kunstanstalten aller Art, Poeten und Gelehrte, Alles, woran sich geistiges Leben entwickelt, ist über das Land zerstreut: nirgends ein deutsches Mekka, dem der Aberglaube in Kunst, Literatur, Mode u. s. w. das Angesicht zukehrte; nirgends ein gebietender Punkt, nicht einmal ein primus inter pares, keiner, der in Allem, kaum einer, der in Vielem den Ton angäbe, alle auf gleicher Höhe, wenn nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Bei uns wird am Ende in Wissenschaft, Kunst, Literatur, in Kabinetten und gesetzgebenden Versammlungen, in Salons und auf dem öffentlichen Platze so viel Schönes und Großes, Verfehltes und Unsinniges, so viel Virtuosität und Stümperei, Verdienst und Anmaßung, Verstand und „Cant," so viel Herzerhebendes und Zwerchfellerschütterndes zu Tag gefördert als in Ländern mit herrschenden Mittelpunkten; wenn man aber ein wenig hoch über das Land wegsieht, so meint man, im gegebenen Augenblick geschehe so gut als gar nichts. Der Stoff zu einem gescheiten Feuilleton, das die ganze Nation, d. h. ihre höhern Stände mit gleichem Vergnügen genießen könnten, ist überall und nirgends; er ist nirgends nationell, er ist aller Orten provinziell, oder gar städtisch, kleinstädtisch, hausbacken, Stoff zu Klatschblättern; und das sind auch die Pariser, nur daß die ganze Nation mitklatscht.

Ja, nur als Organ des Klatschens hat das Feuilleton Sinn, das heißt so weit, als die Bilder seiner Zauberlaterne für den Zuschauer in den Kreis seiner vertrauten Vorstellungen fallen, soweit, als Menschen und Dinge, welche es vorführt, in den Lesern bestimmte Gefühle wecken, sey es nun Liebe oder Haß, Respekt oder Mißachtung, Bewunderung oder Lachkitzel. In dieser Beziehung

spielt nun aber der Pariser Schattenspielmann in der Mitte des großen Netzes auf dem Nervensystem der ganzen Nation. Jeder, auch der an die Provinzialscholle gefesselte Franzose ist in allen Winkeln von Paris so zu Hause, wie der Alterthümler, der niemals die Alpen überstiegen, im heiligen Rom. Der witzige Pariser Klatscher ist bei Menschen und Dingen der Beschreibungen und Begriffsbestimmungen ein für allemal überhoben; er braucht zur Substanz seiner Artikel nicht mehr Worte als der Barbier, welcher im kleinsten Flecken eine Geschichte ausbringt; er kann, wie der Barbier, die Zeit auf den Schmuck seiner Rede verwenden, und mit einer einzigen Anspielung sagt er ganz Frankreich ein Geheimniß in's Ohr. Mit dem nächsten besten Wort: Tuilerien, Académie royale de musique, Faubourg St. Germain, Véry, St. Roch, les frères provençaux, Notre-Dame u. s. w. weckt er in allen Köpfen analoge Vorstellungen und macht oft ein ganzes Stück der Nationalgeschichte lebendig. Er drückt vollkommen klar eine Gesinnung aus, je nachdem er dasselbe Ding so oder anders nennt, je nachdem er place Louis XV. sagt oder place de la concorde, gensdarmerie de Paris oder garde municipale, und mit einfachen Straßennamen bezeichnet er ganze Complexe von Begriffen. Chaussée d'Antin bedeutet die moderne Geldnoblesse mit selbstgemachtem Blason, den Glanz des Luxus und das Parfüm der Eleganz, rollende Equipagen, caracolirende Reiter und Reiterinnen, den Mann der hohen Finanz und den Adjutanten Sr. Maj. Louis Philippes. Rue Mouffetard besagt: „Bürgernahrungsgraus," das niederhaltende Bedürfniß und die verdumpfende Noth, der schmutzige Krämer, der muffige Lumpensammler, der armselige Trommler der Nationalgarde. — Die ungeheuren Vortheile eines solchen Verhältnisses springen in die Augen. — Was kummert sich dagegen der Wiener um das Alsterbassin oder die Berliner Schloßfreiheit? oder der Berliner um Kohlmarkt und Burgthor? Der Breslauer Salzring gibt dem Cölner kein Bild; den Breslauer beschäftigt vielleicht der Cölner Dom, aber gewiß nur in seinem Zusammenhang mit der Vergangenheit, und was sich jezt am Fuße desselben bewegt, ist ihm desto gleichgültiger.

Ebenso mit den Menschen. Talma und Mademoiselle Mars sind seit vierzig Jahren Tasten, welche der Feuilletonist nur anzuschlagen braucht, um in jeder französischen Brust die prächtigen Accorde aus der Ruhmeshymne der Nation, Corneille, Racine, Voltaire — Molière, Beaumarchais und Monsieur Scribe, zu wecken. Aber man ziehe einmal z. B. die Register Seydelmann und Madame Neumann und höre die schöne patriotische Harmonie von Richard III., Nathan dem Weisen und dem Ehrgeiz in der Kuche, von Romeo und Julie, den Wienern in Berlin und dem Pariser Taugenichts! — Die Rachel ist in vier Wochen die Vertraute von ganz Frankreich, ein öffentlicher Charakter, gleichsam ein gemeinverständliches Sprichwort geworden; das deutsche dramatische Wunder, wenn es eines gibt, tritt nur mit denen, welche es herausrufen, in einen zarten Rapport, und das gedruckte Entzücken über ihre Leistung ist ein Seufzer, der sich mit so vielen ähnlichen von andern Orten her kreuzt und mit ihnen verhallt.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleone Zebrù.

Von C. Spindler.

(Schluß.)

Dazio rannte voll Eifer in Zebrùs Wohnung. Sie wurde für den folgenden Tag geschmückt; Kränze flatterten von allen Wänden, von den irrenden Lichtern der Diener und Arbeitsleute glänzte hell das ganze Haus; Dazio drang zum Kabinet des Freundes vor. Seiner Stimme öffnete sich die Thür. Napoleone, blässer als gewöhnlich, umarmte schweigend den lieben Gast. „Du kommst zu spät, und dennoch früh genug," sagte er gelassen zu ihm. „Ich errathe, wer dich sendet. Ich kann wenigstens noch von dir Abschied nehmen und dir mein Lebewohl an sie aufgeben." Er zeigte auf eine kleine Wunde an seinem Arm und auf den am Boden liegenden Indianerpfeil. „Ich habe meinen Zweifeln und Aengsten nicht widerstehen können und mir den giftigen Tod in's Blut gelößt. Wer glucklich sterben will, sterbe, ehe er noch sein Glück genossen!" Noch einmal umarmte Zebrù den erstarrenden Dazio und sezte lächelnd hinzu: „Ich warte, wie Cleopatra, auf des Todes Umarmung. Der bleiche Geselle zögert, weil ich kein schönes Weib bin. Ich danke ihm jedoch die Zögerung, da ich dich noch einmal sehe und einen lebendigen Gruß an Faustina auf deine Lippen legen kann. Sage ihr, daß der Todespfeil weniger brennt, als jener, den ihre Schönheit mir im Herzen ließ; sage ihr . . . . ."

Die Pforte sprang auf und Faustina, gefolgt von Dazios Braut und von Salverte, sturzte fliegenden Haars herein. Die Angst hatte ihr nicht Zeit gegönnt, Dazios Botschaft zu erwarten. Zebrù sank zurück auf den Sessel vor ihrem Anblick. Einige Worte Dazios, die an der Erde liegende Waffe erklärten sogleich der Entsezten, was hier vorgegangen war. Mit herzzerreißendem Tone klagte sie: „Napoleone, bist du untreu worden deinem schönen Siegernamen, der zuerst mein Herz entzückte, ehe noch deine Tugend und Weisheit mich eroberten? Du sollst, du darfst nicht sterben, oder ich will mit dir

in's finstere Land gehen! Willst du noch mehr Beweise meiner Liebe? Wo ist deine Wunde? Erlaube, daß ich mit meinen Lippen das scheußliche Gift aus deinem Blute sauge, daß ich dich rette, wenn es noch Zeit ist, und zu deinen Füßen hochbelohnt sterbe, während du wieder auflebst, mein Geliebter!" — Die leidenschaftlich begeisterte Jungfrau warf sich vor Zebrù, der sich vergebens sträubte, auf die Knie und preßte ihren glühenden Mund auf die blutige Spur der indischen Waffe.

Da füllte sich das Gemach mit ritterlich geschmückten Leuten. An ihrer Spitze war der erlauchte Lorenzo de' Medici selbst, bestürzt über das Schicksal, von dem seine geliebte Faustina bedroht war. — Die Kunde von dem schrecklichen Vorfall lief schon mit Blitzesschnelle in der Stadt umher. Einer der Prioren von Florenz hatte auf den Befehl Lorenzos jenen Abenteurer Mendoza ergriffen, der noch dort verweilte. Aus dem Schlummer geweckt, aus dem Bett, nur halb bekleidet, gerissen, zitternd und rathlos, wurde der Spanier dem Medizeer nachgeschleppt, und Zebrù gegenüber donnerten ihm rauhe Stimmen in's Ohr: „Du trägst die Schuld an diesem Unglück! Sieh hier die vermaledeite Waffe, die du verkauftest! Hilf jetzo in der Noth, Landstreicher! Die indianischen Heiden verstehen die Kunst, das Gift unschädlich zu machen. Heraus damit, wenn du dein Leben liebst!"

Zebrù erhob seine Hände und bat für den Unschuldigen; Faustina sträubte sich gegen Salverte und Lorenzo, die sie zu entfernen suchten. Sie rief: „Zu spät! zu spät! seht ihr ihn nicht erbleichen? Das Gift, das ihn tödtet, schleicht auch in meinen Adern. Laßt mich neben ihm entschlummern!" — Und alle Anwesenden antworteten mit einem wilden Weheruf. Nur Mendoza ermannte sich, trat zuversichtlichen Auges vor und sprach vernehmlich: „Nicht doch, nicht doch, mein gnädiger Herr! Gott segne Euch, mein Fräulein, und lasse euch Beide noch tausend Jahre leben! Wahrlich, ihr habt nichts zu befürchten. Der Tod hat nur seinen Scherz mit euch getrieben." — Die Verwunderung war allgemein. Man fragte nach der helfenden Arznei, man erwartete einen heilenden Herenspruch aus Mendozas Munde. — Der Landfahrer strich aber gemüthlich die Haare hinter die Ohren, zauste lächelnd seinen Knebelbart und sagte nicht ohne alle Beschämung: „Vergebt, ihr Herren und Frauen, aber dem Kaufmann ist ein kleiner Pfiff erlaubt. Die Giftpfeile, die ich verkaufte, haben das ferne Indien zwar gesehen, jedoch von meiner Hand sind sie gefertigt und getaucht worden in den süßen Saft der Melone."

Da erheiterten sich plötzlich alle Gesichter; ein unbändiges Lachen folgte dem bittern Schmerz auf dem Fuße, und Zebrù, wieder aufsteigend aus dem Grabe in den Himmel seines Glücks, war klug genug, in das Gelächter einzustimmen und von Stunde an sich zu bekehren. Die redliche Aufopferung Faustina's hatte als ein Wunderbalsam seine Seele vom Aussatz der Thorheit geheilt, und er gelobte sich selber, ihr mit der redlichsten Liebe immerdar zu vergelten. — Die Kränze flatterten auf's Neue, von Lichtern der Fröhlichkeit erglänzte wieder das Haus und ein goldener Regen strömte in die Mütze des wohlthätigen Betrügers Mendoza. — Mit dem Frühroth riefen die Glocken der Kreuzkirche die beiden Paare zur Trauung. Dem Abendroth entgegenziehend, führten Napoleone und Dazio ihre jungen Frauen aus der Stadt in ihre Schlösser. — So hatte also für dieses Mal der kleine blinde Gott, da er dem starren Zweifler in der Nähe nichts anhaben mochte, seinen Pfeil vom Bogen des indianischen Schützen über's Weltmeer geschnellt und sein Ziel getroffen mit einem Meisterschuß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Potsdam. Theater. Castelli.

Potsdam ist für diesen Sommer wirklich die Vorstadt von Berlin geworden. Die langen Wagenzüge der Eisenbahn reichen nicht aus, die Vergnügungslustigen an den schönen Sommertagen dahin zu befördern; die grünen Berge mit anmuthigen Fernsichten auf Stadt und Land, die breite Havel mit ihren dunkelblauen Seen wimmeln von Besuchern, von Gondeln und Dampfschiffen. Gerade unser Bürger, der die Sache noch vor zwei Jahren als Chimäre betrachtete, findet sich am leichtesten in dieses Fabelleben. Er ißt behaglich zu Hause sein Mittagbrod, macht dann eine Reise von vier Meilen, wozu seine Väter einen Tag brauchten, in dreiviertel Stunden, trinkt seinen Kaffee in Potsdam, besteigt ein Dampfschiff und macht Entdeckungsreisen nach Inseln und Ufern, die bisher terrae incognitae waren, und ehe es dunkel wird, kann er wieder zu Haus bei seinem Abendtisch sitzen. Selbst das Theater in Potsdam, obgleich es nur eine gelegentliche Commandite des Berlinischen ist, wird als etwas Neues besucht, und vielleicht gerade von denen, welche es in Berlin nicht besuchen. Sonnenschein und leere Häuser stehen immer in Wechselwirkung. — Ich ersehe aus meinen Notizen, daß, wenn ich Ihnen auch nichts aus der Gegenwart zu berichten habe, doch mancherlei als Rest aus den lezten Wochen zu erwähnen ist; nichts Einheimisches und Originelles, das Bemerkenswerthe kam aus der Fremde. Die Pariser Oper: der Brauer von Preston, hat Glück gemacht; vielleicht verdankt sie es mit dem Umstande, daß beide Theater um das Recht der Aufführung rivalisirten, und beide den Brauer fast zur selben Zeit in Scene sezten. Einem deutschen Stücke würde diese Ehre nicht widerfahren seyn. Ja das königsstädtische Theater betrachtet es als einen großen Sieg seines Fleißes, daß es um ein paar Tage früher damit herausrückte, obgleich das königliche den Brauer weit früher angesezt hatte. Darauf beschränkten sich unsere Wettkämpfe. Der Weinhändler Louis Drucker hielt die Sache für wichtig genug, auch in seiner Weinstube den Brauer von Preston als Imbiß zum Weine anzukündigen.

Lassen Sie mich den Sänger Chevalier Ferrer übergehen, von dessen kühnem Vexierstreich schon andere Blätter Ihnen Meldung gethan haben werden. Hans Nork's in dieser Manier sind doch jezt selten, wenn sie auch in mehr raffinirter Form zur Tagesordnung gehören. Die junge Schauspielerin, Madame Dessoir aus Leipzig hat in einem Cyklus Gastrollen gefallen, aber nicht mehr. Es ward versucht, viel von ihr zu reden und mehr aus ihr zu machen, die Zeit war aber nicht dazu geeignet. Bei der jungen Sängerin Frl. Schlegel, von daher, zeigten sich Ansäze zum alten Enthusiasmus; es war aber doch schon zu heiß. Dem Vernehmen nach ist sie für künftige Jahre hier engagirt. Selbst die Braunschweiger Virtuosen, die Gebrüder Müller, welche doch fast alle Stimmen für sich vereinigen, konnten ihre Conzerte nur mit Mühe füllen. Unser Eduard Devrient hatte eine Reise nach Paris unternommen, um das dortige Theater zu studiren. Einige seiner Mittheilungen darüber in unsern Zeitungen waren von Interesse. Kaum zurückgekehrt, wurde er selbst wider Willen in einen öffentlichen Streit verwickelt. Jemand oder Mehrere wünschten ihn, als den intelligentesten Darsteller dafür, als Faust einmal zu sehen, und rückten den Wunsch, wie es zu geschehen pflegt, in die Zeitungen. Dadurch hielt sich aber der bisherige Darsteller der Rolle für gekränkt, und appellirte an die Intelligenz der Theaterdirektion, welche ihm die Rolle zugetheilt, und bestritt dem Publikum das Recht, wo jene Intelligenz entschieden, seine unsubstancirten Wünsche durchzusetzen. Dies geschah desgleichen in der Zeitung, und hätte natürlich manche Bedenken und Controversen aufgeregt, ob das Publikum oder die Intelligenz der Regie die allein gültige Norm bei Stellenbesezungen sey, und ob eine einmal ausgetheilte Rolle nun der Person, die sie erhielt, als ein Recht verbleibe, wenn nicht bei näherer Recherche sich gefunden, daß der Einsender der Protestation einen falschen Namen angegeben, was nun glücklicherweise die ganze Controverse aus dem ästhetischen Gebiet in das der Polizei überspielte. Das alleinige, für Viele unangenehme Resultat ist, daß Herr Devrient in Folge des Streites den Faust für's erste nicht spielen dürfte. — Der Veteran unter den Wiener Humoristen und Dichtern, Castelli, hat Berlin besucht. Er will auf einer größern Reise das außerösterreichische Deutschland kennen lernen. So fangen denn die Oesterreicher auch an zu reisen, wenn gleich spät. Die Wiener Eigenthümlichkeit hat hier von jeher freundlichen Anklang gefunden, und des alten Dichters heitere Persönlichkeit sprach besonders an, wenn er seine österreichischen Volkslieder in seiner Mundart vortrug.

(Schluß folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Die französische Jugend.

Wie sich ein geistreicher Schriftsteller über die zwar nicht reife, aber doch erwachsene Jugend in Frankreich ausspricht, das gilt mit geringer Modifikation auch von der unsrigen. „Die Erziehung ist der Same des Staats, wenn man aber Wind säet — sagt der Prophet — so geht Sturm auf. Der heutigen Erziehung fehlt es bei uns gleich am Grund: sie bezweckt nur intellektuelle Entwickelung, da ihr Hauptstreben doch seyn sollte, dieser Entwickelung eine moralische Richtung zu geben; man will Gelehrte bilden und vergißt, daß man vor Allem streben sollte, gute und nüzliche Menschen zu erziehen. Unsere Erziehung beschränkt sich zu sehr auf den eigentlichen Unterricht, auf Erwerb von Kenntnissen, auf angehäuftes Wissen. Der Geist wird angespannt und zur Entwickelung gedrängt. Aber alles dieses Lernen und Wissen, alle diese intellektuellen Vortheile sind ohne leitende moralische und religiöse Ideen, ohne ordnende Ueberzeugung des Gewissens, ohne bändigende starke Sitten. All dieses Lernen und Wissen wäre eine Wohlthat, wenn es die mäßigende Wirkung der Zeit abwartete, wenn es von der Erfahrung geleitet wäre und einen Vorrath bildete für das ganze Leben. Aber alles zeigt sich nur wie ein improvisirter Gewinn, der es bei der Aufregung der politischen Ideen der Gegenwart nicht erwarten kann, sich in seiner Unreife zu zeigen; er steigt der Jugend zu Kopf, schwellt die glühende Seele des jungen Menschen mit den concentrirten Leidenschaften des reifern Mannes an, und drängt ihn dazu, sich über Besseres auszusprechen, bevor er noch weiß, was gut ist. Kenntnisse und Unterricht geben ist heut zu Tage Eins mit Ehrgeiz und Hochmuth einflößen. Unsere Jugend will immer aufgeregt seyn, von einer Gemüthsbewegung zur andern übergehen; sie strozt von Raisonnement und Besserwissen. Ihre ersten Motive und Impulsionen sind oft gut und edel, es bleibt aber nicht dabei, denn gleich raucht ihr der Kopf von Systemen und Argumentationen, sie exaltirt sich in Idealität und Patriotismus und wird vielleicht Frankreich zu Grunde richten. An alle dem ist aber die Jugend nicht selbst Schuld, denn sie wurde nur, wozu man sie gemacht hat. Ihre Väter wurden leider nicht besser erzogen; sie kamen unter Stürmen auf die Welt und bereiteten wieder Stürme. Die ganze jezige Generation ist auf einem aufgeregten Ozean geboren. Väterliches Ansehen, Einfluß des heimischen Herds und freundlicher Familienüberlieferungen, und das beseligende Gefühl, anderer Glück zu machen — alles dies ist untergegangen, und an ihre Stelle ist aufgeklärter Egoismus, raisonnirendes Vereinzeln und Aufsichbeziehen, Sucht nach Reichthum und Einfluß getreten. — Wie kann aber auch unsere Jugend anders werden? Sind doch bei uns Menschen und Dinge ganz unter einander gemengt. Was bewegt, was treibt sie, welche große, sittliche Idee beseelt, welcher mächtige Instinkt, welche geheime Kraft leitet sie? — Wäre es ein religiöses Gefühl? — Nein! die Glocken sind für sie stumm. Oder die Macht großer Erinnerungen und glänzender Thaten? — Nein! Aller Zauber aus früherer Zeit ist verwischt, kein Volk kennt weniger seine Väter, kein Land hat weniger Vergangenheit als Frankreich. Wäre es ein von der Regierung ausgehender Impuls? Nein! die Regierung sezt kein Gemüth mehr in Bewegung. — Aber vielleicht die Freiheit? — Allerdings, jedoch nicht die Freiheit mit edlen Ideen und Bestrebungen. Solche Freiheit ist nirgends bei uns zu finden, die unsrige ist nur eine Bastardfreiheit, die dem persönlichen Interesse, dem Egoismus, der Sucht dient, mehr zu seyn oder mehr zu haben. Unsere Gesellschaft ist jezt der Kampfplaz eines schrankenlosen, ungebändigten Egoismus, der nichts kennt, nichts sieht, als sich selbst, der nur an sich glaubt, alles nur an sich reißen möchte; sie ist eine große Leiter, zu der alle sich drängen, auf die alle zugleich steigen wollen und, da keine Sprossen mehr leer sind, sich über einander herstürzen; die zulezt Gekommenen aber stehen ergrimmt am Fuß der Leiter und wollen sie in ihrer Ungeduld umwerfen. Sich erheben, sich bereichern, durch Reichthum zu Stellen und Einfluß, oder durch Stellen und Einfluß zu Reichthum gelangen, sich Plaz machen, sich im Leben berauschen, als wenn man morgen sterben sollte, nie genug haben, als wenn man ewig leben könnte. — Das ist unser jeziges Seyn, und nur in ihm gefällt sich unsere Jugend." — Das nächstemal von unserer neuesten Literatur.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. Juli 1839.

— Italien, du bist der Dom,
Dem Reiz die Kunst wie die Natur verleiht.
— — — Die Wüstenei'n
Sind reicher hier als sonstwo Fruchtbarkeit,
Die Feste glorreich; fleckenloser Schein
Hüllt noch mit ew'gem Reiz selbst deine Trümmer ein.

Byron.
Childe Harold.

Italienische Städtebilder.

Die Luminara in Pisa.

Bei den Festen, die alle drei Jahre zu Ehren des heiligen Ranieri in Pisa gefeiert werden, ist es nicht, wie zu Florenz an St. Giovanni, oder in Siena am Tage der erhöhten Madonna, die Tradition, die historische und zugleich poetische Erinnerung an die vergangenen Tage der Republik, welche Basis und Hintergrund bildet; der glänzendste Mittelpunkt derselben, gerade das, was Tausende von Fremden aus allen Gegenden Toskanas herbeizieht, ist von sehr neuem Datum, nicht älter als der 25ste März 1688. Als damals die Gebeine des h. Ranieri in die Kapelle der Incoronata versezt wurden, wollten die Pisaner in diesem feierlichen Akt den Beschützer ihrer Stadt ehren und, da nach dem Charakter der Zeit bloßes Glockengeläute und Prozessionen ihnen zu unbedeutend und nichtssagend schienen, zu diesem Zweck eine ganz neue, nie gesehene Feier veranstalten, die bei der eigenthumlichen Lage der Stadt nur ihnen in dieser Weise gelingen konnte. Diese Absicht ward vollständig erreicht; der Vorabend (16ten Juni) des Ranieritages ist seitdem weit über Toskanas Grenzen so berühmt geworden, daß die Pisaner bei den freudigsten Ereignissen, die das Herrscherhaus betrafen, daß sie bei der Anwesenheit des verstorbenen Kaisers im Jahr 1819 nichts Schöneres bieten zu können glaubten, als eine Wiederholung der Luminara.

Läßt man sich den sprichwörtlich gewordenen Staub von Empoli und die Hitze nicht verdrießen, welche von Mitte bis zu Ende Junis in Toskana so empfindlich zu seyn pflegt, so kann man auf einen wundervollen Abend, auf eine Erinnerung für das ganze Leben gefaßt seyn. Pisa selbst ist zunächst gar nicht wieder zu erkennen; die weiten, schönen Straßen mit ihren großen, herrlichen Palästen, die im Sommer, besonders nach dem Abzug der Studenten, so todt und still, ja um so öder erscheinen, je mehr Menschen in ihnen Platz finden könnten, sind nun nach allen Seiten belebt und mit Kutschen angefüllt, die in einer langen Linie sich hinter einander aufreihen. Man denkt unwillkührlich an die Heimath, an die Jahrmärkte in kleinen deutschen Städten, wo das Ankommen und Abfahren der Wagen auf ähnliche Weise vor sich geht. Nirgends erblickt man heute an den Häusern das widerliche „affittansi stanze“ (es werden Zimmer vermiethet), das sonst namentlich gegen den Dom ganze Quartiere bezeichnet; alle Fensterbrüstungen sind mit bunten Teppichen verziert, auf denen ältere Frauen ruhen, während über ihnen schwarzgelockte Köpfe über Köpfe sich erheben, aus deren Augen heute Freude und Leben leuchtet.

Will man sich einen Vorbegriff von der Beleuchtung machen, so thut man wohl, die mittlere der drei Brücken

zu wählen, weil sie nach beiden Seiten hin den bequemsten und sichersten Anhaltspunkt gewährt. Es fällt unmittelbar auf, daß hier eine Illumination ganz ungewöhnlicher Art zu erwarten ist, und daß das, was die neueste Zeit als Wesen des italienischen Volks und seiner Geschichte erkannt hat, daß es der Kunstsinn ist, welcher hier die Eigenthümlichkeit derselben ausmacht. Man begnügt sich nämlich heute nicht damit, daß man vor den Fenstern die papiernen Lampen nothdürftig aufreiht, oder Pechpfannen, Wachslichter u. dergl. vor und an den Häusern anbringt; man hebt an den Palästen, Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden durch Holzlatten die Zeichnung heraus, welche man der jedesmaligen Façade gerade geben will. An den einzelnen Theilchen werden nach nordischer, sonst in Italien unbekannter Weise die kleinen Gläser angebracht, die auf dem Wasser das farbige Oel tragen und deren Licht später die beabsichtigte Zeichnung hervortreten läßt. Den Mechanismus dieses Verfahrens übersieht man vor der Illumination am besten.

Da der Abend kurz ist, trennt man sich auf einen Augenblick von dem hier majestätischen Arno, um auf das rechte Flußufer und dort nach dem Domplaz zu gelangen. Auch hier dieselbe Menschenmasse, dasselbe Gedränge; überall die pisanischen Bäuerinnen, meist kräftigen, derben Schlags, untermischt mit Städterinnen aus Lucca, Livorno und Florenz, einigen Genuesen, wenigen Arabern und noch selteneren eigentlichen Fremden. Man darf an dem Dom nicht vorübergehen. Ich habe das alte, ehrwürdige Gebäude so oft gesehen, aber nie so feierlich, so schön gefunden, so überaus passend zu diesem klaren italienischen Himmel, zu dem goldenen Sonnenlicht, das durch die kleinen Fenster der Façade bricht, so festlich angethan, so nett und zierlich, wie die geputzten Menschen aller Art, welche herbeigekommen sind.

Der Dom schien mir heute mit seinen fünf Schiffen, seinen weit herabgehenden schlanken Bogen, seiner eigenthümlichen Kuppel, eines der allerschönsten Kirchengebäude Italiens, Siena und Orvieto nicht nachstehend, dem Dom von Palermo an Nettigkeit und Schönheit der Vollendung in seinem Aeußern vergleichbar, kleiner, fester in seinen gelblichen Quadern vom wärmsten Ton, aber nicht so ernst, so gebietend, so ungeheuer als der Dom von Florenz. Und da leugne man nun, daß man eine griechisch-orientalische Pflanze vor sich habe! Man braucht nur einen Blick auf die Kuppel des Battisteriums zu werfen, um in diesem merkwürdigen Schluß etwas den Italienern stets Fremdes zu erkennen. An St. Marco zu Venedig erinnert Vieles, wie es denn wirklich mit ihm die Herkunft gemein hat; mit Bescheidenheit erinnert es daran, weil Pisa selbst im zwölften Jahrhundert im Vergleich mit Venedig immer nur ein Staat zweiten Ranges war. Pisa verlor seine Freiheit schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, während fast drei Jahrhunderte später der Republik Venedig die letzte Stunde schlug.

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Perlet, Potier, Odry waren und sind die Träger des Nationalspaßes und von Cherbourg bis Marseille Jedem so bequem wie sein Schlafrock; aber der Parapluiemacher und Hampelmann müssen Kunstreisen unternehmen, um die Leute auf Wiener und Frankfurter Weise lachen zu machen, und man lacht dabei vielmehr über Staberl und Hampelmann, weil sie einmal da sind, als über den exotischen Spaß, den sie vorbringen. — Der Staatsmann, der Held, der Volksvertreter von Gewicht sind dort Planeten, Weltkörper von bekannter Größe, Schwere, Rotation; ihre Glanzpartieen und ihre Flecken sind, wie in der Mondscheibe, schon mit den schwächsten Instrumenten sichtbar, und Jeder observirt mit Antheil ihre Phasen und Constellationen und deren Einfluß auf die allgemeine Witterung. Bei uns sind dergleichen Celebritäten größtentheils nur für kleine Sphären befreundete oder gefürchtete Gestirne mit unmittelbar merkbarem Einfluß; sie werden oft schon auf zehn, zwanzig Meilen für den Beobachter zu Fixsternen, leuchtenden Punkten, die sich nicht verrücken und bei der stärksten Vergrößerung nicht größer werden, eine vornehme Dekoration des deutschen Firmaments, die zu den erhabensten Betrachtungen über die Größe unserer Welt einladet, wenn man gerade in der Stimmung ist, im Uebrigen aber für das tägliche Leben ohne Belang ist und vom Interesse ignorirt wird.

Der Pariser Akademiker, Schriftsteller, Dichter, Künstler, das weibliche Genie sind nicht nur allbekannte geistige Größen, die in der Einbildungskraft eines Jeden einen gewissen Platz und einen bestimmten Raum ausfüllen; sie sind auch Hauptmitglieder der Truppe, welche unter dem Namen der „Pariser Gesellschaft" täglich auf erhabener Bühne, im Angesicht des ganzen Landes jenes Conversationsstück spielt, das die wahre Schule der Sitten vorstellt und dessen geringste Incidenzpunkte Beachtung und auf den Lokalbühnen Nachahmung finden. Unsere deutschen großen Geister, in ihrer stolzen Vereinzelung und Selbstgenügsamkeit, erschienen der großen Mehrzahl, der sie sich eben nur durch ihren Geist manifestiren, fast als körperlose Wesen, als bloße Begriffe. Bildet man Paare wie A. v. Humboldt und Arago,

Schelling und Cousin, Uhland und Lamartine, Immermann und Victor Hugo, Bettina und George Sand, Bauernfeld und Scribe, und betrachtet, in welchem Grade der Lebendigkeit das Leben und Treiben beider Reihen vor der Einbildungskraft der beiderseitigen Völker steht, so zeigt sich, daß sie sich verhalten wie eine Figur in einem Zaubermährchen aus dem Phantasus, das an tausend Orten genossen, aber an keinem aufgeführt wird, zu einer Person in einem Stücke, das in der Straße Richelieu hundert Vorstellungen erlebt hat. — In der großartigen Kleinstädterei, welche alle Städte des Reichs zu Vorstädten von Paris macht, ist es möglich, den öffentlichen Charakter nach seiner Persönlichkeit, nach seinen Sitten und seiner Haltung im Leben so kurz und so genau zu schildern, als wohnte er überall in der nächsten Straße: er wohnt, er ißt da und dort, sein Schneider ist der und der, in diesen Salons ist er gern, in jenen wäre er gern u. s. w. — jedes Wort malt breit und vielsagend, und so schildert der Journalist seinen Mann nach seiner ganzen Aeußerlichkeit mit hundert Worten und verläumdet ihn gründlich mit dreien. — Will man deutsche Coryphäen gleich genau und sprechend zeichnen, was ist da nicht Alles zu berücksichtigen und herbeizuziehen, soll der literarische Steckbrief die gehörige Individualität erhalten, und es thäte Noth, man legte Prospekt und Grundriß des Städtchens sammt Markung bei, wo das Fragment deutscher Nationalehre seine philosophischen Spaziergänge macht und Abends in sein Kränzchen geht.

Dasselbe Verhältniß macht sich bei allen Formen, Farben und Bewegungen geltend, in denen das Leben spielt: überall zeigt sich, daß sich der leichte, spielende, tändelnde Witz des Journalisten mit Vortheil, und demnach mit Vernunft nur an Dingen übt, mit denen das Auge oder die Einbildung der Leser vertraut ist. Das Leben und Treiben in den Champs-elysées an Sonntagen und Festen, die Promenade der schönen Welt nach Longchamps mit ihren neuen Hüten und Pferdegeschirren, und die Promenade des fetten Ochsen am Fasching, Musards Konzerte und die Messe in St. Roch, die Sitzungen und Preisvertheilungen der Akademien und die Lustbarkeit mit den Affen und Bären im Pflanzengarten, der Elegant und der Contremarkenhändler, der Omnibus und der Coucou, der Gewürzkrämer und der Nationalgardist — dies Alles sind Dinge und Figuren, worüber sich vor der ganzen französischen Welt, die gallomane dazu gerechnet, so leicht weg und behaglich schwatzen und klatschen läßt, wie im kleinsten Kirchspiel über die Kirchweih und den Jahrmarkt und die neue Haube der Pfarrköchin. Hier braucht es nie eine Erörterung, die den Fluß der pikanten Rede des literarischen Spaßmachers lähmend unterbricht, keine Anspielung geht verloren und er leistet mit halben Worten mehr als mit ganzen. — Wie nun bei uns? Der Thiergarten und der Stralauer Fischzug, die Mittwochsgesellschaft und die Eckensteher, der Prater, das Wettrennen der herrschaftlichen Lakaien, die großen Tanzfeste unter Strauß und Lanner, der Jahrmarkt in Käferlohe und der Bockkeller, das Dresdner Vogelschießen, der Mainzer Karneval, der Hamburger Austernschmauß, die Saison in Baden und Carlsbad, der Frankfurter Commis, der Berliner Geist, der Münchner Künstler, der Wiener Lebemann — was hat der Nichteinheimische davon, wenn dergleichen humoristisch, mit gründlicher Oberflächlichkeit, mit leisen Andeutungen und sprechenden Lokalbildern, kurz in einer Weise besprochen wird, wie sie, geschickt geübt, dem Einheimischen, Eingelebten lebhaften, wenn auch frivolen Genuß gewähren mag? Ueber dergleichen kann man für die deutsche Lesewelt nicht den Geist machen, der nur mit dem vorausgesetzten Stoff spielt, es muß beschrieben werden, und das Didaktische widerspricht zum voraus der epigrammatischen Natur des sogenannten Feuilletons. Der Witz ist ein Ding, das von jedem Commentar unfehlbar lahm geschlagen wird, ob man nun das: „es ist nämlich zu wissen," oder das beliebte „Bekanntlich" bei Sachen, von welchen die Mehrzahl notorisch gar nichts weiß, dem Witz voranschickt oder ihm folgen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen Pockennarben.

Der Arzt Larrey sprach im vorigen Jahre in der Pariser Akademie der Wissenschaften von einem sonderbaren Mittel, das bei den Egyptern und Arabern im Brauch sey, um wohlhabende Personen, welche von den Pocken befallen werden, vor den Pockennarben zu schützen. Larrey hat den egyptischen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht und dieses Mittel wahrscheinlich schon damals erfahren. Ist dem so, so muß es auffallen, daß er dasselbe erst kürzlich versucht hat, da es doch in Frankreich am wenigsten an Gelegenheit dazu fehlte, und zwar nicht einmal an einer schönen Landsmännin, sondern an einer Engländerin. Das Mittel besteht darin, daß man dem Kranken das Gesicht vergoldet, und der von Larrey angestellte Versuch ist vollkommen gelungen. Er ließ der jungen Dame vom Moment des Ausbruchs der Pocken, bis das Eiterungsfieber ganz vorbei war, Morgens und Abends das ganze Gesicht mit feinen Goldblättern bedecken, wie man sie zur kalten Vergoldung braucht; sie wurden mit ein wenig Gummiwasser aufgeklebt. Die Pocken waren confluirend und das Gesicht bedeutend aufgeschwollen; trotz dem blieb es, mit Ausnahme einiger Stellen auf den Seiten, wo das Kopfkissen die Vergoldung abrieb, ganz glatt und die Züge vollkommen unverändert. — Larrey sagt nicht, wie hoch das Präservativ zu stehen kam. Die Unkosten können aber mit dem Gute, das in solchem Falle bei einer jungen Dame, Engländerin oder nicht, gefährdet ist, unmöglich im Verhältniß stehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juni.

Carlsbald und Töpliz.

Badeörter, Curplätze sollten eigentlich nur von Frauen beschrieben werden. Große Touren durch Europa, Capumschiffungen, Nordpolexpeditionen, Weltumseglungen ꝛc. sind Gegenstände für die umfassende Anschauung eines Mannes; die Welt im Kleinen jedoch, die feinen Züge, wodurch sich zwei, kaum einige Meilen von einander liegende Orte unterscheiden, pflegen dem weithinblickenden Auge des Mannes zu entgehen. Dafür aber haben die Frauen eben den schärfsten Unterscheidungssinn. Das Kleine, Minutiöse, das die muskulöse, abgehärtete Männerhand beim Tasten gar nicht spürt, das gibt sich ihren Fingerspitzen als fühlbares Hautrelief, als charakteristischer Pulsschlag deutlich kund. — Man pflegt Carlsbad den ersten Rang unter den böhmischen Bädern einzuräumen und Töpliz den zweiten; nach meiner Meinung ist diese Rangordnung eben so lächerlich, wie wenn man Goethe den ersten und Schiller den zweiten deutschen Dichter nennt. Carlsbad und Töpliz, jedes hat seine eigenthümlichen Vorzüge und Schönheiten; Carlsbad trägt den Typus des Romantischen, Töpliz hat mehr classisches Element. Wie ein schwärmerischer Jüngling liegt das Carlsbader Thal unter dunkeln Felsen im Waldesschatten, die schlanke Najade des kleinen Flusses hält ihren Arm um seinen Nacken geschlungen und leise Thränen dringen aus ihren Augen, die sie am Busen des Geliebten verbirgt. In seiner männlichen Brust aber kämpfen die widerstrebendsten Gefühle. Stürmische Sehnsucht nach den blauen Höhen, Liebe zu der theuren Jugendfreundin durchströmen mit siedenden Quellen wechselweise seine Brust. Mit der einen Hand umschlingt er voll irdischem sinnlichem Feuer die Geliebte, die andere hebt er schwärmerisch zu den Spitzen jener Berge, deren tausendjährige Eichen ihre Wipfel zum Himmel heben und die Stimmen der Wolken hören und die Geheimnisse der Gottheit einander zuflüstern. Doch hoch oben erhebt der Dreikreuzenberg sein ehrwürdiges Haupt und zeigt dem Jünglinge jenes heilige Symbol, welches die Liebe mit dem Glauben in sich vereint, und wie es der Jüngling erblickt, sinkt er betend auf das Knie, und der aufgehende Mond wirft sein blasses Licht auf dessen zuckendes Angesicht. Ein ganz anderes Bild gewährt Töpliz. Die Natur ist hier weniger pittoresk als plastisch; ihre schönen Glieder sind nicht so unruhig bewegt, überall ist heiterer Himmel, überall griechische Klarheit. Oben auf dem Schloßberge aber steht Helios, der jugendliche Gott, und schaut mit glänzenden Augen hinein in die Badehäuser, wo mehr als eine Aphrodite aus den Wellen steigt, und liebliche Najaden in den Gewässern plätschern. — Aber Sonnenschein muß Töpliz haben, sonst ist es dumpfig, drückend, langweilig. Die Freuden des Badelebens sind außer der Stadt; innerhalb derselben ist es todt. Sobald der Regen die Communikation mit Außen absperrt, ist es nicht anders, als befände man sich in einer Contumazanstalt. All die kleinen Freuden, welche die süddeutschen Bäder von Bedeutung und das benachbarte Carlsbad, Franzensbrunn, Marienbad innerhalb des Badeortes darbieten, Frühstücksgesellschaften, Morgenconzerte, Diners im Freien, Spiel ꝛc. sind hier nicht heimisch. Eines Theils mag dieser Umstand seinen Hauptgrund darin haben, daß die meisten Badegäste aus gebrechlichen Menschen bestehen, deren äußere Uebel sie an mancher Bewegung, am Genuß der Morgenluft, der Abendkühle hindert; ein Umstand, der bei Brunnengästen wegfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Die Bajaderen.

Die Bajaderen, von denen ich bei Gelegenheit unserer Theater nicht sprechen mochte, obgleich sie auf beiden Bühnen debutirt haben, sind hier eine Begebenheit geworden. Entzückt haben sie freilich so wenig als an andern Orten, aber sie sind der allgemeine Gegenstand des Gesprächs. Die Neugier und die Wißbegier zugleich müssen sie gesehen haben. Unsere frivolen Balletlustigen finden wenig Genuß an den monotonen decenten Bewegungen, an der einförmigen Musik. Ihre Kunst ist außer der Zeit; dafür ist sie das treue Abbild eines uralten, unverändert gebliebenen Ritus. Der vieltausendjährige Orient tritt uns in ihren Sprüngen und Schritten entgegen. Ein Kenner des ostindischen Alterthums versichert, doch auch keine Bewegung ihrer Arme, Füße, ihres Leibes bemerkt zu haben, die nicht schon in den alten Bildwerken vorkomme oder angedeutet sey. Unser Rauch versäumt keine ihrer Vorstellungen; er findet die Anmuth in allen ihren Bewegungen, von der der Bildhauer lernen kann, welchem es um keine Verrenkungen, sondern allein um die naturgemäßesten und schönsten Bewegungen des menschlichen Körpers zu thun ist. Von der Meinung, daß sie nur die Werkzeuge einer betrügerischen Speculation seyen, ist man gänzlich abgekommen, wenn auch die schönen Mährchen, die ihre Führer erzählen, unbegründet wären. Nach diesen wäre ihre Reise durch die Welt eine Art Bußfahrt. Ihrer heruntergekommenen, reinen Kaste wollten sie durch den Erwerb in den europäischen Städten wieder die Mittel verschaffen, in altem Glanze aufzutreten. Deßhalb würden sie bei ihrer Rückkehr wie Märtyrer und Heilige empfangen werden. Deßhalb seyen sie eingesegnet worden, Hüter und Hüterinnen ihrer Tugend ihnen mitgegeben, sie vor jeder Befleckung durch einen Fremden zu bewachen, wodurch sie Gefahr liefen, ausgestoßen zu werden aus ihrer Kaste. Auf Alexander von Humboldts Veranlassung besuchte sie Professor Bopp mit einigen andern Kennern der morgenländischen Sprachen und Alterthümer. Eine Unterhaltung war mit ihnen nicht anzuknüpfen, da sie das Sanskrit und unsere Gelehrten ihren verdorbenen Volksdialekt nicht kannten. Auch Abbildungen aus ihrer Mutterwelt, die man ihnen vorhielt, ließen sie gleichgültig. Die wenigen Lebensmittel, die ihnen erlaubt sind, bereiten sie sich selbst; sie reisen in ihrer halben Nacktheit, dadurch fortwährend der Erkältung bei den Einflüssen unseres Klimas ausgesetzt. Gräfe, gerufen eine Halsentzündung der einen Bajadere zu curiren, hatte dreifache Mühe, sich mit ihr zu verständigen, ohne Sprache, ohne Berührung und ohne ein Vertrauen von ihrer Seite zu seinen medizinischen Anordnungen. Kaum aber, daß sie sich unter pantomimischen Bewegungen verstanden, als die Kranke und die nicht Kranken zusammen in ein unaussprechliches Gelächter ausbrachen. Sie sind dankbar gegen die, welche sich ihrer annehmen; über ihr Verhältniß zu ihren Führern ist indessen nichts ermittelt. Es stieß an, und man wundert sich, wie es gedruckt werden konnte, daß die beiden Franzosen sich als Eigenthümer der Bajaderen in den öffentlichen Blättern nannten. Theuer genug sind sie mit ihrer Waare, denn für den Besuch der Einzelnen im Hause fordern sie einen Friedrichsd'or, und für das Erscheinen der Truppe in einer Gesellschaft zweihundert Thaler.

Beilage:

Anzeige der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. Juli 1839.

— Navibus atque
Quadrigis petimus bene vivere: quod petis, hic est,
— — animus si non te deficit aequus.
Horat.

Erhebung.

An die Unzufriedenen im Vaterland.

Von Ph. H. Welcker.

Wenn die Zeit auch schlecht geworden,
Wenn auch Pilger, weggewandt,
Von den tausend Schiffesborden
Fluchen ihrem Vaterland,
Wenn auch an dem heimschen Herde
Dich der Unmuthsalp befällt: —
Daß dir leicht die Seele werde,
Braucht es einer neuen Welt?

Ist dir nicht noch viel geblieben,
Das nach Jammer und Verlust
Du noch ehren, du noch lieben,
Du noch ewig preisen mußt? —
Hast du von den vielen Träumen
Keinen mehr, der, muthbelebt,
Wie von des Gebirges Säumen
Himmelauf ein Adler, schwebt?

Kannst du nirgends hier noch fassen
Eine Hoffnung, deutscher Mann,
Eh' du wanderst, muthverlassen,
Ueber's Meer in fernen Bann?
Gibt's kein Herz mehr, keine Klause
Und kein Grab mehr, Deutschlands Sohn,
Wo noch gern dein Kummer hause,
Gern noch deine Liebe wohn'?

Wenn dich heiße Wunden brennen,
Einen Fluß doch, der sie kühl',
Einen Berg doch wirst du kennen,
Zu ermannen dein Gefühl,
Einen Sang, nach welchem lausche
Gern dein Ohr, und einen Hort,
Einen Wald doch, welcher rausche
Dir ein hohes Glaubenswort!

Fliegt dir ungehört die Kunde
Großer alter Zeit vorbei? —
Treu noch ist Natur! Im Bunde
Mit ihr bleibt der Edle frei.
Sieh, es kommt schon die Aurore
Ferner Tage, wundergleich,
Und mit offnem Friedensthore
Auch ein bessres deutsches Reich!

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Der Deutsche hat einmal zu Hause keinen Alles überstrahlenden Punkt, dem sich seine tägliche Neugier zukehrt, weil ihn sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit, seine Lernbegier und seine Genußsucht, alle seine guten und schlechten Leidenschaften dahin ziehen; er hat außer seiner Vaterstadt keinen Ort, an dessen Vergangenheit sein Herz hinge, und dessen aus der Zeit herausgewachsenen Lokalitäten, wenn auch niemals gesehen, Inventarstücke seiner Einbildungskraft wären, an dessen Tagesgeschichte, an dessen Sitten, Moden, Virtuositäten, Celebritäten, Lächerlichkeiten, Thorheiten ihn ein mächtiges Interesse fesselte. Dieser Ort müßte denn für Jeden seine Partikularhauptstadt seyn; aber auch mit dieser hängt der Deutsche häufig nur lose, und wenn noch so eng, kaum so zusammen wie der Franzose mit seiner Metropole. Gottlob, daß dem so ist, Gottlob, daß sich unsere einzelnen Städte und Provinzen in ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, in ihren Municipalleidenschaften und Vorurtheilen, in ihrer kleinen Liebe und ihrem kleinen Haß, in ihrer Lokalrührung und ihrem Lokalspaß nicht recht begreifen und verstehen. Es ist dies die Bedingung eines höhern Einverständnisses, es ist unser eigentliches Leben; aber es ist unmittelbar der Tod jener Art von Journalistik, die man kurz mit dem Worte Feuilleton bezeichnen kann, in ihrer Anwendung auf eingeborene deutsche Zustände und mit Ansprüchen auf Allgemeinheit.

Auf ähnliche Weise, wie der Pariser von seiner Stadt aus zum ganzen centralisirten Frankreich spricht, kann der Deutsche nur zu seiner Stadt und dem zunächst von ihr abhängigen Gebiete sprechen. Das wahre deutsche Analogon dessen, was dort nur scheinbar ein universelles ist, wird in Wahrheit ein Lokalblatt seyn müssen. Dergleichen Blätter sind auch in neuerer Zeit viele versucht worden, zuerst in den größten deutschen Städten, dann in immer kleineren. Man könnte sich eine solche raisonnirende Chronik der partikularen Tagesgeschichte allerdings verständig und in würdiger Haltung, dann aber, zumal beim herrschenden Censurzwang, kaum ohne Langeweile und mit Abonnenten denken. Die Seele solcher öffentlichen Organe ist die kleine und die große Bosheit, der Hieb, die Anspielung, der Skandal, die Erklärung, die Replik und Duplik. Aber in engen Verhältnissen hat die Klatscherei ganz andere Bedeutung und Farbe, als da, wo sich ein ganzes Volk im täglichen Gesellschaftsleben seiner großen Hauptstadt spiegelt, und damit ändert sich auch völlig die Bedeutung des Journalisten und sein Verhältniß zu denjenigen, welche er vor das Forum der Oeffentlichkeit zieht. Wo inmitten einer ungeheuern Bevölkerung das Individuum ganz verloren geht, da wandelt der von der Presse übel Behandelte unsichtbar, wie mit einer Nebelkappe einher und rettet sich wenigstens seine Unbefangenheit als Mensch, wenn er auch als öffentlicher Charakter noch so sehr compromittirt ist; dagegen in kleinen Orten, die dabei sehr groß seyn können, wird dem, der am Pranger des Lokalblatts gestanden, gleich zu Muth wie in jenen bänglichen Träumen, wo man im bloßen Hemd über die Straße gehen muß. Selbst in den größten deutschen Städten wirken mancherlei Umstände dahin zusammen, daß es eigentlich keine öffentlichen Charaktere, daß es nur öffentliche Personen gibt, auf die man mit Fingern weist, und eine solche ist vor Allen der witzige Journalist selbst, und er trägt, ein unbemitleideter Märtyrer, all die fatalen Folgen jener Berühmtheit, zu welcher in deutschen Landen häufige Bekanntschaft mit den Gerichten, zahlreiche Bitten, sich als durchgeprügelt zu betrachten, wenn auch nicht baar empfangene Schläge, einem Individuum verhelfen, das sich zum Hofmeister und Sittenrichter seiner Mitbürger aufwirft und darüber seine eigene Person völlig preisgibt.

Es ist nicht unsere Absicht, hier das deutsche Lokalblatt näher zu charakterisiren; wir halten nur an dem Punkte fest, daß derjenige, welcher in einem ungeheuern Krähwinkel, wie Paris oder London, keck und gewandt das gesellschaftliche Leben bespricht, wenn auch gefürchtet, doch geachtet, nicht nur in der feinen Gesellschaft, sondern auch in der eigentlichen Literatur seinen Platz behauptet; daß dagegen sein Nachahmer selbst in der deutschen Großstadt nur zu oft, beschmuzt vom Kothe, der beim Kampf der niedrigsten Interessen und Leidenschaften aufsteigt, in der öffentlichen Meinung sehr tief steht, und daß sein Produkt ganz aus der Literatur hinausfällt. Eine nothwendige Folge dieses Verhältnisses ist, daß sich nur die enfans perdus der Literatur, die nichts zu verlieren haben, mit diesem Metier befassen. Wenn es wahr ist, daß der Deutsche gleich zu viel oder zu wenig Geist hat, um Esprit, das heißt socialen Witz zu machen, so wird der Lokalschöngeist in den meisten Fällen der leztern Categorie angehören, und es ist traurig, aber wahr, daß unser Nationalstolz weniger darunter leidet, wenn die entschiedene Mittelmäßigkeit diese Rolle übernimmt, als wenn sich das ehrenwerthe Talent zum Schalksnarren eines Herrn macht, den es angenehm kitzelt, wenn Andere eines abbekommen, der aber, was ihn selbst betrifft, nicht den geringsten Spaß versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Städtebilder.

(Schluß.)

Von dem bekannten, so oft besprochenen Thurm macht der Blick sich schneller los, um das Camposanto wieder zu sehen, wodurch die alten Pisaner nicht weniger unsterblich geworden sind, als durch die Großthaten ihrer Seerepublik, die sie auf die ehernen Tafeln der Geschichte mit unvergänglichen Lettern einschrieben. Hier ist wirkliche geweihte, heilige Erde; nicht allein, weil sie, wie erzählt wird, aus Jerusalem kam, sondern weil das ganze Mittelalter, und noch weniger die neue Zeit, kein anderes Beispiel aufzuweisen hat, daß Völker ihre Todten auf solche Weise geehrt haben. Auf dem einfachsten, aber zugleich zweckmäßigsten Plan erhebt sich dieses zierliche Gebäude in einem für Italien ungewöhnlich reinen, schlanken Gothisch; mit Marmortafeln ist der Fußboden ausgelegt, die Gänge mit den ehrwürdigsten Sarkophagen geziert und die Wände mit Fresken von Meistern aus den Hauptstädten Toskanas bemalt, welche, die ältern wenigstens, in großartigsten Darstellungen die Vergänglichkeit des Lebens, das lezte Gericht, Meiden der Sünde durch Zurückziehen in die Einsamkeit und, wie's billig war, die Geschichte des Schutzpatrons der Stadt vergegenwärtigen. Dabei sind die Räume so weit und bequem, daß man auch an diesem Tage, der sie dem Publikum ohne Unterschied öffnet, zu ruhiger Anschauung und zu gemächlichem Auf- und Abwandeln Platz genug findet.

Was nun hier in Pisa dieses Fest hervorgerufen und überall so berühmt gemacht hat, ist zunächst und vor allen Dingen die Lokalität. Der Arno theilt die Stadt in zwei bedeutende Hälften und bildet, da die Häuser in gehöriger Entfernung stehen, an seinem Rande zwei bequeme Spaziergänge, die den Lungarno in Florenz nicht allein durch die größere Breite, sondern auch durch die schöneren Paläste um ein Bedeutendes übertreffen. Der Fluß selbst strömt mächtiger daher, ist breiter, reicher, nicht so wasserarm und verschmachtet, als er in Florenz während der drei Sommermonate zu seyn pflegt. Zu der oben angedeuteten, eigenthümlichen Art von Beleuchtung kommt auch noch dies hinzu, daß, von der mittlern Brücke angesehen, beide Häuserreihen am Arno gegen Westen eine Curve in Form eines Halbmonds beschreiben, und so die verschiedenartigsten Façaden in sehr günstiger Perspective erscheinen. Und darauf mag es berechnet seyn, daß so viele Paläste ihre eigenen, charaktervollen Façaden an diesem Abend verstecken müssen, um andern, künstlichen Platz zu machen, die im Styl des Palladio gehalten sind, oder durch Fächer- und Nischendecoration ein prachtvolles Feuermeer entwickeln. Man kann nicht läugnen, daß solcher Roccoco hier von der ungeheuersten Wirkung ist. Es kann nichts Magischeres, Feenartigeres geben, als den Blick das rechte Ufer an den drei Gebäuden des Großherzogs, die sich heute vor allen auszeichnen, vorbei, hinunter bis an die lezte Brücke schweifen, und gegenüber auf der linken Seite bei der Kirche della Spina ausruhen zu lassen. Von tausend Lichtern erhellt, erhebt sie sich jezt schlank wie eine Lilie aus dem Wasser. Das Auge ermüdet nirgends; die verschiedene Form der Façaden schüzt vor Uebersättigung, und das mildernde Wasser des Arno wendet die Blendung ab.

Hat man sich aber dies zur Genüge angesehen, so stellt sich der Mangel an eigentlichen Volksfreuden sehr fühlbar heraus. Was nun folgt, verlangt italienische Genügsamkeit, um sich darüber von Herzen freuen zu können. Um den ganzen Arno herum bis nach dem Domplatz bildet sich der gewöhnliche Kutschencorso, zu dessen Genuß und Verständniß noble Passionen erfordert werden. Ein Weilchen vergnügt es wohl, die gepuzten Pisanerinnen bei dem Glanzlicht ihrer Paläste anzusehen; man sucht aber noch vergeblicher als in Florenz nach einem eigentlich nationellen Gesichte, nach Form, nach Charakter. In Florenz legt die Feinheit, die formelle Bildung einen unglaublichen Reiz in die zartmodellirten Köpfe; man kann darüber den Mangel an Großartigkeit nicht weiter empfinden: interessant ist jeder italienische Frauenkopf, es verlohnt sich stets, in das Gesicht hineinzuschauen, und solcher Details gab es auch in Pisa eine Menge. Wer aber im Sabinergebirge gelebt hat, wird wider seinen Willen einen absoluten Maßstab anlegen. Es bleibt für das ganze Leben der Refrain der himmlischen Verse:

„Und ich sah es doch einmal,
Was so göttlich ist,
Daß man ach! zu seiner Qual
Nimmer es vergißt."

Auch die Volkstrachten fehlen gänzlich. Als Rest einer früheren Zeit ist den älteren Frauen für die kältere Jahreszeit der grün und roth geflammte Rock auf gelbem Grunde verblieben; doch auch er ist in der neuesten Zeit so ziemlich eine Rarität geworden. Jung und alt zieht nun vor, sich in den edlen Kattun zu kleiden, der so malerisch ist, daß er ein künstlerisches Auge zur Verzweiflung bringt. Eigenthümlich ist den pisanischen Bäuerinnen das farbige Band, das auf dem Rucken in eine Schleife zusammengebunden und fast bis an die Knöchel herabgelassen wird, der breite Männerhut mit Federn, und der ungeheure Goldschmuck, womit Pontedera die ganze Umgegend versorgt. Er ist ein wesentlicher Theil des pisanischen Costums, und besteht aus Halsketten und Ohrgehängen von dünnem, getriebenem

Golde. Jene hängen weit über die Brust herab, diese gehen bis auf die Mitte des Halses, oft bis an die Schultern herunter, und lasten nicht selten so, daß sie, ohne in das Ohr eingefaßt zu seyn, mit einem Bändchen hinter demselben aufgehängt werden. Bei den Aermern beläuft sich dieser Schmuck auf 30, bei den Reichern auf 60 — 70 Scudi; den Freiern gilt er als Maßstab für die zu erwartende Mitgift.

Die Fußgänger, das Volk überhaupt treibt sich unterdessen zwischen den zwei Kutschenreihen herum und hat die Freude, sich drängen und stoßen zu lassen. Wer Muth hat, arbeitet sich durch, sucht seinen Platz in der Nähe des Musikchors am rechten Arnoufer, und hört einige Symphonien und Ouvertüren aus neuitalienischen Opern. Das Volk strömt in unendlicher Menge herbei; es ist natürlich, daß kein anderes Fest in ganz Toscana so in seinem Munde lebt, als die Luminara. Auf den Rand des Arno, der eigens dazu gemacht scheint, setzen und lagern sich nachher die Müden; und hier, wo Scherz, Laune und wirkliche Müdigkeit sich auf das mannigfaltigste gruppiren, kann nun ein künstlerisches Auge vielfache Studien machen. Musik, Barken und Gondeln verbreiten auf dem Arno, an welchem die innern Mauern durch Pechpfannen erleuchtet sind, einen so ungeheuern Lärm, daß es selbst denen, die bis zum Hinfallen matt sind, kaum gelingt, auf eine halbe Stunde die Augen zu schließen. Aeltere Männer, denen der Schlaf lieber seyn mag als dies Getöse, lagern sich auf die Stufen des Doms, wo sie wenigstens so lange Ruhe finden, bis am Morgen die Lichter ausgebrannt sind und die Menge sich verläuft, um im Dom die Frühmesse des h. Ranieri zu hören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juni.

(Fortsetzung.)

Charakter des Bads.

Ein anderer und nicht minder wichtiger Grund der Herabstimmung geselliger Freuden jedoch ist, daß Töplitz, als Sammelplatz norddeutscher Curgäste, auch den norddeutschen Charakter an sich trägt. Vergleicht man zum Beispiel das bei weitem weniger bedeutende Baden bei Wien mit Töplitz, so fällt dies um so klarer in die Augen. Jenes Baden wird eben so wie Töplitz von Curgästen, die an äußern Gebrechen leiden, besucht; und doch — welches Leben! welche Geselligkeit! Natürlich, Baden wird von Wienern bevölkert, Töplitz von Dresdnern, Berlinern ꝛc. Laßt nur einmal zwei, drei Jahre hintereinander Töplitz von einem halben Schock Wienern besucht werden, und ihr werdet sehen, wie das Alles anders aussehen wird. Die Restaurationen und öffentlichen Vergnügungsorte sind meist von Speculanten gepachtet, die aus Sachsen und Preußen eingewandert sind. Darum findet ihr in den ersten Hotels kleine geschriebene Speisekarten, die beim Mahl nicht zur Auswahl, sondern als Vorschrift und Gesetz dienen, da sie nicht mehr als drei oder höchstens vier Speisen bieten; darum findet ihr auf den besuchtesten Spazierplätzen, auf dem Schloßberg, der Schlackenburg, dem Thurner Garten ꝛc. nur elende hölzerne Bänke und zerbrochene Stühle und faule wurmstichige Bretter statt der Tische. Von jener Eleganz und Bequemlichkeit, mit welcher der Wiener sich zu umgeben weiß, sind wenig Spuren da. In der That ist es merkwürdig, wie selten Töplitz von den Wienern besucht wird. Die hiesigen Badelisten zeigen alljährlich Namen von Engländern, Franzosen, Russen, Polen ꝛc. ꝛc.; aber selten findet man einen Namen darunter, dem die Bezeichnung beigefügt ist: aus Wien. Es ist, als ob die Kaiserstadt scheel auf einen Ort sähe, der unter den deutschen Badeplätzen denselben Rang einnimmt, wie sie unter den deutschen Städten. Den Wiener würden die erwähnten Mängel sehr choquiren; der Norddeutsche fühlt sie nicht. Franzosen, Engländer, Russen ꝛc., die aus weiter Ferne hieherströmen, um Rettung von ihren Uebeln zu finden, haben dagegen nur den Zweck ihrer Reise im Auge: die Bäder; das Uebrige entschwindet ihrem Blicke. Die Bäder aber suchen, ganz im Gegensatz zu allen übrigen öffentlichen Orten, an Eleganz und Comfort ihres Gleichen in ganz Europa. Das Fürstenbad, das Bad im Herrenhaus, das neue Schlangenbad ꝛc. erinnern an die raffinirten Thermen der Griechen und Römer. Und doch werden sie alle insgesammt weit von dem neuen Stadtbade überflügelt. Dieses Badehaus, oder richtiger gesagt, dieser Badepalast, der erst in den lezten Tagen des Juni vollendet und dem Gebrauche der Badegäste geöffnet wurde, übertrifft an Pracht, Schönheit, Comfort und Großartigkeit alle ähnlichen Gebäude und Anstalten in ganz Deutschland, und da bekanntlich die deutschen Bäder allen andern in Europa voranstehen, so könnte man dieses neue Badeinstitut mit Recht das schönste in Europa nennen. Die Bassins zum Baden sind zum Theil aus schwarzem, rothem und weißem Marmor, zum Theil aus Porzellan. Die Douche- und Moorbäder sind mit den trefflichsten Maschinerien versehen. Ueberall ist großartige Pracht mit der sinnreichsten Bequemlichkeit gepaart. Das Gebäude soll der Stadt 120,000 Gulden Conv.-M. kosten. Die Stadt Töplitz scheint somit gute Fonds in ihrer Gemeindecasse zu haben, obgleich eine mächtige Rivalin in ihrer Nähe das Haupt erhebt, das Dorf Schönau, welches, obschon als eine Vorstadt von Töplitz zu betrachten, dennoch seine eigene Verwaltung hat. Dieses reizende Dörfchen besizt fast durchgehends Häuser, welche den größten Städten zur Zierde dienen würden; die armen Bauern, welche Besitzer derselben sind, haben nicht selten ein jährliches Einkommen von 6 — 8000 Gulden Conv.-M. Kann man es den Töplitzern verargen, wenn sie etwas eifersüchtig die Schönauer Bauern betrachten, die ihnen nach und nach die besten Kunden ablocken? Wenn Schönau ferner solche Fortschritte macht, wie in den lezten vier, fünf Jahren, so dürfte es einst die Rolle tauschen, und die Stadt Töplitz könnte leicht eine Vorstadt des Dorfes Schönau werden, welches durch seine reizende Lage alle Fremden anzieht. Die Curgäste finden sich übrigens in diesem Jahre spät ein; denn obschon der Juni fast zu Ende ist, stehen doch die meisten Quartiere noch unbewohnt. Fürst Paskewitsch ist die einzige Person von Bedeutung, deren Name auf der Badeliste hervorsticht; neben ihm der Name des greisen Dichters Tiedge und der Gräfin Nostitz-Jänkendorf, der Tochter des verstorbenen Dichters Arthur vom Nordstern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. Juli 1839.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.
Goethe.

Die magnetische Südpolexpedition.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Die Leser wissen aus den Zeitungen im Allgemeinen, daß um die Mitte Augusts eine große magnetische Südpolexpedition aus den englischen Häfen abgehen wird. Ueber die eigentliche wissenschaftliche Bedeutung und die Einrichtung dieses großartigen Unternehmens soll sich der gegenwärtige Aufsatz näher verbreiten.

Daß die Magnetnadel nicht genau nach den Erdpolen hinweise, sondern, wie man sich ausdrückt, eine gewisse Abweichung (Declination) habe, und daß sich diese nach Zeit und Ort ändere, ist zuvörderst schon seit einer Reihe von Jahrhunderten bekannt, indem die Bedürfnisse der Schifffahrt geradezu auf diese Beobachtung führten. Diese magnetische Anomalie ist aber nicht die einzige. War nämlich eine Nadel so gearbeitet, daß sie vor ihrer Bestreichung mit dem Magnete auf der sie tragenden Spitze völlig wagerecht und im Gleichgewicht stand, so findet man nach dem Magnetisiren, daß sie, ohne gleichwohl irgend eine Gewichtsveränderung zu erleiden, dieses Gleichgewicht verloren hat. Sie neigt sich nunmehr mit der einen Spitze unter den Horizont, wie wenn diese schwerer geworden wäre, indem sich die andere Spitze dagegen emporhebt, und nimmt solchergestalt eine schiefe, gegen den Horizont geneigte Lage an, weßhalb die Seefahrer diese steigende Spitze mit Wachs zu bekleben pflegen, um den horizontalen Stand ihrer Compaßnadel herzustellen. Die hier beschriebene zweite magnetische Anomalie, welche man die Neigung (Inclination) der Nadel nennt, zeigt sich an den meisten Orten der Erde, aber ebenfalls nicht überall und zu allen Zeiten auf gleiche Art und unter gleichen Winkeln. In dem größten Theile der nördlichen Hälfte unserer Erdkugel senkt sich die nördliche (nach Norden zeigende) Spitze der Nadel unter den Horizont, indem sich die sudliche erhebt; an den meisten Punkten der südlichen Hälfte sinkt die südliche Spitze; die Orte, wo sich die Nadel von selbst horizontal erhält, fallen in die Gegend des Aequators, nicht aber genau in lezteren.

Eine dritte magnetische Anomalie endlich, deren Auffindung und Betrachtung erst der neuesten Zeit angehört, trägt den Namen der magnetischen Intensität. Da nämlich schon die eben erörterten Erscheinungen der Abweichung und Neigung auf die Annahme führen, daß die Erde selbst ein Magnet, d. h. mit einer nur auf magnetisirte Körper wirkenden Kraft begabt sey, wodurch in der nördlichen Hälfte der nach Norden, in der südlichen aber der nach Süden zeigende Pol der Nadeln angezogen wird, weßhalb ersterer auch eigentlich der Süd-, lezterer der Nordpol heißen sollte, so mußte

man, neben diesem Richtungseinflusse, auch bald eine verschiedene Stärke jener magnetischen Erdkraft bemerken, dergestalt, daß sie sowohl die horizontale Abweichungs-, als die vertikale Neigungsnadel an manchen Punkten der Erdoberfläche in mehrere und schnellere Schwingungen als an andern versezt; und lezterer Einfluß der magnetischen Erdkraft auf die Schwingungen der Nadeln nun ist es eben, was man mit dem Ausdrucke „magnetische Intensität" bezeichnet. Im Allgemeinen ergeben die Beobachtungen, daß in der Nähe des Erdäquators die Veränderungen der Abweichung von einem Orte zum andern gering, die Nadeln fast horizontal und ihre Schwingungen merklich langsamer sind, als nord- und südwärts, daß, je mehr man nach Norden oder Süden vorrückt, die Senkungen stärker * und die Oscillationen schneller werden und die Richtungen der horizontalen Nadel auf einige merklich fixe Punkte der Erdoberfläche hinweisen, die man als Convergenzpunkte (Pole) der magnetischen Erdkraft ansehen könnte. Die Zurückführung dieser drei Erscheinungsformen des geheimnißvollen magnetischen Wesens auf eine einzige Grundursache ist eine Forderung der heutigen magnetischen Theorie, und wir nähern uns mit dieser Aufgabe, soweit deren Lösung durch Beobachtungen auf bis jezt magnetisch noch nicht erforschten Punkten der Erdoberfläche unterstüzt werden kann, bereits dem eigentlichen Zwecke der in Rede stehenden magnetischen Expedition. Einer vollständigeren Erörterung müssen aber Andeutungen über das in dieser Untersuchung früher Geleistete vorangehen.

Die erste genauere mathematische Entwicklung der Erscheinungen und Ursachen des terrestrischen Magnetismus versuchte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Euler, der Sohn, mit Benützung einer von Halley auf den Grund mannigfacher eigener und fremder Beobachtungen entworfenen Karte der magnetischen Abweichungen an vielen Punkten der Erdoberfläche. Halley hatte diese magnetischen Abweichungsanomalien zunächst durch die Hypothese zu erklären gesucht, „daß die Erdkugel selbst ein großer Magnet mit vier in ihrem Innern enthaltenen magnetischen Polen oder Anziehungspunkten sey, von denen je zwei und zwei nahe an jedem Pole des Aequators lägen, und daß sich die Nadel an den Orten, welche sich nahe an einem dieser magnetischen Pole befänden, nach diesem Pole richte, überhaupt aber der nähere Pol ein Anziehungsübergewicht über den entfernteren ausübe." Da er aber diese Hypothese hiernächst auch den obenerwähnten Veränderungen der Abweichung anzupassen hatte, so entstanden aus dieser Nothwendigkeit überaus gezwungene Annahmen, welche Euler nun eben veranlaßten, seine eigene mathematischer durchgeführte Erklärung zu versuchen, deren Hauptmoment darin besteht, den Halleyschen vier magnetischen Polen nur zwei zu substituiren und alle Erscheinungen der magnetischen Abweichung mit ihren periodischen Veränderungen darauf zurückzuführen. Später dehnte er diese Ansicht auch auf die Neigung aus und entwickelt dabei wenigstens so viel analytischen Formelreichthum, daß seine Theorie später besonders noch von dem tiefsinnigen deutschen Geometer Tobias Mayer wieder aufgenommen und weiter ausgeführt wurde.

In diesem Zustande blieb die magnetische Theorie wesentlich, bis Christopher Hansteen, Professor zu Christiania, eine ganz neue, eigenthümliche und vollständige Bearbeitung derselben unternahm und sein großes Werk: „Untersuchungen über den Magnetismus der Erde. Christiania, 4. 1819" erscheinen ließ, in welchem, neben der Abweichung und Neigung, auch bereits die von uns erwähnte dritte magnetische Anomalie, die Intensität, erörtert wird. Auch dieser Erklärungsversuch weist aber dem tellurischen Magnetismus seinen Siz noch im Innern an und fügt den ältern Hypothesen die Annahme magnetischer Axen hinzu, wodurch allerdings manche in jenen Darstellungen unerörtert gebliebene Frage beantwortet, die Theorie aber auch immer noch künstlicher und verwickelter wird.

Seitdem ist nun ein überaus auffallender Eifer rege geworden, das so sehr räthselhafte Wesen des Magnetismus überhaupt, gleichwie ganz besonders die Verbreitung des Magnetismus in und auf der Erde näher zu erforschen; man hat unzählige, an den entferntesten Orten angestellte magnetische Beobachtungen mit einander verglichen und das höchst merkwürdige, früher gar nicht einmal geahnte Resultat gefunden, daß die täglichen Variationen in der Richtung der Nadeln, selbst bei den weitesten Entfernungen der Beobachtungsorte von einander, in die nämlichen Tagesstunden für jeden dieser Orte fallen und sich also nach dem Abstande der Sonne vom Meridian richten, woraus mit einer gewissen innern Nothwendigkeit zu folgen scheint, daß sie nicht von einer bleibenden Ursache im Innern der Erde, sondern vom täglichen Einflusse der Sonne abzuleiten sind.

(Fortsezung folgt.)

* Wenn man eine kleine, an einem Faden horizontal schwebende Nadel über die Mitte eines größern Magnets zwischen dessen beide Pole hängt, so ist sie horizontal; sobald sie aber darüber hinaus entfernt wird, so sinkt der eine Pol auch herab, welches zeigt, daß die Erde hier gerade eben so auf die Nadel wirkt, wie ein größerer Magnet auf einen kleineren, und also die obige Vergleichung der Erde mit einem Magneten auffallend bestätigt.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt, daß die höhere Gesellschaft an Orten, wo Lokalblätter ihr Wesen treiben, sich mit Verachtung von ihnen abwendet oder sie doch ignorirt, und so sinken die Herausgeber in ihrer ganzen Haltung von selbst auf das Niveau des Publikums herab, das ihnen verbleibt. Der allgemeine Belletrist, der seine Blätter für ganz Deutschland berechnet und an jedem Ort unter den höhern Classen Leser hat, gleicht dem Kleidermacher in der Residenz, der, meist nach französischen Mustern, seine Kunden elegant bedient, und bei dem Alles arbeitet, was in der Provinz etwas auf sich hält; der Lokalschöngeist ist der armselige Orts- und Winkelschneider, dem nur das sogenannte Volk seine Eleganz anvertraut. Das Lokalblatt bezeichnet sich auch meistens selbst als Volksblatt; aber Keiner denke bei diesem ehrenwerthen Namen an Einfalt im besten Sinne des Worts, an verständige Wahl des Stoffs, an Eigenthümlichkeit der Form; all dies kommt nirgends außer in vielversprechenden Ankündigungen vor, und man sollte oft glauben, unsere Kultur habe die Stufe, auf der dergleichen möglich gewesen wäre, geradezu übersprungen. Indeß die Volkstracht bei uns immer mehr, selbst in den niedrigsten Ständen, von der Aftereleganz verdrängt wird, zeigt sich nirgends in der periodischen Literatur auch nur ein Ansatz zu einem würdigen Volkston, zu einem vernünftigen populären Styl. Wie die große Masse, welche in den Städten über der des eigentlichen Pöbels steht, entfremdet aller heimischen Sitte, allem Bürgersinn, in Tracht, Sprache und Manieren ungeschickt einem Phantom von Vornehmheit und feiner Lebensart nachjagt, so denkt auch der Schriftsteller, der sich ihrer täglichen Unterhaltung widmet, selten an die wahren geistigen Bedürfnisse dieser Classen, sondern schmeichelt nur ihrer frivolen Wißbegier und ihrem Triebe nach roher Raffinerie, und sein Bestreben nach Verständlichkeit und Popularität beschränkt sich darauf, daß er täglich den vulgärsten Kram aus der eleganten Literatur, den Bodensatz derselben, auffängt und ihnen in barbarischer Zurichtung vorsezt. Statt einfach ist er immer nur einfältig, und statt volksthümlich immer nur gemein, und seine Blätter erinnern alle Tage an den Handwerksburschen und die Köchin im Sonntagsputz. — Dem Vaterlandsfreund wird bei diesen Erscheinungen weh um's Herz, und wäre er nicht überzeugt, daß diese demüthigenden Schwächen der nothwendige Revers einer großen Eigenschaft des deutschen Geistes sind, er möchte das Volk beneiden, das die Tracht, die wir ihm abborgen, in allen seinen Ständen mit so ungezwungener Grazie trägt, und das bei seiner erstaunlichen Homogenität, bei seinem seichten, aber die Oberflächen der Dinge wunderbar begreifenden Geiste, in seinen niedrigern Ständen der Bildung und der Literatur gar nicht bedarf, von der wir bei unserm Volk so viel sprechen, ohne etwas Verständiges dafür zu thun.

So hat uns diese unwillkührliche Abschweifung über das Lokal- und Volksblatt auf den zweiten Hauptpunkt gebracht, der den deutschen Schriftsteller, nicht den Volksjournalisten, sondern den vornehmen, welcher sociale Gegenstände angenehm und — wenn man denn doch das unangenehme Wort brauchen muß — geistreich besprechen möchte, dem Franzosen gegenüber in den größten Nachtheil sezt.

Wir haben gesehen, wie dem deutschen Journalisten in Behandlung des socialen Stoffes Hände und Flügel gebunden sind, weil es bei uns so wenig gemeinverständlichen socialen Stoff gibt, daß er somit auf die Breite des Volks, wenn er sich unter dem Volk auch nur die bessere Gesellschaft im ganzen Lande denkt, bei weitem nicht so wirken kann wie der Franzose. Es zeigt sich nun aber, daß er mit lezterem auch hinsichtlich der Form, und damit in der Herrschaft über die Tiefe des Volks niemals wetteifern kann, wenn er sich die Manier des Franzosen zum Vorbild nimmt. Die entschiedene Richtung des französischen Geistes auf das Sinnliche, Materielle erklärt es leicht, warum diese Nation eine so viel compaktere, gleichförmigere Masse bildet, als die deutsche. Die fast unbedingte Herrschaft einer Hauptstadt in politischer und geselliger Hinsicht, eine leichte, bequem gegliederte Sprache, feste Normen des Ausdrucks im Umgang, wie in der Schrift, schnelle, sichere Fassungskraft in der sinnlichen Sphäre, Ungezwungenheit und eine Art naiver Kokettérie in der äußern Haltung, wenig entwickeltes Gefühl für das Uebersinnliche, Religiöse, eben darum der allverbreitete Kultus der äußern Lebenssitte Alles dieses bedingt sich gegenseitig in diesem Volke und bringt jenen eiteln, selbstsüchtigen Nationalgeist hervor, wobei sich jeder geistig dem andern ebenbürtig fühlt. Ist es nöthig, unser Volk als Gegenstück zu skizziren? Wir wissen alle, daß diese Aeußerlichkeit der Franzosen ihre Stärke, daß unsere Innerlichkeit unsere Stärke ist; wir sehen aber auch deutlich, daß diese Richtung unseres Geistes uns nach Außen, an der Peripherie des Lebens in unzählige, einander untergeordnete Gruppen von verschiedener geistiger Capacität und Ausbildung zerfallen läßt. Der Ideenverkehr zwischen diesen Gruppen, diesen geistigen Gebieten, durch das Vehikel einer unendlich reichen, geistigen Sprache, ist auf hundertfache Weise gehemmt, während in Frankreich jener Geist, den Jedermann hat, Alles beherrscht und mit den Ideen auch die allgemeine Sprache bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

Des Landes Zukunft.

Wenn die an unserem See begrabenen römischen Legionen, wenn die hier verscharrten Mauren wieder aufwachen und um sich sehen könnten, würden sie sich nicht wenig wundern über das, was da geschehen ist und wie das Land jezt aussieht. Jene würden ihre Colonia equestris, ihr Lusonium und Viriscum suchen; diese aber würden sich nach den festen Schlössern und Thürmen umsehen, die sie da zu ihrer Sicherung und bequemen Betreibung ihres Raubhandwerks im eilften Jahrhundert erbauten. Aber Römisches und Arabisches ist bis auf geringe Spuren verschwunden und an dessen Stelle steht, was christliche Civilisation gegründet und gepflegt hat, heitere, freie und wohlhabende Städte und Dörfer, wechselnd mit lachenden Landhäusern und Gärten, an denen dampfende und brausende Seeungethüme, gebändigt und dienstbar gemacht, pfeilschnell vorübersausen. Die Römer würden vielleicht beim Anblicke dieser Schiffe ohne Ruder und ohne Segel an das lebend gewordene, schnaubende Pferd von Troja denken, das nun Männer bergend durch die Fluth wadet, wenn sie nicht viele liebliche Frauen, Mädchen und Kinder lustig aus ihm hervorgehen und hineinsteigen sähen. — Und doch sind unsere schönen Seeufer noch lange nicht so angebaut, als sie seyn könnten. Dies lehrt ein Blick auf die Ufer des Züricherseеs, zumal zwischen Zürich und Rapperswyl, wo ein reiches, blühendes Dorf, ein kleiner blumenumflorter Palast an dem andern steht. Es fragt sich nur: sollen wir dies unter denselben Bedingungen wünschen? Gewiß nicht! Jene Seeufer verdanken ihr wunderbares Aufblühen nur einer zweideutigen, launigen Fee, der Industrie, dem immer wachsenden Gewerbsfleiß, dem jezt blühenden Handelsverkehr des Landes. Unser Waadland hingegen ist bis jezt wesentlich Acker und Wein bauend und der Aufenthalt reicher Leute, die nicht zu arbeiten brauchen. Am See liegen noch Güter und Schlösser mit großen Besizungen, die freilich nach und nach zerstückt werden dürften, wenn die Industrie mit ihren Fabriken in's Land käme und da herrschend würde. Ich sage, es wäre Schade um dies Land und seine Bewohner. — Daran ist aber nicht zu denken, so lange unser Leman nur ein Binnensee ohne Eingang und Ausgang für den Verkehr bleibt und sich die anliegenden Cantone durch unkluge Maßregeln noch den Transithandel nach Deutschland verkümmern, von dem ihnen Frankreich und Neuchatel schon so Vieles abgezwackt haben. Selbst wenn die Verbindung zwischen Lyon und Genf durch Schiffbarmachung der Rhone und durch eine Eisenbahn hergestellt, wenn auf ähnlichem Wege der Leman mit dem Neuchatelersee verbunden seyn wird, der bereits seine natürliche Communikation mit der Aar und dem Rhein hat, die nur verbessert zu werden braucht; wenn dann auch diese Linie auf eine schweizerische Eisenbahn zwischen Basel und Zürich trifft, wenn auch einmal die Schweiz und Sardinien in den deutschen Zollverein aufgenommen sind und dadurch den schweizerischen Erzeugnissen ein herrlicher Markt eröffnet seyn wird, so dürfte doch dies alles keine bedeutende Fabrikthätigkeit an den Genfersee bringen. Schwerlich werden hier je große, blühende Fabrikdörfer entstehen, wie am Zürichersee, denn das Leben am Leman ist viel zu theuer, fast um das doppelte kostspieliger und raffinirter, als dort. Dem romanischen Volk fehlt überdies die germanische Einfachheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit, seine Ordnung und Arbeitslust und sein Gehorsam; lauter Eigenschaften, die wesentlich zum Aufkommen und Gedeihen der Fabriken sind. Des Volkes Sitten sind schon lax genug, und die nationelle Trinklust im Waadland, die eher zu- als abnimmt, dürfte hier auch hindernd entgegenstehen. (Fortsezung folgt.)

Töpliz, Juni.

(Schluß.)

Die Schlachtdenkmale.

Unter den Badeärzten hat mich besonders Dr. Schmelkes angezogen, einer jener von der Natur gesegneten Menschen, die beim ersten Anblick einnehmen und bei näherem Umgange fesseln. Dr. Schmelkes ist der Hauptbegründer und Förderer der neuen Moorbäder, die in dem erwähnten neugebauten Stadtbade zum ersten Male ihre heilende Kraft den Töplitzer Badegästen bieten. Während sich nun aber Töpliz selbst mit jedem Tage vergrößert, vereinen sich Zufall und industrielle Speculation, die Umgegend zu verschönern und genußreicher zu machen. Kein Fremder unterlasse, das Denkmal zu besehen, welches Rußland seinen gefallenen Kriegern bei Kulm gesezt. Obgleich dieses Mausoleum nicht so großartig und imponirend wie das bekannte österreichische ist, so entscheidet sich doch das Urtheil aller Kenner dafür, daß es geschmackvoller, durch den Hauch der Kunst veredelter sey, als jener kolossale, aber etwas plumpe Obelisk. Das russische Denkmal befindet sich in Schußweite von dem Dorfe Priesten, an derselben Stelle, an welcher die russischen Garden, zurückgedrängt von Vandamme, die lezte verzweiflungsvolle Position gefaßt hatten. Der greise Invalide, der als Wächter des Monuments in dem zu diesem Zwecke erbauten freundlichen Häuschen wohnt, einer jener Veteranen der österreichischen Armee, über deren graues Haupt die Jovisblize Napoleons hinweggeflogen, erzählte mir, das Monument sey genau an derselben Stelle, wo in jener Schlacht — die er selbst mitgemacht hat — der russische Führer, General Ostermann, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerschmettert, in Mitte des Gefechtes amputirt wurde. Des greisen Kriegers Augen leuchteten, als wir uns über die künstlerische Schönheit des Monumentes äußerten; er findet eine glänzende Satisfaktion darin, wenn man demselben den Vorzug vor dem österreichischen gibt. Als wir dann einige hundert Schritte weiter bei diesem anlangten, und unser alter Bekannter, der weißhaarige böhmische Feldwebel, der seit fünfzehn Jahren dieses Mausoleum bewacht, uns entgegentrat und den Cicerone machte, schien ihn etwas zu drücken. Endlich wendete er sich an uns mit der Frage, ob wir nicht dieses Denkmal viel schöner und majestätischer fänden, als jenes da drüben; ein gewisser Grimm und verbissener Mißmuth lag in seinen Worten, so daß einer aus der Gesellschaft ihn fragte: was er selber dazu meine. „Ich habe es noch nicht gesehen," antwortete er verdüstert; „glauben Sie, daß man es so leicht über's Herz bringen könnte, seinem Nebenbuhler in's Gesicht zu sehen?" In der That, in dieser patriotischen Eifersucht liegt etwas Rührendes, Schauerliches. Zwei Greise, die für ein und dieselbe Sache geblutet, die nur wenige hundert Schritte von einander die Luft einhauchen, meiden sich wegen eines Begriffes, den sie bewachen, wegen einer Idee nationeller Ehre. Solche kleine Züge durchzucken die Weltgeschichte und erklären den eifersüchtigen Haß zweier Nachbarvölker, erklären die blutigen Kämpfe zwischen Sparta und Athen, zwischen Frankreich und England, zwischen Rußland und Polen. Sezet diese beiden Greise an die Spize zweier Heere, und ihre Eifersucht zertrümmert Europas Frieden. Oder sind Ibrahim und Sultan Mahmud etwas anderes als unsere beiden Invaliden?

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. Juli 1839.

In Deutschland geben sich die Schriftsteller, jeder für sich, Allem hin, was eine ungezügelte Einbildungskraft ihnen eingibt, und wenn sich eine Spur von Modegewalt blicken läßt, so besteht sie blos darin, daß sich jeder etwas damit weiß, sich von allen andern zu unterscheiden. In Frankreich ist es gerade das Gegentheil; da strebt alles nach dem Lobe, das Montesquieu Voltairen ertheilte. „Er hat mehr als irgend Jemand den Verstand, den Jedermann hat.“

Frau von Staël.

Literarische Grillen.

(Fortsetzung.)

Die Ideen und der Geistesverkehr der Franzosen und der Deutschen verhalten sich wie die Münzen in ihren Taschen. Dort durchaus gleichförmiges Schrot und Korn, gleiches Gepräge, wenige Sorten, zwischen denen beim Auswechseln Alles glatt und gleich aufgeht; der Unterschied zwischen den Ideen und Meinungen läuft im Großen, wie beim Geld, so ziemlich darauf hinaus, ob die Göttin mit der phrygischen Mütze, oder der Kaiser der Franzosen, oder ein legitimes Bourbonengesicht, oder die beste der Republiken in der Gestalt Louis Philippes aufgeprägt ist, und ob die Devise lautet: Dieu protège la France oder Deus salvum fac regem. — Bei uns dagegen, in Begriffen und im Geld, welch verschiedener Fuß und Gehalt, und welch mannigfache Sorten! So viel Classen von Geistesphysiognomien als Gesichter auf den Münzen; so viel Geistesherde als Münzstätten. Wie viele Bildungskreise, welche das Geistesgeld ihrer Nachbarn abweisen und verrufen! Die Köpfe nach Legirung, Größe, Gepräge so verschieden wie die Scheidemunze: Kupfer- und Quasisilberkreuzer, gute Groschen, Silbergroschen, Mariengroschen, Stüber und Fettmännchen, Alles kursirt unter einander und nichts geht in einander auf. Ja wir haben Köpfe, die sich mit der realen Welt so in Widerspruch gesezt haben, daß bei ihnen, wie beim Coburger Geld, zweimal sechs zehn, und zweimal drei drei macht.

Diese prästabilirte Harmonie zwischen den Geistern in Frankreich, diese eben so ursprüngliche Disharmonie zwischen den unsrigen gibt sich nun auch im ganzen Charakter der beiderseitigen Literatur und in ihrer Wirkung auf das Volk deutlich zu erkennen. Die Popularität, die Gemeinfaßlichkeit aller französischen Geistesprodukte, welche nicht abstraktes Wissen zum Gegenstand haben, fließt von selbst aus jener Homogenität der Geister, welche der dortigen Gesellschaft gleichsam ein ganz anderes Profil gibt als der unsrigen. Dort zeigt sich die große Masse der Nation nach einem geistigen Niveau abgestrichen, über das sich nur einzelne Summitäten erheben; im deutschen Volk ist das geistige Terrain auf's Mannigfachste accidentirt, im Großen aber erscheint es nach der Bildung in zahlreichen Stufen treppenförmig abgesezt. — Die schöne und die Unterhaltungsliteratur, womit wir es hier zunächst zu thun haben, sieht in beiden Ländern von den untersten Classen, vom Kalksubstrat des Polypenbaums der Gesellschaft ab; aber das Publikum, auf das der Schriftsteller wirken kann, fängt dort auf der Skale der Stände weit früher an und bleibt sich außer allem

Verhältniß gleicher als hier. — Der einzige Anspruch des französischen Schöngeists ist, vom Geiste, den Jedermann hat, mehr zu haben als gerade Jedermann, und sein höchster Ehrgeiz besteht darin, so Vielen als möglich zu gefallen. Er wird, seiner eigenen Anlage nach, nichts vorbringen, was gegen das nationelle Gemeingefühl verstößt oder das Gemeinverständniß übersteigt; fühlt er aber ja den Trieb zum Tiefen oder Sonderbaren in sich, so zügelt er ihn, weil das Schicklichkeitsmaß, das Alles beherrscht, selbst auf das Gefühl und die Begeisterung sich erstreckt, und die Angst vor dem Nationalpopanz, der Lächerlichkeit, macht ihn nuchtern. Völlig anders der Deutsche: er sezt vor allem seinen Stolz in die Besonderheit, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die er hat oder zu haben meint; er läßt seiner Natur den Lauf und erlaubt sich Alles, weil bei uns (versteht sich, abgesehen von der Censur) im Spirituellen Alles erlaubt ist; er verzichtet, wenn er es auch selbst nicht weiß, instinktmäßig auf eine universelle Wirkung seiner Produkte und rechnet zunächst auf den mit seiner Natur und seiner Bildung wahlverwandten Bruch des Publikums.

Was anderseits das Publikum betrifft, so ist der Franzose schon zu eitel, um einem, wer es auch sey, im Verständniß dessen, was für die ganze große Nation geschrieben ist, das Geringste vorzugeben, und findet er Schwierigkeiten, so redet er sich vor sich selbst so gut aus, wie bei Verlegenheiten im gemeinen Leben vor Andern. Wenn der Franzose nicht liest, so ist nur die Kleinigkeit daran Schuld, daß er nicht lesen kann. Liest er aber, so steht ihm so ziemlich die ganze Literatur seiner Sprache offen, und er genießt sie, so gut wie der Vornehmste, und im selben Style, weil beide gleichgestimmte Organe dazu mitbringen. Jeder, weß Standes und Ranges er sey, hat sich an Lesage und Molière ergözt, bevor er zwanzig Jahre alt wurde; der kleine Krämer läßt gelegentlich den bel endroit des Tragikers mit demselben Aplomb rasseln wie der Deputirte auf der Rednerbühne, und der moderne sociale Roman gibt der Dame du comptoir im unfashionabelsten Quartier der Hauptstadt dieselben Emotionen wie der Marquise. — Bei uns aber ist in der schönen Literatur Alles gleich den einen zu hoch, den andern zu platt, den einen zu stark gewürzt, den andern zu fade, im seltensten Fall Vielen und fast nie Allen mundgerecht. Wir haben große Schriftsteller, bei denen es sich von selbst versteht, daß ihre Wirkung auf eine auserlesene Gemeinde beschränkt bleibt, z. B. Jean Paul; bei vielen andern ist es nicht weniger der Fall, wenn man es auch nicht so laut sagt, weil die nicht Verstehenden sich nicht so bequem wie bei jenem bizarren Geiste für bloß nicht Goutirende ausgeben können. Der Ruhm eines Klopstock, den die Allerwenigsten begreifen, und der auf Treu und Glauben allgemein als einer der größten Dichter der Nation verehrt wird, ein solcher Ruhm ist in Frankreich ein Unding.

Diese tief eingreifende Verschiedenheit im Nationalcharakter gibt den für ein gemischtes Publikum bestimmten Blättern in Frankreich eine für uns erstaunliche Homogenität, wogegen die unsrigen häufig Speisekarten gleichen, welche nicht nur allerlei Gerichte aus derselben Küche bringen, sondern Schüsseln nach den verschiedensten culinarischen Systemen, von der Garküche bis zur feinsten Gourmandise, weil der geistige Speisewirth nicht etwa bloß für jeden Gaumen und jede Laune, sondern auch für jede Gewöhnung des Magens etwas anbieten will.

(Schluß folgt.)

Die magnetische Südpolerpedition.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, durch so viele korrespondirende Beobachtungen entschiedener, nicht weniger merkwürdiger und hier ebenfalls gleich mit zu erwähnender magnetischer Hauptumstand besteht darin, daß dagegen die durch **Nordlichter** veranlaßten Störungen der Magnetnadeln an den entferntesten Orten **gleichzeitig** stattfinden, wenn gleich ihre Wirkungen nicht überall von gleicher Größe sind, und daß also diese **unregelmäßigen** Schwankungen nicht, wie die täglichen regelmäßigen, dem Gange der Sonne über die Erde und den sich darnach richtenden Tagesstunden folgen, sondern vielmehr überall im nämlichen physischen Augenblick eintreten.

Diese gewichtigen Argumente fanden sich nun mit der erwähnten früheren Annahme magnetischer Axen der Erde, und überhaupt mit der Behauptung, daß der Sitz des tellurischen Magnetismus im **Innern** der Erde zu suchen sey, in einem zu entschiedenen Widerspruche, um nicht den Glauben an Hansteen's Hypothese und alle die erwähnten ähnlichen seiner Vorgänger bedeutend zu erschüttern. Sie bekunden vielmehr einen unverkennbaren Causalnerus zwischen vielen magnetischen Erscheinungen und dem Sonnenumlaufe um unsere Erde und begünstigen die Ansicht, daß die Erde durch den Einfluß der Sonne und des von derselben erzeugten Lichtes oder der Wärme, also immer durch eine **äußere** Ursache auf ihrer **Oberfläche** magnetisch werde, und demnach zwar allerdings immer selbst wie ein Magnet zu betrachten sey, aber ohne daß man den Sitz der magnetischen Erdkraft im Innersten des Erdkörpers zu suchen brauche.

Die Ueberlegenheit dieser neuen Theorie über die alte ist somit nicht mehr zweifelhaft; gleichwohl hat es aber doch den Naturforschern noch nicht gelingen

wollen, dieselbe der ganzen Summe magnetischer Erscheinungen befriedigend anzupassen, und man ist daher zunächst nur bemüht, eine genügende Menge der genauesten Thatsachen und Beobachtungen an den entferntesten Punkten der Erdoberfläche zusammenzustellen, wodurch der Zweck unserer „magnetischen Expedition" wiederum näher bezeichnet wird.

Um die Genauigkeit solcher magnetischen Beobachtungen hat sich aber in der neuesten Zeit der berühmte Naturforscher und Mathematiker Gauß zu Göttingen das meiste Verdienst erworben. Nach seiner Angabe wurde eben daselbst zuerst ein besonders eingerichtetes magnetisches Observatorium angelegt, bei dessen Construction zur Beseitigung fremdartigen Einflusses, alles Eisen ausgeschlossen ist, und er erfand überdies die sogenannten Reflexionsapparate (Magnetometer), bei denen die Schwankungen der Magnetnadel bekanntlich aus einer gewissen Ferne in einem Spiegel wahrgenommen werden, dergestalt, daß auch die persönliche Nähe des Beobachters keine störende Wirkung darauf äußern kann. In Verbindung mit Gauß wandte sodann unser großer Landsmann Alexander von Humboldt Alles an, um diese neuen genauern Beobachtungsmethoden auf den verschiedensten Punkten der Erde in Anwendung zu bringen, worüber wir weiter unten das Nähere beibringen werden, und es gelang auf diese Weise nicht nur, die oben angeführten beiden Hauptfacta der Art des Einflusses des Sonnenstandes und der Nordlichter auf die Richtung der Nadeln immer mehr über allen Zweifel zu erheben, sondern auch noch manche andere, nur durch diese Genauigkeit und Vervielfältigung der Beobachtungen zu ermittelnde Umstände hinzuzufügen. Man überzeugte sich nunmehr, daß die Witterung, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, ja selbst bloße Gewitter, einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß auf die Aeußerungen des tellurischen Magnetismus ausüben, und man wird auf diesem Wege wahrscheinlich noch dahin gelangen, außer dem nachgewiesenen Sonneneinflusse, auch einen Zusammenhang zwischen dem magnetischen Leben der Erde und jeder ihrer übrigen Thätigkeiten nachzuweisen.

Mit diesen Bemühungen Gauß's und Humboldts, und der, auf ihre Veranlassung in andern magnetischen Observatorien thätigen Beobachter, vereinigten sich nun die Anstrengungen der Nordpolreisenden, um im hohen Norden, wo man ihn zu suchen hatte, den einen magnetischen Erdpol aufzufinden. Da der Erdkörper nämlich, wie wir Anfangs gezeigt haben, selbst als ein Magnet erscheint, welcher sich, sey es nun, nach der älteren Theorie, wegen einer in seinem Innern enthaltenen Ursache, oder, nach der neueren, weil er auf seiner Oberfläche magnetisch wird, gegen eine Magnetnadel doch immer wie eine zweite Magnetnadel verhält, dergestalt, daß sich die freundlichen Pole anziehen, so mußten also auf der Erde Punkte angetroffen werden können, wo die Neigungsnadel eine ihrer Spitzen genau gegen den Boden kehrt, d. h. wo die Neigung genau 90 Grad beträgt; und diese Punkte mußten im hohen Norden und Süden, nicht gar zu fern von den Umdrehungspolen der Erde liegen, weil angeführtermaßen die Neigung in der Aequatorialzone der Erde, wo die Nadel eine horizontale Richtung annimmt, Null ist und von da ab nach Norden oder Süden zu stets wächst.

Näher nach dem so unzugänglichen Südpole hin hatten Untersuchungen dieser Art noch nicht Statt gehabt, womit wir die Tendenz unserer magnetischen Südpolexpedition abermals genauer bezeichnen; nach dem Nordpol hinauf gelang es aber dem berühmten Nordpolschiffer Roß auf seiner letzten Reise von 1829 bis 1833, wirklich unter 70°5′ 17″ nördlicher Breite und 96°45′ 18″ westlicher Länge (von Greenwich) einen Punkt zu finden, wo die Nadel bis auf eine Minute, welche füglich als Beobachtungsfehler passiren kann, vertikal stand und ihre eine Spitze also dergestalt gegen den Erdboden richtete, als wenn dieser ihr dort den ungleichartigen (freundlichen) Pol entgegenkehrte. Dies war also der wirkliche magnetische Nordpol der Erde, und die Anwesenheit desselben an diesem Punkte, und daß sich die Reisenden in der That über demselben befanden, ging, zu noch mehrerer Ueberzeugung, auch daraus hervor, daß die Abweichungsnadel beim Umfahren desselben stets gegen ihn gerichtet blieb und über ihm dem Laufe der in dieser Breite täglich den Horizont umkreisenden Sonne folgte. Der Umfang dieser eigentlichen magnetischen Nordpolgegend, d. h. also der kleinen Fläche, wo sich die Neigungsnadel senkrecht zum Boden kehrte, betrug etwa eine englische Meile.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Sittengeschichte der Deutschen.

Sehr auffallend ist die im Mittelalter in den deutschen Fürstenhäusern herrschende Sitte, die Töchter so sehr früh zu verheirathen. Der Termin war das zwölfte Jahr; gegenwärtig wird weiblicher Seits wohl kaum je eine Ehe vor vollendetem sechzehnten Jahr geschlossen. Der noch jezt nicht selten vorkommende Uebelstand, daß die hohen Verlobten im Alter zu gleich sind, fand dabei ehemals nichts destoweniger statt; denn auch von Prinzen gibt es Beispiele genug, daß sie vor dem sechzehnten Jahr verheirathet wurden. So wird im Ehevertrag zwischen Otto II., Herzog von Meran, und Blanca, einer Gräfin von Champagne, im Jahr 1225 bestimmt, die Ehe solle vollzogen werden, sobald Otto das vierzehnte Jahr erreicht habe. — Hedwig, Tochter eines Herzogs von Meran, ward 1186 in ihrem zwölften Jahre

mit dem Breslauschen Herzog Heinrich vermählt. — Bernhard, Graf von Bentheim, macht sich 1570 gegen Balduin von Steinfurt anheischig, des leztern Tochter Pernette heirathen zu wollen, sobald sie zwölf Jahre alt sey. — Im Ehevertrag, den Carl Herzog von Lothringen und Markgraf Bernhard von Baden 1408 im Namen ihrer Kinder aufrichteten, heißt es: „Und wann dieselbe Catherine, unser Herzog Carlens Dochter, zwelff Jare alt würdet, so sollen wir, die obgeschriebene zweene Herren die heilige Ehe zwüschent obgenannt unseren zwey Kindern vollekommenlich vollenfertigen." — Lothar, Markgraf von Sachsen, bekam von seiner Gemahlin Godila, als sie erst dreizehn Jahre alt war, einen Sohn, Werinhar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Radikalismus.

Die Savoyischen Lemanufer sind viel geeigneter zu großen Fabriken. Dort ist das Leben einfach und wohlfeil, das Volk ist arm, sehr thätig, sittlich, sparsam, nüchtern, gehorsam und religiös; es leidet nicht an der politischen Drehkrankheit der Waadländer, und seine Regierung hat seit einigen Jahren durch großartige Maßregeln Riesenschritte in Industrie und Handel gethan. Im ganzen Chablais ist das Leben wesentlich von dem in Genf und Waad verschieden. Es soll mich daher nicht wundern, wenn in einigen Jahren bei günstigen äußern Umständen und nach Vollendung der großen Straßen, die in Savoyen und Piemont angefangen oder projektirt sind — es soll mich nicht wundern, wenn dann dies schöne Uferland durch große Fabriken bald bevölkert, reich und blühend wird. Ob es aber dann zufriedener ist als jezt, das fragt sich. Schon ist zu dieser Fabrikthätigkeit mit Steinkohlen- und Eisenwerken, Asphalt und Anthracit der Anfang gemacht. Die Dampfmaschinen werden bald nachkommen. Ein verständiges Zollsystem wird wohl helfend nachfolgen. Dann dürfte die Zeit kommen, wo man vom Leman nicht mehr sagen kann, er breite sich wie ein Weltmeer zwischen Waad und Savoyen hin. Dieser Tropus könnte dafür in anderer Beziehung wieder wahr werden, wenn Waad fortfährt, wie es angefangen, einer stürmischen politischen Parthei anzugehören, ihren Eingebungen zu folgen und dadurch geistig und materiell zu zerfallen. — Dies führt mich zu dieses Landes öffentlichen Zuständen, die seit einiger Zeit ihre vorige günstige Richtung verlassen haben und mit einigen Modifikationen auf denselben Punkt führen dürften, wo wir jezt Bern, Luzern, St. Gallen, Basel-Landschaft und Unterwallis unter dem drückenden Einfluß der übertriebenen Theorien des Radikalismus erblicken. Vor einigen Jahren gab ich im Morgenblatt Bruchstücke von Reden im Großrath, die beweisen konnten, daß des Landes beste und geistreichste Männer dasselbe in echter Civilisation rasch empor bringen wollten, nur zu rasch. Später geschah viel für Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts; es wurde für die gleichförmige und gründliche Bildung der Schullehrer im Lande eine treffliche Normalschule in Lausanne errichtet. Nicht bloß das Colleg erhielt eine bessere Einrichtung, sondern auch die Akademie erhob sich ganz neu auf den Trümmern der vorigen, die Lehrer wurden vermehrt und besser besoldet. Auch in den Zweigen der innern Verwaltung geschah viel Gutes. Die Finanzen schienen vortrefflich und nicht nur hinreichend für die neuen Ausgaben in Erziehung und Unterricht, sondern auch genügend für die Anlegung neuer, herrlicher und großartiger Kunststraßen u. s. w. Indessen bildete sich eine Opposition aus, deren Elemente freilich schon früher, schon seit der Revolution von 1831, vorhanden gewesen waren, sich aber noch nicht hervorgedrängt, sondern nur mit einiger Scheu hämische Blicke und Bemerkungen auf alles geistige Aufstreben zu höherer Bildung und auf die Männer geworfen hatten, die dieser würdigen Richtung würdig vorstanden. Dieser Parthei hatte es, um einflußreich zu werden, nur an einem bedeutenden Haupt gefehlt, und als sich dies gefunden, trat sie auch gleich kecker hervor und trieb es in neuester Zeit bis zu systematischer Opposition gegen Alles, was ihrem Sinn und Streben nicht zusagte, gegen Kirche, Akademie, Colleg und Normalschule, ja sogar gegen großmüthige Wohlthäter ihres Landes, die ihrer Kaste nicht angehören. Vom Petitionsrecht wurde der lächerlichste Mißbrauch gemacht, denn Petitionen spielten in Schenken zwischen Käse und Weinbouteillen die wichtigste Rolle, ehe sie dem Großrath vorgelegt wurden, der ihren Ursprung schon am Geruch hätte erkennen können. Wie voriges Jahr das radikale Paradepferd für die Verdrängung der Könige und Fürsten aus dem Kirchengebet geritten wurde, so turnirte es dies Jahr gegen alles formelle Christenthum, gegen die Nationalkirche, deren Ordnung und Diener. Was ihr mit Ueberzeugung und Wärme anhing, wurde Methodist genannt, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, dem der stille, streng sittliche Methodismus ein Greuel ist. Dieser selbst aber gewann natürlich, weil er als Gegensatz gegen jenes Stürmen dastand und die Gutdenkenden anzog, zumal wenn sie auf die Persönlichkeit, das Privatleben und die Sitten vieler Radikalen blickten. Um ihren Angriffen auf die Kirche eine noch bessere, auf die ganze junge Generation wirkende Basis zu geben, verlangten sie, daß die neue Akademie ihren vakanten philosophischen Lehrstuhl einem tüchtigen Hegelianer geben solle, damit er in Religion und Kirche nach ihrem Sinne recht aufräume. Als aber dies aus guten Gründen von der Akademie nicht geschah, erklärten sie dieser offen den Krieg. So zeigte sich hier im Kleinen schon dasselbe, was einige Monate später mit Doktor Strauß in Zürich vorging, nur mit dem Unterschied, daß in Waad die competente Behörde kräftig handelte, während in Zürich die germanische Gesundheit des Volks wieder gutmachte, was die Behörde gefehlt hatte, und den Krankheitsstoff ausstieß. Hier im romanischen Land dringt er den Leuten immer mehr in's Blut. So steht es jezt in Waad. Noch kämpft die Regierung gegen das Ueberhandnehmen des radikalen Prinzips im Großrath und im Land überhaupt, es läßt sich aber zweifeln, ob sie künftig auch stark genug gegen dasselbe seyn wird, zumal die radikale Schule nach Kräften östlich auf Wallis und westlich auf Genf wirkt und sich von da zu verstärken sucht. Die Ehrenmänner, welche vor einigen Jahren noch an der Spize der Bewegung in Waad standen und unter denen wir nur den Professor Monnard nennen, sind nun bereits überflügelt — débordés, wie der französische Kunstausdruck heißt — und werden „Zurückgebliebene" genannt. Der jezige Großrath ist solchen Männern wegen ihrer Kenntnisse und ihres Redetalents nicht geneigt; darum wurde Prof. Monnard dieses Jahr nicht wieder zum Präsidenten oder Vicepräsidenten des Großraths, oder zum Deputirten bei der Tagsazung gewählt, wie in den vorigen Jahren. Nur Radikale erhielten diese Stellen. — Diese Bemerkungen mußte ich über Waads öffentliche Zustände vorausschicken, um Manches begreiflich zu machen, was folgen wird.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. Juli 1839.

The modern science pours forth showers of facts, all tending to prove the existence and constant operation of some general principle, on whose action all the phenomena of nature are dependent.

Leithead.

Die magnetische Südpolexpedition.

(Fortsetzung.)

Diese Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols gilt aber nur für jezt, oder wenigstens nur für eine gewisse längere oder kürzere Zeit. Denn die sorgfältigste Vergleichung älterer und neuerer Beobachtungen mit den neuesten hat gezeigt, daß alle drei angedeuteten Formen magnetischer Erscheinung: die Abweichung, die Neigung und Intensität, für die besonderen Punkte der Erde auch noch besonderen, an längere Perioden gebundenen Veränderungen unterworfen sind, daher diese allmähligen Veränderungen mit Grund auf eine eben so allmählige Verrückung der magnetischen Erdpole in andere Gegenden bezogen werden. Es springt aber in die Augen, daß, nach Maßgabe der genaueren Kenntniß der Veränderungen dieser drei magnetischen Elemente für immer mehrere Punkte der Erdoberfläche, auch ein immer genauerer Schluß auf den Zusammenhang dieser Veränderungen über die ganze Erde hin gemacht werden kann, was zur Hoffnung der Auffindung des zu Grunde liegenden allgemeinen magnetischen Gesetzes berechtigt, und ganz besonders muß die Aufmerksamkeit in diesem Bezuge auf die, wie gesagt, magnetisch noch ganz unerforschte Südpolarzone gerichtet seyn.

Die Messungen der magnetischen Intensität, wie wir den Begriff, oben erklärt haben und über welche wir jezt noch in einiges nähere Detail eingehen müssen, gehören ganz der neuesten Zeit an, indem man früher durchgängig annahm, daß die magnetische Kraft der Erde überall gleich groß sey. Davon hatte man sich besonders durch die, von dem französischen Mathematiker Mallet angestellten Versuche überzeugen lassen, welcher, als er im Jahre 1769 zur Beobachtung des bekannten Venusdurchganges durch die Sonne nach Ponoi in Lappland gereist war, daselbst auch magnetische Beobachtungen anstellte und gefunden haben wollte, daß die Schwingungen der Nadel in diesem hohen Norden nur genau eben so schnell als in weiter nach dem Aequator zu gelegenen Orten ausfielen, da sie doch nach dem von uns angedeuteten Gesetze der Intensität mit der Annäherung nach den Polen vielmehr hätten schneller werden sollen. Die oben erwähnten vortrefflichen Magnetometer von Gauß lassen eine viel größere Genauigkeit der Beobachtungen zu, und es ist durch ihre Beihülfe nicht nur gelungen, jenes Gesetz der magnetischen Erdkraft über allen Zweifel zu erheben, sondern selbst darzuthun, daß auch diese Intensität, gleichwie wir es von der Abweichung und Neigung dargethan haben, für

bestimmte Punkte der Erde allmählig einer Veränderung unterliegt.

Verbindet man endlich auf einer Karte diejenigen Punkte der Erdoberfläche, für welche, zu irgend einer bestimmten gleichen Zeit, entweder die Abweichung oder die Neigung, oder aber die Intensität gleich groß war, so ergeben sich ganz eigenthümlich gekrümmte Linien, die jedoch einem gewissen Gesetze zu unterliegen scheinen, dessen Auffindung man durch Verlängerung jener Curven vermittelst fernerer vergleichenden Beobachtungen an immer mehreren und entfernteren Orten hoffen darf. Unter den Linien gleicher Abweichung („isogonischen" Linien) müssen wir besonders diejenigen bemerken, welche durch die Orte gehen, wo die Abweichung gegenwärtig = Null ist; solcher isogonischen Linien gibt es nach dem Berliner Naturforscher Ermann auf der Erde nur zwei, von denen die eine aus dem weißen Meere kommt, sich zuerst südöstlich, dann nordöstlich bei Irkutzk vorüber krümmt und dann südlich durch den Ocean um Neuholland gegen den Südpol hin läuft; die andere aber in der Richtung vom Südpole durch das atlantische Meer geht, nördlich von Rio Janeiro in den Continent von Amerika tritt und denselben in nördlicher Richtung durchschneidet.

Die Linien gleicher Neigung (isollinische" Linien) zeigen, je größer die Neigung wird, desto mehr eine zweimalige Krümmung nach Süden und nach Norden, welcher Umstand auf den Gedanken führen könnte, daß es, wie schon Halley meinte, wirklich vier magnetische Pole der Erde (zwei im Süden und zwei im Norden) gebe, eine Frage, welche durch die bevorstehende magnetische Expedition, wenigstens was den Sudpol betrifft, vielleicht auch entschieden werden wird. Von den Linien gleicher Intensität („isodynamischen" Linien) aber ist noch besonders anzuführen, daß ihre Krümmung die Vermuthung erregt, als wenn die Punkte der größten magnetischen Erdkraft sich, dem Orte nach, von den eigentlichen magnetischen Erdpolen, wie wir die Lage des einen derselben oben angegeben haben, unterscheiden könnten.

(Schluß folgt.)

Literarische Grillen.

(Schluß.)

Wie wirkt nun aber dieser radikale Unterschied formell auf den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtungen, auf das Feuilleton? Wir haben oben gesehen, warum dieser muntern Chronik des socialen Lebens bei uns der allgemeine Stoff so sehr geschmälert ist. Die gute Gesellschaft ist in Deutschland überall, und eben darum ist sie nirgends für's Allgemeine maßgebend. Der sociale Geist ist in einzelnen Kreisen abgesperrt, in welchen er eigenthümliche Farben annimmt, und wo selbst die obligaten ausländischen Elemente des guten und feinen Tons verschieden assimilirt werden. Für das Zersplitterte und in dieser Zersplitterung Kraftlose kann es kein allgemein wirksames Organ geben; aber selbst derjenige Stoff, dem wenigstens eine allgemeine Seite abzugewinnen ist, wie Musik, Theater, will sich nicht recht gestalten lassen, und zwar, weil es in den Köpfen und Gemüthern der meisten Leser an der Basis fehlt, auf der vernünftigerweise jedes Raisonnement über die Gegenwart ruhen muß, am Bewußtseyn der Geschichte, am lebendigen Gefühl der Vergangenheit.

Wie unsere politische, so bricht sich auch unsere Kultur- und Sittengeschichte in hundert Strahlen; in beiden ist so wenig Massenhaftes, durch beide geht so wenig ein herrschender Einfluß, als Anhaltspunkt für Gedächtniß und Einbildungskraft, daß der halb oder oberflächlich gebildete Deutsche nur ein sehr verworrenes, lückenhaftes Bild von ihnen hat. Wie unserem geselligen und künstlerischen Geist in der Gegenwart die Kraft und die Gewalt abgeht, so hat er auch in der Geschichte nirgends tiefe Spuren als Richtungsmerkmale hinterlassen. Wie einfach und compakt spinnt sich dagegen die Geschichte Frankreichs am Faden der Dynastie fort! und die gesellschaftliche Entwicklung geht gleich massenhaft und concentrirt daneben her. Sicher hat der deutsche Journalleser im Durchschnitt ungleich mehr allgemeine historische Kenntnisse als der französische; aber die socialen Fortschritte der deutschen Nation, die Geschichte unserer Poesie, unserer bildenden Kunst, unserer Musik, unserer Bühne, die Geschichte der feinen Lebensart, der Moden und Trachten, kurz die Vergangenheit aller der Dinge, welche im sogenannten Salon und im Feuilleton zur Sprache kommen, ist den allerwenigsten gegenwärtig, weil man bei uns dergleichen förmlich studiren muß. Der Franzose wird mit all dem durch seine centralisirte schöne Literatur, durch seine Memoiren, Romane und Schauspiele, vor seiner Nationalbühne spielend, gleichsam nach Hamiltonscher Methode bekannt, ohne sich je ernstlich damit abzugeben. Die politische und Regentengeschichte wird dort in den Köpfen wie in der Wirklichkeit auf tausend Punkten von der Geschichte der Gesellschaft berührt und durchdrungen, und das Netz von Ursachen und Wirkungen, dessen Fäden in wenigen Mittelpunkten, wie im oeil de boeuf von Versailles, zusammenlaufen, drückt sich unvermerkt wie ein Situationsplan jeder Einbildungskraft ein. Der Franzose stände schon sehr tief, dem sich nicht z. B. die Phasen seiner Nationalbühne mit ihren dreierlei

Berühmtheiten, mit ihren Dichtern, Mimen und Kritikern, von Molière und dem Hôtel de Bourgogne bis auf den heutigen Tag, während seiner Leserei von selbst einprägte.

Bei dieser Eigenthümlichkeit der nationellen Bildung steht dem Feuilletonisten der ganze Farbenkasten der Landesgeschichte zu Gebot, um seine flüchtigen Bilder recht bunt und effektreich auszuführen, und er taucht mit dem ermuthigenden Gefühle, daß er so ziemlich für Jedermann malt, seinen Pinsel in Farben, mit denen der Deutsche nur für die Gebildetsten malen kann. Er verknüpft jeden Augenblick das, was ist und wird, mit dem Dagewesenen, er beleuchtet die Gegenwart durch die Vergangenheit mittelst eines Winks, einer Anspielung, die nie verloren geht und nie eines fatalen „nämlich“ bedarf. Der bedeutende Poet oder Schauspieler, der einflußreiche Schöngeist, die hohe Weltdame, die mächtige Maitresse — alle markanten Namen, die er ausgibt, sind Fichen, mit denen er ganze sociale Zustände bezeichnet. Und hiedurch erhalten seine frivolen Malereien erst eigentlich Schatten und Licht, Umriß und Haltung, Leben und Bewegung. Welche Vortheile dem Deutschen gegenüber, der seine zerrissene Kulturgeschichte nirgends als Hintergrund socialer Schildereien fassen kann, der erörtern und dociren müßte, wo jener nur winkt und andeutet, der dem Leser hundertmal pedantisch sein Wissen ausdringen müßte, während jener nur spielend Ideenassociationen weckt! Nur ein paar Beispiele, wie sie sich im Augenblick anbieten. Die Clairon ist ein Begriff, durch dessen Herbeiziehung der Theaterkritiker, der das neueste Stück beschreibt, einen Gedanken bestimmt und deutlich ausspricht; welcher Effekt läßt sich aber mit dem Namen einer Neuberin hervorbringen? Was knüpft sich nicht Alles an die Namen Lavalière und Pompadour! wer denkt aber viel bei Eva von Trott und Aurora von Königsmark?

Genug, jene Disposition des französischen Volks ist der fertig ausgespannte Zettel, durch den der Schöngeist sein Weberschiff wirft, dessen Faden sich wie von selbst zum mannigfachsten Blumen-, Schnörkel- und Arabeskenwerk gestaltet. Aber dem Deutschen, der ihm nachwebt, verwirrt sich die Kette, der Faden reißt jeden Augenblick, des Anknüpfens und Entwirrens ist kein Ende, und statt eines glatten, gleichen, effektvollen Fabrikats liefert er meist doch nur ein unscheinbares, farbloses Ding voll Lücken und Webernestern, das mit dem französischen nur die Unsolidität gemein hat. Offenbar wäre besser, er ließe es ganz bleiben, und er sähe sich vernünftigerweise für seinen Witz, wenn er welchen hat, nach einer nationelleren Gattung um.

Aber der Feuilletonist, wie er in vielen deutschen Blättern unter verschiedenen Masken auftritt, erscheint allerdings als der Ausdruck unserer höhern Gesellschaft, wie sie einmal ist, und insofern ist ihm das Recht auf die Existenz nicht abzusprechen. Wäre diese Gesellschaft deutsch in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Geistesgenüssen und Vergnügungen, so ließe sich schwer begreifen, wie sie sich über dieses Alles in fremdem Style möchte vorplaudern lassen. Da aber der beständige Zufluß fremden Geistes Lebensbedingung für sie ist, da in der Mischung der geistigen Atmosphäre, in der sie athmet und gedeiht, die fremden Elemente die einheimischen so stark überwiegen, wie in der allgemeinen Luft der Stickstoff den Sauerstoff, so scheint es nur consequent, wenn das klatschende Tagebuch dieses künstlichen Lebens ebenso zusammengesezt und selbst ein kurioses Kunststück ist.

Dem Volk, dessen Geist der originellste ist, wenn er sich der Tiefe des Lebens zukehrt, scheint ein für allemal die Fähigkeit versagt, das Leben an der Oberfläche zu beherrschen und zu schmücken. Von jeher geht bei uns derjenige, welcher über unsere Schwäche und Unmündigkeit in dieser Beziehung eifert und spottet, neben dem her, welcher das Spielzeug des Auslands in Trachten, Manieren und Sprache an seiner Person mit dem trostlosesten Ernste zur Schau trägt. Dieser hört gar nicht auf jenen, und der Eiferer kann so wenig seine Natur ausziehen, daß er gelegentlich und unbewußt selbst den Feinen spielt. Eine solche Nation, die sich unter der Firma des guten und feinen Tons das Unbegreiflichste aufbinden läßt, hatte nicht das Recht, sich zu wundern, als es eines Tags in der Journalistik Mode wurde, mit deutschen Worten gar nicht mehr deutsch zu sprechen, und aus abgelegtem französischem Esprit deutschen Gedanken Jacken zu schneiden.

Dem Jargon und den Manieren unserer feinen Welt muß doch auch in der Literatur eine Figur entsprechen, und dieß ist der mit französischen Formen und Redensarten spielende Feuilletonist, der literarische Dandy, der in's Spirituelle übersezte materielle Elegante. Eine einzige Leidenschaft, die Selbstliebe, spricht aus allen seinen Geberden und Handlungen, aus der impertinenten Haltung des Kopfes, dem mit Wichtigkeit leichten Schritt, dem koketten Spiel der Hände, die beständig zu drapiren und zu coeffiren haben; er ist galant, einschmeichelnd, voll süßer Worte, wo sein Interesse in's Spiel kommt, sonst aber lorgnettirt er die Leute unverschämt und bläst ihnen den Rauch seiner Cigarren unter die Nase — Alles wie sein Mitbruder im Fleische, mit dem er zuweilen sogar in Eine Person zusammenfällt.

Diesen literarischen Bastard gedenken wir in einem weitern Artikel näher in's Auge zu fassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Radikalismus.

Den Lesern, welche glauben, ein Wahlsystem auf breitester Basis, d. h. bloß nach der Einwohnerzahl, sey das beste Mittel, um die Nation gut zu repräsentiren, um ihr öffentlichen Geist einzuflößen, um die Stimme des Volks recht zu vernehmen und seine Rechte zu wahren, diesen Lesern will ich Folgendes erzählen. Der Canton Waad besizt nach obigem Grundsaz ein so breites Wahlsystem, daß auch die entschiedensten Radikalen nichts davon auszusezen haben, es wird auch bei den Wahlen vollständig in Anwendung gebracht, und die Regierung maßt sich dabei nicht den geringsten Einfluß an. Demungeachtet wiederholt sich bei dem so zusammengesezten Großrath jezt eine merkwürdige Erscheinung. Seine aus allen Ständen und Classen genommenen Mitglieder zeigen so wenig Eifer und Thätigkeit für die öffentliche Sache, daß dieses Jahr von vier angesagten Sizungen immer nur eine eröffnet oder fortgesezt und bis an's Ende geführt werden kann; denn entweder ist die erforderliche Zahl Mitglieder gleich bei der Eröffnung der Sizung nicht beisammen, wo man dann nach vergeblichem Warten auf Hülfe wieder auseinander geht, oder die zur Eröffnung erforderliche Zahl ist zwar im Anfang vorhanden, nimmt aber im Verfolg einer Discussion so ab, daß am Ende nicht mehr über den Gegenstand abgestimmt werden kann. Dann gelingt es manchmal, eine gute Menge der weggegangenen Großräthe auf den nächsten Spaziergängen anzutreffen und wieder einzutreiben; gewöhnlich aber ist der ausgesendete Pedell nicht so glücklich, und dann muß der eben verhandelte Gegenstand, auch der wichtigste und dringendste, unverrichteter Sache wieder aufgegeben, die Sizung aufgehoben werden. Dergleichen geschah oft bei den bedeutendsten Angelegenheiten, und bisher halfen alle Bemerkungen, Rügen, Vorwürfe und Aufforderungen des Präsidenten nichts, um diesem Uebelstand abzuhelfen. Es soll daher kommen, daß viele Mitglieder des Großraths wenig gebildete, mehr an's Hanthieren als an's Sizen und Denken gewöhnte Ehrenmänner sind, die das Unparlamentarische dieses Betragens gar nicht recht einsehen. In Basel-Landschaft kommt bekanntlich Aehnliches vor; dort werden die ausgekneipten Großräthe aus den Schenken wieder in's Parlament getrieben.

Ein, diese waadländischen Großräthe radikaler Färbung recht bezeichnender Zug kam vor Kurzem in einer Sizung vor. Einer der würdigsten und reichsten Einwohner des Landes, Perdonnet, das Haupt einer sehr achtungswerthen Familie, machte seiner Vaterstadt Vevey für deren Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten ein Geschenk von zweimalhunderttausend Schweizerfranken, unter der Bedingung, daß die Regierung nicht die gewöhnlichen, bedeutenden Mutationsgebühren davon fordere. Natürlich nahm der Staatsrath dies Anerbieten mit Dank an und verzichtete für ein so bedeutendes, den Schulen und Armen gemachtes Geschenk auf die Abgabe. Dafür aber wurde er im Großrath heftig von den Radikalen angegriffen, ebenso der edle Perdonnet, dem jene Leute schon deßhalb feind sind, weil er sich von ihnen fern hält. Man vergaß ganz die Bestimmung des großen Geschenks und behauptete, der Geber habe gar das Recht nicht gehabt, jene Bedingung zu stellen, die Regierung hätte sich auf jeden Fall darüber hinaussetzen sollen u. s. w. Mit genauer Noth kam diese bei der Abstimmung ohne Reprimande des Großraths durch und das Geschenk blieb mit seiner Bedingung stehen.

Was die Regierung in den vorigen Jahren für die Gründung der Normalschule, des Collegs und der neuen Akademie mit bessern Besoldungen ihrer Lehrer gethan hatte, wurde vor einigen Monaten im Großrath stark bestritten, angegriffen und dessen Umsturz versucht. Bei dieser Gelegenheit kamen Sainte Beuve's vorjährige geistreiche Vorlesungen über die Literaturgeschichte von Port-Royal schlecht weg: der Sprecher behauptete, dergleichen habe für Waadländer gar kein Interesse, auch seyen nur Frauenzimmer hineingegangen. Durch diese auf allen radikalen Wegen im Land verbreitete und den Ununterrichteten, Unwissenden oder Schwankenden vorgeschriebene Stimmung sind jene Anstalten von Neuem in Frage gestellt, und bei der geringen Anzahl Studenten in Lausanne trägt der Großrath bereits darauf an, daß die noch ledigen Lehrstühle der Akademie nicht vergeben werden, auch alle außerordentlichen Vorlesungen an ihr künftig ganz wegfallen sollen. Um die Kirche soll sich der Staat nach dem Verlangen dieser Herren künftig gar nicht mehr bekümmern, und darin soll wie in dem Musterstaat Nordamerika völlige Freiheit und Ungebundenheit herrschen; jeder Gemeinde soll es künftig freistehen, eine Kirche und einen Geistlichen, Schulen und Schullehrer zu haben oder nicht. Weinschenken muß sie aber haben, weil diese durch die Vereinigung und Besprechung der Citoyens zur Erregung und Bewahrung des öffentlichen Geistes nöthig und heilsam sind.

Mögen auch die Menschen noch so verkehrt mit einander umgehen, die Natur bleibt immer dieselbe. Noch grünen und blühen Alpen und Weinhügel zwischen herrlichen Wald- und Wiesengründen, noch spiegelt sich diese reiche, farbige Anmuth in den Wellen des breiten Lemans, noch tauchen sich die alten weißen Gletscherhäupter in seine blauen Fluthen; ja alle Städte, Dörfer und Menschenwohnungen stehen noch, ihrer sind sogar mehr geworden. Aber in ihrer ewigen, sich gleichbleibenden Schönheit, mit ihren immer reizenden Gestalten, Farben, Lichtern und Strahlen, mit ihren Blumen und Früchten scheint die Natur über die großen, alten Kinder zu lächeln, die nie klug werden und sich das Leben selbst auf den Stellen verbittern, wo es überaus freundlich gegen sie seyn will, und wo man auch vor einigen Jahren noch recht froh war. Dies gehört jezt schon zu den Seltenheiten, wenn Wein oder Most nicht dazu treiben. Welcher Unterschied zwischen den Waadländern von 1824, wo ich zuerst in's Land kam, und 1839! Wo ist jezt jene herzliche, offene Gastlichkeit, jenes vertrauliche Hingeben, jene heitere, unermüdliche, manchmal stürmische Geselligkeit? Der Methodismus und der Radikalismus, diese zwei Extreme, haben jeder auf seiner Seite, nach seiner Richtung und auf seinen Wegen tüchtig daran gearbeitet, aus den fröhlichen, weiblichen Leuten Kopfhänger oder politische Schwindler zu machen. Das Winzerfest von Vevey vor einigen Jahren war das lezte Epos jener frohen, glücklichen Zeit, die nun verklungen ist, und nur Wenige haben noch den Muth, die Dithyramben jener schönen Tage zu erneuern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. Juli 1839.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben drunten stehn,
Lassen sich, als goldne Himmelsfunken,
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.
Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und es ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt hinein.

W. Müller.

Lübeckische Sagen.

Dem Großvater nacherzählt von J. Röse.

So viel man sich auch in unserm jugendsehnsüchtigen Jahrhundert mit dem Mittelalter beschäftigt hat, so ist doch, so viel ich weiß, nirgends mit rechtem Erfolge versucht, den Norden und Süden Deutschlands in ihrer Individualität gegenüber zu stellen. Und doch haben Leben und Kunst des Südens durch den milderen Himmel, durch die mannigfaltigeren, kühner geschwungenen Linien der Landschaften in Berg und Thal, und besonders durch den schon frühen Verkehr mit dem Lande Italia eine warme, heitere Färbung; während die Bewohner der nordischen Ebene im mannigfachen Kampf mit der stiefmütterlichen Natur, gerade durch diesen Kampf, durch die Nähe des gewaltigen Meeres, durch den Verkehr mit den starken, schweigsamen Söhnen der Nordländer eine nicht minder bestimmte Nüancirung des deutschen Grundcharakters erhalten haben. Die Unmittelbarkeit des Sinnes, wie sie allen Zeiten eigen ist, welche sich nur durch die Energie des Geistes selbst entwickeln, gestaltete im Mittelalter alles deutsche Thun und Leben in einer Schönheit, welche nicht geringere innere Wahrheit hatte, als einst die griechische. Aber wenn im Süden dieses Maaß nur den Uebermuth beim leichten Siege über die Natur zu zähmen hatte, so bewahrte es im Norden, wenn durch unsägliche Mühe, den starken Elementen gegenüber, sich gleich Starkes gebildet hatte, vor Ringen nach dem nur quantitativ Großen, ließ den Sinn in jenen einfachen Massen dennoch die eigenthümliche innere Beruhigung finden.

Ich mache zum Belege nur auf die Backsteinbauten, die Kirchen und Rathhäuser, Brücken und Privatwohnungen aufmerksam, welche sich in ihrer völligen Reinheit, und selbst an Massenhaftigkeit den Sandsteinbauten nicht nachstehend, ursprünglich nur an der Meeresküste finden. Möchte sich der Reisende nicht abschrecken lassen, wenn ihm die see- und waldreichen Gegenden höchstens lieblich, die Menschen in ihrer verschlossenen Weise Anfangs nicht so gemüthvoll erscheinen, als sie der Einheimische geschildert. Auch daß die Reformation vornehmlich hier tiefe Wurzeln faßte, hat die farbigen Fenster, die Mosaiken von bunten, glasirten Steinen innen und außen an den Gebäuden fast ganz verdrängt und so beinahe alles auf den ersten Blick Reizende zerstört. Wer aber ein klares Auge für Formenschönheit besitzt, der wird sie, um nur eines zu nennen, in hoher Vollendung an der jezt fast ganz schmucklosen Marienkirche zu Lübeck finden.

Man verzeihe, wenn ich bei meinen Lieblingsbildern etwas zu lange für meinen Zweck verweilt bin. Wir dürfen uns nicht von den französirenden Leuten einbilden

lassen, unsere Liebe zur deutschen Jugendzeit sey eine Verstandestheorie gleich den ihrigen, und zwar sie im Vorzug, weil sie die Gegenwart böten. Die wahre Gegenwart ist das unmittelbare Resultat der Vergangenheit. Nur der ist ein rechter Mann, dessen Mannesalter die natürliche Frucht seiner Blüthenjahre ist.

Meine Jugenderinnerung verwebt sich unmittelbar mit den Jugendbildern meines Volks; daher meine ich etwas zu jenem schönen Werke beitragen zu können, wenn ich Alle aus den alten Städten Frankens und Schwabens einlade, mit mir eine Wanderung zu machen nach dem „alten, heiligen" Lübeck, wie es einst Max von Schenkendorf nannte. Es ist der beste Dank, den ich zu bieten weiß für die freundliche Aufnahme, welche mir überall in jenen Landen zu Theil wurde, und solchen gutgemeinten Gegendienst darf man nicht ausschlagen. — Doch ehe ich des alten Lübecks glorreiche Macht und vielberufene Treue kann neu erstehen lassen, müßt ihr euch mit mir einwohnen im jetzigen Lübeck. Euch wird's schon anheimeln, denn im Grunde ist doch Vieles wie bei euch zu Hause.

Wir gehen zuerst an die Ostsee. Der Anblick des ewig lebendigen Meeres, daran sich noch kein Mensch satt gesehen hat, muß euch eure Berge vergessen machen. Es strebt nicht, wie die Flüsse, rastlos an euch vorbei in die Ferne und immer wieder in die Ferne. Von Ländern, wo es so ganz anders ist, als hier, kommen die aufrechten Wogen mit gewaltigem Dröhnen herangezogen und schmiegen sich in leisem, menschlichem Flüstern liebkosend um eure Füße; sie legen die blendenden Schaumkronen nieder und bringen wunderliche Thiere und bunte Steine aus der Ferne zum Geschenk. Ihr fühlt euch so stark und wohl in dem frischen, duftigen Hauche; und ihr habt nicht den Schwindel der Bergeshöhe, nicht todtes Gestein und schwarze Tannen um euch her, sondern, wie zum Trost, sind hinter euch die grünen Bäume und Menschenwohnungen. Mit der erquickenden Ermattung eines schön verlebten Tages fahren wir endlich nach Hause, und ihr seht euch noch oft um nach den Wellen, welche jezt im Mondlicht phantastisch funkeln.

Zwischen fruchtbaren Kornfeldern und weiten, dichten Laubwaldungen liegt die Stadt. Der Hügel, auf welchem sie sich befindet, ist durch zwei Flüsse und die breiten Stadtgräben fast eine Insel; auf seiner Höhe stehen die vier Kirchen mit sieben Thürmen, seinen Fuß umgeben hohe, berasete Wälle mit alten Linden und Ulmen, oft vier Reihen hinter einander. Die geben der Stadt ein eben so stattliches als freundliches Ansehen, wenn sie sich, überragt von den schlanken Thürmen, dem Ankömmling schon in bedeutender Entfernung zeigen. Der Wagen rollt durch das schöne Holsteinthor, mit den Thürmen, welche es flankiren, das kolossalste Deutschlands. Alles ist so mächtig aufstrebsam und doch recht lustig anzuschauen, besonders wenn die Seeschiffe ihre Masten voll Flaggen und Wimpeln gesteckt haben, wie's zu geschehen pflegt an hohen Festtagen und bei reicher Leute und Schiffspatrone Hochzeiten.

Aber es kann dort auch recht schaurig seyn. In den sieben- bis achtstöckigen Häusern, zuweilen von roth-, blau-, grünglasirten Ziegelsteinen, jedes mit einem spitzen Treppengiebel nach der Straße und vielen Fenstern, waren ehemals die obern fünf Hausböden zur Lagerung leichterer Waaren bestimmt, durch die unteren beiden erstreckt sich die Diele (Hausflur) für schwerere. Rechts oder auch links von der hohen, den ganzen Tag offenen Hausthüre lag die Wohnstube, anderthalb Stockwerke hoch, dahinter der Alkoven, das Schlafgemach des Hausherrn und seiner Ehefrau, über der Wohnstube die Schreibstube, einen halben Stock hoch, zu welcher eine schmale Wendeltreppe führte. Kam ein Schwiegersohn in Haus und Handlung, so wurde an der andern Seite der Hausthüre auch noch eine Stube zu anderthalb und eine darüber zu einem halben Stock gebaut, wo dann in der obern Stube die Fenster unter den Fußboden in's Unterzimmer hinabreichen. Im Seitenflügel des Hauses lag zur ebenen Erde der Prunksaal für die Schmausereien, darüber Schlafzimmer für fremden Besuch und die Handlungsgesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die magnetische Südpolexpedition.

(Schluß.)

Alle diese hier so übersichtlich, als es die unendliche Verwicklung der Sache nur irgend gestattet, zusammengestellten Umstände hatten nun, wie vorläufig schon oben angedeutet worden, bei immer wachsender Belebung des Eifers für magnetische Beobachtung die Errichtung einer großen Zahl magnetischer Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde zur Folge gehabt, und besonders war, wie angeführt, Humboldt mit seinem ganzen Einflusse dafür thätig gewesen. In der mittleren Breitenzone des alten Continents fanden sich bereits magnetische Häuser von Lissabon bis Peking, Anstalten, welche durch die freigebigste Mitwirkung der Gouvernements, namentlich auch des russischen, in acht bis zehn Jahren zu Stande gekommen waren; England läßt dergleichen auf den meisten bedeutenden Punkten seiner außereuropäischen Besitzungen errichten; der Physiker

Melloni ist nach Neapel berufen, um unter der obersten Leitung des um die Wissenschaften sehr verdienten Ministers Cavaliere di Santangelo, ähnliche Observatorien im ganzen Königreiche beider Sicilien zu begründen: kurz, der größte Theil der Erdoberfläche war, wenn wir so sagen dürfen, mit einem magnetischen Netze überzogen, und nur der hohe Süden noch magnetisch unerforscht. Da entschloß sich abermals Alexander von Humboldt, die brittische Regierung zu einer magnetischen Südpolexpedition einzuladen, und entwickelte Vorschläge dazu in einem jezt zur Publicität gekommenen Schreiben an den Herzog von Sussex, als Präsidenten der königlichen Societät zu London: „Lettre de M. de Humboldt à S. A. R. Mgr. le duc de Sussex, Président de la Société royale de Londres, sur les moyens propres à perfectionner la connaissance du Magnétisme terrestre par l'établissement de stations magnétiques et d'observations correspondantes.“ — Diese Vorschläge fanden Eingang und die Societät beschloß sogleich, die Regierung um die pecuniären Mittel zu einer solchen Expedition anzugehen. Die indeß erfolgte Rückkehr von Sir John Herschel vom Vorgebirge der guten Hoffnung brachte neues Leben in den Plan, welcher nun dahin erweitert wurde, den Bau magnetischer Observatorien an die Expedition zu knüpfen und solchergestalt die Bestimmung der magnetischen Abweichungs-, Neigungs- und Intensitätscurven, wie wir die Begriffe im Verlaufe unserer Darstellung erklärt haben, bis gegen den Südpol hin auszudehnen, gleichwie auch die übrigen von uns geltend gemachten magnetischen Zweifel, namentlich wegen der Existenz eines oder zweier magnetischen Südpole zu lösen.

Die englische Regierung hat nun ihre Unterstützung eines so großartigen wissenschaftlichen Unternehmens zugesagt, und die königlichen Schiffe Terror und Erebus werden oder sind, indem wir dieses schreiben, schon dazu ausgerüstet. Das Kommando hat der als Begleiter von Parry bei allen seinen Polarreisen rühmlich bekannte und recht eigentlich qualifizirte Kapitän James Roß erhalten; versehen und bemannt werden die Schiffe genau wie für frühere Polarreisen, und es sind drei Jahre zur Vollendung der Untersuchungen gestattet, wobei van Diemensland zum Vereinigungs- und Erholungspunkt bestimmt worden. Auf lezterer Station, auf St. Helena und dem Vorgebirge der guten Hoffnung wird man zunächst größere magnetische Observatorien anlegen, welche nach der Gauß'schen Methode eingerichtet und von Artillerie- und Ingenieuroffizieren geleitet werden sollen. Ueber die Zeitpunkte korrespondirender Beobachtungen wird man sich mit den bereits in Thätigkeit befindlichen Observatorien vereinigen, und mehrere Theilnehmer der Expedition werden sich zu einer Besprechung mit Humboldt und Gauß zuerst auf dem Continent einfinden.

Es ist, nach allen diesen Auseinandersetzungen, nicht zu verkennen, daß diese magnetische Südpolexpedition zu den großartigsten und würdigsten wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Zeit gehört. Welches wird aber — so darf man bei einem solchen Aufgebote von Kräften wohl mit Recht fragen — ihr eigentlicher realer Nutzen seyn? Wird sie den magnetischen Proteus fesseln helfen? wird sie uns wirklich in das tiefe Naturgeheimniß des Magnetismus einführen? Ich wünschte es, aber ich zweifle daran: alle die unzähligen glänzenden magnetischen Entdeckungen, besonders des lezten Jahrzehnts, scheinen eine eigentliche Theorie des tellurischen Magnetismus nur in ein immer undurchdringlicheres Dunkel hüllen zu wollen. Aber wenn sie dieser Theorie vielleicht weniger nützen wird, so kann sie dagegen in experimentaler Beziehung von unendlicher Wichtigkeit werden: sie wird wahrscheinlich über das Daseyn und die Lage magnetischer Südpole entscheiden, sie wird die magnetischen Curven in ganz unverhoffte Fernen ausdehnen, und schon dieser Gewinn erscheint so außerordentlich groß, daß unsere innigsten Wünsche die kühnen Südpolfahrer begleiten müssen.

Der Todtengräber.

Wenn mich der Todtengräber freundlich grüßt,
So säum' ich nie, es höflich zu erwidern,
Geschieht es gleich, was mich beinah' verdrießt,
Mit einem leisen Frösteln in den Gliedern.

Bekämpfen muß ich einen Argwohn fast,
Als ob er's gar nur thät' aus argem Hohne,
Zunickend mir: „Du auch dereinst mein Gast,
„Wer weiß, wie bald ich deinen Gruß dir lohne?

„Nun denn, du bist ein feiner Herr; — dafür
„Sollst du mir auch ein feines Bettlein haben!
„Mit frischen Blumen schmücken will ich's dir,
„Nicht heißen soll's, daß ich dich schlecht begraben.

„Auf weichen Spänen soll das Haupt dir ruhn,
„Und deinem Leibe will das Kleid ich gönnen,
„Damit die Glieder dir nicht wehe thun,
„Und sie, wenn's gilt, sich leichter sammeln können!“

Bald aber tadl' ich mich: — Warum denn Spott?
Hat denn der Mann nicht auch ein Herz zu schenken?
Vielleicht ist's gut von ihm gemeint! Bei Gott,
Das Beste will ich lieber von ihm denken.

Iſt's doch ein tröſtlicher Gedanke: dort,
Wo Niemand mehr, als er, um uns befliſſen,
An jenem leichenduft'gen düſtren Ort,
Ein günſtig Auge noch beſorgt zu wiſſen.

Den Stolzen, der den Hut nie zog vor ihm,
„Gut, weg mit ihm!“ wird er einſt grollend ſagen,
Und ihn mit höhniſch wildem Ungeſtüm
In eine dornumſtrickte Grube tragen.

So nicht mit mir: — an meiner Ruheſtatt
Wird er „daß ich ihn ſtets gegrüßt,“ mir gedenken,
Und wenn ein Todtengräber Thränen hat,
Vielleicht mit einer Thräne mich verſenken.

Joh. Gabr. Seidl.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lauſanne, Juli.

(Schluß.)

Engländer. Straßenbauten.

Meine Klage werden freilich die Tauſende von Fremden nicht mitfühlen, die jährlich von allen Ländern der alten und neuen Welt bei uns ein- und ausziehen, am wenigſten die ſchroff abgeſchloſſenen Engländer. Die Glücklichen! ſie kümmern ſich nicht um unſer ſtilles Leid, ja wenn ſie ſich auch darum kümmerten, ſo begriffen ſie es nicht. Ihnen iſt's nur darum, die ſchöne Hülle und Schaale unſeres Landes zu ſehen und zu genießen, dabei ſo viel und ſo oft wie möglich zu eſſen und zu trinken und Abends beim Thee im Stüben der Gletſcher von den Roads und andern Gewohnheiten ihrer Heimath zu ſprechen. In unſer inneres Leben gehen ſie nicht ein. Selbſt die engliſchen Familien, welche eine Zeitlang in gemietheten Landhäuſern bei uns zubringen, bleiben uns fremd und wir ihnen. Diejenigen, welche nicht wegen der Ausbildung ihrer Kinder hierhergekommen ſind, leben ſtreng unter ſich, dejeuniren, diniren, angeln, reiten, fahren, baden, ſchiffen und promeniren zu beſtimmten, genau gehaltenen Stunden, und ſetzen das ganze Weſen ihrer Heimath auf's Haar in der Fremde fort; am Leman, wie in Chamouni, in Rom, in Iſchia und Syrakus freuen ſie ſich den ganzen Tag auf die Ankunft ihrer engliſchen Zeitungen und commentiren Stunden lang deren ſkandalöſe Geſchichten und Familientrátſchereien. An dieſen Fremden iſt jetzt Lauſanne reicher als Genf, wo man ihnen höhere Preiſe für Landhäuſer und andere Bedürfniſſe macht, weil man ſich für die Laſt, ſie zu haben, beſſer bezahlt machen will, und weil man ihr Geld im Grund weniger braucht als hier, wo für ſie viel gebaut und Alles mit theurem Comfort hergerichtet worden iſt. Auch hat man dort wie hier dieſe ehemaligen Goldkäfer ſich nach einiger Zeit in flüchtige Raubhummeln verwandeln ſehen. Es ſchien den Genfern doch zu arg, ſoviel häusliche und Geſellſchaftsqualen ohne ſehr gute Bezahlung zu ertragen.

Für die Fremden, welche ſich nicht lange verweilen, iſt das neue Hôtel Gibbon ein herrliches Unterkommen. Es hat dieſen berühmten Namen, weil es auf der Stelle gebaut ward, wo Gibbon wohnte und den größten Theil ſeines Werks über Roms Verfall geſchrieben hat. So wird jetzt auch in Vevey von dem Beſitzer der drei Kronen ein großes, herrliches Hôtel mit Terraſſen, Bädern u. ſ. w. gebaut, und ein anderes ſteht ſchon fertig, öſtlicher, zwiſchen dem reizenden Montreux und Villeneuve; es war gewiß ein guter Gedanke, dieſen ſchönſten Theil unſeres Sees wohlhabenden und reichen Fremden für einen längern Aufenthalt zugänglicher zu machen, denn Viele mußten ſich bisher wegen Mangel an Wohnungen mit einer raſchen Dampfſchifffahrt begnügen, auf der Einem, wegen der Ueberfüllung mit ſchnell kommenden und verſchwindenden Bildern, die Augen bald ſchwindlich oder müde werden, wie in einer Gemäldegalerie, wo man vom Aufſeher durchgetrieben wird, wie das Boot vom Dampf durch die Wellen. — Für die zu Land Reiſenden werden die neuen Straßen von großer Bequemlichkeit und Erleichterung ſeyn. Die große Communikationslinie zwiſchen Paris und Mailand, ohne Lyon oder Genf zu berühren, ſowie von Paris in die mittlere Schweiz über Beſançon hatte mehrere Stellen, die durch ſchroffe Höhen und Abhänge, deßgleichen durch unnöthige Umwege dieſe Straße mühſam und beſonders in ſchlechter Jahreszeit kaum zugänglich oder ganz unfahrbar machten. Deßhalb arbeiten die franzöſiſchen Ingenieurs jetzt an einer Rektifikation zwiſchen Beſançon und Chatillon-ſur-Seine, wo die große Straße von Paris eintrifft. Die franzöſiſchen und Waadtländer Ingenieurs haben über die Fortſetzung dieſer Straße auf Schweizerboden von Jougne nach Lauſanne eine Conferenz gehalten, weil da die Abhänge beſonders häufig und gefährlich ſind. Die neue Straße ſoll dem Lauf der Jougnena bis zu ihrer Mündung in die Orbe folgen. Hier wird ſie auf einer Hängebrücke über die hohen und ſteilen Felſen des Flußbettes weggehen, hernach aber, mit Vermeidung der Stadt Orbe, ſüdweſtlich über ſanfte Abhänge nach Lauſanne hinunterlaufen. Hier wird ſie auf den merkwürdigen und grandioſen Kunſtweg ſtoßen, der auf einem mächtigen Bogenbau von zwei über einander ſtehenden Arkadenreihen über einen Theil unſerer ſteilen und ungleichen Stadt laufen, dann durch eine Felſengalerie leiſe in die große ebene Straße von Genf zum Simplon münden wird. Auch an letzterem, der Römer würdigen Werk wird emſig gearbeitet, und es iſt nur zu wünſchen, daß keine Finanzverlegenheit wegen der nicht recht berechneten großen Koſten das Unternehmen unterbrechen möge. Wenn das ganze neue Kunſtſtraßenſyſtem beendigt ſeyn wird, kann Waad den franzöſiſchen Miniſtern ein neues Beiſpiel geben, wie man in dieſer Beziehung mit verhältnißmäßig geringen Koſten, aber mit reinen Händen Großes leiſten kann. Jener neue Weg von Jougne nach Lauſanne wird nur drei Fuß auf hundert Abhang haben, und um ein gutes Viertheil kürzer ſeyn als der vorige. Schon jetzt erhalten wir auf ihm die Depeſchen von Paris viel früher als ehemals, denn ſie brauchen bei ſchneefreiem Gebirg nur achtundvierzig Stunden. — Straßen, Brücken und andere öffentliche Anlagen werden wahrſcheinlich die brillante Seite unſerer Adminiſtration bleiben; denn wenn auch ſpäter die Regierung ganz in radikale Hände kommt, ſo werden ſich dieſe doch nicht weniger gern öffnen, um das Geld in Empfang zu nehmen, das von den Fremden kommt. Ihre Zahl aber ſteht bekanntlich mit der Leichtigkeit, Kürze und Wohlfeilheit der Communikationen in Wechſelwirkung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. Juli 1839.

— Sterbt, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!

Uhland.

Liebesgeschichte.

Es war im Mai, weit lag das sonn'ge Land
So ahnungsschwellend da im jungen Grün,
Von röthlich weißen Blumen wogten rings
Die stolzen Bäume, duftend stand der Klee,
Waldvöglein grüßten singend sich im Flug;
Zwei Sonntagsglocken klangen aus der Fern',
In diesem Thal die eine, jene dort,
Und durch der lichten Birken schwankes Laub,
Durch dunkler Buchenwipfel Dämmernacht
Zog auf zum Berg ihr ernstes Feierlied,
Bis wo aus dichter Eichen Zweigen grau
Gebrochne Thürme trauernd niedersehn.
Dort stand am Weg der alte Lindenbaum,
Der, in die weiten Lande schauend keck,
Ein hoffnungsgrüner Gruß, die Zweige hob.
Zwei Kinder gingen jugendjubelnd hin,
Aus diesem Thale sie, aus jenem er,
Und an dem düstern Baume sahn sie sich
In raschem, eilendem Vorübergehn.
Die hellen Augen schlugen scheu beim Gruß
Sie niederwärts, sie sagten sich kein Wort,
Sie bebten Beide, blickten scheu sich um,
Doch nicht in's reiche Land, sie gingen heim
Zu diesem Thale sie, zu jenem er.
Sie wurden plötzlich Beide ja so still
Und waren doch so voll und reich in sich:
Groß, klar und heilig rein ward Beider Herz,
Er kam als Jüngling, sie als Jungfrau heim.

Wohl war's ein flüchtiges Begegnen nur,
Ein flücht'ger Blick, ein überflücht'ger Gruß,
Doch um von diesem Augenblicke stets
Einander festzuhalten, sich zu sehn
Und sich zu grußen stets — die Liebe war's.
Ihr Bild trug Tag und Nacht er in der Brust,
Das schlanke Kind mit goldnem Flechtenhaar,
Mit seiner Wange zartdurchsicht'gem Roth,
Mit seiner blauen Augen tiefem Blick,
Mit jeglicher Bewegung Innigkeit.
Und so auch trug das Mädchen Tag und Nacht
Das Bild des braungelockten Knaben nach,
Der wild das blühnde Haidekraut durchschritt,
Doch mild aus treuen braunen Augen sah.
O hätte Jedes sein verklärtes Bild
Doch in des Andern reiner Brust gesehn!
Doch träumten sie vereinsamt und getrennt
Den süßen Traum der ersten Liebe fort.
In seinem Thale sah ein Jedes still
Des lieben Frühlings bunte Pracht verblühn,

Er pflegte Rosen, Lilien pflegte sie,
Die Taube koste sie, den Falken er,
Die Vögel sandten Beide in die Luft
Mit Hoffnungen und Wünschen ohne Zahl.
Den duft'gen frühen Morgen grüßten sie
Mit manchem Lied, und auch mit manchem Lied
Des stillen Abends träumerische Pracht,
Sahn jeder Wolke, jedem Vogel nach,
Der durch des Himmels goldne Röthe flog,
Und gaben sehnsuchtheiße Grüße mit.
Sie weinten um einander manche Nacht,
Und schliefen sie, so brach ein flücht'ger Traum
Der süßen Ruhe kaum geahntes Glück.
Wohl stieg ein Jedes oft zum stolzen Berg
Und saß erwartungsbang am Lindenbaum
Und schaute über wogende Hügelreihn
Und dunkelgrüne Wälder in das Land,
Das blau und blauer, fern und ferner schwand. —
O stets vergebens — nimmer sahen sie
Sich wieder, als im trüg'risch kalten Traum.
Sie wurden sehnsuchtstill und krank und bleich.

Der Winter floh, und wieder ward es Mai,
Die Erde grünte hell im Sonnenschein,
Der Vogel sang, die Blume blühte froh,
Und aus den Thälern über Berg und Wald
Klang zu der Linde wieder das Geläut.
Doch waren es die Sonntagsglocken nicht,
Ach! dunkle Grabeslieder waren es,
Dem Jüngling galt es hier, der Jungfrau dort;
Da weinten Mädchen, Bursche standen ernst
Und flüsterten von zwei gebrochnen Herzen.

C. W. Müller.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Jetzt siehts noch fast eben so aus. Nun stelle dir vor, lieber Leser, wir Beide wären noch Buben und hätten Schlittschuh gelaufen, bis uns die Nacht und ein starker, eisiger Wind nach Hause treibt. Die Wetterfahnen knarren und pfeifen, ja selbst die hohen Spitzen der Kirchthürme schüttelt der Sturm, daß die mächtigen Glocken von selbst zu summen anfangen in zitternden, ungewissen Tönen: seltsame Stimmen der Nacht, als träumten sie weissagend vom Morgen. Werden sie eine fröhliche Hochzeit einläuten, oder einen stillen Mann zur lezten Ruhestätte begleiten? — Daran denken wir Buben nun zwar nicht, aber es wird uns doch ganz schauerlich in den engen, hallenden Gassen. Wir laufen nach Hause; auf der mit Steinplatten gepflasterten, kirchhohen Diele brennt nur eine schwache Lampe und läßt die aufgethürmten Waarenballen lange, schwarze Schatten werfen. Es geht in Sprüngen zwei Treppen hinan zum heimlichen Oberstübchen, wo der Großvater gepflegt und gewartet wird in seinen alten Tagen. Er schüttelt den weißen Kopf, daß wir Buben so naß sind von Reif und Schnee und erhizt vom Laufen, und heißt uns im Sorgenstuhl beim Ofen zusammenkauern. Er sieht doch so freundlich drein, wenn er auch schilt, und steht gern von seinem bequemen Sitze auf, der alte sorgen- und arbeitsmüde Mann. Jezt kündet die große Dielenuhr mit acht schallenden Schlägen die Zeit zum Abendessen; wir wären gern gleich hinunter gelaufen, aber der Wind heult durch die jezt leeren fünf Böden, und die morschen Balken stöhnen und knarren. Dicht daneben, auf dem dunkeln Vorplatze, ist die Bodenthür, wo wir oft im Traum die Gestalten haben hervortreten sehen, welche droben lärmen und seufzen: den Geizhals, von dem die Kindsmagd erzählt, der einst hier gewohnt, der keine Ruhe im Grabe findet und Nachts Geldsäcke winden muß. Dort an der Treppe ist auch der eiserne Haken, an welchem er sich erhängt und wo um Mitternacht das blaue Flämmchen tanzt.

Wir warten, bis der Großvater bedächtig seine Pfeife weggesezt und den neuen Schlafrock angezogen hat. Nun geht's geschwind vor ihm voraus die Treppen hinab mit Lachen und Toben bis in's Wohnzimmer, wo die dampfenden Schüsseln stehen. — Es ist abgegessen. Die Mutter nimmt das Nähzeug, der Vater sein Buch, aber der Großvater, dessen staargeblendete Augen nicht mehr lesen können, sezt sich in den Sorgenstuhl mit den weichgepolsterten Ohrenklappen, und zündet sich die Pfeife an. Wir sitzen auf einem Schemel zwischen seinen Füßen und schauen bald in die Kohlenglut des offenen Ofens, bald in sein freundliches, ernstes Gesicht, und er beginnt zu erzählen. — Es ist zwar jezt nicht mehr so düster im Gemache wie vor Zeiten; die geschnizte Holztäfelung der Wände hat meistens einer heitern Tapete weichen müssen, und die argandsche Lampe verbreitet überall Tageshelle, nur nicht im Winkel am riesigen Kachelofen, wie er sich ziemt für ein so weites Zimmer in so nordischer Gegend, und auch der Alkoven liegt im tiefen Dunkel. Darum sehen wir auch oft, ohne es zu wollen, in die Finsterniß dorthin, als müßte jezt aus den weißen Gardinen des Ehebettes die arme, bleiche Elsbeth hervortreten, oder der König Midas, welcher auf dem Kachelofen in Blau abgemalt ist, des bösen Pippe Döhnken Gestalt annehmen. Drüben auf dem Walle knarren die alten Bäume, wie sie der Sturm beugt, und die Eule schreit sechsmal — wenn sie sieben Mal schreit, muß Einer sterben. — Und

wenn sie sieben Mal schreit und der Großvater plötzlich still schweigt, da weißt du, daß er betet; du betest ganz leise mit — nicht für dich, denn daß du sterben könntest, fällt dir noch gar nicht ein.

Die Geschichte vom Herrn Dankwarth und seinem Ringe.

Es war einmal ein Rathsherr zu Lübeck, der hieß Herr Heinrich Dankwarth, ein frommer, gottesfürchtiger Mann und Beschützer der Wittwen und Waisen und Wohlthäter der Armen; aber er war auch ein schlimmer Feind der Uebelthäter und Lotterbuben und falschen Bankerottirer. Der hatte einen einzigen Sohn mit Namen Friedrich, ein Jungling von feiner, ehrbarer Zucht und Wesen, treu wie Gold und eifrig im Dienste seines Herrn und Vaters, den er recht von Herzen liebte und ehrte, aber auch nicht minder scheute ob seiner großen Strenge. Der Vater aber hatte seine wahre Freude an ihm und hielt ihn höher als all sein Geld und Gut, Ansehen und Ehr, und gedachte ihn mit einer reichen Erbin zu verheirathen. Hatte auch schon oft gesagt, er würde bald Maurer und Zimmerleute, Schreiner und Töpfer kommen lassen, daß sie ihm ein paar neue Zimmer bauten für seine Schwiegertochter. Seit seiner Frauen Tod sey's gar zu öde im großen, weiten Haus, er müsse bald Enkel um sich schreien hören. Aber der Sohn machte dann ein gar trauriges Gesicht, nicht als ob von Köst * und Kindtauf, sondern von einem Leichenschmaus die Rede wäre, und zwingen wollte ihn der Vater doch nicht, die oder jene zu nehmen, weil er ihn so lieb hatte.

Das kam aber, weil's dem Friedrich seiner Mutter Folgemaid ** angethan hatte, die Elsbeth, ein Mädel wie Milch und Blut, auf welche die Selige große Stück gehalten, so daß das übrige Gesind ein Auge auf sie hatte und sagte: sie würde einmal noch den Eckstein mitkriegen. Die Elsbeth war im Haus geblieben, als die Frau vor'm Jahr gestorben, wie man zu thun pflegt mit treuen Dienstboten, und ging schlicht und recht ihren Weg, und Keiner konnte ihr einen Stein in den Weg legen; aber den Friedrich hatte sie auch von Herzen lieb, wenn's gleich keines dem andern gesagt, wie's ja auch nicht anging, daß sie sich heuren konnten in Zucht und Ehren.

Da begab sich's nun einmal, daß Herr Dankwarth einen köstlichen Demantring, so ihm der König von Schweden geschenkt hatte auf einer Gesandtschaft ob großer Dienste, in der Früh hatt' liegen lassen auf seinem Schlafkämmerlein. Als er nun hinaufstieg, ihn nachzuholen, und mochte wohl etwas hastig die Thür aufgerissen haben, weil er das Kleinod hoch in Ehren hielt und nicht gern mißte, da fand er die Elsbeth vor dem Tisch stehen, auf welchem der Ring gelegen, und als sie seiner ansichtig wurde, erschrack sie sichtbarlich und lief weinend bei ihm vorbei die Stiege hinunter. Als Herr Dankwarth aber an den Tisch trat, war der Ring nicht mehr da, und er wollte seinen Augen nicht trauen und schaute dahinter und daneben, um und um, und auf die Letzt in alle Winkel und Ecken, aber der Ring war nirgends. Da dachte Herr Dankwarth in großem Zorn: wie mag doch so junges Blut sich solcher Missethat schuldig machen! denn er zweifelte nicht, daß sie den Ring gestohlen, weil Niemand anders droben gewesen. Es führte nur *eine* Stiege hinauf, und sie war ihm vorhin begegnet, als er hinabstieg, und er war umgekehrt, eh' ihm die Stiege aus den Augen gekommen. Da ging er hinab zu ihr und sagte: sie solle sich nicht vom Mammon und bösen Feind verlocken lassen; unrecht Gut gedeihe nicht. Wofern sie ihm ohne Säumen wieder gebe, so ihr nicht gebühre, wolle er ihrer Jugend und treuen Dienste gedenken und ihren Ruf und guten Namen nicht zu Schanden machen. Aber sie sagte: sie wisse nicht, wovon er rede, und sah ihn dabei so fest an mit ihren frommen hellen Augen, daß er sich entsetzte ob solcher Verstellung und Macht des Bösen, und ausrief, warum sie denn also erschrocken sey, als er eingetreten? Da sagte sie, das könne sie ihm nicht sagen, und thäte es nun und nimmermehr.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Köst, Hochzeit.

** Folgemaid (plattdeutsch Fullmäten), eine Magd, die der Frau Gesangbuch und Feuerkieke in die Kirche nachträgt und der Kinder wartet.

Auszug aus dem Commissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet.

Es ist bekannt, daß die französische Deputirtenkammer kürzlich Daguerre und dem Sohne seines Vorgängers und Mitarbeiters Niepce eine Pension von zusammen 10.000 Franks bewilligt hat. Der von Arago bei dieser Gelegenheit erstattete Commissionsbericht ist ein sehr interessantes Aktenstück. Wir würden von unserer Gewohnheit abweichen, wenn wir dasselbe den Lesern nicht wenigstens im Auszug vorlegen wollten. Zwar ist vorauszusetzen, daß die bevorstehende Bekanntmachung von Daguerres Verfahren viele Leser früher erreicht als dieser unser Bericht. Aber Aragos Arbeit hat einen von jener Veröffentlichung unabhängigen Werth, und Niemand möge sich dadurch abhalten lassen, ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Nutzen, den bisher die Camera obscura den zeichnenden Künsten gewährte, war ziemlich beschränkt. Wohl wird sie hie und da von Malern und Zeichnern, besonders

von Panoramen- und Dioramenmalern benützt, aber nur um die Umrisse der Gegenstände überhaupt nachzuzeichnen, um die richtigen Verhältnisse zu bekommen, kurz, um die Gesetze der Linearperspektive einzuhalten. Was die Effekte betrifft, die von der unvollkommenen Durchsichtigkeit unserer Atmosphäre herrühren, und die man unpassend mit dem Ausdruck Luftperspektive bezeichnet, so war nicht abzusehen, wie die Camera obscura dem Maler im Wiedergeben derselben irgend von Nutzen seyn könnte. Wer daher an diesen Bildern die bestimmten Umrisse, die Naturwahrheit in Formen und Farben, die treue Abstufung der Töne bewunderte, in dem stieg nothwendig der Wunsch auf, daß sie sich von selbst erhalten möchten, daß ein Mittel gefunden würde, um sie auf der im Brennpunkte der Linse angebrachten Tafel zu fixiren. Und dieser ausschweifende Wunsch ist nun wirklich in Erfüllung gegangen.

Die schon von den Alchimisten entdeckte Verbindung des Silbers mit der Salzsäure, das sogenannte Hornsilber, jezt Chlorsilber genannt, ein weißes Salz, besizt die auffallende Eigenschaft, sich am Sonnenlicht schnell schwarz zu färben, und zwar im Verhältniß der Lichtstärke. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts kam man auf den Gedanken, die Eigenschaft dieses Salzes zu Fixirung der Bilder der Camera obscura zu benützen. Besonders waren es die Engländer Wedgwood und Humphry Davy, welche Versuche damit anstellten, aber die Resultate fielen in dreifacher Hinsicht höchst mangelhaft aus: auf ihren Bildern erschienen, der Natur der Sache nach, die natürlichen Lichter schwarz, die Halbschatten grau, die tiefen Schatten weiß, die Bilder waren zudem sehr undeutlich, und endlich fanden sie kein Mittel, sie, wenn man so sagen darf, lichtbeständig, das heißt den Ueberzug von Chlorsilber, wenn er einmal das Bild aufgenommen, fortan für die schwärzende Wirkung des Lichtes unempfänglich zu machen. — Da begann Niepce, ein Gutsbesitzer bei Chalons-sur-Saone, um's Jahr 1814 seine Versuche. Er ging 1827 nach England, im Besiz eines Mittels, das die Gegenstände so darstellte, daß Schatten den Schatten, Halbschatten den Halbschatten, Lichter den Lichtern entsprachen, und daß die Abbildungen sich nach vollbrachter Operation am Lichte nicht weiter veränderten. Er konnte aber sein Verfahren nur auf das Kopiren von Kupferstichen anwenden; mit dem Wiedergeben der natürlichen Bilder der Camera obscura konnte es ihm nicht gelingen, aus dem einfachen Grunde, weil sein Präparat am Lichte nur sehr langsam die Farbe änderte und er zur Herstellung eines Bildes zehn bis zwölf Stunden brauchte. In dieser Zeit verschoben sich aber die Schatten des Bildes sehr bedeutend, sie rückten von links nach rechts vor und brachten an allen Punkten, über welche sie hingingen, eine bleiche, gleichförmige Färbung hervor, wobei alle aus dem Gegensaz vom Licht und Schatten entspringenden Effekte verloren gingen. — Daguerre fand nun aber ein Mittel, die Bilder sechzig bis achtzig Mal schneller herzustellen, als Niepce, und somit auch die Natur selbst abzubilden. Auf diese Entdeckung hin associirte er sich im Dezember 1829 mit Niepce, mit dem er schon vorher in Verbindung gestanden, und brachte durch zahllose, äußerst mühsame und kostspielige Versuche sein Verfahren auf die Höhe, auf der es sich jezt befindet.

Daguerres Präparat wird von den allerschwächsten Lichtstrahlen angegriffen, und die Wirkung erfolgt, bevor die Schatten Zeit haben, sich merklich zu verrücken. Der Erfolg ist sicher, wenn man sich an die ganz einfachen Vorschriften hält, und ist das Bild einmal entworfen, so kann es Jahre lang am Lichte liegen, ohne im Mindesten zu verlieren. — Welch große Dienste hätte eine solche Erfindung z. B. im egyptischen Feldzug leisten können! Wäre die Photographie im Jahre 1798 bekannt gewesen, so besäßen wir jezt getreue Abbildungen vieler emblematischen Bildwerke, die jezt durch die Habsucht der Araber und den Vandalismus gewisser Reisenden für die gelehrte Welt auf immer verloren sind. Um die Millionen Hieroglyphen abzuzeichnen, welche die großen Bauwerke zu Theben, Memphis, Karnak u. s. w. selbst außen bedecken, brauchte man zwanzig und mehr Jahre, und ganze Heere von Zeichnern. Mit dem Daguerrotype könnte ein einziger Mensch diese ungeheure Aufgabe lösen.

Indem Arago die Frage aufwirft, ob wohl die Kunst an sich aus Daguerres Bildern Nutzen ziehen werde, beruft er sich auf das Zeugniß des Malers Paul Delaroche. Dieser erklärt, an Daguerres Bildern werde auch der beste Maler sehr vieles lernen können. Am wunderbarsten dabei sey, daß die unendliche Ausführung die Ruhe der Massen so gar nicht störe und der Wirkung des Ganzen keinen Eintrag thue. Die Bilder geben zugleich ein breites, kräftiges Modell und ein nach Ton und Effekt gleich reiches Ensemble. Die Erfindung werde dem Maler ein Mittel an die Hand geben, sich schnell Studien zu sammeln, wie er sie sich nur mit Aufwand von viel Zeit und Mühe, und am Ende doch bei allem Talent nur weit mangelhafter hätte verschaffen können.

Hinsichtlich der Frage, ob die Erfindung auch der Art sey, daß sie Gemeingut werden könne, sagt Arago der Hauptsache nach folgendes:

Die Tafeln, auf denen das Licht die wundervollen Zeichnungen entwirft, sind plattirte, d. h. mit einem ganz dünnen Silberblättchen überzogene Kupfertafeln. Kommt auch eine solche Tafel auf drei, vier Franks, so kann man dieselbe hundertmal hintereinander zu Abbildungen benützen. — Beim ganzen Verfahren kommt nicht ein Handgriff vor, den nicht Jeder in Ausübung bringen könnte. Hält man sich Punkt für Punkt an wenige, ganz einfache Vorschriften, so operirt der nächste Beste so sicher und gut als Daguerre selbst. — An düstern Wintertagen braucht es kaum zehn bis zwölf Minuten, um ein Bauwerk, die Ansicht einer Straße, eine Landschaft aufzunehmen. Im Sommer, bei hellem Sonnenschein, verkürzt sich die Frist um die Hälfte, und in südlicheren Ländern wird es sicher nicht mehr als zwei bis drei Minuten brauchen. Aber wohlgemerkt, diese zwei bis zwölf Minuten sind nur die Zeit, welche darauf geht, bis das durch die Linse der Camera obscura hervorgebrachte Bild sich auf der Tafel vollständig abgezeichnet hat. Dazu kommt noch die zur Aufstellung der Camera obscura, zur Zubereitung der plattirten Tafel und zu der kleinen Operation, wodurch das Bild ferner für das Licht unempfindlich wird, erforderliche Zeit. Mit allem zusammen mögen dreißig Minuten bis dreiviertel Stunden herauskommen. Man täuschte sich also, wenn man meinte, auf einer Reise, etwa während der Postwagen langsam einen Berg hinauffahre, geschwind Landschaften aufnehmen zu können. Ebenso irrte man sich, wenn man sich vorstellte, die photographischen Zeichnungen könnten auf den lithographischen Stein übergetragen und so vervielfältigt werden. Nicht nur in der moralischen Welt muß man mit seinen Vorzügen auch die Kehrseiten derselben hinnehmen; bei den Künsten ist es nicht selten ebenso. Gerade durch die vollkommene Glätte, die gar nicht zu berechnende Dünnheit der Schichte, auf welcher Daguerre operirt, wird die Ausführung, der Schmelz, die Harmonie der photographischen Bilder bedingt. Wollte man dergleichen Gebilde reiben, darauf tupfen, sie unter die Presse bringen, so zerstörte man sie für immer. Aber Niemanden fällt es auch ein, ein Spitzenband zu zerren oder einen Schmetterlingsflügel zu bürsten.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. Juli 1839.

> Und wenn ich Eines doch mir wünschen sollte,
> So wollt' ich, Maccaronen wären Schlangen,
> Und kämen, statt daß ich bisher sie holte,
> Hinführo selber doch zu mir gegangen.
>
> A. Grün.

Die Lazzaroni in Paris.

Der Lazzarone in Neapel, gemächlich auf's Pflaster hingestreckt, von milden Lüften gefächelt und in den Wonneanblick seines Meerbusens und wolkenlosen Himmels versunken, macht sich wenig Lebenssorgen. Er vertraut auf San Gennaro und die Madonna; und die Hand, welche den Kindern Israel das Manna in der Wüste spendete und 5000 Mann mit fünf Broden und fünf kleinen Fischen sättigte, wird auch den armen Lazzarone nicht verschmachten lassen und ihm schon ein Gericht Maccaroni und einen Tropfen Eiswasser schicken. Was braucht er mehr? ab und zu eine Scheibe Melone, oder ein Stück frutta di mare; ferner sein Lieblingsspiel, die Morra, eine Kanzone und ein Marionettentheater mit Girolamo, Pulcinella und Brighella, halb schwarz und weiß. Wenn der neapolitanische Lazzarone den himmlischen Vater um seine täglichen Maccaroni gebeten und sie erhalten hat, so bleibt ihm nichts mehr zu wünschen übrig; er legt sich dann in Gottes Namen auf den Steindamm des Hafens oder auf die Marmorfliesen der Chiaja und schwelgt im Genuß des süßen Nichtsthuns.

Der Orient ist bekanntlich die Heimath der Faullenzerei; im Schatten von Palmbäumen ruhen, eine Pfeife Tabak, eine Schaale Sorbet oder Kaffee, einige Feigen oder Oliven und ein Mährchen, worin es von Gold, Silber und Edelsteinen flimmert — darin besteht dort der behaglichste Lebensgenuß. Der Arme an den Ufern des Euphrat ist glücklich und zufrieden mit einem Mundvoll Reis; wenn er den hat, wendet er sein Antlitz gegen Mekka und dankt dem Propheten. In jenen Himmelsstrichen flieht der Mensch die Arbeit, welche für ihn eine Mühe ohne Lohn, eine Qual ohne Ersatz ist; seine geringen Bedürfnisse und Ansprüche an's Leben erlauben ihm, ohne Vorwürfe und ohne Entbehrungen lange Ruhestunden zu halten und seinen Träumereien nachzuhängen. Ich erinnere mich eines Tags in Italien, wo am Himmel einer jener schrecklichen Orkane heraufzog, welche aus der heißen Zone zu kommen scheinen, mit solcher Blitzesschnelle, Heftigkeit und Verheerungswuth brechen sie herein. Man war gerade in der Ernte; die Gutsbesitzer baten flehentlich die armen Leute, ihnen das Getreide einbringen zu helfen; allein man machte taube Ohren, und die einzige Antwort war ein ironisches Faulheitslächeln; es wurde doppelter, dreifacher Arbeitslohn geboten; nichts half, die trägen Italiener wickelten sich in ihre dalmatischen Mäntel und warteten sehnsüchtig auf den Ausbruch des Gewitters, wie wenn sie das Aufziehen des Vorhangs begehrt hätten, um das Schauspiel anfangen zu sehen. Ein Taglöhner, auf einen Sack voll Maismehl deutend, äußerte mit pommerscher Gemüthsruhe:

„Bester Herr, das reicht für mich und meine Familie eine ganze Woche; unterdeß soll mich all Ihr Gold nicht von der Stelle bringen; ich will ausruhen. Fragen Sie am Ende der Woche wieder an, dann wird der Sack auf die Neige gehen, und ich thue dann für wenige Centesimi, was Sie wollen." — Eine Sage des Morgenlands berichtet ja auch, daß ein armer Pilger, von Heißhunger gemartert, bei einer Cisterne einen ledernen Beutel liegen sah, den er gierig mit den Worten aufraffte: „Gelobt sey Allah! da finde ich Datteln!" Als er aber bei näherer Untersuchung nichts als kostbare Perlen und Goldstaub fand, schleuderte er den Schatz mit Verachtung von sich.

Der Arme in unsern abendländischen Gegenden ist nicht so auf Rosen gebettet; er muß sein täglich Brod mit saurem Schweiß verdienen und die Erde zeigt sich ihm nur als gütige Mutter, wenn er tiefe Furchen zieht; er braucht viel Witz und Verstand und wenig träumerisches Naturell, denn seine Tage sind lang und die Arbeit anhaltend, seine Nächte kurz und die Ruhe unsicher. Und in unsern rauhen Himmelsstrichen hat man nicht bloß den unerbittlichen Hunger zu stillen, sondern auch die Kälte eines langen Winters und die hartnäckigen Regen eines feuchten Herbstes und Frühlings abzuwehren. Unsere abendländische Erde ist eine böse Erde, von Mängeln und Entbehrungen starrend, und doch mit Begierden und Ansprüchen bedeckt, welche die gesteigerte Kultur in zahlloser Menge hervortreibt. Wie viele gesunde, rüstige, ehrliche und fleißige Menschen stehen jeden Morgen in unsern großen Gewerb- und Handelsstädten auf, ohne zu wissen, wo sie den Tag über Essen und Trinken hernehmen sollen. Ihre robusten Leiber haben Bedürfnisse, welche ein Mundvoll Reis nicht beschwichtigt. Mahomet und der heilige Januarius scheinen nicht helfen zu können, und wehe dem, der sich auf sie verlassen wollte! er würde ohnfehlbar den Polizeidienern in die Hände gerathen. — Der Pariser Lazzarone ist vor Allem des Sprichworts eingedenk: „Hilf dir selber, so hilft dir der Himmel!" Er weiß sehr wohl, daß er nur von sich selbst etwas zu erwarten hat, und er ist daher ebenso pfiffig und kniffig, als seine Kollegen in Italien und im Orient geistesträge und geistesarm.

Paris wird heutzutage gewöhnlich als die Hauptstadt des civilisirten Europas angenommen; eine schmeichelhafte Auszeichnung, welche man vielleicht streitig machen könnte; denn es sezt eine ungünstige Vorstellung von der europäischen Civilisation voraus, wenn man den Mittelpunkt derselben in eine Stadt verlegt, wo man sich Abends nach eilf Uhr nicht mehr über die Straße wagen darf, ohne für seine Börse oder sein Leben zu zittern. Treffender bezeichnet man Paris als den Sitz der Tausend und Einen Industrie; ein Titel, der vollkommen auf die französische Hauptstadt paßt, wo es der Geschäfte und Fertigkeiten, sich sein tägliches Brod zu verdienen, so unzählige gibt. In dieser Beziehung sagt ein französischer Schriftsteller mit Recht, Paris komme ihm vor wie ein „gebauter Logogriph," weil es in der That eine Stadt voll unauflöslicher Räthsel ist und die Adoptivheimath jener beträchtlichen Schaar von zweideutigen, mysteriösen Existenzen, welche das schärfste Häscherauge nicht bewachen kann, und die jenen Bächen vergleichbar sind, welche sich durch ein Wiesenthal schlängeln und plötzlich in unterirdischen Felsenschluchten verschwinden, ohne daß man weder ihre Quelle noch ihre Mündung auffindet.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Da wurde Herr Dankwarth roth vor Zorn bis hinauf an sein schneeweißes Haar, und ließ die Rathsknechte kommen und sie abführen in den Thurm, und alle Leute standen still auf der Straße, wie sie vorbeikam und steckten die Köpfe zusammen und wunderten sich, weil sie so sittig und ehrbar einherging zwischen den Schergen und so jung war und lieblich anzuschauen. Und alle Gevatter und Freundschaft kamen zum Herrn Dankwarth und fragten, wie das geschehen, und mochtens nicht glauben, und konnten doch nicht unrecht finden, daß er also gethan habe.

Und die Gerechtigkeit ging ihren Gang und sie haben sie hinaufgeführt auf den alten Hansasaal auf dem Rathhause, wo die Herren sitzen über Leben und Tod, zwei blanke Schwerter über ihnen und ein Todtenkopf. Aber die Elsbeth ist nicht erschrocken vor weltlicher Macht, und hat gesagt: nein, sie hätt's nicht gethan, und warum sie erschrocken sey, als Herr Dankwarth eingetreten, das könne sie auch nicht sagen, jezt und in alle Ewigkeit. Da haben sie sie peinlich gefragt, und weil sie so groß Weh und Pein nicht ausstehen können, als ein schwaches Weib, hat sie endlich eingestanden, sie hätt's gestohlen; wo sie aber den Ring hingethan, das konnte sie nicht sagen, weil sie's selbst nicht wußte. Da haben die Herren das Urthel über sie gesprochen und Herr Dankwarth hat's ihr selbst vorgelesen, daß sie sitzen solle Jahr und Tag und dann gerichtet werden mit dem Schwert. Darnach ist er heimgegangen und hat sich eingeschlossen in sein Kämmerlein und hat geweint wie ein Kind und gesagt: heut wär er lieber gestorben, als daß er seines Amtes gewaltet hätte.

Also ist die Zeit umgegangen und nichts an den Tag gekommen, und Herrn Dankwarths Haus ist aus einem Hause der Freude ein Haus der Trauer geworden, denn der junge Herr Friedrich ist abgezehrt von Tag zu Tag, als ob er die schwindende Sucht oder sonst eine böse Krankheit hätte, und er hat immer zu Elsbeth in den Kerker gewollt, aber der Vater hat's verboten, weil er so gar schwach und hinfällig war.

Als nun das Jahr verflossen, ward sie nach Markramsaal gebracht, daß sie des andern Tages gerichtet würde; da hat Jedermann zu ihr gekonnt und sie sprechen und sehen. Und selbst die ärgsten Bösewichter, so sich sonst eine Lust daraus machen, die armen Gefangenen in ihrem lezten Stündlein zu verspotten und zu verhöhnen, sind vor ihr gestanden wie demüthige Sünder und haben kein Wort sagen können, wenn sie sie angeschaut, und Alt und Jung, Mann und Weib haben geweint, und 's ist keiner gewesen, der nicht gesagt hätte, sie wäre unschuldig. — Auf die Nacht ist aber Herr Friedrich zu ihr gekommen und hat gesagt: er hätte sie lieb gehabt, noch mehr als seinen Vater und seine Mutter; sie solle es ihm sagen um seiner großen Liebe willen, ob sie schuldig wäre oder nicht. Da hat sie gesagt: „Nein, so wahr mir Gott helfe in meiner lezten Stunde!" und er hat sie weiter gefragt: warum sie erschrocken sey, als der Vater eingetreten. Da hat sie geantwortet, ihm wolle sie's sagen, wofern er ihr schwöre, kein Wort davon Jemanden zu verrathen. Und als er's beschworen mit seinem heiligsten Eide, hat sie gesagt: sie habe vor seinem Conterfei gestanden, so über seines Vaters Tisch hänge in der Schlafkammer, und's immerfort angeschaut, weil sie ihn auch lieb gehabt hätte, wie Niemand sonst; darum habe sie's nicht gehört, als der Vater eingetreten und sie beim Arme gefaßt, und sey so sehr erschrocken. — Als er das gehört, hat Herr Friedrich kein Wort mehr sagen können und hat sie auf die Stirne geküßt und ist davon gerannt. Aber der Frohn, welcher vor der Thür stand, entsezte sich vor Herrn Friedrich, weil er so bleich ausgesehen.

Da ist Herr Friedrich seinem Vater zu Füßen gefallen und hat gefleht, er solle das Mädchen erretten, er wisse jezt gewiß, daß sie unschuldig sey; er wolle sich mit seiner Seele Seligkeit dafür verbürgen. Er wolle für sie sterben, wenn's die Gerechtigkeit verlange, daß Einer sterbe. Aber der Vater hat gesagt, wofern er nicht Beweise hätte für die Wahrheit, hülfe es ihm zu nichts. Gerechtigkeit müsse seyn im Lande, ohne Ansehen der Person, und ob die Welt darum zu Grunde ginge. — Darauf ist der Alte hinaufgegangen in seine Schreibstube und hat sich eingeschlossen und das Gesinde hat durch das kleine Guckfenster nach der Diele gesehen, wie er die ganze Nacht in seinem Sorgenstuhl gesessen ist, das Haupt auf die Hand gestüzt. Herr Friedrich ist aber hinausgegangen mit der Holzart nach des Alten Schlafgemach und hat alles Geräth zerschlagen und durchsucht und das Täfelwerk von den Wänden gerissen, daß er den Ring fände.

In der Nacht kam aber der Meister Scharfrichter zur Elsbeth, weil's ihn dauerte, daß das junge Blut so viel weine, und hat ihr zugeredt nach seiner Weise und besten Meinung: Es solle gar nicht weh thun, sie müsse nur nicht so viel daran denken. Der Hipokras sey ein stark Getränke und schläfere sanft ein, daß man Alles vergesse. Wenn sie wirklich unschuldig wäre, da käme sie dann auf einmal aus dieser argen Welt zum lieben Herrgott, ohne viel Qual, wie doch die meisten leiden müßten auf ihrem Sterbebette. Er sey geschickt in seiner Kunst. Als er sich gemeldet, seyen noch zwei Andere mit ihm auf der Wahl gewesen, und alle hätten gleich gute Zeugnisse von ihren Meistern gehabt. Da habe der hohe Rath beschlossen, sie sollten ein Meisterstück machen, damit sich ihre Geschicklichkeit bewähre. Nun hätten sie das Loos geworfen und er sey der Lezte geworden.

(Fortsezung folgt.)

Auszug aus dem Commissionsbericht über Daguerres Erfindung, den Arago in der französischen Deputirtenkammer abgestattet.

(Schluß.)

Arago kennt seit mehreren Monaten Daguerres Verfahren. Das Zartgefühl gebot ihm aber, mit demselben nicht eher physikalische Versuche anzustellen, als bis es durch eine Nationalbelohnung allen Beobachtern zugänglich geworden. Was somit, sagt er, den wissenschaftlichen Werth der Erfindung betreffe, so könne man vorerst nur Vermuthungen aussprechen. Die Sache spreche aber zu laut für sich, als daß man fürchten dürfte, der Erfolg könnte die Voraussezungen Lügen strafen.

Der Stoff, dessen sich Daguerre zu seinen Abbildungen bedient, ist ein weit empfindlicheres Reagens für das Licht, als alle bisher bekannten. Es war nie gelungen, mit den Mondstrahlen, selbst wenn sie durch die größten Linsen, durch die mächtigsten Brennspiegel concentrirt wurden, an irgend einem Stoff eine merkbare physische Veränderung hervorzubringen. Dagegen werden die plattirten Tafeln, wie sie Daguerre zurichtet, durch die Mondstrahlen so entfärbt, daß man mit Grund hoffen darf, dadurch photographische Karten unseres Trabanten zu erhalten, das heißt in wenigen Minuten eine der schwersten, langwierigsten Arbeiten in der Astronomie zu Stande zu bringen. Ein wichtiger Zweig der Physik, die Berechnung der Lichtstärke, die sogenannte Photometrie hat bis jezt geringe Fortschritte gemacht. Wohl ist der Physiker so ziemlich im Stande, die verhältnißmäßige Stärke zweier Lichter zu bestimmen, die nahe bei einander stehen, und die er zumal im Auge hat; findet aber keine Gleichzeitigkeit statt, handelt es sich davon, die Stärke eines

Lichtes mit der eines andern zu vergleichen, welches erst sichtbar wird, wenn das erste verschwunden ist, so waren bisher die Mittel sehr unvollkommen. — Die künstlichen Lichter zum Behuf der Vergleichung, auf welche der Beobachter in den eben genannten Fällen angewiesen ist, haben selten die erforderliche Stetigkeit und Dauer; selten, besonders wenn es sich von Sternbeobachtungen handelt, sind auch die künstlichen Lichter weiß und farblos genug. Daher kommt es, daß die verschiedenen Angaben über die Lichtstärke der Sonne im Verhältniß zum Licht des Monds oder der Sterne so sehr von einander abweichen, obgleich alle von geübten Beobachtern herrühren; daher kommt es, daß selbst Schriftsteller, die sonst gern absprechen, eine gewisse Zurückhaltung beobachten, wenn es sich davon handelt, aus der Vergleichung zwischen Sonnen- und Sternenlicht auf den Rang zu schließen, der unserer kleinen Sonne unter den Milliarden Sonnen am Firmament zukommen mag.

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, die von Daguerre entdeckten Reagentien werden eine der Wissenschaften fördern, auf welche der menschliche Geist am meisten stolz seyn darf. Mit ihrer Hülfe wird der Physiker fortan die Lichtstärken absolut messen, er wird die verschiedenen Lichter nach ihren Wirkungen vergleichen können. Dieselbe Tafel gibt ihm, wenn es ihm gut dünkt, Eindrücke der blendenden Sonnenstrahlen, der dreimalhunderttausendmal schwächern Strahlen des Mondes, der der Sterne. Diese Eindrücke kann er unter einander gleich herstellen, entweder dadurch, daß er die stärksten Lichter durch neu entdeckte Mittel, deren Angabe hier zu weit führen würde, schwächt, oder dadurch, daß er die glänzendsten Strahlen kurze Zeit, z. B. nur eine Sekunde, die andern dagegen im Nothfall eine halbe Stunde lang wirken läßt. Ueberdieß, wenn der Forscher ein neues Werkzeug auf die Beobachtung der Natur anwendet, so ist das, was er davon erwartet, jedesmal nur wenig gegen die Entdeckungen, auf welche das Werkzeug mit der Zeit führt. Bei Dingen der Art muß man immer und ganz besonders auf das rechnen, was man noch gar nicht absieht. Dieser Gedanke könnte paradox erscheinen; es läßt sich aber mit wenigem darthun, daß er wahr ist.

Kinder bringen zufällig zwei Linsengläser von verschiedener Brennweite an den beiden Enden einer Röhre an. Sie schaffen damit ein Werkzeug, das entfernte Gegenstände vergrößert, sie so darstellt, als wären sie näher gerückt. Die Beobachter greifen darnach mit der einzigen, der bescheidenen Hoffnung, die von Alters her bekannten Gestirne, die man bisher nur äußerst unvollkommen beobachten konnte, etwas besser sehen zu können. Kaum aber ist das Instrument gegen den Himmel gerichtet, so entdeckt man Myriaden neuer Welten; man lernt den Bau und die Verhältnisse der sechs alten Planeten kennen, man findet große Aehnlichkeit zwischen ihnen und unserer Erde: sie haben Berge, deren Höhe man mißt, sie haben Atmosphären, in denen man stürmische Vorgänge beobachtet, an ihren Polen bemerkt man Erscheinungen, die auf Bildung und Schmelzung von Eis hinweisen, gerade wie bei uns; sie zeigen Umdrehungen um ihre Achsen, ähnlich derjenigen, welche bei uns den Wechsel von Tag und Nacht bedingt. Die Röhre, mit der die Kinder des Brillenmachers von Middelburg gespielt, richtet sich auf den Saturn und bringt dem Menschen ein Phänomen vor's Auge, seltsamer, als es die ausschweifendste Einbildungskraft denken könnte, jenen Ring, oder, wenn man will, jene pfeilerlose Brücke, die 71,000 franz. Meilen im Durchmesser haltend, und 11,000 Meilen breit, rings die Kugel des Planeten umgibt und überall 9000 Meilen von ihr absteht. — Hatte ein Mensch vorausgesehen, daß das Fernrohr, auf die Beobachtung der vier Jupitersmonde angewendet, darauf führen würde, daß die Lichtstrahlen sich mit der Geschwindigkeit von 80,000 Lieues in der Sekunde bewegen? daß es in seiner Verbindung mit dem Gradinstrument den Beweis liefern würde, es sey kein Fixstern am Himmel, dessen Licht, um zu uns zu gelangen, weniger als drei Jahre braucht? dachte Jemand daran, man könnte einmal, mittelst gewisser Beobachtungen und Analogien, wozu das Fernrohr führte, zum äußerst wahrscheinlichen Schluß kommen, daß der Lichtstrahl, bei dem wir im gegebenen Augenblick gewisse Nebelflecken gewahren, schon vor mehreren Millionen Jahren von dort ausgegangen seyn müsse, mit andern Worten, daß diese Nebelflecken, in Folge der successiven Fortpflanzung des Lichts, noch Millionen Jahre nach ihrem völligen Untergang von der Erde aus sichtbar blieben?

An das Fernglas für nahe Gegenstände, an das Mikroscop, ließen sich ähnliche Betrachtungen knüpfen, denn die Natur ist im Kleinsten so wunderbar und mannigfaltig als im Größten. Die Naturforscher wendeten es Anfangs nur auf die Beobachtung von Insekten an, um sie zu vergrößern und sie so besser zeichnen zu können; bald aber, und ganz unerwartet, ließ es in der Luft, im Wasser, in allen Flüssigkeiten jene Infusionsthierchen, jene seltsamen Zeugungen entdecken, in denen man vielleicht eines Tages die ersten Anhaltspunkte zu einer rationellen Erklärung der Lebenserscheinungen überhaupt gewinnt. In neuester Zeit richtete man das Mikroscop auf kleine Splitter verschiedener Gesteinarten, die zu den derbsten, härtesten der Erdrinde gehören, und die erstaunten Beobachter erkannten, daß diese Steine einst gelebt haben, daß sie nichts anderes sind als eine aus Milliarden mikroscopischer Thierchen zusammengebackene Masse.

Mit dieser Abschweifung sollten die Vorstellungen derjenigen berichtigt werden, welche der irrigen Meinung seyn könnten, der wissenschaftliche Nutzen der Daguerre'schen Erfindung werde auf das beschränkt bleiben, was man jezt schon voraussehen kann, und was oben angegeben worden ist; dieß ist so wenig der Fall, daß bereits Thatsachen vorliegen, welche die größten Hoffnungen der Wissenschaft rechtfertigen. So könnten hier Ideen zur Sprache gebracht werden, nach denen der Topograph Mittel zu rascher Berichtigung von der Photographie zu entlehnen haben dürfte; der vorliegende Zweck wird aber unmittelbarer erreicht, wenn hier einer interessanten, vor ganz kurzer Zeit von Daguerre selbst mitgetheilten Beobachtung Erwähnung geschieht. Er fand nämlich, daß die Morgenstunden und die Abendstunden gleich weit vom Mittag, und demnach derselben Höhe der Sonne über dem Horizont entsprechend, doch keineswegs zu Hervorbringung der photographischen Bilder gleich gut geeignet sind. So bildet sich in allen Jahreszeiten, und bei scheinbar völlig gleichem Zustand der Luft das Bild um sieben Uhr Morgens etwas schneller als um fünf Uhr Abends, um acht Uhr schneller als um vier Uhr, um neun Uhr schneller als um drei Uhr. Angenommen, dem sey wirklich so, so hat der Meteorolog künftig ein Element weiter auf seinen Tafeln zu verzeichnen; zu den bisherigen Beobachtungen des Standes des Thermometers, Barometers, Hygrometers, der Durchsichtigkeit der Luft, kommt ein Element, das jene Instrumente nicht anzeigen, und er wird eine eigenthümliche Absorbtion in Rechnung zu bringen haben, welche auf viele andere Erscheinungen, selbst auf diejenigen, welche in's Gebiet der Physiologie und Medicin gehören, nicht ohne Einfluß seyn kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. Juli 1839.

Nay, lay thee down, and roar,
For thou hast kill'd the sweetest innocence.
Shakespeare.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Scharfrichter redete weiter: Da habe der erste Geselle den Delinquenten im Stehen geköpft, und zwar so geschickt und geschwind, daß der Kopf nicht herunter gefallen, sondern als das Schwert durchgefahren, wieder auf dem Rumpf gestanden sey. Der zweite habe gewartet, bis zwei Uebelthäter gerichtet werden sollten, und er habe jedem zwei eiserne Ringe um den Hals gethan und Erbsen dazwischen gelegt und habe sie Beide auf Einen Schlag geköpft zwischen den Ringen durch. Aber die Köpfe wären auf die Erde gefallen, wie's auch sonst zu geschehen pflege. — Da seyen die beiden Mordbrenner gekommen, welche Schönböken in Asche gelegt, und er habe sie durch die Ringe geköpft, Beide auf Einen Schlag, aber die Köpfe wären nicht auf die Erde gefallen, sondern stehen geblieben, wie beim Ersten. Darauf sey er Meister geworden. — Die Elsbeth weinte aber immer noch fort und hatte kein Wort von alle dem gehört. Darauf hat sie ein inbrünstiges Gebet zum Herrn gesprochen, und der Meister Scharfrichter betete mit. Der Herr hat sich aber ihrer erbarmt und ihr einen milden, ruhigen Schlaf gesendet, worauf der Meister Scharfrichter fortgeschlichen ist, und hat auch gut geschlafen, weil er sich freute seines guten Werks, daß er die arme Dirne getröstet. — Des andern Tages in der Früh wurde sie hinausgeführt und gerichtet.

Die Herren waren aber auf dem Rathhause versammelt, und wie der Meister Scharfrichter sein Amt verrichtet hatte, ritt ein Reitendiener in Eile nach der Stadt, es den Herren anzusagen. Da stunden sie Alle auf, nahmen ihre Hüte ab und beteten zu Gott, daß er sie bewahren möge vor ungerechtem Urthel, und daß nicht unschuldig Blut geflossen sey durch ihre Hand. Darnach gingen sie heim ein Jeder zu seinem Weib und Kind. — Als aber Herr Dankwarth heim kam, fragte er gleich nach seinem Sohn, und Niemand hatte ihn gesehen; da ging er ihn suchen im ganzen Haus und fand ihn nicht. Auf die Lezte kam er an den Prunksaal, wo's in guten Tagen oft lustig hergegangen, in Jahr und Tag war aber Niemand drin gewesen. Und als er eintrat in den Saal, da hing sein Sohn an der Wand und war todt.

Als nun aber einer der Diener auf einen Tisch stieg, um den jungen Herrn abzuschneiden und fein säuberlich herabzunehmen, da sah er oben auf dem Gesims des Täfelwerks, womit die Wände des Gemachs geziert waren, allerlei Glänzendes liegen, und ein alter Rabe, so Herr Dankwarth schon von seinem Vater ererbt hatte, saß darneben und wollt's ihm wehren, daß er darnach griffe.

Er nahm's dennoch herab. Da war's werthloser Kram, und ganz zu unterst lag Herrn Dankwarths Ring. Und als Herr Dankwarth das sahe, da ging er fort und sprach kein Wort, denn er ist stumm geworden vor Schreck und also geblieben bis an seinen Tod. Und er ist abgezehret, daß ihn in wenig Tagen seine besten Freunde nicht mehr kannten. Am Tage saß er einsam in seinem Sorgenstuhl und sah vor sich, als ob er nichts sähe, wenn's aber Nacht wurde und Alles schlief, wandelte er umher Trepp auf, Trepp ab, denn es ließ ihm keine Ruh auf seinem Lager. Als aber ein Jahr um war und der Tag kam, an welchem Elsbeth gerichtet, konnte Herr Dankwarth nicht aufstehen von seinem Lager, und er gab's durch Zeichen, daß er einen Priester wolle und den Leib des Herrn.

Herr Dankwarth hatte aber in seinen Diensten einen Schreiber aus Dänemark, der hieß Etlef Rundson. Das war ein ruchloser, böser Mensch und hatte sich bereichert von seines Herrn Geld und Gut, seit dieser schwach war und hinfällig. Als der nun hörte, daß Herr Dankwarth sterben wolle, ging er hinauf, trat an sein Lager und sprach: „Er solle sich nicht grämen ob solcher geringen That. Wofern er ihm ein Scharlachkleid gebe und ein köstlich Gastmahl, wolle er die ganze Schuld schon auf sich nehmen vor dem Himmel." Da nickte Herr Dankwarth mit dem Kopfe, nahm die lezte Oelung und verschied. — Der Etlef Rundson ging aber hinauf, wo seines Herrn Kleider hingen, und wählte sich ein schönes Scharlachkleid, mit Gold gestickt und verbrämt, ließ darauf ein Gastmahl anrichten, Spielleute kommen, lud seine Gesellen, und sie sangen und jubelten bis spät in die Nacht und führten gotteslästerliche Reden. Als aber die Mitternacht kam, trugen den Etlef seine Gesellen auf seine Schlafkammer und empfahlen ihn dem Teufel. Und der Teufel ließ nicht auf sich warten, und es ging ein Lärmen und Toben durch des Etlef Kämmerlein und sofort durch's ganze Haus, also daß man's drei Häuser weit hören konnte. Und wer es hörte, der zog sich's Bettlaken über den Kopf und betete ein still Gebet. — Als man aber andern Morgens in des Etlef Kämmerlein brach, da hatte ihm der Teufel den Hals umgedreht, daß das Gesicht zu hinterst stand; danach war derselbe ausgefahren durch's Fenster, daß die Scheiben brachen.

Und es hat Keiner wieder in dem Hause wohnen mögen bis auf diese Stund; denn wenn es Nacht wird, da tappt es leise Trepp auf, Trepp ab, und droben auf des Etlef Kämmerlein tobt es und lärmt, und so oft man versucht hat, die Scheiben wieder einzusetzen, hat sie stets wieder der Teufel zerschlagen in der Nacht, und kein geweihtes Wasser hat die Blutflecken wegwaschen können von der Wand.

Selbiges Haus liegt in der Sandstraße, und wer's sehen will, dem kann's jegliches Kind weisen.

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Man kann sich vorstellen, wie viel brodloses, heilloses Gesindel in diesem schrecklichen Menschenkloak zusammenfließt, und wie es selbst der besten und wachsamsten Sicherheitspolizei unmöglich wird, eine Stadt, wo eine Million Volks beisammenlebt, von diesem Auskehricht der Gesellschaft zu reinigen. All diese verworfenen und vertriebenen Menschen gehen frei unter dem großen Haufen mit herum: sie haben keine große Lust und keinen guten Willen zum Arbeiten, aber doch das Bedürfniß zu leben, und müssen also auf Mittel und Wege sinnen, wie sie ihre Blöße decken, ein Obdach gewinnen und Nahrung finden mögen, wenn sie auch an die größte Mäßigkeit gewöhnt sind. Man kann von dieser großen Lumpenfamilie wenigstens ein Drittel rechnen, die Morgens beim Erwachen keinen Pfennig in der Tasche haben, noch wissen, wo sie einen verdienen sollen, und von denen der biblische Ausspruch gilt: sie säen und ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch. Ich meine damit nicht die Spitzbuben, Beutelschneider, Taschendiebe und Gauner, welche oft mit leerer Tasche und noch leererem Magen auf eine günstige Gelegenheit lauern müssen, die manchmal lange ausbleibt; ich meine nicht die Glücksritter vom Blumenfelde chimärischer Hoffnungen und Pläne, die sich selbst und Andere mit ihren Illusionen äffen, und ohne eben Straßendiebe zu seyn, ein ephemeres Tagediebleben fristen; nein, ich spreche von solchen, die nicht arbeiten mögen, daß es Schultern und Beine angreift, sondern durch allerlei kleine Handdienste und Geschicklichkeiten sich ehrlich durchzubringen suchen.

Wenn man das Verzeichniß liest, welches der geistreiche Theaterkritiker des Journal des Débats von den „kleinen Gewerben" gefertigt hat, so muß man gestehen, daß die armen Teufel in Paris, welche arbeiten wollen und sich beklagen, keine Beschäftigung zu finden, entweder höchst untaugliche Subjekte oder unter höchst ungünstigen Constellationen geboren sind. Es gibt keine Stadt auf der Welt, welche der menschlichen Industrie so viele Ressourcen bietet. Wer in Paris verhungern will, muß wirklich den ernsten Vorsatz dazu fassen; die Summe der kleinen Geschäfte und Erwerbszweige, wodurch der Mensch seine spärliche Leibesnahrung verdient, ist unglaublich. Abgesehen von den Brodgewerben, welche Jedermann kennt und welche man in Wien so gut als

in Berlin treibt, wie viele andere gibt es hier, die nur in Paris möglich sind und Hunderte von Individuen ernähren, deren Profession meist so lange unbekannt bleibt, bis sie vor dem Zuchtpolizeigerichte an den Tag kommt!

Paris ist nicht bloß das Paradies der Frauen, sondern auch das Paradies der Unglücklichen. Selten begegnen wir auf dem Pariser Pflaster dem nackten, mit Schwären bedeckten Elend, welches uns anderswo bisweilen anekelt. Wer in Paris unglücklich ist, braucht nur einen Schritt zu thun, um in eine bessere Lage zu kommen, wofern er kein Cretin und kein Faulpelz ist. Jede Jahreszeit bringt hier neue Existenzmittel, jeder Tag schafft neue Ressourcen. Das Pariser Elend ist deßhalb fast immer mit einem täuschenden Schein von Wohlhabenheit überfirnißt, den man sonst nicht leicht bemerkt; es hat sehr oft keine Hemde und keine Strümpfe an, aber es trägt gewöhnlich blank gewichste Stiefeln und Manschetten. — Die Pariser Dichter und Schriftsteller haben in neuerer Zeit das Phantastische und Wunderbare jenseits der Meerenge und jenseits des Rheins aufgesucht: allein sie hatten so weit nicht zu gehen brauchen. Das Phantastische und Wunderbare sizt in ihrer Hauptstadt an jeder Straßenecke und steht am Ein- und Ausgang jeder Passage, so daß man unaufhörlich dawiderrennt. Was gibt es Phantastischeres, als die Mehrzahl jener närrischen Betriebsamkeiten, deren possirliche Extravaganz unsere verborgensten Wünsche ausspürt, auf unsere flüchtigsten Launen spekulirt; unsere tollsten Begierden anstachelt und stets Mittel findet, die Finger in unsere noch so fest geschnürte Börse gleiten zu lassen? — Ich für mein Theil konnte nie umhin, das schöpferische Genie zu bewundern, welches zuerst die Tausende jener geheimnißvollen Gewerbe erfunden und benannt hat, die unter dem Pariser Himmel entsprießen und auf dem Misthaufen der französischen Civilisation wie Champignons auf einem Melonenbeete lustig emporschießen. Wo sonst in aller Welt existiren „Maikäferhändler," welche der geniale Griffel Gavarny's in einer köstlichen Zeichnung verewigt hat? Wo kennt man außerdem noch „Apfelschalenwächter in den Theatern," „Ostereierfärber," „Vorsteher von Flöherziehungsanstalten," „Pflegeväter von Invaliden," „Knochenbrecher," „Leuteanbrenner" und zwanzig andere nicht minder außerordentliche Professionisten, welche der obenerwähnte Feuilletonist mit ungemein witziger Laune aufzählt und beschreibt. Derselbe Autor vergißt jedoch in seinem Namenregister der „kleinen Gewerbe" mehrere Handwerksleute jener originellen Zunft; z. B. den interessanten Hundewäscher (baigneur de chiens).

Gleichwie manche Blumen nur in gewissen Erdreichen fortkommen und alsbald verkümmern und verwelken, wenn man sie aus dem Boden verpflanzt, worin sie aufgewachsen, so gedeihet der Hundewascher nur in Paris, und würde sich in den andern europäischen Hauptstädten nicht halten können, sondern bei seinem excentrischen Gewerbe verhungern. Er liebt deßhalb auch sein Paris, und in seinem Paris die Seine über Alles. „Haben Sie je einen schöneren Strom gesehen, Mylord, als die Seine?" fragte mich einmal einer dieser Betriebsamen, während er dem Pudel meines Begleiters ein Waschbad applizirte; „ganz Paris trinkt da aus und sie wird doch nicht kleiner, im Gegentheil." Der arme Teufel sprach von der Seine, wie von seiner Mutter, und ist sie nicht seine Ernährerin? — Die Hundewäscherprofession hat das Gute, daß sie keine bedeutenden Elementarausgaben erfordert. Ein Bündel Stroh und ein Stück Seife, weiter braucht man nicht, um ein Etablissement der Art zu gründen und sogleich in Funktion zu treten: die Seife, um das Handwerk auszuüben, und das Stroh, um sich darauf zu legen, wenn es keine Arbeit gibt. Fast nie trifft man einen Hundewäscher allein; gewöhnlich thun sich drei Freunde zusammen und vertheilen die Rollen unter einander. Der eine Associé geht auf dem Kai spazieren und lauert die Kunden ab; er muß den ehrsamen, vergeßlichen Bürgersmann daran erinnern, daß sein Hund schmutzig ist und ein Bad nöthig hat; dieser macht demnach den Anbrenner, unter welchem Gattungsnamen man hier alle diejenigen versteht, welche die Vorübergehenden auf direktem oder indirektem Wege veranlassen, etwas zu kaufen oder zu thun, woran sie sonst nicht gedacht hätten. Der zweite Associé steht bis an die Kniee im Wasser und seift die Hunde ein, welche der Anbrenner herbeischleppt; der dritte endlich bewacht die Jacke und Holzschuhe seines im Wasser stehenden Kameraden. Wir wollen indeß damit nicht gesagt haben, daß Jeder von den Dreien seine Spezialität ein für allemal behält; sie lösen sich gegenseitig ab: der Kleiderwächter wird Hundewäscher, der Hundewäscher Anbrenner, und so abwechselnd, bis die Handelsfirma aufhört. Wenn das nicht der Fall wäre, so müßte nothwendig Streit und Klage über die unverhältnißmäßige Theilung der Arbeit entstehen. Jeder würde ausschließlich Kleiderwächter seyn wollen, um auf dem Strohbündel faullenzen und rauchen zu können, zwei Prärogative, welche mit dieser Stelle verknüpft sind. Das Kostüm des Hundewäschers ist außerordentlich einfach: es besteht in einer Hose und Jacke von Sackleinwand; Hemd, Strümpfe, Halstuch und Weste sind als völlig überflüssige Luxusgegenstände aus seiner Garderobe verbannt. Er trägt in der Regel eine französische Soldatenmütze, welche er bald in dieser, bald in jener grotesken Form aufsezt. Er wäscht übrigens nicht bloß Hunde, sondern reitet auch Pferde in die Schwemme und gibt sich mit dem Angeln jener kleinen

Fische ab, welche in den wohlfeilen Pariser Speisehäusern servirt werden, wenn man ein Gericht Backfische verlangt. Ueber die bürgerliche Existenz des Hundewäschers mangeln alle zuverlässigen Nachrichten. Er ist, mit Figaro zu reden, fast immer der Sohn Niemandens, obschon man immer der Sohn Jemandens ist, wie Bridoison ebenso scharfsinnig als wahr bemerkt. Gemeiniglich kennt er weder Vater noch Mutter: in seinem siebzehnten Jahre schickt man ihn aus dem Findelhause in die Welt, wo der Arme, ohne Freund und Führer, wie an einem öden, unwirthbaren Gestade landet. Im Spital hat er die Schneiderei oder ein anderes Handwerk gelernt; er versucht, bei einem Meister unterzukommen, allein wer in Paris in eine Werkstätte eintreten will, muß bekannt oder anders angezogen seyn, als ein Spitallehrling. Der arme Hülflose klopft vergebens an alle Ateliers und kehrt endlich aus Verzweiflung in seine Heimath, in's Spital zurück; aber seine Stelle ist inzwischen besezt worden und man weist ihm auch hier die Thür. Traurigen Gedanken nachgrübelnd, schlendert er auf die Kais zu und lehnt sich melancholisch über die Brustwehr, um mit sich zu Rathe zu gehen, was anzufangen sey; da sieht er zufällig, daß mehrere Individuen Hunde waschen und dafür Geld erhalten. Leute, welche selbst in keinen glänzenden Verhältnissen leben, schließen mit denen, welche im Unglück sind, leicht Brüderschaft, und so kommt es, daß die edle Gilde der Pariser Hundewäscher alljährlich manchen Verzweifelnden vom Wassertode rettet.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Backhändelliteratur.

Die großen Augen eines Landjunkers, der zum ersten Male in die Residenz kommt, schauen uns nirgends so naiv verblüfft, so charakteristisch entgegen, als in den zahlreichen Schriften und Schriftchen über Wien und Oesterreich, die der Meßkatalog in den lezten Jahren uns vorgeführt hat. Oesterreich ist das Herz Deutschlands; aber was ist dem Menschen unbekannter und räthselhafter, als sein eigenes Herz? Doch die Deutschen, das Volk der Theorien, sind niemals in Verlegenheit. Muthig tritt der junge Mann in's Leben, sicher und unbekümmert um seine Wirren und Abwege. Hat doch die Universität ihn mit dem Einmaleins der Psychologie versehen. Kann er da einen Fehltritt machen? Kennt er nicht die Menschen vom Wirbel bis zur Zehe? Die Psychologie ist unfehlbar. Muthig eilt der junge Schriftsteller den schwarz und gelben Schlagbäumen zu, weiß er doch, daß man in Oesterreich in Kunst und Wissenschaft noch um tausend Jahre hinter China zurück ist, daß man dort keine andere Beschäftigung kennt, als den Spieß am Herde zu drehen, und keine höhern Lebensprinzipien, als „gebackene Hähnderl." Der Buchhändler hat ihn aufgemuntert, ja kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern zu schimpfen und zu schmähen, so stark als möglich, im Interesse der Menschheit und auch in noch andern Interessen. Mit fliegendem Herzen eilt der junge Schriftsteller dem Lande des zweiköpfigen Adlers zu. Die Brust klopft ihm höher, große Entwürfe stürmen seine Seele. Lächeln Sie nicht; der junge Schriftsteller meint es vielleicht ehrlich mit seinem Berufe, er ist wirklich von Enthusiasmus durchglühet, für dreißig Millionen Menschen sein Wort zu erheben. Wie ein glühendes Schwert soll seine Feder flammen, jeder Zug soll ein Blizstrahl seyn, der den finstern Horizont dieses unglücklichen Landes lichtet. — Und er kommt jenseits der gelb und schwarzen Schlagbäume, und verwundert reibt er sich die Augen. Er kommt innerhalb der Wiener Linien, und schaut den Tanz der Hunderttausende, die in fröhlichem Taumel durcheinander kreisen. Er hat auf eingefallene Wangen gerechnet und findet sie vom Wohlleben angeschwellt und geröthet; die thränenden Augen bemerkt er wohl, aber es ist nicht die Thräne des Schmerzes, der Sehnsucht, es ist die Thräne, die Wein und Spaß hervorlocken. Unser Schriftsteller ist jung, selbst zum Genuß und Frohsinn geneigt. Könnt ihr es ihm verargen, wenn ihn der Strom mitreißt? Er geht vom Extrem zum Extrem über, und so wird der, der als Richter und strafender Gott in das Land gekommen, der eifrigste Lobredner, ein bacchantisch Trunkener, um den sich Alles im wirren Kreise dreht, ohne festen Blick, ohne sichern Standpunkt. In Mitte dieses Rausches aber tönen ihm plözlich die Abschiedsworte seines Buchhändlers wie ein mahnender Schrei in die Ohren: Schimpfen! schimpfen! Und er rafft sich auf einen Moment aus seinem Taumel empor: zufällig steht er bei dem Theater, zufällig hält er eines der luftigen Tagblätter in Händen, zufällig wird er von einem Fiaker geprellt; nun sprudelt sein Wiz, nun läßt er seinen Scharfsinn blizen, nun sizt er auf dem hohen Pferde und schwingt das Flammenschwert über Schauspieler, Journalisten, Fiaker im Namen Gottes und des Buchhändlers. Also das ist Alles, was Wien der Anschauung eines Fremden darbietet? Findet ihr nichts Wichtigeres für euer Raisonnement, als die Freuden der Caffeehäuser und die Miserabilität der Volksbühne? Findet ihr es so komisch, daß in Wien die „Backhändel" eine so wichtige Rolle spielen und Tag aus Tag ein die „gebratenen Hahnerl" sich am Spieß drehen, um wie viel komischer, wenn ihr euch selber immerfort um diese „Hahnerl" herumdreht und die Backhändelform der immer wiederkehrende Hauptgedanke eurer Wiener Anschauung ist! Gerade in diesem Augenblicke befindet sich hier ein junger Literat aus Leipzig, der ein solches Backhändelbuch vorzubereiten scheint. Die Naivetät seiner Aeußerungen, die gänzliche Unwissenheit in allen Zweigen der österreichischen Zustände, die gezwungen und ungezwungen aus jeder Periode seines Gesprächs sich kund gibt, lassen wieder ein merkwürdiges Buch über Wien erwarten. Oesterreich ist eine gute Haut, man kann sich da nach Belieben seine Sohlen herausschneiden; einem großen Geiste wachsen überall Rosen. Es kommt nur darauf an, daß man dieses „bornirte Land" recht vornehm behandelt. Nun, wir wollen still halten, und die hohe Weisheit anhören. Unsre Staatsmänner werden sie gewiß bei Heller und Pfennig benützen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Juli 1839.

Das Ob der Unsterblichkeit leidet häufig unter dem Wie.

Jean Paul.

Gespräche einer Sommernacht.

Von A. v. Sternberg.

(Es ist Nacht. Ein offenes Thurmgemach mit der Aussicht auf's Meer. Der Mond geht auf; das Meer ist ruhig. Die Vorhänge an beiden Thüren sind zurückgeschlagen, man sieht das eiserne Gitter des Balkons, und durch die Stäbe die am Horizont schwebende röthliche Mondscheibe. Tiefe Stille, eine Uhr zählt ihre abgemessenen Schläge. An dem Tische, der mit Büchern bedeckt ist, sitzt Sophokleia und schreibt; Manor tritt herein, nähert sich der Schreibenden und blickt lange Zeit über ihre Schulter, ohne daß sie ihn gewahr wird.)

Manor. Womit beschäftigt sich Sophokleia in so tiefer Stille und in so geheimnißvoller Abgeschiedenheit?

Sophokleia. Ich mache mein Testament, Manor.

M. Wie, Sophokleia? Zwanzig Jahr und schon ein Testament!

S. Scherzen Sie nicht.

M. Die Arbeit ist unnütz. Es ist für Sie eines theils zu früh, anderntheils zu spät, einen lezten Willen aufzusetzen.

S. Wie das?

M. Zu früh, weil Sie selbst erst genießen sollen, was Sie schon Andern zudenken; zu spät, weil Ihr kostbarster Schatz nicht mehr in Ihrer Gewalt ist, Ihr Herz.

S. Lassen Sie uns ernsthaft sprechen. Ich habe mich hier in der Einsamkeit der Nacht mit dem Gedanken des Todes beschäftigt. Ich habe mich lebhaft in jenen undurchdringlich geheimnißvollen Zustand versezt, der wie ein dunkler Ausgang aus einem erleuchteten üppigen Gemache uns allen bevorsteht.

M. Und was haben Sie gefunden?

S. Lassen Sie die Thräne in meinem Auge statt meiner antworten. Eine unendliche Beklemmung hat sie mir ausgepreßt. Ach, Manor, warum dieses grausenvolle Räthsel? Gewiß, hätte man mich einer Frage gewürdigt, ich hätte unbedingt auf das schöne Daseyn mit seinen tausend Genüssen verzichtet, bloß um diesem lezten entsetzlichen Moment zu entgehen.

M. Sie sind erschüttert, Sophokleia. Ihre Pulse klopfen ungestüm, Ihre Wange ist zum Erschrecken bleich, Ihre Hand zittert. Lassen Sie uns diese Schrecknisse verscheuchen, mit denen die Einsamkeit und eine zu erregbare Phantasie Sie umgeben.

S. Nein, lassen Sie sie uns noch näher in's Auge fassen. Die Stunde, der Augenblick ist günstig. Hier sind wir ungestört. Die Welt mit allen ihren frivolen Erscheinungen liegt weit hinter uns. Hier umgibt uns

nur die Natur in ihrer feierlichsten Stimmung, gehüllt in den Wittwenschleier der Nacht; hier fluthet uns das ewige Meer unendliche Gedanken göttlicher Weihe zu, durch dieses Gemach wandelt, unsern Seelen vernehmbar, der ursprungliche Geist alles Erschaffenen.

M. Ich bewundere Sie, Sophokleia. In Ihrem Auge glänzt eine erhabene Begeisterung, die mich unwillkuhrlich mit sich fortreißt. Nun wohl, so lassen Sie uns vom Tode sprechen. — Was sagt Pope? Im Arme der Liebe spricht sich's am schönsten uber Unsterblichkeit.

S. Nein, nein! Gerade im Arme der Liebe spricht sich's am übelsten davon. Wer sagt uns, daß wir fortbestehen? und wenn wir fortbestehen, daß gerade dieses Herz mit seinen Schwachheiten und Gebrechen fortbesteht? Ich zittere vor dem Gedanken, daß man mich wird bessern wollen.

M. Man wird es nicht wollen. Die ewige Weisheit wird erkennen, daß einem Frauenherzen seine ganze Schönheit geraubt wird, wenn man ihm seine Schwäche nimmt.

S. Nein, nein, das klingt zu irdisch.

M. Allerdings; aber es enthält in irdischer Ausdrucksweise einen himmlischen Trost. Die irdische Liebe wird im Vergleich zur himmlischen immer eine Schwäche bleiben; aber da die zartesten Fasern unseres Seelenlebens in dieser Schwäche wurzeln, so hieße es der höchsten Weisheit eine sehr unweise Härte zugemuthet, wenn wir annehmen wollten, sie geböte uns, plötzlich in einen völlig fremden Zustand uberzugehen.

S. Hier ist es, wo ich Sie haben will, und von diesem Punkte gehe ich aus, um die Verfügungen meines Testaments zu machen. Ich vererbe keine irdischen Guter und es ist mir gleich, ob sie in die Hand der Habsucht oder der Verschwendung fallen; ich vererbe, was ich recht eigentlich ich selbst bin, die Treue und Anhänglichkeit dieses Herzens, dieses Herzens, das im Leben so unruhige Schläge that und so selten gluckliche Minuten zählte.

M. Wer wollte nicht mit Entzucken ein so schönes Erbe in Empfang nehmen!

S. Nur nicht so eilig! Da ich nun gewiß bin, sammt meiner Schwäche fortzuleben, wie Sie mich eben versichert haben, so werde ich ewig unruhig und eifersuchtig diejenigen umschweben, die ich zu Erben eingesetzt, und wehe ihnen und mir, wenn ich entdecke, daß sie mir treulos werden!

M. Wie, Sophokleia, Sie wollen also im Ernst Ihre Launen und Ihre Eifersucht mit in den Himmel nehmen?

S. Und warum sollte ich nicht?

M. Geben Sie Acht, dies wird Ihnen nicht gelingen. So weit wird die Nachsicht der ewigen Weisheit mit unserer Schwäche nicht gehen.

S. Wie, nicht so weit? Und wie weit denn? Das ist nun gerade mein Herz; diese Unruhe, diese ewige Beweglichkeit, dieser Wechsel von Qual und Entzücken ist gerade das Bewußtseyn dieses Herzens. Sie haben mir versprochen, daß ich, das heißt kein anderes Wesen fur mich oder an meiner Statt fortleben soll, und nun soll ich doch mein eigenstes Empfinden aufgeben? Ist das nicht ein greller Widerspruch?

M. Sie mussen einige von Ihren Schwächen nothwendig opfern.

S. Nicht die kleinste.

M. Aber was wäre dann der Himmel? was die Ruhe der Seelen, fur die die Religion zu bitten vorschreibt?

S. Das ist's eben. Das sind die furchterlichen Zweifel, die mir den Gedanken an den Tod so erschutternd machen: die unvermeidliche Wahl zwischen einer völlig bedeutungsleeren Seligkeit, oder einem ohnmächtigern, doppelt qualvollern Zustand als der hier auf Erden. Wie? Sie verstummen? Gibt's keine Theorie, kein System, das mich beruhigt? sagt die Weisheit, die Wissenschaft nichts?

M. Ich will Ihnen die Glaubenslehren der Völker angeben; ich will Ihnen die Meinungen der Weisesten über diesen dunkelsten aller dunkeln Gegenstände enthullen.

S. Thun Sie das. Meine Aufmerksamkeit ist auf's Lebhafteste gespannt, meine Seele durstet, das Wort der Wahrheit zu vernehmen; geben Sie es ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Das Seitenstück zu dem Hundewäscher ist der Hundesfinder (trouveur de chiens), welcher sich gegen eine angemessene Belohnung erbietet, verlorene und gestohlene Hunde ihren Herrn wieder zu schaffen. Diese Leute haben in der That eine seltene Geschicklichkeit und ein wunderbares Talent, nach den oberflächlichsten Signalements Hunde wieder zu erkennen und auszuspüren, wenn sie auch dieselben vorher nie gesehen haben; man müßte billig daruber erstaunen, wenn es nicht bekannt wäre, daß die Hundefinder in den meisten Fällen nur dem Kaiser zuruckgeben, was sie dem Kaiser genommen haben. Dieses kleine Freibeutergeschäft ist in Paris nicht so uneinträglich, als man vielleicht glaubt. Man bedenke die Unmasse von Schoßhunden, welche die reisenden Engländerinnen mit sich fuhren und welche die funfzehntausend alte Jungfern in der Hauptstadt großfuttern. Da die französische Regierung so nachlässig ist, keine Hundesteuer zu

erheben, so benutzen das die Hundefinder: und schreiben alljährlich eine solche aus, die ihnen sehr regelmäßig entrichtet wird. Ueberall, wo öffentliche Maueranschläge gemacht werden, liest man sicher eine oder mehrere Affichen, welche zehn, zwanzig, dreißig, funfzig, ja hundert Franken Belohnung dem ehrlichen Finder versprechen, der unten signalisirten Mops oder Spitz zurückbringe.

Eine andere Gattung von Menschen sind die Pariser Fremdenführer, welche ein himmelweiter Abstand von den italienischen Ciceronis trennt. Sie haben kein Patent gelöst und tragen keine Polizeimedaille in der Westentasche, sondern sind im Grunde bloße Eckensteher und Badauds; sie bilden keine organisirte, bevorrechtete Zunft, weil das Gewerbe hier nicht viel einbringt. Die meisten Fremden, welche die französische Hauptstadt besuchen, haben so viel über Paris gehört und gelesen, daß sie alle hiesigen Merkwürdigkeiten oft besser und genauer kennen, als die Sehenswürdigkeiten ihrer Vaterstadt, und sich fast mit verbundenen Augen zurechtzufinden getrauen. Es gibt daher in Paris nicht eigentlich das, was man anderwärts unter Lohnlakaien und Führern versteht, sondern diesen Dienst versehen hier unberufene Menschen, von denen Niemand weiß, wo sie herkommen, noch wo sie hingehen. Sie halten sich gewöhnlich an volkreichen Straßenecken, auf berühmten Plätzen, an belebten Durchgängen auf, wo sie sich bloß mit ihren zwei Füßen und Augen hinpflanzen und thun, als wenn sie nur so daständen und die Leute begafften. Aber trotz ihrer scheinbaren Gemüthsruhe und Gleichgültigkeit sind sie wie die Falken, welche ihren Raub nicht aus dem Gesichte lassen, wenn sie auch bloß in den Lüften zu spielen und sich am Fuge zu ergötzen scheinen. Kaum nehmen sie Jemand wahr, der durch seine Miene oder Toilette, durch ein paar große, verwundert herumguckende Augen, durch wiederholtes Stehenbleiben und Betrachten der Monumente oder Lesen der Ladeninschriften seinen Fremdencharakter verräth, so machen sie sich artig und höflich an ihn. Trifft es sich, daß jener die erste Probe solcher dienstfertigen, freundlichen Angriffe zu bestehen hat und durch Erfahrung noch nicht gewitzigt ist, so müßte es sonderbar zugehen, wenn diese schlauen Aufpasser ihm nicht ganz in der Nähe eine Merkwürdigkeit zu zeigen oder sonst etwas nachzuweisen, zu erzählen und vorzulügen hätten, wofür er seinem menschenfreundlichen Begleiter, der schon zu verstehen geben wird, wo ihn der Schuh drückt, doch wenigstens einen halben oder ganzen Franken bezahlen muß.

Eine andere eigenthümliche Menschenart sind die vielen Savoyarden, oder vielmehr Auvergnaten, die sich in Paris aufhalten und aus Nichts viel oder wenigstens etwas zu machen verstehen: die schwerste und zugleich gewöhnlichste Kunst des menschlichen Lebens, welche der Bettelmann so gut als der Thronbesitzer übt. So sehr sich diese Auvergnaten durch treues und gefälliges Benehmen die Liebe und das Zutrauen der ansäßigen Bürger zu erwerben wissen, so verhaßt sind sie meistens den Pariser, die mit ihnen in gleicher Linie stehen; diese schelten sie nur Juden, weil sie mit ihrer Arbeitsamkeit und Sparsamkeit nicht gleichen Schritt halten können. Die Auvergnatenväter, die ehemals in Paris ihre Laufbahn glücklich beschloßen, und ihre heimathlichen kahlen Berge mit vollen Taschen wieder aufgesucht haben, schicken ihre Kinder, wenn sie sechs, sieben Jahre alt sind, nach Paris, wo sie zunächst mit einem Leierkasten und einem Murmelthier auf den Schauplatz treten und sich mit unansehnlichen, unscheinbaren Handdiensten ihr kleines tägliches Brod erlaufen und erbetteln, dabei aufwachsen, und zuletzt einen schweren Koffer heimschleppen. Acht Monate des Jahrs, in denen die französische Hauptstadt mit einem sieben Zoll dicken Gassenkoth gesegnet ist, sieht man auf den Boulevards und Kais eine unzählige Schaar von Savoyardenkindern, welche aus Schornsteinfegergehülfen Straßenkehrer geworden sind. Sie fegen dem Fußgänger einen trockenen Weg über die Gasse oder improvisiren ihm eine bretterne Brücke über die angeschwollenen Rinnsteine, wofür sie ein beliebiges Weg- und Brückengeld verlangen. Un petit sou, s'il vous plaît, mon bon Monsieur, rufen sie klagend oder lachend die Vorübergehenden an, welche sie oft funfzig Schritte weit verfolgen und mit den schmeichelhaftesten Ehrentiteln, wie mon capitaine, mon général u. s. w. beschenken.

Die Pariser Theater ernähren zahlreiche Individuen, die wir billig zu den hiesigen Lazzaroni rechnen können. — Zu dieser Liste figuriren: 1) Die Theaterzettel-Ankleber, welche man früh Morgens, wenn die meisten Bewohner der Hauptstadt noch in den Federn liegen, mit einer kleinen Leiter und Leimbutte und mit einem großmächtigen Pinsel und Pack Theaterzettel herumlaufen sieht. — 2) Die Theaterzeitungs-Verkäufer, welche Abends die Schauspielprogramme feilbieten und gute Geschäfte machen. Die verbreitetsten Theaterzeitungen sind der Vert-Vert und der Entre-acte, zwei Journalunternehmungen, die einer Aktiengesellschaft angehören und schöne Prozente abwerfen. Sie erscheinen Abends kurz vor Eröffnung des Schauspiels, in kleinerem Format als die politischen Tageblätter, und enthalten Novelletten, Anekdoten, vermischte Aufsätze, Theaterrecensionen, Kunstkritiken, Charaden, die Rollenaustheilung der Stücke, welche den Abend gegeben werden, und viele Annoncen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kriegsalterthümer.

Viele Worte im Kriegswesen, welche ursprünglich deutsch oder von uns von Alters her dem Lateinischen entlehnt und eigenthümlich gebildet waren, haben wir wieder von den Franzosen angenommen, nachdem sie dieselben entstellt hatten. — So kommt Compagnie vom deutschen Kumpe, Kumpan; ehemals sagte man Kumpanschaft. Es stammt von Kom, Kum, Hülfe. — Infanterie kommt von Fant, einem ursprünglich italischen Wort, das im Mittelalter Knecht, Trabant bedeutete. Die Fußgänger hießen damals im Norden Herfanter. „Fanten mit den Büssen" (Büchsen) kommen schon 1360 in einer Lübischen Chronik vor. Geiler von Kaisersberg nennt in seiner Postille (1522) die Fußknechte Reisknaben. — Garde kommt vom Wort Warte (custodia). Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zog ein Haufe von mehreren tausend Mann herum, die große oder die schwarze Garde genannt. Herzog Magnus von Sachsen dingte sie gegen den Erzbischof von Bremen; sie wurden endlich von den Ditmarsern, gegen welche sie der König von Dänemark führte, erschlagen.

— Beim Wort Muskete haben wir wenigstens das Bewußtseyn verloren, daß es uns angehört. — Mushaus war ehemals so viel als Zeughaus. Der Rath in Braunschweig hielt zwei „Mûsemestere," deren Amt war, des Raths „Bliden, Donnerbüchsen, Armbrust, Pfeile, Büchsen, Pulver u. s. w." aufzubewahren. In einer Magdeburgischen Urkunde vom Jahr 1314 kommt ein Weg vor „twischen syme (des Bischofs) Moshuse und deme Dume." — Schon früher ist vermuthet worden, die Sage, als sey Bischof Hatto im Thurm im Rhein von den Mäusen gefressen worden, möge vom Namen Mûsethurm, Zeughaus, entstanden seyn. — Eben daher kommt nun wahrscheinlich Muskete, das Gewehr aus dem Zeughaus, zum Unterschied von denen, welche man sich selbst anschaffte. — Mus, Muse, Musysar soll im Gothischen nur ein Harnisch seyn, so daß sich die Bedeutung des Worts später erweitert hätte. Bei einem Minnesänger heißt es:

Sein Swert ist wol geslifen,
Ein Muiskar er truc.

— Scrimalia heißen in den lateinischen Chroniken des Mittelalters Verdecke, die man auf die Mauern der Schlösser und Städte stellte, worunter sich die Belagerten gegen die feindlichen Pfeile und Steine schützten, und woraus sie durch Schießlöcher den Feind angriffen. Sie scheinen eine deutsche oder doch von den Deutschen verbesserte Erfindung, denn das Wort kommt von unserem Schirm.

— Katzen (Catti, gatti nach der mittlern Latinität) waren im alten Kriegssystem Maschinen, in welchen mit Eisen beschlagene Mauerbrecher hingen, welche von den Soldaten gegen die Mauern gestoßen wurden. Der Sturmbock selbst heißt in den Chroniken bald Bercellus, bald Berbicellus, beides von Berbix, welches Wort die Mönche aus dem lateinischen Vervex, Widder, bildeten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

(Schluß.)

Volksscenen.

Wenn ich Ihnen unlängst von der täglichen Vergrößerung Wiens im Allgemeinen schrieb, so muß ich Ihnen jetzt einige Beispiele in's Besondere mittheilen. Die Regierung geht nämlich damit um, die außerhalb der Linien liegenden Gründe: Fünfhaus, Sechshaus ꝛc. in den Bereich der Stadt zu ziehen, indem sie selbe dieser einverleibt. Diese kleinen Vorstädte, die, wie ihr Namen zeigt, ursprünglich aus fünf bis sechs Häusern bestanden, sind nunmehr zu einer Bevölkerung von ungefähr 22,000 Menschen angeschwollen; meist Gewerbetreibende, Arbeiter, Fabriken ꝛc. Unter diesen Classen der Bevölkerung herrscht ein ganz eigenthümlicher Geist. Der Druckertaglöhner in den Cattunfabriken ist ein ganz eigener Menschenschlag, der sich durch eine gewisse rohe Unabhängigkeit und stolzes Selbstgefühl auszeichnet. Es ist etwas vom Pariser Ouvrier in ihm; nur ist er viel ehrlicher und gutmüthiger. Ein Freund erzählte mir eine eben so drollige als charakteristische Scene, von welcher er am vergangenen Sonntag Zeuge gewesen. Durch die kothigen, vom Regen übergossenen Straßen von Sechshaus zog eine Anzahl von etwa sechzig Personen, in deren Mitte ein bräutlicher Druckergeselle mit seiner Erwählten der Kirche zu. Plötzlich stürzt aus einem der Häuser eine weibliche Gestalt hervor, die mit wüthenden Geberden über die arme Braut herfällt, ihr den Myrthenkranz aus den Haaren reißt, sie zerrauft und schlägt. Es ist die frühere Geliebte des Bräutigams, die er sitzen ließ. Dieser Biedermann kann aber doch unmöglich seine Braut auf dem wichtigen Wege zum Altar so leichthin durchprügeln lassen, er faßt also mit kräftigen Armen die einstige Geliebte und drückt ihr einige gellende Zärtlichkeitsbeweise auf die Wangen. Einer aus dem Gefolge aber äußert seinen Unwillen darüber. Es ist wahr — sagt er — sie hätte die Braut in Ruhe lassen sollen, aber von ihm ist es himmelschreiend, die zu prügeln, die er doch unglücklich gemacht hat. Der Eine ruft's, und schon liegen zwanzig Hände auf dem bedrängten Bräutigam, und er selbst, tüchtig durchgewalkt, auf dem Boden. Nach mannigfacher Widerstrebung richtet er sich auf, reibt sich, so gut es geht, den Koth aus dem schwarzen Frack, um den Zug fortzusetzen; aber die Braut ist verschwunden, sie ist nach Hause geeilt und hat sich dort eingeschlossen. Nun begibt sich der ganze Zug, mit dem kothigen Bräutigam an der Spitze, dahin; die Thüre wird eingestoßen, und nach einigen zärtlichen, aber festen Händedrücken entschließt sich die Braut, ihrem Erwählten in die Kirche zu folgen, woselbst endlich zum großen Gaudium der Menge, die indeß auf einige hundert Menschen angewachsen, das glückliche Paar die Segnungen des Priesters empfängt. Solche Volksscenen bietet Wien täglich, und zwar in den verschiedensten Schattirungen. Aber die Volksdichter, statt dem Rathe Goethes zu folgen: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben ꝛc." — beschwören lieber die Götter des Olymps und des Tartarus herbei, um ihre fratzenhaften Comödien zu beleben; und so ist es endlich dahin gekommen, daß das Leopoldstädtertheater, ehemals der Sitz und der Repräsentant des Wiener Volkshumors, jetzt seiner wirklichen Auflösung nahe ist. Direktor Carl, der bekanntlich vor einiger Zeit dasselbe käuflich erstanden, wünscht es mit einem Nachlasse von 20,000 Gulden Conventionsmünze wieder zu verkaufen. Man will dieses mit dem Gerüchte, daß Carl die Direktion des Burgtheaters übergeben werden solle, in Einklang bringen; doch ist dies Gerücht kaum mehr als eine lächerliche Plauderei. Allerdings ist die Theatercasse im letzten Jahre stark in Verlegenheit gekommen, zumeist durch die unnützen Gastspiele und das Engagement einiger unnöthigen Mitglieder, keineswegs aber ist daraus zu schließen, daß man dieses würdige Institut in die Hände eines Macklers geben werde.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. Juli 1839.

Die Leute schreien wie besessen.
Es gilt um's Abendessen.
Goethe.

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Marktschreier und Pillendoktoren lassen ihre Anzeigen vorzugsweise in die Theaterzeitungen einrücken, und spekuliren ganz richtig: denn in den Zwischenakten und in der Zeit, wo man hier Queue stehen muß, greift man zu Allem, was die Langeweile abkürzt, und die gewöhnlichsten Aushelfer sind dann diese kleinen Journale, deren flüchtigen Inhalt man oft zweimal von einem Ende bis zum andern durchliest, ohne eine einzige Zeile von den Annoncen zu überschlagen. Jede Nummer kostet fünfzehn Centimes, was eine hübsche Summe jeden Abend ausmacht, da mehr als zwanzig Theater spielen; und überall werden Vert-vert und Entre-acte ausgeschrieen und fleißig gekauft. Im Schweif vor der Kasse, im Parterre, sogar im Paradiese haben die Meisten ein Journal in Händen, und auf den Galerien- und Logengeländern sieht man so viele Zeitungen ausgebreitet, daß man meint, man sey im Auditorium eines deutschen Professors, wo Jeder seine Hefte zum Nachschreiben vor sich hingelegt. Vorigen Winter hat sich neben Vert-vert und Entre-acte eine Konkurrenz aufgethan, welche das Exemplar ihrer Theaterzeitung um fünf Centimes verkaufen läßt. Das Blatt ist L'Eclair betitelt und wird seine beiden Vorgänger wahrscheinlich zwingen, ihre Preise herabzusetzen, wenn es Kapital genug hat, um seine Konkurrenz ein Jahr lang durchsetzen zu können. In den Zwischenakten hört man die Journalverkäufer nicht bloß Zeitungen und Theaterprogramme, sondern auch die Biographien berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen, die Stücke, welche zunächst aufgeführt werden, Sammlungen von Vaudevillesarien u. s. w. ausbieten; jeder Artikel kostet nur einige Sous und findet viele Liebhaber. — 3) Die Platzspekulanten, Leute, die sich fünf, sechs Stunden vor Eröffnung der Kasse in den Schranken aufstellen, zwischen denen die Queue sich bilden muß, und ihre Plätze an diejenigen verkaufen, welche sich verspätet oder keine Lust haben, sich drei Stunden im Schweif zu langweilen. Die Forderungen dieser Platzhändler hängen davon ab, ob eine erste Vorstellung ist oder nicht; darnach setzen sie ihre Preise herab oder hinauf. Vor den kleinen Theatern bekommt man leicht einen Platz in den vordern Reihen der Queue um 20 oder 25 Sous; an der großen Oper und bei den Bouffes muß man schon das Doppelte und Dreifache zahlen, für welches Geld man in Berlin zweimal, in München viermal in's Schauspiel gehen kann, und wofür man in Paris bloß einen Platz nicht weit von der Kasse erhält, wovon man nicht ohne Unbequemlichkeiten Besitz nehmen kann.

Die Bedingungen des Kaufkontrakts werden nämlich durch die Schranken hindurch verhandelt, und ist man einig geworden, so muß man erst noch über die Barrièren hinüber klettern, um an seinen Platz zu kommen, wobei man ohnfehlbar ein neues Beinkleid sprengt oder einen Rockschoß verliert, während die Umstehenden lachen und murren. Jedoch läßt sich das Pariser Publikum diesen Platzhandel geduldig gefallen und betrachtet ihn als einen durch Sitte und Zeit geheiligten Erwerbszweig, dessen Ausübung selbst von der Polizei geduldet wird, weil diejenigen, welche er zunächst beeinträchtigt und belästigt, keine Beschwerde darüber laut werden lassen. — 4) Die **Contremarkenhändler**, welche Theaterbillets anbieten, moins chers qu'aux bureaux, wie die stehende Formel lautet, womit sie den Vorübergehenden entgegentreten. Diese Industrie, welche zehn oder zwölf polizeiliche Verordnungen jedes Jahr auszurotten versucht haben, blüht nach wie vor an den Ausgangsthüren und in der nächsten Umgebung der Theater. Sie ist einmal festgewurzelt und namentlich mit einer andern Spekulation verzweigt, welche die Obrigkeit zunächst verbieten sollte, wenn sie einigermaßen konsequent handeln will. Es besteht nämlich in Paris eine Spezial- und Centralverwaltung, die alle Billette ankauft, welche die Bühnendichter bei jeder Vorstellung ihrer Stücke ausgeben und verkaufen lassen dürfen. Diese Unternehmung, welche jene sogenannten Billets d'auteur um die Hälfte des Preises an sich bringt, vertheilt sie täglich an eine Menge subalterner Agenten, welche sie Abends an den Mann zu bringen suchen und dafür einen gewissen Rabatt erhalten. Diese Contremarkenhändler, welche sich durch halbelegante Kleidung und höfliches Betragen auszeichnen, können das Publikum nicht mit falschen Billetten betrügen; sie erbieten sich daher, dem Käufer das Coupon ohne Weiteres anzuvertrauen, und fordern erst dann die ausgehandelte Bezahlung, wenn er seinen Platz inne hat. Allein es gibt unter den Contremarkenhändlern viele falsche Brüder, welche falsche Billette feilbieten und gegen deren aufdringliche Ueberredungskünste wir immer auf unserer Hut seyn müssen, damit wir uns nicht zwei rothe oder weiße Papierstreifen aufschwatzen lassen, welche unsere Ehrlichkeit in den Augen der Theatercontroleurs compromittiren oder uns gar in eine noch schlimmere Lage bringen können.

Die Pariser Polizei läßt ebenfalls viele arme Lazzaroni ein Stück Brod verdienen: ich spreche nicht von denen, welche im Stillen Notizen sammeln und dafür eine kleine Belohnung erhalten, noch von denen, welche eine geheime Mission zu erfüllen beauftragt sind; ich rede von allen denen, welche ihr Gewerbe auf allen Gassen und Plätzen mit heiserer Branntweinstimme auskrächzen. Ich meine die **offiziellen Ausrufer**, welche Beschreibungen von Monumenten, Mordgeschichten, Selbstentleibungsfällen, Thronreden ꝛc. in den Straßen herumtragen. Noch unlängst ertönte es in allen Revieren der Hauptstadt: Voici le superbe discours du Roi, prononcé à la chambre des députés, en faveur du peuple frrrrrrançais! le voilà pour un sou! Am Triumphbogen der Barrière de l'Etoile schreien Männer und Weiber den ganzen Tag über: La seule et véritable description de l'arc de Triomphe, avec les noms des généraux et des victoires qu'ils ont remportées en faveur du peuple frrrrrrançais. Auf dem Platz de la Concorde rufen Andere: La seule et véritable description de l'Obélisque de Luxor aus, und in der nahen Rivolistraße bietet man uns ein Löschblatt, worauf die wahre, authentische Geschichte von der gewaltsamen Ermordung der armen Frau in der Rue du Temple zu lesen steht. Am zahlreichsten ist die Classe der Verbrechenausrufer, welche übrigens gute, ehrliche Menschen sind, obschon sie ihr Leben in einer Atmosphäre von Schändlichkeiten jeder Art zubringen und Morgens vielleicht von dem Gewinnste eines Selbstmords frühstücken und Abends von dem am Tage vorgefallenen Raubmorde zu Mittag essen.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Werden diese unfruchtbaren Theorien, mit denen ihre Schöpfer selbst sich nicht ganz beruhigten, etwas nützen? Die Unsterblichkeitsidee ist in der Wiege des Elends großgezogen. Der Mangel des irdischen Paradieses hat auf das himmlische verwiesen. Nur große Seelen vermögen im Genusse an die Ewigkeit zu denken; der Anhänger des Epikur geht aus dem Leben, wie man von einer vollen Tafel sich gesättigt erhebt. Er wirft den Pokal von sich, nachdem er ihn bis auf die Neige geleert. Im Orient wurde die Unsterblichkeitsidee unter dem heißen Strahl eines qualvollen Lichts, bei einem Volke, das durch Laster und Despotie niedergedrückt wurde, zuerst gepflegt. Die Pyramiden Egyptens sind die zum Himmel gestreckten Hände eines unglücklichen, jammervollen Volks. Hier war es, wo, eine düstere Geheimlehre, zuerst die kolossale Idee von der Unsterblichkeit eines Atoms, wie der Mensch, von den Priestern gepflegt und den kommenden Zeiten überantwortet wurde. Pythagoras verpflanzte viele altegyptische Lehren in sein heiteres Vaterland; aber hier, wo der irdische Genuß schon reichlicher wucherte, gedieh die Lehre vom Jenseits Anfangs

nur spärlich. Die Poesie, diese schöne Sinnlichkeit, mischte sich sogleich hinein und raubte der Philosophie ihre Herbigkeit, aber zugleich der Idee ihre dustere Heiligkeit, dem Glauben die mysteriöse Innigkeit. Diogenes Laertius versichert, Thales habe zuerst die Seele für unsterblich gehalten; aber untersuchen wir genauer, was er unsterblich nannte, so können wir uns schwerlich bei dieser Art von Fortdauer unserer Seele beruhigen. Mehr oder minder war es immerdar ein Zurückkehren des lebendigen Funkens in die Allionne. Aber hatte der Funke dann wohl Bewußtseyn? war nicht alles Individuelle dabei im Tode ausgelöscht? und dieser Funke konnte dann eben so gut Sophokleia als Messalina gewesen seyn. Thales, der den Ursprung aller Dinge in das Element des Wassers sezte, gibt uns auch eine wässerige Seele, und diese muß nothwendig verdunsten. Andere Philosophen erklärten die Seele für einen feurigen Stoff und hielten daher den Tod im Wasser für den gefährlichsten, weil alsdann die Seele in Gefahr kam, ausgelöscht zu werden, wie man ein Nachtlicht auslöscht. Die Aegypter, die die Metempsychose annahmen, glaubten, daß eine Seele vom Menschen in die Thierwelt und durch alle Reiche der Natur hindurch gehen musse, bis sie nach einem Zeitraum von dreitausend Jahren wieder in menschliche Hülle komme. Welch eine beschwerliche und zwecklose Wanderung! Denn was nüzt es uns, nachdem wir die Erfahrungen eines Engels gemacht haben, die Regungen eines Insekts oder eines Wurms zu empfinden? Der göttliche Plato, der am deutlichsten die Idee der Unsterblichkeit aussprach, hielt dennoch nur die Seele für ein Wesentheil der Gottheit und ließ es dieser wieder zufallen. Aristoteles läßt es zweifelhaft, ob er an die Fortdauer glaubte, indem er die göttliche Providenz leugnet und einen Unterschied zwischen der Seele des Individuums und einem allgemeinen Weltverstande macht, den er für unsterblich erklärt. Die Stoiker hielten die Seele von langer Dauer, aber nicht für ewig; sie nannten sie eine Substanz, die aus subtiler Luft und verfeinertem Feuer zusammengesezt, also materiell, daher vergänglich sey. Epicur behauptete, die Seele bestände aus lauter kleinen Körperchen, die viel subtiler als der Nebel und die Feuchtigkeit seyen und noch weit theilbarer als der Rauch; sie würden mit dem Menschen erzeugt, wuchsen mit ihm, erkrankten und stürben mit ihm.

Sophokleia. Mein Gott! das haben die Weisesten der Griechen gesagt? Keinen haltbareren Trost fanden sie in der Tiefe ihrer philosophischen Anschauungen?

M. Hören Sie, was die Römer sagen. Dieses Volk, im ganzen kriegerisch und materiell, hatte dennoch Anschauungen, die schon etwas von der Tiefe und Gemüthlichkeit der germanischen Mystik an sich tragen. Cicero hielt die Seele für unsterblich, denn er erklärte sie für ein Ganzes, das nicht getheilt werden, folglich auch nicht untergehen könne. Hierin liegt, meiner Ansicht nach, eine große Lehre und ein mächtiger Trost.

S. Hat die christliche Lehre diese Ansicht adoptirt?

M. Sie hat es, allein wiederum auf ihre eigene Weise. Christus sagt zum Missethäter am Kreuze neben sich: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn." Mit diesen Worten war das neue christliche Paradies erbaut, mit diesen Worten die ganze Mythologie des Mittelalters geschaffen. Aus diesem Worte quellen die Myriaden Engel und Teufel, mit denen unsere Dichter spielen und die unsere Gläubige verehren und fürchten. Die Hebräer, als sie noch als freigenießende und gebietende Herren jene schönen Gegenden Asiens bewohnten, dachten wie alle glücklichen Völker sehr wenig an's Jenseits; erst mit ihrer Gefangenschaft und dem beschwerlichen Zug durch Wüsten richteten sie sich ihren Himmel ein und gründeten eine Unsterblichkeitslehre, die aber dürftig ausfiel. Es war weder die Poesie noch das System der Griechen darin. Die Strafen der Verbrecher waren peinvoll, aber nicht erhaben, die Ergötzlichkeiten der Frommen kleinlich und mitunter gemein. Dennoch nehmen sie Zwischenzustände der Verdammniß an, und Samuels Geist, der auf Beschwörungen erscheint, weilt in einem solchen Zwischenzustande. Die Frommen saßen in Abrahams Schoß. — Erst das spätere Mönchthum bildete die Hölle aus und bevölkerte sie auf eine so Entsetzen erregende Weise, wie Dante sie uns beschreibt. Sechs Jahrhunderte glaubten an diese gräßlichen Schreckbilder und ganze Generationen quälte buchstäblich die entsetzlichste Furcht zu Tode. Der Ascetik des Mittelalters haben wir die grausenvollen und markerschütternden Gemälde des Todes, der Verwesung, der höllischen Qualen, der ewigen Unruhe nach dem Tode und der grenzenlosen Pein der Verdammten zuzuschreiben. Man stüzte sich hiebei auf die Autorität der Bibel, und es ist wahr, sie gebraucht Bilder, die, wenn wir sie als baare Prophezeihungen nehmen wollten, das Blut in unsern Adern erstarren machen müßten. Hier muß die heitere Philosophie der Griechen uns zu Hülfe kommen. Sie muß dem Tode und der Marter ein Gegengewicht anhängen, indem sie das Leben und dessen Genüsse kennen lehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kriegsalterthümer.

Radewich im Leben Kaiser Friedrichs I. berichtet, die Deutschen beobachten noch immer die altrömische Weise, daß sie sich in feindlichem Lande täglich und sogleich mit einem befestigten Lager schirmten. Die Lager werden

nicht unordentlich und am nächsten besten Ort, sondern wo möglich auf ebenem Boden geschlagen. Die Gestalt des Lagers sey gewöhnlich kreisförmig oder viereckig. In lezterem Fall bilden die Zelte und Buden der Schmiede, Handwerker und Marketender, welche dem Heere folgten, eine Art Vorstadt, hingegen eine Art Mauer außer dem Lager, wenn dieses kreisförmig sey. Innen sey das Lager schicklich abgetheilt, habe Straßen und Thore, breit genug zum Eingang der Lastthiere und schnellen Einrücken der Soldaten. In der Mitte sey des Heerführers Zelt, wie ein Tempel, umher die der Hauptleute. So war Friedrichs Lager auf den Roncalischen Gefilden.

— Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren Wagenburgen eine Hauptsache in der Kriegskunst. In Friedenszeiten hielten selbst die Reichsstädte gleichsam Manoeuvers damit. Das Verhältniß und die Ausrüstung der Wagen ersieht man aus folgenden Stellen. In einem wirtembergischen Bundesabschied von 1488 heißt es: „yeder Tail soll allwegen uff hundert Pfärd zehen Wägen und uff hundert Fußknecht drei Wägen haben, die sullen gerüst sin mit Howen, Schuffeln und Kettinen an den Wägen und Hackenbüchsen, als zu einer Wagenburg gehört. — Item zu der Wagenburg muß man haben zu Beschließung der Thor zu yedem Thor zween Wägen, die mit Büchsen gerüst sind, als dazu gehört; derselben Wägen sollen acht sin." — Also hatte die Wagenburg vier Thore. — In der Fehde zwischen Pfalz und Wirtemberg im Jahr 1504 war das leztere Heer 30,000 Mann stark; die Wagenburg, welche dasselbe schlug, bestand aus 2075 Wagen, und war umgeben mit einem Zaun und mit mancher „hüpschen Bastey" versehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Rietschels Reliefs zur Leipziger Aula.

Bei der unglaublichen Menge von Thorheiten, Freveln und offenbaren Rückschritten unserer Zeit, wodurch man zu dem unglücklichen Irrthume verleitet werden könnte, an der Perfektibilität des Menschengeschlechts ganz zu verzweifeln, ist es aufmunternd, auf Beweise eines ganz unwiderlegbaren, geistigen Vorwärtsschreitens zu stoßen. Ein solches drängt sich unserm Auge in der bildenden Kunst fortdauernd von Neuem auf. Allenthalben entwickeln sich ihre seit langer Zeit, wenigstens scheinbar, in Stillstand gerathenen Kräfte zur Fortsetzung der Wunder, welche noch jezt, namentlich aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert herüberstralen. Die vor Kurzem ausgestellten Reliefs für die Aula des neuen Universitätsgebäudes zu Leipzig, von Rietschel, werden gewiß als die köstlichste Zier derselben geachtet werden. Der Zweck dabei war, die gesammte Kulturgeschichte der Menschheit in zwölf bildliche Darstellungen aufzunehmen. Die Schwierigkeit der Auffindung der prägnantesten Momente war gewiß so groß als die Kunst, die aufgefundenen in die zweckmäßigsten und ansprechendsten Formen zu kleiden. Kenner und Freunde stimmen überein, daß der wackere Künstler beide schwere Aufgaben auf das Befriedigendste zu lösen verstanden. — Schon das erste, der vorgeschichtlichen Zeit entlehnte Bild enthüllt die Absicht des Künstlers auf das Klarste und Vollkommenste. Es umfaßt zwei Gruppen: neben der durch einen Greis auf die Wunder des Sternenhimmels hingewiesenen, ist eine andere, mit Landbau und Viehzucht beschäftigte Gruppe dargestellt. Ein lezterer angehöriger, zwischen beide Gruppen gelagerter, junger Hirte fühlt sich sichtbar von den trostreichen Deutungen jenes Greises angezogen. — Die stolzen Repräsentanten der Staatsverfassung Roms auf dem vierten Relief empfangen im Senate den Siegesbericht des heimgekehrten Feldherrn mit einer Würde, die ihren Sinn und Geist in höchster Vollendung darthut. Die so ganz gediegene Natur in diesen Volksvertretern mochte wohl Ursache seyn, daß, ihnen gegenüber, der Kriegsheld etwas theatralisch erscheinen wollte. Rafael, auf dem zehnten Relief, nach einer mit dem Kinde vor ihm stehenden Mutter blickend, um ein zur Madonna verklärtes Abbild derselben zu entwerfen, ist eine sinn- und ausdrucksvolle Gestalt, wie Michel-Angelo, dessen Phantasie so eben das schwere Räthsel der Gestaltung der Gottheit ergründen zu wollen scheint. Der Gegenstand des zwölften Reliefs ist das Staatsoberhaupt auf dem Throne, ihm zur Rechten die einander die Hand reichenden Vorsteher der beiden hauptsächlichen christlichen Confessionen und zur Linken die, gleiche Einigkeit darthuenden Stellvertreter der verschiedenen Volksclassen: „die Herstellung gegenseitiger Rechte." — Hiegegen wendeten Einige ein, daß in allen, diesem vorangehenden Reliefs ein allmählig fortlaufender Cyklus der allgemeinen Bildung wahrzunehmen, dieser Schluß daher zu speciell, auch wohl gar kein eigentlicher Schluß sey. Daß die also getadelte Darstellung an charakteristischem Inhalte ihre Vorgängerinnen unmöglich erreichen konnte, wird keinem, die Sache auch nur oberflächlich Ueberdenkenden entgehen. Die Specialität anlangend, so findet man solche vermuthlich zunächst in den Porträts von Genossen unserer Zeit, welche Rietschel zu den Personen benuzte, durch die er seine Idee anschaulich machte. Dergleichen ist jedoch ein verjährtes Recht der bildenden Kunst, auch hat es Rietschel bei den übrigen elf Reliefs wiederholt und so glücklich benuzt, daß er dafür besondern Dank verdient. Ein eigentlicher Schluß mußte übrigens dem Werke schon darum abgehen, in sofern ein festes Stehenbleiben auf dem Punkte, der die Bildung bezeichnet, mit dem geistigen Vorwärtsschreiten unvereinbar seyn würde, das ja doch so lange fortbestehen muß, bis die Menschheit den Kreis erfüllte, den sie zu ihrer Vervollkommnung zu durchlaufen hat. — Unter den aufgeführten persönlichen Größen wären wohl viele gerne der erhabenen Christusgestalt, auch vielleicht dem tiefsinnigen Spinoza oder andern Erscheinungen begegnet, welche für die Gestaltung der allgemeinen Kultur entscheidend wurden. Allein es galt hier hauptsächlich, die Ausführung der Idee des Ganzen möglichst in's Auge zu fassen, und zugleich die verschiedenen Epochen so kräftig und einleuchtend, als es geschehen ist, wieder zu bezeichnen. In Erwägung dieser Umstände, war der Künstler bei seinem Werke gewiß überhaupt genöthigt, mancher Zuthat und Ausschmückung schmerzlich zu entsagen, die sein reicher Genius ihm an die Hand geben wollte. Auch in Hinsicht auf Charakteristik, Schönheit, Mannigfaltigkeit der Formen, Gruppirung und Anordnung der einzelnen Darstellungen spricht sich eine Vollendung aus, die der so sinnreichen als genialen Schöpfung einen hohen Rang im Gebiete moderner Skulptur zuerkennen und bewahren wird. Der besonders auch durch sein schäzbares Werk über die hiesige Gemäldegalerie rühmlich bekannte Hanfstängl geht, dem Vernehmen nach, mit Lithographirung dieser Reliefs um.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. Juli 1839.

Ay but to die, and go, and know not where —
It is too horrible!

Shakespeare.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Sophokleia. Aber sind diese Genüsse nicht gerade eben so viele Abwege von der Straße des Rechts oder der Tugend?

Manor. Nein, Sophokleia. Der Genuß kann nur dann verderblich für uns wie für Andere werden wenn wir das gehörige Maß, mit andern Worten die Herrschaft über uns selbst verloren haben. Es gibt Entbehrungen und sogenannte Tugenden, die das Verderben der Gesellschaft herbeigeführt haben. So jene grausamen Strafen, mit denen man im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert alle Abweichungen vom Pfade einer naturwidrigen Ascetik peinigte.

S. Aber wenn ich Ihnen nun sage, Manor, daß ich an die Hölle noch immer glaube, immer glauben werde?

M. Sie sind Protestantin?

S. Ja, aber warum sollte ich deßhalb nicht daran glauben? In England, wenn auch nicht bei uns, ist es Gewissenssache, an das Daseyn des Teufels zu glauben.

M. Allerdings, als an den Geist der Lüge, der Inkonsequenz, als eine Allegorie —

S. Nichts von Allegorie; nein, dieser entsetzliche Fürst der Lüge, er lebt; er wandelt unter uns herum, er nimmt alle Gestalten an, aber unter jeder Larve bleibt er immerdar Teufel, jenes dunkle Schattenbild, das sich zwischen Gott und unsere Seele schiebt.

M. Nun wahrlich, wenn das Ihr Glaube ist, muß ich Ihnen zurufen, was jenes Mädchen, das man in den Straßen von Alexandrien, in der einen Hand mit einer Fackel, in der andern mit einer Wasserschale herumirren sah, den Bewohnern zurief: „So will ich denn mit dieser Fackel den Himmel verbrennen und mit diesem Wasser die Hölle löschen, damit Niemand mehr aus Eigennutz der Tugend huldige."

S. Bei mir, ich gestehe es Ihnen offen, ist die Tugend immer das Ergebniß einer Laune. Ich habe nie sittliche Vorbilder vor Augen, und darum mißglückt mir nichts so leicht, als sogenannte tugendhafte Handlungen. Immerdar habe ich die Leute bewundert, die Profession von der Rechtlichkeit machen; ich würde mich in tausend Verirrungen stürzen, wenn ich planmäßig handeln wollte, und nur die Furcht hält mich von manchen Dingen zurück.

M. Die Furcht? und vor was?

S. Nun eben vor dem Zustand nach dem Tode.

M. Und wie malen Sie sich diesen aus?

S. O ganz entsetzlich! Wenn ich nur daran denke, erstarrt mir das Herz im Busen und ich bin einer Ohnmacht nahe.

M. Theilen Sie mir doch etwas mit von diesen grausigen Bildern.

S. Ich will es thun, aber ist Ihre Stimmung auch darnach, mich ruhig anzuhören?

M. Gewiß, und was sollte uns auch hier stören?

S. Nun, so vernehmen Sie erst ein Begebniß aus meiner frühesten Jugend. Ich verlor eine Gespielin, die gleiches Alters mit mir war. Sie starb an einer äußerst schmerzhaften Krankheit, die Züge der Todten waren daher verzerrt; ich sah sie mit Entsetzen. Eine halbe Stunde darauf, als ich wieder zu dem geliebten Körper zurückkehre, bemerke ich eine seltsame Veränderung in denselben Zügen. Es lag ein Ausdruck von unverkennbarer Ueberraschung darin. Es war, als sähe die Gestorbene mit geschlossenen Augen, es war, als fragte ihr Mund, ohne sich zu regen, es war, als strebten ihre Arme das Erstaunen auszudrücken, und dennoch lagen sie erstarrt auf der Brust. Ich blickte lange in dieses todte und doch so lebendige Antlitz, und entfernte mich schaudernd. Am andern Tage erscheine ich wieder; es waren darüber fast vier-und-zwanzig Stunden vergangen. Was sah ich? Wieder ein anderes Gesicht: Schrecken, tiefe, beklemmende Wehmuth in den Zügen der Geliebten, ein Gram, der nicht bedeutsamer ausgedrückt werden kann, und der mir, so wie ich ihn erblickte, einen Strom von Thränen entlockte. Ein würdiger Mann, der in unserm Hause wohnte und dem ich mittheilte, was ich erschaut, sagte die bedeutsamen Worte zu mir: „Sie hat Anfangs den Himmel geöffnet gesehen, darum das erstaunt freudige Gesicht; darauf, als noch zur Büßung bestimmt, ist ihr der Bescheid geworden, sich an einen dunkeln Ort der Qual zu begeben, deßhalb jene Züge voll Gram und Bestürzung. Der Körper war noch fähig, diese Entscheidungen auszudrücken." Diese Worte machten auf mich einen bleibenden Eindruck. Ich sah immer das veränderte Todesantlitz vor mir, und meine Phantasie beschäftigte sich, auszusinnen, welche Qualen Seraphine wohl jezt zu leiden habe. Ich nahm das wenige Geld meiner Sparbüchse, und obgleich ich mir vorgenommen hatte, dafür ein ganz neues Ballkleid zu kaufen, opferte ich es willig für die Seelenruhe des armen Kindes. Damals war ich vierzehn Jahr alt, und von dem Moment an baue ich unaufhörlich an meiner Hölle.

M. Arme Sophokleia, ist ein vorübergehendes Ereigniß Ihrer Kinderjahre, ein mißverstandenes Faktum und ein abergläubischer Mann im Stande, so bleibend auf Ihr Gemüth einzuwirken?

S. Hören Sie weiter. Mein Vater hatte einen Jugendfreund, einen muntern, jungen Mann, der die Seele der geselligen Zirkel der kleinen Verbrüderung war, in der eine Anzahl junger Leute auf der Universität lebte. Eine Epidemie zeigt sich im Orte, und jener Freund, der von ihr befallen wird, stirbt scheinbar. Man geht an die Beerdigung, und zwar mit einer etwas unvorsichtigen Eile, die verhindert, alle Merkmale des Todes gehörig aufzufassen. Den Abend, wenige Stunden vor der feierlichen Handlung, sitzen die Freunde beisammen, und ihr Gespräch betrifft den Abgeschiedenen. Plötzlich öffnet sich die Thür und dieser selbst steht vor ihnen. Seine Kleider sind in der Eile angelegt, er ist bleich und ein Fieberfrost schüttelt ihn. Als der allgemeine Schreck überwunden und man überzeugt ist, den Wiederbelebten, nicht sein Schattenbild, in die Arme zu schließen, folgen Betrachtungen und freudige Ausrufe, die bei einer Gelegenheit, wie diese, sehr natürlich sind. Aber der Erstandene geht auf keinen Scherz ein, er bleibt bleich und ernst und gibt nur einsylbige Antworten; dann verlangt er, zur Ruhe zu gehen. So wie er das Bett sieht, zittert er; er hat so tief und so grausenvoll geschlafen, daß er den Gedanken nicht ertragen kann, sich wieder dem Schlafe hinzugeben; er fürchtet, es möchte ein ewiger werden. So bringt er acht Tage zu ohne Schlaf, zulezt sogar durch künstliche Mittel sich wach erhaltend. Nie hat man diesen Mann wieder froh gesehen, nie ein Lächeln auf seiner Lippe; nie röthete die Freude wieder diese Wange, die einmal vom Kusse des Todesengels gestreift worden war. Auf die ungestümen Fragen seiner Freunde antwortete er nur einmal: „Wenn ihr wüßtet, was ich erschaut, auch ihr könntet nimmermehr froh seyn. Aber über meine Lippen soll kein Wörtlein kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Lazzaroni in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein stilleres, obschon nicht minder elendes Gewerbe übt der Adressenaustheiler, der sich am Ein- und Ausgang der Passagen, in den belebtesten Straßen, auf den begangensten Brücken und ganz besonders an der Rechts- und Arzneischule im lateinischen Viertel aufhält. Da sein Verdienst sich nach der Anzahl der ausgetheilten Zettel richtet, so wendet er alle möglichen Kunstgriffe an, seine Prospektus loszuwerden; er drückt sie den Vorübergehenden in die Hand, er schiebt sie ihnen in die Westentasche oder wirft sie in eine Falte des Mantels. — Im Sommer blüht die menschenfreundliche Industrie des Retters, der die drei heißen Monate des Jahrs an den Seineufern lebt, um jedem unvorsichtigen Schwimmer, der sich zu weit in den Strom

gewagt, die Hülfe seiner rüstigen Arme zu bieten und sich dafür funfzehn Franken Belohnung zahlen zu lassen. — Im Winter sieht man Schlittschuhverleiher, welche längs des Kanals Saint-Martin und im Tuilerien- und Luxemburggarten ausstehen und für die Stunde dreißig Sous nehmen.

Das Verkaufen und Herumtragen des Trinkwassers auf den Straßen ist für einen großen Haufen Menschen in Paris ein nicht unbedeutender Nahrungszweig. In der freundlichen Jahreszeit steht hier unter Zelten, hinter weißgedeckten Tischen oder in Bilderblenden eine Menge alter Weiber, die Weißbrod, Kuchen und Früchte verkaufen, mit verschiedenen Sorten Trinkwasser aus; sie haben Flaschen vor sich stehen, deren Inhalt roth, blau, gelb, grün, kurz in allen möglichen Farben schimmert. Ich glaubte Anfangs, es seyen Liqueur- und Branntweinflaschen; als Norddeutscher schien mir dies ein sehr probates Mittel gegen Sonnenstich und Magenweh; aber ich schnitt eine schreckliche Grimasse, als mich die Erfahrung aus meinem Traume riß und ich inne wurde, daß die Flaschen, anstatt abgezogenen Kirschen-, Pflaumen- und Pomeranzenschnaps, wie ich vermuthete, nichts als gefärbtes Wasser enthielten, worin ein wenig Süßholz, Safran, oder einiger Himbeer- oder Johannisbeersaft zerlassen worden war, ohne daß das Seinewasser davon einen anziehenderen, angenehmeren Geschmack bekommen hatte. Unter dem Tische stehen gewöhnlich mehrere Kübel mit Wasser, woraus die Flaschen aufgefüllt und alsdann neu gefärbt werden. Zu diesem Färben zwingt nicht sowohl der garstige Geschmack, als die trübe Lehmfarbe des Seinewassers, welche durchaus den Augen verborgen werden muß; sonst würde Niemand in Versuchung kommen, von diesem schmutzigen Wasser zu begehren. — Aber nicht bloß unter Zelten und in Nischen steht man hier mit Trinkwasser aus; auch auf allen Märkten und Gassen wird selbiges feil geboten. Wo eine Menge Volks zusammenläuft, auf den Kais, auf den Boulevards, in den elysäischen Feldern, bei öffentlichen Volksfesten und Truppenrevuen drängen sich die Marchands de coco (Süßholzwasser-Verkäufer) Dutzendweise durch die Massen und schreien einem die Ohren voll mit ihrem ewigen Ausruf: Qu'est-ce qui veut boire? A la fraiche! à la glace! demandez à boire! Man sieht in der That viele Leute aus dem Volk und besonders Kinderwärterinnen mit ihren kleinern Rangen, die sich von diesem lauwarmen, umgeschüttelten Wasser einen Becher voll einschenken lassen. Die Ganymede sind gewöhnlich ältliche, schwächliche Männer, die diesen nicht uneinträglichen Handel treiben, weil die Waare ihnen nichts kostet als das Holen vom Brunnen, einige Stücke Süßholz, einige Rückenschmerzen und einen frühe abgeschabten Rock. Die Süßholzwasserhändler tragen nämlich das Gefäß, worin ihr Nektar sich befindet, auf dem Rücken. Es ist gewöhnlich aus verzinntem Blech verfertigt und meistens cylinderförmig, bisweilen auch viereckig; es mag dritthalb Fuß Länge und sechs bis acht Zoll Breite haben, und sieht fast aus wie ein blinkender, oben verschlossener Köcher, dessen dünner, matter und schlaffer Inhalt schwerlich im Stande seyn mag, Liebesgluthen anzufachen. Unten aus diesem Köcher geht ein kleinerer Cylinder heraus, mehrere Zoll lang, woran zwei Hähnen zum Abzapfen befestigt sind. Sobald einer dem Süßholzwasserschreier stillsteht, so häkelt er von der Seite des Cylinders einen Becher los, schraubt dann den ersten Hahn auf, aus welchem unvermischtes Seinewasser läuft, womit er den Becher ausschwenkt, dreht darauf den zweiten Hahn um, füllt den Becher mit Süßholzwasser und reicht ihn dem durstigen Kunden, welcher diesen Göttertrank mit einem halben oder ganzen Sou bezahlt. Wenn die Hitze am größten ist, z. B. bei den Julifesten, finden sich die meisten Trinker. Nun denke man sich, daß der Köcher halb ausgeschenkt und ganz den Sonnenstrahlen ausgesezt ist, die das Metall glühend machen; daß das lauwarme Wasser darin, welches nie die erquickende Kühle eines Quellwassers gehabt hat, fortwährend beim Herumtragen geschüttelt und zum Schäumen gebracht wird. Möchte man nicht lieber verschmachten, als einen solchen Trank über die Lippen bringen?

Der Pendant zum Süßholzwasserhändler ist der Kastanienverkäufer (marchand de marrons). Alle beide sind zwei echte Pariser Typen, deren Erscheinung, wie die Ankunft der Schwalben und Krähen, regelmäßig mit dem Wechsel der Jahreszeiten übereintrifft. An dem Tage, wo man den Strohhut des Süßholzwassermanns von den Kais und Boulevards abhanden kommen sieht, kann man darauf wetten, daß die Pelzmütze des Kastanienmanns sich bei den Schenkwirthen installirt hat. Es sind sehr gelehrte und weitläuftige Abhandlungen geschrieben worden, um zu beweisen, daß die Schwalben in Sümpfen und Morästen überwintern; es wäre eine interessante naturgeschichtliche Frage, zu untersuchen, ob die Pariser Süßholzwasserhändler ihre Freundinnen, die Schwalben, mit denen sie zu gleicher Zeit hier eintreffen, so lieb haben, daß sie den nassen Winteraufenthalt mit ihnen theilen. Das Verschwinden dieser interessanten Menschenclasse, wovon man sechs Monate des Jahrs jede Spur aus den Augen verliert, dürfte schwerlich anders zu erklären seyn. Jedoch wäre es möglich, daß die Kastanien und der Süßholztrank nicht in so erbitterter Feindschaft unter einander leben, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, und es wäre komisch genug, wenn derselbe Mensch von Eis und Feuer zugleich lebte und, wie der Bediente Harpagon's, je nach den Jahreszeiten, die Jacke des Süßholzwassermanns mit der Jacke des Kastanienmanns

vertauschte. Diese zweite Conjektur scheint sogar mehr Wahrscheinlichkeit zu haben, als die erste.

(Schluß folgt.)

An Professor Heideloff in Nürnberg.

Des Mittelalters kräftige Gestalten
Hältst du zurück mit festem Künstlerarme,
Daß der Erinn'rung Schild sie mögen halten,
Entgegen jenem frechen Neuererschwarme.

O! staunt sie an in ihrer Kraft, die Alten,
Daß euer teutscher Sinn auf's neu' erwarme,
Und ihr besiegen mögt das finstre Walten
Der Mode, das verkehrte, geistesarme. —

Zeit ist es, daß das teutsche Volk erkenne,
Daß eine längst geschlagne böse Wunde
Das Vaterland im tiefsten Herzen brenne. —

O! möchten Männer sich mit dir vereinen,
Daß es von seinen Schmerzen bald gesunde,
Damit wir nicht an seinem Grabe weinen.

Alexander Graf v. Würtemberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Wasserheilanstalt. Todesfälle. Reformationsfest.

Das Wasser spielt bekanntlich jezt eine so große Rolle in der medicinischen Welt, wie etwa der Weingeist, als dieser vor einer Reihe von Jahren von den Brownianern gehandhabt wurde. Wollte man den blinden Verehrern dieses wohlthätigen Elements Glauben schenken, so würde die Vernichtung, womit die Homöopathie unsere Apotheken längst bedrohte, nun endlich durch dasselbe gewiß herbeigeführt werden. Aus dem kaum drei Stunden von Dresden entfernten Dorfe Kreischa ist nun ebenfalls ein Neu-Gräfenberg geworden. Nicht nur die wahrhaft romantische Lage des Dorfs und dessen anmuthigen Spaziergänge, sondern auch die so verständige und gute, als billige Bewirthung im dortigen Gasthause hat Kreischa seit Jahren schon zur Lieblingspartie der Dresdener erhoben. Nachdem nun der Gasthausbesißer Reißbach sich an Ort und Stelle mit der Gräfenberger Heilanstalt genau bekannt gemacht, ist wirklich in Kreischa eine gleiche Anstalt errichtet. — Auch das gewöhnliche Flußbaden hier in Dresden selbst hat in der Elbe, wiewohl, des allzugroßen Wassers wegen, erst ziemlich spät begonnen. Zugleich sind auch so eben von dem Doktor Ruschpler in dem den Sandboden des benachbarten Nadelholzes durchrieselnden, seit undenklichen Zeiten hauptsächlich vom Mittelstande und der untern Volksclasse zum Baden gebrauchten Prießnizbach Vorrichtungen zu bequemerer Benuzung dieses klaren Wassers getroffen worden. Schon in der lezten Zeit war etwas dieser Art von einem andern Unternehmer geschehen, der Erfolg aber nicht ausreichend gewesen. Mit vollem Rechte glaubt wohl der sachkundige Doktor Ruschpler (seither schon Besizer eines concessionirten, gut eingerichteten Wannen- und Dampfbades) an ein vollständiges Gelingen, da er sich bemüht, alle Hindernisse durch die Zweckmäßigkeit seiner Veranstaltungen zu beseitigen und das Prießnizwasser von jeher den Ruf besonders heilsamer Eigenschaften behauptet hat.

Zwei kurz nacheinander eingetretene Todesfälle verdienen erwähnt zu werden, weil ihre Bedeutung weit über den hiesigen Lebenskreis der beiden Verstorbenen hinausreicht. Obschon bereits 69 Jahr alt, war der königliche Leibarzt, Hof- und Medizinalrath, Doktor Kreißig, doch noch so kräftig an Geist und Körper, daß man seinen Verlust keineswegs so nahe geglaubt hätte. Die außerordentliche Auszeichnung, womit er lange Jahre die medizinische Praxis betrieben, hatte ihm in diesem Fache das unbeschränkteste Vertrauen, und als Folge davon ein recht ansehnliches Vermögen erworben. Schon seit einer Reihe von Jahren war er bemüht gewesen, seine ärztliche Thätigkeit so viel als möglich nur noch vorzüglich wichtigen Krankheitsfällen zu widmen. In solchen wurde er aber so häufig zu Rathe gezogen, daß seine nüzliche Wirksamkeit nicht in Vergessenheit kommen konnte. Sein allgemein geschäztes Buch „über die Krankheiten des Herzens“ sichert ihm ein dankbares Andenken auch im entfernten Auslande. — Der zweite merkwürdige, im 66sten Jahre Verstorbene war der vormalige Oberst von Wizleben. Als Schriftsteller hatte er bekanntlich den Namen des Guts, auf dem er geboren, Tromliz, in der Nähe von Weimar, angenommen. Mehr als Alles zeugt das fortdauernde, jährliche Erscheinen des Taschenbuchs: „Vielliebchen,“ dessen vollständiger Inhalt ganz allein von seiner Feder bestritten wurde, daß er noch immer zu den besondern Lieblingen des zunächst Unterhaltung suchenden Publikums gehörte. Obschon er seit mehreren Jahren an der Wassersucht litt, wirkte doch seine Phantasie in der gewohnten Weise rastlos fort. Merkwürdig ist, daß er noch unmittelbar vor dem Scheiden aus der Welt, vom Sterbelager aus, seiner Gemalin die Fortsezung einer neuangefangenen Erzählung (ich glaube bereits für das Taschenbuch Vielliebchen auf das Jahr 1841 bestimmt) in die Hand diktirte.

Auf die große Bedeutung des 6ten dieses Monats, des Tages, an dem im Jahre 1539 die Einführung der Reformation in Dresden erfolgte, hatten während der lezten Zeit mehrere neue Druckschriften hingedeutet. In den zwei nach jenem Jahre erschienenen Jahrhunderten konnte der stille Glanz des Tages im wilden, verworrenen Kriegslärm uns möglich zur gehörigen Würdigung gelangen. Um so größere Aufmerksamkeit schien daher seine dritte Wiederkehr schon an sich zu erheischen. Dazu kam, daß erst neuerlich im Auslande die Differenz der Ansichten zweier christlichen Confessionen in einem Punkte, über den beide Theile sich längst verständigt zu haben scheinen, mitunter auf wahrhaft betrübende Weise zur Sprache gebracht worden. Unter diesen Umständen hielt man es offenbar für heilige Pflicht, dem unvergeßlichen Tage eine ganz vorzügliche äußere Auszeichnung zu ertheilen. Bei dem Stande der Dinge und der wirklich schwesterlichen Eintracht, in welcher beide Bekenntnisse nun schon seit langen Jahren, wie überhaupt, so auch hinsichtlich jenes im Auslande neuerdings bestrittenen Punkts neben und miteinander leben, können sogar unsere, der römischen Kirche zugethanen Mitbürger diese Auszeichnung schwerlich mißbilligen und noch viel weniger ihr einen gehässigen Sinn unterlegen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. Juli 1839.

Was mir der Baum, die Welle klagen,
Dem Blatte muß ich's wieder sagen:
Ich sorge wenig um das Wie —
Und dieses Muß ist Poesie.

v. Feuchtersleben.

Aus den Bergen.

Von Karl Mayer.

Wunsch.

Sausen möcht' ich, Wind, wie du
Ohne Ruh
Durch den Balsam hoher Forchen,
Schlanker Tannen, ihnen horchen;
Mit dem Wildbach möcht' ich rauschen
Oder dem geschwinden lauschen,
Hängen in der Luft ein Weih
Laut und frei,
Oder all den Wildnißtönen
Festgebannt als Hörer fröhnen,
Saugend blau und grünen Schimmer;
Nicht, wie bisher, klagend immer,
Menschenklagwerk hören zu
Ohne Ruh.

Die Verschönerung.

Ihr Tannen grün, auch euer Tod,
Selbst eures Tods grausame Noth,
Der Meiler, der euch langsam brennt,
Die Mühle, deren Säg' euch trennt,
Ihr Tannen, ja noch eure Qual
Verschönt mir euer grünes Thal.

Die Tanne.

Die stolze Tann' im Binnenland
Klagt sausend, wie sie angebannt:
„O dürft' ich nah mich stellen
Des Oceanes Wellen!

Der Stimme, welche in mir saust,
Käm' Antwort ferneher zugebraust;
Die Wellen, die dort schlagen,
Verständen Waldesklagen.

Der Wasser endlos Einerlei
Erschien' es unbegrenzt und frei? —
Umsonst, daß sie sich bäumten
Und Zorn gen Himmel schäumten;

Es peitschte sich heran ihr Schwall
Zu meines Schmerzes Widerhall;
Auch sie erseufzten bange,
Natur, von deinem Zwange.

Das Ufer riefe streng: Zurück!
Auch scheinbar freiem Wellenglück.
Zwang, der sie berg trieben,
Zwang hieße sie zerstieben.

In fremdem Grame zähmte sich
Die Sehnsucht, die bemeistert mich.
Drum möcht' ich mit erdröhnen,
Wo Gisch und Brandung stöhnen,

Wo dann unendlich fern hinaus
Mich Trauer zög' und Wogenbraus,
Wo mich noch machte zittern
Der Wellen Schmerz, der bittern."

Die Lazzaroni in Paris.

(Schluß.)

Wie dem auch seyn mag, in den ersten Tagen des Oktober verschwindet der Marchand de coco vom Pariser Pflaster, und anstatt seiner tritt der Marchand de marrons auf den Schauplatz. Seine gewöhnliche Stelle ist an den Straßenecken, weil fast jedes Eckhaus eine kleine Weinwirthschaft hat, wo die Gäste eintreten und stehend am Schenktisch einen „Canon" (eine Achtelflasche) trinken, indem sie einige gebratene Kastanien dazu knuspern, die sie beim nächsten Kastanienhändler holen lassen. Das Quarteron, 25 Stück, kostet sechs bis acht Sous, je nach der Qualität. Sie werden in einer Siebpfanne gebraten, welche mit einem Deckel zugestulpt ist und worunter ein starkes Kohlenfeuer glüht, das der Kastanienkaufmann jedesmal mit seinem Blasbalg frisch anschürt, wenn er in den neben ihm stehenden Sack gegriffen und eine neue Ladung in die Pfanne geworfen.

Zulezt erwähnen wir der Kirchenbettlerin, welche in der Naturgeschichte der geheimnißvollen Wesen in Paris kein unwichtiges Stück ist. Man trifft sie jeden Morgen in der ersten Messe ihres Sprengels, an einem Kirchenpfeiler oder unten an die Altarstufen hingekauert, wo der Vikar sie sehen kann. Dort murmelt sie mit scheinheiliger Zerknirschung Gebete her, während sie die schmierigen Körner ihres Rosenkranzes mit ihren knöchernen Fingern abzählt. Nach beendigter Messe holt sie sich ihren Strohstuhl, den sie jeden Abend in einen Winkel versteckt, schleppt ihn vor die Kirchenthür und sezt sich darauf. Wenn es Winter ist, geht sie vorher noch in die Sakristei und bettelt sich einige Kohlen in ihre Feuerkieke, welche ein geborstener Topf mit einem oder gar keinem Henkel vorstellt. Sizt sie einmal fest, so rückt sie den ganzen Tag über nicht von der Stelle, einige Augenblicke um die Essenszeit ausgenommen, wo sie in einige benachbarte Häuser schleicht und sich bei den Köchinnen die Tafelreste der Herrschaft holt. Diese Kirchenbettlerin ist stets über fünfzig Jahre alt und von Gicht, vom Staar oder von sonst einer wirklichen oder eingebildeten Gebrechlichkeit heimgesucht. Die ersten fünfzig Jahre ihres Lebens sind ein unergründliches Geheimniß; und es ist unmöglich, nachzuweisen, wie sie an den Bettelstab gekommen, wo ihre Heimath ist und was sie in jungen Jahren getrieben; jedoch darf man keck die Vermuthung wagen, daß Faulheit und Mußiggang viel an ihrer gegenwärtigen Lage Schuld sind. Uebrigens gefällt ihr diese prekäre Lage; die Bettelei ist ihre Profession; sie verkauft ihren Segen und ihre Furbitten; sie hat ihre Kunden, wie der Kaufmann, und weiß auf ein Haar, wie sie sich gegen Diesen oder Jenen zu benehmen hat, daß ihre schmutzige ausgestreckte Hand nicht leer ausgehe. Wenn sie einen Sou bekommen hat, druckt sie ihn an die Lippen und bekreuzt sich damit, indem sie der Mutter Maria und allen Heiligen des Paradieses die gute, mitleidige Seele empfiehlt, welche ihr das Almosen geschenkt. Wer ihr nichts gibt, dem murrt sie leise einige Verwunschungen nach, welche der Himmel glucklicherweise nicht so bereitwillig in Erfullung gehen läßt. Die Alte ist bösartig und neidisch. Wenn ihre Mitbettlerin ein Almosen empfängt, ohne daß sie etwas bekommt, so ergießt sie sich in Schmähungen und behauptet, der Sou sey ihr zugedacht gewesen und sie musse wenigstens zwei Liards davon haben. — Es gibt in ihrem Kirchsprengel keine Betschwester, deren Namen, Wohnung, Familienverhältnisse, Beichtvater und Communionszeit sie nicht genau kennt. So wie sie eine von diesen fleißigen Kirchengängerinnen kommen sieht, macht sie eine so süße, freundliche Miene, als sie nur immer vermag; sie nennt die Devoten bei Namen und begleitet ihren Gruß mit einem familiären Lächeln und mit Segenswünschen; sie spricht diese frommen Frauen nie um die geringste Gabe an, da sie weiß, daß jede Betschwester einen bestimmten Tag in der Woche hat, wo sie Almosen gibt. — Jede Kirchenbettlerin hat bei ihrem Pfarrer eine monatliche Pension von dreißig Sous; sie ist Gevatterin der Meßnersfrau, welche die Kirchenstühle verleiht, und steht so intim mit ihr, daß sie aus ihrer Dose schnupft. Der Küster und Glöckner sind ebenfalls gut Freund mit ihr und lassen sich so weit herab, den Stadtskandal und die Politik mit ihr durchzusprechen; dafur besorgt sie manche Aufträge und holt z. B. den Herrn Vikar, der die Woche hat, wenn die lezte Oelung zu geben oder eine Taufe vorzunehmen ist. — Taufen, Trauungen und Begräbnisse sind fur sie gefundene Essen. Troz ihres Staars, kennt sie doch unter Dreißigen den armen Sterblichen heraus, welchen man Pathe nennt; die weiße steife Halsbinde, die seinen Hals schnürt, seine weißen Handschuhe, sein sorgfältig frisirtes Haar, sein blauer Frack mit blanken Metallknöpfen und sein verlegenes, albernes Aussehen sind charakteristische Merkmale, welche ihn der alten Bettlerin sogleich verrathen. So wie dieser Bedauernswurdige aus seiner Miethkutsche ausgestiegen ist und einen Fuß in die Kirche gesezt hat, hängt sich die alte Hexe wie eine Klette an

seine Rockschöße und läßt ihn nicht eher aus den Klauen, bis sie beide Hände voll Liards erwischt hat, worauf sie ihre ganze Litanei von Glückwünschen für den Neugebornen herbetet, welcher über dem Taufbecken quarrt und schreit, während der Priester den bösen Geist austreibt. — Wenn man auch in Paris seine Trauung um Mitternacht feiern wollte, so würde man doch der neugierigen Gaffermenge und dem summenden Bettlerschwarm nicht entgehen. Unsere Alte wäre gewiß da; denn ihr Freund, der Küster, hätte sie zuvor benachrichtigt, und sie würde nicht ermangeln, ihre stehende Fo.mel herzusagen: „Der liebe Gott schenke Ihnen viel Heil und Glück und lasse Sie die Hochzeit Ihrer Kinder und Kindeskinder erleben. Mon bon Monsieur, ma bonne Dame, quelque chose aux pauvres!“ — Die Begräbnisse sind für die alte Bettlerin ebenfalls freudige und einträgliche Begebenheiten; jedoch stellt sie sich natürlich sehr betrübt und trägt ihr Gesuch mit wimmernder Stimme vor: „Mon bon Monsieur, ne m'oubliez pas! Je dirai bien des prières pour les saintes âmes du purgatoire.“ — Alles dies zusammen genommen, macht, daß die Kirchenbettlerin in erträglichen Umständen lebt und nicht, wie die Straßenbettlerin, unter den Markthallen oder in den Hôtels der Cité schläft, wo man um einen Sou beherbergt; sie hat Mittel, sich in ihrem Arrondissement ein Kämmerchen zu miethen, und Abends, wenn die Kirche zugeschlossen wird, schleicht sie längs der Häuser in ihre Behausung, ohne unterwegs die Vorübergehenden anzubetteln. Bevor sie in ihre Dachstube hinaufklettert, zündet sie ihre kleine Handlaterne bei der benachbarten Höckerfrau an, welche ihr aus Barmherzigkeit das verdorbene Obst und Gemüse gibt, das sie nicht mehr los werden kann.

E. E.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Manor. Das sind alles Erfahrungen an Andern.

Sophokleia. Wollen Sie welche, die ich selbst machte? Hier sind sie. Zwar bin ich nicht in Gefahr gekommen, lebendig beerdigt zu werden, aber ich behaupte, einen Zustand empfunden zu haben, der an Schrecknissen jenem nicht viel nachgeben wird. Sie wissen, wie vor zwei Jahren ungefähr mein Verhältniß zu Theophrast nahe daran war, völlig aufgelöst zu werden. Ich glaubte zu bemerken, daß Sabine auf ihn einen mächtigen Eindruck gemacht, und in der grenzenlosen Furcht, sein Herz zu verlieren, benahm ich mich so ungeschickt, daß er recht eigentlich glauben mußte, ich wünsche mich von ihm frei zu machen. Unglückselige Koketterie, welche Quelle unsäglicher Leiden bist du gewesen und wirst es noch seyn! Aber ich habe für meine Thorheiten gebüßt; in der That, ich glaube nicht, daß für Verstellung und Unwahrheit die Strafe je härter gewesen ist. — Ich zeigte mich mit verwundetem Herzen heiter und lächelnd; ich gab mir den Anschein, als bemerkte ich nicht, was zu erlauschen und zu erspähen meine glühendste Bestrebung war. Ich that mit Vorsatz Alles, wovon ich wußte, daß es ihn verwundete, ich beantwortete seine Briefe spottend, und — ich weiß nicht, welch ein Dämon der Hölle mir beistand — ich ertrug mit Riesenkräften alle diese Lügen, diese wahnsinnigen Bosheiten, diese herzzerreißenden Scherze. Aber plötzlich brach ich zusammen; es war, als wenn der Tod nach meinem Herzen gegriffen hätte; ich war keiner Verstellung mehr fähig und zerschmolz in Thränen. Nichts wollte ich, als lieben, nichts fühlen, als die grenzenloseste Zerknirschung. Ich lag Tag und Nacht betend vor dem zertrümmerten Altar meines Gottes, und flehte ihn unter blutigen Thränen an, wieder in meine Brust einzuziehen. Umsonst — es blieb alles öde und leer. Ich schrieb an Theophrast, ich bestimmte ihm eine Stunde, wo ich ihn in einem der abgelegenen Bogengänge des Parks zu sprechen wünschte. Es war ein gewitterschwüler Abend, der Himmel völlig bedeckt, kein Lüftchen in den Baumgipfeln; ganz ferne spielten die Lichter des Festes und verworrene Stimmen tönten in die Einsamkeit herüber. Mein Herz war voll Demuth und Liebe; ich lauschte auf jedes kleine Geräusch, und immer glaubte ich den nahenden Fußtritt des Geliebten zu hören. Ich wollte ihm in die Arme fliegen, jede Maske sollte fallen; ohne den mindesten Stolz, der kleinsten Lüge mehr Eingang zu verstatten, wollte ich ihm berauscht und glücklich an die Brust sinken. Er kam nicht. — Von ferne schlugen die Uhren die bezeichnete Stunde; der Boden brannte unter mir, ich schlüpfte durch die Gebüsche, mein Herz mit beiden Händen zur Ruhe pressend; meine Wange brannte fieberhaft, mein Athem flog stürmisch. Wieder blieb ich stehen, und horchte — nichts! Tiefe Stille — er kam nicht. Ich sank aufs Gras nieder und drückte meine Stirne an einen Baumstamm. „Leide jezt die Marter,“ rief es in mir, „die du ihm verursacht hast! Empfange die Strafe deiner Uebelthat!“ In dieser furchterlichen Stunde wurde es mir deutlich, was die Verdammten leiden. Der Garten kam mir wie der Ort der Qual vor, aus dem keine Rettung mehr zu hoffen, die Gänge desselben füllten sich mit bleichen Gestalten an, die, wie ich, ihren ohnmächtigen Schmerz in die tauben Lüfte hauchten; überall sahen mich stumme Mienen voll Grausen und Entsetzen an. Immer mehr wuchs das Gedränge der stummen Gespenster; über den Himmel flog ein bleifarbener Schimmer, der unruhig hin und her zuckte und diese Bilder des Entsetzens beleuchtete. Ich wollte fliehen und

fühlte mich an meine Stätte gebannt. Ein langer gräßlicher Schrei durchschnitt die Lüfte, und mit ihm stürzte ich bewußtlos nieder. — Der Traum begann sein düstres Geschäft. Ich fühlte, daß ich in einen Abgrund versank; von oben herab gaben mir trauernde Gestalten ein wehmüthiges Lebewohl. Nacht umgab mich, und diese Nacht, das fühlte ich, sollte ewig dauern. Ach, Manor, vergebens strebe ich, Ihnen die Schrecken dieses Moments zu schildern. Nur ein Laut, der schwächste in der Schöpfung, hätte die Klammer von meiner Brust gelöst; aber nein, es blieb still, es blieb Nacht, ich war allein mit meinen Qualen. Jezt bist du vergessen, rief ich bei mir selbst; jezt haben Glücklichere und Bessere deine Stelle eingenommen. Sie haben dich dem Gerichte übergeben, das bald über dich hereinbrechen wird. Fühlst du schon seine Schrecken? Unerbittlich ist seine Strenge, unwiderruflich sind seine Aussprüche.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsezung.)

Das Reformationsfest.

Schon am 5ten dieses Monats begann eine Vorfeier in den protestantischen Schulen der Stadt. Auch nahm mit diesem Tage die Bevölkerung durch den Zufluß der Fremden aus allen Gegenden fortwährend zu. Die ansehnlichsten Beiträge zu dieser Verstärkung lieferten die seither schon immer überaus angefüllten Wagen der Eisenbahn, und schon Freitags Nachmittags gegen zwei Uhr stimmte auf hiesigem Neumarkte ein ansehnlicher Kreis erst angelangter, hospitirender Musensöhne aus voller Seele das jugendmuthige Gaudeamus an. Den Sonnenaufgang des nächsten Morgens begrüßten die hier gewöhnlich die höchsten kirchlichen Festtage eröffnenden Feierstimmen: Kanonenschall und Glockengetöne. Hiemit war das Zeichen zu einem ungewöhnlichen Leben außer dem Hause nicht fruchtlos gegeben. Die sonst um diese Zeit noch wenig gestörte Einsamkeit der Straßen und Pläze durchkreuzten bald fröhliche Gesichter von Menschen aller Classen und Alter, und mitten in dem sich zusehends verdichtenden Treiben blieben fast alle Verkaufsläden geschlossen. Das Gewerbe glaubte, so weit es nicht nothwendig zum Feste mitzuwirken hatte, sich von selbst jeder Unterbrechung durch sein Geräusch enthalten zu müssen. Allenthalben Versammlungen und festlich ausgestattete Züge der mannigfachen, zur Feier und Ordnung des Tages gehörigen Corporationen und derer, die diesen sich aus freiem Triebe angeschlossen. Der Altmarkt war das Centrum, wohin Mitwirkende und Zuschauer von allen Seiten am gewaltigsten strömten. Vom dortigen Rathhause aus ging auch der große Festzug nach der Kreuzkirche. Frommer Gesang, durch starke Musikchöre unterstüzt, fehlte nicht, und die aufgestellte Communalgarde wachte darüber, daß Unregelmäßigkeiten keiner Art den Festtag stören konnten. Wenn auch die Kreuzkirche als Mittelpunkt der festlichen Ceremonien, wo der Superintendent, ein sehr geschäzter Kanzelredner, die hohe Wichtigkeit des Tages heraushob, den größten Zudrang hatte, so waren doch auch die übrigen protestantischen Gotteshäuser, in denen gleichzeitig Kirche gehalten wurde, mit Zuhörern reich versehen. Namentlich standen die Menschen in der Hofkirche bis zu den Thüren heraus, um die gehaltvollen Worte zu vernehmen, welche, vom wahrhaft friedlichen und brüderlichen Geiste des Christenthums beseelt, unser ehrwürdiger Ammon der aufmerksamen Versammlung an das Herz legte. — Die Zünfte gewährten mit ihren, zum Theil recht glänzenden Fahnen und stattlichen Marschällen, ein recht erfreuliches Bild der hiesigen Gewerbsbetriebsamkeit. — Mittags fand ein Festmahl von einigen hundert Personen statt. Es verdient bemerkt zu werden, daß es bei diesem ganz im Sinne des würdigen Festes gehaltenen Mahle auch nicht an Theilnehmern fehlte, welche der römischen Kirche angehörten. Einer davon deutete in kurzen Worten den Wunsch an, daß die unnatürliche Scheidewand zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen fallen möchte. Großen Enthusiasmus erregten die in ähnlicher Beziehung von dem dabei anwesenden, hochverdienten Prediger der hiesigen reformirten Gemeinde, Girardet, gesprochenen herzlichen Worte. Sie drückten besonders das Verlangen aus, daß doch zunächst wenigstens die den Lehren Luthers und Calvins Folgenden, als im Wesentlichen ganz Eines Sinnes, auch in Sachsen nur Eine Gemeinde constituiren möchten. Ein anderer Redner von Geist und Herz, der Superintendent Dr. Großmann aus Leipzig, trat dieser Meinung mit Innigkeit bei und stellte überhaupt den nähern Verein aller Bekenner des Christenthums als ein Bedürfniß der Zeit dar. — Das Innere aller protestantischen Kirchen war, mehr oder weniger, durch Orangerie, andere grüne Bäume und Blumen- und Blätterkränze, zum Theil allerdings mit mehr Fülle als Geschmack ausgestattet. Auch an dem Aeußern der Häuser fehlte die, größtentheils in lebendigem Grün bestehende Ausschmückung nicht. Die Büsten und Bilder Luthers, Melanchthons und anderer Zeitgenossen von Einfluß begegneten dem Blicke überall. Eine Allee von Birken zog sich, die ganze ansehnliche Wilsdruffer Gasse hindurch, an den beiden Häuserreihen hin, zwischen denen aus Eichenlaube bestehende grüne Festons aufgehangen waren. In der Mitte der Straße hatte man mehrere Medaillons mit Bildnissen der mit dem Ereigniß des Tages zunächst verknüpften Personen angebracht. Dresden ist vielleicht noch nie so mit fröhlichen Menschen überfüllt gewesen, als an diesem Tage. Allenthalben boten die Kirchen und zahlreichen öffentlichen Lustörter in der Nähe der Stadt Abzugspläze für das Gastgetümmel. Auch waren die meisten dieser Zufluchtsorte mit Gästen zahlreich besezt. Gleichwohl hatte dadurch die Fülle der Straßenbevölkerung keineswegs gelitten. Unter andern verbreitete sich ein stetes Menschengewimmel über die ganze Brühlsche Terrasse, die daher, nebst ihrer, durch Einfachheit so schönen, großen Treppe, von der Elbbrücke angeschaut, um so reizender erschien, da auch das bis in den lezten Tagen gar launisch und unzuverlässig gewesene Wetter gerade am 5. und 6. Juli durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Eine ungemein starke Menschenableitung gewährte am lezten Tage, von 6 Uhr Nachmittags an, die Neustädter Kirche. Haydns unsterbliches Werk: die Schöpfung, wurde dort von den Virtuosen der königlichen Kapelle aufgeführt. Alle unsere vorzüglichsten Gesangeshelden und Heldinnen (mit Ausnahme Tichatschek's), unter Andern die Schröder-Devrient, nahmen Theil daran. Man kann daher wohl denken, welch eine Menschenmasse die heiligen Mauern dießmal zu umfassen hatten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. Juli 1839.

— Artibus, inquit, honestis
Nullus in urbe locus.

Juvenal.

Briefe aus Spanien.

I.

Madrid im Juli 1839.

Sie wollen wissen, wie ich Madrid bei meiner Rückkehr gefunden? Nun, wie immer, mit seinen vielen neuen Häusern, zusammengesezt aus alten Resten — trugliche Façade und viele dunkle Käfige, groß wie mein Schnupftuch; mit seiner nie beendigten Pflasterung, die immer wieder dieselben Kieselspitzen hervorbringt, was besonders bei dem ewigen Auf- und Absteigen großen Effekt macht; mit der alten, nein, mit viel erhöhter Frechheit der Sprache, oder, wie man es hier nennt, kastilianischen Klarheit; mit noch schlechterem Geschmack und noch größerem Luxus, wenigstens im Prado und auf dem Stierplatze; denn was die Haushaltung betrifft, so muß der Fleischtopf der Spitzenmantille weichen, wenn nicht etwa eine besondere Providenz fur beide sorgt.

Aber was Neues muß man doch nach einer zweijährigen Abwesenheit antreffen? In der Geschwindigkeit fallen mir nur die vielen weißen Papiere ein, welche unerhörterweise in ganzen Reihen die Eisenstäbe der Balcone zieren und ein allgemeines Auswandern aus Madrid oder Ueberwandern in kleinere, wohlfeilere oder modernere Wohnungen anzeigen. Besonders findet dies in den Straßen und Plätzen um den Palast herum Statt. Dieses sonst so belebte Quartier ist eine Einöde geworden. Zur Zeit Ferdinands war der Palast noch ein wahrer Wallfahrtsort. Hunderte und in kritischen Zeiten Tausende von Menschen drängten sich an die Treppe, um die drei Familien — des Königs und seiner zwei Brüder — welche der Hofetikette zufolge immer Nachmittags zusammen ausfuhren, herabkommen zu sehen und im guten Fall eine Bittschrift anzubringen, die dann ein Gardeoffizier in den bekannten Sack warf, wohl auch um den Orientplatz zum Tummelplatz politischer Leidenschaften zu machen. Das ist längst vorbei; keine Seele nähert sich der königlichen Wohnung; man will es dort auch nicht, vielleicht um ungenirter zu seyn, vielleicht auch, um das Leben der kleinen Prinzessinnen nicht der Wuth irgend eines tollen Fanatikers auszusetzen. Die Verbannung des Infanten Don Francisko hat die Einsamkeit noch vermehrt und viele Hofbeamte gezwungen, ihr geliebtes Revier zu verlassen. Fur viele Leute ist dieses Quartier zu weit von den Centralgegenden entfernt; so ging es auch mir. Wenn es noch ein Paris wäre! Da macht man sich noch eine Stunde fruher auf, um Zeit fur die Flanerie zu gewinnen; man sieht alle Tage so viele neue und schöne Sachen, die Einem den Weg verkürzen, man fuhlt die Mudigkeit erst, wenn man am Ziele angelangt ist oder bei

der Rückkehr nicht gleich einen Omnibus antrifft; dann erst beneidet man den, der reich genug ist, sich Equipage zu halten. Aber Madrid!

Das äußere Ansehen der meisten Straßen ist zwar nicht unangenehm, da die Stadt seit 1820 so zu sagen neu gebaut ist; ich finde Aehnlichkeit mit Wien, mit welchem Madrid auch in Hinsicht der Bewegung, des Menschengewühls, doch in verkleinertem Maßstabe, verglichen werden kann. Man möchte sagen, alles, was der Palast verloren, habe das bürgerliche Leben gewonnen. Gewonnen? Ich weiß nicht, ob das der rechte Ausdruck ist. Mir wird das Herz enge, wenn ich die Lebenden in die neuen bürgerlichen Wohnungen, wie die Särge in die Zellen des Wespennestes * von Sevilla gepreßt sehe; dann beneide ich die Begrabenen im Père la Chaise oder in was immer für einem Dorfkirchhof mit seinen Blumen und Cypressen, und die Lebenden, welche in großen Gemächern, Gängen und Gärten frei athmen können. Verzeihen mir die Demokraten, aber der Anblick eines Palastes oder eines Herrschaftshauses, nach dem Wiener Ausdruck, thut mir zuweilen ordentlich wohl, und ich wünsche, daß sie nicht eher verschwinden, bis unsere plebejische Aristokratie, welche neue Häuser baut, etwas von ihrem Style angenommen hat. — Ich bin überzeugt, daß der Mensch nicht eher wieder zu seiner alten Charakterstärke zurückkehrt, bis er das Bedürfniß fühlt, im Freien oder in großen Wohnungen zu leben; unsere kleinen Thierkäfige taugen nur für Uebersetzer und Webergesellen, ich mag nicht einmal sagen für Schneider, denn diese Artisten nehmen jezt in allen Hauptstädten die ersten Stockwerke der besten Häuser in den gangbarsten Straßen ein. — In Paris, in London, zum Theil auch in Wien wird man für das Kleinliche, das Engherzige, das die Bourgeoisie mit sich bringt, wenigstens durch das Großartige des Resultats entschädigt, das die Industrie und der Handel in ungeheuern, prächtigen, stets neu versehenen Kaufläden zur Schau stellt. Aber Madrid! wiederhole ich. Nur in der Calle Mayor und in der Calle de la Montera sind einige Buden, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; wer sie aber einmal gesehen, der hat sie auf's ganze Jahr gesehen: lauter fremde Produkte, und selbst die gemeinsten Dinge zu so ungeheuern Preisen, daß man Madrid für ein Raritätenkabinet anzusehen geneigt wird. Leider erstreckt sich diese Theurung über alles, über die Lebensmittel, über die ersten und unumgänglichsten Bedürfnisse; denn die Regierung übertreibt vorzüglich die Verzehrsteuer an den Thoren, welche diesmal überdies noch durch heimliche Contrakte vergeben worden sind. Und da Madrid von den fruchtbarsten Gegenden Spaniens und von den Seehäfen so sehr weit entfernt liegt, so folgt daraus, daß man in keiner Hauptstadt von Europa schlechter ißt und trinkt, das Brod ausgenommen, denn in Spanien muß man Soldat seyn, um sich zu schwarzem Brode zu bequemen. Unter diesen Umständen ist es nicht zu wundern, daß das Fabrikwesen hier nicht aufkommt, abgesehen von so vielen andern Hindernissen.

Was wollen Sie von einem Volke erwarten, das nicht einmal für sein erstes und nationalstes Bedürfniß, für den Cigarro zu sorgen weiß? In ganz Spanien, einige Seehafen ausgenommen, raucht man schlechten Tabak, und in Madrid den schlechtesten, wenn er ja zu haben ist; denn die Indolenz geht so weit, daß immer einige Sorten, und in manchen Städten alle zugleich fehlen, obgleich die Tabakrente eine der ergiebigsten seyn könnte. Sie werden mir sagen, daß daran nicht das Volk Schuld ist, sondern die Regierung; aber in einem Lande, wo man immer alles von der Regierung erwartet, wo man ohne königlichen Befehl und Unterstützung nicht zu essen, zu schlafen, ich möchte sagen, nicht aufrecht zu gehen weiß, kommt das wohl auf Eins hinaus. Hier wissen sich nicht einmal die Schmuggler einzuschleichen.

Es gibt gewisse, nur den Hauptstädten eigene Industriezweige, und diese fallen hier nun sehr grell auf, weil sie fast die einzigen sind. Man nennt Paris ein großes Wirthshaus; noch mehr könnte man dies von Madrid sagen, da es, den hohen und doch unbedeutenden Adel abgerechnet, eigentlich nur ein Aufenthalt von Beamten und solchen ist, die es seyn wollen. Nun aber ist der Beamtenwechsel unaufhörlich, besonders seitdem man eine Parodie des Repräsentativsystems eingeführt hat. Scheinen doch die Beamtenemigrationen in Massen ein dem großen konstitutionellen Systeme anklebendes Gebrechen zu seyn, so daß man es wohl zu einer Preisaufgabe machen könnte, wie die — bis jezt doch nur eingebildete — Verantwortlichkeit der Minister mit der Unabhängigkeit der politischen Meinungen und mit der so nöthigen Ordnung in den Laufbahnen, etwa wie sie Joseph II. in Oestreich eingeführt hat, zu vereinigen wäre. Vollends aber in Spanien, wo alles auf Persönlichkeiten hinausläuft, und in Madrid, wo man sich beeilt, den fliehenden Augenblick des Genusses zu benützen! Der Handel mit den öffentlichen Stellen ist somit der erste und wichtigste Industriezweig; dann kommen die Agenzien, wo man die Möbeln der abreisenden Beamten fast um nichts kauft und von den anlangenden für alte Sachen mehr Geld, als neue werth sind, verlangt; ferner die Leihhäuser, wo der in Cessantenstand versezte und stets unbezahlte Beamte die Stücke, die er sich in guten Zeiten angeschafft, eins nach dem andern versezt und der liederliche Markis in einer Decembernacht seinen

* El abispero, so nennt man den Kirchhof von Sevilla; die Zellen werden auch auf 25 Jahre für Geld vermiethet.

Mantel um eine halbe Pistole verpfändet und im Frack davonläuft, um sogleich wieder sein Glück zu probiren. Für das schöne und schwache Geschlecht bietet Madrid natürlich ein sehr ergiebiges Feld zur Spekulation; es ist ganz folgerecht, daß, wie der Staat von den Männern, so die Männer von den Weibern ausgebeutet werden. Ein Fremder wird mir vielleicht die Bemerkung machen, daß Luxus und Genuß doch auch der eigentlichen Industrie zu thun geben. Nun ja, ohne dies würde Madrid vollends gar nichts seyn; der Genuß hat übrigens hier seine Eigenthümlichkeiten, und besteht mehr in vorüberrauschenden Lustbarkeiten, Orgien, Francachelas, als in einem raffinirten Aufwande; darum erhalten sich am besten der Stierplatz, die Tavernen, einige Kaffeehäuser und, was eine neue Mode ist, unzählige Chuferias.* Diese bestehen aus zwei theatralisch aufgeputzten Stücken: dem Lokal, wo die zwei, zwischen dem vordern und hintern Gemache angebrachten Pilaster von Pappendeckel und die unerträgliche Spieluhr nicht fehlen dürfen, und der wahren oder nachgeahmten Valenzianerin am Buffet.

* In den Chuferias verkauft man nach valencianischer Sitte ein kühlendes Getränke aus Brustbeeren (jujubae), die in Valencia chufas heißen, daher der Name Chuferia.

Gespräche einer Sommernacht.

(Fortsetzung.)

Sophokleia. Nein, Manor, so gerne ich mit der Natur empfinde, ich möchte doch nicht eins mit ihr seyn.

Manor. So besitzen Sie den Stolz, mehr seyn zu wollen wie sie? Nehmen Sie sich in Acht! dieser Hochmuth hat schon die übelsten Folgen für das Menschengeschlecht gehabt. Denken Sie an den himmlischen Trost, den uns die Natur gewährt; könnte sie das, wenn sie nicht gotterfüllt wäre? Sie haben noch nie einsame Thränen im Dunkel eines Waldes, liegend an einem murmelnden Bache, geweint, Sie haben nie eine Nacht wie diese und den himmlischen Trost, der von den Sternen träufelt, gekostet, Sie haben nie auf schroffer Alpenklippe dem Sturme gelauscht, wie er Ihnen die alten Mährchen der Urwelt in verständlichen Klängen in die Seele braust. Nein, die Natur ist göttlich, Gott ist in ihr, er kann nirgends anders seyn.

S. Ich will ihn Ihnen nicht rauben; hier beim Anblicke des Meeres und des Himmels könnte ich es am allerwenigsten. Aber lassen Sie dasselbe Meer unruhig werden, wie es jetzt schon den Anschein hat, lassen Sie diesen klaren Himmel sich trüben, wie jene Wolken schon anzeigen, die sich am Horizonte heben, wie dann?

M. Ihre Worte gleichen Beschwörungsformeln. Es ist nicht mehr so ruhig wie vorhin; es erhebt sich ein Sturm.

S. Bemerken Sie das Schiff dort? Erst jetzt sehe ich gegen den schwarzen Wolkenhintergrund das weißliche Segel.

M. Der Leuchthurm auf der Landspitze wird angezündet. Hohle, brausende Klänge tönen in den Lüften, die Spiegelfläche kräuselt sich, die krystallene Welle, die noch eben mit leisem, kosendem Geplätscher den Fuß des Thurms bespülte, wird jetzt schon ungestüm daran geworfen. Es ist ein Unwetter im Anzuge.

S. Wie, wenn Sie sich jetzt auf jenem Schiffe befänden, allen Gefahren eines Schiffbruchs ausgesetzt — wie dann? Was kann Sie im Aufruhr der Elemente trösten, was Ihnen Festigkeit verleihen, wenn Ihre mitempfindende Natur alle ihre Schrecken gegen Sie losläßt?

M. Ich würde in diesen Schrecken heilige Harmonien hören, und was Tausende zu Boden würfe, wäre für mich ein Stab, um mich aufrecht zu erhalten. Ich habe mehr als einen Sturm auf dem Meere erlebt, Sophokleia. Muß ich Sie daran erinnern, daß mein ganzes Leben gleichsam ein Kampf mit einem sturmbewegten Meere war?

S. Wie, und in allen diesen Kämpfen und Gefahren hat kein trostreicherer Glaube Sie gestützt?

M. Er ist für mich eine unerschöpfliche Quelle des Trostes; aber ich begreife, daß nicht Jeder diese Ansicht haben kann. Sie, zum Beispiel, Sophokleia, Sie, als Weib, müssen nothwendig an den Teufel glauben.

S. So, und warum denn gerade als Weib? Sie meinen, weil die Männer uns gegenüber sehr oft die Rolle des Teufels übernehmen?

M. Sie haben gerade den rechten Grund getroffen. Die Phantasie und der Glaube der Frauen läßt sich in der Regel nie auf's Allgemeine ein, es müssen immer ganz besondere Beziehungen gesucht werden. Sie sind darin wie die Kinder: sie fürchten sich, in ein dunkles Zimmer zu gehen, und die ganze Schöpfung besteht für sie nur aus solchen dunkeln Kammern, in deren Winkel Gespenster und Dämonen lauern. Sie besitzen die unerträgliche Eitelkeit, sich überall als Mittelpunkt der Schöpfung ansehen zu wollen, und ehe sie es dulden, daß sie so ganz unbemerkt durch's Leben gehen, setzen sie lieber eine Legion Teufel und Engel in Bewegung, von denen sie sich einbilden, daß sie lediglich da wären, um sich um den Besitz ihres armen Herzens zu zanken.

S. Wie gerne würde ich diese unglückliche Ueberzeugung aufgeben, wenn es nur in meiner Macht stände!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Spontini. Neue Opern und Ballette.

Der verstorbene Pär konnte in der Académie des beaux arts keinen würdigern Nachfolger bekommen, als Spontini, den einzigen unter den ältern Opernsetzern, welcher noch nicht Mitglied der Akademie war. Auch würde er es wahrscheinlich schon früher geworden seyn, wenn er nicht Frankreich verlassen, und sich in den Dienst eines ausländischen Fürsten begeben hätte. Es scheint nun aber einmal Spontinis Eigenschaft zu seyn, daß er sich bei allen ihn betreffenden Vorfällen ungeschickt benehmen muß. Dies hat er auch bei seiner Wahl als Akademiker nicht unterlassen. Er hatte nämlich der Akademie ein Schreiben des Königs von Preußen an ihn mitgetheilt, worin ihn dieser Monarch versicherte, daß, wenn die Akademie ihn (Spontini) ernenne, der König ihn nichts desto weniger als noch in seinen Diensten stehend betrachte, und ihm fortwährend seine Huld angedeihen lassen werde. Dieses Schreiben verlas der Vorstand der Akademie erst, nachdem die Wahl vorüber war. Es erregte viel Aufsehen und sogar einigen Tumult in der Akademie. Einige Mitglieder riefen, wenn Spontini in fremden Diensten bleibe, könne er nicht als Franzose betrachtet werden, und nach den Statuten dürfe kein Ausländer zum Akademiker gewählt werden. Einige gingen so weit, daß sie sagten, sie würden Anstand genommen haben, Spontini ihre Stimme zu geben, wenn sie gewußt hätten, daß sich Spontini vom Preußischen Dienst nicht ganz losgesagt. Dieser kleine Unfall wird jedoch bald vergessen werden; und da man, wenn Spontini bei Seite gelassen worden wäre, nur einen Tonkünstler von weit geringerem Talente hätte wählen können, so wird die Akademie es nicht bereuen, Spontini aufgenommen zu haben. Seine Opern werden nur noch selten aufgeführt, man schäzt sie aber als gediegene Compositionen aus der Zeit vor der Umwälzung, welche seit 20 oder 25 Jahren im Opernfache vorgegangen ist; auch die Musik seines Vorgängers Pär wäre bereits vernachläßigt, wenn dieser nicht außer seinen ernsthaften Opern, einige lustige Operetten gesezt hätte, die noch immer gefallen, aber auch nur selten zur Darstellung kommen. — Schon seit langer Zeit hält sich die Opéra comique an ein Stück, welches so glücklich war, sich in die Gunst des Publikums zu setzen. Eine Zeit lang war es der Postillon von Longjumeau, jezt ist es der schwarze Domino, welcher eben zum 120sten Male aufgeführt wird. Daneben werden manche Neuigkeiten von jungen Tonkünstlern gegeben, deren Versuche, wenn sie Beifall finden, sich eine Zeitlang auf der Bühne halten, und auch wohl in der Folge noch gegeben werden, um eine Vorstellung vollständig zu machen. So hat man jezt den „Polichinelle," wieder eine der leichten Kleinigkeiten, welche Scribe aus Gefälligkeit für die Componisten, die ihn darum bitten, entwirft, und dann mit Hülfe eines Mitarbeiters weiter ausführt, was natürlich das Werk einiger Tage ist, und worauf er selbst nicht mehr Gewicht legt, als die Sache verdient. Polichinelle ist nicht ungereimter, als manche andere dramatische Kleinigkeit, die er auf die Bühne gebracht hat; sie ist aber auch eben so geistreich, und dies macht, daß das Widersinnige mit durchgeht. Wahrscheinlich hat er irgendwo eine Anekdote von einem neapolitanischen Pulcinello gelesen und diese alsbald dramatisirt, denn bekanntlich ist ein großer Theil seiner dramatischen Arbeiten auf diese Weise entstanden. Dieser Pulcinello bekömmt die Tochter eines Gesandten zur Frau, ohne daß sich der Vater, wie es scheint, um Namen und Stand seines künftigen Eidams erkundigt hat. Das Verschwinden des beliebten Pulcinello hat ganz Neapel, das heißt alle Lazzaronis, gegen ihn aufgebracht; sie eilen ihm nach und finden ihn endlich im Landhause des Diplomaten. Dieser argwohnt, sein Eidam sey Hauptmann einer Räuberbande, und will zur Ehre seiner Familie ihn der Strafe entziehen. Aber Pulcinello zeigt sich auf dem Balkon dem Volke, und wird zum Erstaunen Sr. Excellenz des Schwiegervaters jubelnd begrüßt, und hat Kredit genug, um dem Diplomaten einen Orden zu verschaffen, wodurch er sich nun ganz und gar die Zuneigung seines Schwiegerpapas erwirbt. Wahrscheinlich hatte man Scribe gebeten, den Text zu einer Operette zu entwerfen, in welcher sich ein debutirender Sänger in einem vortheilhaften Lichte zeigen, und welche einem jungen Komponisten Anlaß geben könne, eine gefällige Musik zu setzen. Wenigstens wird der Polichinelle von einem neuen Schauspieler, Namens Mocker, gespielt, und die Musik hat ein bisher noch wenig bekannter Tonkünstler, Monfort, gesezt, welcher, wie Adam, noch manche Operetten wird setzen müssen, ehe er sich, wie dieser durch seinen Postillon de Longjumeau, einen großen Ruf erwirbt. Daß auch die Balletmeister sich an Scribe wenden, ist bekannt, und nachdem er neulich aus Musäus Volksmährchen den „geraubten Schleier" in eine Oper umgesezt hat, ist es ihm nicht schwer gefallen, die Tarantel zum Vorwurfe eines neuen Balletes zu machen, welches zwar nicht unter seinem Namen, sondern unter dem des Balletmeisters Coraly, in der vorigen Woche zum ersten Male auf der Opernbühne vorgestellt worden ist; aber jedermann weiß es, daß Scribe das Ballet entworfen hat, weil nur er im Stande ist, so etwas zu erfinden. Die Unwahrscheinlichkeit ist hier eben so stark, wie in der eben angeführten Operette Polichinelle. In dem Ballete die Tarantel will die Tochter eines italienischen Gastwirthes einen jungen Mann heirathen; da dieser aber von der Tarantel gestochen wird und furchtbar tanzt, hat sie kein anderes Mittel, ihren Geliebten von seiner Krankheit zu heilen, als die Verbindung mit einem Arzte, welcher nur unter dieser Bedingung sein Heilmittel herausgeben will; denn der Arzt ist auch in das Mädchen verliebt. Der junge Mann wird bald geheilt; aber nun, da die Heirath mit dem Arzte vorgehen soll, ist er so schlimm daran, als da ihn die Tarantel gestochen hatte. Auch die Geliebte sähe lieber den Arzt von der Tarantel gestochen, als ihr von der Kirche angetraut. Die Ehezeremonie ist aber vollzogen, die Hochzeit geht zu Ende, und der Abend kömmt heran. Es handelt sich darum, der Vollziehung der Ehe auszuweichen. Nun stellt sich die junge Frau, als hätte auch sie einen Tarantelstich bekommen, geberdet sich höchst wunderlich, fällt zulezt in gänzliche Erschöpfung, wird für todt gehalten, weggetragen, und vereinigt sich mit ihrem Geliebten, den sie zulezt auch heirathet, da eine unbekannte Dame erscheint, und es sich ergibt, daß es die für todt gehaltene Frau des Arztes ist. Man muß gestehen, daß dieser eine alberne Rolle spielt und daß das Stück von Ungereimtheiten wimmelt. Allein einem Ballette geht manches durch, wenn es unterhaltend ist, und dies ist gerade hier der Fall. Fanny Elsler spielt und tanzt die Rolle der jungen Gastwirthin so reizend, daß man das übrige gern vergißt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 31. Juli 1839.

— From year to year,
The flowers to mankind say:
„Without a thought, without a fear,
Lo! we have passed away!"

Banim.

Sommerlieder.

II. Blumenfrieden.

Sommerstille
Wiegt mit unsichtbaren Flügeln
Sich auf farb'gen Blumenhügeln;
Ist's ihr Wille,
Daß die Stimme auch des Liebs verstumme,
Und Nichts lauter als der Käfer summe?

Doch nicht dämmen
Kann ich des Entzuckens Wellen,
Die mir um die Seele schwellen,
Kann nicht hemmen
Grüße an die Blumen, die dort blühen,
Die so still stehn und so schnell doch fliehen!

Sommerkinder,
Deren kurzgezählte Tage
Ledig sollten seyn von Plage:
Kennt nicht minder
Ihr vielleicht die Last gramvoller Herzen,
Als wir Dulder in des Jahrlaufs Schmerzen?

Naht wohl Bangen
Eurem dichtgedrängten Volke,
Wenn die schwarze Wetterwolke
Hält gefangen
Eure Königin, die Sonn', in dunkeln
Massen, draus die fahlen Blitze funkeln?

Ach, es beben
Eure Häupter all' erschrocken,
Sterne, Kelche, Kronen, Glocken,
Wenn sich heben
In der Ferne Stürme, tosend, pfeifend,
Rauh in ihre Sammetmäntel greifend!

Quält nicht Sehnen
Euch, daß ihr nicht dürfet wandern
Kosend eine hin zur andern?
Wird zu Thränen
Nicht der Thau euch, weil, trotz allem Prangen,
Ihr in eigner Wurzel steht gefangen?

Ist die Kürze
Eures Lebens nicht Ein Zittern
Vor dem Tod, dem nahen, bittern?
Ist die Würze,
Die ihr aushaucht, nicht schon ein Vermächtniß,
Segenswunsch ersleh'nd für eu'r Gedächtniß?

Nein! weil Sorgen,
Grämen, Bangen, Trauer, Kummer
Unsern Tag durchziehn und Schlummer,
Darum borgen
Wir auch euch von unsern Kümmernissen —
Sommerkindern, die vom Leid nichts wissen!

Nein! ihr lächelt
Ob dem irr'gen Mitgefühle!
Glücklich, wenn die Abendkühle
Lind euch fächelt,
Harmlos, wenn die Stürme sonder Schonen
Wild entblättern eure vollen Kronen.

Rose droht nicht,
Ob bewehrt auch mit dem Dorne;
Nicht von Liebe, Scham, vom Zorne
Ist sie roth nicht;
Wie von Neid und Feindschaft und vom Hasse
Rein ist ihre Schwester dort, die blasse.

Ew'ger Frieden
Den kein wechselnd Seyn verkümmert,
Den der Tod selbst nicht zertrümmert,
Ist beschieden
Euch, in die als Knospen wie als Leichen
Zwiespalt nie vermag sich einzuschleichen.

Euch entweihet
Nichts, was gröbere Naturen
Durch des Kampfs und Leides Spuren
Wild entzweiet;
Sonnenlicht und Aether eure Nahrung,
Euer Amt — der Schönheit Offenbarung.

Schmerzlos lauschet
Ihr aus mild gelösten Hüllen,
Weich sich eure Kronen füllen;
Sanft auch rauschen
Eure Blätter, wenn des Welkens Engel
Euch berührte, klagelos vom Stengel.

Harmlos steht ihr
In das Glück des Seyns versunken,
Von des Thaues Lustkelch trunken;
Neidlos seht ihr
Neben euch, wenn euer Schmelz vergangen,
Jüngre, farbenfrischre Schwestern prangen.

Großmuthsreiche!
Nimmermüd' in Duftausspendung,
Lehrerinnen der Verschwendung,
Bis der bleiche
Schatten der Erschöpfung auf euch sinket,
Eures Lebens Rest im Fluge trinket.

Nicht begehrt ihr
Dann, daß Augen sich befeuchten,
Daß euch Trauerkerzen leuchten,
Gern entbehrt ihr
Klag' und Ruhm, froh, daß in eure Lücken,
Neue Sommerkinder fröhlich rucken.

Schmetterlinge
Bald im schnellern, bald im mattern
Flug von Blum' zu Blume flattern,
Ring' auf Ringe
Ziehn sie, des balsamschen Aethers Schwimmer,
Spiegelnd in sich aller Blumen Schimmer.

Botschaft tragen
Sie den Blumen, die gebunden
Wurzeln, und ich konnt' erkunden,
Was sie sagen:
„Denkt, o Schwestern! froh der Gottesrede!
Mehr als Salomo glänzt eurer Jede!"

Sommerstille
Wiegt mit unsichtbaren Flügeln
Sich auf farb'gen Blumenhügeln,
Und ihr Wille
Winkt uns in der Blumensprache Zeichen:
„Haltet fern den Krieg von meinen Reichen!"

Gespräche einer Sommernacht.

(Schluß.)

Manor. Arme Sophokleia! und wie stellen Sie sich denn nun diesen grausenvollen Gebieter der Finsterniß vor? Gleicht er dem Bilde, das Goethe in seinem Mephistopheles gegeben, oder sieht er mehr dem Teufel Milton's ähnlich?

Sophokleia. Keinem von beiden.

M. So hat Byron im „Kain" das ähnlichste Porträt Ihres schwarzen Prinzen geliefert?

S. Auch nicht.

M. Das sind doch die geistreichsten Teufel, die wir haben.

S. Mein Teufel ist aber nicht geistreich.

M. Wie, Sie werden doch nicht den ganz gemeinen Popanz fürchten, das Schreckbild der Spinnstuben, den Hörnerträger mit dem Pferdefuß und dem Kuhschweif? Bravo, das heißt einen handfesten Glauben haben!

S. Ich will mich über das Kostüm meines Teufels nicht mit Ihnen streiten, ich will nur eingestehen, daß er so schrecklich als möglich gestaltet ist, und daß er alle jene mildernden Züge von Geist, Ironie, Spott und interessanter Bosheit nicht hat, wie sie ihm unsere Dichter geben. Er ist ganz Teufel, das heißt, er ist ganz Qual und Marter für mich, und dadurch, daß er sich allem Schönen und Bewundernswerthen, für das ich schwärme, anschließt, verbittert er mir jeden Genuß und macht mir jede edle Regung verdächtig. Er peinigt mich in der Einsamkeit und macht mich zerstreut und furchtsam in der Gesellschaft. Unaufhörlich jagt er mich von einer Leidenschaft in die andere, und indem er mich zwingt, beständig mein Herz und meinen Glauben vor ihm in Sicherheit zu bringen, geht auf dieser eiligen Flucht oft das Beste verloren. Mit einem Worte, eine ewige Unruhe ist mein Theil, eine Unruhe, die auf die peinvollste Höhe steigt, gerade in den Momenten, wo meine sehnsüchtigsten Wünsche in Erfüllung gehen und ich alle Ursache habe, mich für ganz glücklich zu halten.

M. Arme Sophokleia, also auch bis in den Arm der Liebe verfolgt Sie das Ungethüm?

S. Auch bis dahin; ja es nimmt nicht selten die Züge dessen an, von dem ich eben, vielleicht zu leichtgläubig, die Schwüre der Treue und Ergebung annehme.

M. Alsdann ist es nur ein Phantom Ihrer Einbildungskraft.

S. Nein, o nein! Wie schrecklich, Manor, wird es seyn, wenn ich ihm einmal ganz anheimfalle; wenn er mich völlig nach Belieben beherrschen wird, und ich ihm auf keine Weise werde entfliehen können.

M. Fassen Sie sich; glauben Sie denn, daß Jedermann einen solchen Verfolger habe?

S. Nein, wer sich durchaus keiner Schuld bewußt ist, wandelt frei. Aber wie wenige Glückliche sind dies! Heißt nicht schon athmen sich mit Schuld beladen? Und die kleinste Schuld fesselt diesen schrecklichen Begleiter an unsere Fersen. Ha, ich glaube ihn dort stehen zu sehen! Er lehnt sich über das Gitter, um über Ihre Schulter herüber mich anblicken zu können. Retten Sie mich, Manor!

M. Es sind die grellen Widerscheine des Blitzes, die auf die dunkle Ephenwand am Fenster fallen.

S. Nein; es hat Bewegung, hat eigenthümliches Leben. Ein dunkler Schatten ist's, der hin und her wankt; ich sah die Züge des Gesichts, den Blick der Augen.

M. Kommen Sie in's Zimmer zurück. Der Sturm ist entfesselt, der Donner brüllt, das Meer tobt auf grausenerregende Weise.

S. Ha, diese Nacht um uns her! dieses Rauschen, Zischen und Lärmen! Ganze Nebelmassen rollen über's Meer, und der aschgraue Duft vermischt sich mit dem weißen Schaum der Wellen. Die Brandung tobt an den Thurm. Manor, wie furchtbar ist diese Nacht! Zahllose Blitze zerreißen die Wolkendecke. Dieser Schlag! die Grundfesten der Erde erbeben. (Sie stürzt sich in Manors Arme und verbirgt ihr Haupt an seiner Brust. Er führt sie in's Zimmer. Eine lange Pause, während das Meer tobt und die Donnerschläge brüllen. Manor will sich entfernen, Sophokleia fährt auf und hält ihn zurück.)

S. Bleiben Sie, Manor. Beruhigen Sie den wilden Kampf; setzen Sie sich an's Piano, ich will an meine Harfe eilen, lassen Sie uns mit dem Sturm der Melodien dem Sturm der Natur entgegenwirken.

M. Sie haben Recht, Sophokleia, und errathen Sie, welches Lied ich wähle?

S. Nein, Manor.

M. (setzt sich und greift die Akkorde des „Dies Irae" — Sophokleia fällt mit Harfenbegleitung ein. Dumpfe Donnerschläge und wildes Rauschen des Meeres füllen die Pausen.)

Manor. Jener Zorntag löst im Raube
Diese Welt zu Asch und Staube,
So bezeugt's der heil'ge Glaube.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Neue Theaterstücke. Jeunesse de Goethe.

Die Musik zu den Balletten besteht hier meistens aus Stücken, welche der Arrangeur aus den Compositionen berühmter Meister nimmt; hier und da setzt er etwas aus eigenem Genie hinzu, wenn er welches hat oder zu haben glaubt. Der Arrangeur der Tarantel ist der Buchhändler Gides, welcher sich freilich mehr mit Musik als mit seinem Buchhandel abgibt, und außer den annales des voyages und einigen andern geographischen Werken wenig verlegt. Der Mann scheint in der musikalischen Literatur wohl bewandert zu seyn, und die von ihm getroffene Auswahl von Stücken, die er dem neuen Ballette angepaßt hat, wird ziemlich allgemein gelobt. Auch ist dies nicht sein erster Versuch der Art. Zwei noch fast gar nicht bekannte Tonkünstler, welche dem Namen nach keine Franzosen zu seyn scheinen, Flotow und Pilati, haben die Musik zu dem großen dramatischen Stücke „der Schiffbruch der Medusa" gesezt, welches das Théâtre de la Renaissance jezt mit großem Beifall fast täglich aufführt. Das Stück hat vier Aufzüge, kann also als eine große Oper betrachtet werden; was aber das Publikum herbeizieht, ist nicht die Musik, sondern die Darstellung des

Schiffbruches mitten auf dem Meere. Man hat in den Tageblättern die Bemerkung gemacht, als jenes Theater sich Théâtre nautique nannte und wirkliches Wasser darstellte, habe es wenig Beifall gefunden; jezt aber, da durch mechanische Mittel die Meeresfluthen nachgeahmt werden, wolle Jedermann die Darstellung sehen. Natürlich, weil man die durch die Kunst hervorgebrachte Täuschung beurtheilen will. Hätten die Unternehmer des Théâtre nautique bedacht, daß nicht immer das Natürliche gefällt, und daß die Nachahmung zuweilen mehr Reiz für uns hat, als das bloße Hinstellen des natürlichen Gegenstandes, so würden sie ihr Geld nicht in ein so unsinniges Unternehmen gesteckt haben, und nicht bankerott geworden seyn. Ein anderes wäre es freilich, wenn sie die Pariser an's Ufer eines Lucriner Sees hätten führen und ihnen ein Seegefecht, wie zu der Römer Zeiten, preisgeben können. Daß auch das Ambigütheater den Schiffbruch der Medusa in einem Melodrama darstellt, und zwar mit eben so vielem Beifall als das Renaissancetheater in einer Oper, habe ich bereits in einem vorigen Berichte erwähnt. In beiden Stücken haben die Maschinisten und Dekorateurs sich Ruhm erworben. — Im Theater der Porte St. Martin, welches seit langer Zeit kein auffallendes Stück gegeben hatte, ist es ein großes Schauspiel: Pacte de Famine, das heißt der Hungersnothvertrag, was jezt das Publikum herbeizieht. Es ist eine recht kräftige Schilderung der Hungersnoth, welche unter Ludwig XVI. in Paris durch die Habsucht einiger Spekulanten, wie man glaubt, entstand und das Volk zum Aufruhr trieb, gleichsam ein Vorspiel der großen Revolution, weßhalb die Dichter das Stück auch mit der Einnahme der Bastille beschlossen haben. Dagegen hatte das Variétésttheater den Einfall, den Pöbel, und zwar die niedrigsten Handthierungen desselben, wie die Reiniger der Kloaken, écureurs des égouts genannt, darzustellen. Das Stück heißt La Canaille, und Odry hat die Rolle eines solchen Kloakenfegers; der Kerl sieht abscheulich aus. Aber das Pariser Publikum will Abwechslung, und indessen ihm Scribe und andere Dichter reiche Bankiers, Wechselagenten, elegante Obristen und dergleichen Herren vorführen, ist es ihm nicht unlieb, dazwischen einmal einen Kloakenfeger mit seiner Umgebung auf der Bühne zu sehen. So viel ist gewiß, daß die Dichter auf der untersten Stufe des Pöbellebens angelangt sind. Tiefer herabzusteigen wäre nicht wohl möglich. Uebrigens sind die Chiffoniers, die man bereits mehrmals auf die Bühne gebracht hat, nicht besser als die écureurs d'égout, und ein solcher Lumpensammler hat auf der Bühne sein Glück gemacht, als ihn der berühmte Komiker Potier spielte, dessen vortreffliches Darstellungstalent seitdem von keinem Schauspieler erreicht worden ist. — Noch muß ich eines wunderlichen kleinen Theaterstücks erwähnen, welches wegen des Dichters oder vielmehr der Dichterin einiges Aufsehen erregt hat. Es ist dies nämlich dieselbe Madame Colet-Revoil, welche neulich den Preis der Dichtkunst von der academie française erhalten hat. Diese junge hübsche Dame, welche natürlich nur lauter Süßigkeiten und Schmeicheleien um sich her vernimmt, scheint gegen Kritiken in den Tageblättern außerordentlich empfindlich zu seyn, und da man nicht allein ihre Fleurs du midi, sondern auch ihr von der Akademie gekröntes Stück in manchen Blättern ziemlich scharf mitgenommen hat, so scheint sie auf eine Gelegenheit gewartet zu haben, sich als Dichterin zu rächen. Da kam ihr, ich weiß nicht wie, der Einfall, Goethe im Gegensatze zu einem harten Kritiker aufzustellen, und zu lezterer Figur schien ihr Niemand passender, als derjenige Schlegel, welcher, seitdem er eine vergleichende Kritik Racines und der griechischen Tragiker französisch geschrieben, manchen Franzosen als der Typus eines gewaltig argen Kritikers vorkommt, und sonderbar genug hat Madame Colet-Revoil jenen beiden Männern den schwärmerischen Lavater zugesellt, der aber in dem Stücke gar nicht schwärmt, und eben so gut Christoph oder Peter heißen könnte. Goethe sagt Schlegeln recht harte Dinge über die Recensenten in's Gesicht, z. B. sie seyen der Wurm, welcher in den Apfel steche und seinen Fall vom Baume verursache, was aber Schlegel nicht zugeben will, indem er behauptet, der Wurm durchsteche nur die dem Falle nahe Frucht.

Goethe. Le critique est le ver du fruit et de la tombe.
Schlegel. Il attaque le fruit, mais lorsque le fruit tombe.

Weiterhin vergleicht Goethe den Recensenten mit dem einen Leichnam secirenden Wundarzte. Diese sonderbare Unterredung findet bei einem Zechgelage statt, wobei auch Lavater seine Rolle spielt, das heißt an welcher auch er Theil nimmt. Die Handlung geht in einem Gasthause vor, wo sich die Zechbrüder versammeln, und dem gegenüber sich ein Musikkonservatorium befindet, dessen schöne Mädchen die Aufmerksamkeit der Zechbrüder schon lange auf sich gezogen haben. Goethe ist ein fleißiger Besucher der Musikschule, oder eigentlich der schönen Mädchen derselben. Unter diese schleicht sich Lotte, die durch Werthers Leiden so berühmte Lotte ein, die, wie keck nach Madame Colets Aussage in den hiesigen Tageblättern versichert wird, Goethes Geliebte gewesen, aber von ihm verlassen worden war. Er erkennt sie nicht wieder, ein Beweis, daß die Liebschaft sehr alt, oder Goethe außerordentlich vergeßlich ist; sie will von ihm die Deklamation lernen, sie sagt ein Stück aus dem Faust, versteht sich, ein von Madame Colet überseztes Fragment her, gewinnt seine Zuneigung und wird seine Frau. Er ist also wohl der in Werthers Leiden nicht con amore geschilderte Albert, denn Werther selbst kann er doch nicht seyn, da er sein Leben, anstatt es aus Liebe zu verkürzen, bestmöglichst verlängert hat. An Wahrheit ist natürlich in diesem Stücke nicht zu denken; alles ist Dichtung oder wird zur Dichtung, obschon das Stück als die Bearbeitung eines Bruchstückes aus Goethes Memoiren angekündigt worden ist. So sonderbar das Ding ist, das Talent der Dichterin läßt sich nicht verkennen; und wenn auch nichts Gutes daran wäre, als der dichterische Streit zwischen Genie und Kritik, so wäre dieser Dialog wenigstens beachtenswerth. Glaubte aber die junge reizbare Dichterin, sich an den Kritikern hinlänglich gerächt zu haben, so hat sie sich verrechnet und wird von Neuem anfangen müssen; denn einige Kritiker in den Tageblättern erlauben sich, auch ihre „Goetheschen Jugendjahre" als ein ganz verfehltes Stück darzustellen. Ich möchte ihr nicht rathen, den Kampf weiter fortzusetzen, so lange sie nicht im Stande ist, die losen Kritiker durch ein Meisterwerk zum Schweigen zu bringen. Die Recensenten in den vielen kleinen Tageblättern bilden einen wahren Mückenschwarm; die vielen kleinen Stiche beunruhigen zwar, man thut aber sehr übel, wenn man ernstlich dagegen zu Felde zieht: denn man macht sich dadurch erst recht zum Gegenstand ihrer Verfolgungen, auf den sie täglich zurückkommen.

Dg.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 77 und Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. August 1839.

Corruptus simul et corruptor, aeger et flagrans animus.
Tacitus.

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur.

Von J. H. v. Wessenberg.

Schon in den Zeiten römischer Ausartung und eben so in mehreren Zeiträumen des Mittelalters hat die Obrigkeit es vielfältig versucht, den Ausschweifungen der Genußsucht und Ueppigkeit durch Strafgesetze zu wehren. Allein die Mäßigkeit, durch Zwang hervorgebracht, hat einen sehr unzuverlässigen Charakter. Nur in kleinen Kreisen läßt sie sich erzwingen; dann hört sie aber auf, eine Tugend zu seyn; der Gezwungene, sobald er freien Raum gewinnt, stürzt sich nur um so gieriger in das Unmaß hinein. Die Strafgesetze gegen die Unmäßigkeit im Aufwand, im Genuß von Speise und Trank, in sinnlichen Ergötzungen haben mehr dazu aufgereizt, als dieselbe abzustellen oder auch nur einzuschränken vermocht. Nitimur in vetitum! Man ist daher in neuerer Zeit auf den glücklichen Gedanken verfallen, solchen Unarten, deren verderbliche Wirkungen anerkannt sind, die aber dem Gesetz und der Polizei des Staats Trotz bieten, durch freiwillige Vereine mit dem Einfluß des persönlichen Ansehens und Beispiels entgegen zu arbeiten. Dies ist insbesondere in vielen Gegenden gegen den unmäßigen Gebrauch geistiger, berauschender Getränke mit gutem Erfolg geschehen.

Noch bedenklicher aber als solche Angewöhnungen zur Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen ist ein geistiges Miasma, das im Luftkreise unserer Civilisation unvermerkt die sittlichen Zustände mit seuchenartiger Zerrüttung bedroht. Dieses Miasma entwickelt sich aus der in alle Classen des Volks, vorzuglich in Städten durchgedrungenen Unterhaltungsleserei. Der Sinn und Geschmack dafür, an sich eine löbliche Frucht des zunehmenden und bessern Unterrichts, wurde von Vielen als ein werthvolles Organ geistiger und sittlicher Veredlung begrüßt. Aber wie Alles, was auf Menschenbildung bedeutenden Einfluß gewinnt, bedarf auch die Unterhaltungsleserei in ihrer jetzigen Ausdehnung einer vernünftigen, weisen und wachsamen Leitung, wofern daraus nicht größerer Nachtheil als Nutzen fur die Gesellschaft hervorgehen soll. Die Staatsbehörde vermag durch ihre Beaufsichtigung der öffentlichen Lesecirkel und Leihbibliotheken nur wenig, um Bösartiges fern zu halten, und noch weniger, um der Leserei eine bessere Richtung zu geben. Die Religionslehrer können nur warnen, nur abmahnen, und müssen jezt dabei noch große Vorsicht und Bescheidenheit anwenden, um nicht Oel in's Feuer zu gießen. Auch hier ist der Fall, wo Vereine wohlwollender und einsichtiger Menschenfreunde das Beste thun könnten.

Unterhaltungsschriften bilden jezt bei Weitem die Mehrzahl unter den Erzeugnissen der Literatur. Ihre Verfertigung ist mehr als jeder andere Zweig der Schriftstellerei ein großes Nahrungsgewerbe geworden. Die Schaaren umherziehender Gaukler haben sich vermindert; aber Unterhaltungsschriftsteller schießen wie Pilze über Nacht, durch den verbreiteten Geschmack an dieser Art geistiger Erholung geweckt, ohne Zahl an's Licht hervor. Das Daseyn vieler Talente dafür läßt sich nicht in Abrede stellen. Allein im Ganzen scheint man doch die Gaben, die erforderlich sind, um hierin etwas Tüchtiges, Ausgezeichnetes zu leisten, zu gering anzuschlagen. Den eigentlich Geweihten wird ihr Geschäft durch Schwärme talentarmer Eindringlinge verkümmert. Das große Kind, Publikum genannt, will nur immer Neues und wieder Neues. Es ist jezt äußerst selten, daß eine Unterhaltungsschrift von der nämlichen Person mehr als einmal gelesen wird, und eben so selten hat eine solche das Glück, durch die nach ihr erscheinenden nicht sogleich in Vergessenheit hinabgedrängt zu werden. Alle diese Umstände machen, daß Viele auch der besser begabten Schriftsteller in den Forderungen an sich selber lässiger werden. Der Taglöhner verdient sich eben so viel, wo nicht mehr, als der Meister. Leser und Schriftsteller finden sich dadurch gütlich mit einander ab, daß sie sich damit begnügen, wenn ihnen nur der Nahrungsstoff, jenen für den Genuß müssiger Stunden, diesen für den leiblichen Unterhalt nicht ausgeht. Die meisten Leser denken eigentlich gar nichts. Mag der Schriftsteller für sie denken, was ihm beliebt.

Die Menge der jährlich erscheinenden Romane, Erzählungen, Novellen gleicht den Wellen eines das Gehör betäubenden Katarakts. Die Lesecirkel, die Leihbibliotheken versehen sich eiligst damit, ohne erst ein Urtheil über ihren Werth abzuwarten. Das Urtheil folgt hintennach noch immer früh genug. Eine Hand wäscht die andere; Lob wird gegen Lob ausgetauscht. Doch was kümmert dies das Publikum, dem es nur um den täglichen Zeitvertreib zu thun ist? Kaum ist eine Schrift verschlungen, so greift man nach einer neuen, ohne daß daran gedacht würde, den Inhalt der einen oder der andern in Erwägung zu ziehen und das Bessere davon in seinem Geist wie eine gute Münze zu hinterlegen. Bei dieser Leserei, zu welcher jezt bei uns das beständige Tabakrauchen, wie in Indostan das Kauen von Bethel, ein würdiges Seitenstück liefert, ist der Mangel alles Nachdenkens über das Gelesene oft noch ein Glück, indem die häufigen Schilderungen und Maximen, die nur der Lüsternheit und Ruchlosigkeit Vorschub geben, zu schnell wieder verwischt werden, um eine tiefe Spur zu hinterlassen. Auf der andern Seite ist die Verwirrung, welche dadurch in die Vorstellungen der Seele eines solchen Lesers gebracht wird, kein geringer Nachtheil, indem sie hindert, daß irgend ein Grundsaz, eine Lebensansicht Wurzel fasse, wodurch die Seichtheit der Denkweise und das Schwanken der Gesinnung immer mehr gefördert wird. — So eine plan- und gedankenlose Leserei wird eben so wie der häufige Gebrauch geistiger Getränke zur Gewohnheit. Wenn dieser die Nerven abstumpft, so versezt jener Geist und Gemüth in einen Zustand schlaffer Abspannung und Träumerei.

Alles in der Welt schlägt für die Menschen zum Uebel aus, sobald das rechte Maß überschritten wird. Wenn es den Mäßigkeitsvereinen gegen die Branntweinpest gelungen ist, ihr in manchen Kreisen Einhalt zu thun, warum sollten nicht auch ähnliche Vereine vermögend seyn, der naschhaften Unterhaltungsleserei einen bessern Charakter, eine würdigere Richtung zu geben? Weit entfernt, die Neigung für die geistige Unterhaltung, welche das Lesen dazu geeigneter Schriften gewährt, unterdrücken zu wollen, würden diese Vereine sich das Ziel vorstecken, jenes Lesen gewissen Regeln unterzuordnen, deren Beobachtung es vor Mißleitung und Schaden bewahren und ihm den größtmöglichen Vortheil sichern könnte. Die Klippen der jetzigen Unterhaltungleserei liegen in der Auswahl der Schriften und in der Art ihres Gebrauchs. Damit eine den Geist belebende und erheiternde und das Gemüth bildende Unterhaltung mittelst des Lesens erreicht werde, ist es durchaus nothwendig, daß nur solche Schriften Aufnahme in seinen Kreis finden, welche durch Inhalt und Form sich dazu eignen. Die Entscheidung darüber sezt aber Kenntniß der Literatur, gebildeten Geschmack und reine Gesinnung voraus. Doch gibt es wohl keine etwas bedeutende Stadt, die nicht mehrere also begabte Männer beherbergte. Wenn nun diese den Verein bilden, wird demselben gewiß das Vertrauen aller Guten sich zuwenden. Ein anderes Erforderniß eines gedeihlichen Lesens besteht darin, daß nicht zu viel und zu hastig, daß vielmehr so gelesen werde, daß ein erwünschter, nachhaltiger Eindruck davon im Geist und Gemüth der Leser zurückbleibe. Schon die gute Auswahl der Schriften würde viel beitragen, einer solchen vernünftigen Art zu lesen Eingang zu verschaffen. Höchst zuträglich wäre es, wenn der Verein sich überdies der Mühe unterzöge, in Umlaufschreiben auf den Hauptwerth der Schriften, die zum Lesen ausersehen worden, mit kurzen Andeutungen aufmerksam zu machen.

(Schluß folgt.)

Wahlumtriebe in Ungarn.

Wie es in England bei den Parlamentswahlen zugeht, ist bekannt genug; weniger weiß man von Ungarn, das seine Wahlen so gut hat wie jeder andere constitutionelle Staat. In diesem Lande besteht die Aristokratie noch in ihrer ganzen Ausdehnung und Vollkommenheit, und es hat der Adel Prärogativen, welche ihm die größte Macht, ja fast unbeschränkte Souveränität gewähren. Wenigstens genießt er eine Suprematie, welche das Schicksal des Landes in seine Hände legt.

Jeder Comitat, deren in Ungarn 48 sind, schickt zwei Ablegaten (Abgeordnete) auf den Landtag, und diese werden auf den hiezu angeordneten Congregationen gewählt. Die Magnaten, so wie die hohe Geistlichkeit des Landes sind vermöge ihrer Stellung ohne Wahl Abgeordnete für den Landtag. Die königlichen Freistädte bilden eine Kaste für sich und wählen als solche ihre Deputirten.

Wie in England und Frankreich, so gibt es auch in Ungarn Viele, denen sehr daran gelegen ist, als Abgeordnete gewählt zu werden. Oft handelt es sich um Parteiungen, welche gewissen Principien anhängen und diese auf dem Landtage vertreten und verfochten wünschen, und in diesem Fall hat, gerade wie in Frankreich, der einmal vorgeschobene Candidat kaum nöthig, sich selbst große Mühe zu geben, indem er seine Partei ruhig gewähren lassen kann. Wo aber die Persönlichkeit im Spiele ist, da läßt man es sich etwas kosten und veranstaltet große Gastereien und Trinkgelage, bei denen es etwas bunt und stürmisch zugeht. Bei den unlängst gehaltenen Wahlen zu dem dermaligen Landtage kam es ungewöhnlich oft vor, daß nicht die Person, sondern das Prinzip entschied. Vornehmlich war die katholische Geistlichkeit nicht glücklich, und ihre Candidaten fielen gerade in den Comitaten durch, wo man es sich am meisten hatte kosten lassen und wo, wegen der Ueberzahl der Katholiken, jene Candidaten scheinbar die günstigsten Chancen hatten. Es ist dies eine merkwürdige Erscheinung, welche aber den in Ungarn herrschenden Geist recht klar erkennen läßt. Die Schritte, welche unter andern der Bischof von Groß-Wardein hinsichtlich der gemischten Ehen gethan hatte, waren nicht allein von der Regierung, sondern auch vom Volke mißfällig aufgenommen und für einen Eingriff in seine Rechte und Freiheiten gehalten worden, und man hatte von Seiten des katholischen Clerus gerade das Entgegengesezte von dem erfahren, was man sich von diesem Schritt versprochen.

Wahlfähig ist jeder Edelmann mit Grundbesitz. Die Wahlmänner heißen Cortes und versammeln sich bei den Congregationen in ihren Comitaten. Dabei bilden sich gewöhnlich sogleich Parteien, welche gewisse Symbole tragen. Diese werden auf Fahnen angebracht, man zieht umher und jede Partei sucht die Neutralen für sich zu gewinnen. Vor solchen Umzugen werden gewöhnlich Trinkgelage auf Kosten der Partei oder des Candidaten gehalten, und die Begeisterung wächst dadurch gewaltig und artet nur allzuoft in arge Excesse aus. Ich führe kurz zwei Scenen auf, wie sie sich im Mai dieses Jahres im Hevescher und Borschoder Comitate zutrugen, und bemerke nur noch, daß unter den Cortes mitunter wilde Charaktere vorkommen, welche außer ihrer Scholle wenig von der Welt gesehen haben und in der Bildung sehr zurückgeblieben sind, aber bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, ihre Wichtigkeit fühlen und auf eine rohe Weise geltend zu machen suchen.

In Gyongyös, wo die Congregation und die Wahlen für den Hevescher Comitat gehalten wurden, bildeten sich zwei Hauptparteien, die eine von der Feder, die andere von der Rose. Zu ersterer gehörten die Protestanten und Liberalen, zu lezterer die Katholiken von der strikten Observanz. Zwei Tage lang durchzogen sie die Stadt, wo blutige Raufereien vorfielen. Die von der Feder blieben Sieger, obgleich die von der Rose mächtige Patrone hatten, die das Geld nicht sparten. Hier siegte glänzend das Princip; denn alle Wahrscheinlichkeit war für die Rose, zumal in diesem Comitate die katholische Geistlichkeit reich und angesehen und der bei weitem größte Theil der Bevölkerung katholisch ist. Wen während dieser stürmischen Tage seine Geschäfte nöthigten, die Straßen in der Stadt zu passiren, der that wohl, wenn er sich mit beiden Symbolen versah, um sogleich das der Partei, welcher er eben begegnete, aufstecken zu können. That er es nicht, so lief er Gefahr, mißhandelt, ja wohl gar am Leben gefährdet zu werden, weil man keine Neutralität gelten ließ und den Spruch anwandte: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. — In Mischkolz, der Comitatsstadt des Borschoder Comitats, ging es noch ärger her. Hier kämpfte die Opposition mit der Regierung; es bildete sich eine Art von Emeute, bei welcher sogar Kaufmannsläden geplündert und Victualienhändler mißhandelt und ihres Krames beraubt wurden. Wenig fehlte, so hätte man sich an dem hier stehenden Militär vergriffen, was eine ernste Katastrophe hätte herbeiführen können. — Mehr oder weniger ging es in vielen Comitaten bei den Wahlen ebenso her. In vielen andern aber endete die Sache ganz friedlich, und selbst die von der Regierung annullirten Wahlen wurden ohne Störung und Tumult durch neue ersezt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Pferderennen. Oeffentliche Hinrichtungen.

Das notabelste Ereigniß des abgelaufenen Monats wäre das große jährige Wettrennen. Die Notabilität hat indessen leider abgenommen, und wird es mit jedem Jahre mehr. Es ist keine allgemeine Theilnahme mehr für ein Institut, welches sehr glänzend anfing und von dem man sich die wohlthätigsten Folgen für die Pferdezucht versprach. Die näher Betheiligten, d. h. die Hippologen, werden Ihnen dafür mannigfache Gründe angeben und ihre Klagen gewiß Grund haben: daß die Konkurrenz immer illusorischer werde, daß die Gewinner immer dieselben Wenigen bleiben, daß die Landpferdezucht statt dadurch gehoben, nur eingeschüchtert, daß das Ganze statt einer Nationalangelegenheit ein vortheilhaftes Paradeschauspiel zu Gunsten der Reichen werde, welche die Mittel haben, kostbare Pferde zu kaufen und zu ziehen. Das gehört in eine Wissenschaft, die in diesen Blättern nicht vertreten ist; aber die Sache kann nie das werden, was sie soll, eine Volks- und Landesangelegenheit, weil sie zu prüd aristokratisch angefaßt wurde. Wie soll das Fest ein Volksfest werden, wie erwartet man allgemeine Theilnahme, wenn die Schranken und Tribünen nur die Aktionäre und ihre Freunde aufnehmen? Was gibt den Wettrennen in England den Volkscharakter? Nicht das Rennen, sondern daß jeder Zutritt hat, und es kommen Tausende, die sich nichts aus den Pferden und Jockeys machen, sondern nur aus den Menschen, die sie da finden. Aber alles freie Beiwerk von Buden, Gauklern, Küchen, Spielen im Freien, jeder Zudrang von Lustigen, die es unter sich seyn möchten, ist hier mit polizeilicher Strenge abgewehrt. Der Sinn soll nicht abgezogen werden von dem wissenschaftlichen Zwecke. Nun friert die allein gelassene Wissenschaft, und die Zahl der Theilnehmer wird immer weniger, da es nicht mehr Mode ist. Das fashionable Publikum fragt sich schon, was es denn eigentlich auf den Tribünen soll, wo nur ein wissenschaftliches Resultat zu sehen ist, und wenig, was das Auge erfreut. Die langen wichtigen Berichte in den Zeitungen, wie ein Pferd dem andern nur eine Nasenlänge zuvorkam, wecken schon den Berliner Witz; selbst die Berichte über die Leipziger Schlacht waren nicht so umständlich. Und doch, darin stimmen Alle ein, wäre es betrübend, wenn der Verein sich dereinst auflösen sollte, da er wenigstens anderwärts, und auch hier mittelbar zur Veredlung der Pferdezucht günstig gewirkt hat. Möchte man deshalb bald anfangen, die Sache populärer aufzufassen, wie etwa in Breslau, wo das freie Bauernrennen den wahren Mittelpunkt der Lustbarkeit abgibt, und die Sache dadurch zu einem wirklichen Volksfest wird.

Eine Hinrichtung hat in diesen Tagen die Aufmerksamkeit wieder auf diesen traurigen Gegenstand in mehrfacher Beziehung gelenkt. Daß es noch immer ein öffentliches Schauspiel, und eines seyn kann, auf das das Volk sich freut! Ein Gerüst, wo die Zuschauer Plätze für Geld einnahmen, brach während des Aktes ein, und mehrere Personen wurden beschädigt. Der entrüstete Menschenfreund fragt, wie konnte die Polizei das mit ansehen, wie überhaupt dulden, daß die Gewinnsucht auf dieses gräßliche Schauspiel spekulirte? — Die Polizei hatte es für diesen Fall nicht erlaubt, vielmehr dem Zimmermann, der mehrmals um die Erlaubniß angehalten hatte, dieselbe verweigert. Ueber Nacht hatte dieser dessen ungeachtet das Gerüst aufgeschlagen, und den Commissär trifft nur das mindere Versehen, daß er es nicht auf der Stelle wieder abreißen lassen, was indessen auch seine Bedenklichkeiten hat. Kein Gesetz, kein Polizeidecret existirt zur Zeit noch, welches das Aufschlagen eines Gerüstes bei Hinrichtungen positiv untersagt. Alle Hinrichtungen geschehen öffentlich, damit sie öffentlich gesehen werden. Ist es nun an sich ein Verbrechen, wenn Jemand dies Zusehen dem Publikum bequemer macht? Oder kann man dem Eigenthümer des Feldes in der Nähe der Richtstätte verbieten, daß er sich auf einen Stuhl stellt, oder den Stuhl auf einen Tisch, oder mehrere Tische zusammen, und andere darauf zuläßt? In den sächsischen Städten geschehen die Hinrichtungen auf offenem Markte, wie es vordem in allen deutschen Städten der Fall war; und die Fenster der Häuser umher sind dann bis auf das Dach mit Neugierigen besezt und vermiethet. Die Sitte ist alt und barbarisch, aber sie ist noch da, und die Abschreckungstheorie, auf welche sie sich stüzt, ist ebenfalls in unserer Criminalgesetzgebung noch da. Es gehört daher eine gänzliche Reform unserer Gesetzgebung und unserer Sitte dazu, um das Zuschauen unsittlich zu machen, und durch Strafverfügungen es zu erschweren und zu verhindern. Daß dies unserm sonstigen sittlichen Zustande gemäß und zugleich klug wäre, darüber ist unter allen Vernünftigen nur Eine Stimme. Aber mit einem Polizeidecrete schafft man kein mehr als tausendjähriges Herkommen ab. Doch wachsen die Gründe für die Dringlichkeit dieser Reform unsern Gesetzgebern fast über den Kopf. Man denke an jene Frau in Dresden, die ein Mädchen kalten Blutes, ohne Haß, ohne Leidenschaft, ja ohne die geringste Ursache umbrachte, als damit sie auch so schön geschmückt zur Richtstätte geführt, so erbaulich vom Prediger auf dem Schaffotte getröstet werden, und so schnell und vor aller Augen sterben möchte, wie der Mörder Kügelgens, dessen Hinrichtung sie mit Seelenweide beigewohnt hatte. Man höre die rohen, kanibalischen Aeußerungen selbst unseres gutmüthigen Volkes bei den Exekutionen. Die Berliner Witze gehen mit der Branntweinflasche von Lippe zu Lippe. Bei jeder Hinrichtung werden Diebstähle und Excesse begangen, und der Aberglaube findet noch volle Tische gedeckt. Wenn man einen Strohhalm erwischt von dem Bunde, auf dem der Verbrecher gesessen, so kann man, ich weiß nicht auf wie viel Jahre, alles sicher thun, und es wird nicht entdeckt. Das vertraute eine Frau dem Dienstmädchen eines meiner Bekannten. Sie erhaschte auch wirklich einen Halm vom Wagen, auf dem der Mörder Hobus saß, und nach einem Jahre war sie selbst wegen eines Mordes eingezogen, und ist jezt hingerichtet. Das sind die abschreckenden Wirkungen öffentlicher Hinrichtungen. Was jener Amerikaner vorschlägt, ist zwar auch nur Theorie, es spricht aber zu jedem Sinn. Die Verurtheilung sey öffentlich, die Abführung, zu Fuß, nach der Richtstätte desgleichen; aber das Richthaus sey jedes Sterblichen Fuße verschlossen, von heiliger Scheu sey es umwallt wie die Tempel der alten Wenden. Hinter dem Verbrecher müssen die Thore sich schließen, und nach einer lautlosen Stille wird nur sein entseelter Körper herausgetragen — denselben Weg, den vor wenigen Minuten der Lebende zurückgelegt. Das würde anders abschreckend wirken, als der kanibalische Aktus des Räderns und Köpfens vor aller Augen, wo so oft Ungeschicklichkeiten vorfallen, das Gefühl empörend oder zum Lachen reizend.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. August 1839.

Au diable soient tous les laquais! Je ne pense pas qu'il y ait gentilhomme plus mal servi que moi.

Molière.

Leben in Athen.

Des Deutschen Dienerschaft.

Nicht das geringste der Leiden, welche der nach Griechenland verschlagene Deutsche zu erdulden hat, wird ihm durch das Hausgesinde bereitet, auf das er angewiesen ist. Aber schwerlich hat Einer mehr Unstern mit seinen Dienstmannen gehabt als ich.

Zuerst schenkt der Deutsche, namentlich so lange er mit der Landessprache nicht vertraut ist, sein Zutrauen natürlich den Landsleuten, und wählt sich seine Familiaren aus der jungen Mannschaft, welche die Münchner Werbungen zusammengebracht haben; bald aber kommt er zu der Bemerkung, daß sich die schönsten deutschen Eigenschaften so weit vom Vaterlande schnell verwaschen, wenn er sich nicht etwa gar überzeugt, daß manche der Stammgenossen, die er hier kennen lernt, schon im Vaterlande wenig schöne Eigenschaften gehabt haben mögen; oder es tritt endlich, wenn er etwa doch einen guten Fund gethan, ein Garnisonswechsel, eine Fieberepidemie oder eine andere Katastrophe ein und nimmt ihm seine Getreuen. Nun versucht er's mit einem Griechen; ein paar Wochen leben der deutsche Herr und das griechische Pädi * recht friedlich zusammen; auf einmal gibt's Verdruß — man trennt sich. Der Gebieter wählt wieder einen Landsmann; aber die frühere Erfahrung bewährt sich auf's Neue, oder wenn er ein früheres Mal nicht dazu gekommen, so gewinnt er sie jezt, und so wechselt er fort und fort, bis ihm endlich, wenn es je geschehen soll, sein gutes Glück einen Jungen in die Hände spielt, der seinen bescheidenen Anforderungen entspricht.

All dies lebt' ich durch. Als ich in Griechenland ankam, wurde mir ein Landsmann empfohlen, der mir ganz wohl gefiel. Ich nahm ihn als meinen Famulus an; er war zwei Tage bei mir, am dritten sagte er mir Lebewohl, denn er mußte mit seinem Bataillon in die Maina marschiren. Nun kam ein Anderer, der blieb acht Tage bei mir, aber am neunten ging er in's Spital und starb. Der Dritte hielt drei Wochen aus, am Anfang der vierten aber erklärte er seinen Austritt, weil er Gelegenheit gefunden hatte, in Verbindung mit einer Jugendfreundin, die ihm über's Meer nach Griechenland gefolgt war, eine Garküche zu etabliren. Nun sah ich in der fünften Woche den vierten, der zwar als Trunkenbold sehr berüchtigt war, aber wenigstens das Gute haben

* Pädi, παιδί, von παιδίον, ist der Name für die Jungen, die in Griechenland fast allgemein unsere Mägde ersetzen.

sollte, daß er Vormittags seinen Dienst pünktlich versah. Ich wußte keinen Andern und nahm ihn nothgedrungen, bemerkte ihm aber ausdrücklich, daß ich ihn Nachmittags gar nicht zu sehen begehre. Er dankte für diesen ihm eingeräumten Vortheil, und versprach dafür, Morgens desto fleißiger zu seyn. Mehrere Tage verliefen und wir waren Beide miteinander zufrieden; aber es ereignete sich noch in den Flitterwochen unserer Bekanntschaft, daß er eines Abends das Unglück hatte, in einen ungewöhnlich mächtigen bacchischen Taumel zu gerathen, und statt in die Kaserne zu gehen, sich in mein Zimmer begab, weil ihm dieses näher gelegen war. Da lehnte er sich nun, weil er im Finstern keinen Stuhl fand, an meinen Schreibtisch an, und da dieser rutschte, so rutschte er nach und fiel mit dem Tische um, und als ich später nach Hause kam und mit dem Lichte in der Hand den Thatbestand untersuchte, ergab es sich, daß der Kerl, das Gesicht mit Tinte übergossen, bewußtlos dalag unter meinen Papieren, die nicht viel besser aussahen als er selbst. Ich rief ihn mehrere Male beim Namen, bis er antwortete und mir endlich seine hülfreiche Hand bot, mittelst der ich ihn glücklich zur Thüre hinaus beförderte.

Nun nahm ich einen Griechen. Nikolas, aus einem Dorfe bei Arta, war ein flinker, schmucker Junge, war mit Kolettis in Perachora gewesen und durch und durch Syntagmatiker.* In den Augenblicken, wo er seine frühere Heldenlaufbahn vergaß, konnte er recht liebenswürdig seyn; wenn's ihm aber einfiel, daß er seinen Verdiensten nach eigentlich Compagniechef seines Königs seyn sollte und nicht Stiefelputzer eines Bavaresen, so spannte er andere Saiten auf und wurde unartig. In einer solchen Stunde schwarzer Laune war es, daß wir über unsere beiderseitige Gerechtsame zu hadern anfingen, ein Streit, der damit endigte, daß ich — übrigens mit aller Schonung, die ich seinem hohen Selbstbewußtseyn schuldig war — unsere Verbindung für aufgelöst erklärte und ihm seine Kräfte wieder zu eigener Verfügung stellte. — Theodoros aus Smyrna, sein Nachfolger, übertraf ihn wo möglich noch an Gewandtheit im Dienste und, was leichter war, an guter Laune bei seinen Verrichtungen; allein da ich verspürte, daß unter seiner Verwaltung meine Wäsche von Woche zu Woche weniger wurde, so fand ich mich bewogen, am Ende auch ihn, unter Bezeigung meiner Zufriedenheit, seiner Geschäfte zu entheben.

* Syntagma ist das griechische Wort für Constitution, und Syntagmatikos heißt ein Constitutioneller. Man erinnert sich, daß diese Partei sich im Jahr 1832 um Johannes Kolettis, ihr damaliges Haupt, in Perachora auf dem Isthmos sammelte, von da nach Nauplia zog und der verachteten Herrschaft Augustin Capodistrias ein Ende machte.

Nun fühlte ich wieder tiefe Sehnsucht nach vaterländischer Redlichkeit. Ich sah ein paar Landsleute bei mir, die mich mehr oder minder zufrieden stellten, aber kaum hatte ich sie mit meiner Hausordnung bekannt gemacht, als sie — es war, als geschähe es mir zum Trotze — mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele an meinen Fenstern vorbei nach Rumelien oder in den Peloponnes zogen, oder dem Fieber anheim fielen. So hatte ich schon ein volles Dutzend hinter mir, als ein ehrlicher Deutscher aus A. am Main erklärte, mir seine Dienste weihen zu wollen. Er war der Beste unter allen, rasch, geschickt und wohlgelaunt, unermüdlich in dem, was ihm oblag. Ich fing an, große Stücke auf ihn zu halten, als wir auf eine mir sehr unerwartete Weise auseinander kamen. Eines Tags gerieth nämlich mein guter Franz — so ward er geheißen — auf den Einfall, aus meinem versperrten Schranke ohne mein Vorwissen zweihundert spanische Thaler, die zur Bestreitung der Heimreise dalagen, zu entlehnen, lief damit in den Piräeus hinunter, schiffte nach Konstantinopel und ließ sich dort mit dem Beherrscher der Gläubigen in Unterhandlungen ein, die so günstig abschlossen, daß er erster Flötenbläser in der Musikbande eines türkischen Regiments wurde, gerade so viel, als er unter seinen Landsleuten in Griechenland gewesen war. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen, auch weder Zinsen noch Kapital meines erzwungenen Darlehens; doch gönne ich dem guten Flötenbläser das Glück, durch seine sanften Weisen die Gemüther der Muselmänner für fränkische Gesittung empfänglicher stimmen und so — im Einklange mit seinem Sultan — an der Reform des osmanischen Reichs mitarbeiten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zu Mäßigkeitsvereinen in Beziehung auf Unterhaltungsliteratur.

Von J. H. v. Wessenberg.

(Schluß.)

Bereits haben sich an Lehranstalten und auch für den Kreis gewisser Berufsclassen dergleichen Vereine gebildet. Warum sollten sich nicht ähnliche für den höhern und niedrigern Bürgerstand bilden lassen? Für Studirende ist ein eigener Leseverein ganz vorzüglich ein Bedürfniß. Sie werden dadurch vor schlechter und seichter Leserei bewahrt und mit den besten Schriften rechtzeitig bekannt gemacht. Nicht Alles taugt für Alle. Jeder lese,

was sein Geist fassen, was er verdauen kann. Für jede Stufe der Bildung bietet jezt die Literatur eine Reihe von Schriften dar, die ihr angemessen sind, die sie fördern können. Durch zweckmäßige Auswahl wird eine gewisse Vielseitigkeit nicht ausgeschlossen. Für jeden Lesecirkel geselle sich das Ergözliche dem Belehrenden. Daß die Aufnahme von Romanen, die dermalen den weit vorherrschenden Bestandtheil der Unterhaltungsleserei ausmachen, eine bedeutende Einschränkung erleide, ist eine Forderung, deren Billigkeit Jeder anerkennen wird, der von der Beschaffenheit der mehrsten Romane und von der Wirkung, welche ihr häufiges Lesen ohne Auswahl erzeugt, einige Kenntniß besizt. Diejenigen Romane, welche die Phantasie verderben, das Herz vergiften, den Charakter entnerven und die Begriffe und Ansichten über die heiligsten Dinge verwirren, gleichen jezt einer Sündfluth, und in ihr gehen leider die wenigen guten verloren. Würden nun die leztern von den Vereinen ausgewählt, so würde ein dreifacher Vortheil erreicht: die guten Romane kämen als Lieblinge zu Ehren, die schlechten würden verdrängt und verlören den Kredit, und die Fabrikation derselben käme vielleicht selbst als Gewerbe bald in's Stocken. — Die Fächer der Naturkunde, der Reisebeschreibung und der Geschichte, deren Werke bisher nur wenigen Eingang in den Kreis der Unterhaltungsschriften erhielten, liefern ihrer doch so manche, die einer jeden Classe von Lesern weit mehr und weit bessern Stoff zur Unterhaltung bieten, als unsere gewöhnlichen Romane, jedenfalls einen weit unschädlichern.

Es ist hier der Ort nicht, eine umständliche Charakteristik der neuesten Romane zu geben. Aber daß viele derselben, indem sie, zum Theil mit vielem Zauber des Styls, Ironie und Hohn über Alles, was je den Menschen heilig war, ausgießen, und den höhern Sinn und das innige Gefühl für Wahrheit, Recht und Pflicht abstumpfen, nicht wenig zu der Zerrissenheit unserer innern Zustände beitragen, ist eine Thatsache, die keinem Beobachter entgehen kann. Viele dieser Romane suchen sich durch gräßliche Schönheiten und grelle Zerrbilder zu empfehlen. Lemontey, ein sehr geistreicher Schriftsteller, rühmlich bekannt durch seine meisterhafte Charakteristik der Regierung Ludwigs XIV. und seine vortreffliche Geschichte der Regentschaft, freut sich (Oeuvres 1829 II. 4.) qu'il reste encore quelque plaisir sur terre après la lecture de ces oeuvres de sang et de larmes (die neuen Romane), dont les beautés, d'ailleurs admirables, sont un malheur public et dont il faudrait, en bonne police, réserver la vente exclusive aux entrepreneurs de sépultures, afin de prévenir les surprises et d'avertir les imprudens.

Auch die anmaßliche Gewalt, welche der Reiz der Neuheit in der Unterhaltungsliteratur ausübt, zu zügeln, ist unter den Verdiensten, welche unsere Vereine erwerben können, kein geringes. Den alten gekelterten Weinen haben Kenner jederzeit vor den neuen den Vorzug gegeben, und wer wandelt in der Sonnenhize nicht lieber im Schatten bejahrter Bäume, als unter dem durchsichtigen Dache junger Sprößlinge? Und wir sollten die geistige Unterhaltung auf die Erzeugnisse des Tages einschränken? Wäre es nicht baare Thorheit, das Gediegene und Vortreffliche, das die frühern Zeiten uns überliefert haben, davon auszuschließen? Ein guter Lesecirkel sollte billig seinen Vorrath mit dem Besten der Vergangenheit wie der Gegenwart bestellen, und erst wenn er so Altes und Neues neben einander darbietet, wird er als ein würdiges Organ fortschreitender Bildung sich darstellen, indem er die vorzüglichern Früchte der Geister verschiedener Zeitalter zu Einem Kranz verbindet.

Das Geschäft der hier vorgeschlagenen literarischen Mäßigkeitsvereine ist freilich kein dornenfreies. Aber welches Geschäft ist dornenfrei, wodurch Schlechtes abgehalten und Gutes gefördert werden soll? Mancher vielleicht wird darin eine willkürliche Einschränkung der Freiheit, eine jesuitische Vormundschaft, eine einfältige Pedanterei erblicken. Welche Anmaßung, wird es hin und wieder verlauten, die Strömung der Literatur hemmen zu wollen? Allein gerade die ängstliche Berücksichtigung solcher seichten Einwendungen ist Ursache, daß so manche Vereinigung zum Bessern unterbleibt, und daß mancher Wohlgesinnte, troz seiner Wahrnehmung von den vielen Ausartungen menschlicher Zustände, denen er in Verbindung mit Andern entgegenwirken könnte, den Horazischen Bauern nachahmt, welcher mit gekreuzten Armen an dem Verwüstung drohenden Strome stehend, gutmüthig abwarten wollte, bis derselbe sich von selbst verlaufe.

Mein Vorschlag hält sich in allgemeinen Umrissen. Deren Ausfüllung ist Sache der Beurtheilung der Einzelnen, was in ihren Verhältnissen dem Zweck am besten zusage. Einförmigkeit würde auch hier den Zweck verfehlen. Dieser ist Veredlung des innern Menschen. Wie kann es in der Welt besser werden, wenn die Menschen sich nicht bessern?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Criminalgeschichten. Monumente.

Der Hingerichtete, ein liederlicher und auch sonst verrufener Schustergesell, hatte in Pommern auf der Straße

Digitized by Google

zwischen Garz und Schwedt seinen Freund und Reisekumpan, einen Bäckergesellen, umgebracht. Die Art, wie er es gethan, war schauderhaft. Der Unglückliche schlief in seinem Arme, und mit einem Stein, den er mit dem andern Arme aufgriff, erschlug er ihn um einiger Thaler und seiner bessern Kleidungsstücke wegen. Die That erschreckte die ganze Gegend, welche bisher für sicher galt, auf's heftigste, und man schonte keine Opfer, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen. Es spricht für die vortreffliche Organisation unserer Verwaltung und für den Scharfblick unserer Polizei, wie man endlich nach fast Jahresfrist, durch Schreiben, Versendung aufgefundener Kleidungsstücke von einem Ende des Staats nach dem andern, und durch weite Reisen unserer ausgezeichnetsten Polizeimänner, allein zu diesem Zwecke, den wirklichen Thäter entdeckte. Solche Mühe, Kosten und Sorgen, um den Mörder eines Handwerksburschen zu ermitteln, den man todt am Wege fand, würden in Portugal und Spanien fabelhaft seyn; auch in England und Frankreich wendete man sie, ohne einen politischen Zweck, nicht auf. Ist es nun ein unbedingtes Lob, daß man bei uns so viele Mittel aufwendet, wodurch vielleicht Hunderte von Unschuldigen vom Verderben gerettet würden, um einen Schuldigen auf's Schaffott zu schaffen? Es beschleichen den Menschenfreund da ernste Bedenken. Das religiöse Gefühl findet Befriedigung in der Vorstellung von einer göttlichen Gerechtigkeit, die den Verbrecher auf seinen dunkeln Wegen durch menschlichen Scharfblick treffen läßt. Aber wie viele Verbrecher sucht dieser Scharfblick vergebens: Wo ist der Mörder in der Fonk'schen Sache? Und leider hat auch hier dieser Scharfblick oft geirrt. Ein Müllerbursch wurde als der That dringend verdächtig in Ketten aus Schlesien nach Berlin geschickt. Zwar freigesprochen, und durch ein königliches Gnadengeschenk getröstet, erlag der Arme dennoch dem Schrecken und der Behandlung. Er starb bald nach seiner Freilassung. Um der ernst tragischen Sache auch eine komische Seite abzugewinnen, muß bald nach der That ein berüchtigter Vagabunde als verdächtig in Schwedt eingezogen werden. Da es an Beweisen fehlt, läßt man ihn wieder frei. Von jezt an ist „Nikels" Glück gemacht. Ueber welche Schwelle er tritt, an welche Thür er klopft, man kommt dem Bettler mit vollen Händen entgegen. Er braucht nur mit einem finstern Blick zu sagen: „Ich bin der Nickel, der —" und die bestürzte Bauerfrau greift tief in die Tasche, um den unwillkommenen Besuch so bald als möglich los zu werden. Da kommt die Nachricht von der Habhaftwerdung des wirklichen Thäters. Sein Erwerb ist nun hin, man schlägt barsch die Thüre vor ihm zu, und in der Verzweiflung, daß er den Ruf als Mörder verlor, hängt er sich selbst in der Haide auf.

Einige schreckhafte Criminalfälle haben sich in den lezten Tagen in unserer Stadt selbst zugetragen. Ein Vater aus den gebildeten Ständen züchtigt mit einem Strick seinen Stiefsohn, der sich mehrerer argen Vergehen schuldig gemacht; die Züchtigung geschah, wie verlautet, auf Antrieb der eigenen Mutter, und er sperrt den Knaben darauf ein. Er stirbt nach mehreren Stunden; das ärztliche Attest sagt: am Schlage, das Gerücht sagt: vom Vater erschlagen. Die schon verwesete Leiche muß ausgegraben werden, aber wie ich eben höre, hat das visum repertum nichts ergeben, was die Beschuldigung erwiese. — Ein Dienstmädchen benuzt die Abwesenheit ihrer Herrschaft, um ihren Liebhaber in die Wohnung zu lassen. Dieser aber findet die Gelegenheit günstiger zum Stehlen als zur Liebe, und erbricht, wahrscheinlich unter Zustimmung des Mädchens, den Schreibsekretär. Da schreit ein sechsjähriges Kind, das man nicht beachtet, aus dem Winkel hervor: das ist meiner Mutter Geld, das darfst du nicht nehmen. Um nicht verrathen zu werden, wirft der Bösewicht sich mit dem Messer auf das unschuldige Wesen. Aber im selben Augenblick kehren die Eltern zurück. Die Thäter stürzen ihnen auf der Treppe entgegen. Der Eine von beiden wird zwar mit der Beute erwischt; oben aber finden die Eltern ihr Kind mit abgeschnittenem Halse!

Ehret die Todten! der Spruch hat noch Macht, was man auch von unserer Impietät sage. Man stellt in der Literatur wohl die Todten an den Pranger, man läßt drucken, was sie gern unterdrückt hätten, aber man errichtet ihnen in Stein Denkmäler und Bildsäulen. Der zeitige Direktor des Werderschen Gymnasiums fordert jezt Bernhardis Schüler zu Beiträgen auf, um dem verdienten Lehrer ein einfaches Denkmal zu errichten. Er verdiente es gewiß, als ein vortrefflicher Lehrer und Schulmonarch, aber manche vor ihm hätten dann dasselbe Anrecht: Gedicke, Sulzer u. A. Wer von den Lebenden weiß, wo ihre Gebeine ruhen? Wir sind darin außerordentlich vergeßlich. Den Matadoren der romantischen Schule, zu deren thätigsten Beförderern Bernhardi gehörte (L. Tiecks Schwager), hat man noch nirgendwo in Deutschland Denkmäler errichtet. In dem Oberstübchen des ehemaligen Werderschen Gymnasiums, wo Bernhardi seine frühere Lehrerwohnung hatte, sind die geistvollsten, witzsprudelndsten Gedichte und Epigramme jener genialen Epoche gedichtet worden. Die Sage erzählt viel von jenen Lehrerabenden, von deren Unterhaltungen die Schüler unten freilich nichts erfahren durften. Noch fehlen uns Memoiren dieser reichen Zeit, wo das damalige junge Deutschland eine Revolution durchgesezt, die ihres Gleichen sucht. — Zur Kißschen Amazone sind wirklich schon gegen 20,000 Thlr. gezeichnet. Der Künstler selbst hat einen Vortheil von seinen Werken bereits geerntet. Von Breslau aus ist ihm (einem gebornen Schlesier, wie man erfährt) der Auftrag geworden, das Modell zum Ehrendenkmal Friedrich des Großen zu bilden. Es soll vor eines der Thore, wo Friedrich beim Einzug seine Cavallerie musterte, zu stehen kommen. Dieser Vorgang, wie auch das neuliche Votum in unserer Stadtverordnetenversammlung, regt denn auch bei uns wieder den so oft schlummern gegangenen Entschluß auf, dem großen Könige ein Denkmal zu setzen. Glücklicherweise ist man doch nun endlich von der unglücklichen Trajanssäule abgekommen. Friedrich, ein Püppchen, da oben auf der Spitze! — Professor F. Kugler arbeitet an einem Volksbuche, Friedrich des Großen Leben, das in Heften mit trefflichen, charakteristischen Holzschnitten, in Art der Horace Vernetschen zu Napoleons Leben erscheinen wird. Auch der Sage über den Heros soll darin, wie es billig ist, ihr Recht widerfahren. — Nur für das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg will sich hier keine ernste Theilnahme regen. Statt 10,000 Thlr., auf die man gehofft, sind nur 200 in Berlin gezeichnet. Gründe sind wohl zur Auswahl da: die ästhetische Opposition gegen den künstlerischen Entwurf, die Concurrenz zu vieler historischen Denkmäler, der Zweifel, wem zu Ehren es errichtet wird, und von wem der Gedanke ausgeht. Sonst würden in einer andern politischen Zeit zu einem Denkmal für den Befreier Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft alle Börsen sich wohl liberal geöffnet haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. August 1839.

— Uns ist Vergangenes heilig,
Und in Tagen des Herbsts fühlen die Schatten wir aus.

Hölderlin.

Historische Phantasien.

I. Das Städtchen.

Ich hatte das Unglück gehabt, umgeworfen zu werden, und zog hinter meinem zerbrochenen Wagen langsam dem Städtchen zu, das tief unten in duftiger Ferne lag.

Der Unmuth über den Unfall ward in mir bald durch den Eindruck der Landschaft verwischt. Wie lieblich in Bescheidenheit! wie rührend in Einfalt! Keine kühnen Linien, keine stolze Ferne: die sanft geschwellten Berge rechts und links deckt der Laubwald, der hier wie ein Vorgebirge in die Fläche des Gefildes vorspringt, dort in Buchten vor ihr zurückflieht; geradeaus dehnt sich das tausendfach durchschnittene Blachfeld, ansteigend und in sanfte Wogen geschlagen, wie die See, und verschwimmt duftig mit dem Horizonte; und mitten in der seichten Mulde des Thals, am bebuschten Bache, liegt das Städtchen, wie das Nest des Feldhuhns in der Ackerfurche. Blaßblau wölbt sich der Himmel, hier ist der Herbstnebel gefallen, dort kämpft er noch, selbst schwach, mit der matten Sonne, die in zitternden Streifen ihre wechselnden Lichter über das Thal wirft, und der buntgefärbte Buchwald im Vordergrunde hängt voll Dunst.

Diese Landschaft gleicht einem nüchternen, gemeinen Menschengesicht, das von der Rührung, die um Augen und Lippen zittert, sprechend und selbst rührend wird. Es ist, als schwellte den Busen der herbstlichen Natur unendliche Wehmuth um die Blüthen und Düfte, um den Jubel und die Thaten des unwiederbringlichen Jahrs, und sie weckt in der verwandten Menschenseele unnennbare Gefühle von Kinderlust und Jugendliebe. Ja, der Herbst ist die wahrhaft poetische Zeit im Jahr, wie der Abend am Tage: es sind die Momente des sich sammelnden Gefühls, der Rückerinnerung. Und auch die Poesie, wie sie in der Geschichte der Menschheit da und dort mächtig zu Tage bricht, entspricht ja nicht der Frühlingsblüthe der Völker, nicht der sommerlichen Glut ihrer Lebenshöhe; sie gleicht der schwellenden Traube, dem rothwangigen Apfel mit dem Wurmstich, dem buntgemalten fallenden Laub, und sie schüttet ihr Füllhorn großer Gedanken und Bilder und mächtiger Gefühle erst dann aus, wenn es im Leben der Völker Abend und Herbst geworden ist, wenn es Nacht und Winter werden will. Der lebendigste Inhalt aller Poesie ist nicht Gegenwart, nicht Zukunft; es ist Vergangenheit und — Vergänglichkeit. Ich bin überzeugt, unter den lyrischen Ergüssen, welche die gährende Lust des Lenzes unsern Poeten ablockt, ist viel mehr Gemachtes, Künstliches, Unwahres, Offizielles, als unter den Klängen, welche die Wehmuth des Herbstes hervorruft.

Mir war so wohl, so leicht im Anblick dieser im Lächeln sterbenden Natur, und doch bewegten mich nur Bilder aus den Zeiten, die für mich nicht mehr sind, und durch die Musik in meinem Innern, der ich mit Entzücken lauschte, ging der Schmerzensgrundton: Vorbei! — Aber der chromatische Streit zwischen der Natur und meiner Seele verklang allmählig; über die aufgerissene Tiefe des innersten, eigensten Lebens zogen Bilder her aus der äußern Welt, wie sie durch den Anblick der Werke der Menschenhand geweckt werden, und der lyrische Takt meiner Gedanken und Empfindungen schlug in den epischen um.

Das Städtchen dort hinten sah ich zum ersten Mal; sein Name klang mir so gleichgültig wie der des Fremden, dem man in der Gesellschaft flüchtig, um des Herkommens willen vorgestellt wird. Wie es gehen kann, daß man etwa bei diesem über dem Band in seinem Knopfloch, das man augenblicklich fixirt, den ganzen Menschen vergißt, so hatte ich nur bemerkt, daß der Ort auf der Specialkarte das kleine Ordenszeichen des Posthorns trug, was mich als Reisenden zunächst anging. — Aber so unbekannt mir auch der Text seiner Geschichte war, die Melodie derselben tönte, bald in kriegerischen, bald in idyllischen Accorden so vernehmlich und so deutsch zu mir herauf. Das ganze Leben einer kleinen Reichsstadt — dies war sie einst — zog in phantastischen Gestalten an mir vorüber, und sie spiegelten sich in riesigen, verschwommenen Umrissen auf der Nebelwand des Thals, und diese Schatten waren Bilder der Geschicke des ganzen deutschen Volks.

Die Stadt erhielt dereinst, mehr um des Wohls des Reichs als um ihrer selbst willen, die Freiheit geschenkt. Ob der kaiserliche Geber Friedrich, Conrad oder Wenzel hieß, was liegt daran? Von der Wiege zum Grabe durchlief die kleine Republik, wie ein Einzelwesen, die hülflose Kindheit, über der beständig die Zuchtruthe hängt, die stürmische, störrische Jugend, die muthwillig um sich schlägt und in Gesetzlosigkeit ihre Kräfte übt, das überreife Mannesalter, das rechthaberisch lieber mit der Feder als dem Schwerte ficht, das hinfällige, resignirte Alter mit der Devise: Wie Gott will! Auf allen Blättern ihrer Chronik steht Eintracht im Staat, wenn der ritterliche böse Nachbar drängt, innerlicher Krieg, wenn der Landfrieden blüht, und in bunter Reihe treten auf Feuersbrunst und Hungersnoth, Krieg und Pestilenz, die neue Lehre und das Interim, Römermonate, Türkensteuern, Reichsarmeecontingente und Kammergerichtsprozesse. Aber eines Tags, als längst die Poesie dieser Zustände zur langweiligen Fabel geworden war, kam der Commissär des glücklich überlebenden Reichsfürsten, des alten Nachbars und Erbfeindes, zerschlug, ein kläglicher Anblick, den majestätischen Adler, löschte das herzerhebende Senatus Populusque und drückte mit dem altverhaßten Wappen, das er an Rathhaus und Thore schlug, dem gebeugten Ort den platten Gemeinstempel einer königlichen Landstadt auf. An jenem Tage stieg der halbtausendjährige Genius des Orts laut weinend gen Himmel und ließ eine Leiche zurück, in die aber sofort zu neuem Leben der prosaisch rührige, gewerbfleißige Geist des Jahrhunderts fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Trennung wurden mir die Griechen wieder lieber. Ich dachte an Theodoros, denn im Grunde fiel's mir leichter, alle Monate um eine Halsbinde oder ein Hemd, als nur einmal des Jahrs um fünfhundert Gulden ärmer zu werden. Nachfragend erfuhr ich, er sitze in Haft; er mußte wohl die Mäßigung, die er in Bezug auf meine Garderobe noch so ziemlich beobachtet hatte, zu unleidlich überschritten haben. Nun fiel mir sogar der hochmüthige Nikolas ein, aber der war in sich selbst zerfallen, und zürnend auf das befreite Vaterland, das seine Verdienste nicht anerkennen wollte, in die Türkei gegangen und verkaufte in Stambul Tabak.

Was war zu thun? Ich überlegte schon, ob es nicht am besten wäre, wie Freund L** gethan, selbst die Schuhe zu putzen und Abends in der Dämmerung am Brunnen das Wasser zu holen, als mir in der größten Noth ein griechischer Bekannter wieder ein Pädi zuschickte. Es war ein Pallikari von sechzehn Jahren, rauh und wild, wie die Gebirge des Taygetos, auf denen er geboren war, und nach Art der griechischen Bauern gekleidet, mit gelben, langflatternden Haaren. Ich freute mich des Jungen, obgleich ich bald gewahrte, daß er, was fränkische Art betrifft, kaum wußte, wie man einen Hut ausbürstet. Es lag etwas Anziehendes in seiner unverdorbenen spartanischen Einfalt. Von seinen Pflichten war ihm mehr nicht bekannt, als daß er das Bett zu machen und die Stube zu kehren habe, aber was ich ihm ergänzungsweise befahl, das that er ruhig und ernst, schnell und genau, wie ein beorderter Soldat. Gesprochen wurde wenig, er schien das nicht zu lieben, und es war noch eines der ersten Worte, die ich von ihm hörte, als er am Tage nach seiner Aufnahme, unter die halbgeöffnete Thüre tretend, feierlich und gemessen sagte: Πηγαίνω, ich gehe. Ich meinte, er wolle einen Gang in die Stadt machen, und kam erst darauf, welche Prägnanz in diesem Worte gelegen, als ich nach ein paar Stunden in seinem

Kämmerlein nachsah und vernahm, daß der Pallikari sammt dem kleinen Bündel, das er Tags vorher mitgebracht, verschwunden sey.

Ich hoffte noch immer, meinen Spartaner wieder zu sehen, allein er kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Morgen, ich wachte betrübt auf, ich rief — Niemand gab Antwort. Ich stand auf und betrachtete mißmuthig das verlassene Lager, das ich wahrscheinlich selbst aufzubetten hatte, wenn mir nicht Kyria Maria, die Hausfrau, den Gefallen erweisen wollte, als es plötzlich klopfte und schüchtern freundlich ein Knabe hereintrat und mir ein Stück Papier übergab, das in verwahrloster Orthographie die lakonischen Worte enthielt:

„Effendi! ich bin im Piräeus bei meinem Bruder, der krank ist. Hier ist ein anderes Pädi; es ist gut; behalte es.

Dein Diener Demetrios."

Der Ueberbringer war ein hübscher Junge, nicht älter als Demetrios und hieß Jorgi. Er hatte ein offenes, regelmäßiges, fein gebräuntes Gesicht, dunkle, wallende Haare, und trug die blaue Pluderhose und die blaue Jacke, die gewöhnliche Tracht der griechischen Inseln. Er war ein Landsmann des Simonides, und seine Reden und Manieren waren so sanft und einschmeichelnd wie die Lüfte von Keos. Von einem Kapitani hatte er nichts im Kopfe; dagegen war er ein Schneider seines Handwerks, und hatte mehr Freude, wenn ich ihn wegen eines fest eingenähten Knopfes oder eines schön versteppten Risses belobte, als Nikolas, wenn ich ihn über seine erlogenen Heldenthaten pries. Auch Theodoros unglücklichen Hang theilte er nicht; er war so ehrlich und so eifrig in meinem Interesse, daß er einmal sogar mit dem Postbeamten über ein Briefporto zu markten begann. Die Hausleute schätzten und liebten ihn. Mit Kyria Maria wußte er sich bald in die freundschaftlichsten Verhältnisse zu setzen, und hieß sie nicht mehr anders als seine Manna, sein Mütterchen. Auch die Nichte hielt ihn nicht für unwürdig, zuweilen von ihr geneckt zu werden, und ich hörte es gar zu gerne, wenn sie ihre naiven Plaisanterien gegen einander austauschten. In seinen Verrichtungen war er so fleißig, als ein griechisches Pädi seyn kann; viel hatte er ja nicht zu thun. In den Freistunden lag er für sich der Nadel ob, oder er las im Erotokritos,* oder er lernte Liedertexte auswendig, denn er war auch Sänger. Fast hätte ich vergessen, daß er auch Altgriechisch trieb; das heißt, er wollte es wenigstens so weit bringen, um das neue Testament in altgriechischer Sprache, das er in meinem Bücherrahmen gefunden hatte, zu verstehen. Ich half ihm dabei zuweilen und sah mit Vergnügen seine Fortschritte, die mich freilich zuletzt das Buch selbst kosteten; denn nachdem er sich einmal etwas darin zurecht gefunden, ließ er nicht ab zu bitten, bis ich es ihm schenkte, was mir Herr Hofrath Schubert in München, von dem ich es erhalten, in seiner Milde freundlichst verzeihen möge.

Als ich Abschied von Athen nahm, begleitete mich Jorgi in den Piräeus. Ich drückte dem Jungen die Hand und sagte: „Lebe wohl, Jorgi, bleibe redlich und brav, und Gott wird dir Gedeihen schenken!" Er antwortete: „Lebt wohl, Effendi, und reiset glücklich, und wenn ihr zu uns zurückkommt, was bald geschehen möge, so müßt ihr mich wieder zu euch nehmen." Damit schwang er sich in den Sattel, den ich so eben verlassen hatte, drückte die Steigbügelschaufeln dem Rosse in die Weichen, rief mir noch einmal „glückliche Reise" zu und war auf und davon.

(Schluß folgt.)

* Der Erotokritos ist ein vor zweihundert Jahren von Wincent Cornaro, einem Kreter venetianischer Abkunft, in neugriechischer Sprache verfaßtes Helden- und Liebesgedicht, das noch immer seine Leser findet.

Aus der Sittengeschichte der Deutschen

Fehdebriefe.

Die Fehdebriefe wurden gewöhnlich Feindbriefe (Fientbrieffe) genannt. Die Formel derselben ist vom Mittelalter herauf bis zum Landfrieden ziemlich gleichförmig. Die folgenden können als Beispiele dienen.

Dietrich von Erbach, Erzbischof von Mainz, ließ 1439 an den Grafen von Nassau folgenden Brief ergehen: „Wir Dietrich ꝛc. lassen dich Johann Grafen von Nassau und Vyanden wissen, daß wir dir, diner Lande und Lüte, und aller, die dir zu versprechen steen, Fient wollen sin, umb solichs Unrechten willen, so du an uns und den unsern zu Lanstein begangen und gethan hast, und wollen des unsere Ere an dir verwaret han. Und bedarfften wir eincherlei Verwarung mee, die wollen wir auc damit getan han."

Gerhard von Schwarzenburg, Bischof von Würzburg, schickte 1395 folgenden Fehdebrief nach Meissen: „Wolgeborne Fürsten, ihr Friedrich, ihr Wilhelm und ihr Georg, Markgrafen von Meissen. Umb das Unrecht, das ihr an uns, an unserm Stiffte und an den unsern gethan habt und thut, darum wollen wir euer Feind sin, und wollen des unsere fürstliche Ere an euch bewahret haben."

An den Fehden der Fürsten und Herren nahmen auch ihre Dienstleute, bisweilen das geringste Hofgesinde Theil. Markgraf Jakob zu Baden und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein hatten mit den schwäbischen Reichsstädten Eßlingen, Reutlingen, Weil u. s. w. Händel. Sogleich kündeten auch die Bäcker und Buben des Markgrafen und des Pfalzgrafen jenen Städten Fehde an „zur Verwahrung ihrer Ehre." Der Brief ist vom Jahr 1450, und sie unterschrieben sich: „unseres gnädigen Herrn Markgrafen Jakobs von Baden Becken und Buben." — Ein andermal schickten die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig den Städten Augsburg, Ulm, Rottweil, Kempten, Biberach u. s. w. einen Brief, worin es heißt: „Als wollen wir nachbenannte — — die Beken desselben unsers gnädigen Herrn Herzog Ludwigs und alle unsere Helffer und Helffershelffer,

euer der vorgeschrieben Stätt und euern Unterthanen und die euch und inen zu versprechen steen. und gemainlich aller euer und ir Helffer und Helffershelffer Vind (Feind) sin: und ob ihr und die solcher unser Vindschafft Schaden nehmen. es were mit Prand, Brandschatzen, Todtschlagen, oder andern Sachen, wie sich das machen und begeben wird, des wollen wir unsere Er hiemit bewort (bewahrt) haben, und bedarffen wir einicherlei Bewarung mer, wollen wir hiemit auch getan haben."

Ebenso machten es umgekehrt die Reichsstädte. Als z. B. die Stadt Eßlingen 1449 wegen eines neuen Zolles mit dem Grafen zu Wirtemberg und seinen Anhängern zerfiel, schickten nicht nur einzelne Patrizier, sondern auch der Stadtarzt und der Stadtschreiber nebst seinem Knechte, das heißt Substituten, den umliegenden Edelleuten Fehdebriefe zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Chamisso. Liepmanns Erfindung.

Das biographische Denkmal, welches Hitzig seinem Freunde Chamisso im Begriff ist zu setzen, wird, allem Anscheine nach, sehr reichhaltig und interessant ausfallen. Wie langjährig und innig auch die Freundschaft zwischen beiden war, so ist Hitzig doch erstaunt, in Chamissos Papieren so Vieles und ihn Ehrendes zu finden, wovon er keine Ahnung hatte. Der bescheidene, liebenswürdige Mann hielt, was ihn betraf, nur das nöthig, den Freunden mitzutheilen, was für sie selbst wichtig seyn konnte. Als er, um als Emigrant in Paris zu liquidiren, dahin abreiste, erfuhr sein Freund zuerst, daß Chamisso überhaupt dort Ansprüche hatte, und er theilte es ihm in einer Art mit, als sey das Wichtigste bei der Sache, daß er Familie, Freunde und Wirthschaft verlassen müsse. Es hat sich ein vollständiger Briefwechsel zwischen Chamisso und einem französischen Freunde vorgefunden, vom Anfang des Jahrhunderts bis kurz vor des Dichters Tode, der, seltsam genug, zwischen beiden deutsch geführt, viele Notizen über sein Leben und seine ehrenwerthe Denkart gibt. Viele wird es interessiren, daß Chamissos Familie (er selbst war bei seinem Tode Vicomte) zu den alleráltesten und ausgezeichnetsten des französischen Adels gehörte. Ihr Stammschloß, woher der Name, war eine Pfalz der karolingischen Könige. Ihr Stammbaum weist Verwandtschaften mit vielen großen, ausgezeichneten und fürstlichen Familien nach, z. B. mit Christian von Dänemark; auch unter den jezt regierenden hohen Häusern zählen sie nicht zu entfernte Verwandte. Was der schlichte deutsche Dichter darauf gab, wissen wir Alle. Als er seine Frau heirathete, schrieb er an seinen Freund: „Sie heißt Piaste; ob sie aus dem Königsgeschlechte der Piaste stammt, habe ich noch keine Zeit gefunden zu untersuchen; auch kümmert es wohl uns Bürgersleute wenig." Auch über die achtbaren Gesinnungen verschiedener Mitglieder seiner Familie wird die Biographie interessante Mittheilungen enthalten. Einer seiner Brüder, bei seiner gezwungenen Emigration von den Bürgern einer kleinen französischen Stadt als Adeliger insultirt, springt aus dem Wagen und harangirt sie auf die herzlichste Weise: Mais, messieurs, tout le monde ne peut pas avoir l'honneur d'être né bourgeois! Das Argument wirkte. Man lachte und ließ ihn ziehen.

Eine Erfindung, die in der Kunstwelt Epoche machen wird, ist in diesen Tagen hier an's Licht getreten. Man hat seit Jahren auf dem Museum einen kleinen, kränklichen Mann bemerkt, von dürftigem Aeußern; er blieb fast keinen Tag in der Woche aus. Aber statt die Säle zu durchwandern, und Bild um Bild zu mustern, blieb er in den Räumen für die niederländische Schule, und zwar hier nur vor einem Bilde stehen, vor einem Porträt Rembrands. Die Hände auf dem Rücken, die Augen fest auf die Leinewand gerichtet, harrte er davor oft Stunden lang aus. Man schrieb sein Benehmen irgend einer stillen Manie zu. Es waren die ernsthaftesten und seltsamsten Studien zu einer Erfindung, welche in der Malerkunst eine Revolution hervorbringen dürfte, deren Wirkungen noch nicht abzusehen. Ueber zehn Jahre sann und arbeitete Herr Liepmann an einer Druckmaschine, um ein Oelbild als Oelbild mit aller seiner Farbenpracht zu vervielfältigen. Dies ist ihm denn über Erwartung gelungen. In seinem Zimmer sieht man das merkwürdigste Schauspiel — über hundert Copieen desselben Rembrandkopfes, eines bis auf das Haar das Ebenbild des andern. Das Wie ist sein Geheimniß. Daß es ihm seine Arbeit lohnen wird, ist wohl zu erwarten, und von Herzen zu wünschen, wenn man erfährt, wie er mit Hunger und Kummer gerungen, um seine Idee in's Leben zu setzen. Mit der Hülfe einer einzigen treuen Dienstmagd arbeitete er Jahre lang von Morgens bis Abends, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit. Nachts fabricirte er Siegellack, um den dürftigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Was aber noch mehr zu be- und verwundern ist, er hat sich keine Copie des Bildes zuvor gemahlt, sondern Theil für Theil des Originals, wie er jeden im Kopfe beim Anschauen im Museum auffaßte, zu Hause in seine Maschine übertragen. Ueber das Wie sind unsere Künstler und Techniker noch im Unklaren. So heut eine Auge, morgen eine Nasenspitze, übermorgen eine Locke nach Hause tragend, konnte er das Abbild erst nach Jahren fertig bringen. Wenn diese Art des Copirens wunderbar scheint, so ist noch mehr zu verwundern, daß der Erfinder sich nicht aus einer Privatsammlung ein tüchtiges Bild in sein Haus zu verschaffen suchte. Denn ohne diese Mühe des Absteblens vom Original, versichert er, daß das Uebertragen auf die Maschine nur sechs Wochen erfordere. Nach seiner Behauptung ist die Methode so einfach, daß künftig jeder Maler seine Bilder selbst werde nach Belieben vervielfältigen können; die beste Weise also, dem Nachdruck zu steuern. Wenn er jezt für die Copie einen Friedrichsd'or fordert, wo er mit Hülfe der einen Magd täglich nur vier Exemplare fertigt, so hofft er künftig, wenn die Erfindung vervollkommt und mehr Hülfe ihm zur Hand ist, so viele täglich fertigen zu können, daß man ein großes Oelbild für zwei Thaler kaufen und er selbst doch noch viel daran verdienen werde. Für die guten Maler wäre also in Zukunft gesorgt, Nachtheil allein für die Lithographen zu besorgen. Für die Liebhaber alter Oelgemälde eröffnet sich ein reicher Markt, wenn nicht die Liebhaberei mit der Wohlfeilheit abnimmt. Die Erfindung hat plözlich die allgemeinste Anerkennung gefunden. Leben wir auch nicht in Frankreich, wo die Volksvertreter es für Pflicht achten, Daguerres Erfindung durch die Nation belohnen zu lassen, so ist doch vorauszusehen, daß Herr Liepmann zum Lohn für seine Mühe kommt. Nur darf nicht verschwiegen werden, daß einige Zweifel obwalten, ob, was bei der Copie eines Rembrand so gut gelang, auch bei andern Malerwerken auf dieselbe Weise sich herstellen lassen wird, wo die Wirkungen von Licht und Schatten nicht so grell heraustreten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. August 1839.

Es ist kein Träumen, ist kein Denken,
Ist kein Gefühl, das steigt und fällt:
Nennt es ein mystisches Versenken
In's liebevolle Herz der Welt.

v. Feuchtersleben.

Sommerlieder.

III. Mittagsträumerei.

O Königin im Sommerglanze,
Verweile du!
Die Horen rasten gern vom Tanze!
Gönn' ihnen Ruh!

In Müdigkeit versenkt ist Alles
Im Mittagstraum;
Ich höre das Geräusch des Falles
Vom Sandkorn kaum.

Es steht am Himmel still die Sonne
In halbem Lauf;
Weit bläht den duft'gen Kelch vor Wonne
Die Blume auf.

Die Flur zu Ruh' und Träumen ladet,
So sommerlich;
Im Himmelsblau, im ew'gen, badet
Die Erde sich.

Der Falter hebt und senkt die Flügel
Voll Seligkeit;
Vielleicht, flög' er nicht mehr am Hügel,
Ständ' still die Zeit!

Nimm, Zeit, von uns des Wechsels Bürde,
So schwer und hart!
O daß zur Ewigkeit jezt würde
Die Gegenwart!

Ich fühle keinen Puls mehr schlagen,
Der vorwärts treibt;
Im goldnen Sande Chronos' Wagen
Schon stehen bleibt!

Dem Tod selbst wird, dem nie sonst satten,
Schläfrig zu Sinn;
Er legt sich, auf den Blumenmatten
Zu rasten, hin.

Kränze von Mohn und Rosen windet,
So blühend warm,
Der Mittagsgeist, womit er bindet
Des Schläfers Arm.

Und höher athmen auf die Wesen,
Von ihm befreit,
Vom angebornen Wahn genesen
Der Sterblichkeit!

Weh! weh! der Zauber ist zerrissen!
Der Alte rafft
Sich auf von seinen Blumenkissen
Mit neuer Kraft!

Es ist aus ihrem linden Schlummer
Die Luft erwacht!
Es schüttelt sich der Tod, ein stummer
Monarch, mit Macht.

Es liegt, von ihm zersprengt gewaltsam,
Der Mohnkranz dort;
Am Himmelblau rückt unaufhaltsam
Die Sonne fort. —

Oh! wieder ist, ein Traum, zergangen
Die Gegenwart,
Und unser ungestillt Verlangen
Der Zukunft harrt!

Oh! auch des Sommers Horen wandern!
Ihr Schritt ist leis;
Sie spinnen rastlos, gleich den andern,
Der Jahre Kreis,

Daraus doch nimmer ganz sich ründet
Das ew'ge Heut,
Das, selig in sich selbst gegründet,
Sich stets erneut.

Doch nimmer kann mein Geist vergessen
Der Stunde Glück,
Die ihm, was er einst voll besessen,
Rief halb zurück;

Die ihm ein süßes Pfand gegeben,
Daß er entfliegt
Dem Raum, und mit entbundnem Leben
Die Zeit besiegt!

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Was wird wohl aus dem Knaben geworden seyn? Ich habe es an Sorgfalt für seine Ausbildung nicht fehlen lassen. Außer den Worten: Spitzbub' und Nichts, oder vielmehr Nix, die sich jeder Grieche angeeignet hat, und die er also schon mitbrachte, lehrte ich ihn auch noch manches andere deutsche Wort, zum Beispiel Ofen, und wenn auch, abgesehen von seinen altgriechischen Studien, seine linguistischen Kenntnisse in meinem Dienste sich nicht besonders erweiterten, so war ihm mein Umgang doch in anderer Beziehung desto nützlicher und belehrender; denn ich wandte viele Mühe daran, sein Wissen von Europa möglichst auszubreiten und seine drolligten Ideen über die Franken, und zunächst über unsere Nation, zu berichtigen. Er war fromm erzogen und erkundigte sich daher öfter, wie es mit dem Christenthum der Germanen beschaffen sey, und ich erklärte ihm dann, daß es zwei große Religionsparteien gebe, die der Katholiken nämlich, welche in Griechenland auch vorkommen, * und die der Protestanten, von denen er noch gar nichts gehört hatte. Dann wollte er wissen, ob sie einander liebten. Dies wurde zwar im Allgemeinen nicht in Abrede gestellt, aber bemerkt, daß sie dennoch zuweilen gewaltig an einander auffahren, was ihm sehr seltsam vorkam. Er meinte, es fehle zwar in Griechenland auch nicht an ärgerlichen Auftritten zwischen seinen Glaubensverwandten und den Katholiken, aber das habe doch einen Sinn; denn es seyen zwei Gegensätze, Rechtgläubigkeit und Irrglauben, und da sey ein innerer Zug, sich gegenseitig anzufeinden. Dagegen spreche es nicht für die Weisheit der Franken, wenn ihre Dytiki und Diamartyrumeni — Katholiken und Protestanten — ihres beiderseitigen, gleich verderblichen Wahnes willen die Tage, die ihnen Gott großmüthig geschenkt, einander sauer machen, denn im Grunde genommen, seyen doch Beide verloren und der Verdammniß verfallen. Zuweilen brachte er aber auch vom Markte freigeistige Ideen mit. „Ach, was wissen die Pappades!" rief er dann aus; „die Wenigsten können ja die heilige Schrift lesen, und wer sollte ihnen glauben, was sie so auswendig herplappern! Wir sind doch alle Brüder, die Orthodoxen, die Dytiki und die Diamartyrumeni, und der, der uns erschaffen hat, hat uns auch orthodox, dytisch und diamartyrumenisch werden lassen, und er wird schon wissen, warum er es gethan hat. Ich wenigstens glaube einmal, im Himmel kommen wir noch Alle zusammen." — Ich hörte ihm gerne zu, wenn er so philosophirte, mischte mich aber nicht viel ein, denn ich war selbst nicht mit mir im Reinen, sollte ich, was allerdings meiner Eigenliebe schmeichelte, diesem Indifferentismus zulächeln, der mich doch noch für himmelsfähig gelten ließ, oder sollte ich, was für seine Gewissensruhe gerathener schien, seiner Orthodoxie beispringen, wobei ich mich denn freilich als Verdammten geben mußte. Ja, ich hatte um so weniger Veranlassung zu einer solchen Einmischung, als ich den Tag über gleiche Achtung in seinen persönlichen Beziehungen und gleiche Aufmerksamkeit in seinen dienstlichen

* Bekanntlich finden sich auf den Inseln Naxos, Syra, Santorin und Tinos viele, seit dem Mittelalter dort ansäßige, aus Frankreich und Italien stammende katholische Familien.

Verrichtungen wahrnahm, er mochte nun in der Frühe orthodox oder Indifferentist gewesen seyn.

Von Religion gingen wir nicht selten auf Politik über. Bei solchen Gelegenheiten ließ ich ihn, so gut ich's vermochte, in das innere Leben unserer so kunstreich ausgebildeten Staatskörper schauen, aber mit wenigem Erfolge — sein Blick war zu stumpf für diese Feinheiten. Dagegen forschte er in scharfsinnigen Fragen nach der Größe und der Macht der deutschen Nation, und als ich ihm sagte, wir seyen zahlreicher als irgend ein anderes fränkisches Volk, so wunderte er sich, daß er vor des Königs Ankunft so gar nichts von uns gehört habe, während doch von den Franzosen und Inglesern alle Welt voll sey. Darauf erwiderte ich: in frühern Zeiten hätten wir wohl auch von uns reden gemacht, nur sey es etwas lange her, und zur Bestätigung erzählte ich ihm einige alte Geschichten aus den schönen Tagen des deutschen Reichs, die ihn wieder mit unserm gegenwärtigen Zustande aussöhnten. Wenn ich ihm aber die Schönheit des deutschen Landes schilderte, unsere blühenden Gauen, unsere breiten Ströme und die großen, prächtigen Städte, die sich darin spiegeln, und wenn ich ihn dann in gutmüthigem Scherze aufmerksam machte, wie weit sein Vaterland noch hinter uns zurück stehe, dann konnte er recht hitzig werden. Dann fing er an, mit erhobener Stimme und mit ausdrucksvollem Gebärdenspiel zu sprechen, und sagte: „Wie können eure Fluren unter dem kalten Himmel, den ihr habt, blühender und reicher seyn als die unsrigen, die Gott mit dem Schönsten versehen, was er in's Paradies gepflanzt, und die er von so warmer, kräftiger Sonne bescheinen läßt! Und was ist all das Gewässer eurer Ströme gegen die herrliche Meeresfluth, die Griechenland umspült und seine Schiffe in alle Weltgegenden trägt! Und wenn in wenigen Jahrzehnten Athen, Korinth, Theben und Sparta aus ihren Ruinen erstanden sind, dann werden wir Städte haben, die die Pracht der abendländischen weit überstrahlen." Seine Beredsamkeit strömte in dieser Weise schrankenlos dahin, wenn es galt, die von der nächsten Zukunft erwartete Blüthe, Größe und Macht seines Vaterlandes heranzuziehen, und wenn ich dann neckend sprach: „Hm, das braucht Jahrhunderte, lieber Jorgi, und ihr seyd auch gar noch nicht die Leute dazu," dann schlug er sich auf die Brust und sagte: „wir sind Hellenen!" und ging stolz hinaus, um seine Hemden zu flicken.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Dort rechts aus dem Walde starrt eine Mauerzacke, grau, verwittert; das Gestrüpp hat sie lustig erstiegen, und man weiß nicht gleich, ist es der nakte Rückgrat des Gebirgs oder der Trümmer eines Raubnests, worauf die Birken ihre grünen Banner schwingen: es ist eine namenlose Burg, die wohl einstens Rudolph von Habsburg, „das lebendige Gesetz," gebrochen. Aber die Höhe zur Linken krönt eine stattlichere Ruine, von frischerem Bruch; drei Thürme und ein halber, Giebelwände und Söller, Graben und Bastionen, und vom Bergrücken herüber schwingt sich über die Kluft eine saubere Brücke und der beste Thurm trägt ein lustiges Zeltdach. Es ist die Burg der weiland Herrn von und zu, in der Form, wie sie die sengenden und brennenden Bauern, die großen Landschaftsdekorateurs und Vorarbeiter des pittoresken Deutschlands, hergestellt. Sie war ihrer Zeit der Schreck der guten Bürger im Städtchen und der Popanz, den sie ihren unartigen Kindern am Horizonte zeigten; jezt ist es ein Wallfahrtsort für die schöne Welt an lustigen Frühlings- und Herbstfeiertagen, wo man im Grünen ißt und trinkt und Pfänder spielt, und das Echo, das einst rauh die Hornstöße des Thürmers wiedergab, mit dem Jubel vierstimmiger Lieder weckt. Das Gemäuer mit seinen blinden Fensterlöchern, Gängen, Gewölben, Erkern und Verließen dient dem gebildeten Frauenzimmer umher bei seiner romantischen Lektüre als Canevas für die Weberin Phantasie, und im verwachsenen Zwinger, wo längst kein Reisiger mehr flucht und keine Waffen mehr klirren, wird die öde Stille lieblich gebrochen, wenn Küsse und Liebesschwüre durch das Hollundergebüsch rauschen.

Ich hatte endlich die lezte Höhe erstiegen, zu deren Füßen die Stadt ausgebreitet vor mir lag. — Hier mußte Merian stehen, wollte er die gute Reichsbürgerin in seiner Weise abkonterfeien, welche alle markanten Punkte im Antlitz einer Stadt so augenfällig hervortreten läßt und durch beigesezte Ziffern, die auf das Memorabilienverzeichniß unten verweisen, den Beschauer auf's freundlichste orientirt. Die Kunstprüderie unserer Zeit duldet einerseits nur kokette malerische Prospekte der Städte, wobei sie die Bezifferung als eine Kinderei verwirft, anderseits kalte, geometrisch wahre Grundrisse, deren Ziffern dem Unbekannten gar nichts sagen. Auch die anspruchsvollen Panoramen aus der Vogelperspektive, wie sie in neuester Zeit Mode werden, sind weit entfernt, das Eingeweide der Städte so blos zu legen und dem Neugierigen so deutliche Bilder der hervorstehenden Punkte zu geben, wie jene bequeme Meriansche Manier, welche keck Grundriß und Prospekt vereinigt, den Archipelagus der Häuserinseln mit ihrem ganzen Relief nachlässig hinwirft und mit frei eingestandenen geometrischen Sünden die größte Anschaulichkeit erkauft. Wie plastisch, und propter honorem in übernatürlichen Verhältnissen sind Kirchen und Klöster, Rathhäuser und Paläste hingestellt,

wie klar schlängelt sich der Mäander der Straßen, wie tüchtig und übersichtlich schließt die bethürmte Mauer rings die rührige kleine Welt des viellammerigen Menschennestes ab, und wie bequem zieht die Einbildungskraft mit dem eilenden Reiter auf dem schweren deutschen Roß, der als ständige Staffage dient, über die Zugbrücke und unter dem Fallgatter der gewölbten Thore in das nie gesehene Weichbild! Ich gestehe es, diese so einfältigen, aber so lebendigen Bilder, diese feindlichen Läger vor den Städten mit ihren diminutiven Zelten und dem riesigen Geschützpark, diese naiven Nachweisungen, wie: Bresche, durch die die Schwedischen die Stadt erstiegen, oder: Haus, wo der große Brand ausgekommen, haben für mich von jeher mächtigen Reiz und die Gewalt gehabt, mich auf's Lebendigste in die betreffenden Zeiten zu versetzen, ihre bedeutenden Gestalten an mir vorüberzuführen und ihre eigenthümlichen Laute zu wecken.

Doch zurück zum Prospekt meines Städtchens. Es ist früh am Tage; noch steigt der Nebel mit den krächzenden Dohlen um die Thurmspitzen, und fast jedem jähen Giebel entwindet sich kräuselnd die Frühstücksrauchsäule. Am neblichen Herbstmorgen schläft es sich so süß, und es ist auch, als hätte sich die Stadt eben erst den Schlaf aus den Augen gerieben; noch erscheint die Matrone in der schmutzigen Schlafmütze und dem ganzen, etwas saloppen Negligé und trinkt gemüthlich ihren Kaffee. Es ist nicht zu läugnen, sie blickte mich ziemlich nüchtern und abgeschmackt an, läge nicht für mein Auge der Duft massenhafter Vergangenheit auf dem zerstreuenden Vielerlei der Gegenwart, und diese wäre kahl, philisterhaft, ohne den Zauberschein der Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Juli.

Frankfurt und die Fremden.

Während man große Städte in der Regel im Winter besuchen muß, wenn man ihr eigenthümliches Lebenselement kennen lernen will, würde ich jedem Reisenden rathen, Frankfurt nur im Sommer in Augenschein zu nehmen. Seitdem diese Stadt das erinnerungsschwere Gewand ihrer Alterthümlichkeit gegen moderne Kleidung vertauscht hat, seitdem die grauen, mittelalterlichen, weltgeschichtlichen Gebäude den neuen, weißgetünchten, bedeutungslosen Häusern wichen, hat Frankfurt das Aussehen und den Charakter einer Badestadt angenommen. Der alte Dom, der Römer stehen wie ein Wrack, welches das Meer von dem öden Ufer hinwegzuspülen vergaß; ihre dunkle Romantik steht außer allem Zusammenhange mit der hellen Nüchternheit der übrigen Stadt. Frankfurt ist nicht mehr interessant durch sich selbst, sondern nur durch die Fremden, welche es durchziehen. Im Grunde war dieses von jeher das Loos dieser alten Stadt: die Kaiserkrönungen, die Kreistage, die Turniere, die Messen, die Bundesversammlung, immer waren es Fremde, die ihr Interesse verliehen; Frankfurt trägt seinen Charakter in seinem Namen, immer war es eine Furth, ein Uebergangspunkt, wo die Uebergänge von einer Zeit zur andern sich herausstellten. Als die Kaiserkrönungen aufhörten für Deutschland von Wichtigkeit zu seyn, da gebar Frankfurt Goethe, da gebar es Börne; die Anfänge neuer Zeitrechnungen gingen sehr oft daraus hervor. Frankfurt ist gewissermaßen das Kerbholz von Deutschland, worin die Zeit bei jeder neuen Periode einen Einschnitt machte. Wahrlich, seitdem der Römer seinen Einfluß auf die Geschichte verlor, hat Frankfurt ihn durch ein anderes Haus ersezt, das Haus Rothschild. Noch immer ist Frankfurt der Stapelplaz, noch immer die Poststation, wo die deutschen Zustände ihren Courierlauf beginnen; in der That, es ist ganz in der Ordnung, daß dieses Frankfurt der Siz des deutschen Oberpostamts ist.

Die Zahl der Fremden, die Frankfurt Sommers über besuchen, ist so außerordentlich, daß keine deutsche Stadt ähnliche Fremdenlisten aufzuweisen hat. Ist es nicht zum verwundern, daß unsere hungrigen Journale dieses Bergwerk so unbebaut lassen? Welche Masse interessanter Persönlichkeiten strömt da zusammen, welche Fülle merkwürdiger und reizender Anekdoten schwimmt da vorüber? Ich wohnte während meiner Durchreise in dem freundlichen, bequemen, neu eingerichteten Hôtel de Hollande und erlebte selbst ein interessantes Beispiel, welches für viele Zeitungen ein willkommenes Futter gewesen wäre. Vor dem Thore des erwähnten Hôtels hielt eines Abends ein Lohnkutscherwagen, der auf ungewöhnliche Weise bevölkert war. Ein Herr und eine Dame saßen im Fond, gegenüber eine andere weibliche Person, offenbar das Kammermädchen; auf dem Bocke saßen außer dem Kutscher noch zwei Bedienten. Einer der lezteren stieg ab, ließ den Wirth rufen und verlangte die besten Zimmer zu sehen. Nachdem ihm mehrere gezeigt worden, wählte er zwei davon, mit dem Bedeuten, daß diese wohl seinem „Prinzen" am besten gefallen dürften. Der Wirth schüttelte den Kopf; ein Prinz, der mit dem Lohnkutscher reist, mag auch nicht über viel Schäze zu gebieten haben. Wie erstaunte er aber, als er, nachdem er der Herrschaft das Fremdenbuch vorgelegt hatte, darin aufgezeichnet fand: „Der Prinz von Canino!" — Der Bruder des Mannes, dem die Welt zu klein schien, in einer Lohnkutsche reisend, durch jene Stadt, welche ein Wort Napoleons zur Hauptstadt eines Großherzogs erhob — in der That eine merkwürdige Laune! — Anekdoten ähnlicher Art erneuern sich in Frankfurt mit jedem Tage, und es wäre wünschenswerth, daß die dortigen Journale mehr Aufmerksamkeit dafür hätten. Das „Conversationsblatt" würde sich vielleicht sowohl wegen seines Titels als seiner Form am besten dazu eignen, obgleich man unpartheiisch gestehen muß, daß der Redakteur in Rücksicht der geringen Fonds, welche die Eigenthümer dieses Blattes dafür aussezen, höchst Anerkennungswerthes leistet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. August 1839.

I'll have that doctor for my bedfellow!
Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

Eine Erzählung von F. L. Bührlen.

Die Klänge der Kirchenglocken verhallten; die Andächtigen strömten aus der gothischen Halle des Doms. Mit den grauen, bemoosten Heiligen, die in den Spitzbogen des Haupteinganges übereinander thronten, kontrastirte der hellbunte Putz der Kirchengänger und so manches blühende Angesicht.

Eine Frau, hohen Wuchses, elegant gekleidet, den Dreißigen nahe stehend, schritt mit zwei Kindern an der Hand auch heraus. Ihr folgte ein junger Mann, etwa von gleichen Jahren mit der Dame, sie noch ein Weniges überragend, schlank, blühend, in wohlgewähltem schwarzem Anzuge. Er faßte den Knaben bei der Hand, das Mädchen hielt sich zur Mutter. — Diese kleine Gesellschaft wendet sich, während die Kirchengänger sich gegen die auf den Domplatz ausmündenden Straßen hinziehen, zu einem hohen Eckhause hin, bei welchem sie eintreten.

Ohne zu wissen warum, interessiren wir uns für diese Gruppe. Als Fremde reden wir einen dastehenden stattlichen Bürger an und fragen nach diesem Paar, das wir wieder ohne bewußten Grund für kein eheliches, und doch auch nicht für Geschwister halten. — Der Mann ist mittheilsam und, wie seine Mitbürger, zuweilen sogar redselig. Der gemeinsame Charakter ist, daß man dem Fremden, dem Gaste, die beste Meinung von der Gemeine und ihren Gliedern beibringen will.

Wir erfahren Folgendes: Die junge Frau ist seit ein paar Jahren Wittwe. Ihr seliger Gatte, der Justizrath F. starb in Folge eines Sturzes vom Pferde auf einer Geschäftsreise. Sie kann den würdigen, liebevollen Mann nicht vergessen. Ihr Begleiter und Rechtsbeistand ist der Consulent Grüner, ehemaliger Zögling ihres Gatten, dann Miethsmann, Hausgenosse, Hausfreund, und nun vermuthlicher künftiger zweiter Gatte der schönen Wittwe.

Was der freundliche Bürger uns gesagt, es bestätigt sich bei näherer Erkundigung. — Es fragt sich, welche Absicht, welches Geschäft uns in diese Stadt geführt hat; vielleicht ist uns der Rechtsmann gerade der rechte Mann. Haben wir etwa einen Anspruch, wollen wir ihn als das Rechte durchsetzen? aber das Recht, das förmliche, buchliche scheint uns im Stiche zu lassen. Consulent Grüner findet, wenn es irgend eine solche gibt, die uns helfende Gesetzstelle, denn er besitzt Rechtskunde und sein Gedächtniß ist treu und lebendig. — Oder ist vielleicht unsere Sache auf's Höchste verwickelt in sich selbst, durch Mangel der Behelfe, durch Schuld des Gegners, durch das Schwankende der gesetzlichen Bestimmungen? Grüner hat Rechtstakt, Rechtssinn. Er besitzt das Geschick, die Sache im kürzesten Ausdruck in's rechte Licht zu stellen, den Nagel, wie man sagt, auf den Kopf zu treffen. Dabei

kommen wir noch ohne große Kosten weg; denn seine gedrängte Darstellung füllt nicht, wie die so vieler seiner Genossen, durch Weitausholen und Umschweife eine Unzahl von Bogen. — Steht aber unsere Sache auf schlechten Rechtsfüßen, so wollen wir ihn nicht incommodiren, uns nicht prostituiren, denn sein Rechtsgefühl geht über Alles, seine Tugend überbietet noch sein Talent. — Es gibt freilich viele Fälle, wo jeder Theil einiges Recht wirklich oder anscheinend für sich hat, oder wo das förmliche Recht dem natürlichen Zwang anthut. Wo der Buchstabe tödtet, da übernimmt wohl auch ein gewissenhafter Anwalt die Sache der leidenden Partei. Wir wollen den Fall setzen, ein steinreicher, aber widersinniger oder schwacher Vetter habe uns arme Verwandte in seinem Testament übergangen, dagegen einen pfiffigen Erbschleicher eingesezt. Uns und der ganzen theilnehmenden Stadt blutet das Herz. Wir gehen zum Consulenten Grüner. Es wäre ja ein wahres Seelengaudium, wenn er ein zerstörliches Malulum an dem schmählichen Dokument fände. — Ist die Sache aber in aller Form Rechtens, wenn auch mit schlechtem Herzen vom Erblasser gemacht, so wird er keine Feder für uns anrühren. Seine Anerkennung der Heiligkeit, der Ewigkeit des Rechts ist unwandelbar. Er wird der Wahrhaftigkeit die Ehre geben, und wenn wir darüber verhungern müßten.

Wir haben den Mann kennen gelernt, und wenn er uns nun näher zu interessiren beginnt, so werden wir uns bald auch fragen, wie er es wohl in seinen eigenen Sachen zu halten pflege. Er dünkt uns zu besonnen und vorsichtig, als daß er durch seine Schuld in Verlegenheiten sollte gerathen können, die seinen festen Charakter stark auf die Probe stellen durften.

In dem geräumigen Hause der Justizrathswittwe wohnt noch eine entfernte Anverwandte ihres seligen Gatten, welche von ihr mit aller Liebe behandelt wird. Die bejahrte Person bedarf der Pflege, ja ein paar Schlaganfälle, die sie gehabt, machen eine beständige Aufsicht wünschenswerth. Da hat sie denn zu einem Mädchen, auch einem Zweige des Familienstammes entsprossen, Vertrauen gewonnen, das zuerst neben einer Dienstmagd, seit ein paar Jahren aber, weil das Kind groß und stark und verständig geworden, die Besorgung allein übernommen. Man wurde eines grämlichen Dienstboten los und ersparte einen Liedlohn. Dafür konnte die Alte an eine bessere Ausstattung des schmuck herangewachsenen Bäschens denken, welches, bei aller bescheidenen Verschämtheit, doch fast aus seiner ganzen Garderobe sich hinaus entwickelt zu sehen, schmerzlich zu fühlen begann. Nicht nur sich, sondern dem ganzen Hause erschien sie, als nun ein hübsches, passendes Gewand ihren Wuchs vortheilhaft zeigte und die Formen der Jungfrau in sittsamer Umhüllung ahnen ließ, als eine gleichsam über Nacht erblühte Rose. Sie schien wenigstens ein Jahr übersprungen zu haben, und alle Hausgenossen fühlten sich von selbst bewogen, einen andern Ton gegen Mariannen anzunehmen.

Die Justizräthin war eine junonische Gestalt, wenn man von einigen Zügen und Umrissen wegsah, eine Schönheit, aber, wie sich das oft trifft, von Temperament etwas kalt, als hätte die Natur alle ihre Kraft auf die Ausbildung der Gestalt verwendet, und müßte auch der Verstand die Aufrechthaltung der edeln Form fortwährend bewachen helfen, und allen Gemüthsbewegungen, namentlich den zum männlichen Geschlechte sich hinneigenden Gefühlen möglichst steuern. Der Friedens- und Kriegsvogt Grüner gefiel der Frau allerdings; sie mochte sich denselben wohl als Freund und Hausvogt, den Hausgenossen endlich auch als Ehegenossen denken. Das Bild war ihr, wenn sie die Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft reiflich und vielseitig überlegte, nicht zuwider.

Der junge Mann merkte dies wohl; und wenn er sich abfragte, wenn er, freilich mehr mit dem Verstand als mit dem Gefühl, seine Ansprüche an's Leben, seine Wünsche und Hoffnungen durchlief, so mußte er sich gestehen, daß er eine nähere Verbindung mit der schönen Frau, mit der geachteten Familie derselben nicht von sich weisen, ja, daß er sie für ein Glück, was die Welt so nannte, und wohl auch im innern Sinne zu halten gedrungen sey. — Mit einiger Wehmuth dachte er, wie zu guter Lezt, an eine Reihe reizender Mädchen, an liebliche Bezüge, die er bisher als anziehende Probleme, zur möglichen Auflösung im glücklichen Fall, im Herzen gehegt, an allerliebste Begegnungen da und dort in Gesellschaft, an Vergnügungsorten, bei ergötzlichen gemeinsamen Ausflügen nach romantischen Zielen. — Dieses Blickewechseln, Kosen, Scherzen, diese verstohlenen Freuden, im Flug erhaschten unschuldigen Genüsse mußten dann freilich schwinden. Er sah sich an der Seite, in dem unausgesezten Umgange der gehaltenen, edelgestrengen, fürsichtigen Frau, und blieb noch ein wenig unentschieden, obwohl er sich kaum verbergen konnte, wie sich die Verhältnisse von außen und innen allgemach immer enger, inniger zusammenwoben, wie Reden und Darbietungen auf eine symbolische Weise und als eine Art Blumensprache täglich vernehmlicher ausdrückten, was er erwarten durfte, was man von ihm erwarte, kurz, wie die Maschen des Netzes sich stündlich immer fester und fester um seine freie Person zusammenzogen. — Mußte er sich deshalb schon im Besuche von Gesellschaften, im Kommen und Gehen, in seinen Interessen überhaupt einigen Zwang anthun, ja seinen Reden eine sachgemäße Richtung geben, so war sein Gemüth auf gefährlichem Wege, sich, wie dies so die Art oder Unart des Menschenherzens ist, an eine andere Weise ein wenig zu entschädigen.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Sieh hier auf dem runden, ringsum freien Hügel dicht an der Landstraße das helle Landhäuschen, von Reben umsponnen! Schwermüthig hängt das fahle, dürre Laub um die Spaliere, und albern lustig, eine spießbürgerliche Parodie der Natur, blickt das Grün der Fensterladen und Staketen dazwischen hervor. Hier, oder nirgends, auf diesem beherrschenden Flecke stand einst das Hochgericht, und dieselbe Luft, welche die bunten Wetterfähnchen auf dem Dache des Tusculums dreht, spielte mit dem gebleichten Gebein der Kindsmörderin oder des Landläufers, den der hohe Rath seinem Beschützer, dem Ritter dort druben, zum Trotz, an den lichten Galgen gehängt. Welcher Bürger hatte den Muth, an diesem Ort des Entsetzens seine Laren am ländlichen Herde aufzustellen? Ist es nicht gar der alte Scharfrichter selbst, so kann es nur der Apotheker seyn. Die Individuen dieses Standes haben sehr häufig etwas Extremes im Charakter. Der Apotheker ist zuweilen fromm, und dann auch sehr fromm, aber meistens befindet er sich im Vortrab des Rationalismus und geht am weitesten, wenn der Pfarrer im Casino geschraubt wird. Seine seicht in's Breite ergossene Wissenschaft führt ihn leicht zu analoger Weltansicht; wenn der Duft der Droguen aller Welttheile sein Hirn etwas angreift, so wird er dadurch nur zum Schwärmer im Materialismus, und die Verschiedenheit der Gesinnung, in der er meist dem Arzte gegenüber steht, ist für Beide und ihre Stellung zum Leben und zum Tode sehr charakteristisch. Der Apotheker fürchtet den Teufel nicht, wenigstens so lange es Tag ist; sein Landhaus auf dem Galgenberge ist ja auch nur zur Tageslust, und was verschlägt es ihm, ob um Mitternacht das lustige Gesindel um das Gespenst der verschwundenen Radspindel tanzt? Jedenfalls aber ist der Galgen poetischer als das Philistersabinum, schon aus dem einfachen Grunde, weil jener nicht mehr da ist.

Dort auf dem sanft abhängigen Felde am Saume des Gehölzes sind nach einander in verschiedenen Zeitaltern der böse Graf oder Herzog des Gaus, der Spanier, der Schwede, der Franzose unheimlich mit ihrer Wagenburg aufgezogen. In ihren besten Jahren spie da die Stadt die Haufen ihrer handfesten Bürger aus, und sie richteten wohl den Belagerer so zu, daß ihm die Lust zum Wiederkommen verging, und hingen den Sturmbock, den er im Stiche gelassen, als Trophäe vor dem Rathhause auf. Aber mit der Zeit und der Freiheit schlimmstem Feinde, dem Schießpulver, wurden der wackern, blutigen Ausfälle immer wenigere, und dafür entließ das Thor nur Züge gebeugter Männer, die baarhaupt dem Dränger die Schlüssel zu Füßen legten, bis zu allerlezt mit Moreau oder Jourdan, um die unerschwingliche Contribution gehandelt werden mußte. Wie viel Noth des gemeinen Wesens haben die alten, grauen Häuser dort gesehen, die um die Kirche her einander über die Schultern blicken und mit den sorgenschweren Köpfen zu wackeln scheinen! wie mancher Todesschreck, wenn der metallene Thurmwächter über ihnen in sein gellendes Jammergeschrei ausbrach, wie manche Plünderung und Brandschatzung hat die ehrwürdigen Häupter gebeugt und die Furchen des Grams in die hohen Stirnen gezogen!

Ganz stattlich hebt sich die Hauptkirche als Kern des Häusergewimmels, das sich wie hulfsbedürftig um sie drängt. Man sieht, die fromme Stadt hat wohl ein halbes Jahrhundert daran gebaut, und doch erst im erkalteten Style, der massenhafter, und just darum leichtfertiger, die ganze reiche, aufstrebende Steinvegetation einer frühern Zeit mit ein paar Schnörkeln nüchtern auszieht, und wobei nur noch sporadische Gottseligkeit ex voto ein Portal oder eine Kapelle üppiger umrankt. Mit dem Thurme aber ist Senatus Populusque zur Reformation gar nicht fertig geworden: er zeigt in seiner Gestalt denselben Hiatus, wie die damalige Welt zu seinen Fußen in ihrer Bildung. Das massive Prisma bricht just da ab, wo es sich verjüngen wollte, und der expedite Thurmschluß mit seinen glasirten Ziegeln, ein Werk des Kirchenrathes, in dem die Prediger der neuen Lehre saßen, ist gemein und platt, so lang und spitz er auch, die beabsichtigte Höhe überragend, in den Himmel schießt.

Hinten an der Stadtmauer, im ansehnlichen Klostergebäude, das jezt ein Speicher seyn mag oder eine Brauerei, hauste einst ein Convent eines der Orden, die nicht, der wilden Biene gleich, in Oede und Einsamkeit bauten, sondern gesellig, wie die Hausbiene, sich an der Menschen Wohnungen hingen und unermüdet Wachs und Honig ganz fertig in ihre Stöcke trugen. Ihr einfach zierliches Gotteshaus ist jezt die Sommerkirche, wo die Väter der Stadt in den Chorstühlen der alten Franciskaner die Ausfälle des Nachmittagspredigers gegen den Rationalismus seines ältern Collegen und seine Drohungen mit Gottes Gericht verschlafen.

Das Städtchen selbst, ein wirrer Häuserklumpen mit starrenden Giebeln und altergrauen Dächern gleicht in seinem kleinen Mauerringe der höckerichten Frucht, welche überreif ihre Kapsel gesprengt und eine Anzahl ihrer Körner ergossen: die Mauer kann die Häuser nicht mehr fassen, und sie ist aus einem schützenden und hegenden Organ eine todte, nur störende Hülle geworden. — Wie behaglich, wie heimlich und sicher fühlte sich das kleine Gemeinwesen hinter seinen Bollwerken, da sie noch,

mit Waffen bespikt, und gleichsam beseelt vom Muthe der Bürger und mit ihrem Blute bespritzt, den tüchtigen, nothwendigen Abschluß gegen eine ganze feindliche Welt bildeten. Aber sie waren nicht gebaut für das furchtbare Werkzeug, die Kanone, weder sie zu tragen, noch ihr zu stehen; und so wurden aus den Schießscharten dort der Bolz und die Steinkugel mit freudigem Muthe geschleudert, aber schon als die Hackenbüchse auf der Ringmauer erschien, kam die Zuversicht in's Sinken, und die Verzagtheit wuchs riesengroß. Bald war die Wehr der Stadt nur noch ein Nothdamm gegen eine plötzlich daherströmende Fluth, die ihn rasch überstieg, goß man nicht, wie man mit Oel die Meereswogen sänftigt, eine Tonne Goldes in das tobende Element. — Den Thorthurm, unter dessen Gewölbe einst der Bürger in Küraß und Pickelhaube die ernste Wache hielt, wo zur Zeit der Regensburgerei der invalide Kreissoldat mit der Patrontasche im Schooß Schildwache saß, hat der Geist des Jahrhunderts abgetragen, und im freien, sonnigen Durchgange lungert jezt der Bettelvogt, das lebende Symbol der dem Magistrate verbliebenen Amtsgewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortsetzung.)

Richard Savage.

Seit dem Beginne des Monats Juni hat ein Wechsel der Direktion bei dem hiesigen Theater stattgefunden; die Herren Malß, Regisseur Meck und Kapellmeister Guhr haben dasselbe übernommen. Man erwartet im Publikum von dem Eifer dieser drei ehrenwerthen Männer viel Gutes, und die Auspizien, unter welchen sie begannen, sind in der That sehr glücklich. Das Gastspiel des talentreichen Herrn Döring vom Stuttgarter Hoftheater füllt die Häuser troz der drückenden Hitze. Zudem hat die Direktion einen glücklichen Wurf gethan durch die Aufführung des in mehreren Journalen rühmlich erwähnten Trauerspiels „Richard Savage" von Leonhard Falk (Karl Gutzkow). Bei der Stagnation unserer jezigen dramatischen Poesie, muß wohl jeder neu auftauchende Namen unsere Aufmerksamkeit und Hoffnung auf sich ziehen, um wie viel mehr, wenn ein Schriftsteller, wie Gutzkow, plözlich in voller Rüstung in die Schranken sprengt. Es stand zu erwarten, daß Gutzkow nicht ein dialogisirtes Stück Chronik oder eine scenirte Biographie irgend einer markirten Effektmaske uns auftischen würde, und in der That, wir haben uns nicht getäuscht. Gutzkow scheint von der höhern Idee durchdrungen zu seyn, daß ein historisches Drama diesen bedeutungsvollen Namen nur dann verdient, wenn der Dichter uns wie die Zauberschwestern im Macbeth einen Spiegel vorhält, worin wir die Gegenwart im Rahmen der Vergangenheit wiederschauen. Richard Savage ist von dem Dichter als ein Phantasiebild und nicht als historische Person behandelt worden: aber der leise historische Hintergrund war für ihn mahnend genug, um der großen Aufgabe eines historischen Dramas eingedenk zu seyn, und somit ordnete er selbst diesen leisen Hintergrund so bedeutsam, daß er wirklich die Zustände unserer Gegenwart abspiegelt. Es ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, zu jener Zeit, als die geistigen Richtungen Englands eben so wie jezt die unsrigen in einer Uebergangsepoche begriffen waren, als Richard Steele in Gemeinschaft mit Swift, Addison, Pope ꝛc. die allerersten Journale „the Tatler" und „the Spectator" gründete, und die Schriftsteller ihren Einfluß auf das Leben zu fühlen begannen und die Macht des öffentlichen Wortes sie mit Selbstbewußtseyn erfüllte. Beim Aufrollen des Vorhangs befinden wir uns in dem Gemach der jugendlichen Schauspielerin Miß Ellison, die mit Richard Steele sich von ihrem gemeinschaftlichen Freunde Savage unterhält. Richard Savage ist der Lieblingsdichter jener Epoche; seine Dramen werden in Drurylane mit Beifall überschüttet, indeß der junge Dichter nicht selten der bittersten Armuth, worin seine excentrischen Launen und Ausschweifungen ihn stürzen, preisgegeben ist, um so mehr, da er elternlos, ein Findelkind ist. Seit mehreren Tagen haben die Freunde Savage nicht gesehen; er trägt sich mit der Idee, seiner Mutter auf der Spur zu seyn, die eine Dame aus den höchsten Ständen seyn soll. Aber Savage, der jezt in's Zimmer stürzt, verkündet außer sich seinen Freunden, daß es keine leere Idee sey, sein Glück habe keine Gränzen; hier die Familienpapiere widerlegen jeden Zweifel — er ist der natürliche Sohn der Lady Macclesfield. Er ward als Kind heimlich armen Handwerksleuten zur Wartung übergeben, aber die Mutter hat seine Spur verloren und beweint ihn längst als todt. Wie wird sie jubeln, wenn er vor die Kinderlose hintritt und ihr zuruft: Ich bin dein Sohn! Zwar will Steele an diesen Jubel nicht glauben, der Ruf nennt die Lady Macclesfield eine stolze Dame, eine Frau von Temperament, die weit mehr Neigung hat, die Liebhaberin, als die Mutter zu spielen; aber Savage will nichts davon hören, seine Freude bringt ihn außer sich, seine Schwärmerei kennt keine Grenze. Auch ist er ja nicht ein armes Findelkind, dessen seine Mutter sich schämen müßte, er bringt der stolzen Frau auch ein kleines Geschenk in's Haus: seinen Ruhm: — Im Palaste der Lady, in welchen uns nun der Dichter führt, finden wir diese eben nicht günstig vorbereitet auf die große Nachricht, die sie bald empfangen soll; ihr Schwager ist eben bei ihr, ein roher, habsüchtiger Spieler, der wegen der Erbschaft ihres verstorbenen Mannes ihr bitterster Feind ist und nichts unterläßt, was sie quälen kann. Er hat so eben mit giftigem Witze ihre zahlreichen Liebesverhältnisse verhöhnt und sogar des Knaben erwähnt, den sie einst ihrem Gatten verheimlichen mußte. Die Lady ist empört. In diesem Augenblicke wird Savage gemeldet; er tritt ein, Freude, Hoffnung, Furcht, Begeisterung, Schüchternheit drängen sich in seiner jungen Seele. Kaum vermag er zu sprechen. Die Lady fragt um seinen Namen. Ich heiße Savage, sagt er mit einiger Zuversicht. Der Arme! um eine Hoffnung ist er schon betrogen, sie kennt den Namen nicht. Die aristokratisch stolze Frau liebt die Poeten nicht. Doch als er nicht länger mehr an sich halten kann und das Geheimniß seiner Geburt ihr in kurzen feurigen Worten entdeckt, da fährt sie entsezt zurück. „Betrüger!" schreit sie auf und ruft die Domestiken herbei: „daß mir dieser Mensch nie mehr vor die Augen kommt!" Savage stürzt vernichtet nieder. — Diese Exposition ist gewiß sehr gut und läßt uns mit Ungeduld dem Verlauf der Handlung entgegen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. August 1839.

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

Schiller.

Historische Phantasien.

(Fortsezung.)

Nach der Verödung durch den dreißigjährigen Krieg wucherte die decimirte Menschheit schnell und üppig auf. Es war nach jener lezten grausigen Ernte, als hätte der Wurgengel sein großes zweihändiges Schwert auf immer niedergelegt, mit dem er bisher blindlings oft ganze Striche entvölkert. Er brachte fortan Berechnung und System in sein Werk der Vertilgung, fast wie ein kluger Forstmann, der sich die Aufgabe stellt, möglichst viel zugleich zu schlagen und nachzuziehen. Im Großen wurden jezt die Menschenschläge fast nur noch in geordneten Bataillen vorgenommen und das muthwillige Verderben der Plantage unterlassen, so daß der Nachwuchs lustig gedieh und überall die Städte sich dehnten. Da schwoll auch in unserm Städtchen die Bevölkerung und brandete an die engende Befestigung. Erst erkletterten die Häuser auf allen Seiten die Ringmauer und blieben rücklings da auf sizen, mit verdrehten Hälsen sehnsüchtige Blicke in's Freie werfend; bald aber sprangen andere völlig hinaus, Keime der kleinen Vorstädte, welche Thal auf- und abwärts die Landstraße säumen.

Die bittern Thränen, welche den guten Bürgern der Verlust dessen, was sie ihre Freiheit nannten, ausgepreßt, waren bald getrocknet, oder vielmehr, sie stockten plözlich im Entsezen über Bonapartes gräßliches Gestirn, das den deutschen Himmel blutroth malte und die Deutschen aus dem engen Patriotismus herausschreckte, der bis zur Mühle, zum Wartthurm oder dem Galgenberg reichte. In der allgemeinen Noth, der gemeinsamen Schmach entsprang aus dem Gefühle gemeinschaftlicher Demüthigung der Gedanke an die Möglichkeit gemeinsamer Ehre und eines würdigeren Glücks und einer vernünftigeren Würde, als wie Privilegien sie ertheilten, welche der Adler längst nicht mehr schüzte, so grimmig er auch Zunge und Krallen ausstreckte. Als das Kriegsgewitter schwieg und die Sonne der neuen Zeit aus den Wolken brach, da war auch das Städtchen wie neu geboren; das junge Geschlecht vergaß über der gewonnenen deutschen Freiheit die verlorene reichsbürgerliche, und nur der Zopf des Altbürgermeisters wies, bebend vor Wehmuth, in die gute alte Zeit zurück.

Die Stadt begriff ihre neue Mission als ganz kleiner Juwel in einer ganz kleinen Krone. Wohl hielt sie an der altväterlichen Stüze ihres Daseyns fest, am Pfluge, von dem noch in den lezten Zeiten des Reichs ihre Consuln eilends abberufen worden, wenn der Boden der Republik mit einem feindlichen Einfall vom Vieh des

benachbarten Edelmanns bedroht war. Sie blieb dem Landbau treu, der das Land ringsum zu einer bunten Musterkarte macht. Aber sie griff jezt daneben zum Friedensschwert im Kampfe, zu welchem die Industrie Alle gegen Alle bewaffnet; sie fühlte es, sie mußte sich dazu frei rühren und bewegen können, aber noch hingen die Bastionen wie Hand- und Fußschellen an ihren Gliedern. Was einst der Stolz und das Palladium der Bürgerschaft war, hatte sich zur Thorheit und zum unleidlichen Aergerniß verkehrt; was von einem jugendlichen Geschlechte im Namen der Freiheit gethürmt worden, war bei veränderter geistiger Strömung eine Fessel einer andern Freiheit, und so begann die förmliche Belagerung der Mauer von innen heraus. Geraume Zeit und nicht ohne Erfolg wurden die Stürmenden mit den Argumenten der Achtung vor dem Werk der Väter, der Sicherheit und der einträglichen Thorsperre beschossen; aber der Drang nach Luft und Licht war überwältigend, und er drückte dort, vielleicht am selben Fleck, wo im schmalkaldischen Krieg der Spanier die Stadt erstiegen, die breite Bresche heraus, welche das Schicksal der ganzen Ummaurung verkündet. Der Genius des Gewerbfleißes und Handels, mit dem muntern Kranze über den ernsten Zügen, springt aus der Sturmlucke und nimmt im Namen der neuen Zeit und ihrer Bedürfnisse Besitz von Zwinger und Glacis, von Baum- und Kuchengarten. Die Vorstadt steigt lustig aus dem Boden und läuft eilenden Schritts auf das kleine Gotteshaus in campis zu, wo einst die bedächtig wandelnden Väter der Stadt auf ihrem Erholungsgange umkehrten.

Wo die freundlichen, nur etwas nüchternen und monotonen Häuser mit den rothen, stumpfwinkligten Dächern sich nach der Schnur reihen und die hellen Scheiben ihrer dichtgedrängten Fenster zu mir heraufleuchten, hier greift die Stadt mit ihren kleinen Händen in das mächtige industrielle Schwungrad der Gegenwart, einer Zeit, welche Alles so ziemlich gleich gemacht hat, Menschen und Städte, und wo jeder die Arme rühren muß, der sich über dem Wasser halten will. Hier, in der nobeln Neustadt, bläht sich auch der Luxus und die Eleganz des Tages, deren Traditionen aus der großen Welt in diesen ihren Winkel gerade noch vernehmlich genug herüberhallen, um mißverstanden zu werden. Aber dort im alten, grauen, löcherigten Wespennest, in den krummen, dumpfen, dunkeln Gassen brütet in stockender Luft die Vergangenheit, dort klammert sich das ärmliche Gewerbe mit ängstlichen Händen an die Ueberlieferung, dort sind die Figuren zu Hause, die, wenn sie die glänzende Residenz besuchen, mit Sprache und Haltung dem lachenden eleganten Dünkel einen willkommenen Maßstab geben, wie weit es doch in allem Feinen und Schönen die gebildete Welt gebracht.

Die tausendjährige Wurzel des Orts, in der in verholzten Kanälen der Lebenssaft langsam kreist, haftet im formlosen Weichbilde; aber draußen, wo die Stadt pocht und sägt, spinnt und webt, gerbt und färbt, rauscht niedrig zwar, aber munter belaubt, der Wipfel, und seine Blüthen umschwärmen Hunderte geschäftiger Geschöpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Marianne begegnete Grüners Blicken oft. Er bemerkte mit Wohlgefallen die überraschend schnelle Entwicklung der jugendlichen Gestalt, wie ihr kindisches Wesen sich weiblich verschönerte, ihre kindischen Nachlässigkeiten sich zum Anstande läuterten und regelten, ihr Blick sprechender, leuchtender wurde.

Sie hielt zwar, mit dem Auge des Malers, des Bildners betrachtet, keine Vergleichung mit der hehren Justizräthin aus; aber sie war eine Jungfrau, sie hatte den Zauber der Entfaltung, das Erwachen zu Gefühlen, das Erblühen der Einbildungskraft, die Flügelschläge jugendlicher Phantasie, die Naivetät der noch schüchternen Rede für sich. War sie nicht gebildet, so erschien sie bildsam, nach Bildung ringend, in verschwiegener Hoffnung, hiedurch eines bessern jungen Mannes würdig zu werden, als ihre Herkunft, ihre Vermögensverhältnisse außerdem erwarten ließen.

Die Gatten sogenannter schönen Frauen, und wohl auch schon ihre Verehrer sind, wie man bemerken will, durch untergeordnete weibliche Vorzüge, durch einzelne Reize und gefällige körperliche Eigenschaften, namentlich wenn sie durch einige Grazie, Anmuth, Naivetät, fröhliche Laune, Schalkhaftigkeit unterstützt werden, leichter verwundbar als andere unseres Geschlechts. — Die regelmäßige, in sich vollendete und fertige Form nimmt der Phantasie des Mannes den Schwung, und so dauerhaft, so gepflegt jene auch seyn mag, der Besitzer einer solchen verkörperten Vollkommenheit denkt unwillkührlich an das Erbleichen, Verfallen der köstlichen Blume, an den allmählichen Fall der Blätter. — Was ließe sich über dieses Kapitel nicht Alles sagen? Wollen wir dem Bekenntniß eines freimüthigen Weltmannes recht geben: der Mann ist ein geborner Ungetreuer?

Wohl der Frau, die in gewissen Jahren sich ihrer Schönheit, während wir sie noch anerkennen, nicht mehr mit vortretendem Bewußtseyn erfreuen will, bei deren Werth die äußere Wohlgestalt mit ihren übrigen guten

Eigenschaften nur als eine erwünschte Zugabe in ihrer und unserer Schätzung mitwiegt. Sie mag ihre unsterbliche Jugend sorgfältig fortkultiviren und sich der Dauer der oft so flüchtigen Schicksalsgunst in stiller Demuth erfreuen; wie denn auch unser Geschlecht in solchen Fällen seine Huldigung gern einer Seele darbringt, die mit ihrem Körper keinen Anspruch mehr zu machen scheint. Der fühlende Mann versezt sie in die Tage ihrer Jugendblüthe zurück; ja der noch Sinnigere findet vielleicht mit kunstgebildetem Blicke, daß aus den Zügen der Gattin, der Mutter eine Schönheit leuchtet, die nur die Jahre, die ernsten Pflichten, die dauernde Liebe geben konnten, die selbst die mütterlichen Sorgen nur veredeln halfen. Hat sich das Weib der Treue des Gatten durch ihren Gesammtwerth recht versichert, so schwinden Beiden die Jahre dahin, ohne daß ihnen wehmüthige Seufzer über das „Gewesen" aufsteigen.

Der Consulent grüßte Mariannen bei jeder Begegnung freundlicher, wechselte anfänglich tändelnde, scherzende, dann herzliche Worte mit ihr. Er besaß die Gabe, in den Gedanken- und Gefühlskreis der Jungen und Alten einzugeben. In seiner Praxis kam sie ihm vorzüglich bei seinen Clienten zu Statten. Sonst im Leben bewirkte seine Leutseligkeit, daß ihm jedes Herz bald entgegenkam. Mariannens Gesinnung gegen ihn ging von der Hochachtung, die sie seinem Stande, seiner Bildung, dem Unterschied der Jahre schuldig war, durch sein heiteres, freundliches Bezeugen gegen sie in eine wachsende Zuneigung über. Mit wonniglichem Behagen mochte sie an die Tage zurückdenken, wo sie noch schüchtern, ehrerbietig an dem ernstern Hausgenossen vorüberging. Wie stand es in der Gegenwart doch so viel anders, viel lieblicher! — So schlang sich denn auch dieses bedenkliche Gewebe von Tag zu Tage fort. — Noch war er nicht zu der Vertraulichkeit mit dem Mädchen gekommen, die ihm erlaubt hätte, auch nur ihre Hand, ihre Schulter zu berühren. Aber die Gelegenheit, zufällig oder von einem Theil, von beiden gesucht, ist kupplerisch.

Das Haus der Justizräthin, hochgelegen, hochgebaut, hatte ein Lugthürmchen auf seinem Dachgiebel. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, die Sonne nahe am Untergang; Grüners Geschäft hatte ihn länger festgehalten, als ihm, dem Naturfreunde, recht war. Gern wäre er der innern Stimme gefolgt, die einladende Schönheit draußen im Freien zu genießen. Jezt stand aber die Sonne schon so tief am Horizonte, daß kein Augenblick zu verlieren war. Der Abendhimmel röthete sich zusehends stärker. — Es zog ihn hinauf in's Belvedere, in dessen engem Raum er durch die kleine Einrahmung der Fenster schon manchmal den glänzenden Niedergang des Tagesgestirns mit mehr Genuß beobachtet hatte, als auf dem Wandel im Freien. Warum sollte nicht ein solches Naturbild leuchtender werden, wenn es als Gegensatz des ernsten, farblosen Berufs, wie durch eine offene Spalte in unser Gemüth dringt?

Grüner blieb in dem Wartthürmchen, bis die Höhen der Südwestseite abgeglüht waren, dann stieg er die schmale Treppe herab. Durch die Dachladen fiel der Widerschein der Glanzwolken herein und erfüllte den Raum der Bühne mit einem sanften Helldunkel. — Wäsche war aufgehängt; er streifte daran. Er vernahm einen Fußtritt: eine Ahnung durchzuckte ihn. Marianne war mit Befestigung der Leintücher beschäftigt. Er stand freudig betroffen still; sein Herz pochte stärker, seine Stimme versagte ihm den Gruß, den er ihr bieten wollte. Wir erschrecken, wenn die Wirklichkeit unerwartet bringt, mit was unsere Imagination sich schon öfters im Stillen beschäftigt hat. — Auch das Mädchen stand erröthet; — es mochte wohl nicht bloß der Abglanz der Abendwolken seyn. — Er trat zu ihr. Alle Rücksichten waren ihm wie aus der Seele gestrichen. Er faßte ihre Hände; beide schwiegen, beiden umnebelte sich der Sinn. Sie hielten einander fest und innig umschlungen und wechselten gleichsam willenlos inbrünstige Küsse.

Wo die Neigung so unumwunden ihr Maienfest feiert, da schweigt freilich der Verstand. Man glaube aber ja nicht, daß die Leidenschaft so ganz besinnungs- und schrankenlos sey. Was der Sittenprediger geradezu Sinnlichkeit nennt, das ist oft viel mehr reinmenschliches Empfinden ohne jene gröbere Beimischung. Solche in der Gunst des Augenblicks Ueberglückliche sind gewöhnlich bescheidener und genügsamer, als die meisten auf prosaischem Wege Wandelnden. Sind nicht unsere Gewohnheiten und Gelüste, unser Essen und Trinken, unsere Einbildungskraft und Sprache, unsere Unterhaltung und Lektüre meistens viel sinnlicher und unmäßiger, als keusche Liebe? — Soweit könnte man den beiden seligen Leutchen auf dem Trockenboden nicht zuviel rigoristisch anhaben. Innig erfreut und befriedigt durch die so unerwartet schnell, so zu sagen Knall und Fall gegenseitig aufgetauchte Zuneigung, trennten sie sich früher, als man in irgend einem ältern oder neuern Romanschriftsteller dergleichen Scenen dargestellt findet. Wenn auch die ganze Hahnemannsche Lehre ein Phantom wäre, was sie schwerlich ist, so müssen wir wenigstens den Liebesschmerzen für einen Krankheitszustand halten, der sich mit einem homöopathischen Milliontheil selbst heilt. Ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß stillt die Leiden des Patienten, aber freilich nur auf eine kurze Zeit, und schüzt bei Weitem nicht so lange vor Rückfall, als z. B. die Kuhpockenmaterie.

Der Consulent sezte nach einigem süßen Kosen, und als sich die bange Brust des Mädchens durch mehr Seufzer als Worte erleichtert hatte, mit kühnen Sprüngen

die Treppe hinab und ging als ein frischer Mensch an seine Geschäfte. Freilich störte ihn noch eine Zeitlang eine Phantasmagorie. Wie in mittelalterlichen Manuscripten schwebte Mariannens Bild als wunderschöner Initialbuchstabe vor jeder Periode seiner Prozeßakten. Dieses Blendwerk verschwand aber je mehr und mehr. Im Kreise der Familie der Justizräthin war er heiterer, gesprächiger als sonst. Er hatte im Stillen etwas abzubitten. Gute Wittwe! dachte er, laß mir nur diese poetische Lizenz noch ein Weilchen! Ich will ja so liebenswürdig seyn als möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Juli.

(Fortsetzung.)

Richard Savage.

Die Handlung spielt im zweiten Akte um einige Wochen später. Ganz England ist empört über die Unnatur einer Mutter, die troz der unzweideutigen Beweise seiner Echtheit ihren Sohn nicht anerkennen will. Lady Maccelsfield, sonst die gefeierte Dame der Mode, ist jezt von Allen geflohen, gehaßt; selbst ihre begünstigten Verehrer scheuen sich öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen. Steeles Journal ist voll von bittern Anspielungen, welche die öffentliche Meinung schüren. Nur Savage weiß von dem Allem nichts. Er ist blind für die Grausamkeit seiner Mutter; er betet sie an, er schwärmt für sie wie für eine Geliebte, seine Phantasie hat keinen Raum als für sie, unsichtbar folgt er ihr überall. Auf den heutigen Abend hat er seine höchste Hoffnung gesezt: eine neue Dichtung von ihm wird in Drurylane zur Aufführung gebracht. Wird sie kommen? Zeugin seines Triumphes seyn? Wirklich erscheint die Lady; aber nicht um seinetwillen. Sie will der Welt zeigen, daß ihr Stolz ungebeugt von der öffentlichen Meinung sey. Vergebens reden ihre Freunde ihr ab, sich den Blicken des Publikums auszusezen; sie tritt in ihre Loge. Aller Augen richten sich auf sie, und während man dem Sohne Beifall zujauchzt, wird die Mutter verhöhnt. Ihre Kraft weicht; in wilder Aufregung zieht sie sich zurück. Sie klagt das Schicksal an, daß es ihr einen Sohn aufbürden will, von dem sie nichts weiß. Es kann ihr Sohn nicht seyn; in ihrer Brust regt sich nichts für ihn. Nie hat Muttergefühl sich verläugnet, aber in ihrem Herzen schweigt die Natur — es kann ihr Sohn nicht seyn. Draußen aber erdönt der Jubelruf „Richard Savage“ von der entzückten Menge. Er selbst stürzt in die Loge seiner Mutter, noch einmal will er zu ihrem Herzen sprechen — umsonst. Ihr roher Schwager ist der einzige, der ihm Rede steht, verhöhnend, aufreizend; es kommt zum Duell und jener fällt. Die Wachen treten ein, und während draußen das Publikum des Dichters Namen jubelt, wird dieser abgeführt. — Im dritten Akte ist Savage zum Tode verurtheilt; eine Fürbitte seiner Mutter könnte ihn retten, ganz England erwartet dies von ihr, aber die stolze Frau will der öffentlichen Stimme Troz bieten. Da erscheint die arme Schauspielerin Miß Ellison bei ihr. Mit aller Beredtsamkeit jugendlicher Schwärmerei bemüht sie sich, den Starrsinn der Lady zu brechen und sie für ihren Freund zu gewinnen. Miß Ellison, deren Gefühl zu Savage von diesem nicht erwidert noch verstanden wird, ist bereit, Namen, Ruf und Leben für ihn zu opfern, während seine Mutter, deren Liebe er mit seinem Herzblut erkaufen möchte, nicht durch ein einziges Wort ihn aus der Gewalt des Henkers befreien will. Eine Scene voll ergreifender Gegensäze, glühender Rhetorik und seltener Charakteristik. Die Lady bleibt unbewegt; da beschließt die Schauspielerin, sich der Königin selbst zu Füßen zu werfen. Man bringt Savage die Nachricht seiner Befreiung. Eine Dame hat sie erwirkt; er jauchzt auf — wer kann es anders seyn als seine Mutter? — Zugleich mit der Nachricht seiner Befreiung erscheint in seinem Gefängniß einer jener Lords, die England das Prädikat des „großmüthigen“ zugezogen. Der Lord bietet Savage seinen Palast zur Wohnung an; er möge sich künftighin als seinen Sohn betrachten, es sey bloß die Schuld des Vaterlandes, die er dem großen Dichter abzutragen sich berufen fühle. Savage ist auf dem Gipfelpunkt seines Glückes. Aber der vierte Akt belehrt uns bald, daß es nur politische Beweggründe, Buhlerei um die Volksgunst und vor Allem Rache gegen Lady Maccelsfield war, was den edlen Lord zu dieser scheinbaren Großmuth stimmte. Ja, nicht zufrieden mit dem Geschehenen, bereitet der Rachedurstige der Lady noch eine tiefere Demüthigung. Sie ist für den Abend zum Balle bei der Herzogin N. geladen; statt dahin, sollen ihre Begleiter sie in das Haus des Lords führen, wo ein ähnlicher Maskenball sie so lange in Täuschung halten soll, bis sie mit ihrem eigenen Sohn unbekannterweise eine Quadrille getanzt hat. Natürlich ist Savage diesem Complott fremd. Mit dem Abscheu, den seine Mutter immer deutlicher gegen ihn zeigt, wächst in seiner excentrischen Brust die Liebe zu ihr; sein ganzes Daseyn zerfließt in fieberischer Sehnsucht nach Mutterliebe, die immer durstiger, krankhafter wird, je weniger er sie zu erreichen vermag. Ihn ekelt der Glanz, der ihn umgibt, seitdem er erfahren, daß nicht die Mutter es war, die seine Befreiung erwirkt. Da beginnt der Ball; die Lady erscheint. Aber die Täuschung kann nicht lange währen. Sie reißt die Larve ab; entsezt erkennt sie das Haus ihres Feindes, entsezt denjenigen, der sich ihr als Sohn aufdringen will. Jezt wünscht sie seine Mutter zu seyn, um ihren Fluch auf ihn schleudern zu können. Der Lord weidet sich an ihrer Pein. Aber Savage reißt die Kleider vom Leibe; seinen Schmuck, seine Goldstücke wirft er dem Elenden zu Füßen, der ihn zum Werkzeug brauchte, seine Mutter zu verhöhnen. Jezt erst wird es ihm klar, daß sie für ihn auf immer verloren ist, die Welt ist ihm nichts mehr; verzweifelnd stürzt er hinaus, die Armuth wieder aufzusuchen, in der er sonst so glücklich war. — Man könnte zwar die Ausstellung machen, daß im vierten Akt die Handlung eigentlich gar nicht fortschreitet; aber die reizende Behandlung läßt an einen Verstoß gegen die dramatische Oekonomie nicht denken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. August 1839.

— This is trifling,
And all the more it seeks to hide itself,
The bigger bulk it shews.

Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner war im tiefsten Herzen vergnügt; wie sehr freute er sich aber auf das nächste Zusammentreffen mit Marianne! mit welch andern Augen sah er sie jezt an! Was sagte ihm nun ihr Blick? Wie sehnten sich Beide nach einem wiederkehrenden Augenblick des Alleinseyns! — Wer schon das Appenzeller Land besucht hat, dem ist wohl eine Erinnerung an die Struktur der dortigen Häuser geblieben, die, durchaus von Holz gebaut, wie musikalische Instrumente von einer allgemeinen Resonnanz erzittern und erklingen, so daß man Schritt und Tritt der darin Herumgehenden überall spürt und vernimmt. Wen hat dieses Bebende und Schallende, dieses patriarchalisch-idyllische Knarren nicht um einen Theil der Schlafnacht gebracht? — Was soll diese Reminiszenz hier? — Nun ja! das festgemauerte Haus der Justizräthin wurde den beiden Neuverliebten zu einer solchen Appenzeller Wohnung. Ihr Gehör, ihr Gefühl durchdrang die Mauern; Jedes wußte durch eine leise Fühlung immer, wo das Andere sich befand, und mit großer Vorsicht machten sie bald diesen, bald jenen stillen Ort zum verschwiegenen Zeugen ihres Einverständnisses.

Das Verhältniß wurde von Tag zu Tag bedenklicher; etwa weil der Consulent kühner, Marianne nachgiebiger geworden wäre? weil das unschuldige Minnespiel seinen Reiz verloren und eine Steigerung verlangt hätte? — O nein! — Obwohl der Weltgeist die Schöpfung, Erhaltung und Fortleitung des Lebens auf einen mächtigen Trieb gegründet hat, so ist doch, kann man behaupten, der gesellig gebildete, der sittliche Mensch viel verschämter und keuscher, als die sich selbst überlassene Natur. Die Geschlechtsliebe ist in der Seele der Unschuld so vergeistigt, daß in ihrem reinsten Nimbus die gegenseitige Neigung ohne alle Beimischung des Animalischen herrscht, das Feuer als ein bloßes ätherisches Leuchten ohne irdische Verkohlung glüht. Was für die Erstlingsgefühle der Jugend gilt, das wiederholt sich bei unverdorbenen Gemüthern mit jeder neuerwachenden Neigung auch noch in den vorgerückten Lebensepochen, wenn schon die phantastische Atmosphäre des Herzens bei dem Gereiften nicht mehr so kometenartig dunstig expandirt ist, als beim Jünglinge, sondern planetarisch näher an den Kern gelagert.

Der Frühling hatte diese Neigung erblühen lassen, die Wärme des Sommers sie genährt. Wie mag es weiter gehen? Wir nannten das Verhältniß bedenklich, dachten aber hiebei nicht an die Sphäre der Sinnlichkeit. Der Consulent war genügsam und bescheiden, Marianne züchtig und verschämt; sie bewachten sich selbst. Die Liebe

lebt und zehrt aus sich selbst und fristet ihr Daseyn mit kaum wägbarem Stoffe nur um so länger. Die Neigung macht sich selbst zum Gegenstand ihrer Unterhaltung; sie wird nicht satt, von sich selbst, von den Bezügen der Gegenwart, der nächsten Zukunft zu ihr zu sprechen; auch die Vergangenheit möchte sie zurückrufen, und den Unterschied der Geistesbildung weiß das Gemüth nach und nach auszugleichen.

Gruner weckte die Seele des Mädchens zu höherem Leben auf. Er verlah, vergaffte sich in die Interessen, die Anliegen ihres Herzens, er machte sie gutmüthig zu den seinigen; er zog sie an sich heran, zu sich empor; er übersezte sein Wesen in das ihrige, und so ward ihr leichter, auch an seinem Leben nach ihrer Weise Theil zu nehmen. Sie sah klar in sein Verhältniß zu diesem Hause hinein; sie verbarg sich nicht das Zweideutige ihres Einverständnisses, ihrer Heimlichkeiten. Aber diese Schattenseite diente nur dazu, die Lieblichkeit des Verbotenen mehr in's Licht zu heben. Auch Grüner war sich seines Wagnisses, wenn wir es gelinde benennen wollen, wohl bewußt; aber wenn sich der Mensch einmal einen von der strengen Sittlichkeit verpönten Genuß zugestanden hat, so bildet sich dieses Verhältniß wie eine Giftpflanze in relativer Wohlgestalt und Schönheit aus, und er hat seine Freude daran, sie zu hegen, zu pflegen, wie eine süß und balsamisch duftende Blume. Er war mit Sinn und Gemüth in Ausbildung der reizenden Einzelnheiten des Liebeshandels geschäftig, obwohl er sich das Unerlaubte des Ganzen nicht abzuleugnen vermochte.

Es dauert aber alles Ding seine Zeit. Wenn der Mensch eine Lust recht in ihrer Blüthe glaubt, dann ist er auch meistens, während er ihr ewige Dauer wünscht, schon an dem Höhepunkt ihres Flores angelangt. — Die Wände haben Augen und Ohren. Die Neugier, der Argwohn, der Neid dringen in alle Räume, und was sie nicht unmittelbar wahrnehmen, das bringen sie durch Vermuthung und Berechnung heraus. So wurde nun das geheime Einverständniß der Beiden den Hausgenossen bis zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, der im Leben für Gewißheit gilt, bekannt. Selbst die Kinder hatten der Mutter Dies und Jenes in ihrer Unschuld hinterbracht. Wie sind die Erwachsenen so unvorsichtig, besonders wenn eine Leidenschaft sie bethört! Weil sie hoch über den Häuptern der Kleinen Winke und Worte wechseln, so meinen sie, Jene verstehen nichts davon, als wäre die Jugend nicht auf das Wesen und Treiben der Erwachsenen mehr aufmerksam als diese untereinander selbst.

Der Consulent hatte eine Geschäftsreise von einigen Tagen zu machen. Bei seiner Zurückkunft war Marianne nicht zu sehen. Sollte sie nicht doppelt nach seinem Anblick schmachten? Er wagte nicht, nach ihr zu fragen. — Endlich nach ein paar Tagen widerstand er nicht länger seinem Herzensdrange. Es trieb ihn auf das Zimmer der Alten. Eine andere Person versah den Dienst. Er fragte unter einem Vorwande nach dem Bäschen. Sie sey, war die Antwort, unerwartet abberufen worden, um einer auswärtigen Verwandten, die schnell erkrankt, beizustehen. Sie nannte ein mehrere Meilen entferntes Städtchen als ihren Aufenthaltsort.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Ja, der anspruchslose Baum hat geblüht und blüht, und ist noch nicht müde geworden, seine kleinen Früchte zu reifen und abzuwerfen. Aber der Herbstwind, der frostig aus der dunkeln, die Sonne verhüllenden Wolke daherbläst und das fahle Laub zu meinen Füßen rüttelt, weht das Gefühl allgemeiner Vergänglichkeit mir in die Seele, und schmerzlich ruft es in meinem Innern: wie lange? Wurzel, wie lange schon? Blüthe, wie lange noch? — Die Bäume wachsen nicht nur nicht in den Himmel, dem perennirenden Gewächs ist auch sein Tod gewiß, wie Allem, was auf Erden aus Unsichtbarem entspringt und wächst. Der Mensch hält sich den Tod seiner Werke wie seinen eigenen am Ende nur deßhalb so selten vor, weil er sich in beiden Fällen von selbst versteht; aber im feierlichen Momente springt in ihm unwillkührlich der wehmüthige Gedanke auf, und wie der stolzeste Bauherr in den Grundstein des Monumentes, das er für die Ewigkeit errichtet, ein Wort und eine Gabe an den einstigen Zerstörer niederlegt, so mag auch vor dem Amphion dieses winzigen Theben hinter den fröhlichen Bildern unabsehlichen Gedeihens eine verhüllte Gestalt mit der schwarzen Fahne des lezten Tages vorübergezogen seyn.

Sieh dort hinter dem Städtchen das grüne Viereck, das wie eine Oase in die Wüste des Stoppelfeldes hingebreitet liegt! Dort schlafen sie seit Jahrhunderten, die guten Reichsbürger, und seit einer Spanne Zeit die Steuerpflichtigen der constitutionellen Krone! Der Mensch geht vorbei wie das Laub des immergrünen Baums, das ewig stirbt und ewig dasselbe ist. Aber auch Städte und Völker steigen in ihre Gräber, und manche Stadt ist ein hallendes Mausoleum und manches Land ist ein weiter Kirchhof. Des Menschen Leben dauert siebzig Jahre, wenn's hoch kommt achtzig, und er hat herausgebracht, daß für sein Geschlecht das dreißigste Jahr etwa die Marke bildet, vor welcher der Einzelne so oft Abschied nimmt

als er sie überschreitet. Er ahnt, daß für die höhern Persönlichkeiten, für Gemeinden und Völker ein ähnliches Gesetz geordnet ist; wie sollte er aber dieses Gesetz erkennen? Bildet er sich doch ein, sein Geschlecht sey, das Jahrtausend gleich einem Tag gerechnet, erst eine kurze Woche auf Erden, und über vorgestern reicht sein Gedächtniß kaum hinauf. Er weiß nur, daß Nationen sterben, wie Adam nach Abels Tod wußte, daß Menschen vergänglich sind.

Auch du wirst sterben im grünen Bette deines Thals, du Probe und kurzgefaßter Inbegriff meines Volks, aber du wirst nur sterben mit ihm! — Wie lange, lange schon vor dem Einschnitt der Geschichte, von dem wir unsere Jahre zählen, mag hier im freundlichen Grund am klaren Bach der gastliche Rauch menschlichen Wohnstätten entstiegen seyn und der Germane seine uralten Sklaven, das Roß und den Stier geweidet haben! Aber der Gedanke, wenn er über die Anfänge unseres Volks grübelt, sinkt matt zurück, und das schmeichelnde Licht, das der römische Geschichtschreiber auf eine Periode wirft, jenseits welcher Alles Nacht und Dunkel ist, dient nur dazu, die Finsterniß recht sichtbar zu machen. — Von der Zeit, wo der Römer hier seinen Heerweg vorüberzog und die Trajans- und Antoninsköpfe verstreute, welche der Bauer hinter dem Pfluge aufhebt und pfiffig in den Klingelbeutel wirft, bis zum Datum des Pergaments, in welchem zum erstenmal der Name des Städtchens gelesen wird — die Frist scheint uns so kurz, weil aus ihr nur wenige Gestalten in verschwimmenden Umrissen zu uns heraufreichen; und doch ist sie just so lang, wie der Zeitraum vom ersten geschichtlichen Auftreten dieses Orts, als des Kaisers Pfalz, bis auf den heutigen Tag, da er ehrenwerthe Proben seines Fleißes zur Gewerbausstellung sendet und der Bürger Haus und Habe, und sein Leben selbst versichert. Noch ein Jahrtausend, und noch eines, noch mehrere — wie ist es dann?

Nur soviel ist gewiß, daß hier einmal der Tod einkehrt, nein, daß er zweimal einkehrt; daß ein Tag kommt, wo dieses Volk des Todes stirbt, den die Nationen sterben, daß ein zweiter kommt, wo alles Menschenwerk, das hier mein Blick umfaßt, den neidischen Elementen anheimgefallen ist. Meine Seele sträubt sich, das Bild der Zeit auszumalen, wo aus dem Lande zwischen Oder und Rhein, zwischen den Alpen und dem nördlichen Meer das geistige Leben gewichen ist und stumpfe, gebrochene, gedemüthigte Völker zurückgelassen hat, versunken in Sklaverei und Barbarei — nicht in das Barbarenthum voll Kraft und Tugend, das die Jugend unseres Volks so herrlich gemacht hat, nein, in die feige, faselnde Barbarei, welche verlebten Völkern alle Laster und Gebrechen des Greisenalters gibt, aber nicht seine Ehrwürdigkeit. Weg mit der Vorstellung! Ist es aber einmal so, dann möge auch die Stunde nicht fern seyn, wo irgend eine Zuckung der Natur diesen Boden rein fegt von allem Schmutz und Jammer des Menschen und seine Geschichte zu einem Fossil macht.

Mir ist, als ob der Wald dort diese Zeit ahnte und ihr schadenfroh entgegen rauschte. Da steht er so munter und heuchelt von Ferne das freie Kind der Natur; aber sein Antlitz lügt, und er trägt mit Grimm die Fessel des Menschen, der nicht will, daß er um seiner selbst willen da sey, der ihn beschnitten und eingezwängt, ihn zu einer künstlichen Nutzung und ärmlichen Plantage gemacht hat. Er ist gestempelt mit dem Wappen des Landesherrn, er ist vielregiert nach tausend Gesetzen und Verordnungen, besteuert in regelmäßigen Schlägen, geschätzt, vermessen, bestohlen und durchhorcht, gerade wie die Gemeinde, der er ihr Koch- und Brennholz liefert. Aber er weiß, daß nach ewigem Gesetz für ihn die Stunde der Freiheit und der Rache kommt, und er harrt ihrer in Geduld. Und wenn einmal alles Menschenwerk in diesem Thale ein so wüster Trümmerhaufen ist, wie das Raubnest dort drüben, dann macht er sich auf, wie Birnams Wald gen Dunsinane, und rückt im Siegesmarsch gegen das Gemäuer seiner alten Tyrannen. Jubelnd ersteigt er es und tritt es mit Füßen; hat er aber seinen Grimm gestillt, so breitet er mitleidig seine bunte Decke darüber her, und der ganze ekle Rückstand der Menschenkunst wächst in die ewig gesunde Haut der Erde. Dann pocht hier nur der Zimmermann Specht, das Thier der Wildniß trinkt die klare Fluth, welche jezt der Gerber schändet, und wo Bürgermeisters Töchterlein am Piano trillert, gurgelt die Holztaube, unbewundert, aber nicht minder sehnsuchtsvoll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Maiprozeß. Versailler Eisenbahn.

Gottlob ist wieder ein sehr verwickelter Criminalprozeß vorüber, an welchem die Pairskammer keine geringe Last hatte. Die Pariser vergessen so schnell alles Ungemachs, daß sie auch gegen diejenigen, welche am zwölften Mai einen Theil der Stadt in Verwirrung und Schrecken gesezt, und den Tod so mancher Menschen verursacht, nicht sehr aufgebracht mehr waren, und mit Zufriedenheit sahen, daß keiner der Verbrecher sein Blut auf dem Schaffote vergießen mußte. Der Abscheu vor der Todesstrafe bei politischen Verbrechen hat sich von Neuem sehr laut kund gethan, obschon hier mehr als bloß politisches Verbrechen, und wahrer Mord zu ahnden war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß künftig diese Strafe in ähnlichen Fällen wird verhängt oder vielmehr vollzogen werden können, ohne die öffentliche Meinung heftig aufzuregen. Einige tiefsinnig seyn wollende Leute vermuthen, man habe die wahren Urheber des berüchtigten Aufruhrs nicht ertappt, und die vor Gericht gezogenen seyen nur die blinden

Werkzeuge verborgener Führer gewesen. So etwas vermuthet man aber jedesmal, und doch erscheint keine Thatsache zur Bestätigung, obschon sich die Polizei sicher alle mögliche Mühe gibt, um dem Komplotte auf den Grund zu kommen. Und wären beim lezten Aufruhr mächtige oder reiche Leute die eigentlichen Urheber gewesen, so würden sie die Ausführer der That doch wohl mit Waffen versehen haben, so aber mußten dieselben erst bei den Waffenschmieden mit Gewalt weggenommen werden. Uebrigens hat das Publikum in Paris an dem lezten Criminalprozesse weit weniger Theil genommen, als an einigen der frühern, entweder weil man deren schon zu viele erlebt hat, oder weil die Beklagten unbedeutende Leute waren, welche durch keine besondern Eigenschaften die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen. Man ist also froh, daß dieser Prozeß vorüber ist, und daß die behagliche Ruhe, in der man lebt, nicht mehr durch unangenehme Auftritte gestört wird. Denn diese Liebe zur Behaglichkeit und Ruhe ist eines der Hauptmerkmale unseres Zeitalters, wenigstens in Frankreich, und besonders in Paris. Man will durch Spekulationen im Handel und Gewerbfleiße sich bereichern; alle heftigen und unerwarteten Auftritte werden dabei als Hindernisse verabscheut. Man denkt an Eisenbahnen, Dampfschiffe, Zuckerfabriken und dergleichen, und freut sich der unerwarteten Ereignisse, welche gesunkene Aktien plözlich wieder heben und an der Börse in Achtung bringen, wie dies vor einigen Tagen mit den Aktien der Versailler Eisenbahn auf dem linken Seineufer der Fall war. Die Unternehmer oder ihre Ingenieurs hatten sich in dem Kostenanschlage so stark verrechnet, daß sie um mehrere Millionen zu kurz kamen, ehe noch die Hälfte der Bahn vollendet war, weil der Weg durch ein ziemlich tiefes Thal ging und vermittelst eines festen Unterbaues sehr erhöht werden mußte. Da nun in der Umgegend von Paris alle Baukosten sich sehr hoch belaufen, so stiegen auch die der beabsichtigten Eisenbahn auf einige Millionen mehr als man angeschlagen hatte.

(Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Richard Savage.

Nun aber kommt der fünfte Akt, jene Achillesferse aller dramatischen Dichter und namentlich der Tragöden. Der Umstand, daß im Trauerspiel so oft der fünfte Akt umschlägt, liegt weit mehr an äußern, denn an innern Verhältnissen. Der Dichter hat mit aller Consequenz seinen Helden in solchen Conflict mit dem Leben gebracht, daß sein Untergang innerlich bedingt ist. Aber wie ihn äußerlich herbeiführen? Mord und Selbstmord, wodurch die Alten den gordischen Knoten zerhieben, erscheinen dem modernen Dichter eines Theils als zu abgegriffene Hülfsmittel, andernseits glaubt der Zuschauer nicht mehr daran, da beide unserer Zeit ferner liegen als dem Alterthum; der Dichter aber ist in der traurigen Lage, dasjenige, um was er durch volle fünf Akte gerungen, den Glauben des Zuschauers an die Wahrheit seiner Gestalten, in demselben Augenblicke einstürzen zu sehen, wo er die lezte Hand an sein Gebäude legt. Darum werden selbst unsere besten dramatischen Dichter, z. B. Grillparzer, im fünften Akte unsicher, schwankend, ungenügend, jenem Baumeister gleich, der, nachdem er seinen kühnen Thurmbau bis zur Spitze aufgeführt, plözlich von einer feindlichen Gewalt ergriffen, den sichern Tritt verlor und von seiner Höhe herabstürzte. Auch im fünften Akte des Savage ist das Wirken jener feindlichen Gewalt nicht zu verkennen. Wir befinden uns in der Wohnung eines armen Schneiders in einem der entlegensten Winkel Londons. Die Gestalt, die dort auf dem Stuhl zerlumpt, gebeugt, bleich und ermattet niedersinkt, es ist Savage, der dem Getümmel der Welt Entflohene. Obgleich jung und vor kurzer Zeit noch blühend, ist sein inneres Leben doch schon ausgebrannt, er fühlt sein nahendes Ende. Da tritt Lady Macclesfield in die Hütte der armen Leute. Ihren Nachforschungen ist es gelungen, jene Wärterin auszukundschaften, welche damals ihr Kind übernommen, es ist die Frau des armen Schneiders. Ohne Savage zu gewahren, bestürmt die Lady die ehemalige Wärterin ihres Kindes, ihr die Wahrheit zu beichten, was aus diesem geworden, und diese beschwört endlich bei dem Evangelium, jenes Kind sey längst gestorben. So beruhen denn die Beweise, welche Savage zu haben glaubte, auf einem Mißverständniß; der Unglückliche, er sinkt bei der Wahrnehmung seiner schrecklichen Selbsttäuschung entseelt nieder. Erst jezt erblickt ihn die Lady, und der Gedanke, daß sie sein Leben zerstört hat, erfüllt sie mit Reue, jezt erst will und darf sie ihn als ihren Sohn betrachten, sie will der Welt entsagen und in tiefer Zurückgezogenheit seinem Andenken leben. Steele und Miß Ellison treten ein und die Klagen und Anklagen der leztern durchzucken wie ein Richtschwert die Brust der zerknirschten Lady. Mit je gespannterer Aufmerksamkeit man nun aber dem Verfolg dieses Dramas sich überließ, um so eher muß man gestehen, daß dieser Ausgang uns nicht befriedigen kann. Abgesehen von einigen etwas zu sehr zufälligen Nebenumständen müssen wir vor Allem fragen: für welche Schuld stirbt Savage? durch welches Vergehen ist er der tragischen Gerechtigkeit heimgefallen? Daß er die Idee, diese Person sey seine Mutter, so sehr auf sich einwirken ließ, kann ihn doch unmöglich zum Helden einer Tragödie machen, sonst müßte jener Irrsinnige, der sich einbildet, er sey aus Stein, und in dem Momente, wo er von dem Gegentheil überwiesen wird, todt zu Boden sinkt, gleichfalls ein tragischer Held seyn. Welche Sühnung geschieht durch Savages Tod, und, um mit Aristoteles zu reden, welche Reinigung der Leidenschaften bewirkt dieses Beispiel? Man dürfte vielleicht die Einwendung machen, Savage sey nicht der eigentliche Held des Stückes, sondern die Lady sey es; dann aber müßte sie der tragischen Nemesis heimfallen. Zwar sagt sie, ihr Herz sey gebrochen; aber sie sagt es auch nur, der Zuschauer kann es nicht glauben. Vielmehr scheint es uns wahrscheinlicher, daß diese Frau aufjubeln muß, weil die schwere Schuld, ihren Sohn verstoßen zu haben, von ihrer Seele abgewälzt ist: es ist nicht ihr Sohn — ihr Gefühl hat sie nicht getäuscht, es ist ein Fremder, der sich ihr aufdrängen wollte; sie kann den Schwärmer wohl bemitleiden, ihm Thränen nachweinen, aber ihr Herz kann nicht darüber gebrochen seyn. — Mir däucht, die Fäden, die der Dichter auf so geschickte Weise bis zum fünften Akte geschlungen, sind ihm im lezten aus der Hand geschlüpft und haben die Stellung seiner Personen verrückt. Aber eben die Art und Weise, wie der Dichter, troz der schwankenden Grundlage des fünften Aktes, ihn dennoch äußerlich abzurunden und bühnenrichtig zu gestalten verstand, spricht eben so sehr für seinen Beruf zum dramatischen Dichter, als die Haltung der vier ersten Akte. Richard Savage wird seine Runde über die deutschen Bühnen machen, und die jüngern Dichter können aus dem Stücke lernen, daß es nicht des Jambenpathos bedarf, um dem Dialog Charakter zu geben, und daß die Prosa auch im Trauerspiel ihre Heimath findet, und Lessings Beispiel unserer Zeit näher steht, als die Mode glaubt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. August 1839.

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Goethe.

Sommerlieder.

IV. Der brütende Vogel.

Des Sonnenstrahles glühend Funkeln
Auf des Goldkäfers Flügel blitzt,
Und dort, in dichten Busches Dunkeln,
Ein Vögelein, das brütet, sitzt.

Das Nestchen ist im warmen Schatten
Des tiefen Laubwerks ganz versteckt;
Doch das Geflatter ihres Gatten
Verräth, daß dort das Weibchen heckt.

Wie ist er so darum in Sorgen,
Daß Niemand störe ihre Ruh!
Er trägt am Abend und am Morgen
Jedes gefundne Korn ihr zu!

Er schwebt um sie in muntern Ringen,
Mit Kosen er in Schlaf sie lullt,
Und träufelt ihr in's Herz mit Singen
Den heil'gen Balsam der Geduld.

Wie sträubt sich ängstlich sein Gefieder,
Wie zittert er von Ast zu Ast,
Wie duckt er scheu sein Köpfchen nieder,
Fliegt auf und ab in banger Hast,

Wenn sich in seines Hortes Nähe
Kund ein verdächtig Rauschen thut,
Ein frevelhafter Feind ein Wehe
Der Mutter drohet und der Brut!

Vor mir sey unbesorgt! denn ferne
Bleib' deinem Heiligthum ich stehn,
Daß du nicht bangst — möcht' ich gleich gerne
Dein frommes Weibchen brüten sehn.

Auch nicht ein Weilchen sollst du schwanken
Durch meine Schuld in Angst und Schmerz,
Zu ernst, zu rührend ziehn Gedanken
Bei diesem Anblick durch mein Herz!

Im Vöglein, das, im Hoffnungstriebe,
Mit unverdroßner Brütekraft,
Beglückt im Ahnen künft'ger Liebe,
Das Ei in pulsend Blut umschafft:

Das aus dem Kerker bald, den Schaalen,
Die zarte, nackte Brut befreit,
Und in des Sommers spätern Strahlen
Zu freien Aetherbürgern weiht:

Ahn' jene Kraft ich, die gewaltig
Durchströmt der ganzen Schöpfung Reich,
In tausend Wesen vielgestaltig,
In Einem doch bleibt ewig gleich!

Die erst als Wärme kommt geschwommen
Aus heil'ger Sonne lichtem Born,
Und von der Erde aufgenommen
Befruchtet still das Samenkorn;

Die quillt und sproßt im grünen Strauche,
Fortwirkt in alter Eichen Saft,
Und schwarzen Grund mit Einem Hauche
Zum farb'gen Blumenteppich schafft;

Die, sich zu höhern Stufen hebend,
In bunte Form sich wechselnd hüllt,
In heißen Trieben brünstig strebend
Den Frühling mit Gesang erfüllt.

Wie nimmt sie in der Schöpfung Fürsten
So wunderliche Masken vor!
Oft in Begier, Haß, Rachedürsten
Den heil'gen Stempel sie verlor,

Der ihr, in ungestörter Einheit
Mit allem Seyn, ward aufgedrückt,
Und der, verjüngt zu höhrer Reinheit,
Der Liebe Vollbewußtseyn schmückt!

Doch selbst noch hier nicht ohne Schwanken,
Von dumpfer Schwüle rein noch nicht,
Weist sie den ringenden Gedanken
Zu Ihm, deß Glut ist lautres Licht;

Der, Schöpfer aller Welten, stündlich
Kraft, Wärme, Liebe, Licht ergießt,
Und stets in sich doch, unergründlich,
Was er geoffenbart, umschließt;

Der, seine Schöpfung jezt behütend,
Im reinsten Kern der Wesen webt,
Wie vor Beginn der Zeit er brütend
Ueber der Fluth im Geist geschwebt. —

O Vögelein, mit Brust und Schwingen
Die zarten Eier brütest du! —
Dich aber deckt sammt allen Dingen
Der Gottheit Hauch und Fittig zu!

Wie wächst an Kleinem groß der Glaube!
In scheuer Ferne kehr' ich um;
Mich mahnt das Nest im dunkeln Laube
Wie eines Tempels Heiligthum.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann empfahl sich und hatte Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen. Er fand sich von widersprechenden Empfindungen erfüllt. Seine Neigung, statt des Wiedersehens sich erfreuen zu dürfen, betrauerte schmerzlich den Verlust; sein Verstand sagte ihm, daß das Schicksal wohl gethan, diese wer weiß wohin führende Bekanntschaft hinter seinem Rücken abzubrechen, da doch wohl Keines von Beiden Stärke genug zu einem freien Entschluß dazu in sich aufgebracht haben möchte. Was ihm einerseits als Zufall, oder wohl auch — denn er glaubte nicht so ganz den Worten der Alten — als geflissentliche Veranstaltung erschien, darin bemühte er sich andererseits eine höhere Fügung zu erkennen, wie wir denn im Leben darüber selten recht in's Klare kommen, was in die natürliche Reihe von Ursachen und Wirkungen gehören oder was Führung von oben seyn mag, wenn nicht etwa in allem Menschlichen, willkühr.ich Scheinenden eine höhere, organisch waltende Macht mitwirkt.

Die Justizräthin, wenn sie je die Hand mit im Spiel gehabt, ließ sich nicht das Geringste anmerken. Sie war eher noch freundlicher als zuvor gegen den Hausfreund. Er seinerseits bezwang sich. Der Gegenstand seiner süßen Unruhe war ihm aus den Augen gerückt; sein gesundes Naturell, sein Charakter fand sich naturgemäß auf den heilsamen Gegensatz getrieben. Er ergriff mit neuem Ernst seine Geschäfte; er langte geflissentlich nach Aktenstößen, die er früher, den Scherzen der Liebe hingegeben, als odios bei Seite hatte liegen lassen. — Es wollte nicht sogleich gehen. Wie ihm bisher die angenehme Gegenwart zu dergleichen peinlichen Arbeiten keine rechte ausdauernde Ruhe gelassen, so wollte ihn jezt die Erinnerung an das Kurzvergangene in seiner Beharrlichkeit stören. Die lieblichste, durch die Abwesenheit sich noch idealisirende Gestalt schwebte zwischen die Schafweideberechtigungs-, Allmandvertheilungsstreitigkeiten, die Ehescheidungs-, Erbtheilungs- und Gantprozesse hinein und führte dämonisch eine injuridische Zerstreuung herbei, die den Consulenten ein paar höchst fatale Fatalien versäumen ließ. Aber er bemeisterte seine Imagination und empfand bald eine Lust anderer Art, die der Pflichterfüllung. — Er wandte seinen Sinn wieder der würdevollen Justizräthin zu, dachte sich in den Besitz der schönen Frau hinein, gab sich mit den hoffnungsvollen Kindern ab und weilte gern auf ihrem Wohnzimmer, statt daß er noch vor Kurzem lieber auf seiner Arbeitsstube gewissen Träumereien nachgehangen.

Eine lange Regenzeit trat ein; die widrigsten, verworrensten Prozeßsachen wurden entwickelt, und wo nicht zu Ende, doch einen erklecklichen Schritt weiter geführt. Es war Alles auf dem besten Wege, und da die Verhältnisse der Justizräthin zu ihrer Familie mittlerweile sich auch auf eine für sie erfreuliche Weise gestaltet, manche Hindernisse ihrer Wiederverehlichung sich gehoben hatten, so öffnete sich ungesucht für beide Theile die Aussicht auf eine Verbindung schon in deutlicheren Umrissen.

Hellte sich der Himmel auf, trocknete ein lebhafter Ostwind die Pfade, so versäumte Gruner nicht, seine lieben Höhen um die Stadt zu ersteigen und tiefer Athem zu schöpfen. Hier konnte er sich doch nicht versagen, flußabwärts in jene blauliche Ferne zu blicken, wo auf einem duftigen Bergvorsprunge seinem scharfen Auge eine alte Warte sichtbar war. Unter dieser lag, dem Blicke verborgen, das Städtchen, wo Marianne weilte. Er sah den dahin ziehenden Wolken nach. — Seit lange hatte die Ferne keine solche Bedeutung mehr für sein Gefühl gehabt, denn was er liebte, war in der Nähe, in seiner nächsten Umgebung, und so konnte nicht einmal ein Reisewunsch seinen Blick in die Weite ziehen. Was fragte er nach den Bergen und Thälern, Städten und Dörfern, Feld und Wald? Jedes verschwiegene Plätzchen seines Hauses versprach ihm holdere Ueberraschungen, innigere Genüsse. Da hatten seine Spaziergänge für ihn bloß ein diätetisches, kaum ein natur- oder kunstfreundliches Interesse. Jetzt war es eine stille Sehnsucht, die sein Auge, seine Schritte lenkte. — Diese kleinen Rückfälle brachten nun eben keinen bedeutenden Schaden; er folgte doch im Ganzen willig dem großen Zuge, der sein Leben der eigentlichen Bestimmung zuzuführen schien.

Es wurde Herbst. Nach einigen Wochen rauher Witterung kehrte die Sonne mit verjüngter Kraft wieder. Die Pflanzenwelt schien sich neu zu begrünen; die Wiesen erglänzten nach dem Schnitt des Grumets von saftgrünem Sammet. Gesträuche und Bäume neigten dann allgemach zur Buntheit des Verfalbens hin. Vom tiefsten Tannendunkel durchlief die Natur die Farbenleiter durch das feurige Roth und dunkle Braun bis zum hellsten Gelb. Der Himmel lachte in milder Klarheit; die Luft war ganz durchsichtig und man vertauschte gern das Zimmer mit dem lachenden Freien.

In solchen Tagen brachte ein Bote des Grafen von C. einen Brief, worin der Consulent, sein Geschäftsführer, zu einer Besprechung auf sein Besitzthum eingeladen ward. Ein freudiger Schrecken durchzuckte ihn. Das Schloß lag in jener Gegend, die sein Blick von den Höhen aus gesucht hatte. Er miethete ein Reitpferd und enteilte des andern Morgens in aller Frühe den Mauern der Stadt. Raschen Trabes ging es dem Flußthal entlang, dann ein paar Stunden seitwärts an dem Höhenzuge hin, der hier, von der Heimath aus gesehen, den nördlichen Horizont schloß. Bald gewahrte er den auf einem rundlichen Vorhügel gelegenen Herrensitz. — Bei dem Grafen angelangt, konnte er bald bemessen, wie lange ihn das Geschäft hier festhalten möge. Er konnte den folgenden Tag noch vor Tische damit zu Ende seyn, und traf nun, der Nähe Mariannens gedenkend, seine Maßregeln.

Der Graf, ein junger, lebenslustiger Herr, und seine leutselige Gemahlin, die Tochter eines kleinen, aber reichen Fürstenhauses, sorgten zur Ablösung von der anstrengenden juridischen Verhandlung für einen heitern Abend. Es fanden sich ein paar joviale Nachbarn ein; man trank und scherzte. Die Rede kam auch auf Grüners, dem Vernehmen nach bald bevorstehende Verheirathung, und es fehlte nicht an lustigen Anspielungen. Der Consulent hielt bei dem Gespräch nicht Stand. Man zog ihn auch auf, daß er des reichlich aufgestellten Weines, des trefflichsten dieses berühmten Weinglandes, so jungfräulich schonte. Er that es, um sich nicht durch Ueberreizung die Nacht und den kommenden Tag zu verderben, wohl wissend, daß ein zu jovialer Abend einen böotischen Morgen zur Folge habe. — Dafür bewegten sich angenehme Traumbilder vor seiner Seele. Er war vor der Sonne auf und beseitigte mit hellem Sinn den größten Theil der noch zu erledigenden Arbeit. Der Graf fand nach dem Frühstück Alles zum Abschlusse reif.

„Erwünscht!" rief er aus, als er seinen Namen unter das Dokument schrieb; „nun können wir vor dem Mittagessen noch einen Ausflug zu Pferde machen, um uns den Appetit zu wetzen! Sie lassen Ihren Braunen ruhen und bedienen sich meines Rappen; es ist ein ganz zuverlässiges Thier." Grüner aber bat dringend um seine Entlassung. Man begriff seine Eile nicht. Er hatte Mühe, durch Vorschützung eines dringenden Geschäfts die Bitten der Herrschaft zum Schweigen zu bringen. „Sie wissen, Herr Graf," sagte er und erröthete, als er es vorbrachte, „daß ich gestern einen Boten nach B. geschickt habe. Es wartet eine Partie auf mich und ein peremtorischer Termin in der Rechtssache leidet keinen weitern Verzug. Ich tauge zu keiner Freude, wenn mir andere Dinge im Kopf umgehen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen. Industrieausstellung.

Das durch den Absatz der Aktien zusammengebrachte Geld war ausgegeben, die Arbeiten mußten aufhören und die Aktien

sanken immer tiefer an der Börse. Nun wandten sich die Unternehmer an die Regierung um ein Darleihen von fünf Millionen, und auf ihr Betreiben wurden in dem auf dem linken Seineufer liegenden Theile von Paris Bittschriften zu diesem Behufe unterzeichnet. Die Regierung gab nach, wahrscheinlich weil sie die Nothwendigkeit einsah, viele Taglöhner um Paris herum zu beschäftigen, und reichte bei der Deputirtenkammer einen betreffenden Gesetzesvorschlag ein. Die Commission der Deputirtenkammer verwarf aber den Vorschlag, weil sie fürchtete, dadurch den Weg zu manchen ähnlichen Bewilligungen zu bahnen; denn von nun an konnten alle Unternehmer, deren Spekulationen nicht geglückt waren, mit gleichem Rechte den Staat um Unterstützung ansprechen. Dieser Beschluß der Commission gab den Aktien den lezten Stoß, und sie sanken zu einem Fünftel ihres Nennwerthes herab. Aber bei der öffentlichen Berathschlagung drangen die Minister auf die Annahme des Vorschlages, und die Kammer nahm wider den Rath ihrer Commission den Vorschlag an und bewilligte den Vorschuß von fünf Millionen, zu deren Rückgabe sich übrigens mehrere angesehene Handelshäuser zu Paris anheischig machten. Nun stiegen die Aktien mit außerordentlicher Schnelligkeit wieder an der Börse, die am vorigen Tage ganz verschrieenen Papiere kamen plözlich wieder zu Ansehen, und wer eine Menge derselben angekauft hatte, konnte sich bereichern. Ueberaus vorsichtige Leute, welche freilich nicht immer die besten Spekulanten sind, haben indessen noch starke Zweifel über das Gelingen der Unternehmung. Sie meinen, auch der Vorschuß von fünf Millionen werde noch nicht hinreichen, um die großen Kosten zu decken; dann zweifeln sie, ob zwei Eisenbahnen (denn die des rechten Seineufers wird nun bald fertig), die nach einer Stadt, wie Versailles, führen, nicht zu viel seyen. Ein neues Tageblatt Le Capitole, welches den ehemaligen Redakteur des Journal de Francfort, Charles Durand, zum Hauptverfasser hat, und einzig deshalb unternommen worden zu seyn scheint, um den Franzosen die Allianz mit England zu verleiden und ihnen die mit Rußland zu empfehlen (was, beiläufig gesagt, ein ganz vergebliches Bemühen ist, und die Unternehmer viel Geld kosten wird), macht es der Regierung und den Kammern zum Vorwurf, daß sie, statt sich mit kleinlichen Eisenbahnen um die Hauptstadt herum abzugeben, nicht darauf bedacht gewesen, eine einzige große Eisenbahnlinie anzulegen, z. B. zwischen Paris und Brüssel. Freilich wäre dies wohl das klügste gewesen, wenn es leicht hätte ausgeführt werden können; aber da steckt eben der Knoten. Das Anlegen der Eisenbahnen ist für Frankreich noch etwas Neues, und bedarf der Erfahrung und Uebung. Man hat also nicht übel daran gethan, mit kleinen Bahnen anzufangen, von denen sich übrigens sicherer Gewinn erwarten ließ. Denn der beständige Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Städten der Umgegend sichert den Unternehmern einen beständigen Zuspruch von Seiten der Pariser und der Landbewohner, und nach der Anlegung dieser wird die Fortsezung derselben und das Anlegen größerer Linien auch eine viel leichtere Arbeit seyn.

Die Ausstellung der Gewerbeprodukte, welche zwei Monate lang Einheimische und Fremde in großer Menge herbeigezogen, ist nun zu Ende, und man erwartet den Bericht der Jury über dieselbe, um den Schein von der Realität zu trennen, und dem wahren Verdienste sein Recht widerfahren zu lassen. Unter den Industriellen herrscht noch weit größere Eifersucht, als in andern Ständen. Jeder preist seine Waare, seine Erfindung, seine Verbesserungen. Jeder Fabrikant will dem Gewerbfleiße einen neuen Impuls gegeben, sein Vaterland mit neuen Produkten bereichert, die Kunst gefördert haben. Jeder fordert bei der Ausstellung den größten Raum und leerte gern seine Magazine aus, um alles, was er verfertigt hat, dem Publikum zur Schau zu stellen. Leider sind die kleinen Fabrikanten manchmal gerade diejenigen, welche den meisten Lärm machen und am eifrigsten darauf aus sind, bei der Ausstellung eine recht glänzende Rolle zu spielen. Einer hat etwas an der Schnürbrust verbessert, sie etwas elastischer gemacht, sie dem Körper genauer angepaßt, und nun kommt er mit einer Menge schön geformter Puppen, welche mit seiner Schnürbrust angethan, sämmtlich dem Publikum vor Augen gestellt werden sollen, damit es sich überzeuge, wie schön seine Schnürbrust steht, und folglich, wie unentbehrlich seine Erfindung den Damen ist. Er selbst steht dabei, macht den Leuten das Ding begreiflich und steckt ihnen beim Weggehen seine gedruckten Anzeigen in die Hände, damit sie zu Hause ja nicht seine wichtige Erfindung vergessen. Ein Anderer thut sich viel darauf zu gute, daß seine Seife äußerlich so schön wie Marmor aussieht, erscheint bei der Ausstellung mit ungeheuren Blöcken seines savon marbré, und fordert einen Plaz, als wäre er der größte Fabrikant Frankreichs. Ueberhaupt sieht immer noch ein Theil der Ausstellung wie ein Jahrmarkt aus, freilich ein sehr glänzender Jahrmarkt, und ohne diesen Glanz würde das Publikum ihn nicht so häufig besuchen. Denn was einige Kenner und Technologen besonders beschäftigt, die sinnreichen Verbesserungen an Maschinen und Fabrikationsmethoden, kümmert den großen Haufen wenig, und für diesen muß doch auch gesorgt werden, wenn die Fabrikanten, welche zwei Monate lang ihre Waare zur Schau stellen und selbst dabei sind, oder Leute dazu hinsezen, einigen Nuzen von ihrer Bemühung haben wollen. Aber an Raum und Kosten würde man bedeutend gewinnen, wenn man bloß Muster von neuen oder vervollkommneten Fabrikaten ausstellte, und von jeder Gattung nur so viel als nöthig ist, um einen vollständigen Begriff von der Sache zu geben. Wie es jezt gehalten wird, muß bei jeder Ausstellung ein Gebäude so groß wie ein Palast errichtet werden, was immer einige hunderttausend Franks kostet. Man verlangt in einigen Tageblättern ein beständiges Gebäude, welches sowohl für die Kunst-, als für die Gewerbeausstellungen dienen könnte, und nicht mehr kosten würde, als die alle fünf Jahre zu erbauende große hölzerne Galerie, die nur zwei Monate lang dient und dann wieder abgebrochen wird. Andere meinen, auch ausländische Fabrikate sollten zur Ausstellung zugelassen werden, damit man den Zustand des französischen Gewerbfleißes mit dem des Auslandes vergleichen könnte, damit die französischen Fabrikanten mit fremden Mustern bekannt gemacht und ihr Wetteifer angespornt würde. Wahrscheinlich wird dies bei einer der nächsten Ausstellungen zur Ausführung kommen. Eine feierliche Preisvertheilung unter die Fabrikanten, welche zur Ausstellung beigetragen haben, ist weislich unterlassen worden, obschon manche, wie es scheint, darauf gehofft hatten. Solch eine Prämienvertheilung vom Hofe aus hat für die jezige Denkungsart der Franzosen etwas Anstößiges. Der beste Belohner des Gewerbfleißes ist das Publikum, welches die Waaren kauft. Indessen fährt man doch mit dem Gebrauche fort, durch die Jury Gold-, Silber- und Broncemedaillen austheilen zu lassen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. August 1839.

— His large fortune,
Upon his good and gracious nature hanging,
Subdues and properties to his love and tendance
All sorts of hearts.

Shakespeare.

Georges Lefrançois.*

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von Helmine v. Chézy.

Warum wird unser Gedächtniß zum Kirchhof, wo die Zahl der Monumente die der Lebenden, die noch darin umherwandeln, übersteigt? Warum müssen wir, deren Locke erbleicht, deren Sehnsucht nach Vollendung so heiß und mächtig an rächst, auf die Gruft der Jünglinge und Jungf.auen, der jugendlich blühenden Väter, Mütter, Gattinnen das nasse Auge heften? Jede Nachricht wie diese ist ein Tropfen Todesbitterkeit im Lebensbecher, ein Memento mori, schaudervoller als der Eule Ruf über Gräbern, grinsender als der kahle Schädel des Todtengerippes, dessen stummes Lachen wie lauter Hohn durch die Seele donnert.

Er, der so früh den Tod in tückischer Welle gefunden,** war uns Allen unaussprechlich theuer, war der treue, kindlich ergebene Freund meines seligen Gatten, ein brüderlicher Kunstgenoß meines jüngsten Sohnes, die Seele eines schönen Kreises, der, zusammengesezt aus den verschiedensten, fast abstoßendsten Elementen, um den lebensfrohen, kräftigen Jüngling her sich friedlich einigte: Repub.ikaner vom reinsten Kern und gediegensten Vollgehalt, Legitimisten, deren Jeder für einen Typus seiner Partei gelten konnte, Indifferentisten von gutem Schlage fanden sich an seiner gastlichen Tafel ein und hatten einander gern, so lange Lefrançois in ihrer Mitte war; seine Freundlichkeit und Lebhaftigkeit nivellirte die scharfen Ecken und Kanten, er bildete gleichsam aus all diesen heterogenen Naturen eine Symphonie, in welcher aus Mißlauten durch das sichere Gesetz des Einklangs der Wohllaut in überraschender Kraft und Anmuth hervorging.

Georges Lefrançois schien, wenn ich ihn recht verstanden, obwohl in der Seele Republikaner, keiner Partei sich anschließen zu wollen, sondern im Bestehenden sein Heil zu suchen, indem er von der Lage der Umstände, wie sie sich eben gestalteten, das Beste hoffte, und die Ruhe und Sicherheit, die sie gewährte, zu schönen Bestrebungen anzuwenden suchte.

Er war ganz überaus reich und eben so einfach und bescheiden, als geistvoll und werkthätig. Wie eine drückende Last hatte er in früher Jugend schon alle Verbindlichkeiten, womit ihn ein großes Vermögen, eine ausgebreitete Familie von Reichen um ihn her umstricken wollte, abgeschüttelt und war nach Paris gekommen, um dort als Künstler zu leben. Künstler in Paris!

* s. die Allgemeine Zeitung vom 18ten Juli d. J.
** Georges Lefrançois ertrank im See von Lido.

Wer mit diesem edelsten Nektar sich gelabt, dem muß jedes andere Getränk schal vorkommen. Vielleicht ist's noch schöner, Künstler in Rom seyn, nur so viel weiß ich, daß das Wort Artiste einen Zauber hat, der durch die eingefleischtesten Seelen dringt. Es gebietet Ehrerbietung, es verlangt Liebe, es sagt Alles, wozu man in andern Ländern ein Buch schreiben mußte, um es zu erklären; es thut Alles ab, wie ein Machtspruch, es verdeutlicht und sanktionirt Alles, wogegen sich bei andern Menschen die öffentliche Meinung auflehnen müßte.

Lefrançois wurde nicht, wie die gewöhnlichen Reichen, vom Teufel des Goldes besessen, sondern sein reiner Geist hatte diesen unterjocht, daß er ihm dienen mußte. Ein Tempel war seine angenehme Wohnung, Rue de Vaugirard, mit einem Studierzimmer auf den Luxembourg hinaus. Gemälde, meist von seiner Hand, schmückten die Wände des kleinen comfortablen Speisezimmers, in dessen Einrichtung der Sinn der Bequemlichkeit und bescheidener Zierde vorherrschte. Das nämliche galt vom Salon mit schwellenden Purpurpolstern, mit dem herrlichen Pianoforte, dem köstlichen Zugkamin mit leuchtenden Messingwänden, auf dessen breiter Marmorplatte, vor dem gigantischen Spiegel die gewöhnliche Zierde der Stutzuhr und der geschmackvollen Blumenvasen nicht fehlen durfte. Einen Van der Helst besaß Lefrançois, wie ich noch keinen gesehen, eine reich- und schöngeschmückte Burgerfrau mit ihrem kleinen Mädchen. Die Mutter mit nußbraunem Haar und schneeweißer Stirn, rothwangig, heiter, hellaugig und freundlich, das Kind goldblond, kräftig und frisch, alles Saft und Kern, alles Wahrheit und Natur; ich sehe das Bild noch heut vor mir. Dies Gemälde war ein angemessener Schmuck in eines Künstlers Salon; übrigens trug Alles dort ein Gepräge einfacher, ernster Zierde, und es schien Alles nur zur Bequemlichkeit, als deren unentbehrliche Bedingung da zu seyn. In demselben Geist waren die heitern Gastmahle geordnet, bei denen Lefrançois seine Freunde in einzelnen Abtheilungen um sich her zu vereinigen pflegte. Sie bestanden aus den einfachsten Erfordernissen einer anständigen Tafel, doch es wäre unmöglich, eine bessere Zubereitung, eine gefälligere Anordnung zu finden; nur Eine Person wartete auf, es war die alte Haushälterin. — O Undank des Menschenherzens, ich habe ihren Namen vergessen — sie hatte ihn großgezogen, war ihm aus der Provinz nachgefolgt — sie vermeinte, die gute Seele, ihr lieber, verehrter Herr würde ihr dereinst die Augen zudrücken. Arme Alte! Wer konnte bescheidener, freundlicher seyn, als du, wer mütterlicher ergeben und besorgt seinen Liebling pflegen?

Lefrançois Einfachheit der Gewohnheiten und Umgebungen lag nicht allein in seinem höhern Geist, der jede Zeitverschwendung, die der Luxus mit sich führt, und jede Eitelkeit von sich wies, sie gründete sich auf ein noch schöneres Gefühl: der junge Künstler wollte mit Gelehrten und Künstlern, die seinen Umgang ausmachten, als ihres Gleichen leben, und keinen durch Prunk von sich wegscheuchen. Er machte sich nichts aus dem Gelde, doch es kam ihm recht, um seinen Freunden Ergötzlichkeiten zu bereiten. An schönen Abenden, oder an Sonn- und Feiertagen rief er den ganzen Schwarm der Schüler Herients mit sich hinaus in das Freie. Am Ziel der heitern Fahrt wurden die köstlichen Weine, Geflügel, Pasteten, Torten, nicht minder Mandolinen, Guitarren und Cigarren aus dem Fiaker ausgepackt (denn Lefrançois, alle Laster des Reichthums hassend, hielt sich frei vom Zwang eigener Equipage), und die gemüthlichste Fröhlichkeit herrschte im Kreis der Jünglinge, unter dem Gesetz der feinen Sitte und des Anstandes, welche beide Fröhlichkeit nicht ausschließen, sondern befördern und steigern. Lefrançois war der unverdorbene Sohn der Provinz, streng von Sitte, gewöhnt, in Allem der Sitte zu huldigen. Sein ganzes Wesen gebot sie, ohne Zwang, durch die stille Gewalt seiner höhern Natur. Er war schon in frühesten Jahren mit sich selbst fertig und Eins geworden, und über das Meiste im Klaren, ohne deßhalb überdrüßig und übersättigt zu seyn, wie das in diesem Fall meist stattfindet; denn Ein Kampf, in dessen Reihen er als Freiwilliger focht, durchströmte sein Leben mit jenem erfrischenden Odem, der in den Kräften keinen Stillstand duldet und standhaft zu einem Ziele hin strebt: die Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

„O ihr leidigen Geschäftsleute!" rief der Graf; „wo ihr geht und steht, reitet und fahrt, sitzt euch die Pflicht, die Sorge auf dem Nacken. Auch ich mag mit Ernst arbeiten, aber wenn es gethan ist, dann weg alle Grillen! dann bin ich ganz bei der Freude. — Wissen Sie was? Eines lasse ich mir nicht nehmen. Ich begleite Sie zu Pferde bis nach B. und bin bis Mittag wieder zurück." — Der Consulent war in der größten Verlegenheit. Es bedurfte allerhand Vorwände, z. B. wie er den kritischen Casus der Rechtssache noch gar nicht recht erwogen habe und erst auf dem Hinritt die Lage der Sache und ihre gesetzliche Seite recht erwägen musse; wie ihm Alles daran liege, dem rabulistischen Advokaten des Gegners

recht zu imponiren, und dergleichen mehr, bis es ihm gelang, sich der liebenswürdigen Zudringlichkeit des Grafen zu entwinden. Er entfernte sich einen Augenblick, ließ sich sein Pferd vorführen, ehe noch sein vornehmer Wirth Befehle ertheilen konnte, und empfahl sich. — Immer jedoch besorgend, Jener möchte ihm nachkommen, jagte er, als er den Schloßbewohnern aus dem Gesicht war, auf Flügeln der Eile davon.

Sein Weg führte ihn abseits von der Straße nach B. durch ein lichtes Gehölz. An der Ecke einer Wendung erblickte er ein weibliches Wesen. Er strengte seine Sehkraft an und gab seinem Pferde die Sporen. Schon war er der Person so nahe, daß er ihre Züge erkennen konnte. War sie es? — Sie war es nicht! — Ein Strohhut mit Bändern beschattete ihr Gesicht; hellbraune Locken ringelten sich um die Stirne und hinter dem Ohr herab. Das befremdete ihn; er dachte sich Mariannen im einfach gescheitelten Haar. Ihr Winken, ihre ausgebreiteten Arme sagten ihm, daß sie es sey. Er stieg ab und umarmte das liebe Kind. Froher Ausruf, Thränen, Seufzer, heißes Umfangen bestätigten ihre durch Trennung und Sehnsucht gesteigerte, ihre leidenschaftliche Zuneigung. Sie war die Ehemalige und war es nicht. Er mußte sich wirklich besinnen, wenn er die vorigen Züge in ihr finden wollte. Konnte diese kurze Zeit ihre Gestalt so auffallend verändern? Ihr Anzug half die Verschiedenheit noch erhöhen. Ihr Kolorit war zarter, ihr Teint durchscheinender geworden; ein feiner Anhauch von Blässe hob ihr frisches Roth. Ein Zug der Wehmuth um die Augen machte sie ihm interessanter, theurer. Ihre Stimme war weicher, ihr ganzes Wesen weiblicher, hingebender geworden. Er war leidvoll und freudvoll, auf's Tiefste, Seligste bewegt. Er hob sie nach einigem Zaudern der Verschämtheit und Besorgniß von ihrer Seite auf seinen wohlgeschulten frommen Braunen, und so zog er mit ihr durch den Wald. Wie reizend dünkte sie ihm, wenn sie hold befangen auf ihn herablächelte, ihm die sie stützende Hand drückte!

Was bei ihr die unerwartete Freude des Wiedersehens, die einigermaßen phantastische Art des Zusammentreffens, das Gewagte der Neigung thaten, diese Verschönerung der Gestalt konnte der Justizräthin nie zu Theil werden. Unwillkührlich dachte der Consulent an die regelmäßigen, fast antiken Züge der besonnenen Frau, an die strenge Haltung ihres Körpers, den er nie in einer nachläßigen, oder an rohere Arbeit mahnenden Stellung gesehen. Aber das leichtbewegliche Wesen des jugendlichen Geschöpfs, das liebeathmende Bezeugen, das Feuer der Seele, das aus diesen Augen leuchtete, sie überwogen in den Augen des Glücklichen jene Vorzüge. „Für den Meißel des Bildhauers" — dachte er flüchtig — „mögen jene steinernen Schönheitsformen ein dankbarer Gegenstand zu ewiger Kunstversteinerung seyn; aber diesen lebenswarmen Zauber, diese fließende Anmuth, dieses Seelenvolle vermöchte nur der geistreiche, fühlende Pinsel eines Malers einigermaßen festzuhalten. Jeder Kunstfreund würde diesem Bilde vor jener Statue den Preis zuerkennen. — Als das exaltirte Paar in der Zerstreuung der ersten Wonne durch den Wald gekommen war und nun das Freie vor sich hatte, begehrte Marianne, absteigen zu dürfen. Flüchtig wie ein Reh lief sie auf hohem Raine neben dem geliebten Reiter her, und wenn sie sich so am blauen Himmel abhob und einer Nymphe gleich mit leichten, sichern Schritten dahinschwebte, so gewann sie in seinem Auge, das sie früher nur in der Enge des Hauses, in der Atmosphäre der Dienstbarkeit erblickt hatte, eine höhere Bedeutung.

Ehe es zum Mittag läutete, gelangten sie in ein nicht fern von der Hauptstraße gelegenes Dörfchen, bei dessen ländlichem Wirthshaus ihnen ein Engel im Schilde heraufwinkte. Sie folgten der Einladung. Man konnte des Passagiers hingeworfenem Wort, daß er seine Schwester eine Strecke weit begleitet, wohl glauben. Er bestellte ein frugales Mahl, so gut es die Küche vermochte, und ließ sich ein Zimmer im ersten Stock anweisen, dessen Thüre Beide geflissentlich offen stehen oder angelehnt ließen. — Die Neigung weiß aber die Gunst des Augenblicks zu benützen, und so war das Ab- und Zugehen der Wirthsleute kein Hinderniß des Austausches ihrer mit unschuldigen Liebkosungen reichlich durchflochtenen Reden.

Es waltete bei ihnen kein Zweifel mehr ob, daß die Justizräthin ihre schnelle Entfernung veranstaltet, und daß die alte Base, wie sie selbst, hiebei mystifizirt worden; denn wo sie jezt war, überraschte ihr Eintreffen, da die Familie wohl im Allgemeinen ihre Gegenwart gewünscht, aber eine so schnelle Spedition keineswegs erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juli.

Verschönerungen und Erweiterungen.

Lange schon hatte ich das berühmte Karlsbad nicht gesehen, und glaubte mich, vermöge der Veränderungen, welche in der neuesten Zeit fast alle Städte so reichlich betroffen, vielleicht kaum wieder in seinen dicht aneinander sich schmiegenden Häusern zurecht finden zu können. Fruchtlose Besorgniß. Allerdings ist seitdem manches neue Gebäude errichtet, manche Localverbesserung und Verschönerung vorgenommen worden, aber doch nichts weniger als die vormalige Physiognomie verschoben oder verwischt. Sie hat

aber auch durch den gewaltigen Ring grüner Berge, der sie umschließt, eine so stark markirte, feste Form, daß sogar der allzerstörende Zeitstrom Mühe haben wird, ihr erhebliche Abänderungen beizubringen. Die Gebäude tragen größtentheils noch den etwas veralteten Zuschnitt, selbst die mitten in der Stadt gelegenen, neueren Ursprungs, weichen, wenn sie auch im Innern manche Bequemlichkeit und ein besseres Aeußeres vor den alten voraus haben, von lezteren im Wesentlichen wenig ab. So haben auch die Spazierpfade auf die Anhöhen und an ihnen hin keine verhältnißmäßige Vermehrung erhalten, und es sind weit mehr Denkschriften und Maale spurlos verschwunden, als neue entstanden und aufgerichtet worden. Auf dem Hirschensprunge, einer der aussichtreichsten Anhöhen, existiren jedoch seit dem Jahre 1834 mehrere Erinnerungssteine. Der eine im gedachten Jahre, dicht unter dem Gipfel des Berges errichtete, pyramidalisch gestaltete, ist der Herzogin von Angouleme zugeeignet und der Plaz „Theresienhöhe" genannt, wie der Schluß eines auf dem Denkmale angebrachten, dem Preise dieser Fürstin gewidmeten Gedichts bezeugt. Ferner verkünden unweit davon die goldenen Buchstaben einer großen Marmortafel die Namen der früher einige Zeit in Karlsbad gewesenen Mitglieder des russischen Kaiserhauses, von Peter dem Großen an. Dieser bediente sich der hiesigen Heilquelle in den Jahren 1710, 11 und 12. Zulezt wurde sie noch von dem Großfürsten Michael und dessen Gemahlin Helena im Jahre 1835 benuzt. — Mit wahrhaftem Schmerzen vermißte ich die alten herrlichen Lindengänge vor dem böhmischen Saal. Ihre gewaltigen, dicht in einander geschlungenen Wipfel bildeten einen Wald, der im Sommer die süßeste Kühlung darbot. Schon vor mehreren Jahren hat der Tod den größten Theil dieser alten Zeugen mehrerer Jahrhunderte hingerafft und die übrigen die Axt betroffen, weil ihr zu befürchtender Fall den darunter Hingehenden Lebensgefahr bringen konnte. Beim Anblick der jezt ihre Stelle behauptenden, aber vor der Hand noch nicht ersezenden Baumjünglinge erinnert man sich mit Bedauern an ihre vor dem Sonnenbrande so mächtig schüzenden, greisen Vorfahren. Im Ganzen sind jedoch beinahe alle, seit meinem frühern Aufenthalte hier vorgekommenen Veränderungen Verbesserungen und Erweiterungen zu nennen, wie schon ein Blick vom Dreikreuzberge herab darthut, einem Punkte, wo das Auge nicht nur überhaupt des schönen Genusses der ganzen Umgegend, sondern auch besonders der tief unten in dem anmuthigen Bergkessel liegenden Stadt am vollständigsten sich zu erfreuen hat. Beinahe auf allen Seiten ist ihrem Umfange ein Mehr zugewachsen, am auffallendsten in der Egerstraße, wo viele recht ansehnliche und geschmackvolle Häuser entstanden sind.

(Fortsezung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsezung.)

Luxus in den Kaufläden. Annoncenmalerei.

In Paris nimmt der Luxus in der Einrichtung der Kaufläden beständig zu, Malerei, Stuccatur, Vergoldungen, ungeheure, mehrere Schuh hohe und breite Spiegelgläser u. s. w. Manche Läden sehen wie Paläste aus und strozen von Gold und andern kostbaren Verzierungen. Die Straßen Vivienne und Richelieu, sowie die Boulevards, haben eine Menge solcher glänzender Ausstellungen, welche dem Publikum desto leichter in's Gesicht fallen, da zuweilen ein einziges Spiegelglas ein Ladenfenster ausmacht. Man sollte glauben, in den Stadtrevieren, wo soviel Bewegung herrscht, müßten diese ungeheuren Scheiben großer Gefahr ausgesezt seyn, und doch ereignet es sich sehr selten, daß eine solche Scheibe zerbricht. Vor einiger Zeit kam vor dem Polizeigerichte der Fall vor, daß Jemand belangt wurde, weil er im Vorbeigehen aus Unvorsichtigkeit eine mehrere Schuh hohe und breite Scheibe eingestoßen hatte. Der Kaufmann verlangte 500 Fr. dafür, die sie ihn, wie er behauptete, und was auch glaublich ist, gekostet hatte. Das Gericht sezte aber die Forderung auf eine sehr geringe Summe herab, indem es weislich entschied, daß wenn der Kaufmann vorne an seinem Laden so kostbare Gläser anbringe, er auch des Zerbrechens derselben durch Zufall gewärtig seyn müsse und nicht mehr fordern dürfe, als gewöhnliche Scheiben kosten. Aber allmählig werden solche kostbare Gläser die gewöhnlichen in allen großen Kaufläden, und die Entscheidung des Polizeigerichts wird in der Folge nicht zur Richtschnur dienen können. Die Kunst, die Waaren zur Schau zu stellen, hat große Fortschritte gemacht. Sich bemerklich zu machen, dahin geht vor Allem das Trachten der tausend und aber tausend Spekulanten, welche sich hier dem Publikum aufdringen; Publicität ist ihr Ziel. Man wurde bei der Industrieausstellung mit Ankündigungen aller Art beladen, und beim Heraustreten hatte man die Taschen voll von bedruckten Papieren, als Prospecte, Programme und wie die Sachen heißen. Ich habe bereits einmal von den Fortschritten in der Kunst, Affichen oder Anschlagzettel zu machen, gesprochen, indem man nämlich darauf verfallen ist, die Ankündigungen auf die Mauern zu malen. Diese Sitte hat sich seitdem bedeutend ausgebreitet. Die Unternehmer dieser Anschlagzettel lassen da, wo sie große leere Wände vorfinden, dieselben fein weiß anstreichen, theilen diese weiße Fläche vermittelst blauer Leisten in viereckige Felder, und jedes derselben dient dann zu einer Ankündigung, welche mit schwarzen, rothen oder grünen Farben schön eingeschrieben oder eingemalt wird, wodurch sich stehende Intelligenzblätter bilden, die sich recht bequem in einer Entfernung von fünfzig Schritten lesen lassen, und sich, da sie sauber und elegant ausgeführt werden, recht gut ausnehmen. Es ist deßhalb schon eine bedeutende Verminderung im Drucke der Anschlagzettel entstanden, und der größte Theil der oft wiederholten Ankündigungen, der literarischen besonders, wird bereits auf diese Art veröffentlicht. Das Eigene dabei ist, daß nicht allein Drucker und Papierhändler dadurch verlieren, sowie die Chiffonniers, welche in der Nacht die Anschlagzettel herabreißen und das Papier wieder verkaufen, sondern daß auch die Regierung dabei zu kurz kommt, weil die Anschlagzettel auf Stempelpapier gedruckt werden; und da hier eine so ungeheure Menge von Anschlagzetteln einander verdrängte, so mochte dies kein so unbedeutender Zweig des öffentlichen Einkommens seyn, als man glauben könnte. Wahrscheinlich war der Gedanke, der Stempeltaxe zu entgehen, eines der Motive, welche das Annoncenmalen veranlaßt haben; denn wenn die Regierung schlau ist, um neue Auflagen zu erfinden, so sind es die Steuerpflichtigen nicht minder, um sie zu umgehen. Ein Tageblatt hat bereits angekündigt, ich weiß nicht, ob im Ernste oder aus Scherz, die Regierung gehe darauf um, den Anschlagzettelmalern wegen des Stempels beizukommen. Vielleicht erfindet sie gemalte Stempel für solche gemalte Anschlagzettel, oder zwingt die Unternehmer, ihren weißen Feldern einen Stempel aufdrücken zu lassen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. August 1839.

> Auf meine Seele nehm' ich die Gefahr,
> Daß es ein Liebeswort ist ohne Sünde.
>
> Shakespeare.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Wir sehen das von einer starken Neigung erfüllte Paar in dem Zimmer eines Dorfwirthshauses sich selbst überlassen, und fragen, was die Leutchen denn eigentlich dachten, wie sie das Stell Dich ein bei sich selbst verantworteten, entschuldigten, was sie einander über die Gegenwart, über die Zukunft gesagt haben mögen? Sollen wir uns schlechthin antworten: die Liebe denkt nicht, überlegt nicht, beschönigt vor sich selbst alle Unbesonnenheiten? — Das wollen wir nicht so unbedingt aussprechen. Wohl ist es schwer, in den Seelen zu lesen, die geheimen Debatten der Affekte mit der Vernunft und Vorsicht, der Neigungen und Wünsche mit dem Gewissen zu belauschen. Oft begehrt ein gewaltiges Verlangen blindlings eine reizende, sehnsuchtstillende Ausfüllung der Gegenwart, und läßt den Gedanken an die Folgen, an den sittlichen Ernst des Lebens nicht aufkommen. Dies war wohl bei Grünern nicht der Fall. Er traute sich Solidität genug zu, um nicht einem verführerischen Augenblick zum Opfer zu werden und den Frieden eines unschuldigen Herzens zu zerstören. Die Unschuld war ihm heilig, und in seiner Besonnenheit fand er eine Garantie gegen jede Versuchung.

Marianne war durch Erziehung und Beispiel, durch angeborene Schamhaftigkeit und Religiosität vor Leichtsinn bewahrt. — Manche, die sich über dergleichen Gegenstände ausgesprochen, stellen die sogenannten „Grundsätze" höher, als das, was sie eine bloße „Tugend aus Instinkt" nennen. Wir möchten aber, ohne den Schulbegriffen zu nahe zu treten, Kenner des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens fragen, ob denn nicht selbst der Natursinn der Thiere eine verhüllte Vernunft sey, und ob bei dem Menschen der sittliche Instinkt nicht seinen tiefen Grund in dem geheimen Innersten seines Gemüths, seiner Weltansicht habe, die kategorische Stimme bezeichnend, die aus der Seele im entscheidenden Augenblick entscheidend hervorbricht und jedes Unreine als ein Fremdes, Widriges, Verletzendes ablehnt, abstößt? Es ist Ueberzeugung ohne Bewußtseyn der Gründe, wie das Meiste, was wir in unser Gesammtwesen aufgenommen, ihm angeeignet haben. Grundsätze allein sind nicht Schutzwehr genug gegen die Gefahr der Verführung, da sie als bloße Verstandessache durch die Trugschlüsse eines Abgefeimten wankend gemacht werden können. Die Garantie der Unschuld muß so tief als möglich gründen, nämlich in der Reinheit der Seele, aus deren geheimem Schoße sie als sittliche Abneigung hervortritt und die sinnliche Neigung, wie ein guter Genius den Dämon, darniederhält. — Marianne vertraute dem Manne, dem ihr Herz gewogen

war; sie kannte seine Redlichkeit, sie hielt sich auch im Alleinseyn bei ihm nicht für gefährdet; sie traute ihm keine Unbesonnenheit zu, und so war sie der Einladung, welche das gestern durch einen Eilboten an sie gelangte Briefchen enthielt, ohne Zaudern gefolgt.

Die Wirthsleute erzeigten sich ihnen willfährig, wußten sich aber nicht recht zu helfen. Marianne kannte Grüners Lieblingsspeisen und ließ es sich nicht nehmen, ihm einen schmackhaften Eierkuchen selbst zu bereiten. Er gab es gerne zu, wollte aber doch um sie seyn, und folgte ihr also in die Küche. Sie ließ sich eine weiße Schürze geben und schaltete nun recht zierlich in dem schwarzberäucherten Raume. Neue Seiten ihres anmuthigen Wesens kamen zum Vorschein. Kein Zweifel, daß sie nebenbei wohl auch an sich gedacht und reinweiblich geahnt haben mag, welchen Eindruck eine Darstellung ihrer hausfräulichen Anstelligkeit auf den empfänglichen Mann machen durfte. — Gab die Bereitung der Speise zu mancher lustigen Bemerkung Stoff, so war das Verzehren des Kuchens, der goldgelb und schön gebräunt von der Schale glänzte und mit gekochten Pflaumen herrlich schmeckte, nicht minder vergnüglich.

Grüner bekämpfte bei seiner lieben Köchin die weibliche Eigenheit des Nichttrinkens, eine Tugend, die man den Männern selten nachrühmen kann, und da das Landgewächs wohlgezeitigt war, so fanden sich Beide bald in eine heitere Laune versezt, die alle Sorgen und Bedenklichkeiten vergaß. Marianne berechnete die Zeit bis zu ihrer Rückkehr und Grüner bat sie, die flüchtigen Stunden nur ja nicht durch den Gedanken an Abschied und Trennung zu trüben. Was weiß ein junger Mann, der Gunst des Augenblickes froh, nicht Alles in solchen Fällen vorzubringen! „Wir wollen," sagte er, „über das Kommende keine leeren Worte verlieren. Sieh, liebe Marianne, die Menschen nehmen sich hundert Dinge vor, aus denen nichts wird; sie arbeiten mit Sorg' und Mühe auf Momente los, die nicht eintreten. Warum sollen wir nicht, klüger und glücklicher als sie, des Augenblicks der Gegenwart, des unverhofften, froh werden, ohne uns durch Gedanken an die Zukunft zu schrecken? Wandeln wir nicht auf bösem Wege, sind wir der frohen Stunde würdig, so mag die Zukunft daraus entwickeln, was sie will. — Marianne sah ihn wie fragend, zweifelnd an, doch wurde seiner Lage, seines Verhältnisses zur Justizräthin mit keinem Worte gedacht. Wer das Paar behorcht hätte, er würde es unfehlbar für Neuverlobte gehalten haben.

Der Abschied war kurz. Grüner begleitete Marianne, als die verhängnißvolle Stunde schon um etwas überschritten war, noch eine Strecke weit, bis wo die Straße um einen Abhang bog, der sie, wenn sie schieden, einander sogleich für immer verbarg. Er umarmte die in Thränen Ausbrechende innig und küßte sie auf's Herzlichste; die krampfhaft verschlungenen Hände ließen sich gegenseitig los, ein lezter Blick — und verschwunden waren sie einander. — Er eilte zur Herberge zurück, bestieg seinen Braunen und flog wie gejagt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Georges Lefrançois.

(Fortsetzung.)

Lefrançois poetischer Sinn lag jedoch mehr in den selbstgeschaffenen Lebensverhältnissen als in seinen künstlerischen Anlagen; alles, was ich von ihm gesehen, ehe er nach Italien ging, war anziehend, aber mir ist durchaus keine bestimmte Erinnerung, kein entschiedener Eindruck davon zurückgeblieben. Er war im Leben, im Umgang freundlich, hingebend und durchaus freimüthig, aber in der Kunst, damals wenigstens, befangen. Er verwarf die erste Idee, die doch immer die trefflichste ist, und besserte daran, er suchte nach Schwierigkeiten, um sie zu bekämpfen; wo ein armer Bursche frisch darauf los fortgearbeitet hätte, da stand ihm der Gedanke im Weg, daß er ein reicher Dilettant sey, der sich nicht selbst genügen, sondern nach dem Höchsten ringen müsse. Schon hatte er in des trefflichen Hersents Atelier bedeutende Fertigkeit in der Farbengebung gewonnen, als er 1832 die Palette wegwarf, zu Ingres ging und sich in die Reihen der jüngsten Schüler dieses Meisters stellte; denn er wollte durchaus das Höchste erringen, die reinste Schönheit der Form, die strengste Gesetzesbefolgung der Harmonie, die gediegenste Kraft des Aufschwungs.

Bekanntlich stellt Ingres die höchsten Forderungen literarisch wissenschaftlicher Ausbildung und positiver Geschichtskenntnisse an junge Männer, ehe sie seine Werkstatt betreten. Er verlangt für den angehenden Künstler einen hohen Standpunkt der Geistesbildung und Sitte, er duldet keine Gemeinheit, keine Vernachlässigung der Gemüthsausbildung, keine Mittelmäßigkeit der Bestrebungen. Er verlangt den Menschen menschlich schön im Innern und gesellig schön im Aeußern, ehe er ihn für würdig hält, die heilige Schwelle der Kunst zu betreten. Wie sehr ihm Lefrançois willkommen war, wie innig er ihn lieb gewann, läßt sich denken. Er bat ihn nach einigen Jahren des innigsten Freundschaftsbundes, den jemals Meister und Schüler geschlossen, ihn in seinem Wagen nach Rom zu begleiten.

Sein Abschied von Allen, die ihn geliebt und verstanden, hatte etwas seltsam Erschütterndes durch sein ganz eigenes Bezeigen; es war befremdend, wie sich der

26jährige Jüngling in allen Veranstaltungen für seine zurückgelassene Habe durchaus so benahm, als habe er keine Hoffnung, wiederzukehren. Aus einem solchen Vorgefühl muß das Testament ausgegangen seyn, dessen in dem vortrefflichen Artikel aus Venedig in der Allgemeinen Zeitung vom 18ten Juli Erwähnung geschieht, wo er sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Dies sieht ihm ähnlich, denn Niemanden lagen große Worte entfernter und schöne Thaten näher, als ihm. Kaum ließ die umfassende Schilderung einer so reichhaltigen und merkwürdigen Individualität noch Raum für die Worte liebender Erinnerung, die ich als Blume auf sein frühes Grab niederlege. Auch vergönne ich mir nur noch wenige Andeutungen.

Lefrançois war der Mann des Fortschritts in seltener Gediegenheit und liebenswürdiger Form. Die deutsche Sprache und Literatur war ihm durch anhaltende Studien bekannt und werth. Durchdrungen von den Schönheiten unserer Poesie und Romantik, genährt von den Schätzen des Alterthums, vertraut mit dem Genius fast aller europäischen Sprachen und glühend für die Poesie der Indier, billigte er nicht die Auswüchse jener Schule, die bei den Franzosen die romantische heißt, ohne jedoch an den Vorurtheilen der Perückenzeit zu kleben. Das Schöne kam ihm recht, in welcher Gestalt es vor ihm stand, er huldigte ihm mit feinem und tiefem Sinn. Er war Enthusiast, ohne es je sich selbst gestehen zu wollen. Er stellte sich im Geist gleichsam außerhalb seiner Umgebungen auf eine Anhöhe und blickte von dort ruhig um sich her, achtsam, nichts zu versäumen, bereit, Allem zu huldigen, was Huldigung verdiente, und liebend bemüht, seiner Huldigung Würde zu verleihen, um deren Gegenstand besser dadurch zu ehren. So z. B. war er ein abgesagter Feind des Strampfens, Brüllens und Tobens, was man bei Produktionen in Schauspiel, Oper und Konzerten Beifall zu nennen pflegt. Es störte ihn fürchterlich, er sprach davon als von einer thierischen Kraftäußerung, die jeden süßen Eindruck der Harmonie, die nur eben das Ohr eingesogen, kannibalisch vernichte, und meinte, die Künstler und Künstlerinnen fingen nachgerade an zu werden wie die Rosse, die nicht voran wollen, wenn der Postillon nicht schnalzt, pfeift und knallt. Dem Verstorbenen werden die Künstler doch nicht darüber grollen? Gott bewahre mich, daß ich es ihm nachsagte! Er war nicht einmal in Deutschland gewesen, und deßhalb nur um so ungerechter, als man in Frankreich weit haushälterischer mit dieser Art Beifall umgeht als hier. Vielleicht würde eine seiner Ideen die Grollenden versöhnen; freilich war es die eines reichen Dilettanten, wie sie einem hungrigen Journalisten nicht im Traum einfallen könnte. Er meinte, man sollte statt des verrauschenden Beifalls, womit keineswegs denen genug gethan sey, die „den Besten ihrer Zeit genug thun" (der Mann kannte seinen Schiller!), sich zu sinnreichen Geschenken Tags nach gelungenen, herrlichen Produktionen vereinigen, bei denen aber tiefe Stille im Publikum herrschen müsse, als das Zeichen der höchsten, lauschendsten Aufmerksamkeit und Würdigung.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Bibliothekwesen.

Seitdem das neue Ministerium sein Amt angetreten hat, ist der an der königlichen Bibliothek gestörte Friede dort auch wieder eingekehrt, und zwar nachdem der neue Minister des öffentlichen Unterrichts, Villemain, einen Theil der königlichen Ordonnanz, welche Salvandy erlassen, zurückgenommen. Lezterer hatte nämlich einen Oberaufseher, Dunoyer, den bekannten Publicisten, mit einem Gehalte von 18.000 Franken und außerdem noch einen Kassier oder Rechnungsführer mit einem Gehalte von 6000 Fr. angestellt, und da für diese neuen Ausgaben von den Kammern kein Geld bewilligt worden war, so folgte daraus, daß entweder der Kostenanschlag der Bibliothekausgaben im jährlichen Budget erhöht, oder die 24.000 Fr. von den zur Vermehrung und Unterhaltung der Bücher, Handschriften und Alterthümer bestimmten Fonds genommen werden mußten, wodurch also die Bibliothek weniger Bücher, aber desto mehr Beamte bekommen hätte. Aber nicht sowohl dies, als daß die Salvandysche Verordnung die bestehende gesetzliche Ordnung an der königlichen Bibliothek aufhob, bewog die Bibliothekare, oder, wie sie offiziell heißen, Conservatoren, zur Klage beim Staatsrathe und zur Veröffentlichung von drei Schreiben, um das ihnen angethane Unrecht auseinanderzusetzen. Sie behaupteten nämlich, ein Gesetz aus der republikanischen Zeit habe die Verwaltung der Bibliothekangelegenheiten ganz dem Conservatorium, das heißt den gesammten Conservatoren in die Hände gelegt, und diese gesetzliche Verfügung könne durch keine königliche Ordonnanz aufgehoben werden. Zudem seye es unschicklich, das Recht, über Ankäufe und Tausche von gelehrten Sachen zu entscheiden, einem Manne zu ertheilen, dem Bibliotheksgeschäfte fremd seyen. Wie hätte in der That Dunoyer über die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit zum Ankaufe angebotener alter Münzen, oder eines für selten ausgegebenen Exemplars eines Drucks aus dem fünfzehnten Jahrhundert u. s. w., ein Urtheil fällen können, da er sich niemals mit dergleichen abgegeben, während er immerhin als Präfekt ein Departement verwalten konnte, was aber keine Einsicht in gelehrte Sachen verschafft. Ueberhaupt mißfiel es den Conservatoren, die zum Theil berühmte Gelehrte und Akademiker sind, von einem ungelehrten Manne abzuhängen und unter seinen Befehlen zu stehen. Dunoyer hatte demnach eine sehr unangenehme Stellung an der Bibliothek; die Conservatoren weigerten sich, ihn in der Eigenschaft als Oberaufseher anzuerkennen, und trieben ihre Geschäfte nach wie vor in ihrem Conservatorium. Dunoyer hatte Titel und Gehalt, aber gar keine Macht, und konnte es nicht verhindern, daß die Conservatoren die drei Schreiben drucken ließen und ihre Beschwerde beim Staatsrathe

anbrachten. Wäre Salvandy Minister geblieben, so weiß ich wahrlich nicht, welches Ende die Sache genommen hätte; aber durch seinen Austritt aus dem Ministerium wurde der Handel sehr erleichtert. Villemain sah die Nothwendigkeit ein, den Uebelstand zu heben, und so erschien denn kurz nach seinem Eintritt in's Ministerium eine neue königliche Ordonnanz, in welcher Dunoyers gar keine Erwähnung geschieht, da dieser, wahrscheinlich durch den Minister bewogen, seine Entlassung verlangt und bekommen hatte. Letronne ist nun zum lebenslänglichen Direktor ernannt, und da er selbst einer der Conservatoren ist, so ist in soweit die gesetzliche Einrichtung des Conservatoriums nicht gestört. Zur republikanischen Zeit gab es gar keinen Direktor, und die Conservatoren machten ihre Sachen unter sich kollegialisch ab; man sah aber später die Nothwendigkeit ein, doch einem der Conservatoren etwas mehr Macht zu geben als den andern, und ertheilte den Conservatoren das Recht, alle drei Jahre aus ihrer Mitte einen Direktor zu wählen. Dieses Wahlrecht verliert nun das Conservatorium, indem nunmehr der Minister sich das Recht vorbehält, einen lebenslänglichen Direktor aus dem Conservatorium zu ernennen. Ferner hatten die Conservatoren das Recht, beim Ableben eines Conservators oder Subconservators dem Minister drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen er einen zu wählen hatte. Der, dem sie die Stelle zudachten, pflegte oben an gesezt zu werden, und meistens gab diesem auch der Minister den Vorzug. Nach der neuen Verordnung schlägt das Conservatorium einen Kandidaten vor, und das Ministerium kann einen andern wählen, aber nur aus den fünf Akademien des sogenannten Institut de France. Auch die Vakanz hat ihnen der Minister abgekürzt und sie von sechs Wochen auf vier reduzirt. Die Wichtigkeit der großen Bibliothek, deren Sammlungen jährlich bedeutend vermehrt werden, nimmt beständig zu. Welcher Unterschied zwischen der vorrevolutionären Zeit, da diese Anstalt zweimal in der Woche zwei oder drei Stunden offen stand und von einzelnen Bücherliebhabern besucht wurde, und jezt, da sie jeden Tag der Woche, mit Ausnahme des Sonntags, von zehn Uhr bis drei offen steht und wenigstens von zweihundert Studirenden täglich benuzt wird, die vielen Gelehrten nicht gerechnet, welche die Bücher zu Hause benutzen dürfen. Die Zahl der Angestellten ist nun doppelt so stark als sonst, und dennoch reicht sie kaum hin, um das Publikum gehörig zu bedienen. Man wird zulezt genöthigt seyn, für jedes spezielle Fach wenigstens einen Angestellten zu haben. An der Handschriftensammlung erfordern schon die orientalischen Manuscripte mehrere Gelehrte, wirklich sind nun auch mehrere bekannte Orientalisten daselbst angestellt, und dennoch hat man für einige dieser Sprachen noch keinen Mann vom Fache. Eben so wird es zulezt mit den Münzen gehen, eben so mit andern Fächern. Universalgelehrsamkeit ist beim jetzigen Stande der Wissenschaften kaum mehr möglich. Dg.

Karlsbad, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Morgenkur.

Die **Brunnenzeit** hatte früher als andere Jahre begonnen, und nicht allein in Folge der prachtvollen Tage, wodurch der Blüthenmond seinen ungewöhnlich rauh gewesenen Vorgänger zu beschämen trachtete. Schon im April, wo doch die Gebirgswege vom Uebermaße gefallenen Schnees zum Theil ganz unfahrbar geworden und zuweilen sechs bis acht Arbeiter gedungen werden mußten, um Wagen und Schlitten das Durchkommen möglich zu machen, hatte sich ungewöhnlicher Zuspruch, mitunter aus weitentferntem Auslande, eingefunden. — Die den Brunnentrinkern hier vorgeschriebene Lebensweise ist in vieler Beziehung eine Wiedereinsetzung in die Einrichtungen der Natur, mithin gerade der **unnatürlichste** Zustand für alle wirkliche, oder auch nur Titularmitglieder der gebildeten Welt. Morgens nach Sonnenaufgang schon das Bett zu verlassen und Abends, wenn sie kaum untergegangen, es wieder aufzusuchen, das heißt ja doch gewiß mit den hauptsächlichsten Gewohnheiten eines patentirten, eleganten Treibens in vollkommenen Widerspruch treten. Und dann nebenher noch den Gaumen den ganzen Tag durch Vermeidung beinahe aller Gourmandise in Verzweiflung, und dabei obendrein dem Appetite, sogar in den erlaubten Nahrungsmitteln, enge Schranken zu setzen! Daß aber dergleichen medizinische Grausamkeiten wenigstens keine zwecklosen sind, davon zeugt das lebendige Gemälde, welches jeder Morgen um die Brunnen von Neuem bildet. Gar manches früher in die Wolken des Grams und Kummers gehüllte Auge klärt sich zusehends mehr und mehr auf. Am Auffallendsten erscheint die wunderbare Kraft des durch solche Grausamkeiten unterstüzten Heilquells bei den aus der Leber stammenden Krankheiten. Viele Männer und Frauen, die Anfangs mit ganz hoffnungslosen, grüngelben Gesichtern, schweren Herzens unter den übrigen Brunnentrinkern, wie von bösen Träumen gequält, einherschwankten, erwachen immer augenfälliger zu einem freundlicheren Daseyn, bis sie endlich zum Theil, vermöge der mit ihrer Gesichtsfarbe vorgegangenen Veränderung, des neuerlangten Glanzes der beinahe erloschen gewesenen Augen und des sicher gewordenen Ganges und Trittes, kaum wieder zu erkennen sind. — In den lezten Wochen verdichtete jeder neue Tag die lebendige Umgebung der vielleicht bloß im Grade der Wärme von einander verschiedenen Brunnen immer mehr. Wie vor Zeiten Pilger zu einem heiligen Gnadenbilde, so wallfahrtet Morgens um fünf Uhr und früher Alles den Tempeln der Gesundheitsgöttin zu, die von ihr gespendeten, flüssigen Krystalle in kleinen Porzellanbechern zum Munde zu führen. Während das Aeußere der vielgestaltigen Versammlung an den Brunnen die seltsamsten Kontraste von Jugend und Alter, Reichthum und Armuth, Eleganz und Unscheinbarkeit, und hiermit die Sprödigkeit und das Unvereinbare der zufällig zusammengelaufenen Composition darlegt, so bildet doch, gerade wie in der Kirche, auch hier der gleiche Zweck gewissermaßen einen bleibenden, innern Zusammenhang. Die mannigfachsten Gesichter, Figuren, Formen und Farben machen das Ganze zu einem so beweglichen als fortdauernd bewegten Gemälde, dessen einzelne Theile jeden Morgen unserm Gedächtnisse sich tiefer einprägen, und wie fern sie auch sonst unserer ganzen Existenz stehen möchten, doch unserm Auge als gewohnte, freundliche Nachbarn und Mitleidende mitunter recht willkommen sind. Dem Hin- und Herwandeln der Masse bringt das starke Musikchor am Mühl-, Neu- und Theresienbrunnen eine Art von Rhythmus bei. Dieses Chor wird allezeit Sonntags von sieben Uhr an durch die Blasinstrumente verstärkt, welche ebenfalls täglich die Besucher des gewaltigsten der hiesigen Brunnen, des **Sprudels**, mit sichtbarem Erfolge zu erheitern suchen. Die künstlerische Auszeichnung desselben war Ursache, daß es im vorigen Jahre, dem Vernehmen nach, von dem Direktorium des Eisenbahnausschusses in Petersburg zu einer Reise dahin aufgefordert wurde. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte daselbst ist es vor wenigen Wochen erst wieder heimgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 13. August 1839.

Durch die Briefe, die er schreibt, schildert sich der Mensch, gerade wie die Völker durch ihre Literaturen.

St. Marc Girardin.

Georges Lefrançois.

(Schluß.)

Lefrançois meinte, wenn das Geschenkemachen Mode würde, so würden sich Reiche gern auszeichnen, minder Begüterte gern beitragen, und alle die, welche nichts zu geben hätten, als Händegeklatsch, Gebrüll und Gestampf mit Stöcken und Füßen, könnten selbst das noch sparen. So meinte er es mit dem Mimen, dem Sänger, dem Virtuosen; ich meine es eben so und lasse es getrost drucken, denn jeder gute Gedanke muß der Ausführung vorausgehen, wenn auch noch so lange Zeit. Wer weiß, ob nicht nach wenigstens oder höchstens fünfzig Jahren eine neue Schechner — wenn eine möglich ist — eine neue Devrient, Malibran — doch wer nennt sie alle, die Zierden aller Kunstfächer, die uns entzückten? — am Tag nach der Vorstellung das Denkzeichen des Danks der Kunstliebenden empfangend, nach einem Jahre ihren Schmuck ordnend, die Inschriften liest: dieser Ring war für die Alice, dieser Solitär für die Valentine, diese Halskette für die Norma u. s. w., der tragischen Künstler und Künstlerinnen, der Virtuosen, ja, was über Alles geht, der Tänzerinnen nicht zu gedenken! Das Thema ist unerschöpflich, darum breche ich ab davon.

Hätte ich die schönen Briefe, die Lefrançois auf seinen Ausflügen in die Provinz an seine Freunde schrieb, nicht zu den übrigen Kleinodien der europäischen und asiatischen Korrespondenz meines seligen Gatten in den Vogesen aufbewahrt gelassen, so könnte ich in besseren Zügen das Bild dieses liebenswürdigen Franzosen geben, da ein Brief noch besser der Mensch selbst ist, als der Styl an und für sich, wie Buffon versicherte. In Ermanglung dieser Briefe stehe hier ein Auszug aus einem, vom Ende Mais 1831, den Lefrançois seinem ehemaligen Mitschüler bei Hersent, meinem Sohne Max sandte, und den ich mir übersetzend abgeschrieben.

„Sie halten mich, theurer Chézy, für einen Franzosen mit Leib und Seele und meinen, ich schlage den Geist höher an als das Gemüth, weil wir Alle es meist so machen. Nur zu oft mißbraucht bei uns der Mensch die göttliche Gabe, mir aber ist die Einfachheit und Gründlichkeit des deutschen Nationalcharakters überaus schätzbar und werth. Wie gern möcht' ich sie an Ihrer Seite, in Ihrem Deutschland erst recht verstehen lernen! Sie Glücklicher! Ihre Alpenhöhen, Ihre Waldungen haben Sie wieder! Sie folgen auf seinem Pfad dem rüstigen Jäger, ereilen die behende Gemse in der kühnbesonnenen Flucht, athmen die reine, durchduftete Gebirgsluft ein! Das ist erfreulicher als Ihre Sternwarte auf der Zinne des Collège royal de France, von der Sie

nur einen stachlichten Umkreis von hohen Dächern überblicken! Das Rauschen der Fluthen, das Säuseln der Wipfel, der Vögel Lieder sind dort Ihre Lust, feiernd vom Drang des lastenden Gewuhls in dem ungeheuren Gassenlabyrinth, wo Tausende von Menschen unaufhörlich im Koth gegen einander anprallen."

„Sie schreiben mir nichts von den Kunstanstalten, den Professoren? Haben Sie nicht einen Cornelius, einen Overbeck, einen Schnorr? Sagen Sie mir recht viel, lieber Freund, von diesen herrlichen Meistern, von ihren trefflichen Schulern, von allen großen Männern, die im kunstreichen München leben. Von unserer neuen Ausstellung werden Sie Berichte kennen. Auf 4000 Bilder kaum einige ausgezeichnete! Ein Gewühl von Porträts und nichtssagenden Landschaften, weit weniger Barrikadenstucke, als zu befurchten stand, und Alle ohne Ausnahme schlecht! Eine Composition von Leopold Robert wurde Sie entzucken, wie sie alle Kenner zur Bewunderung hinriß. In einem, vom italienischen Sonnenodem durchglutheten Gefilde hält ein Ackersmann sein Fuhrwerk an, das keuchende Buffel ziehen, und heißt den Schnittern die Ernte beginnen. Auf dem Vorgrund ein schönes Weib mit einem Kinde, Raphaelisch gedacht — der Wagenlenker recht aus dem Kern des Lebens gegriffen — lauter Prachtgestalten! Die Gruppirung ist symmetrisch pyramidalisch, im ganzen Bild nirgends eine Lucke, uberall verweilt das Auge mit Behagen. Noch langhin wird nichts so Schönes mehr zum Vorschein kommen."

„Delaroche hat ganz vorzügliche Staffeleigemälde ausgestellt: Mazarin, ein treffliches Bild, dann Richelieu, schon den Todeskampf im bleichen Angesicht, Cinq Mars und de Thou, seiner Rache gefesselte Opfer, auf der Rhone im Schiff nachschleppend. In größerem Maßstabe Richards III. Neffen im Thurm, aufschaudernd beim Geräusch der Schritte ihrer Mörder. Herients Bildnisse sind diesmal seinen fruhern Sachen an Trefflichkeit nicht zu vergleichen."

„Möchten Sie nicht Ihren Nationalgardisten-Jägerczako wieder aufstulpen? Sie hätten ihn seither mehr als einmal aus dem Kasten genommen, noch kurzlich in der Straße St. Denis. Trauriges Loos unserer Hauptstadt, so unaufhörlich den Einfällen einer Handvoll Tollköpfe preisgegeben zu seyn! Man ermattet moralisch und intellectuell bei diesen immer wiederkehrenden Unruhen; auch bei der festesten Zuversicht in die Weisheit der genommenen Verbutungsmaßregeln kann man sich eines unwillkuhrlichen Bangens, daß sie einmal ernsthafter werden könnten, nicht erwehren. Besonders dem Herannahen des 28sten Juli sieht man mit Sorge entgegen. Das Alles hindert uns nicht, in die Oper zu gehen. Ihrer deutschen Nachtigallen Kehlen bezauberten uns noch diese ganze Zeit her. Die Euryanthe, die Castil Blaze durch seine Uebersetzung und Entstellung der Musik auf dem Gewissen hat, entzückte uns kurzlich deutsch mit unvergleichlicher Besetzung der Hauptrollen: Minna Schröder-Devrient, Haizinger. Der Erfolg war unermeßlich, weit hinaus über den von Don Juan und Fidelio."

„Wären Sie hier geblieben, Sie wurden Ihrer Frau Mutter Lieder: Glöcklein im Thale — Unter bluhenden Mandelbäumen — Der Mai bringt frische Rosen dar — in unsern Pariser Salons von schönen Lippen deutsch ertönen hören. Unsere französischen Kunstlerinnen lassen sie sich deutsch einlernen, ohne ein Wort von der Sprache zu wissen, und behaupten, sie wüßten durch die Musik, was die Worte bedeuten."

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Der Abend brach bald ein und Marianne hatte bei zwei Stunden zu gehen. Er geleitete sie in Gedanken auf dem ihm wohlbekannten Wege. Wo mag sie jezt wandeln? im Thal? über die Höhe? im Walde? — Eine kurze Waldstrecke hatte sie zu passiren. — Furchtet sich die Gute wohl, wenn es nun dämmert? — Dann rief er sich ihr Benehmen, ihre Innigkeit, ihr züchtiges, tadelloses Wesen zuruck. Er sprach, von der Nachwirkung der Freude und des Rebensaftes erregt, laut mit sich selbst und verlor sich manchmal in allgemeine Betrachtungen, wie er denn zu dergleichen nie besser aufgelegt war, als wenn er, durch irgend ein bedeutendes Ereigniß bewegt, der frischen Luft, des Wechsels der Naturbilder gehend oder reitend genoß. „Sinnlichkeit, Sittlichkeit! — Naturtrieb, Tugend!" sprach er, ohne die Landschaft, uber die der Himmel seinen goldverbrämten Wolkenbaldachin herbreitete, aus dem Auge zu verlieren, ja von diesen Tönen und Bildern immer unbewußt angeklungen — „das sind Worte und Begriffe, welche einen unendlichen Inhalt in sich aufnehmen können. Was wäre eine Sinnlichkeit ohne alle Rucksicht auf den Organismus des Lebens, wild hereinbrechend, diesen Organismus selbst zerstörend, blinde Gier ohne Ausblick zum Höhern? — Was wäre eine Tugend ohne Beimischung sinnlicher Antriebe, ohne Lebenslust, im reinsten, kalten Aether über der Erde schwebend? Jene wäre unter dem Thiere, diese über dem Menschen. — Wohl hat auf Erden Alles seinen Preis. Muß ich nicht," fuhr er laut lachend fort, „jenes Gesandten gedenken, der mit seinen Kollegen im Streit uber die Unbestechlichkeit ausrief: Ich garantire für mich — bis auf eine Million! — Wohl wird uns Männer die

vestalische Enthaltsamkeit des weiblichen Geschlechts, ihre Neigung, ihre Hingebung immer als ein anziehendes Problem beschäftigen. Jeder urtheilt darüber nach seiner eigenen Sitten- und Sinnesweise. Der Frivole kennt nur Hinfällige, Fallsüchtige und Gefallene. Ich möchte gern an Unschuld und Standhaftigkeit, als an die Regel glauben. — Wie hold benahm sich das gute Kind! Wie fein zog ihr Sinn die Linie des Erlaubten, des Anständigen! War es Berechnung, Pruderie? O nein! es war mehr Instinkt als Bewußtseyn. Ist denn aber nicht auch in Leben und Kunst das Meiste, was wir thun und lassen, Instinkt und Takt, der unbewußt, ungehemmt durch Ueberlegung, das Rechte leistet, obwohl er aus unzähligen Akten der Anschauung und Uebung, der Willkühr und Gewöhnung erwachsen seyn mag? — Ich will, rein menschlich gesinnt, alles Tugend nennen, was den Menschen der Lockung des Augenblicks aus Scheu vor dem Genius des Lebens widerstehen läßt."

Unter solchen Monologen ritt der Consulent die Straße dahin, und da der Vollmond nach seiner gewohnten Weise mit dem Scheiden der Sonne über den fernen Horizont in Osten als purpurrothe Feuerscheibe heraufgestiegen war, so bemerkte er die Grenze des Tages nicht. Erst gegen zehn Uhr kam er an das Thor der Stadt. Er dachte sich Mariannen längst zu Hause eingetroffen und über die kleine Verlegenheit der Dichtung hinüber, mit welcher sie ihren heutigen Spaziergang als einen Besuch bei einem benachbarten Bekannten vor ihren Leuten durchzubringen gehabt. Er sah sie im Geist auf ihrer Lagerstätte von der Erschöpfung ausruhend, sanft eingeschlafen, wie er sich selbst zu Hause bald dem Schlaf überließ.

Ein paar Tage nach diesem Stell Dich ein wandte sich der Schreiber des Consulenten an diesen mit der Frage, ob er bei seinem neulichen Ausritte nichts von einem tragischen Vorfall in dortiger Gegend vernommen habe. Grüner verneinte es betroffen. Ein junges Frauenzimmer, fuhr Jener fort, sey im Walde zwischen M. und B. von einem vermummten Kerl angefallen, auf den Tod verwundet und beraubt worden. So habe ihm ein Wandersmann, der von dort hergekommen, gestern Abend erzählt. — Eine unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich Grüners, die er kaum zu verbergen wußte. Er fragte nach den nähern Umständen, und was er erfuhr, deutete auf die gute Marianne. Wie sollte er Gewißheit erhalten, ohne seine eigene Person bloszustellen? Erfüllte ihn Schrecken, Mitleid mit der Unglücklichen, Angst um ihr Leben, so mußte er, je mehr er sich die Sache deutlich machte, desto mehr auch an seinen eigenen Ruf hiebei denken.

War Marianne, denn er dachte an keine Andere mehr, todt geblieben oder ist sie an der Verletzung gestorben, so wurden ohne Zweifel zunächst von den Hausgenossen, dann von dem Gericht ihre Sachen untersucht. Daß sie nicht an dem von ihr angegebenen Ort auf Besuch gewesen, ergab sich bald. Man fand wohl auch das Billet, das er vom Schloß aus an sie geschickt, bei ihr. Sie hatte es, wie ihm beifiel, an einem holden Verwahrungsorte bei sich getragen. Zwar hatte er nur seine Namenschiffer beigesezt, aber man kannte beim Gericht seine Handschrift. Naheliegende Conjekturen leiteten auf seine Person. Er hatte Marianne einige Lesebücher zum Geschenk gemacht, ohne seinen Namen herauszuschneiden. Sie hatte wohl selbst, so lange sie das Bewußtseyn gehabt, gestanden, wo und bei wem sie gewesen. Unter solchen quälend zudringenden Gedanken brachte der Consulent, unfähig, an den wartenden Geschäften etwas vor sich zu bringen, den Morgen hin; ja es schien ihm, als denke sein Schreiber, der Mariannens Aufenthalt wußte, an die Möglichkeit, daß diese die Verunglückte seyn möchte, und ahne sogar den Zusammenhang des unseligen Vorfalls mit seiner Person. Die Verschuldung sieht überall Beobachter, deren Blicken sie nicht traut.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Literatur.

Seit ich Ihnen nicht von den neuern Genfer Literaturerzeugnissen gesprochen habe, ist bei uns manches Interessante, ja selbst Wichtige an den Tag getreten. Unsere treffliche Frau Necker de Saussure, bekanntlich die Tante der Frau von Staël, hat in ihrem hohen Alter, und ihrer fast gänzlichen Taubheit ungeachtet, volle Frische, Jugendlichkeit und Kraft des Geistes erhalten. Dies beweist auf merkwürdige Weise der dritte Theil ihrer Education progressive, der auch unter dem passenden Titel: Etude de la vie des femmes erschien. Dieser Band enthält sehr anziehende Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Frauen, über ihre Erziehung und deren Resultate in allen Lebensstadien. Das Buch ist so theoretisch wie praktisch, enthält eine Menge trefflicher Lehren und vielen guten Rath, obgleich die Tendenz der Verfasserin beschränkt ist und den wichtigen Gegenstand nicht im Ganzen umfaßt. Frau von Necker-Saussure spricht nur über und für Frauen wohlhabender und gebildeter Stände, also nur für die wenigeren, welche eben nicht zu beklagen sind. Daher hat man ihr auch aristokratischen Sinn vorgeworfen, aber gewiß mit Unrecht; denn wenn ihr Buch gleich nicht für die einfachen und armen Frauen geschrieben ist, so können diese doch viel Rath und Nutzen daraus ziehen. In dieser Beziehung führen wir besonders das Kapitel über die jungen Frauen an. Hinsichtlich der Sprache kann dies Buch

auch als ein merkwürdiges Muster aufgestellt werden, dergleichen in Frankreich selbst jezt selten vorkommen.

Die Schriften Dr. Gosses und Dr. Coindets über das Pönitenzsystem überhaupt und das Genfer Pönitenzhaus insbesondere bilden mit Aubanets und Grellets trefflichen Werken über diesen Gegenstand ein interessantes Ganze, das zu einer wesentlichen Verbesserung des Systems im Allgemeinen und unserer Musteranstalt insbesondere führen wird, wenn durch mehr Leibesbewegung, Gesang, weniger strenge Einsamkeit und dergleichen der große Uebelstand einer starken Kränklichkeit, Geistesverwirrung und Sterblichkeit gehoben wird. In der ersten Epoche unseres Strafarbeitshauses von 1827—1833, wo die Sträflinge in ihren Erholungsstunden mit einander sprechen, ja sogar Dame und Domino spielen, und zusammen im Hofraume spazierengehen und Blumen ziehen konnten, waren bei 63 Sträflingen jährlich im Durchschnitte nur 7, 19 Krankheitstage und ein Sterbefall. Später sah man ein, daß diese Lebensart den beabsichtigten Zweck nicht erreiche, zu angenehm sey und deßhalb zu vielen Recidivfällen Veranlassung gebe; sie wurde also viel strenger, mit gänzlichem Stillschweigen, ohne Spiele und nur mit einer Promenade langsamen Schritts, ein Sträfling hinter dem andern, und absolutem Stillschweigen. In den drei folgenden Jahren von 1833 — 1836 waren nach obigem Verhältniß jährlich 10, 18 Krankheitstage und eine Sterblichkeit von 1 auf 37, 49. Dies Verhältniß stieg noch in den Jahren 1836 — 1837, denn da waren gar 21, 17 Krankheitstage des Jahrs und ein Todesfall auf 24. Mit Recht schreiben die beiden Aerzte dieses erschreckende Zunehmen der Mortalität dem Einfluß des absoluten Stillschweigens, der Einsamkeit und der geringen Bewegung zu. — Die treffliche Uebersetzung der griechischen Historiker von Betant und Rilliet hat mit Herodot begonnen und ist zu Thucydides peloponnesischem Krieg fortgeschritten. Ein gar lobenswürdiges und gelungenes Unternehmen. Thucydides läßt sich leichter als irgend ein anderer altgriechischer Historiker von Zweien übersetzen, denn er ist eigentlich doppelt. So wurde die eigentliche, von den vielen Reden ganz verschiedene Geschichtserzählung von Betant übersezt, die Reden aber von Rilliet. Dieser hat auch im Französischen den festen und gedrängten Styl des Originals zu erreichen gesucht. Als Beispiel brauchen wir bloß den Schluß der Rede anzuführen, durch die Perikles sich bemüht, die durch die Pest entmuthigten Athener zum Krieg gegen Sparta aufzuregen. Man sollte glauben, in Genf freue man sich über diese gelungene, ganz einheimische Uebersetzung der griechischen Geschichtschreiber, die der Stadt alle Ehre macht. Aber nichts weniger; selbst unter den Gebildeten und Unterrichteten wissen nur Wenige etwas davon oder kennen der Arbeit Schwierigkeit und Bedeutung, noch Wenigere unterstüzen sie. Was geht die Bijoutiers, die Uhrmacher, die Groß- und Kleinhändler Thucydides an? Hat er doch in der Mechanik, im Fabrikwesen, in der Färberei und im Commissionshandel nichts Vorzügliches geleistet; man hat auch seinen Namen nie im Constitutionnel, im Figaro oder Charivari gelesen; der Mann muß also nicht weit her seyn. Man hat es sogar von Einheimischen oft wiederholen hören: Alles, was nicht positive, wissenschaftliche, gleich anwendbare Literatur ist, und auch nicht zu dem Chaos des jezigen französischen Schriftthums gehört, findet in Genf einen armen, unfruchtbaren Boden. Nicht an Männern fehlt es, die Tüchtiges leisten können und wollen, sondern an Kenntniß, Willen und Theilnahme von Seiten des Publikums, ja selbst vieler Studenten. Blieb doch vor zwei Jahren eine öffentliche, von Sachkennern sehr gerühmte Vorlesung über die Geschichte der altgriechischen Civilisation, Literatur und Kunst, die ein hiesiger Gelehrter den Studenten und Künstlern zu Liebe hielt, von ihnen unbesucht und ohne alle Theilnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Karlsbad, Juli.

(Fortsetzung.)

Ausflüge.

Zu den sechs besonderen Brunnen: „dem Sprudel-, Mühl-, Neu-, Theresien-, Schloß- und Bernhardsbrunnen“ ist seit einigen Jahren noch der zu Ehren des jezt regierenden Kaisers „Ferdinandsbrunnen“ geheißene, gekommen. Er liegt dem Sprudel zunächst, und seine Heilkräfte erhalten immer größere Anerkennung. Durch den Bau eines auf Granitsäulen ruhenden Locals war noch vor einigen Wochen sein Besuch sehr erschwert. Aber das wachsende Vertrauen auf seine eigenthümlichen Vorzüge machte, daß Damen und Herren lieber ihre neueste Morgeneleganz den ärgsten Verlezungen durch das unaufhörliche Herabfallen von Kalk und anderem schmuzigen Baumaterial Preis gaben, als auf die Wohlthat dieses Brunnens Verzicht leisteten. — Daß Lust und Freude hier Maß und Ziel nie aus den Augen sezen dürfen, und der Schwelgerei und Ueppigkeit gänzlich entsagen müssen, das gehört zu den wesentlichsten Glaubensartikeln im Catechismus vernünftiger Brunnengäste. Zum Glück hat die Natur empfänglichen Gemüthern in der köstlichen Umgegend einen schönen Ersaz für manche Entbehrung verliehen. Auch die zartesten Damenfüße erreichen gar leicht den Punkt, wo die, die Stadt umkränzenden Berge dem Auge das Ueberschauen der anmuthvollen Landschaft nicht mehr wehren können und sich nach allen Seiten hin die reizendsten Thäler der mannigfachsten Art aufthun. Uebrigens steht eine ziemliche Partie vierfüßiger Lastträger immer bereit. — Schon die Ueppigkeit der Vegetation und die vielen lachenden Blumenwiesen und Fruchtfelder aller Art, wohin man sich wendet, erfreuen den Blick, zumal wenn auf und zwischen ihnen fröhliche Heerden ihres Daseyns genießen. Von ganz vorzüglicher Beschaffenheit zeigen sich die, an Größe übrigens nur mäßigen Rinder. Ein glänzendes Braun ist die den meisten gemeinschaftliche Uniform, und ihre auffallende Nettigkeit stammt allerdings wohl zum Theil von den Vorzügen des gesegneten Bodens, ist aber gewiß auch die Frucht einer Pflege und Abwartung, sorgsamer als sie in manchem andern Lande stattfindet. — Ringsum gewähren die nahegelegenen Gartenhäuser und Dörfer die erfreulichsten Aufenthaltsorte. Besonders werden sie zum Einnehmen des Kaffees früh nach dem Brunnen und Nachmittags fleißig benuzt. An vielen derselben erhöhen gewisse Eigenthümlichkeiten den Genuß, welchen man dem anmuthigen Spaziergange dahin verdankt. Die meisten werden durch pikante Aussichten empfohlen. Mit manchen verbindet sich auch wohl gewerbliche Thätigkeit, wie zum Theil recht vorzügliche Porcellanmanufakturen. Freundliche Säle, wo auch auf Bestellung anständig dinirt werden kann, finden sich in vielen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. August 1839.

The moment night with dusky mantle covers
    The skies (and the more duskily the better),
The gaiety on restless tiptoe hovers,
    Giggling with all the gallants who beset her;
And there are songs and quavers, roaring, humming,
Guitars, and every other sort of strumming.

Byron.

Das Fest des Redentore in Venedig. *

Unter den Festen der Venezianer, welche troz dem Wechsel der Zeiten und Verhältnisse fortwährend noch in alter Weise begangen werden, nimmt entschieden das des Redentore den ersten Rang ein. Nicht, wie die meisten unter den zahlreichen Volksfesten der erloschenen Republik, von Sieg, Eroberung oder sonst glänzendem Ergebniß seinen Ursprung herleitend, verlor es seine Bedeutung nicht mit dem Fall der Dominante. Das Doppelfest der Narentinerunterwerfung und der Ringverleibung, verherrlicht durch die glorreiche Vermählung mit dem Meere, lebt nur noch in den Annalen und im Andenken der Wenigen, die es selbst geschaut, als Schatten untergegangener Herrlichkeit; die Tage der Curzolaren, Chioggia's, Malamoccos, Negropontes, und alle die übrigen, zur Feier der Glanzpunkte aus Venedigs Geschichte eingesezten Festtage sind bald verschollen; aber der dritte Sonntag des Juli ist heute noch ein Tag des religiösen Dankgefühls und der allgemeinen Freude.

Im Jahr 1575 war Venedig von einem jener Pestanfälle heimgesucht worden, wie sie früher schon, seit der näheren Verbindung mit dem Orient, zu wiederholten Malen es verheerend überzogen. Diesmal wuthete die Seuche stärker als je; Zeitgenossen berichten, allein im Bereiche der Stadt seyen binnen wenigen Monaten gegen vierzigtausend Opfer gefallen, und die auf den Nachbarinseln angelegten Lazarethe haben häufig an zehntausend Kranke gezählt. Alle Maßregeln, mit unermudlichem Eifer von der Regierung aufgeboten, blieben fruchtlos. Da gelobte endlich der Senat, nach Befreiung von dem Uebel, dem Heiland einen prächtigen Tempel zu bauen.

Am 3ten Mai 1577 legte unter dem Dogat Luigi Mocenigos der Patriarch Giovanni Trevisano den Grundstein zu dem neuen Gotteshause, das, nach Palladios Entwurf ausgeführt, im Innern über der Eingangspforte die Inschrift trägt: „Christo Redemptori civitate gravi pestilentia liberata Senatus ex voto Prid. Non. Sept. An. 1576.“ Am 21sten Juli 1577 ward nach öffentlicher Verkündigung des gänzlichen Aufhörens der Pest das erste feierliche Dankfest gehalten. Inmitten der noch zum Weichbilde der Stadt gehörigen Insel Giudecca, der Riva delle Zattere gegenuber, an der für den gelobten Tempel bestimmten Stelle, war ein Altar errichtet, auf ihm das Bild des Erlösers mit der Siegesfahne, vor ihm eine Pforte von Lorbeerzweigen, mit prächtigen Stoffen reich

* In allen chronologischen Bestimmungen stüzen sich die Angaben, zuweilen im Widerspruch mit denen einiger neueren Autoren, auf die verlässigeren von Giambattista Gallicciolli, Cornelio Morello, Alessandro Ceggia u. A.

geschmückt. Dahin zogen von San Marco, wo die Flaggen der Republik und der unterworfenen Königreiche wehten, unter'm Schall der Glocken und dem Donner der Kanonen der Doge und der Patriarch an der Spitze des Senates und der Geistlichkeit, der verschiedenen Brüderschaften und Schulen; die Gesandten der fremden Mächte und das zahlreiche Gefolge des Signoria schlossen sich dem feierlichen Zuge an; unzählig Volk strömte jubelnd von allen Seiten zu den für diesen Tag über den Canalazzo und den breiten Kanal der Giudecca geschlagenen Schiffbrücken, die Prozession zu der geweihten Stätte begleitend.

Der Senat hatte verfügt, alljährlich am dritten Sonntage des Juli solle das Dankfest im Redentore unter Theilnahme des Dogen und der Signoria wiederholt werden; und bald blickte der Venezianer, ungeachtet der Menge seiner Kirchenfeste, mit besonders freudiger Erwartung auf die Rückkehr dieses Tages. Und durch Jahrhunderte hat sich diese Vorliebe erhalten. Kein Eingeborner, jung oder alt, würde sich's verzeihen, an diesem Tage die Giudecca nicht besucht zu haben; er freut sich der Wiederholung dieses Volksfests, wie der Fremde des glücklichen Zufalls, der seinen Besuch gerade in diese Zeit fallen machte.

Schon früh am Nachmittage der Vigilia bewegen sich von allen Seiten her zahlreiche Massen den Schiffbrücken zu, und die Riva der Giudecca und die jenseitigen Gärten füllen sich mehr und mehr; es kreuzen sich auf den Kanälen bei Weitem mehr Gondeln und Barken, als man an heißen Sommertagen sonst zu sehen pflegt; alle Häuser der Umgebung und in den benachbarten Kirchsprengeln weit umher und die verschiedenen Kaufläden sind seit dem Morgen schon geschmückt mit farbigen Decken und Bändern und Blumengewinden. Das Hauptfest aber beginnt erst gegen Mitternacht.

So auch diesmal. Der Mond war eben untergegangen und die vielen bunten Lampen und erleuchteten Ballone auf den Brücken und der ganzen, von Menschen wimmelnden Riva der Giudecca, und die noch bei Weitem zahlreichern auf den leicht hinschaukelnden Fahrzeugen aller Art verbreiteten ungeschmälert ihr volles Licht. War's doch, als schwimme eine festlich erleuchtete Stadt zwischen den grauen Steinmassen an beiden Ufern des breiten Kanals. Und wirklich waren in dieser Nacht Gondeln und Barken mit Allem versehen, was zu einem wohleingerichteten Haushalt gehört. Wandelnde Küchen, gedeckte Tische; ein Kreis bald mehr, bald weniger zahlreicher Familien mit ihren Gästen schmausend und zechend; Chöre von Sängern hier, Instrumentalmusiken dort, und überall kleinere Fahrzeuge mit Orgelspielern, Improvisatoren, Geigern, Clarinettisten, Spaßmachern und Taschenspielern, bald der einen, bald der andern Gesellschaft sich anschließend, um mit ihren Künsten sich auch hier ein Trinkgeld zu verdienen; keine Gondel, die nicht ihr schwarzes Dach abgelegt und auf irgend eine Art sich geschmückt hätte, die einen mit buntbemalten, transparenten Dächern, die andern mit Blumenguirlanden und Früchten und Bändern. Gar manche zeichneten sich aus durch Reihen von Ruderern in sorglich gewählter Nationaltracht. Unter letzteren glänzte vorragend jene, aus deren schimmerndem Zelte der Gesang der Neapolitaner schallt; mit ihr wetteifernd eine Barke voll Savoyarden, in grün überwölbter Grotte eine ganze Menagerie von ausgestopften Thieren mit sich führend, die der Präses den um die Tafel Versammelten mit allerlei kurzweiligen Bemerkungen erklärend als Schaugericht zwischen den einzelnen Gängen vorzeigt, hier und da auch wohl in übersprudelndern Laune einen der ihm zunächst sitzenden Gäste vornehmend und rasch drapirend anpreist als ein besonders seltenes Thier, als vieltausendjährige Mumie, die, wunderbar genug! das Trinken nicht verlernt. Und mehr dergleichen Ausbrüche harmloser Kinderlust. Auch die Zöglinge der Akademie hatten im Verein mit andern jungen Malern unter dem transparent überdachenden Panier des Schutzpatrons ihrer Kunst mehrere Fahrzeuge eingerichtet und stimmten bei gefüllten Flaschen in den allgemeinen Jubel, vielfach umschaukelt von neugierigen Gondeln, gaukelnden Feentempelchen, aus deren bunt beleuchteten Blumengewinden manch lebend Bild hervorblickte, das zu verewigen weder Tizian noch Veronese dürften verschmäht haben.

(Schluß folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Gruner faßte sich möglichst, um bei Tische sein tiefbewegtes Inneres nicht zu verrathen. Hier wartete seiner eine neue Prüfung. Die Justizräthin erschien ihm Anfangs wie sonst, und er glaubte sich nicht besonders von ihr beobachtet. Sie waren unter sparsamem Redewechsel an den Nachtisch gekommen, als sie einen Brief aus der Commode holte und ihm zum Lesen darbot. Das Postzeichen machte ihn erblassen. Er war von der Verwandten in B. und enthielt die Nachricht von Mariannens Unglück. Gruners Auge traf in fliegender Eile sogleich die Stelle, wo es hieß, daß Marianne noch lebe. Dieser Schrecken war von ihm genommen, aber dennoch war er noch so beklommen, daß er nur nach mehrmaligem Lesen den Sinn des Einzelnen zu fassen vermochte. Das arme

Mädchen lag schwerverwundet, mehr durch einen Fall, als durch thätlichen Angriff, darnieder. Sie war allerdings ihrer wenigen Schmucksachen und ihres Geldes beraubt worden und der ausgestandene Jammer hatte ihre Sinne verwirrt. Die Täuschung, die sich Marianne gegen ihre Base in Beziehung auf den Zweck ihres Spazierganges erlaubt, war schon entdeckt, jedoch seiner Person von der Schreiberin nicht gedacht. Marianne, hieß es, behaupte ein hartnäckiges Stillschweigen über Zweck und Ziel ihres Ganges.

So hielt er nun den Brief mit zerstörtem Sinn in den Händen. Was sollte er vorbringen, wie sollte er den angemessenen Ton finden? Rath- und thatlos las er, wenn er an der lezten Zeile war, immer wieder von Neuem. War die Justizräthin auf der Spur, ahnte sie, was geschehen, so stand sie als Tiefbeleidigte, als Gegnerin ihm gegenüber, kalt und besonnen, das Recht ihr zur Seite. Doch er suchte mit krampfhafter Anstrengung Fassung zu gewinnen. — Er stellte sich in die Lage des Unbefangenen zurück, der das unglückliche Mädchen als ehemalige Hausgenossin, als arme Anverwandte kannte, der ihr Theilnahme, Mitleid schuldig war. — Der von ihm ergriffene Ton hielt glücklicherweise Stand. Ob er gleich kaum glauben konnte, daß die umsichtige, in gewissen Fällen mißtrauische Frau ihn nicht durchschaue, so äußerte er doch so ruhig als möglich das Geeignete, und weil sie nicht weniger als er um das Schicksal des Mädchens bekümmert schien, so versprach er, sogleich an den Amtsrichter, den er persönlich kannte, zu schreiben und sich Nachricht von dem Stande der Sache zu erbitten.

Er ging auf sein Zimmer, froh, daß er so über das Quälendste hinübergekommen, und gab der Hoffnung Raum, daß sich vielleicht auch ein Theil der schlimmen Folgen für das arme Mädchen und für seine eigene Person werde abwenden lassen. So war er nun doch aus dem peinlichen Zustande der Passivität heraus und zu dem Vermögen gelangt, über das zunächst zu Ergreifende mit einiger Besonnenheit nachdenken zu können.

Es mußte sich fügen, daß Nachmittags ein Universitätsfreund ihm auf seiner Durchreise einen Besuch machte. Schnell ergreifen Klugheit und List das sich ihnen Darbietende, das Günstige. Der Fremde mußte ihm vor der Justizräthin zum Vorwande eines zweiten Geschäfts, einer kleinen, in dessen Angelegenheiten vorzunehmenden Reise dienen. Er schämte sich zwar vor sich selbst, als er mit dieser neuen Fiktion an sie kam, denn er mußte vermuthen, daß sie ihm nicht glaube, sondern sein Vorhaben ahne. Doch es war ihm jezt nur um Beobachtung der Form zu thun, wie man sich in der conventionellen Welt oft in kritischen Fällen mit beiderseitigem Wissen wechselsweise belügt. — Er bestellte ein Gefährt; der Fremde stieg mit ein, sie rollten zum südlichen Thore hinaus, um sogleich außerhalb der Stadt auf die nach Norden führende Straße einzulenken. Der angebliche Client stieg aber nach einem Stündchen, während dessen sie sich von verflossenen Zeiten unterhalten und der Consulent Jenem Ei[illegible]iges von seinem Verhältniß zur Justizräthin mitgetheilt, wieder aus und ging zu Fuß zur Stadt zurück. Grüner bat ihn, gewisser Umstände halber die Gegend seiner Wohnung bis morgen ihm zu lieb zu meiden. Der Fremde schüttelte lächelnd den Kopf und äußerte: „Fängt denn die eheliche Offenherzigkeit und Treue schon im Brautstande an?" Der Jurist reichte ihm die Hand zum Abschied und versezte: „Es ist zwar eine gefährliche Maxime, aber auf gewisse Fälle doch anwendbar, daß, was ein Theil nicht weiß, gleichsam für ihn ein Nichtgeschehenes ist." — „Herr Jesuit!" sagte der Fremde.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsbad, Juli.

(Fortsezung.)

Frohnleichnam. Theater.

Alle Umstände trafen zusammen, dem Fronleichnamsfeste diesmal hier einen recht hervorstechenden Charakter zu ertheilen. Der Prälat des überreichen Prämonstratenserklosters Tepel bei Marienbad, der Sohn eines armen Gürtlermeisters aus Karlsbad, gelangte vor Kurzem zu dieser hohen Würde und kam nach seiner Geburtsstadt, um den Glanz der gottesdienstlichen Gebräuche des Tages durch Leitung derselben zu erhöhen. Nicht nur die Stadtbewohner, sondern auch Männer, Weiber und Kinder eines sehr weiten Umkreises und aus der Gegend des Klosters waren hier zusammengeströmt und belebten unter Begleitung der vollstimmigen Musik des durch militärische Haltung sich hervorthuenden, starken Schützenkorps, Alles bei ihrem Zuge aus der Kirche durch die Stadt mit warmer, inniger Theilnahme. Der Gesang, welcher die Luft erfüllte, entbehrte allerdings der Regeln der Kunst, aber er sprach dennoch an, weil er aus der Tiefe der Brust zu quellen schien. Zugleich gewährte die sehr von einander abweichende Kleidung, hauptsächlich der Frauen des Zuges, gewissermaßen eine Uebersicht der besondern Costümirung der verschiedenen Ortschaften, woraus der bunte Volksstrom bestand. Auch die nach den Vermögensumständen der Einzelnen sich richtende Abstufung im Festtagsglanze trug zur gefälligen Abwechselung des ganzen beweglichen Gemäldes bei. Die fröhliche Jugend beider Geschlechter eröffnete den Zug mit Blumenkränzen, Fahnen und Kreuzen. Die Erdgeschosse in allen Straßen, zwischen denen er sich hindurchwand, waren mit grünem Gezweig überkleidet, auch seine Bahn mit Laub und Blumen reich bedeckt. Jeder der unter freiem Himmel aufgeschlagenen vier Altäre, vor denen er anhielt, war ebenfalls mit grünen Zweigen und Blumensträußen versehen, und auch mit Gemälden, vorzüglich aus der heiligen Geschichte, geschmückt, worunter zum Theil recht auserlesene sich befanden, wie z. B. eine Madonna mit dem

Christkinde, als deren Verfertiger Guido Reni genannt war. Das Hauptaugenmerk der in den Straßen und an den Fenstern versammelten Zuschauer war natürlich der Mittelpunkt der Ceremonie, der Prälat mit dem Hochwürdigsten. Nebst einem noch ziemlich jugendlichen Aeußern zeichnete seine Person ein überaus prachtvolles Meßgewand und der dem Reichthum des Klosters entsprechende Glanz an Gold und Edelsteinen vorzüglich aus. Den Meßgewändern der vier, ihm zur Seite stehenden Priester fehlte es ebenfalls keineswegs an strahlender Pracht. Während des ungefähr anderthalb Stunden dauernden Umganges erscholl fortdauernd Kanonen- und Musketenfeuer, welches leztere viel militärische Uebung verrieth. Der wunderschöne heitere Himmel, der den ganzen Vormittag anhielt, machte um so tiefern Eindruck auf Theilnehmer und Zuschauer, da bereits wohl vierzehn Tage lang Jupiter pluvius auf das launenhafteste vorgeherrscht hatte. — Das hiesige, in seinem Innern recht anständig eingerichtete Theater besuchte ich, leider, zu wenig, um viel über die Leistungen der darauf spielenden Truppe sagen zu können. Schwerlich aber würde sie im Stande seyn, das Terrain jahrelang zu behaupten, fände sie nicht wenigstens das Quantum von Beifall, das ihr zur Bestreitung des Kostenaufwands nöthig ist. Sie hat ein gar nicht unbedeutendes Personal und manches recht erfreuliche Talent. Von den diesmal auf hiesiger Bühne aufgetretenen durchreisenden Schauspielkünstlern gefiel besonders die Wittwe des verstorbenen Raimund. Man darf es der Truppe nicht verargen, wenn sie sich zuweilen zu Opern, wie die „Puritaner" und dergleichen versteigt. Ein wohlassortirtes Publikum enthält auch Leute, die dadurch selbst vornehmer zu werden glauben, wenn über ihre heimathliche Bühne recht vornehme Opern und Tragödien hinstolziren. Der umsichtige Bühnenunternehmer aber weiß nicht nur, „daß es auch solche Käuze geben," sondern besonders, daß er sie dann und wann ebenfalls berücksichtigen muß. Im Allgemeinen wird die hiesige Bühne doch am meisten dem lustigen Freikorps der Wiener Possenspiele gewidmet, und das in vielfacher Hinsicht mit Recht.

(Schluß folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Gleichfalls zur alten Literaturgeschichte gehört die kleine Schrift des Dr. Christian Müller: les Barbares, Byzance et Rome, bei deren Herausgabe der Verfasser einen mehrfachen Zweck gehabt zu haben scheint. Zuerst wollte er der hier und in Frankreich gewöhnlichen Ansicht entgegentreten, nach der die germanischen Barbaren bei ihrem Einfall in Griechenland und Italien die Civilisation, Literatur und Kunst der alten Welt zerstört haben sollen. Deßhalb stellt er in einem dramatischen Bild die Gothen in Byzanz und Rom dar, und beweist, daß sie nicht eher dahin kamen, als bis alles griechische und römische Leben schon in Fäulniß übergegangen war und von selbst zerfiel, in den Sitten wie in Literatur und Kunst, und daß die Barbaren selbst dann verhältnißmäßig nur wenig zerstörten, Vieles aber bewahrten und erhielten. Es ist interessant, wie der Verfasser die rohe, aber sittenreine germanische Jugendkraft der decrepiten byzantinischen und römischen Verworfenheit gegenüberstellt und die Nothwendigkeit zeigt, daß diese jener geistig und körperlich jugendlichen Macht gegenüber untergehen mußte. Die französischen Zeitschriften haben besonders diese dramatische Opposition hervorgehoben; wir glauben aber die Schrift hat noch eine andere Tendenz und will auf die große Aehnlichkeit des heutigen Paris und seiner Zustände mit dem Byzanz und Rom des vierten und fünften Jahrhunderts hinweisen. Die französische Kritik nennt die Schrift ein brillant et rapide tableau.

Wenn dergleichen Erscheinungen in der neuesten Literatur wenig oder keine Ansprache in Genf finden und unbemerkt vorübergehen, so reißt man sich dagegen um die Erzeugnisse eines sarkastischen Spottsgeistes, der sich in den Esquisses Genévoises lustig macht, nicht über das wirklich Tadelnswerthe im Genfer Charakter und Leben, über die nationale Gewinnsucht, den Coteriengeist, den engen Wissenschaftssinn, die mangelnde Wärme für Literatur, Poesie und Kunst, ja, für das Schöne überhaupt, sondern über einen entschieden guten Zug der Genfer, nämlich über ihren edeln Sinn, wenn von Unterstützung einheimischer oder auswärtiger Nothleidenden, von Gründung oder Erhaltung nützlicher und wohlthätiger Institute die Rede ist. Der Genfer Mephistopheles stellt seinen Landsleuten dies alles mit Witz als überflüssig und lächerlich dar und möchte so das Beste aus den Gemüthern wegspotten. Er fand vielen Anklang, denn er predigte den Egoismus und das mächtige Prinzip: Gardons notre argent. Erfreulich war es, daß bald nachher mehrere gute Gegenschriften erschienen, unter andern Esquisses des Esquisses Genévoises.

In der Fremde wohnende Genfer wagen es, mit Dichtungen hervorzutreten. So hat J. Mülhauser, der irgendwo in Deutschland oder England lebt, eine neue Uebersetzung des Schiller'schen Wilhelm Tell herausgegeben. Schon vor zwanzig Jahren übersezte ihn der hiesige Pfarrer Merle in Prosa mit Geschick und Glück, mit großer Genauigkeit und in nerviger, glühender Sprache. Die Franzosen sind aber noch nicht auf den Punkt gekommen, sich mit diesen seltenen Eigenschaften einer Uebersetzung in Prosa zu begnügen; sie wollen durchaus das Reimgeklingel ihrer monotonen Verse, obgleich dadurch noch mehr von dem Goldstaub des Originals verwischt wird. Dies bewog Julius Mülhauser — dessen Namen an deutsche Abkunft erinnert — zu dieser metrischen Uebersetzung, in der er wohl das Mögliche geleistet hat, ohne doch allen sprachlichen und poetischen Reiz des Originals verloren gehen zu lassen. Ich führe hier nur einige Strophen an und nehme dazu gleich das lyrisch so reizende Fischerlied des ersten Akts:

Le lac sourit; pur et mobile
Son onde promet la fraicheur;
Près du bord, d'un sommeil tranquille
Un enfant goûte la douceur.
Bientôt une tendre harmonie
Vient enchanter ses sens ravis;
Tels sont dans la joie infinie,
Les hymnes saints du paradis.
Puis dans une extase profonde,
Il s'eveille, et voici que l'onde
Vers lui s'élève en frémissant;
Une voix murmure et l'appelle:
J'attire le dormeur, dit-elle,
Et tu m'appartiens, bel enfant.

In diesen wenigen Zeilen ist freilich schon viel Schönes verwischt oder ganz verloren gegangen, besonders fad kommt mir das bel enfant vor.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. August 1839.

— Das ist Menschenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber sinnt, ist noch viel übler dran.

Goethe.
Die Mitschuldigen.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Sie trennten sich. — Nun war der Consulent allein und seine eigene Rede klang ihm nach. „Sollte ich mit der Justizräthin in diesem Falle seyn?“ fragte er sich selbst. „Sind wir gegen diejenigen, die uns nahe angehen, im Ganzen wahrhaftig und zuverlässig, so können wir ihnen durch kluges Schweigen und Alleintragen manchen Aerger ersparen. — Aber trug ich ein Fatales? — Ich führte es herbei! — Schwieg ich? — Ich täuschte, ich belog! — Doch nur noch durch diese Wirre hindurch, dann will ich ehrlich und offen seyn!“

Er überlegte auf der beschleunigten Fahrt, was nun zu thun sey. Mariannens Bild trat ihm, der nun in wenigen Stunden sie sehen sollte, lebendig vor die Seele. Er wog seine Schuld, er klagte sich des Leichtsinns an; dann suchte er wieder in sich nach Entschuldigungen. Seine Stimmung wechselte nach dem Charakter der Landschaft und nach der Disposition des Luftkreises über ihm. „Ist es eine reine Zuneigung? Ist es bloß sinnliche Freude an der jugendlichen Form? Schmeichelte dir die Leidenschaftlichkeit des unerfahrenen Geschöpfs, oder spricht etwas in deinem tiefern Innern für ihr Wesen? Warum erweckst du ihr leere Hoffnungen? — Denn welches Mädchen dächte in solcher Verblendung nicht an das Unwahrscheinlichste? Ein strenger Sittenrichter würde dir wohl die traurigen Folgen dieses Einverständnisses vorhalten, die leidigste Zukunft für das Mädchen daraus sich entwickeln lassen und dir das Härteste über deinen Leichtsinn sagen. Was wolltest du gegen ihn vorbringen?“ — Er fühlte sich nicht wenig beklommen, denn wirklich dachte er auch ihr und sein Lebensverhältniß durch diese gefährliche Neigung, besonders durch das Thatsächliche der Zusammenkunft und ihren Erfolg bedeutend bedroht. So quälte er sich eine gute Strecke Wegs, bis die Selbstzerknirschung in sich müde geworden. Dann rang sich allgemach die andere Seite der Sache aus dem Trüben hervor und machte sich in seinem Gemüthe geltend.

„Kann der Mann,“ sprach er mit sich selbst, „der vollständige Mensch je in seinem Leben den Anspruch an eine tiefe, unbeschränkte, leidenschaftliche Zuneigung des Weibes aufgeben? Ist liebevolle Erwiderung derselben nicht der Träger seiner besten Thatkraft und Lebensregsamkeit? Soll ich schon jezt in meinen schönsten Jahren, den Jahren reichen Jugendmuthes und männlicher Klarheit, um mein wärmstes Gefühl, so ich es ohne die Phantasterei und kindische Extravaganz der frühern Tage, in schöner Uebereinstimmung mit meinen sonstigen Thätigkeiten zu hegen wüßte, betrogen werden? Und wäre

auch einige Waagniß dabei — kann man denn im Leben stets alles Schöne, Wirksame, Fördernde in ungestörte Harmonie bringen? Wer vermöchte immer zugleich naiv und reflektirend, fühlend und klug, natürlich und politisch, reinmenschlich und conventionell zu seyn? Sehe ich nicht diejenigen, die sich durch Resignation und Ascetik für die Bessern halten, bald der Verkümmerung, der Geistesleere, dem Wahnsinn, bald der geheimen Wollustelei, dem geistlichen Hochmuth, dem Heuchelschein und andern bösen Tücken zur Beute werden? — Und Marianne? — Hab' ich sie verschlechtert? War unsere Zuneigung nicht rein? Hat sich nicht ihr Sinn und ganzes Wesen an diesem Gefühl erhoben? Ist ihr Geist nicht merklich gebildeter, gereifter? Haben diese unschuldigen Momente sie nicht des Umgangs mit ungebildeten, geschmacklosen Leuten überhoben? Ist Marianne nicht eines bessern Gatten würdig geworden?"

Kaum hatte er sich durch diesen Monolog, freilich eine ciceronianische Rede für sein eigenes Haus, einigermaßen wieder besänftigt, als ihm, da er mittlerweile seinem Ziele näher gerückt war und schon den Thurm der Stadtkirche von B. hinter einem Vorhügel auftauchen sah, das fatale Traktiren mit dem Amte, die Förmlichkeiten des Verhörs, das Lästige der Verstellung, des Leugnens, die Beängstigung des unerfahrenen Mädchens, das Leutegeschwätz, die Stadtklatscherei vor die Seele traten. Kaum gewann er über sich, daran zu denken, wo er sich zuerst hinwenden, was er da und dort vorbringen wolle. In solcher Gemüthsverfassung fuhr er zu dem alten Stadtthor hinein und dem ersten Gasthofe zu. Kaum hatte er sich abgestäubt und einigermaßen gefaßt, als er den Weg zum Amt einschlug.

Wie oft ist ein Rechtsanwalt in dem Falle, daß er einer kritischen Sache, die als ein Verworrenes von problematischem Ausgange vor ihm liegt, entgegen gehen muß? Doch wo ein Solcher Partei und Advokat zugleich ist, da geht es ihm nicht besser als dem Arzte, der selbst Patient ist und, wo nicht an seiner Kunst, doch an seiner Besonnenheit verzweifelnd, den Kollegen das Rezept schreiben läßt. — Grüner fand auch diesmal wieder, daß in verwickelten, widerwärtig zweifelhaften Dingen ein Benehmen mit dem Mann des Faches, des Geschäfts das nächste Wünschenswerthe sey. Das lebendige Wort des ernsten Beamten gab ihm sogleich einen festen Stand, mit ihm seine Ruhe und Klarheit wieder; die Sache erhielt bestimmte Umrisse und war, gleich einem rekognoscirten Feinde, sicherer anzufassen. Er brachte vor, daß er, auf einer Geschäftsreise begriffen, den kleinen Umweg hieher gemacht, weil seiner Hauswirthin, der Justizräthin F. das Schicksal des verunglückten Mädchens, einer Verwandten von ihr, nahe gehe. Er möchte über den eigentlichen Thatbestand des Vorfalls, der verschieden erzählt werde, sich näher unterrichten und jener guten Dame wo möglich Beruhigendes überbringen. Auch er kenne, fügte er gleichsam im Vorbeigehen bei, das Mädchen als ehemalige Hausgenossin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest des Redentore in Venedig.

(Schluß.)

Auf all diese bewegte Lust schaut ernst und still und feierlich der Redentore aus seinen dunkeln Säulen. Zu seinen Füßen auf den breiten Treppenstufen lagert sich die Menge, als sey sie heut noch zum Gebet um Abwehr hier versammelt. Aber diesmal sind die den Tempel Umlagernden theils Schlafende, theils Schmausende; meist solche, die ihren kleinen Vorrath mitgebracht, während Andere mehr sich zu den Kaffeehäusern und Osterien in den Gärten und den an der Riva leicht aufgebauten Zelten der Schenkwirthe und Köche halten. Wie im Allgemeinen bei Volksfesten der Nationalcharakter deutlicher hervortritt im gewöhnlichen Leben, so zeigt sich hier auf das Entschiedenste die unverwüstliche Bonhommie des Venezianers. Ungleich seinem Nachbar, dem dunkelblutigen Lombarden, wird er nicht leicht durch den Wein zu Zwist und Hader, oder gar zu blutigen Thätlichkeiten hingerissen. Ein taumelndes Umarmen, Gesang, drollige Späße, höchstens eine Ladung nicht eben allzu wörtlich gemeinter Nationalepitheta von kantigem Schrot und Korn sind die ohne weitere Folgen bleibenden Ausbrüche gesteigerter Lebensthätigkeit.

Die ganze Nacht hindurch wogte die fröhliche, lichtumspielte Menge zu Wasser und zu Land auf und nieder, ein glänzendes Bivouak ganz eigener Art. Seltsam war der Eindruck, als mit dem ersten, im weißen Lichte über die Lagune heraufziehenden Morgenschimmer die Sterne am tiefblauen Himmel anfingen zu bleichen und all die schwimmenden Lichtpavillons mit ihren transparenten Dächern und Ballonen mehr und mehr an Glanz verloren, wie Augen, die matt werden von durchwachter Nacht; aus der Ferne gesehen, gewann das Schauspiel etwas Mährchenhaftes. Die Kanonen des Admiralschiffes verkündeten den Tag, und um Venedigs höchste Thürme und Paläste spielte schon das erste leise Roth des Morgens, da steuerten nach altem Brauch die Meisten aus dem Canalazzo dem Rialto zu. Jenseits der hochgewölbten Brücke unter'm Fondaco dei Tedeschi, gegenüber dem ältesten Gerichtsplatze der Republik, ließen mehrere der schwimmenden Orchester zum Abschied ein

Morgenständchen ertönen, nach welchem dann alle noch in ihren Fahrzeugen befindlichen Zuhörer an's Land stiegen, um auf dem, nahe der uralten Kirche San Giacomo heut so früh schon aufgepuzten Blumenmarkte sich mit frischen Sträußen zu versehen. Von hier aus zerstreut sich Alles, um noch vor der einbrechenden Gluth italischer Julisonne ein Stündchen der Ruhe zu pflegen.

Das eigentliche Volksfest ist hiemit beendet, während das, was ihm seinen Ursprung gegeben, noch erst vorliegt. Um zehn Uhr zogen in herkömmlicher Weise auch diesmal der Patriarch, die Geistlichkeit, der Magistrat, die verschiedenen Schulen und Collegien in feierlicher Prozession von San Marco, wo die wehenden Fahnen des Kaiserhauses und der Glockenschall des Campanile den festlichen Tag verkündeten, zum Altar des Redentore. Feierliches Dankgebet, Musik und Messe.

Schön nimmt das Innere des Redentore sich aus im Schmuck des reichlich vertheilten Grüns, der Blumen- und Fruchtgehänge; auch die Teppiche und sonstigen Draperien, deren Ueberladung bei andern Kirchenfesten häufig den Schönheitssinn beleidigt, indem sie den einfach ursprünglichen Schmuck auf ungeziemende Art vermummen, sind hier vielmehr dem Ganzen vortheilhaft; sie verdecken einigermaßen die fast allzugroße Nüchternheit und Leere, an welcher die so schönen, reinen Verhältnisse dieses großartigen Tempels leiden, weil ihm eben alles fehlt, was an Skulptur und Fresken der Architektur ergänzend zu Hülfe kommen konnte; denn die Oelgemälde an den einzelnen Altären verschwinden in den weiten weißen Räumen, und die immer provisorisch gebliebenen, grau in grau gemalten Statuen in den Nischen wirken eher störend als erhebend. Hier wäre für begabte Künstler ein ruhmliches Feld zur Bethätigung.

Lebhaft genug war noch am Nachmittag das Drängen auf den Schiffbrücken, aber in Vergleich zu der vorhergegangenen allgemeinen Bewegung doch nur ein Nachzügeln. Auch der Kanal fängt gegen Abend an wieder belebt zu werden, hier und da wird der Anlauf genommen zu einer kleinen Regata, und es gehört sogar zum guten Ton, gerade in diesen Stunden auf der Gondel sich dort einzufinden; aber es fehlt die Volkslust und der festliche Schmuck. Mit Sonnenuntergang werden die Schiffbrücken abgebrochen und die Giudecca sinkt wieder in den Zustand von Verlassenheit zurück, aus welcher sie das Fest des Redentore zu kurzem Glanz hervorgerufen hatte. *

Als die lezten Gondeln aus dem Kanal der Giudecca abwärts zogen, tauchte der Mond hinter der Kuppel des Redentore herauf, sein magisches Licht über die Spiegelfläche der Lagune gießend, und in ihrem schönsten Glanze leuchteten die Thürme, Säulen und Paläste, vor allen aber riesenhaft in seinem röthlichen Marmorpanzer der altehrwürdige Palast der Dogen.

Heinrich Stieglitz.

* Die Giudecca ist im Verhältniß weniger bevölkert als andere Theile Venedigs, und größtentheils mit Gärten und Magazinen bedeckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsezung.)

Literatur.

Sehr glücklich ist ein Choix de poésies für junge Leute in Erziehungsanstalten, welche nicht nur das durchaus Gute und Reine der neuern französischen Dichtkunst, sondern auch Ausgezeichnetes von Genfern und waadländischen Dichtern, besonders von dem trefflichen Albert Richard, jezt Professor in Bern, enthält. Diese kleine Sammlung ist auch für Deutschland sehr zu empfehlen.

Der Professor Töpfer hat seine lieblichen, auch vom Morgenblatt gleich nach ihrem Erscheinen in Uebersezung gegebenen Novellen, die Bibliothèque de mon Oncle, les deux prisonniers u. s. w. erweitert, verlängert und in's Breitere gezogen, um damit zwei Bände zu füllen unter dem Titel Jules. Daran hat aber der geistreiche Verfasser nicht wohl gethan. Jene Novellen waren in ihrer ersten Form sehr anmuthig, und man konnte ihnen wohl etwas Manier mit einigen Längen hingehen lassen. Leztere sind nun sehr vermehrt worden und fallen unangenehm auf. Tschokke in Aarau hat sie bekanntlich vor Kurzem zum zweiten Mal in's Deutsche übersezt und unter dem Titel: „Genfer Novellen" herausgegeben. Da Töpfer viel humoristisches Talent im Zeichnen hat, so war es ihm leicht, Erzählungen dieser Art illustrirt herauszugeben, womit er seit Jahren seine Zöglinge und Freunde amüsirt. So sind denn kürzlich Mr. Jabot, Mr. Vieux-Bois und Mr. Crepin in drei Bändchen erschienen. Allerdings ist in den Erzählungen wie in den Zeichnungen viel Wiz und Laune, Manches ist trefflich aufgefaßt und trefflich in Wort und Bild dargestellt. Dagegen fehlt es auch nicht an Breite, an Manier und Wiederholungen. Man hat hier Töpfers Schriften mit denen Jean Pauls zusammenstellen wollen. Dazu fehlt ihnen aber doch das wesentliche Element von Richters wahrem und großartigem Humor, das Tiefergreifende. Töpfer bleibt vielmehr auf der lustigen Oberfläche seiner Zustände und Menschen. Er amüsirt dabei sehr, hält sich aber durchaus rein, was ihm bei dem Charakter der französischen Tagesliteratur hoch angerechnet werden muß.

Die geistreichste Schriftstellerin, die Genf neben Madame Necker-Saussure hat, ist unstreitig Madame Tourtte. Sie gehört der Familie des Buchhändlers Cherbuliez an, die durch das geistige Verdienst, die Bildung und reichen Kenntnisse ihrer Mitglieder in Genf und in Paris hochgestellt ist, so bescheiden, still und glanzlos sich selbst genügend sie auch lebt. Wir haben schon einigemal im Morgenblatt von den zarten, reinen und interessanten Sittenbildern jener Schriftstellerin gesprochen. Die Oktoberereignisse des vorigen Jahrs

fanden bis vorigen Monat keine darstellende Feder in Genf, was gewiß sehr bezeichnend ist, da jene Wochen die wichtigsten, interessantesten und ehrenvollsten sind, die Genf seit der Escalade im Jahr 1612 erlebt hat. Endlich machte sich Madame Tourtte daran und faßte den Gegenstand nicht episch auf, wie seiner Zeit Ihr Correspondent, sondern dramatisch. Zwei junge Künstler zeichnen am kleinen Salève bei der Ruine des alten Schlosses Monnetier, da steigt aus dessen zerbröckelten Mauern der Ritter Monnetier aus dem sechzehnten Jahrhundert hervor, dem es vergönnt ist, zu gewissen Zeiten Einen Tag am Lichte und unter den Menschen zuzubringen. Die Künstler nehmen ihn mit nach Genf, wo gerade die Vertheidigungsanstalten gegen Frankreich betrieben werden, was dem alten Herrn sehr gefällt; weniger zufrieden ist sein altadeliges Herz mit dem liberalen Geist und den vielen humanen und eleganten Anstalten, welche Genf jezt aufzuweisen hat, und die er immer mit der ihm bekannten Stadt des sechzehnten Jahrhunderts zusammenhält und vergleicht, woraus gar artige Contraste hervorgehen. Gegen Abend muß der Ritter wieder in sein altes Schloß, und versöhnt mit Genf, das er ehemals als savoyischer Ritter bekämpft, sinkt er wieder in seine Gruft. Das Ganze hat Geist und Leben.

(Schluß folgt.)

Karlsbad, Juli.

(Schluß.)

Glanz der Saison. Die Wiese.

In diesen Tagen jagen einander die Equipagen auf der Straße nach Karlsbad dergestalt, daß die Trompetenbewillkommungsgrüße vom Stadtthurme beinahe nicht aufhören. Sie sind auch Signale für die verpflichteten Abpacker sowohl, als viele derjenigen, die noch Wohnungen für neue Ankömmlinge übrig haben, um die einfahrenden Wagen sich zu versammeln. Das Gewimmel um die Heilquellen wird immer beschwerlicher. Die Mannigfaltigkeit der dortigen bunten Welt bildet sich immer reicher und vollkommener aus. In der fortdauernd die Brunnen umwogenden Masse sind alle Stände und Gegenden repräsentirt. Unmittelbar neben den emancipationslustigen Blicken einer verführerlich ausgeschmückten weltlichen Grazie wagt die fromme Nonne im decenten Klosterornate ihren Becher der Brunnenjungfrau zur Füllung hinzureichen, und man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, daß der einzig der Ordensregel lebende Kapuziner und sein Nachbar, das lustige, aller Regel überhaupt den Rücken kehrende Weltkind ihr Heil aus einer und derselben Quelle erwarten. Nebenher rückt das hiesige Brunnentreiben, gleich den Eisenbahnen, die Bewohner der entferntesten Gegenden dicht aneinander. Ja, aus dem täglich immer compakter werdenden Material schießen Freundschaft und Liebe allenthalben wie die Pilze nach anhaltender Nässe auf. Allerdings hat aber diese Freundschaft und diese Liebe in Hinsicht auf ihre kurze Dauer ebenfalls häufig mit den Pilzen die größte Aehnlichkeit.

Das Brunnenleben, jezt in voller Blüthe stehend, schlummerte bei meiner Ankunft noch in der Knospe. Die sogenannte Wiese, dieser hauptsächlichste Centralisationspunkt der Stadt, lag noch ziemlich still und einsam da. Die jezt so lebenvolle, stattliche Häuserreihe auf der einen Seite war großentheils unbewohnt. Ihre nur aus niedrigen Verkaufsläden bestehende andere Seite am Ufer der Tepel hatte die nunmehr von ausgelegter, feiner Tischlerarbeit Gold-, Silber-, Stahl-, Glas- und andern Waaren blizende Thüren und Fenster noch nicht aufgethan. Nur allmählig schlug ein Laden nach dem andern seine glänzenden Augen auf, und die jezt auch in vielen Erdgeschossen der Häuser gegenüber eröffneten Gewölbe der inzwischen angelangten Waarenhandlungen aus Wien und Prag erhöhen den allenthalben sich hervorthuenden mannigfaltigen Glanz der verschiedenen Gewerbe. Unter andern imponirt zum ersten Male ein geräumiges Glaswaarengewölbe durch seine prachtvollen Säulen aus ultramarinblauem Glase gewaltig. Man schäzt die Kosten seiner glanzvollen Einrichtung auf 2000 Thaler. Gläser aller Formen und Farben und recht eigenthümlich fein ausgelegte Tischlerarbeiten, wie Toiletten und andere Kästchen, deßgleichen die durch ihre Vorzüge längst bekannten Stecknadeln gehören zu den von den Fremden am meisten gesuchten Gegenständen. Der Geschmack und die Mannigfaltigkeit der Pfeiferschen Glasfabrikate bewährte ihren hiesigen Ruf fortdauernd. Es ist merkwürdig, mit welcher Schnelligkeit der geschickte Fabrikant, dessen Namen die Handlung führt, augenblicklich auf jedes erkaufte Glas den vom dem Käufer begehrten Namen oder Denkspruch einzuschleifen versteht. Zerbrechlicher aber noch als das Glas selbst erweist sich an ihm die Gunst der Mode. In der vorlezten Zeit war bereits die früher vorherrschende Rosaglaswaare von der dunkelblauen Farbe in den Hintergrund gedrängt worden. Um so größer ist ihr Triumph, da ihr vom allerneuesten Geschmacke der höchste Rang wieder zuerkannt wird. Dagegen hat das sonst bekanntlich überall das große Wort führende Gold und Silber in Glassachen seine Stimme ganz verloren, vielleicht nicht einmal bloß darum, weil der Widersinn einleuchtete, wenn das Glas dadurch seines schönsten Charakters, der Durchsichtigkeit, beraubt wurde, sondern weil Silber und Gold, wie die Erfahrung inzwischen bewiesen hat, auf Glas allzubald Glanz und Farbe verlieren.

Im Ganzen ist die frühere Verödung und Einsamkeit der „Wiese“ in ein sehr reiches Bild munteren Lebens übergegangen. Die vornehme Welt besonders wogt während des Vormittags in ihrem Schatten an der Seite der das Tepelufer begrenzenden Verkaufsläden gemächlich auf und nieder. Auch sizen in diesem Schatten Einzelne, wie ganze Gesellschaften, meist Bewohner der gegenüberstehenden Häuser, um Kaffee, Chocolade und dergleichen dort einzunehmen. Gegen Abend ist an schönen sonnigen Tagen das Getümmel auf der Wiese ebenfalls so groß, daß sich sicher kein Gräschen darauf erhielte, wenn es nicht bekanntlich zu den Merkwürdigkeiten dieser Wiese gehörte, daß sie kein einziges Gräschen aufzuweisen hat, sondern aus einem ebenen Kiesboden besteht, der ihrer Bestimmung auch allerdings weit angemessener ist. Uebrigens ist, troz der dermaligen großen Fülle von Brunnengästen, doch von einzelnen größeren Festen, wie Tanzvergnügungen und andere glänzende, gesellige Vereine sind, außer einem, dem Vernehmen nach durch den, nun schon seit einigen Wochen wieder abgereisten Feldmarschall Paskewitsch veranstalteten Diner, bis jezt nur wenig die Rede gewesen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. August 1839.

Wissen ist die Himmelsbahn; das höchste Wissen ist Allmacht, das Element der Seligkeit; so lange wir nicht in ihm sind, sind wir noch ungeboren.

Bettina.

Sommerlieder.

V. Sommerphilosophie.

Wenn, frei, die Brust dem Hauche
Des warmen Ostwinds winkt;
Wenn unter schatt'gem Strauche
Schlaf auf mich niedersinkt;

Zu Häupten eine stille
Waldrose mich erfrischt,
Der zarte Ton der Grille
Mit meinem Traum sich mischt:

Da kann ich's wohl begreifen,
Daß anders mir zu Muth,
Als wenn bei Schnee und Reifen
Mir fast erstarrt das Blut;

Daß ich so leicht mich rühre
In klaren Lebens Fluß,
Daß Leib und Seel' ich spüre
Als eins, aus tücht'gem Guß.

Doch eins will fast mich kränken,
Und hoch's mich Wunder nimmt:
Daß anders auch mein Denken
Im Sommer ist gestimmt.

Sollt's seyn, daß der Gedanke,
Des Schöpfungskönigs Trost,
Ungleich sich selber, kranke
In Gluten oder Frost?

Daß, was in Winternächten,
Am flackernden Kamin,
Scharfprüfend mir, der ächten
Wahrheit entsprungen schien;

Womit ich kühnlich bauend
Das All der Welt gestützt,
Worauf ich furchtlos trauend
Vorm Wahn mich hielt geschützt.

Daß jezt, im Licht der Sonnen,
In Sommers blauem Saal,
Was ich aus Gold gesponnen
Geglaubt, scheint grau und fahl;

Nur in gespenst'ger Hülle
Vor mir noch gaukelnd schwebt,
Was in urkräft'ger Fülle,
So wähnt' ich, mir gelebt?

Und muß denn auch das Denken,
Drin sich der Geist wird klar,
Sich in den Wechsel senken,
Worin hinrauscht das Jahr?

Ich weiß nicht; doch ich spüre:
Daß dir, Natur! nicht fern
Erst der Gedanke führe
Zu ächter Wahrheit Kern!

Drum den Gedanken hefte
Du an's lebend'ge Seyn,
Gieß statt der kühlen Säfte
Ihm warmes Herzblut ein!

Nicht sproß' er aus Metallen
Wie der Dianenbaum;
Mit seinen Wurzeln allen
Fass' im Gemüth er Raum.

Lehr' ihn, daß recht er fasse
Dein kräftig Thun als Eins,
Nicht Mannigfalt'ges hasse,
Den bunten Kranz des Seyns.

Nicht Glanz und Anmuth streife,
Wenn er die Wahrheit packt;
Der Schönheit Phönix greife,
Eh' er zerpflückt und nackt.

So wollst, Natur! mich tränken
Mit deinem Zauber mild,
Daß noch im Frost mein Denken
Sey warmen Lebens Bild;

Daß, wenn im Lenz auf's Neue
Dein Rosenbanner siegt,
Voll Hoffnung ihm und Treue
Mein Geist entgegen fliegt,

Und des Vertrauens Siegel
Nur für das Zeugniß spart,
Das dein krystallner Spiegel
Ihm schweigend offenbart.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

„Das hübsche Kind," äußerte der Amtsrichter, der nichts zu ahnen schien, „hat mit gutem Anstand und naiver Haltung ihr Unglück erzählt. Der Aktuar konnte ihre Aussage wörtlich protokolliren. Als ich aber die Frage an sie stellte, wo sie denn an jenem Tage hergekommen, wo sie gewesen sey, welchen Zweck ihr Gang über Land gehabt, da erröthete sie und schwieg. Der Familie hatte sie schon das Geständniß gemacht, daß sie nicht an dem vorgegebenen Orte gewesen sey." — Der Consulent meinte, der Herr Amtsrichter könne, wenn das Mädchen Grund zum Schweigen habe, sie hiebei schonen, da ja dieser Umstand in Beziehung auf den räuberischen Anfall außerwesentlich sey.

„Nicht so ganz," versetzte der Amtsrichter. „Zeit und Raum gehören in den Bereich der Untersuchung. Wann? wo? wie? woher? wohin? das Alles muß zur klaren Darstellung der Sache erhoben werden. Hat der Richter einmal gefragt, und die Antwort stockt, so wird die ganze Aussage verdächtig. Wollte ich nun aber auf ein Schweigen, wie das vorliegende, wenig Gewicht legen, so waltet doch noch die Rucksicht ob, daß der Ort, wo die räuberisch Angefallene zuvor gewesen, möglicherweise über den Thäter Aufschluß geben kann, weil man die dort herum wohnenden verdächtigen Leute näher in's Auge faßt. Wer kann wissen, ob der Jauner nicht zuvor in dortiger Gegend gesehen worden? Die Erfahrung lehrt, daß die allermeisten räuberischen Anfälle auf Reisende vorbedacht und gerade auf ihre Person in Erwartung eines Fanges abgesehen waren. Was kann das Mädchen abhalten, die Wahrheit anzugeben? Sie ist gegen sich, denn leicht möchte ihr Ruf durch Zurückhaltung mehr leiden, als durch Offenheit. Suchen Sie sie, wenn Sie in das Haus kommen, hiezu zu bewegen. Ich werde ihre Aussage nachträglich zu Protokoll nehmen lassen."

Gruner, der gegen das Ansinnen des Amtsrichters nichts einwenden konnte, schwebte bänglich zwischen einer Nothlüge, durch welche er Mariannen einer weitern Verantwortung zu entheben hoffen konnte, und zwischen der Darlegung des Wahren. Seine rechtliche Natur sträubte sich gegen jenes; er nahm sich zusammen und sagte: „Herr Amtsrichter, ich kann durch eine Eröffnung alle Zweifel lösen. Soll aber kein Schatten auf das junge Frauenzimmer fallen, so muß ich neben dem Vertrauen des Richters auch die Diskretion des Biedermanns in Anspruch nehmen." Er reichte ihm die Hand. „Schenken Sie meiner Aeußerung Glauben, als wenn ich sie auf ein Handgelübde darlegte. — Ein Freund Mariannens in der Stadt war um jene Zeit in Geschäften ausgeritten und wünschte sie an einem dritten Orte zu sprechen. Ein Bote bestellte den Brief. Der Zweck ihrer Zusammenkunft war reinmenschlich, unschuldig. Sie befanden sich über Mittag im Wirthshause zum Engel in O. Fragen Sie die Wirthsleute darum. Sie bezeugten sich als ein Geschwisterpaar und gaben wohl durch ihr Benehmen zu

keiner andern Vermuthung Anlaß. Die Täuschung, die sich Marianne zu Haus erlaubt, möchte als unschädlich von ihren Angehörigen nicht hoch angeschlagen werden. Die versorgten Leute widerstreben den Gemuthsansprüchen der unversorgten, die sich dann durch Vorwände zu helfen suchen. — Die Stunden entflohen. Was haben sich junge Leute bei so kurzem Wiedersehen nicht Alles zu sagen! Die Ruckkehr Mariannens verzögerte sich. Die Dämmerung überfiel sie im Walde. — Sie sehen, daß diese Umstände mit dem räuberischen Anfall in keiner Verbindung stehen und daß des Mädchens Schweigen für den Criminalisten kein beachtungswerthes Moment ist."

„Der Inquirent ist zufrieden gestellt," sagte lächelnd der Amtsrichter; „nun erlauben Sie, werthester Herr Consulent, auch dem Menschen ein vertrauliches Wort. Halten Sie dem ältern Manne etwas zu gut. Die Jahre bringen, wenn nicht immer eine größere allgemeine Weisheit, doch ein lebendigeres Anschauen der Lebensverhältnisse und ihrer wahren Geltung. Sie sprechen als dringende Forderung aus, was die Jüngern bloß theoretisch, ohne Thatkraft in sich tragen. Der Freund aus der Stadt steht sicherem Vernehmen nach mit einer achtungswerthen Dame in einer nähern Verbindung, in einer solchen, die zu einem innigen Bande für's ganze Leben fuhren durfte. Er wird mit der poetischen Licenz der lezten Tage, die wir eine erotische Episode, ein Hors d'Oeuvre nennen möchten, vor dem Forum der Kritik einen harten Stand haben."

„Ohne Zweifel," erwiderte befangen erröthend der Consulent. „Ich muß jedoch zu seiner Entschuldigung beibringen, daß zwischen ihm und der Dame noch kein Vertrag über eine nähere Verbindung abgeschlossen worden, ja daß nicht einmal deutliche, unzweideutige Erklärungen darüber zwischen ihnen gewechselt worden, welche seinen Neigungen Zwang anthäten." — „Das ist juridisch gesprochen," wandte der Amtsrichter ein. „Der Herr Consulent wissen aber, daß Manches nicht eben förmliches Unrecht — und doch nicht das Rechte ist. In vielen Fällen ist schon Vorsicht und Klugheit Gewissenssache." — „Allerdings," sagte Grüner, „möchte der Freund aus der Stadt, wenn er könnte, die Sache aus Mitleiden mit dem armen Geschöpf, wie aus Rücksicht auf seinen eigenen Ruf ungeschehen machen." — „Was ist es anders," äußerte der Amtsrichter, „als ein Hinneigen zum Naturstande, das sich oft in holden Bedürfnissen, in schönen Gefühlen offenbart, das aber der Besonnene dem großen Zuge der conventionellen Welt zum Opfer bringt? — Ein junger Mann, und wäre er auch in den glänzendsten Glücksumständen, von den förderndsten Verhältnissen begünstigt, ist doch fast niemals in dem Falle, den organischen Haushalt seines Lebens ganz auf freie Wahl der Neigung, auf ein rein natürliches Bedürfniß seines Gemüths gründen zu können. Versucht er es rücksichtslos und mit Gewalt, so folgt früher oder später die Reue; denn überall umfängt ihn der Zwang der Convenienz und hemmt sein freies Bewegen." Der Consulent schwieg in sich gekehrt.

„In einer vieljährigen Amtsführung," fuhr Jener fort, „hatte ich Gelegenheit, den Lebensweg der Menschen, ihre Handlungsweise, den Kampf der verführerisch süßen Triebe mit der herben Pflicht zu beobachten. Deutet der leztere Vorfall nicht wieder wahrnehmbar auf die Mahnungen des Geschicks? — Der Mensch, von Neigungen getrieben, strebt auf ein nahes Ziel hin, seine Leidenschaft macht ihn für alles Andere blind. Er glaubt in der Erreichung seines Wunsches, in der Befriedigung seiner Sehnsucht einen schönen Abschluß der Gegenwart zu finden. Die Radien seines Denkens und Empfindens streben auf diesen Punkt zusammen. Aber, so er ihn nun erreicht hat, so laufen die Folgen seines Handelns, wie die in einen Fokus versammelten Lichtstrahlen, unaufhaltsam wieder auseinander, und stellen ein verkehrtes, vergrößertes, oft verzerrtes Bild des Geschehenen dar. So kann es dem Freund aus der Stadt mit seinem Stell Dich ein gehen. Doch das empfindet er wohl stärker, als ich es auszudrücken vermag. Ich habe nichts weiter zu sagen; er kann auf meine Diskretion in jeder Beziehung rechnen." Grüner drückte dem Amtsrichter beschämt schweigend die Hand und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Jupons de crin.

Durch das ganze Mittelalter, bis herauf in die Revolution, hat in der weiblichen Tracht fast durchgängig das System geherrscht, daß man die Büste knapp umschrieb und von der Taille zur Seite und hinten das Kleid bauschig und weit herabfallen ließ. Die antikisirende Form, welche im Gefolge der Revolution aufkam, war nur ein kurzes Intermezzo, und es verging keine Generation, so war man durch verschiedene Schwankungen wieder vollkommen auf die uralte Idee zurückgekommen, welche ganz wesentlich das weibliche Kostüm der christlich abendländischen Welt von dem der antiken unterscheidet. — Das Hauptmoment bei dieser Form besteht darin, daß das Kleid vortheilhaft die Hüften zeichnen, daß die Draperie des Zeugs von der Taille an sich in anmuthigem Schwunge hinaus und hinab stürzen muß. Das ewige Aergerniß dabei ist nun aber, daß dieser poetische Schwung, den man dem Zeuge gibt, immer so schnell erlahmt, daß die Falten, statt wie aus innerem Triebe vom Körper wegzustreben, immer wieder platt und prosaisch niedertaumeln. Diesen verzweifelten Knoten zerschnitt man zu gewissen Zeiten geradezu: das einemal, indem man das Kleid im Reifrock über ein festes Gewölbe spannte, ein andermal, indem

man mit Poschen den Zeug in sichere Weite vom Körper abwies. All dies war klassische Poesie im französischen Sinn: der Zweck wurde dadurch gar zu gut erreicht und somit verfehlt. Man weiß, was Alles in neuerer Zeit mehr in romantischem Styl versucht worden ist, um die Hüftdraperie in jenen vom Körper wegfliehenden Curven, in denen nun einmal die Grazie sizt, festzubannen und dabei doch einen Schein von Natürlichkeit zu retten; man weiß aber auch, welche Uebelstände mit diesen Mitteln verbunden waren, wenn sie nicht gar ihren Zweck vollkommen verfehlten. Doch jedes wahre Bedürfniß in der Gesellschaft findet sicher, wenn auch etwas spät, seine Befriedigung, und so können wir mit Vergnügen ankündigen, daß jenes uralte Gebrechen der weiblichen Toilette durch eine neue Erfindung eben so einfach als glücklich auf immer gehoben scheint, nämlich durch die Unterröcke aus Pferdehaaren. Dieser vor Kurzem erfundene Stoff hat die unschäzbare Eigenschaft, auf die es hier vor Allem ankommt: er ist durch nichts zerknitterbar, noch so oft und lange niedergedrückt, springt er immer wieder elastisch auf und weist das darüber geworfene Kleid auf's Beharrlichste vom Körper ab. Gerade diese Unermüdlichkeit ist es, was man bei den bisher üblichen Stüzen auf's Schmerzlichste vermißte. — Wir übersezen aus einem Pariser Modebericht: „Durch ihre große Weite verlieren die Kleider größtentheils den Halt; sie sinken zusammen und bilden bald nur Massen gedrängter Falten. Diesem Uebelstand begegnet nun das neue Roßhaargewebe, weich, durchsichtig, leicht wie Gaze, ein Unterrock, der ohne alle Steifheit, wahrhaft miraculos das Kleid hebt und ihm eine graziöse Haltung gibt, über die man nur staunt. Aber ganz besonders an Kleidern aus Wollenzeug zeigt sich der Werth und die Bedeutung der Unterröcke aus Pferdehaaren. Die Wollmousseline ist sehr weich, trägt sich nicht, und viele Frauenzimmer scheuen sich davor, weil sie „nicht kleide;" und doch drapirt kein Zeug graziöser, keiner umspielt anmuthiger den Körper, weil seine sanft geschwellten, markigten Falten nie stehen bleiben und sich nie aneinander hängen. Ein Roßhaarunterrock darunter, und das Höchste ist erreicht!"

Oudinot heißt der Schöpfer dieses complément de la toilette. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ein Oudinot sich vom Soldaten zum Herzog aufschwingen konnte. Es ist etwas Schönes um's Ländererobern, und der glückliche Soldat denkt nicht an die Flüche derer, auf deren Kosten er seine Lorbeeren erworben. Aber noch größer in reinem, nüzlichem Streben steht der da, welcher im allgemeinen Wettkampfe der Industrie über eine ganze Provinz der weiblichen Aeußerlichkeit Segen verbreitet und sich alle Herzen erobert, soweit man auf Erden das Bedürfniß fühlt, dem sein herrlicher Unterrock glücklich abgeholfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Schluß.)

Literatur.

Einer unserer geistreichsten Männer, der greise, aber immer jugendliche und anakreontische Chapponnière, ein gar glücklicher Dichter im Genre Lafontainescher Erzählungen, hat uns neulich mit einem Genfer Poeten aus dem sechzehnten Jahrhundert bekannt gemacht. Es ist der Arzt Joseph du Chesne, welcher der Religion wegen Frankreich verlassen hatte, 1584 unentgeldlich das Genfer Bürgerrecht erhielt und Mitglied des Raths der Zweihundert wurde. Durch seine medizinischen Werke ist er unter dem Namen Quercetanus (Du Chesne) auch in Deutschland bekannt. Am Hof Heinrichs IV. war er sehr geschäzt und verband sich durch Heirath mit den ausgezeichnetsten Namen der Stadt, mit den Familien Budé und Spanheim. Da zu seiner Zeit noch Ronsard auf dem französischen Parnaß herrschte, so ahmte auch der Dichter Du Chesne seine sich in Antithesen und geschraubten Beiwörtern gefallende Manier nach. Sein poetisches Hauptwerk ist der Grand Miroir du monde, der 1581 in Lyon herauskam und, wie Pico von Mirandola, de omni re scibili handelt. So geht er von der Schöpfung zur Natur Gottes, zu den Engeln, den Dämonen und den Mythen des Paganismus über; dann kommen die alten philosophischen Systeme, die Elemente, die drei Naturreiche und noch mehr andere Dinge. Befreit man diesen Dichter von der Manier und dem Ungeschmack seiner Zeit, so zeigt er viel Imagination, Gluth und manchmal sehr poetische Anmuth, die Le Brun und Delille für ihre ähnlichen Gedichte gar wohl hätten benuzen können.

Ein anderer Genfer fast gleichzeitiger Dichter war Agrippa d'Aubigné, ein eifriger Hugenott, der sich von Frankreich hierher geflüchtet hatte, sich durch Heirath mit der Genfer Familie Burlamachi verband, ein Schloß baute und in St. Peter begraben wurde. Ausser seiner Universalgeschichte, die Einige über die des de Thou sezen, und mehreren andern Werken, dichtete er auch Tragiques, bei denen man aber nicht an Tragödien oder andere dramatische Arbeiten denken darf, sondern die nur das Tragische der Zeit andeuten sollen, übrigens aber eher Persius und Juvenals Farbengluth haben. Besonders interessant sind die Stellen seines Gedichts über König Heinrich III. und Katharine von Medizis. Er nennt den König den Herrn eines Königreichs, wo l'homme est en proye à l'homme, où le père étrangle au lict le fils, où le cercueil préparé par le fils sollicite le père etc. Auf die impure Florentine ist er besonders übel zu sprechen:

En vain, roine, tu as rempli une boutique
De drogues du mestier et mesnage magique;
En vain fais-tu amas dans les tais des deffuns
De poix noire, du censre à faire les parfums;
Tu y brûles en vain cyprès et mandragore,
La cigüe, la rue et le blanc ellébore,
La teste d'un chat roux, d'un ceraste la peau,
D'un chat-huant le fiel, la langue d'un corbeau,
De la chauve-souris le sang, et de la louve
Le laict chaudement pris....
Le nombril frais coupé à l'enfant avorté,
Le coeur d'un vieil crapaut, la foye d'un dipsade,
(Schlange)
Les yeux d'un basilic, la dent d'un chien malade,
Et la bave qu'il rend en contemplant les flots.

Da D'Aubigné seine Tragiques 1576 und 1577 schrieb, also lange bevor Shakespeare's Macbeth entstand, so wäre es nicht unmöglich, daß dieser für sein Hexenlied obige Stelle benuzt hätte, die ihm bei seiner Bekanntschaft mit französischer Literatur leicht zu Augen gekommen seyn konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. August 1839.

Thine, Freedom, thine the blessings pictur'd here,
Thine are those charms, that dazzle and endear.
Goldsmith.

Amsterdam im Jahr 1839.

Das vergangene Jahr war in Amsterdam an Erscheinungen in der schönen, heitern Sphäre des Geistes eines der kärglichsten und ärmsten, die ich hier noch erlebt habe. Dies darf um so mehr verwundern, als hier in vielen andern Beziehungen eine erstaunenswerthe Regsamkeit erwacht ist, die doch sonst nicht einseitig zu bleiben, sondern sich allen Geistesrichtungen mitzutheilen pflegt, wie ein mächtiger Sturm im Norden auch den fernen südlichen Theil des Oceans in größere Bewegung bringt. Vielleicht bedarf es aber einer längern Zeit, damit ein solches Mittheilen der Bewegung, solche Wechselwirkungen sichtbar werden, und die schöne Jahreszeit der geistigen Blüthen steht uns noch bevor. Doch sind meine Hoffnungen darauf nicht gar stark; mir fallen oft unwillkührlich die Worte ein, welche ein übrigens mittelmäßiger Dichter dem personifizirten Altniederland in den Mund legt:

„Ik ben geen jongeling meer —
Reeds draag ik gryze hairen."

Wie dem auch sey, die Stadt Amsterdam hat in den lezten Jahren eine merkantile Größe erlangt, die sie früher nie gehabt hat. Ihre Fortschritte in dieser Hinsicht werden nur von denen Rotterdams, wo möglich, übertroffen. Der holländische Handel concentrirt sich mehr und mehr auf diesen beiden großen Märkten; sehr zum Unterschiede von der alten Zeit, wo viele Hafenstädte den lebhaftesten Antheil daran nahmen. Doch Amsterdam ist das wahre Herz des Landes, von hieraus fließt das rothe Gold durch zahllose Kanäle in die Provinzen und treibt, bewegt, schafft dort; hier ist die hölzerne Bude, die Börse, welche Jahrhunderte lang die Geldgeschäfte Europas regulirte. Seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat Amsterdam erst in unsern Tagen wieder sich vergrößert und durch die beiden großen kostbaren Dämme im Y dem Meere Boden und zwei herrliche, tiefe, geräumige Docken für das sichere vor Anker Liegen der großen Seeschiffe abgewonnen. Unübersehbare Reihen, ganze Quartiere von Entrepots genügen noch nicht dem Bedürfniß zum Aufbewahren der Güter; neue, größere Reihen derselben sind im Entstehen. Eine Brücke, größer als die von der wälschen Küste nach der Insel Anglesea, ist hier über das Y projektirt. Die Eisenbahn von hier nach Haarlem, das, vor einigen Jahren noch still und öde, jezt ein holländisches Manchester ist, wird am Geburtstage des Königs, am 24sten August, eröffnet werden. An der weit größern von hier nach Arnheim zur schnellen Verbindung mit Rheinpreußen wird seit einigen Monaten auf vielen Punkten zugleich thätigst gearbeitet. Kanal reiht sich an Kanal, und der

Bauer aus der entferntesten Gegend des eigentlichen Hollands kann seine Feldfrüchte zu Wasser auf den gelegensten Markt schaffen. Zum Austrocknen des tiefen, wilden Haarlemer Meers, einer wahrhaft riesenartigen Unternehmung, sind acht Millionen Gulden einstweilen von den Generalstaaten zugestanden, die Arbeiten dazu werden vorbereitet und das Austrocknen selbst soll im nächsten Frühjahr seinen Anfang nehmen. Auf den Werften ist Alles in Thätigkeit und der Schiffbau steht in größter Blüthe. Seit funfzehn Jahren hat sich bloß die Zahl der großen Schiffe, die sich in direkter Fahrt nach Ostindien befinden, verfünffacht; nicht selten sieht man in einer Woche drei Ostindienfahrer von 5 bis 600 Tonnen vom Stapel laufen, worauf am selbigen Tage noch der Kiel zu einem ähnlichen Schiffe gelegt wird. Handelsverbindungen, Handelsmaatschappyen treten immer neu in's Leben; direkte Dampfschiffcourse werden nach allen Seiten hin geregelt; eine große Gesellschaft will den Handel der Ostsee mit dem schwarzen Meere an sich ziehen, und errichtet in den Haupthäfen beider Meere schon Comptoire, Agenturen, Waarenlager. Im Mutterlande sucht man dem Meere Boden abzugewinnen, in den Kolonien ist man beständig im Kriege und erwirbt durch Eroberungen Landgebiet nach Landgebiet. Kraft und Patriotismus haben die Holländer noch, das beweisen sie in ihren überseeischen Besitzungen, das beweisen selbst die holländischen Bauern um das Kap der guten Hoffnung, die, um sich von England unabhängig zu machen, sich auf eigene Faust mit den wilden Eingeborenen herumschlagen.

So lebt und bewegt sich hier Alles, aber nur um den Handel. Handel im großen Sinne des Worts, nicht Krämerei, ist das allgemeine Losungswort. Zauberhaft durchzuckt es die Herzen der Holländer, treibt, bewegt, rührt, erhebt sie. Sie haben noch keinen Raum wieder gefunden für einen andern Begriff, für ein anderes Wort, und es fällt ihnen nicht ein, auch nur daran zu denken, daß sie darüber gar Vieles vernachlässigen. Sie haben jezt nur eine Nationalleidenschaft, den Handel; sie suchen nur eine Ehre, nur einen Ruhm: ihre alte Handelsgröße wieder zu erlangen. Sie haben aufgehört, die alten Verluste lethargisch zu beklagen, weil sie den Muth in sich gefunden haben, zu hoffen, daß sie sie wieder erlangen können. Allerdings muß, wenn der Handel so zur Volksleidenschaft wird, damit Großes erreicht werden. Viele Reisende schütteln darüber, als über eine einseitige Krämersucht, verächtlich den Kopf. Ich kann nur sagen:

Neen, niet verachtelyk! maar 't wekt myn droefenis.

Uebrigens geben sich Völker, die sich, wie das holländische, frei und fessellos bewegen, weit leichter einer Richtung leidenschaftlich hin, als solche, die sich mehr beengt fühlen, die durch innere oder äußere Schranken gehemmt werden. Rasch und ungehindert verbreitet sich die Flamme über eine Stadt aus, wenn sich keine Feuermauern, keine Spritzen und Löschanstalten darin vorfinden. Das holländische Volk beseelt ein durchaus freier Geist; in der Mitte zwischen dem englischen und deutschen, hat es von beiden ihre eigenthümliche Freiheitsliebe geerbt, erhalten. Wasser und Freiheit, das sind die Embleme seiner physischen und geistigen Natur; das sind die beiden Elemente, worin es sich gebildet hat, wie es daraus hervorgegangen ist. Dazu kommt noch, dem Ursprung nach, friesische Hartnäckigkeit und Zähigkeit. Servilismus muß daher dem holländischen Charakter durchaus fremd seyn, und wo er sich zeigt, da haben fremde Vögel in seinem Garten heimlicherweise Eier ausgebrütet. Das ist, was mich immer mit den Holländern versöhnt, wenn ich sie auch oft in rauher Einseitigkeit ihren Lieblingsgötzen huldigen und die grauen Männer dafür entbrannt sehe, wie Jünglinge für die Geliebte. Sie zollen Liebe und Achtung dem Rechte, hassen aber entschieden jede Willkühr in der festen Ueberzeugung:

Waar willekeur gebiedt,
Bestaat geen maatschappy, maar slechts een drom van slaven.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner eilte zu Mariannen. Im Hause kündigte er sich als einen Arzt aus der Stadt, den Hausdoktor der Justizräthin und der alten Base an, den Beide der Leidenden zu Rath und etwaiger Hülfe schickten. Er bat, ihn mit ihr allein zu lassen. Man bezeichnete ihm ein Hinterstübchen, wo er leise eintrat. — Sie war in einem Altvaterlehnstuhl eingeschlummert; eine weiße Binde umhüllte ihre Stirne, ihr Angesicht zeigte an verschiedenen Stellen Merkmale der Mißhandlung oder des Falles. Ihre reizenden Züge waren sehr entstellt. — Er konnte sie einige Minuten ungestört betrachten. — Wie waren die anmuthigen Formen dieses Ovals so ihrer vorigen Harmonie entrückt! — Ein flüchtiger Gedanke, von frühern Reflexionen erweckt, durchzog seinen Sinn: „Was wäre es mit der Neigung, wenn solche Entstellung bleibend würde? Ja, was ließe sich die Liebe von dem reizenden Aeußern abdingen, ohne zu erlöschen? Ist nicht des Mannes ewige Forderung: Offenbarung der innern Liebenswürdigkeit durch äußern Liebreiz, durch wohlgefällige Gestalt?" Ein unbeschreibliches Mitleiden ergriff ihn. Er sah im Geist alle liebebedürftigen Wesen vor sich, die keine Gegenliebe zu erwecken vermögen; er

dachte an unser sinnliches Geschlecht und an das zum Dulden bestimmte weibliche.

Endlich erwachte Marianne; sie blickte den vor ihr Stehenden ruhig und ohne sichtbare Betroffenheit über sein unerwartetes Erscheinen mit weitgeöffneten Augen an. Er streckte innig bewegt seine Arme nach ihr hin. „Du Gute," sagte er halblaut, „so sehen wir uns wieder!" — „Ich wußte wohl, daß Sie kommen werden," erwiderte sie. „Es trifft auf die Stunde zu." — Die Thränen stürzten ihm in die Augen. Eine unbekannte Gewalt hielt ihn ab, zu ihr zu treten und sie in seine Arme zu schließen.

„Es war ein Traum oder kein Traum," fuhr sie fort, „ich war im Geiste bei Ihnen und sah, was Sie thaten. Ich wußte auch, was sonst in Ihrem Hause vorging. Die Frau Justizräthin zürnt mir in ihrem Innern, ob sie gleich schweigt und von nichts zu wissen scheint. Ich werde ihren Anblick nicht mehr ertragen. — Ich kenne nun meinen ganzen Leichtsinn, meine thörichte Verblendung. Des Herrn Hand hat mich fallen lassen, mich gezüchtigt. Wie konnte ich die Kluft übersehen, die zwischen mir und Ihnen liegt? — Ihnen kann ich nicht böse seyn. Wie könnte man dem zürnen, was man liebt? Mußte ich glauben, Sie hätten mit meiner Neigung Ihr Spiel getrieben, ich würde zu sterben wünschen."

Grüner fand keine Worte. Es zog ihn zu der Armen hin. Sie begegnete seinen Händen ablehnend mit den ihrigen. Er fragte sie angelegentlich um ihr Befinden. Sie schien mehr an der Seele als am Körper zu leiden. Dem Schrecken folgte der Kummer; ihr Unglück, ihre Verschuldung konnten zum losen Stadtgespräch, ihre Lage zum Gespött der Welt werden. — Er bat sie, wenn die Erinnerung an den Vorfall sie nicht zu sehr angreife, ihm die nähern Umstände zu erzählen. — „Es wird mich erleichtern, vielleicht beruhigen," sagte sie, „wenn Sie es vernehmen. Sie allein fühlen doch den rechten Antheil für mich."

„Ich hatte nach dem Abschiede von Ihnen, ob ich gleich auf der Straße allein war und der Abend einbrach, dennoch keine Angst; ich dachte an Sie. Im Walde wurde es, wo das Dickicht ganz an die Straße heranrückt, auf einmal ganz dunkel. Jezt ging mein kleiner Muth zu Ende; ich fühlte einigen Schauder und horchte in die unheimliche Stille hinein. Da hörte ich etwas neben mir durch die Büsche rauschen. Der Schrecken trieb mich zur Flucht; ich lief, so schnell ich konnte. Wo sich der Weg wendet, blickte ich scheu um. Ein Mensch mit schwarzem Gesicht, einen Knüttel in der Hand, hatte mich beinahe eingeholt. Die Angst jagte mich. Ich war unter meinen Gespielinnen immer die geschwindeste und wäre vielleicht meinem Verfolger entkommen; aber er warf seinen Stock nach mir. Den Schmerz hätte ich wohl überwunden, aber der Knüttel hemmte meinen Lauf. Ich stürzte seitwärts auf einen Steinhaufen und verlor die Besinnung. Die Todesangst kam zu dem dumpfen Schmerz des Falles. Doch fühlte ich an einem stechenden Weh am Ohr, daß mir der Räuber die Ohrringe nahm, so wie er mir zwei Fingerringe sehr unsanft abzog. Die Tasche, die mir entfallen war, nahm er auch mit sich. — So mag ich zerschlagen, blutend, mit halbem Bewußtseyn eine gute Weile dagelegen seyn. Endlich vernahm ich das Heranrollen eines Gefährts; die Reisenden bemerkten mich, ich wurde aufgehoben und in den Wagen gebracht. Da ich soweit wieder bei mir war, daß ich sagen konnte, was mir widerfahren und wo ich her sey, so führten sie mich unter Bezeugung ihrer Theilnahme mit sich und machten beim Amte die erste Anzeige von dem Vorfalle."

Durch Mariannens Erzählung war nun das Geschehene in bestimmte Grenzen gefaßt. Grüner sah mit mehr Klarheit in die etwaigen Folgen hinein; er war beruhigter als zuvor. Die Stadtsage schreckte ihn nicht mehr. Er wußte, daß die Menschen gewöhnlich nur das Auffallendste eines Vorganges in's Auge fassen, es in ihrer Imagination sich zurechtmachen, erklären, umbilden, erweitern, verunstalten, das Vorübergegangene aber, wenn sie vom Reize der Neuheit gesättigt sind, kaum weiter beachten. Die Verwandten Mariannens, die Hausgenossen machten ihm auch keine Sorge. Die kränkliche Base war kein physiognomisches Räthsel; sie schien die einfachste Person, mit ihrem Sinne gutmüthig auf's Nächste gerichtet zu seyn, was auch Marianne bestätigte. Außer ihr hatte sie noch ein ganz junges Mädchen, welches die gröbern Arbeiten versah, zu ihrer Bedienung. Im obern Stock wohnten höchst untergeordnete Leute, die mit sich genug zu thun hatten.

Wie es aber geht; wenn der Mensch in bedenkliche Verhältnisse verwickelt ist, so tritt hinter einer gehobenen Besorgniß sogleich eine folgende hervor. Wird doch selbst der ganz Unangefochtene höchst selten seines Daseyns in der Gegenwart so unbesorgt froh, daß er sich wie ein Vogel auf grünem Zweige unter ganz wolkenlosem Himmel fühlen kann. — Wie stand es mit seinem Verhältniß zu Hause? — Marianne, durch ihre Angegriffenheit tiefer empfindend als zuvor, führte ihn selbst darauf. — „Wenn ich," sagte sie in dem Ton eines erhöhten Gefühls, „mir die Schuld davon beimessen müßte, daß Ihre Verbindung sich auflöste, so wäre ich höchst unglücklich. Die Welt würde mich schmähen, verachten. Ich kann nur dann das Vorgefallene vergessen und den Jammer verschmerzen, wenn Sie ein Paar werden. Es ist das lezte Mal," fuhr sie, ihre Neigung, ihre ganze Selbstheit gewaltsam niederringend, fort, „daß Sie mich sehen,

sprechen dürfen. Ich lege mir das selbst auf. — Ihr Geschlecht nimmt Alles leichter, wir müssen meistens härter büßen. Aber nur in der Buße finde ich Trost."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Buchhandel und Nachdruck.

Vor einiger Zeit (s. 1838, Nro. 272.) schrieb ich Ihnen über die elende Verfassung des italienischen Buchhandels. Neuerdings ist nun vielfach die Rede auf diesen Gegenstand gekommen, sey es, weil man in auswärtigen Blättern so viel von Gesezvorschlägen zum Schuze des literarischen Eigenthums las und die günstigeren Verhältnisse der Engländer und Franzosen, selbst der Deutschen beneidete, sey es, weil der hiesige Zustand nachgerade unerträglich wird. Während nun aber von oben herab noch Alles still bleibt, haben hie und da Schriftsteller und Verleger sich ausgesprochen. Unter Andern hat N. Tommaséo, welchen ich schon bei mehreren Veranlassungen genannt, an die italienischen Buchhändler ein Sendschreiben gerichtet. Er faßt die Sache von der praktischen Seite auf, er predigt weniger für den Schriftsteller, als für die hungernden Kinder des Schriftstellers, für den Verleger, für die hungernden Kinder des Druckers, und er thut dies nicht ohne Originalität. „Ein Autor als Crösus, sagt er, ist eine traurige Erscheinung; eine traurigere noch der Schriftsteller als Lazarus, wenn er, statt daß die Hunde seine Wunden belecken, den Andern den Staub von den Schuhen lecken muß. Ich verlange keine Reichthümer für den Schriftsteller; ich mag lieber, daß er Hunger leide, als daß er Millionär sey. Ich verlange für ihn nur so viel, daß er den Gefahren des Lasters oder denen der Noth nicht unterliege. Ich will nicht, daß, wenn er gefragt wird, weßhalb er keine Frau nehme, er zur Antwort geben müsse: weil ich ihr nichts zu essen geben kann. Dem Schriftsteller die Entschädigung für eigene Auslagen nehmen, heißt ihn dazu verdammen, sein Leben in elender Einsamkeit hinzubringen. Die Buchhändler mit ihren Nachdrücken sind für den Autor mächtige Prediger des Evangeliums des Engländers Malthus: Ihr seyd arm? Heirathet nicht! Ein Evangelium, welches ich neulich den Herrn Pellegrino Rossi, der ein aus Carrara gebürtiger Genfer und Franzose ist, zu Paris pathetisch vom Katheder verkünden hörte. Wenn ich hier von Schriftstellern rede, so will ich keineswegs, daß jene monströse Generation von Leuten fortgesezt werde, die, in einer Stube eingesargt, von der Welt nichts anders wissen, als was auf bedruckten Lumpen steht, und die sich von den Angelegenheiten und Pflichten des bürgerlichen Lebens entweder selber ausschließen, oder davon ausgeschlossen werden — eine monströse Generation, welcher ich, der ich dies schreibe, nicht ganz aus eigener Schuld angehöre. Ich sehe sehr wohl ein, daß der Mensch, welcher mit andern Arbeiten beschäftigt, in den Stunden und Jahren der Ruhe das Erlebte und Erfahrene niederschreibt, dessen nicht bedarf, um sich und die Seinen davon zu ernähren. Immer aber werden Studien übrig bleiben, welche einen großen Theil des Lebens, Reisen, Correspondenz, viele Bücher und Kupferstiche und kostbare Instrumente in Anspruch nehmen. Am Ende wird doch der Druck des Buches bleiben, für den der Verfasser oder der, den er damit beauftragt hat, entschädigt werden muß. Ich flehe euch nicht um Mitleid an mit dem Schriftsteller, aber habt wenigstens Erbarmen mit dem unschuldigen Verleger! Stellt euch einen ehrlichen Verleger vor, welcher, wenn er seinen armen Freund, den Autor, von allen Seiten geschmälert, auch der mäßigsten Entschädigung für seine Mühe beraubt und ihn um sein Werk mißhandelt und verhöhnt sieht, es unternimmt, von diesem Werk eine anständige Ausgabe zu veranstalten, zu welcher der Autor zahlreiche Zusäze und Verbesserungen liefert — nun wohl, kaum ist er fertig, kaum hat er mit Mühe und Aufwand einen sorgfältigen Druck zu Ende gebracht, so folgt ihm auch schon auf der Ferse ein verrätherischer Nachdruck. Ob die Würde der Literatur, die Würde der Nation dabei gewinne, darüber möge ein Anderer entscheiden. Denkt euch nun, daß zwischen den armen Autor und den wenig bemittelten Verleger ein reicher Mann in die Mitte trete und lezterem eine Summe vorstrecke, ersterem seine Arbeit einigermaßen zu belohnen: muß denn ein nicht zu ersezender Verlust der einzige Lohn seyn für die Gewogenheit des Vermögenden, für den Eifer des Buchdruckers? Statt eines Werkes von geringem Umfange denkt euch eines von vielen Bänden, und sagt mir dann, ob Unterbrechung des Drucks, Falliment und Ruin, unausbleibliche Folgen des Nachdrucks, Dinge sind, worüber man sich freuen, und von denen man Nuzen ziehen kann? Lasset in Gottes Namen den Autor Hungers sterben, wenn's einmal so seyn soll — weßhalb aber wollt ihr demjenigen, der ihn von der Langeweile des Druckes befreite, der ihm das Märtyrthum des Subscribentensammelns ersparte, welches (ein Buch mag noch so gut seyn) einem Allmosensammeln ähnlich sieht, dem, der ihn nicht zum Kleinhändler herabgewürdigt, sondern seine Schriftstellerwürde, die doch auch eine Würde ist, gerettet sehen wollte, warum wollt ihr auch diesem zumuthen, sich und die Seinen zum Opfer zu bringen? Weßhalb von den Bessern jede Entsagung, selbst ihren Ruin verlangen, und zu welchem Zwecke? damit das Lumpenpack nachdrucke, damit Schufte zu leben haben! Und wenn ihr auch nur dem Verleger allein Nachtheil brächtet. Nein, auch allen solchen, die mit ihm und durch ihn leben! Wenn ein Neapolitaner einem Florentiner ein Buch nachdruckt, so leidet darunter nicht bloß der Florentiner Verleger, sondern auch das unmündige Kind seines Druckers. Mit welchem Rechte beraubt ihr dies schuldlose Geschöpf seines Stückes Brod? ist's doch kein Schriftsteller, und weiß es selbst noch nicht, was ein Opfer ist! An solche Miseren denken die Nachdrucker nicht, und ihre Vertheidiger, aufgebläht in ihrem edeln Enthusiasmus, Wahrheit und Licht überall verbreitet zu sehen, schimpfen über den Handel mit der Wissenschaft und machen eine glänzende Figur. Die Sache ist aber, von allen Seiten beschaut, höchst moralisch. Zwischen der Handlung des Nachdruckers, wodurch der Verkauf der Originalausgabe gehindert wird, und der Wegnahme der Exemplare mit gewaffneter Hand, zum menschenfreundlichen Zwecke, der Wahrheit freien Lauf zu lassen, ist der einzige Unterschied, daß zum ersten etwas mehr Geld und weniger Muth gehört, und daß das hochgebildete Publikum an das zweite noch nicht gewöhnt ist." (Es kann aber noch kommen, und vielleicht bildet sich nächstens eine Kenntniß-Diffusionsgesellschaft nach den allerliberalsten Prinzipien.)

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 19. August 1839.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust!

Matthisson.

Historische Phantasien.

II. Der Jahrmarkt.

Es ist so süß, im Buche der Phantasie zu blättern, dessen Seiten sich beim Umschlagen von selbst mit den lebenvollsten Bildern bedecken. Warum ist es so schwer, sie festzuhalten und in das nachzeichnende Wort zu fassen? Warum geht der Seele die Macht ab, das Bild, das sich in der dunkeln Kammer der Brust abmalt, so, wie es ist, frei aus sich hinaus zu werfen? warum muß sich das ausgesprochene Gefühl zur unmittelbaren Empfindung verhalten wie eine schlechte Lithographie zur Landschaft, die sie vorstellt?

An dem Morgen, da ich der kleinen Stadt zuzog, gaben mir die von der Stimmung der Natur hervorgerufenen Schwingungen meines Innern die lebhaftesten Genüsse. Eine ganze kleine Epopöe spann sich fort, in unaufhaltsamem Zuge; ganz unerwartet entwickelten sich an den schicklichsten Stellen die anmuthigsten Episoden, ich ergözte mich an der leben- und farbenvollen Entwicklung, wie an einem fremden Werke, und applaudirte mir selbst, wenn so recht überraschend ein ganz neues Bild hervortrat und der matter gewordene Flug der Gedanken sich wieder freudig hob. Ich habe es hinterher mit der Feder in der Hand versucht, diese Produktion in ihren allgemeinsten Umrissen zu fassen und hie und da eine Situation weiter auszuführen, und so entstand der Artikel, den der Leser gelesen haben muß, wenn er wissen will, von was hier die Rede ist. Es ist zu hoffen, daß das Niedergeschriebene auf Andere einen bessern Eindruck macht als auf mich selbst; aber mich sieht das so lebhaft Empfundene in der nachgeschaffenen Form so kalt, steif und farblos an, und vom Besten ist gerade am wenigsten darin. Das Ding gleicht dem Bericht, den man mit abgekühlter Einbildungskraft von der ersten Aufführung eines Schauspiels entwirft, von dem man Tags zuvor vor der Bühne hingerissen worden. Wohl kann man dem, der nicht dabei gewesen, ungefähr die Fabel erzählen und das dürre Gerippe mit ein paar aufgefangenen Stellen aufputzen; aber der lebendige Geist des Ganzen und die rhythmische Entwicklung durch Dichter und Schauspieler läßt sich nicht in das Wort einschließen.

So ist einmal das Wesen der menschlichen Natur. Keiner hat ein Daguerrotype, das die Bilder seiner Phantasie mit allen ihren Lichtern und Schatten auffängt und die innere Natur in ihrer ganzen Geberdung unfehlbar wiedergibt. Jeder zeichnet sich selbst nach, so gut er kann, und so fahre auch ich getrost fort, wo ich stehen geblieben.

Während Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der kleinen Stadt in der beschriebenen Weise an mir

vorüberzogen, war ich ihrem Weichbilde ganz nahe gekommen; da zerriß der dumpfe Schall einer Glocke auf einmal den Faden meiner Gedanken. Schon wollte das köstliche Gefühl in mir aufspringen, das mich als Knaben entzückt, wenn ich hinter die Kirche gegangen war, wenn ich draußen auf der Mutter Wiese unter den Obstbäumen lag und nun der Baß der Pfarrkirche den Andächtigen rief und weither in den Dörfern im Thale die leisen, feinen Glockenstimmen einfielen. Da war mir immer, als würde ich in weite, weite Ferne hinaus und hinaufgezogen in die unbeschreibliche Seligkeit des kindischen Himmels; der Blick hing trunken am blauen Gebirge und die Hand vergaß, die frisch gepflückten Johannisbeeren zum Munde zu führen; und dann, wenn der ermattete Gedanke wollüstig zur Erde zurücksank, das wonnigliche Bewußtseyn, der dürren Predigt des dicken Probsts entronnen zu seyn!

Aber nein! es ist nicht Sonntag, es ist nicht die gottesdienstliche Glocke, und erst jezt fällt mir auf, daß viel Leben und Bewegung auf der Landstraße herrscht. Eine Menge Landvolk mit Körben und Karren und Wagen, mit Rossen und Rindern eilt an mir vorüber der Stadt zu; die Freude der Erwartung sizt auf allen Gesichtern, der Jude beschleunigt den Schritt seiner Mähre und der Bauer zieht ungeduldig den Stier am Horne nach sich. Kein Zweifel, es ist die Marktglocke! im Ort ist Jahrmarkt, Vieh- und Krämermarkt!

Sieh da wieder ein entzückendes Jugendbild, überhaucht vom wehmüthigen Ton der Unwiederbringlichkeit! Sey mir gegrüßt, Erinnerung an die seligen Morgen, wo die Marktglocke den Knaben zum großen Freudentage weckte! Der erste Markttag der alleinzige im Jahre ohne alles Pensum, rein zum todtschlagen in wonniger Schlenderei! ein goldenes Interstitium zwischen zwei Kapiteln von Ciceros Officien, eine blumige Wiese zwischen zwei finstern Phalangen der bösen griechischen Irregulären! Hinein zum naschenden Genusse in das Gewühl des Marktes, mit der leichtherzigen Lust des Sperlings in der Krone des Kirschbaums! Alles lockt und zieht die Sinne und die Einbildungskraft des Knaben, und Alles stößt sich wieder ab, bevor der habsüchtige Gedanke sich daran fest gehängt. Und ist nicht die ganze Herrlichkeit mein mit den gesparten Groschen in der Tasche, und dem blanken Kopfstücke, dem unerschöpflichen Jahrestribut des Pathen? Die Seele des Kindes umfängt diese ganze reiche Welt, und ein Bettel füllt sie aus. Die Vesperglocke ruft mich nach Hause, trunken vor Genuß, und das Herzpochen der Freude über die Schätze, welche ich vom Markte heimtrage, hält das öde Gefühl der Uebersättigung nieder. Und was ich für all mein Geld eingetauscht, ist das kleine Taschenmesser, und die Maultrommel, und ein blutiges Blatt der großen Tagesgeschichte, bei Campe in Nürnberg mit schauderhafter Wahrheit gestochen und gefärbt. Dazu kommt freilich noch der Aufwand für Äpfel und Kuchen, und das Eintrittsgeld zu den Wundern der Natur und der Kunst, welche sich, Dank dem gütigen Geschick und hoher obrigkeitlicher Bewilligung, am gesegneten Tage vor den regen jugendlichen Sinnen aufthun, — und Kinder bezahlen die Hälfte!

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner erkannte den ganzen Werth des leidenden Geschöpfs, ja, er kam sich in diesem Augenblick kleiner vor als sie, die thätiger, strebsamer war, als er. Unter Liebkosungen wollte er seine Befangenheit verbergen; sie hielt seine geöffneten Arme beharrlich von sich. Mit feuchten Augen sprach sie weiter: „Sie gehen zu Ihren Freunden und Bekannten zurück; ich bin mit mir allein. Hätte ich nur eine Seele hier, der ich vertrauen, der ich mich mittheilen könnte! Hätte ich eine Freundin, an deren Brust ich mich recht ausweinen dürfte! Ich werde an Sie denken; ich werde Ihre Theilnahme aus der Ferne empfinden, ich werde im Geist Ihren Rath vernehmen, Ihres Beistandes, wie wenn Sie um mich wären, mich erfreuen; ich werde mein armes Herz täuschen, anlügen."

Sie hatte das Leztere unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen vorgebracht. Sie neigte sich zu ihm hin; er umfing sie innig, sie weinte, an seine Brust gelehnt. Er suchte nach keinen Worten der Beruhigung. Sie drückte ihn krampfhaft an sich; dann schien in einem ausbrechenden Strom von Thränen ihr Wesen zerfließen zu wollen. Endlich blickte sie auf, sah ihm wie verklärt lächelnd in die Augen und sagte: „Nun ist's überwunden!" — Es waren Momente der Schmerzenswonne, in welchen sie ihm eines liebevollen, gebildeten Mannes so würdig erschien, als irgend ein höhergestelltes Weib. — „Gutes, liebes Kind!" rief er, auf's Tiefste bewegt. „Ich bleibe dein Freund für's ganze Leben! Diese Stunde hat mich ewig an dich gekettet. Warum kann und darf ich nicht sagen, unser Schicksal soll auf's Innigste vereint, soll das gleiche seyn? — Du willst es selbst nicht. — Aber Eins laß mich noch aussprechen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß, wenn sich jezt diese Thüre hinter mir schließt, du mit deinem Kummer lange Tage, Monate allein seyn sollst. Ein Band muß zwischen uns Beiden noch halten; es wird meinem Verhältniß keinen Eintrag thun; es braucht auch wohl seiner Zeit den

Angehörigen kein Geheimniß mehr zu seyn. — Du unterhältst dich mit deinem Freunde nicht nur in Gedanken; du vertrauest dem Papier, was dich drückt, dich freut, dich beschäftigt; du verlangst meine Ansicht, meinen Rath. Gelangt dies unschuldige Tagebuch auch nicht sogleich an mich, so ist doch der Schreiberin der Empfänger wie gegenüber, wie er denn nicht versäumen wird, von Zeit zu Zeit und, wo sie es verlangt, umgehend darauf zu antworten. — Kann er sich doch vielleicht bald als ihren Verwandten betrachten, der sich mit freundschaftlicher Bevormundung einer lieben Mundel wohl befassen darf." — Marianne lächelte wehmüthig; dennoch schien ihr der Vorschlag nicht zu mißfallen, da sie, je näher der Trennung, desto tiefer den Schmerz einer gänzlichen Entsagung vorempfand. Schon ahnete sie, daß, während seine leibliche Gegenwart ihr Gemuth zu sehr angriff, sie durch jene Aussicht in das beschwichtigende Element schwärmerischer Sehnsucht geführt werde.

Die Zeit mahnte; die Base hustete auf dem Vorplatze. Marianne wünschte sie herein zu rufen. Ihre Gegenwart konnte einer leidenschaftlichen Schlußscene zuvorkommen. Grüner verstand sie. Nach einem heißen Kuß, den sie mit voller weiblicher Hingebung erwiderte, sagte sie gefaßt: „Es ist vielleicht der lezte in diesem Leben!" entwand sich seinen Armen und öffnete die Thüre.

Seine Funktion als Arzt leitete die Rede ein. Er sprach von Mariannens Unglück, ihrer Verletzung, ertheilte guten Rath und äußerte am Ende, sie scheine in guten Händen und unter liebevoller Pflege zu seyn, weßhalb er denn der bisherigen Behandlung in keiner Hinsicht einzureden wußte. Ueber ihre neuliche Abwesenheit ließ er sich nur im Vorübergehen aus. Sie habe ihn damals in der Nähe gewußt und als ehemaligen Hausarzt über ihre Gesundheitsumstände zu Rath gezogen. Er bat, ihr jungfräuliches Gefühl zu schonen. — Die Alte schien sich bei dieser Auskunft zu beruhigen; nur fügte sie bei, der unselige Gang hätte sie das Leben kosten können, und werde in ihrer nicht eben riesenhaften Constitution keine besonders günstige Wirkung hinterlassen haben.

Marianne erröthete. Ihr Auge dankte ihm jedoch. Der Advokat wußte wohl, daß eine Entschuldigung bei einfachen Leuten am besten Eingang findet, wenn man einen Theil der Schuld oder sonst einen auffallenden Umstand stehen läßt. Er bot Beiden die Hand, mahnte Marianne nochmals laut an ihre Zusage, ihm in kritischen Fällen zu schreiben — es war auch darum zu thun, der Base die Korrespondenz aus den Händen zu spielen — und beabschiedete sich in der anständigen, ernstfreundlichen Form seines angenommenen Berufs. Marianne übte die erste Resignation, daß sie der Base die Begleitung des geliebten Heilkünstlers allein überließ. — Mit Gedanken an die nächste Vergangenheit und Zukunft beschäftigt, unterbrochen durch den Aerger über seinen Kutscher, der sich im Gasthof in der Ungeduld des Wartens bezecht hatte, erreichte der Consulent tief in der Nacht die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Taunusbäder. Eisenbahn.

Wohl in keinem Jahre erfreuten sich die Taunusbäder und die Rheingegenden einer solchen Ueberfülle von Fremden, wie in dem gegenwärtigen. In Wiesbaden, wo bis heute 6000 Kurgäste sich befanden, hat die Kur ihren Höhepunkt noch immer nicht erreicht. Ems und Schwalbach sind verhältnißmäßig eben so stark besucht, und in den kleinen Kurorten Schlangenbad, Weilbach, Soden und Kronthal kann man im Augenblicke keine Unterkunft mehr finden. Und wie dort, so ist es hier in Mainz. Es ist ein ungewöhnliches Rennen und Wogen nach unsern großen Gasthöfen, unsere Wirthe zeigen geschäftige und heitere Mienen, preisen die Dampfschifffahrt und den Frieden, auf allen unsern Straßen sieht man beständig fremdartige Physiognomien, auf unsern öffentlichen Plätzen und bei unsern Sehenswürdigkeiten ist es ungemein lebendig. Fragt man nach der Ursache dieses ganz ungewöhnlichen Zudrangs, so findet man, daß es allerdings unsere gesegnete und herrliche Gegend ist, welche die Menschen herbeilockt; allein nicht zu verkennen ist es, daß die so außerordentlich ausgedehnte Dampfschifffahrt, daß der Segen des tiefen Friedens, daß die Billigkeit und Bequemlichkeit der Rheinreise unendlich viel beitragen, den Rhein zum Asyl der Reiselustigen zu machen, während sonst Italien und die Schweiz alles an sich zogen. Man kann annehmen, daß zwei Drittheile der Gäste, welche sich in den Taunusbädern länger oder kürzer umtreiben, kerngesunde Menschen sind, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen, und von hier aus Ausflüge nach den interessantesten Partieen des Taunus und des Rheins, der Mosel und Lahn, der Bergstraße und des Odenwalds machen, wozu die mannigfaltigsten und einladendsten Gelegenheiten sich darbieten. Es läßt sich denken, daß ein solches Verhältniß auf den Wohlstand unserer Gegend einen großen Einfluß übt, und am besten erkennt man dies aus dem, was überall für Bauten und Verschönerungen gethan wird. In Wiesbaden wachsen Häuser und Straßen eigentlich aus der Erde heraus, mit jedem Jahre gewinnt diese Stadt an Glanz und Ausdehnung, die Opulenz der Bürger ist sichtbar sehr bedeutend. Ebenso arbeiten sich Ems und Schwalbach hervor, Orte, die vor einigen Jahren in jeder Beziehung Dörfer waren, die aber gegenwärtig mehr Paläste und großartige Gasthöfe haben als manche alte Stadt. — Unsere Taunuseisenbahn schreitet jezt endlich rasch der Vollendung entgegen. Mit Ausnahme der Bahnstrecke auf der Hochheimer und eines kleinen Theils auf der Kostheimer Gemarkung sind alle Erd- und Planirungsarbeiten auf der ganzen Strecke der Bahn vollendet. Wohl 70 bis 80 größere und kleinere Brücken und Durchlässe werden gebaut; auf einer Länge von fünf bis sechs Stunden sind die Schienen vollständig gelegt, die Stationsgebäude von Frankfurt, Cassel und Wiesbaden schreiten ihrer Vollendung entgegen. Es ist seit dem Beginn der Arbeiten kein volles Jahr verflossen,

und was, ungeachtet des sehr langen und ungünstigen Winters, in diesem Jahre geleistet worden ist, dürfte bei Sachkennern als ein sehr befriedigendes Resultat gelten. Nach den Fortschritten, welche die Arbeiten, und namentlich das Legen der Bahn, womit erst vor zwei Monaten begonnen wurde, gemacht haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß mindestens $^4/_5$ der ganzen Bahn in wenigen Monaten der Circulation werden übergeben, und daß selbst jener Theil der Hochheimer Strecke, welcher wegen verspäteter Ueberweisung des Terrains im Rückstand bleiben mußte, spätestens im nächsten Frühjahr wird befahren werden können. Drei Locomotive sind bereits angekommen, das vierte wird in diesem Monat noch erwartet. Ein namhafter Theil der Personenwagen ist fertig, die übrigen gehen ihrer Vollendung rasch entgegen.

Florenz, August.

(Schluß.)

Nachdruck. Sommerleben.

Ich habe Tommaseo reden lassen, damit man sehe, wie ein Italiener sich über diese italienischen Verhältnisse ausspricht, und in welchem gesetzlosen Zustande Buchhandel und Schriftstellerthum sich befinden. Auch in den schlimmsten Zeiten hat man sich in Deutschland besser gestanden. Das Unglück will noch, daß eine einzelne Regierung dem Unwesen nicht abhelfen kann, und daß in Italien eine Vereinigung schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist. Das hat sich noch neuerlich eben bei einem Werke Tommaseos gezeigt, der neuen Bearbeitung seines Dizionario dei Sinonimi Italiani, das völlig umgeschmolzen, ein ganz neues und vortreffliches Buch geworden ist. Der Florentiner Verleger, welcher keine Kosten gescheut und deren nicht wenige gehabt hat, erhielt von der großherzoglichen Regierung ein exclusives Privilegium, welches nicht allein den Nachdruck innerhalb des Landes, sondern auch den Verkauf fremden Nachdrucks untersagte. Aber Toscana ist ein Land mit nicht anderthalb Millionen Einwohnern, und da kann denn doch der Verleger auch im günstigsten Falle nicht darauf rechnen, bei einem Wörterbuche von etwa hundert Druckbogen einen Absatz zu finden, der seine Kosten decke, sondern er muß auch das übrige Italien in Anschlag bringen. Kaum aber ist der erste Theil erschienen, so macht man sich zu Mendrisio im Canton Tessin (wo überhaupt, wie in Lugano und Capolago eine große Manufaktur ist, theils von Nachdrücken, theils von solchen Büchern, die in Italien die Censur nicht erlauben würde) frischweg darüber her, zu gleicher Zeit kündigt man auch in Neapel und in Rom, wo so wenig gedruckt wird, Diebsdrücke des Wörterbuchs an. Die römischen Piraten — Puccinelli und Parente heißen die ehrenwerthen Herren — machen in ihrem Prospektus ein großes Aufheben von dem Werthe des Buches, rümpfen aber die Nase über den hohen Preis und erklären, daß sie sich berufen fühlen, die Literaturfreunde durch eine wohlfeile Edition zu beglücken. Der Florentiner Verleger mag nun sehen, wie er zu seinem Gelde kommt, und der Autor, welcher den Gewinn seines Freundes getheilt haben würde, wird am Ende für seine mühsame Arbeit, auf welche er Jahre gewandt, nicht nur nichts erhalten, sondern auch noch zusehen müssen, wie der rechtmäßige Unternehmer Schaden daran hat und Gesindel das Geld für Sudeldrücke in die Tasche steckt.

Soviel über das literarische Elend. Von andern Dingen kann ich diesmal nicht viel berichten. Seit die Johannistage und die Hoffeste vorüber sind, von denen ich, etwas spät ankommend, nur noch eben den Schluß sah, nämlich das glänzende Fest im Palast Pitti, wo die kolossale Steinmasse der Façade (die in ihrer großartigen Einfachheit immer das Schönste bleibt, was ich in diesem Styl gesehen), der Hofraum und das Amphitheater des Gartens Boboli in einem blendenden Lichtmeere schimmerten, und gegen sechstausend Personen in den Gemächern versammelt gewesen seyn sollen; seit am Tage Petri und Pauli das lezte Pferderennen stattfand, ist die Stadt ziemlich stille geworden. Ebbe und Fluth folgen einander zu bestimmten Zeiten. An Gesellschaften fehlt's nicht ganz; freundliche Gartenfeste haben die Winterbälle abgelöst. Wie groß aber die Macht der Gewohnheit ist, zeigt sich darin, daß man ungeachtet der 27 — 29 Grad Hitze, mit denen wir den größten Theil des Juli hindurch beglückt worden sind, nicht leicht zusammenkommt, ohne als hors d'oeuvre ein paar Walzer oder Quadrillen zu tanzen. Die entsetzliche Hitze, welche erst spät Abends nachläßt, da die großen Platten des Straßenpflasters lange noch eine gehörige Quantität Wärmestoff ausströmen, so daß es einem unter den Füßen brennt, schadet dem Theaterbesuch. In der Pergola gibt man, nach dem Roberto Devereux, den Marino Faliero; in Alfieri haben sich Neapolitaner mit komischen Opern und Localpossen eingefunden. Viel Glück machte eine französische Schauspielergesellschaft im Cocomero. Mehr als die Theater lockt die Guerrasche Kunstreitergesellschaft die Menge an. Sie gibt im Circus Goldoni Vorstellungen und Abends Pantomimen. Ein paar Mal zeigte sie sich auch auf dem Platze St. Maria Novella, der noch vom Johannisfeste her zugerüstet war. Es möchte nicht leicht seyn, einen antiken Circus so gut nachzuahmen, wie es hier der Fall war. Die Localität ist äußerst günstig. Der sehr geräumige längliche Platz war mit hohen Gerüsten umgeben. Die beiden Spitzsäulen von violettgeflecktem Marmor bildeten die Meten, zu welchem Zwecke Großherzog Cosmus I. sie auch ursprünglich errichten ließ; mit Pfählen und Bretterverschlägen waren die Schranken abgesteckt. Tausende und aber tausende von Zuschauern füllten die Gerüste und alle Balcone und Fenster der anstehenden Häuser; selbst auf den Dächern hatten sie, den erlassenen Verboten trotzend, sich gelagert. Wie bei öffentlichen Festen, wallten von allen Fenstern seidene Teppiche herab, und gaben der ganzen Scene ein farbenreiches, heiteres Aussehen. Die geschickten Reiter und Reiterinnen, und endlich die Wagenlenker mit ihren, den antiken nachgeahmten Bigen (die es ernstlicher nahmen als die Weltfahrer am Johannisabend, welche im Voraus darum gelost haben, wer gewinnen soll) zeigten sich nun in dieser Umgebung von der vortheilhaftesten Seite. — Die Cascinen sind noch immer stark besucht: sie sind der einzige Ort, wo man gegen Abend Kühlung findet, und so sieht man denn gerne von ihnen aus die Sonne glühend untersinken hinter den Marmorbergen von Seravezza, und die schönsten, wärmsten Tinten die nahen und fernen Höhen übergießen. Die Zahl der anwesenden Fremden ist sehr gering: die meisten sind nach Livorno, Lucca, Viareggio gewandert, auch nach Seravezza, nach Pisa und Montecatini. Gleicherweise haben Viele dort sich eingefunden, die den Winter in Rom zugebracht. Die Mehrzahl der Villen in der Nähe ist bewohnt, meist von Ausländern, einige auch von Florentinern. Der Monat August pflegt der stillste in der Stadt zu seyn. Hoffentlich bringt er wenigstens Regen und Kühlung, denn die lange währende Hitze wirkt endlich auch auf die Stärksten drückend ein, und der Landmann klagt sehr, weil die Maisernte drauf und dran ist, schlecht auszufallen. Wir sind nicht etwa nur dem Namen nach in den Hundstagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. August 1839.

— He, Madame, de grace,
A quoi bon maintenant toute cette grimace?
Quelle est votre pensée?

Molière.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Seinem alten Verhältnisse wiedergegeben, hatte Grüner Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, wie es im Leben oft wunderlich geht, und der Lohn nicht immer dem Verdienst angemessen ist. So z. B. — der Mensch handelt nach bestem Wissen, aber er wird mißverstanden, verkannt, beschuldigt. Er fühlt sich verletzt, faßt sich aber, vertheidigt sich, bemitleidet die Kurzsichtigen, verachtet die Mißwollenden. — Ein anderes Mal macht er seine Sache leichtweg, obenhin. Es gibt Anstände, fatale Differenzen; ein Pedant macht ein großes Wesen daraus. Wer wünscht da nicht, sorgfältiger gewesen zu seyn? Der einzelne Fall stellt ihn in ein falsches Licht, als wäre er in der Regel eben so oberflächlich, nachlässig. — Zuweilen tritt aber gerade das Gegentheil von solchen Erfolgen ein. Man hat sich von seiner Neigung, seiner leidenschaftlichen Verblendung verleiten lassen, aus der gesetzlichen Bahn der Ordnung zu weichen; man hat das Schlimmste, eine Störung seiner Lage zu besorgen; man wünscht aus dem Labyrinth erlöst, seiner strengen Pflicht wiedergegeben zu seyn. Aber die Vorwürfe bleiben uns; man trifft die erbost Geglaubten in der besten Laune, den Fehler gar nicht hoch anrechnend oder ganz ignorirend. — Man ist auf's Angenehmste überrascht, als wäre man aus einem schweren Traum zum heitern Leben erwacht. Man nimmt das Glück schweigend hin und gelobt sich selbst, des Unverdienten sich nun wahrhaft würdig zu machen.

So ging es dem Consulenten zu Hause. Die Justizräthin empfing ihn des andern Morgens mit aufgeräumter Miene; er konnte diese nicht für künstlich angenommen halten. So gab sie sich den ganzen Tag, so die folgenden. Wollten wir uns etwas hochtrabend mythologisch ausdrücken, so könnten wir sagen, keine geharnischte Pallas hielt ihm, dem Leichtfertigen, den versteinernden Gorgonenschild entgegen. Sie hatte ihren Helm und Schuppenpanzer abgelegt und erschien ihm als friedliche Göttin der Weisheit, ja, es dünkte ihm, als wolle sie sich sogar die hold einnehmenden Eigenschaften der Liebesgöttin zu eigen machen, so sehr verwandelte sich ihr ganzes bisheriges Wesen. — Sie konnte sehr heiter werden; dann entwickelte sich bei ihr eine Anmuth, die bisher in der Umhüllung der conventionellen Anstandsform, des häuslichen und mütterlichen Ernstes, der Wittwentrauer wie eingepuppt geschlummert zu haben schien. Die Erscheinung war ihm ganz neu. Ueber ihre regelmäßige Form ergoß sich dann eine Grazie des Unbewußten, ihr Antlitz verklärte sich, sie erschien um mehrere Jahre

jünger. Es war, als wollte sie wirklich mit ihrer Denk- und Empfindungsweise sich in die Tage ihrer Jungfrauschaft zurück versetzen. Noch konnte ihm zwar nicht beikommen, in ihr auch nur in Anspielungen das rein menschlich sinnliche Element vorauszusetzen. Doch hatte ihre diesfallsige Strenge insoweit nachgelassen, daß sie seinen Blick mit Bewußtseyn auf ihrer Gestalt ruhen ließ, daß Form, Anzug, Schmuck, daß einzelne Theile der Kleidung und ihr Schnitt Gegenstand des Gesprächs werden konnten.

Dem jungen Mann gewährte es einen wachsenden Genuß, so mit leisen Schritten täglich mehr in ein trauliches Verhältniß mit der nicht nur schönen, sondern jezt wirklich auch reizenden Frau zu kommen, wie er denn auch die Kleinen beinahe schon wie ein Vater zu behandeln gewohnt wurde. Dies förderte ihn hinwieder bei der Mutter, die ihm seine in Ernst und Liebkosungen sich bethätigende Zuneigung zu den Kindern dankte und mit wachsendem Vertrauen bezahlte. — So war ihr Verhältniß nach und nach ein bräutliches geworden.

Um diese Zeit erhielt Gruner, jedoch unter Einschluß, ein Schreiben von dem Amtsrichter, worin ihm dieser unter Bezeugung seines Antheils an Allem, was sein Schicksal betreffe, eröffnete, daß die Justizräthin durch einen nun von ihm entlassenen Schreiber wahrscheinlich Alles, was zwischen ihm, dem Consulenten, und Mariannen vorgegangen, erfahren habe, so wie er auch auf die Spur gekommen, daß sie das junge Frauenzimmer seither stets beaufsichtigen lasse. — Mit dieser, dem Consulenten höchst befremdlichen Nachricht machte das Benehmen der Justizräthin gegen ihn den seltsamsten Contrast. Ihr freundliches, oft naives Bezeugen ließ ihn, wenn die Sache Grund hatte, in eine unheimliche Tiefe von Verstellung hineinschauen. War eine weibliche Seele dieser schlauen Absichtlichkeit, dieser raffinirten Täuschung fähig? und was wollte sie damit? Er glaubte auf einer Mine zu stehen, die, obwohl mit jungem Gras und Blumen bewachsen, doch plözlich losgehen und ihn vernichten konnte. — Er ward ganz und gar irre an dieser von ihm bisher hochgeachteten und nun sogar liebenswürdig gefundenen Frau, und ihn befiel ein Mißtrauen gegen das ganze Geschlecht. Nur ein holdes Wesen, das keiner Tücke fähig seyn konnte, nahm er aus.

Der Brief enthielt noch folgende weitere Thatsachen. Der Straßenräuber war seitdem zur Haft und auch bald zum Geständnisse der That gebracht worden. Er hatte Ringe und Ohrgehänge seiner Geliebten zum Geschenk gemacht, wodurch er verrathen wurde. Verschiedene Umstände ließen vermuthen, daß es eigentlich auf einen bessern Fang, nämlich auf die vollgespikte Geldkaze eines bayerischen Schweinhändlers abgesehen gewesen, der sich erinnerte, Tags zuvor in einem Wirthshause der Nachbarschaft einem Kerl von verdächtigem Aussehen gegenüber gesessen zu seyn. Er war später, als dieser vermuthet haben mochte — denn wahrscheinlich hatte er ihm seit dem frühesten Morgen aufgelauert — und nicht zu Fuß jenes Weges gekommen, sondern mit ein paar andern Reisenden erst gegen Nacht durch den Wald gefahren. — Es war Grimm über den verpaßt geglaubten Fang, was den Gauner antrieb, das wehrlose Mädchen zuerst zu schrecken, dann, um doch Etwas zu erhaschen, nach ihr zu werfen und sie auszuplündern. — Die erwähnten Reisenden waren es gewesen, die Mariannen gefunden und mit sich genommen. Der rauhe Schweinhändler, wie es bei solchen Naturen oft ist, war in gewissen Fällen der größten Rührung und Theilnahme fähig. Er hatte für das unschuldige Sühnopfer schon im Wagen, und noch mehr, als sie das so schwer beschädigte reizende Geschöpf ihren Verwandten übergaben und zu der Lagerstätte bringen halfen, eine gewaltige Neigung gefaßt, und wenn auch nicht für ihre Schmerzen und körperliche Makel, doch für den erlittenen Schaden eine reichliche Entschädigung bei dem Amte niedergelegt.

(Fortsezung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsezung.)

Mir war am Jahrmarkte immer, als stände ich vor einer Ritze im grauen Vorhang des Alltaglebens, dem Schule und Predigt, Hebdomadarium und Sonntagslust, Ostern und Weihnachten und der Jahrescyklus der Kinderspiele in ernsten und heitern, aber für das gewohnte Auge abgeblaßten Arabesken eingewoben sind, und erblickte mit zitternder Neugier flüchtige, aber so farbenhelle, so bedeutende Bilder der großen, der weiten Welt. Wie prächtig, daß Proben von allem Schönen und Großen dort draußen auf einen flüchtigen Augenblick hier im Ort zusammenkommen mußten! daß es dem Knaben vergönnt ist, all das Herrliche vorzukosten, das seiner als Mann in der Fremde wartet, wenn er als Standesperson nach Belieben bezahlt; sich am leibhaften Anblick dessen zu begeistern, was ihn im Geschichtsbuche, in der Reisebeschreibung entzückt und auf den Flügeln der Einbildung über Länder und Meere getragen!

Gleich der Mensch — wie ganz anders, und oft wie viel schöner muß der Mensch hinter den Bergen seyn, und je weiter weg, desto merkwürdiger! Wie strahlend steht die Italienerin mit den großen dunkeln Augen in der Galanteriebude, in einem Aufzug, dessen sich keine

Kaiserin zu schämen hätte! Wie anziehend die Tyrolerin im Spitzhut, dem knappen Mieder und kurzen Rock, wie sie so naiv ihre Handschuhe preist und den vornehmsten Leuten ihr zutrauliches Du an die Köpfe wirft! Wie bedeutend der bärtige Türke aus der Frankfurter Judengasse, der in aufrichtig schlechtem Französisch Rosenöl und Bernsteinmundstücke anbietet! Und dann die wilden Exemplare der Menschheit in der Bretterbude, die sich zur zahmen heimischen Einwohnerschaft verhalten wie der Panther zur Hauskatze, das bunte Zebra zum grauen Esel. Vom braunen Mann, der lebendige Tauben frißt, fühlt man sich trotz seiner schrecklichen Geberden angezogen, weil mit ihm das freundliche Bild von Robinsons Freitag vor die Seele tritt, und der wilde Waffentanz, den er aufführt, wirft das willkommenste Licht auf die Eroberung von Mexiko und die schwarzen Thaten eines Cortes und Pizarro.

Weiter fort zur Thierbude. Auch hier, wie meist im Leben, ist der wollustigste Moment der der Erwartung. Das Volk drängt sich in den Eingang, das Weib des Thierbändigers an der Kasse mit dem wunderlichen Kopftuch und dem merkwürdigen Kauderwelsch kann gar nicht fertig werden, und allermittelst dringen aus dem Innern, das eine schmutzige Tapete verhängt, markdurchschütternd die Laute der Wildniß, der dumpfe Donner aus der Kehle des Löwen, das Geplärr der Affen, das gellende Gelächter der Papageien. Dem Knaben wird im schwülen Raume unter Schauern von Angst und Lust, als sollte er den fabelhaften Urwald im Mährchen betreten, wo es über dem Wanderer in den nächtigen Wipfeln tausendstimmig tobt und aus der Tiefe des Forstes Ungeheuer in Schaaren ihm entgegentreten. — Endlich wird er hineingeschoben — da stehen sie ringsum, in den schauerlichen, burlesken oder anmuthigen Geberden des Lebens, die vertrauten Gestalten seines Bilderbuchs! Schrecklich die Rachen aufgerissen, in zierlich bemaltem Fell, hochaufgerichtet, rütteln die riesigen Katzen an den Gittern ihrer Käfige; die schlanke Antilope starrt heimwehkrank in die Ecke; die Affen schlagen Purzelbäume und fletschen die Zähne; die Wundervögel mit dem bunten, brennenden Gefieder neigen und beugen sich in ihren Ringen, und dem Auge des Kindes entfällt eine Thräne, die ihm halb der freudige Schreck auspreßt, halb das überwältigende Gefühl der Macht und Größe Gottes in seiner Natur.

Kaum hat sich der Knabe die von der Natur mit fester Hand gezeichneten Umrisse der Geschöpfe und ihre Haltung eingeprägt, seinen regen Form- und Farbensinn befriedigt, und seine aus der Augsburger Naturgeschichte geschöpfte kleine Wissenschaft berichtigt, so springt er auf eine andere Reihe von Vorstellungen über. Jetzt beschäftigt ihn ganz der Wiederschein menschlicher Vernunft und Handlungsweise in den Geberden und Affekten der Thiere. Wurden wir nicht so frühe schon durch die Fabel damit vertraut, daß der Mensch auf die Thiere, den einen schmeichelnd, die andern verläumdend, seine Tugenden und Laster überträgt, jedes Kind mußte in der ersten Menagerie, die es sieht, immer wieder die Bemerkung machen, daß die Gewohnheiten der Thiere im Verein mit ihrer Gestalt nicht nur die Scale allgemeiner menschlicher Leidenschaften zu wiederholen scheinen, sondern daß sie sogar auffallend an die gewohnten Typen menschlicher Alter, Stände und Beschäftigungen erinnern. Und so ergözt sich denn der Knabe an all den thierischen Larven von Edelsinn und Schurkerei, Wildheit und Sanftmuth, Verschlossenheit und Jovialität, sauertöpfischer Laune und lachender Possenhaftigkeit, gravitätischer Amtswürde und niedriggeschäftigen Treibens, vom großmuthigen Löwen an, dem alten Emblem der Königlichkeit, bis zum gemeinen Waschbären herab, der mit seinem Fleisch hantiert wie ein Kuchenjunge. Wenn er zum Gitter des großen Löwen tritt, zu dem die Menge hinaufgafft, wie der Residenzpöbel auf dem Schloßplatz, wenn ein hohes Haupt sich auf dem Balkon zeigt, da wird dem Knaben, als müßte er vor Respekt die Mütze ziehen; und wenn er das edle Thier betrachtet, wie es vornehm nachläßig hingestreckt, regungslos, und nur hie und da mit der Troddel des Schweifes eine Fliege scheuchend, völlig unbekümmert um die Gaffer, mit den ernsten Augen gerade vorwärts blickt, da fällt ihm auf einmal der Kupferstich in des Rektors Studierstube ein, auf dem ein prächtiges Königsgesicht in einer gewaltigen Perrücke abgebildet ist, worunter steht: „August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen."

Einmal auf der humoristischen Fährte, fühlt er sich vom neckischen Muthwillen weiter gezogen, und nun findet der kindische Witz auch Beziehungen aus den eigenen Lebenskreisen. Beim großen schwarzen Bären, der rastlos in seinem Kasten hin und her pendelt und in komischem Kontrast ein so mißmuthiges Gesicht dazu macht, muß er, leise in sich hineinlachend, an den Diakonus in der Kinderlehre denken, wenn er, unwillig den Kopf schüttelnd über das allgemeine Schweigen auf seine Fragen, an der Front der aufgestellten Jugend hin und wieder läuft; und der Kapuzineraffe mit den häßlichen Stirnfalten, der immer so albern mit Maul und Augliedern zuckt — ist er nicht das leibhafte Ebenbild des närrischen alten Doktors im altväterischen Aufzug, eines der markirten Straßencharaktere der Stadt?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julifeste. Sommervergnügen.

Zum neunten Male hat Paris das Andenken an die drei Julitage gefeiert, welche so wichtige Folgen gehabt, und wodurch die Pariser, so leichtsinnig sie sonst sind, mit großer Consequenz durchgeführt haben, auf was sie lange zuvor hingearbeitet. Aber bei den mannigfaltigen Eindrücken, die hier einander jagen, veraltet Alles schnell, und so konnte auch kein patriotisches Fest hier jemals lange seinen besten Glanz behaupten, denjenigen, den es durch die lebendige Theilnahme des Volkes erhält. Das Fest wurde diesmal ganz in der hergebrachten Weise begangen. Erst im folgenden Jahr, dem zehnten nach dem großen Ereigniß, steht etwas Neues bevor, die Einweihung der Julinssäule auf dem Bastilleplaze. Dabei werden wohl auch die Gebeine der Erschlagenen in den Gewölben unter der Säule beigesezt werden, wozu die Kammern bereits die Gelder bewilligt haben. — An den Tagen nach dem Feste fällten, wie gewöhnlich, die Tageblätter der verschiedenen Parteien ganz entgegengesezte Urtheile über die Weise, wie es diesmal begangen worden. Die ministeriellen Blätter waren wie immer der Meinung, daß nichts an der würdigen Feier gefehlt habe; die legitimistischen spotteten über dieselbe; die liberalen vermißten den politischen und nationalen Charakter des Festes, und beschuldigten die Regierung, daß sie es nicht wage, patriotische Gesinnungen im Volke zu wecken, und gern das ganze Fest in Vergessenheit begraben möchte, um den absolutistischen Mächten in Europa nicht zu mißfallen. Eines derselben gab vom Julifeste, wie es jezt besteht, folgende Definition: Es ist ein Fest, an welchem die Kanonen des Invalidenhôtels vielen Lärm machen, und während dessen die Legitimisten auf's Land gehen, und das Pariser Volk viele Würste zu essen bekommt. — Was die liberalen Blätter in der Meinung bestätigte, daß es der Regierung mit der Julifeier gar kein Ernst mehr sey, war ein Aufsaz in dem halb ministeriellen Blatte „La Presse,“ welches sich überhaupt die Aufgabe gesezt zu haben scheint, jede Art von Enthusiasmus in der Nation zu ersticken und die Leute stets recht nüchtern zu erhalten. In diesem Aufsaze suchte die Presse zu beweisen, daß es ganz unziemlich sey, das Andenken an einen Bürgerkrieg durch ein Fest zu verewigen; es sey dies ein eben so großer Fehler von Seiten der Liberalen, als der, den die Restauration begangen, da sie verordnet habe, die Hinrichtung Ludwigs XVI. durch ein allgemeines Trauerfest zu verewigen. Wie damals der 21ste Januar die Familien der vormaligen Mitglieder des Nationalconvents gedemüthigt habe, so demüthige das Julifest die sogenannten Royalisten und Alle, welche unter der Restauration öffentliche Aemter bekleidet, und könne nur dazu dienen, den Zwiespalt in der Nation zu unterhalten und sie in zwei Parteien getrennt zu halten. Etwas Wahres liegt freilich in dieser Ansicht. Allein wenn das Fest auch nicht gefeiert würde, so würden dennoch zwei Classen in der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs, der alte Adel und die Geistlichkeit, es dem Volke nie vergeben, daß es im Jahr 1830 ihnen die Aussicht, sich mit Hülfe des Hofs ihre alten Vorrechte wieder zu erringen, gänzlich benommen hat. Nur wenn die Aeltern von der Weltbühne verschwunden seyn werden, wird auch dieser Groll verschwinden, und ihre Nachkommen werden sich allmählig nach der neuen Ordnung der Dinge fügen, und die Anmaßungen ihrer Ahnen als etwas Abgethanes betrachten. — Die Sizungen der gesezgebenden Kammern sind nun beendigt; Deputirte und Pairs eilen in die Provinz und auf ihre Landgüter zurück, oder reisen zu ihrer Zerstreuung. Auch eine Menge anderer Familien sind auf Reisen, und dagegen strömen Fremde in großer Zahl herbei. Indeß nun die schöne Jahrszeit die Pariser Abends in's Freie lockt, haben die Schauspiele viele Mühe, ein hinreichendes Publikum zu bekommen, zumal die Unternehmer der Lustbarkeiten im Freien sehr thätig sind, und zu prunkenden Ankündigungen ihre Zuflucht nehmen, um großen Zuspruch zu erhalten. Obschon die Unternehmung des Paganini-Casino sehr schlecht für die Spekulanten und für den großen Tonkünstler ausgefallen ist, welcher bekanntlich eine bedeutende Summe dabei eingebüßt und noch obendrein einige Prozesse sich zugezogen hat, so haben sich doch Leute gefunden, welche das von den ersten Unternehmern mit so vieler Pracht eingerichtete Local, das aus einem großen Hôtel mit prächtigen Sälen und einem sehr geräumigen Garten (einer seltenen Erscheinung in Paris) besteht, benüzen wollten. Jezt heißt die Anstalt schlechtweg Casino und gibt Musik, hat einen Restaurant, Lesesäle und allerhand Spiele im Freien. Im Juli hatte man den Einfall, von 40 Mädchen (ich weiß nicht, wo man sie hergenommen) Tänze aufführen zu lassen. Da diese Mädchen mit Rosen um sich warfen, so hieß dies der Rosentanz. Nun werden von derselben Anstalt „venezianische Nächte“ angekündigt, welche wahrscheinlich eine Art von Sommerbällen seyn sollen. Dagegen kündigt eine andere Anstalt, welche sich in den champs elysées angesiedelt hat und gegen das Casino nicht zurückbleiben will, „orientalische Feste“ an, ohne jedoch zu sagen, welche Herrlichkeiten hier zu schauen oder zu genießen seyn werden. Müsard hat auch einen kleinen Garten bei seiner Tanzmusikanstalt, und läßt nach wie vor seine täglichen Conzertabende in den Zeitungen gewaltig rühmen. Dann besteht noch der jardin turc im Revier des Temple, welcher jeden Abend Conzert und Erfrischungen auftischt. Von allen diesen Anstalten sollte das Casino den meisten Zuspruch haben; denn es ist wirklich eine schöne Anstalt, und liegt in dem Revier à la mode; allein das Publikum läßt sich nicht an den Haaren herbeiziehen. Es geht, wohin es ihm gefällt, und es gehört Zeit dazu, ehe es sich an eine neue Anstalt gewöhnt, besonders wenn ihm diese nichts Außerordentliches zu bieten hat. Denn durch die Zeitungsartikel läßt es sich nicht so leicht blenden. Vergebens rühmt das Casino sein 120 Mann starkes oder stark seyn sollendes Orchester, und die Sorgfalt, mit der die Unternehmer darauf sehen, daß nur 2400 Personen Abends zugelassen werden, obschon die Anstalt 4000 fassen kann. Die Pariser sind keine solche Gimpel, daß sie sich durch dergleichen locken lassen, zumal wenn drei Franks für den Eintritt gefordert werden. Man ist gewöhnt, jezt alles wohlfeil zu bekommen. Das alte Tivoli, welches sonst um Zuspruch nicht verlegen war, und auch drei Franks Eintrittsgeld verlangt, muß jezt den Leuten entgegenkommen, anstatt sie zu erwarten. Es schickt ihnen Billette in's Haus, die nur die Hälfte der gewöhnlichen Entrée kosten, und hat doch Mühe, seinen Garten zu füllen. Einiges mögen dazu wohl die Eisenbahnen um Paris beitragen. Die Pariser können sich jezt so leicht und mit so geringem Zeitverluste nach dem schönen Lustgarten von St. Cloud und nach dem großen Walde von Saint-Germain versezen, daß sie jezt, am Sonntage besonders, das Geld, das sie sonst in Tivoli oder einem andern Lustgarten zahlten, lieber auf eine Fahrt nach Saint-Cloud oder Saint-Germain verwenden, wo sie die schönsten Anlagen umsonst besuchen und sich nach Herzenslust im Freien belustigen können. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. August 1839.

Sweet scenes of youth, to faitful memory dear,
Still fondly cherish'd with the sacred tear!

Leyden.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Horch! die polternde große Trommel, die zu der Produktion der Seiltänzergesellschaft lockt, welche heute früh in feierlicher Procession unter Trompetenschall das Publikum zu ihren allhier nie gesehenen Stücken eingeladen! Hinaus aus dem Tempel der Natur vor die heitere, primitive Bühne der Kunst, wo eben eine Salve von gellendem Gelächter Bajazzo für eine derbe Dummheit belohnt!

O himmlischer Zauber der Kunst in Kinderseelen! Ich habe die Taglioni in ihren besten Tagen tanzen, ich habe in den meinigen Talma und die Mars spielen sehen, und daneben von jeher zu Dutzenden die Herren Müller und Schmidt und die Damen so und so; ich habe die Malibran singen, Molique geigen und Thalberg hämmern hören; ich habe vor Ciceris Wäldern und Gebirgen gesessen und bin in Deutschland dabei gewesen, wenn in Robert dem Teufel die buhlerischen Nonnen auferstanden. Wer sich doch den Glauben erhalten könnte, daß die Kunst eben nur eine Kunst ist! Selig, die Kinder bleiben! Wer gibt aber mir die Empfindung wieder, mit der ich im Circus des Marktspielers die vor schütterndem Lachen strömenden Augen trocknete und das schmerzende Hinterhaupt drückte, und jenes schaurig süße Gefühl, wenn in der Truppe ein reizendes Weib, oder was mir so erschien, auftrat und die mahnenden Vorläufer schlummernder Triebe mir durch die Glieder zuckten?

Ewig neu, wenn auch noch so oft genossen, wie dem Manne die Juwelen von Shakespeares schönster Laune, bleibt dem Kinde der berühmte Streit zwischen dem Herrn und Bajazzo, der sich dumm und ungeschickt stellt und auf das Seil geprügelt werden muß. Wie übersichtlich, und doch so spannend, die Verwicklung, wie drastisch die Peripetie, und wie großartig der Schluß, wenn Bajazzo, ein akrobatischer Brutus, die Tölpelmaske abwirft, die Balancierstange faßt und in den ungeheuersten Sprüngen die ganze Gesellschaft und sich selbst übertrifft! — Die untergeordneten Leistungen sind abgespielt, die Kinder haben hüpfend und schwankend versinnlicht, wie schwer aller Anfang und wie lang die Kunst ist; auch die ergötzliche Episode ist vorüber, wo Bajazzo als bucklichter Schneider vom kleinen Pferdchen, das ihm endlich das Heu aus dem Höcker rauft, im Ringe gejagt wird. Jetzt kommt die Krone der Vorstellung, und es wird stille. Mademoiselle Florestine besteigt das Seil. — Wie schön ist der Mensch! wie reizend dieses Weib mit dem Federdiadem, den blühenden Wangen, dem blauen, von Silber strotzenden Röckchen und den zierlichen Beinen in straffer Seide! Wie königlich neigt sie sich ringsum und lehnt

sich dann nachläßig an die Draperie der Gabel. Noch einmal wagt nun der Spaß, in das höhere Kunstgebiet herauszugreifen, indem ihr Rüpel die Fußsohlen kreidet, und aus hundert Kehlen Ein Schrei des Entzückens zerreißt die Luft, wenn ihm der niedlichste Fuß blitzschnell das Stück Kreide aus der Hand klatscht. — Jezt richtet sie sich auf; mit Grazie hebt sie den Arm und mit dem süßesten Lächeln winkt sie dem rothnasigen Kapellmeister der Stadtmusikanten hinüber: la musique! Leicht wie ein Rohr wiegt sie die gewichtige Stange, die schnarrende Ecossaise beginnt, und jezt — jezt fliegt sie dahin — Guter Gott! nur auf eine Viertelstunde wieder die Marktfreuden und den Kunstgenuß meiner Kindheit! —

Ich lasse den Vorhang vor diesen Jugendbildern fallen und wende mich wieder der Gegenwart und Wirklichkeit zu. Der Lärm auf der Landstraße, die jubelnden Begrüßungen der Landleute untereinander, das Brüllen der Rinder, das Knarren der Wagen hatten mich bisher bei den Melodien, die aus mir heraus klangen, anregend und motivirend accompagnirt. Aber gegen den Eingang der Stadt, da das Gedränge zunahm, ward ich materiell in die Bewegung hineingezogen und von ihr beherrscht.

Im verwitterten Rumpelkasten, den Bauer auf dem Bock, der protestantische Pfarrer mit Familie, der troz seiner weltlichen Weste durch ein unbeschreibliches Etwas gegen jeden Zweifel an seiner Geistlichkeit protestirt; der katholische Priester auf den Füßen der Apostel, mit dem Heiligenschein um die Augen; der Landschulmeister, an dem der lezte verglimmende Schein des Geistlichen die Natur des Bauern umspielt; der halb soldatische Forstmann, bärtig, ernst, hoch zu Roß; im modernen Fuhrwerk sammt Livreekutscher der roh fashionable Amtmann, der mit Ringen, Ketten und der saubersten Wäsche den Weltton auf dem platten Lande repräsentirt; der Bauer, der nach Ansprüchen, die er zur Schau trägt, wie nach solchen, die er nur ahnen läßt, in so viele Formen zerfällt als die Stände über ihm — sie alle haben sich frühe aufgemacht, jeder gelockt von einem andern Bedürfnisse, aber alle darauf aus, an die Befriedigung desselben die Poesie des Genusses zu knüpfen. In der Masse, die sich hastig vorwärts schiebt, fühle ich mich als ein Glied des tausendköpfigen großen Kindes, Volk genannt, in dessen ewig jungem Herzen die Jahrmarktseligkeit nie welkt und das sich athemlos dem Tummelplatz der ersehnten Lust entgegenstürzt.

Jeder Mensch hat in seinem Leben Zeiten und Tage, die, rothgedruckt im innern Kalender, der vorausblätternden Seele ihre hohen Feste verkündigen, und sind sie vorbei, Alpenhöhen gleichen, um welche noch lange das Licht der Erinnerung glüht, während der gemeine Lebenszug längst in formloses Dunkel zurückgesunken ist. Es sind die Tage, wo der Mensch einen Einschnitt macht in das Einerlei des alltäglichen Treibens und Sorgens, wo er mit gewaschenen Händen den Becher der Freude sich selber kredenzt, wo er sich begeistert, so gut er kann, und neben dem materiellen auch den geistigen Genuß sucht, so gut er es versteht. Ein solcher Lichtblick im Leben des Landmanns und Kleinstädters ist der Jahrmarkt, und wer will es ihm verargen, wenn er dem irdischen Paradiese, das sich dort einen kurzen Augenblick aufthut, ungeduldiger zueilt, als der Kirche, wo ihm die Verheißung ewigen Glücks wird, das ja dem Guten nicht entgeht? Der Mensch will nicht nur am siebten Tage ausruhen von des Lebens Last und Arbeit und dabei den Himmel in Betrachtung zu sich niederziehen; er will auch einmal davon ausruhen in einer Thätigkeit des Körpers und des Geistes, die der gewohnten Richtung zuwiderläuft, er will sich bei lebhaften sinnlichen Eindrücken ganz als Mensch empfinden, er will im wonnigen Gefühl des schönen Lebens und der reizenden Gegenwart selbst des Himmels vergessen, wie ihn das Dogma auf den Hintergrund seiner Seele malt, und dieses Gefühl ist Poesie, es mag sich hängen an was es will, an das Höchste oder das Gemeinste.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Eines Tags wandte sich der Schreiber des Consulenten an diesen mit der Bitte um seine Verwendung. Eine Canzleistelle war erledigt, die er zu erlangen wünschte. Sailer, so hieß er, war ein anstelliger, wohlgebauter Mann, mit ihm in gleichen Jahren, sein ehemaliger Schulgenosse, dem aber weder Herkunft noch innerer Trieb gestattet, einen höhern Flug zu nehmen, während der Consulent schon damals sich berufen fühlte, dermaleinst Sitz und Stimme bei einem Gerichtshofe, vielleicht bei dem obersten Tribunal zu erlangen. — Sailer war den Räthen verschiedener Kollegien wohl bekannt; denn von Zeit zu Zeit hatte man ihm um seiner ebenso deutlichen als schönen Handschrift willen Arbeiten zugetheilt, die er stets mit der größten Sorgfalt gefertigt einlieferte. Er lebte eingezogen, höchst geordnet, stets um höhere Bildung bemüht, soweit eine solche ohne eigentliches Studium zu erlangen war, und schien, während andere seines Gleichen sich vordrängten, geduldig eines bessern Looses zu warten. — Wenn Sailer Sonntag Vormittags gut angekleidet in dem Arbeitszimmer des Consulenten allein sich aufhielt, so hatte er zuweilen die unschuldige Freude, daß ihn ein Bauer oder wer sonst keinen scharfen

physiognomischen Blick besaß, für Jenen selbst ansah und respektvoller mit ihm sprach, als es nach der Entdeckung der Verwechslung der Fall war. Ein bescheidenes Lächeln erheiterte bei solchen Anreden sein Gesicht und tilgte den sanft schwermüthigen Zug in demselben so lange, bis der Ton des Sprechenden sich wieder herabstimmte.

So ungern der Consulent seinen vieljährigen, erprobten Gehülfen verlor, so versprach er doch, sein Möglichstes zu thun; wobei er ihm jedoch nicht verhehlte, daß die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges nicht eben groß sey, da um eine solche Stelle sich immer ein halbes Hundert Individuen melden und die Gönnerschaft für ihre Schützlinge alles Mögliche in Bewegung setze. — Nach einigen Wochen, als der Consulent bei dem Collegium hinhorchte, vernahm er nicht viel Tröstliches für seinen Mann. Dieser suchte sich mit Ergebenheit darein zu finden, ob er gleich, wie Spieler pflegen, mehr Hoffnung als Wahrscheinlichkeit gehabt und das für ihn Sprechende in seiner Imagination täglich plausibler gefunden hatte. — Noch einige Tage gingen um, da erhielt der Schreiber zu seiner höchsten Ueberraschung und unter dem freudigsten Schrecken das Anstellungsdekret. — Im Vertrauen sagte dem Ueberglücklichen ein Angestellter, er möge neben dem Consulenten nur auch der Justizräthin seinen Dank abstatten, denn ihre Verwendung habe eigentlich das entscheidende Gewicht in die Wagschale gelegt.

Grüners Verhältniß zu dieser Dame und sich drängende wichtige Prozeßgeschäfte hatten dem Rechtsmanne das gute Kind in der Ferne ziemlich aus der Seele gerückt. Durch eine vertraute Hand erhielt er eines Abends ihren ersten Brief, den er mit zitternder Hand erbrach und in großer Bewegung las. Die Vergangenheit rückte ihm sein Herz bedrängend wieder vor's Auge. Dem leidenden Mädchen, das Alles, was es sah, that, erlebte, las, auf seine Person bezog, war diese zu einer poetischen, phantastischen Gestalt geworden. Die Sehnsucht idealisirte. Er konnte sich häufig hervorquellender Thränen nicht erwehren.

Wie man zu schönen Stellen seiner Lieblingsautoren immer wieder zurückkehren mag, weil eine Fülle von Gedanken und Empfindungen hier im Element der Sprache verkörpert erscheint, so las Grüner Mariannens ziemlich langes Schreiben wiederholt, ohne dieser naiven Ergüsse eines unschuldigen Herzens satt zu werden. Man denke nicht etwa an etwas Literaturmäßiges, an sentimentale Süßlichkeiten, aufgehaschte Romanenfloskeln. Es waren kurze, hingeworfene Schilderungen ihres äußern und innern Lebens, an das Tägliche, Stündliche, Nächstliegende, an ihre Heilung, Genesung, ihr Geschäft, an den wieder gestatteten Naturgenuß, an die religiösen Tröstungen angeknüpft. Die Lektüre hinterließ bei Grünern eine gemischte Empfindung. Die Mittheilungen, in welchen sich freilich der Ausdruck dem Gedanken oft nicht fügen wollte, und die noch dürftige Sprach- und Schreibkunst der Korrespondentin verrieth, ließen ihn doch in die Tiefe eines Gemuths hineinblicken, das, von leidenschaftlichem Gefuhl gleichsam über sich selbst erhoben, in einen Zustand der Aufregung gebracht war, den es mit seinem untergeordneten Stande, seiner beengten Lage nicht in Uebereinstimmung bringen konnte.

Er selbst war der Veranlasser, der Gegenstand dieser Ueberspannung; er hatte sie erweckt, genährt und mittelbar den Unfall veranlaßt, der all Dieses noch mehr steigerte und schärfte. Er hatte sich des Mädchens Zuneigung nicht nur gefallen lassen; er gefiel sich in ihr, er theilte sie, wie wir oft der Naturstimme unseres Wesens folgen, sie heimlich für eine Andeutung des Bedürfnisses unserer Totalität nehmen, während sie mit unserer Pflicht, mit den strengen Forderungen unserer Sittlichkeit in Streit kommt, wodurch jene zweideutig, wo nicht gar sündhaft erscheint. — Doch es war nun einmal so, und das ist bei vielen Erscheinungen im Leben am Ende das Unheil, daß sie eine relative Nothwendigkeit behaupten und eben so sind. Unser Geschlecht kann aber gewisse poetische Licenzen bedenklicher Art noch eher ohne lethale Verletzung durchbringen und aus Schaden klug werden, als das weibliche, in engerm Kreise sich bewegende, dem jeder Flecken zur unvertilgbaren Makel wird, dem jede Verwundung durch's Leben nachgeht. Namentlich ist für jedes in der Gesellschaft nicht hoch stehende weibliche Wesen die Prosa das wahre und heilsamste Element, und eine gewisse Lebenspoesie wahres Gift.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

Tissot. Romanischer Geschichtsverein.

Unter den vielen merkwürdigen Männern, die von der hiesigen alten Akademie ausgingen, lebte vor hundert Jahren auch der berühmte Arzt Tissot, der bekanntlich den gleichfalls berühmten Arzt Tronchin aus Genf, damals in Paris, zum Zeitgenossen und genauen Freunde hatte. Manche Einzelnheiten aus dem Leben und der Correspondenz Tissots sind jezt erst bekannt geworden und haben gewiß allgemeines Interesse. — Im Jahr 1755 hatte sich Tissot in Lausanne mit einer jungen, geistreichen, aber armen Wittwe verheirathet. Seine Eltern konnten die Wahl nur billigen und er selbst arbeitete daran, dem Töchterchen seiner Frau aus der ersten Ehe ihr kleines Vermögen zu sichern. Seine eigene Habe bestand damals nur in neunhundert Schweizerfranken Kapital und einer Rente von hundert und sechzig Franken. Er vertraute aber auf seine ärztliche Thätigkeit und auf Gottes Hülfe bei einem Leben voll religiöser Einfachheit, ohne Luxus und Leidenschaften, aber reich an Glück. Als er sein kleines

Hauswesen einrichtete, sendete ihm sein Onkel einen Sack Getraide zum Anfang. Bei dieser edlen Einfalt, bei diesen seltenen Eigenschaften des Geistes und Gemüths ist es begreiflich, daß Tissot lange Jahre in innigster Freundschaft mit J. J. Rousseau stand, mit dem doch der Umgang gewiß nicht leicht war. Sie wechselten oft Briefe voll gegenseitiger Achtung und Herzlichkeit. — Unter Tissots Briefen fand sich vor Kurzem ein Brief von 1787, auf den der Arzt nicht geantwortet, sondern zu seiner Notiz nur Lettre non répondue, peu interessante auf den Rücken geschrieben hatte. Und doch ist der Brief von einem Mann, der zwanzig Jahr später zwei Kronen trug, Kronen austheilte und die Welt mit Kriegsruhm füllte: er ist von Buonaparte, damals Artillerielieutenant in der Garnison von Douay, aber auf Urlaub nach Corsika zu den Seinigen gegangen. Er schrieb Tissot von Ajaccio, um von ihm Rath über den Gesundheitszustand eines siebenzigjährigen, gichtbrüchigen Großonkels einzuholen. Tissot hatte mit seiner Aufschrift ganz Recht, der Brief enthält nichts Interessantes, wimmelt aber von grammatikalischen und orthographischen Fehlern, von denen manche selbst in's Lächerliche fallen. So schreibt er z. B. das italienische Monsiou statt Monsieur, digéré statt dirigé u. s. w. Am Ende unterzeichnet er Buonaparte, officier d'artillerie au Régiment de la Fère. Ob wohl Buonaparte dieses unbeantworteten Briefs gedachte, als er dreizehn Jahre später von Dijon mit seiner Armee durch Lausanne kam, um über den großen St. Bernhard zum Siege von Marengo zu ziehen?

Zu den erfreulichen Erscheinungen in Waad gehört die Gesellschaft zur Erforschung und Bearbeitung romanischer Geschichte, welche sich voriges Jahr unter des Historikers Vuillemin Leitung gebildet hat. Mit Recht erwählte sie den würdigen Bridel in Montreux, diesen bejahrten romanischen Sagenmund, zu ihrem Ehrenvorstand; denn dieser in seinem hohen Alter noch so rüstig forschende Greis hat in seinem Conservateur Suisse zuerst romanische Geschichte mit Gründlichkeit und Geschmack behandelt und vielfach ausgebeutet. Darum ist es auch ein sehr glücklicher Umstand, daß er jenem Geschichtsverein seine reichen Exzerpte und Manuscripte zur Benutzung überlassen will, wie er auch dem Staat seine zahlreiche Bibliothek für ein Geringes verkaufte. Die Regierung gestattete ihm, diese Sammlung bis zu seinem Tode zu behalten und zu benutzen; darauf erwiderte er aber: prenez-les toujours! à mon age on n'a plus besoin que d'un seul livre. — Der romanische Geschichtsverein wird sich hoffentlich thätig an die ähnlichen Gesellschaften in Deutschland und in Frankreich anschließen. Bereits hat er den ersten Band seiner Denkschriften herausgegeben, und dieser enthält auch manches Interessante, unter andern von Bridel einen historischen Abriß über die Grafen von Gruyères, deren Landesgeschichte dadurch besonders anziehend ist, weil die Römer sich nicht in diesen Thälern festsetzten, und sich dadurch das celtische Volk freier von römischer Beimischung erhielt, als alle andern romanischen Länder.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die schönen Pariserinnen.

Für die arbeitenden Classen, welche nicht so schnell von ihren Gewohnheiten ablassen, stehen nach wie vor eine große Menge von Traiteurs, Lustgärten und Tanzböden außerhalb der Stadt offen, die am Sonn- und Montage stark besucht sind. Einige dieser Gärten und Häuser sind wirklich mit großer Eleganz eingerichtet, und man sieht ihnen nicht an, welche Gesellschaft hier zusammenkommt. Studenten, Ladendiener und Grisetten machen daselbst den tanzenden Theil aus, Streit und Lärm ist an der Tagesordnung, und die Wache an den Barrièren muß oft um Hülfe angesprochen werden, und troß ihrer Dazwischenkunft wird Friede und Ruhe nur mit großer Mühe wieder hergestellt. In einigen Lustgärten außerhalb der Stadt hat sich ein unanständiger Tanz eingeschlichen, welchem sich besonders die Studenten mit ihren Grisetten überlassen. Es wäre möglich, daß er von den Franzosen aus Algier nach Frankreich übertragen worden wäre. Die Polizei hat ihn bisher nicht abstellen können; denn die Gränzen zwischen anständigen und unanständigen Stellungen beim Tanzen sind schwer zu ziehen, und sie müßte in jedem der 3 bis 400 Lustgärten und Schenken, welche sich um Paris befinden, Wächter aufstellen. Einige Male ist es bereits zum Streite gekommen zwischen den Studenten und den Handwerkerfamilien, welche es nicht leiden wollten, daß jene mit ihren Töchtern dergleichen Tänze aufführen. Unter den Schenkwirthen gibt es auch einige, welche dergleichen Orientalien in ihren Anstalten nicht dulden wollen. Andere fürchten ihre Kunden zu verlieren, und lassen alles hingehen. Wenn nur nicht der morgenländische Geschmack von den Kneipen durch die Barrièren in die Stadt sich einschleicht! — Ich habe von der Spekulation eines Kunsthändlers gesprochen, welcher die „Schönen Pariserinnen" herausgibt. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Unternehmen Aufsehen erregte. Einige Vaudevilledichter erblickten darin Stoff zu einem komischen, sogar grotesken Gemälde auf der Bühne. Ein kleines Theater hat den Anfang gemacht, und nun gibt es bereits drei Theater, welche die „Schönen Pariserinnen" aufführen. Eines hat als Parodie dieser Parodien die „Schönen Männer von Paris" auf die Bühne gebracht. Natürlich müssen in allen diesen Stücken die sämmtlichen Schauspielerinnen die Galerie der schönen Damen bilden. In einem derselben werden sie den Zuschauern in leichtem Morgenkleide vorgeführt, wie sie sich bei dem Maler befinden, der sie für den Verleger des Werkes abzukonterfeien hat. In einem andern Stücke überrascht sie der Zuschauer sogar im Bade, und so etwas mißfällt dem lüsternen Publikum gar nicht. Dies wäre nun recht gut, das heißt hübsch, wenn die Schauspielerinnen alle jung und schön wären. Allein der Schauspieldirektor kann sie den Zuschauern nicht anders vorstellen, als wie sie sind, und leider sind manche vielleicht wohl mit Tugend ausgestattet, aber die Schönheit gehört nicht zur Mitgabe, die sie von der Natur erhielten; daher auch die kleinen Tageblätter mit dieser Mädchenausstellung ihren Spott treiben. Offenbar haben Dichter und Theaterdirektoren auf die Lüsternheit des Publikums gerechnet, wenigstens des Publikums, welches die kleinen Theater zu besuchen pflegt und es mit dem Anstand nicht so genau nimmt. Die Verfasser der „Schönen Pariserinnen," welche am Variétéstheater gegeben werden, haben sich noch etwas anderes vorzuwerfen. Sie haben nämlich in ihrem Stücke mehrere der „Schönen Pariserinnen" aufgeführt, welche in oben erwähnter Portraitsammlung wirklich aufgenommen worden, unter andern eine Hutmacherin, Madame Gibus, deren Mann sich unter den Stutzern einen Ruf wegen seiner Hüte erworben hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. August 1839.

All yet seem well, and if it end so meet,
The bitter past, more welcome is the sweet.

Shakespeare.
All's well that ends well.

Das Stell Dich ein.

(Fortsetzung.)

Grüner, dessen Sinn sich nun der Justizräthin täglich mehr zuwandte, wünschte sehnlichst, daß auch Marianne zur Ruhe kommen möchte. Aber wie selten lernt der Mensch durch sich selbst, durch ein sittliches Sichaufraffen anders denken, anders fühlen! Was verfangen hier mündlicher, brieflicher Zuspruch, Rath, Trost? Ist ja selbst die Religion oft kaum im Stande, das Gemüth gründlich umzustimmen, nachhaltig zu heilen. — Was sollte er ihr schreiben? — Nun, er suchte das Beste, Wärmste, Wohlgemeinteste in sich auf und ließ es, als er es nicht ohne Rührung, deren er sich nicht zu schämen hatte, zu Papier gebracht, durch eine sichere Hand an sie abgehen.

Sailer, der nun demnächst seine Stelle antreten sollte, bat den Consulenten, ihn einige Tage früher zu entlassen, weil er in seinem Geburtsort einige Familiensachen in's Reine bringen möchte. Ein tüchtiger Ersatzmann ward gestellt, dem Consulenten um so nöthiger und erwünschter, als die Vorkehrungen zu seiner Verehelichung ihn um manche Geschäftsstunde brachten und er Jemanden brauchte, der leichtere Arbeiten nach bloßen Andeutungen ausfertigen konnte. Er bedauerte, daß dieser wichtige, einzige Lebensabschnitt der Convenienz nach gewöhnlich durch Besuche und andere ceremoniöse Geschäftigkeiten für das Gemüth zersplittert wird. Er wünschte sich über diese Zerstreuungen weggehoben und in die Tage ruhigen Beisammenseyns hinübergerückt zu sehen. Das einzige Mittel, die Störungen weniger zu empfinden, war, sie ohne Grillen als eine fatalistische Nothwendigkeit Tag für Tag anrücken zu lassen und gutes Muthes abzumachen.

Sailer kam mittlerweile von seiner Reise zurück. Er sah heiterer, offener, freier aus als je zuvor. „Es freut mich," sagte der Consulent, „daß Sie die Erweiterung Ihres Schicksals so augenscheinlich froh begrüßen. Unser Gemüth macht das Glück erst zum Glück. Dem Ungenügsamen wird nie genug." — „Sehr wahr," erwiderte Sailer. „Aber noch etwas Anderes ist es, was mich beschäftigt und innerlich bewegt. Dieses Papier," er zog einen Brief aus der Tasche, „erspart mir die Worte, die ich ohnehin kaum recht vorzubringen wüßte."

Es waren Mariannens Schriftzüge. Grüner erröthete und sah den Ueberbringer verlegen an. Wie ein Blitz fuhr es durch seine Seele; er las in der Adresse Alles, was vorgegangen war, was kommen sollte. Marianne schrieb, daß Sailer gekommen, sie zu sprechen verlangt, daß er zuerst bloß die frühere Bekanntschaft mit Theilnahme

an dem unglücklichen Vorfall erneuert, dann die günstige Wendung seines Geschicks ihr erzählt, endlich aber, nachdem sie Vieles von dem Hause der Frau Justizräthin besprochen, nicht undeutlich den Wunsch einer nähern Verbindung mit ihr zu erkennen gegeben habe. Sie wende sich nun in dieser Sache an ihn, den Mann ihres innigsten Vertrauens, um seinen Rath. Sie sey keineswegs abgeneigt, Sailern ihre Hand zu geben, auch wenn sie, ein armes Mädchen, noch zu wählen hätte. Sey ja doch Sailer der vieljährige treue Gehülfe des Verehrten gewesen, dessen Bild sich mit dem Anblick Jenes ihr stets erwecken werde.

Der Consulent war auf's Angenehmste überrascht. Er ließ sich gefallen, daß Marianne ihren Freier von einem Theil seines eigenen Wesens durchdrungen hielt, und was die Neigung in solchen Fällen sonst noch Günstiges von einem auserwählten Freunde, einem, wie es schien, Unvergeßlichen auf seine Umgebung überzutragen weiß. Er lobte Sailern um seine Wahl, ob er gleich noch nicht recht durchsah, wie denn das Alles so schnell sich gemacht. Er verhieß ihm eine gute, ja er wagte es auszusprechen, eine treue Gattin, und versprach ihm, sogleich an die auf Antwort Harrende diese mit dem wärmsten Zuspruch zum Abschlusse des Bündnisses und seinen besten Segenswünschen ihm einzuhändigen.

Nun aber war er doch neugierig, zu erfahren, wie Sailer zu dieser Wahl gekommen. Dieser gestand, daß er zu Mariannen, dem Kinde, schon eine stille Neigung in seinem Herzen getragen, welche mit der Wahrnehmung ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung nur noch zugenommen. In der Folge habe er zu seinem Leidwesen bemerken müssen, daß er sich von ihrer Seite nur einer gewöhnlichen Freundlichkeit zu versehen habe, woraus er geschlossen, daß sie vielleicht schon an einem andern Fädchen gebunden seyn möge. Der neuliche Vorfall habe ihm ihr Bild wieder vor die Seele gebracht, und sonderbar habe es sich gefügt, daß eine Person, die er verschweigen müsse, gerade an dem Tage, wo er recht lebhaft Mariannens gedacht, ihm den Rath gegeben, dem guten Kinde seine Hand anzubieten, wobei in Aussicht gestellt worden, daß er sich sogleich und für die Zukunft alles Antheils und Vorschubs mit Rath, That und Verwendung versichert halten könne. — Der Consulent ward über diese Eröffnung nachdenklich. Also auch hier wieder das Eingreifen einer bekannten Hand! War dies wohl allein reine, wohlwollende Fürsorge für die beiden Betheiligten? — Zwischen ihm und der Justizräthin wurde dieser Verbindung mit keinem Worte gedacht.

(Schluß folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt ist gleichsam das Fest, an dem der Mensch seinen uralten Bund mit dem Planeten feiert, der im großen Weltocean sein kleines Heimatheiland ist, an dessen Scholle ihn tausend harte und süße Bande fesseln, und der er unablässig abringt, was das Leben erhält und schmückt. „Ihr sollt nicht fragen, was werden wir essen, was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?" Wohl! der Pfarrer lehrt die Gemeinde, wie dieses Gebot mit den ewigen, unabweislichen Mahnungen des Bedürfnisses in Einklang zu bringen ist, und der vom Pfluge abgespannte Sohn der Erde läßt sich gerne dahin erheben, wo von jenen Fragen keine Rede mehr ist. Aber Alles hat seine Zeit; auch der Erdgeist hat seinen Kultus, und an den zur Feier desselben geordneten Jubeltagen heißt der Spruch, so verständlich und so von Herzen gerne befolgt: „Ihr sollt so gut essen und trinken, als euer Beutel es vermag, und Kleider anlegen, so schön ihr sie habt!"

Ja, der Jahrmarkt ist der hochpoetische Tag für den Menschen, auf dem der Bann, der unser Geschlecht an die Erde kettet, mit seiner vollen Schwere liegt. — Erde und Himmel, Nähe und Ferne, Blühen und Welken, Duften und Reifen, Wasser und Wolken, das schwellende Lied der Nachtigall im frühlingsgrünen Busch, der Wiese Schmelz, des Herbstes wehmüthige Malerei — in wessen Brust dies eine Welt von Bildern und Tönen weckt, der mag, wenn er den Gott und dazu die Muße hat, malen und auf Noten setzen. Aber die Farbenpracht, die der Hausirer verführerisch ausbreitet, Tücher und Bänder, Mützen und Schuhe, Spiegel und Messer, Sicheln und Sensen, Siebe und Wannen, zahllos, in lockendster Gestalt, das Brüllen preiswürdiger Rinder, der gellende Ruf wandelnder Händler, das Rollen der Würfel auf dem Glücksbrett, das Schmettern des prüfenden Messers am Töpfergeschirr, das lustige Wogen und Brausen der bewegten Menge, der wohlbekannte, schmeichelnde Duftproteus, der aller Orten derselbe und doch mit jedem Schritt ein anderer ist: hier ganz Leder, dort Käse, weiterhin, wo der Krämermarkt abbricht und der Viehmarkt anhebt, der penetrante Geist der Landwirthschaft, und dies Alles durchbebt von der süßen Klage der Drehorgel und dem ergreifenden Liede des Bänkelsängers — ist das, was unter solchen Eindrücken in der Seele des Landmanns schauert, weniger Lyrik, als was einer am murmelnden Bach, unter schattenden Wipfeln, durch die sich der Mondstrahl stiehlt, in die Saiten seiner Leier singt? —

Die kleine Vorstadt ist durchzogen, wo die neuen Häuser im muntern Schmuck der lachenden Gesichter an den Fenstern doppelt freundlich aussehen, und ich betrete die erste düstere Gasse des alten Weichbildes, wo die gethürmten Stockwerke sich überlehnen, gleich den Baumkronen in den beschnittenen Alleen alter Parks. Der ganze Graus, das volle derbe Parfüm des bürgerlichen Gewerbs; aber jeder Kram in der koketten Jahrmarktstoilette, jeder Krämer auf der Schwelle seiner Thür mit seinem besten Gesicht. Eben wollte ich noch einmal ein Kind seyn; hier aber — wer hier ein Bauer wäre!

Da hängt sie, die zum Volksfest geopferte Hekatombe, Kälber, Hämmel, Schweine, die Köpfe nach unten, mit ausgesperrten Beinen. Wunderbar ist gerade das Thier, welches im Leben, unflätig und ungeschlacht, den Menschen abstößt, geschlachtet das allersaubersten und anziehendste, und die gereizte Einbildungskraft des Genußsüchtigen verwechselt fast hier den runden Arm und den vollen Nacken der Dirne, und dort die glatte, glänzende Fläche des Rüsselträgers, der in blühender gastronomischer Darstellung die süßesten Ideenassociationen weckt. — Festons von Würsten, dampfende Schüsseln mit duftendem Kesselfleisch, und daneben in seiner Thüre der Opferpriester mit der weißen Schürze, rund, behaglich, seines reichen Antheils an der Volkslust und seines Profits gewiß. — Links und rechts, fünf, sechsmal schwebt, hoch über dem goldigen Backwerk auf blanker Serviette, der ehrwürdige Blason der Königin Ceres, die gekrönte Bretzel, gehalten und bewacht von grimmigen Löwen, und alle drei Schritte winkt ein Arm in König Bacchus Namen zum frühen Trankopfer. Ein wahres Schlaraffenland!

Endlich nahm mich der wogende Marktplatz auf, und an ihm der beste Gasthof, über dessen Thore sich in ungeheurem Schwung ein mächtiges Arabeskenwerk hinaus und hinauf wirft, das in einen gesenkten Greifenkopf ausläuft, welcher im reichen Blätterkranze, als Schluß und Hauptstück so vielen Umschweifs, ein goldenes Lämmchen im Schnabel trägt. Hier nun, in meinem Zimmer im zweiten Stockwerk, lag die ganze Tagesherrlichkeit vor mir. Die Sonne, welche heute früh so heiter mit dem Antlitz der Landschaft gespielt, hat sich in herbstlicher Weise versteckt; es ist trübe und der Himmel gleicht einem nassen Auge, dem jeden Augenblick die Thräne entfallen kann. Das wahre Marktwetter, wie der Spätherbst die echte Marktzeit. Der bevorstehende Winter mit seinen Bedürfnissen und Fesseln drängt zum Füllen der Lücken im Haushalt, und das Christfest im Mittelgrunde mahnt an die Bereitung des Kinderhimmels; aber der Rest von Milde und Freundlichkeit im Jahr lockt zum lezten wonniglichen Treiben in freier Luft, und wenn der Himmel trauert und über Alles seinen leisen feuchten Schleier wirft, so glänzt all die ausgestellte Pracht nur um so munterer in eigenem Lichte, und desto heller und wärmer strahlt die innere Sonne der Lust, um die sich, sehnsüchtige Planeten, alle Sinne und Gefühle drehen.

Schwarz wogt es durch die Gassen der Buden, welche aus dem Gewühl wie Inseln aus dem Wasser ragen; hier und dort taucht aus dem Gedränge der bunte Shawl einer Landdame, das rothe Brusttuch eines bäurischen Elegants oder der Reflex einer Messingpfanne, wie im dunkeln Wogengewimmel des Teichs der Silberblick eines Fischbauchs. Durch das einförmige Gemurmel und Getöse bricht der dringende Ruf der Verkäufer, das Rumpeln der Kindertrommel, das Gekrächz der Kindertrompete, das Seufzen der Mundharmonika, und weither aus der Kneipe das Winseln der Tanzfiedel.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Daguerrotype,

zum lezten Mal vor seiner Veröffentlichung.

Die Redaktion dieser Blätter hat einem ihrer Mitarbeiter in Paris den Auftrag gegeben, ihr so schnell als möglich, und bevor die Produkte des Daguerreschen Verfahrens eigentlich in den Handel kämen, einige Lichtbilder zu verschaffen. Wir wünschten den Lesern in kürzester Frist ein auf Autopsie gegründetes Urtheil deutscher Künstler über eine Entdeckung vorzulegen, deren Ankündigung bei uns die Geister wohl noch lebhafter angeregt hat, als in Frankreich selbst. Die Antwort unseres Korrespondenten, der kein Künstler ist, macht es nicht nur sehr zweifelhaft, ob uns dies gelingen wird, sie ist auch die erste Stimme, welche die großen Hoffnungen, die man jezt schon von der Entdeckung hegt, bedeutend schmälert. Als solche verdient sie mitgetheilt zu werden. Zwar soll gerade heute, am 19ten, wo wir dieses schreiben, die Veröffentlichung des Geheimnisses in der Wochensizung der Pariser Akademie erfolgen; indessen wird noch geraume Zeit hingehen, bis man bei uns genau weiß, wie viel an der Sache ist. Desto besser, wenn die herabgedrückten Erwartungen am Erfolg sich wieder aufrichten.

„Ihren Wünschen in Betreff des Daguerrotype zu entsprechen, wird mir schwerlich gelingen. Es ist fast unmöglich, zu Daguerre zu dringen, der seit der Zeit, wo er Proben seiner Zauberlaterne vorzeigte, von der Neugierde der Pariser bestürmt, sich gegen alle Besuche ohne Ausnahme verschanzt hat. Daguerre ist auch mit seinem Geheimniß so ängstlich, daß er sich nur sehr schwer entschlossen hat, vor der Commission der Kammer zu operiren; denn das Verfahren scheint so einfach, daß es nach der ersten vorgemachten Probe jeder nachmachen kann. — Ihrem Wunsche, Bilder zu kaufen, sobald welche in Umlauf kommen, entspreche ich gerne; ich weiß aber noch nicht, wie man sie verschicken kann, und ob dies überhaupt möglich ist. Die Bilder sind

so zart, daß sie sich bei der geringsten Berührung verwischen; es kommt mir sogar fast vor, als ob man sie gar nicht unter Glas und Rahmen bringen könnte, wofern man nicht eine eigene Einrahmungsmethode erfindet. Jedenfalls muß eine besondere Packmanier erdacht werden. — Ich gestehe aufrichtig, daß meine hohen Erwartungen von dieser Erfindung bedeutend heruntergegangen sind. In Deutschland scheint dieselbe sehr großes Aufsehen zu machen: man ist dort noch immer nicht genug gegen französische Windbeutelei verwahrt. Ich habe Proben von Daguerre'schen Lichtstichen gesehen: hinsichtlich der Ausführung, der Genauigkeit einzelner Details gehen sie allerdings in's Unglaubliche und Wunderbare, aber das Ensemble befriedigt nicht: es fehlt ihnen an Wärme, an der Wärme, welche mit der Farbe nichts zu schaffen hat. Die Theile des Prospekts, welche nicht gerade im Augenpunkte liegen, sind undeutlich, verworren. Auf einer Ansicht vom pont des arts aus war die lange Galerie des Louvre mit allen ihren Mauerritzen wiedergegeben, aber das Seineufer und der Vorgrund überhaupt schwach ausgedrückt; auf einem andern Bilde trat der Vorgrund zwar bestimmter und deutlicher hervor, ich glaubte aber daran die Nachhülfe einer kunstfertigen Menschenhand zu erkennen, eine Vermuthung, die jedoch lediglich auf augenblicklichen Eindruck hin gewagt ist. — Als Kunstwerke angesehen, sind diese Bilder noch sehr unvollkommen, und wie wenigstens die Sache jezt zu stehen scheint, ist jedenfalls der Abbruch, den die zeichnenden Künste durch dieses Verfahren zu befürchten haben, weit geringer, als der Vorschub, der ihnen dadurch geleistet werden muß. — So einfach und von jedem überall ausführbar die Operation seyn mag, wenn der Apparat einmal vollständig beisammen ist, so bedeutende Schwierigkeiten scheint lezterer selbst zu machen. Nicht nur muß man überall eine Camera obscura mitführen: will man auch nur einigermaßen erträgliche Resultate erhalten, so ist ein vorzüglicher Spiegel, der 200 bis 500 Franken kostet, unumgänglich nothwendig, und zur Auswahl dieser Spiegel braucht es besondere Kenntniß."

Schon vor diesen Nachrichten meinten einige unserer Freunde, wenn der Erfindung die große vorausgesezte Bedeutung wirklich zukäme, so wäre die zuerkannte Belohnung einer großen und so eiteln Nation kaum würdig, zumal Daguerre die Phantasmagorie seines Diorama in den Kauf preisgeben muß. Aber Allem nach ist es nicht Daguerre, sondern sein verstorbener Mitarbeiter Niepce, der den entscheidenden Punkt, die charakteristische chemische Substanz entdeckt hat, die vielleicht auch beim Diorama eine Hauptrolle spielt und die von Daguerre nur in ihrer Empfindlichkeit gesteigert worden, daher denn auch Niepces Sohn ein sehr bedeutender Theil der Pension zugefallen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Die schönen Pariserinnen.

In dem Vaudeville wird nicht allein die Frau, sondern auch der Mann durchgehechelt. Er hat sich darüber in einem Tageblatte beklagt, allein man antwortet ihm: da er das Porträt seiner Frau unter die schönen Pariserinnen habe aufnehmen lassen, so habe er sich dadurch der Kritik bloßgestellt, und da er ein Kaufmann, mithin eine Art von Homo publicus sey, so könne er Niemand verwehren, über seine Waaren und Fabrikate ein Urtheil zu fällen. Uebrigens mag es seinem Handel nicht schaden, daß man ihn auf der Bühne besungen und seine Frau abkonterfeit hat. Er verkauft jezt vielleicht doppelt so viele Hüte als zuvor, und mancher Pariser Hutmacher würde es gern erdulden, daß man sich über ihn und seine schöne Ehehälfte ein wenig lustig machte, wenn er dadurch seine Hüte absezen könnte. Die Pariser Hutmacher klagen, daß ihr Handwerk ruinirt sey, weil man weder Filzhüte noch dreieckige Hüte, an denen viel zu gewinnen war, mehr trage, sondern sich mit den leichten und wohlfeilen Seidehüten begnüge, die man für wenige Franken verkaufen müsse, wenn man sie absezen wolle. Bei der lezten Industrieausstellung hatten sie gewaltige Gelehrsamkeit an die Nomenclatur ihrer Hüte verschwendet, welche allerlei Undurchdringlichkeiten besizen sollten, als Undurchdringlichkeit gegen Wasser, Schweiß, Oel u. s. w., und ein Hutmacher, welcher es den andern zuvorthun will, läßt es sich in den Tageblättern nachrühmen, daß er allein die Kunst verstehe, die Hüte nicht allein dem Kopf, sondern auch dem Gesichte seiner Kunden anzupassen, so daß er gewissermaßen ein physiognomischer Hutmacher genannt werden könne. Die schönen Pariserinnen bleiben auch sonst nicht ohne Wirkung. So versammelt sich seit einiger Zeit eine Menge neugieriger Leute vor dem Laden eines Pastetenbäckers in der Straße Saint-Antoine, weil hier eine Frau sizt, die in die Galerie der schönen Pariserinnen aufgenommen zu werden die Ehre gehabt hat. Obschon es nicht sehr angenehm ist, beständig einen Haufen von Gaffern vor seiner Thüre zu haben, so ist es andernseits doch sehr ersprießlich, seine Pasteten bald los zu werden, und eins ist die nothwendige Folge vom andern. Man weiß, wie vor 20 Jahren die Pariser nach dem Café des milles colonnes sich drängten, weil hier eine schöne Frau hinter dem vergoldeten Mahagonicomptoir saß. Wahrscheinlich werden nun manche Kaufleute ihr Bestes thun, um ihre Frauen in die Galerie des belles femmes de Paris zu bringen, und zwar mit so vielen Reizen, als der Zeichner nur aufbringen kann. Der Verleger wird seine Rechnung dabei finden; ob die Porträts getreu sind oder nicht, darum wird er sich wenig kümmern. Wahrscheinlich wird er in andern großen Städten Nachahmer finden, und nachdem man überall die Idee der Picturesque magazines ausgebeutet hat, kommt nun vielleicht die Reihe an die Galerien der schönen Frauen, die Frauen mögen wollen oder nicht. In Paris ist glücklicherweise das Vaudeville und die Arglist der kleinen Journale sogleich bei der Hand, um das Lächerliche einer Sache in's Licht zu stellen, und wenn der Verleger auch gute Geschäfte mit seiner Spekulation macht, so ist sie doch nun einmal persiflirt und kann sich nicht wieder zu Ansehen verhelfen. Uebrigens ist die erste Idee eines solchen Unternehmens, wenn ich nicht irre, von England ausgegangen; aber dort, wo man noch tiefen Respekt vor der Nobilität hat und auf sie beim Absaz am meisten rechnet, waren nur aristokratische Gesichter abgebildet worden, und zwar mit großem Luxus. So etwas würde in Frankreich nicht wohl angehen. Hier ist der Verleger viel demokratischer verfahren und auch schneller fertig geworden; die ihn persiflirenden Vaudevilles dienen ihm nun statt Ankündigungen und Prospektus. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 23. August 1839.

Ihr Bilder süß, die in den goldnen Jahren
Des Kinderhimmels mein Entzücken waren,
Geh' ich so sehnsuchtsvoll an euch dahin,
Faßt Wehmuth mich, daß ich kein Kind mehr bin.

Leyden.
scenes of infancy.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Es zog mich hinunter auf den alten Schauplatz meiner kindischen Freuden, der mir in einer größern Stadt seit Jahren fast ganz fremd geworden war. Meine Gedanken waren durch die Eindrücke, wie ich sie oben geschildert, nun einmal rückläufig geworden, und so gab ich mich lange dem träumerischen Genusse des Jugendbildermalens hin. Hundert Dinge und Gestalten, wie schaal und gemein blicken sie mich an, wie so ganz anders, als damals, wo ich das, was ich jezt mit schmerzlicher Lust in der Erinnerung heraufbeschwöre, mit dem Gefühl selig erfüllter Gegenwart unmittelbar genoß; wo ich nicht als ergriffener Liebhaber vor diesem bewegten Gemälde stand, sondern für das fremde Auge selbst eine naive, liebenswürdige Figur mitten in demselben war! Es braucht der ganzen Abstraktionskraft der Seele, um Sachen und Menschen, gereinigt von allem, störendem Beiwerk, im kindlichen Style zu gruppiren, zu beleuchten und in den abschließenden Rahmen einzufassen, und es wird doch nur enge, niedrige, verständige Genremalerei gegen das volle, bedeutende, tiefgefühlte historische Bild im Gemüthe des Kindes.

Ich dachte: diese Jahrmarktscene, wie sie hier vor mir liegt, war und ist im ganzen lieben deutschen Vaterlande in ihren Hauptzügen aller Orten dieselbe, und wenn ich nun die kleine Ausstellung hier musterte, und mir doch Manches auffiel, was mich fremd ansah und auf der kindlich besaiteten Brust keine Akkorde weckte, so ging dies Alles lange in dem Bewußtseyn auf, daß die ewige Bemerkung des Menschen: „zu meiner Zeit war's anders,“ nur soviel heißt: „in meinen schönen Tagen war ich ein anderer.“ Endlich aber warf die Phantasie abgespannt den Pinsel weg, und jezt, da ich den Kram mit den Augen des Verstandes betrachtete, drängte es sich mir doch auf, daß nicht nur ich ein Anderer geworden war, daß auch die Physiognomie des Markts, wenn auch im Totaleindruck dieselbe, in vielen einzelnen Zügen sich wesentlich verändert hatte.

Der Weltgeist hat im Laufe der lezten Generation an den Werken der Menschenhand und am Menschen selbst tüchtig gefeilt und geschliffen, gemalt und gefirnißt. Wie manches Geräthe ist aus der ständigen, simpeln, nothdürftigen, urväterlichen Gestalt gleichsam flüssig geworden und hat sich in mannigfaltige Formen gegossen, die bequemer und handlicher, zierlicher und edler zugleich sind, und wobei oft der Gebrauch nur als Prätext für ein freies Kunstgebilde erscheint! Wie vieles Alte hat sich freilich nur geschminkt und drapirt, und ist wohl leichter,

aber auch leichtfertiger, feiner, aber auch vergänglicher, klingender, aber auch hohler geworden! Zahlloses, das, noch so weit mein Gedächtniß rückwärts reicht, die Bequemlichkeit oder der Schmuck der Wenigsten war, ist wirklich oder durch die gewandte Lüge eines speciösen Surrogats das Eigenthum fast Aller geworden. Wie der Edelmann heutzutage in der Gesellschaft verschwimmt, der er sich oft als Bierbräuer oder Viehzüchter nützlich macht, so hängt sich manche einst so vornehme Waare sachte dem Landmann an den Hals und schmiegt sich verschönernd und veredelnd seinem Haushalt an; und je kräftiger der Mensch das große Rad der Industrie umschwingt, desto gleicher wird das Geschlecht äußerlich, und im selben Maaße entfesselt, regt und bethätigt sich die natürliche innere Ungleichheit, und der Mensch an sich bleibt allermittelst derselbe, der er von jeher war.

Eben als ich daran war, die Gedanken von meiner eigenen Vergangenheit zurückzurufen und auf Allgemeines zu wenden, schlug ein eigenthümlich schreiender Ton an mein Ohr, so daß ich mich rasch umsah. Der Laut kam aus einer Bude voll Ellenwaaren und rührte von einem Griffe des Verkäufers her, über den ich als Kind oft ordentlich erschrocken war, vom raschen, gellen Durchreißen eines Stucks Kattun oder dergleichen. Mit Einem sichern Zug, und so gefahrlos einen kostbaren Stoff zu trennen, dies erschien dem Knaben als das größte, taschenspielerartige Kunststück des gewandten, quecksilbernen Mannes, dem ich mit Vergnügen zusah. — Und er ist noch der alte in seiner von bunten Tüchern umflatterten Bude, der Ellenhändler, der die geringsten Märkte besucht; er ist noch immer der Hexenmeister, der in ununterbrochener Handlung mit drei, vier Weibern zugleich eben so viele Feilschpartieen spielt, und während er nie verliert, alle Wunder glauben macht, wie viel sie gewinnen; der wie mit sechs Händen Zeuge herschleppt, ausbreitet, zum Licht hält, mißt, schneidet, reißt, rollt, packt, zurücklegt, und dabei noch ein Auge auf die Hände der Marktdiebe, für den grüßenden Gevatter ein munteres Wort und für die vorbeigehenden Herrschaften einen unterthänigen Diener hat.

Auch sein Publikum ist das alte; aber es bringt zum großen Theil ganz andere Forderungen und Ansprüche vor die Bude, und mit diesen und der Kultur hat sein Waarenlager und sein Genie gleichen Schritt gehalten. Wie durch die Eroberungen in der Botanik unsere Gärten und Gewächshäuser sich mit immer mehr, immer ferneren Pflanzenformen bevölkern, so strömt mit jedem Hundert Webstühlen, welche in den Industrieländern aus dem Boden wachsen, ein immer reicherer, mannigfaltigerer und wohlfeilerer Flor in die Kasten des Krämers und Hausirers; und wie der Kunstgärtner die edle Hortensie, wenn sie aufgehört hat, nobel zu seyn, um einen Spottpreis dem Afterblumisten abgibt, so bedient der Ellenmann in einer Welt, die auf Verwischung jeder Standestracht losgeht, mit den schillernden Zeugen, welche die Damen im vorigen Jahr übrig gelassen, im laufenden zahlreiche Classen von Quasidamen. Wenn einst sein Vater, oder er selbst in der Jugend das tüchtige Linnengewebe und das bäurisch rothe, gelb getupfte Halstuch der Dirne aufschwazte, so breitet er jezt ein ganzes Blumenbeete auf vergänglichem Kattun vor ihr aus, und den lachenden Baumwollenshawl, der in imponirendem Farbendruck das kostbare, mühsame Gewebe seines wollenen Musters sinnreich nachahmt. Die derben, ehrlichen Stoffe für das Weib des Landmanns und geringen Bürgers sind längst nicht mehr der Kern seines Lagers, und vergeblich sucht man einen solchen im leichten, farbenhellen, verflatternden Kram, wie er in erstaunlichen Massen von den Bedürfnissen eines wohlfeilen, scheinbaren Luxus dem Gewerbfleiße entlockt wird und seinerseits wieder diesen Luxus nährt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stell Dich ein.

(Schluß.)

Der Hochzeittag rückte heran und ging mit seinen unabwendbaren zerstreuenden Geschäftigkeiten vorüber. Das neuvermählte Paar wurde endlich ruhigerer Stunden des traulichen Beisammenseyns froh. Man lebte einige Zeit so häuslich still und zurückgezogen, daß sich der Consulent den Vorschlag der Gattin zu einem Ausflug auf's Land mit den Kleinen wohl gefallen ließ. Es war auf ein frugales Mahl in einem benachbarten Dorfe abgesehen. Sie sprach mit dem Kutscher; er ließ sie in solchen Fällen gerne gewähren. Es ging die bekannte Straße entlang, die er in der lezten Zeit, von frohen und bangen Gefühlen erfüllt, einigemal befahren. Man näherte sich dem Dörfchen sauersüßen Andenkens. Grüner wagte kaum verstohlen zu dem bekannten Schilde, dem Himmelsboten, hinaufzublicken. Als nun der Wagen gerade unter demselben sich hinbewegte, ließ die Consulentin den Kutscher halten. Betroffen fragte Grüner nach dem Grunde. Sie lächelte zweideutig und trieb zum Aussteigen. Schon wieder ahnete er sich von einem Gewebe der Absichtlichkeit umgarnt. Der Wirth erschien und hob die kleine Gesellschaft aus dem Wagen. Die Wirthin trat anständig gekleidet unter die Thüre und bewillkommte ergeben. Im bekannten Zimmer war eine Tafel gedeckt. Man sezte sich; man schwieg eine Weile, dann sprach man Gleichgültiges über das nächste Beste. Die Consulentin sah sich in diesen vier Wänden um und

schien wie von einer unbekannten Macht ergriffen zu seyn. Sie ließ die Kinder sich entfernen und im Hausgärtchen spielen. Kaum waren sie allein, so faßte sie des Gatten Hände, umschlang sich selbst mit seinen Armen, während sie die ihrigen um ihn wand und ward in dieser Situation von einer Rührung überfallen, die sie kaum sprechen ließ. „Was ist dir, Ernestine!" rief der Gatte verlegen und bekümmert. — In einem Tone, wie er ihn noch nie bei ihr vernommen, sprach sie unter vorbrechenden Thränen: „Verzeih, Lieber, diese und die frühern Täuschungen. Ich konnte nicht offen seyn, ich hatte schweigend und scheinbar kalt Drohendes abzuwenden; nicht ganz ist mir's gelungen, ich konnte nicht Alles verhindern. — Du warst mir theuer, ich wollte deinen Besitz; du allein, so dachte, so fühlte ich, konntest mir meinen ewig unvergeßlichen Gatten ersetzen. Ich wollte einen Lebensgefährten, der mich liebte, ich wollte einen Vater für meine Kinder, einen Mann, der von seinen Mitbürgern geachtet, gesucht wird, den der Staat ehrt, weil er dem Staat Ehre macht, der nach dem Höhern strebt und das Bessere verdient. Ich wollte dich, nur dich. Ich sah dich auf einem bedenklichen, meinen Wünschen gefährlichen Abwege. Ich konnte dich nicht ausschließend fesseln und machte die Sache durch meinen Ernst nur um so schlimmer. Man kann seine Tugenden vielleicht auch übertreiben. Du drohtest, mir zu entgehen. — Ich gebot meinem Naturell, meiner Gewöhnung; ich bezwang sie. Ich wollte dich, du kehrtest zurück; ich habe dich, und nun schwinden alle Besorgnisse. Ein Beweis, daß ich dir vertraue, ist unser Hierseyn." — „Ernestine, kannst du verzeihen?" rief der Consulent; „kannst du vergessen? Wie edel, wie hochverständig finde ich dich! Bin ich deiner werth?" — „Du bist es!" erwiderte sie. „Bin ich doch auch nicht ganz ohne Schuld. Wir Weiber vergessen so oft, daß wir, um Liebe zu erwerben, auch liebenswürdig seyn müssen. Ihr Männer schlagt diese Eigenschaft so hoch an, daß ihr sie auch da noch aufsucht und ihr huldigt, wo sie mit großen sittlichen Mängeln verkettet ist. Ihr seht täglich der Geliebten eine Perle aus ihrer Krone fallen, und liebt dennoch fort. — Dies gilt aber nicht dir, mein Guter! — Doch laß uns nun in den Garten zu den Kindern gehen."

Er folgte ihr. — Unter den Bäumen fanden sie bei den Kleinen zwei geputzte Gestalten. Diese näherten sich ehrerbietig. Es war Sailer und Marianne. — Der Consulent sah sich durch das Bisherige dahin getrieben, daß er Alles, was etwa noch geschehen mochte, in bestmöglicher Fassung an sich kommen ließ. „Du kannst," nahm seine Gattin das Wort, „den Beiden Glück wünschen. Sie sind ein Paar und werden in dieser Stunde auf ewig verbunden. Wir begleiten sie als Zeugen der Einsegnung in die Kirche, wo der Geistliche wohl unser schon wartet."

In diesem Augenblick ertönte die Glocke. — Man folgte dem gegebenen Zeichen. Die Dorfjugend sang einen frommen Vers, der die Gemüther von allen zerstreuenden Gedanken zu dem heiligen Akte sammelte. Die Einfalt der ceremoniösen Form bewirkte, daß das Wesentliche seinen Eindruck nicht verfehlte. In Kurzem, nicht länger als der Mensch eine religiöse Erhebung, und was sich von Gedanken daran knüpft, zu hegen fähig ist, war Alles vorüber.

Man kehrte in das Wirthshaus zurück. Die Tafel war nach Umständen geschmackvoll bereitet; auch der Herr Pfarrer war geladen. Gerade die höchst frugale Einrichtung des Mahles, wozu noch der Pfarrhof einiges von Service hatte hergeben müssen, erhöhte die allgemeine Gemüthlichkeit. Der Bräutigam stellte sich durch innere Freude ganz verjüngt dar. Die Braut, bei welcher die Spuren jenes Sturzes kaum mehr sichtbar waren, sah wirklich ganz allerliebst aus; wie es denn im Leben feierliche Momente gibt, wo die Gestalt des Menschen sich durch Erhebung des Gemüths selbst idealisirt, eine Verklärung, die sogar der Kunst kaum zugänglich, und wohl nur von den größten Meistern annähernd dargestellt worden ist.

Dem Consulenten war eine Vergleichung der beiden Frauen nahe gelegt. Wie der Rechtsmann von der Confrontation oft das Entscheidendste erwartet, so lernt der Kunstmann in Sachen der Schönheit, der natürlichen wie der nachgebildeten, durch Vergleichung mit einem Blicke mehr, als durch die sorgfältigste einseitige Betrachtung. — Marianne war sehr reizend, aber doch — welch ein Abstand von seiner Gattin, die seit einer uns bekannten Katastrophe ihrer plastischen Schönheit auch die Grazie der Anmuth beigegeben. — Marianne war durch die Wendung ihres Schicksals, durch die Erscheinungen der Gegenwart gleichsam über sich selbst erhoben; aber ihre geistige Unterordnung unter eine höher gebildete Frau entging Niemand, am wenigsten ihr selbst. Grüner sagte sich, daß sie ganz des guten Sailers, seiner mäßigen Wünsche und Bestrebungen würdig sey, daß sie aber wahrscheinlich bald nach dieser vorübergehenden Exaltation sich in die Mittelsphäre bürgerlicher Häuslichkeit zurückfinden und stellen werde, während er in seiner Gattin für ihn selbst und für die Kinder durch ihre Bildung und gerechten Ansprüche die Fortleiterin und Trägerin der Weiterbildung, des wachsenden Ansehens und Wohlstandes erkennen mußte. — So erschien ihm denn die Convenienz in ihrem rechten Lichte durch den unverkennbaren Einfluß auf die Erlangung der Notabilität im Staate, und zugleich im schönsten, weil sie vom Herzen kein Opfer forderte, sondern vielmehr dessen Bedürfnisse auf's Beste mitbesorgte.

Nach Tische kam der Amtsrichter zu Pferd, und erhöhte als ein ebenso gesellig aufgeräumter, als geistig

gebildeter Mann die Heiterkeit. Es fehlte nicht an pikanten und witzigen Anspielungen, die jedoch kein zartes Gefühl verlezten. — Die Stunden entflohen schnell; man ward des behaglichen Bewußtseyns froh, daß Alles gut gegangen, eine Satisfaktion, deren gesittete Menschen theilhaftig werden, wenn sie von Versuchungen zur rechten Zeit einlenken und die Umstände mit kluger Mäßigung sich dienstbar machen.

Beim Abschiede von den Brautleuten, welche in einem Kaleschlein nach B. zurückfuhren, um ihren Einzug in die Stadt vorzubereiten, forderte die Consulentin von ihrem Gatten, daß er der hübschen Braut einen herzlichen Kuß gebe, was auch sofort unter ihren Augen mit aller Zuneigung geschah. Es war wohl der lezte Austritt des erotischen Intermezzos. War Marianne ganz zur Besinnung gekommen, so mußte sie sich Glück wünschen, für einen temporären Liebhaber einen beständigen Freund und einen braven Gatten obendrein eingetauscht zu haben.

Wenn sich auf dem Heimwege Grüner fragte, was wohl seine Gattin zu dem Arrangement des heutigen Tages gerade in dieser Art bewogen haben möge, so mußte er sich sagen, daß die kluge Frau hiedurch, als durch ein öffentliches Verfahren, einen Abschluß der sie beunruhigenden Verhältnisse herbeigeführt habe. — Der Erfolg rechtfertigte ihr Benehmen. Die beiden Familien lebten jede nach ihrer Weise in der besten Harmonie, und es wäre zu wünschen, daß alle Extravaganzen im geistlichen, weltlichen und häuslichen Stande sich auf eine solche friedliche Weise zurecht finden möchten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsezung.)

Die Servants. Voltaire und Gibbon.

Bridel hat in einer kleinen Schrift über einen andern interessanten Gegenstand unseres Landes gesprochen, nämlich über die vielen im Volksglauben der Waadländer umgebenden Kobolde und gespenstigen Wesen. Sie heißen hier zu Land Servants. Der bösen und feindlichen sind viel mehr als der guten. So spuckt da der Nion-ne l'ou (Niemand hört ihn), der des Nachts auf die Aecker schleicht und da bösen Samen ausstreut; ferner der Tsevelo, eine Art von Hermaphrodit, der bald Männer, bald Mädchen an der Nase herumführt; der Tsanterai, der bei seinen schlechten Streichen immer hüpfen und springen muß; der kleine Kauskuairion mit aufgeschlagenem Schwanz, ein Kinderschreck; die Tschauzavillia, die sich den Schlafenden wie ein Alp auf die Brust hockt und sie mit fürchterlichen Träumen quält, und endlich der Grabellin oder die Bita-craza (la bête à griffes), ein fürchterlicher Kobold, welcher in der St. Michelsnacht sieben andere Kobolde anführt, die verkehrt auf Wildschweinen sitzen und den Schwanz als Zaum führen; er reitet ihnen voran, und wenn sie auf die Höhe des Jura kommen, stürzt er sich mit ihnen in die Tiefe, um da zu liegen bis in's folgende Jahr. So böse Servants sollen es auch gewesen seyn, die voriges Jahr aus dem Thal Aosta den Typhus auf den St. Bernhard brachten, woran Alle im Hospiz schnell und gefährlich erkrankten, und fünf Geistliche und Maroniers starben; gute Servants hingegen standen auf der waadländischen Grenze und ließen die ansteckende Krankheit nicht herüber. — Aber nicht allein von Kobolden weiß Bridel Anziehendes zu erzählen, sondern auch von Voltaire und Gibbon, deren er sich recht gut erinnert und eine Menge komischer Züge von ihnen kennt, von denen ich nur Einen anführen will.

Gibbon wohnte 1776 in Lausanne und war in Briefwechsel mit Voltairen in Ferney. Sie hatten sich nie gesehen und kannten sich nur durch Briefe. Voltairen war der Ruhm des Britten fatal, und er schrieb beleidigend über seine Persönlichkeit. Darauf machte Gibbon eine Satire, worin er Voltairen als einen heftigen, jähzornigen und bissigen Menschen darstellte. Dagegen machte Voltaire eine Karrikatur, worin er Gibbon, der bekanntlich nichts weniger als schön war, wie einen Zwerg schilderte mit dickem Bauch, ungeheurem Kopf, platter Nase u. s. w. Diese Karrikatur schickte er ihm nach Lausanne. Von nun an hörte der Briefwechsel zwischen beiden auf. Einige Zeit darauf ging Gibbon nach Genf und besuchte seinen Freund Tronchin, der bekanntlich auch mit Voltairen sehr befreundet war. „Voltaire mokirt sich über mich," sagte er unter anderm zu ihm; „ich will ihm aber einen Besuch in Ferney machen, denn man sagt, er sey nichts weniger als schön." Tronchin, der sich gerne amüsirte und bei dem Charakter der zwei Männer eine Reihe komischer Scenen voraussah, hatte nichts Nothwendigeres zu thun, als Voltairen von dem bevorstehenden Besuch zu benachrichtigen. Dieser ließ gleich Mad. Denis, seine Nichte, kommen, welche die Honneurs seines Hauses machte, und sagte zu ihr: „Es wird ein häßlicher Engländer kommen, Sie werden alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn haben, denn es ist ein Mann von großem Verdienst, auf den ich große Stücke halte; aber ich kenne seine Absicht, er wird mich nicht sehen." Darauf verschloß er sich in sein Arbeitszimmer. Schon zwei Tage hernach kommt Gibbon in Voltaires Schloß an und läßt sich melden. Mad. Denis empfängt ihn sehr artig im Salon, sagt ihm aber, Voltaire wolle ihn nicht sehen. Darauf sezt er seinen Lehnstuhl mitten in das Zimmer und sagt so laut, daß es Voltaire im Nebenzimmer hören konnte: „Da er mich nicht empfangen will, so gehe ich auch nicht fort." — Hierauf schickte er seinen Wagen zurück und blieb im Haus. Die Nacht kam, man mußte ihm wohl ein Zimmer und Bett anbieten, und so aß und trank er auch mit den Damen des Hauses. Den folgenden Tag war es ebenso, und Voltaire kam immer nicht zum Vorschein. Zwar bemerkte ihm Mad. Denis: „Mais, Monsieur, votre visite est bien longue, elle ennuie Monseigneur" (denn so ließ sich Voltaire nennen). „Das ist mir ganz gleich," erwiderte der Engländer, „ich bin gekommen, um ihn zu sehen, und ich gehe nicht fort, ohne ihn gesehen zu haben." Dabei verblieb's drei Tage lang. Endlich wurde Voltaire ungeduldig, denn er konnte nicht aus seinem Zimmer. Deßhalb schrieb er Gibbon ein Billet folgenden Inhalts: „Monsieur, Don Quichotte prenait des auberges pour des châteaux, mais vous, vous prenez mon château pour une auberge." Darauf antwortete Gibbon gleich mit folgenden Versen:

En ces lieux je comptais voir le Dieu du génie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais comme Lucullus, auquel je porte envie,
Chez vous on boit, on mange, et l'on ne vous voit point.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. August 1839.

Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut.

Goethe.

Leben in Athen.

Abschied.

In den lezten Monaten vor meiner Abreise von Athen wohnte ich in dem Hause des Herrn Spiros Vamburis in der Psiri.* Als ich dies Haus bezog, wußte ich nicht, welch geheimen Schatz es verberge. Mir gefiel es damals deßwegen so gut, weil es ganz neu und reinlich war, und weil man von seinem Balkone aus weit umher sehen konnte, über die ganze junge Stadt hin und über einen großen Theil des Kephissosthales, so daß der Oelwald, der Lykabettos ** und die Akropolis im Gesichtskreise lagen. Hinter dem Hause war ein Hofraum, den die Hausfrau stets sehr fleißig gekehrt hielt, und in dem Hofe stand die bescheidene Wohnung meines wohlhabenden Hausherrn, eine niedrige Hütte mit einer Thüre, einem Fenster und einer Stube, die Thüre ohne Schloß, die Fenster ohne Scheiben und die Stube ohne gedielten Boden, so daß diese Schöpfung des engsten Bedürfnisses im Gegensatz zu dem vor ihr stehenden Ziergebäude zu erfreulichen Bemerkungen Anlaß geben konnte, welch schöner Spielraum in aufblühenden Ländern dem Fleiß und der Sparsamkeit gegönnt ist.

Anfangs nun hatte ich sehr wenig Verkehr mit meinen Hausleuten. Herr Spiros begab sich in aller Frühe, wenn ich noch in den Federn, oder höchstens im Schlafrocke war, in seine Bude am Bazar, wo er Leinenzeug, Tücher, Halsbinden, Handschuhe und andere derlei Dinge verkaufte, und wofür er Herrn Finley dreihundert Thaler Miethe bezahlte, und Abends kam er gewöhnlich erst nach Hause, wenn ich schon in der Lokanda unter meinen Freunden saß, so daß ich ihn nur äußerst selten zu sehen bekam. Frau Maria, seine ziemlich bejahrte Schwester, der ich öfter begegnete, ging still an mir vorüber, und ließ es, wenn sie mir in der Fruhe einen guten Morgen geboten hatte, wohl für den ganzen Tag über dabei bewenden; die Nichte aber, die sie als eine Waise zu sich genommen, war, wie es schien, strengstens beauftragt, mich wo möglich gar nicht anzusehen. Wenigstens pflegte sie, wenn ich durch den Hof ging, sich immer etwas zu

* Psiri heißt den neuen Athenern jener Theil ihrer Stadt, der sich vom Theseustempel ostwärts gegen den Lykabettos hin erstreckt. Die Grenzen desselben scheinen nicht genau bestimmt zu seyn, so wie ich auch über die Ableitung des Namens, der sich zu Deutsch ohngefähr mit Läuseviertel übersetzen ließe, nichts Genügendes beizubringen weiß.

** Unter dem Lykabettos ist hier die Felsenpyramide verstanden, welche bei den meisten ältern Topographen Athens als Anchenos aufgeführt wird, der aber Dr. Forchhammer aus Holstein durch eine im Jahre 1834 erschienene Schrift über die Topographie von Athen für immer wieder zu ihrem ursprünglichen Namen verholfen hat.

schaffen zu machen, was mich um den Anblick ihres schönen Antlitzes brachte. Entweder hob sie ein Steinchen auf, an dem ihr noch einen Augenblick vorher nicht das Geringste gelegen war, oder sie richtete etwas an ihren Schuhen zurecht, oder sie setzte sich auf eine Bank und legte ihr Köpfchen in die Hände, ja einmal wußte sie sich, als ich plötzlich erschien, während sie gerade ein großes irdenes Geschirr reinigte, gar nicht anders zu helfen, als daß sie ihr niedliches Köpfchen mit Haut und Haar in den Topf steckte, wobei ich übrigens nicht umhin konnte, aus seinen Tiefen ein liebliches Kichern zu vernehmen. Nichtsdestoweniger fiel das Mädchen doch zuweilen aus der Rolle, und ehe ich acht Tage im Hause war, hatte ich mich vollkommen überzeugt, daß die junge Nichte eines der schönsten Mädchen von Athen war. — So ging es Anfangs; nach und nach aber, als sich den Hausleuten meine edlere Natur erschlossen, das heißt, als sie bemerkt hatten, daß ich Abends gewöhnlich nach Hause komme, mich im Wein nicht übernehme, meinen Bedienten nie prügle und alle Monate den Miethzins pünktlich bezahle, da änderten sich die Verhältnisse sehr zum Bessern.

Eines Sonntags kam Herr Spiros in der Frühe mit all seinen Prachtstücken, seiner schneeweißen Fustanelle, seinem werthvollen tunesischen Fes, seinem blauen, feintuchenen, mit Seide verbrämten Galeki angethan, einen kostbaren Bernsteinrosenkranz in den Händen, zum Besuche herauf und gab, während er eine Kugel dieses Kranzes nach der andern langsam abrollen ließ, nicht undeutlich zu verstehen, daß die hohe Gesittung, die ich bisher an den Tag gelegt, ihn und seine jungfräuliche Schwester sehr für mich eingenommen und ihn bestimmt habe, durch diesen Besuch mir persönlich seine σεβάσματα, seine Verehrung, zu bezeugen. Ich dankte meinem wohlgesinnten Wirthe herzlich für seine gute Meinung von mir und versprach, mich derselben immer würdiger zu machen, wobei ich ihm kräftig die Hand schüttelte und ihn Platz zu nehmen bat. Ich ließ Pfeifen und Kaffee bringen, und während wir schmauchten und schlürften, plauderten wir wie zwei innige Handelsfreunde über Muskatnuß, Rosinen, Arack und Zucker und seidene Halstücher, bis sich unser Gespräch, je mehr wir erwarmten, emporschwang und zuletzt freundlich und lebhaft über Handel und Gewerbe, Staat und Kirche schweben blieb. Ich glaube sagen zu dürfen, wir haben uns verstanden, denn Herr Spiros verließ mich mit sehr schmeichelhaften Reden über die Deutschen, unter denen er wieder mich am meisten heraushob, und versprach, öfter zu kommen, welchem Versprechen er denn auch durch einen regelmäßigen Sonntagsbesuch treu blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Wohl dir, gute Muhme, daß du schläfst und den Greuel nicht mehr mit ansiehst! Die ehrliche, sonst so menschenfreundliche Frau konnte toll werden, wenn ihr etwa ein neues Kattunkleid mit munterem Muster am Leibe einer Magd im Hause ein Aergerniß gab und nun im Familienkreise das Kapitel vom schändlichen Luxus, der immer weiter in den Ständen um sich greife, auf's Tapet kam. Der Kattun war es ganz besonders, woran sich ihre Invectiven auf das gegenwärtige Verderben und ihre Lobsprüche auf die Sitteneinfalt in Poschen, Stelzschuhen und der Puderfrisur entzündeten. Der Kattun, wie ihn ihre Mutter, die Commerzienräthin, getragen, mit dem Blumenschmelz, wie aus Metall getrieben, unverwüstlich nach Stoff und Farbe, war ihr das Symbol einer bessern, einer solideren Zeit, welche zwischen rechten Leuten und Pöbel auch im Aeußerlichen den gebührenden Unterschied machte, und wo Jeder, der Höhere, um sich in ehrenwerther Stellung zu erhalten, der Niedrige, um sich emporzubringen, das Seinige zu Rath hielt. Dagegen im nivellirenden, hinfälligen und aufgesteiften, wasserscheuen, gleißnerischen Gewebe, das kaum so lange dauert, wie die modische Façon, in die es verschnitten worden, versinnlichte sich ihr so recht eine neue, widerwärtige Welt voll allgemein entfesselter Triebe und Begierden, wo man täglich einer neuen Thorheit nachjage und doch das Geld täglich seltener werde, und wo die unverschämte Dirne mit ihrer Dienstfrau ungestraft im Putze wetteifern dürfe. Als ein Kind dieser Zeit nahm ich die Partie derselben; ich bewies der Muhme, daß nie so viel Geld dagewesen als jetzt, nur anders vertheilt als sonst; ich setzte ihr auseinander, wie es mit allen Erscheinungen der Zeit zusammenhänge, wenn der bunte Blumenflor auf dem Produkt von Millionen Baumwollenspindeln immer weiter abwärts in den Ständen Schultern und Hüften der Weiber umranke und daselbst rasch verwelke, um sogleich, und nur um so reizender wieder aufzusprießen; ich versicherte ihr, diese Bewegung werde nicht eher stille stehen, als bis die niedrigste Magd in Kattun gekleidet gehe, gegen den der schönste Schanzlooper ihrer Mutter, der Commerzienräthin, sich nicht sehen lassen durfte. Meist entzündete sich bei solcher Gelegenheit ein heftiger Streit zwischen den Repräsentanten zweier Zeitalter, und nicht selten lief sie am Ende, auf's Aeußerste gebracht, aus dem Zimmer, oder noch einfacher, sie hieß mich meiner Wege gehen. Mit später Reue fühlte ich dann immer recht lebhaft, wie thöricht es ist, Weibern Vernunft und Nationalökonomie zu predigen; und wer weiß?

ich habe mich wohl gar mit meinen Schutzreden für den albernen Kattun aus ihrem lezten Willen hinausargumentirt.

Sieh da die Bilderbude, vor dreißig Jahren mein Louvre und vatikanisches Museum, wo des Lebens höchster Ernst, wie seine heiterste Lust in den bedeutsamsten Schilderungen, schwarz und kolorirt, das kindische Gemüth sich selbst entrückte, wo vor Allem Blätter voll Blut, Pulverdampf und bunten Monturen die beliebte Palette waren, mit der sich die Einbildungskraft jene Tage ausmalte, deren historische Namen so vornehm schauerlich klangen: Austerlitz, Jena, Eilau, Abensberg, Eßling, Wagram, Saragossa, Smolensk, Borodino, Moskau, Milojaroslawez. — Die Bude ist dicht umdrängt von Zuschauern, und vor keinem Kram tritt so sehr die Seele auf die Gesichter als hier. Der eine, den eben ein ernst historisches Sujet, etwa der Stich eines bethlehemitischen Kindermords, beschäftigt, zieht die Augbraunen zusammen und wirft die Unterlippe heraus; ein Anderer, vor den entzückenden Pariser Weiberköpfen, wiegt mit lustern geöffnetem Munde und verlangenden Blicken den Kopf hin und her; ein Dritter, bei dem die Augen immer kleiner werden und der Mund immer größer, steht im Begriff, die Pointe eines Krähwinklerstücks loszubekommen, z. B. wie der Burgermeister von Krähwinkel über dem Clavierspiel seiner Tochter ganz weg ist.

Hier ladet sich der Landgentleman für das ganze Jahr mit poetischem Stoff und mit sinnlichen Anschauungen; hier berichtigt er mit lebhaftem Genuß seine Begriffe von der Zeitungs- und anderer Lekture her. Er lernt die liebenswürdige Familie Louis Philippes, die jugendliche Trägerin dreier Kronen, Doktor Strauß und den Erzbischof von Cöln von Angesicht zu Angesicht kennen; er wohnt dem Sturme von Constantine bei und macht die Fahrt auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, auf dem einen Blatt in den Personenwagen, auf dem andern in Gesellschaft von Wagenballen, Pferden und Ochsen.

Indem ich die Bilderausstellung mustere, fällt mir sogleich auf, daß sie ungleich ausgedehnter ist als an ähnlichem Ort und bei gleicher Gelegenheit in meiner Jugend. Wie das Lager des Ellenkrämers, so ist auch die Kunst im Ledersack des ambulirenden Bildermanns länger und breiter, vielseitiger und mannigfaltiger geworden, und es braucht kein Nachdenken, um die Hauptquelle dieser Entwicklung in der Erfindung der Lithographie zu entdecken. Diese Erfindung hat aber nicht nur die Produktion überhaupt ungeheuer geschwellt, sie hat auch der Kunstrepräsentantenversammlung, dergleichen eine Marktbude ist, formell eine ganz andere Physiognomie gegeben.

Unter der ausschließlichen Herrschaft des Kupferstichs zerfiel das Ganze deutlich in zwei Classen, mit wenigen Uebergängen, in die vornehmen, anspruchsvollen Stiche, und in den gehudelten Plunder für Kinder, groß und klein, und für Wirthsstuben. Jezt, Dank der allumfassenden Lithographie, ist die Kluft durch eine breite Masse der mannigfaltigsten Schildereien ausgefüllt, die hier in das höhere Gebiet hinanreichen oder sich hinauflügen, dort mit oder wider Willen zum Gemeinsten herabsinken. Es zeigt sich nun aber auffallend, daß diese reiche Blüthe, diese strozende Entwicklung in den mittlern Sphären, wohl naturgemäß, ein Welken und Verschlechtern an den beiden Extremen zur Folge gehabt hat. Wie viel am obern Ende die eigentliche Kunst durch Zurückdrängung des Kupferstichs gelitten hat, davon mag ich hier nicht sprechen; mich beschäftigt hier zunächst nur der andere Pol, dem, als seiner Domäne, das Gemüth des Kindes sich vorzugsweise zurichtet; und hier drängt sich nun die Bemerkung auf, daß die geringste Waare, die Bildergalerie des Kindes und des Armen, seit dem Einbruch des Steindrucks unendlich reicher zwar und wohlfeiler, aber auch im selben Verhältniß schlechter, liederlicher, gesudelter, unnatürlicher geworden ist.

(Fortsezung folgt.)

David II.

Mit einem Riesen will ich kämpfen,
Und seinen rohen Hochmuth dämpfen,

Wenn auch, gelagert Zelt an Zelt,
Ein Heer Philister mich umstellt:

Ich lächle Goliath, deinem Spott!
Mit mir ist ja der Musengott!

Aus meiner Dichtung Schleuder frisch
Entsaust der Kiesel mit Gezisch;

Getroffen auf die hohle Stirn
Verstäubt des Riesen Strohgehirn.

Triumph! die Schleuder echter Dichtung
Ist des Philisterthums Vernichtung!

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, August.

(Fortsezung.)

Voltaire und Gibbon. Hôtel Gibbon.

Gibbon schickte Voltairen diese Verse und reiste gleich darauf ab. Während seines dreitägigen Aufenthalts in Ferney hatte er sich aber bei den Hausleuten nach den Gebräuchen und Gewohnheiten des Herrn erkundigt, und auf das, was er von ihnen erfahren, gründete er seinen fernern Operationsplan. Nach einigen Wochen kam Gibbon wieder.

Diesmal aber hatte er seinen Wagen im Ort gelassen und war zu Fuß und recht früh nach dem Schloß gegangen, wo noch Niemand von denen wach war, die ihn hätten in den Hof treten sehen können. Hier fand er auch nur den Kutscher. Er wußte, Voltaire hatte eine kleine Stute, die er seinen andern Pferden vorzog. Er bittet den Kutscher, sie ihm zu zeigen. Im Stall sagt er zu ihm: „Höre, guter Freund, wenn du die Stute in den Hagebuchengang willst laufen lassen, so verspreche ich dir ein gutes Trinkgeld.“ Der Kutscher war's zufrieden, und indessen versteckte sich Gibbon im Gebüsch dieser Allee. Die Stute kommt lustig gesprungen und läuft keck in dem Baumgang auf und ab. Voltaire, der zu dieser Zeit schon auf war und in seiner auf die Allee herausgehenden Bibliothek seine Briefe vom vorigen Abend las, hört es, öffnet das Fenster, fragt, warum die Stute hier herumlaufe, und als ihm der Kutscher antwortet, sie sey ihm ausgekommen, eilt er im Schlafrock und der Nachtmütze aus dem Haus in die Allee, um die Stute auffangen zu helfen. Voltaire war damals zweiundachtzig Jahre alt, furchtbar mager und im Gesicht eingefallen, ohne Zähne und Lippen, mit entsetzlich vorstehendem Kinn und Kahlkopf, kurz eher einem großen alten Affen, als einem Menschen ähnlich. Als ihn Gibbon gesehen hatte, trat er aus dem Gebüsch hervor und ihm gerade entgegen, betrachtete ihn vorn und hinten, oben und unten, und sagte dann in die Hände klatschend und spottend zu ihm: „Adieu, Voltaire, je t'ai vu cette fois, tu n'es pas beau non plus.“ Damit ging er. Voltaire aber kehrte wüthend, sich überlistet zu sehen, in seine Bibliothek zurück, rief seinem Sekretär Wagnière und sagte zu ihm: „Cours vite après cet Anglais et demande-lui douze sous pour avoir vu la bête.“ Der Sekretär findet Gibbon noch, nahe bei dem Schloßgitter, und eilt mit den Worten auf ihn zu: „Monsieur, Monseigneur exige que vous me donniez douze sous pour avoir vu la bête,“ worauf Gibbon antwortete: „C'est juste, en voilà vingt-quatre; tu diras à ton Seigneur, que j'ai payé pour deux séances; je reviendrai demain.“ Wahrscheinlich war Voltaire indessen zu sich selbst gekommen und hatte eingesehen, wie unwürdig sein Benehmen sey, und wie lächerlich er sich selbst durch den Vergleich mit der Bête mache; denn als ihm Wagnière die Antwort Gibbons gebracht hatte, erwiderte er beschämt: „Ce diable d'Anglais est plus méchant que moi, il me jouera quelque mauvais tour, il faut faire ma paix avec lui. Wagnière, il faut aller l'inviter à venir dîner demain avec moi.“ Wirklich schickte er ihm den folgenden Tag eine schriftliche Einladung und ließ ihn in seiner Kutsche mit allem Ceremoniel abholen. Gibbon kam auch und betrug sich als wahrer Gentleman, denn er war artig und that, als sey nichts vorgefallen. Voltaire empfing ihn beim Aussteigen aus dem Wagen und stellte ihn der versammelten und eigens für ihn eingeladenen Gesellschaft vor. Bei Tisch jagte ein Witzwort dieser beiden Männer das andere. Von nun an waren sie gute Freunde. Gibbon besuchte häufig den alten Voltaire und blieb gewöhnlich drei bis vier Tage bei ihm. Natürlich war nie die Rede von dem, was in der Hagebuchenallee vorgefallen war. Hier bewunderte man nur die herrliche Aussicht auf die Gletscher und auf den Genfer See, die noch ist wie damals.

Man muß den fast neunzigjährigen Dekan Bridel mit seiner unnachahmlichen Laune und Mimik von jenen Servants wie von den Männern und der Geschichte seiner Zeit sprechen hören, wenn er Abends zu Montreux, umgeben von schönen und liebenswürdigen Frauen und Mädchen, seinen nahen und fernen Verwandten, im Garten des Pfarrhauses beim Thee sitzt und sich die zauberisch schönen Berge umher und gegenüber von der niedergehenden Sonne röthen, in der Seefluth malen und zwischen all dies freundliche Geplauder die Abendglocken von den umliegenden Dörfern läuten.

Vorige Woche habe ich einen meiner Sommerausflüge am See hinauf gemacht, um mir im Umgang mit waadtländischen Freunden das in Genf fast eingefrorene Gemüth zu erwärmen. In Lausanne sah ich auch zwei interessante Fremde wieder, Ad. Mi**ckiewicz** und Sainte-Beuve. Jener wird hoffentlich die an der Akademie ledige Professur der lateinischen Literatur bekommen und dadurch der Lehranstalt eine große Zierde werden. St. Beuve gibt diesmal keine Vorlesungen, sondern arbeitet in ländlicher Ruhe für sich. Sein vorjähriger Curs über die Geschichte von Port-Royal ist noch unvergessen.

In Lausanne wohnte ich diesmal nicht bei alten Gastfreunden, sondern aus Neugierde in dem neuen Hôtel Gibbon, das ein Deutscher (Burgdorfer vom Rhein) mit deutschen Kellnern inne hat. Es ist in jeder Beziehung tüchtig verwaltet und ein treffliches Exemplar schweizerischer Gastwirthschaft. Lage, Einrichtung, Dekoration, Bedienung und Tisch können meisterhaft genannt werden und ziehen Schaaren vornehmer Fremden herbei. Ein eigenthümlicher Vorzug dieses Hauses vor allen seines Gleichen in Lausanne und vor vielen ähnlichen in der Schweiz ist die herrliche Aussicht seiner dem See und den Seebergen zugewendeten Zimmer, Conversations- und Eßsäle und Terrassen. Ich habe Fremde gesehen, die Tag und Nacht wie an ihr Fenster gebannt waren, und ich selbst, dem dies großartige Epos täglich vor Augen steht und zur zweiten lieben Heimath geworden ist, ich habe mich in den Momenten des frühen Morgens, des Sonnenuntergangs und des Mondscheins nicht von diesem Zaubergemälde losreißen können, dem wohl wenig in der Welt an reicher, mannigfaltiger Anmuth zu vergleichen ist. Selbst des Nachts, wenn das leuchtende Silberband des Vollmonds von einem Ufer zum andern über den See zitterte, verfiel ich manchmal in süßes Träumen, und dann schien es mir, als wenn Gibbons Geist, der lange hier heimisch war, zu seinem stillen Lieblingsaufenthalt zurückkehrte, sich wundernd über das bunte, laute Treiben reisender Leute aus allen Theilen der Welt, auf der Stelle, wo er vor sechzig Jahren in traulichem Cabinet gelehrt, geistreich, aber nicht ohne Vorurtheil und Einseitigkeit im Geist seiner Zeit über den Verfall des römischen Reichs dachte und schrieb. Ich habe Engländer sehr unwillig sprechen hören über die Entweihung ihres großen Historikers, der hier zu einem Gasthof seinen Namen hergeben müsse. Diese Tadler schätzen aber auf der einen Seite Gibbons Verdienst zu hoch und bedenken auf der andern nicht, daß hundert Jahre früher Friedrich II. als Kronprinz in dem nahen Städtchen Morges einem jungen Gastwirth die Erlaubniß gab, am neuen Haus des Prinzen Porträt als Schild auszuhängen und den Gasthof nach ihm zu benennen, wie es noch zu sehen ist. — Wenn man aus den Fenstern dieses Gibbonshauses das Seeschloß Chillon so reizend in der Fluth liegen sieht, wie eine große Seelilie, mag man sich an das erinnern, was mir Dekan Bridel darüber erzählt. Ein Bauernmädchen seiner Gemeinde im Gebirg des waadtländischen Oberlands, die noch nie ihr schönes Hirtenland und dessen Berge verlassen hatte, kam endlich einmal an den See, und als sie bei Villeneuve das Schloß Chillon erblickte, rief sie ganz entzückt einmal über das anderemal aus: Quel beau Chalet!

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. August 1839.

Solche Düfte sind mein Leben,
Die verscheuchen alles Leid:
Blühen auf dem Berg die Reben.

L. Uhland.

Sommerlieder.

VI. Traubenblüthe.

An den Büschen, auf den Bäumen,
In des Waldes schatt'gen Räumen
Manche süße Frucht schon reift;
Muntre Jugend ohne Säumen
Aus zu lust'ger Plündrung streift.

Kirschen, roth' und schwarze lachen
Aus dem Laub', Erdbeeren fachen
Sehnsucht an in Herz und Mund,
Und das Fest des Täufers machen
Kindern rothe Träubchen kund.

Im Dickicht verschlungner Sträuche
Dort in purpursammtner Weiche
Saftig die Himbeere hängt,
Die Brombeere selbst, die bleiche,
An schon sich zu färben fängt.

Denkend ihrer Kinderzeiten,
Wo sie auch sich dran erfreuten,
Schauen in harmloser Ruh
Die Erwachsnen dem Freibeuten
Der entzückten Kinder zu.

Jener Zauber ist zerschlagen,
Der für sie in frühern Tagen
Der Pomona Reich umwob,
Und an fruchtbehängten Hagen
Sie in's Paradies erhob!

Ich auch, der, ein selig Wesen,
Einst die Büsche abgelesen,
Sehe mit gleichgült'gem Sinn,
Von dem Kindsgelüst genesen,
Auf die süßen Schätze hin.

Aber welch ein geistig Düften
Kommt in sonnig warmen Lüften,
Schwächer jezt und stärker bald,
Wie es nicht in Bergesschlüften
Weht, und nicht im Tannenwald?

Oh! es ist die Rebenblüthe,
Die so mächtig im Gemüthe
Weckt das Bild von Herbst und Wein!
Hoffnung schließt, die unverglühte,
Feurigen Genuß schon ein!

Schon den Winzer seh' ich schreiten
An des stein'gen Berges Seiten,
  Der von Traubenlasten schwitzt,
Seh' den Most schon, der in weiten
  Bogen aus der Kufe spritzt.

Seh' schon, wie im andern Jahre
Der vergeistigte, goldklare
  Wein, gezähmt, dem Faß entquillt,
Wie der Trank, der wunderbare,
  Trübsinn, Durst und Unmuth stillt.

Doch wohin, o Duft der Reben,
Machst du meine Seele schweben,
  Daß sie ganz entzückt, berauscht,
Dies leibhafte Sommerleben
  Mit der Zukunft Schaum vertauscht?

Lächelnd sah des Kinds Verlangen
Ich an rothen Beeren hangen,
  Sah's von dem Genuß beglückt;
Und nun färbt mir Schaam die Wangen,
  Daß mich selbst ein Duft entzückt.

Leis' im innersten Gemüthe
Eine Stimme flüstert: „Hüte
  Dich vor ungeduld'ger Hast!
Freu' dich jezt der Rebenblüthe,
  Doch des Weins, wenn du ihn hast!"

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Bald darauf begab sich ein neues Ereigniß, das die angenehmsten Folgen für mich nach sich zog. Es war nämlich, von Triest verschrieben, ein eiserner Ofen erschienen, der auf ein paar Stunden, bis die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange in meinem Zimmer getroffen seyn würden, in den Hof gestellt wurde. Während ich nun oben beschäftigt war, einem hellenischen Klempnermeister Anleitung zu geben, wie er, statt einer herauszunehmenden Fensterscheibe, eine Metallplatte einzufügen und in diese zur Aufnahme des Rauchfanges eine Oeffnung anzubringen habe, bemerkte ich mit großer Freude, daß unten Tante und Nichte mit erstaunten Blicken sich um den seltsamen Ankömmling herum bewegten und über den großen eisernen Topf, der sich auf vier schlanken Säulen so zierlich emporschwang, sich Fragen aufgaben, deren Beantwortung deutlich erkennen ließ, daß es ihnen viele Schwierigkeit machte, den Zweck dieses Geräthes zu enträthseln. Ich eilte dienstfertig die Treppe hinab, allein ehe ich noch den Boden erreicht hatte, war die flüchtige Nichte schon hinter ihrer Thüre verschwunden, und mir blieb nichts übrig, als meine Erklärungen, an denen ich auch die Entflohene so gerne hätte Antheil nehmen lassen, an die weniger scheue Kyria Maria zu richten. Sie sah mich verwundert an, als ich ihr auseinander sezte, es sey dies seltsame Wesen ein Ὀφέν,* ein Ding, wie man sich deren im Frankenlande zum Heizen der Zimmer bediene, und es habe dasselbe keinen andern Zweck, als in den nun herannahenden Wintertagen nach vaterländischer Weise auch mein Stubchen zu erwärmen. Sie schüttelte mißtrauisch lächelnd das Haupt, murmelte ein paar Mal Θεέ! Θεέ! o Gott, o Gott, und blickte uns ungläubig nach, als wir, der Klempnermeister, Jorgi, mein Junge, und ich mit vereinten Kräften den Ofen über die Treppe hinauf in meine Stube schoben. Am nämlichen Abende prasselten schon lustige Flammen in dem eisernen Topfe, eine behagliche Wärme breitete sich in meinen Räumen aus und der attische Boreas, der bisher durch die weiten Fugen der Fenster herein mein Zimmer unwirthlich zerlüftet hatte, konnte gegen die Anstrengungen meines Landsmannes nicht mehr aufkommen. Ich war überglücklich in seinem Besitze, denn die einzelnen kalten Tage in einem heißen Lande sind viel unleidlicher als ganze frostige Wochen unter einem Himmel, wo warme Sommermonate nur wie Schalttage erscheinen, die alle vier Jahre einmal eintreffen. Meine Freude theilte Jorgi, der beim ersten Anblick ein Verächter des Ὀφέν gewesen war, nun aber ein Bewunderer desselben wurde und mir durch viele Schmeicheleien, die er an ihn verschwendete, für die Geringschätzung, mit der er zuerst von dem Ankömmlinge gesprochen hatte, abbitten zu wollen schien.

Auch Kyria Maria glaubte ich zur Theilnahme an meinem Wohlbehagen einladen zu müssen. Ich bat sie ein paar Tage darauf sehr höflich, mich in meiner warmen Stube zu besuchen, und sie nahm meine Aufforderung dankend an. Ich hatte eine Ahnung, daß sie nicht allein kommen werde, und wartete in angenehmen Hoffnungen auf die Erfüllung ihrer Zusage. Es war an einem stürmischen, kalten Abende, als Kyria Maria mit zögernden Schritten und freundlich lächelnd bei mir eintrat, nicht allein, sondern an ihrer Hand die schöne Nichte. Ich empfing die beiden Athenerinnen mit allem Aufwand meiner boischen Grazie, und konnte nicht Worte genug

* Der hellenisirende Name für Ofen ist θερμάστρα, ein Wort, das übrigens, so wie die Sache selbst, den minder gebildeten Griechen unserer Zeit bisher noch unbekannt geblieben ist. Im Winter bedient man sich, wie in andern Südländern, zur Erwärmung der Zimmer der Mangali, thönerner oder metallener Kohlenbecken.

finden, um die Freude auszudrücken, die ich über den Besuch meiner Nachbarinnen empfand. Wir sezten uns, und nachdem die unerläßlichen Erkundigungen über gegenseitiges Wohlbefinden zu Ende waren, begann Kyria Maria mit forschenden Blicken meinen Hausrath zu mustern, bis sie endlich ihre Augen auf dem Ofen ruhen ließ und sagte:

„Fürwahr," ihr Franken habt doch Alles, was ihr zu einem vergnüglichen Leben braucht. Du hast den Winter mit seinem Schnee und Eis nun nicht mehr zu fürchten; denn das Ding da, dem ich es nie zugetraut, macht ja deine Stube so warm, daß der Winter gar nichts dagegen vermag; aber wir, wir sitzen oft ganze Tage an unserm Herde unten und reiben die erstarrten Hände und schüren und frieren doch noch immer zum Zähneklappern. Eine glückliche Nation, die Franken." — „Es freut mich, Kyria Maria," antwortete ich, „daß du es bei mir behaglich findest. Ich hoffe, du wirst an kalten Tagen noch oft herauf kommen, um dich zu wärmen. Und dann kommst du auch mit, liebe Nichte?"

Die Nichte blickte mich aus den großen, schwarzen Augen freundlich an und sagte: „Ach ja, wir werden nun wohl öfter zu dir kommen, mir gefällt es sehr gut hier oben." — „Das wird wohl so oft nicht geschehen, Irene," fiel die Muhme verweisend ein; „denn was würden die andern Franken sagen, wenn sie zu Kyr Ludovikos auf Besuch kämen und uns Weiber hier fänden? Das geht nicht, aber erweise uns nur du oft die Ehre und plaudere mit uns an unserem Herde, denn du mußt viel zu erzählen wissen. Wenn ich fränkisch verstände, ich würde Tagelang mit den Franken schwatzen. Sieh nur, Irene," fügte sie hinzu: „diese Kasten, diese Tische, diese Stühle, dieses Bett, Spiegel, Bücher, Waffen — wie das Alles so zierlich ist. Die sind nicht in unserm Lande gemacht, so wenig als das Ofeni, das sie dir über's Meer geschickt haben. Es müssen weise Leute seyn, die Franken!" — „Es geht an, Kyria Maria," antwortete ich, „du findest von allen Arten." — „Also weise und alberne? Nicht wahr, da wird es wohl auch gute und böse geben? Es geht zwar so unter den Leuten die Rede, sie seyen alle schlimm, allein ich glaube, einen oder den andern könnte ich schon liebgewinnen." — „Hab' ich's nicht gesagt?" sezte die Nichte hinzu, „ich meinte immer —" — „Schweig, Irene, schweig!" sagte, lebhaft sie unterbrechend, die Muhme. — „Ei, sprich nur aus, liebe Nichte! was meintest du denn immer?" — „Nein, nein," fuhr Kyria Maria noch etwas heftiger dazwischen, „sie spricht so viel unnützes Zeug; 's ist nicht der Mühe werth, es anzuhören. Was dich betrifft, Kyr Ludovike, so haben wir von Anfang an die höchste Verehrung für dich gehabt." — „Du auch, Irene?" fragte ich. — „Freilich," antwortete diese lächelnd. — „Und warum bist du denn immer geflohen, wenn du mich nur von ferne sahst?" — „Ich war zu furchtsam, Kyr Ludovike; ich wagte es nicht, dich anzusehen." — „Und nun getraust du dir's?" — „Wenn die Muhme bei mir ist, so darf ich es wohl." Die Muhme blickte sie streng an, das Mädchen wurde roth und ich suchte das Gespräch auf andere Dinge zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Löschanstalten.

Während ich dieses schreibe, raucht es in dem nahen Simmering aus 39 Häusern, die sämmtlich heute Nacht von einer Feuersbrunst verkohlt wurden. Simmering ist kaum eine halbe Stunde von Wien entfernt, ein freundliches Dorf, welches aber nicht weniger als 5000 Einwohner zählt, und sich alljährlich noch vergrößert, da hier die bekannte Simmeringer Haide liegt, wo die großen Wettrennen abgehalten werden. Bei der Nähe und steten Communication von und mit Wien, ist ein solcher Brand etwas Außerordentliches. Man thut sich in Wien sehr viel auf die guten Löschanstalten zu gute, und es ist buchstäblich wahr, daß die Leute im ersten Stocke nicht die geringsten Anstalten zur Rettung ihrer Habe machen, wenn es im dritten Stocke über ihrem Haupte brennt; man hat Vertrauen, und mit Recht; seit Jahren ist innerhalb der Stadt kein Feuer entstanden, welches mehr als die Stelle, oder höchstens das Haus, wo es entstanden, verheert hätte. Die städtische Feuerlöschanstalt, sowie die ganze Aufsicht, Leitung und Entscheidung in Feuersachen in der Stadt, den Vorstädten und einigen umliegenden Ortschaften sind dem Unterkammeramte zugewiesen. Daselbst ist die Vorsicht getroffen, daß nebst den vier Feuerknechten, welche immer im Amte anwesend sind, auch von den Schornsteinfegern, Zimmerleuten, Maurern und Ziegeldeckern, von jeder Gewerbsclasse vier Gesellen wechselsweise immer im Amte zur Hand seyn müssen, so daß daselbst stets ein Corps von zwanzig Arbeitern bereit steht. Außerdem werden zur schnellen Bespannung der Wagen und Spritzen immer drei Paar Pferde im Unterkammeramte und acht Paar auf zwei andern Punkten der Stadt im vollen Geschirr parat gehalten. Auf dem Stephansthurme befindet sich ein durch Littrow verfertigtes Teloscop, welches in Verbindung mit einem ortsbestimmenden Instrumente steht, so, daß wenn der Thurmwächter das Teloscop auf den Punkt hinrichtet, wo das Feuer sich zeigt, das Instrument zu gleicher Zeit den Bezirk und die Hausnummer angibt, was der Wächter dann durch das Sprachrohr der Wache unten zuruft. Diese macht alsobald die Anzeige beim Unterkammeramte, welches ohnehin schon durch den Schlag der Feuerglocke unterrichtet ist, und der Zug eilt wie im Sturm fort; Aufsichtscommissäre, Maurer, Zimmerleute, Schornsteinfeger, Militär, Polizeisoldaten strömen beim Trommelschlage der Brandstätte zu. Außer den neun Spritzen und den 26 Wasserwagen, welche das Unterkammeramt fortschickt, sind Grundgerichte, Klöster ꝛc. verbunden, mit ihren Feuerlöschanstalten zu erscheinen. Ebenso sind alle Schornsteinfeger-, Bau-, Maurer-,

Zimmer-, Steinmetz- und Ziegeldeckermeister bei schwerer Geldbuße verpflichtet, sich mit ihren Gesellen einzufinden; die Fuhrleute aller Art müssen ihre Pferde zur nöthigen Bespannung überlassen, so daß selbst für den Fall, daß mehrere Feuersbrünste zu gleicher Zeit entstehen, kein Mangel an Löschrequisiten eintreten kann. Bei jedem bedeutenden Brand ist ein Mitglied der kaiserlichen Familie, sowie der Generalstab, die oberste Stadtbehörde ꝛc. zugegen. Der Schornsteinfeger, der zuerst auf dem entzündeten Schornstein sich befindet, erhält einen Dukaten in Gold als Prämie. Von der Cavallerie ist ein eigenes Feuerpiquet abgeordnet, welches auf den Hauptplätzen in Posten von 5 bis 20 Mann vertheilt ist; die Artillerie und die Pionniers, deren Spritzen eine große Celebrität genießen, rücken gleichfalls aus. Zu diesen Anstalten kommt noch, daß bei allen neuen Bauten die Stiegen von Stein, die Thüren und Fenster mit Stein besezt, die Localitäten zu ebener Erde durchaus gewölbt, die Dächer mit Ziegeln, Kupfer oder Blech gedeckt, und die Schornsteine schliefbar und vier Schuh über das Dach hinausragend seyn müssen. Jedes Haus muß überdies auch noch mit einem eigenen Hausbrunnen versehen seyn; das Anbringen von Bodendachzimmern aber ist durchaus verboten. Für die Stadt ist somit gesorgt; Simmering aber liegt außerhalb des städtischen Bezirks. Zudem kam noch der unglückliche Umstand, daß das Feuer in drei Ortschaften zugleich angelegt war, und so brannte es denn die ganze Nacht hindurch. Aber während des Stürmens und Lärmens waren über 5000 Menschen auf dem Wasserglacis bei Strauß versammelt, hochgepuzt, coquettirend, essend, trinkend, lustig und fröhlich. Solche Contraste schneiden einem durch's Herz, und namentlich die Wiener sind in ihrem sanguinischen Leichtsinn bei großen Unglücksfällen eben so abscheulich als liebenswürdig; sie gleichen jenem Reichen, der dem Unglücklichen seine Börse zuwirft, damit er ihm nur aus den Augen kommt; sie sind mitleidig, aber nicht mitfühlend. Die Wollust des Schmerzes ist ihnen fremd; wenn ihnen Jemand gestorben ist, gehen sie auf den Ball, um sich zu zerstreuen.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, August.

(Schluß.)

Bauten. Musik. Deutsche Oper.

Nach meinem Besuch in Montreux verweilte ich einen Tag in dem schönen Vevey. Gar manches Bedeutende hat sich da seit Kurzem erhoben. Das neue Colleg ist ein Prachtgebäude, wie, Neuchatel ausgenommen, keine lateinische Schule in der Schweiz aufzuweisen hat. Es wäre zu wünschen, daß auch im Innern alles so gut und stattlich bestellt seyn möchte. Daran aber soll es noch sehr fehlen. Mit den zweimalhunderttausend Schw. Franken, die der edle Perdonnet vor Kurzem seiner Vaterstadt Vevey geschenkt hat, wird an die Gründung wohlthätiger Anstalten gedacht. Prof. Sillig aus Sachsen, der früher dem Venelschen Institute bei Genf besondern Ruf verschaffte, hat seit einigen Jahren ein eigenes bei Vevey gegründet, das sich durch Ernst, strengen Fleiß und gute Methode gründlichen Unterrichts, durch feste und doch ganz väterliche Behandlung der jungen Leute, durch ihre gymnastische Entwickelung und Kräftigung, sowie durch die wahrhaft mütterliche Sorgfalt seiner trefflichen Frau vor vielen ähnlichen auszeichnet. Auch seine Unterlehrer für alte und neue Sprachen sind tüchtige, eifrig mit Sillig zusammenwirkende Männer.

Lausanne ist darauf und daran, zwar nicht durch Bauanlagen im Großen — denn dazu findet sich kein Raum in der bergigen, ungleichen Stadt — aber durch die Schönheit seiner neuen öffentlichen Gebäude, Genf den Rang abzulaufen. St. Laurent ist der einzige passende Bauplatz, und da baut man jezt mit Kunstsinn und Geschmack. Davon zeugen die neue katholische Kirche, das Museum Arlaud für die bildenden Künste und die Kornhalle. Durch diese Gebäude entsteht ein neuer Stadttheil im Südosten des alten Schlosses, wo ein Tunnel die neue Berner Straße in die Straße nach Frankreich einführen, und dann über einen kühnen Kunstweg von zweifach übereinanderstehenden Bogen in die untere Stadt führen wird.

Auch in der Musik macht Lausanne entschiedene Fortschritte, und dies ist besonders deutschem Einfluß zu verdanken. Wer hätte dies früher gedacht? Schon vor Jahren hatten Beutler von München, Scrivaneck, Hofmann und Andere hier den Musikunterricht besorgt. Unter Beutlers und Andr. Späths Leitung und Einfluß hatte sich auch eine Musikgesellschaft gebildet, die sich einige Jahre mit Glück aufrecht hielt, hernach aber sank, als diese beiden Musiker aus Lausanne und dem nahen Morges weggingen. So blieb es mehrere Jahre, die Musik wurde von nun an nur gering und bloß in Familien getrieben, bis vor einigen Monaten der Stuttgarter Edele mit seiner deutschen Operngesellschaft von Bern hierherkam und auf unserem kleinen Theater eine Reihe Vorstellungen gab, die durch ihren vielseitigen musikalischen Werth das Beste waren, was je hier gehört worden ist. Am höchsten standen seine Opern deutscher Kunst, Don Juan, der Freischütz, Fidelio und Robert, wo nicht nur alle männlichen und weiblichen Solopartien gut besezt waren, sondern auch die Chöre mit Kraft, Einheit und allem Wohlklang echten Gesangs ausgeführt, überdies Alles von einem zwar kleinen, aber gut eingeübten Orchester gehoben und getragen wurde. Auch die Norma und Sonambula hörten wir einigemal mit großem Vergnügen, ehe Edele nach Genf ging, wo er sich gleichen Beifall erworben hat, obgleich er da einige jener Opern nur als Conzerte aufführen konnte, weil das Theater gerade in Reparation war. Da unsere Waadtländer so große Lust an der deutschen Oper in den Händen einer tüchtigen deutschen Gesellschaft und eines vorzüglichen Direktors gezeigt haben, so hoffen wir und die Genfer, sie auch künftig alle Jahre einige Monate bei uns zu haben, was sehr günstig auf unsern sehr vernachläßigten Musiksinn wirken wird. Da sich nach neuester Erfahrung in Zürich kein stehendes Theater halten kann, selbst kein so gutes wie das Birch-Pfeiffersche, so wäre zu wünschen, daß Edele bei vermehrter und vervollkommneter Gesellschaft zwischen Bern, Zürich, Baden, Luzern, Basel, Lausanne und Genf wechselte. — Theatralisch genug und burlesk, aber nicht so erfreulich wie die deutsche Oper war vor einigen Wochen die Mummerei mit der Uebergabe der Zürichischen Radikalfahnen und Schaafhäuser Radikalsäbel an unsere Milizen, zur Belohnung der Großthaten, welche diese hätten ausführen können, wenn sich ein Feind gezeigt hätte. Troz der jezt stark bei uns vorherrschenden radikalen Richtung wurde doch von dieser Fahnen- und Säbelweihe hier weit weniger Notiz genommen als in Genf, weil sie lediglich eine Zürichische und Schaafhäusische Privatmotion war. Hier nahm sich nicht wie dort die Regierung der Sache an. Es zog nur etwas weniges Militär auf den Montbenon, um die Weihgeschenke in Empfang zu nehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. August 1839.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn.

Goethe.

Leben in Athen.

(Fortsetzung.)

Unsere Unterredung dauerte noch lange und schloß mit den herzlichsten Versicherungen gegenseitiger Hochachtung und Freundschaft. Ich begleitete die Damen bis an die Treppe, und als wir schieden, erneuerten sich die Höflichkeiten. Die Muhme sagte: Σᾶς προσκυνῶ, was unzählige Male gehört wird und so viel sagen will, als „ich lege mich dir zu Fußen;" die Nichte aber wählte sich eine zwar eben so gewöhnliche, doch eine viel gefälligere Formel. Sie lispelte nämlich leise: „Νὰ μᾶς ἀγαπᾷς, hab' uns lieb," worauf ich mit Begeisterung antwortete: „Ja, ja, das will ich thun."

Nun fing ich auch an, unten in der Hütte einzusprechen. Zumal Abends fand ich es traulich in dem kleinen Haus, wenn nach vollendetem Tagewerk Herr Spiros aus dem Bazar zurückgekehrt war und sich mit seiner Schwester und Irenen um den niedrigen Herd lagerte; wobei er, als der Gebieter des Hauses, von einem kleinen Schemel herunter herrichte, während das Frauenvolk, gehorsam und vertrauensvoll zu ihm aufblickend, auf einem über den nackten Erdboden hingebreiteten Teppiche kauerte.

Da lauschten wir oft alle drei auf die Mähren, die er, eingehüllt von den wohlriechenden Düften seines Tschibukis (Pfeife) von seinem erhabenen Sitze herab kund gab, die traurigen Geschichten von Dram Alis und seiner dreißigtausend Untergang, von Karaiskakis Tod, von der Akropolis Belagerungen, wo er überall selbst mit gekämpft und geduldet hatte. Da pflegte Kyria Maria, wenn es recht arg kam, zu seufzen und die Fügungen des Herrn zu preisen, die Nichte wischte sich die Thränen aus den Augen, und der Frankengast lobte den Heldenmuth und die Ausdauer der Hellenen. Dann erzählte die Schwester die Leiden ihrer Verbannung auf Salamis, und pries die Nichte glücklich, daß sie all den Jammer schon vergessen habe und von nichts zu reden wisse als von dem glorreichen Charfreitage,* wo die Türken das Kastron den Kriegern des Otto übergaben, und von dem fröhlichen Einzuge des Königs in ihre Vaterstadt, und von der festlichen, gefeierten Anwesenheit des Ludovikos.**

---

* Es war am Charfreitage, dem 12ten April 1833, als die bayerischen Hülfstruppen im Namen des Königs von Griechenland von den Türken die Akropolis übernahmen.

** Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß hier von dem Besuche, den der König von Bayern im Winter 1835 seinem königlichen Sohne in Griechenland abstattete, die Rede ist.

Dann wurde mir das Wort gegönnt und ich erzählte von dem räthselhaften Lande Europa und den närrischen Menschen, den Germanen, * die das herrlichste Volk der Welt sind nach den alten Hellenen, alle Nationen lieben und von keiner geachtet werden, den Urborn aller Wissenschaft besitzen, unter fünf-und-dreißig Fürsten getheilt, unter frostigem Himmel still und harmlos leben und vor etwa zwanzig Jahren den Napoleon besiegt haben. Da wurden von der Muhme und der Nichte viele seltsame Fragen gestellt, und während Herr Spiros oft sonderbar dabei lächelte, konnte Kyria Ma ja nicht aufhören, das Glück der Franken zu preisen, ja selbst die Nichte schien es mir gut auszulegen, daß ich diesem vortrefflichen Stamme angehöre.

Irene wurde mir immer theurer. Wenn der Oheim sie hörte, sprach sie wenig, ihre Ehrfurcht vor ihm war zu groß; aber wenn ich mich mit ihr und der Muhme allein fand, ließ sie die bunten Blüthen ihrer jugendlichen Laune fröhlich sprießen. Gelesen hatte sie nichts — daran hinderte sie der Umstand, daß sie die Buchstaben nicht kannte — aber ihr Geist war durch Sprachkenntnisse gebildet, denn sie plauderte mit den Nachbarinnen albanesisch, ** und zwar, wie mir Jorgi sagte, trefflich. Von ihren athenischen Urahninnen hatte sie den leichten Scherz, die jonische Gabe des heitern Gesprächs, die tadellose Anmuth der Bewegungen, aber ihre Lebensansicht schien der dorischen Strenge zu folgen, denn ich hörte nie ein galantes Wort von ihr, und ich — zu meinem Lobe sey's gesagt — habe ihr auch keines beigebracht. In ihrer Schönheit endlich, da waren alle Schönheiten, jonische und dorische, hellenische und hyperboräische vereinigt.

Bald darauf ereignete sich ein Vorfall, der unsere Vertrautheit um Vieles vermehrte.

Ich stand Abends auf meinem Balkone und sah ein junges Pferd vorbeiführen, muthwillig und ausgelassen, aber schön und anmuthig. Es war das Eigenthum eines Zigeuners, der ein Schmied war, ein Handwerk, das in Griechenland fast ausschließlich von Leuten dieser Race betrieben wird. Ich erhielt die Zusage, es solle andern Tags Morgens vor meiner Thüre stehen, und wurde dabei redlich vor seiner Tücke gewarnt. Der Zigeuner hielt Wort; an einem lauen Wintermorgen sprengte ich fröhlich auf die Felder gegen den Kephissos hin. Anfangs war die Freude groß, bald aber merkte ich, daß der Schmied mit seiner Warnung so Unrecht nicht gehabt, denn meine Reiterkünste wollten plötzlich nicht mehr fruchten. Mit allen Kräften suchte ich meinen Willen zu erzwingen; ich glaubte es gewonnen zu haben, allein auf einmal fing der Gaul den Zügel, machte, wie um sich seiner Freiheit zu vergewissern, einen weiten Satz, stürzte dann in wüthender Hast, in donnerndem Laufe unaufhaltsam auf die Stadt zu und brauste schäumend die lange Gasse der Psiri hinunter. Da stand ein Felsblock mitten im Wege; über den strauchelte er in jähem Sturze, ich flog, wie ein Pfeil, von der Senne geschnellt, an ein großes Marmorstück, den Eckstein eines Hauses, hin; er aber raffte sich auf, rannte schreckenverbreitend auf den Bazar hinab, und ich lag bleich und blutend da. Die Augen begannen mir zu brechen; viele Leute sammelten sich um mich, unbekannte, verworrene Stimmen summten noch um mein Ohr, dann verlor ich das Bewußtseyn.

(Schluß folgt.)

* Nach den Wörterbüchern zu schließen, wäre früher unter den Neugriechen der bei den Türken gebräuchliche und von diesen den Slaven abgeborgte Name *Νιμτζε*, Nimtsche, für die Deutschen geltend gewesen. Diesen hört man jezt nicht mehr, und der alte Name *οἱ Γερμανοί*, die Germanen, ist wieder in seine Rechte eingetreten.

** Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Einwohnerschaft des heutigen Athens aus albanischen Familien bestehe.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Jeder, der jezt ein Stück über die Mitte des Lebens hinaus ist und sich den geliebten Bilderschatz seiner Kindheit aus Nürnberg und Augsburg vergegenwärtigt, der weiß auch gewiß, daß sein Gedächtniß keineswegs in optischer Täuschung den laudator temporis acti macht, wenn er es fühlt und ausspricht: die Truppengattungen aller Mächte zu Fuß und zu Roß, in Reih und Glied, wie in Action, die kleine rohe Landschaft und das Thierstück, Menschenracen und Nationaltrachten, Familienscenen und die verkehrte Welt — alles dergleichen war ehemals selten oder nie in der Zeichnung so gar miserabel, verzerrt und verrenkt, in der Haltung so steif und unnatürlich, in der Färbung so unreinlich und greuelhaft als jezt. Natürlich! so lange Alles an der Spitze des mühseligen, umständlichen Grabstichels hing, ging es gleichsam in Einem hin, wenn man sich auch mit der Zeichnung ein wenig Mühe gab oder sich nach erträglichen Mustern umsah; jezt aber, da dasselbe Subjekt, indem es den geduldigen Stein mit seiner Kreide beschmiert und sodann mit seinem sauern Wasser übergießt, Erfinder und Vervielfältiger in Einer Person und fast à tempo ist, jezt lohnt es dem Fabrikanten, wenn er auch für die Zeichnung so gut wie nichts ausgibt, und wenn er, statt etwas zu liefern, an dem man nach allen Abstraktionen noch

eine Freude haben könnte, nur schülerhafte Exercitien in's Volk ausstreut, denen man mit dem besten Willen nicht einmal den guten Willen ansehen kann.

Es ist merkwürdig, daß eine Zeit, welche den sogenannten Anschauungsunterricht in der Schule eingeführt hat und ein pedantisches Gewicht darauf legt, die Mittel dazu so ganz vernachlässigt, oder doch nicht merkt, daß, was etwa das Kind nach erträglichen Mustern in der Schule gleichsam offiziell lernt, von den weit lebhaftern Eindrücken, die es beim freien Spiel mit elenden Bildern erhält, mehr als nur aufgewogen wird. Man sollte meinen, wer von incorrekten, der Natur Hohn sprechenden Abbildungen keinen Schaden bei der Erziehung absieht, dürfe auch von guten eben nicht viel Förderndes erwarten. Wie unendlich Vieles aus dem großen und dem kleinen Leben, woran man dilettantisch Natur- und Menschenkenntniß sammeln kann, wird in neuerer Zeit, in mehr oder minder glücklicher Auffassung, in Ernst und Spaß dem großen Publikum vor die Augen gehängt, und man kann sagen, seit zwanzig und mehr Jahren genießen neben den Kindern auch die Erwachsenen im Verhältniß zu einer frühern Zeit eines äußerst ausgedehnten Anschauungsunterrichts. Es kommt mir aber vor, als ob das Anschauungsvermögen, als ob das Gefühl für die Formen der großen Natur und jener zweiten, die im Menschen und seinem Leben sich eben so mannigfaltig auswirkt, in der laufenden Generation um nichts entwickelter wäre, als in den ältern, welche in Ermanglung des orbis pictus der Lithographie vielleicht die Natur selbst mehr in's Auge faßten.

Es ist wahr, in gewissen Gebieten und Richtungen hat die zeichnende Kunst die größten Fortschritte gemacht. Ganz besonders aber hat die Lithographie die leichte, witzige, drastische Auffassung des Volks- und Gesellschaftslebens in allen seinen Phasen außerordentlich begünstigt. Unaufhörlich werfen Noth und Wetteifer zahllose Produkte der Art in den Handel, und man begreift nicht, durch welche Abzugskanäle die Fluth immer wieder zerrinnt; denn fast jeder zweite Monat sieht einen neuen Nachtrieb koketter Idyllen und Epopöen aus der feinen Welt, derber Volksscenen, in Scene gesezter Sprüchwörter und Bonmots, komischer Gesellschaftstypen u. s. w. Kann man auch zweifeln, ob der große Haufen in dieser sich ewig erneuernden Galerie von Genrebildern in oben erwähnter Beziehung viel oder etwas lernt, so ist doch soviel gewiß, daß er dabei lebhaft genießt und sich ergözt. Mir aber, indem ich diesen muntern Carnevalszug der Kunst an mir vorübergehen lasse, verderbt ein unangenehmer Gedanke die Freude.

Vielen der ältern Leser ist ohne Zweifel ein deutsches Journal noch in gutem Gedächtniß, das in den Revolutionskriegen eine Reihe von Jahren herauskam, den Titel „London und Paris" führte und vielen Beifall fand. Es gab regelmäßig gute Nachbildungen der vornehmsten Karrikaturen, welche, Menschen und Maßregeln geißelnd und die Zeitereignisse lustig adumbrirend, in beiden Hauptstädten herauskamen. Die leichte, für das höhere große Publikum berechnete Zeichnerei beschränkte sich damals in beiden Ländern fast ganz auf politische Zerrbilder. Beim Durchkosten dieser belustigenden Sammlung fiel mir schon als Knaben auf, wie sehr die englischen und die französischen Schilderungen von einander abstachen, wie aus beiden ein so durchaus verschiedener Geist sprach, und noch immer denke ich mit Vergnügen daran, wie sehr durch diese Vergleichung die Engländer ihren damaligen Feinden gegenüber in meiner Achtung stiegen. Was die Idee betrifft, wie drastisch ist auf den englischen Blättern der kecke Griff in's Leben hinein, wie sicher ist fast immer das Mark der Erscheinung getroffen, wie köstlich der Humor derselben herausgekehrt! So denke ich z. B. an das „broad bottomed" Ministerium, das in der an einem Schnellgalgen aufgehängten, umfangreichen Hose des Premier, Lord Grenville, zu Tafel sizt, oder an Bonaparte, wie er, als Gulliver vor dem Hofe von Brobdingnac, vor Georg III. und seiner Familie auf dem Wasserspiegel eines Zubers im Segelbote manövrirt, wobei die jungen Prinzen mit geschwellten Backen Wind in das Segel blasen. Bei den Franzosen dagegen, wie matt meistens der Gedanke, oder wie schief, immer nur nach einer Seite hin witzig, spitzig, im Uebrigen so schaal und nichtswürdig, immer nur das Grinsen der Bosheit, nie das herzerschütternde, behagliche Lachen des Humors, kurz Alles so ganz der Spiegel des öden Gemüths und der frivolen, oberflächlichen Einbildungskraft jener Nation. — Und dann die Zeichnung, die Ausführung — der Engländer wirft seine Figuren so leicht, lose und phantastisch hin, aber gerade mit der groteskesten Verzerrung umreißt er fest und sicher ihren innersten Gehalt, und seine tollsten Ungestalten drängen sich der Einbildung als Naturwesen auf, wie Shakespeares Ungeheuer. Dem Franzosen ist die Poesie des Andeutens mit Strichen und Schnörkeln, des freien, in höherem Sinne die Natur einfangenden Verzeichnens noch ganz fremd; er möchte bei seinen Verzerrungen der Gestalten immer noch den Schein einer prosaischen Naturwahrheit retten, er parodirt damit nie, er verläumdet nur. Man sieht, die Hand des Franzosen konnte damals seinem Geiste noch nicht nachkommen, und der Gedanke, der oft in seiner Art gut und scharf genug ist, stirbt in der Ausführung. Auf den ausgelassensten Blättern sind die Maitressen des Prinzen von Wales immer noch runde, bedeutende, wenn auch mit der Hefe der Sinnlichkeit betriefte Gestalten; die halb nackten schönen

Bürgerinnen des Direktoriums sind ekelhafte Vogelscheuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsetzung.)

Eisenbahn. Eskeles. Ungarischer Reichstag.

Von den beiden Unfällen auf der Eisenbahn, wovon der erste durch die Trunkenheit eines sonst zuverläßigen Wagenführers, und der zweite minder bedeutende durch den vom Regenguß beschädigten Damm entstand, haben die politischen Blätter schon genug gesprochen. Nichts desto weniger sind die Fahrten eines der beliebtesten Vergnügen geworden. Da haben Sie wieder die liebenswürdige Seite des Wiener Leichtsinns! Anderswo würden zwei solche Zufälle hinreichen, das Glück eines Unternehmens zu untergraben, und in Wien ist man für sein theures Leben noch besorgter als anderswo, aber der schöne Leichtsinn vertreibt die furchtsame Philisterei — „'s is holt a Fraid, und do muaß ma scho a Bissel a Curasch hob'n!" Einstweilen ist jedoch die „Fraid" ein wenig gestört, denn die Brücke, die gerade den schönsten Punkt des Wegs bildet, ist unfahrbar, und der Dampfwagen muß durch gewöhnliches Fuhrwerk ersetzt werden, was nicht nur einen bedeutenden Aufenthalt, sondern auch durch das Aus- und Einsteigen eine bedeutende Unbequemlichkeit herbeiführt. Welche Gesichter die Aktionäre dazu machen, können Sie sich denken. Es gibt Momente, wo man sich über das Unglück Anderer freut, und für diese Herren ist es eine wahre Seelenerquickung, daß es der Taunusbahn noch schlimmer ergeht, und als dieser Tage die Zeitungen meldeten, daß auch auf der Versailler Bahn einige Unfälle stattfanden, da hatten die Agenten nichts Eiligeres zu thun, als alle Leute auf diesen Zeitungsartikel aufmerksam zu machen. Einige hiesige Blätter excerpirten ihn absichtlich; und die Wiener haben nun den Trost, daß man auch auf andern Eisenbahnen Hände und Füße brechen kann, und man somit im lieben Vaterland diesen Genuß wenigstens viel näher hat.

Der Tod des berühmten Banquiers und Direktors der österreichischen Nationalbank, Freiherrn von Eskeles, ist aus den Zeitungen bekannt. Sie haben die Hochachtung, welche dieser treffliche Mann sowohl bei Hofe als im Publikum genoß, und das Bedauern, welches der Tod des 88jährigen Greises allgemein erregte, ausgesprochen, aber einen Umstand haben Alle verschwiegen, vielleicht aus unzeitigem Zartgefühl, während es gerade im Interesse der Moral wie der Toleranz wäre, ihn zu erwähnen. Bernhard Freiherr von Eskeles, der Chef eines der ersten und geehrtesten Handelshäuser Europas, der Hauptbegründer der österreichischen Nationalbank, deren Direktor er gewesen, der Mann, dessen Rechtlichkeit fast sprichwörtlich geworden ist, dessen Haus der Sammelplatz alles dessen war, was Wien an Fremden und Einheimischen, Vornehmen und Geringen, vom Fürsten bis zum armen Künstler, Ausgezeichnetes besaß, war ursprünglich ein armer jüdischer Waisenknabe. Noch jezt leben in Prag Personen, deren Eltern dem armen Knaben freien Tisch gegeben hatten. Als Jüngling zeichnete sich Eskeles durch außerordentlichen Scharfsinn und maßloses Gedächtniß im Fache seiner talmudischen Studien aus. Das Loos aller Juden theilend, widmete er sich endlich gleichfalls dem Handel, und erwarb sich durch strenge Rechtlichkeit, Ausdauer, scharfsinnige Spekulation, Fleiß und Bildung allmählig ein kleines Vermögen, welches bald zum großen und endlich zum ungeheuren wurde. Im Verein mit dem Freiherrn von Arnstein stiftete er 1787 das nun bereits seit einem halben Jahrhundert blühende Handlungshaus, welches für die inländische Industrie in den mannigfachen finanziellen Crisen, welche der österreichische Staat während dieses Zeitraums bestand, so befruchtend und wohlthätig wirkte, daß der Kaiser ihn in den Freiherrnstand erhob und ihm in neuester Zeit sogar die Erlaubniß zur Stiftung eines Majorats ertheilte, eine Concession, die in Oesterreich nur selten stattfindet. Wenn noch etwas für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes sprechen soll, so ist die freundliche Aufmerksamkeit, welche Joseph II. bei verschiedenen Gelegenheiten für ihn zeigte, mehr als hinreichend. Im Jahre 1815 zur Zeit des großen Congresses fand man in den Salons des Freiherrn von Eskeles die Elite der diplomatischen Welt versammelt: Talleyrand, Wellington, Castlereagh, Hardenberg, Eugen Beauharnais ꝛc. Man kann die Schilderung dieses glänzenden und gastfreien Hauses fast in allen Schriften und Memoiren finden, welche die diplomatische Versammlung jener Epoche beschreiben. Freiherr von Eskeles, dessen Hauptcharakterzug seine Consequenz war, ist auch dem Glauben seiner Väter bis an seinen Tod treu geblieben. Das Wirken und Leben dieses Mannes dient somit nicht nur im Allgemeinen als ein erhebendes Beispiel, sondern auch im Besondern als ein Beleg zu der in neuerer Zeit so viel besprochenen Emanzipationsfrage.

Außer der neuen Quelle von Vergnügungen, welche den Wienern durch die Eröffnung der Brünner Eisenbahn sich darbietet, ist in diesem Jahre noch ein anderer Weg mit Lustfahrenden besäet: nach Preßburg. Durch die regelmäßig abfahrenden Dampfboote, so wie auch durch die Eisenbahn (bis Gänserndorf) kann man in drei bis vier Stunden in Preßburg seyn, und der Landtag ist somit fast innerhalb Wien versezt. Das große Publikum, selbst unter den gebildeten Ständen, hat zwar nicht den mindesten Sinn für Politik, und der ungarische Reichstag kümmert es eben so wenig, als vielleicht der eigene Reichstag es kümmern würde; aber die Uniformen, die reiche Nationaltracht, in welcher die Magnaten erscheinen — das muß man doch sehen; zudem die Elite der jungen Edelleute mit ihren hochaufgeschossenen Gestalten, glühenden Augen und allmächtigen Schnurrbärten — unsere Damen haben für männliche Würde sehr viel Sinn — und so werden denn die gutmüthigen Eheherrn und Väter so lange gehätschelt, bis sich der Zug in Bewegung sezt nach der Stadt der stürmischen Verhandlungen und gewichsten Schnurrbärte. Dazu kommt noch die große Masse der Ungarn, die in Wien wohnen und die für ihre Landesangelegenheiten außerordentlich erregbar sind, und jeden Augenblick, den ihre Geschäfte frei lassen, benützen, um die Verhandlungen in der Nähe zu betrachten. Sie können sich somit leicht denken, welche starke Frequenz die Straße nach Preßburg in diesem Jahre hat. Den ungarischen Reichstag selbst betreffend, dürften Ihre Leser ziemlich unbekannt mit dessen Organisation, Privilegien und Gebräuchen seyn, und da ich mich nicht erinnere, in irgend einer Zeitung eine Schilderung dieser Eigenthümlichkeiten gelesen zu haben, so will ich es versuchen, sie in wenigen Strichen zu skizziren.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. August 1839.

Der deutsche Geist ist kaum auf der Oberfläche sichtbar; er muß tief eindringen, um zu begreifen, er hascht nichts im Fluge.

Frau v. Staël.

Historische Phantasien.

(Fortsetzung.)

Allerdings wurde damals dieser Kunstzweig in England vom vortrefflichen, seitdem wohl nicht übertroffenen Gilray beherrscht; man kann aber zuversichtlich behaupten, daß die unbedeutendsten englischen Blätter ungleich besser waren als die besten französischen. Von den damaligen Versuchen der Deutschen im freien Auffassen und Hinstellen der Menschennatur, außer und nach Chodowiecki, kann fast gar nicht die Rede seyn. Die Franzosen aber haben seitdem viel, ausnehmend viel gelernt, ihre Hand ist ihrem eigenthümlichen Geiste gehorsam geworden, sie haben die Poesie des Zeichenstifts gefunden und sind, ohne von ihrer alten Natur das Geringste aufgegeben zu haben, die glücklichen Nebenbuhler der Engländer in der Kunst, das Leben frisch und sicher von seinen verschiedensten Seiten zu fassen und den wundervollen Kalkstein bald zum angenehm schmeichelnden, bald zum lustig verzerrenden Spiegel menschlichen Thuns und Treibens zu machen. Wir Deutschen rücken in dieser Beziehung nur sehr langsam nach.

Wer weiß und erkennt es nicht, daß der Deutsche vortrefflich arbeitet, wenn er etwa Gemälde seiner oder fremder Meister auf den Stein überträgt? Es fehlt uns auch nicht an flüchtigen Blättern, worauf Zustände unseres eigenen Lebens ganz genial und lebendig wiedergegeben sind. Aber das Gute und Originelle in diesem Fache ist wirklich noch sehr selten. Noch ist der Deutsche auf diesem Gebiet ein scheuer, ängstlicher Zeichner, und es sieht sehr oft aus, als wären seine Entwürfe noch für das Kupfer berechnet, und nicht für den, doch von ihm entdeckten Stein. — Man könnte sagen: es ist uns einmal verwehrt, unser geselliges und öffentliches Leben mit der Freiheit und Rücksichtlosigkeit des Engländers und Franzosen in seinen Höhen und in seinen Tiefen, überall, wo es unsere Laune herausfordert, zu ergreifen, und so lassen wir es lieber ganz bleiben. Dieß ließe sich vielleicht hören, wenn nicht sehr zahlreiche Versuche weniger, bis jezt, vom Vermögen, aber desto mehr von der Lust zeugten. Und wenn wir gewisse Dinge liegen lassen müssen, könnten wir nicht wenigstens einen Schneidergesellen, wie er leibt und lebt, auf den Stein werfen? — Ich erzähle, wie mir gerade diese Figur hier in den Wurf kommt.

Als vor der Bilderbude die obigen Gedanken mir durch den Kopf liefen, bemerkte ich eine kleine Suite französischer oder vielmehr Pariser Charaktere, und darunter ein Blatt, das den deutschen Schneider vorstellt, wie er in der Hauptstadt der Moden servirt und unter Lust und Schmerz der Stunde entgegenarbeitet, wo er

zu Hause einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum seine Rückkehr aus Paris und die Eröffnung des eigenen Geschäfts annonciren wird. Sehr gut ist hier innerhalb des allgemeinen Schneidertypus der Charakter der germanischen Species wiedergegeben, und ich erinnere mich nicht, von einem deutschen humoristischen Zeichner des entsprechenden Rangs eine so lebendige Volksfigur gesehen zu haben. Desto dummer ist freilich die Unterschrift des Blatts, wobei der windige Franzose en passant auch unsere schwere Sprache treffend zu charakterisiren und zu persifliren glaubte. Ich habe sie als charakteristisch abgeschrieben; sie lautet buchstäblich so: „Le garçon tailleur pur sang est ordinairement allemand, et il a presque toujours un nom très euphonique, tel que W a h a t e r k e r m a n n ou P i k p r u n m a n n."

Der größte Theil der hier vor mir hängenden lithographirten Waare, welche einige Kunstansprüche macht, ist französischen Ursprungs. Wie gerne machte ich mich lustig über die Fehler und Schwächen dieser Bilder, über ihre Koketterie und Absichtlichkeit, über den Mangel an dem, was, für uns wenigstens, die wahre Seele eines Bildes ist; aber die Betrachtung der deutschen Produkte gleicher Kategorie nimmt mir den Muth dazu, und streife ich vollends herab in das Gebiet, wo der deutsche Zeichner den Populären spielt, wo er zu den Sinnen und dem Gemüth des Volkes spricht, wo er hier das Gebet des Herrn adrumbrirt, dort den Lokalspaß mit der Kreide ausbeutet oder die Notabilitäten des Landes im Bildniß mißhandelt, so fühle ich, daß es, um bei Laune zu bleiben, Zeit ist, der Boutike den Rücken zu kehren.

(Fortsetzung folgt.)

Leben in Athen.

(Schluß.)

Ich erwachte wieder. Frau Maria stand am Fuße meines Lagers und that einen lauten Freudenschrei, als ich die Augen aufschlug. „Panagia! er lebt!" rief die Nichte, die mir eben das Kopfkissen zurecht legte, mit einem froh verwunderten Blick auf Maria, und lächelte mich an, so freundlich, so liebeselig; mir ist vor und nachher nie so zugelächelt worden. Die Muhme ging weg, um einen Trank zu holen, und da küßte ich die Hand Irenens, mit der sie mir langsam über das Gesicht fuhr, um die blutgetränkten Locken wegzustreichen. „Armer, armer Effendi," sagte sie, ihre Hand wegziehend, „so weit von deinem Monachon! Wo ist nun deine Mutter, deine Schwester, dich zu pflegen? wer wird deine Wunden verbinden?" — „Ist dafür nicht schon gesorgt?" erwiderte ich; „ist nicht Frau Maria meine Mutter? und du bist meine Schwester, und meine Wunden, die wirst du verbinden." — „Aber wir sind dir fremd, wir sprechen deine Sprache nicht," sagte sie dagegen. — „O liebe Nichte," antwortete ich, „du bist mir nicht fremd; denn deine schwarzen Augen kenne ich seit lange schon, und ich spreche ja deine Sprache! Kann ich dir nicht sagen: σὲ ἀγαπῶ, (ich liebe dich?)" Darüber wurde sie roth, und um nichts merken zu lassen, strich sie mit ihrer weichen Hand wieder über meine Stirne und legte sie sanft auf meine Augen. Mich durchrieselte ein paradiesischer Schauer; dann aber stemmte sie ihren Arm auf das Kopfkissen, legte ihr Köpfchen in die Hand, neigte sich über mich her und sagte mit einem Blicke, in dem Alles zu liegen schien, was ein Mädchen in einen Blick legen kann: „Effendi! als sie dich hertrugen, glaubte ich, du seyest todt." — „Und was wäre es dann gewesen?" fragte ich prahlerisch. — „Ach, du scherzest!" entgegnete sie verweisend; „ist's nicht schöner, daß du lebst und nun hier bist bei guten Leuten, die dich lieben?" Sie hielt inne und fuhr, überrascht über ihre eigenen Worte, vom Stuhle. Ich konnte nichts mehr erwidern, denn zu gleicher Zeit trat Kyria Maria herein und bat, mich wieder einem Schlummer zu überlassen. Sie richteten mir noch das Bett zurecht und stellten mir frisches Wasser vor das Lager; das Alles hätte auch Jorgi thun können, allein sie ließen ihn nicht gewähren.

Endlich entschlief ich, und nun kam mir allerlei im Traume vor. Ich saß wieder auf dem Rappen und tummelte ihn wieder über die Wiesen. Da sah ich auf einmal auch die Nichte, wie sie dem Pferde in die Zügel fiel und mich mit ängstlicher Gebärde bat, abzusteigen. Dann erblickte ich mich wieder, wie ich todtenbleich, mit schreckenstarrem, gläsernem Blicke auf dem Gaule saß, der in schauerlicher Wuth dahinstürmte. Endlich stieß er wieder an den Felsblock in der Psiri, ich flog hinaus und lag wieder zerknickt und blutend an dem Marmor. Da kniete die Nichte vor mir und goß mit himmlischem Lächeln Balsam in meine Wunden. Dann lief wieder Alles in einander; die Bilder kamen wieder, noch wieder, auch lieblicher, bis es endlich ein stätiger Traum wurde. — Mir träumte, ich liege schwer krank auf meinem Lager und habe einen Kranz von Dornen auf dem Haupte, und eine wunderschöne, halbverschwimmende weibliche Gestalt drückte ihn mit dem weißen nackten Arme immer tiefer, immer tiefer, so daß mir das Blut in Strömen über die Stirne und die Augenlieder lief. Ich wischte die Augen und wischte und hatte Noth, die Gestalt zu sehen, ja zuletzt sah ich nur noch wie durch einen dünnen Flor die schönen, freundlichen schwarzen Augen und hörte die Stimme: „Nicht wahr, es schmerzt nicht? ich will dir den Kranz noch fester aufdrücken, und es soll dir nicht wehe thun." Ich erwachte und da stand Irene am Bette, die mir eben eine in Essig

getränkte Binde um den Kopf gelegt hatte und sagte: „Nicht wahr, es schmerzt nicht?“ So wurde ich liebevoll gepflegt, genaß bald und rüstete mich zur Abreise.

Eine helle, warme Januarsonne schien freundlich in meine Stube, die ich über vier Monate im besten Einverständnisse mit meinem Hausherrn bewohnt hatte. Jorgi war, nachdem alles Andere abgethan, noch beschäftigt, einen Haufen Kleider einzupacken, während ich ein halbhundert Bücher, die ich zurückzulassen gedachte, in Reih und Glied in eine Kiste stellte. Wir kamen mit unserer Arbeit fast zu gleicher Zeit zu Ende. Ich hatte die Kiste zugenagelt und richtete mich auf, Jorgi schnallte noch lautlos an dem Koffer, endlich klappte der lezte Stachel ein, er erhob sich, schüttelte die langen Haare aus dem schönen Gesichte, blickte mich bedenklich an und sagte: „Wir sind fertig!“ — „Nun fehlen nur noch die Pferde,“ erwiderte ich, und Jorgi eilte hinaus und in großen Sprüngen die Treppe hinab. Auf einer Seite knarrte das Hausthor, auf der andern aber hörte ich leise, verstohlene Schritte die Treppe heraufkommen. Ich lief auf die Thüre zu, sie ging auf und herein trat Irene, die liebe Nichte meiner Hausfrau Maria. Sie hatte ihr Feiertagsgewand angethan, denn es war ein Namenstag in der Verwandtschaft, und strahlte in Purpur, Gold und Seide, und ich stand da ohne Rock und Weste, denn beim Packen war's mir warm geworden, mit einem Malteser Strohhut auf dem Kopfe, und sah etwa drein wie ein englischer Bootsknecht in seinem Sommerstaate. Sie trat heran und reichte mir die Hand. Ihre Augen glänzten — meine haben's wohl auch gethan — mich überlief der Gedanke: es ist das lezte Mal, daß du sie siehst; sie mag auch so etwas gedacht haben. „Du kommst zum Abschied, Irene,“ sagte ich. Sie ließ mich kaum aussprechen, flog an meinen Hals und — es muß ausgesehen haben, wie wenn eine Königin einen Matrosen küßt.

Nun hing sie, eine süße Last, an meinem Halse, so daß ihre gefalteten warmen Hände auf meinem Nacken auflagen, und sprach, so an mir hängend und den ganzen heißen Gluthstrom aus ihren Augen in die meinigen schießend: „Mußt du denn gehen? bleib' bei mir, mein Leben!“ — Das hatte sie nicht vergeblich gesagt. Mir war's, als wenn lieblich rauschende Flügelschläge an meinem Herzen fächelten und die Gluth, die ruhig fortgeglimmt hatte, anblasen und einen ungeheuern Brand anstiften wollten, ja ich spürte, wie das ganze Fächerwerk meines Herzens in voller Lohe aufprasselte. — So stand ich brennend da, zu reden wußte ich nichts; dafür beugte ich mich auf die liebe Dirne nieder, und als das Mädchen dies bemerkte, erhob sie sich, schlang ihre Arme fester um meinen Hals, drückte ihren Mund wieder auf den meinen, ihre Brust an meine, so innig, so heiß, so glühend, so sinnverwirrend.

Da kam Kyria Maria herein, um Abschied zu nehmen. Wir hatten kaum Besinnung genug, um uns zu schämen. Die Muhme blickte uns erstaunt, aber freundlich an; sie schien uns verzeihen zu wollen, weil wir's doch nie wieder thun würden. Ich verstand nicht die Hälfte von dem, was sie sprach, und sah nur auf das Mädchen, das mit einem Tuche vor dem Gesicht abgekehrt am Fenster stand. Da kam auch Jorgi hereingesprungen, mit der Nachricht, daß die Pferde unten warteten. Dies erweckte mich. Ich nahm Stock und Mantel, sagte meinen vier Wänden Valet und ging lautlos die Treppe hinunter. Muhme und Nichte folgten und waren eben so schweigsam.

Ich saß hoch zu Rosse, da trat zuerst Kyria Maria hinzu, reichte mir die Hand, wünschte mir mit einem Händedrucke *πολλὰ ἔτη* — viele Jahre — gab mir einen Gruß an Vater und Mutter in Germanien mit, und bot mir glückliche Reise. Dann kam etwas gefaßter auch Irene heran, reichte mir ihr Händchen und flüsterte mit nassen Augen: *Ζωή μου, νὰ με ἀγαπᾷς*, und ging zögernd in die Hütte zurück, und ich ritt davon.

Das Daguerrotype.

Auszug aus Aragos Bekanntmachung.

In der Sizung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 19. August wurde Daguerres Geheimniß in längerem Vortrag von Arago enthüllt. Die Berichte, welche die Pariser Blätter vom 20sten davon geben, sind sehr mangelhaft, und zum Theil unklar; das Hauptsächlichste stimmt aber zusammen, und wir beeilen uns, es den Lesern mitzutheilen, mit dem Vorbehalt, auf die Sache zurückzukommen, so bald genauere Beschreibungen bekannt werden. Daguerre selbst wird in wenigen Tagen eine ausführliche Darstellung seiner Methode veröffentlichen.

Daguerres Verfahren zu Fixirung der Bilder der Camera obscura besteht aus verschiedenen Handgriffen und erfordert mehrere Vorrichtungen.

Man nimmt eine mit Silber plattirte Kupferplatte und wascht sie sorgfältig mit verdünnter Salpetersäure ab; darauf sezt man die Platte Joddämpfen aus, welche aus einem eigenen Apparat entwickelt werden. Diese Dämpfe bilden auf der Platte einen äußerst dünnen Ueberzug; seine Dicke wird auf einen Milliontheil eines Millimeters (ein Millimeter ist nicht ganz $1/2$ Par. Linie) geschäzt. Und dieses Häutchen nun ist es, was eine so ausnehmende Empfindlichkeit für das Licht besizt. Bei diesem ersten Theil des Verfahrens kommt es darauf an, daß die Joddämpfe überall auf der Platte eine gleich dicke Schichte bilden, und dies wird durch eine einfache Vorrichtung bewirkt. Man muß sich dabei sehr hüten, am Apparat zu rütteln, denn dadurch würde Alles verdorben. Je länger man die Platte dem Jod aussezt, desto mehr beschlägt sie sich; um nun genau zu wissen, wenn es genug ist, betrachtet man sie bei einem Licht, denn man operirt natürlich im Finstern. Fängt die Platte an gelb zu werden, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der

Beschlag die erforderliche Beschaffenheit hat. — Man nimmt nun die Platte aus dem Apparat heraus, wobei man sie vor Allem sorgfältig vor dem Licht verwahrt, von dem sie schon im Zehntheil einer Sekunde angegriffen würde. Daguerre hat zu diesem Zweck eine kleine Vorrichtung erfunden, bestehend aus zwei hölzernen Thürchen, welche über der Platte hermetisch schließen. Unter dieser Bedeckung wird die Platte in die Camera obscura gebracht und in den Brennpunkt der Linse gestellt. Mittelst eines sinnreichen Mechanismus öffnen sich jene Thürchen erst, wenn die Platte in der Camera obscura befestigt ist. Das Licht und der von demselben beleuchtete Gegenstand fallen nun auf die durch die Joddämpfe erzeugte Schichte, und nach mindestens drei und höchstens zehn bis zwölf Minuten, je nach der Stärke des Sonnenlichts, ist diese zweite Operation vorbei. Man nimmt jezt die Platte wieder weg, nachdem man die das Licht ausschließenden Thürchen wieder zugemacht. Das Licht hat nun bereits seine Wirkung hervorgebracht, es hat das Bild gestochen, aber noch sähe man nichts davon, wenn man jezt die Platte betrachtete; der Eindruck ist gemacht, hat aber für das Auge noch keine Spur hinterlassen. — Nun beginnt der dritte Theil der Operation, der gleich dem ersten im Dunkeln vor sich gehen muß: es handelt sich jezt davon, das in der Camera obscura der Platte eingeprägte, noch unsichtbare Bild hervortreten zu lassen. Man bringt zu diesem Zweck die immer noch mit den Brettchen bedeckte Metallplatte auf einen andern Apparat, woselbst sie der Einwirkung von Quecksilberdämpfen ausgesezt wird; dabei muß aber die Platte unter einem Winkel von etwa 45 Grad geneigt werden; bei horizontaler Haltung kommt das Bild nicht recht heraus. Beim Licht einer Kerze kann man während dieser Operation das Quecksilber arbeiten sehen wie einen gewandten Zeichner. Die Theile, wohin das Licht stark gefallen ist, greift das Quecksilber stark an, schwächer diejenigen, die es nur gestreift hat, und die Stellen, wo es gar nicht hingekommen, bleiben unberührt. So kommt denn das Bild heraus, und es bilden sich Schatten, Halbschatten und Lichter. — Zu diesem dritten Abschnitt der Procedur braucht es nur eine Wärme von 60 Graden, und die Temperatur des Quecksilbers wird durch eine außen am Apparat angebrachte und durch eine kleine Lampe beleuchtete Scale angegeben. Sobald diese weniger als 60 Grad anzeigt, nimmt man die Platte heraus, um sie der lezten Operation zu unterwerfen, derjenigen, welche zum Zweck hat, der fernern Einwirkung des Lichts ein Ende zu machen, das Bild definitiv zu fixiren. Es ist die allereinfachste: man taucht nun die Platte rasch in eine Auflösung von Natron-Schwefelleber (hypo-sulfite de soude) und schwemmt sie sodann mit destillirtem Wasser ab. Damit ist Alles geschehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsezung.)

Der ungarische Reichstag.

Der ungarische Land- oder Reichstag ist eine Versammlung der Stände, um diejenigen Reichsgeschäfte zu besorgen, in welchen der König an die Einwilligung des Landes gebunden ist. Gewöhnlich findet dieser Reichstag alle drei Jahre, bei außerordentlichen Gelegenheiten wohl noch früher statt; der Krönungsreichstag darf jedoch nicht länger als sechs Monate vom Tode des lezten Königs an, und die Wahl eines Palatinus, welche ebenfalls auf dem Reichstage stattfinden muß, nicht länger als ein Jahr verschoben werden. Der Palatin, den man in Deutschland gewöhnlich als den Statthalter des Königs zu betrachten pflegt, und der es dem Namen nach auch wirklich ist, hat faktisch jedoch weit ausgedehntere Rechte, als mit einer gewöhnlichen Statthalterschaft verbunden zu seyn pflegt. Der Palatin, dessen Stelle auf Lebensdauer verliehen wird, vereinigt die höchsten politischen, richterlichen und militärischen Aemter in seiner Person; er ist Vormund des minderjährigen Königs, und bis zu seiner Großjährigkeit Verwalter des Reichs; er ist Präsident des ganzen Reichstags, Oberaufseher des Reichsarchivs, und kann die an die Krone verfallenen Fiscalgüter bis auf 32 Bauernhöfe nach seiner Willkür an Edelleute vergeben. — Das Recht, den Reichstag zusammenzurufen, hat in der Regel der König; in dem Einladungsschreiben werden der Ort der Versammlung, der Tag des Erscheinens und meist auch die Gegenstände der Berathung vorläufig angegeben. — Während der zur Erscheinung bestimmten Zeit werden in den verschiedenen Comitaten Kreistage der Stände gehalten, auf welchen die öffentlichen, auf dem Reichstage vorzutragenden Forderungen und Beschwerden aufgesezt, die Abgeordneten von Seiten des Adels gewählt und ihnen ihre Vollmachten und besondern Instruktionen ausgestellt werden. Die Abgeordneten erhalten Taggebühren und freies Quartier. Lezteres gibt die Stadt, wo der Reichstag abgehalten wird, unentgeldlich her. Die Eröffnung des Landtags geschieht mit großer Pracht und wird durch große Gastmähler, feierliche Aufzüge ꝛc. verherrlicht. Man versammelt sich an zwei Tafeln in zwei verschiedenen Kammern. Die erste, die Magnatentafel, hat zum Präsidenten den Palatin oder den nächsten auf ihn folgenden Reichsbaron. Rechts sizt der Primas mit den Erzbischöfen, Aebten und Pröbsten; links die Reichsbarone, Kronbewahrer und Obergespanne der Comitate. Den Saal füllen die übrigen Magnaten (Fürsten, Grafen und Freiherrn), sowie die ganze adelige Jugend. Die zweite Tafel hat zum Präsidenten den königlichen Personal (oberster Landesrichter), der vom Ritterstande seyn muß. Hier sizen die Deputirten der Domkapitel, dann diejenigen Aebte und Pröbste, die kein Kapitel haben, die Comitats- und Städtedeputirten, und endlich die Abgeordneten jener Magnaten, die auf dem Landtage nicht erscheinen können, worunter somit auch die Ablegaten der Magnatenwittwen sich befinden. Ihre Meinungen und Beschlüsse theilt zwar eine Kammer der andern durch Deputirte mit; doch pflegen in streitigen Fällen beide in Einem Saale zusammen zu kommen. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet, und die Beschlüsse werden sodann dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Die Verhandlungen geschehen bei der ersten Tafel in lateinischer, bei der zweiten in ungarischer Sprache. Der Regel nach soll der Reichstag nicht länger als zwei Monate dauern, doch erstreckt er sich gewöhnlich viel länger, was für das Land nicht ohne Nachtheil ist, da sämmtliche Gerichte, mit Ausnahme der städtischen, während der ganzen Dauer des Reichstages und schon 30 Tage früher aufhören, und in dieser ganzen Zeit kein Prozeß entschieden wird. Die königlichen freien Städte machen die Ausnahme, daß sie das Recht haben, bürgerliche Repräsentanten zu senden, obgleich dieses de facto nicht immer geschieht; sonst besteht der Landtag durchaus aus Adeligen. Die Städte haben alle zusammen nur Eine Stimme, und der Reichstag ist somit faktisch nur als Institut für die Rechte des Adels zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. August 1839.

> Es ist ein großer, unermeßlicher
> Verstand in der Natur; selbstständige
> Gedanken steh'n vor mir, und doch verknüpft
> Das Kleinste mit dem Größesten, gedrängt
> Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
> Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen?
>
> Herder.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars,

mit Rücksicht auf die eben bekannt werdenden neuen Beobachtungen dieses Weltkörpers durch den Berliner Astronomen Mädler.

Von Dr. Nürnberger.

Ich bitte die Leser, sich zum genauesten Verständniß der folgenden, für die planetarische Topographie sehr wichtigen Mittheilungen zuvörderst zwei concentrische Kreise zu denken, in deren gemeinschaftlichem Mittelpunkte die Sonne ruht und deren innern die Erde auf ihrer Jahresbahn beschreibt, während der äußere, umringende von dem hier zu betrachtenden Nachbarplaneten Mars durchlaufen wird. Diese Vorstellung von der Anordnung der Bahnen zeigt sogleich, daß die drei Weltkörper: Sonne, Erde, Mars zuweilen in eine solche gegenseitige Stellung (Opposition) kommen müssen, wo sich die Erde eben in der Mitte zwischen Sonne und Mars, und also lezterem Planeten näher als in jedweder andern Lage befindet. Seine Entfernung von uns kann dann, im günstigsten Falle, bis auf unter acht Millionen Meilen abnehmen, wodurch natürlich seine Beobachtung sehr begünstigt wird. Durchschnittlich ereignen sich dergleichen, die Beobachtung begünstigenden Oppositionen des Mars, wenn auch nicht immer in gleich großer Nähe, etwa alle 26 Monate; die lezte hat am 11ten März d. J. Statt gefunden, und diese Opposition des Mars nun eben ist es, welche der fleißige Berliner Astronom Mädler zu seinen neuesten Beobachtungen benüzt hat.

Mars ist, dem Angeführten gemäß, derjenige Planet unseres Sonnensystems, welcher seine Bahn zunächst außerhalb der Erdbahn hat, so daß er uns von den sogenannten obern Planeten (d. h. denjenigen, deren Bahnen die Erdbahn umringen) der nächste ist. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt über dreißig Millionen Meilen, also etwa zehn Millionen Meilen mehr als die mittlere Entfernung unserer Erde von der Sonne; sein Sonnenjahr dauert 687 unserer oder 668⅓ Marstage (von denen wir gleich sehen werden, daß sie etwas länger als der irdische Sonnentag sind), also fast noch einmal so lang als unser Jahr, und in demselben Verhältnisse ist also natürlich auch jede seiner Jahreszeiten, namentlich sein Winter, länger, dessen Strenge überdies durch die angeführte weitere Entfernung von der Sonne befördert zu werden scheint. Dazu tritt der Umstand, daß die Schiefe der Ekliptik auf diesem Weltkörper 29 Grade, also fast sechs Grade mehr als auf der Erde beträgt; jede seiner beiden kalten Zonen erstreckt sich daher auch bis zum 29sten Grade vom Nord- oder Südpole (auf der Erde nur etwa bis zum 23sten); seine heiße Zone ist 58 Grade breit (auf

der Erde nur etwa 46) und die gemäßigten Zonen finden sich demnach bedeutend schmäler als auf der Erde, so daß der Gegensatz der Jahreszeiten schon deßwegen energischer als bei uns ausfallen muß. Dagegen ist der Marstag wenig vom Erdentag unterschieden: er beträgt 24 Stunden 39′ 22″.

Zur Erklärung eines andern merkwürdigen Witterungsverhältnisses des Mars müssen wir die Leser daran erinnern, daß der Frühling und Sommer der nördlichen Halbkugel der Erde bekanntlich acht Tage länger als der Herbst und Winter dauert; daß auf der südlichen Halbkugel gerade das Gegentheil eintritt, und daß also das Verweilen der Sonne über dem Horizonte für unsern Nordpol auch um eben so viel länger als für den Südpol ausfällt. Dies rührt daher, weil sich die Erde zu der Zeit, da der Nordpol Winter hat, eben in der Sonnennähe befindet, wo sie sich schneller bewegt, wogegen der Winter des Südpols in die Sonnenferne, bei langsamerer Bewegung der Erde, fällt. Der Winter der südlichen Halbkugel der Erde ist also aus dem doppelten Grunde seiner längeren Dauer und der größeren Entfernung der Sonne im Laufe desselben durchschnittlich strenger als der Winter der Nordhälfte, und in der That findet sich unser Südpol stets unzugänglicher durch Eisfelder und Schneemassen als der Nordpol.

Ganz Aehnliches hat nun für den Mars Statt: der Winter seines Südpols fällt aus demselben, dort auch eintretenden, doppelten Grunde ungleich strenger als der des Nordpols aus. Der Frühling der Nordhalbkugel des Mars dauert nämlich 191⅓ Marstage, der Sommer 181, der Herbst 149⅓, der Winter 147; und da dem Sommer der Nordhalbkugel der Winter der Südhalbkugel entspricht, so währt lezterer demnach 180 Marstage und ist folglich 33 solcher Tage länger als der Winter (von 147 solchen Tagen) der nördlichen Hemisphäre. Man übersieht also, mit Berücksichtigung des angeführten doppelten Grundes, im Allgemeinen, daß die Marssüdhalbkugel einen kürzeren, aber heißeren Sommer und einen längeren, strengeren Winter, die Nordhalbkugel hingegen einen längeren, gemäßigten Sommer und einen kürzeren, minder strengen Winter haben muß. — Gibt es nun auf dem Mars Witterungserscheinungen von gleicher oder ähnlicher Beschaffenheit wie auf der Erde, z. B. Eis, Schnee, so muß sich dieses „Mars-Eis," dieser Mars-Schnee" auch dort jenes längeren und strengeren Winters der Marssüdhalbkugel wegen um den dortigen Südpol mehr anhäufen, in seiner ganzen Ausdehnung aber im Sommer auch mehr zurückgehen als um den Marsnordpol. Sehen wir nun, ob und wie diese Voraussetzungen durch die Beobachtung bestätigt werden.

Schon die älteren Beobachter des Mars, Cassini, Maraldi, Herschel, Schröter, und nach ihnen Flaugergues, Gruithuisen u. s. w. bemerkten, daß die Gegenden um beide Pole des Mars sich vor den übrigen Theilen des Planeten durch ein viel glänzenderes Licht auszeichnen. Diese Erscheinung ist so beständig, daß man sie unmöglich als bloß atmosphärisch annehmen kann, sondern gleich die Ueberzeugung erlangt, an diesen Stellen den festen Körper der Marskugel vor sich zu haben. Diese glänzende Zone ist im Allgemeinen um jeden Pol dann am größten, wenn derselbe gerade seinen Winter hat, oder doch eben erst gehabt hat, nimmt, mit Annäherung der Sonne, bis auf eine gewisse Grenze, innerhalb welcher das glänzende Ansehen (gleichwie beim ewigen Polareise der Erde) stets unverändert bleibt, allmählig ab und wächst dann wieder in dem Maße, als die Sonne scheidet.

Ueberlegt man nun, daß unsere Polargegenden einem Auge im Mars ganz ähnliche Erscheinungen darbieten müssen, indem ihre Eis- und Schneefelder, sobald die Sonnenstrahlen darauf zu fallen anfangen, einen gleichen Glanz verbreiten; daß dieser Glanz, beim Schmelzen des Eises in den, dem Aequator näheren Gegenden, sich während des Sommers nach den Polen zurückzieht, im Winter aber wieder weiter nach dem Aequator zu ausbreitet, so kann man sich dem Gedanken einer Aehnlichkeit oder Gleichheit der Ursache so ganz gleich erscheinender Wirkungen unmöglich widersetzen. Noch mehr: schon diese früheren Beobachtungen zeigten, daß die weißen Polarzonen nicht durchaus kreisförmig begrenzt sind, sondern sich nach einigen Richtungen mehr, nach andern weniger ausdehnen; es muß also auf dem Mars, gleichwie auf der Erde, Gegenden geben, welche, bei gleicher Breite, eine kältere Natur haben. Bei uns gilt Lezteres von den Meeren, auf denen das Eis später als auf der Erde schmilzt; man hat also dringende Gründe, auf dem Mars auch Meere wie bei uns anzunehmen, eine Bemerkung, auf welche ich unten zurückkommen werde.

(Fortsezung folgt.)

Historische Phantasien.

(Fortsezung.)

Nach wenigen Schritten bleibe ich vor einer Bude mit Spielwaaren stehen, mit Kinderspielwaaren. — Gewiß ein ärmlicher Plunder gegen so manche Ausstellung auf stolzeren Plätzen; und doch wie glänzend, wie überschwenglich reich und kunstvoll gegen den Kram, vor welchem dreißig Jahre rückwärts das Kind im Vorgenuß der Weihnachtsfreuden mit klopfendem Herzen stand! —

Nicht nur den Großen, auch den Kleinen hat die Zeit das Spielzeug vermannigfaltigt, die alten einfachen Typen in Gattungen und Arten zerschlagen, die Wünsche und Begierden unendlich gesteigert, und mit all dieser Entwicklung in die Breite das uralte Naturmaß von Freude und Genuß nicht um das Geringste erweitert und den Sättigungspunkt nicht um eine Linie hinausgeschoben. Wie in so vielen Zweigen der Industrie, so hat auch hier die Kunst das Handwerk ergriffen und es auf die Bahn des hastigen Fortschritts und der rastlosen Raffinerie geworfen. Und siehe da! wie aus der ernsten, steifen Kunst der Egypter die heitere, blühende Plastik der Griechen, so quoll aus der alten, steifen Nürnbergerei eine ganze reiche Duodezskulptur in Holz und Pappe, die selbstständig dem polychromen Style huldigt, ohne nach dem etwaigen Vorgang der Hellenen zu fragen.

Eine ganze Menagerie, ungefähr in den Umrissen und im Colorit des Lebens; alle Stände und Gewerbe, in welche der vielfarbige Kulturmensch zerfällt, alle Lebensstufen, Gebrechen und stehenden Charaktere, mit ihren Attributen, mit der zugehörigen Haltung und Geberdung; alle Geräthe und Werkzeuge, in niedlichster Nachahmung, wie mit dem Storchschnabel verjüngt; Fuhrwerke von allen Graden der Feinheit, und das große Spielzeug der Zeit, das Dampfschiff und der Dampfwagen mit bleiernen Rauchkrimpeln, und statt durch Dampf, in kindischem Vorbild, wie es vielleicht einst werden wird, vom Magnet gezogen. — Wo ist der alte respektable Repräsentant aller europäischen Kriegsheere, der hölzerne Husar auf dem bäumenden Schecken, grimmig in seiner bunten Tracht, die Bettfeder vor der hohen Mütze und das Pelzfleckchen als Dolman auf den Rücken geklebt? Statt seiner bläht sich ein ganzes Offizierscorps aller Grade, Waffengattungen und Dienste, steife, gespreizte Puppen mit hochgepolsterter Brust, mit Bärten so schwarz und Wangen so roth, verzweifelte Parodien ihrer Vorbilder, die aber, was die Strenge des Kostüms anbelangt, auf dem Tische eines Kriegsministers im Frieden als Modelle der Ordonnanz stehen könnten. — Aus dem primitiven Karren mit plumpem conventionellem Rosse ging der völlig ausgerüstete Lastwagene hervor, Kalesche und Berline sammt Kutscher und Herrschaften, und ein ganzer Marstall. Das unartikulirte Krächzen und Schreien der Trompete und Pfeife, und den aibernen Ruf des Kukuks hat in hundert zierlicheren Instrumenten die Mund- und Windharmonica verdrängt, deren klagende Töne im gegebenen Augenblick eine civilisirte Musik vorstellen. Dem alten magern Hanswurst, der, wenn man ihn am Kopf packte und den Faden zwischen den Beinen anzog, in die ergötzlichsten Convulsionen ausbrach, ist ein ganzes Geschlecht sinnreicher Automaten entsprungen, welche die verschiedensten Kunststücke ausführen und sich vor jenem Altvater am wesentlichsten dadurch unterscheiden, daß sie schneller lahm werden und dem nimmer satten Kinde früher den Dienst aufsagen. — Das zierlichste diminutive Geräthe, Schränke und Consolen, Betten und Divans, Spiegel und Gardinen, eine ganze Aussteuer, um denselben Raum zu meubliren, den einst ein roher Tisch und ein Stuhl und ein Schemel völlig ausfüllten, das Herz eines kleinen Mädchens. — Dich vollends suche ich natürlich vergebens, hölzernes, rundgedrehtes Urbild der Bürgerweiber zu Nürnberg, pausbackige Puppe mit dem aufgeleimten Näschen und der Goldkrone, mit dem hohen Busen, den ausquellenden Hüften und der aufgemalten bunten Kleidertracht, einst das Entzücken der künftigen Jungfrau! Du bist zu Grabe gegangen, wie so manches alt überlieferte Gebilde, wenn seine Stunde gekommen, oder du stehst, wehmüthig mit der Spinnwebe drapirt, hinter der erblindeten Scheibe des Winkeldrechslers und harrst der Stunde, wo du noch einmal deine süße Bestimmung erfüllst und der Engel eines Bettelkindes wirst. Es ist nicht zu leugnen, du warst häßlich und abgeschmackt und ließest die Farbe geben; aber du warst nur grotesk und wecktest nicht so widrige, so schauerliche Empfindungen, wie deine koketten, im Modestyl aufgeputzten Nachfolgerinnen in Mädchenherzen. — Da baumeln sie zu Dutzenden an den Wänden der Bude, die anspruchsvollen Puppen, mit natürlichen Haaren koeffirt, im seidenen Gewande, mit Chemisette und Schürze, rothe Schuhe an den Füßen und das Schnupftuch in der Hand. Unbeschreiblich widrig sind diese glatten rosigen Gesichter mit dem süßlich zusammengezogenen Mund, und was einen im Leben so angenehm berührt, der übertriebene Ausdruck weiblicher Ziererei und Gefallsucht, das tritt einem hier desto gespenstisch schauerlicher entgegen, je getreuer die starre Nachahmung der Natur ist.

Und so ist's durchgängig. Die alten Gebilde der Kinderplastik waren Symbole ganzer Erscheinungsclassen, roh und plump, aber kräftig und charakteristisch in Zeichnung und Färbung. Jetzt will man realistisch überall die Sache, die Natur selbst, das Spezielle, das Einzelnste. Aber wie mit der üppigen Wucherung der zeichnenden Kunst, so ist auch mit dieser ängstlich und kokett individualisirenden Plastik für die unmittelbare sinnliche Bildung des Kindes, wie für seine künftige ästhetische Entwicklung das Ueberflüssigste, das heißt rein nichts geschehen, wenn man nicht damit gar die poetischen Keime in der jungen Seele gründlich verkümmert. — Jene grotesken Symbole waren dem Kind Idole, in deren Kultus ihm sein Himmel, die Natur und die Menschenwelt, in bedeutenden, aus Ahnung und Erinnerung zusammengeronnenen Gestalten sich aufthat; die unförmliche Holzfigur wurde zum Proteus, der sich zauberhaft in hundert

Gestalten wirft und tausend Dienste verrichtet, und mit dem steifen Holzroß bestieg der Knabe den Hippogryphen, der ihn im Fluge an die Marken seines innern Horizontes trug. Macht man es aber der Phantasie des Kindes gar zu bequem, kommt man ihr überall schmeichelnd entgegen und zuvor, so verlernt sie das selbstständige Fliegen, und der Sinn läßt sich langweilig in fauler Sänfte von einem wirklichen Objekt zum andern tragen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Schluß.)

Der ungarische Adel. Preßburg.

Der ungarische Edelmann, geistlichen oder weltlichen Standes, vom hohen oder niedern Adel (und es gibt unter lezterem viele Tausende, die Bauern, Kohlenbrenner, Schweinhirten ꝛc. sind) hat das Recht der persönlichen Sicherheit; das heißt, er kann, wenn auch rechtmäßige Anzeigen wider ihn vorliegen, weder in Verhaft genommen, noch im Besitze seiner Güter gestört werden, so lange er nicht von seinem adeligen Richter vor Gericht geladen und seines Verbrechens überwiesen ist. Nur der Hochverräther, Straßenräuber, Mörder, Mordbrenner und Ehebrecher, der auf frischer That ertappte Dieb, der Deserteur und ungetreue herrschaftliche Rechnungsführer sind von dieser Prärogative ausgeschlossen. Nur der freie Bürger einer königlichen Stadt hat das Recht, gegen einen Edelmann klagend aufzutreten; der Bauer muß sich durch seinen Grundherrn vertreten lassen. Wer sich an der Person eines Edelmanns vergreift, oder auch nur an dessen Dienerschaft, muß für seine Verwegenheit mit dem Leben oder mit dem Verlust des Vermögens büßen. Lezteres ist eine Milderung, welche erst die neuere Zeit herbeigeführt; früher verlor der Unglückliche Leben und Gut zugleich. — Nur der Adel allein ist des Besitzes liegender Güter und der Herrschaft über die darauf wohnenden Unterthanen fähig. Kein Unadeliger kann somit in Ungarn zum eigentlichen Besitze eines Landguts gelangen, ausgenommen, wenn er es durch eine königliche Verleihung erhält; in lezterem Falle aber ist sogleich die Erhebung in den Adelstand mit verbunden. Der Unterthan kann daher nichts Unbewegliches als Eigenthum besitzen; nur die Früchte seiner Arbeit gehören ihm, der Grund und Boden, den er pflügt, gehört dem Grundherrn, dem er noch zu Robothen (Frohndiensten) und Abgaben verpflichtet bleibt. Außerdem übt der Grundherr die Erbgerichtsbarkeit in Civilsachen (an vielen Orten auch in Criminalsachen) aus, und tritt, im Falle der Unterthan ohne Erben stirbt, an die Stelle des leztern. Der ungarische Edelmann genießt der ausgedehntesten Freiheit in Ansehung der Staatsabgaben, einer Freiheit, von der in der neuen Staatengeschichte kein ähnliches Beispiel besteht. Nich nur von allen Personalsteuern ist er befreit, sondern auch von allen indirekten Abgaben, Mauth, Zehent, Soldateneinquartierung. Nur zur Insurrektion, d. h. zum Kriegsdienst, im Falle eines allgemeinen Aufgebots, ist er verpflichtet; der ritterliche Standpunkt, den dies dem Adel zuweist, ist eben der Maßstab für alle Institutionen Ungarns, es ist der Maßstab des Mittelalters. — Um wieder auf Preßburg zurückzukommen, so denkt man sich leicht, wie diese Stadt während des Landtags vollgedrängt ist. Preßburg zählt ohne Militär und Fremde 56,000 Einwohner, rechnet man jene dazu, so könnte zur Zeit des Landtags die Bevölkerung sehr leicht auf 66,000 steigen. Wohnungen und Lebensmittel steigen natürlich mit, wenn auch unverhältnißmäßig. Ungarn ist vielleicht der wohlfeilste Aufenthalt in Europa; ich erinnere mich, vor zwei Jahren in Preßburg an einer table d'hôte vortrefflich gespeist zu haben, und zwar für den Preis von fünfzehn Kreuzern. Im gegenwärtigen Augenblicke dürfte man das Vierfache bezahlen, ohne so gut bedient zu werden als sonst. Indeß sorgt die Stadt auf's Beste für Bequemlichkeit der Fremden, und namentlich auch dafür, daß man keinen Prellereien ausgesezt ist. Die Behörde hat eine Zimmertaxe festgesezt, nach welcher die Gastwirthe für ein sehr schönes Zimmer nicht mehr als Einen Gulden täglich fordern dürfen. Somit dürfte der Aufenthalt in Preßburg auch jezt kaum so hoch als in Wien kommen. Die Fremden, die dahin Ausflüge machen, kommen ganz entzückt davon zurück. In der That kann man sich kaum eine reizendere Gegend mit einer romantischeren Staffage denken. Preßburg liegt auf der linken Seite der Donau, über welche eine Brücke in die Stadt führt, die 365 Schritte lang ist. Rings herum sind grüne Auen und über der Stadt erhebt sich das alterthümliche Schloß und gibt dem Ganzen ungefähr den Charakter, den Heidelberg hat. Nun aber denke man sich in Mitte dieser reizenden Lage eine Staffage von hochaufgeschossenen Magyaren in bunter mittelalterlicher Tracht, ungarische Bauern in ihren blauen Nationaljacken und weißen Mänteln, Croaten, Zigeuner mit ihrer wilden, phantasieaufregenden Musik, Magnaten in ihrer fast asiatisch prächtigen Tracht, mit wallenden Federn, klirrenden Säbeln und Sporen, die schönsten Frauen in einer Toilette, wie man sie in Almaks kaum luxuriöser finden kann, glänzende Equipagen, Pferde der edelsten Race, Dienerschaft in den fremdartigsten Livreen, und das Alles wogend und zusammengedrängt in dem Raum einer mäßigen Stadt, lateinisch, ungarisch, slawackisch, illyrisch, deutsch, französisch conversirend und schreiend. Gewiß man kann keinen seltsamern und eigenthümlichern Ort sich vorstellen. — Im Laufe dieses Monats treffen auch die Mitglieder des ungarischen Nationaltheaters in Preßburg ein. Die Truppe soll einige ausgezeichnete Mitglieder, namentlich im Schauspiele, besitzen. Dieses Theater ist erst vor kaum zwei Jahren, mittelst eines großen Aufwands von Capitalien von Seiten der ungarischen Großen errichtet worden. Baron Josika und ähnliche ungarische Dichter von Talent versehen es mit Originalstücken, die fast sämmtlich der ungarischen Geschichte entnommen sind, und von denen viele, namentlich die früheren von den beiden Kisfaludy wahrhaft poetische Schönheiten enthalten, obgleich die neufranzösische Romantik nicht spurlos an ihnen vorübergeht. Die Ungarn, die an Nationalstolz und Eitelkeit kaum den Franzosen und Engländern etwas nachgeben, thun sich nun viel darauf zu Gute, bei Gelegenheit ihrer Reichsversammlung auch ihre Nationalbühne zu präsentiren und namentlich den Deutschen zu zeigen, daß auch die ungarische Sprache und dramatische Kunst ihre Helden hat.

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. August 1839.

Dreimal beglücktes Volk, wo der Natur
Gefühle adelt zur Religion
Die Liebe zum gemeinen Vaterland,
Wo man dem Vaterlande lebt und stirbt.

J. H. v. Wessenberg.

Tyrol.

Von Johann Ladislaus Pyrker. *

Tyrolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sey mir gegrüßt! Du wurdest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker alle, nah und fern
Umfing. Sie blickten auf nach deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen hohen Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben;
Und nicht gelang's dem Fremdling, sie zu rauben!

Ich ging mit stolzer Brust in deinen Thälern,
Auf deinen schneebegrenzten Höhn umher,
Und überall, an deinen Siegesmälern
Hob sie sich stolzer, freudiger noch mehr.
Es war dein Muth so tugendfest und stählern,
Der dich begeisterte zur Landeswehr,
Daß späte Enkel noch, die nach ihm schauen,
Sich froh an ihm erheben und erbauen.

Du gutes Volk, bewahre deinen Segen,
Er blühe dir durch Himmels Huld stets neu;
Du weißt wohl, Alles sey an ihm gelegen:
Drum mögest du auch Glauben, Muth und Treu'
Fortan in deiner Brust mit Liebe hegen,
So bleibst du stets beglückt, geehrt und frei:
Ein Leitstern Allen, die aus frommen Trieben
Das Edle, Gute, Schön' und Wahre lieben!

* Mitgetheilt vom Freiherrn von König.

Historische Phantasien.

(Schluß.)

Eine Aufgabe für Antiquare: in welchen Gestalten war zur Zeit, da Albrecht Dürer malte, das Kinderspielzeug ausgeprägt? Gewiß bestanden schon damals größtentheils die grotesken Typen, die sich bis auf uns fortgepflanzt, und die erst jezt von der mit der Industrie verbündeten Afterkunst verdrängt werden. Und dies ladet zum Nachdenken ein. Liegt es vielleicht im nothwendigen Lauf menschlicher Dinge, daß in einer Entwicklung, welche die plastische Kleinmacherei in Holz, Pappe und Eisenblech zum höchsten Flor gebracht hat, das höhere Kunstgefühl sich zurückzieht, und daß eine Zeit, welcher das ehrwürdige bunte Pferdchen mit dem Pfeifchen im Steiß

längst nicht mehr gut genug ist, sich in ihren Kunstausstellungen die derbsten Zumuthungen gefallen läßt?

Mißmuthig kehrte ich in meinen Gasthof zurück, um sofort die Anstalten zur Weiterreise zu betreiben; aber auf der Treppe vertrat mir noch einmal ein längst vergessenes Jahrmarktsbild den Weg und lockte mich zum Fluge rückwärts in die elysischen Gefilde der Kindheit. Vor einer Kasse im Corridor saß ein wunderlich aufgeputztes Weib, und eine lebensgroße Puppe neben ihr in Gestalt eines napoleonischen Grenadiers hielt an einer Stange eine Tafel, worauf in mächtigen Buchstaben zu lesen war: „Große europäische Galerie" u. s. w. — Es ist ein Wachsfigurenkabinet, imposanten, farbenhellen Andenkens! — Ich trat ein; hinten im Saale standen sie aufgereiht, in blitzender Galla, vom Nestor europäischer Könige, vom gekrönten Glück, Karl Johann Bernadotte, bis zur gekrönten Unschuld, Isabelle von Spanien. Schon habe ich den Fuß vorgesezt, um auf sie zuzueilen und diesem prächtigen Cirkel, in dankbarer Erinnerung an den überschwenglichen Genuß, der dem Knaben in solcher Hofluft geworden, ehrfurchtsvoll meinen Gruß zu bieten. Doch halt! major e longinquo reverentia; ein zu genauer Einblick in das Wesen der Höfe stumpft ja immer im Leben das naive Gefühl der Hochachtung, und soll mich auf einen Augenblick der Nachtraum süßer kindischer Träume beglücken, so muß ich mich in der scheuen Ferne halten, in der die verläumderische Parodie des Königthums durch armseligen Trödel und die schauerliche Maskerade des Todes die nüchternen Sinne nicht empört, das poetische ästhetische Gefühl nicht herausfordert.

Dort stehen sie in der Action des Lebens, den einen Fuß vor und die Hand ausgestreckt, bald den Handrücken nach oben, wie zum Befehl oder zum Empfangen des Handkusses, bald wie zum Entgegennehmen einer Bittschrift oder zum graziösen Gruße, die Handfläche nach oben gekehrt. — Hier hat einmal der progressive Witz nichts erfunden, es ist noch Alles wie sonst, nur in Einer Episode greift das mechanische Genie der Zeit erheiternd in diese wächserne Herrlichkeit herein. — Als ich eintrat, waren bereits zahlreiche Zuschauer im Zimmer versammelt, und eben machte sich der Eigenthümer des Kabinets, ein alter Franzose, fertig, mit der Ruthe in der Hand seine kauderwelsche Explikation vorzutragen. Gerade in der Mitte der Reihe stand mit gekreuzten Armen Napoleon. Zu ihm trat der Kerl, familiär, und doch mit durchscheinendem Respekt, steckte ihm einen Schlüssel in den Rücken, rasselte eine Weile, und nun begann der Kaiser der Franzosen langsam das Haupt zu drehen, rechts, links; ihm zu beiden Seiten standen die Königin Victoria und Louis Philippe, und es sah aus, als ob Napoleon die beiden sonderbaren Personnagen mit starren, verwunderten Blicken mäße.

Aber wie nichtssagend, wie still ist dieser Congreß hoher Häupter, und einst, bei gleicher Schau, konnte die Einbildungskraft des Knaben mit dem Protokoll der lebendigsten Verhandlungen kaum fertig werden. Noch schwebt es mir deutlich vor, wie zum erstenmale zu den Meßherrlichkeiten in meiner Vaterstadt das Prachtstück eines Wachsfigurenkabinets kam. Es war zur Zeit, wo Bonaparte unaufhaltsam seinen Siegeswagen über Deutschland hintrieb, kurz vor der Sonnenwende seines Glücks. Noch lag bei mir der Patriotismus im Seelenhintergrunde im tiefen Schlaf, die kindische Brust war ganz ausgefüllt vom großen kriegerischen Epos der Zeit, und selbst das Unglück gedemüthigter deutscher Fürsten wirkte nur rein poetisch auf die junge Einbildungskraft. Noch hatte ich im Leben von irdischer Majestät so gut wie nichts gesehen, nicht einmal in seinem nagelneuen Staate den eigenen Fürsten, dem der Gewaltige vom Schlachtfeld von Austerlitz eine strahlende Krone zugesendet. Wie ward mir nun, als mir im Helldunkel der Marktbude all die Gestalten entgegentraten, deren Namen sich so schauerlich schön mit dem Donner der Kanonen, mit den schweren Ziffern der Todten, Blessirten und Gefangenen, der genommenen Geschütze und Fahnen in den prächtigen Bulletins vermählten, die so vornehm historisch klangen, wie im Livius die renommirenden Berichte von den rebus gestis consularischer Heere!

Lebendig steht noch die ganze malerische Anordnung vor mir. In der Mitte befanden sich bedeutungsvolle historische Gruppen: der alte Ziethen im Lehnstuhl, den Friedrich der Große, der vor ihm steht, gütig am Aufstehen hindert — Nelson auf dem Paradebett, daneben das Modell des französischen Admiralschiffs, aus dessen großem Mast dem Helden der Sarg gezimmert worden, und umher in weitem Halbkreise, in Kostümen, wie ich sie glänzender kaum in meinen kühnsten kriegerischen Phantasien gesehen, die vornehmsten Schauspieler auf der damaligen Weltbühne. Entzückender Glaube an Federhüte und Ordenssterne, an große bespornte Stiefeln und schleppende Säbel, wonniger Vorläufer der ersten Liebe! Ich kann nicht sagen, ob das mitanwesende Publikum besonders ruhig war, und es ist nicht wahrscheinlich; aber für mich herrschte lautlose Stille im Heiligthum der Geschichte, wo sich mit einem Male so viele Räthsel lösten, so viele naive Voraussetzungen berichtigten, wo die ernsten, majestätischen Gestalten auch so stille niederblickten, und doch dem Knaben so unendlich viel sagten: rechts Napoleon, seine gekrönten Brüder und herzoglichen Feldherrn, links, in umwölkter Majestät, fracti bello fatisque repulsi, die mit der großen Nation Krieg führenden Potentaten nebst ihren hohen Gemahlinnen im starrendem Juwelenschmuck. Eine besonders — ich weiß nicht mehr welche — war himmlisch schön; sie lächelte so

englisch mild, sie winkte so berauschend anmuthig mit dem runden Arme, während ein banger Seufzer den schönen Busen zu schwellen schien. — —

Allermitteist war der Wachsfigurenmann mit seinem erklärenden Spruch zu Ende gekommen und der Aufbruch der Versammlung riß mich aus meinen rosigen Träumen zurück in die nüchterne Gegenwart. Jezt trieb mich die Neugierde doch, die neuesten Produkte dieser albernen Kunst in der Nähe zu betrachten. Ich ging auf die stattlichste Figur zu: es war Louis Philippe, par les voeux de la nation roi des Français, wie der Franzose so eben versichert hatte; aber vor seinem todten, gläsernen Blick schlug ich betroffen die Augen nieder, diese fielen auf die kläglichen Defekte im Juste-milieu seiner Bekleidung, und entsezt kehrte ich der hohen Versammlung den Rücken.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu Mädlers neuesten Beobachtungen. „Das überaus merkwürdige Phänomen — sagt dieser fleißige und gewissenhafte Astronom in einem Vortrage vor der Berliner geographischen Gesellschaft — welches uns der Nachbarplanet bietet, sind die weißen Flecke an seinen Polen. Diese zeigen sich, so oft sie der Lage der Marskugel nach von uns gesehen werden können, stets äußerst scharf begrenzt und in einem reinen, glänzenden Weiß, welches mit der Farbe der übrigen Theile der Oberfläche dieses Weltkörpers auf das Grellste kontrastirt. Man hat diesen Flecken schon seit langerer Zeit, denn schon Maraldi spricht von denselben, den Namen Schneezonen gegeben, und man muß gestehen, daß sich wirklich alle Umstände vereinigen, diese Benennung zu rechtfertigen. Nicht allein zeigen sich jene Zonen kleiner, je näher der betreffende Pol einem Punkte steht, bei welchem unsere Erdhalbkugeln ihre stärkste Sonnenwärme haben; sondern sie lassen sogar den Unterschied bemerken, welche Mars vermöge der bekannten starken Excentricität* seiner Bahn in Bezug auf seine beiden Halbkugeln wirklich offenbaren muß." Es verhält sich nämlich bei der jetzigen Lage der Apsidenlinie und der Richtung der Rotationsaxe des Planeten der Sommer der nördlichen Halbkugel zu dem der südlichen der Dauer nach = 19:15, der Intensität (so weit dieselbe durch die größere oder geringere Sonnenentfernung bedingt wird) nach aber = 20:29. Daraus folgt also, wir wiederholen es, für die Südhalbkugel ein kürzerer, heißerer Sommer und ein längerer, strengerer Winter, für die Nordhalbkugel aber ein längerer, gemäßigter Sommer und ein kürzerer, milderer Winter. Ist das weiße Polarlicht der Marskugel nun wirklich der Reflex eines unserm irdischen Eise und Schnee analogen Winterniederschlages, so muß dieser sich am Südpole im Winter mehr anhäufen und weiter ausdehnen als am Nordpole, im Sommer dagegen in engere Grenzen zurücktreten als an jenem. Genau dies zeigen aber unsere Beobachtungen. In den Jahren 1830 und 1832, in denen der Nordpol Winter hatte, konnte Mädler vom weißen Flecke um diesen Pol nichts gewahr werden; er mußte sich also nicht über 30 Grad vom Pole abwärts gegen den Aequator zu ausgedehnt haben; dagegen war 1837, im Winter des Südpols, noch eine Spur des weißen Lichts bemerklich, woraus sich schließen ließ, daß die Ausdehnung des Schnees um diesen Südpol mindestens 36 Grad vom Pole nach dem Aequator, und also sechs Grad mehr als beim Nordpole betragen müsse. — Noch bestimmter bestätigt sich die oben für den Sommer gezogene Folgerung. Als die Mars-Südhalbkugel im Jahre 1830 Sommer hatte, traten die Grenzen des weißen Fleckes bis zu drei Grad von diesem Pole (also bis 87 Grad s. B.) zurück, so daß sich der ganze Polarfleck demnach nur noch bis auf drei Grad zu jeder Seite des Südpols erstreckte, oder, wenn man den Pol als Mittelpunkt annimmt, nur eine Kreisfläche von sechs Graden der Marskugel Durchmesser um denselben bedeckte. Der Nordpolfleck dagegen zeigte in dem, auf unser Jahr 1839 fallenden Marssommer, wo er in eine, zur Beobachtung besonders schickliche Lage kam, noch eine solche Ausdehnung von mindestens 15 Grad Durchmesser, erstreckte sich also zu jeder Seite des Pols bis 7½ Grad (82½ Grad n. B.) nach dem Aequator zu. Es hatte sich demnach das „Marseis," der „Marsschnee," um den Südpol, während des soviel längeren und strengeren Winters der südlichen Halbkugel wirklich um so viel weiter ausgedehnt, war aber, im dortigen heißeren Sommer, auch um so viel mehr zurückgetreten, als um den Nordpol.

In der That, es wird in der ganzen physikalischen Planetographie kaum einen zweiten Umstand geben, wo die Analogie zwischen den Erscheinungen auf Erden und auf einem zweiten Weltkörper so vollkommen wäre, und diese Mädlerschen Entdeckungen scheinen uns daher zu den wichtigsten zu gehören, welche in diesem Gebiete der Astronomie je gemacht worden sind. Fortgesezte Beobachtungen, welche durch die scharfe Begrenzung und große Deutlichkeit der Marspolarflecke sehr begünstigt werden, können uns mit der Zeit die Grenzen des ewigen Schnees

* Diese Excentricität beträgt nach v. Lindenau fast 1/10 der halben großen Axe. Halbe große Axe oder mittlere Sonnenentfernung = 31,489,800 Meilen; Excentricität = 2,936,200 Meilen.

auf unserm Nachbarplaneten mit einer Genauigkeit kennen lehren, bis zu welcher unsere Kenntniß des eigenen Planeten, der Erde, wahrscheinlich nie gelangen wird, da wir uns, hinsichtlich seiner, natürlich auf einen so vortheilhaften Standpunkt allgemeiner Uebersicht des Ganzen nicht erheben können. — „Darf man," sagt unser trefflicher Beobachter zum Schluß seines wichtigen Vortrages, „nach dem Angeführten als überwiegend wahrscheinlich annehmen, daß Mars in höheren Breiten von Schnee bedeckt werde, so kann man auch nicht umhin, für diesen Planeten sehr ähnliche atmosphärische und meteorische Verhältnisse wie für unsere Erde zuzugeben."

Diese Aehnlichkeit zwischen der physischen Beschaffenheit von Mars und Erde, wie äußerst auffallend sie schon erscheint, ist aber gleichwohl nicht die einzige. Wir haben nämlich schon oben der dringenden Gründe erwähnt, welche uns auf dem Nachbarplaneten Meere wie auf der Erde annehmen lassen, und auch dieser Umstand wird durch eine frühere Beobachtung Mädlers, in Verbindung mit jenen Gründen, fast zur Evidenz erhoben. Mädler fand nämlich bei seiner Beobachtung des Mars während einer früheren Opposition am 19ten September 1830 unter besonders günstigen Umständen, weil die Entfernung dieses Planeten von der Erde damals bis auf das oben angegebene Minimum von etwa acht Millionen Meilen abgenommen hatte, daß die das Licht reflektirenden Theile seiner Oberfläche größer sind als die übrigen, und überall, gleich den Oceanen unserer Erde, in Verbindung stehen; der am wenigsten das Licht reflektirende Theil der Marsoberfläche zeigte sich an der südlichen Grenze der heißen Zone, wo man also irgend einen großen Continent vermuthen darf.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

Die große Woche. Kunstausstellungen. Literarisches.

Wieder einmal ist unsere große Woche vorüber, nicht ein nationalhistorisches Erinnerungsfest von Anno 30, sondern seit Jahrhunderten ein merkantilisch-europäisches Fest der Gegenwart, wofür Breslau der Central- und Brennpunkt ist. Es ist eine große Erntezeit der Oekonomen, es ist die Wollmarktswoche. Millionen Hoffnungen, selbst englische Hoffnungen, beruhen das ganze Jahr hindurch auf den dicken, dummen Wollsäcken, hier wirklich nur materielle Interessen umfassend, nicht parlamentarische Subtilitäten, in Old-England bekanntlich von Wollsäcken herab verhandelt. Der hiesige Sommerwollmarkt ist die große Messe des nordöstlichen Deutschlands; seit Jahren wird er indeß hauptsächlich schon auf den Schaafen abgehalten, da schon vor der Schurzeit große Käufe abgeschlossen werden; die gröbere Waare selbst wird immer weniger auf den öffentlichen Plätzen aufgestapelt und die bessere auf gefälligere Weise in zierlichen Zelten untergebracht. Doch bleibt das großartige Bild des gedrängten, lebendigen Geschäftsverkehrs dasselbe, das zur Marktzeit vor dem Blick sich abrollt. — Nächst der Wolle, dieser starken Triebfeder der Spekulation und Industrie, geben dann das gleichzeitige Wettrennen, als modernes Provinzialfest, sowie die Kunstausstellung der schlesischen Gesellschaft, die Anknüpfungspunkte für andere und höhere Interessen. Die Kunstausstellungen sind eine bedeutsame Aeußerung des allgemeinen Culturvorschritts auch in unserm Schlesien geworden. Waren nächst den Kirchen sonst nur die Säle der Mächtigen und Reichen des Landes die Paradeplätze der Kunst, so wurde diese durch jene ein Gemeingut, an welchem Jeder, ohne besondere Vorgunst, mit einem geringen Preise Recht und Gelegenheit erwirbt, die Knospe des echten Schönheitssinnes in sich aufzuschließen, wie er eben auf der allgemeinen Bildungsstufe sich manifestirt. Um diese von jezt an jährlich stattfindende Feier deutscher und europäischer Kunst hat diesmal, neben zwei andern ehrenwerthen Männern, Dr. August Kahlert großes Verdienst sich erworben. Kahlert, als Dichter, Kritiker und Gelehrter ebenso achtungswürdig als bescheiden, ist in Allem, was Kunst, Wissenschaft und Literatur betrifft, der personificirte Mittelpunkt unserer Stadt geworden. Es geschieht in solcher Beziehung fast nichts für die Oeffentlichkeit, wozu er nicht einleitend oder mitwirkend die uneigennützige Hand bietet, namentlich in Betreff der Musik, als deren höchst competenter Beurtheiler er gilt. So unterzog er sich auch, als miterwählter Commissär, den weitverzweigten Geschäften der Kunstausstellung mit seinem ganzen Eifer für die Kunst und mit der Hingebung, die seine unabhängige Lage ihm möglich macht. — Zwei bereits europäisch berühmte Gemälde waren die Glanzpunkte der Ausstellung, und zwar: die Hussitenpredigt, von unserm gefeierten Landsmann Lessing, aus Polnisch-Wartenberg, dem slavischen Nazareth, gebürtig, der hier in Breslau seine erste Kunstbildung erhielt, dann Bendemanns trauernder Jeremias. Nächst diesen beiden großen historischen Bildern zeichneten sich als treffliche Genremalerei aus: der sterbende Esel, von Pistorius, die herumziehende Springerbande, von Biard in Paris, und die Revolution in einer kleinen Stadt, von Emil Ebers. — Als würdige Vorläuferin zu diesen großartigern Kunstgenüssen war die von dem Kunsthändler Karsch veranstaltete Ausstellung von Kupferstichen und Lithographien der berühmtesten neuen Meister zu betrachten. Herr Karsch, der den Ertrag der Ausstellung einem wohlthätigen Zwecke bestimmte, verdiente sich durch diese seine uneigennützige Anregung des Kunstsinnes öffentliche Anerkennung. — In literarischer Hinsicht macht jezt eine Vertheidigungsschrift Aufsehen, die in der sehr thätigen achtbaren Buchhandlung von Ferdinand Hirt erschien nämlich: „Das Wesen und Treiben der Berliner evangelischen Kirchenzeitung, beleuchtet von David Schulz." Dieser in ganz Deutschland hochgeachtete freimüthige Gelehrte und Kämpfer für Licht und Recht führt hier ein scharfes Geistesschwert gegen den Angriff, den er im Maihefte 1838 jener sogenannten Kirchenzeitung erfuhr, und dadurch in den Augen des Publikums verdächtigt werden sollte, als hätte er durch sein Buch vom Glauben, eine rein biblische Untersuchung, den lutherischen Separatismus in Schlesien vorzüglich hervorgerufen und befördert; eine Beschuldigung so ganz ohne allen Halt, daß selbst Scheibel, der Koryphäe jener Altlutheraner, der Wahrheit die Ehre gab, und seinen ehemaligen Amtsgenossen mit der Versicherung rechtfertigte, daß dessen Buch ganz unschuldig an der Absonderung seiner Glaubensbrüder sey, indem Keiner von ihnen es gelesen habe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 31. August 1839.

> Wenn wir sehen, wie die Natur spielt und in diesem Spiel eine Sprache der Weisheit kindlich ausdrückt; wenn sie auf Blumenblätter Seufzer malt, wenn die kleinen Käfer das Kreuz auf ihren Flügeldecken gemalt haben; wenn wir Raupen und Schmetterlinge mit dem Geheimniß der Dreieinigkeit bezeichnet sehen, dann schaudert uns und wir fühlen: die Gottheit selber nimmt ewigen Antheil an all diesen Geheimnissen; dann glaub' ich immer, daß Religion Alles erzeugt hat, ja daß sie selber der sinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Thier ist.
>
> Bettina.

Sommerlieder.

VII. Sonntag.

Des Sonntags Rast ward uns gegeben
Als die Oas' im Sand der Zeit,
Daß durch der Gottheit geistig Leben
Das ird'sche sich erfrischt, erneut.

Nicht nackter Willkühr Satzung bindet
An solche Ordnung das Geschlecht;
Im ahnungsreichen Herzen findet
Das Kind auf diesen Tag sein Recht.

Aus häßlicher Entweihung schimmert
Des Tags urheil'ger Glanz hervor;
In sündenächt'ger Seele flimmert
Die Ahnung seines Sinns empor.

Ein Sonntag ist der ganze Sommer,
Wo meine Seel' in Gott ist wach,
Wo ich als ein andächt'ger Frommer
Gern heil'gen Dingen sinne nach;

Wo sich der Geist von außen sammelt,
Nach innen feiernd sich erschließt,
Der bald bewegt, in Zungen stammelt,
Bald froh in Hymnen sich ergießt.

Sonst ging an blauen Sommertagen
Mir auf die alte Götterwelt;
Hoch sah ich den Olympus ragen,
Sah Menschen, Göttern zugesellt.

Beim dunkeln Roth der Rosen ahnte
Ich Aphrodite's Reiz und Trug;
Der Rebe saftig Laub mich mahnte
An Bacchus ind'schen Siegeszug.

Jezt hat ein heilig ernstrer Glaube
Den heitern Bilderwahn verdrängt;
Cytherens Vogel wich der Taube,
In deren Mund der Oelzweig hängt.

Die Lilien' mahnen jezt, die bleichen,
An eines Gottessohnes Wort;
Die Rebe ward des Bundes Zeichen,
Der in die Ewigkeit wächst fort.

Geheiligt ist, weil sie getrunken
Der Himmlische, der Erde Luft;
Die Erde, weil, in Tod gesunken,
Auch er gelegen in der Gruft.

Den Himmel sehn wir voll Vertrauen
Als unsrer Hoffnung Heimath an,
Weil ihm die Pforten einst, die blauen,
Sich zum Triumphflug aufgethan.

Durch jedes Wort und jede Handlung
Wird klarer mir sein Bild enthüllt;
Mehrung des Brods, des Wassers Wandlung,
Ein uralt Sehnen schön erfüllt!

Jezt, wo mit schöpferischen Kräften
Natur die Wesen all durchdringt;
Das Leben mit verjüngten Säften
Aus fast versiegten Quellen springt:

Jezt kann die Wunder rascher Heilung
Ich, selbst entbundnen Sinnes, sehn;
Jezt kann das Fest der Geistaustheilung,
Der Feuerzungen, ich verstehn.

Hier wird mein Staunen auch geringer:
Daß Liebe sich den Tod erwählt,
Und daß des ewigen Lebens Bringer
Im Arm des Grabs ward neu beseelt.

Ein warmer Liebesstrahl von Oben
Macht mir die Wonnen offenbar
Des Geists, der, über sich erhoben,
Sucht, was verirrt, verloren war.

Und nach dem Opferkelch, dem bittern,
Gelüstet fast mein eignes Herz,
Wenn ich den Gottessohn nicht zittern
Am Oelberg säh' vor solchem Schmerz!

So feir' ich in den Sommertagen
Ein stilles Fest mit Ernst und Ruh;
Die Wälder, Berge, Fluren sagen
Ein betend Amen oft dazu.

Und wenn dann sänft'gend auf die Gluthen
Des Tags, der Nacht Sternmantel fällt,
Entdeckt mein Aug' in Aethers Fluthen,
Ein Sonntagskind, die Geisterwelt.

Ueber die physische Beschaffenheit des Planeten Mars.

(Schluß.)

Die fast keine andere Art von Erklärung zulassende unmittelbare Beobachtung zeigt uns also auf dem Mars Meere, Schnee und Eis; sie zeigt uns aber auch eine Atmosphäre dieses Planeten. Wenn Bedeckungen von Fixsternen durch denselben eintreten, so nimmt man Erscheinungen wahr, welche auf Strahlenbrechung und Lichtschwächung in einem dichteren Luftkreise des Mars hindeuten. Der schon oben als fleißiger Marsbeobachter erwähnte französische Astronom Flaugergues führt solche Beobachtungen an; auch finden wir dergleichen schon von Cassini erwähnt, und im astronomischen Jahrbuche für 1826, S. 189, stehen noch mehrere verzeichnet. Ferner haben schon Herschel und Schröter, diese beiden vortrefflichen Himmelsbeobachter, deren Genauigkeit und Zuverlässigkeit (zumal des ersteren) sich meistens in dem Grade bewährt, als man ihre Angaben einer eigenen wiederholten Prüfung unterwirft, aus ihren Beobachtungen auf atmosphärische Wechsel auf dem Mars geschlossen.* Nach Gruithuisen sieht man auf diesem Planeten oft geballte Wolken, aber so ruhig, daß man sie leicht für Theile der festen Kugel nimmt, indem sie mehrere Tage lang genau der Rotationsbewegung des Planeten folgen. Er schließt daraus auf eine dortige größere Witterungsbeständigkeit, und schreibt dieselbe dem Mangel eines Mondes** und also seines störenden Einflusses auf die Gleichmäßigkeit der Witterung zu. Indeß sprechen andere Beobachtungen (vergl. die vorherige Anmerkung) doch auch von zuweilen eintretenden Stürmen auf unserm Nachbarplaneten. Was, nach den Beobachtungen desselben Astronomen, das Beständigste an der Wolkensphäre des Mars zu seyn scheint, besteht darin, daß sich die dunklern Wolken immer mit einem helleren, unserm Cirrus ähnlichen Nebelschleier gleichmäßig umgeben zeigen; lezterer Schleier scheint die äußerste, ziemlich durchsichtige, oberflächliche Decke der Marswolkensphäre zu bilden.

Noch ist aus den neuesten Beobachtungen nachzutragen, daß der, früher auf 990 geographische Meilen geschäzte Durchmesser dieses Planeten wohl nur zu 900 Meilen, also = 0,53 des Erddurchmessers angeschlagen werden darf, woraus seine Oberfläche = 0,281 der Erdoberfläche, oder, wenn man leztere zu 9,200,000 Quadratmeilen annimmt, = 2,700,000 solcher Meilen folgt.

---

* Schröter, in seinen „Hermographischen Fragmenten" Göttingen, 1816, S. 185 führt eine Beobachtung atmosphärischer Verdichtungen auf dem Mars an, welche sich, der Rotation voraneilend, gerade wie von Westwinden getriebene Wolken verhielten und eine Geschwindigkeit von fast vierzig Fuß in der Sekunde hatten. Ein anderes Mal sah er solche Wolken neunzig Fuß in der Sekunde machen, also gleichsam als wenn sie von einem Sturme gejagt würden.

** Ich habe aus allgemeinen Gründen noch immer an die Existenz eines Mondes beim Mars geglaubt; indeß behauptet Mädler, ein solcher hätte seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können, und wäre er auch nur so groß wie die Insel Malta.

Fassen wir schließlich alle diese Einzelzüge zu einem allgemeinen Bilde dieses Weltkörpers zusammen, so ergibt sich, daß Mars, abgesehen von seiner so viel geringern Größe, außerordentliche Aehnlichkeit mit seinem Nachbarplaneten Erde zeigt. Gleich dieser lezteren hat er Eis, Schnee, Meere, einen Luftkreis, Wolken, Winde, Stürme; sein Sonnentag ist, wie wir gesehen haben, äußerst wenig von unserm Tage unterschieden. Gruithuisen, in dem, was er über diesen Planeten schreibt, nimmt, nach dieser Analogie, die Bewohntheit desselben als eine ausgemachte Sache an, sezt aber die **angenehmste** Bewohnbarkeit nur in die tropische, heiße Zone, welche sich nach den obigen Auseinandersetzungen bis zum 29sten Grade nördlicher und südlicher areographischer Breite vom Marsäquator erstreckt und also überhaupt eine Breite von 58 Graden hat. Nach den von uns beigebrachten Mädlerschen Beobachtungen über das starke Zurücktreten der Schneegrenze um den Pol, der eben Sommer hat, scheint indeß diese Gruithuisensche Conjectur noch einer Modifikation zu bedürfen, indem sich die Grenze selbst „angenehmer" Bewohnbarkeit auf dem Mars darnach weiter erstrecken muß. Marsbewohner also angenommen, wie dazu nicht bloß die höchste Wahrscheinlichkeit, sondern eine aus dem Schöpfungsplane selbst hervorgehende Nothwendigkeit zwingt, so werden dieselben durch eine größere Leichtigkeit der Bewegung begünstigt seyn, indem die Schwerkraft auf diesem Weltkörper kaum mit der Hälfte der Gewalt wirkt, mit welcher sie die Körper bei uns zur Erde herabzieht. Die Masse des Mars hat sich nämlich aus den Störungen berechnen lassen, welche er auf den Lauf der übrigen Planeten unseres Systems ausübt. **Delambre** und **Bessel** haben sich mit dieser Untersuchung beschäftigt und die Masse des Mars wenig über $^1/_{10}$ der Masse unseres Erdkörpers gefunden, was soviel sagen will, als man würde fast zehn Marskugeln in die Wagschale legen müssen, um unsere einzige Erdkugel aufzuwägen. Aus dieser Bestimmung aber, in Verbindung mit der Kenntniß des Volumens (der wirklichen Größe der Marskugel), läßt sich die Kraft der Schwere auf diesem Weltkörper ableiten, und man weiß solchergestalt, daß ein lothrecht fallender Körper, welcher auf der Erde bekanntlich fünfzehn Fuß in der ersten Sekunde zurücklegt, auf dem Mars kaum die Hälfte Weges macht. Alle Last ist demnach dort halb so leicht als bei uns; und der Marsbewohner braucht, um gleiche Lasten zu bewältigen, nur halb so große Anstrengungen zu machen. — Diese Schlüsse, wie gewagt sie scheinen, sind vollkommen sicher, und hier wäre also das Horazische

Tantum series juncturaque pollet

einmal recht am Flecke. Mit einiger Befriedigung darf ich aber schließlich bemerken, daß die nüchternste Prosa all dieser neuesten Beobachtung, Messung und Rechnung nur alles dasjenige bestätigt, was ich über die „Naturbeschaffenheit des Weltkörpers Mars" in der Poesie meiner astronomischen Reiseberichte früher conjecturirt habe.

Vom Daguerrotype.

Daguerres Geheimniß ist nun bekannt; aber die Dilettanten, welche meinten, es handle sich dabei nur von einem einfachen Präparat, mittelst dessen man in jeder Camera obscura aus der Hand Lichtbilder erzeugen könne, sehen sich in ihren Hoffnungen gewaltig getäuscht. Es ist ein sehr umständlicher chemischer Prozeß, und selbst den gelehrten Chemikern ist mit der Angabe des Verfahrens weit weniger ein Geheimniß entdeckt, als vielmehr ein schweres Räthsel aufgegeben worden; denn sowohl die Art und Weise, wie das Licht auf die ausnehmend feine Jodschichte wirkt und ihre kleinsten Theile, vorerst noch dem Auge unmerkbar, disponirt, als die Rolle, welche der Quecksilberdampf bei der nachherigen Hervorbringung des Bildes spielt, sind nach den bisherigen Kenntnissen vorerst nicht zu erklären. Die Erklärung wird freilich nicht ausbleiben, und sollte darüber die ganze Chemie auf den Kopf gestellt werden, was mehr als einmal durch ein einziges Phänomen geschehen ist. — Es ist sogar zu zweifeln, ob man selbst nach der genauen Beschreibung, der man von Daguerre selbst entgegensieht, bei uns seinen Apparat vollkommen wird herstellen können; die ersten Muster werden wohl von Paris bezogen werden müssen, und es ist ja nicht, als ob das Beziehen aus Paris uns etwas Neues wäre.

Wir geben zu dem vor einigen Tagen Mitgetheilten noch einige Nachträge aus **Aragos** Bericht.

Es drängt sich von selbst die Frage auf, ob es nicht am Ende gelingen könnte, die Naturbilder nicht nur nach Umriß und Relief, sondern sogar mit den Farben darzustellen? Daguerre glaubt nicht, daß dies möglich ist, wenigstens nicht mit der Substanz, die er anwendet. Indessen hatte er doch bei seinen Versuchen über das Phosphoresciren ein Pulver gewonnen, das roth blieb, nachdem es im rothen Licht gelegen, blau im blauen Licht; wer weiß, wohin der hier betretene Weg noch führen könnte? John **Herschel** ferner machte die Beobachtung, daß ein besonders zubereitetes Papier, auf das man das sogenannte Farbenspektrum fallen ließ, sich an der dem blauen Strahl entsprechenden Stelle blau, im grünen Strahl grün färbte, im rothen aber nicht roth, sondern daß sich nur eine Spur dieser Farbe auf der Grenze zwischen dem rothen und dem orangefarbigen Strahle zeigte. Schon früher hat **Seebeck** beobachtet, daß, wenn man das mittelst des Prismas gebrochene Sonnenlicht auf Hornsilber fallen ließ, der violette Strahl eine violette Färbung, der rothe einen Anflug von Roth hervorrief. — Es wäre von großem Belang, wenn sich Daguerres Verfahren zum Porträtiren lebender Personen anwenden ließe. Dabei dürfte sich einmal der Kopf während der ganzen Operation nicht verrücken; doch dies wäre das Wenigste und ließe sich bewerkstelligen. Eine weit größere Schwierigkeit besteht darin, daß die Person, wenn das Porträt gut ausfallen soll, das Gesicht nicht verziehen darf. Nun muß aber bei der Photographie immer das Objekt, und also auch der zu conterfeiende Kopf so stark als möglich beleuchtet seyn, und

Jedermann blinzelt und zuckt, wenn ihm starkes Licht gerade in's Gesicht fällt. Es kam also darauf an, ein sanftes Licht zu entdecken, das auf die Jodschichte nicht viel weniger kräftig wirkte, als ein grelles, und diese Aufgabe scheint wirklich gelöst: dem Licht, das durch gewisse blaue Gläser fällt, kommt so ziemlich allein die oben angeführte Eigenschaft zu, und es ist milde genug, daß die Augen dabei nicht blinzeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

(Schluß.)

Literarisches. Eisenbahn. Wasserheilanstalt. Ballet.

Ein echt praktisches Werk vom augenscheinlichsten Nutzen ist so eben in der Buchhandlung August Schulz und Comp. erschienen: „der unterweisende Hausfreund für die Provinz Schlesien." Es enthält dies Handbuch für Jedermann Nachweise über die wichtigsten Theile des schriftlichen Verkehrs in Geschäfts- und andern Angelegenheiten mit Privatpersonen wie mit Behörden, über die Rechte und Pflichten des bürgerlichen Lebens; dann eine übersichtliche Geschichte, Geographie und Statistik des preußischen Staates und eine speziellere Darstellung Schlesiens. Es vermittelt das Buch auf die bündigste, erschöpfendste Weise die immer noch so große Kluft zwischen Schule und Leben, und die Reichhaltigkeit des hier abgehandelten Stoffes führt unwillkürlich zu der Betrachtung, wie nöthig die allgemeinere Kenntniß der gegebenen Verhältnisse sey für die Millionen Aderzweige des öffentlichen Lebens und wie verdienstlich die Herausgabe ähnlicher Handbücher für alle Staaten. — „Des Steuermannes Mensen Ernst Leben, See-, Land- und Schnellreisen in allen fünf Welttheilen," mit dem trefflich lithographirten Portrait dieses Fußreisenden par excellence sind nun auch vollständig im hiesigen Verlagscomtoir erschienen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Biographie dieses in seiner Art einzigen Menschen als Volksbuch sehr bedeutsam hervortreten würde, entfernte sich die etwas vage Behandlungsweise, namentlich im Anfange, nicht gar zu sehr von der Idee eines solchen. Es enthält das Werk so reichen Belehrungs- und Unterhaltungsstoff, daß dessen verkümmerte Genießbarkeit in Form und Styl doppelt zu beklagen ist. — Es werden Vorschläge zu einer **Eisenbahn** von **Breslau** nach **Dresden** gemacht, als Verbindung mit dem westlichen Europa, da Schlesien darauf bedacht seyn muß, durch Ausfuhr mancherlei roher Produkte sich Ersatz für die Millionen zu verschaffen, die ihm früher, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts, für Leinen und Tuch zuströmten. Die bedeutende Verminderung der Ausfuhr dieser Fabrikate hat in den kleinen Städten am rechten Oderufer, sowie im Gebirge, das sonst eine einzige große Leinenfabrik vorstellte, die müßigen Hände zum Kartoffelbau gedrängt, um das Brod entbehrlich zu machen, und aus den Consumenten ländlicher Produkte sind Producenten geworden. Bei der überdies vorgeschrittenen Ackerkultur ist nun ein Ueberfluß roher Produkte vorhanden, deren Absatz in's Ausland, so wie die Erhaltung einer guten Handelsbilance, uns mehr als je nöthig wird. Indeß ist es vorläufig noch ganz still mit der längst projektirten und bereits vermessenen oberschlesischen Eisenbahn. Die Lage der Dinge soll für die Veröffentlichung noch nicht reif genug seyn. — Nicht bloß die aufgetauchten Mäßigkeitsvereine bilden die Opposition gegen die **Branntweinpest** in Schlesien; jüngst hat eine solche auch auf ganz eigene fanatische Weise sich herausgestellt. Im Intelligenzblatt zum „Niederschlesischen Anzeiger" theilt nämlich Jemand einen ihm durch die Post zugekommenen Brief mit, worin ein Anonymus im Auftrage seines Herrn und Heilands den Empfänger liebreich auffordert, sein Branntwein- und Liqueurgeschäft binnen acht Tagen gänzlich aufzugeben, widrigenfalls die Strafen eintreffen würden, die im dritten Buch Moses, 26. Kapitel vom 16ten Vers an zu finden sind. Jener hat nun erklärt, er wäre sehr gern dazu bereit, sobald der Einsender ihn so lange mit den nöthigen Subsistenzmitteln unterstützen wolle, bis sein Auskommen auf andere Weise gesichert wäre. — Aus **Gräfenberg** liest man, daß schon in der lezten Hälfte des April die Badeliste auf 278 Nummern gestiegen, von denen manche drei bis fünf Personen zählte. Der Ort gewinnt immer fürstlicheres Ansehen. Unter den Anwesenden waren: der Prinz von Nassau, die Fürstin von Anhalt-Köthen, die Fürstin von Dolgorucki, der Fürst von Auersberg u. A. m. Soviel Glanz und Pracht haben diese Berge noch nie gesehen. Besonders zeichnen die ungarischen Edelleute durch ihr herrliches, halb orientalisches Kostüm sich aus. — Die Breslauer haben übrigens Gräfenberg mehr in der Nähe als sonst, was nämlich die Kaltwasserheilanstalt selbst betrifft. Der hiesige geachtete Arzt, Dr. Bürkner, errichtete eine solche nach den Prinzipien und Erfahrungssätzen des Vincenz Prießnitz in der ehemaligen Besitzung des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen zu Altscheidnich, einem sehr anmuthig an einem Oderarm gelegenen Dörfchen voll geschmackvoller Landhäuser, dessen ich schon in einem diesjährigen Berichte erwähnte. Dr. Bürkner fand hier allein die Hauptbedingung, einen reinen, schönen Quell, mit geeigneter Localität verbunden, und kaufte um jeden Preis den alten fürstlichen Landsitz mit dem dazu gehörigen Theil des sich anschließenden reizenden Parkes. Im vorigen Monat eröffnete der Unternehmer im Kreise der bereits vorhandenen Gäste die Kuranstalt mit einem frohen Mahle, woran eine Armenspeisung sich schloß.

Im Wintergarten ist endlich auch die **Balletbühne** eröffnet worden, die der erfindungs- und unternehmungslustige Besitzer längst errichten wollte, aber immer noch mit den Einsprüchen des Theaterpächters vor der Behörde zu kämpfen hatte, wie erzählt wird, bis er endlich siegreich mit allerhöchster Genehmigung durchdrang. Das Groteskkomische hat somit bei uns jezt einen künstlerischen Grund und Boden gefunden. Das Corps de Ballet ist wohlgeübt; die beiden Solotänzerinnen Schmidt und Hübner sind freilich keine Elsler und Taglioni, aber immerhin graziöse Erscheinungen von Interesse; die äußern Arrangements sind anständig. Kroll, der Schöpfer einer ganz neuen Vergnügensepoche in Breslau, hat diese also wieder mit einem ganz neuen Genre bereichert. Die ersten Vorstellungen hatten außerordentlichen Zuspruch. — Von dem hiesigen Commerzienrath Oelsner ist die Idee angeregt worden, zur Säcularfeier der Vereinigung Schlesiens mit Preußen Friedrich dem Großen in Breslau ein Denkmal zu errichten.

J. Kr.

Beilage: Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. September 1839.

> Quand le vaste linceuil de la nuit qui s'abaisse,
> Sur ce grand sarcophage étend son ombre épaisse,
> Tant de soupirs mêlés, tant de cris confondus,
> Comme une seule voix sont encore entendus.
>
> Méry et Barthélemy.

Der Grenadier von La belle Alliance.

Eine Gespenstergeschichte

von Eduard v. Bülow.

Auf das Schlachtfeld von La belle Alliance und die unerhörteste Niederlage der Franzosen leuchtete in der Nacht des verhängnißvollen achtzehnten Junius 1815 der Vollmond hell hernieder. Es hatte viele Tage vorher geregnet, und auch heute war das Wetter in Zwischenräumen stürmisch genug gewesen. Der Boden der Felder war eine Strömung oder ein Meer von Gyps und Schlamm. Auf den durchnäßten, niedergetretenen Saaten, halb von ihnen verdeckt, lagen zerbrochene Kanonen, Pulverkarren, Wagen, Bagage, Trümmer aller Art, und dazwischen Leichen von Menschen und Pferden und Sterbende, über und neben einander, starr und regungslos, oder in verzweifelten Todesqualen, oder suchten leichter Verwundete sich theils fortzuschleppen, theils, der Hülfe gewärtig, sich bequemer einzurichten. Zumal auf den hintern Abhängen der Höhen, wo die Heere gestanden, war jede kleine Senkung oder Unebenheit, jeder Riß, jeder Hohlweg voll Verwundeter, die darin gegen die Kugeln Schutz gesucht hatten. Und wiewohl die siegreichen Truppen jezt entweder in der Verfolgung des Feindes begriffen waren, oder sich zu bequemeren Bivouacs verzogen hatten, loderten doch auch Wachtfeuer in Menge auf und beschienen zugleich mit dem Monde die mannichfachen Gruppen Verwundeter und Erschöpfter, Feinde und Freunde, die da saßen, lagen oder standen, und kochten, sich wärmten, ihre Pfeifen rauchten, zankten, klagten, lachten, jubelten, sangen oder erzählten. Marketender hatten ihre Wagen und Körbe ausgepackt und trieben ihren Handel, Wundärzte hantirten dazwischen mit ihren Gehülfen, einzelne Boten sprengten, kleine Trupps Soldaten zogen vorüber. Bauern aus den zerstörten Dörfern der Umgegend, wo die schon von dem Vorgefühl der Niederlage demoralisirten Franzosen am Morgen entsezlich gehaust hatten, flüchteten mit ihren eiligst zusammengerafften Habseligkeiten und Familien, die wimmernden kleinen Kinder auf den Armen, in die Irre. Rotten von Nachzüglern beider Heere, liederliches Gesindel aus Brüssel und vom Lande, Männer, Weiber, Kinder, die die Gier nach Beute angelockt, schwärmten umher, immer bereit, den unglücklichen Schlachtopfern, die in ihre Hände fielen, mit Hab und Gut und Kleidern das Leben zu rauben, wo es Noth oder nicht Noth that, und geriethen sich auch wohl wechselseitig neidvoll in die Haare, um sich auf Tod und Leben zu bekämpfen. Priester und Prediger waren allenthalben in ihrem Berufe geschäftig, die Segnungen der Religion, oder Worte

des himmlischen Trostes zu spenden. Barmherzige Bewohner von Stadt und Land, zu Fuß oder Wagen, mit Lebensmitteln, Charpie, Kleidungsstücken, Arzneien genaht, erfüllten Christenpflichten. Tragbahren gingen über die Wahlstatt, je nachdem mit Höheren oder Geringeren, mehr oder minder begleitet. Ein Freund oder Bruder, ein Fremder oder Bekannter stand dem andern bei und übernahm seine lezten Aufträge in die Heimath, oder ein einsam Sterbender ertrug schweigsam sein namenloses Weh und war entweder in dem Gefühle des zweifachen Siegs selig, den er als Mensch, der den Tod überwunden, und den das Vaterland erkämpft hatte, oder ward mit seiner lezten Thräne von der Verzweiflung über den Untergang der Größe seines Vaterlandes und Kaisers übermannt.

Die Straße nach Brüssel bedeckte ein langer, unabsehlicher Zug grauer Schatten, die sich im Mondschein wie Gespenster bewegten, eine Masse Verwundeter, so dicht wie die Marschkolonnen eines Heers. Ohne Gräben, schnurgerade, baumlos zog sie sich lang und traurig bis zum Horizonte, durch einförmige Strecken eines gelblichten, lehmichten Erdreichs. Sie war zum Theil gepflastert, zum Theil hatte sie ein kothiges Geleise und, wo menschenleerer, das Ansehen eines breiten gelben Streifen auf einem grauen Tuche: hie und da war der Streifen in dem Grunde wie verwaschen und verschwand ganz und gar, oder trat wieder hervor, je nachdem es hellere oder dunklere Nacht ward, und der Mond schien, oder Wolken ihn umhüllten.

Zwischen ein und zwei Uhr Nachts, als die Chaussee eben etwas lichter und leerer, die Passage leichter war, kamen in der Richtung von Brüssel zwei Reiter geritten. Es waren preußische Offiziere von Bülows Korps, die von verschiedenen Sendungen zu ihrem Regimente zurückkehrten. Da sie jedoch nicht wußten, wo sie es suchen sollten, und gewiß seyn konnten, in der Verfolgung des Feindes es nicht einzuholen, ihre Pferde überdies todtmüde waren, so strengten sie dieselben nicht allzusehr an, die Hindernisse des Weges zu besiegen, und ritten langsam weiter. Die Menge der ihnen entgegenziehenden Verwundeten nahm mittlerweile ab und sie erreichten zulezt eine Gegend, die gegen andere Theile des Schlachtfeldes verödet zu nennen war. Das Geräusch des Zuges summte hier bloß in der Ferne und nur Einzelne bewegten sich noch ringsum.

In ihre Mäntel gehüllt, glichen die Reiter selbst nächtlichen Schatten. Ihre Pferde hingen die Köpfe und schleppten die kothbesprüzten Beine mühselig eines nach dem andern in dem tiefen Geleise weiter. Und dabei ward das eigenthümliche taktmäßige Schnalzen laut, das entsteht, wenn ein fester Körper sich aus dünnem, an ihm herabträufenden Schlamm zieht. Die Säbelscheiden klirrten an den Weichen der Pferde und die Reiter hatten sich lange stumm und schweigsam neben einander verhalten. — Der ältere brach am Ende wie vor Ungeduld die Stille und pfiff einen Marsch, indem er seine Augen unstät und flüchtig über das Gefilde schweifen ließ. Der jüngere starrte vor sich nieder. Nach einer Weile hörte Jener zu pfeifen auf und richtete an seinen Kameraden diese Worte:

„Du siehst ja so trübselig drein, Bruchsal, daß man dich eher für einen Franzosen als für einen preußischen Sieger halten möchte. Was ist dir? sey froh, daß du so gut davon gekommen bist. Was das doch allenthalben für ein verzweifelter Kampf gewesen! Ja, sie wußten es wohl, die Uebermüthigen, daß es das Lezte war, was sie retten konnte, und der Corse ist nun ein für allemal verloren. In Paris, wo wir bald wieder seyn werden, soll es ein lustiges Leben geben. Es ist wahr, du hast dich in deiner ersten Schlacht brav gehalten und wirst dem Handwerke mit der Zeit schon Geschmack abgewinnen. Ich sehe es noch kommen, daß du Husar mit Leib und Seele wirst. Die Uebung macht den Meister." — „Du kannst aus meiner Stimmung abnehmen, lieber Sturm," versezte Graf Bruchsal, „daß das schwer halten dürfte. Ich bin ein Kind des Friedens und weiß die Laune nicht zu finden, die mich über so trostlose Umgebungen erheben könnte; sie drücken mich nieder. Ich freue mich des Sieges der guten Sache redlich mit; doch aber nicht mehr so von Herzen, als mir dies vor dem Pariser Frieden möglich war. Die Begeisterung ist verraucht, die mich unwiderstehlich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger mit fortriß."

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie von Siebenbürgen.

Von welcher Seite her man auch immer in dieses Gebirgsland eindringen mag, überall kommt einem ein Fluß oder ein Bach entgegen. Nach allen Himmelsgegenden entsendet es seine Gewässer, aber auch in allen Richtungen ist es von Gebirgen durchkreuzt. Wie überall, so auch hier, wo die Menschen immer mehr sich ausbreiten, hat die Art die Wälder gelichtet, und die natürliche Folge davon, das Kleinerwerden der Gewässer, wird überall sichtbar. Sein ungarischer Namen Erdödy bedeutet Waldland. Warum es die Deutschen Siebenbürgen genannt, kann man etwa nur so erklären, daß sie beim ersten Ueberblick sieben Hauptzüge von Gebirgen in ihm wahrgenommen. Im ganzen Lande findet sich keine bedeutende Ebene, und nur in den Flußthälern kommen Strecken von einigen Quadratmeilen vor, welche frei von Hügeln sind. Sein fruchtbarster Theil, die Mesöscheg, ist ohne Zweifel in der Urzeit eine Ebene gewesen, und

Erdrevolutionen haben die Hügel, welche jezt auf derselben sind, gleich Wellen emporgehoben. Dieser Strich umfaßt eine Fläche von etwa dreißig Quadratmeilen und wird auf der einen Seite von der Samosch, auf der andern von der Marosch begrenzt. Er ist mit einem tiefen, sehr humusreichen Boden, welcher dem fettesten Marschlande gleich ist, begabt, was zu dem sichern Schlusse führt, daß er einst eine Ebene war.

Um die Physiognomie des Landes genau zu zeichnen, will ich die hier bereits gezogenen einzelnen Linien in ein Ganzes ordnen und damit beginnen, wie sich dasselbe dem ersten Blicke darstellt. Kommt man über Arad oder Temeswar her nach Siebenbürgen, so durchreist man in einer ziemlich langen Strecke das Thal der Marosch, gewinnt also keine Aussicht in die Ferne und keine ausgedehnte Ansicht des Landes. Anders ist dies von Großwardein her, wo man auf der Höhe oberhalb des Dorfes Barod die Gebirgszüge rechts und links sich ausdehnen sieht und schon einen Blick in das Thal der Samosch thun kann. Die Höhe der Gebirge ermißt man leicht aus dem Umstande, daß man zu Ende Mai's noch Schnee auf ihnen sieht und von Ferne wahrnimmt, wie oben die Vegetation nur noch in den Zwergtannen thätig ist. Dort oben hausen noch Bären, und selten verirrt sich ein menschlicher Fuß dahin. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es auf den Nordländer, wenn er von hier aus zurückschaut in das gesegnete Ungarn und die dort reich geschmückten Fluren mit diesen rauhen Gebirgen zusammenstellt. Fortwährend ist er dem Süden nachgereist und hat bereits seine herrlichen Früchte gekostet, und nun befindet er sich auf einmal wieder in einem fast rauheren Klima als das, welches er in seinem Vaterlande verließ.

Angenehm überrascht wird man bei der Weiterreise. Vorbereitet und gefaßt ist man auf Unbequemlichkeiten aller Art, und anstatt derselben trifft man meistentheils einen gewissen Comfort, wird gut mit Speise und Trank bedient, und kann sogar in den meisten Dörfern auf der großen Landstraße ein ansprechendes Zimmer und reines Nachtlager haben. Und dies gilt für's ganze Land, so daß man fast vergißt, daß man sich an den Grenzen der europäischen Civilisation befindet. Zu alledem kommt eine ziemliche Zuvorkommenheit der Wirthe und große Gutmüthigkeit des Volkes, selbst der Wallachen. — Wer würde ferner wohl vermuthen, hier ländliche Gebäude zu finden, wie man sie in den fruchtbarsten und besten Gegenden Deutschlands kaum schöner trifft? Luxus, Eleganz und Geschmack wetteifern dabei mit einander. Und solcher prachtvollen Villen gibt es viele, wie unter andern in der Nähe von Klausenburg die der Grafen Esterhazy, Bansy, Mikes u. A. Einen eigenthümlichen Typus erhält aber in diesem Lande alles durch die schroffsten Gegensätze, auf die man überall stößt. Während man sich an jenen Gebilden der höchsten Civilisation ergözt, sieht man sich plözlich wieder in den zurückgebliebenen Orient versezt, wenn man das Volk betrachtet und in seinem Wesen beobachtet. Die hier lebenden Wallachen bilden in ihrem Aeußern, wie in ihren Sitten, den schneidendsten Contrast mit jener Pracht. Indeß muß der Fremde sich wohl hüten, in seinem Urtheile zu hart zu seyn. Wie viele Gegenden haben wir auch in Deutschland, wo das Landvolk in höherer Gesittung noch gar weit zurück ist. Daß wir dies weniger fühlen, ist bloß Sache der Gewohnheit.

Die Leser mögen mich nun auf eine Höhe, ziemlich mitten im Lande, zwischen Klausenburg und Marosch-Vaschachely begleiten. Von hier herab überschauen wir einen großen Theil von Siebenbürgen. Um uns her ist die Kornkammer des Landes, die Meidscheg, ausgebreitet. Welle reiht sich an Welle, aber auf den Hügeln wie in den Thälern herrscht gleiche Fruchtbarkeit. Ein großer Theil dieses herrlichen Bodens liegt zum Graswuchse nieder, obgleich jede ihm anvertraute Frucht vielfältig lohnt, und Siebenbürgen in der Regel hohe Getreidepreise hat, und Getreide vom Auslande holen muß. Die Feudalverhältnisse, welche hier noch auf dem Lande lasten, sind die Ursache dieser räthselhaften Erscheinung. — Wir blicken zuerst gen Westen und sehen eine lange Gebirgskette vor uns ausgedehnt, deren höchste Gipfel sich bis zu 6000 Fuß über das mittelländische Meer erheben. Dieser Gebirgszug ist mitunter gewaltig zerspalten und bildet groteske Schluchten, wie unter andern die bei Thorda. Tiefer hinab gegen Süden birgt er in seinem Schooße große Reichthümer. Die sehr ausgiebigen Goldbergwerke, welche dort im Gange sind, enthalten noch Schätze, welche in mehreren Jahrhunderten nicht ausgebeutet seyn werden. — Lassen wir nun unsern Blick weiter nach Süden schweifen. Amphitheatralisch steigen da in der Ferne die Gebirge vor uns auf. Der im blauen Duft herüberschimmernde Kamm bildet einen Theil der mächtigen Gebirgskette, welche als Mauer zwischen Siebenbürgen und der Wallachei steht. Das bewaffnete Auge entdeckt auf derselben eine Menge weißer Flecke und Streifen: es ist Schnee und Eis, welche beide bis in den tiefen Sommer liegen, in manchen Jahrgängen auch gar nicht schmelzen. In einem lang, von Osten nach Westen streichenden Gebiete, welches zwischen uns und jenem Gebirge liegt, wohnen Deutsche, hier Sachsen genannt, unter denen man sich, kommt man hin, plözlich wie in's Vaterland versezt fühlt. Sie haben Jahrhunderte hindurch, fern von der verlassenen Heimath, ihren geraden und biedern Charakter bewahrt, sind der alten Sitte, Fleiß und Ordnung zu lieben und zu üben, treu geblieben, und haben damit hier, wo die Natur freigebig mit ihren Schätzen ist, Wohlhabenheit gewonnen. Religiosität ohne Bigotterie

und wahre ungeschminkte Frömmigkeit haben unter ihnen volle Geltung. Das Aeußere und Innere ihrer Landwirthschaft und ihres Hauswesens spricht an und verräth wahre Solidität und tuchtigen Kern. In ihren Städten hat aber schon die alte Geradheit ein wenig abgenommen. Es ist, als wollten sie hier nicht hinter ihren Stammgenossen im alten Vaterlande zuruckbleiben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die italiänische und die französische Oper.

Mehrere Musikliebhaber in den Tageblättern äußern ihr Bedauern darüber, daß die gesezgebenden Kammern dem Direktor der italiänischen Oper nicht allein keinen Ersaz für das abgebrannte Theater geben, sondern ihm nun auch die früher von der Regierung bewilligte Unterstüzung von 70.000 Franken abschneiden. Sie nennen dies eine übel angebrachte Sparsamkeit und einen Verlust für die Kunst. Es fragt sich, ob die italiänische Oper, wenn sie jener Unterstüzung beraubt ist, noch fortbin wird bestehen können, und ob ihr Aufhören wirklich ein Verlust für die Kunst seyn würde. Bekanntlich währen die Vorstellungen dieser Oper nur sechs Monate im Jahre, vom Oktober bis Ende März, und da die Preise der Pläze so hoch stehen, als in der großen Oper, so wird sie fast nur von begüterten Liebhabern und Kennern besucht. Die Reichen kommen hier in ihrem Schmucke zusammen, und das Miethen einer Loge in der italiänischen Oper ist eine Mode geworden. In jenen sechs Monaten wird höchstens ein Duzend verschiedener Opern gegeben. Große Mannigfaltigkeit erhalten somit die Abonnenten nicht; eben so wenig bekommen sie viel Neues, da der Direktor meistens nur Stücke gibt, welche bereits in Italien sich einen entschiedenen Ruf erworben haben. Um also das Publikum herbeizuziehen, bleibt dem Direktor nur ein Mittel übrig: er muß die größten Virtuosen anwerben und den Darstellungen die höchste Vollendung geben. In den lezten Jahren war er so glücklich, dieses Ziel zu erreichen, da sich ein Ausbund von Sängern und Sängerinnen zusammengefunden, wie ihn kein französisches Theater aufweisen kann. Diese Virtuosen spielen die übrigen sechs Monate im Jahre auf der Londoner Opernbühne und gewinnen dort eben so viel, wo nicht noch mehr, als in Paris. Daß die Muster der italiänischen Oper nicht ohne Einfluß auf die französische bleiben können, ist augenscheinlich. Verdient aber deßhalb die italiänische Oper eine so bedeutende Unterstüzung vom Staate als sie bisher genoß, und wird sie nicht auch ohne dieselbe bestehen können? Ich glaube ja, und die Deputirtenkammer hat eben so geurtheilt. Außer den allerdings sehr hohen Engagements der Virtuosen und der Besoldung des Orchesters hat die italiänische Oper wenige Auslagen. Sie braucht nur ein geringes Personal, und die äußerliche Ausstattung der Opern kommt wenig in Betracht; der Gesang ist fast alles. Ich glaube, die italiänische Oper wird fortbestehen können mittelst der bloßen Abonnements, welche dem Unternehmer schon im Voraus seine Einnahme für die ganze Saison sichern. So gut steht sich kein französischer Theaterunternehmer. Dieser bedarf schöner Dekorationen, eines zahlreichen Personals, er muß für neue Stücke sorgen, die Dichter und Tonkünstler befriedigen. Er muß befürchten, daß seine besten Schauspieler zu andern Theatern übergehen; er hat mit diesen eine furchtbare Concurrenz zu bestehen, und da er das ganze Jahr hindurch Tag für Tag zu spielen hat, wogegen die Italiäner nur sechs Monate, und zwar wöchentlich drei Mal spielen, so ist seine Mühe und die Nothwendigkeit, mit den Darstellungen zu wechseln, auch unendlich größer. Folglich haben die größern französischen Theater gerechtere Ansprüche auf die Unterstüzung der Regierung, als die italiänische Oper. Indessen fehlt es auch nicht an Rügen in den Tageblättern über den schlechten Gebrauch, den diese Theater von der beträchtlichen Subvention machen; besonders wird über die komische Oper geklagt, dieselbe habe bloß die Anmaßung, ein zweites Theater für die große Oper zu werden, durchsezen wollen, und ihre vornehmste Sorge sey daher gewesen, nur eine berühmte Opernsängerin für Bravourarien anzuwerben, wie dieses Theater denn wirklich die Damoreau, welche sonst an der großen Oper sang, für 40,000 Franks jährlichen Gehalts für sich gewonnen hat. Diesem Theater ist nun, mittelst eines Gesezes, das abgebrannte italiänische Opernhaus, von dem noch die Façade und die vier Mauern dastehen, bewilligt worden. Das Theater soll jezt wieder aufgebaut werden und die komische Oper daselbst sich ansiedeln. Die Direktion der italiänischen Oper muß sich also nach einem andern Hause umsehen. Es ist vorgeschlagen worden, dieselbe mit der französischen großen Oper zu vereinigen, was um so leichter wäre, da sie beide nur drei Mal in der Woche, und zwar an verschiedenen Tagen spielen. Darüber ist in den Tageblättern viel hin und her gestritten worden. Einige behaupten, es gehe nicht an, die italiänische Oper müsse für ihre reichen Abonnenten, welche sich ihre Logen nach Lust und Laune ausschmücken lassen, ein eigenes Haus haben, und zwar ein nicht allzu großes, damit der Puz der reichen Damen desto besser zur Schau gestellt werden könne, und was dergleichen Gründe mehr sind, welche Andern ganz unbedeutend schienen. Indessen wird doch die Vereinigung schwerlich zu Stande kommen, und zwar, weil die beiden Opern in ihren Proben einander hindern würden, und die große französische Oper so vieler Dekorationen und Maschinen bedarf, daß die Zwischenzeit der Vorstellungen zum Aufstellen und Wegnehmen derselben erforderlich ist. Wahrscheinlich wird der schon lange leerstehende Odeonsaal wieder, wie im vorigen Winter, der italiänischen Oper als Zufluchtsort dienen müssen, obschon derselbe von den eleganten Revieren der Stadt, welche die meisten Zuschauer für die italiänische Oper liefern, weit entfernt liegt. — An musikalischen Darstellungen wird es künftigen Winter nicht fehlen. Aller Vorwürfe ungeachtet, welche man der komischen Oper macht, hat sie doch seit einem Jahre eine Menge neuer Operetten auf die Bühne gebracht, und an Thätigkeit gebricht es ihr weniger als an guten Sängern; diese scheinen äußerst selten zu werden: denn auch die große Oper sucht vergebens darnach. Dupré, auf welchem die ganze Last ruht, kann doch nicht beständig auftreten, und Mario, der Gentiluomo, den man allzusehr ausposaunt hatte, ehe er noch die Bühne betreten, ist nur in einigen Rollen gut und hat der allgemeinen Erwartung nicht entsprochen. Nicht besser geht es dem Théâtre français, das nur Dmlle. Rachel für's Trauerspiel, Dmlle. Mars für's Lustspiel als ausgezeichnete Schauspielerinnen aufzuweisen hat. Auch hier wird über Mangel geklagt, und vergebens treten Debütanten in Menge nach einander auf. Das Publikum überzeugt sich bald von ihrer Mittelmäßigkeit, und sie müssen wieder heimgehen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. September 1839.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr,
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blume ganz im Blühn,
Die Saat noch hoffnungsgrün,
Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das.

G. Schwab.

Sommerlieder.

VIII. Heuernte.

Von hohen Grases grünen Wogen
Lieg' ich umrauscht, der blaue Bogen
Des Himmels endlos über mir; —
Ich spür' des Grundes feuchte Kühle;
So nah der Erde, doch auch fühle
Ich mich so nah, o Himmel, dir!

Der Gräser Spitzen alle streben
Zu dir hinauf, die Lerchen schweben
Empor zu deinem lichten Blau;
Zurück strebt in die luft'gen Hallen,
Der segnend bis zur Früh' gefallen,
Der regenbogenfarb'ge Thau.

Der Blick, der lässig drüber gleitet,
Sieht unabsehbar ausgebreitet
Von Halmen ein einförmig Heer;
Doch Wer mit liebevollen Sinnen
Sich drein vertieft, sieht's wogen drinnen,
Wie's von Lebend'gen zuckt im Meer.

Oh! tausend Wesen, deren Namen
Nie auf des Dichters Lippen kamen,
Die niemals pries Anakreons Mund,
Belausch' ich hier in ihrem Walten,
Und seh' ihr Treiben sich gestalten
Zum heitern Bild auf grünem Grund.

Was hör' ich dort herüber schallen?
Es ist ein Klang wie von Metallen!
Wie wenn die Sens' an Sense klirrt!
Weh, weh! die Mäher sind zur Stelle!
Der Mädchen Lachen klingt so helle,
Der Männer Rede dumpfer schwirrt.

Zerstörung, ach, in raschem Schritte
Mit blanken Eisens scharfem Schnitte
Wälzt sich vorbei an Baum und Strauch;
Zerschnitten seh ich niederstürzen
Blumen und Gras — noch kurz zu würzen
Die Luft mit ihrem Todeshauch.

Die Halme, die gezeigt zum Himmel,
Sinken in sterbendem Gewimmel
Dahin — die Blume theilt ihr Loos;
Im glühnden Strahl der Sonne bleichen
Sie schnell — Abends verfärbte Leichen
Bedecken sie der Mutter Schooß.

Entblößt der Kinder, tritt die Erde
Wieder mit trauernder Geberde
In nackter Durftigkeit hervor;
In langer Tage schwüler Dauer
Beklagt sie, im Gewand der Trauer,
Die Lieblichen, die sie verlor.

Zerstoben ist der Wesen Menge,
Die in lustseligem Gedränge
Auf grüner Wiese trieb ihr Spiel;
Schmerzlich den Tummelplatz sie missen,
Und manches Leben, mit zerrissen,
Unter des Würgers Sense fiel.

Oh! wenn sich Gras in Heu verwandelt,
Verwüstung durch die Triften wandelt,
Das ist des Sommers erster Schmerz!
Da ahnt, wenn kaum des Sommers Wonnen
Sich zu erschließen recht begonnen,
Schon seiner Freuden Schluß das Herz.

Der Duft, der, wenn das Gras gefallen,
Von seinen Leichenhügeln allen
In abendlicher Kühle dringt:
Dünkt mich verwandt den Weihrauchdüften,
Wenn über der Entschlafnen Grüften
Des Priesters Hand das Rauchfaß schwingt.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine Pause. Baron Sturm wußte seinem Freunde auf seine Rede nichts zusagen. „Wie schmählich," fuhr Bruchsal fort, „sehen wir nicht sogar unsere billigsten Erwartungen getäuscht! Deutschland ist abermals, nur in anderer Weise zerstückt und dem Auslande unmittelbarster Einfluß darauf gestattet worden, und die wiederholte Besiegung des Unterdrückers wird daran im Wesentlichen nichts ändern. Von wiederherzustellender Einheit, Größe, Macht des Vaterlandes, als solches, keine Rede. Es soll nicht seyn! Die Segnungen des Friedens werden uns karg zugemessen. Wir sollen nun einmal die erhabene Vaterlandsfreude des Britten nicht schmecken und Deutschland ein für allemal dazu verdammt sehen, die Schicksalstragödie der alternden Europa auf seiner politischen Bühne aufzuführen."

„Das sind Flausen, Freund," nahm der Andere das Wort, „die in's unendlich Nichtige führen. Wozu sich mürrisch gegen den Gang der Weltgeschichte auflehnen? Laß es dir doch lieb seyn, daß der Deutsche sich mit Politik nicht abzugeben braucht. Er ist zu Besserem berufen, als an der Scholle zu kleben: er soll Weltbürger seyn. Nicht Deutschland, aber wohl der deutsche Geist in Sitte, Literatur und Kunst wird zur Weltherrschaft gelangen und uns so für den Mangel eines eigentlichen Vaterlandes entschädigen. Genieße der Gegenwart und lebe deinem Stande. Versuche es, darin deinen Beruf zu finden; er ist schön, wenn man ihn recht auffaßt. Das Leben erhält so erst seine wahre Bedeutung, wenn wir es täglich daran setzen und wagen und bereit sind, es lachenden Muthes hinzugeben."

„Es ist mir nicht beschieden, so zu seyn," entgegnete Bruchsal. „Um sterben zu können, muß man erst zu leben verstanden haben. Ich bin noch nicht so weit gekommen, das zu lernen, und lerne es vielleicht niemals. Ich habe keinen Sinn für ein Leben deiner Art und verzweifle, daß ein wahrer Frieden Deutschland jemals zufallen werde. Für wen vergießen wir jezt unser Blut? Für unser Wohl wahrhaftig nicht!" — „Du siehst alles schwarz, theurer Graf," sagte Sturm verwundert, „und fängst an zu faseln. Du bist der Schlachtfelder nicht gewohnt, noch nicht so lange Soldat und im Kriege wie ich. Es steckt deine Einbildungskraft an, du bist krank." — „O, es ist möglich, daß ich krank bin oder werde!" rief Bruchsal. „Ich bin unfähig, all dem Graus zu widerstehen. Es ist, um wahnsinnig zu werden; ich bin fieberhaft aufgeregt. Blut fordert Blut. Wehe dem! der die Schrecknisse eines solchen Tages versteht und zu ermessen unternimmt! er geht daran zu Grunde, sie ziehen ihn nach sich, verpesten Luft, Gedanken und Vorstellungen, erzeugen Gespenster: die giftigen Dünste, der Schmerz, die Wunden, die Verwünschungen verkörpern sich, treten auf uns zu und tödten, wenn der Körper überlebt, unsern Geist."

Indem die Freunde diese Worte wechselten, erreichten sie die Höhe der Meierei von La belle Alliance, die ihren Namen von der Verbindung zweier schöner Brautleute führt, die sich vor Zeiten da niedergelassen hatten. Hier herrschte das feierliche Schweigen des Todes. Sie hielten ihre Rosse an, um die denkwürdige Stelle in Augenschein zu nehmen. — In dem niedrigen, einen Stock hohen Wohnhause, an dem die gepflasterte Straße dicht vorbeiführte, war von Thüren und Fenstern keine Spur mehr. Wände und Dach waren von Kugeln durchlöchert, die Schornsteine zerschossen, die Eingänge voller Blut. Links neben dem Hause stand ein verfallenes, halb mit Stroh und Moos bedecktes, halb dachloses Gemäuer und eine zerschossene Eiche, in deren Gipfel Papiere von Patronen hingen; rechts befanden sich einige Sträucher, eine kleine Pappel und eine höhere blattlose Eiche mit zerknickten Aesten. Es lag wie ein Dämpfer über Himmel und Erde. — Das Licht des Mondes ist Morgens immer geisterhafter als Abends und schien jezt im Begriffe einzuschlummern; die Augen fielen ihm zu. Die Scheibe erblaßte allmählig vor

dem Morgen, die grellen schwarzen Schatten verdünnten sich, Nebel, Dampf der Nässe kam dazwischen, der Mondschein lallte im Traume und der Wind rauschte leise durch die Luft, die hier oben heller als unten war, wo sich die schwarzen Pulverdampfwolken noch nicht verzogen hatten und langsam ohne Abzug sich umherwalzten. Ueber das Schlachtfeld starrte das Riesenhaupt der Gorgo, mit Augen, weit in Wahnsinn und Entsetzen offen, und schuttelte die Schlangenlocken, daß sie uber die von der Sense des Todes gemähte reiche Ernte hinklapperten.

Hart bei einer der Regenpfutzen lag ein Verwundeter, und sein gerinnendes Blut floß hinein und röthete die kleine Wasserfläche. Ein Dragonerpferd unweit davon hatte sich halb auf die Beine gehoben und wäre, ohne seine Wunde, so gern entflohen, wie es mit dem flehentlichen Blicke in die Höhe sah. Ein anderes, dem der Kopf schon im Tode geschwollen, schwamm in seinem Blute und verrieth nur in einzelnen Zuckungen das noch in ihm ringende Leben. Ein Hund lag bei seinem todten Herrn und beleckte bald das kalte Antlitz, bald bellte er ungeduldig oder heulte kläglich in die Lufte, und schlich nun wedelnd zu den Fremden heran, von denen er mit sprechend vorgestreckter Schnauze Hulfe in Anspruch zu nehmen schien. In demselben Augenblick sprang eine Katze mit großen Sätzen uber den Weg und unversehens wider den Vorbug eines Pferdes, das ihr, vor Schmerzen wild, entgegenraste, stutzig die Vorderfuße in den Boden stampfte und nicht mehr wußte, wo hinaus. Die Eingeweide hingen ihm aus der Seite, es hielt den Hals lang vorgestreckt, die schwarze Mähne flog, der Schweif stand hoch empor, Maul und Nustern waren weit aufgesperrt, die Ohren gespitzt, die Augen rollten, und so prallte es seitwärts wieder ab und war im Nu verschwunden; ehern dröhnten die funkenspruhenden Hufe. Ein Sterbender, der kurz zuvor noch in Verzweiflung geschrieen haben mochte, war endlich verstummt und richtete sich zum Tode ein. Seine Hände ballten sich zusammen, der ganze Körper streckte und reckte sich immer starrer, das Auge war schon gebrochen und es ward Ruhe in ihm, derweil auf der andern Seite gleichsam ein Meteor von Graus aufging: hier lag ein zweiter Krieger, ein französischer Grenadier von der alten Garde, der vor Schmerz und Wuth nicht mehr schreien konnte; beide Beine waren ihm weggeschossen, die Wundärzte hatten ihn als unrettbar ohne Beistand gelassen; er hatte sie um den Tod gefleht, und daß ihm der nicht geworden, ihm den Verstand benommen. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren, und da es seiner Ohnmacht nichts half, sich mit eigenen Händen zu verletzen, so raffte und griff er zwecklos nach einer Waffe umher, sich den Tod zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie von Siebenbürgen.

(Schluß.)

Blicken wir nun nach Osten, so thurmen sich auch hier Gebirge uber Gebirge empor. Diese bilden die Schutzwache gegen die Wallachei. In ihnen sprudeln eine Menge Gesundheitsquellen, von denen die Borsecker die beruhmteste ist, deren Wasser durch's ganze Land und auch uber dessen Grenzen hinaus verfuhrt wird. Dort wohnen die Szekler, ein magyarischer Stamm, der sich durch Fleiß und Betriebsamkeit auszeichnet, und dessen persönliche Tapferkeit weltbekannt ist. Das Schicksal hat ihnen den schlechtesten Theil des Landes zugewiesen, aber was ihnen die Natur versagt, das ersetzen sie durch Ruhrigkeit und Fleiß. Unermüdet und keine Anstrengung scheuend, gewinnen sie des Lebens Nahrung und Nothdurft. Bei ihnen, sowie bei den Sachsen, sind Bettler eine Seltenheit, weil Faulheit ein Laster ist, das man wenig kennt. Auf den Landtagen von Siebenburgen zeichnen sich die Abgeordneten dieser beiden Volksstamme in der Regel durch richtige Ansicht, Festigkeit und Consequenz aus. Meuterei ist ihnen ubrigens fremd, und was sie verfechten, das hat ihnen ihre Ueberzeugung als zum Wohle des Vaterlandes dienend dargestellt.

Dort oben im Nordosten, wo einige riesige Berghäupter die andern uberragen, ist der Bistritzer Stuhl (District), wiederum von Deutschen bevölkert. Ist man dort, so muß man sich zu der Vorstellung zwingen, daß man nur wenige Meilen bis in das Nomadenland, die Bukowina hat. Natur und Menschen bilden in diesem wunderbaren Lande so seltsame Contraste und so rasche Uebergänge, daß man fortwährend wie in einer Fabel lebt. — Vom Norden her blicken uns wilde und rauhe Bergzüge an. Mit schwarzen Waldungen bedeckt und bei nur irgend unbeständigem Wetter in einen Wolkenmantel gehullt, scheinen sie ihre rauhe Seite gleichsam verdecken zu wollen. Bären und Wölfe haben sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkohren. Die dort lebende dunngesäte Bevölkerung hat sich mit ihrer Umgebung identificirt. Gemächliche Wallachen ertragen die Unbill des Klimas und die Unfruchtbarkeit des Bodens mit Ergebung. Sie gehen zerlumpt einher, geniessen, wenn sie etwas haben, und darben beim Mangel.

Aber eine reiche Naturgabe, welche diesem Lande verschwenderisch zu Theil geworden, haben wir noch zu beachten: es ist das Salz. Ganze Berge sind von ihm gebildet, und Jahrtausende hindurch würde das hier vorhandene die sämmtliche Bevölkerung von Europa nicht ausbeuten und verzehren. Dort, nicht allzufern von uns, ragen einzelne Bergkegel vor; manche sind gespalten. In

der Nähe sind es Salzblöcke, welche, von außen grau beschlagen, wie Alabaster glänzen, wenn sie angebrochen werden. Zu unsern Füßen sprudeln Quellen, mit Salz geschwängert, nicht weit von uns fließen noch reichhaltigere, welche der reichsten Soole gleich sind. Da darf der Mensch nur zulangen. Doch nein! das Aerar verbietet es ihm, weil das Salz zu den Regalien gehört, und weil die Regierung nur diese hat, um das freie Land zu besteuern. Auf allen Plätzen, wo diese Gottesgabe zu Tage kommt, stehen Militärwachen, und nur für die eigene Haushaltung dürfen die Anwohner sich holen.

Blicken wir nun, ehe wir unsern Standpunkt verlassen, noch einmal rund in der Nähe umher. Mehr denn zwanzig Thäler und Hügel liegen in unserm nahen Gesichtskreise. Kleine, schlecht gebaute Dörfer im Thale und einzeln liegende Häuser an den Berglehnen verrathen keine starke Bevölkerung. In den lezteren wohnen zum Theil Feldhüter, zum Theil Bienenwärter. Ungemein ausgiebig müßte hier die Bienenzucht seyn, wenn man sie mehr betriebe. Eine Flora, wie sie die hiesige Gegend bietet, trifft man wohl auf wenigen Punkten der Erde so wieder. Von Kunst bei der hiesigen Bienenzucht ist wenig die Rede; man kommt der Natur kaum etwas zu Hülfe. Der Grundherr, welcher dergleichen Bienenwärter anstellt, muß gewärtigen, was diese ihm abgeben wollen. Uebrigens kostet ihm diese Revenue keine Vorauslage, denn von baarer Besoldung des Personals ist keine Rede.

Wir eilen von unserer Höhe herab, um Obdach zu suchen; denn wenn uns das in den Gebirgen des Westens aufsteigende Gewitter überraschen sollte, so dürften wir große Noth haben. Rasch entstanden, mit Sturmeseile vorüberziehend, Hagel und Platzregen ergießend, so sind hier fast alle Gewitter. J. G. Elsner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Theater.

Man klagt, daß die école de musique et de déclamation, oder das sogenannte Conservatoire de musique gegenwärtig wenig ausgezeichnete Zöglinge liefere. Allein mich dünkt, man braucht nicht zu verzagen. Wer hatte Dlle. Rachel erwartet? und doch schoß sie eines Tages wie ein Pilz hervor und überragte schnell alle alten und jungen Schauspielerinnen des Théâtre français. Solch einen Genuß haben die Habitués dieses Theaters freilich nicht alle Tage; jedoch spart das Glück vielleicht den Leuten eine ähnliche Ueberraschung auf und läßt eines Tages Schauspieler hervortreten, welche am Théâtre français mit Dlle. Rachel, an der Oper mit Dupré, an der komischen Oper mit Madame Damoreau zu spielen würdig sind. Lezteres Theater, die komische Oper, wird um so mehr eilen müssen, sich nach guten Sängern umzusehen, da es am Théâtre de la Renaissance einen Nebenbuhler hat, welcher ihm den Rang abzulaufen droht. Bereits wird auch in einigen Tageblättern die Hälfte der von der Regierung bewilligten Unterstützung von 240,000 Fr. für dieses Theater verlangt, das bisher aus eigenen Mitteln bestehen mußte und alles versucht, um dem Publikum zu gefallen, Schauspiele, Opern und Vaudevilles; zulezt ist es auf den Einfall gerathen, Donizettis italiänische Oper Lucia di Lammermoor in's Französische übersetzen zu lassen und dieselbe aufzuführen. Es besizt eine ziemlich gute englische Sängerin Namens Thillon; Sänger werden aus Frankreich, Italien, vielleicht gar aus Deutschland zusammengesucht, die Chöre sind gut, und so hat es eine gar nicht üble Darstellung der Donizettischen Oper zu Stande gebracht, die dann in den Zeitungen tüchtig gerühmt wird, um dem, der Unterstützung sehr bedürftigen Theater etwas aufzuhelfen. Mit dem kleinen Stücke der Madame Colet: Göthes Jugend, hat dieses Theater wenig Glück gemacht, so gut auch die junge und holde Dichterin ihre satirischen Verse zugespizt hatte. Sie arbeitet nun an einem größern dramatischen Gedichte. Donizetti soll mit der Aufführung seiner Oper zufrieden gewesen seyn, so sehr sie auch der Leistung der italiänischen Oper im vorigen Winter nachsteht. Donizetti hält sich schon seit einem Jahre in Paris auf, und man glaubt, daß er für die große französische Oper ein Stück in Musik sezt, nach dem Beispiele Rossinis, welcher bekanntlich mehrere französische Opern geliefert hat, die ihm wahrscheinlich mehr eingebracht haben, als seine frühern, wenn auch diese mehr zu seinem Rufe beigetragen haben. Auf der großen Opernbühne hat sich eine dänische Tänzerin, Dlle. Grahe, versucht; man hat sie aus Gefälligkeit mit Dlle. Taglioni verglichen, und in Städten, wo man nicht so vortreffliche Muster des graziösen Tanzes kennt wie hier, könnte sie wirklich für eine Tänzerin ersten Ranges gelten; aber in Paris kann sie höchstens auf den zweiten Rang Anspruch machen, wenn die öffentliche Meinung sie nicht gar noch tiefer sezt. Es wäre möglich, daß sie sich hier weiter ausbildete. Bis dies aber geschehen wird, bleibt der durch Dlle. Taglionis Abgang leer gewordene Platz an der hiesigen Oper noch immer unbesezt, und selbst die beiden Elsler, obschon sie vortreffliche Tänzerinnen sind, erreichen doch die ganz besondere Anmuth des Taglionischen Tanzes nicht. Indessen ist es ein Glück für die Operndirektion, daß sie die beiden Schwestern besizt; denn sie sind nun die Hauptzierden des Ballets, und ohne sie würden mehrere Ballette nicht gegeben werden, oder wenig Beifall finden. – Das Porte St. Martintheater, welches schon lange Mühe hat, ein volles Haus zu bekommen, ist auf den Einfall gerathen, eine Menagerie wilder Thiere den Zuschauern vorzuführen, und Van Amburgh ist mit seinen Bestien angekommen. Es wurden aber von der Polizei mit Recht Vorsichtsmaßregeln verlangt, um die Zuschauer gegen die Gefahr, von den sie ergözenden thierischen Histrionen zerrissen und gefressen zu werden, sicher zu stellen, und ein Gitter trennt sie von den Zuschauern. Die Thiere werden beständig gelehriger, und eben jezt rühmt man in den Zeitungen außerordentlich zwei gelehrte Hunde, welche in Paris mit ihrem Lehrer Leonard angekommen sind, schreiben und rechnen können, und so verständig sind, daß sie manchen Menschen beschämen können. Hier liegt keine Spekulation zu Grunde; es scheint, daß der Mann aus bloßer Liebhaberei die Hunde erzogen und gebildet hat, und sich mit dem Ruhme begnügt, aus Thieren so verständige Wesen gemacht zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. September 1839.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Schiller.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

Erster Artikel.

Man wird kaum ein poetisches Werk der neuern Literatur finden, das so viele Commentare, so viele Nachahmungen, so viele Abhandlungen und Deutungen hervorgerufen hat, als der Goethesche Faust. Seit einem halben Jahrhundert, da das erste Fragment erschien, hat sich eine umfangreiche Faustliteratur gebildet, an die sich die mannigfachsten philosophischen, moralischen, ästhetischen, ja theologischen Ansichten knüpfen. Man thürmte Theorie auf Theorie, man versuchte alle Maßstäbe, um dies wunderliche Drama zu erklären und zu messen, als gälte es, das tiefste Räthsel des Menschengeistes zu lösen. Troz alle den Bemühungen aber ist für eine reine, wahre Kritik des poetischen Werks noch wenig geschehen. Noch zollt ihm der eine Theil des Publikums unbedingte Bewunderung, während der andere den zweiten Theil ungenießbar, kalt, poesielos findet. Und der Streit, weit entfernt zu ruhen, nimmt stets neue Wendungen an, besonders seit dem Erscheinen des Schlusses. Die eine Partie läßt nur die Idee, die Conception des ersten Theils gelten, aus dem zweiten sey jeder Hauch echter, frischer Poesie verschwunden; hier sey Alles künstliche Form, allegorisches Spielwerk, gelehrte Laune des bereits alternden Dichters. Andere jedoch bewundern gerade im zweiten Theil die reinen Formen, den klaren Verstand; hier sey der Dichter von der bewußtlosen Naturpoesie zur classischen Kunstpoesie, vom blinden Drange zum klaren, künstlerischen Bilden fortgeschritten. Welch ein Unterschied zwischen der naivkindlichen Gestalt Gretchens und der urbildlichen Schönheit Helenas! Und dieser Unterschied finde zwischen dem ersten und zweiten Theile des Faust überhaupt Statt. Die Natur verkläre sich in lezterem in die reinste Form der Kunst.

Während des Streites über die Vorzüge und die Mängel des Gedichts trat allmählig auch jene schärfere Kritik hervor, die die einzelnen Scenen einer strengen Sichtung unterwirft und bereits große Lust bezeigt, die poetische Conception zu decomponiren. Wie man das göttliche Haupt des Einen Homer zerriß und die harmonische Einheit seiner Gesänge in rhapsodische Fragmente auflöste, so tauchen bereits Versuche auf, auf ähnliche Weise mit Faust zu verfahren. Was man bisher aus Einem Gedanken hervorgegangen sich dachte, was man für ein organisch erwachsenes Kunstwerk hielt, dieser Faust, dieses staunenswerthe Drama reducirt sich hier auf eine Anzahl von Fragmenten, die nur lose zusammenhängen, die zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen

Stimmungen entworfen und ausgeführt wurden. — Endlich erwähnen wir noch derer, die entschieden und mit gewissem Rechte gegen jene Deutungswuth protestiren, durch welche die Blume der Dichtung in die trockenen Fasern der Abstraktion zerpflückt wird; und wir wollen diesen Kämpfern für die Rechte der Poesie gerne einige Worte hier vergönnen.

„Kann man oder darf man, so könnte man sie sagen lassen, in Goethes Faust spekulative Ideen suchen? Wird nicht durch solche Klügeleien alle Poesie aufgehoben, wird nicht der reine Kunstgenuß, den Goethe vor Allem bezweckte, zerstört? Ihr sucht da nach Theorien, nach Ideen, wo es der Dichter auf weiter nichts anlegte, als auf genialen Spaß, auf eine poetische Laune. Gleich Mephisto — was ist er mehr, als ein Schalk, bald gutmüthig, bald boshaft, durchaus aber eine mehr komische Volksfigur, die auch am Schlusse, wo ihn absurde Liebschaft anwandelt, ganz in niedriger Sphäre sich hält. Alle diese Scenen, die ihr mit künstlichen Deutungen systematisch verknüpft, sind vielleicht mehr zufällig, ohne tiefern Plan, ohne höhere Intention entstanden. Der Dichter wollte nichts weiter, als die Faustsage kunstreich benützen, um an sie seine poetischen Träume, seine Studien, seine Welterfahrungen zu knüpfen, wie es die Zeit, die Gelegenheit, die Stimmung gab. Ihr kennet Goethe wenig, wenn ihr wähnt, er habe die Durchführung spekulativer Ideen beabsichtigt, er, der überall nur im Interesse der Kunst wirkte, stets nur das naive, sich selbst genügende poetische Schaffen im Auge hatte. Wo er immer in den Gesprächen mit Ekermann auf seinen Faust und dessen einzelne Scenen zu sprechen kommt, weist er nur auf das Kunstmoment hin; und auf die Frage, wie es denn mit den „Müttern" gemeint sey, erwidert er bloß mit dem Ausruf: „Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich." Er wollte hiemit bloß die Schauer des Geisterreiches fühlbar machen; er wollte sich in dieser Scene durch die Kraft concreter Kunstdarstellung selbst bis an jene äußerste Grenze wagen, wo alles Concrete, Gestaltete aufhört, wo die Einbildungskraft keine Schranke und der Begriff keine Grenze mehr findet. Was sucht ihr hier Aufschlüsse über das Geisterreich, über die Urgründe des Seyns und Entstehens? — Entschlagt euch daher des Versuchs, in Faust ein spekulatives System auszuklügeln, oder tiefe Aufschlüsse über Welt, Natur, Geist und Seele zu gewinnen. Das einzige Verdienst, das eine Faustliteratur sich noch erwerben könnte, wäre noch dieses, jede einzelne Scene als individuelles Gemälde für sich zu entwickeln, die momentane Stimmung zu bezeichnen, in der jede Situation gedacht, gefühlt, ausgeführt ist. Denn in dies Werk sind die disparatesten Ideen, Erlebnisse, Erfahrungen, Studien zusammengeflossen; diese zu scheiden, auf ihre lebendige Entstehung hinzuweisen, ist förderlicher als all eure Theorien voll Abstraktion und Metaphysik. Betrachtet Faust psychologisch, historisch, künstlerisch; entwickelt ihn aus der Seele, dem Leben, den Kunst- und Lebensansichten des Dichters, und ihr werdet wohl thun."

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die beiden Preußen nahmen ihn wahr und verstanden sich mit einem einzigen Blicke. Sturm erhob stillschweigend die Hand und machte eine ausdrucksvolle Bewegung. Sie wollten zu gleicher Zeit ihren Pferden die Sporen einsetzen, um dem erschütternden Bilde zu entfliehen. Allein sie hielten damit inne, als sie sahen, daß der Unglückselige sich mit übermenschlicher Kraft auf den Stummeln seiner Beine erhob und plötzlich aufrecht vor sie stellte.

Sein Gesicht war bleich wie Blei, seine Augen blicklos, in die Höhlen gesunken; er streckte die Arme nach den Fremden aus, die Finger vorgespreizt, als ob die Hände sie ausstoßen wollten, damit nur der Körper weniger Gefühlsorgane hätte, und schrie, mit dem Ausdruck flehendlichsten Verlangens in Ton und Geberde: „la mort!" — „La mort!" wiederholte er tonlos drohend, als er erkannte, daß es fruchtlos blieb. — „La mort!" kreischte er mit überschlagender, heiserer Stimme, wie ein Rasender, in ungezügelter Erbitterung.

Die zwei Pferde waren gleich auf den ersten Ruf scheu zurückgefahren und hatten sich kaum noch bändigen lassen. Und nun gab Sturm, als er sich nur einigermaßen Herr der thierischen Kraft fühlte, dem seinen nach und ließ es mit dem Schrei: „Hinweg!" im donnernden Laufe von dannen sprengen. Bruchsal wollte ein Gleiches thun, getraute es sich aber in dem Momente nicht, ohne der Richtung gewiß zu seyn, die das Roß nehmen werde, und leistete ihm noch Widerstand, als der Grenadier sich dessen versah, was vorging. Da fiel er der nächtlichen Gewalt ganz anheim und fluchte dem Jünglinge in so unmenschlichen Tönen, daß diesem fast das Bewußtseyn verging. Sein Pferd that einen Seitensprung, bäumte sich, schüttelte sich im Gefühle seiner entfesselten Kraft und stürmte mit seinem bügelfesten Reiter auf und davon. Der von den Fittichen des Windes getragene Fluch gellte hohl und geisterhaft hinter drein, gleich als ob alles moralische Gift, das der Tag erzeugt, sich darin angesammelt oder concentrirt und nur

diesen Abzug erwartet hätte, um sich gegen ein Leben tödtlich anszuspritzen.

Als Baron Sturm endlich sein ermattetes Roß anzuhalten vermochte und erkannte, daß sein Freund ihm nicht gefolgt war, forschte er mit dem anbrechenden Tage lange vergebens nach, ehe er ihn auf dem freien Felde wieder fand. Sein Pferd war mit ihm zusammengestürzt und er lag, mit einer Wunde im Kopfe, bewußtlos am Boden. Sturm bot eiligst Hülfe auf und ließ ihn in das nächste Lazareth schaffen. Weiter konnte er aber nicht für ihn sorgen, da er dem Rufe seiner Pflicht folgen mußte. Erst als er bereits mehrere Wochen in Paris war, erhielt er einen Brief von Bruchsal, worin dieser ihm fernere Nachrichten von sich gab und ihm den düstern Eindruck schilderte, den der Vorfall auf sein Gemüth hinterlassen habe. Doch ertheilte er ihm auch die Beruhigung, daß er jezt körperlich auf dem Wege der Besserung sey, und bewirkte alsobald, daß der Leichtsinnigere jenes Erlebniß, das ihn damals selber betroffen hatte, über den Zerstreuungen und Siegesfesten in dem gallischen Sodom vergaß.

Der Frieden war abermals in die Welt zurückgekehrt und in Paris unterzeichnet worden, und der gestürzte Eroberer für immer unschädlich gemacht. Man hatte also das europäische Gleichgewicht auf die bekannte Weise wieder hergestellt und die neue Verwirrung kaum erst ausgesäet, so daß nur noch Wenige ahneten, was dereinst aus dieser Saat entstehen werde, wenn auch Viele, wie Graf Bruchsal, sich darum verstimmt genug fühlten. Indessen gedachte dieser, der in dem Wundfieber fast unablässig von dem verstümmelten Krieger des Schlachtfelds phantasirt hatte, seit seiner Wiederherstellung jedoch nur mit kältester Ueberlegung und Ruhe auf den sonderbaren Moment bei sich zurückgekommen war, der Vereitelung seiner patriotischen Wünsche jezt weniger, als sonst wohl geschehen wäre, da die bevorstehende Vermählung seiner geliebten Schwester Emilie, außer der er keine Geschwister weiter hatte, mit ihrem beiderseitigen Jugendfreunde, Baron Sturm, ihn von allen Grübeleien abzog; und wenn immer nur Familienrücksichten diese Verbindung geknüpft hatten, die der verstorbene Vater des Barons und der alte Graf schon vor Jahren eingeleitet und beschlossen, so schienen doch die jungen Leute einander auch mit ruhiger Neigung zugethan, und hatte die Braut auf die Bewerbung des Bräutigams um ihre Hand ungezwungen ja gesagt.

Jezt, im Herbste des Jahres 1815, sollte auf einem Gute der Familie Bruchsal, das sie in der Regel nicht bewohnte, und nur zu ihrem zeitweiligen Aufenthalte gewählt hatte, die durch den lezten Krieg verzögerte Hochzeit seyn, und erwartete man auf dem alten Schlosse, wo sich mancherlei Gäste, Nachbarn, Freunde und Verwandte eingefunden, nur noch den Bräutigam und den Sohn des Hauses aus Feindeslanden, um in wenigen Tagen das Fest zu feiern.

Die Gesellschaft war bei Tafel und hatte fast abgespeist. Der Nachtisch ward aufgetragen. Der Wein erheiterte die Gemüther, und die Fröhlichkeit ließ sich lauter vernehmen. Es fielen selbst schon der herkömmlichen Scherze auf die schöne Braut, die man bald hoffen durfte als junge Frau zu begrüßen. Und man begriff nur nicht, wie lange die beiden schon am Morgen erwarteten Jünglinge ausblieben, deretwegen man sogar das Mittagessen vergebens um einige Stunden aufgeschoben hatte. Die Gräfin hatte genug zu thun, ihren Gatten zu zerstreuen, der über die getäuschte Erwartung bereits verdrießlich zu werden anfing, und sah es also gern, daß das Gespräch auf einen andern Gegenstand überging und politisch wurde. Auch zog die Politik den alten Herrn bald, ohne daß er es merkte, von allem Persönlichen ab und ließ ihn seine Gedanken in das Allgemeine verlieren, derweil die Frau vom Hause über die Wendung schon aus dem Grunde froh war, weil ihre sonst so lebhafte und witzige, heute ungewöhnlich ernste Tochter damit aufhörte, der Gegenstand der ihr lästigen allgemeinen Aufmerksamkeit zu seyn.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Gustav Schilling.

In diesen Tagen lösete der Tod auf die mildeste Weise ein langjähriges Leben, dessen Besizer es in den lezten Jahren, zur bösen Stunde, oft als die ärgste Fessel betrachtet hatte. Am zweiten August wurde der pensionirte, vormalige Hauptmann Friedrich Gustav Schilling zu Dresden, im noch nicht vollendeten 75sten Jahre, zufolge seines schriftlich hinterlassenen Verlangens, in aller Stille den Verstorbenen beigesellt. Seit dem Jahre 1781 bei der sächsischen Artillerie stehend, hat er den Feldzügen gegen und mit Frankreich beigewohnt, worauf ihn nach dem Frieden von 1807 eine chronische Nervenkrankheit seinen Abschied zu nehmen nöthigte. Als Schriftsteller ist seinem ausgezeichneten Talente die verdiente Anerkennung geworden. Schon im sehr frühen Jugendalter beschäftigten ihn metrische Versuche. Der kurz zuvor hellleuchtend aufgegangene deutsche Stern, Schiller, diente ihm unstreitig zum Vorbilde. Im Jahr 1789 ist von ihm eine Gedichtsammmlung in einer Freiberger Buchhandlung erschienen. Nach der Versicherung eines mit Schillings literarischen und persönlichen Verhältnissen sehr vertrauten, glaubwürdigen Zeitgenossen desselben, hat diese Sammlung, bei seltsamen Auswüchsen, unverkennbare Keime und Knospen künftiger köstlicher Blumen enthalten. Mehr

aber jenen Auswüchsen als diesen fröhlichen Hoffnungen seine Aufmerksamkeit schenkend, soll bei ihrem Erscheinen ein damals sehr gewaltiges, kritisches Tribunal den Stab über den Dichter gebrochen, des leztern Partie aber der zu jener Zeit in höchster Autorität stehende Herausgeber des „deutschen Merkur," Wieland, in diesem Blatte genommen und den Bannstrahl zurück auf den Kritiker geschleudert haben. Uebrigens ist, allem Vermuthen nach, der so schlimme Empfang der metrischen Versuche des jungen Poeten Veranlassung gewesen, daß sein unverkennbares Talent sich von nun an ausschließend der ungebundenen Rede zuwendete. Aber einem Versuche in ihr, dem unter dem Titel: „Die Macht der Wallungen" gedruckt erschienenen Schauspiele waren ziemlich dieselben Ausstellungen wie seinen lyrischen Produkten zu machen, auch ein Beruf zum künftigen Bühnendichter so wenig daraus abzunehmen, als aus einem andern, schon im Jahre 1785 unter dem Titel: „Elise Colmar" gedruckten dramatischen Produkte, wovon er der Verfasser seyn soll. Einem Roman, „Drako, Dämon der Höhle" betitelt, gelang es wenigstens nicht viel besser, als diesen Dramen, sich Freunde im Publikum zu erwerben. Desto verschiedener war der Erfolg, den einige Zeit nachher sein Roman „Guido von Sohnsdom" hatte. Der Beifall rauschte da dem Verfasser so laut und glänzend entgegen, daß dieser sich nachher ermuntert fand, dem mit zwei Bänden von ihm selbst für abgeschlossen geachteten Werke noch zwei neue hinzuzufügen. Da nun auch diese mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wurden, so fand sich sein schriftstellerischer Ruf bald auf die Dauer gegründet. — Wer den Zustand der deutschen Literatur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, dem können die mannigfachen Vorzüge dieses Schriftstellers vor vielen andern, in demselben Fache geschäzten, unmöglich sich entzogen haben. Neben einer früheren wissenschaftlichen Ausbildung, war das Leben selbst die Quelle, aus der er das Material für seine Werke schöpfte. Besonders erlaubten ihm günstige verwandtschaftliche Verhältnisse, tiefe Blicke in die Gewohnheiten und Bräuche der feineren Cirkel zu thun, die ihm dann bei seinen Schilderungen sehr zu statten kamen. Bei dem Reichthume der mannigfaltigsten Gestaltungen, die wir seiner immer geistvollen Feder verdanken, verdient es wahrhafte Bewunderung, daß sogar seine neuesten, erst wenig Jahre alten Werke, wo nicht die ganze Fülle seiner unermüdlichen Phantasie, doch fortdauernd ein überaus frisches, gewandtes Wesen beurkunden.

(Fortsezung folgt.)

Paris, August.

(Fortsezung.)

Literarische Prozesse.

Vor der Ankunft der wilden Thiere des Van Amburgh hatte das Porte St. Martintheater einen Prozeß. Prozesse haben freilich alle Theater hier, zuweilen mit den Schauspielern, zuweilen mit den Dichtern oder andern Personen. So führten neulich zwei Theater Prozeß wegen des Besizes eines Schauspielers, auf welchen beide Ansprüche machten. Er wurde zulezt der komischen Oper vermittelst richterlichen Spruches zuerkannt. In dem Prozesse des Port St. Martintheaters betraf die Klage das schon durch frühere Prozesse berüchtigte Stück Tour de Nesle. Vielleicht erinnert man sich noch, daß Anfangs der bekannte und vielbesprochene Dichter Alex. Dumas als der Verfasser dieses Stückes angekündigt wurde, und die Ehre und den Vortheil davon einerntete. Aber bald erschien ein bisher unbekannter Dichter aus der Provinz, Namens Gaillardet, und bewies, daß er das Stück ursprünglich geschrieben habe, von dem Theaterdirektor aber an Alex. Dumas gewiesen worden sey, um seinen Versuch von diesem durchsehen und zweckmäßiger einrichten zu lassen. Die Sache kam vor Gericht, die Richter erkannten die Rechtsmäßigkeit der Klage und verordneten, daß Gaillardet künftig bei diesem Stück einen Antheil an dem, dem Dichter zukommenden Gewinn haben solle. Von nun an wurde Tour de Nesle auf dem Anschlagzettel als ein „Schauspiel von Alex. Dumas und ***" angekündigt. Gaillardet hätte sich damit begnügen sollen; aber nun verlangte er, die drei Sternchen sollten vor, nicht hinter Alex. Dumas gesezt werden, woraus aber nichts wurde, obschon die Sache wiederum vor Gericht kam. Dies war nicht der einzige dumme Streich, den Gaillardet beging; denn um zu zeigen, daß er keinen Alex. Dumas nöthig habe, um seinen dramatischen Dichtungen Beifall zu verschaffen, ließ er Stücke aufführen, die er ganz allein gedichtet und geschrieben hatte. Sie erhielten aber keinen Beifall und bewiesen gerade das Gegentheil von dem, was der Dichter beweisen wollte. Er ist unterdessen gestorben; aber nach dem französischen Geseze kommt der Ertrag seiner Dichtungen noch immer seiner Familie zu gut, und da Tour de Nesle auf der Bühne der Porte St. Martin fortgespielt wird, so hat sie auch Anspruch auf die Einnahme. Besagtes Stück ist vom 25sten Oktober 1838 bis zum 7ten Juli dieses Jahres vierzigmal gespielt worden, und da nach einer in Folge jenes Prozesses getroffenen Uebereinkunft zwischen dem Theaterdirektor Harel, dem Dichter Alex. Dumas und Gaillardet, lezterem für jede Darstellung 48 Franks bezahlt werden sollten, so kamen für jenen kurzen Zeitraum oder für die vierzig Vorstellungen der Wittwe des Dichters 1920 Fr. zu gute, wovon ihr aber nur ein geringer Theil bezahlt worden war, weßhalb das Gericht den Theaterdirektor sowohl als den Mitarbeiter Gaillardets anhielt, die rückständige Summe der Wittwe auszuzahlen. Dies ist vielleicht schon der zehnte Prozeß in Geldangelegenheiten, bei welchem Alex. Dumas betheiligt war, und vielleicht hat kein Dichter in Paris so viel mit solchen prosaischen Dingen, als Prozesse sind, zu schaffen. Uebrigens ist es nichts Seltenes hier, daß die Literatur vor Gericht erscheint. Vor einigen Tagen waren es die Memoiren des sogenannten Friedensfürsten, deren Uebersezer, Oberst d'Esmenard, und deren Verleger, der ehemals so berüchtigte, seitdem aber tief gesunkene Buchhändler Ladvocat, welche mit der Justiz zu thun hatten. Da dieser Prozeß eine Einsicht in die Pariser Verlagsangelegenheiten gewährt, so ist derselbe nicht ohne Interesse. Im Juli 1835 hatte sich D'Esmenard mit dem Friedensfürsten dahin verständigt, ersterer solle das spanische Manuscript, welches zwar gedruckt, aber bisher noch immer nicht erschienen ist, in's Französische auf eigene Rechnung übersezen, und ihm gestattet seyn, Anmerkungen und eine Einleitung hinzuzufügen; der Friedensfürst aber wolle das Ganze durchsehen und sich überzeugen, daß nichts in dem Werke vorkomme, wozu er sich nicht bekennen könnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. September 1839.

— All this, to season
A brother's dead love, which she would keep fresh?
Shakespeare.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Das Essen macht stillschweigen, das Trinken schwatzen, hat schon Anacharsis gesagt, und so wurden die Frauen, die weniger als die Männer getrunken hatten, ihnen gegenüber immer schweigsamer. Emilie war in Gedanken und in eine sie selten anfechtende elegische Stimmung vertieft und beobachtete während des enthusiastischen Politisirens über Krieg und Frieden, durch die offenstehenden Flügelthüren des Gartensaals, in dem sie speisten, den prächtigen Herbstnachmittag und das Spiel der Sonnenstrahlen zu den Fenstern herein, wie sie an der Wand und auf den Blumen und Gläsern der Tafel wiederschienen und blinkten. Und dennoch waren die schönen vollen Astern und Georginen, mit den bald strotzend satten, bald melancholisch bleichen Farben, in denen ihr Blick schwelgte, die lezte Gabe und Kraft des dahinsterbenden Jahres.

Aufgeregt, wie sie war, sehnte sich Emilie aus der Gesellschaft in die Einsamkeit der Natur. Ihr Gesicht glühte vor Erhitzung; die Gegenwart zog wie die Bilder einer Zauberlaterne an ihr vorüber, und wenn zumal der Gedanke sich dazu gesellte, daß ihr ganzes Leben sich nun von Grund aus umgestalten solle, kam ihr Alles nur wie Traum und Täuschung vor. Manche, wenn auch die natürlichsten Ereignisse im Leben werden uns erst glaublich, nachdem sie eingetreten oder vergangen sind, und Emilien geschah dies jezt mit der Vorstellung ihrer nahen Vermählung, die sie noch immer von sich abzuhalten gewußt hatte. Das Weinen war ihr dabei näher als das Lachen der Andern, und sie benuzte den günstigen Augenblick, sich fortzuschleichen, und gelangte unbemerkt über den Schloßhof. Sie schritt durch den Eingang, über die noch gangbare Zugbrücke, den beiden verfallenen Thürmen jenseits vorbei und bog in den alten Lindengang, der den Schloßberg hinab in's Thal führte.

Viele gelbe Blätter lagen schon abgewelkt am Boden unter den hohen Bäumen. Jedoch schien die Sonne noch warm auf die bunte Farbenpracht der Landschaft, und die langen weißen Sonnenfäden zogen eben zum ersten Male durch die stille Bläue der Luft und verloren sich in den violetten Duft der Ferne, aus der sie unsichtbar kamen. Emilie wandte sich seitwärts in das Gebüsch, und der angenehme Modergeruch der auf dem schwarzen Boden faulenden Blätter, die Essenz aller sommerlichen Ueppigkeit, quoll ihr entgegen. Rothes, gelbes und grünes Laub in allen Schattirungen bekleidete die andern Bäume und Gebüsche, die es länger als die Linde festhielten. In der Einsamkeit ihrer Wanderung rief aber

nun der Gedanke an ihren erwarteten Verlobten abermals die Frage in Emilien wach: was aus ihrer Verbindung mit ihm werden, wie sich ihre Zukunft an seiner Seite gestalten könne? Und sie mußte sich in Folge dessen eingestehen, daß ihr Wohlwollen im Grunde vielleicht noch mehr von Gleichgültigkeit als Liebe an sich habe. Sturms Charakter und Wesen kam ihr, wenn sie dessen lebhaft gedachte, so fremd vor, daß sie davor erschrack. Wenn wir sonst wohl zu leichtsinnig auf die ernstesten Verhältnisse des Lebens eingehen, so trägt meist unser Herz die Schuld: hier war es der Verstand, der sich übereilt hatte. Wie viel zärtlicher als ihr Verhältniß zu ihrem Bräutigam hatte sich dagegen das zu ihrem Bruder gestaltet! Das Gefühl für ihn war ihr das heiligste, das sie kannte, und sie trennte es ein- für allemal von dem Leben, verschloß es in ihr Innerstes und zog es gleichsam nur in geweihten Stunden hervor, um sich daran zu trösten und zu stärken. Eine frühzeitige, getäuschte oder sich täuschende Liebe zu einem Dritten hatte Emilie über die die Jugend so oft untergrabende oder verscherzende Empfindsamkeit hinweggehoben und sie eine unvergängliche Heiterkeit des Sinnes finden lassen. Sie genoß ihr Leben mit Muth und Lust und wußte die Vorzüge, die ihr die Natur mit ihrer erblühten Schönheit verliehen hatte, zu ihrer und Anderer Freude geltend zu machen, indem ihr sicherer, echt vornehmer Takt allem, was sie that, den Stempel des Schicklichen ausdrückte. Heute wußte sie sich nun aber keineswegs zu erklären, wodurch ihr gewohnter Gleichmuth gestört worden war. Das Gefühl der Unhaltbarkeit ihres Verhältnisses zu Sturm und der Abstand zwischen diesem und dem zu ihrem Bruder hatten sie wohl überrascht; vielleicht ward ihre Verwirrung jedoch noch mehr durch ihre wider das Opfer der Freiheit empörte Jungfräulichkeit bedingt. Denn sie glaubte sich zum ersten Male sagen zu müssen, der Kreislauf ihres Lebens habe sie zu dem Punkte geführt, auf dem es kulminire und die Jugend vorüber sey, und als Wahrzeichen dessen galt ihr auch der Umstand, daß sie keine so leidenschaftliche Freude mehr als früher am Herbste empfand, den die Jugend nicht häufig gegen den Frühling zurücksetzen mag. Ja, sie hatte im vergangenen Frühlinge, und doch vielleicht mehr aus Widerspruchsgeist gegen die politisch und kriegerisch bewegte Zeit, die sie haßte, zum ersten Mal in ihrem Leben wahrhaft zu verstehen geglaubt, warum die Dichter mit Entzücken den Frühling besingen. Und jezt, schwermüthig selbst wie der Herbst, der sie umgab, ärgerte sie sich über ihre Kälte gegen seine Reize, die sie sonst immer erfrischten und begeisterten, und sehnte sich nach dem Frühlinge außer sich, an dem wir uns meist erst in der absteigenden Hälfte unseres Lebens festhalten, wenn wir ihn in uns verloren haben. — —

Auf einmal weckte sie der Hufschlag mehrerer Pferde aus ihren verstimmten Gedanken. Sie eilte ein paar Schritte weiter, an eine Stelle, wo sie die Straße übersehen konnte, und war überzeugt, es seyen die Erwarteten. Das Getrabe ließ sich nahebei vernehmen; aufwirbelnde Staubwolken wurden sichtbar. Indem zertheilte ein Luftzug die eine, und ein Reiter sprengte daraus hervor: es war Bruchsal. Emilie erkannte ihn, ein Schrei der Freude entfuhr ihren Lippen. „Richard, Richard!" jubelte sie ihm entgegen, und um sich bemerkbarer zu machen, winkte sie mit dem Schnupftuche nach ihm hin.

(Fortsetzung folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

„Warum fordert ihr ferner vom Dichter, was er nie beabsichtigte? Zwar der erste Theil, mit seinem Pathos und seinem Naturdrang, scheint eine Art Theodicee anzufünden; es finden sich Anklänge an einen höheren Plan, an eine metaphysische Conception. Da bricht manchmal selbst Mephisto in Worte aus, die in ihm eine allesverzehrende Macht, eine Weltpotenz ahnen lassen. Aber dies ist ein bloßer Moment, dem in der Folge nichts mehr entspricht. Faust und Mephisto sind in den übrigen Akten nicht mehr zwei Individualitäten höherer Art, zwei sich feindliche Mächte, die mit dem Universum sich messen, die sich verhalten wie Geist und Ungeist, wie Himmel und Hölle, wie Freiheit und Nothwendigkeit. All dieses Pathos, diese tiefe geistige Leidenschaft, diese universelle Tendenz des ersten Theils schwindet in der Folge und macht oft einer Posse, einer Allegorie, einem leichten Humor Platz, der sich selten über das sinnliche Daseyn erhebt. Faust, der himmelstürmende Faust, der Repräsentant einer natur- und geistesgewaltigen Zeit, wird in der Folge ein Gaukler, ein Lebemann, ein Trugkünstler, Schatzgräber, der Geister beschwört, nicht den Geist des Alls, der den Hof amusirt und sich in die Maske des Plutos steckt. Aus dem wissenschaftlichen Heros, der die Kräfte des Alls umfaßt, der das Geheimniß der Natur zu enthüllen strebt, wird ein Wunderdoktor, ein Verzückter, den Helena paralysirt und der nach bestandenem Liebesabenteuer in die prosaische Heimath wieder zurückkehrt. Dies Liebesabenteuer selbst, das mit der Vermählung Helenas und Faustens endet, ist künstlerisch genommen wohl der Gipfel der Tragödie, aber im Vergleich zu der Anlage des ersten Theils unbefriedigend. Von da an verliert sich nebst der Naturkraft auch die Kunstbegeisterung und somit das poetische Element. Was folgt, ist nur mehr ein poetischer Streit

des Teufels mit Faust über Erdbildung und Naturphänomene, ein wunderlich phantastisches Schlachtgetümmel und der Anblick des gealterten Faust, und zulezt ein Himmelreich, wie es nicht von der poetischen Phantasie, nicht von der Philosophie, sondern vom religiösen Dogma geschaffen wird. Die ursprüngliche, wahrhaft geistige Idee verliert sich also immer mehr in sinnlicher Gestaltung, Allegorie, und verbirgt sich zulezt hinter eine religiöse Scene."

Also eifern die gelehrten Parteien gegen einander in Bezug auf den Inhalt, die Form und den Werth dieser Dichtung.

Wer diese gelehrten Mühen, diese bunten Theorien über diese einzelne Dichtung übersieht, dem drängt sich unwillkührlich die Frage auf: Woher diese Anziehungskraft eines einzelnen poetischen Werks, zu einer Zeit, wo Geisteswerke so schnell altern, so flüchtig wirken? Worin liegt der geheime Reiz des Faust, der sich nicht mindert, sondern zunimmt und immer weiter wirkt? Hat doch unlängst selbst die Frauenzeitung den dämonischen Faust und den großen Nihilisten Mephisto vor ihr weibliches Tribunal geladen.

Die kritischen Aktenstöße wachsen täglich und überdecken den einfachen Grundtext. Und vielleicht ist das Studium des Faust für die Zukunft eine noch heiligere Sorge, als für uns. Vielleicht sezt man Preise aus für den Gelehrten, der eine dunkle Stelle des Dramas am genügendsten erklärt; vielleicht streiten sich ganze gelehrte Sekten über das Gespräch der Katzengeister, über die Phiole des Homunculus. Ist doch jezt schon die Frage höchst gelehrt behandelt worden: warum Mephisto als Pudel, warum nicht als Fisch, als Vogel erscheine? — Und um weniger im Scherz, als im Ernst zu sprechen: vielleicht entdeckt die bildende Kunst im Faust eine neue Fundgrube der Begeisterung und Gestaltung; vielleicht findet die Malerei in der Figur des Mephisto die echten, wahren, natürlichen Züge jenes dunkeln Prinzips, das in der Welt eine so wechselnde Rolle spielt.

Wir wiederholen noch einmal: Woher schreibt sich der Zauber, den Faust in so gewaltigem Maaß, in so anhaltender Folge ausübt? Ist es vielleicht gerade der geheimnißvolle Hauch, der über der Dichtung schwebt, was manchen zieht und reizt? Oder ist es bei vielen das schmeichelnde Gefühl, daß sie wohl selbst ein gutes Stück von diesem Faust seyen? — Aber der tiefe Grund jener Anziehungskraft liegt wohl in dem Gefühle, daß in diesem Drama jener Urgeist der Poesie, wie er in dem Prometheus des Aeschylos waltet, unter welterschütterndem Sturm zu unserer Zeit, zu unserem Jahrhundert hernieder fuhr. Sollte in der Folge des Dramas jener Urgeist auch zu verschwinden scheinen, sollt er leiser, stiller, gehaltener wirken; seine Spuren sind doch noch immer da, seine Kraft tritt in Momenten doch wieder in alter Herrschaft hervor. Auf diesen Geist der Dichtung hinzuweisen, wollen wir versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Daguerrotype.

Arago hat seinen am 19ten August in der Akademie über das Daguerrotype gehaltenen Bericht veröffentlicht und dabei Manches weiter ausgeführt; auch ist er in der Sizung vom 26sten auf den Gegenstand zurückgekommen. Aus beiden Quellen tragen wir Einiges nach, das wesentlich zum Verständniß der Sache beiträgt. — Manche Leser sind vielleicht des Handels schon überdrüssig und fürchten, der Artikel möchte ein stehender werden; bei der großen Mehrzahl ist aber sicher noch immer die Neugierde rege, und bei der gegenwärtigen Verbreitung chemischer Kenntnisse hat wohl Jeder einen Bekannten, der ihm die Sache im Allgemeinen so begreiflich macht, als sie es bis jezt noch den Gelehrten selber ist.

Der Ueberzug des feinen Silberblatts, so zu sagen die Leinwand, auf der sich das Lichtbild aufträgt, ist eine goldgelbe Schichte, mit der sich das Silber beschlägt, wenn man die Platte, das Silber nach unten, eine Zeitlang in ein Gefäß bringt, auf dessen Boden etwas Jod liegt, das sich bei der gewöhnlichen Temperatur fortwährend verflüchtigt. — Hat man die so zubereitete Platte in der Camera obscura dem Licht ausgesezt und nimmt sie nun heraus, so sieht man durchaus keine Zeichnung darauf; die gelblichte Schichte von Jodsilber, auf der sich das Bild abgezeichnet, zeigt sich noch durchaus einfarbig. — Sezt man nun aber diese Platte in einem zweiten Gefäße dem Quecksilberdampfe aus, der mittelst einer Weingeistlampe, welche das Metall auf 75 Grad der hunderttheiligen Skale erhizt, entwickelt wird, so bringt dieser Dampf sogleich die überraschendste Wirkung hervor. Er hängt sich reichlich an die Stellen der Platte, auf welche das Licht stark gefallen ist, die Schattenpartieen läßt er ganz frei, aber an den Punkten, welche den verschiedenen Graden von Halbschatten entsprechen, schlägt er sich in größerer oder geringerer Menge nieder, je nachdem diese Halbschatten sich den Lichtern oder dem tiefen Dunkel mehr oder weniger nähern. Beim Scheine einer Kerze kann man so das Bild nach und nach herauskommen sehen; man kann es verfolgen, wie der Quecksilberdampf gleich einem ausnehmend feinen Pinsel überall auf der Platte den gehörigen Ton angibt.

Sieht man sich nach einer Erklärung dieses merkwürdigen Prozesses um, so liegt der folgende Gedanke sehr nahe: durch die Einwirkung des Lichts verfliegt in der Camera obscura das Jod an den Stellen, wo es die goldfarbige Schichte desselben trifft; hier wird das Metall entblößt, und der Quecksilberdampf kann nun während der zweiten Operation frei auf diese entblößten Punkte wirken und daselbst ein matt weißes Amalgam bilden. Durch das Abwaschen mit Natronschwefelfarbe bezweckt man, chemisch, die Entfernung der Jodtheilchen, welche das Licht nicht getroffen und abgetrennt, malerisch aber die Entblößung der Spiegelfläche des Metalls, welche die tiefen Schatten geben muß. Denn bekanntlich zeigt ein spiegelblank polirtes Metall nicht mehr seine eigenthümliche Farbe, sondern erscheint, je nachdem man es gegen das Licht hält, schwarz. — Aber wie ist es in dieser Theorie mit den zahllosen, auf Daguerres Bildern so wundervoll abgestuften Halbschatten? Ein einziger Umstand beweist übrigens zur Genüge, daß die Sache nicht

so einfach ist. Das Silberblatt nimmt nicht merkbar an Gewicht zu, wenn es sich mit der gelbgelben Jodschichte belegt; durch die Einwirkung des Quecksilberdampfs dagegen wird eine bedeutende Gewichtsvermehrung hervorgebracht. Ist nun aber das Blatt mit der Schwefelleber abgewaschen, so wiegt es, obgleich etwas Amalgam an der Oberfläche hängt, weniger als vor der Operation; die Schwefelleber nimmt also vom Silber weg, und die chemische Untersuchung der Flüssigkeit thut dies auch wirklich dar.

Die Lichteffekte auf den Bildern erklärte man sich einfach so, daß das Silberblatt während der Einwirkung des Quecksilberdampfs sich mit Amalgamkügelchen bedeckt, daß diese Kügelchen in den Lichtern dicht aneinander gedrängt sind, daß sie aber in den Halbschatten, je tiefer diese werden, immer weiter auseinander liegen, bis endlich an den dunkelsten Stellen sich gar keine mehr finden. Und diese Voraussetzung hat sich wirklich bestätigt: Dumas beobachtete mittelst des Mikroscops, daß die Lichter und Halbschatten wirklich aus fast durchgängig gleich großen Kügelchen bestehen, deren Durchmesser er auf ein Achthunderttheil eines Millimeters schäzte.

Man konnte Daguerres Bilder gar nicht anrühren, ohne sie zu zerstören, und dies hätte der Nuzbarkeit des Verfahrens großen Eintrag gethan. Aber bereits rechtfertigt sich die Hoffnung, daß es nur Gemeingut zu werden brauche, um sogleich verbessert zu werden. Dumas hat Mittel gefunden, die Bilder zu firnißen, was Daguerre für unmöglich hielt. Man braucht zu diesem Zweck nur eine Auflösung von einem Theil Dextrine in fünf Theilen Wasser kochend über die Metallplatte zu gießen. Dieser Firniß thut dem Effekt der Bilder keinen merkbaren Eintrag, ihre Nüzlichkeit wird aber dadurch bedeutend erhöht, denn jezt kann sie der Zeichner und Stecher behandeln wie eine andere Zeichnung, und sie mittelst durchscheinenden Papiers durchzeichnen: dies ging vor Erfindung des Firnißes nicht an. Noch mehr: der Stecher kann ungestraft mit der Hand über das gefirnißte Blatt streifen; er kann also mit der Radiernadel die Umrisse des Bildes in das Metall einrizen, und so dasselbe vervielfältigen. Das Silberblatt wäre freilich kein geeignetes Material für den Grabstichel; aber Daguerre hat gefunden, daß sich eine versilberte Kupferplatte zur Aufnahme der Lichtbilder so gut eignet als eine plattirte, und damit fällt die erwähnte Schwierigkeit weg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Literarische Prozesse.

Ladvocat übernahm den Verlag unter der Bedingung, daß er die vier Bände starke Uebersezung zu 3000 Exemplaren abdrucken lasse, und dem Uebersezer für jedes abgesezte Exemplar eines Bandes einen Frank 25 Centimes bezahle, weßhalb er mit dem Uebersezer vierteljährig abzurechnen verpflichtet war und ihm für den Absaz der 3000 Exemplare gut stand. Aehnliche Verträge werden hier ziemlich oft von Verlegern geschlossen, welche keine grossen Auslagen machen wollen, und nicht selten kommen die Schriftsteller dabei zu kurz, da es ihnen schwer fällt, über den Absaz genaue Auskunft zu erhalten, wenn die Verleger nicht so redlich sind, ihnen Einsicht in ihre Rechnungsbücher zu gestatten. Bei Ablieferung des Manuscripts hatte Ladvocat dem Uebersezer eine Summe von 5000 Franken bezahlt, wahrscheinlich zu Folge einer besondern Klausel seines Kontrakts, und später einen Schuldschein von 1250 Fr. ausgestellt. Seitdem war vom Verleger weder ein Rechnungsbuch vorgelegt, noch eine Zahlung geleistet worden. Anderseits hatte der Uebersezer statt der Anfangs angekündigten vier Bände noch einen fünften und sogar einen sechsten dem Publikum angezeigt. Oberst d'Esmenard führte nun neulich Klage gegen Ladvocat, und verlangte im Fall der Nichtzahlung die Berechtigung, eine neue Auflage zu veranstalten und die rückständigen zwei Bände bei einem beliebigen Verleger herauszugeben, auf jeden Fall aber verlangte er, Ladvocat solle zur Zahlung des gesammten Honorars für die dreitausend Exemplare angehalten werden, was mit dem bereits bezahlten eine Summe von 15,000 Fr. ausmacht. Ladvocat erwiderte: d'Esmenard habe durch die verzögerte Ablieferung des Manuscripts dem Absatze Schaden gethan, noch mehr aber durch die Ankündigung der zwei Supplementbände. Hiedurch abgeschreckt, seyen manche Abnehmer zurückgetreten, so daß sie von 1350 auf 1000 sich vermindert, aus Furcht, es möchte hier gehen wie bei den bekannten Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche Anfangs nur aus sechs Bänden bestehen sollten, aber zulezt zu achtzehn anwuchsen. Man hätte noch das Beispiel des Dictionnaire des sciences médicales anführen können, welches nur zu zwölf Bänden angekündigt worden war und zulezt auf sechzig Bände getrieben wurde. Diese von Ladvocat vorgebrachten Gründe wurden vom Gerichte berücksichtigt, und ihm eine Frist von zwei Jahren gestattet, um die rückständigen 8750 Fr. zu zahlen, obschon der Anwald des Uebersezers bemerklich gemacht hatte, dieser Verleger sey ein so unsicherer Mann, daß man auf seine Zahlungsfähigkeit keine zwei Jahre rechnen könne. Die Berechtigung, die lezten zwei Bände bei einem andern Verleger erscheinen zu lassen, wurde dem Uebersezer ertheilt, nicht aber die, zu einer neuen Auflage der vier ersten zu schreiten. — Journale erscheinen ziemlich häufig vor den Civil- und Handelsgerichten, und haben oft sehr verwickelte Angelegenheiten. So neulich der Charivari, eines der boshaftesten, aber auch wizigsten kleinen Tageblätter, welches der wegen seiner Karrikaturblätter bekannte Philipon vor einigen Jahren einem belgischen Senator, Namens Lefebvre Maret, für 12,000 Fr. verkaufte, und das von lezterem für 20,000 Fr. wieder an einen Dritten verkauft wurde; ein Beweis, daß der Handel mit boshaftem Wize guten Fortgang hat. Der Tageblätter sind jezt zu viele, als daß ein neues eine gute kaufmännische Spekulation werden könnte, und sogar manche alte müssen aufhören. Von den sogenannten Revues bestehen nur noch zwei, und auch diese haben bei weitem kein so großes Lesepublikum mehr wie vor einigen Jahren. Die Revue britannique, welche ihre ersten Unternehmer bereichert hat, wechselt oft ihre Redaktoren und ist nun wohl die älteste der Pariser Revues. Die Tageblätter haben den Zeitschriften, die rein wissenschaftlichen abgerechnet, welche ihr sehr eingeschränktes, aber beständiges Publikum haben, fast alle Leser weggenommen. Sie wollen alles behandeln, Politik, Literatur, Kunst und Mode, und daher hatten viele sich nach Art der englischen und amerikanischen Blätter zu einem furchtbaren Volumen ausgedehnt. Sie rechneten auf die Ankündigungen und Intelligenznachrichten, welche den Hauptertrag der Londoner Blätter ausmachen. Allein in Paris stehen die Verhältnisse anders als in London, und die Ankündigungen kamen nur in geringer Menge. Die Unternehmer hatten Schaden, und nun ziehen sich allmählig die großen Blätter wieder zusammen. Nur das Journal des débats fährt noch fort, an Größe mit dem Moniteur zu wetteifern.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. September 1839.

Es ist unmöglich, Faust zu lesen, ohne daß er das Denken auf tausenderlei Weise anregt; man streitet sich mit dem Verfasser, man klagt ihn an, man spricht ihn los, er gibt über Alles zu denken, gibt, um mich des Ausdrucks eines naiven Gelehrten des Mittelalters zu bedienen, nachzudenken über Alles und über noch etwas mehr.

Frau von Staël.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

Wir haben oben die Ansicht, die in Faust keinen tieferen Plan, keine philosophische Idee anerkennt, geflissentlich weiter ausgeführt, weil sie ein Gegengewicht ist gegen jene philosophische Deutungswuth, die alle Poesie zerstört. Dadurch soll aber Niemand die Ueberzeugung geraubt werden, daß Faust allerdings auf einem tieferen Plan, auf einer universalen Idee beruht, die dem blöden Auge entgeht, dem Tieferblickenden aber klar vorliegt. Nicht umsonst ist die Mühe, die man auf Enträthselung der einzelnen Theile wendet, nicht umsonst das Bestreben, den tiefsinneren Zusammenhang immer klarer zu erkennen. Man fühlt mehr oder minder dunkel, daß hier ein verborgener Schatz liege; man ahnt, daß der Dichter hier die dunkelsten Pfade der Menschheit beleuchtet und die verborgenen Quellen seines eigenen Schaffens und Lebens eröffnet. Faust hat eine Grundidee, die durch alle Akte hindurch geht, die mit den tiefsten Forderungen und mit dem innersten Drang unserer Zeit zusammenhängt. Faust ist das eigenste Vermächtniß des Goetheschen Geisteslebens; wir sehen in ihm die Abgründe, die der Dichter überbrückt, die Kämpfe, die er gekämpft, die Zweifel, die ihn quälten, die Siege, die er erstritten. Die großen Stadien, die erschütternden Uebergänge eines strebenden Menschengeistes sind mit fester Hand gezeichnet.

Wie Goethe im Werther sich vom Element falscher Sentimentalität und krankhafter Verstimmung rettet und befreit, so befreit er sich im Faust von einer noch weit geistigeren, weit tieferen Leidenschaft, von einem weit unbegrenzteren Drange, vom blinden Drange des Geistes nach Wissen, Erkennen; er erlöst sich hier von einer weit schrecklicheren Qual, einem weit größeren Widerspruch. Goethe sammelt in seinem Faust alle jene dunkleren Elemente des Welt- und Seelenlebens, die so viel Widerspruch, so viel Trug, so viel Irrthum, so viel Qual schaffen; er sammelt jene nächtlichen Elemente, bannt sie in feste, historische Gestalten und besiegt sie. Hier enthüllt er die dunkeln Wünsche und Begierden der Menschenbrust, die edelsten und geistigsten, wie die häßlichsten und niedrigsten Triebe; hier stellt er den Zug nach dem Geisterreich, die Sehnsucht nach dem Ueberweltlichen und das Versinken in die roheste Sinnlichkeit dar; er hebt uns in die höchste Höhe und senkt uns in die tiefste Tiefe; die grellsten Contraste stehen sich gegenüber, das Lieblichste und Häßlichste, das Süßeste und Bitterste; der höchste Enthusiasmus wechselt mit kältestem Hohn, der geistigste Idealismus mit dem frechsten

Materialismus. Zwischen diesen Gegensätzen schwebend, schreitet der Held des Dramas fort, sinkt und steigt, kämpft und siegt. Wir sagen, er schreitet fort, vom schrankenlosen Drange zum verständigen Maaß, zum freien Gesetz, zur reinen That. Sein Sieg besteht eben darin, daß er nie stille steht, daß er nie zufrieden die Hände in den Schoß legt, daß er successiv einem höchsten, reinen Genuß zustrebt.

Hier sollten wir nun die dunkelsten Partien und geheimeren Grundmotive des Dramas im Einzelnen erläutern, und sogleich drängten sich uns die Fragen auf: Welche Bedeutung hat im höheren Sinne ein Bund mit dem bösen Prinzip? Was soll's mit dem Herenwesen, diesem Abgrunde verworrenen Treibens? Läßt sich mit all dem dunkeln Zauberwesen ein historischer, natürlich-geistiger Sinn verbinden? Oder ist es bloß leerer Spuck, schaale Posse? Was wollte Goethe mit den Müttern? wie ist seine im höchsten Grade wunderbare Behandlung Helenas zu fassen? Was soll's ferner mit Homunculus, dieser Ausgeburt einer verirrten Naturträumerei? Ist ferner der Maskenzug mit Plutos, Pan, dem Knaben Lenker bloße Allegorie, wie man allgemein annimmt, oder vielmehr eine Scene, die im mythologischen Sinne zu fassen ist? — Endlich: wie faßte Goethe jenes negative Wesen, das als Mephisto eine so buntwechselnde, veränderliche, bald heiterlaunige, bald bitteringrimmige Rolle spielt, das bald als weltvernichtender Geist, bald als armer hinkender Teufel, bald als allseitiger, spürsichtiger Geselle voll penetrantem Geist, voll tückischer Hinterlist, bald als lustiger Lebemann voll Possen und Schelmerei erscheint, das alle Masken annimmt, in alle Lebenskreise sich stiehlt, selbst vor dem Herrn im Himmel erscheint, über die Elemente gebietet? dies Wesen, so fein und so derb, so abstrakt und so grobsinnlich, so einseitig und so unendlich beweglich, so finster und so scharfsichtig? — Ueber all diese Punkte nun wäre viel zu sagen. Kein Commentar, keine Abhandlung hat diese noch erläutert und erklärt, hat diese Metamorphosen Mephistos beleuchtet. Und doch urtheilt man, doch spricht man ab über Werth oder Unwerth, über Vorzüge oder Mängel einer Dichtung, deren Elemente man noch nicht begriffen hat.

In die Erläuterung dieser einzelnen Punkte einzugehen, ist uns hier nicht möglich. Wir können bloß den Gang des Dramas nachweisen und den innern Zusammenhang der einzelnen Akte andeuten; wir haben es nicht mit dem Einzelnen, sondern mit dem Ganzen zu thun, was freilich erst Ein Schritt zum innern Verständniß ist. Erst begreife man den Complex der in Faust enthaltenen Elemente; man erfasse das innere Band, das all diese wechselnden Scenen, diese Welt der Contraste verknüpft; man ergreife die Idee des Dramas, die bald tiefstragisch, im höchsten Pathos, in der tiefsten Ironie sich ausspricht, bald hinter dem derbsten Possenspiel sich birgt. — In einem folgenden Artikel wollen wir unsere Ansichten hierüber mittheilen.

Wolfgang Stich.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Ankommenden ihrerseits hatten die junge Gräfin längst erkannt und waren eben im Wetteifer begriffen, wer sie zuerst erreiche. Sturm war der vorderste, und indem Emilie die Staubwolken Richards und der nachfolgenden Diener ersah und ihrem Bruder zurief, der ihr in freudiger Erregung zugleich antwortete und auf's Neue sein Roß anspornte, bog der durch seine eigene Ungeduld erhizte Bräutigam bereits um die nächste Felsenecke, die ihn ihren Blicken bisher entzogen hatte. Sein feuriges Roß dampfte und schäumte, daß der Gischt bis zu ihr emporsprüzte, und ließ sich, bereits zu höchster Kraftanstrengung getrieben, kaum noch von seinem Reiter zügeln. Schon wild genug, bedurfte es also nur noch dessen, daß der laute Schrei so unerwartet an sein Ohr schlug und das weiße Tuch ihm so dicht vor die Augen kam, um es vollends scheu zu machen. Es bäumte sich und warf dem Jünglinge den Hut vom Kopfe. Er wollte es, erbittert, durch einen Gewaltstreich bändigen und bot seine ganze Energie dazu auf. Das Thier stuzte, ward aber nur einen Moment überrascht und besann sich alsbald wieder auf seine Wuth. Auch seine Mäßigung hatte wie die seines Herrn ein Ende; und indem Sturm mit der Kraft seines Haltens nachließ und es schon bezwungen zu haben meinte, benuzte es den Augenblick und raste mit ihm über Stock und Stein von dannen.

Emilie stand vor Schrecken sprachlos da, und es dünchte ihr ein Traum, als auch die drei andern Reiter, die das Pferd hatten durchgehen sehen, an ihr vorüber sausten. Sie lieh das Ohr in angsthafter Spannung und meinte zu hören, daß die Hufschläge sich allmählig dem Schlosse näherten. Sie flog auf dem geradesten Fußpfade darauf zu. Sobald sie, vor Ungeduld, Eile, Angst außer Athem, den Schloßhof erreichte, von dem ihr eine unruhvolle Bewegung entgegen scholl, war der erste Gegenstand, den ihre Blicke trafen, ihres Bräutigams auf dem Boden ausgestrecktes Pferd. In der blinden Wuth gegen den steinernen Brunnen getroffen, hatte die ungemessene Gewalt dieses Anstoßes ihm ein innerliches Gefäß gesprengt und war also Ursache geworden, daß es auf der

Stelle sterbend zusammengestürzt. Sein Reiter jedoch war wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben und hatte sich bereits mit Hülfe der ihn umgebenden Diener und Hausbewohner vom Boden aufgerafft. Auch war wenige Minuten nach ihm der junge Graf mit den Reitknechten in den Hof gesprengt, um durch seine Gegenwart das Glück der Seinen, die den großen Schrecken nun ohne bösen Folgen vorübergehen sahen, vollkommen zu machen. Die beiden jungen Männer gingen bereits aus einer Umarmung in die andere, und als Emilie dazu kam, gewahrte sie, anstatt der besorgten Scene des Entsetzens und der Trauer, nur die der Freude und des Jubels. Die Dankbarkeit ihres Herzens sprach sich in lautem Entzücken aus; ehe sie aber noch zu Worte kommen konnte, befand sie sich schon in den Armen ihres Bruders und Bräutigams, die sie auf das Liebevollste, und den Letzteren wahrscheinlich herzlicher begrüßte, als ohne dies geschehen seyn würde.

Der übrige Theil des Nachmittags verging in allgemeiner Aufregung, und es bedurfte noch mehrerer Stunden, ehe die Gemüther sich beruhigen konnten. Der Tumult der Freude des Wiedersehens und der Rettung wollte seine Zeit haben, um in Fragen und Glückwunschen auszuklingen, und Emilie war am Ende selber froh, auf so harmlose und unwillkührliche Weise der Verlegenheit des Empfanges überhoben worden zu seyn, da sie nicht mit Unrecht besorgt haben mochte, der Zwiespalt ihres Innern werde sie ihrem Bräutigam allzu auffallend kühl gegenüber stellen.

Sie hatte nun schon Zeit gefunden, den ganzen Eindruck zu ihrem Bewußtseyn zu bringen, den nach der langen Trennung der erneute Anblick Sturms auf sie gemacht, und fand eben keine Ursache, damit zufrieden zu seyn. Er war so ausgelassen lustig, daß es ihm fast selbst so vorkam, als beseele ihn ein fremder Geist, dessen Unliebenswürdigkeit in Emiliens Augen sie still und beobachtend machte. Wie schön und zart kam ihr dagegen die heute sogar ungewöhnlich ernste Ruhe und Haltung ihres Bruders vor, der durch den so eben erlebten Vorfall unwillkührlich an den des Schlachtfeldes erinnert worden war, und zunächst die Vorstellung, daß er fortan seine seither ausschließlichen Ansprüche an die geliebte Schwester einem Andern, wenn auch seinem Freunde, abtreten müsse, zum ersten Male so lästig auf sich zutreten sah, daß er sie fast nicht ertragen konnte und sich seines Neides wiederum von Herzen schämte.

Man speiste zu Abend in dem sogenannten Gartensaale, einer breiten, uralten Bretergalerie, die einerseits mit dem Schlosse zusammenhing, anderseits, vermittelst einer Rampe und kleinen Freitreppe, auf die Terrasse oder in den Blumengarten führte, an dessen Stelle vor mehreren hundert Jahren die Burgkapelle gestanden hatte, die vom Blitze getroffen und abgebrannt war; und zwar, wie die unaufgeklärte Sage ging, sollte das Ereigniß mit einem Brudermorde in der Familie der Besitzer in Verbindung gestanden haben, der gerade an der Gottesstätte begangen worden war, und das Schloß selbst in den Verruf gebracht hatte, nicht recht geheuer zu seyn. Auch wendete sich damals der Zweig des Geschlechtes der Grafen Bruchsal, der es immer in Besitz gehabt und bewohnt hatte, wirklich aus dem Lande in eine andere Gegend, wo er ebenfalls ansäßig war, und schlug seinen Wohnsitz hier niemals wieder auf längere Zeit auf. Den Kopf jenes Mörders bewahrte man noch in dem halbverfallenen Burgverließe, und sein unsteter Geist sollte fortwährend zunächst in dem entlegenen Gemache sein Wesen treiben, wo vordem der Gemordete gewohnt hatte, dessen lebensgroßes Standbild in Ritterrüstung an der äußern Wand des Burgverließes in Stein ausgehauen war. Die Kapelle hatte von dem Felsen in das Thal hinausgeragt, und man genoß von dort einer prachtvollen Aussicht über die Landschaft, am schönsten von einer alten Linde aus, die an einem Austritte stand, und deren Aeste und Zweige kunstreich zu einem Laubdache gezogen waren, worunter sich denn jetzt nach der Abendmahlzeit die jüngeren Mitglieder der Gesellschaft zusammen gefunden hatten. Die Aelteren waren meist im Saale geblieben, dessen erleuchtetes Innere man von hier aus übersehen konnte. Und Richard und Emilie wandelten Arm in Arm in einem der Gänge auf und nieder, indem sie die einsame Stunde zu leichter Erneuerung ihrer alten Vertraulichkeit anwendeten. Was ihnen am schwersten auf der Seele lag, der nahen Verbindung Emiliens mit Sturm, die sie, wenn auch nur äußerlich, mehr von einander trennen mußte, hatten sie freilich noch mit keiner Sylbe gedacht. Allein sie setzten sich schon im Stillen vor, sich darüber offen gegen einander auszusprechen, und genossen inzwischen der trostreichen Zuversicht, sich im Innern trotz aller Wechselfälle des Lebens für immer anzugehören.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Ausgewanderte. Eisenbahn. Kunstausstellung.

Besonders werden manche von Schillings komischen und humoristischen Dichtungen, wie z. B. der Landstand, der Wundarzt, dem Verstorbenen als bleibendes Denkmal dienen.

Merkwürdig ist es, daß gerade die ausgezeichnetsten davon in Zeiten entstanden, wo er, vielleicht bisweilen mit Recht, in der Regel aber wohl aus bloßer Hypochondrie, mit dem Leben und den Menschen völlig unzufrieden war. Ueberhaupt litt er, vermuthlich in Folge zu großer Anstrengung am Schreibtische, leider nur zu oft an diesem Uebel. Vermuthlich war solches auch der Grund seines einsamen, fast einzig auf die Glieder seiner Familie sich beschränkenden Lebens und der Hartnäckigkeit, mit welcher er allen gesellschaftlichen Versammlungen und Festen, sogar wenn die Theilnehmer ihm werth waren, nicht selten auf die auffallendste Weise, sich entzog. Er war auch ein abgesagter Feind alles Prunks und aller Feierlichkeiten. Mit wahrem Entsetzen wendete er ihnen den Rücken, wenn sie, was oft beabsichtigt wurde, ihm zu Ehren angestellt werden sollten. Wer Gelegenheit hatte, ihn näher zu kennen, beklagte das Alles um so mehr, da sein Umgang durch die Schärfe seines Verstandes, die sich in sehr feinen Bemerkungen darlegte, und die aus diesen klar hervortretende edle Gesinnung, sowie durch einen zuweilen Schlag auf Schlag fallenden, eigenthümlichen Witz und glänzenden Humor ungemein anziehend wurde. Häufig wirkte sein immer lebendiger Genius auch dann erheiternd ein, wenn gerade ihm selbst alle Heiterkeit völlig abging. — Der Tod scheint die gute Absicht gehabt zu haben, ihn die Vollendung der neuesten, aus achtzig Bänden bestehenden Gesammtausgabe seiner Werke noch erleben zu lassen. Denn kaum waren die lezten sieben Bände im Buchhandel erschienen, so schickte er auch die Krankheit ab, die ihren Verfasser ohne Schmerz alles Schmerzes für immer entbinden sollte.

Die größte Sensation mußte wohl in Sachsen die aus Nordamerika angelangte Nachricht machen, daß der, bekanntlich im Herbste des vorigen Jahres, an der Spitze mehrerer Hunderte, welche sich die altlutherische Gemeinde nannten, von hier dorthin geschiffte Prediger Stephan, kaum erst in der neuen Heimath zum Bischof erhoben, nicht nur dieses Ehrenplatzes wieder entsezt, sondern auch schmachvoll aus der Gemeinde hinweggewiesen worden, und seine treuesten Anhänger ihn nunmehr, nachdem er das erstrebte Ziel durch ihre Vermittlung errungen, ihn alles dessen öffentlich anklagen, wogegen sie ihn hier vertheidigen zu müssen glaubten. Das Traurigste ist, daß nach späteren Notizen ein großer Theil jener armen, auf gutes Fortkommen in der fernen Gegend vertrösteten Ausgewanderten, statt dessen, sogar bei der größten Bereitwilligkeit, thätig und nützlich zu werden und sich in die neuen Verhältnisse überhaupt zu bequemen, nichts als Noth und Elend gefunden haben. Es sind daher auch bereits in hiesigen Kirchen Sammlungen zu Unterstützung dieser Hülfsbedürftigen veranstaltet worden.

Seit dem Jubelfeste der Einführung der Reformation in Dresden ist die Dampfwagenfahrt zwischen hier und Leipzig fortwährend ungemein belebt. Der sehr glückliche Gedanke, außer den regelmäßigen Fahrten auch noch eigentliche Lustpartien auf der Eisenbahn zu veranstalten, verspricht eine reiche Ausbeute für immer. Seit einem Monate geht alle Sonntage früh eine solche Extrafuhr von hier ab, welche Vormittags in Leipzig ankommt und Abends um acht Uhr von Leipzig wieder aufbricht. Wie man hört, haben die Privatunternehmer solcher Fuhren an die Eisenbahndirektion für jede dreihundert Thaler zu entrichten, um welchen Preis sie eine bestimmte Zahl von Wagen erhalten. Der große Vortheil für die einzelnen Theilnehmer, daß sie die Hin- und Rückreise noch wohlfeiler haben, als bei den gewöhnlichen Eisenbahnfahrten die Hinreise allein, macht, daß die Anzahl der sich Meldenden bis jezt fortdauernd gewachsen ist, so daß auch schon dergleichen Extrafahrten an Wochentagen vorkommen. Aehnliche Extrafuhren finden von Leipzig aus nach Dresden statt. Dabei leuchtet überhaupt der ungemeine Nutzen unserer Eisenbahn durch die Möglichmachung eines dreizehn Meilen weiten Transports auch für Gegenstände, die, wie Holz, Steinkohlen u. s. w. denselben nicht vertragen, immer besser ein. Es verschwinden auch deshalb zusehends die Zweifel an einer recht günstigen Perspektive dieses von der Zeit gebotenen Unternehmens.

Unser mit dem 27sten v. M. begonnenes, am dritten dieses beendigtes Volksfest, das jährliche Vogelschießen, zeugte ebenfalls von der gewaltigen Wirkung der Eisenbahn durch das mächtige Zuströmen von Gästen aus Leipzig. Die zu diesem Feste angewiesene große Wiese ist auch noch nie mit einer so ungeheuern Menge von Reizmitteln für Schaulustige angefüllt gewesen.

Die Spannung der Kunstfreunde auf die öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse bildender Kunst war größer vielleicht als jemals. Sie wurde durch das Gerücht von einem ungewöhnlichen Zuflusse ausländischer Beiträge gereizt. Aber der aus 221 Nummern bestehende gedruckte Katalog, obschon bei recht viel Schönem und Gutem auch manches ganz Vortreffliche enthaltend, blieb im Allgemeinen, und besonders hinsichtlich der Zahl der Kunstwerke aus der Fremde, hinter den gehegten Erwartungen weit zurück. Desto größeren Eindruck machten fünf bereits bei Eröffnung der Ausstellung aus Wien eingelaufene Oelgemälde des dortigen Künstlers Ammerling, sogar auf diejenigen, denen der bedeutende Ruf, dessen er sich zu erfreuen hat, noch unbekannt geblieben war. Auf dem Oelgemälde eigener Erfindung, den Traum vorstellend, liegt eine schlafende Dame vor uns. Auf gleiche Weise, wie der Strahl der Morgensonne, in die Farbe der rothseidenen Fenstervorhänge getaucht, ihr Aeußeres feurig überfluthet, scheint die anmuthige Schalkheit des im Schlummer von ihr (vielleicht mit der Herzgrube) erschauten Liebesgottes, den der sinnige Maler über ihr angebracht, auf das Innere der Schlafenden einzuwirken. Bei dem über dem Ganzen schwebenden, wirklich magischen Lichte, vergißt man sogar die Frage, ob das Gesicht nicht vielleicht noch charakteristischer hervortreten könnte. Auch die jungen Zuschauerinnen zürnten vielleicht ernstlich darüber, daß in dieser Schläferin eine ihres verschämten Geschlechts allzusehr der Erkältung ausgesezt erscheint, nähme nicht die liebliche Miene des dargestellten Amors ihre ganze Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch. Der glücklichen Idee nach würde vielleicht diesem Gemälde der Vorzug vor den vier übrigen Bildern des Meisters gebühren, aber die Ausführung der leztern und der in jedem ausgeprägte Charakter zieht uns mehr noch zu seinen andern Beiträgen hin. Das Eigenthümliche seiner Kunst nähert sich der neuern englischen Malerei, welche hauptsächlich auf großen Effekt ihr Absehen richtet. Bei einer frischen, kraftvollen Farbengebung weiß der Künstler mit ungemeiner Gewandtheit auf diesem anziehenden Felde, bald so, bald so, glänzende Lorbeeren zu gewinnen. Schatten und Licht äußern ein besonderes Uebergewicht in seiner Hand. Das Vorzüglichste von allen seinen Bildern möchte wohl eine jugendliche Lautenspielerin seyn. Die ganze Situation ist voll Geist und Grazie; man glaubt die Wundertöne zu vernehmen, die, durch ihre zarten Hände hervorgelockt, sich in die Luft schwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. September 1839.

And who be ye wo rashly dare
To chase in woods the forest child,
The Indian in his native wild?

Hoffman.
wild scenes in the forest and prairie.

Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten.

Der ungewöhnliche Beifall, mit welchem die Gedichtsammlung Freiligraths, die lang erwartete, aufgenommen wurde, hat beinahe binnen Jahresfrist eine zweite Auflage nöthig gemacht. Ihre Ansprüche auf die Gunst des Poesie liebenden Publikums haben sich noch vermehrt durch werthvolle Zugaben, wovon wir den Lesern hier einige mittheilen.

Audubon.

1833.

Mann der Wälder, der Savannen!
Neben rother Indier Speer,
An des Missisippi Tannen
Lehntest du dein Jagdgewehr;

Reichtest Indianergreisen
Deine Pfeife, deinen Krug;
Sahst der Wandertauben Reisen
Und des Adlers stillen Flug;

Lähmtest ihren schnellen Flügel
Mit der Kugel, mit dem Schrot;
Auf der großen Flüsse Spiegel
Durch die Wildniß schwamm dein Boot;

Kühn durchflogst du der Savanna
Gräser, im gestreckten Trab;
Beer' und Wildpret war das Manna,
So dir Gott zur Speise gab;

In den Wäldern, in der Oede
Die der Thoren Ruhm: Cultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freu'test du dich der Natur.

Du noch konntest es! — die Stunde
Kommt — nicht fern mehr ist die Zeit! —
Wo das Land von Baffin's Sunde
Bis Cap Horn ein ander Kleid

Tragen wird! — Sieh da: — du reiche,
Waldige Columbia,
Liegst du nicht gleich einer Eiche
Auf dem Planiglobe da?

Aus des Südens kalten Meeren
Wächst der mächt'ge Stamm hervor;
Schlängelnd ziehn die Cordilleren —
Epheu! — sich an ihm empor.

Hoch im Norden in die Breite
Geht er, wenig mehr belaubt;
An den Pol rührt das beschneite,
Eisbehangne, starre Haupt.

Hirsche ruhn in seinem Schatten,
An Geflügel ist er reich,
Und der Indier Hangematten
Schweben nieder vom Gezweig.

Grün und üppig prangt der Starke;
Doch bald steht er ohne Zier:
Denn an seiner Blätter Marke
Zehrt der Wanderraupe Gier.

Nadowessier, Tschippawäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat des Meeres kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch geflohn.

Weh', daß ihr ihn nicht verscheuchtet,
Da er Land von euch erfleht!
Weh', daß ihr ihm arglos reichtet
Das geschmückte Kalumet!

Nieder brennt er eure wilden
Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederschilden
Der erschlagnen Feinde Blut;

Saus't einher auf Eisenbahnen,
Wo getobt der Rothen Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen,
Theilt sein Schiff den Strom durch Dampf.

Kahl und nüchtern jede Stätte!
Wo Manitto's hehrer Hauch
Durch des Urwalds Dickicht wehte,
Zieht der Hammerwerke Rauch.

Euer Wild wird ausgerottet,
Siech gemacht wird euer Leib,
Euer großer Geist verspottet,
Und geschändet euer Weib.

Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Cultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionairen
Aus den Händen schlagt das Buch;
Denn sie wollen euch bekehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh', zu spät! was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Der Geschwister Schritte knirschten im Sand, ihre Schatten zitterten ihnen seitwärts nach und nur von den geselligen Gruppen aus dem Saale und der Laube her schollen Stimmen, sonst rührte sich kein Laut. Die Blumen hatten ihre Kelche geschlossen und die schwarzen Schatten dunkelten ängstlich nach. In der Laube fackelten nicht einmal die Lichter, so regungslos war die Luft; sie warfen weithin über den Rasen und die Blumenbeete ihre dünnen Strahlen, neben die sich eben so lang die Schatten der Bäume legten, und da aller Schimmer in die Höhe zog, so glänzte der Wipfel der Linde und die der andern Bäume wie grünes Licht. Die weißen Gewänder der Frauen lösten sich grell von der Nacht des schwarzgrünen Hintergrundes ab.

Nachdem die Geschwister sich ausgesprochen hatten, schritten sie in stiller Betrachtung auf die Laube zu, und als sie zu den Andern traten, vernahmen sie, daß so eben von Richard die Rede war, dessen Unfall auf dem Schlachtfelde Baron Sturm den Fremden, die noch nichts davon wußten, vortrug. Richard nahm an dem Gespräche unbefangen Theil und ergänzte seines Freundes Mittheilung, indem er bemerkte, daß die Erscheinung des Sterbenden, der Blick, mit dem derselbe ihn angesehen, ihn unwillkürlich an die halb fabelhaften Wirkungen gemahnt habe, die man dem sogenannten bösen

oder üblen Auge zuschreibe. Und Einer aus der Gesellschaft, ein Herr von Jarthausen, der sich für alles Gespenstische und Uebernatürliche interessirte, stimmte ihm darin bei und meinte, daß ein solcher böser Blick oder geistiger Sonnenstich sich hier gewissermaßen als die Essenz oder Blüthe des Wehs und der Greuel des Schlachtfeldes vollkommen rechtfertige. „Warum sollte auch," sagte er, „eine Concentration dieser Art durchaus in das Gebiet des Unmöglichen zu verweisen seyn? Warum sollte ein moralisches Uebel oder eine Krankheit, wie das Daseyn des Gespenstischen, nicht eben sowohl an einem gewissen Ort oder Raume haften und Luft und Boden inficiren können, als etwa ein körperliches Uebel, wie die Pest oder andere böse Seuche, sich durch leblose oder lebendige Dinge überträgt?" — Er fand aber mit dieser Behauptung natürlich nicht geringen Widerspruch, und da er also genöthigt wurde, sie mit mancherlei Geschichten beispielsweise zu illustriren, so kam man nach und nach allgemein auf das Kapitel vom Gespensterwesen zu sprechen. Manche glaubten an Gespenster und überirdische Wahrnehmungen, manche nicht, und die Erfahreneren vermittelten hier wie allenthalben die Aeußersten. Zumal erinnerte der alte Pastor des Dorfes, wie leicht ein ausschließlicher Umgang mit dergleichen zum Wahnsinn, dem zum Sinne gewordenen Wahn oder zum Wahne gewordenen Sinn führe, ohne doch auf der andern Seite in Abrede zu stehen, daß wir die Art unserer Wahrnehmungen nicht so genau bestimmen, oder ein Organ von dem andern sondern können, und daß eben aus dem tausendfachen Uebergreifen der sinnlichen Welt in die übersinnliche das Leben bestehe.

„Wahnsinn und Aberglauben und diese ganze Krankheitsfamilie," warf Graf Richard ein, „ist meist nur pure Schwäche, die sich zu Zeiten auch mit einem sogenannten Willen identificirt. Der Mensch ist ein gebrechlich Ding, wie ein jeder aus eigener Erfahrung wissen muß, und seine Kraft in den meisten Fällen nichts weiter als das Geschick, seine Schwäche zu verhehlen. Wenn er nicht so gar schwach wäre, wie würde er z. B. Alles, was mit Grab und Tod zusammenhängt, so gar schwer, düster und trostlos aufnehmen? Der Tod will bloß ernst und würdig betrachtet seyn. Er ist nichts als ein Abschnitt in dem Leben, das Umwenden eines Blattes in dem Roman der Seele; und unser Leben nach dem Tode muß wohl im innigsten Zusammenhange mit diesem irdischen stehen. Die Seele hört hier auf und fängt dort wieder an, wechselt nur den Ort ihres Aufenthalts. Warum sollte der kleine Uebergang, der am Ende gleichgültige Umzug, ein so Verzweifeltes seyn? Wozu des Aufhebens davon, der Anstalten dabei? Der Tod an sich hat nichts Erschreckendes, und ich weiß nicht, wie wir ihn so hassen. Hat uns nicht diese leibliche Kleidung mit ihrer Unbequemlichkeit, ihren Löchern und Flecken, ihrem schlechten Schnitte im Leben geärgert genug? Wir werfen sie als unbrauchbar geworden von uns. Nun, es ist eben eine Sache der Gewohnheit. Wollten wir uns erst darein finden, dem Tode unbefangener, besonnener, mit einem Worte psychischer in das Auge zu blicken, von dem Körper, dem das Verwesen, die Vernichtung der Materie, woraus er besteht, nothwendigerweise verdrießlich vorkommen muß, dabei ganz abzusehen, so dürfte wohl auch aller böse Aberglauben mit seinen Schrecken, den Folgen von Unwissenheit, Verblendung oder Blödsinn, in seiner Einwirkung auf uns beiläufig gehemmt werden. Wie unbegreiflich wird uns nicht diese cisterrestrische Barbarei, diese Abhängigkeit von der Scholle jenseits bedünken, da doch alle Seelengröße überhaupt nur gesteigerte Erkenntniß unserer selbst seyn kann! Wer da wünscht, daß ihm der Tod schön erscheine, braucht ja wohl nur viel in der Welt erlebt zu haben."

Alle waren durch diese unerwartet ernsten Worte des jungen Grafen ernst geworden, ja betroffen, und schwiegen darauf still. Und es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, in der sich einige Damen erst versahen, daß es allmählig kalt geworden war. Sie wickelten sich fester in ihre Shwals und warfen sich bedeutende Blicke zu, die den Wunsch andeuteten, bald aufzubrechen; und einige kleine Kinder, die sich vorher im Garten umhergejagt, ruhten, jetzt müde und schläfrig geworden, auf dem Schoose der Ihrigen in der Laube schlummernd aus; die Streiflichter und Schatten des Mondes gaukelten über die blonden Köpfchen.

Da brachte ein Bedienter die längst erwartete Bowle Punsch, die die sinkenden Lebensgeister der Anwesenden zum Theil schon durch ihre Ankunft wieder erhöhte, und Baron Sturm schenkte die Gläser voll. Die erneute Munterkeit aber bewirkte, daß, als des Ortes, an dem man sich befand, zufällig gedacht ward, auch der Sage Erwähnung geschah, die damit in Verbindung stand, und mehrere damit unbekannte Gäste ihr Verlangen äußerten, sie noch zum Schlusse dieses Abends zu erfahren. Die Furchtsameren wendeten zwar Verschiedenes ein, es half aber Alles nichts; die Neugierigen drangen durch und Baron Sturm war nicht der Säumigste, ihre Wünsche zu unterstützen. Er stellte vor, Zeit und Stunde könne ja nicht gelegener seyn, die schaurigsten Geschichten zu vernehmen, und daß man hier so inmitten der Oertlichkeit, daß der Mord, von dem ein ungewisses Gerücht ihm schon zu Ohren gekommen, gerade an der Stelle verübt worden sey, müsse die Spannung und den Eindruck so wesentlich erhöhen, als es nur in selten günstigen Verhältnissen der Fall seyn könne. Auch habe die Stille der Mondnacht die Gemüther schon für alle Schauer

der Phantasie empfänglich genug gemacht, und vielleicht weilten jezt gar die bleichen Geister der feindlichen Brüder als Zeugen und Zuhörer an dieser Stätte. Er lachte sodann laut auf, als er gewahrte, daß einige Damen sich mit schüchternen Blicken umsahen, und ein anderer Schadenfroher erinnerte daran, wie gerade unter der Laube das Burgverließ befindlich sey, und erzählte, daß er erst vorhin bei dem verwitterten Steinbilde und den alten Rüstern unten gewesen sey, deren Gipfel bis zu der Terrasse aufragten, und durch das eingefallene Fensterloch des Verließes den vom Monde beschienenen Schädel des Mörders erblickt habe.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsezung.)

Kunstausstellung.

Den mächtigsten Eindruck macht das höchst einnehmende Antliz. Nicht die idealen Formen der Schönheit sind es, die uns daraus ansprechen, aber wohl ein diese an Macht noch weit überbietender Reiz. Und gerade hier hat der Künstler dadurch, daß er das Gesicht in Schatten gestellt, auf eine überraschende Weise den schönsten Nuzen zu ziehen gewußt. Nimmermehr würde der Zauber des in Erden- und Himmelslust zugleich funkelnden Blickes so berauschend hervorgetreten seyn, als aus dem Schatten, den er über die seelenvollen Gesichtszüge geworfen, nimmermehr das etwas tiefliegende Auge seinen herrlichen Bau so geltend gemacht haben, als unter dem leichten Schleier dieses Schattens. Und wie anmuthig hat er dem allerliebst geordneten Haare das lachende Röschen angeheftet! Ein anderes junges Damengesicht von Ammerling ist ebenfalls in Schatten halb verhüllt, aber offenbar nicht mit gleichem Glück. Vielleicht stehen diesem hauptsächlich die idealen Formen des Gesichts entgegen. Je idealer die Form, desto weniger dürfte wohl der Schatten ihr zusagen, wogegen dem Reize gewiß nicht selten gerade durch sinnreiche Anwendung des Schattens der höchste Glanz zu ertheilen seyn möchte. Dagegen zieht dasselbe Bild durch mehrere hellleuchtende Lichtreflexe, in deren Darstellung diesem Maler eine seltene Meisterschaft eigen ist, unwiderstehlich an. Die besondere Klarheit und Frische der Farben, verbunden mit der kunstvollen Anwendung der Einwirkungen des Lichts, ertheilen diesen Gemälden eine überaus pikante Eigenthümlichkeit, mag solche auch in manchem Stücke sich zu dem hinneigen, was mit dem Namen Manier bezeichnet wird.

Der Landschaftmalerei ist wieder ausgezeichnete Huldigung widerfahren. Unter den Inländern haben Dahl, Goldstein, Oehme, R. Kummer, O. Wagner, Carus, Sparmann, Faber, Hammer und mehrere Andere ihre anerkannten Namen durch Meisterwerke bewährt. Horace Vernets Pascher in den Pyrenäen, wovon einer einem alten Kameraden am Fuße eines Gletschers den Stock zureicht, um ihm über das Eis zu helfen, während in der Ferne bereits die ihnen aufsäzigen Zolldiener auf einer Brücke erscheinen, bezeugen die eminente Darstellungskunst des berühmten Malers. In den Gemälden Constables: Ansichten von Harrow und Hampstead in der Nähe Londons, empfehlen sich besonders Luft und Fernen dem Natur- und Kunstfreunde. Einen unbeschreiblich süß-melancholischen Eindruck macht die treffliche Darstellung des Bartholomäussees von Kaiser, mit dem geheimnißvollen Schweigen des tief im Schatten daliegenden Wassers und den imposanten, theils nackten, theils mit Nadelholz reich bedeckten Bergen umher.

Im Genre hat diesmal das Ausland besonders viel Ausgezeichnetes beigetragen. Der von Charlot gemalte Schweizersoldat aus der Periode Ludwigs XIV. trägt mit seinen Genossen im Weinhause ganz den Charakter seiner Zeit und Art. Biards Besuch der Eltern bei der Amme ihres Kindes drückt die väterliche Freude über die Lust, welche das Kind an den mitgebrachten Geschenken unfehlbar haben wird, ganz naturgemäß und vorzüglich aus. Großvaters Schlaf und die obdachlose Familie von Scheffer sind, wie die Kartenschlägerin von Franquelin, recht verdienstvolle Stücke. In Roqueplans drei kleinen Gemälden aus drei verschiedenen Fächern: dem Porträt, der Landschaft und dem Genre, ersezt der Geist den Mangel an Ausführung. Dagegen zeichnet sich Gretchen aus Faust, den ihr geschenkten zweiten Schmuck vorzeigend, von Rentsch, Lehrer an der hiesigen Kunstakademie, durch die nicht genug zu schäzende Sauberkeit und Zartheit der Ausführung aus, die dieses Künstlers Arbeiten eigen zu seyn pflegt. Besonders gelungen scheint auf dem Bilde die alte Martha. Ja, das ist das Gesicht der gemeinen Person, welcher Bewunderung und Neid den Ausruf abnöthigen: „O du glückselige Creatur!“ — Auch an Blumen und Fruchtstücken steht viel Liebliches zur Schau. Das historische Fach ist dagegen etwas karg bedacht worden. Um so schäzbarer werden die Cartons eines für die Ludwigskirche in München bestimmten Gemäldes und drei skizzirte Momente nach Christus Auferstehung, von Karl Herrmann, deßgleichen zwei der heiligen Geschichte entlehnte Compositionen von König und Rolle, und das übrigens eigentlich zu den Genrestücken zu rechnende Oelgemälde von König in München, Luthern vorstellend, welcher die heilige Schrift hinter einem Tische stehend auslegt, um den die Familie Johanns des Beständigen wohlgruppirt sich befindet. Das Tableau wird besonders auch durch das Charakteristische der dargestellten Personen und das nach den besten vorhandenen Porträts treu und geistvoll aufgefaßte Gesicht des Reformators und die wohlgelungene Lampenbeleuchtung recht anziehend. — Die Skulptur hat vorzüglich unser trefflicher Rietschel, außer mit einigen kleinen, sinnreichen Statuen, mit den sprechend ähnlichen, marmornen Brustbildern des Königs und des Prinzen Johann bedacht. Auch empfehlen sich durch Aehnlichkeit und Geschmack drei andere Büsten von Westmacott aus London, den, nach gefahrvoller Krankheit kürzlich wieder genesenen und von einer Reise nach Töpliz zurückgekehrten 86jährigen Dichter Tiedge, den unter anderm auch durch seine genialen radirten Blätter zu Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. rühmlichst bekannten Historienmaler, Professor Rezsch, und den unlängst verstorbenen berühmten Arzt, Hof- und Medizinalrath Dr. Kreysig darstellend. Die Büste des leztern ist in Marmor und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. September 1839.

Vivent les grands airs
Du conservatoire!
Et vous, gens de l'art,
Pour que je jouisse,
Quand c'est du Mozart,
Que l'on m'avertisse.

Béranger.

Musikalische Germanismen in Paris.

Von J. B.

Wer sich in Paris mit der Musik befaßt, könnte glauben, hier im Centrum Deutschlands selbst zu leben, so viele vaterländische Töne berühren sein Ohr, und der Deutsche, der hier viel mit Musikern umgeht, brauchte sicher nur ausnahmsweise einen Interpreten, und verstände er auch kein Wort französisch. — In der großen Oper sind es die Meisterwerke unseres Landsmanns Meyerbeer, neben denen die Schöpfungen französischer Künstler als Lückenbüßer erscheinen. In der italienischen Oper feiert man einen Festtag, wenn Mozarts Don Juan oder Figaros Hochzeit gegeben werden. Im Conservatorium ist stets eine Beethovensche Symphonie die feste Säule, an der die Zugabe französischer und italienischer Musik wie Epheu und Schlingpflanzen die Höhe zu erreichen streben. Das erste, ausgezeichnetste und einflußreichste Organ der musikalischen Welt wird von einem Deutschen, Moritz Schlesinger, herausgegeben und redigirt. Die tüchtigsten Künstler in Paris sind Deutsche, und ich brauchte nur die dem französischen Ohr so barbarisch klingenden Namen dieser Heroen der Harmonie zu nennen, um den Beweis zu führen. Ueberall deutsche Musik und deutsche Künstler.

Ja selbst in den tiefern Regionen, in allgemeinern musikalischen Anstalten ist deutsche Musik die Hauptsache: eine Haydnsche, Mozartsche oder Beethovensche Symphonie bei Valentino, eine Ouvertüre von Weber, Lindpaintner ꝛc., oder auch nur ein Straußscher Walzer, der jetzt an keinem Abende mehr fehlen darf, bei Musard, und in neuester Zeit gar die Schubartschen Lieder in den Salons anstatt der Schmetterlinge, die man Romanzen nennt. Bis zur untersten Stufe hinab sind es Deutsche, oder wenigstens Abkömmlinge von solchen, die es — wie Mayer und Willem — zuerst versucht haben, dem Volke, den Arbeitern die Musik zugänglich zu machen, die zuerst in ihren Gesangschulen den Beweis lieferten, daß doch nicht Hopfen und Malz bei den Franzosen verloren sey, wenn man es versuche, ihnen einige musikalische Bildung beizubringen, und die so durch ihr uneigennütziges Beispiel Ursache wurden, daß in neuester Zeit ein Minister aus der Musik einen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts zu machen versuchte. Und endlich selbst bis in das Material der Musik hinein machen sich die Germanismen überall geltend, und der Franzose, der auch nur sein Piano rein stimmen lassen will, ist ziemlich sicher gezwungen, vorerst sein Ohr durch die rüde Aussprache eines deutschen Arbeiters etwas auf die Folter spannen zu lassen.

Wahrlich, wenn uns die Franzosen mitunter zwingen,

französisch zu sprechen, wenn ihre Sprache in Deutschland lange die der gebildeten Welt war, so haben wir durch die Musik eine Art Vergeltungsrecht an ihnen ausgeübt, indem wir sie unserer Seits zwingen, sich der deutschen Tonsprache zu bedienen, so oft sie sich über die Elendigkeit des täglichen Lebens, über die hausbackene Quadrillen- und Romanzenkost zum höhern Genusse erheben wollen.

Es ist dies leicht erklärlich, weil es natürlich ist. Die Musik ist die Sprache des Gefühls, und die Elster keine Nachtigal, der Kukuk kein Zeisig. — Aber deutsche Musik, deutsche Tonkünstler stehen nicht nur in Paris obenan im Range, sondern sie sind hier sogar höher gestellt und höher geachtet als in Deutschland selbst. Und dies ist weniger natürlich. Wer aber die Thatsache selbst bezweifeln wollte, der bedenke nur, wie Meyerbeer, der doch unstreitig das größte musikalische Talent, wenn auch nicht Genie, der Gegenwart ist, in Paris lebt und in Deutschland keinen Platz fand, der frage tüchtige deutsche Künstler, die in Paris, Berlin und Wien gelebt haben, wo ihnen die ausgezeichnetere Anerkennung, höhere Ehre zu Theil wurde, ob im Auslande oder in ihrem Vaterlande? — Beethoven und Weber starben beide gleich reich, und hatten sicher jährlich kaum ein größeres Einkommen, als Monsieur Auber für Pferde und Kutsche ausgibt. Doch ist dies keineswegs die Hauptsache. Noch gibt es in Deutschland Leute genug, welche an der Welt bevorstehenden Untergang dächten, wenn sie sähen, wie eine Prinzessin Belgiojoso oder sonst ein Prinz oder Fürst, oder auch nur der Bankier sich mit dem Künstler auf gleiche Stufe stellen und, während sie mit ihm sprechen, überhören, daß ein Minister oder Gesandter gemeldet worden.

Es ist dies sehr schlimm, und um so schlimmer, da sich noch sonst allerlei Verhältnisse vereinigen, um aus Paris die Hauptstadt der deutschen Musik zu machen. Leider, und wie man sich auch dagegen sträuben möchte, muß man gestehen, daß dies schon heute so ziemlich der Fall ist. Lebt doch die Elite der deutschen Tonkünstler in Paris, und muß doch schon jezt jeder deutsche Virtuose nach Paris kommen, wenn er einen europäischen, ja selbst nur einen deutschen Ruf erlangen will. Es gibt in Deutschland gewiß eine Menge Componisten und Virtuosen, die ihren Landsleuten in Paris in nichts nachstehen; aber wer weiß es denn? wer kennt sie? Wenn der berühmte Künstler von Frankfurt nach Berlin kommt, so braucht er oft genug nicht seinen Namen zu ändern, um, wie die großen Herrn, incognito zu reisen. Wer aber in Paris sich einen Namen zu machen gewußt hat, den kennt dann Frankfurt so gut wie Wien und Berlin. Deutschland ist das Vaterland der höhern Tonkunst, und ihre Hauptstadt ist Paris, liegt in Frankreich, dem Lande, das am stiefmütterlichsten von der Natur versehen wurde, als sie ihre Gabe der Musik unter ihre Kinder vertheilte.

Aber das ist noch nicht das größte Unglück. Die Stellung, die einmal Paris erlangt hat und die es eben vorzüglich deutschen Künstlern verdankt, die es nur durch sie zu behaupten im Stande ist, bewirkt dann wieder, daß Alles, was von Paris kommt, mit dem Heiligenschein der auserwählten Stadt umgeben erscheint. Die Auberschen Quadrillenmelodien, die Halevyschen Prunkmärsche mit obligatem Pferdegetrampel u. dergl. gehen in Deutschland im Triumphe von Stadt zu Stadt und werden für Prophetenwort ausgegeben und angenommen. Der bessere Geschmack selbst kommt hiedurch in Gefahr, und wohl nur das den Deutschen angeborene musikalische Gefühl macht, daß diese goldenen Lorbeeren, die man dem fremden Klingklang nachwirft, nicht schon mehr geschadet haben, als dies wirklich der Fall ist. Und während man so die leichte Scheidemünze der Franzosen für vollwichtig in Deutschland annimmt, verweigert man meist die gewichtige des nächsten deutschen Nachbars, so daß oft der tüchtigste Componist, der in Deutschland da oder dort lebt, nirgends im Vaterlande zu einer Ehre gelangt, die man einem Auber, einem Halevy in jeder Stadt, die ein Theater hat, mit vollen Händen zuwirft. Es ist wunderbar, in Paris stehen deutsche Künstler und deutsche Kunst obenan, Alles beugt sich vor ihnen — und in Deutschland werden stets zwei, drei, vier französische gegen Eine deutsche Oper aufgeführt. Der deutsche Künstler, der nur in Einer deutschen Stadt, und hieße sie Berlin oder Wien, zu einem Namen gelangt, ist meist namenlos im übrigen Deutschland, während Paris dem deutschen Künstler, den es anerkennt, auch in Wien und Berlin und in ganz Deutschland Anerkennung erzwingt.

Deutschland, das Vaterland der höhern Musik, Paris die Hauptstadt derselben — die verkehrte Welt. Freilich, wenn ich ein Politiker wäre, würde ich die Sache von einer andern Seite betrachten und sehen, ob nicht etwa der ganz einfache Umstand, daß Frankreich eine herrschende Hauptstadt hat, während es in Deutschland nur Provinzialstädte gibt, die Unnatur eines solchen Verhältnisses hinreichend erkläre. Doch als Musiker habe ich mit der harmonischen Politik nicht gern zu schaffen. Die Thatsache ist aber unbestreitbar, und die Folgen davon sind so heillos für die Kunst wie für die Künstler in Deutschland.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung der Sage übernahmen Mehrere, da sie, wie manche ihres Gleichen, Widersprüche in sich selbst enthielt, die erlaubten, daß jedes Individuum sie anders

auffaßte, und das Unbestimmte und Lückenhafte ihrer, gleichwie aus mehreren Sagen zusammengesetzten Umrisse der Einbildungskraft den weitesten Spielraum ließ. — Den Anlaß des Mordes sollte die Braut des Mörders gegeben haben, die er unschuldigerweise in dem Verdachte eines strafbaren Einverständnisses mit dem Gemordeten gehabt, und die hernach in Wahnsinn gestorben war, in welchem Zustande sie lange Jahre weiß gekleidet und verschleiert in dem Buchenwalde hinter dem Schlosse herumgestrichen seyn und entweder in einem großen Buche gelesen, oder in dem dürren Laube am Boden mit den Händen gewühlt haben sollte, als ob sie etwas eifrig suche. Alte Hirten und Bauersleute wollten sie noch selbst in dem Dickicht umgehen gesehen haben, und von ihres Gleichen rührte wahrscheinlich der alberne Zusatz zu der Sage her: daß die unstäten Geister nicht eher Ruhe finden würden, als bis ein zweiter Mord in der Bruchsalischen Familie zu ihrer Sühne vorfiele.

Nach jenem tragischen Ereigniß in der Familie war ihr aber mancherlei Unglück auf diesem Stammsitz zugestoßen, und, wie die Sage ging, stets mittel- oder unmittelbarerweise von dem Spucke oder umgehenden Geiste des Mörders herbeigeführt, dem da bis zu einer gewissen Zeit Böses zu thun, zur Strafe auferlegt worden war, und der zu den verschiedenen Zeiten seines Erscheinens auch verschiedene Gestalten annahm, dem Charakter und der Sinnesweise dessen gemäß, dem er erschien. So trieb er es, bis die Familie das Schloß als Wohnort verließ, und den mit der Zeit vielleicht selbst aufgeklärter gewordenen Spuck in Unthätigkeit versezte. Nur noch selten besuchte dann der eine oder andere Besitzer die verrufene Burg, und das Volk unterließ gewiß nicht, jedweden Unfall, der ihn hinterdrein betraf, auf Rechnung des Wagnisses zu schreiben. Die Sage hatte es nun einmal so haben wollen, und wer weiß dennoch, wenn man ihr bis zu ihrem Ursprunge nachgehen könnte, ob sie ihn nicht einem ungetreuen Verwalter verdankte, der also den ihm unbequemen Besuchen seines Gebieters ein Ende machen wollte.

„Seltsam!“ meinte Baron Sturm, als er den Bericht bis zu Ende gehört hatte; „sonach könnte man ja meinen heutigen Sturz mit dem guten Pferde, das ich dabei eingebüßt, in Verbindung mit alten Familienangelegenheiten bringen, oder als Warnung des Gespenstes auslegen. Was, wenn es sich so verhielte, der Spuck doch für wunderliche Formen annähme! Er wäre, seiner veränderlichen Natur gemäß, diesmal sogar in ein scheues Pferd gefahren. Nun, dieses ist bei der Sache am schlimmsten weggekommen und gibt sich ein zweites Mal zu einem Ahndungsmittel nicht wieder her.“

„Einem Ihrer Großonkel, lieber Graf,“ nahm der ältliche Herr von Jarthausen, der der Hauptberichterstatter gewesen war, wiederum das Wort, „ist es unter jenen Wagehälsen, die noch dann und wann zu Jagden hierher kamen, in dem großen Saale des alten Flügels einmal schlimm ergangen. Sie haben ihn gewiß nicht mehr gekannt; er war viel jünger als Ihr seliger Großvater und starb in seinem besten Mannesalter. Er war noch in den Dreißigen, als ich mit ihm umging, und hatte doch schon ganz weißes Haar auf dem Kopfe. Ich wunderte mich darüber immer sehr, da der solide, kräftige Mann nicht das Aussehen hatte, als hätte er zuviel gelebt, und richtete in einer vertrauten Stunde geradezu die Frage an ihn, wie das so geworden sey? Er ward nachdenkend und sah mich eine Weile sinnend an. Alsdann that er den Mund auf und gab mir die folgende Auskunft über das Ungewöhnliche, die ich Ihnen mit seinen eigenen Worten wiederhole.“

„Ich denke, ich kann es wagen,“ sagte er, „Ihnen das Geheimniß, das hierbei obwaltet, anzuvertrauen. Die Mehrzahl derer, denen ich es seither mittheilte, fanden es zwar nur lächerlich, und vermochten mich in Folge dessen, es Niemand mehr zu offenbaren. Allein es gab denn doch hie und da Jemand, der, wenn er gleich für bloße Sinnentäuschung hielt, was ich erlebt zu haben meinte, mich der Wirkung wegen, die es auf mich gehabt hatte, bemitleidete. Und überdies bin ich ja auf fremde Urtheile in der Sache vorbereitet und gefaßt genug. — Ich sage Ihnen also,“ fuhr er fort, „daß ich vor einer Anzahl Jahren einmal auf ein altes Stammschloß unserer Familie,“ und er bezeichnete dieses hier, „auf die Jagd kam, das verlassen und einigermaßen in dem Verrufe stand, nicht recht geheuer zu seyn. Ich wußte indessen von dem vermeinten Spucke nichts Näheres, bekümmerte mich auch nicht darum, und begab mich Abends matt und müde in einem großen Schlafsaal zur Ruhe. Das Innere des alten Schloßflügels, in dem derselbe gelegen war, bestand aus einem wahren Labyrinthe langer, breiter, wiederhallender Korridore und Galerien, und die saalartigen Gemächer waren an Decken und Wänden mit altmodiger Stuckarbeit verziert und standen voll morschen Geräthes und riesiger Schränke. Ich hatte mit meinen Jagdgenossen den Tag in lustiger Stimmung zugebracht, und gerade weil mir der Schloßvogt Vorstellungen deßhalb gemacht, allein schlafen wollen; jedoch fühlte ich mich nunmehr, nachdem ich, ausgekleidet, meinen Diener fortgeschickt hatte, in der Einsamkeit unbehaglich genug. Ich legte mich indessen in das knarrende Bett nieder, das breit genug gewesen wäre, zwei Personen aufzunehmen, löschte das Licht aus und versuchte einzuschlafen. Allein der Duft und die Berührung der Wäsche, die der durch das offene Fenster eingedrungene dicke Herbstnebel durchfeuchtet hatte, machte mich halb krank, und es war mir anfänglich, als reichte eine ganze

Nacht nicht hin, die Wäsche zu erwärmen; am Ende schlief ich aber dennoch ein. — Wahrscheinlich lange nachher wache ich plötzlich, tief in der Nacht, wieder auf, und es ist mir, als habe mir Jemand die Augenlieder gewaltsam geöffnet. Ich starre wie erschreckt um mich, ohne zu wissen weßhalb, besinne mich: es ist alles still. Die Mondsichel scheint bleich zum Fenster herein. Ich behalte die Augen unwillkürlich auf die Thür geheftet und bin unfähig, sie wieder zu schließen. Ein von dem feuchten Dunstkreise, der mich umgibt, erkälteter Schweiß bedeckt mir die Stirn. Indem höre ich, daß in der Ferne Thüren auf und zugemacht werden. Das eintönige Geräusch nähert sich und spannt natürlich meine Aufmerksamkeit. Ich horche recht scharf hin und sehe dann, daß meine Stubenthür leise aufgeht oder verschwindet, gleich als ob sie keine Angeln habe, in denen sie sich erst drehen müsse, und aus der Finsterniß oder Leere dahinter eine lange graue Gestalt tritt: tritt? ja, ohne daß sie eigentlich schreitet, vielmehr auftaucht. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt und ich sehe, was ihre Bewegung desto geheimnißvoller macht, so viel wie nichts von ihrer Form oder Bildung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Schluß.)

Theaterbau und Theater.

So mächtig auch das Wachsthum unseres neuen Theatergebäudes fortdauernd vorwärtsschreitet, kann es doch dem allgemeinen Verlangen hierin nicht Genüge leisten. Das Wohlgefallen an dem, was nunmehr davon bereits vor aller Augen liegt, hat uns zu begierig auf seine Vollendung gemacht. Und wir dürfen in manchem Betracht Vollendetes von dem neuen Hause erwarten, das an die Stelle eines sehr unvollkommenen treten soll. Besonders beabsichtigt man auch, dem anständigen Aeußeren, wie es einem Tempel der Kunst geziemt, eine solide Unterlage durch die Kunst zu ertheilen. So werden denn zwei Künstler, unser hochgefeierter Professor Rietschel und der durch Genie und Ausbildung ihm mit Recht an die Seite zu stellende Bildhauer Hänel von hier in die Skulpturarbeiten sich theilen, welche dem neuen Gebäude in reichem Maße zugedacht werden. Eben ist Hänel mit Modellirung eines dazu bestimmten Frieses beschäftigt, dessen Gegenstand in einem Zuge des Bacchus besteht. Sinnreiche Ideen über Leben und Kunst liegen den Reliefs des in der Ausführung 56 Ellen Länge betragenden Frieses zum Grunde. Bacchus und Herkules sind die hauptsächlichsten Träger dieser Ideen. Eine einzelne Gruppe des Ganzen ist bereits in Gyps gegossen. Sie stellt Bacchus und Ariadne, beide auf Centauren gelagert, dar. Der eine der leztern treibt nebenher seinen Scherz mit einem Panther, diesen immer mehr aufreizend durch eine mit der rechten Hand der Bestie vorgehaltene Traube, an deren Erfassen das Thier aber durch die brennende Fackel in der Linken des Centauren gehindert wird. Mit dessen Lust an dieser Neckerei im bejahrten Antlitz bildet der frische Jugendschimmer des schönen, gemüstrunkenen Gottes und die reizende Geliebte desselben einen höchst anziehenden Gegensatz. Die so geniale Auffassung und Ausführung dieses Bruchstückes, zusammengehalten mit der skizzirten Zeichnung des Ganzen, deutet im Voraus auf ein von Natur und Kunst innig durchdrungenes Werk und einen höchst mannigfaltigen Reichthum an Gestaltungen und geist- und lebenvollen Situationen hin. — Während Künstler und Werkleute also ihre Kraft anstrengen, der dramatischen Kunst den würdigsten Wohnsitz zu bereiten, entfaltet diese bescheidene, aber recht erfreuliche Blüthen unter dem immer mehr verfallenden Dache, mit dem sie sich so lange schon zu behelfen sucht. Gastspieler und Gastspielerinnen, mitunter von überwiegendem Gehalt, wechselten ohne Aufhören. Die bedeutendste Erscheinung ist die berühmte Sängerin Signora Ungher. Die Theaterintendanz hat sich durch ihr Engagement auf eine Reihe von Vorstellungen während dieses Sommers um das ganze gebildete Publikum sehr verdient gemacht. In Norma und Desdemona erreichte sie den Gipfel ihres Glanzes. Der Enthusiasmus des Auditoriums mußte sich bald in Tönen des Erstaunens, bald in maßlosem Händeklatschen, bald in dem ungestümsten Verlangen, die Abgetretene sogleich noch einmal wiederzusehen, Luft machen. Alle großen Musikkenner sind besonders entzückt über die Magie der italiänischen Gesangsmethode, welche diese Künstlerin in dem seltensten Grade darlegt. Bei uns Uebrigen muß das Wohlgefallen an einer so köstlichen Eigenschaft sich dadurch noch vergrößern, daß sie mit einem eminenten Talente zur mimischen Darstellung verschmolzen ist. In vorigen Zeiten wähnte ein Theil der Sängerinnen, hauptsächlich Italiens, dem Ruhme ihres Gesanges durch Hinzufügung schauspielerischer Vorzüge Abbruch zu thun. Je seelenloser der hölzerne Perrückenstock seine Töne ableierte, desto mehr meinte er seiner Kunst Genüge zu leisten. Dies ist zum Glück aus der Mode gekommen. So verräth auch offenbar die Ungher ein tiefes Studium in ihren Leistungen als Schauspielerin, und ihr leidenschaftlicher Schmerz gleitet nicht selten, wie in der musterhaft von ihr gegebenen Desdemona, dicht an der Linie des schrecklichen Wahnsinns hin. Auch hierin, wie in manchem Andern, gleicht sie unserer Devrient. Wenn aus den mimischen Leistungen der Ungher vielleicht ein tieferes Studium auch der einzelnen Momente hervorleuchtet, so wird dagegen die Devrient von einer glücklichen Natur geleitet, die das Rechte, auch ohne große Vorbereitung, im Augenblicke zu finden weiß. Die Devrient steht daher der fremden Künstlerin in der Vollkommenheit des Details mitunter nach; man muß ihr aber den nicht unwichtigen Vorzug vor jener nachrühmen, daß eben ihre glückliche Natur sie stets in den Schranken der Wahrheit festhält, während die Kunst in Signora Ungher doch zuweilen diese Schranken durchbrechen zu können glaubt. — Uebrigens wagt mitten zwischen die gravitätischen, hochmüthigen Gesichter der großen Oper zuweilen auch das verschollen gewesene Donauweibchen sein niedliches Köpfchen mit der ergebensten Anfrage hereinzustrecken: ob es auch erlaubt sey? Und siehe da, es darf kommen und wiederkommen. Einen bedeutenden Theil an der guten Aufnahme, die es findet, mag wohl der neue treffliche Larifari, Räder, haben. Aber auch an sich scheint das leichte, lustige, spaßhafte Ding wie gemacht für die jetzige Sommerhitze, zumal in dem Breterhause des Linke'schen Bades.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. September 1839.

— Wherefore darts the mind,
With such resistless ardour to embrace
Majestic forms? — — — The high-born soul
Disdains to rest her heav'n-aspiring wing
Beneath its native quarry.

Akenside.

Proben aus der zweiten Auflage von Freiligraths Gedichten.

Heinrich der Seefahrer.

1835.

I.

Prächtig, noch in Trummern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpalast der
Sultanin Scheherezade,

Schriften über dem Portal,
Steht die Mohrenburg Alhambra,
In dem Kloster Eskurial
Blizt Demant und duftet Ambra.

Trotzig, wie ein Wüstenleu,
Aus dem Meer, ein Felsenaltar,
In die gelbe Berberei
Wachsam schauend, ragt Gibraltar.

Was sie bauten, was sie baun
In den beiden Königreichen,
Die der Sierren Kämme schaun,
Muß dem Thurm des Prinzen weichen.

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Thurm mit Marmorschwellen.
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdball zu erhellen.

Karten, Rollen mancherlei,
Sammt Boussolen und Quadranten,
In der stillen Bucherei
Liegen dort um den Infanten.

In den Hallen Belem's tönt
Lied und Flüstern holder Damen;
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernst am hohen Fensterrahmen.

Ueber das bewegte Meer
Schweifen läßt er seine Blicke,
Und nach Ländern, die nur Er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

An dem Lauf des Senegals,
Zwischen Berbern und Giraffen,
Zeigen Krieger Portugals
Ihre Waffen und Agraffen.

Zu Lisboa prangt das Gut
Ueberwundner, reicher Mohren.
Aus der kühn durchkreuzten Flut
Tauchen schimmernd die Azoren.

Milden Himmels, reich an Holz,
Zeigt den Schiffern sich Madera;
Heinrichs Wimpel flattern stolz
Auf der Rhede von Terzera.

Nächtlich tritt an seinen Pfühl,
Fremd geschmückt, die Aventure,
Daß sie bunter Träume Spiel
Seinem Geist vorüberführe.

Blumen, die in Indien blühn,
Streut sie lächelnd auf den Schläfer;
Leuchtend durch die Kammer ziehn
Läßt sie Senegambiens Käfer.

Südlich vom Drei-Spitzen-Cap,
Wo die Datteln und die Mandeln
Wachsen, und der Baobab,
Läßt sie den Geliebten wandeln.

Elephanten vor ihm knien
Läßt sie, auf dem Rücken Thürme;
Und vor Diaz führt sie ihn
Nach dem Vorgebirg der Stürme.

An des Persermeeres Saum
Ruht er aus auf Goa's Molo. —
Glich dein Reisen solchem Traum,
Sohn Venetia's, Marko Polo?

II.

Dies Guinea? dies das Cap?
Indien dies, das Ziel der Reise?
Auch um mich mit goldnem Stab
Ziehst du deine Zauberkreise,

Aventure? sendest mir
Deinen Greifen, breit von Schwinge,
Daß im Traum das Fabelthier
Mich nach Mährchenländern bringe?

Reichst mir Kronen und Gestein
Von Kalifen und von Khanen?
Dringst mit mir in Wälder ein
Voll von rankenden Lianen?

Sorgst, daß man zur Tigerjagd
Elephanten für mich schirre?
Führst mich lächelnd durch die Pracht
Der Oasen in der Dürre?

Zeigst mit triefendem Gebiß
Mir den Panther unter Myrthen?
Dieses ist der Felsenriß,
Wo zum Flug sich Geister gürten?

Dies ist des Propheten Gruft?
Hier im Fels, von Cactusblüthen
Purpurn, ist die finstre Kluft,
Wo das Einhorn Zaubrer hüten?

Diese Knaben, wie der Lenz
Blühend, Kronen in den Händen,
Sind des reichen Orients
Genien? — o, hör' auf, zu blenden!

Laß auf Andre, nicht auf mich,
Deines Hornes Fülle strömen,
Die, verständiger als ich
Wählend, deine Gaben nehmen!

Sieh', der Schiffer kehrt mit Gold
Aus des Südens heißen Zonen;
Edle Würzen sind der Sold,
Die den kühnen Zug belohnen.

Thiere, die kein Aug' gesehn,
Vögel, die am Südmeer nisten,
Pflanzen, die am Indus stehn,
Legt der Forscher in die Kisten.

Und der Weise, zieht er aus
In des Ostens glühnde Striche,
Trägt als Beute sich nach Haus
Fremder Lehre tiefe Sprüche.

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten,

Die ich, frisch und farbenreich,
Mit des Liedes bunten Netzen
Fess'le; — doch kommt Solches gleich
Jener Männer bessern Schätzen?

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Ich entsetze mich," fuhr der Erzähler fort, „als das Gespenst auf mich zukommt, will rufen oder schreien. Ich vermag es nicht, ich würge an den Worten. Ich will aus dem Bette springen, bringe auch das nicht zu Stande, die Beine sind mir wie gelähmt, ich kann den schweren Stuhl mit der überhohen Lehne, den ich vor das untere Bettende gerückt habe, damit mir der Berg von Deckbett nicht herunterfalle, so wenig wie den großen eichenen Tisch oben wegrücken, um Platz zu gewinnen und mich mit den Füßen herauszuschwingen. Auch verstreicht die kurze Zeit, die ich daran zu wenden habe, bevor mir das Wesen allzunah auf den Leib rückt. Ich bleibe also nothgedrungen wie ich bin, richte mich zum Sitzen in die Höhe, erfasse eine meiner Reisepistolen, die noch auf dem großen Tische liegen, wohin sie mein Bedienter bei unserer Ankunft aus der Hand gethan hat, und presse mit Anstrengung ein lautes: Wer da! aus der Kehle. Es erfolgt keine Antwort. Es kommt durch den düstern Hintergrund näher heran. Ich rufe: zurück, oder ich schieße! Wieder keine Antwort. Ich ziele in Wuth, drücke ab; es blizt, knallt; die Kugel mußte gerade durch das Schemen durchgegangen seyn. Es rührt sich dennoch nicht, schleicht mir immer näher. Jezt greife ich krampfhaft nach dem andern Pistol und spanne den Hahn. Durch den Pulverdampf erkenne ich, daß die Gestalt schon an dem Fußende des Bettes steht: was ich von Kopf und Antlitz sehen kann, ist alles grau. Das Haar sträubt sich mir, ich ziele mit bebender Hand. Es beugt sich nach mir vor, und um sicher zu gehen, fasse ich die Waffe nun in beide Hände und halte sie ihm geradezu auf die Brust. So schieße ich wieder und das Gespenst ersichtlich durch und durch. Da hebt es sich, wie ich denke, es wird fallen, und — die Waffe entfällt meiner Hand, indem ich vor Entsetzen in die Kissen zurücksinke — steigt zu mir in das Bett herein. Es legt sich eisig zu mir nieder, die grauen Arme umfangen mich, die Sinne ..."

So weit kam der Erzähler im Namen des Großoheims. Hier hielten es die Anwesenden jedoch nicht länger aus und liefen, die Damen aufschreiend, von dannen. Sturm lachte schallend hintendrein und wünschte Allen insgesammt eine gute Nacht. Einer aus der Gesellschaft rief zwar zur Beruhigung aus: „es war ja nur der Alp, der Alp!" allein Niemand hörte es in der Aufregung, und Jarthausen fand die Wirkung seiner Geschichte selbst etwas zu stark und war eben so betreten als die Andern, die geblieben waren, stumm. Graf Richard war sogar unwillig über ihn, wiewohl er es sich aus Höflichkeit nicht merken ließ, und indem kam schon ein von den flüchtigen Damen abgesendeter Bedienter mit der Botschaft: sie ließen keine gute Nacht wünschen und wären sehr böse, daß man sie so schonungslos behandelt habe. Darauf fielen auch nur noch halblaute und verlegene Scherze, und als man aus dem untern Dorfe die Stimme des Nachtwächters emporschallen hörte, schickten sich die Männer ebenfalls an aufzubrechen.

Zugleich trat der alte Graf, der unterdessen Sorge getragen hatte, daß alle Gäste ihre Bedienung fänden, zu dieser lezten Gruppe und sprach: „Nun wohlan, ihr Herren, zu Bette! und laßt euch nichts von den Gespenstern träumen, die euch so lange beschäftigt haben. Gute Nacht, lieber Sturm, schlaf wohl; du siehst recht blaß von dem fatalen Sturz aus, der hoffentlich keine weitern Folgen hat. Gute Nacht, meine Herren, entschuldigen Sie, daß ich so eile; ich habe noch die eine und andere häusliche Einrichtung zu treffen." Und nachdem er auch Richard eine gute Nacht gewünscht und ihn umarmt hatte, schritt er, von den Dienern mit Windlichtern geleitet, Allen voran, die Treppe empor. — „Ja, à propos, Vater!" rief ihm Richard nach, „wo schlafen wir? Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, nach meinem und Sturms Zimmer zu fragen." — „Ihr wohnt für die nächsten Tage bei einander," versezte der Alte, ohne sich umzusehen oder aufzuhalten. „Ihr habt das lezte Zimmer bekommen, das noch leer und bewohnbar ist, das abgelegenste im alten Flügel drüben, nach dem Walde zu. Eure Sachen sind schon dort, und ihr werdet hoffentlich alles bestens eingerichtet finden. — Ei, seht aber einmal," fuhr er fort, indem er stehen blieb und sich umwandte, „was mir da einfällt; es ist ja dasselbe Zimmer, das in unserm alten Hausspucke vorzugsweise verrufen ist. Der Held oder die Heldin haben darin gewohnt und sollen noch dort hausen. Nun, nun, ihr könnt den Zufall als Strafe ansehen, die ihr als Kinder vom Hause im Namen der jungen männlichen Welt abzubüßen habt, daß die Damen von ihr in unserm Beiseyn und von euch mitverschuldet so zu fürchten gemacht worden sind. Drei, vier Tage lang müßt ihr euch mit dem Spucke wohl oder übel vertragen. Nach der Hochzeit wird Sturm besser ruhen, und erhält Richard das Zimmer der Großtante, die alsbald wieder abreisen will."

Nach diesen Worten, die der alte Herr unter dem Gelächter und den lustigen Bemerkungen der Nachfolgenden geäußert hatte, ging er weiter, und versicherten ihn Richard und Sturm, sie wollten schon mit der weißen Dame fertig werden. Oben auf der Flur des zweiten Stockwerks trennten sie sich von den Uebrigen und folgten ihren beiden Reitknechten über lange Gänge in das abgelegene Gemach.

Bruchsal war verstimmt, und als er gehört hatte, wo er ruhen sollte, fast erschrocken. Es war ihm unbehaglich, daß fortwährend von nichts als Gespenstern die Rede seyn und er nun vielleicht gar die Aussicht haben sollte, vor seiner zweifach erregten Einbildungskraft lange nicht einschlafen zu können. Sturm hingegen freute sich des Zufalls, der ihm noch so oder so ein nächtliches Abenteuer zuführe, und gab Bruchsal mit seinen Scherzen ein Aergerniß. Die sporenklirrenden Tritte der vier Männer schallten durch die öden Räume und manche davon aufgescheuchte Fledermaus schoß an ihren Köpfen vorüber. Sie langten in dem für sie in Stand gesezten alterthümlichen Saale an und nahmen ihn in Besitz. Ihre Diener hatten die Sachen schon in bester Ordnung ausgepackt. Ihre Betten standen längs der einen Wand hintereinander, und an der anderen befand sich zwischen Schränken eine hohe Flügelthüre, die nach einer nicht mehr bewohnbaren Reihe von Zimmern führte. Die Hauptthüre, durch die man vom neuen Schlosse hereinkam, war den Fenstern gegenüber, und zwischen diesen die Glasthüre zum Altan.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neufchatel, August.

Bauten. Oeffentliche Anstalten. Industrie.

Wünschen Sie uns Glück! unser kleines Land fährt fort, ganz in der Stille zu gedeihen. Kein Canton, keine Stadt der Schweiz spricht und rühmt weniger von sich selbst als Neufchatel, und doch schreiten nur wenige so sicher und so ruhig und besonnen in allem Guten fort. Man sollte es nicht glauben, denn Alles ist unverhältnißmäßig bei uns. Die Hauptstadt hat weniger Einwohner als einige ihrer Dörfer, sie verschwindet an Größe und Einwohnerzahl neben ganz kleinen Städten des Auslandes und steht doch wieder durch Prachtgebäude und herrliche, reiche Anstalten der Bildung und Wohlthätigkeit über gar manchen Kapitalen Europas. — Die kleine Stadt fühlt aber das dringende Bedürfniß, sich zu vergrößern und zu erweitern, ohne sich doch bloß nach Nord und Süd in schmaler Länge forzuziehen. Sie will am Körper wachsen, da wo die großartigen Hauptgebäude stehen. Dies aber hindert westlich der steil aufgehende Berg und östlich der See. Jenem kann nichts abgewonnen werden, denn jede Spanne des weintragenden Bergs ist da kostbar, also werden mächtige Steinblöcke weit in den tiefen See geworfen, Balken- und Steindämme darauf gegründet, aufgefüllt und dann auf ihnen Häuser gebaut und Promenaden angelegt. Ferner wird der wilde, schmuzige, überlästige Seyon aus der Stadt verwiesen und ihm durch einen Berg ein Tunnel und mit diesem ein anderes Bett in den See gegraben. Sein altes Flußbett mitten in der Stadt wird dann aufgefüllt und Häuser darauf gebaut. — Während im Materiellen so viel Merkwürdiges geschieht, gewinnen unsere niedern und höhern Lehranstalten immer mehr an Bedeutung, Vollkommenheit und Reichthum. Das Gymnasium besizt jezt in seinem Palast eine herrlich aufgestellte Bibliothek, die es mit den naturhistorischen Sammlungen allein zu einer sehr merkwürdigen Anstalt machen würden, wenn auch Agassiz und andere ausgezeichnete Männer nicht da Lehrer wären. Außer dem bedeutenden Geschenk, das der König von Preußen zur Erhebung und Vervollkommnung dieser Anstalt ihr vor zwei Jahren machte, haben auch Privatpersonen in ähnlichem Sinn beigetragen. So schenkte der Graf Henkel von Donnersmark der Bibliothek mehr denn tausend botanische Dissertationen, worunter einige sehr selten sind. Die Bibliothek ist mit wahrem Luxus in einer Reihe herrlicher Säle aufgestellt und hat am Pfarrer Monvert einen eben so sachverständigen als erfahrenen Bibliothekar bekommen. In einem sehr zweckmäßigen Saal versammeln sich dreimal die Woche die Leser und können da einen großen Theil des Tages verweilen. Die Bibliothek wurde in systematischer Ordnung aufgestellt und es ist darüber ein guter Katalog erschienen. Der reichen naturhistorischen Sammlung stehen Seiffer von Couton und Professor Agassiz vor. — Wenn Wissenschaft und Wohlthätigkeit hier einen begünstigten Siz haben, so gedeiht dagegen die schöne Kunst nicht auf unserem etwas spröden Boden. Wie der Maler Ludwig Robert nur im Ausland Lehre, Auszeichnung und Ruhm fand, so geht es jezt dem Landschaftsmaler Calame, der in Genf wohnt und auch bei der lezten Kunstausstellung in Paris mit seinem Bild von der Handeck im Sturm mit Recht großes Aufsehen erregt hat. Sollte der so kunstverständige König von Preußen oder der Kronprinz ihn nicht nach Berlin ziehen wollen? — Auch die Musik, die vor acht Jahren durch Andr. Späth in Kurzem sehr in Aufnahme kam, ist seit seinem Abgang als Conzertmeister nach Koburg wieder sehr gesunken. — Der untergeordnete Kunstzweig der Bijouterie und der Uhrenfabrikation ist dagegen immer noch im Steigen, zwar nicht in Neufchatel selbst, aber in den merkwürdigen Dörfern Locle und La Chauxdefonds. Hier ist die Uhrenindustrie noch immer im Zunehmen. An beiden Orten wurden 1838 nahe an hundertausend goldenen und silbernen Uhren verfertigt, in Locle 35,626, also 1139 mehr als 1837, und in La Chauxdefonds 59,666, also 5025 mehr als in jenem Jahr. — Diese Gebirgsgegenden haben im vorigen Winter sehr an Kälte gelitten. Kein Wunder daher, daß Bären und Wölfe aus den unwirthbaren Jurahöhen herabkamen und Nahrung suchten, was zu vielen interessanten Jagdpartien Veranlassung gab. — Diese Winterhärte hindert jedoch nicht, daß das Leben im Gebirg sehr gesund ist. In La Chauxdefonds starb vorigen Winter ein Mann von hundert und neun Jahren. Neunzigjährige Männer und Frauen sind so wenig selten als Drillinge und selbst Vierlinge. Ein Beispiel von frischem hohen Alter ist Madelon Meßmer in Motiers-Travers, die nun acht-und-achtzig Jahr alt ist, sich wohl befindet und jährlich zu Fuß über das Gebirg nach Genf geht. Sie wohnte bei Jean-Jacques, als er sich mit Theresen in Motiers aufhielt. Sie war damals eilf bis zwölf Jahr alt und erhielt von ihm Unterricht im Lesen und Schreiben. — So starb neulich auch der Hauptmann Chaillet, wohl der älteste Botaniker und Naturforscher der Schweiz in einem sehr kräftigen Alter von drei-und-neunzig Jahren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. September 1839.

Hippolyta. — Dies ist das einfältigste Zeug, das ich jemals hörte.
Theseus. — Das beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das schlechteste ist nichts schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.

Shakespeare.

Die Bajaderen.

Die Bajaderen sind in unserer Stadt. Unsere vornehmen Damen fahren bei ihnen vor; sie hören mit Andacht die Puffs des französischen Entreprenneurs, sie schütteln die Köpfe zu den Explicationen des anwesenden Professors der Naturgeschichte, der ihnen weiß machen will, die Hindous seyen im Grunde Geschöpfe, ganz wie wir, sie betasten die sammtweiche Haut, die merkwürdigen Kleidungsstücke der seltsamen Geschöpfe und denken beim Weggehen, wie die Pariser in Montesquieus persischen Briefen: „c'est une chose bien extraordinaire! comment peut-on être Hindou!“

Wir waren schon durch die französischen Berichte gehörig darauf vorbereitet, daß bei den Produktionen der indischen Tänzerinnen und ihrer Musiker von einem gebildeten Kunstgenusse keine Rede sey, man hatte denen, welche es nicht vorher glaubten, versichert, daß das stationäre Indien auch in den Wirbel der Pirouette auf der Zehenspitze sich nicht habe fortreißen lassen, und Jedermann wußte, daß es sich bei der Sache am Ende nur um ein Menagerieinteresse handle. Wie kommt es nun, daß das Publikum troß dem bei dieser Erscheinung sich ganz anders benahm als sonst, wenn ihm Exemplare der sogenannten *wilden* Menschheit mit ihren Grimassen und Kunststücken vorgeführt werden?

Beim Buschmann, der mit fürchterlichen Gesten seinen Götzen anbetet, oder beim Osagen, der seinen Kriegsgesang heult, hat die schöne Welt in der Regel nicht viel andere Gedanken als beim Gegurgel des Papagaien oder den Cabriolen des Tanzbären. Beiderlei Phänomene erscheinen der Einbildung als nothwendig im Wesen der Geschöpfe gegründet, und Niemanden fällt es hier ein, die Natur zu hofmeistern, wenn der Rhythmus ihrer naiven Laute und Bewegungen mit den Forderungen des civilisirten Auges und Ohres im Widerspruch steht. Warum fällt es nun den Leuten so gar schwer, sich in ähnlicher Weise beim Tanze der Bajaderen zu resigniren und sich mit ihrem Aeußern zu befreunden? „*Bajaderen!*“ heißt es; „und so zu tanzen, zu solcher Musik und mit solchen Gesichtern! Bah! Freilich merkwürdig, höchst merkwürdig! denn wer hätte sich auch die Sache so gar miserabel vorgestellt!“ — Noch einmal, woher rührt es, daß die große Mehrzahl dabei zum rein ethnographischen Genusse nicht kommen konnte, daß man Alles noch unter der Erwartung fand, selbst nachdem man in dem vom französischen Menschenhändler ausgegebenen Prospektus dringend gebeten worden war, gefälligst zu bedenken, wie dieses fremdartige Schauspiel mit unsern Operntänzen, „die jezt den höchsten Grad von Ausbildung erreicht,“ irgend eine Aehnlichkeit weder haben könne noch solle.

Diese Hartnäckigkeit im Festhalten gewisser Ansprüche wäre schwerer begreiflich, wenn das Publikum die Vorstellungen des deutschen Theaterpächters theilte, der neulich auf seinem Zettel, den er bei Anwesenheit der Bajaderen ausgab, „die wilden indianischen Tänze" ankündigte. Wieder ein Beweis mehr zu hunderten, wie viel Bildung an der Spitze jener famösen Nationalbildungsanstalten steht! Wilde Hindous! Als ob nicht Indien wer weiß wie lange schon zahm gewesen wäre, zu einer Zeit, wo wir von unsern Vätern nicht viel mehr wissen, als daß sie wild waren und dem schausüchtigen Rom im Circus ihre barbarischen Kraftstücke preisgaben! Freilich, die Geschichte ist ja überhaupt der geduldigste Teig in den Händen schnellfertiger Theaterintendanten, die vor ihrer eigenen Skrupulosität in Beobachtung der Nationalkostume den größten Respekt haben.

Aber nein, das Publikum raisonnirte anders. War auch den Wenigsten Indiens uralte Kultur und seine Bedeutung als Fruchtknoten der europäischen Menschheit so recht gegenwärtig, schon das Frauenzimmer konnte mit dem Lande, aus dem die herrlichste Mousseline, die köstlichsten Foulards und jene unnachahmlichen Shawls kommen, unmöglich die gemeinen Begriffe von Wildheit und Barbarei verknüpfen. Und Bajadere! wie süß bedeutsam klingt schon der Name! wie weckt er so reizende Bilder naiver Wollust und natürlicher Grazie! Man sieht im halboffenen, von Palmen beschatteten Gemach mit untergeschlagenen Beinen den Nabob sitzen, und vor ihm die zierlichsten, schlanksten Mädchengestalten mit den Gazellenaugen und den prächtig geschwungenen Augbraunen, phantastisch geschmackvoll mit der Mousseline drapirt, wie sie sich drehen und wenden, neigen und beugen, fliehen und kommen, und mit den ausdruckvollsten Geberden den Zuschauer in jenes stille, wollüstige Entzücken versenken, das die Poesie des Orientalen ist, und das ihm die Gourmandise des Abendländers so gerne nachempfinden möchte.

Und hat nicht ganz neuerlich Monsieur Scribe Goethes Gott und die Bajadere auf die Bretter gebracht? Und wie entzückend, die weißen Rosen im dunkeln Haar über den rosigen Wangen und mit den fleischfarbigen Tricotbeinen, tanzt in dieser Oper Mademoiselle N. dem Scheiterhaufen entgegen und zeigt noch im Tode lächelnd die schönen Zähne! Wenn die Natals und die Seetredortes am Ganges und Buramputer nicht so natürlich, so sprechend, so berauschend tanzen, desto schlimmer für sie. Nun ja, vom unbegreiflichen Aplomb einer Taglioni, von der sinnverwirrenden Grazie einer Elsler kann da keine Rede seyn, wo der ausschweifende Flug der Glieder, statt von gebildetem Kunstgefühl, nur von einfältiger Tradition gezügelt und geregelt wird; aber Völker, denen, versenkt in ihre Nationalität, das Bewußtseyn der Kunst an sich noch nicht aufgegangen ist, sind ja auch im Punkte des Anstands unzurechnungsfähig. Wer wird verlangen, daß die Bajaderen das Bein so hoch aufheben, wie unsere Balatrones? und man hat hier Orts auch Kunstbildung genug, um überzeugt zu seyn, daß der Winkel, den die Beine einer Tänzerin in der Bravour einschließen, doch nicht durchaus als Kunstmaßstab dienen kann. — Was die Musik anlangt, so muß man leider sich gefaßt machen, daß sie dem polternden Tambourin und der schnarrenden Clarinette des Seiltänzers näher steht, als der wundervollen Chromatik einer deutschen Hofkapelle, und die Reize der weit hergekommenen Schönen selbst werden freilich etwas zigeunerhaft schattirt seyn; aber wären wir die Blüthe des Menschengeschlechts, wenn sich unser glänzendes Incarnat nicht so blendend von der Folie der farbigen Menschheit abhöbe?

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Die Freunde kleideten sich, während sie die Musterung des Zimmers vornahmen, aus und entließen dann die Diener, und sobald sie allein waren, trat Bruchsal auf den Altan und überließ sich der wohlthätigen Einwirkung der Nacht auf seine Seele. Er vergaß sich, über die breite steinerne Brüstung gelehnt, sogar völlig und dachte nicht daran, wieder in das Zimmer zu gehen. Da rief es drinnen seinen Namen: „Bruchsal! Bruchsal!" wiederholt. Er hörte es nicht. Erst ein nahes Geräusch an der Glasthüre ward ihm vernehmlich. Er drehte sich um und stutzte. Eine lange weiße Gestalt, einen blutigen Fleck auf der Brust, mit kreideweißem Gesicht und verbundenem Haupte stand vor ihm und winkte. Es trat eine kleine Pause ein. „Wie albern!" sagte Bruchsal nach einigen Sekunden. „Was soll die Mummerei?" Er hatte Sturm erkannt.

„Das Gespenst erschrecken, wenn es wirklich käme, mein Bester," erwiderte Sturm lachend, der seinen langen Reitermantel umgethan und sich das Gesicht gefärbt, an die Stelle des Herzens aber ein rothes Papier befestigt hatte. „Bin ich somit nicht vorbereitet, es würdig zu empfangen?" — „Pfui, wie du dich zugerichtet hast!" sagte Bruchsal kopfschüttelnd. „Wirst du denn niemals ernsthaft werden?" — „Ernsthaft werden?" erwiderte Sturm; „das Ernsthafte ist in der Welt ganz relativ und es kommt bei allen Dingen darauf an, aus welchem Gesichtspunkte man sie auffaßt. So könnte ich z. B., wenn ich wollte, heute bei dem Gedanken recht

ernsthaft seyn, wie seltsam sich in der That mein Verhältniß zu Emilien zu gestalten scheint, und ich spiele eben nur meine wilde Laune anstatt des Ernstes aus. Sage du mir einmal im vollsten Ernste selbst, wie kommt dir unser Brautstand vor? wie meinst du, daß deine Schwester von mir denkt?"

„Es ist mir allerdings aufgefallen," versezte Bruchsal zögernd, „daß ein etwa so zu nennendes zärtliches Verhältniß zwischen euch nicht besteht; deine wilde Laune ist es aber recht eigentlich, die Emilien verlezt. Sie ist ihr noch zu neu, sie muß sich mit der Zeit erst wieder daran gewöhnen, und offenherzig gestanden, warst du auch die Tage her, und nicht bloß heute, ungewöhnlich aufgeregt." — „Hätte ein Fremder aus ihrem heutigen Wesen den Bräutigam errathen sollen," sagte Sturm, „so würde er auf dich weit eher als auf mich gefallen seyn." — „Ach, was!" entgegnete Bruchsal, „ich glaube gar, du bist eifersüchtig, und auf wen!" — „Ich scherze," warf Sturm hin. „Aber wie sollte ich in der lezten Zeit besonders aufgeregt gewesen seyn? Ich bin heiter und vergnügt; ich kann nicht anders seyn, wenn ich mich freue, ich war von jeher so. Emilie weiß das ja noch von unserer Kindheit her, wo wir mit einander so innig übereinstimmten."

„Ganz recht," sprach Bruchsal, „und an eure Kindheit müßt ihr denken, wenn ihr euch erinnern wollt, daß ihr Liebesleute seyd. Wie zärtlich und eines Sinnes ihr damals auf dem Lande wart, wie treue Spielgenossen! das wahre Gegenstück zu Goethes wunderlichen Nachbarskindern. Ja, ihr werdet mit einander glücklich seyn." — „Ich sollte es wenigstens noch hoffen," sagte Sturm. „Nur nimmt es mich bei alle dem Wunder, Freund, daß dir selbst die Veränderung nicht aufgefallen ist, die mit Emilien seitdem vorgegangen. Ich erkenne sie nicht wieder; sie ist nicht mehr das frohe, sanguinische Mädchen, das sie war." — „Ich finde sie im Grunde unverändert," äußerte Bruchsal dagegen, „und weiß nicht, was du willst. Du wirst doch nicht verlangen, daß sie noch wie ein Kind seyn soll? Du nimmst es ihr übel, daß sie erwachsen ist. Ihre augenblickliche Verstimmung über dich stect dich rückwirkend an. Sey dafür nur morgen recht zärtlich gegen sie und bestrebe dich, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie hofft ja auch mit dir glücklich zu werden! Hätte sie dich nicht herzlich lieb, wie würde sie aus freien Stücken ja gesagt haben?"

„Das ist auch Alles ganz gut und schön," antwortete Sturm lächelnd, „und es war, bei Lichte besehen, nicht gerade so gemeint, wie du es nimmst. Ich gebe mich immer gern zufrieden. Du weißt schon von andern Gelegenheiten her, daß ich Alles, was ich thue, nicht so gar schwerfällig nehme, und ich habe mich dabei immer wohl befunden. Ich denke, Zeit bricht Rosen, und mein Grundsatz, was das Gegenwärtige anlangt, ist, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden." — „Das werden sie, ja," sagte Bruchsal ernst, „und damit sey es gut. Geh du aber nun zu Bette, lieber Freund; ich kann noch nicht schlafen. Ich schreibe noch ein paar Seiten an meinem Tagebuche."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Historische Leistungen.

Der Eifer für vaterländische Geschichte, nie erloschen, wenn auch Zeitumstände ungünstig einwirkten, seit einigen Jahren aber besonders lebendig, führt zu den dankenswerthesten Resultaten. Er ist fast gleichmäßig über die Lombardei, Piemont und Toscana verbreitet; Rom bringt wenig hervor, mehr Neapel, aber nicht für das Quellenstudium. Die von dem Könige von Sardinien im Jahr 1833 eingesezte Deputation für das Studium vaterländischer Geschichte fährt wacker mit ihren Arbeiten fort, auch außerhalb der sardinischen Staaten von den Gelehrten eifrig unterstüzt. Wenn gleich in beschränkterem Kreise, und fast bloß eine Urkunden- und Gesezsammlung gebend, entwickelt die Akademie von Lucca eine höchst lobenswerthe Thätigkeit. Ihre im Jahr 1809 begonnene Sammlung der Memorie e Documenti per servire all' Istoria del Ducato di Lucca ist schon zu einer ansehnlichen Bändezahl angewachsen; der Werth der einzelnen Arbeiten ist zwar verschieden, brauchbar aber sind alle. Dies sind die beiden auf Staatskosten unternommenen Publikationen; ihnen schließt sich an die durch einen Verein von Privatpersonen in Florenz unterstüzte Herausgabe der Venezianischen Gesandtschaftsberichte, auf die ich bereits in einem frühern Artikel aufmerksam machte. Schon am 21sten Juli 1296 erließ der große Rath eine Verordnung, welche den Gesandten zur Pflicht machte, bei ihrer Rückkehr einen Bericht über den Erfolg ihrer Sendung abzustatten: diese Verordnung scheint in Vergessenheit gerathen zu seyn, denn sie wurde im Jahr 1401 erneuert. Doch scheinen bis jezt keine Relationen bekannt geworden zu seyn, welche älter wären als der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Ohne Zweifel sind frühere vorhanden. Von der erwähnten Zeit an finden sie sich ziemlich häufig in Abschriften in öffentlichen und manchen Privatbibliotheken, sind auch in den jüngsten Jahren vielfach benuzt und in Frankreich zum Theil gedruckt worden. Der erste Band der in Florenz veranstalteten Sammlung ist unter dem Titel: Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato, raccolte, annotate ed edite da Eugenio Albèri, vor Kurzem erschienen. Er eröffnet die Abtheilung des sechszehnten Jahrhunderts, welche in drei Serien, die europäischen Staaten mit Ausschluß Italiens, Italien und die Türkei, neun Bände umfassen und in etwa drei Jahren vollendet seyn soll. Der erste Band, 489 Seiten stark, enthält sieben Relationen: von Vinc. Quirini, 1506, über den Hof von Burgund und Castilien, über Philipp und Johanna; von N. Tiepolo, 1532, über Carl V., dem der Gesandte von Spanien nach Deutschland folgte; von M. und F.

Giustiniani und M. Cavalli über Frankreich in den Jahren 1535, 1538, 1546; von B. Navagero über Carl V. (1546), dem er nach Flandern und Frankreich folgte, wo er beim Friedensschlusse von Crepy war; endlich von L. Contarini über K. Ferdinand I., 1548. Der nächstens erscheinende zweite Band wird sich mit Italien befassen, und unter andern den interessanten Briefwechsel Guirinis über die Belagerung von Florenz (seine Relation hat sich bis jezt nicht gefunden) enthalten. Die Bemühungen des Herausgebers, einen lesbaren und correkten Text zu geben und die dunkeln Stellen durch Anmerkungen zu erläutern, sind sehr dankenswerth, und die übrige Ausstattung sorgfältig. So reiht sich denn dies Unternehmen den bedeutendsten im historischen Fache würdig an, und es kann ihm auch außerhalb Italiens an allgemeiner Theilnahme nicht fehlen. Unterdessen scheinen auch die sonst so ängstlichen italiänischen Buchhändler Muth bekommen zu haben, und drucken beherzt drauf los. Hier bei Molini ist der zweite Band der Chronik des Cavalcanti erschienen, welcher das interessante Geschichtswerk mit dem Tode des Rinaldo degli Albizzi beschließt und hierauf einige Auszüge aus einem zweiten handschriftlichen Werke des Cavalcanti über Vorgänge seiner Zeit und eine Reihe wichtiger Documente mittheilt, welche sich auf die Jahre 1415—1568 beziehen, und größtentheils florentinischen Privatsammlungen entlehnt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neuschatel, August.

(Schluß.)

Schmuggelei. Straßenwesen. Mensen Ernst.

Die Lust an deutscher Sprache, Literatur und Kunst nimmt in Neuschatel, Locle und La Chauxdefonds merkwürdig zu. Schon vor einigen Jahren wurde in lezterem Orte ein hübsches Theater für deutsche und französische Vorstellungen und Opern gegründet. Jezt hat man an etwas Ernsteres und Besseres gedacht, nämlich an die Gründung einer deutschen Kirche in diesem merkwürdigen Thal, wo über zweitausend deutsche Schweizer wohnen. Wiewohl nun in jenen Gebirgsgegenden Wohlstand herrscht, so ist doch die Lust zum Gewinn noch größer, und diese führt unter andern zu einer Art von Schmuggelei, die gar sonderbar ist. Sie geschieht mit Brennholz, das nicht wohl ungesehen in der Tasche oder im Koffer fortgebracht werden kann. Daran ist in dem benachbarten französischen Departement Doubs wegen schlechter Forstwirthschaft großer Mangel, und man zahlt es gern theuer. In den anliegenden Neuschateler Gemeinden ist dagegen eine treffliche Forstverwaltung, und gerade diese verbietet die zu große Ausfuhr des Holzes nach Frankreich, ein Verbot, worauf auch streng im Lande gehalten wird. Dies bringt die Gewinnsüchtigen zu einer passiven Schmuggelei. Da sie nicht wagen, das Holz selbst auszuführen, so legen sie es auf ihrer Nachbarn Gefahr und Risiko dicht an die französische Grenze, und dann kommen die schmuggelnden Franzosen bei Nacht zahlreich und bewaffnet mit ihren Wagen, um es aufzuladen und fortzuführen. Darüber kommt es oft zwischen den Neuschateler Gensd'armen und den Franzosen zu blutigem Kampf, wobei nicht selten auf beiden Seiten Todte auf dem Plaz bleiben. — Die Regierung fährt fort, eifrig für Anlegung neuer und Ausbesserung alter Straßen zu sorgen. So wurde mit großen Kosten die steile und gefährliche Straße von Rochefort nach Port abgetragen und sehr leicht zugänglich gemacht. Früher bestand von Sagne nach Locle keine andere Straße als der weite Umweg über La Chauxdefonds. Jezt wird diesem Uebelstand durch eine neue Straße über das Gebirg abgeholfen. Früher führte keine große Straße von Neuschatel auf geradem Wege über Neuville am Bieler See weg nach Biel und von da nach Münster und Basel. Daher blieben wegen der großen Umwege Reisende und Briefe von Neuschatel nach Basel lange und unordentlich unterwegs. Jezt geht die Reise auf gerader Linie so schnell und so ohne allen Anstand dicht am See weg und dann über Berg und Thal, daß man von Neuschatel in fünfzehn Stunden nach Basel gelangt. Ehemals brauchte man gerade vier-und-zwanzig Stunden mehr zu dieser Fahrt. Stände, was künftig gewiß geschehen wird, dieser Kurs mit dem von Genf nach Neuschatel in unmittelbarer Verbindung, so könnte man von Genf in sieben-und-zwanzig Stunden nach Basel gelangen, und von da in fünftehalb Tagen mit der Rheindampfschifffahrt über Rotterdam nach London. In einigen Jahren, wenn das Eisenbahnnez auf dem rechten Rheinufer und in Belgien ganz fertig seyn wird, dürfte man dies freilich für entsezlich lange halten. Indessen ist den sämmtlichen Schweizer Postadministrationen, besonders aber der Berner, auf jenem Wege zu wünschen, daß sie der Neuschateler an Schnelligkeit und Pünktlichkeit, sowie an Höflichkeit der Postoffizianten, Conducteure und Postillons glichen. Darin zeigt sich aber ein entsezlicher Unterschied, und im Neuschatelschen merkt man an Allem gar wohl, daß das preußische Postwesen zum Muster genommen worden ist. — Gegen die Dampf- Eisenbahnschnelligkeit wird auch wahrer Schneckengang scheinen, was uns neulich der bekannte norwegische Läufer Mensen Ernst zeigte. Er durchlief in neunzig Minuten hundertmal eine Strecke von vierhundert Fuß, also etwas mehr denn sieben Lieues. Seine Promenaden in Europa und Asien sind aller Ehren werth. Er lief von München in vier-und-zwanzig Tagen nach Nauplia, von Constantinopel nach Kalkutta in neun-und-fünfzig. Dabei ging er auf dem Heimweg durch Kleinasien und Persien, zurück aber über Cabul und durch die westliche Tartarei. Als er in der Nähe des Himalaia war, stand er einen Augenblick still, denn es wandelte ihn die Lust an, durch die östliche Tartarei nach China zu gehen. Er wandte sich aber doch wieder links und ging längs dem Kaspischen Meer nach Haus. Nächstens will er aber eine Promenade nach China unternehmen. Der Körperbau und die Gesichtszüge dieses außerordentlichen Mannes zeigen auf den ersten Blick den Skandinavier, den unternehmenden, herumschweifenden Norman. Im zwölften Jahr trat er in englischen Seedienst. Er war achtzehn Jahr alt, als er einen Neger sah, der durch sein schnelles Laufen die Bewunderung der Engländer erregte. Mensen Ernst lief nach einiger Uebung mit ihm in die Wette und übertraf ihn. Seitdem gab er sich mit Leidenschaft dem Laufen hin. In der Folge diente er als Unterpilot auf einem englischen Kriegsschiff in der Schlacht von Navarin, nahm aber dann seinen Abschied, und seitdem durchrennt er die Erde nach allen Richtungen. Er ist einfach in seinem ganzen Wesen, in Kleidung und Nahrung. Auf seinen langen Reisen, auf ungebahnten Wegen hat er unter anderm Nothdürftigen in seinem kleinen Ranzen: eine Landkarte, einen Compaß, ein Thermometer und ein Hodometer, um damit den durchlaufenen Raum zu messen. Bis jezt hat er seines Gleichen nicht gefunden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. September 1839.

Constantinopel, den 1. August 1839. — Vorgestern hatten wir hier eine seltsame Execution. Es wurden, um der Nation mit gutem Beispiel voranzugehen, sämmtliche Vorräthe von Wein, die man in den großherrlichen Palästen vorfand, in den Bosporus geworfen.

Allgemeine Zeitung.

Zeitungsnachricht.

Schaut! in welcher wunderbaren Regung wallt der Bosporus,
Wie wenn wilder Windesbrauttanz wirbelt auf dem Meeresfluß!
Wellen in der Perlenkrone sanftergläuzendem Geschmeide,
In den langen Schleppgewanden von lichtheller blauer Seide
Hüpfen auf, und hoch und höher, drängen plätschernd sich zum Strand,
Rollen rauschend weit und weiter auf des flachen Ufers Sand.
Doch das Schilf an den Gestaden und die Wimpel in dem Hafen
Und die Lüfte bis zur blauen, wolkenlosen Höhe schlafen.
Sagt, woher des Wassers Wallen, Wogen ohne Windeshauch?
Ha, wo bin ich? Traumgestalten, sieht ein Wachender sie auch?
Wie in Nebelferne schwinden Stambuls weiße Häusermassen,
Minarets mit Halbmondfunkeln und die blühenden Terrassen;
Vor mir schwindet meiner Barke Schnabel und der Ruderer Fes,
Und um Brust und Wangen kühler herbstlich duftend webet es.
Stille, grüne Fluthen gleiten, wald'ge Hügel, graue Felsen
Diesseits, jenseits, Burgen droben mit den schlanken Thurmeshälsen;
Winzer tragen Traubenlasten, reich entströmt der goldne Saft,
Freiheitstürme, Siegeswonnen träumt er dann in dunkler Haft. —
Traum nur wär' es? Nein, ich athme wahren Duft vom echten Elfer,
Der im Jahre Zwölf ein Tröster, Dreizehn aber war ein Helfer;
Dich in langen Zügen saug' ich tief und unersättlich ein,
Würze dich des Blumenstraußes an der Brust des Vaters Rhein!
Nur ein Augenblick — die Burgen, grüne Fluth und Hügel schwanden
Und die Winzer und die Trauben, plötzlich, so wie sie entstanden.
Häusermassen und Terrassen, Minarets und Halbmondschaar
Seh' ich wieder und der Barke Schnabel und das Rudrerpaar;
Doch der Duft ist nicht entflogen, auch der Sklaven weite Nüstern
Trinken ihn und schlaues Lächeln wechseln sie und leises Flüstern.
Ihren Blicken folgt der meine — meerbespült am Ufer, sieh!
Liegt gereihet Tonn' an Tonne, eine Küstenbatterie!
Und aus aller offnem Spunde fährt des Feuerstromes Schuß:
Süßes Rebenblut des Rheines säuft der salz'ge Bosporus.

Gleich dem Feuer der Bataillen knallen Pfröpfe von den Flaschen,
Daß vom schäumenden Champagner schaum'ge Wellenmäuler naschen.
Daher solche Lust des Meeres, daß es tanzend sich erhebt:
Hussa! ha! das Meer ist trunken und was in ihm lebt und webt!
Unten in den Wellenthälern, oben auf den Wellenkuppen
Blinken silbern, schimmern golden der bezechten Fische Schuppen.
Selig mit dem Schwanze wirbelnd thut den Luftsprung der Delphin;
Und ein Hai — des Leichenschmauses Wittrung zog von Indien ihn
Durch die Straße von Gibraltar nach der brittischen Fregatte;
Aber als er um die Flotte lang umsonst gelungert hatte,
Macht' er hungrig einen Kreuzzug zwischen Inseln hellbesonnt;
Ohne Ferman kam der Räuber dennoch durch den Hellespont.
Wohl ist er zur rechten Stunde grade hier am rechten Orte:
Alte Sitten, alten Glauben ruft zurück die hohe Pforte;
Tausend, die den Turban ließen, lassen auch den Kopf dazu,
Morgens schwimmen sie im Meere, das durchschwommen hat die Kuh.
Und der Wein, der Freiheitträumer, der die Köpfe machte heller,
Folget ihnen, und zum Kerker für den Trinker wird sein Keller.
Schmäuse hält der Hai da festlich, und ein andrer Polyphem,
Kommt das Schluckchen auf die Fülle Menschenfleisches ihm genehm.
Doch, wie den Cyklopen füllte Wein aus des Odysseus Schlauche,
Treibt auch dieser jezt bewußtlos, mit emporgekehrtem Bauche;
Träge gähnt der zähnereiche Rachen, aus dem weiten Schlund
Tauchet ein geschorner Scheitel, dann ein bleicher, bärtger Mund,
Dann ein feister Nacken; an dem schmalen rothen Streif erkenne
Ich den alten grausen Halsschmuck, sie, die Spur der Bogensenne. —
Recht so, recht so, hohe Pforte! halte nur am Alten fest!
Schließ' dem Wein dich und der Meinung, weit eröffne dich der Pest,
Opium schlucke! — Billig liefern dieses dir die edlen Britten,
Seit der Absatz des Artikels ward in Canton abgeschnitten.

A. v. Marées.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Sturm und Bruchsal waren inzwischen bei ihren ersten Wechselreden in den Schlafsaal zurückgekommen, und jezt trat Bruchsal zu dem Sofa, auf das er sich niedersetzen wollte. — „Aber was ist denn das?“ fuhr er stehen bleibend fort; „was sollen die Pistolen auf dem Tische? Thu sie weg, Abenteurer, Comödiant! Ich glaube, du nimmst die dumme Spuckgeschichte in den vier Mauern des alten Nestes hier für baaren Ernst. Denke doch, wie albern das wieder einmal ist! Pistolen werden uns diese Nacht wohl nicht nöthig seyn. Ich bitte dich noch einmal, thu sie weg. Sie stören mich. Ich mag sie nicht leiden.“ — Auch würde er sie in dem Augenblicke mit leidenschaftlicher Heftigkeit entfernt haben, wenn nicht Sturm die Hand darauf gelegt und betheuert hätte, er lasse es nicht zu, sie müssen dableiben. Es sey seltsam von ihm, daß er sich vor einem paar Pistolen furchte. — Sie stritten noch eine Minute hin und her, und da Bruchsal am Ende fühlte, daß er anfing empfindlich zu werden, so schwieg er still und fügte sich in Sturms Eigensinn.

Sie wünschten darauf einander eine gute Nacht, und Sturm erklärte noch, daß er seinen Freund nicht weiter stören, wiewohl eben so wenig schlafen werde als er selbst. Er sey vielmehr gesonnen, in einstweiliger Erwartung des Gespenstes, wenn eines vorhanden, bis zu der nicht mehr allzufernen Mitternachtsstunde auf seinem Bette zu wachen und zu rauchen.

Und nun stand dem Bette gegenüber das Sofa an der kurzen Wand, gerade vor dem einen Fenster, und ward durch den Tisch davor von ihm getrennt. Sturm war in seinem gespenstischen Kostüm, den durch den Fall etwas verlezten Kopf mit einem schwarz seidenen Tuche verbunden, auf seinem Lager ausgestreckt und rauchte behaglich seine lange Pfeife, deren Kopf auf den Dielen lag. Bruchsal, den Kopf in die eine Hand gestuzt, schrieb auf dem Sofa an seinem Tagebuche.

Es verstrich so eine geraume Weile und man hörte in der tiefen Stille nur das Gekritzel von Bruchsals Feder und Sturms kurzes Ausstoßen des Tabakrauchs aus dem Munde. Am Ende ging jedoch die Pfeife aus und fiel zu Boden, denn er war, des Gespenstes uneingedenk, dennoch eingeschlafen. Bruchsal verlor sich hingegen in beschwerliche Gedanken und konnte nicht weiter schreiben. Der unheimliche kalte Gast von vorhin verstörte ihm den Sinn. Er legte zulezt die Feder aus der Hand und lehnte sich in das Sofa zurück. — Feierliche Stille herrschte nah und fern. Bruchsal zählte ordentlich die Minuten.

Da war es ihm auf einmal, als vernehme er weit ab, aber deutlich, von der Zimmerreihe her, ein Geräusch, wie wenn Thüren auf und zu gemacht würden und Schritte rauschten. Er lieh das Ohr und hörte es deutlicher; er konnte nicht zweifeln, daß es näher kam. Er horchte, obwohl ohne Gespensterfurcht, hoch auf, und sein auf die Thüre gehefteter Scharfblick behielt auch die Pistolen mit in Obacht. Er war seiner selbst gewiß, wofern es auf das Erschrecken abgesehen seyn sollte, den Anschlag im Nu zu durchschauen und zu vereiteln.

Indem öffnete sich leise knarrend die vorletzte Nebenthür und das ungewisse Rauschen ließ sich dichtbei vernehmen. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Der auf die Dinge, die da kommen sollten, begierige Jüngling erhob sich halb von seinem Sitze darnach hin. Die Thüre drehte sich langsam auf. Bruchsal fuhr außer sich vor Entsetzen zurück, denn darauf war er nicht gefaßt gewesen: — vor ihm stand der Grenadier von La belle Alliance, durchaus wie damals, als er den gräßlichen Fluch auf ihn geschleudert, verstümmelt, blutend, mit klaffenden Wunden, den Kopf mit einem schwarzen Tuche verbunden und im Gesicht noch bleierner und geisterbleicher, gleichwie dem Grabe entstiegen, in modernden Kleidern, von Gestalt noch riesiger als damals. Und zwar ging er nicht, sondern schwebte, ohne die Beine zu bewegen, auf ihren Stummeln in unbestimmten Umrissen in der Luft. Er sah den Jüngling hohnlächelnd an und winkte.

Bruchsal konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn, in welches Gebiet die Erscheinung gehöre. Jedoch bot er dem Ueberirdischen in seinem Herzen Trotz und eine leichte Röthe überzog sein Antlitz, eine Röthe der höchsten Erbitterung und Entschlossenheit. Er griff, ohne hinzusehen, unwillkührlich nach dem ihm zunächst liegenden Pistol. Das Gespenst winkte wieder und hatte den Anschein, nicht eher zu weichen, als bis er folge. Bruchsal wollte das Abenteuer zu Ende führen. Er sprang auf, spannte den Hahn der Pistole und nahm sie in die eine, das Licht in die andere Hand, auf daß der Schatten ihn in der Finsterniß nicht heimtückisch zu Schaden bringe und etwa in einen Abgrund führe. Die Erscheinung glitt voran, Bruchsal schritt besonnen aufmerksam hinterdrein. Sie kamen durch eine lange Reihe Gemächer; die morschen Fußböden knarrten und quitschten, als der Jüngling drüber schritt. Durch einzelne zerbrochene Scheiben pfiff die Zugluft. Doch war sie in Vergleich mit der todten Luft und den Gerüchen, die sonst in den Räumen vorherrschten, wohlthuend zu nennen. Motten flatterten vor dem Licht aus den verschossenen und zerfressenen gewirkten Tapeten, staubaufregende Mäuse raschelten quer über den Weg. Am Ende der Zimmerreihe befand sich eine geheime Treppe. Der Schatten bewegte sich die Stufen hinab, Bruchsal folgte unverdrossen. Das Licht flackelte und drohte wiederholt auszulöschen. Es ging immer tiefer und tiefer, durch versteckte, feuchte Kreuzgänge. Jetzt gelangten Beide zu einer hohen eisernen Pforte, im Hintergrunde einer Wölbung, deren Fußboden mit modergrünen Platten belegt war. Das schwere Gatter schloß und drehte sich auf. Das Gespenst schwebte hindurch. Bruchsal folgte noch einmal, entschlossen, ihm hier ein Ziel zu setzen und es zum Stehen zu bringen, es koste was es wolle. — Der Schatten stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

So sprach und dachte man, bevor man die Bajaderen gesehen; das Schauspiel selbst aber wirkte völlig entzaubernd, und namentlich beim weiblichen Theil des Publikums fiel die Temperatur der Theilnahme sogleich unter den Nullpunkt. Ueber dem Verdruß, daß die Ideenassociationen, welche das Wort Bajadere weckt, mit der Wirklichkeit auch nicht im Geringsten zusammentrafen, konnten die Damen und der süße Theil der Männerwelt den ethnographischen Standpunkt nicht finden, und die armen Dienerinnen des Wischnou mußten die Unkosten bezahlen, welche sich die belletristische Einbildung bisher unnöthigerweise gemacht. Ach! stielt das umringende Leben nicht genug Täuschungen aus dem Herzen sogar der eleganten Welt! Und da kommen ein paar braune, fratzenhafte Gestalten weither über den Ocean, expreß, um einem mit dem Bajaderenglauben eines der lieblichsten Bilder zu zerstören und mit der ekeln Wirklichkeit die Poesie todtzuschlagen.

Sie rühret sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Solche Bajaderen wollen wir haben! Wie köstlich! das ganze würzige Parfum des Orients im wundervollen Gedicht! Aber wer hat einen Begriff von Grazien auf platter Fußsohle und mit einem Ring durch die Nase! —

Wir sind im Theater. Ein von Herrn Töpfer oder Bauernfeld nach französischem Muster in Scene gesetztes Stück der allerjüngsten Civilisation ist abgespielt. Der Vorhang hebt sich wieder, und ein Bild aus der Kinderstube der Menschheit steht vor uns. Vor drei ernsten Hindous mit der Schalmei, der Cymbel und der Trommel kauert mit untergeschlagenen Beinen, starr, unbeweglich, eine Gruppe von vier Weibern und einem Kinde, braun von Farbe, seltsam, mährchenhaft, Dienerinnen der Pagode und selbst Pagoden gleich. Das dunkle Haar,

das auf dem Wirbel eine Art Haube bedeckt, fällt in zwei langen, mit Bändern durchflochtenen Zöpfen auf den Rücken nieder; ein goldener Reif windet sich um die mit farbigen Linien bezeichnete Stirne; schwere Gehänge in Ohren und Nase; ein knappes Gewand von rother Seide umschließt Schultergelenk und Busen, der überdies durch den von links nach rechts querüber gezogenen, zum Gürtel niederfallenden Mousselinshawl gehalten wird. Die linke Flanke des Körpers bleibt dabei entblößt, und hier hebt sich die dunkle Haut scharf von den hellen Gewändern ab. Ein goldener Gürtel um die schmalen Hüften hält die weißen, faltigen, durchsichtigen, bis zum Knie reichenden Beinkleider, und darunter bis auf die nackten Füße umhüllt ein rother Seidenstoff die Beine — lezteres Stück wahrscheinlich eine den europäischen Anstandsbegriffen gemachte Concession. — Auf einmal erheben sich die Gestalten, schreiten vor und begrüßen die Versammlung, die Hände mit gehobenen Ellbogen vor die Stirne gelegt und den schlanken Oberleib bei ruhenden Beinen tief vorbeugend. Savaranin bläst in seine Schalmei und entlockt ihr ohne Unterbrechung fort und fort denselben ohrzerreißenden Ton, und die Tänze beginnen, bald eine allein, bald zu zweien, bald zu vieren.

Deutsche und französische Blätter haben vielfältig, bald mit suffisantem Hohn, bald in einer von Düften orientalischer Poesie vornehm durchwürzten Prosa, Musik und Tänze beschrieben. Hier nur Einiges vom allgemeinen Charakter derselben. Wir sahen bestätigt, was historisch längst bekannt war: Musik und Tanz der Hindous, beide sind völlig monochromatisch, wie ihre Malerei. Dies zeigt sich gleich im vollkommenen Parallelismus der Geberden und Bewegungen, wenn zwei oder mehrere Tänzerinnen zugleich auftreten. In unserm Balletsystem tanzt bei einem pas de deux oder pas de quatre die eine gleichsam die erste, die andere die zweite Stimme: ihre Bewegungen verschlingen sich antithetisch, bald sich fliehend, bald zusammeneilend und sich überholend; sie malen einen Gedanken oder eine Situation mit Lichtern und Schatten, oder sie wollen es doch, und lassen aus Widerstreit und Gegensatz die Harmonie entspringen, oder sollen es doch. Beim indischen Tanze besteht Schönheit und Vollkommenheit gerade in der strengen Symmetrie, mit der sich die Körper der zwei oder vier Theilnehmenden in dieselbe Geberde werfen und unisono dieselbe Idee oder dasselbe Gefühl wecken. Unter völlig gleichem Pendelschlag von Armen und Beinen verkörpern sich die Gebetesworte, die monoton dem Munde ihres Sängers mit dem weißen Bart entfallen; die Tänzerinnen rollen gleichsam nur das Band ab, dem die ewig wiederholte heilige Formel eingewoben ist.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Fortsezung.)

Historische Leistungen.

Molini hat nun auch endlich den Druck der Sammlung von Originalbriefen zur Erläuterung der Kunstgeschichte, von Dr. Gaye, begonnen, und man darf hoffen, den ersten Band dieses in seiner Art einzigen Werkes in etwa zwei Monaten erscheinen zu sehen. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. In Italien ist die Aufmerksamkeit auf diese Sammlung sehr gespannt, und mit Recht, denn kein neueres Werk dürfte ähnliche Aufschlüsse über die Schicksale der Künste in Italien und die Lebensverhältnisse der Künstler gegeben haben. Die Zahl der in dem jezt unter der Presse befindlichen Bande enthaltenen Briefe belauft sich auf mehr denn zweihundert; alle sind mit reichlichen Anmerkungen versehen, die, zum Theil nach gleichfalls unbekannten Documenten, eine Menge Beziehungen erläutern. Fr. Inghirami, der Archäolog, schreibt in seiner Fiesolaner Abtei, wo er seit vielen Jahren seine Wohnung und Polygraphie (wie er diese Buch- und Kupferdruckerei nennt) aufgeschlagen, eine Geschichte Toscanas, welche schon bis zum Untergange der Republik Florenz vorgerückt seyn soll. Ich habe noch nichts davon gesehen, weiß also nicht, wie sie sich zu Pignotti und andern Werken verhält. Vom Abate Bini erschien kürzlich ein Schriftchen über die Templer in Lucca, mit manchen Urkunden, aus welchen hervorgeht, daß vom Jahr 1142 spätestens bis zum Jahr 1298 (wo diese Documente aufhören) der Orden ein palatium oder manoir in der genannten Stadt hatte, welche Besizung nebst den übrigen an die Johanniter überging. — Dies ist so ziemlich das Bedeutendere, was in den lezten Monaten für Geschichte in Toskana geschehen, und man wird mir beipflichten, daß, wenn nicht an Originalwerken eine reiche Ausbeute gewonnen, doch für die Bekanntmachung der Quellen vieles gearbeitet worden ist. Ich kann nicht unterlassen, dabei zu bemerken, daß der Eifer, welchen deutsche Gelehrte in diesem Fache an den Tag gelegt haben, vielfach gefördert hat. Wer weiß, ob ohne Rankes Geschichtsbücher der Druck der venetianischen Relationen so bald schon zu Stande gekommen wäre, und ohne Gervinus Arbeit über die florentinische Historiographie der des Cavalcanti. Wie man, ich weiß nicht in welchem Lande, steif und fest glaubte, die Engländer produzirten nichts als Scheeren und Messer, so scheinen neuerdings einige italiänische Buchhändler sich in den Kopf gesezt zu haben, die deutschen Gelehrten lebten von nichts anderm als von Documenten und Chroniken. Darauf spekuliren sie. Wie in den römischen Kunsthandlungen eine Menge seltsamer Waaren, zu möglichst hohen Preisen, unter dem Namen Roba per gli Inglesi bekannt ist, so kann es dazu kommen, daß Urkundensammlungen und Aehnliches in den Buchläden als Roba per i Tedeschi bezeichnet wird. Ferne sey es von mir, als wollte ich zwischen beiden eine Parallele ziehen. Der Italiäner macht uns eine Art Compliment, und bewundert nur im Geheimen unsern Straußenmagen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. September 1839.

Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen That;
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da sie vorhanden ist und geschehn.

Schiller.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Bruchsal blickte um sich. Er befand sich in einem Todtengewölbe, in der ehemaligen Familiengruft. Särge, Sarkophage standen an den Mauern neben- und übereinander, dem Schatten zunächst ein, bloß mit einem weißen Tuche verdeckter, unverschlossener Sarg. Der Grenadier zog die Decke hinweg, sah den Jüngling an und deutete darauf: ein frisch gemordeter blutender Leichnam lag in dem Sarge. — Richard trat fest und sicher hinzu, hielt das Licht hoch darüber und erkannte die Leiche: es war die keines andern als seines Freundes Sturm, mit einer offenen Wunde in der Brust, und verbundenem, blutendem Kopfe, in ein weißes Leichentuch gehüllt.

Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des jungen Grafen; er knirschte vor anwachsender innerer Empörung mit den Zähnen und preßte die Hände fester zusammen. Er wendete sich seinem Führer zu, sein stummer Blick durchbohrte ihn fragend, forschend, ob er Wirklichkeit oder Täuschung sey, sein Arm erhob sich langsam, der Zeigefinger zitterte an dem Drücker der Waffe. Das Gespenst schlug ein widerhallendes Gelächter auf, das in unartikulirten Tönen abermals wie Fluch klang. Bruchsal zielte mit krampfhafter Ruhe nach seiner Brust und drückte ab, als er seines Schusses sicher war. Der laute Knall hallte in dem Gewölbe wieder. Eine andere Stimme schrie auf, es röchelte, im Pulverdampfe zerfloß die gespenstische Gestalt . . . .
. . . .

In diesem Augenblick erwachte Bruchsal und besann sich wieder auf sich selbst. Er sah umher. Er stand aufrecht vor dem Sopha, auf dem er gesessen, hinter dem Tische, an dem er geschrieben hatte, und hielt in der einen Hand das Pistol, in der andern das Licht, mit dem er sich auf dem Gange geleuchtet. Er sah staunend von sich ab, vor sich, an dem Lichte vorbei. Da traf sein Blick auf das Bett seines Freundes, der, in seinem Blute, röchelnd, sterbend vor ihm lag.

Jetzt ward es gräßlich Licht in seiner Seele: er war auf dem Sopha im Nachsinnen eingeschlafen und hatte die Erscheinung des Gespenstes, so wie die ganze Wanderung nur geträumt, hatte, anstatt des todten Grenadiers von La belle Alliance seinen Freund Sturm erschossen. Licht und Waffe entfielen seinen Händen; er schleuderte mit übermäßiger Kraft den schweren Tisch zwischen ihm und Sturm wie eine Feder bis in die Mitte des Zimmers hinweg und stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung über den Sterbenden.

* * *

Lezte Blätter aus Richards Tagebuch.

Denkende Geister sind im Leben die bei der Erstürmung der Burg des Todes vortretenden Freiwilligen. Der Denker ist der erste Held und Märtyrer. Die Zeit tödtet ihn, so lange er lebt, um ihn für den Frevel zu strafen, daß er den dunkeln Schleier zu lüften versucht, der in den irdischen Erscheinungen über die eigentliche Wirklichkeit ausgebreitet liegt.

Mit der Nacht der Erde geht dem Geiste das hellste Licht seines Tages auf und beleuchtet ihren Schlummer, indem sie wie ein Kind die ruhigen Züge ihres Angesichts dem forschenden Blicke darbeut und ihn ihren Ursprung in der Seele errathen läßt, wo sie wurzeln. — O, hehre Nacht! ich höre deinen Athem und fühle deine beruhigende Nähe, und es ist mir wohl, wenn ich nur dich und keine Spanne Zeit über dich hinaus denken darf. Ununterbrochen, ewig solltest du seyn. So ist auch der ermüdete Wanderer über Land nur froh, wenn er unterwegs Abends nach dem Ziele fragt, die Antwort zu hören, daß auf der Strecke, die er noch zurückzulegen hat, ihm kein Dorf mehr zu durchwandern übrig, und er denkt sich den Weg ununterbrochen desto kürzer.

Ja, es muß wohl Krankheit seyn, diese Angst und dieses Bangen, die mich zu ersticken drohen. Das Schreckliche, Gespenstische, der Fluch, den ich auf dem Schlachtfelde sah, dessen Erscheinung einen Andern wahnsinnig gemacht haben könnte, war doch nur mein eigenes Innere, in das ich somit einen Blick thun durfte. Und wie ist es so geworden? warum? seit wann? Es muß wohl vom Körper aus so umgewandelt seyn, weil es sich nach seiner Wohnung bequemen mußte. Ich war noch ein Knabe, als ich diese Unruhe zuerst empfand und durch dieses Unbehagen von meinem Innersten aus genöthigt ward, mich rastlos in der Außenwelt umzutreiben, die ich doch nicht begriff und mir nicht erquicklich anzupassen wußte. Insofern aber dieses Uebel in mir liegt und vorwaltet, fühle ich, es muß wieder herausgeworfen werden, wenn ich gesunden soll. Ich ertrage es nicht länger, es muß zu einer Krise mit mir kommen. Es muß einen Körper annehmen, oder sich zur That gestalten, damit ich es von mir werfen kann. Es muß aus der Zukunft heraus in die Vergangenheit treten; denn erst wenn es hinter mir liegt, kann ich wieder ruhig werden, es komme was da will. Ich muß mich selbst wieder finden, an mir Antheil nehmen und mich von der Außenwelt abwenden können, die mein Inneres mir allein vermitteln soll.

Wie wir ein Unglück ertragen, zeigt immer, ob es uns eine Strafe oder Lehre hatte seyn sollen. — Fluch und Segen sind immer höheren Gesetzen unterthan, und wir irren keineswegs, nennen wir sie Schicksal oder Vorsehung, Charakter oder Geist. — Schicksal ist, was wider Vernunft und Willen geschieht. Der Mensch muß aber, dem Leben und Schicksale zum Troz, Alles überstehen und den Tod besiegen. — Wenn man in dicker Finsterniß recht ruhig vor sich aussieht und sich nicht rührt, fühlt man ordentlich die Umrisse des Gesichts und kann sich so auch vorstellen, wie der Gefühlssinn sich bei Blinden entwickelt. Je weniger Sinne der Mensch hat, desto schärfer sind sie; ein Sinn beeinträchtigt den andern, und also ist es auch mit der Ausbildung des Geistes im Ganzen: je einseitiger der Verstand, desto größer kann er seyn.........

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Dieses Eintönige in der Geberdung, diese Starrheit in der Beweglichkeit ist vielleicht ein allgemeiner Grundzug kindlicher Völker. Er tritt uns deutlich schon in den altegyptischen Monumenten entgegen, und die armen Hindoumädchen, wenn sie so starr, alle das gleiche Bild wiederholend, am Boden kauern und uns mit ihren großen dunkeln Augen so schwermüthig ruhig anblicken, erinnern überhaupt auf's Rührendste an manche der bunten Schildereien, womit das alte Egypten vor Jahrtausenden die Wände seiner Grabkammern bemalte. In Roselinis großem Werke stehen ganze Reihen weiblicher Gestalten, alle die Arme zu derselben trauernden oder betenden Geberde geöffnet; ein andermal sitzen da mit untergeschlagenen Beinen fünf, sechs Weiber, in einem Styl des Kostüms und des ganzen Ausdrucks, der sich in den wesentlichen Punkten vollkommen an unsern Bajaderen wiederholt.

Die ganze Mimik ihres Tanzes ist nichts weniger als ohne Anmuth und Grazie, wenigstens wenn man die Grazie in der Menschengestalt an sich zu fassen weiß und sie nicht an gewisse Bedingungen des Kostüms oder gar der Hautfarbe gebunden meint. Das Leuchten ihrer dunkeln Blicke, die weichen Biegungen ihrer Körper, das wellenförmige Spiel ihrer Arme erscheinen zu Zeiten ganz reizend und ausdrucksvoll. Aber es liegt auf der Hand, was die schöne Welt so antipathisch stimmte und sie über dem grotesken Außenwerk den Kern der Erscheinung so ganz übersehen ließ: der Styl der Beine, gewisse Punkte der Tracht, und endlich das Nationalgepränge.

Bei unsern Bühnentänzen ist einmal die schnatternde, sich überstürzende, aus einem Ton in den andern umspringende Sprache der Beine die Hauptsache; beständig

schreibt der Fuß, vom Boden aufzuckend, seine flüchtige Schrift in die Luft und verschlingt sie zu seltsamen Hieroglyphen, deren Sinn wir, wenn es gut geht, im Fluge haschen, und ohne das ewige Schweben und Neigen und Beugen des Körpers auf der Zehenspitze und der straffen Kniekehle gibt es keinen möglichen Ausdruck der Freude und des Jubels, der Liebe und Sehnsucht, der Lockung und der Abwehr, des Fragens und Antwortens, ja der Angst und des Abscheus, der Demuth und des Gebets, und am Ende gar der Verzweiflung und des Todeskampfs. Wie muß es nun die von solch schönem und natürlichem System befangene Einbildungskraft empören und langweilen, wenn die Hindoutänzerin zu den monotonen Schwingungen ihres Oberleibs mit geknickten Knien und nervigten Fersen den Boden tritt, und damit weder eine süße, noch gewaltsame Leidenschaft malt, sondern immer nur die andächtigen Gefühle, wie der geplapperte Spruch des Vorsängers sie in ihr weckt! Welcher Theaterbesucher, wenn er es auch weiß, denkt daran, daß die Poesie der obligaten Zehenspitze dem Alterthum fremd war und es dem größten Theil der rings um die Erde so tanzlustigen Menschheit noch ist? daß es wohl selbst den Charitinnen in ihrem Reigen nicht darauf ankam, ob sie mit der Ferse den Boden streiften, und daß bei den ausschweifendsten Tänzen, an denen sich verfeinerte Hellenen und Römer ergözten, ausdrucksvoll der Grund gestampft wurde? Wir erinnern die Freunde und Kenner des Alterthums beispielsweise nur an die uns eben beifallende malerische Stelle des Juvenal, XI, 164, welche allein hinreichte, unsern Damen einen Horreur vor allen menus plaisirs der antiken Welt einzuflößen.

Was das Kostüm der Tänzerinnen betrifft, so wurde das Auge des Balletpublikums besonders durch die Hüftpartie beleidigt. Hier sizt gerade der wesentliche Unterschied zwischen der weiblichen Tracht des Alterthums und der des Orients einerseits, und der des christlichen Abendlandes andernseits. In unserm, nun auch schon mehr als tausendjährigen System theilt die Taille den Umriß des Körpers streng in zwei Hälften, in eine obere und in eine untere. Die um die Taille verjüngte Säule des Körpers schwingt sich nach oben und nach unten heraus; vorzüglich aber verlangt das moderne Auge eine bald stärkere, bald bescheidenere, immer aber die Natur überbietende Ausladung der Hüften, und die Funktion eines Gürtels der Grazien wird dabei von mannigfaltigen, nach Stoff, Umfang und Benennung verschiedenen Artikeln versehen. Unter der Herrschaft dieses ästhetischen Glaubens kann keine Ballettänzerin daran denken, in diesem Punkte der Ueberlieferung zu trotzen; es wäre für sie das undankbarste Unternehmen, wollte sie etwa, den Forderungen eines fremden Kostums zu Liebe, es sich versagen, ihrem Aeußern wesentlich die Umrisse zu geben, in denen sich einmal für die schöne Welt die Begriffe von Reiz und Grazie verkörpern. Als Griechin, als Türkin, als Bajadere selbst, auf welchen Schauplaz sie der leichtfertige Gedanke des Tanzpoeten werfe, wäre ihr zu Muth, wie Simson nach dem Verlust seines Haarbusches, wenn sie nicht vom erbebenden Bewußtseyn getragen würde, daß das leichte Röckchen, zur Seite und hinten schalkhaft vom Körper abgewiesen, mit seinen koketten Evolutionen die Schwingungen der Glieder begleitet.

Dieser wunderbare Effekt von Draht und Steifleinwand war dem ganzen Alterthum so unbekannt, wie der des Schießpulvers, und alle in der Kultur zurück- oder stehengebliebenen Völker wissen noch jezt nichts davon. Allbekannt ist der allgemeine Charakter der alten griechischen und römischen Tracht. Der früh eingeprägte Respekt vor diesem Alterthum, wohl auch der überwältigende Eindruck idealer Schönheit, macht, daß der große Haufen der Weltleute vor Statuen, und Basreliefs oder vor malerischen Nachbildungen jener Welt, in Betreff der weiblichen Figuren seine Tagesästhetik vergißt. Sobald aber das Kunstvorurtheil verschwindet, wird die Kritik wach und zeigt Lust, den modernen Maßstab anzulegen. So werden die wenigsten Damen Anstand nehmen, die weibliche Tracht auf den egyptischen Denkmälern abscheulich zu finden, weil hier in der kindischen Verzeichnung die Figuren alles Scheins jener Idealität entkleidet sind, welche bei den Gebilden der griechischen Kunst Gewand und Gestalt für die Einbildung organisch in einander fließen läßt; weil die gemalten und gemeißelten Egyptierinnen sich wie Gliederpuppen oder Wachsfiguren darstellen, denen eine pretentiöse Toilette übergeworfen ist. Von den gemeinen egyptischen Weibern kann gar nicht die Rede seyn: diese sind in der Regel schlecht und recht in eine Art Kutte gesteckt, welche geradezu, ohne Gürtel vom Hals auf die Beine herabfällt. Aber die vornehmen sind sehr reich geschmückt: das schwarze, dicke Haar, über der Stirne kurz und viereckig verschnitten, fällt kolbigt, in schweren Massen auf die Schultern nieder und ist mit mannigfachem Schmuck durchwunden; in den Ohren hängen schwere Ringe, Schulter und Büste sind, ganz in der Weise der Hindous, mit bunten und verschiedenfarbigen, quer gezogenen Tüchern drapirt, die Arme nackt, und vom Busen fällt ringsum glatt und eng ein Gewand lang auf die Füße nieder, wobei meist der Körperumriß durchgezeichnet ist, zur Andeutung der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit der Stoffe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Schluß.)

Historische Leistungen.

Die Aufzählung dessen, was anderwärts im historischen Fache geschehen ist, wird weniger Raum wegnehmen. Vermiglioli in Perugia, der die ganze Geschichte seiner Heimath, politische wie artistische, mit Beschlag belegt zu haben scheint, hat ein Buch geschrieben, um zu beweisen, Malatesta Baglioni, der Generalkapitän der Florentiner während der lezten Belagerung, sey kein Schurke gewesen, wie die Toscaner, auch die leidenschaftslosen, ihm ziemlich allgemein vorwerfen. Der Beweis ist ihm sehr schlecht gelungen: wie immer bei solchen Veranlassungen, ist indeß auch bei diesem äußerst ungeschickt geschriebenen Buche (La vita e le imprese militari di Malatesta IV. Baglioni, narrazione storica) manches Faktum genauer erörtert worden. Am meisten läßt Vermiglioli seinen Grimm aus an dem Verfasser des Romans: L'Assedio di Firenze und, ohne namhafte Bezeichnung, an der Luisa Strozzi des Professors Rosini. Dabei fällt mir ein, daß Rosini so eben den ersten Band seiner Geschichte der Malerei in Italien herausgegeben hat, welcher die erste Hälfte der Epoche vom risorgimento bis auf Masaccio enthält. Ich kann nichts darüber sagen, da ich das schön gedruckte, dem Könige der Franzosen gewidmete Buch nur eben in die Hand genommen habe. Von den dazu gehörenden gutgearbeiteten Kupfertafeln sind mehrere Hefte erschienen. Außer des Herzogs von Serra di Falco großem Foliobande über die Architektur des Mittelalters in Sizilien, welcher unter Andern zur Vergleichung mit den von Gally Knight in dem denselben Gegenstand behandelnden Buche (The Normans in Sicily) dargelegten Resultaten auffordert, ist sonst im Fache der Kunstgeschichte nur ein einziges Werk von Bedeutung erschienen, das Leben des Giulio Romano, vom Grafen Arco in Mantua, mit einem großen Atlas von Kupfertafeln, welche dieses Malers Werke in Mantua, den trojanischen Krieg, den Gigantenkampf u. s. w. enthalten. Von Archäologischem schließt sich an das längst erwartete Werk der Jesuiten in Rom über die altitalischen Münzen (Asse), welches neulich mit zahlreichen Abbildungen erschienen ist und einen Schatz von Gelehrsamkeit enthält. Auch Nibbys neues Werk: Roma nel 1838, dessen erster Band ausgegeben ist, muß genannt werden. Diese Beschreibung Roms, von welcher mancher (irrig) glauben möchte, sie sey überflüssig nach Allem, was schon über diese Stadt gesagt worden, wird in zwei Abtheilungen das neue und das alte Rom, in alphabetischer Ordnung, enthalten. Der erste starke Band gibt die Einleitung — physische Topographie, Geschichte der Stadt, Bevölkerung, Eintheilung, Baumaterialien und Baustyl, chronologische Tabellen — und sodann die Beschreibung der Aquädukte, Amphitheater, Bogen, des Capitols, der Castra Prätoria, der Circus und Cloaken. Ich möchte nicht geradezu behaupten, daß Nibby in Allem gründlich ist: manches in diesem Buch ist bloße Abkürzung früherer Arbeiten, z. B. über Roms Mauern, bei welcher Gelegenheit die unhaltbare Ansicht des Umfangs von fünfzig Miglien unter Aurelian wieder zum Vorschein kommt. Aber hier, wie in dem schätzbaren Werke über die Campagna (1837 — 38) ist außerordentlich viel Material zusammengetragen, und es ist in den einzelnen Artikeln eine gewisse Anschaulichkeit und ein praktischer Sinn, welche zur Genüge zeigen, daß der Verfasser mit seinem Gegenstande innig vertraut ist. Nardinis Buch ist nur für Gelehrte; die übrigen Arbeiten in Guidenform (unter denen Melchiorris Buch in seiner Art viele Verdienste hat) sind im Ganzen zu oberflächlich, um zu irgend etwas anderm als zum bloßen Handgebrauch für den Fremden dienen zu können. So ist denn das Nibbysche Werk immer noch ein erwünschtes. Wenn man viele der von ihm gewonnenen Resultate mit denen vergleicht, welche in der bändereichen „Beschreibung der Stadt Rom" sich finden, so merkt man recht, auf wie schwachen Füßen selbst nach so langen Studien die römische Topographie noch heute steht, und wie die nämlichen Stellen der Classiker, die nämlichen Entdeckungen bei den Ausgrabungen dazu dienen müssen, auf jeder Seite für Meinungen zu zeugen, die einander schnurstracks entgegenlaufen.

Um zu den historischen Arbeiten zurückzukehren, so ist endlich des Grafen Cesar Balbo Vita di Dante in zwei Abtheilungen (Dante in patria — Dante in esilio) zu Turin erschienen. Ein eigentlich gelehrtes Werk ist es nicht, wohl aber ein schön, wenn auch populär geschriebenes Buch, welches den Dichter der göttlichen Comödie inmitten seiner Zeit und seiner Umgebungen darstellt, die Wissenschaft und Poesie des Jahrhunderts, die wiedererwachte Kunst, das Leben in den Republiken und an den Fürstenhöfen, und die unsäglichen politischen Wirren in den Kreis hineinziehend, so daß wir eigentlich ein Gemälde Italiens zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts vor uns haben, dessen Mittel- und Hauptperson Dante ist, auf den Alles sich bezieht. Und dieses hat Balbo mit vielem Geschick durchgeführt; wenn sein Werk auch nicht darauf Anspruch machen kann, Ergebniß von Archivstudien zu seyn, so muß man ihm nachsagen, daß Alles, was Chroniken und sonstige Werke, und vor allen Dantes eigene Schriften über jene denkwürdige Zeit enthalten, mit großem Fleiß benuzt und zusammengestellt ist. Daß dabei Dantes und der Chronisten Worte, so oft wie es sich thun ließ, beibehalten, daß über politische und literarische Verhältnisse des Jahrhunderts Excurse eingeschlossen sind, deren der Gelehrte nicht bedarf, die aber das Ganze abrunden, damit werden Alle einverstanden seyn. Einzeldinge würden sich hier, wie überall, berichtigen lassen. Der Vorgänger Balbos auf dem Felde der Danteslitteratur, C. Troya, dem man das interessante Buch Del Veltro allegorico verdankt (dessen Hauptresultat in Betreff der Erläuterung: wer der Veltro sey, von Balbo angenommen zu sehen, einige Verwunderung erregt, um so mehr, da es heißt, Troya selber habe seine Meinung seitdem aufgegeben), hat zwei Bände seiner italiänischen Geschichte drucken lassen, der man längst mit Ungeduld entgegensah. Er geht etwas hoch hinauf — ich höre, er beginnt mit der Sündfluth. Seine Landsleute würden es vorgezogen haben, wenn er bei seinem Plane, eine spezielle Geschichte der Longobarden und ihrer Niederlassungen in Italien auszuarbeiten, stehen geblieben wäre. Troya und Balbo haben gerade den entgegengesezten Weg eingeschlagen, worauf auch lezterer in der Einleitung zu seinem Buche hindeutet. Balbo begann mit einer allgemeinen Geschichte Italiens, blieb aber, glaube ich, beim sechsten Jahrhundert stehen und wandte sich dann zu Dante und seiner Zeit. Der Andere begann vor einer Reihe von Jahren mit Dante, die Schicksale seiner Familie und jener der Faggiolaner mit unermüdlichem Fleiße bis in's kleinste Detail verfolgend. Dann stieg er, con animo e fortuna maggiore, zu den Anfängen italischer Geschichte hinan. — Doch für heute genug von historischen Studien. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. September 1839.

> Zwar sind auch wir von Herzen unanständig,
> Doch dies Antike find' ich zu lebendig;
> Das müßte man mit neustem Sinn bemeistern,
> Und mannigfaltig modisch überkleistern.
>
> Goethe.

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Das hindostanische weibliche Kostüm charakterisirt sich nun besonders dadurch, daß die Bekleidung der obern Körperhälfte und die der untern völlig getrennt und unzusammenhängend sind, so daß die Region der Taille mehr und weniger ganz frei und bloß bleibt. Die Büste ist dabei durch die Drapirung mit Shawls und Mousseline ziemlich voll und ausgeladen, aber durch die untern Kleidungsstücke wird der Körper knapp umschrieben. Gerade nun diese Ehrlichkeit der Hüften, diese ungebrochene Schlankheit trug viel dazu bei, daß die Grazie der armen Bajaderen der kunstsinnigen Versammlung so wenig einleuchten wollte, weil der abergläubische Blick einen Hauptträger unserer Grazie und beim Niedergleiten an den Gestalten den gewohnten angenehmen Aufhaltepunkt vermißte. Wurde es hier dem Publikum noch schwerer als sonst, in einer etwas fremdartigen Erscheinung das echt Menschliche zu fassen und zu genießen, so war nur wieder der Umstand daran Schuld, daß man sich durch so viele fleischfarbige Bajaderen und verwandtes morgenländisches Gesindel in entzückenden bauschenden Röckchen, in einen idealen Orient verliebt hatte.

Noch weit mehr verstößt ein anderer Putz der Bajaderen gegen das europäische Kostüm, nämlich der Nasenring. Ich kenne Frauenzimmer, die dabei gleich an nichts als an die ungeschlachten Zöglinge polnischer Bärenführer dachten. Sie waren nahe daran, sich deßhalb zum System des oben genannten Theaterintendanten zu bekennen und die sanften Hindous zu den wilden Menschen zu werfen, und meine Versuche, sie durch Notizen aus Länder- und Völkerkunde für das widerwärtige Toilettenstuck menschlich zu interessiren, wurden barsch abgeschlagen. Ich hatte nicht den Muth, sie zu sehr zu drängen, ihnen zu zeigen, daß man auch in Sachen der Unvernunft gar wohl an die Vernunft appelliren könne, und wie sehr Milde und Umsicht des Urtheils zu empfehlen sey, wenn man eine Laune bekrittelt, der seit Jahrtausenden tausend Völker huldigen, zumal es sich bei genauerer Betrachtung herausstelle, daß auch unser Putz in vielen Stücken nur legitimirter Volksunsinn sey.

In ganz Arabien und Persien, in Vorder- und Hinterindien tragen die vornehmen Weiber seit den ältesten Zeiten Ringe in der Nase, und zwar durch die linke Nasenwand. Sie kommen schon in der Bibel vor, was freilich dem bibelfestesten Christen entgeht, der vom hebräischen Text nicht mehr weiß, als daß man ihn von hinten herein liest. Luthern und seiner Zeit mochte dieser Volksbrauch noch unbekannt seyn, und er übersezte daher

Nase mit Stirne, und Nasenring mit Haarband. Schon der Knecht Abrahams hängte der schönen Rebecca am Brunnen „Armringe an ihre Hände und eine Spange an ihre Stirn," (Mos. I. 24. 47.) d. h. einen Ring an ihre Nase. In einem Vers der Sprüchwörter Salomos, den Luther so gibt: „Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Haarband," heißt es geradezu: „mit einem goldenen Ring in der Nase." Dasselbe gilt von der Stelle bei Jesaias 3. 21.

Es war Niemanden zuzumuthen, daß er diese primitive Koketterie, welche die Bajaderen in ganz guter Art zur Schau trugen, gerade anmuthig finden sollte. Was ist aber dagegen zu sagen, wenn so viele Völker von uralter Kultur die Nase für einen so passenden Ort halten, um ein Geschmeide hineinzustecken, als das Ohrläppchen? Wir haben ja so große Achtung vor der Poesie der Araber, Perser, Indier, so schwer begreiflich sie uns oft ist, und es fällt uns nicht ein, ihre Phantasiegebilde mit den Reagentien unserer Aesthetik und Poetik zu zerlegen. Warum wollten wir dies bei der Toilette thun, die ja überall auch ein poetisches Produkt des Nationalgeistes ist? Ist nicht die Kultur des Orients ein so kräftiges, selbstständiges, blüthenreiches, und jedenfalls ein viel älteres Gewächs als die unsrige? und sind nicht alle, die schönsten und edelsten, wie die herbsten und wunderlichsten Früchte, die in den Kronen beider Bäume hängen, Triebe der innersten, eigensten Natur beider Pflanzen? Und dabei ist ja doch, wenn man die zwei heterogensten Völkergruppen einander gegenüberstellt, ihr beiderseitiges Kostüm im weitesten Sinne, gerade wie Blatt, Blüthe und Frucht der zwei verschiedensten Gewächsen, am Ende nur die leicht modificirte Entfaltung derselben wenigen, einfachen Gedanken der Natur. Wir suchen uns in den Dichtungen der Morgenländer mit Liebe, kosmopolitisch, in ihre Anschauungen der äußern und der innern Welt zu versenken; dies gelingt uns nur zu oft sehr unvollkommen, und immer weniger, je mehr die Gegenstände unmittelbar die Sinnlichkeit berühren. So wird es uns nie möglich seyn, dem Perser oder Hindou die Gefühle nachzuempfinden, welche der Nasenzierrath der Geliebten in seinem Herzen regt; wenn man aber nicht gerade ein Geck oder ein Perrückenmacherlehrling ist, so wird man diese Gefühle vorweg als süß und relativ vernünftig gelten lassen. Ja, mancher Lüsterne unter uns mag bedauern, daß ihm das Organ abgeht, um einmal zur Abwechslung seine Phantasie im Nasenring einer Schönen sich schaukeln zu lassen.

Wenn man bei den Bajaderen, wie wir sie auf der Bühne sahen, an verwandte Rollen in unsern Dramen, Opern und Balletten dachte, so wurde einem wieder recht klar, worin beim Copiren fremder, der Zeit oder dem Raum nach weit entlegener Kostüme das verständige Maaß, die geschmackvolle Mitte besteht. Besonders war es die königliche Bühne zu Berlin, welche ihrer Zeit in Betreff der Kostümtreue die höchsten Ansprüche an sich selbst, und dann wieder auf allgemeine Anerkennung machte, und dabei auf die seltsamsten Irrwege gerieth; z. B. wenn sie Macbeth in altcaledonischem, halb fabelhaften Kostüm vorführte. Hat wohl je Graf Brühl, wenn ein Stück aus der Zauberlaterne des Orients über die Bretter ging, den Damen Milder oder Stich zugemuthet, auch ihren Nasen den Lokalcharakter zu geben? Er mußte dies aber, wollte er ganz consequent seyn. Man denke sich Demoiselle Rachel als Esther oder Athalie mit dem altnationalen Nasenring! Würde sie sich deßhalb, weil sich schon Rebecca am Brunnen einen Ring in die Nase hängen ließ, dieses Organ durchbohren? Doch davon wäre ja nicht einmal die Rede, und die Nasenspange ließe sich leicht nach dem Prinzip von Papagenos Mundschloß einrichten.

Als den dritten Hauptpunkt, der der Sinnlichkeit unseres Theaterpublikums ein Aergerniß gegeben, nannte ich oben die Hautfarbe der Tänzerinnen. — Ich hörte im Theater neben mir ganz anständige Leute einander fragen: ob es wohl Mulatten seyen? O encyclopädische Bildung der Zeit, die alles im Himmel und auf Erden, Natur- und Menschengeschichte, Astronomie, Länder- und Völkerkunde, in so leichten, schmackhaften, sinnreich geordneten Schüsseln auftischt, wozu es so gut wie keiner Verdauungskraft bedarf, wo das ganze Mahl so ganz ohne Degout eingeht und so leicht durchgleitet, daß die Jungen und die Mädchen in Schule und Pension Alles an den Fingern herzusagen wissen, und in der Schreibstube und unter der Haube Alles rein vergessen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Es waren seit der verhängnißvollen Nacht drei Jahre verflossen, und zwei Drittheile dieses Zeitraums hatte der unglückliche Graf Richard in vollkommenem Wahnsinne zugebracht. In diesen Zustand schon verfallen, als er am Morgen nach der That, die ihm das Schicksal aufgebürdet hatte, wieder zu sich gekommen war, hatten die Seinigen den entsetzlichen Hergang des Geschehenen nur allmählig aus abgerissenen Worten, die er fallen ließ, errathen können. Sein Vater und seine Mutter überstanden zwar die ersten Augenblicke, Stunden und Tage, bis sie das ganze Uebermaß des Unwiderruflichen

in ihr Bewußtseyn aufgenommen hatten; allein um wie viel älter waren sie unterdeß geworden! Das Glück, die Ruhe, die Zufriedenheit ihres Lebens waren nun ganz zerstört, die Hoffnungen ihres Hauses vernichtet, da sie also den lezten Erben ihres Namens verloren sahen. Ihr Geschlecht starb mit ihnen aus, ihre Güter kamen in fremde Hände. Von Verwandten, Freunden und Gästen nach jener Katastrophe schnell verlassen, war der einzige Trost und die Stütze der Familie Emilie geblieben, die allein ihre Fassung behauptete. Ja, das schöne Mädchen entwickelte in dieser Drangsal eine Heiterkeit und Gesundheit des Geistes, eine Seelenstärke, die ihr in so seltenem Grade Niemand zugetraut hätte, und pflegte ihren kranken Bruder, tröstete und beruhigte ihre Eltern auf das Unermüdlichste. Sobald es damals nur irgend thunlich war, verließen sie mit ihm das öde Schloß, um ihren Aufenthalt wieder auf dem Gute zu nehmen, das sie vordem bewohnten, und hier hatten sie etwa nach Jahresfrist den Schmerz, den gebeugten alten Grafen das Zeitliche segnen zu sehen, jedoch, als abermals ein Jahr zu Ende ging, die Freude, zu erleben, daß der unglückliche junge Mann nach und nach die Herrschaft über seine Vernunft wieder gewann. Nur daß ihnen diese Freude wiederum durch die trostlose Wahrnehmung getrübt ward, daß in demselben Verhältnisse, als Richards geistige Gesundheit zu neuen Kräften kam, seine leibliche verfiel und er immer mehr und mehr dem Rande des Grabes zuschritt. Er selbst verkannte auch seinen Zustand und die Natur des abzehrenden Fiebers, dem er unterlag, nicht im mindesten, und war eben in dem Bewußtseyn dessen wirklich so heiter, als nur die äußerste Anstrengung ihrer geistigen Kräfte Emilien scheinen ließ. Die liebenswürdige alte Gräfin war gefaßt und ergeben, zeigte sich aber seit einiger Zeit sehr oft nachdenkend und wie in einem stillen Kampfe mit sich selbst: sie schien irgend etwas auf dem Herzen zu haben, von dem sie nicht wußte, ob sie es gegen ihre Kinder zur Sprache bringen sollte oder nicht.

Um diese Zeit besprachen die Geschwister mit einander häufig und ohne Rückhalt die ernstesten Dinge und hatten eines Tags unter andern bei Gelegenheit, daß Richard Emilien auf ihren Wunsch die oben eingefügten Blätter mitgetheilt, die er in jener Nacht in seinem Tagebuche ausgefüllt hatte, die folgende Unterredung mit einander.

„Ja, es war wohl seltsam," sagte Richard, „auf wie verschiedene Weise ich nach und nach zu dem entsetzlichen Traume vorbereitet oder gereift, oder soll ich sagen, gestimmt wurde? Es geschah, was hatte geschehen sollen, und als ich endlich nach der langen Geistesnacht mein Bewußtseyn wieder zu finden begann, ging ich in einen Zustand über, der wohl dem nicht unähnlich seyn mochte, der uns zur Vorbereitung für ein anderes, nach diesem Leben erwartet. Er hatte etwas Fegefeuerhaftes. Und obwohl ich immer stärker das Bedürfniß in mir fühlte, mich aus ihm herauszureißen, und immer wiederholt den Versuch unternahm, mißlang er mir doch auch eben so oft und versank ich immer wieder in den einen vernichtenden Gedanken der That, der mich die nun dennoch überschrittenen Grenzen des Schattenreiches nochmals überblicken ließ. Lange stand die Zunge der Wage innen, so oft ich mir die entsetzliche Frage: Warum? wieder stellen mußte, und ich glaubte mehrmals, ich würde sie auf ewig wieder sinken sehen, und schickte mich schon an, allen Widerstand aufzugeben. Allein da stieg wie eine sanfte Musik in verständlichen Lauten die Antwort in meiner Seele auf: Warum sollen wir das Leben niemals fragen? und die Wage stieg. Das schwere Gewicht, das zuvor meinen Geist zu Boden zu ziehen drohte, ward in die andere Schaale geworfen und zog den Körper anstatt seiner nieder. Es ward mir wieder leicht...."

„Und wie erscheint dir jezt die trübselige Vergangenheit überhaupt?" fragte Emilie, nachdem sie seinen Worten ernst nachgedacht hatte. — „Wie mythisch," versezte Richard; „denn auch an dem Entsetzlichen sollte sich mir, Gottlob! die Wahrheit vergeben: daß es sich mit dem Großen und Ungeheuren im Einzelnen nicht anders als mit dem der Zeit verhält; nach dem Verlaufe von ein paar Jahrhunderten wird es mythisch, fängt zuerst dem Einzelnen und nach und nach Vielen oder Allen so zu erscheinen an. Und wiewohl ich nicht sagen darf, daß ich die Zeit daher Jahrhunderte durchlebt, so durchlebte ich darin doch gewiß so viel als der Einzelne in der Erfahrung durchleben kann: meine grauen Haare vor der Zeit bezeugen es. Ich bin alt geworden, verjünge mich aber täglich wieder, indem sich in meinem Geiste das Greisenalter mit der Kindheit verbindet. Die Erinnerungen meiner und unserer Kindheit treten hier an ihrer Wiege immer näher auf mich zu." — „Das sollte lieber nicht so seyn," versezte Emilie; „so kommst du zulezt wohl gar zu deiner alten Abneigung gegen mich zurück. Du erinnerst dich doch noch, daß wir zu der Zeit durchaus nicht harmonirten? Wir zankten alle Tage mit einander. Und wie vermöchte ich unsere geschwisterliche Einigkeit von jezt, die mich so glücklich macht, je gestört zu sehen?" — „Es ist wohl wahr," sprach Richard; „wir entzweiten uns immer wiederholt, waren aber dessen ungeachtet allezeit gern beisammen. Es ist nachdenklich genug: wir waren, um es mit Einem Worte auszusprechen, von früh an nicht wie Geschwister mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

Die Steppe.

Fragment.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den graus't.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen,
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand,
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand.

Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Bewohner der Umgegend.

Wie die Kinder, im sogenannten Geduldspiele, kleine Stückchen hervorsuchen, um daraus ein ganzes Bild zusammenzusetzen, so möchte ich in diesen Blättern nach und nach ein getreues Gemälde Hamburgs durch meine von Zeit zu Zeit eingesandten Artikel vor das Auge der Leser stellen. Ueber wenige Städte ist wohl so viel Unwahres und Fabelhaftes gesagt und geschrieben worden, wie über die unsrige, was schon darin seinen Grund hat, daß das Leben und Treiben derselben aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesezt ist, daß eine lang fortgesezte Beobachtung dazu gehört, beide aus dem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen. Es ist nicht meine Aufgabe, noch hier der Ort dazu, die zahlreichen Irrthümer und geflissentlichen Unrichtigkeiten Anderer zu berichtigen und aufzudecken, und so gehe ich geradewegs auf das mir vorgesteckte Ziel los, durch treue und auf Sachkenntniß gegründete Berichte Süddeutschland mit unserer nordischen Weltstadt bekannter zu machen. Ueber die Bevölkerung unserer nächsten Umgebung habe ich bisher noch nicht gesprochen. Eine so große Stadt, wie die unsrige, muß nothwendig eine Art von moralischem Dunstkreis um sich haben und die nähere Umgebung derselben dem ihr entströmenden Miasma der Sittenverderbniß ausgesezt seyn, da es für dieses keine scharf gezogene Grenze geben kann. Vergebens würde man in unsern Dörfern reine, unschuldige und dadurch so anziehende ländliche Bewohner suchen, wie sie uns die Idylle schildert oder ein glücklicher Traum der Phantasie vorspiegelt. Grobe Genußsucht, durch das Beispiel des verderbten Städters gestachelt, ist an die Stelle der Genügsamkeit getreten und kann um so leichter Befriedigung finden, da die Nähe der Stadt den Erwerb so sehr begünstigt. Das Uebel wird besonders dadurch vergrößert, daß Familien aus der Stadt sich zum ländlichen Sommeraufenthalte fast in allen umliegenden Dörfern angesiedelt haben und den Bewohnern derselben zwar ihre übertriebenen Luxusbedürfnisse und Modethorheiten, aber nicht zugleich auch ihre Bildung mittheilen. Die ländliche Kleidung ist fast gänzlich durch die städtische verdrängt. Theure und leichtvergängliche Stoffe sind an die Stelle der derberen, haltbareren von früher getreten; die Bauerfrau fühlt sich unglücklich, wenn sie Sonntags auf ihrem Wege zur Kirche nicht in einem feinen Kleide nach modischem Schnitte erscheinen kann, nicht einen Hut mit Blumen auf dem Kopfe, Handschuhe an den Händen, einen Shawl über dem Arme und einen schön geschmückten Tüllkragen am Halse hat. Die Füße werden in zierliche Schnürstiefeln gezwängt, und ein seidenes Kleid nach dem neuesten Schnitt darf bei besonders festlichen Gelegenheiten der Frau eines Mannes nicht fehlen, der hinter seinem Pfluge hergeht und seinen Düngerhaufen aufräumt. Spricht die Städterin nur zwei Minuten mit einer Landfrau, so wird die Frage der leztern nach der neuen Mode wohl selten ausbleiben. Mit dem Kleiderluxus ist aber auch zugleich der Möbelluxus eingekehrt: die Bauerfrau — ganz arme nehme ich natürlich aus — würde sich sehr schämen, wenn sie den einkehrenden Gästen nicht ein Sopha mit Springfedern zum Sitze anzubieten hätte und ihnen den Kaffee nicht auf Mahagonitischen vorsetzen könnte. Wenn ich die ländlichen Bewohnerinnen Süd- und Mitteldeutschlands mit den unsrigen vergleiche, so ist der Contrast so groß, daß ich ihn, in der Furcht, der Uebertreibung bezüchtigt zu werden, kaum gehörig zu bezeichnen wage. Hier ist der ländliche Charakter fast gänzlich verwischt; hier gelten Fleiß, Biederkeit, Einfachheit und reine Sitten nicht mehr, was sie sonst mit Recht galten; hier sind aus Menschen Polypen geworden, die fast nur aus dem Balge bestehen. Durch ein gutes Klima und einen überaus ergiebigen Boden, mehr aber noch durch den leichten Absaz ihrer Produkte unterstüzt, müßte bei uns der Landmann reich werden; allein das wird er nur in sehr seltenen Fällen, da einestheils die Frauen nicht halb so viel arbeiten, als im übrigen Deutschland, anderntheils der Luxus den größten Theil des Erwerbs sogleich wieder verschlingt. Das traurigste dabei ist aber noch dies, daß die Bildung, welche so viele Uebelstände wieder auszugleichen vermag, durchaus keine Fortschritte auf dem Lande macht, woran besonders die schlechten Landschulen Schuld sind, für die wenig oder gar nichts gethan wird, obgleich wir die musterhaftesten Einrichtungen der Art in dem uns angrenzenden Holstein vor Augen haben und die segensreichsten Früchte davon sehen. — Nachdem ich die Schattenseite unserer ländlichen Umgebung gezeigt habe, wird es mir erlaubt seyn, auch die Lichtseite herauszukehren, nämlich die außerordentliche Reinlichkeit, die in unsern Dörfern und an deren Bewohnern mit Freude wahrgenommen wird. Der Contrast zwischen süddeutschen Dörfern und den unsrigen ist außerordentlich groß; ja manche Dörfer beschämen in Hinsicht der Sauberkeit und Ordnung der Wohnungen die kleineren Städte anderer Gegenden. Stets sind die Fenster der Wohnstuben hell polirt; stets erblickt man schöne Blumen in zierlichen Scherben hinter ihnen; stets ist die Aussenseite der Häuser gut erhalten und nicht selten hübsch übertüncht, stets die Landdiehle (Tenne), mit dem zahlreichen Viehstande an beiden Seiten, luftig und aufgeräumt, der das Haus umgebende Küchen- und Obstgarten musterhaft in Ordnung gehalten. Dieselbe Nettigkeit zeigt sich selbst bei der ländlichen Arbeit an den Personen; beschmuzte Gesichter und Kleidungsstücke findet man nur an Bettlern, und auch nur diese gehen im Sommer barfuß. Das Bild gewinnt noch dadurch an Anmuth, daß unsere Landleute helle Farben lieben und eine schneeweiße Schürze selbst der niedrigsten Bauermagd nicht fehlen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. September 1839.

We were as twinn'd lambs, that did frisk i'the sun,
And bleat the one to the other; what we chang'd,
Was innocence for innocence.

Shakespeare.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Der Gedanke hat sich mir so häufig gleichfalls aufgedrängt,“ meinte Emilie, „und die Schuld lag großentheils gewiß an mir. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich als kleines Mädchen äußerst kränklich und in meiner Entwicklung hinter meinem Alter so sehr zurückgeblieben war. Ich war gegen mich und Andere stets voller Eigensinn und tyrannisirte zumal dich, oder zwang dich so gern, wider deine Neigung an meinen Puppen- und Mädchenspielen Theil zu nehmen. Dein Protestiren dagegen half dir alles nichts. Ich mißbrauchte meine natürliche weibliche Uebergewalt und die paar Jahre, die ich etwa älter bin als du.“

„Ja, ja,“ versezte Richard, „es verhält sich damit wirklich so. Allein du mußt nur auch gestehen, daß ich troß mancher bösen Miene immer folgsam und gelehrig war. Ich schmähte, brummte, grollte zwar mitunter, that dir aber bei alle dem den Willen, da ich dich wegen deiner steten Kränklichkeit aufrichtig bemitleidete. Und eine wie wunderbare Veränderung ging alsdann auf einmal mit dir vor! Wie ein verspäteter Frühling, so plözlich, so überkräftig brach deine Gesundheit, die Blüthe deiner Jugend hervor. Und von der Zeit an ward ich stuzig und fremder, oder artiger gegen dich. Du erschienst mir als eine so ganz Andere, daß ich mich in die schnelle Umwandlung nicht finden konnte. Ich erkannte dich kaum mehr für meine Schwester an.“ — „Du böser Mensch!“ fiel ihm Emilie in die Rede, „und gerade von der Zeit schreibt sich doch der Anfang des echt geschwisterlichen Verhältnisses zwischen uns her. Meine Kindheit muß aber mehrere solcher Krisen erlebt haben, und es war mir von jeher sonderbar zu Muthe, wenn ich an die ersten Jahre zurück dachte, in denen ich zur Besinnung kam. Es lag mir darauf wie ein geheimnißvoller Schleier, und es kam mir so vor, als müßte sich damals irgend etwas Bedeutendes mit mir zugetragen haben. Ich war freilich nie im Stande zu ergründen was; es zerfloß mir immer wieder wie in Nebel, wenn ich einmal eine Vorstellung zu erfassen meinte; und unsere Mutter brachte mich später ganz davon ab, indem sie es leugnete und die Ursache dieser Einbildung nur in meiner langen Kränklichkeit finden wollte: meine aufgeregten Nerven hätten es mir vorgegaukelt.“

„So sagte ich, daß es gewesen sey, meine Tochter,“ ließ sich die Stimme der alten Gräfin vernehmen, die, den Geschwistern unbemerkt, so eben in das Zimmer getreten war und die lezten Worte Emiliens mit angehört hatte. „Erst von der Geburt Richards an kam nach

und nach Leben und Bewegung in dein schwächliches Daseyn, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie sehr du über sein erstes Erscheinen stauntest und wie lieb du ihn dann gewannst. Dem Anscheine nach ging es hernach freilich nicht stets so einig zwischen euch her; allein Emilie war doch froh, als sie Richard heranwachsen sah, daß sie einen Spielkameraden an ihm erhielt, und obwohl du, mein Sohn, nicht selten ein wenig neidisch werden mochtest, wenn sie wegen ihrer zarten Gesundheit immer mehr als du beachtet ward, so muß ich dir doch nachrühmen, daß du ihr gern in allen Stücken den Vorrang zugestandst. Nur einmal weiß ich noch wie heute, wie verletzt deine kleine Eitelkeit sich fand, als der seltene Fall eingetreten, daß du unpaß warst und, gleichsam stolz auf deinen Husten, recht gültige Ansprüche zu haben meintest, auch deinerseits bedauert und gepflegt zu werden, anstatt dessen aber, deine sonst so derbe Gesundheit angesehen, damit von Niemand viel beachtet wurdest."

Die Geschwister lächelten einander zärtlich an, wiewohl, nachdem es ausgesprochen war, die so nahe liegende betrübte Beziehung dieser Worte auf die Gegenwart Emilien und der Mutter nicht entging und Beide erschreckte; und um darüber schnell hinwegzukommen, sagte die Erstere: „Bei alle dem muß ich jedoch gestehen, daß Richard immer einen gutmüthigeren und edleren Charakter zu erkennen gab als ich, deren Inneres die wiederkehrende oder erst eintretende Gesundheit ganz gewiß zu ihrem Nachtheile umgestimmt und wilder und eigennütziger gemacht hatte. Bekam ich nämlich einmal Strafe für irgend ein Vergehen, so konntest du vor Mitleiden darüber außer dich gerathen, und weintest und schriest zur Gesellschaft mit. Ich verhielt mich im umgekehrten Falle ganz still und ruhig und suchte mich nur bei Eltern oder Lehrern einzuschmeicheln, damit ich nicht selbst in Ungnade käme."

„Du bist ungerecht gegen dich, liebe Emilie," nahm Richard wieder das Wort; „es war bloß das Männliche und Weibliche, das sich schon frühzeitig in uns zu melden oder zu entwickeln begann, und es konnte gewiß nicht leicht zwei andere Geschwister geben, in denen sich das Geschlecht geistig und moralisch so scharf und bestimmt als in uns gesondert hätte. Du warst von deiner allerersten Jugend an zärtlich und anschmiegend; ich haßte das Küssen wie ein wahres Unheil und vermied es auf das Aengstlichste. Eine Zeitlang konnte ich wie wüthend werden, raubte man mir unversehens einen Kuß." — „Und wir Kurzsichtigen," sagte Emilie, „übertrugen das Vorurtheil, das wir eben aus der Kinderei gegen dich fassen zu dürfen glaubten, unbedenklich auch auf spätere Jahre, und hielten wie alle Andern so lange dich für kalt und theilnahmlos, bis uns einmal wie zufällig die Augen aufgingen und wir erst dann, als dein Charakter sich ausbildete, die Gelegenheit fanden, dein so ernstes und tiefes, wenn auch ein wenig sprödes Gemüth zu erkennen. Ja, die Verschiedenheit zwischen uns ging so weit, daß wir bei unsern Spielen uns schon darum entzweiten, weil du sie mit dem höchsten Ernste behandeltest, ich sie nur leichtsinnig und obenhin ansah. Und es ergab sich dann daraus dein Hauptcharakterzug, deine Beharrlichkeit, so wie bei mir praktischer Sinn und Geistesgegenwart."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Ob Hindous Mulatten seyen! Diese Frage erscheint noch am erträglichsten, wenn die Leute vollends auch nicht wissen, was ein Mulatte ist. Mir fiel aber dabei die naive Frage eines Töchterchens einer meiner Freundinnen ein, das, damals ein zehnjähriges Kind, jetzt ein prächtiges gebildetes Frauenzimmer ist. Die Aeußerung belustigte mich ungemein, weil sie so recht in kindischer Einfalt laut und deutlich die historischen, in der Regel diplomatisch in petto gehaltenen Begriffe so mancher großen Kinder repräsentirte. Einer unserer vornehmen Herrn hatte sich auf die Brücke seines Stadtwagens einen Neger angeschafft; die groteske schwarze Larve mit dem weißen Turban machte der Jugend viel zu schaffen; eines Abends erschöpfte sich das genannte Mädchen in Fragen nach der Herkunft des Schwarzen, seinen physischen und geistigen Verhältnissen, und am Ende fragte sie: „Nicht wahr, Mama, wenn der Mohr stirbt, so kommt er auf den Judenkirchhof?" Wie hier das unschuldige Kind der christlichen Gemeinschaft streng die draußen, die Excommunicirten und die sich selbst Excommunicirenden entgegensetzte und den Neger zu den Juden, oder, wie man will, das auserwählte Volk Gottes zum Schofel der Menschheit warf, so gibt es genug Leser von Reisebeschreibungen und Pfennigmagazinen, welche jeden Volksstamm, der nicht das Patent der sogenannten weißen Haut aufzuweisen hat, geradezu aus dem Adel des Menschengeschlechts hinausverweisen.

Durch die mosaische Urkunde wurde in der christlichen Welt die Vorstellung befestigt, als ob der caucasische, sogenannte schöne Menschenschlag der Urstamm der Menschheit, und alle Völker der Erde, deren Körperbildung von der jenes Stammes mehr oder weniger abweicht, nur Ausartungen und Verzerrungen desselben wären. Der frühern Wissenschaft war es freilich nicht gegeben, die

Erzählung des Moses so zu fassen, wie sie vernünftigerweise allein zu fassen ist, wie sie allein Sinn, Werth und Bedeutung behält, nämlich als einen Bericht über die frühesten Schicksale nur des großen Stammes, dem die Juden mit allen jetzigen Völkern Europas und des vordern und mittlern Asiens angehören. Jezt aber steht dies der erstarkten und allermittelst auch von den Prätensionen der Kirche emancipirten Naturforschung vollkommen frei, und die Naturgeschichte zwingt uns mit hundert Analogien, jener albernen Vorstellung von der Entartung des bei weitem größten Theils des Menschengeschlechts zu entsagen. Aber noch gibt es Anthropologen genug, die daran festhalten, und wie kann man sich wundern, daß die Begriffe des großen Haufens in dieser Beziehung der Wissenschaft so langsam nachrücken, wenn deutsche Naturphilosophen noch jezt mit allem Aufwand ihres wunderlichen Geistes es unternehmen, die Racenbildung von der Erbsünde herzuleiten? Es mag eine ähnliche mystische Theorie gewesen seyn, die in den finstern Köpfen spanischer und portugiesischer Bluthunde zur gräßlichen Praxis wurde, welche ganze Länder entvölkerte, um unter den gebrochenen, armseligen Resten das Reich Gottes zu pflanzen.

Seitdem die Erde dem Europäer ringsum aufgeschlossen und das Völkergemälde in seiner ganzen Breite vor ihm aufgerollt ist, erst seitdem können wir das Problem der eingebornen Verschiedenheit des Menschengeschlechts, der Racenbildung, fest in's Auge fassen, erst seitdem sind die Grundlagen zu einer eigentlichen Naturgeschichte des Menschen gelegt worden. Aber der Gedanke thut weh, daß der Mensch erst dann sich recht kennen lernen sollte, nachdem so viele Völker vom giftigen Anhauch der Weißen verkrüppelt oder ganz vom Boden des Planeten verschwunden sind. Wie der einzelne Mensch auf seinem Lebenswege erst dann einen ernsten Blick rückwärts und vorwärts wirft, wenn ihm die Jahre so manches schöne Gefühl, das Glück so manchen süßen Wahns aus dem Herzen genommen haben, so legt sich die Menschheit die großen Fragen nach ihrer Vergangenheit und Zukunft, nach ihrem Geschicke im Raume und in der Zeit erst jezt recht deutlich vor, wo die alten ausgeprägten Völkergebilde auf so vielen Punkten der Erde entstellt, ihre originellen Züge verwischt und die Nationallaute der Autochthonen an so manchem Strande verstummt sind. Wie aber auch der künftige Lauf der Geschichte immer mehr Völker in die allgemeine Bewegung hineinreißen und sie nivelliren mag, so viel ist gewiß, das Gepräge der Körperbildung wird durch Taufe und Kultur nicht verändert werden. Dieses Gepräge hält die Natur mit der äußersten Beharrlichkeit fest, und wenn es sich überhaupt in der Zeit verändert, so geschieht dies in Perioden, gegen welche der Zeitraum, auf den sich die Menschheit rückwärts besinnt, ein ganz unbedeutendes Moment ist.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Operation mit dem Daguerrotype.

Die vielfältig rege gewordenen Zweifel, ob die Photographie auch Gemeingut werden könne, ob sie nicht technische Kenntnisse und eine manuelle Uebung voraussetze, wie sie dem gewöhnlichen Weltkinde nicht zu Gebote stehen, diese Zweifel sind von Daguerre am 7ten dieses Monats durch eine öffentliche Demonstration seines Verfahrens so ziemlich gehoben worden. Er nahm vor mehr als hundert Personen, gentlemen of the press, Gelehrten, Künstlern, Damen, aus dem zweiten Stockwerk des Palastes auf dem Quai d'Orsay eine Ansicht der Tuilerien und des Louvres auf. — Wir beschreiben die Operation nach den besten Pariser Blättern.

Es war um Mittag. Daguerre nahm eine mit einem Silberblatt überzogene Kupferplatte. Sie wurde mit feingepulvertem Bimsstein und Olivenöl polirt, und erst mit trockener Baumwolle abgewischt, und dann mit in verdünnte Salpetersäure (1 Theil auf 16 Theile Wasser) getauchter Baumwolle überfahren. Dieser Prozeß wurde wiederholt, und dann die Platte auf einem Dreifuß über einer Weingeistlampe erhizt, bis sich das Silber mit einer weißlichten Schichte bezog. Man ließ sie nun rasch auf einer Marmorplatte erkalten, und nahm die Politur mit Bimsstein, Baumwolle und Salpetersäure noch einmal vor. Dieser Theil des Prozesses, auf den nach Daguerres Aeußerung besondere Sorgfalt verwendet werden muß, ist der einzige, der eigentlich manuelles Geschick erfordert. Man muß mit dem Baumwollenbausch zuerst im Kreise, dann der Länge nach reiben, und dabei, wie überhaupt beim ganzen Verfahren, die Platte nicht anhauchen; es entstehen dadurch Flecken, die in der Zeichnung zum Vorschein kommen. Eine gut plattirte Kupferplatte kann hintereinander zu zwanzig bis dreißig Abbildungen dienen; der Ungeübte kann also, wenn er bei der Zubereitung der Platte etwas versehen hat, immer wieder von vorne anfangen und die Platte frisch poliren.

Die so zubereitete Platte wurde mittelst vier kleiner Stangen an ein Brettchen befestigt, und so über die Büchse gestürzt, auf deren Boden sich das Jod befindet. Schon bei zehn bis zwölf Graden verdunstet das Jod hinreichend; es braucht also keiner besondern Erwärmung. In zwanzig Minuten war das Silber hübsch goldgelb überzogen. Diese Operation wurde natürlich im Finstern vorgenommen; man hatte aber ein Loch im Gemach offen gelassen, um den Grad der Färbung beobachten zu können. — Die Platte wurde nun wieder in einen andern Verschlag geschoben und in diesem in die Camera obscura gebracht, worin sie vierzehn Minuten blieb. Jezt mußte sie dem Quecksilberdampf, wieder im Dunkeln, ausgesezt werden, und auch hiezu ist Alles vorbereitet, so daß es keines Calculs irgend einer Art bedarf. Die Platte kommt auf einen Rahmen unter dem günstigen Winkel von 45 Grad zu liegen, eine Weingeistlampe erwärmt das Gefäß mit Quecksilber; sobald das Thermometer außen 60 Grad C. zeigt, löscht man den Weingeist aus, und jezt tritt das Bild nach und nach hervor. Wer in der Nähe stand, konnte

beim Schein einer Kerze und durch ein in den Apparat eingelassenes Glas von Minute zu Minute die Entstehung der Zeichnung beobachten.

Daguerres Versuch gelang auf's Vollkommenste. Troz der Wolken, die jeden Augenblick die Sonne bedeckten, drückte sich das Bild vollständig aus. Die Camera obscura stand auf dem Balcon des Palastes im Angesicht des Pontsroyal, der Tuilerien, der Galerie des Louvre, der Seine bis zum Pontneuf, und diesen Prospekt gab die Platte wieder. — Die Versammlung äußerte laut ihren Beifall; man drängte sich um das Bild und wollte das Abwaschen mit Natronschwefelleber gar nicht abwarten. Endlich kam Daguerre zu dieser nothwendigen Operation, und die Zeichnung wurde nun auf einem Pulte aufgestellt.

Das Bild gleicht noch am ehesten einem mit zarter und sicherer Hand retouchirten Stich in Aquatinta-Manier. Die kräftigen Schatten geben ihm dabei etwas vom Effekt eines Nachtstücks. Aber unbeschreiblich, wie unbegreiflich ist die Ausführung in's Kleinste und Einzelnste. Man sieht die Fensterkreuze im Schloß gegenüber, das Gewebe der Leinwanddächer auf den Flußbädern, man zählt die Pflastersteine auf dem Quai; nur die Bäume erscheinen nicht ganz deutlich.

Folgendes, das man bei dieser Gelegenheit erfährt, ist entscheidend für die Nuzbarkeit des Daguerrotype. Der einzige Handgriff, der einige Fertigkeit und Vorsicht erfordert, die Zurichtung der Platte, kann eine Stunde vor der Aufnahme eines Bildes vorgenommen werden, und die Operation mit dem Quecksilber darf sich eben so lange verzögern. Man kann also über Feld in jeder Behausung operiren, wenn die Punkte, welche man aufnehmen will, nur nicht über eine Stunde Wegs entlegen sind. Man nimmt nur eine oder ein paar präparirte Platten und die Camera obscura an Ort und Stelle, und braucht kein Jod, keinen Merkur, keinen Weingeist mitzunehmen, kurz nichts von dem Apparat, der diejenigen erschreckt, die sich mit dem Daguerrotype nur amüsiren wollen. Jede Dame hat schon, wenn es galt, einen Fleck aus einem guten Kleide herauszubringen, mehr Umstände gemacht, als die Daguerrotypie erfordert, und mancher Elegant würde leichter mit einem Lichtbild als mit dem Knüpfen seiner Cravatte fertig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsezung.)

Die Vierlanden.

Was die Physiognomie anbetrifft, so ist diese in der nächsten Umgebung der Stadt nicht schön zu nennen: breite Backenknochen, große, genußsüchtige Mäuler und nichtssagende graue oder hellblaue Augen sind in der Gesichtsbildung vorherrschend, und wenn diese irgend einen Reiz hat, so verdankt sie ihn der Frische und einer weißen Haut. Wirklich schöne Dienstmädchen, wie man deren doch viele in Hamburg antrifft, liefert uns unser Gebiet nicht, sondern entweder Holstein oder die hannöversche Elbküste, welche leztere sich besonders durch schöne Frauen auszeichnet. Weiter hinein im Lande hört das aber auf, und namentlich im Bremischen und Oldenburgischen stößt man auf die häßliche wendische Physiognomie, mit den breiten, platten Gesichtern und den hervorstehenden Augen. Der Wuchs ist in unserer Gegend im Allgemeinen schlecht; hohe, schlanke Gestalten, wie im Norden, namentlich in Norwegen, das wohl von allen Ländern die schönste Bevölkerung hat, trifft man hier äußerst selten, dagegen fast allgemein kleine, knollig gewachsene, sichtbar zum Fettwerden sich hinneigende Menschen. Eine Ausnahme bilden die sogenannten Vierländer, deren Gebiet Hamburg und Lübeck zugleich angehört. Sie sollen, zur Zeit der Religionskriege unter Philipp II., aus den Niederlanden ausgewandert seyn, und haben nicht nur ihre eigenthümliche hübsche Körperbildung, sondern auch troz ihres beständigen Verkehrs mit der Stadt ihre alten Sitten und Gebräuche, ja selbst ihre Nationalkleidung beibehalten, welch leztere die auffallendste von der Welt ist. Schon oft sah ich den Fremden mit Erstaunen der schmucken, seltsam gekleideten Vierländerin nachsehen, wenn sie mit ihrem kurzen, nur bis zur Kniebiege gehenden weiten Scharlachrock, mit dem offenstehenden, grünen, reich gestickten und mit silbernen Knöpfen verzierten Mieder an ihm vorüberging, auf dem Kopfe einen großen, völlig runden und kopflosen Hut, der wenigstens $1\frac{1}{2}$ Ellen im Umfange hält, und an den bis zum Knie sichtbaren Beinen hellblaue Strümpfe nebst Schuhen mit breiten silbernen Schnallen. Am auffallendsten ist die Müze dieser ländlichen Schönen. Sie hat gänzlich die Façon einer Pechhaube, und nur hinten zwei Flügel von gesteiftem schwarzen, sehr breiten Bande, wovon jede Schleife wenigstens eine halbe Elle lang ist. Die Jungfrauen tragen das Haar hinten in langen, bis zum Knie hinabgehenden Zöpfen, die mit grünem Bande durchflochten und am äußersten Ende zu Knäueln gerollt sind; wird eine von ihnen Frau, so muß sie diese Zöpfe abschneiden, eben so das gefallene Mädchen. Die Vierlanden werden mit Recht die Speisekammer Hamburgs genannt. Es ist fast unglaublich, welche Menge von Gemüsen und Obst auf dem verhältnißmäßig nur kleinen Terrain gebaut wird. Namentlich sind die von dorther zur Stadt kommenden Erdbeeren, die auf unabsehbaren Feldern und Schlägen, gleich dem Getreide, gebaut werden, mit Recht berühmt, und nirgends findet man diese Frucht größer, trefflicher und reichlicher als hier. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß in der Erdbeerenzeit wöchentlich 50 bis 60,000 Pfund davon zur Stadt kommen, denn fast Jeder ißt sie dann täglich mit Zucker und Milch oder mit Wein, und selbst der Aermste darf sich wenigstens einige Male den Genuß gönnen, da das Pfund in der besten Zeit kaum drei bis vier Kreuzer kostet. Außerordentlich hübsch macht es sich, wenn die mit Erbeerkörben hoch beladenen, ziemlich großen Schiffe die majestätische Elbe mit ihrer duftigen Ladung hinabschwimmen; noch reizender sind aber die Blumenschiffe in der Rosenzeit, welche gleichfalls aus den Vierlanden kommen. Der Anblick dieser Blumenmassen hat etwas Feenhaftes, Bezauberndes, und man begreift nicht, wie diese Hunderttausende von Rosen und andern Blumen an einem Tage Käufer finden werden. Allein schon nach wenigen Stunden ist der ganze Vorrath aufgeräumt, denn die Blumenliebhaberei ist unter allen Ständen gleich groß, und weder die Bürgerfrau noch die Köchin kehrt vom Markte zurück, ohne einen duftigen Strauß mit nach Haus zu bringen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. September 1839.

Wen der Schuß getroffen, den traf er gut,
Der aufgehoben und sicher ruht.

J. Ch. v. Zedlitz.

Der junge Jäger.

In die kühle Felsenhöhle
Tritt der junge Jäger ein;
Heiß ist's draußen, um zu schlummern
Legt er still sich auf's Gestein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
Schließt ihm bald die Augen dicht,
Holder Träume lichte Schatten
Wandeln durch sein Angesicht.

In die kühle Felsenhöhle
Tritt ein Mädchen, hoch und schlank,
Sieht den Schläfer, tief erschreckend,
Naht sich hastig seiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
Ruft mit Angst: es ist zu spät!
Macht des Kreuzes schirmend Zeichen
Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildschütz,
Sieht den jungen Jägersmann,
Greift alsbald nach seiner Büchse,
Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
Doch er drängt sie stumm zurück;
Der hat einst auf mich geschossen!
Sagt ihr ernst und streng sein Blick.

„Sieh ihn schlafen!“ spricht sie leise,
„Er ist jetzt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite steht ein Engel;
Fühlst du's nicht in deinem Trutz?“

Als er auflacht, fleht sie innig:
„Sieh, er schläft so ruhig fort —
Laß, bis er erwacht, ihn leben!“
Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintensteine schraubend,
Blickt er auf den Feind so wild;
Lautlos auf die Steine sinkend,
Liegt sie bleich, ein Marmorbild.

„Glaubst du nicht an seinen Engel,
Oder bist du's selbst zumeist?“
Ach, ich bete, seufzt sie weinend,
Daß du nie ein Mörder seyst.

Pulver auf die Pfanne schüttend,
Spricht er finster, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
Ist es nur, daß der's nicht wird!“

Ringsum Stille, durch das Summen
Eines Käfers kaum gestört,
Tief genug, daß man des Schläfers
Leise Athemzüge hört.

Horch, da raschelt's vor der Grotte,
Und ein Hirsch, neugierig, streckt
Seinen Hals hinein zum Eingang,
Springt zurück und flieht erschreckt.

Doch der Schütz, rasch, unwillkührlich,
Sendet seinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut und stürmt von hinnen,
Denn es hallt wie Wetterschlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte,
Fährt der Jäger rasch empor;
Eine Rose sieht er liegen,
Die das Mädchen kaum verlor.

Sie gemahnt ihn an die Jungfrau,
Die an ihm vorüberflog,
Eine Thräne stolz zerdrückend,
Als er jüngst den Wald durchzog.

Eine Rose, weiß, wie diese,
Trug sie ja vor ihrer Brust.
„Sey mir Zeichen ihrer Liebe!“
Ruft er aus in kecker Lust.

Da ertönt's wie Todesröcheln,
Und er trifft mit stiller Wuth,
Den an seiner Statt des Schützen
Kugel traf, den Hirsch im Blut.

„Frevler, damals wollt' ich fehlen,
Denn das Herz erstarrte mir!
Doch, ertapp' ich jezt dich wieder,
Sollst du stürzen wie dies Thier!“

Auf den Hut die Rose steckend,
Schwur er's und verschwand im Wald.
Sagt mir, was der Schuß bedeutet,
Der von dort herüber hallt?

Fr. Hebbel.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

„Der Mangel an Geistesgegenwart in mir,“ fuhr Richard fort, „meine Schwerfälligkeit thaten sich allerdings schon von früh an in den geringsten Dingen dar, und ich konnte mich z. B. wohl fünf Minuten lang um eine Sache, die ich holen sollte, drehen, ohne daß ich sie zu finden oder anzufassen wußte, derweil dir nichts entging, du Alles sahst und jeden Wink verstandest. In unserem Verhältnisse zu einander war das wunderlichste Gemisch von unwillkührlicher oder angeborener Zuneigung und hinwieder einer Abneigung, die man fast hätte willkührlich nennen mögen, und die gewissermaßen dann erst recht zum Ausbruch kam, als die Eltern unseres armen Freundes unsere Nachbarn und wir drei Spielgenossen wurden. Die natürliche Heiterkeit eurer Temperamente führte euch Beide sogleich zusammen, und ihr verstandet, vertrugt und liebtet euch. Ich hingegen isolirte mich und schloß mich von euch aus, je herzlicher euer Verhältniß zu werden schien, bis die Jünglingsjahre uns von unsern Familien trennten. Ich ward zuerst in die auswärtige Bildungsanstalt gethan; der soviel ältere Sturm kam jedoch sogleich als Kornet zu seinem Regimente, und einige Jahre darauf überraschte es mich natürlich nicht, als er Offizier geworden war, daß ich in der Ferne die Nachricht von eurer Verlobung erhielt. Die Eltern erachteten wohl eure gegenseitige Anhänglichkeit für ernster, als sie war, und ihr hattet Beide nichts dawider, in ihre Absichten einzugehen. Nur erst von der Zeit an gingen mir Verblendeten die Augen über das, was ich an dir besitzen können, auf, und ließ ich es mir also bei allen Gelegenheiten recht angelegen seyn, dein theures Herz zu erobern. Ich verdiente es vielleicht gar nicht, daß ich im Verlaufe der Zeit damit so glücklich war.“

So sprachen die Drei noch eine Weile untereinander fort und fühlten die Geschwister immer mehr, wie unentbehrlich sie sich gegenseitig seyen. Sie waren unendlich glücklich in der Gegenwart, die alle ihre Wünsche befriedigte, und doch gefaßt darauf, schon in dem nächsten Augenblicke das Unvermeidliche eintreten zu sehen, an das sie bei alledem nicht denken mochten. Am Abende dieses Tages waren sie aber besonders heiter und sprach Richard mit Rührung von dem nahen Weihnachtsfeste, während Emilie, von einem Schirme geborgen, an einer Arbeit für ihn dazu thätig war. Die Nacht kam, die Mutter verließ sie, und Richard und Emilie schliefen in einem Zimmer, nur von einer spanischen Wand geschieden, damit Richard in seiner Krankheit im Nothfall eine treue Pflege in der Nähe hätte. Sie gingen zur Ruhe.

Mitten in der Nacht wachten sie beide auf und hörten gegenseitig, daß sie nicht schlummerten. Sie

sprachen dann wieder eine Weile miteinander und gedachten ihrer Kindheit, in der sie auch in einem Zimmer schliefen und eine so reine Freude an der Weihnachtszeit hatten, und zuletzt sagte Richard zu Emilien: „Nun wollen wir jedoch sehen, ob wir noch eine Stunde schlafen können; es ist noch so früh." Sie schliefen alsbald von Neuem ein, und als Emilie am Morgen sich ermunterte, war es bereits heller Tag. Dessen ungeachtet herrschte eine so eigene Stille in dem Zimmer und war Richard noch nicht erwacht. Sie dachte, er hat einen sanften Schlaf, und regte sich nicht. Sie wartete lange ehe sie aufstand. Endlich that sie es. Sie erhob sich langsam und leise von ihrem Lager, um ihn nicht zu stören. Sie schlich auf den Zehen zu seinem Bette, um zuzusehen, ob er noch schlummere. Sie schob die Gardinen seines Bettes zurück. Er schlief wirklich noch. Jedoch machte der Ernst seiner Züge sie betroffen. Sie lieh das Ohr. Sie hörte ihn nicht athmen, sie fühlte seine Wange an, sie war kalt. Sie rief: „Bruder, lieber Bruder!" Sie erhielt keine Antwort; er regte sich nicht. Sie berührte seinen Mund mit dem ihrigen; es war kein Hauch mehr von ihm fühlbar. Ihre Hände erfaßten krampfhaft Richards Hände; sie schüttelte sie in Verzweiflung. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie versuchten wiederholt vergebens, das Entsetzliche zu fassen; am Ende gelang es ihnen denn. Ihr Mund öffnete sich, es auszusprechen, er fand keine Worte. Sie schrie laut auf und stürzte zu Boden. Die unglückliche Mutter kam dazu und stand ihr bei, sich wieder zu erholen. Sie ertrug das Unvermeidliche mit Ergebung: Richard war am Schlagflusse verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der Grundformen, in welche das Geschlecht zerfällt, der Racen, ist uns noch immer ein unauflösliches Räthsel. Nur das negative Resultat ist gewonnen, daß sich aus allen wirklichen und denkbaren Einflüssen der Klimate, wie sie jezt rings um die Erde herrschen, die Racenbildung schlechterdings nicht erklärt. Die Racen sind keineswegs, auch nur annähernd und im Großen, auf gewisse Zonen verwiesen. Mit Ausnahme des Negers sind alle, der Caucasier, der Mongole, der Amerikaner, über alle Climate vertheilt. Der eigentliche Hindou ist nun aber nichts als der Repräsentant der caucasischen, der weißen, schönen Race, wenn sie einmal so heißen soll, im heißen Erdstrich. Seine Bildung weicht lediglich in keinem wesentlichen Momente von der europäischer und vorderasiatischer Vöker ab, und der Mongole, der Neger stehen ihm so schroff gegenüber, als nur immer dem lebenden Modell deutscher Maler und Bildhauer. — Die Textur und Aussonderung der Haut sind ein wichtiger Punkt bei der Racenunterscheidung, und auch darin kommen die Hindous mit uns überein; ein desto gleichgültigeres und schwankenderes Merkmal ist dagegen die Färbung der Haut. Wie der Sonnenstrahl tingirt, das sehen wir alle an der chromatischen Scale, welche die verschiedenen Völker Europas, und wieder in jedem Volk die verschiedenen Stände, ja an jedem Einzelnen die Körpertheile durchlaufen, je nachdem sie gewöhnlich bedeckt sind oder nicht.

Gerade die große Verschiedenheit in der Hautfarbe ist ein Hauptcharakter der mittelasiatisch-europäischen Race, während die andern Racen viel gleichförmiger schattirt sind. Auch die Bewohner der großen vorderindischen Halbinsel zeigen große Mannigfaltigkeit des Colorits, je nach der Breite und der Höhe über dem Meere, ja nach den Kasten; aber selbst bei den Bewohnern der nördlichsten Gebirge des Landes hellt sich doch der Ton nie zur Weiße der germanischen Haut auf. Ein bestimmtes, festes Kolorit gehört nun aber zu den unterscheidenden Nationalmerkmalen im Kreise derselben Race, Unterschiede, die so zäh und in ihrem Ursprung so unerklärlich sind als die Racenbildung selbst. — Man denke an die Zigeuner. Es kann kein Zweifel darüber seyn, daß dieses seltsame Volk ein indischer Stamm ist, und die Musik der Begleiter der Bajaderen erinnert in ihrem ganzen Styl sogleich an den unheimlichen Charivari aufspielender Zigeuner. Diese Menschen haben nun aber unter uns in vier Jahrhunderten, neben ihren sonstigen Nationalzügen, auch ihre eigenthümliche Hautfarbe vollkommen beibehalten. Ihre Mädchen, wenn sie hübsch waren, hatten, wenigstens früher, einen ganz besondern Reiz für die vornehmen Leichtsinnigen, und sie wurden von diesen nicht selten ihrer herumschweifenden Lebensweise entzogen; aber die weichlichste Zigeunerschöne war, besonders an den bedeckten Körpertheilen, immer noch dunkler als das jeder Witterung ausgesetzte Weib des südeuropäischen Landmanns. Umgekehrt, am Ganges, verwelken allerdings die Lilien und Rosen im Angesicht der Engländerin; aber ihre Nachkommenschaft geht deßhalb der Erbschaft dieser Güter niemals verlustig.

Man nennt die caucasische Race die schöne: auch dem Ungebildetsten, wenn er etwa gute, unkolorirte Bilder von Hindous betrachtet, muß der Augenschein sagen, daß dieselben an der relativen Schönheit, welche bei jener Racenbezeichnung gemeint ist, in allen Stücken so gut participiren als Deutsche, Franzosen, Türken, Araber, Perser u. s. w. Dieselbe Race nennt man aber, ungeschickt genug, auch die weiße, und tritt einem

nun im Leben oder im Bilde eine edle, aber wie aus Bronce gegossene Gestalt entgegen, so regen sich gleich Bedenklichkeiten, ob es auch so recht ein Mensch sey wie wir. Zu Shakespeares Zeit nahm es die Wissenschaft mit der Unterscheidung der Varietäten des Menschengeschlechts noch nicht so genau, und der Unterricht befaßte sich gar nicht damit. Dem Dichter war es wohl zu verzeihen, wenn er in der italiänischen Novelle, die ihm den Stoff zu seinem Othello gab, einen wesentlichen Punkt mißverstand, wenn er den großherzigen Mauren, den Sprößling des edlen arabischen Stammes, zum Neger machte, zu einem „thing, to fear, not to delight." Man sollte meinen, die allgemeine Bildung habe seitdem keinen Schritt gemacht, wenn man sieht, was es für Leute sind, denen man immer wieder sagen muß, daß z. B. der Beduine deßhalb, weil er fast so schwarz ist als sein krausköpfiger Nachbar in der Sahara, so wenig ein Aethiopier ist als der rossigste germanische Jüngling im Milchbart; wenn man hört, wie das belesene Deutschland bei jeder etwas fremdartig dunkeln Larve, selbst wenn sie, wie die Bajaderen, ihr Ursprungszeugniß mit sich bringt, aus der Rumpelkammer der Begriffe sogleich gens de couleur, Mulatten, Menschenfresser oder etwas noch Schlimmeres hervorholt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Vierlanden. Der Deich.

Die Cultur der Früchte und Blumen, Gemüse, des Geflügels u. s. w. hat wohl in den Vierlanden die größte Höhe erreicht. Nicht nur ist alles hier vortrefflich, es wird auch so früh erzielt, wie an keinem andern Orte in Deutschland. So bringt man schon gegen die Mitte des Mai in einigermaßen günstigen Jahren frische junge Erbsen, Blumenkohl und Gurken, Mitte Junis aber sehr wohlschmeckende neue Kartoffeln zur Stadt, wo freilich diese Erstlinge theuer bezahlt werden. Die Maikirsche, die schönste, größte und schmackhafteste von allen — man kennt sie fast im übrigen Deutschland nicht — wird in unglaublicher Menge in den Vierlanden und auf den Elbinseln gezogen und ist so vortrefflich, daß sie fast die Traube ersezt, mit der sie im Geschmack die meiste Aehnlichkeit hat. Auch gutes Stein- und Kernobst, Pfirsiche, Aprikosen u. s. w., ja selbst in neuerer Zeit die frühen Weinsorten, werden in hinreichender Menge von den Vierländern gezogen, und nicht selten sah ich den Süddeutschen, der Armuth an gutem Obste bei uns, unserer nördlichen Lage wegen, voraussezte, sowohl durch die Fülle, als Vortrefflichkeit desselben überrascht. In Hinsicht des Gemüsebaus übertreffen wir alle andern Gegenden Deutschlands und haben z. B. von der Mitte des Mai bis Ende Oktobers alle Tage frische Schooten auf dem Markte. Dies Alles verdanken wir dem fleißigen, industriösen und gelehrigen Vierländer, der unaufhörlich darauf sinnt, von seiner Scholle immer größern Gewinn zu ziehen, und der stets bereit ist, neue Versuche, sowohl in Hinsicht der Cultur, als der verschiedenen Sorten des Obstes und Gemüses, zu machen. Sieht er Neues und Seltenes in den Gärten der Reichen — und daran kann es bei unserm Verkehr mit der ganzen bekannten Erde nicht fehlen — so ruht er nicht, bis er sich einige Saamenkörnchen davon verschafft hat, und bringt das auf diese Weise Erzielte bald zu Markte. Die Industrie dieser fleißigen und gescheidten Landleute geht so weit, daß sie ihr treffliches Obst nicht nur nach England und Schottland bringen, sondern sogar, vermittelst der Dampfschiffe, den Markt von St. Petersburg mit Kirschen versehen. — Unter den Bewohnern der Vorstädte Hamburgs zeichnen sich die des sogenannten Deichs — die Dämme zum Schutze gegen das Wasser werden hier Deiche genannt — vor allen andern aus. Sie sind eine Art von Sachsenhäusern und stehen, wohl nicht ganz mit Unrecht, wegen ihrer Massivität bei den Städtern im Verrufe. Indeß muß man diese kräftigen, ehrlichen, fleißigen und geraden Menschen bei näherer Bekanntschaft bald lieb gewinnen. Es ist ein Sprichwort unter ihnen: „auf dem Deiche stiehlt man nicht!" und ich, der ich fast zehn Jahre in ihrer Mitte lebte, habe dies wahr gefunden. Der Deicher ist von Natur außerordentlich stolz, und eben dies bewahrt ihn vor dem niedrigen Laster des Stehlens. Er soll, als man ihm zum nächtlichen Schutze Nachtwächter gab, dies sehr übel genommen und die Wächter in die Elbe spedirt haben, unter dem Vorgeben: „auf dem Deiche werde nicht gestohlen." Die Deicher sind ein munterer, kräftiger, aber auch zu Händeln aufgelegter Menschenschlag, der, wenn er einmal gereizt wird, leicht alle Mäßigung vergißt. So hoben diese Leute, als sie vor einigen Jahren wegen der Thorsperre mit den Vätern der Stadt nicht zufrieden waren, die schweren eisernen Thorflügel ohne weiteres aus und gaben sie erst nach abgeschlossener Convention, die ihnen gewisse Erleichterungen zusicherte, wieder zurück. Was Furcht heißt, kennen sie nicht, und an schwere Arbeiten sind sie so gewöhnt, daß sie selbst an Sonn- und Festtagen mit sichtbarem Vergnügen in ihren Häusern arbeiten, die wirklich musterhaft nett, wohnlich und reinlich sind. Die meisten Deicher sind bei den hier angesiedelten großen Holzhändlern oder beim Schiffbau beschäftigt und verdienen wöchentlich ihre vier bis fünf, ja mehr Thaler. Schon dies würde ihnen eine genügende Existenz sichern; allein auch die Frauen beschäftigen sich fast ohne Ausnahme mit der Wäscherei, da an der rechten Seite des Deichs sehr große Wiesen liegen, die sämmtlich zu Bleichen benuzt werden. Hier ist es, wo alles das, was in der Woche über in der Stadt beschmuzt wurde, wieder gereinigt, sauber und glänzend dahin zurückgebracht wird. Unsere Wäsche ist im Auslande berühmt und verdient es zu seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß in Wirthschaften, wo Mann und Frau ansehnlich verdienen, Wohlstand herrschen muß, und in der That ist dem im Allgemeinen so. Es ist etwas überaus Erfreuliches, wenn man in diese netten Häuser tritt, in denen Alles die höchste Ordnung und Sauberkeit athmet, und worin ein Häuflein hübscher, rothwangiger, gut gekleideter Kinder seine muntern Spiele treibt, wo selbst der Haushund Zeugniß dafür ablegt, daß Alles wohl genährt werde. Wo man es anders findet, da sind die Laster des Spiels und des Trunks daran Schuld, welche leider auch hier zu finden sind. Der Branntwein und das leidige Silentiumspiel, eine Kartenlotterie, haben schon manches Familienglück untergraben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. September 1839.

— Ein Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten; keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.

Schiller.

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Fortsetzung.)

Am Weihnachtstage, für den Emilie zuvor das Geschenk genäht, nähte sie nun Richards Sterbekleid, und wegen ihres unersetzlichen Verlustes tröstete sie nur die freundliche Vorstellung, wie viel schöner, nachdem er in jene Welt hinübergeschlummert, sein Erwachen dort oben als hienieden müsse geworden seyn. Aber von dem Tage an wachte sie nun ihr ganzes Leben lang alle Morgen in der vierten Stunde, da Richard gestorben seyn mußte, wie von einer furchtbaren Stimme gerufen, auf und erlebte die ernstesten Augenblicke ihres Daseyns. — Am zweiten Feiertage ward der Gestorbene, nach seinem Willen, nicht in der Familiengruft beigesezt, sondern auf dem Dorfkirchhofe begraben, wo jezt ein grüner Rasenhügel, mit Epheu bedeckt, sich über seiner Ruhestätte erhebt und ein kleiner, angelehnter Denkstein seinen Namen nennt.

Die Glocken läuteten und Emilie empfand zum ersten Male, daß sie uns doch anders als sonst klingen, wenn sie einem gestorbenen Geliebten gelten. Tiefer Schnee lag auf der Erde. Es war in der ersten Frühe. Der einfache Sarg ward über den Schloßhof zu Grabe getragen. Es war Alles still, die Schritte der Träger schallten nicht wieder; der Himmel duftete und dampfte vor Frost, es war alles kalt, und warm allein die Thränen der Hinterbliebenen, die sie weinten, als sie mit den Dorfleuten und Dienern den Geliebten zur Ruhe brachten.

Für Emilien war es zugleich ihre ganze Jugend, die sie zu Grabe geleitete. Sie fühlte jezt: sie war vorbei, sein Verlust hatte sie der Fesseln der Erde entledigt. Sie war frei, und, jeden Augenblick bereit, wenn es seyn solle, das Leben hinzuwerfen, blieb sie doch, so lange es Gott gefalle, gern und ruhig darin, da sie nunmehr überzeugt war, es währe dort fort, sie müsse unsterblich seyn. An Richards Grabe hatte sie in der ersten Zeit keine Thränen mehr, denn der Schmerz hatte sie stumpf gemacht. Allein sie trug dennoch die Schuld der Erde ab, und als die Vorstellung sie erst überkam, wenn sie neben seiner kleinen Wohnung stand, daß er ihr so nahe sey, daß er nur ein paar Ellen unter ihr ruhe, daß das, was von ihm übrig, von seiner edlen Seele nicht mehr belebt werde, wenn sie dessen gedachte, was er gelitten hatte, und daß er ohne Abschied von ihr geschieden sey, kam ein ungeheurer Schmerz und die Trostlosigkeit der Verzweiflung über sie, daß er nun vielleicht auf ewig für sie verloren sey. Erinnerte sie sich dann dessen, was

sie mit ihrem verstorbenen Freunde vordem besprach, so wendete sie sich fortan jedesmal, sobald sie, des Geschehenen uneingedenk, dieser alten, lieben Gewohnheit wieder huldigen wollte, bei dem Gedanken seines Todes mit Abscheu von all den Dingen ab, die sie sonst nur seinethalb, wie sie jezt erkannte, gefreut und ferner keinen Reiz mehr für sie hatten. Sonst hatte sie in vielen Stimmungen wohl Geisterfurcht gehabt; jezt war dieselbe mit einem Male wie weggehaucht und sie verweilte in der Finsterniß nun gern allein, da sie mit den Geistern durch ihn befreundet geworden war.

Sie stand dessen ungeachtet Jahrelang mit treuer Sorgfalt und Pflege ihrer Mutter in ihrem Schmerze bei, bis dieselbe auch aus diesem Leben schied, und war dann ganz allein in der weiten Welt, in der sie, je älter sie ward, immer mehr die Erfahrung machte, daß, wer Gott finden will, sich selbst verlieren müsse.

Nach dem Tode ihrer Mutter sollte sie indeß noch eine große Ueberraschung und Erschütterung erleben, indem die Gräfin ihr einen in der lezten Zeit an sie geschriebenen Brief hinterlassen hatte, der die wichtige Eröffnung enthielt, daß Emilie nicht ihre und ihres Mannes Tochter, sondern ein von ihnen angenommenes Kind ihrer Schwester sey, das sie, einem ihr auf ihrem Todenbette abgelegten Versprechen gemäß, als ihr eigenes zu erziehen, sich verpflichtet gefühlt hätten. Die Mutter sagte ihr ferner: sie und ihr Gatte hätten von früh an beabsichtigt, dies Versprechen in der Art zu erfüllen, daß sie Emilien und Richard für einander bestimmt gehabt. Indessen wäre späterhin die Abneigung, die sich zwischen ihnen kund gegeben, Ursache geworden, daß sie auf diesen Plan verzichtet und dafür die Neigung begünstigt und gutgeheißen hätten, die sie mit dem jungen Baron Sturm verbinden wollen, und sie hätten sich also Beide entschlossen gehabt, ihr das Geheimniß ihrer Geburt nie zu verrathen, sondern sie und Richard immer in dem Wahne zu lassen, daß sie leibliche Geschwister wären, um auf diese Weise ihre Eintracht zu sichern und sie vor gegenseitiger Entfremdung zu bewahren. „Ueber deine früheste Jugend," besagte der unvollendet gebliebene Brief, als er zu Ende ging, „muß ich dir hiemit noch eine wunderbare Mittheilung machen. Deine Mutter —" An eben dieser Stelle aber brachen die Schriftzüge plötzlich ab, so daß Emilie sich darein ergeben mußte, dieses Geheimniß nie ergründen oder entschleiern zu können. Wie sie auch immer ihr Gedächtniß anstrengte, ihr vielleicht zu Hülfe zu kommen, es blieb umsonst und sie vermochte die schon oben erwähnten dunklen Erinnerungen mit keiner bestimmten Gestalt und Färbung zu beleben. Nur fiel ihr in den Papieren ihrer Mutter einige Zeit darauf ein altes Zeitungsblatt in die Hände, das den nachstehenden Artikel enthielt, dessen Durchlesung sie tief ergriff, ihr aber, wie oft auch wiederholt, niemals die Gewißheit gewähren konnte, daß er etwa in nächster Beziehung zu ihrem eigenen Schicksal stehe.

(Schluß folgt.)

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Ja, eine Minute nach dem Aufrollen des Vorhangs, als eben die armen braunen Weiber ihren Salam machten, richteten sich an mich aus einem schönen Munde

So äthiop'sche Worte, schwärzern Sinns,
Als wie sie aussehn,

daß ich erschrack und meine ganze Erwiderung in einem verlegenen Nicken und in einem Lächeln bestand, das sich albern genug ausgenommen haben mag. Die Dame hinter ihrer Lorgnette meinte: „Die Bajaderen machen mir fast den Effekt von Affen; finden Sie dies nicht auch?" Bei dieser Blasphemie gegen die Majestät der Menschheit stand ich da wie ein loyaler Hofrath, der zu einer hochverrätherischen Floskel, die er in Gesellschaft hören muß, ein sauersüßes Gesicht schneidet. Leider ist dieser den Menschen erniedrigende Vergleich nicht immer so gar weit hergeholt; aber die Gestalten, welche unheimlich an die thierische Karrikatur unserer Körperbildung mahnen — ihr braucht sie nicht weit weg, in den Südspitzen der Continente oder hoch oben auf dem Eis des Nordpols zu suchen; sie sind überall, sie sind unter uns, sie blöcken die Zähne am Theetisch und grimassiren hinter Operngläsern und aus Federhüten hervor. Ein Hindou und ein Affe! Hat sich irgendwo, von jeher das Ebenbild Gottes in edlerem, ruhigerem Ebenmaß ausgeprägt, als unter dem Volke, das sich hier in ein paar, von europäischer Habsucht losgerissenen Gliedern unserer Schaulust darbietet? Und woher kommt der blonden Europäerin der Gedanke, mit dem sie ihrer selbst spottet, ohne zu wissen wie? Von dem Bischen Tusche, womit die Natür unter dem Wendekreis des Krebses ihr Meisterstück schattirt.

Mustert diese Weiber, die ihr so tief unter euch stellt! Vor Allem beschäftigen den Beobachter Augbraunen und Augen, so großartig, keck und sicher gezeichnet. Wenn die alten Egyptierinnen solche Augen hatten, so sollte man meinen, die Art, wie die Zeichner dieses Volks das Auge behandelten, sey nicht naive Stümperei

gewesen, sondern Scheu, den in sanftem Feuer strahlenden Juwel des Angesichts zu beeinträchtigen. Auf den egyptischen Malereien sind nämlich die Figuren fast durchgängig im Profil gezeichnet, und dabei ist doch die ganze Ellipse des Auges, gewaltig groß, mit dem Stern in der Mitte angegeben und durch einen schwarzen Rahmen noch mehr gehoben. — Diese Augen beherrschen auch das Gesicht: es ist nicht eben schön nach unsern Begriffen, aber keine Spur von widriger Verzerrung darin und der ganze Ausdruck so rührend sanft durch die prächtigen und doch so ruhigen Augen. Schwarzes, schlichtes Haar, so lang und reich, als es sich die kokette Spanierin nur wünschen mag; vollkommenes Ebenmaß im schlanken, biegsamen Körper, nirgends ein Bruch oder eine Ecke in den Umrissen, die weich in einander verfließen bis hinaus zur niedlichsten Hand und dem zierlichsten Fuß.

Ist all dies nichts? kann man all dies ignoriren über dem Bischen Pigment, in das Netz der Haut von derselben Sonne niedergeschlagen, welche die Palmfrucht reift, das Gefieder des Vogels in die brennendsten Farben taucht und die Flügeldecken des Insekts mit Brillanten bestreut? Und betrachtet, betastet diese sammtweiche, im Reflex goldig glänzende Haut, und fühlt es, wie kindisch der Stolz des Europäers ist, wenn er sich wegen der weißen Wäsche, welche ihm die Natur gegeben, vorweg für den Gentleman unter den Völkern hält. Und wäre es darum, wenn er sie reinlich halten könnte. Aber sie schmuzt gewaltig, schon wenn er zu Hause bleibt, und zieht er fort unter den lothrechtern Strahl der Sonne, so färbt sie sich gleich so fatal wie das Hemd der Königin Isabelle, und er spricht dann von seiner weißen Haut, wie der Schmid am Samstag von seinem Weißzeug.

Zu den bisher genannten Umständen, welche die Bajaderen besonders dem schönen Geschlechte so übel empfahlen, kommt noch einer, nämlich das gute Aussehen, die Stattlichkeit ihrer Begleiter. Die drei Männer sind nach unserem Maßstabe hübscher als die Weiber, jedenfalls aber ihre Gesichter ausdrucksvoller. Diese Beobachtung mußte Jedermann machen, die Wenigsten aber bedachten, daß das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern auf dem größten Theile der Erde ein ganz anderes ist und von jeher war, als in unserer galanten, handküssenden Welt.

Beinahe überall, wo das Weib in physischer und moralischer Erniedrigung lebt, steht es dem bedeutend ansehnlicheren, wohlgebildeteren, ausgeprägteren Manne gebeugt, unscheinbar gegenüber. Dies geht so weit, daß es sehr zahlreichen Völkern, namentlich vielen der rohesten, gar nicht in den Sinn kommen könnte, das schwächere, zärtere Geschlecht zugleich als das **schöne** zu bezeichnen, da der Augenschein so ganz dawider ist. Aber auch bei Nationen, wo beide Geschlechter im Durchschnitt sehr wohlgebildet sind, wo aber der Mann tyrannisch herrscht und das Joch der Sitte und des Gesetzes auf dem Weibe liegt, also just bei den großen caucasischen Völkerfamilien der Araber, Perser, Hindous, steht das Weib für ein europäisches Aug meist unbedeutend und reizlos neben dem Manne, und dies rührt hauptsächlich vom physiognomischen Ausdruck beider her.

Geistiges Leben, wenn es auch nicht immer gerade verschönert, prägt die Züge mehr aus und veredelt sie, indem es sie individualisirt. Es ist daher eine allgemeine Beobachtung, daß bei einem Volke der nationelle Gesichtsausdruck desto mehr den individuellen überwiegt, je tiefer es auf der Leiter der Kultur steht oder wieder hinabgesunken ist; je roher und geistig unbewegter die Menschen, desto mehr sehen sie einander ähnlich, desto auffallender tragen sie ihr Nationalgepräge zur Schau. Bekanntlich sind bei den allerversunkensten Stämmen, in schauerlicher Analogie mit der Thierwelt, sogar die beiden Geschlechter physiognomisch kaum zu unterscheiden, weil der Geistesfunken in beiden gleich nothdürftig fortglimmt. Aber bei den meisten barbarischen Völkern, unter denen einiges geistige Leben herrscht, steht in dieser Beziehung das Weib weit unter dem Manne, und die geistlose nationelle Aehnlichkeit unter den Individuen tritt daher beim weiblichen Geschlecht ungleich stärker hervor als beim männlichen. Bei Völkern, wie die Eingeborenen Nordamerikas oder mancher Südseeinseln, sind die Männer außer allem Vergleich innerlich bewegter, und selbst der Ausdruck der schlimmsten Leidenschaften in ihren Gesichtern berührt uns nicht so unangenehm als bei den Weibern der einförmig wiederholte, sanftere, stumpfere Typus der Nationalbildung, in dem sie, ihren Tyrannen gegenüber, wie unreif, unfertig erscheinen. An den Osagen, die vor einigen Jahren Europa durchzogen, ließ sich dies sehr gut beobachten. Aber dieses Verhältniß zwischen den Geschlechtern ist auch bei Nationen von alter Kultur, wo das Weib unter dem Druck lebt, merkbar genug; es läßt sich selbst in die europäischen Völker herein verfolgen, und die Spuren davon sind sogar bei den kultivirtesten unter ihren niedrigen Ständen nicht ganz verwischt. Alle Reisende im Orient stimmen darin überein, daß die Weiber im Allgemeinen eine Starrheit der Bildung zeigen, welche bei den gefälligsten Formen den Europäer entzaubert, daß sie der Seele und jenes geistigen Reizes entbehren, den wir, wenigstens auf die Länge, so ungern vermissen, wogegen die Männer überall, wenn auch nicht angenehm, durch die mannigfachen Züge beschäftigen, wie sie die Affekte in's Gesicht schreiben. Und eben

hierin liegt es, daß die männlichen Begleiter der Bajaderen bedeutender, interessanter erscheinen als sie selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Ausstellungen. Telegraph. Wettrennen. Ditmarschen.

Auch in diesem Jahre, wie bereits in mehreren frühern, hat eine Kunst-, Gewerbe- und Blumenausstellung statt gefunden. Die erstere täuschte manche Erwartung, da nur sehr wenig Bedeutendes, des Mittelmäßigen viel und des Schlechten noch mehr zur Anschauung gebracht worden war. Wer je irgend Bedeutendes gesehen hatte, verließ die bunt geschmückten Räume gewiß unbefriedigt. Bessere Resultate gab die Gewerbeausstellung, und mancher Fortschritt machte sich auf erfreuliche Weise bemerkbar. Das Reizendste, was man aber sehen kann, ist allemal die mehrere Male im Jahre stattfindende Blumenausstellung. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, die holden Kinder der Flora aller Zonen in den schönsten Exemplaren und mit Kunstsinn und Geschmack geordnet, beisammen zu sehen, und wir wissen dem Inspektor unseres botanischen Gartens, Ohlendorff, der ein wackerer, strebsamer Mann ist, dem diese Anstalt viel verdankt, so wie den berühmten Blumen- und Saamenhändlern, den Gebrüdern Booth, aufrichtigen Dank dafür, daß sie diese Anstalt in's Leben riefen. Unsere Handelsgärtner finden nicht allein dadurch Gelegenheit, sich bekannt zu machen, sondern auch andern Blumenliebhabern wird die Freude gewährt, die schönen und seltenen Erzeugnisse ihrer Glashäuser einem größern Publikum vor die Augen zu führen; denn Blumen sind da, um gesehen zu werden, und wer zeigte die seinigen nicht gern? Außer diesen werden, zu gelegenen Zeiten, auch schöne Früchte ausgestellt, und es kommen wahrhafte Prachtexemplare von Trauben, Melonen, Pfirsichen u. s. w. zur Anschauung. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch bemerken, daß unser botanischer Garten unter Ohlendorffs Aufsicht der Stadt immer mehr zur Zierde gereicht und der Wissenschaft mit jedem Jahre förderlicher wird. Wer nach Hamburg kommt, versäume nicht, dieses interessante Institut, so wie die großartigen Anstalten der Gebrüder Booth in Flottbeck, hinter Altona, zu besuchen, welche leztere wohl kaum auf dem ganzen Continente Nebenbuhlerinnen haben dürften.

Was unser literarisches Treiben anbelangt, so läßt sich noch immer nicht viel darüber sagen. Zeitschriften kommen und vergehen alljährlich, wie die Blätter unserer Bäume. Gutzkows „Telegraph" nahm einen tüchtigen Aufschwung und schien uns zu verheißen, was uns seither noch immer fehlte: eine gediegene belletristische Zeitschrift. Allein der Herausgeber ist seit Monden schon von uns entfernt und scheint sich andern Bestrebungen mit einem solchen Eifer hinzugeben, daß wir fürchten müssen, er werde sich, um ihnen genügen zu können, seiner Zeitschrift gänzlich entziehen.

Das Pferdewettrennen in dem nur eine kleine Stunde von Hamburg entfernten holsteinischen Dorfe Wandsbeck hat auch in diesem Jahre wieder statt gefunden. Schon früher liefen große und gerechte Klagen über dasselbe ein, indem dabei heimlich Hazardspiele getrieben wurden, die manchen jungen Mann, und wohl auch reifere Männer in's Unglück stürzten. Es verlautete sogar, das Unwesen solle gerichtlich untersucht und die Begünstiger desselben zur verdienten Strafe gezogen werden. Statt dessen hat aber die benachbarte Regierung es sanctionirt, und gegen die Erlegung eines Spielpachts von 1000 Species — etwa 1600 Thaler preußisch — ist es erlaubt worden, während der Zeit des Pferderennens eine Spielbank in Wandsbeck zu etabliren. Wie viele tausend Species mag diese Erlaubniß wohl Hamburg in diesem Jahre gekostet, wie manches Familienglück untergraben haben? — Die Pferdewettrennen sollen, wie behauptet wird, dazu dienen, die Pferdezucht zu heben, die Racen zu veredeln. Indeß werden diese edlen, bisher so nothwendigen Thiere, durch die sich nach allen Richtungen hin verbreitenden Eisenbahnen immer entbehrlicher, und wie lange wird es währen, so wird auch der Landmann mit einem Dampfpfluge seinen Acker umpflügen; mit Vollblutstuten wird er es überdies nie thun können. Die Sache hat also nur einen schönen Namen, und man hat einem theuren, der Gesammtmasse verderblichen Vergnügen nur ein kosmopolitisches Mäntelchen umgehängt. Bei Gelegenheit der Eisenbahnen bemerke ich noch, daß man den Plan der Hamburg-Bergedorfer jezt aufgegeben hat, wahrscheinlich, weil man auf zu große Hindernisse gestoßen ist.

Wie ich vermuthet und in diesen Blättern bereits früher angedeutet habe, hat die neu errichtete Zolllinie, womit man uns von Seiten Dänemarks umsponnen, schon ihre verderblichen Früchte für die Moral der Bevölkerung des benachbarten Holsteins getragen. Laut offiziellen Berichten sind in Pinneberg, etwa 2½ Stunden von hier, mehrere Familien aufgehoben worden, die das Geschäft des Waareneinschwärzens betrieben. Bald werden förmliche Schmugglerbanden organisirt seyn, die mit den Waffen in der Hand sich der Douane widersetzen, wenn diese sich ihrem Betriebe hindernd in den Weg stellt. Aus den zersprengten Schmugglern bilden sich dann, wie es nicht anders seyn kann, Räuberbanden. — Die Verhältnisse in dem benachbarten Ditmarschen, welchem man die i. J. 1500 auf dem blutigen Schlachtfelde von Hemmingstädt erkämpften Freiheiten und Privilegien in neuerer Zeit genommen hat, scheinen noch immer nicht ganz geordnet zu seyn, und es hat sogar, wie die Zeitungen berichteten, einige Unruhen in dem Ländchen gegeben. Das Verhältniß der Ditmarsen zur Krone Dänemark ist dem der Basken sehr ähnlich; wie diese ihre Fueros, so haben auch jene ihre Privilegien zu vertheidigen, und wären die Ditmarsen, was sie 1500 waren, wo sie mit einigen Tausenden — der Chronist sagt, nur mit 400 waffenfähigen Männern, doch kämpften Weiber, Greise und Kinder mit — ein Heer von 50,000 Dänen schlugen und erschlugen, so würden sie den Dänen das Spiel eben so schwer machen, wie die Basken es jezt bei den Christinos thun. Jezt aber werden sie sich fügen müssen, obgleich ihre Rechte unbestreitbar sind. Ich habe diesen Gegenstand in meine Besprechung gezogen, da man sich hier eben so lebhaft dafür interessirt, als für die hannöverschen Angelegenheiten, denen man die allerlebendigste Theilnahme weiht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. September 1839.

C'est une grande question parmi les hommes de savoir s'il est plus avantageux d'ôter aux femmes la liberté, que de la leur laisser. — Peut-être qu'un homme plus sage que moi serait embarrassé de décider: car si les Asiatiques font fort bien de chercher des moyens propres à calmer leurs inquiétudes, les Européens font bien aussi de n'en point avoir.

Montesquieu.
lettres persane.

Die Bajaderen.

(Fortsetzung.)

Wenn wir über den Kreis unserer Civilisation hinausblicken in Raum und Zeit, so sehen wir überall das Weib neben dem Mann eine demüthige Figur machen. Nur in unserer Kultur hat es sich anders gestaltet, nur hier hat das Weib, um es für hundert natürliche Incapacitäten zu entschädigen, in hundert Punkten des Lebens den Vortritt und die Vorhand vor dem Mann; sie greift dabei in ihrer Weise in die geistige Bewegung ein und kann sich all die Reize erwerben, welche den Körperreiz heben oder dafür entschädigen, jedenfalls ihn überdauern. „Ehret die Frauen!" dies ist ein echt germanischer Spruch, und die Parole „honneur aux dames!" ist nur sein süßlicher Wiederhall.

Der edle Trieb des Mannes, mit dem er das Weib, das er nach dem Gesetze der Natur sich nicht gleichstellen kann, über sich hinaufhebt, ist wesentlich ein Zug des deutschen Charakters, und diese Achtung vor dem schwächern Geschlechte, sofern sie tiefes Gefühl und nicht bloß galante Grimasse ist, lebt in den Völkern nur in dem Grad, in dem germanische Elemente in sie eingedrungen sind. Aber der Grundunterschied der Geschlechter bleibt bei allen Schwankungen der Sitte derselbe; ihre von der Natur abgewogenen Gewalten, nach denen sie wechselnd sich einander über- und unterordnen, sind in ihrem Wesen unerschütterlich, ob der Volksbrauch das Weib in den Staub drückt, oder ob er es halb vergöttert; und die neuern, in dieser Art unerhörten Versuche weiblicher starker Geister, diese ewige Constitution zu erschüttern, das Weib, wie man sagt, zu emancipiren, sind in der Verfeinerung nur krankhafte Gelüste nach der Ungebundenheit der Barbarei, bei deren Wiedereinbruch das Weib am allermeisten zu verlieren hätte.

Es zeigen sich in dieser Beziehung zwei Extreme der Kultur: am einen Ende der Caraibe, der sein eben entbundenes Weib zur Arbeit in's Feld jagt und sich gravitätisch niederlegt, um Kindbettbesuche zu empfangen; am andern Madame Dudevant, die nicht übel Lust zeigt, zur Abwechslung einmal dem Mann den Fuß auf den Nacken zu setzen. Beides ist gleichweit von der Vernunft und der Liebe entfernt, und hundertmal eher, als daß sich die monstrosen Träume der frechen Französin in irgend einer Gesellschaft verwirklichen, kommt es dahin, daß der von der Kultur beleckte Caraibe seine hochgebildete Gemahlin in's Schauspiel führt, wenn weiße Tänzerinnen, von einem schwarzen Entrepreneur über die See geschleppt, bei erhöhten Preisen vor der caraibischen schönen Welt ihre Künste machen. Es ist aber merkwürdig,

daß weiße kosmopolitische Damen, denen die Emancipationspredigten der Dudevant und ihrer Nachbeter wie aus dem Herzen geschrieben sind, nichts dabei zu denken haben, wenn sich ein Franzose Eigenthümer der Bajaderen nennt.

Wer den Bajaderen und ihren Produktionen ein Interesse abgewinnen wollte, das über die ganz gemeine Schausucht hinausging, der mußte die Kunst verstehen, die hohen Begriffe von der Vortrefflichkeit unserer Kultur, das Bewußtseyn der absoluten Liebenswürdigkeit seiner selbst, seiner Frau, seiner Geliebten, der königlichen Hofschauspielerinnen und der ganzen schönen Welt auf eine kurze Stunde in den Hintergrund zu schieben; man mußte, wenn auch die bescheidenste, doch immer einige Kenntniß der Geschichte und dazu, wo möglich, menschliches Gefühl mitbringen; man mußte sich zum Voraus sagen, daß es, um sich mit der Erscheinung gehörig abzufinden, zahlreicher Abstraktionen, Zugeständnisse, Erinnerungen und Vergleichungen bedürfen werde. Aber solche Geistesoperationen sind dem Theaterpublikum zwischen sieben und neun Uhr Abends nicht geläufig, und es ist vor den Lampen längst gewöhnt, durch keine Aufforderung zum Denken im rein passiven Genusse gestört zu werden. Die Mehrzahl der Zuschauer besann sich daher keinen Augenblick, den Tanz, und die Tänzerinnen dazu, recht sehr abscheulich zu finden, und es läßt sich erwarten, daß ein hindostanischer Hof, vor dem sich ein paar europäische Tanzkreisel producirten, mit seinem abschätzigen Urtheil eben so schnell fertig wäre; denn was ist z. B. die gehaltenste Girouette gegen die stupende Kreisbewegung der Damen Soundiroun oder Rangoun, wie sie der Prospektus des Franzosen nennt?

Halt! hier fällt mir ein, mit welchem Unrecht man das Publikum beschuldigte, daß die Bajaderen bei ihm auch gar keine Saite der Theilnahme gerührt. Nein, was im Lauf der Produktion die unfaßliche indische Grazie völlig verdorben, das machte zu allerlezt ein gewohntes Kunstelement, die Jonglerie, in etwas wieder gut. — Soundiroun steht auf und legt sich ein 35 Ellen langes Stück Mousseline über den linken Arm, das Orchester fällt ein, und nun dreht sie sich um sich selbst, in wirbelnder Bewegung, ununterbrochen, fast eine Viertelstunde lang, und knüpft während dessen aus dem Tuche die Gestalt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln, die auf etwas sizt, was einen Palmzweig vorstellen soll. Personen von zarten Nerven mußten die Augen abwenden, um nicht schwindligt zu werden. Die Taube ist fertig und Ramalingon mit dem weißen Barte zeigt sie der Versammlung vor. Donnernder Applaus! Das lassen wir uns gefallen! Hier sind wir im befahrenen Geleise der Bewunderung, im befreundeten Gebiete der G-Saiten, des Clavierspiels mit Einer Hand und der Stylhexerei! Besteht nicht ein großer Theil der modernen Kunst im Kunststück, daß der Künstler das Publikum schwindligt macht, ohne es selbst zu werden? Er macht die verzweifeltsten Drehungen und Wendungen, er schlägt Räder und Purzelbäume, daß man meint, er müsse die Sinne verlieren; aber allermittelst knüpft er besonnen etwas zusammen, und wenn es fertig ist, so heißt es ein Buch, ein Gedicht, eine Phantasie, eine Sonate oder sonst ein Musikstück. Plaudite!

(Schluß folgt.)

Der Grenadier von La belle Alliance.

(Schluß.)

„D . . . . . 15ten Juni 18 . . In unserer Stadt hat sich unlängst ein höchst seltsames und unerklärliches Ereigniß zugetragen. Eine junge Wittwe hatte eine kleine Tochter, die seit ihres Gatten Tode ihr einziger Trost und ihre Freude war. Und zwar blühte das Mädchen gesund und lieblich auf und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, — bis ein unseliges Ungefähr einst wollte, daß es, ohne Jemandens Vorwissen, eine starke Essenz in die Hände bekam und durstig austrank. Sie verfiel in Folge dessen in eine schwere Krankheit, die ihr Leben lange gefährdete, und, gerettet, dann doch durch die Erschütterung ihrer ganzen Natur in einen vegetirenden Zustand, in dem sie zwar körperlich noch erwuchs, jedoch die Sprache wieder verlor, der sie sich schon hatte bedienen können, und fast blödsinnig wurde. Auch grämte sich die arme Mutter darum in hohem Grade, glaubte sich selbst Vorwürfe über das Unglück machen zu müssen, das größere Achtsamkeit vielleicht von dem Kinde abgewendet hätte, und ließ es fortan keine Stunde mehr aus den Augen. Indessen erlag sie selbst all dem Kummer und der Sorge, ward krank und fühlte das Ende ihres Lebens nahen. Daß sie nicht wußte, was aus ihrem Kinde werden würde, erschwerte ihr das Scheiden auf das Aeußerste, und sie konnte sich darüber nicht eher trösten und beruhigen, bis sich eine treue Schwester von ihr den Entschluß abgewann, Mutterstelle an dem Kinde zu vertreten. Sie kam zu ihr und ertheilte der Sterbenden die feierliche Zusage, das kranke Mädchen so sorgsam und ängstlich pflegen und erziehen zu wollen, als ob es ihre eigene Tochter wäre, und wie ihren Augapfel zu behüten, und die Mutter starb hiernach halb beruhigt und voll heißen Dankes für das große Opfer der Schwesterliebe. Die nicht mehr ganz junge Dame aber, die in dem Hause eines Verwandten wohnte, hielt ihr Wort

gewissenhaft Jahr und Tag, bis ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen es mit sich brachte, daß sie ihren Vorsatz, unvermählt zu bleiben, aufgab und ihre Hand als Gattin einem Manne reichte, der ihr dabei die Bedingung zugestand, ihre Pflegetochter für alle Zeit bei sich behalten zu dürfen. Der Tag der Hochzeit kam, und nun wollte kurz vorher der Zufall, daß die zuverlässige Dienerin der Braut, der sie das Kind im Nothfall immer anvertraut hatte, erkranken und sie in die nicht geringe Verlegenheit bringen mußte, nicht zu wissen, wem sie es an diesem Tage übergeben könne. Eine Fremde mochte sie dazu aus Gründen nicht annehmen, und so zog sie vor, das artige, stille Kind, das die Einsamkeit liebte, allein zu lassen. Sie schloß es mit seinen Puppen in einem abgelegenen Zimmer ein, behielt den Schlüssel dazu bei sich und nahm sich vor, ihm sein Mittag- und Abendessen selbst zu überbringen. Jedoch hieß es in dem Falle leider! gedacht, und nicht gethan; denn sie vergaß der Kleinen völlig, vielleicht eben darum, weil sie geglaubt hatte, ihrer selbst und des Gegentheils recht gewiß zu seyn. Der Morgen, Mittag und Nachmittag vergingen und sie gedachte ihrer nicht, und erst beim Abendessen besann sie sich mit tausend Schrecken auf ihre Vergeßlichkeit, die sie wohl nur bei der ungewohnten häuslichen Unruhe und den neuen Gefühlen hatte verschulden können. Sie brach in größter Bestürzung augenblicklich vom Tische auf, eilte mit Speise und Trank zu dem Kinde, das sie befürchten mußte, halb verschmachtet und von Angst und Thränen erschöpft anzutreffen; mehrere Freunde, so wie ihr Gatte folgten ihr. Sie flog eher als sie ging die Treppe empor, schloß und riß die Thüre auf und blieb wie versteinert am Eingange stehen, da sie das Mädchen ruhig, heiter und unbefangen mitten im Zimmer spielen sah. Es schien ihr nichts zu mangeln, sie lächelte freundlich. Die Mutter stürzte auf das Kind zu, nahm es in ihre Arme, bedeckte es mit Thränen und Küssen, und klagte sich selbst einmal über das andere der Lieblosigkeit an, indem sie sich eiligst anschickte, die vermeinten Bedürfnisse der Kleinen zu befriedigen. Allein wie mußte sie nunmehr erstaunen, als das stumme Kind zum ersten Male seit Jahren den Mund wiederum zum Sprechen aufthat und zu ihr sagte: „sie sey ganz und gar nicht hungrig, sie habe schon gegessen: Mutter sey selbst dagewesen und habe ihr gebracht.“ Die Pflegemutter sah bald das Kind, bald ihren Gatten, bald die Andern an, und Alle waren von heiliger Scheu durchdrungen. Es trat eine vielsagende Pause ein, in der vorerst Niemand seine Gedanken über das Ereigniß äußerte. Den Gefühlen aber, die es wohl hervorrufen mußte, machte man in Liebkosungen des Kindes Luft; und es ist von demselben merkwürdig genug gewesen, daß es nach dieser vereinzelten Aeußerung wieder so stumm wie vorher geworden oder geblieben ist. — Eine etwaige Mystifikation war bei dem geheimnißvollen Besuche ganz undenkbar, und man hatte hinterdrein auch alles Mögliche umsonst versucht, ihn auf einfache Weise zu erklären.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Verfehlte Unternehmungen.

Es wäre interessant, zu erfahren, welche Anzahl von Büchern die hiesigen Preisvertheilungen in den Unterrichtsanstalten in Umlauf setzen; sie muß sich auf viele tausende belaufen. Nicht allein die königlichen sogenannten Collèges, sondern auch alle Erziehungsanstalten für Kinder beiderlei Geschlechts, und dann die vielen hunderte von untern Schulen vertheilen gegen den Herbst Bücher, und der August ist die wahre Erntezeit für den hiesigen Buchhandel, welcher übrigens außerordentlich über den Mangel an Absatz klagt. Es hatte sich eine Gesellschaft gebildet zum Wiederabdrucken guter Bücher, wodurch sie der Verbreitung der schlechten Bücher steuern wollte; dies wurde wenigstens als Beweggrund des Unternehmens angekündigt, allein der Verein ist bankrott geworden. Nicht besser ist es der Pourratschen Buchhandlung gegangen, welche sich in so große Unternehmungen eingelassen hatte, daß man hätte glauben sollen, es sey die goldene Zeit des Buchhandels wieder gekommen. Ein sehr berüchtigter Verein, hinter welchem, wie man immer vermuthete, sich der bekannte Emile de Girardin versteckte, und welcher das ungeheure Unternehmen des hundert Bände starken Panthéon literaire ausführte, ist auch auf die Liste der Fallissements gekommen, und einem deutschen Unternehmen, das heißt den Herausgebern eines deutschen Blattes, „die Zeit,“ ist dasselbe Unglück widerfahren. Was dies für eine Zeit war, weiß ich nicht zu sagen, denn sie ist mir niemals zu Gesicht gekommen, und scheint eine höchst obscure Zeit gewesen zu seyn. Ein halbdeutsches Unternehmen: Le monde, woran nemlich deutsche Bankiers und deutsche Redaktoren Theil nahmen, war der Zeit in ihrem Untergang zuvorgeeilt. Aber sowie eine Zeitschrift untergeht, kommt eine andere empor, und zuweilen treten zwei oder drei neue an die Stelle einer verunglückten. Mit dem Deutschen wird es, glaube ich, auf lange Zeit in Paris aus seyn. Die lezten Erfahrungen mußten die vernünftigen Spekulanten überzeugen, daß es ein höchst schwieriges Unternehmen ist, hier für Deutsche ein Tageblatt oder eine Zeitschrift herauszugeben. Obschon Tausende von Deutschen sich in Frankreich aufhalten, so scheinen sie doch keineswegs lüstern nach einer in Frankreich erscheinenden deutschen Zeitschrift. Uebrigens geht es manchen französischen Unternehmungen, welche die Belustigung des Publikums zum Zwecke haben, nicht besser. Ich habe neulich von der Wiedereröffnung des Casinos gesprochen, von der Pracht, welche, den Zeitungen zufolge, daselbst aufgeboten war, von seinem 150 Musikanten starken Orchester, von seinen vierzig Tanzmädchen, von der Vorsorge der Unternehmer, daß die Leute durch allzugroßen Andrang nicht genirt würden, und zulezt von seinen venezianischen Nächten. Diese venetianisch-poetische Art, die Nacht zu feiern, muß der ganz prosaischen Polizei sehr verdächtig vorgekommen

seyn, denn sie hat die Feier untersagt. Die Unternehmer protestirten auf ihren Anschlagzetteln sehr heftig gegen den sogenannten Eingriff der Polizei in ihr Privateigenthum, und nun wurde die Anstalt ganz geschlossen. Wahrscheinlich würde dies etwas später von selbst erfolgt seyn. Eine beginnende Anstalt, welche 150 Musikanten miethet, und ausserdem noch wenigstens fünfzig andere Personen zu besolden und manche andere Ausgaben zu bestreiten hat, müßte, um sich zu erhalten, einen außerordentlichen Zulauf haben. Eine ähnliche Anstalt, cercle des deux mondes, welche vor einem Jahre, mit ungeheurem Luxus ausgestattet, den Abonnenten geöffnet worden war, ging nach kaum sechs Monaten zu Grunde. Seitdem die „venetianischen Nächte“ des Casinos zu nichts geworden sind, spricht man auch nicht mehr von den „orientalischen Nächten,“ die eine andere Anstalt angekündigt hatte. Die Polizei liebt alle diese Nächte nicht; sie hat schon bei Tag und am Abend Mühe genug, Ordnung und Zucht zu halten; kämen noch die Nächte hinzu, so würde sie gar kein Ohr auf's Kopfkissen legen können. Bereits haben die Zeitungen gemeldet, daß sie einigen Damen auf die Spur gekommen ist, welche sogenannte Tables d'hôte hielten, mit vieler Anmuth die Honneurs machten, Gesellschaft empfingen, und Abends Spieltische zu Hazardspielen aufstellten, wobei elegante Gauner ihr Unwesen trieben und junge Leute um ihr Geld brachten. Einige dieser Damen sind bereits zu Geldbuße und kurzer Haft vom Polizeigerichte verurtheilt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Militär. Pietismus.

Unsere Militärangelegenheiten scheinen noch immer nicht ganz nach Wunsch sich gestalten zu wollen, und die Abneigung gegen die seit einigen Jahren eingeführte Conscription nimmt mit jedem Tage zu. Der Staat befindet sich aber, da Militär einmal nicht entbehrt werden kann und auch in hinlänglicher Anzahl da seyn muß, in einer wirklich schwierigen Lage. Denn während von Seiten der Militärpflichtigen alle nur erdenklichen erlaubten, und mitunter auch wohl unerlaubten Mittel aufgeboten werden, sich dem Dienste zu entziehen, wird es von der andern Seite immer schwerer, Stellvertreter zu finden und Ausländer für den regulären Dienst anzuwerben, da jeder Staat seine eigenen Landeskinder dafür in Anspruch nimmt. Mit Oldenburg ist wegen unserer Brigade eine neue Convention geschlossen worden, womit dieser Staat gewiß sehr zufrieden ist, da sie ihm bedeutende Vortheile zusichert. Unsere künftigen Offiziere werden auf der sehr guten Oldenburger Militärschule erzogen, und wir erwarten zum Winter die ersten von dorther, da bereits mehrere Vacanzen vorhanden sind. Die in Oldenburg zum Dienste sich vorbereitenden jungen Leute kosten aber nicht nur dem Staate, sondern auch deren Eltern ein bedeutendes Geld, das aber nicht berücksichtigt werden darf, da die Aufsicht sowohl, als der Unterricht nichts zu wünschen übrig lassen. Früher wurde hier Offizier, wer eben nichts anderes werden konnte; an den Besitz der gehörigen Kenntnisse wurde kein Anspruch gemacht, an ein Examen nicht einmal gedacht. Jezt ist das anders, und das verdanken wir der Convention mit Oldenburg. Sobald wir gebildete, mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstete Offiziere haben, wird der Militärstand auch die Achtung im Publikum gewinnen, die ihm zukommt, und wir werden unsere Offiziere in die Gesellschaften einführen, die ihnen seither verschlossen waren. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß in einem Handelsstaate der Militärstand die ihm zukommende Beachtung nicht finden kann, die er in monarchischen Staaten findet. Jeder Commis auf einem nur einigermaßen angesehenen Comptoir wird sich immer für weit mehr halten, als ein noch so gebildeter, kenntnißreicher Offizier; denn er kann, wenn das Glück ihn begünstigt, Rathsherr, ja wohl gar Bürgermeister werden, was dieser nicht werden kann. Die höchste bei uns zu erreichende Würde für eine Militärperson ist die eines Obersten, und wir haben nur einen einzigen der Art, den Commandanten unserer Stadt. Dagegen ist unser Militär außerordentlich gut besoldet und noch besser equipirt. Ein Lieutenant hat monatlich 80 Mark oder 32 Thaler preußisch; ein Premierlieutenant aber gar 1600 Mark jährlich u. s. w. Indeß darf ein solcher sich nicht verheirathen, wenn seine Braut ihm nicht ein Vermögen zubringt, dessen Zinsen so viel betragen, als seine Gage; denn mit 400 Thalern kann eine Familie hier nicht leben, auch wenn sie sich noch so sehr einschränkt. Als eine Seltenheit führe ich bei dieser Gelegenheit noch an, daß unser ältester Bürgermeister zugleich auch Generalissimus unserer Truppen ist, also in der Regel ein Mann, der vom edlen Waffenhandwerke nicht das Geringste versteht.

Gern möchte ich von den pietistischen Umtrieben und religiösen Streitigkeiten in unserer Stadt schweigen; allein auch diese Angelegenheiten müssen besprochen werden. Gleich nach meinem lezten Berichte wurden mehrere Controversschriften, die hauptsächlich gegen einen hiesigen in höchster Achtung stehenden und sehr beliebten Prediger gerichtet waren, vom Stapel gelassen, und erregten wegen ihrer heftigen, fast den Anstand verletzenden Sprache große Aufmerksamkeit. Das „Schreiben eines Laien an einen jungen Theologie Studirenden“ gab wohl das Signal. Darauf erschien: „Die Schlange im Hause des Herrn.“ Diese Schlange sollte aber eben der vorstehend angedeutete, freisinnige und beliebte Prediger seyn, der, woran er sehr gut that, auf den abgeschmackten Angriff gar nicht antwortete. Statt seiner trat indeß ein hiesiger junger Theolog, der Candidat und Doktor Heinrich Schlinden, in unserm „Correspondenten“ in die Schranken, und verfocht die Sache so gut, daß er des Beifalls aller Gebildeten und Aufgeklärten gewiß seyn durfte. Dies ärgerte indeß die Finsterlinge so sehr, daß nicht nur heftige Gegenschriften erschienen, sondern daß auch, wie mir von Glaubwürdigen berichtet wurde, einer unserer ersten und angesehensten Finsterlinge in einer von ihm veranstalteten Versammlung den Vorschlag gemacht haben soll: Doktor S. aus dem Ministerium zu stoßen, d. h. ihn für unfähig zu erklären, je eine Predigerstelle zu bekleiden. Ein anderer berüchtigter Mystiker soll aber auf diesen Vorschlag erwidert haben: „Was hauen wir die Zweige des Giftbaumes der Irrgläubigkeit ab? Laßt uns lieber den Stamm fällen!“ was mit andern Worten sagen will: laßt uns jenen beliebten und aufgeklärten Prediger zu vertreiben suchen! Bis jezt ist aber weder das Eine, noch das Andere geschehen, und so steht zu hoffen, daß an dieser ganzen Sache nichts, oder daß sie doch nicht so schlimm sey, als man sich erzählt. Noch melde ich, daß die Frömmler jezt sogar unter sich zerfallen sind und zwei Parteien bilden, die sich gegenseitig anfeinden. Man wird also wohl sagen können: „C'est le commencement de la fin.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. September 1839.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar.“
Gute Leute, wißt ihr denn,
Ob ich mir's selber war?

Goethe.

Goethes Faust und die Faustliteratur.

Zweiter Artikel.

Nach den im ersten Artikel gegebenen Andeutungen haben wir den Gang des Dramas und den innern Zusammenhang der einzelnen Stücke desselben zu entwickeln, und die durch das Ganze gehende Idee zu fassen.

Diese Idee, die immer bewußter hervortritt, offenbart sich vorerst in dem Gedanken, daß der Geist, in seinem unbedingten Streben nach Wahrheit, Licht und Freiheit durch nichts unterdrückt werden könne; daß er durch die Nacht des Zweifels zum Licht, durch den Kampf zum Sieg schreite; daß er tief sinken könne, aber immer sich wieder erhebe. Darum handelt sich die Wette, die der Herr im Himmel mit Mephisto eingeht: der Herr kann die Wette nicht verlieren; der Sieg des Herrn ist so gewiß, als es gewiß ist, daß der Geist, der Geist der Menschheit überhaupt, nie stille stehen, nie unterdrückt werden könne.

Ferner spricht sich die Idee des Faust also aus: Der Geist in seinem Streben nach Erkenntniß, in seinem Durst nach Leben und Realität, in seinem Drang nach dem Unendlichen, lerne sich beschränken. Das Höchste, das Unendliche, das Geheimniß des Lebens läßt sich nicht unmittelbar ergreifen, läßt sich nicht durch stürmischen Troß, durch linden Drang erringen, läßt sich nicht durch eine magische Formel beschwören. Der Geist bändige seinen Drang, mäßige seine Ungeduld; er schreite successiv, bewußt, besonnen, nie ruhend, stets thätig, forschend, handelnd zum Ziele, und bemächtige sich so der Wahrheit, werde Herr der Natur, Herr seiner selbst, Herr der Erkenntniß und des Lebens. Wohl wohnt in uns das Gefühl einer unendlichen Kraft. Dies Gefühl soll uns nie verlassen, soll uns über jede Schranke erheben und in den besten Momenten zum Höchsten begeistern. Aber dies Gefühl soll sich stets auch treulich verbinden mit dem liebevollen Eingehen in die Wirklichkeit; es soll am Endlichen sich erproben, keine Stufe, keinen Moment überspringen; kurz, es soll sich selbst frei beschränken. Dieses Prinzip der Beschränkung, des heitern Maßes herrscht im zweiten Theil des Faust, während im ersten die Ueberschwenglichkeit des Geistes und seine blinde Macht sich ausspricht, aber auch der Abgrund enthüllt wird, in den der Geist sich stürzt, wenn er sich nicht zu beherrschen vermag.

Ein drittes Moment der Grundidee im Faust ist ferner: Der Geist, im Forschen und im Handeln, halte sich an die Natur. Sie ist der Quell des Lebens, die Lust des Schaffens, die Braut des Geistes. Nach ihr drängt sich im ersten Theile Fausts unendlicher Seelendrang;

daß sie sich verschließt, ist seine höchste Qual. — Im zweiten Theil, im Monologe des Anfangs, mit wie reinerem Blick, mit wie freierem Bewußtseyn betrachtet er sie! Sie, aus der er erst das geistige Gift der Verzweiflung sog, wird ihm heilender Balsam, Leben, Gesundheit, höchster Genuß. Er betrachtet sie mit dem Auge, mit dem der Hellene einst sie betrachtete; er bildet und schafft nach ihrem Bilde, wie der Hellene. Darum spielt bald darauf die Scene in Griechenland, dem Lande, wo Kunst und Natur im harmonischen Einklange standen, wo die Menschheit in heiterem Bunde mit der Welt lebte. Dem Mittelalter galt die Natur als eine Stätte finsterer Dämonen, als ein versiegeltes Buch voll unheimlichen Zaubers; man nahte sich ihr mit Magie und Beschwörungen. Die wahren Beschwörungsformeln der Natur sind aber besonnene Wissenschaft und naturkräftige Poesie. Alle diese Wege, sich der Natur zu bemächtigen und ihr Geheimniß ihr abzulauschen, hat Goethe im Faust dargestellt; die wahren und falschen Wege, die hellen und klaren, wie die wüsten und finstern Pfade zu ihr hat er beleuchtet. Die Naturträumerei des Mittelalters, die poetische Naturgestaltung des hellenischen Alterthums, die Naturspekulation der neuern Zeit hat er im Faust verbunden. Aber wenn Wissenschaft und Kunst, Spekulation und Phantasie nicht ausreichen, die volle Gewalt über die Naturmächte zu gewinnen, so ist noch die That übrig. Wohin geht das Bestreben unserer prosaisch-industriellen Epoche, als auf Beherrschung und Bewältigung der blinden Naturkräfte? — Auch diese Epoche findet am Schlusse des Faust ihre Stelle, und der gealterte Faust, der so viel Illusionen überwunden, so viele Täuschungen besiegt, spricht den des besonnenen Mannes würdigen Wunsch als leztes, höchstes Ziel aus:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein!
Dann wär's der Mühe werth, ein Mensch zu seyn.

Wer an diesen einfachen Grundideen des Faust festhält, dem wird keine Kritik, kein Vorurtheil den reinen Genuß an dieser Dichtung zerstören, der wird stets das große Ganze bewundern, diesen einfach großartigen Plan, diese fortschreitende Handlung; er wird im ersten Theile den Drang des Wissens, die Qual des Zweifels, die Unruhe des Geistes theilen; er wird mit Schaudern den Faust in seinem Sturz aus der Höhe in die Tiefen verworrenen Treibens begleiten; er wird in diesem ersten Theil, in des Helden schrankenlosem Wollen, diesem himmelstürmenden Wagen, dieser vernichtenden Scepsis — hierin wird er ein riesenhaftes Monument einer im tiefsten Grund bewegten Zeit erkennen, ein Monument jener Sturm- und Drangperiode, die auch Goethe durchlebt hat. Aber Goethe war der Mann, sich zu überwinden, zu beherrschen; er wollte klar bilden, heiter schaffen; der Aufenthalt des Dichters unter Italiens schönem Himmel hatte ihm die Nebel des Trübsinns von der Jovisstirne gescheucht, hatte ihn geheilt von dem nordischen Ernst, der tiefen Melancholie und dem dunkeln Drang des Romanticismus. Ein anderer Drang, ein anderes Leben, eine andere, heitere Weltanschauung voll Schönheit und Gestalt geht im Innern des Dichters auf. Darnach fällt auch die Fortsetzung des Faust aus. Der düstere Nord klärt sich in ihm in heitere Bilder des classischen Landes, des südlichen Himmels auf. Mit reiner Freude, mit gemäßigtem Entzücken lesen wir den ersten Monolog des zweiten Theils, da Faust, neu gestärkt durch der Natur allheilenden Balsam, erwacht und dem Licht, dem neuen Tagewerke, der frohen Welt entgegenblickt. Die Behandlung, der Ton, die Farbe der Figuren wird ganz eine andere als im ersten Theile. Faust und Mephisto sind nicht mehr die zwei Repräsentanten eines unendlichen inneren Geistesdrangs; sie sind mehr historische Bilder, Figuren des Mittelalters und spielen mehr eine komische als ernste Rolle, wie sie ihnen von der Sage, der Volkstradition zugetheilt ist. Der Dichter führt sie aus den engen Schulräumen in's Leben ein; sie erscheinen am Hofe, in heiterer Lebenslaune, in den Masken eines Schwarzkünstlers und Spaßmachers, im Verkehr mit der Welt, dem Volk. Der Dichter behandelt diese Scenen, die nicht mehr in der geheimen Werkstätte des Geistes, sondern auf historischem Boden spielen, mit freiem, unbefangenem Blick, mit klarem Verstand, mit künstlerischer Laune, weil er selbst ruhiger in seinem Innern und klarer über das Weltwesen geworden. Die Poesie dieser Scenen ist klar beweglich, heiter gewandt, sicher ihres innern Reichthums, wie der Knabe-Lenker.

So der Uebergang des ersten zum zweiten Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bajaderen.

(Schluß.)

Die Bajaderen und ihre Begleiter waren als Glieder des ältesten Volks, das mit den Sitten der antiken Welt in die jetzige heraufreicht, sehr interessant, wenn man kein Amusement nach dem Schema unserer Sinnlichkeit, sondern Belehrung bei ihnen suchte. — Ich erinnere mich, einmal in einer Meßbude einen jungen Indier, angeblich von Ceylon, gesehen zu haben: er war sehr edel und harmonisch gebildet, aber fast ganz schwarz. Lezteres störte einen meiner Bekannten, und er blieb dabei, der Bursche sey ein gebeizter, in der Farbe zu

dunkel gerathener Jude. Aehnliche Zweifel wurden auch diesmal laut, und manche Leute mit feinen Nasen vermutheten stark, die Bajaderen möchten nicht der Küste von Coromandel, sondern irgend einem levantischen Ghetto entführt worden seyn. Der Augenschein zeigte dem Kundigen den Ungrund dieser Skrupel; aber mit der Persönlichkeit der Hindous, mit ihrem Costüm und ihrer Geberdung im Allgemeinen mußte er sich auch begnügen. Man konnte sich an der Aehnlichkeit dieser Figuren mit uralten indischen und egyptischen Skulpturen und Malereien ergötzen, man konnte sich von der Phantasie gemächlich den Strom der Geschichte hinauftragen lassen, zum Zuge Alexanders, ja zu dem des Bacchus, bis dahin, wo der Strom aus unbekannten Tiefen der Erde bricht; aber man mußte nicht etwa nach dem Tanze dieser Weiber den Tempeldienst des Vischnou studiren wollen, man mußte nicht meinen, als ob uns damit mehr als ein ganz allgemeines Bild der Ceremonien der Bramareligion gegeben wäre. Denn wenn die Originalität der Personen keinem Zweifel unterliegt, so ist der Bericht des Franzosen über ihre Verhältnisse zu Hause desto apokrypher.

Die Bajaderen sollen Devedaschies seyn, das heißt angestellte, halbgelehrte Pagodendienerinnen, die sich zu den gemeinen Bajaderen verhalten etwa wie Stiftsdamen zu herumziehenden Leiermädchen. Wenn man weiß, was es mit diesen indischen Stiftsdamen für eine Bewandtniß hat, so klingt es scurril, wenn der Franzose versichert, daß seine Bajaderen ihrer ausgezeichneten Stellung als Devedaschies, als welchen ihnen das Prädikat **Begum**, Madame, zukomme, es zu verdanken haben, wenn sie überall vor hohen und allerhöchsten Herrschaften haben auftreten dürfen und mit Beweisen von Theilnahme überhäuft worden seyen. — Züchtig in jedem Betracht waren die uns vorgeführten Tänze allerdings. Es soll hier nicht erörtert werden, ob und in wie fern dieser Charakter den indischen Tempeltänzen überhaupt zukommt, auch nicht, ob vielleicht das mitgebrachte Bajaderenrepertoire seiner Zeit von den französischen Behörden censirt und wohl gar von deutschen Regierungen superrevidirt wurde. Aber soviel ist gewiß, diese Strenge, ob original oder geboten, war in unserer eleganten Welt nicht nach Jedermanns Geschmack.

Man las im Prospektus des Franzosen, die europäischen Begriffe von Bajaderen und ihre Berühmtheit rühren allerdings von den frivolen Tänzen der umherziehenden Classen her; diese Tänze seyen aber so anstößig, daß es keinem Europäer, der sich selbst achte, in den Sinn kommen könne, dergleichen Bajaderen zu engagiren. Wer hätte so viel Discretion einem Franzosen zugetraut! Welch respektabler Mann! Er verführt vornehme Devedaschies der Pagode Tindivina-Purum zur unerhörten Reise um die halbe Erde, er sezt sie, wie er selbst sagt, der Gefahr aus, ihre Kaste und ihre Privilegien zu verlieren und zu Parias degradirt zu werden, und läßt es sich ein bedeutendes Geld kosten, denn die Bajaderen haben durch ihr Unternehmen den Wohlstand ihrer Angehörigen gesichert; und Alles dies aus zarter Rücksicht für den Anstand auf europäischen Bühnen! denn es mußte ihm ja viel leichter seyn, einen Trupp Koetekiks oder Soetredories anzuwerben, die wenig zu verlieren hatten und an denen nichts zu verderben war; und wer weiß, unsere Herrschaften hätten wohl auch nicht so streng darnach gefragt, ob die Tänzerinnen zu Hause „Madame" betitelt werden, und hätten sich huldvoll zu ihnen herabgelassen. Mancher dachte: Ei, warum gibt man uns nichts von dem, weßhalb die Bajaderen gerade so berühmt geworden sind? Das müßte interessant seyn und gäbe jedenfalls ein pikanteres Bild der indischen Sitten als die Tempelceremonien, aus denen wir uns ja auch zu Hause nicht viel machen.

Einer unserer feinen jungen Leute, mit dem ich diesen Punkt besprach, äußerte ungefähr Folgendes: „Der Franzose hat unter jeder Voraussetzung seine Sache schlecht gemacht. Wie kann ein Franzose so ungeschickt seyn? Ja, wenn es ein Holländer wäre! und die Grazie seiner Bajaderen ist wahrhaftig ganz holländisch. Da bringt er uns ein indisches heiliges Menuet, langweilig wie die Pest, und wir waren nach allen Andeutungen der Geschichte berechtigt, etwas zu erwarten, das, in seiner Art, wenigstens an den Chahut erinnerte. Wenn ich nur nichts mehr von Anstand hören müßte! Sind nicht schon manche unserer überall gangbaren Balletfiguren lebhaft genug? Und was kann vollends weit über die Tänze hinausgehen, wie sie jezt schon in Frankreich getanzt werden, und auch bei uns, troz der Polizei, nicht ausbleiben können? denn wo hat je die Polizei den Lauf der Kultur aufgehalten? Und verlangt denn Jemand, daß uns die Produktionen unheiliger Bajaderen mit dem vollen nationellen Abandon, mit der ganzen originellen Vivacité vorgeführt werden sollen? Mon dieu, non! Wir, nous autres, wir können freilich Alles vertragen; aber die Leute werden einmal verlegen, wenn etwas auf andere Weise unanständig ist, als sie es gewöhnt sind. Der Franzose konnte ja leicht Alles sacrificiren, was über unser Anstandsniveau hinausging, was unsere Préjugés choquirte, ohne die Eigenthümlichkeit ganz zu verwischen, ohne, so zu sagen, das Bajaderenparfum ganz zu verjagen. Wäre ich so ein französischer Meneur d'ours, ich wollte das Publikum ganz anders amusiren und doppelte Beneficien machen; denn so mochte ja kein Mensch das Ding zum zweiten Male sehen."

Ich denke, für einen Eleganten ist dies ganz brav raisonnirt. Ja, ihr Menschen- und Curiositätenhändler,

wenn ihr wieder in Bajaderen spekulirt, so bringt und nach dem Heiligen das Profane; macht es aber wie die Hofmeister französischer Prinzen, wenn sie die Classiker vom Anstößigen säuberten und Ausgaben in usum Delphini herstellten. Compromittirt ferner keine Devedaschies, wählt Bajaderen, die unserem Balletpersonal mehr parallel sind, und findet euch gütlich mit der Polizei ab, die sich, dem ethnographischen Interesse zu lieb, auch billig finden lassen wird. — Schifft Courtisanen ein und laßt die Beguinen zu Hause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Spielhäuser. Die Perrückenmacher am Ludwigstage.

Solche Spielhäuser, welche um so gefährlicher sind, da junge Leute den wahren Stand der Dinge manchmal nicht ahnen, und in sehr guter Gesellschaft zu seyn wähnen, sind seit der Abschaffung der abscheulichen öffentlichen Spielhäuser in Menge entstanden, und die Polizei wird sehr wachsam seyn müssen, wenn sie dieselben ganz ausrotten will; denn wie kann sie in die übergroße Menge von Privatgesellschaften eindringen? Gewöhnlich werden solche Gaunervereine nur dann verrathen, wenn ein unerfahrener Spieler einen starken Verlust erlitten hat. Aus Rache oder Verdruß geht er dann zur Polizei, und gibt den Ort an, wo man ihn auf die eleganteste Weise um sein Geld, zuweilen gar um sein Vermögen gebracht hat. Eine der neulich bestraften Damen ist von einem Vater angegeben worden, dessen unerfahrener Sohn von Jemand in dem Hause vorgestellt worden war, und daselbst an einem Abend mehrere tausend Franks verloren hatte, und zwar auf unredliche Weise, da seine Gegner falsch gespielt hatten. Für einen jungen Menschen ist es schwer, in einer Stadt wie Paris die gute Gesellschaft von der schlechten zu unterscheiden; denn beide haben manchmal dasselbe Aeußere, und es gehört schon ein geübter Blick dazu, um sogleich den falschen Schein zu erkennen.

Der St. Ludwigstag, welcher sonst in Frankreich ein großer Festtag war, geht jezt ohne Feierlichkeit vorüber. Der académie Française wird nicht mehr wie sonst das Lob des heiligen Königs vorgepredigt. Unter der Restauration hatte man versucht, den alten Gebrauch wieder herzustellen, und es ward am St. Ludwigstage eine Messe und Predigt für die Herren Akademiker gehalten. Die wenigsten fanden sich aber ein, und es hielt schwer, Prediger zu finden, welche die an guten Rednern ziemlich reiche Akademie hätten befriedigen können. Seit den Julitagen bekommt und verlangt auch die académie Française keine Messe und Predigt mehr. Der Hof unterläßt jezt ebenfalls, das Ludwigsfest zu feiern, und ich glaube, die Perrückenmacher, oder, wie sie vornehmer heißen, die Coeffeurs, sind die einzigen, welche den Heiligen, zufolge eines alten Gebrauches, noch in Ehren halten. Diese Professionisten leben in Paris mit einander in gutem Einverständnisse und haben etwas Geselliges, was vielleicht daher kommt, daß sie viel mit schönen und eleganten Köpfen zu thun haben und mit der großen Welt verkehren. Im Zimmer- und Tischlerhandwerk liegen die Gesellen fast immer im Streite und schlagen sich oft die Köpfe blutig; die Coeffeurs hingegen treten friedlich zusammen, und haben einen der am besten eingerichteten Wohlthätigkeitsvereine zu Gunsten der Kranken und Altersschwachen. Am St. Ludwigsfeste lassen sie in der St. Eustachekirche ein Hochamt feiern, dann speisen sie zusammen und geben einen Ball. Natürlich können nur die Vornehmsten unter ihnen die Kosten davon bestreiten; die ärmern treten in kleinere und bescheidenere Vereine zusammen. Man muß den Hauptverein gesehen haben, um sich einen Begriff von dem Luxus und der Eleganz zu machen, welcher in dieser Profession herrscht, die sich freilich nicht allein auf's Haarkräuseln beschränkt, sondern Handel mit Pomaden und wohlriechenden Essenzen treibt, auch wohl dergleichen selbst fabrizirt. Ein gewisser Delignon auf dem Börsenplatze hat sogar lange Zeit einen lebendigen Bären gehalten, um die Leute zu überzeugen, daß er echtes Bärenfett zur Beförderung des Haarwuchses im Vorrath habe. Bei ihrer feierlichen Zusammenkunft bieten sie alle ihre Kunst auf, um das Haar ihrer Frauen und Töchter auf's Geschmackvollste zu ordnen; zuweilen werden von den Sinnreichsten neue Coeffuren eigends für diesen Tag erfunden und zum ersten Male versucht. Ihre Kollegen nehmen diese zum Muster, die neuen Coeffuren werden verbreitet und gehen von dem Perrückenmacherfeste am Ludwigstage zu den Fürstinnen und Herzoginnen über; Zeichner bringen sie auf's Papier und in die Modejournale, und die neu erfundenen Muster werden in allen Ländern, wo der Mode gehuldigt wird, nachgeahmt. Bei dem diesmaligen Hochamte in der St. Eustachekirche hatten sie dreißig Mädchen aus ihrer Profession auf's eleganteste geschmückt; diese hielten die Collecte für die Armen, was bei allen Ceremonien in den hiesigen Kirchen durch schöne oder doch elegante Damen geschieht, denen sich die Beutel weit leichter öffnen als alten Kirchenvorstehern und Küstern. Das Gelage der Coeffeurs wurde in der sogenannten isle d'amour zu Belleville, einem recht passenden Orte für die Haarkräusler der Damen, gehalten. Isle d'amour ist eine der elegantesten Schenken der Umgegend von Paris; an Sonn- und Montagen wird hier im Freien viel getanzt, und Ladendiener und junge Professionisten stellen sich daselbst in Menge ein. Ein großer Saal dieser Anstalt war geschmückt wie ein Salon in der chaussée d'Antin. Mit Frauen und Töchtern waren in allem 90 Personen beisammen, wozu noch ungefähr zehn Kinder kamen. Die Kunst war der Natur zu Hülfe gekommen, und die Coeffeursdamen sahen sehr stattlich aus, und man hätte allenfalls glauben können, es seyen Regierungsräthinnen oder Bankiersfrauen. Nach dem Gelage, an welchem der Champagner reichlich floß, wurde der Ball eröffnet, welcher bis spät in die Nacht dauerte. Alles ging mit dem größten Anstande zu. Die Coeffeurs, welche als Commissarien das Fest angeordnet, haben alle mögliche Ehre eingeerntet; es hätte höhern Ständen zum Muster dienen können, wenn nicht alle dergleichen Feste hier auf ähnliche Art gefeiert würden. Dasjenige, welches von den Fabrikanten nach der Ausstellung der Industrieprodukte gegeben wurde, und dem einige Minister beiwohnten, ist in den Zeitungen ausführlich besprochen worden. Aber von dem Coeffeursfest haben sie nichts erwähnt; deßhalb habe ich mich bei demselben etwas mehr aufgehalten, als es sonst verdient hätte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. September 1839.

This is the most omnipotent villain, that ever cried, Stand, to a true man.

Shakespeare.
Henry IV.

Der Quäker und der Strassenräuber.

Eine Anekdote.

Toby Simpson, ein ehrsamer Quäker, besaß zu London ein hübsches kleines Haus, dessen schönster Schmuck seine siebzehnjährige Tochter war. Die blonde, blauäugige Marie hatte so viel innern Gehalt als äußere Vorzüge. Alle jungen Leute aus der Bekanntschaft ihres Vaters bemühten sich um sie, und alle in der Nachbarschaft verfolgten sie mit ihren Blicken, aber umsonst. Marie wußte nichts von Gefallsucht; die Wirkung ihrer Reize war ihr vielmehr lästig als schmeichelhaft, und sie konnte keinen ihrer Freier leiden, einen ausgenommen, Eduard Weresford, einen jungen Maler, der im Hause aus und ein ging. Er war auf eine Weise, wie sie in hundert Romanen als Motiv dienen muß, mit der Familie bekannt geworden. Die Frau des Quäkers, noch in der Blüthe der Jahre, erkrankte schwer, und da er ein Bild der heiß Geliebten zu haben wünschte, so ließ er einen Maler an das Sterbebette kommen. Hier lernte Eduard das junge Mädchen kennen, und in den Stunden, wo sie mit strömenden Augen die Züge der Mutter unter seinem Pinsel hervortreten sah, schlang sich um Beide leise und unvermerkt ein zartes Band. In dem Jahre nach dem Tode der Mutter knüpfte sich dieses immer fester, und jezt hatte der junge Mann dem Vater sein Herz geöffnet. Der gute Quäker fand gegen die Verbindung der jungen Leute nichts einzuwenden. Eduard war nicht reich, aber er konnte mit seiner Kunst eine Familie ganz anständig ernähren. Sein Vater, ein alter Citykaufmann, hatte sein ursprüngliches Vermögen auf mehr als das Zehnfache gebracht und sich zur Ruhe gesezt; der Mann war ein seltenes Beispiel, wie schnell man durch glückliche Spekulationen emporkommen kann, ja viele Leute konnten nicht begreifen, wie es damit eigentlich zugegangen. Weresford, ein Mann von abstoßendem Charakter, lebte einsam in einer Londoner Vorstadt und kümmerte sich wenig um das Thun und Lassen seines Sohns; er war einer der bequemen Egoisten, die Niemand belästigen, um selbst Ruhe zu haben, und äußerst gefällig sind, wenn man nichts von ihnen haben will.

Eduard konnte also in aller Ruhe um die hübsche Quäkerin werben; er war vor einer Einsprache von Seiten seines Vaters vollkommen sicher. Das Liebespaar hatte die freundlichsten Aussichten und Toby verschob den Tag, der ihr Glück krönen sollte, nur darum, weil ihm seine Pachtgelder, mit denen er die Hochzeit zu bestreiten dachte, nicht eingegangen waren. Er begab sich daher auf sein Landgut wenige Meilen von London, um diese Angelegenheit in's Reine zu bringen. Er blieb nur einen Tag aus,

und als er am späten Abend heimritt, bemerkte er auf einmal eine kurze Strecke vor sich einen Reiter, der ihm den Weg sperren zu wollen schien. Er hielt an, unschlüssig, ob er weiter reiten oder umwenden sollte. Allermittelst kam der Reiter auf ihn zu; der Quäker nahm sich zusammen und zog seines Weges weiter; als er aber am andern vorbeiritt, bemerkte er mit Schrecken, daß er eine Larve vor dem Gesicht hatte, und ehe er sich besinnen konnte, sah er eine Pistole auf sich gerichtet und hörte sich die Börse abverlangen.

Dem Quäker fehlte es keineswegs an persönlichem Muthe; aber er war ruhig von Gemüthsart, seine Religion machte ihm Friedfertigkeit zur Pflicht, er konnte zudem gegen den Bewaffneten nichts ausrichten, und so zog er ganz gelassen einen Beutel mit zwölf Guineen aus der Tasche. Der Räuber nahm ihn, zählte das Geld und ließ den Quäker ziehen, der den Handel abgethan meinte und sein Pferd in Trab sezte. Aber der Spizbube, gelockt durch den geringen Widerstand und die Hoffnung auf weitere Beute, sezte dem ehrlichen Toby nach, sperrte ihm wieder den Weg und rief mit der Pistole in der Hand: „Die Uhr!“ — Der Quäker, so unangenehm überrascht er war, ließ sich keineswegs aus der Fassung bringen; er zog kaltblütig die Uhr heraus, sah nach, welche Zeit es war, und überlieferte dem Räuber das Kleinod mit den Worten: „Jezt aber laß mich nach Hause; meiner Tochter würde bang, wenn ich ausbliebe.“ — „Nur noch einen Augenblick!“ erwiderte der verlarvte Reiter, der durch diese Demuth immer kecker wurde; „schwöre, daß du sonst kein Geld —“ — „Ich schwöre niemals,“ antwortete der Quäker. — „So versichere wenigstens, daß du sonst kein Geld bei dir hast; kannst du dies, so sollst du, bei meiner Ehre, ruhig deines Weges ziehen; ich mag gegen einen Mann, der sich so vernünftig beträgt, keine Gewalt brauchen.“

Toby besann sich einen Augenblick und sagte dann ernst: „Wer du auch seyst, du merkst, daß ich ein Quäker bin und von der Wahrheit nicht lassen darf, gälte es auch mein Leben. Und so sage ich dir: ja, ich habe hier in der Satteltasche zweihundert Pfund Sterling.“ — „Zweihundert Pfund!“ rief der Räuber und seine Augen funkelten hinter der Maske hervor. — „Ja,“ erwiderte der arme Quäker, „hast du aber menschliches Gefühl, so läßst du mir das Geld. Ich verheirathe meine Tochter und kann die Summe nicht entbehren; lange gebt mir so viel nicht wieder ein. Das gute Kind liebt seinen Bräutigam so herzlich; es wäre sehr hart, ihre Verbindung hinauszuschieben. Du hast ein Herz, du hast gewiß auch geliebt und willst dich einer so schnöden Handlung nicht schuldig machen.“ — „Was geht mich deine Tochter an, ihr Liebhaber und ihre Hochzeit? Nicht so viel Worte! rasch! ich muß das Geld haben!“ Toby hob seufzend die Schabrake auf, holte einen Sack von ziemlichem Gewicht hervor und reichte ihn langsam dem Räuber hin.

Jezt wollte er seinem Roß die Sporen geben; aber der andere rief, indem er ihm in den Zügel fiel: „Halt, Freund Quäker! Kaum bist du in der Stadt, so zeigst du den Handel an. Dies ist ganz in der Ordnung; aber ich muß einen Vorsprung haben, wenigstens diese Nacht. Meine Stute da ist ein schwaches Thier und zudem müde. Dein Klepper scheint ganz kräftig, denn der schwere Sack machte ihm nichts. Steig ab und laß uns tauschen, wenn es dir gefällig ist.“ Es war zu spät, um jezt noch sich zu wehren, obgleich dieser Climax von Zumuthungen die Geduld des Friedfertigsten erschöpfen konnte. Der gute Toby stieg ab und nahm mit Ergebung statt seines braven Thiers die elende Mähre. Er dachte nur: „hätte ich das gewußt, so wäre ich davon geritten, sobald ich den Schurken sah; mit dem Renner da hätte er mich wahrlich nicht eingeholt.“ Indessen bedankte sich der Verlarvte spöttisch für seine Gefälligkeit und ritt auf und davon.

(Schluß folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsezung.)

Der zweite Theil des Faust erschien, langerwartet. Man war unzufrieden mit ihm, man schalt ihn kalt. Aber was erwartete man denn? Sollte Faust etwa seine metaphysischen Quälereien fortsetzen, Welten in Trümmer schlagen und in seiner Verzweiflung und seinem Trübsinn verharren? Nein! der Dichter, froh, sich selbst aus einem qualvollen innern Drange errettet zu haben, entläßt auch seinen Faust in's heitere Leben, in die freie Welt; er führt ihn aus den Schulräumen träumerischer Naturspekulation, die es höchstens zu einem Homunculus bringt, einer künstlichen Creatur ohne Leben und Realität, aus dieser unlebendigen Enge führt er ihn auf den Boden der Wirklichkeit, der Natur, des Lebens und der Kunst. Und wo hat die Natur, die Kunst und das Leben ein schöneres Zeitalter der Blüthe erlebt, als im gestaltreichen Hellas? — Dies ist das Land der Sehnsucht Faustens; dahin führt ihn sein freudiger Drang nach Gestalt und Schönheit. Alle Scenen des zweiten Theils, selbst die Scene mit den Müttern, sind bloß Vorbereitung zu der wunderbaren Wanderung in's classische Land.

Wie Faust dem Hofe in einem Zauberschauspiele Paris und Helena vorführen soll, ist der Anlaß gegeben, uns von dem düstern Boden des Mittelalters hinweg in die Heimath des Schönen zu versetzen. Die Natur, für

das Mittelalter ein finsteres Mysterion, ist im griechischen Sinne ein lauterer Quell des Lebens. Um die Natur in ihrer Lebendigkeit zu fassen, hiezu ist der erste Schritt, des Alterthums lebenvolle, göttliche Gestalten herauf zu beschwören. Auf classischem Boden, vom Hauche der Naturfülle umweht, ist Faust neugeboren. Nun sehen wir uns in die Mitte griechischer Weltanschauung versezt, sehen, wie im griechischen Geist das schöpferische Leben sich erzeugte und gestaltete. Mitten hindurch zieht sich der Sinn der neuesten Forschung über das Entstehen der Dinge, über Erdbildung. Auch die griechische Mythologie hat ihre nächtlichen Regionen, und ehe sie ihr lichtes Antlitz zeigt, ist ihr Inneres von Kämpfen und Erschütterungen erfüllt. Eine classische Walpurgisnacht, entsprechend der des Mittelalters, zeigt dieselbe wüste Herrschaft des Naturtriebs. Aber Heroen und Götter, die Natur mit ihren Quellen und Kräften zieht vorüber und bereitet nur auf das lichte Geheimniß der Natur, auf das Bild der Schönheit und des Liebreizes, auf Helena vor, die endlich persönlich auftritt, wie sie dem Griechen als Urbild poetischen Schaffens vorschwebte. Sie vermählt sich mit Faust. Die unendliche Sehnsucht des Geistes verbindet sich mit der vollendeten Gestalt, der Geist mit der Natur, die neue Welt mit der alten.

Wie so völlig anders wird die Tendenz des zweiten Theils! welch eine völlig verschiedene Welt geht hier auf! das Mittelalter verschwindet, der Hellenismus herrscht. Der dunkle Geist der Romantik mit seiner Ueberschwenglichkeit, seiner ungestillten Sehnsucht löst sich in die Freude an der Schöne der Welt, in die heitere Lust poetischen Schaffens auf; jede andere Tendenz, jedes höhere Wollen verstummt vor dem klaren Bestreben nach reiner Kunstanschauung. Der Clasicismus in Gesinnung, Sprache und Behandlung der Figuren drängt jede andere Forderung zurück. Daher die Verschiedenheit beider Theile. Und so ist Faust, abgesehen von dessen tieferem Plane und Inhalt, auch dazu geschaffen, das große Problem neuerer Zeit und Literatur, den langen Streit zwischen Romanticismus und Classicismus faktisch zu lösen und poetisch zu versöhnen, was theoretisch sich noch bekämpft. Aber nicht bloß die Romantik und der Classicismus, sondern das Prinzip beider, ihre Grundelemente sind versöhnt, ihre geheimen Quellen, ihre verborgenen Pfade sind entdeckt; beide begegnen sich in Faust als gute Bekannte, als geistes- und naturverwandte Schwestermusen; die Pfade beider durchkreuzen sich, ohne sich zu stören; Mephisto selbst, der nur im Mittelalter, auf dem Blocksberge, in Herenküchen zu Hause ist, trifft in Hellas auf alte Bekannte, knüpft vertraute Gespräche an und schlüpft endlich in die Maske des Phorkyas.

Die Wurzel und die Elemente beider Dichtarten und beider Theile des Faust sind dieselben, aber die Behandlung, die Stellung dieser Elemente, die Form des Dramas ist in beiden eine total verschiedene. Der erste Theil gleicht jenen riesenhaften, dunklen Domen des Mittelalters, in denen die Schauer des Geisterreichs, die Gefühle des Unermeßlichen die Brust des Sterblichen beschleichen; der zweite Theil gleicht einem zierlich gebauten Kunsttempel mit schlanken, jonischen Säulen, an dem alles Ruhe, Heiterkeit und Maß ausdrückt. Der erste Theil beruht auf dem tiefsten Gegensatz zwischen Natur und Geist, auf der qualvollsten Spannung; vor dem Geiste ist es wüst und leer, im Innern tobt die Verzweiflung. Hier hat der Geist des Widerspruchs Macht und Gewalt, hier spannt er seine Netze aus. Im zweiten Theil athmet alles den Geist der Harmonie, der heitern Ironie; die frühern, dunkeln Zustände und Figuren werden selbst Stoff künstlerischer Behandlung; der Dichter, im Innern sicher, schwebt frei über diesen Gestalten und Scenen, und strebt nur nach Einem, der Form, der Gestalt, dem Bilde der Schönheit. Die Nacht mit ihren Schrecken, die Stürme der Leidenschaft, die Zaubertiefen sind verschwunden; der Himmel der Poesie ist heiter und von all den Zaubereien ist nur der lichte Zauber der Schönheit geblieben. Um die Schönheit und ihre göttliche Macht bilden Menschen, Heroen und Götter einen frohen Kreis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Blumen- und Gemüsebau. Daguerrotype. Literarische Umtriebe.

Die Gärtner werden nun bald ihre Ausstellung haben, und ihre Preisvertheilung, wie die Fabrikanten die ihrige gehabt haben. Auch sie sind in Paris fleißige Professionisten, nur zuweilen dem Trunk ergeben; mehrere Gärtner, welche zugleich Baumpflanzungen außerhalb der Stadt besitzen, sind ziemlich vermögende Leute. Die meisten gehören zu der Gartenbaugesellschaft, deren Sekretär der durch mehrere Werke bekannte Gartenbauschriftsteller Soulange-Bodin ist. Diese Gesellschaft gibt schon seit vielen Jahren eine Sammlung von Abhandlungen heraus, und muß mit der königlichen Ackerbaugesellschaft, die schon viel länger besteht und ebenfalls Abhandlungen herausgibt, nicht verwechselt werden. Ein ganzes Dorf neben Paris, Montreuil, wird von Gärtnern bewohnt, welche sich besonders auf den Pfirschenbau legen. Diese Frucht wird auch vielleicht nirgends mit so großer Sorgfalt angebaut und ist nirgends so wohlschmeckend, als zu Montreuil; sie trägt den Gärtnern genug ein, um das ganze Jahr von dem auf den Pariser Märkten dafür gelösten Gelde leben zu können. Ich habe schon einmal von den Fortschritten gesprochen, welche die Kunstgärtnerei um Paris

herum gemacht hat, und die es den Frucht- und Gemüsehändlern möglich machen, jezt zu allen Jahrszeiten Gartengewächse zu liefern, welche sonst nur zu einer bestimmten Jahrszeit auf die Tafeln kamen. Indessen werden nicht alle Naturprodukte, welche so früh auf den Pariser Märkten erscheinen, in der Umgegend von Paris gezogen; das südliche Frankreich liefert einen großen Theil derselben, und zieht bedeutenden Vortheil aus dem neuerlich so sehr beschleunigten Waarentransport; kommen einmal Eisenbahnen nach dieser Richtung zu Stande, so wird Paris noch weit besser mit südlichen Gewächsen versehen werden. — Der Kunstfleiß kann sich nun an Daguerres bekannt gemachtem Verfahren üben, und bereits hat Giroux, der erste Kunsthändler von Paris, angefangen, die Sache im Großen zu treiben; er soll 500 Pfund Quecksilber dazu angekauft haben. Seit der Bekanntmachung des Verfahrens hat man die Ueberzeugung erlangt, daß es doch keine so leichte Sache ist, als man geglaubt hatte, so daß das Daguerrotype, wenn keine bedeutende Vereinfachung eintreten sollte, schwerlich von Künstlern und Liebhabern stark benüzt werden wird, sondern wohl Leuten überlassen bleibt, welche die Sache im Großen betreiben, und sich durch den Absaz der Stücke für ihre Mühe und Kosten entschädigen. Das Geschäft der Zeichner wird also vor der Hand dadurch nicht beeinträchtigt werden. Sie werden noch lange Landschaften und Ansichten zeichnen können, ehe das Daguerrotype in Jedermanns Hand geräth und ihre Kunst unnöthig macht. Paris wird also nach wie vor mit jungen Künstlern überschwemmt werden, welche allerlei zeichnen, für Kunsthändler, Fabriken, Zeitschriften arbeiten, und ihrer Menge wegen oft große Mühe haben, sich durchzubringen, wie es eine Menge Dichter gibt, welche durch ganze oder halbe Vaudevilles ihr Auskommen suchen. Ich sage halbe Vaudevilles, weil manche nie ein ganzes Vaudeville dichten, sondern sich zu zweien, auch wohl zu dreien vereinigen, um ein Ding der Art hervorzubringen. Obschon Vaudevilles eben so schnell gedichtet als auf die Bühne gebracht werden, und ein Dichter also nicht wie am Théâtre français Jahre lang zu warten braucht, ehe es der Direktion beliebt, sein Stück aufzuführen, so verlieren doch einige Vaudevilledichter, wie es scheint, ihre Geduld schon in der kurzen Zeit, welche zwischen dem Dichten und Aufführen ihres Stückes verstreicht, und suchen den erwarteten guten Erfolg im voraus in Geld umzusetzen. Hievon lieferte neulich eine gerichtliche Verhandlung ein sonderbares Beispiel. Ein gewisser Maillan, der sicher nicht zu den bekannten Dichtern gehört, hatte den Plan zu einem Vaudeville entworfen und denselben vermuthlich zu Papier gebracht. Mit diesem Entwurfe war er zum Direktor des Variétésthеaters, Namens Dumanoir, gegangen, welcher auch ein Vaudevilledichter ist, und die beiden Dichter waren übereingekommen, daß sie das Stück zusammen schreiben wollten, oder, was wahrscheinlicher ist, daß Dumanoir etwas Dichtung und seinen Namen dazuthun, und dann das Stück unter Beider Namen aufgeführt werden sollte. Der Titel war: „Die Liebesbriefe.“ Als das Geschäft so weit in Richtigkeit gebracht war, versuchte Maillan seinen Antheil an dem aufzuführenden Vaudeville zu versilbern, und es fand sich ein Herr Guedeville, welcher 500 Franks dafür gab. Das Sonderbare bei diesem Handel war, daß, als er geschlossen wurde, das Vaudeville noch gar kein Dénouement hatte. Guedeville verdient von den Vaudevillisten auf den Händen getragen zu werden, denn er kauft Vaudevilles, die noch nicht einmal fertig sind, wogegen manche Kapitalisten nicht einmal längst fertig gewordene Theaterstücke mögen. Er war also Eigenthümer eines halben Vaudevilles, oder, wenn man will, halber Eigenthümer eines solchen dramatischen Stückes, denn der andere Eigenthümer war Dumanoir, der Theaterdirektor. Allein Dumanoir ließ die „Liebesbriefe“ nicht aufführen, vielleicht weil das Ende noch immer daran fehlte. Guedeville wollte wieder zu seinem Gelde, und wo möglich zu dem gehofften Benefiz kommen, und belangte daher Dumanoir und Maillan vor dem Handelsgerichte. Lezterer, welcher wahrscheinlich die 500 Franks aufgezehrt und noch immer kein Mittel gefunden hatte, seine Liebesbriefe zu endigen, erschien nicht, was sicher der beste Ausweg ist, wenn man keine gute Entschuldigung vorzubringen hat. Das Handelsgericht verurtheilte Dumanoir, weil er die Verpflichtung, das Stück aufführen zu lassen, übernommen hatte, diese Aufführung in Zeit von vier Monaten vorzunehmen, wo nicht, so solle er seinem Miteigenthümer Guedeville 700 Fr. zahlen; dagegen solle Maillan, der nicht erschienene Dichter und Exeigenthümer des Stückes, dem Dumanoir für allen Schaden haften und ihm alle Kosten des Prozesses erstatten. Dies ist nun zwar recht gut, aber wahrscheinlich ist Maillan kein Gutsbesitzer wie Scribe, und seine Garantie wird dem Theaterdirektor wenig helfen. Dieser Prozeß ist ein kurioser Beleg zur Sittengeschichte der Vaudevilledichter gewöhnlichen oder vielmehr gemeinen Schlages. Ob Paul de Kock auch seinen Antheil an Vaudevilles in Geld umsezt, weiß ich nicht, aber erwiesen ist, daß er seine Romane in Vaudevilles umsezt, und also aus seinen Dichtungen doppelten Gewinn zu ziehen sucht, was ihm jedoch nicht immer gelingt. So eben ist wieder ein von ihm aus einem Romane in ein Vaudeville umgeschaffenes Stück ausgepfiffen worden, und ein Theaterdichter machte die beißende Bemerkung, man habe schon viele Mühe, der großen Menge schlechter Romane Paul de Kocks auszuweichen, und es sey doch gar zu arg, daß er vollends den Leuten, welche ganz unbefangen in's Theater gehen, Schlingen lege, und ihnen dort verrätherischerweise seine Romane in Gestalt von Vaudevilles aufdringe. Es ist leider nicht zu leugnen, daß Literatur und Kunst von manchen Dichtern und Künstlern auf sehr gemeine Weise kultivirt werden, und daß sie die Schöpfungen ihrer Phantasie gerade wie eine zu Markt gebrachte Waare behandeln. Besonders wird mit den Feuilletons, worin selbst die beliebtesten Schriftsteller jezt ihre Novellen- und Schauspielkanevas anbringen, bedeutender Handel getrieben: Ueber diese Feuilletons fallen nun aber eine Menge habsüchtiger Leute her und berauben zuweilen den Verfasser auf's schändlichste der Früchte seiner Arbeit. Ein Dichter gab neulich in einem Feuilleton des Journals la Presse den Entwurf zu einem Schauspiele, und bemerkte dabei in einer Anmerkung, dieser Entwurf sey sein Eigenthum, und dürfe von keinem andern Dichter zu einem Schauspiele benüzt werden; und Balzac, der immer am meisten darüber jammert, daß man ihm seine Feuilletons stiehlt und ihn dadurch abhält, sie hernach zu sammeln und als ein Buch herauszugeben, benachrichtigt das Publikum, daß die Inhaber einiger Leihbibliotheken die Feuilletons von den Journalen abschneiden, dann zusammenbinden lassen und als ein Buch ausleihen, so daß, wenn er, Balzac, mit seinem Feuilletonsbuche fertig ist, bereits ein ähnliches in der Welt herumläuft, ohne daß er es hindern kann, und, was wichtiger für ihn, ohne daß es ihm das Geringste einbringt. An solche wunderliche Spekulationen hatte man vor dem großen Glücke, das die Feuilletons jezt machen, nicht gedacht, und man sieht daraus, daß die Herrn Pairs, welche es sich einfallen ließen, in diesem Jahre ein Gesez über das geistige Eigenthum zu machen, noch manches zu lernen haben.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. September 1839.

— Betrübt blickt das Gemüthe
Auf die hingesunkne Blüthe
Und die grünentlaubte Flur,
Fühlt ein leis Bedauern
Mit dem stillen Trauern
Und dem stummen Schmerze der Natur.

Niclas Müller.

Die Mutter Natur im Herbste.

Von Ph. H. Welcker.

Die Mutter ruft nach ihren Kindern allen
Mit stillem Gram, die bleiche Königin.
Noch sahen jüngst nach ihr mit Wohlgefallen
Der Garbenbinder und die Winzerin;
Jetzt läßt sie schon die trüben Schleier wallen,
Und all ihr Reiz im Norden ist dahin;
Doch schimmert, wie durch Nebelhauch die Sonne,
Durch ihren Kummer milde Hoffnungswonne.

Die Mutter spricht: „Ihr Blumen müßt vergehen;
Zu frühem Sterben rief ich euch in's Seyn.
Doch daß ihr könnet jugendlich erstehen,
Hüll' eure Samen ich im Boden ein.
Auch manche Pflanze, wenn die Stürme wehen,
Schirm' ich vor'm Tod. Ihr Vögel, ihr allein
Sollt fröhlich wandern. Schwebt denn hin im Frieden!
Im Norden sterbend, leb' ich fort im Süden.

Geht hin, ihr Motacillen, wo bei Trauben
Und goldner Frucht euch winkt das reiche Mahl;
Besuch', o Nachtigall, des Ostens Lauben,
Und komm dann wieder hier in's Hirtenthal!
Sucht andre Wipfel nun, ihr frommen Tauben:
Der Liebe Sitz, der stille Hain wird kahl.
Geht, Vöglein, geht, mit liederreichen Kehlen,
Im grünen Asien Wohnung euch zu wählen!

Ihr Fluthbewohner mit den Silberschuppen,
Verbergt euch tiefer im krystallnen Haus;
Und hier im Wald und dort auf Felsenkuppen,
Ihr Winterthiere, tragt der Kälte Graus.
Verhüllt euch tief, ihr Würmer und ihr Puppen;
Mit manchem Mücklein dauert schlummernd aus:
Und tritt der warme Frühling auf die Berge,
Dann wachet auf und sprenget eure Särge!

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Fortsetzung.)

In dieser Welt voll Harmonie, wo der Geist im frohen Bunde mit der Natur lebt, hier hat der Geist des Widerspruchs keine Gewalt mehr über Faust. Hier spielt Mephisto eine jämmerliche Rolle und treibt nur Possen, bis er sich in die Maske der Phorkyas, in das Gegenbild der Schönheit, in die Form der Häßlichkeit umkleidet. Der Grieche kennt das Böse nur als das Häßliche, als Prinzip der Unförmlichkeit. Der Grieche

kennt wohl auch die Nachtseite der Natur, ihre Schrecken, ihre unheimlichen Geburten; aber er faßt diese Ungestalten, die Faunen, die Pane, die Satyrn bloß als Folie der Schönheit, während das Mittelalter in ihnen böse Dämonen, finstere Gewalten, Diener des Fürsten der Finsterniß erkannte.

Nach diesen Scenen, nachdem Faust mit Helena, dem Urbilde der Schönheit, sich vermählt hat, nachdem das Ziel höchster Sehnsucht erreicht ist, kann Faust wieder auf den Boden des Mittelalters zurückkehren. Er hat das Schönste geschaut, er hat an den reinen Quellen der Natur geschöpft, er hat die Zaubermacht der Kunst und Poesie erfahren. Mögen nun auch die Illusionen des schönsten Lebensmoments verschwinden, möge der Geist sich einer prosaischen Wirklichkeit gegenüber finden, dieser kann auch jezt, vermöge des angebornen Triebes nach unendlicher Wirksamkeit, nie stille stehen. Und so finden wir Faust am Schlusse der Tragödie in einer neuen Sphäre des Wirkens, in einer völlig andern Epoche, in einer Epoche, die nicht durch Poesie und Kunst, nicht durch magische Wissenschaft, sondern durch besonnene Thätigkeit sich zum Herrn der Natur macht. „Die That ist ihm Alles, nichts der Ruhm." Er will die Welt durch Verkehr und Schifffahrt verbinden, die wilden Elemente bezwingen, Länderbesitz sich erringen. In diesem Streben, in dieser realistischen Tendenz nach erweitertem Weltverkehr, deren Ziel unübersehbar ist und die in ihrem unbedingten Fortschreiten die Hütte stiller Genügsamkeit vernichtet — in dieser freien Herrschaft über die Natur offenbart sich der Geist der gegenwärtigen, besonnen handelnden Weltepoche. Mit ihr schließt Faust, insofern er auf Erden strebt und handelt. Und so stellt Goethe im Faust drei Epochen seines Lebens dar, im Reflexe von drei welthistorischen Perioden: das Drama beginnt vom ersten geisterreichen Natur- und Wissensdrang der neuesten Zeit, es geht in die dunkeln Pfade des Mittelalters ein, erhebt sich durch poetische Kraft zu dem Urbilde des hellenischen Alterthums und endet mit der freien, besonnenen That. So hat Faust wirklich sein Selbst successiv zum Selbste der Menschheit erweitert, vor Allem aber die große Wahrheit bewährt, daß der Mensch im Wissen und Handeln zunächst an das Natürliche sich zu halten habe. An der Natur, als an seinem Tagewerke, übe der Geist seine Kraft, bethätige sein Wissen, bändige seine Leiden, suche seine Wonne:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."
— Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Aber vor und nach dem natürlichen Leben, wie hier am Anfang und Schluß der Tragödie, liegt das stille Geisterreich, wo der Knote unsers Wirkens und Leidens sich löst. Entscheidung liegt nur im Reich der reingeistigen Mächte. Auf der Erde gilt's zu kämpfen, zu streben und rastlos die freie Kraft zu bethätigen. Wenn diese freie Kraft des Menschen nicht mehr zu wirken vermag, dann ergreift ihn der Arm einer höhern Ordnung der Dinge und zieht ihn in's verwandte Geisterelement. Faust geht siegend unter. Sein unsterbliches Selbst, über welches das böse Prinzip nie Macht hatte, schwebt siegreich über alle Kämpfe, über alles Dunkel zu den Chören des Lichts empor. Und welches ist die Schwinge, die ihn emporhebt, die ihn hinaufzieht in ein neues Element? — Ist es Troz? Kühnheit, Muth? — Goethe antwortet auch auf diese lezte Frage:

„Das ewig Weibliche zieht uns empor."

Diese mehr passive Seite des Geists ist die Sehnsucht, das reine Verlangen, die bescheidene Demuth, die vertrauensvolle Hingebung an eine höhere Macht, die dann für uns wirkt, wenn wir nicht mehr zu wirken vermögen. Hier am Schlusse tritt die ursprüngliche Idee, die christliche Conception des Dramas wieder klar hervor; die zwei Mächte, die sich um die Menschheit streiten, zeigen sich auf offenem Kampfplatz, das Licht und das Dunkel, jenes in seiner ewig ruhigen Siegesglorie, dieses in seinem lezten Grimm und in seiner Niederlage.

(Schluß folgt.)

Der Quäker und der Strassenräuber.

(Schluß.)

Bis zur Stadt hatte der Geplünderte Zeit, seinen trüben Gedanken nachzuhängen und sich den Schmerz der jungen Leute auszumalen, die sich so lieb hatten und deren Glück jezt hinausgeschoben werden mußte. Das Geld war unwiederbringlich hin; nirgends ein Mittel, es wieder zu bekommen, den kecken Räuber zu entdecken. Aber auf einmal hielt er an; ein Gedanke war ihm blitzschnell durch den Kopf gefahren. „Ja!" rief er; „so kann's gehen! Lebt der Mensch in London, so erwische ich ihn vielleicht. Es ist wohl Gottes Wille, daß er so unvorsichtig war."

Halb getröstet durch seine Gedanken, kam Toby nach Hause. Er ließ sich nichts anmerken, sagte nichts von seinem Abenteuer, machte auch keine Anzeige, küßte seine Tochter, die ganz arglos war, ging zu Bette und schlief mit einem Gebete ein.

Erst am Morgen machte er sich daran, der Vorsehung die Pfade zu erleichtern und Nachforschungen anzustellen. Er ließ die Stute aus dem Stall führen und legte ihr den Zügel auf den Hals, in der Hoffnung, sie werde, vom Instinkt geleitet, den Weg zur Behausung ihres Herrn einschlagen. Er ließ also das arme Thier, das

noch nichts gefressen hatte, frei in den Straßen herumlaufen und ging hinter her. Aber er hatte dem Gaul mehr Instinkt zugetraut, als er besaß; lange lief er bald rechts, bald links, ohne bestimmte Richtung, machte allerhand Umwege, kehrte wohl gar plötzlich um. Toby verzweifelte nachgerade an seinem Kunstgriff; „der Spitzbube," dachte er, „ist nicht in London zu Hause. Welche Thorheit, nicht zum Richter zu gehen, da es vielleicht noch Zeit war, und sich auf den Verstand der Mähre zu verlassen!"

Da ward er durch das Geschrei von Kindern, die beinahe unter das Pferd gekommen wären, seinen Gedanken entrissen. Das bisher so ruhige Thier hatte sich auf einmal in Galopp gesezt. „Haltet auf!" schrie es von allen Seiten. — „Haltet ihn nicht auf!" rief der Quäker; „um Gottes willen, laßt ihn laufen!" Er blickte dem Pferde in höchster Spannung nach und sah es rasch in das halboffene Thor eines großen Hauses in der Vorstadt einbiegen. „Dort ist er!" dachte der Quäker mit einem dankenden Blick gen Himmel. Und wirklich, indem er vor dem Hause voruberging, sah er einen Knecht im Hofe das arme Thier streicheln und in den Stall fuhren. Er fragte einen Vorübergehenden, wem das Haus gehöre. „Ihr seyd wohl hier herum nicht bekannt," war die Antwort, „da ihr nicht wißt, daß hier der reiche Kaufmann Weresford wohnt." — Der Quäker war auf's Aeußerste betroffen. „Weresford," wiederholte der Andere in der Meinung, er sey nicht verstanden worden; „wißt Ihr nicht? der Mann, der so schnell reich geworden ist." — „Großen Dank, Freund, großen Dank!" erwiderte Toby.

Er konnte sich kaum fassen. „Weresford, Eduards Vater, der angesehene Mann, wäre mein Räuber?" Es war ihm, als ob er träumte, und er wollte langsam heimgehen. Aber da bedachte er, daß schon sehr hochgestellte Leute Mitglieder von Diebsbanden gewesen, und dann das schnell, man wußte nicht wie, erworbene Vermögen, und dann die Stute, die Allem nach ihren Stall gefunden. Toby entschloß sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Er trat zuversichtlich in den Hof und verlangte den Hausherrn zu sprechen. Er lag noch zu Bette, und doch war es fast Mittag. Eine unruhige Nacht! ein neuer Wink! Der Quäker wiederholte dringend sein Verlangen und stand bald in Weresfords Schlafzimmer. Dieser war eben erst erwacht; er rieb sich die Augen und fragte nicht in der besten Laune: „Wer sind Sie? was wünschen Sie?" — Ha! diese Stimme war Toby wohl bekannt, und er wußte jezt gewiß, wen er vor sich hatte.

Er nahm ruhig einen Stuhl und sezte sich an das Bett mit dem Hut auf dem Kopf. „Sie legen nicht ab?" rief der Kaufmann betroffen. — „Ich bin ein Quäker," war die sanfte Antwort, „und du weißt, es ist so Brauch bei uns." — Beim Worte Quäker fuhr Weresford auf und sah seinem Besuche in's Gesicht. Er mochte ihn erkennen, denn er wurde bleich. „Nun," fragte er stotternd, „was ist — darf ich fragen —" — „Du wirst verzeihen," erwiderte Toby, „daß ich so bald komme; aber bei Freunden nimmt man es nicht so genau, und so bitte ich denn ohne Umstände um die Uhr, die du gestern von mir entlehnt." — „Uhr — eine Uhr?" — „Sie ist mir sehr werth; sie gehörte meiner seligen Frau und ich möchte sie um Alles nicht missen. Mein Schwager, der Aldermann, verziehe mir nie, daß ich ein Kleinod, das mich an seine Schwester erinnert, auch nur einen Tag aus der Hand gegeben." Beim Wort Aldermann horchte Weresford auf; aber Toby, ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr fort: „Es wäre mir auch lieb, wenn du mir das Dutzend Guineen wiedergäbest, das ich dir eben damals geliehen. Brauchst du sie aber, so magst du sie immer noch länger behalten; nur bitte ich um etwas Schriftliches."

Die Gelassenheit des Quäkers brachte den alten Kaufmann so aus der Fassung, daß er es nicht wagte, das geraubte Gut zu verleugnen; gestehen mochte er auch nicht, und bevor er sich auf eine Antwort besann, fuhr Toby fort: „Ich theile dir auch mit, daß meine Tochter Marie nächstens heirathen wird. Ich hatte zweihundert Pfund Sterling zu ihrer Aussteuer bestimmt, es ist mir aber ein Unglück widerfahren: gestern Abend auf der Landstraße bin ich völlig ausgeplündert worden; ich muß dich daher um eine Mitgabe für deinen Sohn ersuchen, im andern Falle hätte ich dir nichts zugemuthet." — „Für meinen Sohn?" — „Nun ja, weißt du nicht, daß er in Marien verliebt ist und sie heirathen will?" — „Eduard?" rief der Kaufmann und sprang aus dem Bette. — „Eduard Weresford," erwiderte der Quäker sanft und nahm gemächlich eine Prise Tabak. „Du mußt dich schon entschließen, etwas für ihn zu thun. Es ist mir lieb," fuhr er mit mehr Nachdruck fort, „wenn er nicht erfährt, was heute Nacht vorgegangen ist, und gibst du die Summe, welche ich versprochen, nicht her, so muß ich ihm wohl sagen, wie ich darumgekommen."

Weresford lief zu einem Schrank, holte eine Cassette mit drei Schlössern heraus, schloß auf und gab Toby nacheinander Börse, Uhr und Geldsack. „Schön," sagte der Quäker; „ich sehe, ich konnte auf dich rechnen." — „Sonst willst du nichts?" fragte der Kaufmann barsch. — „Doch, noch um etwas ersuche ich dich freundschaftlich." — „Sprich!" — „Enterbe deinen Sohn." — „Wie?" — „Du sollst ihn enterben; es soll nicht heißen, ich habe bei der Heirath auf dein Vermögen gesehen." Mit diesen Worten verließ der Quäker das Zimmer. „Nein," sprach er bei sich, als er allein war, „die Kinder sind nicht verantwortlich für die Handlungen ihrer Eltern. Marie soll den Sohn dieses Mannes heirathen; aber gestohlen Gut anrühren — nimmermehr!"

Als er im Hof war, rief er Beresford, der aus dem Fenster sah, hinauf: „Ei, Freund, ich habe dir deine Stute gebracht; laß mir doch meinen Klepper geben." Nicht lange, so saß Toby im Sattel, seinen Geldsack vor sich, Uhr und Börse in der Tasche, und ritt im kurzen Trab nach Hause. Er traf daselbst Eduard und sagte zu ihm: „Ich habe deinem Vater meine Aufwartung gemacht und glaube, wir werden gut mit einander auskommen."

Zwei Stunden darauf kam Beresford in Tobys Haus und verlangte ihn allein zu sprechen. „Braver Quäker," sagte er, „Ihr Benehmen hat mich auf's Tiefste gerührt. Sie konnten mich um Ehre und Leben bringen, Sie konnten meinen Sohn doppelt unglücklich machen, einmal durch das Bewußtseyn, mich zum Vater zu haben, und dann durch Versagung der Hand Ihrer Tochter; Sie haben gehandelt als ein Mann von Kopf und Herz. Nehmen Sie diese Papiere; leben Sie wohl, Sie sehen mich nicht wieder." Er ging. Der Quäker öffnete die Papiere; es waren Anweisungen von bedeutendem Belang an die ersten Wechselhäuser in London; ferner eine lange Namenliste, neben jedem Namen eine Summe, groß oder klein. Ein Zettel lag bei, worauf stand: „Es sind dies die Namen der Beraubten; die Zahlen geben die wiederzuerstattenden Summen an. Erheben Sie das Geld bei den Wechselhäusern, als hätten Sie es mir in das Ausland zu schicken, und besorgen Sie selbst unter der Hand die Wiedererstattung. Was mir übrig bleibt, ist mein rechtmäßiges Gut, und Ihre Tochter wird mich dereinst beerben können." — Tags darauf war Beresford aus London verschwunden, und es hieß allgemein, er wolle sein Einkommen in Frankreich verzehren.

An Eduards und Mariens Hochzeittage sah man eine lustige Gesellschaft beisammen, und darunter viele Leute, die höchlich zufrieden mit den Londonern Straßenräubern waren, welche ihnen durch Tobys Vermittlung das entwendete Kapital sammt den Zinsen hatten zurückbezahlen lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

Messe. Stiftung. Eisenbahn. Theater.

Aus alter freireichsstädtischer Zeit hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte des Ein- und Ausläutens der Messe erhalten. Wenn im Monat April die große Karolus- oder Meßglocke vom alten Pfarrthurme heruntertönt, so hört sie kein Frankfurter, ohne poetisch ergriffen zu werden; denn sie verkündet ihm den Frühling, den blüthespendenden Mai und das ganze duftige und blumige Gefolge desselben. Wenn aber des Septembers Meßglocke ertönt, so beschleicht uns eine wehmüthige Empfindung; denn die ernsten Glockentöne mahnen uns an welkende Blätter, an herbstliche Nebel und an die Flucht der schönen Sommertage. — Die Engros-Geschäfte auf der heurigen Herbstmesse waren bedeutend; die Masse der vorhandenen Waaren war sehr groß, wodurch die Preise gedrückt wurden, was sich aber durch den starken Absatz in vielen Handelsartikeln, namentlich in Wolle, Tüchern, Leder, Eisen- und Stahlwaaren u. s. w. wieder ausglich. Der Detailhandel verspricht ebenfalls günstige Resultate. — Die Bemerkung, welche unlängst in diesen Blättern gemacht wurde, daß Frankfurt a. M. eine Fremdenstadt und durch die Fremden besonders interessant sey, ist eine richtige. Gegenwärtig ist der Andrang von Reisenden so groß, daß sie kaum ein Unterkommen finden. Gasthöfe und Privathäuser sind überfüllt.

Den humanen Gesinnungen eines reichen Frankfurters verdanken wir die Begründung einer neuen und schönen Stiftung. Der Banquier Seufferheld, ein um Frankfurt vielfach verdienter Mann, hat ganz aus eigenen Mitteln ein Kapital von 15,000 Gulden angewiesen, welches bei dem hiesigen Recheneiamte zu jährlicher Verzinsung niedergelegt wird. Die jährlichen Zinsen sollen zum Besten der evangelisch-lutherischen Kirche in Frankfurt verwendet werden, zu einem theologischen Stipendium und zu einer theologischen Preisaufgabe. Die oberste Leitung und Verwaltung behält sich der Stifter selbst vor, und es soll dieselbe jedesmal auf das männliche Haupt seiner Nachkommenschaft oder seiner Anverwandten übergehen; im Falle eines Erlöschens der Descendenz geht die Verwaltung an die Seitenlinien der Familie über. — Wie in allen größeren Städten unseres Vaterlandes, so soll auch in Frankfurt a. M. am Johannistage 1840 das Fest der vierhundertjährigen Erfindung der Buchdruckerkunst auf großartige und glänzende Weise gefeiert werden. Nach mehreren vorläufigen Sitzungen einer Versammlung von Buchhändlern und Druckereibesitzern wird nun zur Organisirung eines großen Comité geschritten, in welchem durch die ausgezeichnetsten Bürger unserer Stadt Alles repräsentirt werden soll, was wir in Kunst, Wissenschaft und Leben Hervorragendes besitzen. Da die Festlichkeiten bedeutende Summen kosten werden, so will man demnächst schon vorläufig Subscriptionslisten in Umlauf setzen. — Die Frankfurt-Mainzer Taunuseisenbahn wird nun definitiv in diesen Tagen bis zu den benachbarten Städtchen Höchst und Hattersheim eröffnet; die Bahnstrecke bis Mainz wird erst mit Anfang der nächsten Sommersaison befahren werden können. Nach dem Urtheile aller Sachkenner zeichnet sich diese Bahn durch die Solidität ihrer Construktion auf's vortheilhafteste aus. Daß sie sich gut rentiren wird, steht nicht zu bezweifeln. — Unser hiesiges Stadttheater, über dessen Wohl und Wehe in hiesigen und auswärtigen Blättern schon eine ganze alexandrinische Bibliothek geschrieben worden, deren Untergang die Gelehrten jedoch nicht betrauern, gleicht, wie viele andere Bühnen, einem Kranken, an welchem sich mancher Arzt versucht hat, ohne seinen Zweck zu erreichen. Die neue Verwaltung, unter Oberaufsicht der Aktionäre und mit einem jährlichen Zuschuß von 24,000 Gulden an drei Unternehmer verpachtet, scheint sich die Sache angelegen seyn zu lassen. In den beiden lezten Monaten war das Haus sehr zahlreich besucht, indem zuerst der Hofschauspieler Th. Döring, ein hervorragender Charakterdarsteller, namentlich ausgezeichnet im Lustspielfache, und gegenwärtig Emil Devrient aus Dresden die Schaulustigen anzogen und fesseln. Devrients Tasso, Hamlet, Marquis Posa, Rubens in Madrid, Ferdinand von Walter, Richard Savage u. A. wurden mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen und wiederholt. Mit Vergnügen huldigten Kenner und Laien diesem in der deutschen Bühnenwelt gefeierten Künstler. — Unserer Oper ist es noch nicht gelungen, den Standpunkt einer früheren Glanzperiode wieder zu gewinnen, doch leistet sie immer noch Annehmbares.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. September 1839.

Noch einmal zu den wald'gen Apenninen,
Den Kinderalpen! —

Byron.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

Loretto.

Unter den drei Hauptstraßen von Rom nach dem Norden gewährt die über die Apenninen und längs der Ostküste führende dem Reisenden verhältnißmäßig die spärlichste Ausbeute. Jenseits der Bergkette verändert Italien seine Physiognomie und nimmt einen herbern, frostigern, materiellen Charakter an. Man sagt der südlichen, ewig blühenden, mit ihren Reizen maßlos verschwenderischen Jungfrau Lebewohl und zieht ein in das Gebiet der kälteren Matrone, der ihre Schätze wie ihr Lächeln zu Rathe haltenden. — Mir war die Ostseite theilweis noch fremd geblieben, und so gab ich denn diesmal der minder begünstigten den Vorzug, und bereue es auch noch nicht, ihr eine längere Zeit gewidmet zu haben, trotz dem, daß das sonst so praktische Vehikel der Vettura, der steilen Berge und schlechten Wirthshäuser halber, sich gerade auf dieser Tour am wenigsten bewährt.

Die Feier der Heiligsprechung war vorüber. Die Fluth der Geistlichen, welche einem schwarzen Meere gleich zu jenem Fest in Rom zusammengeströmt war, begann sich jezt allmählig wieder in die Provinzen zurückzuziehen. Die Heerstraßen waren mit Wagenzügen bedeckt, deren tonsurirte Insaßen zu ihren Bisthümern, Pfarrsitzen und Diakonaten heimkehrten. Mit der Caravane, welcher ich einverleibt war, zogen allein dreizehn Priester. Ich weiß nicht, ob ich es im Vaterlande gewagt hätte, mich als einziger Laie einer gleichen Anzahl von der Synode heimziehender Seelsorger anzuschließen, wenigstens bezweifle ich, der ihrem Stande schuldigen Ehrfurcht unbeschadet, ob in diesem Fall die Reise einen so heitern Charakter als die unsrige bewahrt hätte. Die Mehrzahl der italiänischen Geistlichen, besonders der Weltpriester, zeichnet sich durch Urbanität, Bonhommie und eine gewisse harmlose Lebensfreudigkeit aus. Sie sind meistens wackere Waidmänner, durchgängig Kenner und Verehrer der Tafelfreuden, tolerant gegen den anders Glaubenden, und verstehen sehr gut im geselligen Umgang den Menschen von dem Geweihten zu sondern, ohne gleichwohl das Geringste von ihrer Würde zu vergeben. Von einer Polemik gegen den Bekenner einer andern Confession, von Bekehrungsversuchen ist mir auf meinen Reisen kein Beispiel vorgekommen, und diese Duldsamkeit, die unveränderte Liebenswürdigkeit im Verkehr verdient wahrlich gebührende Anerkennung, erwägt man die an's Fabelhafte grenzenden Ansichten, welche der Italiäner von dem Transalpiner und dessen Dogmen hegt.

Wir langten bei guter Zeit in Foligno an. Meine Reisegefährten hatten unter den dortigen Geistlichen Bekannte, und diese waren augenblicklich erbötig, uns durch Kirchen und Kaffeehäuser, zu trefflichem Eis und alten Gemälden als Führer zu dienen. Unter den leztern mache ich auf ein vorzügliches in der Kirche San Salvadore aufmerksam, welches laut der Inschrift 1430 im Auftrag des Messer Rinaldi di Corradi Trinci, lezten Herrn von Foligno, von Bartolomeo di Tommaso gemalt worden ist. Die Madonna, eines der süßesten, anmuthigsten Gesichter, sizt mit dem Bambino auf dem Throne, Johannes der Täufer steht zur Linken, ein anderer, mir unbekannter Heiliger rechts vom Throne, der Fundator in verkleinerter Gestalt an dessen Schwelle, während allerliebste Engelchen, Schmetterlingen gleich, über den Goldhimmel des Grundes gaukeln. Der Dom enthält außer einer guten alten Verkündigung eben keine besondern Kunstschätze. Die berühmte Madonna di Foligno, welche die Mönche dem Museum des Vatikans gegen einen vierzigjährigen Abgabenerlaß verkauften, ist durch eine höchst mittelmäßige Kopie ersezt worden. Der Hochaltar wird durch eine hölzerne Nachbildung des berninischen Baldachins und dessen Pfropfenziehersäulen verunziert.

Ich hatte von einem alten historischen Freskogemälde — ich glaube von Melozzo da Forli — vernommen, welches sich im Palazzo publico befinden sollte. Die geistlichen Führer wußten keine Sylbe davon, die weltlichen, der servo di piazza und Küster nämlich, ebensowenig. Ein dritter Cicerone machte sich anheischig, mich zum begehrten Gemälde zu führen, und brachte mich auf dem Rathhaus in den Versammlungssaal der Conservatori während ihrer Session. Ich bat die Väter der Stadt, dem Kunstjäger die Unterbrechung geneigtest verzeihen zu wollen, und schaute mich sehnsüchtig nach dem verheißenen Fresko um — es schwand zu einem flauen Carton mit Jupiter und Ganymed ein. Dies konnte unmöglich gemeint seyn. Ein vierter Guida rühmte sich, Kenntniß von dem versteckten Schatz zu haben, und führte mich durch Treppen und Galerien zu einem verräucherten, völlig unkenntlichen Heiligenbilde; ich schüttelte abermals, worauf sich ein Fünfter anheischig machte, das ersehnte X aufzufinden. Die andern Custoden waren eben so neugierig geworden als ich und zogen hinterdrein von Kloster zu Kapelle. Das verwünschte Bild wollte sich nirgends zeigen, keines zu der gemachten Beschreibung passen. Eine wunderschöne peruginesche Verkündigung in der Kapelle dell' Annunziatella war die einzige Ausbeute unserer Bilderjagd. Meine Guidencompagnie sah sich verduzt an; sie schüttelten die Köpfe und vereinigten sich zulezt: die Inglesi mußten das Bild verschleppt haben. Damit mußte ich mich begnügen.

In mein Wirthshaus zurückgekehrt, fand ich es in Verwirrung und Aufruhr. Einem eben angelangten Fremden war auf dem Wege von Spoleto der Mantelsack abgeschnitten worden. Er hatte Klage bei der Polizei erhoben, und diese auf die Pferde des unglücklichen Vetturin zur Schadloshaltung des Beraubten Beschlag gelegt. Weßhalb der Unschuldige für den Schuldigen büßen mußte, weßhalb die Kralle der Gerechtigkeit gerade auf dieses Opfer gefallen, nachdem im vorigen Monate einige Dutzend Räubereien an dem berüchtigten Ponte Minchotte straflos verübt worden waren, blieb mir unenträthselt.

Eine Miglie von der Stadt erheben sich die Apenninen steil aus der Ebene. An ihrem Fuß theilt sich die Straße und führt links nach Forli, rechts nach den Marken. Die Bergstraße kann nur mit Hülfe von Ochsenvorspann überschritten werden. Das Vermiethen der Zugthiere ist eines der einträglichsten Geschäfte der Dorfbewohner. Knaben stehen am Fuß der Höhe, bieten schon aus der Ferne mit gellendem Ruf ihre Thiere an, galoppiren dann mit Gemsensprüngen bergan, um die Familie aufzurufen, den Vater als Treiber, Mutter und Schwestern als Bettlerinnen. Es ist eine trübselige, langweilige Fahrt. Von dem Augenblick, wo die Stiere angelegt werden, überlassen ihnen die Pferde die ganze Last und schlendern mit schlaffen Strängen nur eben so mit, der Vetturin aber hütet sich weislich, sie zu thätiger Mitwirkung aufzumuntern. Das Gesindel hält gemächlich Schritt mit dem Leichenwagen und verläßt ihn erst, nachdem die Höhe erreicht ist, um mit dem nachfolgenden Fuhrwerk die Ascension auf's Neue zu beginnen. Die Bettler von der Strettura und Casenuove sind die zähsten Italiens. — Des melancholischen Unkengeschreis übermüde, sprang ich aus dem Wagen und schritt, die Warnungen der Priester: „il camminare fa male,“ unbeachtet lassend, rüstig voran. Noch lohnt von Zeit zu Zeit ein Rückblick in die Ebene und nach den fernen Höhenzügen um Perugia; bald aber wehrt die Krümmung der Straße jede Fernsicht, und man erblickt ringsum nur noch die monotonen Bergkuppen, zwischen denen der Weg sich höher und höher hinwindet. Bei einzelnen Hütten, welche den Namen Osteria di Santa Lucia führen, erwartete ich den um Stundenweite überholten Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Goethes Faust und die Faustliteratur.

(Schluß.)

Wer diesen fortschreitenden Gang der Dichtung anerkennt, der wird nicht mehr nach den Vorzügen des einen oder andern Theils fragen; der wird jeden Akt, jeden Moment für sich und in seiner bestimmten Tendenz

betrachten; der wird selbst die dunkelsten Partien des Faust zu würdigen wissen, selbst die Hexenküche und den Blocksberg. Faust ist nicht aus Einem Guße entstanden, sondern in gar verschiedenen Epochen von Goethes Leben; er enthält und gibt uns nicht eine harmonische Poesie, wie in Tasso, Iphigenia, Hermann und Dorothea, wo die Gestalten an Klarheit, Ruhe, Ebenmaß mit einander wetteifern; nein, Faust enthält den Läuterungsprozeß der Goetheschen Poesie, die dunkeln Uebergangsmomente im Leben des Dichters, die dunkelsten, geheimsten Seiten seines Genius, ja, wenn man will, seine kühnsten Launen, seine schroffsten Eigenschaften. Nicht sanft und ruhig schreitet das Drama fort; sein Gang ist gewaltsam, wie der Gang der Weltgeschichte, schonungslos und keck, wie die Macht des Naturgesetzes. Alle Dissonanzen des Lebens ließ Goethe hier ausklingen, damit seine Poesie um so reiner, freier, schöner, klarer in seinen übrigen Schöpfungen sich entfalten konnte. Das Bizarrste, das Herbste und Bitterste, das Derbste und Keckste stellt er dar, ohne zu mildern, zu versöhnen, zu beschönigen. Hier gilt es Wahrheit, nackte Wahrheit; des Lieblichsten wird nicht geschont, das Schönste geht unter, der süßeste Moment ist nur ein Blick, ein Ton. Gretchen geht unter, Euphorion ist nur ein Meteor, Helenas und Fausts Umarmung ein Moment seligen Entzückens; der Knabe-Lenker entweicht sogleich wieder in's Verborgene. Nirgends ist ein Rasten, ein Ruhen; der Charakter des Ganzen ist gebieterisch, nothwendig, rücksichtslos. Faust schlägt die Welt in Trümmer, „die andere mag daraus entstehn." Mit Gewalt, den blitzenden Schlüssel in der Hand, stampfend sinkt er in den Urgrund der Natur und wagt sich zu den Müttern; in der Wetternacht, im Aufruhr der Elemente kommt er im Lande der Schönheit an; Baucis und Philemon werden ein Opfer seiner rastlosen Thätigkeit, das Asyl des Glaubens, des Friedens, der Genügsamkeit verschwindet und der Blick verliert sich in den großen, weiten, endlosen Gang des Weltlebens. Man kann sagen: Faust enthalte nicht die Poesie Goethes, sondern die dunkeln Wege seiner Poesie, nicht den Frieden, sondern den Kampf, nicht die Harmonie, sondern die Dissonanzen seines Geistes. Wo ist hier jene Ruhe, jene Klarheit, jener Friede seines Geistes, jener sanfte Geist der Poesie, der in seinen übrigen Werken Versöhnung und Milde athmet?

Und so ergibt sich denn immer deutlicher, wie dieser Faust im Bezug auf Goethes übrige Werke und auf sein ganzes Wesen zu betrachten sey. Damit verschwindet jedes vorlaute Urtheil, jeder widersinnige Tadel. Man frage zuerst: was wollte der Dichter? — Mit dieser Frage beginnt die Kritik dieses Werks, das, wie man es auch betrachte, etwas in sich hat, das jeder Kritik spottet. Selbst aber derjenige, der den Plan, den Sinn, den Zusammenhang des Ganzen nicht faßt, wird doch an einzelnen Partien stets neuen Genuß finden, und die verschiedenartigsten Geister und Gesinnungen werden hier ihre Rechnung finden: der kalte, schroffe Weltmann, wie der begeisterte Freund höherer Wahrheit, der zarteste Idealist, wie der derbste Realist, der Jünger des neuesten Weltlaufs, wie der Alterthumsforscher, der bildende Künstler, wie der Aesthetiker, der sinnige Geist und der Naturalist, die tiefste Sehnsucht nach dem Ueberweltlichen, wie der klare Weltverstand, der dem Wissen Zugewandte, wie der auf die That Vertrauende — alle werden hier die Anklänge ihres Innern finden. Es ist aber Eins, was alle diese innern Geisteszustände, alle diese geschichtlichen Elemente bindet und überschwebt, — es ist die Kraft des freien Gedankens und die rein künstlerische Behandlung. Dadurch erst wird Faust ein geistiges, unverwüstbares Werk unserer Zeit, das seines Gleichen nicht hat. Und immer mehr wird man in diesem Drama den Baum erkennen, dessen Wurzeln tief in der Geistesgeschichte des germanischen Volksstamms begründet sind. Der Keim der Faustsage, die schon in unsere Kindheitsträume so wunderlich hineinklang, hat sich dem Dichter zu einem Wunderbaume entfaltet, der Blüthen und Früchte verschiedener Zeiten und Zonen trägt. Ein Mann, dessen erste zwei Jugendwerke schon den deutschen Genius befreiten, hat diesen Baum mit den Quellen seines Geistes getränkt und unter allen Stürmen des Lebens groß gezogen; die Wurzel verliert sich in den Schoos der geheimnißvollen Mutter Nacht, südliche Düfte, trüber Nordhauch und geistige Lebensblüthen wehen vereint aus den Zweigen des Baums, während oben im Wipfel, wie ein stilles Sausen, das Geheimniß der Geisterwelt sich regt.

W. Stich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, September.

Bauten. Piazza grande. Theater.

Vor einigen Monaten waren auf unserer Piazza grande noch die grauen Ueberreste der ehemaligen Gefängnisse zu sehen, die mit dem nahen, modernen Regierungsgebäude, dem freundlichen Theater, und anderseits wieder mit den übrigen Gebäuden auf dem Platze selbst im größten Kontraste standen und nicht ohne Mißfallen gesehen werden konnten. Diese Gefängnisse sind jezt niedergerissen, und dadurch ward eine freie Aussicht nach dem Hafen eröffnet. Nebenan stand ein alter Thurm, das einzige Ueberbleibsel von Triests einstmaliger Ringmauer und Befestigung. Das unter ihm befindliche gothische Thor diente in neuester Zeit zum Andachtsorte; vor seinen stets erleuchteten und mit frischen Blumen

(von den Höckerinnen geopfert) verzierten Altären knieten von der ersten Frühe bis an den späten Abend Schaaren von frommen Betern. Auch dieser Thurm mit seiner Armensünderglocke (sie wurde nur während einer Hinrichtung, oder bei öffentlicher Verkündigung einer Criminalsentenz geläutet) sagte dem verfeinerten Geschmacke nicht zu, und auch er mußte gleich den Gefängnissen fallen. — Dicht hinter diesem Thore ist der ursprüngliche Hafen Triests, Mondrachio genannt, ein ziemlich weitläufiges Bassin, wo gegenwärtig die Küstenfahrzeuge aus Istrien aufgestellt sind. Dieses Bassin soll verschüttet und bis weit in das Meer hinein in einen Platz verwandelt werden, dessen Gleichen wenige Städte in Europa aufzuweisen haben dürften. — Wiewohl sich die genannte Piazza grande nicht, wie der Name schließen läßt, durch ihre Größe auszeichnet, so ist sie doch durch das eigenthümliche Bild bemerkenswerth, welches das Leben und Treiben daselbst gewährt. Von Morgens bis in die Nacht hinein wimmelt es hier von Menschen, größtentheils aus der niedern Volksclasse. Ueberall liegen ganze Haufen von Früchten, Gemüse, Wildpret u. s. w. Hier hat ein Weib ihre geringe Waare auf dem Boden ausgebreitet und lockt durch die billigen Preise, die sie kreischend ausruft, die Käufer herbei; dort ist ein breites Zelt mit buntbemalten Papierlaternen behangen; vor einem Berge von Angurie steht mit aufgeschürzten Armen und langem Messer der Händler, der die Melonen in Scheiben schneidet und im Detail verkauft. Weiterhin sammelt sich ein Kreis um einen sogenannten Limonadier: ein Karren, von einem welken Baume beschattet, bildet seine Bude, welke Zitronen seinen Vorrath; aus diesen preßt er den Saft und bereitet den kühlenden Trank für einen Kreuzer das Glas. — Cinque! cinque per un boro! gellt es hier aus heiserer Kehle. Was ist's? fünf, freilich nicht sehr appetitlich aussehende Pomeranzen werden um den Spottpreis von einigen Kreuzern ausgeboten. Fulminanti, buoni a pruova d'aqua, singt ein Knabe, der seinen armseligen Kram, meist Zündhölzchen, auf einem Brete vor sich hinträgt. An der Fontaine in der Mitte des Platzes zanken sich die Mägde oder geben Rendezvous, wozu sich oft sogar Dandies einfinden; weiterhin lockt ein Marionettentheater oder ein Bänkelsänger vor einem Kaffeehause Hörer und Gaffer. — Vor einigen Wochen wogte eine unzählige Menschenmenge nach der Piazza; ich ließ mich vom Strome mit fortziehen, und ward so Zeuge eines sonderbaren Schauspieles. Vor der Hauptwache war eine Schaubühne errichtet, worauf vier Verbrecher mit Ketten an einen Block geschmiedet saßen. Wie die vor ihrer Brust hängende Tafel besagte, wurden sie wegen verübten Straßenraubes, je nach der Schwere ihres Verbrechens, zu zehn- bis fünfzehnjähriger harter Zuchthausstrafe verdammt. Einer derselben hatte gutmüthige und wirklich männlich schöne Gesichtszüge, und schien überhaupt der Sünde nicht ganz verfallen zu seyn; denn während er von allen Seiten neugierig begafft wurde, schlug er den Blick zu Boden und wischte sich die Thränen aus den Augen. Dagegen kündeten die Physiognomien und selbst das Benehmen der andern den Auswurf der Menschheit an. Sie scherzten und schäkerten mit einander, und es war, als ob nicht sie der Menge, sondern die Menge ihnen zum Schauspiel dienten. Sie gehörten einer Räuberbande an, die in der hiesigen Gegend ihr Unwesen trieb und größtentheils eingefangen worden ist. Auf den Häuptling wurde ein Preis von zweihundert Gulden gesetzt, den zwei Hirten erwarben, indem sie dem Räuber allenthalben auflauerten und ihn endlich schwer verwundeten.

Die Baumanie hat seit meinem letzten Berichte wieder reißende Fortschritte gemacht. Die alten Häuser im Innern der Stadt werden in Menge niedergerissen und durch neue ersetzt, oder doch mindestens um ein Stockwerk erhöht. In der Gegend von St. Andrea wurden wieder ganze Strecken Landes dem Meere abgewonnen, Berge geebnet und neue Straßen erbaut. Auch auf der Landseite dehnt sich die Stadt immer mehr aus, und in der sogenannten Guardiella wurden von einer Gesellschaft sämmtliche Grundstücke gekauft, um sechzig Häuser darauf bauen zu lassen. In diesem Maße steigt auch die Einwohnerzahl, und die letzte Volksliste gibt folgendes Resultat: die Stadt sammt dem dazu gehörigen Gebiete zählt 4240 Häuser und 75,551 Einwohner. Die Zahl der Einwohner hat sich also seit vorigem Jahre um 2527 vermehrt.

In unserem socialen Leben bietet sich gegenwärtig wenig Neues. Die wohlhabenden Familien sind meist noch immer auf den Campagnen oder in den Bädern; dessen ungeachtet sind unsere Promenaden, und zuvörderst die Kaffeehäuser jeden Abend mit Besuchern gefüllt, und wer den beau monde zu beaugenscheinigen wünscht, versäume nicht, sich am Montag unter den Volti am Aquedetto, oder Donnerstags vor dem Café Tomaso einzufinden. An beiden Tagen spielt abwechselnd hier und dort die Militärbande, und Groß und Klein, Mittel und Fein wird dann herbeigelockt. Besonders bietet der letztgenannte Ort durch seine Lage am Hafen einen höchst interessanten Anblick. Den ganzen Raum von der griechischen Kirche bis zur Börse und von dort bis zum Theater füllt ein schöner, Sorbetto schlürfender Damenkranz, und um ihn herum ist ein mächtiges Drängen und Wogen von Fashionables. Hätte Mahomed in unserem Zeitalter gelebt, er würde vielleicht seinen Gläubigen nach dem Tode einen Aufenthalt gleich dem vor dem Café Tomaso am Donnerstag verheißen haben. — Unser Teatro grande ist seit dem 1sten Juli geschlossen. Nur einmal, vorigen Sonnabend nämlich, öffneten sich seine Pforten für wenige Zuschauer oder Hörer, bei Gelegenheit einer Akademie des Improvisators Bindocci im Vereine mit der Klavierspielerin Herzum. Letztere ist eine tüchtige Notenleserin, besitzt ungemeine Fingerfertigkeit, ihr geht aber völlig Gemüth und Seele ab, und die Wiener Fama, die sie als einen weiblichen Lizt auspofaunte, hat diesmal wieder, wie schon so oft, gelogen. Bindocci wurde bei jedem Verse beklatscht, denn er zählt hier viele Gönner und Freunde. Seinem Talente konnte dies nicht gelten; denn wenn man ihm auch große Fertigkeit in der Versification nicht absprechen kann, so fehlt es ihm doch ganz an Ideentiefe und an poetischer Begeisterung, und er läßt gewöhnlich kalt. Wie ergreifend hingegen ist die mit Recht berühmte und gepriesene Taddei! Die Themen, die Bindocci löste, waren fast durchgehends solche, die er schon früher in Wien, Mailand, Venedig u. s. w. behandelt, und die wenigen neuen enthielten weiter nichts als Gemeinplätze, die zur Noth eben so gut auf diesen als auf irgend einen andern Gegenstand hätten angewendet werden können. Im Teatro Mauroner hatten wir seit dem 1ten Juli Oper. Das Theater war besonders an Feiertagen und Dienstags sehr besucht, wo gewöhnlich ein neues Stück gegeben wurde. Man ging aber nur hin, um sich am schönen Anblick, den das gefüllte Amphitheater gewährt, zu weiden, denn die Oper an und für sich war sehr schlecht. Dafür dürfte die heurige Herbststagione die ausgezeichnetste in ganz Italien seyn, da ganz vorzügliche Künstler engagirt sind, darunter die gefeierte Ungher, der Tenor Moriani und der Basso Coselli.

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. September 1839.

Ich war ein armer, unglücksel'ger Mensch,
Nichts nannt' ich dauernd mein, was Glück gewährt;
Ein Dichter aber bin ich doch geblieben,
Ein Dichter bleib' ich bis zum letzten Hauch.

J. C. v. Zedlitz.

Günther.

Von A. v. Sternberg.

Unter der Gruppe deutscher Dichter des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeichnet sich eine Gestalt aus, die nicht allein die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers, sondern im höhern Grade die des Menschenkenners auf sich zieht. Es ist einer jener Geister, die mehr in ihrer Erscheinung als in ihren Werken sich als Dichter bekunden. Sie gleichen den durchsichtigen Gefäßen, in denen der köstliche Balsam durchschimmert, vielleicht reichlicher und von vorzüglicherer Güte sich darstellend, als er bei näherer Prüfung sich wirklich findet, indeß andere in einem unscheinbaren, undurchsichtigen Gefäß den Inhalt und seine Kostbarkeit und Fülle nicht verrathen.

Neben der prächtigen Gestalt des „Freundes der Fürsten," des in Sammt und Seide prangenden Martin Opitz von Boberfeld, neben der nicht minder stolzen, aber gefälligern Erscheinung jenes Paul Flemming, der durch seine Reisen, seine wohllautathmenden kleinen Liebesgedichte und durch seine Liebe selbst der Welt sich bekannt machte, steht ein Jüngling, bleich, krank, prunklos und doch mit falschem Prunk behangen, zusammengebrochen und doch stolz, den entweihten Gott im Gesichte und in der jugendlichen Gestalt tragend; eine der hochblonden Gestalten mit schwarzen Augenbraunen und dunkeln Augen, von denen die Sage behauptet, daß in früher Jugend Elfen sie angeschaut und ihnen die seltsame Farbe mitgetheilt haben. In der That liegt in dem Blicke dieser Augen etwas zugleich Tiefsinniges und Frivoles, ein wildes Lächeln und ein trüber Glanz, eine unendliche Wehmuth und ein frecher, listiger Scherz. Man könnte sagen, daß durch solche Augen tausend Gedichte in unsere Seele gestößt werden; wir schauen sie unermüdlich an, und indem wir ihrem Schwunge folgen, möchten wir ihre Räthsel ergründen und ihren Zwiespalt lösen. Ihr neckender Scherz verwundet uns, aber reizt uns zugleich. Lebt hinter diesen betrüglichen Spiegeln ein Herz? Wie wunderlich muß dieses Herz schlagen, wie abenteuerlich muß es fühlen! Wenn wir unser Bild diesem Herzen einprägen könnten, dann würde das Räthsel der Augen gelöst seyn und wir hätten den Dämon in unsern Fesseln. Das sind die Gefühle, die uns bei schönen dichterischen Augen überkommen.

Der Jüngling, von dem hier die Rede ist, hieß Johann Christian Günther. Von seinem Leben wissen wir nur wenig. Es scheint, daß die Zeitgenossen es nicht der Mühe werth hielten, dieses Leben in seiner kurzen Dauer und in seinem mit Lastern und Schwächen

angefüllten Laufe der Nachwelt aufzuzeichnen. Wirklich bezeichnet jeden Lebensabschnitt dieses armen Knaben eine Thorheit oder ein Frevel. Seine Gedichte bluten oft bei seinen Verirrungen; sie sind die zu Perlen gewordenen Reuethränen. Manche sind wieder im äußersten Grade frech und sinnlich; in andern herrscht eine trübe Erinnerung an frühe Unschuld und frühe Religion. Alle aber sind sie wahre Gedichte, in ihren Schmerzen, in ihrer Unvollendung, in ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit wahre Gedichte, und man sieht aus ihnen, wie der arme Knabe, der sie niederschrieb, durch seine Erscheinung mehr als durch diese Lieder manches Herz für sich einnahm und wieder abstieß. Wir sehen ihn von Stadt zu Stadt wandern, an den Thüren hübscher Mädchen pochen, in kleinen finstern Gassen bei später Abendstunde rothe Vorhänge wegschieben und sein bleiches Gesicht mit den schwarzen Augen in ein jungfräuliches Stübchen stecken und dort Schrecken und Liebe entzünden. Wir sehen ihn an den Höfen der Fürsten zitternd und zugleich unverschämt, durch Epigramme antwortend und den Hochmuth, der ihn niederbeugen will, selbst niedertretend, dann aber wieder durch eine zu üppige Tafel in den Staub geworfen und die Menge durch die niedrigsten Possen eines Trunkenbolds unterhaltend. Armer Gunther! wir wollen dir auf einigen deiner irren Gänge folgen.

Deutschland war funfzig Jahre früher in eine freudige Aufregung versezt worden. Der Stolz der Gelehrten, die Freude der Fürsten, Adam Olearius, ein pedantischer Mann, trat seine große Reise in den Orient an. Man sah ihn mit einem ansehnlichen Gefolge von dem Hofe des Herzogs von Schleswig-Holstein abreisen. Mehrere Jahre vergingen ohne Nachricht; unterdessen saß der kostbare Mann auf einem prächtigen Schiffe und wurde von den Wellen des baltischen Meeres geschaukelt. Er kam zurück, und ein dicker Band in Schweinsleder und ein Lorbeerkranz waren die Früchte dieser außerordentlichen Reise. Europa staunte. Adam Olearius hatte es möglich gemacht, jene wilden Völkerschaften zu besuchen, die bis jezt der Schrecken des furchtsamen deutschen Gelehrten und das Entzücken der deutschen Jugend gewesen waren. Adam Olearius hatte sie gesehen, Adam Olearius hatte mit ihnen zu Tisch gesessen, er war mit ihnen zu Bette gegangen, sein Gefolge war von ihnen geprügelt worden und er hatte die Denkmünzen holsteinischer Herzöge unter ihnen ausgetheilt. In jenem schweinsledernen Bande fanden sich in einer Reihe von Vogelscheuchen die Abbildungen moskowitischer, türkischer und persischer Regenten, mit denen Adam diplomatisirt hatte. Man erfuhr darin, daß die slavischen Völkerschaften schrecklich trinken und daß bei ihren Gastmahlen die Weiber sich auf die Körper ihrer betrunkenen Männer zu setzen pflegen; eine Notiz, die Jahrelang die deutschen Prinzessinnen schaudern machte und sie mit Vergnügen auf einen orientalischen Thron verzichten ließ. Diese wilde Reise machten einige zaghafte Naturforscher mit, die unter Zittern und Beben Kräuter sammelten und mit nicht minder unruhigen Bewegungen ihrer Herzen die Bewegungen der Magnetnadel beobachteten. Zwischendurch wurden sie von den Barbaren geprügelt, ein wenig geschunden, mit Salz bestreut und dann an die Sonne gestellt; alles Dinge, die ein deutscher Naturforscher nicht gewohnt ist, und die geeignet sind, die tiefsinnigste Beobachtung zu stören und zu nichte zu machen. Adam Olearius führte zwar hierüber an den Höfen der Fürsten Klage, aber die orientalische Kultur fand solche kleine Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln des geselligen Umgangs zu geringfügig, um besonders darauf zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Der Fra Cercatore (Naturgaben einsammelnde Mönch) eines benachbarten Kapuzinerklosters gesellte sich zu mir und betrachtete mein Frühstück mit so sehnsüchtigen Blicken, daß ich nicht umhin konnte, ihn zur Theilnahme einzuladen. Sein Kloster mußte ein sehr armes seyn, weil meine Collation seine Begierde erwecken konnte, bestand sie doch nur aus rohen Eiern, trockenem Brod und vino cotto, jenem abscheulichen Getränk, welches den Reisenden durch die Mark Ancona und Romagna verfolgt, und aus einem Aufsud der schon gepreßten Beeren und des Abgangs besteht. Stillschweigend hatte die Wirthin der Mittheilung des Brodes und Weines zugeschaut, als aber der Mönch die harte Rinde in das Eiweiß tunken wollte, sprang sie eifernd hinzu, entriß ihm den Teller und schalt: „Solche Leckereien passen nicht für Erwachsene, nur für Kinder.“ Sie wandte sie auch unverzüglich den übrigen, gierig darnach lechzenden zu. — Zahllose Schafheerden zogen, Staubwolken verbreitend, des Wegs. Sie eilten, sich während der Sommermonde vor den Gluten in der Campagna in die kühlen, wasserreichen Gebirgsschluchten zu flüchten. Dort war es auch, wo ich eine Ziegenheerde vorbei hinken sah: der Hirt hatte mit echt italienischer Fühllosigkeit jedem Thier ein Bein zerbrochen, um die Capricen des wähligen Völkchens zu zügeln und es leichter vor sich her treiben zu können.

Je höher der Weg bergan führt, um so freudloser wird er. Hinter dem Dörfchen Casenuove beginnen die

Kastanienbäume zu verkrüppeln, bis sich zuletzt die Vegetation verliert. Auf dem höchsten Punkte und inmitten der trostlosesten Wüstenei liegt der Lago di Colfiorite, ein ziemlich räumiger, von Wasserpflanzen übergrünter Sumpf, in dessen Schlamm Kinder und Schweine sich einträchtiglich wälzten. An einer mit Wiesenblumen überdeckten Aue, welche dem Gipfel und See wahrscheinlich den Namen verlieh, vorüber gelangt man zu dem gleichnamigen, über alle Beschreibung jämmerlichen Dorfe. Der Uebergang aus dem Eden der Ebene zu dem nackten Jammer der Höhen ist furchtbar grell. Ein Peter Schlemihl, der mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde trottet, kann keinen schnellern Wechsel von Nord nach Süden finden als der Reisende zwischen dem Fuß der Apenninen und ihren Höhenzügen. Da hängen jene Armen auf ihren steinigen, wüsten Klippen und schauen in die Blüthenthäler hinunter, und könnten sich doch des Daseyns so leicht, so spielend leicht erfreuen. Aber sie thun es nicht und verharren in ihren zerfallenden Hundehütten im rastlosen Kampfe mit Hunger und Frost, und nur eine Kette — freilich eine unzerbrechliche — die Gewohnheit, fesselt die Aermsten.

Allmählig senkt sich der Weg. Der Chienti strudelt über Felsblöcke die Schlucht entlang, und das herrliche Dunkelgrün seiner Fluthen mahnt freundlich an die Gebirgswasser der Schweiz und Tyrols. Nur allzufrüh büßt er diese poetische Färbung ein und verblaßt gleich allen italienischen Gewässern zu einem fahlen Gelb. Vor Serravalle thürmt sich als Schlüssel des Engpasses eine alte Veste und wirft die Trümmer ihres epheuumwachsenen Mauerwerks quer über die Schlucht. Serravalle ist ein in italienischen Pässen häufig vorkommender Name, wie denn überhaupt die Italiener mit Ortseigennamen geizen und sich häufig mit der generischen Benennung begnügen. Zehn läßt sich gegen Eins wetten, daß der Landmann, so oft man ihn nach dem Namen einer der zahllosen, auf den Gipfeln verstreuten Bergruinen fragt, wenn sie noch leidlich erhalten sind, mit Castello antworten wird, wenn sie weitläufigen Umfangs, mit Castellone, sind sie zerfallen, mit Castelluccio.

In dem Städtchen la Muccia, vor dem auf steiler, unwirthlicher Höhe in einsamer Kapelle ein wunderthätiges Madonnenbild thront, wurde Mittagrast gemacht. Jedes Haus führt die angeheftete Inschrift: Viva il precioso sangue di Gesu Christo! — ein Talisman, dessen Macht jedoch nicht hinreichend scheint, die Einwohner vor dem langsamen Hungertode zu schützen. Um so freudiger war unsere Ueberraschung, bei der schüchternen Nachfrage nach dem Küchenzettel eine reiche Nomenclatur gewählter Fastenspeisen zu vernehmen, ja sogar sie in Minutenfrist auf der Tafel erscheinen zu sehen. Während wir ihnen alle Ehre erwiesen, erschien der Engel in der Wüste, dem wir die unverhoffte Sättigung zu danken hatten. Es war ein toscanischer Bischof, der sich mit seinem ganzen priesterlichen Gefolge und zwei sehr hübschen Nichten auf Reisen befand und die Aufmerksamkeit gehabt hatte, durch einen vorausgesandten Kurier die Tafel bestellen zu lassen. Möge der Himmel der Eminenz jene fromme Fürsorge lohnen!

Der Weg verfolgt den Schlangenlauf des wilden Chienti zwischen den durch regelmäßiges, aber diagonal liegendes Steingeschiebe ausgezeichneten Felsen. Auf ihren Zacken ruhen Kastellruinen, meistens wie am Rhein auf beiden Ufern einander gegenüber liegend und korrespondirend. Das malerischste, wohlerhaltenste Schloß, noch jetzt zum Theil bewohnt und durch eine Zugbrücke mit dem nächsten Gipfel verbunden, gehört den Herzogen von Varano; ein anderes wälzt sich bei der Biegung des Flusses vor den Weg. Auf der Höhe zur Rechten ruht Belfiore, ein weitläufiges Dorf; hinter ihm eröffnen sich freundliche Einblicke in die Thalsenkungen, und die steigende Kultur des Bodens bekundet, daß das italiänische Siberien bereits im Rücken liege. Ueberall kehren Schnitter, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, mit parallel blau und weiß gestreiften oder geflammten Strümpfen, welche ihre lange schmale Sichel mit Bindfanden umwunden, schwertergleich im Gürtel tragen, von dem Felde heim. Am Halse der Frauen schaukelt statt der ärmlichen Messingmedaille mit dem Bilde des Schutzpatrons, wie sie das Landvolk um Rom trägt, der silberne, durchbohrte Papetto (Zweipaulstück), den man so oft im Handel und Wandel trifft, und nur die vernachläßigtere Tracht läßt die reizende des romanesken Landvolks vermissen.

Die Nacht war eingebrochen, als wir Tolentino erreichten. Millionen Glühwürmchen führten ihre leuchtenden, glitzernden Liebesreigen in allen Hecken auf; das Volk wandelte im Genuß der reizvollen Sommernacht vor dem Thor, und nur die Uhr des Rathhausthurmes mahnte mich schmerzlich an den Norden. Es war die erste seit Jahresfrist, welche die Zeit nach französischer Uhr, von zwölf bis zwölf angab. So oft ich auch die ewig variable, vier-und-zwanzig Stunden zählende des Südens verwünscht hatte, so schwer fiel es mir doch auf's Herz, als ich nunmehr die erste Etappe der Heimkehr zurückgelegt hatte. Die zweite war aber San Michele hinter Trient, als mir die Kellnerin auf meine italiänische Anrede erwiderte: „Redens deutsch, i versteh 's halt nit."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Missionsnachrichten aus Amerika. Wettrennverein. Literatur. Theater.

Nach den neuesten Missionsberichten aus Nordamerika ist die Organisation der deutschen Gemeinde am Eriesee als vollendet anzusehen. Pater Neumann hat in dem Zeitraum von drei Jahren fünf Kirchen erbaut, von welchen die beiden lezten noch im Laufe dieses Jahres eingeweiht werden sollen, und zwar die eine zu Ehren des böhmischen Landespatrons St. Johann von Nepomuk. Hoffentlich werden bis dahin die Medaillen auf den Blutzeugen des Beichtsiegels, welche ein hiesiger Bürger dem Leopoldiner Verein zu Wien bereits vor einem Jahre zur Uebersendung nach Amerika übergab, schon in den Händen des werkthätigen Priesters seyn. Bei jeder Kirche befindet sich eine Schule und Priesterwohnung, welche dem Missionär bei seinen Reisen ein Obdach und den Vortheil gewährt, die Kinder zur Christenlehre zu versammeln, die ohnehin die größten Anstrengungen nicht scheuen dürfen. Als P. Neumann sich im vorigen Jahre drei Monate zu Williamsville aufhielt, um die Jugend der dortigen Umgegend zur ersten Communion vorzubereiten, kamen die Kinder aus einem Umkreise von fünf bis sechs Meilen dort zusammen, welche Strecke die armen Kleinen täglich hin und her zurücklegen mußten. Sein Streben ist jezt vorzüglich auf die Ufer des Hudsonflusses gerichtet, und um diesen Entwurf ausführen zu können, hat ihm der Bischof von York die Vollmacht ertheilt, sich Amtsgehilfen zu erwählen. Pater Neumann hat nach seinem lezten Schreiben vom fünften Mai aus Town of Tonawanda (welches am 5ten Juli hier ankam) keinen sehnlichern Wunsch, als den, eine schöne Monstranz zu erhalten, und dieser Wunsch wird wohl bald erfüllt werden, da sein eigener Bruder, der ihm in seinem schweren Berufe nachfolgt und sich bereits auf dem Wege nach Nordamerika befindet, ihm eine solche, ein Geschenk der Stadt Budweis, mitbringt. — Auch die Missionsanstalt zu Buffalo unter der Leitung des Pater Pax aus Metz schreitet rasch vorwärts. Die dortigen Deutschen haben die größte Kirche im Staate New-York (vielleicht in den gesammten nordamerikanischen Provinzen) von 180 Fuß Länge und 80 F. Breite errichtet, und es wird ein Waisenhaus erbaut, dessen Besorgung die barmherzigen Schwestern übernehmen sollen.

Der böhmische Wettrennenverein ist nunmehr vollkommen begründet und für mehrere Jahre gesichert, und der General Graf Schlick zum Präsidenten, die Fürsten Lichtenstein, Camille und Benjamin Rohan, und die Grafen Auersberg, Clam-Gallas und Wallis zu leitenden Mitgliedern, zu Ausschußsubstituten die Fürsten Auersberg und Lobkowitz, die Grafen Sternberg und Thun und der Freiherr von Senftenberg ernannt worden. Die Aktie kostet zehn Gulden, und das erste böhmische Wettrennen, zu welchem bereits neun Preise ausgesezt sind, wird am 12ten und 14ten Oktober Statt finden.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung in der vaterländischen Literatur ist das 25ste Heft des Jungmann'schen „böhmisch-deutschen Wörterbuchs," womit dieses Nationalwerk geschlossen ist. — Im Gebiete der geographischen Wissenschaften bleibt der wackere Johann Gottfried Sommer beinahe Alleinherrscher. Von seinem „Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt," ist im Verlag der J. G. Calveschen Buchhandlung der siebente Band (Klattauer Kreis), von dem „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde" zweiten Bandes dritte Abtheilung erschienen, womit der zweite Band des Werkes geschlossen ist. Es umfaßt bis dahin die Beschreibung der österreichischen Monarchie, und die beiden Bände sind nunmehr auch einzeln unter dem Titel: „Das Kaiserthum Oesterreich, geographisch-statistisch dargestellt" zu haben. Auch sein „neuestes wort- und sacherklärendes Verdeutschungs-Wörterbuch" hat bereits die fünfte verbesserte und vermehrte Auflage erhalten. — Dieselbe Verlagshandlung kündigt ein sehr interessantes Werk an: „Reise durch Deutschland, in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie," von Dr. Alexander von Lengerke, der sich durch seine „ökonomische Encyclopädie" bereits einen höchst ehrenvollen Ruf begründet hat. Die Wanderung beginnt von Holstein, geht nach Braunschweig und Kurhessen, von hier durch Westphalen nach Rheinland, in's Nassauische, dann nach Hessendarmstadt, Baden, Würtemberg, Baiern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pommern und durch Mecklenburg zurück in die Heimath, und der Verfasser beschränkt sich nicht allein auf seine Hauptzwecke: Landwirthschaft, industrielle Produktion und den ökonomischen Unterricht, sondern entfaltet auch manche geistreiche Ansichten über Wissenschaft und Kunst, und bietet sehr interessante ethnographische Notizen dar.

Die erste Neuigkeit unserer Bühne seit meinem lezten Briefe war: „Zufall und List," Lustspiel in zwei Akten von Kurländer. Man sollte glauben, wo der Gebieter des Lustspiels, „Zufall," sich mit seiner Soubrette „List" vermählt, sollte ein lustiges Kind zur Welt kommen; es war aber eine fausse couche. Auch „der Selbstmörder," Posse in einem Akt von Cosmar fand wenig Anklang im Publikum. „Der Selbstquäler," Charaktergemälde (?) in drei Akten von Bauernfeld, will uns in gewisser Hinsicht an den Rossinischen „Tell" gemahnen. So wie gewiß diese Oper dem Tondichter unter allen seinen Werken die meiste Arbeit gekostet hat, so scheint auch Bauernfeld sich mit diesem Selbstquäler mehr als mit all seinen Lustspielen bemüht und gequält zu haben. Aber wie Rossini in dem Bestreben, sich dem französischen Genre anzuschmiegen, seine Freiheit und Selbstständigkeit, mit ihnen die künstlerische Sicherheit aufopferte, so hat auch der Verfasser dieses *Charakter*gemäldes sich auf eine Bahn verirrt, worauf ihm keine Lorbeern blühen werden. Bauernfeld lebt in den *Wiener* Salons, und versteht sie mit Geist und Wahrheit zu schildern, und wenn diese manchmal nicht interessant sind, so ist das Schuld der Wiener Salons und nicht eigentlich die seinige; aber in einem *Pariser* Salon war Bauernfeld nie, und diesem Bilde fehlt nicht allein das Colorit des siebzehnten Jahrhunderts, sondern auch die französisch-nationelle Färbung überhaupt. Ein *Pariser* Mysanthrop benimmt sich niemals wie Herr von Malrepos, und sein Hauswirth könnte viel eher ein Hausherr vom Spittelberg oder Lerchenfeld seyn, als ein Hausbesizer in Frankreichs Hauptstadt. Malrepos ist überhaupt kein Charakter, sondern ein Aggregat von allen Inconsequenzen und Widerwärtigkeiten, welchen der rein menschliche Typus fehlt. Er quält wohl sich, aber doch die andern noch viel mehr, und auf eine so rohe und unerträgliche Weise, daß man schon im ersten Akte nicht mehr begreift, wie ein Mann von Erziehung mit ihm umgehen, ein anständiges Mädchen diesen Unhold heirathen kann, und seine Besserung am Ende bietet gerade so viel Garantie des Bestandes dar, als — die Theaterbesserungen in der Regel. Herr und Madame Fichtner, kaiserl. königl. Hofschauspieler, traten auf ihrer Durchreise nach Wien, aus Gefälligkeit für einen Benefizianten, in diesem Stücke als Gäste auf und verschafften ihm ein übervolles Haus. Die Gäste *gefielen*, das Charaktergemälde *fiel* aber nur.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. September 1839.

Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virûm!

Virgil.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Gegend um Macerata ist, ohne Anspruch auf romantische Schönheit zu machen, die heiterste, wohlhäbigste des Kirchenstaates. Feld schließt sich an Feld, Maulbeerbäume und Ulmen tragen den Weinstock; die Hügel wie die Thalsenkungen sind mit schimmerndem Mais, wogenden Aehren, rankenden Reben, freundlichen Tenuten überdeckt. Sie gleichen jenen reichen Fluren, welche sich in sanften Wellenlinien am Fuß des Riesengebirges hinziehen, und nur die Schneehäupter des Monte Sibylla, des Velino und Gran-Sasso, welche den Horizont begrenzen, mahnen noch an den eben durchmessenen freudlosen Uebergang über die Apenninen und deren ferne Verzweigungen. Macerata ist eine gar freundliche, heitere Stadt mit breiten Straßen und reich an wohlerhaltenen Palästen, ohne jene dazwischen gestreuten ärmlichen Baracken, von denen auch der römische Corso nicht ganz frei ist. Es mag sich dort ganz behaglich leben lassen. Das Volk fühlt und regt sich hier mehr als anderswo, und das Buon-Governo führt die Zügel mit leiser Hand, denn der Volksgeist der Mark Ancona und der nördlichen Provinzen hat dem Süden gegenüber eine entschieden liberale Richtung. Die verunglückte Insurrektion von Bologna ist noch in gutem Andenken; jeder Theilnehmer rühmt sich seiner Mitwirkung, tadelt nur die dabei begangenen Mißgriffe, und sie verhehlen keineswegs, daß sie es das nächste Mal klüger anstellen würden. Fremdlinge, welche sich im Kirchenstaat niederlassen, ziehen den Grundbesitz in dieser Gegend jedem andern vor. Das Landvolk ist fleißig und willig und braucht nicht, wie so oft in der Campagna, mit gespanntem Hahn zur Arbeit getrieben zu werden. Jedes Produkt wird zwischen Gutsherrn und Bebauern zu gleichen Hälften getheilt, wobei beide Theile ihre Rechnung finden. Der Seidenbau beginnt schon hier, und die häusliche, sorgsame Pflege, welche er erheischt, scheint nicht wenig zur Sänftigung der Sitte beigetragen zu haben. An den Trompeterstückchen der sogenannten Sehenswürdigkeiten ist Macerata jedoch arm, wenn man die einem Triumphbogen gleichende Porta-Pia und das neue Giuoco di Pallone, das größte, welches ich in Italien fand, ausnehmen will. Es ist von unbekleideten Ziegeln erbaut, wie denn jenseits der Apenninen Ziegel die Werkstücke mehr und mehr verdrängen, und in der Figur eines D, so daß die gerade Seite die zum Abprallen des Balls erforderliche Mauer und die Rundung 114 auf Halbsäulen ruhende Logen bildet, außer der mittlern größten, die für den Governatore bestimmt ist. Das Giuoco liegt außerhalb der

Stadt am Thor. — Macerata hat eine Universität, im römischen Sinne des Worts natürlich. Sie wird gerühmt, ob mit Recht, bleibe dahin gestellt. Ein nicht ungebildeter junger Mann, welcher seit Macerata unser Reisegesellschafter geworden und früher daselbst seine Studien absolvirt hatte, erzählte einen Fall, der sich vor einigen Monaten auf der Universität zugetragen hatte und als charakteristisch wohl einer Erwähnung verdient. Zwei Studenten hatten zum Thema ihrer Disputation den Satz gewählt, daß die Seelen der Thiere unsterblich seyen. Der Professor der Philosophie gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu widerlegen; leider traf es sich jedoch, daß die Schüler beredter als der Meister waren und dieser sich hinter den Rektor flüchten mußte. Der Monsignore Rettore ließ sich huldreichst herab, die jungen Ketzer eines Bessern zu belehren, kämpfte zwei volle Stunden hindurch mit allen Waffen der Dialektik, sah te diese jedoch allmählig stumpf und stumpfer werden, und behauptete endlich das Schlachtfeld nur durch einen Gewaltstreich, indem er die beiden Advokaten der Thierseelen auf sechs Monate in's Gefängniß steckte. Dort saßen sie noch am jüngst verflossenen Frohnleichnamstage. Als aber von allen Balkonen und Fenstern buntseidene Teppiche zur Verherrlichung des Festes niederrollten, ließen statt dieser die beiden Musensöhne, unter deren Gitter der Zug vorüber mußte, eine riesige Papierrolle herab, auf welche die Inschrift prangte: Le anime delle bestie sono pure immortale!

Steil bergan führt der Weg nach dem hochliegenden Recanati, einer hübschen Stadt mit breiten, reinlichen Straßen und ansehnlichen Palästen. An der Wand des Stadthauses ist die kolossale Abbildung des Fluges der Casa santa in Loretto aus Bronze angebracht. Die Jungfrau sizt mit dem Jesuskinde im Arm auf dem Dach des Hauses, mit welchem die Engel durch die Lüfte schweben. Der Magistrat von Recanati widmete, der Inschrift zufolge, dies Denkmal der Madonna, aus Dankbarkeit, daß sie das Gebiet von Recanati vorzugsweise zur Niederlassung erkoren. Ueber dem nach Loretto führenden Thore steht die Büste Pauls VII. Fesselnder als diese ist die weite schöne Aussicht auf die blühenden Fluren zwischen dem Musone und Potenzafluß, auf die Städte Loretto, Starolo und Umana, von denen die leztere am Fuß des Vorgebirges von Ancona liegt, und auf das Meer.

Vom Thal aus gesehen, macht Loretto einen mächtigen Eindruck durch seine Kuppeln, weitläuftigen Klöster, Seminarien und alterthümlichen, kastellartigen Befestigungen. Die Vorstadt ist neuer, nüchterner, aber nicht unschön, ein Springbrunnen auf dem Platz vor dem Thor mit dem bronzenen Wappendrachen der Borghesi, gefällig genug; dagegen verräth die Stadt selber desto weniger die allzeit hülfreiche Wunderthätigkeit ihrer heiligen Mitbürgerin und Patronin, und darf mit Fug und Recht auf das Prädikat eines armseligen Nestes Anspruch machen. Unter dem Thor begann der Bettelchorgesang, und zwar aus dem Munde der hinter doppelten Gittern tobenden Gefangenen. Sie beschwuren mich um der Wunder der Casa santa willen um einen Bajocco, und nur der verwünschten, banalen Anrede: per Musjuh! haben sie es zu danken, wenn ich gegen ihr Flehen taub, für die durch die Eisenstäbe gesteckten Beutelchen blind blieb. Ganz Loretto ist ein Stapelplatz, ein Bazar, ein Palais-royal heiliger Artikel, die vollständigste Rüstkammer gegen diabolische Anfechtungen. Rosenkränze, Heiligenbilder, Medaillen, wächserne, kupferne, silberne Exvoto, Augen, Arme, Beine und Herzen, Papierblumen, Agnus Dei, Patenen, Monstranzen, Weihkesselchen, Kruzifixe, Abbildungen der Casa santa und Madonna spinnen sich in endlosen Reihen von dem Thor bis zum Dom hin. Durch jene Gasse zu laufen, ist ein wahres Gassenlaufen zwischen den mit bellissime corone bewaffneten Verkäuferinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Günther.

(Fortsetzung.)

Unter diesen gemißhandelten Forschern befand sich nun auch Paul Flemming, und dieses ist der Umstand, der jene Reise unmittelbar mit dem Leben unseres Günthers in Verbindung bringt. Schwerlich hätte ein landstreicherischer Junge, der halb fahrender Schüler, halb roher Bänkelsänger war, von der weltkundigen Fahrt des Adam Olearius in den fernen Orient viel Notiz genommen, wenn er nicht zufällig eines der Abschiedslieder Pauls zu Gesichte bekommen. In diesen wenigen Versen sprach sich jenes dunkle, schmerzliche und doch unendlich freudige Gefühl aus, das die Brust eines Mannes füllt, der „in die Ferne wandert.“ Damals war mit diesen Worten noch etwas ganz Anderes gesagt, wie heutzutage. Damals war die Ferne noch gleichbedeutend mit dem Wunder. Wer über zwanzig Meilen wanderte, wurde ein Abenteurer, wer sich bis über hundert Meilen von seiner Heimath entfernte, der Held eines Gedichts. Man staunte ihn an, man machte Verse auf ihn und ließ in der Kirche für ihn beten. Man spotte nicht über diese Schwäche. So entstanden die entzückenden Gesänge Homers, so die anmuthigen Possen Ariosts. Wer die Fremde schaute, hatte ein Wunder geschaut, und wer Wunder geschaut, verfällt der Poesie. Wie arm sind wir, die wir keine Wunder mehr schauen!

Günthern faßte das brennende Verlangen, eine Reise mitzumachen, die siebenzig Jahre nach Olearius zu ähnlichen Zwecken unternommen wurde. Vielleicht, wenn dieses gelungen wäre, hätte sein Leben eine würdigere Gestalt angenommen, vielleicht hätte edler Männer Nähe und Liebe ihn vor dem Elend und der Selbstentwürdigung geschützt; allein es sollte nicht seyn. Der träumerische Wildfang hatte sich um die Abfahrt nicht gekümmert; man hatte auf seine irren Fragen auch wohl falsche oder ausweichende Antworten gegeben; kurz, als er sich zur Mitreise meldete, erfuhr er, daß schon vor einem Monate die Schiffe abgesegelt seyen. Man lachte ihn aus, und er selbst machte ein possenhaftes Gedicht, in dem er sich zur Vereitelung seines Planes Glück wünschte und das Schiff der Gesandtschaft mit Sebastian Brands Narrenschiff verglich.

Es scheint, daß er nach dieser verfehlten Expedition sich nach Leipzig zurückwandte und daß dieses der Schauplatz seiner zahlreichsten und betrübendsten Verirrungen wurde. Sein Jünglingsalter begann mit Niedertretung der Kräfte des Knaben. Frühzeitige Genüsse mußten die keuschen Keime vernichten und besudeln, die dazu bestimmt sind, späte fröhliche Ernten einzuleiten.

Das Leben eines Leipziger Studenten damaliger Zeit muß ein seltsames Gemisch von Abenteuerlichkeit, Pedanterei und Unsauberkeit gewesen seyn. Unterdrückt, und doch sich frei nennend, in diesem Moment gegen die Gesetze der Gesellschaft aufrührerisch, und im nächsten ihnen sklavisch unterthan, immerdar aufgelegt zu Händeln, und immerdar zur Ruhe gewiesen, arm, um eine Brodrinde bettelnd, und dabei alle Reden Ciceros und Demosthenes über die Nichtigkeit des Reichthums im Munde führend; ein Pedant in diesem Augenblick, und ein junger, ausgelassener Gott im nächsten; bekränzt, verblendet und entzückt, und gleich darauf gedemüthigt, mit Schmutz beworfen, von Lakaien aus dem Hofe geprügelt. Die Studenten unter sich hatten eine Menge barbarischer Proben, denen sich der neue Ankömmling unterwerfen mußte; es gehörte eine gute Gesundheit dazu, sie zu überstehen, und noch mehr Charakterfestigkeit, die angezwungenen Genüsse nicht zur Gewohnheit werden zu lassen. Unser Günther scheint diese Kraft nicht besessen zu haben. — Es geht aus mehreren seiner Gedichte hervor, daß er sich allein und verlassen befand. Unbestimmt bleibt es, ob er seine Eltern schon damals verloren hatte oder ob diese ohne Macht oder ohne Willen waren, ihn zu unterstützen. Fast scheint das Leztere gewiß, denn der Vater grollte ihm schon lange vorher. Günther selbst spricht dieses Bewußtseyn einer verlorenen Jugend in einem sehr rührenden Gedichte aus, das wir den „Traum von der verlorenen Jugend" nennen wollen. Hier ist es:

Ich warf mich nächtlich in dem Bette
Und dachte traurig hin und her:
Woran ich mich versündigt hätte
Und welches mein Verhängniß wär'.
Ich sah den Troß der reichen Thoren,
Ihr Trinklied fiel in meine Ohren,
Sie schlugen Sorg und Gott in Wind;
Ich ließ den Glauben ziemlich wanken,
Und kam auf artige Gedanken,
Die klüger bleiben, was sie sind.

Darüber zeigte mir der Schlummer
Ein ungewöhnlich Traumgesicht:
Ein Weib sah ich mit Leid und Kummer
Erliegen ihres Grams Gewicht.
Vergebens waren ihre Zähren,
Des tiefen Elends sich zu wehren.
Der Schrecken gab ihr Kraft zur Flucht;
Allein die Armuth hielt sie wieder,
Und riß sie in den Staub hernieder,
Umsonst, daß Hülfe sie gesucht.

Der Hunger fraß in Fleisch und Beine,
Die Lügen sogen Mark und Blut,
Die Laster warfen Pfeil und Steine,
Die Thorheit sprach den Frevel gut.
Das Mitleid sah die Angst von weiten,
Wollt' helfen, ward von allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt.
Die Zeit kam auch mit ihrer Länge,
Und sprach: O halt nur im Gedränge!
Du bist noch nicht genug geplagt.

Die Gegend von dem Trauerspiele
Wies in der Näh ein lustig Feld;
Auf diesem lacht und scherzten Viele,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.
Es waren Freund' und Anverwandten,
Die unsrer Aermsten Noth wohl kannten.
Sie rief, sie schrie, sie weint' und bat,
Und streckte die zerfleischten Armen:
Nicht Einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf ächzte sie zum leztenmale:
Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem schärfsten Strahle,
Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Die Feinde schleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmahl war ein wüster Ort.
Mein Aug' erschrack vor solchem Grimme;
Ich wachte auf und hört' die Stimme:
„So schickt man deine Jugend fort."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Natur und Kunst.

Nachdem ich neulich von Wissenschaften und Literatur gesprochen, wende ich mich diesmal zur Kunst. Es wäre

unbillig und zu viel verlangt, wenn man von dem kleinen Genf fordern wollte, was große Königsstädte mit ihren reichen Unterstützungen von oben in der Kunst leisten. Aber unsere Stadt mit ihren dreißigtausend Einwohnern und ihrem großen Privatreichthum könnte doch soviel thun als das deutsche Düsseldorf mit seinen vierundzwanzigtausend Einwohnern, eine Stadt ohne Hof, die sich durch eigenen Genius in den lezten fünfzehn Jahren in Malerei und Tonkunst so hoch gestellt hat. Manche behaupten freilich, unsere Natur sey zu schön, reich und mannigfaltig, als daß die Kunst neben ihr aufkommen und bestehen könnte, die sie nur für ein Surrogat jener ausgeben möchten. Röche diese Meinung nicht stark nach dem Materials- und Kramladen, wo Surrogate gäng und gäbe sind, so brauchte man nur an Florenz und Dresden zu erinnern. Soviel aber ließe sich sagen: es wäre uns vielleicht zu wohl, wenn wir neben unserer herrlichen Natur auch noch die Genüsse höherer Kunstschöpfungen hätten. Der See mit seinen hundert wechselnden Farben und Lichtern ist unser ewig wandelndes, ewig frisches Freskogemälde, um das sich die Ufer in reizender Mannigfaltigkeit schlingen; und die Berge mit den überragenden, weißen Gletscherhäuptern stehen da als polychrome Architektur, und drüber Gruppen weißer Marmorkolosse, die täglich in Sonnenaufgang und Untergang erröthend, erglühend und erbleichend andere Farben annehmen. Das sind unsere Kirchen, Tempel und Basiliken, unsere Museen, Paläste und großen Denkmäler, die uns freilich nichts an Genie, keine Mühe und Geld kosten, sich selbst erhalten und im schlimmsten Fall nicht zerstört und weggeschleppt werden können. Es fragt sich nur: erkennt und würdigt man in Genf diese Naturherrlichkeit? Einzeln, ja, aber lange nicht im Allgemeinen, denn dazu gehört, wie für die Kunst, nicht oberflächlicher, sondern warmer, tiefeingehender und begeisterter Sinn für das Schöne, weil es schön ist. Dieser Sinn aber geht den meisten Genfern ab. Für meine Meinung finde ich auch einen Grund darin, daß sie, in alle Länder der Welt zerstreut, da ruhig und eifrig dem Erwerb und Gewinnst nachgehen und nie von dem mächtigen und überwältigenden Gefühl ergriffen werden, das der germanische Schweizer melodisch und poetisch Heimweh nennt, und das ihn packt wie ein gewappneter Mann und mächtig nach der Heimath reißt, und unter dem er erliegt und stirbt, wenn er seinem Rufe nicht folgt. — Für so Geringes erheben sich unsere Leute nicht über die unterste dicke Schichte ihrer Lebensatmosphäre. „Man sagt, die Kunst sey Heiligung der sinnlichen Natur und dergleichen. Aber all das führt ja zu nichts, läßt sich nicht übersehen, überschlagen, berechnen und kalkuliren, es bringt auch nichts Gewisses ein, es läßt sich nicht mit Händen greifen, und man kann es nicht hämmern, sägen, feilen oder guillochiren; man sieht es nicht einmal unter dem Microscop und entdeckt es auch nicht durch das Telescop, es ist also nothwendig etwas Unbestimmtes und Vages." So sprechen hier die Meisten.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, September.

(Schluß.)

Theater.

„Scheibentoni," Nationalschauspiel in fünf Akten, nach einer Erzählung Spindlers, von Charlotte Birch-Pfeiffer, ist ein Stoff, der eine kunstmäßigere Bearbeitung wohl verdient hätte. Mad. Birch scheint sich überlebt zu haben; ich will damit nicht sagen, daß sie jemals ein echtes Kunstleben gehabt, und meine nur, daß die verbrauchten Knalleffekte, die sie im Laufe ihres praktischen Bühnenwirkens wie eine fleißige Biene aus allen Lust-, Schau- und Trauerspielen, worin sie beschäftigt war, sammelte, durch die Zeit und den wiederholten Gebrauch so fadenscheinig, verschlissen und zunderartig geworden sind, daß sie bei der leisesten Berührung in Staub und Asche zerfallen. Dieses neue Nationalschauspiel besteht wieder aus gar absonderlichen Ingredienzen, als da sind: der Titelheld, der mehr gutes Augenmaß als Verstand besizt, dann seine erste Geliebte, eine Corona von Saluzzo aus dem Zillerthale, detto, seine zweite Geliebte, eine junge bigotte Dienstmagd, ferner der Herzog, ein alter Betbruder und Schwachkopf, ein alberner Patrizier und Rathsherr, zwei dumme Spizbuben, ein paar Liebesleute aus einem Ritterstücke, ein unvernünftiger Licentiat, der komisch seyn soll, und eine ganze Menge unnützer Leute, die sich abmühen, wie die Treiber auf einer Hasenjagd, um Theatereffekte in den Schuß zu jagen. Im Ganzen ist Scheibentoni nicht eben so schlecht, als etwa „Hinko, der Freiknecht" oder „Robert, der Tiger," steht aber an theatralischer Wirkung weit hinter den ersten Stücken der Mad. Birch-Pfeiffer zurück, und kann höchstens in einer kleinen Stadt bedeutenden Beifall ernten. Die ersten Akte sind überdies total langweilig, und erst zu Ende des dritten fängt es an, einiges Leben und Bewegung zu erhalten. — Adams „Bräuer von Preston" mit seiner drolligen Handlung und dem allerliebsten Marsch-, Rauch- und Flüchterzett hat ziemlich angesprochen, doch dürfte der Beifall nicht nachhaltig seyn. — Gäste hatten wir in der lezten Zeit viele und mancherlei, darunter einen wahrhaft großartigen, einen Elephanten, Namens Dlle. Baba, welcher sogar die Bude seines Gebieters verließ, seine Wohnung im Theater aufschlug und vierzehnmal in zwei eigens für ihn geschriebenen Stücken auftrat: — 1) „Rettung um Rettung, oder: der Elephant von Singapore," von Leopold Bartsch, Musik von Kugler, und 2) „Mohrenrache, oder: der Elephant als Retter und Rächer," romantisches Schauspiel mit Gesang in vier Tableaux, nach dem Französischen des Chatelain und Chapelle frei bearbeitet. Die Namen dieser beiden französischen Theaterdichter sind uns völlig unbekannt, und Plan und Haltung des zweiten Elephantendramas (welches dem Vernehmen nach hier angefertigt seyn soll), zumal die komischen Personen, scheinen mehr auf den spanischen Ursprung desselben zu deuten. Uebrigens ist die Rolle des Elephanten eine recht dankbare, ein wahrer Elephanten-Karl Moor, und Dlle. Baba wurde vom Sonntags- und Werktagspublikum wiederholt hervorgerufen. Sie zeigt aber auch nicht bloß Menschenverstand, sondern scheint sogar deutsch zu verstehen, denn, nicht genug, daß sie eine Duenna vom Baume losbindet, der Ohnmächtigen zur Labung Wasser aus der Quelle holt und sie gegen die Räuber beschüzt, bringt sie auch beim Feuerlärm eine Leiter, um ihre Gebieterin zu retten, und wie diese ihren Sohn ruft, kehrt sie in die Flammen zurück, das Kind zu retten, schaut einem Mörder zu, der den Wein vergiftet, gießt diesen aus und wirft jenen als personifizirtes Schicksal in die Flammen. — Nur zwei menschliche Gäste machten Sensation anderer Art, und zwar alle beide in der Oper, nämlich Dem. Jenny Lutzer, k. k. Kammer- und Hofopernsängerin, und Mad. Stöckl-Heinefetter, k. k. Hofopernsängerin, beide von Wien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. September 1839.

— Es ist immer so gewesen,
Daß der Kathedermann und warmes junges Blut
Den Theokrit so ganz verschieden lesen.

Wieland.

Günther.

(Fortsetzung.)

Wer so rührend den Verlust der Seelenreinheit und der Blüthe der Unschuld beklagt, zeigt, daß er den ganzen Werth dieser himmlischen Güter erkennt. Günther wäre auch kein Dichter gewesen, wenn er nicht um ein „verlorenes Paradies“ zu klagen gehabt hätte. Welcher Dichterseele ward jemals volles Genügen gegeben? Daß Günther diese Befriedigung auf rein sinnlichem Wege suchte, machte, daß die Enttäuschung desto bitterer wurde und schneller eintrat, als wenn er rein geistigen Illusionen gefolgt wäre. Wir wollen sein Leben an der Stelle beleuchten, wo jene üppigen Jugendgenüsse noch mit ihren unverbrauchtesten, glänzendsten Farben sich bekleideten. Offenbar war dieses in Leipzig der Fall.

Günther kam in das Haus des gelehrten Magisters Burchard Mencken. Seine Verrichtungen in diesem Hause scheinen zwischen dem bescheidenen Beruf eines Schuhputzers, und dem eiteln, hoffärtigen eines Jüngers der Wissenschaft getheilt gewesen zu seyn. Ein armer Student muß sich seinen Freitisch oft durch seltsame Künste erobern; er muß dienen im eigensten Sinn des Worts. Hier war es aber, wo das classische Alterthum unserm Günther nahe trat. Vor seinem entzückten Blick wandelten die alten Philosophen Athens und Roms vorüber. Die süßen Gesänge, die einst um die bekränzten Säulen des Tempels Aphroditens getönt, sie kamen in reicher Fülle, wie ein Häuflein geflügelter und geputzter Knaben, in die kalten Hörsäle der nordischen Stadt. Die bleichen Jünglinge horchten den Gesängen, ihr Herz schlug heftiger, ihr träges Blut erwachte und sie lallten die griechischen Verse nach, so gut sie es vermochten. Dieses waren die Exercitia des Magisters Burchard Mencken. Dieser würdige Mann lebte ganz in Rom und Griechenland. Er, ein gelehrter, mit Puder und Perrücke gezierter Herr, lebte mit den alten Helden der Iliade auf dem vertrautesten Fuße. Mit brausender Leidenschaftlichkeit zog er vor Troja; mit unbeschreiblicher Verachtung sprach er von den Liebeshändeln des Aeneas mit der Dido; seiner Ansicht nach war im ganzen Virgil kein Vers, würdig, von der gelehrten Zunge eines Kenners der griechischen Musen ausgesprochen zu werden. Er saß ganze Sommernächte hindurch in einer versteckten Laube seines kleinen Gartens an der Leipziger Stadtmauer und lallte die süßen Gesänge Theokrits und vergoß dabei bukolische Thränen. Wenn rings um ihn her die Stadt in Schlummer lag und plebejische Träume auf die eiserne Stirn der ehrlichen Pfahlbürger fielen, da kamen ihm die herrlichsten Träume des Alterthums. Da schnallte er sich leichte

goldene Sandalen an die Füße, und der deutsche Professor ging auf die Hochzeit der Thetis. Er tanzte mit den geflügelten Göttern einen schwierigen antiken Tanz auf dem Gipfel des Ossa und entschlummerte dann ermüdet, indem er sein Perrückenhaupt in den Schoß einer Nymphe niederlegte. O welch ein Entzücken! Den Morgen darauf sprach er dann in den schönsten, begeistertsten Strophen und erklärte die alten Dichter mit so jugendlichem Feuer, daß sein ganzes Auditorium schwärmte. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses auf Günther hervorbringen mußte. Eine Menge von Gedichten waren die Echos dieser stürmischen Klänge.

Leider aber hält die Schalkheit der alten Poeten mit ihrer großen Schönheit gleichen Schritt. Es ist so viel Reiz und so viel Verführung in ihnen, und Günther war gerade ein solches Jugendblut, welches das todte Wort in warmes Leben zu übersetzen verstand. Er mochte nicht, wie Herr Burchard Mencken, archäologisch lieben, und noch weniger mochte er nur in seinen Träumen glücklich seyn. Ein schöner, schlanker Knabe, wie er war, thöricht und sonderbar in seinem Wesen, nachlässig geputzt, fiel er mit seiner sinnlichen Erscheinung vielen Mädchen in die Augen. Er trug, wie er es in einem seiner Gedichte selbst beschreibt, ein sandfarbenes kurzes Röckchen, eingefaßt nach damaliger Mode mit kirschrothem Seidenband, dann einen weiten, zurückfallenden Kragen, ein schwarzes Mäntelchen, ebenfalls blaßgelbe Beinkleider mit rothen Bändern, und einen Hut, geziert mit weißer Feder. An diesem Hute befand sich versteckt manch Liebeszeichen, und unter dem gelben Rock hingen auf der Brust, ebenfalls tief versteckt, an buntfarbigen Bändern wiederum Liebeszeichen. Das war ein Schmuck, den unser Ritter nie ablegte.

Nahe dem Hause des Professors lebte ein munteres Mädchen, das Günthers Herz raubte und ihm den Schwur ewiger Treue abnahm; ach! ein Schwur, der leider bei unserm Helden später nichts als eine poetische Floskel wurde. Wir wollen annehmen, daß Leonore seine erste Liebe war. Seine Gedichte sagen, wie er sie am Fenster eines Nachbarhauses zum ersten Male sah, wie sie ein schwarzes, faltiges Kleid trug, und wie er sich alle Mühe gegeben, von ihr ein Lächeln der Aufmerksamkeit zu erringen. Man hört bei nächtlicher Weile eine verstimmte Mandoline und ein klapperndes Horn in der engen Gasse ertönen, und zu diesen Klängen schickt Günther eines seiner hübschesten Lieder hinauf in das lauschende Ohr des Mädchens. Die Gevatterinnen der Nachbarschaft werden wach, es flattern Laternenscheine an den dunkeln Häusern hin, man hört den Ruf der Wache, und fortgeweht ist das Häuflein Sänger wie Spreu im Wind. Aber Günther hatte erreicht, was er wollte: Leonore wußte jezt um seine Liebe. Es kamen die warmen Monate und man sah sich im Freien. Leonorens Eltern erfuhren aber dennoch etwas von dem Einverständniß, und man stellte den Liebenden nach. Sie flüchteten sich auf — den Kirchhof.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Wirthshäuser Lorettos gehören zu den schlechtesten Italiens. Befremdlich genug war es, daß in einer lediglich auf Devotion basirten Stadt sich nicht einmal Fastenspeisen in hinreichender Menge vorfanden, um den Ansprüchen frommer Waller zu genügen. Einer meiner Reisegefährten, Sor Niccola — man kennt und nennt sich nur beim Vornamen — ein Rendant aus Turin und strenggläubiger Christ, welcher expreß nach Rom zur Heiligsprechung gepilgert war und aus Andacht den Umweg über Loretto machte, stellte sich besonders ungeberdig und trostlos an, als das Magro ausgegangen war. Als ich vor zwei Tagen in Terni mit den jüngern Geistlichen nach dem berühmten Wasserfall gewandert und die Maccaroni durch unsere verspätete Rückkehr kalt geworden waren, hatte er laut mit uns gehadert, daß wir um ein paar elender Ellen zwischen Himmel und Erde hängenden Wassers willen ihn mit dem Abendbrod so lange hätten warten lassen. Um seinen alten Groll zu sühnen, trat ich ihm meine Portion braccolette al fritto ab, und nur wer diesen delikaten Fisch jemals zu kosten gewürdigt wurde, wird die Größe des gebrachten Opfers erkennen. Seit diesem Abend liebte Sor Niccola mich zärtlich.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich schlenderte nach dem Dom, welchen Paul II. erbaute und Sixtus V. mit einer abgeschmackten Façade verunstaltete. Nur die schöne Doppelreihe der Arkaden in dem bischöflichen Palast, das Meisterwerk Bramantes, thut dem Auge wohl. Die Bronzestatue des Papstes Sixtus vor der Kirche ist von eben so geringem Kunstwerth als das zopfige Battisterio im Innern, welches 26,000 Scudi gekostet haben soll. Sogar die weitgerühmten Bronzepforten von Lombardi und Calcagni erreichen noch bei weitem nicht die des Florentiner Battisterio, des Pisaner Doms. Der Dom selber ist ziemlich nüchtern, die Gemälde theils Mosaikcopien, theils mittelmäßige Originale. Namen wie die eines Pomeranzio, Maratta, Barocci, Muziano haben für den aus Rom Heimkehrenden ihre Anziehungskraft eingebüßt.

Die Wanderungen der Casa santa haben schon so viele Historiographen gefunden, daß sich ihnen eben so wenig Neues als einer Eisenbahnfahrt von Berlin nach

Potsdam erpressen läßt. Eben so will ich auch dem Leser die Aufzählung der Dimensionen, die Beschreibung der zum Theil sehr schönen Marmorbasreliefs von Sangallo und Sansovino, welche die äußern Wände schmücken, erlassen. Der Strom der Andächtigen zog mich in das Innere durch eine der vier zur Seite angebrachten, mit Schildwachen garnirten Pförtchen. Nur die Kerzen des Hochaltars, an welchem sich meine Reisegefährten Messe lesend vom Aufgang der Sonne an ablösten, verbreitete ein zitterndes, ungewisses Licht über die knieende, murmelnde Menge und bestrahlte das Perlengewand des alten, wunderthätigen Bildnisses der Madonna von Cedernholz, die Demantkronen, welche sie und das Jesuskind schmucken, beides Geschenke von Pius VII., nachdem das Bild von Paris zurückgekehrt war. Von den andern Kuriositäten, der goldenen Medaille, welche der König von Sachsen 1828 der Madonna schickte, dem mit Silber eingefaßten Stein aus einem Prager Nonnenkloster, der Kanonenkugel, die, ohne Schaden anzurichten, in das Generalstaabszelt Julius II. fiel, habe ich eben so wenig als von den angeblichen alten Fresken etwas zu sehen bekommen. Die Wände waren schwarz und glatt von den Küssen der Andächtigen, die Atmosphäre erdrückend. Ich ging in den Dom und freute mich der herrlichen Gestalten des zum Feste herbeigeströmten Landvolks, der athletischen Figuren der Männer, der füllreichen der Weiber, deren schöne Züge die Bilder der umbrischen Schule vergegenwärtigten, vor Allem der zierlichen, überaus kleidsamen Trachten, deren ich in Italien keine schöneren kenne. Die Bursche tragen das Scheitelhaar kurz und um den Kopf einen Kranz von Locken, Hals und Brust frei; die weißen Hemdermel sind gekraust und auf das Sauberste gefältelt; die enganschließenden Beinkleider, meist violetter Farbe, werden am Gurt durch bunte Seidenschleifen gehalten und ebenso die bis über's Knie reichenden Strümpfe. Die Schuhe sind eben so wie die der Frauen von rohem Leder, niedrig im Hacken, bunt ausgenäht und mit spitzen Schnäbeln versehen. Um die Schläfe der Frauen ringeln sich wie bei den Männern Hunderte von Löckchen; der Kopfschleier ist meistens bunt, oft aber auch weiß und dann sauber gezackt und roth ausgenäht; der eine Zipfel fällt in den Nacken, während die andern beiden über dem Scheitel zusammengeschlagen und mittelst einer Nadel befestigt werden; vielfache Korallenschnüre schlingen sich um Hals und Brust; ein kleines gesticktes Leibchen vermag kaum des Busens Fülle zu fesseln; das allerliebste kurze Schürzchen von blauer Farbe, gleichfalls mit einem Dutzend bunter Seidenbänder verknüpft, vollendet die malerische Tracht. Das Abnormste derselben sind aber die riesigen Ohrringe von getriebenem und vergoldetem Kupfer, welche jeder über zwei Loth wiegen, die Größe eines Handtellers erreichen, oft sogar überschreiten, und an welchen wiederum drei Berlocken von der Gestalt und Größe einer Birne baumeln. Ohne Zeichnung ist es kaum möglich, einen richtigen Begriff von diesem fabelhaften Ohrschmucke zu geben, und es wundert mich, daß noch kein deutscher Gelehrter aus diesen Ohrreifen und den Schnabelschuhen gefolgert hat, wie Loretto von chinesischen Kolonisten gegründet worden sey.

Noch blieb mir der vielgerühmte und noch mehr geplünderte Schatz der Madonna zu sehen. In der Sakristei, welche nach der Schatzkammer führt, hängen einige Gemälde, von denen jedoch nur die Mädchenschule von Guido Reni und ein Carton von Jakob Callot, Himmel und Fegefeuer darstellend, Aufmerksamkeit verdienen. Der Schatz selber ist in einem räumigen Saale in etwa vierzig Wandschränken aufgestellt, und wurde in alter, schmerzlich beseufzter Zeit auf achtzehn Millionen Scudi taxirt. Wie viel er jetzt noch werth seyn möge, wage ich nicht zu entscheiden, und glaube nur ohne Uebertreibung behaupten zu dürfen, daß es wenige Goldschmiede in der via degli orefici zu Rom gibt, welche nicht ein reicheres Lager aufzuweisen haben. Die Mehrzahl der Schränke steht leer und wird nur von einer langen Nomenklatur von „Ehedem's" bevölkert. Die Hauptstücke sind den eingeschmolzenen nachgebildet, aber von übersilbertem Holz. Eine Abtheilung enthält ein Dutzend altväterischer goldener und silberner Taschenuhren, ein anderer einen prachtvollen Reifrock der Madonna, ein Geschenk des polnischen Senators Illinski, dessen Steine sich jedoch zum großen Leidwesen als unecht erwiesen. Sämmtliche Napoleoniden haben ihre Gaben hier niedergelegt, alle aber halten sich in den Schranken der Bescheidenheit. Am grandiosesten von allen Exvoto nahm sich der gelbseidene, mit Silber gestickte Frack nebst dito Weste und Inexpressibles aus, welche König Anton von Sachsen am Hochzeittage getragen und zugleich mit obenerwähnter Medaille und 400 Scudi der Madonna verehrte. Diese königliche Gabe — ich meine die Kleidung — hat vor allen andern den Vorzug, daß sie dem Schatze verbleiben wird, mögen Franzosen oder Barbaresken das Kloster brandschatzen, und von ihr gilt, was Voltaire von den cantiques sacrés des le Franc de Pompignan sagte: sacrés ils sont, car personne n'y touche.

Ich hatte genug gesehen und verlangte weder nach der großen Klostertonne, noch nach den 300 Majolicatöpfen der Apotheke, deren Zeichnungen schon längst ihren raphaelesken Nimbus einbüßten, befahl anzuschirren und rollte nach einer halben Stunde in die freundlichen, zwischen Loretto und Osimo liegenden Thäler hinab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Armuth der Kunst.

Man kann einwenden, daß in Genf zu allen Zeiten gute Künstler geboren worden seyen, in der neuern Zeit zumal J. Pradier und Chaponnière als Bildhauer, Lugardon, Constantin und Chalon als Maler, A. Bovy als Medailleur. Man wird ferner sagen, daß sich auch fremde Künstler hier gebildet haben, z. B. Robert und Calame. Freilich wurden jene hier geboren, lernten auch wohl hier die materiellen Anfangsgründe ihrer Kunst, dann aber blieben sie nicht länger, mußten vielmehr alle auswandern, wenn sie sich über das Gewöhnliche erheben und Künstler in höherem Sinne werden wollten. Die meisten leben auch noch in der Fremde oder sind dort gestorben, oder sie leben hier aus besondern Gründen nur einige Monate, um nach deren Verlauf nach Paris oder sonst wohin zu eilen und da zu arbeiten. Robert lebte hier nur, bevor er Höheres in sich fühlte. Als ihm das Bewußtseyn kam, mußte er gehen und ging auch für immer. Calame aus Neufchatel hat seine besondern, nicht künstlerischen Gründe, warum er sich einige Monate im Jahr hier aufhält. Künstler und Dichter werden überall geboren, denn es wäre grausam und ungerecht von der Natur, wenn sie sie einem Lande ganz versagen wollte. Es fragt sich nur, ob sie hier gedeihen, ob sie sich hier bilden, kräftig und froh anwurzeln und wachsen können. Dies wird wohl Niemand behaupten, der Genf und seine Künstler kennt und diese selbst klagen hört. — Es wäre auch ein Wunder, wenn sich's anders verhielte. Das ganz positive, auf Erwerben und Reichwerden, wenigstens auf einen ähnlichen klaren Zweck gerichtete Element, das unsere meisten Einwohner leitet und bestimmt, dies Element macht sie klug, verständig, fleißig, unterrichtet, zu allen Geschäften und Wissenschaften geschickt; es gibt ihnen schnellen Blick und sicheres Handeln, wo Andere noch manches zu überlegen und zu bedenken finden. Sie greifen dann schnell zu und gewöhnlich mit günstigem Erfolg. Viele sind dadurch in der Heimath und in der Fremde reich geworden. Sollte dies die Jüngern nicht reizen, denselben Weg zu gehen? Ihre Erziehung und Bildung erhielt ja dieselbe Richtung wie die ihrer Väter, und auch später bewegten sie sich immer in demselben Kreis. Wie arm stellt sich das reiche Genf dar, wenn von froher, freundlicher Gastlichkeit, von herzlicher, offener Geselligkeit, von hingebender Naturfreude, von Dichtung und Kunst, vom Gemüthsleben überhaupt die Rede ist! Alles dies liegt außer ihrer Lebenssphäre, hat keinen klaren Zweck, führt zu nichts Bestimmtem und Einträglichem; am wenigsten die Kunst, insoweit sie nicht der Fabrik nützlich ist, d. h. in so fern sie nicht die Horlogerie und Bijouterie durch gute und geschmackvolle Zeichnungen emporhält, wodurch diese Gewerbe mit Paris rivalisiren können. — Diese Einseitigkeit, welche sich verwandt auch in Wissenschaft und Leben äußert, hat der Kunst bisher sehr geschadet, und hält sie in dem alten dienenden Zustand zurück. Was hilft es, daß manche unserer jungen Leute glückliche Anlagen für die bildende Kunst haben? Was hilft es, daß eine Société des Arts mit einer Klasse für die schönen Künste und mit guten Schülern in Zeichnung und Modelirung besteht? was hilft es, daß in der Ornamentenzeichnung die Genfer Schüler, wenn sie nach Paris gehen, dort oft Preise bekommen? daß im Museum Rath eine recht hübsche Sammlung von Gipsabgüssen und Gemälden dem Publikum und den Zeichnungsschülern geöffnet ist? Was helfen die Kunstausstellungen und einige daraus angekaufte und verloosete Bilder? Was hilft es, daß jene Classe der schönen Künste im Winter alle Monate einmal zusammenkommt und Thee trinkt, um über die kleinlichen Dinge des Vereins zu berathen? — Alles dies ist keine Aufmunterung für das entschiedene, nach Ungemeinem strebende Talent. Unsere Nabobs und Halbnabobs sollten sich vereinigen, so einen jungen Mann, wenn er Phantasie und Genie, aber keine eigenen Geldmittel hat, nach guter Vorbereitung mehrere Jahre in Düsseldorf, München und Rom studiren zu lassen, damit er noch etwas anderes höre, sehe und lerne, als die Pariser und Londoner Muster, die ihm gleich hier von der Zeichnenschule an als das Höchste und Unübertrefflichste in der Kunst vorgehalten, als einzige Muster vorgestellt werden, wodurch der junge Mensch ganz einseitige, oft falsche Ansichten von höherer Kunst bekommen muß. Ja, um schon vorher diesen Weltbürgersinn der Kunst zu entwickeln, zu begründen und zu verbreiten, sollte sich die Classe des Beaux-arts Zeichnungen, Kupferstiche und Lithographien von allen neuen merkwürdigen Kunstgebilden aller Länder verschaffen, sie in ihren Sitzungen talentvollen jungen Leuten vorlegen, sie ihnen künstlerisch erklären und ihre Meinung darüber hören, sie dann bestätigen oder berichtigen. Sie sollte ihnen außerdem einige Kenntniß von Archäologie und Kunstgeschichte der neuern Zeit mit Vorlegung passender Kupferwerke und Zeichnungen geben, damit sich ihr Gesichtskreis erweitere und sie nicht an dem Engen, Beschränkten und Einseitig-nationellen hängen bleiben. Gute Preise für aufgegebene Zeichnungen, architektonische Aufrisse, Gemälde und Modellirungen wären auch eine passende Ermunterung zum Weiterkommen für die einheimischen Künstler im Auslande. Bei dem concentrirten Reichthum in Genf wäre dies Alles sehr leicht, und es ist wirklich unbegreiflich, daß bisher von alle dem nichts geschehen ist. Wundere man sich nicht mehr, daß in Genf selbst kein Künstler zu höherer Entwickelung und Kunstfertigkeit gelangt. Statt jener Lehre, statt jener Vorbereitung, Aufmunterung und Unterstützung glaubt man, es sey genug, wenn manchmal Kunstfreunde zusammentreten, ein gutes Werk von einem Genfer Künstler kaufen und es dem Museum Rath schenken, oder wenn eine brave Landschaft oder ein hübsches Genrebild von einem der wenigen Kunstfreunde für ein Billiges erworben und bei ihm aufgehängt wird. Bei dergleichen Gelegenheiten nimmt dann das Loben eines guten Bildes, das sich anderwärts unter hundert andern verlieren würde, kein Ende; nichts aber ist den Künstlern schädlicher als ungemessenes Lob. — Ich mußte diese Vorklage hören lassen, um den Lesern begreiflich zu machen, was ich sonst noch über unsere Kunstarmuth sagen will. Wenige Städte hatten in den lezten zwölf Jahren durch Oertlichkeiten, Umgegend zu Wasser und zu Land, sowie durch treffliches Baumaterial so günstige Gelegenheit, sich in großen Massen zu erweitern und zu verschönern als Genf; keine Stadt aber hat diese Gelegenheit so wenig benuzt. Ja, machte bei uns nicht die Naturschönheit wieder vieles gut, so würde das Aermliche und Einförmige noch unangenehmer auffallen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. September 1839.

Daß ein Gott das Blatt berühre,
Bleibe baar des Wissensschwalles!
Nimm den Griffel und copire:
Die Natur enthält schon Alles.

v. Feuchtersleben.

Naturbilder von K. R. Hagenbach.

1. An die Perspektivischen.

Trübe Fernen mögt ihr suchen
Durch das trübe Fernrohrglas,
Lieber leg' ich unter Buchen
Mich in's frische, weiche Gras;
Nach dem Weiten mögt ihr spähen,
Lugen euch die Augen matt,
An den Nähen will ich sehen
Mir die müden Augen satt.

In die Wiesengründe senden
Blick um Blicke stundenlang,
Nach des Waldes Saume lenken
Träumender Gedanken Gang,
Wenn herüber von den Waiden
Ferner Glockengruß ertönt:
Das, meint ihr, muß wohl verleiden
Dem, der lang sich dran gewöhnt.

Wohl denn, nach dem trüben Schimmer
Mögt ihr ferner euch nur mühn,
Mir verleiden wahrlich nimmer
Himmelblau und Erdengrün.

Und gelüstet nach dem Fernen
Mir das Herz, so zeigt die Nacht
Mir in ihren tausend Sternen
Erst der rechten Ferne Pracht.

2. Lesestunde.

Mit dem Buch in's Freie ging ich,
Wählt' mir einen Schattensitz,
Eifrig an zu lesen fing ich,
Und mich fing des Autors Witz.
Aber sieh! der Wind, der lose,
Will, man soll ihn hören auch,
Thut, als ob er sich erbose,
Recht nach Recensenten-Brauch.

Wirft die Blätter, sausend, brausend,
Durcheinander her und hin,
Und ich rufe: ei! der Tausend!
Aergerlich in meinem Sinn.
Endlich aber muß ich lachen
Ob des Windes derbem Witz;
Zu das Buch und auf mich machen
Will ich mich vom Schattensitz.

Aber nun erst bin gehalten
Ich von stärkrer Zauberkraft,
Seh' ein Buch sich kühn entfalten,
Tausendblättrig, wunderhaft!
Ob auch Windes Witz bewege
All' die Blätter her und hin,
Tief und klar in alle Wege
Bleibt des ernsten Buches Sinn.

Und ich les' und lese weiter
Von dem Halme bis zur Fluh,
Und wie von der Himmelsleiter
Strömen mir die Worte zu,
Die ich nicht in Worte fassen,
Nicht in Bücher schreiben kann,
Aber die sich lesen lassen
Ewig neu von vornen an.

3. Das Jenseits.

(Im Herbst.)

Siehst du von den Bäumen allen
Rings im Herbst die Blätter fallen,
Die der Wind zu Haufen fegt,
Herz! willst du's verschmerzen lernen,
Richte nach den blauen Fernen
Deinen Blick, so weit er trägt.

Weithin über jene hellen,
Milden, klaren Stromeswellen
Trägt er dich den Bergen zu,
Wo die Nebel sind zerronnen,
Und im reinern Licht der Sonnen
Grüßest froh das Jenseits du.

Ja, das Jenseits, das im Sommer
Dir so trübe schien, dein frommer
Klarer Blick erfaßt es jezt,
Hält es fest und hält es fester,
Nimmer von dem Jenseits läßt er,
Das allein das Auge lezt.

So wenn du auch lang vergebens
In dem Sommer deines Lebens
Einen Himmel hast gehofft,
Den dir keine Wolke trübe,
Harre auf den Herbst und übe
Nur dein Auge scharf und oft.

Siehst du dann auch um dich schwinden
Tausend Bande, die dich binden
An die Welt in Raum und Zeit,
Nach dem Jenseits dort, dem blauen
Laß uns schauen, mit Vertrauen
Bauen auf die Ewigkeit.

4. Das Kind und die Zeitlosen.

Komm, Vater! komm', sieh welche
Herzliebsten Blumen doch —
Mit zartem Lilienkelche,
Nur keine Blätter noch!

Wohl hab' ich auf der Wiese
Manch Blümlein schon gepflückt,
Doch keine hat wie diese
Mir so das Aug' entzückt.

So spricht das Kind mit Kosen;
Der Vater folgt dem Kind,
Sieht, wie die Herbstzeitlosen
Zumal gekommen sind.

Soll er dem Kind es sagen,
Das sey des Winters Spur?
Wozu das frühe Klagen?
Kind! komm' und freu' dich nur.

Freu' dich der Herbstesblüthe,
Als ob der Lenz erschien.
Wohl dem, dem im Gemüthe
Ein ew'ger Lenz verliehn!

Günther.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht, in dem Günther diese Flucht der Liebe in's Reich des Todes beschreibt, ist eines der gelungensten unter den zahllosen Liebesgedichten. Hier ist es.

Boran, den 22sten August 1719.

Nun, Kind, ich kann dich nicht mehr bitten,
Behalt mein Herz in treuer Brust.
Das Denkmal deiner muntern Sitten
Erweckt mir auch von Weitem Lust.
Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin.

Ein Waldhorn klingt in Abendstunden
Von Weitem durch die Gärten schön:
Es kühlt Erinn'rung unsre Wunden,
Und läßt den herben Schmerz verwehn.
Wie fern aus Nebelgrau ein Licht,
Winkt mir dein holdes Angesicht.

Das Glücke spielt mir tausend Possen
Und lockt mich auf des Hofes Eis;
Ich folg ihm keck und unverdrossen,
Obgleich ich seine Tücke weiß.
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt' in allen Wettern still.

Die Gegend, wo ich leb' und dichte,
Ist einsam, schattig, kühl und grün;
Hier hör' ich bei der schlanken Fichte,
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und gab ihm allzeit brünstiglich
Viel tausend heiße Küss' an dich.

Erinnre dich der ersten Küsse,
Die Niemand als die Nacht nur sah,
Erinnre dich, wie rein und süße
War unsre erste Weihe da!
Gedenk an Orte, denk' an Stunden,
Wo wir gesucht uns und gefunden!

Das Wiedersehn ward uns verboten,
Wir suchten die geheimste Bahn,
Wir riefen die verwandten Todten
Zu Zeugen unsres Bundes an;
Und ließen bei verschwiegner Pein
Den Kirchhof unsre Freistatt seyn.

Aber die Nähe dieser Todten konnte die Liebe nicht weihen, konnte ihr keinen Bestand verleihen. Der Mond blickte nieder auf die Leichensteine, und manche lange, lange Nacht sah er die Gruppe der Liebenden, und ihre Schatten zeichneten sich auf den Stein. Das war dem Herzen des jungen Dichters lieb; in seiner Seele vermählte sich gerne Todesgrauen und Liebesglut. In diesen stillen Nächten, unter den stillen Todten, da floß seine beredte Lippe über von Liebesschwüren und Küssen; da erwachten die Schatten der alten Dichter, wie er sie am Tage vorher im Hörsaale hatte kennen gelernt, und schritten durch die dunkle Bläue des Himmels, aus ihren Kronen und Liedeskränzen Schauer und Entzuckungen niederträufelnd in sein berauschtes Herz.

Seine Liebesgedichte sind köstlich; schade nur, daß die meisten von ihnen in zu kraftvollen Metaphern sprechen. Unser verwöhntes Ohr ist an diese rohe Plastik des Ausdrucks nicht gewöhnt; aber sie sind alle frisch, lebendig, in tüchtiger Situation immerdar den Kern auffassend, nie halb, nie zweideutig. Was Flamme ist, brennt auch; wo ein Stachel ritzen soll, ist er nicht mit Baumwolle umwickelt. Der Dichter bittet nie um Verzeihung, daß er Dichter ist; er wirft uns seine kecken Worte leichtsinnig lachend zu, wir mögen sehen, wie wir mit ihnen fertig werden. Darum sind die meisten Liebesgedichte, so schön sie sind, doch kaum wiederzugeben. Wer sie in ihrer ganzen Ungebundenheit kennen lernen will, lese sie selbst nach. Man findet da den wilden Trotz der Liebe, die derbe, fast ekelhafte Ausschweifung neben dem rührendsten, zartesten Hauch der Sehnsucht, dem innigsten Seelenschmerze. Eine tolle Frivolität herrscht in dem Liede: „An seine erzürnte Schöne," ein zartes Weh wird im Liede: „Als er ihretwegen viel leiden mußte," ausgehaucht; die anmuthigste Schalkheit lebt in den Zeilen, die die Ueberschrift führen: „Als sie in ein Kloster gehen wollte," und „die verworfene Liebe" weicht an Kraft und Adel der Bilder keinem Petrarcaschen Sonett.

In dem leztern Liede zeigt er schon prophetisch die Periode düsterer Reue an, die jezt nicht mehr lange ausblieb. Das Heer von Liebschaften, viele erniedrigend und fast alle beschämend, warfen seine Seele in Bande und lähmten die Fittiche seiner Dichterkraft. Ein rohes, zügelloses Leben begann; er entfernte sich aus dem Hause seines früher so geliebten Gönners und zog mit noch andern verlorenen Söhnen in der Irre umher. Die Armuth und das Elend folgten ihm auf der Ferse. Wo in den Nachbarstädten, oder auf einem Rittergute, selbst bei reichen Bauern auf dem Lande eine Hochzeit gefeiert wurde, da zog Günther ein und erwarb sich für ein Hochzeitgedicht auf einige Wochen eine schwelgerische Existenz. Sie endete mit Scheltworten und Schlägen, und am frühen Morgen trieb die Hetzpeitsche des Pförtners den betrunkenen Dichter aus dem Hofe. Im nahen Walde fand er dann seine hungrigen Genossen; jezt wurde die vorbeifahrende Kutsche umlagert und mit weit vorgestreckten Hüten von den erschreckten Reisenden Almosen erbeten, indem dazu der laute Ruf: „Arme reisende Studenten, ihr Herrn!" ertönte.

Dieses Elend des armen Günthers wuchs zu einer grausenerregenden Höhe. Seine Freunde, er hatte derer noch, obgleich Niemand sich öffentlich dazu bekennen wollte, sahen ihn mit bitterem Schmerz einem schmachvollen Ende entgegeneilen. Kaum war er ihnen noch kenntlich; in diesen verwilderten Zügen war nichts mehr von dem schönen Jünglinge zu sehen, der einst so herrliche Hoffnung erregte. Die Kleidung war zerrissen, die Lumpen selbst mit wilder Sorglosigkeit umgehängt; die Genialität im Anzug eines jungen Dichters war in den Schmutz und die freche Unbekümmertheit des Vagabunden ausgeartet.

Herr Burchard Mencken fand diese Ergebnisse ganz besonders betrübend. Er hatte bei seinem einsamen Leben erst spät die Umwandlung seines frühern Dieners und Lehrlings erfahren, und sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß den Musen ein Jünger entzogen werden sollte, der da versprach, ihnen dereinst Ehre zu machen. Der Kenner von Ovids „Kunst zu lieben" konnte sich nicht vorstellen, daß man auf den Gedanken kommen könne, diese Kunst in's wirkliche Leben zu übersetzen; er erstarrte, als er sah, wie diese Uebersetzungen seinen frühern Schützling umgewandelt hatten. Ohne ein Wort zu sagen, schlüpfte er an ihm vorüber, schloß sich in seine einsame Zelle ein und vergoß Thränen über den verlorenen Jüngling. Aber der edle Herr ließ es bei den Thränen nicht bewenden; er gedachte mit rascher That zu helfen. Ein Diener wurde mit Geld in die elende Herberge geschickt; dieser kaufte den Dichter frei und führte ihn zum zweiten Male in die Behausung seines ersten und

aufrichtigsten Gönners. Hier wurde nun Rath gehalten, und das Resultat war ein tiefgefühltes Reuebekenntniß des armen Günthers, und das Versprechen, ihm eine ehrenwerthe Stelle zu verschaffen, von Seiten des Professors.

Der Hof August des Starken, Königs von Polen, war damals der Vereinigungspunkt aller Talente, die den guten Geschmack, den Glanz und den Luxus zum Theil ausmachen, zum Theil befördern helfen. Es befanden sich an diesem Hofe italienische Sänger und orientalische Gaukler, französische Tänzerinnen und germanische Gelehrte, Alles im buntesten Gemisch. Was nicht amüsiren konnte, mußte wegbleiben; daher kam es denn auch, daß ein deutscher Professor damals ganz nahe an den Hofnarren grenzte. Die erhabene Wissenschaft mußte sich zu kleinen, unangenehmen Taschenspielereien herab lassen, um in dem Geräusch des Hofes auch eine Stimme zu behalten. Man sah Perrücken, mit Lorbeer und Flittergold gekrönt, sich im weltlichen Gedränge bewegen, und die tiefsinnigen Systeme eines Leibnitz wurden in kurzen Dialogen als Zwischenspiele unter die Akte eines Ballets geschoben. Man disputirte über den Plato dicht an der Couliſſe, hinter welcher eine hübsche Tänzerin sich ankleidete.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Armuth der Kunst.

Vor dreizehn oder vierzehn Jahren begannen die würdigen Schwestern Rath ihr dem Land geschenktes Museum, das einzige monumentale Gebäude, welches seitdem hier errichtet wurde. Fast zu gleicher Zeit erhob sich, von demselben Architekten gebaut, das neue Strafarbeits- oder Pönitenzhaus, dessen ernste Einfachheit bei dieser Bestimmung nicht zu tadeln ist, obgleich die Architektur charakteristischer und imposanter hätte seyn können. Die kleine Sternwarte erfüllte ihren kleinen Zweck. Nun ging man daran, fast der ganzen untern Stadt eine andere Gestalt zu geben. Mit der Corraterie wurde begonnen; eine herrliche, lange Straße. Statt aber hier Häuser von schönen abwechselnden architektonischen Formen und nur in den Hauptmassen übereinstimmend zu bauen, wurden nach englischer Art die großen Häuser neben einander gestellt, alle auf ein Haar gleich, ohne die geringste Verschiedenheit und Abwechslung, so daß das Ganze nicht wie eine Straße reicher und wohlhabender Einwohner, sondern wie eine große Kaserne aussieht, und noch dazu wie eine Kaserne ohne Fronton. Die magere Unschönheit schien aber noch nicht unschön genug. Gleichsam als Contrast zum monumentalen Museum Rath baute man am andern Ende der Straße eine Markthalle in den widerlichsten architektonischen Verhältnissen, oder eigentlich ganz ohne Verhältniß, mit einem unförmlichen Giebeldach, ein ganz heteroklides, stallartiges Werk, welches glücklicherweise nächstens wieder eingerissen werden wird, weil man damit die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat; denn als die Markthalle fertig war, wollte Niemand darin feil haben bis auf den heutigen Tag. — Nach der Corraterie kam der große Kay zur Ausführung. Seine neuen Häuser und Häuserfaçaden wurden zwar nicht ganz gleich gebaut, aber immer noch zu mager und einförmig für Privatwohnungen reicher Leute im schönsten Theil der Stadt. Davon kann nur der Gasthof zur Krone und sein Nachbarhaus an Longemale ausgenommen werden. Ein wahrhaft schönes Privathaus wurde nur auf dem Platz St. Maurice in der obern Stadt gebaut, ein anderes am Fuß der Trielle, dem Eynardschen Casino gegenüber. — Das neue Berguesquartier jenseits der Brücke ist durchaus in der Anlage verfehlt. Die Actiencompagnie, welche man unbegreiflicherweise frei schalten und walten ließ, baute nur in ihrem Interesse im Innern des Quartiers ungeheuer hohe Häuser mit engen Straßen, wo im hohen Sommer die Sonne nur einige Stunden hineinscheint. Auf das Innere des Hôtel des Bergues wurde viel Sorgfalt verwendet, an architektonischer Schönheit steht es hingegen dem neuen Fremdenhôtel in Zürich, der neuen Post gegenüber, sehr nach. — Aus dem langen Quai des Bergues an der breiten, saphirblauen Rhone, hätte man etwas sehr Schönes machen können, wenn dem Baumeister nicht wieder der unglückliche Gedanke gekommen wäre, gleich der Corraterie eine lange Reihe von ganz gleichen Häusern neben einander zu stellen, also wieder eine auf's Sparen eingerichtete Kaserne mit endlos fortlaufenden geraden Fensterreihen. — Alle diese Häuser, die unglückliche Markthalle ausgenommen, gehören Privatpersonen an, die nicht, wie die Regierung, das Streben nach republikanischer Einfachheit für sich anführen können, sondern recht gut geschmackvoll hätten bauen können, wenn Eigenthümern und Architekten mehr Geschmack eigen wäre, und wenn sie, statt Eigenes zu liefern, nicht lieber hätten nachahmen wollen. — Vergleicht man mit diesen stereotypen Bauten dasjenige, was seit einigen Jahren in Zürich entstanden, oder da noch im Werden ist, das Theater, das Posthaus, den Gasthof gegenüber, das Hospital und die Marmorbrücke mit ihrem herrlichen Geländer, desgleichen eine große Menge reizender Landhäuser und schöner Privatgebäude in wechselnden, aber immer anmuthigen Formen, so merkt man wohl, daß Zürich Deutschland um zwei Tagereisen näher liegt als Genf.

Glücklicher als in der Architektur war unsere Stadt bisher in der Sculptur, freilich nicht in dem, was hier gearbeitet wurde — denn es wird darin hier nichts gearbeitet — sondern in dem, was man von Außen her acquirirte. Zwei Statuen kamen von Genfern, die sich im Ausland Bildung und Ruhm erworben haben, nämlich von J. Fazy und von Chaponnière in Paris. Von des ersten Bronzestatue J. J. Rousseaus, auf dessen Insel aufgestellt, habe ich seiner Zeit schon gesprochen; ich glaube auch vom David des genialeren Chaponnière, der leider vor einigen Zeiten in Paris starb und den früher hier die Classe des Beaux-arts nicht auf würdige Weise behandelt hatte. Dieser David ist ein sinn- und geistreiches Werk, an dem vielleicht die etwas magere Ausführung getadelt werden kann, dem man aber ein glückliches Motiv zugestehen muß. Diese Bronzestatue mußte dem Gegenstand nach klein gehalten werden. Sie ist auch zu klein, um, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, öffentlich aufgestellt werden zu können, ohne sehr zu verlieren. Die Classe des Beaux-arts hat auch bisher in mehreren Sitzungen nicht über eine passende Aufstellung in's Klare und zur Entscheidung kommen können. Am passendsten scheint mir dazu der immer offene Hof des Hôtel de Ville, von dem allerdings gar Manches ausgegangen ist, was ehrenwerth an Davids siegreichen Kampf gegen Goliath erinnert.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. September 1839.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
  Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
  Sie bleiben fliehend hinter dir.

Schiller.

Auf die Hochzeit eines Landmädchens.

Von Julius Krais.

Horch! es rufen Silberglockenklänge
Zu dem Hochzeitgang, der feierlich
Durch das Dorf bewegt zur Kirche sich
Im neugierig wogenden Gedränge.
Männlich in der Jugend Stärke schaut
Man den Bräutigam, den liebentzückten;
In der Jungfrau'n Chor, der kranzgeschmückten,
Geht demüthig, holden Blicks die Braut.

Fühlst du nicht es innen lauter pochen,
Lieblingskind der heiligen Natur,
Hier genährt auf heimathlicher Flur,
Bis die Wunderblüthe aufgebrochen?
Noch vor wenig Monden warst du dein;
Doch ein fremder Jüngling ist gekommen,
Hat im Sturm dein Herz hinweggenommen,
Und nun wirst du ganz und ewig sein.

Aus dem Hause, wo nach alter Sitte
Eltern dich erzogen, fromm und schlicht,
Bebt in Wehmuth dir die Seele nicht,
Nun zu scheiden aus der Schwestern Mitte?

Ach! dies stille Thal und diese Höh'n
Werden innig klagend dich vermissen,
Wenn du fortan ihrem Schooß entrissen,
Nimmer sie durchwandelst jung und schön.

Hier mit den Gespielinnen zu wallen
Liebtest du im Feierabendglanz,
Weit vorstrahlend aus dem bunten Kranz,
Hoch und schlank, die lieblichste von allen.
Auch im einfach ungeschmückten Kleid
Zeigt dein Leib der reinen Schönheit Siegel,
Und dies Aug' ist einer Seele Spiegel,
Die kein trüber Anhauch je entweiht.

Freute sich dein Engel, da du kniete[s]t
Weinend mit der andern Kinder Schaar
Einst vor deines Gottes Weihaltar,
Ganz von himmlischen Entschlüssen glühtest:
Wie er heut sich doppelt freuen wird,
Wenn vom Schwur der ew'gen Lieb' erschüttert,
Aeolsharfen gleich dein Busen zittert,
Daß du niemals dich von ihm verirrt!

Da des Tempels Heiligthum vernommen
Von euch Beiden jetzt ein freudig Ja,
Wonniger im hellern Schimmer sah
Ich des Engels Lichtgestalt entglommen,

Sah in deinem braunen Lockenhaar
Weiße Rosenknospen schnell aufglühen
Und aus den erschloßnen Kelchen sprühen
Duft'ge Purpurflammen wunderbar.

Aber fernweg schwärmen die Gedanken
Von des Festes fröhlich lautem Braus
Mir zu eurem ländlich stillen Haus,
Das Hollunderbusch und Lind' umranken.
Aus und ein als Herrin dieser Flur
Wirst du da im Halmenhute schweben;
Alles blüht durch deines Odems Weben,
Segen träuft von deiner Schritte Spur.

Wenn die Lerche früh zum Himmelsbogen
Als ein Liederspringquell tönend steigt,
Der herab in's grüne Saatfeld neigt
Seine morgenrothbeglänzten Wogen:
Trittst du frisch und rosig aus der Thür,
Dem buntfarbigen Geflugel Futter
Streuend in den Hof, des Hauses Mutter,
An der Hand des Gatten schon herfür.

Wo die Sense mäht das Grün der Wiesen,
Sichel klingt und Schnitterjubel schallt,
Mit dem Bächlein Grüße tauscht der Wald,
Wo von Hugeln Weines Bäche fließen,
Brennt noch heißer, als der Tag, dein Fleiß;
Glatter Rinder Zucht und stolzer Pferde
Weidet hier, dort geht die Wollenheerde,
Hüpfen Lämmer, zart und silberweiß.

Siehst du halbverhüllt im Laube prangen
Goldne Frucht umher an jedem Baum?
Also mögen bald im Wiegentraum
Eure Kindlein ruhn mit rothen Wangen;
Und der Jugend erste Liebe sey,
Wie dem Täubchenpaar auf eurem Dache,
Das dort als ihr Sinnbild hält die Wache,
Euch mit jedem Tage wieder neu.

Nun, das Festgetümmel ist voruber
Und des Abschieds bange Stunde naht;
Heiter glänzt im Fruhlicht euer Pfad,
Aber manches Auge wölkt sich truber.
Rosse stampfen, horch! der Wagen rollt,
Führt das junge Paar rasch in die Weiten;
Doch die Thränen, die euch noch geleiten,
Mild verklärt das Morgensonnengold.

Günther.

(Schluß.)

In so frivoler, lebenslustiger Welt hatte die Poesie nichts weiter zu thun, als immerwährend zu loben. Zu diesem Zweck stand ihr der ganze Olymp zu Diensten. Jene strengen Götter Homers wurden graziöse, schmeichelnde Begleiter der Fürsten und tanzten an ihren Festen. Mars bekränzte unaufhörlich seine Helden, Venus warf ihnen ihre Myrthenbouquets in den Schoß, Pallas gab ihnen die Attribute der Wissenschaft in die Hände, und Apoll seine Lyra. Diese Art zu loben erscheint uns jezt als fade, allein damals war sie fein und sinnreich. Wer am meisten Allegorien häufen konnte, war der größte Dichter, wer die alten Autoren am unverschämtesten plünderte, der gelehrteste Panegyriker. Etwas hievon hat sich noch bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten, und selbst Goethe verschmähte es nicht, diese prunkenden Puppen der Allegorie bisweilen in Bewegung zu setzen.

Herr Burchard Mencken wußte, daß sein Schüler Glück machen würde mit seinen Versen, wenn er nur auch Glück machte mit seiner Person, und dieses stand zu bezweifeln. Indessen hoffte man das Beste, und unser Günther kam nach Dresden. Er sollte jezt „des Hofes Eis" betreten, wie er selbst in jenem Gedichte aus Borau sagt, das wir angeführt hatten. Er war auf's Beste ausgestattet, und alle Fehler seiner verlorenen Jahre waren unter Sammt und Seide versteckt. Der Erfolg war bei alle dem unendlich betrübend.

Die polnischen und deutschen Großen am Hofe Augusts fuhrten jeder seinen Panegyriker mit sich, den sie ihren Kammerpoeten nannten, und von denen einige die elendesten Gestalten, die unverschämtesten Landstreicher, wo nicht noch etwas Schlimmeres waren. Dieses Gesindel schaarte sich um den neuen Ankömmling, und da sie in ihm einen Beeinträchtiger ihrer Rechte und Hoffnungen sahen, waffneten sie sich gegen ihn. Günthers Charakter war weit entfernt von jener kriechenden Speichelleckernatur, die jene unwürdigen Satelliten bezeichnete. Das Elend hatte ihn verwildert, aber nicht gebeugt. Er, der Mann, der von den Mächtigen leben sollte, sagte diesen Mächtigen Wahrheiten, die oft bitter und treffend waren. Gegen ein frostiges Lobgedicht machte er zwölf gutgelungene Satiren. Diese Sprache im Munde eines damaligen Dichters war neu. Günther erwarb sich Feinde; seine Sache war so gut wie verloren, und Alles kam jezt auf eine Audienz beim Könige an. Unser Poet wußte das, und er bereitete sich mit den studiertesten Mitteln auf diese Audienz vor. Seine Feinde waren ebenfalls thätig.

Als der Tag erschien, that Günther das Gelübde, keinen Tropfen Wein über seine Lippen kommen zu lassen. Er hielt dieses Gelübde, bis sein Fuß die Schwelle jener ominösen Treppe betrat, die zur Macht hinaufleitete. Er wurde in einen der entlegenen Corridore gerufen und fand hier eine kleine heitere Gesellschaft versammelt. Man spielte die Zither, man saß unter Blumen und man trank Wein. Das waren Scenen, wie sie damals häufig vorfielen. Günther liebte leidenschaftlich diese Scenen, aber heute fand er für gut, sie mit dem Rucken anzusehen. Man ließ ihn nicht fort. Ein großes, korpulentes Violoncell postirte sich vor der Thür, eine dünne Flöte schob sich als Riegel vor, eine Mandoline klagte in süßen, zärtlichen Tönen. Dabei wurden die Pokale gefüllt, der Wein perlte, die Düfte einer Pastete wirbelten empor. „Nur ein Glas, nur ein Glas, Freund Günther!" so tönten die Stimmen. Er wandte sich ab, aber es zogen ihn schöne Hände herbei, und die Ueberredung siegte. Er saß auf dem Sessel am obersten Platze und zwei tüchtige Trinker übernahmen es, ihn zu bearbeiten. Armer Poet! Mit deinem Glück, deinem Ruhm, deiner Ehre ist's aus! Als du nun vor dem König erschienst, da taumeltest du, da warst du nicht fähig, eine zusammenhängende Rede hervorzubringen. Ein finsterer Wink der Augen, und du warst verabschiedet, verabschiedet, um zu deinem Elend, deinem trostlosen Jammer, und zu deinen Verbrechen zurückzukehren. Die Feinde hatten gesiegt.

Das Uebrige von Günthers Leben kann füglich als „das schwache Aufflammen und jähe Verlöschen des Lichts" bezeichnet werden. Wir erschrecken oft, und es überschleicht uns ein grausiges Gefühl, wenn wir den an unheilbarer Auszehrung Leidenden von weit hinausreichenden Lebensplanen sprechen hören; aber weit stärker muß der düstere Eindruck seyn, wenn wir den rettungslos moralisch Versunkenen von Planen des Glanzes, des nahen Ruhms und der erworbenen anerkennenden Achtung sprechen hören. Wir sehen die Hebel nicht, die dieses bewirken sollen, wir sehen die Fülle gespannter Kräfte nirgends, die eine so gewaltsame Veränderung herbeizuführen im Stande wäre. Die allein gültige und wirksame Buße entspringt nur aus einem Boden, der die geistige Zeugungskraft noch nicht verloren hat; Günthers Entschließungen zur Reue waren nur Symptome seiner äußersten Schwäche.

Die Wissenschaft der Heilkunst, der er sich früher mit sehr zweifelhaftem Erfolge zugewendet, sollte jezt, mit Ernst und Eifer ergriffen, der Zweck seines Lebens und das Mittel zu einem ehrlichen Auskommen werden. Aber hier zeigten die Musen jene Widerspenstigkeit, die ihnen eigen ist, wenn der ihrem Dienste Geweihte sich den Pflichten bürgerlicher Existenz nebenbei verkaufen will. In Günthers schwacher Seele entstand Streit und Zwiespalt; er wollte und wollte nicht. Das Bedürfniß drängte, der innere Widerwille wandte alle Kräfte an, den Gehorsam zu verweigern. Hier wird nun unseres Dichters Leben farblos und ohne Interesse. Die Keckheit der Jugend, der Uebermuth der Kräfte ist entschwunden, und die moralische Tüchtigkeit ist nicht an ihre Stelle getreten, um uns wegen der verlorenen poetischen Reize zu versöhnen.

Günther lebte nun abwechselnd in Borau, in Schweidnitz, in Leipzig ein trostloses, verlassenes Leben; endlich brachte ihn sein Schicksal nach Jena, und dort starb er. Der Biograph Günthers fügt tröstend hinzu: „ihm, dem Armen, dem Verlassenen, fehlte bei allem dem doch das ehrliche Begräbniß nicht." Ja, seinem Sarge folgten erkaufte Leidtragende, die man aufpuzte mit der Garderobe des Todes und die man gleichgültig wieder verabschiedete. Doch wir wollen annehmen, daß unserm armen Dichter wenigstens ein unerkauftes Herz folgte, ein Herz, das um ihn blutete, ein Auge, das um ihn weinte, eine Hand, die zitternd die Erde auf seinen Sarg warf.

Aus der Asche dieses unwürdigen Todes entstand das wahre Leben, ein Leben, dem kein Tod droht; der Geist des Dichters schwang sich empor, und von den irdischen Mängeln gereinigt, erschien er in einem seiner würdigen Lichtgewande. Dieses ist die Sammlung seiner Gedichte, von denen bald nach seinem Tode mehrere Auflagen schnell nach einander erschienen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist, auf diese aufmerksam zu machen. In unserer Zeit, wo die Lyrik sich so viele Freunde erwirbt, ist es nöthig, vor falschem Geschmack zu warnen und freundlich zu werben um Theilnahme für jene frischen jugendlichen Geister früherer Tage. Günthers Gedichte sind darum so vortrefflich, weil sie echtmenschliche Zustände uns vor die Seele führen. Es ist da nichts Ueberreiztes, fremdartig Herbeigezogenes. Die Wahl der Bilder ist immer treffend, weil sie sich der Natur und den Sitten anpaßt. In einer mit Geschmack geordneten Auswahl würden sie noch jezt große Theilnahme finden. Es weht ein anspruchsloser, heiterer Geist durch die Sammlung, und die Verirrungen einer poetischen Jugend sind mit den lebhaftesten Farben darin geschildert.

Daß Günther seinen Werth fühlte, und daß hierin ein Trost für sein brechendes Herz lag, bezeugt ein Abschiedslied, das er spät noch sang, und von dem wir, ebenfalls zum Abschied von dem Leser, nur zwei Strophen ausheben wollen.

Euch Musen dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt' und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jezt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geschützt, geführt, ernährt;
Und wenn es übel mir ergangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Sprecht nur, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit in's Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Den wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Malerei. Theater. Musik. Gesellschaft.

Unter unsern Malern hat Calame aus Neufchatel hier und in Paris durch eine große Landschaft das meiste Aufsehen erregt und verdientes Lob erworben. Sein Bild stellt ein wahres Drama dar, den Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Sturm auf der Handeck im Oberhaslythal mit einer Gruppe mächtiger Tannen. Diese herrliche, zitternde Baumgruppe, in der der Sturm mit einer Wahrheit wühlt, daß man sein Heulen hört, die gebeugten Bäume im Mittelgrund, das stürzende Wasser zwischen Felsen und die vom Sturm gegen und über Felsen gejagten Regenwolken zeugen von einem großen und glücklichen Studium der hohen Alpennatur, sowie von poetischer Auffassung in Zeichnung, Farbe und Licht zu einem mächtigen Effekt. Ehe das Bild dies Jahr zur Gemäldeausstellung nach Paris ging, traten mehrere Freunde der Kunst zusammen und kauften es für das Museum Rath, was um so verdienstlicher und dankenswerther war, da dies schöne Bild auch in Paris großen Beifall erhalten hat, allgemein als die beste Landschaft der Ausstellung betrachtet worden ist und gewiß dort gekauft worden wäre. Calames Meister war Diday von Genf, einer unserer guten Landschaftsmaler. Er erklärte beim Anblick des Calameschen Bildes, der Schüler habe darin den Meister bei weitem übertroffen. Dies Gemälde ist nun bereits wieder hierher zurückgekommen und im Museum aufgestellt worden. Ich wünschte sehr, daß es vom Museum zu den Gemäldeausstellungen von München, Wien, Dresden und Berlin gesendet würde, damit sich auch deutsche Künstler und Kunstverständige nach ihrer Ansicht von der Landschaft über dessen Werth aussprechen könnten. In der Porträtmalerei, einem andern Zweig der Genfer Malerei, behaupten hier noch immer Hornung und Scheffer eine ausgezeichnete Stelle, zumal lezterer, der durch seine guten und langen Studien in Italien in Charakteristik, Farbe und schöner Ausführung vorzüglich ist. Er bringt jährlich einige Monate in Paris zu, um da nach guten Modellen zu studiren, die hier ganz fehlen. Künftiges Jahr wird er eine Kunstreise nach München unternehmen, wozu er sich jezt schon auf manche Weise vorbereitet. Hornung hat die Fehler seines früheren Bildes vom Tod Calvins eingesehen und diesen Gegenstand noch einmal nach reiferer Kunstüberlegung gemalt; hierauf hat er das Gemälde nach London zur Kunstausstellung geschickt, wo ein Londoner Journal sehr günstig davon spricht. Von Genf stammt auch A. Chalon, der seit langer Zeit in London lebt und dessen Bild von der Königin Victoria dort großes Aufsehen erregt hat und für das beste gelten soll. Wir kennen es hier nur durch einen herrlichen Kupferstich, der zwölf Pfund Sterling kostet.

Von der bildenden Kunst wenden wir uns zur darstellenden. Unser Theater war auch dies Jahr so mittelmäßig gut, als es in einer Stadt dritten Rangs seyn kann, wo es weder von der Regierung noch von den höhern und reichern Classen unterstüzt wird. Die achtungswerthesten und fashionabelsten Familien gehen hier gar nicht oder nur bei wenigen Opern in's Theater, denn die meisten Stücke der neuen französischen dramatischen Schule scheinen ihnen unpassend für ehrliche Frauen und Mädchen. Darin haben sie freilich sehr Recht, wiewohl unsere Theatercensur die krassesten Pariser Theatersachen gar nicht zur Aufführung bringen läßt. Wollte sie aber Alles verbieten, was schmuzig oder zweideutig ist, so müßte das Theater geschlossen werden. Die Direktion muß auch solche Stücke geben, wenn sie leidliche Einnahmen machen will; mischt sie von Zeit zu Zeit etwas Gutes und Reines ein, z. B. von Delavigne, so schreien Parterre und Galerien über Rococo und Langeweile. Unter unserem diesjährigen Theaterpersonal hatten wir eine junge Jüdin, die sich hier für das Lustspiel und für den Gesang auf merkwürdige Weise ausgebildet hat, ja unsere Rachel geworden ist. Ueberdieß war sie sehr hübsch und streng gesittet; leider verließ sie unsere Bühne und ging nach Amsterdam, wo wir Fräulein Caroline Levy den glücklichsten Erfolg wünschen. — Voriges Jahr operirte unser Theaterdirektor so gut, daß es der Züricher Oper unmöglich war hierherzukommen und eine Reihe Vorstellungen zu geben. Freilich wäre dann unsere sehr mittelmäßige französische Oper verloren gewesen. Dies Jahr aber hat dem Direktor sein Intriguiren doch nichts geholfen, denn die deutsche Oper von Bern unter Ebeles Leitung, welche einen Monat mit großem Beifall Vorstellungen in Lausanne gegeben hat, ist hieher gekommen und hat allen Freunden deutscher Musik, und deren sind hier viele, großen Genuß bereitet.

Unsere Concertmusik, großentheils aus Liebhaberelementen bestehend, scheint sich nicht ascendirend zu bewegen, sondern deklinirend, bis ihr ein mächtiges Talent wieder aufhilft. Vielleicht wirkt hier die deutsche Oper günstig. An tüchtigen Lehrern für Gesang und Instrumentalmusik fehlt es nicht. Das Conservatorium bildet hier und da einen guten Schüler oder eine versprechende Elevin, wenn zu Hause wacker nachgeholfen wird, aber bei dieser Anstalt fehlt es an humanem Kunstsinn in der leitenden Region, denn da weht eine rauhe Luft; überdies verliert sie jezt zwei ihrer besten Lehrer, Billet und Schade aus Würzburg.

Soll ich Ihnen noch von unserer Gesellschaft sprechen? Noch sind die Frauen, welche eigentlich die Gesellschaft gestalten, wie ehemals, sehr ehrenwerth, unterrichtet, oft geistreich, aber kalt und spröde wie Glas. Die ältern Männer sind geblieben, was sie früher waren; noch hängen sie mit ganzer Seele an ihren Geschäften, sich vertiefend in das Haben, Sollen und Vermehren, sich den großen materiellen Fragen unserer Zeit mit reicher Kenntniß und Erfahrung hingebend. Noch immer zeigen beide Geschlechter gleichen Geist und gleiches Interesse, wenn Gegenstände des Unterrichts und der Erziehung, der Sittlichkeit und der moralischen Besserung zur Sprache kommen. Das stille oder laute Wohlthun ist in allen Sphären noch dasselbe. Es ist gewiß nicht leicht, diese schöne und menschenfreundliche Wärme dicht neben jenem kalten, spröden und immer rechnenden Element zu erklären; denn beide scheinen sich einander absolut auszuschließen. Mir scheint es, als wenn sich die Genfer gewissermaßen Gewalt anthäten, um für ganz positive Gesellschaftsfragen Interesse zu zeigen, daß aber im Grund ihres Gemüths noch etwas schlummert, was sie mühsam unterdrücken, die Poesie des Lebens und des Gefühls. — In unserer Gesellschaft geht aber gegenwärtig eine merkwürdige Veränderung vor, und hievon das nächste Mal.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 99 u. Monatsreg. September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Oktober 1839.

Oft erfüllet Er auch, was sich das zitternde
  Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
  Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
  Seinen Armen entgegen kam.

Klopstock.

Blätter der Erinnerung.

Von L. Rellstab.

(Mein persönliches Bekanntwerden mit Jean Paul.)

Unter der oben gewählten Bezeichnung habe ich seit längerer Zeit angefangen, einzelne Begegnisse meines Lebens aufzuzeichnen, die entweder für mich, durch den Einfluß, den sie auf den Entwicklungsgang meines Innern übten, bedeutsam waren, oder welche durch Umstände und dabei betheiligte dritte Personen in der That ein Interesse gewinnen konnten, das sich vielleicht auch auf Entferntere überträgt. Was die Erinnerungen der ersten Gattung anlangt, so bleiben sie wohl am besten jenem vertrauten Kreise aufbewahrt, der durch Verhältnisse, welche einen nähern persönlichen Antheil erzeugen, mit mir verbunden ist. Denn durch die Merkwürdigkeit äußerer Begebenheiten kann meine Lebensgeschichte keinen Anspruch auf Oeffentlichkeit machen; und hätte mein geistiges Seyn und Wirken auch Bedeutung genug, um einem größern Leserkreise Theilnahme für die Wege einzuflößen, auf denen ich es errungen und behauptet, so wäre doch jezt noch nicht der Zeitpunkt gekommen, was geschriebenen Blättern anvertraut ist, der Welt frei zu übergeben. Denn einmal berührt es noch zu viele fremde Lebensverhältnisse, über die ich mir, so lange sie noch in lebendiger Wirklichkeit und Gegenwart bestehen, kein Recht anmaßen will,* andererseits ist es für mich selbst zu früh, da der noch im Wirken begriffene Mann dem Jünglingsalter zu nahe steht, um es unbefangen genug zu überschauen — halb gähren und brausen ja die jugendlichen Kräfte noch in ihm — und die früheste Zeit des Daseyns nur Keime treibt, die, wenn man sie nicht wenigstens bis zu den ersten selbstständigen Entwicklungen verfolgen kann, zu unterschiedslos erscheinen, um nicht jedem Leben angehören zu können.

Die zweite Gattung dieser Erinnerungsblätter aber knüpft sich entweder an Ereignisse oder an Personen; von den leztern üben einige für sich selbst mitunter die höchste Anziehungskraft des Interesses (z. B. Goethe, Beethoven). Bin gleich auch ich dabei nahe betheiligt, so verhalte ich mich doch nur dazu wie Veranlassung zur Ursache, wie der Zeuge zur Begebenheit, wie der Empfänger zum Geber. Wo das Aktivum unseres Daseyns außer uns fällt und wir das Passivum übernehmen, da hören wir

* Die neueste Literatur bietet nur zu viele Beispiele der anstößigsten Verlezungen des Heiligthums einer fremden Lebenswelt dar, die überdies noch oft von den eigensüchtigsten und frechsten Entstellungen der Wahrheit begleitet sind. Es wäre Pflicht jedes Schriftstellers von Ehre und Gewissen, wider diese Freibeuterei gegen Privateigenthum aufzutreten.
A. d. Verf.

auf, den Maßstab für die Bedeutung unseres Lebens zu bilden, und dürfen ohne Besorgniß, uns selbst zu hoch anzuschlagen, damit in die Oeffentlichkeit treten. Dem Geringsten kann eine solche Gabe der Schickungen, die seinem Daseyn Werth, nach Verhältnissen Wichtigkeit gibt, zu Theil werden. Große Männer und Begebenheiten, die wie Firsterne selbst leuchten, erhalten und erheben Alles, was in den Kreis ihrer Strahlen tritt. Wer den Schreckensrückzug von Moskau überdauerte, wer nach tagelanger Verschüttung aus den Trümmern eines Bergsturzes heraufgegraben wird, der Leibmameluck Napoleons, das Schlachtroß Blüchers, der Spitz oder Pudel Jean Pauls, ja der Nachen, welcher den Cäsar über das stürmende Meer von Brundusium nach Dyrrhachium trägt, erbt von dem Interesse des Ereignisses oder der Person. — Einige Male war auch ich ein solcher glücklicher Erbe. Mein Lebensweg führte mich in die Nähe bedeutender, großer Männer; es war der Pfad, den ich wählte, ihn eifrig, oft nicht ohne Mühe verfolgte. Manch unvergeßlicher Augenblick wurde mir dafur zum Lohn; von Jean Paul, Goethe, Beethoven (ich nenne mit Absicht nur die Todten), bewahre ich eine lebendige Anschauung, die mir um so unschätzbarer ist, je mehr ich ein trauriges Geschlecht der Gegenwart, dem Pietät und Ehrfurcht verklungene Namen scheinen, sich in kahler Unbedeutendheit laut machen sehe.

Ich hebe versuchsweise eines jener Blätter der Erinnerung aus meinem Leben heraus. Es ist mein erstes, längeres Begegnen mit Jean Paul, das ich dem Leser hier schildern will.

Im Jahr 1821 erfüllte mich ganz der Drang erzeugender Geistesthätigkeit, und suchte nach den verschiedensten Richtungen seine Auswege. Der Jüngling lebt im Ideal; dahin trieben nicht allein meine dichterischen Versuche aus diesen Tagen, sondern mir war auch noch das köstliche Gut gläubiger, heiliger Verehrung derjenigen geblieben, in denen meine Ideale sich verwirklichten. Goethe und Jean Paul waren es unter den Lebenden. Der unbegrenzte Reichthum an Liebe, der Jean Pauls Werke durchströmt, das größte und reinste aller Herzen, das darin schlägt, hatte von jeher die Gefühle, welche seine Bücher erweckten, mit vollstem Vertrauen auch an ihn selbst gewiesen; denn nie waren Werk und Schöpfer so Eins als in ihm. Zu ihm drängte es denn auch mich; von ihm anerkannt, gewürdigt, geweiht zu werden zu dem dichterischen Berufe, den Niemand so verklärte und verherrlichte als er, war der heißeste Drang des Jünglings. So hatte ich ihm denn schon im Winter des Jahres 1820 einige Dichtungen zugesandt und zugleich die Bitte ausgesprochen, ihn im Sommer des nächsten Jahres in Baireuth selbst aufsuchen zu dürfen. Doch war dieser Zeitpunkt bereits herangekommen, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort empfangen hätte; ich gab schon die Hoffnung dazu auf, weil man mir vielfältig gesagt hatte, Jean Paul pflege dergleichen Briefe nie zu beantworten, was bei der Menge derselben, die er zuverlässig erhielt, wohl natürlich wäre. Da auf einmal erhielt ich den folgenden Brief:

Baireuth, 11ten Juli 1821.
(Abgegangen den 20sten.)

Schon im Jenner fing ich ein Blättchen an Sie an, und jetzo erst schick' ich eines. Nach den 999 Entschuldigungen meines Aufschubs ist die 1000ste die beste, daß ich erst Ende Mais durch meine Wetterprophezeihung mich beredet habe, zu Hause zu bleiben, wenigstens bis Ende Augusts. Sie können also, freundlichster Leser und Briefsteller, mich finden, sobald Sie wollen. Aber um meine Erlaubniß hätten Sie in Ihrem Briefe nicht erst fragen sollen, mir eine Freude zu machen, da Sie zugleich lieben und dichten. — Aus Ihren mitgesandten Dichtproben erinnere ich mich indeß, da ich sie schon im vorigen Jahre gelesen, nichts, als daß mir die, welche dem so schönen „Blüchers Gedächtniß" ähnlich waren, am meisten gefallen. Verzeihen Sie nur einem, der als ein Vielschreiber von Büchern auch ein Vielschreiber von Briefen seyn muß, das Verspäten der Antwort, zumal da dieses doch besser ist, als ein häufiges Unterlassen derselben. Mit Liebe

Ihr ergebenster
Jean Paul Friedrich Richter.

Schwer würde es mir seyn, das begeisterte Aufwallen, das lang nachtönende selige Bewußtseyn zu schildern, welches der Empfang dieses Briefs mir und denjenigen bereitete, mit welchen ich damals die frohen Hoffnungen der Jugend theilte. Wie Jemand, der ein hohes Loos im Lotto gewonnen, oder ein Kleinod gefunden, eilte ich, als ich die beglückenden Zeilen zuerst hastig überflogen, dann unter freudigem Beben noch ein-, zweimal gelesen, alles Andere bei Seite lassend, hinweg, um die Empfindungen meiner überdrängten Brust auszuströmen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

San Marino.

Die Schatten ruhten noch auf den Thälern, auf den von Cytisus und Eriken umgebenen Maisfeldern, den Maulbeerpflanzungen und Weingärten der Romagna, als ich im leichten Wägelchen aus dem Thor von Rimini

und den im Frühstrahl der Sonne erglühenden Bergen zurollte. Meine Fahrt galt der Republik San Marino, jenem stolz die seufzende Ebene überragenden Phönixnest der Freiheit, dem kleinsten, ältesten, einzig echten Freistaat des alten Europas. Eine Quadratmeilen große Oasis, voll kräftig wurzelnder, 1400 Jahre alter, frisch grünender Freiheitsbäume, auf deren Wipfel nicht die blutigrothe Mütze des entfesselten Galeotten schaukelt, deren Stämme keine hohlen, prunkenden Reden der Phraseologen bekleistern, unter deren Schatten ein frisches, freies, fröhliches Volk sich des Daseyns erfreut, ein Urwald wahrhaft freiherrlicher Stammbäume — ist meines Erachtens ein würdigeres Reisemotiv als eine steeple-chase nach byzantinischen Basiliken oder allen jenen vom Geblöcke der reisenden Schafheerden wiederhallenden Echos.

Der Weg führt mächtig bergan, wohl unterhalten im Päpstlichen, kaum fahrbar auf republikanischem Gebiet. Auf allen Radien, die ich durch den Kirchenstaat einschlug, habe ich mich verpflichtet gefühlt, dem Ehrenmann von Kardinal, der jezt Commissario delle strade ist, dicke Lorbeerkränze zu winden; er verdient sie fürwahr, und manche transalpinische Regierung dürfte wohl thun, sich in diesem Punkt ein Exempel zu nehmen und gleichen Dank zu erwerben, indem sie ihr Augenmerk mehr auf die Mosaik der Chausseen als die der Museen richtete. Die Marineser sind die einzigen, denen ich ihr Straßenabsperrungssystem nicht verarge. Sie sind keine Handelsleute, haben nichts mit den Nachbarn zu verkehren und genügen sich vollkommen, eben wie die Wege ihren Saumthieren. Der Fremde, der Neugierige mag sehen, wie er fortkommt. Möcht' ich doch fast wünschen, daß die Grenzen dieses Eldorados mit unübersteiglicher chinesischer Mauer umgeben würden, um auf Schillers Frage: „Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit noch ein Zufluchtsort?" auch noch nach Jahrhunderten mit „zu San Marino" antworten zu können.

Die Sonne schwang sich höher empor. Die phantastischen Klippen von San Marino mit ihren drei Kastellen und der neuen blizenden Kathedrale leuchteten glühend über den von dichtem Gestrüpp umbüschten Felswänden, und die Cicaden begannen ihre schrillenden Symphonien in den die Straßen einfassenden Granatenbüschen, deren Flammenblüthen aus dem glänzenden Grün überall hervorzüngelten. Eine Brücke bildet die Grenze zwischen dem päpstlichen Gebiet und dem der Republik; auf dem mittelsten Bogen begegnen sich die Wappen, die gekreuzten Schlüssel des Himmelspförtners, die drei Federn San Marinos. Hinter dem Flecken Serravalle steigt die Straße schroffer hinan; aber dem felsigen Boden trozend, wanden sich Weinreben überall an den Maulbeerbäumen, schmückten die Aecker sich rings mit üppiger Saat, bis an den Fuß des eigentlichen Felskammes, an dem das Borgo di San Marino liegt. Ich stieg aus dem Wagen und sezte meinen Weg zu Fuß fort; er leitet im Bogen, den Fels umkreisend, in die eigentliche Bergstadt. Alle italienischen Reisecompendien, welche sich untereinander wie die Nachfolger Banquos im Herenspiegel abglänzen, narriren von dem öffentlichen in Marino gebildeten Hazardspiel und den zahllosen Bettlern; ich habe weder diese noch jenes zu sehen bekommen, wohl aber ein freundliches, dienstfertiges, still emsiges Völkchen, welches, anstatt wie in den andern italienischen Städten, den Fremden wespengleich zu umsummen, seine Arbeit nur verläßt, um ihn gutmüthig, und ohne auf Belohnung zu rechnen, zurechtzuweisen.

Unweit des Thors liegt auf geebnetem Platze, der mehrere Cisternen enthält, das Stadthaus, kenntlich am Wappen der Republik, den drei Bergen, auf deren jedem ein Thurm mit der Straußfeder steht. Die Straßen sind eng, und oft, vom Terrain bedingt, nur Treppen mit Geländern. Das schönste Gebäude, und erst in der jüngsten Zeit vollendet, ist die nach der Zeichnung von Giuseppe Sartore von Muscoli entworfene Kirche des heiligen Marino, die einzige Kirche Italiens, bei welcher die antiken Tempelmotive dem christlichen Zweck glücklich angepaßt worden sind. Vier korinthische Säulen von Sandstein tragen die Vorhalle, zwölf, mit Stuck bekleidete das Mittelschiff, vier das Chor, an welches sich zwei Seitenkapellen schließen. Hinter dem mit grauem und grünem Marmor bekleideten Hauptaltar steht auf einem Säulenschaft die schöne Marmorstatue des heiligen Marinus, Stifters der Republik, eines würdigen, von langem Bart umwallten Greises in reichem priesterlichem Ornat, welcher mit der Rechten auf eine entfaltete Rolle deutet, auf das Wappen des Freistaats mit der goldnen Devise: „Libertas." Sancte Marine, ora pro nobis! murmelte ich leise. Die Statuen des Heilands und der Apostel sind in den Nischen des Chors und der Seitenschiffe vertheilt, in vier andern, an der Eingangspforte und am Chor, die edelgeformten Bildsäulen der Stärke, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Wahrheit. Die Gemälde der Seitenaltäre und Stationen sind wenigstens nicht schlechter als die so mancher anderer hochgefeierter Kirchen. Der ganze Tempel trägt das Gepräge der Würde, der Simplizität und Heiligkeit. Er war leer bis auf eine Alte, welche, die Spindel drehend, auf der Schwelle saß und sich eben nicht weiter um mich kümmerte. Das Gesindel, welches durch ganz Italien die Kirchen zu Salons des Müssiggangs, der Heuchelei und Bettelei entweiht, fehlte hier. Die Marineser dienen ihrem Gott in Werken, nicht in Worten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

Schluß der Saison.

Die glänzenden Erwartungen des Frühjahrs hat der Sommer gerechtfertigt und übertroffen, und die großartigen Neuerungen und Vorbereitungen im Conversationshaus zum Empfang einer eben so auserlesenen als zahlreichen Gesellschaft, über welche Sie seiner Zeit Nachrichten erhalten und Ihren Lesern mitgetheilt haben, waren nicht vergeblich; denn die diesjährige Saison hat alle früheren an Glanz bei weitem überflügelt, und mit ihr beginnt, wie es vorauszusehen war, für den Curort eine neue Zeitrechnung, in der noch lange fort und fort Jahre an Jahre sich als Kleinode an einander reihen mögen. — Obschon täglich noch neue Gäste anlangen und der größere Theil der Herrschaftswohnungen noch besezt ist, so ist dennoch die eigentliche Saison als beendet zu betrachten. In Gasthöfen und Privathäusern findet der einzelne Ankömmling ohne Schwierigkeit bequeme Unterkunft; die table d'hôte füllt nicht mehr in Hufeisenform den ganzen Speisesaal, sondern zieht sich einfach unter dem Kronleuchter hin, und gewährt hinlänglichen Raum für die fünfzig oder sechzig Tischgenossen, die von dem gewohnten Zudrang der Hunderte übrig geblieben; eben so sind die Reihen der Besucher des Conversationshauses gelichtet, so daß die Gesellschaft schon mit geringer Aufmerksamkeit sich übersehen läßt, und eigentliches Gedränge nur noch die grünen Tische umgibt, auf die fortwährend der metallene Regen niederthaut, und an denen die Leute immer noch sich die Pläze streitig machen, als würde da Gold vertheilt, statt eingezogen. Bei alle dem aber fehlt es nicht an ausgezeichneten Erscheinungen, an schönen Damen von der ersten Eleganz, und überhaupt an Allem, was hinreichen würde, an jedem andern Orte diese „beaux restes" als eine glänzende Versammlung erscheinen zu lassen, so daß unsere verwöhnten Blicke dazu gehören, hier eine Abnahme wahrzunehmen. Es ist aber auch kein Wunder, wenn die Augen sich verwöhnten! Man denke sich einen lauen Sommerabend in dem reizenden Oosthal, dessen Gebirge sich in anmuthig geschwungener Linie an dem heitern Nachthimmel zeichnen, und nun hineingezaubert in diese entzückende, üppige Natur, in diese Berge und Wälder, in diese von Düften gewürzte Nachtluft den Boulevard des Italiens mit seinem eleganten Gedränge von Damen in ausgesuchter, frischer Toilette, von nicht minder sorgfältig angezogenen Herrn mit gelben Handschuhen, und dazwischen allerlei sonderbare Erscheinungen: die vielfachen Originale, welche Altengland alljährlich in alle Welt versendet, die alternde Coquette am Arm des jungen Dandy, der ihr, nach den vorbeiziehenden Schönheiten schielend, den Dampf seiner Cigarre unter die Nase bläst, der auf drei Stühle hingelagerte Friseur, wie er ein Gentleman zu seyn wähnt, indem er die elegante Jugend und ihre Untugenden nachahmt, und all der Troß, welcher der Gesellschaft sich anschließt, und, wenn auch ohne zu überwiegen, in ihr sich bemerkbar macht. Man denke sich einen Ball im großen Saale des Conversationshauses, der — in diesem Jahre zum ersten Male — in seinem ganzen Umfange, des großen Zudrangs halber, zu den Samstagsbällen benuzt werden mußte, und wahrlich zu diesem Behufe nicht zu geräumig erschien; denn es war ein unterscheidendes Zeichen der lezten Saison, daß die gute Gesellschaft auch an Zahl der überwiegende Theil war, so wie seit Jahren schon mehr Gesunde als Kranke des Wegs einherziehen, insofern wir übereingekommen sind, die gesund zu nennen, welchen die Heilquelle nicht helfen soll. Diese bals parés waren das Ausgezeichnetste, was in der Art jemals gesehen worden, und ihre würdigen Vorgänger waren die Tanzversammlungen in dem neuen Reunionssaal, die jedoch ihrerseits einen sonderbaren Anfang nahmen; denn auf den beiden ersten Reunions im Juni, welche schon sehr stark besucht waren, wollte kein Paar mit dem Tanzen beginnen; vergebens lockte das Orchester mit den neuesten, schönsten und verführerischsten Weisen, und erst am dritten Abend brach das starre Eis der Zurückhaltung, um für immer der ungezwungensten Lust den Plaz zu räumen. Man war schier versucht, zu glauben, die frische Pracht des eben erst vollendeten Saales mit seinen Festons von künstlichen Blumen flöße eine gewisse Scheu ein, die jeden abhielt, zuerst einen Schritt zu thun, der den Staub aufwirble und von all der Herrlichkeit den Schmelz der Neuheit wegzuwischen den Anfang mache. — In demselben Salon wurden mehrere Concerte abgehalten, zuerst das der lieblichen Anna Robena Laidlaw, Pianistin der Königin von Hannover, dann zwei, welche Beriot und Thalberg mit einander gaben, und die außerordentlich stark besucht waren, und zwar nicht nur wegen des großen Rufes dieser Künstler, sondern auch, weil sie den glücklichen Gedanken hatten, den Preis der Eintrittskarte auf zehn Franks zu erhöhen, statt der seit mehreren Jahren gewöhnlichen sechs, welche jezt auch der geringste Hackbrettschläger verlangt. In glücklicher Steigerung folgte diesen Concerten das, welches Ole Bull im großen Saal des Conversationshauses veranstaltete, und das sowohl in Hinsicht auf musikalische Leistungen, als in Betracht der Versammlung der Glanzpunkt der Saison war. Man hatte den Künstler lange bitten müssen, bevor er den Entschluß faßte, sich hier öffentlich hören zu lassen, und dadurch war ein Vorurtheil gegen ihn rege geworden, obschon seine Freunde und Bekannten wußten, daß ihn nur körperliche Leiden zu der auffallenden Zurückgezogenheit bestimmt hatten; dennoch füllte sich der weite Raum, und das hinreißende Spiel versöhnte auch den lezten der Grollenden. Wie neben jenem geisterhaften Italiener sind auch neben dem phantastischen Norweger alle Geiger von Holz, wie ihre Geigen, aber man thut allen beiden Unrecht, wenn man sie mit einander vergleicht. — Das gesellige Leben war in diesem Sommer fast durchaus nur ein öffentliches, namentlich in Hinsicht auf Bälle, deren nur einer außer dem Conversationshaus, im englischen Hof, zu Ehren des Prinzen Wilhelm von Preußen veranstaltet wurde, und so zeigte sich deutlich, daß die Piqueniques der früheren Jahre nur deshalb in Aufnahme gekommen, weil der ältere Reunionssaal nicht hinlänglichen Raum bot, ein Zeichen mehr, daß die Erbauung des neuen nicht überflüssig war. — Noch weiß man nicht, wer den Winter über hier verweilen, und ob die Gesellschaft sehr zahlreich seyn wird, doch ist lezteres um so mehr zu vermuthen, als die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß Benazet einige Säle des Conversationshauses offen halten werde, wie eine von beinahe dreihundert Bürgern Badens unterzeichnete Vorstellung verlangt. Für das nächste Jahr werden bedeutende Vorbereitungen getroffen: geschäftige Hände sind thätig, die neue Trinkhalle im englischen Garten aufzuführen, dessen Anlagen um viele Morgen Landes unter der Leitung und nach dem vor zwanzig Jahren schon entworfenen Plan des Schwezinger Gartendirektors, Geh. Hofr. Zeyher, erweitert werden, was als kein geringer Triumph für den thätigen und rüstigen Greis erscheint, der schon vor so vielen Jahren Badens damal erst im Werden begriffene Bedeutung erkannte, und den Plaz ersah, seinem vielfachen glücklichen Wirken als Landschaftsgärtner hier das schönste Denkmal zu sezen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Oktober 1839.

Auf unersteiglichem Felsen und nicht zugänglich der Habsucht,
Blieb ich in Einfachheit alten Gesetzen getreu.

Platen.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Ich erstieg die alte Burg, das erste und weitläufigste der drei Kastelle, welche die Felsenspitzen krönen. Ein dienstfreundlicher junger Mann, welcher in seiner Person die Aemter eines Festungscommandanten, Gefängnißwärters und Glöckners vereinigte, führte mich herum. Das ganze Kastell besteht aus nicht viel mehr als aus drei durch Mauern verbundenen Thürmen; die andern Vesten sind gar nur einzelne Warthen. Die äußerste südliche führt in der Wetterfahne einen Thurm und eine Feder, die zweite deren zwei, die dritte das vollständige Wappen. Der Commandant, ein gesprächiger, wohlunterrichteter Bursche, führte mich zuerst in die seiner Hut vertrauten Kerker. Sie waren sämmtlich hell, trocken, reinlich, und was mehr noch sagen will — leer. In dem lezten hob er eine Fallthüre und ließ mich in einen lichtleeren Raum starren. „Dort unten," flüsterte er heiser, „hat noch vor drei Monaten Einer gesessen und ist dort noch vor geschlossener Untersuchung gestorben." — Schaudernd fuhr ich zurück. — „Aber," sezte der Wärter, als er mein Entsetzen gewahrte, hinzu, „es war auch ein Mörder, ein grausamer, blutiger Mörder. O Herr, es ist der erste seit zwanzig Jahren und drüber, der dort unten gesessen hat. Ein kleiner Diebstahl, eine Eifersüchtelei — so etwas kommt hie und da wohl noch vor — zwei, drei Monate Gefängniß, das ist das Höchste; aber ein Todtschläger, Signore!" — Der Abscheu, mit dem der junge Mann von einem Morde sprach, war nicht italienisch, romanesk am wenigsten. Dort denkt man liberaler über solch ein Accidenza.

Aus dem Verließ führte der Custode mich versöhnend nach der Zinne seines Glockenthurms und ließ mein Auge im Rundblick über die endlose Apenninenkette schweifen, über die Hügelketten und Thäler, Städte und Dörfer, nach den Flüssen und dem sonnenglühenden Meer. Er nannte mir die entlegenen Gipfel, zeigte auf die ferne Einsiedelei der Madonna del Monte di Cesena, auf Monte Calia, Nerone, auf die jezt von Franzosen ausgebeutete Solfatara und Monte Leone, auf das am Abhang liegende Verocchio, welches Bonaparte mit der Republik vereinigen wollte und von dieser ausgeschlagen ward, auf das weite Kiesbette der wie alle Küstenflüsse ausgetrockneten Marettia, und die über Höhen und Schluchten sich windenden Grenzen der Republik. Die Sonne stand bereits zu hoch, um die gegenüberliegende dalmatische Küste erkennen zu lassen. Es ist dies eine der überschwenglichsten Fernsichten Italiens.

Ich ging in ein Kaffeehaus, per far rinfresco; die Thür stand weit offen, aber die Gemächer waren verödet

nicht einmal der Bottega war zu spüren, und ich mußte mit trockenem Munde abziehen. Ich wandte mich nach der nahgelegenen Kirche San Francesco am Thor. Auch diese war mit Ausnahme des Messe lesenden Priesters, des Ministranten und einiger alten Weiber leer. Zwei alte, gute Gemälde fesselten meine Aufmerksamkeit; den Namen der Meister konnte ich nicht erfragen. Besonders vortrefflich war das eine, auf Holz gemalte, leider bereits geborstene. Der graziösesten Madonna auf dem Thron, welche an die schönsten des Francesco Francia erinnert, stehen zwei Heilige zu jeder Seite: rechts die heilige Catharina und San Bruno, nach dessen Stab das Jesuskind lieblich naiv die Händchen ausstreckt, links Johannes der Täufer und ein jugendlicher, mir unbekannter, besonders vortrefflich gemalter Heiliger. Zu Füßen des Throns sitzen zwei Engel, von denen der eine mit gekreuzten Beinchen die Zither spielt, der andere sehr ernsthaft die Schalmei spielt und dabei streng auf das Notenblatt blickt, welches er auf den Knieen vor sich liegen hat. Neben ihm kauert ein schwarzer Kater mit gekrümmtem Rücken. Die Landschaft des Hintergrundes ist wundersam phantastisch.

Ich erwähne dieses Gemälde, um dem Geschlecht derjenigen, welche lieber mit hölzernen Heiligenbildern als mit freien Menschen zu thun haben, zu beweisen, daß Marino von beiden vortreffliche Exemplare aufzuweisen habe. Ich für meinen Theil, der ich es mit der leztern Spezies, den Freien halte, theile Canovas Meinung, welcher den Bürgerbrief von Marino allen seinen akademischen Diplomen vorzog, und möchte, wenn mir einmal ein Wunsch frei steht, gleich ihm, Freibürger von San Marino seyn, oder doch wenigstens — König von Yvetot.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Indem ich daran denke, überkommt mich eine leise Wehmuth, daß die Nerven für das Gefühl solcher heiligen Zustände, die die Jugend im reichsten Maß genießt, sich durch die abschleifende Macht des Lebens so stumpf abglätten. Was könnte mir heute noch begegnen, das so, wie ein Blitz, eine helle Sonne der Freude, den ganzen innern Himmel erhellte und verklärte? Und wer hätte in reiferen Jahren so viele Theilnahme, Freundschaft, Liebe, daß er ein solches Ereigniß nach vielfachen Seiten hin mitzutheilen, seine Gefühle in fremde Brust zu ergießen sich gezwungen fühlte? O die Jugend weiß nicht, an welchen köstlichen Schätzen sie überreich ist, wenn sie ein unschuldiges, ein das Große verehrendes, an das Gute glaubendes Herz als unerläßliche Wünschelruthe, sie zu heben, mitbringt! Wie arm und traurig scheint mir eine anmaßliche, sich im Gefühl ihrer frischeren, aber darum nicht größeren Kräfte nur eitel überschätzende Jugend, die nicht empfängt, sondern voreilig nur geben will, als Früchte zu spenden meint, was Unreifes in ihr keimt, und darüber ihr Inneres, wie bei jeder zu früh genuzten Kraft, bis zur ödesten Leere erschöpft! Eine solche Jugend prägt sich in den Halbtalenten unserer heutigen Literatur aus, die nichts erbauen, oder ihren, frech das Vorhandene einreißenden Uebermuth für schaffende Kräfte halten. Aber mit Freuden erkenne ich andererseits auch, daß sich viel edle, würdige Kräfte regen und entfalten, die uns bei reiferer Sonne auch eine Fülle erquickender Früchte versprechen.

Eilen wir von dieser Abschweifung in die unerfreuliche Gegenwart in das schöne Damals zurück. Den Andeutungen des Briefes folgend, richtete ich meine Abreise so ein, daß ich mit dem Ende des Augusts Baireuth erreichen mußte. So reich an Erinnerungen der wohlthuendsten Art der Beginn dieser Reise über Dresden, Teplitz und Karlsbad auch ist, versage ich mir's doch, hier auch nur mit einigen Zügen das Bild der Vergangenheit zu zeichnen, und wende mich gleich dem Gegenstande zu, dem dieses Erinnerungsblatt besonders gewidmet ist. Ich kann hier zum Theil noch aus den lebendigen Eindrücken jener Tage selbst schöpfen, da ich einen ausführlichen Brief vor mir habe, der mir statt eines Tagebuchs dient; leider ist ein zweiter, welcher noch näher auf die geistigen Momente des Zusammenseyns mit Jean Paul einging, mir durch traurige Verkettungen verloren gegangen. Doch ist mein Gedächtniß, ich darf es behaupten, ein so treuer Bewahrer dieser tiefen Eindrücke gewesen, daß ich sie in ihrer Hauptgestaltung auch ohne alle äußern Hülfsmittel erneuern könnte. So will ich denn den möglichst getreusten Abdruck derselben geben und mich mit wahrem Gefühl des Glücks in die schönen Jugendtage zurückversetzen. — Möchte es mir gelingen, dem Leser nur einen Theil meines Empfindens mitzutheilen, so würde er mir gewiß nicht ungern folgen.

Am 23sten August (1821) traf ich von Franzensbrunn zu Fuß in Wunsiedel am Fichtelgebirge ein, einem Städtchen, dessen Name damals einen bedeutungsvolleren Klang (für deutsche männliche Jugend besonders) hatte, als jezt, wo viele Leser vielleicht gar keine besondern Gedanken damit verknüpfen. Allein Wunsiedel war der Geburts- und Wohnort Sands, dessen That in jener Zeit noch mit den lebendigsten Farben vor der Seele stand und, wie man auch die unglückliche Verirrung ursprünglich edler Gesinnungen als solche erkennen mußte, doch eine tiefe Theilnahme für den Jüngling erregt hatte, der einer erhabenen Sache durch Mittel zu dienen

glaubte, die entschieden verworfen werden mußten. Die Eltern des Jünglings bewohnten den Ort noch; in meiner Empfindung war die Trauer dieser, besonders der gebeugten Mutter, auf die sich durch de Wettes berühmten Brief die Theilnahme noch näher gerichtet hatte, ein Ereigniß, das dem Orte eine düstere Weihe gab. Deßhalb ist der Abend, den ich dort verlebte, einer derjenigen, die mir, obgleich nichts Einzelnes von irgend einer Bedeutung sich daran knüpfte, unvergeßlich in der Seele stehen. Noch heut sehe ich das Wirthshaus, die Gaststube zur Rechten des Thorwegs, den Markt vor demselben, die Wirthsleute in bestimmten Umrissen vor mir. Der Abend war still und grau; ein beim Gehen wund gewordener Fuß hielt mich ab, das in der Nähe des Städtchens gelegene Alexandersbad nebst der Luisenburg zu besuchen. Wehmüthige Empfindungen, die die tagesgeschichtliche, traurige Merkwürdigkeit des Orts, zum Theil auch der Ernst der großen Stunde erzeugten, die mich morgen in die Nähe des von allen Lebenden am höchsten von mir verehrten Mannes führen sollte, erfüllten mich. Ich ließ den ganzen Nachmittag das Stillleben des Städtchens an mir vorüberziehen. — Eine Seiltänzertruppe war angelangt und wohnte in demselben Wirthshause; gegen Abend spannte sie das Seil über die Gasse aus, um vor dem versammelten Volk ihre Kunstfertigkeit zu zeigen und den Dank in kleinen Gaben drunten einzusammeln. Dies und der Umstand, daß ein junges Mädchen, ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren, das ich im Wirthshaus in weiblicher Kleidung gesehen, dort in Knabentracht Antheil an den gefährlichen Uebungen nahm, mußte mich lebhaft an die Blätter im Wilhelm Meister erinnern, die Aehnliches schildern und uns Mignon zuerst vorführen. — Die romantischen Empfindungen und Vermuthungen, welche ich hegte, waren gewiß nicht am Ort, brachten jedoch dem braunäugigen Mädchen mit aufgeflochtenen Zöpfen, welche das Geld einsammelte, eine reichere Gabe auf ihren zinnernen Teller.

Ich hatte mich als Fußwanderer sorgfältig über den Weg nach Baireuth, den ich andern Morgens antreten wollte, erkundigt. Es gab deren zwei; der, welcher der großen Straße folgte, war weiter, aber nicht zu fehlen; der andere, mehrere Stunden nähere, führte quer durch das Fichtelgebirge, war aber, da er aus lauter Waldstegen und Fußpfaden bestand, ohne einen genau unterrichteten Führer nicht zu treffen. Sehr erfreulich war mir daher die Nachricht, daß mit dem Frühsten ein Bote nach Baireuth abgehen werde, dem ich mich anschließen könne, und der auch Gepäck trage. Spät noch wurde ich benachrichtigt, daß der Bote, um die Hitze zu vermeiden, schon in der Nacht aufbrechen wollte; ich legte mich daher sofort nieder, da ich nur noch einige Stunden zum Schlaf vor mir hatte.

Um ein Uhr schon wurde ich aus lebhaften und verworrenen Träumen geweckt. Um zwei Uhr hatten wir bereits Wunsiedel im Rücken. Wir bildeten eine kleine Caravane; denn dem Boten half noch seine Frau tragen, und mehrere andere Leute aus dem Städtchen hatten sich ihm angeschlossen. Unter ihnen war eine jüngere Frau, die ihr zweijähriges Töchterchen, ein liebreizendes Lockenköpfchen, in ein Tuch gebunden auf dem Nacken, und dabei doch noch eine beträchtliche Last trug. Das Wesen aller dieser Leute, ihre wohllautende Mundart, das unverholene Darlegen dessen, was sie erfüllte, sagte mir im Innersten zu. Stets habe ich mit einer Art von Beschämung den Gegensatz empfunden, in den so von der Welt und ihren Gaben verwöhnte, überschüttete Großstädter, wie ich einer war, die mit gesättigter Begierde immer mehr und mehr verlangen, zu diesen beschränkten Kreisen des Daseyns treten. Der großstädtische Hochmuth wurde mir da zur wahren Demuth, und mit Rührung sah ich, wie das, was uns so wenig, so nichts ist, dort so viel seyn kann, mit herzlichstem Dank als eine hohe Gabe der Vorsehung empfangen wird. Zumal bewegte es mich, mit welcher entgegenkommenden Unterordnung sich diese einfachen Leute dem für sie so vornehmen Genossen anschlossen, und ihm alles Liebreiche und Freundliche anthun mochten, in dem demüthigen Glauben, ihm gebühre es überall, das Beste zu empfangen, den Vorzug zu genießen.

Die Nacht war mild, die Sterne blinkten freundlich, die abnehmende Mondessichel war dem Versinken nahe, leuchtete aber doch noch genug, um den Pfad halb zu erkennen. Bei einer Wendung des Wegs hatten wir plötzlich einen überraschend schönen Anblick vor uns. Eine prächtige Feuergarbe weißglühender Funken, die sich oberhalb in röthliche Lohe und dicke schwarze Rauchwolken verlor, sprühte aus dem Schlott eines Eisenhammers, und diente uns eine Zeitlang zum Zielpunkt auf dem über Wiesen hinlaufenden Fußsteig. Als wir das Werk mit seinen brausenden Triebrädern und pochenden Hämmern hinter uns hatten, und sein Geräusch sich in die Ferne verlor, nahm uns dichtes Gebüsch auf, und der Weg zog sich steil bergan. Hier verließ uns das Licht des Mondes, Finsterniß des Waldes umhüllte uns, der Pfad klimmte über Felsstufen und schlüpfriges Moos. Noch jezt ergreift mich die Natur des Gebirgs mit eigenthümlichen Schauern; damals, wo sie mir neuer, der Jugendreiz unendlich lebhafter war, brachte sie mein ganzes Innere in Aufregung. Ein seliges, geheimnißvolles Entzücken durchströmte mich beim Anblick eines finster aufsteigenden Bergrückens, beim Brausen schäumender Waldbäche. In der dürren Ebene aufgewachsen, hatte diese Gestalt der Natur etwas so Fremdartiges, Wunderbares für mich, daß sie stets den

Eindruck eines außerordentlichen Ereignisses machte, der sich auch heut nur gemindert, nicht verloren hat. — Der vor mir liegende Brief ist mit der warmen Schilderung dieser Nachtwanderung erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Buchhandel und die literarischen Marschälle.

Der Dichter Sainte-Beuve hat in den lezten Heften der Zeitschrift Revue des deux mondes einen Aufsaz über den literarischen Gewerbfleiß gegeben, worin zum Glücke nicht seine Phantasie, sondern bloß sein Scharfsinn sich äußert, und welcher daher recht gute prosaische Wahrheiten enthält. Der Verfasser zeigt nämlich, welch merkantilischer Geist gegenwärtig in der Literatur herrscht, dessen verderbliche Wirkungen leider schon sehr bedeutend sind, und den so tief gesunkenen Buchhandel in Frankreich noch elender machen müssen. Balzac hat neulich in einem Schreiben an das Tageblatt la Presse die wenigen Schriftsteller à la mode, deren Werke reißend abgehen, und im Inlande wie im Auslande nachgedruckt werden, mit den französischen Reichsmarschällen verglichen, und dies bezeichnet ziemlich richtig den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur. Einige wenige Schriftsteller herrschen in den Tageblättern, in den Zeitschriften, in allen literarischen Unternehmungen. Ihre Namen sucht der Verleger eines neuen bedeutenden Unternehmens anzuwerben, und hat er diese, so wird alles andere Nebensache. Eben so geht es auf der Bühne, wo einige beliebte Schriftsteller herrschen und den andern unbekannten den Zutritt versperren. Um diese wenigen Modeschriftsteller zu gewinnen, hat sich an einigen Theatern der Mißbrauch eingeschlichen, daß ihnen der Direktor bei Ablieferung jeden neuen Stückes eine Prämie von 5000 Franks baar zahlt, ehe er noch weiß, wie das Stück aufgenommen werden wird. Das eigentliche Honorar für jede Aufführung seines Stückes bekommt der Dichter noch außerdem. Eine schädliche Einwirkung auf die Literatur schreibt Sainte-Beuve den Vierzig-Franks-Journalen zu, welche bekanntlich vor wenigen Jahren als furchtbare Nebenbuhler der Achtzig-Franks-Journale aufgekommen sind. Da ein solches Journal beinahe achtzehn Franks an Stempelgebühr kostet, so bleiben der Expedition nur zweiundzwanzig Fr. übrig, wofür sie den Druck und die so kostbare Redaktion zu bestreiten hat. Nun haben zwar einige dieser Vierzig-Franks-Journale, besonders la Presse und le Siècle, viele tausend Abonnenten (das Siècle rühmt sich, deren über 20,000 zu haben); allein da sie auch berühmte Schriftsteller an sich ziehen, um Feuilletons von ihnen zu bekommen, und dieselben sehr hoch besolden, so kann wenig Gewinn herauskommen. Diese Blätter müssen daher mehr noch als die Achtzig-Franksjournale auf die Annoncen rechnen, und diese von den Einsendern theuer bezahlten Annoncen sind nicht bloße Intelligenznachrichten, bloße Anzeigen von verkäuflichen Sachen, sondern rühmende Aufsäze über neue Literatur- oder Kunstwerke, neue Theaterstücke u. s. w.; zuweilen sind es ausführliche Kritiken, voll von Lobhudeleien, die sich meist der Verfasser des neuen Buches, des neuen Kunstwerkes oder des neuen Theaterstückes selbst ertheilt. Dadurch sind nun die Tageblätter zu posaunenden Ankündigungen herabgesunken, wobei es schwer hält, das bezahlte Lob von dem freiwilligen zu unterscheiden; denn obgleich anfangs die Annoncen von dem übrigen Theile des Journals durch einen Querstrich getrennt wurden, so hat diese Marke doch nicht lange Stand gehalten. Das erkaufte Lob ist über den Querstrich hinaufgesprungen, und hat sich das Ansehen eines unparteiischen Lobes gegeben. Dieser Unfug herrscht mehr oder weniger in den meisten Pariser Tageblättern; aber die Vierzig-Franks-Journale müssen häufiger als die andern zu demselben ihre Zuflucht nehmen, um sich halten zu können, indem der Abonnementsertrag dazu nicht hinreicht. Eines andern Unfugs gewisser Modeschriftsteller, welche aus ihren kleinen Geistesprodukten zwei- und dreifachen Gewinn ziehen wollen, ihre Novellen und Romanen zuerst als Feuilletons, dann als Bücher (mit vielen leeren Blättern, um sie anzuschwellen) und zulezt auch noch als Theaterstücke in die Welt senden, und sie also dreimal dem Publikum aufbinden, habe ich in einem frühern Berichte erwähnt; auch diesen rügt Sainte-Beuve, und macht sich über den Zorn Balzacs lustig, welcher den Bücherverkäufern zu Leibe will, weil sie so pfiffig sind, seine Feuilletons zusammenbinden zu lassen, damit sie nicht nöthig haben, sich seine Romane in Büchergestalt mit großen Kosten anzuschaffen. Balzac ist jezt Vorstand des Schriftstellervereins, hat aber, wie es scheint, noch kein Mittel gefunden, die Bücherverleiher zu zwingen, seine Schriften zweimal anzukaufen, einmal als Feuilletons und dann als Bücher. Von diesem Schriftstellerverein, welcher bisher wenig genüzt hat, scheint Sainte-Beuve nichts Gutes zu erwarten, und äußert sogar die Furcht, er möchte eine neue Aeußerung des leidigen merkantilischen Geistes werden, eine Art Assekuranz gegen böse Kritiken und gegen Alles, was die Schriftsteller hindern könnte, ihre Werke gut abzusezen. Balzac hatte den sonderbaren Einfall, der Regierung vorzuschlagen, sie solle jährlich einige Millionen dazu verwenden, die Werke der sogenannten Marschälle der Literatur herauszugeben, und, wie sich von selbst versteht, die Verfasser königlich zu honoriren. Ihre Werke würden dann ein Gemeingut wie das Daguerrotype, und zugleich würde dem verhaßten Gewerbe der Brüßler Spekulanten ein Ende gemacht, weil alsdann Jedermann sie drucken könnte. Alles dieses nimmt sich kurzweilig aus, aber leider ist der schlechte Zustand des Pariser Buchhandels eine ausgemachte und allzubekannte Sache. Außer den schöngeistigen Schriften, besonders den Romanen berühmter Modeschriftsteller, und außer den Unterrichtsschriften, deren Absatz bei den Studirenden so ziemlich gesichert ist, werden nur noch wenig Bücher ernsthaften und nüzlichen Inhalts von den Schriftstellern verlegt, und die vielen Bankerotte, besonders der großen Buchhandlungen Dellove und Pourrat haben den gesammten Kredit des Buchhandels erschüttert. Jezt wollen die Buchhändler zusammentreten und über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlagen. Schon ist in den Zeitungen von einem Anleihen die Rede, das sie zu unterhandeln gedenken. Vielleicht hoffen sie, wie im Jahr 1830, einige Millionen Franks als Vorschuß von der Regierung zu bekommen. Ist diese aber klug, so wird sie dem Ansuchen kein Gehör geben. Die ungeheuren Summen, welche sie im Jahr 1830 dem Buchhandel vorstreckte, sind zum Theil in schlechte Hände gerathen, und haben dem Buchhandel wenig genüzt; auch ist dem Staatsschaze nicht viel davon zurückerstattet worden. Zwar hatte man ihm eine ungeheure Masse von Büchern als Pfand übergeben; allein als man anfing, dieselben in Versteigerungen verkaufen zu lassen, sanken sie so beträchtlich im Werthe, daß man es für zweckmäßig hielt, damit aufzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Oktober 1839.

— 's gibt Flecke,
Auf die des Himmels launenhafte Huld
Verschwenderlisch den Segen niederschüttet:
Und dieser ist davon. —

Otway.

Damaskus. *

Von G. H. v. Schubert.

Wenn ich des ersten Eindrucks gedenke, welchen Damaskus auf meine Sinnen machte, dann fühle ich mich noch immer von einer leisen Anwandlung jenes schwärmerischen Entzückens ergriffen, mit welchem die Bekenner des Islams dieses vielsäulige Jrem, diese wie Eden prächtige, von dem Propheten dreimal selig gesprochene Hauptstadt Syriens preisen. Die drei Jungfrauen des Himmels, welche Allah zur Beseligung des Paradieses geschaffen: Schönheit, Fülle und Weisheit, gingen einst wandeln auf Erden, daß sie die Stätte fänden, welche vormals des unsterblichen Edens sterbliche Schwester war; sie wandelten lange und suchten, da aber, wo es der Weisheit zu seyn beliebte, da mochte die Schönheit nicht wohnen; wo die Fülle am meisten sich daheim fühlte, da mißfiel es der Weisheit. Da sprach die Weisheit zu den beiden Schwestern: laßt uns vereinzelt mit dem Flug der Schwingen durchziehen Meer und Land; nach dreien Tagen begegnen wir uns im Thal von Mina; dann sage jede von uns, wo sie das Eden der Erde gefunden. Und da die Dreie sich begrüßten im Thal von Mina, da sagte die Schönheit: Edens Abglanz ist Scham, * denn auf keinen andern Ort der Erde fällt so herrlich der Strahl der Schönheit von Allahs Angesicht. Die Fülle sagte: Edens irdische Schwester ist Dimischk, ** denn keine andere Stätte duftet so mächtig nach Allahs schaffender Fülle. Die Weisheit rief: das Paradies Gottes bei den Menschen ist Damaskus, denn nirgends wie hier hat Allah solche Gedanken und Worte der Weisheit auf Herzen und Lippen der Menschen ergossen. Da beschlossen die Schwestern, daß sie bei Damaskus drei Zelte ihrer Wanderschaft errichten wollten; die Fülle schlug das ihre auf in den Tausenden der Fruchtgärten und in den Gassen der Stadt; die Schönheit spannte ihr Zelt hinüber vom tönenden Findschaquell bis über die vielsäulige Moschee der Ommiaden; die Weisheit wählte sich zur Stätte der Ruhe, zu der sie oft zurückkehrte, das Grabmahl des Mohijeddin Al Arabi. *** Darum ist Damaskus ein Becher, in welchen die Fülle aller Segnnngen ihre Kräfte ergeußt; die Schönheit bekränzt ihn mit dem Liebreiz der

* Aus dem dritten unter der Presse befindlichen Theile von G. H. v. Schuberts Reise in das Morgenland.

* Der orientalische Name von Damaskus.

** Damaskus.

*** Dieser war einer der gerühmtesten Mystiker des Islams; wegen der großen Vielseitigkeit und Tiefe seines Erkennens preisen ihn die Mohamedaner als den zweiten Aristoteles (m. v. Hammer Gesch. der Osmanen, erste Aufl. S. 489.)

Digitized by Google

menschlichen Anmuth, die Weisheit hält ihn und reicht dem Trinker ihn dar mit Gedanken des göttlichen Besinnens.

In der That, es scheint so, als habe diese Stadt, eine Fürstin unter den ältesten Städten der Erde, den Becher der Berauschung, der auch sie, wie viele der Andern, trunken machte, mit etwas größerer Mässigung genossen als jene, denn sie allein steht noch als eine wohlhabende und kräftiger gesunde Herrin des Hauses da, während Ninive, Babylon, Memphis und tausende der andern Fürstenstädte von der Erde verschwanden oder krank und siech sind, während Jerusalem zu einer verarmten, elenden Wittwe geworden ist, deren Kinder nach Brod gehen. Lebt vielleicht dieses Damaskus noch fortwährend von dem Erbtheil, das der Glaube, dessen Wunsche niemals seine Erfullung fehlt, ihm zugedacht hatte,* bis daß ihm, dem Glauben, obwohl er erstorbenen Leibes geschienen, selber wieder der Erbe des Landes geboren seyn wird?

Es gibt Gegenden der Erde, so wie Zeiten der Geschichte des einzelnen Menschen und ganzer Völker, in denen die Fülle der Lebenskräfte wie über ihre Dämme getreten ist, und wo sich mit jeder That des Vermögen zum Thun, mit dem Genuß das Sehnen steigert. Ein solcher Ort ist Damaskus; ein solcher Moment in der Geschichte des Ganzen ist die Einzelgeschichte dieser Stadt. Vier Gewächse der Erde, so sagt der Bewohner von Damaskus, stritten um den Rang unter den Kräutern: der Weinstock, die Rose, die Olive und die Dattel. Der Weinstock sprach: ich bin der Herrscher, denn meiner bewegenden Gewalt an den Herzen der Menschen kommt keine andere Kraft gleich. Die Rose sagte: mir gebührt der Rang, denn wie die meinige rührt keine andere Schönheit der Blumen das Auge des Menschen. Der Oelbaum fragte: welche Milde und Lieblichkeit eurer Früchte käme den meinigen gleich? die Dattel antwortete: ich bin süßer als der Wein, milder als die Olive. Da riefen die vier Streitenden zur hohen Platane: sage uns, du viel tausendjährige, älteste, welchem Gewächs gebührt der Preis? Die Platane sprach: „der Saft des Mohns bewegt mächtiger noch als der des Weines das Herz des Menschen, die Trunkenheit, die er macht, ist tiefer und wunderlicher als die von der Traube; sein Purpur, wenn er über ganze weite Gefilde sich ergießt, rührt mächtiger die Sinnen als die zarte Röthung der vereinzelten Rose; sein Oel ist lieblich wie das der Olive; die Biene spricht zum Mohn: dein Honig schmeckt mir süßer als der der Dattel.“ Was der Weinstock unter den Gewächsen, das ist Istambul (Konstantinopel) unter den Städten; was die Rose, das ist Brusa; was die Olive, Adrianopel; Kairo gleicht der Dattel; Damaskus, die Stadt der Feigen, läßt mit dem Mohn sich vergleichen, denn wer Damaskus genossen, der hat die Freuden von Stambul, von Brusa, von Adrianopel und Kairo, ja mehr, denn in allen war, empfunden.

(Schluß folgt.)

* 1. Mos. 15. V. 2.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Das Kind, welches die Mutter trug, erwachte; es fing an munter zu plaudern, und die Mutter koste mit ihm. Diese Stimmen waren die einzigen, welche sich in dem einsamen Walde vernehmen ließen, da das beschwerliche Steigen den Uebrigen zu viel Anstrengung kostete, um ihnen Lust zum müßigen Gespräch zu lassen. Die muntern, lieblichen Laute des Kindes, die kosenden Worte der Mutter, in der wohltönenden Mundart des Landes gesprochen, hatten etwas so heimlich Süßes in der dustern Stille dieser wilden Natur, und als Gegensatz zu dem schweren, tiefen Athemholen der andern, schweigend aufwärts klimmenden Gestalten, daß ich den Klang und seinen Eindruck nie in meinem Leben vergessen werde. Ich schloß mich der in ihrem Liebling seligen Mutter dicht an und schäkerte mit dem blondlockigen Köpfchen. Viel hätte ich in dem Augenblick für irgend ein Zuckergebäck oder sonst eine süße Waare gegeben; aber auf dem wilden Fichtelgebirg wollte sich der Art nichts finden, und was ich der Mutter Erleichterndes zu thun mich erbot, ihr ein Bündel den steilen Berg heraufzutragen, lehnte sie beharrlich mit den Worten ab: „Ei, das würde sich schicken! — wir sind das gewohnt!“

Jezt hatten wir die Höhe des Berges erreicht und der Blick genoß eines erweiterten Horizonts. Im Osten glomm über den Thalnebel der Purpur des Morgens, von langen, schwarzen Wolkenstreifen durchzogen; sonst deckte noch nächtliches Grauen den Himmel und die Landschaft, und nur die Waldkuppen der hohen Berge ragten finster aus diesem grauen See empor. Wie lebendig wurden jezt die vielen Schilderungen in mir, die sich als getreue Spiegelbilder der Natur, nur durch das reinere Licht der Kunst verklärt, gerade von diesen Landschaften in Jean Pauls Werken finden. Der heimathliche Fichtelberg, mit seinen schwarzen Waldhöhen, den Blicken weit über die Thalschluchten und Wiesengründe hinweg, ist ja so oft der Boden, auf dem sich die idealen, oder lebendig charakteristischen Gestalten des Dichters bewegen, auch wenn er ihn nicht bestimmt bezeichnet. In diesen Landschaften war er geboren, hier hatten ihn die Träume der Jugend beseligt, hier entfaltete sich später der seiner hohen Macht bewußte Geist und sog an der Brust dieser kräftigen Natur seine Stärke.

Ich entsinne mich von diesem ersten Theil des Weges hauptsächlich nur des eben geschilderten Eindrucks auf dem Gipfel des Berges mit Klarheit, wo wir die Uebersicht der Landschaft hatten, bevor der Morgen ihr Farben gab. Da ich nicht dichten, sondern so treu als möglich berichten will, so ergänze ich auch nichts aus der Phantasie. — Späterhin ist mir noch ein saftiggrüner, von Hütten belebter, mit vielen Umzäunungen für das Vieh durchschnittener Wald und Wiesengrund erinnerlich, wo uns Heerden begegneten oder zerstreut an den Bergen hingen.

Der Weg war lang und beschwerlich; mein wunder Fuß fing wieder an zu schmerzen und das fortdauernde starke Auftreten beim Bergabsteigen auf hartem Felsboden theilte der ganzen Fußsohle ein heftiges Brennen und einen dumpfen, wie von einer Quetschung herrührenden Schmerz mit. Der Tag war sehr heiß geworden, die Sonne brannte scharf herab, die Mittagszeit nahte sich. Wir traten aus dem Walde des lezten hohen Gebirgsrückens hervor: da lag, noch zwei Stunden entfernt, Baireuth in weiter Thalausbreitung, in dem dämmernden Dunst des heißen Nachmittags, halb verschleiert vor uns. Das Herz schlug mir hoch auf bei dem Anblick der ersehnten Stadt; ich erinnerte mich lebhaft an die Schilderung des Gefühls der Kreuzfahrer, als sie Jerusalem zuerst von der Anhöhe erblickten. Baireuth war mein Jerusalem; es hatte in jenen Jahren für die heiße Brust des Jünglings eine Bedeutung, erregte seine Seele in einer Weise, die jener religiösen Begeisterung nahe verwandt seyn mochte.

Tiefer am Abhang lag ein Dorf; in dem ländlichen Garten des Wirthshauses rasteten wir noch einmal und frühstückten unter einer von überhangenden Baumzweigen gebildeten Laube. Ein Theil unserer Wanderer, auch die junge Mutter mit ihrem Kinde, hatten sich schon auf dem Wege von uns getrennt, sich andern Zielen zuwendend. Mit dem Boten und seiner Frau durchmaß ich die lezte, den ermudeten, schmerzenden, angeschwollenen Füßen in der brennenden Mittagssonne auf's Aeußerste beschwerliche Strecke. Diese verlängerte sich noch dadurch, daß wir durch eine Vorstadt Baireuths, Brandenburg genannt, mußten (eigentlich wohl ein abgesonderter, ganz nahe gelegener Ort, der erst später mit der Stadt verbunden wurde), und der Weg sich durch diese bis zu der eigentlichen Stadt in weitläuftigen Windungen hindurchzieht, so daß man das dicht vor Augen liegende Ziel wohl schon eine Stunde lang erreicht zu haben glaubt, bevor man es wirklich erreicht hat. Doch sind mir, obgleich ich der Beschwerde und Ungeduld fast erlag, noch viele Eindrücke dieser Wanderung so lebendig wie von gestern her. Drei schwer belastete Frachtwagen begegneten uns vor der Stadt, ein munterer Spitz sprang auf der Wölbung der Packereien des lezten umher und kläffte uns ereifernd an. Hinten auf dem Langbaum saß im Schatten der Ladung ein Kärrner im blauen Kittel und strickte einen eben so blauen Strumpf. — Vor einem der Gärten an der Chaussée stand ein beleibter, wohlhabend aussehender Mann, in grauer Nankingjacke, Weste und Hemd weit gelüftet, der sich den Schweiß von dem rothen runden Angesicht trocknete. Der Führer grüßte ihn als einen bekannten, vermuthlich reichen Mann mit Ehrfurcht. „Guten Tag — es macht warm heut," war die Antwort; „ich will ein wenig auf's Feld!" — Ich könnte die gutmüthigen, von Gesundheit strotzenden Gesichtszüge, die ganze behagliche Gestalt, die ihr Eigenthum so recht eigentlich im Schweiß ihres Angesichts verwaltete und der Wohlhabenheit so mit Mühe genoß, noch Zug für Zug malen. So unauslöschlich prägen sich bisweilen ganz zufällige Momente und Begegnisse in's Gedächtniß. Schwören möchte ich darauf, ich würde den Mann, den ich vor siebzehn Jahren nur fünf Sekunden gesehen, noch heute wieder erkennen.

Endlich standen wir vor dem Gasthof zum „goldnen Anker," wo ich einkehrte. Ein kühles Zimmer, frisches Wasser, Umkleiden mußten den ermüdeten Wanderer zuerst erquicken. Doch er war auch hungrig, und so konnte ihm nichts willkommener seyn, als daß er fast auf die Minute zur Mittagstafel eintraf, nach eilfstündiger, beinahe ununterbrochener, oft durch steile Wege höchst mühseliger Wanderung. — Nach Tisch fühlte ich die völligste Abspannung des Körpers; selbst die Spannung des Geistes, in der ich mich befand, hielt ihr nicht die Wage. So ungern sich daher meine Ungeduld bekämpfen ließ, so sah ich doch ein, daß ich mir den ersten, wichtigen, erhebenden Augenblick der Zusammenkunft gänzlich verkümmern würde, wenn ich nicht wenigstens einigermaßen frische Kräfte dazu mitbrächte. Ich beschloß also, erst zu ruhen, und drei Stunden lang hielt ein bleierner Schlaf die ermüdeten Glieder gefesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hexameter.

Recht für den Heldengesang, Hexameter, bist du geschaffen,
Herrlich mit Einem Schlag entsprungen dem Geist des Homeros,
Wie dem Haupte des Zeus die gewappnete Göttin Athene.
Hör' ich den hallenden Laut von deinem geflügelten Fußtritt,
So erscheinst du mir selber ein Held, der, von Ares begeistert,
Auf dem Doppelgespann der schnaubenden Rosse daherbraust,
Wenn Trompetengeschmetter ihn rief, muthflammenden Auges,
Mit dem Schwunge des Speers stürzt in das Getümmel der Feldschlacht.

Klang und Bliz ist um ihn die Rüstung; es rasselt der Köcher
Tödtlicher Pfeile voll, wie um die Schultern Apollons;
Hoch fliegt goldenes Lockengeringel und Mähnen und Helmbusch;
Feurige Funken sprühn, und wie dumpfrollender Donner
Tönt der ehernen Räder Geroll und der stampfende Hufschlag.

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Stockung im Buchhandel. Schneider und Modehändler.

Seitdem haben manche Buchhändler, einmal in Bänden, ein andermal in Heftchen, das drittemal in sogenannten éditions pittoresques so unbedachtsam darauf losgedruckt und eine so ungeheure Masse von Exemplaren Voltairescher, Rousseauscher, Buffonscher Werke u. s. w. in Umlauf gesezt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der Handel endlich stockt aus Ueberschwemmung. Dabei haben sie selbst ihren Kredit durch das Mitmachen der Modethorheiten untergraben; so wollten sie vor einigen Jahren, als von nichts als von Aktien die Rede war, ihre Buchhandlungen auf Aktien betreiben, wobei einige so unverschämt waren, einen Fonds, der etwa 50—80,000 Franks werth war, zu 3—500,000 anzusetzen, und dies Kapital den Aktienträgern als Pfand anzuschreiben. Die Regierung mußte einschreiten und dem Aktienunfug Hindernisse in den Weg legen, obschon er durch seine eigene Uebertreibung bald gefallen seyn würde. Sogar einige der angesehensten Handlungshäuser hatten sich von dieser Aktienwuth anstecken lassen, und mußten mit Scham zurücktreten. Wenn andere Stände sich von dem Schwindel hinreißen ließen, wie hätte der Buchhändlerstand kaltblütig dem Blendwerke zusehen und der Versuchung widerstehen können. Seitdem den Leuten die Schuppen von den Augen gefallen, ist Kleinmuth an die Stelle der Keckheit getreten, und diejenigen, denen die ungeheuersten Unternehmungen eine Kleinigkeit schienen, waren nun beinahe nichts mehr. Daher ein Stocken und ein Mißtrauen, welches allen Geschäften Einhalt thut. — Aber Bauten in Menge werden in und um Paris ohne Unterlaß unternommen, weil die Bevölkerung zunimmt und die Leute doch irgendwo sich einmiethen müssen. Die wenigen Gärten, welche noch an die Boulevards gränzten, verschwinden nun fast gänzlich, und an ihrer Stelle erheben sich fünf bis sechs Stockwerke hohe Häuser, deren Wohnungen und Läden zuweilen schon gemiethet werden, ehe der Bau vollendet ist. Vier- bis sechstausend Franken Miethe für einen Laden ist etwas Gewöhnliches in dieser Gegend; und man sagt von einem der Modeschneider, welcher drei Stockwerke braucht, das erste zum Empfangen seiner Kunden und die beiden obern zu seinen Werkstätten, die Miethe allein koste ihm 15,000 Franken. Dieser Schneider läßt sich aber auch ein Drittel mehr bezahlen als die gewöhnlichen, und hat doch immer vollauf zu thun, weil die eleganten jungen Leute sich einbilden, daß er sie besser kleide als andere. Staub, welcher lange Zeit der erste Schneider in Paris war, und Besizer einiger großen Hôtels geworden ist, hat schon vor einiger Zeit seinen Fonds, das heißt seine Kundschaft, für 200,000 Fr. an einen Nachfolger abgetreten. Freilich ist es diesem nicht wohl bekommen, 200,000 Fr. für die Ehre, Staubs Nachfolger zu werden, zahlen zu sollen, und er hat sie nicht bezahlt, worauf Staub wieder in den Besiz seines Fonds getreten ist, und denselben abermals für 200,000 Franks an einen andern Nachfolger verkauft hat; aber auch mit diesem und einem dritten ist er nicht glücklicher gewesen. Es scheint doch, daß Staubs Kundschaft keine 200,000 Fr. werth ist. Jezt ist sie, wie ich glaube, wieder vakant; und wer von dem Ehrgeize beseelt wird, in des berühmten Staubs Fußstapfen zu treten und für die Hoffnung, wie er, der erste Pariser Schneider zu werden, die Kleinigkeit von 200,000 Fr. zu erlegen, braucht sich nur zu melden. Jedoch muß bemerkt werden, daß sich auch ein falscher Staub gezeigt und dem wahren Abbruch gethan hat. Wenn ich mich recht besinne, lag vor einigen Jahren der wahre Staub mit dem falschen in den Haaren, weil er ihm seine Kunden wegnahm. — Ungeheure Unternehmungen sind manche der sogenannten Magazins de nouveautés, besonders das, welches le Petit St. Thomas heißt, weil es den heiligen Thomas im Schilde führt. Dieses hat ungefähr dreißig Ladendiener, und ist wie ein Staatsministerium in mehrere Sektionen abgetheilt. In der einen wird nichts als Leinwand, in einer andern Seidenzeuge, in einer dritten Wollengewebe, in einer vierten Baumwollengewebe feil geboten; natürlich hat ein solches Magazin nur lauter Neues; das Alte geht bei den Pariser Damen nicht ab; allein manche Zeuge, welche anfangen zu veralten, das heißt, welche seit einem oder zwei Jahren daliegen, werden in die Provinz und in's Ausland gesendet, wo sie als die allerneuste Mode Absaz finden. Obschon nun der Petit St. Thomas sehr viele Kunden hat unter den Pariserinnen, so läßt es sich doch fleißig in den Zeitungen ankündigen. Neulich hat er als etwas Neues angezeigt, daß bei ihm außer den verschiedenen Waarenlagern auch ein Garten offen stehe, in welchem sich die Kunden nunmehr wegen der zu machenden Ankäufe bedenken und berathschlagen können. Daran hatte freilich noch kein Nouveautéshändler in Paris gedacht, und die andern werden dies dem Petit St. Thomas nicht nachmachen; denn Häuser, Laden und Magazine stehen ihnen zwar genug zu Gebote, aber keine Gärten. Wenn die Kunden sich also bei ihnen bedenken und berathschlagen wollen, so werden sie in eine Ecke des Magazins gehen müssen, was dann freilich etwas anderes ist, als wenn man den Leuten einen Garten anbieten kann, in welchem sie auf- und abgehen können, wenn die Berathung über das zu wählende Dessin eines Kleides, oder über die Farbe desselben lange dauern sollte. Gewiß erspart ein solcher Garten manche Reue über das Gewählte oder das Liegengelassene. Petit St. Thomas mag gedacht haben, es gehe manchen Damen wie Jean Jacques Rousseau, welchem beim Spazierengehen im Freien die Gedanken zufielen. — Das Daguerrotype ist nun bekanntlich Gemeingut und die vorzüglichsten Kunsthändler von Paris haben schon den ganzen Apparat feil, und sie scheinen auch im In- und Auslande guten Absaz zu finden. Vorderhand sezen sich nur die Reichen in den Besiz desselben, und erfreuen sich am Daguerrotype als an einem neuen Spielzeug. Aber die Wissenschaft wird nicht säumen, einen bessern Gebrauch von der neuen Erfindung zu machen. Der hiesige Verein zur Beförderung der Nationalindustrie hat beschlossen, durch eine Commission im folgenden Monate eine Reihe wissenschaftlicher Versuche mit dem Daguerrotype anzustellen. Gemeinnützig wird die Erfindung erst dann werden, wenn man wohlfeileres Material dafür auffindet oder das Verfahren vereinfacht, welches dem Künstler und nicht begüterten Liebhaber noch zu viel Schwierigkeit und Aufwand macht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Oktober 1839.

Welch neuer Kreis entdeckt sich meinem Auge!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!

Goethe.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr verließ ich mit pochendem Herzen das Gasthaus. — Nicht ohne einige Beklemmung hatte ich den Kellner nach der Wohnung des Legationsrath Richter — ein Titel und Name, der mir ewig fremd geblieben ist, wenn ich an Jean Paul dachte — gefragt und geläufigen Bescheid erhalten. Jetzt stand ich vor dem bezeichneten Hause; ich betrachtete es lange, von wechselnden Empfindungen durchwallt. Endlich trat ich ein, stieg die zwei Treppen hinauf und zog die Klingel; in diesem Augenblick überfiel mich ein plötzlicher Schreck, daß Jean Paul vielleicht seine Reise (deren er in dem oben mitgetheilten Briefe erwähnt) bereits angetreten haben möchte. Doch die Besorgniß dauerte nur wenige Sekunden, denn schon hatte ein junges, freundliches Mädchen, etwa achtzehn Jahr alt, mir die Thür geöffnet; auf meine Frage nach dem Legationsrath Richter antwortete sie durch eine nach meinem Namen, und rief, als ich diesen genannt hatte, so freundlich als unbefangen: „O, das wird den Vater sehr freuen; wir haben Sie schon lange erwartet; ich werde ihn sogleich rufen." Mit diesen Worten verließ sie eilig das Zimmer, in das ich getreten war. Mir aber war überglücklich zu Muth; denn nicht nur daß die Besorgniß, der theure, verehrte Mann möchte nicht daheim seyn, geschwunden war, so hatte dieser Empfang auch die ganze Last der Beklemmung von meiner Brust gewälzt, und ich empfand mich als einen, der eine schwierige, entscheidende Aufgabe seines Lebens plötzlich glücklich gelöst sieht. Die älteste Tochter Jean Pauls lebt, so viel ich weiß, jetzt in glücklichen Verhältnissen als Gattin; ich bin ihr das Geständniß schuldig, daß ich ihr den Dank für diese erste freundliche Begegnung, für diese jugendlich anmuthigen, wohlwollenden Worte, unvergeßlich in meinem Herzen bewahrt habe, und ihn ihr heut nach siebzehn wechselvollen Jahren meines Lebens noch mit ganzer Wärme abstatte.

Nach einigen Augenblicken kehrte sie zurück, mit der frohen Botschaft, der Vater werde sogleich kommen. Sie nöthigte mich darauf, ihr in ein anderes Zimmer — das Familien-Wohnzimmer — zu folgen, wo sich eine junge Freundin von ihr befand. Die Damen setzten sich zu weiblichen Arbeiten nieder, und ich, im Verkehr dieser Art als Großstädter nicht befangen, war bald mit ihnen im Gespräch, nur daß ich etwas zerstreut blieb, weil mein Herz und meine Blicke sich unverwandt nach der Thür richteten, durch die ich Jean Paul eintreten zu sehen hoffte. Er blieb endlich der Tochter selbst zu lange, und trotz meines Abwehrens ging sie noch einmal

zu ihm hinüber. Jetzt folgte er ihr auf dem Fuße. Ein Mann trat ein, schlicht bürgerlichen Ansehens, eine mittelgroße, kräftige Gestalt, die Stirn hoch, das Haar frei auswärts gestört, nicht wild, aber auch nicht geordnet, die Nase gekrümmt, der Mund wohlwollend, im Auge Leben, der Ausdruck ernst und freundlich zugleich, doch keiner dieser Züge so hervorstechend, um etwa daraus einen unmittelbaren Schluß auf die Natur des Geistes zu machen, der in diesem Haupt wohnte; sondern dieser warf erst im Gespräch seine bedeutungsvolleren Lichter auf die Züge des Bildnisses. Im Eintreten sprach Jean Paul: „Nun, das freut mich, daß ich Sie endlich selbst sehe; seyn Sie uns herzlich willkommen!“ Dabei reichte er mir die Hand und verstärkte dadurch den Ausdruck wahrer Freundlichkeit und herzlichen Wohlwollens, der in den Worten lag. Meine ersten Erwiderungen waren etwas befangen; es ist nicht möglich, einem solchen Manne gegenüber die schwächlichen Formen conventioneller Höflichkeit frei anzuwenden, und es ist andererseits bei dem Abstande, in dem man sich fühlt, eben so wenig schicklich, sie ganz außer Acht zu lassen. Ob ich den richtigen Mittelweg, den mich Verehrung und Liebe gehen ließen, getroffen habe, will ich dahin gestellt seyn lassen. Doch Jean Paul gab mir auf dem schwer zu wandelnden Pfade schnell eine treuherzig leitende Hand, und nach wenigen Minuten empfand ich nur das Glück seiner Gegenwart, mich selbst im freisten Behagen des Genusses. Ich übergab ihm noch zwei Briefe, den einen von einem Jugendgenossen, dem Kriegsrath Ahlefeldt in Berlin (seitdem auch längst verstorben), den andern von Tieck. Der erste weckte nur eine flüchtige, aber doch freundliche Erinnerung an einen Mann, mit dem ihn mehr die zufälligen Lebenswege als innere Beziehungen zusammengeführt hatten; den zweiten, von Tieck, ergriff er mit Freude. Er sagte, indem er ihn öffnete: „Es ist mir lieb, daß Sie mir Briefe bringen, denn sie erfreuen mich immer; doch Sie hätten der Empfehlungen nicht mehr bedurft.“

(Fortsetzung folgt.)

Damaskus.

(Schluß.)

Lassen wir den lobpreisenden Inhalt der Lieder, die etwa noch jetzt, wenn die Karawanen der Pilgrime, die nach Mekka ziehen, in dem „Paradiesesduftenden“ Scham sich versammeln, durch seine Gassen ertönen, rücksichtlich seiner innern Wahrheit dahin gestellt seyn; so viel bleibt gewiß, daß auch der christliche Pilgrim des Westens, wenn er der Herrscherin der syrischen Städte sich naht und ihre Geschichte kennt, von einem ganz besondern, gleich wie ein Geruch der starken Salben aufregenden Gefühl sich ergriffen findet. Denn es sind nicht nur die Essenzen aus Rosen oder der Balsam aus Mekka, welche die alte, mächtige Städtefürstin noch jetzt in Menge in sich führt und in die Länder der Erde verbreitet, was ihren Moscheen, Palästen und Gassen diesen eigenthümlichen Duft, wie aus den Locken eines Gesalbten ertheilet, sondern dieser Duft ist noch ein anderer, geistiger. Damaskus, wie jeder Leser und Freund der Dichter des Orients dies weiß, ist die gesangreiche und vielbesungene; sie war und ist selbst noch jetzt das ersehnte Ziel der Jünger, die wie Sadi nach Weisheit suchen; hier war das eine der Thore, durch das die Verlangenden in den Tempel der Geheimlehren der Mystik des Orients eingingen. — Was ist Mystik? Es ist eine Trunkenheit der Liebe, welche, wie Petrus auf dem Thabor, nicht weiß, was sie sagt, wohl aber deutlich fühlt und empfindet, was sie will und sucht. Das Wallen und Flammen der Liebe ist ein doppeltes: das eine gehet hin, bewegt sich nach Dem, das es schon gesehen hat und kennt; das andere regt sich und bewegt sich, es weiß noch selber nicht wornach. Der größte der Mystiker unter denen, welche das gesehen und kannten, wornach die Liebe verlangte, war Johannes der Evangelist. Der Geist aber, der das Sehnen, das noch im Suchen ist, wenn es auch wie die Nachtigall nur in Tönen statt in Wörtern spricht, nicht mißversteht, der wird auch dem Mystiker aus Samos wie dem Mystiker hier am Barada und andern „Liebestrunkenen des Orients“ nicht ungern zuhören, wenn ihre Lippen von dem ertönen, was des inneren Lebens Anfang und Endziel ist.

So fühlte denn auch ich gleich in den ersten Stunden der schönen, heiteren Tage, die ich in dem glänzenden Damaskus zubrachte, mich hinübergeführt in die Heimath von Sadi's Rosengarten und in die Welt der sinnvollen Bildersprache der orientalischen Mystik. Als wir gleich nach unserer Ankunft im Speisezimmer des Klosters von den gastfreien Vätern desselben begrüßt und bewirthet wurden, da waren alle meine jungen Reisegefährten, in Folge der beiden lezten kalten Nächte, nicht wohl auf und ohne Eßlust; nur, wie dieß der gute Padre Präsidente mit Vergnügen bemerkte, ich, der Alte (il vecchio) war im vergnüglichen Wohlseyn und ließ das Essen, wie den vortrefflichen Wein mir schmecken. So durfte ich denn auch den gesunden frohen Muth mit mir zu den ersten Ausgängen in die Stadt und ihre nächste Umgegend nehmen.

Wie ganz anders findet der Fremdling aus Westen Damaskus in unsern Tagen, als es die Reisenden der

früheren Jahrzehende gefunden. Dimischk war mit Recht bei den Christen wegen seiner Unduldsamkeit und Härte gegen den fremden Glauben und fremde Sitten verrufen; es durfte früher kein Christ in den Gassen der Stadt anders als zu Fuß, später wenigstens keiner zu Pferde, sondern nur auf Eseln reitend sich blicken lassen; seine fränkische Kleidung würde ihm nicht nur den allgemeinen Spott, sondern die rohesten Mißhandlungen des Pöbels zugezogen haben. Vor allem dann, wann die fanatischen Schaaren der Mekkapilgrime aus dem tiefsten Innern der mohamedanischen Länder, zu denen nie ein Christ des Abendlandes sich nahete, hier zusammenkamen und den Zug begannen, oder, aus Mekka zurückkehrend, sein Ende feierten, dann durfte Keiner, in dem sich der Christ erkennen ließ, auf den Gassen erscheinen. Doch diesem allen hat Ibrahim Pascha's Machtspruch ein Ende gemacht. Da die Bewohner von Damaskus bei ihm sich beklagten, daß Franken, was unerhört sey, sich unterwänden, auf Rossen durch die Stadt zu reiten, ein Recht, das nur den Gläubigen des Islams zustehe, da antwortete ihnen der ägyptische Herrscher: „Wenn es euch als unverbrüchliches Recht erscheint, daß die Moslemen auf höheren Thieren sitzen, denn die Christen, wohlan, so reitet ihr auf Kameelen durch die Gassen und laßt den Christen die Pferde.“ Und so wurden von Ibrahim Pascha auch die ersten Regungen der pöbelhaften Unduldsamkeit der Damascener, als diese auf einmal Franken in der eigenthümlichen Kleidung unter sich sahen, durch ironische Aeußerungen, wie durch polizeiliche Strenge kräftig darniedergehalten. Hat doch Mehemed Ali die, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach höchste Gewalt der Stadt in die Hände eines katholischen Christen, des edlen Bakary Bey gelegt, der sich in all seinem Thun und Wesen des Namens eines Christen würdig bezeugt. Darum ward uns jenes Gefühl des Wohlbehagens, das die schöne syrische Hauptstadt für sich selber in jedem Besuchenden erregen muß, ungleich mehr erleichtert, als den früher hieher kommenden Europäern, in denen dasselbe durch den Fremdenhaß der Bewohner und durch beständige Furcht vor diesen gar sehr gestört wurde. Nicht bloß wir Männer, sondern auch die beiden Frauen durften in der fränkischen Kleidung und unverschleiert durch das Volksgedränge der Gassen und der Bazars dahin gehen; man konnte ohne Furcht und ganz allein rings um die Stadt her durch die Felder und über die Hügel wandeln, und selbst das Annahen an die Begräbnißstätten der berühmten Weisen und der heiligen Scheikhs wurde uns nicht verwehrt.

Aetzung und Vervielfältigung der Lichtbilder.

Kaum hat Daguerre sein Geheimniß bekannt gemacht, und kaum beginnt sein Apparat sich zu verbreiten, so ist eine Entdeckung gemacht worden, die in ihrer fernern, wohl unausbleiblichen Entwicklung fast so wichtig werden kann als das Daguerrotype selbst, jedenfalls aber die Bedeutung des leztern unendlich erhöhen muß. Dr. Donné, ein Physiker, der sich seit Veröffentlichung des Daguerreschen Verfahrens mit der Theorie des merkwürdigen Prozesses beschäftigt, hat kürzlich die Akademie der Wissenschaften durch Vorweisung von Proben überzeugt, daß sich die Daguerreschen Lichtbilder auf den plattirten Kupferplatten ätzen und durch Abdruck in der Art des Kupferstichs, oder wohl eher der Lithographie vervielfältigen lassen. — Wir suchen den Lesern die Sache so klar zu machen, als sie es uns nach den Beschreibungen der Pariser Blätter selbst ist.

Wir haben neulich erwähnt, daß bereits ein Firniß für die Lichtbilder erfunden worden sey, und dabei den natürlichen Gedanken ausgesprochen, man werde somit, da jezt die Hand auf der Platte ruhen könne, ohne die Zeichnung zu verwischen, leztere mit dem Grabstichel nachreißen und mit Umgehung vieler Vorarbeiten einen Kupferstich herstellen können. Dadurch würde aber die originelle Schöpfung des Lichts ganz zerstört und in gemeines Werk der Menschenhand verwandelt. Donnés Verfahren ist nun etwas ganz anderes, und dabei muß den Bildern wenigstens ein Theil der Unmittelbarkeit verbleiben, durch welche sie sich vor allen andern Nachbildungen der Natur so wesentlich unterscheiden.

Bekanntlich zeichnen sich die Daguerreschen Bilder auf einer silberplattirten Kupferplatte ab. Die Schatten bildet dabei die brunirte, in der Camera obscura vom keinem Lichte getroffene Metallfläche, die Lichter sind angegeben durch einen stärkern oder schwächern matten Metallanflug, einen Niederschlag des Quecksilbers auf die vom Lichte betroffenen Stellen der Platte. Donné überzieht nun das durch das bekannte Verfahren erzeugte Lichtbild mit irgend einem Stoff, der die vom Licht verschonten, also die dunkeln Stellen schüzt, und läßt sodann ein Aezmittel auf die Platte wirken, das nur die hellen Parthien angreift; und die Wirkung dieses Aezmittels scheint sehr in's Feine zu gehen, denn auf den vorgelegten Abdrücken sollen die Halbschatten und die Abstufungen der Töne ganz gut wiedergegeben seyn. Ob man sich zum Abdruck dieser geäzten Platten der gemeinen Farbe bedient, ist nicht gesagt. Man sieht aber, die Silberplatte mit der Lichtzeichnung wird hier auf ganz analoge Weise behandelt, wie der lithographische Stein, wenn man auf ihn mit der fetten Kreide zeichnet und ihn dann äzt, wodurch die von der Kreide nicht betroffenen Stellen die Druckschwärze nicht annehmen.

Der Erfinder zeigte eine Platte vor, auf der ein Skelett abgebildet ist, nebst einem Abzug auf Papier. Hier ist, nach den Berichten, die Zeichnung verworren und der Abdruck sehr ungenügend. Schon bessere Resultate lieferte eine zweite Platte, das Innere eines großen Hofs mit Arkaden vorstellend; man erkenne hier auf den Abdrücken vollkommen den Styl der Daguerreschen Bilder, vorzüglich in ihrem Hauptverdienst, in der Ausprägung und Deutlichkeit der Perspektive. Die Kopie einer antiken Büste endlich soll sehr schöne Abdrücke gegeben haben, welche einen deutlich ahnen lassen, wie weit man es noch auf diesem Wege bringen könne. Der ganze Styl des Modells, die Halbschatten, die Stufenleiter der Töne, Alles sey im Abdruck vortrefflich wiedergegeben. Betrachte man das Silberblatt, auf dem sich die

Büste wie eingegraben zeige, so bemerke man, daß das neue Verfahren sogar sehr zarte Effekte, wie in Punktiermanier, angebe. Nach Ansicht dieser Platte und des Abzugs bleibe kein Zweifel, daß die Kunst, die Lichtbilder rasch zu äzen und zu vervielfältigen gefunden sey.

Es ist hier zu bemerken, daß sich Statüen, Basreliefs, überhaupt Kunstwerke jeder Größe mittelst des Daguerrotypes sehr leicht kopiren lassen; ebenso naturgeschichtliche Gegenstände aller Art, in natürlicher Gestalt oder in Vergrößerung durch das Mikroskop. Das Haupterforderniß dabei ist nur, daß die Objekte stark beleuchtet werden. Man sieht auf Einen Blick, welch großen Einfluß es auf die Zeichnenkunst und die Wissenschaft üben muß, wenn man in Zukunft im Stande ist, die vergänglichen Bilder des Daguerrotype willkürlich zu vervielfältigen, zu welcher Hoffnung das, was man eben gelesen hat, zu berechtigen scheint. Man muß jedenfalls in Anschlag bringen, daß Donnés Erfindung erst wenige Tage alt, und offenbar noch in der Kindheit ist, wie vielleicht das Daguerrotype selbst. Der Grund soll bei den Abdrücken meist matt, unklar seyn und noch viel zu wünschen übrig lassen. Es sind dies übrigens Mängel des Daguerrotype selbst, wobei nur zu oft Himmel und Wasser schwer, wie bleiern sich darstellen. — Wird diese Methode bedeutend vervollkommt, so muß sie allerdings in den zeichnenden Künsten, besonders in ihrer Anwendung auf die Wissenschaft, eine völlige Umwälzung hervorbringen. Erst durch diese neue schwarze Kunst wird das Daguerrotype für den Reisenden, den Archäologen, den Naturforscher von sehr großer Wichtigkeit werden. Der Reisende oder der Beobachter kann dann das größte, complicirteste Bauwerk und das feinste anatomische Präparat kopiren, die Platte sogleich äzen und so die wissenschaftlichen Abbildungen oder die pittoresken Beilagen zu seinem Werke rasch und wohlfeil selbst anfertigen.

Wenn dies keine Chimären sind, wenn Donnés Methode, wie die Franzosen sich ausdrücken, eine Zukunft hat, so ist die Erfindung, selbst nach dem Daguerrotype, oder vielmehr mit demselben, eine der außerordentlichsten, und Jeder kann ungefähr im Kopf überschlagen, wie sie zunächst auf Kunst und Handwerk, auf Wissenschaft und Unterricht wirken muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Eisenbahnen und Dampfschiffahrt.

Die Pariser haben den nun zu Ende gehenden Sommer fleißig zu Ausflügen nach St. Germain, St. Cloud und Versailles auf den Eisenbahnen benüzt, und die Unternehmer können sich nicht über Mangel an Unterstüzung und Aufmunterung beklagen; sie lassen selbst von Zeit zu Zeit in den Tageblättern ankündigen, wie viele tausend Menschen ihre Dampffuhren von und nach Versailles und St. Germain gebracht haben, und dennoch stehen ihre Aktien nicht glänzend. Es bleibt immer noch einiges Mißtrauen im Publikum hinsichtlich des Gelingens der Unternehmung. Im Sommer geht alles gut; die Pariser Bürger haben in dieser Jahreszeit viel Lust und Muth zu Ausflügen in der Umgegend, und am Sonntage besonders bleibt selten eine Familie, welche die ganze Woche gearbeitet hat, in ihrem Laden oder ihrer Stube. Aber sobald das Wetter anfängt rauh zu werden, verzichtet der Pariser auf die Ausflüge in der Umgegend; die Stadt bietet ihm dann andere Vergnügungen dar, welchen er mit Begierde nachgeht, Schauspiele, Concerte, Soirées und Bälle. Die Eisenbahnen werden dann nur noch von Leuten befahren, welche von außen kommen und in der Stadt zu thun haben, oder von Parisern, welche durch Geschäfte in der Umgegend abgerufen werden. Und dieser Zuspruch reicht bei weitem nicht hin, die großen Kosten der Dampffuhren zu decken, wofern man nicht Mittel findet, das Brennmaterial wohlfeiler zu bekommen, als bis jezt. Dazu kommt, daß die Eisenbahnen am einen Ende der großen Stadt anfangen, und daß für manche Bewohner mehr Zeit nöthig ist, um zur Eisenbahn, als mittelst derselben nach Versailles oder St. Germain zu gelangen. Deßhalb haben die gewöhnlichen Diligencen, welche halbstündlich nach den beiden Städten abgehen, noch nicht alle ihre Kunden verloren, zumal die Unternehmer ihre Preise bedeutend herabgesezt haben. Zu St. Germain, welches nun bereits über ein Jahr durch eine Eisenbahn mit Paris verbunden ist, haben sich eine Menge kleiner Fuhrunternehmungen nach umliegenden Orten gebildet, woraus man sieht, daß die Eisenbahnen die gewöhnlichen Fuhren befördern, anstatt sie aufzuheben. Früher konnte man nur mit großen Kosten, und nicht regelmäßig nach mehreren Städtchen und Dörfern in der Umgegend von St. Germain gelangen; jezt findet man beim Aussteigen aus den Dampfwagen größere oder kleinere Diligencen bereit, welche die Reisenden nach allen Richtungen führen. Ebenso wird es in Versailles geben, wo bereits von einer großen Diligenceunternehmung die Rede ist, welche die Reisenden nach dem westlichen Frankreich bringen will. Dieselben Erscheinungen werden sich erneuern, wenn einmal die großen Eisenbahnen nach Orleans und Havre zu Stande kommen. Mit den Dampfschiffen auf der Seine geht es aber nicht zum besten. Im Winter steht das Wasser zu hoch, und im Sommer zu niedrig; die Dampfschiffe, welche voriges Jahr die Seine und die Marne bis nach Meaux hinauffuhren, haben schon am Ende des Jahres ihre Fahrten eingestellt. Auch die Dampfboote von Paris nach St. Cloud können nur wenige Monate des Jahrs ihren Dienst verrichten. Vielleicht würde es gelingen, den ganzen Sommer hindurch zu fahren, wenn die Bote kleiner wären und folglich nicht so tief im Wasser gingen; aber wahrscheinlich finden die Unternehmer bei kleinen Boten ihre Rechnung nicht, und können nur durch den Trantport einer Menge von Reisenden auf einmal Gewinn hoffen. Uebrigens versandet die Seine in und um Paris immer mehr und mehr, und vielleicht wird sie in einem Jahrhundert zu keiner Art von Schiffahrt mehr tauglich seyn. — Das berüchtigte Casino soll nun zum dritten Male eröffnet werden. Jezt ist aber von keinen venezianischen Nächten und von keinen Tanzmädchen mehr die Rede; es sollen bloße Musikstücke gegeben werden, wie bei Musard. Schwerlich wird das Casino in dieser neuen Gestalt sein Gedeihen finden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Oktober 1839.

They were warmer, that got this, than the poor thing is here.
I'll take it up for pity.

Shakespeare.
Winter's tale.

Lübecksche Sagen.*

Von J. Rdse.

Bertram Morneweg.

Es mochte wohl um die heilige Christzeit seyn, da begab es sich, daß Herr Ghert Oldenkope, als er am Abend nach Hause kam, ein neugebornes Kindlein auf seiner Stiege fand in einem Korbe. Und es jammerte ihn des armen Kindes und er nahm es, gab es seiner Ehefrauen und sprach: „Sieh her, was uns der heilige Christ bescheert hat; wir haben's uns schon lange gewünscht. Ist dieses nun auch nicht unser Fleisch und Blut, so wollen wir uns seiner erbarmen um Gottes willen. Die Mutter würd' ihres Leibes Frucht wohl nicht hinausgethan haben in die kalte Nacht, wenn sie nicht groß Trübsal dazu getrieben, darum wollen wir sein pflegen und warten, und das Kind wird uns wieder lieb haben, wenn es groß geworden, und in Ehren halten, als wie seine leiblichen Eltern." Also beschieden sie eine Amme, daß sie das Kind nähre und seiner warte, und gaben ihm in der Taufe den Namen Bertram. Und das Kind wuchs heran, wurde groß und stark und von leiblicher Wohlgestalt, daß sich männiglich freute; aber es war auch gar unruhigen Geistes. Wenn es schrie, war seine Stimme so stark und hell, daß man's durch's ganze Haus vernahm und Herr Oldenkope oftmals seine Rechnungen wieder von vorn beginnen mußte und doch nicht zu Ende brachte. Da wurde selbiger fast ärgerlich in seinem Sinn, aber er faßte sich bald wieder, wie's einem klugen, verständigen Manne ziemt. Die Zeit ging hin, und bald konnte der Bube ihn bei Namen nennen; deß freute sich Herr Ghert über die Maßen. Darnach lernte der Bube laufen, und was man ihn lehrte, das begriff er schnell, also daß Herr Oldenkope einen Schreiber aus ihm zu machen gedachte, welcher ihm beistände, wenn er alt und schwach würde, und seiner Handlung alten Namen nicht untergehen ließe in der Welt. Aber der Herr hatte es anders beschlossen.

Einige Jahre darnach da segnete er Herrn Oldenkopes Ehe, und sein Gemahl genas eines schönen Töchterleins; solche nannte er Maria. Der kleine Bertram schien aber wenig Lust zu finden am stillen Sitzen und Duckmäusern, und's war seine größte Freude, mit den andern Buben am Hafen, denn Herrn Oldenkopes Haus lag an der Trave, umher zu toben und von Faß zu Faß zu springen. Da lernte er denn auch früh schon die Seeleute kennen, und sie hatten ihre Freud' an dem wilden Jungen und

* S. die Einleitung Nr. 172 rc. d. J.

sagten ihm, er müsse auch 'mal ein Kletterindenmast werden und sich umtreiben in fernen Ländern und Meeren, also daß, wenn man den Bertram fragte, was er werden wolle und einst treiben in der Welt, wie man's zu thun pfleget mit den Kindern, selbiger nur schrie: Morne weg (Morgen weg), und davon sprang. Da nannten ihn die Leut nur Bertram Morneweg, und er hört' es nicht ungern; wenn's ihm aber ein Bub that zum Spott, da prügelte er ihn tüchtig durch.

Drob freute sich Herr Oldenkope nun eben nicht sehr, und er that sein Möglichstes, den Jungen anzuhalten, daß er Schreiben und Rechnen lerne, und was sonst einem Kaufmanne frommen mag und dienstlich seyn, wurde ihm auch solches nicht schwer, denn der Bertram war ein frommer und fleißiger Bursche und gehorsam seinen Eltern in allen Stücken. Und die Zeit ging hin, und als der Bertram vierzehn Jahre zählte, that ihn Herr Oldenkope in sein Geschäft und hieß ihn schreiben von früh bis spät und beaufsichtigen, wenn die Schiffe luden und löschten, und der Bertram that alles mit Treu und Fleiß. Wenn aber der Abend kam und die andern Kaufmannsgesellen hinausgingen zu Spiel und Tanz auf die Lachswehr, den Schützenhof und Fischerbuden, da schlich er sich zu einem alten Schiffer, so am Walle beim Mühlendamm wohnte, und ließ sich erzählen von den Fahrten und wunderbaren Abenteuern: wie der fliegende Holländer einherziehe auf dem Meer in windstiller Nacht, ein beinweißes Schiff; und's werde kein Laut gehört, die Mannschaft sähen allesammt aus wie Leichen und wären angethan mit alterthümlicher Kleidung. Die seyen auch wirklich schon alle gestorben vor vielen hundert Jahren und gebannt auf das Meer zwischen Himmel und Erde, ob der gräulichen Missethaten, so sie begangen. Alle Jahr auf Einen Tag dürften sie weilen unter den Lebendigen; da kämen sie nach Holland, allwo sie gebürtig wären, und fragten nach ihren Verwandten und Liebsten, so Niemand mehr kannte, und gäben Briefe ab an Leute, welche lange verstorben. Wenn aber der fliegende Holländer einem Schiffe begegne auf dem Meere, da müsse kein Fluch sich hören lassen, sonst käme das Gespenst immer näher und näher, bis es endlich das andere Schiff auf eine Klippe stoße und verderbe oder mit sich hinab ziehe in einen tiefen Strudel mit Mann und Maus, also daß Keiner lebendig davon käme. Wer aber ein frommes, reines Gemüth habe und spräche ein inbrünstiges Gebet, da habe der Böse keine Macht noch Gewalt und müsse verschwinden u. s. w.

Solch guter Lehre achtete der Bertram auf's Fleißigste und bewahrte sie in einem feinen Herzen, und es verlangete ihn von Tag zu Tage mehr hinaus in die Welt; aber er mochte doch nicht seinem Vater das Leid anthun, daß er auf und davon ginge in's Weite, denn er hatte ihn und sein Gemahl von Herzen lieb, und nicht minder ihre Tochter Maria. Selbige wuchs auch heran und wurde von Tag zu Tag schöner, und sie hatten sich lieb wie Brüder und Schwester, wie sie's denn auch nicht anders wußten, und machten kein Hehl daraus vor der Welt.

Das hatte nun Herr Oldenkope recht gerne gesehen, als sie noch Kinder waren und unverständig. Jetzt zählte aber der Bertram zwanzig Jahr und die Maria fünfzehn; da meinte er doch in seinem klugen Sinn, es könnte was Anderes werden aus diesem kindischen Spiel und Geliebel. Er nahm daher, es war gerade am heiligen Pfingstsonntage, den Bertram auf die Seite und erzählte ihm kurz und bündig: wie er nicht sein Sohn sey und Maria nicht seine Schwester; aber er solle ihm nur ferner treu und fleißig dienen, wie bisher, so wolle er schon sorgen für sein Fortkommen und zeitliches Glück in der Welt. Da wurde es dem Bertram sehr schwer um's Herz, und er ging auf sein Kämmerlein und weinte, bis es Abend wurde. Darnach lief er hinaus zum alten Schiffer. Aber heute freute er sich nicht am knisternden Ofen im heimlichen, niedern Gemach und setzte sich nicht zum Alten vor dem Ofen auf den Holzscheit, sondern er erzählte ihm, er sey hinterm Zaun gefunden und habe nicht Vater noch Mutter, und die Leute würden einst mit dem Finger auf ihn weisen, weil er nur gelebt von anderer Leute milder Gab' und Freundschaft. Er wolle hinaus in die Welt und sich was versuchen und gewinnen; da dürfe er einst getrost sagen, es sey sein eigen. Da gab ihm der Alte seinen Segen und sagte, er solle mit Gott gehen, der verließe keinen braven Jungen. Wenn er wieder käme, wäre er wohl todt; er solle in Ehren halten sein Gedächtniß und gute Lehren.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Das erste Gespräch knüpfte sich mehr an äußere Gegenstände, es vertiefte sich in nichts, was einen näheren Bezug zu Kunst oder Wissenschaft gehabt hätte. Jean Paul gewährte mir, und mein Dankgefühl dafür wird mich bis an das Ende meines Lebens begleiten, mehr einen ernsten Empfang des Herzens als des Geistes. — Er fragte, nachdem er die Briefe flüchtig angesehen, nach meiner Reise. Da er hörte, ich sey diesen Morgen zu Fuß über das Gebirg von Wunsiedel gekommen, wallte er freudig auf, drang mit wohlwollendem Eifer in mich,

mich zu setzen, bot mir Wein, Bier, Kaffee nach Wahl zur Erquickung an, und äußerte seine aufrichtige Freude darüber, daß seine Lieblingsart zu reisen, nämlich zu Fuß, auch die meinige sey, etwas, wozu er mir als einem Großstädter weder Kraft noch Neigung zugetraut hätte. Es wurde uns jezt ein Krug seines Lieblingsgetränkes, jenes berühmten Baireuther Biers gebracht, während die Damen, glaube ich, Kaffee tranken, und wir sezten uns zu wahrhaft herzlichem und vertraulichem Gespräch nieder. Wie waren die Strahlen dieser fernhin so glühend machtvollen Sonne des Geistes in der Nähe so warm, so mild! Wie wurde mir wohl in dieser unmittelbaren Berührung, wie erfüllte sich die Seele mit Rührung und näherer Hinneigung zum Guten, Schönen, Edlen, Bessern in Leben und Kunst!

Wohl eine Stunde mußte ich mit dem hochverehrten Manne aufs Vertraulichste, Anspruchloseste sprechen. Ich redete mehr als er, denn er fragte viel; in seiner Einsamkeit zu Baireuth waren ihm die Bewegungen in Wissenschaft und Politik, die ich in den Kreisen, in welchen ich mich bisher bewegt hatte, lebendiger und unmittelbarer anzuschauen Gelegenheit fand, von großem Interesse. Er wollte darüber durch mich unterrichtet seyn; ich gab, was ich vermochte. Er fragte mich zunächst nach Tieck, dessen Brief er wiederholentlich las. Eine Stelle in demselben: „Ist keine Hoffnung, daß meiner liebsten Bücher eines, die Flegeljahre, vollendet werde?“ gab ihm Stoff, sich über diesen Gegenstand, der mir von höchstem Interesse war, zu erklären. Er sagte: der Plan sey fertig, aber er habe so viel Entwürfe im Kopf, daß er noch nicht wissen könne, wann er an die Vollendung gehen werde. Auch die unsichtbare Loge wollte er vollenden, zuvor jedoch den Kometen, (der erst vor einigen Monaten erschienen war) und überdieß arbeite er an seinem Leben. Die Herausgabe einiger älteren Schriften in neuer Auflage habe ihn auch eine Zeitlang beschäftigt. „Die grönländischen Prozesse,“ erzählte er, „erscheinen neu aufgelegt und umgearbeitet; ich habe Vieles geändert, hauptsächlich weggestrichen, aber ich habe den Jüngling stehen lassen; denn nur als das Werk des achtzehnjährigen Jünglings hat es einen Werth und eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Die Jugend mußte also darin bleiben mit allen ihren Fehlern.“

Nach diesen Aeußerungen über eigene Werke, die durch Tiecks Brief angeregt worden, fragte er mich viel nach diesem, nach seiner Lebensweise, was er jezt schreibe, zunächst beabsichtige, ob sein Werk über Shakespeare nicht bald erscheinen werde, über welches Alles ich ihm, soweit ich vermochte, Auskunft gab. — „Ein solcher Mann, wie Tieck,“ schloß er, „fehlt mir hier; er gerade wäre der, mit welchem ich über so Vieles sprechen könnte, was ich jezt allein verarbeiten muß. Das ist der Fehler eines so kleinen Orts wie Baireuth, doch hat er auf der andern Seite wieder große Vorzüge. Aber Tieck sollte hier wohnen!“

Er fragte ferner nach Schleiermacher, Hegel, ihrem persönlichen Verhältniß zu einander, und erwähnte dabei gelegentlich Manches über sein früheres zu Fichte, was ich indeß, theils weil mir das Genauere entfallen ist, theils weil es zu abgerissen war, und hauptsächlich weil es im engsten Vertrauen geäußert wurde, nicht näher berühren will. — Alle berühmten Männer der Berliner Universität mischten sich in unser Gespräch, doch weniger in engerer wissenschaftlicher Beziehung, als wie man nach alten Freunden fragt, über die ein Augenzeuge das Neueste berichten soll.

Zwischen diesen Gesprächen richtete J. Paul oft freundlich scherzende Worte an die jungen Mädchen, und verflocht sie auf die zwangloseste und angemessenste Weise in unsere Unterhaltung. Ich habe die Einzelnheiten bis auf eine, die in ihrer Form auch ächt Jean Paulisch ist, vergessen. Er fragte die Freundin seiner Tochter, da gerade von der Lust der Mädchen am Spiegel die Rede war: „Sehen Sie nicht gern in den Spiegel?“ — „Nicht allzugern, und nicht ohne Noth.“ — „Aber doch wenn Sie gerade vorübergehen, haschen Sie gern einen flüchtigen Blick?“ — „O nein.“ — „Auch nicht wenn Sie schwarzen Kaffee trinken? Spiegeln Sie sich da nicht ein wenig in der Tasse?“ — Die Antwort war ein lächelndes: „das ist mir noch nicht eingefallen.“ — Ich weiß nicht, ob es Andern eben so geht, allein ich fand in dieser seltsamen Wahl eines Spiegels einen bezeichnenden Zug von der Neigung unsers Dichters, besondere physikalische Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge als Hebel der Charakteristik oder der Wendung der Ereignisse zu benutzen.

Die Stunde, welche mir Jean Paul schenkte, war schnell verflossen. Er verließ plötzlich das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen; ich glaubte Anfangs, es sey nur augenblicklich, und er werde bald wieder eintreten; doch da eine Viertelstunde und länger vergangen war, und er sich mir noch nicht wieder zeigte, sah ich wohl, daß es seine Art sey, sich ohne Abschied wieder an seine Arbeit zu begeben und seiner Tochter den Ueberrest der geselligen Pflichten zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Leuk, September.

Erster Eindruck.

Auch hier wurde es schnell leer; die Kurgäste sind ja überall wie Zugvögel, die zur warmen Zeit in Schaaren

kommen, sich wenige Wochen hören und sehen lassen, und auf einmal verschwunden sind. Einige Nachzügler halten dann noch den Stamm, bis im Lauf des Septembers auch sie nach und nach verschwinden; denn dann ist's hier, 5000 Fuß über dem Meere, schon kalt genug. Man sezt sich auch im Sommer Abends gern zum wärmenden Kamine, und oft, wenn man Morgens das Fenster aufmacht, sieht man rings die Höhen mit Schnee bedeckt, der über Nacht gefallen. Es mögen jezt noch dreißig Kurgäste da seyn, in der Mitte Julis waren es aber gegen fünfhundert. Die Mehrzahl bildeten Franzosen, theils aus der westlichen Schweiz, theils aus Frankreich, und deutsche Schweizer. Dazu kommen noch viele Italiener, manche Deutsche und einige Engländer. Die Schweizer, besonders die Walliser, lieben ihr Bad sehr, und halten es in vielen Krankheiten für sehr kräftig, daher man denn auch so viele wunderliche Schweizertrachten beisammen sieht. Vorzugsweise ist es auch das geistliche Bad; man sieht viele Jesuiten und Kapuziner. Die herrschende Sprache ist natürlich die französische. Aber Leuk ist nichts weniger als ein Luxusbad; hier ist nur Gesundheit zu finden, Vergnügen muß man mitbringen oder in sich selbst suchen. Der Fremde erschrickt, wenn er von der Gemmialp heruntersteigt. In furchtbarer, fast senkrechter Tiefe scheinen sich Felsentrümmer in dichter, langer Reihe gehäuft zu haben; um zwei der größten sammeln sie sich am dichtesten. Beim Fortschreiten merkt er mit Erstaunen, daß dies die Badehäuser sind, um welche die Leute ihre Hütten gebaut haben. — Das Leuker Bad liegt in der Ausmündung einer Schlucht, die sich vom Wallisthale eng zwischen Felsenlager, die unten spärlich mit Tannen besezt sind, gegen den Gemmiberg einschneidet. Dieser, dessen breite Flächen nach der Gemmialp sich senken, stürzt hier scharfgezackt und senkrecht hinab. Unten sieht man sich rings in einem länglich runden Thale eingeschlossen; im größern Halbkreis thürmen sich die Felsengruppen wie riesenmäßige Bastionen über einander (die Bastei in der sächsischen Schweiz gibt ein Miniaturbild davon), und an den beiden Enden lagert sich ein Felsengebirg vor, das kaum den Durchgang in's Lötschthal und nach Wallis offen läßt. Es hält schwer, bis man hier sich heimisch fühlt. Der wird sehr betrogen, der in diesem berühmten Bade nur irgend die Einrichtung und Umgebung der bekannten Bäder erwartet. Statt eleganter Wohnungen sieht er die kleinen, mit Schindeln und Steinen häßlich bedeckten Häuser, die gar nicht das Freundliche und Zierliche haben, womit man doch in der Schweiz jezt in der Mode ist; von Parks und Gärten findet er gar nichts, falbe, gras- und blumenlose Matten schleichen an den Felsen hinauf, selten kriecht ein Alpenblümchen um das Steingeröll, einzelne Flecken sind neben den Häusern mit den gröbsten Gemüsen besezt, und im ganzen Dorfe steht ein einziger verkrüppelter Apfelbaum. Der Fremde denkt sich freundliche, gepuzte Leute; es begegnet ihm ein schmuziger Hirt, der seine krause Heerde, worunter mehr schwarze und braune Schaafe sind als weiße, vor sich hertreibt, oder die breite Oberwalliserin mit der Thurmhaube. Rings steigen die starren Felsen empor, darüber schauen ernst und einsam die ewigen Schneegipfel des Gemmi, des Lammer-, Rinder- und Balmhorns, und von der andern Seite der Mont-Rosa und die Walliser Alpen. Um sich Bewegung zu machen, geht man auf die kahlen Alpen, in die lustigen Tannenwäldchen, zu den Höhlen und Wasserfällen, oder den Leiterpässen (les échelles). Die Sonne sieht auch nicht viele Tage in's Thal, meist ist der Himmel dunkel und traurig umhängt, und graue Nebel verschleiern die Berge. Statt eines Theaters hört man dem Alpenjodeln zu oder besucht den Mondschein, in dem diese Felsenlandschaft zauberisch seyn soll; aber dann muß man sich schon warm einhüllen, denn auch im Juli streicht der Wind kalt und schaurig herein.

(Schluß folgt.)

Paris, September.

(Schluß.)

Van Amburgh. Die Cachucha.

Dieser Musikanstalten, worin die Tonkunst so mechanisch behandelt wird, fängt man an, satt zu werden, und mit zwei oder drei dergleichen Unternehmungen hat Paris schon genug. Dagegen sind wilde Thiere als Schauspieler etwas Neues, und das Theater der Porte St. Martin ist jeden Abend voll, wenn sich Van Amburgh mit Tigern und Leoparden herumbalgt, als wenn es Schoßhunde oder Kazen wären. Freilich hat der Anblick der gezähmten Wildheit solcher Thiere der Wüste, und eines Mannes, welcher einige Stunden lang dem Anschein nach in der größten Lebensgefahr schwebt, und dieselbe durch seine Kunst spielend abzuwenden weiß, etwas ganz Außerordentliches, das man wenigstens einmal zu sehen wünscht. Für manche Zuschauer aber hat dieses Schauspiel einen solchen Reiz, daß sie sich nicht daran sättigen können, und allerdings wird ihnen sobald kein ähnliches Schauspiel geboten werden. Da die wilden Thiere so großen Beifall auf der Bühne finden, so hat ein anderes Theater einen Orang-Outang verschrieben und denselben halbgekleidet sich auf der Bühne zu Tische sezen lassen. Allein wiewohl auch dieses etwas Neues war, so haben die Pariser doch gar kein Behagen daran gefunden; vielleicht sind sie durch die zahmen Löwen und Tiger Van Amburghs verwöhnt. Für andere Zuschauer haben die spanischen Tänze besondern Reiz, und das Théâtre de la Renaissance, welches alles Mögliche versucht, um das Publikum herbeizuziehen, hat durch eine Truppe spanischer Tänzer eine Reihe pantomimischer Vorstellungen geben lassen. Ehemals schäzte Frankreich nur den graziösen und zierlichen Tanz seiner eigenen Ballettvirtuosen. Es findet aber jezt Geschmack an dem nicht so anmuthigen, aber wollüstigern Tanze der Südländer, und die berüchtigte Cachucha macht solches Glück, daß fast jedes Theater eine Tänzerin hat, welche sich in derselben hervorthut; man bringt die Cachucha überall an, auch da, wo sie gar nicht hingehört, und sogar eine Schauspielerin des Théâtre français, Dmlle. Plessis, hat sich auf ihren Gastreisen durch die Provincialstädte Frankreichs herabgelassen, die Cachucha zu tanzen, wofür sie denn auch bei ihrer Zurückkunft nach Paris von den Theaterkritikern strenge getadelt wird. Sicher hat die Cachucha mit der Kunst wenig zu schaffen und gefällt nur wegen ihres wollüstigen Charakters. Eben diese Zuschauer beklatschen die berüchtigte Déjazet auf dem kleinen Theater des Palais royal, wenn sie mit ihrem gewöhnlichen Muthwillen einen Strom schlüpfriger Bemerkungen und Wizworte ihrem Munde entfallen läßt. Die Déjazet hat die Erfahrung gemacht, daß diese Keckheit dem Publikum behagt, und deshalb ist sie immer weiter gegangen. Jezt gibt es Dichter, welche schlüpfrige Rollen erfinden, um sie von ihr spielen zu lassen. So verderben sich Publikum und Schauspieler gegenseitig.

D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Oktober 1839.

Ich fühlt' in Weihestunden freudig
Eines erhabenen Geistes Annah'n.

Fr. Haug.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Ich mochte die jungen Mädchen durch mein Bleiben, ohne daß ich eigentlich recht bei ihnen war, wohl in einige Verlegenheit setzen; doch ich war noch zu neu im Hause, um geradehin zu fragen, ob der Vater zurückkommen werde, und da das Gehen im Verneinungsfall auch nach gewöhnlichen geselligen Convenienzen ziemlich unartig gegen die Damen gewesen seyn würde, so zog sich wohl noch eine Stunde in diesem etwas peinlichen Zustande hin. Indessen gab die Musik uns ein Aushülfsmittel; in der Hoffnung, daß diese vielleicht Jean Paul, der eine große Neigung zu derselben hatte, wieder in's Zimmer locken möchte, gab ich der Aufforderung gern Gehör, mein wenig bedeutendes, damals aber doch noch einigermaßen im Gang befindliches Geschick als Clavierspieler zu zeigen. Ich phantasirte, oder besser, präludirte etwas, und spielte dann, ich weiß nicht mehr was, aber wahrscheinlich irgend etwas von Beethoven, Ludwig Berger, Dusseck, Maria Weber, oder was mir sonst eben geläufig seyn mochte. Ich versuchte auch, die Tochter Jean Pauls zum Gesang zu überreden, doch sie besiegte ihre Befangenheit nicht, und es blieb bei der Unterhaltung über einige Compositionen, die sie liebte. Ich übernahm es, sie mit einigen Liedern von Berger und Bernhard Klein bekannt zu machen, und versprach, da sie ihr gefielen, ihr dieselben aufzuschreiben. Damit hatte ich zugleich einen Anknüpfungspunkt für meinen zweiten Besuch gewonnen, denn unmöglich konnte ich mich mit diesem ersten genügen lassen. Jean Paul hatte mir zwar gesagt, er denke, da ich acht Tage in Baireuth bleiben wolle, mich noch öfter zu sehen und ausführlicher mit mir zu sprechen; allein er hatte an diese allgemeine Einladung nichts näher Bestimmendes geknüpft, weder in Beziehung auf den Tag noch auf die Tageszeit, wo ich ihn etwa besuchen dürfte. So wurde mir denn der kleine musikalische Dienst eine willkommene Hülfe, den nächsten Besuch einzuleiten, und bei dieser Aussicht gewann ich es leichter über mich, dem Hause, welches ein Kleinod von so unendlichem Werth für mich in sich schloß, endlich das erste Lebewohl zu sagen. Ich schied mit der eintretenden Dämmerung. Jean Pauls Gattin hatte ich an diesem Tage nicht gesehen; sie war nicht zu Haus gewesen.

Einen Tag glaubte ich verstreichen lassen zu müssen, bevor ich wieder an die Pforte Jean Pauls klopfte. Ich benutzte denselben zu einem Ausflug nach Fantaisie, das in dem romantischen Zauberlichte vor meiner Seele stand, in welchem es uns in den Blumen-, Frucht- und Dornenstücken erscheint, geheiligt durch die, wenn auch nur

dichterisch geträumte Heimathlichkeit Leibgebers, Siebenkäs's und Natáliens daselbst. Hier blieb nun freilich die Wirklichkeit weit hinter dem schönen Bilde der Phantasie von Fantaisie zurück. Ich sah nur einen verwilderten Garten, ein halb verödetes Schloß und die Ueberreste einiger, vormaligen Glanz und Reichthum bekundenden Anlagen im altfranzösischen Geschmack, z. B. die ausgetrockneten steinernen Bassins der Springbrunnen, jezt mit Gras und wildem Gestrüpp halb überwachsen, und Aehnliches mehr. Doch mochte die Melancholie eines trüben, grauen Augusttages und meine mißmuthig niedergeschlagene Stimmung, daß ich Jean Paul so nah und doch so getrennt von ihm war, Vieles dazuthun, den Eindruck des berühmten Parks an mir abgleiten zu lassen. Einige Theile des Parks sind jedoch schon durch ihre Lage, indem sich der Garten zwischen Thal und Höhen hinzieht, schön zu nennen; doch mit dem besten Willen war weder die Wunderwelt der geschilderten Fantaisie, noch die dichterisch auf den Grundlagen dieser wirklichen geschaffene eines Lilar auf irgend eine Weise hier zu erkennen. Die Armuth des Wirklichen wurde jedoch zu einem Prüfstein der reichen Schöpfungskraft unseres gefeierten Dichters. — Merkwürdig war mir eine uralte Linde, die ich auf dem Rückwege rechts an der Chaussee wahrnahm. Der Stamm derselben hatte den stärksten Umfang, den ich je gesehen, und zeugte von einem kaum zu ermessenden Alter des Baumes. Obwohl im Absterben, denn er war halb gehöhlt, entwickelte er doch noch eine Pracht der Krone, der üppigen, weithingestreckten Zweige, daß ich mich nicht entsinne, später jemals einen Baum dieser Gattung gesehen zu haben, der den Vergleich mit diesem ausgehalten hätte, dessen Stamm dicht über der Wurzel wohl dreißig Fuß im Umfange haben mochte.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, ging ich, meine möglichst sauber aufgeschriebenen Lieder in der Hand, Nachmittags wieder zu Jean Paul. Es war auch diesmal seine Tochter, welche mich empfing; sie sagte mir in den ersten Worten unseres Gesprächs aus einer Art von verlegener Uebereilung, daß sie den Abend nicht zu Haus zubringen wurden. Es würde zwar das höchste Ziel meiner Wunsche erfullt haben, wenn ich in dem sonst so einsamen, fremden Ort, wo ich mich keiner Seele anders anschließen konnte, einen Abend in dem Familienkreise des Verehrten zugebracht hätte; allein ich hatte meine Hoffnungen nicht so weit ausgedehnt, sondern sah ein reiches Maaß der Erfullung schon darin, wenn ich wieder eine kostbare Stunde, gleich der neulichen, gewönne. Deßhalb war diese Andeutung nicht zurückschreckend oder niederschlagend fur mich; doch mit der beklemmenden Besorgniß, eine verneinende Antwort zu erhalten, fragte ich, ob es erlaubt seyn werde, den Vater um einige Augenblicke zu bringen. Ich bat dringend, falls mein Besuch unerwünscht komme, mich zu anderer Zeit wieder zu bescheiden; doch die Tochter (der ich ja wohl das richtige Urtheil zutrauen durfte, wie weit sie bei dem Vater gehen könne) war freundlich bereit, ihm mein Kommen anzusagen, und wenige Minuten darauf trat er in's Zimmer.

Sein Empfang war wieder sehr wohlwollend, aber diesmal nicht so unverkennbar freudig und herzlich. Er schien mir etwas aufgeregt vom Arbeiten, was sich auch auf seine Art zu sprechen übertrug. Dies wurde vortheilhaft für mich, denn er wandte sich heut mit mehr Antheil und Stätigkeit solchen Gesprächen zu, welche die innersten Beziehungen meines Lebens berührten. Er sprach von vielen literarischen Verhältnissen, von Büchern, Zeiten und Menschen, und gab diesmal fast nur, statt, wie neulich, fast nur zu verlangen. Das erste Mal hatte ich zu ihm gesprochen, jezt sprach er zu mir, und ich horchte mit gespannter Theilnahme. Den Inhalt dieses und der spätern Gespräche mit dem außerordentlichen Manne legte ich gleich damals in dem schon erwähnten Briefe nieder, der zu meinem innersten Bedauern verloren gegangen ist. Das mir vorliegende gleichzeitige Schreiben gibt nur einige allgemeine Andeutungen, die ich aus dem Gedächtniß mit dem Bestreben möglichster Treue zu ergänzen suchen werde. Doch an dem manchen Andern, was die Jahre aus meiner Erinnerung verwischt haben, obgleich ich die Eindrucke damals mit einer Lebhaftigkeit aufnahm, die sie mir als unvergänglich erscheinen ließ, erkenne ich, daß ich einen unsicheren Weg gehe, nur Unzulängliches liefern kann, und also mehr die Gunst des Lesers für mein aufrichtiges Wollen erbitten muß, als auf seinen Dank für ein wirkliches Geben Anspruch machen darf. — Einige Entschädigung dafür findet sich jedoch in der Erwägung, daß die erste Wärme der Aufregung auch nur ein mangelhaftes Bild der Wirklichkeit herstellt, welches andere Fehler zu haben pflegt, als das später nach festgehaltenen Grundzügen entworfene, indem bei jenem häufig zu zahlreiche Einzelnheiten die klare Auszeichnung der Hauptumrisse verwirren.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Darauf ging Bertram heim zur Maria und sprach zu ihr, sie sey nicht seine Schwester, denn er sey nicht ihres Vaters Sohn; ob sie ihn darum weniger lieb hätte? Da fing sie an zu weinen und sagte nein. Da sagte er, er wolle hinaus in die weite, weite Welt und wolle ein

tüchtiger Mann werden, wie's ihr Vater sey, und vor den Leuten sich einen Namen erwerben und Geld und Gut; dann wolle er heimkehren und sie heirathen. Ob sie gelobe, ihm treu zu bleiben zehn Jahre von diesem Tag? Da weinte sie noch mehr und gelobte es und wußte nicht, was sie gelobte, und's war doch keine Lüge. Bertram aber legte sich auf sein Lager und schlief die ganze Nacht nicht, und als der Tag anbrach, schnürte er sein Bündel, schrieb mit Kreide an die Thür: „Morneweg hüt (heut) weg! und ging zum Mühlthor hinaus des Weges gen Hamburg.

Alsobald, als er in Hamburg angekommen, begab sich Bertram an den Hafen und schaute die schönen Schiffe an und den breiten Fluß und freuete sich sehr daran, wie er's all sein Lebetag gethan, und als er einen alten Schiffer stehen sah und sich sonnen, trat er zu ihm und sagte, er wolle ein Seemann werden, er solle ihn in seine Dienste und Lohn nehmen. Fragte der Schiffer, ob er auch was verstünde und gute Zeugnisse hätt'. Er antwortete, nein, er woll' es aber lernen, und Zeugnisse hätt' er nicht. Da beschaute ihn der Schiffer von unten bis oben, und weil er noch besudelt war von der Landstraße her, rief er aus: „Goddam, you rascal! (das heißt auf Deutsch, hol dich der Teufel, du Spitzbub!) soll ich jedem fahrenden Gesellen und Strolchen Dienst und Lohn geben? Zum Koksmaat seyd Ihr viel zu groß, denn Ihr freßt zu viel, und druber versteht Ihr ja nichts!" Da wurde der Bertram sehr erschrocken und trat auf die Seite, denn so schlimm hatte noch kein Mensch zu ihm gesprochen im Leben, und er ging ganz trübselig hin und her und wagte Niemand anders anzureden. Auf die Lezt sah er aber eine schöne hohe Frau auf einem Schiff stehen, die so eben abfahren wollte, und er faßte sich ein Herz und grüßte sie fein höflich, und sie dankte ihm schönstens; da ging er auf's Schiff und sagte dem Schiffer dasselbe wie vorhin. Der war aber betrunken und ließ ihn noch härter an, also daß er gleich umgekehrt wäre und davon gegangen, wenn ihm nicht die schöne Frau gewinkt hätte, zu bleiben. Da konnte er sich nicht vom Platze rühren, ob ihn's Bleiben gleich fast reute, und die schöne Frau nahm den Schiffer auf die Seite und redete mit ihm. Alsobald kam der Schiffer wieder und sagte, er wolle ihn in seinen Dienst nehmen; zog aber selbiger dabei ein solches Gesicht, daß es sich dem Bertram im Leibe umdrehte, wenn er gleich nicht wußte, was der Schiffer damit sagen wollte.

Also blieb er auf dem Schiffe, und sie fuhren hinab nach Curhafen, und einige Tage darauf lichteten sie die Anker und stachen in See. Da mußte er denn die Schüsseln aufwaschen und dem Koch helfen, und Werg drehen, auch sonst helfen, wo er's verstand, beim Segeleinreffen und dergleichen. Wenn er sich aber auch noch so viel Mühe gab und arbeitete, es gab ihm Keiner ein gut Wort darum, und die Matrosen waren Bu und Bu und stießen und schalten ihn, wo sie nur konnten. Hätte er dann oft gern vor Zorn dazwischen schlagen mögen, so gedachte er, man müsse gehorchen seinen Vorgesetzten und Lehrmeistern, und der alte Schiffer hatte gesagt, es könne nicht so säuberlich hergehen auf der See; Ordnung müsse seyn, Gehorsam kurzweg, ohne viel Gerede, sonst ginge Schiff und Mannschaft zu Grunde. Wenn's ihm dabei nun auch manchmal wunderlich zu Sinn wurde, da tröstete ihn die schöne Frau, welcher der Schiffer seine Kajüte eingeräumt, und so sich's ausbedungen hatte, daß der Bertram ihr aufwarten mußte, wenn sie aß. Die erzählte ihm dann allerlei schöne Sachen und endlich gar ihre Lebensgeschichte.

Da sagte sie denn: sie sey aus dem Lande Hispania und heiße Donna Laura. Ihr Mann sey mit ihr weit umhergezogen, denn er sey ein vielerfahrener Mann gewesen, also daß die großen Herren ihm wichtige Dinge anvertrauet in der Welt, in Handels- und Staatsgeschäften. Aus dem Lande der Polacken und Ungarn seyen sie vor zwei Jahren herab gekommen an die Küste der Ostsee und hätten sich einschiffen wollen in Lübeck oder Hamburg nach dem Lande Hispania, in ihre Heimath. Als sie aber schon fast am Ziele gewesen, da hätten sie sich verirrt in dem großen Sachsenwalde, welcher liegt unfern Lübeck, und seyen am Abend spät in die Nähe des Städtleins Ratzeburg gekommen, welches gelegen ist mitten in einem See auf einer Insel. Und als sie des Thurmes der Stadt schon ansichtig geworden von der Höhe, habe sich plötzlich der Boden unter ihnen aufgethan und sie seyen hinabgestürzt in eine tiefe Grube, sie und ihre Pferde. Und erschreckliche, wild aussehende Männer seyen herzugetreten mit Fackeln und blanken Schwertern und hätten ihren Ehegemahl und den Knecht, welchen er mit sich führte, umgebracht. Als aber der Räuber auch sie habe ermorden wollen, hätte er sich abgewendet und gesagt, er könne es nicht, sie solle bei ihm bleiben und sein Gemahl werden. Aber die andern Räuber hätten gemurrt und gesagt, es sey ein Vertrag unter ihnen von Anbeginn her, es solle Niemand leben bleiben, so sie verrathen könne, und erst als der Hauptmann ihnen groß Geld und Gut gegeben, hätten sie ihm gewährt.

Nun sey sie des Hauptmanns Frau geworden, welcher Pippe Döhnken geheißen und gewohnt in einer tiefen dunklen Höhle unter der Landstraße. An der Decke seyen aber Fallthüren gewesen, so groß, daß Mann und Roß hindurch gekonnt, und man oben doch keine Spur davon hätte bemerken können. — So sey's nun an die zwanzig Monat fortgegangen und mancher arme Reisende vor ihren Augen ermordet worden. Wenn aber die

Kriegsleute von Ratzeburg, und selbst weither von Dömitz und Boitzenburg ausgerückt wider sie, so seyen sie doch immer mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden oder hätten nichts gefunden. Eines Tages sey aber ein übermächtig großer Wagen mit Kisten und Ballen des Weges gekommen, und der Hauptmann habe gesagt, man solle ihn ungehindert ziehen lassen, aber die übrigen Räuber hätten sich ihm widersezt und sich allein hinausgemacht, den Wagen anzufallen. Da hätten aber alle Kisten und Ballen voll Soldaten gesteckt, und als nun die Räuber hinzugetreten, hätte jeder seinen Mann in's Auge genommen und heraus geschossen, also daß Keiner lebendig davon gekommen; aber die Fallthüre sey doch nicht entdeckt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Leuk, September.

(Schluß.)

Badleben.

Der Ankommende eilt in die Badehäuser, von denen er schon so viel gehört. Da sieht's denn auch lustig und originell genug aus. In einem großen wüsten Gebäude, in welches das Licht von oben herabfällt, sizen in vier Carrés gegen siebenzig Personen bis über die Brust im Wasser. Seine Bekannten findet man nur mit Mühe heraus; alle Badenden haben Uniform, nichts als ein graues Hemde von Leinen oder Wolle, den Kopf umhüllen sie ohne alle Eleganz mit einem Tuche. Manche Damen sind unter diesen Umständen sogar von den Männern nicht zu unterscheiden. Man kann da interessante Betrachtungen über die Schönheit männlicher und weiblicher Gesichter anstellen; denn beide entbehren jezt alles Beiwerks. Es sizen in einem Bassin gegen zwanzig Weiber und Männer unter und durch einander; die einen unterhalten sich mit den Besuchenden, die am Rande des Bades stehen, und deren meist viele sind, denn manche trinken bloß das Wasser; andere spielen Karten, die Frauen häufig Damenbrett; die meisten essen oder trinken, die wenigsten lesen, weil viel Lesen, des aufsteigenden Wasserdunstes wegen, den Augen schadet. Umher drängen sich Wirthe aus allen Pensionen, bringen und holen das Verlangte und reichen es dem Badenden auf sein Tischchen hinab, das vor ihm schwimmt. Wenn ein Badehaus voll ist, d. h. wenn hundertunddreißig Personen und mehr darin sind, muß es ein überlautes Getöse seyn. Jeder sucht sich auf seine Weise die langen Stunden zu verkürzen; denn man badet, von einer angefangen, bis zu zehn Stunden an einem Tage. Man sieht sich nun die Einrichtung der Badehäuser näher an. Sie sind grob und massenhaft von Steinen und Balken aufgebaut. Neben den Carrés sind Stuben zum Aus- und Ankleiden und Ruhen nach dem Baden. Stühle, Tische und alle Bequemlichkeiten darin sind so grob und dürftig, daß man ihnen das vorige Jahrhundert noch ansieht, wo sie für einfache Landleute hergestellt wurden. Komisch klingen zum Theil die angeschlagenen Verordnungen. Wer ein Religionsgespräch anfängt, zahlt zehn Franken; der Bademeister muß verheirathet oder Wittwer seyn; wer eine Stube öffnet, wo Jemand sich auskleidet, oder nicht ganz bekleidet mit dem wollenen Hemde in's Bad steigt oder es verläßt, zahlt zwei Franken u. s. w. — Die nun den ganzen Tag im Bad gewesen sind, haben des Abends kein Bedürfniß nach großer Gesellschaft; sie verlangen nur nach einer guten Tafel und etwa einem kleinen Gesellschaftsspiel, und das finden sie denn auch. Man wohnt hier in sechs oder sieben Gasthäusern oder Pensionen. Jede Pension bildet ihre Gesellschaft für sich; der Speisesaal ist der Ort, wo man sich zum Essen und Abends um den Kamin zur heitern Unterhaltung versammelt. Seltener besucht man sich in den verschiedenen Häusern. Ueberhaupt ist das Leben so einfach und entbehrt so sehr aller Kunst, daß es fast etwas Patriarchalisches hat. An Kursäle und dergleichen ist hier nicht zu denken. Musik ist das Vergnügen, zu dem noch die meisten Kurgäste sich vereinigen; fremde Künstler lassen sich selten hören, aber in jedem Hause ist ein Fortepiano, und findet sich eine Gesellschaft zusammen, so gibt man auch Bälle, die dann sehr angenehm werden. Die Männer haben nur Billard oder Karten, sämmtliche andere Spiele sind verbannt. Reiche Kaufläden gibt es eben so wenig. — Das Leuker- oder Walliserbad war schon früher seiner außerordentlichen Heilkraft wegen berühmt und fleißig besucht. 1501 baute ein Bischof von Sitten die ersten Häuser in die Einöde; 1719 wurden sie mit den Gästen gänzlich durch eine Lawine vertilgt; die wiederhergestellten wurden durch eine zweite Lawine verschüttet. Die jezigen Einrichtungen und Gebäude rühren aus dem lezten Drittel des vorigen Jahrhunderts her. Die Leuker lassen ihr Bad so wie es ist; denn sie wissen wohl, wer hierher kommt, muß und kommt nicht des Vergnügens wegen. Zudem wagt auch keiner große Gebäude aufzuführen aus Furcht vor den Lawinen; doch kommen diese nur im Frühjahr und von den weitergelegenen östlichen Felsgebirgen, und könnten durch geschickte Anstalten wohl ungefährlich gemacht werden. Das Einzige, was in der neuen Zeit geschehen, ist ein geebneter Weg, so daß man doch einige hundert Schritte ohne Beschwerde lustwandeln kann. Wenn man hier noch einige Bequemlichkeiten herrichtete und vor Allem eine fahrbare Straße anlegte, so würde das Wallisbad bald glänzender werden, da es mit dem Simplon und der französischen Schweiz durch Straßen, mit der deutschen durch Pässe in Verbindung steht. Schon jezt mehrt sich die Frequenz der Fremden von Jahr zu Jahr, obgleich man nur auf Pferden oder zu Fuße hingelangen kann. Der eine Paß, senkrecht an einem Felsen herauf und über die öde Gemmialp ist wahrhaft grausenhaft. Jezt bietet das Bad weiter nichts, als nothdürftige Bequemlichkeit für einige hundert Kurgäste; es könnte noch unzählige aufnehmen, das meiste warme Wasser fließt in die Dala. Es sind der Quellen sehr viele, überall im Orte dampfen sie, und so heiß, daß man Eier darin kocht. Die großartige Alpenwelt mit ihren unerschöpflichen Reizen gewährt dem, der sich mit der Natur und sich selbst zu unterhalten versteht, Genüsse genug; und wer hier Gesundheit sucht und findet, braucht kein Bad, das alle Zerstreuungen der großen Welt vereinigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Oktober 1839.

Fortuna spricht: Fahr' wohl auf schwankem Kiel,
Fahr' wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe! —
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Buß- und Trauerspiele frisch bewegen.

Uhland.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

Als nun aber sie und der Hauptmann allen Vorrath an Lebensmitteln aufgezehret, und selbiger sich doch nicht hinaus wagen mögen unter die Leute, da habe er ihr einen gräßlichen Fluch vorgesagt, mit keinem Menschen ein Wort zu reden, darnach sie angethan wie eine Bäurin und sie auf den Markt nach Ratzeburg gehen heißen, Fleisch und Erbsen einzukaufen. Also habe sie gethan und nicht ihren Schwur gebrochen, sondern sich stumm gestellet vor den Leuten, aber sie habe sich seltsam geriret auf dem Markte, damit die Leute aufmerkten auf sie, und ein feines Loch gemacht in den Erbsenkorb, also daß eine Erbse nach der andern herausfallen gemußt. Da hätten die Ratzeburger eiligst ihre Kriegsleute sich schicken und rüsten heißen und den Erbsen auf dem Wege folgen. Darnach seyen selbige in die Höhle gedrungen durch den geheimen Zugang im Walde und hätten sie und den Pippe Döhnlen gefangen geführet gen Ratzeburg. Der Räuber sey dann bei lebendigen Leibe verbrannt worden, ihr aber habe man gestattet, zu wählen unter seinen Schätzen zum Lohne und Dank für ihren großen Dienst, sie hätte aber nur genommen, was ihr geraubt, und damit wolle sie jetzt heimkehren in ihr Vaterland.

Als der Bertram dieses hörte, hat er groß Mitleid getragen mit der schönen Frau, daß sie so unglücklich sey und solch schwere Angst und Trübsal ausgestanden, und hat beschlossen, ihr noch eifriger zu dienen, denn zuvor, in allen Stücken. — Und sie fuhren durch den Meeresarm, welcher Engelland trennt von Frankreich, und weiter, immer weiter, und dem Bertram gefiel's mit jedem Tage besser auf dem Schiffe. Da begab sich's, daß, als er eines Abends in seiner Koje lag und nicht schlief, weil er an seine Maria dachte in Lübeck, und wie's jezt wohl sey daheim beim Herrn Oldenkope, er seine Kameraden, so ihm zunächst schliefen hinter einer dünnen Bretterwand, leise mit einander reden hörte, als wenn's sonst Niemand vernehmen dürfte. Und er hörte, wie sie nachher, wenn sie die Wache hätten auf dem Schiff, die schöne Frau in der Kajüte zu überfallen gedächten und zu binden. Darnach wollten sie selbige in's Meer werfen und von ihren Kleinodien nehmen, wessen sie habhaft werden könnten, und Lärm machen und sagen, sie sey über Bord gefallen, wie sie denn oftmals spät am Abend sich zu ergehen pflegte auf dem Verdecke.

Da überlief's den Bertram eiskalt vor Schrecken ob solcher grausigen Mähr, und wie er sich noch bedachte, was er thun wolle, seine Herrin zu erretten, hörte er, wie der Bootsmann pfiff und die drei aufstunden, an ihr Werk zu gehen. — Alsobald springt er auf von seiner

Lagerstatt, und als er auf's Verdeck kommt, findet er, daß die andern schon hinab sind in die Kajüte, und er eilet ihnen nach. Siehe, da haben sie die schöne Frau gebunden an Hand und Fuß und ihr den Mund verstopft, daß sie nicht schreien möchte. Da schlägt er dem Ersten mit der Faust auf den Kopf, daß er zu Boden stürzet, und fasset den Zweiten an der Gurgel und schreit, so laut er's vermag. Aber der Dritte hat sein Messer gezogen und will's ihm durch den Leib stoßen, daß er sich kaum noch Beider erwehret; da kommt auch der Schiffer und mit ihm die übrigen Schiffsleute, welche sein Schreien erweckt hatte, herbeigerannt und befreien ihn von dem gewissen Tode. Die schöne Frau wurde nun auch wieder losgebunden, und wäre sie fast schon erstickt und gestorben. Die drei Uebelthäter ließ der Schiffer aber binden und in den Schiffsraum werfen. Des andern Tages da wendete er das Schiff und fuhr nach Frankreich, welches sie noch im Auge gehabt, und übergab sie den Gerichten. Darauf nahm er zwei andere Schiffsleute in Dienst, und der Bertram wurde Jungmann, weil er sich schnell schon in Alles gefüget, auch daß er sich von je auf den Schiffen umhertrieben, ihm wohl zu Statten kam. Darnebst sezten sie ihre Reise ungehindert fort.

Die schöne Frau konnte aber kein Ende finden ihres Dankes, und wollte dem Bertram viel Gold und edle Steine schenken, aber er nahm es nicht an. Und sie fuhren weiter durch den Ocean um Spanien herum und Portugal, und landeten endlich glücklich in Cadir, d. i. eine uralte Stadt, schon lange vor der Geburt unseres Herrn von den Heiden gebauet, und liegt auf einer Insel, welche heißet Leon.

Als nun die schöne Frau das Schiff verlassen wollte, trat sie zum Bertram und sprach: „Bertram Mornemeg, Ihr habt mir das Leben gerettet, darob möchte ich Euch gern ein Liebes erweisen und kann's nicht lassen. Als wie Ihr nun wohl erfahren seyd in Handel und Wandel, Kauf und Rechnung, kommt mit mir und übernehmet meines seligen Gemahls Handlung und führet sie zu meinem Besten. Ich wüßte keinen treuern Mann anzustellen, denn Euch.“ Hatt's nun gleich dem Bertram gar zu wohl gefallen auf dem weiten Meer und er liebgewonnen die wilden Wogen und den brausenden Sturm, so gedachte er doch seiner Maria und wie er ihr halten müßte sein Gelübde, und sahe wohl, wie's lange dauern könne mit dem Geld und Gut auf der See zu erwerben. Und daß er die schöne Frau nun gar nicht wieder sehen sollte, wollt' ihm auch fast das Herz brechen. Da sagte er ja und ging mit ihr, ihrem Handel vorzustehen nach bester Kraft und Willen.

Und der Herr segnete sein Beginnen, und wenn's auch Anfangs nicht recht gehen wollte im Lande Hispania, wo Alles ganz anders war als daheim in Lübeck, so fand er sich doch mit der Zeit in ihres Lebens Weise und Gewohnheit, also daß es täglich besser ging und er große Reichthümer erwarb seiner Herrin und Gebieterin, der schönen Frau. Selbige wurde denn auch immer liebreicher und freundlicher gegen ihn, daß die Leute sagten, sie würde ihn noch heirathen, und hätte es auch schon längst gethan, wenn er demselben nicht gewehret.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Jean Paul erwiderte auf meine in hergebrachter Weise geäußerte Befürchtung, ob ich ihn störe, mit den Worten: „Nicht mehr als jemals; ich arbeite immer, wenn ich zu Haus bin, also stört man mich stets oder nie. Ich freue mich aber sehr, daß Sie gekommen sind, denn wir haben noch Vieles zusammen zu sprechen; es thut mir nur leid, daß ich gerade jezt, da ich bald abreisen will, so von Geschäften gedrängt bin. Doch müssen wir noch einmal recht ausführlich mit einander reden, von Ihren Gedichten und von vielem Andern.“

Ich bat ihn, mir die Stunde eines solchen Gesprächs selbst zu bestimmen, damit ich nicht zur ungelegensten komme; meine Zeit in Baireuth gehöre ihm allein, und es sey mir daher jede Bestimmung gleich willkommen. Er versprach, mich mit Nächstem wissen zu lassen, wann er hinreichende Muße dazu habe. „Ich muß Ihre Gedichte erst wieder durchsehen, und habe sie schon dazu herausgelegt,“ knüpfte er den Faden des Gesprächs bei einem speziellen Gegenstande an. „Es ist zu lange her, daß ich sie gelesen habe, und daher sind meine Erinnerungen nur unbestimmt. Doch hat mir die Andromache sehr zugesagt.“

Das Gedicht ist eines meiner frühesten; es ist nur der Wiederklang einer fremden Poesie, wovon meine jugendliche Seele ganz erfüllt war. Es hat, da zu jener Zeit meine Beharrlichkeit in der Bearbeitung des Verses nach meinen Grundsätzen über Rhythmus und Prosodie wirklich sehr groß war, in dieser Beziehung wohl einige Verdienste. Im Uebrigen ist noch kein eigener Schöpfungskeim darin lebendig, sondern das Ganze gewissermaßen ein Porträt nach der Antike zu nennen, wobei mir Schillers formelle Auffassung, seine Eurythmie, der ideale Aether, in dem seine dichterischen Anschauungen überhaupt leben, besonders als nachahmungswürdiges Vorbild erschienen sind. Der schöne, reine Sinn, mit welchem der Jüngling die göttlichen Gestalten der Antike verehrt, bevor die völlige Entwicklung eigener Lebenskräfte ihn dem lebendig Sinnlichen näher geführt, wobei größere

Wärme durch ein Herabsteigen von reineren Höhen erkauft wird, dieser Sinn möchte das werthvollste Element jenes Gedichts bilden. Jean Pauls tiefer Blick hatte dies erkannt und hielt sich, ohne näher auf den Bau der Dichtung einzugehen, vorzüglich an diese Grundstimmung, der sie entsprungen war. Er lobte mich wegen meiner Liebe für die Antike, und ermahnte mich, an dem fleißigen Studium und Lesen der Alten festzuhalten, weil sie stets der leitende Kompaß bleiben, um sich in dem Gedränge mannigfaltiger, verworrener Gestaltungen der neuern Poesie nicht zu verlieren oder auf Abwege bringen zu lassen. „Das ist das Verdienst der Schlegel," warf er hin, „daß sie bei ihren romantischen Flugen sich stets von dem festen Boden der Antike erheben. Hätten sie die Alten nicht so gut gekannt, sie würden sich noch viel weiter verirrt haben."

Dieses „viel weiter" brach eine neue Bahn für das Gespräch. Es wandte sich auf die Leistungen der sogenannten romantischen Schule, auf Tieck und die Schlegel überhaupt. — Ich habe es sowohl durch meine Handlungen im Leben (wie ich durch andere Mittheilungen wohl darthun kann), als durch häufig in meinen Werken ausgesprochene Gesinnungen und Urtheile hinlänglich bewiesen, daß ich den hier genannten Männern tiefe Verehrung widme, welche jeder ihnen schuldet, der sich bewußt ist, durch welche Hände die uns überkommenen Schätze des geläuterten Urtheils, der geadelten literarischen Bildung, zuerst gegraben wurden, wessen Gäste wir eigentlich an einem reich besetzten Tische sind, wo mancher sich in dem Wahn verliert, Früchte eines selbst angebauten Feldes zu genießen, nur weil er von Jugend auf darin spazieren ging und seiner Erzeugnisse theilhaftig wurde. Wenn ich also hier Urtheile eines andern, der höchsten Ehrfurcht würdigen Mannes niederlege, die sich Manchem, was Jene unternommen, scharf gegenüberstellen, so wird Niemand den Sinn einer solchen Mittheilung verkennen.

Ich hatte, mich selbst tadelnd, geäußert, meine Lektüre sey noch zu lückenhaft, und ich hätte nicht einmal sämmtliche kritischen Werke der Schlegel gelesen, die mir durch das, was ich von ihnen genauer kenne, doch so belehrend gewesen seyen; einen gewissen Sinn jenes Wortes „noch weiter" müsse ich indessen wohl zugeben, da manches in den produktiven Leistungen dieser Männer auch mir nicht ganz zusage. — Jean Paul erwiderte, nicht ohne einigermaßen gereizt zu seyn: „Sie brauchen auch die kritischen Werke der Schlegel nicht zu studiren, sie würden auf weitere Irrwege geführt werden." Er ereiferte sich hierauf lebhaft gegen die beiden berühmten Brüder, besonders aber gegen Friedrich Schlegel, dessen damalige Stellung zur katholischen Kirche er auf das Entschiedenste angriff. Sein Unwille war übrigens mehr ein sittlicher als ein ästhetischer. Ihm, der das Prinzip der erhabensten Sittenlehre überall in Kunst und Leben zur lebendigen Gültigkeit gefördert, es zum Mittelpunkt seines ganzen Daseyns gemacht hatte, dem unter allen Menschen das wärmste, reinste, größte Herz in der Brust schlug, war es wohl gestattet — aber auch vielleicht ihm allein — seinen Angriff von diesem Punkt aus zu unternehmen. Er beschloß seine lebhafte Rede mit den Worten: „Meine Unsterblichkeit, von der man mir oft spricht, ist eine ganz andere, als die Leute meinen. Die der Schlegel aber ist eine viel sterblichere: sie ist schon gestorben; höchstens das Bissige an ihnen, die Zähne, werden sich erhalten, wie nach den Physiologen die Zähne derjenige Ueberrest des Menschen sind, der am längsten der Zeit widersteht." Wer mag diese ächt Jean Paulsche Schlußwendung verkennen? wer aber auch die Würde seines Urtheils, wenn er bedenkt, in welchem Licht dieser Sankt Paulus voll Feuereifer für sittliche Reinheit und Größe die widerwärtigen literarischen Parteikämpfe, und vollends die öffentlich gewordenen Personalverhältnisse anstößigster Art betrachten mußte, deren Bild sich unwillkürlich zwischen die Namen dieser und mehrerer andern Schriftsteller drängte, die zu ihrem nächsten Kreise gehörten? Dies waren aber damals nicht allein Erinnerungen an ältere Begebenheiten aus der Jugend jener berühmten Männer, welche verblaßt und fast erloschen unter der glänzenden Hülle einiger Jahrzehende voll Verdienst und Ruhm lagen, sondern es fanden sich frische Eindrücke mancherlei Art geweckt, die ich näher zu bezeichnen mich hier nicht berufen fühle. Im Gegensatz zu der Art, wie Jean Paul seine Lebensstellung, sein Ziel, seinen Beruf auffaßte, mußte der Abstand um so größer erscheinen, und so mag es leicht entschuldigt werden, daß sich sein sittliches Urtheil nicht immer ganz rein von dem künstlerischen schied, zumal da das Kunstwerk selbst ja niemals die ethischen und ästhetischen Zeugungskräfte absolut trennen kann, sondern ewig die Thatsache einer Legirung der einen durch die andere nachweisen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Sängerklage.

Liebliche Sängerinnen, o kamt ihr zurück von der Reise,
Nachtigallen hieher an den verlassenen Ort?
Hat aus den Palmen- und Kokoshainen der Odem des Frühlings
Ueber den Ocean euch wieder herübergeweht?
Alles grünet und blühet; euch such' ich im Wäldchen, wie vormals,
Wo ihr alljährlich sonst mich Melodien gelehrt.

Aber, wehe! da hat das heilige Dunkel gelichtet
Der Holzhacker, umher wüthend mit grimmigem Beil.
Wo sind nun die Schattengehänge, die einst um die Nester
Und um die Lieder euch spannten das grünende Zelt?
Alles verschlang im Ofen daheim die gefräßige Flamme,
Welche die Speisen ihm kocht und vor dem Winter ihn schirmt.
Nimmer weilet ihr da; ihr schaut die zerstörte Behausung,
Singt im Vorüberziehn nur noch ein trauriges Lied.
Wiederhall ist es mir von Klagen anderer Sänger,
Denen als Zuflucht blieb nirgends ein friedlicher Hain.
Pflichtig ist alles in unserer Zeit dem gemeinen Bedürfniß,
Das auch die Muse zwingt unter sein knechtisches Joch.
Nimmer gedeiht was Großes; vorüberziehende Liedchen
Hört man nur noch; sie verwehn schnell in des Marktes Geräusch.

Julius Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Nützliche Wirksamkeit. Neue Schriften. Kunstausstellung.

Unter den mancherlei, zum Theil höchst betrübenden Erscheinungen der neuesten Zeit gibt es denn doch auch solche, deren Betrachtung den freundlichsten Trost darbietet. Während Eigennutz, Egoismus und Dünkel die höchsten Stufen erklommen zu haben scheinen, tritt auf der andern Seite die Theilnahme an fremdem Mißgeschick und die Bereitwilligkeit, Nothleidenden beizustehen, in das vollste, wohlthuendste Licht. Kaum ist im hiesigen Anzeiger (einem Tageblatte, dessen Einrichtung unter der neuen Redaktion an Zweckmäßigkeit wesentlich gewonnen hat) ein Aufruf zu Linderung des Elends durch Unglücksfälle hart betroffener Gemeinden, Familien, oder auch wohl ganz unbekannter, einzelner Personen geschehen, so beeilt sich Alles zu Linderung des Unglücks beizutragen. Und wie sehr sich auch zuweilen diese Aufrufe häufen, haben sie doch gewöhnlich einen zum Theil überraschend großen Erfolg. Ebenso taucht hier fortwährend eine Anstalt nach der andern auf, in der arme Kinder durch Beschäftigung vor dem Müssiggange bewahrt und zu einem thätigen und nützlichen Leben vorbereitet werden, obschon, wahrlich, die ehrenwerthen Unternehmer dabei auf einen mit ihrer Mühe auch nur einigermaßen im Verhältniß stehenden Gewinn gewiß nicht zu rechnen haben. Ebenso werden in Dresden — und man darf wohl annehmen, daß auch anderwärts ein gleiches wackeres Streben sich hervorthue — der Institute immer mehr, die eine Art von Vorschule für die Kinder bilden. Unstreitig müssen dergleichen Anstalten unter verständiger psychologischer Leitung die wichtigsten und heilsamsten Folgen für die geistige Richtung und Entwicklung der Zöglinge hervorbringen. Auch die Unternehmer solcher Kleinkinderschulen könnte nur Unkunde und Verläumdung des Eigennutzes beschuldigen wollen. Am wenigsten ist dies aber wohl möglich bei den Versuchen zur Abstellung eines wahrhaft empörenden Ungebührnisses, wogegen früher zwar auch zuweilen einzelne Stimmen sich erhoben, das aber gleichwohl fast allenthalben ganz ungescheut begangen werden konnte und begangen wurde. Ich meine die Schändlichkeit der Thierquälerei. Das Wort darf nur ausgesprochen werden, und jedem wird sogleich die endlose Menge betrübender Gestalten vor Augen treten, unter denen dieses Verbrechen noch immer jeden Augenblick vorzukommen pflegt: hoffentlich nicht lange mehr ungestraft; fast in allen gebildeten Ländern regt sich ja die Menschlichkeit laut dagegen. Deutschland konnte unmöglich die Hände in den Schoos legen bei einer Sache, welcher der Britte vielleicht zuerst eine zweckmäßige Aufmerksamkeit widmete. In Würtemberg, Bayern u. s. w. sind bereits freiwillige Ausschüsse zu Bekämpfung dieses Verbrechens zusammengetreten. Auch hier hat ganz neuerlich ein Rechtsconsulent Namens v. Ehrenstein sich der Gründung eines solchen Vereins unterzogen.

Der nunmehr öffentlich erschienene erste Band von „Dantes göttlicher Comödie," die Hölle enthaltend, durch Philalethes (bekanntlich den Prinzen Johann von Sachsen) deutsch bearbeitet, nimmt die ganze Aufmerksamkeit derer in Anspruch, die es wissen, mit welchem Fleiß und welcher Umsicht bei dieser Verdeutschung des so überaus schweren italienischen Gedichts zu Werke gegangen wurde. — Unstreitig enthält das Buch, welches unter dem Titel „Italica" ebenfalls erst vom Stapel gelaufen, besonders auch manche wichtige und interessante Notiz über die im vorigen Jahre vom Prinzen Johann gemachte Reise nach Italien, da der Verfasser der hiesige Bibliothekar Dr. G. Klemm ist, welcher den Prinzen dahin begleitete.

Fortdauernd hat die Kunstausstellung noch immer zahlreichen Besuch. Die meisten aus den entfernteren Gegenden eingegangenen Beiträge sind bereits wieder verschwunden. Dafür aber trafen zum Theil erst vor wenigen Tagen recht schätzenswerthe andere ein. So ist ein sehr großes Oelgemälde von unserm in Düsseldorf sich aufhaltenden Haag, Christus schlafend auf dem Meere, von seinen Jüngern umgeben, ein in mehrfacher Hinsicht verdienstvolles Werk. Ebenfalls aus Düsseldorf kamen ferner zwei Bilder: Moses, der die Töchter Reguel am Brunnen vor den Hirten schützt, und Jephta, auf den Tod sich vorbereitend, das erste von Bary, das zweite von Meyer, die ihren Verfertigern zur Ehre gereichen. Aus Rom langten auch ein paar interessante Leistungen an. Die erste, von dem wackern Künstler Linbau, ist ein sachkundiger Reiter, der eben einen wüthenden Stier zu tödten im Begriffe steht, dessen nach einer mit ihrem Kinde auf der Erde liegenden Frau gerichtete Gier durch das Dazwischenspringen eines Hundes für den Moment nach diesem sich wendet. Das zweite Bild von Hottenroth athmet die einnehmendste Naivetät. Die Handelnden sind zwei italienische Fischerkinder; die Handlung dreht sich um ein geangeltes Fischchen. Aber es quillt so viel Charakter und Leben aus Allem, daß die beiden markvollen Kindersgestalten jedem für Natur und Wahrheit empfänglichen Auge sehr anziehend erscheinen müssen. Und gerade wie dieses Gemälde als ein anmuthiger Spiegel zweier rohen Naturkinder erscheint, gibt ein anderes, eben erst von der Staffelei unseres Professors Vogel von Vogelstein zur Ausstellung gelangtes, eine gar seelenvolle Darstellung zweier kleinen Mädchen, unstreitig Porträts, einen nicht minder treuen Spiegel schuldlosen, innigen Kinderlebens aus den höchsten Kreisen der gebildeten Gesellschaft ab. Die beiden Kleinen, ganze Figuren, haben so traulich die Arme um einander geschlungen und tragen das Gepräge liebevoller Gemüther so einnehmend auf dem kindlichen Antlitz, daß sich auch von ihnen der Blick nur mit Mühe wieder trennen kann. Eine Menge anderer gelungener Kunsterzeugnisse wären noch zu besprechen, wenn es dazu nicht an Raum gebräche.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Oktober 1839.

> Die schöne Sehnsucht, welche du verspüret,
> Ein Höchstes frühe zu verstehn und Freistes,
> Hat auf die Spuren jenes großen Geistes
> Dich hergeführt, der alle Welt berühret.
>
> Platen.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Die Vossische Uebersetzung des Shakespeare war damals noch eine Neuigkeit, die man viel besprach. Jean Paul fragte mich, was Tieck davon halte. Dieser hatte sie höchlichst getadelt; Jean Paul war nicht mit dieser Meinung einverstanden, sagte aber das geistreiche und merkwürdige Wort: „Das glaube ich wohl: Tieck muß sie tadeln, aber die Ursach dazu ist er selber, weil er Besseres leisten könnte. Für ihn ist die Uebersetzung auch nicht gut, die uns gefallen darf."

Ueberhaupt, nachdem sich sein angeregter Eifer gegen Tadelnswerthes ausgelassen hatte, kehrte er aus natürlichem Wohlwollen und reiner Unpartheilichkeit von selbst zu verdienstlicheren Seiten zurück und verweilte mit sichtlicher Liebe dabei. Er kam beharrlich auf den schon oben angeführten Wunsch zurück, daß ein so kunstgebildeter Geist wie Tieck in seiner Nähe leben möge, und räumte frei ein, worin er sich ihm unterordnen, von ihm empfangen würde, ohne dabei seinem eigenen Standpunkt etwas zu vergeben."

Ueber Voß's Uebersetzung und Uebersetzungen (der Singularis bezeichnet die des Shakespeare durch den Sohn, der Pluralis die des Homer, Virgil, Horaz u. s. w. durch den Vater) äußerte er sich noch mehrfältig und zeigte eine große Vorliebe für dieselben, die in vieler Hinsicht gewiß begründet ist, wenn gleich das nahe Freundschaftsverhältniß zu beiden verdienten Männern, das sich wenige Wochen darauf noch enger schließen sollte, da Jean Paul in Heidelberg bei ihnen wohnte, nicht ohne Einfluß seyn mochte. Besonders machte er es für Johann Heinrich Voß als ein bleibendes Verdienst geltend, daß er die antike Welt heimisch in der deutschen Literatur gemacht habe; was davon in Schillers und Goethes Werke übergegangen sey, komme zum Theil gleichfalls auf Rechnung der durch Voß gegebenen Anregungen. Er nannte ihn den Reiniger der deutschen Literatur durch die alte. — Abermals wandte sich Jean Paul zu Tiecks Verdiensten um das Verständniß des Shakespeare und seine Verbreitung. Dabei brach er auf's Neue in die Klage aus, daß dessen so oft angekündigtes Werk über den großen brittischen Dichter nicht endlich zu Tage komme; er erwartete sehr viel davon. „Wenn ich," sagte er komisch zürnend, „den Meßkatalog in die Hand bekomme, ärgert mich Tieck jedesmal; denn eines der ersten Bücher, wornach ich suche, ist seines über Shakespeare, und jedesmal finde ich es, statt vorn unter den erschienenen Werken, hinten unter denen, die noch erscheinen sollen." — Ich entgegnete ihm darauf, daß Tieck einen ähnlichen Zorn

gegen ihn über seine unvollendeten Bücher, die unsichtbare Loge und die Flegeljahre hege, zu dem wenigstens eben so viel Ursache vorhanden sey; Jean Paul erwiderte darauf ungefähr dasselbe, was er mir am ersten Tage über diese Bücher gesagt hatte, so daß sich in diesem Punkte unser erstes Gespräch nur ausführlicher wiederholte.

Nach einer längeren Pause in seiner literarischen Thätigkeit war Tieck damals wieder als Novellendichter aufgetreten. „Die Gemälde" hatten als die erste Dichtung in dieser Gattung jene glänzende Reihe begonnen, die nach und nach zu einem so reichen Schatz der deutschen Literatur angewachsen ist. Jean Paul sprach mit großer Freude davon, daß sich hier Tieck ein neues Feld eröffne, auf dem er Sieger und Vorbild seyn werde. Er begrüßte sein klares, einer geläuterten Kunst entsprossenes Erzeugniß, welches die brennenden Farben, schroffen Contraste und ätzenden Stoffe entschieden verschmähte, mit welchen damals Hoffmann die Nerven des ästhetischen Geschmacks bis zur Abstumpfung und völligen Tödtung überreizt hatte, als einen wahren Genius des Heils für diese Gattung, der sie vor dem Sturz in einen Abgrund, dem sie entschieden zudrängte, zu retten bestimmt sey. Ueber Hoffmann selbst und einige andere beliebte Schriftsteller des Tages äußerte sich Jean Paul in einer spätern Unterredung mit mir, die ich im Verfolg schildern werde, ausführlicher. Ich muß aber in Beziehung auf das eben Gesagte hier bemerken, daß ich zwar dessen gewiß bin, was Jean Paul über Tiecks Gemälde gesagt hat, die Zeit, in der er es sagte, aber nicht mehr ganz sicher bestimmen kann. Mein Brief verläßt mich an dieser Stelle, und einer andern Erinnerung nach, die mir vorschwebt, hätte ich dies Gespräch zwei Jahre später mit ihm geführt, als ich ihn bei der Rückkehr von einer Schweizerreise auf einige flüchtige Stunden besuchte. Sehr möglich ist es, daß wir zu beiden Zeiten denselben Gegenstand besprachen und daher sich die Fäden der Erinnerung kreuzen.

Die Stunde war rasch vorübergegangen. Jean Paul selbst gab, plötzlich aufstehend, das Zeichen zum Ausbruch. Da fragte seine Tochter mich noch mit anmuthiger Freundlichkeit, ob mir der Criminalrath Hitzig und dessen Tochter Eugenie in Berlin bekannt seyen. Ich hatte es kaum bejaht, als Jean Paul mit wahrer Herzensfreude ausrief: „Da hast du einen gescheuten Einfall gehabt, Emma; nach diesen Freunden hätten wir uns schon längst erkundigen sollen." Und nun strömte sein Mund über von freundschaftlichen Aeußerungen über den trefflichen Mann und seine anmuthige Tochter, die vor Kurzem, glaube ich, einen Besuch in Baireuth gemacht hatten. Bei der Hochachtung und Liebe, die ich diesem verdienstvollen Freunde der Literatur selbst widme, * erquickten mich diese Aeußerungen der Freundschaft und innigsten Theilnahme doppelt. Ich gab Auskunft, so gut ich vermochte, und durch diesen, dem Freundesherzen Jean Pauls so eingehenden Gegenstand verlängerte sich unser Gespräch, das schon abgebrochen war, noch um ein Ansehnliches. Im Eifer, den Freund in Berlin durch einen Berliner lebendig und warm begrüßen zu lassen, vergaß man es, daß ich selbst meinen Weg nicht zur Heimath zurückwenden wollte, sondern noch Jahre lang davon entfernt zu bleiben gedachte. — Endlich schied ich, im Geist erhoben, und noch mehr im Herzen erquickt, baldigen Stunden der Wiederkehr mit Sehnsucht entgegen sehend. **

* Noch ganz neuerlich hat er sich echtes Verdienst durch seinen muthigen, schlagenden Angriff gegen den Unfug unserer, besonders der kritischen Tagesliteratur erworben.

** Wir brechen bei diesem natürlichen Abschnitt ab und lassen die Fortsetzung in Kurzem folgen.

A. d. Red.

Lübeckische Sagen.

(Fortsetzung.)

So vergingen vier Jahre, und hatte sich Bertram schon ein schönes Geld verdient für sein Theil, ja mehrmals auch seiner alten Neigung und Begier nachkommen können und weite Reise machen auf dem Meere nach dem Morgenland und Italien. Da traf es sich, daß er wieder fort sollte nach dem Morgenlande, Spezereien einzukaufen und köstliche Teppiche. Als er nun hintrat zu seiner Herrin, ihr's anzusagen und Abschied zu nehmen für die Reise, da fiel sie ihm um den Hals, wie sie solches schon je zuweilen gethan hatte, küßte ihn und sagte: „Lieber Bertram, wollt Ihr denn endlich nicht meinen Wünschen Gehör geben und mich heirathen? Ich will ja alles thun, was Ihr nur begehret, und will Euch all mein Geld und Gut geben und mit Euch hingehen in fremde Landen, wohin Ihr verlanget, wenn's Euch nicht genehm seyn sollte im Lande Hispania!" Da wurde es dem Bertram wohl etwas warm zu Sinn, denn Donna Laura war eine schöne Frau und zählte erst fünf-und-zwanzig Jahre, und der Teufel stieß ihn an und sagte: „Hier hast du Geld und Gut und alles, was nur dein Herz begehret; die Maria wird lange dein vergessen haben und einem andern Manne zugefallen seyn nach ihres Vaters Willen. Ein Hab ich ist besser als zehn Hätt' ich!" Aber er ermannte sich und dachte: ein Gelübde ist ein Gelübde, mag's brechen wer will und kann! und sprach zu Donna Laura: Er wolle

ihr dienen mit aller seiner Kraft und Fleiß, nach wie vor, und sie lieb haben wie seine Herrin und Mutter, denn er selbst habe nie von einer solchen gewußt. Aber heirathen könne er sie jezt und nimmermehr, denn das habe er seiner Maria versprochen zu Lübeck, wenn er heim käme nach zehn Jahren. Nun sey's heraus! — Da wurde Donna Laura zornig über die Maßen und zog einen Dolch (wie solchen wider alle Ordnung und Sitte die Frauen in Spanien zu tragen pflegen, da doch die Waffe nur des Mannes ist), und hätte den Bertram gewiß todt gestochen auf der Stelle, wenn selbiger nicht davon gesprungen wäre nach dem Schiffe und hätte demnächst die Anker lichten lassen.

Wenn nun gleich sonst der Bertram immer sehr fröhlich wurde, wie er auf's Meer kam, so saß er jezt doch trübselig in einer Ecke und sah und hörte nichts, denn er konnt' es gar nicht vergessen, daß ihn seine schöne Frau hatt' todt stechen wollen vor übergroßer Liebe. Und so blieb's den ganzen Tag, und er schaute unverwandt in die Wellen und aß nicht und trank nicht und gewahrte nicht, daß es tief Nacht um ihn geworden war. Das Schiff hatte indessen schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt, denn der Wind war günstig und eine frische Kühltje füllte die Segel. Da zog's mit einem Mal wie ein dichter Nebel durch die Dunkelheit daher, und der Wind ließ ab von Stunde zu Stunde, und die Schiffsleute fluchten und sezten alle Segel bei; aber es half nichts, Todtenstille lag auf dem Meer. Der Steuermann schaute noch einmal auf den Nebel, und das Steuer glitt aus seiner Hand, denn er zitterte am ganzen Leibe zum ersten Mal, seit er auf der See war, und er rief: „daß dich die Schwerenoth, es ist der fliegende Holländer!"

Da sahen die Schiffsleute auch hin und erkannten, daß er Recht hatte, und schrieen und fluchten durcheinander, also daß Bertram aus seinem Traum erwachte. Und er sah das beinweiße Schiff und die leichenbleichen Leute auf demselben, und sie hatten keine Augen im Kopfe. Näher und näher zog es heran; da gedachte er des alten Schiffers, fiel auf die Knie und betete laut ein inbrünstiges Gebet, und die Schiffsleute konnten's nicht lassen, sie mußten aufhören zu fluchen und Alle laut mitbeten. Und der Nebel wurde allmählig schwächer und schwächer und immer schwächer. Die Sonne ging auf über dem Meere, das Gespenst war verschwunden und ein frischer Wind füllte die Segel, daß das Schiff lustig dahin fuhr durch die Wogen, gleich wie Tags zuvor. Da kamen die Schiffsleute all und umfaßten des Bertram Knie, gleich wie eines Heiligen. Er aber wehrete es ihnen und ging hinab in die Kajüte und freute sich, daß er gestern seiner Maria treu geblieben.

Alles ging jezt eifrig an das Geschäft, aber ein alter Seemann schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn er uns auch nicht gefaßt hat mit Gottes Hülfe, so bedeutet's doch nichts Gut's. — Und so geschah's, denn auf den Abend kam ein Seeräuber des Weges, enterte das Schiff und führte die Mannschaft gefangen mit sich fort gen Marokko. Alldort wurden sie verkauft und verhandelt, und haben sich nimmer wieder gesehen.

Des Bertram Herr war ein Viehhändler, sonst ein guter Mann, nur daß er zuweilen seine Sklaven mit Ruthen streichen ließ, wenn ihm ein Vieh gefallen war, oder sonst was ihn unwirsch machte. Also verfloß ein Jahr und drüber, und war eitel Noth und Trübsal. Als nun aber der Bertram allmählig der marokkanischen Sprache wohl kundig wurde, auch der Heid, sein Herr, sahe, daß er wohl erfahren im Handel und Wandel, Rechnen und Schreiben, da durfte er ihm nicht mehr den Stall ausmisten und Vieh treiben, sondern ihm beistehen bei Kauf und Verkauf, also daß sein Herr auf die Lezt ein groß Vertrauen zu ihm gewann. Da ging es dem Bertram besser und er konnte frei umhergehen in der Stadt; war aber doch ein Sklave und grämte er sich zumeist, daß er nun nicht lösen konnte sein Gelübd und heimkehren nach zehn Jahren zu seiner Maria nach Lübeck.

Und wieder ein Jahr ging um; da begab sich's, daß, als Bertram einmal durch die Straßen ging, er einen großen Geldsack fand, so ihn aus aller Noth hätte lösen können. Aber er ließ schweigen die Stimme des Teufels, welche allzeit laut ist in schwachen Stunden, und sann nur darauf, wie er das Geld wieder geben möchte seinem rechtmäßigen Herrn. — Da kommt der Ausrufer des Weges und ruft: es sey ein Sack verloren mit vielem Gelde; wer's wiederbrächte, der sollte hundert Piaster haben zur Belohnung. Da ging der Bertram hin und brachte es; aber der Mann, dem das Geld gehörte, war ein rechter Heid und Erzschelm, bedankte sich zwar schönstens, als er aber das Geld gezählt hatte, da sagte er: „Ich sehe, daß Ihr Euch schon genommen habt, was Euch gebühret. In dem Sack waren achthundert Piaster, ich finde aber nur deren siebenhundert." Darob wurde der Bertram sehr zornig und sagte: „Ich hab's Euch nicht gebracht um den Lohn, aber solches dürft Ihr nicht sagen." Nun gingen sie vor den Kadi (also nennet man den Wetteherrn zu Marokko und sonst im Heidenland). Das war ein weiser und gerechter Mann, und als sie ihm erzählet und expliciret ihre Sache, ließ er jeden einen Eid schwören, daß dem so sey, wie er gesaget; darnebst sprach er wie folgt: „So du einen Beutel gefunden hast mit siebenhundert Piastern, du aber einen andern verloren mit achthundert dergleichen, so kann's nicht derselbe seyn, den du gefunden und jener verloren. Darum behalte deinen Sack, bis ein Anderer sich meldet, welcher einen verloren, wie du

gefunden.“ Und alles Volk pries den Richter und seine Weisheit.

Jezt ging der Bertram heim und kaufte sich los und ledig der Sklaverei und begann einen Handel hier und dort im heidnischen Lande, und der Himmel segnete von Neuem sein Werk, daß er reich wurde und wohl angesehen unter den Leuten. Also gingen noch vier Jahre dahin, und als die Zeit kam, daß er zehn Jahre nicht daheim gewesen, lud er sein Geld und Gut auf ein großes Schiff und fuhr gen Lübeck.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Kunsthandel. Concert und Theater. Leipzig.

Neben den übrigen ehrenwerthen hiesigen Kunsthandlungen, die außer dem, mit dergleichen Handel gewöhnlich verbundenen Verkaufe von Material zum Zeichnen und Malen, von Kupferstichen, lithographischen Blättern u. s. w. zunächst werthvolle Gemälde und Zeichnungen jezt lebender Künstler zum Gegenstande ihrer Industrie machen, behauptet das erst im vorigen Jahr hier errichtete Magasin de Beaux-Arts des Herrn Gaspar Weiß seinen eigenthümlichen Charakter. Die Produkte der ältern Malerei, Skulptur, Kupferstecherkunst u. s. w., um die es sich bei seinem Geschäfte am meisten handelt, sind ein Kunstzweig, der von den andern Kunsthandlungen bisher nur als Nebensache betrieben wurde. Die Unterhaltung einer ansehnlichen Sammlung von Kunstschäzen berühmter Maler der Vorzeit, wie sie Weiß hier aufgestellt hat, nimmt auch so bedeutende Geldkräfte in Anspruch, daß nur Wenige, neben der nachdrücklichen Verfolgung ihrer Hauptgeschäfte, sich gleichen Unternehmungen würden unterziehen können. Von mehreren, erst neuerlich bei ihm angelangten Gemälden ist mir eines unvergeßlich. Ist jemals die durch die Natur innigst verbundene Weichheit und Festigkeit eines schönen, jugendfrischen weiblichen Körpers mit allen Zeichen des regsten Lebens von der Kunst treu wiedergegeben worden, so ist es in dieser Jo des Correggio geschehen. Die Wolke um sie her verbirgt nur zur Nothdurft die Umrisse des wunderschönen Mädchens. Je länger unser Auge auf dem Bilde ruht, desto fester fühlt man sich durch die Täuschung bestrickt, daß von Kunst hier keine Rede sey, daß man die lebendige Natur selbst vor sich habe, und nicht bloß dem äußern, körperlichen Scheine nach, sondern mit allen ihren innersten, geheimsten Regungen. Einem solchen Werke gegenüber ist es Frevel, von dessen einzelnen Bestandtheilen, wie z. B. Farbe, Zeichnung, sprechen zu wollen. Diese todten Worte sind durch die Magie des Künstlers in lebendiges Fleisch verschmolzen worden, in das zarteste, seelenvollste Fleisch, das sich nur denken läßt. Möchte doch kein hiesiger oder durchreisender Kunstfreund versäumen, sich in dem Weiß'schen Magazin mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser Schilderung zu überzeugen.

Nächst dem neuen Concertmeister Lipinski trug die so ausgezeichnete Sängerin Ungher viel dazu bei, mit ihren zwei Gesängen aus Mozarts Titus dem köstlichen Conzerte im Palais des großen Gartens zum Vortheile des Schauspielerpensionsfonds eine höhere Bedeutung zu geben. Seit ihrer Abreise haben andere gastirende Bühnenkünstler uns, zum Theil mit Erfolg, zu unterhalten gesucht. — Als ein fortdauerndes Bild schöner Hoffnungen steht nun die äußere Gestalt des neuen Schauspielhauses, dem Mauer- und Steinmezwerke nach, vor uns. Fast jeder Vorübergehende gesellt sich zu den dort jeder Zeit sich findenden Beschauern, um ihr Wohlgefallen an den großartigen Verhältnissen dieses Gebäudes zu theilen. Vor Kurzem veranlaßte die Hebung des Hauses ein kleines öffentliches Fest. Unter Vorantragung von vier mit Kleidungsstücken und Utensilien mannigfachster Art reich überhangenen Nadelholzbäumen, wandelte nach erfolgter feierlicher Handlung ein Zug von mehreren hundert mit den Insignien ihrer Handthierung versehenen Bauhandwerkern in Feierkleidern über die Elbbrücke durch das Bautzner Thor nach dem Linkschen Badegarten, wo ihnen ein Gastmahl bereitet war. Noch ungleich zahlreicher würde die Begleitung des Festzuges durch Freiwillige aller Volksclassen gewesen seyn, hätte nicht gerade an diesem Nachmittage der Himmel seinen triefenden Regenmantel umgenommen.

Wie in Dresden, so nimmt auch in Leipzig die Parcellirung und Petrification der großen Gärten immer zu. Und vom Leipziger Häuserbau selbst zu sprechen, so zeugen besonders die meisten der in neuester Zeit entstandenen, zum Theil palastähnlichen, öffentlichen Gebäude, wie z. B. das Augusteum, mit seiner so reichen als genialen Ausschmückung, die Buchhändlerbörse, das neue Postgebäude u. s. w. von einem gediegenen Sinne für Zweckmäßigkeit und reinen Geschmack. Besonderes Lob verdient auch die unermüdliche Sorgfalt in der Pflege und Vervollkommnung der überaus reizend und mannigfach angelegten Parkpartien zwischen Stadt und Vorstadt. Statt daß in der Regel die zu Erhaltung solcher Anlagen erforderlichen guten Gewohnheiten immer mehr einzuschlafen pflegen, wacht über den dortigen ein ihre Verbesserung und Verschönerung nicht aus den Augen lassender Geist. Jeder Frühling vermehrt die bunte Mannigfaltigkeit der blühenden Sträucher und Stauden. Bekanntlich trägt mitten in diesen Anlagen ein Denkstein die Gesichtszüge und den Namen des längst verewigten Mannes, durch dessen Bemühungen dieser ergözliche Park zu Stande gekommen. Noch lebendiger als auf jenem Denksteine blühen Name und Bild des wackern Bürgermeisters Müller aus seiner alljährlich sich erneuenden und verschönernden grünen Schöpfung hervor. Auch die Nachtigall säumt nicht, ihm ihren Dank im Birkenwäldchen auszusprechen. — Die überaus stark benüzte Dampfwagenfahrt vervollkommnet sich in gleicher Weise. Seit dem 20sten des vorigen Monats dürfen in Folge der neuangelegten doppelten Bahn, die zu gleicher Zeit in beiden Städten abgehenden Wagenzüge in der Mitte nicht mehr auf einander warten. Beide Züge fliegen dicht an einander vorüber. Die Schnelligkeit der Reise wird dadurch noch befördert. So legte ich neulich in nur wenig über drei Stunden Zeit den Weg von 15½ Meilen zurück. Die Wagen rasseln mit den darin Sizenden an allen Gegenständen so rasch vorüber, daß die auf den benachbarten Landstraßen Reitenden und Gehenden wie Leute erscheinen, die bei aller Anstrengung, sich vorwärts zu bewegen, nicht von der Stelle zu kommen vermögen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Oktober 1839.

— Gottes Gang ist in der Nacht
Im Heer der Sterne, und ein Sternengang
Voll ew'ger Harmonien.

Herder.

Die neuesten Entdeckungen am Firsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

Ich unternehme es heute, die Leser über die neuesten Entdeckungen am Firsternhimmel zu unterhalten, über Bereicherungen der Astronomie durch Bestimmungen, mit denen sich die Sternkunde noch vor einer Anzahl von Jahrzehnden kaum zu schmeicheln gewagt haben würde.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts beschränkte sich die allgemeinste Ansicht von den Firsternen darauf, dieselben, nach der Analogie unserer Sonne, nur überhaupt auch für Sonnen zu halten, welche ebenfalls bloß ein Planetensystem umringe, deren Entfernung von uns zu ungeheuer sey, als daß darüber je specielle Ermittlungen gehofft werden dürften, und über deren Eigenbewegungen man sich mit ziemlich oberflächlichen Andeutungen begnügte. — Die bewundernswürdigen Aufklärungen, besonders unseres Struve, über die wahre Natur der Doppelsterne, seine und Bessels Bestimmungen einer Firsternparallaxe, und wieder seine und Argelanders Festsetzungen genauerer Werthe der Eigenbewegung vieler Firsterne und der Bewegungsrichtung unserer Sonne, als eines Firsterns, mit ihrem ganzen Systeme, haben unserer Kenntniß vom Firsternhimmel gerade in jenen drei Hauptpunkten eine ganz veränderte Gestalt gegeben, und ich werde diese großen Entdeckungen eben in der hier angegebenen Ordnung nunmehr näher betrachten.

Unter Doppelsternen versteht man bekanntlich solche Firsterne, welche auf das unbewaffnete Auge den nämlichen Eindruck hervorbringen, als wenn dasselbe nur einen einfachen Stern vor sich sähe, welche sich aber durch starke Fernröhren in zwei sehr nahe beisammenstehende Sterne auflösen. Gewöhnlich nimmt man für diese gegenseitige Entfernung etwa dreißig Sekunden an, und denkt man sich also am scheinbaren Himmelsgewölbe einen Kreis von diesem Durchmesser, innerhalb dessen statt zweier solcher Sterne drei, vier u. s. w. zusammengedrängt wären, so würde man statt eines bloßen Doppelsterns nunmehr einen drei-, vier- oder überhaupt mehrfachen Stern vor sich haben.

Eine aufmerksamere Beobachtung des Firsternhimmels zeigt eine außerordentliche Menge solcher Doppelsterne, so daß man gegenwärtig schon viele Tausende derselben kennt. Dieser bald entdeckte Umstand machte es sogleich unwahrscheinlich, daß diese Sterne ihre Duplicität nur ihrer Stellung gegen unser Auge, z. B. in einer mit demselben fast geraden Linie hinter einander verdanken, und daß sie also nur optisch doppelt seyn sollten, wiewohl es allerdings auch einzelne Fälle dieser leztern Art

gibt; man fand sich vielmehr veranlaßt, anzunehmen, daß dergleichen so sehr enge zusammengedrängte Sterne allermeistens in einer nähern Beziehung zu einander stehen, daß sie durch Attraction zu einem eigenen Systeme verbunden, kurz daß sie Doppelsterne im physischen Sinne seyn möchten, und die Verfolgung dieses großen Gedankens, an der Hand unendlich mühsamer Beobachtung, hat zu einer der wichtigsten Erweiterungen unserer Kenntniß des Fixsternhimmels die Veranlassung gegeben.

Weit entfernt nämlich, daß sich die Natur bei den Fixsternen auf die stete Wiederholung der oben angedeuteten Form unseres Sonnensystems beschränkt und in jenen Sternen also immer nur Sonnen mit einem Systeme von Planeten geschaffen habe, zeigen sich uns die Doppel- und mehrfachen Sterne im Gegentheil unter der Gestalt von Systemen, in denen begleitende Sonnen in zum Theil unendlich langen Umlaufsperioden um Centralsonnen kreisen. Hier tritt uns also eine früher nicht einmal geahnete Idee der Schöpfung entgegen; und wer möchte es nach einer so ganz unerwarteten Entdeckung verneinen wollen, daß sie noch ganz andere Wunder in den Tiefen der Himmel verberge?

Bei den meisten dieser merkwürdigen Systeme hat man, außer jener rotatorischen Bewegung begleitender Sonnen um eine Centralsonne in elliptischen Bahnen auch noch eine, dem ganzen Systeme inwohnende progressive Bewegung im Weltraume entdeckt, und es läßt sich, da absolute Ruhe der Weltkörper überhaupt nicht gedacht werden kann, zum Voraus annehmen, daß allen Systemen von Doppel- und mehrfachen Sonnen neben der rotatorischen Bewegung der begleitenden Sonnen eine solche gemeinschaftliche progressive Bewegung im Weltraume beigelegt werden müsse. Die Beobachtung, daß die Umlaufsbewegung der „begleitenden Sonnen" um die „Centralsonne" in allen diesen Systemen in elliptischen Bahnen erfolgt, hat aber außerdem noch zu einer überaus wichtigen Folgerung die Veranlassung gegeben. Es läßt sich nämlich mit vollkommen geometrischer Schärfe erweisen, daß, wenn ein Körper sich um einen andern in einer Ellipse bewegt, in deren einem Brennpunkte dieser leztere Körper steht, die Bewegung nach dem Newtonschen Attractionsgesetze erfolgt, welchem zufolge die Anziehung sich direkt wie die Masse und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält. Dieses erhabene Gesetz, durch dessen Auffindung Newton bekanntlich die scheinbar verwickeltsten Bewegungen unseres Planetensystems auf einen einfachen Ausdruck zurückgeführt hat, gilt also nicht bloß in den engen Grenzen dieses Systems, sondern geht von Sonne zu Sonne durch alle Himmel und ist demnach das große Gesetz des ganzen Universums.

(Fortsetzung folgt.)

Lübecksche Sagen.

(Fortsetzung.)

Bertram landete in Curhafen, brachte sein Hab und Gut in Hamburg bei einem guten Manne unter, darnach ging er nach Lübeck, daß er gerade am heiligen Pfingstsonntag morgens früh in die Stadt kam. Und er ging zuerst in die Kirche und dankte Gott, dann begab er sich zum Herrn Ghert Oldenkope, für welchen er sich Handelsbriefe schreiben lassen auf den Namen Brüdigam; denn also nannte er sich. Selbigen Tages hatte aber Herr Oldenkope seine Freundschaft zu sich geladen zum Mittagbrode, und weil er sahe, daß Herr Brüdigam ein so gar ansehnlicher Kaufherr sey, so entbot er ihn gleichfalls zu sich, daß er mit ihm speise.

Maria, Herrn Oldenkopes Tochter, grüßte die Gäste, als sie ankamen, denn seine Ehefrau war inzwischen im Herren entschlafen, und die Maria war gar schön und groß geworden; Niemand erkannte aber, daß Herr Brüdigam der arme Bertram Morneweg sey. Und er erzählte viel von seinen Reisen und Fahrten im Abend- und Morgenlande, auf die Lezt fragte er aber Herrn Oldenkope, ob er nicht auch einen Sohn habe, denn also hätte ihm sein Handlungsfreund gesagt; da wurde Herr Ghert ganz roth im Gesichte und sprach: „Ich habe einmal einen Burschen hinter'm Zaun aufgelesen und ihm viel Liebes erwiesen, der hat's mir aber schnöde gedankt und ist auf und davon gegangen in die weite Welt." Da stand die Maria auf, als er das sagte, und ging aus dem Gemach, und Bertram sah, daß sie weinte. Herr Oldenkope fuhr aber fort in seiner Rede: er hätte dem Bertram wohl Alles sonst vergeben und vergessen, nur nicht, daß er seine Tochter berückt mit bösen Liebestränken, also daß sie keinem Freier, so viel ihrer, reiche und adliche Herrn, gekommen seyen, habe die Hand reichen wollen, sondern immer gesagt, der Bertram käme doch noch wieder.

Alsobald stand Bertram auf und sprach: „Da hat sie wohl recht daran gethan, denn ich bin der Bertram Morneweg und werbe und halte an um Eure Tochter Maria, Herr Ghert Oldenkope." Und Alle wunderten sich sehr und mochten's nicht glauben. Aber der Bertram wies Alles urkundlich nach, daß Niemand mehr zweifeln konnte. Da war eitel Freude im Hause und die Maria sagte, ihr wär's gleich gewesen, als ob sie den Bertram erkannt hätte, und sie fiel ihm um den Hals, und sie küßten sich viel tausend Mal, wie sich's ziemt für Brautleute und einstige Ehegesponsen.

Des andern Tages aber bezeugte der Bertram, wie viel er habe in zeitlichem Gut, und daß er seines ehrlichen

Namens nicht verlustig gegangen in all den Fährnissen und Drangsalen, und Herr Oldenkope erstaunte fast sehr ob so großem Reichthum und sezte die Aussteuer fest demgemäß. Darnach begaben sie sich am Freitage nach Pfingsten um sieben Uhr des Morgens in die Catharinenkirche, Bertram mit seiner Maria, und verlobten sich und beschenkten sich. Der Bräutigam gab der Braut einen Vifflich * und sie gab ihm eine Badelappe und ein Hemd. Auf den Abend aber kamen die von der Freundschaft zum Herrn Oldenkope zum Gelage, und es ward getrunken und gegessen zur Genüge und die heimliche Musika, Pfeifer, Trommel- und Lautenschläger spielten dazu auf und war große Fröhlichkeit. — Darnach wurde die Aussteuer bereitet, und es wurde dem Bertram gestattet, in Ansehung seiner großen Reichthümer, und weil der Braut Vater von altem Geschlechte war, daß er eine Tag- und Pastetenhochzeit anrichten lasse, wie es sonst nur einem Patrizius zustehet. Also verging ein Jahr.

Demnächst am Freitage schickte Herr Oldenkope die zwei Schaffer aus, daß sie ihm laden auf den nächsten Sonntag vier-und-sechzig aus der Verwandtschaft und sonstigen Freundschaft, geistliche Männer und Rathsherrn aber, so viel ihrer nur waren. Am Sonntage, als wann die Hochzeit gehalten werden sollte, war die Braut um zehn Uhr im Kosthause und grüßte fein zierlich die Weiber und Jungfrauen von der Freundschaft, wie sie ankamen, Eine nach der Andern. Sie selber aber, die Maria, war angethan mit einem seidenen Hoyken, ** aber von ehrbarer Länge, daß er nicht nachschleppte; ferner trug sie eine seidene Summarien ***, mit Sammt verbrämt und oben mit Marderfellen, einen silbernen Dusing **** und ein Kleinod an einer Halskette, so wohl mehr denn ein Loth lauteren Goldes wog. Als es aber eilf schlug zu Sankt Marien, kam auch Herr Bertram Morneweg die Straße herauf mit der männlichen Freundschaft. Vor ihm her trat die große Musika, ihrer zwölf, mit lautem Schalle, und alles Volk lief zu Hauf und die Schiffer, mit denen er sich ehemals so viel vertrieben, kamen zu ihm Einer nach dem Andern und grüßten ihn und schüttelten ihm die Hände. Sein alter Schiffer kam aber nicht, denn der war todt und lag begraben zum Dome.

Darnach that sie der Priester zusammen vor dem Herrn, und sie gelobten eheliche Treu und Lieb bis in den Tod. — Auf der Diele in Herrn Oldenkopes Hause war aber ein köstlich Gelag angerichtet: Braten, Fisch, Wildpret und funfzig Pasteten, zwei Ohm Wein und

* Paternoster.

** Hove, steife Kopfbedeckung, von welcher hinten ein steifer, in Falten gelegter Mantel herabhängt.

*** Mantel.

**** Leibgürtel mit Glöckchen.

Krude * und Bier. Da kam der Spielgreve ** und beschaute alles, ob's recht war und nicht wider des Raths Verordnung. Und als er fort war, wurde das Mandelmuß aufgetragen, weil's verboten war, und alles sezte sich zu Tische, dankte dem Herrn und speiseten, je zwei aus Einer Schüssel. Das Schlafkämmerlein war aber verhängt mit einem köstlich gestickten, linnenen Vorhange, und das Hochzeitbette wog anderthalb Schiffpfund, das Kopfkissen war von Seide mit vergoldeten Knöpfen an den Ecken, umher brannten vierzehn pfündige Wachskerzen. Alldort speiseten Bertram und Maria ganz allein, als aber der Braten kam, ging Bertram hinunter zu seinen Gästen, die Frauen und Jungfrauen stiegen aber alle hinauf zur Braut, um ihr die Zeit zu vertreiben mit allerhand Kurzweil.

Da stand der Herr Burgermeister auf von der Tafel und sagte, er wolle auch noch eine Mitgabe bringen aus weiter Ferne, welcher der Herr Bräutigam wohl nicht gewärtig seyn möchte. Im Lande Hispania sey eine edle Frau gestorben mit Namen Donna Laura, die habe auf dem Sterbebette all ihr reiches Hab und Gut vermacht Herrn Bertram Morneweg, oder falls dieser verstorben seyn sollte, dessen Angehörigen, insonderheit dessen Pflegevater, Herrn Gherd Oldenkope und seiner Tochter Maria. Sie habe den Morneweg sehr lieb gehabt, und doch groß Unrecht an ihm zu sühnen, dieweil sie ihn vertrieben durch ihren Jähzorn von Hab und Gut. Selbige Urkunde sey durch die Gerichte zu Cadix im Lande Hispania einem hochweisen Rathe zu Lubeck übermacht. Es erzählte nun Bertram die Geschichte von Pippe Döhnken, und was sich sonst begeben mit der schönen Frau, und gelobte, er wolle ein Hospital davon stiften für arme, alte Burgersleute, zum Dank, daß ihn der Herr so glücklich behalten. Und ist davon gebauet das Hospital zum heiligen Geist, welches noch stehet bis auf den heutigen Tag.

Als man nun gegessen und getrunken zur Genüge und drüber und die Schaffer das Zeichen gegeben, daß die Zeit da sey, wurden drei Tänze gemacht, der lezte mit den Jungfrauen in Zucht und Ehren. *** Darnach brachten der Braut Verwandte selbige zum Bräutigam in's Schlafgemach, glückwünschten und schenkten ihnen

* Ein würziger Wein für die Frauen.

** Oberstadtmusikant.

*** So war's, wie auch heut zu Tag, nicht immer. (Siehe lüb. Hochzeitordnung v. 1612.) „Bei wehrenden Tantzen sollen die Menner vnd Gesellen im Tantzen, auch andern Conversationen mit Frawen vnd Jungfrawen sich züchtig vnd erbarlich verhalten, vnd soll das leichtfertig auffs vnd vmbswerffen, wie auch das vnerbare Niedersitzen verbotten sein. Diejenigen, so dagegen sich vngebührlich werden erzeigen, sollen nach gelegenheit mit einer zihmlichen Geldt Buße gestraffet werden. Anm. d. Herausgebers.

einen lebendigen Hahn. Demnächst ging Jeder heim, den Kindern und sonstigen Hausleuten zu bringen, was ihm verehret worden auf der Hochzeit, an Speiß und Trank.

Und Bertram und Maria lebten noch manches Jahr in Fleiß und Frömmigkeit, und Gott segnete auch fürder all sein Beginnen. Darnach sind sie sanft und selig gestorben und haben einen guten Leumund hinterlassen unter den Leuten bis auf diese Stunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Amsterdam, September.

Theater. Literatur. Vergnügungen.

Die Bewegung in Literatur und Kunst hält in Amsterdam keineswegs gleichen Schritt mit der großartigen Entwicklung des Handels. Indessen möchte es für den Deutschen doch nicht uninteressant seyn, zu sehen, wie sich der Holländer, unser Stammverwandter, im Brennpunkt seiner Kultur ergözt und mit seinen Künsten beschäftigt. Ich gedenke die Leser dieser Blätter im Laufe des bevorstehenden Winters davon zu unterhalten, und bezeichne im Folgenden vorläufig kurz den Zustand, wie er sich vom verflossenen Winter her gestaltet.

Das französische Theater, das hier im Jahr 1786 bloß von Liebhabern, unter dem Namen Collège dramatique, durch Subscription errichtet wurde und erst später öffentliche Vorstellungen gab, hat im vergangenen Winter gar keine Opern zur Aufführung gebracht, während wir darin früher häufig die neuere französische Musik und selbst Pariser Sänger und Sängerinnen hörten; es hat sich auf die Darstellung von Vaudevilles, einigen Tragödien und Comödien beschränkt und war besonders für die Vaudevilles ziemlich gut besezt. Mit dem deutschen Theater, worin fast nur Opern gegeben werden, und das für uns Deutsche hier sonst eine wahre Wohlthat gewesen ist, ging es noch übler; in Folge seiner heruntergekommenen Kasse war es spottschlecht besezt; im Januar endlich machte die Direktion bankerott und die Theatermitglieder spielten nun auf gemeinschaftliche Rechnung die Saison hindurch. Von einer neuen Unternehmung für den nächsten Winter hört man noch nichts, und da sich auch sobald kein anderer Direktor für dieses nicht rentirende Theater finden möchte, so steht zu befürchten, daß wir den folgenden Winter ohne deutsche Oper bleiben werden. Das holländische Theater dagegen, das von der Stadt administrirt wird, hat große Mittel und gewinnt eine immer größere Bedeutung. Das erste auf der Kaisersgracht erbaute Theater in Amsterdam bestand von 1658 bis 1772, in welchem Jahre es zu Asche brannte. Das gegenwärtige Haus wurde 1774 nur provisorisch ganz aus Holz hergestellt, jedoch ist es bei bloßen Entwürfen zu einem neuen Nationalschauspielhause geblieben. Jenes provisorische ist übrigens gut und geräumig gebaut und faßt nahe an 2000 Zuschauer; sein Vorhang, der das Schönste im Hause ist, stellt den Genius von Amsterdam vor, wie er auf dem Altar der feinen Künste eine Libation darbringt (gemalt von T. Kamphuizen nach dem Entwurfe von T. Kuiper). Diese Nationalbühne hat uns im verflossenen Winter nur einige neue recht hübsche Ballets gebracht, sowie ein neues Originaltrauerspiel, das großen Beifall errungen hat, leider aber in den französisch-romantischen Geist hinüberschweift. Die große Schauspielerin im tragischen Fach, die im Darstellen des Imposanten und Furchtbaren eine unglaubliche Wirkung hervorbrachte, die leider nur zu viel nachgeahmt wird, und welcher vom Könige wie von der Stadt Amsterdam eine lebenslängliche Pension bewilligt wurde, Frau Wattier Ziesenir, dann auch Andreas Snoek, der holländische Talma, sind noch unersezt und unvergessen. Sonst noch das alte Spiel, das alte Pathos, die alten Schauspieler Engelman, Everts, van Hulst, Peters und die (alten) Aktricen Engelman, Kamphuizen, Naret Kouing, Stoey rc.

In den Kunstschulen und sogenannten Akademien wird in der gewöhnlichen, ziemlich unkünstlerischen Weise gelehrt und fortgearbeitet; doch bemerkt man in Bezug auf Malerei und Skulptur einige Fortschritte. Auch in den vielen geschlossenen Gesellschaften und Kunstdilettantenvereinen, zumal in der Gesellschaft felix meritis, herrscht unausgesezt ein reges Leben und kommt manches Talent zum Vorschein. Die Literatur wird fast nur durch gelehrte historische Abhandlungen, sowie durch religiöse, kirchliche und politische Flugschriften und Traktätchen bereichert. Neben politischen sind jedoch auch hier und da belletristische Blätter entstanden, auch ein Magazin für fremde Literatur. Ebenso haben die neuen Gesezbücher, die im Allgemeinen günstig aufgenommen worden sind, viele Federn in Bewegung gebracht. Dem allgemeinen Wunsche ist dadurch genügt worden, daß man vom französischen Gesez, zumal von der Materie desselben abgelassen und sich wieder mehr dem altheimathlichen Rechte zugewandt hat. Es fehlt nur noch das Wichtigste, das Strafgesezbuch wie der Criminalprozeß, worüber wohl bald eine heftige Polemik wird geführt werden, da die Meinungen über das öffentliche Prozeßverfahren, wie auch über die Beibehaltung der alten öffentlichen Strafen (Prangerstellen, Brandmarken, Geißeln rc.) sehr gespalten sind. Bekanntlich sind die holländischen Richter von der Regierung durchaus unabsezbar und vielleicht in jeder Beziehung unabhängiger, als in irgend einem andern Lande. — Noch Einiges von unsern öffentlichen Vergnügungen. Der große Salon, ein großer Privatconcertsaal, war den ganzen Winter über zu einem Théâtre de variétés nach Pariser Art umgestaltet, wo kleine Theaterstücke, Possen, Schweizergesang, gymnastische Vorstellungen, Holz- und Strohinstrumentalmusik, Puppenspiel und Bauchrednerei und dergleichen vielfältig und ergözlich mit einander abwechselten; diese Einrichtung war hier neu und zog daher viele Menschen aus den mittlern Ständen an. Für fünfzehn Stuivers Entrée hatte die Person noch ein Glas Punsch, Bischoff rc. frei, oder auch mit Beilage von fünf Stuivers (das machte zusammen einen Gulden) eine halbe Flasche Wein. Diese Unternehmung soll sehr verbessert diesen Herbst wieder eröffnet werden. In den mille colonnes (so heißt ein prächtiger Säulensaal, dessen Wände von unten bis oben mit Spiegeln bedeckt sind, worin sich die Säulen unendlichmal abspiegeln) war das frühere Leben dagegen ganz erstorben. Nur einige alte Stammgäste nickten dort mit ihren schweren Köpfen zu dem meist vor leeren Stühlen erschallenden Spiel und Sang. Stescati, ein drittes öffentliches Concertlocal, wurde wieder sehr zahlreich besucht; es war ein vortrefflich und stark beseztes Orchester, was die Menschen in diese weiten Räume hinein lockte, die ich fast beständig angefüllt fand. — Die andern Vergnügungsörter, die Nachthäuser, die kleinen Lokalbühnen, wo das gute Volk sich halb todt lacht und weint, in alten Liedern und Erinnerungen schwelgt und sich an dem treuherzigen Heldenmuthe des Matrosen Jan herzlich erbaut — alle diese haben einen festen Nationaltypus und bestehen unverändert in alter Weise fort.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Oktober 1839.

Wenn die eine Zeit umwirft, was die andere gebaut, und es neu aufrichtet, so ist natürlich die Meinung, es besser zu machen; aber es wird nur anders, und man muß meist froh seyn, wenn es nicht schlechter herauskommt.

Lessing.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

Durch das gegen Westen gelegene Gitterthor des Tuileriengartens, dessen Pfeiler den Mercur und die Fama auf Flügelrossen, zwei herrliche Marmorgruppen von Coysevox, tragen, gelangt man unmittelbar auf den Concordeplatz, welcher von allen Plätzen in Paris der größte und gegenwärtig der schönste, wenigstens der am reichsten verzierte ist. Sein Name hat verschiedene Male gewechselt: bevor er in der neuern Geschichte durch die Hinrichtung Ludwigs XVI. welthistorisch beruhmt wurde, hieß er Place Louis XV. von einer Statue, welche man in seiner Mitte jenem Könige auf einem hohen Postamente errichtet hatte. Der „Vielgeliebte" saß zu Pferde, das Haupt mit Lorbeeren bekränzt, die Haare nach der damaligen neuesten Sitte frisirt, wie ein römischer Imperator gekleidet und von allegorischen Figuren umringt, welche die Kraft, den Frieden und die Klugheit darstellten und nicht recht zu der Hauptfigur passen wollten, weßhalb sie zu jener Zeit viel schlechte Witze und unter andern nachstehendes Distichon veranlaßten:

O la belle statue! o le beau piédestal!
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval!

Als der Vandalismus der Revolution die herrlichen Denkmale der Epoche Ludwigs XIV. auf dem Siegs- und Vendomeplatze zerschlug, als man selbst den populären König Heinrich IV. mit seinem ehernen Pferde vom Pont-neuf in die Seine hinabstieß, da war es freilich nicht mehr als recht und billig, daß man auch den „Vielgeliebten" von seinem Piedestale herunterriß, der diese rohen Ausbrüche der Volkswuth durch seine Maitressenwirthschaft und seine übrigen Regierungssünden vorzüglich verschuldet hatte. Im Jahr 1793 nannte man den Platz place de la Révolution, und an die Stelle der Reiterstatue Ludwigs XV. wurde eine kolossale Freiheitsgöttin mit geschwungenem Speere und daneben ein schmückendes Beiwerk ohne Allegorie, das Schaffot mit der Guillotine, aufgestellt, welches hier fünfzehn Monate lang aufgeschlagen blieb. Im Jahr 1800 wurde der Platz von dem ersten Consul place de la Concorde getauft und daselbst ein Obelisk von gemalter Leinwand auf einem hölzernen Fußgestell errichtet, um zu sehen, welche Wirkung der wahre Obelisk von Luxor machen würde, den Napoleon auf seinem Zuge in Egypten entdeckt und nach Paris zu transportiren beschlossen hatte, welches Projekt die damaligen Zeitverhältnisse zu nichte machten. Unter der Restauration votirte der Pariser Stadtrath die Summe von anderthalb Millionen Franken, welche zur Verschönerung des Concordeplatzes angewandt werden sollten; man

beabsichtigte, die Mitte des Platzes mit einem Trauerdenkmal zu Ehren des unglücklichen Ludwigs XVI. zu zieren, allein die Julirevolution ließ es dazu nicht kommen.

Der Concordeplatz wurde im Jahr 1763 nach den Entwürfen des französischen Architekten Gabriel angefangen und wird gegenwärtig nach den Planen des deutschen Baumeisters Hittorf vollendet. Er bildet ein ansehnliches, unregelmäßiges Achteck, dessen entgegengesetzte, parallel laufende Seiten gleich sind. Rechter Hand stößt er an die doppelte Colonnade der Gebäude des Garde-Meuble, zwischen welchen die breite Rue royale zur Magdalenenkirche und auf die Boulevards führt, linker Hand grenzt er an die Seinekais und an die prächtige Concordebrücke, zum Theil aus den Steinen der zerstörten Bastille erbaut, auf welcher man zur Deputirtenkammer und nach der Vorstadt Saint-Germain gelangt. Von den beiden andern Enden des Platzes stößt das eine an die Terrasse des Tuileriengartens, das andere an die elysäischen Felder. Auf den acht Ecken des Platzes stehen acht Pavillons im Zopfstyl, welche man nach der neuen Eintheilung als Postamente zu kolossalen Statuen benuzt hat, welche die acht ansehnlichsten Städte Frankreichs vorstellen: Marseille und Lyon von Petitot, Nantes und Bordeaux von Callouet, Straßburg und Lille von Pradier, Rouen und Brest von Corot. Diese Figuren sind im Allgemeinen nicht übel ausgeführt, aber ohne allen monumentalen Charakter; sie sehen aus, als wären sie Kinder einer Mutter oder Abdrücke einer Form. Die Modelle sind ziemlich richtig gezeichnet und mitunter sogar fleißig behandelt, aber ohne alles Leben, todt und steinkalt. Die Statuen und architektonischen Verzierungen, welche man unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. in den Gärten und auf öffentlichen Plätzen anbringen ließ, stimmen doch wenigstens mit der Denkart und Sitte der damaligen Zeit überein: die Statuen mit fliegenden Gewändern, als wären sie im Lauf versteinert worden, oder die possierlichen Ritter, in Eisen gepanzert, mit Zopf und Haarbeutel, alles das paßt noch leidlich zusammen, weil es mit guten Spolien vermischt ist und hie und da kein schlechter Kunstgeschmack hervortritt. Diese Werke der Bildhauerei sind immer noch schön im Vergleich mit den Werken der modernen Architekten und Bildhauer, welche troß aller Anleihen aus der antiken Welt und bei allen akademischen Kunstregeln ganz form- und phantasielos sind und sich abmartern, Ding- und Gestalten hervorzubringen, welche rein aus dem Nebel gegriffen werden, ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Bestimmung, und daher nichts sagen wollen. Die Monumente Ludwigs XIV. mit ihrer schwülstigen Pracht und ihren noch schwülstigeren Formen und Verzierungen, selbst die Denkmale aus der Zeit Ludwigs XV. bei allen ihren kleinlichen, zusammengedrehten Verhältnissen, bedeuten doch noch etwas, wenn es auch nur an den Haarwulst der Perrücken und an das dünne Zopfende erinnert. Arnolfo di Lago, Brunelleschi, Bramante, Jean Goujeon und Erwin von Steinbach würden diese Statuen eher anerkennen, als die kolossalen Standbilder des Concordeplatzes, welche, aus allen Kunstepochen und Kunststylen ungeschickt zusammengestoppelt, in gar keiner Beziehung zu ihren architektonischen Umgebungen stehen und ihre Bestimmung in jeder Hinsicht schlecht erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Wenn zunächst von der Anzahl der Doppelsterne die Rede seyn soll, so hat diese Frage in weitester Bedeutung eigentlich keinen Sinn: denn natürlich wird diese Zahl eben so unbeschränkt seyn, als das Universum des Sternenhimmels unbegrenzt und unendlich ist. In Bezug auf unsere Beobachtungen darf indeß angeführt werden, daß diese Zahl der uns wirklich bereits bekannten catalogisirten Doppelsterne bereits weit über 3000 beträgt, und daß jeder geschärftere Blick in den Fixsternhimmel täglich neue kennen lehrt.

Von anbetendem Erstaunen aber wird der menschliche Geist erfüllt, wenn er sich zur näheren Betrachtung der Eigenschaften dieser Weltkörper erhebt. Im Sterne ξ des großen Bären sind zwei Sonnen durch Attraction zu einem solchen Doppelsternsysteme vereint, deren Masse resp. 117 und 42, zusammen also 159mal so groß ist als unsere Sonne (wie man dies, mit Bezug auf das oben angeführte Newtonsche Gesetz, aus Beobachtung ihres gegenseitigen Attractionseinflusses folgern konnte); ihr Abstand von uns ist dabei zu 7½ Millionen Sonnenweiten bestimmt worden, den das Licht, welches bekanntlich in der Zeitsekunde über 40,000 deutsche Meilen durchläuft, in beiläufig 118 Jahren zurücklegen würde. Nimmt man für beide Weltkörper dieselbe Dichtigkeit an, wie für unsere Sonne, so sind ihre Durchmesser resp. 5- und 3½mal größer als der Sonnendurchmesser. Die begleitende der beiden Sonnen umkreist die Centralsonne in 60 unserer Jahre, und die halbe große Axe dieser Bahn ist mehr als 80mal größer als der Halbmesser der Erdbahn. — Diese so ungeheuern Weltkörper erscheinen uns aber gleichwohl

in der angegebenen Entfernung, deren Vorstellung die menschliche Einbildungskraft erliegt, als fast untheilbare Punkte, und ihr scheinbarer Durchmesser faßt kaum Hunderttheile einer Bogensekunde. Der Verstand hat noch Zahlen, unser sinnliches Vermögen aber hat keine Begriffe mehr für die Weiten, aus welchen sie zu uns herüberschimmern.

Gleichwohl ist, wie wir am obigen Beispiele, welches ich zu diesem Zwecke hervorgehoben habe, auf welches ich mich hier aber auch beschränken muß, so auffallend sehen, die Schätzung jener unendlichen Entfernungen der Fixsterne gegenwärtig geglückt, und ich befinde mich damit bei der Erörterung über die Bestimmung der Fixsternparallaxe, welche, wie oben angegeben, die zweite große Erweiterung unserer Kenntniß des Fixsternhimmels ausmacht. Da die Erde bekanntlich jährlich eine dem Kreise sehr nahe kommende Curve durchläuft, deren Durchmesser über 40 Millionen deutsche Meilen beträgt, so sollte man glauben, es müsse sich schon durch diese ungeheure Ortsveränderung unmittelbar eine solche Fixsternparallaxe ergeben. Gesezt, der Fixstern entspreche wirklich einer Vertikallinie, die man sich auf der großen Axe der Bahn in einem ihrer Endpunkte denken mag, so sollte doch die Gesichtslinie nach demselben Fixsterne, vom andern Endpunkte der Axe aus, nicht ganz parallel mit jener Vertikallinie gefunden werden, sondern wenigstens um ein Etwas vom rechten Winkel mit der Axe abweichen, welches Etwas dann eben die gesuchte Parallaxe (der Winkel am Sterne des durch beide Gesichtslinien und die große Axe der Erdbahn gebildeten Triangels) wäre; allein die seit Bradley unzählige Male und mit der allergrößten Genauigkeit wiederholten Versuche, auf diese Art eine Parallaxe der Fixsterne zu ermitteln, haben die Ueberzeugung gewährt, daß jener Winkel gewiß noch keine Sekunde beträgt, indem die unmittelbare Beobachtung der Gesichtslinien an beiden Endpunkten der großen Axe stets deren vollkommenen Parallelismus gezeigt hat, als wenn eine Basis von 40 Millionen Meilen gegen die unermeßliche Entfernung der Fixsterne gleichsam zu einem einzigen Punkte zusammenschrumpfte.

Schon der ältere Herschel hatte daher, statt dieser unmittelbaren Beobachtung, die schon oben von uns erwähnten optischen Doppelsterne zur gewünschten Ermittlung vorgeschlagen. Unter „optischen" Doppelsternen, im Gegensatze der beschriebenen physischen, versteht man nämlich, wie schon angeführt, zwei in den Tiefen der Himmel dergestalt hinter einander stehenden Fixsterne, daß sie dem Auge dicht neben einander erscheinen. Wir wollen zur Erleichterung der Vorstellung, einmal wieder annehmen, zwei Fixsterne, ein näherer und ein entfernterer, entsprächen der, auf einen Endpunkt der großen Axe der Erdbahn gedachten Vertikallinie dergestalt, daß sie sich, von hieraus gesehen, genau deckten, so würde sich auch die allerkleinste Parallaxe, am entgegengesezten Endpunkte der Bahn dadurch ergeben, daß der nähere Stern vom entfernteren, sey es auch um noch so wenig, abgerückt erschiene; und jede solche Verrückung zwischen zwei glänzenden Punkten auf blauem Himmelsgrunde läßt sich auf das allerschärfste messen.

Diese, hier in ihrer allgemeinsten Gestalt angedeutete Methode der Benützung optischer Doppelsterne zur Bestimmung der Fixsternparallaxe, d. h. also zur Ermittlung der Entfernung dieser Weltkörper von der Erde, ist nun, nach Herschels Vorschlag, von Struve und Bessel wirklich in Anwendung gebracht worden, und namentlich hat Struve aus solchen beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen des Fixsternes α (Wega, auch Lucida Lyrae) der Leier eine Parallaxe desselben von 0″, 125 * oder 1/8 Secunde gefunden, woraus dessen Entfernung von der Erde = 1,650,000 Sonnenweiten (zu zwanzig Millionen deutschen Meilen) folgt **. Damit ist also eines der allerwichtigsten Elemente der Sternkunde, dasjenige, auf dessen Festsetzung die Astronomen nach tausend vergeblichen Bemühungen fast ganz verzichtet hatten, auch bestimmt; und wenn die menschliche Einbildungskraft einerseits vor der ungeheuren Größe der gefundenen Entfernungen erschrickt, so kann man andernseits einer Wissenschaft ehrfurchtsvolle Huldigung nicht versagen, deren Anstrengungen es endlich doch geglückt ist, selbst diese Unendlichkeit des Raumes zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

* Fortgesezte Beobachtungen haben ihm diese Parallaxe etwas größer, nämlich = 0″, 131 gegeben.

** Bessel findet die Parallaxe von 61 im Schwan = 0″, 3165, woraus die Entfernung dieses Sterns = 700,000 Sonnenweiten folgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Die alten Sonntagsgesellschaften. Italienische Gesellschaft.

Mit dem alten Genf geht jezt auch ein eigenthümliches gesellschaftliches Institut der Stadt zu Grund. Ich meine die Sonntagsgesellschaften. Buben und Mädchen ungefähr Eines Alters und Eines Standes traten sonst in ein Kränzchen zusammen und vereinigten sich Sonntags abwechselnd bei einander. Es wurde harmlos geplaudert, gespielt und

getanzt. Dabei reichten die Aeltern des Gastgebers Thee, Aepfel und Brod zum Imbiß. Aus den Kindern wurden nach und nach Leute, sie blieben aber nach wie vor in ihrem Kränzchen zusammen, selbst wenn sich später die jungen Leute und die Mädchen verheiratheten; nur hatten sie dann das Recht, ihren Gatten oder sonst einen guten Bekannten einzuladen. Einfachheit und gute Sitte blieben mit guter Laune lange in diesen Sonntagsgesellschaften herrschend; man amüsirte sich köstlich, so lange diese Simplicität hier geltend blieb und Allen genügte. Aus diesen Gesellschaften gingen gute Ehen und aus diesen gute Kinder, wahre Sonntagskinder hervor. Man sprach sich unter alten Freunden und Vertrauten offen über Angelegenheiten der Familien und des Landes aus. Die erwachsenen Mädchen hörten den Männern zu oder sprachen mit, fragten und lernten dadurch ihr Vaterland kennen und lieben. Beim Besprechen der Familienangelegenheiten herrschte die größte Discretion, man urtheilte streng, und es waren so zu sagen Sittengerichte, aber alles Für und Wider wurde reiflich erwogen. Diese Sonntagskränzchen haben unstreitig viel Gutes gestiftet, wenn man ihnen auch die Begünstigung des Abschließungs- und Coteriengeistes vorwerfen muß, der noch immer bei uns herrscht, auch ohne jene Gesellschaften, also wahrscheinlich im Blute liegt. Nach und nach aber schlich Prätension und Luxus in diese Kränzchen ein. Statt des Thees mit Aepfeln und Brod erschienen hier und da theure Leckereien, Limonade, Wein, Punsch und Eis. Dadurch wurden auch die Unbemittelten zu gleichem Aufwand gezwungen. Dies allein hätte genügt, um die Sonntagsgesellschaften in Verfall zu bringen; es wäre dazu die neue Gestaltung der Societät mit weniger Einfalt und Gutmüthigkeit, aber mit vieler Prätension und Scheelsehen gar nicht nöthig gewesen. — Die sogenannten Cercles sind ein trauriger Ersatz dafür, denn darin vereinigen sich nur Männer, und zwar nicht Jugendfreunde, die sich von Kindheit auf kennen und Vertrauen zu einander haben, sondern zahlende Mitglieder zu Tabakrauchen, Kartenspiel, Billard, Zeitungslesen, Essen und Trinken und etwas wenigem Gespräch über Landesangelegenheiten. Niemand wagt seine Ansichten gegen eine in dem Cercle herrschende Meinung auszusprechen, denn damit könnte man anstoßen und andern böses Blut machen. So weit ist es mit dem Genfer Republikanismus gekommen!

Ein hier lebender Italiener hatte vorigen Winter den guten Gedanken, unsere musikalische Gesellschaft zum Mittel- und Vereinigungspunkt des socialen Lebens machen zu wollen, und recht interessant ist, was er in dieser Beziehung über Italien und italienische Gesellschaft sagt. Seine Bemerkungen verdienen hier um so mehr eine Erwähnung, da in der neuesten Zeit deutsche Schriftsteller behauptet haben, in Italien gebe es gar keine Gesellschaft. „In Italien — sagt mein Gewährsmann — bildet nicht bloß die Musik, sondern die intellektuelle Cultur überhaupt, diese Cultur in ihrem ganzen Umfang, eine republikanische Gleichheit, die in unserem Land unmöglich, in dem republikanischen Genf aber ganz leicht und an ihrer Stelle zu seyn scheint. Die Deklamation nimmt dort unter den geselligen Künsten die erste Stelle ein, und Frau von Staël hat in ihrer Corinna nicht übertrieben, wenn sie von dem Enthusiasmus spricht, der sich in den Liebhabergesellschaften Italiens zeigt, wo Leute aus allen Sphären der Societät zusammenkommen, um vorzügliche Werke der nationellen Dichtkunst herzusagen. In der reizenden Villa des Marquis Sampieri zu Bologna werden im Frühling und Herbst die glänzendsten musikalischen und dramatischen Soireen gehalten. Im Palast der Prinzessin Hercolani vereinigen die Künste alle Classen der Gesellschaft von Bologna. Die dramatischen Abende bei dieser Dame haben einen besondern Reiz durch unsern herrlichen Komiker Lombardi. Andere Gesellschaften sind aus andern Elementen gebildet. So vereinigte z. B. die der Concordi vor einigen Jahren die Professoren der Universität, Maler, Studenten, Einwohner von Bologna, Regierungsbeamte und Kaufleute. Da wurden dramatische Darstellungen zu wohlthätigem Zwecke gegeben. Hier sah man Orioli, einen Mann von encyklopädischem Wissen, Costa, dem seine Schriften in der Literaturgeschichte und Philosophie einen ausgezeichneten Rang erworben haben, Gherardi, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und ausgezeichneten Mathematiker, den berühmten Arzt Tomasini und mehrere andere verdiente Männer. Alle nahmen Theil an den dramatischen Darstellungen. Bei dieser glücklichen Mischung aus verschiedenen Classen findet jeder Theilnehmer seine Rechnung. Der Gelehrte hat seinen Doktorhut zu Haus gelassen und vergißt wenigstens für einige Stunden seine Bücher und Stubengelehrsamkeit; der Künstler lebt nicht immer in seiner idealen Welt, sondern sucht seine Einbildungskraft zu beruhigen; die Studenten und andere jungen Leute gewinnen wesentlich im Umgang mit Männern, die durch Kenntnisse und Geist ausgezeichnet sind; die Kaufleute gewinnen die Ueberzeugung, daß es in dieser Welt noch etwas Anderes gibt, als Addiren, Multipliziren und Subtrahiren. So erweitert Jeder den Kreis seiner Ideen zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen. Man glaube aber ja nicht, daß darum alles drunter und drüber gehe. Die Mitglieder der Gesellschaft kennen sich alle nach ihrer Stellung; sie behandeln sich mit einer gewissen vertraulichen, aber decenten Freundlichkeit; diese schließt jedoch keineswegs Rücksichten aus auf Rang, Alter und Geschlecht. Nur denken sie nicht immer an ihre Stellung in der Welt. In diesen Vereinen herrscht eine sehr angenehme Gutmüthigkeit, die der Italiener schmerzlich vermißt, wenn er über die Alpen kommt. Hierin zeigt sich ein sonderbarer Contrast. Bei uns in Italien ist die politische Freiheit nur ein Wort, das selbst nicht immer ohne Gefahr ausgesprochen werden kann. Dagegen herrscht Freiheit und Gleichheit in unsern Gemüthern; Erziehung und Talente führen bei uns ebenso zu Achtung als Reichthum und Titel. Anderwärts aber gibt es Leute, welche die Worte Freiheit und Gleichheit immer im Munde führen, und Orte, wo sie auf allen Wänden steht, während die Eitelkeit des Rangs und des Vermögens allmächtig über die ganze Gesellschaft herrscht. Genf vereinigt die Civilisation großer Hauptstädte mit den Vortheilen kleiner Städte; in Genf kennt sich Jedermann, man könnte da zusammenkommen, ohne sich zu vermengen. An Gelehrten, Literatoren, Künstlern und andern ausgezeichneten Männern fehlt es hier nicht. Aber nirgends trifft man sie vereinigt; jeder lebt in seinem Zirkel, wie im Orient Niemand aus seiner Kaste tritt, um sich mit einer andern zu mischen. Unbegreiflich ist's, wie die Genfer jene freundlichen Lebens- und Gesellschaftsbeziehungen missen mögen, die uns Italienern die Erinnerung an unser Vaterland so theuer und angenehm machen. Das Wort Casino bedeutet nicht bloß eine Vereinigung von Musikern, sondern auch von Literatoren, Wissenschaftsleuten, Künstlern u. s. w.; überdies vereinigen sich da nicht bloß Männer, sondern auch Frauen."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Oktober 1839.

> Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß die Beobachtungen endlich über die Grenze hinausgeführt haben, welche sie überschreiten mußten, damit die Entfernung eines Fixsterns von dem Unermeßlichen in das Meßbare übergehen konnte. — Diese Entfernung ist aber so groß, daß sie nur begriffen, nicht versinnlicht werden kann.
>
> Bessel.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Der allergrößte Theil der Fixsterne muß gleichwohl noch unendlich viel weiter von uns entfernt seyn. Nimmt man z. B., der Wahrscheinlichkeit gemäß, an, daß der Sirius, welchen man seines Glanzes und seiner scheinbaren Größe wegen immer für einen der nächsten Fixsterne gehalten hat, auf den sich aber die obige Methode der Parallarenbestimmung, seines Standes wegen, nicht anwenden läßt, nur ein Weltkörper von mittlerer wirklicher Größe sey, so müssen diejenigen Fixsterne von ähnlicher Größe, welche uns dessen ungeachtet nur durch starke Instrumente sichtbar werden, nach einer Schätzung des älteren Herschel, wenigstens um 900 Siriusweiten von uns abstehen. Dieser Ausdruck hatte, für Bestimmung des wahren Abstandes, sonst nur eine völlig relative Bedeutung; nachdem es nun aber gelungen ist, doch schon eine wirkliche Fixsternentfernung zu ermitteln, so sehen wir uns wenigstens auf dem Wege absoluter Angabe. Um diesen von der Astronomie einzuschlagenden Weg anzudeuten, bemerken wir aber, daß derselbe Herschel Beobachtungen über die Sterne im Degengriff des Perseus anführt, welche mit großer Sicherheit zu zeigen scheinen, daß hier Sterne hinter einander liegen, deren Entfernungen sich von 24 bis 342 Siriusweiten zu erstrecken scheinen. Dieser Sternhaufen zeigt nämlich dem bloßen Auge keinen einzigen einzelnen Stern deutlich; wendet man aber ein Fernrohr darauf an, welches zweimal so tief in den Raum eindringt als das bloße Auge, so wird man einige Sterne deutlich darin gewahr, und die Zahl solcher sichtbar werdenden Sterne in diesem Sternhaufen nimmt bei Anwendung immer stärkerer Instrumente zu, bis man ein Fernrohr wählt, welches $28\frac{1}{2}$ mal tiefer als das bloße Auge in den Raum eindringt. Nun wird das bloße Auge noch Sterne gewahr, welche 12mal lichtschwächer sind als Sirius und von denen man also annimmt, daß sie auch 12mal weiter von uns abstehen, d. h. es dringt zwölf Siriusweiten tief in den Raum ein, und ein 2mal tiefer eindringendes Instrument reicht also bis zu 24 Siriusweiten, gleichwie ein $28\frac{1}{2}$ mal stärkeres bis zu 342 solcher Weiten, was die oben von uns angegebenen Zahlen sind. — Struves Festsetzung ist daher von unberechenbarer Wichtigkeit; denn man übersieht nach diesen Schlüssen, daß die Anwendung seines Verfahrens auf einen, in der Nähe sehr entfernter Sternhaufen befindlichen optischen Doppelstern eine Aussicht auf sehr genäherte Bestimmung der absoluten Entfernungen aller Sterne dieser ganzen Gruppe eröffnet. Welche

Erwartungen und Hoffnungen darf die Sternkunde übrigens nach diesem ersten Schritte nähren, und wohin wird derselbe in einer Zeit führen, welche sich durch ihren Riesengang bereits einen so ganz ausgezeichneten Charakter erworben hat.

Was endlich die progreßive Eigenbewegung der Firsterne betrifft, und namentlich unserer Sonne, als eines solchen Firsterns, mit ihrem ganzen Gefolge von Planeten, Monden und Kometen im Weltenraum, auf welche wir nunmehr übergehen, so mußte freilich bereits das bloße Nachdenken von vorn herein darauf führen, da, wie wir schon oben angedeutet haben, eine absolute Ruhe im Weltenraum undenkbar ist. Die nähere Festsetzung dieser eigenen, scheinbar rein progressiven, aber unzweifelhaft auf einen Centralkörper oder doch einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bezüglichen, und also Umlaufsbewegung, gehört ganz der neuesten Astronomie an, im Allgemeinen ist sie aber doch schon von Halley durch Vergleichung mit Sternpositionen, wie sie Ptolemäus angibt, bemerkt worden; ja, für einige hellere Sterne hat theils er, theils Cassini bereits die Größe dieser Fortrückung bestimmt. Der große deutsche Astronom Tobias Mayer gab ein vollständigeres Verzeichniß solcher Eigenbewegungen von siebzig Sternen; hiernächst aber unterwarfen die neueren Astronomen Piazzi, Maskelyne, Struve, Bessel diesen wichtigen Gegenstand einer wiederholten Untersuchung, und es hat sich dabei eine bedeutende Ortsveränderung vieler Firsterne ganz unzweifelhaft ergeben. So rückt, um uns nur auf einige Beispiele zu beschränken, μ der Cassiopeja in 100 Jahren um 6′ 10″ fort, δ im Eridon in derselben Zeit um 6′ 44″ u. s. w.; und Bessel führt noch als ganz besonders bemerkenswerth an, daß sich unter den Sternen, deren progressive Bewegung bedeutend ist, namentlich viele Doppelsterne befinden, wie wir denn die vereinte rotatorische und progressive Bewegung dieser Systeme auch schon vorne hervorgehoben haben. Ist nun aber unsere Sonne ein Firstern, so konnte man, nach Entdeckung der Eigenbewegung der übrigen Firsterne, nicht umhin, auch ihr analog eine solche Eigenbewegung im Weltenraume, mit Nachziehung ihres ganzen Planetensystems, beizulegen, und diese Bewegung der Sonne mit ihrem Planetengefolge unter den übrigen Firsternen muß einen Einfluß auf den scheinbaren Ort dieser lezteren, ganz besonders der näheren, äußern.

Man übersieht in der That auf den ersten Blick, daß diejenigen Sterne, auf welche sich der irdische Beobachter im Gefolge der Sonne zubewegt, für ihn auseinander, diejenigen aber, von denen er sich entfernt, dagegen näher zusammen zu rucken scheinen müssen; die große Schwierigkeit bestand nur darin, die dabei angeführtermaßen zugleich stattfindenden wirklichen Bewegungen der Sterne von diesen scheinbaren Ortsveränderungen zu trennen; und diese Schwierigkeit erschien so groß, daß selbst der berühmte Wiener Astronom Littrow noch vor wenigen Jahren fast die Unmöglichkeit der Ueberwindung derselben behauptete. Indeß hatten sich doch vor einer Anzahl von Jahrzehnden schon Herschel (der Vater), Prevost und Klügel mit einer vorläufigen Erörterung der Frage nach dieser progressiven Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume, und namentlich der Richtung derselben beschäftigt, und sich dabei der oben erwähnten, von Mayer entworfenen Tafel der Ortsveränderungen mehrerer Firsterne unter dem Gesichtspunkte eines zu trennenden Aggregats wirklicher eigener Bewegungen und scheinbarer, durch die Sonnenbewegung verursachter Ortsverrückungen bedient. Uebereinstimmend gelangten aber jene drei ausgezeichneten Männer bei ihrer Untersuchung zu dem Resultate, daß der größte Theil dieser, durch zwei conspirirende Ursachen hervorgebrachten Ortsveränderungen der Firsterne vom Fortrücken des Sonnensystems herrühre; und sie bestimmten die Richtung dieses Fortrückens dergestalt, daß Herschel einen unfern λ des Herkules in 257 Grad gerader Aufsteigung und 27 Grad nördlicher Declination gelegenen, Prevost dagegen den durch 230° der Aufsteigung und + 25° der Declination bezeichneten Punkt als denjenigen erkannte, auf welchen unser Sonnensystem losrückt, Klügel, welcher die Aufgabe nur analytisch behandelte, sich aber für Herschel entschied.

(Fortsetzung folgt.)

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

In die Mitte des Concordeplatzes ist bekanntlich vor drei Jahren der Obelisk von Luxor gesezt worden, allen Einwendungen und Regeln des guten Geschmacks und der Perspektive zuwider. Von diesem Punkte aus hat man die Einsicht in vier Avenuen, wie sie so vereinigt nicht zum zweiten Mal in der Welt vorkommen. Gerade vor uns haben wir die breite, in der Mitte gepflasterte und zu beiden Seiten macadamisirte Fahrstraße, welche durch die elysäischen Felder zur Barrière de l'Etoile führt und an ihrem Ende den großen Triumphbogen zeigt; drehen wir uns um, so öffnet uns die Mittelallee des Tuileriengartens den Blick auf den Palast des Königs;

rechts, jenseits der Seine, sehen wir die hintere Façade der Deputirtenkammer, und links das corinthische Säulenportal der Magdalenenkirche. Diese doppelte Ansicht durchschneidet der Obelisk auf's Unangenehmste, besonders nach der Barrière de l'Etoile, wenn die Sonne untergeht und der Triumphbogen sich von einem glühenden Goldgrund abhebt. Der Obelisk selbst ist allerdings eine der größten Merkwürdigkeiten in Paris, als das einzige Monument dieser Art im Norden von Europa. Die französische Regierung wählte bekanntlich den kleineren von den zwei Obelisken, die sich vor dem großen Pylon des Tempels oder Palastes in dem nach dem Dorfe Luxor genannten östlichen Theile von Egyptens größter Hauptstadt, Theben, befanden. Er ist aus einem einzigen Granitblock gehauen und 73 Fuß hoch. Drei senkrechte Reihen von Hieroglyphen bedecken seine Seitenflächen; die mittlere ist ein wenig ausgehöhlt, die andern beiden sind flach, und dieser Unterschied veranlaßt eine angenehme Mannigfaltigkeit der Lichtreflexe und Schlagschatten. Auf dem Sockel sieht man vier hundsköpfige Affen, welche auf der Brust dieselbe Inschrift tragen wie die vielen Namenringe der vier Seitenflächen, worin die Biographie des Sesostris enthalten seyn soll. Das Piedestal, dessen Ost- und Westseite vor Kurzem mit einer goldenen Inschrift verunstaltet wurde, ist aus drei, an den Küsten der Bretagne gebrochenen Granitblöcken zusammengesezt und ungefähr 25 Fuß hoch, so daß das ganze Monument kaum die Höhe von 100 Fuß erreicht und in seinen kolossalen und weitläuftigen Umgebungen völlig zusammenschrumpft. Das umher gezogene zierliche Gitter mit vergoldeten Spitzen macht einen komischen Eindruck und nimmt sich gar kleinlich aus.

Dreißig bis vierzig Schritte weit vom Obelisken, in der Achse der Concordebrücke und der Rue royale werden zwei Fontainen aufgestellt, in der Art, wie die Brunnen am Obelisken der Peterskirche in Rom, jedoch viel reicher und mit einer größeren Wassermasse ausgestattet, welche aus dem Ourcqkanal hergeleitet wird. Da diese Brunnen noch nicht ganz vollendet sind, so kann man nicht sagen, wie sie sich ausnehmen werden. Die fertigen kreisförmigen Bassins von polirtem Stein, mit buntfarbigem Marmor ausgelegt, sind übermäßig hoch und verbergen den Wasserspiegel allen denen, welche keine sechs Schuh messen. Der eine Brunnen ist der Flußschifffahrt, der andere der Seeschifffahrt gewidmet; sie sollen mit einer Menge gußeiserner Statuen von Fluß- und Meergöttern u. dergl. besezt werden. Für das Fleisch der Statuen will man die rothe, die sogenannte florentinische Bronze nachahmen; die Gewänder sollen grün bronzirt und alle Nebenwerke und Ornamente vergoldet werden. Am besten wäre es wohl gewesen, den Obelisk im Hofe zwischen Tuilerien und Louvre oder sonst vor einem öffentlichen Gebäude aufzustellen und in die Mitte des Concordeplatzes einen einzigen hübschen Brunnen zu setzen, welcher den ganzen Platz geziert und die schöne Aussicht auf die vier Avenuen nicht verdorben hätte.

Die mit Erdharz mehrfarbig gepflasterten Räume des Platzes zwischen den aufgemauerten Gräben, welche den Platz fast von allen Seiten einschließen, machen einen hübschen Effekt; nur ist zu bedauern, daß die vierzig gußeisernen Kandelaber mit vergoldeten Knäufen, welche Gaslaternen tragen, zu weit vorgerückt und dem Anfahren ausgesezt sind. Die zwanzig Rostralsäulen, welche längs der Grabengeländer stehen und zur Beleuchtung und Verzierung des Platzes dienen, sind schwerfällig, geschmacklos, abscheulich. Sie gehören einer sehr gemischten Ordnung an; die Knäufe haben kein Blumenwerk, sondern sind aus den Symbolen des Handels, der Landwirthschaft, der Kunst und Wissenschaft, also aus Minerven-, Ceres-, Apollo- und Merkursköpfen zusammengesezt. Mit einem Worte: die Verzierung des Platzes ist verunglückt. Man hat viel Geld und Gold daran verschwendet, und dafür einzelne hübsche Details, aber kein reines, zusammenhängendes Ganze erhalten. Das Beste daran ist die Gasbeleuchtung; eine Menge von Laternen verbreiten Abends eine glänzende Helle, welche hier allerdings Noth thut. Der Concordeplatz ist vielleicht der begangenste, berittenste, befahrenste von allen Plätzen in Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Moden.

Der Genius der Moden ist bekanntlich ein Wesen, das im Sommer seinen Winterschlaf hält. Mit den ersten Herbstnebeln reibt er sich zwar die Augen und besinnt sich; wie aber die Seele des Menschen, der über einem lebhaften Gedanken eingeschlafen, denselben beim Erwachen sogleich wieder aufnimmt, so fällt auch der erwachenden Mode vorläufig nichts ein, als die Formen, nach deren Produktion sie sich im Sommer zur Ruhe begeben. Somit ist im Augenblick der schönen Welt wenig zu berichten, was sich nicht von selbst verstände. — Zu lezterem gehört, daß man nachgerade den Kleidern aus Mousseline und Jaconas den Abschied gibt und zu den leichten Seide- und Wollenstoffen greift, wie sie für diese Jahreszeit vorzugsweise passen, zu Foulards, Gros de Naples, Wollbattist. Es ist dies ein wichtiger Abschnitt im Modejahr, und in den Gefühlen, mit welchen das elegante Frauenzimmer diesen Tausch vornimmt, mischt sich die Wehmuth über den entschwundenen Sommer mit der frohen Spannung auf die Genüsse des bevorstehenden Winterfeldzugs. — An der Façon der Kleider macht sich nichts bemerklich, als daß sie immer tiefer ausgeschnitten werden, und es muß hierin, der Natur der Sache nach, bald zu einem Stillstand kommen,

worauf sodann, wie immer, die Bekleidung der Schulter noch schneller hinaufrücken wird, als sie sich herabgezogen. Bei Moden, wie diese, bleibt es dem, der das Modewesen nur mit dem Verstand betrachtet, ewig unbegreiflich, wie ihnen nicht durch eine Revolte der unzähligen Weiber, welche dadurch auf's Unvortheilhafteste bloßgestellt werden, auf halbem Wege ein Ende gemacht wird. — Auch bei den Aermeln ist's beim Alten; man will aber wissen, daß leicht die Schlitze in spanischer Weise, eine sehr kleidsame Form, wieder aufkommen könnten. Im Fache der Shawls herrscht vollkommene Anarchie; am orthodoresten, mit einem leichten Anstrich von Gemeinheit, sind die von glacirtem und schwarzem Taffet mit Fransen und Spitzen. — Der Hauptstoff zu Hüten ist Sammt, und zwar von hellen Farben. Sie sind noch immer vorne kurz, aber an den Seiten weit herabgehend, und dem muß wohl so seyn, wenn das englische Lockensystem definitiv Wurzel faßt. Auf den Sammthüten trägt man auch Sammtblumen. — Zum Befestigen der leichten Shawls sind Nadeln aufgekommen, welche mit farbigen Steinen Blumen vorstellen. Die Ketten sind äusserst massiv und werden zwei, dreimal um den Hals geschlungen; sie werden auch als Armbänder gebraucht. — Die Pariser Modeberichte sind oft durch ihren Ernst äusserst komisch. Man muß aber bedenken, daß der Handel mit Gegenständen des Luxus und der Mode für Paris eines der wichtigsten materiellen Interessen ist. Die folgende Stelle z. B. ist in einem Tone gehalten, als ob es sich von der Frage handelte, ob die vereinigten englischen und französischen Flotten in die Dardanellen einlaufen werden oder nicht. „Man wollte das Gerücht in Umlauf bringen, diesen Winter werden alle Kleider zu vollem Anzug nur mit Rauchwerk besezt und die Spitzen ganz bei Seite gelassen werden. Es ist aber in dieser Hinsicht lediglich noch nichts entschieden, und die Behauptung kann nur von den Pelzhändlern ausgehen. Unser einziges Interesse in der Sache ist die Wahrheit, und wir gestehen offen, daß wir durchaus noch nichts Bestimmtes wissen.“ Die Politiker sind selten so bescheiden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Bal de la Renaissance.

Der Professor Ferucci aus Bologna wird seinen gutgemeinten, herzlich ausgesprochenen Rath unsern Leuten umsonst gegeben haben, denn sie sind hier seit Jahren so kalt, so gespalten, geschieden und getrennt, es herrscht auch bei ihnen so wenig Gemüth, daß sie nicht einmal das Bedürfniß wahrer Geselligkeit fühlen. Käme diese einmal wie eine fremde Königin oder Fee hierher, so bliebe sie gewiß nicht bei Kräften, sondern fiele bald in den lokalen Marasmus. Nur hier und da geschieht wie durch ein Versehen Etwas für gute Geselligkeit, freilich nur von dem alternden Geschlecht, das sich noch erinnert, wie es einst hier war. So kamen vorigen Februar die zwischen 1770 und 1780 geborenen Leute auf den guten Gedanken, einen Ball im Geist ihrer guten Zeit zu halten. Dazu wurden die passenden Anstalten im Hôtel des Bergues getroffen, und es war nur Eins im Schwanken, nämlich wie dieser Ball geheißen werden solle. Bal du moyen âge wurde ganz gut vorgeschlagen, man hat ihn aber galanter Bal de la Renaissance geheißen, weil von Paris aus die Renaissance in Allem Mode geworden ist, und weil man damit die Hoffnung aussprechen wollte, die alte Genfer'sche Heiterkeit und Geselligkeit solle da wieder erstehen, oder die Ballherrn möchten wieder jung werden. So ist es auch gekommen, wenigstens für sechs frohe Stunden. Von sieben Uhr Abends standen die Ballkavaliere auf ihren Posten, wohl frisirt und gepudert, um die ankommenden Damen nach alter galanter Weise zu empfangen und in den Saal zu führen. Bald hernach begann der Ball, der wegen der aus jener Zeit beibehaltenen Costümen einem kostümirten oder Maskenball glich. Nur mit den Tänzen hatte es keinen geringen Anstand. Hätten sich junge Leute unserer Tage nach dem Tanzprogramm richten sollen, so wären sie in große Verlegenheit gekommen, denn wie hätten sie wissen können, was ein Menuet, eine Ecossaise, eine Anglaise, eine Montferrine, ein Berner deutscher oder eine tempête ist? Wußten es doch selbst die Musikanten nicht, und daraus entstand keine geringe Schwierigkeit. Man hätte ihnen die Noten dazu einige Tage zur Vorbereitung geben sollen. Nur mit großer Mühe gelang es einigen musikverständigen Tänzern, durch Vorträllern und Pfeifen den armen Leuten auf die Spur zu helfen, und oft, wenn sie an einen Tanz aus jener Zeit erinnert wurden, hätten sie wie Lafontaines Lamm antworten können: mais, je n'étais pas né. Endlich waren die alten Tänze nach manchem Versuch wieder herausgefunden, und nun kam Alles in Gang und fröhliche Bewegung. Gar mancher Großpapa tanzte mit einer Großmama, und sie erinnerten sich früherer Neigung zu einander, welche durch Umstände und Verhältnisse getrennt wurde, oder sie theilten sich Jugenderinnerungen aus ihrer Sonntagsgesellschaft mit. Ja von den Großvätern und Großmüttern wurde selbst ein Gallop riskirt, um zu zeigen, daß die Sechziger noch Kraft und Lust genug dazu hätten. Er ging auch sehr gut, und zulezt wurde gar die stürmische tempête getanzt; ja sie rasste noch, als angekündigt ward, daß das Souper aufgetragen sey. Nun führte jeder Kavalier seine Dame zu Tisch, wo unter Champagner und sachgemäßen und witzigen Chanson's allzufrüh zwei Uhr herbeikam. Ungern trennte man sich, aber nicht ohne das Versprechen, diesen glücklichen Versuch zur Verjüngung der alten Zeit künftiges Jahr zu erneuern. Welcher Unterschied zwischen diesem Fest und den Bällen unserer trockenen, blasirten und freudearmen jungen Leute! — Man hatte einen Augenblick den Gedanken, diesen Mittelaltersball durch etwas noch interessanter zu machen; man wollte nämlich Madelon Meßmer dazu einladen. Wer ist diese Dame? höre ich Sie fragen. Sie stammt von Motiers-Travers, und als Jean-Jacques in seinem Exil im Val de Travers wohnte, war sie als Kind von elf bis zwölf Jahren in seinem Haus, wo Jean-Jacques sie lesen und schreiben lehrte. Ungeachtet ihrer vierundachtzig Jahre erinnert sie sich ihres Lehrers noch recht genau, weiß viel Interessantes von ihm und aus seiner häuslichen Lage zu erzählen, ist auch sonst eine anständige, sehr gut conservirte Person, die jährlich auf einige Wochen nach Genf kommt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. Oktober 1839.

There can be no companionship
For loneliness of heart!

Sarah Stikney.

Vergessenheit.

Wär' ich doch am öden Strande
In der Nebelnacht;
Lehnte über Felsenrande,
Wo kein Laut erwacht —
Wo mich Niemand kennt,
Wo mich Niemand nennt.

Wo ich in die Windesweiten
Meinen Schmerz ergöß';
Der Gefühle ew'ges Streiten
In dem Sturm zerflöß'.
Und es Niemand sieht
Und mich Niemand flieht.

Wo ich mit des Meeres Rauschen,
Bis der Morgen graut —
Könnte meine Klagen tauschen,
Ach, so voll und laut!
Und es Niemand hört,
Und es Niemand wehrt.

Wo nur einsam stille Stunden
Zählt der Welle Schlag,
Und des Herzens tiefe Wunden
Leise bluten nach.
Und mich Niemand fragt,
Niemand um mich klagt.

Wo mich wiegten deine Hände,
Heil'ge Einsamkeit;
Und kein kalter Blick mich fände,
Der das Herz nicht freut.
Niemand an mich denkt,
Auf mich Augen lenkt.

Wo nur ein geliebter Schatten
Leise mich umwebt;
Der in Lust und Schmerzermatten
Niemals mich geschmäht.
Immer mich verstand,
Nimmer mich verkannt.

Louise v. Bornstedt.

Münster, den 19ten Mai 1839.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

So lange nur noch einiges Leben sich in der Hauptstadt regt, und sobald es sich zu regen anfängt, fehlt es

diesem Platze nie an Getümmel und Gewimmel der Fußgänger, Reiter und Fahrenden. Früh Morgens vor Tagesanbruch befahren ihn die Wäscher und Landleute von Boulogne, Point du Jour, Chaville rc. mit ihren zweirädrigen Karren, worauf sie den Parisern reine Wäsche und die Produkte des Gartenbaus bringen. Gegen acht Uhr kommen die schweren Frachtwagen, Omnibus und Diligencen, welche von Viertelstunde zu Viertelstunde Waaren und Menschen in die verschiedenen Quartiere und in die nächsten Umgebungen der Hauptstadt führen; ihnen schließen sich von Nachmittags drei Uhr bis Mitternacht die Kutschen, Kaleschen, Tilburys und alle leichten Fuhrwerke an, auf welchen die vornehme Welt zur Promenade in's Boulogner Gehölz, von da zum Diner, von da zur Soirée, kurz von einem Vergnügen zum andern fliegt. Es gibt aber auch in Paris keinen Platz, wo größere Lebendigkeit möglich wäre: hier geht es nach den Tuilerien, nach den Boulevards, nach den elysäischen Feldern, zum Louvre, zur Deputirtenkammer, zum Triumphbogen; hier laufen die Straßen nach dem Boulogner Gehölz, nach Auteuil, Saint-Cloud, Neuilly, Saint-Germain, Sèvres, Ville d'Avray, Versailles rc., lauter Orte, wo es an jedem schönen Tage von Pariserm wimmelt, die nach frischer Luft schnappen; hier mündet endlich die Concordebrücke ein, welche einen großen Theil der jenseitigen Stadt mit dem Centrum der diesseitigen verbindet und nächst dem Pont-neuf unstreitig die begangenste Brücke ist. Es ist daher nicht zu wundern, wenn wir auf dem Concordeplatz von Morgens früh bis spät in die sinkende Nacht ein immer fliehendes und sich ewig verwandelndes Leben antreffen.

Zwischen den zwei berühmten Marlyschen Rossebändigern aus weißem Marmor von Coustou hindurch betritt man die elysäischen Felder, wo man übrigens mit der Oberwelt noch lebhaften Verkehr hat und die Sonne noch sieht. So es dem Leser gefällt, will ich erzählen, wie dies Elysium entstand, was sich dort begab, wie es gegenwärtig aussieht und wie es sich darin lebt.

Schon die Lage der elysäischen Felder beweist, daß sie eine der jüngsten Anlagen von Paris sind. In früheren Zeiten, d. h. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wurden sie noch nicht mit zur Stadt gerechnet, sondern gehörten zu den Vorstädten oder vielmehr zu dem Dorfe Chaillot, welches unter dem Minister Calonne durch die großen Ringmauern mit der Hauptstadt verbunden ward. Maria von Medicis kaufte im Jahr 1616 in diesem Bezirk einige Gärten und isolirte Häuser und gründete den sogenannten Cours la Reine, die Allee auf der linken Seite gegen die Seine. Nach und nach vergrößerte sich dieser Corso, namentlich durch Frau von Pompadour, welche im Jahr 1764 die meisten der jetzigen Alleen und Quincunxe pflanzen ließ als ihr der König das auf der Stadtseite in der Rue du Faubourg St. Honoré gelegene Palais de l'Elysée schenkte, wovon die ganze Anlage den Namen Champs de l'Elysée erhielt. Dieser in architektonischer Hinsicht unansehnliche Palast, dessen hübsche Gärten an die elysäischen Felder stoßen, bekam in der Folge eine historische Bedeutung. Der Nationalconvent machte daraus eine Regierungsdruckerei und das Direktorium verpachtete ihn an einen Unternehmer von Bällen und Concerten. Unter dem Kaiserreich erstand Murat den Palast, und Napoleon schlief oder wachte darin eine Nacht, als er im Jahr 1815 vom Schlachtfeld von Waterloo kam und zum zweiten Male von Frankreichs Thron Abschied nahm. Bei der Anwesenheit der Verbündeten in Paris bewohnten der Kaiser Alexander und Wellington den Palast, und während der Restauration wurde er Eigenthum des Herzogs von Berry, dessen Wittwe ihn durch die Julirevolution verlor.

Von 1777—1789 waren die elysäischen Felder wie die Tuilerien die ausschließliche Promenade der feinen Welt und der höhern Stände. Die erste französische Revolution eroberte diese kolossalen Anlagen, und Napoleon war der erste, welcher diese Räume zur Veranstaltung von Nationalfesten benutzte, wie es noch zu geschehen pflegt. Seit jener Zeit gehören die elysäischen Felder nicht sowohl der eleganteren und vornehmeren Welt, als allen rechtlichen Leuten bis zum untersten Pöbel herab, und sind ein Hauptgetummelplatz, wo das Pariser Volk seine Komitien hält, jedoch keineswegs, um seine Senatoren zu besplitternrichtern, seine Tribunen zu hören und seine Consuln zu steinigen. Diese Zeiten der stürmischen Politik unter freiem Himmel und auf dem lärmenden Forum sind längst vorbei oder müssen erst noch wiederkommen. Wenn sich die Pariser zu Tausenden in den elysäischen Feldern versammeln, so geschieht es weniger, um Kriegs- und Friedensfragen zu erörtern, als um Lebkuchen zu verzehren, Ball zu schlagen und den Charlatans zuzuhören.

Links werden die elysäischen Felder von der Seine und den Häusern von Chaillot, rechter Hand von der freundlichen und niedlichen Vorstadt Saint-Honoré begrenzt. Eine herrliche Avenue scheidet sie in zwei ungleiche Theile, von welchen der rechte etwa ein Fünftel des ganzen Umfangs ausmacht. Dieser prächtige, breite Weg ist eine der Hauptzierden des Elysiums: er geht in gerader Linie etwas bergan nach der Barrière de l'Etoile auf den Triumphbogen zu, ist mit Doppelalleen eingefaßt und hat, wo die elysäischen Felder aufhören, schöne Häuser zur Seite, wo viele Fremde, besonders Engländer und auch reiche Bürgersleute der Stadt, namentlich fashionable Pferde- und Wagenverleiher wohnen. Wenn man nach dem Boulogner Wäldchen, nach Neuilly oder andern nahen Orten des Vergnügens will, muß man diese

Straße einschlagen, welche vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht nie leer wird von Fahrenden, Reitenden und Spazierenden. Die Letzteren sind leider genöthigt, die Staubwolken zu verschlingen, welche die Pferde der Stutzer und die Equipagen der hohen Finanz aufwühlen; das arme Volk und die kleinen Leute haben keinen Ort in Paris, wo sie sich so ganz nach Lust und Belieben vergnügen könnten, ohne daß ihnen der Luxus der Aristokratie in den Weg träte oder in die Augen stäche. Allein wenn es geregnet hat, oder wenn eben gesprengt worden ist, hat die Promenade unter den schönen Bäumen zu beiden Seiten der großen Avenue viel Angenehmes. Große Unterhaltung gewährt auch der Cours la Reine, längs des Seinekais, wo der Weg nach Passy, Sevres, Versailles, Auteuil, Saint-Cloud ꝛc. vorbeiführt. Am obern Ende des Cours la Reine halten dichtgedrängt die klassischen oder vielmehr altfränkischen Pariser Landkutscher, die sogenannten Coucous, welche noch immer gegen die Diligencen, Accélérées und selbst gegen die Dampfwagen ankämpfen. Die Coucouskutscher, berüchtigten Andenkens, sind gegenwärtig einige Grade civilisirter geworden und reden sogar höflich mit den Leuten, wenn sie nicht getrunken haben. An Sonntagen lassen sie noch immer ihr barbarisches Geschrei hören: Versailles! Versailles! Monsieur va-t-il à Sèvres? Un lapin pour le Point-du-Jour, deux lapins pour Saint-Cloud! .... Lapin ist der technische Ausdruck und Spottname für den Passagier, welcher im Innern des Wagens keinen Platz mehr findet und vorne auf dem Kutschersitz mitfährt (aller en lapin). — Am untern Ende des Cours la Reine liegt das Quartier François I., eine Stiftung Ludwigs XVIII., welche indeß nicht recht gedeihen will; die Straßen sind bereits abgesteckt, das Terrain zum Bauen ist billig, aber die Häuser stehen noch dünn gesäet und fallen theilweise wieder zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Schon diese Uebereinstimmung der durch so tüchtige Beobachter und einen so vorzüglichen Rechner gefundenen Resultate wären geeignet gewesen, Zutrauen zu erwecken; allein vielen der damaligen Astronomen schien es doch immer noch mißlich, einer, nur nach den vorhandenen geringen Daten über die Eigenbewegung der Sterne vorgenommenen Trennung zwischen dem Einflusse dieser letzteren und der Sonnenfortrückung unbedingt zu vertrauen, und es erhoben sich daher mannigfache gewichtige Stimmen gegen Herschels Behauptung. Da faßte endlich **Argelander**, zu jener Zeit Direktor der Sternwarte zu Helsingfors, jetzt Professor der Astronomie zu Bonn, den Entschluß, die ganze Untersuchung, mit Benützung der unterdeß, namentlich durch Bessel und Struve, erlangten neuen und präciseren Daten über die Ortsveränderung der Fixsterne, nochmals vorzunehmen, und ihm verdanken wir wirklich eine, wenigstens in Bezug auf die **Richtung** der progressiven Sonnenbewegung befriedigende und hinsichtlich des Resultats um so wahrscheinlichere Auflösung, da sich dasselbe der oben beigebrachten Bestimmung von Herschel, Prevost und Klügel außerordentlich nähert. Argelander leistete bei dieser Untersuchung auf Erörterung der **Quantität** der Bewegung der Sonne unter den übrigen Fixsternen von vorne herein Verzicht, indem er sich ganz richtig beschied, daß man, wenigstens damals, wo Bessels und Struves ebenfalls oben angeführte Festsetzungen über die Entfernung der Fixsterne noch nicht bekannt waren, mit der Richtung jener Bewegung zufrieden seyn müsse. — Nun bringt die Bewegung der Sonne, deren Richtung also ausgemittelt werden soll, in Verbindung mit der Eigenbewegung der Fixsterne selbst, offenbar in der geraden Aufsteigung und Abweichung dieser Sterne Veränderungen hervor, und jene beiden Einflüsse treten in den, diese Veränderungen ausdrückenden trigonometrischen Formeln (Bedingungsgleichungen) als zwei unbekannte, daraus abzuleitende Größen auf. Hätte man zum Behuf dieser Ableitung **zwei**, aber **vollkommen exacte** Gleichungen, so würden diese, da es sich demnach auch nur um **zwei** unbekannte Größen handelt, zur Bestimmung derselben allerdings vollkommen ausreichen; allein man kennt, nach dem Vorgetragenen, vielmehr eine sehr große Menge von Sternen, deren gerade Aufsteigung und Abweichung durch die hier betrachteten beiden Einflüsse verändert worden ist, und man soll nun aus allen darnach gebildeten Bedingungsgleichungen, welche, der Natur der Sache gemäß, unter sich keine vollkommene Uebereinstimmung haben, und also auch mehrfache Hypothesen über die veranlassende Bewegungsrichtung gestatten, die wahrscheinlichste und somit natürlichste Annahme für die beiden unbekannten und die darnach zu bestimmende Bewegungsrichtung ableiten. — Zu diesem Zwecke unterwirft Argelander die Gesammtheit seiner zahllosen Bedingungsgleichungen einem, in der höheren Analysis unter dem Namen der **Methode der kleinsten Quadrate** bekannten, mühsamen Rechnungsverfahren. Es würde schwer halten, über den Geist dieser vortrefflichen Methode, auf deren Erfindung und Ausbildung unser

Gauß wohl die meisten Ansprüche hat, etwas allgemeiner Verständliches vorzubringen;

Argelander erhielt auf diesem Wege das arithmetische Mittel, als die wahrscheinlichste Bestimmung für die von ihm gesuchte Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems im Weltenraume, welche sich darnach so bezeichnet findet, daß, wenn man um den, durch 260° 50',8 gerader Aufsteigung, und 31° 17',3 nördlicher Abweichung bestimmten Punkt der scheinbaren Himmelskugel, als Centrum, mit einem, 3° 45',7 eines größten Himmelskreises haltenden Radius einen Kreis beschreibt, höchst wahrscheinlich innerhalb dieses Kreises der Punkt liegt, auf welchen unser ganzes Sonnensystem losrückt. Herschel bezeichnet, wie wir oben gesehen haben, denselben Punkt durch 257° gerader Aufsteigung und 27° nördlicher Declination; und wem es Ernst um diese erhabenen Forschungen und Entdeckungen der Astronomie ist, kann nur mit Bewunderung und Freude sehen, daß jene frühere Bestimmung noch innerhalb der, durch die genauesten neueren Ermittlungen festgesetzten Grenzen fällt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Graf Sellon. Unterrichtswesen.

Genf verlor vor Kurzem den Grafen de Sellon, einen Mann, der auch im Ausland Ruf hat, ja dort viel mehr als in Genf selbst, wo ihm gar manches hinderlich war, besonders das unermüdliche gedruckte Wiederholen dessen, was er für gewisse Dinge und fixe Ideen gethan, namentlich seine übereilten Versuche zur Abschaffung der Todesstrafe, die Stiftung und Präsidirung einer Gesellschaft zur Gründung ewigen Friedens u. s. w. Da er meinte, die Todesstrafe könne in einem Lande kurzweg abgeschafft werden, ohne dessen ganze übrige Criminalgesetzgebung zu ändern, so trug er seit zwölf Jahren alle Jahre bei der Versammlung des Großraths auf diese Abschaffung an, erhielt aber zwölfmal die Antwort, daß bei der jezt vorliegenden Veränderung des Criminalgesetzbuches auch dieser Gegenstand seine Erledigung finden werde. Seine Friedensgesellschaft beruhte auf einer ähnlichen fixen Idee. Außerdem hatte er eine noble Passion für kleine Monumente. Ein solches stellte er mit Inschriften und Medaillons zum Andenken seiner eigenen Stiftung und Präsidentschaft der Friedensgesellschaft auf einer reizenden Höhe seines Landsizes la Fenêtre auf; ein zweites in seinem Hausgarten in der Stadt zum Andenken Calvins; wieder ein anderes zur Ehre der jungen Leute, die sich im Oktober 1838 als Freiwillige für den Dienst des Vaterlands erhoben. Er schmeichelte überhaupt den jungen Leuten und besonders den Studenten gern; ja als einmal die Akademie eine von ihm eingesendete, unpassende Broschüre nicht unter die Studenten vertheilen wollte, lud er diese zu einem Zuckerbäcker ein, die Schrift dort in Empfang zu nehmen. Ohne Zahl sind die Broschüren, Briefe, Lithographien u. s. w., die der Fondateur et Président de la Société de la Paix — so nannte er sich immer — in den oben angegebenen und vielen andern Beziehungen drucken ließ und in zahlreichen Exemplaren nach allen Richtungen, an alle Gesellschaften und Vereine sendete, und dann jedesmal in den Zeitungen bekannt machte, daß er sie abgesandt habe. Sein unablässiges Streben ging dahin, durch alle diese Proklamationen, Evolutionen und Deklamationen in dem kleinen Genf öffentliches Leben emporzubringen, wie es sich in Nordamerika und in England zeigt und ausspricht. Dies war freilich eine große Verwechslung und ein bedeutender Mißgriff; denn abgesehen von allem Widerstrebenden im Volkscharakter, paßt die Grenadiermüze eines Flügelmanns nicht auf den Kopf eines Kindes, das von ihr bald erdrückt werden würde. Aber alle diese Sonderbarkeiten und Eitelkeiten des Verstorbenen nehmen ihm nichts von seinem Verdienst und seinem unermüdlichen Eifer bei allen großen Fragen, welche die Menschheit und seine Mitbürger interessirten. Auch für sie sprach und schrieb er unablässig, und als ihm vor einigen Jahren ein Schlagfluß den rechten Arm lähmte, lernte er mit der linken schreiben, und die Zahl seiner Broschüren und Compilationen nahm um nichts ab. Er war früher Kammerherr Napoleons, starb in seinem siebenundfünfzigsten Jahr und wurde auf seinem schönen Landsiz la Fenêtre begraben. Unter seinem reichen Nachlaß befindet sich auch eine hübsche Gemäldesammlung.

Gar peinliche Gefühle hat es hier bei allen gutdenkenden Einwohnern erregt, daß bei der lezten Pariser Insurrektion vom 12ten Mai mehrere Genfer junge Leute als sehr inkulpirt vor der Pairskammer gestanden haben, unter andern ein gewisser Bonnet. Heroum filii noxii. Was ist nicht für unsere kleine Republik zu fürchten, wenn dergleichen in Paris erzogene Menschen später in ihr kleines Vaterland zurückkehren und es auf ihre Art zu bearbeiten suchen! Unläugbar hat hier die erste Erziehung der Knaben in den Schulen gegenseitigen Unterrichts einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihr sittliches Wesen und auf ihre Leidenschaft für Unabhängigkeit, Ungebundenheit und Beherrschung anderer. Dies hat man in Savoyen und selbst in Frankreich längst eingesehen; hier hängt man aber ganz unbegreiflich an dieser Lehrart. Nur der katholische Oberpfarrer Vuarin wollte sie nicht länger in der katholischen Schule dulden, und dies führte zu Schritten, bei denen Vuarin in der Form, nicht aber in der Sache Unrecht hat. Neben der ehemaligen katholischen Schule mit wechselseitigem Unterricht hat er aus besondern Mitteln eine andere eröffnet, wo nach Art der frères Ignorantins unterrichtet wird. Möchten doch die Genfer nicht vergessen, was vor fünfzig Jahren ihr trefflicher Landsmann Bonnet schrieb: Nur ein bescheidenes, sittliches und religiöses Schulwesen verdient den Dank der Zeitgenossen. Es liegt im Grund sehr wenig daran, daß die Menschen sehr unterrichtet und gelehrt werden, wenn ihnen dies nicht als Grund für ein inniges und reines Fühlen, für ein Leben der Liebe und Duldung dient. Durch dieses können sie sich selbst, ihre Familien und Freunde, ja den Staat beglücken, keineswegs aber durch bloßes Wissen. Schon Milton sagt: der Mensch ist weniger gemacht zum viel Lernen und Denken als zum Empfinden.

M r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Oktober 1839.

Gay sprightly land of mirth and social ease,
Pleas'd with thyself, whom all the world can please!

Goldsmith.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Vormittag ist in den elysäischen Feldern fast nie etwas Interessantes und Lustiges für den Fremden zu sehen. Alles ist bis Nachmittag stumm und todt. Erst gegen zwei, drei Uhr beginnt das Leben, wie zu Wien im Prater und zu Berlin im Thiergarten, jedoch viel lebendiger, lauter, mannigfaltiger und beweglicher. Der große Unterschied, welcher einem zuerst in die Augen springt, ist, daß die Leute sich hier viel mehr anstrengen, bewegen, laufen, rennen und sich in der Luft abarbeiten; zweitens macht man die für einen patriotischen Deutschen schmerzliche Bemerkung, daß hier fast gar keine anständigen Erfrischungslokale existiren. Die Franzosen vergnügen sich durchaus nicht wie die Deutschen; das viele kostspielige Essen und Trinken ist ganz von ihren Lustbarkeiten ausgeschlossen. Besonders leben die kleinen Leute der untern und mittlern Stände unglaublich sparsam und genügsam: eine Fleischbrühe aus der benachbarten Anstalt der holländischen Suppencompagnie und ein Stückchen Braten um einige Sous, vom nächsten Rotisseur geholt, machen ihre Hauptmahlzeit aus; zum Frühstück und Abendessen verzehren sie einen Napf voll Salat oder einen Teller mit Gemüse, oder einige Schnitte Brod, mit Käse bestrichen, oder auch nur mit einigen Körnern Salz bestreut. Ihr gewöhnlichstes Getränke ist geröthetes Wasser, eau rougie, d. h. ¾ Wasser und ¼ Wein. Bei ihrem Salat und Salzbrod mit gewässertem Wein sind aber die Pariser Bürger und Handwerker munterer und lustiger als die Deutschen, wenn sie Kopf und Magen voll guter Bissen und edlen Weins haben. Bisweilen hat diese Mäßigkeit der Franzosen allerdings einen versteckten Grund. Die Franzosen sind bekanntlich eitel und lieben über alle Maßen die kleinen Vergnügungen, welche sie für den Hauptzweck des kurzen, mühseligen Lebens halten; um diese Vergnügungen mitmachen und bestreiten zu können, darben sie oft und legen Ersparnisse zurück, welche sie auf Flitter verwenden. An Feiertagen, wenn sie den Schmutz und Staub der Arbeit abgeschüttelt und das Handwerkszeug bei Seite gelegt haben, wollen sie sich gleichsam häuten, um mit der vornehmeren Welt in einer reinlichen, glatten Hülle zu erscheinen. Man zieht einen hübschen Rock, Glacéhandschuhe und ein Paar blankgewichste Stiefeln an, läßt sich frisiren, ein wenig Pommade in die Haare einstreichen und einige Tropfen wohlriechendes Oel aufgießen, um jede Spur des schwitzigen und unreinen Tagewerks zu vertilgen.

In diesem Aufzuge begleitet man sein angetrautes oder unangetrautes Liebchen zu irgend einem Balle oder macht eine Promenade in die elysäischen Felder, einen Eselsritt im Boulogner Gehölz, führt sich wie ein Gentleman auf und traktirt sogar die Gesellschaft mit einer Flasche Wein oder Bier. Wie mancher Franzose hungert drei, vier Tage, um am fünften zierlich gekleidet und parfümirt auszugehen und auch einmal zu leben, wie die großen Herren! All das thut so leicht kein Deutscher.

Obschon Frankreich das beste Weinland der Welt ist, so sind doch habituelle Säufer und echte Trinker seltene Erscheinungen; an keinem der öffentlichen Vergnügungsorte in Paris habe ich jene Kupfernasen und Pausbacken gesehen, welche in deutschen Schenken so morgenrothschimmerig und selig den Weinflaschen entgegenlächeln. In den elysäischen Feldern, wo sich oft an schönen, heitern Tagen eine Menschenmenge von vielen Tausenden aus- und eingießt, sind nur wenige Anstalten für die Hungrigen und Durstigen angebracht. Wir finden auf der rechten Seite nur ein elegantes Kaffeehaus, Café des Ambassadeurs, wozu J. J. Rousseau angeblich den Plan entworfen hat, und auf der linken Seite nur eine gute Speisewirthschaft, den Restaurant Ledoyen, dessen Küche in gutem, gerade in umgekehrtem Ruf mit seinen cabinets particuliers steht, welche häufig zu parties fines benuzt werden. Nicht weit von diesem Speisehause ist das Café de la Surprise, welches einem allerdings durch seinen Cichorienkaffee eine unangenehme Ueberraschung bereitet. Sonst treffen wir auf beiden Seiten der elysäischen Felder nur noch einige kleinliche, ärmliche Häuschen und Schenkzelte mit Tischen und Bänken unter den Bäumen. Dahin sezt sich der ärmere Bürger, der Arbeitsmann mit seinem legitimen oder illegitimen Hausübel. Diese guten Leute leben so nüchtern als möglich und halten den wohlfeilsten Schmaus. Die halbe Tasse mit dem Gläschen Cognac, Chokolade, Sorbets, Eis und Liqueurs werden hier nie gefordert; man trinkt oft zu vier und fünf eine Flasche Bier; von kaltem Braten, Würsten, Käse, Butter, und was sich sonst ein deutscher Bürgersmann zu seinem Getränke auftragen läßt, weiß man hier nichts; höchstens erlaubt man sich ein Echaudé oder ein Stückchen steinharten Mandelkuchen zu knuspern, welche der Garçon jedesmal in einem Körbchen auf den Tisch stellt, wenn er die Flasche Bier bringt. Außer diesen ärmlichen Schenkhäusern gibt es einige ambulirende Eß- und Trinkanstalten, welche ein halbes Dutzend alter Weiber und zahllose Marchands de coco repräsentiren. Diese gehen überall herum und schreien ihr: A la fraiche! à la glace! qui est-ce qui veut boire? in den Staub der Reiter und Wagen; jene sitzen in den Alleen vor kleinen Tischen mit Kuchen, Früchten, rothem, gelbem, blauem, süßem und saurem Getränk in durchsichtigen Flaschen.

Die rechte, kleinste Seite der elysäischen Felder ist die eleganteste, welche auch von einem Theil der feineren Welt besucht wird. Die Bäume stehen hier dicht, laubreich und hoch. Franconi hat hier einen lustigen Sommercirkus und Dufresne einen zierlichen Konzertsaal im Freien eingerichtet; Liebhaber von Seegefechten finden daselbst ein Navalorama, wo sie die Einnahme des Fort Saint Jean d'Ulloa sehen können; die Kinder üben sich im Ringstechen und die Grisetten und Studenten halten die Schaukeln besezt. In der ersten Allee sind, wie im Garten des Palais-royal und der Tuilerien, Binsenstühle aufgestapelt, wovon man nach Belieben einen nehmen kann, um sich darauf zu setzen, wenn man nämlich zwei Sous übrig hat; denn diese muß man bezahlen, mag man drei Minuten oder drei Stunden da sitzen. Das Miethgeld wird von einem alten Weibe eingefordert, welches auf und ab geht und mit wahren Spinnenaugen aufpassen muß, wer sich eben gesezt hat: denn der habsüchtigste Franzose würde in zweifelhaften Fällen lieber gar nicht anfragen, als die Grobheit begehen, bei denen wieder anzufragen, die schon einmal bezahlt haben. Am Eingang dieser Allee hat sich eine höchst idyllische Industrie gebildet, dort werden nämlich kleine Kinderwägelchen, mit Ziegen bespannt, vermiethet, und man sieht mehr als einen Familienvater neben diesen Equipagen hertraben, während sein Töchterchen darin auf und ab fährt; die Fahrt kostet fünf Sous.

Vormittags ist hier selten etwas zu thun, selbst um zwei, drei Uhr, wo es im Tuileriengarten glänzend und gedrängt voll ist, findet man hier sehr geringe und dünne Gesellschaft. Belebter wird es gegen Abend, und am lebhaftesten, wenn Dufresne seine Bravourarien auf dem Klapphorn und die Franconische Truppe ihre Reiterkünste produzirt. An beiden Orten trifft man alsdann eine eben so elegante Versammlung als im Tuileriengarten; jedoch merkt ein geübter Beobachter bald eine große Verschiedenheit im äußern Betragen. Die Etikette ist hier lockerer und freier; die, welche sich im Tuileriengarten geniren, wo das Gesetz der feinsten Geselligkeit herrscht, sind hier um einige Grade ungezwungener und muthwilliger. In den Tuilerien rivalisiren die galanten Nymphen der Chaussée d'Antin mit den Damen des Faubourg Saint-Honoré an Ehrbarkeit und Zurückhaltung und setzen ihren höchsten Stolz darein, sich bloß durch ihre Reize und eine studirtere Koketterie von den ehrlichen Frauen zu unterscheiden. In den elysäischen Feldern, wo die eigentlich vornehme Welt nicht erscheint, findet diese Rivalität nicht Statt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Schluß.)

Wenn sich nun aber die Sonne sowohl, als alle übrigen Fixsterne bewegen, so entsteht noch die überaus wichtige und interessante Frage: ob sie dabei bloß gegenseitigen Anziehungen unterworfen sind und in mehrere Systeme zerfallen, oder ob sie alle der überwiegenden Anziehung eines einzigen großen Centralkörpers gehorchen? Argelander entscheidet sich für diese leztere Ansicht. „Da wir," sagt er in seiner, nicht unter das größere Publikum gekommenen Dissertation, „in dem Maße, in dem sich unsere Kenntniß ausdehnt, das Newton'sche Attractionsgesetz, im Großen wie im Kleinen, immer mehr als das allgemeine Naturgesetz kennen lernen, so drängt sich uns auch von selbst der Gedanke auf, daß das ganze uns sichtbare Sternenheer zu einem einzigen durch jenes Gesetz regierten Systeme gehöre, und daß sich alle diese unzählbaren Körper daher um einen Centralkörper bewegen."

Diese Idee ist in einem gewissen Sinne nicht neu: denn einige Astronomen haben wirklich schon früher den Sirius als einen solchen Centralkörper bezeichnet. Allein nichts berechtigt zu dieser Vermuthung, zu welcher wahrscheinlich nur der Umstand Veranlassung gegeben hat, daß Sirius der hellste aller Fixsterne ist. Denn übrigens liegt er der oben angegebenen Richtung der Bewegung unseres Sonnensystems viel zu nahe, um als Brennpunkt der von der Sonne dabei zu durchlaufenden Ellipse betrachtet werden zu können, wenn man diese Ellipse nicht außerordentlich schmal annehmen will; ferner aber hat dieser Stern nach den neuesten Beobachtungen auch eine für den Centralkörper viel zu starke eigene Bewegung.

Dagegen sprechen, nach Argelanders weiteren Forschungen über diesen Gegenstand, überwiegende Gründe dafür, diesen Centralkörper in die Ebene der Milchstraße zu versetzen. Man braucht zur Unterstützung dieser Hypothese nur die ganz plausible Annahme zu machen, daß sich die Fixsterne im Allgemeinen, nach Analogie der Planeten, in wenig vom Kreise abweichenden, gegen eine bestimmte Ebene nur unbedeutend geneigten Curven bewegen. Schon unsere Sonne selbst scheint bei ihrer oben bezeichneten Bewegung dies Gesetz zu befolgen und dabei also von einem in dieser Lage angenommenen Centralkörper regiert zu werden. Ferner spricht für die Vermuthung, daß der Centralkörper des Fixsternhimmels in der gedachten Ebene liege, der Umstand der unendlichen Menge teleskopischer Sterne, die die Milchstraße selbst ausmachen und die so auffallend große Anzahl heller Sterne, welche sich in der Nähe dieses merkwürdigen Gürtels befinden. Von den 19 Sternen erster Größe, welche uns der Sternenhimmel überhaupt zeigt, stehen 9 weniger als 10 Grad und 3 weniger als 20 Grad von ihr ab; von den 40 Sternen zweiter Größe gilt dasselbe von resp. 15 und 8, und ein bloßer Blick auf den Globus lehrt, daß es sich mit den nächsten übrigen Ordnungen ziemlich eben so verhält. Dies kann unmöglich Zufall seyn; und die Hypothese eines in der Ebene der Milchstraße anzunehmenden Centralkörpers, auf welchen sich die gesammten Fixsterne unseres Himmels eben so beziehen würden, wie die Planeten unseres Sonnensystems auf die Sonne, erhält also dadurch eine große Wahrscheinlichkeit.

Indem ich aber dieses erhabene Resultat der Forschungen, Beobachtungen und Rechnungen der neuesten Astronomie selbst weiter verfolge, finde ich, daß der eben vorgetragene Hauptgedanke desselben schon von einem älteren Weltweisen, dem verehrungswürdigen, lange nicht genug erkannten Kant, obgleich nicht mit derselben Deutlichkeit bezeichnet, doch wenigstens angedeutet worden ist. „Wenn man," sagt dieser tiefsinnige Denker (Naturgesch. und Theorie des Himmels, vierte Auflage, S. 76.) „in dem unermeßlichen Raume, darin sich alle die zahllosen Sonnen der Milchstraße gebildet haben, einen Punkt annimmt, in welchem, durch irgend eine Ursache, die erste Bildung der Natur aus dem Chaos angefangen hat, so wird daselbst die größte Masse und ein Körper von der ungemeinsten Attraction entstanden seyn, welcher dadurch fähig geworden ist, in einer unendlichen Sphäre um sich her alle in der Bildung begriffenen Systeme zu nöthigen, sich um ihn, als ihren Mittelpunkt, zu bewegen."

Ich halte mich überzeugt, daß Argelander diesen Gedanken des Königsberger Philosophen nicht gekannt hat: seine ganze Auffassung und Behandlung des Gegenstandes bürgt mir dafür. Was bei Kant bloße Ahnung der Wahrheit ist, wird unter seiner fleißigen Hand gewissermaßen Beobachtungsresultat. Aber eben deßwegen lege ich auf die Auffindung dieser Uebereinstimmung über die Sache selbst einen so großen Werth, da sich stets sehr viel von einer Ansicht erwarten läßt, welche durch mehrere, von einander unabhänige Forscher, und noch dazu auf verschiedenen Wegen, ergriffen wird. — Die Leser dürfen daher — und damit schließe ich — selbst diese lezte, wenn auch durch das Fernrohr und die Rechnung noch nicht ganz so, wie die vorhergehenden, begründete Andeutung über die Beschaffenheit des Fixsternhimmels aus einem höheren Gesichtspunkte als dem einer bloßen Hypothese betrachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Die Industrieausstellung.

Seit langer Zeit ist der Palazzo vecchio, die gewaltige Burg, welche Arnolfo di Lapo immitten der Stadt erbaute, nicht so von Besuchern gefüllt gewesen wie in diesen Tagen. Es ist nicht etwa, um den großen Rathssaal zu sehen, in welchem viele Bildsäulen und Gruppen des Bandinelli, und ein paar Werke des Michel-Angelo und das Gianbologna eine Sculpturgalerie bilden, der man es ansieht, daß der Zufall sie hier zusammengewürfelt hat, und die sich überall anderswo besser ausnehmen würde; es ist ebensowenig, um die schlechten Fresken des Vasari anzustaunen, welche nur vorhanden zu seyn scheinen, um den Besucher daran zu erinnern, quantum mutata ab illa die Bestimmung des Palastes und die Kunst waren, als sie gemacht wurden. Die Menge drängt sich in den vordern Saal, den, welchen die Bildnisse der Großherzoge und der übrigen Glieder des Hauses Medici schmücken, und wo gegenwärtig die erste, durch die Regierung veranstaltete Industrieausstellung stattfindet. Denn die im vorigen Jahre durch die Akademie der Georgofili angeordnete, von welcher ich bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über die toskanische Industrie Nachricht gab (1838, Nr. 183 ff.), war eine Art Probe, die sehr gut gelang und zu wiederholten Versuchen aufforderte. Es gibt immer noch manche Leute, welche, selbst nachdem sie bis Florenz vorgedrungen sind, sich fest überzeugt halten, in Italien thue man gar nichts. Es ist die Ansicht, welche ein Franzose naiv aussprach, als er, ich weiß nicht welche italienische Zeitschrift auf einem Tische liegen sah. „Tiens," sagte er höchst verwundert, „l'on imprime des journaux en Italie!" Ich will nicht untersuchen, ob die Italiener der drei lezten Jahrhunderte ganz ohne Schuld an dieser ehrenrührigen Meinung gewesen; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß die gegenwärtigen einen solchen Vorwurf in mehrfacher Hinsicht keineswegs verdienen. Man muß mich nicht mißverstehen: ich will hiemit nicht behaupten, daß die italienische Industrie im Allgemeinen sich mit jener einiger andern Nationen zu messen im Stande sey; es fehlt leider viel daran, daß es so sey. Aber das Bestreben, welches sich namentlich in Oberitalien und in Toscana so vielfach an den Tag legt, den Völkern, die einst bei den Italienern in die Lehre gingen, sie dann aber himmelweit hinter sich ließen, eifrig nachzustreben, ist aller Anerkennung werth. Um mich nicht zu wiederholen, muß ich hier in Betreff der Hauptzweige des toscanischen Gewerbfleißes auf die schon berührten früheren Bemerkungen verweisen. Die Menge der ausgestellten Produkte war minder groß, als man hätte erwarten dürfen; sie füllten nur einen, freilich sehr geräumigen Saal des Palastes. Aber es war viel Bemerkenswerthes darunter: vor allen die Seiden- und Sammtzeuge, welche verdienterweise die meiste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die schwarze Seide bewährte ihren alten, wohlerworbenen Ruf; die vielen farbigen Zeuge zeichneten sich diesmal aber nicht minder aus, vor allen die aus der Manufaktur Guerber, Gonin und Maffei. Alle verschiedenen Gattungen waren vorhanden, die Atlaszeuge, Levantinen, Gros de Naples und Gros de Tours; überhaupt alle Stoffe zu Kleidern, von den kostbarsten silberdurchwirkten zur Hofgala bis zu den einfachsten; Zeuge zu Möbelüberzügen und Wandbekleidungen, wie man hier immer noch mit Vergnügen sieht, dauerhaft, von geschmackvoller Zeichnung und vortrefflichen Farben; Schärpen, Halsbinden, Foulards und andere Toiletteartikel, in reicher Auswahl und von vorzüglicher Qualität. Die Sammtzeuge waren von gleicher Schönheit. Die Preise sind im Ganzen mäßig. Man kann nicht umhin, an die glänzenden Tage der Arte della Seta in Florenz zu denken, als man hier allein die Kunst verstand, mit Lackmus zu färben, die durch einen Florentiner aus der Levante gebracht worden war, und seiner Familie, den jezt noch blühenden Rucellai (Oricellarj, von Oricello) Namen und Reichthümer gab. Dieser Familie gehörte Giovanni Rucellai an, für welchen Leon Batista Alberti die Façade von St. Maria Novella vollendete, einen prachtvollen Palast und eine schöne Kapelle baute, welche die Form des heiligen Grabes in Jerusalem nachahmte; dessen Sohn Bernardo, Schwager Lorenzo's de Medici und ausgezeichneter Geschichtschreiber, in dessen Gärten die neuplatonische Akademie ihre Versammlungen hielt; Bernardos Sohn Giovanni, welcher Castellan der Engelsburg war und das Trauerspiel Rosmunda, wie das Lehrgedicht Le Api, schrieb; endlich Pallas Rucellai, der zur Zeit des Untergangs der Republik eine bedeutende Rolle spielte. So waren damals die florentinischen Kaufleute. — Die Fabrikation des Wollentuchs steht der der Seide bei weitem nach, und wenn sie auch neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht hat, so ist doch kaum zu erwarten, daß sie jemals einen hohen Grad der Vollendung erreichen werde. Aus dem Städtchen Stia im Casentinothale gehen indeß lobenswerthe Fabrikate hervor, die zum Theil selbst hier als fremde Erzeugnisse verkauft werden mögen, um ihnen mehr Credit zu verschaffen. Es sind meist gestreifte Zeuge zu Beinkleidern, wie sie jezt Mode sind. Die Strohhüte, von denen nicht viele vorhanden, sind immer von gleicher und nirgends erreichter Feinheit; die Preise derselben halten sich auf der Mittelhöhe. Die Hauptmärkte für den Absaz sind fortwährend die amerikanischen. Die Papierfabrikation vervollkommnet sich immer mehr. Diesmal staunte man namentlich das nach englischen Methoden verfertigte Seidenpapier der Cinischen Fabrik zu San Marcello im Gebirg von Pistoja an, von welchem zahllose Ellen in einem Stück sich entwickeln. Vieles Lob verdienten die verschiedenen Gattungen Leder, ein Industriezweig, der neuerdings große Thätigkeit an den Tag legt. Vortreffliche Instrumente waren von Palmerini in Pistoja vorhanden, der sich schon längst durch seine Stahlarbeiten einen guten Namen gemacht hat. Namentlich wird die Vergoldung des Stahls an Waffen u. s. w., sehr gerühmt. Im Fache der Mechanik war auch sonst einzelnes Gute vorhanden. Ganz vorzüglich aber zeichneten sich aus die Arbeiten von eingelegtem Holze (Tarsia). Einst waren die Florentiner darin die berühmtesten in Europa, und große Künstler verschmähten es nicht, sich mit diesem Zweige zu beschäftigen. Unter diesen ist vor Allen Brunnellesco zu nennen, welcher namentlich auf die Vervollkommnung der Perspektive in den durch diese Holzmusive dargestellten Gegenständen Einfluß hatte. Anfangs bediente man sich nur des schwarzen und des weißen Holzes, dann begann man durch Feuer Schattirungen in das Weiße hineinzubringen. Die Kirchenstühle in den Chören, die Schränke in den Sacristeien u. s. w. wurden auf diese Weise verziert. Ein Mönch zu Bologna, Fra Damiano, zeichnete sich in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts darin aus. Ein anderer Mönch, Fra Giovanni aus Verona, machte zuerst Gebrauch von farbigen und gefärbten Holzarten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Oktober 1839.

Stock, Stein, Gras, Grein.

Losung der Vehme.

Freistuhl zu Dortmund. *

Von F. Freiligrath.

Dies sind die Linden; — beide morsch und alt!
Rechts die zerbarst: — sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Aesten aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus,
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; — hart unter'm Lindenpaar
Erhebt er sich; — du kannst des Reiches Aar
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;
Hier auf dem Tische, dort auch über'm Thor,
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Ein todt Gethier! — Der Welschland überflog,
Um Syriens Palmen kühne Kreise zog,
Das heil'ge Grab und Golgatha beschirmte,
Der mit dem Wappenleu'n Castilia's
Auf Einem Deck, auf Einer Flagge saß,
Und durch die Wälder der Kaziken stürmte: —

Die Zeit erlegt' ihn! — Steine sind sein Pfühl!
Wer weckt des Kaisers trotzig Federspiel?
Im Steine träumt es, wie der Falk im Ringe. —
Sein Träumen aber? — Schlachtfeld und Gelag,
Blutbann und Blut: — auf diesem Tische lag
Das nackte Schwert einst und die Weidenschlinge.

O, träume zu! — Der Wandrer stört dich nicht!
Und doch — auch Er will hegen ein Gericht!
Er weiß das Wort; er ist befugt zu schlichten!
Ein neuer Freigraf tritt er kühn heran;
Sein Auge blitzt: — in rother Erde Bann
Die rothe Erde selber will er richten!

Sein eigner Frohne schritt er durch das Land;
Er that den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hieb den Span aus jeder Thurmespforte,
In Burg und Kloster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jedem Kreuzweg dräuend er die Worte:

„Horch auf! — Die Ladung! — Du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!
Keck vor dem Stuhle laß dein Banner strahlen!
Wie Forst und Strom und frischgepflügtes Land
Dreifarbig schimmern lassen dein Gewand,
Grün, weiß und schwarz — so stelle dich, Westphalen!

* Einleitungsgedicht zum „malerischen und romantischen Westphalen," dessen Herausgabe durch den Verfasser nächstens bevorsteht.

Du bist vervehmt, es ruht auf dir die Acht,
Es hat das Reich dich in Gerücht gebracht;
Begegn' ihm sto'z! was schlummerst du am Herde?
Die Rüger harren — rings die Lande sind's!
Sie rufen laut: das Fohlen Wittekinds,
Ein Schlachtroß weiland, sank zum Ackerpferde!

Nicht schallt sein Wiehern wild mehr im Gefecht;
Nicht zäumen Freiherr mehr und Edelknecht
Sein trotzig Haupt zu ritterlichem Stechen.
Sein Aug' ist glanzlos und sein Mund ist stumm;
Auf öden Haiden treibt es sich herum,
Und weidet träg an namenlosen Bächen.

Auf seinem Nacken herrscht ein rauher Stamm;
Er treibt es ab auf steiler Berge Kamm,
Er läßt es träumend über Moore schwanken.
Zahm und geduldig schirrt er's vor den Pflug;
Des gelben Haarrauchs dunstig Nebeltuch
Umweht als Decke flatternd seine Flanken.

Wo sich der Thorweg hebt, von Rauch gebräunt,
Vom grünen Eichkamp sässisch noch umzäunt,
Wo des Gehöftes Halmendächer ragen,
Wo, von dem Kranz der Pilgerin umweht,
Der Schrein des Heil'gen dicht am Wege steht,
Da lebt es dumpf und hat verlernt das Schlagen! —

Kannst du es hören? — In den Klageruf,
Der dich befehdet, donnert nicht dein Huf? —
O, jag' heran, laß deine Mähne fliegen!
Mit deinen Eideshelfern: Berg und Fluß,
Tritt vor den Richter, der dich richten muß,
Und übersieg'ne deiner Feinde Rügen!

In ihr Geschelt und in ihr lautes Drohn
Mische des Felsbachs und der Quelle Ton,
Die um das Eisen deiner Hufe lecken!
Wirf ab die Hülle — deiner Thale Duft!
Laß deine Berge steigen in die Luft,
Wie Zeugenfinger, die zum Schwur sich recken!

Laß deine Wälder flüsternd dich umwehn,
Laß deine Kuppen dir zur Seite stehn,
Laß deine Burgen sich in's Stromthal neigen!
Laß deiner Dome farb'ge Scheiben glühn,
Laß deiner Gilden alte Pfeile sprühn —
All' deine Helfer, laß sie nahn und zeugen!

(Schluß folgt.)

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Fortsetzung.)

In den Zwischenalleen sind Bretterbuden, unter denen die merkwürdigste die des Polichinell ist, welcher sich stets eines großen Zuhörerkreises erfreut. Jedoch ist dieses Possenspiel nicht mehr, was es früher war: ein wirkliches Drama aus dem Volksleben. Der Polichinell macht zwar mitunter noch einige gute Späße, aber das ganze Stück hat keinen Zusammenhang, keine Originalität und keine Beziehung auf die Gegenwart mehr; die Hauptsache ist das Quieken und Grunzen des Redners, der hinter dem Vorhang steht und die Puppen dirigirt. Neben der Scene sizt gewöhnlich eine Katze, die so abgerichtet ist, daß sie sich mit dem Polichinell schlägt. Außer dem Puppenspiel ist hier der Bilder- und Landkartenhändel in Flor. Die ärmsten Kunsthändler haben ihren Vorrath auf dem Boden ausgebreitet oder an Bindfäden zwischen den Bäumen festgeklammert; jeden Augenblick müssen sie einigen Bildern nachlaufen, welche der Wind oder ein schadenfroher Gamin mobil gemacht hat, indem er die darauf gelegten Steine oder die Holzklammern weggenommen. Zehn Schritte davon führt ein kleines Mädchen mit verbundenen Augen den Eiertanz auf; ein Knabe von fünf Jahren begleitet die Sprünge und Bewegungen seiner Schwester mit der Violine, während die Mutter für nichts anderes Augen hat, als für die Sous, welche in den Kreis geworfen werden. Noch weiter finden wir blinde Sängerinnen, Cymbelnspielerinnen, Hunde- und Affentanzmeister, Elektrisirer, Charlatans u. dergl., welche hier ihr Wesen treiben und die Menge der Spaziergänger belustigen; denn alle diese Geschöpfe haben Witz, und mitunter recht beißenden.

Die linke größte Seite der elysäischen Felder, längs des Cours la Reine an der Seine, gehört ausschließlich den Armen und Geringen. Der Boden ist nicht so zerstampft und zertreten wie jenseits und hat an vielen Stellen noch hübschen Rasen, worauf der ermüdete Arbeiter ein Stündchen während der Mittagshitze ausruhen kann; die Bäume stehen nicht sehr dicht, und es gibt viele lichte Stellen und freie Räume von beträchtlichem Umfang, wie z. B. das Carré Marigny, worauf gewöhnlich die Feier der Julifeste begangen wird. Hier sind die Lieblingsspielplätze des Pariser Volks, wo man unentgeldlich die Gewandtheit und Geschwindigkeit der französischen Leiber bewundern und an der Freiheit und Leichtigkeit dieser zum Voltigiren geborenen Menschen sich erfreuen kann. Jung und Alt, Groß und Klein, Alles spielt hier; denn die Franzosen haben längst das läppische Vorurtheil abgelegt, der Bürger und etablirte Handwerker

dürfe nicht spielen, ohne seiner Würde zu nahe zu treten; sie denken wie die Alten, welche keinen Anstand nahmen, zu spielen, wogegen die deutsche Bequemlichkeit und Spießbürgerlichkeit sich sträubt. Mancher Kaufmann, Beamte und Künstler wirft in den elysäischen Feldern seinen Rock ab, um an schönen Nachmittagen sein Spiel zu machen; nicht bloß die Jugend, sondern auch das reife Alter nimmt an diesen freien Spielen den thätigsten Antheil, und ich habe hier Männer in den Vierzigen gesehen, welche sich mit wahrer Knabenausgelassenheit tummelten und es bisweilen den Jüngsten zuvorthaten. Die Aermsten, Ehrbarsten und Langsamsten, welche keine Kräfte zum Springen mehr haben und sich doch ein Vergnügen machen wollen, schieben Kegel, welche weit von einander unter den Bäumen aufgestellt werden. Noch häufiger ist das Kugelspiel, welches seine bestimmten Stellen hat. Auch sieht man häufig das Anwerfspiel, was der Italiener battimuro und der Norddeutsche Klingpfennig nennt, wobei man die Stärke des Wurfs sehr in seiner Gewalt haben muß, um genau zu berechnen, wie weit das ausgeworfene Geldstück ungefähr zurückprallen wird. Dieses Spiel, welches bei uns die Kinder mit Knöpfen oder Zahlpfennigen spielen, sieht man hier alte Leute mit Fünffrankenthalern spielen, und zwar so eifrig und angelegentlich, als wenn es um ein Landgut ginge. Diejenigen, welche sich stärkere Bewegung machen und doch den Augen und Füßen nicht zu viel Anstrengung ansinnen wollen, spielen Ballon, den sie einander zuschlagen und im Kreise rundgehen lassen; wer ihn über den Kreis hinausschlägt oder ihn nicht weiter befördert, weil er auf die Erde fällt, muß eine gewisse Summe bezahlen; jedoch geht es selten um Gewinnst, sondern meist um die Ehre. — In den verschiedenen Arten des Ballspiels sind die Franzosen überhaupt Meister, und man sieht hier in den elysäischen Feldern so vortreffliche Ballspieler, wie sie kein deutscher Turnplatz aufzuweisen hatte. Ich kenne aber nicht leicht ein empfehlenswertheres Spiel: mit großer Einfachheit verbindet es große Mannigfaltigkeit und gewährt eine vielseitige Regsamkeit, da Schlagen, Laufen, Bücken abwechselnd vorkommen und das Augenmaß sehr schärfen. Am interessantesten ist das Ballspiel aus freier Hand, worin es die Pariser wirklich bis zu einem erstaunlichen Grade von Fertigkeit gebracht haben. Jeder freie Platz eignet sich dazu; die Spieler, in der Regel junge, flinke Bursche, und acht bis zehn an der Zahl, haben die Röcke abgeworfen und einen wattirten ledernen Handschuh über die rechte Hand gestreift, womit sie einen kleinen Gummiball einander zuschlagen. Die Geschicklichkeit beruht einfach darauf, daß der Ball so lange als möglich durch die Luft getrieben wird, was bei dem weiten Spielraum nicht leicht ist; aber die Pariser sind so darauf eingeübt, daß oft eine Stunde und darüber vergeht, bis der Ball auf den Boden kommt; sie geben dabei Beweise von Augenmaß und Körpergewandtheit, welche in der That bewundernswürdig sind und das Beifallklatschen der Umstehenden verdienen. Der dichte Kranz von Zuschauern, der jeden kecken Schlag belobt und beklatscht, verleiht diesen Ballspielen großen Reiz: es ist ein Gedränge und Gewimmel, ein Lachen und Bravoschreien, ein Winken und Zurechtweisen, kurz ein so lautes und fröhliches Leben, daß man hier oft mehr Belustigung und Genuß findet, als in den besten Theatern. Diese Spiele sind, wie überhaupt alle Turnübungen, nicht ohne Gefahr für reizbare, leicht empfängliche Frauen; mancher hurtige und behende Jüngling mag hier ohne sein Wissen das Herz einer schönen Zuschauerin gestohlen und davongetragen haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Tarsia. Kunstausstellung.

Die berühmten florentinischen Baumeister Giuliano und Benedetto da Majano führten sehr schöne Werke in Tarsia aus. Der erstere begann in dieser Weise die Chorstühle im Dom zu Pisa, wo er mehrere Schüler bildete, und arbeitete dann die Schränke in der Sacristei von Sta. Maria del Fiore in Florenz, die von Benedetto vollendet wurden. In Oberitalien zeichnete sich Lorenzo Canozio von Lendinara aus, welcher um 1774 schöne Arbeiten in Padua lieferte. Der Reichthum der florentinischen Familien, die fast alle durch den Handel sich hoben, machte es ihnen möglich, auf das Hausgeräth bedeutende Summen zu verwenden, und so entstanden denn namentlich im sechzehnten Jahrhundert die außerordentlich zahlreichen kunstvollen Arbeiten, bei welchen das geschmackvolle Schnitzwerk mit der Tarsia Hand in Hand geht. Die häufige Anwendung von feinen Steinen und Broncen, welche später überhand nahm und allmählig das Holz verdrängte, muß als eine Ausartung bezeichnet werden. Dieser Kunstzweig lag eigentlich nie völlig darnieder; aber er war aus der Mode gekommen, und während man einerseits die Prunkkammern ausleerte und die reichverzierten Geräthschaften um ein Spottgeld verkaufte, um sie durch neumodige, phantasiearme Möbeln, meist von sogenannten antiken, richtiger aber neufranzösischen Formen zu ersetzen, brachten andernseits die neuern Künstler nichts sehr Rühmenswerthes in eingelegter Arbeit hervor. Neuerdings hat man sich diesem Kunstzweige wiederum zugewandt, und die gegenwärtige Ausstellung lieferte mehrere Proben, wie weit man es in kurzer Zeit darin gebracht hat. Unter mehreren Tischen und Schreibtischen zog namentlich einer der lezteren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: er war mit Holz von verschiedenen Farben, Elfenbein und Perlmutter nach einer gut gewählten Zeichnung mit wahrer Kunstfertigkeit ausgelegt, und so geschmackvoll wie reich. Freilich sind die Preise dieser Gegenstände nicht für alle Börsen berechnet. — Große und kleinere goldene Medaillen wurden den Fabrikanten zuerkannt, die sich am meisten ausgezeichnet hatten.

Digitized by Google

Soviel von der Industrieausstellung. Zugleich mit dieser wurde in den Sälen der Akademie der schönen Künste die jährlich stattfindende Kunstausstellung eröffnet. Von dieser bleibt mir weniger zu sagen; überhaupt kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß mir in der Reihe von Jahren, während deren ich die Erscheinungen der Kunst in Toscana beobachtet habe, kein wesentlicher Fortschritt bemerklich geworden ist. Manche Maler sind sogar zurückgeschritten, so Benvenuti und Bezzuoli. Der Erstere war mir immer unangenehm: seine lezten Bilder und seine großen Fresken an der Kuppel der großherzoglichen Grabkapelle in S. Lorenzo sind indeß noch viel flacher, geistloser, gemachter, als seine früheren Werke. Bezzuoli verhieß nie ein bedeutendes Talent, aber er verhieß doch mehr, als er neuerdings geleistet hat. Seinen Tod Manfreds in der Schlacht bei Benevent habe ich nicht gesehen. Herr Jules Janin riß das Bild völlig herunter und verwickelte sich dadurch in einen lebhaften und ziemlich ungebührlichen Streit mit den Landsleuten des Malers. Dieser harte Tadel von Seiten des großen französischen Kunstkenners würde in meinen Augen für das Bild reden; aber was ich seit dessen Entstehung von Bezzuoli gesehen, flößt mir großes Mißtrauen ein. Sein Tod Philipp Strozzis in der gegenwärtigen Ausstellung ist sehr unglücklich und, was das schlimmste, sehr ordinär. Das Technische hat immer ein relatives Verdienst. Die übrigen Künstler, welche Gegenstände aus der italienischen Geschichte des Mittelalters gewählt haben (die jezt die abgedroschenen antiken Sujets ablösen zu wollen scheinen), zeigen nicht mehr Geschick. So finden wir die sicilianische Vesper, so, aus späterer Zeit, den Tod des Francesco Ferruccio in der Schlacht bei Gavinana (1530), welche das Schicksal der Republik Florenz entschied. Lezteres Bild, gleich dem von Bezzuoli, ist für den Cav. Puccini zu Pistoja bestimmt, welcher einen Saal in seiner schönen Villa (deren Park dem zu Muskau den Rang streitig macht, wie der Besizer dem Verstorbenen die Kunde der Landschaftsgärtnerei) durch zehn Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte ausschmücken läßt. Unter andern wird der Tod des Herzogs Alexander von Medici hineinkommen — lauter Blutscenen! Unvollendet ist ein riesiges Bild von Gazzarini: Stephan Langton, Erzbischof von Canterbury, verkündet den verbündeten Baronen, Rittern und Prälaten in der Paulskirche die Ertheilung der Magna Charta (25sten Aug. 1215). Es sind schöne Einzelheiten in diesem Werke, aber das Ganze wird schwerlich einen bedeutenden Eindruck machen. Am wenigsten dürfte das Colorit befriedigen. Unter den Gemälden, deren Sujets der italienischen Dichtung entlehnt sind, ist Dantes Zusammentreffen mit dem Florentiner Philippo Argenti (im achten Gesang der Hölle) von J. Espaltér, einem Spanier, bei weitem das vorzüglichste. Dante und Virgil gleiten auf der Barke durch die schlammigen Gewässer, in denen die Zornmüthigen einander zerfleischen. Die Composition ist ernst und in großartigem Styl, das Colorit vielleicht etwas monoton. Von demselben Maler ist ein Bild nach einer Scene in Grossis Roman: Marco Visconti, Bice im Castell von Rosate darstellend. Die Zahl der heiligen Gegenstände ist äußerst gering: die Wiedererweckung des Jünglings von Nain, von Pollastrini aus Livorno, hat nur einzelnes Gute. Das Genre ist, wie gewöhnlich, schwach. Von A. Chialli aus Cortona, der in Darstellungen von Klosterrefectorien, im Geschmack der Granetschen Bilder, nicht geringes Geschick zeigt, ist ein Gemälde mit kleinen Figuren vorhanden: Raphael, Fra Bartolommeo im Kloster von S. Marco besuchend. Es ist nicht übel, aber dieser Künstler wiederholt sich so sehr, daß bei seiner schwächlichen Charakteristik seine Werke höchst eintönig werden. Von Veduten und Landschaften ist beinahe gar nichts vorhanden. Das Innere des Palazzo pretorio zu Pistoja, von Liverati, ist recht gut aufgefaßt und sorgfältig ausgeführt; sonst ist nur eine Sumpfgegend im Morgennebel, von Morghen (Sohn des berühmten Kupferstechers), zu nennen. Gute Aquarelle, Ansichten von Venedig im englischen Genre, lieferte de Fabris, ein Venezianer. Unter den Bildnissen kann nur das eines jungen Mannes in schwarzer Kleidung mit einem Windhunde, von einer Französin, Georgine Meyrunis (von welcher auch ein charaktervolles und vortrefflich gemaltes Brustbild eines alten Klostergeistlichen vorhanden ist), auf eigentlichen Kunstwerth Anspruch machen. Zum Schlusse muß ich noch eines großen, figurenreichen Gemäldes gedenken, welches von einem Schweizer, Adolph Stürler, herrührt. Es stellt die von Vasari beschriebene Scene dar, wie die Madonna des Cimabue mit vieler Pracht und unter Trompetenschall vom Hause des Malers nach der Kirche Sta. Maria Novella gebracht wird. Die andere Erzählung, daß nämlich Carl von Anjou das Bild gesehen und alle Männer und Frauen in größtem Puz und Gedränge herzugeeilt seyen (woher der Name Borgo Allegri, welchen die Straße erhielt, in welcher Cimabue wohnte), ist mit jener in Verbindung gebracht. Das Bild ist augenscheinlich die Schöpfung eines Künstlers, der ganz in den Trecentisten lebt und sich ihren Styl anzueignen sucht. Der Ernst, mit welchem er dies durchführt, verdient jedenfalls Anerkennung. Ob er aber, was Zeichnung und Colorit betrifft, sich nicht auf einem ganz falschen Wege befindet, lasse ich unentschieden. — Unter den Sculpturen sind u. a. einige sehr gelungene Bronzegüsse zu bemerken: jene der Diana von Gabii und der Venus des Giambologna, welche den großen Brunnen der großherzoglichen Villa von Castello verziert, von C. Papi für die Herzogin von Sutherland ausgeführt, für welche eben jezt der Mercur des Giambologna gegossen wird. Voll Natur und Leben in Bewegung und Haltung war ein siegreicher David, von Lusini, einem Pensionär der Regierung in Rom. Das Modell zur Statue Boccacios, von Fantacchiotti, war unbedeutend. Diese Statue gehört zu dem Cyclus von Bildsäulen berühmter Florentiner, welche die Nischen am untern Geschosse der vom Vasari gebauten Uffizien verzieren werden. Gewiß ist die Idee schön; die Auswahl, soviel mir bekannt, ist gut getroffen; es kommt also nur darauf an, daß die Ausführung höheren künstlerischen Anforderungen entspreche. — Unter den Kupferstichen war die Himmelfahrt des Guido, welche Garavaglia bei seinem Tode unvollendet hinterließ, und der ältere Anderloni fertig stach. Der Unterschied zwischen der Arbeit des Einen und der des Andern ist freilich groß. Dies Blatt erinnert mich an Garavaglia's Denkmal, welches sich in einer der Kupolen der Kirche der Serviten (s. Annunciata) befindet, und auf dem dieses seines lezten Werkes gedacht ist. In derselben Kirche liegen Giambologna und Bandinelli begraben, beide in Kapellen, welche sie selber ausgeschmückt, und im Vorhofe befindet sich Andrea del Sartos Bildniß und Denkstein neben seinen unsterblichen Fresken. — Ein neuer Stich nach der Madonna del Cardellino, von A. Martinet, verdient hinsichtlich seiner zarten Ausführung vieles Lob. Von dem Kupferwerke über die Galerie der Uffizien, mit welchem nächstens der Anfang gemacht werden soll, waren mehrere Proben vorhanden. Moriz Steinla in Dresden sticht für dasselbe die in der Tribüne befindliche Madonna des Perugino; ein hieher gelangter Druck seiner noch unvollendeten Arbeit läßt etwas ganz Vorzügliches erwarten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Oktober 1839.

Thus idly busy rolls their world away;
Theirs are those arts that mind to mind endear,
For honour forms the social temper here.

Goldsmith.

Der Concordeplatz und die elysäischen Felder in Paris.

(Schluß.)

Wenn wir vom Carré Marigny aus unter den schönen hohen Bäumen gegen die sogenannte „Wittwenallee" weiter gehen, so stoßen wir fast an jedem Baume auf eine Gruppe Neugieriger, welche irgend einer excentrischen Beschäftigung zusehen. Dort kniet ein Quidam in blauer Blouse und gelbem Strohhut, der mit seinem Messer in dem Rasen herumwühlt, wie ein Zauberer, der nach Wasser gräbt oder nach Schätzen: der gute Mann ist aber kein Zauberer, sondern ein Liebhaber vom Angeln und sucht Lockspeise für die armen Fische, denen er nachstellt. Vierzig Badauds stehen um ihn herum und ergötzen sich an den Krümmungen und Windungen der Regenwürmer, welche er zerschneidet und in eine blecherne Büchse wirft. Zwanzig Schritte davon hat ein Gamin ein Brennglas an einen Stock gebunden und sucht seine Schlüsselbüchse abzubrennen. Die Sonne braucht eine halbe Stunde zur Operation; es sind an die dreißig darum versammelt, welche mit Ungeduld den Zeitpunkt abwarten, wo der Schuß losgeht; am Ende wird ihnen die Zeit lang und sie gehen fort; kaum haben sie vier Schritte gethan, so hören sie den Knall und kehren augenblicklich wieder um und warten abermals eine Viertelstunde, um das Abblitzen des zweiten Schusses zu erleben. Drei alte Jungfern führen ein Gespräch mit ihren Möpsen, welche vor Freude über die frische Luft ganz ausgelassen sind. Eine ehrwürdige Matrone steht vor ihrer Portativkuche und brät Speck und Kartoffeln, welche im stinkenden Fette prasseln. Dieser ganze Strich gleicht einem Schachbrette, wo anstatt der Schachfiguren an jedem Baum und auf jedem Felde eine groteske Menschenfigur oder Menschengruppe aufgepflanzt ist. Wenn Peter Breughel wieder käme, würde er sein altes Flandern in den elysäischen Feldern zu Paris wieder finden. Den frappantesten Contrast mit diesen trivialen Alltagsscenen bildet der in der Ferne diese spielende Welt überragende Steinriese, der Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, der ernst und majestätisch auf das neckische Thun und Treiben des zu seinen Füßen wimmelnden Volkes herabschaut, welches alle die Kriegsthaten, Schlachten und großen Dinge vollbracht, mit deren Andenken er belastet ist, und welches sich auf so friedliche und kindlich naive Weise von seinen Mühen und Anstrengungen erholt.

Die Spiele in den elysäischen Feldern dauern, bis die Dunkelheit eintritt; alsdann wandert die Menge der Zuschauer und Neugierigen zu Franconi und Dufresne,

zu den Charlatans und Bänkelsängern auf der rechten Seite, bis auch diese verstummen und verschwinden und kein Laut mehr vernommen wird, als das Rasseln der Wagen vom nahen Concordeplaze her, und die Töne der Fiedeln, welche aus den benachbarten Tanzsälen herüberschallen. Am Ausgang der elysäischen Felder liegen nämlich linker und rechter Hand mehrere Gärten und Tanzböden, wie der Bal du Rond-point, der Salon de Mars u. s. w. Obgleich sich hier keine auserlesene Gesellschaft zum Tanze versammelt, so ist es doch eine auserlesene Lust, mit zuzusehen, wie sie sich das Ansehen einer solchen zu geben sucht, und wie selbst die Leute auf dieser untersten Stufe einen merkwürdigen Sinn, wenn nicht für Schönheit, doch für Zierlichkeit offenbaren. Der Styl des Betragens in den gemeinsten Pariser Kneipen ist auf's Sonderbarste mit den Sitten der vornehmsten Welt verwandt. Man wundert sich nicht wenig, wenn man hier in einen Volksgarten tritt, das Leben beinahe nach demselben Zuschnitt zu finden, wie in den feinen Cirkeln des Faubourg Saint-Germain, die Pracht des Lokals und die Feinheit der Kleider natürlich abgerechnet. Man trinkt hier seine Flasche Bier mit eben dem Anstand, wie man dort seinen gefrorenen Champagner schlürft; man beobachtet an beiden Orten Convenienz und Schicklichkeit, Artigkeit und Anständigkeit. Ein Pariser Tanzboden kommt mir immer vor wie die Parodie eines guten Conversationsstücks, nur mit dem Unterschiede, daß die Schauspieler ihre Rollen mit unverbrüchlichem Ernst spielen. Das leichte Gezücht, das sich hier ergözt und herumspringt, vorzüglich aus Kammerzofen und Kammerdienern, aus Aufwärtern und Aufwärterinnen, aus Bonnen und Lakaien, Kutschern und Plazbedienten zusammengesezt, hat gerade die meiste Zeit und Gelegenheit, der vornehmen Welt ihre Herrlichkeiten und Schwächen abzulauschen, und weiß sie oft vortrefflich zu copiren. Wenn man einen Pariser Stallknecht nach der Haltung und dem äußern Anstande beurtheilen wollte, so würde man glauben, er gehöre zur gebildeten Welt, und die Täuschung wäre vollkommen, wenn nicht seine Livree, seine Schuhe und Strümpfe auf seine Carrière deuteten und uns verriethen, daß er noch heute früh Pferde gepuzt und den Stall ausgemistet. Man glaubt gar nicht, wie artig und anständig sich diese Leute bei den Einladungen und Vorkehrungen zum Tanze und während des Tanzes selbst benehmen. Bei solchen Dingen vergißt sich der roheste Franzose nicht so leicht, als ein halbgebildeter Deutscher. Man ehrt so sich selbst und die Gesellschaft, worin man ist, und zeigt sich würdig, in einem höhern Kreise zu erscheinen. Bei dem großen Gedränge in öffentlichen Gärten, bei den mancherlei Leidenschaften und Begierden, welche hier Anregung finden, verliert der Franzose nicht leicht die Herrschaft über sich selbst und bleibt äußerlich vollkommen in den Schranken des Anstandes, welche in Deutschland oft sogar von sogenannten Honoratioren umgestoßen werden. Wer kann es lang in einem Volksgarten oder auf einem Tanzboden aushalten, wo der Pöbel von Berlin oder Hamburg sein Wesen treibt? In Paris habe ich oft Stunden lang in den Tanzkneipen vor den Barrièren gesessen und mich an dem Betragen des Pariser Pöbels ergözt. Keiner von den anwesenden Gästen beleidigt oder belästigt seinen Nachbar mit seinen Herzensergießungen, seinen Grillen, Sticheleien ꝛc., wenn der Wein und die Nacht sein Herz und seine Zunge gelöst haben. Wer diesen Zug des französischen Nationalcharakters so oft zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wie ich, wird seine Achtung einer Nation nicht versagen, wo das Gesetz der Sitte den gemeinsten und gemischtesten Haufen dergestalt regiert, daß nichts kraß Unsittliches, Rohes und Grobes offen zu erscheinen wagt.

Freistuhl zu Dortmund.

(Schluß.)

Mein Ruf gilt allen, ernst und richterlich!
Durch deine Pforte, blaue Weser, brich,
Und fluthe sanft um deine Buchenhügel!
Die Heerde blöckt, das weiße Segel schwillt!
Auftaucht die Stadt — o so, wie einen Schild,
Zeige den Klägern deinen Wellenspiegel!

Und ihr — geröthet von der Hämmer Glut,
Als färbte Zornesfeuer eure Fluth;
Umblizt von Schlacken und geschwärzt von Kohlen! —
Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebraus
Vernehmt die Rüge! schäumend tretet aus,
Die Schmach zu waschen von Altsachsens Fohlen! —

Dann ihr im Sande! — springt und wühlt euch durch!
Frisch durch den Schutt der Tempelherrenburg!
Frisch durch der Senne dorniges Gestrippe! —
Laßt Waffen reden: — an das Ufer werft
Hastatenschwerter, die einst Rom geschärft!
Laßt eure Schädel reden, Ems und Lippe! —

Und nun ihr Berge, steil und laubverkappt!
Wie ihr voll Trotzes euch gelagert habt
Rings an der Flüsse kiesigen Gestaden;
Wie euch umtönt des Habichts kurzer Schrei,
Wie euch durchbricht des Hirsches braun Geweih:
So kommt und zeugt, und so auch seyd geladen!

Nicht ihr allein: — auch, was auf euch gebaut! —
Die von den Bergen ihr herniederschaut,
Grausitrn'ge Mahner dem Geschlecht im Thale,
In eurer Trümmer moosbewachsner Pracht
Hört meine Stimme schallen durch die Nacht,
Burg und Kapelle, Schloß und Kathedrale!

Und euch auch mein' ich, morsche Bilder ihr!
Sey's unter Harnisch, Helmbusch und Visir,
Sey's mit der Insul und dem Hirtenstabe,
Versehrt vom Regen und vom Wetterstrahl —
Verlaßt des Münsters und der Burg Portal,
Und schreitet her, umkreist von Dohl' und Rabe! —

Wandeln die Steine, mag das Erz auch nahn!
Weithin erglänzt es: — Male ruf' ich an
Der Patrioten und der Volksbefreier!
Das Schwert in Händen und die „Phantasie'n,"
Legt ab eu'r Zeugniß: Möser und Armin!
Du schon erhöht — du noch im Essenfeuer!

Und du zulezt, der Alles inne hält:
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeig' es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten!

Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Heerd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen!

Ich lad' euch vor, ich lad' euch allesammt!
Die Nacht ist um, die Morgenröthe flammt,
Das Schwert ist nackt, der Schöffenkreis geschlossen!
Er ist mein Volk! Er steht und wartet still,
Dem Munde lauschend, der euch richten will,
Baarhäuptig stehn sie, meine Vehmgenossen!" — —

So scholl sein Ruf! Die Ladung ist geschehn! —
Und jetzo harrt er, wo die Linden stehn;
Die Sonn wirft ihr Streiflicht durch die Blätter.
Wohin er schau'n mag, Licht und Leben nur!
Vor ihm des Hellwegs reiche Aehrenflur,
Und über ihm des Lerchenlieds Geschmetter!

Und dort die Mauer, zackig einst umzinnt,
Die Reinold schützt, das kühne Heymondskind,
In die er einzog, eine blut'ge Leiche!
Auf der, ein Licht und strahlend Heldenbild,
Er oft erschienen ist mit Schwert und Schild,
Und abgewehrt hat der Belagrer Streiche! —

Die Sage bringt, das Leben auf ihn ein! —
Die er b.rief, sie nahn in dichten Reihn;
Durch seine Seele dröhnen ihre Schritte.
Er hört des Fohlens trotzig Hufgepoch;
Die Sonne blitzt — so saß kein Richter noch
Auf diesem Stuhl in der Geladnen Mitte!

Und so denn freudig hegt er sein Gericht! —
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht :—
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe!

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Geselliges Leben. Die Judengasse.

Der Herbst mit seinem traurigwehmüthigen gelben Kleide, seinen frostigen Abenden, seiner melancholischen, grauen Himmelsdecke ist nun herangereift, und mit ihm beginnt, wenigstens bei uns in Frankfurt, der eigentliche Frühling der haute volée, die Renaissanceperiode unserer schönen Welt, und diese bedauert gewiß am allerwenigsten den entflogenen Sommer. Jezt beginnen die Bälle der Gesandtschaften, der reichen Banquiers und der angeseheneren Kaufleute. Gott Plutus feiert da die glänzendsten Triumphe. Gewiß wird in keiner Stadt Deutschlands so viel Aufwand bei Bällen gemacht, so viel Reichthum entfaltet, als hier bei solchen Gelegenheiten. Diese Bälle sind aber auch fast die einzigen Wintervergnügungen hier; unser Theater ist besonders an Wochentagen nicht sehr stark besucht, es müßte denn einmal ein beliebter Sänger oder Schauspieler auftreten, oder eine neue Oper gegeben werden. Unser Theater ist aber auch wirklich der Ort nicht, wo sich Eleganz mit Vortheil sehen lassen kann. Ein düstereres, unfreundlicheres Lokal ist gewiß in ganz Deutschland nicht zu finden, und das gereicht wohl einer Stadt, die mit Recht die Kreuzpoststraße von Deutschland genannt werden kann, nicht zur Ehre. Wie enge, wie unbequem ist das Parterre! wie schwarz und schmutzig die Decke! — Unsere Concerte sind ebenfalls ganz verwaist, und die durchreisenden Virtuosen bringen entweder gar kein Concert zusammen, oder spielen vor leeren Bänken. Die einzige große gesellschaftliche Reunion ist unser Museum, das größtentheils von Damen besucht wird, die aber mehr dort zusammenkommen, weil es zum bon ton gehört, als weil sie glauben, dort einen eigentlichen Kunstgenuß zu finden. — Außerdem gibt es hier eine Masse von Privatgesellschaften, die man hier mit dem Namen „Colleg" bezeichnet. Dieser „College" gibt es nun unzählige, und sie sind es eigentlich, die das gesellige Leben in Frankfurt ersticken. Wenn sich hier zwanzig Menschen kennen, so vereinigen sie sich zu einer solchen Verbindung, machen Statuten und schließen Jeden, der ihnen nicht ganz convenirt, aus. Dieser, um seinen Feinden zu trotzen, gründet ein ähnliches Etablissement, und das geht so fort, von den höchsten Ständen bis zu den Handwerkern herab. Deshalb wird Frankfurt für den Fremden nie ein angenehmer Aufenthalt werden, und da Gastfreundschaft die Tugend der Frankfurter gerade nicht ist, so fällt es sehr schwer, bis man in einem solchen Kreis eingeführt wird.

Hinter den palastartigen Häusern im Mainviertel der Stadt, die längs des Flusses sich hineinziehen, breitet sich die Judengasse demüthig stolz aus. Der Fremde möge sich aber nicht denken, daß diese Straße nur von den Söhnen Israels bewohnt sey; und wenn auch die Juden, und zwar meistens die orthodoxen und die der ärmeren Classe, noch immer die Hauptmasse der Bewohner ausmachen, birgt sie dennoch eine nicht geringe Zahl von Christen. — Diese Straße ist die einzige in Frankfurt, die in ihrem alten Zustande verblieben ist; auf ihr haftet noch das nächtliche Dunkel und der Verwesungsstaub vergangener Jahrhunderte. Der sie auf der einen Seite begränzende Kirchhof mit seinen moosbewachsenen einfachen Grabsteinen, mit hebräischen Sinnsprüchen geziert, und dem modrigen Grün, das überall wuchernd hervorquillt, birgt viele Generationen des Stammes Juda, und ruft mächtiger die Seele zum Nachdenken auf, als prächtige Mausoleen und in Flittergold gehüllte Todtenbeine. Die alte, in gothischem Styl gebaute Synagoge mit ihrem erhöhten Al Memor, ihrer reich verzierten Bundeslade, auf der die einfachen, aber gewichtigen Worte mit goldenen Buchstaben eingegraben sind: „Wisse, vor wem du stehst!" trennt die Gasse auf der andern Seite von den übrigen Straßen Frankfurts. — In dieser Synagoge wird täglich nach dem mosaischen Ritual zweimal in hebräischer Sprache Gottesdienst gehalten, der indessen nur von einem kleinen Theil der Israeliten besucht wird. Am Neujahrstage und Versöhnungstage aber bietet sie einen wirklich seltsam phantastischen Anblick dar, ein imposantes Bild, das uns um einige Jahrhunderte zurück versezt. Die ganze Gemeinde ist dann in weißen, orientalisch zugeschnittenen Todtentalaren versammelt, und laut erschallen jene eigenthümlichen Melodien, die, von der christlichen Andacht so ganz verschieden, an die alten durch die Mythe überlieferten Gesänge der Priester des Alterthums erinnern. Die Frauen nehmen, ebenfalls in das Gewand des Grabes gehüllt, in einer nach dem Gebrauche des Orients eingerichteten Galerie, deren Fenster in die Synagoge hinabsehen, verborgen an dem Gottesdienst Theil. — Zwei denkwürdige Häuser stehen in der Judengasse, reich an Anknüpfungspunkten zu Betrachtungen. Es ist das Haus, wo Börne geboren wurde, und das, worin das Glück der Rothschilde erblühte. Das Haus Börnes wird das „steinerne" genannt; wie soll man das Haus Rothschilds nennen? — Wer während der Wochentage durch die Judengasse geht, der wird ein reges Getreibe wahrnehmen, eine beständige, geschäftige Bewegung, eine immerwährende Beweglichkeit in den stark markirten Gesichtern, die durch alle Jahrhunderte ihre alten Stammphysiognomien bewahrt haben, rein und unverfälscht, wie ihren alten Glauben und ihre alten Gesezrollen. Die alten morschen Gebäude mit den dunkeln, wirklich Schauder erregenden Hausgängen wimmeln von zudringlichen Verkäufern, die schmuzigen Thürschwellen sind mit alten Kleidern, Schuhen und Mobilien aller Art übersäet, und mancher Fremde weilt nicht ungern, um das stille, orientalisch glühende Feuerauge in dem schüchternen Gesichtchen so mancher schönen Verkäuferin zu betrachten und ihr freundlich grüßend zuzunicken. — Kaum ist die Dämmerung des Freitagabends eingetreten, so wechselt das Bild. Jeder ist beschäftigt, seinen Laden zu schließen, um den eintretenden Sabbath nicht zu entweihen, und wenn die Nacht gekommen ist, so herrscht heilige Ruhe in der Judengasse; aus den Fensteröffnungen fällt das strahlende Licht der Sabbathlampe in die Straße freundlich herab, der Duft würziger Speisen dringt aus allen Häusern, wehmüthige Sabbathgesänge erschallen, und in schönen Sommerfreitagnächten gewahrt der spät die Straße Durchwandelnde vielleicht manche liebliche Rahel oder Lea, die in zierlichem Feiertagsneglige das Fenster ihres Stübchens geöffnet hat, mit ihren schönen, schwarzen Augen schwärmerisch zum Himmel blickt und der Kühle des fächelnden Ostwinds sich freut.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Naturforscherversammlung. Akademie der Georgofili.

Die Versammlung der italienischen Naturforscher wird am 1sten Oktober in Pisa eröffnet. Viele Theilnehmer sind hier und in Pisa angelangt, viele andere werden noch erwartet. Die Zahl der Besuchenden würde indeß noch viel bedeutender gewesen seyn, wenn nicht einige Staaten der Halbinsel ihre Unterthanen von dem Besuche der Versammlung abzuhalten für gut befunden hätten. Dies beweist, wie unendlich schwer es in Italien ist, zu irgend einer Vereinbarung zu gelangen, und wie in wissenschaftlichen Verhältnissen und Interessen die freie Communication gehemmt ist. In einer solchen Lage der Dinge muß die freisinnige Unterstützung, welche dem Projekt und der Ausführung desselben durch die toscanische Regierung zu Theil geworden und fortwährend zu Theil wird, um so höher angeschlagen werden. Können diese Versammlungen Wurzel fassen — und weßhalb sollten sie es nicht, wenn die Lombardei und die sardinischen Staaten ihnen offen stehen? — so werden sie für die leider! auf eine unglaubliche Weise zersplitterte gelehrte Welt nach und nach ein Centrum bilden, das ihr bis jezt völlig und zu ihrem großen Nachtheile gefehlt hat. Vielleicht tragen solche Versammlungen, durch die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vorlesungen, weniger zu unmittelbarer Förderung der Wissenschaft bei, als man auf den ersten Anblick zu glauben geneigt seyn möchte; aber ihr eigentlicher Zweck und ihr wesentlicher Nutzen besteht in der durch sie herbeigeführten Vereinbarung, in der Annäherung des Einzelnen an den Einzelnen, in der lebendigen Mittheilung, Besprechung, Anregung. Und wenn man diesen großen Vortheil in Deutschland und Frankreich erkannt hat, um wie viel bedeutender muß er nicht seyn in einem Lande wie Italien, welches so mancher Hülfsmittel entbehrt, in deren Genuß jene längst sich befinden. — Während die Gelehrtenwelt mit den Vorbereitungen zu der Pisaner Versammlung beschäftigt ist, hielt die Akademie der Georgofili ihre feierliche Jahressitzung, welche jedesmal ein zahlreiches Publikum anzuziehen pflegt. Ich hatte schon Gelegenheit, von dieser im Jahr 1753 gestifteten Akademie für Ackerbau, Landwirthschaft und ökonomische Wissenschaften im Allgemeinen, und von dem namhaften Einflusse zu reden, den sie auf Toscana ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Auch das jezt beschlossene Jahr war wiederum reich an akademischen Arbeiten, über welche der Sekretär der Akten, Adv. Marzucchi (vormals Prof. der Rechtswissenschaft in Siena) in einer sehr interessanten Rede Bericht erstattete, während der Sekretär der Correspondenz, Prof. Targioni-Tozzetti (ein Name, an den seit drei Generationen in Toscana sich nur ehrenwerthe Erinnerungen knüpfen) von den Verbindungen der Akademie mit andern wissenschaftlichen Instituten wie mit Privatpersonen Nachricht gab. Für die Deputation zur Untersuchung der Preisschriften sprach sodann der Berichterstatter derselben, der Advokat Vinc. Salvagnoli.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Oktober 1839.

Luxu, saevitia, audacia reipublicae exitiosi —

Tacitus.

Die Calvi.

Erzählung von Franz Freiherrn Gaudy.

Unter den patrizischen Geschlechtern, welche in Venedig vor etlichen Jahrhunderten blühten, nahm das der Calvo im goldenen Buche der Nobili den ersten Rang ein; keines durfte sich eines ältern Adels rühmen, keines einer größeren Anzahl von Stammesgenossen, keines übertraf es an Reichthum und Macht. Sein Name ist längst erloschen, ja in der neuern Zeit bis auf die lezte Spur verweht, seitdem ein reicher Engländer den alten Palast der Familie, freilich aus der zehnten, zwölften Hand erstand, die Marmortafeln der Façade, die Treppen, die Balkone, Säulen, Fenster bis auf die Dachziegel abbrechen, sorgfältig numeriren und nach England schleppen ließ, um dort in dem finstersten Winkel seines nebligen Landgutes die ganze Herrlichkeit wieder aufzubauen. Ich erinnere mich der Casa Calvo noch gar wohl. Sie stand ohnweit der Rialtobrücke und war in den lezten Zeiten verräuchert und zerfallen genug: rohe, hölzerne Bretter bedeckten die scheibenlosen Fenster; an die Pfosten des Wasserthors hatte seit Menschengedenken kein Gondolier mehr seine Barke angebunden, und von den alten, trichterförmigen Schornsteinen rauchte nur noch einer, nämlich der über dem Feuerherde des alten Casimirio Pozzo nero, welcher in Venedig bis zur Stunde, wo er das Haus dem Milordo verschacherte, anerkannt die besten Maccaroni und Capillini verfertigte. Wie gesagt, es war ein altes, wackliges Gebäude, in dem keine Ratte mehr aushalten mochte; mich schmerzte es aber doch, als ich es schleifen und stückweise in's Schiff laden sah; es war, als stürbe mir wiederum ein alter guter Bekannter ab. Das an seiner Stelle neu erbaute Assekuranz-Compagniegebäude von Lloyd mit seinen weißen Wänden und hohen blitzenden Fenstern will mir gar nicht gefallen. — Doch das gehört wohl schwerlich hieher; also rasch und ohne Umschweife zur Sache.

Das Haupt der im Eingang erwähnten Familie Calvo war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Herr Mauro Calvo, ein finsterer, hartherziger, menschenfeindlicher Greis. In früheren Jahren war er einer der Staatsinquisitoren gewesen, hatte sein Amt mit unerbittlicher Härte verwaltet und sich den Nobili so wie dem Volke verhaßt gemacht, am meisten aber den Mitgliedern seiner Sippschaft. Er war unverheirathet geblieben; die Einen wollten wissen, es sey aus Geiz geschehen, die Andern, weil er unfähig wäre, irgend einen Menschen zu lieben, die besser Unterrichteten aber, weil er in seiner Bewerbung um die schöne Maria Contarini unglücklicher gewesen sey als sein jüngerer Bruder Alessio, welcher sie zum Altar führte. Auf diesen und dessen zahlreiche

Kinder hatte nun Herr Mauro den finstersten Haß geworfen, und suchte in Verzweiflung darüber, daß sein Vermögen Fideicommiß und mithin unantastbar sey, seinen Bruder in weitläuftige Prozesse zu verwickeln, dessen Ruf, wo er es nur irgend konnte, zu schmälern, mit einem Wort, ihm alles mögliche Herzeleid anzuthun.

Tagelang mit solchen boshaften Planen sich tragend und über Unheil brütend, saß der alte Staatsinquisitor einsam, und so viel als möglich selbst von der zitternden Dienerschaft gemieden, in der Casa Calvo. Wer es nicht unumgänglich mußte, hütete sich, den alten Wolf in seiner Höhle aufzusuchen; ja sogar diejenigen, welche auf dem Canalazzo unter dem Hause vorüberfuhren, warfen mißtrauische, furchtsame Blicke nach oben, und athmeten erst freier, wenn sie sich wiederum außer dem Bereich des grauen Bösewichts wußten. Nur die Söhne des Messer Alessio mieden die Nähe des verrufenen Palastes nicht und suchten ihn vielmehr geflissentlich auf, ohne ihn jedoch jemals zu betreten. Jung, muthwillig, ausgelassen, wie sie waren, ergriffen sie jede Gelegenheit mit Freuden, um ihrem Oheim seinen Haß nach Kräften vergelten und ihn recht aus Herzensgrunde ärgern zu können. So fuhren sie bei Tage in festlich geschmückten Barken mit lustigen Gesellen und lockern Dirnen zechend und singend unter den Fenstern des Herrn Mauro vorüber, oder brachten ihm Nachtständchen auf verstimmten Geigen, quäkenden Pfeifen, wozu sie mit Kesseln und Pfannen ein höllisches Getöse machten, und wußten sich vor Freude nicht zu lassen, wenn der Alte scheltend und wetternd mit der Nachtmütze auf dem Balkon erschien, nach seinen Knechten schrie, sie mit Spießen und Stangen die Ruhestörer verjagen hieß, und diese dann jauchzend und unter schallendem Hohngelächter in den vogelschnellen Gondeln nach allen Winden zerstoben.

Meine Leser werden nach dieser Lieblingsbelustigung der jungen Calvi eben kein allzugünstiges Urtheil über deren Sittlichkeit und Bescheidenheit gefällt haben, und wirklich ließ sich von ihrem Lebenswandel auch nur wenig Lobenswürdiges berichten. Auf Erhaltung des Rufes, die wildesten, zügellosesten Nobili der Republik zu seyn, wachten sie mit Eifersucht. Man hieß sie nur die Meerraben des Canalazzo, und sie thaten sich auf diesen Namen wie auf einen Ehrentitel etwas zu gut. Gab es Händel und Raufereien, wurde die Tochter eines ehrsamen Bürgers entführt und der zur Hülfe eilende Vater halb todt geschlagen, so konnte man mit Gewißheit annehmen, daß die Calvi den Unfug angezettelt oder wenigstens die Hand mit im Spiele gehabt hatten. In jenen Zeiten war der Seidenmantel eines Nobile noch eine Art von Tarnkappe, welche den Frevler in den Augen der Gerechtigkeit unsichtbar machte. Dieses Vorrechts bedienten sich aber die übermüthigen Junker in seiner schrankenlosesten Ausdehnung. Sie waren der Schrecken aller Väter und Ehemänner, und jeder ruhige Bürger schlug bei dem Namen Calvo heimlich das Kreuz.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

Herausgegeben von J. Funck.

(Der folgende Auszug eines Briefwechsels zwischen Gellert und einem österreichischen Staatsmann ist ein interessantes Denkmal einer Zeit, wo es den Deutschen sehr ernst um ihre Bildung war und nicht Jeder glaubte, man brauche nur ein Deutscher zu seyn und den gebildeten Ständen anzugehören, um gut deutsch zu schreiben).

Christian Fürchtegott Gellert in Leipzig an den K. K. österreichischen Gesandten Freiherrn von Widman in Nürnberg.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Abgesandte,

Ew. Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädigst erinnert, daß ich sehr unerkenntlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Danksagung abzustatten. Allein wie sollte ich Ew. Excellenz nicht zugleich für eine viel ältere, ich meine für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bei Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ich's vergessen können, daß der Kaiserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der akademischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lauten Beifalle beehret hat. Ich habe dieses Glück in meinem Diario angemerket; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können, die Sittenlehre anzuhören? und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anekdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beigewohnt hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs, die mir Ew. Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankömmt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? rc. — Was meine Schriften anlanget, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Ew. Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiter geschrieben habe; und es scheint auch, daß

ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung
Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz
unterthänigster Diener
Christian Furchtegott Gellert.

Leipzig, den 26sten Januar 1761.

*

Freiherr von Widman an Gellert.

Wohledelgeborener,
Hoch- und Vielgeehrter Herr Professor!

Nichts Schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, als von Euer Wohledelgeboren mit einem Schreiben beehret zu werden. Stellen Sie sich also das Vergnügen, ja ich darf wohl noch hinzusetzen, den Stolz vor, den Dero werthes Schreiben in mir erweckt hat; die Verantwortung des leztern mögen Euere Wohledelgebornen über sich nehmen, denn ich bin in diese meine Sünde so verliebt, daß ich noch fernershin damit prangen und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meinen wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euere Wohledelgeboren sind allzugütig, daß Sie den Besuch, den ich Deroselben im Jahr 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabei ertheilten öffentlichen Beifall so sehr erheben. Beides hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ja es kömmt vielmehr mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir jenes haben erlauben wollen. Ich meines Orts werde diesen für mich so angenehmen Zeitpunkt nie vergessen können, und habe zeither vielmal die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen so angenehmer als lehrreicher Vortrag jeden, der zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, bewegen muß, sich in die Schuljahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederum zurückzuwünschen. Alle Staatsmänner sollten sich glücklich achten, wenn sie das thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wenn sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde, ja sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß jene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht widerlegt werden.

Euere Wohledelgeboren werden mich durch Verschaffung eines Lesers oder Sekretairs unendlich verbinden; die Wahl, die Sie dabei treffen werden, ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich Alles erhalten werde, was ich nur wünschen kann; denn was kann ich nicht von einem so großen Kenner der wahren Verdienste und der ächten Gelehrsamkeit und zugleich von einem Freunde erwarten ꝛc.

Aus Dero eigenem Verzeichnisse ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, außer Dero geistlichen Oden und Liedern, alle Dero gedruckte Schriften wirklich besitze; allein sollten Euere Wohledelgeboren, als ein so guter Weltbürger und ein so wahrer Menschenfreund, sich wohl entschliessen können, an Dero Freunden und der ganzen Nachwelt den Raub zu begehen und nichts Weiteres mehr zu schreiben, ja nicht einmal Dero moralische Schriften durch den Druck zu verewigen? Ich stehe für Dero Freunde und für die Nachwelt, daß beide dieses harte Verfahren um Euere Wohledelgebornen durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Andenkens gewiß nicht verdienen. Wie glücklich würde ich für meinen Theil seyn, wenn ich Dero Vorlesungen, die ich von den Pflichten der Freund- und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion und von dem Ehestande selbsten mit Vergnügen und mit Erbauung angehöret habe, noch einmal durchlesen könnte!

Ich bitte Eure Wohledelgeboren durch alles, was ich bitten kann, dieses mein Schreiben nach dem Inhalte und den Regeln Dero im Jahre 1756 bei Johann Wendler in Leipzig gedruckten „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen" zu zergliedern und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber besonders über die gewiß hin und wieder mit eingeschlichenen Austriacismos Dero Urtheil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen. Wenn Eure Wohledelgebornen mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als einen ganz ausnehmenden Beweis Dero schätzbaren Freundschaft Zeitlebens mit Dank erkennen, und desto mehr angefrischet werden, öfters, sowohl zu meinem Vergnügen als zu meinem Unterricht an Sie zu schreiben. Sollten Sie es mir aber versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als ein stilles Verboth, Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden. Je schärfer hingegen Euer Wohledelgebornen Beurtheilung ausfallen wird, desto größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als die so lebhaft- als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeitlebens seyn werde

Euer ꝛc.

Den 7ten Febr. 1761. v. Widman.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

Literatur.

Sie fordern mich auf, die literarischen Anzeigen fortzusetzen, mit welchen ich im Jahr 1832 im Morgenblatte die

Rede des Alkala Galiano über die spanische Literatur begleitete. Ich kann Ihrem Verlangen nur durch einige zerstreute Nachrichten entsprechen. Die politischen Angelegenheiten verzehren natürlich einen großen Theil der schriftstellerischen oder rednerischen Thätigkeit, doch nicht so sehr, daß man nicht überhaupt ein Bestreben bemerkte, die seit langer Zeit wirklich erstaunliche Unfruchtbarkeit des spanischen Bodens, welche eine völlige Geistesverarmung seiner Bewohner fürchten ließ, zu überwinden. So oft sich der Geist der Freiheit in der Nation regte, fand eine ähnliche Erscheinung statt. Die Jahre 1812, 1820, 1834 waren die Anfangspunkte neuer Produktionsepochen, in welchen man, freilich meistens durch Uebersetzungen, die versäumte Zeit einzuholen suchte, in welchen aber auch einige Originalwerke, besonders in dem, was überall am meisten das Nationalgepräge an sich trägt, in der dramatischen Dichtkunst, den höheren Schwung der Geister zu erkennen gaben. Da die zuletzt erwähnte Epoche schon sechs Jahre zählt, so hat sich zu der Thätigkeit im dramatischen Fache noch die in der gemischten Journalistik gesellt, und dieses sind wirklich in diesem Augenblicke die zwei großen Abtheilungen der spanischen Literatur, bis die Reihe an eine solidere Behandlung der Wissenschaften kommt. Hoffen wir, daß diesesmal der Fortschritt nicht durch neue Katastrophen unterbrochen werden und den Spaniern erlauben wird, zuerst ihren Fonds von materiellen Kenntnissen zu vervollständigen, ohne welchen die schriftstellerischen Arbeiten selbst bei ungemeinem Talente einen Beigeschmack von rhetorischer Amplification behalten.

Was die Tagespolitik hervorbringt, ist, von dem literarischen Standpunkte aus betrachtet, nicht besonders ausgezeichnet. Die Zeit der politischen Herzenseinfalt, der primitiven Empfindungen ist auch in Spanien vorüber, und mit ihr jene Ergießungen, die selbst wieder zum Herzen gehen. Die Parlamentsreden sind ein Gewebe von Spitzfindigkeiten, von rednerischen Ansichten, von Wenn und Aber, denen man auf eine Meile den Hinterhalt, die Apostasie, das Parteimanöver ansieht. Arguelles ist der einzige von den Alten, denen es auf der Rednerbühne bequem wird, wie in einem Großvaterstuhl; aber die Altersschwäche läßt sich nicht mehr verbergen. Unter den Neueren sind die wenigen, die sich durch ihre Offenheit auszeichnen, z. B. ein Abargues, ein Corbero u. s. w. keine Redner. Mit den Tageblättern geht es nicht besser, selbst wenn ihre Redaktoren Männer von literarischem Rufe sind, wie Alkala Galiano, Redakteur des Piloten. Die Gaceta ist in der That mehr ein literarisches als ein politisches Blatt; denn wenn das Publikum am ungeduldigsten ist, etwas von Espartero oder Odonnell zu erfahren, bringt sie eine lange Beschreibung der chinesischen Mauer oder der Nilfälle.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, September.

(Schluß.)

Die Akademie der Georgofili.

Die erste Preisaufgabe verlangte die Ausarbeitung eines populären Traktats über politische Oekonomie mit durchgängiger Berücksichtigung der toscanischen Gesetze und Landessitte. Keine der eingesandten beiden Arbeiten wurde des Preises für würdig erklärt; es ist, glaube ich, nun schon das dritte Mal, daß diese Aufgabe dasselbe Schicksal hat. Auch der zweite Preis wurde nicht vertheilt; es handelte sich um eine praktische Anweisung über die dem Terrain und den verschiedenen Culturgegenständen in Toscana am meisten anpassenden Arten des Düngers. Der dritte Preis, für die Cultur der Runkelrübe (nicht etwa zur Zuckerfabrikation, womit man sich hier nicht befaßt, sondern zu andern agronomischen Zwecken) wurde dem Marquis Ridolfi zuerkannt. Zu diesem Preise, der sich jährlich für die Vervollkommnung irgend eines Zweiges der Landwirthschaft wiederholt, hinterließ ein vor einiger Zeit verstorbener florentinischer Patrizier, der Graf Leon Batista degli Alberti (letzter Sprößling des berühmten Geschlechts, welches in den politischen Wirren des vierzehnten Jahrhunderts eine so bedeutende Stellung einnahm, und im fünfzehnten der Kunst und Wissenschaft den großen Leon Batista gab), ein ansehnliches Legat zur Disposition der Akademie. Für das kommende Jahr werden die Einkünfte dieses Legats zu zwei Preisen verwandt werden: der eine für die Cultur des Maulbeerbaums der Philippinen, der andere für die Vervollkommnung des Ackerbaus in der Maremma. In der Einleitung zu seinem Bericht verbreitete Salvagnoli sich über einen Gegenstand, welcher der Beachtung werth ist: über das Verhältniß der Akademien zu den modernen Associationen. Die Akademien fanden in ihm einen eifrigen Vertheidiger, und wenn auch nicht Alle immer mit ihm einverstanden waren in Betreff des Einzelnen, so bewunderte doch jeder seine ausgezeichnet schöne Darstellung, der seine glänzende Rednergabe zu Hülfe kam. Da wo er an die unausgesetzten Bestrebungen und vielfachen Verdienste der Akademie der Georgofili erinnerte, stimmten ihm gewiß alle Anwesenden bei. Denn von ihr ging in den jüngsten Jahren die Einrichtung der Kinderbewahranstalten in Toscana aus, von ihr die der Sparkassen, von ihr die erste Industrieausstellung, die schon jetzt zu einer Staatsinstitution wurde, so wie die Anregung der Versammlung der Gelehrten. Ueberdieß verdankt ihrer thätigen Aufmunterung unendlich viel die Cultur der Seide und die damit in direkter Verbindung stehende des Maulbeerbaums, anderer Industriezweige nicht zu gedenken. Das landwirthschaftliche Institut zu Meleto, und die jährlich daselbst stattfindenden Zusammenkünfte der Landeigenthümer und Ackerbauer gingen aus ihrem Schooße hervor. — Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne von dem gegenwärtigen Stande der Sparkassen und der Kinderbewahranstalten ein Wort zu sagen. Die Zahl der Sparkassen, deren Nutzen wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden wird, wenn sie auch eigentlich nur eine Art Surrogat sind, welches durch die Verhältnisse der arbeitenden Classen nothwendig geworden ist, belief sich zu Anfang des Jahres in Italien auf achtundzwanzig. Dies ist nun freilich nichts im Vergleich mit Großbritannien, wo im Jahr 1829 487 Sparkassen mit einem eingezahlten Capital von ungefähr $14^1/_2$ Millionen Pfund bestanden; aber es ist doch bedeutend mehr, als Malthus annimmt, welcher deren zehn nennt. Es finden sich davon zwei in den sardischen Staaten, zu Chambery und Turin; neun in der Lombardei, zu Mailand, Como, Pavia, Lodi, Cremona, Mantua, Brescia, Bergamo, Sondrio; eilf in Toscana, zu Florenz, Livorno, Pisa, Siena, Pistoja, Prato, Grosseto, San Miniato, Figlina, Pietrasanta, Modigliana; eine zu Lucca; vier im Kirchenstaat, zu Rom, Bologna, Ancona, Spoleto; endlich eine zu Neapel. Die Zahl mag sich unterdeß vermehrt haben. Das in der Centralkasse zu Florenz eingezahlte Capital belief sich zu Ende 1836 auf ungefähr drei Millionen toscanischer Lire (ungefähr 675,000 Reichsthlr. Pr.). Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. Oktober 1839.

— With a skilful helm he sweeps the sea,
And loses by degrees the sight of mortal things.

Watts.

Der alte Fischer.

Es flattern am kahlen Strande
Die Möven kreuz und quer,
Es kommen mit weißen Häuptern
Die Wellen brausend her.

Und aus der nahen Hütte
Kommt auch ein weißes Haupt;
Das trägt der alte Fischer,
Bis ihm der Tod es raubt.

Sonst kann ihm Keiner was rauben:
Er hat ja keine Schätz';
Des Edelmanns ist die Hütte,
Des Edelmanns Wasser und Netz!

Bis jezt noch nannte der Fischer
Das Boot sein eigen Gut,
Bis jezt — er soll's verkaufen,
Zu zahlen den Tribut!

Da steht und ringt die Hände
Der arme alte Mann,
Und fühlt, daß er sein Leztes,
Sein Boot nicht missen kann.

Es knüpft sein ganzes Leben
Mit Freude, Schmerz und Noth,
Es knüpft sich all zusammen
An's alte, treue Boot. —

„In guten, schönen Tagen
„Hast du vom Nachbarstrand
„Das treue Weib geholet,
„Bei dem ich Liebe fand."

„Und als es einst mit Deutschland
„Wollt' gehen ganz zu End,
„Trugst du die beiden Söhne
„Zum Landwehrregiment."

„Die Söhne ruhn bei Leipzig —
„Das brach der Mutter Herz;
„Du bist allein geblieben
„Mir Halt und Trost im Schmerz."

So geht er hin zum Boote,
Und richtet auf den Mast,
Und breitet aus die Segel,
Daß recht der Wind sie faßt;

Und steu'rt mit seinem Boote
Schräg, gegen die Wellen an;
Die, kommend mit weißen Häuptern,
Zerbrechen tobend dran.

„Was tobt ihr denn, ihr Wellen,
„Als brächt ihr gar nicht gern? —
„Ihr macht die niedern Fischer,
„Mein Boot den gnäd'gen Herrn."

„Drum läßt es sich nicht kaufen,
„Es hat auch seinen Stolz,
„Ist auch von altem Stamme,
„Von starkem, edlem Holz."

Und als nun so gesprochen
Der Alte mit höhnendem Mund,
Hält er den Mast umklammert
Und segelt sich in den Grund.

W. Wöhler.

Der Calvi.

(Fortsetzung.)

Nur ein Einziger wurde von den Verwünschungen, welche das ganze Geschlecht belasteten, nicht betroffen; es war dies der jüngste von den sechs Söhnen des Messer Alessio, welcher Marcantonio hieß und ein stiller, freundlicher, bescheidener Jüngling war. Weit entfernt, die Ausschweifungen der ältern Brüder zu theilen, that er Alles, was in seinen Kräften stand, um das angerichtete Unheil zu hintertreiben und zu vergüten, mahnte die Uebrigen, obwohl ohne sonderlichen Erfolg, von ihrem verzweifelten Treiben ab und machte allzeit, wenn gleich mit nicht größerem Glück, den Fürsprecher der Unterdrückten und Gemißhandelten bei seinem Vater. Herr Alessio war aber auch eben nicht die Behörde, welche für dergleichen Klagen ein allzeit offenes Ohr hatte. Nachsichtig gegen das Treiben seiner ältern Söhne, meinte er, die Jugend müsse ihr Recht haben und austoben; ein venetianischer Nobile dürfe sich schon Manches herausnehmen, und es sey im Gegentheil ganz heilsam, dem allzu üppigen Bürger von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß es in Venedig noch Patrizier gebe. Er selber war in seinen jüngern Jahren ein toller Geselle gewesen. — Verspottet von den wilden Brüdern, von dem gleichgesinnten Vater gering geschätzt, stand Herr Marcantonio unter den Seinigen allein, ging seinen eigenen Weg und theilte seine Zeit zwischen löblichen, eines Edelmanns würdigen Beschäftigungen und unschuldigen Zerstreuungen. Zu diesen gehörte vor allen die Lust, sich selber mit einem leichten Nachen in die Lagunen hinauszurudern und dort zu angeln.

An einem schönen Sommernachmittag hielt er mit seinem Kahn in der Nähe der kleinen Insel Santa Catterina. Wer je in Venedig war, wird sie wohl kennen. Wenn man nach Fusina fährt, bleibt sie zur rechten Hand liegen. Das Kloster nimmt den ganzen Raum der kleinen Sandbank ein. Die Mauern werden ringsum von den Wellen bespült; die vielen Bäume und blühenden Gesträuche, welche über sie hervorragen und dichtgedrängt das Kirchlein umgeben, geben dem Inselchen das Ansehen eines im Meer schwimmenden Blumenkorbes. Jezt werden die leeren Gebäude zu Pulvermagazinen verwandt; zur Zeit des Marcantonio aber hatte sie noch ihre ursprüngliche Bestimmung als Kloster der Benediktinernonnen bewahrt.

Marcantonio hatte unter den Klostermauern, vor dem Wind geschüzt, die Ruder eingezogen und die Angel ausgeworfen, blickte andächtig auf die von den hüpfenden, glänzenden Wellchen geschaukelte Feder, und nur selten unwillig in die Höhe, wenn ein schwerbeladenes Teaboccolo * oder eine flüchtige Gondel vorüberrauschten, wenn der gewaltsame Ruderschlag die Oberfläche der See mit Schaum bedeckte und dann die vorüberstreichenden Fische verscheucht auseinander stoben. Da rieselte plözlich ein Schnee von Orangenblüthen auf ihn hernieder. Er sah auf und bemerkte noch, wie der geschüttelte Zweig des Citronenbaums zurückschnellte und eine weibliche Gestalt im Gebüsch untertauchte.

Eine Störung wie diese war allzu anmuthig, als daß sie nicht auch dem eifrigsten Angler hätte willkommen seyn sollen. Herr Marcantonio Calvo sah wohl ein, daß es hier gelte, die Rolle des Angelnden mit der des Geangelten zu vertauschen, und konnte es kaum erwarten, daß sich die reizende Lockung wieder zeige, um herzhaft anzubeißen. Wir haben vorhin seiner Sittsamkeit und Bescheidenheit alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und preisen ihn noch jezt, troz jenes Verlangens, als einen wohlgerathenen, tugendsamen Jüngling, als die Perle der damaligen jungen Venetianer. Wer an seiner Stelle, anstatt einer so hübschen Aufforderung Gehör zu geben und ein so gefälliges Abenteuer verfolgen zu wollen, die Ruder einsezt und heimwärts jagt, der möge den ersten Stein auf meinen Helden werfen. Ich für meinen Theil hab' es noch nicht vergessen, daß ich einmal zwanzig Jahr alt war, und hätte es um kein Haar anders gemacht als Messer Calvo, welcher Fische Fische seyn ließ und durch die Finger nach der Mauerzinne hinaufblinzelte.

Es währte nicht allzulange, so tauchte ein junges, feines Mädchen mit verlängertem Hälschen schüchtern und behutsam aus den Sträuchern auf und streckte eben den Arm aus, um den Fischer zum zweiten Mal mit Blüthen zu überschütten, als dieser rasch aufblickte und die kleine Delinquentin auf der That ertappte. Sie ward über und über roth, und das stand dem zarten Gesichtchen gar lieblich. Ihr Gewand war das der Laienschwestern

* Küstenfahrzeug.

des Klosters; sie konnte nur erst Novize oder wohl gar nur Kostgängerin seyn, wie ihrer denn gar viele aus den angesehensten Familien Venedigs vorzugsweise nach Santa Catterina gesandt wurden, theils weil die Benediktinerinnen im Ruf standen, als verständen sie die Erziehung am besten zu leiten, theils weil die Abgeschiedenheit des vom Meer umringten Klosters sich besonders eignete, die jugendlichen Herzen vor den Lockungen der Welt zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

(Fortsetzung.)

Gellert an Freiherrn von Widman.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Abgesandter,

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädiger Antwort zu meinem Vortheile gesagt haben. Ich wünsche es zu verdienen, dieses ist's, was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beifalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schätzbar und zeitlebens eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befohlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Austriacismos zu bemerken und Ihnen meine Kritiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein österreichischer Minister so schön und richtig deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Ungnade zuziehen sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bei Tische, und kaum hatte ich's gelesen, so sagte ich zu den beiden jungen Grafen Brühl und Moltke (aus Kopenhagen, des Ministers Sohn): itzt will ich Ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der Ihnen zum Vergnügen und zum Beispiele dienen soll. Der Hofmeister las ihn laut. Der Brief, sagte ich, ist vortrefflich, und wenn es hoch kömmt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibt immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses wörtlich hier anführe. Es wird die Stelle der aufrichtigsten und besten Entschuldigung, warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen habe ich, um zu gehorchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beilage angemerkt.

Ich verharre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung
Ew. Hochgeb. Excellenz
unterthänigster Diener C. F. Gellert.

Leipzig, den 16ten Februar 1761.

Freiherr von Widman an Gellert.

(Damit der Leser erfahre, was und wie Gellert zu korrigiren pflegte, so gebe ich bei dem folgenden Briefe Gellerts Ausstellungen in untenstehenden Anmerkungen.) J. F.

Wohledelgeboren,
Hoch und Vielgeehrter 1) Herr Professor,

Was bin ich Ew. Wohlgeboren nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monats, und noch weiters 2) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung dessen 3), nach denen 4) Regeln der guten teutschen Schreibart 5) gewähren wollen 6); Ich bin zwar weit entfernt 7), darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye 8); allein ich will es dabei bewenden lassen und meiner Eigenliebe etwas zu gut thun 9). Es ist solche ja 10) allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn 11); doch 12) bitte ich nochmalen 13) auf das feierlichste, diese Dero Beurtheilung sowohl auf gegenwärtiges, als 14) auf alle meine künftige 15) Schreiben zu erstrecken 16), dann 17) diese werden nur in 18) so lange folgen, als jenes von Ew. Wohledelgeboren beschehen wird 19). Alles, was Euer Wohledelgeboren mir sonsten über meine Schreibart sagen, und mit meinem Brief gethan zu haben melden, beschämet mich allzusehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte 20); Wenn der gute Wille in der ächten Schreib-Art unserer Mutter-Sprache stark zu werden, oder wenigstens die dißfalls 21) unterlosene 22) Fehler der Erziehung zu verbessern, ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her 23), allein von der Zeit an, als ich mit Euer Hochedelgeboren angenehmen und lehrreichen Schriften, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt geworden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlanget habe 24), so hat dieser Trieb nicht nur merklich zugenohmen 25), sondern sich auch mit dem Wunsch 26) vergesellschaftet, Ew. Hochedelgeboren hierunter 27) zum Lehrer und Anführer zu haben. Dieses nun kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten geschehen, wenn Sie mir erlauben wollen, mit Deroselben 28) einen ordentlichen Briefwechsel, doch immer unter obiger Bedingniß 29) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlasse ich mich lediglich auf Ew. Hochedelgeboren und lege dessen Auswahl 30) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden 31) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Ew. Wohledelgeboren beklage ich, daß auch Sie die Ungemache des Krieges so nahe empfinden 32). Nichts kann freilich solchen erschröcklicher machen, als wenn

man sehen muß, daß durch die davon ohnabsonderliche 33) Plagen, sogar Leute, deren Ruhe so heilig und der gelehrten Welt so nützlich ist, gestöret werden. Der Himmel wird ja diesen Drangsalen ein Ende geben. Dringende und überhäufte Geschäften 34) haben mich wider meinen Willen bißher abgehalten, Ew. Wohledelgeboren eher zu antworten. Ich verharre Ew. Wohledelgeboren rc. W.

P. S. Ew. Wohledelgeboren würden mich ungemein verbinden, wenn Sie mir ein Buch, welches von der Rechtschreib-Kunst 35) gründlich, aber kürzlich 36) handelt, und zugleich ein Wörter-Buch verrathen 37) wollten, in welchem ich nachsuchen könnte, so oft ich einen Anstand habe, wie dieses oder jenes Wort im Teutschen recht zu schreiben seye 38).

1) vielgeehrter 2) weiter 3) desselben 4) den 5), 6). 7) weil 8) sey 9) etwas zu gute thun 10) Sie ist ja 11). 12) Doch 13) nochmals 14) auf gegenwärtigen Brief als 15) künftigen 16); 17) denn 18) in del. 19) geschehen wird. 20). 21) dießfalls 22) untergelaufenen oder eingeschlichenen 23); 24): 25) zugenommen 26) dem Wunsche 27) hierin 28) Denenselben 29) unter der obigen Bedingung 30) gebe dessen Wahl 31) ereignenden 32) Uebrigens beklage ich Ew. Wohledelgeboren, daß auch Sie das Ungemach des Krieges so nahe empfinden müssen. 33) durch die von ihm unzertrennlichen 34) Geschäfte 35) Rechtschreibung-Kunst 36) kurz 37) vorschlagen 38) sey.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Der „Corresponzial" ist ein mit Umsicht und Reichthum an statistischen und administrativen Daten verfaßtes Blatt. Am meisten Anspruch auf literarischen Werth macht der Correo Nacional. Der Hauptredakteur ist ein gewisser Borrego, ein Abenteurer, dessen Geschichte unter der spanischen Emigration in Brüssel bekannt genug war. Die Moderantisten fanden einen solchen Menschen zum Stimmführer ihrer Partei wie gemacht. Von ihren Mitteln und Verbindungen unterstützt, war das von Borrego redigirte Blatt el Espagnol das reichste an Nachrichten und Subscribenten; die Redaktion bezahlte sogar eine Zeitlang mitgetheilte Artikel, das einzige Beispiel dieser Art in Spanien. Der Moderantismus hat mehrere Nüancen und mehrere Organe; der Correo repräsentirt eine Mittelpartei, welche am meisten den Socialisten Frankreichs ähnelt. So wie die Moderantisten die Stelle der ehemaligen Josephiner oder Afrancesados eingenommen haben, so sucht der Correo ihre Ansprüche auf höhere Bildung in Kenntnissen und Styl zu erben; aber seine Sprache artet oft in dunkle Weitschweifigkeit aus, und so geschieht es, daß während der Correo nach französischer Mode „die veraltete Schule des Liberalismus" mit stolzem Mitleid behandelt, diese Schule über die oft unverständliche Metaphysik ihres Gegners spöttelt und die „suprema inteligencia," welche einige Moderantistenhäuptlinge als ihr Monopol ansehen, in einen Spitznamen verkehrt. Es ist wahr, daß die Sprache in der gedrechselten Manier des Borrego *) oft auf die Folter gespannt wird, aber es ist auch wahr, daß die spanische Sprache, nicht minder als die politischen Einrichtungen und der gesellschaftliche Zustand, eine Revolution erleidet und der in den classischen Werken eines Cervantes und Luis de Granada nicht mehr gleicht als Tieck und Jean Paul einem Gellert oder Sponheim. Der bessere Styl der Franzosen, welcher die Gedanken bald zart, bald nachdrücklich verkörpert, fließt aus einigen ausgezeichneten Federn, z. B. des Donoso Cortès, mit einem Glücke und einer spanischen Eigenthümlichkeit, die man sonst für unmöglich halten durfte. Wie die Afrancesados ehmals im Censor, so sammeln jezt die moderantistischen Coryphäen, Cortes, Galiano, Pidal, Martinez de la Rosa u. s. w. ihre kleineren Aufsäze in der Revista de Madrid, welche als eine Fortsezung der 1836 unter der Leitung Borregos begonnenen Revista europea zu betrachten und das einzige Journal von der Gattung der im Auslande so häufigen Revüen ist. Die Liberalen sind in der literarischen Welt beinahe unbekannt, denn die Revista militar, in welcher Evaristo San Miguel die zierliche Einfachheit seiner Schreibart beibehält, gehört doch mehr zu den speziellen Fächern. In der Satire halten sich beide Parteien das Gleichgewicht; es ist Mode geworden, einen Abschnitt der Tageblätter gewissen witzig seyn sollenden, aber meist nur abgeschmackten Einfällen unter verschiedenen Titeln zu widmen. Einzelne beißende Flugschriften erscheinen von Zeit zu Zeit; Tapia hat seine satirischen Aufsäze gesammelt und überdies einen satirisch-politischen Roman geschrieben. — Die Provinzialblätter sind von sehr untergeordnetem Werthe, und einige sogar lächerlich; der Sancho Gobernador in Barzelona wurde bald unterdrückt; in diesem Augenblicke verdient nur das Eco de Aragon eine Auszeichnung. In dem Journal el Tiempo, welches in Cadix herauskommt, schreibt der bekannte Lista, den die Moderantisten zum Direktor einer Unterrichtsanstalt in jener Stadt gemacht haben, grammatikalische und philosophische Artikel. — Die Politik und die Kriegsgeschichte sind beinahe die einzigen Fächer, aus welchen kleinere oder größere Bücher zu Tage gefördert worden sind, wozu freilich der Umstand beitragen mag, daß wissenschaftliche Werke nichts eintragen und meistens ihren Verfassern oder ihren Verlegern Geld kosten. — Außer der bekannten spanischen Akademie haben wir hier mehrere Privatvereine für literarische und artistische Bildung. Ein solcher war das Athenäum, in welchem einige Gelehrte öffentliche Kurse über philosophische und geschichtliche Fächer, orientalische Sprachen, und auch über ausländische Literatur gaben; doch waren in der Philosophie und fremden Literatur wenig andere als französische Quellen benüzt. Das Athenäum wird jezt durch das Lyceum verdunkelt, welches glänzender, aber nicht so nützlich ist. Es hat ein prächtiges Lokal, welches nun auch zu dramatischen Darstellungen, denen die Regentin zuweilen beiwohnt, verwendet wird; es zählt über achthundert Mitglieder und ist für die Moderantisten eine nicht unbedeutende Position. Der Dichter Zorilla mit einigen Freunden hat eine neue literarische Akademie gestiftet. Doch machte sie bis hieher keine großen Fortschritte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Borrego war auch Deputirter in den Cortes, machte aber wenig Aufsehen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Oktober 1839.

— Lieb', aus Mädchenaugen erst gelernt,
Lebt nicht vermauert im Gehirne bloß;
Nein, mit der Regung jedes Elements
Läuft sie gedankenschnell durch jede Kraft,
Und gibt zu jeder Kraft zwiefache Kraft.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Statt sich an der Verwirrung der schönen Kostgängerin lange zu weiden, begann Herr Marcantonio sofort, sich mit zierlichen Worten für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit zu bedanken und ihr mit geläufiger Zunge eine Menge schöner Dinge über ihre Anmuth und Reize und dergleichen mehr zu sagen. Ob der Diskurs gerade viel neue und geistreiche Sentenzen enthalten, möchten wir bezweifeln. In solchen Fällen kommt es jedoch weniger darauf an, durch Originalität zu glänzen, als zu schwatzen und der Schönen Zeit zu lassen, sich auf die passendste Antwort zu besinnen oder sie überhaupt mit der Redseligkeit anzustecken. Rede abgewonnen, Alles abgewonnen.

Geraume Zeit hindurch blieb Herr Marcantonio freilich auf den Monolog beschränkt. Das junge Mädchen senkte die langen Wimpern, spielte mit dem Rosenkranz am Gürtel und sagte nichts. Da riefen die Glocken zur Hora; die Schöne schrack zusammen und wandte sich zum Gehen. „Ihr scheidet, Madonna!" rief der Patrizier mit beweglichster Stimme und bittend gefalteten Händen; „soll ich Euch nie wieder sehen, habt Ihr mir nur deßhalb Euer holdseliges Antlitz zugewandt, um es mir wieder auf immer zu entziehen, mich zum unglücklichsten Sterblichen zu machen?" — „Wir sehen uns wieder," flüsterte die Kleine, „bald — vielleicht morgen — um die nämliche Stunde. Lebt wohl!" — Sie schlüpfte davon.

Herr Calvo ruderte zurück. Er hätte vor innerer Freude und Seligkeit laut aufjauchzen mögen. Früher war er noch nie in Liebe gewesen. Hatte er gleich seinen wüsten Brüdern gar häufige und ernstgemeinte Vorwürfe wegen ihrer galanten Intriguen und sündigen Umgangs mit den Frauen gemacht, so konnte er sich doch nicht verschweigen, daß ein wenig heimlicher Neid damit im Spiele gewesen sey. Ohne die Neigung zu fühlen, jenes zügellose Treiben mitzumachen, hätte er doch gar gern gewußt, wie es thue, sich von einem herzigen Wesen geliebt zu wissen und es in allen Ehren wieder zu lieben. Jezt glaubte er das Ziel seines unbestimmten Sehnens erreicht zu haben. Er vergegenwärtigte sich das Bild des jungen Mädchens, ihre großen leuchtenden Augen, ihre hohen, fein gezirkelten Augbrauen, das freundliche, verschämte Lächeln des Mundes, das braune Haar, welches verstohlen aus dem Kopfschleier hervorblickte, und vermeinte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Er redete sich vor, daß er sterblich verliebt sey, und dies so oft, bis er es wirklich wurde. In solchen Fällen thut der Glaube Wunder.

Hielt Herr Marcantonio am folgenden Tage die Stunde des Stelldichein pünktlich ein, so muß man es der jungen Kostgängerin rühmend nachsagen, daß auch sie ihn nicht allzulange warten ließ. Bei dem gestrigen Schütteln des Blüthenzweigs hatte sie wohl ursprünglich nichts Arges und nur einen harmlosen Scherz im Sinne gehabt, einen wohl verzeihlichen für ein junges, lebensfrohes Mädchen, welches jahraus, jahrein nichts als graue Klostermauern, grämliche Nonnen, vorüberziehende Wolken und Schiffe sah. Die Worte des Nobile, des ersten Mannes, von welchem sie dergleichen zu hören bekam, hatten jedoch auf das unbefangene Kind ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie fühlte sich geschmeichelt, die ernstere Aufmerksamkeit eines jungen, schönen Mannes erregt zu haben, von ihm als begehrenswerther Gegenstand angesehen zu werden. Die Neuheit des Verhältnisses, die Heimlichkeit desselben vollendete die Bezauberung, und so stimmten denn ihre Gefühle mit denen des jungen Mannes so ziemlich überein. Diesmal war sie beredter. Herr Marcantonio erfuhr von ihr ohne Mühe, daß sie Claudia heiße und die Tochter eines venetianischen Nobile sey. Ueber ihre Geburt walte aber noch, wie sie sagte, ein tiefes Geheimniß; ihren Vater kenne sie nicht, der Mutter wisse sie sich nur dunkel zu entsinnen, indem sie schon in frühester Kindheit nach Santa Catterina gebracht worden sey. Uebrigens habe ihr die Priorin vertraut, daß sich jenes Räthsel lösen werde, sobald sie das siebzehnte Jahr erreicht habe, und sie dann auch aus dem Kloster genommen werden solle. Bis dahin seyen aber noch zwei ewig lange Jahre, und sie wolle nicht in Abrede stellen, daß sie sich innerhalb der Ringmauern zum Sterben langweile.

Marcantonio wollte, wie billig, über ein so tragisches Verhängniß außer sich gerathen, und gab ihr vorläufig als wirksamstes Mittel gegen die tödtliche Langeweile die Versicherung, daß er sie über Alles liebe und nicht ohne sie leben könne. Diese Aussage bekräftigte er mit tausendfachen feurigen Schwüren, und zwar so lange, bis die Wahrheit derselben der jungen Claudia einleuchtete und sie ihm dieselbe beseligende Versicherung zurückgab. Die Gelübde, welche die Beiden wechselten, kamen aus aufrichtigen, übervollen Herzen, wie alle Schwüre einer ersten Liebe, und hätte es in Marcantonios Macht gelegen, so würde er die Geliebte noch an demselben Tage aus dem Kloster und gerades Wegs nach dem Traualtar geführt haben. Leider fallen bei Erbvertheilungen den jüngern Söhnen außer den Luftschlössern wenig andere zu; Herr Alessio Calvo erfreute sich überdies noch einer gedeihlichen Gesundheit, und so eröffneten sich denn in dieser Beziehung für das liebende Paar eben keine besonders erfreulichen Aussichten. Die Zukunft ließ sich aber über das Glück der Gegenwart, in deren Zauberkelch sich das liebende Paar berauschte, wohl leicht vergessen. Sie sahen sich täglich, wenn nicht das Wetter zu abscheulich war und den jungen Piloten am Auslaufen hinderte, und wechselten die zärtlichsten Blicke und Worte über die Mauer, bis die melancholische Glocke die junge Kostgängerin in den Betsaal rief und Herrn Marcantonio nach Venedig, allwo er auf der Pescheria die seltensten Fische für sein schweres Geld einhandelte, um nicht bei der Heimkehr in das väterliche Haus als unglücklicher Angler ausgelacht zu werden.

Um diese Zeit war es, wo Italien von einer furchtbaren Pest heimgesucht wurde. Sie war von armenischen Kaufleuten nach Messina geschleppt worden und zog jetzt verheerend von Stadt zu Stadt den nördlichen Provinzen zu. Viele Tausende hatte schon das entsetzliche Gespenst hingerafft, eine gleich große Zahl vielleicht, die ihr voraneilende Verbündete — die Furcht. Näher und näher rückte sie den Grenzen der Republik, schien aller gegen sie errichteten Barrieren zu spotten und erschien plötzlich dort, wo sie am wenigsten erwartet worden war. Venedig befand sich in dumpfer Gährung. Die Väter der Stadt verwachten Nächte hindurch, um die Vorschläge zur Abwehrung des todbringenden Ungeheuers zu prüfen und zu verwerfen, zugleich aber auch, um die geeigneten Vorkehrungen gegen etwaige Umtriebe der bei allgemeinen Unglücksfällen stets geschäftigen Mißvergnügten und Unruhstifter zu treffen. Die Kirchen waren mit Betenden überfüllt, Prozessionen zogen von Altar zu Altar. Die Beichtväter hatten nicht Ohren genug, um die Bekenntnisse eingerosteter Gewissen zu vernehmen; die Schreibfinger der Notare erlahmten beim Aufsetzen von Testamenten, die der Aerzte bei Anfertigung von ohnfehlbaren Rezepten und Verhaltungsmaßregeln. Geizige zogen ihre ausstehenden Kapitalien ein, um das Geld zu verscharren, während die jungen Wüstlinge das ihrige zu verprassen und im fortwährenden Taumel sich gegen die Todesfurcht zu betäuben suchten. Messer Marcantonio war vielleicht der einzige Venetianer, welcher die allgemeine Unruhe nicht theilte, nach wie vor zum Liebchen ruderte und im süßen Geplauder mit ihr die Welt und ihre Sorgen vergaß.

Da stürzte eines Tags der Haushofmeister des Herrn Mauro Calvo zu dessen Bruder und überbrachte ihm, vor Schrecken bleich, die Nachricht, wie sein Herr so eben eines plötzlichen Todes verblichen sey. Eine verdächtige Beule," brachte er stotternd hervor, habe sich auf der Brust gezeigt; bald darauf sey der Kranke von einem nicht zu stillenden Durst befallen worden und Zunge und Gaumen ihm geschwollen. Der hinzugerufene Arzt habe bebend erklärt, wie hier keine Rettung möglich sey, indem die Pest sich mit ihren tödtlichsten Symptomen offenbare, worauf er mit eiligen Schritten das Haus verlassen.

Nach Stundenfrist habe Herr Mauro unter den entsetzlichsten Qualen den Geist aufgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

(Fortsetzung.)

Gellert an Freiherrn von Widman.

Hochgeborner Freiherr,
Gnädigster Herr Ambassadeur!

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Ew. Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen, so werde ich doch lieber Alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch ein zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Kritiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tadeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besitzt, es besser zu machen! Was nun auch Ew. Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen, so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ich's bewundere, wie Sie sich dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zu eigen machen, und wie Sie bei Dero Geschäften noch itzt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beispiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neueren Orthographie weiß ich Ew. Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als „Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache." Hof und Baireuth 1749; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gut Lexikon fehlt uns auch leider noch, und das beste, das wir haben, ist Fritschens deutsch-lateinisches Wörterbuch in 4. Berlin. Soll ich außer der Gottschedischen deutschen Grammatik Ew. Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende: „Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache, von Johann Leonhard von Basedow, Professor zu Soror, Kopenhagen 1759." Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, zwei Theile, 1758, Helmstädt, in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bei Gelegenheit der Briefe muß ich Ew. Excellenz melden, daß ein preußischer Grenadier in Brüg, der Serceville heißt, die meinigen in's Französische übersezt hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück. C. F. Gellert.

Den 28sten März 1761.

Freiherr von Widman an Gellert.

Ew. rc. wertheste Zuschrift vom 28sten v. M. ist mir zu seiner Zeit zugekommen; ich habe aber mehrmalen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufschieben müssen, und nun stehe ich wirklich im Begriff, als Kaiserl. Wahl-Commissär zur Wahl eines künftigen Hoch- und Teutschmeisters nach Mergentheim abzugehen. Wie wohl würden die großen Fürsten bedienet seyn, wann sie in solchen Fällen ihren Abgeschickten eben so leicht die erforderlichen Begabnussen, als den Glanz und das Ansehen ertheilen könnten.

Hier folget mein leztes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht sehr für die gemachten Verbesserungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftigen Schreiben ausbitte. Nun sehe ich, daß es Ew. Ernst sey, den mir so angenehmen als lehrreichen Briefwechsel fortzuführen, ich gewinne dabei auf alle Art so viel, daß ich Denenselben meine Verbindlichkeit davor nicht hinreichend auszudrücken vermag. — Was könnte meine ohnehinnige Neigung zur guten teutschen Schreibart mehr beleben, als da ich mir ein Feld dargestellet sehe*, auf eine zugleich nützliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden? — Die mir vorgeschlagenen Bücher habe ich mir bereits alle angeschafft, und ich werde sie gewiß fleißig zur Hand nehmen. Nach meiner Art zu denken, hat der Preußische Grenadier Serceville durch Uebersetzung Ew. rc. Briefen der Menschlichkeit mehr Ehr gemacht, als er durch seine verderblichen Heldenthaten immer erwerben kann.

Uebrigens danke ich meines Orts hinwiederum für alles Schönes, so Ew. rc. mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung Ew. rc. W.

Nürnberg, den 17ten April 1761.

---

* Am Rande des Briefs steht die drollige Bemerkung: „Ist diese Wendung nicht zu dichterisch? und wäre nicht, statt dargestellet, das Wort geöffnet besser?" Z. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Ich hatte mir vor einigen Jahren die Frage aufgeworfen, ob denn aus Spanien aller Zauber der Einbildungskraft verschwunden sey. Sie, die erste, die sich regt, wenn die Nationen wie aus dem Schlafe erwachen, wollte sich nicht

einmal nach dem Tode Ferdinands zeigen, so sehr auch der „aufgeklärte Despotismus“ interessirt war, sie in's Leben zu rufen. Nach und nach breitet sie ihre Flügel aus. Gegenwärtig macht sich die dichterische oder humoristische Ader der Belletristen, sofern sie nicht grössere Werke hervorbringt, in allen Arten von Journalen Luft; freilich werden dem des Auslands wenig kundigen Leser mitunter viele französische Gerichte aufgetischt, die man sich nicht immer die Mühe nimmt, auf gut spanisch zuzubereiten und zu würzen. Von den gemischten Journalen kommen in Madrid sechs oder sieben heraus, die man ihres geringen Werthes wegen für bloße Spekulationen halten müßte, wenn nicht ihr noch geringerer Preis daran zweifeln machte. Ein Beispiel davon ist der „Entreacto,“ ein vorzüglich dem Theaterwesen gewidmetes Journal, das seinen Namen von der Absicht der Herausgeber herleitet, daß es in den Zwischenakten helfen soll, die Zeit zu vertreiben; es gibt wöchentlich zweimal einen halben Bogen, alle Monate eine gute Lithographie (meistens Abbildungen der bekanntesten Schauspieler im Theaterkostüm) und ein originales Theaterstück; außerdem hat man unentgeldlichen Eintritt in ein Lesekabinet, was sonst überall einen halben Thaler kostet, und alles das auf drei Monate für einen Thaler Subscriptionspreis. Die „Esperanza,“ ein Wochenblatt von einem Bogen mit einer, freilich schlechten Lithographie, kostet nur zwei Realen ($^1/_{10}$ Thaler) monatlich. Ein ähnliches Blatt, la Mariposa (der Schmetterling) beschäftigt sich unter andern auch mit Moden und liefert monatlich Modenfiguren und überdies Romane zu halbem Preise. Das Panorama, ebenfalls ein Wochenblatt mit ziemlich guten Lithographieen, macht bei gleichem Preise (vier Realen monatlich) schon höhere Ansprüche auf inneren Gehalt; doch zweifle ich, daß das spanische Ministerium den Fortschritt der Aufklärung an die Verbreitung dieses Journals bindet, wie es das portugiesische Ministerium mit dem Lissaboner Panorama in einem Circularschreiben gethan hat, dessen Sprache den von den Spaniern erfundenen Spitznamen für alles, was portugiesisch ist — finchado, aufgeschwollen — nur zu sehr rechtfertigt und in Betracht der Geringfügigkeit des Gegenstandes wirklich zu lachen gibt. Neben andern Wochenblättern, sämmtlich mit artistischen Beilagen, haben wir in dem Anacoreta des Herrn Villaamil auch eine Nachahmung des Eremiten von Jouy, ebenfalls mit schönen Lithographien begleitet. Die Provinzen fangen an mit der Hauptstadt zu rivalisiren: Saragossa hat seine Aurora, Granada sein Alhambra, Malaga seinen Guadalhorze, dessen Lithographien unter das Beste der Art gehören, Cadix seine Aureola. — Nach den Journalen würden natürlich die Taschenbücher folgen; in London kam wirklich während einiger Jahre ein sehr hübsches, von J. J. Mora redigirtes, unter dem Titel: No me olvides (Vergißmeinnicht) heraus. Aber diese Mode konnte sich in Spanien nicht einheimisch machen, vermuthlich weil die Damen die Vollkommenheit der Kunst und die Großmuth ihrer Verehrer lieber in einem Cartucho de dulce (Zuckerdüte) oder in einem reichen Fächer, als in einem Büchelchen mit Gedichten, Kupfern und Goldschnitt bewundern. — Die Gedichtsammlungen sind in allen Ländern häufig und wären es noch mehr, wenn sie Verleger fänden; so geht es auch in Spanien, wo man Lieder, cuartetas u. dgl. mit eben der Leichtigkeit wie in Italien aus dem Stegreife macht; da es aber nicht leicht ist, solche Produkte auf fremde Kosten zu drucken, so sind die wenigen lyrischen Sammlungen, die das Publikum von den Verlegern erhält, häufig wirklich nicht ohne Werth. Der ausgezeichnetste lyrische Dichter ist ohne Zweifel Zorrilla, voll Feuer, Reichthum und Originalität, obgleich mitunter inkorrekt und ausschweifend; man hat von ihm schon sechs Bände. Die poetischen Werke des Martinez de la Rosa und des Herzogs von Rivas (ehmals Saavedra), so wie die Tapias, sind bekannt. Das romantische Epos tritt in zahlreichern Produkten hervor, als man in dem kurzen Zeitraum von sechs oder sieben Jahren bei der längeren Athem erfordernden Natur dieser Gattung hätte erwarten sollen. Der endlich im Drucke begriffene Pelayo des Ruiz de la Vega, ein wahres Nationalepos in drei Bänden, beweist neben Martinez de la Rosa und dem Herzog von Rivas, daß in Spanien die Minister auch Poeten, oder wenn man will, die Poeten auch Minister seyn können. Der Lockenraub von Pope hat die Ehre einer Uebersetzung erhalten. Der Roman in Prosa existirt, im Vergleich zur Fruchtbarkeit anderer Länder in diesem Fache, in Spanien fast gar nicht mehr, wie es die stereotypen Verzeichnisse der Lesekabinete beweisen. Was davon vorkommt, ist fast alles aus dem Französischen und zuweilen par ricochet aus dem Deutschen übersezt (die Familie Wieland, Menzikoff u. s. w.). Originalwerke von Verdienst sind die Liebenden von Teruel (los amantes de Teruel), die politischen Romane von Tapia und die historischen Romane von Martinez de la Rosa: Herman Perez von Pulgar und Isabela Solis, Königin von Granada. — Ganz anders verhält es sich mit der dramatischen Literatur. Diese ist an der Tagesordnung. Nicht nur sind die zwei grösseren Theater del Principe und de la Cruz wieder im Gange, sondern es gibt auch mehrere kleinere, bella Vista und las tres Musas, und ohne von den vielen Hauskomödien zu sprechen, werden auch öffentliche oder halböffentliche Anstalten, das Lyceum, die philharmonische Gesellschaft, das Conservatorium, sogar das Gefängniß zuweilen in Schaubühnen umgestaltet. Der Verbrauch an dramatischen Produkten ist also sehr groß und die Lieferanten zahlreich. Doch um nicht immer ernsthaft zu seyn, lassen wir einen Kenner reden, dem ein hiesiger Verleger die vielen dramatischen Fabrikanten und Uebersetzer, die ihn überliefen, zusendete. „Jesus! was für Dramen und was für Autoren! Ein Krämer hat in seinen verlornen Augenblicken die Geschichte des Alvaro de Luna romantisirt. Möchte ihn statt seines Helden die Axt treffen, mit der er seine Verse zugehauen hat! Ein Thorsteuerbeamter, sobald er hörte, daß Alexander Dumas seine ersten Versuche in einer Amtsstube geschrieben, macht sich daran, ein romantisches Trauerspiel aus der Zeit Calomardes zu improvisiren, ja, zu improvisiren, denn er ist in weniger als zwei Monaten damit fertig, so oft er auch in Mitten der heftigsten Scenen den Dolch Melpomenes mit dem Visitirspieß vertauschen muß. Ein Ausgeklosterter, dem man die Pension nicht bezahlt, wählt zwischen dem Hungertode und der Komödienschreiberei das Schlechteste, nämlich das leztere. „O ich bin in der Kunst, Drachmen zu verfertigen, sehr bewandert, sagte er zu mir; ich war Censor in meiner Provinz unter dem Ministerium Cea, außerdem habe ich in meinem Orte die Bestie von Babylon aufführen sehen; es ist was davon an mir hängen geblieben.“ — „Man sieht es wohl; was haben Sie geschrieben?“ — „Eine herrliche Komödie: Sor Ines im Kloster, oder: es waren zwei und jezt sind es drei.“ — „Im Kloster? Sie mögen die Klöster gut kennen, und Ihre Inclination dafür ist natürlich, aber der Titel erschreckt mich.“ — „Warum? es ist nichts Verdächtiges: es waren zwei Ines, und nun kommt eine dritte, die denselben Namen führt; daraus wird eine Verwirrung und ein „Perlpezirgemälde,“ daß man nichts Besseres verlangen kann.“

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Oktober 1839.

Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader tragen fort zu Siegen,
Der schwarzen Rüssel Schlötte hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend wie die Wetterwolke,
Die Mannen siegestrunken, jauchzend oben,
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke.

Anast. Grün.

Dampffahrt.

Von O. L. B. Wolff.

1.

Wie die Bestie schnaubt,
Und aus den Nüstern
Hinaussprengt den wirbelnden Rauch,
Der, vom Winde gefaßt,
Durchmengt mit knisternden Funken,
Zurückzieht über die Eb'ne:
Des gefesselten Thieres
Lezter unbändiger Abschiedsgruß.

Jezt stöhnt es und ächzt
Immer wilder und wilder
Aus keuchender Brust,
Mit rasch wechselndem Odemzug;
Dazwischen noch ein dumpfgellender Ton,
Unheimlich, grauenvoll:
Wie des zähneknirschenden Sklaven Racheschrei
Sich hinausdrängt
Aus krampfauszuckendem Herzen
In die ewig freie Luft,
Troz der Geißel des Vogtes.

Dahin schießt die Schlange
Mit dem glutrothen Bauche,
Mit dem langen, buntscheckigen Schweife. —
Immer rascher! —
Nicht zu vergleichen dem Fluge des Vogels,
Noch dem Winde, der über das Blachfeld saust,
Kaum dem Gedanken des Menschen.
Aber des Menschen Gedanke
Springt wie der Bliz von Wolke zu Wolke,
Von Nord nach Süd,
Doch streift er die Säume der Wolken nicht,
Noch die Ränder der Eb'ne.

Vorüber! vorüber! —
Dort in der Ferne der Thurm
Aufdämmernd am Horizonte,
Wie der leise in schlummernder Seele
Spielend sich zeugende Traum:
Jezt da — schon hier — schon vorüber! —
Weit hinter uns
Tönt noch seiner Glocke Schlag
Ueber die Haide; — verhallend
Gleich dem Nachzittern des lezten Kusses
Auf den bebenden Lippen getrennter Freunde!

Du aber, Genosse meiner Gedanken!
Sitzest mit feinem, ironischem Lächeln

Neben mir in dem Wagen
Und heftest den Blick
Auf der Räder wirbelnden Umschwung,
Deren einfarbig rastloses Kreisen,
Gleich Atomen des Sonnenstrahls,
In die Gestaltung tiefster Ruhe sich hüllt.
Es freut Dich,
Daß der Mensch der Bewegung Kraft,
Herrschend, gewaltig,
Fast dem Gedanken nahe gestellt,
Und das ungleiche Paar
Neben einander zu spannen versteht.
Immer behaglicher wird Dein Lächeln;
Du streifest sinnend die Sterne,
Und was fern heißt, streichst Du
Aus Deiner Sprache.

2.

Vorüber, vorüber!
Schrill gellt
Des Signales
Dumpffeuchter Pfiff. —
Sieh da, ein Wärter der Bahn,
Im einsamen Häuschen,
Ueber dem, im Winde flatternd,
Die Fahne sich hebt
Klatschend am knarrenden Mast.

Der Alte,
Mit greisem Schnauzbart,
Mit sonnengegerbtem Antlitz,
Mit der Stirn, vom nächtlichen Wachsen'r gebräunt,
Sieht — gleichgültig und stumpf —
Vorüberbrausen die Menge
Auf dem schuppigen Rucken der Schlange —
Kaum daß sein Blick sie berührt.

Mit des Eroberers Heer
Zog er vor Jahren,
Bei der Trommel eintönigem Klang
Und der Pfeife schneidendem Takt,
Von Kampf zu Kampf,
Von Sieg zu Siege,
Durch die egyptische Wüste,
Längs des Ebro goldenem Strand,
Zu der Beresina hungrigem Ufer,
Gleichmäßig langsam,
Einen Fuß nach dem andern: —
Und alle Muhen und Qualen des Lebens,
Die unerbittlich zaudernden Sorgen,
Die sich festsaugen am Menschenherzen,
Zogen, am wunden Fuße hängend,
Mit ihm dahin, durch die fremden Lande,
Gleichmäßig, langsam,
Schritt vor Schritt,
Bis er zulezt,
Ein Bettler,
Müde die alte Heimath erreichte.

Doch nun —
Wo ihm die äußere Ruhe ward,
Die er im Inneren längst schon trug,
Gleichmüthig, abgestumpft,
Gefühllos brutend,
Und die Tage an ihm vorübergleiten,
— Das Heute mit dem Antlitz des Gestern —
Leise ein Haar nach dem andern
Fällend auf seinem ärmlichen Scheitel,
Aber nimmer ihn weckend
Aus seiner Seele halbem Schlummer: —
Sieht er vorüberbrausen die Menschen,
Wie von der wüthenden Windsbraut getragen.
Urplötzlich bei ihm — dahin! —
Aus seinem Anblick fort, —
Wie die Kugel, die so oft er versendet
Mit dem gehorsamen Feuerrohr
In die gedrängtesten Haufen der Feinde!
Und der Menschen Qualen und Aengste
Stürmen nun auch
Mit den Menschen, in ihren Herzen,
Von einem Winkel der Erde zum andern.

Siehst du, mein sinnender Freund!
Kaum ist der lezte Wagen
An seinem Häuschen vorüber,
So kehrt der Alte gelassen sich um,
Keinen Blick der Verwundrung
Nachsendend dem flüchtigen Zuge;
Er nimmt den Besen
Und fegt mit zögerndem Striche
Wieder hinweg den aufgewirbelten Staub,
Froh, daß kein störend Signal
Ihn zu längerer Wache zwingt.

Wer langsam, bei Nacht, wie bei Tage,
Im Kommandoschritt,
Von Madrid bis nach Moskau,
Den Sieg auf den schwer belasteten
Schultern geschleppt,
Kann den es rühren,
Daß am Abend seines Lebens
Der Mensch auf Flügeln des Sturmwinds fährt
Von einem Ende der Welt zum andern?

(Schluß folgt.)

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Hatten nun gleich die beiden Brüder in steter Feindschaft gelebt, so konnte dennoch eine so unerwartete, von so schaurigen Nebenumständen begleitete Nachricht nicht verfehlen, einen gewaltigen Eindruck auf Herrn Alessio zu machen. Tief erschüttert, verhüllte er das Gesicht. Kann seyn, daß der Todesfall ihn minder lebhaft berührt haben würde, wäre nicht die entsetzliche Ueberzeugung, daß die gefürchtete Seuche nunmehr auch in Venedig ausgebrochen sey, damit verknüpft gewesen. Wie viel Antheil das eine oder andere Gefühl an seinem Schmerz hatte, mochte Gott allein wissen; wir berichten nur der Wahrheit gemäß, daß der Gedanke an die ihm zugefallene Erbschaft für den Augenblick wenigstens in den Hintergrund trat und der ernsten Trauer sich kein fremdes, entwürdigendes Element gesellte. Schweigend winkte er dem Haushofmeister, sich zu entfernen.

Aus dem Hause tretend, begegnete dieser den ältern Söhnen des Messer Alessio, welche so eben lärmend und von Wein glühend von einem Gelag heimkehrten. Die Nachricht von dem Tode ihres Oheims ward von den trunkenen Gesellen mit wildem Jubel aufgenommen; freilich hatten sie dem Verstorbenen ferner gestanden, waren im Haß gegen ihn auferzogen worden und kannten ihn nicht als den Bruder ihres Vaters, nur als den unversöhnlichen Erbfeind des ganzen Geschlechts. Besonders Jacopo, der älteste und entartetste von Allen, kannte in schmähenden Verwünschungen des eben Dahingeschiedenen und in seiner Freude über die ihnen zugefallenen reichen Güter keine Grenzen. Unverzüglich wollte er im Namen seines Vaters die Erbschaft antreten und die Casa Calvo durch ein prächtiges Gastmahl würdig einweihen. Den greisen Hausverwalter schauderte bei diesen fühllosen Reden. Vergeblich war es, daß er den jungen Wüstlingen den Schmerz ihres eigenen Vaters zu Gemüth führte, daß er sie beschwor, sich wenigstens bis nach dem Leichenbegängniß zu gedulden. Die rohen Junker rissen den Alten mit sich in eine Gondel, hießen diese nach dem Trauerhause rudern, stürmten tobend und lachend die Marmortreppe hinauf und bis in das Gemach, in welchem die Leiche des alten Mauro Calvo mit verhülltem Antlitz auf dem Ruhebette lag.

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!" lachte Cesario, der zweite Calvo, indem er sich wohlgefällig in dem reich verzierten Zimmer umsah. „Die Pest soll leben!" jauchzte Filippo, der dritte Bruder; „sie meint es redlich mit unserem Hause und hat ein Meisterstück gemacht, indem sie gleich mit dem ersten Streich unsern giftigsten Gegner traf." — Es war, als ob die Brüder sich in ihrem wahnsinnigen Taumel durch frevelhafte, lästerliche Reden zu überbieten suchten, bis endlich Jacopo hart an die Leiche trat, mit grausenerregendem Hohn den Todten um Erlaubniß bat, das theure Antlitz des gnädigen Oheims noch einmal betrachten zu dürfen, und zugleich die Decke hinwegzog. In dem Augenblick aber, wo er das geschwollene, von Pestflecken schrecklich entstellte Gesicht enthüllte, erhob sich der aus langer Ohnmacht erwachte Greis und starrte mit tief in der Höhle liegenden Augen die Leichenschänder an. Hell aufschreiend und mit allen Geberden des Entsetzens taumelten die Frevler zurück. „Ruchlose Buben, die ihr meinen Tod nicht erwarten konntet," rief der Alte mit heiserer, röchelnder Stimme, „schaudernd sollt ihr gewahr werden, daß ich Euch zu früh starb!" Mit kaum vernehmlicher Verwünschung sank er in die Kissen zurück und hauchte die Seele aus.

Der Fluch des Oheims schien in Erfüllung zu gehen. Nach wenigen Tagen ward Jacopo von der Pest hingerafft, ihm folgte Cesario, diesem eine seiner Schwestern, kurz darauf auch die Mutter. Filippo ging, von Gewissensbissen und Todesfurcht gequält, in ein Kloster, und hoffte durch Buße und Kasteiungen das Racheschwert von seinem Haupte abzuwenden.

Das schöne Venedig bot zu jener Zeit einen fürchterlichen Anblick dar. Tag und Nacht loderten hohe Feuer auf Plätzen und Straßen, um die Luft zu reinigen. In den Kanälen kreuzten sich die mit Leichen hastig davon eilenden Gondeln; die meisten todten Körper wurden in das Meer versenkt. Auf den Gassen sah man nur die mit dem Viatikum zu Sterbenden eilenden Priester, die sich täglich mindernde fromme Brüderschaft des Todes, deren Gelübde die Pflege der Kranken vorschreibt, die in schwarzes Wachstuch gegen Ansteckung gehüllten Aerzte, und den Auswurf des Pöbels oder Galeerensklaven, welche zur Beerdigung der Leichen gedungen waren und ihr Handwerk mit empörender Fühllosigkeit betrieben. Niemand wagte sich mehr aus dem Hause; Jeder wich der Berührung des Nächsten aus. Die Furcht hielt den Gatten von der Gattin, den Vater vom Kinde entfernt. Alle dachten nur an sich, und wie sie der schrecklichen Gefahr entgehen möchten.

Blieb nun gleich kein Haus von der fürchterlichen Heimsuchung verschont, und hatte auch jede Familie den Verlust eines oder mehrerer Mitglieder zu beweinen, so war dennoch nicht eine in Venedig, in welcher die Pest grausamere Verheerungen angerichtet hätte, als in der der Calvi. Der Tod wüthete gegen die Nebenäste so grausam als in der Krone; es schien, als habe er die Vernichtung des ganzen Stammes beschlossen. Das empörende Benehmen der älteren Söhne bei Mauros Leiche

war ruchbar geworden; man brachte ihren früheren wüsten Lebenswandel, so wie die Härte und Grausamkeit des ehemaligen Staatsinquisitors in Erinnerung, und sah in dem raschen Hinsterben eines entarteten und verhaßten Geschlechts den Finger Gottes.

So lange die Pflege der Seinigen oder die Betrübniß des tiefgebeugten Alessio nicht seine Pflichten in Anspruch nahmen, war Marcantonio täglich nach Santa Catterina hinausgerudert. Eines Abends kehrte er tief betrübt zurück. Seine Geliebte war nicht erschienen; er gab den finstersten Vermuthungen Raum. Wieder und immer wieder lenkte er die Barke nach dem Kloster, aber Claudia zeigte sich ihm nicht mehr. Er betrauerte sie als gestorben. Sein weiches Gemüth war von Allen durch den Tod seiner Angehörigen am tiefsten erschüttert worden; nun war auch die lezte Lebensfreude von ihm gewichen. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, glaubte auch sich wie seine übrigen Stammesgenossen dem Tode geweiht, und sah ihm mit kalter Gleichgültigkeit entgegen.

In dem armenischen Kloster der Mechitaristen auf der Insel San Lazzaro lebte zu jener Zeit ein in der Arzneikunde und manchem heimlichen Wissen wohlerfahrener Mönch, Namens Basilio. An diesen wandte sich Messer Alessio in seinem Unglück, und befragte ihn um seine aufrichtige Meinung, ob ihm irgend ein Mittel bekannt sey, den auf den Seinigen ruhenden, verderblichen Fluch zu lösen, oder ob auch er den Glauben hege, daß er nur durch den Tod des lezten Calvo gesühnt werden könne. Er bekannte ihm zugleich mit aufrichtiger Reue die Feindschaft, in welcher er mit seinem verstorbenen Bruder gelebt habe, den Frevel seiner stets mit strafwürdiger Nachsicht behandelten Söhne, und die Fehltritte der eigenen stürmischen Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

(Schluß.)

Literatur.

„Der Schweiß fällt mir dick von der Stirne, aber kaum bin ich den Ex-Mönch los, so tritt ein eleganter junger Mensch von siebzehn Jahren ein; diese Plattköpfe mit feinen Manieren kann man nicht so leicht abspeisen. „Ich bin der Uebersezer mehrerer französischen Stücke; von den lezten zehn möchte ich diese drei zuerst geben. Sehen Sie, dieses hier ist Julia und Romeo von Soulié. Ich habe es spanisch eingerichtet und ihm den Titel Karl und Maria gegeben; ich leide keinen Gallizismus, selbst wenn ich ein Chef d'oeuvre übersetze." — So! Tomasa und Palo wäre noch spanischer gewesen. — „Wollen Sie, daß ich Ihnen etwas vorlese?" — „Wohl, aus dem fünften Akt; da sieht man gleich, wie weit die Leidenschaft geht." — „Hören Sie. Sie kennen ja die Situation: Maria, gen Himmel schauend: „Karl! höre einer Verblichenen lezten Laut" — — „Halt! einer Erbleichenden vermuthlich?" — „Ich will Ihnen sagen: Verblichenen, per anticipationem, ist nachdrücklicher." — „Schon gut; lassen Sie mir das Manuscript, ich werde Sie empfehlen." — „Vielen Dank, das würde mich ein bischen animiren. Ich habe mich in verschiedenen Laufbahnen versucht und alle sind mir zuwider geworden, und zu Hause bringt man immer in mich, ich solle etwas arbeiten." — „Sehr wohl, übersezen Sie rüstig fort, lassen Sie die Weiber nach dem Tode reden, und Ihren Schläfen wird es nicht fehlen an einem Kranze von — Knoblauchsköpfen."

Viel mag an diesem launichten Ausdrucke nicht übertrieben seyn, man bedenke nur, wie viele neue Komödien aufgeführt oder in die zwei Sammlungen Galeria dramatica und Repertorio dramatico aufgenommen werden, und dies sind nur die besseren. Interessant ist die Abtheilung der Galeria dramatica, welche dem alten spanischen Theater gewidmet ist, und so einen Theil desselben vom völligen Untergange rettet. Die ausgezeichnetsten dramatischen Schriftsteller sind, außer Gorostiza und Martinez de la Rosa (der eben eine neue Komödie für das Lyceum schreibt), Antonio Gil de Zarate und Manuel Breton de los Herreros*; der Troubadour von Garcia Gutierrez, die Liebenden von Teruel von Don Ventura de la Vega, Donna Menzua von Harzembusch stehen in erster Linie; Joseph Garcia Villalta, Gregorio Romero y Larragnaga, Ramon Campoamor, Jose Maria Riaz und Franz Diaz, nebst einigen andern, haben nicht verwerfliche Originale geliefert. In Cadix und Valenzia sind Trauerspiele aus der Nationalgeschichte geschöpft worden, aber zu dem ersten Range hat sich in der Provinz nur Prinzipe aus Saragossa (jezt auch in Madrid) mit seinem Don Juliano erhoben; nur Schade, daß die sieben Gemälde, aus denen dieses Trauerspiel besteht, ein National- oder Provinzialtypus zu werden drohen, denn so eben kündigt man eine Isabel de Baviera in sieben Gemälden in Saragossa an.

Auch in den spanisch-amerikanischen Freistaaten fängt man an, die Dichtkunst auszubilden. Die meisten Versuche sind schwache und sklavische Nachahmungen. Zwei Theaterstücke zeichnen sich jedoch durch die Regelmäßigkeit ihrer Form und die Korrektheit der Sprache aus, ein seltener Umstand in Ländern, wo eine Menge Provinzialausdrücke und fehlerhafte Sprecharten im Brauche sind. Diese zwei Stücke sind der Graf von Alarcos, von Don Jose Jacinto Milanes, und Guillermo, von Don Jose de Andueza. Das erstere enthält schöne Verse und zarte Gedanken, doch ist die Handlung matt und die Sprache oft affektirt, Fehler, die in einem ersten Versuche nicht befremden dürfen. Der Wilhelm des Andueza zeigt mehr Einbildungskraft, Leben und Gewandtheit, aber nicht so viel Originalität, auch ist die Versifikation nicht so korrekt und vieles stört als Plagiat. Vielleicht kann ich ein andermal Nachrichten über die amerikanische Lyrik geben; für jezt will ich nur sagen, daß hier die Gedichtsammlung eines Amerikaners Namens Echavarria mit Beifall aufgenommen worden ist.

* Verfasser sehr vieler Schau- und Lustspiele. Sein „dicker Mann," el hombre gordo, wird jezt von einem Schauspieler dargestellt, der bei kaum fünf Fuß Höhe 450 spanische Pfund wiegt und eben deßwegen nichts anderes mehr thun kann, als von Stadt zu Stadt den dicken Mann spielen. Hier ist nicht die Komödie für den Mann, sondern der Mann für die Komödie gemacht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Oktober 1839.

Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten,
Geh, Eisen, du und wandle seine Wege.

Anast. Grün.

Dampffahrt.

Von O. L. B. Wolff.

(Schluß.)

5.

Da sind wir am Ziel! — Wir ließen die Wolken,
Die Töchter des Aethers, — wir ließen die Vögel,
Die himmelanstreifenden, weit hinter uns.
Wer gab uns die Flügel? — Der Geist.
Wie auch die Natur geheim sich gestalte
In ewigem Kreislauf, erzeugend, zerstörend,
Gebärend, vernichtend — er zwingt sie zur Knechtschaft.
Ob auch dazwischen stehe der Tod
Und mit dem unermüdlichen Arm
Unablässig mähe die Saaten des Lebens,
Der Mensch führt stets des Gedankens Scepter,
Und der sterbende Vater vererbt es dem Sohn.

O wenn er so die urkräftigen Mächte
Mit treffendem Auge, mit eiserner Hand
Zu fesseln vermag, so wend' er den Blick
Nie vom Höchsten des Lebens!
Das Gemeine der Erde soll er verschmähn;
Nur der Sklave geselle zum Thiere sich gern! —

Wir sind am Ende der Bahn.
Urplötzlich begrüßt uns die fremde Stadt,
Die zaubrisch vor uns aus dem Boden sich hob,
Mit fremdartig klingender Sprache
Und fremden Sitten und fremden Bewohnern.
Die Genossen der Fahrt
Verstreuen sich wogend nach allen Seiten.
Die Tausend, die sonst an der Scholle klebten,
Sie werden jezt, wie von Geistern getragen,
Hineingestürzt in die Fluth der Bewegung;
Der Selbstsucht Begier
Erschlossen sich neue goldene Reiche,
Und ein Jeglicher drängt
Und stürmt zu erhaschen die lockenden Schätze;
Doch er findet und faßt nur
Wieder die alten, zehrenden Sorgen,
Die alten Mühen und Aengste des Daseyns,
Das ihn heute umarmt, wie es gestern gethan;
Denn er trug sie mit sich in der eignen Brust
Festhaltendem Raum,
Der Jugend Gespielen, des Alters Genossen.

Alle sind schon fortgezogen,
Bloß ein Liebender verweilt noch,
Und er sendet trübe Blicke,
Die den Horizont durchbohren,

Zu der theuren, fernen Heimath;
Wo er noch vor wenig Stunden
Die Geliebte drückt' an's Herz
Unter heißen, bangen Thränen.
Arme Menschen! arme Liebe!
Sehnsucht und Erinn'rung konnten
Schritt vor Schritt die Scheidenden
Sonst begleiten auf dem Wege,
Ueberall mit ihnen weilen,
Ihnen folgen; — der Gedanke,
Möglich sey's, sie zu erreichen
Noch auf ihrem Pfad — wie tröstreich! —
Jetzt! — Getrennt kaum, schon gerissen
Aus einander weite Meilen,
Heißer Tage lange Wand'rung —
Arme Liebe! arme Menschen!

Mit dämonischem Blick
Schaust du mich an,
Satirischer Freund,
Und sagst:
„Poet!
Jetzt stehst Du wieder mit deinen eigenen Füßen
Auf der alten geduldigen Erde,
Und mußt am Boden fortkriechen wie immer."

Recht hast Du — aber es ärgert mich nicht.
Ich schaue noch einmal
Nach dem schnaubenden Ungethüm,
Das gekettet, keuchend, ermüdet,
Und dennoch tobend und wühlend im Innern,
Von seinem ruhigen Führer
Langsam gelenkt wird nach seiner Höhle.
Schweigend zeig' ich den Mann Dir,
Der zum Gedankenflug es gestachelt,
Aber mitten auf seinem Fluge
Plötzlich mit fester, gelassener Hand
Es, wie spielend, gelähmt hat,
Und das lernte, wie Du buchstabiren gelernt.

Die Calvi.

(Fortsetzung.)

Der Mönch erwiderte hierauf: „Ihr erzählt mir da entsetzliche Dinge, Herr! Euer Geschlecht hat schwer gesündigt, es hat sich ungeheurer Verbrechen gegen die göttlichen und menschlichen Gebote zu Schulden kommen lassen und somit die strengste Ahndung verwirkt. Die gerechte Strafe des Herrn ist nicht ausgeblieben und hat euch tief darniedergebeugt. Ob aber der Untergang eures sündigen Stammes beschlossen ist, ob es der Himmel an der euch auferlegten Buße bewenden und sich von eurer Reue versöhnen läßt, vermag das schwache Geschöpf euch nicht zu verkünden. Gehet heim, vertraut eure Sache dem Herrn und lasset mich nachforschen, ob ich in meiner Kunst und Wissenschaft Trost und Hülfe finden möge."

Am folgenden Abend erschien der Pater Basilio im Hause des Messer Alessio Calvo und hieß diesen seine Söhne so wie alle noch übrigen männlichen Glieder des Geschlechts zusammenberufen: was er ihnen zu verkünden habe, gehe Alle an und müsse gemeinschaftlich berathen werden. Die Stammesgenossen waren schon längst versammelt und immer noch flogen die Blicke der ungeduldig Wartenden nach der Thür, ob nicht die Fehlenden bald eintreten würden. Als nun aber Herr Alessio als Aeltester der Familie erklärte, sie dürften auf keinen mehr rechnen, da erkannten die Ueberlebenden erst recht lebhaft, wie furchtbar der Tod ihre Reihen gelichtet habe, und Alle brachen in Thränen und Wehklagen aus, denn das ganze hochberühmte, einst so weit verzweigte Geschlecht bestand nur noch aus neun Männern.

Jetzt begann der Pater Basilio: „Ich habe nicht als Geistlicher zu euch zu reden, will somit auch der Vergangenheit nicht gedenken und es eurem Gewissen überlassen, in wie fern es euch Schuld gibt, den Tod auf so viele eurer Brüder herabgerufen zu haben, und wie ihr fortan durch Gebet und Buße eure Vergehungen sühnen mögt. Mir liegt es hier nur ob, euch mitzutheilen, was ihr zu thun habt, um dem gewissen Aussterben des Geschlechts vorzubeugen, euer aller Leben zu fristen. Die Schriften der Weisen und Naturkundigen aller Völker und Zeiten bestätigen, daß es oftmals den Geistern der Bösen und unbußfertig Dahingeschiedenen gestattet werde, auf Erden zu wandeln, dem Satan zu dienen und Unheil und Verderben anzustiften. Die Einen bedienen sich der menschlichen Gestalt, vornehmlich der von schönen Weibsbildern, um unerfahrene Jünglinge anzulocken und ihr Herzblut auszusaugen; die Andern streifen bei nächtlicher Zeit durch die Häuser und tödten die Schlafenden durch giftigen Anhauch. Diese bösen Geister heißt man Vampyre, und werden von ihnen aller Orten gar furchtbare Dinge berichtet. Man will wissen, daß der erste an der Pest Verstorbene in seiner Heimath zu einem solchen Vampyr werde, wachend im Sarge liege und sein Leichentuch benage; eh er dieses aber nicht ganz verzehrt habe, sey auch ein Aufhören der Pest nicht zu erhoffen. Oftmals zieht das Scheusal bei Nacht durch die Gassen, zeichnet dem Tode die Häuser, wo er einkehren solle, mit grüngelben Flecken, ruft auch wohl die Opfer bei Namen und wedelt sie, wenn sie dem Rufe Gehör geben, mit

rothem Tuche an, worauf sie vergiftet niedersinken. So vermeldet die hungarische Chronica, daß in Temeswar ein vor der Stadt wohnender Schäfer, ein gottloser Gesell, zuerst an der Pest verstorben. Der sey dann als solch ein gräulicher Spuck umgegangen und habe die Einwohner bei Hunderten in das Grab gestürzt. Endlich habe der Rath den Befehl ertheilt, den Körper des Schäfers wieder aufzugraben. Obschon drei Wochen seit seinem Tode verstrichen, hat man ihn doch noch warm und roth im Sarge gefunden, worauf der Freiknecht ihm einen spitzigen Pfahl durch das Herz gestoßen. Das Gespenst hat einen kläglichen Schrei ausgestoßen, ist aber von Stund an wahrhaft todt gewesen, worauf auch das Sterben urplötzlich aufgehört. In unserer Stadt war Herr Mauro Calvo der erste Pesttodte. Ich sage es frei und unverholen: es war ein böser, harter Mann; er schied, ohne die heiligen Sterbsakramente empfangen zu haben, mit Haß im Herzen, mit Verwünschungen auf der Lippe. Somit halte ich denn nach meiner vollen, gewissenhaften Ueberzeugung den verstorbenen Mauro Calvo für einen Vampyr. Einige Mitglieder seines Geschlechts haben sich unerhörter Vergehen gegen den Todten schuldig gemacht. Seine Rache hat bereits mehrere der Verbrecher ereilt, und sie wird auch die andern treffen. Er lebt noch im Grabe, und wird es so lange, bis er an dem Letzten von euch die Weissagung erfüllt hat: wie die Calvi schaudernd gewahr werden sollten, daß er zu früh gestorben sey. Hier gilt es, nunmehr dem teuflischen Scheinleben ein Ende zu machen, der verruchten Mordlust Einhalt zu thun. Euch, den Sippen, den nächsten Opfern liegt es ob, euch und eure Mitbürger zu retten. Die Macht der Hölle und des blutdürstigen Vampyrs muß durch dessen Enthauptung gebrochen werden. Ein anderes Mittel aber kenne ich nicht. Entscheidet durch das Loos, wer der Vollstrecker seyn soll."

Auch die wildesten, trotzigsten Männer erschracken bei dieser Zumuthung. Stumm und blaß blickte Einer den Andern an; keiner wollte zuerst das Wort nehmen; jeder fühlte aber gar wohl, daß ihm nur die Wahl bleibe, das Ungeheure zu vollbringen, oder das Loos seiner Brüder zu theilen; denn die Sage von dem unheimlichen Treiben solcher Vampyre war männiglich gar wohl bekannt. Mittlerweile hatte der Pater Basilio neun Papierstreifen geschnitten, das eine mit schwarzem Kreuz bezeichnet und die Loose in seinem Barett gemischt. Er hielt es Herrn Alessio zuerst vor. Mit einem verzweifelnden Blick gen Himmel griff dieser zu und entfaltete die Rolle — das Papier war weiß. Es zog ein Zweiter, ein Dritter — auch sie blieben von der blutigen Pflicht verschont. Das grausame Schicksal traf Marcantonio. Athmeten nun auch die Uebrigen frei auf, des furchtbaren Amts überhoben zu seyn, so war doch nicht Einer, welcher nicht den stillen, gutherzigen Jüngling bemitleidet und lieber einen andern als Vollstrecker gewünscht hätte. Das Papier entsank Marcantonios Händen; er bedeckte sein erbleichendes Gesicht und stieß einen dumpfen Schrei aus. Seine Brüder drängten sich an ihn und versuchten ihm Muth einzusprechen. Er wehrte sie aber leise ab, schüttelte wehmüthig den Kopf und sprach: „Laßt ab mit Euern Trostworten; sie können das Unabänderliche nicht ändern, nicht mildern. Ich will nicht mit dem Geschick hadern, daß es just mir die furchtbare That zuwälzt, ich will nur daran denken, daß ich sie zu euer aller Rettung unternehme. Der Himmel, möge mir Kraft verleihen, das Gräßliche zu vollziehen. Ich bin bereit, sagt mir nur, was ich zu thun habe.

Der Pater Basilio nahm jetzt das Wort: „Jede Stunde Verzuges kann Einem oder dem Andern das Leben kosten. Was zu thun ist, möge gleich geschehen. So umgürte dich denn, mein Sohn, mit dem schärfsten Schwerte; laß uns Fackeln nehmen und in euer Erbbegräbniß unterhalb der Kirche de Frari hinabsteigen. Ich will dir bei diesem ernsten Gange getreu zur Seite stehen." — Geleitet von dem Segen seines greisen Vaters und nur von einem Diener gefolgt, machte sich Marcantonio auf den Weg. Die Erde schien unter seinen Füßen zu schwanken, als er die unterirdische Halle betrat. Ohne den stützenden Arm des Mönchs wäre er zusammengesunken. „Sey ein Mann!" rief ihm dieser leise zu. „Eile, jede versäumte Minute kann das Leben deines Vaters, deiner Brüder gefährden. Fort, schon die Luft ist vergiftet! Fort, sage ich dir! Kommt es dem Manne des Friedens zu, dir Muth einzusprechen?"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Projektmacherei.

Obschon Fournier, der Erfinder des sogenannten Phalanstère, seit einigen Jahren gestorben, und aus seiner Anstalt, worin die Familien gesellschaftlich beisammen leben sollten, nichts geworden ist, so hat er doch eine nicht unbedeutende Menge von Anhängern hinterlassen, welche seine Ideen weiter ausbilden und von Zeit zu Zeit Plane zum gemeinsamen Beisammenleben, zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Gewinnste entwerfen, und noch immer mit dem Gedanken umgehen, ein Phalanstère zu Stande zu bringen. Es kommt aber nicht zur That, oder wenn auch hie und da ein Versuch gemacht worden ist, so geht die Anstalt schon in der Geburt zu Grunde, entweder weil sich die Stifter in ihren Berechnungen geirrt haben, oder weil es ihnen am nöthigen Gelde fehlt, ohne welches auch die schönsten Unternehmungen Gefahr laufen, zu scheitern. Aber Projekte

erscheinen noch immer fort. So hat kürzlich ein gewisser Harel eine Broschüre unter dem Titel Menage sociétaire herausgegeben, die zum Zwecke hat, den Junggesellen zu beweisen, wie gut sie sich dabei stehen würden, wenn ihrer 200 auf gemeinschaftliche Kosten beisammen wohnten und lebten, welche herrliche Bedienung und Bewirthung sie sich dann für etwa 1000 Franken verschaffen könnten, wogegen, wenn sie einzeln leben, das Dreifache kaum reicht. Die Annehmlichkeiten der Geselligkeit bekämen sie mit in den Kauf. Die Anstalt müßte neben Paris liegen und einen großen Garten besitzen. Harel kennt nichts Schöneres, als seine Menage sociétaire; er vergißt aber, daß solche Menagen in andern Ländern bereits versucht worden sind, aber kein Glück gemacht haben. Zweihundert beisammen lebende und zum Theil müßig gehende Hagestolze würden einander quälen, wäre es auch nur zum Zeitvertreib. Es würde in einer solchen Anstalt sehr oft Zank, vielleicht gar Schlägerei geben, und wer könnte hier die Polizei handhaben oder seine Autorität geltend machen? Ein Oberhaupt, sey es ein Direktor oder ein Verwalter, müßte nothwendig das Ganze leiten, er müßte Gesetze und Verordnungen vorschreiben, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Dann bekämen aber die Hagestolzen einen Herrn und verlören ihre Unabhängigkeit. Wer bürgt ihnen auch dafür, daß ein solcher Verwalter immer redlich handelt, nicht einen Theil des Geldes, welches zur Bestreitung der Kosten der Anstalt verwendet werden soll, in seinen Privatbeutel steckt, und den zweihundert Junggesellen ein bischen von den gemeinschaftlichen Bequemlichkeiten abzwackt? Die Harelsche Anstalt würde ein Kloster werden müssen, wenn sie nur irgend Bestand halten sollte. für Klöster zeigt sich aber bei den Franzosen keine Neigung mehr. Nicht viel besser als in Harels Menage sociétaire würde es wohl in Fourniers Phalanstèredorfe zugehen, wenn es zu Stande käme. Zwar würden die Bewohner Oper und Ballet bekommen, wie ihnen der Erfinder versprochen hat; aber die Eintracht würde nicht lange dauern, denn wo die Menschen eng beisammen leben und gemeinschaftliche Interessen haben, entstehen Reibungen und Zwistigkeiten, besonders wenn sie Muße haben. Fournier will, sie sollen gemeinschaftlich arbeiten und den Gewinn theilen; aber dann würde sich wohl jeder auf den andern verlassen, und die Gewinnsucht, welche den Menschen anspornt, hätte keinen Reiz mehr. Wahrscheinlich würde man bald träge und gleichgültig gegen das Wohl der Anstalt werden, und lieber Abends in die Phalanstèreoper gehen, als sich den Tag hindurch auf dem Felde oder in der Werkstatt abquälen. Alles dieses sehen die gutmüthigen Fournieraner nicht ein, und obschon ihnen das Beispiel der Saint-Simonisten bewiesen hat, wie solche Plane zum Nutzen Einzelner ausgebeutet werden und dann in Nichts zerfallen, so gehen sie doch immer noch mit Projekten zu Anlegung von Phalanstèren um, und nach einer neulich in den Zeitungen erschienenen Ankündigung wollen sie in Bordeaux eine Zusammenkunft halten und diese Stadt zum Mittelpunkte ihres Wirkens und Treibens machen. Obgleich nun die Gascogne wegen der Projektmacherei berüchtigt ist, so werden sie es dort doch schwerlich weiter bringen, als in Paris. — Die Legitimisten, welche alles Uebel der Julirevolution zuschreiben, wie sie es zuvor Voltaire und Rousseau aufbürdeten, behaupten in ihren Tageblättern, seit jener Revolution herrsche ein allgemeines Sittenverderbniß, die gesellschaftlichen Bande seyen gelöst, es gebe keine Treue, keine Redlichkeit mehr, und daher höre man täglich von neuen Verbrechen, Lastern und Betrügereien. Freilich wird jezt viel gestohlen, geraubt, betrogen, und leider auch mancher Mord begangen. Aber unter der Restauration sah es nicht viel besser aus, und in London, wo im Jahr 1830 keine Revolution stattfand, wird noch mehr gestohlen und geraubt als in Paris, weil die Stadt größer und weit mehr darin zu stehlen und zu rauben ist. Von Schurkereien hört man jezt freilich eine Menge Beispiele; leider aber wurden sogar unter dem ancien régime viele begangen, und zuweilen von Leuten, welche zu angesehenen Familien gehörten. Nur die Gegenstände, worin betrogen wird, haben sich geändert. Heutzutage sucht man vorzüglich durch Vorspiegelungen von allerhand glänzenden industriellen Unternehmungen die Augen des Publikums zu blenden, und betrügt die Leichtgläubigen, welche durch eine lockend dargestellte Spekulation sich zu bereichern hoffen, um ihr Geld. Neulich kam vor dem Handelsgericht ein arger Prozeß vor, welcher sich schon aus der Restauration herschreibt, und sicher nicht der Julirevolution zur Last gelegt werden kann. Der Betrug dabei ist desto schändlicher, da man die damals beliebte Scheinheiligkeit angenommen hatte, um die Leute sicherer hinter's Licht zu führen. Im Jahr 1825 nämlich wollten Graf de Persan, ein St. Ludwigsritter, der, wie es scheint, bei Hofe gut angeschrieben war, und ein Chevalier Bernard, „unter dem Schutze des heiligen Ludwigs,“ Wohlthätigkeitswerkstätten anlegen, in welchen unentgeldlich viele hundert arme Kinder aufgenommen und als Lehrlinge acht Jahre von der zu stiftenden Handelsgesellschaft unterhalten und unterwiesen werden sollten. Ihre Arbeit sollte den Gewinn derjenigen ausmachen, welche an dem Wohlthätigkeitsvereine Antheil nehmen würden. Zu dem Endzwecke sollte ein Kapital von nicht weniger als 55,500,000 Franks aufgenommen werden, mittelst 75,000 Aktien zu 500 Franks, und 50 Aktien zu 10,000 Franks. So etwas Ungeheures hatten die beiden Glücksritter ausgeheckt! Der eine hatte sich im Voraus 10 Aktien, der andere 20 zugelegt, die sie zu Gelde umsetzen wollten, was dem einen ein Sümmchen von 100,000 Franken, und dem andern das Doppelte eingebracht haben würde, als Belohnung für ihre herrliche Erfindung. Um das Ganze zu krönen, wurde ein Herr Destailsades als Direktor und Kassirer mit einem Gehalte von 18,000 Franken angenommen. Von den Wohlthätigkeitswerkstätten kam nicht das Mindeste zu Stande. Aber der Chevalier Bernard hatte zu Gunsten einer Frau, die sich fälschlich für eine Marquisin de Vaussenay ausgab, über drei Aktien zu 50,000 Franken verfüget, welche diese Intrigantin, die mit den beiden Glücksrittern im Einverständnisse war, an den Mann zu bringen suchte. Die Polizei kam dazwischen; der Graf de Persan fand Mittel, wie es scheint, sich aus der Sache zu ziehen; wahrscheinlich hatte er dazu seinen Kredit bei Hofe gebraucht; aber der Chevalier Bernard und die vorgebliche Marquisin wurden als Betrüger zum Gefängnisse und zur Wiedererstattung der eingezogenen Gelder verurtheilt. Wahrscheinlich war kein Geld mehr da, und neulich griff man vor Gerichte den Notar an, welcher die Aktien unterzeichnet und ausgeliefert hatte. Dieser aber erwiderte, er habe mit der Sache nichts weiter zu thun gehabt, als den Vertrag aufzusetzen und auszufertigen, und die Aktien den beiden Unternehmern und andern Personen auszuliefern. Eine Entscheidung ist noch nicht erfolgt. Vermuthlich werden die Leute, welche betrogen worden sind, nicht wieder zu ihrem Gelde kommen, und ein andermal werden sie nicht so leicht Aktien zu einer „unter dem Schutze des heiligen Ludwigs“ stehenden Unternehmung ankaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Oktober 1839.

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.

Corneille.

Blätter der Erinnerung.

Von L. Rellstab.

(Mein persönliches Bekanntwerden mit Jean Paul.)

Zweiter Artikel.

Den Tag nach meinem zweiten Besuche bei Jean Paul brachte ich ganz einsam in Baireuth zu. Ich benützte ihn zu einem Spaziergang nach der Eremitage, einem Park, dem gleiche Reize dichterischer Weihe durch Jean Paul verliehen sind, wie dem von Fantaisie. Meine Seele war indessen so überwiegend mit dem Dichter selbst beschäftigt, daß der Gegenstand, dem er seine hohe Gabe verklärender Darstellung öfters gewidmet, mir wenig Erinnerungen zurückgelassen hat. Ich vermag jezt nach siebzehn Jahren kaum noch eine dunkle Vorstellung von dem Park in mir zu erwecken. Ein ungleich lebhafteres Interesse erregte mir dagegen sogleich das Häuschen der Frau Rollwenzel, das mir durch den folgenden Tag vollends unvergeßlich werden sollte. Es ist ein unscheinbares Wirthshaus an der Straße von Baireuth nach Eremitage. Ich besuchte es, weil ich es als einen der Punkte kannte, wo Jean Paul öfters arbeitete, und weil mein Verwandter, Freund und literarischer Genosse, W. Häring (Willibald Alexis), welcher zwei Jahre zuvor, auf einer Universitätsreise, da Jean Paul gerade nicht in Baireuth anwesend war, dieses Haus als einen der heiligen Oerter daselbst besuchte, uns in einem ausführlich schildernden Briefe die originelle Gestalt der Frau Rollwenzel auf's Lebendigste vor Augen geführt, und ihre Erzählungen von Jean Paul, seinen Gewohnheiten, seinem Hunde, mit emsiger Treue wieder berichtet und dadurch den Antheil für sie in hohem Maße geweckt hatte. Jean Paul hatte von diesem Besuche durch die Frau Rollwenzel gehört, und sprach mir davon, weil er in Folge meines später an ihn gerichteten Briefes glaubte, ich selbst sey dort eingesprochen und habe so dringliche und sorgfältige Erkundigungen über ihn eingezogen. Der Ernst, ich möchte sagen die Huldigung, mit der mich Jean Pauls Nähe, das unmittelbare persönliche Verkehren mit diesem erhabenen Geist erfüllte, machte mich, was ich sonst nicht bin, blöde. Es kam mir vor, als habe ich kein Recht, heimlich Erkundigungen über den einzuziehen, dem ich schon selbst entgegengetreten war. Daher brachte ich die mancherlei Fragen, die ich an die Frau Rollwenzel richten wollte, nicht über die Zunge und begnügte mich, ihr ganz einfach häusliches Verkehren zu beobachten, während ich meinen Schoppen Wein trank. Gewiß bleibt es eine äußerst merkwürdige Erscheinung, daß diese einfache Frau, deren Bildungs- und Lebenskreise mit den Geschäften einer Gastwirthin an der Landstraße völlig abgeschlossen

waren, von einer so unbegrenzten Liebe und Verehrung zu einem Manne durchdrungen werden konnte, dessen geistige Bedeutung sie unmöglich zu fassen vermochte. Es kann nichts Anderes gewesen seyn, als die Macht des sittlichen Uebergewichts, welche sie in liebender Unterwürfigkeit an ihn bannte. Er war ihr, ist der Vergleich nicht zu kühn, wie Christus dem Volk; die Strahlen seines hohen Geistes berührten, wie von einem andern Gestirn her, ihr dunkles Innere, sie wurde von etwas Göttlichem erfüllt, ohne dessen Natur zu fassen. In der Ahnung seiner hehren Bedeutung, im Glauben, nicht im Erkennen und Begreifen lag das Geheimniß ihrer verehrenden Liebe. — Ich erhielt später, außer dem, was Jean Paul selbst später darüber äußerte, rührende Beweise davon.

Mittags kehrte ich nach Baireuth zurück. An der Wirthstafel sprachen einige Herren viel von Wunsiedel und seiner reizenden Lage. Man fragte mich, wie es mir dort gefallen habe. Ich erwiderte in einem Ton, der nicht viel Gewicht darauf legte: „es sey recht hübsch;" späterhin sollte ich erfahren, daß dieses arglose Wort mir übel gedeutet wurde. — Der Nachmittag war regnigt; ich machte einige Kreuz- und Querwege um die Stadt, ohne rechte Lust daran zu haben. Mein Sinn war auf das Verkehren mit Jean Paul gerichtet, und ich fühlte mich, wie neulich in Fantaisie, unmuthig und niedergeschlagen, daß ich, so in seiner Nähe, doch so in der Ferne bleiben mußte.

Im jugendlichen Alter gleicht die Verehrung eines hohen Geistes der Liebe; sie ist von derselben Unruhe, dem peinigenden Wechsel von Lust und Schmerz begleitet, ja es gesellt sich auch eine Art von Eifersucht dazu. Man geht an dem Hause des großen Mannes vorüber wie vor dem der Geliebten, in der Hoffnung, ihn am Fenster zu erblicken, oder ihm gar vielleicht in der Nähe seiner Wohnung zu begegnen. Ich durchstrich die Gassen Baireuths wohl zehnmal nach verschiedenen Richtungen, und immer wieder wählte ich den Weg so, um an Jean Pauls Hause vorbei zu kommen. Doch sah ich ihn nicht an diesem Tage, und ging endlich unmuthig nach Haus, ohne Kraft zum Arbeiten, Briefschreiben oder sonst etwas, das meine Stimmung geändert hätte. So verfiel ich, wie oft der Mensch in solchen halben Zuständen, auf das Müßigste und Verkehrteste, nämlich ich las einen der abgeschmacktesten Romane aus der Ritterperiode des Cramer und Spieß, den ich in der Wirthsstube gefunden, von vorn bis hinten durch, und freute mich nur, daß ich mit den Seiten auch die Minuten hinter mich bekam. Hier sah ich aber, wie man dem nächsten Zeitvertreib verfallen kann, denn das schale Interesse der Neugier hielt mich zulezt fest; ich las noch Abends nach Tisch im Bett und hörte nicht eher auf, als bis ich auf der lezten Seite des saft- und geschmacklosen Produkts war. Natürlich konnte mich eine solche Tödtung der Zeit nur mit Verdruß und Widerwillen an mir selbst erfüllen, ohne daß ich den Muth aufgebracht hätte, mich herauszureißen. Wer hätte nicht solche Zustände an sich erlebt?

Wenig verdient hatte ich es wahrlich, und fühlte mich auch im Innern beschämt darüber, am andern Morgen durch die größte Freude überrascht zu werden. Träg von der halbdurchwachten Nacht, lag ich noch im Bett, als es um sieben Uhr an meine Thür pochte und der Kellner mir ein Billet brachte. Die Worte: „Ein Brief von Herrn Legationsrath Richter" hatten eine elektrische Wirkung auf Körper und Geist, ich sprang rasch auf und öffnete mit freudiger Hast das Briefchen (ich besitze es noch), welches so lautete:

Baireuth, den 28sten August 1821.

„Da ich noch so viel mit Ihnen zu sprechen wünsche und doch übermorgen meine lange Reise antrete, so würden Sie mir nach der langen Ihrigen einen Gefallen mit einer halbstündigen erweisen, wenn Sie diesen Abend gegen drei oder vier Uhr bei der Frau Rollwenzel (ein auf der Wegmitte nach Eremitage gelegenes Gasthäuschen, wo ich diesen Vormittag schreibe) einsprechen wollten. Wir hätten dann dort und unterwegs Zeit und Raum zu jedem Wort.

J. P. Friedrich Richter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Calvi.

(Schluß.)

Der Pater Basilio riß Marcantonio durch die schmale Gasse der neben einander gereihten Särge mit sich fort. Die lezten Wochen hatten die ohnehin beschränkten Räume entsetzlich verengt. Der röthliche Schimmer der Fackel flog zitternd über die modertropfenden Wände, an denen menschliches Gebein auf schauerliche Weise zu Festons verschränkt war. In den Nischen ruhten über einander gethürmte Todtenschädel. Die späteren Särge waren in wilder Unordnung zusammengerückt und über einander gesezt, die untern, morschen waren unter der Last gebrochen. Die furchtbare Zeit hatte den Tod der ihn sonst umgebenden feierlichen Würde entkleidet, und nun zeigte sich dieser in seiner widerwärtigsten Blöße. Marcantonio wollte die Ruhestätte seiner Mutter, seiner Geschwister aufsuchen. Der Mönch trieb dagegen mit ängstlicher Hast zur Eil, deutete schweigend auf einen einsam im Winkel

stehenden Bleisarg und gab dem begleitenden Diener das Zeichen, dessen Deckel zu luften. Lange Zeit mühte der Knecht sich vergeblich, das Sprengeisen in die Fugen zu bohren, um die Truhe aufzusperren. Eine von innen dawiderstrebende Macht schien seinen Anstrengungen zu spotten. Nur den vereinten Anstrengungen der drei gelang es, den Sarg zu sprengen.

Mit geballten Fäusten, mit weit offenen, stieren Augen lag die Leiche des greisen Mauro Calvo auf den Kissen; ein abscheuliches Grinsen schien den verzerrten Mund zu beleben. Es war ein furchtbarer Anblick, bei welchem den Zuschauern das Blut in den Adern gerann. „Das Schwert aus der Scheide!“ schrie der Mönch, „nicht gezaudert! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Er ist wahrhaftig ein Vampyr! Zugehauen — sonst ist's um dich und uns geschehen!“ — Mit der Wuth der Verzweiflung führte Marcantonio einen rasenden Streich gegen den Sarg und fiel ohnmächtig zu Boden.

Mehrere Wochen waren vergangen, als der junge Mann zum ersten Mal vom Krankenlager, auf welches ihn die Schrecken jener Nacht geworfen hatten, erstand. Er saß auf dem Söller der Casa Calvo im Schatten der Myrthen und Orangenbäume, und blickte stillsinnend auf das bunte Treiben des Canalazzo, auf die schnell vorübergleitenden Gondeln, auf die vor Lust jauchzende Menge. Die Wuth der Pest war durch Enthauptung des Vampyrs gebrochen worden; nach wenigen Tagen war die Krankheit erloschen. Durfte Marcantonio nun auch das Bewußtseyn hegen, wie er durch seine kühne That der Wohlthäter seiner Mitbürger geworden sey, so fühlte er dennoch nicht minder klar, daß die Erinnerung an jene entsetzliche Nacht ihm fortan einer düstern Wolke gleich nachziehen werde, und daß der Farbenglanz des Lebens für ihn ein für allemal erloschen sey. Indem er so trüben Betrachtungen nachhing, ward ihm ein Brief überbracht. Er war von Clandia, der todtgeglaubten.

Sie schrieb: „Wenige Tage, nachdem die Pest in Venedig ausgebrochen war, legte eine Gondel bei unserer Klosterinsel an. Eine hohe, edle Frau in Trauerkleidern stieg an's Land und verlangte, zur Priorin geführt zu werden. Bald darauf ward ich zu dieser gerufen und der Fremden vorgestellt. Diese umarmte mich unter einem Strom von Thränen und gab sich mir als meine Mutter zu erkennen; zu gleicher Zeit unterrichtete sie mich aber auch, daß ich keinen Vater mehr habe, indem dieser ein Opfer der Pest geworden sey. Sie führte mich mit sich nach Venedig, wo wir in tiefster Verborgenheit lebten. Mehr noch als die verhängnißvolle Zeit zwang uns der Haß der mächtigen Familie meines Vaters, welche mit dem Verstorbenen in offener Feindschaft gelebt hatte, zu dieser Zurückgezogenheit. Um den verhaßten Erben seine Güter zu entziehen, hatte er sich mit der Tochter eines edlen, aber verarmten Hauses vermählt — heimlich, um durch einen unerwarteten Erbfolger die Hoffnungen seiner Feinde um so grausamer täuschen zu dürfen. Ich blieb der einzige Sprößling dieser Ehe. — Mittlerweile betrieb es meine Mutter im Geheimen, daß ihre Ehe als gültig anerkannt, und ich in meine Rechte eingesezt werde. Erst wenn das Gericht zu meinen Gunsten entschieden, sollte ich des Vaters Namen erfahren, und zugleich mit allem Glanz der reichen Erbin aus der Dunkelheit hervortreten. Da stürzte meine Mutter vor einigen Tagen in entsetzlicher Gemüthsbewegung in mein Zimmer, und ich erfuhr aus ihrem Munde, daß der unmenschliche Haß der Sippen ihres Gatten diesen noch über das Grab hinaus verfolge, daß einer seiner Neffen Hand an die Leiche gelegt und die blutigste Gräuelthat begangen habe. Die Verzweiflung entriß meiner Mutter ihr Geheimniß. Mein Vater war Mauro Calvo — der Leichenschänder seyd Ihr! Morgen nehme ich den Schleier. Ich darf nicht sagen: lebt wohl!

Als unter dem Geläut der Klosterglocken von Santa Catterina die Locken der unglücklichen Claudia fielen, als sie mit dem Bahrtuche bedeckt wurde, zum Zeichen, daß sie für die Welt gestorben sey, segelte ihr unglücklicherer Liebhaber an den Klostermauern vorüber, um in Malamocco die Brigantine zu besteigen, die ihn nach Rhodus abführen sollte. Dort angelangt, nahm er das Kreuz, und ward wenige Monate darauf beim Entern einer maurischen Felucke erstochen.

Fiel nun auch das Vermögen des alten Mauro unverkürzt an seinen Bruder und dessen Kinder, so schien doch ein Unsegen auf dem Erbtheil zu ruhen. Durch Unglücksfälle aller Art, mehr aber noch durch eigene Schuld, sank das Geschlecht der Calvi von Jahr zu Jahr und ging zulezt in Armuth und Elend unter. Der lezte fristete sein Leben als Bettler auf den Marmorstufen der Casa Calvo. An einem harten Wintermorgen fand man seine abgezehrte Leiche auf der Schwelle des Palastes seiner Ahnherrn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Van Amburgh. Théâtre français. Opéra comique.

Van Amburghs wilde Bestien sind noch immer von allen Pariser Schauspielern diejenigen, welche jezt den größten Beifall ernten und das meiste Geld in die Kasse bringen. Seitdem diese grimmige Truppe auftritt, braucht der Direktor des Porte St. Martintheaters keine andern Schauspieler.

Löwen, Tiger und Leoparden sind im ausschließlichen Besitze des Theaters und der öffentlichen Gunst. Ihr Spiel, freilich das gewagteste und gefährlichste von allen (wenigstens für den einzigen menschlichen Schauspieler dabei), entzückt die Zuschauer so sehr, daß keine Dichtung eine solche Wirkung hervorbringt. Ein Tageblatt bemerkt mit einiger Niedergeschlagenheit, der Schauspieler Bocage, in dem Stücke „Tour de Nesle," Mad. Dorval in „Chatterton," Dmlle. Mars in „Mademoiselle de Belle-isle," Dmlle. Rachel im Trauerspiele „Andromaque" haben nie einen ähnlichen Enthusiasmus erregt. „Arme Schauspieler und Schauspielerinnen! ruft der Verfasser aus; gebt euch alle Mühe, um die Kunst in ihren tiefsten Geheimnissen zu ergründen, bietet alle eure Einsicht auf, um eine Rolle zu fassen, opfert eure Jugend, um des Beifalls des Publikums würdig zu werden, und bringt es nach zwanzig mühsamen und oft qualvollen Jahren dahin, einen wohlverdienten Ruhm zu erwerben. Wozu dient euch alles dieses! Ein indischer Gaukelspieler, ein spanischer Tänzer, ein amerikanischer Thierzähmer erscheint, und sogleich verläßt euch das undankbare Publikum, läuft zu dem ungewohnten Schauspiele hin und ist darüber weit mehr entzückt, als über alle Beweise eurer Kunst. Was braucht es mehr, um euch den Beifall des Publikums und die sogenannte Volksgunst zu verleiden?" So schlimm ist die Sache jedoch nicht. Freilich will ganz Paris Van Amburgh sich mit seinen Löwen und Tigern balgen sehen. Es ist aber auch ein Schauspiel, einzig in seiner Art. Es liegt etwas Großartiges in dem Gedanken, daß ein Mensch es hat dahin bringen können, die schrecklichsten Bestien der Wüste zu Schauspielern abzurichten; man kann sich kaum überreden, daß Löwen hier so zahm sind, wie man es kaum von Hunden und andern Hausthieren erwarten kann. Hier zeigt sich glänzend der Sieg des menschlichen Verstandes über die Thierheit. Van Amburgh steht da wie ein Zauberer in Mitten der fürchterlichsten Feinde, die er in demüthige Sklaven, in freundliche Wesen umgewandelt hat. Die ganze Natur scheint einem Manne zu gehorchen, mit welchem Tiger spielen und welchen Löwen liebkosen. Die Schauspieler erstaunen so gut wie die Zuschauer, und können es dem Publikum nicht zum Vorwurfe machen, daß es über einer so unerhörten Darstellung andere Schauspiele vernachlässigt. Indessen bleiben doch auch diese nicht unbesucht. Das Théâtre français sieht sich freilich in dem Fluge gehemmt, den es seit dem Auftreten der Dmlle. Rachel genommen hatte. Das arme Mädchen hat man so oft spielen lassen, und ihre Eltern haben es so angenehm gefunden, durch sie sich in Wohlstand zu versetzen, daß sie nun ganz erschöpft ist, und auf Anrathen der Aerzte den Winter hindurch, und vielleicht auf noch länger, wird ausruhen müssen. Das hätte die Theaterdirektion sowohl als die Rachelsche Familie vorhersehen können. Aber alle waren vom Mammon geblendet, den das außerordentliche Mädchen in die Theaterkasse und in den Haushalt brachte; alle verlangten noch mehr, und dem Publikum war es auch recht, daß es die beliebte Künstlerin so oft auftreten sah. Jezt ist die Quelle auf einmal versiegt; das Tragische muß bei Seite gelegt werden, weil keine Schauspielerin Dmlle. Rachel ersetzen kann, und die Theaterdirektion sucht ihr Heil in alten und neuen Lustspielen, wobei sie sich noch glücklich schätzen muß, die 60jährige Mars zu besitzen. Wenn diese abginge, so weiß ich wahrlich nicht, was der Direktor anfangen würde. Ueber diesen Direktor, sowie über die ganze innere Verwaltung jenes Theaters, welches bekanntlich die sogenannten acteurs sociétaires in ihrem Comité selbst administriren, wird oft in den Tageblättern geklagt, und man unterhält das Publikum sorgfältig mit den ewigen kleinen Zwistigkeiten unter den Hauptschauspielern. Dies ist jedoch nichts Neues, und hat außer Paris auch gar kein Interesse. Sehr thätig ist die komische Oper, für welche man nun an der Stelle des abgebrannten italienischen Theaters einen neuen und schönen Saal baut, der schon im künftigen Frühjahr fertig werden soll. Fast alle vierzehn Tage gibt sie eine neue Operette. Jezt führt sie fast täglich ein neues Adamsches Stück auf: La Reine d'un jour, wozu der unerschöpfliche Scribe den heitern Text geschrieben hat. Diesem Dichter scheint das Dramatisiren nicht schwerer zu werden, als einem andern das Gehen oder Schlafen. Jede Anekdote, welche er liest oder hört, gestaltet sich bei ihm sogleich zu einem Vaudeville, einer Operette oder gar zu einem Ballette; die Theater wollen nur von ihm Texte, denn er allein ist des Beifalls des Publikums sicher, und weiß sich stets nach dem Geschmack der Pariser zu fügen. Es hat wohl nie einen dramatischen Schriftsteller gegeben, welcher so lange und so beständig mit glänzendem Erfolge gearbeitet hat. Die Operntexte besonders gelingen ihm vortrefflich. Genau besehen, enthalten sie eine Menge unwahrscheinlicher Züge; allein sie sind alle unterhaltend und geistreich, und wenn der Tonkünstler so geschickt ist als er, und den Geschmack des Publikums so gut zu treffen versteht, so erlebt das Stück hundert Vorstellungen nacheinander. Der Reine d'un jour scheint dieses Glück, woran Scribe längst gewöhnt ist, ebenfalls vorbehalten, und Adam, der nun in Aubers Fußstapfen tritt, sowohl was die Leichtigkeit des Componirens, als die Popularität betrifft, wird wahrscheinlich eben so glücklich mit der Königin eines Tages seyn, als er es mit seinem Postillon de Longjumeau war, welcher ganz Europa durchzogen hat und in Paris wohl 150mal aufgeführt worden ist, auch von Zeit zu Zeit noch mit Vergnügen gesehen wird. In dem neuen Stücke ist ein Sänger Namens Masset aufgetreten, welcher früher Musiker im Orchester war. Einige Tonkünstler hatten seine schöne Stimme bemerkt und ihn aufgefordert, dieselbe auszubilden; dies hat er gethan, und sein Gesang ist mit Beifall aufgenommen worden. Als Schauspieler hat er noch zu lernen, aber als Sänger ist er dem mit guten Sängern eben nicht reichlich versehenen Theater eine willkommene Erscheinung. Ein löblicher Wetteifer beseelt das Théâtre de la Renaissance, seit es mit der französischen Bearbeitung der Donizettischen Oper Lucia di Lammermoor einigen Beifall eingeerntet hat. Es kündigt beinahe ein Dutzend neue Opern an, welche es künftigen Winter geben will, neben den vielen Schau- und Lustspielen, welche von ausgezeichneten Schriftstellern für diese Bühne eigens geschrieben werden sollen. Einige dieser Schriftsteller, welche sich durch ihre Aufsäze in Tageblättern und Zeitschriften einen gewissen Ruhm erworben haben und zu den beliebten Modeschriftstellern gehören, wollen auf dieser Bühne zuerst ihr dramatisches Talent versuchen. Hier wird also ein Tummelplaz für angehende Dramatiker entstehen, was dem Théâtre de la Renaissance einen besondern Reiz geben kann. Das neue Theater ist bis jezt mit seinen vielen dramatischen Versuchen nicht sehr glücklich gewesen; nur wenige haben sich halten können. Die Stücke erscheinen und verschwinden, wie in einem Guckkasten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. Oktober 1839.

Der Hohlweg senkt sich tiefer;
Durch Felsenzacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geschmückt.

Matthisson.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung v. Nr. 146.)

Die große Karthause. — Franz von Sales. — Bernhard von Menthon.

Wir entschlossen uns in Aix, einen Ausflug nach der berühmten großen Karthause zu machen. — Bis zum Flecken Saint Laurent kann man zu Wagen gelangen; von da an muß man Maulthiere besteigen oder zu Fuß gehen; wir wählten Lezteres. — Saint Laurent liegt recht malerisch am Fuß von Gebirgen, die sich in gerader Felswand weit über den Ort erheben und in einiger Entfernung Festungswerken gleichen. Nicht weit davon liegt der Weiler Fourvoiries noch anmuthiger und malerischer. Bald treten nun die Berge mächtig vor und scheinen alles Weitergehen unmöglich zu machen. Endlich zeigt sich ein enger, gewölbter Durchgang. Durch diesen tritt man in diese Wüste, wo der Weg gleich enger wird und die nahe zusammentretenden Berge so überragen, daß nur noch ein kleines Stückchen vom Himmel sichtbar bleibt. Der Weg ist fast durchaus in den Felsen gehauen, an manchen Stellen aber mußte von ganz unten herauf eine breite Mauer aufgeführt werden, um den Weg zu tragen. An den gefährlichsten Stellen sind Felsblöcke an den Rand des Abgrunds gelegt, um als Geländer zu dienen; hie und da ist der in den Felsen gehauene Weg nur ein niedriges Gewölbe, wo die Reiter sich bücken müssen, um nicht anzustoßen und hängen zu bleiben.

Eine Stunde von Saint Laurent geht der Weg über eine steinerne Brücke und verändert nun ganz seine Richtung, denn der Guiers, den man bisher zur Linken hatte, fließt nun rechts. Weiter hinauf kamen wir zur zweiten Pforte an einem obeliskenartigen Felsen, der unten zugehauen worden ist, um zwischen ihm und der Hauptwand den Weg durchzuführen, den ein klosterartiges Thor öffnet. Dieser Felsenobelisk erinnerte mich sehr an die Petits-Mulets des Montblancs; nur ist er spitziger und malerischer durch einige Tannen, die oben stehen und wie ein Federbusch aussehen. Hie und da haben Pilger oder Einsiedler Kreuze in den Stein gegraben. Von nun an entfernt sich der Weg immer mehr vom Guiers und zieht sich steil im Zick-Zack die hohen Bergwände hinauf. Das unten so furchtbare Tosen des Waldstroms wird immer leiser und hört bald ganz auf. Dann herrscht in dieser rauhen Einsamkeit tiefe Stille, nur manchmal durch das Geschrei eines Adlers oder Geiers unterbrochen. Nach zwei guten Stunden gewahrten wir endlich rechts die Karthause, die durch ihre großen und weitläuftigen Gebäude eher einer Stadt in der Wüste, denn einem Kloster gleicht. Man empfindet hier

Digitized by Google

dasselbe wie auf dem großen St. Bernhard, wo einen auch die mächtigen Gebäude nach so langem Wandern durch Wüsten und auf so einsamer Höhe wunderbar ansprechen. Nur ist der Gesammteindruck der Karthause offener und freundlicher als der des St. Bernhardshospizes, denn sie hat eine Menge heiterer Pavillons, Thürme und größere Fenster, während die gewaltig düstere Masse des Hospizes eher einer Festung gleicht. Auch die Gegend ist hier noch viel freundlicher, denn vor dem Kloster stehen Gruppen von Laubbäumen und alle Höhen umher haben wenigstens das Grün des Nadelholzes, das nur ganz oben von Felsen überragt ist. Auf dem St. Bernhard erfreut einen kein Baum, und Alles ist Fels. Dies ist freilich sehr natürlich: die Karthause liegt 5136′ über der mittelländischen Meeresfläche, das St. Bernhardshospiz mehr als das Doppelte.

Die lezte Karthause, die ich gesehen, war die von Camaldoli bei Neapel, wo das trunkene Auge mit einem Blick den schönsten Theil des Campanerlandes mit der Hauptstadt, den Vesuv, den St. Angelo mit den Golfen von Neapel, von Salern und von Bajä nebst den reizenden Inseln Capri, Procida, Nisida und Ischia umfaßt, auf dem tyrrhenischen Meer hingleitet und solcher wollustigen Herrlichkeit nicht satt werden kann. Daran darf man hier, eingezwängt zwischen Tannenwäldern und überragenden Bergen, nicht denken. Alles ist ernst, düster und nach Innen kehrend. Alle süßen und farbigen Erinnerungen aus dem Leben haben hier keinen Anklang.

Als wir bei dem Thor der Karthause ankamen, wo die Frauenzimmer zurückbleiben müssen, fanden wir einen Haufen Leute, die eifrig redeten, zankten und lachten über einen allerdings sehr komischen Umstand, dessen Einzelnheiten hier nicht angeführt werden können und uns auch vor unsern Frauenzimmern in bedeutende Verlegenheit brachten. Einige Stunden vor uns war eine englische Familie hier angekommen, der Mann, seine Frau und Schwägerin. Sie waren bis an die äußerste Klosterpforte gelangt; die Frauen hatten hier zurückbleiben müssen, während Herr D. vom Pförtner in's Kloster geführt wurde. Dieser Herr D. war nun eine gar sonderbare Erscheinung: klein, schlank, mit zarten Händen und Füßen, bleich, ohne allen Bart, mit gescheitelten Haaren und einem dünnen Stimmchen sah er auf ein Haar aus wie ein Frauenzimmer, was durch seine Kleidung — eine lange, eng anliegende und gegürtete Blouse mit Schuhen — noch auffallender wurde. Auch hatte ihn kaum im Innern des Klosters der Pater Schaffner (Clavendier) gesehen, so drang er, ungeachtet alles britanischen Protestirens, auf dessen Entfernung, weil ihm Aeußeres und Kleidung die feste Ueberzeugung gegeben, er sey nur ein schlechtverkleidetes Frauenzimmer. Herr D. mußte wieder zum Kloster hinaus, ohne es gesehen zu haben. Darüber war nun vor der Klosterpforte der lächerlichste Streit zwischen den Parteien entstanden; Madame D. und ihre Schwägerin mischten sich versichernd hinein, und der Inkulpat wiederholte in schlechtem Französisch, er sey nicht nur ein Mann, sondern sogar Lieutenant in einem Regiment Sr. Majestät der Königin von England. Es war ein Glück, daß seine quälende Sprache so höchst komisch klang; dadurch wurde es unsern Damen möglich, ihrem lang und mühsam verhaltenen Lachen Luft zu machen.

Man tritt zuerst in den weiten Hof vor der Hauptfaçade des Klosters in einfach edler Architektur, aus Quadersteinen, mit Schiefer gedeckt. Das Gebäude gleicht wahrhaftig mehr einem fürstlichen Schloß denn einer Karthause, in der nur Buße und Kasteiung herrschen sollen. Dies berühmte Kloster besteht aus zwei Gebäuden, die zusammen ein großes längliches Viereck bilden. Das eine ist ungefähr 900′ lang und 300′ breit. Eine lange Galerie führt auf einer Seite zu den Wohnungen der Großoffizianten des Ordens. Der General wohnt an der äußersten Galerie, links sind Küche und Refektorium. Die Kirche steht in der Mitte sämmtlicher Gebäude. Im ersten Stockwerk ist der Kapitelsaal und die Wohnungen für die fremden Prioren, wenn sie zum Generalkapitel des Ordens hieher berufen wurden. Das zweite Gebäude ist noch größer, denn es ist 1200′ lang und 300′ breit. Es bildet das eigentliche Kloster mit vier-und-fünfzig kleinen Häusern oder Zellen der Mönche, die an der Mauer stehen. Dies Klostergebäude hat drei parallel laufende Höfe. Der Gottesacker liegt in der Mitte. Kleine Arkaden mit in Blei gefaßten Glasscheiben geben diesen langen Corridors etwas Licht, und nicht ohne ergriffen zu werden, kann man durch sie schreiten. Nur Eins unterbricht diese Todtenstille: das freundliche Plätschern laufender Brunnen, deren Wasser eiskalt ist und zum Gebrauch der Mönche dient.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Ich war umgeschaffen durch diese Zeilen; das größte Glück lag vor mir wie ein heiterer Himmel, ein sonniger Tag. Auch dieser gesellte sich dazu, und der schönste Augustmorgen sollte das seinige zu meiner überglücklichen Stimmung beitragen. Daß ich jezt vor Unruhe nicht schreiben oder arbeiten mochte, vergab ich mir leicht. Ich kleidete mich rasch an, um in's Freie zu gehen. Da erklangen fröhliche kriegerische Töne in der Straße; es war die Schützengilde von Baireuth, welche heranzog. Ich lehnte

mich in's Fenster und sah der marschirenden stattlichen Compagnie entgegen, der, wie dies in kleinen Städten zu seyn pflegt, auf beiden Seiten der Straße eine muntere Schaar von Knaben und Mädchen voranzog, immer halb mit den Köpfen rückwärts nach dem festlichen Schauspiel gewandt. Plötzlich rief aus der bewegten Menge eine Stimme zu mir herauf. „Guten Morgen!" Es war Jean Paul, der mitten unter der fröhlichen Jugend vorüberzog. Er hatte einen gelbbraunen Ueberrock an, einen schwarzen Strohhut auf und trug eine Art von Reisetasche über den Schultern, in der er seine Manuscripte bewahrte. Sein treuer, gelehriger Pudel, Ponto, von dem ich noch später zu erzählen habe, sprang neben ihm her. Dieses „guten Morgen" tönte mir freudiger bewegend in's Ohr, als der frische Kriegsmarsch der Schützen; ich erwiderte es heiter grüßend zwei, drei Mal. Halb umgewandt rief mir Jean Paul noch zu: „Nun heut Nachmittag sehen wir uns!" und zog dann mit der Menge weiter, bald durch diese und den militärischen Zug meinem Nachschauen entrückt.

Endlich hatten wir abgegessen und ich machte mich auf die Wanderung. Im Billet stand drei oder vier Uhr; ich wählte, um nicht durch den frühesten Termin zu dringend, durch den spätesten säumig zu erscheinen, die Mitte, und stand mit dem Schlag halb vier Uhr in der Thür der Gasthäuschens der Frau Rollwenzel. Diese selbst fragte ich nach dem Legationsrath Richter. „Sind Sie der Herr, den der Herr Legationsrath erwartet?" erwiderte die Frau. „Sie kommen schon zu spät," sezte sie mit der Stimme und dem Ton hinzu, wodurch man Jemanden ausdrückt, daß er sehr gefehlt habe; „der Herr Legationsrath hat schon zweimal nach Ihnen gefragt." Dieser Tadel beunruhigte mich nicht, denn ich hielt mich, militärisch gewöhnt, an meine Ordre; im Gegentheil erfreute er mich, weil so viel richtiges Verständniß der Frau darin lag, die es als eine große Verletzung der Ehrerbietung gegen einen solchen Mann wie Jean Paul betrachtete, daß man ihn habe warten lassen. Es wurde mir darauf das Zimmer geöffnet, in dem Jean Paul geschrieben, aber seine Arbeiten schon zusammengepackt hatte, und er trat mir mit dem Manuscript einer von mir gedichteten Oper, Dido, in der Hand entgegen. Nach freundlichem Gruß begann er: „Ich habe dies Werk bisher nur flüchtig angesehen, aber jezt im Hinausgeben es aufmerksam ganz durchgelesen, und finde nun, daß es Ihr bestes ist."

Das Herz pochte mir freudig bei diesem Eingang. In der That bin ich noch jezt, nachdem ich eine große Anzahl von Bänden dem Druck übergeben habe (damals noch kein Blatt), die sich zum Theil die Gunst der Leser und öffentlicher Urtheile erworben, nicht unzufrieden mit dieser Dichtung, die, so wenig wie die an außerordentlichen Schönheiten reiche Composition Bernhard Kleins, kein Glück im Publikum machte. Durch Adel der Sprache, musikalische Behandlung des Stoffs, einfache Gruppirung der Scenen, folgerechte Entwickelung der Ereignisse glaube ich darin geleistet zu haben, was man von der antiken Oper fordern darf; nur daß diese ganze Gattung schon damals dem Publikum völlig entfrembet war, und es jezt noch viel mehr ist, wo sogar Gluck mit den großartigen dramatischen Stoffen, denen er seine hohe Muse geweiht, die Zahl derer, die ihn verehren, täglich abnehmen sieht, weil die, welche ihn verstehen, immer seltener werden. Als ich die Oper Dido für Bernhard Klein schrieb, hatte ich eine ideale Welt vor mir, ohne die reale zu kennen; und hätte ich sie gekannt, so würde ich ihr mit jugendlicher Heftigkeit Troz geboten haben, statt mich ihren Forderungen zu bequemen. Sonst hätte ich (wie ich es jezt wohl zu verstehen mich rühmen darf, das Urtheil der Menge einigermaßen richtig voraus zu wägen) eben so sicher gewußt, daß sie sich an solchem Werk nicht erheben oder erwärmen würde, wie ich über den Werth, den dasselbe in dem einsichtigen Urtheil haben dürfte, nicht in Zweifel war *, und noch heut nicht bin. — Doch zwischen der Anerkennung derer, mit denen wir uns geistig gleichstellen oder gar über sie setzen zu dürfen glauben, und der eines Mannes, der uns als Vorbild des höchsten Erreichbaren in der Dichtkunst gilt, ist ein Unterschied. Auf jene machen wir Ansprüche, diese betrachten wir als einen Sonnenstrahl höherer Gunst, als eine Würdigung und Erhebung, die uns nur die Verpflichtung auflegt, mit verdoppelten Kräften zu verdienen, was man uns als ein überreiches Geschenk spendet. So wirkte die Anerkennung Jean Pauls auf mich.

(Fortsetzung folgt.)

* Erst wenige Wochen zuvor hatte mich in Dresden Maria von Webers vollwichtige Zustimmung in meinem Recht bestätigt. (Vergl. den näheren Bericht darüber in der Schilderung meiner Bekanntschaft mit demselben in meinen vermischten Schriften, Berlin bei Dunker und Humblot.)

Nicht hier!

Noch Knabe, sprang ich durch die Wiesen hin;
Rings schwärmten bunte, bunte Schmetterlinge.
Da dacht' ich wohl in meinem Kindersinn:
Beglückt, wer solchen gold'gen Vogel finge;
Greif dir den gelben, nein, den rothen dort —
Nicht doch, der veilchenblaue ist mir lieber;
Noch eh' ich zugriff, war der gelbe fort,
Der rothe links, der blaue rechts vorüber.

So haschend, fehlend, irrt' ich stundenlang,
Fiel zehnmal täppisch, trappend auf die Nase;
Dann endlich glückte mir der kühne Fang —
Erschlagen lag der Schmetterling im Grase.
Ich hob ihn auf, ich rief: Es ist geglückt!
Arglist'ger Flattrer, du entrinnst mir nimmer!
Doch ach! der zarte Fittich war zerstückt,
Im rohen Schlag verwischt der Farben Schimmer.

Ich wurde Mann, ich zog von Ort zu Ort,
Die Alpen wurden zweimal überstiegen.
Jezt mahnt ein Freund: Wie? Du verstummst? Und dort?
Ein Dichter in Italien — und geschwiegen?
Sing' ein begeistert Lied vom ew'gen Rom,
Von Selinunts zerrissnen Tempelhallen,
Vom glühenden Vesuv, vom Tiberstrom,
Laß Myrthen blühn, laß Ritornelle schallen.

Ich sann, und schrieb, und strich es aus, und sann —
Vorüber zogen all' die Götterstunden —
Ach, das Papier nahm keine Farben an,
Blieb weißer nur, je tiefer ich empfunden.
Und wie der Knabe, tappt' ich endlich zu —
Ja freilich fiel ein schuldlos Opfer nieder;
Kaum zuckt's noch — keine Farbe! — legt's zur Ruh:
Hier träumt man nur, hier schreibt man keine Lieder.

Franz Freiherr Gaudy.

Subjaco, im Mai 1839.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Große Oper. Kindertheater.

Die große Oper, die nicht so oft als andere Theater das Publikum mit Neuigkeiten bedienen kann, hat im lezten Monate nur eine kleine Oper: la Vendetta, gegeben. Man hätte das Stück eben so gut la Vengeance benennen können, denn das italienische Wort bedeutet nichts mehr und nichts weniger als das französische; allein seitdem der Verkehr zwischen den Völkern so lebhaft geworden ist, hat sich eine Menge fremder Worte auch in die französische Sprache eingeschlichen, und vergebens schließt die académie française sie aus ihrem Wörterbuche aus; zulezt muß sie doch dem allgemeinen Gebrauche, oder dem Eigensinne der Mode weichen, und bei jeder neuen Auflage jenes berüchtigten Lexicons einige dieser fremden Wörter aufnehmen. So hat sich denn auch das Wort Vendetta eingeschlichen, wenn man italienische Rache, besonders Mordsucht bezeichnen will, und bereits hat es Romanen und Novellen in Menge zum Titel gedient. Diesmal hat Scribe den Text nicht gedichtet, auch ist er weder sehr geistreich, noch sehr unterhaltend, und was das schlimmste ist, die Musik des Stückes ist von keinem bekannten Tonkünstler, sondern von einem Musikliebhaber, dem Vicomte de Ruolz, welcher zwar in Italien zwei Opern gesezt hat, in Frankreich aber beinahe ganz unbekannt war, und schon seit einigen Jahren der großen Oper beharrlich seine Stücke anbietet. Der Direktor wollte das Wagestück nicht übernehmen; da jedoch der Herr Vicomte nicht nachließ, so hat er sich erweichen lassen und la Vendetta, die kurz ist und wenig Kosten erforderte, aufgeführt. Das Publikum hat aber geurtheilt, wie zuvor der Direktor, und es wird nicht lange von der Oper die Rede seyn. Der geringe Erfolg, welcher vor mehreren Jahren der großen Oper der Dlle. Bertin zu Theil wurde, obschon Victor Hugo den Text dazu geschrieben, hatte der Direktion gezeigt, wie mißlich es ist, das Stück eines bloßen Musikliebhabers dem schwer zu befriedigenden Publikum vorzuführen. Es kann seyn, daß ein solcher Musikliebhaber großen Beifall in den Salons erhält und von seinen Freunden und Gästen sehr hochgehalten wird, besonders wenn er reich ist und ein großes Haus macht. Dies ist aber dem Publikum gleichgültig; es bezahlt seinen Eintritt und will für sein Geld herrlich unterhalten seyn; ob der, von dem die Musik herrührt, ein Vicomte, eine Demoiselle oder sonst etwas ist, thut nichts zur Sache. Man sagt, Donizetti componire jezt für die große Oper ein bedeutendes Stück. Dieser gefeierte Tonkünstler hält sich schon seit zwei Jahren in Paris auf, und scheint den auf seinen Lorbeeren ausruhenden oder in Italien umherwandernden Rossini ersezen zu wollen. Seine Opern sind hier sehr beliebt und machen einen bedeutenden Theil des Repertoires des hiesigen italienischen Theaters aus, welches meistens nur Rossinische, Donizettische und Bellinische Stücke gibt. Rossini hat mit Beifall mehrere Stücke für die hiesige französische Oper gesezt; warum sollte also dies Donizetti nicht mit gleichem Glücke versuchen? Auf jeden Fall wird uns der künftige Winter viele theatralische Neuigkeiten bringen. — Die beiden Kindertheater Gymnase des enfans und Théâtre de Comte waren in der Vakanz besonders thätig. Diese Zeit, in welcher andere Theater über den Mangel an Zuspruch zu klagen haben, ist die Erntezeit für diese beiden Theater, die jedoch bei weitem der Erwartung nicht entsprechen, die man von ihnen zu hegen berechtigt ist. Zu einem Kindertheater gehört nicht nur, daß Knaben und Mädchen die Hauptrollen haben, es sollten auch nur solche Stücke gegeben werden, welche dem noch schwachen Verstande der Kindheit angemessen sind und zur Bildung des Herzens dienen können. Dies geschieht aber nur selten. In einem derselben wird fast täglich, seit dem Anfange der Vakanz, ein Mährchen, „die goldhaarige Schöne," mit vielen Verwandlungen und schönen Dekorationen aufgeführt. Die Direktion muß viel darauf verwendet haben. Ein Leichenhof beim Mondschein ist gar nicht übel dargestellt; auch an Tänzen fehlt es nicht, und es ist ein kleines Ballet eingewebt. Aber aus der verwickelten Handlung wird sicher kein Kind, welches dem Schauspiele beiwohnt, klug werden. Uebrigens bemerkt man unter den Zuschauern auch weit weniger Kinder als Frauenzimmer, besonders aus dem Handwerkerstande, welche, da sie so gut als andere Classen das Schauspiel besuchen wollen, hier für ein weniges ihre Neigung befriedigen können. Mit dem Gesange auf diesen Kinderbühnen darf man es nicht so genau nehmen. Die armen Kinder, welche hier spielen, sind so abgemattet, daß ihnen wenig Stimme übrig bleibt, und sicher wird aus diesen kleinen Theatern, die man zuweilen als dramatische Pflanzschulen darstellt, kein Sänger und keine Sängerin für große Bühnen hervorgehen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Oktober 1839.

Es hat den Jüngling deine Gunst belebet,
Dir galt für künft'ge Gluth der erste Zunder,
Auf dem noch kaum ein Funke schwach gebebet.

Platen
an Jean Paul.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Jean Paul ging hierauf das Gedicht bis in die kleinen Einzelnheiten des Versbaues mit mir durch und besprach sowohl den Gedanken desselben, die größeren Verhältnisse der dramatischen Anordnung, der Charaktere, als die Mängel und Vorzüge der Sprache. Da es fast keinem der Leser bekannt seyn möchte, kann ich auf das Nähere hier nicht mit der Hoffnung eingehen, auch nur einen Theil des Interesses zu erwecken, das sich für mich daran knüpfte. — Mit so ehrfurchtsvoller Gesinnung ich Lobsprüche wie Zurechtweisungen hinnahm, so konnte doch in einigen Punkten selbst die Autorität eines solchen Urtheils mich nicht aus meinem dichterischen Recht vertreiben. Ich war besonders in einem Hauptpunkt, den Schluß des Gedichts betreffend, durchaus entgegengesezter Meinung mit Jean Paul, und vertheidigte mich, wenn gleich bescheiden, in der Form des Zweifels, doch lebhaft. Vielleicht waren wir Beide im Recht. Das Verhältniß war folgendes: In der Verzweiflung über die Treulosigkeit des Aeneas bricht Dido in Verwünschungen der Menschen und Götter aus und tritt in offene Empörung zu den Lenkern des Geschicks. So stürzt sie sich in die Flammen des Scheiterhaufens und stirbt mit dem Liebesausruf „Aeneas!" Jean Paul fand diesen Schluß zu schneidend; er wollte die Auflösung der Dissonanz, einen versöhnenden Ausgang. Ich wandte ihm ein, daß die mythische That, deren Abänderung nicht in meiner Macht stehe, diesem Ansinnen in so fern widerspreche, als die Versöhnung nicht durch eine Handlung möglich sey. In der Gesinnung aber bewerkstellige sie sich durch die Rückkehr zu der Liebe, indem Dido mit keinem Fluch, sondern mit dem Namen des Geliebten auf der Lippe vom Leben scheide. Doch Jean Paul wollte mir das nicht gelten lassen und wurde sogar etwas eifrig über meinen Widerspruch, so daß ich, wiewohl unüberzeugt, schwieg, noch jezt unüberzeugt bin. Ja, mir wäre der Einwand noch heute unbegreiflich, wenn ich nicht später auf die Lösung des scheinbar so harten Widerspruchs gekommen wäre. Jean Paul hatte nämlich ganz übersehen, daß das Gedicht für die Musik bestimmt sey, mithin noch einer zweiten Kunst bedürfe, um zur Wahrheit der Erscheinung zu kommen. Ueberraschend und schmeichelnd zugleich war mir, nachdem wir so lange darüber gesprochen, diese Entdeckung. Er hatte es für ein selbstständiges Drama, der antiken Form mit Chören nachgebildet, gehalten. Ein größeres Lob konnte er mir nicht ertheilen als dieses unwillkührliche. Wir waren, da dies zur Sprache kam, ganz von dem Punkt, über den er mich nicht überzeugen

konnte, abgekommen. Daher fiel mir erst hinterher ein, was muthmaßlich unsere Meinungen vereinigt hätte, daß Jean Paul bei seiner Voraussetzung dem Wort der Liebe: „Aeneas," welchem Klein durch die ganze Wendung der Musik die vollste, eindringendste Kraft weicher Hingebung und Versöhnung gegeben hatte, gar nicht jenen vorwaltenden Gedanken leihen konnte. Er ergänzte die Lucke nicht, welche der zweiten Kunst zur Ausfullung gelassen war, deren Wirkung aber ich meines Theils gar nicht mehr von meinem Gedicht trennen konnte.

Genug, bis auf diesen Punkt fiel sein Urtheil über alle Hoffnung günstig aus; er fand sich — wie hätte ich mir jemals eine solche Wirkung auf einen so viel höher organisirten Geist zugetraut! — von Manchem sogar dichterisch gerührt und erschüttert, nannte es schön und gab mir das Manuscript mit den Worten: „Sub Apollinis auspiciis," die er auf den Titel geschrieben, zurück. Von nun an war es mir eine Reliquie. Doch wie man das, was uns das Liebste ist, opfern soll, so that ich es auch später mit dieser Abschrift meines Gedichts. In einem Gespräch mit Tieck über das Wesen der antiken Oper äußerte dieser, er würde sich wohl sogleich zu einer romantischen Oper mit einem Componisten wie Maria Weber vereinigen können, allein für eine antike würde er gar nicht wissen, wie er das Werk angreifen sollte, so fremd sey ihm der Gedanke. Ich dagegen erklärte mich vertrauter mit dieser Gattung, und da er, gewiß nur aus Höflichkeit, den Wunsch äußerte, eine meiner Arbeiten in der Art kennen zu lernen, brachte ich ihm das von Jean Paul bezeichnete Manuscript der Dido, mit der Bitte, es als Geschenk anzunehmen, in dem jugendlichen Glauben, es könne für ihn einen ähnlichen Werth haben wie für mich. — Ich gestehe, daß ich es jezt gern wieder besäße, um es als ein schönes Gedenkzeichen jener unvergeßlichen Tage in Baireuth aufzubewahren.

Jean Paul sprach nun noch vieles andere mit mir über meine Gedichte: Andromache, Blüchers Gedächtniß und andere. Dem Leser wird es aber wichtiger seyn, einige andere Urtheile über damals in der Literatur hervortretende Zustände und Personen zu hören.

Um gemüthlicher zu sprechen, lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen und einen Krug des ihm so wohlthuenden Baireuther Biers mit ihm zu leeren. Er hatte es kein Hehl, daß er dieses Getränks wegen in Baireuth wohne, da er es nirgend anders seinem Körper und Geist so zusagend finde. „Es nährt, stärkt mir die Nerven und macht mich zugleich heiter," sagte er; „jedes andere macht mich stumpfsinnig, träg, schwer, benommen. Nur dies ist meiner Gesundheit zuträglich, und da diese mir zu meinen Arbeiten unentbehrlich ist, bleibe ich in Baireuth, das ich sonst wohl verlassen würde." — Als wir uns gesezt hatten und die Gläser eingeschenkt waren, stieß er deutsch und herzlich mit mir an. Ich erinnerte ihn daran, daß heut ein merkwürdiger Tag für Deutschland sey, Goethes Geburtstag; dies erfreute ihn lebhaft und wir tranken auf das Wohl des Dichters, den Jean Paul auf's Höchste verehrte, wenn gleich in dem Gespräch über ihn sich nichts von dem Schauder der Verehrung bemerkbar machte, den Varnhagen (im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten, die mir, während ich dies arbeite, zu Gesicht gekommen sind) wahrgenommen haben will. Im Gegentheil sagte Jean Paul, da wir von den eben erschienenen Wanderjahren sprachen: „So sehr ich ihn verehre, hier hat er mich wahrhaft geärgert. Wie kann er in dem Buch ohne irgend ein anderes Motiv, als daß Jemand etwas erzählen soll, alle die kleinen Novellen oder Mährchen zusammenbringen, die einzeln im Cotta'schen Kalender gestanden haben? So etwas sollte Goethe nicht thun! Er gibt damit das schlimmste Beispiel für die flüchtige Literatur unserer Tage." Auch über vieles Andere in den Wanderjahren äußerte er sich tadelnd, besonders über die seltsamen Erziehungsprinzipien, Theorien oder Phantasien, wie man das dahin Einschlagende dieses Buchs nennen mag. Er prophezeite dem Werk kein gutes Schicksal; es werde, wie manches Andere von Goethe, nur durch seinen Namen Zusammenhang mit seiner Wirksamkeit behalten und von der Bildung und dem Interesse der Zeit abgleiten, sobald die Periode vorüber sey, die jezt jeden Gebildeten nöthige, von einem neuen Werk Goethes Notiz zu nehmen. — Ich glaube, diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen und wird nur von denjenigen für eine falsche erklärt werden, welchen die sonst so schöne Liebe zu dem großen Dichter auch ihr Attribut, die Binde, vor die Augen gelegt hat, statt der Binde der kritischen Themis.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Diese beiden Gebäude werden durch Gärten und weite Höfe unterbrochen und von einer Mauer umfaßt, 2400' lang und 2100' breit. Die Kirche enthält nichts Merkwürdiges mehr. Ehemals waren da sehr schön in Holz geschnizte Kirchensitze, die aber in der Revolution bei der Zerstreuung der Mönche weggeschleppt wurden und mit so Vielem nicht wieder gefunden werden konnten, als nach der Restauration der Bourbons wieder Karthäuser hier einzogen. Das Kloster hat drei Kapellen, die der Todten, die Hauskapelle und die des heil. Ludwigs. Leztere hat einen hübschen Dom und ist gut verziert.

Die Wohnung jedes Karthäusers besteht in einem kleinen Zimmer, worin ein Betstuhl, ein Tisch, ein Lehnstuhl, ein Kruzifir, einige Bücher und eine Sanduhr nebst einem Strohsack und einer wollenen Decke, die ihm später auch zum Leichentuch dient; neben diesem Gemach ist eine Werkstatt für irgend ein Handwerk — denn jeder Karthäuser muß eines treiben — und draußen ein kleiner, abgesonderter und geschiedener Garten. — Der Kapitelsaal ist imposant durch seine Größe. An einer Seite steht eine Kanzel für den Ordensgeneral, wenn er zum versammelten Kapitel sprach. Rund um den Saal hängen nach der Zeitfolge die Bildnisse der Ordensgenerale. Merkwürdig ist die Küche anzusehen; da stehen große Tafeln von weißem Marmor, auf denen das Essen zubereitet und angerichtet wird. Hier holt Jeder seine Portion ab, denn sie essen Alle in ihren Zellen, wenn nicht einer der zahlreichen Feiertage ist. Neben dem glühenden, flammenden Herd sprudelt eine krystallklare, eiskalte Quelle. An Sonn- und Feiertagen essen die Karthäuser zusammen im Refektorium, wo Einer Gebete vorliest. Ihre Kleidung besteht in einer mit einem Hanfstrick gegürteten weißen wollenen Kutte, die eine gleiche Kapuze hat; ihr Kopf ist ganz geschoren, sie tragen kein Linnen, sondern ein grobes wollenes Hemd.

Nachdem wir das Kloster besehen, gingen wir nach der St. Brunokapelle, die eine halbe Stunde über der Karthause liegt. Der Weg dahin ist steil und düster. In einem kleinen Thal kommt zuerst die hübsche Kapelle von Notre-Dame de Casalibus. Das himmelblaue, mit goldenen Sternen besäte Gewölbe macht in dieser traurigen Einöde eine sonderbare Wirkung. Weiter hinauf, am Eingang eines majestätischen Tannenwaldes steht die Kapelle des heil. Bruno, des Stifters des Ordens, auf einem hohen Felsen, an dessen Fuß eine reiche, klare Quelle aus dem Gestein hervor kommt. Das Ganze macht einen freundlicheren, beruhigenderen Eindruck als die große und fast prächtige Karthause.

Nach Aix zurückgekehrt, brachen wir den andern Tag nach Genf auf. Bei Cresy ließ ich halten, weil ich den schönen, ich möchte sagen, tragischen Wassersturz bei der Mühle sehen wollte. Da es Sonntag Morgen und noch früh war, so mußten wir lange warten, ehe Jemand kam, der uns die Thür zu dem Wasserwunder öffnete. Hier kommen die Waldströme Cysse und Sieroz von zwei entgegengesetzten Seiten und stürzen sich wild, wie Waldströme pflegen, von einem Felsblock zum andern gegeneinander und durcheinander springend und brausend, in ein tiefes Felsenbecken. Dieser Doppelwasserfall, den fünf Stürze bilden, und der selbst den Felsblock zum Zittern bringt, auf dem der Beschauer steht, hat wirklich etwas mächtig Imposantes, Dämonisches und Sinnverwirrendes, weil man gleichsam mithandelnd in der Mitte des Wasserdramas steht. Wer nicht Acht gibt, für den wird es zur Tragödie, wie am 10ten Junius 1823 für die Frau von Broc, Gesellschaftsdame der Herzogin von St. Leu. Um diese Zeit sind die Waldströme sehr wasserreich, und daher noch mächtiger als jezt. Der feine Wasserstaub, in den man gehüllt ist, macht alle aus dem Wasser hervorstehenden Felsen glatt und schlüpfrig. Die Dame wollte von dem einen zum andern schreiten, glitt aus und fiel in eines der Sturzbetten, wo sie sogleich von der Strömung ergriffen und wahrscheinlich an einer Felsenwand zerschmettert wurde, ehe sie durch das Wasser die Besinnung verloren hatte. Immer war ihr Ende entsetzlich, und man kann nicht ohne Schauder daran denken, wenn man in diese Wasserschluchten blickt. Die Herzogin ließ der Verunglückten einen Denkstein setzen, gerade auf der Stelle, wo sie in's Wasser stürzte. Der Denkstein wölbt sich bogenartig, gerade da, wo die arme Dame den Fuß von einem Felsblock auf den andern setzen wollte und mit einem Schrei versank. Der Müller zeigte uns alles und versicherte auch damals gegenwärtig gewesen zu seyn. Wie er sagte, hatten die Damen einen kleinen Hund bei sich, und dieser warnte gleichsam Frau v. Broc, als sie die Treppe zum Wasserfall hinuntergehen wollte, indem er sich in ihr Kleid einbiß und laut heulte, als sie sich losmachte.

Von Cresy geht die herrliche Straße durch ein schönes, fruchtbares Land aufwärts nach dem Flecken Albens, wo die Römer eine Niederlassung gehabt haben müssen; denn man fand hier vor ungefähr fünfzig Jahren Münzen von Claudius, Antonin, Galienus, Aurelian und andern römischen Kaisern, marmorne Säulenschäfte und Gestelle von Bildsäulen, Fragmente von Inschriften, bleierne Röhren und Trümmer von einem Aquädukt. Hier ging eine der Römerstraße durch, die vom Süden nach Genf gingen. Links führt die Straße nach dem Städtchen Rumilly, in dessen Nähe auch sehr viel Römisches gefunden worden ist, und das vom fünfzehnten bis in's siebzehnte Jahrhundert bei den Angriffen der Franzosen auf seine Schlösser eine merkwürdige Tapferkeit und Anhänglichkeit an das savoyische Fürstenhaus gezeigt hat. — Auf unserer Straße kamen wir durch das fruchtbare Albanais, das die Burgunder zur Zeit ihrer Herrschaft Pagus albanensis nannten, und zu dessen Schutz sie bei Alby zwei feste Schlösser anlegten, um das Défilé des Scheran gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Seitdem spielte auch der Ort in allen savoyischen Kriegen eine bedeutende Rolle. Die Schlucht, worin der kleine Strom durch reich bewachsene Felsen fließt, auf denen der Ort steht, ist sehr malerisch.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Bad- und Reiseleben. Studienerinnerungsfest. Die werdende Stadt.

Die Astern blühen, die Saison neigt sich dem Ende zu, und mancherlei Mittheilungsstoff hat sich angesammelt. — Wie im Allgemeinen, nahm auch in unserer Provinz dies Jahr das Bad- und Reiseleben immer höhern Aufschwung, das sich in Warmbrunn und Salzbrunn concentrirt, den beiden bedeutendsten unter der Menge schlesischer Mineralbäder. Der leztere Ort, seit 1812 erst durch die rastlosen Bemühungen seines Brunnenarztes, Hofrath Dr. Zemplin, emporgebracht, rivalisirt mit dem alten Warmbrunn wie eine übermüthige junge Schönheit von neubackenem Adel mit einer Matrone von fünfhundertjährigem Geschlecht. Seit vorigem Jahre, wo bekanntlich die Kaiserin von Rußland hier die Cur brauchte, hält Salzbrunn nun sein Uebergewicht für völlig entschieden, und der Brunneninspektor wacht mit lächerlicher Strenge über der genauen öffentlichen Nummernangabe der Badeliste, im Vergleich zu der von Warmbrunn. Beide Curorte haben ihre eigenthümlichen Vorzüge; beide können füglich neben einander bestehen. Hier wie dort ist der Glanz eines alten gräflichen Hauses als Grundherrschaft von Einfluß; hier wie dort ist der Segen der Heilquellen in medicinischer Hinsicht längst bewährt und anerkannt. Salzbrunn wird durch das nahe Fürstenstein geziert, dies romantische Juwel, von dem der bekannte Verstorbene noch so entzückt war *, nachdem er bereits so viel andere europäische Naturschönheit genossen. Nur das Schloß, das die Geschichte der Baukunst durch sechs Jahrhunderte nachweist, bezeichnet er als eine zwar prachtvolle, aber doch nur rohe und im Einzelnen durch manchen Uebelstand entstellte Masse, indem er hinzufügt: „Stände Warwick Castle z. B. an dieser Stelle, sie wäre werth, ein Wallfahrtsort für die Reisenden aller Länder zu werden.“ Warmbrunn aber trägt in dieser Hinsicht dennoch den Preis davon durch seine große herrliche Natur, durch das Riesengebirge, das in sanften Wellenlinien über ihm hinzieht, und im Vorgrunde die Ruine Kynast malerisch und bedeutsam auf das moderne Geschlecht niederblicken läßt, endlich durch das reiche, betriebsame Zakenthal mit seinen tausend Reizen. Königliches und fürstliches Leben in der Nähe bewegt dabei fast jeden Sommer dies nordische Eldorado während einiger Wochen. Von Teplitz aus besuchte auch diesmal der König mit der Fürstin von Liegnitz seine junge Schöpfung Erdmannsdorf und Zillerthal, machte verschiedene Ausflüge, und bestieg am 17ten August sogar die Schneekoppe. Gegen zweihundert Personen umgaben den rüstigen königlichen Greis auf diesem höchsten Punkte seines Reiches, in dessen Besitz er mit dem Kaiser von Oestreich sich theilt; denn die Grenze läuft mitten über die Koppe, und selbst durch die sie krönende Laurentiuskapelle, die seit 1824 zu einem willkommenen Hospiz für die Bergwanderer eingerichtet ist. In diesem Sommer wurde der kaiserliche Antheil des Hochgebirges trigonometrisch wieder aufgenommen; übrigens geschieht hier immer mehr zur Beförderung des Reisegenusses, dagegen wird auch bald die lezte Spur von Patriarchenthum auf diesen Höhen verschwinden, von dem die Reisebücher bisher so gern fabelten. Man trifft hier auf Tugend und Laster wie in der Ebene. — Die Tyroler Tugend in dem schlesischen Zillerthal hat bereits im öffentlichen Credit bedeutend gelitten. Trägheit und Unreinlichkeit werden den Fremdlingen im Allgemeinen zur Last gelegt, insbesondere aber erzählt man sich mancherlei Geschichten, die sie der so großherzig gewährten königlichen Freistatt und Unterstützung sehr unwürdig erscheinen lassen. Viele der Eingewanderten, die ihre Rechnung in Schlesien nicht bequem genug fanden, sollen schon wieder der Heimath sich zugewendet haben, und unsere Gebirgsleute wünschten ihnen von Herzen glückliche Reise. — Die Prinzessin Friedrich der Niederlande hat durch den Ankauf der Herrschaft Schildau den Kreis der fürstlichen Grundherrschaften im schönen Hirschberger Thale vermehrt. Die Festlichkeiten der Uebergabe fanden am 15ten August statt, und der König selbst führte die Prinzessin in das Schloß von Schildau und dessen Gemeine ein. Acht Tage später, am 21sten und 22sten August, war hierauf Warmbrunn der Schauplatz eines originellen Festes, und zwar der Studienerinnerung. Es versammelten sich nämlich hier 189 Männer, die früher auf der Breslauer Universität ihre wissenschaftliche Bildung erlangt, und manche innige Freunde aus der Zeit des jugendlichen Strebens, die der breite Strom der Verhältnisse auf lange getrennt gehalten, fanden nun zu brüderlichem Zusammenleben auf einige Tage in großer froher Runde sich wieder, und ihre Lieder und Toasts verhallten als schöne Nachklänge des entschwundenen Lebensfrühlings. Die festliche Tafel in der Hauptallee des Badeortes wurde durch die Anwesenheit des Standes- und Majoratsherrn von Warmbrunn, Reichsgrafen Schaffgotsch beehrt. Nach Beendigung des Mahles zog die Gesellschaft in 58 Wagen nach dem alten Kynast, wo ein solenner Commers gehalten wurde. Am andern Tage war das Wetter dem Feste ungünstig; doch wurde dem Grafen Schaffgotsch in feierlichem Umzuge ein Vivat gebracht. Auch im Theater geschah eine angemessene Feier durch einen Pro- und Epilog, sowie durch die Aufführung des Raupach'schen Schauspiels: „Vor hundert Jahren.“ und den Schluß machte eine Abschiedsrede von der Bühne des Festcircus. — Eine werdende Stadt in zunehmender gewerblicher Bedeutsamkeit ist das Dorf Langenbielau, mit fast 12,000 Einwohnern, das größte Schlesiens und Deutschlands, und nach dem ungarischen Dorfe Czaba mit 22,000 Einwohnern, auch das größte in Europa. Es liegt eine halbe Meile von Reichenbach (in Mittelschlesien), gehört als Majorat dem Erblandmarschall Grafen Erdmann von Reubreyß-Sandraschütz, und bringt jährlich gegen 55,000 Thaler Revenuen. Einzig in seiner Art manifestirt sich hier der mächtig aufstrebende Geist der Industrie, und die Residenz Berlin, mit den Kräften einer ganzen Monarchie, hält keinen Vergleich aus mit diesem merkwürdigen Dorfe, ohne alle äußere Hilfe, sobald es sich um verhältnißmäßige statistische Wichtigkeit handelt. Berlin gibt Millionen Nahrung, Bielau mehr als Fünfzigtausenden. Es macht seinen Uebergang zum schlesischen Leeds und Nürnberg des neunzehnten Jahrhunderts. Eine schöne Gebirgsnatur umgibt es, Alles lockt zu neuen Ansiedelungen, und dennoch ist gerade das Thal von Reichenbach mit den mächtigen Dörfern Bielau, Peilau und Peterswaldau bei aller industriösen Erheblichkeit am meisten ringsum vernachlässigt in der commerziellen Verbindung, in der Sorge für gute Straßen. Denn wahre Mordwege — darunter, bezeichnend genug, die sogenannte Hölle — führen noch hierher, wie zu Friedrichs Zeiten, zu dessen strategischen Principien schlechte Straßen nun einmal gehörten, und doch liegt alles Material zur Verbesserung dicht vor den Füßen.

(Schluß folgt.)

* Tutti frutti.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Oktober 1839.

— L'instant funeste arrive,
Ja tout est prêt sur la fatale rive:
Il faut enfin se résoudre aux adieux;
Ja chaque soeur gémit en tourterelle.

Gresset.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Die Compagnie schöner Infanterie, welche die Garnison der kleinen Stadt Annecy ausmacht, zog gerade schmuck, in trefflicher Haltung und mit sehr guter Musik auf, als wir da einfuhren. Die Lage dieser kleinen Stadt, von Kanälen durchzogen, mit herrlichen Esplanaden und Baumgängen längs dem reizenden See anmuthig hingestellt und mit hübschen Häusern geschmückt, ist sehr anziehend, am meisten an den Stellen, wo sich der ganze See ausbreitet mit seinen herrlichen grünen Alpen, über welche malerische Felsen wie mächtige Thürme und Bollwerke hinausstehen. Sie gehören dem Roc de Cher, der Tournette, dem Val de Thones und Obersavoyen an. Der See, wiewohl etwas kleiner als der von Bourget, ist bewohnter als dieser. An seinem Ufer zeigt sich besonders das Städtchen Duing sehr malerisch, und am Fuß des kecken Roc de Cher liegt das uralte Schloß Menthon, von dem ich hernach ein Wort sagen will. — Ich wundere mich nicht, daß die Römer auch an diesem anmuthigen See zu Haus waren. Ihr Städtchen lag aber etwas höher, nach Brogny zu, und hatte daher eine noch reizendere Ansicht des schönen Wasserspiegels mit seiner Umgegend. Außer vielen römischen Kaisermünzen, Statuen und Basreliefs, die hier früher ausgegraben wurden, fand man auch mehrere Inschriften mit dem Namen T. Annicius, der an dem Ort eine bedeutende Person gewesen seyn muß und demselben wahrscheinlich seinen Namen gegeben hat. Die heutige Stadt am See kommt aber erst im neunten Jahrhundert unter dem Namen Annociacum novum vor. So nennt sie der Kaiser Lothar in einer Schenkung an seine Gemahlin Tietberg 867. Im zwölften Jahrhundert gehörte sie den Grafen von Genevois, und im funfzehnten, wo dieses Haus mit dem Papst Clemens VII. erlosch, kam Annecy an Savoyen.

Hieher hatten sich 1536 der Bischof mit den katholischen Geistlichen, Mönchen und Nonnen aus Genf zurückgezogen, als die Reformation in dieser Stadt angenommen worden war. Die Uebersiedelung dieser Nonnen geschah unter interessanten Umständen. Ihr reiches Kloster St. Claire stand in Genf über der Rue Verdaine an der Stelle des heutigen Hospitals. Sie waren nicht nur dem Papstthum, sondern auch den Sinnenfreuden sehr ergeben. Dabei waren sie aber doch wegen ihrer Wohlthätigkeit sehr geachtet. Als die Reformation in Genf ausbrach und die Klöster aufgehoben wurden, geschah dies auch mit dem ihrigen. Man gab sich alle Mühe, die Nonnen zum Dableiben und zum Aendern ihrer Religion zu bewegen, besonders die aus Genf und aus dem Waadland. Deßhalb redeten ihnen zuerst die reformirten Geistlichen

sehr zu, wurden aber hart angelassen. Darauf versuchten es, besonders bei den jungen Nonnen, die angesehensten Frauen der Stadt, indem sie ihnen die Süßigkeit und die Freuden des Ehestands rühmten; aber nur eine einzige Nonne ging darauf ein, die andern verlangten freien Abzug nach Annecy, wo ihnen der Herzog von Savoyen bereits eine Zuflucht hatte anbieten lassen. Ungern willigte man in Genf ein, ließ sie aber doch ziehen; nur dachten die Behörden darauf, ihnen bei ihrem Auszug alle mögliche Rücksichtsnahme, Schutz und Hülfe gegen die damals sehr rohen Genfer angedeihen zu lassen. Die Syndiken und Räthe holten sie selbst in ihrem Kloster ab, aus dessen Mauern die Nonnen nun mit Weinen und Wehklagen schieden. Jene Männer gaben den älteren Schwestern den Arm und führten sie bis auf die Arvebrücke; auch stellten sie dreihundert Soldaten auf, um die jüngern Nonnen gegen alle Unbill und Spott zu schützen. Diese Maßregeln verhinderten zwar Thätlichkeiten, nicht aber den spottenden Zuruf der Menge. Dagegen bezeigten ihnen die Syndiken, Magistratspersonen und andere angesehene Männer Achtung und Wohlwollen, ja der erste Syndik war beim Abschied sehr gerührt; der alte Mann hatte Thränen in den Augen, als er sagte: „Or, adieu, belles Dames; certes votre départie me déplait.“ Die armen Nonnen, die nicht an's Reisen zu Fuß gewöhnt und von denen manche seit zwanzig Jahren nicht aus ihrem Kloster gekommen waren, hatten große Mühe, St. Julien zu erreichen. Früh um fünf Uhr waren sie von Genf weggegangen, und doch kamen sie erst gegen Abend in St. Julien an, das nur anderthalb Stunden von da entfernt ist. Freilich regnete es, die Wege waren noch nicht wie heutzutage und der Regen hatte sie noch mehr verdorben. Die armen Nonnen wußten nicht, wie sie mit ihren Schuhen in dem Koth fortkommen sollten, und gingen lieber barfuß. Zwei waren 55 Jahre lang im Kloster gewesen, waren nie vor die Stadt gekommen und hatten daher vom Lande, und was man da sieht, gar keine Vorstellung. Sie konnten die freie Luft nicht ertragen und wurden alle Augenblicke ohnmächtig; sie entsetzten sich auch vor den Ochsen und Kühen auf dem Felde, und wolligte Schafe schienen ihnen reißende Wölfe.

In neuerer Zeit und besonders seit der Regierung des jetzigen Königs hat Annecys industrieller Zustand sehr gewonnen durch Begünstigungen mancher Art, besonders aber durch die Anlegung der Drahtbrücke de la Caille, wodurch die Verbindung mit Genf und der ganzen Schweiz sehr erleichtert wird. Es sind Eisenwerke und Glashütten in der Umgegend angelegt worden, so wie eine Menge anderer Fabriken für die Verfertigung von Baumwollenzeugen, Hüten, Papier, Leder u. s. w.

Im Mittelalter sind sehr merkwürdige Männer hier und in der Nähe geboren worden. So 1342 Robert Graf von Genevois, der unter dem Namen Clemens VII. als Gegenpapst Urbans VI. bekannt ist und sechzehn Jahre in Avignon residirte. Die galante Königin Johanna von Neapel hielt große Stücke auf ihn, denn er war ein schöner Mann, sprach auch vortrefflich deutsch, französisch, italienisch und lateinisch, war schlau, insinuant und sehr beredt. — Von hier aus ging eine Menge edler, wahrhaft ausgezeichneter Geistlichen, Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe und Aebtissinnen in alle Theile der Welt. Mehrere haben einen welthistorischen Namen, z. B. Franz von Sales, stammend aus einer der ältesten, durch eine Reihe trefflicher Kriegsmänner, Geistlichen und Gelehrten merkwürdigen Adelsfamilie, die auf dem Schlosse Sales, einige Stunden von Annecy, ihren Stammsitz hatte und schon in Urkunden vom Jahr 1073 vorkommt. Er war einer von den wenigen katholischen Geistlichen, die durch ihre apostolische Einfalt, Tugend und Lebensweisheit, durch Kenntnisse, Erfahrung und frommen Eifer hoch in der Geschichte ihrer Kirche stehen. Durch den Verein dieser Eigenschaften mit seltener Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit gelang es ihm, das von den Bernern nach der Eroberung zum Protestantismus übergegangene Chablais ohne alle Gewalt und Intrigue wieder seiner alten Kirche zuzuwenden, als diese Provinz durch den Frieden von Château-Cambresis 1557 und den Traktat von Lausanne 1564 unter savoyische Hoheit zurückgekehrt war.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Zu einigen Tagesschriftstellern übergehend, wurde zuerst E. T. Hoffmann genannt. Ueber diesen äußerte er sich ziemlich unwillig. Er sprach zuerst im Allgemeinen von den neueren Berühmtheiten: sie mußten so gar wenig in sich haben, weil der geringe Ruhm sie gleich so ausblase, daß sich ihr inneres Feuer ganz luftartig verdünne. (Eigene Worte.) „Die meisten sind ewig abwärts sinkende Sonnen, die bei ihren Aufgängen culminirt haben. So auch Hoffmann. Ich führte ihn durch eine Vorrede in's Publikum ein und machte, daß er in Deutschland gelesen wurde. Ich war aber der Meinung, sein erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes seyn, sondern er werde höher steigen. Als das eines jungen Autors, war es lobenswerth, wiewohl nicht von selbstständigem Gehalt, mit Ausnahme der Ansichten über Musik, weil er diese Kunst gründlich studirt hat. Andere daher nicht so eingehend über sie zu schreiben wissen. Sonst aber ist in dem ersten wie in den folgenden Werken

das Beste Nachahmung und Plünderung, besonders von Tieck und mir. Jezt, wo der Autor seinem Ruhme gewachsen seyn soll, sieht man schon, wie er ihn untergräbt. Er wiederholt sich selbst und steigert seine Ausartungen, so daß ich jezt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern habe."

Ich befragte Jean Paul um seine Meinung über Walter Scott; er ging kurz darüber hin, lobte im Allgemeinen und verwies auf ein gedrucktes Urtheil von ihm, das ich jedoch nicht gelesen, und leider bis heut nicht. Von Lord Byron sagte er, seine Stellung in der Welt verderbe seine Stellung in der Kunst. Doch sprach er auch über ihn nur obenhin.

Dresden lag sowohl wegen meines Dortherkommens als wegen eines Aufenthalts, den er selbst dort zu nehmen seit lange aufgefordert war, der Wendung des Gesprächs sehr nahe. Jean Paul nannte und kannte fast alle dort oder in Sachsen überhaupt lebenden Schriftsteller, wie Friedrich Kind, Theodor Hell, Apel, Laun, Gustav Schilling u. s. w., ein Beweis, daß er es nicht verschmähte, sich um Alles, was irgend einen Namen in der Literatur gewonnen hatte, zu bekümmern, und zu prüfen, auf welchen Ursachen Ruf oder Ruhm begründet waren. Man erlasse mir's, das Urtheil Jean Pauls über die Einzelnen des Dresdner Kreises zu wiederholen; bestimmter charakterisirende Züge sind mir ohnehin entfallen. Es war jedoch im Ganzen durchaus billig, ohne daß irgend die Stufe verkannt oder erhöht worden wäre, welche man der Gattung literarischen Verkehrs einräumen durfte, die von diesen Männern vertreten wurde. Am meisten tadelte er die geringe Individualität des Styls an diesen vielbekannten Novellisten und Romanschreibern, und die ganz generelle Physiognomie ihrer Charaktere, die sich fast nie zu einer Besonderheit gestalteten. Dagegen gab er für die meisten ein leicht gestaltendes Talent für die Verknüpfung der behandelten Ereignisse zu, und ging sogar so weit, sich Einiges davon zu wünschen. „Am schlechtesten — dieses Ausspruchs erinnere ich mich bestimmt — gelingt diesen Schriftstellern, was freilich das schwerste ist, die Tugend zu zeichnen." Zumal Schillings tugendhafte Frauenzimmer wollte er durchaus nicht gelten lassen; er verschloß ihnen mit sarkastischer Schärfe jeden Himmel der Unsterblichkeit, sowohl den dichterischen als den christlichen. „Wenn man sie genau betrachtet und zergliedert, so gehören die besten seiner tugendhaften Heldinnen doch eigentlich in's Spinnhaus," so beschloß er seinen satirischen Ausfall darüber.

„Mich zieht Vieles nach Dresden," wandte er sich wieder den allgemeinen Redepunkten zu, „die Gallerie, die Antiken, die Musiken in der katholischen Kirche, die schönen Spaziergänge, auch einige Menschen, z. B. Tieck. Allein vor den andern Schriftstellern scheue ich mich, und in ihren Liederkranz, oder wie sie ihren Verein heißen, mag ich vollends nicht hinein." So viel ich weiß, war Jean Pauls Besorgniß in dieser Hinsicht viel zu groß, und die Dinge gestalteten sich bei seinem Aufenthalt in Dresden viel behaglicher als er meinte. Gerade in diesem Kreise fand er herzlichste Liebe und Verehrung, während sich in die andern Beziehungen mancher unbegründete Dünkel, auf Verhältnisse oder vermeintliche Geistesbedeutsamkeit gestützt, einmischte, oder sonstige Unbequemlichkeiten störend wurden.

So streng J. Paul war, so genau er wußte, welchen Platz er jedem anzuweisen hatte, so war doch sein Urtheil eigentlich niemals hart, geschweige lieblos. Nur über Müllner, der ihm entschieden sittlich zuwider war, dessen kritische Unredlichkeit er nur allzu begründet haßte, dessen Hochmuth dagegen in demselben Maße unbegründet war, nur über diesen sprach er mit Schärfe. Und dennoch ließ er das Verdienstliche in ihm gelten, achtete eine gewisse bestimmte, wenn auch nicht tief einschneidende Verstandesrichtung in ihm, und in seinen dramatischen Werken die glücklichen Einzelnheiten. Tragisches Talent sprach er ihm entschieden ab; seine Lustspiele fand er gelungener, und dies um so mehr, je mehr sie mit der Lebenssphäre des Autors verwandt waren. — Grillparzer, der neben Müllner damals nicht unerwähnt bleiben konnte, stand ungleich günstiger in der Meinung Jean Pauls. Er sprach mit vielem Lobe von der weichen Seite seiner Dichtkunst, von dem sinnvollen Einzelnen in Diktion, Charakterzeichnung und Erfindung der Situationen. Sinn für wahrhaft tragische Größe aber vermißte er an ihm; nicht nur an den damals bekannten Werken dieses Dichters, der das plötzlich helle Aufglänzen eines nicht genügend motivirten Ruhms durch desto rascheres Verlöschen zu theuer büßte, sondern überhaupt, weil er in diesen ersten Arbeiten die Gelegenheit, jenen höhern Sinn zu bewähren, überall, wo sie sich darbot, versäumt habe. Das Prognostikon, welches Jean Paul der ferneren Laufbahn dieses Autors stellte, ist so vollkommen eingetroffen, daß wir die Thatsache statt seiner Worte zeugen lassen dürfen.

Nachdem auf solche Weise fast alle literarischen Zustände, die damals die öffentliche Meinung beschäftigten, besprochen waren, wendeten wir uns allgemeineren Gegenständen zu. Eine lange Unterredung entspann sich zwischen uns über das Verhältniß der Mathematik zur Philosophie, oder vielmehr über die Anwendung der lezteren auf mathematische Gegenstände. Ein sich dergestalt auf den Schärfen abstrakter Begriffe schwebend erhaltendes Gespräch ist zu verflüchtigt geistiger Natur, um in seinen Wendungen auch nur mit einiger Genauigkeit festgehalten werden zu können. Wir hätten es vielleicht in der nämlichen Stunde nicht so zu wiederholen, noch schwerer es unmittelbar darnach schriftlich zu reproduciren vermocht.

Der einsichtige Leser würde daher gewiß den Kopf schütteln, wenn ich auch nur den **Versuch** machte, es nach so vielen Jahren nur in seinen Grundzügen wieder herzustellen. Doch ist mir die Erinnerung fest geblieben, welchen lebendigen Eifer Jean Paul für die mathematischen Prinzipien, wenn ich so sagen darf, an den Tag legte, obwohl es mir schien, als sey ihm der mathematische Stoff, der mir, so weit ich ihn jemals inne gehabt, damals von meinem Offizierstande her noch frisch im Gedächtniß war, nicht mehr geläufig. Eine einzige Spezialität ist mir theils so, theils durch die in meinen damaligen Aufzeichnungen enthaltenen Notizen erinnerlich, daß er die Lehre von den unendlichen Größen aus philosophischem Standpunkte vorgetragen wissen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Schluß.)

Todesfälle. Theater. Literatur.

Am 1ten August starb zu Reichenbach der 99jährige Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, **Paul Wilhelm**. Eine Deputation des Magistrats und das Bürgerbataillon begleiteten den müden Krieger zur lezten Ruhestätte, und drei Salven zu seiner Ehre galten auch als Abschiedsgrüße an das vergangene Jahrhundert Preußens, das er militärisch gleichsam repräsentirte. — Zu Breslau starb hierauf am 20sten August ein medicinischer Veteran, Dr. **Elias Henschel**, im 85sten Jahre, und sein Tod erregte die allgemeinste Theilnahme; denn es war dieser edle Israelit eben so ausgezeichnet als Arzt wie als Mensch. Er war einer jener seltenen starken Geister, die unermüdlich den Kampf mit feindlichen äußern Verhältnissen bestehen, bis siegreich die Entwickelung des Berufes daraus hervorgegangen, dessen sie schon frühzeitig bewußt geworden. Aus dürftiger Niedrigkeit, unter unendlichen Entbehrungen und Opfern, beständig verlezt seines Glaubens wegen, wandelte er auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn einen Dornenpfad, wie Wenige. Und er hat Bedeutendes darauf geleistet, und namentlich war es die Geburtshilfe, die er hier aus ihrer rohen Kindheit zu dem trostvollen Standpunkte heraufbilden half, auf dem sie sich jezt befindet. Unermüdet thätig beim Vollgenuß des öffentlichen Vertrauens, war Henschel dabei beständig mit seiner Kunst und Börse ein Vater der Armen, der diesen viel zu früh starb, wie lange auch die Parze seinen edeln Lebensfaden spann, und der ihnen vielleicht lange, sehr lange unersezt bleiben wird. — Ein dritter erwähnenswerther Todesfall ist der des pensionirten Regierungssecretärs Karl Gottlieb Heinrich **Kapf**, in früherer Zeit vielfach literarisch thätig, auch Mitarbeiter des „Morgenblattes.“ Er war 1772 auf dem Blaufarbwerke bei dem Kloster Wittichen im Würtembergischen geboren, und kam auf Veranlassung seines Bruders, Friedrich Kapf, eines durch seine mineralogischen Schriften und wissenschaftlichen Reisen geachteten Gelehrten, bereits 1795 nach Schlesien und Breslau, wo er anfangs als Literat privatisirte, und 1809 bei der damaligen Kammer (Regierung) eine Anstellung fand. Das hiesige Theater, das zu jener Zeit eine lange glänzende Epoche entwickelte, nahm bis zu seinem Ende seine lebendigste Theilnahme in Anspruch. Er gab 1805 — 11 „Wöchentliche Theaternachrichten“ heraus, und widmete seine drei Töchter der von ihm so sehr geliebten Kunst. — Da ich so zufällig auf's Theater gerathe, will ich sogleich die Angelegenheit der Gegenwart abmachen. Die ersten Talente Deutschlands waren für die diesjährige Gastspielsaison gewonnen, und haben so eben, bis auf die Damen Crelinger und Stich, die Bretter verlassen. Madame Fischer-Achten entzückte in der Oper, und gleichzeitig erntete Wurda eine Nachlese der frühern Sängerlorbeeren; denn seine Stimme hat er überlebt, und bald wird er auch den Ruhm überlebt haben. Indeß ergossen die Breslauer sich noch für seinen Namen in pflichtschuldigen Enthusiasmus. Dann kam Beckmann, der geborene Breslauer und Liebling der Berliner, der ein zugleich größerer Witzling als Komiker ist. Auch das Schütz'sche Ehepaar holte sich seine diesjährigen Kränze in Breslau, und bald hätte ich Rott und Kunst und die Heroin des dramatischen Gesangs, die Schröder-Devrient, vergessen. Sie werden es mit der chronologischen Ordnung nicht so genau nehmen, aber alle diese Leute gastirten seit Anfang des Sommers hier, und sahen, wie das neue Theater im alten Kreuzhofe, einem frühern Besitzthume der Johanniter, mächtig aus der Erde emporstrebt. Mag es nach seiner Vollendung als die Bürgschaft einer dramatisch-goldenen Zeit dastehen! — Auf Krolls Balletheater sahen wir fortwährend das Neueste und Beste, was die Schaulust reizen und befriedigen kann; zulezt die ausgezeichneten Produktionen der akrobatischen und athletischen Gesellschaft des Michaele Averino aus Rom, die wirklich einzig in ihrer Art genannt zu werden verdienen. Bisher bestand das Theater im Saale des Wintergartens, der nun aber bei der herannahenden rauhen Jahrszeit seine eigenthümlichen Rechte für die Gesellschaft in Anspruch nimmt; Kroll läßt daher ein eigenes Theatergebäude aufführen. — Unter den literarischen Notabilitäten, die bisweilen nach Breslau sich verirren, war **Theodor Mundt** seit lange die bedeutendste Erscheinung, und hat den Ruf der liebenswürdigsten Persönlichkeit hier zurückgelassen. Zwei volle Monate weilte er in unserer alten Oderstadt, und reiste dann über Krakau nach den Karpaten. Freilich fürchten Alle, die das unwirthliche ungarische Gebirgsland kennen, er werde schwerlich weit vordringen, und doch wäre es, bei der Armuth der Literatur über diesen interessanten Landstrich, ein Gewinn, wenn Mundt bei seinem trefflichen Beobachtungsgeiste recht viel sehen könnte, und poetisch, ethnologisch und statistisch schildern wollte. Aber auch für Schlesien gilt dieser Wunsch. Seit dem Anfang des Jahrhunderts, wo mehrere gute Reisebeschreibungen erschienen, fehlt es meines Wissens an einem Werke, das die schlesischen Zustände in gefälliger Darstellung und ohne Systemzwang zuverlässig zusammenfaßt. — In der provinziellen **Literatur** tritt jezt besonders hervor das von der Buchhandlung Karl Schwarz in Brieg angekündigte Werk: „Kriegswesen des Mittelalters.“ Als Grundlage hiezu dient Leonhard Fronsbergers Kriegsbuch, das von 1571 — 73 in drei Theilen in Frankfurt a. M. erschien, und den ersten Versuch darstellt, das gesammte Kriegswesen in ein wissenschaftliches System zu bringen. Im modernen Gewande, mit Ausscheidung alles Nebensächlichen und Ueberflüssigen und der Beigabe der von geschickter Künstlerhand copirten Abbildungen, soll das alte Originalwerk durch die Bearbeitung des als militärischer Schriftsteller rühmlichst bekannten Oberst Hermann von Staff für den neuen Standpunkt der Wissenschaft vollständig wieder in's Leben treten, und der König hat die Dedication angenommen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Oktober 1839.

Wann schon bist jung von Jahren,
Wann schon bist hübsch und fein,
Doch mußt von hinnen fahren,
Fort, fort muß dennoch seyn.

Friedrich von Spee.

Vergänglichkeit.

I.

Mit Gold besäumt die Flügel,
Im nimmermüden Schwung
Umschwärmt die Blumenhügel
Ein Schmetterling noch jung.

Er kost mit jeder Blume
So frei, so flatterhaft,
Aus tiefstem Heiligthume
Nascht er den Honigsaft.

Doch ihn, der ohne Sorgen
Durchzog die Blumenwelt,
Fand man an einem Morgen
Im Blüthenkelch — entseelt. —

So auch dünkt unser Leben
Mir diesem Falter gleich:
Ein hoffnungsvolles Streben
In's dunkle Schattenreich.

Der arme Flattrer dachte
Wohl niemals an den Tod,
Denn Lebenslust nur lachte
Aus Blüth' und Morgenroth.

Und mitten in der Süße,
Von Wonne und von Lust,
Warm von der Gluth der Küsse —
Haucht aus die junge Brust!

II.

Wenn vom Winter streng befangen,
Kahl und öd die Fluren stehn,
Sehnen wir uns voll Verla gen
Nach des Lenzes erstem Wehn;
Und ein Strahl der Wintersonne,
Der durch unsre Scheiben dringt,
Wird zum Fittig, drauf sich schwingt
Unser Herz zur Frühlingswonne.

Wenn die Decke sich dann lüftet,
Die die Erde lang umschloß,
Wie in Grabesnacht gegrüftet,
Dünkt uns selbst das fahle Moos,
Das der Herbst schon sah erbleichen,
Sommerblumen Vorbedeut,
Und von Edens Blumenzeit
Schwärmen wir bei diesen Zeichen.

Zählen möchten wir — so innig
Ist des ersten Lenzes Drang —
Jedes Gräslein, kussen minnig,
Das entkeimt' dem Bergeshang;
Ja, wenn wachsend so erglühte,
Wie der Frühling, unsre Lust,
Spräng' von Wonne uns die Brust,
Eh' wohl noch der Mai erblühte.

Doch je üpp'ger, blumenreicher
Des Genusses Daseyn naht,
Schwindet auch schon matt und bleicher
Unsrer Hoffnung Freudensaat;
Achtlos treten wir darnieder
Mancher Blume Farbenkleid,
Das in Winters Oedigkeit
Schien ein Buch voll Frühlingslieder.

Ach, so kann uns nichts genügen!
Ehe noch die Frucht gereift,
Sehen wir die Blüthe liegen —
Staub — vom Sturme abgestreift!
Ja, die Gegenwart, gekleidet
Auch in Blüthen noch so schön,
Kann der Blick nie wahrhaft sehn,
Da zum Flücht'gen er nur gleitet!

Und so rast os immer sehnet
Nach der Zukunft sich der Blick,
Die er schöner stets sich wähnet
Als der Gegenwart Geschick;
Erst wenn Herbstes düstre Horen
Bannten Flur und Auen leer,
Fühlen wir im Herzen schwer,
Was im Lenze wir verloren!

v. Frankenberg.

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Annecy, über dem See sichtbar, am Fuße des Roc de Cher, liegt malerisch das Schloß Menthon, dessen uralte und berühmte Grafenfamilie vom zehnten Jahrhundert bis in die Mitte des achtzehnten blühte, dann aber ausgestorben ist. Wie viel sich diese Grafen auf ihren alten Ursprung einbildeten, beweist die Inschrift über der Thür ihres Schlosses: Ante Christum natum jam Baro ego fui. Auf dieser Burg ward 923 dem Grafen ein Sohn geboren, der sich früh durch alle Gaben des Körpers, des Geistes und durch ritterliche Wackerkeit hervorthat. Sein Herz hing aber nicht am Waffenschmuck und an Turnieren, obgleich er bei einem solchen von dem schönen Fräulein des Hauses Duing — das seinem väterlichen Schloß am See gerade gegenüber liegt — einen Dank erhalten hatte und auch so von ihr geliebt wurde, daß die Eltern die jungen Leute mit einander zu verheirathen wünschten. Deßhalb wurde von allen Seiten in ihn gedrungen, und um keine Zeit zu verlieren, bestimmten die Eltern den Tag der Hochzeit, an dem auch nichts fehlte als der Bräutigam, denn Bernhard von Menthon war in der Nacht heimlich vom Schlosse seiner Väter entwichen und floh über den Col de Seigne nach Aosta in ein Kloster. Es ist nicht bekannt, was ihn von dem schönen Fräulein von Duing zurückhielt, ob Mißfallen an ihrer zu großen Vergnügungslust und Weltlichkeit, ob, wie behauptet worden ist, eine andere Liebe, oder seine herrschende Neigung zum geistlichen Leben. Kurz, er floh, nahm in Aosta das Ordenskleid und ward bald darauf Archidiakonus der dortigen Kathedrale. Auf seiner Flucht über die eisigen Alpen hatte er mehrfache Lebensgefahr zu überstehen und war zweimal nahe daran, von Lawinen verschüttet zu werden. Dies gab seiner geistlichen Thätigkeit eine eigene, der Menschheit sehr wohlthätige Richtung. Zweiundvierzig Jahre lang arbeitete er mit unermüdetem, alles aufopferndem Eifer an Verbreitung und Sicherstellung des Christenthums in den Thälern der ihm benachbarten grajischen und penninischen Alpen. Von Iseran bis zur Allée blanche, und von da bis zum Matterhorn und dem Montrosa war kein Gebirgsthal, wo der fromme, feurige Bernhard nicht mit Wort und That das Evangelium gepredigt hätte, was um so nöthiger war, da damals in den Thälern des östlichen Savoyens von den Mauren viel Islamismus eingeschwärzt worden war, auch in den penninischen Alpen von der Römerzeit her noch viel Paganismus herrschte. So zerstörte er auf dem Hauptübergang der Römer über die penninischen Alpen die Statue des Jupiter Penninus, und Aehnliches that er auf der Stelle, wo mehr denn ein Jahrtausend früher wahrscheinlich Hannibal mit seinen Elephanten über die grajischen Alpen ging. Aber diese Zerstörung des Veralteten genügte ihm nicht; sein von glühendem Wohlwollen für die Menschheit erfülltes Herz dachte an mehr. Auf seinen vielen Wanderungen in den Alpenthälern und auf den Gebirgspässen, die in sie führen, hatte er sich überzeugt, daß die vielen Pilger und Reisenden, die zu allen Zeiten aus Deutschland, Helvetien und Frankreich nach Rom und Italien zogen, auf jenen hohen Bergübergängen große Gefahr von Stürmen, Kälte, Schneewehen und Lawinen auszustehen hatten. Darum gründete er für ihre Rettung, Aufnahme und Verpflegung ein Hospiz, vertraute dieses

einer Congregation von regelmäßigen Kanonikern und erbat sich dafür die Bestätigung des Papstes, der auch unter Ertheilung bedeutender Privilegien die Anstalt unter seinen unmittelbaren Schutz nahm, in welchem Verhältniß sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Bald darauf gründete Bernhard von Menthon in der Nähe ein ähnliches Schutzhaus, und dies sind die Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhard, die diesem edlen, heiligen Menschen Entstehung und Namen verdanken, und deren Geistliche seit länger denn acht Jahrhunderten unter Entbehrung alles irdischen Lebensgenusses und unter steten Gefahren, der Menschheit so große Dienste geleistet haben. St. Bernhard von Menthon starb 1008 gleich nach seiner Rückkehr von Rom. Luther schrieb über den spätern St. Bernhard von Clairvaux (1091 — 1151): „Ist jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich auch von seines Gleichen sonst weder gelesen noch gehört habe." Wahrscheinlich war Luthern St. Bernhard von Menthon wenig bekannt, sonst hätte er jenen gewiß nicht über diesen gesezt, dessen Leben in Heldenmuth und apostolischer Tugend gewiß höher steht, als das des Cisterziensers, der nie aus seinem Kloster für die Menschheit herausgetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

Die Politik war ein Lieblingsthema des Gesprächs für Jean Paul, das er auch gleich in unserer ersten Unterredung mit Wärme aufnahm. Wie edel und großartig (unendlich erhaben über die egoistische Entfremdung von allen öffentlichen Interessen, die man während der ganzen Zeit der Unterdrückung Deutschlands in einem andern Kreise antraf, der sich um einen der größten Männer gebildet hatte), wie edel und großartig Jean Paul in dieser Beziehung dachte, ist aus tausend Stellen seiner Werke und Briefe zu ersehen. Damals war es Griechenlands Schicksal, welches, seit die vaterländischen Angelegenheiten nach Außen geschlichtet und die innern Gährungen (das Wartburgfest, Sands That u. s. w.) einigermaßen beschwichtigt oder vielmehr zurückgedrängt waren, die wärmste Theilnahme Aller, die im Ganzen — nicht auf dem Isolirstuhl des Ichs — lebten, in Anspruch nahm. Für das Schicksal dieses Volks schlug Jean Pauls Herz eben so groß wie für das seines Vaterlandes. Wahrhaft begeistert sprach er seine Hoffnungen für die Wendung des Kampfes aus. Leider waren seine Prophezeiungen hier nicht so glücklich, als hinsichtlich der literarischen Verhältnisse; denn bei diesen gründeten sie sich auf ein Wissen und Durchschauen, bei jenen auf einen Glauben, der ihn nur zu sehr — und nicht ihn allein — täuschte. Von einer so großartigen, aus den höchsten sittlichen Anschauungen hervorgehenden Politik, wie Jean Paul sie voraussezte, weiß freilich die Geschichte bis jezt nichts, oder bietet uns höchstens einige vereinzelte Züge dar, die wie göttliche Blitze in das verworrene Chaos irdischer Zwecke und Bestrebungen hineinleuchten, wodurch die Maschinenfäden und das Räderwerk der großen Angelegenheiten der Menschheit bisher getrieben worden sind. Doch diese elektrischen Zuckungen reinigten nur auf Augenblicke den schwülen Dunstkreis; dem Aufgang einer dauernd leuchtenden, wärmenden, belebenden Sonne harren wir noch entgegen, wenigstens bescheint sie die Erdbreiten, unter denen Deutschland sich ausdehnt, noch nicht, wenn uns auch schon seit einem halben Jahrhundert ein bald stärker, bald schwächer schimmerndes Morgenroth schöne Träume der Verheißung malt. Es scheint aber, daß wir in politischer Hinsicht leben, wie in geographischer die Bewohner der Polarländer, denen auch die Morgenröthe Wochen- und Monde lang die Tageshelle verspricht; aber sie hält wenigstens, wenn auch spät, doch sicher Wort.

Ich bekenne es indessen gern, daß, so mächtig politische Interessen mit dem ganzen Drang meines Innern verwachsen sind, in jenem Augenblick die Spitze aller Richtungen meiner Theilnahme dennoch Jean Paul selbst blieb. Gern sah ich es daher, daß sich das Gespräch auf solche Gegenstände zurückwandte, für die er selbst den eigentlichsten Mittelpunkt bildete. Zulezt erreichte ich nach manchen Wendungen eben diesen, und suchte mich, freimüthig fragend, durch ihn selbst über ihn selbst näher zu unterrichten. Der Leser vergesse nicht, daß wir damals weder Jean Pauls Leben von ihm selbst geschrieben, noch die nach seinem Tode erschienenen, durch ihm lange nahe gestellte Personen veranstalteten reichen Sammlungen von Briefen, Auszügen aus seinen Tagebüchern, Mittheilungen über seine Art zu leben und zu arbeiten, u. s. w. besaßen. Jenes ganze Material zur Darlegung und Erklärung (so weit eine solche möglich ist) seines geistigen Organismus und der Art, wie derselbe thätig war, fehlte noch in der Literatur; mir mußten daher die einzelnen Notizen, die ich erhielt, von größter Wichtigkeit seyn. Ich gebe sie, um das Bild jener Tage, und die freien, vertrauenden Mittheilungen des erhabenen Mannes möglichst zu vollenden, so getreu und vollständig wieder, als ich sie im Gedächtniß und auf dem Papier besitze.

Er sagte mir über seine Lebens- und Arbeitsweise etwa folgendes: „Vormittags arbeite ich schaffend, schreibe,

wenn es irgend zuläſſig iſt, im Freien, entweder im Garten hinter meiner Wohnung in der Stadt, oder noch lieber hier draußen bei der Frau Rollwenzel, die mit unermüdlicher Sorgfalt, oft ſelbſt mit Aufopferung ihres eigenen Intereſſes, dafür ſorgt, daß Alles entfernt bleibe, was mich ſtören könnte. Selbſt im Winter arbeite ich oft im Freien, indem ich auf und nieder gehe, meinen Stoff ſcharf im Gedanken behandle, und dann, was ich in mir vollendet, ſo raſch als möglich im Gartenhauſe niederſchreibe. — Dabei trinke ich im Sommer und Winter Wein, doch höchſtens eine Flaſche, meiſt weniger. (Burgunder war es, den Jean Paul, wie ich mich aus ſeinen eigenen Worten zu erinnern glaube, am liebſten bei der Arbeit genoß.) Nach Tiſch trinke ich Bier, doch ſelten mehr als einen Krug. Nachmittags ſchreibe ich nur zuweilen; ich ſtudire dann meiſtens, am liebſten und eifrigſten philoſophiſche Werke; außerdem mediziniſche, und von dieſen wiederum die philoſophiſchen, namentlich phyſiologiſchen, vorzugsweiſe, dann mathematiſche, aſtronomiſche, hiſtoriſche u. ſ. f. Was ich Bemerkenswerthes bei meiner Lektüre finde, ſchreibe ich ſogleich auf und ordne meine Excerpte nach verſchiedenen Rubriken.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

Gaſtronomie. Oper. Ein Autodidact.

Die große Frage iſt nun in Frankreich entſchieden; nicht etwa, ob der König herrſchen oder regieren ſoll, ob die Republik oder die Monarchie das Beſſere ſey, ob man die Schulen der Ignorantins den Schulen des gegenſeitigen Unterrichts vorziehen, oder ob die Runkelrübe vor dem Zuckerrohr begünſtigt werden ſoll, oder umgekehrt. Nein, viel Wichtigeres, nämlich die langbeſtrittene Frage: ob im Bugey ſo zarte und fette Poularden erzogen und gemäſtet werden können, als in der Breſſe, beides Nachbarländer von Lyon. Darüber war lange Streit und Wette zwiſchen zwei Abbés, die bekanntlich im Gaſtronomiſchen ſehr feinprüfend und erfahren ſind. Der jüngere Abbé ließ aus der Breſſe eine mit dieſer Edukation vertraute Perſon, eine Kapaunpenſionsvorſteherin kommen, und als unter ihrer Sorge einheimiſche Poularden gemäſtet worden waren, ſchickte er ſeinem Confrater die fetteſte mit einem Billet, worin er die vielen Doppelſinne der franzöſiſchen Sprache benuzte, um ihm die humble fille du Bugey zu empfehlen. Der ältere Abbé antwortet im franzöſiſch witzigen und ebenſo zweideutigen Ton, den wir hier aus Achtung für unſere Leſer nicht nachahmen, indem er verſichert, daß er die habitante du hameau zwar äußerlich ſehr reizend und anziehend, aber weniger tendre gefunden habe als die Bressanes. Sie ſehen, daß unſere jetzige Geiſtlichkeit in Geſchmack an erotiſchen Dingen, in Kenntniß darin und in gaſtronomiſcher Feinheit den Abbés aus Ludwigs XIV. und XV. Zeit nichts nachgibt.

Die Gemäldeausſtellung unſeres Kunſtvereins (Société des amis des arts) wurde zu Anfang dieſes Jahrs geſchloſſen. Ich werde im Kunſtblatt ausführlicher davon ſprechen; hier möge nur ſtehen daß zwar eine Menge Pariſer Maler und Bildhauer, desgleichen Künſtler aus Lyon und aus Genf daran Theil nahmen, daß aber, Einiges ausgenommen, ſehr wenig Lobenswerthes dabei zu bemerken war. Unſere Reputationen ſinken gewaltig, oder ſchicken wenigſtens nur ihr Mittelmäßiges nach Lyon.

Unſer großes Theater hat uns in dieſen Monaten kein großes Vergnügen mit ſeinen Opern gemacht. Allerdings haben wir ein tüchtiges, zahlreiches und verſtändiges Orcheſter, nach Paris wohl das beſte in Frankreich; wir haben auch eine prächtige Scene mit trefflichen Dekorationen und Maſchinerien, aber an unſerem Opernperſonal läßt ſich viel ausſetzen. Der größte Vorwurf, den man den franzöſiſchen Sängern in der Provinz machen muß, iſt ihre Unbeweglichkeit in Beziehung auf Fortſchritte in der Kunſt. Es ſcheint, ſie hängen noch mehr an ihren Fehlern, als ihre Fehler an ihnen; in dieſen ſchreiten ſie viel ſicherer fort als in ihren guten Eigenſchaften. Sie ſind ſtandhaft, ſelbſt hartnäckig in ihren übeln Angewöhnungen. Derſelbe Vorwurf trifft unſere Operiſten in Lyon. Nichts zeigt, daß ſie ſtudiren und arbeiten, daß ſie in ſich etwas von dem Drang nach Erfolg und Ruhm fühlen, das allein gute Künſtler macht. Bei keinem bemerkt man, daß er ſeine Geſangsmethode ändert und zu vervollkommnen ſucht. Keiner hat Luſt, einer Rolle eine neue Seite, eine neue Farbe abzugewinnen. Im Gegentheil, wenn man in den Saal tritt, um eine große Oper abermals zu hören, ſo weiß man auf ein Haar zuvor, wo der Tenor falſch ſingen, wo die erſte Sängerin eine Arie mit gemeinem oder übertriebenem Ausdruck vortragen, daß der Baſſiſt an einer gewiſſen Stelle einen Fehler machen, daß ein gewiſſer Chor ſchlecht geſungen, oder vielmehr gar nicht geſungen, ſondern geſchrien und gebrüllt werden wird. So kennen wir zum voraus alle Schäden und Wunden, welche dieſe oder jene Oper von unſerer Truppe zu erleiden haben wird. — Auch von Concerten iſt nichts zu ſagen. Deſto merkwürdiger iſt ein muſikaliſches Wunder in unſerer Gegend, mit dem es ſeine volle Richtigkeit hat. Bei Grenoble lebte ein Fiedler, der nie weit aus ſeinem Dorf gekommen war. Da man ihn als luſtigen Kauz gern hatte, ſo ließ ihn ein reicher Gutsbeſitzer in der Nähe des Dorfs manchmal zu ſich kommen. In dieſem Haus lagen von ehemaligen Quartetten her in einer entlegenen Rumpelkammer eine Violine, eine Bratſche, ein Violoncell mit einer Menge Muſikalien. Dem Fiedler war's erlaubt, dahin zu gehen, und, wie man ſagte, die Inſtrumente zu maltraitiren, auch die Muſikalien zu durchſtöbern. In dieſer Rumpelkammer blieb er oft Stunden lang. Voriges Jahr fiel ihm ein Quartett in die Hände. Da er gar nicht wußte, was ein Quartett iſt, und glaubte, es werde darin ein Inſtrument nach dem andern geſpielt, ſo fing er mit der erſten Violine an, ging dann zur zweiten über, ſpielte hernach die Bratſche und zulezt das Violoncell, freilich alles ſehr rauh und ungehobelt. Eines Abends aber kam er aus der Kammer voll Entzücken zu dem Hausherrn und verſicherte ihn, die Muſik in der Kammer müſſe ſehr ſchön ſeyn; dabei trällerte und pfiff er ihm mehrere Stellen vor, und wußte ſich vor Freude gar nicht zu laſſen. Dieſer ungebildete und unwiſſende Mann, ohne alle Kenntniß von Harmonie, ohne alle muſikaliſche Erziehung, hatte ein Quartett von Beethoven begriffen und war von ſeinen Schönheiten entzückt, wußte aber nicht warum. Jezt iſt er einer der beſten Violinſpieler des Lyoner Orcheſters.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Oktober 1839.

Nimm hin den Dank, wie du mein Herz erfrischet!
Wein, lautern Wein hast du mir aufgetischet.

G. Schwab.

Blätter der Erinnerung.

(Fortsetzung.)

„Außer meinen Studien,“ fuhr Jean Paul fort, „habe ich noch allerlei Nebenliebhabereien und Eigenheiten (er bezeichnete sie, über sich selbst scherzend, falls Thorheiten und Lieblingstollheiten), als die Wetterprophezeiungen und das Halten von Vögeln und Hunden. In meinem Zimmer, wohin ich Sie doch auch noch führen muß (leider bin ich nicht dahin gekommen), sollen Sie meine Wettergläser, Wetterspinnen, Laubfrösche, Kanarienvögel, die frei umherfliegen und mir doch nichts beschmutzen,* und ähnliche Steckenpferde mehr sehen. — Meine liebsten Momente habe ich im Winter, in der Dämmerstunde, wo ich die Sonne aus meinen Fenstern über dem Schnee untergehen sehen kann. Alsdann liege ich auf dem Sopha, spiele mit den Vögeln, dem Hunde (diesem, einem gelehrigen Pudel, werde ich noch ein besonderes Anhangskapitel widmen) und (eigene Worte) „hecke dabei allerlei wunderliche Gedanken aus, worüber die Welt nachher lacht oder, wie es fällt, sich daran begeistert.“

* Dieß Letztere war doch nicht ganz der Fall, denn ich fand auf dem mehrerwähnten Manuscript der Oper Dido die Spuren von Besleckung durch Vögel.

Unter diesen Gesprächen waren wir, da wir sie Anfangs im Gaststübchen, dann im Gärtchen vor dem Hause, endlich auf dem Heimwege geführt hatten, bis nahe an Baireuth gekommen, wo die belebtere Heerstraße, später die vom abendsommerlichen Verkehr im Freien lauten Gassen der Stadt selbst eine zusammenhängendere Unterredung nicht mehr zuließen.

Einige Knaben bettelten uns an; ich war viel zu glücklich und froh, um nicht zu geben. Jean Paul tadelte mich; er sagte: „Sie kennen diese Art des Bettelns hier nicht; die meisten dieser Knaben taugen nichts. Man bestärkt sie in Müßiggang und Nichtsnutzigkeit.“ Ich konnte mir das leicht denken, denn ich war aus einer großen Stadt, wo die bettelnden Knaben schwerlich vom besten Schlage sind. Doch erwiderte ich: „Es mag so seyn, allein wir sind unter allen Umständen so viel besser daran, daß ich dennoch zuweilen der Neigung zu schenken nicht widerstehen mag.“ Jean Paul befragte hierauf die beiden Knaben, die von mir bereits empfangen hatten und von ihm noch etwas begehrten, genau und deckte allerdings mit Leichtigkeit Widersprüche in ihren Aussagen auf, worauf er sie ausschalt und zu mir sagte: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht habe?“

Jetzt standen wir vor seiner Hausthür und ich mußte mich endlich von ihm trennen, wie gern ich auch noch Stundenlang bei ihm verweilt hätte.

In diesen Tag hatte sich Ziel und Bedeutung meines Aufenthalts in Baireuth zusammengedrängt. Was ich dort gewollt, war entschieden, gewissermaßen wie eine Hauptschlacht einen Feldzug entscheidet, wenn gleich noch manches im Gefolge derselben von Wichtigkeit ist. So fielen auch mir noch einige glückliche Augenblicke zu.

Noch an der Schwelle seines Hauses hatte ich Jean Paul die Bitte vorgelegt, mir ein Blatt für mein Stammbuch zu schenken. Er erwiderte darauf: „Sie haben ja meine Briefe, das sind ja Stammbuchblätter." Das Ablehnen, was in diesen Worten lag, ließ mich zwar die Hoffnung, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, innerlich aufgeben, indessen gestattete ich mir doch noch die Erwiderung: daß in Blättern, dem bestimmten Zweck persönlicher Erinnerung gewidmet, ein besonderes Heiligthum für mich wohne und ich überdies jede fernere Zeile seiner Hand als einen neuen, köstlichen Erwerb betrachte. Jean Paul erwiderte nichts darauf, und damit war das Nein wohl entschieden. Seine Aeußerung, daß mir die empfangenen Briefe Stammbuchblätter seyn möchten, konnte mich nicht ganz entschädigen. In der That schien mir ein Brief, aus anderer Veranlassung geschrieben, wenn auch noch so hohen Werths an sich, doch diesen besonders gesammelten Blättern nicht recht angehörig. Nur der Wille des Gebers sollte die Gemeinschaft dieser Gedächtnißblätter von ganz entschiedener Bedeutung bestimmen. Einen Brief, den ich nicht in dieser Absicht und Voraussetzung erhalten, hinzuzulegen, wäre mir immer wie eine Art unrechtmäßigen Besitzthums vorgekommen. Und gewiß ist es auch etwas anderes, ein Blatt zu empfangen, welches der Erinnerung, der Freundschaft vielleicht, gewidmet ist, als eines, auf dem sich noch so wohlwollende Gesinnungen nur allgemein ausgesprochen finden. So mußte ich denn, immer noch überglücklich in dem Besitz dessen, was mir geworden war, dem höher gestellten Wunsch entsagen, so groß mir auch die Freude gewesen wäre, diesen verehrten Mann andern verehrten, wie Tieck und Maria Weber, die mir wenige Wochen zuvor diese hochgehaltene Gabe zugewendet hatten, beizugesellen. Später hätte ich nur einen von gleicher Bedeutung, doch in einem völlig andern Gebiet, ihm an die Seite zu stellen gehabt, Beethoven.

In dem sichern Gefühl, daß ich, was Baireuth mir gewähren sollte, empfangen habe, dachte ich nur an meine Abreise, die ich gleichzeitig mit der Jean Pauls, den 30sten August, festsezte, um ja nicht einen Tag aufzugeben, der mich vielleicht noch mit ihm zusammenführen könnte. Noch von ihm und seiner Familie Abschied zu nehmen, hatte er mir erlaubt. Ich ging daher am andern Nachmittage hin, ihm, fast so pochenden Herzens wie den ersten Gruß, das Lebewohl zu sagen. Er war überaus heiter und freundlich; schon ganz erfüllt von dem Gedanken an seine Reise, zeigte er auch einen lebhaften Antheil an der meinigen, besonders da sie nach Weimar, durch Hof ging, und somit die Gegenden berührte, die so lange seine Heimath gebildet hatten. Mit liebenswürdigem Eifer schilderte er mir die anziehendsten Punkte der Landschaft, die ich andern Tages durchstreifen sollte, bezeichnete mir die sehenswürdigen Stellen, pries mich glücklich, daß ich zu Fuß gehe. Er sprach von Berneck, Gefrees, diesen kleinen, reizend gelegenen Orten, die mir aus den Frucht- und Dornenstücken durch Leibgebers und Siebenkäs Wanderung eine geheiligte Bedeutung gewonnen hatten. Auch Frau und Tochter mischten sich lebhaft, ja herzlich in's Gespräch; es dünkte mich wirklich, als sey ich, vielleicht durch meine wahrhafte Begeisterung für Jean Paul, der Familie desselben lieb geworden. Ein gewisses Anrecht dazu hatte ich auch als Landsmann der Gattin Jean Pauls, die bekanntlich aus Berlin gebürtig ist. Zwar hatte ich geäußert, ich werde nach dem Rhein gehen und in Heidelberg vielleicht abermals mit Jean Paul, der eben dahin reiste, zusammentreffen. Doch mein Geburtsort ließ einen steten Zusammenhang mit demselben voraussetzen, und so war es natürlich, daß die Tochter mit ihrer angenehmen Lebhaftigkeit bat, wenn ich nach Berlin schreibe, oder dahin komme, doch ja ihre Grüße an Eugenie Hitzig und deren Vater nicht zu vergessen. Wie das erste Mal, stimmte auch jezt Jean Paul mit Freudigkeit ein, und ich sah mit wahrer Freude, wie herzlich sich seine Gesinnung diesen meinen Landsleuten zugewendet hatte, und daß die Erkundigungen nach ihnen beim ersten Besuch mehr als ein bloßer Anknüpfungspunkt des Gesprächs, oder eine leichte Erinnerung an ein kürzliches Lebensereigniß waren. Die Freundschaft junger Mädchen ist eine ungemein liebliche Erscheinung, weil sich dabei das sonst jungfräulich zurückgezogene Herz zuerst in dem Recht fühlt, sich frei zu öffnen; und dieses reine Gefühl blickte so hell aus den Augen der Tochter Jean Pauls, wenn sie ihre Freundin Eugenie nannte, daß sie mir beim Aussprechen dieses Namens doppelt liebenswerth erschien.

Ich reichte endlich Jean Paul zum lezten Mal die Hand und ging, von den herzlichsten Wünschen begleitet. — Der reizendste Morgen sah mich am andern Tage auf der Wanderung nach Hof.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Ueber meinem Spaziergang am See und unter den schönen Baumgängen war die Zeit zur Abfahrt herbei

gekommen. Wir nahmen ungern von dem anmuthigen, interessanten Städtchen Abschied und sezten unsere Reise nach Genf fort, wo wir Abends ankommen wollten.

Wir brauchten nicht weit zu fahren, um wieder an einen Ort zu kommen, von dem, wie von Sales und Menthon, ein edler und berühmter Geistlicher ausgegangen ist; freilich nicht aus einem Herrenhause, sondern aus einer armen Bauernhütte. In dem Dorf Brogny ward 1342 der arme Bauernknabe geboren, der später Cardinal und einer der mächtigsten Stützen von Königen und Päpsten wurde, dabei aber ein edler, ausgezeichneter Mensch blieb. Er hütete, wie später der Knabe, aus dem Papst Sixtus V. ward, die Schweine seines Dorfs, als zwei Geistliche von Genf des Wegs kamen, sich nach Manchem erkundigten und über die klugen Antworten, so wie über das ganze geistreiche Wesen des Knaben erstaunten. Sie nahmen ihn mit nach Genf, wo der Knabe gleich in allem so schnelle Fortschritte machte, daß ein durchreisender Cardinal, dem er als ein kleines Wunder vorgestellt wurde, ihn mit nach Avignon nahm, wo damals die Päpste Hof hielten. Hier bildete er sich sehr schnell und stieg rasch von Stufe zu Stufe. Damals war Clemens VII. Gegenpapst, der aus Johanns Nachbarschaft, aus dem Städtchen Annecy stammte; dieser ernannte ihn zum Cardinal, und der folgende Gegenpapst Benedikt XIII. zum Erzbischof von Ostia und Velletri. Er bekam nach damaliger Sitte noch eine Menge andere Kirchenstellen, unter andern auch das Bisthum Genf. Durch so viele Pfründen gelangte er zu einem mehr als fürstlichen Einkommen, mit dem er oft Königen und Päpsten aus der Verlegenheit half, außerdem aber in Genf, in Annecy und an vielen andern Orten herrliche Stiftungen für Erziehung, Unterricht und Wohlthätigkeit machte, die zum Theil noch bestehen. Dabei blieb er aber für seine Person ganz einfach, erlaubte sich keinerlei Art materieller Genüsse und konnte als Muster von Sittenreinheit dienen in einer Zeit, wo die römische Geistlichkeit in unglaubliche Verworfenheit versunken war, was unter anderm die Wirthschaft Johanns XXIII. und seiner Cardinäle auf dem Kostnitzer Concilium bewies. Auf diesem Concil interessirte sich Cardinal Brogny sehr für Huß, ging mehrmals zu ihm in's Gefängniß und suchte durch freundliches Zureden und Milde seinen festen Sinn zu biegen. Huß rühmt dies selbst in seinen Werken. Bei seiner Rückkehr von Constanz kam er zum ersten Mal wieder nach Genf und in seine Heimath. Dort soll er einen Schuhmacher aufgesucht haben, der ihm, dem armen Schüler, vor Zeiten ein Paar Schuhe machte, und da er sie nicht gleich bezahlen konnte, zu ihm sagte: „Allez, vous me les payerez quand vous serez un jour Cardinal.“ Der Schuhmacher war todt, aber seine Familie lebte noch und der Cardinal sorgte reichlich für sie. Dann ging er in sein heimathliches Dorf Brogny, versammelte da in seinem väterlichen Haus alle Greise, die er noch kannte, speiste mit ihnen, beschenkte sie reichlich und sorgte väterlich für ihre Familien. Er stattete alle erwachsenen Mädchen seines Dorfes aus, gab einen reichen Fonds her für andere in der Zukunft und für arme Wittwen aus der Provinz Genevois; er ließ sein Silberzeug einschmelzen, um daraus Kelche für alle armen Kirchen seiner Diöcesen Genf und Lausanne verfertigen zu lassen. Viele Jahre speisten täglich dreißig Arme mit ihm, und diese Milde übte er auch auf Reisen und in fremden Landen. Er starb 1426. Seine Leiche wurde von Rom nach Genf gebracht und in der von ihm gestifteten Kapelle der Maccabäer beigesezt. Seine Familie errichtete ihm da ein schönes Grabmal mit seiner Statue, die Bonnivard in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts noch sah, die aber in der Zerstörungswuth der Reformation zertrümmert wurde, wie so viel Schönes und Würdiges.

Die Zeit war uns kurz zugemessen, sonst hätte ich in dem Dorf nach Brogny's Vaterhaus oder dessen Stätte gefragt. Immer ergriff mich lebhaft ein Gedanke, den ich hier aussprechen will. An Bernhard von Menthon, Johann von Brogny und Franz von Sales, also im zehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hat Savoyen drei herrliche Kirchengestalten, deren Heimath sonderbar genug nur wenige Stunden von einander und in der Nähe der Abtei Hautecombe liegt. Möchte ihnen der jetzige, für Großes und Würdiges lebendig wirkende König in jener Abtei ein Denkmal setzen, großartig, wie die drei Männer, deren Namen, mit Bezeichnung ihrer Zeit, als Inschrift des Monuments genügen würden.

Die Sonne stand noch sehr hoch, als wir bei der peinlichen Auffahrt des pont de la Caille ankamen. Der gewaltigen Hitze ungeachtet, verließen wir den Wagen und stiegen den steilen Weg hinan. Hier strömt in tiefem, felsigen Grund der kleine Fluß Usses, der manchmal zum mächtigen, verheerenden Strom anschwillt. Zum Hinauf- und Hinabfahren an der steilen Höhe plagten sich unsere Pferde fast eine Stunde lang. Wer aber künftigen Sommer diese Fahrt macht, wird ohne alle Unbequemlichkeit für Roß und Mann in wenigen Minuten auf ganz ebener Straße über den Strom gelangen; denn dann wird die schöne und kühne Drahtbrücke vollendet seyn, an der wir bauen sahen, und auf der man zweihundert Fuß hoch über den Fluß und sein Felsenbett weg vom linken auf das rechte Ufer gelangt. Dies ist eine der schönen Anlagen, welche die jetzige sardinische Regierung zur Erleichterung des Handels und der Gewerbe in ihrem Lande macht. Diese Brücke hat durch ihre Lage viel Aehnlichkeit mit der in Freiburg.

Ein herrlich Land breitet sich aus, wenn man die Höhe der Cruseilles erreicht, denn von hier aus übersieht man das ganze westliche Thal von Usses, über vier Stunden lang, wo sich der Strom wie ein Silberband zwischen Dörfern, unzähligen Burgruinen, bewohnten Schlössern und Kirchen hinzieht, mit reichen grünen Alpen in der Höhe. Mitten im Thal liegt der hübsche Flecken Frangy, wo die Römer auch hausten, denn man hat Inschriften und Kaisermünzen da gefunden, die auf eine bedeutende militärische Niederlassung deuten. — Von der Cruseilles, die auf der Rückseite des großen Salève liegt, geht der Weg nach dem Rhone- und Arvebecken hinunter. Der Berg zeigt sich hier im Profil gar keck mit starken Felsenvorsprüngen, und im Hintergrund malt sich Genf auf den glänzenden Ultramaringrund seines See's hin.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

(Schluß.)

Madame Desbordes-Valmore. E. Quinet.

Eine der anziehendsten Dichtererscheinungen Frankreichs gehört Lyon an, und ich habe, glaube ich, schon früher einmal in diesen Blättern davon gesprochen. Es ist die Dichterin Desbordes-Valmore. Vor Kurzem sind ihre Gedichte unter dem bescheidenen Titel: Pauvres fleurs erschienen, und verdienen von allen geistigen und fühlenden Frauen Deutschlands gekannt zu werden. „Arme Blumen!" in mancher Beziehung, denn nur wenige sind an warmer, heiterer Sonne aufgegangen, und oft hat rauhe, kalte Luft ihre Kelche berührt. In ihren traurigen Tagen glich die Dichterin einer wandernden Schwalbe, die oft ihr Nest von Neuem bauen mußte, oder einer singenden Lerche, die gar manchmal von nichts zu zehren hatte, als von bittern Körnern. Deßhalb herrscht in diesen Dichtungen die Wehmuth vor. Ich glaube, daß unter allen Frauen, die seit zwanzig Jahren mit lyrischer Weihe gedichtet haben, Madame Valmore den schönsten Ton mildklagender Wehmuth vernehmen läßt. Was das Herz einer Frau in Zärtlichkeit, in frommer Hingebung fühlt, was es an geheimen und liebenden Worten hat, das findet sich reichlich in Madame Valmore's Dichtungen. Andere Dichterinnen unserer Zeit singen in Frankreich wohl lauter, höher und kunstreicher, aber nicht so mild, zart und duftig. Bei jenen hilft die Kunst der Natur zu sehr nach und verwischt ihren Blumenstaub oft ganz. Bei Mad. Valmore hingegen herrscht die Natur immer vor, und zwar die zarteste, innigste Natur. Madame Tastu erhebt sich zuweilen gewiß zur Höhe der besten Lyriker im jetzigen Frankreich, aber auch sie gefällt mir besser, wenn sie vom Abschied Romeos und Julies singt. In einem schönen Wort an diese Dichterschwester sagt Madame Valmore, daß es ihr unmöglich gewesen sey, bei ihren Dichtungen zu feilen und zu studiren:

Je n'ai pas eu le temps de consulter un livre,
Pour ciseler les cris dont mon sein se délivre;
Mais qu'une plume reste à l'oiseau mutilé,
Il s'en fait une rame à son port étoilé.

In jedem Leben sind besonders zwei Augenblicke, wo die Poesie tief im Gemüth ankert und sich in düstern, wehmüthigen Bildern und Worten gefällt: zuerst im Beginn der Jugend, wenn man die Einsamkeit sucht, und das allzuvolle Herz nicht weiß, wohin es sich wenden soll, und dann zum zweitenmal, am Ende aller Jugend, im spätreifen Alter, wenn nach reichem, glühendem Frühling und Sommer kühlere Tage kommen, und die Herbstblätter des Lebens zu fallen beginnen. Da wird den entschwindenden Freuden Lebewohl gesagt, und man sieht dunkeln, nebelvollen Wochen entgegen. Die pauvres fleurs enthalten besonders Anklänge aus diesen Oktobertagen des Lebens. Zuvor aber kommen schöne Strophen an der Dichterin Mutter, an die Heimath.

Maison de la naissance, o nid, doux coin du monde!
O premier univers où nos pas ont tourné,
Je n'y pus vivre enfant; j'y voudrois bien mourir,
Marcher dans notre cour où croissoit un peu d'herbe;
Où l'oiseau de nos toits descendoit boire et puis,
Pour coucher ses enfants, becquetoit l'humble gerbe,
Entre les caillous bleus que mouilloit le grand puits —
Où ma mère beignoit son enfant bien-aimé,
Lorsqu'elle berçait l'air avec sa voix rêveuse,
Qu'elle étoit calme et blanche et paisible, le soir
Désaltérant le pauvre assis, comme on croit voir
Aux ruisseaux de la Bible une fraiche laveuse!
Elle avait des accents d'harmonieux amour
Que je buvais du coeur en jouant dans la cour!

Von ihrer frühen Jugend an lebte Madame Valmore in Lyon und war der Madonna von Fourvières sehr ergeben, besonders in der blutigen Revolutionszeit, über deren Greuel und Morde sie schöne Strophen dichtete, die ihr aber damals sebst das Schaffot zugezogen haben würden. Außerdem enthalten ihre Gedichte Alles, was ein zartes, reines Frauenherz bewegt. Bisweilen finden sich darin Anklänge an den lieblichen Millevoye, z. B. in der pauvre orpheline; auch Nachahmungen Goethes fehlen nicht, z. B. La Meunière et le Seigneur.

Bedeutenden Gewinn hat die Literatur hier neuerdings an Edgar Quinet gemacht, der vor Kurzem zum Professor an der hiesigen Académie des lettres ernannt wurde. In Deutschland weiß man, daß er da früher als Literator reiste, und daß er hernach lange in Heidelberg studirt hat. Mehrere Aufsätze in seinem neuesten Werke: Allemagne et Italie beweisen auch, wie tief er in den Geist der Philosophie und Literatur, in das sittliche Wesen Deutschlands und des germanischen Lebens überhaupt eingegangen ist, und wie innig sein edles Gemüth daran hängt, ohne sich darum über manches Tadelnswerthe bei uns zu täuschen. Edgar Quinet ist eine der wenigen reinen Erscheinungen am literarischen Himmel Frankreichs, und seine Vorlesungen über Literatur sind unstreitig das Beste und Gründlichste, was je in dieser Art hier gehört worden ist. Es ist sehr erfreulich für uns, solch einen Mann über Deutschland und deutsche Intelligenz sprechen zu hören. Wir werden ein anderes Mal auf diese merkwürdigen Vorlesungen zurückkommen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Oktober 1839.

Weh! was wir bauten, ist in Schutt geschmettert!
Weh! was wir säten, hat der Sturm entblättert!
Das Loos all unsers Lebens und Gebetes,
Der Mensch zerreißt es und der Wind verweht es!

Anast. Grün.

Bilder aus Savoyen.

(Schluß.)

Noch kamen wir hier an einigen historisch interessanten Punkten vorüber; denn in diesem kleinen Savoyerland ist Alles viel farbiger, anziehender und reicher an bedeutenden Ereignissen und Menschen, als im großen und mächtigen Nachbarlande. — Da liegen noch am westlichen Abhang des Salève die imposanten Ruinen eines Klosters und seiner Kirche, mächtige gothische Pfeiler und Portale, die von hohem Alterthum und vom Reichthum derer zeugen, die sie errichtet. Hier stand einst das berühmte Karthäuserkloster Pomier, dessen Bewohnern die ganze Gegend so viel zu danken hat. Sein Ursprung ist sehr romantisch. Ungefähr drei Stunden weit östlich in der fruchtbaren Ebene von Bonneville liegt der uralte, auch den Römern bekannte Flecken la Roche, den sie Rupes nannten und der diesen Namen auch in den Urkunden des Mittelalters behalten hat. Die ältesten Grafen von Genevois bauten hier auf unzugänglichem Felsen, auf den römischen Castellruinen ein Schloß mit einem starken Thurme. Wilhelm I., einer dieser Grafen, hatte in Turnieren mehrere Glieder der mächtigen Baronenfamilie von Faucigny besiegt und sich dadurch ihren Haß angezogen. Er aber liebte Beatrix aus diesem benachbarten Hause, das auf der Burg Faucigny bei Bonneville Hof hielt, entführte und heirathete sie und lebte sehr glücklich mit ihr, trotz dem immer stärker werdenden Haß ihrer Brüder. Oft wurde der Graf Wilhelm von ihnen angegriffen, seine Dörfer ausgeplündert und seine Heerden weggetrieben; aber immer schlug er die feindlichen Schwäger, und war einmal sogar nahe daran, das Schloß Faucigny einzunehmen. Einmal mußte er mit seinen Mannen über die Rhone in das Bugey ziehen, das damals auch Savoyen gehörte. Beatrix aber blieb mit ihren Kindern und wenigen Leuten auf la Roche zurück. Ihre Brüder, die immer auf der Lauer lagen, erfuhren gleich diesen Umstand und beschlossen, ihn zu benutzen. Sie wollten die Burg Nachts überrumpeln, nehmen und zerstören und ihre Schwester Beatrix mit den Kindern als vielgeltende Geißeln wegführen. Der Angriff geschah auch mit Uebermacht, wurde aber von den wenigen wachsamen Mannen bei Zeiten bemerkt, und hernach kämpften sie um so tapferer, da Beatrix selbst die Vertheidigung der Burg leitete und sich muthig an den gefährlichsten Stellen aussezte. Mehrere Angriffe in den folgenden Nächten hatten für den Feind keinen bessern Erfolg. Indessen hatte der Graf Wilhelm erfahren, was zu Haus vorging. Er eilte herbei, um Beatrix und die Seinigen zu befreien. Und als er die Menge der Reisigen und

die vielen Leitern zur Erstürmung der Burg sah und den kleinen Haufen, der ihm zu Gebot stand, gelobte er Gott, Kloster und Kirche zu bauen, wenn er ihm in diesem Kampf Sieg gegen den übermächtigen Feind verleihe. Darauf stürzte er sich mit seinem Häuflein gerade auf das Zelt der Barone von Faucigny, und vor den furchtbaren Streichen seines Balmungs wich Alles zurück oder unterlag. Angst ergriff vollends die Feinde, als einer der Brüder mit den Seinigen das Weite suchte, der andere aber von einem mächtigen Hiebe Wilhelms gespaltenen Hauptes fiel. Er entsezte seine Burg mit der lieben, tapfern Frau, und begann noch in demselben Jahr, 1179, den Bau des Klosters Pomier als gelobten Dank für diese wundergleiche Befreiung und Rettung seiner Lieben. Karthäuser zogen da ein und leisteten gleich der Umgegend große Dienste. Unter ihren Händen wurde die rauhe und wilde Gegend bald fruchtbar. Sie bauten die Anhöhen des Berges Sion mit Acker- und Weideland an, dämmten Waldströme und brachen den jetzigen Weg nach Genf in den Felsen, denn früher ging er über die Cruseilles, über den Salèverücken nach Monnetier und von da nach Morner und Etrembières. Sie legten die Kolonie Chables an, die jezt ein großes, blühendes Dorf ist. Durch diese nützliche Thätigkeit und ihren frommen, menschenfreundlichen Wandel erwarben sich die Karthäuser von Pomier einen so ausgezeichneten Ruf, daß alle Fürsten und Herren der Umgegend das Kloster mit Gaben und Stiftungen beschenkten, wodurch es bald sehr reich ward. Bei dem Sittenverfall der Mönche und der Geistlichkeit erhielt sich Pomier vorwurfsfrei, ja sein Ruf war so ausgezeichnet, daß, als nach Genfs Reformation die Berner 1535 im Lande einrückten und alle Klöster des eroberten Theils von Savoyen zerstörten oder aufhoben, sie nur Pomier verschonten und ungekränkt fortbestehen ließen. Das Jahr 1793 brachte auch diesem Kloster den Untergang, und die Gebäude verfielen. Seitdem holte da die ganze Umgegend für ein Geringes treffliche Bausteine, und noch jezt sind die immer mehr zerfallenden, aber doch noch mächtigen Mauern, Bögen und Pfeiler ein wahrer Schatz für Baulustige. So geht es dieser Karthause wie dem Colosseum im Mittelalter. Ich konnte nicht ohne Wehmuth an den mächtigen, in acht Jahrhunderte zurückragenden Trümmern vorüberfahren.

Die Abendsonne legte sich reizend und goldig auf die Felsen des Salève, der See fluthete tiefblau und der Jura zog seine dunkle, große Mauer gegen Nordosten hin, als wir nach Genf zurückkamen.

Blätter der Erinnerung.

(Schluß.)

Zwei Jahre später kam ich wieder durch Baireuth auf der Rückkehr von einer Schweizerreise; ich konnte nur einige Stunden verweilen, doch es gelang mir, von diesen eine ganze bei Jean Paul zuzubringen, dem ich seitdem öfters geschrieben und ihm auch das erste von mir im Druck erschienene Werkchen, ein Sammlung Gedichte: „Griechenlands Morgenröthe," zugesendet hatte. Die kleine Gabe war freundlich aufgenommen worden und trug mir jezt mündliche Lobsprüche über Verdienst ein, wohl zunächst, weil die politische Gesinnung, die sich in diesen Gedichten ausspricht, ganz die Jean Pauls war, dessen Gespräche über Griechenlands Freiheitskämpfe meine Glut für die Auferstehung dieses Volks aus seiner zweitausendjährigen Asche damals noch mächtiger entflammt hatten. Besonders aber mußte ich viel von der Schweiz und ihren Wundern erzählen, wobei ihm die Schilderung einer herrlichen Staublawine, die ich unsern Grindelwald gesehen, etwas ganz Neues war. Er rief lebhaft aus: „Die Schweiz ist unerschöpflich! Es ist doch noch Niemand von dort zu mir gekommen, der mir nicht etwas ganz N e u e s davon erzählt hätte!" Er hatte und hat sie nie gesehen! Bei diesem Anlaß sprach er sehr viel Geistreiches sowohl über sein wenig oder gar nicht gereist seyn, als über das Zuvielreisen, und namentlich das übermäßige Zusammenhäufen von Reisegenüssen, was, wie er sich ausdrückte, eine wahre Verstopfung der Phantasie sey. Meine Gabe, im Sprechen lebendig, fließend darzustellen (eine Fertigkeit, die Jean Paul nicht hatte; hauptsächlich gewiß, weil eine so tiefe Gedankenbildung, wie die seinige — gewissermaßen eine riesige Formation in der Gedankenwelt — sich nicht mit den flüchtig anschießenden Krystallen momentaner Darstellungen vereinigen läßt, weßhalb z. B. auch Hegel so mühsam sprach), erfreute ihn; er nannte sie dichterisch schaffend. Ich erwiderte ihm: ich sey ja nur der Rückgeber eines Empfangenen. Darauf rief er lebhaft: „Das sind wir Alle nur; wir geben nur ein Empfangenes; alle Produktion ist höchstens eine Umbildung oder Formung gegebener Stoffe. Der Dichter ist nur Haushaltführer der Natur, und je getreuer, um so verdienstlicher." — Ich darf nicht hinzusetzen, daß die einsichtigen Leser das entscheidend w a h r e E l e m e n t in diesem Ausspruch, von dem Irrthum, wozu er leicht führen kann, wenn man ihn nur buchstäblich, nicht im Sinn und Geist auffassen wollte, zu sondern wissen werden.

Diese Stunde des Wiedersehens verrann nur allzuschnell. Ein drittes Mal, als ich durch Baireuth kam, hatte ich den Schmerz, nicht von mir selbst abhängig, durchreisen zu müssen und nur im goldenen Anker zu

Mittag zu speisen, ohne meinen Fuß in die Wohnung des Verehrten setzen zu können. Hätte ich aber gewußt, daß er ein Jahr später nicht mehr unter den Lebenden seyn würde, so hätte nichts mich abhalten können, noch eine unschätzbare Stunde seines Daseyns für mich zu gewinnen. So opfert man nur gar zu häufig das Wichtigere, Wesentliche, Ewigbedeutende den im Grunde völlig gleichgültigen Verhältnissen auf, die sich gerade im Augenblick geltend machen! Wie oft begeht man ein Unrecht, um keine Unhöflichkeit zu begehen!

Das sind die geistigen Beziehungen, die ich persönlich zu einem der größten Geister aller Zeiten und Nationen gehabt habe, der in seinen literarischen Schöpfungen noch nirgend seinen ebenbürtigen Vorgänger oder Nachfolger gefunden hat. Wer Sterne für Jean Pauls Vorbild hält und ihn mit diesem auf ähnliche Höhe stellen will, der hat schwerlich irgend ein Maß für einen von Beiden. Sie sind sich nur formell ähnlich, kaum so nahe wie Bergkrystall und Diamant. Sein dichterisches Uebergewicht ganz außer Acht gelassen, so hat sich Jean Paul auf einen Gipfel sittlicher Erhabenheit gestellt, von dem er seine Zeit um so mächtiger überragt, als die Mehrheit des mitlebenden und nachfolgenden Geschlechts, im Irrwahn selbstsüchtiger Bestrebungen, diese Alles tragende Tempelsäule der Kunst täglich tiefer unterhöhlt. Doch Irrthum ist Sünde, und dieser folgt überall eine unabweisbare Nemesis im Gebiet des Schönen unter der Gestalt zerstäubender Nichtigkeit. Wie vielen Gebilden des Tages wird dieses Loos beschieden seyn!

Ich habe dem Leser ein kleines Anhangskapitel über Jean Pauls Hund, einen weißen Pudel, Ponto genannt, versprochen, von dessen Geschick und Verständigkeit der Herr mich gleich bei meinem ersten Besuch mit einem gewissen freudigen Stolz Proben sehen ließ. Früher hatte Jean Paul einen Spitz gehabt, dessen Haare die Damen abschnitten, um es gelockt in Ringen und Medaillons zu tragen; auch Häring erzählte nach Berichten der Frau Rollwenzel in seinen Briefen viel von diesem Spitz. Ihn habe ich nicht mehr kennen gelernt, und weiß von seinen letzten Schicksalen nichts; allein der muntere gelehrige Pudel Ponto ist mir treu im Gedächtniß geblieben. Er mischte sich sogleich zutraulich durch Knurren, Anspringen und Wedeln in's Gespräch, und erhielt die ihm verständlichen Antworten durch allerlei Liebkosungen und freundliche Zurufe. „Ich beschäftige mich gern und viel mit Thieren, und besonders mit Hunden," sagte mir Jean Paul, indem er mir seinen Ponto gewissermaßen vorstellte; „sie sind viel verständiger und feiner organisirt, als man glaubt. Geben Sie nur Acht, wie fein z. B. das Ohr dieses Thieres unterscheidet." Er bot ihm darauf einen Bissen dar, mit dem Laut „va" (kurz gesprochen). Ponto rührte ihn nicht an. Der Herr sagte eben so kurz „da," und der Pudel schnappte vergnügt zu. „Es liegt nicht im Ton," erklärte Jean Paul, „denn ich spreche eins so freundlich wie das andere, ja ich will das „va" freundlich und das „da" zurückweisend sprechen, der Hund wird sich doch nicht irren." Wirklich zeigte Ponto, daß er seiner Sache im Buchstabiren gewiß sey, und verschnappte sich im buchstäblichen Sinn des Worts auch nicht ein einzigesmal, wie vielfältig sein Herr auch mit dem „da" und „va" wechselte. Man hätte ein ganzes Stuck wie „Nein" und „Komm her" auf das da und va schreiben können, der Pudel wäre gewiß nicht aus der Rolle gefallen.

Da mich das Spiel ergözte, nahm der Herr plötzlich eine ernsthafte Miene an und sprach sanft verweisend: „Ponto! was hast du angestellt?" Sogleich zog der arme Ponto, ein Sünder wider Willen (wie viele Menschen auch), den Schweif ein, und kroch scheu, mit bestürzter Physiognomie unter den Ofen. „Dort bleibt er liegen, bis ich ihm Verzeihung angedeihen lasse," sagte Jean Paul. Ich fragte, ob der Hund lange dabei ausharre; „Stunden lang, halbe Tage," war die Antwort. Wirklich blieb Ponto mit dem aufgenöthigten bösen Gewissen unbeweglich und traurig unter dem Ofen liegen, bis endlich der Herr die Worte der Amnestie sprach: „Es ist schon gut, komm nur her." Da sprang der Begnadigte freudig bellend und knurrend hervor, und wußte sich im Uebermaß seines Glückes kaum zu fassen.

Nach dem Häuschen der Frau Rollwenzel hatte Ponto seinen Herrn, als wir an jenem Nachmittage dort zusammenkamen, ebenfalls begleitet. Wenn das Gespräch auf unserem Rückwege sich nach einer Richtung hin ausgelaufen hatte, und eine augenblickliche Stockung eintrat, füllte Ponto mit seinen Künsten die Zwischenakte aus. Jean Paul beschäftigte sich mit ihm so beiläufig, wie etwa ein gelehrter Raucher mit dem Ausklopfen oder Anzünden seiner Pfeife unter der angestrengtesten Arbeit. Natürlich gab das freie Feld dem Hunde mehr Spielraum, seine Künste zu zeigen. Manche habe ich vergessen, so überraschend sie zum Theil auch waren, doch eins blieb mir im Gedächtniß. Auf ein ernstes Wort von seinem Herrn ging Ponto ehrsam zwei Schritte von seinem Stiefel neben ihm hin, ohne ihn auch nur durch den geringsten Seitensprung zu verlassen. Er marschirte streng im Gliede wie ein Soldat. So wie jedoch der Herr die Worte „Ponto, Sassa!" aussprach, schoß der Hund mit eiligen Sprüngen in weiten Bogen in's Feld und umschweifte seinen Herrn in weiten Kreisen, unter lautem, fröhlichem Gebell, die gestattete Freiheit ordentlich mit Uebermuth genießend. Doch mitten in die fröhlichen, burlesken Sprünge hinein erscholl seines Herrn Wort (es ist mir hier gegangen wie dem Zauberlehrling,

das Bannwort der Rückkehr zum Gehorsam habe ich vergessen), und auf der Stelle trabte der gehorsame Ponto wieder zwei Schritt seitwärts von dem linken Stiefel seines Gebieters, ehrsam und ernsthaft dahin, und nichts, weder ein anbellender Kollege, noch selbst ein vorbeihüpfendes Kätzchen unterbrach seine Subordination auch nur auf einen Augenblick.

Die andern Künste habe ich, wie gesagt, vergessen, oder erinnere mich ihrer wenigstens nicht genau genug. Die Wetterfrösche, Wetterspinnen, Vögel u. s. w., die Jean Pauls Zimmer bevölkerten, lernte ich nicht kennen. Es that mir sehr leid, denn selbst alle diese kleinen Züge waren mir vom höchsten Interesse, und ich glaube mich nicht in dem Leser zu irren, wenn ich dasselbe bei ihm voraussetze. Es war Alles so natürlich, so menschlich, so kindlich! Und wenn Sankt Paulus mit einem Rebhuhn spielte, sollte Jean Paul sich nicht mit seinem Ponto, seinen Laubfröschen und Vögeln unterhalten?

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Oktober.

Fruchthalle. Eisenbahn. Ungarische Nationalmusik.

Unter den Neubauten, die in diesem Jahre hier aufgeführt worden sind, zeichnet sich besonders die so eben beendete neue Fruchthalle aus, die nun schon in den nächsten Wochen in Gebrauch genommen werden kann. Seit dem Neubau unseres Theaters ist nichts Prachtvolleres und Zweckmäßigeres gegründet worden. Namentlich wird das kunstvoll construirte, freischwebende Dach dieses ungeheuern, einen Raum von 50,000 Quadratfuß einnehmenden Gebäudes, so wie die vierzehn Seitenkabinette bewundert, und Baumeister Geyer sehr gepriesen für den glücklichen Entwurf des Plans und die glückliche Ausführung. — Nun aber ist die städtische Behörde so eben im Begriff, das Gebäude noch zu einem zweiten, mit dem Fruchtverkehr in keinerlei Beziehung stehenden Zweck verwenden zu lassen, nämlich zu einem großen Festsaale, der hier noch durchaus fehlt. Dazu bedarf es weiter gar nichts, als der innern Ausschmückung, der Anfertigung eines beweglichen Podiums und der Anlage unterirdischer Heizung. Der innere, freie, ein längliches Viereck beschreibende Raum dieses Fruchthallelocals beträgt nämlich 200 Fuß in der Länge, 135 Fuß in der Breite und 76 Fuß in der Höhe. Somit gibt dieser Raum einen Prachtsaal, der um die Hälfte größer und höher ist, als der Cursaal zu Wiesbaden, und gegen welchen selbst der berühmte Gürzenich in Cöln klein genannt werden kann. In diesem Riesensaale sollen dann die alle zwei Jahre wiederkehrenden Musikfeste, die landwirthschaftlichen Feste, die Carnevalsfeierlichkeiten gehalten werden, denn man glaubt, dieser freie Raum sammt den Nebenkabinetten werde 7000 Menschen fassen können. Um dieses Gebäude zu einem solchen Festsaale herzurichten, bedarf es nur einer Summe von 10,000 Gulden, welche die Liedertafel durch Aktien zusammenzubringen sich erboten hat, und welche Aktien die Stadt garantirt; die Tilgung dieser Aktien aber wird durch den Ertrag der Festlichkeiten bewirkt. So wird einem großen Bedürfniß auf eine kaum fühlbare Weise abgeholfen, und während die Liedertafel vor einigen Jahren einen Festsaal für 70,000 Gulden bauen lassen wollte, erhält sie jezt einen weit grandiosern Saal, bei dem der Kostenbetrag kaum der Rede werth ist. Das bewegliche Podium wird natürlich nur bei festlichen Gelegenheiten aufgeschlagen; die übrige Zeit des Jahres hindurch dient das Gebäude einzig und allein zum Fruchtverkehr.

Während die Frankfurt-Höchster Strecke unserer Taunuseisenbahn schon seit vierzehn Tagen dem Publikum zur Benuzung übergeben ist, liegt unsere Mainz-Wiesbadener Strecke zwar auch längst vollendet, aber unbenuzt da. Die Ursache liegt in dem Verlangen der hessischen Staatsregierung, daß die Bahn nur dann eröffnet werden soll, wenn das Comité sich vollständig mit dem Erblandpostmeister, Fürsten von Turn- und Taxis, wegen der Entschädigung verständigt haben wird. Da jedoch die Forderung des Erblandpostmeisters so bedeutend ist, daß das Comité unmöglich darauf eingehen kann, so dürfte die Eröffnung dieser Eisenbahnstrecke sich noch lange hinausziehen, besonders wenn die Sache auf dem Wege des Prozesses entschieden wird. Die Regierungen von Nassau und Frankfurt scheinen diesen Punkt nicht so genau genommen zu haben, und sie haben ohne Anstand die Eröffnung der Bahn erlaubt, um so mehr, da sich die dortigen Comités verbindlich gemacht haben, sich in jeder Beziehung in dieser Entschädigungsfrage dem Ausspruche des Gerichts zu fügen. Da die Taunusbahn in diesem Augenblicke bereits auf der ganzen Strecke zwischen Frankfurt und Hochheim (also Frankfurter und Nassauer Gebiet) fahrbar seyn soll, so hat man dieser Tage vorgeschlagen, die Fahrten bis Hochheim auszudehnen, und die Passagiere dann entweder durch Dampfschiffe oder durch Omnibus nach Mainz schaffen zu lassen. Dieser Vorschlag ist, etwas abenteuerlich, und würde dem Comité wenig Nutzen bringen, einmal weil die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten ist, und dann, weil diese Fahrten allzuumständlich und kostspielig wären. Weit besser dürfte es seyn, die Eröffnung der ganzen Bahn auf das nächste Frühjahr zu verschieben, wo dann die Bahn auch in ihrer ganzen Länge vollendet, und wo die Angelegenheit mit dem Fürsten Turn- und Taxis beigelegt seyn wird. Auch erwacht bis dahin von Neuem wieder die Reiselust; der Zudrang zur Bahn wird dann bedeutend, während jezt die Eröffnung der Bahn der Verwaltung nur Schaden bringen würde. Eins ist dem Comité vorzugsweise zu rathen, nämlich daß es sich hüte, die Preise so hoch zu stellen, als es in Frankfurt geschehen ist. Nur durch billigen Transport wird ein starker Zudrang herbeigeführt; hohe Fahrpreise sind der Ruin aller Eisenbahnen.

Vielen Beifall hat hier Veszter Sandor, ungarischer Nationaltänzer, mit seiner Zigeuner-Musikbande gefunden, durch das Originelle, Anziehende und Unterhaltende ihrer Leistungen. Die Musiker, lauter ächt-nationale Gestalten, sieben an der Zahl, üben auf eine überraschende Weise das den Magyaren überhaupt angeborene, musikalische Talent, und hinterlassen durch ihre Leistungen auf den Streichinstrumenten, unter Begleitung eines Cimbals, einen eigenthümlichen Eindruck. Veszter Sandor aber erregt, in magyarischem Nationalkostüm, durch die Sicherheit, Kraft und Anmuth seiner Stellungen wahrhafte Bewunderung. Es ist merkwürdig, wie diese Musikbande die ernsten und heitern Musikstücke, sämmtlich von einem eigenthümlichen elegischen Hauch durchdrungen, aus dem bloßen Gedächtnisse mit größter Präcision, Fertigkeit und Zartheit durchführt.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 88 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. November 1839.

The fair, the chaste and unexpressive She!

Shakespeare.

Lieder der Liebe.

Von Adolph Peters.*

I. An Hulda.

In deinem Herzen ist der Engel Wohnung,
In deinem Auge liegt das Paradies,
Dein Liebesblick ist meines Lebens Licht,
Dein Liebeswort der Odem meiner Brust!
Du bist der goldne Morgen meines Tages,
Du meines Abends träumerischer Mond,
Du bist der Blumenanger meiner Jugend,
Der Rosengarten meiner Hoffnung du!
Du bist der Quell, aus dem ich Leben schöpfe,
Du süßer Wein, von dem ich trunken bin,
Der Genius, der meine Harfe spielt,
Der Lorbeerzweig, der Blätter auf mich streut!
Du bist die Demantfessel meines Herzens
Und bist die Perlenkrone meines Hauptes!

* Aus den Gesängen der Liebe von A. Peters, welche zur Ostermesse des nächsten Jahrs erscheinen werden. Wir haben aus den mannigfachen Gedichten dieser schätzbaren Sammlung einige kleinere ausgewählt. Wir lassen später eine kleine Reihe von Idyllen folgen.

A. d. Red.

II. An die Holdselige.

Das schöne Buch, von dir ersehn,
Ich halt's und hange drüber;
Ach säßest du nur nicht so schön,
So hold mir gegenüber.

Ich seh' dich an und wieder an,
Mein Lesen will nicht glücken;
Das Schönste, was man lesen kann,
Les' ich in deinen Blicken.

Und still versenkt entziffre ich
Die lichten Hieroglyphen:
Hell glänzt das Wort „ich liebe dich!“
Aus deiner Seele Tiefen.

III. Trennung.

1.

Fort und fort mit lautem Hufe
Trägt das Roß mich durch die Lüfte,
Trägt mich fort von dir, ich rufe
Deinen Namen in die Klüfte.

Wähne dich verborgen lauschen
In den Felsen, an den Bäumen,
Höre dich im Stromesrauschen,
Sehe dich in Wolkenräumen.

Mädchen, komm hervor, erscheine,
Fliege zu mir, meine Taube!
Flatterst du nicht dort im Haine,
Säuselst nicht im jungen Laube? —

Rückwärts fliegen die Gestalten,
Wie die Welt, so die Gedanken;
Aber Schmerz und Liebe halten
Mich umschlossen ohne Wanken.

2.

Ach, mich trägt das Roß, das wilde,
Weit mit lust'gem Sprung von hinnen,
Führt mich fort in Lustgefilde:
Sprich, was soll ich hier beginnen?

Sprich, wohin soll ich mich wenden
Mit dem Glanz, den Freuden allen?
Ohne sie des Glückes Spenden,
Lenz umsonst und Nachtigallen!

Kann der Quell mich Durst'gen laben,
Der mir sie nicht wiederspiegelt? —
Die Natur, der Götter Gaben,
Ohne sie sind unentsiegelt.

Dem, der sich verlassen sehnet,
Werden alle Freuden Schmerzen,
Und die flücht'ge Stunde dehnet
Sich zur Ewigkeit im Herzen.

3.

Du mit stolz gehobnem Haupte,
Kluges Roß, dich will ich fragen:
Wird mein Eden, das entlaubte,
Einst noch goldne Früchte tragen?

Rathe, tröste, prophezeie!
Find' ich einst die Theure wieder? —
Lagern wir uns hier in's Freie,
Strecken hin die müden Glieder!

„Gleich will ich dir Antwort geben,
Aber laß uns weiter hasten;
Rüstig Streben nur ist Leben,
Und ich liebe nicht zu rasten.

Nur zur Kurzweil mir, zum Scherze
Ist die Müh' in Staub und Sonne;
Ringe freudig mit dem Schmerze
Und er wird noch deine Wonne!"

IV. An Hulda.

Ich bin dir treu geblieben,
Wann einst mein Auge bricht,
Ich muß dich ewig lieben
Und anders kann ich nicht.

Wenn ich dich kommen sehe,
So bin ich ganz nur du,
Ein Strom von sel'ger Höhe
Stürzt dir mein Leben zu.

Was in mir fühlt und denket
Ist sich nur dein bewußt. —
Auf ewig ist versenket
Mein Herz in deine Brust.

V. Zu dir!

Von hier! von hier!
Das Herz will mir zerspringen.
Zu dir! zu dir!
Dich liebend zu umschlingen.

Mein Geist erbangt
Und sucht dich aller Orten,
Mein Herz verlangt
Nach deiner Liebe Worten.

Im Traum erschreckt
Mich plötzlich Flammenregen;
Von Glut bedeckt
Flücht' ich mich dir entgegen.

Ja du, nur du
Kannst all' die Qualen enden,
In dir ist Ruh',
Du gehst an Engelhänden.

Im Fluge fort
Durch Wälder, Moor und Haiden!
Nur dort, nur dort
Blühn Paradieses Freuden!

Bilder des Unsichtbaren in den Gesetzen der sichtbaren Welt.

Die meisten Wissenschaften sind in neuerer Zeit aus ihrer früheren Abgeschiedenheit getreten und in ihren Hauptsätzen ein Gemeingut der Gebildeten geworden. Eine besondere Wirkung und zugleich ein Zeichen dieser Aenderung, so weit sie bei einer Wissenschaft eingetreten, ist die analogische Anwendung einzelner Sätze derselben in ganz entgegengesezten Zweigen des Wissens und zu Bezeichnung der für die allgemeine Bildung nöthigen Begriffe. Besonders finden wir diese Wirkung bei den Naturwissenschaften, welche, sobald sie Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden waren, zu bildlicher Bezeichnung der wichtigsten Verhältnisse der geselligen und moralischen Ordnung und der innern Zustände des Menschen so häufig gebraucht wurden, daß sie bald als fast unentbehrlich dazu erschienen. Welch vielfache Anwendung haben die Begriffe von polarischen Gegensätzen, von Extremen, die sich anziehen und abstoßen, von organischer und mechanischer Zusammensetzung, Krystallisation, Erdbildung, Schichtung und Umwälzung, von magnetischen und elektrischen Einwirkungen zu Bezeichnung von Zuständen der menschlichen Gesellschaft gefunden, seitdem Naturlehre, Chemie, Geologie, Naturgeschichte allgemeines Interesse erregt haben!

Die Mathematik hat an dieser allgemeinen Bewegung noch den wenigsten Antheil genommen, indem man sie als unfruchtbar für höhere Ideen und allgemeine Bildung anzusehen und nur wegen ihrer nützlichen Anwendung in einzelnen Theilen zu achten gewohnt ist. Und doch finden wir in dieser Wissenschaft das wahrhaft geistige Alphabet der menschlichen Sprache, die in ewiger Klarheit leuchtenden Vorbilder der Begriffe, durch welche die meisten Verhältnisse der sinnlichen und übersinnlichen Welt bezeichnet werden, der Begriffe des Bekannten und Unbekannten, des Willkührlichen und Nothwendigen, des Endlichen und Unendlichen, des Veränderlichen und Unveränderlichen, des Raumes und der Zeit, der Form und des Inhalts, der hohen und der niedern Ordnung, des Punkts, der Linie, des Mittelpunkts und Umkreises, der Bewegung, der Ruhe und des Gleichgewichts. Mehrere dieser Bilder sind zwar schon in alter Zeit mit der Bildung der Sprache in den allgemeinen Gebrauch gekommen, aber die wichtigsten sind noch ohne Anwendung, und andere haben durch den Gebrauch ohne Zurückführung auf ihren ursprünglichen Sinn viel an Werth verloren. In der Mathematik, von dieser Seite aus betrachtet, ist noch ein reicher Schatz von Anschauungen für alle Wissenschaften und die Hauptquelle jener Geheimlehren zu finden, welche nach Ausscheidung des dazu nicht Geeigneten mehr noch als bisher dem Licht des Tages zugewendet zu werden verdienen.

Nur Einiges sey erlaubt hier anzudeuten, was auch die der Mathematik wenig Kundigen nicht zu überschlagen brauchen, weil wir nichts dabei voraussetzen, noch ihre Geduld zu mißbrauchen hoffen.

In der Geometrie lernen wir als die einfachste in sich geschlossene Figur das geradlinigte Dreieck kennen, wie wir solches erhalten, wenn drei gerade Linien, sich durchschneidend, einen Raum begränzen, welcher Grundbestandtheil vieler zusammengesezten Figuren dem Granit des Urgebirgs zu vergleichen ist, auf welchem die Erdrinde mit ihren unendlichen vielen Gebilden ruht. Man kann aber an dieser einfachsten Figur sehr verschiedene Größen unterscheiden, als Elemente, durch deren Zusammensetzung jene Figur gebildet ist, nämlich drei Linien und drei Neigungen dieser Linien zu einander (Winkel), von denen die ersten nach Längenmaßen, die leztern nach den Graden eines in 360 gleiche Theile getheilten Kreises gemessen werden. — Um aber Form und Inhalt eines Dreiecks und alle Theile desselben finden zu können, ist nicht nöthig, daß man alle jene sechs Größen wirklich gemessen hat. Man kann vielmehr, wenn man auch nur einen Theil derselben, nämlich die drei Linien ohne die Winkel, oder zwei Linien und den von ihnen eingeschlossenen Winkel, oder eine Linie und die zwei anliegenden Winkel gemessen hat, die andern drei Größen, und so Form und Inhalt des Dreiecks durch Rechnung oder Zeichnung, gleichsam durch die Augen des Geistes finden, ein Gesetz von dem sich jeder selbst überzeugen kann, der die bekannten Theile eines Dreiecks auf ein Papier überträgt, wo sich ihm dann die unbekannten Theile mit Nothwendigkeit anschließen. ein Verhältniß, welches die Mathematiker bei ihren Darstellungen von Figuren dadurch zu versinnlichen sich bemühen, daß sie die bekannten, mit leiblichen Augen zu sehenden Größen mit ausgezogenen, deutlichen Linien und Kreisen bezeichnen, die unbekannten, nur mit den Augen des Geistes zu sehenden hingegen mit lichten Reihen von Punkten, so wie die Maler die nur mit dem innern Auge wahrnehmbaren, sich äußerlich objektivirenden Gebilde des Geistes oder der von den Banden des Leibes befreiten Geisterwelt anzudeuten pflegen.

In der That bekommt auch durch dieses Verhältniß zwischen bekannten und unbekannten, sichtbaren und durch Schlüsse zu findenden Größen, das beschränkte Sinnenwerkzeug des Menschen die Schwingen eines von den Körperbanden befreiten, an die Räume nicht mehr gebundenen Geistes, und die Kraft, Wunderähnliches zu erreichen, die Räume des Himmels und die Entfernungen fremder Weltkörper zu messen, ohne mit der Meßkette zu denselben hinfliegen zu können, die Tiefen der Erden

zu ergründen, ohne zu denselben hinabzusteigen, ein Bild der ganzen Erdoberfläche zu fertigen, ohne auch nur den hunderttausendsten Theil wirklich gemessen zu haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Sommerlust. Die Villa Putiatins.

Anmuthiger war hier lange kein Sommer, als der nunmehr verflossene. Unter ewigem Wechsel von Sonne und Regen gediehen, mit Ausnahme des diesmal fast ganz fehlenden Obstes, beinahe alle Früchte vorzüglich. Dabei glänzt noch jezt, zwischen den schon kahl gewordenen Getreidefeldern, der grüne Teppich in solcher Frische, als ob es sich eben anschickte, wieder Frühling zu werden. Besonders hold war dieser Sommer unter andern den überaus zahlreichen Versammlungsgärten in dem Dresden umgebenden Dörferkranze. Wenn man in andern Jahren häufig die Klage vernimmt, daß gerade der Genuß des Sonntags, als desjenigen Tages, wo die während der übrigen sechs Tage unter der Last des Gewerbes seufzende Mittelclasse nach Ausflügen in's Freie sich sehnt, ihr durch unfreundliches Wetter verkümmert zu werden pflege, so konnte man den meisten Sonntagen des jezigen Sommers das Gegentheil nachrühmen. Sie bewährten wirklich ihren Namen durch den lieblichsten Sonnenschein. Das befeuerte denn auch die Wirthshausindustrie der Umgegend. Schwerlich hat je zuvor der Dresdener Anzeiger eine solche Menge Sorten von Vergnügungen und Recreationen angekündigt als im jezigen Jahre. Neben Tanz und Vogel- und Scheibenschießen und Concerten von der vollstimmigsten Art bis hinab zu solchen, deren musikalischen Bedarf ein einziges hübsches Harfenmädchen zu bestreiten versteht, allenthalben noch Stangenklettern, Sackhüpfen, Hahnschlagen und andere ähnliche Annehmlichkeiten. Die nach solchen ländlichen Delicen führenden Straßen und Fußsteige waren daher auch, besonders in den ersten Nachmittagsstunden, mit dem Festtagsglanze der gewerblichen Welt überschüttet. Mächtige, zum Theil mit Kinderwagen reich versehene Familienzüge strömten aus den Stadtthoren. Mit Ablegung aller Werkeltagsattribute hatten auch fast alle Gesichter die rundere Form eines bessern Behagens angenommen. Gleichwohl schien dadurch der Dampfwagenfahrt so wenig als den Dampfbooten auf dem Elbstrome Abbruch zu geschehen, vielmehr leztere keine so günstige Saison noch erlebt zu haben. Was vielleicht durch den Dampf zu Wasser und zu Lande einige Beeinträchtigung erlitt, das waren die sonst gewöhnlichen Spazierfahrten der eigentlichen eleganten Welt nach den benachbarten ländlichen Restaurationen. In Ermangelung des eigenen Geschirrs pflegen solche in Miethwagen gemacht zu werden, deren Sonntags gewöhnlich hoch hinaufgeschraubte Preise jedoch zu der jezigen Wohlfeilheit des Fuhrwerks ganz unpassend geworden. Schade, daß die Dampfboote durch Mangel an hinreichendem Wasser für die jezigen milden Herbsttage, die den Elbufern ein besonders anziehendes Kolorit ertheilen, verloren zu seyn scheinen.

Zu denjenigen Orten der benachbarten Gegend, die von Zeit zu Zeit Besuche erhalten, gehörte bis jezt noch immer ein Landhaus und der damit verbundene Park in dem etwa zwei Stunden entfernten, unweit dem königlichen Lustschlosse Pillnitz gelegenen Dorfe Zschachwitz. Der vor Kurzem erfolgte Verkauf dieses Hauses und Parks brachte den noch immer nicht verklungenen Namen seines schon vor einer Reihe von Jahren in hohem Alter hier verschiedenen, vormaligen Besizers, des russischen Fürsten **Putiattin**, eines großen Sonderlings, mehr als zuvor wieder in Umlauf. Die Glasfenster in seinem Regenschirme, unter dem er, bei dem furchtbarsten Gewittergusse, wie unter einer Taucherglocke, in Dresden oft einherwandelte, um dem Menschengetümmel, das rechts und links dem sündflutartigen Zustande zu entrinnen trachtete, lächelnd zuzuschauen, sind noch so wenig vergessen, als der Knopf von eigener Erfindung an seiner Schulter, woran er diesen Regenschirm wieder aufhing, sobald der Guß vorüber war. Noch immer erwähnt man der aus Eisenblech bestehenden Stiefelschäfte des Fürsten, mit denen er sich vor der möglichen Verlezung durch tolle Hunde zu sichern suchte. Am häufigsten wurde der Verstorbene genannt, wenn irgendwo an einem unserer zahllosen neuen Gebäude etwas von der gewohnten Weise ganz Abweichendes, Abenteuerliches zum Vorschein kam. Denn nirgends zeigte sich sein Streben nach Originalität klarer und auffallender, als in seinen Gebäuden zu Zschachwitz, seinem Wohnsize. — Bei aller Bizarrerie sind indeß den nach seiner Angabe errichteten Gebäuden, so wie den Anlagen im dortigen Park, Sinn und Verstand, unter einer, mitunter in der That recht pikanten Form, gar nicht abzusprechen. Das war denn auch der Grund, weßhalb nach der, bei Lebzeiten des Fürsten zu den currenten Lustpartien der hiesigen Gegend gerechneten Villa noch immer Fahrten geschahen, obschon der Aufenthalt in den dortigen Gasthäusern, durch absoluten Mangel an Nettigkeit, auch die bescheidensten Besucher eher abstoßen, als anziehen konnte. Desto anziehender sind aber wirklich die mancherlei originellen Spuren des Waltens des Verstorbenen. Nach seinem Ableben auf Verwandte übergegangen, und nachdem auch diese ein früher Tod dahingenommen, durch Kauf das Eigenthum seines bejahrten Gärtners geworden, stehen die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der Gebäude und des Parks noch wie bei Lebzeiten des im Jahr 1830 Verewigten da. Sie gewähren fortdauernd recht freundliche Erinnerungen an den so geist- als gefühlvollen vormaligen Eigenthümer, welcher sich als guter Genius der großentheils sehr armen Dorfbewohner bewies, und sich durch den Aufbau einer neuen Schule und eine zu deren fortdauernden Unterhaltung ausgesezte Geldsumme einen ehrenvollen Ruf auch für die ferne Zukunft sicherte. Leider jedoch ist soeben durch den erwähnten Verkauf seine Villa nebst dem Park, und was sonst dazu gehört, das Eigenthum eines Fremden geworden. Die Pietät, welche seither so manches sinnvolle Andenken des auch als Schriftsteller und die Urtheile, welche ausgezeichnete Männer, unter andern namentlich **Herder**, über ihn aussprachen, merkwürdigen Mannes unter ihre Obhut nahm, hat dadurch ihre Stimme verloren, und es steht um so mehr zu besorgen, daß nicht nur die vielen eigenen Schöpfungen des Verstorbenen spurlos verschwinden, sondern auch die schönen Waldbäume des allerliebsten Parks der Bliz der Vernichtung treffen werde, da der neue Käufer dem Vernehmen nach ein Oekonom seyn soll, und die Oekonomie, bei allen ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften, die Reize der Natur nur dann zu schäzen weiß, wenn sie gehörige Zinsen tragen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. November 1839.

Dulce est desipere in loco.
Horat.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

Von E. E.

Am Schluß der Abhandlung über die Seelenruhe ertheilt Seneca dem Genie den guten Rath, sich bisweilen zu vergessen und zu zerstreuen, indem er behauptet, allzu große Anstrengung und Anspannung betäube das Gehirn, umneble die Einbildungskraft und tödte alle Geistesanmuth. Sokrates und Heinrich IV. rutschten mit ihren Kindern in der Stube herum; Cato erleichterte sich die Regierungssorgen durch Weintrinken, was, nach Senecas Ausspruch, dem Stoiker weniger zur Schande, als dem Laster zur Ehre gereichte; Scipio erholte sich von seinen Siegen, indem er sich dem Tanze hingab, wie die salischen Priester; kurz, in allen Zeiten und Ländern haben ungewöhnliche Menschen bisweilen von ihren glorreichen Thaten und Werken abstrahirt, und es gewährt kein geringes Interesse, das Genie im Negligé zu überraschen und in müßigen Augenblicken zu beobachten. Man traf eines Tags den Kardinal Richelieu, wie er in seinem Garten wiederholt über eine Mauer sprang. Clarke war ein großer Freund von Turnübungen und körperlichen Anstrengungen; man sah ihn mehr als einmal über Tische und Stühle hinwegsetzen. Der berühmte Bayle hatte eine so große Freude an Seiltänzen und Marionetten, daß er Alles stehen und liegen ließ, wenn er die große Trommel rühren oder die Trompete der Marktschreier blasen hörte; er war der Erste und Lezte auf dem Platze. — Das Genie hat überhaupt viel Kindliches. Montaigne und unser Hoffmann waren ganz glücklich in der Gesellschaft ihrer Katzen, und wenn der große Arnaud von der Arbeit ausruhte, verschlang er den ersten besten Roman, der ihm in die Hände kam. Ein Schriftsteller vergleicht den Doktor Johnson, wenn sich seine Seele zu frivolen Belustigungen herab ließ, mit einem Elephanten, der oft ganze Heere zermalmt und sich darauf geduldig von einem schwachen Kinde leiten läßt. Descartes verplauderte jeden Abend ein Stündchen mit seinem Nachbar und bestellte selbst seinen Garten. Sehr viele hochgelehrte Männer verfaßten nebenher drollige Bücher über schnurrige Gegenstände. Von Seneca gibt es eine komische Abhandlung über den Tod Claudians, welche, einige Unfläthigkeiten abgerechnet, fast an ein modernes Pamphlet erinnert; von Pierrius haben wir eine Dissertation zu Gunsten der Bärte; Holsten machte einen Panegyrikus auf den Nordwind und Erasmus schrieb bekanntlich auf seinen Reisen das Lob der Narrheit.

Es scheint, bemerkt Johnson in seinem Leben des Sir Thomas Browe, als ob Talent und Genie sich stets etwas darauf zu Gute gethan hätten, den Satz zu beweisen,

daß nichts so niedrig und so unbedeutend sey, daß sie nicht erheben und bedeutend machen könnten. Diesem Ehrgeiz haben wir vielleicht den Froschkrieg Homers, die Schmetterlinge Spencers, die sieben böhmischen Königsschlösser Charles Nodiers und manche Erzählung Hoffmanns und Jean Pauls zu verdanken. Nicht zu vergessen ist Synesius, der zu seiner Belustigung eine Lobrede auf die Kahlköpfe schrieb, welche ich zu meiner Beruhigung aus dem Griechischen in's Deutsche übersezt habe. Erwähnung verdient ferner ein berühmter französischer Gelehrter, dessen Namen mir nicht beifallen will, dessen Talent sich aber in einem prächtigen Lobgedicht auf die Perrücken kundgegeben hat. Uebrigens gibt uns Seneca verschiedene merkwürdige Fingerzeige über die Art und Weise, wie Gelehrte und Literaten sich am besten und zuträglichsten erholen können: er verbietet ihnen, zu viel zu arbeiten, aber er läßt ihnen völlige Freiheit, seine Weine zu trinken und sich in einer Sänfte tragen zu lassen, ganz wie jener französische Corporal auf der Lithographie Raffets, welcher seinen Soldaten, die bis an die Knie im Schlammwasser stehen, das Tabakrauchen untersagt, aber das Niedersetzen erlaubt.

Nicht so viel Unterhaltung und Belehrung, als das Studium der Erholungen berühmter Männer, gewährt die Beobachtung gewisser Geistesnucken und Gemüthskrankheiten, welche das Gute haben, daß derjenige, welcher damit behaftet ist, gar nichts von seinem zerrütteten Seelenzustande ahnt. Auffallend genug sind es gerade die Genies und die strebendsten Geister, welche am häufigsten davon befallen werden. Ich meine damit nicht etwa die Krankheiten reicher Müßiggänger und Kopfhänger, welche, von ewiger Langeweile gepeinigt, sich selbst und Andern zur Last sind, welche an keinem Dinge mehr Freude haben und nicht wissen, was sie wollen; eine unstete Laune jagt sie von Ort zu Ort, von Genuß zu Genuß, bis sich ihre erhizte Einbildungskraft am Ende auf gefährliche und strafbare Abwege verirrt. In solch bemitleidenswerthen Seelen- und Körperzustand gerathen nur diejenigen, welche nicht den Muth haben, sich ihn vom Leibe zu halten; Müßiggang führt ihn herbei, Fleiß und Thätigkeit vertreiben ihn. Aber es gibt Krankheiten, welche von übermäßiger Anstrengung herrühren, wenn sie überhaupt eine bestimmte Ursache haben. Was soll man z. B. zu folgenden Sonderbarkeiten sagen? Scaliger konnte keine Brunnenkresse sehen, ohne zusammenzuschaudern; der Marschal d'Albret floh vor einer Heerde Schweine; der König Wladislaw von Polen wurde beim Anblick eines Apfels bestürzt und verlegen, und Heinrich III. von Frankreich hatte einen solchen Widerwillen gegen Kazen, daß er es in keinem Zimmer aushalten konnte, wo eine war. Tycho Brahe veränderte die Farbe und fühlte seine Beine schwanken, wenn ihm ein Hase oder ein Fuchs in den Weg lief, und Baco fiel in Ohnmacht, so oft eine Mondsfinsterniß eintrat. Der berühmte Freidenker Hobbes konnte in der Nacht keinen Augenblick ohne Licht seyn; er glaubte an keinen Gott, aber er hatte eine unglaubliche Angst vor dem Teufel. Pascal sah zu seiner Linken beständig einen Abgrund; der Historiker Varillas versicherte, er habe vier-und-dreißig Jahre lang so gut als keine Nahrung zu sich genommen, und enterbte einen seiner Neffe, weil er nicht orthographisch schrieb. Der französische Geschichtschreiber Mezeray glaubte steif und fest, daß die Sonne nicht mehr scheine; er arbeitete selbst am hellen Tage bei Licht und vergaß nie, die Personen, welche ihn besuchten, mit angezündeter Kerze bis auf die Straße zu begleiten.

(Fortsezung folgt.)

Bilder des Unsichtbaren in den Gesezen der sichtbaren Welt.

(Schluß.)

Wenn man die Entfernung des Monds von der Erde messen will, so ist nur nöthig, die Entfernung zweier Orte auf der Erde zu wissen, die groß genug ist, um den Mond in verschiedenen Richtungen sehen zu können, wo dann die Entfernung der zwei Orte der Erde eine Linie und die Richtungen die zwei Winkel eines Dreiecks bilden, dessen Spize im Mond sich befindet. — Aber das Gesez von den bekannten und unbekannten Theilen eines Dreiecks gibt uns nicht bloß die Kraft, unsere Sinnwerkzeuge fast in's Unendliche zu erweitern, sondern zugleich ein Bild des Verhältnisses des Menschen zur übersinnlichen Welt. Denn des Menschen Handlungen sind die bekannten Größen einer Figur, welchen höhere Geister die entsprechenden unsichtbaren, aber mit Nothwendigkeit sich ergebenden Linien nachzeichnen, die sich als Schicksal, Vergeltung und Vorsehung oft plözlich in unser Leben einschreitend schliessen, während wir noch wähnen, über die zweite Hälfte derselben mit Freiheit verfügen zu können.

Alle drei Winkel eines Dreiecks machen immer zusammen einen halben Kreis, 180 Grad, aus, wovon sich jeder überzeugen kann, der die drei Winkel der verschiedensten Dreiecke zusammenzulegen sich bemüht, und der immer das nämliche Ergebniß erhalten wird. Wenn man daher auch nur zwei Winkel weiß, so kann man den dritten durch Rechnung oder Zeichnung finden, indem der dritte Winkel der Rest eines Halbbogens nach Abzug der zwei andern ist. Da nun die drei Winkel die Form des Dreiecks bestimmen, so ist auch durch zwei Winkel die Form desselben gegeben. — Das immer gleiche Ergebniß der drei Winkel,

der halbe Bogen, die 180 Grade zeigen uns die dem leiblichen Auge nicht sichtbare, aber dem geistigen Auge wahrnehmbare Urzahl des Dreiecks, die solches beherrscht und von allen andern Figuren unterscheidet, von denen jede nach ihrer verschiedenen Art wieder eine andere Zahl in sich enthält. So hat schon nach der ältesten Weisheit auch die Pflanze eine sie vom Steine, vom Thiere, vom Menschen unterscheidende Zahl, und so auch das Thier. So hat auch der Mensch in sich eine Zahl, die ihn von Wesen anderer Art unterscheidet, über die er nicht hinaus kann und die ihn auf die Erde zurückbringt, wenn er schon glaubt, solche besiegt zu haben und in den Himmel fliegen zu können.

Alle Dreiecke, die eine gleiche Linie haben und deren senkrechte Höhe von der entgegenstehenden Spitze auf diese Linie oder deren Verlängerung gleich ist, können zwar der Form nach unendlich verschieden seyn, sind aber dem Inhalt nach unter sich gleich, so wie dem Urmaß, das sich ergibt, wenn man auf jener gleichen Linie ein Dreieck errichtet, dessen senkrechte Höhe gerade in die Mitte der Linie fällt und dessen Winkel an der Grundlinie gleich sind. Betrachten wir aber ein solches Dreieck, mit gleichen Winkeln und Linien auf der Grundlinie errichtet, gegen die vielen andern mit gleicher Linie und Höhe, die mit immer größerer Ungleichheit der Winkel und immer größerer Verzerrung und immer wachsendem Aufwand an Oberfläche, doch nicht an Inhalt zunehmen; betrachten wir ein solches Dreieck, das auf einem Stück Papier mit gleichen Winkeln an der Grundlinie, auf die dem Auge wohlgefälligste Art, mit dem wenigsten Aufwand an Linien und Oberfläche so viel Raum einschließt als eines, das sich mit gleicher Grundlinie und Höhe über unsere Wohnung und meilenweit ausdehnt: so haben wir ein klares Bild aller Oberflächen, welche das Wesen der Dinge umgeben, und ihres trügerischen Scheins und ihrer Ohnmacht. Wenn es schon dem Auge schwer wird, bei diesen Schattenbildern der wirklichen Dinge eine auf unserm Tisch gezeichnete Figur nicht für kleiner zu halten als ein Zerrbild dieser Figur, dessen Oberflächen nach Meilen gemessen werden können, um wie viel leichter muß der Mensch sich täuschen bei Prüfung des Gehalts der Dinge, deren Oberflächen, mit Glanz und Farben bekleidet, das Auge blenden und durchzuschauen hindern?

Hier haben wir die wichtigsten Gesetze der Geometrie, von unendlicher Bedeutung und Anwendung, aber noch weiter wichtig als klare Bilder der verborgenen Wurzeln der äußern Dinge und ihres Verhältnisses zur unsichtbaren Welt.

Auch die angewandte Mathematik, besonders die Mechanik, gibt reichen Stoff zu solchen Betrachtungen, wie sich schon durch einen Blick auf die ersten Gesetze derselben ergeben wird. — Wenn einem unbelebten Körper eine Kraft mitgetheilt wird, so bewegt sich der Körper in gleicher Richtung mit gleicher Stärke, und in alle Ewigkeit fort, so weit die Bewegung nicht durch entgegengesetzte Kräfte aufgehoben wird. Der unbelebte Körper kann aus sich selbst heraus die ihm mitgetheilte Kraft nicht ändern. Eben so wenig kann die unsichtbare Kraft sich selbst beschränken, oder die Verbindung mit dem Körper aufheben. — Durch möglichste Entfernung der entgegenstehenden Kräfte kann daher jeder Bewegung eine außerordentliche Dauer und scheinbare Verstärkung verschafft werden. Ein Pferd kann ohne einen Wagen mit Rädern kaum einige Zentner fortschaffen, auf einem Wagen mit Rädern auf rauhem Wege sechs Zentner, auf gutem Wege zwölf Zentner, auf einer Eisenbahn zweihundert Zentner, und es könnte wohl zweitausend Zentner fortbewegen, wenn es möglich wäre, spiegelglatte Bahnen zu bauen und einen luftleeren Raum über dieselben herzubreiten. — Auf solchen mehr als spiegelglatten Bahnen im vollkommen luftleeren Raume rollen aber die Planeten unseres Sonnensystems in Folge einer am Anfang der Zeit erhaltenen Bewegung seit Jahrtausenden mit ungeschwächter Kraft und kaum denkbarer Geschwindigkeit. — Was der Grund sey dieser innigen und bedingungsweise ewigen Verbindung der unsichtbaren Kraft mit einem todten Körper, und warum die Kraft den Körper nicht von selbst verlassen könne, dies erklärt die Wissenschaft nicht; sie muß sich begnügen, zeigen zu können, daß solche Verbindung nach aller Erfahrung als vorhanden angenommen werden muß, um Widersprüche mit den Gesetzen des Denkens zu vermeiden. — Wir haben aber damit das einfachste und reinste Bild des Menschenlebens, dieser Verbindung einer unsichtbaren, unendlichen Kraft mit leblosen Stoffen, und ein Symbol des unsterblichen durch den Körper wirkenden Geistes.

Das zweite Gesetz zeigt die Beschränkung der unendlichen Kraft durch die Gegenwirkung anderer Kräfte. Denn jeder Körper nimmt nicht blos Eine Kraft in sich auf, sondern so viele, als mit ihm in Berührung kommen, und verwandelt diese verschiedenen Kräfte in eine neue Kraft, in ein Produkt, wobei diejenigen Kräfte, die gleiche Richtung haben, sich vermehren, die von entgegengesetzter Richtung sich vermindern, die Kräfte von ungleicher Richtung eine mittlere Seitenbewegung hervorbringen und die entgegengesetzten, gleich großen Kräfte das Gleichgewicht, die Ruhe, zur Folge haben. Jeder Körper ist daher ein Vereinigungspunkt für alle ihn berührenden Kräfte, ein Behälter, in dem sie zu einem Ganzen verarbeitet werden, ein Mikrokosmus, der äußern Umgebung gegenüber. Jede Kraft auf der Erde, sobald sie zu wirken anfängt, ist aber umringt von Kräften, die ihr entgegenwirken, und wird ohne Aufhören geändert, bis die Gegenwirkung gleich stark wird und sie zur Ruhe bringt. Die Kanonenkugel, welche mit der Kraft des Blitzes allen Gegenkräften

zu trotzen und in den Himmel zu steigen scheint, leidet jeden Augenblick unausgesezten, wachsenden Widerstand, der sie bald zurückzusinken nöthigt und ihr am Ende kaum noch Zeit läßt, sich ein Grab aufzuwühlen. — Hieran haben wir ein Bild des Kampfs der Menschenkraft mit der Außenwelt, aber auch ein Bild des beendigten Kampfs, der Ruhe im Tode.

Das dritte Gesetz zeigt uns, wie die Kraft, ungeachtet ihrer Beschränkung durch die Außenwelt, dennoch Großes, dem Unendlichen Nahes vollbringen kann. Bei der Anwendung des Hebels ruft der Mensch im Kampf mit der Last, der er unterliegen müßte, eine rettende Macht zu Hülfe, die Mutter Erde, die, überall uns umgebend, stärker als jede Last, zum Stützpunkt genommen, uns tragen und überwinden hilft. Je näher der Stützpunkt bei der zu hebenden Last genommen wird, desto mehr hilft er tragen, desto mehr stärkt er die Kraft, aber desto kleiner ist auch die Bewegung, desto größer daher das Opfer an Zeit, an Geduld und Ausdauer: das Bild des schweren, doch am Ende siegreichen Kampfs des unsterblichen Geistes mit den Kräften, welche nach unten ziehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

(Fortsetzung.)

Todesfälle. Lichtbilder. Mosens Otto III.

Bei aller wahrhaften Schönheit hatte jedoch der verflossene Sommer auch eine recht häßliche Seite für unsere Stadt. In den vorlezten Wochen nahmen die Nervenkrankheiten und andere körperliche Uebel dergestalt überhand, daß manche Straßen und ganze Bezirke als der unheimliche Sitz derselben betrachtet wurden. Die wöchentlichen Sterbelisten überstiegen die gewöhnliche Todtenzahl um das Doppelte. Ob nun schon dieses Uebermaß neuerlich wieder nachgelassen hat, so haben doch Aerzte und Apotheker noch alle Hände voll zu thun. Im Allgemeinen scheint es im jetzigen Jahre der Tod zunächst auf Dresdens Schriftsteller abgesehen zu haben. Nachdem die Arzneikunde in Kreißig einen bedeutenden Autor verloren, und das Feld der Novelle in Tromlitz und Schilling ein paar überaus rüstige Anbauer eingebüßt hatte, starb auch vor Kurzem der, hauptsächlich wegen geographischer und statistischer Schriften rühmlich genannte Direktor der Cameralvermessung, Kammerrath v. Schlieben.

Von Lichtbildern, nach Daguerres Methode hier gefertigt, sind zwar mehrere zu einer allgemeineren Kenntniß gelangt, doch waren die mir davon vorgekommenen noch in einem solchen Zustande der Unvollkommenheit, daß auch ein recht scharfes Auge nur mit Mühe die Zeichnung gehörig verfolgen konnte. — Ein bei hiesigem Hoftheater einstudirtes neues Trauerspiel erregte im Voraus allgemeine Aufmerksamkeit. Es hatte das Eigenthümliche, daß es nicht von Raupach war, dessen Name schon seit langer Zeit als der einzige Paß erschien, unter dem der deutschen Tragödie Zutritt auf den deutschen Bühnen gestattet wurde. Die Bühnenintendanzen verdienen deßhalb keinen Vorwurf. Die neuesten Tragödien, wenn man einige Dramen von Immermann, Halm und das jüngste Trauerspiel von Gutzkow abrechnet, hatten theils keinen wahrhaften Kern, theils fehlte ihnen, bei mitunter anerkanntem Werthe, das Gepräge, wodurch sie allein Geltung bei der Aufführung gewinnen können. Der einzige Raupach schien noch im Besitz des Schlüssels zu dem Räthsel, wie ein aufführbares Trauerspiel beschaffen seyn müsse. Was auch hierüber öffentlich immer lauter und unwilliger ausgesprochen wurde, das zuschauende Theaterpublikum im Allgemeinen war offenbar, in Dresden wie anderwärts, in diesem Punkt mit den Bühnenvorstehern einverstanden. Schon der Umstand beweist das, daß jedes neue Raupachsche Trauerspiel die Schauspielhäuser auch mit Zuschauern zu füllen pflegt. Bei alledem kann es keinen natürlicheren Wunsch geben, als daß doch endlich auch wieder ein anderer Tragiker sein Glück auf der Bühne versuchen möchte. Und siehe da, dies war geschehen. Das hiesige Theater hatte ein neues Stück in Scene gesezt, und was die Hoffnungen auf das Höchste steigerte, der Verfasser war ein Mann von wahrem Dichterberufe, es war der in Dresden lebende Julius Mosen. Sein Trauerspiel hieß: „Kaiser Otto der Dritte," und die Aufführung war dem lezten Tage des vorigen Monats vorbehalten. Die heitern Gesichter des sehr stark bevölkerten Schauspielhauses deuteten an diesem Tage im Voraus an, daß der Dichter es mit einem Auditorium zu thun hatte, dessen Wohlwollen mit den Erwartungen Hand in Hand ging. Von Seiten der Bühnendirektion war nichts zu Unterstützung der dichterischen Bestrebungen verabsäumt worden. Der kaum erst zur Mündigkeit gelangte Held des Stücks geht eben darauf aus, die Absichten seiner Vorfahren, durch Verlegung des Kaisersitzes nach Rom, in Ausführung zu bringen, aber die dortigen Unruhen erneuern sich. Doch die Empörer werden gebändigt und den an ihrer Spitze gewesenen Crescentius erwartet der Tod des Verbrechers. Stephanie, seine Gemahlin, obschon noch in erster Jugendblüthe, scheint ihren, bereits hochbejahrten Gatten nicht überleben zu können. Halb von Sinnen über das diesen erwartende Schicksal, eilt sie vor den Thron des Kaisers, dasselbe von ihm abzuwenden; zu spät. Ein aus der Ferne herübertönender Trommelschall verkündet die eben an Crescentius vollzogene Enthauptung. Der Blitz der Liebe hat inzwischen mit Zaubergewalt die Herzen des Kaisers und der durch dessen Urtheilsspruch zur Wittwe gewordenen für einander entzündet. Nicht lange, so kommt es dahin, daß Otto und Stephanie kein Gesetz, kein Recht anerkennen, außer ihrer gegenseitigen, glühenden Liebe. Doch das Gewissen verfolgt den Kaiser bis in die Arme seiner Geliebten mit dem Schreckbilde ihres auf seinen Befehl hingerichteten ersten Gatten und auch mit Vorhaltung der seiner hohen Würde schuldigen Pflichten. Vergebens kämpft Stephanie mit aller Kraft ihres Herzens für die Wiederbefestigung seines Liebesbündnisses mit ihr. Seinen Kaiserthron im Auge, reißt Otto sich gewaltsam los von der Verzweifelnden. Da tritt sie seinem festen Vorhaben, der Rückkehr nach Deutschland, mit zwei Dolchstichen, den ersten nach seiner, den zweiten nach ihrer Brust geführt, in den Weg, um so, ihrer Ansicht nach, einen Bund mit ihm für die ganze Ewigkeit zu begründen.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 39 u. Sendschreiben des Hofgerichtsadvokaten Achert in Karlsruhe, die Herausgabe einer allgemeinen deutschen Frauenzeitung mit Unterhaltungsblatt betreffend, worauf bei allen deutschen Postämtern abonnirt werden kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. November 1839.

Der Himmel, einem Ofen zu vergleichen,
Läßt nichts erschau'n, das wohl dem Auge thut;
Die Luft, unregsam, gibt kein Lebenszeichen,
Und Zephyr liegt in seiner Grott' und ruht.
Gleich Flammen sind am Horizont, voll Grauen,
Die unfruchtbaren Wolken anzuschauen.

T. Tasso.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

I. Der Sommer.

1. Mit Sonnenglut und mildem Mondesschimmer,
Mit Strömen, aufgeregt vom kühlen Bad',
Am Abend schön und mit gedämpftem Sehnen
Ist, Freundin, nun die Sommerzeit genaht.

2. Ein wasserkühles, flimmerndes Gewölbe,
Die Nächte glänzend mit des Mondes Schein,
Juwelen sind bereit und feuchter Sandel,
Dem Menschen ihren Liebesdienst zu weihn.

3. In herrlichduftendem Gemache laben
Sich nun die Liebenden um Mitternacht
Am Weine, würzig von der Gattin Odem,
Wenn Sang mit Spiel die Sehnsucht angefacht.

4. Den Seidengurt um runde Hüft' geschlungen,
Mit Perlenschnüren ihre Brust geschmückt,
Und in den Locken Wohlgerüche, haben
Die Schönen ihres Freundes Herz entzückt.

5. Bei jedem Schritte klirrt die goldne Spange
Am zarten Fuße, der von Schminke glüht,
Wie des Flamingo Liebesruf ertönet,
Und Sehnen füllt des Liebenden Gemüth.

6. Denn wessen Sinne würden nicht gefesselt,
Wenn Sandelduft den schönen Busen kühlt;
Wenn um das Haar ein Blumenkranz gewunden,
Ein goldner Gürtel um die Hüfte spielt?

7. In Lüften, die mit Wohlgerüchen fächeln,
Durch Perlenschnur um runde Mädchenbrust,
Bei Vogelsang und bei der Laute Klängen
Erwacht aus ihrem Schlummer Liebeslust.

8. Der Mond erschaut im glänzenden Gemache
Der holden Jungfrau schlummerndes Gesicht;
Er will beschämt vor Eifersucht vergehen
Und schwindet blaß dahin im Morgenlicht.

9. Der Pilger, von der Trennung Feu'r verzehret,
Hat kaum den Boden unter sich erkannt:
Denn ausgedörret von der Sonne Gluten
Umhüllen Staub und Wirbelwind das Land.

10. Nach Wasser eilt die durstende Gazelle,
Vor Hitze glühend und mit trocknem Gaum,
Wenn, ähnlich einem trunknen Elephanten,
Gewölk erscheint am fernen Waldessaum.

11. Die Schlange, von der Sonne Strahl durchglühet,
Im brennendheißen Staube hingestreckt,
Hat endlich seufzend sich herangewunden,
Wo schattig sie der Schweif des Pfauen deckt.

12. Der Löwe keucht mit durstigwundem Rachen,
Verfolget nicht den Elephanten mehr;
Der kühne Muth ist ihm dahingeschmachtet,
Die Mähne starrt, die Zunge zittert schwer.

13. Der Elephant, von heißem Durst getrieben,
Und aufgezehret von der Sonne Glut,
Er schlürft mit trocknem Rüssel Thauestropfen,
Ist unbekümmert um des Leuen Wuth.

14. Der Pfau, am Körper matt und sinnverwirret
Durch Strahlen, die wie Opferfeuer glühn,
Verschonet nun die hingestreckten Schlangen,
Die unter seines Schweifes Schatten fliehn.

15. Der Eber wühlet mit des Rüssels Scheibe
In Ried und gelben Schlamm des Sumpfes ein,
Und möchte ganz sich in die Erde graben,
Zum Schutze vor der Sonne Flammenschein.

16. Getroffen von dem strahlbekränzten Gotte,
Entspringt der Frosch des trüben Teiches Schlamm,
Und flüchtet müde sich zu einer Schlange,
Die ausgebreitet ihren Schattenkamm.

17. Ihr aber ist das Stirnjuwel gespalten,
Vor Sonnenglut ihr Inneres verzehrt;
Sie züngelt gierig nur der Luft entgegen
Und läßt die nahe Beute unversehrt.

18. In einem Netz von Lotusfibern hangen
Betäubte Fische und der Kranich flieht:
Denn Elephanten stampfen in dem Teiche,
Bis er dem dicken Schlamme ähnlich sieht.

19. Mit welker, schaumbedeckter Lippe stürzet
Aus Bergeskluft die Büffelschaar hervor;
Die Zunge hängt ihr glühend aus dem Munde,
Nach Wasser schaut der wilde Blick empor.

20. Es hat verheerender Waldbrand das junge Gras verdorrt,
Und heftig treibt die Windsbraut die trocknen Blätter fort;
Ringsum sind die Gewässer versiegt in jedem Teich,
Entsetzen erwecken die Haine, noch jüngst so blüthenreich.

21. Auf Bäumen mit welken Blättern erseufzt der Vögel Sang,
Die müden Affen schleichen sich an dem Berg entlang;
Es wandern die Büffelschaaren und schau'n nach Naß umher,
Und in des Brunnens Tiefe schlürft ein Phalänenheer.

22. Mit Windesschnelle getrieben umarmt die Feuerglut
Der Bäum' und Sträuche Wipfel, verzehret mit rascher Wuth;
Da springen die rothen Funken, als würde von Ort zu Ort
Zinnober und Saffranblüthe gestreuet fort und fort.

23. Und aus der Berge Spalten braust Sturmgeheul hervor,
Es tönt ein helles Pfeifen im trocknen Bambusrohr;
Dann fliegt im Nu die Flamme hernieder in die Schlucht
Und scheuchet die Schaar des Wildes empor zur raschen Flucht.

24. Und wenn in Baumwollstauden das Feuer nun stärker loht,
So dringt aus Baumesritzen die Flamme wie goldnes Roth;
Sie springt mit Zweig und Blättern von Aesten hier und dort
Und rast, vom Winde getrieben, im Walde weiter fort.

25. Leu, Elephant und Büffel, verscheucht von Glut und Dampf,
Sie gehen wie Freunde beisammen und denken nicht an Kampf;
Aus branderfülltem Walde sieht man sie ängstlich fliehn
Und in die feuchte Niedrung zu Inselgründen ziehn.

26. Doch wer an Lotusschimmer und Pataladuft sich letzt,
Des Hauses hohen Söller mit frischer Kühlung netzt,
An Sang und Scherz sich labet mit der Geliebten vereint,
Dem schwinde des Sommers Hitze, wenn hell der Mond erscheint.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Der lebende Pariser Kritiker Castil-Blaze, welcher lange die Feuilletons über Musik in dem Journal des Débats schrieb, glaubte lange, auf seiner rechten Wange sitze beständig eine Fliege; er scheuchte sie hundertmal in einer Stunde weg; wenn er nicht ganz in Gedanken vertieft war, fuhr er selbst beim Arbeiten unaufhörlich mit der Hand nach der Wange. Kaum hatte er die phantastische Fliege verjagt, so kam sie wieder und immer wieder. Er wurde vor drei oder vier Jahren durch eine List des Doktors Emery geheilt, indem dieser ihm eine klebrige Salbe auf die Wange strich, an der die Fliege

hängen bleiben sollte, und dem Kranken eine wirkliche, in Bereitschaft gehaltene Fliege vorzeigte. Diese Anekdote hat den Stoff zu dem lustigen Vaudeville „Fich-tou-kang" geliefert, welches am Hofe von Peking spielt, dem Kaiser von China die Einbildung des Herrn Castil-Blaze aufbürdet und denselben von einem französischen Charlatan geheilt werden läßt. Die Franzosen sind ein glückliches Volk, das über Alles witzelt und tändelt, und mit gleicher Leichtigkeit über einen geprellten Ehemann und einen armen Mondsüchtigen Vaudevilles macht. Ich schiebe es auf meine deutsche Natur, daß mich immer ein Schauer ergreift, wenn ich an Leuten sehe oder auch nur davon erzählen höre, daß sie mit Monomanien behaftet sind. Dieser Schauer ist nicht sowohl der eigennützige Gedanke an die eigene Hinfälligkeit, als der schreckliche Gedanke an die schmale Linie, welche die Menschen im Allgemeinen vom Tollhause trennt. Die Psychologen, Physiologen und Doktoren aller Fakultäten, wenn sie nicht zu sehr vom Dünkel aufgeblasen sind, gestehen, daß sie uns über Thatsachen wie die obigen in der Regel keine Rechenschaft, keinen Aufschluß geben können. Das Heilige im Menschen ist doch ganz unabhängig von aller künstlichen Metaphysik und Manipulation; das Menschenherz ist tief wie das Meer und der Himmel, und diese Tiefen sind es, die uns freuen und schrecken. Wie z. B. sollen wir uns die auffallende Erscheinung erklären, daß fast allen komischen Schriftstellern und Schauspielern ein geheimer, unsäglicher Kummer am Herzen nagt, und daß gerade diejenigen, welche so vielen Menschen Freude und Spaß machen, meist traurig und schwermüthig sind und die schlimmsten Schicksale erleben? Die Literaturgeschichte ist überreich an Beispielen dieser Art, und die Theaterannalen liefern uns fast auf jeder Seite Beweise dazu.

Philipp III. von Spanien stand eines Tags auf einem Balkon seines Schlosses Escurial und betrachtete verwundert einen Madrider Studenten, der mit einem Buch in der Sonne lag und bisweilen laut auflachte. Je weiter die Lektüre des Musensohns vorschritt, desto höher stieg seine Fröhlichkeit, welche am Ende so ausgelassen wurde, daß er das Buch aus den Händen fallen ließ und sich vor Entzücken auf dem Boden wälzte. Philipp wandte sich an seine Hofleute mit den Worten: „Entweder ist dieser junge Mensch toll oder er liest den Don Quixote." Ein Palastbedienter mußte das Buch von der Erde aufheben, und man überzeugte sich, daß der junge Mensch keineswegs den Verstand verloren, sondern wirklich im Don Quixote gelesen hatte. — Während diese Scene im Escurial vorging, ereignete sich in dem dunkeln Hause einer kleinen Nebengasse von Madrid ein traurigerer Auftritt. In einem armseligen Gemach lag, auf einem dünnen Strohsack gebettet, ein Mann, der nicht viel über fünfzig Jahre zählte, aber dessen Bart schon silberweiß, dessen Züge von Schmerz und Elend abgezehrt waren. Der Kranke hatte eben seine lezten Kräfte zusammengerafft und sich auf seinem verstümmelten Arm halb in die Höhe gerichtet, um mit erloschener Stimme ein Danksageschreiben an den Grafen von Lerma zu diktiren, welcher ihm ein kleines Almosen zugesandt. Den Tag darauf sah man aus demselben Hause einen ärmlichen Leichenzug kommen, und wenn ein Vorübergehender sich aus Mitleid nach dem Namen des Gestorbenen erkundigt hätte, so würde er folgende Antwort erhalten haben: „Der Todte war ein armer Schriftsteller, und sein Leben eine ununterbrochene Reihe von Trübsalen und Bekümmernissen jeder Art. Die Noth zwang ihn, Bedienter und darauf gemeiner Soldat zu werden. In der Schlacht bei Lepanto verwundet, wurde er von Seeräubern gefangen genommen und blieb fünf Jahre lang Galeerensklave; nach der Rückkehr in seine Heimath erhielt er eine jämmerliche Stelle als Salzsteuereinnehmer, welche er nur kurze Zeit bekleidete; denn er wurde fälschlich angeklagt und abermals in's Gefängniß gesezt. Unter diesen trostlosen Umständen griff er zur Schriftstellerei und bekam von Zeit zu Zeit gerade so viel Unterstützung, daß er nicht Hungers starb. Heute hat endlich der Tod diesen Unglücklichen erlöst, den die ganze gebildete Welt kannte: er hieß Miguel Cervantes."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Wiener Landleute.

Mit der ersten Schwalbe, die auf dem Stephansthurm sich niederläßt, mit dem ersten grünen Blatte, das auf den Bäumen des Praters sichtbar wird, ertönt aus allen Winkeln Wiens der Freudenruf: Land! Land! — Man glaubt, die Stadt war auf einer großen Seereise und sieht zum ersten Male die heimathliche Küste wieder; man glaubt, es sey die Schiffsmannschaft des Columbus, welche den amerikanischen Boden zum ersten Mal begrüßt. — Erinnert ihr euch noch jener Schweizer Unruhen im Jahre 1832, wo die Basler Stadt gegen das Basler Land zu Felde zog? Diese Unruhen kann man in Wien in jedem Frühling erneuert sehen. Mit ganzer Heeresmacht zieht die Stadt hinaus, das Land zu erobern. Männer, Frauen, Kinder und Greise, alles schließt sich dem Zuge an, alles bewaffnet sich; aber nicht mit dem Schwerte — die Wiener lieben das Schwert nicht — nein, es sind die Waffen des Friedens, die man anlegt, statt des Panzerhemds ein Staubhemd, statt des Helms einen Strohhut; so mischt man sich unter das Landvolk, man sprengt die bastillenartigen Mauern der Stadt, man wirft die Fesseln der Convenienz ab, man umarmt den Bauer. Freiheit! Freiheit! jauchzt man auf, indem man auf den grünen Wiesen die Carmagnole tanzt; es ist, als ob der republikanische Geist des Schweizer Volkes in die guten Wiener gefahren

wäre. Und wenn ihr etwa glaubt, die Polizei suche diesen Aufruhr zu stillen, so seyd ihr im Irrthum. Die Polizei ist mit unter den Aufrührern und tanzt mit auf den grünen Wiesen und zieht gleichfalls eine Blouse an, ohne im mindesten daran zu denken, daß dies gegenwärtig in Paris die Uniform der Revolution ist. — Land, Land! Wie der Bär seine Hütte zerreißt, die ihn im Winter vor Frost und Kälte geschützt, also werden auch die Möbeln aus den Winterwohnungen gerissen und hinausgeschleppt. Alles wandert aus, wenn auch nicht nach Amerika, doch wenigstens nach Penzing; Alles sucht Ansiedlungen zu gründen, wenn auch nicht an den Ufern des Missisippi, doch an dem Gestade des Schwechat; Alles schifft sich ein, wenn auch nicht auf einem Kauffahrteischiff, doch wenigstens im Stellwagen. Der Stellwagen, das ist der Gott dieser Auswanderer, der Mephisto, der den Faust auf seinen Zauberrossen nach jedem beliebigen Ort führt. Und man braucht sich nicht einmal mit Blut ihm zu verschreiben. Es ist ein gutmüthiger Teufel, der für zwölf Silberkreuzer euch auf den Blocksberg führt. Ohne diesen Mephisto würden die Wiener Fauste das Leben nicht so bequem genießen können, und vollends das Landleben nicht. So ein Beamter, der sich ein Tusculum in Dornbach, Mödling, Hietzing, Heiligenstadt ꝛc. gemiethet hat, will es doch genießen, und doch fesseln seine Pflichten ihn Tags über an die Stadt. Da verschreibt er sich dem Teufel. Wenn es dunkelt, kommt er, um ihn abzuholen; ein Wagen rasselt, und der Beamte ist verschwunden. Früh Morgens aber, wenn ihr wieder in sein Bureau tretet, da sizt er wieder leibhaftig, wie er gestern da saß, und es wird euch alsbald klar, daß hier eine geheimnißvolle Macht die Hand im Spiele haben muß. Wollte Jemand die Bevölkerung Wiens in einer Sommernacht zählen, er würde 80,000 Menschen weniger finden als bei Tag. — Aber eben weil die Stadt auf's Land gefahren, ist auch das Land davon gezogen. Die Dorfschaften rings um Wien sind verschwunden und sind zu Stadtschaften geworden. Häuser, Paläste, Staubwolken, mephitische Dünste sind mit hinausgezogen; 80,000 Städter bringen viel luftverderbendes Element mit. Man wohnt zwar nicht mehr auf dem Kohlmarkt, aber man wohnt in Penzing noch enger beisammen. Man haucht zwar nicht mehr den schädlichen Stadtstaub ein, dafür aber zehnmal so viel Landstaub, den die tausend hintereinander herjagenden Wagen in dichten Wolken aufwirbeln. Mit blassen Wangen ist man auf's Land gezogen und mit gelbem Gesichte kehrt man in die Stadt zurück, einen kleinen Catarrh hat man mit hinausgenommen und einen ausgebildeten Stockhusten bringt man wieder heim. — Aber die Damen haben ja keine Geschäfte in der Stadt und müssen zweimal des Tags hinein und hinausfahren? Und die Reichen! haben diese nicht Landgüter, wo sie den Sommer zubringen? Gewiß, gewiß. Ich will Sie gleich bei einer solchen Familie einführen.

(Fortsezung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Schluß.)

Mosens Otto III. Musik.

Schon aus dieser dürren Skizze läßt sich ermessen, daß es dem Trauerspiele nicht an erschütternden Situationen fehlen kann. Auch bietet es eine Fülle erhabener und glanzvoller Gedanken dar. Auf das Zartgefühl der Frauen wird indessen die bei Stephanien früher so klar ausgesprochene Liebe zu ihrem ersten Gemahl und die unmittelbar darauf in ihr entbrennende Leidenschaft für den kaiserlichen Jüngling, der ihn hinrichten ließ, immer einen sehr ungünstigen Eindruck hervorbringen. Bis zum höchsten Grade dürfte wohl dieser sich steigern in der Scene, wo eben die durch das Todesurtheil des Kaisers des ersten Gatten Beraubte im traulichen Gespräch mit Otto begriffen ist und der entseelte Leichnam des Enthaupteten in ihre Wohnung gebracht wird. Ihr Entsetzen über das Unheimliche dieses Zusammentreffens nimmt ihr alle Besinnung, und wir sehen sie die Arme gerade so um den Mörder ihres Gemahls schlagen, wie es nicht lange zuvor auf derselben Stelle um den noch lebenden Gemahl geschah. — Die meisterhafte Durchführung des Charakters des Taraglin, des Bruders des enthaupteten Crescentius, wußte, troz der Schlangentücke, die in ihm waltet, und troz dem Hasse, den diese Tücke in dem theilnehmenden Zuschauer erregen muß, sogar lezterem Beifall abzugewinnen. Der wackere Künstler Pauli unterließ freilich nichts, des Dichters Zeichnung bis in die tiefsten und feinsten Nüancen zu verfolgen, und sie überhaupt mit den kräftigsten Farben des Lebens auszustatten. Aber Mosen hatte auch in dieser Rolle der Schauspielkunst besonders glücklich in die Hand gearbeitet. Obschon ihm allerdings zum Bilde seines Taraglin des unsterblichen Shakespeares Antonius beim Leichname des Julius Cäsar auf dem römischen Forum unverkennbar gesessen hat, so sind seinem Bilde doch die neueren Zustände und eigenthümlichen Verhältnisse auf das passendste eingewebt. Die Hauptlinien des unter dem Namen des Torso hochberühmten Bruchstücks antiker Skulptur liegen manchem neuern plastischen Meisterwerk zum Grunde, ohne daß es ihm zum Vorwurfe gereicht; warum sollte der Poesie eine ähnliche Benuzung alter Kunsterzeugnisse, zumal bei so zweckmäßiger Anwendung wie hier, nicht gestattet seyn? — Daß die Stimmführer im Publikum mit den Leistungen der sämmtlichen Schauspieler zufrieden gewesen seyn müssen, wird der Schluß meines Berichts über diese Tragödie am besten beweisen. Heckscher, als Kaiser Otto, legte es vielleicht in seinen Stellungen zu sehr auf Bühneneffekte an. Uebrigens hätte sein gut gehaltenes Spiel unfehlbar denselben Grad von lauter Anerkennung verdient, welcher dem Fräulein Berg (Stephanie) zu Theil wurde. — Der Dichter versäumte nicht, durch Musik, Pomp, Pracht und Aufzüge jeder Art Ohr und Auge angenehm zu beschäftigen. Nach mehrmals während des Stückes wiederholtem starken Beifallsklatschen und Zurufen, wurde er am Schlusse verlangt. Stürmischer Beifall empfing ihn, als er auf der Bühne erschien. Den kurzen Worten, die seinen Dank aussprachen, lag hauptsächlich eine Ablehnung des dem aufgeführten Trauerspiele zuerkannten Verdienstes zum Grunde. Dabei versprach er, daß der erhaltene Beifall ihm zur Aufmunterung dienen solle, sich ferner in dramatischen Arbeiten zu versuchen. Nach mehreren gerufenen einzelnen Schauspielern sprach man den Wunsch des Wiedersehens des ganzen, bei dem Stücke thätig gewesenen Schauspielerpersonals aus. — Von andern Theaterneuigkeiten waren die lezten Wochen gänzlich entblößt. Um so mehr hielt man sich an manches ältere beliebte Gesangsstück, namentlich an die Hugenotten, den Wasserträger, den Maurer u. s. w. — Besondern Genuß gewährte allen Musikfreunden ein im Palais des großen Gartens gehaltenes und vom Kapellmeister Reissiger dirigirtes Concert. Die Einnahme war dem Denkmale Beethovens gewidmet und das Auditorium sehr ansehnlich. Die Schröder-Devrient, Tichatschek und der Violinist Lipinski zeigten den rühmlichsten Wetteifer in ihrer Kunst.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. November 1839.

— Die Erd', in deren kranke Glieder
Die dürre Glut so manche Wunde schnitt,
Schlürft gierig jezt den kühlen Regen nieder
Und theilt ihn bald den tiefsten Adern mit,
Und strömt die reiche Nahrung ohne Säumen
Dem Grase zu, den Blumen und den Bäumen.

T. Tasso.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen.

II. Die Regenzeit.

1. Auf des Gewölkes Elephant getragen
Kommt, Fürsten gleich, die milde Regenzeit;
Den Bliz zur Fahne, mit des Donners Pauke
Verkündet sie die Freude weit und breit.

2. Gleich eines dunkeln Lotus blauem Schimmer
Hat rings mit Wolken sich die Luft umhüllt,
Die bald wie Frauen-Zwillingsbrust erglänzen,
Und bald wie eines Elephanten Bild.

3. Die Wolken ziehn mit ihrer Last hernieder,
Begleitet von der durst'gen Vögelschaar;
Mit ohrentzückendem Getöne spenden
Allmählig sie den reichen Segen dar.

4. Doch wenn des Indra Bogen blizgestaltet
Mit lautem Donner im Gewölke schwirrt,
Und scharfe Regentropfen niederfallen,
Wird schnell des müden Pilgers Herz verwirrt.

5. Mit Gräserkeimen, gleich Juwelenschimmer,
Und Pilzen hat die Erde sich bekränzt,
Und sich geschmücket mit des Glühwurms Funken,
Wie an der Schönen Hals Geschmeide glänzt.

6. Den Strahlenschweif in Fülle ausgebreitet,
Beginnt den muntern Tanz die Pfauenschaar,
Und zärtlich bringet sie zum Liebesfeste
Genuß und Kuß dem treuen Buhlen dar.

7. Die wilden Ströme, gleich den losen Mädchen,
Ergreifen liebelustern wie im Nu
Die Uferbäume, welche ringsum taumeln,
Und eilen rasch dem Oceane zu.

8. Die Wälder kleiden sich mit goldnen Knospen,
Daß sich der Geist an ihrer Pracht ergözt;
Das junge Grün entkeimt mit spizen Blättern,
Daß sich der Hindin weicher Mund verlezt.

9. Wenn rund umher die waldbekränzten Ufer
Mit schüchternen Gazellen sich geschmückt,
Die mit den großen Lotusaugen zittern,
So wird des Menschen Herz darob entzückt.

10. Wenn scharf die Wolken in der Höhe donnern
Und finsteres Gewölk die Nacht umhüllt,
Erhellen Blize nur der Frauen Pfade,
Wenn sie zum Gatten eilen lieberfüllt.

11. Wie laut der Donner in den Lüften rollet,
Vergißt die Liebende mit wirrem Sinn
Des frühen Haders ganz und schmieget ängstlich
Sich inniger dem Auserwählten hin.

12. Doch Kranz und Schmuck und Salbenduft verschmähen
Sie, deren Herz von Trennungsschmerzen wund;
Aus ihren Lotusaugen fallen Tropfen
Hernieder auf den Bimbablüthenmund.

13. Der Waldstrom windet seine bleichen Wogen,
Mit offnem Schlund, der Schlange gleich, daher,
Gefleckt mit Spreu, Insekten oder Staube,
Daß drob erschrickt der Frösche banges Heer.

14. Die Biene läßt mit fröhlichem Gesumme
Der Lilie volle Freudenkelche stehn,
Um auf des Pfauen Räderschweif zu fallen,
Den sie bethört für Lotus angesehn.

15. Und um des Elephanten Lotusstirne
Hat sich die muntre Bienenschaar gehäuft,
Da, wuthentflammet von den Donnerwolken,
Ein brünstig Naß ihm von der Wange träuft.

16. Entzückend sind die Berge anzuschauen,
Wenn ihren Gipfel das Gewölke küßt,
Wenn rings herab die Ströme niederwallen
Und tanzend sie die Pfauenschaar begrüßt.

17. Der Zephyr streifet über Blüthenbäumen
Und kühlet sich in feuchter Wolkenluft;
Dann schüttelt er mit leisem Hauch die Zweige
Und fächelt uns mit frischem Blumenduft.

18. Mit Locken, die bis auf die Hüfte wallen,
Mit Blumen duftig an das Ohr gesteckt,
Mit Mundeswohlgeruch und Busenkränzen
Wird nun des Junglings Sehnen aufgeweckt.

19. Doch härmet sich des fernen Pilgers Seele,
Wenn das Gewölke regenschwer sich neigt
Mit Blitzesranken und des Indra Bogen,
Und eine Jungfrau sich im Schmucke zeigt.

20. Nun haben Frauen in die Locken den Kranz gewunden
Von jungem Kesara, Ketaki und Kadamba;
Am Ohreszipfel eine Arjunadolde schwanket,
Dem Ohre zierlich als Gehänge hineingefüget.

21. Von schönem Sandel und des Aloe Dunkel glänzend,
Die vollen Locken vom Gewinde des Ohres duftend,
Sieht man sie Abends aus der Kammer des Freundes eilen
Zum Schlafgemache, wenn der Wolke Getön vernommen.

22. Doch schwebet in Lotusbläue mit reichem Wasser schwer,
Vom Winde sanft getragen, die Wolke näher daher,
Und senket sich zur Erde mit Indras Bogen schön,
Dann seufzet des Pilgers Gattin und will vor Schmerz vergehn.

23. Der Hain ist über die Blüthen der Bäume wie hocherfreut,
Und tanzet mit den Zweigen im Winde weit und breit;
Er zischelt mit den Knospen der Ketaki nun und spielt,
Da ihm der frische Regen die innere Glut gekühlt.

24. Ins Haar den Kranz gewunden von Bakula und Jasmin,
Von Knospen, die mit Düften zur Wolkenzeit erblühn,
Und mit Kadambasprossen geringelt am schönen Ohr,
So tritt in ihrem Schmucke die junge Braut hervor.

25. Sie trägt an schwellenden Brüsten ein knospend Perlenband,
Es wallt von ihren Hüften ein zartes Prachtgewand;
Von frischen Duftestropfen die dunkle Locke träuft
Und an dem schönen Leibe der Faltengürtel streift.

26. Der Zephyr nimmt gefangen der Wandernden Gemüth,
Wenn, von der Wolke gekühlet, er durch die Wälder zieht;
Er schaukelt wie ein Tänzer die Bäume von Blüthen schwer
Und streut der Ketaki Düfte mit Blumenstaub einher.

27. Es spricht die müde Wolke: hier oben find' ich Ruh!
Und träufelt in linden Schauern den Vindhyabergen zu;
Legt nieder die schwere Burde, und wo sie ausgeruht,
Erquickt sie das Gebirge nach schwüler Sonnenglut. —

28. Die mannigfach erheitert der Frauen Herz und Sinn,
Der Bäume, Gesträuch' und Stauden getreue Trösterin:
Sie möge dir Glück verkünden die schöne Wolkenzeit,
Die Alles, was da lebet, mit ihrem Hauch erfreut!

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von Spanien nach Frankreich gehen, so finden wir, daß der beste dramatische Dichter der Franzosen, welcher die drolligen Scenen des Médecin malgré lui, des Malade imaginaire und des Monsieur de Pourceaugnac erfunden, Molière, an unbezwinglicher Schwermuth litt, welche er bisweilen wegzulachen und wegzuscherzen suchte. Lesage schrieb seinen Gil Blas, den

einzigen Roman, welchen die Franzosen einigermaßen dem Don Quixote der Spanier an die Seite stellen können, in dem jämmerlichsten Hause eines der jämmerlichsten Vorstädte von Paris, tief gekränkt von der Comédie française und im drückenden Gefühl wirklichen Elends.

Deutschland und England zeigen dieselbe auffallende Erscheinung. Unsere beiden Schriftsteller, in denen die Brunnen der Laune und des Humors am reichsten und höchsten springen, Jean Paul und Börne, waren zwei große Hypochonder, und der leztere hat hier auf Erden nichts als endlose Sorgen und selbst geschaffene Qualen, kurz ein antizipirtes Fegefeuer gehabt. Uebrigens finden wir unter seinen Geistesverwandten wenige, welche viel zufriedener wären, für mich der schlagendste Beweis, daß das Himmelreich nicht auf Erden ist. Der feinste Spötter, der witzigste Autor, den Altengland hervorgebracht, Sterne, dessen Späße so recht den Nagel auf den Kopf treffen, war ein Ritter von der traurigsten Gestalt, und wenn man den winzigen Mann mit schwarzem Rock, weißer Perrücke und gelbem Gesicht über die Straße gehen sah, dachte keine Seele daran, daß es der Verfasser des so oft nachgeahmten und unnachahmlichen Tristram Shandy seyn könne. — England besizt noch einen berühmten Romanschreiber, welcher zwar nicht zu den komischen Autoren und den Humoristen im engern Sinne zu rechnen ist, der aber doch manche treffliche komische Scenen und Charaktere geschaffen hat, welche von kaustischem Witz und echtem Humor übersprudeln. Der Leser ahnt schwerlich, in welcher Gemüthsstimmung und in welchem körperlichen Zustand sich Walter Scott oft befand, indem er die jovialen Einfälle und Zwiegespräche seiner komischen Helden und närrischen Bursche diktirte. Wir lasen neulich in einer englischen Revue folgende hierauf bezügliche Stelle: „Im Jahr 1818 begegnete ich Walter Scott in einer der volkreichsten Straßen Edinburgs; er saß zu Pferde, den Leib nach dem Sattelknopf vorgebeugt, nur mit Mühe sich im Sattel aufrecht haltend, blaß, die Stirn mit Runzeln bedeckt: er glich einem Sterbenden. „Sehen Sie," sagte er mir, „ich reite Gesundheits halber spazieren, und dies ist die kläglichste Bewegung von der Welt. Die Aerzte behaupten, die Schmerzen bringen einen nicht um, allein wenn ich noch drei Monate aushalten sollte, was ich ausgehalten habe, so wäre es besser, ich stürbe." Dieser Kampf mit seinen Körperschmerzen unterbrach keineswegs seine Geistesarbeiten. Während seiner damaligen Krankheit diktirte er zwei Meisterwerke: Ivanhoe und die Braut von Lammermoor. Mitten in den komischen Auftritten, wenn er den burlesken Charakter Cabel Obaldistone's zeichnete, oder das Gespräch zwischen dem Eremiten von Koppmanshurst und Richard Löwenherz componirte, hielt er plötzlich inne, indem er vor Schmerzen nicht weiter sprechen konnte: er hörte auf zu diktiren, wartete eine Minute auf Linderung, ließ sich sodann die lezten Worte der abgebrochenen Phrase wiederholen und nahm den Faden der Erzählung wieder auf."

Diese Walter Scott'sche Heiterkeit, welche der physischen Qualen Herr zu werden und sich durch die heftigsten Schmerzen hindurch Luft zu machen sucht, erinnert uns daran, daß der arme Krüppel Scarron, welcher sein ganzes Leben auf dem Krankenbett zubringen mußte, die tollsten Geschichten seines „komischen Romans" ebenfalls unter dem grausamsten Gliederreißen diktirte; wenn die sanfte und weiche Hand der Frau von Maintenon dem armen Schächer die kalten Schweißtropfen von der Stirn gewischt hatte, so gab sich Scarron alle Mühe, seine Schmerzen zu verbeißen, und fuhr in den Abenteuern Meister Rigotins fort.

Es gibt allerdings viele Schriftsteller, deren lustiges Leben und erzwungen heitere Laune die Wahrheit unserer Behauptung umzustoßen scheint; indeß gestehen die meisten, daß auch sie von der Schwermuth geplagt werden, und wenn man auf den Grund des menschlichen Herzens sehen könnte, würde man vermuthlich von Allen dasselbe Geständniß hören. — Ein schlagendes Beispiel dieser Art ist der populäre französische Dichter Desaugiers. Es gibt nicht leicht einen Autor, der so sehr als froher Gesellschafter und jovialer Bonvivant bekannt ist; in allen seinen Liedern weht die fröhlichste Stimmung, der pikanteste Scherz, und selbst sein blühendes Aeußere verkündete den glücklichen Sterblichen; kurz man kann sich Desaugiers nicht gut anders vorstellen, als in einem fort lachend, singend und schmausend, als einen Mann, von dessen Brust alle feindlichen Geschosse des Schicksals abprallten und dessen Leben ein ununterbrochenes Fest war. Indeß hatte Desaugiers keineswegs eine feste Gesundheit des Gemüths und der Empfindungen; er war in der Regel verstimmt und selbst bei den lustigsten Gelagen ergriff ihn oft die Schwermuth, und wenn er vorzugsweise oft den Wein besungen hat, so geschah es aus Dankbarkeit, weil er ihm jenes niederdrückende Gefühl benahm, welches er den Augen der Anwesenden verbarg, und welches er sich selbst gern verborgen hätte. In seiner Jugend wurde Desaugiers so arg von diesem Hange zur Traurigkeit beherrscht, daß er auf dem Sprunge stand, in ein Kloster zu gehen, und es fehlte wenig, so wäre aus dem lustigen Sänger, aus dem „französischen Anakreon," wie ihn seine Landsleute getauft haben, ein Trappist geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Wiener Landleute.

Die Baronin Leichthaus ist eine der liebenswürdigsten Damen der höhern Welt, eine jener wenigen, bei denen die feinsten Sitten nicht angeeignet, sondern angeboren erscheinen; eine jener Reizenden, welche die Gesetze der Mode nicht befolgen, sondern vorschreiben. Der Winter ist zu Ende; die Baronin sieht mit Schrecken auf die Genüsse zurück, denen sie sich überlassen, sie zählt die durchrasten Bälle, sie beginnt zu zittern für ihre Brust, für ihren Teint, für ihre Jugend. Sie sieht sich verloren, wenn nicht plötzlich eine Aenderung in ihrer Lebensweise eintreten sollte. Baronin Leichthaus hat Geist, Entschlossenheit, und was fast eben so viel ist — ein Landgut. Sie hat der Stadt ein ernstes Lebewohl zugerufen und ihrem Glanze und ihren Freuden aufrichtig entsagt. Die Toilette, jene hochwichtige Angelegenheit des Winters, ist ganz vergessen, ein Kleid von Cattun, ein grünes Band als Gürtel, ein einfacher Strohhut mit breitem Rand, das ist der ganze Putz, den die Baronin Leichthaus mit lebhafter Freude anlegte, fest entschlossen, von dieser ländlichen Einfachheit sich nicht zu trennen. Wozu sollte auch der städtische Prunk in dieser Einsamkeit, hier, wo sie sicher ist, Niemand bei sich zu sehen? Das Landleben soll ihr ein unzugänglicher Zufluchtsort seyn gegen jene Unausstehlichen, deren Treiben und Lärmen allen Reiz für sie verloren hat. Zwar hat die Baronin einige Freunde eingeladen, einige Tage auf ihrem Landsitze zuzubringen; diese Einladungen waren jedoch so leicht und ohne alle Bedeutung hingeworfen; sie kann sicher seyn, daß Niemand ihnen Folge leisten wird. Ueberdies ist das Gut der Baronin Leichthaus dreißig Meilen von Wien entfernt; Grund genug, um gegen alle Besuche gesichert zu seyn. — Ach wie süß findet die Baronin die Freuden des ländlichen Lebens! Sie steht jedesmal mit Tagesanbruch auf, sie beschäftigt sich mit allen Angelegenheiten des Maierhofs; sie melkt, sie buttert, sie trägt Sorge für ihre Tauben und Hühner. Der Gärtner muß ihr ein Blumenbeet überlassen, welches sie selbst bepflanzt. Wie viel tausendmal überwiegt dies Alles die Theater, die Bälle, die Praterfahrten und all die wilden Freuden der Stadt mit ihrem Geräusche und Drängen! Wie viele köstliche Zerstreuungen bietet dieser ländliche Aufenthalt, die langen Spaziergänge, die Reize des Fischfangs, die Besuche in den niedern Hütten, wo man Wohlthaten säet und Segenswünsche erntet! Die Baronin ist die Fee der ganzen Umgegend. Sonntags besucht sie den Tanzplatz im Dorfe, sie mengt sich unter den Reigen der Landleute, die Lust dieser guten Menschen entzückt sie. Die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft kommen ihr auf das Freundlichste entgegen, aber sie antwortet mit kalter Förmlichkeit, nicht bloß, weil sie ihrem Stande untergeordnet sind, sondern weil sie allein seyn will; der Pfarrer ist die einzige Person, die wöchentlich einmal auf dem Schlosse speist. — Diese süßen Freuden dauern einen ganzen Monat. Eine Dame aus der großen Welt kann sich während vier langen Wochen darin gefallen, den Hühnern Körner zu streuen, Blumen im Wachsthum zu befördern, den Aufgang der Sonne zu bewundern und die sanften Töne der Nachtigall zu belauschen. Allmählig jedoch werden diese Freuden etwas einförmig erscheinen. Man läßt seinen Geist in einen andern Kreis schweifen: glänzende Erinnerungen drängen sich vor die müßige Phantasie; man geht in die Bibliothek, um einen französischen Roman hervorzuholen; ein Journal kommt an voll reizender Moden. Man öffnet es hastig, der Anblick entzückt; dieses glänzende Kleid, dieser göttliche Hut! „Wie wunderbar würde dies Alles mich kleiden!" ruft die reizende Baronin enthusiastisch aus; „allein welche Augen würden diese Herrlichkeiten bewundern? Mein Gemahl und der Herr Pfarrer!" — Jezt erinnert sich die Baronin Leichthaus an jene Personen, die sie eingeladen hat, sie zu besuchen; sie erinnert sich, daß einige ihr versprachen, einige Tage bei ihr auf dem Lande zuzubringen, troz ihres Versprechens aber nicht gekommen sind. Sie fühlt sich sehr gekränkt durch diese Gleichgültigkeit. Bei den Soiréen, die sie in Wien gegeben, haben diese Leute nie gefehlt; aber jezt, wo es gilt, ihre ländliche Einsamkeit ein wenig erleichtern zu helfen, jezt scheuen die Undankbaren die kleine Strecke von dreißig Meilen! Sie schreibt ihren Freundinnen und erinnert sie an ihr Versprechen; ja sie nimmt sogar zu einer List ihre Zuflucht, indem sie einer Jeden die Ankunft gewisser Personen verspricht, die zu treffen ihr gewiß Freude machen werde. Richtig, an einem schönen Morgen fährt ein Besuch durch das Gitter des Schlosses, und man meldet der Frau Baronin die Ankunft des Herrn von Milchhofer.

In Wien hatte die Baronin Leichthaus von diesem Herrn von Milchhofer nie besondere Notiz genommen; er war einer von jenen vielen Unbedeutenden, die sich unter der Menge, welche in ihrem Salon Zutritt hatten, unbemerkt verloren, um so mehr, da Herr von Milchhofer ein Bürgerlicher, und das „von" nur ein Almosen ist, welches ein Wiener dem andern aus Mitleid zuwirft. Allein jezt wird Herr von Milchhofer mit offenen Armen empfangen und mit einer Auszeichnung behandelt, als hätten seine Ahnherrn schon Karl dem Großen mit unerschütterlicher Treue gedient. Und warum diese glänzende Aufnahme? weil er zur rechten Zeit ankam. — Herr von Milchhofer ist das Ideal eines Landschmarotzers. In der Stadt, während der Wintermonate ist er die Zielscheibe des Spottes aller seiner Bekannten. Man lacht ihn aus, daß er sich in Salons drängt, wo er im Winkel stehen bleiben muß, daß er die theuren Glacéhandschuhe um nichts verschwendet. — Aber Herr von Milchhofer läßt sich nicht irre machen; er bleibt bescheiden in seiner Ecke und reibt sich gerne an jene, welche im Salon bloß figuriren. Aber laßt nur erst die warmen Tage kommen! Eine Raupe im Winter, ist er im Sommer ein Schmetterling; so wie die Bäume ausschlagen, beginnt seine Metamorphose, er blüht auf mit dem Frühling, er entfaltet sich mit den Rosen. Seine eifrigste Sorge während des Winters ist, einige Einladungen auf derlei Landsitze zu erhalten. — „Wir werden Sie doch diesen Sommer auf unserem Gute in Oberösterreich sehen?" — Er verbeugt sich, und man beachtet ihn weiter nicht; allein er kommt, und er kann sicher seyn, er ist willkommen! Herr von Milchhofer besizt die seltene Kunst, nicht zu früh und nicht zu spät zu kommen. Er hat sich den Tag, an welchem die Baronin Leichthaus von Wien abgereist ist, genau notirt und berechnet, in welchem Monate die ländlichen Freuden bei ihr in Ungnade fallen werden, und fürwahr, er hat sich in seiner Berechnung nicht geirrt. Wäre er eine Woche früher gekommen, man würde ihn unausstehlich gefunden haben, eine Woche später, und er wäre überflüssig gewesen, weil andere Besuche ihm zuvorgekommen wären.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. November 1839.

Fool. — I had rather be any kind of thing, than a fool.

Shakespeare. king Lear.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Diesen Gegensatz des äußern Lebens und der innern Gefühls- und Empfindungswelt bemerken wir nicht bloß bei den humoristischen Schriftstellern, auch die humoristischen Bühnenkünstler scheinen unter dem geheimen Einfluß dieses fatalen Unsterns zu stehen. Raimund in Wien beschloß vor Lebensüberdruß gewaltsam seine Laufbahn, und wenn wir die besten Pariser Komiker, welche jeden Abend eine Stadt von einer Million Menschen ergötzten, mustern, so finden wir, daß die Schauspieler weit entfernt sind, die Lachlust zu theilen, welche oft schon ihr Auftreten erregt. Bouffé, der unvergleichliche Gamin de Paris, und auf den Brettern der quecksilbernste Künstler, ist außerhalb des Theaters traurig, nachdenklich und bewegt sich kaum von der Stelle; sehr selten erheitert ein Lächeln sein ernstes, ausdrucksvolles Gesicht, dessen Profil auffallend an den größten florentinischen Dichter erinnert, und dessen Züge von fast unaufhörlichen Körperschmerzen abgemagert sind. Perlet, welcher funfzehn Jahre lang ganz Paris zu lachen machte, ist aus Ueberdruß vom Theater abgetreten, und wer ihn gegenwärtig bei den spaßhaftesten Vaudevilles in einer Loge der Variétés sitzen sieht, hält man ihn viel eher für einen vom Spleen geplagten Engländer, als für den Ex-ersten Komiker des Theaters Madame. — Wer längere Zeit in Paris gelebt hat, ist gewiß im Garten des Palais-royal oder auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle öfter einem Manne mit blauer Brille und sauertöpfischer Miene begegnet, ohne im Geringsten zu ahnen, daß er in dieser verdrießlichen Gestalt den köstlichen Komiker des Vaudevilletheaters, Arnal, vor sich habe. — Der geniale Possenspieler an den Variétés, Vernet, bringt neun Monate des Jahrs in einer Krankenanstalt zu und hat häufig die fürchterlichsten Gichtschmerzen, wenn er seine Koupletts vorträgt, die einen noch acht Tage nachher lachen machen; der arme Vernet schätzt sich glücklich, wenn er ein Stück zu Ende spielen kann, ohne daß ihn seine Krankheitsanfälle von der Bühne treiben, und ohne daß er sein klägliches Gewimmer in das rasende Gelächter des Publikums mischt. — Samson und Monrose, die beiden vortrefflichen Komiker des Théatre français, sind nur von sieben bis eilf Uhr Abends spaßhaft, und der durch Jules Janins Biographie weltbekannt gewordene Hanswurst der Funambules, Debüreau, ist der einsylbigste, traurigste Kamerad im ganzen sechsten Arrondissement von Paris, so wie er sich den Mehlstaub aus dem Gesicht gewischt hat.

Von dem berühmten Harlekin Carlin, dessen anmuthige Sprünge und geistreiche Späße alle Pariser auf dem Jahrmarkt von Saint-Germain belustigten und selbst den Hof in Versailles ergözten, haben die Theaterannalen folgende Anekdote aufbewahrt. Einer der berühmtesten Aerzte am Hofe und in der Stadt erhält eines Tages den Besuch von einem Manne, der die Hülfe seiner Kunst gegen ein Uebel anspricht, welches sich durch nichts vertreiben lassen wolle. Auf die Frage, was es mit diesem Leiden für eine Bewandtniß habe, erwiderte der Unbekannte, seine Krankheit sey eine tiefe Schwermuth, welche ihm das Leben unerträglich mache. „Sie müssen guten Wein trinken," sagte der Arzt zum Kranken. „Ich habe in meinem Keller die besten und feinsten Weine aus allen Ländern," entgegnete der Unbekannte, „allein diese Weine verscheuchen meine Traurigkeit nicht." — „Wenn das der Fall ist, müssen Sie reisen." — „Ich habe ganz Europa von einem Ende zum andern bereist, allein die Schwermuth hat mich überall begleitet." — „Der Tausend! das ist ein bedenklicher Fall. Es gibt jedoch noch ein Mittel: gehen Sie regelmäßig in's Theater, wenn Carlin spielt; seine Lustigkeit ist ansteckend, und er wird Sie lachen machen." — „Ach, lieber Herr," antwortete der Kranke mit einem schweren Stoßseufzer, „ich sehe wohl, daß meine Traurigkeit nicht zu kuriren ist; ich bin Carlin!"

Die Notabilitäten der modernen Literatur haben nicht sowohl Anfälle von Schwermuth, als sonderbare Angewöhnungen und wunderliche Grillen, von denen wir einige aufzählen wollen. Der Philosoph Ballanche ißt für sein Leben gern Bonbons; er trägt fortwährend eine kostbare Confektdose bei sich. In der ernsthaftesten Unterhaltung über den epischen Cyklus des Mittelalters, über Flor und Blanchefleur ꝛc. holt Herr v. Ballanche aus seiner weiten Westentasche von weißem Piké seine mit Pastillen, gebrannten Mandeln und verzuckerten Früchten gefüllte Confektdose und bittet einen, zuzulangen. Man knackt eine bittere Mandel, indem man ihm eine Conjektur über das gnostische Stichwort der Tempelritter mittheilt, und er unterbricht einen mit Citationen aus Baluze und dem Schotten Mac-Fiertur, indem er sich eine Zuckernuß in den Mund steckt. — Chateaubriand hat die Leidenschaft, sich älter zu machen, als er ist. In allen Briefen und Handbillets, welche der edle Vicomte seit fünf oder sechs Jahren geschrieben hat, findet man eine Anspielung auf sein hohes Alter. Wenn wir recht zählen, ist jedoch Chateaubriand, der während der Restauration mit Villèle im Ministerium saß, nicht älter als 64 Jahre; wenn man ihn hört, ist er so alt wie Methusalem; er spricht vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wie wenn er Alles mit verlebt hätte. Schreibt Madame Recamier an den Verfasser der Märtyrer, um ihn zu Tisch zu bitten, so antwortet er, er nehme die Einladung an troz seiner hohen Jahre, oder: er müsse die Einladung ablehnen wegen seines weit vorgerückten Alters. In den Briefen von neuerem Datum fehlt diese Grille nie; seine Freunde können sich darauf gefaßt machen, daß er sie eines Tags in einem Postscriptum zu seinem Begräbniß einladen wird. Dieser kleine Raptus gibt dem berühmten Dichter und Staatsmann eine patriarchalische Stellung, und genau genommen, hat Chateaubriand in unserer Zeit auf keine andere Anspruch zu machen. Es ist bekannt, daß er sein leztes Werk, welches er seit lange bearbeitet und ordnet, Mémoires d'outre-tombe betitelt, und daß er auf einer Insel bei Saint-Malo bereits sein Grab hat graben lassen.

Beranger beschäftigt sich gern mit Tischlerarbeiten; der berühmte französische Volksdichter hobelt Bretter und Verse und schnizt Tannenholz und Jamben. Während seines Aufenthalts in Fontainebleau hatte er ein kleines, fast unbewohnbares Haus gemiethet und sich den Spaß gemacht, es mit Verschlägen zu verwahren, Tische und Büchergestelle darin anzubringen ꝛc. Es wurde kein Nagel bei ihm eingeschlagen, den er nicht selbst einklopfte. Da Beranger wenig schläft, so hat er die Gewohnheit, früh aufzustehen; um Abends besser einzuschlafen, hatte er vor den Fenstern seines Schlafzimmers gepolsterte Läden angebracht, welche den Lärm der Straße dämpften. Auf den kurzen ersten Schlummer folgte beinahe stets eine lange, schlaflose Nacht, welche dem Dichter eine Ewigkeit dauchte; um nun zu sehen, ob der Tag nicht bald anbreche, hatte er die Vorkehrung getroffen, daß er von seinem Bette aus mit einer Schnur eine Springfeder anziehen konnte, welche den Laden ein wenig zurückschob und ihm durch eine kleine Ritze eine Aussicht in's Freie eröffnete, woran er beurtheilte, wie weit die Morgenröthe herangerückt sey. — Lamartine ist ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber und hält sich gewöhnlich drei oder vier Windspiele. Die Ahnmutter von den Windhunden, welche er gegenwärtig besizt, gehörte Don Pedro. Es gibt heutiges Tags in Paris wenigstens zwanzig milchkaffee- oder gemsenfarbige Windspiele, welche diesem aristokratischen Geschlecht entsprossen sind. Denn nachdem Lamartine drei oder vier davon aufgezogen, verschenkt er die jährlich sich erneuernde Sippschaft seiner jungen Hunde großmüthig an seine guten Freunde. Der berühmteste Urenkel der Hündin des Don Pedro gehörte Jules Janin.

(Fortsezung folgt.)

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen.

III. Der Herbst.

1. Es nahet sich im bräutlichen Gewande
Mit vollem Lotusmund die Herbsteszeit,
Im Schmuckgeklingel girrender Flamingo's;
Von Reis und Zucker wogt ihr buntes Kleid.

2. Der Zucker glänzt, von Thau die Nächte strahlen,
Die Bäche sind mit Schwänen eingefaßt,
Geweißt die Gärten mit Jasmingesträuchen,
Die Haine schwanken von der Blumenlast.

3. Die Ströme schaukeln wie verliebte Mädchen,
Forellen blinken wie Geschmeid' hervor;
Die runden Inseln strotzen gleich den Hüften,
Am Ufer kränzet sie der Vögel Chor.

4. Wie Silbermuscheln gleitet das Gewölke
Und bald wie Lotusfäden fein und zart;
Es hat des schweren Wassers sich entladen
Und fächelt nun die Luft nach Fürsten Art.

5. Wenn sich mit Blumenstaub der Boden röthet,
Wenn Elephanten gleich die Wolke zieht,
Mit reifer Frucht die Felder sich bekleiden,
Da freuet sich ein jugendlich Gemüth.

6. Wenn Kovidara seine Aeste schaukelt,
An jedem Zweig mit Blüthen eingehüllt;
Wenn trunkne Bienen seinen Honig nippen,
Da wird mit Sehnen Aller Herz erfüllt.

7. Es wird die Nacht gleich einer Jungfrau schlanker,
Ihr Mieder strahlt mit einem Sternensaum;
Der wolkenfreie Mond ihr klares Antlitz,
Und ihr Gewand des reinen Lichtes Raum.

8. Die Flüsse, von Nymphäen hochgeröthet,
Ertönen freudig mit Flamingosang;
Es kränzen ihre Wellen Entenhäupter
Und Kranichschaaren wandeln dran entlang.

9. Doch täglich brennt der Gattin Schmerzeswunde,
Wenn sie der Trennung gift'ger Pfeil verlezt;
Brennt stärker nur beim Strahlenkranz des Mondes
Und bei dem Thau, der kühl herniedernezt.

10. Und mächtig wird des Jünglings Herz erschüttert,
Wenn von der Luft das Reisgefilde schwankt;
Wenn dort die schweren Blüthenbäume tanzen,
Im Lotusteiche die Nymphäe wankt.

11. Geschmückt mit Paaren zärtlicher Flamingo's,
Erfüllt der klare Strom die Seele ganz;
Er kleidet sich in Lotuspurpurblüthe,
Und Zephyr kräuselt seinen Wellenkranz.

12. Verschwunden ist des Himmels Blitzesfahne
Und Indra's Regenbogen hoch und hehr;
Des Kranichs Fittig fächelt nicht die Lüfte,
Die Pfauen recken ihren Hals nicht mehr.

13. Denn diese ruhen aus von ihrem Tanze,
Und Kamas folget der Flamingo Sang;
Zu neuerblühenden Gesträuchen wandelt
Die Blumengöttin nun den Wald entlang.

14. Die Haine können jedes Herz entzücken,
Wenn sie durchströmt vom Dufte des Jasmin;
Wenn Vogelsang von allen Zweigen tönet,
Gazellen mit Nymphäenaugen glühn.

15. Wenn plötzlich dann der Wind mit leisem Beben
Und kühlem Hauche über Lilien zieht,
Von klarem Thau des Baumes Blätter glänzen,
Bekümmert sich der Jungfrauen Gemüth.

16. Die Flur mit Reisgefilden rings umgürtet,
Mit schönen Heerden überall geschmückt,
Von Kranich- und Flamingoruf durchtönet,
Hat so mit Wonne jedes Herz entzückt.

17. Von Schwänen wird der Frauen Schritt besieget,
Des Mundes Röthe von Nymphäenglanz,
Das trunkne Auge von der Lilien Bläue,
Die Braue von des Flusses Wellenkranz.

18. Wetteifernd mit dem Schmucke schöner Arme,
Sieht man Lianen überall erblühn,
Und wie der Zähne Schmelz durch rothe Lippen,
So lächelt durch Asoka der Jasmin.

19. Die Mädchen winden frische, weiße Blumen
In's dunkle Lockenhaar mit heiterm Sinn,
Und stecken an das Ohr mit Goldgehängen
Die neuerblühte blaue Lilie hin.

20. Sie kämpfen unter sandelfeuchten Kränzen,
Erfreut mit ihres hohen Busens Drang;
Sie legen Gürtelschmuck um ihre Hüfte
Und an den Lotusfuß die goldne Spang'.

21. Es schwebet wundergestaltet die Siegesgöttin her,
Von reiner Luft getragen, mit Mond und Sternenheer;
Sie ruht auf dem Gewässer, das in Juwelenpracht
Von königlichen Schwänen und Lotusblüthen lacht.

22. Nun webet mit Lilienschwanken der Zephyr Kühlung zu,
Die Wolken sind verschwunden, der Himmel athmet Ruh;
Das Land bringt reife Saaten, die Ströme fließen rein,
Der klare Aether funkelt mit Mond und Sternen drein.

23. Manch jugendliche Schöne von sanftem Mondgesicht
Bekümmert sich um den Reihen der Sängerinnen nicht:
Sie eilt mit Liebessehnen in's blumige Duftgemach,
Und zieht an Lilienhänden den Auserwählten nach.

24. Dann kehret sie fröhlich wieder zu der Gespielinnen Schaar,
Und wird es bald verrathen, wie süß die Wonne war:
Denn sieh', es strahlt Entzücken noch um den schönen Mund,
Und was die Nacht verborgen, macht sie vor Freude kund.

25. Vom Strahle des Tagebringers der Lotus neu erwacht,
Wie schöner Jungfraun Antlitz mit holdem Glanze lacht;
Doch neiget sich die Lilie, sobald der Mond entflohn,
Als spräche sie dem Leide getrennter Gatten Hohn.

26. Der liebende Pilger klaget, von Sehnen ganz verwirrt,
Er wähnet Spangengetöne, wo der Flamingo girrt;
Hält Bandhujiva's Blüthen für Lippen roth und schön,
Und glaubt im Lilienkelche der Theuren Aug' zu sehn.

27. So hat die Segensgöttin mit Gaben den Herbst erfüllt;
Sie spiegelt im Frauenantlitz sich mit des Mondes Bild,
Sie lächelt im schönen Munde so wie der Lotus strahlt,
Und wie Bandhukabluthe sie roth die Lippen malt.

28. Sie hat wie eine Geliebte mit Blüthen sich bestreut,
Mit Blumenmund und Augen, geschmückt mit weißem Kleid;
Sie naht mit Lotuslächeln, um Freuden zu verleihn:
Drum kehre des Herbstes Wonne in eure Herzen ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Wiener Landleute.

Der Moment kann nicht günstiger seyn. Die Baronin behandelt Herrn von Milchhofer, als wäre er ihr vertrautester Freund oder die angesehenste Person ihres Kreises. Er äußert hingeworfen, daß er nur vier bis fünf Tage im Schlosse bleiben könne; allein man dringt in ihn, man bittet und bestürmt ihn so lange, bis er endlich einwilligt, den ganzen Sommer hindurch zu bleiben. Der gute Herr von Milchhofer, er bringt wie er sagt, alle seine übrigen Einladungen und Geschäfte zum Opfer. Man überhäuft ihn mit Danksagungen, man weist ihm die schönsten Gemächer des Schlosses zur Wohnung an; ein reicher Onkel, ein alter Erblasser kann nicht sorgfältiger behandelt werden, als er. Er läßt Alles mit sich machen, und um die Auszeichnung, die ihm wird, zu vergelten, sezt er sich in Trab und erzählt alle Stadtneuigkeiten, die er aufgegabelt; er öffnet alle Schleußen der Wiener Chronique scandaleuse und verschwendet die Vorräthe von Geist, die er seit dem vorigen Herbste gesammelt. Er hat nicht umsonst die Wiener Journale gelesen, und siehe, es gelingt ihm über alle Erwartung. Man findet ihn charmant, und die Baronin erklärt ihn für den liebenswürdigsten Mann in ganz Wien. — Allein man kann den Liebenswürdigsten von ganz Wien doch nicht zu diesem ewigen Einerlei des Landlebens verdammen. Die Baronin Leichthaus zittert bei dem Gedanken, Herr von Milchhofer könnte sich am Ende doch nicht entschließen, in einem so kleinen Kreis mit ihr, ihrem Manne und dem wöchentlichen Herrn Pfarrer zu leben; sie muß, um ihn zurückzuhalten, einige Zerstreuung für ihn herbeischaffen. Da die andern Besuche noch immer nicht kommen, entschließt sie sich, zu ihren Gutsnachbarn zu fahren und ihre artige Zuvorkommenheit zu erwidern. Die Nachbarn verlangen nicht mehr; die Verbindungen sind angeknüpft, man macht sich gegenseitig Besuche, man vereinigt sich in Abendgesellschaften, man musicirt, arrangirt die Spieltische; die intimste Freundin der Baronin langt aus Wien an, und zur Feier ihrer Ankunft wird ein kleiner Ball veranstaltet. Bald wird die Gesellschaft zahlreicher; man sieht auf dem Lande die Wiedergeburt der schönsten Zeit des vergangenen Winters. — Wollte Herr von Milchhofer jezt abreisen, man würde sich vielleicht nicht sehr anstrengen, ihn zurückzuhalten; allein er hat versprochen zu bleiben, und Herr von Milchhofer ist der Mann, der sein Wort hält. — Mittlerweile läßt die Baronin die neuesten und glänzendsten Moden aus Wien kommen; zugleich langen noch mehr Freundinnen an mit fünf bis sechs Koffers, mit Schachteln voll Hüten und Kleidern. Das Landleben schließt ja die Eleganz keineswegs aus, und der gute Ton erfordert, daß man dreimal des Tags Toilette macht, wie in der Stadt. Allein die eleganten Promenaden, der glänzende Puz, jeden Abend ein kleiner Ball, das ist doch im Grunde gar zu einförmig; damit dem ländlichen Leben gar nichts fehle, muß man auch Komödie spielen. Freilich die Caroline Müller, die bei dergleichen in der Stadt aushilft, ist nicht herbei zu zaubern, man muß sich ohne sie behelfen. Man verschreibt aus dem nahen Linz einen Architekten und einen Decorationsmaler, die Costüme werden in Wien selbst verfertigt; die Coulisseníntriguen nehmen ihren Anfang ganz wie auf einem großen Theater. — Gibt es etwas Reizenderes als ein Theater auf dem Lande? Man lernt seine Rolle, während man in den langen Alleen promenirt, man wiederholt eine Liebesscene in einer Laube — es ist himmlisch! Bei der Aufführung besteht das Publikum aus den Bewohnern der umliegenden Städtchen und Landhäuser; nichts aber ist geeigneter, der Eitelkeit eines Theaterdilettanten zu schmeicheln, als der naive Beifall eines Kleinstädters.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. November 1839.

J'ai fait, jusqu'au moment qui me plonge au cercueil,
Gémir l'humanité du poids de mon orgueil. —
Ce moment m'a couvert d'une honte éternelle.

Voltaire.

Voltaires lezte Tage.

Die Freunde des Voltairismus haben behauptet und behaupten noch, die lezten Tage und Stunden ihres Helden seyen der Triumph seines dem Christenthum abgewendeten Lebens gewesen; er habe in ihnen und durch sie recht bewiesen, daß er bis an's Ende ein Philosoph geblieben sey. Diese Unwahrheit haben wahrscheinlich dieselben Freunde und Freundinnen ausgesprengt, die 1778 alles Mögliche thaten, um den fünf-und-achtzigjährigen Voltaire von Ferney nach Paris zu bringen. Daran war besonders Madame Denis, seine Nichte, schuld, die sich in Ferney sehr langweilte und nach der anmuthigen französischen Hauptstadt zurücksehnte. Der berühmte Arzt Tronchin in Paris war bekanntlich Voltaires alter Freund und stand ihm in den lezten Tagen und Augenblicken getreulich bei; hören wir, was er in zwei erst ganz neuerdings bekannt gewordenen Briefen an den Arzt Tissot in Lausanne und an Bonnet in Genf über Voltaires lezte Tage geschrieben hat.

„Voltaire hat Hallern nur wenige Monate überlebt. Er war am 5ten Februar 1778 von Ferney abgereist, um in Paris den Triumph zu genießen, den ihm da seine Bewunderer bereitet hatten. In seinem kindischen Greisenalter von allen enfans perdus der Literatur belagert, umgeben von einer Menge Schmeichler, denen Alles daran lag, sein Urtheil und seine gesunde Vernunft irre zu führen, betäubt von Enthusiasmus, bemerkte er nicht, wie man auf seine Gesundheit, auf sein Leben und auf seine Seele einstürmte. Der Hof aber nahm an diesen Ovationen nicht den geringsten Theil, was Voltaire außerordentlich schmerzte und ihn sehr nachdenklich über die Intriguen machte, wodurch man ihn nach Paris gezogen. Den Tag, wo er in der Comédie française mit unglaublichem, fast rasendem Beifall empfangen worden war, sagte er beim Nachhausekommen zu mir: „Ach, Sie kennen die Franzosen noch nicht; sie haben dasselbe für Jean-Jacques gethan, ihn aber doch hernach verwiesen." Madame Denis und die andern Schranzen an Voltaires Hof waren entschlossen, ihn in Paris festzuhalten, um da, es koste was es wolle, den Wiederschein des Ruhms zu genießen, der auf seine Umgebungen fiel. Umsonst versuchte man es, auch mich in die Verschwörung zu ziehen. Im Gegentheil sagte ich einmal zu ihm: „Ich gäbe hundert Louisdor darum, wenn Sie noch in Ferney wären. Sie sind zu verständig, um nicht einzusehen, daß man eine vier-und-achtzigjährige Eiche nicht verpflanzen kann, ohne daß sie verkümmert und stirbt. Reisen sie schnell ab; ich habe einen vortrefflichen Schlafwagen, der Ihnen zu Diensten steht." — „Kann ich denn die Reise vertragen?" — „Ja, ich stehe mit meinem Kopf dafür." Hierauf

ergriff Voltaire meine Hand, weinte heftig und sagte gerührt: „Ach, mein lieber Freund, Sie geben mir das Leben wieder.“ Dies half aber Alles nichts, denn der Greis war Sklave seiner Umgebungen, die ihn wider seinen Willen zurückhielten.

In einem späteren Briefe an Bonnet vom 20sten Junius 1778, gleich nach Voltaires Tod, heißt es: „Lieber Freund, wenn meine Grundsätze befestigt zu werden brauchten, so würden sie jezt zum gordischen Knoten werden, seitdem ich Voltairen unter meinen Augen habe verkümmern, mit dem Tode kämpfen und sterben sehen. Wenn ich den Tod eines guten Menschen (homme de bien) mit Voltaires Tod vergleiche, so kommt mir jener wie das Ende eines schönen Tages, dieser wie ein Sturm vor; dort die Seelenruhe und Heiterkeit eines Weisen, der zu leben aufhört, hier die furchtbare Qual desjenigen, dem der Tod das größte und furchtbarste der Schrecken ist. Gott sey Dank, ich brauchte diesen Anblick nicht; aber doch forte olim meminisse juvabit. — Dieser Mann war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm immer die Wahrheit gesagt, aber leider war ich darin der Einzige, denn alle Andern haben ihn getäuscht. „Ja, lieber Freund,“ sagte er mehrmals zu mir, „Sie sind der Einzige, der mir immer guten Rath gegeben hat; wäre ich Ihnen gefolgt, so wäre ich nicht in meinem jetzigen schrecklichen Zustand, ich wäre nach Ferney zurückgekehrt, ich hätte mich nicht in dem Dunst berauscht, der mir den Kopf ganz irre gemacht hat; ja ich habe nur Dampf eingeschluckt, und Sie können mir nicht helfen. Schicken Sie mir den Irrenarzt. Welch böses Geschick hat mich wieder nach Paris gebracht! Sie sagten mir es ja gleich bei meiner Ankunft, daß man eine alte Eiche von 84 Jahren nicht verpflanzen könne, und Sie sagten die Wahrheit. Warum habe ich Ihnen nicht geglaubt? Und als ich Ihnen versprach, in Ihrem Schlafwagen wieder abzureisen, warum bin ich nicht gleich fort? Haben Sie Mitleiden mit mir, ich bin ganz irre.“ — Er sollte zwei Tage nach seiner närrischen Krönung in der comédie française abreisen; am folgenden Morgen kam eine Deputation der französischen Akademie, die ihn beschwor, sie vor der Abreise noch mit seiner Gegenwart zu beehren. Er fuhr nach Tisch hin, und da ernannte ihn die Compagnie einstimmig zu ihrem Direktor. Er nahm diese Stelle an, die immer drei Monate dauert. Er verpflichtete sich also von Neuem für drei Monate und vergaß ganz sein mir gegebenes Versprechen. Von diesem Augenblick an bis zu seinem Tod war sein Leben nichts als ein Orkan von Thorheiten. Er selbst schämte sich darüber. So oft er mich sah, bat er mich deßhalb um Verzeihung, drückte mir die Hände und bat mich, ihn nicht zu verlassen, besonders weil er neue Anstrengungen machen müsse, um der ihm von der Akademie erwiesenen Ehre zu entsprechen. Er sollte besonders an einem neuen Wörterbuche arbeiten wie das der Crusca. Die Redaktion dieses Wörterbuchs war sein lezter herrschender Gedanke, seine lezte Leidenschaft. Er hatte den Buchstaben A übernommen und die andern 24 an eben so viele Akademiker vertheilt. Einige hatten sich nur ungern dazu verstanden, worüber sich der alte Voltaire sehr ärgerte und dabei sagte: „Es sind Faullenzer und Nichtsthuer, die nur daran gewöhnt sind, im Müssiggang fortzuschlendern; aber ich will sie schon vorwärts treiben.“ Von nun an nahm er zwischen zwei Sitzungen der Akademie auf's Gerathewohl eine Menge Reizmittel und beging eine Menge Thorheiten, die seinen Tod beschleunigt haben. Ich denke nur mit Schaudern an sein Sterben. So wie er sah, daß alle zur Vermehrung seiner Kräfte angewendeten Mittel ihn dem Tod nur näher brachten, stand ihm dieser immer vor den Augen. Von diesem Augenblick an bemächtigten sich Wuth und Verzweiflung seines Gemüths; wie Orestes wurde er von ihnen gepeinigt. Furiis agitatus obiit.“

So war Voltaires Tod ein treues Gegenbild seines Lebens; er starb nicht als ein starker Weiser, der keinen Trost der Religion zu bedürfen glaubt, sondern als ein verzweifelnder Wüthender, der sich in Verzuckungen an die Erde ankrallt, die er durchaus nicht lassen will.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsetzung.)

Die Vorliebe des Feuilletonisten Jules Janin für die Schlafmützen ist literarhistorisch geworden. Man trifft den berühmten Kritiker selten ohne diese spießbürgerliche Kopfbedeckung, welche durch ihn einigermaßen zu Ehren gebracht und von den bösen Nebenbegriffen gereinigt worden ist. Selbst wenn Jules Janin seinen kostbaren seidenen Schlafrock mit goldenen Quasten an hat, schmückt die treue Schlafmütze seine von schwarzen Haaren umdunkelte Stirn. — Der bekannte Seeromanschreiber Eugène Sue hat die eingewurzelte Manie, immer im Dunkeln zu seyn und nichts zu essen, wenigstens wenn Leute dabei sind. Alle seine Fenster sind mit gepolsterten Läden dicht verschlossen; kaum läßt ein kleines Guckfensterchen mit bemalten Scheiben einen schwachen Lichtschimmer in's Gemach dringen. Aus Haß gegen das Tageslicht hat der Verfasser von Athargull die Tagesordnung umgekehrt und macht buchstäblich aus Tag Nacht und aus Nacht Tag; er steht auf, wenn man in Paris zu Mittag

speist, und legt sich zu Bett, wenn die andern Leute aufwachen. Eugène Sue sieht die Sonne nur, wenn er auf dem Lande lebt. Viele von seinen Bekannten halten diese Sonderbarkeiten für bloße Koketterie, um in den Ruf eines Originals zu kommen. Aber wahr ist es, Niemand hat je gesehen, daß der Verfasser von Plick und Plock nur so viel als ein Kanarienvogel gegessen; wie er es zu Hause hält, ist ein Geheimniß seines Kammerdieners oder seiner Haushälterin; so viel ist aber gewiß, daß Monsieur Eugène Sue sehr frisch und gesund aussieht.

Fourier, der berühmte Ideolog, welcher vorausgesagt hat, daß vor Ablauf von vierhundert Jahren der salzige Ocean ein süßes Limonadenmeer seyn und der Mensch einen Schwanz wie die Affen, mit einem Auge am Schwanzende, haben werde, was gar nicht so übel seyn müßte — Fourier, sage ich, hatte die Gewohnheit, in einem fort zu kauen, d. h. die Kinnbacken zu bewegen, worüber er frühzeitig alle Zähne eingebüßt; man konnte ihm auch sonst noch einige Schwächen zur Last legen, welche hier nicht weiter erwähnt werden sollen und hinlänglich durch seinen tiefen, umfassenden Geist und seine große Herzensgüte aufgewogen wurden.

Lamennais hat nur einen braunen, ziemlich alten Oberrock. Seit einer langen Reihe von Jahren trägt er immer dieselbe Farbe, wir können nicht bestimmt versichern, ob auch denselben Rock, wie scharfe Beobachter muthmaßen, indem sie sich auf folgende Thatsachen berufen. Im Jahr 1833, wo Lamennais zum ersten Mal nach seinem Landsitz, la Chenaye, bei Dol in der Umgegend von Saint-Malo auswanderte, fing er an stark zu werden. Der braune Oberrock wollte sich nicht mehr zuknöpfen lassen, und man sah in den beiden untersten Knopflöchern zwei kleine Schnüre zum Vorschein kommen, welche, um die Knöpfe geschlungen, dem Unterleib gestatteten, sich nach Bequemlichkeit auszudehnen, ohne die Nähte des Rockes zu sprengen. Allmählig wurden diese Schnüre immer länger, und man sah zuletzt gar die weiße Linie seiner Weste zwischen den beiden Aufschlägen durchschimmern, welche nicht mehr zusammengehen wollten. Die Schnüre hatten jezt ihre größte Weite erlangt. Bald wurde der Oberrock wieder enger, und die ganz allmählig verkürzten Schnüre blieben am Ende ganz weg. Die Knopflöcher konnten ihren alten Dienst wieder versehen, und gegenwärtig ist Herr v. Lamennais mager, wie gewöhnlich. Alle, welche ihm damals befreundet waren, erinnern sich ganz gut jener Krisis vorübergehender Wohlbeleibtheit, die der Verfasser der „Worte eines Gläubigen" um die erwähnte Zeit bestanden. Der Bauch, die Schnüre, die Perspektive seiner weißen Weste sind verschwunden; allein der braune Oberrock ist geblieben, und ein herrliches Miniaturgemälde, welches Madame Mirbel unlängst ausgeführt, zeigt uns, daß Lamennais noch immer seinem alten Anzuge treu ist, der für ihn eine Art Uniform geworden. Lamennais ist eine höchst charakteristische Gestalt und ein treuer Spiegel des Landes und Volks, welches ihn geboren, ein echter Sohn der alten Bretagne. So wie wir seine Heimath betreten, begegnet uns ein unfreundliches, unstetes Klima, die Berge mit rauhen Wäldern bedeckt, die Küsten von Winden und Nebeln geplagt, der lange Winter allen Schmucks grünen Lebens entkleidet. Der Mensch, in ein solches Land gestellt, muß werden wie die Dinge um ihn, ein Spiegel seiner Welt. Das ewige Bild der Vergänglichkeit und des Todes läßt ihn nicht heiter durch das Leben hüpfen und im ewigen Spiele sein Daseyn vertändeln, wie den Südfranzosen und den Bewohner des nördlichen Frankreichs, welcher sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in gemäßigtem Klima ein künstliches Leben und fast eine südliche Natur geschaffen hat. Der Bretagner dagegen, mit einem ernstern und tiefern Gemüthe als seine übrigen Landsleute, sucht in demselben Ersatz für das Gestaltlose seines Lebens und seiner Natur: da er so wenig Leben um sich sieht, muß er es in sich suchen, er muß denken und grübeln. Glaube und Aberglaube, Poesie und Schwärmerei müssen tief bei ihm gehen. Sein Leib gewinnt nicht die Schnellkraft des Südens, noch den geschliffenen Glanz und die Hurtigkeit des französischen Nordens. Tiefsinn, aber auch Trübsinn, Unbehülflichkeit des Leibes, Rauhheit des Sinnes und unfreundliche Absonderung sind oft sein Loos; Leichtigkeit und Abglättung des Aeußern glückt ihm am schwersten und fast nie. Der Gestalt Lamennais fehlt alles Einschmeichelnde und Glatte, alles Süße, Affektirte und Erkünstelte; sie hat nichts Lockendes für devote Augen, nichts Einnehmendes für schöne Beichtkinder. Aus seiner zuversichtlichen, keineswegs dünkelhaften Haltung, aus seinem schüchternen, jedoch nicht gezwungenen Anstande, aus dem ganzen Manne spricht etwas Edles, Ruhiges, Energisches, Bestimmtes, fast etwas Stolzes, genug, eine Eigenthümlichkeit, welche uns selbst dann noch einen hohen Grad von Achtung einflößen würde, wenn wir Lamennais mit Georges Sand in Einer Stube arbeitend träfen, und zwar Lezteren Cigarren rauchend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Stadt und Umgegend.

Der Fremde, welcher, von Darmstadt herkommend, sich unserer Stadt nähert, und sie von den in Südosten sie begrenzenden Hügeln überblickt, genießt eines freundlichen Anblicks. Da liegt sie vor ihm malerisch ausgebreitet, die schöne

Mainthalebene, von dem belebten Flusse durchzogen, mit Landhäusern, Dörfern und Mairhöfen bedeckt, von fruchtbarem Gelände, frischen Baumgruppen und umhegten Gärten durchschnitten, und von dem ragenden Taunus im Westen begrenzt. Die Gegend ist nicht großartig, nicht romantisch, nicht durch einen originellen Charakter überraschend, wohl aber lieblich und heiter. Man möchte sie einer artigen, anspruchlosen, sonntäglich aufgepuzten Schönen aus dem Bürgerstande vergleichen. Die Stadt selber hat aus der Ferne ein alterthümliches Ansehen, dessen Totaleindruck aber durch dazwischen gestreute neue Bauwerke unterbrochen wird. Im Innern wird Frankfurt von Jahr zu Jahr moderner, doch zerfällt es in drei verschiedenartige Hauptansichten. Die neuen Wallstraßen und die eine Art von Vorstadt bildenden Gartenhäuser sind ganz modern, elegant und blicken gar vornehm in die Welt; sie beurkunden den Reichthum ihrer Bewohner und erinnern an Diplomatie und Aristokratie. Dann folgen die Hauptstraßen der innern Stadt, deren Häuser und Paläste sich dicht aneinander drängen. Hier findet man alle Baustyle beisammen, jedoch ist der moderne vorherrschend. Die älteren Gebäude mit ihren gewaltigen Ueberhängen, ihren steilen, hohen Giebeldächern und ihrem düstern Aussehen verschwinden hier mehr und mehr oder werden wenigstens so viel als möglich erneuert und zugestuzt. Die Parterregeschosse sind fast alle zu Läden und Bazars eingerichtet, in welchen sich in jüngster Zeit ein Luxus ausgebildet hat, der kaum noch weiter getrieben werden kann. Wenn man die Wallstraßen das Frankfurter Faurbourg St. Germain nennen kann, so sind dagegen die Zeil, der Roßmarkt, die Neukräm, die Chaussée d'Antin. Das eigentliche alte Frankfurt, dem Pariser quartier du marais zu vergleichen, findet sich im Centrum und im südlichen Theile der Stadt und trägt noch immer die Spuren der untergegangenen mittelalterlichen und reichsstädtischen Zeit. Wie mörsche, lebensmüde Greise blicken die gebückten alten Häuser in die heitere Gegenwart und scheinen sich in sie nicht mehr finden zu können. Der Samstagsberg und der alte Markt, ehedem Zeugen festlicher Züge von Fürsten, Rittern und Prälaten und von Kaiserkrönungen, werden jezt von Höckerinnen und Gemüseweibern, von markthaltenden Bauern und Sachsenhäusern eingenommen, und der große, weltvistorische Brunnen auf dem Römerberg zerfällt täglich mehr. Die alten, engen, winkeligen, von den Sonnenstrahlen kaum besuchten Straßen unserer Altstadt stehen mit den oben genannten Quartieren in grellem Contraste. Die berühmte alte Judengasse ist dem gänzlichen Verfalle nahe, und man hat in diesem Jahre etwa zwanzig der am meisten baufälligen Häuser niedergerissen. Außerhalb der Stadtthore entstehen nach und nach freundliche Vorstädte. So außerordentlich viel in dem lezten Jahrzehnt gebaut worden ist, so hat doch die Bevölkerung von Frankfurt nur wenig sich gesteigert und beträgt noch etwa 50,000 Seelen, wobei die Bewohner der zu unserm Staatgebiete gehörigen Dörfer nicht begriffen sind.

(Schluß folgt.)

Wien, November.

(Schluß.)

Wiener Landleute.

So verstreichen die Monate Juli und August. Der September bringt unglücklicherweise die Jagdvergnügungen herbei. Die Herren stehen vor Tagesanbruch auf, um Wald und Gebüsch zu durchstreifen, müde und abgemattet kommen sie nach Hause, sie denken Abends an nichts mehr als an den Schlaf; Ball und Combdie leiden außerordentlich. Die Jäger schlafen ein, während sie tanzen und im Costüm agiren. Jezt gesellt sich noch das schlechte Wetter zu dieser Abnahme der ländlichen Freuden; es regnet Tagelang, der Wind wird rauh, die Blätter fallen von den Bäumen und geben das Zeichen zum Aufbruch. Jeder Tag entführt nun dem Theater eine Schauspielerin, dem Balle eine Tänzerin. Der Oktober findet auf dem Schlosse des Barons von Leichthaus nur noch den Herrn von Milchhofer mit dem Herrn und der Frau vom Hause. Die Frau Baronin möchte gern in die Stadt zurückkehren; allein sie hat ihrem Mann versprochen, bis zu Ende Novembers auf ihrer Besizung zu bleiben. So oft nämlich während des Winters der gute Baron ihr Vorstellungen wegen der großen Ausgaben gemacht, hatte sie immer schmeichelnd geantwortet: „Sechs Monate, lieber Mann, auf unserer Besizung ökonomisch zugebracht, gleichen ja Alles wieder aus." — Statt der Sparsamkeit ist jedoch die schöne Jahreszeit dem Baron theurer zu stehen gekommen, als der Winter in der Residenz. Dort ladet man Leute zum Diner, zum Concert, zum Ball; die Gastfreiheit findet nur zu gewissen Stunden statt, während man auf dem Lande seine Gäste Monate hindurch bei sich beherbergen muß. — „Da außer dem Herrn von Milchhofer Keiner bei uns zurückgeblieben ist," sagt der Baron Leichthaus zu seiner Gattin, „so wird es uns während der zwei Monate, die wir noch hier zubringen, doch möglich werden, unsere Einnahmen wieder ein wenig mit unsern Ausgaben in's Gleichgewicht zu bringen." — Herr von Milchhofer möchte jezt auch gerne seinen Rückzug unternehmen und anderswohin sich begeben; denn er hat wirklich mehrere Einladungen in dem Genre wie von der Baronin Leichthaus erhalten; er hat auf seiner Liste ein halbes Duzend solcher Landgüter, und im Falle einer kalten Aufnahme oder eines sonstigen Striches durch die Rechnung, der ihm irgendwo passirte, wäre er keineswegs in Verlegenheit gekommen. Allein Herr von Milchhofer ist gefangen durch sein Versprechen, und er mag nun zappeln, wie er will, man hält ihn fest. Er ist höchst nothwendig, um die Langeweile der beiden Gatten zu unterbrechen, um ein tête a tête zu verhindern, welches nicht immer das zärtlichste ist; er ist verdammt, durch zwei Monate Schach und Piquet zu spielen, und den Vermittler zwischen dem Herrn Baron und der Frau Baronin zu machen. Er dringt in ihn, seine Frau zu bewegen, hier zu bleiben; sie beschwört ihn, ihrem Manne zuzureden, daß er abreise. Herr von Milchhofer muß sein ganzes Genie aufbieten, um sich in dieser Lage aufrecht zu erhalten. — Endlich, mit dem Ende Oktobers kann die arme Baronin es nicht länger aushalten; sie wird kränklich, sie hat kein Zutrauen zu den Landärzten, sie erklärt, daß man durchaus abreisen müsse, um Herrn von Raimann zu Rathe zu ziehen. Es wird eingepackt; Herrn von Milchhofer steigen die Thränen in die Augen. — Während der Reise sagt die Baronin zu ihrem Manne: „Wenn du willst, daß ich künftig wieder mit dir auf's Land fahre, so sehe zu, daß eine Eisenbahn von Wien nach unserem Schlosse kommt; früher sieht mich kein Mensch in diesem langweiligen Neste. In Zukunft werden wir ein Landhaus miethen, welches drei oder höchstens vier Stunden von der Stadt entfernt ist, damit wir wöchentlich zweimal die italienische Oper besuchen können." Herr und Frau von Leichthaus sind so eben hier angekommen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt für gebildete Leser.

Freitag, den 8. November 1839.

Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch. —

Platen.

Der Findling.

Ein Bild von der Westküste Jütlands.

Das Meer hat die schmale, von der dänischen Halbinsel in die Nordsee hinauslaufende Landzunge fast ganz mit Flugsand bedeckt, und der Sturm, sein Bundesgenosse, denselben weiter geführt, gleich als wollten die furchtbaren Elemente spöttisch mit dieser unfruchtbaren Gabe das Land über den Verlust trösten, den sie demselben zufügen, indem sie seine Grundvesten untergraben und es seiner fruchtbaren Striche berauben. Indessen vermochten diese wüthenden Feinde doch noch nicht, die standhaften Bewohner jener Wüste zu verdrängen; dem Meere selbst kämpfen sie einen Ersatz für den erlittenen Verlust ab, und den verderblichen Sand dämpfen sie vermittelst des Sandhafers, einer Grasart, die sich nie ersticken läßt, sondern immer oben bleibt. Durch diese Bepflanzung gewinnen die vom Sturmwind längs der ganzen Westseite Jütlands in mannigfaltigem Wechsel gebildeten Hügel und Thäler an der Küste ein waldiges Ansehen, und täuschen oft, wenn die Sonne hinter ihnen steht, den Wanderer, indem sie ihm ein trügerisches Bild von Wirthlichkeit vorgaukeln; aber weiter von der Küste entfernt, im Binnenlande, finden wir nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die, aus der Ferne gesehen, schneebedeckten Felsenkuppen gleichen, sich Jahr für Jahr weiter schieben und sich der urbaren Ebene bemächtigen, welcher die saure Mühe noch einen sparsamen Ertrag abnöthigten.

In einem dieser öden Striche bestieg ich in meiner Jugend eine mit Rispengras bewachsene Düne, um zum ersten Mal das große Weltmeer zu beschauen. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, die See schien fließendes Feuer, die Sandberge glühende Kohlen; die Winde schlummerten, und nur das gedämpfte Brausen der Wellen erinnerte an ihren lezten Kampf mit den Stürmen. Ein trauriges Denkmal der vereinten Kraft dieser furchtbaren Elemente, ein Wrack, stand auf dem nächsten Sandriff und streckte die schwarzen Planken in die Lüfte.

Die Sonne würde über mein stummes Entzücken hinabgesunken seyn und erst das Dunkel mich aus meinen Träumereien geweckt haben, wenn nicht einige Strandbewohner mit ihren Rudern und Fischergeräthen in die Nähe meines Ruheplatzes gekommen wären. Noch ehe ich sie sah, hörte ich, während ihr Zug sich schweigend durch das enge Thal wand, das Knarren ihrer Fußtritte im Sande. Nachdem sie ihre Geräthe in dem auf trockenem Boden in einer Oeffnung der Dünen liegenden Boot geordnet hatten, vertheilten sie sich an beide Seiten stemmten sich mit dem Rücken gegen dasselbe und schoben es in die See, nach dem Takt eines eintönigen, von

einem riesigen Fischer vorgesungenen Liedes, dessen Refrain jedoch ganz lustig klang:

„Ich schiebe, ziehe du nur weg."
„Hurrah, hurrah, hurrah!

So fiel der Chor ein oder:

„Ich trinke, du bezahl'st die Zech."
„Hurrah, hurrah, hurrah!"

Die muntern Worte standen in seltsamem Kontrast mit dem tiefen Baß und der ernsten Weise, in welcher sie gesungen wurden, und mit der Andacht, welche Alle zu beseelen schien, als sie sich plötzlich umdrehten, die Hüte abzogen, niederknieten und die Stirn gegen den Bord des Fahrzeugs lehnten. Einige Augenblicke verweilten sie in dieser Stellung, aber keinen Laut hörte man von ihren Lippen. In der Stille beteten sie zu dem Beherrscher der Winde und des Meeres. — Still erhoben sie sich, schoben das Boot vollends in's Wasser, sprangen hinein und griffen zu den Rudern, deren taktmäßigen Schläge das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche dahin bewegten. Ich folgte demselben mit den Augen, bis es in der dunkeln Ferne verschwand. Nur Einer blieb zurück, ein bejahrter Fischer, dessen rothbraune Locken das Alter noch nicht gebleicht hatte, obgleich sein breiter Rücken sich unter der Last der Jahre krümmte.

Nachdem er lange mit den Händen in den Seitentaschen den Absegelnden unbeweglich nachgeblickt hatte, kehrte er sich um, ging langsam auf mich zu und grüßte mich mit einem freundlichen „Gottes Frieden!" Ich benuzte diese Gelegenheit, um einige Erkundigung über die mühsame Lebensweise dieser Leute und die an dieser Küste so häufigen Strandungen einzuziehen. Er beantwortete meine neugierigen Fragen auf's Befriedigendste und malte mir namentlich den lezten Schiffbruch, dessen traurigen Ueberreste dicht vor uns standen, so anschaulich und mit so lebhaften Farben, daß ich in meinem jugendlichen Leichtsinn Augenzeuge eines solchen fürchterlichen Schauspiels zu werden wünschte. Meine Fragen nahmen kein Ende, und als wir aufbrachen, begleitete ich ihn nach seiner Wohnung, einem hübschen, wohlversehenen Hause neben einem großen Sandberge in einiger Entfernung von der Küste. In der Nähe desselben blieb er stehen, betrachtete aufmerksam den Himmel ringsum und sagte, indem wir den lezten Hügel hinabschritten, mit bedenklicher Miene: „Es ist Lurk * im Wetter." — „Was heißt das?" fragte ich. „Nichts weiter," antwortete der Greis, „als daß wir bald Veränderung bekommen." — Darauf lud er mich ein, das Abendessen mit ihm zu theilen und die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Dankbar nahm ich es an und wurde von ihm und seiner ältlichen Frau mit einer Gastfreundschaft empfangen, die man unter den Zelten der Beduinen nicht herzlicher finden kann. — Sanft schlief ich auf den weichen Kissen des Strandbewohners ein, und mein behagliches Gefühl der Sicherheit wurde noch verstärkt, wenn ich der Fischer gedachte, die ich hatte absegeln sehen und die in der dunkeln Nacht ihr Handwerk voll Mühe und Gefahr auf dem treulosen Meere betreiben sollten.

* Diesen Ausdruck gebraucht man an jener Küste, wenn man bei gutem und stillem Wetter dennoch Vorzeichen baldiger Veränderung bemerkt. Hievon das englische to lurk, tückisch lauern.

(Fortsezung folgt.)

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Fortsezung.)

Man denke ein kleines, langes, mageres Gesicht mit ausgeprägten Zügen, eine große, scharf geschnittene Nase zwischen zwei blaugrauen, geistvollen, durchdringenden Augen, mit weit vorstehenden Wimpern und nach den Schläfen zu mit vielen Falten, gefurchte Backen, ein spitz zulaufendes Kinn, einen fest geschlossenen, nicht zu großen Mund mit etwas dicken, mehr bläulichen als rothen Lippen, um welche stets ein halb ironisches, halb wehmüthiges Lächeln zuckt, ein starkes schwarzes Haar, das eine breite, hochgebildete Stirn beschattet, und dazu einen lymphatischen Teint; man denke sich diesen Kopf auf einem unansehnlichen, schwachen Rumpf, an dem zwei kleine Arme mit zwei kleinen, zarten Händchen hängen, die keine der geneigten Leserinnen sich schämen würde, den ihrigen zu vergleichen, und messe von den Schuhsohlen bis zum Scheitel einen Mann, der kaum die Mittelstatur erreicht und wie gesagt in der Regel einen braunen, von unten bis oben zugeknöpften Rock trägt, so hat man das Conterfei des Abbé Frédéric de la Mennais, des Expapstthümlers und jezigen eingefleischten Demagogen.

Der bekannte Klavierspieler Listz, dessen Charakter und Persönlichkeit ebenso absonderlich, barock und ungewöhnlich ist, als sein Talent, braucht stets drei, vier Pianos, wenn er zu Hause für sich musizirt, studirt oder komponirt; er geht von einem zum andern und spielt keine zwanzig Takte auf demselben Klaviere. Sein Arbeitskabinet ist gleichfalls eigenthümlich eingerichtet. Listz wohnt in der Rue de Provence und hat seinen Hausherrn dahin vermocht, den Plafond seines Zimmers heraus

nehmen zu lassen, wodurch seine Stube noch einmal so hoch geworden ist als die anstoßenden Gemächer. Oben um dieses für die Akustik berechnete Kabinet läuft eine kleine Galerie herum, wo er diejenigen seiner Freunde placirt, welche er fur fähig hält, die fabelhaften Kunststücke zu beurtheilen, die er ihnen auf dem Klaviere zum Besten gibt. In dieser Höhe gewinnt der Ton der Lisztschen Pianos, welche auf kleinen Tritten von klingendem Tannenholz stehen, außerordentlich an Klarheit, Reinheit und Bestimmtheit. Ebenso merkwurdig aber ist es, mit anzusehen, wie der schmächtige junge Virtuose von einem Stuhle zum andern fliegt und beinahe ohne Unterbrechung die raschen Motive und stürmischen Variationen mit seinen wunderbaren Fingern ausfuhrt. Liszt fällt bekanntlich jedesmal in Ohnmacht, wenn er in einem öffentlichen Konzerte spielt; bei den Privatsitzungen in seinem Kabinet wandelt ihn dagegen nie die geringste Schwäche an.

Der geistreiche, liebliche Komponist Auber ist ein Pferdenarr; er träumt von nichts als Marställen, Mecklenburgern und Vollbluthengsten, und wurde so vergnugt seyn, wenn er eine Zügelstange entdeckte, womit man den Seitensprüngen vorbeugen könnte, als wenn er das zierlichste und glücklichste Motiv einer Oper fände. Er schäzt den Pferdehändler Cremieux so hoch als den Librettohändler Scribe, und ein makelloses Pferd ist ihm so viel werth als ein tadelloses Gedicht; eine Reitpeitsche entzückt ihn so sehr als ein Taktstock, und eine Reitgerte darf sich, seinem Dafürhalten nach, einem Fidelbogen an die Seite stellen. Er bedauert, daß er das Libretto des Postillon von Longjumeau nicht in die Hände bekommen hat, und er soll die Partitur des „ehernen Pferdes" in Einem Zuge gesezt haben. Uebrigens sizt Auber vorzüglich zu Pferde und hat einen festen Schluß, worin selbst die französische Kavallerie sich nicht auszeichnet. Wenn es schön Wetter ist, sieht man ihn jeden Morgen längs der Boulevards über den Concordeplaz durch die elysäischen Felder nach dem Boulogner Hölzchen galoppiren. Auber kommt von diesem Morgenspazierritt nie ohne einen musikalischen Einfall heim, welchen er sofort auf dem Klavier probirt und dann zu Papier bringt, um ihn früher oder später in dieser oder jener Partitur zu benutzen. Der liebliche französische Komponist hat die ausgezeichnete Gabe, ohne Hülfe des Klaviers im Kopf arbeiten zu können, eine seltene Eigenschaft, welche uns erklärt, wie er in so wenigen Jahren so viele Opern zu Markt bringen konnte. — Die Pferdeställe des Komponisten der Stummen sind die schönsten und prachtvollsten, welche man, nach denen des reichen Schickler am Vendomeplatz, in Paris sehen kann. Aubers Pferde wohnen unendlich besser als Hunderte von deutschen Musikern. Aber das klassische Reitpferd, worauf die großen Dichter und Musiker nach dem Helikon und Parnaß reiten, ich meine den Pegasus, habe ich in dem Auberschen Stall nicht angetroffen.

Der gegenwärtig so beliebte Donizetti komponirt eben so leicht und lebendig als Auber. Er ist zwar nicht, wie dieser, ein großer Pferdeliebhaber, aber ein leidenschaftlicher Freund von Wasserfahrten, Gondelpromenaden und ländlichen Ausflugen. Eine seiner besten Opern, Anna Bolena, komponirte er in achtzehn Tagen auf einer Fußreise nach Mailand. Donizetti hält es nicht lange auf einem Flecke aus. Jede seiner Opern ist an einem andern Orte, unter einem andern Himmel zur Welt gekommen. — Bellinis Komponistenader schlug nicht so voll als die seines Landsmanns Donizetti; er arbeitete mühsam und bedurfte der Reize des Luxus und des Reichthums, um zu produziren; er bewohnte prachtvoll meublirte Zimmer, kleidete sich streng nach der Mode und suchte in den Boudoirs Motive zu seinen traurigen Melodien, welche fast wie Stoß- und Liebesseufzer klingen. Wenn er sich an den aufregenden Freuden und Genussen begeistert, kehrte er heim in seine von Wohlgerüchen duftenden Gemächer, und auf weicher Ottomane gebettet, suchte er die noch in seiner Seele klingenden Eindrücke wieder hervorzurufen, und sank erschöpft in die Kissen zurück, wenn es ihm gelungen war, einen dieser Eindrucke festzuhalten und auf's Papier zu fixiren.

Meyerbeer arbeitet auch nicht wie ein anderer Mensch. Im Frühling treiben die Säfte seiner Begeisterung gewöhnlich am stärksten, und von diesem Augenblick wandelt ihn die Reiselust an, denn sein Genie bedarf der raschesten fortschaffenden Mechanik; man sollte glauben, er müsse den Ideen nachrennen und nachjagen. Die Muse, welche ihn begeistert und säugt, ist keine Stubenhockerin und Hausamme, sondern von der quecksilbernsten Natur, Alles mit Heftigkeit ergreifend und rastlos von einem zum andern fahrend. Der geniale Faullenzer Rossini ist vielleicht in unserer Zeit der einzige Komponist, welcher vom Himmel die Spontaneität der Begeisterung empfangen hat. Man weiß, daß der Direktor der großen Oper in Paris, dem Rossini seit undenklichen Zeiten eine Partitur verkauft und versprochen hatte, diesen endlich einsperren ließ, und daß ihm Rossini nach achttägigem Stubenarrest die Partitur zu „Wilhelm Tell" einhändigte. Bei Meyerbeer bewirkt die Arbeit und die Begeisterung eine Krisis, eine schwere Schwangerschaft, welche heftige Geburtswehen nach sich zieht. Dieser kritische Zustand hat seine bestimmten Symptome, als da sind: Unruhe, Aufgeregtheit, Schlaflosigkeit, Fieber, Verstimmtheit.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Städtisches. Eisenbahn. Herbst. Lichtbilder.

Dem Fremden, welcher sich in Frankfurt verbürgern will, wird dies sehr schwer, besonders wenn er ohne Vermögen ist. Nur durch Ehelichung einer Bürgerstochter oder Bürgerswittwe, oder durch das durch eine Caution von 4 bis 6000 Gulden unterstüzte Versprechen, eine Frankfurterin zu heirathen, wird der Fremde Bürger, nachdem er zuvor viele Weitläufigkeiten überstanden hat. Verehlicht er sich mit einer Fremden, so ist die genannte Caution verfallen. Wünscht ein von beiden Seiten uns fremdes Ehepaar sich in unserer Mainstadt niederzulassen, so ist dies noch schwerer. Nicht minder hemmend treten dem Bürgerwerden die noch immer, wenn auch etwas gemildert fortbestehenden Zunft- und Innungsinstitutionen entgegen. Obwohl diese in unsere Zeiten und Verhältnisse nicht mehr recht passen wollen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß sie auf den Wohlstand eines so kleinen Staates, wie der unsrige, eher vortheilhaft, als nachtheilig einwirken. Mag daher die Erschwerung des Bürgerwerdens immerhin gelten; aber wenigstens sollte man Fremden, welche sich für längere Zeit in Frankfurt niederlassen wollen, dies erleichtern, anstatt sie, wie es häufig geschieht, mit Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten zu belästigen. Man sollte nicht außer Acht lassen, daß Frankfurt immer eine Fremdenstadt war und bleiben wird, und daß Leute, welche hier ihr Geld verzehren, uns nur angenehm seyn können. Viele englische Familien würden sich in Frankfurt häuslich niedergelassen haben, wären sie nicht durch manche Formalitäten, die ihnen lästig fallen, abgeschreckt worden. Ein Gleiches gilt in Beziehung auf die zu unserm Gebiete gehörigen Dorfschaften, in welchen die Verbürgerung ebenfalls mit manchen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Seit dem 26sten September hat die Schau- und Vergnügungslust unserer Freistädter ein neues Feld: die Eisenbahnstrecke von hier bis zu dem zwei Stunden entlegenen Städtchen Höchst a. M. ist seit jenem Tage eröffnet. Schon der Bahnhof zieht alle Augen auf sich, und dürfte nebst den schon in seiner Nähe befindlichen Neubauten bald der Mittelpunkt eines neuen, schönen und gesunden Stadtviertels werden. Obwohl die Preise der Fahrt sehr hoch angesezt sind, war doch der Zudrang von Reisenden, namentlich an den Sonntagen, außerordentlich. Das Städtchen Höchst ist nun mit einem Male und wie auf Zauberwort uns ganz nahe gerückt und zu einer Vorstadt von Frankfurt geworden. Die dortigen Gastwirthe, Bäcker, Mezger u. A. haben durch die auf der Eisenbahn fahrenden Frankfurter in den lezten Wochen mehr Geschäfte gemacht, als sonst im ganzen Jahre. Noch sind die Fahrten nichts anders als Lustfahrten, da die Preise von 12 bis 48 Kreuzern für zwei kleine Wegstunden, welche die Locomotive in wenigen Minuten zurücklegt, die Volksmasse wenig anziehen. Man fährt übrigens mit größter Vorsicht und bietet bei weitem nicht alle Kraft auf.

Unsere Stadt ist um ein Prachtgebäude reicher geworden. Das neue Hospital zum heiligen Geiste ist vollendet und bereits seit einigen Wochen bezogen. Es ist nach dem Plane und unter der Leitung des hiesigen Architekten Rumpf gebaut und imponirt durch Umfang und architektonische Schönheit. Die innere Disposition ist sehr zweckmäßig. Im ganzen Hause ist kein dunkles Eckchen, überall Licht und Luft. Der unter dem ganzen Gebäude fortlaufende Keller ist von so gewaltiger Dimension, daß man darin, im strengen Sinne des Worts, vierspännig umherfahren könnte. Der neue Hospital kostet etwa 270,000 Gulden. Die Verwaltung dieser Stiftung, wohl der ältesten unserer Stadt, besizt große Geldmittel, und keine andere hat sich solcher Legate und milden Spenden zu erfreuen. Im Gegensaze zum Frankfurter Bürgerhospitale nimmt das hier besprochene Hospital zum heiligen Geiste nur Fremde auf, weßhalb es auch gewöhnlich das Fremdenhospital genannt wird.

Am 14ten, 15ten und 16ten Oktober fand unsere Weinlese, gewöhnlich Herbst genannt, statt. Wenn auch das hiesige Traubengewächs keines besondern Rufes genießt, so ist es doch gar nicht zu verachten, und einige Lagen unseres Sachsenhäuser- und Röderberges liefern in guten Jahren einen ganz erträglichen Wein. Schon der alte Lersner erzählt in seiner Frankfurter Chronik, wie es an den Herbsttagen von jeher gar lustig und toll bei uns zugegangen; so ist es noch. In allen, die Stadt näher und entfernter umgebenden Gärten, Weinbergen und Landhäusern geht es bunt durcheinander. Alle Welt will sich amüsiren, Jung und Alt, Vornehm und Gering; Einer überbietet den Andern, ganz nach der Mode unserer Zeit. Ueberall Musik und Gelage, Gesang und Geschrei, aber vor allem Feuerwerk und Schießen. Wenn es Abend wird, so knallt und kracht, prasselt und sprüht, blizt und funkelt es in allen Ecken und Enden, und man glaubt sich in eine belagerte Stadt versezt. Kein Herbst geht unter so gefährlichen Spielereien ohne Unglücksfälle ab und ansehnliche Geldsummen werden dabei verschwendet.

Die Erfindung Daguerres hat auch bei uns viel Aufsehen gemacht. Dem Lithographen Vogel gebührt das Verdienst, die ersten Lichtbilder in dieser Manier hier gewonnen und in seinem Atelier aufgestellt zu haben. Man sieht Ansichten der Mainbrücke, des Domes, der Quais, der Eschenheimer Thurmes u. s. w., welche den in Paris gefertigten Bildern dieser Art nicht nachstehen. Zu gleicher Zeit finden die Freunde der Kunst bei Vogel eine Exposition von vielem Andern, was zum Gebiet der neuen Erfindung und der Nebenzweige derselben gehört. Besondere Aufmerksamkeit erregte Folgendes: Dr. E. Buch hatte vor vierzig Jahren eine Silhouette eingerahmt, und als er diese zufällig herausnahm, fand er auf dem Tannenholze, welches zur Hinterlage gedient hatte, die Silhouette wieder. Die von ihr bedeckten Stellen des Holzes waren weiß geblieben und gaben den vollständigen Umriß, während die andern, von weißem Papier bedeckten Stellen durch das Licht gebräunt worden waren. Daguerre und Niepce haben bekanntlich gefunden, daß Harz eine große Empfindlichkeit für's Licht habe; so mag das hier im Tannenholz befindliche Harz afficirt worden seyn, so weit es nicht von der Silhouette geschüzt war. Es erinnert dies Blatt sehr an die Steinheil und Kobell'schen Lichtbilder, deren auch eines ausgestellt ist, welches sich durch die angenehme Milde der Linien auszeichnet. Ferner sieht man das Porträt Luthers, ein in Dresden dargestelltes Lichtbild auf Papier. Alle Schattirungen zeigen sich sehr scharf, und bei weiterer Vervollkommnung lassen sich von dieser Methode auf Papier die schönsten Resultate erwarten. Zwei andere, in Paris gefertigte Lichtbilder auf Papier erregen wahre Bewunderung, und sind von einer Feinheit, welche eine Menschenhand nicht zu erreichen vermag. Noch ein wenig mehr Licht und etwas kräftigern Schatten, und wir hätten damit die Schönheiten der Daguerre'schen Lichtbilder und zugleich die Annehmlichkeit, durch die Spiegelung, welche bei leztern unvermeidlich ist, nicht gestört zu werden. Auch ein aufgestelltes Porträt Daguerres, welches an den Typus der Kopfform Peters des Großen erinnert, interessirt den Beschauer. Das Atelier Vogels wird gegenwärtig von hiesigen und auswärtigen Kunstfreunden viel besucht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. November 1839.

Encor des pourparlers, des débats, des visites!
Je me lasse à la fin. —
Mais vous touchez au but. —
Non, j'essuirai de vous quelque nouveau rebut.

Delavigne.

Seltsamkeiten ungewöhnlicher Menschen, vom Pariser Horizont aus betrachtet.

(Schluß.)

Meyerbeer gleicht in geistiger Hinsicht einer kreisenden Frau, die schmerzlich ihrer Befreiung harrt. Diese läßt in ihrer Herzensangst und Besorgniß zwanzig Mal des Tags den Arzt und Geburtshelfer rufen; der Vater „Robert des Teufels" kann anständiger und vernünftiger Weise wegen seiner Opernschmerzen keinen Doktor um Rath fragen, und läßt daher seine üble Laune an seinem Mitarbeiter, an dem Verfasser des Libretto aus. Er besucht ihn, und kaum ist er wieder zu Hause, so schreibt er ihm Brief auf Brief, schickt ihm Boten auf Boten und läßt ihn der geringsten Kleinigkeit wegen zu sich bitten. Seine Launen gleichen auch den Gelüsten schwangerer Weiber: am Morgen will er dies und das, am Abend ist er anderer Meinung geworden. Der gepeinigte Dichter nimmt von ihm Abschied und ist herzlich froh, daß man endlich einmal etwas fest verabredet hat; er kann doch nun wenigstens über seine Zeit verfügen und nach Belieben Verse feilen und Reime für eine andere Arbeit zuspitzen. Aber kaum hat er seine Feder geschnitten, so schellt es dreimal an seiner Thür und der Aufwärter bringt ihm einen Brief von Meyerbeer, welcher Alles abändern und umkehren will. Dort sollten wir die Flöte hören, er sezt die Trompete an die Stelle; hier, glaubten wir, werde das Waldhorn einfallen, er will durchaus den Tam-Tam anwenden; er hat große Lust, beim Finale die Glocken zu läuten, ein Pelotonfeuer, einige Kanonenschüsse und Haubitzen anzubringen und als Schwanznote ein Pulverfaß in die Luft springen zu lassen. Er verdirbt dem Dichter seine Verse, ändert seine Reime, kurz er gibt ihm sein Geisteswerk zurück, wie die Inquisitoren den Körper eines armen Patienten wieder herausgaben, welchen man ihnen heil und ganz überliefert hatte. Wer eine Oper mit Meyerbeer macht, ist ihm mit Leib und Seele verschrieben, wie Max dem Kasper und Robert dem Bertram; er empfängt von dem berühmten Maestro mehr Billette, als er Haare auf dem Kopfe hat, welche ihm zulezt vor Aerger ausfallen. Gegenwärtig bearbeitet Meyerbeer eine Librette von Scribe für die komische Oper; und das nächste Frühjahr, wenn sein Komponistenblut frisch aufwallt, gedenkt er ein neues Werk in vier Akten für die große Oper zu gebären, Maria von Mantua betitelt, worin Cinq-Mars, de Thou, Marion de Lorme, der Abbé Gondy, Laubardemont und der Kardinal Richelieu auftreten.

Der General Allard, dessen Anwesenheit in Paris vor wenigen Jahren so viel Aufsehen machte, war ein

Feinschmecker, aber auch ein Fresser erster Classe. Als er in Paris war, sah man ihn oft zwei, drei Stunden lang vor dem Chevetschen Eßwaarenmagazin im Palais-royal stehen. Seine Börse und sein wunderbarer Appetit sezten ihn in Stand, seinem gastronomischen Hange unmittelbare Befriedigung zu verschaffen. Man erzählt, der General sey eines Tags mit Herrn von Cussy, welcher bekanntlich die première fourchette de Paris genannt wurde, bei Chevet eingetreten, und dieser habe Beiden eine Mahlzeit für ein halbes Duzend Personen aufgetragen, wovon sie auch nicht einen Bissen übrig gelassen. Chevet hat an General Allard einen einträglichen Kunden verloren; denn nachdem der Feldmarschall Runjet Sings von Paris abgereist war, spedirte Chevet über Bordeaux nach Lahore wöchentlich eine Kiste mit Wildpret, Früchten und Gemüsen, welche nach dem Appertschen System zubereitet, das heißt gekocht und in blecherne Büchsen verschlossen wurden, nachdem man zuvor mit der Luftpumpe alle Luft daraus entfernt.

Der berühmte französische Wundarzt Dupuytren hatte von früheren Zeiten her die Gewohnheit beibehalten, alle seine Briefe mit der Formel: „Gruß und Brüderschaft!“ zu schließen. Henri Berthoud, welcher eine sehr reiche Sammlung von Handschriften moderner Celebritäten besizt, zeigt bereitwillig den Brief, worin Dupuytren sich bei Orfila, dem heutigen Dekan der medizinischen Fakultät von Paris, entschuldigt, daß er seiner Einladung zum Mittagessen keine Folge leisten könne; das Schreiben brachte als Entschuldigungsgrund ein heftiges Leibweh vor und endete auf die gewöhnliche Weise mit „Gruß und Brüderschaft!“ Orfila antwortete seinem Collegen, um ihm sein Bedauern über seine Unpäßlichkeit auszudrücken, und parodirte am Ende seines Briefs die Schlußwendung des Kranken, indem er mit den Worten schloß: „Gruß und Leinsaamenmehl!“ Orfila wollte seinem Freunde rathen, Breiumschläge von Leinsaamenmehl zu machen, anstatt Blutegel anzusetzen, welche Dupuytren bei jeder Gelegenheit anwendete, und welche Orfila damals in seinen Büchern und Vorlesungen heftig bekämpfte.

Die berühmte Mars hat zwei Koketterien beibehalten, und sie entsagt ihnen weder auf der Bühne, noch im vertrauten Umgange: sie kokettirt noch immer mit ihren Haaren und ihren Schultern, von welchen leztern die Bosheit doch nicht behaupten kann, sie seyen gefärbt und angehängt, wie man es von allem Andern sagt, womit sich die große Schauspielerin herauspuzt. Sie geht beständig in bloßem Kopfe, und wenn sie Besuche macht oder annimmt, nie anders als in bloßem Halse. Sie hat kein einziges weißes Haar und ihre noch ziemlich dicht bewachsenen Schläfe zeigen dem Blick des indiskreten Forschers keineswegs jene nackten Steppen, welche vielen Frauen vor der Zeit graue Haare machen. — Mademoiselle Mars ist bereits, vielleicht weit, über die Sechzige hinaus, und doch behauptet sie noch immer die Frische und Jugend des Gemüths und Spiels: ihr Gang, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Haltung gehören der jüngsten, freundlichsten Grazie an. Alle Rollen, wo die Zartheit und Feinheit des französischen geselligen Lebens in's Spiel kommt, wobei Schelmerei, List und Koketterie der Weiber das weiteste Feld haben, stellt sie unübertrefflich dar. Ihr Spiel lockt uns in ihre süße, spielende Welt hinein, und wir müssen der wunderbaren Zauberin folgen, wohin sie uns haben will. Sie weiß aber auch zu herrschen und spielt trefflich die Koketten, welche eine Heerde von ihren Winken abhängiger Sklaven um sich haben, und die vornehmen Damen, welche unerfahrenen Jünglingen auf die Zähne fühlen und halbflügge Töchter zügeln. Ich erinnere mich, die Mars eines Abends in grobem, härenem Gewand zu den Füßen eines Melodramtyrannen gesehen zu haben, und selbst in dieser demüthigen Stellung konnte man die vornehme Dame nicht verkennen, welche den Abend zuvor als bewundernswürdige Celimene im Salon des Misanthropen gesessen. Atlaß, Geschmeide und schöne Bänder scheinen wie gemacht für die Mars. Sie kleidet sich am liebsten weiß; sie trägt im Winter einen weißen Kaschemir, im Sommer ein Mousselinkleid. Warum wird dieser jugendlich frische Puz leider von Jahr zu Jahr ein immer schärferes Epigramm gegen die, welche ihn trägt? Allein wenn man die Mars auf den Brettern sich bewegen sieht, wird man noch immer von den Grazien ihrer Person und ihrer Kunst bezaubert.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch einen verwirrten Lärm in dem neben meiner Schlafkammer gelegenen Wohnzimmer geweckt. Männer und Weiber sprachen durcheinander, Holzschuhe klapperten und die Thüren des Hauses wurden beständig aufgerissen und zugeschlagen. Ich erhob mich und lauschte. Wenn es im Nebenzimmer ruhiger wurde, glaubte ich draußen ein dumpfes Rauschen oder ein tiefes, einförmiges Dröhnen zu vernehmen. Ich sprang auf, kleidete mich schnell an und trat in's Wohnzimmer, wo ich die ganze Familie schon auf den Beinen und in geschäftiger Bewegung fand. Der Mann splißte ein Tau zusammen, die Hausmutter schürte das Feuer auf dem Herde und sezte einen Topf darauf, und zwei junge Weiber, die Tochter und die Schwiegertochter meines Wirths, standen, schon völlig angekleidet, im Begriff, ein Tuch um den Kopf zu wickeln, als gälte es

eine längere Reise. Mein Morgengruß wurde kurz erwidert, und auf meine Frage, was für ein Getös ich gehört, antwortete der Alte eben so kurz und schnell: „Die See!" — „Wohin wollt Ihr jezt?" fragte ich weiter. „Hinaus, um nach unsern Leuten zu sehen," antwortete er; „wir bekommen hartes Wetter." Diese Worte wirkten elektrisch auf mich, und ich beschloß augenblicklich, die Strandbewohner zu ihrem furchterlichen Nachbar zu begleiten. In wenigen Minuten waren wir marschfertig und verließen das Haus.

Die Sonne ging eben auf; ihre dunkelrothe Scheibe glühte düster hinter streifigen Wolken; kein Wind war zu spüren, aber lauter und lauter ertönte das ununterbrochene Gebrause des Meeres. Schweigend gingen wir nach dem Strande hinab. Ich bestieg die äußerste Düne, und fand zu meiner großen Verwunderung das Meer in keiner merklichen Bewegung; nur dicht am Ufer ging eine tiefere Grundsee, welche sich am Strande brach und donnernd längs demselben hinrollte; die Luft war noch in Ruhe, aber mein alter Wetterprophet versicherte, daß ich binnen kurzer Zeit den Westwind fühlen würde. Er hatte Recht: eingehüllt in düstere Nebel, stellte der grause Beherrscher der Nordsee sich bald ein. Nun begann auch das Meer weiter hinaus sich zu regen, und bald zeigten sich kleine weiße Flecken, die immer zahlreicher und zahlreicher, immer größer und größer wurden und sich, wie es schien, mit der Schnelligkeit des Windes näherten. Aber der Wind eilte ihnen voraus; plötzlich brach er herein mit Unheil wahrsagenden Seufzern und pfiff laut in den struppigen Büscheln der Strandbinse. Kein Boot war noch zu sehen. Den ganzen Strand entlang auf den Dünen erschien der eine Küstenbewohner nach dem andern, meistens Weiber und halberwachsene Knaben, um gleich uns nach zögernden Fischern auszusehen.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu und mit ihm das Rollen der Wogen; der ganze Strand stand bald in Schaum. Ich zitterte fur die armen Fischer auf der hohen See, und gab sie in Gedanken schon auf, als der Greis, das spähende Auge mit der Hand bedeckend, ausrief: „Da haben wir sie!" — Ich sah indessen noch nichts, und meine Angst wuchs. Der Fingerzeig der Uebrigen leitete endlich meine Augen auf einen dunkeln Punkt in der Ferne, der oft verschwand, aber immer größer, immer näher wieder zum Vorschein kam. Das Meer erhob sich stärker, die weißen Flecke wurden zahlreicher und breiter und die drei, nur durch schmale Tiefen getrennten, neben einander längs dem Strande hinlaufenden Sandriffe wurden schon durch eben so viele zusammenhängende Schaumstreifen bezeichnet, welche sich nach Norden und Süden hinstreckten, so weit das Auge reichte. Diese Riffe sind das Verderben der Seefahrer, aber eine dreifache Wehr der Küste; denn sie brechen die ungeheuern Wellen, welche oft höher sind als die Dünen selbst, und ohne einen solchen Widerstand bald die schwachen Wälle niederreißen und das flache Westland überschwemmen würden.

Das Boot eilte. Schon sah man die Köpfe der Fischer, wenn es sich auf dem Rücken einer Welle erhob; wenn es dann aber von derselben hinablief, wie von einem Hügel, und im Wellenthale verschwand, dann dachte ich mit Schrecken: „werden sie wohl wieder heraufkommen?" Ein Angstruf entfuhr mir, aber der alte Mann, der mit verschränkten Armen neben mir stand, sagte mürrisch: „Was gibt's? Noch haben sie keine Noth."

Jezt hatten sie das äußerste Riff erreicht. Hier hielten sie an, ruderten sogar aus allen Kräften rückwärts, und theilten glücklich mehrere gewaltige Wogen. Als diese sich in der Brandung zerschlagen hatten, wurde das Wasser auf einer kleinen Strecke eben. Sie nuzten diesen Augenblick und ruderten mit Windeseile landwärts. Auf dieselbe Weise überwanden sie das mittlere Riff; aber jezt war die eigentliche Lebensgefahr erst vorhanden. Die Zuschauer sprangen dicht an's Ufer hinab, und fielen wie auf ein Commandowort, die gefalteten Hände gen Himmel streckend, alle auf die Knie. Darauf sprangen sie eben so schnell auf und faßten sich bei den Händen. Ich sah nicht gleich ein, wozu diese Kette dienen sollte, aber ich erfuhr es bald. Das Boot war jezt bei dem lezten Riff, keinen Steinwurf vom Lande; verfolgt von einer Sturzsee, die ihren weißen Kamm über dasselbe hinbeugte, schoß es in die Brandung hinein, wurde eingeholt, gab die Seite, känterte, und die Weiber und Kinder stießen ein lautes, herzzerschneidendes Geschrei aus. Mit der Welle wurden die Schiffbrüchigen an's Land gespült, einige erreichten dasselbe ganz und gewannen gleich festen Fuß, aber andere kamen nicht so nahe. Da trennte sich die Kette an mehreren Stellen; der Nächste ergriff mit der einen Hand den in der Brandung Kämpfenden, und die Uebrigen zogen aus aller Macht, um dem Meer seine Beute zu entreißen; denn dieselbe Welle, welche sie hinaufgeworfen hatte, würde sie in ihrem Rücklauf * wieder hinausgeschwemmt haben, und dann ist keine Rettung mehr. Ein schrecklicher Augenblick! Er flog so schnell an mir vorüber, daß ich kaum sah, wie Alles zuging; aber die Verunglückten wurden sämmtlich gerettet. Eben so schnell wurde das Boot, dieser treue Freund in so mancher Noth, geborgen, und erst als dasselbe mit dem ganzen reichen Fang der verflossenen Nacht auf's Land gezogen und in vollkommene Sicherheit gebracht war, erst dann

* Die Strandbewohner nennen die rücklaufende Welle mit einem sehr bezeichnenden Ausdruck: „Suttet" — den Seufzer. Sie kostet ihnen Seufzer genug.

grüßten die Männer sich gegenseitig mit treuherzigen Handschlägen, und die Frauen umschlangen den Einen und den Andern der triefenden Seeleute mit liebenden Armen. Nun kamen eilends die zu Hause gebliebenen Mütter, Hausfrauen und Töchter mit Krügen voll warmen Getränkes herbei; jeder der Heimgekehrten ergriff einen derselben mit beiden Händen, und ließ ihn nicht los, bevor er den Boden gen Himmel kehrte.* Darauf theilte man die Beute, Jeder verfügte sich nach Hause, und ich begleitete meinen Wirth und seine Familie.

(Fortsetzung folgt.)

* Diese abgehärteten Menschen haben die Sitte, niemals Lebensmittel mit sich auf die See zu nehmen, u. werden daher bei ihrer Landung stets mit einer Herzstärkung von warmem Bier empfangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Messe. Eisenbahn.

Die große Michaelismesse ist zu Ende, die wogenden, lautbrausenden Fluthen haben sich gelegt und das gewöhnliche Alltagsleben fließt wieder in gewohnter Weise dahin. Die Messe bezeichnete diesmal streng den Uebergang vom Herbst zum Winter; vor ein paar Tagen hatten wir noch das schönste Herbstwetter, und die Menge wogte behaglich zwischen den Buden und den Schaubarkeiten umher; jezt, nachdem wie durch einen Zauberschlag sämmtliche Buden verschwunden sind, beginnt der kalte Winter schon sein Regiment, und in Mackintosh's gehüllt, eilen die Gentlemen durch die öde scheinenden Straßen dahin. Die Messe ist in jeder Beziehung sehr günstig ausgefallen. Ob in Leder oder in Tuch bessere Geschäfte gemacht sind, und wie hoch die Louisd'or gestanden haben, solche kaufmännisch-praktische Expositionen kümmern Ihre Leser wenig; passender könnte ein rascher Blick auf das Getreibe der Messe erscheinen. Vor dem Thore in dem Budenbereiche schmetterten von früh bis spät Abends die Trompeten bei den Caroussels und gaben den Grundton in dem ungeheuern disharmonischen Concerte; die durch die verschiedenartigsten Reize und Sehenswürdigkeiten einladenden Buden füllten sich täglich, und die fröhliche Menge lustwandelte in den Straßen und zwischen den Buden, zum Kaufen und zum Schauen. Drei Seiltänzer- und Kunstreitergesellschaften waren zur Messe eingetroffen. Die akrobatisch-athletische Gesellschaft von Michaele Averino aus Rom gab im Theater Vorstellungen, Bono und Dumos vor dem Thore. Unter der Gesellschaft von Bono befand sich Jean Dupuis, l'incomparable, erster Athlet ꝛc., wie er sich selbst nannte, der umherreiste, um das berühmte Kampfspiel der Römer darzustellen, zugleich Jedermann einlud, mit ihm im Ringen sich zu versuchen, und für den Sieger einen Preis von 500 Thalern aussezte. Mehrere wagten den Kampf mit dem täglich in den Zeitungen und noch viel mehr auf den ungeheuer großen Anschlagzetteln Renommirenden; allein sie waren ihm nicht gewachsen, und wie der Riese Antäus durch Berührung der Mutter Erde, gewann Dupuis durch die Besiegung eines ungeübten Gegners neuen Muth zum Renommiren. Besser gefiel die Gesellschaft von Dumos aus Paris, die nicht allein vortrefflich zugerittene Pferde hatte, sondern auch sehr geschmackvolle pantomimische Darstellungen und graziöse Ballets gab. Man konnte hier recht die Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Grazie der Französinnen bewundern; das Haus war täglich gedrängt voll. Auch die Zauberei und natürliche Magie fand mehrere kunstgeübte Repräsentanten, und bei dem Anblick einer orakelkündenden Pythia konnte eine lebhafte Phantasie leicht nach dem heiligen Delphi sich versezt glauben. Der Dampf, der die Seherin umschwebte und in heilige Verzückung zu versetzen schien, war zwar nicht der aus dem Innern der Höhle aufsteigende, sondern bläulicher Cigarrendampf, und die Fragen betrafen nicht den Willen der Götter oder etwa das Schicksal von Reichen und Königen, sondern im Geiste der sogenannten materialistischen Richtung unserer Zeit, beantwortete die Seherin, wie viel Geldstücke und was für welche und von welchem Jahre jedes einzelne auf einen Teller gelegt waren. Hier Caroussels mit schrecklich dröhnenden Drommeten, als sollten Jerichos Thore gesprengt werden, dort Dampfschaukeln, hier eine Reihe Buden zu Speise und Trank; wilde Bestien, abgerichtete Affen und Hunde, Harfenistinnen, Bänkelsänger, Leierkästner, Guckkästner, alles bunt durcheinander, und dabei alle Tage das schönste Herbstwetter. — Wie mannigfach und verschiedenartig auch sonst die Ansichten und Bestrebungen der Bewohner Leipzigs seyn mögen, in einer Sache finden doch alle einen Vereinigungspunkt, einen Focus, der alle Strahlen concentrirt, einen Magnet, der Alles anzieht und fesselt: es ist die Leipzig-Dresdener Eisenbahn; sie ist das große, freie, selbstständige Werk der Leipziger Kaufmannschaft, die sie in's Leben gerufen und in kurzer Frist vollendet hat; sie ist auch der Stolz der ganzen Bevölkerung. Man muß an schönen Sommertagen die Ankunft oder Abfahrt des Dampfwagens gesehen haben, um sich einen Begriff von der ungeheuern Lebhaftigkeit, dem bunten Treiben, Wogen und Drängen machen zu können. Schon eine gute halbe Stunde vor der Ankunft des Wagens füllt sich die Promenade mit Zuschauern, und viele werden gar nicht satt, dieses täglich zweimal sich wiederholende Schauspiel immer wieder mit anzusehen. Es ist Vormittags nach neun Uhr, der Zeiger der großen Uhr am Bahnhofe weist bald auf halb zehn; Alles ist voller Erwartung; der Wagen muß nun kommen, der Telegraph bei Wurzen hat längst das Zeichen der Abfahrt gegeben, das rothe Fähnchen am Eingange des Bahnhofs winkt, der Wächter steht an seinem Posten, die Glocke tönt — jezt kommt er dahergesaust, der feuersprühende Drache, und das Pfeifen der Lokomotive tönt furchtbar wieder im Gewölbe des Bahnhofs. Alles springt von den Wagen herab, Alles eilt bunt durcheinander. Da kommen sie, die Fremdlinge aus fernen Ländern, im Reisekostüm und oft von wunderlichem Ansehen; englische Touristen, Reisende aus den böhmischen Bädern, Reiselustige aus allen Orten und von allen Ständen. Während des ganzen Sommers bestand der Zug gewöhnlich aus zwanzig Wagen, oft aus noch mehreren. Im Sommer ging — außer den zahlreichen Extrafahrten — die gewöhnliche Fahrt täglich zweimal von Leipzig und zweimal von Dresden mit der promtesten Genauigkeit und stets gleicher Schnelligkeit vor sich, und auch nicht der geringste Unglücksfall ist vorgekommen. Seit der Mitte Oktobers gehen die Wagenzüge für die Wintermonate Morgens eine Stunde später und Nachmittags eine früher, um sieben Uhr früh und zwei Uhr Nachmittags von Leipzig und Dresden ab. Vor und während der Messzeit war die Frequenz auf der Eisenbahn ganz außerordentlich.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. November 1839.

Gratia cum Nymphis geminisque sororibus audet
Ducere nuda choros.

Horat.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

IV. Der Winter.

1. Es ist die Winterzeit herangekommen,
Die Feige knospet, zeitig wird der Reis,
Am zarten Halme volle Aehren prangen,
Doch wankt der Lotus von des Reifes Eis.

2. Nun schmücken ferner sich die holden Frauen
Mit frischen Kränzen von Jasmin nicht mehr;
Sie winden keine duftende Guirlande
Zur Kühlung um den hohen Busen her.

3. Sie legen jezt um ihre schlanken Arme
Sich weder Spangenschmuck noch buntes Band;
Kein dünner Flor wird um die Brust geschlungen,
Nicht wallet um die Mitt' ein zart Gewand.

4. Nicht mehr der goldne Gürtel mit Juwelen
Und Perlenglanz die runde Hüft' verschönt;
Nicht mehr, wie des Flamingo helles Girren,
Der Knöchelring am Lotusfuße tönt.

5. Zum Freudenfeste reiben sich die Schönen
Mit gelbem Sandelstaube rein und klar;
Durchwürzen sich den Mund mit Wohlgerüchen
Und räuchern dunklen Aloe in das Haar.

6. Dann kehren sie mit blassen Wangen wieder
Vom Liebesmahl ermüdet und entzückt,
Und lächeln schelmisch, daß auf ihren Lippen
Der Zähne Mal des Buhlen eingedrückt.

7. Der Winter seufzet unter Gräserknistern,
Da kalter Reif ihr Blatt erstarret hat,
Wenn er mit Liebesschmerz am frühen Morgen
Der hochgebrüsteten Geliebten naht.

8. Des Menschen Herz erwacht zu neuer Wonne,
Wenn fern des muntern Kranichs Ruf ertönt,
Das Feld mit jungem Reise sich bekleidet
Und mit Gazellenheerden sich verschönt

9. Wenn rings von der Nymphäen Purpurfülle
Die schöne Fläche der Gewässer glüht;
Wenn Vögelschaaren ihre Fluth durchschneiden,
Erfüllet sich mit Freuden das Gemüth.

10. Wie sich die Gattin um den Fernen grämet,
So bleichet allgemach die reife Saat,
Weil sie vom Windeshauche ward geschaukelt,
Den Schneegestöber durchgekältet hat.

11. In ihren Armen eingeschlummert, ruhen
Die Liebenden, von Kama's Pfeilen wund;
Es duften um sie her der Liebe Seufzer,
Denn Blumenwohlgerüche haucht der Mund.

12. Doch unter Schmerzenswunden ward erkämpfet
Vom jungen Paar der Liebe Hochgenuß:
Denn heftig prägten sich der Zähne Spitzen
Den zarten Lippen ein mit heißem Kuß.

13. Ein schlankes Weibchen hat den Spiegel zur Hand genommen,
Am frühen Morgen des Gesichtes Nymphäe zu schmücken;
Beschaut die Lippe, deren Honig der Freund getrunken,
Und sieht die Narben, von den Zähnen hineingeritzet.

14. Und Andre dorten, die der Taumel der Lust ermüdet,
Mit mattem Auge, das vom Wachen der Nacht sich röthet,
Gehn nun zur Ruhe mit des flatternden Haares Fülle,
Auf's weiche Lager, wo der sonnige Strahl sie wärmet.

15. Noch andre Schönen, die mit schwellendem Busen schwanken,
Beginnen emsig das geringelte Haar zu schmücken,
Und Perlenschnüre mit des lieblichen Weihrauchs Düften
Umwinden zierlich ihres wolligen Haares Dunkel.

16. Hier schauet Eine, mit dem röthlichen Munde lächelnd,
Auf ihre Reize, die so eben den Freund gefesselt;
Das Haar gelöset und mit schämigen Seitenblicken
Hüllt sich die Glieder in ein neues Gewand die Schlanke.

17. Und Andre wieder, von der Fülle der Brust gebogen,
Sind liebeskränker nach dem tändelnden Spiel geworden;
Sie schleichen schmachtend und ermüdet sich nun von dannen
Des Leibes Ranken sich mit duftendem Oel zu salben.

18. So möge das Glück euch werden zur schönen Winterzeit,
Die über Feld und Fluren des Reises Segen streut;
Die lieblicher Frauen Herzen so mannigfach verschönt,
Wenn draußen der Reif gefallen und Kranichruf ertönt.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Ein wohlschmeckendes Mahl von den Gaben des Meeres wurde schnell bereitet; bevor dieses aber noch genossen war, steckte ein Mann den Kopf in die halbgeöffnete Thür und rief: „Eine Strandung!“ Alle sprangen auf und fragten zugleich: „Wo?“ — „Hier!“ antwortete der Mann schnell und zog den Kopf zurück, um seine wichtige Botschaft weiter zu bringen. Mein Wirth, sein Sohn und zwei andere junge Männer, die auch mit auf dem nächtlichen Fischzug gewesen waren, stürzten hinaus, ich ihnen nach.

Der Wind war zum Sturm gestiegen und das Meer brüllte in seinem gräßlichsten Zorn; der Sand der Dünen peitschte uns in's Gesicht und der Schaum flog, Schneeflocken gleich, über unsere Köpfe dahin. Mit weitaufgerissenen Augen kletterte ich die Düne hinan, welche unter meinen Füßen zu beben schien; die dunkeln Wasser des Meeres schäumten und kochten, ein Regen von Staub und Schaum verhüllte die Aussicht und das Donnern der Wogen betäubte mein Ohr. „Wo?“ rief ich meinem Nachbar zu. Er streckte seinen Arm aus, und nun entdeckte ich, kaum einen Kanonenschuß entfernt, das unglückliche Schiff. „Kann's sich nicht noch retten?“ fragte ich. „Nein,“ lautete die Antwort, „und wenn es das einzige Segel auf der See wäre. Es kann sich vom Lande nicht länger frei halten; es muß stranden.“

Unsicheren Laufes, hin und her geschleudert von den Wellen, kam das Schiff näher und näher. „Nun!“ riefen Alle auf einmal, „nun ist es beim ersten Riff.“ — „Es stößt,“ rief Einer. „Nein,“ entgegnete der Andere, „da kommt eine See, die wird ihm helfen.“ — Sie kam; das Schiff wurde von der mächtigen Welle in die Höhe gehoben und sank wieder. „Es ist hinüber!“ riefen sie, und ein schwerer Stein fiel von meinem Herzen, aber ich kannte die jütische Küste nicht. Wenige Sekunden nachher hieß es: „da steht's!“ Es war auf dem mittleren Riff gestrandet. Mir kam es vor, als segelte es noch fort, aber ich wurde nur von dem Schlingern des Schiffs und von seinem Hauen auf dem Grunde getäuscht.

Kaum einen Büchsenschuß vom Lande saß es fest, und ich hoffte daher, daß die Besatzung gerettet werden würde. Sie ließen auch ein Boot hinab und zwei Matrosen sprangen hinein, aber da kam eine Sturzsee und riß sie mit sich fort. In tausend kleinen Stücken wurde das Boot an's Land geworfen, die Leute aber sah ich nie wieder. Als sie verschwanden, ertönte das Wehgeschrei der Mannschaft lauter als das Geheul des Sturmes und der Donner der Brandung.

Nun wälzte sich von außen eine Reihe von Wellen heran, größer und mächtiger als alle vorhergehenden. Neun, sagen die Küstenbewohner, folgen auf einander, und die lezte ist die größte von allen. Als die erste das Schiff traf, machte es eine Bewegung nach der Seite, und die geängstigte Mannschaft stieß ein Geschrei aus, noch stärker und durchdringender als das erste. Die nächste Welle drehte das Schiff etwas mehr und überspülte

das halbe Vorderdeck. Die Matrosen kletterten die Wanten* hinan und surrten** sich fest. Jede folgende See drehte das Fahrzeug immer mehr und mehr, bis es zulezt dem Lande die Seite ganz zukehrte. Das Tauwerk wurde losgerissen und flatterte im Winde hin und her und die Masten schlingerten. Nach diesen furchtbaren Wellen war das Meer einen Augenblick ruhiger und schien seine Kräfte zu einem neuen, noch gewaltsameren Angriff sammeln zu wollen. Die verzweifelnde Besatzung streckte die Hände bald gegen den wolkenbedeckten Himmel, bald gegen das Land — gegen das Land aus, dem sie so nahe waren und das sie doch lebend nie betreten sollten. Ihr Geschrei zerriß meine junge Brust wie ein zweischneidiges Schwert; aber es war ganz unmöglich, den Gestrandeten zu Hülfe zu kommen. Vergebens riefen die Strandbewohner ihnen zu, daß sie Tauwerk an Tonnen befestigen und dieselben über Bord werfen sollten, um auf diese Weise eine Verbindung mit dem Lande zu bewerkstelligen; sie hörten oder verstanden es nicht.

Jezt bot sich uns ein neues, rührendes Schauspiel dar. Ein Mann stürzte aus dem Roof,*** ein Frauenzimmer folgte ihm; er warf seine Augen auf das Meer, auf das Land, und dann umarmten sie sich. Vielleicht war es der Kapitän und seine Frau. Plötzlich rissen sie sich los, eilten wieder in das Roof und kamen gleich mit einem großen Pack zurück, den sie an einem Tau in's Wasser hinunter ließen. Jezt knieten Beide und streckten bittend ihre Arme gegen uns. Der Pack hielt sich gut oben und erreichte, obgleich von der Brandung hinauf und hinab geschleudert, bald und glücklich die Küste. Ein Mann ergriff denselben, trug ihn höher hinauf und löste das Tau ab. Jezt erst sprangen jene Beiden auf und stießen ein Geschrei aus, welches wie Freude klang. Schnell band er das Frauenzimmer mit dem andern Ende des Taues an ein Brett fest — zu spät! eine neue Wellenreihe erreichte das Wrack. Gleich die erste wälzte sich brüllend und schäumend über dasselbe hin und stürzte den einen Mast mit allen denen, die in seinem Tauwerk hingen, über Bord; der Kapitän und seine Frau waren verschwunden. Am Strande zog man aus allen Kräften an dem Tau, und das Frauenzimmer wurde auch an's Land gebracht, aber — mit zerschmettertem Kopf. Die folgenden Seen (Wellen) warfen auch den andern Mast und legten den Rumpf auf die Seite, die lezte aber erhob sich wie ein Berg aus dem Abgrunde. Der Alte, der neben mir stand, rief: „Erträgt es die, so erträgt es mehr." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erhob die Sturzsee ihren breiten Rücken noch mehr, krümmte ihn, stürzte wie eine Lawine auf das Wrack, und mit einem Gekrach, lauter als Sturm und Brandung, zersplitterte sie das unglückliche Schiff. Die Stücke und Trümmer tanzten und wirbelten in dem kochenden Schaum. — Die Leiche des Kapitäns fand man nie, und ebensowenig konnte man je den Namen des Schiffs oder seine Heimath herausbringen.

Während Alle beschäftigt waren, die an's Land treibenden Waaren und Sachen zu bergen, ging ich hin, um den zuerst geretteten Pack zu untersuchen, der aus zusammengeschnürten, auf eine Kajütenthür festgebundenen Matratzen bestand. Ich beugte mich hinab, um ihn aufzulösen, und eine frohe Ahnung durchzitterte mich. Da hörte ich mit freudigem Erstaunen ein leises Wimmern, zerschnitt schnell die Stricke, riß die Kissen zur Seite und hielt ein lebendes Kind in meinen Armen. Geschwind packte ich Alles wieder zusammen und eilte, so schnell ich konnte, mit dem kostbaren Strandgut nach meiner Herberge.

Nur die alte Hausmutter und ihr Enkel, ein dreijähriger Knabe, waren zu Hause. — Ich legte meine Beute auf den Tisch. Das Kind, ein kaum halbjähriges Mädchen, war freilich vom Seewasser durchnäßt, schien aber doch keinen Tropfen von dem bittern Trank des Todes verschluckt zu haben, und fing wieder an zu wimmern, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrung. Die Frau wurde aufmerksam, verließ den Kaffeekessel auf dem Herde und rief, als sie das Kind erblickte, mit zusammengeschlagenen Händen: „Lieber Jesus, wo habt Ihr denn die Kleine herbekommen?" — „Vom lieben Gott," antwortete ich und bat zugleich um etwas von der warmen Milch, die am Feuer stand. Die Kleine trank diese mit großer Begierde und ließ sich darauf stillschweigend die nassen Kleider ab- und trockene anziehen. Ich nahm sie auf meine Arme, während eine Wiege bereitet wurde; ihr Kopf sank bald auf meine Schulter, und sie schlief schon ruhig, ehe sie noch in das Bett gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

* Strickleitern.

** banden.

*** Verschlag auf dem Verdeck kleiner Fahrzeuge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Van Amburgh.

Das furchtbare Schauspiel der Balgereien Van Amburghs mit seinen wilden Bestien ist, wie bereits alle Zeitungen gemeldet haben, durch einen Vorfall unterbrochen worden, welcher schrecklicher hätte endigen können, und für jenen Mann eine Warnung seyn sollte, vermuthlich aber von ihm nicht sehr beachtet werden wird. Wie er es angefangen hat, um Löwen und Tiger zahm zu machen, weiß Niemand; man sagt hier, dies sey sein Geheimniß, und man hegt verschiedene Vermuthungen darüber. Einige meinen, er zähme die Thiere durch langes Fasten; allein sie sehen gar nicht

darnach aus, als ob sie Hunger litten, man sollte im Gegentheile glauben, sie seyen übersatt, und wahrlich wäre es ein gefährliches Spiel, ein Lamm vor dem Rachen eines ausgehungerten Löwen vorbeizutragen, wie Van Amburgh thut; der Löwe würde sich wohl nicht lange bedenken und allen eingelernten Gehorsam vergessen, um eine gute Mahlzeit zu halten. Van Amburgh muß also wohl ein kräftigeres Mittel angewendet haben, um die Bestien zu bändigen; aber welches? Niemand kann darüber etwas Bestimmtes sagen. Der neuliche Vorfall hat übrigens bewiesen, daß man den so zahmen Thieren doch nicht völlig trauen kann. Dies scheint der Mann auch recht gut zu wissen. Er tritt wie ein furchtbarer Gebieter mit einer Reitgerte in die beiden Käfige, welche auf der Bühne angebracht und worin die wilden Thiere eingesperrt sind. Er spielt mit den Panthern und andern kleinern Bestien, dreht und wendet sie und treibt sie in eine Ecke, ohne weiter Acht auf sie zu haben; den Löwen und den Tiger aber verliert er nie aus den Augen. Einige meinen, sein Blick habe etwas Besonderes, was den Bestien Furcht einjage und ein Hauptmittel zu ihrer Bezähmung gewesen sey; ich zweifle aber, ob ein Menschenblick eine große Wirkung auf Löwen und Tiger auszuüben vermag, so lange diese nicht schon völlig gezähmt sind. Wahrscheinlich geschieht es aus Klugheit und Vorsicht, daß er beständig ein wachsames Auge auf beide hat. Seine zwei Hauptkunststücke sind, erstens: daß er seinen Kopf in den Rachen des Löwen steckt; bekäme der Löwe in diesem Augenblick eine Zuckung in den Kinnbacken, so wäre es um den Kopf des armen Van Amburgh geschehen. Das zweite Hauptkunststück besteht darin, daß ihm der Tiger auf die Schultern klettert, während er, Van Amburgh, den Fuß auf den am Boden ruhenden Löwen sezt; bei diesem Stücke geschah es neulich, daß ihm der Fuß ein wenig ausglitt und etwas unsanft auf die Tatze des Löwen drückte. Dadurch wurde das Thier ein ganz klein wenig ungeduldig und biß nur so wenig um sich, daß die Zuschauer im Saale es kaum bemerkten. Aber Gott behüte jeden auch vor der kleinsten Ungeduld eines Löwen, denn sie ist furchtbarer als der Zorn eines geringern Thieres; sie hatte zur Folge, daß Van Amburgh am Beine zerfleischt war, und erst als das Blut floß, bemerkte das Publikum, was vorgefallen war. Der Mann war so muthig, daß er von Neuem den Fuß auf das wilde Thier sezte. Das Publikum hatte aber Mitleiden mit ihm und wollte nichts mehr sehen; er selbst fühlte sich geschwächt, und das Schauspiel mußte aufhören. Er will nichts destoweniger seine Vorstellungen fortsetzen; vor der Hand sind sie unterbrochen, und wenn Van Amburgh klug wäre, so nähme er Abschied von seinen Bestien und verkaufte sie an die Menagerien; denn man fürchtet mit Recht, daß er bei einem andern Anfalle von Löwenunmuth nicht mit einem gebissenen Beine davon kommen werde. Uebrigens hat er in der gefährlichen Beschäftigung, die er treibt, bereits Nebenbuhler, und vielleicht spornt ihn der Ehrgeiz an, hinter dem Thierzähmer, der nun seine Kunst zu London sehen läßt, nicht zurückzubleiben, und es noch besser zu machen als dieser, welcher seinen Kopf ebenfalls in den Rachen des Löwen steckt, und ihn bisher immer noch, so gut als Van Amburgh, unversehrt herausgezogen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Oktober.

(Schluß.)

Concerte. Theater Literatur.

Die Eisenbahn, sagte ich, sey der Gegenstand, in dem sich das Gesammtinteresse von ganz Leipzig vereinige; nächstdem sind es, für die höhern Stände, die Gewandhaus-Concerte. Diese stehen unter der rühmlichst bekannten Leitung von Mendelsohn-Bartholdy, und es befinden sich so viele Virtuosen auf jedem einzelnen Instrumente in der Kapelle, daß man besonders altklassische Musikstücke, Symphonien von Mozart und Beethoven nicht leicht anderswo in solcher Vollendung hören möchte. In den lezten Wintern waren zwei englische Sängerinnen, Miß. Clara Novello und Miß. Shaw engagirt; in dieser Saison hören wir Dmlle. Meerti aus Antwerpen und Dmlle. Schloß aus Cöln. Besonders Dmlle. Meerti entzückt durch eine wunderschöne, klangvolle Stimme, die durch eine tüchtige Schule ausgebildet ist, und manche Kunstenthusiasten wollen in den schönsten Tönen Aehnlichkeit mit der Malibran entdeckt haben. Die Gewandhaus-Concerte haben bereits am 6ten Oktober ihren Anfang genommen. Im vorigen wurde unter Anderm der zweite Aufzug und das Finale der „Hermannsschlacht" vom königl. bayerschen Hofkapellmeister Chelard, unter eigener Direktion des Komponisten aufgeführt, entsprach jedoch den gespannten Erwartungen nicht. — Wie die ganze Richtung Leipzigs, als einer großen Kaufmannsstadt, vorzugsweise merkantilisch ist, wie diese Richtung mehr oder weniger auch auf die Gelehrten ihren Einfluß übt, so zeigt sie sich auch bei der Direktion unseres Theaters. Sie behandelt die Sache ganz vom kaufmännischen Standpunkte aus, gibt Stücke, die das Haus füllen, bezahlt prompt die Gage und überschreitet die Mittel nicht, die ihr zu Gebote stehen. In einer Stadt wie Leipzig, wo das Theater Privatsache ist und aus der königlichen Chatulle durchaus keinen Zuschuß erhält, kann man gegen diese Maxime durchaus nichts einzuwenden haben und ist mit der Direktion nicht unzufrieden. Im Schauspiel ist unsere Heldin Madame Dessoir, die, wenn auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehend, jeder großen Bühne zur Zierde gereichen würde. In der Oper ist Dem. Schlegel die Beliebte und Bewunderte. Diese noch sehr junge Sängerin hat sich in kurzer Zeit vortrefflich ausgebildet und bei ihren Gastrollen in Berlin wahres Furore gemacht. Eines der tüchtigsten Mitglieder unserer Bühne ist Lorzing, der bei seinen Darstellungen ein Feuer, eine Lebendigkeit und Gewandtheit zeigt, die man besonders an französischen Bühnenkünstlern zu bewundern pflegt. Auch ist er tüchtiger Musiker. Seine kürzlich in Scene gesezte neue komische Oper „Caramo oder das Fischerstechen," hat wegen der leichten, angenehmen Musik, und der vielen schönen, lieblichen Melodien sehr angesprochen. Das neue Trauerspiel von Gutzkow soll nächstens hier einstudirt werden. — Zum Schlusse noch ein Wort über den Stand unserer Journalistik. Das „Nordlicht" ist die neueste Erscheinung an diesem Horizont. Die „Rosen" sind, seit der Redakteur Heller von seiner italienischen Reise zurückgekehrt ist, wieder etwas mehr in Blüthe gekommen; der „Komet" verdunkelt sich zusehends und läßt nichts von irgend einem Glanze blicken; einen Anflug von Laune und Humor zeigte der Herausgeber in seiner Meßbeschreibung. Die „Eisenbahn" lieferte während des Sommers viele witzige und interessante Noveletten und Genrebilder, auch manches Pikante über Leipziger Zustände; jezt befindet sich der Redakteur Wiest seit längerer Zeit auf Reisen, so daß er weniger für sein Blatt leistet. — Aber eine wichtige Erscheinung, nicht im Gebiete der leichten Tagesliteratur, sondern der ernsten Wissenschaft sind die bekannten hier bei O. Wigand erscheinenden „hallischen Jahrbücher."

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. November 1839.

O Phantasie! erhelle
Der ersten Pfade Spur.

Matthison.

Scenen aus dem Leben.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

Meine Jugenderinnerungen fließen in ein flimmerndes Meer verwirrter Bilder zusammen, aus dem nur, wie Felsen aus der Tiefe der Wasser, einzelne ungewöhnliche, der jungen Phantasie mächtiger eingedrückte Erscheinungen hervorragen.

Nicht weit von meinem väterlichen Hause war eine Irrenanstalt im Kleinen, und heute noch könnte ich ihre Bewohner nach der Natur zeichnen, so tief ergriffen diese über dem Kreise des Alltaglebens stehenden Bilder meine kindliche Einbildungskraft. Noch sehe ich jenes wahnsinnige Weib hinter den eisernen Stäben ihres Fensters, wie sie jetzt ihre rabenschwarzen Haare ordnet, hinter dem Gitter kokettirt und den Vorübergehenden verführerisch zulächelt, allmählig, vom Unverstand verhöhnt, in Zorn geräth, das Gesicht verzerrt, auf die sich mehrende Menge verächtlich herabspuckt und sie mit Schmähworten überhäuft, sofort in thierische Wuth übergeht und mit der Kraft des Wahnsinns die Eisenstäbe ihres Kerkers schüttelt. Der unnatürliche Anblick eines von der Vernunft verlassenen menschlichen Wesens hat etwas Grauenvolleres, als selbst die naturgemäße Wildheit der Bewohner des Waldes, und mit ehrerbietigem Staunen sah ich die rüstige Gestalt des Nachbars Grobschmied, unter den aufgestülpten Hemdärmeln seine nervigten Arme zeigend, durch die Menge gehen; denn er allein vermochte auf solcher Höhe der Raserei die Wahnsinnige zu bändigen. Noch sehe ich den alten Advokaten mit langem, silberweißem Bart, mit glanzlosem Auge blödsinnig vor sich hin stierend, den Altan auf und ab wandeln, in der sengenden Sonnenhitze in Pelz gehüllt und in der Kälte des Winters im bloßen Hemde, und so die Jahreszeiten umkehrend, wie er vielleicht das Recht verdreht hatte, während ein verarmter Prozeßkrämer mit zur Erde gesenktem Blick im Hofe des Irrenhauses auf und ab schleicht und nur je und je das Haupt erhebt, um auf die Frage: „Was suchst du?" mit traurig eintöniger Stimme zu erwidern: „Gerechtigkeit!" Dies war das einzige Wort, das aus seinem Munde kam.

Mein Vater war Bewohner einer Provinzialstadt des untern Elsaßes, und die Tage meines Kindesalters fielen in den Anfang der französischen Revolution. Es war ein bewegtes Leben um mich her, dessen ich mich in kindischer Lust freute, ohne seine Bedeutung zu verstehen. Eines Tages umgab mich ein mehr als gewöhnliches Treiben; meines Vaters Stirne war umwölkt, meine Mutter blaß wie der Tod, meine ältern Geschwister zitterten; ich sah zum Fenster hinaus und ergözte mich an den lärmenden Gruppen auf der Straße. Plözlich hörte

man Trommelwirbel und wilde Hörnermusik; ein starker Haufe Landvolks zog unter dem tobenden Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" in die Stadt. Die Gruppen der Städter auf der Straße öffneten sich scheu links und rechts, und durch sie hin schritten die jubelnden Landleute mit ihren Flinten, Sensen, Heugabeln, alten Säbeln. Mein Vater griff nach seinem Nationalprugel — einem dicken Knotenstock — und wollte hinaus. Meine Mutter und ältern Geschwister klammerten sich weinend und kreischend an ihn an. Auf der Gasse ertönte verwirrtes Geschrei: „Bürger heraus!" und zugleich erschallte der schrille, ängstlich rufende Laut der Lärmglocke. Mit Prügeln bewaffnete Städter zeigten sich unter der Thüre, mein Vater riß sich los und folgte ihnen. Ich benützte den Augenblick allgemeiner Bestürzung, um aus dem Hause zu entwischen.

Mit kindischer Fröhlichkeit mischte ich mich unter die lärmende Menge, welche die Straßen füllte und dem Gemeindehaus zuströmte. Mein Vater stand in der Mitte einer Gruppe von Bürgern und sprach sehr heftig. Ich verstand nicht, was er sagte; als ich aber sah, daß einige in seiner Nähe stehenden Landleute drohend ihre Waffen gegen ihn erhoben, drängte ich mich durch die dichten Reihen und schlich weinend an seine Seite. Er bemerkte mich nicht, und als ich ihn am Aermel zupfte, warf er mir kaum einen flüchtigen Blick zu. Die Bürger zogen sich enger zusammen, um seine Person, als die ihres Sprechers, zu decken. Ein Nachbar unseres Hauses nahm mich auf den Arm, denn ich lief Gefahr, erdrückt zu werden. Von allen Seiten tönte verwirrtes Geschrei, Fluchen, Toben, Zusammenschlagen der Waffen in meine Ohren. Plötzlich rauschten im Gemeindehause die Flügelthüren des Balkons auf, und es entfaltete sich eine dreifarbige Fahne. Jubelnd wurde sie von den Landleuten und einem Theile der Stadtbewohner begrüßt; die Mehrzahl der Städter blickte bestürzt hinauf zu dem Zeichen der siegenden Umwälzung. Der neue Gemeinderath trat auf den Altan, an seiner Spitze ein kleiner bucklichter Mann mit der dreifarbigen Schärpe über der Schulter. Ein höhnendes Zischen ließ sich unter den Gruppen der Städter vernehmen. „Der also ist unser neuer Maire!" riefen spottend viele Stimmen. „Kennst du den da?" fragte mich der Mann, der mich auf dem Arm hielt, indem er mit dem Finger zum Balkon hinauf deutete. „Ja wohl," erwiderte ich, „es ist der bucklichte Glaser, der die Scheiben macht, die ich zerbreche." Von diesem Tage an war mein Vater, als das Haupt der Aristokraten des Orts, ein Gegenstand des Hasses der Revolutionsmänner, und die Patrioten spuckten aus, wenn sie an unserem Hause vorübergingen.

Ich spielte eines Morgens vor der Thüre unseres Hauses, da trat ein freundlicher, wohlaussehender Mann auf mich zu und fragte: „Wem gehörst du, Kleiner?" Ich nannte den Namen meines Vaters. „Ist dein Vater zu Hause?" fragte er weiter. „Ja, mein Herr!" — Er lächelte und sagte: „Nicht so — ja, Bürger! mußt du sagen." Ich sah ihn verdutzt an und erwiderte: „So sagt der Nachbar Bierwirth zu meinem Vater, aber Papa hört es nicht gerne." Die Stirne des Fremden wurde etwas finster, und auf sein Verlangen führte ich ihn in meines Vaters Studierzimmer. Als der Fremde eintrat, blickte mein Vater von seiner Arbeit auf und rief verwundert: „Eulogius!" — „Ich bin es, David!" versetzte Jener. Auf einen Wink meines Vaters entfernte ich mich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Gerührt betrachtete ich das süßschlummernde kleine Wesen. „Vor Kurzem," dachte ich, „warst du noch bei Vater und Mutter, jetzt bist du in einem wildfremden Lande, fortgerissen von denen, die dir das Leben gaben. Wenn du deine unschuldigen Augen wieder aufschlägst, wirst du deine Lieben suchen, aber nicht finden, und niemals jene Namen aussprechen, die ersten, die theuersten, die wir kennen lernen. — Arme kleine Blume aus einem weit, weit entlegenen Lande, vielleicht aus dem schönen Süden, nun hieher geschleudert, um in den öden Sand des kalten Nordens verpflanzt zu werden! Vielleicht wirst du bald hinwelken, und dann wird Keiner dich vermissen, keine Abschiedsthräne deine erbleichende Wange benetzen. Du wirst seyn wie eine Fremde und Landflüchtige, ungeliebt im Leben, vergessen im Tode."

„Was weint Ihr?" fragte die Frau; „über die, welche das Meer verschlungen hat? Sind wir nicht Alle unserm Herrn einen Tod schuldig? Mein erster Mann blieb auf der See, und mein Vater, mein Bruder blieben auf der See, Alle auf einmal. Damals weinte ich, aber —" — „Ich traure nicht über die Todten, sondern über die Lebende; seht Ihr denn nicht, daß die Kleine hier genug zu beklagen ist?" — „Ja, ja," antwortete sie, indem sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte, „aber der liebe Herrgott lebt noch." — In diesen Worten lag etwas, das meine Augen trocknete und meine Brust erweiterte. Ich verließ das Haus, um nach dem Wrack zu sehen.

Auf dem halben Wege begegnete ich einigen mit Beute beladenen Bergern und kehrte, da sie mir sagten, daß am Strande nichts weiter zu thun sey, mit den Angehörigen meines Wirths nach dem Hause zurück. Diese wußten nichts von meinem Strandgut und machten

große Augen, als sie das Kind in der Wiege fanden. Der dreijährige Enkel meines Wirths stand neben mir und guckte mit großer Neugier hinein. Als ich den Zusammenhang erklärt hatte, sagte der Hausherr: „Das ist Alles ganz gut, aber was sollen wir mit ihr machen?" — „Sie muß dem Armenwesen zur Last fallen," entgegnete sein Sohn. — „Am besten ist's, wir bringen sie gleich zum Pfarrer," bemerkte der Schwiegersohn, „so kann er mit ihr machen, was er will." — Während man noch so über das Schicksal der Kleinen rathschlagte, hatte die junge Frau sich an den Fuß der Wiege gestellt und betrachtete das schlafende Kind mit starren Blicken und verschränkten Armen. „Mutter," sagte der kleine Knabe, „ist das meine Schwester?" — In diesem Augenblick schlug das Kind die Augen auf und ließ sie über die Umstehenden hingleiten, zuletzt aber auf dem Knaben ruhen. Er reichte ihr die Hand, sie ergriff dieselbe, und er schrie vor Freuden laut auf. „Lieber Gott," brach die junge Frau aus, und Thränen zitterten in ihren Augen, „gleicht sie nicht unserer kleinen Marie?" — „Wo?" fragte ich, umherblickend, „wo ist Marie?" — „In Gottes Reich," antwortete die Frau seufzend; „sie starb vor einem Vierteljahr." Darauf warf sie einen schüchternen Blick auf ihren Mann und fuhr fort: „Sollen wir diese statt der Verschiedenen behalten?" — „Hm," antwortete er gedehnt, „das können wir nicht entscheiden." — Nun wandte sie sich bittend zu den Schwiegereltern und sagte: „Was meinen Vater und Mutter? das kleine Ding blickt uns so freundlich an." — „Ei," antwortete der Greis, „wo zehn essen, bekommt der Eilfte ja wohl auch seinen Theil. Behaltet sie denn in Gottes Namen." Meine kleine Gerettete lächelte, als hätte sie verstanden, was man sprach, und streckte ihre Händchen der neuen Mutter entgegen. Diese riß eilig die Decke zur Seite, nahm das Kind auf ihre Arme und küßte es mit mütterlicher Zärtlichkeit, während der kleine Knabe umherhüpfte und händeklatschend ausrief: „Nun haben wir Marien wieder!" — „Ja, wie wollt ihr sie denn nennen? wie soll sie heißen?" fragte der alte Mann. — „Marie, Marie!" jubelte die junge Frau, „das sagt ja der kleine Jürgen." Dem stimmten Alle bei, die Hausmutter aber faltete die Hände mit einer Innigkeit des Gefühls, welche ich ihr nicht zugetraut hätte, und sagte: „In Jesu Namen! sie ist Gottes Gabe vom Meere."

Etliche und zwanzig Jahre waren seit meinem ersten Besuch auf Jütlands wilder Westküste verronnen, als ich mich vor einigen Sommern zum zweiten Mal dort befand. Viel Wasser war, wie man sagt, seitdem in das Meer gelaufen; „und manches Menschenauge hat sich seitdem auf dem Meere geschlossen," dacht' ich, als es seine unendliche Fläche wieder vor meinen Blicken ausbreitete. Die wechselnden Begebenheiten eines ganzen Menschenalters und seine Stürme hatten meine Erinnerungen an die eben erzählten Begebenheiten und ihre fürchterlichen Wirkungen geschwächt und verwischt, wie der Wind die Fußstapfen des Wanderers im Sande der Dünen; aber der Anblick des Meeres und der Küsten weckte mein schlummerndes Gedächtniß. Vom Ufer, an dem ich wanderte, bestieg ich die Dünen, erkletterte einen der höchsten Sandberge und sah mich nach meiner alten Herberge um. — Ich konnte sie nirgends entdecken und glaubte den rechten Ort nicht getroffen und mich, wie es leicht geschieht, in der einförmigen Sandwüste verirrt zu haben; denn hier ebnet der Sturm einen Hügel, fegt dort einen andern zusammen, und selbst die größten Sandberge verändern vor seinem Zorn ihre Lage, ihre Richtung und ihr Aussehen, wie Schneehaufen während der wechselnden Winde des Winters.

Die Sonne stand hoch auf ihrer Bahn, die Luft war mild, ein sanfter Ostwind wehte, leise in den blaßgrünen Blättern des Rispengrases säuselnd, vom Lande, und die Strandlerche sang ihr munteres Lied. Ich setzte mich, das Gesicht gegen das Meer gewendet, auf die Abdachung der Düne und betrachtete die schimmernde Wasserfläche, die das Bild des wolkenfreien, azurblauen Himmels zurückspiegelte. Wie verschieden war diese stille Ruhe von jenem wilden Aufruhr, in dem ich sie zum letzten Mal sah! „Ist das wirklich dasselbe Meer?" fragte ich mich. Und warum nicht? kenne ich doch eine viel traurigere Verwandlung: das Antlitz des Kindes ist auch der reine Spiegel der Freude und der Unschuld, und doch kommt eine Zeit, wo es von den Wolken der Sorgen, von dem Nebel des Trübsinns verdunkelt wird, wo wilde Orkane der Leidenschaften dasselbe durchfurchen und verzerren."

(Fortsetzung folgt.)

An die Süsküssende.

(s. Nro. 262.)

In welche Nektarschale
Hast du den Mund getaucht,
In welchem Blumenthale
Den Odem eingehaucht? —
Des Herzens tiefste Wunde
Heilet an deinem Munde.

Vom Grame, vom Verdrusse
Zerrissen war mein Herz;
Du nahmst mit einem Kusse
Von mir der Jahre Schmerz.
Des Herzens tiefste Wunde
Heilet an deinem Munde.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Daguerreotype. Die Kunstschule.

Ein Wundermann edlerer und höherer Art, Daguerre, ist nun in der ganzen Welt durch die Produkte seiner Erfindung bekannt. Alle Kunsthändler in Paris verkaufen Ansichten von Pariser Gebäuden, welche durch's Daguerrotype hervorgebracht worden sind, und den Parisern sind sie schon nichts Neues und Auffallendes mehr. Manche dieser Ansichten sind freilich nicht gut gerathen, und von Leuten verfertigt, welche in den Handgriffen der Kunst noch nicht sehr bewandert sind; dazu kommt, daß die Erfindung erst gegen Ende des Sommers sich im Publikum verbreitet hat, und die Versuche im Herbste bei stark abnehmendem Sonnenlichte gemacht worden sind. Starkes Licht ist aber ein unentbehrliches Erforderniß zum Gelingen, um so mehr, da in Paris die Gebäude bald schwarz werden und sich daher schwer im Daguerrotype darstellen, wenn nicht ein Strom von Licht auf sie fällt. Wird die Erfindung nicht verbessert und vervollkommnet, so wird sie keinen so glänzenden Erfolg haben, als man erwartet hatte. Erstens sind alle zum Verkaufe ausgebotenen Prospekte von derselben Größe; die dargestellten Gegenstände mögen groß oder klein seyn, sie müssen alle in denselben Rahmen; es scheint nicht, daß man bis jezt im Stande ist, diesen zu erweitern. Zweitens glänzt die Oberfläche der Platten immer wie ein Spiegel, und man bemerkt oft den Prospekt kaum, wenn man nicht genau zusieht. Zu Verzierungen von Gemächern und Kabinetten sind diese Ansichten gar nicht geeignet. Ein Hauptverdienst, welches man den Daguerreschen Bildern zuschrieb, war, daß sie die Gegenstände auf's Getreueste darstellen sollten, und da sie in der That nur Abspiegelungen des Objekts sind, so sollte man glauben, daß nichts getreuer seyn könnte. Indessen habe ich doch an einigen bemerkt, daß sie eine falsche Ansicht der Gegenstände liefern. So z. B. habe ich bei einem Kunsthändler eine Platte gesehen, welche den innern Hof des sogenannten Palais des arts oder der (jezt ganz vollendeten) Kunstschule darstellte. In diesem weiten Hofraume steht einzeln eine alte Façade des ehemaligen Schlosses Gaillon, im Geschmacke der Renaissance. Ungefähr fünfzig Schritte hinter diesem schön verzierten Thore befindet sich der eigentliche Palast. In der Wirklichkeit macht das Thor einen sehr guten Eindruck; aber auf dem Prospekte steht es wie angelehnt an den Palast; man kann es kaum von demselben unterscheiden, zumal es sich nur in sehr schwachen Umrissen darstellt. Der zwischen Thor und Palast vorhandene Raum ist ganz verschwunden, und die Ansicht mithin ganz falsch. Es wird also durch Erfahrung noch auszumitteln seyn, unter welchen Umständen die Darstellung getreu ausfällt und unter welchen nicht, und welche Hindernisse sich im lezten Falle der richtigen Darstellung des Raumes und der Verhältnisse entgegensetzen. Ein Prospekt, den man sehr häufig antrifft, ist der des Triumphbogens an der Barriere de l'Etoile. In dem kleinen Rahmen stellt sich derselbe natürlich in höchst verkleinertem Maßstabe dar. Die darauf ausgehauenen Figuren sind getreu abgespiegelt; aber die Gesichter und andere feinen Theile der Bildhauerei sind kaum angedeutet, und nicht sichtbarer, als man sie auf einer Zeichnung darzustellen pflegt. In der Akademie der Wissenschaften hat Arago ernstlich behauptet, um Porträte mit dem Daguerrotype darzustellen, thue man wohl, das Gesicht der Personen zu bepudern, indem das Weiße sich weit besser abbilde; vielleicht wird man auch die Bildsäulen, und allenfalls auch die Gebäude bepudern müssen, damit sie sich desto besser im Daguerrotype darstellen. Der Erfinder, den man einstweilen nicht nach seinem Verfahren, sondern vermittelst der Lithographie abkonterfeit hat, erscheint mit gepuderten Haaren und einem Schnurrbarte, und sieht eher einem Major des ehemaligen Gardes françaises, als einem Künstler ähnlich. Dies thut aber nichts zur Sache. Er hat sich durch seine Erfindung ein großes Verdienst erworben, nur muß er wohl etwas eifersüchtig auf diejenigen seyn, welche seine Erfindung vervollkommnen wollen. Er scheint — wohl irrig — zu glauben, es sey nichts mehr daran zu verbessern. Mit Recht muß es ihn aber ärgern, daß sich schon so viele Pfuscher mit seinem Verfahren abgeben und schlechte Ansichten liefern, welche seiner Erfindung in der öffentlichen Meinung schaden. — Das oben erwähnte Palais des arts wurde im Oktober stark besucht, denn hier waren die Arbeiten der Schüler der Anstalt ausgestellt, wie auch die der in Rom sich aufhaltenden jungen französischen Künstler. Mit leztern war man nicht sehr zufrieden und beklagte sich, daß die Künstler in Italien zu wenig studiren, und daß Rom sie erschlafft, wie Capua einst die Soldaten Hannibals. Mit der Pariser Kunstschule sah es besser aus; ein großer Wetteifer hatte die Schüler beseelt, und zehn derselben waren zur Preisbewerbung in der Malerei für tüchtig erklärt worden. In den großen Sälen, worin ihre Gemälde ausgestellt waren, hat man in chronologischer Ordnung alle seit Stiftung der Kunstschule, das heißt, seit einem Jahrhundert gekrönten Gemälde aufgehängt, und da sie immer nach demselben Maßstabe verfertigt werden mußten, so bildet dies eine ganz symmetrische, sehr interessante Sammlung, an welcher man die Veränderungen im Kunstgeschmack bequem beobachten kann. Aber — diese Bemerkung haben fast alle Zeitungen gemacht — die meisten der hier gekrönten Künstler sind nie große Maler geworden, wogegen manche Künstler, welche sich einen großen Ruf erworben haben, nie in der Kunstschule gekrönt worden sind, und also auch kein Gemälde hier hängen haben, obschon man ihre Werke in allen großen Gemäldegalerien sieht. Dies ist ein wahrer Trost für die Schüler, welche keine Preise bekommen, und wenn sie Lust haben, Italien zu sehen, auf eigene Kosten hinreisen müssen. In einigen Jahrhunderten wird die Galerie der Pariser Kunstschule, wenn sie so lange fortgesezt wird, eine höchst anziehende Sammlung bilden und zu ganz besondern Betrachtungen Anlaß geben. Wohin die aus Rom eingesandten Kunstwerke kommen, weiß ich nicht, vermuthlich verfügt die Regierung darüber zu Gunsten der Provinzialkunstsammlungen, oder stellt sie auf den Speicher, wenn sie nicht gut sind. Im Palais des arts waren auch die Nachbildungen römischer Alterthümer des mittäglichen Frankreichs ausgestellt, welche man schon bei der Ausstellung der Gewerbeprodukte bewundert hatte, und die von der Regierung angekauft worden sind. Wahrscheinlich werden sie nun im Palais des arts bleiben. Sie sind mit erstaunlicher Sorgfalt von einem in der Alterthumskunde bewanderten Manne aus Nismes, Namens Pelet, aus Korkholz verfertigt, und geben, wiewohl sie etwas klein sind, doch einen ziemlichen Begriff von dem Aussehen und dem jezigen Zustande dieser Alterthümer; besonders zu bemerken sind die Amphitheater zu Nismes und Arles, die ein äußerst imposantes Ansehen gehabt haben müssen. Pelet hat nicht allein die alten Denkmäler, sondern auch den Boden, worauf sie stehen und worin ihre Fundamente ruhen, abgebildet, und sehr interessante Reliefs zu Stande gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. November 1839.

— She chanted snatches of old tunes,
As one incapable of her own distress.

Shakespeare.
Hamlet.

Der Findling.

(Fortsetzung.)

Schon war ich im Begriff, meinen einsamen Ruheplatz zu verlassen, als ein unerwarteter Anblick mich zurückhielt. Ein silberlockiger, vom Alter gebeugter Mann wankte langsam an einem Stabe heran, den er in seiner Rechten hielt und mit dem er beständig vor sich hin fühlte, während ein kleiner Knabe von fünf oder sechs Jahren leitend seine Linke faßte. Im Sandthal, dicht nördlich vor mir, machten sie Halt. „Sind wir nun da, Torkil?“ fragte der Alte. — „Ja, Aeltervater.“ antwortete der Kleine. Mit seiner Hülfe sezte der Greis sich nieder, das Gesicht gegen mich und die Sonne gewendet, steckte den Stab in den Sand und stüzte beide Hände darauf, um seinem bärtigen Kinn einen Ruhepunkt zu verschaffen. Der Junge sammelte kleine Steine und stellte sie in viereckigen, zusammenhängenden Haufen auf. — Nach einigen Augenblicken des Schweigens fragte der Greis: „Bist du hier? was machst du?“ — „Baue Häuser, Aeltervater,“ lautete die Antwort. — Baue nur fort, dachte ich, wir Alten bauen auch auf Sand. — Kurz nachher fragte der Blinde wieder: „Wo ist deine Mutter?“ — „Da kommt sie,“ antwortete der Knabe. Ich wandte meine Augen nach der Seite, von welcher sie gekommen waren, und bemerkte eine wohlgekleidete, sehr hübsche, aber bleiche Bauerfrau, die, einen Spaten auf der Schulter, hastig auf die Andern zueilte. — Sobald sie meiner gewahr wurde, stand sie still, steckte den Spaten in den Sand und stemmte beide Hände in die Seite. Ein seltsames Lächeln spielte um ihren Mund, sie blinzelte mit den Augen, nickte mir vertraulich zu, als ob wir alte Bekannte wären, und sang darauf in einer lustigen Melodie, aber mit gellender Stimme:

De unge Karle de ere saa falsk', ja falsk' udaf Hjertens Grund,
De love os Kjærlighed med Haand og med Mund,
Men det kommer Fanden ikk' af Hjertens Grund.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera! *

Bei dem Refrain machte sie einen Sprung und schlug mit den Armen um sich. Der Blinde seufzte und sagte ärgerlich: „Lieber Gott, das abscheuliche Lied singst du immer! Jürgen narrte dich ja gar nicht; du weißt es recht gut.“ Bei diesen Worten ging die schreckliche Lustigkeit des jungen Weibes plötzlich in die tiefste Betrübniß

* Die jungen Burschen die sind so falsch, ja falsch aus des Herzens Grund,
Geloben uns Liebe mit Hand und mit Mund,
Doch es kommt den Teufeln auch aus Herzens Grund.
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!
Jütisches Bauernlied.

über; ihre Hände fielen matt am Körper hinab, sie senkte ihr schönes, bleiches Gesicht und ein tiefer Seufzer schwellte ihren Busen. „Ja, das ist wahr, Aeltervater," entgegnete sie; „nun will ich denn sehen, ob er hier ist." Darauf ergriff sie den Spaten und begann eifrig im Sande zu graben; aber bald hielt sie wieder inne, ließ die Hände auf dem Griff ruhen, schüttelte den Kopf und seufzte: „Er ist nicht hier. Nein, nein, Magdalene hat ihn wohl beschwazt und ihn mit sich gelockt; man kennt sie wohl." Hiemit erhob sie sich rasch und sang in der vorigen Melodie mit derselben schelmischen Miene:

De unge Karle dem elske vi höit, ja höit ud af Hjertens Grund,
Men hvad kan det hjelpe vi elske dem,
Naar de reise bort, de komme aldrig meer hjem.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera. *

Der kleine Knabe, der wohl kaum wissen mochte, was Wahnwitz sey, sang den Refrain mit, indem er in kindischem Uebermuth seine steinernen Häuschen mit den Füßen über den Haufen warf; der Greis aber verbarg das Gesicht in seine Hände, und unter ihnen rollten seine Thränen in den Sand. Wie gefesselt saß ich auf meinem Platz und hatte nicht das Herz, den alten Mann nach dem Zusammenhang zu fragen; indessen bekam ich bald auf anderem Wege eine Aufklärung und bereute fast, dieselbe gesucht zu haben. Die Wahnwitzige warf ihren Spaten wieder auf ihre Schulter und entfernte sich, indem sie sang:

Derfor bær saa mangen den blegeste Kind for sin allerkjæreste Ven,
Men Skam sku' de faae! ja, Skam sku' de faae,
Som lokke en Anden sin Kjæreste fraa.
Hejomdik, Hejomdak, kom Faldera! **

Als sie fort war, faltete der alte Mann die Hände über den zitternden Knieen, wandte sein Antlitz gegen den Himmel, den er nicht mehr sah, von dem aber selbst der Blinde Licht holt für seine Seele und Hoffnung für sein kummererfülltes Herz. Nachdem er sein stilles Gebet geendigt hatte, sagte er: „Komm, Torkil, küsse deinen Aeltervater." Der Knabe legte seine kleinen Hände auf die des Greises und küßte ihn, unterstützte ihn dann beim Aufstehen, und Beide wanderten eben so langsam fort, als sie gekommen waren.

Tief bewegt wandte ich mich nach dem Meere; eine ältliche Frau ging, mit ihrem Weidenkorb * auf dem Rücken, unten am Ufer. Ich rief ihr zu, und als sie zu mir herauf gekommen war, grüßte sie mich mit einem freundlichen: „Gott zum Gruß!" Nachdem ich ihr gesagt hatte, was ich gesehen, sezte das Mütterchen ihren Korb hin, ließ sich neben mir nieder und erzählte mir Folgendes:

„Der blinde Mann, das ist der alte Torkil. Er weiß selbst nicht, wie alt er ist, aber ein hundert Jahre hat er gewiß auf dem Nacken. Gott behüte uns Alle! er ist einmal ein betriebsamer Mann gewesen und hat Geld auf Zinsen gehabt. Er wohnte dort; dort in der Ecke des großen Sandberges hat sein Haus gelegen, aber der Flugsand nahm erst sein Feld, und so mußte er sich weiter hinein anbauen und auf rohem Boden von vorne beginnen. Ja, Herr, wo Ihr auch her seyn mögt, ihr Leute vom Osten wißt nur wenig, was wir hier erdulden müssen. Wir werden vom Wasser und vom Sande gedrängt; seht dort, dort draußen, wo nun die Schiffe segeln, dort stand meine Wiege."

(Schluß folgt.)

* Die jungen Burschen, die lieben wir sehr, ja sehr aus des Herzens Grund,
Doch was kann's uns helfen, daß wir sie lieben so sehr,
Sie ziehen in die Fern' und kehren nimmermehr.
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!

** Darum trauert Manche mit bleicher Wang' um ihren theuersten Freund;
Aber Schmach auf dein Haupt, ja Schmach auf dein Haupt,
Hast du listig der Andern den Bräut'gam geraubt!
Hejomdik, Hejomdak, komm Faldera!

* Darin sammeln alte Leute und Arme Bernstein, Holzstücke, und was sonst das gierige Meer wieder auswerfen mag.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Der Fremde blieb mehrere Stunden. Als mein Vater in das Familienzimmer kam, zeigte seine Stirne tiefe, kummervolle Falten; er ging schweigend auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick gramvollen Bedauerns auf Weib und Kinder werfend. Meine Mutter konnte sich nicht länger halten und fragte mit zitternder Stimme: „Ein neues Unglück, mein Freund?" — „Die Tage der Prüfung kommen," erwiderte er düster; „ich habe nur die Wahl —" — „Um Gotteswillen, wer war der Fremde?" unterbrach ihn meine Mutter hastig. — „Eulogius," sagte mein Vater in traurig ernstem Tone und verließ, seiner Bewegung nicht länger Herr, schnell das Zimmer. — „Eulogius Schneider!" rief meine Mutter weinend aus und schlug die Hände über dem Haupte zusammen und sank ermattet auf die Ottomane. Meine ältern Geschwister fingen bitterlich an zu weinen. Meine Mutter bedeckte ihre überfließenden Augen mit der Hand und sagte schmerzlich: „Ja, weinet, weinet um euern Vater, ihr Waisen!" Ich weinte mit, obwohl ich nicht begriff, wie der Name dieses freundlichen Herrn solchen Schrecken erregen konnte.

Von dieser Stunde an hatte unsere Wohnung das Ansehen eines Trauerhauses. Jede Spur früherer Fröhlichkeit war gewichen, und in Blick und Worten herrschte feierlicher Ernst, wie am Krankenbette eines Sterbenden. Eulogius Schneider kam noch einige Mal, betrat aber nie die Zimmer der Familie. Als er das lezte Mal ging, spielte ein bitteres, höhnisches Lächeln um seinen Mund. So wenigstens wollte meine Mutter bemerkt haben, die ihm hinter der Gardine nachblickte. Wir sahen ihn nie wieder. Einige Tage darauf trat Abends bei Licht ein verhüllter Mann in unser Zimmer. Er schlug den Mantel auseinander; meine Mutter stieß einen Schrei aus: sie erkannte in ihm einen der wüthendsten Jakobiner. „Bürgerin,“ sagte der Mann ruhig, „fasse dich, ich meine es nicht böse mit euch. Dein Mann hat mir früher Freundschaft erwiesen, ich bin nicht undankbar. Es droht ihm Unglück. Der Conventkommissär ist in Straßburg angekommen. Bestellet euer Haus. Mehr kann ich nicht sagen.“ Der Mann barg sich wieder in seinen Mantel und verließ das Zimmer. An diesem Abend verbrannten meine Eltern viele Papiere in dem Kamin.

Am folgenden Tage, als ich auf der Straße spielte, fuhr ein vierspänniger Wagen, von Husaren umgeben, vor unser Haus. Meine Mutter blickte aus dem Fenster und schrie laut auf. Ein Mann mit einer dreifarbigen Schärpe stieg aus; ich folgte ihm in den Garten, wo mein Vater auf und ab ging. Der Mann trat auf ihn zu, überreichte ihm ein Schreiben und sagte mit höflichem Ernst: „Im Namen des Gesetzes! Bürger, ich verhafte dich.“ — „Wessen bin ich angeklagt?“ fragte mein Vater ruhig. — „Des Hochverraths an der einen und untheilbaren Republik.“ — „Wer sind meine Ankläger?“ — „Vor den Schranken des Tribunals wirst du sie finden.“ — „Bürger,“ erwiderte mein Vater mit der Würde, die das Bewußtseyn eines unbescholtenen Lebens verleiht, „ich bin bereit. Wirst du mir Zeit gönnen, mich zur Reise anzuschicken und den Meinen Lebewohl zu sagen?“ — „Alles, was sich mit dem Gesetz und meinem Auftrag verträgt.“ — „Mehr verlange ich nicht.“ Wozu unsern Jammer schildern? Mein Vater wurde nach Straßburg abgeführt.

Die Armee der verbündeten Mächte hatte die Linien von Weissenburg gesprengt. Ihr siegreiches Vorrücken verbreitete Bestürzung in den Reihen der Revolutionsmänner. Tag und Nacht schallte die Sturmglocke und rief alle wehrhaften Männer zu den Waffen. Die Freunde der Ruhe und Ordnung freuten sich im Stillen und hofften auf eine bessere Zukunft. Sie erwarteten mit Ungeduld das Anrücken der verbündeten Heere, aber ihre Freude war stumm, denn jedes laute Zeichen derselben wäre ein Todesverbrechen gewesen. Wir wohnten in der Vorstadt an der Straße nach Hagenau. Die französische Armee hatte sich in die Pässe der Vogesen zurückgezogen. Wir hielten uns in unserer Wohnung eingeschlossen wie in einer Festung, um nicht die Blicke und die Rache der durch ihr Unglück noch wüthender gewordenen Jakobiner auf uns zu ziehen. Eines Abends, es war zur Herbstzeit, hörten wir Pferdegetrappel vor unsern Fenstern. Eine Säbelklinge schlug an die verschlossenen Läden und laute Stimmen schrieen: „Auf! auf!“ Meine Mutter, welche mit zurückgehaltenem Athem gelauscht hatte, fuhr freudig in die Höhe und rief: „Es sind Deutsche! Es sind Freunde!“ Man öffnete schnell die Läden, und vor dem Hause hielt ein Offizier mit einer Abtheilung preußischer Reiter. Er fragte, ob Franzosen in der Stadt seyen, und auf die verneinende Antwort stieg er ab und kam in das Zimmer. Er wurde freundlich empfangen, und als er, nach dem Hausherrn sich erkundigend, die Antwort erhielt, unser Vater sitze als verdächtig im Gefängniß zu Straßburg, befreundete er sich sogleich mit uns und faßte volles Zutrauen. Bald folgten mehr Truppen und die Offiziere nahmen Erfrischungen bei uns ein. Sie ließen den Maire holen. Der bucklichte Glasermeister erschien zitternd und ohne das Amtszeichen der dreifarbigen Schärpe. Allmählig rückte ein starkes Corps der verbündeten Armee ein und bezog in der Nähe der Stadt ein Lager. Als wir diese wohldisciplinirte und regelmäßig bewaffnete Heeresmacht sahen, wiegten wir uns in frohen Hoffnungen und zweifelten keinen Augenblick an der baldigen Einnahme Straßburgs und der Befreiung unsers Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Gutzkows Richard Savage.

Gutzkows „Richard Savage“ ist auf der hiesigen Bühne am 25sten Oktober zum ersten Male aufgeführt, und am 8ten November wiederholt worden. Beim jetzigen Zustande des deutschen Theaters hat einer, der mit einem dramatischen Versuch auftritt, schon viel gewonnen, wenn er durch irgend ein Interesse, und hätte es auch mit dem Werke selbst zunächst nichts zu thun, die Leute aufmerksam macht und herbeizieht. Hier, wo sein Name so oft genannt worden, genoß Gutzkow dieses Vortheils mehr als an manchem andern Ort. Man kam, man war begierig zu sehen, ob der Mann, der so viel geleugnet und negativ behauptet, im Stande sey, ein positives Stück Welt hinzustellen, das einen fesseln, rühren und erschüttern, und am Ende befriedigen könnte. Die Probe ist keineswegs zum Nachtheil des Dichters ausgefallen. Die Mehrzahl derjenigen, welche sich ein selbstständiges Urtheil erlauben, erkennt an, daß sich sein eigenthümliches Talent in der neuen Sphäre glücklich bewährt, und der Eindruck auf das große Publikum scheint ein sehr günstiger. Man muß

wohl sagen „scheint," weil einmal die Zeiten nicht mehr sind, wo sich das Interesse an einer andern Bühnenerscheinung als einer Oper laut und freudig äußerte. Die Fabel des Stücks ist den Lesern aus einem frühern Bericht in diesen Blättern bekannt, und zu einer, auch nur einigermaßen gründlichen Beurtheilung fühle ich mich, nachdem ich das Stück nur einmal gesehen, nicht belehrt genug; ich möchte weder im Guten noch im Schlimmen absprechen, und beschränke mich, mit dem Vorbehalt, später wieder den Gegenstand aufzunehmen, auf Folgendes.

Sehr angenehm sprach mich im ganzen Verlauf etwas an, dessen Mangel es vorzüglich ist, was im Allgemeinen die deutsche Dramatik so schwach und so schwächlich macht: ich meine den raschen, entschlossenen Verstand, der sich beim Untertauchen in die Sphäre der Gefühle und Empfindungen nie selbst verliert und das Bestimmte mit heraufbringt, der bei jedem Ausdruck der Gesinnung schnell fertig wird und jede Situation klar und reinlich aus den Händen läßt, der deutlich und bestimmt exponirt, eben so fortführt und vor dem rein verständigen Urtheil wenigstens keine offenbare Blöße gibt. Das eine wesentliche Element des dramatischen Dichters, der dramatische Verstand, scheint mir also in reichem Maße vorhanden, und die Unebenheiten in der Oekonomie des Stücks sind nur von der Art, wie sie durch die Uebung jenes gebrigen Seelenvermögens in einer bestimmten Richtung leicht ausgeglichen werden. Wie verhält sich nun aber dazu das andere Element des Bühnendichters, das unmittelbare poetische Gefühl? jene Kraft, welche Charaktere in ihrer ganzen Tiefe wie auf Einen Schlag hervorbringt, welche die freie, fertige, in sich abgeschlossene Geburt der Phantasie dem Verstande überliefert, der sofort am Geschöpf der eigenen Seele das Geschäft der Beobachtung übt, wie an einem natürlichen Menschen? Dies ist es eben, worüber ich mir noch kein bestimmtes Urtheil gebildet habe, und ich glaube dem Dichter meine Achtung besser zu bezeugen, wenn ich mich noch besinne, als wenn ich ihm schmeichelte oder ihn verkleinerte. Ihm zu schmeicheln habe ich gar keine Ursache, und Verkleinerung ist ja oft nur die neidische Negation dessen, was man innerlich gelten lassen muß. — Nur ein Wort über einen einzigen Punkt. Man hat die Sinnesänderung der Lady im lezten Akt, den Bruch ihres Herzens, als einen Abfall von ihrem Charakter getadelt; mir aber scheint die Catastrophe, den Charakter der Lady und ihre Gesinnung gegen den aufgedrungenen Sohn als menschlich wahr vorausgesezt, consequent genug. — Shakespeare hat nur in einem und dem andern seiner Stücke nebenbei eine launigte Kritik oder Parodie seines eigenen Metiers eingewoben. Es ist sehr bezeichnend für Gutzkows Eigenthümlichkeit und Richtung, daß er es sich nicht versagen konnte, die beiden Dramen, die er bis jezt erscheinen lassen, so stark mit Kritik zu färben. Im einen parodirte er die neuesten Philosopheme im Kostüm der alten Welt, im andern brauchte er eine Zeit, wo in England die Journalistik eine sociale Macht zu werden anfing, als einen Spiegel unserer literarischen und kritischen Zustände.

(Schluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstakademie. Italienische Oper.

Während der Ausstellung fand, wie gewöhnlich, die öffentliche Sitzung der Kunstakademie statt, welche bekanntlich über die Preisbewerbungen der Kunstschule ihr Urtheil fällt und die Preise ertheilt. Der Generalsekretär dieser Akademie war bisher der nun mehr als achtzig Jahr alte Quatremère de Quincy. Er mußte endlich die Stelle und den damit verbundenen Gehalt von 6000 Franks aufgeben. Quatremère hatte das Amt seinem Collegen in der Akademie der Inschriften, Raoul Rochette, zugedacht; da aber die Akademie selbst das Wahlrecht hat, so mußte darüber abgestimmt werden. Der Architekt Lebas hatte bedeutenden Anhang, besonders unter denjenigen Akademikern, welche beweisen wollten, daß die Kunstakademie selbst Leute besitze, welche fähig sind, das Wort zu führen und Berichte und biographische Notizen abzufassen, und daß sie nicht nöthig hat, sich nach einem guten Redner und Schriftsteller außerhalb der Akademie umzusehen. Raoul Rochette trug nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme den Sieg davon; alle übrigen hatte Lebas. Bei dieser öffentlichen Sitzung versah also der neue secrétaire perpétuel sein öffentliches Amt zum ersten Male. Raoul Rochette schreibt und liest gut, und ist gewöhnt, öffentliche Vorträge zu halten. Er hatte nicht allein einen Bericht über die aus Rom eingeschickten Arbeiten der französischen Kunstschule abzustatten, sondern auch eine biographische Notiz über den Tonkünstler Lasueur zu verlesen, und nach dem Gebrauche wurde die Kantate, welcher der Preis der musikalischen Komposition zuerkannt worden war, von einem guten Orchester und von Opernsängern vorgetragen. Nur bei dieser Gelegenheit zeigt sich die Kunstakademie thätig; das ganze Jahr über hat sie sonst wenig zu thun, und ihre Privatsitzungen haben wenig zu bedeuten.

Die Liebhaber italienischer Musik, das heißt, die ganze reiche und elegante Welt ist jezt entzückt, denn es ist wieder ein großes Talent aufgetreten, eine Sängerin, jung, schön und gefühlvoll, eine Schwester der den Parisern und den Italienern unvergeßlichen Malibran, eine der göttlichen Stimmen, welche Furore machen, und gleich beim Debut eine junge Sängerin zu einer Prima Donna stempeln. Seit Mad. Malibrans Tode fehlte es den schwer zu befriedigenden Dilettanten hier an einer ähnlichen Virtuosin. Die ganze Last des weiblichen Gesanges und aller Rollen von Königinnen, Prinzessinnen und schönen Geliebten ruhte auf Dlle. Grisi, die freilich in manchen Rollen nicht allein sehr schön singt, sondern auch zum Malen schön ist. Wenn sie in Anna Bolena in schwarzer Tracht, entblößtem Halse und fliegenden Haaren erscheint, und dabei so reizend singt, so ist wohl kein Herz im Saale, das ungerührt bleibt, wiewohl es in der italienischen Oper in der Regel nicht auf Rührung abgesehen ist. Aber wenn man die energische Mad. Pasta, und die so zartfühlende, reizbare Malibran gehört hat, so stellt man Vergleichungen an, welche nicht immer zu Gunsten der jezigen Prima Donna ausfallen. Dann ist auch eine einzige Prima Donna nicht hinreichend. Männliche Virtuosen ersten Ranges besizt die italienische Oper drei, nämlich Rubini, den unvergleichlichen Sänger, den eleganten Tamburini und den so komischen Lablache, und noch dazu wird jezt Mario, der bekannte piemontesische Edelmann, welcher an der französischen Oper vor einem Jahre zum ersten Male auftrat, aber dort der allgemeinen, hoch gespannten Erwartung nicht entsprach, ebenfalls die Bühne der italienischen Oper betreten. Zwei Virtuosinnen sind also nicht zu viel, um den Männern das Gleichgewicht zu halten und den Genuß des Publikums vollständig zu machen. Für diejenigen, welche Veränderung in den musikalischen Genüssen lieben, wird jezt auch bestens gesorgt, denn eine französische Operette folgt auf die andere, und wenn man sie alle in's Deutsche übersezen will, so wird man viel zu thun haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. November 1839.

There's nought maturer age can find
To equal those bright hours,
When the sunshine of the opening mind
Deck'd coming life with flowers.

Dover.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Es war nun ein reges Leben in unserer Nähe, dem ich mich mit kindischer Lust hingab. Ich lief mit andern Jungen in den verschiedenen Lagern umher, setzte mich zu den Soldaten an die Wachfeuer, betrachtete die Kanonen, sah den Uebungen der Truppen, den Schanzarbeiten zu, machte Bekanntschaft mit den Bedienten der Offiziere, die in unserem Hause aus- und eingingen, ließ mich auf ihre Pferde setzen, und dieses wilde Leben gefiel mir. Besondern Respekt flößten mir die Rothmäntel ein, welche ich mit einer Neugierde betrachtete, die nicht frei von Schrecken war. Meine Mutter und meine ältern Geschwister inzwischen schienen meine Freude nicht zu theilen; ich fand sie oft in Thränen und konnte nicht begreifen, warum sie weinten, da ich mit Zuversicht erwartete, daß unsere neuen Freunde uns nächstens unsern gefangenen Vater zurückbringen würden. Diese Hoffnung jedoch, welche meinem kindlichen Glauben so nahe schien, war in weite Ferne gerückt. Die verbündete Armee lag unbeweglich am Fuße der Vogesen, ohne diese zu überschreiten. In dem Maße, als die Zuversicht der Freunde der Ruhe und Ordnung auf die Erfolge der alliirten Waffen sich in Zweifel und Angst verwandelte, hob sich wieder das Vertrauen der Jakobiner auf den Sieg der Revolution, und sie konnten kaum ihre geheime Freude verbergen.

Eines Morgens wurden wir durch den Donner der Kanonen geweckt. Trommeln wirbelten, Trompeten klangen und Truppen aller Waffen zogen in verschiedenen Richtungen vorwärts gegen die Vogesen. Meine Mutter blickte ängstlich aus dem Fenster. Ein junger Offizier von unserer Bekanntschaft ritt vorüber. Die Mutter fragte ihn über den Grund dieser allgemeinen Bewegung, und ob Gefahr vorhanden sey. „Bah!" erwiderte er mit der, jugendlichen Kriegern eigenthümlichen kecken Zuversicht, „wir wollen nur diesen Blauröcken das Weiße im Auge zeigen. Ich habe mich schon lange auf einen Tanz mit ihnen gefreut, und diesen Abend sind wir in Zabern." Dies beruhigte meine Mutter einigermaßen. Bald darauf kam ein alter Stabsoffizier, um Abschied von uns zu nehmen; seine Pferde hielten vor dem Hause. Er war in der kurzen Zeit gleichsam ein Hausfreund geworden und hatte sich besonders wohlwollend gegen uns Kinder gezeigt. Seine Miene war ernst, und er konnte seine Rührung nicht verbergen, als er uns Lebewohl sagte. „Wir werden doch nichts zu befürchten haben?" fragte ihn meine Mutter. — „Das Kriegsglück ist wandelbar," erwiderte er nachdenklich, „ein Rückzug möglich. Machen

Sie sich auf alle Fälle gefaßt. Gedenken Sie hier zu bleiben, im Falle wir uns zurückziehen mußten?" — „O nein, nein!" rief meine Mutter voll Schrecken, „in der Höhle des Tigers! Wir sind diesen Unmenschen nur noch verhaßter geworden, seit wir unsere Gesinnungen offen an den Tag gelegt." — „In diesem Falle," sagte der gute alte Kriegsmann leise, „treffen Sie Ihre Vorbereitungen bei Zeiten; denn ich mußte diese dreißig Jahre her vergeblich gedient haben, um nicht zu wissen, daß wir uns höchstens noch ein paar Tage halten können." Er nahm mit Rührung Abschied; wir haben ihn nie wieder gesehen.

Ich schlich mich aus dem Hause und folgte dem Zug der Truppen auf einen in der Nähe der Stadt liegenden Hügel, der Bastberg genannt. Die Truppen stellten sich da und dort auf; man sah keinen Feind und hörte nur den Donner der Kanonen aus einer seitwärts liegenden Schanze und das Feuer des kleinen Gewehrs unten im Thale. Ich ging immer weiter, einige andere Jungen mit mir; wir hatten keine Ahnung von Gefahr. Endlich stießen wir auf eine Abtheilung der sogenannten Rothmäntel, die hinter einer Erhöhung auf dem Boden lagen, ihre langen Flinten im Arm. Wir wollten weiter, aber einer der bärtigen Gesellen hob schweigend, mit halb drohender, halb warnender Geberde den Zeigefinger in die Höhe. Im nämlichen Augenblicke tauchten sie Alle, auf ein leises Zeichen, von der Erde auf, zielten, feuerten ihre Gewehre in das Thal ab, und im Nu lagen sie wieder auf dem Boden. Wir wichen erschrocken zurück. Da lachte einer dieser wilden Natursöhne, ergriff mich stumm bei der Hand und ließ mich über die Brustung in das Thal hinab sehen. Unten wimmelte es von blauen Röcken. „Fort, Kind! das nit gut!" sagte der wohlmeinende Mensch und wies mit dem Finger heimwärts. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und machten uns eilig aus dem Staube. Auf dem Rückwege hörten wir verstärkten Kanonendonner und plötzlich ein fürchterliches Schlachtgeschrei. Ein Offizier jagte an uns vorüber und hielt mit dampfendem Rosse vor einem aufmarschirten Regiment. Die Truppen sezten sich in Marsch, aber wir hatten für diesmal genug gesehen; eine unbestimmte Ahnung von Gefahr ergriff unsere jungen Gemüther, und wir eilten nach Hause.

An diesem Abend bemerkte ich eine ungewöhnliche Thätigkeit in unserm Hause. Kisten und Kasten wurden auf und zu geschlossen, Habseligkeiten aller Art lagen auf dem Boden herum, Koffer wurden gefüllt und wieder geleert, um andere und werthvollere Dinge hineinzupacken; Alles geschah in sichtbarer Angst und Verwirrung. Ich begriff nichts von Allem und forderte mein Nachtessen; man gab mir ein Stück Brod und brachte mich zu Bett. In der Nacht wurde ich durch ein lautes Jammern aufgeweckt; meine Mutter stand unter dem offenen Fenster und rang die Hände; meine ältern Geschwister weinten bitterlich. Ich richtete mich im Bett in die Höhe und weinte mit, ich wußte nicht warum.

(Fortsetzung folgt.)

Der Findling.

(Schluß.)

Nun wußte ich, daß ich in der Lage meiner ehemaligen Herberge nicht geirrt hatte, und daß mein damaliger gastfreier Wirth noch als armer blinder Greis lebte. Mit ängstlicher Ahnung fragte ich weiter: „Aber das wahnwitzige Mädchen, oder was sie sonst ist, ist das seine Tochter, oder —?" — „Ach nein, sie geht ihn eigentlich gar nichts an," lautete die Antwort. „Vor vielen Jahren strandete hier einmal ein Schiff und die ganze Besatzung ertrank bis auf ein Windelkind, das in seiner Wiege an's Land schwamm. Und seht, das ist die tolle Marie, die Ihr eben saht. Torkils nahmen sie als ihr eigenes auf, sie wuchs gut heran und wurde ein schmuckes Weibsbild. Torkils hatten zwei Kinder, sollt Ihr wissen, eine Tochter, die damals verheirathet war, nun aber vor vielen Jahren ohne Kinder gestorben ist, und einen Sohn, der auch schon lange begraben liegt; damals aber lebte er und war verheirathet und hatte einen einzigen Sohn und sonst keine Kinder mehr. Als sie groß wurden verliebten dieser Sohn und Marie sich in einander; die Eltern aber sahen das nicht gern, denn sie hatte ja nichts als die Wiege, in der sie an's Land getrieben kam. Wie's nun aber geht: die jungen Leute wurden zu vertraut, und Marie gebar einen Knaben, eben den kleinen Burschen, den Ihr hier saht."

„Da wollten die Eltern sie denn nicht länger im Hause haben, und das war ja auch nicht so sonderbar. Der alte Torkil hätte sie wohl noch behalten mögen; aber er konnte nicht mehr im Hause gebieten, denn er hatte die Stelle dem Sohn überlassen, und die alte Mutter war damals schon todt. Aber Torkil und Jürgen, so hieß Mariens Liebhaber, beredeten meinen Mann, Mutter und Kind in's Haus zu nehmen. Und das bereute ich oft, denn nun war weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Arme Marie! sie jammerte und weinte spät und früh, und ihr Kleines pfiff mit; denn ich steh' Euch dafür, Mariens Augen gaben mehr Wasser als ihre Brust Milch. Ja, sie hat manche liebe Stunde auf ihren Knieen über der Wiege gelegen und gewiegt und geweint und gesungen, Alles auf einmal. Wenn das Kind dann eingelullt war, dann warf sie sich in den Kleidern auf das Bett und betete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, zum lieben Gott, er möge es doch mit ihnen Beiden ausmachen."

„Jürgen kam freilich zu uns, so oft er konnte, und gab ihr Geld und tröstete sie, aber das konnte nichts helfen. „Jürgen," sagte sie wohl hundertmal, „du sollst nicht mehr zu mir kommen; warum soll ich Unfrieden zwischen dir und deinen Eltern stiften?" Aber Jurgen kam doch; er wollte sie um Alles in der Welt nicht verlassen. — Bisweilen sagte sie zu mir: „Kirsten, wollte Gott, ich wäre mit meinen Eltern ertrunken! ich bin eine Fremde und Verstoßene in dieser sundhaften Welt. Ach, wäre es nicht des Kindes wegen, das dort liegt —" Mehr sagte sie nicht, aber ich weiß wohl, was sie meinte."

„Zur selben Zeit legte unser Nachbar Stüg sich hin und starb, und der hatte Thaler, und seine Wittwe war jung und schmuck und freite nun um Jurgen; aber Jurgen sagte Nein. War's nicht toll gewesen, so wurde es nun toll; die Eltern gingen ihm hart zu Leibe, aber er wollte nicht, und hätte er die ganze Welt damit gewinnen können. Das bekam Marie zu hören, und so sagte sie nicht einmal, sondern tausend Mal zu ihm: „Jurgen, nimm Magdalenen! das ist am besten fur uns Alle zusammen." Aber nein, er wollte nicht. Da sagte sie endlich zu ihm: „wenn du sie nicht nimmst, so gehe ich hin, wo ich her gekommen bin," und damit meinte sie die See. Da fing er an laut zu weinen und lief weg wie ein toller Mensch; als er aber fort war, verdroß es sie doch, und sie weinte und rang die Hände, daß ich glaubte, sie wurde die Finger verrenken."

„Jürgen kam nicht wieder und blieb zwei, drei Tage weg, und nun hieß es, er wolle doch Magdalenen heirathen. Marie schwieg, aber sie sah aus, als hätte sie sich dies und das anthun können, und mein Mann und ich hatten immer ein Auge auf sie. Aber da kam Jürgen eines Abends zu uns heruber gestürzt, schlug die Thür weit auf, fiel Marien um den Hals, riß das Kind aus der Wiege und küßte und hätschelte es, und das Alles sollte bedeuten, daß er nun endlich Erlaubniß bekommen, sie zu heirathen. Da hättet Ihr die arme Marie sehen sollen! sie konnte nicht ein Wort sprechen. Und das war ihre lezte Freude in der Welt, und die war kurz genug. — Es wurde Mitternacht, ehe er wegkommen konnte; er ging, und wir dachten in der Welt Gottes an nichts Böses. Am Morgen aber kamen sie von Torkils zu uns herüber und fragten nach ihm. Ja, weg war er! Wir suchten und suchten, und endlich fand Marie seinen Hut recht eben hier, auf dem Fleck, wo Ihr sie und die Andern vorhin saht. Kurz zu erzählen — drunten lag er selbst; er war im Quellsand erstickt. Am Tage hatte es stark geweht und das Wasser hereingespült; da muß er nun fehlgegangen und auf die weichen Sandgallen gekommen seyn; dann gibt's keine Rettung mehr, denn sie sinken und sinken immer fort, bis sie Alles mit sich hinabziehen. Marie verlor gleich den Verstand und hat ihn nicht wieder bekommen, bekommt ihn auch wohl nie wieder."

„Seht, Herr, das ist die ganze Geschichte, und nun wißt Ihr, weßhalb sie hier geht und gräbt, und warum der alte Torkil bei gutem Wetter hier sizt und sich in der Sonne badet, und aus seinen blinden Augen weint. Ach ja, Gott tröste Alle, die betrübten Herzens sind."

Mit diesen Worten erhob sie sich, warf den Korb über den Nacken und sagte: „Lebt wohl, Herr!" Sie stieg wieder zum Meer hinab und murmelte im Fortgehen fur sich hin: „Nein, wir kriegen keine Ruhe in der Welt, ehe man Schaufel und Spaten kreuzweise uber uns legt!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

La Jacquerie. Palais-Royaltheater.

Der „Sherif" und die „Königin eines Tages," beide von Scribe, sind noch in ihrem vollen Glanze, und haben den Reiz der Neuheit noch nicht verloren, obschon fast täglich eines von beiden gegeben wird, und doch hat man schon wieder eine neue Operette, „die Symphonie," auf die Bühne gebracht. Dies ist die zweite Operette des Tonkünstlers Clapisson, welcher im Orchester der großen Oper angestellt ist, und sich früher durch manche Gesangstücke bekannt gemacht hatte. Zu gleicher Zeit hat das Renaissancetheater ein neues Drama: La jacquerie, mit Chören von Mainzer aufgeführt. La jacquerie ist bekanntlich der Name eines Bauernaufstandes im Mittelalter gegen die Unterdrückung des französischen Adels und der Städte Jacques Bonhomme — so nannte man das Volk — hatte vieles erduldet; endlich riß ihm die Geduld, und er schlug derb und blindlings darauf los; diesen Jacques Bonhomme singen zu lassen, war keine leichte Aufgabe. Denn Jacques war ein plumper Bursche als er böse ward, und es würde ein Tonkünstler wie Beethoven dazu gehören, um die Klagen, den Zorn und die wilde Zerstörungswuth des Pöbels auszudrücken. Mainzer hat sich um die Verbreitung des Geschmackes für Singmusik in Paris viel Verdienst erworben. Er hat eine Singschule für Handwerker angelegt und manche Musik für Chöre gesezt. Wenn seine Chöre in der Jacquerie auch nicht so stürmisch sind, als man es erwarten sollte, so sind sie doch wenigstens mit Kunst und Geschmack angelegt, und verunzieren das Stück keineswegs. Aber bisher konnte das französische Publikum den Schauspielen mit Chören nicht viel Geschmack abgewinnen. Die Chöre des Racineschen Trauerspiels „Athalie," an welchen sich bekanntlich mehrere Tonkünstler versucht haben, werden sehr selten aufgeführt, und nur die Boyeldieuschen Chöre dieses Stückes mußten einigemal wiederholt werden. Dies mag sich wohl nur aus dem Umstande erklären lassen, daß die Zuschauer in den eingeschalteten Chören eines Schau- oder Trauerspiels eine Unterbrechung der Empfindungen sehen, welche die dramatische Handlung in ihnen hervorgebracht, wogegen sie in einer Oper oder Operette die Chöre als etwas dazu nothwendig Gehöriges genießen. Nun gibt es freilich noch sehr viele Leute, denen auch dieses Opernwesen nicht behagt, und die sich an den unzähligen Vaudevilles ergötzen, welche fünf bis sechs kleine Theater jeden Abend

darbieten. Die besten Geschäfte macht noch immer das kleine Palais-Royaltheater. Die dort gegebenen Stücke sind oft entsezlich widersinnig; aber man gibt deren drei bis vier jeden Abend, und noch einige Chansonettes in den Kauf, und die bei dem jungen Publikum so beliebte Déjazet spielt fast alle Abende in zwei oder drei Stücken; dann ist auch der Eintritt nicht theuer, und so kommt es, daß man fast immer den Saal voll sieht. Bei einer Vorstellung, welcher ich neulich beiwohnte, spielte die Déjazet die Hauptrolle in einem langen Stücke, „Argentine," wo sie sang und tanzte; dann erschien sie als Landmädchen in einem andern Stücke, unter dem Namen Simplette, wo sie ebenfalls tanzte, und zwar diesmal mit einem Gensd'armen; zulezt gab sie noch die Marquisin de Prétintaille in einem Stücke gleichen Namens, wo es ihr aber an aller der prätenziösen Würde fehlte, die sie als altadelige Dame und Gutsbesizerin, ihrer Rolle gemäß, haben sollte. Endlich hatte sie noch zwischen zwei Stücken, als junger Trompeter gekleidet, etwas darzustellen, das halb Gesang, halb hergesagte Prosa war, und eine Erinnerung an Auftritte aus der Schlacht von Marengo seyn sollte. Dieses kleine Theater hat besonders die Chansonettes in Aufnahme gebracht, die von da in mehrere Theater übergegangen sind, und die man auch manchmal in Privatgesellschaften zum Besten gibt. Das Palais-Royaltheater hat einen Schauspieler Namens Achard, der besonders Meister in diesen komischen Vorträgen ist. So trat er diesmal nach dem Marengotrompeter auf, und gab eine Ausruferscene bei einer öffentlichen Versteigerung, welche, wenn ich recht gehört habe, von Paul de Kock gedichtet ist, und wieder halb aus drolligter Prosa, halb aus Gesang besteht. Die Suada eines recht geschwäzigen Ausrufers, wie man sie überall antrifft, ahmte er vortrefflich nach, und sehr komisch war das außerordentlich schnelle Aufzählen der heterogenen Dinge, welche den Nachlaß einer Modistin und eines verschuldeten Studenten bilden; und da der Verkauf zu Ende geht, beklagen sich die Käufer über den mangelhaften Zustand der versteigerten Effekten, werden aber von dem wizigen Ausrufer sehr drollig abgefertigt. Einige strenge Theaterkritiker beklagen sich über das Einreißen dieser Chansonettes auf der Bühne. Allein in kleinen Theatern, wo man doch keine hohen Erwartungen mitbringt, sind sie zuweilen besser als lange Stücke, wäre es auch nur der Kürze wegen. Dg.

Stuttgart, November.

(Schluß.)

Guzkows Richard Savage.

Diejenigen, welche sich an Guzkow durch die großen Ansprüche auf Unabhängigkeit und die rücksichtslose Opposition gegen die literarische Tradition beleidigt fühlen, sehen vielleicht mit einiger Schadenfreude, daß er gerade durch seine kritische Richtung verführt wurde, mit dem Stoff des Richard Savage einer Zeitmode einen Tribut darzubringen, dem berufenen Dichter- und Künstlerschmerz, der Tragik des Künstlerlebens. Wie viel Künstlerjammer ist schon episch und dramatisch ausgebeutet worden! Tasso, Camoens, Cervantes, Molière, Correggio, Marlowe, Otway, Chatterton, Gilbert; und wenn auch Richard Savage auf besondere Art untergeht, so ist doch der Grundton seiner Schmerzen der alte, schon so oft da gewesene. Man dürfte sich wundern, daß Guzkow dem Kränklichen, das in einer solchen Tragik liegt, nicht vielmehr ausgewichen, als es aufgesucht, wenn man nicht glauben könnte, er habe gerade durch die Variation eines so oft behandelten Themas eine überwiegende poetische Kraft bethätigen wollen. Wenn ich die Ueberzeugung erlange, daß ihm dies gelungen, so bin ich schon ein zu warmer Freund der Bühne, um diese Ueberzeugung nicht mit Freuden auszusprechen.

Durch die hiesige Aufführung ist gewiß kein Verdienst des Stücks in Schatten gestellt worden. Man konnte in jeder Beziehung mit der Anordnung wie mit dem Spiele vollkommen zufrieden seyn. Es ist sehr begreiflich, daß ein Publikum — ich meine nicht das hiesige, sondern das deutsche — dessen Geschmack sich vorzüglich der Oper zugewendet, auch im Schauspiel mit besonderer Vorliebe dem bloß sinnlich Wirkenden sich zukehrt, daß es die Befriedigung vorzüglich im flüchtigen Reiz der Neuheit, in ewiger Abwechslung sucht und findet. Man kann mit dem Zeitgeist nicht rechten; aber man darf es sich nicht verbergen: seit dem entschiedenen Uebergewicht der Oper, seit die deutschen Bühnen ein ewig fließendes, und somit im Grunde gar kein Repertoire haben, seitdem ist die deutsche Schauspielkunst im innersten Marke angegriffen. Wie kann man von den Schauspielern Sicherheit der Haltung und des Vortrags, Gedächtniß und ein auch nur erträgliches Zusammenspiel erwarten, wenn sie beständig mit dem Erlernen von unbedeutenden Rollen geplagt werden, wobei ihre schwerste Sorge nicht ist, sie zu behalten, sondern sie wieder aus Gedächtniß und Einbildungskraft los zu werden, weil man die Stücke schnell wieder wegwirft, und ihnen damit besser ihr Recht widerfahren läßt, als da man sie aufnahm? Ein solches System drückt und hemmt die Besten, die secundären Talente müssen aber dadurch ganz in der Mittelmäßigkeit niedergehalten werden. Unter diesen Umständen ist es desto erfreulicher, wenn einmal eine bedeutende Erscheinung, und zwar das jedenfalls geistreiche Werk eines deutschen Schriftstellers von der Bühne mit Liebe ergriffen und ungewöhnlicher Fleiß darauf verwendet wird. Wie gesagt, die Vorstellung des Richard Savage war eine sehr gelungene; aber es thut doch weh, wenn man sieht, welch große Mühe man sich geben muß, um eine Wirkung hervorzubringen, welche bei einem der Natur des Menschen und dem Wesen der Mimik angemessenern System ein natürliches Produkt des Bühnenorganismus wäre. Herr Regisseur Moriz hatte die Aufnahme des Stücks dadurch beschleunigt, daß er es zu seinem Benefiz gewählt. Die fünf, sechs Hauptrollen waren in den Händen unserer besten Schauspieler. Die Rolle des Richard Savage ist bei weitem die schwerste. Der Charakter des Helden ist offenbar flacher gehalten als die andern, sehr stark ausgeprägten Hauptgestalten, und dem Schauspieler kommt es zu, den jungen Dichter auf der Höhe seiner Umgebung zu halten. Moriz hat die schwere Aufgabe vom Anfang bis zum Ende auf's Glücklichste gelöst. Es will mir aber scheinen, als ob das Stück sehr verlieren könnte, wenn der Held einen minder begabten, namentlich wenn er einen sehr jungen Repräsentanten findet. Ueberhaupt, glaube ich, ist der Charakter des Richard Savage der Punkt, gegen welchen die Kritik vorzugsweise ihre Batterien eröffnen wird. — Auch auf die Scenerie und das Kostüm war ungewöhnliche Sorgfalt gewendet. Die Logenscene ist ein glücklicher Theatereffekt, aber nicht leicht anzuordnen. Es handelt sich hier nicht von einem bescheidenen Schauspiel im Schauspiel, wie im Hamlet, sondern von einem Einblick in einen weit größern Schauplaz als der auf der Zuschauerseite der Lampen. Die Schwierigkeit, die breite Sene in eine „Box" in Drurylane zu verwandeln, war mit Glück gelöst. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 15. November 1839.

Wo man nur schaut, fast alle Welt
Mit Freuden sich thut rüsten:
Zum Scherzen Alles ist gestellt,
Schwebt Alles fast in Lüften.
Die reine Sonn'
Schmückt ihre Kron',
Den Köcher füllt mit Pfeilen.

Friederich von Spee.

Die Jahreszeiten von Kâlidâsa.

Aus dem Sanskrit übersezt von P. v. Bohlen.

V. Der Frühling.

1. Die Herzen froher Menschen zu verwunden,
Geliebte, nahet sich der Frühlingsheld,
Der Bienen sich zur Bogensehne füget
Und Mangobluthen statt der Pfeile hält.

2. Die Jungfrau liebt, der Zephyr weht mit Düften,
Die Bäume blühn, der Lotus schmückt die See'n,
Die Nächte ruhig und die Tage labend:
Wie ist im Frühling Alles doch so schön!

3. Wo Teiche mit Juwelengürtel prangen
Und gleich dem Monde glänzt die Mädchenschaar,
Wo unter Blumen Mangobäume schwanken
Da bietet sich des Lenzes Wonne dar.

4. Guirlanden um die Brust, mit kühlem Sandel,
Den Odem würzig von des Betels Duft,
Den Leib umgürtet, gehen ohne Bangen
Die Schönen, wo Ananga's Freude ruft.

5. Es küßet nun, vom Mangosafte trunken,
Der Kukuk seiner Auserwählten Mund,
Und auf dem Lotus macht die Biene summend
Dem Liebsten ihre Schmeicheleien kund.

6. An kupferfarbnen Sprossen ist mit Dolden,
Von Bluthen schwer, der Mango angethan;
Und sacht, vom Winde hin und her geschaukelt,
Der Jungfrau Herz zu Liebesfreuden an.

7. Und wo mit dunkelen Korallenzweigen
Die Blumenfülle des Asoka nickt,
Da wird das jugendliche Herz des Schönen
Von Kummer voll, sobald sie ihn erblickt.

8. Es füllt mit Wonne sich des liebenden Jünglings Busen,
Wenn Atimukta ihre duftigen Kelche öffnet;
Wenn trunkne Bienen ihre glänzenden Blüthen küssen
Und zart die Ranken von des Zephyres Hauche schaukeln.

9. Und wer, Geliebte, von der Theuersten wird gemieden,
Dem muß die Liebe wie mit Pfeilen das Herz verwunden,
Wenn schnell entsprossen des Kuruwaka schöne Aehren
Mit Blüthenschimmer über liebliche Lippen siegen.

10. Die Wälder wogen mit des Kinsuka Blumenröthe
Und Parijatas, wie von glühender Feuerflamme;
Es glänzt und flimmert überall, wo der Lenz erscheinet,
Gleich einer Jungfrau nun im Purpurgewand die Erde.

11. Warum verwunden, wie mit Schnäbeln der Papageien,
Uns der Palasa und die Blüthe der Karnikaren,
Wenn Nachtigallen unter süßem Gekose vollends,
Schönmünd'ges Mädchen, noch der Jünglinge Herzen rauben?

12. Denn wo sie freudig und mit lautem Gesange jubeln,
Da werden plötzlich auch des Jünglinges Worte trunken;
Den holden Bräuten wird das schüchterne Herz beweget,
Daß im Gemache sie verschämet darob erröthen.

13. Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
Er schüttelt leise mit den blumigen Mangozweigen,
Läßt weit ertönen nun den fröhlichen Ruf des Kukuks
Und stiehlt sich säuselnd in die liebende Brust der Menschen.

14. Entzückend glänzen in den Gärten Jasmingebüsche
Mit weißen Blüthen, wie der tändelnden Jungfrau Lächeln;
Sie fesseln selber wohl das fromme Gemüth des Weisen,
Und wie viel mehr noch, wessen Seele die Lieb' erfüllet!

15. Denn welcher Jüngling, wenn die Frauen nach Liebe sehnend
Die Brust bekränzen und mit goldenem Gürtel prangen;
Wenn Bienen summen und die Nachtigall lieblich flötet,
Vermag im Lenze diesem Zauber zu widerstehen?

16. Die Berge schimmern von unzähligen Blüthenbäumen,
Und ihre Gipfel sind geschmücket mit Kukukschaaren;
Die Felsen schauet, wie besponnen mit Bienennetzen,
Wohin sich wendet überall nur das trunkne Auge.

17. Doch wer anjetzo von der liebenden Gattin ferne,
Betrübten Herzens auf den blühenden Mango schauet,
Der schlägt mit Seufzen und mit Klagen das Auge nieder
Und ruft verzweifelnd ihren Namen mit lauter Stimme.

18. Wenn trunke Bienen summen und Mangobäume blühn,
Wenn Kokilasang ertönet und Karnikaren glühn:
Das sind die scharfen Pfeile, womit der Jungfraun Brust
Die blumenbogige Gottheit entflammt zur Liebeslust.

19. Der Zephyr schaukelt leise die Bäume mit Blüthen schwer,
Und schaukelt den Blumenregen wie goldnen Glanz umher;
Voll Sehnsucht bleibt der Pilger ermüdet am Wege stehn,
Mit abgewandten Blicken, und will vor Schmerz vergehn.

20. Den Schönen gehet der Frühling an Lieblichkeit zuvor:
Er führt statt muntrer Reden ein fröhliches Sängerchor,
Die hellen Jasminblüthen statt weißer Zähne Glanz
Und statt der Fingersprossen den röthlichen Knospenkranz.

21. Honig trieft dem Blumenlenze
Von Asoka's Blüthenmund;
Der berauschten Biene Summen
Machet seine Rede kund;
Sein Gesicht der volle Lotus,
Seine Zähne von Jasmin,
Und sein Odem Mangodüfte,
Wenn die lauen Weste ziehn.
Aloe, sein Liebesopfer,
Bringt er Madanas zum Heil:
Und so werden denn auf immer
Lenzeswonnen euch zu Theil!

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

„Das arme Kind!" sagte meine Mutter schluchzend und trat zu mir; „es ahnt ihm, daß es zum letzten Mal in seinem Bettchen schläft!" — „Mutter," erwiderte ich, „morgen Abend gehe ich wieder in's Bett." — „Aber wo, wo?" rief sie schmerzlich aus, „und wirst du ein Bett haben, auf dem du deine müden Glieder ausstrecken kannst? Sieh! sieh! Alles ist verloren!" fügte sie in einer Art wahnsinniger Angst hinzu, hob mich empor und trug mich an das offene Fenster. Ich blickte hinaus; die ganze Breite der Straße war mit Truppen bedeckt, deren Waffen im fahlen Mondschein glänzten; lautlos zogen sie dahin, man hörte keinen Athemzug, kein Wort, kein Hufschlag der Pferde ertönte, ihre Eisen waren umwickelt, wie nächtliche Gespenster schritten sie dahin. Ein Offizier ritt an das Fenster und sagte mit gedämpfter Stimme: „Um Gottes Willen, sind Sie noch da? Die Armee ist im Rückzug, die Nachhut kann sich kaum bis morgen um die Mittagsstunde halten." — „O Gott!" seufzte meine Mutter, „ich habe kein Fuhrwerk bekommen, und wenn ich auch Alles zurücklassen wollte, so können ja doch diese armen Würmchen nicht zu Fuße gehen. Können Sie mir keinen Wagen verschaffen?" Der Offizier zuckte die Achseln und erwiderte: „Das Fuhrwesen ist schon zurück und hat eine andere Straße eingeschlagen, um den Marsch der Armeen nicht zu hindern. Wenn Sie aber Hagenau erreichen können, wo die Armee sich aufstellt, dann kann ich Ihnen zur Weiterreise ein Fuhrwerk verschaffen. Leben Sie wohl! Gott sey mit Ihnen!"

Als ich am andern Morgen erwachte, war großer Jammer im Hause; meine Geschwister saßen weinend auf den gepackten Koffern; meine Mutter und die Dienstboten waren fort, um nach einem Fuhrwerk zu sehen. Man gab mir ein Stück Brod, und ich ging wohlgemuth auf die Straße. Es herrschte Todtenstille in der erst noch so lebendigen Stadt; man sah keinen Soldaten, viele Einwohner waren bereits geflohen, die andern hielten sich in ihren Häusern verschlossen; nur hie und da sah man kleine Gruppen, schwere Bündel tragend und Kinder an der Hand führend, durch die Straßen ziehen; still weinend zogen sie hin in die unbekannte Ferne und warfen den lezten Jammerblick auf die Stätte ihrer Geburt, der sie den Rucken kehrten. Von Zeit zu Zeit fielen aus der Ferne einzelne Kanonenschüsse; ich stand und lachte, in der Hoffnung, ein ähnliches Schauspiel wie das gestrige wieder zu erleben. Da faßte mich eine Hand rasch am Arme; ich wandte mich um, es war unsere Kindsfrau. Ohne ein Wort zu sprechen, zog sie mich zum Hause, vor welchem ein ärmlicher Karren, mit einem magern, abgetriebenen Pferde bespannt, hielt. Dies war das einzige Fuhrwerk, das man hatte auftreiben können; es gehörte einem Juden, welcher der Armee als Marketender folgte; er hatte seine Vorräthe abgesezt und suchte sich jezt rückwärts neue zu verschaffen. Man konnte nicht mehr als drei Koffer aufpacken und suchte diejenigen aus, welche die werthvollsten Gegenstände enthielten; mich und meinen kleineren, etwa dreijährigen Bruder sezte man auf den Karren, die Kindsfrau und eine ältere Schwester — ein Mädchen von zwölf Jahren — gingen nebenher. Meine Mutter mit zwei Schwestern blieb zurück, um, wo möglich, noch ein Fuhrwerk aufzutreiben; sie versprach, in jedem Falle, wenn auch zu Fuß, nachzukommen, und befahl der Kindsfrau, in einem zwei Stunden entfernten Dorfe bei dem Pfarrer, der ein Freund des Hauses war, auf sie zu warten.

Unser Zug ging nur langsam vorwärts; das Pferd war sehr erschöpft. Der Jude warf einen Blick auf die Koffer und meinte, der Inhalt müsse gewichtig seyn, denn sein an Lasten gewöhntes Roß ziehe schwer daran; die Kindsfrau antwortete etwas vorschnell, einer derselben enthalte Silberzeug. Der Jude berechnete sogleich, daß in diesem Falle der Koffer so und so viele Pfunde wiegen müsse, und warf einen schmunzelnd verliebten Blick auf denselben. Ich stieg ab, um dem Rosse die Last etwas zu erleichtern. — Wir sahen keine Truppen, die Straße war nur mit einzelnen Haufen trauriger Flüchtlinge bedeckt. Erst auf einer Anhöhe vor dem Dorfe, wohin wir wollten, waren Kanonen aufgefahren, und links und rechts von der Straße lagerten unabsehbare Kolonnen. Der Pfarrer, ein alter Mann, empfing uns freundlich, konnte uns aber nur wenige Aufmerksamkeit schenken, da sein Haus, das beste im Ort, mit Offizieren hohen Rangs angefüllt war. Wir warteten einige Stunden vergeblich auf unsere Mutter. Plözlich hörten wir einen Kanonenschuß, dann mehrere; im Hause herrschte Lärm und Bewegung, die Trommeln wirbelten, man führte die Pferde vor, die Offiziere saßen auf und ritten weg. Jezt kam der Pfarrer zu uns und sagte: „Ihr armen Kinder, ihr wartet vergebens auf eure Mutter. Diesen Weg kann sie nicht mehr kommen, denn der Feind hat ihn inne; vielleicht hat sie einen andern eingeschlagen. Geht in Gottes Namen nach Hagenau, dort werdet ihr unter den Ausgewanderten Freunde finden, die euch weiter helfen." Aengstlich fragte meine ältere Schwester: „Gehen Sie denn nicht mit uns, Herr Pfarrer?" — „Nein," erwiderte der Greis mit einem Blick gen Himmel, „meine Pflicht als Seelsorger hält mich bei meiner Gemeinde zurück. Komme über mein graues Haupt was da wolle, ich bin ein Diener des Herrn und muß seine Heerde weiden. Nehmt diesen Laib Brod, es ist der lezte, den ich im Hause habe. Mehr kann ich nicht geben."

Wir zogen langsam und traurig weiter. Die Straße war von marschirenden Truppen, von Batterien gesperrt, und wir mußten oft seitwärts auf die grundlosen Felder ausbeugen; denn es war im November und der Boden nicht gefroren. Ich war leicht gekleidet und ohne Kopfbedeckung, wie man mich von der Straße weggenommen hatte. Doch machte ich mir wenig daraus, da ich nicht weichlich erzogen war. Hinter uns donnerten die Kanonen immer stärker und mischten sich mit dem Krachen des Kleingewehrfeuers; es war ein höllischer Lärm. Wenn wir zwischen die Kolonnen geriethen, fluchten die Soldaten: „Fort Jude! Hast du keinen Schnaps, Hebräer?" Doch als sie uns hülflose Geschöpfe erblickten, siegte das Mitleiden, und sie öffneten die Reihen, um uns durchzulassen.

Nach einigen Stunden war unser Pferd so erschöpft, daß das arme Thier nicht weiter konnte; wir fuhren seitwärts auf einen Rübenacker und machten Halt. Wir mußten unserem Pferde das noch übrige Brod geben; der Jude zog sich halb gefrorene Rüben aus, wir folgten seinem Beispiel. Als wir nach kurzer Rast weiter wollten, waren die Räder des Karrens in den lockern Boden so tief eingesunken, daß ihn das erschöpfte Thier nicht herauszuziehen vermochte. Der Jude stemmte sich gegen die Räder, die Kindsfrau half, es ging nicht; wir Kinder standen umher und weinten. Die auf der Straße vorüberziehenden Soldaten lachten über die fruchtlosen Anstrengungen des Juden; doch als sie die weinende Gruppe der Kinder erblickten, eilten einige herbei und halfen uns aus dem Schlamm.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Potsdam. Daguerre und Liepmann.

Potsdam hat in diesem Sommer sein goldenes Zeitalter gefeiert, wenn man nicht die Zeit, als Friedrich in Saussouci thronte, dafür nehmen will. Aber diese wäre wohl besser seine mythisch-heroische zu nennen; es war viel Glanz und Ruhm, aber wenig solider Gewinn. Der große König ließ ganze Straßen aufführen von Palästen, alles Fronten nach Palladios Palastbauten; aber man darf nur in die Thür treten, um zu sehen, daß der Palast nur für die Straße ist. Drinnen sind Fachwerkmauern, Holzverschläge, enge, steile Treppen, dunkle Gänge, und eine durchaus uncomfortable Einrichtung der Wohnungen. So wenig rentirten die Potsdamer Wohnhäuser, daß bis vor Kurzem Niemand baute ohne Unterstützungsgelder aus der königlichen Kasse. Erst in diesem Jahre sind einige Häuser allein aus dem Beutel der Eigenthümer aufgerichtet worden. Potsdam wird erst jezt seine natürliche Bedeutung als Vorstadt Berlins gewinnen. Freilich werden seine Handwerker verlieren, wenn Jeder auf bequeme Weise seinen industriellen Bedarf besser und wohlfeiler aus Berlin bezieht. Aber dieser Nachtheil gleicht sich auch für die einzelnen Betheiligten aus. Was hindert, daß die Potsdamer Ouvriers nun ihrerseits für Berlin arbeiten? Manche Werkstätte und Fabrik dürfte nun aus der Hauptstadt in die billigeren und räumlicheren Wohnungen der schönen Vorstadt verlegt werden. Charlottenburg, der ehemalige Hauptort der Villegiatur, war in diesem Sommer verödet und Potsdam übervölkert. Das große Manöver, die Musikfeste und die Versammlung der märkisch-ökonomischen Gesellschaft hatten außerdem die Stadt so glänzend überfüllt, daß oft kein Unterkommen zu finden war. Sehe man da ein Exemplum ad hominem, wie das Bedürfniß durch die Erleichterung der Mittel wächst. Von Tausenden hier war es kaum Einem Bedürfniß, jährlich nach Potsdam zu fahren; jezt würden unter tausend neunhundert es auf's schmerzlichste empfinden, wenn die Eisenbahn, quod deus vertat, einginge. Dagegen ist entweder Berlin noch nicht groß genug, oder die Entfernung ist noch zu groß, um Doppeletablissements für den Sommer dort, für den Winter hier, mit Bestand einzurichten, und der jezt europäisch berühmte Weinhändler Drucker will es erst zu spät mit Schmerzen bemerkt haben, daß die Insel Tornow, die er dort gepachtet, mit einem O! W! endet. Sie werden inzwischen viel von dem berühmten Manne gelesen haben. Er hatte sich in lezter Zeit mit vielem Talent, vielleicht auch mit vielen Talenten, die ihm unter die Arme greifen, auf die politischen, ästhetischen, philosophischen Wissenschaften geworfen, und seine Avertissements gehörten wirklich zum bunten Groteskschmuck unserer aschgrauen Zeitungen. Die barocke Art und Weise, wie er so manche Streitfrage der allgemeinen Conversation für seine Weingäste und Leser mundrecht machte, konnte auch das feinere Publikum mit den Trivialitäten, die als Lückenbüßer mit unterliefen, versöhnen. Leider hat sein Wettrennen auf der Insel Tornow nun ein schlimmes Ende genommen; denn der berühmte Vollblutesel, den die Censur mitlaufen ließ, stieß allzusehr an. Fast hätte sein Durchgehen den armen Censor selbst umgerannt. Auf geraume Zeit wird seinem Muthwillen nun wohl eine starke Kette angelegt werden, was, ich wiederhole es, zu bedauern und nicht klug ist. Wenn man froh seyn muß, die Leute lachen zu sehen, so müßte man die noch bezahlen, welche die Leute lachen machen.

Daguerre und Liepmann sind in diesem Augenblicke die Modeworte. Jedermann zeigt Daguerrotypen, jede Buchhandlung kündigt die allein richtige Beschreibung des Verfahrens an, und in jeder Zeitung wird aufgefordert, wer noch einen Abdruck des Liepmannschen Oeldrucks ablassen könne? Lezteres klingt allerdings seltsam, da ja der Vorzug dieser Erfindung der ist, ein Bild, so oft sich Käufer finden, zu vervielfältigen, und eine Bestellung auf neue Abdrücke dem Erfinder unstreitig lieber seyn muß, als wenn die schon abgedruckten aus Hand in Hand gehen. Doch soll Herr Liepmann sehr krank seyn, und dies mag die weitere Anfertigung einstweilen hindern. Von einer Nationalpension für ihn kann nicht die Rede seyn; doch spricht man davon, ihm eine kleine jährliche Unterstützung von der höchsten Huld zu erwirken. Um so eifriger wird über die Bedeutung und Nichtbedeutung beider Erfindungen gestritten. Die Sommermeinungen sind von den Herbstmeinungen verschieden. Im Juli und August wurden die Maler blaß; sie meinten, es sey mit ihrer Kunst aus, wenn jeder die Natur porträtiren könne, und getreuer als Ruysdael und Claude Lorrain, der nie zeichnen gelernt; und wenn jeder jedes Oelgemälde mittelst einer Maschine vervielfältigen könne, so sey es mit der Malerkunst und den Malern und Lithographen zugleich aus. Allgemeine Verzweiflung, daß die Industrie die freie Kunst auf ihrem eigenen Boden geschlagen habe. Im kühlern September und Oktober ist die Furcht einer ruhigern Betrachtung gewichen, und die verzweifelnd ihre Palette und ihre Steinplatten zerschlagen wollten, zucken über die Erfindungen jezt die Achseln: sie hätten doch nur bedingten Werth und bedingte Anwendung, mit der Kunst hätten sie nichts gemein, und die Kunst könne durch sie keinen Schaden leiden. Was Daguerres Erfindung leistet, ist bekannt. Auf theuern Metallplatten gibt sie, unter günstigen Umständen, wenn die Sonne gut scheint und die Luft ruhig ist, einen schwachen Schattenriß, im kleinen Maße, von Gegenständen, die sich nicht bewegen. Diese Naturabdrücke lassen sich nicht vervielfältigen. Und wenn eine fortgesezte Erfindung das auch möglich machte, wenn diese Schattenrisse in tausenden von Abdrücken auf Papier sich vermehren ließen, was wäre gewonnen? Ein exakter Abriß von Gebäuden, eine todte Wirklichkeit, sehr anwendbar zu Pfennigmagazinen, zu Bilderbüchern und Tafeln für technische Werke; die Kunst selbst, die nicht die Natur porträtiren darf, wenn sie Kunst bleiben will, hat nichts damit gewonnen und nichts verloren. Diese Erfindung liegt ganz abseits. Sie ist etwas für sich Bestehendes, wichtig als Specimen menschlichen Scharfblicks, und welche Geheimnisse der Natur dem Geiste noch sich erschließen dürften. Aber selbst wenn eine bewegte Landschaft, ja selbst wenn der Farbenschmelz sich wieder abdrucken ließe, auf Metall, Leinwand oder Papier, so hätte die Kunst doch nichts damit zu thun. Die allergetreuste Abbildung der allerschönsten Landschaft ist noch kein schönes Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. November 1839.

La génération actuelle qui veut être si jeune, est le singe du passé et se plait aux vieilles allures.

J. Janin.

Moden.

Vieillerie.

Die Wintersaison hat begonnen, die Plane für die Toilette der vorzugsweise eleganten Jahreszeit sind im Allgemeinen entworfen, und bereits ist der tausendarmige Storchschnabel in Bewegung, der die im ersten und zweiten Arrondissement der Stadt Paris erfundenen Figuren aller Orten ungefähr nachzeichnet. Dieser Zeitpunkt ist immer der günstigste zu allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Tracht.

Schon seit einer Reihe von Jahren tragen die Neuerungen im männlichen wie im weiblichen Anzug den Charakter des Antiquarischen, und diese Richtung verstärkt sich immer mehr. Sollte sie überhaupt für die Zukunft des Kostüms entscheidend werden, so wird dies mehr bei der männlichen als bei der weiblichen Tracht der Fall seyn. — Man hat es längst aus den herrschenden Bestrebungen und dem ganzen Charakter der Zeit erklärt, warum gegenwärtig in den Künsten der Einbildungskraft, bei wuchernder Fülle der Produkte, auffallende Sterilität in Erfindung und eigenthümlichem Inhalt herrscht. Auch die Schneiderei, als ein Ausläufer der Kunst, nimmt Theil an dieser Impotenz. Dagegen waren zu keiner Zeit, wie bei uns, so auch in Frankreich, die geschichtlichen Studien umfassender und eindringender als jezt. Erst in neuerer Zeit hat man allgemein dem Anspruch entsagt, die vergangenen Jahrhunderte mit dem Maßstab des jetzigen zu messen. Man ist bemüht, die Zeitalter aus sich selbst zu begreifen, sie in eigenster Haltung und Geberdung auftreten zu lassen und sie in ihrem eigenthümlichen Style redend einzuführen. Dieser historische Geist, diese Neigung, sich lebendig in vergangene Zustände zu versetzen, hat sich auch aller Künste bemächtigt. In Frankreich ist es aber ganz besonders der Zeitraum von Franz I. bis zur Revolution, der vom Studium und der Phantasie ausgebeutet wird, und zwar nicht nur, weil diese Jahrhunderte dem gemein menschlichen Interesse am nächsten liegen, sofern sich die jetzige gesellschaftliche Welt aus der unmittelbar vorhergehenden herausgebildet hat.

Der Franzose braucht überhaupt die ganze Geschichte seines Volks zu einem Spiegel seiner Eitelkeit. Er weiß Tage, wie die bei Cressy und Agincourt, auf's Vortheilhafteste für die Nationalehre zu deuten, und wenn er häufig Franz I. mit Affektation den „vaincu de Pavie“ nennt, so geschieht es nur in Erinnerung an sein echt französisches Wort: „tout est perdu fors l'honneur.“ Aber mit ganz besonders stolzem Interesse blickt er auf die zunächst verflossenen Jahrhunderte zurück. Sie waren das goldene Zeitalter seiner Literatur und Kunst und

seines ästhetischen und moralischen Einflusses auf das Ausland.

In der merkwürdigen Zeit, wo drei große Ereignisse, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die Entdeckung von Amerika, ihre mächtigen Einflüsse zu äußern begannen, war es Franz I., der aus florentinischer Bildung und Sitte gleichsam die Fruchterde bereitete, aus der im darauf folgenden Jahrhundert die eigenthümliche Poesie der Franzosen und jenes ganze System von eleganten Manieren erwuchs, mit dem sie für die feine Welt aller civilisirter Länder Vorbilder geworden sind. Auch das politische Gewicht Frankreichs wurde immer bedeutender; ob übrigens die französischen Ambassadeurs an den Höfen Einfluß hatten oder nicht, die überall akkreditirten Musen und Grazien dieses Volks wußten sich immer Gehör und Gehorsam zu verschaffen.

Die unbeschränkte Herrschaft der Franzosen im ganzen Bereich des Geschmacks wurde erst dann erschüttert, als sie selbst durch die Revolution ihr altes poetisches und sociales Gleichgewicht verloren hatten. Sie suchen gegenwärtig einen neuen Schwerpunkt in beiderlei Beziehung; sie können ihn nicht finden, und darüber erwachte die Sehnsucht nach der großen Zeit, wo die Nation für das wirklich galt, was man ihr jezt keck in's Gesicht abspricht, für die première nation du monde. Wenn nun gegenwärtig bei ihnen in allen Richtungen der Kunst und der Sitte die „Vieillerie“ herrscht, so ist dies, im dunkeln Bewußtseyn, daß der Lebensinhalt der Gegenwart noch nicht reif und kräftig genug ist, der Drang, etwas zu reproduciren, was so ganz und echt französisch war und seiner Zeit die Welt besiegte. Und unsere sociale Abhängigkeit ist noch groß genug, daß wir uns von der Afterauflage des Trödels in leichter Literatur, in zeichnender Kunst, in gewissen dramatischen Gattungen, in Hausgeräthe und Kleidertracht, der unsere Urgroßväter und Urgroßmütter bezauberte, noch einmal erobern lassen.

Unter der Vormundschaft der französischen Grazien sind wir so ziemlich ganz geblieben, und was die Musen betrifft, so haben wir uns nur von Melpomene emancipirt, sind aber der halb prosaischen Thalia desto dienstbarer geblieben. Und unser Aufschwung in höherer Poesie datirt sich ja erst von der Zeit her, wo auch die Franzosen von ihrer tragischen Muse im Kothurn des Stelzschuhs abzufallen begannen. Wir besitzen am Ende nur deßhalb einige höhere Poesie, weil den Franzosen die ihrige abhanden gekommen ist. Man muß es für ein Glück halten, daß eine Tragik nicht so leicht wieder aufzuerwecken ist als ein Schlepprock oder ein schnörkelhaftes Stuck Möbel. Laßt heute wieder die Franzosen eine echt nationelle Form der Tragödie finden, so wird es auch nicht an einem Gottsched fehlen, und er hätte jezt nicht einmal einen Hanswurst zu begraben.

Das kokette Spiel mit dem Geschmack und den Sitten der beaux siècles charakterisirt recht eigentlich das gegenwärtige französische Modewesen in Literatur, Kunst und Kostüm im weitesten Sinn. Die Malerei wählt mit Vorliebe ihre Sujets aus diesen Zeiten; sie entwickelt dabei das umfassendste Studium der Kostüme und im Wiedergeben von Sammt und Seide, von Spitzen und Geschmeide eine Virtuosität, welche unsere Maler erschreckt und ihnen nichts übrig läßt, als diesen Glanz für eine Negation der Poesie, des höhern und tiefern Verständnisses auszugeben. Die Lithographie gibt in ganzen Galerien die verführerischen Bildnisse jener Prinzessinnen und Maitressen, die so berauschend an ruelles und petites maisons und die sociale Macht des Cotillon erinnern; sie gibt vollständige Suiten jener geistreichen oder faden, weibischen oder heldenhaften, aber immer graziösen Männergestalten, von den Mignons Heinrichs III. bis zu den Mitgliedern von Marie Antoinettes petit comité; sie sezt die Chronik des Oeil-de-boeuf lebendig in Scene und fesselt das lebende Geschlecht durch den unnennbaren Reiz von Perrücken, Tressen und Manchetten, von Mouchen und Fontangen.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Wir zogen einige Zeit auf der Straße fort. Soldaten redeten freundlich mit mir, führten mich an der Hand und gaben mir Brod; wir waren sehr vergnügt, auf solche Art schneller fortzukommen, als plötzlich eine barsche Stimme hinter uns ertönte: „Werft den Judenkarren aus der Kolonne! Was thut der Marketender mitten in der Marschordnung?“ Ich sah mich bestürzt um; es war ein Offizier zu Pferd. Er ritt näher und wiederholte den Befehl. Der Soldat, der mich führte, wies auf mich und sagte: „Um der armen Kinder willen, Herr Oberst!“ Jezt fiel der Blick des Offiziers auf mich, und er rief verwundert aus: „Bist du es, kleiner Mann? Wo ist deine Mutter?“ Es war ein Bekannter unseres Hauses. Die Kindsfrau unterrichtete ihn in Kürze von unsern betrübten Umständen, und von nun an durfte unser Karren in der Mitte der Kolonne fahren. Wir bekamen zu essen und der Bediente des Obersten nahm mich vor sich auf das Pferd. — Es war schon Nacht, als

wir Hagenau erreichten, links und rechts flackerten die Lagerfeuer der Truppen; auch das Regiment unseres guten Beschützers ging von der Straße ab, um seinen Platz in der Lagerordnung einzunehmen. Bevor er schied, gab er uns einen Soldaten mit, um uns sicher bis zum Thor zu bringen.

Die Straßen der Stadt waren mit Soldaten und armen Ausgewanderten angefüllt, die kein Unterkommen finden konnten. Der Jude brachte uns in das Haus eines seiner Glaubensgenossen. Es war die Wohnung der Armuth. Die guten Leute empfingen uns mit freundlicher Theilnahme. Als meine Schwester in das kleine, niedrige Zimmer trat und ihre Blicke auf das ärmliche Hausgeräth warf, brach sie in heftiges Weinen aus. Die Jüdin sah sie etwas beleidigt an und sagte in halb verweisendem Tone: „Sie mögen es besser gewohnt seyn; aber danken Sie Gott, mein Kind, der Sie in das Haus ehrlicher Leute geführt hat. Tausende liegen ohne Obdach unter freiem Himmel." Unser Jude schaffte die Koffer herauf und übergab sie unserem Hausherrn. „Isaak," sagte er fast feierlich, „verwahre sie wohl; es ist vielleicht das lezte Eigenthum armer Waisen, denn Haus und Hab haben sie zurückgelassen, und Vater und Mutter sind in der Hand der Edomiter." Als der ehrliche Jude von uns Abschied nahm, schüttete die Kindsfrau ihr Beutelchen auf den Tisch aus und bot ihm den Inhalt, der nur einige Gulden betrug, als Belohnung an. Der Jude schüttelte den Kopf, schob ihr das Geld wieder zu und sagte: „Das sey ferne von dem Sohn meines Vaters. Ich bin ein armer Mann und esse mein Brod im Schweiße meines Angesichts, aber den lezten Heller will ich nicht nehmen aus der Tasche der Unglücklichen. Der Gott meiner Väter wird mich nicht verlassen, und was ich an euch gethan, kann er mir reichlich ersetzen. Lebt wohl und gedenkt der Kinder meines Volks, wenn ihr im Glücke seyd!" Mit gleicher Freundlichkeit behandelten uns die guten Judenleute. Sie waren arm und gaben uns, was sie vermochten, eine Milchsuppe zur Nahrung und ihr eigenes einziges Bett zur Ruhe.

Am andern Tag suchten wir Bekannte auf, unter deren Schutz wir weiter reisen könnten, und fanden endlich eine befreundete Familie. Diese Leute, die bisher in Glück und Wohlstand gelebt hatten, lagen jezt in einem schlechten Zimmer auf Stroh; es war eine alte Dame mit zwei Töchtern, deren Gatte, wie mein Vater, zu Straßburg gefangen saß. Mit ihrer Hülfe verschafften wir uns einen Wagen, der uns über den Rhein brachte, auf dessen rechtem Ufer wir eine Zuflucht bei der Mutter meines Vaters fanden.

Erst zwei Jahre nachher sahen wir unsere Eltern wieder. Meine Mutter war von dem anrückenden Feinde überrascht worden, ehe sie ihre Flucht bewerkstelligen konnte. Mein Vater hatte nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder erhalten, und wirkte sich später unter dem Direktorium die Erlaubniß aus, nach Deutschland auszuwandern. Eulogius Schneider, den er von seiner Jugendzeit her kannte, hatte vergeblich versucht, ihn für die Partei der Jakobiner zu gewinnen, und deßhalb durch die gewöhnlichen Mittel jener Faktionsmänner seine Verhaftung und Anklage bewirkt.

Mein Herz.

(s. Nr. 262.)

An die Geliebte.

Wallst du bei des Morgens Frische
Leicht, im Lenzgewand,
Durch die Blumen, die Gebüsche
Hin am Wiesenrand,

Und du hörst die Lerche singen,
Horchst dem Freudenruf:
Denk', es ist mein Herz, dem Schwingen
Deine Liebe schuf,

Das in freudetrunknem Sehnen
Auf zum Himmel fliegt,
Sich mit jubelhellen Tönen
In den Wolken wiegt.

Adolph Peters.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Liepmanns Erfindung. Kunstausstellung. Vereine.

Anders verhält es sich mit der Liepmannschen Erfindung. Wenn sie jedes fertige Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und seinen Schwächen, in seinem Glanz und seinem Schatten, in seiner Inspiration und seiner Manier vervielfältigen, wenn sie von Einem tausend Bilder, lauter alter ego, lauter Doppelgänger anfertigen kann, dann greift sie mächtig in die Kunst ein, sie liefert Kunstwerke. Aber kann sie das? hat sie es gethan, und verspricht sie es? — Daß die Copie des Rembrandschen Kopfs, Herrn Liepmanns erstes Werk, keine sehr vorzügliche ist, thäte nichts zur Sache. Der Erfinder macht nicht darauf Anspruch, ein vorzüglicher Maler zu seyn; er hat überdies das Original nicht beim Verfertigen seiner Maschine vor Augen gehabt; auch ist's sein erster Versuch. Ein zweiter, wo er das Original vor sich hätte, könnte ganz anders ausfallen. Unter den Händen eines guten Malers könnten auch die Abdrücke gut werden. Aber die Wahl bei seinem ersten Versuche erregt Bedenken. Rembrand wirkt durch grelle Schattirungen, durch Schlagwirkungen des Lichtes

und Schattens. Wie seine Manier sich am leichtesten nachahmen läßt (wie mancher Dietrich steht einem ersten Rembrand nahe!), so läßt sich auch ein Farbenabdruck seiner Gemälde am ehesten denken. Unter Rembrands Bildern, deren es so treffliche und klar gehaltene gibt, hat aber Herr Liepmann einen Kopf gewählt, den der Meister mit der genialsten Sorglosigkeit fast hingeschmiert hat; alles ist verwischt, fleckigt. Weßhalb er gerade diesen gewählt als Probe seiner Erfindung? Weil diese Unsauberkeit und Undeutlichkeit sich b e s s e r wiedergeben läßt als ein Gemälde mit scharfen Umrissen, mit klaren Farbentönen? Die Gegner der Erfindung, d. h. die ihr keine Folgewichtigkeit beimessen, sagen, weil Gemälde dieser Art sich a l l e i n vermittelst seiner Maschine abdrucken lassen; weil bei jedem andern Gemälde von größeren Dimensionen, von reicherem Inhalt, von mehr Zeichnung und reineren Farbentönen die Unvollkommenheit der Erfindung zu Tage käme. Was bei diesem verwischten Rembrandskopf sich verberge, werde bei jedem klarer gehaltenen, reicher komponirten Bilde sich zeigen. So könne man niemals erwarten, einen Titian, Raphael, oder die kostbaren, und mit unendlicher Zartheit detaillirten Bilder eines Johann van Eyk durch die Liepmannsche Maschine vervielfältigt zu sehen. – Wenn man den Liepmannschen Rembrandskopf sieht, so müßte freilich auch der Laie dieser Befürchtung beistimmen. Wie wäre es möglich, durch eine Maschine die unendliche Zartheit in allen Physiognomien der kleinen Figuren auf einem Bilde, wie die sieben Freuden der Maria, abzudrucken! Diese Keuschheit, Innigkeit und Wärme der Farben widerstrebt dem Begriff eines Maschinendrucks. Eher, daß sich mancher Titian annähernd erreichen ließe. Ist die Erfindung so auf gewisse Grenzen beschränkt, so verliert sie die gefürchtete und gehoffte Bedeutung. Noch verlautet nichts über die Construktion der Maschine; aber wenn auch die Hand und der Pinsel des Erfinders nicht nachhilft, wie einige Argwöhnische vermuthen, so ist sie doch jedenfalls mit solcher Schwierigkeit verbunden und so complicirt, daß die Maler nicht zu besorgen haben, der Kunstfleiß werde alle Bilder auf diese Art zu vervielfältigen suchen, ihrem Erwerbe zum Eintrag. Herr Liepmann sagt, seine Erfindung sey noch in der Kindheit; möchte er an ausgeführteren Kunstwerken beweisen, daß ihre Grenzen weiter gehen. In der Voßischen Zeitung spricht sich ein Aufsaz von Fr. v. Schönholz am entschiedensten und klarsten gegen die geträumten Revolutionen aus, die sie bewirken könne, ohne den bedingten Werth der Erfindung in Abrede zu stellen.

Ueber diese Kunsttypen ist einstweilen die Kunst selbst fast in den Hintergrund getreten. Welches Ereigniß war sonst die Kunstausstellung! wie freute man sich auf das zweite Jahr, wenn die Schäze vom Rhein und von Rom ankamen zu den einheimischen! Und nun schicken auch die Pariser ihre vortrefflichen Landschaften, und es ist doch ungewöhnlich stille. Man hört in diesem Jahre kaum über die Ausstellung sprechen. Die Düsseldorfer haben ihre Werke separat gezeigt, daher fehlen sie diesmal der allgemeinen Ausstellung; das mag e i n Grund seyn. Aber eine Ausstellung, welche sich jedes Jahr wiederholt, hat nicht mehr den Reiz des Neuen, wie eine, die nur alle zwei Jahre stattfindet. Noch ist indeß der Abend nicht gekommen, und ich behalte mir in meinem nächsten Berichte mehr vor über die Ausstellung. Ein mißliches Zeichen ist es allerdings, wenn die Darstellung einer großen Parade von dem sogenannten Pferdeträger für ein Hauptstück im Publikum gilt. Erklärlich wohl für ein großes Publikum, welches sich hier selbst in seinen guten Bekannten auf's Täuschendste porträtirt findet; aber es ist immer schlimm, wenn ein Genrestück in den ersten Reihen, auch nur im Gespräche, steht, und kein großes historisches, was dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die Künstler selbst lassen die Flügel nicht sinken, und mit Recht. Ihre stillen Seufzer nach München hinüber sind freilich zum Theil gerecht. Wer aber sieht voraus, was hier noch, beim Mangel an Mäcenaten, aus dem allgemeinen Willen und der Lust und dem Bedürfniß sich entwickelt? Aus diesem Gesichtspunkte gewinnt die Unterzeichnung zur Kißschen Amazone eine ganz andere Bedeutung. Hier sind bekanntlich zwei Künstlervereine, der jüngere und der ältere. Dieser feierte neulich sein fünf- und -zwanzigjähriges Bestehen auf eine solenne Weise, durch glänzende Schaustellungen, Transparents und Dialoge, so ernsten als komischen Inhalts. Die leztern wirken natürlich bei solchen öffentlichen Gelegenheiten immer günstiger; man will lieber lachen als belehrt werden. Unsere Gegenwart ist aus der Kunst und Lust zum Repräsentiren, die unsere Vorfahren so besonders liebten, heraus. Der Vorsteller gibt hinter der Maske des Heros gar zu gern den Zuschauern, wie Zettel im Sommernachtstraum, zu erkennen, daß er ein Mensch ist, und den Löwen nur spielt. Expelles furca naturam, oder unsere Bildung! doch mußte bei diesem ältern Künstlerverein, wo schon Männer mit schneeweißem Haar und Puder mitsizen, jener geniale Uebermuth wegbleiben, welcher die Feste des jüngern Künstlervereins so eigenthümlich charakteristisch macht. Ich könnte Ihnen noch von einem halben Duzend Vereine, die ihre Stiftungstage und ihr Bestehen feierten, erzählen, aber was geht das Ihre Leser an? Wir haben aus alter Zeit her so viele Vereine, die wirklich nöthig haben, dann und wann durch ein solennes Mittag- oder Abendessen, woran sich eine Erinnerung knüpft, dem Publikum, und noch mehr sich selbst zu beweisen, daß sie noch existiren. Es fehlen jene von Geist, Wiz und geselligem Talente übersprudelnden Männer, die, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, durch ihre Regsamkeit Gesellschaften machten und wach erhielten. Berlin zählte deren viele, sie sind nun hinüber zu ihren Vätern, wie Buttmann, Schleiermacher. Unter der jüngern Generation gehörten dahin Klenze und Gans. Auch sie sind gegangen. Nur noch e i n solcher Veteran, mit unerschöpflicher Laune, mit voller Jugendfrische des Geistes und auch des Körpers ist uns im ältern Link erhalten, der, wahrscheinlich schon ein Siebenziger, Fußreisen durch ganz Deutschland macht, den Parnaß (den wirklichen in Hellas) besteigt, und bei keinem Gelage früher als die jüngern Gäste den mit Flaschen wohlbesezten Tisch verläßt. Deßhalb hat er auch neulich in den Zeitungen gegen die Feier seines Jubiläums protestirt. Er fühle sich durchaus noch nicht als Jubelgreis, um der Ehre eines Jubilars theilhaft zu werden. Wie sollen solche Greise aus unseren jüngsten Gelehrtenkreisen dereinst hervorgehen? Weder die Hegelianer noch die Pietisten werden sie liefern. Oder gäbe es noch einen Prozeß, um die mit der Muttermilch eingesogene trübe und bittere Reflexion dereinst in süßen Lebensstoff umzusezen? Ein jüngerer Verein, der für märkische Geschichte, beging neulich durch eine Generalversammlung sein jähriges Bestehen. Es fehlt da nicht an regen und thätigen Theilnehmern, von denen schon viel zur Aufklärung unserer älteren Geschichte in die Welt gefördert ist, und noch gefördert werden wird. Aber überall werden sie, eine gewisse Höhe hinauf, auf Nebel stoßen, der sich in unsern Gegenden viel länger, als ringsum, hält, und kaum jemals fortzutreiben ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. November 1839.

> Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesezt auf dem Schauplaz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.
>
> Schiller.

Ueber das Poetische in der Geschichte.

Eine schriftlich abgeschlossene Weltgeschichte gibt es gar nicht. Jeder Versuch, auch der glücklichste, ist nur großes Fragment eines Ganzen. Aber der Geist der Weltgeschichte sollte sich in jeder Geschichte offenbaren, die geschrieben wird, auch in der des kleinsten Volks oder eines einzelnen Mannes; mehr oder minder Masse thut nichts zur Sache. Schon jeder Mensch stellt vorbildend die ganze Menschheit dar, und diese selbst wieder ist nur der unendlich potenzirte Mensch.

Vom poetischen Reiz oder Geist der Geschichte ist oft die Rede; ja man hat sie poetischer finden wollen, als die Poesie selbst. Aber wirklich hat keine andere Wissenschaft — wenn nämlich diesen Namen verdient, was, ewig fortfließend, kein bestimmtes, auf festen Prinzipien ruhendes Ganze bilden kann — so viele poetische Elemente, oder kann so poetisch aufgefaßt und dargestellt werden, als die Geschichte. Aus ihr werden ja selbst die höchsten und interessantesten Stoffe für Epos und Drama genommen; ja sie selbst ist ein Epos oder Drama, das der Weltgeist dichtet und gibt, und jede einzelne, größere oder kleinere Geschichte, kann man sagen, ist nur eine aus dem Ganzen gehobene Episode oder ein einzelner Akt, welchen er auf größeren oder kleineren Bühnen, in Zeiträumen von Jahrhunderten, oder Jahrzehnden, oder Tagen vor uns aufführt. Selbst die poetische Erzählung von Begebenheiten aus dem gewöhnlichen Leben nimmt die Geschichte zum Vorbild, um recht poetisch zu seyn; ja sie meint dies am besten zu erreichen, je mehr sie den Schein der Poesie vermeide und als bloße Geschichte erscheine. — Man könnte den Roman sowohl den Affen, als die Ergänzung der Geschichte nennen.

Aber worin besteht denn das Poetische in derselben? Am wenigsten in der Masse, der Fülle der Begebenheiten, die oft an sich höchst unpoetisch sind. Ja man könnte sagen: je massenhafter, desto unpoetischer ist die Geschichte. Es besteht auch nicht in rhetorisch-poetischer Form, in Tropen und Metaphern. Es gibt versifizirte, mit allem äußern dichterischen Reichthum ausgestattete Geschichten, die doch, wie z. B. des Lucanus oder des Silius Italicus Gedichte, ziemlich unpoetisch sind, und es gibt in einfacher, schlichter Prosa geschriebene Geschichten, die uns, als poetisch, anziehen und fesseln. In etwas Anderem müssen wir das Poetische suchen, wohl zunächst in dem, wodurch jede erdichtete Erzählung, ja selbst das mit Wundern spielende Mährchen poetisch ist. Diesen Charakter trägt schon Alles, was geschieht, wenn nämlich der Mensch oder das Thier, das als menschlich gedacht wird, in der Art handelnd vor uns auftritt, daß dadurch unser Geist in Spannung und Unruhe versezt wird, daß wir, uns hinein denkend und hinein fühlend in die fremde

Person, Furcht und Hoffnung mit ihr theilen, uns mit freuen und mitleiden, erzittern oder Beruhigung und Befriedigung empfinden. Und so gibt es zweierlei, wodurch die Geschichte poetisch wird: einerseits der äußere Kampf mit Menschen und mit der Natur, mit Noth und Gefahr, die auch unser höchstes irdisches Gut, das Leben, bedrohen, und ein damit verbundener innerer Kampf; andernseits Ruhe nach dem Kampfe, Sieg des Geistes über die Materie und die Umstände, Genuß und Wiederherstellung eines verlorenen Paradieses nach Außen und nach Innen. Jenes ist das tragische, dieses das idyllische Prinzip. Wo beide zusammentreffen, entsteht das höchste poetische Interesse.

Wir leben in einer Zeit, wo Geschichtstudium und Geschichtschreiben fast zur Liebhaberei und Mode geworden ist. Alles will Geschichte studiren oder schreiben, wie Alles jezt auch poetisch erzählen oder dichten will. Aber der wahren Historiker sind eben so wenige, als der wahren Dichter. Von dem hohen philosophisch-religiösen Geiste, mit dem wir die Geschichte behandeln sollen, will ich hier nicht einmal sprechen. Nur wenige Hochbegabte empfinden es, daß die Menschenwelt und ihre Geschichte ein vielstimmiger Gesang ist, wo von Myriaden Theilnehmern zu gleicher Zeit verschiedene und mannigfaltige melodische Sätze, die nicht im Einklang stehen, gleichsam mit aller Freiheit und ohne Rücksicht auf die Mitsingenden vorgetragen werden, und wo dennoch all dieses Chaos, als geschähe es von selbst, durch eine göttliche Harmonie im Ganzen vereinigt wird. Nur wenige Historiker gibt es, die, gleich dem größten englischen Dichter, der auch der größte Historiker seines Volks war, mit im Rath der himmlischen Wächter sitzen, das menschliche Herz, die Geburtsstätte alles Guten und Bösen, ergründen, in die oft unscheinbare Saat der Begebenheiten schauen und mit verfolgendem Blick betrachten, wie sie aufgeht, reift und Früchte bringt. Die meisten sind befangen im Einzelnen, Zufälligen, in den Massen, und des höheren poetischen Sinnes ermangelnd, suchen sie ihre historischen Strohmänner mit allerhand selbstgezogenen oder fremden Blumen und mit buntfarbigem Lappenwerk aufzupuzen; oder wenn sie wirklich Dichtertalent besitzen, so machen sie häufig aus der Geschichte nur einen gemeinen Roman. Ja, nur zu oft wird das heilige Buch der Klio durch die Hand frivoler Menschen, die sich genialische Freidenker wähnen, mit mancherlei grellen, absurden Einfällen, Schnörkeln und Figuren beklert und entstellt.

Andere sind bloß trockene, bedächtige Aufschichter, Sammler und Ordner des gegebenen Stoffs, aber diese sind nicht ohne großes Verdienst; wenn sie dabei keine höheren Ansprüche machen, verdienen sie unsern besten Dank. — Wieder Andere tragen mit einem übel verstandenen Pragmatismus sich und ihre politische Weisheit zur Schau, anstatt daß diese Wahrheiten und Lehren aus der Ordnung und Darstellung des Ganzen wie von selbst hervorspringen sollten. — Eine rein objektive Darstellung ist überhaupt in der Geschichte, wie in dem verwandten Epos, nicht sehr häufig. — Verschiedene Menschen schauen Natur und Welt, je nach ihrer Individualität, ihrem Charakter und selbst ihrer momentanen Stimmung immer etwas verschieden an. So auch der Dichter. Wenn er auch noch so sehr, sich selbst entäußernd, nach objektiver Darstellung strebt, er wird immer etwas von dem Seinigen hineinlegen oder hinzufügen. Dadurch geschieht es ja, daß jede neue wahre Dichtung uns auch immer eine neue Seite oder neuen Reiz an Natur und Welt enthüllt, mag auch immerhin das Dargestellte etwas Alltägliches seyn. Etwas Alltägliches ist im Grunde die ganze Welt. Dasselbe ist auch der Fall bei dem Historiker. In dem besondern Spiegel seines Geistes spiegelt sich auch die Geschichte immer etwas anders ab. Selbst was die Authenticität der einzelnen Thatsachen anlangt, werden Verschiedene mit dem besten Willen oft Verschiedenes berichten. Schon jeder Mensch im gewöhnlichen Leben erzählt eine erlebte, wie erst eine von Andern gehörte Geschichte immer etwas anders. Bei jeder neuen Wiederholung wird, wider Wissen und Willen, hinzugesezt, wohl auch weggelassen. Besonders finden wir, daß über eine große historische Begebenheit, an welcher Viele Theil genommen, z. B. eine Schlacht, von den einzelnen Theilnehmern, die, mehr für sich beschäftigt, zunächst nur auf das Nächste und Einzelne merkten, oft so abweichende Berichte gegeben werden, während freilich der das Ganze leitende und daher auch überschauende Feldherr uns ein wahreres Bild, aber auch nur von dem Ganzen, entwerfen kann. Was kümmert auch das Einzelne den Historiker, wenn es nicht gerade entscheidend ist? Ist nur das Ganze wahr, das Einzelne mag er, nach verschiedenen Berichten verschieden wiedergeben, oder selbst der Wahrscheinlichkeit gemäß aus eigener Phantasie diviniren.

(Fortsezung folgt.)

Moden.

(Schluß.)

Auch die Dramatik, der Roman, das Feuilleton üben ihr Metier mit Vorliebe an demselben Stoff. Der immerwährende Kampf von Galanterie und Rouerie, von kitzlicher Ehre und geduldiger Schande, von schnöder Gewissensangst und frecher Philosophie, dieser ewige Krieg socialer Verdorbenheit an den Höfen des guten Heinrichs, des großen Ludwigs und des königlichen Sklaven einer Pompadour ist eine Ilias für ein Volk, das von jeher

keinen andern Kultus und keine andere Poesie hatte als die Geselligkeit. Jene graziösen Gestalten glänzender Männer und verführerischer Weiber sind ihnen fast, was dem Griechen sein Olymp und sein ganzer Mythencyclus war. Wie zierlich wissen sie aus dem großen Rahmen kleine Stücke auszuschneiden, und hier eine scandalöse Anekdote zum effektreichen Genrebild einer Komödie, dort die Indiskretion eines Memoirenschreibers zum blendenden Doienstück einer Historiette auszumalen, und wie charakteristisch ist überall der Verwesungsgeruch der Zeit mit dem Duft von Ambra und Pomade gemischt! Und nicht sie allein bespiegeln sich in der schillernden Oberfläche des Pfuhls ihrer Geschichte; die feinste deutsche Welt sieht ihnen dabei über die Schulter, und für die minder feine sorgen deutsche Theaterintendanzen, belletristische Journale und Modezeitungen, daß sie nicht um den Genuß kommt.

Wenn sich die Einbildungskraft so viel mit den Sitten und Begriffen gewisser Zeiten zu schaffen macht, so ist es nur konsequent, daß man sich auch im wirklichen Leben mit den Verkörperungen jener Begriffe umgibt, daß man auch im Hausgeräthe und in der Tracht auf verlebte Formen zurückgreift. Die einen Zimmer in den zierlich ernsten Formen der Renaissance; andere im majestätischen Geschmack Ludwigs XIV.; die meisten im geschweiften, geschnörkelten, frisirten, vielgeschäftigen Styl Ludwigs XV.; nur die verwahrlosten Räume mit der Nothdurft charakterlosen modernen Hausraths versehen — dies ist die Ausstaffirung eines eleganten Hauses und zugleich ein treues Bild der heutigen schönen Literatur der Franzosen. Und wie das moderne Haus und die moderne Literatur, so ist gegenwärtig auch die Modefigur männlichen und weiblichen Geschlechts: am Kopfe Renaissance oder noch ältere Formen, hier Louis XIV., dort Rococo, und weiterhin Partieen, die gar nichts sind.

Schon seit geraumer Zeit zeigt sich in der männlichen Tracht, wie sie von Paris ausgeht, ein Hang zu alten Formen, und besonders zu solchen, welche noch über die Renaissance hinaufgehen. Dies ist allerdings Koketterie; aber sie könnte ein stehender Zug werden, wie die Grimassen einer gefallsüchtigen Schönen. Als ein wichtiges, manche andere Partieen der Tracht bestimmendes Moment erscheint dabei der Haarputz. Es ist unter der Jugend Mode geworden, das Haar über die Ohren und in den Nacken herabfallend zu tragen. In Frankreich folgen häufig auch reifere Männer dieser Sitte. Dieser Typus erinnert noch mehr an die Haartracht des fünfzehnten Jahrhunderts als an die der ersten Hälfte des siebzehnten, aus welcher sich unmittelbar die Perrücken entwickelten. Im Bartwuchs gilt kein fester Styl; indessen verträgt es sich mit der Eleganz, den Bart völlig wachsen zu lassen und ihm eine Entwicklung zu gönnen, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert nie mehr Sitte war.

Der weit heraufgehende, wulstige Kragen des Oberkleides paßt nur zu kurz verschnittenem Haar. Er war auch erst seit der Verbannung des Zopfs und Haarbeutels aufgekommen; im größten Theil des vorigen und im siebzehnten Jahrhundert, unter der Herrschaft der Perrücke, hatte das Oberkleid naturgemäß gar keinen Kragen; die niederfallende Haarmasse sezte einen ganz freien, knapp bekleideten Hals voraus. Einem Halswulste begegnen wir in der Geschichte der Tracht erst wieder zugleich mit der Sitte der kurzgeschorenen Haare, nämlich im sogenannten spanischen oder Scheibenkragen des sechzehnten Jahrhunderts. Seit nun das Haar wieder fließend getragen wird, muß es Spielraum im Nacken haben und somit den hohen Rockkragen verdrängen. Wir sehen daher wirklich, daß er instinktmäßig sich vom Halse herunterzieht, daß er zugleich immer schmaler und platter wird, und es könnte nicht überraschen, wenn er eines Tages ganz weggeworfen würde. Sehr kurz und knapp ist der Ueberrock schon lange; aber durch dieses Freilassen des Halses, sowie durch das Herabrücken der Taille über die Rückenbiege hinunter und das Versetzen der Taschen auf die Hüften, nähert er sich immer mehr dem Justaucorps, dem Leibrock, wie man ihn im siebzehnten Jahrhundert trug; und dieser Leibrock war nichts als eine galante Entwicklung des ältern Wamses.

Wurde der Hals hinten frei, so konnte auch die Einwicklung der vordern Parthie durch ein weitheraufreichendes Halstuch nicht mehr bestehen. Dazu kommt, daß der volle Bart völlige Befreiung der untern Kinnlade voraussezt. So sehen wir, wie das Halstuch mit dem Rockkragen von selbst immer knapper und schmaler wird, wie der früher stehende Hemdkragen sich umschlägt oder gar wegfällt, und die ganze vordere Bekleidung des Halses immer mehr das Ansehen des sogenannten Rabat annimmt, wie er im siebzehnten Jahrhundert Sitte war.

Dazu kommt noch der moderne formlose Ueberkittel, der Paletot. Er gleicht manchen mantelartigen, mit Aermeln versehenen Oberkleidern der mittlern Jahrhunderte, so wie den militärischen Casaquen zur Zeit Ludwigs XIV.

Das jezt gebräuchliche Beinkleid zeigt eine ähnliche retrograde Tendenz. Eng das Bein umschreibend und über die Fußbiege vorgreifend, simulirt es gleichsam die alte Chausse, die ganze oder Strumpfhose, wie sie durch das Mittelalter herauf Sitte war. Es fehlt nur noch, daß man dem Beinkleid, es über den ganzen Fuß verlängernd, ein blindes Ende gibt, und statt mühsam den Stiefel darunter zu stecken, wieder bequem den Schuh darüber zieht. — Wir haben ein andermal beschrieben (s. Nr. 123 d. J. 1838), wie im siebzehnten Jahrhundert die Chausse, die ganze Hose, unter dem Knie durchgeschnitten wurde, so daß sie fortan in das hau-

de-chausse, die eigentliche Hose, und in das bas-de-chausse, oder das schlechtweg, den Strumpf zerfiel; ferner wie aus dem haut-de-chausse oder der Culotte in der Revolution der Pantalon, das lange Beinkleid sich entwickelte. Dieses scheint nun fast zur alten chausse une et indivisible zurückkehren zu wollen.

Während so die wichtigsten Stücke der Tracht gleichsam zu ihrer Quelle zurückfließen, scheint der Zeitgeist nur den steifen Cylinder des Huts nicht schmeidigen zu können. Und doch muß man gestehen, daß seine starre geometrische Figur zu den Wellen des Barts und des Haars übel steht.

Es ist merkwürdig, daß man bei diesem antiquarischen Zusammenraffen der Theile des Kostüms doch meist über die weichlichen und frivolen Jahrhunderte weit hinausgreift; denn das Ganze der Tracht hat einen cinquecentistischen Anstrich. Eine zerrissene, haltlose Jugend konnte sich nicht bitterer selbst höhnen, als indem sie die Halbmaske eines thatkräftigen Jahrhunderts trägt.

Ein Pariser Feuilletonist legt einer Schauspielerin folgende Aeußerung in den Mund: „Man kann sich auf der Bühne fast gar nicht mehr verkleiden, weil in der heutigen weiblichen Tracht alle möglichen Kostüme spucken. Welche Zeit auch die Schauspielerin durch ihren Anzug repräsentiren mag, es sieht immer aus, als hätte sie eine Tagesmode herbeigezogen, so voll alten Krams ist das Kostüm der frischen Gegenwart." — In einem folgenden Artikel soll die „Vieillerie" in der weiblichen Tracht in der Weise betrachtet werden, wie wir es hier mit der männlichen versucht haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Der Erzbischof von Gnesen. v. Raumer.

Beim Verein der märkischen Oekonomen ist stark davon die Rede gewesen, ihrem Lykurg oder Solon, dem großen Thaer, oder, wie ihn der Berliner Witz nennt, dem märkischen Wollthaer eine Bildsäule zu errichten. An scherzhaften Vorschlägen gebricht es nicht. Doch dürfte der ernster gemeint seyn, welcher seine Ehrensäule, falls sie zu Stande kommt, am Durchweg der Klosterstraße, wo jezt der Hauptverkehr des Wollmarktes ist, aufgestellt wissen will. Und ließe sich der spaßhafte Vorschlag, Schaafe, so geschoren, als mit dem Vließ, zu seinen Füßen gelagert, nicht auch ernst auffassen und wirklich künstlerisch ausführen? Einstweilen hat man sich begnügt, eine ausgezeichnet gelungene Medaille auf den ausgezeichneten Mann zu prägen.

Die Flucht des Erzbischofs von Gnesen gehört der Politik an, die Erzählung davon den ihr allein gewidmeten Blättern. Die Geschichte seiner Wiedereinholung und Abführung von Posen nach Kolberg hat aber auch Züge, welche einem großen Staatsschauspiel, oder vielmehr einer Komödie angehörten. Indessen war jene auch eine Stadtbegebenheit, und die Stadt weiß so manches, wovon die Politik schweigt. Der Prälat lebte hier ein vergnügliches Leben, was in dem Maße in Kolberg wohl nicht der Fall seyn kann, und seine amtliche Gewissenhaftigkeit, welche ihm verbot, die an ihn gerichteten Amtsschreiben aus seiner Diözese zu erbrechen, — sie fanden sich uneröffnet in Massen bei ihm — erschwerte ihm auch nicht den Aufenthalt hier. Die Beobachtung seiner Person hielt sich in den weitesten, respektvollen Grenzen. Indessen hat sich dabei die gewissenhafte Pflichttreue eines Lohnlaquaien bewährt, dem über seine Person zu wachen aufgetragen war. Derselbe ist dem Prälaten nicht nur bis zur Potsdamer Eisenbahn, sondern selbst bis nach Posen und in die Messe dort gefolgt, ohne ihn einen Augenblick aus dem Gesicht zu lassen, was freilich bei der Natur des Aktus, der gespielt wurde, diesmal nicht nöthig war.

Die Universität sammelt nur allmählig ihre in alle Welttheile versandten Lehrer. Man kann annehmen, daß jeden Sommer wenigstens drei Viertel der Professoren von hier wissenschaftliche oder Erholungsausflüge, und oft sehr weite, machen. Von der weitesten Tour kommt diesmal Friedrich von Raumer zurück, von Sicilien und Malta, und wie es scheint, gekräftigter und heiterer von seinen Untersuchungen des italienischen Lebens aus der Gegenwart, als es der Fall gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, abermals in die Archive des Vatikans zu dringen, um aus den vergelbten Urkunden des Mittelalters wenig neue Notizen zu holen. Ueber die Gründe, weßhalb man die Thüren vor dem Geschichtsforscher zugeschlagen, lauten die Gerüchte verschieden. Wenn das Wahrscheinlichste richtig ist, so ergibt sich wenigstens daraus, daß man in Rom weniger mit unsern Verhältnissen vertraut ist, als angenommen wird. Denn wer, der die preußischen Verhältnisse und Herrn von Raumers Charakter kennt, könnte glauben, daß er im Geheimen die Missionen oder Nichtmissionen des Herrn von Bunsen fortzusetzen berufen war! Raumers Briefe über das neue italienische Wesen (oder Unwesen), die schon unter der Presse sind, dürften vieles Licht über Verwaltungen geben, denen wir diesen Namen kaum gönnen möchten. Dagegen dürften wir über manche Vorurtheile belehrt werden. Wenn der Reisende, der sich überall der zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen gehabt, die Administration beider Sicilien schlechter fand, als unsere Einbildungskraft es als möglich denkt, so bringt er ganz andere Ansichten über die der norditalienischen Staaten zurück, namentlich über das, bis auf Einen Punkt vortrefflich im Innern organisirte Sardinien. — Ob Schönlein wirklich nach Berlin kommen wird, oder in Zürich bleiben, darüber ist man noch immer im Ungewissen. Wenigstens beginnt er seine Vorlesungen im Winter noch nicht; und wer kommt gern zum Sommer aus der Schweiz in die Mark? Gans Stelle ist noch nicht besezt; man nennt abwechselnd als berufen Gärtner aus Bonn und den Geheimerath Bornemann von hier. Lezterer wird vielleicht am meisten gewünscht, aber es ist sehr zweifelhaft, ob er selbst gern seine jetzige Stellung mit der Professur allein vertauschen wird. Der gelehrte Theologe Twesten hat so eben das Rektorat der Universität angetreten. Daß die protestantische Theologie das Präsidium unserer hohen Schule einnimmt, hat wohl in diesem Jahre, wo sich alles zur Feier des Reformationsfestes anschickt, auch seine Bedeutung. Zu jenem hochwichtigen Aktus, an dessen Vorabend wir stehen, läuten schon die Glocken.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. November 1839.

> Wie alles starr und öde liegt,
> Und Reif und Schnee auf Flur und Saat
> Mich melancholisch wiegt.
>
> Platen.

Der Gang um Mitternacht.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Es war in den Tagen des Novembers, in jenen traurigen Tagen, wo der erste Schnee fällt und die Erde, die jezt auf lange den schönen Blumen und grünen Bäumen Lebewohl sagt, in seinen traurigen weißen Mantel hüllt, als ich in später Nacht einen einsamen Gang machte. Eine Gesellschaft lustiger Freunde in der Schenke des Dorfes hatte mich aufgehalten, und ich eilte jezt, nach Hause zu kommen, einen Nebenweg einschlagend, der an dem sogenannten „Schwedenhofe“ vorbei führte. Die weitläufigen Gebäude lagen im Mondscheine vor mir, rechts lag ein See, und an seinen Ufern waren Weidenbäume gepflanzt. Ich kann nicht sagen, welch ein Gefühl von Traurigkeit mich übermannte, als ich die stille Gegend im ersten Schneelicht, im Mondnebel vor mir ausgebreitet sah.

Ich will offen bekennen, daß ich die Menschen liebe, daß ich gerne in ihrer Gesellschaft weile und daß die Einsamkeit meine Seele ängstlich zusammenzieht; dennoch weiß ich ihr zu begegnen, wenn ich es nicht vermeiden kann. Ich sehe es dann für ein wohlthätiges Mittel an, daß ich für all die lustigen Stunden, die ich gedankenlos hingelebt, Buße thun soll. Nirgends aber ist es einsamer, als in freier Natur. Eine Stube, sey sie auch noch so groß, sey es selbst eine stille, große, hochgewölbte Kirche, erregt nicht das Gefühl einer so auf der Seele lastenden Einsamkeit, als ein freies Feld in stiller Nacht, von Schnee bedeckt und vom Mond trüb erhellt. Das Auge blickt in die Nebel der Ferne und ihre geheimnißvollen Schatten rücken immer dichter und näher an uns heran. Wir sehen vor uns die Pfade und Pläße, die der menschliche Fuß am Tag betritt, und auf denen jezt Niemand wandelt. Immer glauben wir, es werde hinter dem Stamm der Weiden am Bache Jemand hervortreten und uns grüßen; aber es bleibt still und das Mondlicht glimmt und flimmert auf den schwarzen Wellen des Wassers. Wir stehen still und lauschen, aber im weiten Umkreis der Schöpfung rührt sich kein Laut; geräuschlos fallen die Flocken vom Himmel und ebenso geräuschlos setzen sie sich an die nackten Zweige der Bäume oder verdichten die weiße Decke zu unsern Füßen. Es zieht kein Lüftchen daher, kein Vogel kreischt, kein Hund bellt.

Ich stand eine Weile still und blickte, unbekümmert um die weichen Flocken, die sich mir an Haar und Wimpern sezten, hinaus in's Weite. Wie gesagt, Trauer beschlich meine Seele. Ich dachte der Tage meiner Jugend, ich dachte der frohen Gesellen, die mich einst umgeben hatten, und die jezt nicht mehr meinen Schritten folgten. Ich hatte nicht immer in diesem verlassenen Winkel der

Erde gelebt, ich hatte große Städte gesehen, in mannigfaltigem Verkehr mich umgetrieben, prachtvolle Feste geschaut und heitere, ausgelassene Gelage mitgemacht — Alles das war jezt dahin. Mein Wirkungskreis war, obgleich ehrenvoll, dennoch enge und beschränkt. Das Glück hatte meinem Ehrgeiz geschmeichelt und mein Herz war zu großen Hoffnungen, zu glücklichen Aussichten geschwellt; ich war geliebt, gesucht, mit Auszeichnung überhäuft — Alles das war nicht mehr. Ich war nicht mehr jung, ich war nicht mehr reich; die Menschen fanden es nicht mehr der Mühe werth, mir zu schmeicheln, und Viele, die sich meine Freunde nannten, gingen von mir, ohne mir Lebewohl zu sagen. Dennoch blieb ich heiter. Mein Gewissen war nicht belastet, kein Unrecht drückte meine Seele, ich konnte an die Tage des Glanzes und meiner Jugend ohne Vorwurf zurückdenken. Dieses erhielt mir die innere Fröhlichkeit, die man nicht wie die äußere erheucheln kann, und die die Welt nicht schäzt, weil sie sie nicht erkennt.

So konnte ich denn auch in einer so stillen, traurigen Nacht innerlich heiter seyn, obgleich mein Auge sich mit Thränen füllte und meine Rechte, die sich auf den Stab stüzte, zitterte. „Immerhin!“ rief ich bei mir selbst; „magst du auch jezt allein stehen, mag die Erde um dich wie ein weites Grab aussehen: einmal muß sie doch wieder blühen, einmal werden sie doch erkennen, daß du zu lieben verstandst.“ Ich mochte diese Worte unwillkührlich laut ausgesprochen haben, denn ich sah mich um, in der Meinung, eine Stimme neben mir zu hören; allein es blieb todtenstille, wie zuvor. Die Flocken fielen reichlicher herab und der Mond blickte trüber durch den Nebel. Ich ging weiter, indem ich mit dem Stabe den Schnee, der sich an die Füße angesezt, abklopfte. Als ich den Blick erhob, den ich rüstig fortschreitend zu Boden gesenkt, merkte ich, daß ich vom Wege abgekommen war und mich zu nahe den herrschaftlichen Gebäuden des „Schwedenhofes“ befand, anstatt daß ich an den Weiden des Flusses mich hätte halten müssen. Im Befremden darüber, wie ich den wohlbekannten Pfad hatte verfehlen können, betrachtete ich näher die östlichen Ställe und das Stück der Hofmauer, der ich mich gerade gegenüber befand. Ich weiß nicht, wie gerade jezt diese Gebäude den Eindruck von etwas Besonderem auf mich machten, da ich doch sonst am Tage hundertmal an ihnen vorbeigegangen war, ohne auch nur den Blick darauf zu richten. Jezt erschienen mir die Mauern höher, und die Gibel und Thürmchen wuchsen sichtlich, je mehr ich mich anstrengte, ihre Spitzen im Nebel herauszufinden. Es fiel mir ein, gehört zu haben, daß der Schwedenhof früher eine Abtei gewesen, und die einsamen Gebäude nahmen jezt vor dem Auge der Phantasie ihren ursprünglichen Charakter wieder an! Diese Träumerei war mir ganz lieb, denn sie mischte ein heiteres Element in die Gefühle meiner ängstlichen Trauer um verlorene Freunde und Jugend. Jezt stand ich vor einem Hause, das auch einst Tage des Glanzes geschaut, in dessen Mauern auch noch Erinnerungen lebten an längst Vergangenes. Meine persönlichen Schmerzen vermischten sich mit denen einer ganzen Zeit. Ich hörte die Glocke der Abtei, ich vernahm den melodischen Gesang der Mönche, der in immer wiederkehrendem Refrain das Hinscheiden aller irdischen Freuden betrauerte und dafür den Blick zum Himmel lenkte.

In diese Melodien, die meinem geistigen Ohre tönten, mischte sich plözlich ein Laut, der wie aus einer menschlichen Brust kam. Es war ein ächzender Ton, der dicht in meiner Nähe erscholl. Ich weiß mich nicht zu besinnen, daß irgend etwas in meinem Leben mich für den Moment so erschreckt hätte, als dieser Ton; aber ich schalt mich selbst, als ich die Ursache bemerkte, die keine andere war, als daß ein Mann, der aus einem Pförtchen in der Hofmauer heraustrat, die Thüre mit einiger Anstrengung wieder hinter sich zu schließen versuchte. Seine Hände mochten erstarrt seyn und das ungefuge alte Schloß ihm nicht gehorchen wollen.

(Fortsezung folgt.)

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Fortsezung.)

Der poetische Geist ist es, wodurch eigentlich die Geschichte wahrhaft belehrend wird. Sie, in ihrer Reinheit gedacht, verfolgt keinen besondern Zweck, sie ist sich selbst Zweck, wie die poetische Erzählung, wie jedes Mährchen. Sie lehrt an sich schon, ohne daß sie sich die Miene gibt, zu lehren; wo besondere Absicht hervorblickt, verliert sie immer an poetischem Gehalt. — Eine Frucht der Wahrheit, eine Lehrerin für das Leben nennt der große römische Redner die Geschichte. Aber vor ihrem Lichte verschließen die Menschen nur zu gern ihr Auge, nur zu leicht überhören sie ihre lehrende Stimme; selbst diejenigen, ja oft am meisten, welche auf der Höhe der Zeit stehen und deßhalb, da ihnen eine reinere vergleichende Uebersicht über Vergangenes und Gegenwärtiges vergönnt ist, sie am ersten und besten vernehmen könnten und sollten. Nur Wenige spiegeln sich und ihre Zeit in der Geschichte ab und bilden die Gegenwart nach dem Vergangenen. Und im Grunde, rufen uns Manche zu, ist das auch möglich? Ist nicht jede vergangene Zeit, bei aller Aehnlichkeit des Totalhabitus, doch durch ihren besondern Ton und Charakter von derjenigen verschieden,

in welcher wir leben und wirken, wie keine neue Jahreszeit, z. B. ein Sommer, einer früher erlebten gleich seyn wird? Wie können wir nun passende Beispiele aus dem Vergangenen für das Gegenwärtige hernehmen? Fast scheint es, daß jede neue Generation, wie jeder Mensch, immer durch eigene Erfahrung, d. h. größtentheils durch eigenen Schaden, klüger und besser werden muß.

Nur der vernünftig ruhige, der denkende Beobachter erkennt auch im ruhigen Gange der Natur, in den stillern Erscheinungen der wechselnden Jahreszeiten, im kleinsten Moose, in der Entfaltung der Knospe, in der Verpuppung der Raupe das Walten eines höheren Geistes; aber der Sinnliche, der unmittelbaren Gegenwart, dem Bedürfniß, der Leidenschaft Hingegebene bedarf der Stürme und Gewitter und anderer furchtbaren Naturerscheinungen, um aufgerüttelt zu fühlen, daß eine höhere Macht in der Natur ist, vor welcher er sich beugen müsse. Und Aehnliches gilt auch in Bezug auf die Menschenwelt. Im alltäglichen Wirken begriffen, im friedlichen Genusse der Gegenwart, überhören wir, fortgerissen von der Zeit oder erschlaffend, die ruhige Geschichte, die uns von den Wegen Gottes, von höherer Belohnung und Bestrafung erzählt, wie wir ja selbst auf die Lehren und Warnungen aus unserem nächsten eigenen Leben nur zu wenig achten. — Selten sind jene Fürsten, Staatsmänner und Völkerführer, welche die Geschichte befragen, um sie für sich und Andere zu benutzen. Solche Weise sind Seher, welche „die Todten befragen für die Lebendigen," die in die Trophoniushöhle, in das Merlinsgrab der Vergangenheit hinabsteigen, um ihre Orakel zu holen. Es sind erhabene Propheten, die von der Höhe der Betrachtung herab Worte des Heils verkünden, oder ihr furchtbares „Wehe!" ausrufen über ganze Völker, wenn sie fremden Götzen nachhinken und in der Selbstverblendung des Wahns dahintaumeln. — Aber solche Propheten werden, gleich denen des alten Bundes, nur verachtet und verfolgt. — Auch die politische Taubheit und Lähmung muß, wie die körperliche, durch elektrische Schläge, oft durch wiederholte Schläge von außen geheilt werden.

Ehe ich auf die vorerwähnten zwei Prinzipien des Poetischen in der Geschichte: das Tragische und das Idyllische, zurückkomme, werde noch diese Bemerkung vorausgeschickt. Man hat selbst schon der Natur komischen Witz und Laune oder Humor angedichtet; man hat von Stein-, Pflanzen- und Thierkarrikaturen und Fratzen gesprochen, mit welchen sie wunderlich zu spielen pflege. Desto mehr wird die Menschenwelt und Geschichte zuweilen komisch erscheinen, oder komische Behandlung zulassen, denn die Menschen machen ja allein das Komische; Thiere z. B. werden es erst, wenn man Menschliches in sie hineinlegt. Namentlich erscheint uns so manche Geschichte komisch, wenn wir sie von einem höheren Standpunkte aus, wo Schein und Nimbus vor dem Wesentlichen verschwinden, in's Auge fassen; wenn wir die geringfügige Veranlassung, den wunderlichen Lauf und den unerwarteten Ausgang mancher Begebenheit erblicken, wo oft, was herrlich begonnen, wie eine Fastnachtfarce endigt; wenn wir zumal das Benehmen der Spielenden selbst auf der historischen Bühne, ihr kleinliches Laufen und Rennen nach einem Ziel, das ihnen nicht deutlich vor Augen liegt, oder das sie hastig verfehlen, unparteiisch beobachten. Oft wird in der Geschichte gepriesen, was einem tiefer Blickenden und schärfer Abwägenden nur ein Lächeln abgewinnen kann. Vor den Augen eines höheren Geistes mag z. B. der Kampf zweier mächtigen Potentaten des civilisirten Europa um einen Streifen Land so komisch oder tragisch, wie man will, erscheinen, als der Kampf zweier afrikanischen Königlein um eine gefundene Grenadiermütze. Auch hat man schon an sich erhabene und wichtige Begebenheiten und Thaten im komischen Zerrspiegel der Parodie oder Travestirung dargestellt, wie umgekehrt an sich Unbedeutendes und Lächerliches von Dichtern des sogenannten komischen Epos in das scheinbar Erhabene und Wichtige hinaufgezogen worden ist. Beides ist leicht, da das Lächerliche nur das umgekehrte Erhabene ist. Und was beginnt denn der über alle andere Komik erhabene Humor anders, als daß er, nicht zu flüchtigem, leichtem Spiel, sondern vom Ernst getrieben, die entferntesten Enden aller Dinge zusammenfaßt, das irdisch Niedrigste mit dem irdisch Höchsten zusammenstellt, um es an die Idee des Unendlichen und Ewigen zu halten, und dieses in seiner bleibenden Würde als siegend zu verklären?

Tragikomisch erscheint nur zu oft die Weltgeschichte; aber im Ganzen waltet doch der Ernst, oft ein recht bitterer Ernst in derselben zu sehr vor, als daß man sie komisch behandeln dürfte. Wir sehen besonders, wie eine höhere Vergeltung, die Nemesis der Alten, mit Maaß, Zügel und Schwert, oder das mit ihr verwandte, zuweilen identische Verhängniß und Schicksal, den Heiden so fürchterlich, darüber schwebt: ein unbestimmt gedachtes Wesen, das aber wohl nichts anderes seyn kann, als das nothwendige Resultat von einer geheimen, zusammentreffenden Combination alles dessen, was von Außen her, von Natur und Menschen, uns entgegen kommt, mit dem, was in unserer innern Welt vorgeht und sich entwickelt, wodurch ein höheres, göttliches Walten keineswegs ausgeschlossen wird.

Wir wollen jezt von dem **tragischen** Prinzip in der Geschichte reden. Es ist dasselbe, ohne welches kein echtes Trauerspiel gedacht werden kann. Und das Hauptelement desselben ist der Tod. Der Tod ist's, der allein als Negation das Leben selbst so wünschenswerth, so heilig, so poetisch macht; der Tod ist's, welcher, er mag nun

hereinbrechen oder aus der Ferne nur drohend vorgestellt werden, jeder Erzählung ein hohes, spannendes Interesse gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, November.

Kunst- und Gewerbeausstellung. Gutzkows Richard Savage.

Die diesjährige, wie immer am 3ten September eröffnete Kunstausstellung, obwohl numerisch eine der unbedeutenderen und, da verhältnißmäßig nur wenig fremde Künstler beigetragen hatten, meist auf Erzeugnisse einheimischer Talente beschränkt, verdient dennoch als mannigfach anziehend und werthvoll bezeichnet zu werden. Da der ursprüngliche Hauptzweck der Ausstellung: dem Publikum die Fortschritte der Zöglinge des freien Kunstinstituts darzulegen, von der Leitung der Anstalt nicht aus dem Blick gelassen wird, so dürfte bei den einigermaßen beschränkten Räumen darin zum Theil die Erklärung des obigen Umstands zu finden seyn; andererseits mag, bei aller willigen Anerkennung und der ehrendsten Aufnahme fremder Kunstwerke, häufig die pekuniäre Aufmunterung fehlen, da, mit Ausnahme des Hofs, welcher fortwährend inländische, wie auswärtige Künstler beschäftigt, wohl im Ganzen nur wenig hier gekauft wird. Reiche Kunstmäzene gehören freilich bei uns zu den Seltenheiten. Unter den Gaben fremder Künstler nahm die bereits viel besprochene Erfindung des Malers Liepmann in Berlin, der Abdruck eines Rembrandschen Porträts aus dem dortigen Museum, wovon eine Probe auch hierher gelangt war, die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Jedenfalls gehört diese Erfindung den bedeutendsten technischen an und verspricht, bei zu erwartender Vervollkommnung, wichtige gemeinnützige Resultate. — Den hervorragendsten Bestandtheil der Ausstellung bildete eine Anzahl Kartons und Entwürfe für die Ausschmückung des hiesigen Residenzschlosses, welche unter der Hand trefflicher Meister rüstig vorwärts schreitet. Zwei Kartons von Neher, wovon der eine zwei Scenen aus Wilhelm Tell, der andere die Ballade, der Graf von Habsburg, zum Gegenstande hat, und die von demselben Künstler zum Theil schon in Wachsfarben ausgeführten Arabeskenentwürfe zum Lied von der Glocke, für das Schillerzimmer; desgleichen zwei Kartons und zwei Temperagemälde von Preller aus Wielands Grazien für das dem Andenken dieses Dichters gewidmete Zimmer, und mehrere Arabeskenpilaster, Oberon und Titania, von Simon, für dasselbe Zimmer, zeugten nach einstimmigem Kennerurtheil von einer Tiefe und Originalität der Erfindung, welche ihnen eine würdige Stelle neben dem Besten anweist, was die neuere Zeit in dieser Art hervorgebracht hat, und daß die Ausführung nicht nachstehen wird, dafür bürgt das bereits Geleistete. So wird denn in diesen Werken, denen sich hoffentlich bald die Vorarbeiten für das Goethezimmer anreihen, Weimar einen Schatz kostbarer, das Andenken seiner großen Dichter würdig ehrender und verherrlichender Denkmäler vereinigen.

Hatte die Kunstausstellung ein gewähltes Publikum versammelt, so fand die im vorigen Monat stattgefundene Gewerbeausstellung eine durch die Natur der Sache bedingte so allgemeine Theilnahme aller Stände, daß die Räume zuweilen die andrängenden Beschauer nicht fassen konnten. Die Fortschritte der Landwirthschaft, den Aufschwung des Gewerbfleißes unseres Landes von Zeit zu Zeit zu veranschaulichen und zu immer größerer Kultur der wichtigsten Zweige inländischer Industrie aufmunternd und fördernd zu wirken, ist eine der dankenswerthesten und lohnendsten Aufgaben, welche der hiesige landwirthschaftliche Verein, einen hohen Staatsbeamten an der Spitze, sich gesezt und auch diesmal glücklich gelöst hat. Agrikultur in ihrem ganzen Umfange, Viehzucht, Woll- und Baumwollenweberei, besonders aus den kräftig aufblühenden, betriebsamen Fabrikstädten Apolda und Weida, kunstvolle Stickereien, Seidenzucht, Technik und Mechanik in ihren mannigfachen Arten und Abstufungen, waren durch eine Menge ausgewählter, preiswürdiger Proben aus allen Theilen des Landes vertreten, ein erfreuliches Bild des frischen Industrielebens, das sich im Großherzogthum immer gedeihlicher, erfolgreicher und eingreifender entfaltet. Eine große Anzahl der dargebotenen Gegenstände ist theils durch Ankauf, theils durch zweckmäßig veranstaltete Verloosungen in den Besitz von Privaten übergegangen, so daß auch diesmal ein mächtiger Hebel, die thätige Aufmunterung von Seiten des Publikums, nicht gefehlt hat und den einzelnen Producenten wie der Sache selbst ein in jedem Betracht ersprießlicher, reeller Gewinn erwachsen ist.

Die Bühne hat seit ihrer Wiedereröffnung nach der jährlichen Erholungspause eine regsame Thätigkeit entwickelt. Im Hinblick auf die in manchen Theilen noch immer beschränkten Kräfte leistet sie Genügendes, oft Tüchtiges und Ausgezeichnetes; doch möchte ihr zu rathen seyn, der Ausfüllung einiger immer fühlbarer werdenden Lücken im Personalbestande, besonders im sogenannten Charakterrollenfach, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gutzkows Trauerspiel: „Richard Savage," welches das weimarsche Theater nächst dem Frankfurter zuerst zur Aufführung brachte, ist auch von hier aus Gegenstand warmen, freigebigen Lobes geworden. Eine unbefangene Betrachtung des Werks dürfte ihm jedoch schwerlich alle jene Vorzüge und glänzenden Eigenschaften zugestehen, welche man hin und wieder daran hat erblicken wollen. Zunächst leidet dasselbe an einem Grundfehler, woran schon manches Werk scheiterte: der Held ist, mit geringer Ausnahme, nur passiv, ein träumerischer Schwächling, welcher unmöglich Interesse erwecken kann. Sein Freund Steele selbst schildert sein Betragen als überspannt, kindisch, thöricht und lächerlich, mit dem Bemerken, es könne zur Zeit Niemand Theil an ihm nehmen, und das Publikum soll es? Ueberhaupt wird seine ganze Handlungsweise kaum in der Natur jemals aufzufinden seyn. Schwerlich kann Jemand so wie er an einer Mutter hängen, die er niemals gekannt hat. Die Menschen, bei welchen wir zum Bewußtseyn erwachen, von denen wir die ersten Liebesdienste erhalten, sind eben unsere Eltern; an sie klammert sich deßhalb unser Gefühl fest. Wäre er aber auch wahr, dieser Charakter, so ginge daraus doch nur die Lehre von Neuem hervor, daß nicht alles Naturwahre auch dramatisch wirksam ist. Fast gewinnt es den Anschein, als ob dem Autor beim Schaffen seines Helden jener kecke, aber darum nicht minder verwerfliche Grundsatz vorgeschwebt hätte, den er selbst einmal, irre ich nicht, in der Wally, aufstellt: „Nur die freien Gemüther entscheiden, ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann."

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. November 1839.

How wonderful is Death,
So pale as yonder waning moon,
With lips of lurid blue!

Shelley.

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Schon im gewöhnlichen Leben, wie wichtig ist diese lezte Linie der irdischen Dinge, dieser Gleicher, vor welchem, wenn er erschienen, es gleichviel ist, ob 6000 Jahre oder eine Minute verflossen! Betrachten wir einen naturgemäß und ruhig Sterbenden auf seinem lezten Lager über der Erde, welches theure Verwandte und Freunde weinend umstehen. Auch der Fremdeste naht sich ihm mit Rührung. Selbst der Haß verstummt und löst sich in Theilnahme auf; der stumme Neid wird ein lebhafter Lobredner. Eine erhabene Stille schwebt über der Stätte, wo ein Mensch stirbt. Das sind jene einzigen Augenblicke, wo alle irdische Hoheit verwelkt, wo auch dem gewaltigsten Erdenmonarchen nichts weiter übrig bleibt, als Aechzen und Seufzen und ein Gebet und die Thräne der Seinigen. Wir hören auf jedes leise Stöhnen, jedes kleine Wörtchen, das der Sterbende an der Grenze der Ewigkeit noch spricht; jede Gebärde, jede Bewegung ist uns wichtig und heilig. Und wenn er ausgeathmet hat, wenn er langgestreckt auf den Brettern daliegt — welch eine geisterhaft einsame Stille schwebt dann über'm ganzen Hause!

Und erst ein gewaltsamer Tod, ein Mord! Hier ist dreifaches Interesse: Mitleid mit dem Gemordeten, Abscheu vor dem Mörder, eigene Furcht, indem wir uns selbst bedroht fühlen. Das Stückchen Erde, worauf die That vollbracht wurde, ist schauderhaft geheiligt. — Bei allem Abscheu vor dem Thäter möchten wir aber doch sein Angesicht sehen, möchten wir ihn reden hören: er hat ein gewisses ästhetisches Interesse gewonnen. — Nehmen wir die Geschichte eines sogenannten Civilprozesses: sie wird in der Regel jedem, der nicht vom Fach ist, trocken und langweilig vorkommen; aber eine Kriminalgeschichte, wo Gewaltthat und Mord die Angel ist, um die sich Alles dreht, sie hat für Jung und Alt, für Weib und Mann tragisches Interesse; wir lesen, wir hören sie mit angenehmem Schauder. — Schon auf unsern unruhigsten Jahrmärkten können wir's wahrnehmen, welchen Reiz solche Geschichten haben. Wie begierig die sich sammelnde Menge in aufhorchenden Gruppen um einen lumpigen Kerl steht, der auf einer Stange das Bild einer Mordgeschichte aufgestellt hat, und die klägliche Erzählung zu den Mißtönen einer Drehorgel monoton abheult!

Sey eine Person noch so unbedeutend, als Mörder wird sie uns wichtig. Wir fragen nach dem frühern Leben, nach der Erziehung, nach den kleinsten Persönlichkeiten. Noch mehr Interesse gewinnt sie, wenn das Todesurtheil nun ausgesprochen ist. Wir drängen und

hinzu, um das Benehmen des Unglücklichen in den Augenblicken zu beobachten, wo es ihm vorgelesen wird. Wir sehen unverwandt auf ihn, jede Miene, jede Gebärde belauschen wir, wir prägen uns sein ganzes Bild tief ein. Und dann die Augenblicke der Henkertoilette, das, was mir immer fast schauerlicher und widerlicher vorkam, als die Hinrichtung selbst: wenn die Scheere des Nachrichters seine Locken abschneidet, gleichsam die Scheere der Proserpina, die das Haupt dem Tode weiht, und wenn gar das lezte neue Gewand, das er als Todesfest- und Freudenkleid nur wenige Minuten unter Gottes Sonne tragen soll, wenn der graue Kittel ihm umgezogen wird. Die bestimmte Stunde schlägt; sie fuhren ihn ab; noch einmal, als wäre es nicht am ersten Male genug, muß er das Entsezliche, sein Todesurtheil, anhören und zusehen, wie er symbolisch getödtet, wie der Stab feierlich uber ihm gebrochen wird. Und wenn dann der langsame Zug beginnt: wir bedauern mit gemischten Empfindungen diesen armen Sünder, der bei Leibes Leben seinen Leichenzug hält; und haben wir auch früher, aus einem tief liegenden Gefuhl der Wiedervergeltung, das so leicht keine philanthropische Rechtssophistik aus unserm Herzen reißen wird, die Entdeckung und Bestrafung des Verbrechers gewünscht und gefordert, jezt tritt der Verbrecher, der seine Menschheit ausgezogen hatte, mehr in den Hintergrund zuruck und der bessere Mensch wieder hervor, je mehr er dem Orte seiner Bestrafung naht.

Selbst Thiere werden geadelt durch gewaltsamen Tod. Mit andern Augen betrachten wir den Stier, der an den Pflug gespannt wird, oder an den Wagen, der den Segen der Ernte heimfuhrt — hier ist idyllisches Element — mit andern, wenn sie ihn zur Schlachtbank fuhren. Noch mehr ästhetisches Interesse gewinnen Thiere, wenn sie auf Leben und Tod kämpfen mussen, mit einander, oder selbst mit Menschen. So hat das Schauspiel der spanischen Thiergefechte, das aber auch dem Menschen verderblich werden kann — darum ein doppelter Reiz! — etwas Verführerisches, wie schon oben bemerkt worden. — Dies fuhrt mich auf die Gladiatorenspiele, an welchen auch edlere Römer, ungleich den menschlicher fühlenden Griechen, deren Athleten etwas Anderes waren, Geschmack fanden, ja, die selbst Cicero, der humane, als Beförderungsmittel der Todesverachtung entschuldigen konnte. — Merkwürdig, belehrend, die Winkelzuge und Abgründe des menschlichen Herzens beleuchtend ist das Selbstbekenntniß des heil. Augustin. In seiner Jugend hatte er Abscheu vor diesen entmenschenden Spielen empfunden, als er noch keine gesehen. Einstmals aber, von Freunden fast dazu gezwungen, diesem Schauspiel beizuwohnen, hatte er sich gelobt, die Augen dabei zuzuschließen und an etwas ganz Anderes zu denken. Da stieß plötzlich das Volk einen Schrei aus, ein berühmter Gladiator war gefallen; Augustinus öffnete unwillkührlich die Augen und schloß sie von nun an nicht mehr. Und seit der Zeit war er auch leidenschaftlicher Liebhaber dieser unmenschlichen Spiele bis zu seiner Bekehrung zum Christenthum.

(Schluß folgt.)

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Der Heraustretende bemerkte mich nicht; er war in einen grauen Mantel gehullt, in dessen Falten der Schnee sich häufte. Sein Gesicht bedeckte eine tief hereinfallende Kappe. Er schlug den Weg an den Weiden ein, nachdem es ihm gelungen war, das Pförtchen wieder zu schließen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und schien umkehren zu wollen; dann trieb es ihn weiter vorwärts gegen den Bach zu, und wiederum blieb er stehen. Meine Aufmerksamkeit wurde durch dieses Betragen auf ihn gelenkt, um so mehr, da ich ihn zu erkennen glaubte. Es war der jetzige Besitzer des Schwedenhofs, ein rüstiger Mann von vierzig Jahren, als der reichste Eigenthümer in der Umgegend bekannt. Seine frühern Schicksale wußte Niemand, es gingen darüber dunkle Gerüchte um; der Mann selbst hatte etwas Düsteres, Zuruckstoßendes in seinem Wesen, und deßhalb befand er sich ohne Genossen, bei den Honoratioren des kleinen Orts wegen seines Reichthums angesehen und selbst gefürchtet, allein nicht zum Theilnehmer ihrer geselligen Zusammenkünfte erwählt. Sie nannten ihn den schwedischen Hauptmann, ohne gerade Kenntniß von einem früheren Dienstverhältniß des Mannes zu haben. Er schien jedoch allerdings aus jenem Lande zu stammen; dafür zeugte die breite, stattliche Figur des Fremden, sein hochblondes Haar und seine Sprache.

In den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthalts lebte eine junge Dame bei ihm, die von Einigen für seine Tochter, von Andern für seine heimlich angetraute Frau gehalten wurde. Dieses sanfte, allgemein geliebte Wesen war in Folge eines langwierigen zehrenden Fiebers gestorben, und seit ihrem Tode war der Charakter des Hauptmanns noch düsterer und seine Lebensweise noch abgeschlossener geworden. Er hielt sich oft ganze Monate lang innerhalb der Mauern eingeschlossen; seine zahlreiche Dienerschaft sorgte für seine Bedürfnisse, kam aber nie dabei in nähere Berührung mit ihm. Er konnte Niemanden um sich dulden; sein vertrautester Kammerdiener mußte in einem entfernten Nebengebäude schlafen und auf den Ruf einer Klingel zu augenblicklichem Erscheinen

jede Minute bereit seyn. Die Nächte brachte der Hauptmann gewöhnlich ohne Schlaf zu; man sah in dem Thurmgemach, das er sich zur Wohnung ausersehen, allnächtlich die Lampe brennen, und ihr Strahl warf auch an dem Abend, von dem ich jezt spreche, ihren melancholischen Schein auf die angehäuften Schneemassen zu Fußen des alten Thurms.

Meiner Denkungsart ist es entgegen, immerdar das Uebelste von den Menschen anzunehmen. Ich wende gern Alles, und selbst die dunkelsten Seiten zum Licht, und oft habe ich mich belohnt gefunden, indem das, was die große Menge als hassenswerth bezeichnete, sich mir als eine Tugend erläuterte und verklärte. Schlimmsten Falles fand ich nur eine Seltsamkeit, eine Schroffheit, eine unbewußte Lüge, wo Andere die elendeste Falschheit, die rücksichtloseste Verderbtheit gesehen hatten. Deßhalb nannten mich meine Freunde den Optimisten, und behaupteten, Voltaires Candide sey gegen Leute meines Gelichters recht eigentlich geschrieben, um uns die lächerliche Schwäche abzugewöhnen, Alles in dieser „besten Welt“ vortrefflich finden zu wollen. Was sie jedoch für eine leere Theorie hielten, war bei mir Sache des Charakters; ich hatte, vielleicht mehr wie sie, schlimme Erfahrungen gemacht, aber was sie eigenthümlich böse Natur im Menschen nannten, nannte ich Zufall, Verkettung widriger Umstände, oft auch meine Schuld. Bei dem schwedischen Hauptmann waren unsere beiderseitigen abweichenden Ansichten oft in Streit gerathen. Gerade ein so geheimnißvoller Charakter, der der Menge zahllose Seiten bot, ihn kleinlich zu verschwärzen, schien mir der triftigsten Entschuldigungsgründe würdig. Die Extreme stellten sich wie bei jedem Streit immer schärfer heraus, und zulezt galt der Hauptmann bei meinen Freunden für einen tückischen Menschen, der wohl manchen Frevel auf seine Seele geladen, bei mir für einen verkannten Edlen, den schmerzliche Verluste menschenscheu und zurückhaltend gemacht.

So standen unsere Ansichten, als ich an jenem Abende den Hauptmann nach langer Zeit einmal wieder sah. Ich will offen bekennen, daß sein unerwarteter Anblick zu so ungewöhnlicher Stunde keinen angenehmen Eindruck auf mich machte; allein einen Augenblick darauf schalt ich mich deßhalb. Die einsame Gegend, die Nacht, und vor allen Dingen meine aufgeregte Stimmung trugen die Schuld, wenn mir die Gestalt des Mannes und sein Benehmen auffallend erschienen. Sein öfteres Stillestehen erklärte ich mir dadurch, daß er mich vielleicht erkannt und mit mir ein Gespräch anzuknüpfen Lust habe. Warum einem solchen ausweichen? Wir waren Beide allein, der Weg, den ich zu machen hatte, war noch lang; es konnte mir daher nur willkommen seyn, einen Gesellschafter zu gewinnen. Diesen Gedanken zufolge lenkte ich ebenfalls meine Schritte gegen den Bach, und bald befanden wir uns beide in dem Baumgang von kurzstämmigen alten Weiden, die längs des Ufers gepflanzt waren. Der Wind, von der Fläche herblasend, hatte während des Tages den Schnee zur einen Seite der Weidenstämme gehäuft, so daß an der andern ein schmaler freier Fußpfad übrig blieb. Wir beide konnten nicht zusammen auf diesem Pfade Platz finden, einer von uns hätte im tiefen Schnee gehen mussen, und so war es passend, daß ich so lange dicht hinter ihm herging, bis die Erweiterung des Ganges mir gestatten würde, neben ihn hinzutreten und ihn zu grußen. — Zehn Schritte mochten wir so einer hinter dem andern gegangen seyn, als ich plötzlich von einer erschütternden und unerklärlichen Erscheinung Zeuge ward. Noch jezt schaudert es mich, und es wird mir kalt bis an's Herz hinan, wenn ich daran denke; noch jezt weiß ich nicht, wie ich einen unheimlichen Zustand, wie ich ihn nicht im Traum fur möglich gehalten, so lange ertragen konnte. Ich war aber bei vollkommener Sinnenthätigkeit, und der kalte Winterabend war einer Täuschung der Phantasie nicht günstig.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Daguerre und Bayard.

Auffallend ist es, daß zu derselben Zeit zwei Männer hier die Kunst, natürliche Abspiegelungen der Gegenstände festzuhalten, unablässig gesucht und nach langen Versuchen gefunden haben, ohne daß der eine etwas von dem andern wußte. Nur einer von beiden ist bisher berühmt und belohnt worden; von dem andern weiß man in Paris wenig, und im Auslande gar nichts. Daguerres Erfindung ist nun in die Industrie übergegangen, und bereits liefern Pariser Unternehmer fast fabrikmäßig Ansichten aller Art, meistens aber von Pariser Gebäuden, welche mittelst des Daguerreschen Verfahrens aufgenommen worden sind. Es gibt Buden, in welchen nichts Anderes verkauft wird als dergleichen Prospekte, so wie der gesammte zum Aufnehmen derselben erforderliche Apparat. Der andere Mann, von welchem ich sprechen wollte, heißt Bayard; seine Leistungen sind nur noch wenig bekannt; er hat keinen Arago gehabt, der die Aufmerksamkeit der Welt auf seine Versuche und Resultate gelenkt hätte; die Akademie der Wissenschaften hat ihm keine Celebrität gegeben, und die Nation keine öffentliche Belohnung ertheilt, und dennoch kann sein Verfahren dereinst großen Einfluß und wichtigere Folgen haben als das Daguerresche. Denn er sucht die Bilder nicht auf Metall, sondern auf Papier zu fixiren. Die Zubereitung dieses Papiers ist so einfach, wie es scheint, oder doch mit so geringen Kosten verbunden, daß seiner Aussage nach ein Blatt nur auf sechs Pfennige zu stehen kommt. Dies ist dreißig oder vierzigmal wohlfeiler, als das Material zum Daguerreschen Verfahren, und dabei weit bequemer zu handhaben. Neulich zeigte Bayard in der académie des beaux arts Blätter vor,

die er durch sein Verfahren erhalten, und einige Tage darauf brachte er sie auch in eine Abendversammlung, welche jeden Montag bei dem Maler Hersent stattfindet. Bayard braucht, wie Daguerre, die Camera obscura, und sein Papier ist grau oder fällt doch in's Gräuliche; die Ansichten sind nicht so scharf und bestimmt ausgedrückt wie die Daguerreschen; dagegen befriedigen sie den Künstler mehr, indem Hell und Dunkel besser angedeutet ist. Merkwürdig ist es bei den Bayardschen Prospekten, daß verschiedene Farbentinten vorkommen, und einige Stellen sogar weiß sind, obschon der Ueberzug des Papiers nichts von dieser Farbe zeigt. Man kann die Bayardschen Prospekte für Zeichnungen à la sepia halten; sie gleichen ihnen wirklich außerordentlich, und kommt einmal sein Verfahren, welches er natürlich bis jezt noch als ein Geheimniß für sich behält, in den Kunsthandel, so werden wahrscheinlich manche dieser auf mechanische Weise hervorgebrachten Ansichten für Zeichnungen von Künstlern ausgegeben werden, und mancher Käufer wird sich dadurch täuschen lassen. Uebrigens sieht Bayard sehr wohl ein, daß seine Erfindung noch mancher Verbesserung bedarf, und daher will er auch nicht eher öffentlich auftreten, als bis er es dahin gebracht hat, hinsichtlich der Schärfe und Bestimmtheit der Bilder mit Daguerre wetteifern zu können. Was die Künstler besonders befriedigte, waren die Darstellungen von Skulpturen durch sein Verfahren. Diese sind vortrefflich, und den Daguerreschen weit überlegen. Man besizt also jezt ein leichtes und vorzügliches Mittel, Skulpturen auf dem Papiere abzubilden. Mit dem Porträtiren hat es aber nicht gehen wollen. Durch das Daguerresche Verfahren wird doch etwas geleistet. Man sieht bereits bei den Kunsthändlern einige vermittelst des Daguerrotyps hervorgebrachte Porträts; sie sind zwar mittelmäßig, und bekanntlich gelingen sie nur dann einigermaßen, wenn die abkonterfeite Person die Augen schließt; mithin scheint das Daguerrotype lauter Schläfer darzustellen. Bayard zeigte in oben erwähnter Abendversammlung ein Blatt vor, worauf er sich selbst darstellen wollte. Er hatte, so unbeweglich als ihm nur immer möglich war, die erforderliche Zeit hindurch vor seiner Camera obscura gesessen und dann das Blatt herausgenommen. Er ist da sizend abgebildet; Rock, Beinkleid und Weste sind vortrefflich gerathen; an der Kleidung hat sich jede Falte genau abgespiegelt; aber vom Kopf ist gar keine Spur vorhanden; der Mann sizt da wie enthauptet, am Halse hört die Darstellung gänzlich auf. — Interessant war mir, was von diesem Bayard erzählt wurde, welcher beim Finanzministerium angestellt ist. Er ist der Sohn eines Friedensrichters aus der Provinz. An der Thüre dieses Richters pflegte man gerichtliche Notifikationen in farbigen Anschlagzetteln anzuheften, die, wenn sie nicht mehr nöthig waren, abgerissen wurden, um andern Plaz zu machen. Die farbigen Blätter gab man Bayard, als er noch ein ganz kleiner Knabe war, und er bemerkte schon sehr früh daß das Sonnenlicht die Farbe des Papiers bleichte oder vernichtete. Er kam nun auf den Einfall, Figuren in Karten auszuschneiden, dieselben auf die farbigen Anschlagzettel zu legen und das Ganze der Sonne auszusezen. Dadurch bewirkte er, daß die Farbe vom Papiere verschwand, ausgenommen an den Stellen, die er mit Figuren belegt hatte, und die nun also roth, grün oder blau auf weißlichem Grunde erschienen. Dadurch wurde seine Aufmerksamkeit auf die Wirkungen des Sonnenlichts gerichtet, und als er später mit der Camera obscura bekannt wurde, entstand bei ihm der sehnliche Wunsch, den herrlichen Darstellungen, welche das Sonnenlicht auf dem eingelegten Papier hervorbringt, ein dauerndes Daseyn zu verschaffen.

(Fortsezung folgt.)

Weimar, November.

(Schluß.)

Theater. Literatur.

Lady Macclesfield, der zweite Hauptcharakter, ist eine zu abstoßende, ja widerwärtige Erscheinung, und entschädigt nicht durch andere große Eigenschaften. Wenn sie aber dem Richard als wirksame Folie dienen sollte, so hat der Dichter seine Absicht durch die Zeichnung des leztern verfehlt. Die Entschuldigung, welche die Lady durch die Entdeckung am Ende des Stücks erhält, daß Savage ihr Sohn nicht ist, kommt für den bis dahin ununterbrochen gepeinigten Zuschauer zu spät. Ansprechender wenigstens, als er jezt ist, wäre dieser Charakter vielleicht geworden, wüßte sie von Anfang an, daß sie wirklich die Mutter nicht ist. Ihr unverdientes Leiden wäre dann aus ihrem ersten Jugendfehltritte geflossen, den das schamhafte Weib um jeden Preis verborgen halten mußte. Freilich hätte dann die Anlage des Ganzen eine von der jezigen wesentlich verschiedene werden müssen. Eine erhebliche, nicht umschiffte Klippe ist die große Unwahrscheinlichkeit, daß die Mutter sich über den Tod ihres Sohns erst am Schluß des Stücks Aufklärung und Gewißheit verschafft. Jeder fühlt, daß dies gleich ihr erster Schritt hätte seyn sollen. Dürfte sonach die Behauptung keine Uebertreibung enthalten, daß dem Werke die Haupterfordernisse einer dramatischen Schöpfung, der Kern, der wahre Halt fehlen, so vermag eine gewandte, oft geistvolle, wizige und pikante, nicht selten schwunghafte Sprache, so anerkennenswerthe Eigenschaften dies auch sind, jene wesentlichen Mängel schwerlich aufzuwiegen. Daß das Interesse des Stücks weder in den Charakteren noch in der Handlung liegt, fühlte das Publikum mit richtigem Takt; wo Beifall gezollt wurde, galt er einzelnen treffenden Sentenzen, Gedanken, Ansichten, und dem sonstigen geschickten Beiwerke, nicht der Hauptsache. — Ein neues Musikwerk, die Oper „Mitternacht," von Chelard, sprach zum großen Theil durch gründliche, gehaltvolle Arbeit und manche melodiöse Nummer an, doch wird die Melodie von der Harmonie überwogen, und von dem Fehler überstarker Instrumentirung und einiger Effekthascherei ist die Musik nicht freizusprechen. Die Komposition, wenn auch einer älteren Oper desselben Tonsezers, Macbeth, an Frische nachstehend, verdient indeß alle Achtung. — Der Erstlingsversuch, welchen Goethes Enkel, Walther von Goethe, mit einer einaktigen Oper, „Anselmo Lancia," Gedicht von Theodor Körner, gemacht, fand nachsichtige, ermunternde Aufnahme. Die Musik verräth allerdings keine Spur eines hervorragenden Kunsttalents, ja die musikalische Auffassung und Behandlung ist theilweise als verfehlt zu bezeichnen, doch soll damit dem jungen strebsamen Komponisten kein abschreckendes Prognostikon für die Zukunft gestellt seyn; seine Selbstbeherrschung im Instrumentiren, sein Ringen nach einfach klarer Melodie verdient freundliche Anerkennung. Wenn noch eines neuen Schauspiels der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" „Pflicht und Liebe" in Ifflandscher Manier, aber den früheren Werken derselben Dichterin nicht ganz gleich kommend, gedacht wird, so ist so ziemlich das Bemerkenswertheste, was wir in dramatischer Hinsicht in der lezten Zeit erhalten haben, zusammengefaßt. — Unter den neuesten literarischen Erscheinungen verdient Beachtung ein größerer, jedoch noch nicht vollendeter Roman des geistreichen und fleißigen Sternberg, welcher seit einigen Jahren in Weimar sich aufhält, „St. Sylvan." Das neue Werk ist in jenem zierlichen, glatten, feinen, nicht selten glänzenden Tone gehalten, der diesen Schriftsteller auszeichnet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. November 1839.

Was für ein Seufzer! — Unerhörte That
Zeugt unerhörte Angst.

Shakespeare.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann war unausgesetzt vor mir hergegangen. Seine breitschultrige Gestalt, im trüben Mondschein nur einen leichten Schatten werfend, befand sich in aufrechter Stellung dicht vor mir; ich konnte auf das Genaueste jede seiner Bewegungen beobachten. Es kam mir jedoch nicht in den Sinn, dieses zu thun; ich folgte ihm, wie man eben Jemanden folgt, dem man den bequemen Weg gönnt und den man nicht durch nothwendiges Ausweichen stören will. Mit einem Male sehe ich die vor mir gehende Gestalt schief zur Seite gebeugt, und gerade in der Stellung, als lehne sich ein Begleiter, den er führte, auf ihn. Mein Auge gewahrte Niemanden. Der eine Arm des Hauptmanns war vom Mantel entblößt und in der Richtung gebogen, als hielte sich sein unsichtbarer Begleiter daran geschlossen; zugleich mußte der Leib desselben mit seiner ganzen Schwere auf dem Führer ruhen, denn die kräftige Gestalt des Hauptmanns war, wie gesagt, zur Seite gebückt, gerade so, als trüge er einen schweren Gegenstand. Ich hörte ihn keuchen, und sein Schritt, der Anfangs, wie wir den Weidengang betraten, so schnell gewesen war, daß ich ihm kaum folgen konnte, schleppte sich jezt langsam hin, und ich mußte öfters stille stehen, um ihn nur vorwärts gelangen zu lassen. Während dieser Pausen hörte ich ihn Klagelaute ausstoßen, die mich bis in's Innerste erschütterten. Er murmelte leise Worte, die, troz der Stille, die um uns herrschte, mir nur halb verständlich waren. So viel vernahm ich deutlich, daß er ein Gebet vor sich hin sprach und öfters dabei ausrief: „Wie schwer bist du heute! Erdrücke mich! ende meine Qual! Laß dieses das lezte Mal seyn, daß ich dich trage! Alles büßt sich auf Erden, warum nicht auch meine Schuld?“

Diese geheimnißvollen Worte, mit keuchender Brust ausgestoßen, machten in der Einsamkeit der Nacht, in der todten Einöde der winterlichen Landschaft einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Es war, als stieße sie die Verzweiflung des gemarterten Gewissens aus, als seyen es Bekenntnisse, die keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Ich machte mir jezt die lebhaftesten Vorwürfe, daß ich meine Gegenwart dem Unglücklichen nicht bemerkbar gemacht. Jezt konnte es den Anschein haben, als hätte ich ihn belauschen wollen: ein Gedanke, der mir, je länger ich ihm nachhing, desto unerträglicher wurde. Mein Entschluß war daher, schnell hervorzutreten, eilig an ihm vorüberzugehen und die Miene anzunehmen, als hätte ich nichts gehört und gesehen. Meine Aufregung verhinderte die Ausführung dieses Plans, ich zögerte

noch, als mein Vormann sich plötzlich umwandte und mich erblickte. Einen hellen Schrei ausstoßen und die Hand krampfhaft uber meinem Haupte ballen, war das Werk eines Augenblicks. Ich sah das verzerrte, leichenblasse Gesicht dicht an dem meinigen, und die leisen, mit wankender Stimme hingehauchten Worte: „Behorcht? — Angeben?" erreichten mein Ohr. Kaum hatte der Arme diese fur mich so erniedrigende Befurchtung ausgesprochen, so sank er wie todt nieder und sein Kopf fiel tief in den Schnee hinein.

Das erste Gefuhl, das sich mir hier lebhaft aufdrängte, war, den Bewußtlosen liegen zu lassen und rasch diesem unheimlichen Orte zu entfliehen; allein ein besserer Entschluß folgte der schnellen Ueberlegung. Was wäre das Schicksal des Unglucklichen gewesen, besinnungslos, in der Winternacht, von aller Hulfe entfernt, in dieser jammervollen Lage? Ich blieb daher und versuchte mit Anstrengung aller meiner Kräfte den schweren Mann vom Boden aufzuheben. Es gelang mir und ich lehnte ihn an den nächsten Weidenstamm. Er hielt die Augen geschlossen, den Mund geöffnet, die Lippen zitterten und die Zähne schlugen aneinander. Ich klopfte den Schnee aus seinem Haar, knupfte mein Halstuch ab und band es um seine Stirn, die mir verwundet schien. Es war jedoch nicht rathsam, in dem kalten Winde, der jezt uber die Fläche zu wehen begann, lange zu verweilen; ich mußte meinen Kranken in's Haus schaffen. Dieses zu bewerkstelligen, war nicht leicht. Die schwere Gestalt zu unterstutzen und fast zu tragen, fiel meinen Kräften schwer; dennoch versuchte ich es; kaum hatte ich jedoch den Arm unter den seinigen gebracht, als er aus der Ohnmacht erwachte, einen schrecklichen Schrei ausstieß und mit aller Gewalt sich von mir zu befreien trachtete. Aus seinen Mienen wie aus seinen abgebrochenen Worten merkte ich mit Schaudern, daß er mich fur seinen unsichtbaren Begleiter hielt, mit dem er noch vor wenigen Sekunden gerungen. „Schon wieder da?" rief er. „Wirst du mich denn heute nicht verlassen? — Deine Zeit ist um! Weiche von mir! fort, sag ich — weiche von mir! — Ich gehe hin, ich gehe, mich selbst anzuklagen! Nur fort! nur fort!" — Bei den lezten Worten, die mit einer das Herz zerreißenden Stimme ausgesprochen wurden, konnte ich nicht anders, ich mußte von ihm weichen, und er stürzte von Neuem ohnmächtig zu Boden.

Welch eine schreckliche Nacht! Ich verließ ihn jezt, um Hulfe zu rufen. Zum Gluck traf ich in der Nähe des Dorfes auf Bauern, die sich in der Nacht auf den Weg machten, um in der Frühe des Tages das nächste Städtchen, wo Markt war, zu erreichen. Ich bat, ich theilte Geld aus, und endlich bewog ich sie, mir zu folgen. Der Ungluckliche lag noch auf derselben Stelle; er war zur Besinnung gekommen, aber seine Kräfte waren erschöpft, er vermochte nicht, ohne Hülfe vom Boden sich zu erheben. Nachdem wir mit großer Mühe die Dienerschaft geweckt, brachten wir ihn in sein Haus, und ich sorgte dafür, daß zweckmäßige Mittel zur Verhutung eines Fiebers angewendet wurden. Dennoch blieb die Krankheit nicht aus, sie ergriff ihr Opfer mit fürchterlicher Gewalt und gestaltete sich im Verlauf von wenigen Stunden auf eine wahrhaft lebensgefährliche Weise. Mein Beruf als Arzt hätte mich zwingen müssen, das Krankenlager nicht zu verlassen, wenn nicht ohnedies meine Theilnahme mich daselbst festgehalten. Ich ordnete Alles an, sorgte im Voraus fur jeden zu befürchtenden Fall und entfernte mich erst gegen Morgen, als der Kranke in Schlummer gesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Poetische in der Geschichte.

(Schluß.)

Wie einzelne Mörder, haben natürlich ganze Völker, wenn sie im Innern oder nach Außen hin morden, ein hohes tragisches Interesse. Ich nehme hier „Morden" nicht in Bezug auf Schlachten, wo das Tödten in edler Beziehung und Form erscheint; ich verweise hier besonders auf die französische Staatsumwälzung. Wäre es bei der Masse von Verderbniß, die in Frankreich seit länger als einem Jahrhundert aufgehäuft lag und, nach einem nothwendigen Gesetz, endlich aufgähren mußte, möglich gewesen, daß dem begeisternden, von vielen Edlen mit Jubel begrüßten Anfang jener einzigen Zeit ein würdiger Fortgang entsprochen und eine ruhige Umformung zum Bessern, wie sie etwa der politische Don Quixotte Lafayette geträumt hat, sich gestaltet hätte: der Menschenfreund würde jene Tage und Jahre segnen und bei den heitern Gemälden dieser großen politischen Idylle mit Entzücken verweilen. Aber eben der Terrorismus mit allen seinen Greueln und entsetzlichem Unsinn, ist das nicht gerade der spanische Pfeffer, der jene Zeitepoche für so Viele recht pikant macht? — Zu einer Zeit, wo freche Franzosen und nachäffende Deutsche voll ekelhafter Begeisterung im Bluthund Marat, im verhärteten Danton, im Drachen Robespierre und seinem Schweif nur Helden und Märtyrer der Völkerfreiheit und des Völkerglücks, ja Ideale sittlicher Größe und Hoheit erkennen wollen, mag die Bemerkung am rechten Orte stehen, daß es auch ein Ideal falscher Stärke und Größe gibt, ein Ideal der Barbarei, das von so Vielen, welche die reine sittliche

Größe nicht fassen können, zunächst von Schwächlingen selbst, am meisten hervorgehoben und vergöttert wird.

Aber selbst für bessere Menschen hat jener Terrorismus einen eigenthümlichen Reiz. Ich möchte sagen, aus der Melodie der berühmten Marseiller Hymne, die jezt noch Tausende in Bewegung setzen kann, klinge der Geist der Revolution und ihrer Kämpfe, wie in einen Brennpunkt concentrirt, jener rothglühende, durch die Blutfarbe der phrygischen Mütze wohl bezeichnete Freiheitstaumel, der sich selbst und Andere betrog, indem er für Freiheit, Recht und Vaterland zu kämpfen glaubte; der Haß gegen Monarchen und Feudalherren, der freche Troß gegen jede bestehende Autorität, die Wollust neben der Todesverachtung, ein furchtbarer Leichtsinn, der zu Kampf und Mord wie zum Tanze geht; und wenn auch klagende Töne dazwischen klingen, gleichsam das doch hervorbrechende Bewußtseyn des frechen Uebermuths, bald gehen sie wieder in stürmischen Jubel über. — Die Thaten und Siege der Republikaner, die an den Grenzen fochten, mußten den fühlenden Zuschauer um so mehr fesseln, je lieber er seinen Blick wegwandte von den Greueln im Innern, wo das Fallbeil unaufhörlich geröthet wurde und, um einen lutherischen Ausdruck zu gebrauchen, ein Tod den andern fraß. Zu den Leuten, deren Handwerk das Tödten war, hatte sich ja die auf der Tribüne und in den Rathsversammlungen geächtete Menschheit geflüchtet.

Jeder Krieg an sich hat ein gewisses poetisches Interesse, weil ja keiner ohne jenes, schon erwähnte tragische Princip, worin Kampf und Tod Hauptelemente sind, gedacht werden kann. Je mehr aber die kämfenden Personen selbstthätig und frei erscheinen, je mehr sie Körper- und Geisteskraft, dem Gegner zu begegnen und ihn zu besiegen, anwenden, je weniger sie also belebte Maschinen sind, die der Wille eines Einzigen in Bewegung sezt, desto interessanter, desto poetischer erscheinen die Kämpfe und der Krieg. Hierauf beruht das Charakteristische, wodurch sich im Allgemeinen die Kriege der Alten von den neuern seit Erfindung des Pulvers, und manche in der neuern Zeit wieder von den übrigen unterscheiden.

Große Schlachten werden, als zu massenhaft und wenig überschaulich, abgerechnet das allgemeine Interesse, das jede Schlacht gewährt, nicht jenes poetische erregen, von welchem wir gegenwärtig sprechen; während die Kämpfe des sogenannten kleinen Krieges, die Guerillas u. s. w., in der Regel dasselbe gewähren, weil bei kleinern, mehr sich selbst überlassenen, mehr überschaulichen, auf freierem Terrain sich bewegenden Massen, der Selbstthätigkeit, der Tapferkeit und List Einzelner mehr Stoff und Spielraum vergönnt ist, mithin die Kämpfe den homerischen oder den mittelalterlichen Kampfscenen näher kommen. Bei großen Kämpfen und Schlachten ist gleichsam jedes Heer eine einzelne moralische Person, und der Geist in ihr der Feldherr; ja selbst im gemeinen Sprachgebrauche, der doch gerne das Abstrakte individualisirt, finden wir, der größern Anschaulichkeit wegen, ganze große Heere zu einer Person gemacht, wenn es z. B. heißt: der Russe hat den Türken da oder dort geschlagen.

Schlachten und Kriege haben einen Zauber, der Länder und Städte, der Dörfer und Maierhöfe mit ewiger Weihe umgibt. Noch ruht verbergendes Dunkel auf einem Ort; kaum die nächste Umgebung kennt den Namen; aber laßt den Schlachtengott darüber schreiten, und sogleich nach dem furchtbaren Schauspiel ist er welthistorisch. Noch nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden wandeln wir mit einem gewissen Schauer an diesem Ort, auf diesem Gefilde umher, als wenn Geister über der geheiligten Stätte schwebten. Dieser romantische Reiz gehört besonders mit zum historischen Charakter einer Gegend. Wie voll, wie poetisch klingen uns die Namen von Schlachtfeldern in's Ohr, und seyen sie auch an sich noch so hart, noch so gemein; der Name allein schon ist eine concentrirte Geschichte.

Leider sind Kampf und Krieg ein Hauptstoff der Geschichte. Schlagen wir nur ein einziges Blatt in ihrem großen Buch auf: es enthält eine Ilias von blutigen Kämpfen und Leiden. Aber ihre ewigen Schilderungen ermüden endlich den Geist, sie betrüben, sie verletzen ein fühlendes Gemüth, wenn nicht erwünschter, die Menschen wahrhaft beglückender Erfolg die blutigen Anstrengungen krönt. Gerne ruhen wir aus bei den freundlichen Schilderungen eines friedlichen Glücks, wenn wir den menschlichen Geist und Körper in erfreuender Thätigkeit erblicken, wenn wir sehen, wie sie das Land bauen und üppige Gefilde hervorzaubern, „wie das prangende Thal den fröhlichen Fleiß der Bewohner rühmt;“ wenn wir sehen, wie sie Städte gründen, „in welchen der Mensch näher an den Menschen rückt und das freie Gewerbe, froh des Eigenthums, munter entbrennt;“ wenn wir sehen, wie Handelsflotten „den heimischen Fleiß in fremde Länder tragen oder mit der Gabe der Ferne frohlockend heimziehen;“ wenn wir sehen, „wie von der Freiheit gesäugt, die Künste freudig emporgewachsen und im stillen Gemach der sinnende Weise der göttlichen Wissenschaft sich weiht;“ wenn wir überhaupt das Meiste von dem wiederfinden, was uns der Dichter „des Spaziergangs,“ der schönsten Idylle im höhern Sinne, die wir kennen, so unnachahmlich geschildert hat.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bayard. Neuer Kupferstich. Luftschifferei.

Zu dem Endzwecke stellte Bayard, wie Daguerre, eine Menge von Versuchen an, welche ihn allmählig zu den Resultaten gebracht haben, die er jezt vorzeigt, und die er, wie gesagt, noch nicht als den höchsten Punkt seiner Kunst betrachtet. Bei dem Eifer, der ihn beseelt, läßt sich hoffen, daß er sie in der That noch höher treiben wird, wiewohl er sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln kann, wie Daguerre belohnt zu werden. Denn es läßt sich nicht ausmitteln, ob und wie viel das Daguerresche Verfahren, seitdem es bekannt geworden, ihm behülflich gewesen ist; man wird ihn nur als einen Vervollkommner dieses Verfahrens ansehen, oder als einen sinnreichen Kopf, welcher so glücklich gewesen ist, dasselbe Verfahren auf ein anderes Material überzutragen. Auch scheint er sich wirklich außer seinem eigenen Verfahren jezt mit der Verbesserung des Daguerreschen zu beschäftigen, und in der lezten Sitzung der Akademie der Wissenschaften wurde ein Schreiben von ihm verlesen, worin er ankündigte, er habe ein Mittel gefunden, vermittelst des Daguerrotypes in wenig Minuten sehr gute Darstellungen zu erhalten. — Die Tageblätter treiben schon ihren Scherz mit dem Daguerrotype, wie mit Allem, was in Paris Lärm macht. Eines derselben erzählte neulich, ein Ehemann, welcher Ursache gehabt, auf seine Frau eifersüchtig zu seyn, habe ihr mit einem Daguerrotype nachgestellt, und zwar auf folgende Weise. Auf einer Landpartie habe sie mit einem jungen Liebhaber am Fenster eines Wirthshauses gestanden und ganz zärtlich mit ihm gethan. Der beleidigte Ehemann habe in der Ferne seine Camera obscura aufgestellt und die Treulosigkeit seiner Frau mit Hülfe einer jodirten Metallplatte daguerrotypirt, so daß Jedermann die beiden Liebenden erkannt habe, und auf dieses Aktenstück neuer Art werde ein Scheidungsprozeß gebaut werden. Vor der Hand werden die Treubrüchigen vom Daguerrotype wenig zu fürchten haben, da, wie eben gesagt, das Porträtiren bisher höchst mittelmäßig und unvollkommen ausgefallen ist. Zeichner, Kupferstecher und Lithographen, denen das Porträtiren ziemlich viel zu thun gibt, werden also so bald noch nicht diese ergiebige Quelle des Gewinnes verlieren. Indessen geht es doch den Kupferstechern in Paris bei weitem nicht mehr so gut als vormals, und bei der lezten Preisbewerbung der Ecole des Beaux arts hatten sich nur zwei junge Kupferstecher um den Preis beworben. Nur der schon bejahrte Baron B. Desnoyers wahrt noch den Ruhm der alten französischen Kupferstecherschule, wovon er so eben durch seinen großen Kupferstich: die Verklärung, nach Raphael, welche achtzig Franken kostet, einen Beweis geliefert hat. Auffallend ist es, daß die Probeabdrücke avant la lettre, auf chinesischem Papiere, welche 200 Franken kosteten und alle schnell abgesezt wurden, fast sämmtlich für Deutschland und England angekauft worden sind. Nur sehr wenige davon sind in Frankreich geblieben. Jezt ist B. Desnoyers bereits mit dem Stiche eines andern Raphaelschen Gemäldes beschäftigt. Wenn aber die Zahl der Kupferstecher in Paris sehr abgenommen hat, so hat sich dagegen die der Holzschneider seit dem Aufkommen der Pfennigmagazine außerordentlich vermehrt. Diese Beschäftigung war fast ganz eingegangen; vor zwanzig Jahren konnte man in Paris kaum noch zwei oder drei Holzschneider auftreiben, jezt gibt es deren wohl über zwanzig. — Der Luftschifferei, mit welcher schon so manche hier gescheitert, wollte neulich ein gewisser Eulriot einen neuen Schwung geben. Der Mann, welcher, wie es scheint, eine Menge von Versuchen im Kleinen, vielleicht in einem Garten oder in einem Hofraume gemacht hatte, bildete sich ein, er habe es dahin gebracht, den Ball nach Belieben lenken zu können. Sein Luftballon hatte die Gestalt eines ungeheuern Eyes, nicht einer Kugel, wie man sonst die Ballone immer gestaltet hatte. Ueber das ungeheure hohle Ey hatte er ein starkes Netz geworfen, und an diesem hing unten das Schiffchen, in das er sich setzen und die ganze Maschine lenken wollte. Er glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn, daß er keinen Anstand nahm, ganz Paris zum Zeugen seiner Geschicklichkeit auf das Marsfeld einzuladen. Wegen der schlechten Witterung mußte das Aufsteigen mehrmals verschoben werden. Er aber fuhr beständig fort, die Pariser durch große Anschlagzettel von seiner Erfindung zu unterhalten und sie aufzufordern, der Probe beizuwohnen. Endlich an einem Sonntage des Oktobers war die Witterung so günstig, als man es nur wünschen konnte, und es fehlte nicht an Neugierigen, welche gegen Bezahlung im Marsfelde, oder ohne Bezahlung außerhalb desselben die Luftschifferei mitansehen wollten. Wahrscheinlich waren viele darunter, welche sich aller Unfälle erinnerten, die auf dem Marsfelde den Luftschiffern zugestoßen, welche den Aerostat lenken und demselben eine neue Einrichtung geben wollten, von Degen, dem Wiener Uhrmacher an, dessen Flugmaschine knapp über den Boden herfuhr, bis auf den Oberst Lennox, dessen Luftballon, womit er nach England hinüberfahren wollte, sich von den Bäumen, welche ums Marsfeld herumstehen, nicht losmachen konnte. Wahrscheinlich hofften sie neuen Spaß zu erleben, und diese Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. So bald die Seile, welche den Luftballon hielten, abgeschnitten waren, flog Eulriot mit demselben in die Luft und wirbelte dann umher, ohne daß es ihm möglich war, dieser Bewegung Einhalt zu thun. Dieß war schon ein schlimmes Vorzeichen. Da er aber dabei immer in einer sehr mäßigen Höhe blieb, und man befürchten mußte, er werde vom Wind gegen irgend ein Gebäude getrieben und da zerschmettert werden, so rief man ihm zu, er solle sich seines Ballastes entledigen, um wenigstens in eine höhere Luftregion zu gelangen. Der arme Mann, welcher sich als einen Lenker des Aerostats angekündigt hatte, war schon ganz verwirrt, warf Alles hinaus, was sein Luftschiff belastete, und flog nun plözlich pfeilschnell in die Wolken, so daß man ihn bald aus den Augen verlor. Jedermann hatte sich überzeugen können, daß Eulriot nicht einmal so viel verstand, als andere Luftschiffer, und statt im geringsten seinen Apparat lenken zu können, von demselben gänzlich beherrscht wurde. Man fürchtete, es werde dem armen Manne übel gehen, und er seine Verwegenheit vielleicht mit dem Leben büßen. Es ging ihm jedoch noch besser, als er wohl selbst erwartet hatte; denn nachdem er einige Zeit in den Wolken umhergetrieben worden, langte er ein paar Meilen von Paris glücklich wieder auf dem Boden an. Diese Erfahrung scheint auf das Gemüth des Mannes gewirkt zu haben; denn die Zeitungen haben angekündigt, er verzichte auf alle ferneren Versuche und wolle sich mit dem Luftschiffen nicht mehr abgeben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. November 1839.

Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sey es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut. —

Goethe.

Launige Liebeselegien

von Adolph Peters.*

1.

Schnöd schnob draußen der Nord und fegte zu Haufen den Staubschnee,
Männer, in Mäntel vermummt, schritten mit eisigem Bart;
Doch aus dem freundlichen Hause mit aufgethaueten Fenstern
Schimmert ein Frühlingsgesicht hinter den Scheiben hervor.
Halb von Blumen versteckt sizt still beschäftigt die Holde,
Ueber der Stickerei regt sich der Künstlerin Hand.
Sinnig und liebevoll bewegen sich ihre Gedanken
Und die umschlossene Brust hebt sich in glücklicher Ruh'.
Wie sie selbst die Natur, ein lieblich Gebild nach dem andern
Schaffend im ewigen Traum, wob in Gedanken die Braut,
Alle die Blumen umher mit den halb geöffneten Kronen
Schienen der Phantasie ihrer Empfindung entsproßt.
Eben begann es zu dämmern, und freundlich im türkischen Schlafrock,
Zeitungen noch in der Hand, trat in die Thüre der Ohm,
Sprach, aufblasend des Knasters gewölkigen bläulichen Weihrauch:
Nichte, man spielte wohl heut wieder ein Robberchen Whist?
„Gern, mein Ohm; doch der Dritte? Ich dächte, der artige Vetter,
Oder der muntere Freund? Lezteren lad' ich geschwind!“
Schon stand, als ich erschien, bereitet der spiegelnde Spieltisch;
Heimlich, mit innigem Blick winkte die Theure mir zu.
„Nehmen wir Platz denn, zu ziehn!“ sprach mahnend der Ohm, und wir spielten,
Er mit dem Strohmann, ich mit der lebendigen Braut.
Schüchtern sezte sie mir auf den Fuß ihr Füßchen; ein Schauer
Süßer Entzückungen rann mir bis zum Haupt von der Zeh'.
Drob nun fehlt' ich im Spiel, und während ihr lächelnder Mund schalt,
Streichelt' mir über den Spann zärtlich ihr Füßchen herab.
Aber zufrieden benuzte der Oheim meine Zerstreuung,
Schmunzelnd macht' er anjezt einen brillanten Grandschlemm.
Robber gewann er auf Robber; wir nahmen beständig Revange,
Endlich berauscht' ihn die Lust steten Gewinnes mit Macht.
Trunken von Schlaf ließ jezt er die Karten sinken und klappernd
Stürzte die Brill' auf den Tisch, schnarchend senkt' er das Haupt.

* S. Nr. 262.

„Eia," rief ich, „popeia!" und rückte der Himmlischen näher;
Nickte der Alte herab, küßten den Takt wir dazu.

2.

Unverschämte Carossen! Man hört nicht und sieht nicht, sie rasseln
Mörderisch hin, und umsonst sucht man im Fliehen Trottoirs.
Schmieg dich, Liebchen, mir an! nur eilig vorbei dem Theater!
Bald dann wandeln wir still, einsam und selig dahin.
Siehst du den drängenden Schwarm? er zahlt, er miethet als Vorspann
Vor den Wagen der Zeit sich das geflügelte Roß.
Darum ist es gescholten, das unglückselige Völkchen:
Sucht doch anderen Rath, wählet nur unser Gespann!
Hier sizt Amor zu Bock, der kleine betrunkene Schwager
Peitscht auf die Pferdchen, erreicht immer zu früh die Station.

3.

Sucht mich heim der Herr Vetter, der Kaufherr, spricht mit Gelächel:
Macht euch, Freundchen, im Ernst, nicht zum Gespötte der Stadt!
Denn wie ich höre, so seyd ihr nunmehro verliebt, wollt freien;
Aber habt ihr ein Amt oder solides Geschäft?
„Nein, Herr Vetter, Ihr wißt es, ein liebender Schwärmer, ein Dichter
Lebt von der himmlischen Lust, auch von der Schönheit der Braut."
Hochroth, ja, mir schien's, in's Bläuliche färbte das Antlitz
Jezt des Ergrimmeten sich; aber ich sprach: „Mit Verlaub,
Wißt Ihr den Namen der Braut?" — „Nein." — „Ha, ist ein Himmel voll Sterne!
Perlen und lauteres Gold! Macht unermeßlich mich reich!" —
„Wahrlich, die Alte da drüben? Die Alte, die Reiche? Ist's möglich!
Wer hat euch plötzlich gemacht zu dem verständigen Mann?
Brav! Charmanter Gedank'! Hätt's wahrlich in euch nicht gesucht! — Brav!
Und ich bezeug' euch hiemit meinen besondern Respekt."

4.

Ueber den schreienden Markt hin eil' ich zum Liebchen im Schnellschritt,
Doch bald hier, bald dort hemmt mich das wüste Gedräng;
Tausend Feilschende gehen und stehen, sie bieten, erwägen,
Kosten, betasten, beschaun, prüfen mit Kennergesicht
Milch, Wurst, Schinken, Salat, Picklinge, Geflügel, auch Wildpret,
Eier und Butter, Gemüs', plätschernde Fische im Faß.
Hell an der Ecke dort singt's, spaziert und flattert im Käfig,
Vöglein sind es, wie bunt! „Alte, wie hoch ist der Preis
Hier von dem Gimpel? Was pfeift er? Doch solcher erbost gar zu leicht sich.
Ist nicht ein Stieglitz zu Kauf, der sich das Wägelchen zieht?
Habt nur den einz'gen noch? Schad', der mausert sich, sieht wie gerupft aus;
Einen so garstigen Spatz brächt' ich der Schönsten nicht gern."
„Seht mir doch! Garstig! und Spatz! Ei Geduld nur, die Herzallerliebste
Mausert sich auch noch, und der wächst auch kein Federchen neu."
Galligte Her' du! wollt' ich in Zorn aussprühn, doch verhielt ich's,
Kaufte das Thierchen und sprach, eilend zur Braut, im Gemüth:
Jezt bist du schön wie der Tag! Ich schwelg' in der Schönheit, die du bist;
Trinke mit glühendem Durst ihren beperlten Pokal.
Jezt, in des Herzens Entzückung und Götterbedürfniß, erblaßt' ich,
Schlösse dem lechzenden Mund sich der elysische Born.
Doch fließt einst er mir kärglich und kärglicher, will ich nicht klagen,
Noch im Entschwinden den Reiz segnen, der früh uns geeint.
Denn wir sind unser! Es fliehe die Jugend, erbleiche die Schönheit,
Ist unsterblich das Herz, ist es die Liebe zuerst:
Hoch am Haupte des Königs erglänzt noch die köstliche Perle,
Längst ist die Muschel zerstäubt, welche im Meer sie gebar.

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Den Tag darauf wiederkommend, fand ich den Diener im Vorgemach, der mir ein Brieschen überreichte. Es enthielt mit einer fiebernden Hand kaum leserlich einen Dank für die gestrige Dienstleistung und zugleich die Bitte, nicht mehr am Krankenbette zu erscheinen, da meine Hülfe unnütz sey und der Kranke sie nicht begehre. Ich faltete dieses seltsame Schreiben zusammen, ungewiß, was hier zu thun sey, als mein Blick auf den Diener fiel und ich in dessen Zügen eine heftige Unruhe ausgedrückt sah. Auf meine Frage, wie sich denn der Hauptmann befinde, erwiderte jener: „Schlecht, mein Herr, sehr schlecht. Wir wissen uns nicht zu helfen. Er

liegt jezt im heftigsten Fieber. Wenn es so fort geht, kann er in wenigen Stunden todt seyn." — „So ist die äußerste Gefahr!" rief ich. — „Ja," erwiderte der Besorgte, „allein dennoch darf ich Sie nicht hinein lassen; er hat es mir auf das Strengste untersagt, einen fremden Mann an sein Bett zu führen." — „So schickt nach einem andern Arzte." — „Auch das dürfen wir nicht. Er kennt keinen Arzt in der Umgegend; am bekanntesten ist er noch mit Ihnen." — „So will ich hinein!" rief ich entschlossen. „Wenn Lebensgefahr ist, so hat der Arzt auf keine Verbote der Art zu achten."

So machte ich mir gewaltsam Bahn. Der Hauptmann erkannte mich nicht. Das Fieber, seit meiner Abwesenheit im Steigen, hatte einen nervösen Typus angenommen: es war die entschiedenste Gefahr. Der Verfolg der Krankengeschichte gehört nicht hieher; es sey genug, daß ich qualvolle Nächte zubrachte und mit meinem Patienten litt. Es gelang mir durch unausgesezte Pflege, ihn zu retten; aber die Wurzel des Uebels, die in der Seele haftete, vermochte ich nicht zu entfernen. Den menschlichen Kräften ist ihr Ziel gesezt; wir sollen daran gemahnt werden, daß wir nur mittelbar helfen können, daß die eigentliche direkte Hülfe immer ein Werk der Gnade ist und bleibt. Mit diesem Gedanken muß der eitle Stolz auf unsere Unfehlbarkeit schwinden; die vollendetste Kunst ist immer, gegenüber der göttlichen Hülfe, ein ohnmächtiger Versuch, ein ernster, aber machtloser Wille.

Als das körperliche Leiden beseitigt war, verrichtete ich in meiner Theilnahme mit dem Unglücklichen mehr den umsichtigen und schonenden Dienst eines Seelsorgers. Ich vernahm düstere Geheimnisse, die verworren, aber desto schreckbarer das Fieber schon früher verlautbart hatte. Ich blickte in die Tiefe eines lang verschlossen gehaltenen Menschenherzens, und je länger ich schaute, desto deutlicher trat ein grausenerregender Frevel aus dem Dunkel hervor. Ich würde mich nicht für berechtigt halten, die Geständnisse des Mannes zu veröffentlichen, wenn nicht der Unglückliche bereits gebüßt hätte. Er hat seine That den Gerichten angezeigt, und just da ich dieses schreibe, haben die Furien, die ihn verfolgten, von ihrem Opfer abgelassen; ihm ward Friede. Hier folgt die einfache Erzählung, wie er sie mir selbst in jenen Nächten, wo wir bei einsamer Lampe zusammensaßen, oft wiederholte, damals noch in der Hoffnung, daß die düstere Hypochondrie dereinst noch zu beschwören sey; aber ihr hartnäckigster Stachel wurzelte im Gewissen, und so wurde er seinem Schicksal unabwendbar zugeführt.

„Meine Eltern starben früh; ein Oheim nahm mich in sein Haus und erzog mich in einfacher, fast ärmlicher Weise in einer Provinzialstadt des obern Schwedens. Ich war zum Militärdienste bestimmt; meine Neigung war es nicht. Ich liebte die Stille, die Einsamkeit, die Studien, dabei war ich weichlich und konnte kein Blut sehen; ein sterbendes Thier machte auf mich einen entsezlichen Eindruck. Dennoch blieb es bei dem einmal vom Oheim erwählten Beruf. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Kadettenschule zu St. Mit meinem Fleiße waren meine Lehrer zufrieden, nicht so mit dem, was sie den persönlichen Muth nannten, und von dem sie behaupteten, ein Soldat wäre ohne diese ehrenwerthe Eigenschaft nur eine todte, von der Disciplin in Bewegung gebrachte Maschine."

„Ich habe nie begreifen können, wie man von dem Soldaten etwas Anderes, als den durch die Strenge des Befehls erzeugten Gehorsam fordern könne. Muth ist nicht das Wort für eine Kraftäußerung, die mich in ihrer rohen Wirksamkeit an das Handwerk eines Schlächters mahnt. Muth konnte ich nur einem persönlichen Feinde gegenüber beweisen; Muth, als moralische Eigenschaft, mußte ein geistiges Gegengewicht auf der Wagschale haben; wenn man sie mit der Disciplin des Soldaten gleich stellte, erkannte man ihren wahren Werth schlecht. Diese Philosophie hatte ich mir schon frühe eingeprägt, und sie war es, die mich tröstete, wenn ich von meinen Kameraden halb im Scherz, halb im Ernst für ein weibisches Herz erklärt wurde. Was jedoch die wenigen Freunde, die ich hatte, wahrhaft beunruhigte, war ein heftiger Jähzorn, der mich zu Zeiten erfaßte, und dem ich wie ein willenloses Opfer erlag. Nicht mit Unrecht fürchteten die um mich Besorgten für die Zukunft. Ach, ihre finstern Ahnungen haben sich bestätigt!"

„Ich trat in die Armee, und die ersten Jahre meines Dienstes waren mit glücklichen und ehrenvollen Ereignissen ausgefüllt. Schnell rückte ich vorwärts, und mancher Wunsch des Herzens wurde wider Erwarten erfüllt. Es keimte in mir eine Leidenschaft, die ich früher nicht gekannt, der Ehrgeiz. In Folge desselben übertrieb ich meine Hoffnungen und spannte die Zuversicht auf ihre Erfüllung zu einer ungeziemenden Höhe. Es konnte nicht fehlen, daß die Enttäuschung eintrat, und dieses geschah auf eine, wie ich glauben mußte, für mich demüthigende Weise. Ich forderte den Abschied, er wurde mir gewährt, und ich verließ den Ort, wo ich länger als sechs Jahre gelebt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

Luftschifferei. Landstraßen und Straßenpflaster.

Eulriots Vorgänger sind alle durch Schaden klug geworden, und ob schon nach dem Scheitern des Lennoxschen Versuches angekündigt worden war, der Unternehmer wolle

seinen Luftballon verbessern und seinen Unfall bald wieder gut machen, so hat er es weislich bei dem Verluste einiger tausend Franken bewenden lassen. Die Zuschauer waren so unhöflich gewesen und hatten seinen in den Bäumen hängenden Ballon zerrissen. Eulriot wäre es vielleicht nicht besser gegangen, wenn er im Bereiche der Zuschauer geblieben wäre. Nun liegt freilich etwas Demüthigendes in dem Gedanken, daß alle Versuche, die Luftschifferei zu vervollkommnen, unglücklich ausfallen, und daß diese Kunst gar keine Fortschritte macht, indeß alle andern Künste sich so rasch entwickeln. Man muß jedoch bedenken, daß die Versuche manchmal von Leuten unternommen werden, welche nicht einmal die Luftschifferei praktisch geübt haben. Sie gehen von einer fixen Idee aus, und wollen nach dieser zuweilen ganz unvernünftigen Theorie sich in die Luft wagen. Solche Leute müssen sich noch glücklich schätzen, wenn sie nicht den Hals brechen und unversehrt wieder auf den festen Boden zu stehen kommen. Sobald wird nun wohl Niemand in Frankreich mehr versuchen, die Luftschifferei zu einem nützlichen Zwecke anzuwenden, und sie wird nach wie vor bloß dazu dienen müssen, die Zuschauer in den Lustgärten oder das Volk an den Staatsfesten zu ergötzen. Es ist ein gewisser Margat hier, welcher an diesen Tagen aufzusteigen pflegt, und der schon gegen hundert Luftreisen gemacht hat. Im Tivoligarten pflegt er jährlich mehrmals aufzusteigen, und an dem Julifeste ist er es ebenfalls, den die Regierung dazu braucht, dem Volke diese Ergötzlichkeit zu verschaffen. Margat hat die Kunst ganz so gelassen, wie er sie gefunden. Dagegen ist er aber auch stets glücklich davon gekommen, und hat alle seine Luftreisen ohne den geringsten Unfall vollbracht. Da nun kein Anschein vorhanden ist, daß man bald durch die Luft regelmäßige Fahrten wird anstellen können, so sucht man mit Recht die Erdfahrten so viel als möglich zu erleichtern. Es geht freilich nicht so schnell mit diesen Vorkehrungen, als man wünscht, aber nach und nach kommt die Sache doch zur Sprache, und was noch besser ist, zur Ausführung. Ein junger Ingenieur des Weg- und Brückenbaues im Sarthe-Departement, Namens Dumas, hat in jener Provinz sehr schöne Wege angelegt, welche die Aufmerksamkeit der Regierung und des Publikums auf sich gezogen haben, und bereits als Muster den andern Provinzen zur Nachahmung empfohlen worden sind. Dumas ist jetzt in Paris und wünscht in der Nähe der Hauptstadt eine Landstraße nach seinem Verfahren anzulegen. Hat er einmal den Beifall der Pariser, so ist sein Ruhm gesichert, und er wird Nachahmer genug finden. Aber hier ist es viel schwieriger durchzubringen als in der Provinz. Auch haben ihm vielleicht die Zeitungen, welche ihn empfohlen, eher geschadet als genützt, indem sie behaupteten, seine Landstraßen blieben deßhalb in so gutem Stande, weil er die Vorsicht gebrauche, sie stets rein fegen zu lassen, so daß kein Staub und Koth darauf liegen bleibe. Nun wäre es aber sonderbar, wenn die Landstraßen des Fegens bedürften, womit man schon in Paris kaum fertig wird. In Paris selbst hat die Polizei und die Munizipalbehörde beständig an dem Straßenpflaster zu flicken, und obschon man mehrere Versuche angestellt hat, so kann doch keine Art von Steinpflaster dem beständigen Druck und Stoß so vieler schwerbeladenen Karren lange widerstehen. In den am meisten befahrenen Straßen hat man seit einigen Jahren ein doppeltes Steinpflaster, eines über dem andern, angebracht, und noch dazu die Vorsicht angewandt, die Steine zusammenzukitten. Dadurch erhält man allerdings mehr Dauerhaftigkeit und braucht das Steinpflaster nicht so oft ausbessern zu lassen, als zuvor. Da jedoch mit der Bevölkerung auch das Fahren immer zunimmt, und die Zahl der schweren Omnibus sich sehr vermehrt hat, ohne daß deßhalb die der Miethwagen abgenommen hätte, so wird dieses so vorsichtig zusammengekittete Straßenpflaster nach wenigen Jahren doch auch abgenutzt. An verschiedenen Stellen in Paris hat man Versuche mit asphaltischem Steinpflaster angestellt. Die Steine werden vermittelst des Erdharzes zusammengekittet, und es entsteht dadurch ein äußerst starkes Straßenpflaster. Es behält aber wegen des Erdharzes stets einen übeln Geruch und hat eine schwarze unangenehme Farbe, und da die Steine nicht so hart sind, als das Erdharz, so sammelt sich das Wasser in vielen kleinen Löchern. Auf der Brücke Pontroyal, die man nun neu pflastert und mit bessern Fußwegen versieht, hat man wieder etwas neues versucht. Man hat nämlich unter dem Steinpflaster eine gegossene Lage von Erdharz angebracht, und darüber mit Steinen gepflastert. Hinsichtlich der Trottoirs hat das Erdharz die Proben sehr gut ausgehalten, und es ist nun ausgemacht, daß kein anderes Verfahren den Vergleich damit aushalten kann. Die Fußwege auf den Boulevards, auf mehreren Brücken und in manchen Straßen sind auf diese Art seit mehreren Jahren eingerichtet und erhalten sich vortrefflich. Indessen ist doch der hohe Kredit, den sich das Erdharz an der Börse verschafft hatte, stark gesunken, und die Aktien des Seysseler Asphaltes, welche sich einmal bis auf 10,000 Franks emporgeschwungen hatten, stehen nur noch zu 1600 Franks. Am zierlichsten hat man das Erdharz auf dem großen Concordeplatze angewendet, dessen Verschönerung nun endlich der Vollendung nahe ist. Da auf diesem großen Platze sich zwei breite Wege durchkreuzen, wovon der eine vom Tuileriengarten in die Champs Elysées und der diesen durchkreuzende Weg von der Concordebrücke zur Rue royale, der Magdalenenkirche und den Boulevards führt, so hat man die vier großen Seitenflächen etwas erhaben mit Erdharz belegt, welches weißliche und schwärzliche Figuren bildet. Der egyptische Obelisk steht in der Mitte, da wo sich die beiden breiten Wege durchschneiden, und nun hat man kürzlich zu beiden Seiten dieses Obelisks zwei Bassins mit Springbrunnen angebracht, wobei die Figuren und die Becken aus Bronze bestehen. Diese beiden Springbrunnen sind mehr im Renaissancestyle als im klassischen, und die Figuren gleichen mehr den bronzenen Nymphen und Wassergöttern des Versailler Schloßgartens als den griechischen Statuen des Pariser Museums; allein jener Styl ist nun einmal wieder in Aufnahme gekommen, und die Figuren haben etwas Derbes und Kräftiges, das sich in großen Räumen, wie der Concordeplatz ist, sehr wohl ausnimmt, weil es mit dem weiten Umfange und der Umgebung besser im Verhältnisse steht, als die allerdings korrekten, aber mager scheinenden Gestalten des klassischen Alterthums. Auch auf dem Platze, wo ehemals das Opernhaus stand, und der nun ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Spaziergang wird, errichtet man nun einen Springbrunnen mit bronzenen Verzierungen. Ueberhaupt werden die Springbrunnen jetzt sehr vermehrt. Es kommt nur noch darauf an, auch das Wasser zu vermehren. Die Munizipalbehörde vertröstet die Pariser mit der Hoffnung, daß sie nun bald das Wasser von weitem wird herbeileiten lassen, und daß sogar die Häuser mit Wasserröhren werden versehen werden können. Dies wäre allerdings trefflich; denn bisher waren alle Springbrunnen nur dann recht geschäftig, wenn das Wasser in Menge vom Himmel fiel; aber eben wenn's Noth that, versagten viele ihren Dienst.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. November 1839.

— Subscribe and be a hero,
Drawing a portion from the public stock
For deeds of valour to be done hereafter;
Sixpense per day, subsistence and arrears.

Walter Scott.

Scenen aus dem Leben.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

Mein Vater wollte durchaus einen Theologen aus mir machen, ich aber hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Kanzel. Dagegen leuchtete mir um so mehr der Soldatenstand ein. Mein Vater führte tausend Gründe für seine Meinung an, die alle auf den Hauptgrund hinaus gingen, daß es ein sicheres Brod sey. Da es mir bis dahin noch niemals an Brod gefehlt hatte, so erschien mir dieser Grund sehr wenig erheblich, und ich bekämpfte ihn, wenn auch nicht siegreich, doch beharrlich, mit einigen banalen Phrasen gegen Theologie und Theologen. Meine eigentlichen geheimen Gründe aber, Abneigung gegen das Griechische und Hebräische, gegen Kirchenrock und Ueberschlag, behielt ich weislich für mich. Mein Vater mochte sie aber ahnen, denn er beendigte den Streit damit, daß er sagte: „Vorerst legst du durch Erlernung der alten Sprachen einen tüchtigen Grund zu wissenschaftlicher Ausbildung; dann kannst du immer noch werden, was du willst. An dem, was der Mensch weiß, trägt er niemals schwer." Um nun die Last meiner Wissenschaft nicht zu groß zu machen, ward ich ein sehr lauer Freund meiner Classiker, und ich muß gestehen, daß mich überhaupt die Bürde meines Wissens niemals zu Boden gedrückt hat.

Mein Vater mußte bald einsehen, daß ihm der Erfolg meiner Studien wenig Hoffnung gab, ein theologisches Licht aus mir zu machen; denn ich las lieber Levaillants Reisen und Archenholzs siebenjährigen Krieg, als den Virgil und Homer, und so sagte er eines Tags zu mir: „Ich sehe schon, aus dir wird nichts; so kannst du meinetwegen dem Kalbfell folgen."

Ich war etwa siebzehn Jahre alt, als ich mit dem Tornister auf dem Rucken zu Straßburgs Thoren einwanderte. Ich trat bei einem alten Freunde meines Vaters ab, in dessen Haus ich als Knabe oft gekommen war. Der alte Herr musterte mich einen Augenblick, und da er mich für einen Conscribirten halten mochte, fragte er mich, ob ich ein Einquartierungsbillet habe. Ich zog meines Vaters Brief aus der Tasche und überreichte ihn. Nachdem er einen Blick hineingeworfen, rief er verwundert aus: „Que diable! das ist ja der kleine Fritz!" — „Vraiment!" sagte ich, „haben Sie mich nicht wieder gekannt, Papa Riff? Wo ist denn das kleine Luis'l und das kleine Charlott'l?" Der alte Herr lachte und nannte zwei neugierig dastehenden erwachsenen Mädchen meinen Namen. „Mon Dieu!" riefen sie und betrachteten mich von der Sohle bis zum Scheitel, „das ist ja das kleine Fritzemännelä?" Somit war ich im Hause wieder einheimisch

und plauderte mit Papa Riff und den beiden Mädchen in Elsäßer Manier, in schlechtem Deutsch und nicht besserem Französisch.

„Comment!“ rief Papa Riff, der inzwischen meines Vaters Brief wieder zur Hand genommen hatte, verwundert aus, „du willst Militär werden?“ — „Militär!“ wiederholten lachend die beiden Mädchen. — „C'est perruque!“ sagte der Vater. Ich war ganz erstaunt, meinen, wie ich glaubte, sehr edlen Entschluß, der einen und untheilbaren Republik meine Dienste zu widmen, auf solche Weise verspottet zu sehen. — „Ist es nicht ehrenvoll,“ fragte ich mit dunkelrothem Gesicht, „der Freiheit meinen Arm zu weihen?“ — „Das sind Phrasen,“ erwiderte trocken der alte Herr und nahm eine Prise, „die um zehn Jahre zu spät kommen. Freiheit! Wo ist sie? In der Tasche des ersten Konsuls. Es tritt jezt kein Mensch von Bildung mehr freiwillig in den Militärstand, und wen das Loos trifft, der sucht, wenn er es irgend vermag, einen Remplaçant zu stellen. Die Armee, wie sie jezt besteht, ist nur noch eine Cohorte Prätorianer, jeden Augenblick bereit, ihren Anführer auf dem Schilde zum Cäsar zu erheben.“ — Da hatte ich nun meinen Bescheid. Das Nämliche war mir von meinem Vater auch gesagt worden, aber ich wollte ihm nicht glauben. Gleichwohl blieb ich aus Eigensinn, welcher mir damals als edle Festigkeit erschien, meinem Vorsatze getreu. Die guten Mädchen weinten, als ich meinen Tornister auf den Rücken nahm, um nach Besançon abzugehen, wo ich in das dort garnisonirende 69ste Regiment eintrat.

Die Formen waren noch ganz republikanisch. Die Regimenter hießen Halbbrigaden, der Obrist Citoyen Chef, und so weiter herab: Citoyen Commandant, Capitaine &c. Die Haare, zum Theil lang herabhängend, waren weder gepudert, noch in einen Zopf gewunden. Das währte aber nicht lange; die Halbbrigaden wurden in Regimenter, die Citoyens Chefs in Obristen umgewandelt, und nun hieß es: mon Colonel, mon Commandant u. s. w. Zöpfe und Puder wurden erst gewünscht, dann befohlen, und die Armee befand sich auf dem besten Wege zu Napoleons improvisirtem Kaiserthum. Also organisirt, marschirten wir an die Küste von Boulogne ab, um, wie es in einem hochtrabenden Tagesbefehl hieß, das stolze Albion zu züchtigen.

Wir bezogen das Lager von Montreuil, das der Marschall Ney befehligte. Es erstreckte sich längs der Seeküste von Etaples bis gegen Dieppe. Ich war inzwischen Sergeant geworden. Als ich zum ersten Mal die Wache in einer Küstenbatterie bezog, machte mich mein Collega von der Artillerie, der den Posten befehligte, mit den Lokalitäten bekannt. Er begann damit, daß er den Finger in das Meerwasser tauchte, dessen Fluth eben langsam stieg und unsere Fußspitzen bespülte, und dann in docirendem Ton sagte: „Vor allen Dingen mußt du wissen, Kamerad, daß das Seewasser salzig ist.“ Als ich über diese treuherzige Belehrung lächelte, mochte er dies für ein Zeichen des Unglaubens halten und brachte seinen Finger an meinen Mund, um mich von der Wahrheit seiner Versicherung zu überzeugen. Ich spuckte aus und er rief triumphirend: „Eh bien, Camarade? Thut nichts, ich wollte es Anfangs auch nicht glauben, daß es auf Erden eine so große Marmite gesalzenen Wassers gibt, daß man für die Menage der ganzen großen Armee darin kochen könnte, ohne eine Handvoll Salz daran zu thun. Denn siehst du, Kamerad, ich bin in der Auvergne zu Haus, und wenn ich aus unsern klaren Forellenbächen einen frischen Trunk nahm, hätte ich mir nie träumen lassen, daß es anderes als süßes Wasser gäbe. Davon ist aber jezt nicht die Rede, sondern wir müssen England erobern.“ — „Meinst du,“ fragte ich, „daß es dazu kommen werde?“ — „Parbleu!“ erwiderte er, „das will ich meinen, und kann es dir Schwarz auf Weiß zeigen.“ Mit diesen Worten zog er eine Proklamation des Admirals Bruix aus der Tasche und fing, wiewohl nicht ohne einige Mühe, an zu lesen: „Tapfere Soldaten und Matrosen, Bonapartes Wahl macht mich würdig, an eurer Spitze zu stehen . . . Schon hört ihr den Ruf der Rache; alle Franzosen möchten anrücken, um eine Regierung zu bestrafen, welche die Ruhe der Welt, welche den Ruhm und das Glück unseres Vaterlandes anfeindet. Euch zuerst überträgt das Vaterland die Sorge, seinen gerechten Zorn auszuüben. . . . Seht jene Schiffe, die im Uebermuth bis an unsern Küsten kreuzen.“ Hier knitterte er die Proklamation in seiner Hand zusammen und deutete auf einige schwarze Punkte, die mehrere Meilen vom Ufer regungslos auf der glatten See lagen. „Voyez vous,“ sagte er grimmig, „ces chiens d'Anglais? Mais patience, nous les arrangerons joliment! — Wie weit glaubst du, Kamerad,“ fuhr er fort, „daß es von Frankreich nach Egypten ist? Wenn du auf dem Hafendamm von Toulon stehst und siehst in das weite Meer hinaus, wo ist Egypten? Bah! hier ist nichts und dort ist nichts, und da muß der Wind manchen Tag in deine Segel blasen, ehe du Alexandrien siehst. Jezt aber schau auf, Kamerad: die weißen Kreidenfelsen dort, das ist die Küste von England, und das ist nur ein Katzensprung. Un beau jour wird es heißen: En avant! Bonaparte ist bei Nacht und Nebel angekommen. Es ist Windstille, die englischen Kreuzer liegen wie Bleiklötze auf dem Wasser. A force de rames durchschneiden wir den Kanal, gewinnen das Ufer, rasch ausgeschifft, und ehe sie sich's versehen, sind wir in London.“

„En Angleterre nous irons,
Boire de bon vin en flacons!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gang um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

„In diesem Städtchen hatte ich ein Mädchen kennen gelernt, das durch seltene Eigenschaften des Herzens wie des Geistes mich fesselte. Meine plötzliche Abreise gab dem Verhältniß, das sich sonst wohl noch Jahre lang hingezogen hätte, eine dauernde Gestalt; ich machte ihr meinen Antrag, und sie wurde die Meinige. Abermals sechs Jahre vergingen jezt in einer ländlichen Abgeschiedenheit, wo ich den Pflichten des Gatten und Vaters lebte. Zwei meiner Kinder starben, das dritte, eine Tochter, blieb mir. Das beste Mittel gegen einen herrschsüchtigen Ehrtrieb ist, ihm die Nahrung, an der er immer neue Kräfte gewinnen kann, zu rauben; dieses war mir in der Zurückgezogenheit, in der ich lebte, gelungen. Aber ein unglücklicher Gedanke trieb mich, meinen Wohnort zu ändern und eine große Stadt aufzusuchen. Hier öffnete sich meiner Thätigkeit unerwartet ein glänzender Wirkungskreis. Man muß in ähnliche Lagen versezt gewesen seyn, man muß das ewig Begehrliche im Wesen eines ehrgeizigen Charakters kennen, um zu begreifen, wie ich hier mancher Versuchung unterlag und weitaussehende Plane schmiedete. Mein Vermögen war gering; es reichte auf keine Weise hin, den Aufwand zu decken, den ich machte, eine Schuldenlast drückte mich, die jährlich höher stieg, kein Mittel wollte sich zeigen, einer drohenden Katastrophe zu entgehen. Meine Frau theilte meinen Kummer; sie rieth mir, meine Zuflucht zu einem Oheim zu nehmen, der unvermählt und im Besitz eines großen Vermögens war. Ich reiste zu diesem Manne nach Deutschland, und da war es, wo ich zum ersten Mal diesen für mich mit einem Fluche belasteten Boden betrat.

Die meisten Einwohner des Städtchens werden sich noch auf den frühern Besitzer des Schwedenhofes besinnen. Es war ein grämlicher Alter, den man selten außerhalb der Mauern seines Besitzthums sah. Er war der Oheim meiner Frau, allein ich darf es sagen, einer der gehässigsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen. Man hatte mich auf seinen Geiz vorbereitet, allein ich fand noch manchen andern häßlichen Dämon zu bekämpfen. Der Alte reizte meine Empfindlichkeit durch die empörendsten Vorwürfe; er behandelte mich mit der zurückstoßendsten Härte; er ging so weit, seine Nichte und mich zu verwünschen, indem er mir mit der Genauigkeit eines Wucherers die unbedeutenden Geschenke herrechnete, die er bei unserer Verheirathung und bei Gelegenheit der Taufe unserer Kinder hatte machen müssen, und die, wie er versicherte, ihn fast an den Bettelstab gebracht hatten. Diesen Hohn ertrug ich, ich ertrug alles Empörende meiner Stellung dem grausamen Alten gegenüber; meine Tochter, die mich begleitete, vereinigte ihre Bitten mit den meinigen, um ihn zu einer Hülfleistung zu bewegen, für deren Rechtmäßigkeit als Forderung wir nöthigenfalls die Gesetze hätten sprechen lassen können; denn es hatten sich unlängst Papiere gefunden, die ein gewisses Erbtheil uns zusprachen. Alles umsonst. Was ich damals litt, ist nicht zu beschreiben.

Es war im Jahr 18— an einem düstern Novembertag, als sich das Unglück meines Lebens zutrug. Lassen Sie mich in der Beschreibung desselben kurz seyn. Ich will keinen beschönigenden Grund anführen, ich will keinen Umstand verschweigen; allein erlassen Sie mir die Schilderung meines Jammers. Es würde mich von Neuem auf's Krankenbett werfen.

Es waren einige Tage vorher heftige Auftritte zwischen mir und dem Alten vorgefallen. Er war darauf bestanden, daß ich reisen sollte, und ich hatte ihm erklärt, ich sey nicht so weit gegangen, ich habe diese unerhörte Kränkungen nicht erlitten, um ohne Resultat nach Hause zu kehren. Schon bei diesen Erörterungen fühlte ich meine unglückliche Krankheit in mir sich erzeugen und schnell wachsen. Ich zitterte, wenn ich mir die Folgen dachte, wenn die brutale Weise des Alten mich zum Aeußersten triebe; deßhalb schwankte ich, ob ich nicht dennoch lieber reisen, als mich der Gefahr aussetzen solle. Mein ganzes Wesen war erschüttert, ich fastete seit mehreren Tagen, ich schlief nicht, mit einem Worte, ich war ernstlich krank."

(Schluß folgt.)

An Ole Bull.

München am 29sten Oktober 1839.*

Im Drange des Lebens, wer hätte wohl je
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Betäubender Schmerz, lautlachende Lust,
Die Sorge, die Liebe, den Haß in der Brust,
Wer hätte, von ihnen geweckt und gestört,
Des Herzens innerste Stimme gehört!

* Gedichtet und gesprochen von Dr. Ernst Förster bei einem dem gefeierten Virtuosen von den Münchner Künstlern veranstalteten Festmahl, an welchem Cornelius, Schwanthaler, Kaulbach, Monten, Rottmann und viele der ausgezeichneten Maler und Bildhauer dieser Stadt Theil nahmen, und das, was sonst daselbst nicht gewöhnlich ist, durch die Gegenwart der Frauen verschönt wurde.

Im Wirbel der Schöpfung, wer hätte wohl je
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Des Meeres Brandung, der Sonnenschein,
Der Nachtigall Klage, der Sterne Reih'n,
Von Allen, wer hätte je unversehrt
Des Herzens innerste Stimme gehört!

Im Leben, im All hat der Künstler allein
Des Herzens innerste Stimme gehört.
Und ob sie in Splitter und Scherben zerfällt,
Er sammelt im Zauberspiegel die Welt;
Er hat, selbst wo sie ihm drohend wehrt,
Des Herzens innerste Stimme gehört.

Heil, Nordlandsohn! Vor Allen hast du
Des Herzens innerste Stimme gehört!
Du hast, und ob sie im Vollton spricht,
Ob sie spielend die Strahlen der Lust zerbricht,
Das Ach! zum leisesten Hauch verklärt,
Des Herzens innerste Stimme gehört.

Wir hörten dich, so haben auch wir
Des Herzens innerste Stimme gehört.
Und fließen die Tage Dir voll und rein,
Deiner tönenden Seele Wiederschein,
So hat Gott, der Dir dieses gewährt,
Des Herzens innerste Stimme gehört.

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, November.

Eisenbahn. Kunstverein. Theater.

Eine sehr angenehme Sensation erregte hier die in den lezten Tagen des Septembers im Börsensaale abgehaltene erste Versammlung des unlängst gegründeten Vereins zur Beförderung und Unterstützung der innerösterreichischen Industrie und Gewerbe. Der Erzherzog Johann präsidirte in der Sitzung, welche er mit einer gehaltvollen Rede eröffnete, worin er die Vortheile auseinander sezte, welche dem Triestiner Handel durch die Aufrechthaltung dieses schönen Vereines erwachsen, den er den hiesigen Kaufleuten auf's wärmste empfahl. Von den Angelegenheiten des Vereins ging der Erzherzog zu einem andern, höchst wichtigen Gegenstande über, der nicht nur für unsere Stadt, sondern für die ganze Monarchie vom größten Interesse ist: er legte nämlich einen, von tüchtigen Ingenieurs entworfenen und höchsten Orts bereits genehmigten Plan zur Errichtung einer Eisenbahn von Triest nach Wien vor, und äußerte, wie sehr es der Wunsch des Kaisers sey, daß dieses nationale Werk recht bald in's Leben trete, und wie er sich vom hiesigen Handelsstande versehe, daß er Alles aufbieten werde, dasselbe möglichst zu fördern. Dieses so ehrende Vertrauen wird gewiß gerechtfertigt werden; denn schon jezt werden von allen Seiten die thätigsten Schritte zur Lösung der in Rede stehenden Frage gethan, und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß die Zeit nun nicht mehr fern sey, wo wir Morgens noch an den Ufern der Adria wandern und am Abende desselben Tages in den Kunsthallen der großen Kaiserstadt unser Auge und Ohr weiden. — Nach dem erwähnten Plane wird beim Sömmering eine Unterbrechung der Bahn stattfinden, und die hohe Bergstrecke mit Pferden zurückgelegt werden. Bei dem Kastell von Duino, ungefähr drei Stunden von Triest, soll die Bahn mit der großen lombardisch-venetianischen in Verbindung kommen, zu deren Ausführung jezt ebenfalls die ernstlichsten Schritte gethan werden. — Vor Kurzem wurde auch die erste Sitzung des hier zu errichtenden Kunstvereins abgehalten, für welchen sich die regste Theilnahme zeigt. Zur Gründung eines vorläufigen Fonds werden die hiesigen Damen Handarbeiten liefern, die zum Besten des Vereins im Wege einer Lotterie ausgespielt werden sollen.

Dieser Tage hatte ich Gelegenheit, das neueste Gemälde des in Rom lebenden deutschen Malers Tunner zu sehen, welches für die ständische Bildergalerie in Grätz bestimmt ist. Es ist ungefähr 2½ Schuh breit und zwei hoch; die darauf befindlichen Figuren sind, mit Ausnahme des Jesuskindes, Kniestücke. Der Sinn des Stücks ist: das erste Menschenpaar wird vom Heiland getröstet. Auf einen Stab gestüzt, befindet sich zur Linken des Beschauers Joseph in einem braunen Talar, dessen Säume mit heiligen Sprüchen bezeichnet sind; ein herrlicher Kopf. Neben ihm ist die Madonna mit dem Jesuskinde, die erste ganz, wie wir sie auf Raphaelschen Bildern zu sehen gewohnt sind; das Engelsköpfchen des lezteren fesselt im höchsten Grade; doch sind die übrigen Körpertheile etwas zu groß ausgefallen. Vor beiden stehen in Anbetung versunken Adam und Eva im Naturzustande, mit Feigenblättern bedeckt; vortreffliche Gestalten, zumal ist leztere voll Seele, Leben und Frische, ein wahres, sprechendes Bild der tiefsten Reue und Demuth, eine Gestalt, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruht und von der es sich nicht leicht trennen kann. — Unser Teatro grande wurde mit Donizettis anerkannt schöner Oper „Lucia di Lammermoor" eröffnet. Ohne Uebertreibung darf ich sagen, daß keine italienische Bühne, die in Paris etwa ausgenommen, einen solchen Verein von echten Künstlern, wie dieses Jahr die unsrige aufzuweisen hat. Es ist schon so viel von Caroline Ungher gesagt worden, daß ich mich jeder Schilderung ihres Spiels und Gesangs füglich enthalten kann. Wie überall, wurde und wird sie auch hier jeden Abend auf's ehrenvollste gefeiert. Das Theater ist immer zum Erdrücken voll, und der Jubel, der sie empfängt und ihr stets folgt, grenzt an Fanatismus. Ihre Salons sind stets gefüllt; die hochgestelltesten Personen werben um ihre Freundschaft, die geschäztesten Schriftsteller Deutschlands und Italiens stehen mit ihr in fleißigem Briefwechsel, und selbst der ernste Philosoph Giordani widmete ihr einige Schriften, und gab sogar unlängst ein Werkchen über sie heraus, worin er ihre Verdienste bis an den Himmel erhebt. Schon durch ihre Wohlthätigkeit muß die Künstlerin höchst achtungswürdig erscheinen. Die öffentlichen Blätter gaben das Zeugniß, wie viel sie für ihre Landsleute nach der Ueberschwemmung der Donau gethan, und es vergeht kein Tag, wo nicht von nah und fern Hülfsbedürftige sich an sie wenden, und noch ist keiner leer von ihr gegangen. Erst unlängst gab sie hier für den plözlich erblindeten Virtuosen Fajano aus Neapel ein Concert, und dieser Unglückliche dankt ihr mit seiner Familie den Unterhalt vielleicht eines ganzen Jahrs.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 43 u. literarische Anzeige für Leihbibliotheken und Lesezirkel von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. November 1839.

— Ein Dampf vom Acheron
Steigt von der Nacht uralten Töchtern auf;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.

Goethe.

Der Gang um Mitternacht.

(Schluß.)

„In der Nacht des fünfzehnten Novembers trieb es mich in's Freie. Ich ging dort unter den Weiden am Bache, wo Sie mich getroffen haben. Ich wollte allein seyn, nicht einmal meine Tochter mochte ich um mich leiden. Ich befand mich in einem Zustand, von dem Sie sich keinen Begriff machen können. Ein paar Schritte war ich auf und ab gegangen, als ich eine Gestalt auf mich zukommen sah. Der Nebel hinderte mich, sie zu erkennen; ich wollte ausweichen, aber der Unbekannte stand schon vor mir. Es war der Alte. Er mochte aus ähnlichen Gründen, wie ich, die Einsamkeit suchen; vielleicht trieb ihn auch ein seltsames Vorhaben in diese verlassene Gegend. Er hielt ein Kästchen unter'm Arm, das er mir zu verbergen strebte. Ich grüßte und fragte gleichgültig, was er da habe. Er lachte in seiner höhnenden Weise und antwortete: „Dukaten." Wir wollten an einander vorbeigehen; in dem Augenblicke stieß er mich unsanft und rief dabei: „Aus dem Wege!" Ich blieb stehen, wollte etwas erwidern, that es aber nicht. „Nur weiter!" rief er, „oder wollt Ihr etwa zusehen, wo ich meinen Schatz begrabe, um ihn gleich hinter meinem Rücken wieder auszugraben?" Ich zitterte am ganzen Leibe, allein ich schwieg. Es war eine gottverlassene Stunde. Eilige Flucht hätte mich allein noch retten können; aber es war, als hielte mich der Boden mit eisernen Klammern. „Nun!" rief der Alte mit gräßlichem Hohn, „nun! fort, sag ich — Bettler!"

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als er auch, von meiner Faust getroffen, am Boden lag. Im nächsten Moment hatte ich den Kasten ergriffen und schmetterte ihn auf das Haupt des Liegenden. Er stieß einen kreischenden Laut aus. Die scharfe, eisenbeschlagene Ecke des Kastens hatte seine Schläfe getroffen, Blut befleckte sein Kleid — ich hatte einen Mord begangen. Dieses wurde ich inne, als ich das Blut sah. Mein fürchterlicher Schauder, den ich von Kindheit an beim Anblick von Blut empfand, kam über mich, und ein Entsetzen, ein Todesschreck lähmte meine Glieder. Ich lehnte mich an den nächsten Baum und kämpfte mit Besinnungslosigkeit; da schreckten mich plötzlich Schritte auf, die in der Entfernung ertönten. Sie kamen näher. Ich begriff, daß mein Frevel entdeckt werden mußte, wenn ich nicht schnell mich ermannte. Mit Aufbietung aller Kräfte hob ich mein Opfer in die Höhe, faßte ihn unter dem Arm und ging mit ihm, oder ich schleppte ihn vielmehr einige Schritte weiter, indem ich dadurch die uns Begegnenden glauben machte, wir gehen neben

einander her. Der Alte war noch nicht todt; während er sich auf mich lehnte, kämpfte er den Todeskampf, und sein gräßliches Stöhnen drang geradezu in mein Ohr. Ich weiß nicht, war es Traum meiner erschütterten Einbildungskraft, war es die Stimme des Sterbenden selbst; aber ich hörte deutlich die Worte: „Gut, gut! so wollen wir noch manchen Spaziergang in der Nacht machen!" Als die Gefahr, entdeckt zu werden, vorüber war, brachte ich die Leiche in's Schloß. Meine Tochter wurde Mitwissende, und unsern vereinten Bestrebungen gelang es, den Tod einige Tage zu verheimlichen und später ihn unter glaubwürdigen Umständen bekannt werden zu lassen. Der Alte war apoplektischen Zufällen ausgesezt, und es konnte sein plötzliches Ende eben nicht auffallend seyn.

Mein armes Kind überlebte die schwarze That nicht lange. Auf ihrer jungen reinen Seele haftete zu schmerzlich ein solches Erinnern. Ich blieb standhaft; aber meine Strafe war mir zugetheilt. Nachts zur Zeit des Vollmonds treibt es mich immer mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in jene einsame Gegend, und da geschieht mir, was ich nicht erklären kann und nicht deuten will: ich will es Krankheit nennen. Gibt es doch Fälle, wo eine zerrüttete Einbildungskraft Aehnliches erfahren und sehen läßt. Kann nicht die Gestalt, die ich deutlich sehe, die mit ihren Blutspuren mich besudelt, die sich sterbend auf mich lehnt und deren bekannte Züge mich Todespein ausstehen lassen, kann das nicht Alles nur Bild und Traum seyn? Ja, es ist nichts anderes — es darf nichts anderes seyn! O ich bin unendlich elend!"

Ich breche hier kurz ab und lasse mich nicht auf die weitläufigen Untersuchungen und Zweifel ein, die wir gegen einander austauschten, um die nächtliche Erscheinung zu deuten. Sie sey als düsteres Nachtbild dahingestellt. Es gibt für jedes Verbrechen eine strafende Nemesis; ob es ihr aber gestattet ist, ein solch gräßliches Gewand anzulegen, ob sie nur, hinter Traum und Schatten sich verbergend, diese Gestalten lügt, dieses zu unterscheiden, wird dem eifrigsten Forscher ewig unmöglich bleiben.

Nie werde ich aber jene Novembernacht, wo mir zum ersten Mal eine unheimliche Macht nahe trat, vergessen.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach seinen Gesang durch die Bemerkung, daß wir, wenn auch glücklich gelandet, am feindlichen Ufer die Heeresmacht Großbritanniens zu bekämpfen haben würden. „C'est pour le chat," erwiderte er und zog den Argus (ein Pariser Blatt) aus der Tasche, der sich über das Aufgebot der englischen Freiwilligen in französischer Weise lustig machte und erzählte, wie viele Unglücksfälle durch ihre Ungeschicklichkeit beim Exerzieren jedesmal vorfielen. „Siehst du, Kamerad," fuhr er fort, „dieses englische Krämervolk weiß nicht mit dem Gewehr umzugehen. Der Eine läßt den Ladstock im Lauf. Puff! fliegt er hinaus; jezt lade wieder! Ein Anderer stopft drei, vier Patronen hinein, ohne ein einziges Mal losgeschossen zu haben. Puff! da plazt das Gewehr. Nun kommen wir, marschieren auf: Feu de peloton! Feu de bataillon! Feu de regiment! Puff! Paff! En avant! Croisez les bajonnettes! Die Tambours schlagen Charge, und die englischen Boutiquiers stieben auseinander wie Spreu vor dem Winde. Nous voilà à Londres!"

Inzwischen war die Fluth gestiegen und wir hatten uns in die Batterie zurückgezogen. Ein frischer Wind wehte, und als ich in die wogende See hinaus blickte, hatte sich der Rumpf der feindlichen Schiffe mit weißen Segeln bedeckt. „Voilà vos chiens d'Anglais!" sagte ich lachend zu meinem Collegen. „Vraiment!" erwiderte er ruhig, „ils profitent de la marée. Wir haben hohe Fluth. — He da, Kinder!" rief er seinen Kanonieren zu, „macht den Rost fertig; wir wollen ihnen unsere Kugeln ganz glühendheiß eingeben." Zwei Fregatten nahten mit vollen Segeln, hinter ihnen erhob sich ein Dreidecker majestätisch aus den Wellen und folgte in gemessener Entfernung ihrem Lauf. Vor ihnen her floh mit dem Winde, wie Taucherenten vor dem hochhalsigen Schwan, eine Schaar Fischerbarken und wachehabender Penischen. In der Batterie war es mäuschenstill und man sprach nur durch Zeichen. Als die Fregatten mit dem Winde umlegten, um der Batterie eine ihrer Seitenwände zuzukehren, sahen die Kanoniere ihren Befehlshaber erwartungsvoll an. Er strich sich den Schnurrbart und murmelte zwischen den Zähnen: „Cela ne presse pas." Jezt hüllte sich die Seitenwand der feindlichen Schiffe in Rauch, aber nur wenige Kugeln erreichten das Ufer. Die Batterie schwieg. Der Feind fuhr fort, volle Lagen zu geben, und kam dem Ufer immer näher. Seine Kugeln schlugen in und neben der Batterie ein. Die Kanoniere an den Stücken schnitten Grimassen, als ob sie vor Ungeduld zerplatzen wollten. Der alte Sergeant lächelte mit listiger Miene. Die Stücke waren gerichtet, die brennende Lunte zur Hand, es fehlte nur noch an dem verhängnißvollen Worte Feuer! Plötzlich ertönte der Donner des Geschützes von einer auf einem Vorsprung der Küste liegenden, aber ziemlich entfernten Batterie. „Oh! Oh!" riefen die Kanoniere verächtlich, „que veulent ils là bas!" Zum allgemeinen Erstaunen aber schlugen die Kugeln

jener Batterie in und neben die feindlichen Schiffe ein, und der alte Kriegsmann, jetzt das Geheimniß enthüllend, rief triumphirend aus: „Ils y ont mis secrètement de fameuses corilevunes! C'est-ce que vous ne saviez pas vous autres.“ Nun fing auch unsere Batterie an tüchtig zu feuern; eine dritte folgte. Als der Vordermast einer der Fregatten mit Segeln und Takelwerk über Bord fiel, erhob sich ein allgemeines Jubelgeschrei; die feindlichen Schiffe entfernten sich vom Ufer und allmählig schwieg das Feuer.

Wenn ich diesen Auftritt etwas ausführlich geschildert habe, so geschah es weniger um des Gegenstands selbst willen, als um im Vorbeigehen eine Charakteristik französischer Soldateska zu geben.

Die Scene war neu für mich; in der Folge wurde sie mir fast alltäglich. Es war mehr ein Schauspiel, als ein ernstliches Gefecht. Von Zeit zu Zeit legten sich, von der Fluth begünstigt, die feindlichen Schiffe unsern Batterien gegenüber und eröffneten ein Feuer, wo von beiden Seiten viel Pulver verplatzt, aber kein dem Aufwand entsprechender Schaden angerichtet wurde. Es schien, als ob beide Theile das Bedürfniß fühlten, die Monotonie dieses Küstenlebens durch eine kleine kriegerische Aufregung zu unterbrechen, wobei freilich die Initiative immer in der Hand der Engländer lag.

Die Kanalflotte bestand aus Plattschiffen; die kleinsten derselben führten auf dem Vorderdeck einen Vierundzwanzigpfünder; die Kanonierschaluppen hatten eine Jagdkanone von gleichem Kaliber und auf jedem Bord einen Zwölfpfünder; die größten Fahrzeuge der Kanalflotte waren Prahmen, welche zwölf bis sechzehn Kanonen führten. Die gewöhnliche Bemannung bestand aus fünf bis sechzehn Matrosen und zwanzig bis fünfzig Soldaten. Für eine solche Anzahl war der Raum schon sehr eng. Bei der projektirten Landung in England aber sollte jedes dieser Fahrzeuge, neben den Landkanonen und ihren Laffetten, noch 100 bis 200 Soldaten fassen; bei den damit gemachten Versuchen zeigte sich's, daß in diesem Falle auf dem Verdeck Kopf an Kopf stehen mußte. Hätte sich nun bei der Ueberfahrt ein Wind erhoben, der den englischen Kriegsschiffen zu manoeuvriren erlaubte, so würden sie, ohne einen Schuß zu thun, durch den bloßen Chok diese kleinen Fahrzeuge in den Grund gebohrt haben. Nichts destoweniger zweifelte der französische Soldat, dem Alles möglich scheint, keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge der Landung.

Eine andere Gefahr drohte den Schiffen im Hafen selbst — die des Verbrennens. Da der Hafen von Boulogne, so wie alle Häfen am Kanal, seicht ist und zur Ebbezeit kein Wasser hat, und da die Schiffe ihrer großen Zahl wegen Bord an Bord lagen, so hätte eine Feuersbrunst die ganze Flotille unfehlbar vernichtet. Deßwegen mußte die ganze Nacht über die halbe Mannschaft auf dem Verdeck Wache halten, um etwaigen Verrath zu vereiteln, während ein Gürtel von Wachschiffen auf der Rhede den Hafen umgab, um das Annähern feindlicher Brander zu hindern. Schauerlich tönte hier in der Dunkelheit der Nacht aus rauhen Kehlen von Schiff zu Schiff der eintönige Ruf: Bon quart! während links und rechts von der Anhöhe herab die Feuer der Küstenwache loderten und der Warnungsruf erschallte: „Sentinelle, prenez garde a vous!“

Bei günstiger Witterung lief ein Theil der Flotille aus und legte sich auf der Rhede vor Anker. Wenn stürmisches Wetter eintrat, pflegten die englischen Kreuzer die französische Küste zu verlassen, und wir kehrten in den Hafen von Boulogne zurück. Dieses Einlaufen war wegen der großen Zahl der Schiffe, welche sich beeilten, den Port zu gewinnen, und wegen der Enge des Hafeneinganges, häufig mit Gefahr verknüpft. Bei einer dieser Einfahrten erfuhr ich zum ersten Male die Gefahren eines drohenden Schiffbruchs. Die See, vom Winde gepeitscht, ging hohl; die Ordnung des Einlaufens wurde theils durch die natürliche Ungeduld der Schiffbefehlshaber, theils durch die Wuth der entfesselten Elemente, welche das Manoeuvriren erschwerten, unterbrochen, und bald erblickte man nur noch ein Chaos von Schiffen, welche dem Hafen zueilten. Die Kais und Forts am Ufer waren mit Tausenden von Zuschauern bedeckt, welche im Gefühle behaglicher Sicherheit das gefährliche Schauspiel betrachteten. Als wir uns dem Hafen näherten, kamen wir in Gefahr, mit einer Kanonierschaluppe zusammenzustoßen, die, ihrer Bewegungen nicht Herr, im vollen Laufe daherschoß. Auf das laute, Wind und Wellen übertönende Commando: virez de bord! waren wir glücklich genug, dem Stoße auszuweichen; aber eben dieses Manoeuvre hatte uns aus dem Fahrwasser des Hafeneingangs gebracht, und wir nahmen mit Schrecken wahr, daß wir in furchtbarer Nähe auf die Brandung des rechten Hafenforts zutrieben. Alles erstarrte, noch eine Minute, und unser Schiff zerschellte an der Mauer des Forts. Vom Lande erhob sich aus tausend Kehlen ein Schrei des Entsetzens. In diesem Augenblicke sah ich einen Matrosen, todtbleich, nach dem Hinterdeck stürzen; er warf rasch den Anker aus, dieser fiel und faßte Grund, sonst waren wir verloren. Nun wogten wir mitten in der Brandung; wenn der Anker schleppte oder gar riß, so waren wir im nächsten Augenblick in den Wellen begraben. Wir setzten das Boot aus, um ein Tau an's Land zu bringen; aber die Wellen schleuderten es bald hoch hinauf bis zur Höhe unseres Mastkorbs, bald tief hinab bis zum Kiel des Schiffes; es tanzte wie eine Nußschaale auf den empörten Wogen und konnte sich nicht vom Schiffe entfernen.

Mehrere Boote liefen vom Hafen aus, um uns ein Tau zu bringen; aber wegen der furchtbaren Brandung mußten sie sich in gemessener Entfernung vom Schiffe halten, um nicht an dessen Seitenwänden zertrümmert zu werden. Auf dem Vordertheil dieser Nachen stand ein Matrose, das geringelte Tau in der Faust, um es mit kräftigem Arm an unsern Bord zu schleudern. Es war ein kläglicher Anblick, wie sich alle Hände darnach ausstreckten, es zu fassen. So oft es, zu kurz geworfen, in das Wasser fiel, erhob sich ein Jammerschrei auf dem Schiffe, der am Lande aus tausend Kehlen widerhallte. Inzwischen hatte man, an einem glücklichen Erfolg beinahe verzweifelnd, von den Forts die Korkschiffchen niedergelassen, als lezten Nothbehelf, um vielleicht einzelne Schiffbrüchige zu retten, wenn das Fahrzeug in Trümmer ginge. Sie wogten hin und her in den Wellen, und an der in der Mitte befestigten Stange flatterte die dreifarbige Fahne. Wir hatten die Oberkleider abgeworfen und standen, im Hemd und Beinkleidern, baarhäuptig und baarfüßig, auf dem Verdeck, um alsbald über Bord zu springen, so wie der Anker reißen würde.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Triest, November.

(Schluß.)

Theater. Literarische Notizen.

Sehr verdienstvoll sind auch die Kunstleistungen des mit der Ungher auf unserer Bühne agirenden Tenors Moriani, welcher mit einer höchst lieblichen Stimme viel Bühnenkenntniß vereint, und des Bassisten Cosetti, welcher besonders in der Donizettischen Oper „Marino Faliero" entzückte. — Außer dem Teatro grande sind jezt noch zwei andere Theater: das Teatro Mauroner und das Teatro filodramatico für's Schauspiel geöffnet. Drei Theater in Triest, und alle drei fleißig besucht! Wie es heißt, soll auf der Piazza del ponte rosso ein neues Opernhaus gebaut werden, da das Teatro grande, welches nur 1500 Personen faßt, schon zu klein zu werden anfängt. — Nächstens eröffnet Herr Heinrich Favarger hier eine Buchhandlung im großen Maßstabe. Da er dadurch einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abhilft, so ist dem Unternehmer ein sehr günstiges Horoscop zu stellen. — Der bekannte Dichter Heinrich Stieglitz war hier, und schiffte sich mit dem Dampfboote des Lloyd nach Dalmatien ein, von wo er einen Abstecher nach Montenegro machen wird. Ein längerer Aufenthalt in Istrien verschaffte ihm die Gelegenheit, die noch zu wenig gekannten Alterthümer in Pola und Aquileja genau kennen zu lernen, und er wird das Resultat seiner Forschungen nächstens diesen Blättern übergeben. Sonst sind wir hier ziemlich arm an städtischen Neuigkeiten. In Ermangelung derselben erlauben Sie mir, einige kurze Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst in Italien zu machen. — Manzoni hat mit der Typographie Guglielmi und Radaelli in Mailand einen Kontrakt zur neuen Herausgabe seiner promessi sposi und der Colonna infame abgeschlossen. Beide Werke werden fünfhundert Holzschnitte zieren, welche von Künstlern in London und Paris angefertigt werden. — Der Baron Cosenza schrieb ein Drama, „Margherita Pusterla," welches auf den Bühnen zu Mailand, Pavia und Como mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. — Giuseppe Sacchi gab einen Band Erzählungen heraus, unter dem Titel: Racconti morali e storici (moralische und historische Erzählungen). — Von Colleonis „Il milite romano" (der römische Soldat) ist jezt der fünfte und lezte Band erschienen. Das Werk ist sehr gediegen, und in Form und Diction vortrefflich zu nennen. — Der Dichter Cesare Perini wurde nach Oporto berufen, um vier Dramen zu schreiben, deren Stoff der Geschichte Portugals entlehnt ist. — Von Tommaseos „Sinonimi" erscheint eine verbesserte Auflage. — Von Volpi in Mailand ist ein Dizionario universale artistico (allgemeines artistisches Wörterbuch) angekündigt. Das Dizionario di Conversazione, eine Nachbildung unseres Conversationslexicons unter Leitung des berühmten Schriftstellers Carrer geht mit langsamen Schritten vorwärts. — In Mailand erscheint ein Panlessico in sechs Sprachen; in Florenz ein Dizionario biografico universale und in Bologna eine Uebersezung von J. J. Rousseaus Dictionaire de la musique. — Von den neuen Zeitschriften in Mailand zeichnen sich durch werthvolle Aufsäze aus: Il politecnico und das juristische Journal la bilancia. — In Turin gibt Lissoni Laurents Geschichte Napoleons mit Zeichnungen von Vernet heraus. — Der Buchhändler Gallerini in Rom kündigt die Herausgabe sämmtlicher Werke des Dichters Angelo Maria Ricci an. — Campiglio hat einen historischen Roman Elena della Torre vollendet, und Monsignor Moroni besorgt nun sein Dizionario enciclopedico della vita pubblica e privata de pontefici. — Eine ehrenvolle Erwähnung verdient das in Wien von Dr. Bolza herausgegebene Journal Rivista viennese, das als Vermittler der deutschen und italienischen Literatur angesehen werden kann. Wir finden darin außer literarischen Aufsäzen werthvolle Uebersezungen in beiden Sprachen. Von den deutschen Mitarbeitern nenne ich unter Andern Streckfuß; am fleißigsten ist der Redakteur selbst, der sich dadurch ein unverkennbares Verdienst um beide Literaturen erwirbt.

Die Kunstnotizen überlasse ich dem Kunstblatt; daher nur noch Einiges von öffentlichen Arbeiten. — Erfreulich ist es zu hören, daß man in Sizilien anfängt, dem Straßenbau ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken, wodurch eine regelmäßige Postverbindung zwischen den Provinzen Messina, Catania und Salerno zu Stande kam. — In Neapel projektirt man ebenfalls wichtige Arbeiten; der königliche Palast wird restaurirt, der Molo vergrößert; die Eisenbahn zwischen Neapel und Castellamare nähert sich der Vollendung, und nun gedenkt man mehrere Berge durch Hängebrücken zu verbinden. — Der Hafen von Livorno soll erweitert und zur bequemeren Aufnahme der Schiffe eingerichtet werden. — In der Romagna schreitet die Austrocknung der Sümpfe rasch vorwärts, eben so in der Lombardie, wodurch bedeutende Strecken für den Ackerbau zwischen dem Po und dem Tessin gewonnen worden sind. — Ein besonderes Augenmerk wird jezt auch in Italien, angeregt von dem Baron Corvaja in Neapel, auf die Weinkultur gerichtet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. November 1839.

— Guidez mon oeil dans ce brillant désert,
Labyrinthe de feux où le regard se perd.

Lamartine.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

Dargestellt von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung von Nr. 243.)

Wir haben in der vorangehenden Darstellung der neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel die endlich durch einen so glänzenden Erfolg belohnten langen Bemühungen zur Bestimmung der wahren *Entfernung der Fixsterne von der Erde* nur vorläufig und, um der Gesammtübersicht unseres Gegenstandes nicht zu schaden, im Allgemeinen darstellen können, müssen aber nunmehr darauf, als den wichtigsten Punkt unseres Vortrags, nochmals zurückkommen. Erst dann wird sich die ganze Schwierigkeit dieser Bestimmung und der Trennung des Resultates von den Miteinflüssen der *Aberration* und *eigenen Bewegung der Fixsterne*, gleichwie der eigentliche Grund des Fehlschlagens der vielen früheren Bemühungen auf eine wahrhaft lehrreiche und interessante Weise übersehen lassen.

Unter *Parallare* im weitläuftigsten Sinne versteht man bekanntlich den Unterschied der beiden optischen Orte eines Gegenstands, wenn derselbe von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet wird. In der Astronomie findet dieser Begriff eine *doppelte* Anwendung. Rücksichtlich der *näheren* Himmelskörper, z. B. des Mondes, der Planeten, deren Entfernung von der Erdkugel nur so groß ist, daß der Halbmesser der lezteren dagegen noch in Betracht kommt, versezt der Astronom einen Zuschauer in Gedanken in den Mittelpunkt der Erde, stellt sich den Ort, wo dieser das Gestirn sieht, als den *wahren* Ort desselben, und den, wo es ein zweiter Beobachter von der Oberfläche aus wahrnimmt, als den *scheinbaren* vor und nennt den Unterschied zwischen beiden die *tägliche Parallare*. Findet sich aber die Entfernung des Himmelskörpers, wie bei den Fixsternen, so groß, daß der Erdhalbmesser dagegen gleichsam verschwindet und eine größere Standlinie gewählt werden muß, so denkt man sich einen Zuschauer in der Sonne und einen zweiten in einem Punkte der *Erdbahn* und nennt die so zu ermittelnde Parallare, im Gegensatze der oben definirten „täglichen," die *jährliche*. Der Grund beider Benennungen ergibt sich somit von selbst. Man könnte zwar einwenden, daß uns weder eine Beobachtung aus dem Mittelpunkte der Erde, noch aus der Sonne möglich sey, und dies Alles demnach wie eine bloße Fiction erscheine; allein was die *tägliche* Parallare betrifft, so lassen sich Beobachtungen von zwei entfernten Orten der Erdoberfläche aus, durch *Rechnung*, auf den Mittelpunkt

der Erde zurückführen, und hinsichtlich der jährlichen Parallaxe haben wir schon früher gezeigt, daß dieselbe durch Beobachtungen an den beiden Endpunkten des Durchmessers der Erdbahn vertreten wird, welche die größte Veränderung, die der Ort eines Sterns im Laufe des Jahres erfährt, und damit offenbar das Doppelte der jährlichen Parallaxe, nach der eben beigebrachten Erklärung geben, so daß man also damit einen Werth erhält, dessen bloße Halbirung dasjenige gewährt, was man durch unmittelbare Beobachtung von der Sonne aus erlangen würde.

Unter den früheren Astronomen, die sich durch Anstrengungen zur Bestimmung der Fixsternparallaxe, d. h. also des Winkels ausgezeichnet haben, den eine aus der Sonne und eine zweite aus einem Punkte der Erdbahn nach demselben Fixsterne gedachte Standlinie an diesem Sterne einschließen würden, und woraus die Entfernung desselben von der Erde sogleich gefolgert werden kann,* steht der dem Namen nach von uns schon früher erwähnte Engländer Jakob Bradley obenan; und wir müssen seine Versuche besonders anführen, da er zwar nicht, was er suchte, nämlich nicht diese Parallaxe, dagegen aber die Aberration des Lichtes der Fixsterne (oder vielmehr das Gesetz der Lichtabirrung überhaupt) fand, deren Einfluß, wie angeführt, so sorgfältig von der übrigen Ortsveränderung eines Sterns getrennt werden muß, um den Betrag der Parallaxe desselben unverfälscht zu erhalten.

Jakob Bradley, geboren 1692 zu Shireborn in England, hatte zu Oxford Theologie studiert und bereits eine Pfarre erhalten, gab aber seine Stelle aus Neigung zur Astronomie auf und erwarb sich in dieser Wissenschaft schnell einen solchen Ruf, daß er schon 1721 Professor der Astronomie zu Oxford wurde. Er machte hier die Bekanntschaft eines englischen Edelmanns, Molyneux, eines gleich eifrigen Liebhabers der Sternkunde, welcher in seinem Hause zu Kew, dem jetzigen königlichen Palast, ein sehr sorgfältig ausgestattetes Observatorium besaß, und sie verbanden sich zur Wiederaufnahme von Beobachtungen zur Bestimmung der Parallaxe der Fixsterne, mit welchen sich schon einige Jahrzehnte früher ein anderer gelehrter Engländer, Robert Hooke, aber fruchtlos beschäftigt hatte. Diese Reihe von Beobachtungen ward von ihnen im December 1725 angefangen, und sie bedienten sich dabei eines, von dem großen englischen Künstler Graham verfertigten Sectors von 24 Fuß Halbmesser, dessen Gradbogen nur wenige Minuten des Kreises enthielt, so daß eine sehr große Genauigkeit der Resultate davon erwartet werden durfte. Zu ihrer außerordentlichen Verwunderung entdeckten sie aber damit zwar nicht die gesuchte Parallaxe, wohl aber eine andere, allen Fixsternen, mit Modifikationen jedoch, welche aus deren verschiedenen Stellung hervorgehen, gemeinschaftliche, scheinbare Bewegung, bei deren Darstellung ich mich indeß, um die vollkommenste Deutlichkeit der Vorstellung in dieser schweren Materie zu bewirken, auf den einzigen Fall beschränke, wo sich der Stern mit der um die Sonne kreisenden Erde in derselben Ebene, also in der Ebene der Ekliptik selbst befindet.

(Fortsetzung folgt.)

* Man findet nämlich durch eine leichte Rechnung, daß, wenn jener Winkel, den eine gerade Linie aus der Sonne nach einem Sterne mit einer solchen Linie aus einem Punkte der Erdbahn an diesem Sterne machen würde, eine Sekunde beträgt, die zugehörige Entfernung des Sterns von der Erde 206,260 Halbmesser der Erdbahn ist; beträgt der Winkel nur eine halbe Sekunde, so steigt die Entfernung auf 412,520, für 1/10 Sekunde auf 2,062,600 Halbmesser der Erdbahn u. s. w. Diese Zahlen dürfen nur mit 20,000,000 multiplicirt werden, um die Entfernungen der Sterne in deutschen Meilen zu erhalten, indem der Halbmesser der Erdbahn etwa 20,000,000 solcher Meilen hält.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Am Ufer herrschte bald lautlose Stille banger Erwartung, bald ertönte ein dumpfes, klägliches Geschrei, das, gleichsam unwillkührlich ausgestoßen, geisterhaft durch die Lüfte drang und als eine Art Grabgesang zu uns herüber schallte. In diesem Augenblicke fuhr ein großes Boot, mit zwölf kräftigen Ruderern bemannt, aus dem Hafen; sie saßen mit aufgestülpten Aermeln auf den Ruderbänken und regierten, Wind und Wellen zum Trotz, ihr Fahrzeug mit eben so großer Kraft als Geschicklichkeit. Vornen auf dem Bug stand ein athletischer Matrose, der Leib auf dem straff angesetzten linken Fuße ruhend, der rechte vorgesezt, in der rechten Faust das geringelte Tau. Als sie in die Brandung des Schiffes kamen und ihr Nachen sich aus der Tiefe hob, gaben sie noch einen kräftigen Ruderschlag, der sie der Seitenwand näher brachte; im nämlichen Augenblicke bog der vorne stehende Matrose den Oberleib vorwärts, schwang den sehnigen Arm und warf das Tau mit solcher Kraft, daß es auf die Mitte unseres Verdecks fiel. Ein lauter Beifallruf erschallte vom Ufer, Alles wetteiferte, sich an das Tau zu spannen, und wir wurden im Triumph in den Hafen gezogen.

Napoleons Barake befand sich auf einer Anhöhe, von der man den Kanal überblicken konnte und die Küste von England vor sich sah. Sie war aus Brettern gebaut und konnte in Zeit von einer Stunde auf- und abgeschlagen werden. Sie bestand aus einem Arbeitszimmer, einem Speisezimmer und einem Schlafzimmer. Neben an war eine besondere Barake, die als Küche und Wohnung für die Dienerschaft diente. Der Raum war hier jedoch so beschränkt, daß bei guter Witterung, besonders wenn der Kaiser mehr Gäste, als gewöhnlich, geladen hatte, seine beiden Küchenmeister — die sonderbarerweise **Rechaud** und **Fourneau** hießen — unter ihrer Leitung im Freien kochen ließen, wie die Soldaten des Lagers.

Ungefähr hundert Schritte von der des Kaisers entfernt war die Barake des Admirals Bruix und erhob sich der Seetelegraph, welcher die Zeichen gab, nach denen die Flotte manövrirte, wenn sie auf der Rhede lag. Etwas weiter hin lagen die Baraken des Marschalls Soult und des Seeministers Decrès. Von seinem Schlafzimmer aus konnte der Kaiser durch das Telescop alle Manövers zur See beobachten und die Schiffe des englischen Blokadegeschwaders, so wie die brittische Küste deutlich erblicken. Die Grenadiere der Garde zu Fuß und zu Pferd hatten, gemeinschaftlich mit den Seeleuten der Garde, den Dienst im Hauptquartier.

Nicht weit von den Signalstangen des Seetelegraphen war eine furchtbare Batterie, tour d'Ordre genannt, aus sechs Mörsern, sechs Haubitzen und zwölf Vier-und-zwanzigpfündern bestehend. Diese sechs Mörser vom allergrößten Caliber erforderten eine Ladung von 45 Pfund Pulver und schossen eine Bombe von 600 Pfund auf mehr als eine Stunde weit in die See. Um diese furchtbaren Maschinen loszufeuern, welche die Kanoniere die Monstres nannten, bediente sich der Artillerist, der das Stück abfeuerte, einer zwölf Fuß langen Stange, legte sich beim Abfeuern mit dem Leibe fast bis auf die Erde, das Ohr mit der Schulter deckend, und erhob sich erst eine Weile, nachdem der Schuß losgegangen war. Napoleon wollte diese Batterie durch persönliches Losbrennen einweihen; er gab Feuer, der Schuß ging los, und alsbald sprang ihm das Blut aus den Ohren; er blieb zwei Tage fast ganz taub.

Vor dem Eingang des Hafens lagen einige hundert Schiffe dicht an einander vor Anker, und jede Nacht wurde er überdies durch eine ungeheure Kette geschlossen. Fünf starke Forts vertheidigten ihn, und die ganze Küste war mit Batterien von großem Kaliber bedeckt. Im Hintergrund des Hafens war eine kleine hölzerne Brücke, pont de service genannt, hinter welcher sich unermeßliche Magazine von Pulver und Patronen befanden. Auf dieser Brücke standen zwei Schildwachen; nach dem Zapfenstreich durfte Niemand mehr passiren, ohne der zweiten Schildwache das Losungswort zu geben, denn die erste Schildwache hielt Niemand an, ließ aber auch Niemand zurückpassiren. Wer das Losungswort nicht wußte oder vergessen hatte, mußte die Nacht auf der Brücke zubringen. Diese Vorsicht war wegen der Nähe des Pulverthurms sehr nöthig, denn ein einziger Funke hätte die Flotte, die Stadt und die beiden Lager in die Luft gesprengt, und fast täglich sezten die Engländer zur Nachtzeit Spionen und Brandstifter an das Land.

Eines Abends, gegen acht Uhr, in einer dunkeln Regennacht, ging im Kamin einer Restauration, rechts vom Hafen, Feuer aus. Die aufsteigende Flamme und der Rauch dieses Feuers, der durch die Masten der Flotille zog, erfüllten den Befehlshaber eines Postens auf der entgegengesezten Seite mit jähem Schrecken. Er verlor den Kopf und verbreitete die Nachricht, die Flotte stehe in Brand. Alsbald wurde Generalmarsch geschlagen, die Schreckenspost verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, die Truppen traten unter die Waffen, von allen Thürmen ertönte die Sturmglocke, die Lärmkanonen wurden gelöst, Verwirrung und Schrecken rings umher. Die Stadt bot einen furchtbaren Anblick dar: heulende Weiber, Kinder auf ihren Armen, stürzten wie wahnsinnig durch die Straßen, ohne zu wissen wohin, Männer trugen ihre besten Habseligkeiten auf dem Rücken, Alles drängte sich in den Gassen, und das tausendfache Geschrei stieg gen Himmel: „Wir sind verloren! Wir werden in die Luft gesprengt!" Erst nach geraumer Zeit überzeugte man sich, daß es ein blinder Lärm sey, und Alle kehrten ruhig in ihre Wohnungen zurück. Inzwischen hatte dieser Vorfall eine verdoppelte Wachsamkeit der Polizei zur Folge, und wenige Tage darauf wurden drei englische Emissäre verhaftet und erschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Das projektirte Museum. Weinbau.

Bekanntlich wurde schon längst gerechte Klage darüber erhoben, daß dem köstlichen Schatze der hiesigen **Gemäldegalerie** ein in vieler Hinsicht ungünstiger Aufbewahrungsort zu Theil geworden. Seitdem zur Feuerung der Küchen und Oefen die Steinkohle mitangewendet wird, was früher, als die Bilder dahin gebracht wurden, noch nicht oder doch nur selten der Fall war, bringt der aus den Schornsteinen der ringsum befindlichen Häusermasse aufsteigende schwarze

Qualm von allen Seiten verderblich auf sie ein. Noch weit schlimmer aber sezt ihnen ein Uebel zu, das vom Anfang an bestanden hat, aber je länger es dauert, desto gefährlicher wird: es ist dies die höchst angreifende Glut der Mittagssonne, welcher sie bloßgestellt sind, ein Uebel, welches nach einiger Zeit sie gänzlich zerstören müßte. Mancher andern widrigen Umstände nicht zu gedenken, verdient doch noch mitangeführt zu werden, daß eine große Zahl der Gemälde in sehr schlechtem Lichte hängt, wodurch der Genuß derselben sehr beeinträchtigt wird. Der hiesigen Kunstakademie mußte wohl eine baldige Abhülfe besonders am Herzen liegen; daher wurde die Angelegenheit von dem erst unlängst errichteten akademischen Rathe in Erwägung gezogen, bei welcher unser für alles Nützliche und Zweckmäßige rastlos und mit größter Aufopferung thätige Staatsminister von Lindenau den Vorsitz führt. Der König, dessen lebendigster Theilnahme und nachdrücklichster Beförderung sich alles Schöne und Gute zu erfreuen hat, als demselben die Ergebnisse vorgelegt worden, berief sofort den akademischen Rath zu sich, um die Meinung der einzelnen Mitglieder über den Gegenstand zu vernehmen, die zwar über die Nothwendigkeit eines geeigneteren Ortes für die Gemäldesammlung sich vereinigten, aber über die Wahl des Ortes drei verschiedene Ansichten begten. Ein Theil derselben schlug vor, daß ein mit dem Namen Museum zu bezeichnendes großartiges Gebäude, welches auch wohl, nach Befinden, die Antikensammlung und die Gypsabgüsse in sich aufnehmen könnte, auf einer Wiese in Neustadt am Elbufer errichtet werden möchte. Ein anderer Theil sprach den Wunsch aus, dieses Gebäude auf der Bürgerwiese nahe bei dem Dohnaischen Schlage, und noch ein anderer, solches auf das freie Feld, zwischen den, im gemeinen Leben noch immer nach dem Namen des verewigten Königs Anton genannten Garten und den großen Garten verlegt zu sehen. In Verfolg dieser Berathung und der für die drei Vorschläge dargelegten besondern Gründe, wurden vielfache fernere Erörterungen angestellt. Wenn aber auch die mancherlei dabei aufgestoßenen, erheblichen Schwierigkeiten und nothwendig zu nehmenden Rücksichten die Entscheidung über die Wahl des Ortes noch verzögerten, so ist doch die baldigste, für ganz dringend erachtete Abhülfe fest beschlossen. — Dabei ist aber freilich auch in Frage gestellt worden, ob nicht durch eine Umformung des seitherigen Lokals der beabsichtigte Zweck, wenigstens in der Hauptsache, ebenfalls zu erreichen seyn möchte, und wie jezt die Sachen stehen, wäre es wohl möglich, daß diese einen großen Kostenaufwand ersparende Veränderung des alten Gebäudes das Uebergewicht über jene drei Vorschläge davon trüge. Hiedurch würde allerdings die Hoffnung, welche die Kunstfreunde sich auf ein grandioses architektonisches Werk machen konnten, zu Grunde gehen.

Seitdem die Kultur der Rebe immer rationeller betrieben wird, ist der Werth des bei uns wachsenden Weines fortdauernd höher gestiegen. Aber wie sehr man auch neuerlich darauf sieht, unter den zahllosen Traubensorten die zu unserem Klima am besten passenden auszuwählen, so macht doch der für den Wein etwas zu knapp zugemessene, dabei mit winterlichen Tagen häufig verfälschte Sommer sehr oft einen gewaltigen Strich selbst durch die anscheinend richtigste Rechnung der spekulirenden Weinbauer. Beinahe den ganzen verflossenen Sommer hatte man in Hinsicht des Gedeihens der Traube mehr als jemals zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt. Das ungewöhnlich verspätete Wiederaufleben der Rebe im Frühjahr war schon ein mächtiges Bedenken gegen den guten Erfolg der künftigen Weinlese. Und dann, als das aufknospende Blatt der Hoffnung der Weinbergbesitzer kaum wieder einigen Raum vergönnt hatte, sollte ein eingetretener starker Frost nicht nur alle Trauben, sondern sogar die ganzen Stöcke getödtet haben. Zum Glücke war es, wie gewöhnlich, lange nicht so schlimm gewesen. Dann aber stellten sich in den schönen Sommertagen Gewitter ein, deren Hagel abermals alles vernichtet haben sollte. Einzelne Weinberge hatte er auch wirklich hart betroffen. Je weiter aber der Sommer mit einer fast beispiellosen Fruchtbarkeit heraufrückte, desto wunderbarer erholten sich die Traubenspätlinge. Die Beeren wuchsen zusehends, und allenthalben standen Propheten auf, welche den Mund von der künftigen Weinlese nicht voll genug nehmen zu können glaubten. Viele davon standen in der Ueberzeugung, daß wenn der Meißner Wein vom Jahre 1839 auch kein Burgunder zu nennen sey, er diesen doch eher übertreffen als ihm nachstehen werde. Aber solche an sich schon zum Erstaunen sanguinische Prophezeihungen wurden bereits im Laufe des Augusts so gut wie zu Schanden. Die Wärme schien der Natur mit einem Male ganz ausgehen zu wollen, und man fand sich zulezt zu dem Zweifel veranlaßt, ob wohl der diesjährige Rebensaft es bis zur Qualität eines leiblichen Essigs möchte bringen können? Doch mit dem Monat September kam ein noch wunderbarerer Umschwung in die Sache. Der zweifelhaft gewesene künftige Essig gestaltete sich offenbar als ein bereits so gut wie fertiger trinkbarer Wein. Und als nun gar das köstliche Wetter des Septembers bis tief in den Oktober hinein dauerte, so fragten die früher ausgepfiffenen Propheten: ob sie denn etwa nicht Recht gehabt hätten? Es ist aber mit dem Rechthaben in dieser Angelegenheit, nun das Resultat wirklich verliegt, ein ganz eigenes Ding. Denn widersprechender als die Berichte davon kann nicht leicht etwas ausfallen. Nach der Aussage manches Weinbergbesitzers soll der diesjährige Most wenigstens einen 1834er Wein verheißen. Andere hingegen setzen ihn weit, weit tiefer hinab. Auch in Hinsicht auf Quantität gibt sich hier ungemeine Zufriedenheit kund, während dort einzig Klagen darüber zu vernehmen sind. Großentheils mag wohl die auffallende Verschiedenheit des Urtheils über die Güte des Mosts von der besseren oder schlechteren Lage der Weinberge abhängen, und in der Regel jeder mit dem erhaltenen Quantum wohl zufrieden seyn, dessen Reben weder vom Frost, noch vom Hagel gelitten haben. — Als Beweis, daß die Fabrik moussirender Weine in der Niederlößnitz den früher erlittenen Verlust durch den erfolgten Zusammensturz des neuerbauten Hauses glücklich überstanden hat, dürfte wohl die Fortdauer und Zunahme ihrer Thätigkeit gelten. Auch im jetzigen Jahr sind ihr reife Trauben aus der ganzen hiesigen Gegend in großen Quantitäten zugeführt und von ihr, allerdings erst nach genauer Untersuchung ihrer guten Beschaffenheit, erkauft worden. Der Preis soll vier Thaler für den Centner gewesen seyn. Man rühmt der Fabrikation dieses Weines eine große Vervollkommnung nach, weßhalb solcher auch immer stärkeren Vertrieb, hauptsächlich nach nordischen Gegenden findet. Nebenher behauptet sich übrigens in hiesiger Stadt der Schaumwein vom Neckar in der bereits gewonnenen Gunst und soll sich eines sehr starken Absatzes erfreuen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. November 1839.

— Do but think,
You stand upon the rivage, and behold
A city on the inconstant billows dancing:
For so appears this fleet majestical. —
— And the nimble gunner
With linstock now the develish cannon touches,
And down goes all before them.

Shakespeare.
Henry V.

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Fortsetzung.)

Im Juli 1804 war Napoleon nach Boulogne gekommen. Nelson, der das englische Blokadegeschwader befehligte, hatte von seinem Admiralschiff aus den Kaiser mit seinem Generalstab wahrgenommen, als er längs dem Ufer die Lager beritt. Plötzlich, um drei Uhr Nachmittags, ließ sich ein furchtbarer Kanonendonner hören. Der brittische Admiral hatte die auf der Rhede liegende Abtheilung der Flotille mit seinem Admiralschiff, vier Fregatten, mehreren Briggs, Bombarden und Brandern angegriffen. Die französischen Schiffe und die Landbatterien antworteten lebhaft auf das feindliche Feuer, und bald war die Kanonade furchtbar und allgemein. Die fünfhundert Feuerschlünde der französischen Schiffe, die Landbatterien, das Feuer des englischen Geschwaders machten einen so betäubenden Lärm, daß man nur mit Mühe einander hören und verstehen konnte. Auch sehen konnte man sich kaum, weil der Seewind den Rauch gegen das Ufer trieb. Man fühlte den Erdboden unter seinen Füßen zittern und der Himmel erschien nur als ein dichter, rothblauer Nebel. Das Treffen dauerte bis spät in die Nacht und bot ein eben so furchtbares als anziehendes Schauspiel dar. Die sich nach allen Richtungen kreuzenden Bomben und Haubitzen bildeten in der Dunkelheit der Nacht über dem Hafen und der Stadt gleichsam einen ungeheuern Feuerbogen. Der unaufhörliche Donner dieser zahlreichen Artillerie, welchen die Echos der jähen Abhänge der Meeresküste zurückwarfen, machte einen so betäubenden Lärm, daß keine Feder ihn zu beschreiben vermag. Nachdem Nelson sich vergeblich angestrengt hatte, die Linie der französischen Flotille zu durchbrechen, zog er sich Nachts um eilf Uhr zurück.

Gleich beim ersten Allarm hatte sich Napoleon in eine Barke geworfen und mitten unter dem Kugelregen die französische Schiffslinie durchfahren. Der Admiral Bruix war mit ihm. Der Kaiser wollte das Fort Croi umfahren. Der Admiral stellte ihm in ehrerbietigen Ausdrücken die Unklugheit und Gefahr dieses Unternehmens vor. Napoleon schien nicht auf ihn zu hören und sagte zu den Matrosen seiner Garde, die das Fahrzeug ruderten: „Vorwärts! Gerade aus, sag' ich euch!" — „Sire!" fuhr der Admiral fort, „was wird es uns nützen, das Fort zu umfahren? Wir haben nichts davon als feindliche Kugeln." Der Kaiser beharrte bei seinem Willen. Da streckte der Admiral seinen Kommandostab aus und verbot den Matrosen, dem Befehl Folge zu leisten. Zu gleicher Zeit sprach er, zu Napoleon gewendet: „Sire!

ich bin hier auf meinem Element. Die Seeleute stehen unter mir und haben nur meinen Befehlen zu gehorchen. Matrosen von der Garde," fügte er hinzu, „gehorcht eurem Admiral." Die Matrosen schwankten, da rief Bruir mit donnernder Stimme: „Ruder eingesetzt! und wessen Ruder ich nicht eingreifen sehe, den lasse ich auf der Stelle erschießen!" Das Boot flog wie ein Pfeil davon. Kaum hatte es zehn oder zwanzig Faden zurückgelegt, so wurde ein Schiff, das unklugerweise die Batterie Croi umfuhr, von den feindlichen Kugeln in Grund gebohrt; seine Flagge flatterte noch einen Augenblick über dem Gewässer, dann verschwand es in der Tiefe. „Nun, Sire?" rief Bruir und sah den Kaiser an. Napoleon pfiff einen Marsch und antwortete nicht. Von diesem Tage an hegte er einen heimlichen Groll gegen den Admiral.

An's Land gestiegen, begab sich Napoleon zu den Batterien an der Küste. Als er einen der Artilleristen seiner Garde, einen originellen Provençalen, mit dem er sich oft scherzhaft unterhielt, eifrig an seinem Stück beschäftigt sah, klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Recht so, Pomaprol, ich sehe, du verstehst dich darauf." Der Artillerist wendete den Kopf, und als er den Kaiser erkannte, rief er in seinem provençalischen Dialekt vertraulich aus: „Trou de Diou! Sie sind es, Sire! Wie befinden Sie sich?" — „Sehr gut, und du, Freund? Du bist sehr beschäftigt, wie ich sehe." — „Bagasse! das will ich meinen, der Ofen brennt und die Kugeln glühen." Während dieser Worte richtete der Artillerist das Stück, der Schuß ging los und riß die Flagge einer feindlichen Brigg herab. „Rapp," sagte Napoleon, „gib dem guten Freund ein Zwanzigfrankenstück." Der General hatte nur einen doppelten Louisd'or bei sich, den er dem Kanonier gab. Ein zweiter Schuß desselben Artilleristen riß den großen Mast einer Fregatte in der Mitte entzwei. „Bravo!" rief Napoleon aus, „Rapp, gib diesem muntern Burschen da hundert Franken." — „Sire!" erwiderte der General, „ich habe kein Geld mehr." — „Wie! kein Geld mehr! Warum hast du mir diesen Morgen keines gefordert?" sagte der Kaiser ungeduldig und suchte dabei in allen seinen Taschen. — „Trou de Diou!" fiel der Artillerist gutmüthig ein; „Sire, werden Sie nicht böse auf diesen braven Mann. Ja, ich würde ihm lieber mein ganzes Leben lang borgen, bagasse!" — Der Kaiser, der in seinen Taschen nichts anderes gefunden hatte, reichte dem Kanonier seine goldene Tabaksdose und nöthigte ihn, der sich anfänglich sträubte, sie anzunehmen. Solche Anekdoten wurden sogleich im ganzen Lager bekannt und erhöhten den Enthusiasmus des Soldaten für Napoleon.

In diesem Seetreffen hatten sich die Soldaten von drei Infanterieregimentern, welche sich am Bord der Flotille befanden, sehr gut gehalten. Der Kaiser hielt Musterung über sie und belobte sie öffentlich. Am Abend dieser Musterung begaben sich Unteroffiziere und Soldaten dieser Regimenter in eine Kneipe, welche gewöhnlich blos die Grenadiere der alten Garde besuchten, um dort ihren Triumph zu feiern. Die alten Schnurrbärte nahmen sie freundlich auf; man fing an zu trinken und sprach von Feldzügen. Alles ging gut, bis einige junge Leute von Boulogne ein am nämlichen Tage improvisirtes Lied zu Ehren der gefeierten Infanterieregimenter zu singen begannen. Da die Soldaten von der Linie den Sängern nicht selbst Stillschweigen auflegten, erhob sich ein alter Grenadier von riesenhaftem Wuchs, Namens Morland, strich den Schnurrbart, schlug das Glas auf dem Tische zusammen und sagte: „Assez de romances de ce numéro là! So dürfen sich pékins et relinlintins de conscrits in Gesellschaft nicht betragen, wenn sie nicht eine Unterhaltung mit der mère Michel bekommen wollen." Jetzt wurde der Streit allgemein, man sagte sich Grobheiten, und das Ende des Zanks war die Bestellung auf ein Rendezvous für den nächsten Morgen in einem etwa eine Stunde von Boulogne entfernten Dorfe.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Denken wir uns also einen solchen, in der erweiterten Ebene der Erdbahn stehenden Stern, und erinnern uns aus dem früheren Vortrage daran, daß dieser Stern wegen seiner beinahe unermeßlichen Entfernung dem mit der Erde um die Sonne kreisenden Beobachter, abgesehen von der täglichen Rotation, beständig im nämlichen Zenithabstande bleiben mußte, da, wie angeführt, selbst die von den beiden Endpunkten der großen Axe der Bahn ausgehenden Gesichtslinien, trotz ihrer gegenseitigen Entfernung von 40 Millionen Meilen, parallel mit einander erscheinen. Diesen Stern nun fanden unsere Beobachter an den Stellen der Bahn, an welchen die Erde gerade auf denselben losgeht, auch in der That da, wo er stehen mußte; wo aber die Richtung der Erdbewegung mit der Gesichtslinie nach dem Sterne rechte Winkel macht, zeigte sich der Stern 20 Sekunden vorgerückt, und zwar immer in jener ersteren Richtung, also in der einen Hälfte der Bahn um 20 Sekunden rechts, in der andern um 20 Sekunden links, so daß der Stern hiernach während eines Jahres eine ganze Linie von 40 Bogensekunden

durchlief. — Dies ist der Vorgang der Aberration in Bezug auf einen Himmelskörper, welcher sich in der beschriebenen Stellung gegen die Erde befindet. Gegenwärtig sind die Gründe der Erscheinung bekannt, und ich werde dieselben sogleich an einem sehr sinnlichen Beispiele erläutern. Denkt man sich aber jene ersten Beobachter, die die Ursache durch das mühsamste Nachdenken und Vergleichen erst entdecken sollten, so wird begreiflich, daß das Forschen über das ganz zufällig Gefundene die Bemühung um die eigentlich gesuchte Parallaxe beeinträchtigte, und leztere Untersuchung daher den neueren Astronomen, Bessel und Struve, denen Bradley und Molyneux somit vorgearbeitet hatten, aufbehalten blieb.

Was nun die Ursache der Aberration betrifft, so diene, als gewähltes Beispiel der Erläuterung des Vorganges, ein Schiff, welches vor einer auf dasselbe feuernden Kanone vorbeisegelt und ihr dabei seine eine Seite so zukehrt, daß die Kugel perpendicular auf diese Wand des Schiffes trifft. Sie durchbohrt dieselbe, durchfliegt den Raum und trifft nun auch die zweite Wand; da das Schiff aber unterdeß im Segeln geblieben ist und die Kugel doch einige Zeit im Schiffsraum gebraucht hat, so wird das in der zweiten Wand gebohrte Loch mit dem ersten und der Kanonenmündung nicht mehr in derselben geraden Linie liegen, sondern die beide Oeffnungen verbindende gerade Linie wird verlängert mit jener ersteren vielmehr einen spitzen Winkel machen und in der Richtung der Schiffsbewegung mehr vorwärts zeigen. Dies ist nun ganz ähnlich dem, was angegebenermaßen mit dem vom Fixsterne auf die Erdbahn treffenden Lichtstrahle und der in dieser Bahn dahin eilenden Erde vorgeht. Wenn sich leztere in der vom Sterne entfernteren Hälfte ihrer elliptischen Bahn befindet, so muß das Licht des Sterns, um bis zur Erde zu gelangen, erst noch das ganze Innere dieser Ellipse, also einen Raum von 40 Millionen Meilen Diameter durchlaufen, wozu es, nach Maßgabe seiner bekannten Geschwindigkeit, 16 Minuten braucht; in 16 Minuten legt aber die Erde in ihrer Bahn 40 Bogensekunden zurück, und dies sind gerade die 40 Sekunden, um welche, nach dem Obigen, der Stern dann überhaupt weiter links erblickt wird, als in der andern Hälfte der Bahn. Ich habe mich hier, des gewählten Beispiels wegen, so ausgedrückt; man könnte aber auch noch allgemeiner sagen: Bradley erhielt durch Vergleichung der Umstände, daß das Licht den Durchmesser der Erdbahn in derselben Zeit zurücklegt, in welcher die Erde in ihrer Bahn 40 Sekunden macht, den Maßstab der respektiven Geschwindigkeiten, mit denen die Erde und das Licht des Sterns auf ihren Wegen zusammenstoßen, als wodurch eben die mit dem Namen der Aberration belegte scheinbare Ortsverrückung der Himmelskörper bewirkt wird.

Dies wäre also eine Erklärung der, wie gesagt, mit Beziehung auf die individuelle Stellung des Sterns, sorgfältig zu berücksichtigenden Aberration, um die Parallaxe frei von diesem Miteinflusse zu erhalten. Außerdem aber bedarf es, wie oben bemerkt, einer nicht weniger sorgfältigen Beachtung der eigenen Bewegung des Sterns; es springt sogleich in die Augen, daß dieselbe mit der höchsten Genauigkeit von der scheinbaren Ortsveränderung der Parallaxe getrennt werden muß, wenn der ohnedies so sehr kleine Werth der lezteren Vertrauen verdienen soll.

Diese Erscheinung eigener Bewegung der Fixsterne ist, wie wir im Vorangehenden ausführlich nachgewiesen haben, eine kombinirte Folge wirklicher Ortsveränderungen der Sterne selbst im Himmelsraum, und des optischen Einflusses der Fortrückung unseres ganzen Sonnensystems zwischen den übrigen Fixsternen. Unter den vielen Sternen, bei denen eine solche eigene Bewegung merklich wird, zeichnen sich Arcturus, d im Eridan, ganz besonders aber eben der von Bessel zu seinen Untersuchungen über die Fixsternparallaxe gewählte, schon auf Veranlassung des oben beigebrachten Resultates dieser Untersuchungen von uns namhaft gemachte Fixstern 61 des Schwans aus. Dies ist zwar nur ein kleiner, dem bloßen Auge kaum sichtbarer Stern; aber Bessel erklärte ihn (wie auch der Erfolg im Vergleich mit Struves ebenfalls oben beigebrachter Bestimmung der Parallaxe des doch viel helleren Sterns Wega in der Leier wirklich bestätiget hat), seiner so merklich werdenden eigenen Bewegung wegen, alsbald für einen der nächsten, indem ein Stern uns allerdings ein um so größeres Fortschreiten an der Himmelskugel zeigen muß, je kleiner seine Entfernung von der Erde ist. Diese Eigenbewegung, wie gesagt, die größte der an allen Fixsternen bis jezt beobachteten, beträgt jährlich 5,2 Sekunden, und die genaue Bekanntschaft damit begünstigte noch überdies die strengste Trennung im Resultate. Zugleich aber widerlegte Bessels Wahl und der Erfolg derselben das sonst noch immer gehegte Vorurtheil, als seyen die hellsten Fixsterne auch die uns am nächsten stehenden. Es ist bekannt, daß diese Meinung besonders vom Sirius (am Maule des Sternbildes großer Hund), in der That dem glänzendsten aller Fixsterne, unter den Weltweisen geherrscht,* und noch Kant, in seiner Naturgeschichte des Himmels, bewogen hat, diesen Stern als die große Centralsonne zu bezeichnen, um welche unser Sonnensystem sammt den übrigen, zu unserer Sichtbarkeit gelangenden Fixsternen, ihre Umläufe mache. Wirklich aber geben, wie wir auf diese Veranlassung auch noch näher zeigen

* Anmerkung. Besonders erklärt sich der berühmte holländische Astronom Huygens für diese Ansicht. R.

müssen, weder die scheinbare Größe, noch der sie bedingende Glanz der Fixsterne dazu einen hinreichenden Grund ab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Schluß.)

Die Kreuzthurmglocke. Theater. Nekrolog.

Merkwürdig war, daß während der fortdauernden Sommerwärme das im jezigen Jahre überhaupt recht beliebt gewesene Badeleben im Elbstrome während der ersten zwei Drittheile des Oktobers noch im vollen Gange blieb, und man doch schon am lezten Tage des genannten Monats die eigentliche Winterlust auf Schlitten versuchte. Nach einer Reihe immer kälter gewordener Tage war nämlich in der Nacht vor dem Reformationsfeste ein überaus dicker Schnee gefallen. Ganz unerhört aber ist es wohl zu nennen, daß im jezigen Jahre das Schlittenfahren der Weinernte voraneilen konnte; denn in vielen Weinbergen hingen am 31sten Oktober die Trauben noch am Stock.

Unserer Kreuzthurmglocke glückte es in der lezten Zeit, vielleicht zum ersten Male seit der von ihr angetretenen Funktion, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden. Zu Herstellung möglichster Uebereinstimmung der hiesigen Stadtuhren hat man die Einrichtung getroffen, daß künftig allezeit Mittags um zwölf Uhr der erste Schlag der großen Glocke der Kreuzkirche pünktlich mit dem Eintritte der mittleren Zeit erfolgt. Allenthalben sprach sich das Für und Wider über die im Ganzen gewiß nüzliche Abänderung aus. Das hauptsächlichste Dawider erzeugte der Umstand, daß die Glocken der drei öffentlichen Hauptuhren, die früher einzeln, eine nach der andern geschlagen hatten, nunmehr diese Ordnung nicht mehr beibehalten, sondern Schloß- und Kreuzthurmuhr jezt zusammen schlagen, wodurch allerdings das wißbegierige Ohr zuweilen in Irrthum gerathen kann.

Obschon unsere Bühne seit der Rückkehr des Herrn Emil Devrient und des Fräuleins Bauer wieder zu ihrer ganzen Vollständigkeit gelangt ist, haben doch auch noch mehrere willkommene Gastspiele stattgefunden, wie das des Schauspielers Burmeister vom Hamburger Stadttheater, eines Sohnes unseres wackeren Veteranen dieses Namens, ferner des Sängers Sesselmann vom Theater zu Amsterdam, und der Sängerin Fräulein Marx, welche als Juliette in der Oper „die Capuleti und Montecchi" sich zweimal großen Beifall zu erwerben wußte. — Der Neuigkeiten gab es vier: eine komische Oper von Adam, „der Brauer von Preston," ein Lustspiel nach dem Französischen: „der Lückenbüßer," welches förmlich durchfiel; „Eugen Aram," ein Trauerspiel nach Bulwers Roman dieses Namens von Rellstab, und eine Oper von Auber: „der Schwur, oder die Falschmünzer." Wenn auch das Trauerspiel im Allgemeinen keine rauschende Theilnahme gefunden hat, so ist doch im dritten Akte der Darsteller der Hauptrolle, Emil Devrient, gerufen und mit ungemeinem Beifalle empfangen worden. Hiebei gedenke ich, daß die hiesigen Kunstfreunde schon seit einiger Zeit den Wunsch hegen, diesen ausgezeichneten Künstler baldmöglichst als „Richard Savage" auf hiesiger Bühne zu sehen, in welcher Rolle er unlängst, zufolge der löschpapierenen Posaunen, zu Frankfurt a. M. großen Ruhm einerntete. Der Wunsch ist, seit dem in der Allgemeinen Zeitung vom 1sten November enthaltenen Berichte über die Aufführung des Gutzkowschen Trauerspiels auf dem Stuttgarter Theater, bis zum lebendigsten Verlangen gesteigert worden. Es wird in dem Berichte gepriesen: das Stück sey spannend bis zu Ende, von Scene zu Scene, kühn in der Anlage, neu in den Effekten, frappant in der Lösung; ferner, es sey darin überall dramatisches Leben, nirgends Hemmung durch Schönrednerei, Floskelkram oder sogenannte poetische Schilderungen. Solche dramatische Werke aber sind es ja eben, nach denen wir lechzen. — Der Auberschen Oper habe ich weder selbst beigewohnt, noch auch bis jezt Gelegenheit gehabt, zuverlässige Kunde über die ihr widerfahrene Theilnahme einzuziehen. — Die größten Triumphe auf der Bühne waren der Musik, in den immer gern vernommenen Opern Zauberflöte, Euryanthe, Fidelio, der Wasserträger, die Capuleti und Montecchi und die Hugenotten vorbehalten, wobei, mit Ausnahme der zuerst genannten, unsere Schröder-Devrient in längst anerkannter Meisterschaft als Sängerin und Schauspielerin mitwirkte. In wenigen Wochen sonach vier Neuigkeiten und so viele ältere Lieblinge auf der Bühne! Die Direktion scheint offenbar darauf auszugehen, den Malkontenten, denen es bekanntlich keine Bühne und kein Bühnenvorstand recht machen kann, die Mittel zur Verunglimpfung völlig abzuschneiden.

Einen ungewöhnlichen Antheil erregte der nach dreitägiger Krankheit erfolgte Tod des Schauspielers Weymar. Erst im 58sten Lebensjahre stehend, machte er schon durch sein wohlgeformtes kräftiges Aeußere einen recht günstigen Eindruck. Und die Herzensgüte, welche aus allen seinen Zügen und dem lebendigen Auge leuchtete, war, nach dem Urtheile aller ihn näher Kennenden nichts weniger als blos angelernter, theatralischer Schein, sie wurzelte tief in seinem Innern. Dies, nebst einem mächtigen, klangvollen Organ, nahm für den Künstler, auch auf der Bühne, besonders ein. Helden- und andere würdige Charakterrollen waren das Fach, in dem er ein bedeutendes Talent immer mehr entwickelt hatte. Und als eine, an Schauspielern von Auszeichnung und Ruf gewiß nicht immer wahrzunehmende Eigenschaft ist vorzüglich auch die Bereitwilligkeit zu bemerken, mit der er jeder ihm übertragenen Rolle nach allen Kräften, selbst dann zu genügen strebte, wenn sie ihm keinen künstlerischen Erfolg zu verheißen schien, oder seiner Natur sonst nicht zusagte. Sogar die unbedeutendsten und widerwärtigsten übernahm er, und nie soll der Fall vorgekommen seyn, daß der nunmehr Verstorbene eine ihm zugesendete Rolle anzunehmen und darzustellen sich geweigert hätte. Ueberhaupt wird ihm ein, keineswegs allgemein gebräuchliches, besonderes Pflichtgefühl nachgerühmt, welches ihn oft, auch bei körperlichem Uebelbefinden, die ihm übertragene Rolle auszuführen bewog. Sein ganzer Charakter zeigte eine seltene Uebereinstimmung und Zuverlässigkeit, wie auf der Bühne, so auch im Leben. Das hiedurch gewonnene, allgemeine Wohlwollen offenbarte sich bei seiner Beerdigung. Die Zahl der dem Leichnam zur Ruhestätte Folgenden war groß. Nachrufe aus Freundesmunde erschollen am Grabeshügel, unter andern von dem würdigen Künstler Pauli, der dem Vollendeten auf der Bühne und im Leben nahe gestanden hatte, und dessen kurze, sinnvolle Würdigung des Wirkens Weymars auf die zahlreichen Zuhörer den tiefsten Eindruck hervorbrachte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. November 1839.

> Es gibt Leute, die am Ende auf der Erde gehen, wie wir andern, und doch die Sonne ausmessen, die Höhe der Luft, die Tiefe des Meeres und den Umfang der Erde ganz genau angeben, kurz mittelst Gott weiß welcher Zirkel, Dreiecke, Vierecke und Sphären den Himmel selbst wie ein Stück Feld aufnehmen.
>
> Lucian.
> Icaromenippus.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Was die, dem bloßen Auge erscheinende Größe der Fixsterne betrifft, so ist sie durchaus nur eine sinnliche Täuschung, da sich selbst die vermeint größten Fixsterne im Fernrohre immer kleiner, ja als untheilbare Punkte darstellen, je vollkommener das Instrument ist, ein Umstand, auf welchen wir unten zurückkommen werden; rücksichtlich ihres Glanzes aber ergibt sich beim geringsten Nachdenken, daß derselbe durch tausenderlei physische, von der Entfernung ganz unabhängige Bedingungen veranlaßt seyn kann, wie denn z. B. eine Gasflamme aus viel größerer Entfernung heller erscheinen wird, als eine so viel nähere Oelflamme von demselben Umfang.

Bessels Wahl des wenn gleich unansehnlichen Sterns 61 im Schwan zur Bestimmung einer Parallaxe, deren Auffindung für einen näheren Stern offenbar viel eher gehofft werden durfte, als für einen entfernteren, war also durch den von uns angegebenen triftigeren Grund viel besser motivirt, und wir wollen nunmehr versuchen, den Lesern einen deutlichen Begriff von dem Verfahren beizubringen, welches dieser vortreffliche Astronom zu seinen Ermittlungen anwendete.

Bilden wir uns demnach ein, wir durchschreiten auf einer Ebene eine große Ellipse, über deren Mittelpunkt (Durchschnittspunkt der großen und kleinen Axe), wie zur Erleichterung der Vorstellung zuerst angenommen werden mag, in hinreichender Höhe irgend ein Gegenstand, z. B. ein glänzender Punkt, schwebe, so würde uns dieser Gegenstand, nachdem wir immer andere Punkte unserer Ellipse beträten, auch immer in andern Punkten des Raumes über uns erscheinen; er würde, wie sich durch bloßes Nachdenken oder auch durch einen anzustellenden Versuch ergibt, eine ähnliche, nur in ihren Dimensionen kleinere Ellipse zu beschreiben scheinen. Hinge gerade über diesem ersten Gegenstande, aber in viel größerer Höhe, ein zweiter Gegenstand, so würde auch für lezteren dasselbe eintreten: er würde ebenfalls eine solche, nur wieder kleinere Ellipse zu durchlaufen scheinen, und man würde demnach die Abstände beider Gegenstände von einander in ihren respektiven Ellipsen allaugenblicklich messen können. Diese scheinbare Ortsveränderung der Gegenstände wäre aber offenbar eine Wirkung der Parallaxe, nämlich, nach der oben von uns gegebenen Erklärung, des Umstandes, daß die Gegenstände von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werden; und wenn wir nun die große Axe der durch den einen

oder den andern dieser beiden Gegenstände solchergestalt optisch beschriebenen Ellipsen von den Endpunkten der großen Are unserer eigenen durchschrittenen Ellipse aus mäßen, so würden wir eben das erhalten, was wir oben als das Doppelte der „jährlichen Parallare" bezeichnet haben, nämlich das Doppelte der optischen Ortsverschiedenheit, welche einträte, wenn der Gegenstand aus dem (beiläufigen) Mittelpunkte (aus der Sonne) und einem Umfangspunkte der Ellipse (der Erdbahn) betrachtet würde. Dies Alles muß einem Jeden, welcher unserm Vortrage nur einigermaßen gefolgt ist, vollkommen einleuchten.

In ganz ähnlicher Art nun verfuhr unser Bessel, nur mit der Modifikation, die daraus erwuchs, daß sein Stern 61 des Schwans nicht, wie in unserm Beispiele, gerade über dem Pole der Ekliptik, sondern in bedeutender Entfernung davon schwebte, wovon sich der Einfluß durch Rechnung beseitigen ließ, und daß Bessel nicht einen (den von uns über dem ersten hängend angenommenen zweiten Gegenstand), sondern vielmehr zwei sehr entfernte Vergleichungssterne wählte, um auch zwei von einander unabhängige Resultate zu erlangen, welche einander bestätigen oder verdächtigen könnten. Wie klein nämlich die jährliche Parallare dieser Sterne, d. h. also die halbe große Are der von ihnen während eines Umlaufes der Erde um die Sonne beschriebenen scheinbaren Ellipsen auch immer seyn konnte, so mußten sich doch davon abhängige Veränderungen in den Abständen des Sterns 61 von den beiden Vergleichungssternen ergeben, und diese Abstandsveränderungen zwischen so untheilbar kleinen glänzenden Punkten, als die Firsterne sind, mußten sich auf blauem Himmelsfelde mit der äußersten Präcision messen lassen. Nun waren die Resultate dieser Messungen, wie wir wiederholt bemerkt haben, durch weitere Rechnung auch noch erst von den Miteinflussen der Aberration und Eigenbewegung zu befreien, deren genaue Kenntniß Bessel und Struve vor den früheren, mit derselben Untersuchung beschäftigten Astronomen voraus hatten, so daß sie bewerkstelligen konnten, was diesen, eben der Unkenntniß so wichtiger Umstände wegen, nicht hatte gelingen wollen.

Nachdem aber Bessel die erforderlichen Rechnungen wirklich ausgeführt hatte, so zeigten sich nunmehr, als reines Resultat, Veränderungen in den Abständen des Sterns 61 im Schwan von den beiden Vergleichungssternen, welche über eine wahrnehmbare jährliche Parallare jenes ersteren Sterns keine weitern Zweifel übrig ließen; auch war die Zahl von Beobachtungen solcher Abstandsveränderungen zu groß, als daß Bessel hätte furchten dürfen, daß ihre Uebereinstimmung mit der Voraussetzung nur durch ihre eigenen zufälligen Unvollkommenheiten erzeugt seyn möchte. Es waren also solchergestalt unverkennbare Spuren der jährlichen Parallare des Firsterns 61 im Schwan vorhanden; und indem Bessel dieselben geschickt verfolgte, so mußte er nunmehr zur Bestimmung dieser Firsternparallare, des wichtigsten Elements der neueren Astronomie gelangen, welche Wissenschaft sich nicht mehr auf die Entfernungen in unserem Sonnensysteme beschränkt, sondern das ganze Universum auszumessen bestrebt ist.

(Schluß folgt.)

Erster Ausflug in die Welt. — Das Lager von Boulogne.

(Schluß.)

Ueber zweihundert Grenadiere der alten Garde begaben sich in einzelnen Truppen auf den bestimmten Wahlplatz, wo sie ungefähr eine gleiche Anzahl Soldaten von der Linie antrafen. Die besten Fechter beider Theile hatten sich eingefunden. Ohne weitere Erörterungen, ohne allen Lärm wählte sich Jeder einen Gegner, und nun schlugen sie sich eine Stunde lang in einzelnen Zweikämpfen mit einer Wuth, welche die Lautlosigkeit des Geschäfts noch furchtbarer machte. Morland, der bei seiner herkulischen Stärke einer der besten Fechtmeister war, streckte allein sieben Soldaten und einen jungen Menschen von Boulogne, der ihn persönlich beleidigt hatte, nach einander in den Sand. Man kann nicht sagen, wie weit diese abscheuliche Metzelei noch hätte gehen können, wenn nicht eine auf die Nachricht davon abgeschickte Reiterabtheilung durch eine Charge in bester Form ihr ein Ende gemacht hätte. Solche Zweikämpfe, einzeln und in Massen, waren in der französischen Armee etwas zu Gewöhnliches, als daß man sie streng hätte bestrafen können.

Im August 1804 vertheilte Napoleon an die Truppen die Kreuze des von ihm gestifteten Ordens der Ehrenlegion. Auf einer Anhöhe am Ufer des Meeres war ein Thron von grünem Rasen errichtet, um welchen rund herum etwa 80,000 Mann unter den Waffen standen. Napoleon, auf dem Thron sitzend, war von den Großoffizieren des Reichs, den Ministern, den Senatoren, den Generalen zc. umgeben. Die durch Ehrenflinten und Ehrensäbel ausgezeichneten Militärpersonen erhielten statt derselben Kreuze der Ehrenlegion, welche Jeder aus der Hand des Kaisers selbst empfing. Während der Feierlichkeit lief die Flotte von Havre, etliche vierzig Segel stark, in den Hafen ein.

In der Muße des Lagers belustigten sich die Soldaten mit allerlei Spielen und Tänzen. Sie versammelten sich in Masse auf dem großen Rasen vor Napoleons Barake.

Da es den Tänzern an Tänzerinnen fehlte, übernahmen die jüngern Soldaten die Rolle der Frauenzimmer, schlugen ihre Rockärmel bis zum Ellenbogen hinauf, zogen ihre Halstücher aus, legten den Hemdkragen bis auf die Schultern herab, nahmen die Rockschöße zierlich zwischen den Daumen und Zeigefinger, machten kleine Schritte und senkten die Augen schamhaft zur Erde. Der Kaiser, der hinter den Jalousieläden zusah, belustigte sich sehr an diesen Tänzen und Spielen. Wenn der Zapfenstreich geschlagen wurde, zeigte er sich dann häufig am Fenster und wurde mit einem donnernden Vive l'Empereur begrüßt.

Die vornehme Welt des Lagers ergözte sich in anderer Weise. Bälle, Konzerte, Theater waren die Tummelplätze, wo sie ihre müßigen Stunden, deren viele waren, tödtete. Die Gruppe, welche sich bei solchen Gelegenheiten um den Kaiser sammelte, strozte von Gold und Silber. Es war beinahe lächerlich, diese alten Generale der Republik in ihren mit Gold überzogenen Uniformen, gepudert und mit steifem Haarzopf zu sehen.

Vor seiner Abreise von Boulogne wollte Napoleon eine große Musterung über die Flotte halten. Er schickte daher durch den Adjutanten vom Dienst dem Admiral Bruix den Befehl zu, die Schiffe auf der Rhede in Linie aufzustellen. Der Admiral erwiderte dem Adjutanten trocken, die Revue könne heute nicht stattfinden. In der That blieben auch alle Schiffe vor Anker liegen. Der Kaiser war ausgeritten, und als er zurückkam, fragte er den diensthuenden Adjutanten, ob Alles zur Musterung bereit sey. Dieser hinterbrachte ihm die Antwort des Admirals. Im höchsten Grade darüber erzürnt, ließ Napoleon den Admiral sogleich vor sich fordern. Als er erschien, warf ihm der Kaiser tödtende Blicke zu und fragte mit schneidender Stimme: „Herr Admiral, warum haben Sie den von mir ertheilten Befehl nicht vollziehen lassen?" — „Sire," erwiderte der erfahrene Seemann ehrerbietig, „weil ein furchtbarer Sturm im Anzug ist." In der That verkündete auch die drückende Luft und die gänzliche Windstille nur allzudeutlich das nahende Gewitter. Gleichwohl wiederholte Napoleon, den die Ruhe des Admirals noch mehr zu erbittern schien, mit zurückgehaltenem Ingrim: „Noch einmal frage ich Sie, warum sind meine Befehle nicht vollzogen worden?" — „Darum, Sire," erwiderte der Admiral unerschrocken, „weil ich nicht mein ganzes Leben lang mir den Tod wackerer Matrosen und Soldaten vorzuwerfen haben wollte." — „Herr," entgegnete Napoleon im höchsten Zorn, „wissen Sie nicht, daß die Folgen meiner Befehle bloß mich angehen? Zum lezten Mal, wollen Sie gehorchen oder nicht?" — „Nein, Sire, ich werde nicht gehorchen." Auf diese Worte hob der Kaiser, ganz außer sich, mit einer drohenden Bewegung die Reitpeitsche, die er noch in der Hand hatte. Der Admiral trat einen Schritt zurück, legte die Hand an sein Degengefäß und sagte, blaß vor Unwillen: „Sire! nehmen Sie sich in Acht. Sie werden weder mich noch Sie entehren wollen." Alle Umstehenden erbleichten. Napoleon warf die Reitpeitsche hinter sich über den Kopf weg, und alsbald entfernte der Admiral die Hand vom Degengefäß. Viele Personen waren Zeugen dieses Auftritts, der vor der kaiserlichen Barake stattfand. Die Folge davon war die Dienstentlassung des wackern Admirals.

Troz der Warnung bestand Napoleon auf seinem Kopf: die Flotte mußte die Anker lichten und sich auf der Rhede in Linie aufstellen. Kaum aber war sie unter Segel, so brach der Sturm los; der Donner krachte und unaufhörliche Blitze zuckten aus dem schwarzbehängten Himmel; die entfesselten Winde trieben die Schiffe nach allen Richtungen auseinander. Troz Sturm und Wind hörte man am Ufer das klägliche Geschrei der Schiffbrüchigen. Schweigend nahm Napoleon seinen Hut und stürzte hinaus. Am Ufer fand er eine bestürzte und unthätige Menge. Mehrere Schiffe waren an die Küste geworfen worden und das Jammergeschrei der Schiffbrüchigen ertönte laut und kläglich in die Ohren der am Ufer versammelten Menge. In diesem Augenblick soll der Kaiser in reumüthiger Verzweiflung ausgerufen haben: „O Bruix! Bruix! was habe ich gethan!" Doch ermannte er sich schnell und rief mit heftiger Stimme: „Ein Boot! geschwind ein Boot!" Keine Bewegung von irgend einer Seite, tiefe Stille. Der Kaiser wiederholte den Befehl. Da hörte man einzelne Stimmen der Seeleute: „Die See ist nicht fahrbar." Voll Unwillen erwiderte Napoleon: „Ah! Ah! ihr Herrn Seeleute, ihr fürchtet das Meer!" Alsbald ließ er eine Compagnie seiner Garde anrücken und in ein ungewöhnlich großes Boot steigen, das zwölf kräftige Ruderer führten. „In See! in See!" rief ihnen der Kaiser zu. Die Ruder griffen mächtig in die Wellen, aber das Element war stärker als die menschliche Kraft. Das Fahrzeug, von den Wogen zurückgetrieben, vermochte sich nicht vom Ufer zu entfernen. „Sire," sagte der Pilot, „die See ist nicht fahrbar." Napoleon kehrte in's Lager zurück. Am andern Morgen war die Küste mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt. — Als Gefangener auf St. Helena erinnerte sich Napoleon dieser Scene und sagte schmerzlich: „Armer Bruix! Ja, du hattest Recht, mich zu verwünschen. Wenn Alle, die mich umgaben, den nämlichen Freimuth bewiesen hätten, wäre ich vielleicht nicht hier. O, Bruix! Bruix! der Himmel hat dich gerächt!" Der Admiral Bruix war ein Jahr nach seiner Entlassung gestorben und hatte seinen Kindern kein anderes Erbtheil zurückgelassen, als das Andenken an seinen edlen Charakter und seine glorreichen Dienste.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die Damen Rachel, Mars und Doze. L'école des journalistes.

Dmlle. Rachel kann noch immer nicht auftreten im Théâtre français, und daher muß sich dieses Theater meistens an's Lustspiel halten, welches ihm besser gelingt als das Trauerspiel. Unterdessen hat Cas. Delavigne ein Trauerspiel für die junge Schauspielerin geschrieben. Auch Lamartine, welcher bisher sich im dramatischen Fache nicht versucht hatte, schreibt ein Stück für sie, hat aber diese Arbeit, wie die Schauspielerin ihre Darstellungen, Krankheit halber unterbrechen müssen. Vielleicht hätte Lamartine nicht daran gedacht, ein Trauerspiel zu dichten, wenn Dmlle. Rachel nicht erschienen wäre und den Dichter begeistert hätte. Sie hat noch, ohne es zu wissen, eine ganz andere Wirkung hervorgebracht. Dmlle. Mars, welche die einzige vortreffliche Schauspielerin am Théâtre français war, ehe Dmlle. Rachel auftrat, sah sich durch den rauschenden Beifall, welchen das junge Mädchen erhielt, in ihrer Alleinherrschaft plötzlich bedroht. Seitdem hat sie keine Ruhe mehr, und sie, welche bisher nie eine Schülerin bilden, Niemanden Rath und Unterricht ertheilen, Niemanden ihre Rollen abtreten wollte, hat plötzlich ihren Sinn geändert, hat sich ein junges, schönes Mädchen mit vielen Anlagen ausersehen, es vom Morgen bis zum Abend unterrichtet, ihm alle Kunstgriffe ihres Spieles beigebracht, ihm einige ihrer Lieblingsrollen abgetreten, und es endlich als ihre geliebte Schülerin vor dem Publikum produzirt, was denn eine große Sensation in Paris machte und den Saal des Théâtre français mit Neugierigen füllte. Die Debuts der Dmlle. Doze (so heißt die Lieblingsjüngerin der Dmlle. Mars) sind außerordentlich glänzend, zumal Dmlle. Mars in einigen Stücken neben ihr spielt, und man also Original und Kopie mit einander bequem vergleichen kann. Die, welche fürchteten, nach Dmlle. Mars Abtreten von der Bühne werde keine Schauspielerin ihre Nachfolgerin werden können, fangen an sich zu beruhigen. Dabei gibt es aber doch auch Zweifler und strenge Richter, welche in dem Spiele der Dmlle. Doze zwar eine getreue, fast sklavische Nachbildung des Spiels der Dmlle. Mars, aber keine Originalität, kein aus eigenem Gefühle, aus Reflexion entsprungenes Auffassen einer Rolle erkennen, und daher fürchten, es fehle der jungen Schauspielerin an Einsicht, an ästhetischem Gefühle. Da sie jedoch noch sehr jung ist, und sich erst mit der Bühne und mit dem Auftreten vor einem großen und strengen Publikum vertraut machen muß, so läßt sich hinsichtlich ihrer Originalität noch nichts Bestimmtes sagen. Dies aber läßt sich nicht verkennen, und ist auch in den Theaterkritiken angemerkt worden, daß Dmlle. Doze vielmehr das Spiel der jetzigen alten Dmlle. Mars, als das der ehemaligen reproduzirt. Zwischen beiden ist aber ein großer Unterschied. Obschon Dmlle. Mars eine solche Energie des Charakters besitzt, daß ihr das Alter nichts von ihrer Thätigkeit benimmt, und daß sie wahrscheinlich so lange aufzutreten gedenkt, als es ihr die körperlichen Kräfte verstatten, so können sich doch ihre wärmsten Anhänger nicht verhehlen, daß ihr das Alter immer mehr und mehr von ihrer Vortrefflichkeit benimmt, und daß manche Rollen, worin sie auftritt, mit ihren 60 Jahren sich gar nicht vertragen, so gern auch das gegen sie sehr nachsichtige Publikum sich täuschen lassen möchte. Keine Schauspielerin hat wie sie die Kunst besessen, im Anzuge jugendlich zu scheinen und im Spiele graziös und lebhaft zu bleiben; aber die 60 Jahre blicken jezt durch alle Kunst ihres Spiels hindurch und verleiden den Zuschauern den Genuß, welchen ihre Virtuosität noch immer gewährt. Man rieth ihr in den Tageblättern, an den Rückzug zu denken, und dem Publikum den traurigen Anblick der Hinfälligkeit ihres Talentes zu ersparen. Sie hat aber bisher auf diesen Rath nicht geachtet, und da das scenische Spiel ihr Lebenselement zu seyn scheint, so wird sie vermuthlich so lange fortfahren, bis es ihr das Publikum endlich deutlich und derb zu verstehen gibt, daß ihm die alte Schauspielerin nicht mehr behagt. Was sie besonders gegen Dmlle. Rachel aufgebracht haben soll, ist, daß diese, wenn sie spielt, eine Einnahme von vier bis sechstausend Franken bewirkt, sie, Dmlle. Mars, aber nur noch ein Drittel dieser Summe in die Theaterkasse bringen kann. Der Unterschied wird aber immer stärker werden, vorausgesezt, daß Dmlle. Rachel in ihrer Virtuosität steigt; schon deßhalb wäre es klug, wenn sich die Mars bei Zeiten zurückzöge. Indessen nun junge und alte Schauspielerinnen sich beeifern, dem schwer zu befriedigenden Pariser Publikum zu gefallen, und indessen die bedeutendsten der jezt lebenden Dichter Frankreichs neue dramatische Produkte vorbereiten, bleiben auch die Dichterinnen, besonders diejenigen nicht müßig, welche in der Gesellschaft den Ton angeben und schon durch frühere Werke bekannt sind. Madame Ancelot, welche bekanntlich so eifrig für's Theater arbeitet als ihr Mann, und deren Lustspiel Marie auf der Bühne des Théâtre français vor zwei Jahren mit großem Beifalle aufgenommen wurde, hat ein neues Lustspiel für dasselbe Theater geschrieben, und es bereits sowohl in ihrem eigenen Salon, in welchem sich einmal in der Woche ein glänzender Zirkel von Männern und Frauen zu versammeln pflegt, als auch in andern Salons vorgelesen, natürlich mit vielem Beifall. Eine Frau mit schönem Anstande und sehr angenehmem Vortrage macht immer Vergnügen, wenn sie gute Sachen vorliest. Auf der Bühne nimmt sich freilich manches ganz anders aus, als in solchen Verhältnissen, und daher entscheidet ein Salonsbeifall wenig. Mehr Aufsehen, als das Lustspiel der Madame Ancelot, hat das der Madame de Girardin erregt, welche neulich ihr Lustspiel: „l'Ecole des journalistes" ebenfalls in einer großen Versammlung, und zwar in ihrem Salon vorgelesen oder vorgetragen hat; denn es war mehr als ein bloßes Vorlesen, es war ein fast dramatischer Vortrag. Madame de Girardin war bekanntlich sonst Dmlle. Delphine Gay, welche unter der Restauration so reizende und unschuldig-fromme Gedichte dichtete, wo dergleichen höhern Orts sehr gut angesehen und belohnt wurde. Seitdem aber Dmlle. Delphine die Frau des in so vielen Händeln und öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Emile de Girardin geworden ist, hat sie auch die Andacht und Frömmigkeit ein wenig bei Seite gelegt, und ist als entschiedenerer, nicht mehr so anmuthiger Charakter aufgetreten. Ganz Paris weiß es, daß sie und ihre Mutter die bekannte Sophie Gay, unter dem Namen Vicomte de Launay stecken, der wöchentlich unter den Feuilletons des Girardinschen Journals La Presse steht. Diese Feuilletons enthalten Uebersichten des öffentlichen Lebens und Treibens, und sind mehr oder weniger geistreich, mitunter auch etwas beißend und persiflirend. Die Feuilletons sind überhaupt das Anziehendste, was Girardins Journal zu bieten hat; er hat einige der beliebtesten Modeschriftsteller angeworben, und von diesen liefert jeder wöchentlich ein oder zwei Feuilletons, die zuweilen sehr barok sind, aber dem Publikum doch gefallen. Man lernt wenig daraus; aber man amüsirt sich eine Stunde lang damit, und das ist schon etwas für die Pariser, welche das Amüsement häufig als den höchsten Zweck ihrer Lektüre ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. November 1839.

— Es sehn die grauen Reste
Scheu auf des sonn'gen Thales Blüthenfeste,
Wie wenn ein Greis gerieth in Kinderspiele,
Ein düstrer Eremit ins Tanzgewühle.

Anast. Grün.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Rua.

Da sieht man nun Rovigo und Padua und Venedig, und das Meer und die ganze Welt! — ruft freudestrahlenden Antlitzes, hinweisend auf den weiten, freien Umblick, mein Führer, der kleine, dunkeläugige Pierrino, als wir den morschen Thurm erstiegen hatten, der vom Berge Rua aus die Umgegend beherrscht; und ich gedachte bei seinem Ausruf der einfachen Alten, die in kindlicher Weltanschauung ebenfalls mit ihrem Horizont die Welt begrenzt sahen und dabei in ihrem Kreise so unendlich vollendeter waren, als die meisten der encyclopädischen Allwisser neuerer Zeit. Aber ich blickte auch umher und freute mich der schönen Gegenwart. Mitten aus dem Kettenkranze grünbewachsener Höhen, welche die Natur in vulkanischer Laune eines Jugendmorgens aus dieser unabsehbaren Gartenebene hervorgehen ließ, hebt sich Rua, keineswegs der höchste, aber unstreitig der schönstbewachsene seiner euganeischen Geschwister. Nicht sklavisch unterthan dem unumschränkten Beherrscher, wie dies bei dem benachbarten, bei weitem höheren Gipfel des Venda der Fall ist, sondern freundlich zugethan umlagern näher und ferner ihn die andern Bergkegel, durch Stellung und Bildung gewissermaßen Mehrer und Vollender seiner eigenen, die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch nehmenden Reize.

Der Weg von dem am nordöstlichen Abhange gelegenen Dörfchen Galzignano aufwärts zu dem reichbewachsenen Haupt des Rua führt durch einen ununterbrochenen Garten, nicht, wie unten im Thal, sorglich abgegrenzt und gelichtet, sondern im freien Ergehen seiner selbst. Man hat vollauf zu thun, wenn die verschlungenen Aeste der Maronen und der Wallnuß, die breiten Blätter des Feigenbaums, die üppig überhangenden Weinranken und Schlinggewächse im Suchen eines nähern, freilich dann auch um so steilern Fußsteigs hindern. Rechts und links wuchern Erdbeeren; dem Sucher raschelt neben der schlanken, hurtigen Lazerte nicht selten eine Viper unter der Hand hinweg, ihr goldig gekröntes Haupt im nächsten Laube bergend; so leicht verlezt sie jedoch keinen, der nicht gerade unvorsichtig sie berührt. *

* Die Viper bildet einen besondern Handelszweig in diesen Gegenden; sie wird von den Umwohnern fleißig gesammelt, nach Padua und von da nach Venedig geliefert, wo sie bei der Bereitung des Theriaks eine große Rolle spielen soll. Auch werden in Viperblut getauchte Schnüre vielfältig weithin versendet; es gelten solche als absonderliches Heilmittel gegen Hysterie und Krämpfe aller Art.

Ein dunkler Kranz von Pinien und Edeltannen, aus dem lichtern Grün des Wallnuß- und Maronengebüsches hervortauchend, bildet auf dem breiten Gipfel des Rua eine schattende Krone, deren ernster Reif die epheuumrankte Mauer des halbverfallenen Kamaldulenserklosters umzieht. * Der Eintritt in diese Schatten hat etwas Feierliches; es scheint der Ort von der Natur selbst zu stiller Betrachtung geweiht; Alles athmet Ruhe, Abgeschiedenheit und Frieden. Hinter diesen Mauern liegen einsam neben einander die verlassenen Cellen der Klosterbruder, jede ein niedrig Häuschen für sich mit eigener Andachtskapelle und umzäuntem Gärtchen. Epheu, Wein und Feigen, üppig wuchernd, kränzen und gürten die Mauern dieser ausgestorbenen Einsiedelei. Am östlichen Ende steht das größere Haus, welches die Bibliothek des Klosters, die Wohnung des Priors, das gemeinsame Eigenthum enthielt; daran schließt sich die Kirche. Hier ist Alles leer und öde, zum Theil vermorscht; auch die schön gewölbten Keller bieten keine Erquickung mehr; aber köstliches Wasser enthält noch der inmitten des geräumigen Hofs befindliche tiefe Brunnen, und die alte Beata, die mit ihrem Manne in ärmlicher Wohnung das Custosamt verwaltet, hätte der Entschuldigung nicht bedurft, daß sie nichts Besseres bieten könne, als sie uns Dürstenden den krystallhellen Trunk reichte.

Das Innere der Kirche übt einen wahrhaft verstörenden Eindruck: nicht ihrer Leere und Oede willen; es gibt deren in und außerhalb Deutschlands viele, die noch in vollem Gebrauche, und dennoch bei weitem leerer sind als diese seit Decennien schon verlassene. Man vergegenwärtige sich, statt alles Weiteren, nur das Bethaus einer Pietistengemeinde in seiner gänzlichen Nacktheit. Fehlt diesem aber auch Alles, was den Menschensinn erfreut, so spricht doch aus dem Ganzen jener Friede, der dem Herzen Kunde gibt vom Bund des Himmels mit der Erde; und eben dieser Friede ist's, der aus den zerrissenen Mauern der Kirche auf dem Berge Rua seit lange schon entwichen scheint. Es ist, als sey die Gottheit aus dem ihr geweihten Heiligthum hinaus geflüchtet in die Schatten der freien Höhen und habe jenes feindlichen Dämonen zu eigen überlassen. Der Kirche Marmorboden durchweg geschmackvoll eingelegt, rings oben am Gesims in Stein gehauene Blumen- und Fruchtgewinde und schön geschnitztes Holzwerk, Säulen an den Thüren, zum Theil die Eingänge noch fest umrahmend, doch nirgends mehr die Spur von sorglicher Erhaltung.

* Kirche und Kloster sollen im Jahre 1557 erbaut worden seyn und wurden am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts aufgehoben. Italische Forscher leiten den Namen Rua her von dem griechischen Ῥύαξ, weil hier in grauer Zeit eine Menge von Quellen und rieselnden Bächen entsprangen, welche das Alterthum den Nymphen des Berges geheiligt.

Im Hauptschiff liest man auf dem Zifferblatt der Uhr noch deutlich jede Zahl, der Zeiger aber fehlt; dort steht vereinsamt, seinem ursprünglichen Platz entrückt, der ausgehobene hohe Altarrahmen; da gähnt ein aufgerissenes Grab, der Leib herausgenommen, und nur noch Stücke zerfezter Kleider hie und da am Boden neben abgebrochenen Engelsköpfchen, marmornen Flügeln, Füßen, Armen, gebrochenen Marmorsäulen, gestürzten Kapitälen. Inmitten dieser gräulichen Zerstörung hat eine schwarze Marmortafel sich erhalten mit der Inschrift: „Nicolao Pacyo episcopo Samogetarum, regni Poloniae senatori, benefactori munifico, brevem hanc sed diuturnam memoriam erexere, ne ubi ipse condi voluit, ibi ei nomen conderent. Obiit Patavii sexta die Sept. A. 1624 aetatis suae 54.“ — Diuturnam! — Auch die Stiegen, die hinan zum Thurme führen, sind morsch und werden, wenn nicht bald etwas zur Wiederherstellung geschieht, binnen Kurzem kaum mehr zu besteigen seyn. Aber droben angelangt, vergißt man jeden Eindruck von Zerstörung und Vergänglichkeit, so jugendfrisch breitet sich Alles rings umher vor den schwelgenden Blicken aus. Mit einem Male tauchte in einem Augenblicke magischer Beleuchtung Venedig aus der dunkelblauen Lagune empor, ein weißer Streif mit leis verschwimmenden Erhöhungen. Unwillkührlich trat mir vor die Seele, was südliche Wanderer von der Fata Morgana berichten. Man mochte sich gar nicht trennen von dem zauberischen Blick.

Endlich war es Zeit zum Aufbruch. Die Einladung Beatens zu einer Schüssel Erdbeeren führte noch einmal in die Custoswohnung, und die würzigen Früchte erlaubten gar nicht, in die Klage der Geberin einzustimmen, daß sie leider nicht einmal ein Ei anbieten könne, weil der Fuchs vor ein paar Nächten die Henne gefressen. Ihr Alter, der schon zur Blüthezeit des Klosters hier aus und ein gegangen war und sich nicht wenig darauf zu Gute that, daß er Papst Gregor XVI., der vor langen Jahren hier Mönch gewesen, von Angesicht zu Angesicht gesehen, konnte kein Ende finden im Rühmen der Unbescholtenheit und Güte der Klosterbrüder, und wie sie in der ganzen Umgegend verehrt gewesen um ihres wohlthätigen Sinnes willen. „Ja, ja,“ schloß er kopfschüttelnd, „so frißt die Welt Alles auf, was gut ist, und nur das Schlimme bleibt übrig und gedeiht.“ Der kleine Pietro aber schaute ungläubig drein bei diesen Worten und blickte mich mit seinen klugen Augen freundlich, Beifall nickend an, als ich, von dem mitgebrachten Weine die Gläser füllend, anstieß auf Bestehen und Gedeihen alles Guten.

Die neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel.

(Schluß.)

Man könnte, bei tieferem Nachdenken über die, auf dieses Verfahren begründete Festsetzung der jährlichen Parallaxe des Sterns 61 im Schwan freilich noch einwenden, daß dabei, außer den durch Rechnung beseitigten Miteinflüssen der Aberration und Eigenbewegung dieses Sterns, auch noch der Umstand einer möglicherweise bemerklich werdenden Parallaxe der gewählten Vergleichungssternchen selbst hätte berücksichtigt werden sollen. Allein Bessel behauptet, nach der sorgfältigsten Prüfung sämmtlicher Bedingungen, die gänzliche Unmerklichkeit einer jährlichen Parallaxe jener beiden, höchst wahrscheinlich auch wirklich unendlich viel weiter entfernten Vergleichungssterne annehmen und also die beobachteten scheinbaren Ortsveränderungen nur als Wirkung der Parallaxe des Sterns 61 im Schwan selbst betrachten zu dürfen. Solchergestalt ist dieselbe denn auch daraus abgeleitet und, wie wir vorläufig schon in der ersten Abtheilung angeführt haben, auf etwas über 31 Hundertel einer Sekunde festgesezt worden, woraus eine Entfernung des Sterns 61 im Schwan von 657,700 Halbmessern der Erdbahn (zu zwanzig Millionen geographischen Meilen) folgt.* Das Licht mit seiner ungeheuren Geschwindigkeit von über 40,000 deutschen Meilen in der Sekunde braucht mehr als zehn Jahre, um diese Entfernung zu durchlaufen, welche durch unser Zahlensystem wohl ausgedrückt, nicht aber weiter versinnlicht werden kann.

An das Ungeheure dieser Entfernung eines Sonnensystems, welches doch (schon bei Vergleichung mit der, früher von uns ebenfalls beigebrachten, durch Struve zu $^1/_8$ Sekunde bestimmten Parallaxe von Wega in der Leier, woraus eine mehr als doppelte Entfernung folgt) noch zu den nächsten gehört, will ich schließlich eine Betrachtung knüpfen, die für viele Leser von Interesse seyn wird, nämlich die Untersuchung der Frage: welche Gründe den Architekten des Weltalls bestimmt haben können, selbst die zunächst neben einander liegenden Sonnensysteme, wie das unsrige und 61 des Schwans, durch so unermeßliche, dem Leben scheinbar entzogene, nur der Leere übereignete, oder höchstens durch den Himmelsäther erfüllte Zwischenräume von einander zu trennen? „Wo nur Bahnen möglich waren," sagt uns doch der Weltweise, „da rollen Welten, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen können, da werden Wesen." Es müssen überwiegende Gründe zu einer solchen scheinbaren Raumverschwendung vorhanden gewesen seyn, und dieselben liegen wohl in nichts, als in der unumgänglichen Nothwendigkeit, die Attraktionseinflüsse eines Systems auf das andere vollkommen auszuschließen. Die Masse des Fixsterns z. B., welchen wir unsere Sonne nennen, ist bekanntlich mehr denn 800mal größer, als die Massen aller Planeten und Nebenplaneten des ganzen Systems zusammengenommen, und wirkt mit der dadurch bedingten Anziehungskraft noch auf den 400 Millionen Meilen entfernten, vermeintlichen Grenzplaneten Uranus, wenn es nicht jenseits desselben, wie so sehr wahrscheinlich ist, noch mehrere andere, nur ihrer großen Entfernung wegen für uns stets unsichtbar bleibende Planeten gibt.* Auch damit aber wären die Grenzen der Anziehungskraft der Sonne noch lange nicht bezeichnet, und die Astronomie belehrt uns vielmehr, daß die Kometen durch diese Attraktion gezwungen werden, in höchst excentrischen Bahnen um den Centralkörper zu laufen, und aus unermeßlichen Entfernungen zu ihrer Sonnennähe zurückzukehren. Man darf also als ausgemacht annehmen, daß jeder Centralkörper so weit Satelliten beherrscht, als die Sphäre seiner Anziehungskraft irgend reicht, und daß die Aetherluft, welche zwei nächste Systeme von einander trennt, nur eben groß genug ist, um alle Möglichkeit des Hinüber- und Herüberwirkens der gegenseitigen Massen auszuschließen; ja, der bekannte, äußerst geringe Massengehalt der Kometen, als der Grenzkörper unseres Systems, rührt wohl daher, daß ihr Gebiet so weit als möglich ausgedehnt werden sollte, ohne daß sie durch ihre Massenwirkung die Centralbewegungen in den zunächst gelegenen Systemen beeinträchtigten. Diese schon an sich höchst wahrscheinliche Vermuthung wird noch durch einen Umstand unterstüzt, den die bloße Betrachtung unseres Planetensystems an die Hand gibt. Gleichwie nämlich die Sonnen (Fixsterne) Centralkörper ihres Systems sind, so stellen sich nicht minder die Planeten ihrerseits als solche, wenn auch untergeordnete Centralkörper ihrer Mondsysteme dar. Nun wachsen die Entfernungen der Planeten unseres Systems von einander bekanntlich fast in geometrischer Progression, und von den Asteroiden zum Jupiter, von diesem zum Saturn, und

* Diese Entfernung von 657,700 Halbmessern der Erdbahn entspricht genauer einer Parallaxe = 0", 3136; wir haben früher in runder Summe 700,000 gesezt, innerhalb welcher Grenze uns die Ermittlung zu liegen schien. Da Bessel die betreffenden Beobachtungen fortsezt, so steht vielleicht bald noch eine kleine Correction zu erwarten.

* Diese so wahrscheinliche Vermuthung spricht auch schon Kant in seiner oben von uns citirten, an den erhabensten Ideen überreichen „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" aus; und auch Wurm, in Bodes astronom. Jahrbuch für 1790, zeigt die große Wahrscheinlichkeit noch mehrerer Planeten und Kometen in unserem Systeme.

vom Saturn zum Uranus sehr schnell. Eben so wächst nun auch die Zahl der, diese drei lezteren Planeten umkreisenden Monde;* aber die Entfernungen derselben vom respektiven Hauptplaneten sind so eingerichtet, daß gleichwohl keiner dieser drei Planeten die Monde des andern durch seine Anziehung entführt; und die Weite der Aetherkluft, welche die gedachten Planeten von einander trennt, scheint durch diese Nothwendigkeit des Ausschließens des Attraktionseinflusses eines jeden von ihnen auf das Mondsystem des andern mit bedingt zu seyn. Diese Analogie ist gewiß auf die benachbarten Sonnensysteme auszudehnen.

Auch aus diesem Gesichtspunkte stellen sich Bessels und Struves nähere Bestimmungen über die Parallaxe, und somit die Entfernung der Fixsterne als überaus wichtig dar, indem sie einen ferneren Schluß auf die Gebietsausdehnung eines jeden Centralkörpers und die Weite der wirklichen Kluft zu erlauben scheinen, welche zwei Sonnensysteme von einander trennen muß, um, wie gesagt, den vernichtenden Einfluß der Attraktionen des einen hinüber in das andere gänzlich abzuwenden. Man ahnt hiemit, zu welch erhabenen Folgerungen über die bei Ausführung des Weltbauplans zu berücksichtigenden Bedingungen durch die von uns dargestellten neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel Anlaß gegeben wird, und daß sich die Wichtigkeit derselben keineswegs auf die von uns beigebrachten Zahlenresultate beschränkt.

* Jupiter hat bekanntlich vier, Saturn sieben, und Uranus gewiß noch mehr Monde, obgleich erst sechs entdeckt sind, in deren Systeme sich aber Lücken finden, welche obige Vermuthung mehr als wahrscheinlich machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

L'Ecole des journalistes.

Keine Journalredaktion legt mehr für ihre Feuilletons aus als La Presse, und doch ist dieses Journal das erste, welches seinen Abonnementspreis auf die Hälfte des gewöhnlichen Preises der Pariser Journale herabgesezt und den Anstoß zu den berüchtigten Vierzigfranks-Journalen gegeben hat. Diese Vierzigfranks-Journale haben den Achtzigfranks-Journalen einen sehr bedeutenden Theil ihrer Abonnenten entrissen, da mancher Zeitungsleser es für eine höchst erwünschte Erfindung ansieht, vierzig Franks zu sparen. Ich habe neulich auf einen Aufsaz des Dichters Sainte-Beuve aufmerksam gemacht, worin er den nachtheiligen Einfluß der Vierzigfranks-Journale auseinandergesezt hat, einen Einfluß, welchen besonders das Girardinsche Blatt ausübt. Da Emile de Girardin sich in eine Menge von halb merkantilischen, halb literarischen Unternehmungen eingelassen, und diese in seinem Blatte den Lesern stark gerühmt hat, so sind dadurch manche verleitet worden, an denselben durch Ankauf von Aktien Theil zu nehmen, und haben hernach ihre Leichtgläubigkeit bereut. Dieß ist noch nicht Alles. Emile de Girardin hat sich eine Zeitlang auf die Seite der Minister geworfen, alle ihre Maßregeln in seinem Blatte vertheidigt und die Opposition hart angegriffen; dadurch hat er sich aber so viele politische Feinde gemacht, als merkantilische durch seine mißlungene Spekulationen. Daher ist denn auch wohl kein Mann so oft und so bitter in den Tageblättern angegriffen worden, als er. Man hat ihn behandelt wie Jemand, dem man auch nicht die geringste Rücksicht und Schonung schuldig zu seyn glaubt. Freilich hat sich Girardin wenig Mühe gegeben, die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Seine Frau, die natürlich unter der allgemeinen Rücksichtslosigkeit gegen E. de Girardin leiden muß, glaubte nun, ihn auf eklatante Weise rächen zu müssen, und benüzte ihr poetisches Talent, um ihren Mann einerseits, und die Journalisten, seine Feinde, andernseits zu schildern, und zwar erstern als einen Mann von den lautersten Gesinnungen, und die andern als nichtswürdige Menschen. So ist ihr Lustspiel „l'Ecole des journalistes" entstanden, das vielleicht nie aufgeführt werden wird, obschon die Dichterin gewiß im Geheimen die Hoffnung hegt, daß es dazu kommen werde. In dem Stücke, wie sie es vorgelesen hat, treten mehrere Bursche auf, welche sich betrinken und bei ihren Gelagen Journalartikel machen, womit sie Alles angreifen und heruntermachen, was andern Achtung einflößt, Tugend, Talent, Bescheidenheit, die Leute gewissenlos verläumden und anschwärzen, Verzweiflung, Kummer und Zwietracht in den Familien hervorbringen, und sogar einen Künstler so weit treiben, daß er sich selbst das Leben nimmt; eine Anspielung auf den Maler Baron Gros, der sich freilich über Zeitungsartikel zu beklagen haben mochte, dem aber vorzüglich die vom Publikum ihm bewiesene Gleichgültigkeit gegen seine lezten Leistungen in der Kunst zu Herzen gegangen seyn soll. Man kann also der Journalistik nicht wohl vorwerfen, daß sie Gros um's Leben gebracht. Madame Girardin ist in ihrem Stücke noch weiter gegangen; denn eben jene Menschen, welche ihre Zeitungsartikel bei ihren Saufgelagen schreiben, erzählen auch in einem Feuilleton, wie eine Mutter ihren heimlichen Liebhaber mit ihrer Tochter verheirathet, und durch dieses Feuilleton erfährt die Tochter die schändliche Aufführung ihrer Mutter, welche sich dadurch rechtfertigt, daß sie zwar gesteht, sie habe den Mann geliebt, aber um nicht strafbar zu werden, ihn mit ihrer Tochter verheirathet. Da nun von einem berühmten Manne in Paris ein ähnlicher Skandal erzählt wird, so kann man nicht zweifeln, daß die Dichterin hierauf angespielt, und nur den Ausgang der Geschichte geändert hat, und zwar zum Bessern. Dieß sagte man sich schon, ehe die Komödie vorgelesen wurde, und nachher behauptete man, die Dichterin habe, eben um zu beweisen, daß sie nicht die Absicht gehabt, den berühmten Mann zu verläumden, ihr Stück mit so großem Gepränge vorgelesen. Ob alle Zuhörer diese Ueberzeugung mit sich davon getragen haben, möchte ich nicht entscheiden. Auffallend war es, in dieser glänzenden Versammlung viele ausgezeichnete Journalisten beisammen zu sehen, obschon das Stück eigentlich gegen die Journalistik gerichtet war; freilich waren die Mitarbeiter der „Presse" in der Mehrzahl, und diese konnten sich unmöglich durch die Feder der Frau ihres Patrons getroffen fühlen. Die Dichterin hat offenbar die Journalistik ganz falsch geschildert; denn wo hat man je die Mitarbeiter eines großen Pariser Journals zu einem Trinkgelage sich versammeln und dort gegen Talent und Tugend schreiben sehen?

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. November 1839.

Wo Mondschein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der lustige
Reigen gewebt.

Matthisson.

Vom Mummelsee.

1.

Die Hochzeit.

Bei Nacht ist ein Klingen und Singen im See,
Es stutzen im Forste die Hirsch' und die Reh',
Die Vögelein schütteln sich munter.
Es schallet und hallet ein lustiger Lärm,
Es tauchen die Mummler in buntem Geschwärm
Die Fluthen herauf und hinunter.

Heut hat ja ihr König die niedlichste Fee,
Die schöne Merlina genommen zur Eh',
Dies will er auf's Herrlichste feiern;
Nun steiget das lustige Völkchen an's Land
Im blauen, mit Silber gestickten Gewand
Die Dämchen in silbernen Schleiern.

Der König, die Krone von Schilf auf dem Haupt,
Geformt aus Beryll, mit Smaragden umlaubt,
Im Mantel von Purpur und Sammet;
Die Königin strahlend von Schönheit und Glanz,
Im goldenen Haar den saphirenen Kranz,
Der von Amphitrite noch stammet.

Nun pflücken sie Blumen und grünendes Reis,
Und bauen gar zierlich am Ufer im Kreis
Sich Lauben mit Tischen und Bänken;
Dann setzen sich Alle zum köstlichsten Mahl,
Es geht in der Runde der Muschelpokal,
Gefüllt mit den feinsten Getränken.

Es blasen aus Flöten von Binsen und Rohr
Viel herrliche Stücklein die Musiker vor,
Und laden die Gäste zum Tanze.
Nun klingt es und schwingt es und springt es und saust,
Daß selber der See nun melodisch erbraust,
Zu seinem umwirbelnden Kranze.

Die Geister der Nachbarschaft schweben herbei,
Die wüthenden Jäger mit Hurrageschrei,
Die Gnomen, Koboldchen und Zwerge,
Und mischen sich Alle im schönsten Verein
Zur lustigen Tafel, zum tanzenden Reihn,
Es hallen im Echo die Berge.

So schallet und hallet die Hochzeit am See,
Da wird es dem lieblichen Bräutchen so weh,
Sie kann nicht die Landluft ertragen;
„Eins" rufet die Glocke vom Kirchlein im Thal,
Und über der Geister unendliche Zahl
Die Wasser, die brausenden, schlagen.

2.

Der Hirte.

Es sizt ein Hirtenknab
Am Ufer dort und singt,
Daß in die Fluth hinab
Die süße Stimme dringt.

Da steigt die schönste Fee
Im silbernen Gewand
Wohl aus dem dunkeln See
Zum Hirten an das Land.

Sie hat ihn bald berauscht
Mit süßem Minnespiel,
Und täglich ward getauscht
Der heißen Küsse viel.

Doch pünktlich jedesmal
Versank die holde Fee
Beim lezten Abendstrahl
Hinunter in den See.

Einst sprach das schöne Weib:
„Bleib ich einmal zu Haus,
„O Freund, so ruf' bei Leib'
„Nie meinen Namen aus!

„Dann muß ich sterben gleich,
„Du siehst mich nimmermehr;
„In meinem Wasserreich
„Ist das Gesetz gar schwer." —

Schon mancher Tag verfloß
Dem Hirten an dem See,
Doch aus der Wellen Schoos
Stieg immer seine Fee.

Einst in dem Abendglanz
Der Hirtenknabe saß,
Und des Verbotes ganz
In seinem Schmerz vergaß.

Es ruft voll Liebesglut
Den theuern Namen aus —
Da reget sich die Flut
Mit zischendem Gebraus;

Und aus der Tiefe gellt
Ein dumpfer Schmerzensschrei,
An das Gestade schwellt
Ein Schaum von Blut herbei.

Es schwimmt zum Ufer da
Ein weißes Röslein her.
Kein Aug' auf Erden sah
Den Hirtenknaben mehr.

A. Palmer.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Venda.

Es war später geworden, als ich geglaubt und gewollt, und die Sonne stand höher am Himmel, als zum Bergsteigen an einem Junitage ersprießlich, namentlich in Regionen, wo die Macht des Scirocco noch an keiner Alpenwand sich gebrochen. Schon nahte die Zeit des Tages, wo vor Jahrtausenden Theokrit seine Hirten sich in Höhlen zurückziehen läßt, während die Heerde gesenkten Kopfes Schatten sucht zu bequemer Lagerung, und selbst die Eidechse sich unterm raschelnden Laube verbirgt vor den allzu wohlmeinenden Strahlen. Oft hatte ich Pietros: „O Dio, Signore, che caldo!" zu beschwichtigen durch die Versicherung, daß das Schwerste nun ja wohl überwunden sey.

Der Bergsattel, der vom Rua zum Venda in südlicher Richtung überführt, ist sorglicher benuzt, als in gleicher Höhe an der entgegengesezten Seite der Fall war. Türkischer Weizen, hier zu Lande schlechtweg Formenton genannt, schießt mit seiner lichten Blättersäule üppig unter'm Dach der Kirschen-, Maulbeer- und Feigenbäume auf; die Blüthe der Olive mit ihrem zarten Duft und die schwankende Cypresse erinnern unwillkührlich an den Süden, während hier und da eine kräftige Eiche an die nordische Heimath mahnt. Die Eiche ist so recht eigentlich der deutsche Baum und weckt im Deutschen unter jedem Himmelsstrich gesteigertes Vaterlandsgefühl. So rief vor Jahren im fernen Osten, jenseits Kasan, ein Eichenwäldchen mir das Bild der trauten Heimath so lebhaft vor die Seele, daß mich ein Sehnen wie Heimweh befiel. Es schlummert in Gegenständen der Anschauung fast eben so sehr, als in gewissen Melodien, ein Grundton, der unter noch so verschiedenartiger Bekleidung durch die bloße Erscheinung unwillkührlich sich kund gibt. Unsere Brust ist der Resonanzboden für die Saiten, die das Leben anschlägt, die Aeolsharfe, die nur des entsprechenden Luftzugs harrt, um die inwohnenden Accorde wiederzugeben; auf dieser Wechselwirkung beruht das Geheimniß der Sympathie, dieser starken, geisterbindenden Gewalt, die weit über das Irdische hinaus ihre wunderbare Macht übt. Wenn über uns die blaue Himmelsdecke ihren goldenen Sternenschmuck ausbreitet und in dem Innersten der Brust das Land emportaucht, das wir gläubig ahnen, so ist das eben auch der Anklang der berührten Aeolsharfe; auf jede Frage, die der Suchende nach oben stellt, wird ihm die Antwort nur im innern Schacht. Vergebens breiten wir die Arme aus, theure Vorangegangene wieder zu erfassen; wir stoßen überall auf die Schranken des

Irdischen; aber in uns leben sie unvergänglich und feiern da im Gegenklang verwandter Seelen eine fortgesetzte Auferstehung.

Herzlich willkommen war der Schatten, welchen die Klostertrümmer auf der nordöstlichen Kuppe des Berges boten. Dieses Kloster, ebenfalls dereinst bewohnt von Kamaldulensern, soll auf derselben Stelle erbaut seyn, wo, wie die Sage geht, in der Heidenzeit der Tempel einer Göttin Venda gestanden, von welcher noch heute der Berg seinen Namen habe. Andere nennen ihn Veda und bringen den Namen in Verbindung mit der weiten Aussicht, die man droben nach allen Seiten hin genießt. Dies, meinte Pietro, sey grundfalsch; die heidnische Göttin aber, die Venda, sey hier oben gar vielfach angebetet worden; das sey ganz gewiß. Sie werde auch mitunter Venus geheißen und sey, darüber herrsche kein Zweifel („non ghe xe dubbio") die Schwester der Diana und des Bacchus und ein wunderschönes Weib gewesen. Schlimme Zungen, meinte er, besonders wenn sie zuviel getrunken hätten, schwören heute noch per Venere, per Diana und per Bacco, was aber niemals gute Folgen habe. Ezzelino, fuhr er fort, der ein gar schlimmer Heide und blutdürstiger Tyrann gewesen, habe diese Göttin Venda und ihren gottlosen Bruder abgöttisch verehrt und habe ihrem Tempel gegenüber an der andern Seite des Berges einen Wallfahrtsthurm erbaut, in welchem er ihr jeden Morgen und jeden Abend unter fürchterlichen Martern Menschen geschlachtet; dabei habe dann er und seine Krieger gezecht und häßliche Loblieder zu Ehren des Antichrists gesungen. Darum habe aber auch der heilige Antonius im Namen Gottes ihn gestraft, und der böse Ezzelino, den seine Unterthanen zuletzt nur die Geißel Gottes genannt, sey elendiglich zu Grunde gegangen. Die Herrschaft des Landes aber habe der heilige Antonius an den tapfern und frommen Helden Antenor gegeben, nachdem dieser zehn Jahre lang mit den Türken Krieg geführt und ihre Hauptstadt Troja zerstört. Damals sey noch Alles bis an die Berge heran tiefes Meer gewesen, und Antenor sey mit seiner Mannschaft auf großen Schiffen heran gekommen. Aber der heilige Antonius habe zum Lohn für die Bekämpfung der Ungläubigen im Namen Gottes ein weitläufiges Stück Meer in Land verwandelt und damit das Königreich des frommen Antenor vergrößert. Darum fänden sich auch noch so viele Muscheln in der Umgegend, und manchmal selbst ein Anker oder sonstiges Schiffsgeräthe. Antenor aber habe zur Ehre Gottes und des heiligen Antonius Padua erbaut, das bald darauf die gottesfurchtigste und gelehrteste Stadt der ganzen Welt geworden, und wohin selbst die großmächtigen Venezianer in die Schule gegangen. Und von dem Allen seyen viele Schriften und Bilder und Denkmäler in Padua zu sehen, und die Herren Studenten dort müßten das Alles genau wissen, wenn sie ein Amt haben wollten. — So hatten in dem Kopfe des lebhaften Buben Sage und Geschichte sich zu einem eigenen Gemisch gebildet, und die Verwickelung könnte als Beispiel dienen, wie sich Traditionen verschiedener Zeiten ineinander wirren. Jedes Einzeldatum hat seinen irgend wie bewahrheiteten Anfangspunkt, aber aus dem verknäuelten Gewebe des Ganzen lassen sich oft kaum die ursprünglichen Faden lösen.

Von Kloster und Kirche sind noch hohe Mauern übrig, in deren mittleren Räumen einige aufrechtstehende und einige umgestürzte Säulen hervorragen, hier und da mit sorglich gefertigten Skulpturen. Aus dem zerbröckelten Gestein wächst überall in dichtem Drange üppiges Gestrüpp; durch Fensterspalten und Mauerrisse hat man wundervolle Durchblicke auf Einzelausschnitte der Gegend.

Da ungeachtet eines kühlenden Berglustzugs die Gluth der Sonne immer stärker wurde, schien es rathsam, im breitesten Schatten der Klostermauern einer Sieste zu pflegen. — Beim Erwachen war der erste Gruß ein Chor von Lerchen, welche wirbelnd sich empor zum Himmel hoben, eine wonnige Symphonie im großen Dome, und die freudigste Aufmunterung zum Ausbruch vorwärts. Nur noch ein kurzer Weg, und wir waren auf dem Gipfel des Venda, dieses Brocken der Euganeen, welche ihn, gleichwie der Harz die Schultern jenes norddeutschen Altvaters, wie ein Fürstenmantel umlagern; noch größer wird die Aehnlichkeit dadurch, daß die Euganeen wie der Harz ohne allen Zusammenhang mit andern Bergzügen in eine weite Ebene hinaus geschleudert scheinen.

Schon neigte sich die Sonne tiefer, und der Berge Schatten wurden länger. In frisches Grün gekleidet, breiten sie sich aus, die alten Feuergeborenen, und weithin um sie her die heitersten Gefilde, dicht übersät mit Pinien und Feigen, Ahorn und Cypressen, Weiden und Granaten, Eichen und Oliven, Nord und Süd in mannigfach sich abstufender Schattirung. Von Norden blicken die glänzenden Hörner der Tyroler Alpen, von Osten her jenseits Venedig das dunkle wogende Meer; nach Süden und Westen schweift das Auge über die unbegrenzte, reich mit Früchten aller Art bebaute Ebene, aus deren üppigem Gartenschmuck die weißen Landhäuser wie eingestreute Edelsteine vorblitzen; in ihrer Mitte, ein Solitair, umglüht vom reinsten Sonnengolde, Padua mit den Kuppeln der Kirchen seines Santo,* seiner Giustina und all seiner übrigen Heiligen und dem Thurm des

* Wie Rom den Alten Urbs, κατ᾽ ἐξοχήν, so ist dem Paduaner sein Antonius il Santo par excellence, und es bedarf in der ganzen Umgegend keines weitern Zusatzes, ihn von andern Heiligen zu unterscheiden.

Ezzelino, noch in Zeiten der Republik zur Sternwarte umgewandelt. *

Und immer tiefer neigt sich die Sonne, und mit den Schatten wächst die Ruhe und Milde der Eindrücke. Ein leiser Luftzug erhebt sich, die Blätter sanft durchsäuselnd. Aus dem Thal empor dringt der Schall friedlicher Abendglocken; hier oben lassen nur noch einzelne Spechte und Trosseln aus den Bäumen, zirpende Grillen aus dem Grase sich vernehmen, der lezte Rest des Tageslebens, während über den Blumen, wo kurz vorher die munter schwirrende Libelle, die emsig suchende Biene, der bunte Schmetterling, im Strahl der Sonne flatternd, sich gewiegt, jezt der schwer hinsummende Käfer und der langsam sich erhebende Nachtfalter der Dämmerung voranziehen.

Tiefe Stille, tiefer, ungestörter Frieden senken sich herab auf die weiten, reich gesegneten Gärten. Ein schönes, schönes Land, entstanden durch vulkanisch unterirdische Feuer, in mehr denn einer Schlacht vielfach mit Blut getränkt. Haben die Vulkane ausgebrannt? Werden früher oder später verheerende Lavaströme wieder hervorbrechen? Ist Italien überhaupt ein ausgebrannter Lavaboden, oder ein noch immer glutschwangerer Herd künftiger Brände? — Wer erwidert? — Nicht die Schatten aus den Gräbern, nicht die Vor- und Mitkämpfer in den Staubwirbeln der aufgewühlten Gegenwart, nicht die Embryonen, harrend der Enthüllung. Weltauge, du blickst leuchtend scharf durch alle Nebelschleier, aber keinen deiner Durchblicke verräthst du. Weltauge, du große, schweigsame Bussole der rollenden Zeiten, treu im Wandel, klar im Dunkel wie im Licht, wirst du dereinst das ungeheure Räthsel lösen?

* Beim Eintritt in das einstmalige Castell des Tyrannen Ezzelino liest man die in Stein gehauene Inschrift:
„1242. Quae quondam infernas turris ducebat ad umbras,
Nunc Venetum auspiciis pandit ad astra viam. 1767.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

L'Ecole des journalistes.

Die politischen Aufsäze in die Journale erfordern einen nüchternen Kopf, viel Nachdenken, umfassende Kenntnisse; sie müssen mit Bedacht und Vorsicht abgefaßt werden, nach der Sizung der gesezgebenden Kammern, oder nach Vergleichung der in andern Tageblättern, einheimischen und fremden, zur Sprache gekommenen Ansichten und Behauptungen, und nach Erwägung desjenigen, was die Organe der Regierung darüber geäußert haben. Wie könnte so etwas bei einem Trinkgelage geschehen? Die literarischen und dramatischen Aufsäze erfordern nicht weniger Umsicht und Ueberlegung. Solche Aufsäze können nur am Schreibpulte des Studierzimmers abgefaßt werden. Anders mag es sich mit den kleinen beißenden Artikeln verhalten, welche die nichtpolitischen Tageblätter, als Charivari, Corsaire und andere, zum besten geben; allein ist es wohl der Mühe werth, gegen diese ein großes Lustspiel zu schreiben, zumal diese kleinen Blätter wenig Einfluß haben, und bloß das die Medisance liebende Publikum einige Augenblicke vergnügen? Die Dichterin behauptet dagegen, es sey nicht ein Zug in ihrer Journalistenschilderung, der nicht aus dem Leben gegriffen wäre. Um nun das Drama mit einem guten Ausgange zu versehen, läßt Madame de Girardin einen edeln Mann auftreten, welcher, voll hochherzigen Unmuths über den Unfug des Journalwesens, den Entschluß faßt, sich für das allgemeine Wohl aufzuopfern, mit Hintansezung seiner vielen Geschäfte selbst Journalist zu werden, der Journalistik eine bessere Richtung zu geben, und die unedlen Journale mit allem Muthe eines für's allgemeine Heil begeisterten Mannes zu bekämpfen, sollte er auch in diesem Kampfe zu Grunde gehen. Hierin sahen nun alle Zuhörer die Absicht der Dichterin, ihren Mann, welcher in der That, um andere Journale zu bekämpfen, ein Journalunternehmer geworden ist, und, wie gesagt, durch die starke Herabsezung des Abonnementspreises seinen Gegnern einen furchtbaren Stoß versezt hat, ein Ehrendenkmal zu errichten. Aber sein Journal verlor nicht nur bald seine Unabhängigkeit und wurde ministeriell, es verschmähte auch keineswegs die unedeln Waffen, deren Gebrauch die Frau des Unternehmers in ihrem Lustspiele den andern Journalen zum Vorwurf macht. Es ereignete sich einige Tage nach dem Vorlesen jenes Lustspiels ein Vorfall, welcher dieß leider in's hellste Licht sezte. Emile de Girardin wurde vor dem Polizeigerichte von dem Herausgeber des Blattes Le Corsaire als Verleumder verklagt, weil er von diesem in seinem Journal behauptet hatte, er sey einmal des Diebstahls schuldig erklärt und verurtheilt worden. Die Richter verurtheilten Emile de Girardin zu einer Geldbuße und zum Einrücken dieses Urtheils in sein eigenes Blatt. Man sieht daraus, daß die „Presse“ ihren Beruf eben so verkennt, wie manche andere Tageblätter, und daß es mit dem Vorsaze des Herausgebers, der Journalistik eine bessere Richtung zu geben, nicht sehr ernstlich gemeint zu seyn scheint, sondern daß das Ganze auf eine merkantilische Spekulation hinausläuft, wie andere Unternehmungen desselben Mannes, bei denen bald er, bald das Publikum zu kurz gekommen ist. Im Allgemeinen läßt sich so viel behaupten, daß die Journale, welche Achtung vor dem Publikum haben, von demselben auch geachtet werden, und Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben, daß dagegen die Tageblätter und Zeitschriften, deren Verfasser sich niedrigen Leidenschaften hingeben, auch wenig beachtet und sicher keine Lenker der öffentlichen Meinung werden. Uebrigens herrscht der Unfug, über welchen man sich beklagt, sehr wenig in den großen Tageblättern, die man überall antrifft, und deren verantwortliche Herausgeber Leute von gutem Rufe sind; aber desto schlimmer sieht es in den kleinen Blättern aus, welche aus der Medisance ein Handwerk machen und die kein anderes Mittel haben, um etwas Aufsehen zu erregen. Ich spreche hier nicht von den politischen Beschuldigungen, welche die großen Blätter gegen einander vorbringen; wenn der Parteigeist mit in's Spiel kommt, so werden auch diese ungerecht und schonungslos, und sezen ihre Gegner oft häßlich herunter. An dieses Treiben der Parteien ist man aber gewöhnt.

D g.

Beilagen: Intelligenzbl.-Nr. 15 u. Monatsr. November

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. December 1839.

— Sey's Blumenland,
Musik, der Lenz, Meer, Sommerabendstunden,
Die Luft — es schmerzt, wird das metallne Band
Berührt, das dunkel und elektrisch uns umwand.

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Battaglia.

Wenn die am nordwestlichen Abhange der Euganeen abwärts der Landstraße liegenden Bäder von Abano und Mont' Ortone mit ihren heißen, aus dem dunkeln, zerrissenen Boden wie aus siedendem Kessel überall hervorsprudelnden Heilquellen gerühmt werden um ihrer heimlicheren Abgeschlossenheit willen, so verdient Battaglia unbedingt den Preis der heitersten Umgebung, und wird daher auch häufiger besucht von solchen Gästen, denen vornehmlich gelegen ist an einem schönen Sommeraufenthalt zur Befreiung von umschließenden Städtemauern und ihrem Zwang. Zugleich ist die Wirkung seiner Bäder nicht minder heilkräftig als die der erstgenannten. Daß sie der Kraft desselben unterirdischen Feuers ihr Daseyn verdanken, verräth der Boden und die Temperatur der Quellen: Basaltzeugen vulkanischer Bildung allenthalben, an vielen Stellen ein dampfend aufsiedender Wasserschwall. Auch der Name des Ortes ist hervorgegangen aus einem jener vulkanischen Prozesse, die, heraufbeschworen von Menschen zu der Menschheit Wehe, von Zeit zu Zeit die Erde überziehen, die träge werdenden Kräfte zu neuem Leben aufzurütteln. La Battaglia, wie die meisten Zu- und Umwohner den freundlichen kleinen Marktflecken benennen, will man von einer mörderischen Schlacht herleiten, welche Alarich am Fuße der Euganeen geliefert, der erste Anlaß zur Flucht der Bewohner des Festlandes nach den Lagunen. Lange nach Alarichs Fall dauerten die verheerenden Völkerzüge in diesen Gegenden noch fort, und weithin sieht man nichts als Stätten alter und neuer Schlachten.

Zum Mittelpunkt für Ausflüge in die Euganeen dürfte schwerlich irgend ein Punkt geeigneter sich finden, als Battaglia. Am östlichen Abhange der Berge, mit seinen weißen Häusern zu beiden Seiten des wohlummauerten gleichnamigen Kanals, wird es belebt durch die große Straße, welche der ganzen Länge des Ortes nach von Padua über Ferrara dem Süden zuführt. Hier gewährt jeder Punkt die freie, unbeschränkte Aussicht in die Ebene. Wer die Nähe der bewegten Landstraße vergessen will, der ziehe in die breiten Platanengänge sich zurück, die unmittelbar hinter den Bädern ihren Anfang nehmen. Zur Linken ein kleiner Park von Akazien und Ulmen, dicht mit Epheu umwachsen, grün bekränzte Säulen, unter denen zu jeder Tagesstunde Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen; nach der andern Seite hin reichlich von Wasser durchzogene Wiesen mit Maulbeer- und Olivenpflanzungen in langen Reihen und

Quarrés, umkränzt von strotzenden Weingehängen, Festguirlanden der gütigen Allmutter. Dahinter in reinen Wellenlinien das grüne Amphitheater der Vorhügel und Kegelberge, aus deren Mitte das buschige Haupt des Rua mit seinen leise durchschimmernden Ruinen und der allüberragende Gipfel des Venda einladend hernieder blicken. Mag hier der Wanderer nun im Grase lagern und durch das Grün der Bäume auf zum tiefblauen Himmel blicken, mag er im kühlenden Schatten der Platanen aus tiefer Brust aufathmend sich ergehen, überall umspielen ihn warme Lebenstöne, das Herz zur Ruhe auffordernd nach den Stürmen, die auf stets bewegtem Lebensmeere es umhergetrieben. Aber wo ist Ruhe, wenn einmal seine Anker erst gelichtet? wo der Friedenshafen, der es schützte, wenn hervorbrechend aus dem Chaos der Erinnerungen, jene alten, unruhvollen Fragen es durchstürmen, auf die noch keinem Erdenpilger Antwort ward? — Wer das Leben mit seinen mannigfachen Kämpfen und Entbehrungen, seinen furchtbaren Schlägen aus ungeahnter Wetterwolke halbwegs nur erprobt, dem tauchen, wo immer er auch weile, jene Fragen stets von Neuem im Herzen wieder auf, so lange dies nicht stumpf geworden gegen jeden Eindruck. Kann aber die rauschende Eiche von Dodona auch nicht abwenden den Schlag, den sie verkündet, ein friedlich Säuseln folgt dem kriegerischen Klang der Becken, erfüllt des Fragers Brust ein wahrhaftes Verlangen nach Befriedigung. Auch heute webt es heimlich flüsternd durch die Wipfel der Platanen, und eine Stimme läßt sich vernehmen: Hab' ich den Menschen hingestellt, als Bild des Göttlichen im Erdenstoff, mit weiter Brust als Kampf- und Tummelplatz der räthselhaft gemischten Kräfte, so kämpf' er und schreite vor und harre, ob ein Tag ihm Kunde bringt auch ohne seine Frage!

Sanct Antonius in Battaglia.

Es war ein schöner Nachmittag, der Sonntag des sechzehnten Juni. Stiller war es unter den Platanen noch nicht gewesen. Nicht, wie die Woche über, von den Höfen her Gesang und Schäkern der Mädchen beim Brechen des Flachses, nicht von den Wein- und Maulbeer- und Olivenpflanzungen herüber das Durcheinanderjauchzen fröhlicher Bursche; das leiseste Rauschen und Plätschern der Wasser und der Ton der jenseits im Grase zirpenden Grillen war vernehmbar, und dabei die an einem ausgehöhlten Baume hin und wieder rennenden Ameisen und ein stummer, mit gewohnter Ruhe fischangelnder Engländer ringsher die einzigen Zeugen lebendiger Thätigkeit. Von den Badegästen hatten Viele, um heut etwas Absonderliches vorzunehmen, sich zeitig aufgemacht nach dem benachbarten Padua, wo die jüngst begonnene Antoniusmesse ihre von weit und breit her besuchten Pferderennen und Wettfahrten zur Schau bot. Den Haupttag dieser Festzeit, den Namenstag des Heiligen, hatt' ich am dreizehnten in Paduas Mauern selbst mit erlebt und in dem fröhlichen Gewoge der geschmückten Menge diesmal die Stadt mit ihren straßenverengenden Arkaden bei Weitem so düster nicht gefunden als damals, wo ich zum ersten Male sie betrat, und wie sie, trotz ihres weiten Prato della Valle, die meisten Besucher anzumuthen pflegt. Das Fest der Lilien, wie man mit Recht den Sanct Antoniustag benennen durfte, hatte sie wahrhaft verjüngt, und die vielen farbig aufgeputzten geflügelten Engelein aus Fleisch und Blut, welche den vorausgetragenen Heiligenbildern folgten, und die Menge der geschmückten Kerzen und Reliquien, und das Gemisch von betenden Priestern im schlichten Ordenskleide und singenden Jungfrauen in festlichem Schmuck, und die weißgekleideten, lilientragenden Mädchen gaben dieser Prozession etwas Erbauliches, wie man es in kindlicherer Naivetät nicht leicht bei einer andern finden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Briefreliquien.

Herausgegeben von J. Funck.

(Der Schauspieler Rebenstein ist seit mehreren Jahren todt, und wir nehmen daher keinen Anstand, den folgenden Brief als einen Beitrag, zugleich zur Biographie Ifflands und zur Geschichte des deutschen Theaters mitzutheilen. Der Brief wird den Freunden der Bühne und den Schauspielern Vergnügen machen.)
D. Red.

*

Iffland an den Schauspieler Backhaus in Mannheim.

Berlin, den 9ten Mai 1812.

Lieber alter Freund! Du wirst diesen Brief etwa den 16ten Mai erhalten, und da muß mein guter Rebenstein schon in Frankfurt seyn. Wenn er in Frankfurt etwa nicht spielt, wie es möglich ist, weil die Herren bauen, und weil sie vielleicht keine Lust haben, so kommt er sogleich nach Mannheim; denn in Darmstadt ist es auch nichts, weil, wie Herr Haßloch mir meldet, ein hohes Wesen sich deßhalb verfinstern würde.

Nach Mannheim habe ich ihm Briefe mitgegeben an gute und böse Christen, wie du sehen wirst. Führe ihn ein und sorge für ihn. Ich habe ihn gewarnt, wenn Müller und Meyer ihm Nachricht zutrugen von — der hat gesagt, die hat gesagt u. s. w., Alles anzuhören, nichts zu erwidern. Ich habe ihn vor der F . . . ihren

listigen Umarmungen gewarnt, wie vor etwaiger Kälte. Er soll das Eine und das Andere sich nicht reizen lassen. Er ist leicht gereizt. Ich habe ihm gerathen, freundlich und höflich zu seyn, nichts sonst. Ich habe ihm zur Contenance gerathen, daß er mit dir den ersten Besuch dort mache. Ich habe ihn gebeten, mit F—s keine Landpartieen zu machen. Nun bitte ich dich, nimm von Herrn Worstenradt oder von Herrn Turk das zu folgendem nöthige Geld, melde mir den Betrag, und ich will's in Wechsel sogleich schicken.

Fahre mit ihm und Madame Beck und Auguste den Tag, den du dafür gut und angenehm hältst, nach Heidelberg. Geht von der Stadtseite auf's Schloß, esset im Hechte, oder wo du willst, zu Mittage, aber um zwölf Uhr, so daß ihr um halb zwei Uhr in einem offenen Wagen nach Neckargemund zum Kaffee fahren könnt, oder doch den halben Weg, wie du willst. Dann eßt Forellen auf dem Wolfsbrunnen, und so nach Hause. Nimm aber einen Wagen, der nicht so arg stößt und der dann ganz zugemacht werden kann, sowohl der Frauenzimmer als seinetwegen, denn er ist leicht verkältet und Heiserkeit unterworfen. Laß ihn Mantel und alles Nöthige mitnehmen. Wenn ihr vom Fasse in den Keller tretet, gerade gegenuber dem Bogen, wo die Inschrift steht: „Im Jahr — als Joseph Verhas Kellermeister war" — da liegt ein großes altes Faß, in dessen Querriegel ich die Worte oder Buchstaben H. B. (Heinrich Beck), J. R. I. (mein Vater Johann Rudolph Iffland) C. M. (Carl Muller) und ich glaube auch A. W. I. eingeschnitten habe. Der Querriegel geht mitten durch's Faß.

Da, lieber Alter, habe eine Flasche guten Niersteiner und ein Becherchen zur Hand, da sollt Ihr meiner gedenken! Ich schnitt die Buchstaben am Palmsonntage Nachmittags vier Uhr 1783 in hoher Schwärmerei und Weinmuth, aber mit heiliger Seele dort ein.

Uebrigens trinkt unser Freund gern ein Glas Wein, und, im Vertrauen, es kommt dann wohl, daß er leicht etwas zu viel trinkt; dagegen hüte ihn freundlich. Des Nachmittags vier, aber höchstens funf Gläser, des Abends gutes Bier. So ist er hier gewöhnt, und so erhalte ich ihn. Am Heidelberger Tage mag es mehr seyn. Laß dir von Böhlendorf alle Tage eine Bouteille Ungsteiner fur ihn geben. Könnte er, ohne daß es zu sehr bekrittelt wurde, wie ich, in dem Zimmer des Mann sich anziehen, so schaffe ihn dorthin. Bei starken Rollen eine Tasse Kaffee vor Anfang der Komödie, und etwas Thee unter der Komödie.

Hute ihn beim Herausgehen aus dem Theater vor Zug, und wenn es starke Rollen sind, erinnere ihn an Wäsche und nicht verkälten, vorher; denn er ist, wie alle jungen Leute, etwas leicht darin. — Aus Delikatessen macht er gar nichts: Suppe, Kartoffeln, Mehlspeisen; aber Kuchen ißt er gar nicht. Er trinkt weißen Wein.

An dem Tage, wo er dort den Carlos oder den Hamlet spielt, lasse ihm drei Tassen Sagosuppe von rothem Wein machen, mit Zimmt und Zucker; die kann ja bei Mann warm gehalten werden, und mache, daß er ab und an, in freien Scenen, etwas davon nehmen kann; doch — du kennst ja die Menschen — ohne daß es auffällt. Ich liebe ihn wie mein Kind! und du, Alter, wirst es schon machen. — Wenn er geweckt wird, laß ihn Morgens zwei Tassen Thee trinken. Kaffee trinkt er mit Madame Beck; nach Tisch zwei Tassen.

Nun weißt du Alles. Sorge ja, daß er gut und sicher vegetire. Ueberzeuge dich davon. Empfiehl ihn für die Musik, namentlich fur Pygmalion, den er herrlich gibt, Herrn Ritter bestens.

Den Ersatz an meine Freundin Beck besorge ich selbst an sie. Ich mag nicht, daß wegen Heidelberg oder sonst wozu von Maurers Gelde genommen werde. Du begreifst, daß ich mir in solchen Sachen nicht nachrechnen lassen will, was und wie viel ich thue. Würde es auch indeß davon etwa genommen, so schicke ich es doch noch hin, ehe ich selbst komme. Deßhalb wollte ich es auch am Ende nicht von Herrn Türk, der es ja doch nur dem Maurer wieder erzählen wurde, was ich nicht mag. — Madame Beck soll ja nicht besondere Umstände mit diesem wahrhaft kindlich guten Menschen machen. Hörst du? Wenn er nun dort ist, so schreibe mir so oft und viel du kannst. Ich lege dir wegen Heidelberg Einladungskarten bei, darin fulle den Datum aus. Willst du? — Nun Gott mit dir! Was du R. thust, thust du mir.

Dein treuer Freund

Iffland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Ole Bull.

Dienstags den 21sten November gab Ritter Ole Bull im Hoftheater ein Concert. Von diesem Künstler hatte ich Weiteres weder gelesen noch gehört, als daß er ein großer Violinspieler sey. Destomehr war ich schon auf seine Persönlichkeit gespannt, welche doch in den meisten Fällen der charakteristische Grundtypus der Virtuositäten aller Art ist. Sie schien mir auch, als er auftrat, ganz geeignet, seine Leistung zu tragen und zu heben. Ich rieth zunächst hin an sein Alter von 29 Jahren. Er hat einen schlanken, wohlgebauten Körper, einen schön gewölbten, tüchtigen Schädel, ist bleich, blond, von etwas breiten Zügen; sein Auge höchst sinnig, gefühlvoll, ruhig bewegt, beiloffen, freundlich lächelnd, sein Wesen unbefangen, anspruchslos, natürlich.

Wunderbar ward mir zu Muth, als er sein erstes Stück, bestehend aus Allegro maëstoso, Adagio cantabile und Rondo pastorale, begann. Ich ahnete mich bald nach den ersten Bogenstrichen, und als er in einem kurzen Satze sich angekündigt, in seine ganze Kunst hinein; ich staunte, ward ergriffen, tief gerührt; sein ganzer Künstlerwerth trat mir an die Seele. Ich mußte mich — als Anonymus schäme ich mich dieses Geständnisses nicht — mit Gewalt des Thränenergusses erwehren, den ich jedoch im Verlaufe nie ganz bezwingen konnte. Die Sättigung erkältete die Stimmung nicht im mindesten. Ole Bull spielte nur eigene Kompositionen. Ich fand sie höchst originell, oft überraschend, doch immer willkommen, nie gesucht, stets gemüthvoll, wechselnd, aufregend und beschwichtigend, so daß mir nicht entfernt der Gedanke kam, was sie etwa nicht sind oder nach der strengen Satzlehre seyn sollten. Sie sind zweckmäßig für sein Künstlerwesen, und auf die schönsten Erfolge berechnet. Man habe sie, höre ich, von verschiedenen Seiten her kritisch angefochten und ihnen den theoretischen Werth streitig machen wollen. Wer thut der Schule genug, die da ausspricht, wie Alles seyn soll, und doch in Kunst und Wissenschaft die schönsten produktiven Kräfte dem Glück und der Himmelsgunst überlassen muß? Das Geniale hat wie im Ganzen, so auch in jeder zartesten Gliederung seine eigene Theorie. Es fängt da erst recht an zu schaffen, wo die Schule aufhört zu doziren. Ich hörte Jahre lang einen um seiner trefflichen Vorträge willen hochverehrten Prediger, dessen später gedruckt erschienene Kanzelreden als nicht schulgerecht und organisch scharf beurtheilt wurden. Er konnte sich mit seinem Herrn und Meister trösten, der, obwohl Urquell aller Theologie, dennoch von den Schultheologen seiner Zeit das Aergste zu leiden hatte.

Nun aber Ole Bulls Spiel! — Es ist sein Wesen, sein Charakter, sein Schicksal, was er spielt, mit was er in Tönen spielt. Ich las mittlerweile eine treue Skizze seines romanesken Lebens, und nun wird mir seine Kunst klarer.

Die Violine ist das universellste und zugleich menschenähnlichste Instrument, und wie sie zwischen Haupt, Brust und Hand festgehalten und zum Leben gebracht wird, spricht sie auch diese dreifache Sprache. Sie ist nicht ganz Menschenstimme, aber, nahe an sie hinreichend, hat sie die Volubilität voraus, die wohl bei ihr, nicht aber beim vollendetsten Sänger, noch eine seelenvolle Wärme offenbaren kann. — Ole Bull ist Herr und Meister seines Instruments, nicht bloß im Mechanischen, wo er in Doppelgriffen, Oktaven und Dezimen, in Drei- und Vierklängen, Harpegaien, Doppeltrillern, kühnsten Sprüngen 2c. das unerreichbar Scheinende leistet, in seinem Staccato mit einem einzigen Bogenstrich die chromatische Scale pfeilschnell durchfliegt, sie selbst in Dreischlägen durchzittert, sondern er ist es auch in der Offenbarung aller Tongattungen, deren die Geige fähig ist. Mögen Einige puristisch die Flageoletttöne, die Menschenstimme, junge und alte 2c. mehr nur für ein Virtuosenspielwerk, auf's große Publikum berechnet, halten; sie zeigen die Vielseitigkeit der Bogenführung, die Sicherheit, Zartheit, feinste Empfindlichkeit derselben. Nur wer die Analyse des Spiels, das Studium seines Instruments so in's unendlich Kleine treibt, was an die Theilbarkeit der physikalischen, die Schärfe der astronomischen Werkzeuge, zugleich an homöopathische Wirkungen erinnern könnte; nur wer sein Instrument zu den delikatesten Aeußerungen zu nöthigen versteht, weiß es auch mit höchster Freiheit zu Ausströmung der gemüthvollsten Harmonien zu bringen.

Wie war sein Adagio religioso so süß schwermüthig, so leid- und freudvoll hingesungen! Ein Quartett für die Violine allein, und das nach dem Schlusse wie zum Danke vorgetragene: „Heil unserm König!" war eine Aufgabe des Spiels auf vier Seiten, wobei sich die Stimmen nach dem kunstreichsten Satze um und gegen einander bewegten. Sein musikalischer Kunstbau im Ganzen, habe er auch jezt noch die Höhe und Tiefe eines Spohrschen 2c. nicht erlangt, gleicht darin einem wirklichen, daß er neben dem Soliden, wie Mauern und Säulen, auch seine Zierrathen, seine Kapitäle, Arabesken, selbst einige Larven und Fratzen 2c. hat. So erzeugt es jede überschwängliche Ausbildung, so gebiert es der Kunstübermuth, die Künstlerlaune, so verlangt es das Publikum, der Zeitgeschmack. Selbst das Neckische, das Bizarre soll man gelten lassen, wie man einen Schönschreiber nicht hart anläßt, wenn er am Ende einen tüchtigen Kraftzug weit ausfahrend hinschnellt. Ole Bull mag wohl in seinem innersten Wesen so seyn, einfach und muthwillig, phlegmatisch und auflodernd, anspruchslos und ehrsüchtig, hingebend und eigenwillig, sanft und störrig, vertrauend und verzweifelnd. Selbst seinen Salto mortale glaubte man zu vernehmen. — Ich erinnere mich, daß ich nach Paganinis wunderbarem Spiel noch wohl ein Adagio von unserm eigenen besten Meister hätte vortragen hören mögen. Nach Ole Bulls Spiel fühlte ich mich allseitig tief befriedigt, durch seinen unübertrefflich schönen Ton, wie durch ein ersehntes süßes Gut beruhigt. — Freitags spielte er noch einmal im Hoftheater. Gern hätten gewiß die Musikfreunde das Mozartsche Adagio, das er sonst gibt, vernommen. Hier merkte ich, daß es räthlich ist, sich ihm eher näher als entfernter zu setzen; denn jedes Instrument und Spiel hat seinen eigenen Fokus. Auch ist begreiflich, daß, wer selbst auch nur im mindern Grade Geiger ist, in diese Kunst sich viel besser und selbst antheil- und gemüthvoller hineinfühlt, als ein Laie. — Berichte über solche außerordentliche Erscheinungen bringen aber bei Leuten, die des eigentlichen Sinnes für Musik und ihre Tiefen entbehren, eine leidige Wirkung hervor. Unrührbar wollen sie gerührt werden, blödsinnig wollen sie erstaunen. Will doch, wer nicht persisch kann, keinen Perser verstehen. Wem nicht der ganze Cyklus der Kunst und der Virtuositäten einigermaßen vorschwebt, der weiß eigentlich nicht, was er sieht und hört, und es klingt etwas einfältig, wenn man bei außerordentlichen Erscheinungen an die Competenz des ungebildeten Sinns appellirt.

Ole Bull ist unter dem 61sten Grade nördlicher Breite geboren. Er genoß theologischer und juridischer Bildung; er sollte Fakultätsmann werden, und wurde schon frühe Musikdirektor. Er suchte bei Spohr Rath, Aufmunterung, Lehre, Leitung, und wurde durch Kälte weggeschreckt. Er wollte nun mit dem Verstande gewaltsam studiren, und sein Gemüth wollte musiziren. Dieser unwiderstehliche Drang legt uns nahe, daß das entschiedene Talent als organische Vorherbestimmung angeboren ist, und daß, wenn auch unzählig viele unausgebildet verkümmern, doch die gediegensten meist durchbrechen. — Ole Bull kommt in dem von der Cholera heimgesuchten Paris im entscheidenden Lebensmoment um seine ganze Habe; er wollte sich den Tod geben und findet, kaum gerettet, eine wohlwollende zweite Mutter, die, um ihren Sohn trauernd, in ihm sein Ebenbild sieht. Er findet Eingang in der Weltstadt, Anerkennung, Ruhm, Gold. Er heirathet die Tochter jenes Verstorbenen und kommt so in die wunderlichste Quasiverwandtschaft mit der Familie und mit sich selbst.

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. December 1839.

Non eadem est aetas, non mens. —

Horat.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

Ein Urtheil und Fragen,

von einem Manne des alten Deutschlands.

Ich bin ein alter Mann, doch keineswegs alt genug, um den Freuden und Genüssen dieses Lebens abgestorben zu seyn. Ich meine damit nicht etwa die Gastronomie. Diese ist ja ohnehin so recht eigentlich die Wissenschaft und Kunst des höhern Alters, zumal wenn man im Laufe des Lebens einen guten und rationellen Grund dazu gelegt hat. Und dazu hatte ich alle Gelegenheit, denn ich war, um meine Laufbahn mit wenigen Worten zu bezeichnen, im zwei-und-zwanzigsten Jahre zweiter Supernumerär einer Gesandtschaft, welche eine sehr große deutsche Macht bei einem ganz kleinen deutschen Familienhof unterhielt. Nein, ich sezte niemals das bene vivere hauptsächlich in den Sinnengenuß, sondern vielmehr in die Ergözung des Verstandes und des Gemuths. Schon längst befleißige ich mich jener Philosophie, von der in meiner fruhen Jugend so viel die Rede war und die mit dem, was jezt Philosophie heißt, so wenig gemein hat; ich meine die Lebensweisheit im Sinne der Alten, die Kalokagathie, welche Vater Wieland den Vätern des jezigen ältern Geschlechts so liebenswürdig predigte.

Noch sehe ich den guten Alten in seiner Loge im Weimarer Theater, das kluge, nichts weniger als schöne Gesicht, den hängenden Mund, den all die Grazien umspielten, welche seitdem von der Welt Abschied genommen haben. Es war um die Zeit, wo ein paar deutsche Titanen mit ihren Xenien eine Mine hatten springen lassen, welche den deutschen Musenberg umkehrte, wo eine neue Geschmackstheorie die Vernünftigkeit der alten, und damit Alles, was Wieland geschafft und gewirkt, geradezu negirte. Ich war jung, die Ideen, welch in den neunziger Jahren in Staat und Kunst das Herrlichste gebären zu wollen schienen, gährten auch in mir, und ich sah mit Mitleiden auf einen Schriftsteller, der noch im Alter erfahren sollte, daß der Gesichtspunkt, aus dem er bisher die Welt angeschaut, ein grundfalscher gewesen, und daß das Senkblei seiner Gedanken überall nur die Untiefen der Dinge getroffen. Man hatte sich stolz losgesagt von französischer Asterästhetik, man zweifelte nicht daran, daß eine goldene Aera echt deutscher Kunst glänzend angebrochen. Der durch die Aufklärerei einer superklugen Zeit ausgesogene deutsche Geistesboden hatte auf einmal wunderbar herrlich duftende Blüthen der Phantasie hervorgetrieben, und nun sah man in der Einbildung schon einen Riesenwald ureigenster deutscher Poesie emporwachsen, lyrischer, epischer, dramatischer Poesie. Wer hätte sich damals vorgestellt, daß Goethe und Schiller nicht sowohl

Vorläufer einer neuen Zeit als vielmehr Beschließer einer alten, daß ihre Schöpfungen weniger Wurzeln, als Blüthen und Spitzen einer Kunst seyen, und daß auch der vornehm rauschende und brausende Strom deutscher Romantik sich so bald im Sande verlieren werde, wie ein Steppenfluß? Aus der großen deutschen Kunstperiode ist nichts geworden, und am allerwenigsten in der Beziehung, in der man sich am meisten versprach, in der Dramatik. Jezt, und schon lange, da ich enttäuscht und kalt fast ein halbes Jahrhundert rückwärts blicke, wie ganz anders steht jezt dein Bild vor mir, Vater Wieland, als damals, wo mich, bei aller Achtung vor dir, doch deine Undeutschheit verdroß und ich grimmig das Gesicht verzog, wenn sie dich den deutschen Voltaire nannten!

Wir wußten, daß sich Wieland vor dem „holden Unhold," wie er ihn nannte, vor Goethen beugte, wir wußten, daß er zwar zu Don Carlos den Kopf geschüttelt hatte, übrigens aber Schillern alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wir kannten ihn dafür, daß ihm die häßliche Empfindung des Neides fremd war, aber dennoch fühlten wir in unserem deutschen literarischen Stolze eine Art von Schadenfreude, daß Wieland, der immer mit fremdem Kalbe gepflügt, es mit ansehen mußte, wie in seinem eigenen Lebenskreise originelle Schöpfungen des deutschen Genius entstanden, wie er sie wohl nie geahnt. Nichts mehr von hellenischer Grazie, von brittischem Humor, von französischer Ironie in breiter deutscher Zurichtung! Die echte deutsche Poesie blühte, es blühte die Schauspielkunst, herrlich — und ach! wie kurz!

Daß es mit der deutschen dramatischen Poesie in der neuesten Zeit bedenklich aussieht, dies war mir in der Einsamkeit, in der ich die lezten zwanzig Jahre gelebt, nicht entgangen; aber von der Verfassung der Bühne, vom gegenwärtigen Stande der Schauspielkunst, deren Gebilde sich so wenig bannen lassen, als der Wind, hatte ich keinen Begriff, weil keine Anschauung. Leztere ist mir nun wieder seit mehreren Monaten geworden, und das, was ich dabei beobachtet zu haben glaube, will ich in den folgenden Zeilen niederlegen und das Publikum zum Zeugen meines Erstaunens und zum Richter meiner Bedenklichkeiten und Zweifel machen. Ich werde mich dabei vor der Geschwäzigkeit des Alters zu hüten suchen und mir vorhalten, daß die jeztige Welt ungeduldig ist, und daß einer, der gehört werden will, die Gegenstände nur berühren, nicht ausspinnen darf.

Meine süßesten und lebendigsten Jugenderinnerungen knüpfen sich an dramatische Genüsse. Es versteht sich von selbst, daß meine Erziehung guten Theils eine französische war, daß ich als Knabe schon einen französischen Vers sprechen lernte und in allen den kleinen Künsten unterwiesen wurde, welche damals im Leben eines Menschen von Stand so große Bedeutung hatten. Schon frühe spielten wir, meine Geschwister und ich, die kleinen Scenen ab, die in unsern französischen Uebungsbüchern standen, Anfangs ohne allen Apparat und ohne geladene Zuschauer. Meine Mutter bemerkte mit Vergnügen unsern artigen Zeitvertreib und die graziösen Airs, die wir uns dabei gaben. Nach und nach wurden Kinder befreundeter Häuser beigezogen, die Eltern dazu geladen, und bald kam es dahin, daß wir in aller Form zwischen zwei Schirmen kleine Komödien aufführten. Monsieur Lamoureux, ein alter trockener Franzose, der Erzieher des jungen Grafen M., machte dabei unsern Intendanten und Regisseur.

Noch erinnere ich mich auf's Lebhafteste all der kleinen und doch so heftigen Leidenschaften, all der Entzuckungen und Schmerzen, wie sie das Herz des Knaben in jenem genußreichen Alter füllen, wo einerseits auf einmal der Verstand erwacht, andernseits die Besinnung durch die halbverstandenen ersten Regungen der Geschlechtsliebe, wie durch einen betäubenden Hauch, so süß umnebelt wird. — Ich war sicher männlicher Seits der beste Schauspieler in der kleinen Truppe, das heißt, ich besaß am meisten Einbildungskraft und mimische Anlage. Ich hatte auch die französische Sprache an sich so gut inne als die Andern; aber mir fehlte eine Eigenschaft, welche in den Augen unseres feinen Auditoriums den Mangel vieler andern ersezte: ich sprach das Französische immer mittelmäßig, und gelegentlich sogar barbarisch aus. Der junge Graf M. dagegen, ein steifer, gezierter Bursche und ein beschränkter Kopf, besaß eine tüchtig einexercirte Aussprache, ließ die garstigen Nasenlaute im reinsten Style schnarren und wußte die g und j ganz kunstgerecht zu dämpfen. Nun saß in unserm Parterre häufig ein Onkel Hofmarschall, ein alter französischer Purist, der den Spracharistarchen machte und die Gewohnheit hatte, bei jedem zweideutig oder falsch gesprochenen Wort sich zu räuspern und mit dem Stock zu pochen. Diese Censur traf keinen häufiger als mich, und es erregte mir die bittersten Gefühle, wenn mich bei einem recht glänzenden Abgang, neben dem Beifall, das verdammte Pochen begleitete, während der fatale Graf mit seiner näselnden, vom hölzernsten Spiel begleiteten Tirade mit dem ungetheiltesten Applaus überschüttet wurde. — Wenn ich nicht irre, ist es Lichtenberg, der die Bemerkung macht: um eine fremde Sprache geläufig und sicher zu sprechen, brauche es einen gewissen Fonds von Geckenhaftigkeit. Und das ist es, was mir fehlte: der Grundton meines Wesens war negativ, spottend. Es gelang mir vortrefflich, den Ton des Grafen muthwillig zu parodiren, in der Weise, wie Molière im impromptu de Versailles seine tragischen Nebenbuhler kopirt; aber es war mir unmöglich, meine deutsche Natur im Ernste zur Affektation eines fremden Grundtons zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

(Fortsetzung.)

An jenem Tage waren auf viele Meilen weit alle Umwohner, auch die von Battaglia, nach Padua geströmt. Aber das Sanct Antoniusfest durfte gleichwohl auch an diesem Orte selbst nicht unbegangen bleiben. Dazu war nun der heutige Sonntag als der nächste angesezt. Während die Natur in stiller Feier ihr nie abbrechendes Allerheiligenfest beging, war in der Kirche von Battaglia feierlicher Dienst zu Ehren des Patrons von Padua. Mit einem Male tönte das Geläut der Glocken. Der Kirchendienst war beendet, die Prozession begann. Hier wiederholte sich nun im Kleinen, was Padua im Großen aufgezeigt. Das Standbild des Heiligen mit dem Christuskind und der Lilie; voran einige Crucifixe und das Sanctissimum in Priesterhänden; nachfolgend unter Gesang, bald Lilien, bald Kerzen tragend, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Auch die hier auf den Armen gewiegten, dort frei wandelnden kleinen lebendigen Engelein mit winzigen ikarischen Flügelchen fehlten nicht, sorglich aufgepuzt, so gut es nur immer die vorhandenen Kräfte erlaubt. Dem ganzen Aufzuge sah man an, daß Alles, was die nächst umliegenden Ortschaften an Gangsfähigem und Schmuckem besitzen, heute sich als Ehrenvertreter hier zusammen gefunden, und man erblickte gar manchen Kopf mit jenen edlen Formen und vorherrschend bedeutungsvollem Ausdruck, wie die alten Meister ihn so gerne dargestellt auf ihren Anbetungen und Verklärungen, und den man immer noch am reinsten erhalten auf dem Lande findet. Der Zug bewegte sich über die mittlere Hauptbrücke des Kanals, von da aufwärts am rechten Ufer, bis er über die obere Brücke wieder umbog und seinen Rückzug am linken Kanalufer in die Kirche nahm. Alle Fenster waren mit Zuschauern besezt. Der schönste Anblick war unstreitig von der mittlern Hauptbrücke, als der Zug über die obere sich bewegte und die Wasser sein Gegenbild als feuchte Schatten freundlich wiederspiegelten.

Nach vollendeter Prozession machte die frühere Ruhe einer lauten Fröhlichkeit Platz, und die ganze Bevölkerung wetteiferte in heiterer Feier des festlichen Tages. Die Badegäste kehrten nach und nach von ihren Ausflügen zurück, an der Tafel im Gartensaale, oder unter'm Zelt vor dem Kaffeehause mit kühlendem Sorbetto sich erfrischend. Auch der kleine Pietro war in seinem Sonntagsjäckchen von Galzignano herüber gekommen und ließ sich den Sorbetto wohl schmecken, mit dem ich ihn traktirte. Ganz neckisch war es anzusehen, wie dieser muntere, aufgeweckte Junge, der unter den weit vornehmer sich dünkenden, der Salonwelt entstammten Knaben daiaß wie ein wahrer Nobile, die Neckereien einiger derselben keck und doch stets mit bescheidenem Takt durch treffende Antworten zurückwies. Einem dreizehnjährigen Torysprößling aus Lankastershire, der sich auf seine goldnen Knöpfe und seine zukünftige Lordschaft viel zu Gute that, war es sichtbarlich ein Dorn im Auge, daß ein Bauernjunge in dem fashionablen Kreise saß, wo er sogar ihm, dem Hochgebornen, von vielen vorgezogen wurde, und er glaubte zuversichtlich, ihn mit Einem Schlage in Aller Gunst zu stürzen durch die mit triumphirendem Lächeln gegebene Versicherung, dieser Pietro hüte eigentlich die Schweine von Galzignano. Die Bemerkung, daß Homer, während er die fürstlichen Freier im Palaste des Odysseus ohne Weiteres wie eine Heerde Schweine schildert, nicht unterlassen habe, den „göttlichen Sauhirten" nach Gebühr zu rühmen und sorglich von dem zügellosen Trosse jener abzusondern, schien mit den Ideen seiner künftigen Herrlichkeit keineswegs übereinzustimmen, brachte ihn aber denn doch zum Schweigen.

Angenehm überraschte noch spät am Abend der Gesang zweier Spielleute, Mann und Weib, die schon seit Jahren jeden Sommer sich zur Kurzeit in Battaglia einfinden. Der Mann streicht die Geige gar nicht übel; dazu singt er einen zwar nicht umfangreichen, aber volltönenden Baß; seine Gefährtin besizt einen Alt, der auch in anspruchsvollern Kreisen sich dürfte hören lassen, und, besonders in den gedämpfteren Tönen, etwas eigen Ergreifendes hat. Beide haben sich so miteinander eingesungen, daß das Vorgetragene oft nur Eine Stimme scheint; und so ernteten sie denn auch diesmal allgemeinen Beifall und zogen spät erst reichlich bedacht weiter ihres Weges. Am Himmel aber hatten unterdeß die Sterne ihren Reigen begonnen, und die Mondessichel streute ihren milden Schimmer durch das vom Abendwind bewegte Laub der Bäume. Aus dem Park erklang die Stimme einer Nachtigall so voll und klar, als wollte sie mit den Lichtern des Himmels wetteifern. Alles durchdrang eine selige Feier, und in tiefster Brust erzitterte das schöne Lied von Salis, das, milden Trost athmend, den Kummervollen an den Urfrieden der Schöpfung mahnt, dem gepreßten Herzen mit Hinweisung auf ein noch ungetrübtes Daseyn zuflüsternd:

„Noch rauscht vom Hain die Silberquelle,
Noch winkt der Bäume traulich Grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien."

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

Fremde. Weinbau. Oper.

Die Fremden kommen in Menge an. Von der Naturforscherversammlung in Pisa zurückkehrend, besuchten uns auf

der Durchreise viele Gelehrte. Alle höchst zufrieden mit den Anstalten, die dort getroffen worden waren, mit der Aufnahme, die sie gefunden hatten, mit der Art und Weise, wie das Ganze geleitet worden. Die Resultate dieser ersten Versammlung sind über alle Erwartung befriedigend gewesen, und wenn für das künftige Jahr Florenz zum Ort der Zusammenkunft gewählt worden ist, so ging dies sowohl aus dem Bewußtseyn hervor, daß ein freundlicheres, fördernderes, aufmunternderes Entgegenkommen nirgends gefunden werden mag, wie aus dem Gefühle der Dankbarkeit für dies wahrhaft liebevolle Eingehen in den eigentlichen Geist dieses wichtigen Instituts. Der eben bezeichnete Erfolg und die durchweg beobachtete würdevolle Haltung werden hoffentlich auf der andern Seite dazu beitragen, Besorgnisse zu verscheuchen, welche diese erste Zusammenkunft zu stören drohten, und ihr auch in soweit geschadet haben, als ein Theil der Halbinsel bei ihr gar nicht oder unzulänglich repräsentirt war. — Die landwirthschaftliche Versammlung beim Marquis Ridolfi zu Meleto zog viele auf ihrer Rückreise an; in Florenz sah man an den nächsten Abenden zahlreiche fremde Besucher bei Vieusseux, wo die Literatenwelt von Alters her sich zu vereinigen pflegt. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Congresso scientifico in Pisa zu Ende ging, wurde es bei uns auch in anderer Weise lebhaft, indem der Schwarm der Zugvögel, die nach dem Süden eilen, einzutreffen begann. Für den Zwang, welchen Choleraquarantänen in den lezten Jahren bereiteten, hat man sich schon im vorigen Winter reichlich entschädigt: der gegenwärtige verspricht, wenn auch nicht völlig so glänzend, doch nicht arm an Gästen zu werden. Die Zahl eigentlicher Zugvögel scheint indeß die überwiegende zu seyn; denn in den bessern Gasthöfen ist kaum ein Unterkommen zu finden, und man sieht fashionable Reisewagen an mehreren Thüren nach einander abgewiesen werden, während an größern wie kleinern, für den Winter bereiteten Wohnungen kein Mangel ist. Die Mehrzahl der einheimischen Familien und viele der hier ansäßigen Fremden befinden sich noch auf ihren Villen in der nähern Umgebung der Stadt. Seit wenigen Tagen haben wir feuchtkaltes Wetter: sonst ist der Oktober so schön, heiter und warm gewesen, wie es selten der Fall, und hat so recht eingeladen, die Villegiatur so lange als nur immer möglich fortzusetzen. Selbst Oerter, die man meist nur im hohen Sommer zu besuchen pflegt, wie das Kloster Vallombrosa, welches inmitten seiner riesigen Tannenwaldungen im Gebirge liegt, zogen noch in der zweiten Hälfte des Monats Besucher an. Ihrer längst beobachteten Sitte getreu, wohnt die großherzogliche Familie noch auf der schönen Villa Poggio a Cajano, die so ziemlich im Mittelpunkt der ausgedehnten Pistojeser Ebene liegt, und nach allen Seiten den Blick über die fruchtbaren grünen Niederungen, über die mit Laub bedeckten anmuthigen Hügel und die höheren Gebirgsmassen, die sich auf der Nordseite erheben, frei läßt. Die ergiebige Weinlese, welche in diesen Gegenden Alles in Bewegung sezt, ist an den schönsten, sonnigsten Tagen vorgenommen worden. Wenn man diese reichliche, trefflich gezeitigte Frucht sieht, deren Entwickelung namentlich in diesem Jahre ungewöhnlich glücklich befördert ward, so bedauert man um so mehr, daß man, zahlreicher Verbesserungsversuche ungeachtet, in Toscana, wie in einem großen Theil Italiens, im Allgemeinen immer noch an dem alten Schlendrian festhält, und das Verfahren, welches man anwendet, so wenig geeignet ist, dem Weine denjenigen Grad der Vollkommenheit zu geben, dessen er fähig wäre. Es ist unglaublich, wie sorglos im Durchschnitt dabei verfahren wird, gerade wie bei der Oelbereitung, die so durchaus fehlerhaft ist, daß das Oel in den meisten Fällen keineswegs gut genannt werden kann, während die Natur Alles bietet, um es vortrefflich zu machen, und die Lucheser durch die That beweisen, wie weit man durch Fleiß und Aufmerksamkeit gelangen kann. Einzelne toscanische Weinsorten werden immer noch mit Sorgfalt bereitet, obschon sie ihrer alten Berühmtheit nicht immer in vollem Maße entsprechen; auf den gewöhnlichen Tischwein aber wird sehr wenig Mühe verwandt, und so kommt es, daß er keineswegs ist, was er seyn könnte, und namentlich in Betreff der Haltbarkeit wenig Lob verdient. Versuche, die Weinfabrikation zu vervollkommnen, haben einzelne sehr erfreuliche Resultate geliefert, sowie überhaupt einige Familien, welche ausgedehnte Besitzungen haben, diesem Zweige der Oekonomie eine rühmenswerthe Aufsicht angedeihen lassen. Daß fremde Spekulanten hier von den Gaben des Landes Vortheil ziehen, und Champagner, Bordeaux, Burgunder, und ich weiß nicht was verkauft werden, die sämmtlich auf toscanischem Boden gewachsen sind, ist weniger erfreulich. — Zurückzukehren zu den Gästen, welche Florenz in diesem Augenblick angezogen hat, so nimmt unter ihnen namentlich Don Sebastian die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch. Er scheint einige Zeit hier verweilen zu wollen. An den Fenstern der Kupferstich- und Buchläden sieht man sein lithographirtes Bildniß ausgestellt, wie es in dem Werke: Don Carlos et ses défenseurs enthalten ist. Es ist ziemlich ähnlich, und der Infant hat einen eben so finstern Blick wie das Porträt, nur sieht er bei weitem jünger aus in der Wirklichkeit. Die Prinzessin Auguste von Sachsen, die Herzogin von Berry, und wie es heißt, auch der Prinz von Capua werden erwartet. Unterdessen ist die Zahl der öffentlichen Vergnügungen noch nicht groß. Die Gesellschaft ist zu sehr zersplittert, namentlich der Kern derselben, doch hört man schon von Bällen reden. Wettrennen fanden in den Cascinen statt, mit einheimischen und englischen Pferden. Unter den leztern waren einige von großer Schönheit, die kürzlich nach dem Continent herübergebracht worden. Die Zahl der Zuschauer war ziemlich groß, doch ist unter den Einheimischen das Interesse daran sehr gering, und die Rennen scheinen mehr der Fremden wegen da zu seyn. Dem Italiener bleibt dafür sein Nationalvergnügen der Barberi (frei laufenden Pferde), welche ihrerseits den Fremden schon nach dem zweiten Male zu langweilen pflegen. Alle Theater sind geöffnet. In der Pergola findet Mercadantes Oper: Il Giuramento, vielen Beifall, und wird auch von der Brambilla, der Strepponi, von Ronconi etc. vortrefflich gesungen. Weniger gefällt Donizettis Maria di Rudenz, welche abwechselnd mit jener gegeben wird. Das Ballet: Oreste, mit seinen langweiligen Evolutionen, seinen Furien- und Mordscenen, kann nicht unglücklicher seyn; es hält sich blos durch den vortrefflichen Tanz der St. Romain, welche früheren Besuchern des Berliner Theaters noch in gutem Andenken seyn wird. Die Zweigroschenbühnen geben um die Wette große Opern, und nicht ganz schlecht. Auf die bevorstehende Eröffnung des Cocomero freut man sich sehr; die französische Gesellschaft, welche im Frühling hier war und großes Glück machte, hat einen neuen Cyclus von Vorstellungen angekündigt, und mit Alex. Dumas Mademoiselle de Belleisle wird der Anfang gemacht werden. So ist denn für Alle, oder wenigstens für die Meisten gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. December 1839.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen seyn.

G. Schwab.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Nächste Umgebung von Battaglia.

Cattajo — Monte del Duca — S. Helena.

Bei weitem früher als dem tiefer liegenden Battaglia begegnet der Blick des von Padua Herannahenden dem wenige hundert Schritte oberhalb auf einem Felsen errichteten, man möchte sagen aus dem Felsen geschnittenen Schlosse Cattajo. Sein Erbauer ist ein Nachkomme jener Obizzos, die bereits in den ersten Kreuzzügen sich hervor gethan, und von denen einer in Tassos Gerusalemme liberata als Toskaner namentlich aufgeführt wird. Die Annalen der Familie berichten auch in späterer Zeit von manch bedeutendem Sprößling. * 1420 verpflanzte Obizzo, Sohn des mit dem Beinamen des Großen aufgeführten Tomaso, den Hauptstamm in das Paduanische. 1500 erbaute Pius Eneas Obizzo das Schloß Cattajo, das Jahrhunderte lang im Besitze der Nachkommen seines Begründers blieb, bis es in neuerer Zeit an den Herzog von Modena abgetreten wurde, jedoch nur unter der ausdrücklichen, vertragsmäßig festgesezten Bedingung sorgfältiger Erhaltung in ursprünglicher Art und Weise.

Das Schloß mit seinen vorragenden Zinnen gewährt den Anblick einer alten Ritterburg, und selbst der heiter aufgepuzte Neubau entspricht diesem Eindruck. Wall und Doppelgraben decken seinen Eingang. In den untern Räumen schreitet man unmittelbar durch Felswände, gewölbte Gänge ohne weitern Schmuck, als das rauhe, kantige Gestein an sich darbietet, nur durch Räumigkeit und Höhe unterschieden von den Stollen eines Bergwerks; auch die Wendeltreppen bestehen aus roh behauenen Felsenstufen; die zur Verbindung aufgeführten Mauern und Gewölbe dagegen sind alle säuberlich mit Kalk verpuzt und die von außen hinanführenden Treppen breit und stattlich zugerichtet. Beim Eintritt durch die Hauptpforte liest man die Inschrift:

„Jupiter alme, domum tutare, superna Gigantes
Atria si capiant, hic tuus orbis erit.“

Den kostbarsten Schmuck Cattajo's bildet eine Reihe von Zimmern, bedeckt mit Fresken Paolo Veroneses; größtentheils Kämpfe, in denen sich Obizzo's ausgezeichnet, und somit rühmliche Imagines der Familie. Sind auch

* Auch manches Abenteuerliche meldet die Chronik von dieser Familie. So soll einstmals ein Obizzo seinen kleinen Sohn ausgesezt und in der Wildniß sich selber überlassen haben, der dann nach langen Jahren als ausgezeichneter Mann wieder zum Vorschein kam, mit dem Ruhm seiner Ahnen kräftig wetteifernd.

nicht alle diese Fresken von der Hand des Meisters selbst, und hat er, was nicht zu verkennen, in der Ausführung gar Vieles seinen Schülern überlassen, so scheint doch Angabe und Zeichnung durchgängig von ihm. Es lebt in allen jener kecke Schwung und jene innerliche Freiheit, jene kräftige, gesunde Frische eines fröhlichen Daseyns, die seinen Gestalten und Gruppirungen so eigen, und die das mit ihm nur irgend vertraute Auge auf den ersten Blick verrathen läßt, was von ihm ausging. Auch die Ueberfülle der Gewandung fehlt nicht, und jenes siegreiche, seiner Wirkung auf die Sinne oft sich allzusehr bewußte Prunken, durch dessen verführerische Macht man in Veroneses Werken häufig erst zum Kern sich durcharbeiten muß. Sind aber auch viele der edelsten und schönsten seiner Darstellungen behaftet mit einem gewissen Ballast von Erdstoff, so ist derselbe überall durchleuchtet, nicht immer durch das reine Licht, wohl aber durch die schönste Bundesgenossin des Lichts, die Farbe, in deren stoffverklärender Behandlung Veronese unübertroffener Meister bleibt. Sein ungemeiner Farbensinn tritt freilich mehr noch hervor aus seinen Oelgemälden, und man erhält von der Wirkung derselben durch Kupferstiche schwerlich einen genügenden Begriff. Ueberhaupt bleibt für den, der die Fülle seiner Schöpfungen, wie sie Venedig in so reichem Maße darbietet, nicht an Ort und Stelle gesehen, der Name Paolo Veronese nur ein schöner Klang. In wessen Meinung hat nicht der Besuch des Dogenpalastes, der Akademie, der Kirchen Santa Catharina, San Francesko, oder San Sebastian — leztere Veroneses unsterblichste Leistungen und irdische Ueberreste in nächster Nachbarschaft umschließend — die Wagschale der Zuneigung, selbst der grandiosen Virtuosität des überall aus dem Kern hervorhebenden Tizian gegenüber, für Augenblicke wenigstens auf seine Seite hinneigen gemacht?

Recht sehr bedauerten wir, daß der alte Kastellan, der mit gebücktem Rücken uns in dem Herrenschloß herumführte, schroff und unerschütterlich behauptete, die Schlüssel zur Gemäldegalerie seyen zur Zeit nicht vorhanden. Selbst der ihn zu plözlicher Devozion stimmende Glaube, es seyen die kleinen Bertuchiani in unserer Gesellschaft, weil ihn ihre kecken Fragen überraschten, prinzliche Incognitos, konnte die fehlenden Schlüssel nicht herbei zaubern, da der Herr Inspektor, dessen spezieller Huth sie anvertraut, eben abreisend war; und so blieb ein Schatz von Kunstwerken, der als ausgezeichnet gerühmt wird, diesmal für uns ungehoben. — Nicht ohne Interesse betrachtet man die Sammlung mittelalterlicher Waffen, deren viele gegen die Sarazenen sich bethätigt, andere im Kampfe ihnen abgenommen. Unter den im selbigen Saale aufgestellten Antiken zeichnet sich die Figur einer Bacchantin in Hautrelief aus; auch ist dieselbe durch eine von dem ursprünglichen Sammler beigegebene Inschrift als besonders werthvoll vor den übrigen hervorgehoben; überschäumende Lebenslust spricht aus Stellung und Zügen. Ein anderes Zimmer bewahrt eine reichhaltige Sammlung musikalischer Instrumente aus dem Mittelalter, zweifelsohne ein gepriesener Fund für solche, die jene Tonweise in ihrem ganzen Umfange wieder anzustimmen sich gedrungen fühlen. Ob sie wohl in der Gegenwart eine genügende Anzahl entsprechender Instrumente finden dürften, ihre Lieblingsmelodien zu allgemeinem Vollklang zu bringen? — Responde, Gervino! respondite, Grimmorum par nobile fratrum, ihr kundigen mittelalterlichen Forscher!

Da den reizend auf dem Hügel gelegenen Wildpark, dessen Hirsche und Rehe mit neugierig vorgestreckten Hälsen von oben herab sich die Fremdlinge begafften, zu betreten nicht gestattet war, so hielten wir uns in den untern Gartenregionen. Hier duftet eine Fülle von Orangen und Citronen, und Alles scheint geschmückt wie für ein immerwährend Frühlingsfest. Diese Gärten lehnen sich an üppige Wiesen, die zu den Hügeln aufsteigend in anmuthige Wäldchen führen. Einer dieser Hügel ward uns bezeichnet als Monte del Duca. Auf seiner Höhe, rings von Olivenpflanzungen umgeben, zwischen deren grauen, geborstenen Stämmen der Umblick in die Gegend unverwehrt bleibt, erhebt sich eine alte Kirche, dicht umsponnen von Epheuranken. Dort hielten wir eine kurze Sieste unter lispelndem Schattendach, und stiegen dann hinunter zur Mittagstafel in Battaglia, wo die mannigfachen Zungen zu gleichem Zweck versammelter Gäste aus den verschiedensten Theilen Europas ein Miniaturbild des babylonischen Thurms verwirklichten. In jenem Einen Zweck verstanden sie sich jedoch Alle; in ihm ging für eine Stunde jeder sonst wohl sich geltend machende Gegensatz verschiedenartiger Prinzipien unter.

Ein anderer Spaziergang, nicht entfernter als Cattajo, aber nach der entgegengesezten Seite, führt nach einem Lustschloß, das den Namen trägt von jener berühmten Weckerin des Troerkrieges, wiewohl bei der Taufe desselben schwerlich an die vielbesungene schöne Brandfackel gedacht wurde, sondern an ihre bei weitem jüngere Namensschwester, die heilige Helena, der auch das tiefer gelegene Kirchlein gewidmet ist. Auf diesem Schlosse wohnt der dermalige Inhaber von Battaglia recht im Mittelpunkte seiner Besitzungen, ein Punkt, so recht geeignet, um mit Freuden auf der Erde weilen zu lassen, wenn anders es im Innern darnach aussieht. Die reich bebaute weite Ebene nach der einen Seite, nach der andern die schöne grüne Bergkette, zu jeder Tageszeit sonnenbeschienen oder beschattet, je nach Wunsch und Wahl einer der vier Seiten des auf reichlich bewachsener Höhe hell emporragenden Feenschlößchens. — Als ich da oben stand, bei prächtigem Sonnenuntergang dies köstliche

Stückchen Erde überschauend, und in der Nähe das von Sorgen und Leidenschaften aller Art zerrissene grämliche Gesicht eines als ausnehmend reich gepriesenen Badegasts gewahrte, da trat das ganze Räthselhafte des Zusammenhangs von Besitz und Glück und des, bald mehr vom Schicksal, bald durch eigene Schuld ihm beigemischten Wermuths vor das innere Auge, und in Gedanken durchflog ich den Kreislauf um die millionenfältig nüancirten Gegensätze zwischen Alexander und Diogenes und die ewig unbeantwortete Frage nach dem wahren Erdenglück.

Am Fuße des Schloßberges entspringen die ergiebigsten der heißen Quellen, welche vornehmlich zu den Bädern benuzt werden. Die Hauptquelle ist ummauert und trägt eine Inschrift, welche besagt, daß Julius Cäsar ihr Entdecker und ein späterer Cäsar (Franz II.) ihr Wiederhersteller gewesen.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsezung.)

Indessen fehlte es meinem komischen Talente durchaus nicht an Anerkennung, zumal später, als der sensible Hofmarschall ausblieb. Unter den Jungen hatte ich keinen Nebenbuhler, wohl aber unter den Mädchen. Wie albern ist man im Alter, wo sich Knabe und Mädchen noch nicht bestimmt als zwei getrennte, sich wunderbar fliehende und anziehende Pole fühlen! Und wenn ich jezt darüber nachdenke, so wird mir an meinem Beispiel deutlich, wie der Schauspieler des Elements des Neides unter keiner Bedingung entbehren zu können scheint. Ich sah die Jungen tief unter mir, und so wurde ich ernstlich auf Cousine Caroline eifersüchtig, welche bei weitem die beste Schauspielerin war. Ich hatte gewiß die gehörige Meinung von meiner Bravour; aber sie — wie prächtig wiegte sie das frisirte Haupt und die Hüften im Reifrock, während die gewandte Rede dahinfloß gleich der lieblichsten Musik; wie zierlich und sicher handhabte sie den Fächer, den vielsagenden, vielgestaltigen Telegraphen der Grazien! Ich hatte Zeiten, wo ihre Virtuosität und ihr Ruhm mich im Schlafe störten; ich hatte Träume, in denen sie mir, mit der Mousche unter dem linken Auge, feindlich, widerwärtig, und doch gleich wieder so unbeschreiblich reizend, so zauberhaft berauschend entgegentrat. Die Schuppen fielen mir natürlich später von den Augen als ihr, denn wir waren fast gleichen Alters. Als nun aber dem Chercheur d'esprit das wahre Verständniß aufging, wie gewann da mein Spiel, wie entzückten mich am Mädchen dieselben Eigenschaften, an denen sich bisher meine Eitelkeit geärgert, mit welch zitternder Hast drückte ich die Hand, welche ich zuvor nur mit Widerstreben berührt! Und vollends, wenn der französische Poet mir vorschrieb, sie als edler Vater — zum Liebhaber war ich nie zu brauchen — in die Arme zu schließen, oder gar einen väterlichen Kuß auf ihre Lippen zu drucken! Caroline wurde meine erste, schnell vorüberrauschende Liebe. Guter Gott, mit welchen Entzückungen füllst du den Morgen des armen Menschenlebens! Und wie mächtig sind jene unaussprechlichen Regungen, da bei der Erinnerung noch nach fünfzig Jahren das alte Herz lebhafter pocht, da das köstliche Bild so seliger Augenblicke siegreich mit dem Schmerze ringt, daß sie unwiederbringlich sind! — An Carolinen ging wirklich eine vortreffliche Actrice verloren; doch nein, nicht verloren, denn sie wurde auf der Bühne der Welt eine der gewandtesten Schauspielerinnen im Fache der ersten Liebhaberinnen; und wenn sie dabei nicht so lange ausgehalten hat als Mademoiselle Mars, so ist am Ende nur der Umstand daran Schuld, daß man in der Gesellschaft nicht bloß bei Lampenschein spielt.

Daß die Weiber im Allgemeinen unendlich bessere Mimen sind als wir Männer, dies wurde mir schon bei diesem kindischen Bühnenspiel recht klar. Meine mimische Anlage war sicher keine außerordentliche, und doch war ich gewiß in dieser Beziehung ein bedeutenderes Talent in meinem Geschlecht, als alle meine jungen Gespielinnen, mit Ausnahme Carolinens, im übrigen. Troz dem thaten es fast alle in Freiheit und Laune des Spiels mir gleich, während die meisten Jungen aus ihrer ungelenken, oder vom Tanzmeister fixirten Natur nie heraus, und mit der Sprache nie recht fortkamen. Die Schwächste machte als Soubrette ihre Sache immer noch ganz artig und verständig; dagegen die Träger der niedern männlichen Rollen, sonst oft ganz kluge Bursche, waren getreue Miniaturbilder der kläglichen zweiten Chevaliers, Boten und Bedienten auf großen deutschen Bühnen. Und auf diesen macht sich ja der hier berührte Unterschied zwischen den Geschlechtern durchgängig bemerkbar. Auch die untergeordnete Schauspielerin steht, was die Herrschaft über den Körper und die Stimme, die Unbefangenheit und Natürlichkeit des Vortrags betrifft, immer weit über dem Manne in parallelen Rollenfächern; ja ich möchte behaupten, es ist dem Weib geradezu unmöglich, so gar schlecht zu spielen, wie es dem Manne nur zu leicht von selbst gelingt. Dies erklärt sich aus der ganzen psychischen Verfassung der beiden Geschlechter. Wer aber die Franzosen und ihre Bühne genau beobachtet hat, dürfte mir beistimmen, wenn ich behaupte, das weibliche Geschlecht verhalte sich auf unsern Brettern zum männlichen gerade wie jene leichtherzige Nation zu unserem geistestieferen, aber auch

schwereren Volke überhaupt. In Frankreich sind die Geister unendlich gleichförmiger als bei uns, und es herrscht in Allem die gesellige Bildung. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetz der nationellen Sitte im weitesten Sinne gibt dort dem Schriftsteller und dem Schauspieler Vortheile, deren Mangel es just ist, was unsere Bühne in ewiger Mittelmäßigkeit hält. Das Bewußtseyn dieser Gleichheit läßt die Franzosen auf den Brettern weit unbefangener und sicherer auftreten als uns, es macht aber auch ihre Truppen homogener als die unsrigen, und im lezten Punkte liegt es namentlich, daß auf französischen Theatern das sogenannte Ensemble viel leichter erreicht wird, sich viel eher von selbst macht und keines Falls ein so großes Kunststück ist als auf deutschen. Gerade so, scheint es mir, stehen nun unsere Weiber im Durchschnitt uns gegenüber, und dies macht, daß sie in der Regel im Leben wie hinter den Lampen ihren Part weit sicherer abspielen als wir Männer, und daß sie auch weit virtuoser zusammenspielen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

Die Crusca.

Soviel vom öffentlichen Leben. — Die Akademie der Crusca, zahlreicher Anfechtungen ungeachtet, immer der oberste Sprachgerichtshof, hat kürzlich einen sehr bedeutenden Verlust erlitten durch den Tod ihres Sekretärs, des Abate Becchi, welcher, nicht 56 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager starb. Die von ihm herausgegebenen Schriften sind in geringer Zahl, und meist von kleinem Umfange, zum Theil akademische Reden, wie die bei der Aufnahme des Prinzen Johann von Sachsen gehaltene, die Gedächtnißrede auf Botta u. s. w. Die größte Verbreitung gewann und den meisten Nutzen stiftete sein Jahrbuch: l'Illustratore fiorentino, von welchem seit 1836 vier Bändchen erschienen. Florenz besizt schon ein Werk dieser Art in dem in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst gedruckten, dann mehrmals aufgelegten Osservatore fiorentino von Lastri; da dies fleißige und unterhaltende Buch aber vorzugsweise die spätere Zeit, die der mediceischen Herrschaft berücksichtigt, und auch in der neuesten, von dem Professor del Rosso besorgten Auflage noch manches zu wünschen übrig läßt, so war Becchis Unternehmen keineswegs überflüssig, und seine zahlreichen Aufsäze über Gebäude, Pläze, Straßen der Stadt, über einzelne Punkte der Localgeschichte und vaterländischen Alterthümer, über mittelalterliche und spätere Institutionen und Verhältnisse, über wichtige historische Facta u. s. w. haben viel Verdienst und fanden eben so vielen Beifall. Daß manches bloße Compilation aus ältern Schriftstellern ist, und namentlich in kunstgeschichtlicher Hinsicht die hundertmal wiederholten irrigen oder mindestens ganz unbegründeten Angaben auch hier sich mit eingeschlichen haben, ist freilich wahr. Die Zahl der Localschriftsteller, welche die historische Topographie von Florenz erläutert haben, ist Legion, und unter ihnen befinden sich Männer von den ausgezeichnetsten Verdiensten; dabei aber trifft es sich doch so, daß Florenz nicht einen einzigen, auch nur mäßig guten Guiden besizt, der für den Fremden berechnet wäre. Alles, was in dieser Art erschienen, ist unter der Kritik: Pisa, Siena, Pistoja, Arezzo sind ungleich besser daran. — Des Abate Becchi Hauptthätigkeit war den Angelegenheiten der Akademie gewidmet, und für diese ist sein Verlust um so mehr zu bedauern, als eben jezt ihre Arbeiten sich in raschem Gange befinden, und ein gewandter und umsichtiger Sekretär ihr doppelt Noth thut. Denn nachdem, seit der Wiederherstellung der durch den Großherzog Peter Leopold im Jahr 1783 durch einen Machtspruch aufgehobenen Akademie, die Zeit, wenn auch nicht gerade verloren, doch nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen, sah man endlich die Nothwendigkeit ein, eine andere Einrichtung zu treffen, um von den seit so vielen Jahren vorgenommenen Untersuchungen der als klassisch anerkannten Autoren praktischen Nutzen zu ziehen, und das große Werk, die neue Ausgabe des Vocabolario, zu fördern. Als in dem genannten Jahre an die Stelle der alten Crusca, und der Akademie der Apatisti, die neue Accademia fiorentina trat, wurde zwar die Sorge für die Erhaltung der Reinheit der Vulgärsprache und die Vervollkommnung des Wörterbuchs ihr nicht entzogen; da ihr aber zugleich der Auftrag gegeben ward, mit den wissenschaftlichen Institutionen und der darauf bezüglichen Gesezgebung bei andern Nationen sich zu beschäftigen, so geschah verhältnißmäßig wenig in beiden Sectionen, und das berühmte Sonett Alfieris, welches die neue Stiefmutter Preis gab, fand vielfachen Anklang, indem es sagte:

> L'idioma gentil, sonante, e puro,
> Per cui d'oro le arene Arno volgea,
> Orfano or gisce, afflitto, e mal sicuro,
> Privo di chi il più bel fior ne coglica.*

Wie gesagt, widmete die Crusca seit ihrer Wiederherstellung sich wieder ausschließlich ihren früheren Zwecken; aber der Plan, den sie befolgte, war nicht geeignet, die Arbeit rasch vorrücken zu machen. Diesem ist nun seit einiger Zeit durch die Vorsicht häufiger Zusammenkünfte zu gemeinsamer Beredung über die Redaktion der einzelnen Artikel abgeholfen, und da eine ungeheure Masse Material vorliegt, und die Arbeit ernstlich in Gang gesezt ist, so denkt man daran, binnen nicht gar zu langer Zeit den Druck des neuen, lange erwarteten Wörterbuchs zu beginnen. Dasselbe wird sich nicht in einen so compendiösen Raum zusammendrängen lassen, wie das der Académie française: der vorläufigen Berechnung zufolge werden sieben bis acht Quartbände nöthig seyn, es zu Ende zu führen. Eine Akademie arbeitet begreiflicherweise immer langsamer als ein Einzelner; wer weiß, ob von den gegenwärtigen Mitgliedern der Crusca Eines die Beendigung des Werkes erlebt! An tüchtigen und thätigen Arbeitern fehlt es der Akademie in diesem Augenblick keineswegs: ich nenne unter ihnen Nicolini, Gino, Capponi, Del Furia, Tassi u. m. A., von denen sich schon etwas Ausgezeichnetes erwarten läßt.

(Fortsetzung folgt.)

* Anspielung auf die Devise der Crusca: Il più bel fior ne coglie.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 46 u. und literarische Anzeige von L. H. Bösenberg in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. December 1839.

Es ist eine schöne Empfindung, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern; besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können.

Goethe.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Große geistige Homogenität, das unbedingte Beherrschtseyn vom Gesetze der Sitte, eitler Gemeingeist liegen gerade ebenso in der allgemeinen weiblichen Natur, wie im französischen Nationalcharakter. Eitelkeit ist der Grundzug jener Natur, wie dieses Charakters; unter dem Einfluß dieses geselligen Dämons gibt kein Franzose dem andern, kein Weib dem andern das Geringste vor; sie sind immer gewiß, daß sie ihr Höchstes, das echt Französische und das wahrhaft Weibliche zur Anschauung bringen, und ruhen unbefangen im Gleichgewicht ihrer Nationalität und ihres Geschlechts. In einer irgendwie zusammengesetzten Gesellschaft von Franzosen und von Weibern herrscht geistig durchaus das demokratische Element vor; aber jeder Verein deutscher Männer wird gleich zur Oligarchie, wo die Superiorität Einzelner die Andern drückt und hemmt, weil hier keine wohlthätige Springfeder der Eitelkeit die Schwächern zu einem gemeinen Niveau emporhebt, in dem Alle ihr Selbstgefühl und das, wenn auch eingebildete Bewußtseyn ihres Werthes behaupten könnten.

Ich besinne mich, daß ich nicht in's Schwatzen gerathen wollte; und hier wäre ich auf dem besten Wege, mich wer weiß wohin zu verirren. Ich kehre zur Geschichte unserer dramatischen Jugendspiele zurück und mache sie vollends mit wenigen Worten ab.

Ich mochte siebzehn Jahre alt seyn, als unsere Unterhaltung, getragen vom Eifer und der Liebe aller Theilnehmenden, so recht im Flor war. Wir hatten uns bisher mit der spanischen Wand, wir hatten uns mit unsern Kleidern begnügt und gelegentlich die Garderobe der Eltern ausgebeutet; wir hatten uns an die prosaischen dramatischen Kleinigkeiten gehalten, woran das Zeitalter eines Florian so reich war. Auf einmal befriedigte uns der bisherige Zustand nicht mehr: wir wagten uns an größere Lustspiele, und zwar in Versen; man dachte auf Mittel, der Scene mehr Schmuck und Umfang zu geben, das Kostüm seiner bisherigen Trödelhaftigkeit zu entreißen. Doch wie es immer geht: le mieux est l'ennemi du bien. Der Graf M. ließ uns in einem Saale seines Hauses ein ganz niedliches Theater erbauen, mit Lampen, Vorhang, Coulissen und allem Zubehör; sogar für eine Symphonie zur Introduction war gesorgt. Aber allermittelst hatten sich die Elemente der Auflösung in der kleinen Gesellschaft mählich gehäuft. Aus den kleinen Jungen und Mädchen waren Jünglinge und Jungfrauen geworden. Wenn man früher gezankt und getrozt hatte

und schnell wieder ein Herz und eine Seele geworden war, so intriguirte und kabalirte man jezt ohne Eclat, und kam es ja zum Ausbruch, so erweiterte jede Versöhnung die Kluft zwischen Individuen und Parteien. Der Knabe und das Mädchen hatten sich vom regissirenden Franzosen gelehrig und ehrlich überall anstellen lassen; aber im jungen Cavalier und der angehenden Dame erwachte der Rollen- und Kostümneid, und sie spotteten eitel und selbstklug einer pedantischen Autorität. Dazu kamen die sich kreuzenden Fäden der Liebschaften, und durch die natürlichen Eifersuchten wurden die desorganisirenden Wirkungen der künstlerischen vervollständigt. Kurz, als man meinte, die Herrlichkeit werde jezt erst recht angehen, war das Ganze bereits ein Körper ohne Seele. Der schöne Apparat war einmal da, die Familien fanden Vergnügen an dem, was vermeintlich zur feinen Bildung ihrer Kinder so vieles beitrug, die Gewohnheit that das Ihrige, und so schleppte sich die Sache noch eine Weile hin und nahm schnell ein verdrießliches Ende.

Es ist dies das Bild so vieler menschlichen Schöpfungen und Unternehmungen; ganz besonders aber, wie mir dünkt, wiederholen sich die Geschicke unserer Kinderbühne in der Geschichte des deutschen Schauspiels. Dieses entwickelte sich mühsam aus rohen Anfängen, das geistige Element eilte aber den äußern Mitteln voran und ließ sie nicht vermissen; die Schauspielkunst hatte eine bedeutende Höhe erstiegen, und noch immer war das sinnliche Beiwerk sehr mangelhaft. Wenn sich Lezteres vollends verfeinerte, wie herrlich mußte es dann erst werden! Endlich war Alles in großer Vollkommenheit beisammen: die Direktion der Bühne weise nach dem Schema anderer Verwaltungszweige zugeschnitten und vornehm umsichtig gehandhabt; die Truppen trefflich organisirt, ständig engagirt, pensionirt; Scenerie, Maschinerie, Kostüme, Orchester, Alles vortrefflich und bereit, zu den großartigsten dramatischen Wirkungen zusammenzuspielen; aber — Doch ich darf meinen Betrachtungen nicht vorgreifen.

Die halb französische Erziehung hatte den deutschen Kern meines Wesens nicht angetastet. Kaum war ich mir selbst überlassen, kaum kehrte mir die welsche Gluckhenne den Rücken, welche mich und meine Geschwister auf dem dürren Boden ihrer Sitte und Literatur festgehalten, so eilte die deutsche Ente ihrem eigenen Elemente zu. Und welche Periode war geeigneter, einen in fremder Eleganz schlecht dressirten deutschen Edelmann zu einem warmen Freunde deutscher Literatur und Poesie zu machen, als eben der Schluß des vorigen Jahrhunderts? Die Zeit, da ich selbstständig in's Leben trat, war durch die bedeutendsten Erscheinungen in unserer Poesie bezeichnet; ich fand aber auch eine sehr gebildete deutsche Bühne, und sie nahm an verschiedenen Aufenthaltsorten mein ganzes Interesse in Anspruch. Ich genoß ganz naiv Leistungen, über deren mimische Seite ich mir, von meiner eigenen dramatischen Laufbahn her, einiges Urtheil zutraute.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Valle Sant' Eusebio.

Noch einmal so weit vom Schlößchen Helena als dieses von Battaglia, gelangt man in einen Kessel der Vorberge mit dem gleichnamigen Dörfchen Valle Sant' Eusebio, von den Bewohnern schlechtweg Valsansibio genannt. Hier ließen wir uns den Park, ein Eigenthum der Familie Michieli, erschließen, welcher durch die soldatische Dressur grüner Laubwände und Bogengänge nach den uniformirenden Regeln altfranzösischer Gartenkunst, durch sein Buxbaumlabyrinth und das Abgemessene seiner Pfade seltsam, aber keineswegs unangenehm contrastirt mit der üppig überwuchernden Fülle der den ganzen Ort umgebenden Weingehänge und Maulbeerpflanzungen. Er verhält sich seiner Bildung nach zu leztern ungefähr wie durch angeborene Natur die Cypresse zu der Trauerweide. Die Umherführenden versäumten nicht, uns alle Spielarten der mannigfachen Wasserkünste dieses Gartens sehen und empfinden zu lassen. Bald schoß, je nach dem verschieden angebrachten Röhrenaufsatz, der angelassene Wasserstrahl gerade in die Höhe, bald warf er, sich ausbreitend, blizende Perlen in die Runde, bildete dann wieder ein Schirmdach, unter dessen innerm Raum sich trocken weilen ließ, während ringsher Alles benezt wurde, ward dann in einen Reigerbusch verwandelt, auf dem die Sonne einen Regenbogen bildete, der an der gegenüberliegenden Wand sich reizend wiederspiegelte, und wiederum aus mannigfachen Röhren überall hin vertheilt, immer aber so, daß irgend einer aus der Gesellschaft oder Alle zusammen durch die bereits angenommene Stellung oder durch besondere, scheinbar harmlos ergangene Einladung zu einem neuen Gesichtspunkt in die Lage kamen, ein unwillkührlich Tropfbad zu empfangen, wobei dann der eine von den andern, oder Alle von Allen gegenseitig, am meisten aber von den über die gelungene List erfreuten Anstellern weidlich ausgelacht wurden. Diese feuchten Verirkünste wiederholten sich vielfach bei Bassins, Treppen, Brückenübergängen, und zulezt noch ganz unverhofft, darum aber auch am wirksamsten beim Austritt aus dem Eisengeländer des Gartens, wo dann die Herumführenden, durch ein Trinkgeld belohnt,

zufrieden heimgingen, und so Begossene und Begießer fröhlichst von einander schieden.

Nachdem wir so gesehen, wie Stein und Pflanze, Wasser und Sonnenschein den Launen des Menschen sich beugen müssen, um ihn zu ergötzen, sahen wir nun noch, wie Alles, selbst der Wurm ihm dienen müsse, um ihn zu bereichern. Wir besuchten einige von jenen Zimmern, welche die Bewohner für die Sommermonate der Seidenraupe einzuräumen pflegen, und in deren Einem diese denselben mehr als den jährlichen Miethzins für das ganze Haus zusammenspinnt. Die Anstalten sind sehr einfach. Alle Meubeln sind hinausgeschafft und an deren Platz durchweg Gestelle angebracht mit in geringer Entfernung übereinander sich schichtenden Geflechten, ähnlich unsern Obstdarren. Leztere werden mit Maulbeerblättern belegt, damit es den hundert und hundert Würmern bis zur Verpuppung nicht an Nahrung fehle. Sobald die lezten einer Schicht sich eingesponnen, wird dieselbe in den Backofen getragen und so die im eben vollendeten Gespinnst befindlichen Würmer getödtet. Die kleinste zur Entpuppung des im Innern sich vorbereitenden Schmetterlings vergönnte Frist führt die Gefahr herbei, daß seine Hülle, der Cocon, für den beabsichtigten Zweck untauglich werde, indem der leiseste Anbruch den Zusammenhang des nur aus Einem Faden bestehenden Gespinnstes zerreißt und so zu weiterem Verspinnen untauglich macht. Die Seidenwürmer, die noch vor der Verpuppung abgestorben, und nach dem Abspinnen der Cocons der Ueberrest wird den Hühnern vorgeworfen, denen diese Kost gar wohl behagt. Dagegen sind die Puristen in der Feinschmeckerei der Seidenzucht geschworene Feinde; sie behaupten, es werde durch die in Masse gierig verschlungenen Seidenwürmer den Hühnereiern ein solcher Beigeschmack gegeben, daß während dieser ganzen Periode an ein makelloses Mittagsmahl nicht zu denken sey.

In der Osterie von Valsansibio erfreute neben einem guten Glase Landweins uns der Anblick eines allerliebsten Kindes von höchstens drei Jahren, so recht der Typus eines jener Raphaelischen oder Guidoschen Engelsköpfchen. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, die kleine Mariette sey hieher gegeben aus dem Findelhause von Padua, Vater und Mutter unbekannt, aber für die Verpflegung werden monatlich acht Lire Venete gezahlt und neunhundert seyen ausgesezt für die dermaleinstige Aussteuer. Die Pflegemutter that sich ordentlich etwas zu Gute auf den ihr anvertrauten Schatz, und wußte sich nicht wenig mit der „bella creatura,“ wie sie liebkosend das Kind nannte, welches alle Anwesenden huldigend betrachteten, und das Keiner ohne ein kleines Geschenk verließ. Sein reines weißes Kleidchen zeugte übrigens für sorgfältige Obhut, und man hätte glauben sollen, es sey des Zaubers sich bewußt, den es auf Alle ausübte, mit so huldvollem Anstand saß es da auf seinem strohgeflochtenen Thronsesselchen, jedem Geber zwar leutselig mit dem Kopfe zunickend, jedoch nicht anders, als ob es einen schuldigen Tribut empfange. Wie würde es Parade machen müssen, ein prunkend, bunt ausstaffirtes Püppchen, wäre es das legitime Früchtchen eines reichen Hauses! — Und nun? — was mag vielleicht einmal sein Schicksal seyn? —

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwerin, November.

Allgemeines.

Wer aus der sächsischen Schweiz kommend, Berlin und die Mark Brandenburg hinter sich gelassen hat, um sich nach Mecklenburg zu wenden, der wird es kaum glaublich finden, daß sich ihm, wenn er den preußischen Staub von seinen Füßen geschüttelt, ein wahres Eldorado öffnen kann, ein Ländchen, das zwar nicht durch kolossale Felsmassen, Cascaden oder Kuhställe pittoresk erscheint, oder den geringsten Anspruch an Romantik macht, das aber durch eine üppige Vegetation, durch vorzügliche Landstraßen, anmuthige Hügel und noch anmuthigere Seen einen durchaus günstigen Eindruck hervorbringt. — Der schönste Punkt in Mecklenburg ist unstreitig Teterow, ein nahe bei Güstrow gelegenes Städtchen, welches sich durch seine wahrhaft paradiesische Umgegend, aber auch durch unzählige Eulenspiegeleien, die wohl oder übel den Bewohnern Teterows zur Last gelegt werden, auszeichnet. Es ist schon seit langen Jahren hergebracht, jede in Mecklenburg passirte Dummheit nach Teterow zu verlegen. Heine erzählt, daß die Berliner ihre Dummheiten für „ungeheure Ironie“ auszugeben pflegen; wir helfen uns dadurch, daß wir den Fremden erzählen: in Teterow soll einmal ꝛc.; doch kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der fragliche Passus sich in einer der größeren Städte Mecklenburgs ereignet, vielleicht gar in unserer Residenzstadt Schwerin das Licht der Welt erblickt hat. — Es mag wenig Städte in Deutschland geben, bei denen das Anziehende und das Abstoßende so sehr auf der Hand liegt, wie in Schwerin. Die Extreme stehen sich hier noch schroff gegenüber. Adel- und Bürgerstand, Literatur und Censur sind wie feindliche Mächte zu betrachten, deren widrige Stellung für's Erste wohl keine Aenderung erleiden dürfte. — Schwerin, beinahe rings von Seen umgeben, hat eine reizende Lage. Noch innerhalb der Stadt genießt man der schönsten Fernsichten, und dichterische Gemüther könnten dadurch leicht zu Ergüssen in gebundener Rede hingerissen werden. Solche Gemüther finden sich hier aber nicht. Schöne Fernsichten helfen dem Mecklenburger die Verdauung befördern, und ein prosaisches, in breitester Mundart gesprochenes „Ungeheier schoen!“ hilft die lezte Spur einer etwaigen poetischen Anwandlung vertreiben. Von Sinn für Literatur, von raschem Eingehen in die Zeitfragen, vom Erfassen der Zeitinteressen ist hier wenig die Rede; sonst sind wir ehrenwerthe Leute, denen nichts über einen ungestörten Genuß des Lebens geht, als höchstens — noch mehr Genuß! Seitdem die Residenz des großherzoglichen Hauses von dem, wenig Annehmlichkeiten bietenden Ludwigslust nach Schwerin verlegt ist, hat ein reges, großstädtisches Leben das gemüthliche, fast ländliche Treiben verdrängt, und unsere Lebensweise mit einer gewissen Noblesse überhaucht, die aber das Eigenthümliche des mecklenburgischen Volkscharakters nur wenig zu verwischen vermochte. — Der Baulust

des Großherzogs haben viele kleine Baraken weichen müssen, an deren Stelle Paläste entstanden sind, die jede Hauptstadt Deutschlands zieren würden. Recht gelegen brannte das alte Schauspielhaus ab, und der neue Tempel Thalias ist durch den Hofbaumeister Demmler mit so vielem Geschmack wieder aufgeführt, daß sich sämmtliche neun Musen dieses Wohnsitzes nicht zu schämen brauchten. — Reich gallonirte Livréebedienten, glänzende Carossen, modische Herren und mit Putz überladene Damen, stark geschnürte Lieutenants und dergleichen, füllen die Straßen. Paraden und Hofbälle, Maskeraden und Theater führen einen ewigen Strudel von Zerstreuungen herbei, in dem die frühere einfache Lebensweise gänzlich untergegangen ist. — Der Hochmuth hat sich der Bürger bemächtigt, daß sie es dem Adel in allen Stücken nachthun wollen. In den niedern Ständen ist längst eine Unsittlichkeit eingerissen, die mit der Größe der Stadt in keinem Verhältniß steht. — Wohl gibt es hier, wie an andern Orten, Familienzirkel, in denen der feinste Takt, die liebenswürdigste Bonhommie herrscht; daß aber dieser Zirkel so sehr wenige sind, und daß sie sich so starr und streng vom öffentlichen Leben und Treiben in Schwerin absondern, ist wohl das schlimmste Wahrzeichen des herrschenden Geistes. — Eine andere Physiognomie hat Schwerin im Sommer, wenn der Großherzog mit dem Hofe in das bei Rostock gelegene Bad Dobberan sich begeben hat, eine andere im Winter. Sobald der Hof sich entfernt hat, was übrigens erst spät im Juli geschieht, beginnt eine allgemeine Wanderung. Die höher gestellten Beamten benutzen den erhaltenen Urlaub zu einer Badereise nach Dobberan, um sich von irgend einem Uebel, am häufigsten von der Langeweile, zu befreien. Die Noblesse fährt eilends im Viergespann zum Thore hinaus; denn es wäre gegen allen guten Ton, wollte man nach der Abreise der hohen und höchsten Herrschaften sich noch länger als 24 Stunden in Schwerins Mauern aufhalten. Wer auch nur 300 Thaler Einkünfte hat, würde sich für beschimpft halten, wenn er den Sommer hindurch nicht wenigstens vierzehn Tage in Boltenhagen zugebracht hätte. — Im Oktober beginnt unser sechsmonatlicher Winter, und mit ihm das Abonnement auf Theater und Subscriptionsbälle, und die Eröffnung der Assembleen, Thees dansans und wirklichen Bälle der verschiedenen geschlossenen Gesellschaften. Von beiden Geschlechtern wird dabei der Luxus sehr weit getrieben.

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Auch sonst rastet die literarische Thätigkeit nicht, und es ist höchst erfreulich zu bemerken, daß die ernste Seite über die bloße Unterhaltung vorwaltet, die eigentlich nur aus dem Auslande ihre Nahrung bezieht. In Zuccagni-Orlandinis Corografia dell' Italia sind jetzt die sardischen Staaten des Festlandes beendigt, und ist mit dem Herzogthum Parma der Anfang gemacht. Schade, daß die Kupfer zu diesem großen und schönen Werke — mit Ausnahme der Karten und Pläne — so gar schlecht sind. Der zweite Band der Relazioni degli Ambasciatori Veneti ist heraus, und überwiegt wenigstens für die Italiener an Interesse bei weitem den ersten. Der größte Theil dieses Bandes beschäftigt sich mit Florenz: er enthält die Relation des Marco Foscari von dem verhängnißvollen Jahre 1527, die äußerst merkwürdigen Briefe des Capello über die letzte Belagerung, 1529—1530, und den Bericht des Fedeli über Hof und Land unter Cosmus I., 1561. Der leztere Bericht ist besonders geeignet, die große Staatsklugheit und den überwiegenden Geist dieses ausgezeichneten Fürsten, und die wesentlichen Dienste, welche er Toscana (abgesehen von Florenz) erwies, in ihr rechtes Licht zu stellen. Angehängt ist noch eine Relation des Andrea Boldu über Savoyen von 1561. Der dritte Band, dessen Druck nächstens begonnen wird, soll römische Relationen bringen, wohl die interessantesten von allen, wenn auch ihrem Hauptinhalte nach größtentheils schon bekannt. — Der Druck des ersten Bandes von Dr. Gaye's kunstgeschichtlichen Urkunden wird nun auch in wenigen Tagen beendigt seyn. Das Buch heißt: Carteggio inedito d'artisti del secolo XIV., XV., XVI., publicato ed illustrato con documenti pure inediti. Der genannte Band, dem zwei andere nachfolgen werden, geht von 1326 bis 1500, und umfaßt, außer den Statuten der sanesischen Goldschmiedezunft von 1361, eine Zahl von 198 Urkunden aus der bezeichneten Zeit. Die ganz ungewöhnliche Wichtigkeit dieser Sammlung herauszustellen, ist Aufgabe eines der Kunst gewidmeten Blattes. Den Band beendigen die Regesten der innern Verwaltung von Florenz, in Allem, was sich auf die Stadt selbst bezieht, von 1225 bis 1500, genaue und vollständige Auszüge aus den in den Archiven, namentlich in jenem der Riformagioni, aufbewahrten Dekreten und sonstigen Urkunden. Angehängt sind mehrere Steindrucktafeln mit einer Menge Facsimiles der Handschriften der Künstler jener Zeit und der berühmten Männer, welche mit ihnen in Verbindung standen. Die kunstgeschichtliche Literatur hat seit lange nichts Bedeutenderes aufzuweisen gehabt. — Der hochbejahrte Staatsminister Graf Fossombroni hat kürzlich in den Akten der italienischen Akademie der Wissenschaften (welche zu Modena residirt und die der Vierzig genannt zu werden pflegt) eine Abhandlung drucken lassen, welche die Aufmerksamkeit der Toscaner sehr in Anspruch nimmt. Sie handelt von dem Verhältniß zwischen dem Wasser des Arno und dem der Chiana, einem Gegenstande, welcher zu so vielen Schriften und Streitigkeiten seit Jahrhunderten Veranlassung gegeben hat. Es ist nun fünfzig Jahre her, seit Fossombroni sein klassisches Werk über das Chianathal herausgab, in welchem er zuerst den eigentlichen Ursprung der Versumpfung dieser fruchtbaren Provinz erläuterte, indem er bewies, daß in den Römerzeiten, und noch bis in's neunte und zehnte Jahrhundert, der Arno in der Ebene von Arezzo, wo er die große Krümmung macht und nach Westen sich wendet, in zwei Arme sich theilte, deren einer nach Südosten floß und mit der Tiber sich vereinigte, während der andere auf Florenz und Pisa zu seine Richtung nahm. Das geringe Gefälle, welches der südliche Arm hatte, und die Erweiterung und Vertiefung des Bettes des westlichen durch den Durchbruch beträchtlicher Felsenmassen, veränderten allmählig das ursprüngliche Verhältniß, und durch eine Reihe von hydraulischen Revolutionen und Operationen, welche zu detailliren hier nicht der Ort seyn kann, ist es dahin gekommen, daß die Verzweigung des Arno aufgehört hat, und daß die Gewässer des jetzigen Chianathals größtentheils in den genannten Strom fließen, indem nur die der südlichen Striche mit der Tiber sich vereinigen. Diese Gewässer, die sich in einem großen, flußähnlichen Kanal sammeln, gelangen indeß nicht in ihrem gewöhnlichen Zustande in den Arno, sondern erst nachdem sie Schlamm und Steine künstlich deponirt haben, eine Operation, worauf bekanntlich die Umwandlung des Chianathals aus einem verpesteten Sumpf in eine der blühendsten Provinzen Italiens, und die in einem noch viel größern Maßstabe in den Maremmen vorgenommenen Arbeiten beruhen, von denen ich wiederholt zu reden Gelegenheit gehabt. (Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. December 1839.

Bless thy five wits!

Shakespeare
king Lear.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Die folgende treffende Entwicklung eines verworrenen Seelenzustandes rührt vom russischen Novellendichter Gogol her. Das Stück gibt aber zugleich ein lebendiges Bild von manchen Seiten der russischen höheren Gesellschaft. Freilich sind die Petersburger Verhältnisse uns nicht so geläufig wie die Pariser und Londoner, und so könnte den meisten Lesern hie und da etwas entgehen. Es schien uns aber doch nicht passend, die Einfälle und Ausfälle des Narren mit einem Commentar zu begleiten.)

A. d. Red.

Den 3ten Oktober.

Heut ist ein außerordentliches Ereigniß vorgefallen. Ich stand ziemlich spät auf, und als Mawra mir die geputzten Stiefeln brachte, fragte ich, wie viel Uhr es sey. Wie ich nun hörte, es habe längst zehn geschlagen, eilte ich mit meinem Anzug. Ich gestehe, ich würde gar nicht auf die Kanzlei gegangen seyn, da ich voraus wußte, welch saure Miene unser Departementschef machen werde. Schon seit lange her sagt er immer zu mir: „Was für einen Wirrwar hast du nur im Kopfe, Freund? Du wirst deine Arbeit noch so verwirren, daß sie der Teufel selbst nicht mehr klar bringen kann. Schreibst in der Etikette kleine Buchstaben, und vergissest Datum und Nummer!" — Ich weiß, er beneidet mich, weil ich im Kabinett des Direktors sitze und für seine Excellenz die Federn schneide. Kurz, ich wäre nicht auf die Kanzlei gegangen, hätte ich nicht gehofft, den Kassirer zu sehen und bei diesem Juden von meinem Bißchen Gehalt wenigstens etwas im Voraus zu erhalten. — Ich begreife überhaupt den Vortheil nicht, beim Ministerium zu dienen. Was sind da für Ressourcen? Ja, bei der Regierung, bei der Civil- und Finanzkammer — da ist es ein Anderes! Da seht nur, wie der dort im Eckchen huckt und scripselt. Er trägt ein elendes Ding von Frack, und seine Fratze ist zum Ausspucken. Aber seht nur, was er sich für ein Landhaus miethet! Spendirt ihm einmal eine vergoldete Porzellantasse oder dergleichen, und seht, wie ihr ankommt! Das läßt er als Geschenk für einen Arzt gelten; aber ihm soll man ein paar Füchse bringen, oder eine Droschke oder einen Biberpelzkragen von etwa dreihundert Rubel an Werth. Dem Aussehen nach ist er so still, spricht so delikat: „O leihen Sie mir verbindlichst Ihr Federmesserchen, um mein Federchen zu schneiden." Aber einen Supplikanten wird er dir schälen, daß der arme Teufel kaum das Hemd am Leibe behält. Freilich, das ist auch wieder wahr, bei uns ist der Dienst sehr nobel: überall eine Reinlichkeit, wie man sie dort niemals findet; die Stühle von Mahagoni, und die

Vorgesezten geben Sie. Wahrlich, wenn nicht das Noble im Dienst wäre, ich wäre längst aus der Ministerialkanzlei weggeblieben!

Ich zog einen alten Mantel an und nahm den Regenschirm; denn es goß eigentlich herab. Die Straßen waren leer; nur Weibsleute mit über den Kopf gezogenen Röcken, russische Händler unter Regenschirmen und Kutscher fielen mir in die Augen. Da sah ich auf einmal einen Wagen an einem Puzladen halten, an dem ich vorüber mußte. Ich erkannte ihn gleich, es war der Wagen unseres Direktors. Doch der hat im Laden nichts zu thun; ich dachte mir gleich, es werde seine Tochter seyn. Ich drückte mich an die Wand; der Lakai machte den Schlag auf und sie hüpfte aus dem Wagen wie ein Vögelchen. Wie sie rechts und links blickte, wie ihre Augen und Wangen glänzten — ach, liebster Gott! ich war ganz weg. Und warum sie nur bei solchem Regenwetter ausfährt! Sie erkannte mich nicht, und auch ich suchte mich so viel möglich in den Mantel zu wickeln, weil der Mantel schmuzig und noch dazu von altem Schnitt ist. Man trägt die Mäntel jezt mit langen Krägen, ich aber hatte kleine, über einander gesezte Krägen, und das Tuch war auch nicht besonders. Ihr Hündchen sprang nicht schnell genug mit in die Thüre des Ladens und blieb in der Straße ausgesperrt. Ich kenne das Hündchen, es heißt Medschi. Kaum stand ich eine Minute, so hörte ich auf einmal ein feines Stimmchen sagen: „Guten Tag, Medschi!" — Ei was ist das? dachte ich, sah mich um und erblickte zwei Damen unter einem Schirm, eine alte und eine junge. Aber sie waren schon vorüber, als ich neben mir wieder hörte: „Ei, geh', Medschi!" — Der Tausend! ich sah, wie Medschi und das Hündchen, das den Damen nachlief, einander beschnüffelten, und hörte mit meinen Ohren, wie Medschi sagte: „Nein, Fidele, du hast Unrecht." Oho! dachte ich bei mir selbst, bist du etwa nicht richtig im Kopfe? Aber das begegnet mir doch sonst nicht. — Horch! schon wieder: „Ich war au, au, ich war au, au, au, sehr krank." — Ei du Köter! Ich gestehe, ich war nicht wenig erstaunt, als ich das Hündchen so menschlich reden hörte. Freilich, als ich mir das Ding besser überlegte, fand ich es nicht mehr so außerordentlich. In der That sind ja schon ähnliche Dinge in der Welt passirt. Man sagt, in England sey ein Fisch aufgetaucht und habe zwei Worte in einer so sonderbaren Sprache gesprochen, daß die Gelehrten sich schon drei Jahre lang vergebens mit der Erklärung derselben bemühen. Ich gestehe aber, daß ich mich doch sehr verwunderte, als Medschi sagte: „Ich habe dir geschrieben, Fidele; wahrscheinlich hat unser Sultan dir den Brief nicht abgeliefert." — Ich will meine Besoldung verlieren, habe ich in meinem Leben gehört, daß Hunde schreiben können! Ich war ganz erstarrt.

Ich muß gestehen, seit einiger Zeit fange ich an, Sachen zu hören und zu sehen, die sonst Niemand gesehen oder gehört hat. Ich will doch diesem Hündchen einmal nachgehen, dachte ich, was es etwa weiter gibt. Ich machte meinen Schirm auf und ging den beiden Damen nach. Sie gingen bald rechts, bald links, und blieben endlich vor einem großen Hause stehen. Dies Haus kenne ich! dachte ich bei mir selbst. Es ist das Swerkoffsche Haus. Was für eine Maschine von einem Hause! Ich möchte nur wissen, wer nicht darin wohnt? Wie viel Köchinnen, wie viel Gäste gehen da nicht hinein! Da hocken auch unseresgleichen Beamte auf einander wie die Hunde. Dort wohnt auch mein Freund, der so gut die Trompete bläst. — Die Damen stiegen in den fünften Stock hinauf. — Schon gut! dachte ich. Jezt geh' ich euch nicht weiter nach; aber ich werde mir Ort und Stelle merken und bei erster Gelegenheit nicht ermangeln, davon zu profitiren.

(Fortsezung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsezung.)

Die Jugend nimmt die Erscheinungen im Leben und in der Kunst, wie sie dieselben gebildet vorfindet; sie genießt des Gewachsenen, ohne nach dem Prozeß des Wachsthums zu fragen; sie kümmert sich nicht darum, durch welches Zusammenwirken von Kräften und Umständen das Ding so geworden, und noch weniger, was es etwa für einen Weg in der Zukunft machen werde. So fiel auch mir damals nicht ein, nach Geschichte und Entwicklung der deutschen Dramatik und Schauspielkunst zu fragen. Ich sah wenigstens die leztere fast überall glänzend von oben unterstuzt und lebte noch des kindischen Glaubens, daß es zum Gedeihen der Künste nur des Düngens und Pflegens bedürfe, und daß die Auguste und Mäcene überall ihre Blüthe hervorlocken. Ich meinte, es verstehe sich von selbst, daß eine von einem Hof unterstüzte, hier von einem Goethe, dort von einem Iffland geleitete Bühne etwas Tüchtiges leiste, und die Schauspieler seyen ja dazu da, um sich anhaltend zu üben und so wirksam als möglich zusammenzuspielen. Ich hatte, wie schon gesagt, keine geringe Meinung von meinen eigenen mimischen Talenten; was konnte aber natürlicher seyn, als daß die meisten Mitglieder einer vornehmen Truppe noch weit reicher begabt waren als ich! Wohl mußte es darin auch Schwächere geben, und dies schmeichelte nur meiner Eitelkeit. Ich erinnere mich noch

wohl, wie ich zwischen den untergeordneten Subjekten der Berliner Bühne und diesem und jenem meiner ehemaligen Spielgenossen, in Vortrag und Manieren, in natürlichen Mängeln und bösen Angewöhnungen, Aehnlichkeiten auffand. Aber ich hielt es geradezu für unmöglich, daß Menschen vom Caliber des hölzernen, näselnden Grafen M. einen Beruf wählen könnten, der mir zum allerwenigsten einen Körper und ein Organ vorauszusetzen schien, die sich weder im Guten noch im Bösen irgend auszeichneten. Ich entsinne mich auch nicht, damals auf irgend einer Bühne solchen Figuren begegnet zu seyn; wohl aber habe ich in neuester Zeit Bekanntschaft mit dergleichen gemacht. Ich mißtraue indessen meinen Erinnerungen und Eindrücken, da beide Zeitpunkte so sehr weit auseinander liegen, und dies ist eben eines der Momente, worüber ich mir später einige bescheidene Fragen erlauben werde.

Das Einzige, was mich damals in meiner Freude am Schauspiel störte und beunruhigte, war der Conflikt, in den mein dramatischer Genuß mit meiner Liebe zur Poesie gerieth. Der enthusiastische Verehrer eines Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller konnte den literarischen Werth der Produkte eines Jünger, Schröder, Iffland, Kotzebue unmöglich hoch anschlagen. — Aber auf der Bühne sprach mich gar Vieles recht sehr an, was ich poetisch streng verdammen mußte; dagegen konnte ich mir nicht verhehlen, daß manches Stück unserer größten Dichter bei der Aufführung ermüdete, und ich überraschte mich nicht selten über einem leisen Seufzer im fünften Akt, um die Zeit, wo der Malteser erschossen wird oder Tasso der Prinzessin in die Arme fällt. Ich wußte mir damals von diesem scheinbaren Widerspruch zwischen Poesie und scenischer Wirkung keine Rechenschaft zu geben. Erst vor der französischen Bühne sollte ich die deutsche kennen lernen.

Die Hoffnung, daß unsere dramatische Poesie von Weimar aus einen völligen Umschwung erhalten werde, schien nicht in Erfüllung zu gehen. Es zeigte sich bald, daß die Erscheinung von Goethe und Schiller für unsere Dramatik keine rechten Früchte tragen wollte. Durch ihren Geist veredelten sich zwar die höhern Gattungen auf unserer Bühne; es war aber ein schlimmes Zeichen, daß sie auf die Komödie im weitesten Sinne so gar keinen Einfluß übten, daß neben ihnen Iffland und Kotzebue und die Uebersetzer und Nachahmer der Franzosen im Besitz des Repertoires blieben. Auf die Gründe dieser Erscheinung lasse ich mich hier nicht ein: soviel ist aber gewiß, daß, wenn es mit der Poesie nicht recht fort wollte, die Schauspielkunst zu Anfang des Jahrhunderts desto höher stand. Und sie blühte noch, als mich mein Lebensweg nach Paris führte, wo ich fortan eine Reihe von Jahren zubrachte.

Auch in Paris wurde das Theater meine vornehmste Liebhaberei und Hauptgegenstand meines Studiums. Es ging mir, wie wohl allen Deutschen, wenn sie zum ersten Mal mit der Bühne bekannt werden, von welcher die unsrige von jeher so abhängig war, ein Verhältniß, an das ich bisher so gut als gar nicht gedacht hatte. Das höhere Lustspiel der Franzosen machte den günstigsten Eindruck auf mich, einen Eindruck, dessen ich mich fast schämte, weil ich darin einen Rückfall in meine eigene französische Bildungsperiode erblickte. Aber es drängte sich mir bald auf, daß unsere ganze deutsche Komödie nach Inhalt und Vortrag nichts ist, als ein Abbild der französischen, und daß dem so seyn muß. Ich sagte mir: die gesellige Bildung und die Sitte der wirklichen Welt ist der Stoff des modernen Lustspiels; aber die ganze gesellige Bildung in Deutschland war, seit es eine Bühne gibt, eine wesentlich französische, und ob einer dort als Cavalier erzogen worden oder nicht, sein ganzes äußeres Leben ist nach dem fremden Ton gestimmt und in die fremde Farbe getaucht. Die Kultur, welche vorzugsweise vom Lustspiel reproduzirt wird, ist in Frankreich etwas Gewachsenes, bei uns etwas Nachgepfuschtes, und so kann es nicht verwundern, daß die freie scenische Nachahmung des wirklichen Lebens in Paris weit höher steht als die deutsche Komödie, welche die Nachahmung einer Nachahmung ist.

Mußte ich auf diese Weise zugeben, daß die französische Thalia ein originelleres, lebendigeres, geistreicheres Wesen ist als die deutsche, so glaubte ich mich dadurch rächen zu können, daß ich ihre Melpomene gegen die unsrige desto tiefer herabsezte. Nichts ist dem Deutschen antipathischer, als der Frost und die psychologische Chemie der französischen Tragödie. Bei nichts verfällt der Deutsche leichter in den Fehler, der ihn am Franzosen so verdrießt, in das rücksichtslose Absprechen über Gebilde einer fremden Nationalität. So ging es auch mir. Die großen Tragiker der Franzosen waren mir durch meine Erziehung von Jugend auf bekannt; ich hatte ihnen aber nie Geschmack abgewinnen können, und jezt, da ich diese mühsamen Kunstwerke des sichtenden Verstandes auf der Bühne sah, besann ich mich nicht lange, das ganze Phänomen für herzlich abgeschmackt, ja geradezu für unvernünftig zu erklären. Aber in dem Maße, in dem ich dieses Volk in seinem Leben kennen lernte, erklärte sich mir seine Poesie.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Die Pensionen.

Diese Blätter sind seit langen Jahren über unsere Stadt und das benachbarte Waadtland mit so guten Berichten versehen worden,

der Korrespondent ist über das Meiste, was das innere und äußere Leben der französischen Schweiz bewegt, so wohl unterrichtet, seine Mittheilungen haben so mancherlei Vorzüge, daß ich, dächt' ich nur an mich, billigerweise Bedenken tragen sollte, von Ihrer gütigen Erlaubniß, auch meine Anschauungen der hiesigen Cultur- und Lebensverhältnisse von Zeit zu Zeit in Ihren Blättern niederzulegen, Gebrauch zu machen. Doch gibt mir Ein und Anderes Muth. Der beschleunigtere Weltlauf hat aus den Annalisten Journalisten gemacht, und so denke ich mir Korrespondenzberichte, wie sie bei Ihnen aus den bedeutendsten Punkten europäischen Lebens zusammenkommen, gern als chapitres détachés einer europäischen Culturchronik, und schon sehe ich im Geist einen künftigen Schlosser oder Wachsmuth i. J. 1939 emsig das Morgenblatt excerpiren, um Bausteine und sonstiges Material zu der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts oder zu einer „europäischen Sittengeschichte," oder wie die historische Baute sonst heißen soll, daraus zu gewinnen. Abgesehen davon, daß ich als Correspondent somit unbestritten ein „Quellenschriftsteller" werde — ce n'est plus qu'une question de temps — meine eigenen Bücher verdanken dem „Quellenstudium," ich meine aber dabei ganz besonders die Journale von Bayle, Le Clerc und ähnlichen längst Verstorbenen, so viel, daß es fast Pflicht der Dankbarkeit für mich ist, meinerseits auch etwas für die gelehrte Nachwelt zu thun. Und wer weiß, ob nicht ein künftiger Johannes Müller oder Vulliemin, in einer Zeit, wo es möglicherweise gar keine Pensionen mehr geben wird, an alle Antiquare herumschreibt, um den kostbaren Jahrgang 1839 des Morgenblattes zu erhaschen, worin von den ehemaligen Pensionen der französischen Schweiz die Rede seyn soll? Doch Scherz bei Seite, auch an ernsthaften Gründen fehlt es mir nicht, um zuweilen bei Ihnen einzusprechen. Unsere Zeit ist in so viele, nicht nur verschiedene, sondern oft entgegengesezte Anschauungsweisen, Standpunkte und Bestrebungen auseinander gegangen, daß die Menschen wie die Dinge es bedürfen, von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden, selbst dann, wenn auch nicht jedes Ding zwei Seiten hätte und ein Cubus sogar sechs. Dabei steht der Mensch nothwendig in einem bestimmten (Bestimmung aber ist Begrenzung) gesellschaftlichen und sonstigen Zusammenhange, er sieht nur genau in seinem Lebenskreise, für Alles und Jegliches kann sich der Einzelne nicht interessiren, ohne Interesse aber keine gründliche Kenntniß: und somit dürften Mittheilungen von einem zweiten Genfer Correspondenten nicht ohne alles Interesse für Ihre Leser seyn. Wenn ich diese nun bitten muß, von meinen Darstellungen nicht diejenige Anmuth zu erwarten, welche mein geistvoller College den seinigen zu geben weiß, so kann ich wenigstens dieselbe Wahrhaftigkeit versprechen. Und da ich keineswegs die Absicht habe, von dem Interessanten, was sich an den Ufern unsers Sees begibt, das Interessantere in regelmäßigen Zeiträumen zu melden, vielmehr nur von Zeit zu Zeit eine Mittheilung zu machen gedenke, so habe ich damit zugleich gesagt, daß ich nur über Solches schreiben werde, was ich aus eigenster persönlichster Erfahrung kenne.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, November.

(Schluß.)

Fossombroni über Arno und Chiana.

In dem erwähnten Kanal, oder gegenwärtigen Fluß Chiana befindet sich gegen Arezzo hin ein Damm, ursprünglich von der aretinischen Benedictiner Abtei angelegt, und daher die Chiusa dei monaci genannt, durch dessen Erhöhung oder Herabdrückung den Gewässern ein größeres oder geringeres Gefälle gegeben werden kann. Der Kanal nämlich, welcher den Rezipienten aller Gewässer des Thales bildet, hat ein hinlängliches Gefälle, dem klaren Wasser Abfluß zu gestatten, nicht aber, den schweren Bodensatz dem Arno zuzuführen, weßhalb die Bodenerhöhung in den umliegenden Niederungen mittelst derselben fortgesezt und dadurch doppelter Vortheil bezweckt wird. Die eigentliche Veranlassung zu der Fossombronischen Schrift ist nun die Frage, ob es rathsam sey, dem Bette des Chianakanals durch Herabdrückung des Dammes und Wegräumung von Erdmassen, die bei demselben im Wege sind, hinlängliches Gefälle zu geben, um die kleinen Ströme der schon bonifizirten, d. i. der Cultur wiedergegebenen Theile des Thales ohne vorherigen Absatz ihrer festen Materien hineinzuleiten. Die Uebelstände, die sich dabei für das Thal selbst ergeben würden, überwiegend im Vergleich mit den Kosten, welche die Colmaten veranlassen, werden sehr deutlich erwiesen, sodann aber von den Uebelständen gesprochen, welche dem Bette des Arno selbst daraus erwachsen würden, namentlich von der Gefahr der Ueberschwemmungen. Seit 1761 ist keine Ueberschwemmung von Belang vorgekommen, obgleich seit jener Zeit der Arno das Fünffache der Gewässer der Chiana aufnimmt, im Vergleich mit dem frühern Verhältniß. Wenn aber die durch die Vermehrung der Wassermasse vergrößerte Schnelligkeit des Laufes des Arno ihm vortheilhaft gewesen ist, um die Höhe des Wasserstandes zu vermindern, so ist sie nachtheilig gewesen, weil sie den Strom fähig gemacht, die schweren Materien des Bodensatzes immer weiter zu führen, so daß das Flußbett sich anhaltend und bedeutend erhöht. Schon der berühmte Mathematiker Viviani sprach im 17ten Jahrhundert seine Besorgnisse in dieser Hinsicht aus, und machte Vorschläge, dem Uebel vorzubeugen. In viel bedeutenderem Grade würde aber eine solche Erscheinung stattfinden, wenn der Kanal der Chiana alle seine schlammigen, schwere Materien enthaltenden Gewässer mit verdreifachter oder vervierfachter Schnelligkeit in den Arno leitete. Die Schnelligkeit der Strömung würde sich auf diese Weise vermehren, das Flußbett aber würde vermöge seiner Erhöhung immer weniger im Stande seyn, die Wassermasse, obgleich bei verminderter Höhe, in sich zu fassen. Die Schlußfolge ist, daß das Verhältniß zwischen Arno und Chiana, von vorne herein ein künstliches, der Natur nicht überlassen werden darf. Durch eine plötzliche Veränderung oder Aufhebung des bestehenden künstlichen Verhältnisses, mittelst Erniedrigung oder gar Zerstörung der Chiusa dei monaci, würden die größten Nachtheile herbeigeführt werden und das Chianathal in Gefahr gerathen, die außerordentlich schönen Resultate der bisherigen Operationen einzubüßen. — Ich habe bei dieser Abhandlung des Grafen Fossombroni etwas länger verweilen zu müssen geglaubt, weil sie von mehr als localem Interesse ist und Fragen anregt, welche im Fache der Hydraulik in mehr als einem Lande in Betracht kommen. Sie ist mit jener wahrhaft klassischen Klarheit, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Resultate abgefaßt, welche alles auszeichnet, was aus der Feder dieses greisen Staatsmannes hervorgegangen ist, der seine Laufbahn als Gelehrter mit einer Arbeit über denselben Gegenstand beschließen zu wollen scheint, welchem sein erstes größeres Werk und die Aufmerksamkeit seines ganzen thätigen Lebens gewidmet waren. R r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. December 1839.

> Die Fehler der deutschen Schaubühne sind leicht bemerkbar; denn in den Künsten, wie in der Gesellschaft, fällt Alles, was mit dem Mangel an Weltgebrauch im Zusammenhang steht, selbst oberflächlichen Gemüthern in die Augen.
>
> Frau von Staël.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Voltaire selbst nennt ja sein Volk das am wenigsten poetische in Europa und erklärt die Methode für den Genius der französischen Poetik. Ein Volk, dessen Geist kein aus den Tiefen brechendes, durchwärmendes Feuer ist, sondern eine kühle, die Oberflächen umspielende, aber auch scharf beleuchtende Flamme, fand natürlich das Prinzip der Poesie in dem Verstande, der die Affekte sich nicht aus sich selbst entwickeln lassen kann, sondern sie nur nach seinen Gesetzen witzig spaltet und gruppirt. Ein Volk, dessen Religion die Geselligkeit ist, und das eben darum das Lächerliche mit gleicher Leidenschaft fürchtet und sucht, mußte die nationelle Convenienz und den Anstand auch in seine höchsten Geistesschöpfungen übertragen. Ein Volk, dessen Sinn nirgends zu den Tiefen reicht, wo Scherz und Ernst aus denselben Quellen fließen, konnte nur in der absoluten Trennung beider das poetisch Vernünftige erblicken, und so machte es seine Komödie zum actuellen, seine Tragödie zum idealen Ausdruck seiner Kultur.

Es war ganz consequent, wenn sie die nationellen Manieren und die Tracht des Tages auch im tragischen Spiel festhielten, wenn Octavius Cäsar, in der Perrücke und dem brocatenen Justaucorps, Cinna im fünften Akt mit ganz französischer Grazie zum Sitzen einlud, bevor er seinen unendlichen Sermon anhob. Talma war gewiß ein großer Schauspieler; aber mit seiner Wirksamkeit begann der Verfall der alten tragischen Kunstform. Mit dem antiken Kostüm, das er einführte, und mit dem Hinarbeiten auf natürlicheren Vortrag hörte der tragische Schauplatz auf, das zu seyn, was er in der Idee eigentlich war, ein ideales Gesellschaftszimmer. Damit fing das klassische Drama an aus dem Bewußtseyn der Nation, die Alles aus dem socialen Gesichtspunkt betrachtet, hinauszufallen, und das Theater Corneilles mußte ihr immer unnatürlicher vorkommen, je mehr es formell natürlich seyn wollte. Schon als ich in Frankreich war, zeigten sich in der eben besprochenen Erscheinung, in der Bastardgattung des weinerlichen bürgerlichen Schauspiels und im einreißenden Melodram die Vorläufer des Romantismus, der seitdem stolz das Haupt erhoben, aber am Ende nur eine chaotische Geschmacksauflösung herbeigeführt hat. Aus dieser muß über kurz oder lang wieder eine höhere dramatische Kunstform anschießen. Sollte sie aber der alten auch noch so unähnlich scheinen, so wird ihr die Krystallform des französischen Verstandes zu Grunde liegen.

Wie gesagt, auch ich hielt Anfangs das klassische Theater der Franzosen für eine künstlich parfümirte

Papierblume. Dem ist aber keineswegs so. Ich sah, wie Menschen auf den verschiedensten Bildungsstufen im Parterre des Théâtre français von dem in den tragischen Tiraden sprühenden Esprit elektrisirt, wie sie von dem, was den Spott gemüthlicherer Völker herausfordert, als vom Höchsten hingerissen wurden. Ich überzeugte mich in langer Erfahrung, daß die klassische Kunstform so ganz aus dem innersten Wesen der Franzosen erwachsen ist, als nur immer das Theater Shakespeares und Calderons aus der Natur ihrer Völker, und sie hat allen Anspruch, keineswegs auf Liebe, aber auf Achtung, als das originelle Produkt eines Nationalgeistes und einer Nationalkultur.

Erst jezt, nachdem ich das Verhältniß dieses merkwürdig compakten Volks zu seiner Bühne gefaßt hatte, wurde mir klar, was es heißen wollte, wenn man den Deutschen ein Nationaltheater, ja selbst die Fähigkeit absprach, sich je eines zu schaffen. Es fehlt bei uns am Boden, dem allein eine Nationalbühne entwachsen kann, nämlich eine gemeinsame Kultur und ein Gemeingeist. Dies ist es, was uns in so Vielem, besonders aber in der äußern Lebenssitte, in den Formen der Geselligkeit vom Ausland, und vorzüglich von den Franzosen abhängig macht. Damit sind und waren von jeher, seit wir eine Bühne haben, die Franzosen unsere natürlichen Vorbilder in denjenigen dramatischen Gattungen, deren Aufgabe die Nachahmung des wirklichen Lebens ist.

Die Schwäche unseres Nationalgefühls treibt uns, die Anordnung des höhern geselligen Lebens geradezu vom Fremden zu entlehnen, und die Gewöhnung in diesen fremden Formen verewigt wieder jene Schwäche. Es kann unter diesen Umständen nicht anders seyn, als daß die komische Auffassung der Gesellschaft so schwach und so wenig originell ist, als die gesellschaftliche Sitte selbst.

Aber auch die höhere dramatische Poesie entbehrt bei uns durch jenen Mangel an Gemeingeist des eigentlichen Bandes, das sie mit der Masse des Volks verknüpfte. Unser Drama hängt viel zu wenig mit einem allen, oder doch fast allen Köpfen gemeinsamen Gebiete von sinnlichen und unsinnlichen Begriffen, von Glauben und Aberglauben u. s. w. zusammen, als daß dramatische Werke, welche höhere Seelenvermögen in Anspruch nehmen, bei uns im wahren Sinne populär seyn könnten. Wo, wie bei Engländern und Franzosen, eine einseitige Nationalkultur eine Sphäre gemeiner Begriffe gebildet hat, da wird der Bühnendichter unwillkührlich seine Figuren, welchen Zeiten und Ländern sie auch angehören, ob sie historische oder phantastische seyen, gleichsam mit dem gemeingeistigen Gewande der Nationalität drapiren, und durch diese vielsagende, allen verständliche Hülle der Charaktere werden auch höhere dramatische Formen und Stoffe dem Verständniß des großen Haufens, jedenfalls aber seinem Interesse näher gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

4ten Oktober.

Heute ist Mittwoch, und daher war ich bei unserm Chef im Kabinet. Ich kam mit Absicht früher, sezte mich hin und schnitt alle Federn. Unser Direktor soll ein sehr gescheiter Mann seyn; sein ganzes Kabinet ist mit Bücherschränken umstellt. Ich habe die Titel einiger gelesen: lauter Gelehrsamkeit, eine solche Gelehrsamkeit, daß unser Einer davonbleiben muß. Alles französisch oder deutsch! und wenn man ihm in's Gesicht guckt — hu, was für eine Gravität blizt ihm aus den Augen! Ich habe noch nie gehört, daß er ein Wort zu viel gesagt hätte. Nur etwa, wenn man ihm die Papiere vorlegt, fragt er: „Wie ist es draußen?" — „Es ist feucht, Excellenz!" — Nein, der macht kein Paar mit unser Einem! Ein Staatsmann! Ich merke aber, daß er mich besonders lieb hat. O thät' es auch seine Tochter — Ach, Sappermcnt! nichts, nichts, still!

Habe „die Biene" gelesen. Was für ein dummes Volk sind die Franzosen! Ich würde sie wahrhaftig alle zusammenpacken und mit Ruthen streichen. Habe in dem Blatte auch eine sehr angenehme Darstellung eines Balls gelesen, von einem kurischen Gutsbesitzer geschrieben. Die kurischen Gutsbesitzer schreiben gar nicht übel. Nachher wurde ich gewahr, daß es schon auf ein Uhr ging; doch kam Unserer noch immer nicht aus dem Schlafzimmer. Gegen halb zwei ereignete sich etwas, das keine Feder beschreiben könnte. Die Thüre ging nämlich auf; ich dachte, es sey der Direktor, und sprang mit den Papieren vom Stuhl auf. Aber sie war es, sie selbst! Alle Heiligen, wie schön war sie angezogen! Das Kleid schwanenweiß — hu, wie bauschend! Und wie sie blickte — Sonne, Gott verdamme, pure Sonne! Sie nickte und sagte: „Papa nicht da?" — Ei, ei, ei, was für eine Stimme! Ein Kanarienvogel, meiner Seele, ein Kanarienvogel! — „Ihre Excellenz," wollte ich nun sagen, „bringen Sie mich nicht um's Leben! Wollen Sie mich aber schlechterdings umbringen, so vollbringen Sie es mit Ihrer Excellenzenhand!" — Hole mich der Henker! ja, die Zunge regte sich nicht, und ich brachte nichts hervor, als: „Verzeihen, nein!" — Sie sah mich, dann die Bücher an und ließ ihr Schnupftuch fallen. Ich stürzte mit allen

Vieren darauf und glitschte auf dem verdammten Parkett; ich raffte mich aber wieder auf und faßte das Tuch. Alle Heiligen, was für ein Schnupftuch! das allerfeinste battistene! Ambra, pure Ambra! Lauter Excellenz riecht daraus. — Sie dankte und lächelte ganz sanft, so daß ihre Honiglippen sich kaum regten, und ging davon.

Ich blieb noch eine Stunde sitzen, bis auf einmal der Bediente eintrat und mir sagte: „Gehen Sie doch nach Hause, Aksentij Iwanowitsch! Der Herr ist bereits ausgefahren." — Ich kann solche Lakaiengesellschaft nicht leiden; das reckt sich immer im Vorzimmer und mag kaum nicken. Ja, eine von diesen Bestien nahm sich gar heraus, mir ohne Weiteres Tabak anzubieten. Weißt du nicht, elender Lakai, daß ich ein Beamter bin und von adlichem Hause? Doch ich nahm meinen Hut, warf mir selber den Mantel um, weil diese Herrn ihn doch nicht reichen, und ging fort. Zu Hause blieb ich die meiste Zeit auf dem Bette liegen; nachher schrieb ich einige hübsche Verse ab:

Ich hatt' ein ganzes Stündchen lang
Mein Schätzchen nicht gesehen;
Da wurde mir gar angst und bang,
Ein Jahr thät' so vergehen.
Mein Leben wurde mir verhaßt;
Ja sterben, dacht' ich, möcht' ich fast.

Das muß von Puschkin seyn. — Den Abend ging ich, in meinen Mantel gehüllt, an die Einfahrt der Excellenz und wartete lange, ob sie nicht ausfahre. Ich hätte sie gar zu gern noch einmal gesehen. Aber nein, sie ging nicht aus.

6ten November.

Der Departementschef hat mich geärgert. Als ich auf die Kanzlei kam, rief er mich zu sich und fing an: „Nun sage mir um Gottes Willen, was machst du nur?" — „Wie so? Ich mache nichts," antwortete ich. — „Wann wirst du deinen Verstand zusammen nehmen!" fuhr er fort. „Du bist schon über die Vierzig; es wäre längst Zeit, daß du gescheit würdest. Was bildest du dir ein? Glaubst du, ich kenne nicht deine Tollheiten alle? Du machst der Direktorstochter die Cour, nicht wahr? Sieh dich einmal an und denke, wer du bist: eine Null und nichts weiter bist du. Keinen Heller in der Tasche! Betrachte dein Gesicht im Spiegel: wie kannst du an so was denken?" Zum Teufel! weil sein eigenes Gesicht wie ein Medizinglas aussieht, weil er sein Büschelchen Haare zu einem Toupé aufgezwickt und den mit schlechter Rosapomade bestrichenen Kopf immer in die Höhe streckt, so glaubt er, ihm allein sey Alles möglich. Verstehe, verstehe schon, weßhalb er sich über mich ereifert: er beneidet mich, wahrscheinlich um der mir zu Theil gewordenen absonderlichen Merkmale gnädigen Wohlwollens willen. Ich schere mich den Henker um ihn! Was Gewaltiges — ein Hofrath! hat eine goldene Kette an der Uhr, bestellt Stiefeln zu dreißig Rubeln — ei, hole ihn der Teufel! Stamme ich etwa von unadelichem, von Schneider- oder Subalternenpack? Bin ich nicht ein Edelmann? Ich kann mich auch emporarbeiten. Bin erst zweiundvierzig Jahre alt, ein Alter, wo der Dienst eigentlich erst anfängt. Warte nur, Freund, wir bringen's schon noch zum Obersten, oder, wenn Gott will, noch etwas höher hinauf. Gebt mir einen von Meister Rutsch gefertigten Frack, nach der Mode geschnitten, und laßt mich ein Halstuch umbinden, wie du eines hast, und du wirst mir zur Schuhsohle zu schlecht seyn. Wir haben nur kein Geld, da liegt's!

6ten November.

Bin im Theater gewesen. Der russische Hampel wurde gegeben, und ein Vaudeville mit drolligen Liedchen auf die Advokaten, besonders auf einen Registrator. Sehr frei geschrieben, so daß ich mich wunderte, wie es die Censur hat passiren lassen. Die Kaufleute und die Journalisten werden auch mitgenommen. Sehr drollige Piecen schreiben jezt die Dichter. Ich gehe gern in's Theater; sobald ich nur ein paar Heller in der Tasche habe, kann ich mich nicht halten. Da gibt's aber unter unseresgleichen Beamten wahre Lumpe, die nie in's Theater gehen, bis sie etwa ein Freibillet erwischen. Eine Actrice hat sehr schön gesungen. Ich habe mich an die . . . erinnert. Ei, Sapperment! nichts, nichts, still!

9ten November.

Um acht Uhr ging ich auf die Kanzlei; der Departementschef that, als merke er meine Ankunft gar nicht. Auch ich benahm mich, als sey zwischen uns nichts vorgefallen, sah die Papiere durch, collationirte und ging um zwölf Uhr weg. Ging an des Direktors Wohnung vorüber, aber es war Niemand zu sehen. Nachmittags blieb ich meist im Bette liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Was mir am nächsten liegt, ist dieses: Seit Jahren sucht deutsches Wesen in dem Geiste der Burgundo-Romanen der westlichen Schweiz Eingang und Raum zu gewinnen; deutsche Sprache (viele tausend Handwerker machen ein ansehnliches Corps von Sprachmeistern, die gratis lehren), mit ihr ein wenig deutsche Poesie und viel deutsche Musik machen Versuche, in Genf und im Waadtlande aufgenommen und verstanden zu werden; ja es sind schon Bestrebungen sichtbar geworden, deutsche Pädagogik und Didaktik, deutsche Philosophie und sogar deutsche Theologie in Curs zu setzen. All dieses Thun und Wirken, das natürlich in verschiedenem Sinne

ein Gegenwirken hervorruft, hat eine äußere und eine innere Seite, und es dürfte von Interesse seyn, nicht nur aufzuzeichnen, was äußerlich geschiehe oder durch äußere Reaktion auch verhindert wird, sondern zugleich zu erfahren, wie weit denn die Action innerlich vorrückt, wie die Geister, welche das neue Element aufnehmen, innerlich reagiren, um die gestörte Einheit des Bewußtseyns wieder herzustellen, wie endlich der geistige und gemüthliche Grund der Paren beschaffen ist, von welchen die äußerliche Reaktion gegen das eindringende Deutsche hauptsächlich ausgeht; das heißt, es dürfte nicht uninteressant seyn, solche Fakta mitzutheilen, welche den romanischen Geist, wie er, durch den Calvinismus tingirt, in der französischen Schweiz weset, enthüllen und erkennen lassen. Und da jene Bestrebungen, welche von deutschen Büchern, die inzwischen vielleicht mehr gekauft als gelesen werden, von anwesenden Deutschen, besonders höheren und niederen Lehrern, und eingebornen Germanephilen ausgehen, der Natur der Sache nach vorzugsweise im öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesen Grund und Boden zu suchen genöthigt sind, bei dem Einflusse aber, den hier zu Lande die Kirche auf Schule, Leben und Staat hat, auch das religiöse und kirchliche Leben haben wenigstens tangiren müssen: so wäre von Zeit zu Zeit zu notiren, was auf diesen Gebieten angestrebt, erreicht oder auch mißglückt ist. Da endlich in einem Lande, wo der Staat als res publica gewußt wird, Jegliches politische Farbe und Bedeutung annimmt, die pädagogischen, wissenschaftlichen und religiösen Parteien sich nothgedrungen (das Solonische Gesetz, nicht neutral zu seyn, gilt immerfort) an politische Parteien anlehnen, gezwungen mit ihnen gehen müssen, worin eine so große Förderung als Hemmung liegt, so wäre endlich auch von Zeit zu Zeit ein Blick auf das friedliche Kriegstheater der genferischen und waadtländischen Politik zu werfen. Ich sage „friedlicher Krieg," denn in Genf und Waadt liegen Züricher Brutalitäten, so viel ich davon verstehe, außer dem Bereiche des Möglichen.

Für heute jedoch ziehe ich vor, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der wenig von sich reden macht, ob er gleich eine große Wichtigkeit hat, auch für Deutschland. Ich meine die „Privaterziehungsanstalten" in der französischen Schweiz. Und da bemerke ich vorab, daß ich ohne alle praktischen Zwecke bin, nicht im Geringsten daran denke, Jemanden zu empfehlen, und bei meinem Erzählen desjenigen, was ich mit eigenen Augen gesehen, nur das uninteressirte Interesse des Historikers habe. Wenn ich aber den Pensionen, deren es allein in Genf an dreißig gibt, und in den Städten des Waadtlandes, in Lausanne, Yverdun, Vevay, Nyon u. s. w. wohl nicht weniger — Neufchatel kenne ich zu wenig — eine gewisse Wichtigkeit beilege, so haben sie diese zunächst für die französische Schweiz selbst. Dieser sind sie vor Allen eine höchst bedeutende Einkommensquelle, ja vielleicht der allerlucrativste Industriezweig, ein Gesichtspunkt, den ich fallen lasse; dann aber wird auch in ihnen bis jezt, wo man erst anfängt, Gymnasien und Realschulen, so gut als es eben die ökonomischen und intellektuellen Mittel gestatten, zu organisiren, ein großer Theil der männlichen Jugend des Landes erzogen, von der weiblichen gar nicht zu reden, die fast ausschließlich in Pensionen ihre Erziehung empfängt. Dem öffentlichen Schulwesen der französischen Schweiz haben die Privaterziehungsanstalten für Knaben unendlich geschadet. Die höheren Stände, welche die Regierung in Händen haben, ohnedies nicht ganz geneigt, ihre Söhne mit den Söhnen der geringeren Bürger in langjährige, vertrauliche Berührung zu bringen, gingen von dem Erfahrungssatze aus, die Colléges seyen schlecht, und übergaben ihre Kinder einer Pension; nun fiel die unmittelbare Aufforderung weg, die schlechten Colléges zu guten zu machen. Aber auch diesen Gesichtspunkt verlasse ich, um dafür die Bedeutung der Pensionen für Deutschland hervorzuheben, welches jährlich mehrere hundert junger Leute beiderlei Geschlechts diesen Anstalten anvertraut. Da einmal die französische Sprache aus guten Gründen auch außerhalb Frankreichs für die gebildeten Stände ein Fundamentalartikel geworden ist, den man ohne Gefahr socialer Verdammniß nicht ignoriren darf, so verdient es gewiß an sich eher Lob als Tadel, wenn wohlhabende Eltern in Deutschland und anderwärts ihren Kindern, nachdem diesen bereits die eigene Nationalität einerzogen ist, einen Theil der Erziehung da geben lassen, wo sie zugleich die französische Sprache und die damit verbundene Bildung sich aneignen müssen. Daß aber für solchen Zweck die französische Schweiz geschickter ist als Frankreich selbst, könnte nur derjenige nicht einsehen, der überhaupt aller Einsicht ermangelt. Auch hat diese Einsicht nie gefehlt, wie eben der Umstand beweist, daß man seine Kinder nach der Schweiz schickt und nicht nach Frankreich. Weniger aber scheinen viele deutsche Eltern erwogen zu haben, daß die bloße Erlernung der französischen Sprache doch kein rechtes Aequivalent für den Zeitaufwand von zwei oder drei Jahren ist (von dem Geldaufwande gar nicht zu reden), die ihre Kinder in der Pension verbringen. Wäre nebenbei die Geistesbildung, welche in diesen Pensionen gegeben wird, so geartet, daß sie deutsches Wesen — ich rede von zwölf- bis fünfzehnjährigen Knaben und Mädchen — nicht förderte, wohl aber ausrottete, verwischte und wenigstens verwirrte: so weiß ich nicht, ob hierin nicht eine gewichtige Instanz gegen den Besuch jener Pensionen von Seiten deutscher Kinder liegen dürfte. Eltern, die selbst keine Vorstellung von Bildung und den Eigenthümlichkeiten deutscher und französischer Cultur haben, die eben nur dies wollen, daß ihre Kinder parliren lernen — und diese Eltern sind zahlreich — finden sich natürlich durch jede Pension befriedigt, in der dieser Zweck erreicht und leibliches wie moralisches Verderben von den Zöglingen abgehalten wird. Und das geschicht wohl überall, wie es denn laut gerühmt werden muß, daß der Zustand der öffentlichen und häuslichen Sittlichkeit in der französischen Schweiz ein sehr befriedigender ist. Solche Eltern aber, die über die fundamentalen Verschiedenheiten des romanischen und des deutschen Bewußtseyns selbst ein Bewußtseyn haben, die dabei verlangen, daß auch in der französischen Pension die Schulbildung ihrer Kinder fortgesezt werde, und wenigstens eben so gut bleibe, als sie es in einer öffentlichen gelehrten oder Realschule in Deutschland selbst war: diese dürften nicht mit jeder Anstalt, die sich Institut nennt, zufrieden seyn können und mir vielleicht Dank wissen, wenn ich sie über das Pensionswesen einigermaßen aufkläre. Was ich nun auch sagen werde, ich bitte den Gedanken fern zu halten, als wollt' ich Jemanden loben oder tadeln. Sag' ich, daß der Genfer oder Lausanner kein Deutscher ist, so schließt dies ja so wenig einen Tadel ein, als wenn ich etwa bemerkte, Eichen- sey kein Buchenholz, obgleich derjenige, der bauen will, vielleicht Gründe haben kann, das eine dem andern vorzuziehen. Ich theile aber die Pensionen in drei Klassen ein: 1) für Knaben, 2) für Mädchen, 3) für Erwachsene, wobei es sich von selbst versteht, daß die Pensionen der lezten Kategorie, worin sich solche aufhalten, die bereits erzogen sind, außerhalb meiner pädagogischen Reflexionen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. December 1839.

Peace! now he's deeply in! look how imagination blows him!

Shakespeare
what you will.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

11ten November.

Heute blieb ich im Kabinette unseres Direktors. Ich hatte drei-und-zwanzig Federn für ihn zu schneiden und für ihre — ei, ei! — für ihre Excellenz vier Federn. Er hat gern viel Federn vor sich liegen. Hu, das muß ein Kopf seyn! Immer schweigt er und überlegt, glaube ich, Alles im Kopf. Wenn ich nur wußte, worüber er am meisten denkt und was sich in diesem Kopfe projektirt! Ich möchte gern das Leben dieser Leute näher betrachten, all ihre Equivoquen und Hofstückchen; wie sie sind und was sie in ihrem Kreise machen, das möchte ich wissen. Ich wollte mich etliche Mal mit seiner Excellenz in ein Gespräch einlassen; aber„ hol's der Henker! die Zunge gehorcht mir nicht, und ich sage dann nur: „es ist kalt oder warm draußen;" weiter bringe ich nichts heraus. Ich hätte gern einmal in das Gastzimmer geblickt, wo man nur zuweilen die Thüre offen sieht, und hinter dem Gastzimmer noch in ein Zimmerchen. O wie reich Alles! was für Spiegel und Porzellan! Auch in jene Zimmerreihe möchte ich blicken, wo — ihre Excellenz wohnt. Dort möchte ich hin — in's Boudoir, wo all die Näpfchen und Fläschchen stehen und Blumen, an denen man nur mit Angst riechen kann, wo ihre Anzüge zerstreut liegen, mehr der Luft, als einem Gewand ähnlich. In das Schlafzimmer möchte ich blicken; da sind, meine ich, Wunder, da ist das Paradies! Wenn ich den Schemel sehen könnte, auf den sie beim Aufstehen aus dem Bette ihr Füßchen setzt, und wie dann uber dies Füßchen das schneeweiße Strümpfchen gezogen wird! Ei, ei, ei! Nichts, still!

Vorhin ging mir auf einmal wie ein Licht im Kopf auf: ich erinnerte mich des Gesprächs der beiden Hundchen auf dem Newskischen Prospekt. Gut, dachte ich bei mir, so werde ich Alles erfahren: man muß sich des Briefwechsels dieser beiden garstigen Köter bemächtigen. Dieser muß mir wichtige Aufschlusse geben. Ich gestehe, ich habe schon früher einmal Medschi an mich gelockt und ihm gesagt: „Hör' einmal, Medschi, jezt sind wir allein; wenn du willst, schließe ich auch die Thüre zu, daß uns Niemand sieht. Erzähle mir Alles, was du vom Fräulein weißt. Wie sieht's mit deiner Herrin aus, he? Ich schwöre dir's, Niemand soll was von mir erfahren." — Aber der pfiffige Köter zog den Schwanz ein, buckelte sich und lief sachte zur Thüre hinaus, als ob er mich nicht verstanden hätte. Ich habe lang vermuthet, daß der Hund viel gescheiter ist, als der Mensch; ich bin sogar gewiß, daß er auch sprechen kann und nur einen gewissen Eigensinn hat. Er ist ein außerordentlicher

Politiker, merkt Alles, alle Schritte des Menschen. Nein, was es auch koste, gleich morgen gehe ich in das Swerkowsche Haus, verhöre Fidele und fange, wenn mir's gelingt, alle Briefe auf, die ihr Medschi geschrieben hat.

12ten November.

Um zwei Uhr Nachmittags ging ich mit der Absicht aus, Fidele schlechterdings zu sehen und in's Verhör zu nehmen. — Der Kohlgeruch ist mir unerträglich, der einem aus all den kleinen Laden in Meßtschanskaja entgegen kommt, und vollends der Gestank aus allen Thorwegen, so daß ich mit zurückgehaltener Nase lief, was ich konnte. Auch die verfluchten Handwerker lassen so viel Dunst und Rauch aus ihren Werkstätten, daß es durchaus unmöglich ist, hier zu spazieren. — Als ich in den sechsten Stock geklettert war und schellte, kam ein Mädchen heraus, ziemlich hübsch, mit kleinen Sommersprossen. Ich erkannte es gleich für dasselbe, das mit der Alten gegangen war. Es erröthete ein wenig, und ich dachte gleich: „He, du Täubchen, möchtest gern einen Schatz haben?" — „Was wünschen Sie?" fragte das Mädchen. — „Ich wünsche Ihr Hundchen zu sprechen." — Das Mädchen war albern: ich konnt' es ihr am Gesicht ansehen, daß sie dumm ist.

Das Hundchen kam gerade bellend heraus gelaufen. Ich wollte es ergreifen, aber das garstige Ding hätte mich beinahe in den Finger gebissen. Da ward ich seinen Korb in der Ecke gewahr. Ha, gerade den brauchte ich! Ich trat hinzu, durchwühlte das Stroh und zog zu meinem außerordentlichen Vergnügen ein nicht großes Bündel kleiner Papierchen hervor. Wie das der abscheuliche Hund merkte, fuhr er erst recht auf mich los, dann aber, als er mir's anroch, daß ich die Papiere mitnehmen wollte, fing er an zu winseln und mir zu liebkosen. Aber ich sagte: „Nein, mein Schätzchen, adieu!" und eilte davon. Das Mädchen muß mich für verrückt gehalten haben, so verblufft sah sie aus.

Als ich nach Hause kam, wollte ich mich gleich daran machen, die Briefe zu entziffern, weil ich bei Kerzenlicht ein wenig schlecht sehe; aber Mawra hatte den Einfall gehabt, den Fußboden zu scheuern. Diese dummen Finnländerinnen sind immer sauber zur Unzeit. Ich ging daher spazieren, nachdenklich über mein Abenteuer. Nun werde ich endlich alle Schritte, alle Absichten und Triebfedern erfahren und hinter Alles kommen. Diese Briefe werden mir Alles enthüllen. Diese Hunde sind ein gescheites Volk; sie kennen alle politischen Gesichtspunkte, und daher wird sich in den Papieren Alles finden, alle Handlungen dieses Direktors. Dort wird sich auch etwas finden über sie, die ich — Nichts! Still! — Gegen Abend kam ich zurück und blieb nun meist im Bette liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Dem deutschen Volke fehlt dieses einseitige nationelle Bewußtseyn; sein Geist ist vielseitiger und allgemeiner als der irgend einer Nation. Wir wissen ja, wessen es hiedurch fähig ist und was es schon in Wissenschaft und Kunst geleistet hat; aber ihm geht damit die Bedingung einer wahren Nationalbühne ab. Wie einmal die Geister bei uns constituirt sind, kann der Bühnendichter, welcher historische oder ideale Stoffe behandelt, viel zu wenig nationelle, sich von selbst verstehende Elemente geben, welche zum voraus die Theilnahme des großen Publikums fesselten. Daher kommt es auch, daß man nirgends so viel, wie bei uns, von objektiven und von subjektiven Dichtern sprechen hört; vielmehr haben sich diese Begriffe anderswo gar nicht gebildet. Bei uns aber zerfallen die schaffenden Geister wirklich und deutlich in die zwei Hauptklassen, welche von unsern größten Dichtern repräsentirt werden. Die einen geben immer nur Entfaltungen des eigenen Ich; ihre Gestalten tragen stets die Farbe der dichtenden Persönlichkeit und sprechen im Styl derselben; den andern kommt die Kraft zu, ihre Gebilde objektiv, rein menschlich hinzustellen. Jene sind in der Regel demagogischer als diese, ihre Wirkung vertheilt sich auf die ganze Masse des Publikums; aber der Liebe, die sie entzünden, steht eine starke Opposition entgegen, weil sich die einen Geister von der Subjektivität des Dichters angezogen, die andern entschieden abgestoßen fühlen. Ganz anders ist es bei einem objektiven Dichter, wie Goethe: seine Gestalten sind in eine Sphäre entrückt, die nicht allen, am Ende den wenigsten zugänglich ist; so werden sie von den einen mit Lust genossen, von den andern, von der Menge, gar nicht begriffen.

Dieses Verhältniß läßt sich, glaube ich, durch folgendes Beispiel recht deutlich herausheben. Die mythischen und historischen Gestalten der französischen Tragödie sind lauter leibhafte, auf den Kothurn gestellte Franzosen. Man mag sagen, was man will, auch Shakespeares Römer sind zwar ganze Menschen, aber dabei doch echte Britten. Auch die dramatischen Charaktere unserer Dichter sind im Grunde ganz deutsch; aber darauf kommt es nicht an, sondern darauf, ob dieses Nationelle vom Zuschauer unbewußt begriffen und gefühlt wird; und dieß ist bei jenen Völkern der Fall, bei uns nicht.

Es erscheint in dieser Beziehung äußerst bedeutsam, daß in der Blüthezeit der englischen und französischen Bühne die Tragödie, ohne einen Gedanken an die sogenannte historische Treue, geradezu in einem Kostüm gespielt wurde, das nur eine Idealisirung der Tagestracht war. Das, was wir jetzt vornehm als Unsinn belachen,

verstand sich damals von selbst und war nur ein Mittel der nationalen Wirkung weiter. Bei einigem Nachdenken findet man es ganz begreiflich, daß man zur Zeit, wo Hamlet und Othello von einem Garrik, der recht gut wußte, was er that, in moderner Tracht gegeben wurden, in Deutschland bereits mit großem Eifer auf antiquarische Treue der Kostume drang. Eben die Schwäche des nationalen Gemeingefühls macht, daß die deutsche Bühne solcher äußern Wirkungsmittel weniger entbehren kann, als irgend eine andere.

Alles dies wurde mir recht deutlich durch die Beobachtung eines gesellig durchgebildeten Volks, das so innig mit seiner Bühne zusammenhängt, auf der es immer nur sein eigenes Wesen sucht und findet. Warum so manches poetisch sehr hoch stehende deutsche Werk bald über die Bühne hinausfällt und so gar nicht in Fleisch und Blut unseres Volks übergehen will, warum es bei uns, und nur bei uns, eine ganze dramatische Literatur gibt, welche die Bühne ignorirt und von ihr ignorirt wird — dies und so manches andere wurde mir gar begreiflich. Besonders aber hielt ich mir Folgendes vor.

Die Schwäche unserer Nationalität und der Trieb, alle fremde Vortrefflichkeit kennen zu lernen und uns anzueignen, bedingen einander wechselseitig. Dies ist der Grund, warum sich von jeher die dramatischen Gebilde aller Völker, der Franzosen, Engländer, Dänen, Spanier, Italiener, auf unserer Bühne Rendezvous gegeben und die einheimischen Produkte nicht selten in den Hintergrund gedrängt haben. Nun läßt sich National-poesie auf einer Nationalbühne bei ziemlich unentwickeltem Zustand der Schauspielkunst sehr wirksam denken, wie denn wirklich die Mimik gerade in der Blüthezeit der englischen und französischen dramatischen Poesie eine verhältnißmäßig rohe war. Nährt sich aber ein Theater, wie das unsrige, vorzugsweise von fremder Poesie, so wird diese zur Wirkung nothwendig eines gewissen Grades von mimischer Kunst bedürfen. Dazu kommt, daß, in Folge des Mangels an nationalem Bewußtseyn, unsere heimische Poesie sich auf der Scene, so zu sagen, nicht genugsam von selbst trägt, daß sie kräftig vom Spiel getragen werden muß; und so scheint die Existenz einer deutschen Bühne überhaupt von der Bedingung einer sehr gebildeten Schauspielkunst, einer strengen Schule abzuhängen; nicht gerechnet, daß das Theater bei uns weit mehr, als bei andern Völkern, vorzugsweise eine Ergötzung höherer Stände ist, oder die niedrigen wenigstens keinen Einfluß darauf haben. Auch wird die Schauspielkunst bei uns mehr, als anderswo, ein gewisses Uebergewicht über die Poesie selbst behaupten, und statt die Dienerin der Poesie zu seyn, vielmehr dieselbe oft zur Magd machen. Man denke an Schröders, an Ifflands Beispiel, und an die vielen Fälle, wo der deutsche Theaterschriftsteller, statt Welt- und Menschenkenntniß, nur Bühnenkenntniß zu seinem Geschäft mitbringt.

Ich hatte das Vaterland mit dem Eindruck verlassen, daß die scenische Kunst eine ganz achtbare Höhe erstiegen, und die Leistungen unserer guten Bühnen standen noch nach Allem, was ich in Frankreich gelernt und erfahren, als recht bedeutende Erscheinungen vor mir. Wohl fühlte ich jezt, daß das Ganze eine perennirende Treibhauspflanze ist; aber eine solche kann man ja bei vernünftiger Pflege lange im fröhlichen Wachsthum erhalten und ihr Jahr für Jahr die erfreulichsten Blüthen ablocken.

Um die Zeit des allgemeinen Friedens kam ich wieder nach Deutschland und trat sogleich in einen Wirkungskreis, der mir Literatur und Theater völlig aus den Augen rückte. Nach einigen Jahren zog ich mich auf ein Gut zurück. Hier, in erwünschter Muße, folgte ich zwar den Bewegungen der Literatur, aber von dramatischen Genüssen war an der polnischen Grenze keine Rede. Ich machte hie und da, nach langen Pausen, einen flüchtigen Besuch in der Hauptstadt; da ich aber meine Freunde nur Abends genießen konnte, so waren mir diese Stunden zu kostbar, als daß ich auch nur Eine dem Theater hätte opfern mögen. In den zwanzig Jahren, die ich auf dem Lande zugebracht, habe ich, so viel ich mich erinnere, ein einziges Mal vor den Lampen gesessen. Ich war gerade in der Stadt, als Robert der Teufel zum erstenmal aufgeführt wurde. Dies war ein gewaltiges Ereigniß; Alles ging hin, und somit auch ich, aus demselben Grunde, aus dem ich sonst nicht in's Theater ging.

(Fortsetzung folgt.)

Projekt einer Luftschifffahrt von Amerika nach Europa.

Man weiß aus den Tageblättern, daß der bekannte Luftschiffer Green, der vor einigen Jahren auf einer Fahrt von London nach Paris im Nassauischen auf den Boden kam, allen Ernstes daran denkt, den atlantischen Ocean zu übersteigen. Ein englisches Blatt gibt darüber Folgendes.

Green behauptet, ein Ballon bleibe weit länger straff und elastisch, wenn er mit gekohltem Wasserstoffgas, als wenn er mit reinem Wasserstoff gefüllt werde. Leztere Luftart ist so dünn, daß sie durch die Seide entweicht, was die erstere nicht thut. Green überzeugte sich hievon bei 275 Ascensionen. Allerdings ist das gekohlte Wasserstoffgas schwerer als das reine, und sezt also unter gleichen Umständen einen größern Ballon voraus; dennoch sind die Vortheile desselben weit überwiegend und zum vorhabenden Unternehmen der Reise über den atlantischen Ocean entscheidend. Ballons, nach Greens Methode gefüllt, halten ihr Gas Wochen lang. Er hat gegen 5000 Meilen mit demselben Gase gemacht, und er hätte es drei Monate lang benützen können. — Ueber den untern Luftströmungen und Landwinden findet man beständig eine Strömung, die constant über das atlantische Meer west- oder nordwestwärts geht. Hat man sich einmal

zur Höhe dieses Luftstroms erhoben, so macht sich die Sache von selbst. Ein Ballon, der mit dem Winde geht, wird gleichsam ein integrirender Theil der Luftsäule, die ihn fortführt. Ein Aerostat von der Größe des Nassauballons könnte leicht drei Personen und Mundvorrath für drei, vier Monate aufnehmen. Man hat es vollkommen in der Gewalt, ihn nach Belieben steigen und fallen zu lassen, und so ist denn Green, im Vertrauen, daß sich sein Gas mehrere Wochen hält, und er die genannnte obere Luftströmung benutzen kann, entschlossen, von New-York nach England überzufliegen. Green verlangt keine Belohnung, wenn ihn das Publikum, das er noch nie getäuscht, in Stand sezt, einen Ballon zu bauen, wie er für dieses große Unternehmen erforderlich ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Was die Anstalten der ersten und zweiten Kategorie betrifft, die von Eingebornen geleitet werden, so ist es billig, daß zuerst dessen erwähnt werde, was sie als das Ziel ihres Strebens betrachten und meist auch erreichen. Religion und Moral sind der französischen Bildung, sey sie nun papistisch oder calvinisch gefärbt, eine Art von Jurisprudenz, die man in präcis formulirte Kriegs- und Friedensartikel gebracht, codificirt hat. Für den ächten Deutschen ist die religiös-moralische Basis ein gewisses Gefühl, für den Romanen ist es eine kleine Sammlung fester Säze, principes, die zunächst dem Gedächtniß eingeprägt, während der Erziehung bei jeder Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden, und auf welche demnächst im Leben stets recurrirt wird, wie der Geometer im Verlaufe seiner Wissenschaft auf die Axiome recurrirt. Die an und für sich seyende Wahrheit dieser festen Voraussetzungen, Dogmen und Gebote — werden sie dem Romanen flüssig, so verfällt er dem theoretischen und praktischen Unglauben — will ich hier nicht untersuchen, wenn auch nicht unbemerkt bleiben darf, daß ein gebildeter Deutscher die meisten nur mit starken Modifikationen annehmen kann; ein Faktum ist, daß das ganze Leben des Romanen von Erziehung, der wirklich, nach seiner Art, Religion, Moralität und Ton hat, eine Sicherheit, Gesez- und Regelmäßigkeit zeigt, welche man respektiren muß. Eltern können fest überzeugt seyn, daß ein in einer genferischen oder waadtländischen Pension, besonders in einer pietistischen, erzogenes Kind diese Gesez- und Regelmäßigkeit gewinnt, und wenn man einen exakten Buchhalter, Cassier, Militär erziehen will, oder einen Mann, der seine gesellschaftlichen Pflichten kunstmäßig zu erfüllen und den socialen Codex auswendig wisse, oder auch ein Mädchen, welches als Jungfrau sich nicht einfallen lasse, etwas anderes als die Convenienz und den Willen ihrer Eltern zu Rathe zu ziehen, wenn sie verheirathet werden soll, und als Gattin strict die Bedingungen erfülle, welche Katechismus, Gesezbuch und Ehekontrakt von ihr erheischen: wenn man dieses will, so kenne ich keine zweckmäßigeren Anstalten. Den möglichen Uebeln, welche bei jungen Männern aus dem Denken über die Grundlagen der Religion, Moral, Wissenschaft u. s. w., oder bei Jungfrauen daraus entstehen können, daß sie auf eigene Hand fühlen, diesen wird durch solche Erziehung gründlichst vorgebeugt, und es ist nur noch etwa die Möglichkeit vorhanden, daß die auf äußerliche Weise in's Innere genagelten Gesezestafeln einmal durch den Sturmwind einer gemeinen Leidenschaft umgeblasen werden, und dann ist freilich die Mühe vieler Jahre verloren. Aber auch lebendig in den Boden des Gemüths eingewurzelte Bäume reißt ja wohl ein Sturm um, und etwas muß man auch vom Glücke hoffen. Daß Gewandtheit im Parliren erlangt wird, versteht sich von selbst; dagegen liegt die Forderung, Sprachunterricht solle nicht nur dieses, sondern zugleich ein Geistbildendes seyn, außerhalb des Gesichtspunktes jener Erziehung: die Grammatik ist so starr dogmatisch und positivistisch wie die religiösen, moralischen und socialen Polizeireglements, die eingelernt werden. Was nun sonstige Kenntnisse betrifft, so gibt es unter den Mädchenanstalten höhere und niedere, die Knabenanstalten zerfallen ebenfalls in zwei Klassen: in wenigen wird lateinisch und griechisch gelehrt, in den meisten sucht man eine sogenannte Bildung für's Leben zu geben. Da für Mädchen Kenntnisse das minder Wichtige sind, so denke ich nur an die Knabenanstalten, und da kann ich wieder versichern, daß in den besseren ein rein mechanisches Rechnen (ohne Einsicht der Gründe) zu großer Fingerfertigkeit gebracht, auch ein ansehnliches Quantum von chronologischen und statistischen Namen und Zahlen dem Gedächtniß eingeprägt wird, wobei der in Bewegung gesezte Ehrgeiz der Zöglinge als der mächtigste Hebel dient. Die meisten Vorsteher von Erziehungsanstalten ermangeln einer klassischen Bildung, bis jezt ein sehr wenig gesuchter Artikel in der französischen Schweiz, und darum nicht überall auf dem Lager vorräthig. Die wenigen, welche durch Collège und Akademie gelaufen, tragen ebenfalls meist kein Bedenken, einzugestehen, que leurs études classiques ont été faibles, und so ist der Unterricht in den alten Sprachen, da wo er gegeben wird, meist in den Händen deutscher Lehrer, gedeiht aber nicht sonderlich, wie denn bis jezt diejenigen Knaben in Würtemberg, welche Aufnahme in die niedern Seminare suchen, sicherlich stärker im Lateinischen und Griechischen sind als die Mehrzahl der Akademiker in Genf und Lausanne.* Daß eine maison d'éducation nicht selten von solchen als eine lezte Ausflucht betrachtet wird, denen es in andern Carrieren nicht hat glücken wollen, wie denn z. B. in Genf alte Jungfern aus guten Familien faute de mieux vorzugsweise Institute anlegen, ist kein Hinderniß des Gelingens, indem für den eigentlichen Unterricht Stundengeber in Menge vorhanden sind, und natürlich jeder erziehen kann. Daß aber die „liberté d'enseignement“ den Staat absolut verhindert, über die Pensionen Aufsicht auszuüben, ist, wie einmal die Dinge in der Schweiz stehen, eher ein Vor- als ein Nachtheil. Ich rede im Ernst: mehr als ein tüchtiger akademischer oder Gymnasiallehrer hat ein Privatinstitut angelegt, um von unsinnigen Reglements der Scholarchate fortan ungehemmt wirken zu können.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Berner Professor erzählte mir im vorigen Jahre folgenden Spaß, der ihm selbst passirt, als er, ich weiß nicht mehr ob Rektor der Universität oder Dekan der juristischen Fakultät war. Ein angehender Studiosus der Rechte meldet sich bei ihm und der Professor hält ihm Album und Feder hin, damit er seinen Namen einschreibe und das „Stud. juris.“ Nachdem es geschehen, ergreift den „Studiosus“ ein Gewissensscrupel, er sieht noch einmal seinen Namen und was folgt an und sagt dann: „Aber, Herr Professor, ich bin doch nicht aus dem Jura.“ Matière de livres! würde Rabelais sagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. December 1839.

Klopstock nahm den ersten Platz in der englischen, Wieland in der französischen Schule ein; aber Klopstock eröffnete Nachfolgern eine neue Laufbahn, während Wieland einzeln dasteht, der Erste und der Lezte in der französischen Schule: der Erste, weil in dieser Gattung Niemand ihn erreichen konnte, der Lezte, weil nach ihm die deutschen Schriftsteller einen durchaus verschiedenen Gang nahmen.

Frau v. Staël.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsezung.)

Wenn gleich in meiner Zurückgezogenheit gänzlich von der Bühne abgeschnitten, verfolgte ich doch auch die neueste dramatische Literatur mit einiger Aufmerksamkeit. Man wird mir schwerlich zumuthen, daß ich an unsern originellen Produkten ernster und komischer Gattung im Ganzen große Freude hätte haben sollen. Ich mußte bei dieser Lektüre oft lachen, wenn ich der Wechsel gedachte, welche Deutschland in der Weimarschen Dichterperiode auf seine künftige dramatische Größe gezogen, wenn ich die kuriosen Mäuse betrachtete, welche der Kunstberg geboren. Was mir von deutschen modernen Dramen zu Gesicht kam, bestätigte nur zu sehr die Ansicht, die ich über das Verhältniß der deutschen Poesie zur Bühne gewonnen. Das poetisch Bedeutende oder doch Schätzbare verfiel gar oft jener lustigen, eingebildeten Bühne, auf der sich Tiecks Dramen so trefflich ausnehmen, weil sie gar nicht gespielt werden; oder paßte es auch in den Rahmen der realen Bühne, so gebrach es ihm doch meist an allen Elementen populärer Wirksamkeit. Dagegen das Populäre, Demagogische hatte meist die Bühnengerechtigkeit durch das Abschwören aller Poesie erkauft. Wozu mehr Worte über ein literarisches Faktum machen, das am Ende Niemand in Abrede stellt?

Kein Mensch wird behaupten, daß die seit dreißig Jahren zu Tage gekommenen originellen dramatischen Schöpfungen, als Ganzes betrachtet, eine große Zierde unserer Literatur sind. Ich bin aber so frei, den Theil unserer dramatischen Literatur, welcher die Uebersetzungen, Bearbeitungen und direkten Nachahmungen der französischen Tagesprodukte begreift, für einen wahren Schandfleck des deutschen Namens zu erklären. Und ich eifere keineswegs dagegen, daß man die Franzosen kopirt — ich nehme dies als eine innere Nothwendigkeit, als ein Nationalbedürfniß hin — ich meine die Art und Weise, wie man sie übersezt und nachahmt. Zu Anfang dieser Bemerkungen kam mir Wieland in den Kopf und in die Feder, und ich gedachte dabei eben unserer providentiellen Abhängigkeit von den Franzosen. Die neue ästhetische Schule suchte einen Mann, auf dessen Schultern sie stand, moralisch todtzuschlagen. Hat aber ihr Geist und ihr Wirken die Ursachen aufgehoben, weßhalb Deutschland der talentvollen Bearbeiter fremder Stoffe nimmer entbehren kann? Und ist nicht gegenwärtig unsere leichte schöne Literatur gerade darum so schaal, weil sich seit Wieland so wenige Menschen von seiner Geistesmischung gefunden?

Wie war es heute vor hundert Jahren und noch später in Deutschland mit dem Geschmack und der Sprache

bestellt! Wie unendlich weit waren die Deutschen in allen Künsten der Einbildungskraft hinter Britten und Franzosen zurück! Es waren vor Allen zwei deutsche Männer, welche dem poetischen und ästhetischen Geist ihres Volks zum Bewußtseyn verholfen, und die Offenbarungen dieses Geistes, deren wir uns jezt stolz rühmen dürfen, vorbereitet und möglich gemacht haben: Klopstock in der höhern, ernsten, Wieland in der leichten, angenehmen Poesie. Wieland entriß unsere schöne Literatur der unbehülflichen, geschmacklosen Rohheit, womit sie gebildeteren Völkern nachstammelte; er lehrte die französischen Grazien und den brittischen Humor deutsch reden; er zeigte den Deutschen, daß sie mit ihrer bildsamen Sprache nicht nur in der Kraft und Tiefe der Gedanken, sondern auch in der freien Aeußerung, in der schönen Form derselben mit ihren Nachbarn wetteifern könnten. Freilich war Wieland daneben auch ein philosophischer Aufklärer, mit der Vernunft als oberstem Prinzip, und dem Verstand als Hauptwaffe; aber im vorigen Jahrhundert handelte es sich für Deutschland darum, die allgemeine Kultur nachzuholen, wenn es sie dereinst auf seine Weise selbst fördern sollte; es mußte sich, wie in den schönen Künsten, so auch in der Philosophie durch die Irrthümer und Vorurtheile der Zeit hindurchringen, wollte es einmal frei und selbstständig darüber hinauskommen. Wir sind auch kräftig darüber hinausgegangen, vielleicht nur, um in neue Irrthümer und Vorurtheile zu verfallen; gleichviel: sind wir doch zu einem geistigen Eigenthum gelangt, haben wir doch in höherer Poesie und Weltanschauung unser eigenstes Wesen offen herausgekehrt. Man mag aber diese unsere Emancipation von der Geistessklaverei der lezten Jahrhunderte noch so hoch anschlagen und noch so weit ausdehnen: soviel ist gewiß, in allen Künsten, ja in allen Gedanken, welche mit dem geselligen Leben zusammenhängen, sind wir von den Franzosen noch so abhängig als je, und wenn Klopstocks Mission erfüllt ist, so geht die Wielands noch immer fort. Wie wird sie aber gegenwärtig begriffen und erfüllt?

Es soll hier nicht davon die Rede seyn, wie die französischen Elemente sich zu unserer schönen Literatur überhaupt verhalten und wie sie in derselben verarbeitet werden; ich habe es hier nur mit dem Schauspiel zu thun. — Die Deutschen haben im lezten halben Jahrhundert zwei ästhetische Paroxysmen von Deutschthümlichkeit gehabt, in denen sie sich wegen ihrer Gallomanie heftig ausschalten, dem Geschmack an französischer Kunst leidenschaftlich den Krieg erklärten und auf einmal in Allem apart seyn wollten. Aber in nichts war das uns mit Frankreich verknüpfende Band fester geschlungen und verknotet, als in der äußern Sitte und in der geselligen Bildung, in Allem, was nicht nur den Körper bekleidet und ziert, sondern auch dem Geist das anständige Zeitgewand zubereitet, welches er überwirft, um unter Seinesgleichen seine Ecken und Flecken zu verbergen. Diese psychische Toilette konnten wir denen, von welchen wir sie geborgt, nicht vor die Füße werfen, ohne in gewisser Beziehung tief beschämt in geistiger Blöße dazustehen. Nun ist aber die Bühne ein ganz sociales Gewächs, und gerade die beliebteste dramatische Gattung, das Sittenlustspiel, wurzelt ja geradezu in der Partie unseres Wesens, welche unscheidbar mit Französischem legirt ist. Es ist natürlich, daß das Volk, welches uns in der Kleidung und in aller Repräsentation Gesetze vorschreibt, uns auch die Muster liefert, wie der sociale Mensch mimisch zu fassen und in Action zu setzen ist. Französische Hauben und französische Vaudevilles bleiben für uns gleich nothwendige Einfuhrartikel. Wie gewisse Racen von Hausthieren schnell ausarten, wenn sie nicht beständig mit dem Blute des echten Grundstamms aufgefrischt werden, so müßte unsere Eleganz und unsere Bühne schnell alle Haltung verlieren, wenn jene Zufuhr abgeschnitten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

13ten November.

Nun wollen wir sehen! — Die Schrift ist ziemlich deutlich; dennoch hat die Pfote etwas Hündisches. Lesen wir:

„Liebe Fidele! Ich kann mich bis jezt noch nicht an deinen bürgerlichen Namen gewöhnen. Als ob man dir keinen bessern hätte geben können! Fidele, Rosa — welch gemeiner Ton! Aber dies Alles bei Seite! Ich bin sehr froh, da wir darauf gekommen sind, einander zu schreiben.“

Der Brief ist sehr korrekt geschrieben, die Interpunktion und die großen Buchstaben sind richtig gesezt. So kann nicht einmal unser Departementschef schreiben, obschon er versichert, er sey auf der Universität gewesen.

„Es scheint, daß Gedanken, Gefühle und Wahrnehmungen mit einander zu theilen, eines der ersten Güter der Welt ist.“

Hm! dieser Gedanke ist einem aus dem Deutschen übersezten Werke entnommen. Ich kann mich nur nicht gleich auf den Titel besinnen.

„Ich sage dies aus Erfahrung, obschon ich kaum weiter in der Welt, als vor dem Thor unseres Hauses herumgelaufen bin. Geht nicht mein Leben in lauter Vergnügen hin? Mein Fräulein, das Papa Sophie nennt, liebt mich über die Maßen.“

Ei, ei! — Nichts! nichts! Still!

„Papa streichelt mich auch sehr oft. Ich trinke Thee und Kaffee mit Rahm. Ach, ma chère, ich muß dir

„sagen, daß ich gar kein Vergnügen an großen, abgenagten „Knochen finde, wie unser Sultan in der Küche kriegt. „Verschiedene zusammengemischte Brühen schmecken auch „gut, doch ohne Kapern und ohne Gemüß."

Der Teufel weiß, was das für dummes Zeug ist! als ob es nichts Vernünftigeres zu schreiben gäbe! Sehen wir auf der andern Seite, ob nichts Gescheiteres kommt.

„Ich bin mit Vergnügen bereit, dich von allen bei „uns vorfallenden Ereignissen zu benachrichtigen. Etwas „habe ich dir bereits von der Hauptperson gemeldet, die „von Sophie Papa genannt wird. Es ist ein gar seltsamer „Mann."

Aha, da ist er endlich! Ich dachte es ja! Die haben einen politischen Blick für Alles. Nun, sehen wir, was es mit Papa ist!

„. . . . ein gar seltsamer Mann. Er schweigt mei„stens, spricht nur selten; doch sprach er vorige Woche „beständig zu sich selbst: werde ich es erhalten, oder werde „ich es nicht erhalten? Dabei nahm er in eine Hand ein „Stückchen Papier und machte die andere hohl, wobei er „immer wiederholte: Werde ich es erhalten, oder werde „ich es nicht erhalten? Einmal wendete er sich auch an „mich mit der Frage: Was meinst du, Medschi, werde „ich es erhalten, oder werde ich es nicht erhalten? Ich „verstand durchaus nichts davon, schnupperte an seinem „Stiefel und lief fort. Einmal, ma chere, eine Woche „später, kam Papa mit großer Freude nach Hause, und „den ganzen Morgen stellten sich Herrn in Uniform ein „und gratulirten. Bei Tische war er so lustig, wie „ich ihn noch nie gesehen. Mein Fräulein Sophie —"

Ah, nun werden wir von Sophie hören. Eh, Sapperment! — nichts, nichts, still!

„Mein Fräulein Sophie geht außerordentlich gern „auf den Ball, obschon sie sich beim Ankleiden fast im„mer ärgert. Ich begreife das Vergnügen gar nicht, „auf einen Ball zu gehen. Sophie kömmt erst um sechs „Uhr Morgens zurück, und ich errathe immer an ihrem „blassen und magern Aussehen, daß man der Armen dort „nichts zu essen gegeben hat. Ich gestehe, ich könnte so „nicht leben. Gott, wenn man mir keine Sauce mit Ha„selhuhn oder gebratenem Hühnerflügel abreichte — ich „weiß nicht, was aus mir werden sollte! Auch Sauce „mit Grütze lasse ich mir gefallen; nur keine Rüben, „Möhren oder Artischoken."

Ein außerordentlich ungleicher Styl! Man sieht doch gleich, daß es kein Mensch geschrieben hat. Fängt ganz ordentlich an, und endigt hündisch. Sehen wir etwas anderes! Hm! da ist ja nicht einmal ein Datum gesezt!

„Ach, Theure, die Ankunft des Frühjahrs wird mir „fühlbar. Mein Herz klopft, als ob es etwas erwarte; in „meinen Ohren ist ein beständiges Brausen, so daß ich „oft mit einem aufgehobenen Hinterbein an der Thüre „stehen und horchen muß. Du sollst wissen, daß ich viele „Verehrer habe. Gewöhnlich am Fenster sitzend, betrachte „ich sie. Aber wenn du wüßtest, welche Ungeheuer es „unter ihnen gibt! Besonders bleibt eine schreckliche Dogge „unter meinem Fenster stehen. Der Dummkopf muß ent„setzlich frech seyn; denn wenn ich auch gegen ihn knurre, „bekümmert er sich gar nichts darum, runzelt nicht ein„mal das Gesicht, sondern streckt seine Zunge heraus, „läßt die fürchterlichen Ohren hangen und guckt herauf. „Der Flegel! Glaube aber nicht, ma chère, daß mein „Herz bei allen Huldigungen gleichgültig bleibt! o nein! „Wenn du einen Cavalier gesehen hättest, wie er über „den Zaun des Nachbarhauses sezte, Namens Tresor! „Ach, ma chère, was für ein Schnäuzchen hat er!"

Zum Teufel mit den Albernheiten! Wie kann man nur solche Dummheiten schreiben! Gebt mir etwas vom Menschen, ich will den Menschen sehen! Ich fordere Nahrung, solche, die meine Seele erquicken könnte. Schlagen wir um! wird sich auf der andern Seite nichts Besseres finden?

„Sophie saß am Tischchen und nähte. Ich guckte „durch's Fenster, weil ich gar gern die Vorübergehenden „betrachte. Auf einmal kommt der Bediente herein und „meldet: Teploff! „Gut!" rief Sophie und faßte mich rasch, „mich zu küssen. „Ach, Medschi, wenn du wüßtest, wer „es ist! Ein Kammerjunker, bräunlich — und was für „Augen! schwarz und feurig." — Und damit lief sie auf „ihr Zimmer weg. Einen Augenblick später trat der junge „Kammerjunker herein mit schwarzem Backenbarte, näherte „sich dem Spiegel, ordnete seine Haare und sah sich im „Zimmer um. Ich knurrte und sezte mich wieder auf „meinen Platz. Sophie kam bald zurück und erwiderte „mit munterm Gruße seinen Bückling. Ich sah, als ob „ich nichts merke, immer durch's Fenster, drehte jedoch „den Kopf ein wenig, um ihre Unterhaltung mit anzu„hören. Ach, meine Theure, was für dummes Zeug „plauderten sie! Sie sprachen darüber, wie eine Dame eine „unrichtige Figur im Tanzen gemacht habe, wie ein ge„wisser Boboff mit seiner Brustkrause einem Storch so „ähnlich sehe und beinahe hingefallen sey, wie eine gewisse „Frau Lidin meine, blaue Augen zu haben, und nur grüne „habe u. dgl. Ich weiß nicht, ma chère, was sie an ihrem „Teploff hat, was sie Entzückendes an ihm findet."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Das erste Prager Taschenbuch.

Man hat oft geglaubt, etwas Witziges und Geistreiches gesagt zu haben, wenn man behauptete, das Klima Böhmens sey günstiger für Obstzucht und Kartoffelbau, Korn und Hopfen, als für Zeitschriften und Taschenbücher.

Betrachtet man aber die Sache genauer, so ist weder die Grundfläche der Gleichgültigkeit, noch der Sturmwind Censur an dem Mißwachs dieser periodischen Früchte schuld, sondern der Fehler lag meist an den Pflanzern, welche deren Pflege nicht verstanden. Neben vielen verunglückten deutschen Zeitschriften in Böhmen, grünte und blühte schon im vorigen Jahrhundert Meißners „Apoll“ mehrere Jahre hindurch, und auch in den lezten Decennien besteht die „Bohemia“ schon im zwölften, das „Panorama des Universums“ im sechsten, und „Ost und West“ im dritten Jahrgange, und beweisen, daß sich in Böhmen Zeitschriften wohl erhalten können, wenn die Herausgeber ihr Ziel mit Beharrlichkeit und Consequenz verfolgen. Was die Taschenbücher betrifft, so ist in diesem Genre noch niemals ein nur einigermaßen der Erwähnung würdiger Versuch gemacht worden, und die „Camellien.“ Almanach für das Jahr 1840, herausgegeben von Ferd. Grafen Schirnding und C. A. G. Hennig (erster Jahrgang mit sechs Stahlstichen von Karl Mayer in Nürnberg und J. Riblezka in Prag, dann vier Steinstichen von C. Hennig und einem musikalischen Souvenir von S. Goldschmidt) sind auf jeden Fall das erste Prager Taschenbuch, welches auf diesen Namen Anspruch machen darf. Löblich war es von der Redaktion, nur vaterländische Dichter (gleichviel, ob sie anwesend oder in weiter Ferne seyen) zur Mitwirkung einzuladen; doch zeigt das Resultat keinen großen Reichthum, denn unter zweiunddreißig Namen von Poeten und Prosaikern, welche dieser Almanach aufführt, befinden sich nebst drei Pseudonymen zwölf ganz unbekannte Dichternamen, und die Herausgeber sagen selbst in ihrer Anzeige: „Wenn wir aber auch frei bekennen müssen, daß der Almanach „Camellien“ für das heurige Jahr durchaus nicht jenes Gepräge trage, welches wir uns zur Aufgabe genommen haben, so schmeicheln wir uns dennoch, daß derselbe auch in der gegenwärtigen Gestalt nicht unwerth sey, auf der Toilette der eleganten Welt einen Plaz zu finden.“ u. s. w. — Damit sind wir einverstanden. Uebrigens bestimmen die Herausgeber zu einem „Locomotiv des gesteigerten Leseinteresses,“ außer dem mit fünf Dukaten in Gold für den Druckbogen in Sedez festgesezten Ehrensolde, für die beste der in dem Jahrgange 1840 enthaltenen Novellen zehn Dukaten in Gold; 1841 zwanzig Dukaten; 1842 dreißig Dukaten; 1843 vierzig Dukaten, als eine außerordentliche Prämie, welche jedesmal am 1sten März eines jeden Jahres ausgezahlt wird. Die Preisrichter sind die Käufer des Almanachs. Zu diesem Ende enthält ein jedes einzelne Exemplar desselben einen mit Folgenummer und Juxta versehenen Stimmzettel, welchen der Abnehmer nach eigener unbeschränkter Ansicht mit der Aufschrift der Novelle und dem Namen ihres Verfassers ausfüllt und unterschrieben an die Verlagshandlung sendet, worauf nach der Stimmenmehrheit die Prämie ertheilt wird. Es klingt etwas sonderbar, das Publikum zum Preisrichter zu machen; wenn wir aber gleich auf diese Weise nicht so genau erfahren, welche Novelle die beste war, als welcher der Mitarbeiter die meisten guten Freunde unter den Käufern des Taschenbuches hatte, so ist doch die Spekulation nicht übel; denn es dürfte Manchen zum Ankauf eines Almanachs bewegen, daß er mit demselben zugleich Richter in einem ästhetischen Wettstreit wird. Was die typographische Ausstattung der „Camellien“ betrifft, welche leider bei Almanachen kein unwesentliches Element bildet, so müssen wir solche nicht als brillant, doch als rein und nett anerkennen; die chalkographische ist nur theilweise zu loben. Die erste Stelle unter den prosaischen Beiträgen behauptet unstreitig „das zweite Gesicht,“ eine Novelle von Julius Seidlitz, obschon mitunter etwas flüchtig gearbeitet. (Schluß folgt.)

Genf, November.

(Fortsezung.)

Die Pensionen. [?]

Manche Leser werden verwundert ausrufen: „Das ist ja eine ganz katholische Erziehung, angemessen für Italien und Frankreich, wo sie ihr Gutes haben mag, wenn die Jugend für und nicht gegen die offizielle Kirche erzogen werden soll; aber wie kann sie in einem Lande üblich seyn, das als der Siz des eifrigsten Calvinismus bekannt ist? Ohnedies gehört sie dem siebzehnten Jahrhundert an und hätte vom achtzehnten Jahrhundert viel weniger Rousseaus Prinzip als die damals aufgekommene Verachtung des klassischen Alterthums und die Richtung auf das unmittelbare Utile angenommen?“ — So ist es, habe ich der sehr richtigen Bemerkung dieser Leser zu antworten, und ich hätte vielleicht nur noch dies hinzuzufügen, daß der waadtländisch-genferisch-französische Calvinismus dem römischen Katholizismus viel weniger entgegengesezt ist, als dem heutigen Protestanismus in Deutschland. Oder richtiger und allgemeiner: wenn man den Gegensaz von Katholizismus und Protestantismus in dem höheren Sinne faßt, daß jener den unvermittelten Autoritätsglauben, dieser den durch das Denken und innerliche Erleben vermittelten Glauben darstellt; wenn man also weniger die Fassung dieses oder jenen Dogmas für das hält, was den Gegensaz constituirt, als die Art, wie sich das subjektive Bewußtseyn zu dem gegebenen Objektiven zu verhalten geneigt ist: so wird man in der That nicht anstehen, die Mehrzahl deutscher Katholiken, wie dies ja auch in Italien geschieht, „halbe Lutheraner“ zu nennen, und kann in den Calvinisten der französischen Schweiz und Südfrankreichs nur schismatische Katholiken erkennen. Wie aber die Religion, so das Leben, und so auch die Anweisung zum Leben, Unterricht und Erziehung. Beide sind am Genfer See katholisch, hüben, wie drüben im Savoyerlande. Dem Zöglinge wird nur ein passives Recipere zugemuthet, nicht aber ein Concipere, Conception, selbstthätiges, innerliches Ausbilden der von Außen in's Bewußtseyn gekommenen Keime. Wie in Frankreich selbst, so sagt man auch in der französischen Schweiz: „donner des vertus, donner des talents;“ das Innere des Kindes wird als ein leerer Fleck betrachtet, auf welchem die Erziehung aus allerlei dogmatischem, moralischem, geographischem und sonstigem Material ein solides Gebäude zu errichten hat; wogegen die deutsche Pädagogik, nämlich die gute, welche mit gleicher Sorgfalt das Extrem des Alles-Gebens-Wollens wie den Rationalismus und Nivilismus vermeidet, der nur den „Verstand“ bilden will, aber leere Köpfe, höchstens mit einiger sophistischen Gewandtheit bildet, eine Art Gärtnerei ist, nämlich die Kunst, das in jedem Kinde zur Entwicklung zu bringen, was der Schöpfer selbst in das Individuum gelegt hat — ein Verfahren, das die Erwerbung der ausgedehntesten Gelehrsamkeit keineswegs ausschließt. Hier liegt der tiefere Grund, warum sich die Franzosen alle so sehr gleichen, warum das Wort „original“ ein Schimpfwort ist, warum die Franzosen, die mehr Antikes bewahrt haben, als unsere Historiker zu wissen scheinen, als Volk der deutschen Nation gegenüber meist im Vortheile gewesen sind. Auch dürfte die deutsche Pädagogik, die bis jezt leibnizianisch und schleiermacherisch gedacht und gewissermaßen Schillers Wort: „Keiner sey gleich dem Andern,“ zum Motto genommen hat, nicht übel fahren, wenn sie nachgerade auch etwas von Hegel lernen wollte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. December 1839.

Come, come! I am a king:
My masters, know you that?

Shakespeare.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

Es scheint mir auch, hier muß es nicht richtig seyn. Es ist nicht möglich, daß Teploff sie so bezaubern sollte. Weiter!

„Ma chère Fidèle! Entschuldige mich, daß ich so „lange nicht geschrieben. Ich war in vollkommener Trun„kenheit. Wie wahr sagt ein Schriftsteller, die Liebe sey „ein zweites Leben. Und außerdem sind in unserm Hause „große Veränderungen vorgegangen. Der Kammerjunker „kommt jeden Tag zu uns. Sophie ist rasend in ihn ver„liebt. Papa ist sehr munter. Ich habe sogar von unserm „Gregor, der immer mit sich selbst spricht, wenn er den „Boden fegt, gehört, daß bald Hochzeit seyn werde, „weil Papa durchaus Sophien an einen General, einen „Kammerjunker oder Obersten verheirathet sehen wolle. —"

Zum Teufel! immer Kammerjunker oder General! Ich möchte selbst General werden, nicht um ihre Hand zu bekommen und so weiter, sondern möchte General werden, um zu sehen, wie sie sich um mich drehen und wenden und all' ihre Hofstückchen und Equivoquen machen würden, und ihnen dann zu sagen: Ich spucke euch Beide an! Es ist zum toll werden! Ich habe die Briefe des dummen Hündchens in Stücke zerrissen.

5ten December.

Es kann nicht seyn! Dummheiten! Die Hochzeit soll nicht seyn! — Was ist es denn, wenn er Kammerjunker ist? Es ist ja weiter nichts, als eine Würde, kein sichtbares Ding, das man mit der Hand fassen könnte. Damit, daß er Kammerjunker ist, kann er sich doch kein drittes Auge in die Stirne verschaffen. Seine Nase ist doch darum nicht aus Gold gemacht. Ich habe schon mehrmal dahinter kommen wollen, woher alle diese Unterschiede rühren. Warum bin ich Titularrath? Vielleicht bin ich auch ein Graf oder ein General, und es scheint mir bloß, daß ich Titularrath sey. Vielleicht — ich weiß ja selber nicht, wer ich bin. Wie viel Beispiele gibt es nicht in der Geschichte: da seht ihr einen gemeinen — nicht etwa Edelmann, sondern weiter nichts als Spießbürger, ja bloß Bauer, und auf einmal zeigt es sich, daß er ein Magnat, ein Baron, oder was weiß ich ist. Und wenn so etwas zuweilen mit einem Bauer geschieht, was kann erst aus einem Adlichen werden? Zum Beispiel aus mir: da trete ich auf einmal in einer Generalsuniform ein; auf der rechten Schulter habe ich eine Epaulette und auf der linken Schulter eine Epaulette und ein blaues Band über der Brust. Was? Nun, was wird denn da meine Schöne für ein Liedchen singen? Was wird unser Papa Direktor dazu sagen? O er ist höchst ehrgeizig! Er ist ein

Freimaurer, schlechterdings ein Freimaurer, obwohl er sich so und so verstellt. Aber ich habe es gleich weg gehabt, daß er ein Freimaurer ist: wenn er einem die Hand reicht, streckt er nur zwei Finger aus. Kann ich nicht unvermuthet einmal General, Gouverneur, Intendant oder dergleichen werden? Ich möchte nur wissen, warum ich eigentlich Titularrath bin? Warum gerade Titularrath?

3ten December.

Ich habe heute den ganzen Morgen die Zeitung gelesen. Sonderbare Dinge ereignen sich in Spanien; ich habe auch gar nicht klug daraus werden können. Man schreibt, der Thron sey erledigt, und die Stände befinden sich wegen der Wahl eines Thronfolgers in Verlegenheit, und der Aufruhr könne nicht ausbleiben. Das kommt mir gar sonderbar vor. Wie kann ein Thron erledigt werden? Man sagt, eine Donna solle den Thron besteigen. Eine Donna kann ja den Thron nicht besteigen, durchaus nicht. Auf dem Throne muß ein König seyn, und der König ist gewiß auch da und ist nur gewissermaßen unerkannt. Vielleicht ist er auch ganz nah, und muß sich nur aus Familien- oder andern Rücksichten, oder aus Furcht vor benachbarten Mächten, wie Frankreich oder andere, verborgen halten, oder es muß sonst woran liegen.

8ten December.

Ich war schon ganz bereit, auf die Kanzlei zu gehen, allein verschiedene Ursachen und Betrachtungen hielten mich ab. Die Angelegenheiten Spaniens kommen mir gar nicht mehr aus dem Kopf. Wie ist es nur möglich, daß eine Donna Königin werde? Man wird's auch nicht leiden. Und erstens wird es England nicht zugeben. Auch die politischen Interessen von ganz Europa, der österreichische Kaiser — Ich muß sagen, diese Ereignisse haben mich so gespannt und zerruttet, daß ich den ganzen Tag durchaus nichts anderes vornehmen konnte. Mawra hat mir bemerkt, daß ich unter dem Essen äußerst zerstreut gewesen sey. Und wirklich habe ich, ich glaube aus lauter Zerstreutheit, zwei Teller auf den Boden geworfen, die auch auf der Stelle in Stucke gingen. Nachmittags spazierte ich nach den Rutschbergen. Habe nichts Belehrendes daraus ziehen können. Dann bin ich meist auf dem Bette gelegen und in die Angelegenheiten Spaniens vertieft gewesen.

Jahr 2000, 43sten April.

Der heutige Tag ist der Tag der größten Feierlichkeit. In Spanien gibt es einen König. Er hat sich gefunden: dieser König bin ich. Gerade heute erfuhr ich es. Ich gestehe, ich war auf einmal wie vom Blitz erleuchtet. Ich begreife nicht, wie ich seither glauben und mir einbilden konnte, daß ich Titularrath sey. Wie konnte mir nur solch ein verrückter Gedanke in den Kopf kommen? Es ist nur gut, daß es Niemanden in den Sinn gekommen ist, mich damals in ein Tollhaus zu stecken. Jezt hat sich mir Alles enthüllt; jezt sehe ich Alles wie auf flacher Hand. Früher, ich begreife es gar nicht, war Alles für mich wie in einem Nebel. Und das Alles kommt, meine ich, daher, daß die Menschen sich einbilden, das menschliche Hirn befinde sich im Kopfe; keineswegs: es kommt mit dem Winde von der Seite des kaspischen Meeres. — Zuerst erfuhr Mawra von mir, wer ich bin. Als sie vernahm, daß ein spanischer König vor ihr stehe, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und erstarrte vor Schreck. Die dumme Person hat noch niemals einen spanischen König gesehen. Ich habe mich bemüht, sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, ich wolle darum keine Ungnade auf sie werfen, weil sie mir manchmal die Stiefeln schlecht geputzt. Es sind einmal gemeine Leute, man kann über erhabene Materien nicht mit ihnen sprechen. Sie ist deßhalb so erschrocken, weil sie dafür hielt, alle Könige von Spanien seyen wie Philipp der Zweite. Ich habe ihr daher auseinander gesezt, daß zwischen mir und Philipp durchaus keine Aehnlichkeit ist.

Auf die Kanzlei bin ich nicht gegangen. Der Teufel mag sie holen! Nein, Freunde, jezt sollt ihr mich nicht mehr hinein kriegen! Ich will ihre garstigen Schriften nicht mehr abschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Fortsetzung.)

Es ist dies ein thatsächliches Moment; es handelt sich für uns nur darum, daß wir auch in dem, worin wir schwach sind, möglichst unsere Würde wahren; daß wir auch als Kopisten und Nachahmer unsern eigenen Geist nicht ganz verlieren, oder zum wenigsten doch unsere Sprache nicht schänden. Wir bedürften Männer, welche das komische-Repertoire der Franzosen in dem Geiste ausbeuteten, in dem Wieland ihre Philosophen, Satiriker und Erzähler zur Bildung der Großväter des jetzigen Geschlechts germanisirte. Wo sind aber die dramatischen Wielande, die es verständen, das Fremde, das unsere Kultur instinktiv an sich zieht, mit unserem eigenen Wesen geschmackvoll zu verflechten, und dem erotischen Kerne wenigsten eine Hülle überzuwerfen, welche in den Nationalfarben spielte? Solche Ansprüche sind freilich in höchstem Grade übertrieben, so lange die deutschen Terenze sich sogar von der Verpflichtung lossagen, auch nur deutsch zu schreiben. Ich habe übersezte Stücke gelesen und aufführen sehen, die man bequem als Exercitien in den gangbarsten französischen Idiotismen gebrauchen könnte.

Man darf es wohl sagen: den französischen Grazien wird heute, nur in anderer Potenz, ungefähr mit demselben Verstand und Geschmack geopfert, wie im Jahr 1740. Es war wohl der Mühe werth, vor vierzig Jahren dem deutschen Voltaire das Recht auf die Existenz abzusprechen, wenn man jezt einen deutschen Scribe so wohl brauchen könnte und ihn nirgends finden kann.

Ich komme endlich auf den Hauptpunkt, der mir eigentlich die Feder in die Hand gegeben hat.

In den Journalen, die mir in meiner ländlichen Einsamkeit zukamen, vernahm ich nicht selten bittere Klagen über den tiefen Verfall der Schauspielkunst. Eben so oft las ich aber die Versicherung, wie da und dort auf den Brettern sich ein recht gedeihliches Kunstleben entfalte und die schönsten Talente zu den glänzendsten Erfolgen zusammenwirken. Die Kunst konnte der Natur der Sache nach nicht am einen Orte blühen, am andern in den lezten Zügen liegen. Ich wußte mir aber den Widerspruch so ziemlich zurechtzulegen. Zu jeder Zeit ist der Mensch geneigt, das Leben, das ihn in vorgerücktem Alter umgibt, farbloser und uninteressanter zu finden, als seine Jugendzeit, deren in der Seele haftendes glänzendes Altarbild die Farbentöne der Gegenwart niederschlägt. Dasselbe wie vom Leben gilt von der künstlichen Nachahmung desselben auf der Bühne. Diese macht in der Zeit der erwachten Sinnlichkeit einen Effekt auf das junge Herz, welcher der mächtigen Wirkung des Weibes auf den Jungling nach Art und Stärke gar nicht unähnlich ist. Und die Schauspielkunst hat ja das mit den menschlichen Empfindungen gemein, daß ihre Gebilde und Thaten nur in der Erinnerung fortleben und sich jedem mathematischen Maße entziehen. So belügt der bejahrte Mensch hundertmal sich und Andere, indem er den Schauplaz, vor dem er sich selbst so wohl gefiel, in der Bedeutung hoch über den stellt, der ihm nie mehr so energische Sensationen, so entzückende Schauer gibt. — Die Jugend dagegen wird von keinen Souvenirs gestört, welche die Vergleichung herausfordern und den Eindruck erkälten; die lodernde Flamme ihrer Empfindung vergoldet im Reflex den ganzen Schauplatz. Große, herrliche Kunst, die so unaussprechliche Genüsse gibt! Die rege Einbildung eilt über alles Gleichgültige weg, um sich an dem Wahlverwandten festzusaugen; man nimmt für Bravour, was den Leidenschaften schmeichelt, und in den schönen Augen einer bewunderten Schauspielerin spiegelt sich ein ganzer Kunsthimmel.

So erklärte ich mir den Jammer und die Bewunderung, den Spott und das Entzücken über das deutsche Schauspiel ungefähr aus dem respektiven Alter der Berichterstatter. Allerdings wußte ich aus der Literatur und aus mündlicher Ueberlieferung recht gut, daß die deutsche Schauspielkunst nicht mehr auf der Höhe stand, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts. Allein ich wußte auch, daß im geistigen Gebiete eine künstliche Entwicklung, desgleichen die deutsche Bühne ist, oft ein zäheres Leben hat als eine natürliche; und so erwartete ich, wenn ich wieder Bekanntschaft mit dem Schauspiel machte, wohl den Geist etwas müder, aber im Ganzen den alten Organismus und Mechanismus, dieselben Manieren und Natursurrogate zu finden, wie vor dreißig und etlichen Jahren, da ich als Zuschauer meine Entlassung vom deutschen Theater genommen.

Vor einigen Monaten sah ich mich veranlaßt, das Gut, wo ich so lange unter Glück und Unglück gelebt, abzutreten und mich in einer Stadt niederzulassen. Mit Widerstreben bin ich wieder in die Welt getreten, und doch heißt dies für mich im Grunde nur so viel, daß ich um Mittag die Wache aufziehen sehe, oder doch höre, daß ich nach zwei Uhr speise, statt vor ein Uhr, daß ich meine Partie nicht mehr mit Amtmann und Pfarrer, sondern mit einem ordinären Hofrath und einem wirklichen geheimen mache, und daß ich im Hoftheater abonnirt bin. Es ist zu wissen, daß dieses Theater, obgleich in einer Stadt zweiten Rangs, vollkommen ausgestattet mit Allem, was eine großartige Kunstanstalt constituirt, unter den deutschen Bühnen in erster Linie steht und jedenfalls im Ganzen die Höhe der gegenwärtigen Kunst repräsentirt.

(Schluß folgt.)

Wasserfahrt.

Die Fische spielen
Auf kühlem Grund;
Die Wellen kräuseln
Sich oben so bunt;
Sanft wehen die Lüfte
Und bringen uns Düfte
Auf wogendem Pfad'
Vom Blumengestad'.

Die Fluren lächeln
Uns freundlich zu,
Die Dörfer laden
Zu heimischer Ruh. —
„Wir können nicht weilen;
„Die Wellen enteilen
„Auf glänzender Bahn
„Und locken den Kahn."

Die Sonne schmücket
Zum lezten Mal
Das Schloß dort oben
Mit purpurnem Strahl.

Nun ruhen die Bäume,
Nun schweigen die Räume,
Im Wasser strahlt mild
Das nächtliche Bild.

Und Alles schlummert -
Das Herz bleibt wach;
Es denkt der schönen
Vergangenheit nach.
Und Träume entsteigen
Im wechselnden Reigen
Der schaffenden Brust
Zu trauriger Lust!

W. Wöhler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

(Schluß.)

Theater.

Nachdem die Oper: „der Templer und die Jüdin," nach Walter Scotts Roman: Ivanhoe, frei bearbeitet von W. A. Wohlbrück, in Musik gesezt von Dr. Heinrich Marschner, königl. Hannöverschen Hofkapellmeister beinahe, auf allen deutschen Bühnen das Bürgerrecht erhalten, von manchen schon wieder verschwunden ist, wanderte sie auch auf die unsrige ein, erntete reichen Beifall und dürfte sich lange auf dem Repertoire erhalten. Die außerordentliche Theilnahme, womit „das unterbrochene Opferfest," Oper von Winter, empfangen wurde, als sie die Direktion neu in die Scene sezte, beweist hinlänglich, daß die süßen Klänge der neuen italienischen Oper den Geschmack an der alten deutschen Schule hier noch nicht ganz erstickt haben. — Hätte uns der Zettel nicht berichtet, oder vielmehr hätten wir nicht aus den ausländischen Blättern offiziell erfahren, daß das dreiaktige Lustspiel: „die alte und die junge Gräfin," von Raupach sey, wir hätten es für ein Werk der erlauchten Dichterin gehalten, so fein gedrechselt sind die Charaktere, so weit ausgesponnen das Ganze, dem übrigens viel Verstand und ein scharfer Geist nicht abzusprechen ist. Der Erfolg war durchaus ungünstig, wozu auch die Darstellung durch Schauspieler, die eigentlich nicht wissen, was und warum sie das sagen, was ihnen Raupach in den Mund gelegt, die meiste Schuld trägt. — Die Gastrollen der Dmlle. Löwe, k. k. Hofschauspielerin aus Wien, welche sich als ein sehr hoffnungsvolles jugendliches Talent bewährte, haben uns Th. Hells Bearbeitung des französischen Dramas: „Un duel sous Richelieu" gebracht. Warum un duel? — es könnte eben so gut heißen: „Le duel sans fin!" — Das Stück ist übrigens so durch und durch französisch und indecent, daß jede Recension über irgend ein anderes dergleichen Drama auch auf dieses paßt. „Der Dämon der Nacht," Schauspiel in zwei Akten, frei nach einem französischen Vaudeville bearbeitet von Dr. A. E. Wollheim, bewegt sich im ersten Akte so langsam vorwärts, daß man demselben den günstigen Succeß, den ihm die drastischen Momente des zweiten verschafften, nicht prognosticirt hätte. „Raffael," dramatisches Gemälde in einem Akt von Ed. Silesius, enthält alle Attribute eines Künstlerdramas, wie sie seit dem „Correggio" so oft wiedergekäut wurden: die Beschreibungen von einer Menge Bildern, einen Lorbeerkranz, einen Töpfer u. s. w., nur – keine Handlung und kein Interesse, weßhalb es auch nur einen sehr bescheidenen Erfolg hatte. „Der Juwelier von St. James," Lustspiel in drei Akten, frei nach dem Französischen von V. A. Herrmann, ist ein merkwürdiges Aggregat von französischen Unwahrscheinlichkeiten und Inkonsequenzen, dem nur das pikante Interesse fehlt, welches bei dergleichen Produktionen einigermaßen für jene entschädigt. — „Das Mädchen des Don Gomez Arias," romantisches Drama in drei Akten, nach Calderon frei bearbeitet von W. A. Gerle, kam dem Publikum etwas spanisch vor, und so sehr wir wünschen, die deutschen dramatischen Dichter möchten fleißig aus Calderons heiligem Borne schöpfen, so gehört doch diese Aufgabe nicht eben unter die leichtesten, welche man finden kann. Der Referent der Zeitschrift: „Ost und West" beschuldigt den Bearbeiter mit Recht, daß er, „vielleicht aus Pietät für den großen Calderon" dem altspanischen Typus zu getreu geblieben sey. So sehr wir die Pietät unserer Dichter gegen die Alten billigen, so muß doch der Dramatiker, der auf seine Zeit wirken will, zuvörderst sein Publikum vor Augen haben. Ein noch wichtigerer Vorwurf, den man Gerle machen kann, ist, daß er den ruchlosen Don Gomez nicht noch mehr zu veredeln suchte, sondern dies dem Darsteller überließ, was auf den meisten Bühnen dem Drama sehr nachtheilig seyn wird. — Drei Wiener Possen sind wieder durchgefallen, nämlich: „Der Treulose, oder Saat und Ernte," dramatisches Gemälde in drei Akten von Joh. Nestroy, Musik von Adolph Müller, dann: „drei Jahre, oder: der Wucherer und sein Erbe," lokal-komische Charakterskizze mit Gesang, in drei Abtheilungen von Wenzel Scholz, Komiker des Theaters an der Wien, Musik von Adolph Müller, und: „Adam Hascherl, oder: das Tabakhüttchen am scharfen Eck," Posse mit Gesang in drei Akten von F. Hopp. Die erste starb an der leidigen Raymundomanie. Nestroy, der in Darstellungen ganz gemeiner Gestalten oft ein niederländisches Talent entfaltet, wollte ernst und moralisch seyn, und wurde nur langweilig. Was das Zweite betrifft, so ist es nicht begreiflich, wie eine Direktion außer Wien und ohne Scholz ein Produkt dieses Komikers geben kann, da seine Possen selbst in Wien und mit ihm durchgefallen sind. Die dritte reihte sich den beiden ersten würdig an.

Außer dem Theater sind hier gegenwärtig eine Menge Curiosa zu sehen, und alle im goldenen Engel, auf dessen schmalen Gängen man vor lauter Billetbureaux gar nicht vorwärts kommen kann. Da sind z. B. Bertolottos tanzende und musizirende, fahrende und führende, fechtende, wasserschöpfende und wahrsagende Flöhe mit ihren Sälen, Post- und Kupidowagen, Kriegsschiffen, Locomotiven, Ringelspielen, Elephanten und Brunnen; ferner eine Lyoneserin, doch nicht die von Bulwer, sondern jene, die ohne Arme geboren, die Füße als Surrogat zum Stricken, Nähen, Sticken, Kartenspielen u. s. w. zu brauchen gelernt hat, und endlich die optischen Darstellungen der Madame Rößler, in denen wir abwechselnd Genf und Neapel, neben Scenen aus Schillers Gedichten und ein Paar Theater sehen, in welchen bald die Stumme von Portici oder Wallensteins Lager, die Sonnenjungfrau und Janiska, das Käthchen von Heilbronn und Fra Diavolo aufgeführt werden. Die ersten pikanten Künstler wurden anfänglich am häufigsten besucht; seit aber die „Bohemia" auf eine ähnliche und zwar vaterländische Truppe aufmerksam gemacht hat, welche gratis zu sehen ist, erwachte der Patriotismus, und die betriebsamen Ausländer kamen etwas aus der Mode.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. December 1839.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die Andern verrückt sind.

Goethe.

Etwas vom deutschen Schauspiel.

(Schluß.)

Die ersten Vorstellungen, denen ich beiwohnte, befremdeten mich auf's Aeußerste, und meine Verwunderung wuchs, je mehr ich verschiedene Gattungen an die Reihe kommen sah. Ich rieb mir die innern Augen, ich fragte mich erschrocken, ob der gegenwärtige Eindruck der Bühne vom einstigen, unvergeßlichen nur darum so ganz verschieden sey, weil ich allermittelst ein alter Mann geworden? Wenn mir jezt Alles so naturalistisch und doch so unnatürlich vorkommt, Sprache und Mimik so tastend und auf gerathewohl, die Kraft so brullend, die Grazie so albern, die Feinheit so fade, das Ensemble so introuvabel, der Souffleur so überlaut — ist daran ganz allein der Umstand Schuld, daß jezt bei mir der nackte Verstand Ansprüche macht, welche einst die lebhafte Empfindung und die leicht befriedigte Einbildungskraft nicht aufkommen ließen? Ich könnte es glauben, wenn ich mich selbst weniger kennte, wenn mein Charakter anders gewoben wäre, wenn ich etwa zu den weichen Naturen gehörte, bei denen in aller den Sinnen schmeichelnden Kunst die Kritik von der süßen Bewunderung verschlungen wird, so lange die eigene Sinnlichkeit reagirt. Aber nein, ich bin nie in meinem Leben ein Kunstgeck gewesen. Allerdings war ich ein so großer Verehrer hübscher und gescheiter Bühnenheldinnen, als irgend einer; aber mir fehlte ganz das gimpelhafte Organ, das so viele brave Jungen am Kopfe tragen, und das die Besitzerin eines niedlichen Fußes, eines sprechenden Auges oder anderer Kleinodien in eine hehre Priesterin der Kunst verzaubert und den ganzen Schauplatz adelt, auf dem sich die Angebetete bewegt. Die Eindrücke, die ich bei den oben erwähnten Jugendspielen erhalten, die kleinen Erfahrungen, die ich dabei gesammelt, mochten nicht wenig dazu beitragen, daß ich, in die Welt getreten, der gewöhnlichen Fascination der Bühne weniger unterlag als mancher Andere. Zudem waren Beweglichkeit der niedern Einbildungskraft und sinnliche Beobachtungsgabe von jeher meine hervorstechendsten Eigenschaften, Menschenbeobachtung, besonders von der mimischen Seite, mein liebstes und tägliches Studium.

Man wird es unter diesen Umständen verzeihlich finden, wenn ich zweifle, daß die überraschenden, äußerst unangenehmen Eindrücke, welche mir die moderne Bühne gegeben, größtentheils subjektiver Natur sind. Aber troz dem will ich keineswegs absprechen. Ich fühle vielmehr das Bedürfniß, durch das Urtheil Anderer meine Sensationen berichtigt zu sehen, und dies ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Ich hatte mir wohl gedacht, daß Manches im ganzen System der Mimik anders geworden seyn mußte, als es sonst war. Das Leben wandelt ja im Fortschritt der Zeit seine äußern Formen mannigfaltig um. Schon die beständig wechselnde Mode in Kleidung und Manieren gibt oft schon nach kurzer Frist der ganzen Gesellschaft eine merkbar verschiedene Oberfläche. Noch weit größern Einfluß hat es aber auf die Haltung der Menschheit, wenn in den socialen Begriffen selbst das Gleichgewicht ungewöhnlich rasch und stark gestört wird. Dies war aber nicht leicht jemals mehr der Fall als gerade in den lezten Generationen. Namentlich sind in der Hierarchie der Stände und im Verhältniß der Geschlechter und der Lebensalter sehr bedeutende Veränderungen eingetreten. Schon dadurch mußte das alte Fachwerk der Begriffe vom Höflichen, Anständigen u. s. w. auf zahlreichen Punkten anders angeordnet werden; damit wurde aber nothwendig der Styl der Repräsentation, der Galanterie, der Grazie u. dergl. bedeutend modificirt; kurz, die ganze Mimik der Gesellschaft erhielt eine Gestalt, welche sie von einer frühern bedeutend unterscheidet.

Es versteht sich, daß die Schauspielkunst dieser Entwicklung der Lebensformen von selbst Schritt für Schritt da nachgeht, wo sie das moderne wirkliche Leben nachahmend zur Anschauung zu bringen hat, also im gleichzeitigen halb prosaischen Schauspiel und Lustspiel. Es ist eben so natürlich, daß sie in diesen Gattungen den modernen Pli unwillkührlich auch dann beibehält, wenn es sich von frühern gesellschaftlichen Zuständen handelt, wenn z. B. ein Stück aus Diderots oder Ifflands Zeit an die Reihe kommt. Sie wird aber auch im idealischen Spiel, bei historischen und phantastischen Stoffen sich der Zeitmanieren nimmermehr entschlagen können. Im Vorbeigehen gesagt, schon diese Nothwendigkeit gibt der, in mancher Hinsicht so schädlichen Kokketterie mit der Kostümtreue, wenigstens in meinen Augen, einen lächerlichen Anstrich. Es ist wohl der Mühe werth, daß man sich antiquarisch ängstlich maskirt, um dabei im besten Styl des Tages den Handkuß und den Kratzfuß auszuführen, den Fuß zu setzen und mit dem Schwert dreinzuschlagen.

Dies Alles sagte ich mir vor, als mich die ersten Vorstellungen auf unserer ganz gut renommirten Bühne stutzig machten. Ich weiß aber auch, daß alle Zeitmanieren nur die oberflächliche Hülle sind, welche den unveränderlichen Gliederbau der Menschheit drapiren; ich weiß, daß alle mögliche Geberdung tief aus der gemein menschlichen Natur fließt, und daß es eben dieses gemein Menschliche ist, was jede Schauspielkunst zu fassen und zu reproduziren hat. Sie kann dies aber immer nur durch die Schule, durch unausgesezte Uebung nach einer vorgefaßten Idee. Diese Idee kann eine schiefe, einseitige seyn, und dann entsteht auch eine schiefe und einseitige Kunst, aber doch immer eine Kunst, während der Mangel der Schule, der Naturalismus, den Begriff der Kunst geradezu aufhebt.

Erst nach einer mehrere Monate fortgesezten Beobachtung wage ich das Urtheil auszusprechen, daß unsere Bühne einmal eine Schule gehabt hat, gleichviel was für eine, daß es mir aber scheint, als ob ihr gegenwärtig die Schule, und somit die Kunst so ziemlich abhanden gekommen wäre. Es scheint mir, als ob Jeder spielte, wie er mag und wie er es versteht, als ob Mancher selbst begierig wäre, wie er sich im Verlauf des Stücks aus der Sache ziehen werde, als ob man gar keinen Begriff hätte, wie man den Vers im Vortrag anzugreifen und ihm sein Recht anzuthun habe u. s. w.

Dieses „Und so weiter" ist kein leichtsinniges. Ich will absichtlich mein Urtheil hier nicht näher begründen, bevor ich überzeugt bin, ob ich nicht am Ende dennoch von vorne herein einer optischen Täuschung unterliege und nur ein schaaler Lobredner der alten Zeit bin. Ich habe hier Orts keine Gelegenheit, mit Urtheilsfähigen unmittelbar Gedanken zu tauschen. Ich appellire daher auf diesem Wege an die geschmackvollen Kenner der Bühne. Vielleicht wird der eine und der andere durch diese Zeilen veranlaßt, seine Ansicht in diesen Blättern oder anderswo niederzulegen. Meine Belesenheit ist freilich von keinem großen Umfang; ich wüßte aber nicht, daß irgendwo das Verhältniß der jetzigen deutschen Bühne zu einer frühern von einem kompetenten Richter scharf bestimmt worden wäre. Hätte ich nicht so ganz schlecht gesehen, so könnte ich ja immer noch die weitern Beobachtungen mittheilen, die mir meine Ansicht zu beweisen scheinen. Würde mir mein Unrecht dargethan, so mache ich mich anheischig, zur Strafe meinen Namen zu nennen.

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Fortsetzung.)

[illegible]sten März.

Zwischen Tag und Nacht.

Heut kam unser Pedell und mahnte mich, auf die Kanzlei zu kommen, da ich schon über drei Wochen vom Dienst wegbleibe. Ich bin zum Spaß hingegangen. Der Departementschef glaubte, ich werde ihn grüßen und mich entschuldigen; aber ich sah ihn gleichgültig an, weder ungnädig noch huldreich, und sezte mich auf meinen Platz, als wäre nichts geschehen. Ich betrachtete all das

Kanzleipack und dachte: „Ei, wenn sie wüßten, wer unter ihnen sizt! Ach du lieber Gott, was für einen Wirrwar würde das geben! Und der Departementschef selbst würde mich eben so tief gebückt grüßen, wie er jezt den Direktor grüßt. Man hatte mir, ich weiß nicht was für Papiere hingelegt, um einen Auszug daraus zu machen; aber ich rührte sie nicht an. Nach einiger Zeit kam Alles in Bewegung: es hieß, der Direktor komme. Viele Beamte wetteiferten, ihm unter die Augen zu kommen, ich blieb ruhig. Als er durch unsere Abtheilung kam, knöpften Alle ihre Röcke zu, ich durchaus nicht. Pah! ein Direktor! daß ich mich vor ihm erheben sollte! niemals! Was ist das für ein Direktor! Es ist ein Pfropf, und kein Direktor; ein gewöhnlicher, gemeiner Propf, womit man eine Flasche verstopft. Es war mir besonders komisch, als man mir ein Papier zur Unterzeichnung vorlegte. Sie glaubten, ich werde, wie sonst, ganz unten am Rande des Blattes schreiben: Collationirt der und der. Ja, wer ein Narr wäre! Nein, oben an, wo der Direktor unterschreibt, habe ich hingezeichnet: Ferdinand der Achte. Was sich da für eine feierliche Stille verbreitete! Aber ich winkte nur mit der Hand und sagte: „Ich verlange keine Zeichen der Unterwerfung!" Und so entfernte ich mich.

Von da ging ich gerade in die Wohnung des Direktors. Er war nicht zu Hause; der Bediente wollte mich nicht vorlassen; aber ich sagte ihm so viel, daß er die Arme am Leibe sinken ließ. Ich schlüpfte gerade in's Toilettenzimmer. Sie saß eben vor dem Spiegel, fuhr auf und trat vor mir zurück. Und doch hatte ich ihr noch gar nicht gesagt, daß ich der König von Spanien bin. Ich sagte ihr nur, daß ein Glück ihr bevorstehe, wie sie es nicht erwarte, und daß wir, troz der Tücke unserer Feinde, uns dennoch verbinden würden. Mehr wollte ich diesmal nicht sagen, und ging. — O, es ist ein perfides Volk, die Weiber! Ich habe erst jezt eingesehen, was ein Frauenzimmer ist. Bisher hat noch Niemand gewußt, in wen es verliebt ist. Ich habe es zuerst entdeckt: das Frauenzimmer ist in den Teufel verliebt. Ja, ohne Scherz! die Physiker schreiben Dummheiten, das Frauenzimmer sey dies und das; nein, es liebt nur den Teufel. Sehen Sie nur, wohin es dort aus der ersten Rangloge die Lorgnette richtet: Sie glauben, es sehe nach jenem Dickwanst mit dem Stern auf der Brust? Bewahre! es sieht nach dem Teufel, der hinter dem Rücken desselben steht. Sehen Sie nur, er hat sich jezt unter den Rock des Dicken versteckt! Sehen Sie, da winkt er mit dem Finger hervor. Und sie wird ihn heirathen — o ja heirathen! Dies Alles ist Ehrgeiz, und Ehrgeiz rührt daher, daß man unterm Zäpfchen ein kleines Fläschchen stecken hat, und in diesem Fläschchen ein kleines Würmchen, nicht größer als ein Stecknadelkopf. Und das zusammen besorgt ein gewisser Barbier, der auf der Erbsengasse wohnt. Ich erinnere mich gerade nicht, wie er heißt.

Ohne Datum,
der Tag hatte kein Datum.

Ich ging incognito auf dem Newskischen Prospekt spazieren; habe mich aber durch nichts als König von Spanien zu erkennen gegeben. Ich hielt es für unpassend, mich dort vor aller Welt zu entdecken, ehe ich mich zuvörderst bei Hof habe vorstellen lassen. Dies leztere konnte ich aber noch nicht, weil es mir noch an der spanischen Nationaltracht fehlt. Wenn ich wenigstens nur irgend einen Königsmantel bekommen könnte! Ich wollte mir erst einen bei einem Schneider bestellen; allein es sind vollkommene Esel, die Schneider. Ich habe mich entschlossen, den Mantel aus meiner kleinen Uniform zu machen, die ich ohnehin nur zweimal angehabt habe. Damit mir aber jene Schufte nichts verderben, will ich den Mantel lieber selber nähen, und zwar, damit es Niemand sehe, bei verschlossener Thüre. Ich habe den Rock in Stücke zerschnitten, weil doch der Schnitt ganz anders seyn muß.

Ich erinnere mich des Datums
nicht. Es war auch kein Monat.
Der Henker weiß, was es war.

Der Mantel ist genäht und fertig. Mawra schrie laut auf, als ich ihn anzog. Aber ich kann mich doch noch nicht entschließen, mich bei Hofe zu präsentiren. Es ist noch immer keine Deputation aus Spanien da. Ohne Deputation schickt es sich doch nicht; meine Würde hätte ja kein Gewicht. Ich erwarte sie jeden Augenblick.

Erstes Datum.

Das Ausbleiben der Deputirten befremdet mich ungemein. Was für Abhaltungen mögen sie nur haben! Vielleicht ist Frankreich daran Schuld. Das ist nun einmal eine durchaus übelwollende Macht. Ich war auf der Post, um anzufragen, ob die spanischen Deputirten noch nicht angekommen seyen; aber der Postdirektor ist entsetzlich dumm; er weiß von gar nichts. — „Nein," sagte er, „hier gibt's keine spanischen Deputirten; wenn Sie aber Briefe abzuschicken haben, so nehmen wir sie gegen die gesetzliche Taxe." — Warum nicht gar! Wozu Briefe? Briefe sind albernes Zeug; die Apotheker schreiben Briefe.

(Schluß folgt.)

Blume und Duft.

In Frühlings Heiligthume,
Wenn dir ein Duft an's Tiefste rührt,
Da suche nicht die Blume,
Der ihn ein Hauch entführt.

Der Duft ist, Ew'ges ahnend,
Von reichsten Lebens Fülle voll,
Die Blume zeigt nur mahnend,
Wie schnell sie welken soll.

Friedrich Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Ich will heute unentschieden lassen, ob die französischen Schweizer, Burgundo-Romanen, die jezt noch die Wahl haben, dem celtisch-romanischen oder dem germanischen Element in ihrem Wesen das Uebergewicht zu geben — politisch hat jenes gesiegt — nicht wohl thun würden, das durch Calvin bei ihnen zur Herrschaft gekommene Bildungs-, Unterrichts- und Erziehungsprinzip des äußerlichen Einprägens mit dem deutschen Prinzip der innern Entwickelung, welches nebenbei zugleich das Prinzip ächter Freiheit ist, zu vertauschen; das Faktum, daß Viele seit Jahren einen geistigen Anschluß * an Deutschland versuchen, läßt Einiges hoffen, obgleich vor der Hand nicht gar viel. Was aber deutsche Eltern betrifft, ich meine solche, die da wissen, was wir an unserer Cultur besitzen, so können sie kaum darüber in Zweifel seyn, ob ihre Kinder nach deutscher Weise unterrichtet und erzogen, d. h. entwickelt werden, oder ob sie unter genferischer, waadtländischer oder neufchateler Pädagogik zu Wesen heranwachsen sollen, die keinen lebendigen Quell eigenen Denkens und Fühlens in sich tragen, sondern nur eine kleine Cisterne fremden Prinzipienwassers, das weder immer für ein ganzes Leben ausreichen möchte, noch vor dem Abstehen so recht gesichert ist. Erziehung oder Dressur — das ist die Frage, ein Organismus seyn, der sich durch sich selbst bewegt, oder ein Mechanismus, dem man eine Feder eingesezt hat; — selbst ein Mensch, ein Selbst, das seyn, wozu die Natur und das Maaß der verliehenen Gaben bestimmten, oder nur ein Anhang zu einem fremden Menschen, eine Münze, die Schrift und Bildniß eines Andern trägt.

Von meinem Standpunkte der Betrachtung aus, der eben so dringend für die zu höherer Bildung bestimmte deutsche Jugend Vertrautheit mit der französischen Cultur als Abhaltung alles dessen verlangt, was das jugendliche Bewußtseyn verwirren, denationalisiren kann, muß ich es daher für ein wahres Glück halten, daß sich in Genf und Waadt neben den von Eingebornen geleiteten Erziehungsanstalten auch solche aufgethan haben, die von Deutschen geleitet werden. Daß aber in diesen Instituten die Kenntniß des Französischen mangelhaft bleiben könnte, ist eine Furcht, die alsbald verschwindet, wenn man die Erfolge dieser Pensionen gesehen hat. Dazu haben deutsche Zöglinge in ihren französisch redenden Schulgenossen die wirksamsten maitres de langue française. Nun ist es aber den Genfern und Waadtländern nicht entgangen, daß die von Deutschen geleiteten Pensionen einen besseren Unterricht gewähren, und so werden dieselben zahlreich von Einheimischen besucht. So ist mir in Genf das Knabeninstitut des Herrn Tobler bekannt, und in Nyon leitet ein anderer Herr Tobler, Bruder des vorigen, mit großem Erfolg eine ähnliche Anstalt. Herr Tobler in Genf ist einer der vorzüglichsten Lehrer und Erzieher, die ich kenne; freilich hat er an seinem rühmlichst bekannten Vater, dem Freunde Pestalozzis, der in hohem, aber rüstigem Alter jezt in Nyon lebt, einen Lehrer der praktischen Pädagogik gehabt, wie er nur wenigen Lehrern zu Theil wird. Ohne klassische Studien gemacht zu haben, wie denn auch seine Zöglinge meist für Handel und Gewerbe bestimmt sind, hat sich Herr Tobler gediegene Kenntnisse in den sogenannten Realien verschafft; seine „Formenlehre" ist das beste Buch, das in neuerer Zeit über diesen für den Jugendunterricht so wichtigen Gegenstand erschienen ist. Dabei ist er des Französischen in hohem Grade mächtig, was auch von seiner liebenswürdigen Gattin gilt, und seine Zöglinge gedeihen vortrefflich in einem heitern, sittlichen Familienleben. Das Knabeninstitut des Herrn Sillig in Vevay, erst vor ein paar Jahren gegründet und überraschend schnell in Aufnahme gekommen, lehrt zugleich mit Eifer und Erfolg die beiden alten Sprachen (englisch und italienisch ohnedieß), für welche ein Lehrer angestellt ist, der jeder Prima eines preußischen Gymnasiums als Ordinarius mit Ehre vorstehen würde. Uebrigens ist Herr Sillig selbst, der, wenn ich nicht irre, Theologie studirt hat, Zögling einer sächsischen Fürstenschule. Ich habe auf meinen Ausflügen das Silligsche Institut mehrmals besucht, und mich jedesmal an den hellen, frohen Gesichtern der Knaben erfreut, die dort so munter lernen als spielen und zu leiblicher Stärkung den Turnplaz zur Linken und den See zur Rechten haben. Wie ich vernehme, will Herr Kortegarn, ehemals Schuldirektor in Rheinpreußen, der sich mit seiner Familie hier niedergelassen, ebenfalls eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben gründen. Macht er, wie ich es ihm anzurathen erlaube, aus seinem Institut ein wirkliches Progymnasium, auf dem die zum Studiren bestimmten jungen Leute eine gründliche Kenntniß der beiden alten Sprachen gewinnen können, so ist ihm ein großer Erfolg sicher. Wer den Genfern einmal Knaben von dreizehn Jahren zeigen wird, welche die Odyssee lesen, der macht, um genferisch zu sprechen, „ein gutes Geschäft."

Ich schließe hier meinen Brief, um ihn nicht über die Gebühr auszudehnen. Noch habe ich aber nicht Alles über die Pensionen gesagt, was ich Ihnen mitzutheilen mir vorgenommen. Sie müssen daher erlauben, daß ich in wenigen Tagen auf mein Thema zurückkomme und es zu Ende führe.

* Nicht bloß einen geistigen. Es gibt in Genf Staatsmänner, die in einer engeren Vereinigung der Eidgenossenschaft mit Deutschland die alleinige Rettung vor dem Raubinstinkte des westlichen Nachbars sehen. Mir sind darüber höchst bedeutsame Aeußerungen gemacht worden. Es scheint aber vor der Hand nicht wohlgethan, Namen zu nennen.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 100 u. Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 13. December 1839.

Mother of this unfathomable world!
Favour my solemn song, for I have loved
Thee ever; — — — I have watched
Thy shadow, and the darkness of thy steps,
And my heart ever gazes on the depth
Of thy deep mysteries.

Shelley.

Gebirgswanderung.

Von F. Notter.

Röthend beschleichet die Nelken am Gitter des Fensters der Frühglanz,
Mit dem bescheidenen Gruß wecken die Himmlischen auf.
Thalan wächset der Morgen; es schlagen die Wellen des Ostens
Ueber die Gipfel des Walds nieder und breiter herein.
Hell durch des Hauses Umrankung, die flüsternde, äugelt der Hügel,
Der an das strenge Gebirg kindlich und weichlich sich lehnt.
Wohllaut wurden die Lüfte; die Blume der Tiefe ist offen
Und um die Berge zurück schlägt sie den purpurnen Saum.
Angeglänzt tragen den Lichtgruß zum Flieder die goldenen Käfer;
Hoch in dem klaren Azur spiegelt die Schwalbe ihn ab.
Stimmen der Menschen verbinden der Niedrung zerstreuete Felder,
Und in das Leben der Flur greifet ein höheres ein.
Alles wird Kraft und wird Ziel; rasch wachsen die Keime des Tages,
Wie in dem Wasser ein Kreis sicher und eilig sich dehnt.
Einzig die Nebel dort drüben, die flüchtigen Weben des Schicksals,
Ziehen im Hause des Lichts irrend und führerlos hin.
Sollen sie täuschend verhüllen, wie nahe der Erde der Himmel?
Streif denn, o Hore, sie an, und sie zerfließen zu Thau!
Schnell von dem Hügel zum Wald! er eröffnet die rauschenden Thore;
Gleich einem Regen noch liegt auf ihm die Tränkung der Nacht.
Röther im Morgenblick stehen die mächtigen Stämme der Tannen,
Unter dem Fichtenhaupt lehnt Ahorn an Eiche sich an.
Lichtvoll ist es und dunkel, und lautlos ist es und tönend,
Wie ein ergreifendes Wort, das in dem Busen noch keimt:
Anklang sucht es sich jezt und prüfet das Ohr des Gefährten,
Scheu vor Entheiligung jezt kehrt es zur Stille der Brust.
Hoch auf wölbt sich das Gras; die bethauete Woge bestreifet
Nickend und schattend den Pfad, daß er den Augen entschlüpft,
Bis er sich sonnig den Wirren, den reizenden, wieder entwunden
Und durch das holde Gewühl ziehet als Führer voran.
Ueber den leuchtenden hüpft in geflügeltem Sprung die Cicade,
Leise, mit zartem Gewind, hat ihn die Spinne durchkreuzt;
Einsam gewobener Faden, du hältst zwei Blumen verknüpfet,
Aber zerreißend hindurch nimmt sich das Leben den Weg.

Lieblich da unten zu lauschen, noch lieblicher wär' es zu träumen,
Doch in die Höhe hinauf leitet für heute die Bahn.
Bald ist die Platte des Berges, die erste, gewonnen und weit aus
In das gewundene Thal fällt der entfesselte Blick.
Wie hat der Muth hier gekämpft mit der Blindheit wilder Entkettung,
Wie in den Eigensinn griff schicksalerschaffend der Geist!
Jene Gelände mit Aehren, er hat sie den Wäldern entrissen,
Dort mit dem zitternden Steg jocht' er den Fels an den Fels;
Boden entrang er den Seen und warf um den tobenden Bergstrom,
Um das Entsetzen der Flur, zwängend den knorrigen Damm.
Hart ist die Schule der Höhen, wie jene spartanische Mutter:
Kehrt nicht als Sieger der Sohn, kehr' er ihr nimmer zurück!
Doch nur fester ihr an, nur inniger schmiegt sich der Zögling,
Und mit unendlichem Weh engt ihm die Ebne die Brust.
Seyd denn, ihr Föhren, gegrüßet; zu euch, ihr umdämmerten Schatten,
Kehrt, wie des Alpensohns Herz, wieder der steigende Pfad.
Moosiger werden die Rinden; es zählen erduldete Winter
Sich an dem greisen Geflecht, mahnende Kündiger, ab.
Doch in den Kronen erwacht ist des Frühlings schmeichelndes Gastrecht
Und von besonnetem Harz wallet der Odem mich an.
Lau, wie ein Garten des Thals, ist die ruhige Klüftung; es suchet
Allhin mit heimlichem Fund seine Gefährten das Licht.
Fernher wandelt vor ihm ein durchwürzeter Duft in dem Haine,
Und ihre purpurnste Frucht reift es der Erde im Moos.
Da auf die Krümmung des Wegs fällt langhin ein Schatten; es dämmt sich
Eine gebietrische Wand gegen den nahenden Lenz.
Eingezwängt muß er die Pforte vom trotzigen Felsen durchwandern,
Und ihm begegnet der Strom, welcher der Höhe entrauscht.
Beide gelangen sie hier auf verengeter Straße zusammen,
Einer die Berge herauf, einer die Berge herab;
Sänftigend, mit der Geduld des erschaffenden Lebens, der Frühling,
Herrisch, im stolzen Gewühl kühner Erob'rung der Strom.
Weither schimmert sein Pfad, wie das starre Verhängniß umwindend
Tiefauf er zürnet und schäumt, Kräfte gewinnt und verbraust.
Was für Wehren durchbricht und was für Weihen vertheilt er,
Der zu des ew'gen Geschicks Faden im Sturme sich spinnt.
Wild von den Felsen herunter hat splitternd den Wald er gerissen,
Der sich dem Mächt'gen zu nah, wettergewohnet, getraut;
Doch zu der wankenden Erle, dem zarteren Nachbild der Wellen,
Stäubt aus der zornigen Fluth nährende Labung empor.
Leise indessen der Lenz; er bewachet aus zärtlichen Rosen
Schmeichelnd das dunkle Gestein, lehnet den Ginster ihm an.
Reizend, in tausend Gewinden, umschlinget das Ephen den Baumstamm:
Wo die Erfindung sich zeigt, bleibt auch die Anmuth nicht aus! —
Aber die Seele des Waldes ist anders geworden, vergebens
Suchet des Buchengeästs runde Bewegung der Blick,
Die in unendlicher Woge, von tausend von Himmeln durchschauet,
Leise des silbernden Hains wechselnde Laube umbraust;
Fort ist des Wuchses Gebreitung, die wie im umschmeichelnden Bade
In der besonneten Luft langsam und allhin sich dehnt,
Wo es so süß ist den Busen dem Klange der Stimmen zu lassen,
Die der durchsaitete schafft, in ihm wie um ihn ein Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Verrückten.

(Schluß.)

Madrid, Februar 30.

Und nun wären wir in Spanien. Es ging so schnell damit, daß ich kaum zu mir selbst kommen konnte. Heute früh stellten sich spanische Deputirte bei mir ein, und ich sezte mich mit ihnen in einen Wagen. Mich befrembete die außerordentliche Schnelligkeit. Wir fuhren so rasch, daß wir in einer halben Stunde die spanische Grenze erreichten. Nicht umsonst gibt es jezt in ganz Europa Eisenbahnen, und die Dampfschiffe gehen erstaunlich schnell.

Ein sonderbares Land, dies Spanien! Als wir in's erste Zimmer traten, sah ich eine Menge Menschen mit rasirten Köpfen. Ich errieth aber gleich, daß es entweder Granden oder Leibwachen seyn müssen. Das Betragen des Staatskanzlers, der mich an der Hand führte, kam mir ungemein sonderbar vor. Er stieß mich in ein kleines Zimmer und sagte: „Hier sitze, und wenn du dich König Ferdinand nennst, so will ich dir diese Laune schon vertreiben.“ Ich aber, wohl wissend, daß dies nur Prüfungen sind, sagte ihm derb die Meinung, worauf er mich zweimal mit einem Stock über den Rücken schlug, so stark, daß ich fast

ausgeschrien hätte. Aber ich hielt an mich, weil ich mich besann, daß es Rittersitte ist, beim Antritt einer hohen Würde Schläge zu erhalten, und daß gerade in Spanien die Rittersitten bis jezt noch sehr üblich sind. Sobald ich allein war, machte ich mich an die Staatsgeschäfte. Ich entdeckte, daß China und Spanien durchaus ein und dasselbe Land sind; nur aus Unwissenheit werden sie für verschiedene Staaten angesehen. Ich rathe Allen, mit Fleiß das Wort Spanien auf Papier zu schreiben, und sogleich wird China daraus entstehen.

Das Ereigniß, das morgen Statt finden soll, hat mich außerordentlich erschreckt. Morgen um sieben Uhr wird es sich nämlich begeben, daß die Erde sich auf den Mond niedersezt. Ich eilte in den Saal des Staatsraths, um der Polizei Befehle zu ertheilen, daß sie dieses Unglück zu verhindern suche. Die geschorenen Granden, von denen ich eine Anzahl im Saale traf, müssen ganz gescheite Leute seyn; denn als ich zu ihnen sagte: „Meine Herrn, retten wir den Mond, weil sich die Erde auf ihn niederlassen will!“ so beeilten sich Alle, meinen allerhöchsten Wunsch zu erfüllen, und Viele wollten die Wände hinauf klettern, um den Mond zu erreichen. Aber in diesem Augenblicke trat der Großkanzler ein. Wie man ihn sah, lief Alles auseinander. Nur ich als König blieb zurück. Aber da schlug mich der Kanzler zu meinem Erstaunen mit dem Stock und trieb mich in mein Zimmer. Solche Macht haben in Spanien die Volkssitten!

Januar desselben nach Februar sich vorfindenden Jahrs.

Noch immer kann ich nicht klug daraus werden, was Spanien für ein Land ist. Volkssitten und Hofetikette sind durchaus ungewöhnlich. Ich verstehe nichts, gar nichts, schlechterdings nichts davon. Heute hat man mir den Kopf rasirt, so sehr ich auch aus allen Kräften schrie, daß ich kein Mönch seyn wolle. Ich kann mich nicht einmal besinnen, wie es zugegangen ist, daß man mir auf den Kopf kalt Wasser tröpfeln ließ. Eine solche Höllenqual habe ich noch nicht empfunden. Ich war nahe daran, in Wuth zu gerathen, so daß man mich kaum halten konnte. — Ich begreife die Bedeutung dieser sonderbaren Sitte gar nicht. Eine dumme, sinnlose Sitte! Mir ist die Albernheit der Könige unbegreiflich, die eine solche noch immer nicht abgestellt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach bin ich in die Hände der Inquisition gerathen, und den ich bisher für den Kanzler hielt, ist wohl gar der Großinquisitor selbst. Aber wie konnte sich ein König der Inquisition unterwerfen? Vielleicht ist es von Seite Frankreichs geschehen, vielleicht durch Polignac. O es ist ein Spitzbube, dieser Polignac! Er hat geschworen, mich bis zum Tode zu verfolgen. Aber ich weiß schon, Freund, daß dich der Engländer an der Nase führt. Der Engländer ist ein großer Politiker, er weiß sich zu drehen und zu wenden. Es ist ja der ganzen Welt bekannt, wenn England eine Prise nimmt, so muß Frankreich niesen.

Das 25ste Datum.

Der Großinquisitor kam heut in mein Zimmer. Sobald ich von fern seine Schritte hörte, versteckte ich mich unter den Stuhl. Wie er mich nicht sah, fing er an zu rufen; zuerst: „Poprischtschin!“ — Ich kein Wort. — Dann: „Axentij Iwanowitsch! — Titularrath! — Edelmann!“ — Ich schwieg immer. — „Ferdinand der Achte, König von Spanien!“ — Ich wollte schon den Kopf hervorstrecken, dachte aber doch bei mir selbst: Nein, du sollst mich nicht dran kriegen! wir kennen dich schon: du willst mir wieder kalt Wasser auf den Kopf gießen. — Aber jezt wurde er mich gewahr, und trieb mich mit seinem Stock unter dem Stuhl hervor. — Außerordentlich schmerzlich schlägt es sich mit dem verfluchten Stock! Doch Alles dieses ist mir durch die heutige Entdeckung vergütet worden. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß jeder Hahn sein Spanien hat, daß es sich nämlich zwischen seinen Federn befindet. — Der Großinquisitor verließ mich hierauf zornig, und mich mit Strafen bedrohend. Aber ich achtete seine ohnmächtige Bosheit nicht, weil ich weiß, daß er als ein Werkzeug des Engländers handelt.

Nein, ich habe keine Kraft mehr, das auszustehen! O Gott, was machen sie mit mir! Sie gießen mir immer das kalte Wasser auf den Kopf. Sie sehen, sie hören, sie achten nicht auf mich. Was habe ich ihnen gethan? Warum martern sie mich so? Was wollen sie von mir Armen? Was kann ich ihnen geben? Ich habe nichts. Es geht über meine Kräfte; ich kann diese Qual nicht mehr ertragen. Mein Kopf brennt, und Alles schwindelt vor meinen Augen. Rettet mich, nehmt mich auf! Gebt mir ein Dreigespann wirbelschneller Rosse. Setze dich auf, Schwager! klingelt, ihr Glöckchen! brauset, ihr Rosse, und tragt mich hinweg von dieser Welt! Weiter, weiter, daß ich nichts sehe! — Ha, sieh! der Himmel kreist um mich, ein Sternchen blizt in der Weite, der Wald mit seinen dunkeln Bäumen und mit dem Monde schießt an mir vorüber. Ein blauer Nebel breitet sich unter meinen Füßen aus; eine Saite tönt im Nebel. Hier die See, drüben Italien — sieh' dort — ein russisch Bauernhaus! Ist das mein Haus, das in der Ferne blaut? Ist das meine Mutter, die unter'm Fenster sizt? O Mütterchen, rette deinen armen Sohn! — laß eine Thräne fallen auf sein krankes Haupt! Sieh' her, wie man ihn quält! Drücke den armen Waisen an deine Brust! Er hat keine Stätte auf dieser Welt, man verfolgt ihn. O Mütterchen, beklage dein krankes Kind! . . . . — Aber wissen Sie was? Der Dei von Algier hat eine Warze gerade auf der Nase.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember.

Die Newsboys.

Fast zugleich mit der Nachricht, daß sich die Königin einen Gemahl gewählt, ist der erste Schnee eingetroffen. Dadurch werden hier immer die Unannehmlichkeiten des Winters sehr fühlbar vermehrt, weil für die Reinigung der Trottoirs so gar schlecht gesorgt wird. Zu denjenigen Klassen, welche hiedurch am meisten leiden, gehört die wichtige Gilde der Zeitungsjungen. Ich sage ausdrücklich „Jungen," nicht „Träger;" denn obgleich es diese Jungen sind, welche die Zeitungen austragen, so sind es eben doch nur Jungen, von denen sie ausgetragen werden. Keiner dürfte mehr als fünfzehn Jahre zählen, und er darf nicht einmal. Das Gewerbe ist Eigenthum solcher, die jünger sind. Wer älter ist, muß es freiwillig oder gezwungen niederlegen. Und das ganze Jahr hindurch, bei Regen und Sonnenschein, bei Sturm und Schneegestöber, sind diese zwar untergeordneten, aber unentbehrlichen Gehülfen der Tagesliteratur Morgens die Ersten, Abends oft die Lezten auf den Straßen, stets im Flügelschritt, Trab oder Galopp, nie warm, häufig sehr leicht bekleidet, und in der Regel das Einzige an ihnen, was der Witterung keine Blößen zeigt, der Sack von Wachsleinwand oder Gummielastikum, welcher die Zeitungen beherbergt. Sie treiben das Geschäft nicht auf eigene Rechnung, sondern als Diener; doch deutet schon die Benennung Newsboys das verwandtschaftliche Verhältniß an, in welchem sie zu ihren Brodherren, den Newsmen, stehen. Sie sind auch die eigentliche Pflanzschule der Lezteren. Unter den Hunderten der hiesigen Zeitungshändler — denn es ist schlechterdings unrichtig, wenn die besten Wörterbücher Newsman durch Zeitungsträger verdeutschen; ein Newsman verkauft, handelt mit Zeitungen, trägt sie aber nie selbst seinen Kunden zu — haben bestimmt kaum zehn Prozent ihr Geschäft von ihren Vätern geerbt oder durch Kauf erworben, alle Uebrigen sind früher Newsboys gewesen. Mehrere derselben, wie noch vor Kurzem Mr. Wilshire, of London-wall, haben, obgleich ihr Vertrieb nur kleinen Gewinn abwirft, doch in einer Reihe von Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, und damit entweder den Rest ihres unruhigen Lebens sich erheitert oder lachenden Erben eine Freude gemacht. Indessen sollte man meinen, bedürfe es auch solcher Beispiele, um den Newsboys die Liebe zum Daseyn zu fristen. Am frühesten Morgen traben sie nach den verschiedenen, oft stundenweit entfernten Zeitungsexpeditionen, die Abdrücke in Empfang zu nehmen. Dann geht es im Fluge zu den Kunden. Alle verlangen, daß das Papier sie am Frühstücktische erwartet; alle zürnen und wüthen, und drohen mit Aufgeben der Zeitung, wenn der Träger sie ein paar Minuten warten läßt, und doch wissen die meisten, daß beim Ausgeben der Zeitungen bisweilen Verzug eintritt, welchen der arme Junge mit aller Eile nicht einzuholen vermag, und doch befiehlt keiner seinem Diener, dem armen Jungen, wenn er bescheiden geklopft hat, ungesäumt das Papier abzunehmen, ihn nicht in Frost und Schnee vor der Thüre stehen zu lassen, wo er sich vergebens abmüht, die starren Hände zu erwärmen, und der scharfe Ostwind ihm das Gesicht blutig rizt; und doch bedenkt kaum einer, daß ein so mühbeladenes Geschöpf ihm die Würze des Frühstücks bringt, und glaubt äußerst generos zu seyn, wenn er das einzige Mal im Jahre, wo der arme Junge um eine kleine Gabe bittet, ihm als Christmas-box (Weihnachtsgeschenk) zwölf oder sechzehn Groschen mit der geschärften Verwarnung größerer Pünktlichkeit schickt. Wie früh mit den Morgenblättern, trabt der Newsboy Nachts mit den Abendblättern umher, und nur weil ihre Zahl und die Zahl ihrer Leser geringer ist, genießt der arme Junge verhältnißmäßig Ruhe. In der Zwischenzeit ist er nichts weniger als müßig. Es gibt viele Menschen, denen das eigene Halten einer Zeitung zu kostspielig ist; sie begnügen sich mit cursorischem Lesen und fertigen das in einer Stunde ab. Allein genau zu dieser Stunde sind sie zum Lesen gerüstet, und wehe dem armen Jungen, wenn der Vorgänger ihn fünf Minuten aufhält. Schon die Magd, die ihm das Blatt abnimmt, schilt ihn einen langsamen, nichtsnutzigen Bengel, und Ein solches Blatt geht im Laufe des Tages oft durch sechs Hände. Mit alledem ist aber das Tagewerk des Newsboy noch nicht abgethan. Jeder Newsman kauft mehr Exemplare, als er für seine Kunden bedarf. Weil er mit Zeitungen handelt, muß er deren von jeder Farbe auf Nachfrage vorräthig haben. Nun fügt es sich, daß er heute seinen Vorrath an Times abgesezt und nach dem Globe Niemand verlangt hat. Da packt er den Globevorrath bis auf ein oder zwei Abdrücke zusammen, und entsendet damit seinen Laufburschen auf die große Zeitungsbörse in Chatherine-street, Strand. Dies ist das Rendezvous des Newsboys und der Zweck ihres Zusammenkommens Tauschhandel. „Sechs Morning Chronicles für ein halbes Dutzend Times," schreit der Eine; „zwei Globes für einen Sun," ein Anderer; „zehn Couriers für zehn Standarts," „einen Dispatch für einen Argus." Die Ordre, was der Laufbursche nach Hause bringen soll, wird ihm allerdings gegeben; wie er aber dazu gelangt, ist seine Sache, und er tauscht oft zehnmal, ehe er die gewünschten Exemplare erschwingt. Hier ist also der Tummelplatz seiner geistigen Fähigkeiten, und es gehört zu den interessantesten Scenen des interessanten Londons, die hundertfältigen Manoeuvres dieser schachernden Jungen zu beobachten. Womit man umgeht, das hängt einem an: es gibt keine eifrigeren Zeitungsleser als die Zeitungsträger, und man sieht selten einen Newsboy, der nicht, wenn es nicht gerade regnet, lesend durch die Straße läuft. Diese Vorliebe für Zeitungslektüre verschafft aber auch den Newsboys, sobald sie das fünfzehnte Jahr erreicht haben und dann die Brüderschaft verlassen müssen, gewöhnlich ein Unterkommen als Manuscriptleser in den Zeitungsexpeditionen. Wenigstens ist es für diese eine Art Ehrenschuld, daß sie ihren Bedarf an Menschen der Art aus der Klasse derer nehmen, die Jahre lang ihre treuesten Anhänger geblieben sind. Nächst dem Silberklange der Christmas-box fällt während der ganzen zwölf Monate nur Ein Silberblick in das Leben des Newsboys, und das an dem Tage, wo ihnen auf Kosten der Zeitungsredaktionen, die hiezu beliebige Beiträge entrichten, in der Highbury Barn Tavern ein Fest gegeben wird, das unter dem Namen Entertainment geht, wahrscheinlich, weil es auch Freuden und Ergözlichkeiten anderer Art bietet, als bloßes Essen und Trinken. Aber nicht die Hoffnung auf die Christmas-box und das annual entertainment, nicht die Aussicht auf den mühsamen Posten eines Manuscriptlesers oder auf die Lebensbequemlichkeiten eines gleich ihnen arm gewesenen Newsman vermöchte wohl die armen, geplagten Jungen so fröhlich zu stimmen, wie sie meist sind, wenn nicht das Gewerbe überhaupt den leichten Muth mit sich brächte. Es gibt kein lauter singendes und unabhängiger sich geberdendes Geschlecht als das der Newsboys. Wirklich stehen in dieser Beziehung nur die Schornsteinfegerjungen ihnen nicht nach.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. December 1839.

> Auch die feinsten Saiten des thierischen Gefühls, deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkühr und langsamem Bedacht herrühren, sind in ihrem ganzen Spiele zu einer Aeußerung auf andere Geschöpfe gerichtet. Die geschlagene Saite thut ihre Naturpflicht: sie klingt, sie ruft einer gleichfühlenden Echo.
>
> Herder.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

Erster Artikel.

Daß auch die Thiere sprechen, ist schon oft behauptet worden. Und wirklich, wenn wir nicht Sprechen im höheren Sinne, als Ausdruck des Denkens oder der Vernunft nehmen, so finden wir, besonders bei den drei vollkommeneren Thierklassen, eine Sprache, d. h. sie können unter einander — jede Thiergattung oder Art auf ihre eigene, angeborene Weise — ihre Empfindung und Willensmeinung durch gewisse Töne ausdrücken. Aber nur einigen aus der Classe der Vögel ist die Gabe verliehen, zu singen, oder etwas, unserm Singen Analoges hervorzubringen, oder gar reden zu lernen, d. h. einzelne menschliche Worte oder ganze Sätze ziemlich vernehmbar nachzusprechen.

Natürlich haben schon die ältesten Alten, die uns ja, wie in der Zeit, so auch im Denken vorangingen, auch über diesen Gegenstand nachgedacht und, wie's die Natur der Sache mit sich bringt, verschiedene Meinungen darüber geäußert. Ehe ich einige davon anführe, muß ich bemerken, daß es Leute gegeben hat, welche behaupteten, die Thiere haben vor dem Falle des Menschen unter einander recht vernehmlich geredet und eine eben so ordentliche Sprache gehabt, als wir; diese habe auch der Mensch verstanden, und sie hinwieder die seinige. Wäre das der Fall nicht gewesen — argumentirten sie — wie hätte Eva von einer Schlange sich überreden lassen? Sie hätte haarsträubendes Entsetzen gefühlt, wenn auf einmal die Schlange angefangen hätte zu reden.

Unter den Griechen glaubte Platon insbesondere — wie wir im Klemens von Alexandrien lesen — daß auch die Thiere ihre Sprache haben, welche alle von gleicher Art vernehmen und verstehen. Als Beispiel führt er an: wenn ein Elephant in den Schlamm falle, und er schreie, und es sey in der Nähe ein anderer, der es vernimmt, so gehe dieser fort und kehre kurz darauf mit einer ganzen Schaar von Elephanten zurück, um dem in den Sumpf Gefallenen wieder herauszuhelfen. — Platons Schüler, Aristoteles, handelt in seiner „Thiergeschichte“ auch über die Töne und Laute, welche die Thiere von sich geben. Er spricht ihnen die Rede ab, nämlich die Vergliederung oder Verdeutlichung der Stimme durch die Zunge. Der ganze Abschnitt ist noch immer interessant zu lesen, wie überhaupt Alles, was uns dieser in seiner Art einzige Denker hinterlassen hat, dessen scharfblickendem Geiste auch das Kleinste nicht entging.

Manche als albern erscheinende Sagen der Alten will ich bloß im Vorbeigehen berühren. So soll der

Thebaner Tiresias, so der Trojer Helenus die Sprache der Vögel verstanden haben. Ja, man hatte allerhand Recepte zu Mitteln, um sie zu verstehen. Eines wird sogar dem weisen Abderiten Demokritos zugeschrieben, von dem die Alten überhaupt so viel Seltsames zu berichten wußten, als wären sie bemüht gewesen, den edlen Natur- und Menschenforscher zu einem Abderiten von echtem Schrot und Korn zu stempeln. — Wir überspringen gleich Jahrhunderte, und erwähnen, daß Apollonios von Thyana, von welchem Mit- und Nachwelt gleichfalls viel Seltsames, ja das Wunderbarste ausgesprochen, sich gerühmt haben soll, die Vögelsprache zu verstehen. — Im Orient glaubte man von jeher an eine solche, d. h. daß sich die Vögel wirklich mit einander unterhalten, und daß wir, wenn wir sie nur verständen, dabei viel lernen könnten. Besonders aber wird dem weisen Salomon, welcher überhaupt im Orient als das personifizirte Ideal aller Weisheit und wunderbaren Geschicklichkeit gepriesen wird, die Kunst zugeschrieben, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Um auf uns Deutsche zu kommen, so finden wir bei Leibnitz, der, in Bezug auf philosophische Anschauungsweise, mit Plato, in Bezug auf seine allseitige, umfassende Erudition, mit Aristoteles zu vergleichen ist, gar Manches auch über die Thiersprache niedergelegt. Dieser Denker hat überhaupt eine höhere Vorstellung von den Thieren, als sein Vorgänger Cartesius, der bekanntlich in ihnen nichts als belebte Maschinen sieht. Leibnitz behauptet von der Thierseele: es sey eine menschenähnliche, aber in der Natur gefangen gehaltene, träumende Seele (Monade), die sich zuweilen aus dem Schlaf aufrüttle und dann oft verständiger, edelmüthiger und poetischer erscheine, als manche Menschenseele. — Nach Herder und Andern wäre die Thiersprache nichts Anderes, als ein dunkles, sinnliches Einverständniß einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung im Kreise ihrer Wirkung. Je kleiner also die Sphäre der Thiere sey, desto weniger haben sie die Sprache nöthig. Es sey lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spreche und vernehme. Nur wenig dürfe er sprechen, um vernehmbar zu werden; Thiere von dem engsten Bezirke seyen oft sogar hörlos, sie seyen für ihre Welt ganz Gefühl oder Geruch und Gesicht, wie z. B. die Polypen; sie seyen ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug; sie haben also wenig oder gar keine Sprache.

Was insbesondere die eigenthümlichen Töne der Vogelsprache anbelangt, so haben wirklich Neuere versucht, sie genauer zu bestimmen und ihre Bedeutung zu errathen. Ein Franzose, Namens Dupont de Nemours, hat den Gesang verschiedener Vögel sogar auf Noten gesetzt und behauptet, er habe den Sinn ihrer Worte entdeckt. Und ein Engländer, Thomas Gardiner, hat in einem eigenen Werk: the musik of nature, den von Dupont gebahnten Weg verfolgt. Leider habe ich beide Werkchen noch nicht zu Gesicht bekommen können. — Von den Bemühungen Bechsteins und Okens in dieser Hinsicht soll die Rede seyn, wenn wir die Vögel besonders abhandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgswanderung.

(Fortsetzung.)

Schwarz zu der Bläue hinauf, zu der schweigenden, schnellt sich der Wipfel;
Gleich dem entsendeten Pfeil kennt er ein einziges Ziel:
Nicht die ermattete Heerde des Wilds soll unter ihm rasten,
Nicht für die Blume des Mais soll er ein Mittagdach seyn.
Stille hat rings sich gelagert; es sucht nach dem Flügel der Biene,
Sucht nach des Heimchens Gezirp leis das verwaisete Ohr.
Langhin wirft sich die Höhe; es haben die Fluten der Urzeit
Hier einst, die Waller, geruht und es verweilt noch ihr Geist.
Einzig das Bächlein dort hüpfet und hascht nach den wechselnden Lichtern,
Aehnlich dem spielenden Kind, welches vom Tempel nichts weiß.
Wankend die Flächen dahin, durch die liegen gebliebenen Trümmer
Einer zerschmetterten Welt, flutet und ebbet der Forst.
Vorwärts verhüllt er dem Wandrer des Berges genäherten Gipfel,
Rückwärts verschleiert er ihm, was er des Weges gemacht.
Nur ein durchzittertes Tosen gelangt durch die träumende Ruhe,
— Meilenweit war es zuerst — näher und hohler heran.
Plötzlich von kühligen Schauern ist stäubend das Dickicht durchrieselt
Und wie im thauenden März träufelt ihr Anhauch herab.
Siehe, da öffnet sich's jach und die weithin vernommene Brandung
Zeigt dem durchschauderten Blick gählings ihr schäumendes Haus.
Endlich den Kerker gesprengt hat der flutende Sohn des Gebirges
Und in die Freiheit hinab stürzt sich der brausende Muth.
Herrisch erfaßt er das Auge und fort mit sich reißt er es schwindelnd
Tief in die gähnende Schlucht, wie eine Beute, hinab.

Donner ist Alles umher, und Alles ist Echo des Donners,
Als ob den tobenden Strom heulend ein zweiter verschläng'.
Spalten sich Felsen auf Felsen, die jener verächtlich hinabwirft?
Ist es das eigene Selbst, das er zerschmetternd durchwühlt?
Offen sein Innerstes weiset er hochauf flutend dem Lichte,
Aber der Sturm, der es zeigt, führt es auch wieder dahin.
Wild an den Klippen zerschellt des Sturzes gewalt'ge Lawine,
Unter dem strahlenden Tag rollt sie in Schleiern hinweg.
Einmal noch bäumt sich empor die geschleuderte Woge zum Himmel
Und von dem lezten Gestein sinkt sie zertrümmert zurück.
Wieder der Erde gehöret die Kraft, die sich kühn ihr entrissen,
Doch im erschütterten Ohr hallt die Empörung noch nach.
Stürm' denn, Gewalt'ger, dahin und kannst du dich selbst nicht befreien,
Ruf doch dem Busen den Stolz, ruf ihm die Abkunft zurück:
Besser wie du zu erliegen im Kampf mit des Herzens Giganten,
Als der entgötterten Brust lorbeerentbehrende Ruh! —
Aber vorbei an dem Bilde, dem mächtigen, eilet die Straße
Und zur Vergangenheit wird, was eine Ewigkeit schien.
Wieder verschließt sich die Ferne; verlassen von Beeren und Ranken
Klimmt jezt an moosigem Hang ringend die Steige hinauf.
Unter dem Frühkuß Aurorens entfloh der Natur hier die Kindheit,
Wie an dem rosigen Mund Jugend dem Tithon entschwand.
Fels ist auf Felsen geschleudert; es treibt aus der dürren Zerklüftung
Nur noch die Tochter der Luft, einsam, die Tanne hervor.
Klammernd umstrickt sie den Stein mit der Wurzel verschlung'nem Geäder,
Als ob der Zeit in das Herz schicksalbeherrschend sie griff';
Doch zu der Trotzenden dringen die wagenden Schritte der Menschen,
Und in den markigen Wuchs blizt die gebietrische Art.
Schnell ist der starke geworfen; es rollen entästet die Stämme
Von dem entlasteten Berg donnernd und hüpfend hinab;
Und aus den niedrigern bildet, den minder geliebten des Aethers,
Drunten von Wiege zu Sarg laut sich des Hauses Geräth;
Aber die mächtige führen, die stürmevertraute der Wildniß,
Weithin die Ströme ins Meer, wieder zu trotzen dem Sturm.
Thurmgleich wird sie dort ragen und ihr wird das Herz einst gehören,
Wann auf der wandelnden Höh' flutenbespület sie wankt;
Ihr wird eigen es seyn, wann Pilgern der wogenden Wüste
Eine Verkünderin sie menschlichen Grußes erscheint;
Eigen ihr wird es, wann fernher die Sorge des harrenden Hauses
Endlich den dämmrigen Mast zweifelnd und hoffend erspäht.
Ewig bewahrt sie die Krone; es wechseln die Höhen des Busens,
Wie einst die Wellen des Walds rasch um die Königin her.
Und jezt wirds hell ob den Bäumen; es raget die Braue des Berges
Ueber den Schleier des Grüns nackt und verödet hinaus;
Danklos fällt von den Steinen die Quelle der hoffenden Sonne
Tief in des niedrigern Hains säuselnde Stille zurück;
Doch von dem Firste der Wand, wie ein Aar, der vom Fluge geruhet,
Richtet noch einmal die Kraft dunkelnder Wipfel sich auf.
Bruderlos steigen sie aufwärts, die nimmer den Beilschlag vernommen,
Denen der Bliz nur sich naht, nur der Orkan noch gebeut.
Lange verschont er sie oft und läßt ein Jahrhundert sie schauen,
Das von den Thälern empor grünend und welkend sich ringt,
Bis sich der Becher der Tage gefüllet hat über den Hohen,
Und von dem Himmel der Sturm reißet der Erde Gewächs.
So dort die Lichtung des Forsts! der Natur zerschmetterte Leier
Zeuget noch bleichend im Staub, welch' einem Ton sie erlag.
Wild durch die Schatten des Walds ist die Mähne der Windsbraut geflogen,
Und dem Hereinblick des Tags brach sie in Grausen die Bahn.
Unter den fallenden Söhnen zerriß sie die Stärke der Mutter,
Welk aus der Felsenwand Schutt stehen die Aeste hervor.
Wohl ein Jahrhundert mag wieder empor aus den Trümmern sich ringen,
Bis es in säuselndes Grün schmeichelnd die Gräber versteckt.
Also das Ende des Haines! der Himmel, der ew'ge Gedanke,
Breitet mir über dem Haupt wachsend die Fittiche aus;
Doch mit ihm flutet heran aus hundert Strömen die Oede,
Und, ein unendlicher See, dringt in den Weltraum sie ein.
Trieblos, ein Zug von Gestrüppen, umschleicht ein Gespenst mich des Waldes,
Bleich von dem Schiefergeplätt' flimmert die Sonne zurück.
Ist hier nimmer der Schlaf die Umknospung der Schönheit? bricht nimmer
In den geschlossenen Traum flücht'ges Erwachen herein?
Siehe, da tritt aus den Felsen ein süßes Erschrecken des Herzens,
Angeglüht trittst du vom Lenz, Rose der Alpen, hervor;
Purpurn, noch vor dem Erlöschen, erhebt sich die Flamme des Lebens,
Wie sich der scheidende Tag wieder Auroren vermählt.
Rose benennen sie dich; ich nenne dich Willen der Liebe,
Wollen doch Liebe und du immer gefährtenlos seyn!

Wo du erblühest, da ist die Natur zum Geheimniß geworden,
Wo du verschwindest, beginnt laut die Gewohnheit des Tags.
Und nun zerreißt das Gestein, und hoch aus dem Gürtel der Berge
Leuchtet schneeig und still plötzlich ein lezter hervor.
Leis wie ein Morgen umschweben den Hohen die Stunden des Mittags
Und in der Jugend des Lichts schimmert der Einsamkeit Stolz.
Hinten, in dunkleren Schatten, hat dumpf ein Gewitter gebrütet,
Schon sich bezeichnend den Hain warf es den Schleier herab;
Aber das drohende hat mit den göttlichen Armen der Aether
Frei in der wankenden Luft, einen Antens, erstickt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Die Geldaristokratie. Ein Spaziergang. Vorlesungen. Musik.

Obwohl seit mehr als zwei Jahrzehnten die Handelsgeschäfte von Frankfurt an Ausdehnung und Großartigkeit verloren haben, so sind sie doch immer noch bedeutend genug, um den alten Wohlstand zu erhalten, wenn auch nicht zu vermehren; wozu die fortwährende und stets wachsende Fremdenfrequenz, wie die Anwesenheit der deutschen Bundesversammlung viel beitragen. Unser Mittelstand lebt in günstigen Verhältnissen, und die Anzahl der Armen ist verhältnißmäßig gering. Auch dürfte kaum in irgend einer Stadt so viel wie hier zur Milderung des Elends geschehen. Der Frankfurter ist mildthätig, und es gibt hier Reiche, welche jährlich Summen von Tausenden an Arme vertheilen lassen. Unter solchen Spendern steht die Familie Rothschild in der ersten Reihe.

Wenn sonst im November anhaltende Regengüsse und stürmische, rauhe Witterung den Frankfurter in's Zimmer fesseln, so war der Himmel diesmal günstiger. Eine meist milde Luft, dabei oft sonnenklarer Himmel und laue Südwestwinde lockten Jung und Alt in's Freie, und viele Bewohner der unsere Stadt umgebenden Landhäuser hielten dort bis vor Kurzem aus. Der Lieblingsspaziergang unserer bürgerlichen und vornehmen Welt ist gegenwärtig die nach Mainz führende Landstraße, welche unfern der Stadt von der neuen, fortwährend angestaunten Taunuseisenbahn durchschnitten wird. Ein regeres, mannigfaltigeres Leben dürfte sich wohl nirgends finden. Schwer belastete Fracht- und Güterwagen, leicht dahinrollende Equipagen und elegante Cabriolets, eilige Briefpostcouriere und Diligencen wechseln mit den zu Markte ziehenden oder aus der Stadt zurückkehrenden Fuhrwerken der benachbarten Landleute; dazwischen braust die Locomotive mit ihrer langen Wagenreihe im Fluge vorüber und hinterläßt eine durch Feuerfunken bezeichnete Spur, während ihr gellendes Pfeifen weithin vernommen wird; rüstige Handwerksburschen, muntere Bäuerinnen, geputzte Städter, Soldaten und behagliche Bürgersleute, von ihren Lehrern geführte Schulkinder ziehen in bunten, wechselnden Gruppen vorüber. Stets erneut sich das Gemälde, und wer gerne in das Bilderbuch eines vielfach bewegten Landstraßentreibens blickt, dem wird es hier an Unterhaltung nie fehlen.

Die langen Abende der winterlichen Jahreszeit sucht man sich, wie überall, so auch hier, bestmöglichst zu kürzen. Freunde einer belehrenden Unterhaltung finden Vorlesungen über Physik und Chemie von Doktor Böttcher, über mathematische Geographie von Doktor Küchenmeister, über den Orient von Doktor Creizenach und über französische Literatur von Herrn von Suzor, einem seit längerer Zeit sich hier aufhaltenden französischen Journalisten. Der Salon des Herrn von Suzor vereinigt einen glänzenden Kreis von Personen beiderlei Geschlechts aus den Zirkeln der Diplomatie und der Geldaristokratie. Wenn der genannte Literat auch an Kenntnissen und Eleganz des Vortrags seinem Vorgänger, Charles Durand, nachsteht, so sind seine Vorlesungen doch nicht unverdienstlich und haben Beifall gefunden. Allgemeinere und größere Theilnahme findet die Musik, welche hier fast in jedem Hause Verehrer zählt. Alles bei uns musicirt, Jung und Alt, Arm und Reich, dieser auf kostbarem Flügel von Erard oder Streicher, Jener auf bescheidener Flöte oder Guitarre. Am meisten wird der Gesang gepflegt, und mit jedem Winter bildet sich ein neuer Gesangverein. Während noch vor drei bis vier Jahren der Cäcilienverein und der Liederkranz die einzigen waren, sind ihrer jezt gegen zehn, die vielen kleinen Musikgesellschaften gar nicht gerechnet. Durch solche Vervielfältigung wird die musikalische Bildung verbreitet, wenn auch die Kunstleistungen selber durch Zersplitterung der Kräfte verlieren. Der Strom wird breiter, aber auch flacher, und die Kunst gleicht mehr einem Detailgeschäfte als einem Engroshandel. Concerte von Virtuosen werden nur wenig besucht, wenn nicht der Name eines Meisters von europäischem Rufe das Publikum anzieht. Gewöhnlich haben die Conzertgeber nach Abzug aller Unkosten nicht nur keinen Gewinn, sondern noch baaren Geldverlust und müssen zufrieden seyn, wenn wenigstens ihr Künstlerruf dabei einigen Zuwachs gewonnen hat. Das hiesige Museum hat sich in den lezten Jahren eines Concertmonopols bemächtigt, und drückt jede Privatconcurrenz nieder. Nicht mit Unrecht hat man es scherzend Musicanum genannt, da es seine frühere, mehr wissenschaftliche Tendenz aufgegeben, das schöne Geschlecht emanzipirt und seine Sitzungen in musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltungen umgestaltet hat. Wissenschaftliche Vorträge bleiben ganz ausgeschlossen. Uebrigens hat das Museum in seiner jetzigen Gestalt zahlreiche Verehrer, und seine Räume sind gewöhnlich überfüllt. Das Repertoire unserer Oper ist sehr einseitig, und an die drei Namen Auber, Bellini und Rossini fast ausschließlich gebannt. Immer seltener werden die älteren, klassischen Tonwerke aufgeführt, und auch auf die neueren deutschen Componisten wird wenig Rücksicht genommen.

(Schluß folgt.)

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 49 und Subscriptions-Anzeige von J. J. Weber in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. December 1839.

O freue dich am hellen Sonnenglanze,
Freu dich an seinem Kind, der stillen Pflanze,
Der Alpenlerche, die sich einsam schwingt,
Am Schneegebirg, das durch den Himmel dringt!
Laß Bergeslüfte froh dein Herz durchschauern!

Lenau.

Gebirgswanderung.

(Fortsetzung.)

Bin ich so lange gestiegen und bin ich noch immer so fern dir,
Die ich zum Ziel mir erlas, blendende Krone des Wegs?
Drunten, wie standst du so nahe, wie schienst du im Flug zu erreichen,
Wie dich das erdlose Blau dort, das beschwingte, umfaßt,
Droben, wie wardst du so fremd mir? wie thronst du, ein Göttergedanke,
Ruhig und riesig und streng über der niedrigen Welt!
Dunkle Stäbe, gesetzet dem Fremdling die Straße zu zeichnen,
Heben sich traurig und still über den knisternden Schnee;
Schriftlos ihr einziger Arm; doch sagt er genug für den Pilger,
Denn wie zur Ewigkeit führt aufwärts ein einziger Pfad.
Langsam zieht er sich hin, damit nicht der Dämon, der lezte,
Daß nicht der Schwindel dem Herz deute zur Tiefe hinab,
Wo sich in nickender Welle, als bärg' er ein schaudrig Geheimniß,
Welkend ein Streifen von Schilf über das Erdgeröll beugt.
Hinter mir, tief in dem Abgrund, wie Zeiten verschwundener Jugend,
Liegt das versunkene Reich freudiger Stimmen der Luft.
Nur von den Gletschern herunter, den stöhnenden, schäumend und ruhlos
Rauscht des entfesselten Bachs heimathbegehrender Lauf.
Flügelnd der Rabe nur schwebet und nur dort oben der Geier
Einsam, ein schattender Punkt, in dem unendlichen Tag.
Bist du so wenig verwandt, o Erde, dem himmlischen Bruder?
Bleibet der Wiege so nah, drin sie geschlummert, die Lust?
Schwarz und blumenlos ziehet sich neben mir windend ein See hin,
Grausig herauf aus der Nacht sucht mich das Auge des Lichts.
Starrend hinauf in den Himmel und immer verlass'ner und wilder
Halten das feuchtende Haupt lautlos die Höhen empor.
Graue Jahrtausende lang hat Titan mit Titan hier gerungen,
Einer des Stoffs Urkraft, einer die Welle der Zeit.
Tausend von Siegen gewann sich die Zeit an dem trotzenden Gegner,
Jeder errungene Sieg zeigt nur wie endlos der Kampf.
Flutmaß seyd und Symbol, ihr Felsen, vom Meere des Lebens,
Welchem der Spiegel zerreißt, aber der Grund nicht versiegt!
Frühe schon zu euch empor hat die Woge der Schöpfung geschlagen
Hoch, in bacchantischem Schwung, wie er die Jugendkraft hebt.

Angespült saht ihr hinab auf die schäumende Mutter der Anmuth,
Wie auf der Erde Gewühl heute noch fernher ihr blickt.
Immer noch suchet sie ringend den Haltpunkt der Freiheit und Schönheit,
Wie sie in gährendem Sturm damals die Are gesucht.
Bis zu euch Mächtigen greift noch immer die Brandung der Tiefe,
Eine Titanin wie ihr, fodernd den Aether dem Haupt.
Längst ist der Sohn des Hamilkar der Einzige nicht mehr, der siegreich
Brausender Tage Geschlecht über die Alpen geführt.
Welche Heroen erlagen und was für Götter verblühten,
Seit euch, Hüter des Thals, röthend der Morgen beglänzt!
Aber das Herz ist das gleiche; es wird nie älter, es träumt nur
Bis ein gewaltiges Wort wieder beim Namen es ruft.
Vor ihm noch thürmt sich die Zukunft, wie ihr, ihr Nachbarn des Himmels,
Und wie auf euch es den Weg, findet zum Ziel es ihn auch.
Ueber Aeonen einst steht es, wie ihr, mit der Kraft für Aeonen
Und nur den äußersten Rand hat ihm das Wetter gestreift.
Doch zu dem eisigen Scheitel des Bergs, wer folgte dem Wandrer?
Wer um die nächtliche Kluft schwebet, ein lichtes Phantom?
Blumen sind drunten geblieben und drunten die Stimmen der Lerchen,
An das verödete Haus bauet die Schwalbe nicht an.
Eine nur zog mit herauf von den schmeichelnden Blüthen der Tiefe,
Eine, die gaukelnden Flugs über den andern sich wiegt.
Mählig, in tastender Woge, durchzieht sie den ewigen Winter,
Fühlt in dem harten Gestein noch die Verwandtschaft des Thals.
Schmetterlingskreise, ihr holden, des Aethers beseeletes Spielzeug,
Seyd mir auf felsiger Bahn, zarte Gefährten, gegrüßt!
Leicht aus den Tiefen zum Himmel erhob euch der Gott, dem ihr trautet,
Leicht zu den Rosen zurück führt euch sein schützender Hauch.
Siehe, so schweben zu uns auf die narbige Höhe des Lebens
Leis die Sylphiden der Brust, Bilder der Kindheit, empor;
Jene Genossen des ersten, des selig getrunkenen Lichtes,
Strahlend und mailich und leicht, wie es zuerst uns umquoll.
Was ist nicht unten geblieben von süßen Entwürfen des Herzens,
Was von Glauben und Schwur ward nicht zum dämmernden Traum!
Aber es flattern nach oben die Blüthen der kindlichen Tage,
Wie ein zerrissener Kranz suchend noch immer das Haupt.
Göttliche Sonne, du bist es, die still auf die knospende Seele
Also mit Geistergewalt leuchtend dein Siegel gedrückt!
Wie du die Rosen erschufest, so hast du auch jene geschaffen,
Nur daß sie wilder der Sturm, fester die Erde sie faßt! —
Und jezt ein Blick von dem Gipfel! doch heimathlos breitet die Sehkraft
Ueber des höchsten Gebirgs off'nem Geheimniß sich aus;
Denn sie durchflieget die Stätte, die eigen der Gott sich behalten,
Als er an Freude und Schmerz theilte die übrige Welt.
Nimmer erbebt da ein Wald vor des Schneefalls rollender Kreisung,
Wenn sie, umzischt von der Luft, schütternd die Erde zerreißt;
Nimmer vom Felsen hinab in den Abgrund stürzt sich die Gemse,
Die mit geflügeltem Pfeil wild die Verzweiflung verfolgt:
Wandellos herrschet der König; hinunter verbannt zu der Hoffnung
Wurden die Schrecken und fern steht von Bewerbern sein Thron.
Wie soll die Schicksalverfall'ne, die Psyche, dem Mächtigen nahen,
Auf das verschloss'ne Gebild drücken der Tochter Gepräg?
Wie in die Strenge des Stoffs soll die Furche des Daseyns sich zeichnen,
Mit dem befruchtenden Zug leise ihn binden dem Herz?
Oder entsteiget der Vater, von schweigender Sehnsucht geleitet,
Selber vielleicht seinem Thron suchend zur Tiefe hinab?
Gibt an die Schauder er dort und gibt an die Freuden die Herrschaft,
Bis er gefunden das Kind in dem unendlichen Thal?
Weil er genahet ihm dort, ein Pilger im säuselnden Zwielicht,
Kennt jezt den Hohen es nicht, welchen die Krone umstrahlt? — —

(Schluß folgt.)

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Man müßte taub oder blind seyn und dämmernd in die Natur hineinstarren, um nicht täglich zu bemerken daß verschiedene Töne bei den Thieren überhaupt auch verschiedene Empfindungen, Begehrungen, Affekte, z. B. Hunger, Liebe, Zorn, Schrecken, Freude ausdrücken. Schon Lucrez bemerkt, daß der Hund anders schreie, wenn

er zornig ist, anders, wenn er mit seinen Jungen spielt, anders wieder, wenn er mit eingezogenem Rücken den Schlägen seines Herrn zu entgehen sucht. Anders pfeift oder schlägt der Fink, wenn er Freudigkeit oder Trauer ausdrückt, oder Veränderung der Witterung verkündigt. Der Wachtelhahn schreit anders, wenn er seiner Sicke ruft, als wenn er kampfgierig ist und mit einem andern Hahn anbindet.

Man kann die mehr aus Empfindungslauten bestehenden Thiersprachen nach den verschiedenen Organen, wodurch sie hervorgebracht werden, verschieden darstellen und bezeichnen. Bei den Säugethieren entsteht der Laut mehr vermittelst der Lippen, etwa wie bei den Kindern, wenn sie zu lallen anfangen, wo alsdann die Lippenbuchstaben, die besonders zur Bezeichnung von Vater und Mutter, von Speise und Trank u. s. w. dienen, vorherrschend sind. Die Säugethiere brüllen, meckern, muhen, blöcken, bellen, wiehern, grunzen: es ist Lippensprache. Bei den Vögeln geschieht es mehr durch die Zunge; daher pfeifen und singen sie mehr; ihre Sprache ist mehr Zungensprache, und mithin die vollkommenste unter den thierischen. Die Amphibien bringen ihre Töne mehr durch den Gaumen hervor; sie quacken, knurren, heulen, ausgenommen die Schlangen, welche zischen (sibilant).

Die Stummen unter den höhern Thieren oder Vertebraten, die Fische, kommen hier kaum in Betrachtung, die Insekten aber bloß als die Instrumentalmusiker in der Thierwelt, die von den Geigern, Cymbalisten, Tambourin-, Harmonika- oder Maultrommelspielern unter den Menschen sich dadurch unterscheiden, daß ihnen die Instrumente angeboren sind.

Ehe ich auf die einzelnen Thierklassen und Thiergattungen komme, muß ich voraus bemerken, daß auch die Thiere uns Menschen selbst weit besser verstehen, wenn wir mehr in Empfindungslauten zu ihnen sprechen und damit angemessene Mimik, die ja unsere eigene Sprache so sehr verstärkt und ergänzt, in Verbindung bringen. — Man kann z. B. einem Hunde Stundenlang etwas vortragen; so bald es mit monotoner Ruhe, ohne Ausdruck des Affekts geschieht, bleibt er selten ruhig und merkt wenig darauf, treibt Allotria, wie ein fauler Schulknabe, schnappt nach Mücken, gähnt und dehnt sich. Aber man erhebe die Stimme, man lasse besonders Emfindungslaute, als: Ha! Oh! u. s. w. ertönen, man verschärfe dabei den Blick, verbinde heftige Bewegungen der Hände, des ganzen Leibes damit, und der Hund wird affizirt werden, er wird zornig bellen oder erschrecken, den Schweif einziehen, heulen und dergleichen mehr thun. Ein dunkles Gefühl sagt ihm, daß sein Herr zürne, daß er gern Schläge austheile, wenn er so sich benehme und geberde u. s. w.

Unsere Interjektionen selbst, als die ursprüngliche, reine Sprache, die Vokalsprache, allein, oder bloß mit Hauch- oder Zischlauten verbunden, könnten wir Thierlaute nennen, wenn sie nicht immer ein dunkles Denken voraussezten, und ein einziger abgebrochner Ausruf oft eine ganze verhüllte Welt von Gedanken und Empfindungen involvirte, die besonders durch Mimik, welche solche Laute zu begleiten pflegt, noch mehr hervorgehoben wird. — Nicht Unrecht hat der griechische Philosoph Straton, der zu beweisen sucht, daß wir ohne Denken auch nicht einmal empfinden könnten. — Die Thiersprachen sind übrigens, wie die Empfindungslaute bei den Menschen selbst, seit Erschaffung der Welt allenthalben dieselben. — Der welthistorische Hase, den die Deutschen unter König Arnulph im Lager vor Rom aufschreckten und verfolgten, und der ihnen den Weg zu den schon verlassenen Mauern der Stadt wies, quickte in seiner Angst wohl nicht anders, als die in Deutschland, wenn sie verfolgt und ergriffen werden. Die altskandinavischen Schweine mochten wohl nicht anders gegrunzt haben, als jenes zu Falaise in der Normandie, welches im vierzehnten Jahrhundert, von Rechts wegen und um des abschreckenden Beispiels willen, hochnothpeinlich gerichtet wurde, weil es ein Kind getödtet hatte. Die capitolinischen Gänse, als sie die heranahenden Gallier bemerkten, haben wohl eben so geschnattert, als die gallischen, durch welche der heilige Martin in seiner Höhle verrathen wurde. Der französische Spatz versteht sogleich den deutschen, ohne eines Dolmetschers zu bedürfen; und die Frösche des Aristophanes koarten nicht anders, als jene, die der heilige Antonius in einem See bei Montpellier zum Schweigen brachte.

Die Thiersprachen sind größtentheils einsylbig, etwa wie die chinesische; allein die einzelnen Laute der erstern erhalten, wie die einzelnen Wörter dieser so schweren Sprache, durch Dehnung oder Abstoßung und Schärfung, durch die Betonung überhaupt verschiedene Bedeutung. Es läßt sich auch damit das spanische Wort Pues vergleichen, ein wahrer Lückenbüßer, mit welchem der mundfaule Spanier alles beantwortet. Je nachdem er mit dem Kopfe ein bejahendes, verneinendes oder bezweifelndes Zeichen dazu macht, bedeutet es: Ja! — Nein! — Insofern. — Aber. — Sie haben Recht. — So. — Schön. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Schluß.)

Kunst. Castilho. Fröbel. Ole Bull.

In der Städelschen Gemäldegalerie sind im Laufe dieses Monats mehrere interessante Kunstgegenstände aufgestellt

worden. Außer den vom Lithographen Vogel gefertigten Daguerreschen Lichtbildern sahen wir ein Liepmannisches Oelgemälde, welches, wenn auch theilweise noch ungenügend, erkennen ließ, welcher Ausbildung diese interessante Erfindung fähig ist. Unter den ausgestellten Gemälden erregten zwei von Lessing am meisten Sensation: eine romantische Harzgegend, und der von Palästina heimkehrende Kreuzritter. Mit jedem neuen Bilde Lessings bestätigt es sich immer mehr, daß er zu den ersten jezt lebenden Malern zu zählen sey. — Ein portugiesischer Gelehrter, Herr von Castilho, eröffnete einen Cyclus von sechs Vorlesungen über Mnemonik, nachdem er zuvor in einer Sizung Proben seines Gedächtnisses abgelegt. Diese mußten allerdings Erstaunen erregen, da er seinem Gedächtniß Lasten aufbürdete, welche jeden Andern erdrückt haben würden. Unendliche Reihen von unzusammenhängenden Zahlen und Wörtern, tausendfältige Nomenclaturen und chronologische Curiositäten wußte er herzusagen, und die verwickeltsten, schwierigsten Fragen schnell und sicher zu beantworten. So sehr wir nun Castilhos mnemonische Kunststücke bewundern, so wenig können wir uns mit dem Systeme, dessen Nuzen er darzulegen bemüht ist, befreunden. Mag der Grundsaz der Ideenverknüpfung, auf welchen Castilho baut, ganz richtig seyn, die Anwendung, die er davon macht, ist so verwickelt, so schwierig, daß die Erlernung und Ausübung derselben von vorne herein ein sehr gutes Gedächtniß verlangt. So z. B. stellt er Zahlen durch Worte dar, und läßt daraus Säze, am besten in Reimen, formen, welche dann eine Reihe von chronologischen und historischen Momenten bilden. Hätte man nun nur ein paar Duzend solcher mnemonischen Reime zu behalten, so wäre es gut; aber wie vieler Tausende bedürfte es, um nur ein Stück der Weltgeschichte im Kopfe zu haben! Es gibt eine weit einfachere und sicherere Gymnastik der Gedächtnißkraft. Castilhos Methode ist mehr nur eine Curiosität. Dasselbe gilt wohl von Fr. Fröbels System, kleinen Kindern das Spielen zu lehren, welches hier gegenwärtig in zwei Lehranstalten versucht wird. Fröbel hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, die Spiele der kleinen Kinder müßten mehr beachtet und beaufsichtigt werden, als es gewöhnlich geschieht; aber er geht zu weit, wenn er sie methodisch ordnen und ganz planmäßig betreiben will. Man soll der Natur wohl in die Hände arbeiten, aber man darf sie nicht durch Künstelei verdrängen wollen. Fröbels Methode macht hier, wie überall das Neue, einiges Aufsehen; festen Fuß dürfte sie schwerlich fassen.

Ole Bull, der Mann von europäischem Rufe, hat hier drei Concerte gegeben. Zu viel Ruf kann einem Mann auch schaden. Dem norwegischen Virtuosen ist der seinige offenbar über den Kopf gewachsen. Man ließ hier seiner seltenen Technik Gerechtigkeit widerfahren, aber Begeisterung weckte er nicht. Schon sein zweites Concert war nur mittelmäßig besucht und das dritte noch weniger. Die beinahe verdoppelten Eintrittspreise mochten das Ihrige beitragen, den Besuch zu vermindern. Nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Sachkenner besizt Ole Bull eine, seit Paganini nicht da gewesene Technik und Virtuosität, wie auch einen wundervollen Ton; dagegen sind seine Compositionen weniger gehaltreich, sein Vortrag weniger hinreißend. Auch beeinträchtigen die gehäuften Effekthaschereien und Kunststücke seines Spieles den wahren Eindruck.

Genf, December.

Die Pensionen.

Nachdem ich im vorigen Briefe von den Pensionen für Knaben gesprochen, sollte ich jezt zu den Erziehungsanstalten für Mädchen übergehen; da hier aber nur das Niederer'sche Haus zu erwähnen ist, und dieses eine viel höhere und allgemeinere Bedeutung hat, so wende ich mich vorab zu den Pensionen für junge Männer aus dem Gelehrten-, Handels- und Adelsstande, die zu ihrer Ausbildung nach Genf kommen, und denen es nicht nur um das, was auch ein Gasthof gewährt, sondern um gute Gesellschaft, Anschluß an einen gebildeten Familienkreis, geistvolle Unterhaltung u. s. w. zu thun ist. Da in Genf mehrere hundert Familien Pensionäre aufnehmen und beinahe in jeder so viel conversationelle Bildung vorhanden ist, als man in Deutschland nur in den höheren Ständen findet, so kann ein junger Ausländer, der als Zugabe zur Pension nur Gelegenheit, französisch zu sprechen, verlangt, fast überall seinen Zweck erreichen, und vielleicht noch besser in Familien des mittleren als des höheren oder geistlichen Standes (fast alle pasteurs und ministres nehmen Pensionäre). Diejenigen, welche höhere intellektuelle Ansprüche machen, finden in den Häusern der HH. Cherbuliez, Ferucci und Müller Alles, was sie suchen, und wohl mehr. Doktor Cherbuliez, dem ich an Gelehrsamkeit, Bildung und Liebenswürdigkeit keinen Genfer vorzuziehen wüßte, ist Professor am Collége; Mme. Cherbuliez ist in hohem Grade geistreich. Herr Ferucci aus Bologna, Professor der lateinischen Literatur an der Akademie, ein geschmackvoller Latinist und wohlunterrichteter Archäolog, macht eines der angenehmsten Häuser der Stadt; wer den Genuß haben will, einige Abende in der Woche aus der etwas kühlen Atmosphäre Genfs plözlich in wärmere italienische Luft versezt zu werden, in eine meist aus italienischen Elementen zusammengesezte sorglos heitere Gesellschaft, die Musik, Poesie und Scherz liebt und versteht, der suche sich dem Kreise anzuschließen, den Hr. und Mme. Ferucci um sich versammeln. Von Mme. Ferucci muß ich noch anführen, daß sie ihre Kenntniß der griechischen Dichter und ihre eigenen Poesien nur vor den Intimen zeigt. Herr Doktor Müller bewohnt eine anmuthige Campagne dicht vor dem Thore; so viel ich weiß, leben mehrere junge Herren, welche die Akademie besuchen, in seinem Hause, sicherlich zu großem Vortheil ihrer linguistischen, wissenschaftlichen und Weltbildung. Auch bei Herrn Tobler, ebenfalls vor dem Thor und dicht am See, lebt sich's angenehm und in guter Gesellschaft. Es mag noch mehr Häuser dieser Art geben; ich habe aber nur von dem reden wollen, was ich aus eigener Erfahrung kenne.

Das Niederersche Haus, seit dreißig Jahren in den Culturländern Europas als Mädchenerziehungsanstalt berühmt, verdiente wohl einen ausführlichen Historiographen. Eine Geschichte dieser einzigen Anstalt würde nicht nur die Geschichte eines Erziehungshauses, sondern ein Hauptstück aus der Geschichte der modernen Pädagogik seyn. Die Anstalt wurde vor einigen Jahren von Yverdon nach Genf verlegt, um größere Lehrerkraft zu gewinnen. Doktor Niederer und seine Gattin sind bekannt. Jener schloß sich 1800, seine Pfarrei aufgebend, Pestalozzi an, entwickelte dessen Prinzipien und brachte des Meisters Anschauungen auf den Begriff, systematisirte die neue Lehre und vertheidigte sie gegen Angriffe und Mißverständnisse, machte den Pestalozzianismus literaturfähig und war mit Einem Worte der Gelehrte und Philosoph der ganzen Schule. Der selige Nägeli bezeichnete das Verhältniß beider Männer trefflich, indem er sagte: „Sie sind nur ein Doppelgenius; Pestalozzi hat Feuer geschlagen, Niederer hat das Licht angezündet."

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. December 1839.

Weigh your own worth, support your place,
The next in rank to human race.
Boldly to every thing attend,
And men your talents shall commend.

Gay.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Sprache ist mit Musik verwandt und oft selbst die schönste Musik. Auch in der Thierwelt finden sich viele Geschöpfe, die besonders Sinn und Geschicklichkeit für Musik und Rhythmus zu besitzen scheinen, ja selber so zu sagen musikalisch sind. Bei den einzelnen Thieren werde ich besonders darüber sprechen.

Wir beginnen, wie natürlich, mit den Säugethieren; doch können wir hier nur einige herausheben, die für unser Thema etwas Interessantes haben. Obgleich diese Classe sich auf einer höhern Stufe befindet, als die Vögel, und einige unter ihnen, wie der Elephant, was schon jeder Abcschüler aus seiner Fibel weiß, ferner der Hund und das Pferd beinahe menschlichen Verstand besitzen, so ist doch keines von diesen Thieren im Stande, musikalische Töne von sich zu geben, geschweige menschliche Worte nachzusprechen. Auffallend tief steht in dieser Hinsicht der Affe, der, anderweitiger Ursachen wegen, gewöhnlich vorangestellt wird. Bekanntlich hat Camper, dem Linné gegenüber, aus der Zergliederung eines Orangutangs gezeigt, daß er eben so wenig einer menschlichen Stimme als des aufrechten Ganges fähig sey. Die Stimme der Affen ist verschieden: bei manchen ein scharfes Pfeifen oder Flöten, bei andern ein Geplärr, Geheul oder Gebrüll. Vor allen zeichnet sich durch lezteres jener amerikanische Affe aus, der eben deßwegen Brüllaffe und von Groffroy Stentor genannt wird. Er heißt auch Beelzebub und Prädikant. In Brasiliens Urwäldern einheimisch, verführen sie in Menge ein schreckliches, Stunden weit erschallendes Geschrei. Sie haben sogar, wenn anders der Bericht wahr ist, ihren eigenen Kantor. Dieser sizt erhöht, und um ihn versammeln sie sich Vor- und Nachmittags. Der Kantor singt vor mit lauter Stimme, gibt dann mit der Hand ein Zeichen, worauf die ganze Gemeinde einfällt und so lange fortfährt, bis jener wieder das Zeichen mit der Hand gibt und den Gesang beendigt. So lautet die Erzählung. — Auch der rothe Brüllaffe, gleichfalls in Südamerika, zeichnet sich, wie schon sein Name andeutet, durch einen brüllenden Baß aus. Schon einer macht Lärm genug, daß man es eine halbe Stunde weit hört, geschweige erst, wenn zwanzig solcher Gesellen auf einem Baume sitzen und nach Mitternacht ihre Stimme erschallen lassen. Uebrigens zeichnet sich dieser Affe auch durch seine Kleidung aus. Er trägt gern eine gelbrothe Jacke, die einen feinen Glanz hat, Halbärmel, lange Hosen, eine dunkelrothe Halsbinde, und kämmt sich seinen stattlichen Backenbart herunter, wie

ein anderer Dandy auch. — Auch andere Affen, um es beiläufig zu erwähnen, zumal in der alten Welt, lassen sich nicht nur einen dichten Backenbart wachsen, wozu sie keiner englischen Löwenpomade bedurfen, sondern halten auch viel auf bunte, glänzende Kleidung. So der von Raffles entdeckte Schlankaffe, Simpai genannt, der sich in herrliches Roth kleidet, das mit lebhaftem Goldglanz schimmert. Er soll prächtig aussehen in dieser Galakleidung. Manche gibt es auch, die noch ziemlich altfränkisch ihre Perrücke, oder sogar in den heißen Ländern, wo sie zu Hause sind, Pelzmützen tragen.

Ehe ich die Affen verlasse, die, beiläufig zu sagen, „erste Akrobaten" im Reiche der Thiere sind, und unsere Lehrmeister in solchen noblen freien Künsten gewesen seyn mögen, muß ich noch erwähnen, daß die englischen Offiziere, welche auf Gibraltar in Garnison liegen, bemerkt haben wollen, wie regelmäßig bloß an jedem Sonntage sich eine Menge Affen auf einem gewissen Flecke des Felsens zeige, von wo aus man den Platz übersieht, auf welchem die Kirchenparade stattfindet. Ist's bloße Schaulust, etwa um die rothen, bunten Uniformen zu sehen, oder Sinn für Musik, was sie dort versammelt? — Manche meinen, daß es vermuthlich Affen gewesen seyen, die durch ihren nächtlichen Lärm Veranlassung zu der Sage von dem geheimnißvollen, zur Nachtzeit ertönenden Geschrei der Faunen und Satyrn gegeben haben, von welchem bei den Alten hie und da die Rede ist.

Früherhin sah man häufig Affen besonders von der Art, die man Magos oder türkische Affen nennt, mit Kameelen nach Deutschland kommen; jetzt nicht mehr. Da war's immer ein ergötzliches Schauspiel für die liebe Jugend, ja für Erwachsene selbst, wie die drolligen Thiere auf dem Höcker der Kameele saßen, und wie diese, beim Klange von Trommeln und Pfeifen im Takte einherschreiten oder tanzen mußten.

Kameele haben wirklich viel Sinn für Musik. So erzählt man, daß, wenn sie auf den Caravanenzügen durch die Wüste zu ermatten anfangen, die Araber und Türken sie durch Musik, besonders durch Flötentöne und Gesang zu ermuntern pflegen. Schläge und dergleichen würden nichts helfen. — Das verwandte Pferd äußert ebenfalls viel Sinn für Musik. Schon die Alten wußten viel davon zu erzählen. Unter andern erwähnt der ältere Plinius, der ihm überhaupt noch Manches, an das Wunderbare, d. h. Menschliche grenzende nachrühmt, daß bei den wegen ihrer Weichlichkeit verrufenen Sybariten die Kriegsrosse nach den Tönen einer Flötensymphonie wie zum Tanze sich zu bewegen gelehrt wurden. Diesen Sinn für Musik und rhythmische Bewegungen können wir ja selbst täglich bei unsern geschulten Kavalleriepferden und englischen Reitergesellschaften wahrnehmen. Beiläufig erwähne ich, daß dieses edle Thier, das so viel leisten und so viel leiden muß, eben wegen seiner Klugheit und Geschicklichkeit, einmal selbst das tragische Schicksal erfahren mußte, das sonst Ketzer und Hexen zu Theil wurde. Es war nämlich zur Zeit des Walter Raleigh ein Schotte, Namens Banks, ein Tausendkünstler, der mit einem abgerichteten Kunstpferde in der Welt herumzog. In Paris glaubte man, er stehe mit dem Teufel im Bunde; er ward deßhalb in Verhaft genommen und erst dann frei gesprochen, als er mit Mühe die Richter überzeugt hatte, Alles sey bloß menschliche Kunst. In Rom dagegen nahm man die Sache ernster; der Mann und sein kunstreiches Pferd wurden auf Befehl des Papstes öffentlich verbrannt. So erzählt Steevens, der Kommentator Shakespeares.

Auch dem Elephanten wird Sinn für Musik nachgerühmt. Was seine Stimme anbelangt, so klingt sie, wie schon Aristoteles bemerkt, trompetenartig rauh; aber sie war doch bei aller Widrigkeit nicht im Stande, den muthigen Römer im Zelte des Königs Pyrrhus zu erschrecken. — Daß der Elephant Sinn für rhythmische Bewegung haben müsse, erhellt schon daraus, daß ihn der Römer zur Kaiserzeit sogar auf dem Seile tanzen lehrte, was fast unglaublich klingt. Keinem Thiere rühmten die Alten so viel Menschliches nach, als dem Elephanten. Was Aristoteles von ihm erzählt, ist wohl ganz aus der Natur und Wahrheit gegriffen; der ältere Plinius dagegen schreibt ihm nicht bloß menschliche Intelligenz, Gedächtniß, Verständniß der Heimathsprache, sondern auch Sinn für Liebe und Ruhm, Rechtschaffenheit, die ja selbst bei den Menschen so selten sey, Verehrung der Gestirne und Anbetung von Sonne und Mond zu. Man wird darüber lachen oder lächeln. Man lache nicht. Es erinnert an die Hunde, die, frommen Ueberlieferungen zu Folge, im zehnten Jahrhundert in einem deutschen Kloster dem Gottesdienste andächtig beiwohnten und sich an Fasttagen der Fleischspeisen enthielten, wie aus Bayles republique des lettres, p. 639 zu ersehen ist; ferner an den frommen Hasen, der noch im vorigen Jahrhundert in einem Barnabiterkloster zu Wien den Rosenkranz abzubeten pflegte. Die Menschen sind zu allen Zeiten dieselben.

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgswanderung.

(Schluß.)

Doch in dem lichteren Westen entkeimet des Abends Verheißung,

Und zu der Rückkehr mahnt still sie den säumigen Schritt.

Schnell ist zur Niederung wieder gedrungen der sinkende Fußsteig,
Ueber ihn wieder empor thürmt sich gebietrisch der Kulm.
Aber ein milderer Bildner hat jezt in die Wildniß gegriffen,
Inniger schmiegt sich ihr an, wärmer der scheidende Tag.
Von einer Ebene wissen die weithin sinnenden Lüfte
Und in dem felsigen Kelch flutet ein heimlicher Licht.
Nicht mehr verschlossen und fremd für jede Gewohnheit des Herzens
Steht nun die Zelle, die rauh dort sich der Senne gebaut.
Wünsche sind da; es erwarten Gefässe den fallenden Abend
Und an die offene Thür hat jezt der Wandrer ein Recht.
Langsam die Matten herab ist der Heerde Zerstreuung gestiegen,
Nur für die Ruhe der Nacht wieder zum Bunde vereint.
Reizend gehoben erscheinet vom Muthwill des Lebens die Oede,
Stimmen des Hauses sind laut in die verlass'ne gesenkt.
Seyd in der Wüste willkommen, ihr spielenden Wellen des Daseyns,
Sey nach der Stille des Wegs frohes Gewühl mir gegrüßt!
Traulich umdringst du den Fremdling; die dunkle Besaitung des Busens
Wendet zur helleren Brust ahnend und sehnend sich hin.
Also aus der Natur unendlichem, schaudrigem Raume
Floh einst der Triften Geschlecht still zu des Menschen Geschick;
Kampflos ward er zum Herrscher; es hat ihm der Morgen der Zeit nicht
Ohne ein Zeichen des Pfads weckend die Stirne berührt:
Einsam die Wildniß durchzieht der schicksallose, der Löwe,
Wie das verschlagene Schiff irrend die Wellen durchstreift;
Aber Gefährten umspielten die zukunftgründenden Hände,
Und an der Heerde erzog leis sich des Herzens Gesetz. —
Noch von dem fernen Gehege vernehm' ich das wirre Getummel,
Tief noch im Innern des Walds tönt mir sein Glockengeläut'.
Doch ein durchgluheter Schimmer bespielet mir plötzlich das Antlitz
Und aus der klaffenden Schlucht wälzt sich ein breit'rer ihm nach.
Roth wird vor mir der Boden! es wallt von der Streue der Nadeln,
Wallet der rosige Hauch satt von dem Erdschwamm zurück.
Groß und flammend und nah, von der eigenen Glorie wachsend
Wie ein begeistertes Herz, ließ sich die Sonne herab.
Aufgescheucht schwingt durch die Aeste noch einmal beseligter Stimmen,
Einmal des kreuzenden Flugs Aufruhr lebendig sich hin.
Purpur schwanket auf Purpur; ein wogend gewordener Schatten
Steigt an dem leuchtenden Stamm trunken das Ephen hinauf;
Wankend umschlingt es die Kronen; es wird zum Thyrsus die Fichte,
Und ein erobernder Gott hält im Triumph sie empor.
Aber nur kurze Sekunden bestreifet der Himmel die Erde,
Schnell, wie die Schwalbe im Flug nickend die Wogen berührt.
Blässer schon glühen die Tannen, und bald aus dem dunkeln Gezweige
Ist die Erscheinung dahin, die es zum Morgen gemacht.
Aufgeschreckt zuckt eine Kühle durch's Dickicht der lispelnden Sträucher,
Schwirrend umspielt mir das Haupt leise ein Falter der Nacht.
Und mit dem Bild der Verklärung, der ätherentstieg'nen, im Busen,
Zieh' ich den thauigen Pfad langsam zur Tiefe hinab.
Grau an den Wiesen hinunter, gedruckt, wankt halmhoch ein Nebel,
Wie zu der ringenden Kraft schüchtern der Schlummer sich stiehlt.
Dämmrig wird es und still; nur die erdennahe, die Wachtel
Sendet des tiefern Gefilds kündende Stimme herauf.
Da des verlass'nen Gebirgs waldlosen beschneieten Schläfen
Schlingt des entflohenen Lichts Binde sich noch einmal um.
Leicht erst lag es am Gipfel, zerfließend in weicher Vertheilung,
So wie der nahende Herbst heimlich den Pfirsich beschleicht;
Wärmer dann schmiegte sichs an und endlich geöffnet und strahlend
Bluht mit durchpurpurtem Kelch voll aus den Knospen es auf.
Tiefer hinab ist die Rose des Westens und höher im Osten,
Prächtig aus Stille und Schnee tritt ihr Gedächtniß hervor.
Lange verweilt es dort oben, und rosiger wird es und lichter,
Wie sich in Trübe die Flur schwerer und dämmernder legt.
Endlich besäumet es unten der steigende Schatten, und endlich
Streift von dem wachsenden Schaft langsam die Blume sich los.
Aber im Auge noch blüht sie; es kehrt mit der lieblichen Täuschung
Auf den verödeten Berg wieder und wieder zurück.
Bis es vom Traumbild erwachet, und still und tief und unendlich
Leuchtet die Königin ihm hell aus den Höhen, die Nacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Pensionen.

Es ist sehr zu beklagen, daß Dr. Niederer, der in seiner zweibändigen Schrift: „Pestalozzis Erziehungsunternehmen im Verhältniß zur Zeitcultur" (1812 — 13) eine auch stylistisch und dialektisch ausgezeichnete und unendlich gedankenreiche Darlegung der Pestalozzischen Lehre gegeben und außerdem eine Menge von Aufsätzen geschrieben hat, die längst hätten gesammelt werden sollen, seit so vielen Jahren auf literarischem Wege Nichts mehr für das gethan hat, was er doch als sein Ego fühlt und als Lebensaufgabe erkennt. Seit fünfundzwanzig Jahren ertheilt er in dem Institut seiner Gattin den Religionsunterricht, seit zwanzig Jahren verspricht er seinen zahlreichen Freunden Veröffentlichung dieses Unterrichts, aber vergebens. Dann verdiente das obengenannte Buch umgestaltet und neu herausgegeben zu werden, so daß die vor dreißig Jahren nöthige, jezt nuzlos gewordene Polemik gegen entweder längst verschollene oder auch von der öffentlichen Meinung an ihren Ort gestellte Gegner, z. B. Herrn von Haller, entfernt und eine rein objektive, wissenschaftliche Darstellung der Pestalozzischen Pädagogik, Didaktik und Culturpolitik gegeben würde. Endlich kann nur Niederer eine definitive Biographie Pestalozzis schreiben, und er ist sie uns s c h u l d i g. Wenn es nach einem älteren deutschen Philosophen heißt: „Du kannst, denn du sollst," so wende ich gegen Niederer den Saz um: Er soll, denn er kann. Möchte Dr. Niederer, der jezt ein sechzigjähriger Jüngling ist, für den aber doch auch eine Zeit kommen muß, wo das Alter sich fühlbar macht, die Erfüllung meiner Wünsche, die sicherlich nicht bloß meine Wünsche sind, nicht länger verschieben: Hora ruit. Frau Niederer, geborene Kasthofer (Schwester des bekannten Bernecischen Regierungsrathes) ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Frauen von so reinem Sinn: von solchem Takt, von solcher Harmonie der Kräfte, von solcher Klarheit des Verstandes, von solcher Energie des Willens, von solcher Höhe des Charakters sind mir mehrmals im Leben begegnet. Einen solchen Drang aber nach Erweiterung, Vertiefung und Festigung der eigenen Bildung, eine solche Lust, dann wieder den Andern mitzutheilen, „was der Gott gelehrt und was durch's Leben geholfen," ein solch unermüdliches Streben, ihren Wirkungskreis immerdar den Verhältnissen gemäß zu organisiren, eine solche Kraft, ihn stets belebt, beseelt und durchgeistet zu erhalten, auf daß nichts starr werde und kein Glied sich ablöse vom Ganzen; eine solche Begeisterung, für die natur- und culturgemäße Entwickelung ihres Geschlechts Weg und Ziel zu finden; dieses Streben, sich selbst der Lebensaufgabe gleich zu machen, oder, um mit Fichte zu reden, dieses In der Idee Aufgegangenseyn: dieses habe ich zuerst in der fast sechzigjährigen Frau Niederer beobachtet, Anfangs bewundernd, dann verehrend und liebend. Wenn irgend Jemand zum Erziehungs- und Bildungsgeschäft geboren, ja prädestinirt war, so ist es diese Frau, ebenfalls, wie ihr Gatte, Pestalozzis langjährige Gehülfin. So habe ich z. B. nie einen ähnlichen psychologischen und physiognomischen Scharfblick gesehen. Auch Nägeli hat dies bemerkt. „Manche Eltern (sagt er in einer kleinen Schrift: Pädag. Rede. Zürich 1830), die ihr eine Tochter zuführen, könnten sie gleich fragen, was sie von den Gemüthsanlagen ihres Kindes halte, und dürften leicht dasselbe noch näher als bisher kennen lernen. Was sie physiognomisch erschaut hat, das wird in der ersten Unterredung mit dem Mädchen vervollständigt. Sie weiß nun, wo die Natur in das Individuum vorzügliche Empfänglichkeit und Bildsamkeit hineingelegt hat, und da wirkt sie denn vorzugsweise ein. Das Gleichheitssystem, welches allen Zöglingen, auch den ungleichartigsten, dieselben Kenntnisse und Fertigkeiten in gleichen Quantitäten beibringt, ist in ihren Augen ein Austilgungssystem des Individuellen und daher pädagogisch verwerflich. Frau Niederer ist eine der allerpersönlichsten Erzieherinnen, die es jemals gegeben hat. Sie wirkt mit ihren Unterredungen immerhin so viel als durch den unmittelbaren Unterricht." — In der That, so ist's; ich habe es selbst gesehen, und daß ich es gesehen, rechne ich zu dem Erfreulichsten, was mir auf dem Lebenswege zu sehen vergönnt gewesen ist.

Ich behalte es einer späteren Zeit vor, der Welt ein ausgeführtes Charakterbild dieser hochherzigen Frau zu geben, die auf eine fast wunderbare Weise die Wärme der Jugend und die Kraft des mittleren Alters mit der Ruhe und Klarheit des höheren vereinigt. Ganz beiläufig bemerke ich, daß sie den Gedanken der Emanzipation der Frauen schon vor dreißig Jahren gefaßt und seitdem an der Realisation dieses Gedankens wacker gearbeitet hat. Nur sucht sie die Emanzipation nicht in dem Widerstande gegen die sittlichen Mächte, nicht in dem Zerstören der Lebensformen, die in Wahrheit nur Formen sind, um unser Glück sicher aufzunehmen, sondern in dem Geltendmachen der Einsicht, daß Mann und Frau zusammen erst das sittliche Individuum sind, daß beide sich integriren, und es eine Sphäre gibt, worin die Frau eben so selbstständig und frei seyn zu wollen berechtigt ist, als der Mann in der seinigen. Gar schön und eindringlich hat sie sich hierüber und noch manches Andere ausgesprochen in ihrer Schrift: „Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung" (Berlin 1828), die ich — und ich rede als ein Kundiger, der von Platon bis auf Beneke das Beste über Erziehung gelesen — für ein pädagogisches Kern- und Grundbuch erklären muß. Bekanntlich ist pädagogische Literatur die grüne Wiese, worauf sich gar zu gern leere Köpfe und Schwäzer ergehen. Durch welches unnüze Strauchwerk von Phrasen, durch welche Oede von Gedankenlosigkeit muß man sich nicht bei Schwarz und Niemeyer durcharbeiten, ehe man zu einem fruchtbaren, erquickenden Gedanken kommt! Wäre nicht Frau Niederer durch und durch weiblich, so würde ich sagen, sie habe als Mann geschrieben, Niemeyer und Schwarz dagegen haben als Weiber geschwazt. Daß eine Frau, die vielleicht tausend junge Mädchen erzogen hat, in einer Schrift, welche das Facit ihres Denkens und Erlebens gibt, die feinsten psychologischen Aperçus mittheilen kann, das ist kein Wunder; daß sich in ihrem Geiste, der gerade so unter der Kategorie der Continuität steht, wie in Rahels Geist die Discretion herrschte, die gesammelten Wahrnehmungen zu einer Einheit verknüpfen würden, das war gleichfalls zu erwarten; daß sie aber, ohne Hegel zu kennen, wie sie denn sehr wenig Bücher gelesen hat, vom reinen Wahrheitssinne geleitet, den Geist als E n t w i c k e l u n g betrachtet, die fabelhaften „Vermögen" der vulgären Psychologie als Entwicklungsstufen auffaßt, und nun zeigt, wie Unterricht und Erziehung eben solche Stufen haben muß: das ist etwas Großes. Es ist ein Schaz von Weisheit in diesem kleinen, aber inhaltschweren Buche, das auch Jungfrauen und Mütter lesen sollten, und von dem ich nur dies bemerken will, daß es die Erziehung nicht nur als ein für sich Seyendes betrachtet, sondern den Zusammenhang mit Kirche, Staat und Gesellschaft sorgfältig berücksichtigt. Im vorigen Jahre hat Frau Niederer zwei Bändchen „dramatische Jugendspiele" drucken lassen und den Erlös dieser Schrift für die Bildung unbemittelter Erzieherinnen bestimmt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. December 1839.

Was unser Fleiß und unsre List und Klugheit
Den Männern wie den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es soll auch künftig keinem fehlen; zwar
Ist's dieser Tage — —

Goethe.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

IX.

Die schwarzen Fiedler.

Nach der regnerischen Herbstnacht brach der Morgen grau und unfreundlich an, dem Sumpfboden entqualmten Nebel und lagerten sich schwer auf der Tannen und Birken triefend niederhängende Zweige; das mit feuchtem Holz und Reisig genährte Feuer dampfte und rauchte, statt zu lodern und zu wärmen, und dennoch ertönten im wilden Forste die schmelzenden Klagen der Nachtigall, die wirbelnden Triller der Lerche, das Flöten, Schmettern, Pfeifen und Schlagen aller befiederten Sänger des Lenzes, begleitet von den rauschenden Tönen eines nicht großen, aber vollstimmigen Orchesters, dessen kecke, eigenthümliche Weisen sonderbar gegen den unbehaglichen Ausdruck auf den Gesichtern der Musikanten abstachen; denn die Zigeuner, frierend in ihren durchnäßten Lumpen, versuchten nur unwillig den neuen „Frissen" mit der Begleitung künstlichen Vogelgesangs, wie ihn auf der Wanderung über die Steppe der lange Miklos erst erfunden, um bei dem nächsten feierlichen Anlaß sich damit hervorzuthun, seinen und seiner Bande Namen und Ruhm doch über den Wetteifer aller Nebenbuhler zu erheben, und so in seine und der Seinen Taschen die blanken Zwanziger, in den befranzten Kostök* den gelben Tabak, in die Kürbisflasche den geliebten Branntwein zu locken, wie es ihm bisher immer noch vor allen Andern gelungen war. Denn wo es weit und breit einen Tanz gab, da ward Miklos herbeigerufen, und wo an seiner Straße ein Werbezelt des Königs stand, da mußte er halten, um die „Verbunk" (Werbung) aufzuspielen, mit der keiner, wie er, die junge Mannschaft anzulocken wußte, daß sie sprang, sang und zechte, der Versuchung erliegend, das Handgeld nahm, den Handschlag gab und mit Hutschwenken ihr „vivat Franciscus rex!" jubelte. Dann zog der Zigeuner weiter, unbekümmert um die Reue der Armen, die im Rausch des Augenblicks ihre Zukunft der Fahne und dem Haselstock verpfändet, so wie er nimmer nach den Paaren umblickte, die bei dem Klang der Fiedel leichtmüthig in das Fegefeuer der Ehe sich getanzt hatten; blieb er doch so frei und froh, ohne Besitz und ohne Pflichten, wie der leichte Vogel auf dem Zweig. Seine Tänze aber waren immer keck und neu, der mannhafte kräftige Ungarische wie der frische Ländler, und seine Begleiter bedurften nicht des Fleißes und der wiederholten Proben,

* Der ungarische Tabaksbeutel.

nicht des Notenblattes und des taktschlagenden Bogens; der hinreißende Ton der ersten Geige genügte, augenblicklich die schwarzen Fiedler zu begeistern, und so war auch der Ländler mit dem Vogelgesang schnell begriffen und fur alle Zeiten eingelernt.

Doch so kurz die Probe gewesen, den Zigeunern war sie dennoch gar lang vorgekommen. Keine Nacht von den vielen, welche sie auf feuchter Erde unter Regenschauern zugebracht, war ihnen so entsetzlich erschienen, als die vergangene. Ihre abgehärteten Leiber empfanden ein nie gekanntes schmerzliches Unbehagen, das unheildrohend die straffen Sehnen abspannte und die stets so leichten Gemüther mit dumpfer, krankhafter Sorge erfüllte; die Weiber saßen aneinander gekauert, stumpfsinnig das eigene Ungemach ertragend und nur bemüht, die zitternden, schreienden Säuglinge zu beschwichtigen; die halbnackten Kinder lagen platt auf der Erde bei dem Feuer unter dem Winde, ließen den Rauch über sich hinqualmen und suchten, so gut es anging, an der dürftigen Flamme sich zu erwärmen, während Niemand daran dachte, nach sonst gewohnter Weise das Frühmal zu bereiten, obwohl es nicht an Vorräthen fehlte und vom vorigen Tage noch ein Ochsenviertel dalag, das die kluge alte Czinka auf dem Wasen erbeutet; nur die leeren Branntweinflaschen traf mancher sehnsüchtige Blick. Miklos war schier der einzige, der sich noch munter bewegte, mit festem Willen die Niedergeschlagenheit der krankhaften Verstimmung bekämpfte, aus der zierlichen Csikospfeife von Meerschaum dichte Wolken blies, obschon der betäubende Duft der feingeschnittenen Blätter ihm nicht recht behagen wollte und sein Gehirn sich wie im Kreise drehte, während er seine Festkleider putzte und anlegte, bis er endlich, blank und sauber vom Kopf bis zu den Füßen, in seinen enganschließenden und reichbesetzten rothen Hosen gleich einem Edelmann unter seinen Gesellen dastand, die er um eine Kopfslänge überragte und mit denen er wenig mehr gemein zu haben schien, als die tiefbraune Farbe der Haut, die pechschwarzen Haare und Augen und den leichten, schlanken Gliederbau. — Noch einmal herzte er den schwarzen Buben, sein getreues Abbild, warf ihn dann wie einen Ball in den Zwergsack auf der Mutter Rücken und winkte dem Weib, die Wanderung anzutreten. Hollanka sah noch einmal zärtlich und schüchtern zu ihm empor und ging ihres Weges, so wie Miklos mit seinen Fiedlern sich alsbald nach der andern Seite wandte und die alte Czinka den Uebrigen andeutete, wo sie für den Tag wahrzusagen, zu betteln und zu stehlen hätten, nachdem sie diejenigen erwählt, welche die Hütten von Stangen und Zweigen aufschlagen sollten, da beschlossen war, daß die Bande noch zwei oder drei Nächte auf derselben Stelle zubringe, bevor sie die Wanderung nach den unterirdischen Höhlen fortsezte, die sie seit dem Frühjahr verlassen hatte, um dem Erwerb nachzuziehen, und wo sie wiederum den Winter zuzubringen dachte, weil die Stelle gar wohlgelegen war, nicht allzuweit von Höfen und Heerden, aber ganz aus dem Wege jener, in deren Beruf es liegen konnte, das Treiben der Zigeunerhorde zu stören.

Der lange Miklos und seine Gesellen erreichten in wenigen Stunden das Dorf, in das sie beschieden worden, um bei der Hochzeit eines jungen slowakischen Paares aufzuspielen. Am Saume des Waldhügels in dem tiefen Wiesenthal lagen weit zerstreut die einzelnen Gehöfte, umgeben von Obstgärten, deren Hauptzierde die mit ihren blauen Früchten prangenden Zwetschenbäume waren, so daß die Wanderer, mehr aus Gewohnheit des Stehlens als aus Lust nach der kühlen Speise, sich nicht enthalten konnten, einige der vollen Zweige zu plündern, die über den Hag am Garten des Herrenhauses herunter hingen. Da klirrte ein Fenster auf und eine starke Stimme rief: „Ihr schwarzen Heiden, wollt ihr euch den leidigen Tod an den Hals fressen?“ Erschrocken neigten und verbeugten sich die Zigeuner und gingen weiter; der Mann am Fenster aber rief ihnen nach: „Werft die Zwetschen weg! sie sind heute eitel Gift!“ worauf sie nicht hörten, sondern kichernd und leise spottend ihre Schritte beschleunigten, indem sie die verbotenen Früchte nur um desto süßer fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Die Hirsche besitzen gleichfalls Sinn für Musik, wie schon die Alten bemerkten. Plinius berichtet von ihnen, daß sie von den Tönen der Hirtenflöte und des Gesanges wie bezaubert werden, und Aelian, so wie Klemens von Alexandrien erwähnen die Sitte der Jäger, Hirsche und Eber durch Pfeifen und Gesang in's Stellnetz zu locken. Plutarch bestätigt die Tonliebe der Hirsche. Wirklich werden die Edelhirsche in manchen Thiergärten durch ein Horn zum Füttern gerufen.

Auch auf das Rindvieh, so wie auf Schafe und Ziegen machen musikalische Töne einen Eindruck. Wie uns erzählt wird, sorgt man in der Schweiz dafür, daß die Glocken der Kühe zusammen ein harmonisches Geläute hervorbringen und im Tone auf einander folgen. Jede Kuh kennt ihre Glocke. Durch einen verschiedenartigen Gesang, der aber immer in ab- und aufsteigenden Tönen

besteht, lockt der Senne nach seinem Willen Kühe, Schafe und Ziegen, und jede der verschiedenen Heerden folgt den bekannten Locktönen. Nie werden die Kühe dem Ziegenruf folgen, wie umgekehrt die Ziegen nicht dem Ruf der Kühe oder dem berühmten Kuhreigen. In jedem Kanton ist übrigens dieser Ruf etwas verschieden. Er ist im Stande, auch in den Kühen, die nicht mehr auf den Alpen sind, das Heimweh hervorzurufen, so daß sie wild werden und auszureißen suchen. — Doktor Abercrombie berichtet uns, daß Schaf-, Ziegen- und Rinderheerden länger und mit größerer Eßlust weiden, wenn man ihnen kleine Stückchen auf der Querflöte vorspiele. Das wäre eine Art Tafelmusik. Auch sagt ein arabisches Sprüchwort: Musik macht das Vieh fett, was von Landwirthen wohl zu beherzigen wäre. Haben vielleicht deßwegen schon in den ältesten Zeiten die Hirten Pfeife und Flöte gespielt? Der erwähnte Dr. Abercrombie versichert aber auch, daß es Fälle gibt, wo Thiere, besonders Mäuse, durch Musik getödtet werden. Sie werden, wenn sie die höchsten Töne einer Querflöte oder Klarinette vernehmen müssen, von tödtlichen Zuckungen befallen. Physiologen sollten darüber, wie überhaupt über den Einfluß der Musik auf die Thiere, noch weitere Beobachtungen anstellen; es müßte zu interessanten Resultaten führen.

Noch sind einige Säugethiere übrig, die Sinn für Rhythmus und Musik haben, oder doch zu haben scheinen. So die Bären. Diesen werden zwar viele andere menschliche, oder eigentlich menschlich-thierische Neigungen und Gelüste zugeschrieben; so wird z. B. erzählt, daß sie namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs oder kurz nach demselben, wo überhaupt allerhand freches oder rohes Volk sich viel herausnehmen durfte, Weibern und Mädchen nachgeschlichen seyen und sie zulezt aufgefressen haben, wie das nach Chronikberichten in einer neuern Geschichte von Sachsen erzählt wird; woher vielleicht das Sprüchwort: „einen aus Liebe auffressen," gekommen seyn mag. Ferner wird uns berichtet, daß ein schwedischer Bär mit einer schönen, von ihm entführten Jungfrau einen Menschen erzeugt, der nach ihm Ursus geheißen habe und von dem der nachherige König Sueno III. abgestammt sey, und ähnliche Geschichten mehr, die Lucian in seiner „wahren Geschichte" recht gut hätte brauchen können. Allein hauptsächlich ist der Bär doch nur wegen seiner Tanzgeschicklichkeit berühmt, die immer Sinn für Rhythmus und Musik voraussezt. Leider ist uns in neuerer Zeit auch das Schauspiel nicht mehr gegönnt, solche podolische Tänzer nach den anmuthigen Tönen jener Melodie herumtanzen zu sehen, die wohl unserem unvergeßlichen Weber beim Komponiren seines Zigeunermarsches vorgeschwebt ist. — Was des Bären Stimme anbelangt, so taugt sie nicht viel: es ist ein mürrisches Brummen, und kann auch mit siedendem, aufbrausendem Wasser verglichen werden; daher das griechische βράζειν sowohl sieden als Bärenstimme bedeutet.

Vor dem Bären soll der Löwe — dem überhaupt, wie so manchem andern Könige, gewisse Schwächen gern nachgesagt werden — eine natürliche Furcht haben. Bei alledem bleibt er doch, was er ist. — Sein Brüllen ist aus Thiergärten und Menagerien hinreichend bekannt. Anders freilich ertönt es in der Freiheit, in der heimischen Wüste, so furchtbar, daß die Thiere, die es vernehmen, in starrer Angst wie bezaubert stehen, oder in sinnloser Flucht hin und her taumeln. — Eine mehr oder minder ähnliche Stimme haben auch die andern „gräulichen Katzen" in der alten und neuen Welt.

Mancherlei, oft recht romantisch-poetische Geschichtchen finden wir bei den guten Alten erzählt von den Delphinen, besonders von ihrer geselligen Freundlichkeit gegen die Menschen, ihrer Liebe zu schönen Knaben und zur Musik. Wer kennt nicht die Sage vom Arion? — Es scheint, der Delphin war ein Lieblingsgeschöpf der Völker, die am Mittelmeer wohnten, und noch jezt freuen sich die Seefahrer, wenn diese sanften, schnellen Thiere den Schiffen zur Seite schwimmen oder voran schießen, und besonders, wenn sie in der Abendstille auf dem ruhigen Wasserspiegel sie umgaukeln. — Auch von den Phoken oder Seehunden, die man uns überhaupt als kluge, sinnvolle Thiere schildert, sagt man, daß sie Musik lieben; noch mehr aber wird dies den Manati's oder Seekühen nachgerühmt. Schon Linné meint, daß man, was man gewöhnlich von den Delphinen in Bezug auf das Wohlgefallen an Musik aussage, mehr den Seekühen zukomme, und daß diese eigentlich die wahren Delphine der Alten seyen. Buffon, in mancher Hinsicht der Plinius der Franzosen, hat viele Beispiele von ihrer Musikliebe gesammelt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Thierbändiger. Mlle. Rachel.

Die Pariser waren schon durch Van Amburghs Darstellungen befriedigt, aber nun sind sie es noch weit mehr, durch Carters unerhörte Kunst und Kühnheit. Die Worte:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,

sind in der Carterschen Menagerie nicht anwendbar; denn dieser Mann weckt nicht allein den Leu, sondern er neckt und züchtiget ihn sogar, und mit den Zähnen und Krallen seiner wilden Bestien spielt er, als ob dieselben nur zum

Spaße da wären. Man sollte glauben, die Bestien haben gar keine Gewalt mehr, wenn nicht Van Amburghs Löwe bewiesen hätte, daß ihre Zähne leider noch nicht alle Kraft verloren haben. Der Mann leidet seit sechs Wochen an der Wunde, die ihm das wilde Thier in einem anscheinend so leichten Unmuthe versezt. Das Publikum wird ihn bald vergessen, wenn Carter fortfährt, die schaulustige Menge im Cirque olympique zu ergözen. Vielleicht sind seine Thiere besser eingelernt, und haben auch nicht den leichten Anflug von Ungeduld, welcher dem armen Van Amburgh so theuer zu stehen kommt. Man fragt sich noch immer, durch welche sonderbare Kunst man es dahin gebracht, die wildesten Thiere des heißen Erdstrichs in zahme, beinahe furchtsame, Hausthiere umzuwandeln. Die Zeitungen haben neulich behauptet, das Geheimniß bestehe darin, daß man mit ihnen, ich weiß nicht welche Operation vornehme. Wie dem sey, das Geheimniß, wenn eines dabei ist, scheint jezt ziemlich unter die Leute zu kommen. Ein Mann, der aus der Provinz kommt, versichert mich, er habe zu Roanne im mittäglichen Frankreich ein Schauspiel gesehen, wobei eine Frau auf einer Hyäne ritt. Auch hat der Akademiker Flourens in einem Aufsaze des Journal des Savans neulich nach Friedr. Cuviers großem zoologischen Werke eine Menge Beispiele von wilden Thieren angeführt, welche früher ganz gezähmt worden sind, ohne daß man, wie es scheint, irgend eine Operation mit ihnen vorgenommen hätte. Man sollte glauben, alle diese Thiere haben eine natürliche Anlage zum Zahmwerden, und es bedürfe nur großer Geduld und verständiger Erziehung, um ihnen ihre Wildheit zu benehmen. Die Theaterkritiker, welche gefürchtet hatten, das Publikum möchte sich vom neuen Schauspiel allzusehr bezaubern lassen und für kein anderes mehr Sinn haben, dürfen sich jezt beruhigen; denn sie konnten bemerken, daß, obschon man haufenweise dem Cirque olympique zuströmt, die Schauspiele mit menschlichen Mimen darüber nicht vernachlässigt werden. Wie die Lorbeeren der Dlle. Rachel den Schlaf der Dlle. Mars gestört und sie bewogen hatten, dieser eine Nebenbuhlerin in der Person der Dlle. Doze entgegenzustellen, so hat das Auftreten der leztern zur Folge gehabt, daß Dlle. Rachels Unpäßlichkeit aufgehört hat und sie wieder auftreten wollte. Ihr Wiedererscheinen war ein wahrer Triumph für das Mädchen. Es war nicht bloß Ausdruck der Zufriedenheit, kein Beifall, wie man ihn sonst wohl gegen beliebte Schauspieler äußert, sondern ein wilder Jubel, ein fürchterliches Geberden, als ob das Außerordentlichste sich begeben hätte. Einige Tageblätter äußern ihr Mißvergnügen darüber und meinen, solch übertriebener Beifall könne nur dazu dienen, das Mädchen eitel zu machen und ihm den Wahn beizubringen, als habe es nichts mehr zu lernen und bereits die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Ein Kritiker schreibt den Hauptlärm über ihr Wiedererscheinen ihren Glaubensgenossen zu, welche sich in großer Anzahl eingefunden haben sollen, um öffentlich darüber zu triumphiren, daß die israelitische Nation eine so große Schauspielerin hervorgebracht. Etwas mag daran wahr seyn; indessen hat das Mädchen unter den Christen nicht minder eifrige Verehrer, welche sie als das Heil der französischen Bühne ansehen, und die Wiedergeburt der französischen Tragödie von ihr erwarten. Bisher ist sie immer nur in den ältern Trauerspielen aufgetreten, und man sieht begierig der Darstellung einer neuen Rolle von ihr entgegen. Es gibt Theaterkritiker, welche sich gar nicht von dem allgemeinen Enthusiasmus hinreißen lassen, und jede ihrer Darstellungen sehr scharf beurtheilen; dies kann zur Dämpfung des enthusiastischen Beifalls der andern dienen, und dem Mädchen beweisen, daß es das wilde Jauchzen ihrer jüdischen und christlichen Anbeter nicht für baare Münze zu nehmen hat.

(Fortsezung folgt.)

Genf, December.

(Schluß.)

Die Pensionen.

Dies führt mich wieder zu dem Niedererschen Institut zurück, welches eigentlich eine großartige Vereinigung von drei Anstalten ist. Einmal ist es eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen und wird als solche besonders von Frankreich, England, Piemont, Süddeutschland und der deutschen Schweiz aus beschickt (Genfer Eltern senden ihre Töchter als élèves externes); dann ist es ein Seminar für künftige Erzieherinnen, und hier kann ich nicht ungerühmt lassen, daß Herr und Frau Niederer seit Jahren, um wenig Bemittelten den Besuch des Seminars möglich zu machen, Aufopferungen gemacht haben, die summirt ein höchst bedeutendes Vermögen constituiren würden; — endlich pflegen erwachsene Damen, die, sey es nun zum Vergnügen oder ihrer Bildung wegen, nach Genf kommen, in dem Niedererschen Hause am liebsten zu verweilen, weil es ein Vereinigungspunkt der besten Gesellschaft ist. Der Salon ist Abends eine wahre Polyglotte, wie die ersten Pfingsten. Wie viele angenehme und unvergeßliche Eindrücke der Fremde, dem es vergönnt gewesen, in diesem Kreise einen und den andern Abend zu verleben, aus ihm mitnehmen möge: am tiefsten und folgenreichsten wird der Eindruck seyn, den er von dem edlen Ehepaar empfängt.

So viel über die Pensionen und für diesmal. Gelegentlich einmal über die Bestrebungen unserer waadtländischen Nachbarn für Verbesserung des Unterrichtswesens. Das ist ein interessantes, aber verwickeltes Kapitel; denn es streiten in diesem Lande zwei feindliche Kräfte um die Ehre, den Schulwagen zu ziehen; daß beide an einem Strange ziehen, geht nicht, weil jede einen andern Weg und ein anderes Ziel verfolgen will. Eine dieser Kräfte ist der restaurirte Calvinismus, hier zu Lande Methodismus genannt, wie denn in der That Methode in diesem Unsinn ist. Vorläufig die Nachricht, daß der waadtländische conseil de l'instruction publique nächstens wieder die Professur der Philosophie an der Akademie ausschreiben wird, die im vorigen Jahre nicht besezt werden konnte, weil ein vor zwei Jahren hierher berufener deutscher Doktor, der damals aus Gefälligkeit die Rolle des Opponenten übernommen hatte, den einzigen Candidaten todt disputirte, und der Erziehungsrath sich mit der theologischen Fakultät über eine Berufung nicht verständigen konnte. Vielleicht dankt mir ein und der andere deutsche Philosoph, der, fähig französische Vorträge zu halten, Lust haben könnte, sich um die Stelle in Lausanne zu bewerben, die Bemerkung, da man den Lehrstuhl gern mit einem Deutschen besezen würde; nur muß er gut orthodox und darf vor Allem kein der Hegelschen Lehre Zugewandter seyn. Die theologische Fakultät hat ein für allemal diese Philosophie für immorale, irréligieuse et antichrétienne erklärt und sich jeden Versuch des Erziehungsraths, mit diesem Gifte die lautere Milch zu verunreinigen, welche von den theologischen Kathedern fließt, energisch verbeten. Doch davon ein andermal. Mgr.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. December 1839.

What joy to watch in lower creature
Such dawning of a higher nature!

Hallam.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir kommen vom Meer auf das Land zurück und betrachten noch einige Hausthiere. — Die Sprache unseres Hundes taugt eigentlich nicht viel, wiewohl für einen, der lange in der Irre umher gewandert ist und auf einmal irgend woher Hundegebell vernimmt, auch diese Stimmen, als Verkündiger eines nahen, von Menschen bewohnten Ortes, von unbeschreiblicher Wirkung sind, ja überhaupt in nächtlicher Stille, aus geheimnißvoller Ferne vernommen, etwas ahnungsvoll Romantisches enthalten. — Der Hundedialekt hat viel Schnarrendes; es herrscht darin jener Buchstabe vor, den die Chinesen so wie jener griechische Redner nicht recht aussprechen können, und der daher auch der Hundebuchstab genannt wird. — Musikliebe zeigt der Hund wenig; ja, wie sehr ihn manche Musik anwidre, ist bekannt. Wir wissen, in welchen Zustand ihn der Ton einer Violine versezt, wie er in Unruhe geräth und selbst Musik macht, d. h. zu heulen beginnt.

Der Hund, dessen anderweitige große Verdienste als Hofnarr und Nachtwächter, als treuer Reisekamerad und Leibhusar, als Jagdgehülfe, als Hirtenassistent und Schaafinspektor, als Spion und Postillon u. s. w. wir gebührend anerkennen, paßt übrigens so recht für unsere Zeiten, wo alle Sentimentalität, auch die reinste, edelste, verpönt ist, und manche Poeten darauf ausgehen, recht kalt frivol oder cynisch zu dichten. Das freundliche Nachtgestirn, das uns Andere zu zarten, schwärmerischen Empfindungen verlockt, bellt der Hund unwillig an. Uebrigens hat er doch anderweitiges Kunstgenie, besonders für das Theatralische. Nicht bloß daß er mit Seinesgleichen Komödien oder eigentlich Pantomimen aufführt, die oft, die Wahrheit zu sagen, kurzweiliger sind als die menschlichen; er ist bereits schon, wie allbekannt, über die eigentlichen Bretter der Thalia selbst gegangen, in Gesellschaft ungeschwänzter Komödianten, zu großer Ergötzlichkeit unseres hochgebildeten Publikums. — Ja, menschliche Worte soll schon der Hund ausgesprochen haben. Das, was Plinius davon berichtet, als von Prodigien, übergehen wir, und erwähnen bloß, was Leibnitz in den „Denkwürdigkeiten der Pariser Akademie" erzählt: daß er nämlich bei einem Bauer in der Gegend von Zeiz einen Hund angetroffen habe, der einige dreißig Worte aussprechen konnte, worunter sich die Worte Thee, Kaffee, Chokolade, Assemblee befanden. Er habe aber nie anders gesprochen, als wenn ihm sein Herr ein Wort vorgesagt, und es schien, als wenn es der Hund ungern wiederholte, ob man ihn gleich nicht übel behandelte. — Wie

nichts in der Welt ohne Ausnahme ist, so hat es auch einzelne Hunde gegeben, die Sinn und Liebe für Musik hatten. So wird von einem Hunde erzählt, der beim Beginne der französischen Revolution zu Paris gar gern der Militärmusik bei der Parade zuhörte, sich jeden Mittag richtig bei derselben einfand und daher von den Hoboisten und Soldaten der Paradehund genannt wurde.

Ich habe schon oben bei Gelegenheit, wo von der Stabilität der Thiersprachen die Rede war, auch der Schweine kurz erwähnt. Hier bemerke ich noch für Philologen und andere Sprachkenner, daß man aus der Pronunciation dieser artigen Geschöpfe selbst schon Beweise für die wahre Aussprache des Altgriechischen hergenommen hat. Um diese zu ermitteln, hat vor mehreren Jahren ein berühmter Archäolog behauptet, müsse man der Spur der Natur- oder Thierlaute folgen. Nun finde sich eine merkwürdige Stelle in den „Acharnern" des Aristophanes, wo die beiden, für Schweine ausgegebenen Töchter des Megaräers, um ihre vorgebliche „Schweinheit" dem Dikäopolis zu beweisen, auf das Angenehmste κοΐ. κοΐ zu schreien anfangen. Auch findet man anderwärts Stellen, wo als Hundegeschrei βαῦ, βαῦ vorkommt. Haben nun, meint jener Gelehrte, die Hunde und Schweine ihre Aussprache nicht verändert, so können auch die Altgriechen unmöglich οι wie i und αυ wie af, also nicht Reuchlinisch ausgesprochen haben. — Wir lassen für jezt die Sache dahingestellt seyn, und bemerken bloß, daß die Hunde, besonders jüngere, auch baf schreien, ferner daß das lateinische grunnire, und gar unser Grunzen an Zartheit dem griechischen κοΐζειν nicht gleich komme. Fast scheint es, daß die altgriechischen Schweine einen feinern Dialekt gesprochen haben, als die römischen und die deutschen. Das ebenfalls zarte γρυλλίζειν und γρύζειν scheint mehr die Stimme der Ferkel auszudrücken. — Das französische grogner und grouder kommt auch von grunnire her, drückt aber den bekannten Nasenlaut jener Thiere noch besser aus.

Noch sind das gute Schaf und die muthwillige Ziege zu erwähnen. Man weiß nicht, ob man das Bä oder Mä des ersteren mehr französisch oder griechisch finden soll. Keineswegs möchte ich aber dem scharfsinnigen Gelehrten beipflichten, welcher meint, die Menschen haben den Consonanten B von den Schafen gelernt, und deßhalb haben auch die alten Egypter in ihrem Hieroglyphen-ABC ein Schaf gemalt, um das B zu bezeichnen. Wäre das der Fall, so mußte auch dieser Buchstabe unter die literae belluinae eingereiht werden, wozu bekanntlich My, weil es an das Muhen der Rinder, R, weil es an das Hundegebell, und S weil es an das Zischen der Schlange erinnert, bis jezt gerechnet worden sind.

Nur kurz will ich erwähnen die schon oft erwähnte Geschichte von den beiden Knaben, die auf Befehl eines alten weisen Königs, der gern eine Ursprache ermitteln wollte, bloß bei Ziegen, von deren Milch sie genährt wurden, in abgesonderter Hütte leben mußten, und welche nach einigen Jahren, als die Hirten, die nichts zu ihnen sprechen durften, die Thüre öffneten, ihnen: Bekos, Bekos zuriefen, ein Wort, das auf Phrygisch Brod bedeuten soll. Ob nun die Sprache der Ziegen mit der phrygischen verwandt sey, mögen Gelehrtere entscheiden; soviel bemerke ich nur noch, daß neuere Sprachforscher das phrygische Bekos im deutschen Back oder Gebäck oder Weck wiederfinden wollen, und dabei recht gelehrt auf den „Kratylos" des Plato verweisen, um eine Verwandtschaft zwischen der phrygischen und germanischen Sprache herauszufinden.

Noch mögen einige Säugethiere in bunter Reihe hier folgen. — Wir machen sogleich einen Sprung wie das Eichhörnchen, um zu diesem selbst zu gelangen. Daß das muntere, possierliche, aber bissige Thierchen seinem Weibchen pfeift, sonst aber klatscht und knurrt, ist ziemlich bekannt, wohl aber nicht so, daß es auch Musik und Tanz liebt. Wenigstens der englische Naturforscher Barington hatte eines, das im Käfig nach der Musik taktmäßig tanzte. — Gut tanzen und sonst noch allerhand Künste lernt auch das possenhafte Murmelthier, welches die armen Savoyarden zu uns bringen. Es murmelt und murrt oft wie junge Hunde, und als Signal gibt es einen Ton von sich, der zwischen Bellen und Pfeifen klingt. Von einem andern Langschläfer, dem Troglodyten Dachs, weiß ich in Bezug auf Stimme nichts zu sagen. — Die Fischotter pfeift wie der Mensch; der Fuchs bellt bisweilen, wenn's recht kalt ist, sonst kläfft und knurrt er; der Luchs heult wie Hund oder Wolf; aber alle Thiere übertreffen an Geheul die in Gesellschaft lebenden Schakale; es soll zur Nachtzeit furchtbar klingen, fast wie klägliches Kindergeschrei. — Die abscheuliche Hyäne, die, nach dem Glauben der Alten, fremde Stimmen, selbst menschliche nachahmen soll, heult in gedehnten, hohlen Vokallauten. — Das garstige Rhinoceros, ein wahres Brutum, grunzt wie das Schwein; zuweilen fast eben so das Flußpferd, doch wiehert es noch häufiger wie das Pferd.

Die schwarzen Fiedler.

(Fortsetzung.)

Der Hochzeitzug kam aus der Kirche; drei lange Leiterwägen, jeder von vier wilden Rossen gezogen, rasselten in den Hof und luden eine Menge von Gästen ab, welchen noch eine zahlreiche Schaar zu Pferd und zu Fuß folgte denn Laszlo, der Hochzeiter, und die schöne Erzsy hatten von dem großen Verlobungskuchen die Stücke

ringsumher an Verwandte und Freunde gesandt; alle waren der Einladung gefolgt, und zum Dank hatten die alten Muhmen und Basen nichts versäumt, die Braut vor dem Zauber des bösen Auges und geheimnißvoller Besprechungen zu bewahren. Die eine hatte der jungen Erszy Petersilie und Knoblauch gereicht, um sie, da sie eben in die Kirche trat, in die Zischmen zu stecken und durch den Geruch den lauernden Feind zu verscheuchen; eine andere hatte in der Kirche sich auf den Platz gesezt, von welchem die Braut eben aufgestanden, damit er während der Trauung nicht erkalte und mit ihm die Liebe des jungen Paares; eine dritte und vierte hatten sie gelehrt, vor dem Altar Laszlos kleinen Finger zu zwicken und ihm auf den Fuß zu treten, damit die Oberherrlichkeit im Ehestand ihr nicht entgehe; wieder andere hatten ihr eingeschärft, Rocken und Nähnadel in ihres Vaters Hause zurückzulassen, wenn sie nicht etwa einst in der Wiege lauter Mägdlein statt der Buben schaukeln wolle; und da sie eben vom Wagen sprang, trafen ihre Sohlen auf ein Säckchen mit Mehl, das eine sorgsame Hand hingelegt, um die Neuvermählte vor künftigem Unheil in den Wehen zu bewahren. In diesem Augenblick spielten die Zigeuner zum Willkomm auf, und ihre keke Musik rauschte mächtig durch das Schreien, Johlen, Singen und Schießen der tobenden Gäste, die nun, ihre breitkrempigen Hute schwenkend, oder die Pelzkappen in die Höhe werfend, mit Jubelgeschrei die Fiedler begrüßten, während Laszlo ihnen die mächtige Schleifkanne mit dem Branntwein reichte, der sie mit so hastiger Gier zusprachen, als ob der Feuertrank sie zu neuem Leben zu erwecken, alle Uebel und Plagen zu verbannen vermöchte.

Dem Willkomm folgte in kurzer Frist das schwelgerische Mahl, dem Mahle des jungen Volkes Lust, der Tanz, während dessen die Alten bei den vollen Bechern sitzen blieben, mit einem Ohre dem Schalle der Musik lauschend, das andere den Mährchen neigend, welche der zahnlose Mund irgend eines greisen Mutterleins erzählte, so daß Musik und Worte in einander verschmolzen, und keines von beiden recht vernommen ward. Dem Bräutigam aber kam es vor, als spielten die Zigeuner nicht so frisch und munter, wie er es von Miklos und seiner Bande gewohnt war, und darum rief er plötzlich: „Hältst du uns für plumpe Schwaben, du schwarzer Sohn des bösen Feindes, daß du uns nichts aufspielst, als Trauermärsche? Auf, spiel' mir mein Leibstückchen!" Laszlo neigte sich an des Miklos Ohr und pfiff ihm die Weise eines Tanzes; der rieb sich die Stirn, wie aus tiefen Träumen erwachend, und bereitete sich, dem Begehren des Hochzeiters zu entsprechen, als wieder andere sich herzudrängten, jeglicher von ihnen seinen eigenen Lieblingstanz verlangte, die Weise wohl oder übel pfiff, dem Zigeuner blankes Silbergeld in die dunkle Hand schob, und dabei nicht die Drohung sparte, den Geiger sammt der Fiedel zu zerschlagen, so dem Verlangen nicht alsbald entsprochen würde. — Troz der Betäubung, welche schon seit dem frühen Morgen des Zigeuners Sinne umfing, und welche der reichlich genossene Branntwein um vieles noch gesteigert hatte, war ihm dennoch wohl bewußt, daß die Fröhlichkeit der Gäste zu dem gefährlichen Punkt gelangt sey, auf welchem sie nur allzuleicht in wilden Zorn ausartet, und die Erfahrung hatte ihn längst gelehrt, daß, so er einem der Dränger den Willen thäte, die andern alle auf den Begünstigten und auf ihn selbst einstürmen und losschlagen würden. So geschah es denn, daß die Angst ihn für Augenblicke zur Besinnung brachte, und er sich erinnerte, wofür er eigentlich den neuen Ländler erdacht, nämlich um sich damit bei solchem Anlaß aus aller Fahr und Noth zu helfen. Darum schnalzte er urplötzlich mit der Zunge, schlug den Triller einer Lerche an, und winkte den Gesellen. Nun begann, während die erste Geige den Gang der Weise vorzeichnete, der die andern in eigenthümlichem, dem Anschein nach regellosem und dennoch richtigem Schritt folgten, und welche das Cymbal (Hackbrett) in eben so sonderbarer Art begleitete, ein Schmettern, Flöten, Zwitschern, Schlagen und Pfeifen durcheinander, als ob das ganze Heer der Vögel aus Feld und Wald durch die Fenster hereinschwirrte und im Gemach umherflatterte. Die erstaunten Hörer traten zurück, blickten rings umher, als suchten ihre Augen all die Finken, Zeisige, Lerchen, Rothkehlchen, Meisen, Nachtigallen, Amseln und Drosseln, den melancholischen Guckguck, der von Zeit zu Zeit seinen einförmigen Ruf dem Chor gesellte, und den Häher, der hie und da sein Krächzen vernehmen ließ; und somit war des listigen Zigeuners Absicht, sich Luft zu schaffen, für den Augenblick vollkommen erreicht. „Gut gepfiffen, ihr schwarzen Spottvögel!" schrieen die erfreuten Gäste, vergaßen der Weisen, welche die Einzelnen eben erst so ungestüm begehrt, und drehten sich lustig im Kreise, johlend und lärmend in ihrer Herzen Fröhlichkeit. Und da nun das dräuende Gewitter des Unfriedens vorübergezogen, so daß die bezechten Slowaken weder untereinander Händel bekommen, noch die Musikanten geschlagen hatten, blieben die Gemüther bei der einmal genommenen Richtung wie eine bergab rollende Kugel; wilde Lust bemeisterte sich aller Anwesenden, und nichts schien im Stande, die laute, rauschende Freude ferner zu stören. Dennoch aber sollte sie gestört werden. Zwar kümmerten weder Trinker noch Tänzer sich darum, als gegen Abend mehrere der Gäste von gewaltsamem Uebelbefinden ergriffen und niedergeworfen wurden; ebensowenig schien es ihnen bemerkenswerth, daß der zweite Geiger längst schon auf dem Estrich lag, sich wand und krümmte wie ein getretener Wurm, wimmerte und ächzte, bis ihm

Stimme und Athem versagten, worauf er roth und blau im Gesicht wurde, gleich einem Erdrosselten. Auch nahmen sie nicht wahr, daß der Vicegespann, der Pleban und der Edelmann unter die Thüre traten, vor sich einen Panduren, welcher eine Schüssel trug, in der es wie in einer Kalkgrube dampfte und zischte, und aus welcher ein Qualm von scharfem, durchdringendem Geruch wirbelte, dem die Eintretenden die durch Mund und Nase geblasenen Wolken aus ihren Tabakspfeifen entgegensezten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Oper. Concerte. Berlioz.

Einer andern Schauspielerin am Théâtre français ist es neulich ganz anders gegangen. Als sie in einem Lustspiele, worin ein Lied vorkommt, dasselbe so gut sang, als sie konnte (die Schauspieler und Schauspielerin des Théâtre français sind ja nicht verbunden, eine gute Singstimme zu haben), so wurde von einem Uebellaunigen im Parterre eine Kupfermünze auf die Bühne geworfen, wie man den Bänkelsängern auf den Gassen ein Almosen hinwirft. Das Publikum nahm sich jedoch der Schauspielerin an, welche diesen Schimpf nicht verdient hatte, und bezeigte allgemein sein Mißvergnügen über die beleidigende That des Unbekannten. So wurde vor einigen Jahren, als an der großen Oper Rousseaus bekannter „Devin de Village," dessen Musik freilich ein wenig veraltet ist, aufgeführt wurde, eine Perrücke auf die Bühne geworfen, und seitdem wagt die Direktion nicht mehr, das alte Stück aufzuführen, um keine zweite Perrücke zum Geschenk zu erhalten. Wahrscheinlich fürchtet die komische Oper die Perrücken ebenfalls; denn sie führt fast niemals ein Stück vom ältern Repertoire auf, obschon sie deren eine Menge schöner und gefälliger besizt. Sie hält sich fast einzig an die neuern Stücke, und führt eher fünfzigmal nacheinander eine Adamsche oder Aubersche Oper auf, als eine einzige von Gretry oder Dalayrac; sogar die Mehulschen, Nicoloschen und Kreuzerschen Operetten werden ganz vernachlässigt. Das Publikum scheint nur noch an dem, was unter seinen Augen entstanden ist, und dem jetzigen Kunstgeschmacke entspricht, Vergnügen zu finden. Indessen das Théâtre français noch immer die Meisterwerke aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. aufführt, und zwar mit demselben Beifalle, wie ehemals, wenn dieselben gut dargestellt worden, können die musikalischen Theater es kaum wagen, ein Stück aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu geben; eine für die Tonsezer freilich keineswegs erfreuliche Erscheinung. Vielleicht läßt sie sich zum Theil aus dem Umstand erklären, daß, wenn eine Operette großen Beifall erhält, die Dreborgeln auf den Gassen die Lieder derselben verunstaltet vom Morgen bis zum Abend ableyern, und die Verfertiger von Tanzmusik Contretänze daraus zuschneiden, so daß man dieselben in allen Winkeln hören muß. Dadurch werden sie natürlich dem Publikum zulezt ganz verleidet. Und nicht allein Operetten, sondern auch große und ernsthafte Opern, wie Robert le diable, die Hugenotten, die Jüdin u. a. sind diesem Uebelstande ausgesezt. Musard wußte auch aus diesen Tanzmusik herauszuziehen, und die Pariser Grisetten nach einem Bruchstücke Roberts oder der Hugenotten zum Hüpfen zu bringen. Von dieser Plage ist Paris einstweilen befreit, denn die Musardschen Concertabende haben aufgehört, weil das Publikum ihrer doch endlich müde geworden war, und er hat sich nach London begeben, wie es heißt; wahrscheinlich hat man dort das Publikum mit Tanzmusik noch nicht so übersättigt, wie hier, wo bekanntlich eine zeitlang drei bis vier Anstalten das Publikum damit heimsuchten. Dies hat zur Folge gehabt, daß sie Alle zusammen eingegangen sind, vom Casino an, welches drei oder viermal auf- und zugeschlossen worden, bis zu den Valentinoschen Concerten, die sich einen höhern Zweck vorgesezt hatten, aber die leidige Tanzmusik doch immer als Grundlage brauchten. Nachdem sie nun alle aufgehört, und dem Anschein nach alle Spekulanten den Muth verloren hatten, auf diesem Wege ihr Glück zu machen, hat sich Valentino doch zuerst wieder von dem Fall erholt und seit vierzehn Tagen seine Anstalt wieder eröffnet. Diesmal ist aber die Tanzmusik sehr untergeordnet; er gibt jeden Abend nur einige Quadrillen und verbirgt sie gleichsam zwischen Ouvertüren und Symphonien, die nicht übel, wiewohl etwas mechanisch ausgeführt worden. Von einem solchen kärglich besoldeten Orchester läßt sich auch keine Ausführung erwarten, wie die der sogenannten Concertgesellschaft, welche jährlich ein Dutzend Concerte im Musikconservatorium gibt, und aus geübten Tonkünstlern besteht, welche großentheils in diesem Conservatorium gebildet worden sind. Als Vorspiel zu den diesjährigen Concerten besagten Vereins hat Berlioz an zwei Sonntagen seine große Symphonie Romeo — eigentlich eine Oper ohne Schauspieler und Schauspiel — aufführen lassen. Berlioz scheint zu glauben, die Macht der Tonkunst reiche hin, ohne allen Apparat für's Auge, eine tragisch verwickelte Handlung zu schildern und dem Geiste der Zuhörer zu vergegenwärtigen, und er hat sich die Kraft zugetraut, dieses Wunder hervorzubringen. Man kann dem Manne wahre Begeisterung für die Kunst, welcher er alle seine Kräfte widmet, nicht absprechen. Er ist ein geborener Tonkünstler, und Beethoven wird vielleicht von Niemand besser gewürdigt als von ihm. Aber er scheint an einer Ueberfüllung musikalischer Gedanken zu leiden; seine Musik ist zuweilen verworren und wird dem Zuhörer nicht klar; nun ist aber das Enträthseln der Musik keineswegs Sache der Leute, welche nur in's Concert gehen, um zu genießen. Daher konnte es auch Berlioz, obschon sich vielleicht kein Tonkünstler mehr Mühe darum gibt als er, niemals dahin bringen, ein wenig populär zu werden. Er hat Opern, Kirchenmusik, Concertmusik gesezt, und die Pariser auf alle Art für sein musikalisches Genie einzunehmen gesucht, und noch dazu seine Theorie in Feuilletons und Theaterkritiken preisgegeben. Es ist ihm aber bisher nicht gelungen, und doch verliert er den Muth nicht, sondern sezt mit bewunderungswürdiger Ausdauer seine Versuche fort. Wer kann es dem Künstler verdenken, daß er an seinen Beruf glaubt, und von einem Auditorium mit Gleichgültigkeit angehört, an ein anderes, gerechteres appellirt? Man hat es ihm in einem Tageblatte vorgeworfen, daß er die 25,000 Franks, die ihm Paganinis Großmuth geschenkt, mit den Kosten so großer Concerte verschwende. Freilich wäre es vernünftiger gewesen, dies Kapital gut anzulegen, und nur die Zinsen zu verzehren; denn wenn das Kapital selbst aufgezehrt seyn wird, so möchte sich schwerlich ein zweiter Paganini finden, um dem Künstler aus der Noth zu helfen. Was weiß aber der Künstler von Nothdurft, Sparsamkeit und kluger Berechnung? Für ihn ist die Kunst Alles, das Uebrige nichts oder wenig.

(Fortsezung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 102 u. Intelligenzbl. Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. December 1839.

De Numidia bonum habetote animum; nam omnia removistis, avaritiam, imperitiam, superbiam.

Sallust.

Jugurtha und Abd-el-Kader.

Wenn die Römer auf der Höhe ihrer Macht Numidien zur Provinz machten, und wenn die Franzosen in neuester Zeit eines Theils desselben Gebiets sich bemächtigen zu müssen glaubten, so ist in beiden Fällen der ganze historische Hergang und auch der Zweck der Eroberung ein bedeutend verschiedener. Dabei fehlt es aber auch nicht an zahlreichen Analogien; was namentlich den sittlichen Zustand der beiden Metropolen betrifft, so ließe sich vielleicht die Parallele sehr weit führen. Wenn Abd-el-Kader lange kein Jugurtha ist, so fehlt auch den französischen Proconsuln viel zu viel zu einem Metellus und Marius, und ist auch bis jezt in Algier kein Aulus Posthumius mit einem Heere durch das Joch gezogen, so hat man doch einen Calpurnius Piso nicht lange zu suchen. Schwerlich werden die Franzosen aus Sallust etwas lernen, so viel auch für sie dort zu lernen wäre. Man sieht aber aus ihren Tageblättern, daß sie den römischen Geschichtschreiber wenigstens lesen. Wenn die Oppositionsblätter denselben ausbeuten, so geschieht es vornehmlich in der Absicht, durch historische Vergleichungen und Contraste die Regierung zu necken. Aber die Nationaleitelkeit erlaubt ihnen selten, den eigentlichen Krebsschaden ihres Staats- und Kriegswesens, den Punkt, worin Paris dem damaligen Rom am meisten gleicht, die Corruption, geradezu aufzudecken. Wir nehmen aus einem gemäßigten Oppositionsjournal die folgende historische Moralität, in der sich der ganze französische Charakter mit all seinen Tugenden und Schwächen vortrefflich abspiegelt, und wo namentlich die Kunst geübt ist, mit halben Worten etwas ganz herauszusagen und das Beste zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Bei solchen spielenden Produktionen tritt einem die große Aehnlichkeit zwischen dem Geist der Franzosen und dem der Griechen unter römischer Herrschaft recht klar vor die Augen. Der Römer hatte am Gräculus einen witzigen Höfling und Tischrath, der der Majestät des römischen Volks schmeichelte und ihrer gelegentlich spottete; der Franzose ist in gleichem Geiste der Vergötterer und Spötter seiner eigenen Größe; und wenn die Franzosen die Rolle des weltherrschenden Volkes nur in der Einbildung spielen, so ist eben vorzüglich der Umstand daran Schuld, daß sie zu sehr Griechen im schlimmen Sinne sind, um im guten Römer seyn zu können.

Eine Lektion in der römischen Geschichte.

In einem zierlichen Gemache saß eine hübsche junge Frau allein, verdrießlich, in tiefen Gedanken am Feuer. Es klopfte und herein trat ein junger Reiteroffizier. Er küßte ihr die Hand und nahm Platz neben ihr; aber sein Besuch vermochte die Dame nicht ganz von den Gedanken

abzuziehen, die sie beschäftigten. Es fiel ihr nur auf, daß der Herr Vetter in Uniform kam.

„Woher in diesem Aufzug?" — „Vom Minister; ich möchte gerne nach Afrika." — „Ah! nun, von Ihrem Projekt sprechen wir gleich. Aber, lieber Freund, Sie finden mich ganz nachdenklich über meine entsetzliche Unwissenheit. Denken Sie sich, gestern beim Essen sprach man von nichts als von Afrika, von Abd-el-Kader, von Kabylen, Algier, Numidien; dann kam auch Sallust auf's Tapet, Masinissa, Jugurtha und dergleichen; ich wußte gar nicht, woran ich war. Ich lese doch alle neuen Romane und fast alles Geschichtliche, das herauskommt; aber von all diesen Leuten ist mir nichts bekannt. Ich wollte fragen, ob Jugurtha vielleicht Abd-el-Kaders Bruder oder Vetter sey; aber mir fiel die lächerliche Figur bei Molière ein, welche Martial für einen Handschuhmacher hielt; ich fürchtete, ich könnte meinen Mann in Verlegenheit setzen. Ich bitte Sie, Vetter, setzen Sie mich auf's Laufende; sagen Sie mir, wer alle die Leute waren. Sallust zum Beispiel — wenn mir recht ist, so ist das der Mann, der in Rom so schöne Gärten hat."

„Liebe Cousine," erwiderte der Kriegsmann, „Sie haben sehr wohl gethan, sich nicht näher nach Jugurtha zu erkundigen; Sie wären ausgelacht worden. Was Sallusts Gärten betrifft, so ist der Mann, dem sie gehörten, schon achtzehnhundert Jahre todt; ein Mann von den schlimmsten Sitten, ein Freund Cäsars und ein ausgezeichneter Dieb, Proconsul in Afrika, und just in Numidien. Und was er dort that, war zweierlei: einmal raubte er zusammen, so viel er konnte, und wurde dadurch einer der reichsten Männer in Rom, und dann beobachtete er an Ort und Stelle den ganzen Hergang eines furchtbaren Kriegs, den die Römer mit den Numidern zu führen hatten, und hinterließ uns eine Geschichte dieses Kriegs, die an Wahrheit der Auffassung und Kraft des Ausdrucks ein Meisterwerk ist; denn dieser Sallust — er hieß auch Crispus, weil er lockigte Haare hatte — war ein großer Kopf. Und sonderbar, Tugend, Rechtschaffenheit, Sittenstrenge können nicht eindringlicher gepriesen werden, als von diesem Geschichtschreiber, dessen Leben diesen seinen Grundsätzen so schlecht entsprach." — „So führen wir also," sagte die Dame, „den nämlichen Krieg wie damals die Römer?" — „Leider, ja." — „Und Abd-el-Kader ist unser Jugurtha?" — „Doch nicht so ganz." — „Wissen Sie was, Vetter? geben Sie mir eine kleine Lektion in der römischen Geschichte."

Der Vetter gab nun preis, was ihm vom Collège her aus seinem Sallust geblieben war. Er schilderte, wie viel der listige, grausame und tapfere Jugurtha den Römern zu schaffen machte, wie er sie noch mehr durch Bestechung als durch Waffen im Schach hielt, wie er endlich überwältigt, durch römische List in's Netz gelockt, im Triumph aufgeführt wurde und elend unterging. — Als er fertig war, sagte die Dame: „Tausend Dank für die Belehrung. Aber sagen Sie mir einmal: sind wir nicht eine große Nation?" — „Wer zweifelt daran?" — „Vielleicht nicht ganz so mächtig als das römische Volk, aber überflüssig stark genug, um mit einem unbedeutenden Häuptling wie Abd-el-Kader fertig zu werden?" — „Ganz gewiß." — „Mit dem Sohn eines Marabout, der nichts weniger als ein Jugurtha ist!" — „Sie verhalten sich kaum, wie tausend zu eins." — „Noch eine Frage: Wie lange dauerte der Krieg mit Jugurtha?" — „Sieben Jahre." — „Und es ist neun Jahre, daß wir mit diesem Königlein zu thun haben! Wo sind unsere Marius, Metellus, Sylla?" — „Sie haben Recht," erwiderte der Offizier, den diese Fragen gewaltig in die Enge trieben; „was Abd-el-Kader ist, dazu haben wir ihn erst gemacht: wir haben mit ihm unterhandelt, und so bildet er sich ein, er sey eine Macht; wir haben Pulver und Waffen an ihn verkauft, und er braucht sie gegen uns."

„Ei," fuhr die wißbegierige Cousine fort, „da fällt mir ein: beim Essen gestern schämte ich mich nicht allein meiner historischen Unwissenheit, noch etwas machte mir zu schaffen: es wurde da mit großem Nachdruck eine lateinische Phrase citirt; sie muß von Sallust oder Jugurtha seyn. Ich mochte mir das Ding nicht erklären lassen, es konnte ja etwas Unschickliches seyn. Es war etwas wie urbs venalem. Sagen Sie mir, was das ist."

„Das ist bald gesagt. Jugurtha kam nach Rom, um sich rein zu waschen, und überall fand sein Gold hohle Hände. Da er aber frech genug war, in Rom selbst den Massiva, einen Mitbewerber um die numidische Krone, ermorden zu lassen, so mußte man ihn aus Italien verweisen. Als er nun Rom Valet sagte, sah er sich noch einmal um und sagte: urbem venalem et mature perituram, si emptorem invenerit; das heißt: eine käufliche Stadt, mit der es bald aus wäre, wenn sich ein Käufer für sie fände. — Gerade daran sehen Sie recht, welch großer Unterschied zwischen Jugurtha und Abd-el-Kader ist: dem einen standen unermeßliche Schätze zu Gebot, womit er römische Bürger bestach, der andere hat über keine Schätze zu verfügen; und dann steht die französische Nation weit höher als damals das römische Volk. Abd-el-Kader, dieser Jugurtha im Kleinen, fände unter unsern Feldherrn keinen Aulus Posthumius, er fände keinen Centurionen, keinen Tribun, keine Legionen, die mit ihm gemeine Sachen machen möchten. Könnte er sie in Versuchung führen, Soldaten und Anführer wären eben so viele Metelle. In unsern Kammern gäbe es keine Pairs, keine Deputirte zu verführen. In Rom war Alles feil, in Paris ist nichts feil, und keinem Käufer, so reich er seyn mag, ist es in den Sinn gekommen, und ein Gebot zu thun. Wissen Sie wohl, was Abd-el-Kaders

Hauptwaffe ist? die Religion. Mahomet macht den Sand Afrikas für ihn zum ergiebigen Boden und führt ihm seine Soldaten zu; der Islam ist sein Schatz, der Coran sein Finanzminister."

„Sie glauben also nicht, daß die Ungeschicklichkeit, womit bisher der Krieg geführt worden ..." — „Still! still, Cousine! Ich komme eben vom Kriegsminister." — „Ei, ja, Sie wollen also nach Algier? Sie wollen zwei Zoll von Ihrem Tschako den Säbel eines Kabylen blinken sehen?" — „Allerdings, aber nicht Jedermann kann so glücklich seyn; auf den Dampfschiffen, die unsere Regimenter nach Algier fahren, ist nicht für Alle Platz: ich soll in Frankreich bleiben." — „Schön, schön! ein lieber Mann, der Minister! Ich rechne auf Sie bei den Bällen diesen Winter. — Sie speisen doch bei uns, Kapitän? Sie sollen sehen, wie ich bei Tische von Jugurtha spreche. Sie haben mich ganz neugierig nach den Schriften des Sallust gemacht, der ein so schlechter Mensch war, der so schöne Gärten und so viel Kopf hatte."

Die Dame zog die Glocke. „Anna," sagte sie zum eintretenden Kammermädchen, „du mußt in mein Lesekabinet; nimm hier die Bände von Balzac und laß dir dafür den Sallustius geben, Sallustius Cris-Crispus, den Schriftsteller, der so lockige Haare hatte." — „Liebe Cousine, das Frauenzimmer, aus dessen Lesekabinet Sie sich mit Romanen versehen, hat den Sallust nicht; Sie weiß gar nicht, was das ist. Sie müssen sich deßhalb an die königliche Bibliothek wenden."

Die schwarzen Fiedler.

(Fortsetzung.)

Die Ankömmlinge betrachteten von der Schwelle aus das Getümmel, zeigten einander mit bedeutsamen Winken die zu Boden Gestürzten, und nach einer Weile erst rief der Edelmann: „Wollt ihr ruhig seyn mit eurem Gedudel, ihr schwarzen Heiden!" — Miklos erkannte die Stimme, welche am Morgen aus dem Fenster des Herrenhauses ihm zugerufen, und da es ihm zugleich willkommen schien, ein wenig rasten zu können, hörte er plötzlich zu spielen auf, und mit ihm die Bande. Die Paare wirbelten noch einige Takte lang fort, kamen dann aus dem Schritt und hatten nicht Zeit, sich zu verwundern oder zu fragen, denn der Pleban erhob alsbald seine Stimme zu einer derben Rede. „Seyd ihr getaufte Christen und getreue Unterthanen," rief er unter andern, nachdem er ihnen ihre Schwelgerei und Ueppigkeit vorgeworfen, „daß ihr in solcher Zeit tanzt und jubelt? Habt ihr nicht vernommen, was euch verkündet worden? Hab' ich euch heute Morgen in der Kirche nicht untersagt, zu schlemmen und zu toben? Und warum? Darum, weil rings herum in allen benachbarten Comitaten der Juden verruchte Hände Brunnen und Quellen vergiftet haben und der Himmel solches zugelassen, um euch für eure Frevel und Sünden zu strafen."

Die Gäste starrten den Redner mit weitaufgerissenen Augen und offenem Munde an. Der Hochzeiter kroch, demüthig, wie ein Hund, herbei. — „Drei Schritte vom Leib!" donnerte der Vicegespann, und der Pandur streckte wie zur Abwehr die dampfende Schüssel ihm entgegen. Laszlo blieb stehen und betheuerte, weder er noch seine Freunde hätten einen Tropfen Wasser getrunken, und so dürften denn ihretwegen alle Quellen verpestet seyn. — „Willst du deiner vorgesezten Obrigkeit, des Königs und der Kirche spotten, elender Knecht, der du bist?" schrie der Edelmann, und der ehrwürdige Priester fiel ihm in's Wort: „Ihr habt Grund und Ursach, meine Warnungen euch um so mehr zu Herzen zu nehmen, da in Folge eurer Unmäßigkeit und eures Ungehorsams bereits die Strafe euch ereilt. Ihr wähnt vielleicht, daß diejenigen unter euch, welche sich am Boden winden oder starr und todt daliegen, morgen wiederum aufstehen werden, wie sie sonst wohl zu thun pflegten, wenn des Trunkes Uebermaß sie also niedergestreckt? Da aber irrt ihr gewaltig. Gottes Finger hat sie berührt, sein Zorn sie gezeichnet, und die morgenländische Krankheit sie erwürgt."

Heulend sanken die Hörer in die Knie, während der Pleban fortfuhr: „Und wer hat euch die neue Pest zugeschleppt? Ich will es euch sagen: die schwarzen Fiedler haben, als Boten des göttlichen Zornes, den Keim des Todes zu euch getragen; einer von ihnen liegt, ein Opfer der Cholera, in eurer Mitte, und ihr seyd Alle verloren, so ihr nicht schnell von dannen flieht." — Nach diesen Worten entfernte sich der Mahner mit seinen Begleitern, nachdem er noch dem Panduren geboten, die Schüssel mit dem Chlorkalk zurückzulassen. Der plötzliche Schreck hatte den größten Theil der Trunkenen wieder nüchtern gemacht; sie erhoben sich vom Boden, und ihre erste Bewegung war, nach den Zigeunern zu schauen, was gerade noch zu rechter Zeit geschah, um sehen zu können, wie der lezte von ihnen, behend und schmiegsam, gleich einer Katze, durch das schmale Fenster entschlüpfte. Nur einer war zurückgeblieben: der, von welchem der Pfarrer eben gesprochen; — er lag starr und steif, und war todt. Vor dem grausenhaften Anblick scheu zurückbebend, drängten die Gäste sich allen Oeffnungen zu, durch Thüren und Fenster einen Ausgang zu gewinnen, die Männer scheltend und fluchend, die Weiber kreischend und zeternd, und alle eben durch ihre Hast selbst einander hindernd. Die fliehenden Musikanten vernahmen

noch auf eine weite Strecke das Schreien der ungeduldigen Dränger, die Wehklagen der Gedrückten und Gestoßenen; doch keiner von ihnen verlangte, das Ende des Lärmens abzuwarten, sondern Alle priesen des Führers Vorsicht, welcher kaum das Wort der Anklage aus dem Munde des Leutpriesters vernommen, als er auch schon den Weg zur Flucht ihnen wies, indem er selbst voranschlüpfte, und nun in strengem Lauf dem Walde zueilte, in dessen nächtlichen Schatten angelangt, er die Hast seiner Schritte minderte und Athem schöpfte, während die kurze Aufregung auf's Neue der Abspannung wich.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Concerte. Mad. Girardin. Mad. Ancelot.

Berlioz schmachtete nach Künstlerruhm; einen klugen Hausvater werden sie wahrscheinlich nie aus ihm machen. Auch ist er ja nun Unterbibliothekar des Musikkonservatoriums, und braucht also eben nicht zu fürchten, daß er vor Hunger umkommt. Die Bibliothek jenes Conservatoriums wurde bisher vom Publikum nicht sehr besucht, sie hatte aber auch nicht viel auf sich. Aber nun fängt man an, ihr höhern Werth beizulegen, da sie nicht allein mit den neuern Werken der Tonkunst versehen ist, sondern auch die ältern Werke anschafft, weßhalb der sich besonders mit mittelalterlicher Musik abgebende Bibliothekar Botté de Toulmon eine Reise nach Deutschland unternommen hat, um die in den dortigen Bibliotheken vorhandenen alten Musikwerke abschreiben zu lassen, so daß diese Sammlung allmählig große Wichtigkeit erlangen kann, wenigstens für die, welche die Geschichte der Tonkunst studiren wollen. Die Herausgeber der Gazette musicale, der einzigen musikalischen Zeitung, die sich erhalten hat, geben im Winter auch einige Concerte, welche eigentlich dazu dienen sollen, die Zahl ihrer Abonnenten zu vermehren. Man bekommt aber hier zuweilen Virtuosen zu hören, welche nicht mehr öffentlich auftreten. So ließ in einem der lezten dieser Concerte Moscheles, welcher sich in London niedergelassen hat, und nur dann und wann Paris wieder besucht, einige neue Phantasien hören, die von denen der Chopins und anderer neuern Pianofortevirtuosen ganz verschieden sind und noch den Geist der ältern deutschen Schule athmen. Für die Feier des Jubeljahres der Erfindung der Buchdruckerei will Neukomm ein Gedicht, woran Lamartine arbeitet, oder welches er wenigstens versprochen hat, in Musik sezen. — Das Vorlesen der Ecole des journalistes im Salon der Madame de Girardin, wovon ich neulich gesprochen habe, hat Aufsehen gemacht, und obschon die dazu eingeladenen Journalisten so höflich waren, nicht geradezu ihre Meinung darüber zu sagen, so merkten sie doch bald, daß das Stück keinen andern Zweck habe, als sie sammt und sonders in ein gehässiges Licht zu stellen, und dem Herausgeber der „Presse," das heißt dem Manne der Dichterin, zum Fußgestell einer Ehrensäule zu dienen. Sie haben auch nicht ermangelt, ihren Unmuth auszulassen. Jules Janin hat einen langen Brief darüber im Artiste, einem mit Eleganz gedruckten Blatte, das sich jezt auf Unkosten anderer untergegangenen oder untergehenden Blätter zu erheben sucht, abdrucken lassen, und dies hat Gegenbemerkungen in der „Presse" veranlaßt. Die Pariser Journalisten im Allgemeinen wie rohe und wilde Leute darzustellen, denen nichts heilig und ehrwürdig ist, und die im Taumel der Trunkenheit ihre Aufsäze schreiben, ist abgeschmackt. Mehrere dieser Journalisten führen allerdings ein flottes Leben, und sind eben keine Muster von Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie würden aber nicht in guter Gesellschaft geduldet werden, und Madame de Girardin selbst würde sie nicht in ihren Salon aufnehmen, wenn sie sich so betrügen, wie sie dieselben in ihrem Lustspiele schildert. Ihre Untugenden haben bereits zu einem Lustspiele von Delaville, „le Folliculaire," Anlaß gegeben, welches vor einigen Jahren auf einem der Haupttheater aufgeführt wurde. In Madame de Girardins Ecole des journalistes ist zu viel persönliche Satire und ein allzu sichtbares Streben, die vielen Gegner ihres Mannes zu geißeln. Die Regierung hat die Darstellung des Stückes nicht erlauben wollen, wohl nicht der Journalisten wegen, welche vor andern Ständen kein Vorrecht haben, sondern wegen der in Madame de Girardins Lustspiele oder satirischer Skizze enthaltenen Anspielungen auf das Privatleben eines berühmten Staatsmannes oder auf das, was man von seinem Privatleben erzählt, und was vielleicht nicht wahr ist. Uebrigens ist das Verbot eines Stückes jezt ein seltener Fall, und obgleich manche Tagblätter die Oberaufsicht des Ministers des Innern über die theatralischen Darstellungen eine Censur nennen, so hat sie doch mit dem, was man anderswo darunter versteht, wenig gemein. Um absolut verboten zu werden, müßte ein Stück entweder völlig unsittlich oder eine ganz persönliche Satire seyn: auch vom Mäckeln am Ausdruck ist nicht die Rede, es müßte dann etwas ganz auffallend Unsittliches in den Worten liegen. Gesezt auch, daß im Ministerium des Innern an einem neuen Theaterstücke eine Aenderung vorgeschlagen würde, so steht es dem Dichter ja immer frei, sein Stück so drucken zu lassen, wie er es geschrieben, und die Zeitungen stehen ihm offen, um gegen jeden Eingriff der Ministerialbeamten zu protestiren. Eine andere Dichterin, Madame Ancelot, ist mit ihrem Stücke: la fille de l'avocat glücklicher gewesen als Madame de Girardin mit ihrer Journalistenschule. Diese Advokatentochter hat triumphirend Besiz von der Bühne des Gymnase dramatique genommen, und erhält vielen Beifall, fast eine Seltenheit auf dieser Vaudevillebühne, seitdem Scribe für dieselbe nicht mehr dichtet. Das vormals so sehr besuchte, so glänzende Gymnase dramatique hat nun viele Mühe, einen vollen Saal zu bekommen, und ein kleines Journal bemerkt satirisch, dieser Schauspielsaal widerlege handgreiflich die Naturforscher, welche nicht an das Daseyn des leeren Raumes glauben wollen. Da Herr und Madame Ancelot kein Tageblatt herausgeben wie Herr und Madame de Girardin, so haben sie auch nicht so viele Gegner, und ihr Salon wird von vielen Schriftstellern, auch von fremden besucht. Madame Ancelot gehört zu den geistreichen Frauen, welche die Blüthe der Pariser Gesellschaft ausmachen. Ihr neues Lustspiel oder Vaudeville ist eine Verherrlichung des Advokatenstandes; denn hier wird ein Advokat aufgeführt, welchem eine hohe Familie in England einen Prozeß gegen die Heirath des Erben mit einem Bürgersmädchen, der eigenen Tochter des Advokaten, anvertraut hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. December 1839.

In Arquà, wo er starb, ruht sein Gebein,
Dort zwischen Bergen, wo sein Lebensschimmer
Zu Thal ging! Das ist Arquàs Stolz, und ein
Ehrhafter Stolz. —

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Arquà.

(Fortsetzung von Nr. 189.)

Wenige Miglien westwärts von der Landstraße in einem weiten Thale der Euganeen liegt auf einer Anhöhe das Dörfchen Arquà, einer von jenen Namen, welcher nichts voraus haben würde vor tausend und tausend andern, wenn er nicht bezeichnet wäre durch das Andenken einer der edelsten Menschennaturen. Petrarca wählte diesen Ort zum Ruhepunkt für die lezten Jahre seines vielbewegten Lebens, und er ist ihm in jeder Hinsicht Friedensport geworden. Seit Jahrhunderten besuchen alle, die in dieser Gegend weilen, das abgelegene Dörfchen, um Petrarcas Haus, Petrarcas Brunnen, Petrarcas Grab in Augenschein zu nehmen, und Arquà darf, wenn gleich nicht kirchlich geweihter Boden, manchem Wallfahrtsorte an die Seite gesezt werden.

Der gewöhnliche Weg führt durch Wiesen neben einem kleinen See über einen nicht allzuhohen Hügel, hinter welchem Arquà sich erhebt; ein etwas weiterer, lohnenderer zieht sich durch Valsansibio über eine ziemlich steile, dicht mit Maulbeersträuchen bewachsene Höhe, deren verschiedene Ruhepunkte angenehme Rückblicke gewähren über das so eben verlassene Thal mit seinen Gärten, Wiesen, Feldern und umschließenden Hügeln. Hat man den Gipfel erreicht und einen Schritt abwärts gethan, so entschwindet mit einem Male Alles, was zu Valsansibio gehört, und vor den Blicken liegt Arquà, durch seinen Inhalt die bedeutungsvollste Episode dieses Bergepos. Hier trägt das Auge viel weiter als nach der gegenüberliegenden Seite hin; aber das weite Thal erscheint öder, zerrissener der Boden und steiniger, weniger begrünt die umlagernden Berge. Man fragt sich auf den ersten Anblick unwillkührlich, warum der Sänger Lauras gerade diesen Punkt zur Feier seines Lebensabends gewählt. Je näher man aber dem Orte kommt, um so mehr zeigen sich Spuren von Kultur; die lezte Abstufung des Uebergangsrückens erscheint ein wahrer Berggarten; am überraschendsten für den nordischen Wanderer sind die, nur hie und da von einem dunkel überragenden Lorbeer unterbrochenen dichten Granathecken, die, eben in vollem Flor, mit ihren orangeglühenden Blüthenaugen einen zauberischen Eindruck übten.

Man sagt den Bewohnern von Arquà nach, daß sie rauflustig, ja blutdürstig seyen; ihre Nachbarn erzählen sich gar manche Mordgeschichte und wollen mit ihnen nicht gern etwas zu schaffen haben. Ich weiß nicht, ob diese Erzählungen unsern Blick bestochen und uns mit

Vorurtheilen erfüllt hatten, genug, wir fanden allesammt in denen, welche uns begegneten, etwas Wildverwegenes, einen Trotz in Blick und Zügen, der eben nicht im Stande vor, Vertrauen einzuflößen. Was wir mit unserm Besuche wollten, errieth jeder. Ein kleiner, kecker Bauerbursch trug sich unaufgefordert an zum Führer, ein anderer rief den Custos des Hauses herbei, und so befanden wir uns, kaum wußten wir wie, in den Räumen, wo der Schwan italischer Lyrik nach dem Wechsel glücklicher und kummervoller Bahnen seinen lezten Ton ausgehaucht.

Das Haus, von dem er selbst in einem seiner Briefe sagt, daß er es sich erbaut, nicht groß, doch anständig und behaglich, um dort den Rest seiner Tage im Andenken vorangegangener und noch mitlebender Freunde zu verbringen, liegt einfach und durch nichts vorragend unterschieden von den übrigen des Dorfs, in einem Winkel, abgeschlossen durch einen Vorhof, aber mit erquicklicher Aussicht über Gärten und Felder und mit concentrirterem Durchblick durch den gegenüber sich eröffnenden Bergrahmen. Mehrere Zimmer sind mit Fresken bemalt, die noch aus des Erbauers Zeit herstammen sollen und durch eine gewisse Steifheit in der Behandlung allerdings für ein frühes Alter zeugen. Alle haben Bezug auf irgend eines seiner Gedichte. Sie stellen meist ihn selber dar in verschiedenen Stimmungen und Stellungen, bald am See, am Berg, am Bache, bald im Garten, den umherstreifenden, suchenden, freudig findenden, einsam trauernden Schwan, leztern, das Symbol seiner selbst, ausdrücklich überall in seiner Begleitung, hie und da auch Donna Laura, bald näher, bald in der Ferne sichtbar. Das kleine Zimmer, wo er 1374 eines Morgens hinübergeschlummert gefunden wurde, der Lehnstuhl, in welchem er, das Haupt über ein Buch gebückt, entschlafen, Alles wird sorglich erhalten und dem Besucher vorgezeigt; ja selbst der Mumie seiner weißen Lieblingskatze, die unter Glas verwahrt über der Thür des Bibliothekzimmers gleichsam als posthumer Custos aufgestellt ist, widmet der Cicerone eine ausführliche Erklärung. Das bereits zu zwei ziemlich starken Bänden angewachsene Denkbuch enthält zwischen einzelnen Weizenkörnern unendlich viel Spreu, wie er so vieler Orten unter den Händen solcher erwächst, die durchaus meinen, es müsse beim Durchlaufen eines, um seiner Bestimmung willen bemerkenswerthen Denkbuches auch ihrer Einfälle gedacht werden, mögen diese nun noch so trivial und undenkwürdig seyn. Gern verweilt man bei den Worten, welche Cesarotti und Alfieri zurückgelassen. Auch werden diese vorzugsweise bewahrt, erstere auf einem besondern, wahrscheinlich aus dem Album herausgenommenen Blatte, gegenüber den mit Bleistift an die weiße Wand geschriebenen, ebenfalls sorglich unter Glas und Rahmen gestellten Zeilen Alfieris:

„Prezioso diaspro, agata, ed oro
Foran debito pregio, e appena degno,
Di rivestir si nobile lavoro,
Ma no; tomba fregiar d'uom ch'ebbe regno
Vuolsi, e por gemme ove disdice alloro,
Qui basta il nome di quel divo ingegno."

Unmittelbar aus diesen Räumen begaben wir uns vor die Kirche, wo ein einfacher Sarkophag von braunrothem Marmor, auf vier runden Pfeilern erhöht, die Gebeine des Dichters bewahrt. Obenauf steht seine Bronzebüste. 1632 soll ein Florentiner den Sarkophag erbrochen und einen der Arme für seine Vaterstadt fortgeschleppt haben. So ward an dem Sänger Scipios die Grabesinschrift seines Helden, das allbekannte „ingrata patria," wenigstens zum Theil aufgehoben. Etwas unterhalb ist der Brunnen, den Petrarca für seine Mitbewohner soll erbaut haben, und der noch heut den Namen Pozzo di Petrarca führt. Sein Wasser ist zu jeder Jahreszeit, auch bei der größten Dürre, wenn alle andern ausgedorrt sind, klar und frisch und ergiebig, wie die Gesänge seines gedanken- und melodienreichen Stifters.

Die schwarzen Fiedler.

(Schluß.)

Vergebens suchte Miklos sich selbst zu trösten und zu ermuthigen, indem er seinen Gesellen Trost zusprach. „Wir haben einen guten Tag erlebt," sagte er, „und können zufrieden seyn. Oder ward uns nicht reiche Aezung und überreicher Trunk? Klirrt es nicht silbern in unsern Taschen? Sind unsere Rücken nicht ohne blaue Male, unsere Köpfe ohne Beulen, unsere Fiedeln unzerschlagen geblieben? Leugnet das, wenn ihr könnt." Keiner widersprach, keiner erwähnte des armen Sugar, welcher im Hochzeithause liegen geblieben, und dennoch fühlte die Bande in dumpfer Angst so gut wie der Führer, daß sie dem Feinde, welcher ihren Genossen niedergeworfen, allesammt nicht entrinnen könnten. Und da nun der Himmel seine Schleußen öffnete und der Regen eisigkalt in Strömen niederstürzte, während ein scharfer Nordost die Wipfel der Bäume packte, schüttelte, bog und knickte, so verloren die nächtlichen Wanderer vollends allen Muth, vermochten kaum mehr Weg und Steg zu finden, und erreichten mit Mühe nur, durchnäßt bis auf die Haut, frierend bis in das innerste Mark, ihr Lager, wo sie neben der erwärmenden Flamme kraftlos niedersanken, bewußtlos in die Glut starrten und in krankhafter Gleichgültigkeit die ferneren Unbilden der Witterung ertrugen, vor denen die leichte Bedachung von Reisig sie nur unvollkommen schüzte.

Miklos allein besaß noch so viel Bewußtseyn, um wahrzunehmen, daß die übrigen Mitglieder der Horde, die Weiber und Kinder in keinem bessern Zustande sich befanden, als er und seine Begleiter, und zum Theil in noch schlimmerem, da sie in Zuckungen lagen, nach Hülfe wimmerten, mit lechzender Zunge und erlöschender Stimme um einen Tropfen Wasser flehten, den ihnen Niemand reichte, weil jeglicher in seinem Elend gegen fremdes Leiden so unempfindlich geworden, daß er mit offenem Auge nicht mehr sah, mit wachem Ohre nicht mehr hörte. Nur zweien schien wohl zu seyn: der alten Czinka, die zusammengekauert dasitzend, ihr Antlitz auf die eigenen Knie gelegt, ihre Hände über die Knöchel der Füße geschlungen hatte, und der jungen Hollanka, die, ihr Kind im Arm, die weißen Zähne fletschte und mit fast klangloser Stimme ein Lied eintönig und unverständlich surrte. Miklos blickte nach den beiden Wesen, die ihm die einzig theuren hienieden waren, doch besaß er nicht die Kraft, sich zu ihnen hinzuschleppen, und nicht mehr Fassungsgabe genug, deutlich zu erkennen, daß in Hollanka nichts lebte, als das, was bis zum lezten Athemzuge in eines Weibes Brust nicht stirbt: die Zärtlichkeit der Mutter.

Unterdessen hatte der Schein der Flamme einen verirrten Jäger herbeigelockt, der, bedeckt von seinem breitkrempigen Hut, eingehüllt in die schirmende Juhaszbunda (Schaafpelz), rüstig und wohlbehalten mitten unter die Horde trat und voll mitleidiger Verwunderung die schwarzen Fiedler betrachtete, welche auch ihm schon oft zu fröhlichem Tanze aufgespielt, und die er nun in einem Zustande fand, den er, unbekannt noch mit der furchtbaren Krankheit aus Hindostan, sich nicht zu deuten wußte. Und das entsetzenvolle Schauspiel, das sich den erstaunten Blicken bot, war wohl dazu geschaffen, auch das roheste Herz zu bewegen und zu erschüttern, und wenn es, statt der verachteten Heimathlosen, auch nur arme Hunde gewesen wären, die verlassen von Gott und Menschen, in bittern Schmerzen sich wanden. In der Seele des rauhen Janos aber wohnte mildes Erbarmen; er nahm des lechzenden Miklos Haupt sorgsam auf seine Knie, goß dem nach einem kühlen Trunke Wimmernden eine reichliche Gabe aus seiner weitbauchigen Feldflasche in den Hals, und erreichte damit seinen Zweck, denn nachdem der Leidende den Slibowiz geschluckt, hörte er auf zu jammern. Nun wandte sich der mitleidige Waidmann zu Hollanka, deren trostloser Gesang in heisere Klagetöne übergegangen war, und erquickte sie auf gleiche Weise mit demselben Erfolg; und so fuhr er fort, so lange, bis die Flasche völlig geleert war, worauf er, da die Kranken allesammt stiller wurden, sich niedersezte, das Feuer schürte, seine Pfeife anzündete und in die Glut starrte, ohne seine grausenvolle Umgebung weiter zu betrachten, die ihm schier Furcht einzuflößen begann, und der er gern entflohen wäre, wenn er nicht sich dieser Furcht vor sich selbst geschämt und theils auch das böse Wetter im pfadlosen Forste gescheut hätte. Nach und nach behauptete auch bei ihm die Ermüdung ihr Recht, die Augen fielen ihm zu und er entschlummerte so fest, daß er erst gegen Morgen wieder erwachte. Vom Feuer war nichts mehr übrig, als einige verglimmende Kohlen, hinter denen die Zigeunermutter noch in derselben Stellung kauerte, in welcher der Ankömmling sie gefunden; rings umher lag die ganze Horde mit weitaufgerissenen Augen und blaurothen Gesichtern, Männer, Weiber und Kinder, und Janos erhob sich, um die Stätte des Entsetzens zu verlassen. Kaum aber war er einige Schritte gegangen, als er einen grellen Schrei, wie aus eines Kindes Mund, vernahm; mit einer lezten Anstrengung, nochmals das Grausen in seiner Seele niederkämpfend, kehrte er zurück, um nachzusehen, wen der Tod unter den Vielen allein verschont.

Hollankas schwarzer Bube war es, der, eben erwacht in der Mutter starren Armen, nach der Nahrung schrie, welche sich ihm, zum erstenmale in seinem jungen Leben, versagte. Janos hob den Sträubenden rasch empor, wickelte ihn in die warme weiche Hülle, und trug seinen Geretteten in der Dämmerung des beginnenden Tages unaufhaltsam von dannen, immer umblickend nach dem Ort des Schreckens, dessen Leichen zu bestatten er des Waldes wilden Thieren überließ.*

* Dieses Stück ist auf ein wirkliches Ereigniß aus der Cholerazeit gegründet, und gerade nur das Wirkliche ist das Unwahrscheinliche daran.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Das Reformationsfest.

Mag das Reformationsfest der Mark ein Akt seyn, dem die Zeitverhältnisse erst diese Bedeutung beilegten, mag es seyn, daß es ohne die katholische Streitfrage nicht in der Art, wie es geschehen, begangen worden wäre, so fehlte dem Feste doch weder ernste religiöse Würde, noch eine wahrhafte nationale Theilnahme. Volk und König waren eins in Gesinnung und in Würdigung des großen Gedächtnisses, das gefeiert wurde. Es war seit langen Jahren das erste Fest, keine nur arrangirte Festlichkeit, vom Ernst so durchdrungen, daß der leichtfertige Scherz, der unsere Gravität immer begleitet, diesmal ganz wegblieb. Wenn Alle mitfeierten, so ist damit nicht gesagt, daß Alle ein und dieselbe Gesinnung theilten; aber es war ein Gedächtniß und ein Aktus, dem jeder von seinem Bildungs- und Gefühlszustande aus eine eigene Weihe beilegen konnte, der dogmatische Orthodoxe, der Pietist, der Rationalist und der Straußianer. Es wird herausgehoben, daß auch Juden in der Prozession der Stadtverordneten mitgingen. Das will, wie unsere aufgeklärten Juden zum protestantischen Staate stehen, nicht viel bedeuten; aber daß auch gute Katholiken, unbeschadet ihrer Ueberzeugungen, sich anschließen konnten, ist ein Moment von Bedeutung.

Die einzelnen Proceduren und Akte, die am ersten November in Spandau, am zweiten in Berlin stattfanden, zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Die Columnen unserer Zeitungen, welche die Thatsachen beschreiben, haben wohl schon durch die europäischen Blätter, so weit diese sich dafür interessiren, die Runde gemacht. Auch wäre eine Aehrenlese von Notizen überflüssig, wo die Ernte so reichlich ausfiel. Doch wäre das noch hervorzuheben, wie, obschon der Akt ohne Zweifel auf's Neue eine evangelische Protestation war gegen die hierarchischen Ansprüche und die Machinationen des Jesuitismus, und zwar eine großartige, doch nichts Offensives darin gegen die anders Denkenden und Glaubenden lag. Nur wir, für uns wollten wir protestiren, daß wir unsere errungene Geistesfreiheit zu schätzen wissen, und von innigem Danke erfüllt sind gegen die heroischen Männer, die die alten Fesseln brechend, sie uns errungen. Diese Protestation war an der Zeit, wenn katholischer Seits nicht aus dem Schweigen der Organe unserer öffentlichen Meinung auf ein Zustimmen zu jenen beredten Anklagen von ihrer Seite geschlossen werden sollte. Gewiß, unsere protestantischen Federn waren schwach in dem großen Kriege. Unsere Vorfechter hatten keine Lust, sich in den Kampf zu mischen. Nicht daß sie ihre Sache verloren gaben, nicht daß sie zurückschreckten vor den Waffen und der Kampfswuth ihrer Gegner, oder, wenn es schlimm ginge, auf Vergleichsvorschläge dachten. Davon ist der norddeutsche Protestantismus wohl nie entfernter gewesen, als in dem Augenblicke. Aber die Sache, wie sie ausgefochten wurde, war nicht ihre. Sollte es ein Ueberzeugungskampf werden, so mußten ganz freie Männer hervortreten; aber ihre Ueberzeugung vertrug sich nicht mit dem Gedanken, im Gefolge und auf Commando zu fechten. Deßhalb war ein solcher Moment nationaler Protestation von hoher Wichtigkeit, um Mißverständnissen zeitig vorzubeugen, deren die gegnerische Taktik sich so gerne zu ihren Zwecken bedient. Was wollen alle Görres-Phillips'schen Argumentationen, daß wir Sehnsucht spüren, unter das hierarchische Joch zurückzukehren, gegen solche positive Dokumente vom Gegentheil? Freilich könnten sie sagen, ein Kaufmann gibt glänzende Feste, wenn er dicht vor dem Bankerotte ist, um ihn zu verbergen; aber sie hätten hier seyn sollen. Wer es war, der fühlte, daß da nichts von Ostentation war.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Schluß.)

Der Marquis d'Harcourt. Die Polizei.

Wäre eine gewisse Emilie Delamotte, wegen welcher jezt die altadeliche Familie d'Harcourt bei den Pariser Gerichten Prozeß führt, die Tochter eines Advokaten, anstatt eines Schenkwirths, so hätte sich allenfalls dieses Ideal verwirklichen können. In dem besagten Prozesse ist leider nichts idealisch, sondern gemeine Wirklichkeit; aber er ist merkwürdig wegen der Familie, die ihn führt, und wegen des unbegreiflichen Betragens des Mannes, gegen welchen sie denselben führt. Dieser ist nämlich der älteste Sohn des verstorbenen Herzogs d'Harcourt, und führt den Titel Marquis d'Harcourt. Die Familie behauptet, seit seiner frühen Jugend sey dieser Marquis so einfältig gewesen, daß er in seinem zweiundzwanzigsten Jahre nicht einmal habe schreiben können. Das bedeutende Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen, habe er auf's Liederlichste durchgebracht, seine Schlösser und Landgüter verkauft, und in der allerschlechtesten Gesellschaft gelebt; um sein väterliches Erbe zu retten, sey man genöthigt gewesen, ihn gerichtlich mit Interdiktion belegen zu lassen und ihm einen Vormund zu geben; allen Bemühungen der Familie ungeachtet, habe er stets fortgefahren, sich von aller guten Gesellschaft entfernt zu halten, und sich bald da, bald dort mit der Tochter eines Schenkwirths zweideutigen Rufs aufgehalten, und in Schenken und Kneipen herumgetrieben. Aus dieser Verbindung sind zwei Kinder entstanden. Er trägt jezt darauf an, daß die Gerichte seine Interdiktion aufheben, damit er die Mutter seiner Kinder heirathen und diese legitimiren könne. Einer Vormundschaft hinsichtlich der Verwaltung seiner Güter will er sich gerne unterwerfen. Seine Supplik war in so vernünftigen Ausdrücken abgefaßt, und die Bitte selbst schien den Richtern so gegründet, daß das Tribunal erster Instanz demselben Gehör gegeben, die Interdiktion aufgehoben und ein Conseil judiciaire für den Marquis ernannt hatte. Aber nun kommt die Familie, appellirt an die cour royale, und sucht durch geschickte Advokaten zu beweisen, daß der Marquis noch immer in derselben Geistesschwäche wie zuvor befangen sey; sein thörichter Entschluß, des Schenkwirths Tochter zur Herzogin zu erheben, sey ein deutlicher Beweis dafür. Das Tribunal erster Instanz hatte anerkannt, daß das frühere Betragen des Marquis allerdings einen Mangel an Erziehung, Bildung und edler Gesinnung beweise, daß aber daraus nicht geschlossen werden könne, er sey unfähig, zu einer Civilhandlung zu schreiten, und über seine Person und seine Güter zu verfügen; man habe ihn verhört, und gar keine Spur von Geistesverwirrung an ihm bemerkt, wie auch die von ihm eingereichte Schrift nichts von Verrücktheit verrathe. Auf dieses Urtheil antwortet die Familie, die Schrift habe er wahrscheinlich bloß kopirt, ohne sie auch nur zu verstehen, und er habe dabei zum ersten Male in seinem Leben orthographisch geschrieben. Die cour royale hat ihr Urtheil noch nicht ausgesprochen. Mich dünkt, die Familie d'Harcourt fürchtet vor Allem die Mesalliance, und in der That scheint die beabsichtigte Verbindung wenig dazu geeignet, der Wahl des Marquis Ehre zu machen; allein das erste Urtheil wird wahrscheinlich bestätigt werden. – Eine aus den Tageblättern bereits allgemein bekannte Thatsache hat der Pariser Polizei Gelegenheit gegeben, ihren Spürsinn zu erproben. Bekanntlich war in einer am Abend wenig belebten Straße ein Paket angezündet worden, in welchem sich Pulver nebst einer Menge von Kugeln befunden, und dadurch eine Explosion entstanden, welche die ganze Straße und die daranstoßenden erschüttert hatte, und desto größeren Schrecken verbreitete, da man den Zweck dieser That nicht einsah. Von dem Pakete war fast nichts übrig geblieben, und nur die überall umhergeflogenen Kugeln bewiesen das Verbrechen, wodurch glücklicherweise Niemand beschädigt worden war. Niemand hatte den Thäter gesehen, nichts schien die Polizei auf die Spur bringen zu können, und wie konnte man hoffen, unter einer Million Menschen den Schuldigen aufzufinden! Und dennoch waren nach Verlauf einiger Tage zwei des Verbrechens Beschuldigte in der Gewalt der Polizei. Was für Argusaugen müssen Polizeiagenten haben, welche Jemand, auf den sie Verdacht haben, um halb eilf Uhr in der Nacht auf der Gasse, seiner Verkleidung und Vermummung ungeachtet, erkennen und festhalten! Wie viele Schlüsse gehören dazu, um nach einigen, oft sehr schwankenden Angaben, die ihnen zukommen, den wahren Thätern auf die Spur zu kommen! Aber auch wie viele geheime Verbindungen mit Taugenichtsen aller Art und mit dem Abschaum der Pariser Bevölkerung müssen solche Agenten unterhalten, um einen Leitfaden im Dunkeln zu bekommen! Dg.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 52 u. literarische Anzeige der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. December 1839.

Hospice désastreux! enceinte dévastée!
Où l'ange de la mort, effroyable Protée,
Courrant de mille aspects son visage odieux,
Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux!

Barthélemy et Méry.

Erinnerungen

von Helmine v. Chézy.

Henriette von Montenglaut, Rahel, Adelheit Reinbolt, Baronesse Reden von Stade, St. Schütze, Herzogin von Broglie, Marie Herzogin von Würtemberg.

Von diesen so durchaus verschiedenartigen Naturen trat jede sonst einzeln vor meinen Seelenblick, doch der Tod hat sie zusammengewürfelt, Schlag auf Schlag; so mögen sie sich denn hier nebeneinander gereiht finden, wie im Todtengewölb bekränzte Leichen; Alle das Lächeln des Friedens auf den blassen Lippen, Alle schön in der höheren Verklärung des Todes.

Bei dir beginne ich mein Bekränzungsamt, Henriette von Montenglaut. Du warst die Müdeste dieser Entschlummerten. Sanft sey deine Ruhe! Nur Weniges von deinem sturmdurchwühlten Erdenleben gehört vor das Auge der Welt; denn die Welt ist befangen, und nur Gott sieht hell. Die Welt, die schuldbewußte, richtet, aber Gott verzeiht.

Henriette v. M. war noch schön, als ich ihr zuerst begegnete. Es war 1812 in Darmstadt. Eine schlanke, zierliche, wohlgebaute Gestalt mittlerer Größe, von edler Haltung, das Gesicht ein reines Oval, umwallt von herrlichen schwarzen Locken, blendend weiß, mit griechischen Zügen, feinem Purpurmund, leuchtenden schwarzen Augen; doch lag eine gewisse Erstarrung in dieser Regelmäßigkeit, die schönen Farben hatten keine Transparenz, es spiegelte sich nichts ab auf diesem Antlitz, es wirkte nichts darauf ein; diese feingebildeten Lippen hatten das Lächeln verlernt, diese funkelnden Augen waren wie aus Stein geschnitten, behielten immer denselben Glanz; Thränen feuchteten ihn nicht, Freude erhöhte ihn nicht. Diese Abtödtung der Physiognomie mochte aus dem Drang und Zwang aller Seelen- und Lebenszustände, aus dem Widerstreben drückender Verhältnisse gegen vornehme Angewöhnungen erfolgt seyn. Die geborene Freiin Cronstain schmachtete in Darmstadt unter fremdem Namen in Armuth und Schulden. Sie bewohnte einen angenehmen Gartenpavillon, eine halbe Stunde von der Stadt; sie vereinigte dort einen kleinen, geistvollen Kreis und gab in den vornehmsten Häusern Unterricht im Französischen, Italienischen und Englischen. Lange Zeit hindurch wurde sie vom Hof und der Noblesse sehr begünstigt, sey es, daß sie das Geheimniß ihrer Abstammung ausduften lassen, sey es, daß feine Näschen die Ebenbürtigkeit der Armen gewittert und ihren jetzigen Pariastand ihr nicht entgelten lassen wollten. Endlich zwang das Ueberhandnehmen der Mißverhältnisse die Bedrängte, die Stadt zu verlassen, und sie verschwand fast spurlos.

Eine Fülle von Erinnerungen schließt sich dieser an: Vogler, Webers und Meierbeers unvergeßlicher Meister, Rahels Bruder, Ludwig Robert, und die große Zeit, die er besang, die edle Großherzogin Louise, die der Muse Henriettens v. Montenglaut günstig war. Einen Namen laß ich ungenannt, er gehört nicht in diese Reihe. Die ihn als Erbtheil überkommen, belud ihn mit Schande, indem sie zugleich die höheren Gaben des Himmels und der Natur in den Staub ihrer Schritte, auf ihre Irrwege mit sich hinabriß und bei scheinbarer Gemüthlichkeit finstere Tücke übte. Vogler empfing in seinem gastlichen Hause auch diese Frau; ich lernte sie dort kennen und wußte zu wenig von ihr, um sie sorgfältig genug zu vermeiden. Sie stehe hier im Hintergrund und bleibe verschleiert.

Lange hatte ich Henriette v. M. nicht gesehen, als ich sie unvermuthet wieder antraf; es war an einem Ort des Schreckens und des Jammers, wo der Tod ein blutig Blatt zur Weltgeschichte schrieb, datirt vom Ende Oktobers 1813 nach der Schlacht von Hanau. — Sie war dort unter den röchelnden Sterbenden, den abgemergelten Leichnamen, den Hülfe flehenden Ermatteten, den Wunden und Kranken; sie speiste, tränkte, tröstete, half Verbande legen.

In den naßkalten, weiten Räumen des Exerzierhauses, wo der Großherzog von Hessen 6000 Mann bei schlechtem Wetter und zu Winterszeit Waffenübungen halten ließ, lagen nahe an 600 Kriegsgefangene von Napoleons geschlagener Heeresmacht, zurückgeblieben von einem Transport von 3000 Mann, der Tags zuvor in Darmstadt Rast gehalten. Dort wehte pestilentialischer Hauch, denn die Kleidung der unglücklichen Gefangenen, ihre Wäsche zerfiel in Lumpen, sie hatten von Hanau bis Darmstadt keine warme Speise genossen, stets unter freiem Himmel, sogar auf Misthaufen bivouaquirt. Jetzt lagen sie auf nackter Erde und waren eingesperrt. Ein gräßlicher Drang der Umstände trieb ihr Mißgeschick auf den Gipfel: die herzogliche Familie war geflüchtet, die Coalition rückte im Geschwindschritt an; den Einwohnern waren, selbst kleinen Haushaltungen, neun bis zwölf Mann Einquartierung angesagt. Bis zwölf Uhr Mittags hatten die Gefangenen eingesperrt gelegen, eine Schildwache vor der Thür, die Niemanden herein lassen wollte, bis das Erbarmen edler Frauen diese Bande sprengte, Linderung und Hülfe bot. Von ihren Wohlthätern nenne ich nur die mir im Gedächtniß gebliebenen Namen des großh. Finanzsekretärs Wilhelm Stumpf und des Kunsthändlers Portmann nebst beider Gemahlinnen, die zuerst und zumeist zu Hülfe kamen. Hier war Alles, und weit mehr zu thun, als Menschenkraft leisten konnte. Der Typhus wüthete unter den Leidenden, eine breite Pfütze gräuelvoller Art floß von ihrem Aufenthaltsort durch die Lücken unter'm Thor hinaus, auf zehn Schritt weit; lange Bretter schwankten drüber hin als Brücken, hingeworfen über nackte Leichname, die, noch kaum erkaltet, hinausgeschleppt wurden, drinnen ertönte Jammergeheul. Unaufhörlich strömten neue Opfer herbei, die weder Rast noch Erquickung fanden, nach einer Stunde Aufenthalt weiter mußten und die Heerstraße mit Leichen besäeten. Zwei Tage nach der Ankunft der Unglücklichen hatte der edle Herzog Christian von Hessen, der allein in Darmstadt zurückgeblieben war, 225 derselben nach den Lazarethen von Bückebach und Pfungstadt bringen lassen; nur so viele erlaubte der Raum dort aufzunehmen. Die Meisten genasen dort, doch die Untransportabeln, die im Exerzierhause zurückbleiben mußten, wären der Hülfe am meisten bedürftig gewesen. Ihre Leiden wurden insofern gemildert, als sie Strohschütten bekamen und der entsetzliche Misthaufen aus der Mitte des Gebäudes von Zeit zu Zeit weggeführt wurde. Fieber, Entkräftung, neu aufgebrochene Wunden rafften die Meisten dahin; immer gab es wieder Ankömmlinge, ihr Schicksal das nämliche. Nach etwa acht Tagen kam die herzogliche Familie nach Darmstadt zurück. Weinkeller und Küche des Palastes spendeten nun reichliche Labung, wozu sich die Gaben frommer Einwohner nebst freiwillig übernommener Pflege gesellten; manche der Leidenden wurden von barmherzigen Einwohnern aufgenommen und verpflegt. Ein Italiener rief uns zu einem, mit dem Tode ringenden Jüngling, der in schlechtem Caput auf dem Erdboden lag. Es war sein Offizier; wir umringten ihn theilnehmend, boten ihm Hülfe, doch er verschmähte jede Erquickung und verlangte sehnlichst Umschläge von heißen Tüchern auf die Brust, über dem Herzen. Dies geschah; eine Hauptmannsfrau, Namens Jesse, übernahm es, ihm diese Linderung angedeihen zu lassen; mich riefen andere Sorgen bald in diese, bald in jene Vertiefung des Saales, wo nahe an tausend Mann hülflos lagen. Mitternachts, als ich erschöpft nach Hause kam, wurde ich noch zur Hauptmann Jesse dringend gerufen. Ich eilte hin und fand den Italiener in einem warmen, hellen, von Wohlgerüchen duftenden Zimmer, den braven Arzt, Dr. Tom, menschenfreundlich um ihn bemüht. Er lächelte, blickte gen Himmel, zu reden vermochte er kaum. Wir hofften auf seine Genesung. Tags darauf verschied er, dankend und segnend. War er doch von Sorgfalt umgeben, an einem ruhigen Plätzchen gestorben, hatte er doch Mitgefühl für seine Leiden gefunden! Erst kurz vor dem Verscheiden sagte er uns, er sey aus Venedig, heiße Girolamo da Miralemonte, und habe noch seine Aeltern. Er war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Ich weiß nicht, ob der Brief, der diesen Unglücksfall melden sollte, zu den Bekümmerten hingelangt ist. Trauriger, als Alles, ist ein Jammer mit unbestimmten Umrissen; auch die entsetzlichste Gewißheit

bleibt hinter der Geschäftigkeit der Phantasie zurück, wenn Liebe um ihr Liebstes bangt.

Von denen, die sich von Tagesanbruch bis Mitternacht bei den französischen Kriegsgefangenen hülfreich zeigten, muß ich noch eines Hausknechts aus dem Darmstädter Hof erwähnen. Ihn schreckte nicht der Typhus, der in den Reihen dieser braven Krieger wüthete; doch seine Beherztheit schützte ihn nicht vor Ansteckung, er unterlag der Krankheit. Zwei Kinder eines Schlossermeisters, Bruder und Schwester, von dreizehn und zwölf Jahren, verließen diesen Ort des Jammers nur augenblicklich, um neue Hülfe zu bringen; ihren Namen konnte ich vor lauter Geschäftsdrang nicht erfragen, doch unauslöschlich ist ihr Bild mir eingeprägt: immer gefaßt, ja freudig sah ich sie, wie die Bienen beladen, ab und zu eilen, mit Erquickung und Hülfe, spät in die Nacht hinein. Glückliche Eltern solcher Kinder voll Muth und Gottesfurcht!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Este.

Am südlichsten Abhange der Euganeen, da wo der Kanal beginnt, der über Monselice und Battaglia in die Brenta führt, liegt Este, das Stammhaus der modenesischen Herzoge und derer von Braunschweig, so wie der Könige von England und Hannover. Den schönsten Ueberblick Estes und der ganzen Umgegend gewährt die Höhe, an welche das Städtchen gegen Norden zu sich anlehnt. Im Hintergrunde steigt als südlicher Schlußring der Euganeenkette der Monte Murale empor, an welchem eine Menge kleiner Häuschen wie zierliche Schwalbennester zwischen Weinlaub hängen; westlich zur Seite ragen über einen Vorgrund mehr und mehr sich erhebender Hügel die Tyroler Alpen mit ihren blauen Hörnern; nach Süd und Südost zieht die weite Gartenebene, durchschnitten von dem weißen Strich der Mantuaner Straße; links auf einer benachbarten Höhe zeigen sich weitläufige Mauern und Thürme, epheuumsponnene Trümmer des verfallenen Stammschlosses,* unwiderlegliche Kunde gebend von dem alten Blut des Hauses Este, während von der Terrasse des neuen Schlosses eine Doppelreihe stattlicher Cypressen sich hinabzieht bis zur Mauer, aus welcher das Städtchen mit seinen schlanken Thürmen und seinem Gemisch von altergrauen und weißgetünchten Häusern anmuthig hervorblickt. Ein Landschaftmaler fände Studien vollauf für mehr denn einen Sommer, allein schon in der verschiedenen Gruppirung der nächstumliegenden Gegenstände, welche im Verein mit dem reichen Hintergrunde bei jedem Schritt ein anderes, in sich vollendetes Bild gewähren. Eine angenehme Zier der äußern Stadtmauer bilden die vielfach aus ihr hervorwachsenden und manchen Theil derselben ganz überziehenden Kapernstauden. Das Blatt der Kaper hat viel Aehnlichkeit mit dem des Geisblatts, während die Blüthe, aus deren weißem Kelche die Lilastaubfäden sich zart und lieblich hervorheben, auf den ersten Blick auffallend der Passionsblume gleicht, mit der sie auch ungefähr dieselbe Größe hat; näher betrachtet, fehlt freilich Alles, was diese leztere charakterisirt und ihr den Namen erworben, und nur die Gestalt in ihren Umrissen bewahrt die Aehnlichkeit.

Das Innere des Städtchens fanden wir über alle Erwartung belebt. Seine dreitausend Einwohner, zum größten Theil Seidenbauer und Fayencearbeiter, schienen alle auf den Beinen zu seyn, so wimmelte es auf dem Marktplatz und in den Straßen, und an den Fenstern sah man viel frische und rosige Gesichter; eine Heerde munterer Buben zog mit Jubel von Haus zu Haus, von Arcade zu Arcade hinter einem Dudelsack her, der mit seinem einförmigen Gedudel sie zu locken wußte, wie der Rattenfänger von Hameln; die fashionable Welt war unter einer zeltartigen Umhüllung unter der Hauptarcade des Marktplatzes beim Sorbet versammelt. Nachdem auch wir an diesem allbeliebten Gegenmittel scirocealen Gluthhauchs uns gelabt, schritten wir der Porta vecchia zu, deren grauer Thurm an das Burgverließ einer Ritterburg erinnert, von da aus zum Dom, der den Namen von der heiligen Thekla führt. Ein wohlgekleideter Estese, der sich zu freuen schien, daß Fremde es der Mühe werth hielten, die Herrlichkeiten seines Geburtsorts aufzusuchen, schloß sich freiwillig als Cicerone an und machte uns aufmerksam auf das Deckengemälde Tiepolos und auf die Marmorarbeiten in den verschiedenen Kapellen, deren eine, eine Wolkenpyramide colossaler Figuren, aber bei weitem mehr malerisch als plastisch ausgeführt, eine kunstgeübte Hand verräth. Unser gefälliger Führer ließ nicht ab, bis er auch in einer andern Kirche mit der byzantinischen Madonna uns bekannt gemacht, die er als äußerst schön und werthvoll anpries und auch von den Beschauern als ein Wunderwerk der Kunst wollte anerkannt wissen. Man kann zum Anerkennen jeglichen Verdienstes sich stimmen, auch wo es

---

* Unterhalb dieser Mauern ruht auf seiner Lieblingsvilla, wo er, ein heiterer Greis, zulezt geweilt, der 1834 hier verstorbene berühmte Graf von Haugwitz, unter einem — seltsam! mit Petersilie begrünten unscheinbaren Erdhügel. Sein Sohn, der vor einigen Jahren das Grab besucht, soll ein Denkmal projektiren, zu dessen Ausführung jedoch, wie es scheint, noch keine Anstalten getroffen sind.

noch so sehr mit unserm Wesen, unserer Art zu denken und zu fühlen contrastirt; aber schön etwas zu finden, dem das äußere und das innere Auge widerspricht, das ist eine Aufgabe, die keinem Wahrheitliebenden zu lösen leicht wird. Wie viele würden anders sich aussprechen, als man es so vielfach hört, wenn statt Nachplappern fremden Urtheils, statt des Klebens an Namen, Satzungen und herkömmlichen Ansichten, sie immer frei und offen ihre eigene Meinung auszusprechen wagten. Natürlich sind hier nur solche verstanden, die überhaupt eine eigene Meinung haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Reformationsfest. Nicolovius.

Der Magistrat hatte Anfangs beschlossen, die Kirchen Berlins zu illuminiren. Es ward nicht gebilligt. Einige meinen, um der Gegenpartei, oder den katholischen Preußen keinen zu großen Anstoß zu geben. Das begreifen wir freilich nicht, und das Publikum bedauert, daß es unterblieb; denn es wäre ein hier ungekannter, herrlicher Anblick gewesen, von einem tiefen, sinnlichen Eindruck auf die anwachsende Generation; aber man hätte doch Ostentation darin sehen können, und das Fest war so durchaus einfach würdig. Den Studirenden war ein Fackelzug gestattet worden. Erst gegen Mittag des Tages kam diese seltene Erlaubniß; man kann sich daher nicht wundern, wenn er in seinen Anordnungen die Spuren der Eilfertigkeit trug. Unter den wechselnden Generationen einer Universität verlöschen schnell die Erinnerungen, sonst ließe sich freilich vieles nicht erklären, und nach dem Totaleindruck im gebildeten Publikum zu urtheilen, wäre fast zu wünschen, daß der Fackelzug ganz unterblieben wäre. Der Widerschein der zahllosen Pechfackeln, der den ganzen Himmel wie bei einem mächtigen Brande röthete, war übrigens von einer gewaltigen Wirkung, und so unvorbereitet kam es für Viele, daß man an ein Nordlicht oder eine ungeheure Feuersbrunst dachte. Einige Bedenklichkeit gab das Kostüm bei dem Kirchengange am Morgen. Es war ein kalter Wintertag und die Kirchgänger mußten den langen Weg in Schuhen und Strümpfen und im schwarzen Frack, und großentheils baarhäuptig machen, und in demselben Kostüme in der kalten Kirche sitzen. Ist der französische Frack eine würdigere Feiertracht zu einem solchen Feste, als wenn man von den Schultern hängende Mäntel oder Pelze getragen hätte? Die Geschmacklosigkeit unserer modernen Kleidung kommt nirgends so zu Tage, als bei solchen öffentlichen Festlichkeiten, wo die Aufzüge unserer Vorfahren durchaus Fülle und Würde athmeten. Die weißen Halsbinden und Glacéhandschuhe vollenden das steife Hochzeitbitterliche. Auf der schönen Festmedaille, zu diesen Tagen geprägt, sieht man Kurfürst Joachim II. und unsern König, beide von dem malerischen Kurfürstenmantel umwallt. Welch wohlthätige Wirkung übt diese Feiertracht! Man bemerkt übrigens mit Vergnügen in beiden Gesichtern eine auffallende hohenzollernsche Familienähnlichkeit, die freilich wohl vom geschickten Graveur noch mehr herausgehoben seyn dürfte. — Die viel vorher besprochene Amnestie, von der man so viel Segen erwartete, hat sich auf die Begnadigung einiger kleinen Vergehungen beschränkt, gerade auf Fälle, wo wohl viele der Meinung waren, man hätte der Gerechtigkeit ruhig ihren Lauf lassen mögen. So ist es z. B. eine bedenkliche Frage, ob die den Injurianten gewährte Begnadigung nicht in die Rechte der Injuriirten eingreift? Auch, da kleine fiscalische Strafen niedergeschlagen worden, gehen die Berechtigungen von Beamten, welche für ihre Aufmerksamkeit eine Quote erhalten, z. B. bei Stempelbefraudationen die des Fiscals, beim Wegnehmen brennender Tabakspfeifen die der Gensdarmen, verloren. An wen haben diese für ihre Verluste Anspruch? Wenn es bedenklich war, die Amnestie auf die politischen und religiösen Uebertretungen, was von vielen Seiten gehofft wurde, auszudehnen, so könnte diese Begnadigung, wie sie ist, angebrachter scheinen bei irgend einem kleinen fröhlichen Ereigniß, als beim dreihundertjährigen Jubiläum einer Revolution, die eine Welt aus ihren Achsen hob.

Man hatte auf viele Opfer des Reformationsfestes sich vorbereitet, da Erkältungen und ihre Folgen in dieser Jahreszeit auf bejahrtere Männer gewöhnlich mörderisch wirken. Glücklicherweise ist noch wenig davon bekannt geworden, da doch sonst bei der milden, wechselnden Witterung der Tod reiche Ernte hält und gefährliche Nervenfieber und gastrische Entzündungen grassiren. Viele, und sehr angesehene Familien beweinen den Tod blühender Töchter und Söhne, denn vorzugsweise wird das jugendliche Alter afficirt. Die Aerzte sind auf diese Weise gezwungen, auf einen Umschlag des Wetters zur Winterkälte zu hoffen. Gerade am Tage des Berliner Reformationsfestes starb der wirkliche Geheime Staatsrath Nicolovius, einer der ausgezeichnetsten höhern Beamten unseres Staates, lange Zeit dirigirend im Ministerium des Geistlichen und des Unterrichts. Es war noch kein Jahr verflossen, seit er, der andringenden Geschäftsfülle erliegend, seinen Abschied nehmen mußte. Nicolovius, selbst eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, war noch aus jenem alten preußischen Beamtenstamme, in dem Humanität und tiefe Intelligenz wetteiferten. Seine Wirksamkeit hätte vielleicht noch segensreicher seyn können, wenn er mit seiner sittlichen und intellektuellen Kraft mehr positive Energie besessen hätte. Aber die Kraft, der Factionswuth zu widerstehen und ihr zu trotzen, ging dem milden Manne ab. In den Streitigkeiten mit den Altlutheranern und den Ultramontanern wollte er Milde; seine Ansichten gingen aber im Staatsrathe nicht durch, und Kränkungen, die er hier erfahren, sollen mit Anlaß zu dem Entschluß, sich zurückzuziehen, gewesen seyn. Was und wie Nicolovius war, das ist nicht zu ersetzen, und man wünscht es vielleicht auch nicht zu ersetzen, da Cultus und Unterrichtswesen, sonst unabhängige Puissancen, auf ihre eigene ethische Kraft gestützt, jetzt mehr als Branchen einer allgemeinen polizeilichen Ueberwachung der Staatsinteressen betrachtet und controlirt werden sollen. Der Verstorbene, aus Königsberg gebürtig, war in der Schule der Königsberger Philosophen erzogen und mit ihnen persönlich befreundet, deßgleichen mit Jacobi, den Stollbergs und mit Goethe verwandt. Die Zeit jener großen Geister war seine Bildungsschule. Wo sind noch Staatsmänner, welche diese Schule durchgemacht haben?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. December 1839.

Italien,
Du bist der Garten dieser Welt, der Dom,
Dem Reiz die Kunst wie die Natur verleiht;
Was gleicht dir selbst in der Verfallenheit?

Byron.

Ein Ausflug in die Euganeen.

Von Heinrich Stieglitz.

Monselice.

Der Berg, an dessen westlichen Abhang der kleine, ummauerte Marktflecken sich anlehnt, heißt eigentlich Monte Celice. Er bildet einen einsamen Kegel, den südöstlichen Vorposten der Euganeen, der, von welcher Seite man auch nahet, weithin einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Von Venedig aus gesehen, ist es der auf der äußersten Linken sich darstellende Schlußring der blauen Euganeenkette. Man steigt unmittelbar vom Markte aus auf einem wohlgepflasterten, breiten Pfade hinan und gewahrt bei jedem Schritte mehr Landhäuser, deren Gärten voll der ausgesuchtesten Obstarten sind. Schon im hohen Alterthum war er bebaut; seinen Gipfel krönte dazumal ein Tempel Jupiters. Von dem Tempel findet sich jetzt keine Spur mehr; ein Kloster ist an seine Stelle getreten. Aber der aus breiten Quadern aufgeführte Thurm der Veste, welche Friedrich Barbarossa auf dieser von der Natur selbst zur Warte bestimmten Höhe errichtet, ist noch da; weitläufige Mauertrümmer ziehen von ihm abwärts, einen emsig gepflegten, reichen Fruchtgarten umgebend. Die untere hohe Mauer, aus einer späteren Zeit, enthält viele in Stein gehauene Figuren, ungestaltete Zwerge, krüppelhafte Gnomen, Fratzenbilder mannigfacher Art, in phantastischer Verrenkung kauernd und lauernd, als solle der gute Geschmack hier keinen Eingang finden. Weiter aufwärts, zur Rechten am Wege, eine Kirche, hinter ihr ein hübscher freier Standpunkt zum Ueberblick der weiten Ebene nach Legnano und Mantua rechts, links nach Rovigo, dessen Thürme den Blick südlich begrenzen. Nun geht man durch das Thor, welches über einen weiten Vorraum immer aufwärts in das Kloster führt. Zur Linken erheben sich auf Treppenterrassen sieben Kapellen in ebenmäßiger Entfernung von einander, die verschiedenen Stationen des vorgeschriebenen Gebets. Ihnen gegenüber oben rechts die Hauptkirche San Giorgio Martire, daneben ein geräumiges Wohnhaus. Hier finden sich im Vorsaal und in den angrenzenden Zimmern Darstellungen aus dem Leben Pietro Duodo's, Venedigs außerordentlichen Gesandten bei Papst Paul V. Eine Reihe prächtiger Gallawagen fährt durch die gaffende Menge über die Plätze Roms; kein Zeichen vom Reichthum des Repräsentanten der mächtigen Republik ist vergessen; auch die Träger der Kasten fehlen nicht, in welchen sich die silbernen Hufeisen befanden, zum Ersatz für die auf dem Wege von den Pferden der Staatscarosse verlorenen, die zu diesem Zwecke eigens lose an den Hufen befestigt und der herzuströmenden

Volksmenge preisgegeben wurden. Der Geistliche, der uns auf alles dies aufmerksam machte, versprach, etwas noch weit Bedeutenderes vorzuzeigen. Er begab sich in die Sakristei, hing die Stola um und das weiße Uebergewand und hieß einen Kirchendiener die geweihten Kerzen anzünden. Beide schritten voran in eine dunkle Kapelle, gefolgt von vielem Volke, das zugleich mit uns den Berg hinangestiegen war; denn hier fehlt es zu keiner Zeit an Besuchern. Nun wurde Schrein um Schrein geöffnet, und beim Schein der Kerzen fünf-und-zwanzig Knochenleiber der Reihe nach vorgezeigt, morsche Gebeine, größere und kleinere, alle sorgfältig gekleidet in bunte Stoffe und zum Theil mit Goldkronen geschmückt, unter denen die leeren Augenhöhlen schauerlich kontrastirend hervorblickten. Das seyen fünf-und-zwanzig Heilige, versicherte unser geistlicher Führer, Geschenke Seiner Heiligkeit des Papstes Paul V. an den frommen Signor Pietro Duodo für die damals neu erbaute Kirche auf Monselice, und selbige seyen begleitet von besonderer Kraft geistlicher Gnaden. Keine andere Kirche außerhalb Rom, fügte er hinzu, besitze solch eine Anzahl von Heiligen, noch solche Kraft des Ablasses. Dies Alles sey besiegelt und verbürgt vom heiligen Vater und die Beschreibung davon zu finden in einem Büchlein, dessen Wichtigkeit er nicht genug rühmen konnte. *

---

* Das Büchlein führt den Titel: Modo da recitare la corona delle cinque piaghe etc. und ist neu aufgelegt in Venedig 1835. Es enthält die Schenkungsurkunde Papst Pauls V, nachträgliche historische Notizen über die betreffende Kirche, eine genaue Angabe der Gebetformeln bei den verschiedenen Stationen, und die detaillirteste Aufzählung aller droben befindlichen Reliquien. Der Brief des Papstes ist datirt vom 12ten Nov. 1605 und fällt somit gerade in den Anfang des Conflictes, der, ausgehend von einer heftigen Beschwerde Roms, wegen Verhaftung zweier Geistlichen, die Ungebührliches gegen die Gesetze der Republik unternommen, so untergrabend für die Autorität des troy allen noch so triftigen Vorstellungen hartnäckig auf seinen Forderungen beharrenden Papstes endete. Eine unbefangene Darstellung jenes denkwürdigen Kampfes, der die Interessen des ganzen damaligen Europa in Anspruch nahm, wäre gerade jezt an der Zeit und eine würdige Aufgabe für einen tüchtigen Historiker. Eine größere Kraft und Consequenz in stetiger Ruhe und Besonnenheit, als in dieser schwierigen Periode der Senat Venedigs dargethan, bewährt sich kaum in irgend einer der glorreichsten Waffenthaten der Republik; auch erwarb sich ihr Verfahren bald die Zustimmung aller hellen Köpfe des Zeitalters. Die öffentliche Meinung gewann und sicherte ihr aber hauptsächlich das unbedingte Freigeben jedes in dem obschwebenden Streite auftauchenden Pro und Contra, während Rom die Gerechtigkeit seiner Sache immer mehr verdächtigte durch die geschärften Interdicte nicht nur gegen die wider seine Ansprüche erscheinenden Schriften, sondern sogar gegen die Leser derselben. So kam es, daß Venedig aus den schwierigsten Verwicklungen vor den Augen ganz Europas triumphirend hervorging. Der wahrheitsliebende Abbé Laugier sagt in seiner venetianischen Geschichte: (Paris 1758—1768, 12

Um den Gipfel des Berges noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, beurlaubten wir uns von unserm Führer. Durch eine hohe eiserne Gitterthüre ging es aufwärts über eine breite Treppe, rechts und links mit Feigen und Oliven bekränzt, durch die aus Mauertrümmern einzelne Pinien, Cypressen und Granaten blickten; und so gelangten wir zu Barbarossa's Thurm und Jupiters Tempelgrund. Die Sonne sank eben hinunter zwischen Venda und Rua und der goldige Abendhimmel, durch gedämpftere Töne leise übergehend in das tiefste Blau, leuchtete über den Bergen, die in violettem Anhauch glühten. Ringsher der milde Zauber ewiger Natur über dunkle Trümmer ausgebreitet.

Nun zogen Nebel auf am östlichen Himmel, Anfangs nur leichte, schwimmende Flocken, dann mehr und mehr sich wölbend und dichtend zur hellschimmernden Schanze, und zulezt auf sich thürmend, eine weiße Wolkenburg. Und aus der höchsten zuckt' es wetterleuchtend, und es zuckte nieder bis zur tiefsten, und wieder aufwärts blizt' es schlängelnd, wie wenn Sturmesgeister auf und nieder wirbelten in leuchtendem Verkehr. Manchmal war das Glühen so stark, daß ein rosiges Gebirge vorlag, in dessen innerste Gänge und Schachten man zu sehen meinte, deutlich drei Regionen unterscheidend, unten matter, durchsichtiger schon in der Mitte, oben ein mächtiger Saal, aus Licht gewoben. Und der alte Jupiter schien daraus hervorzublicken, nach seinen zerstörten Tempeln fragend. Und so oft er nur Trümmer sah und den kahl gemachten Boden, wo einst seine Säulen prangten, furchte er zürnend seine Stirn und zuckte mit den Braunen; da ward's dunkel in der Götterburg. Und weitauf dann riß er wieder seine Augen, ob denn nirgendwo ein Tempel mehr zu schauen in der alten Pracht; und da zuckte es glühend durch die Wolkenschanze, wie wenn der Olymp in Flammen aufgehen sollte. Und vergebens suchte ich nach den andern Göttern; alle waren längst entflohen dem Flammenstrudel, keine ihrer irdischhimmlischen Gestalten weit und breit mehr zu erspähen. Auch der alte Blitzeschleuderer

---

Voll.) „Les Venitiens eurent tout l'honneur du triomphe et ils devoient l'avoir. Leur résistance portoit sur des maximes qu'on ne peut détruire sans bouleverser les états. Elle se renferma toujours dans les bornes de la modération. Elle fut ferme, respectueuse, et aussi circonspecte qu'il le falloit au milieu des pieges d'une politique souple et artificieuse. — Leur conduite doit servir de modèle à tous les Souverains qui auront des démêlés avec les Papes. En ne faisant que ce qu'ils ont fait, ils n'iront jamais trop loin; et en allant aussi loin qu'eux, ils ne succomberont jamais.“ Und in Beziehung auf Papst Paul V. sagt er: „Son exemple apprendra à tous ses successeurs, que rien n'est plus dangereux pour eux que l'inconsidération de leurs démarches vis-à vis des Souverains, dont l'autorité ne leur est point soumise, et qu'ils n'ont plus rien à gagner dans le conflit de la puissance temporelle avec le pouvoir des clefs.“

räumte endlich das auf immerdar verlorene Reich. Schwache Flämmchen zogen dann und wann nachzuckend durch das auseinander weichende prächtige Luftgebäude, bis auch sie verschwanden und der ganze Himmel nur ein weites, tiefes, sternbesätes Blau den Blicken darbot.

So breitet der Himmel, ewig Ein's in sich, in wechselnder Erscheinung sein Gewand aus, bald zerstörende Wetter, bald lebenerweckende Strahlen niedersendend über unsern wandelnden Planeten, auf welchem, dem Theil des Theils, das mannigfachste Leben seine Phasen durchläuft, unter deren nie ermüdendem Erneuen die Tausende und aber Tausende von Menschen theils harmlos und zufrieden sich ergehen, theils dumpf und stumpf hinbrüten, theils gequält und getrieben und gestachelt von unersättlichen Wünschen und Begierden, stachelnd die Rosse treiben, die den großen Kämpferwagen ziehen, der von Zeit zu Zeit beruhigt scheint, gleich dem schlummernden Antäus, bis er mit einem Male in wilderer Bewegung flammend fortrollt und zahllose Opfer fordert.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Unvergeßlich eingeprägt müssen den menschenfreundlichen Bewohnern Darmstadts, die sich bei diesem Jammer hülfreich zeigten, jene Tage im Gedächtniß leben. So überschwänglich schmerzvoll war der Eindruck, so gebietend der Drang der Umstände, daß Niemanden einfiel, nachzudenken, wie's nur möglich war, daß so viele tausend Menschen so namenlos elend werden konnten? Es wurde mir späterhin kund, daß gleiche Schauspiele des Entsetzens in Frankfurt a. M., in Dresden u. a. O. Statt gefunden. Die Landstraßen lagen voll Verschmachtender und Todter: nicht allein Gefangene von Napoleons Heer, auch Krieger der Coalition. Die Kriegsgefangenen, Franzosen, Brabanter, Holländer, Rheinländer des linken Ufers, Italiener kamen einhergezogen mit gebrochener Kraft, mit zermalmter Seele; ein Offizier und einige Mann reichten hin, den Transport von Tausenden zu bedecken, ausgehungert, bebend vor Frost und Regennässe, Wäsche und Kleidung faulend um ihre Glieder her, hinsinkend wie die Fliegen; höchstens kümmerten sich die Ueberlebenden um sie, um sie zu entkleiden. Deutsche, Italiener und Niederländer trugen schweigend ihr Elend, die Franzosen aber stießen Verwünschungen gegen den Urheber ihrer Schmach aus, wie sie den Gewaltigen nannten, den das falsche Glück verlassen, dem sie zwei Jahr später wieder jubelnd entgegenstürmten!

Den schaudervollsten Eindruck bereitete uns Allen die Nacht vom 6ten bis 7ten November. Es war Befehl gekommen, alle Gefangenen vor die Stadt hinaus zu transportiren, weil mehrere der angesehensten Aerzte erklärt hatten, sie würden die Einwohner mit dem Typhus anstecken; diese Besorgniß war vollkommen gegründet. Es wurden große Stöße Holz vor das Rheinthor auf eine waldige Ebene gebracht; doch da Abends nach fünf Uhr die Gefangenen noch nicht auf dem Bivouak eintrafen, schleppte man, der Himmel weiß weßhalb, alles Holz wieder fort. So gelangten denn die Unglücklichen, theils zu Fuß, theils auf Tragbahren, unter strömendem Regen auf den Platz, und lagerten auf nackter Erde. Langsam nur wurde das Holz wieder herbeigebracht, doch es wollte nicht brennen. Wer von uns kann die Jammerscenen dieser Sturmnacht vergessen? Welche Kraft reicht hin, sie zu schildern! Viele der Opfer dieses Mißgeschicks fanden in dieser Nacht ein Ziel ihrer Leiden; ihre erstarrten Leichname beschien das Morgenroth. Abends um acht Uhr war ein bayrischer Offizier mit einem Transport von über 500 Gefangenen vor das Rheinthor gekommen; er mußte sie dort lassen, und verhehlte nicht seinen Schmerz. „Sie sind so folgsam, so gut!" rief er aus. „Ich hatte auf Nachtquartier und Speisung für sie gerechnet." — Sie bekamen nichts, als das Wenige, was Milde ihnen reichen konnte; viele verschmachteten und starben mit gesundem Herzen. Andern Tags eröffnete der edle Wilhelm Stumpf eine Subscription; es dauerte nicht über acht Tage, so war ein Brettersaal aufgerichtet mit strohbedecktem Boden, die Gefangenen kamen unter Obdach, es wurden Chirurgen zu ihnen geschickt, und Pflege und Nahrung gespendet, wenn gleich nicht vollkommen ausreichend; dies Alles war das Werk einiger Menschenfreunde. Viele der Gefangenen wurden gesund in ihre Heimath entlassen. 1815 trafen wir welche davon in Namur, die, in Reih und Glied durch die Straßen ziehend, uns freudig begrüßten; sie hatten unsere Gesichter nicht vergessen, ich hätte sie nicht wieder gekannt. Erst zwei Jahre waren verflossen, und schon zum zweiten Male gestürzt war der Koloß, dessen Steigen und Fall die Welt erschüttert.

Das Erbarmen, das Henriette von Montenglaut gegen die Gefangenen geübt, konnte seinen Eindruck auf Gleichgesinnte nicht verfehlen. Sie wurde von Manchen, die ihr sonst den Rücken gewendet, wieder aufgesucht; auch ihr Sohn kam auf einige Wochen zu ihr; er diente als Freiwilliger unter den schwarzen Husaren und trug den Namen Cronstain. Seine Mutter sammelte ihre Gedichte, empfing von der huldreichen Großherzogin Louise die Erlaubniß, sie ihr zueignen zu dürfen, und gab sie unter dem Namen von Montenglaut heraus, ihren, bis dahin gleichfalls verborgen gehaltenen Familiennamen hinzufügend. Ihre Gedichte kamen mir damals vor, wie

ihre Physiognomie, ihre Züge, regelmäßig, zierlich, von edler Form, doch innern Lebens ermangelnd. Erst später habe ich schöne Lieder, diemich tief bewegten, von ihr gelesen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Berliner Jubeljahr. Kunstausstellung.

Die Vorbereitungen zu den Jubilarfeiern des kommenden Jahres haben ihren Fortgang. Das Jahr 40 hat allerdings für die preußische Geschichte bedeutende Präcedenzien, wenn man nur nicht deßhalb Consequenzen für nöthig hielte. Ueber die fatalistischen Ideen sind wir doch jezt hinaus. Es ist eine obligate Schmeichelei, daß auch die Buchdrucker sich zur Jubelfeier ihres Gewerbs das preußische Festjahr auserwählt haben. Ob man es ihnen hier dankt, weiß ich nicht bestimmt, doch rüsten sich auch unsere Berliner Buchdrucker, es würdig zu begehen. Es lassen sich manche große Staaten und Monarchien der Gegenwart ohne Buchdruckerei und ohne Bücher denken. Aber der preußische Staat, wie er wurde und war, ohne die Kraft der Presse sich vorzustellen, ohne die Macht der Rede, auf dem Papier vertausendfältigt, ist eine schwere Aufgabe. Friedrich der Große ohne seine Schriften, die Eroberungszüge weiter durch die Welt machten, als seine siegreichen Heere, wäre nur der halbe Friedrich. Man behauptet ja, daß die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts durch seine Werke in Spanien eingedrungen sey, und sie die ersten Brechen in die furchtbaren Mauern der Inquisition gelegt haben. Während die Schriften der französischen simpeln Philosophen zurückgewiesen wurden, wagte man nämlich, aus legitimem Respekt, doch nicht, die eines königlichen Philosophen als Contrebande zu confisciren. Es gab eine Zeit, wo man bei uns dies gerne gethan hätte, und noch heut fragt es sich: wird eine offizielle Ausgabe seiner Werke veranstaltet werden? Die Frage, ob ihm ein Monument von Erz oder Stein gesezt werden soll, scheint noch eher zur bejahenden Entscheidung zu gedeihen. Das Jahr 40, mit dem nächstfolgenden, hat übrigens auch für die Stadt Berlin eine spezielle und sehr wichtige historische Bedeutung. In diesem Jahre im fünfzehnten Jahrhundert begannen mit dem Regierungsantritt Kurfürst Friedrichs II, des zweiten Hohenzollern, die landesherrlichen Kämpfe gegen die alte Freiheit der märkischen Städte. Im Jahre 1442 brach dieser kluge und kräftige Fürst in die Thore von Berlin und Köln ein, welche noch immer auf ihre alten Rechte trozend, den Landesherren das Oeffnungsrecht verweigerten, und nahm den halsstarrigen Geschlechtern ihr Regiment, indem er die verbundenen Städte theilte, eine mehr demokratische Wahl zum Rath und zu den Bürgermeisterstellen einführte, und sich die Bestätigung der erwählten Magistratspersonen vorbehielt. Doch war damit der Kampf nicht geendet, und es kostete mehrere Jahre, bis beide Städte völlig der landesherrlichen Macht unterworfen waren. Ueber diese interessanten, aber historisch dunkeln Momente verbreiten die aufgefundenen Urkunden, welche Herr **Fidicin** in seinen diplomatischen Beiträgen mittheilt, einiges Licht, wodurch freilich die Schatten daneben nur desto dunkler erscheinen. W. **Alexis** arbeitet seit einigen Jahren an einem vaterländischen Roman, welcher diesen Stoff behandelt. Er soll auch im künftigen als eine Spende zu diesen Jubilarfeierlichkeiten erscheinen. Derselbe Herr Fidicin hat übrigens jezt eine gelehrte Kritik herausgegeben, durch welche er die Klödenschen Hypothesen von einer viel ältern Gründung Berlins, als wir annehmen und die Urkunden besagen, zu entkräften sucht. Der Streit ist adhuc sub judice. Warum ihn aber zum Endurtheil drängen? Wo nicht scharfe, schlagende Gründe der Vermuthung absolut das Feld abschneiden, weßhalb da der geistreichen Phantasie den Spielraum umgränzen?

Unsere **Kunstausstellung** nähert sich ihrem Schluß, ohne daß irgend ein chef d'oeuvre angekommen wäre, um das man sich streiten und es durch Bewunderung vernichten könnte. Selbst unter den immer beliebteren Genrestücken ist kein kranker Esel, keine Kirchengängerin, keine Verlobung auf Helgoland; also wenig Aussicht für die Lithographen, die Stickmusterverfertiger und die Porzellanmaler. Aber man ist doch im Ganzen ungerecht, wenn man der Ausstellung in Bausch und Bogen den Werth abspricht; und zu dieser aburtheilenden Ungerechtigkeit neigt, wie Sie wissen, unser Publikum sich nur gar zu gern. Wo in aller Welt sind Jahr um Jahr so viel neue Ideen in's Leben zu setzen, daß sie zwölf Monate der Kritik, der Conversation und der Industrie Anregung geben! Nur das wäre gerecht, daß man die Quantität angriffe, und den Künstlern zuriefe: wie können in einem Jahre solche Massen großer und kleiner Bilder fertig werden, und auf die Vollendung, die ihr und wir wünschen, Anspruch haben? Die berühmte Parade von **Krüger** wird verschieden beurtheilt. Zur Rechtfertigung des Künstlers muß angeführt werden, daß er nur mit Widerstreben an ein Werk ging, das freilich in eben dem Maaße ihm bezahlt wurde, als es ihm Zeit kostete. Welcher Künstler kann Leben und Mannigfaltigkeit in Infanteriekolonnen bringen, die im Parademarsch vorüberziehen! Da brachte er denn zu seiner eigenen Befriedigung als bunteste Staffage das lebendige Berlin in den Vordergrund; da er aber jeden Bekannten als Individuum hinstellen wollte, so ward auch hieraus kein Bild. Stücke der Art werden für kommende Generationen von Werth seyn. Man weiß, wie Berlins Notabilitäten ausgesehen haben; doch, wohl verstanden, nur die Notabilitäten, welche sich auf der Straße sehen lassen oder im Theater. Es gibt auch noch ein anderes Berlin, das sich auf die Art nicht malen läßt; es besucht auch wohl selten die Parademärsche. Wie einige unserer ausgezeichnetsten Künstler unter diese Fashionables kommen, ist schwer zu erklären; doch hat sie der Maler auch weislich in den entferntesten dunkeln Winkel gestellt, wo sie weder die Parade sehen, noch eine machen. Manche der Schlachtstücke, sonst gerade nicht Ihres Correspondenten Genre, sind, gegen dieses Bild gehalten, wahrhaft erquicklich, so schrecklich das klingt. Aber da ist Leben, Wahrheit, Ernst darin. Ein bisher wenig genannter Maler, **Rechlin**, hat z. B. das Gefecht bei Goldberg in Schlesien, zu Ehren des seligen Herzogs Karl von Mecklenburg, sich zur Aufgabe gesezt: ein so vortrefflich komponirtes Schlachtgemälde, wie ich in neuerer Zeit wenige gesehen habe. Es ist kein Wouvermannsches Scharmüzel, wo sich das Bild von selbst macht, auch kein strategischer Plan des Schlachtfeldes mit Vogelperspektive, à la Van Meulen, was nimmermehr ein Gemälde wird. Der Künstler hat die rechte Mitte zwischen beiden zu halten gewußt. Wir gewinnen den wesentlichsten Charakter des Treffens zur Anschauung, und doch so, daß das Detail in mehreren, wohl motivirten Zügen uns warm und interessant entgegentritt. In wie wenigen neueren Schlachtstücken findet sich dieser Verein! Es ist gewiß eines der gelungensten Bilder der Ausstellung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. December 1839.

Of a strange nature is the suit you follow!

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Von den vier thörichten Braminen.

(Was in diesen Blättern bisher an Uebersetzungen aus dem Indischen gegeben worden ist, gehörte der höheren, der heiligen und Kunstpoesie an. Indien hat aber außer seiner Sanskritliteratur eine sehr reiche Volksliteratur, die nicht nur modernisirte Bearbeitungen älterer Werke enthält (wie in Europa die mittelalterlichen Epen im sechzehnten Jahrhundert zu Romanen und Volksbüchern verarbeitet wurden), sondern auch fortwährend durch Neues bereichert wird. Das Verhältniß der Sanskritsprache zu den verschiedenen Dialekten des Hindostanischen, wie man die jezt lebende Sprache nennt, ist etwa wie das Verhältniß des Lateinischen zu seinen Töchtern, oder des Altgriechischen zum Neugriechischen. — Das folgende Stück ist einem indischen Volksbuch entnommen, wovon der französische Missionär Dubois eine Abschrift nach Europa gebracht hat. Es ist ganz modern im indischen Sinne, d. h. es ist schwerlich über hundert Jahre alt, und wird den Lesern willkommen seyn als eine Probe aus einem Gebiet der indischen Literatur, das unserm Erzählungs- und Kalenderwesen entspricht.)

An einem schönen Morgen trafen vier Braminen auf der Landstraße zusammen. Die ehrwürdigen Männer begrüßten sich und fragten darauf Einer den Andern, wohin er so frühe schon gehe. Nun war in einer Ortschaft der Gegend ein Samaradana* angesagt, und es fand sich, daß die vier Reisenden sämmtlich auf das Fest geladen und eben auf dem Wege dahin waren. So kamen sie denn überein, in Gesellschaft den Weg zu machen. Wie sie nun so fortschlenderten, begegnete ihnen ein Soldat, der, wie er sich ihnen näherte, ehrerbietig sein Saranai-Ava* sprach, wobei er, wie es sich ziemt, die gefalteten Hände bis zur Stirne erhob. Die Braminen aber riefen wie aus Einem Munde: Assirwahdam! (Segen.)

Unterdeß stieg die Sonne höher, und unsere Wanderer beschlossen, einen Augenblick im Schatten eines großen Baumes zu rasten, der am Wege stand. Ein gottesfürchtiger Mann mußte ihn gepflanzt haben, den Baum, und den Brunnen gegraben neben dem Baume. Die Braminen erfrischten sich und sammelten neue Kräfte. Lange saßen sie schweigend da, denn Keinem kam ein Einfall; endlich unterbrach einer der ehrwürdiger Männer die Stille und sagte: „Man muß gestehen, daß der Soldat, der uns vorhin begegnet, ein höflicher Mensch ist und ein verständiger. Habt ihr bemerkt, wie er mich ansah, als er mich grüßte?“ — „Aber er hat dich ja gar nicht gegrüßt,“ erwiderte der zunächst sitzende Bramin; „der Soldat hat mich angesehen und mir allein seinen Gruß zugedacht.“ — „Ihr irrt Beide,“ fiel der dritte Bramin ein; „ich versichere euch, der Soldat hat

* Ein großes Fest zu Ehren der Braminen.

* Etwa: Ich grüße euch, edle Herren.

mich angeblickt, als er sein Saranai-Aya sprach." — „Mich hat der Soldat gegrüßt," schrie der Vierte, „und keinen von euch. Und zum Beweise, daß sein Gruß mir gegolten, denkt nur daran, daß ich gedankt; hätte ich ihm sonst meinen Segen gegeben?"

Der Streit wurde bald heftig, und man war im Begriff, von Worten zu Thätlichkeiten zu kommen, als einem der vier Wanderer einfiel, daß alles Disputiren zwischen ihnen ja rein fruchtlos sey. „Höret mich," sagte er. „Wozu streiten und schlagen wir uns? Und wenn wir uns nun zanken wie Weiber und uns schlagen, als wären wir unheilige Sudras,* was wird es helfen? Das Alles entscheidet ja unsern Streit nicht, den der Soldat allein entscheiden kann. Unmöglich kann er schon sehr weit seyn, denn es ist bereits warm. Wenn wir gut laufen, so holen wir ihn bald ein. Mein Rath ist demnach, wir kehren um und lassen uns von dem Soldaten selbst sagen, wen von uns er hat grüßen wollen."

Vernunft ist doch eine Gottesgabe und findet immer Gehör. Die drei Braminen lobten den Einfall ihres Genossen und kehrten um. Sie liefen, so sehr sie konnten, und nach zwei Stunden hatten sie glücklich den Soldaten eingeholt. Athemlos riefen sie ihm zu, er möchte halten, und fragten nun, welchem von ihnen denn eigentlich der Gruß vorhin gegolten. — Der Soldat war ein Schalk, der gern auf Anderer Kosten lachte. Ohne sich zu besinnen, antwortete er kurz: „Ich habe denjenigen grüßen wollen, der unter euch der größte Narr ist." Und damit sezte er seinen Weg fort und ließ die Braminen stehen.

Diese standen eine Weile wie verduzt, kehrten dann langsam um und gingen schweigend ihres Weges. Doch die Stille währte nicht lange. Fast in demselben Augenblick und wie aus Einem Munde riefen alle vier: „Der Gruß ist also mein!" — Jezt wurde der Streit erst recht heftig. Jeder behauptete, seiner Narrheit komme keine andere menschliche Narrheit gleich, das möge man nur glauben, und er werde sich das nicht nehmen lassen, so wenig als des Soldaten Gruß. Und vielleicht wäre es diesmal zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht einer der Braminen, derselbe, der schon einmal Frieden gestiftet, wieder einen vernünftigen Einfall gehabt und so den hereinbrechenden Sturm beschwichtigt hätte.

„Ich behaupte," so sprach er, „thörichter zu seyn als ihr, und Jeder von euch behauptet dasselbe. Da wir aber alle vier Partei sind, so ist Keiner von uns ein rechter Richter. Wozu wollen wir uns nun zanken, vielleicht gar schlagen? Laßt uns vielmehr gleich nach der nächsten Ortschaft gehen und die Aeltesten zusammenrufen, damit ihr gerechtes Urtheil unparteiisch zwischen uns entscheide." — Gesagt, gethan. Darmapuri lag in der Nähe, dorthin richteten unsere Braminen ihre Schritte. Sie kamen wie gerufen; denn es war eben Gerichtstag, die Aeltesten waren versammelt und es war Niemand erschienen, der eine Klage vorzubringen gehabt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

* Der allgemeine Name für die arbeitende Kaste. Man scheidet die Sudras in ungefähr achtzehn Haupt- und mehr als hundert kleinere Abtheilungen. Sudras und Parias machen neun Zehntel der Bevölkerung aus.

Erinnerungen

(Fortsetzung.)

Ich wünschte Alles von ihr sagen zu können, was mir in der Seele glüht, denn sie war eine merkwürdige Erscheinung, ihre Geschichte würde ein Lehrbuch für die Frauenwelt abgeben. Es war immer schwer, sie von ihrer Lage, oft schwer, sie von ihren Handlungen zu unterscheiden. Ihre Natur war edel, ihr Herz war schön; wahrscheinlich würde ihre Lebensgeschichte, treu aufgeschrieben, ihre Apologie seyn, wenn man durch sie erführe, welchen Einfluß die Lieblosigkeit der Welt, auch äußere Verhältnisse auf ihre Handlungen übten. — Nicht leicht wird Jemand behaupten, daß die Tugend bei der Kaste, zu der Henriette v. M. von Geburt aus gehörte, einheimischer sey als beim Bürgerstand. Sie war sechzehn Jahr alt, als sie entfloh. Vielleicht hatten Convenienz und Familientyrannei das geistvolle, blühende Mädchen einem eckelhaften Greise zugedacht? Vielleicht trat in dem schönen jungen Mann, der sie entführte, das Bild unvergifteter, naturgemäßer Lebensverhältnisse vor ihren Blick und erweckte eine unbezwingliche Sehnsucht? Vielleicht entfloh sie, um nicht zu heucheln, nicht zu lügen? Wer kann ermessen, ob sie sorgfältig und fromm genug erzogen, liebevoll genug umgeben war, um in sich selbst gegen Versuchungen Kraft zu finden, um in Pflichterfüllung und frommer Ergebung ihr Lebensglück von Gott zu erwarten, statt es gewaltsam herbeizuführen? Vielleicht auch war sie zu verwöhnt, zu verweichlicht, zu übermüthig durch Glücksgüter, Rang und Huldigungen, um nicht zu meinen, erlaubt sey, was gefällt? O, könnte sie doch sprechen, die Erblichene, die 1814 einer wandernden Truppe über dem Rhein beigesellt, die „himmlischen Mächte gekannt, als sie ihr Brod mit Thränen aß, durch kummervolle Nächte auf hartem Lager weinend saß." Ihre Worte würden nicht bloß junge Seelen heilsam erschüttern, sie würden auch Väter und Mütter erleuchten.

Oft sprach sie von Rahel. Sie trug das Andenken der Tage, die sie mit ihr verlebt, wie ein Kleinod der

Erinnerung, zu dessen Wunderglanz ein thränendes Auge aus der Oede des Alltagslebens hinausblickt, um nur wieder an Größe und Aechtheit glauben zu können. Möglich, daß Rahel den poetischen Funken in ihrer Seele geweckt. Rahel! — der Name stand nicht von Anfang im Verzeichniß dieser Erinnerungen; doch sie ist wie eine Pulsader, die durch alle Berühmtheiten unserer Tage kreist und glüht, und wo sie auch fern stand, muß man unwillkührlich bei Frauen, die sich ausgezeichnet, an sie denken. Schon manches Jahr ist sie dahin, aber ihrer Worte organisches Leben entfaltet sich immer reicher beim raschen Weiterschreiten weiblicher Ausbildung, weil sie, wie alle höheren Geister, ihrer Zeit voraus geflogen und die kommenden Tage immer helleres Licht auf das Vermächtniß ihrer Liebe für die Menschheit werfen werden. Und werkthätig war diese Liebe. Welch eine Christin war diese geborene Jüdin, nicht mit Wasser, sondern wahrhaft mit Feuer getauft und mit dem heiligen Geist! Ihre Briefe aus Prag, ihre Aufopferungen beim Ausbruch der Cholera, ihre tausendfachen stillverübten Wohlthaten, welch ein Denkmal für sie!

Schade, daß ein, allzuleicht der Mißdeutung unterworfener Begriff von Emanzipation der Frauen aus Rahels Briefen, Bettinas Phantasiestücken und Charlottens St. blutiger That entnommen worden, und diese drei Namen zum Feldgeschrei für den feindlichen Einfall verschrobener Begriffe erwählt sind. Rahels Empfindung für Goethe war ein reiner Gletschertropfen, der ewig am Gestein strahlt und zittert, aber nie herabsinkt, nicht die Erde berührt. Bettinas Liebe zitterte zwar hernieder, aber doch in einen Blumenkelch, der sie rein bewahrte, Duft und Farbe umherwob. Ihre Gluth war ganz poetischer Natur; welch ein Mädchen konnte Goethe lieben, und den Ausspruch der Prinzessin in seinem Tasso vergessen? Wenn die Emanzipationslehre dahin zielt, vom Begriff schöner Weiblichkeit, der ewig unangetastet bleiben soll, die untergeschobene Fratze weibischer Ziererei, geheuchelter Bescheidenheit, und was sonst daran klebt, zu scheiden, so sey diese Lehre willkommen. Dazu müssen aber auch alle die Männer, selbst die so gerne beide Begriffe verwechseln, und sich von weibischen Geschöpfen behaglicher angezogen fühlen, als von edler Weiblichkeit, zu besserer Einsicht heranreifen. Die Klügsten und Trefflichsten gehen in die Falle und lassen sich verzaubern und bestricken, wenn sie die Albernheit von frischen Lippen tönen hören, in klaren Augen die Sinnlichkeit funkeln sehen, und werden bald toll vor Entzücken, wenn ein hübsches Mädchen nicht lesen mag, und nicht gut deutsch kann. Sie nennen das süße Einfalt, Ideal der Weiblichkeit, und ahnen nicht, wohin das in der Ehe führt. Geist muß walten, wo eine Seele lebt; das wahre Ziel weiblicher Ausbildung ist der Einklang zwischen Liebe zum Schönen, Begeisterung für das Hohe und Erkenntniß heilsam schirmender Schranken, zwischen Nährung zarter Gefühle und Ausübung strenger Pflicht. Die Natur selbst hat dem weiblichen Daseyn Grenzlinien angewiesen, die sich nie ungestraft überschreiten lassen, indeß doch alle Seelenglut, Geisteskraft und Gemüthsinnigkeit der edelsten Frau oft kaum für die Prüfungen ausreicht, die über sie verhängt sind, und ihre stille Größe und Ausdauer groß und segensreich wirkt. Das rechte Licht, das der Frauen Lebensbahn verklärt, kommt von oben, der beste Rath für sie steht immer im Evangelium. Ihnen ist es gewährt, Söhne und Töchter im ersten Entknospen zum Höchsten, was der Mensch hat, zum Gefühl für Gott zu erwecken; wie vermöchte das ein weibisches Weib? Nicht jede kann eine Maria seyn, doch auch die Martha liebte den Herrn und hatte Theil an ihm. Frömmigkeit und Milde sind der Leitstern der Frauen, und wenn eine von der Welt und allem Erdenglück verlassen wäre, in Gott ist Trost, in Gott ist Rath; nur die Abtrünnigkeit ist ein Unglück, alles Andere kann besser werden.

Nicht Rahels Briefe berechtigen zur endlosen Ausdehnung des Begriffes von Emanzipation der Frauen. Es war viel edle Ironie in dieser großartigen, aus den mannigfaltigsten Elementen gebildeten Natur, und bei der überquillenden Fülle von Gedanken, mit der sie so treu und glühend zur Wahrheit emporstrebte, hatte sie Kämpfe zu bestehen, bis sie Gefühl und Sehnsucht mit der Wirklichkeit versöhnen, das Wünschenswerthe dem Bestehenden aneignen konnte. Jeder Erschaffung, auch der geistigen, liegt ein Chaos zu Grunde; in Rahels Briefen ist das Chaos neben der Schöpfung zu sehen. Daß sie einmal gedruckt würden, kam ihr nicht in den Sinn. Indeß Manche, die sich viel weiß, innerlich darbt, litt Rahel an Reichthum; sie hatte der Liebefülle, des Gedankendranges zu viel, und da sie kein Kind hatte, legte sie in inbrünstiger Liebe die Menschheit an das Mutterherz und rang für sie nach Wahrheit bis zum lezten Athemzug.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Schluß.)

Kunstausstellung. Post- und Fuhrwesen. Gesellschaftliches.

An trefflichen Landschaften, besonders der Franzosen, war auch kein Mangel, doch kein in die Augen springend Eminentes. Haben wir uns in den Genrestücken bereits erschöpft, ich meine in den originellen Erfindungen, und sind unsere Künstler dahin gekommen, wo die französischen Lustspielschreiber und Vaudevillisten sich befinden, die, gar keine naturgemäßen Verhältnisse mehr auftreibend, die längst verbrauchten auf die unnatürlichste Spize setzen und in die

unnatürlichsten Contraste bringen, um neu zu scheinen und zu wirken? — Es läßt sich nicht leugnen, wie die alten Niederländer unsere Genrekunst an kecker Charakteristik, an Humor, Kraft und Wärme des Pinsels noch immer weit überragen, so überbieten unsere neuesten Genremaler sie an Ideen. Jene Bilder waren Abrisse aus einem trockenen, derben Leben; wir besitzen von unsern Mitlebenden wirkliche Gedichte in diesen kleinen Bildchen. Und sollten diese Ideen schon ganz verbraucht seyn? Daß wir auf einer gefährlichen Spitze stehen, ist nicht abzuleugnen. Hoffentlich finden sich noch Wege zur ebenen Straße. Da malte Jemand einen reich gewordenen Studenten. In seinem Studierstübchen neben allen, jezt zurückgeschobenen Attributen eines Lampenfleißes, ein voller Tisch mit allerlei Weinsorten, Austern, Delikatessen, und die Treppe herauf stürmen die frohen Commilitonen zum leckern Frühstück. Ein vollständiges launiges Gedicht, wenn man zu dem Vorher noch das Künftig, wie es in der Stube nach dem Gelage aussehen wird, sich hinzudenkt. Aber was für die Feder eine hübsche Aufgabe ist, ist es noch nicht darum für den Pinsel. Ein anderer Maler hat auch einen kostbaren Einfall gehabt, über den man sich ausschütten möchte vor Lachen, nämlich in der Vorstellung, nicht in der Darstellung. Ein italienischer Gypsfigurenträger geht über den Gensdarmenmarkt. Da stürzt ein bissiger Hund in einen Transport Hammel. Das eine geängstigte Thier flieht, stürzt Körbe, Tische der Obstverkäuferinnen um. Schreien, Wuth, Verwirrung von allen Seiten. Aber das ungeschickte Thier läuft auch gerade dem Träger zwischen die Beine. In seinem mächtigen Satze hebt es den ganzen Mann in die Höhe, daß er nur noch mit einer Zehenspitze auf der Erde schwebt. Die natürliche Folge ist, daß sein Brett das Gleichgewicht verliert, und alle Götter und Heroen herabfallen, und zwar in eine Wassertonne. Vorhin ist schon etwas in den schwarzen Schlund gefallen; die weiße Färbung des Wassers verrieth es, ohne das Geheimniß weiter zu enthüllen. Eben hinein stürzt, mit seinem dreieckigen Hute voran, der große Napoleon, ihm folgt jählings eine schöne Victoria, und die andern, alles bekannte Figuren unserer italienischen Gypshändler wanken mehr oder minder; ein paar chinesische Pagoden grinsen uns wackelnd an. Welcher ergiebige Stoff zu symbolischen Andeutungen, nur alles viel zu viel Gedanken, zu complizirt zur Entwickelung in einem Bild; und darum wird aus den trefflichen Gedanken ein schlechtes Bild. Unter den Sculpturarbeiten zeichnet sich eine vortreffliche Danaide von Rauch aus.

Man spricht von bedeutenden innern Umwälzungen in unserem Postwesen. Die Post selbst will jezt Eisenbahnen bauen, man sagt, aus zarter Rücksicht. Ihr Chef erkläre, er habe es früher nicht thun wollen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß der Staat in die industriellen Unternehmungen der Einzelnen störend eingreife. Jezt, wo sich herausstelle, daß Eisenbahnen nicht die gehofften goldenen Früchte bringen, werde man den Staat darum bitten müssen, und da wolle er sich großmüthig zeigen. Vortrefflich, wenn Eisenbahnen gebaut werden; wer sie auch baue, wenn sie nur schnell fertig werden und gut. Aber wenn man nur alles Vergangene vergessen könnte, um an diese zarten Rücksichten zu glauben! Die schwer errungene sächsische Eisenbahn muß doch noch immer, statt nach Leipzig, nach Köthen und Halle! Kein Mensch will sich jezt der Stettiner Bahn erbarmen, keiner Geld geben. Wäre der Widerstand der Post nicht gewesen, zur Zeit, wo man von den Bahnen viel hoffte, so wäre das Geld schon doppelt gezeichnet. Einstweilen hat die Post die Preise ihrer vor einigen Jahren eingerichteten Personenwagen, die von Berlin aus nach frequenten Orten gehen, um die Hälfte erhöht. Durch ihre Errichtung wurden die Privatfuhrgelegenheiten genöthigt, die Segel zu streichen. Sie konnten weder so schnell, noch so wohlfeil fahren. Nun sie größtentheils eingegangen, schnellen die Postpreise wieder in die Höhe. Einige, welche die zarten Rücksichten nicht gewahren, wollen dieser Operation nicht ihren Beifall schenken. Auch in unserem Stadtfuhrwesen schwankt es hin und her. Von Neujahr an sollen, neben den Droschken, Omnibus in den Hauptrichtungen fahren. Auch unsere Droschken haben ihren Preis verändert. Die Polizei wollte, im Interesse des Publikums, den Saz noch erniedrigen; die Fuhrherren aber meinten, sie könnten schon bei dem jezigen nicht bestehen. Ihre Bücher sprechen zu Gunsten ihrer Behauptung, und hier hat ein Gewerk über die Polizei einmal den Sieg davon getragen. Das Publikum verliert nicht zu viel dabei, wenn es statt vier Silbergroschen fünf zahlen muß, eine usuelle Summe statt einer ganz ungewöhnlichen, für die kein Gepräge existirt.

Von dem Tode zweier Schwestern, Damen aus den höhern Ständen, in Folge einer vernachlässigten Operation, will ich Ihre Leser nicht unterhalten; man hört den schrecklichen Vorfall zum Ueberdruß oft erzählen und wiedererzählen. Das Faktum an sich ist herzerschütternd, was es aber für eine Beruhigung gewähren kann, wenn man die Schuld dem Operateur beimißt, und noch dazu dem berühmtesten und gewiß geschicktesten, ist schwer zu begreifen. Der größte Arzt kann irren, auch der selige Heim hat oft geirrt. Was hilft es aber, daß man sich's in die Ohren flüstert? Es schwächt nur das Vertrauen schwacher Gemüther, und doch ist kein anderer da, keine höhere, unfehlbare Instanz. — Das Berliner Lesekabinet hat mit dem Winter ein neues, geräumiges und schönes Lokal bezogen; und wenn man die mit Fremden und Einheimischen gefüllten hellen Räume Abends sieht, sollte man wirklich glauben, es sey der fashionable Versammlungsort der Gebildeten und Literaturfreunde geworden. Aber wie viele in Berlin, die sich für die periodische und die gehaltreichere Literatur interessiren, haben noch keinen Fuß hineingesezt! Es dauert unglaublich lange, ehe sich etwas Tüchtiges in Berlin einbürgert, und noch größer ist die Scheu vor dem populären Oeffentlichen. Die Hälfte der Abonnenten betritt nur noch besuchsweise die freundlichen und comfortabeln Zimmer, und holt sich lieber seinen Lesebedarf in seine vier Wände. Und die Zeit der geschlossenen Casinos ist doch überall sonst vorüber; auch die Literatur verlangt freie Mittheilung. — Der Improvisator Langenschwarz hat ein Concert gegeben, in welchem er seine Improvisationskunst dem Publikum auf's Neue gezeigt hat. Die Urtheile sind verschieden, doch günstiger als bei seinem ersten Auftreten. — Die Societät für wissenschaftliche Kritik hat den Beschluß gefaßt, sich aufzulösen und ihre Jahrbücher eingehen zu lassen. Die Censurhindernisse hatten sich in lezter Zeit in einer Art herausgestellt, daß die Kritik auch in rein wissenschaftlichen Fächern, ohne eine neue Sprache zu erfinden, keinen Ausdruck mehr fand. Zwar wollen Einige ein anderes Motiv in der Zerfallenheit der Hegelschen Schüler unter sich finden, und man hätte die Censurstriche nur als eine willkommene Gelegenheit ergriffen, um zum Faktum einen guten Titel zu erhalten. Indessen wer jene Verhältnisse kennt, weiß auch, daß sie zur Zeit bei uns ein Journal mit Meinungen unmöglich machen. Wenn die Hengstenbergsche Kirchenzeitung und das politische Wochenblatt davon eine Ausnahme zu machen scheinen, so muß man wissen, daß deren Existenz auch durch Ausnahmsregeln begründet ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. December 1839.

Es ist ein Himmel wunderbar,
Wo ich auf Erden selig war:
Das ist der Kinderhimmel.

Fr. Haug.

Der Weihnachtsabend.

Von Ph. H. Welcker.

Weihnachtsabend, deiner Wonne,
Deiner frühen, denk' ich noch;
Losch mir auch der Kindheit Sonne,
Glühn mir deine Kerzen doch.

Seligkeit aus Himmelsfernen
War es, die mein Herz erhob,
Wann du mit den schönen Sternen
Kamst, und mich dein Glanz umwob.

Wie dein Glück mit Goldgefieder
Einst auf meine Kindheit sank,
Heil'ger Abend, nie so wieder
Bringt's mein Sehnen und mein Dank.

In die Zukunft, in die schöne,
Wies ein helles Friedensthor.
Welche zaubervolle Töne
Klangen da noch in mein Ohr!

Ach, in welchem Wundergarten
Wandelt noch des Kindes Traum,
Der nach freudigem Erwarten
Sich erfüllt am Lichterbaum!

Und so denk' ich meines Traumes,
Und mit goldumblitztem Grün
Meines duft'gen Weihnachtsbaumes,
Und der Zauber all um ihn.

Knieen sah ich auch die frommen,
Heiligen drei Kön'ge da,
Und dem Kindlein, lichtumschwommen,
War Maria selig nah.

Kommen wieder zu der Feier
Engel von dem Himmelssaal? —
In den weißen Nonnenschleier
Hüllt der Winter schon mein Thal.

Blitzt nicht dort in trauten Hallen
Wieder auf der Lichter Schein?
Von des Thales Häusern allen
Blick ich nur in ein's hinein.

Jeden Weihnachtsabend steh' ich
Noch im Geist an jenem Ort,
Und die goldnen Aepfel seh' ich
Und die Kerzen immerfort.

Schöner, als der Hesperiden
Bäume, war mein Weihnachtsbaum;
Wie ein Paradies im Süden,
Glänzt mir auch der Kindertraum.

Und kein Maler malt, kein Dichter,
Was mir nun ist fern gestellt:
Jene Bilder, jene Lichter,
Aus des Knaben froher Welt.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Henriette von Montenglaut lud mich zu dem Mittagessen ein, das Ludwig Robert bei seiner Durchreise durch Darmstadt bei ihr einnahm. Ich habe ihm seitdem oft begegnet, ihn aber nie wieder so heiter gesehen. Es war ja die große Zeit, darin alles gekämpft hatte, das Herz des Antheils, die Hand des Erbarmens, der Geist der Schrift, die Seele der Lieder, das Schwert des Kriegers. Dieser Befreiungskampf war ein gewaltiger galvanischer Prozeß, in seinen Zuckungen lebte Alles wieder, was längst dahin. Ludwig Robert las uns seine Kriegslieder. Es war ein heller, milder Wintertag, die Sonne spielte auf den weißen Wänden des Gartensaals, in dessen Windofen die Flamme knisterte. Die Sonne ist der Juwelier der Armen, sie vergoldet die kleinste Hütte und zerstört den Prunk der Paläste, der stets sorgfältig gegen sie geschützt wird. Diesmal leuchtete sie einem stillen, lieblichen Feste in einem bescheidenen Raum, wo drei Menschen die Gedächtnißfeier ihrer Jugend begingen. Aus Rahels liebevoller Seele war ein Strahl in Henriettens Leben gefallen. Ihrer wurde mit Begeisterung erwähnt. Ich wußte Vieles von ihr, was mir Friedrich von Schlegel, Leuchsenring, Adalbert von Chamisso, Varnhagen van Ense erzählt. Schlegel vor Allen legte an jeder strahlenden weiblichen Natur den Maßstab von Rahels Liebenswürdigkeit an, und warf ihn meist, unwillig über die Täuschung, wieder weg. Ich, persönlich, wußte nichts von ihr als die Küsse, die sie mir als einer kleinen Trulle im Itzigschen Gartensaal auf den Mund gedrückt, wetteifernd mit den Töchtern des Hauses in Liebkosungen, von denen ich, an der Hand der Großmutter Karschin, wie taumelnd nach Hause kam, so daß meine Mutter eifersüchtig wurde und mich nie wieder dort hin ließ. — Bei dem genannten Mahle vergaß Henriette v. M. alle ihre Sorgen; weggebannt aus diesem Kreise waren die Schrecken und die Zerrbilder aus ihrer Vergangenheit, nur der Augenblick lebte und übte seine beglückende Gewalt. Späterhin ereignete sich Trübes und Störendes, Alles wendete sich von Henrietten ab; sie meinte, nur ich könne das nicht, sie glaubte an mich, rief das Tiefste in mir zu Hülfe für sich; ohne gewaltige Einwirkungen, denen ich nicht zu widerstehen wußte, hätte ich jezt keine Härte zu bereuen. O, sey doch keine hart und unerbittlich als gegen unschönes Regen in sich selbst! Eines Tages war die Arme, Schwerbedrängte verschwunden. Erst in Berlin sah ich sie wieder, wo sie mit unerhörter Aufopferung für Angehörige darbte und sorgte. Sie wurde von edlen Freunden und Freundinnen aus ihrer Jugendzeit voll Antheil aufgesucht. Späterhin reiste sie mit Henriette Sontag, jetzigen Gräfin von Rossi, nach Paris. Ich glaubte, nun sey ihr Loos gesichert, und der Gedanke that mir wohl; doch 1828 erfuhr ich von Theodor v. Sydow, sie sey nach Holland gegangen, wo sie in Dürftigkeit lebe. Dort, höre ich, ist sie einsam gestorben. — Friede sey mit ihr! Sie hat viel gelitten.

Es wird mir nicht leicht, die Bilder zurückzuweisen, die sich um mich her drängen, wenn ich an die Zeit zurück denke, die ich in Darmstadt verlebt. Von diesem Standpunkt aus trifft mein Blick fast nur auf Grüfte; auf jede möchte ich einen Kranz frommer Erinnerung legen. Andern Tagen sey es aufbehalten. Was das geistige Leben dort betrifft, so stack es noch zu tief im Werden und war zu einseitig nach Einem Genuß, der über Alles geschätzt wurde, gerichtet. Die Oper schlang Alles in sich, für nichts Anderes gab es Sinn, sie stand aber auch auf einer seltenen Höhe und gewährte fast unübertrefflichen Genuß. Das gesellige Leben litt durch die Kluft zwischen dem Adelstand und dem übrigen gebildeten Publikum. So lang die fire Idee von edlem Blut noch besteht, wird es keinen Einklang in der menschlichen Gesellschaft geben, und um so weniger, wo sich ihr der Begriff zugesellt, daß edles Blut für den Mangel des Edlen in jeder andern Hinsicht Ersatz leiste.

Adelheid Reinbolt.

Dicht neben der unglücklichen Henriette v. Montenglaut, deren Bild mich in stiller Nacht umschwebt, erscheint mir ihre Landesgenossin Adelheid, den Blumenkranz in den strahlenden Goldlocken, den Schnee des Todes auf den Wangen, die so frisch, jungen Rosen gleich prangten. O, sie war schön! — Abhängigkeit und Schönheit, ihr solltet nie Hand in Hand gehen müssen! Schönheit, wie Geist, will Unabhängigkeit von Druck und Drang der Umstände.

Zu vorschnell und lieblos wird der Stab über geistige Bestrebungen der Frauen gebrochen und herber Spott über sie losgeschnellt. Wo hinaus soll er sich flüchten, der zarte Duft des innern geistigen und

gemüthlichen Lebens, den die Welt in die Brust zurückscheucht, wenn nicht in Poesie und Kunst, deren Heiligthum immer offen steht, wie der Hochaltar, den auch der Verbrecher als Zufluchtsort umfaßt? Ist nicht in den Augen der Meisten geistige Herrschaft der Frauen Usurpation? Hält nicht noch immer die Meinung das salische Gesetz gegen sie aufrecht? Freilich ist's nur der literarische und anderweitige Pöbel, der von Blaustrümpfen spricht und den abgedroschenen Witz von „Stricknadeln" auftischt, besonders im lieben deutschen Lande. Ludwig Tieck gibt Adelheid Reinbolds Schriften heraus. Sie hatte, verschüchtert durch die Rohheit unserer Schreiblinge, den Pseudonamen Berthold Schwarz angenommen. Sie pflegte seit zartester Jugend edle Blüthen, deren Duft nun ihr frühes Grab umschwebt. Ihr seyen hier Wilhelm v. Chézys Worte zum Denkmal geweiht:

Soll eine Nachtigall auf deinem Grabe klagen,
So stirb, noch eh' dein Lenz verblüht.

Von den vier thörichten Braminen.

(Fortsetzung.)

Einer der Vier nahm jezt für sich und seine Gefährten das Wort und sezte der Versammlung den Gegenstand ihres Haders auseinander. Nicht das kleinste Umständchen vergaß er. — Der vorsitzende der versammelten Richter gebot Stille, nachdem er den Vortrag angehört. Darauf sagte er: „Gern wollen wir in eurer Sache Recht sprechen, wofern wir das Recht zu finden in Stand gesezt werden. Nun aber seyd ihr fremd; wir von Darmapuri kennen euch nicht. Zeugen, die euch kennen, habt ihr nicht mitgebracht. So bleibt euch denn, meines Bedünkens, nur Ein Weg übrig, der zu einer Entscheidung führen kann. Jeder von euch besinne sich, überdenke sein ganzes Leben und erzähle vor den hier versammelten Richtern dasjenige Erlebniß, von welchem er glaubt, daß es seine Thorheit am glänzendsten bethätigt und bezeugt. Wir werden aufmerksam zuhören und den Gruß des Soldaten dem Würdigsten zuerkennen."

Einer der Braminen begann also: „Mein Kleid ist durchaus nicht schön, wie ihr seht, und nicht erst seit gestern gehe ich in Lumpen. Die Ursache ist folgende. Vor mehreren Jahren schenkte mir ein reicher Handelsmann in meiner Nachbarschaft, ein frommer Mann, der an uns armen Braminen viel Barmherzigkeit übt, zwei große Stücke der allerfeinsten Zeuge, so fein, wie man nie etwas in unserm Agrabram gesehen, viel weniger getragen. Ich zeigte das Geschenk meinen Freunden, die es laut bewunderten und einstimmig behaupteten, dergleichen könne nur eine Belohnung für gute Werke seyn, die entweder ich oder einer meiner Vorfahren in einem früheren Leben ausgeübt. Bevor ich mich in die Zeuge kleidete, wusch ich sie, wie es unser Gesetz vorschreibt, um sie von der Befleckung zu reinigen, welche sie durch des Webers und des Handelsmannes Hände empfangen. Ich hing sie zum Trocknen auf, indem ich jedes der Enden an einen Strauch befestigte. Wie die Zeuge da hingen, sah ich einen Hund darunter weglaufen; ich hatte aber den Hund zu spät bemerkt, um sagen zu können, ob er meine Zeuge berührt und folglich verunreinigt hatte. Auch meine Kinder hatten nicht Acht gegeben. Was war zu thun? Um der Sache gewiß zu werden, ging ich auf Händen und Füßen unter meinen Zeugen weg; in dieser Stellung hatte ich etwa die Größe des Hundes. „Hab' ich sie berührt?" fragte ich meine Kinder, als ich am andern Ende wieder hervorkam. — „Nein," antworteten sie. Auf diese angenehme Neuigkeit that ich einen Freudensprung. Da fiel mir ein, daß der Hund seinen Schwanz hoch getragen und mit dessen Spitze vielleicht meine Zeuge berührt hatte. Ich mußte also noch einmal den Weg machen. Ich ließ mir von meinen Kindern eine kleine Handsichel, so daß die Spitze nach oben gerichtet war, auf den Rücken binden. Diesmal, sagten mir die Kinder, denen ich Aufmerksamkeit empfohlen, seyen die Zeuge leicht gestreift worden. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß auch der Hund mit seinem Schwanze sie berührt, und in einem Anfall von Zorn, der mir die Besinnung nahm, riß ich die schönen Zeuge in Fetzen. — Was ich gethan, wurde bald den Nachbarn bekannt, und Jedermann erklärte mich für den größten Thoren auf der Welt. „Wenn auch," sagten die Einen, „der Hund die Zeuge berührt, konntest du sie nicht noch einmal waschen?" und die Andern machten mir Vorwürfe, daß ich sie nicht lieber armen Sudras gegeben. Meine Freunde endlich sagten: „Wer wird dir in Zukunft Zeuge zum Gewande geben?" Sie haben Recht gehabt, denn so oft ich seitdem bei frommen und reichen Leuten um eine Kleidung angehalten habe, hat man mir stets mit der Frage geantwortet: „Hast du wieder Lust zum Zerreißen?"

Als der Bramine seine Erzählung beendigt, fragte ihn einer der versammelten Richter: „Du gehst wohl recht hübsch auf Vieren?" — „Recht hübsch," antwortete der Bramine, und damit ließ er sich auf die Hände nieder und machte drei oder viermal die Runde durch den Saal.

„Laßt uns jezt einen andern hören," sagte der Vorsitzende. Der Zweite begann.

„Ich wollte eines Tags auf einen Samaradana gehen, der in der Nachbarschaft angesagt worden war.

und ließ den Barbier kommen, um mir Haupt und Kinn scheeren zu lassen. Nachdem es geschehen, befahl ich meiner Frau, dem Barbier einen Heller zu reichen; diese vergriff sich und gab das Doppelte. Vergeblich verlangte ich von dem Spitzbuben den einen Heller zurück; er verweigerte ihn hartnäckig, und schon hatten wir uns eine Weile gestritten, als der Barbier sich erbot, den zweiten Heller abzuverdienen. „Ich will Eure Frau dafür scheeren," sagte er. „Das heißt gesprochen wie ein Mann," erwiderte ich ihm; „ja, so kommen wir in Frieden und Gerechtigkeit auseinander." — Meine Frau schrie laut auf, als sie dies hörte, und machte Miene, das Haus zu verlassen. Ich aber ergriff sie, hielt ihr den Kopf fest, und so verdiente der Barbier den zweiten Heller, um den er mich anfänglich hatte betrügen wollen. Meine Frau hörte nicht auf zu schreien, verwünschte mich und den Barbier und vergoß Ströme von Thränen. Als der Barbier das Haus verließ, verbarg sie sich und wollte vor Niemanden mehr erscheinen. Unterdeß kam meine Mutter, und als sie ihre Schwiegertochter sah, überhäufte sie mich mit den heftigsten Vorwürfen. Ich erwiderte kein Wort, denn ich fing an zu merken, daß ich eine Thorheit begangen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Der Landtag. Concerte. Theater. Statue König Augusts. Kunstverein.

Der am 10ten vorigen Monats eröffnete Landtag vermehrt das hiesige äußere und innere Leben. Besonders wird von ihm ein Theil der Gespräche der für das Allgemeine nicht gleichgültigen Gebildeten in Anspruch genommen. Zur wahrhaften Beruhigung gereicht die Wärme, mit der Jedermann an den, das wohlthätige Festhalten der Verfassung zum Gegenstande habenden Erörterungen Theil nimmt. In denjenigen socialen Zirkeln, die auch auf Literatur ihre Blicke richten, ist man vorzüglich auch auf das zu erwartende Preßgesetz gespannt. Im Allgemeinen herrscht der Glaube vor, daß es der Weisheit der Kammern gelingen werde, auch für diese, der Lage der Dinge nach, gar vielfach und fest verschlungene Aufgabe eine in der Hauptsache befriedigende Lösung aufzufinden. An Verbreitung und Beleuchtung der Landtagsverhandlungen fehlt es nicht. Außer den, einen offiziellen Charakter an sich tragenden „Mittheilungen" erscheint auch eine periodische Schrift unter dem Titel: „Landtagsblätter des constitutionellen Sachsens," herausgegeben von Bacherer und Philippi. Außerdem nimmt auch der mit dem Monat Oktober d. J. unter der Aufschrift: „das Wochenblatt," hier herauskommende „Sammler" auf die Sitzungen der Ständeversammlung besonders Rücksicht.

Natürlich äußert die jetzige Anwesenheit so vieler Gebildeten aus der Provinz, die zum Theil ihre Familien bei sich haben, auch Einfluß auf die Vermehrung des Besuchs unserer Schaubühne, der öffentlichen Concerte u. s. w. Zwei Concerte von der berühmten Pianistin, Madame Pleyel aus Paris, waren ungewöhnlich stark besucht. Diese Auszeichnung macht der Dame um so größere Ehre, da der Pianismus neuerlich bei seinen Lorbeerernten mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es geht ihm beinahe wie der lyrischen Dichtkunst. Die Zahl seiner Bekenner ist so angewachsen, daß die neuaufgestandenen Künstler eine besondere Geltung kaum noch durch die reizendsten Töne zu erringen vermögen. Die neuen Glanzpunkte unserer Bühne beschränkten sich diesmal auf ein einziges Stück, das Lustspiel von Töpfer: „der reiche Mann, oder: die Wasserkur," dessen ergötzliches Wesen sich geltend zu machen wußte. Daß Glucks „Iphigenie in Tauris" ein volles Haus und rauschenden Beifall fand, gereicht dem nun schon so lange von seinem Wettkampfe mit Piccini unter der Erde ausschlafenden Musikheros sowohl, als dem Publikum zur Ehre. Die vorzügliche Theilnahme der Zuhörer bei der mehrmaligen Wiederholung der Auberschen „Falschmünzer" verheißt dieser Oper ein ziemlich langes Leben auf dem Repertoire, und daß das Trauerspiel von Rellstab: „Eugen Aram," die Freundschaft der Theaterbesucher sich zu erwerben wußte, davon zeugt wohl der Umstand, daß es ebenfalls seit der vor Kurzem erfolgten ersten Aufführung schon zweimal mit Beifall wiederholt wurde. — Es geschieht übrigens Alles, um die mit der hoffentlich im Laufe des künftigen Jahres stattfindenden Vollendung und Einweihung des neuen Theaters für Dresden beginnende neue Aera des Schauspielwesens, durch Anwendung von allerlei Mitteln, gehörig einzuleiten. So sieht man jezt die Fenster des großen Saals auf der Brühlschen Terrasse (der neuerlich besonders zur jährlichen Kunstausstellung benuzt wird) noch spät am Abende hell erleuchtet, weil darin Bühnendekorationen verfertigt werden. Troz der anerkannten Geschicklichkeit des hiesigen Hoftheatermalers, hat man hiezu zwei die Arbeit dirigirende junge Maler aus Paris kommen lassen, welche, bei vorzüglich gutem Geschmacke, in diesem Fache besonders ausgezeichnet seyn sollen.

Nach langem, hartnäckigen Schweigen über das dem verewigten Könige Friedrich August zu errichtende Denkmal, ist endlich wieder dasselbe von Neuem Gesprächsgegenstand geworden. Viele hatten sich eine zeitlang mit der Hoffnung geschmeichelt, der erste, nicht gelungene Guß der Hauptfigur werde durch künstlerische Nachhülfe doch noch den bestimmten Plaz einnehmen können. Vergebens; eine Wiederholung des ganzen Gusses war unerläßlich. Wenn die Versicherungen mehrerer Sachkundigen sich bewähren, so ist der nunmehrige Guß so ausgefallen, daß, nach erfolgter Ciselirung der Figur, der Aufstellung des trefflichen Kunstwerks des Professors Rietschel kein Hinderniß weiter entgegentreten wird.

Die erprobte nüzliche Thätigkeit des Ausschusses unseres Kunstvereins behauptet sich fortdauernd. Ohne Aufhören wechseln in seinem Lokal die Ausstellungen auswärtiger und einheimischer, nicht selten mit dem Stempel hoher Meisterschaft bezeichneter Kunstwerke. Dieser ewige Wechsel neuer, bald bedeutender, bald wenigstens pikanter Erscheinungen lockt immer mehr männliche und weibliche Theilnehmer herbei, so daß an den drei Tagen in der Woche, wo das Lokal jederzeit Vormittags zwischen eilf und ein Uhr für die Glieder des Vereins und die durch sie Eingeführten offen steht, eine recht ansehnliche Concurrenz Schaulustiger beider Geschlechter, zumal an Sonntagen, stattfindet.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. December 1839.

Wenn's Männer gäbe, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann!

Goethe.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Baronin Reden von Stade, geb. Freiin Wurmb.

Auch sie war aus Hannover und starb vielleicht zu derselben Stunde, wie Henriette v. Montenglaut und Adelheid Reinbolt. Wir sahen uns 1811 in Aschaffenburg beim Großherzog von Frankfurt, bei Friedrich von Dalberg, Frau v. Wollzogen und anderswo. In ihren Töchtern Henriette, Hermine, Elise hatte sich die Seelen- und Gemüthspoesie dieser edlen Frau sichtbar verkörpert, welche meist durch conventionelle Rücksichten in ihrem Bezeigen verschüchtert wurde. Sie erschloß nur selten und nur in wenigen Worten, dann aber auch vollgenügend, den Schatz ihres Innern. Am reichsten offenbarte sich dieser in der Erziehung, die sie ihren Kindern gab, und in der ernsten, würdevollen Innigkeit, die sie, gleichstimmig mit ihrem vortrefflichen Gemahl, in der Freundschaft für den Großherzog beseelte. Zu ihrem vertrautesten Umgang gehörte das Dalbergsche Haus, Frau v. Wollzogen und v. Wambolt (geb. Gräfin v. Stadion) u. A. Die meisten der andern Mitglieder des Hofkreises wurden dort gesehen, weil man sie sehen mußte; denn er bestand aus höchst widerstrebenden Elementen, die der milde, klare und edle Sinn des Fürsten nur mühsam, und nicht immer vollständig unter ein Gesetz der Sitte, Gastlichkeit und Würde zu einigen wußte. Es war noch zu viel Sauerteig vom Mainzer Hofhalt vorhanden. Ein hartnäckiger Oppositionsgeist strebte allen Zeitfortschritten entgegen und beschwor mit lächerlicher Geberde die Gebeine des alten Feudalsystems aus ihrer Gruft herauf. In diesen Individuen stand es vor Einem, wie eines Unthiers zerschlagener Kiefer, aus dem noch einzelne Stockzähne hervorragen. In sich selbst lag wenig Einheit in diesen Rudera: intimste alternde Freundinnen des verstorbenen Churfürsten und uralte Stiftsherrn. (Unter den jüngern gab es sehr geistreiche.) Als die drei oder vier ältesten Napoleon vorgestellt wurden, maß er sie mit spöttischem Blick und flüchtigem Lächeln, sagte: Voilà donc le Chapitre de Mayence! und drehte sich weg von ihnen. Warum blieb er nicht so?

Die Familie des Freiherrn Reden von Stade gehörte zu den Gütern, die der edle Karl von Dalberg aus der schönen Zeit geborgen, wo er als Coadjutor von Regensburg heitere, glückliche Tage durchlebte. Manches Jahr noch vergönnte das unerbittliche Geschick dem gewitterschwülen Lebensabend des liebreichen Greises eine Rast im Kreise seiner Lieben; 1812 aber verließ Karl von Dalberg sein Großherzogthum, weil Napoleon das Glück verlassen. Ohnmächtiger Schmerz der Treue weinte ihm

nach. — Früher schon hatten auch Familienleiden das edle Haus Reden getroffen. Leo v. Seckendorf, der Verlobte Henriettens, starb, Hermine von Reden sank in die Gruft in der herrlichsten Blüthe seltener Schönheit und Geistesvorzüge, der Freiherr v. Reden starb noch im rüstigen Mannesalter; so folgte Schlag auf Schlag, Prüfung auf Prüfung, bis der milde Versöhner mit dem Leben, der Tod, die edle Dulderin befreite.

Herzogin v. Broglie.

Nach manchen Berührungen durch gemeinschaftliche Freunde, die mir das treue Bild der Tochter der unsterblichen Staël in Briefen und Gesprächen im Umriß gezeigt, fand ich die Herzogin von Broglie erst 1832 in Paris, wie eine holde Jungfrau blühend, in der stillen Würde, der Krone weiblichen Daseyns, als Gattin und Mutter. — Eine hohe, schlanke, harmonisch schöne Gestalt, in der freundlichsten und sittevollsten Einfachheit der Erscheinung; äußerer Prunk, den sie nur nothgedrungen anlegte, würde mir für sie entweihend gedünkt haben. Ihr Antlitz ein reines, sanftgerundetes Oval, mit regelmäßig schön geordneten Zügen, nichts Widersprechendes, alles wie aus Einem Guß, nichts mit eigenthümlich phantastischem Reiz hervortretend, jedes Einzelne, einzeln genommen, vorzüglich schön gebildet. Das frische Licht der Stirn wurde durch das mildbraune, gescheitelt glatt anliegende Haar im Hervorstrahlen wie ein Sopranton von einem ernsten Akkord begleitet; die großen Augen durften nicht feurig seyn, sie standen immer unter der strengen Herrschaft des innern Lenkers aller äußern Bezeigungen; kaum wagte sich die Thräne des Mitgefühls für Leidende hervor aus dem innern Hort des antheilvollen Herzens. Die Enkelin der Madame Necker war, so weit die Erde es zuläßt, die Verwirklichung des Ideals von schöner Perfektibilität der Weiblichkeit, das jene im Innern getragen und in ihren Schriften aufgestellt hatte, dessen Begriff sie selbst nur theilweis, und am wenigsten durch ihre äußere Erscheinung erfüllt, dem ihrer unsterblichen Tochter ganz männliches Wesen durchaus nicht entsprach, und der sich wunderbarerweise in der Enkelin zur Erscheinung gebracht fand, ein fast einziger, wenigstens weit seltenerer Fall, als die körperliche Aehnlichkeit zwischen Enkeln und Großeltern, indeß Mutter oder Vater ihnen durchaus unähnlich sind. Derselbe Einklang, den die Herzogin von Broglie in Antlitz und Gestalt trug, und in Wesen, Geberde, Haltung, Blick und Stimme hervorgerufen, mußte auch in ihrer Seele walten und brachte ihre Handlungen unter ein höheres Gesetz.

Gewiß war es die Religion, die Grundlage dieser unerschütterlichen Festigkeit des Willens, und die Demuth einer Seele, die sich stets des Bedürfnisses der göttlichen Gnade bewußt ist, die ihr half, denn sie war fromm; die rohe Masse beschuldigte sie der Frömmelei. Die Grenzlinie zwischen beiden ist allerdings leise, nur tief eindringenden Blicken erkennbar gezogen, während das eine vom Himmel, das andere geradezu vom Bösen ist. Sie war fromm! — In Lamartines von ihr entworfenem Bilde habe ich Uebertreibung gefunden; denn es lag heitere Ruhe und kindliches Vertrauen in ihrer Frömmigkeit, sie war die früheste und bleibendste Angewöhnung ihrer Seele, gleichsam die Luft, welche diese einathmete, und in der sie bleibend einheimisch war. Nicht durch Kampf, durch Ausdauer war sie gestählt; sie legte die Rüstung nie ab.

Was ließe sich nicht Alles von ihrer thatkräftigen Menschenliebe sagen! Es wird Vieles über ihrer frühen Gruft laut werden, was sie still verbarg. Nur Einen Zug will ich selbst berichten, weil er sie ganz bezeichnet. Ich kenne in Paris eine seelenvolle Frau, die Abkömmlingin der irländischen Familie Crafton, die Nichte von Lally Tollendal, die Wittwe eines tapfern Kriegers, die Majorin La Bussière. — Ihr Gatte verarmte durch die Zeitumstände; er starb in einer abgelegenen Wohnung in den Armen seiner treuen Gefährtin, sein Sterbelager umjammert von drei Verwaisten, Henriette, Aristide, Clarisse.

Am Sterbebett erschien seinem erlöschenden Auge ein Erdenengel der Milde, die Herzogin von Broglie; sie tröstete die Weinenden, indem sie mit ihnen weinte. O, nur keine Trostesworte! sie sind Dolchstiche in des Leidenden Brust! — Sie blieb dort, bis es Nacht war, dann ging sie den weiten Weg heim unter ihr goldenes Dach und kam andern Tags früh wieder. Der Major sollte zur Erde bestattet werden; sie blieb bei der Wittwe und half ihr die schweren Stunden der Einsargung, des Abholens des entseelten Gatten in stillem Mitgefühl, nur durch einzelne Laute und zartes Eingehen in ihren Schmerz tragen. — Aristide ging mit der Leiche; es war ein schwerumwölkter, dunkler Tag, des Kindes Herz wollte an des Vaters Grabe brechen; Aristide sank zusammen, als der Sarg hinunter rollte; wie ein Sterbender wurde er der Mutter heimgetragen, erstarrt vom kalten Regenschauer, dessen sich die Wolken entladen. — Vergebens beeilt sich die Mutter, beeifert sich die Herzogin, ihm Hülfe zu geben; zum Bewußtseyn erwacht, sank der unglückliche Knabe wieder zusammen; er verfiel in Zuckungen, sein Leben war bedroht; es war eine Sturmnacht mit Platzregen, jede Hülfe fern. — Da eilt sie herab die vier Stiegen in ihrer leichten Kleidung, ohne Regenschirm, durch die von Regenströmen mit Fluth angeschwellten engen, dunkeln, langen Gassen der Vorstadt, bis in ein weitentferntes Haus, zu einem berühmten Arzt hinauf; athemlos nimmt sie ihn bei der Hand, reißt ihn mit sich fort, zurück den bodenlosen Weg, hinauf zu dem Unglücklichen;

„helfen Sie!“ ruft sie ihm zu, indem sie auf den kranken Knaben hinzeigt, sinkt erschöpft in einen Sessel, erholt sich langsam und verläßt die Stätte des Leidens nicht eher, bis der Arzt den Kranken außer Gefahr erklärt.

Nie habe ich ihr gesagt, daß ich's wußte. — Wie hätte ich geglaubt, die Hand des Todes würde diese, noch so vollblühende Rose entblättern und das Siegel der Verschwiegenheit lösen, womit ein zartes Gefühl die Bescheidenheit und Demuth ächter Tugend ehrt!

Von den vier thörichten Braminen.

(Fortsetzung.)

„Der Spitzbube von Barbier erzählte überall, daß er meiner Frau das Haupt geschoren, und machte mich zum Gespötte aller Leute. Dazu wurde die Geschichte bald verschönert; man warf Verdacht auf meine Frau, und den andern Tag versammelte sich ein Haufen Volks vor meiner Wohnung und verlangte von mir, daß ich die Ehebrecherin ausliefern sollte, um sie, verkehrt auf einem Esel sitzend, durch die Straßen führen zu lassen. Mit großer Mühe beruhigte ich den Haufen und glaubte mich jezt gerettet. Aber noch denselben Abend kamen die Verwandten meiner Frau in größtem Zorne und nahmen mir ihre Tochter weg. Erst nach vier langen Jahren ist es mir durch vieles Bitten gelungen, wieder in den Besitz meiner Frau zu kommen. — Der Vorfall hatte mich den Samaradana versäumen lassen, was ich sehr beklagte; denn er war prächtig gewesen, wie ich hörte, und man hatte die geschmolzene Butter reichlich aufgetragen. Einige Wochen später sagte man an einem andern Orte meiner Nachbarschaft einen Samaradana an; auf diesen ging ich. Aber wie wurde ich empfangen! Mehr als achthundert Braminen waren dort, und Alle verhöhnten mich und zischten, als sie mich erblickten. Sie schlossen mich ein und verlangten gebieterisch, daß ich ihnen denjenigen nennen sollte, dem zu Liebe meine Frau ihre Pflicht vergessen. Der Freche müsse nach der ganzen Strenge unseres Gesetzes bestraft werden. — Ich betheuerte und beschwur die Unschuld meiner Frau, und mußte endlich, um sie zu rechtfertigen, Alles erzählen, wie es sich begeben. Das Staunen der Zuhörer wuchs bei jedem Worte. Die Einen schalten mich und sagten: „Hat man jemals einer verheiratheten Frau, die nicht ihrer Pflicht vergessen, solchen Schimpf angethan?“ Die andern verlachten mich und riefen: „Einen größeren Thoren, als du bist, gibt es nicht auf der ganzen Welt.“— Ich hoffe, fügte der Bramine hinzu, daß ihr jenen beifallen und mir den Gruß des Soldaten zuerkennen werdet.“ — Und damit sezte er sich.

Dem Dritten sah man es an, wie er vor Begierde brannte, zu sprechen. Er schaute so zuversichtlich die Richter an, als wäre er seines Vorzugs gewiß. Er erzählte aber Folgendes:

„Anantaya war ehedem mein Name. Jezt heißt man mich überall Betel-Anantaya, und ich will euch sagen warum. — Es mochte einen Monat her seyn, daß meine Frau zu mir gezogen war, als ich ihr bei einem Anlasse, dessen ich mich nicht mehr erinnere, eines Abends beim Schlafengehen die Bemerkung machte, daß doch die Weiber arge Schwätzerinnen seyen. Sie entgegnete lebhaft und ohne sich zu besinnen, sie kenne Männer, die wenigstens eben so geschwätzig seyen, als die Weiber. Ich merkte ohne langes Nachsinnen, daß sie mich meinte, und da mich die spitzige Antwort gar sehr verdroß, so sagte ich ihr: „Laß uns denn sehen, wer von uns zuerst den Mund aufthun wird.“ — „Recht gern,“ erwiderte sie, „aber was gibt der dem Andern, der die Wette verliert?“ — „Ein Betelblatt,“ sagte ich, und darauf schliefen wir ein, ohne ein Wort mehr zu sprechen. — Als am Morgen darauf die Sonne schon aufgegangen war und ich nicht erschien*, rief man nach mir. Da keine Antwort erfolgte, rief man nach meiner Frau, die eben so wenig antwortete. Darauf klopft man an die Thür unseres Schlafgemachs; man klopft stärker, Alles vergeblich. Nun ergreift Schrecken unser ganzes Haus, man hält uns für todt. Der Zimmermann, den man eilig herbei gerufen, öffnet endlich die Thür, und die Verwandten und Hausleute dringen zu uns ein. Ihre Freude, uns wenigstens lebendig wieder zu finden, war groß; daß wir aber beide die Sprache verloren hatten (denn weder ich noch meine Frau antworteten auf eine der vielen Fragen, die man an uns richtete), das verbreitete große Trauer. Meine Mutter jammerte laut, und bald waren alle Braminen des Ortes bei uns versammelt, um zu berathschlagen, was der Grund dieser plötzlichen Stummheit seyn möchte, und ob es nicht ein Mittel dagegen gebe. Die allgemeinste Meinung war, wir seyen unter der Gewalt eines bösen Zaubers. Schnell ward ein Bote nach dem nächsten Zauberer ausgeschickt. Er kam, betrachtete mich und meine Frau von allen Seiten, ging einige Mal, geheimnißvolle Worte murmelnd, um uns im Kreise herum, befühlte uns und entschied endlich, daß wir in der That in die Gewalt eines bösen Geistes (den er nannte) gefallen seyen; der Geist sey sehr stark und hartnäckig und er könne unter fünf Pagoden die Entzauberung nicht bewerkstelligen. — Obgleich meine Eltern nicht reich waren und fünf Pagoden viel Geld ist, so entschlossen sie sich doch, die Ausgabe zu machen. Dem Zauberer wurde außerdem noch ein Ehrengeschenk zugesagt.

* Zum Gebet.

Schon sollten die Beschwörungen anfangen, als einer der anwesenden Braminen behauptete, unsere plözliche Sprachlosigkeit sey eine natürliche Krankheit, die zuweilen vorkomme, und er kenne ein Mittel dagegen, das er anwenden wolle. Er ließ eine Pfanne mit glühenden Kohlen hereinkommen und verlangte ein kleines Stück Eisen. Dieses faßte er mit einer Zange, glühte es fast bis zum Schmelzen und drückte es mir sodann zuerst auf die Fußsohlen, dann auf den Arm, dann auf die Magenhöhle und endlich auf den Scheitel. — Wie groß auch die Schmerzen waren, so duldete ich sie doch, ohne den leisesten Klagelaut hören zu lassen, ja ich hätte lieber mein Leben als meine Wette verloren. — Obgleich das Heilmittel an mir fruchtlos war angewendet worden, und der Bramine nicht viel mehr davon hoffte, so wollte er doch bei meiner Frau wenigstens den Versuch machen. Kaum aber fühlte diese, wie das glühende Eisen ihrer Fußsohle nahe gebracht wurde, als sie laut rief: Appa! (genug), und zu mir sich wendend: „Da hast du dein Betelblatt." — „Hatte ich's nicht vorausgesagt, daß du zuerst sprechen würdest?" sagte ich jezt zu ihr. „Also habe ich gestern Abend doch recht gehabt: ihr Weiber seyd Schwäzerinnen." — „Meinetwegen," erwiderte sie, „in Zukunft will ich auch nicht mehr gegen dich wetten." Die Umstehenden begriffen kein Wort von unserm Gespräche. Ich erklärte ihnen jezt die Veranlassung unsers hartnäckigen Schweigens. Da brach ein Sturm von Gelächter und Geschelte gegen mich los. „Wie hast du," sagten die Einen, „deine Verwandtschaft, Freunde und Nachbarn so erschrecken und ängstigen können!" Die Andern aber sagten, nur der größte Thor auf der Welt könne sich so quälen lassen und das um ein Betelblatt, deren man dreißig für einen Heller kauft. Und seitdem nennen mich Alle den Betel-Anatapa."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Kunstverein. Winter.

In der lezten Zeit erfreuten sich die Besucher des Vereins an einer großen Anzahl trefflicher Gemälde, aus Leipzig hierher gelangt. Nur einiger davon, welche die meiste Wirkung machten, erlaube ich mir zu gedenken. „Der Fischfang im Winter von Wickendorf;" es war das köstlichste Genrebild, voll Naturwahrheit und inneren Lebens. Der Alte, auf dem zugefrornen Wasser vor einer aufgehauenen Oeffnung sizend und fischend, war mit ganzer Seele versunken in die Todtenstille seines Gewerbes. Seine muthmaßlichen Enkel standen daneben, gleichfalls stumm, wie die Mauern, und außerdem noch ein zottiger Hund. Das Ganze des mit starker Eiskruste überzogenen Wasserspiegels und der Landschaft überhaupt war so harmonisch in Allem, wie das mit seltener Sorgfalt ausgearbeitete Einzelne. — In Hinsicht der Ausführung stand ein anderes großes Oelgemälde mit diesem im vollkommensten Gegensaze. Es stellte den Oliver Cromwell in ganzer Figur vor, auf dem Lehnstuhle, an einem mit Akten und Büchern und daneben einem Pistol beladenen Tische sizend. Von Sorgfalt und Fleiß keine Spur an dem Bilde, welches auch darum nicht allgemein ansprechen wollte, aber doch ebenfalls viele Lobredner und Bewunderer fand. Es war auch gewiß darin die Kunst eines gewaltigen Effekts nicht zu verkennen. Der von Samers, dem Künstler, dargestellte Charakter hatte etwas Mächtiges, schauerlich Ergreifendes. Aus den weitgeöffneten, wilden, rastlosen, widerwärtigen Augen blizten alle Schrecken der Zeit und der Revolution hervor. Einem Genrebilde von Van Schendel: „dem Entenmarkte," konnte ein vorzüglicher Beifall kaum fehlen. Der Hauptzweck des, übrigens auch durch die dargestellte Handlung und das Eigenthümliche der handelnden Personen interessanten Bildes ist offenbar die von einem Lichte in der Mitte des mit Enten angefüllten Korbes ausgehende Beleuchtung. — Allgemeine Bewunderung fand auch ein Gemälde von Ulrich, einen Sonnenuntergang auf dem Meere darstellend. — An der Stelle der Leipziger Bilder, von denen die aus der dortigen trefflichen Schletterschen Sammlung gefälligst mitgetheilten am meisten anzogen, ist nun wieder das Lokal von solchen Gemälden voll, die dem Kunstvereine zum Ankaufe eingesendet, auch von ihm zum Theil schon erkauft worden sind. Zu den leztern gehört ein sehr vorzügliches Tableau nach dem achtunddreißigsten Verse des eilften Kapitels im Buche der Richter, von Mayer erfunden und ausgeführt. Es ist die zur Opferung bestimmte Tochter Jephtas, welche mit ihren Gespielinnen auf die Berge gegangen ist, das Leid eines so frühen Todes zu beweinen. Außerdem gibt es noch gar manches ungewöhnlich Gute, wie z. B. ein Viehstück von Loze, eine mit Bäumen und Strauchwerk reich ausgestattete Landschaft von Oehme, mehrere Seedarstellungen, worunter besonders eine von dem in diesem Fache bereits wohlbewanderten Grolig, ein Blumenstück von Friedrich, mehrere interessante Genrebilder u. s. w. — Die ausgestellten Gegenstände im Kunstvereine wechseln zum Theil so schnell, wie die Bilder der Zauberlaterne. Eines verdrängt oft so plözlich das andere, daß man im Besuchen desselben recht fleißig seyn muß, will man nicht mancher reizenden Genüsse verlustig werden. — Seit der furchtbaren Demonstration, welche der Winter am 31sten Oktober dieses Jahrs mit einem übergroßen Schnee machte, der auch von den Freunden der Curiositäten zur Schlittenlust benuzt wurde, hat sich der alte Bursche schleunigst wieder zurückgezogen und uns höchstens dann und wann etwas unhöflich angeblasen. Beinahe der ganze November, sonst der am wenigsten comfortable Monat, ist den Spaziergängern gar nicht ungünstig gewesen. Der allenthalben noch grünende Rasen und die reizenden Hoffnungen der in grünem Golde prangenden Saat befördern die angenehme Täuschung, daß man sich bereits in den ersten Tagen des Lenzes befinde. Wer aber, damit noch nicht zufrieden, sogar den Sommer schon jezt verlangt, für den hat so eben unser geschickter Dioramenkünstler Enslen, und zwar nicht mit einem gemeinen, hausbackenen, vaterländischen Sommer, sondern mit einem italienischen gesorgt. Eine „Reise auf dem Zimmer" führt uns in die köstlichsten Gegenden des Landes, wo die Citronen blühen, eine Reise, die uns ohne alle Beschwerde und Gefahr mit einer Schnelligkeit an's Ziel bringt, gegen welche die auf Eisenbahnen gar nicht in Betracht kommt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. December 1839.

— Who the melodies of morn can tell?
The wild brook babbling down the mountains side,
The lowing herd, the sheephold's simple bell,
The hum of bees, and linnet's lay of love,
And the full choir that wakes the universal grove.

Thomson.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

Zweiter Artikel.

Nach den Säugethieren kommen wir jezt zu den Vögeln, den leichten Frühlings- und Minnesängern der Natur, welche diese so geistig beleben und verschönern. — Die sanfte oder wilde Musik der unorganischen Natur, die Stimmen mancher andern Thiere haben wohl auch ihre großen, lieblichen und schauerlichen Reize. Ein Hochgewitter, das zugleich Naturconcert und Naturfeuerwerk ist, wie regt es erhabene Empfindungen in uns auf! aber zu anhaltend und zu schwer beugt es Körper und Geist nieder und beängstigt. Mit Vergnügen hören wir der melodisch rauschenden Quelle zu; in ihrem Gemurmel vernehmen wir so gern ein lebendes, beseeltes Wesen; aber endlich werden wir dieser Töne satt, oder wir achten nicht mehr darauf. Das Brüllen des Löwen, aus der Ferne vernommen, mag dem Wanderer in Afrikas Wüsten schauerliche Lust erregen, aber er wünscht es nicht näher, und er erbebt und flieht, wenn es näher kommt. Das Muhen der Rinder, das Blöcken der Schafe auf den Auen und Triften, besonders wenn es sich mit dem Klange von Schellen und Glöckchen vermischt, hat einen süßen, idyllischen Reiz, ohne welchen das Land uns weniger ländlich erschiene; aber es darf doch nicht zu lang oder zu grell ertönen, sonst werden wir dessen müde, es belästigt uns. Wie anders ist es, wenn wir die Stimmen der Vögel vernehmen, selbst der gewaltigen oder verhaßten unter ihnen! Wir brauchen uns wenigstens vor dem Adler nicht zu fürchten, der, hoch über unsern Häuptern schwebend, seine Stimme erschallen läßt; das Geschrei solcher Vögel, in denen der Volksglaube schauerliche Vorbedeutung findet, kann uns nur schrecken, wenn wir selber daran glauben; das Widrige ihrer und anderer Vögelstimmen ist einzelner Mißlaut, der sich draußen in dem großen Naturconcert von tausend wohltönenden Vögeln verliert oder auflöst. — Diese mannigfaltigen Töne vernehmen wir vom Anbruch des Tages an, den sie freudig begrüßen, bis tief in den Abend hinein, mit wechselndem Vergnügen; wir werden des Ohrgenusses, den dieses Stimmenchaos gewährt, so leicht nicht satt. Wenn wir in die Töne der Natur erst etwas Geistiges hinein legen, wenn uns die Stimmen anderer Thiere immer daran erinnern, daß es thierische sind, so ergreift uns der Gesang der Vögel unmittelbar mit geistiger Gewalt; wir glauben schönere, edlere Wesen, ja häufig unsere eigenen menschlichen Töne zu vernehmen. Dieses Menschenähnliche erkannten die alten Griechen wohl, und es liegt Sinn in ihrem Glauben, daß die meisten Vögel vor

Alters Menschen gewesen seyen. Daher die so häufigen Vögelverwandlungen in der griechischen Mythologie. — Wahrlich, ohne Sangvögel möchte ich nicht in den schönsten Ländern leben, z. B. auf einigen Südseeinseln, wo die Certhia mit den Fleischlappen der einzige Sangvogel seyn soll, noch weniger in einem kalten, rauhen Lande, wie Island, wo nur der einzige Schneeammer die traurige Stille durch sein Gezwitscher etwas unterbricht.

Die Vögel sind von Haus aus musikalisch. Brustthiere vorzugsweise nennt sie der genialische Oken. Aus ihrer Brust tritt die Luft sogar in die Knochen, in die Federn, der ganze Leib ist Ein Athmungsorgan, Eine Brust. — Ueber die Luftbehälter bei den Vögeln, die mit der Lunge communiciren und sich zwischen den Muskeln, so wie in den hohlen Knochen dieser Thiere befinden, hat besonders der englische Anatom und Chirurg John Hunter treffliche Untersuchungen angestellt. Und was die Stimmorgane selbst anbelangt, so findet man, daß ihr Kehlkopf in zwei gesonderte Hälften an die beiden Enden der Luftröhre vertheilt und ihre Zunge mehr schmal, steif und hart, mehr zum Pfeifen und Singen, als zum Schmecken eingerichtet ist. Nur der Papagai und noch einer oder der andere Vogel scheint die genommene Speise wirklich zu schmecken. — Aber auch ganz Gehörthier ist der Vogel. Bei ihm ist das Gehörorgan am vollkommensten ausgebildet, wiewohl ihm die Ohrmuschel fehlt, die aber durch eine gar regelmäßige, kreisförmige Stellung der Federn ersezt wird. Besonders ausgebildet ist die Schnecke, und aus dieser vornehmlich will man das feine, musikalische Gehör der Vögel herleiten. Ob aber Oken recht hat, wenn er meint, daß auf die hohe Ausbildung des Gehörs die Furchtsamkeit der Vögel sich gründe, und man, weiter schließend, annehmen dürfe, daß Musikanten überhaupt in der Regel furchtsam seyen?

Nicht alle Vögel können bekanntlich pfeifen und singen, so wie ja selbst nicht alle fliegen können. Die Gabe des Gesanges ist besonders den Passerinen oder Sperlingsvögeln eigen; jedoch einigen, deren Muttersprache gerade nicht die angenehmste ist, wie die Rabenvögel, die Papagaien, die Staaren, kommt das Talent zu, menschliche Worte mit oft recht täuschender Nachahmung aussprechen zu lernen. — Und singen denn auch die sogenannten Sangvögel wirklich? Ist nicht das, was wir Gesang bei ihnen nennen, nur ihre eigenthümliche Thiersprache, aber eine singende, wie es ja auch ganze Stämme oder Völker gibt, die durch singenden Accent sich auszeichnen? Man könnte sagen, was uns verführe, zu glauben, daß die Vögel singen, sey auch bloß der Accent oder die Erhöhung ihrer Stimme. Ist es nicht auch schon manchen Reisenden vorgekommen, als ob die Hottentotten kollerten wie türkische Hähne, da es doch der natürliche Accent ihrer Landessprache mit sich bringt, etwa wie der kundige Herodot die knirschende oder zischende Sprache der Troglodyten in Aethiopien mit dem schwirrenden oder knirschenden Ton der Fledermäuse vergleicht? — Höchstens bei einem oder dem andern Vogel, z. B. bei denen, die zur Gattung der Grasmücken gehören, könnte man es gelten lassen, daß sie mit Absicht oder Vergnügen singen.

Wir wollen uns weiter in keinen Streit einlassen, und bemerken bloß, ehe wir in's Einzelne gehen, daß schon Aristoteles bemerkt, wie die Vögel besonders zur Liebes- und Begattungszeit zu singen pflegen, so wie manche Menschen im Brautstande poetisch werden, reimen und singen; ferner bemerken wir, daß die Sprache der Südseeinsulaner viel von der Vögelsprache an sich hat, was man sogleich wahrnehmen kann, wenn man die Wörter: Te hi tig o te ra, d. i. Sonnenaufgang, Tooa te ra, d. i. Sonnenuntergang, oder Pipiri, was einen Monat bezeichnet, aussprechen hört. Auch erinnern manche Vogelstimmen an jenes seltsame: Pape Satan, pape Satan, aleppe, welches Plato in Dantes „göttlicher Komödie" vernehmen läßt; ein Kauderwälsch, das nichts anderes als verdorbenes Französisch zu seyn scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Von den vier thörichten Braminen.

(Schluß.)

Die Richter überlegten schon im Geiste, wer von den drei Erzählern den gerechtesten Anspruch darauf habe, als der erste und größte Thor anerkannt zu werden; man mußte aber erst den Vierten hören, und dieser begann also:

„Meine Frau war noch ein Kind, als ich sie heirathete, und blieb deßhalb bei ihren Eltern. Nach sechs Jahren wurde ich benachrichtigt, ich könne jezt meine Frau abholen, denn sie sey nun erwachsen. Meine Schwiegereltern wohnten eine Tagereise von mir. Da die Nachricht zu einer Zeit einlief, wo meine Mutter krank war, so konnte diese die Reise nicht machen, und so gestattete sie, daß ich selbst meine Frau abholte. Sie empfahl mir, sorgfältig auf mich zu achten, damit ich nichts sagen oder thun möchte, was meinen Verwandten mißfallen könnte. Ich versprach ihr, mich klug und gescheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg. — Meine Schwiegereltern empfingen mich sehr freundlich und gaben, um den Abschiedstag ihrer Tochter zu feiern, ein Fest, zu welchem alle Braminen des Orts geladen waren. Am folgenden Morgen entließ man uns. Mein

Schwiegervater war über die Maßen traurig, als hätte er das Unglück geahnt, welches seine Tochter treffen sollte. — Wir hatten die stärkste Sommerhitze und der Tag unserer Reise war ganz besonders heiß. Der Weg führte uns durch eine zwei Meilen lange Sandwüste, ohne Baum und Quelle. Der glühende Sand versengte die zarten Füße meiner jungen Begleiterin, die, solcher Anstrengungen ungewohnt, bald todtmüde war und sich troz meiner Abmahnungen niedersezte. Lieber wolle sie hier sterben, sagte sie; weitergehen könne sie nicht mehr. — Meine Verlegenheit war grenzenlos. Da saß ich neben ihr, und wie ich auch sann, kein Mittel fiel mir ein, um meiner armen Frau zu helfen. In diesem Augenblicke kam ein Handelsmann des Weges, der eine Heerde Ochsen trieb, die mit Waaren beladen waren. Ich erzählte ihm mit Thränen in den Augen, was uns begegnet, und bat ihn um seinen guten Rath in dieser Angelegenheit. — Der Handelsmann hörte mich an und betrachtete darauf meine Frau. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte er: „Bei der tödtlichen Hitze des heutigen Tages ist das Leben der Frau in Gefahr, ob sie nun weiter gehe oder hier in der Sonne bleibe. Ich rathe Euch darum, sie lieber mir zu geben. Ich setze sie auf mein bestes Thier und errette sie so vom gewissen Tode. Zwar ist alsdann die Frau für Euch verloren, aber ist dies nicht besser, als wenn Ihr Euch gar dem Verdachte aussezt, sie getödtet zu haben? Der Schmuck Eurer Frau mag zwanzig Pagoden werth seyn; hier sind fünf-und-zwanzig, und nun gebt sie mir.“ Die Gründe des Handelsmannes leuchteten mir ein. Ich nahm also das Geld und er die Frau, die er eilig auf einen seiner Ochsen hob. Ich sezte meinen Weg fort und kam spät Abends nach Hause. — „Wo ist deine Frau?“ fragte meine Mutter, die ganz verwundert war, als sie mich allein zurückkommen sah. Ich erzählte ihr Alles und überreichte ihr dabei die fünfundzwanzig Pagoden. — Meine Mutter war wie versteinert. Aber bald fand ihr Zorn Worte. „Du unsinniger, du elender Mensch,“ rief sie aus, „hast deine Frau verkauft! eine Brahmnadi einem schlechten Handelsmann! Was wird man von dir denken? Was werden die Verwandten der Unglücklichen sagen, was unsere Verwandten, wenn sie diese Schändlichkeit hören? Wird ein Mensch auf Erden auch nur glauben wollen, daß es einen solchen Thoren gibt wie du bist?“ — Meine Mutter hatte Recht. Nach wenigen Tagen kam die ganze Verwandtschaft meiner Frau herbeigelaufen und wollte mich todtschlagen, und nur mit Mühe flüchtete ich mich. Nun kam die Sache vor die Aeltesten unserer Kaste. Daß ich nicht ausgestoßen wurde, verdanke ich dem Ansehen, in welchem mein verstorbener Vater gestanden hatte. Aber ich wurde verurtheilt, eine Buße von zweihundert Pagoden an die Kläger zu zahlen, und demnächst verboten die Aeltesten Jedermann streng, mir jemals wieder eine Frau zu geben. So muß ich denn mein Lebenlang Wittwer bleiben.“

Die versammelten Richter berathschlagten eine Weile, konnten sich aber nicht vereinigen. Endlich fanden sie einen Ausweg. Sie urtheilten, da jeder der vier Streitenden unwiderlegliche Proben ganz vorzüglicher Thorheit abgelegt, so habe jeder ein unbestreitbares Recht, sich für den größten Thoren zu halten und den Gruß des Soldaten als ihm zukommend zu betrachten. „Jeder von euch,“ schloß der Vorsitzende, „hat den Prozeß gewonnen, und nun geht eures Weges im Frieden, wenn es möglich ist.“

Die vier Braminen waren mit dem Spruche vollkommen zufrieden. Jeder rief froh: „Ich habe gewonnen! ich habe gewonnen!“

Geheime Memoiren über den Grafen von Paris.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Franzosen mit einem Dauphin in der Wiege ganz unbefangen Abgötterei trieben. Dieser Cultus des Königthums in Windeln war im Geist der Nation sehr begreiflich, so lange der Hof für alle geselligen Formen den Ton angab. Dies ist nicht mehr der Fall; die französische Gesellschaft hat aber auch seitdem viel von ihrer ehemaligen festen Haltung eingebüßt; das ganze Modewesen ist schwankender geworden, und die Grazie und der Anstand erscheinen gleichsam in keinen offiziellen Ausgaben mehr. Gar viele Erscheinungen beweisen, daß sich die Franzosen unbewußt in einen Zustand zurücksehnen, wobei sich ihre Eitelkeit so viel besser befand, als in der jetzigen Anarchie des Geschmacks und der Begriffe. Daß ihre alte Natur nur zurückgedrängt, nicht umgewandelt ist, beweist unter Andern der Umstand, daß sich die öffentliche Neugierde noch immer sehr lebendig an Alles hängt, was bei Hof vorgeht. Die Journale befriedigen diesen Trieb, jedes nach seiner Farbe; aber die meisten müssen sich und ihre Leser über den eigentlichen Zweck solcher Mittheilungen täuschen. Sie färben daher ihre Hofanekdoten mit Spott, und so entstehen Produkte wie folgendes, das der Constitutionell vor Kurzem unter obigem Titel gegeben hat.

„Der Graf von Paris ist allbereits eine Person von solchem Belang, daß einige Notizen über die Lebensweise des kleinen Prinzen nicht ohne Interesse seyn werden.

„Der Graf von Paris wird am 24sten December sechzehn Monate alt. Er ist groß und gleicht sehr seinem Vater; namentlich hat er den Blick von ihm. — Se. königl. Hoheit steht sehr frühe auf. Nach einem gründlichen Waschbade wird der kleine Prinz angekleidet und sofort zur Frau Herzogin von Orleans gebracht. Damit beginnt für ihn das Hofleben. — Zehn Uhr. Der Graf von Paris sieht an einem Fenster des Schlosses die Wachparade aufziehen; er äußert dabei großes Vergnügen. Madame Gassies läßt ihn die Salutationen erwidern, und er thut dies mit vielem Anstand. — Halb eilf Uhr. Erste Suppe, sodann kleine

Sieste bis Mittag. — Zwölf Uhr. Der Graf von Paris fährt aus, wenn das Wetter nicht gar zu schlimm ist. Er steigt ab in Neuilly oder St. Cloud. — Drei Uhr. Rückfahrt in's Schloß. Zweite Suppe. Besuch bei der Königin. Se. k. H. spielt mit seinem kleinen Cousin, dem Prinzen von Würtemberg. Der Herzog von Aumale läßt sich herab, die beiden Kleinen, die er außerordentlich lieb hat, zu unterhalten. Er exerziert, er trommelt ihnen vor; der Graf von Paris nennt ihn auch nur den „Onkel Plan Plan." — Von drei bis sechs Uhr. Der Graf von Paris befindet sich bei seiner Mutter, der Frau Herzogin von Orleans. — Sechs Uhr. Der Prinz verfügt sich wieder in seine eigenen Appartements. Dritte Suppe. Spiel bis sieben Uhr. — Sieben Uhr. Abendgebet. Zu Bette.

„Wohl nie wurde ein königlicher Sprößling weniger durch Schmeichelei verdorben, überhaupt verständiger erzogen. Der Herzog von Orleans hat dem kleinen Prinzen die großen Salons in den Tuilerien ein für allemal untersagt, um ihn den Huldigungen der Großwürdenträger zu entziehen und alle höfische Speichelleckerei fern von ihm zu halten. — Sagt man dem sechzehnmonatlichen Kinde etwas Schönes in Gegenwart der Frau Herzogin von Orleans, so wird sie ordentlich ärgerlich und äußert mit liebenswürdiger Naivetät: „Sie werden ihn mir eitel machen." — Der Herzog von Orleans hält den jungen Prinzen so ängstlich fern von Allem, was einer offiziellen Vorstellung, einer Staatsvisite gleich sieht, daß er dem persischen Gesandten sein Gesuch, dem Grafen von Paris aufwarten zu dürfen, nur auf das dringendste Anhalten bewilligte. Die Aufwartung beschränkte sich auch auf wenige Augenblicke. — Der Herzog von Orleans handelt hierin sehr weise. Er weiß recht gut, wenn er nachgäbe und den Grafen von Paris in die Hofluft der großen Salons der Tuilerien tauchte, so würde das arme Kind, bei der dort herrschenden Kriecherei, bald zum Gott, zum Fetisch gemacht."

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

Aussichten für die Stadt. Eisenbahnen.

Es ist eine gewöhnliche Redensart, um die Vergrößerung und Verschönerung einer Stadt so recht herauszuheben, daß man sagt: „wenn Sie wieder dahin kommen, werden Sie die Stadt kaum wiedererkennen." Und gewiß, lange Jahre des Friedens, die steigende Geisteskultur neben dem bedeutenden Aufschwung der Gewerbe und der Industrie, die überhandnehmende Reiselust, die vereinfachte und erleichterte Communication, sowie das beliebte Centralisationssystem, haben in den beiden lezten Jahrzehnten überall die Haupt- und Handelsstädte in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach Einwohner- und Häuserzahl bedeutend vergrößert, dabei auch nicht selten neben dieser Aeußerlichkeit den Charakter derselben geändert. Ganz besonders gilt dies für Leipzig. In acht Jahren hat es seine Bevölkerung von 38,000 auf 49,000 Seelen gesteigert, in derselben Zeit hat es wenigstens ein Drittheil an Umfang gewonnen. Der Zollverband pfropfte ein frisches Reis auf den alternden Stamm, und seitdem ist Leipzig für das Land eine neu gefaßte Perle geworden. Residenz ist Dresden, vorläufig auch größer und bevölkerter, Hauptstadt ist Leipzig, mit der nicht fernen Perspektive, auch quantitativ die erste Stadt in Sachsen zu werden. Es ist und bleibt der Stapelplaz für den Binnenhandel der Zollvereinsstaaten, der alte Thron des Buchhandels steht wieder fester, als je, und mit der Zeit werden die gegenwärtigen und zukünftigen Eisenbahnen des nördlichen und mittlern Deutschlands in ihm ihren Centralpunkt finden. Die ganze Stadt ist noch im Wachsthum, sie fängt an in eine neue Periode zu treten, welche von der frühern sehr verschieden ist; sie ist noch im Werden, während andere Städte schon längst in sich abgeschlossen sind, und kein neues Kleid anlegen, sondern an das zu kurz und eng gewordene nur Stücke von demselben Zeuge ansezen. Leipzig ändert nicht bloß seine Physiognomie, es ändert auch seinen Charakter; es wird von allgemeiner Bedeutung für das ganze deutsche Land, für seine geistigen, politischen, wie merkantilischen Interessen. Es fängt jezt an bei der Abstimmung als große Stadt zu zählen. — Man darf nur ein halbes Jahr abwesend seyn, um erfreuliche Fortschritte wahrzunehmen. Die vor zwei Jahren noch in den Feldern abgesteckten Bauplätze sind jezt mit Häusern bedeckt, welche sich augenscheinlich zu einer neuen Vorstadt formiren, und nach und nach die nächsten Dörfer, wie Schönfeld, und die Kohlgärten in das städtische Weichbild bringen werden. Gerade in diesen neu entstehenden Stadttheil münden die Dresdner und Magdeburger Eisenbahnen, deren Bahnhöfe hart an einander grenzen. Ersterer ist nun vollendet, planirt und mit den nöthigen Werkstätten versehen, lezterer kommt zum Frühjahr in Arbeit. Der Unterbau auf der Magdeburger Bahn ist sächsischer Seits bis Steuditz, dem Grenzorte, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten eines sumpfreichen Bodens, fertig, und man trägt sich allgemein mit der Voraussetzung, daß zu Ostern bis Halle, und um Michaelis bis Magdeburg gefahren werden könne. Die Fahrten selbst geschehen mit Pünktlichkeit und Vorsicht; überhaupt sieht man gleich, daß jezt die Sache ihren geregelten Gang geht. Von Nachlässigkeit und Unwissenheit der Maschinenführer und dadurch veranlaßten Unglücksfällen, wie anderwärts, hört man hier wenig oder nichts; selbst das Springen von Röhren, woran doch nur die Unvollkommenheit der Erfindung Schuld ist, ereignet sich selten, ebenso vermindern sich die Klagen der Passagiere über Verschleifung und schlechte Besorgung ihres Gepäcks, ein Uebelstand, dessen Abhülfe große Noth that. Die Personenfrequenz nimmt um diese Jahreszeit natürlich bis zur nahen Neujahrsmesse ab, zu dagegen und wider Erwarten die Güterfracht. Auf der ganzen Länge der Bahn wurde kürzlich ein Telegraph errichtet, wo von Station zu Station die Abfahrt des Wagenzugs durch bestimmte Signale gemeldet wird; von hier bis Wurzen dauert dieses Manöver fünf Minuten, so daß man darnach das Eintreffen der Locomotive genau berechnen kann. Von Leipzig und Dresden aus wird täglich zweimal, des Morgens und des Nachmittags abgefahren; selten übersteigt die Fahrzeit drei und eine halbe Stunde, ja es ist diese [illegible] Stunden lange Strecke schon in kaum drei Stunden zurückgelegt worden. Durch ein in der Mitte der Bahn theilweise gelegtes zweites Geleise fällt der frühere Aufenthalt in Oschaz, wo ein Zug auf den andern warten mußte, weg, und jezt fliegen beide Züge brausend an einander vorüber; ein höchst effektvoller Augenblick.

(Fortsezung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. December 1839.

— Du reisest mit Verstand
Und suchst nicht deutschen Brauch in der Sarmaten Land.

Opitz.

Bilder aus Ungarn und Polen.

Leben in Galicien.

Wer nie in Polen gereist ist, der kommt in die größte Verlegenheit, wenn er Jemanden aus den untern Volksclassen etwas gibt, oder von ihm um eine Gefälligkeit angesprochen wird. Mit dem Hute in der Hand macht der Mann eine gewaltige Reverenz und beugt sich dabei tief gegen den Angesprochenen, als wolle er seine Füße küssen oder seine Knie umfassen. Der Fremde sieht darin eine tiefe Erniedrigung des Menschen; hat man sich aber nur erst daran gewöhnt, so erscheint einem die Sache nicht anders, wie jede andere Art des Dankens und Bittens, ja man findet zulezt etwas Graziöses darin, weil die Leute ihre Reverenz mit einer gewissen Gewandtheit machen. Auch die Frauenzimmer benehmen sich mit gleicher Devotion, nur machen sie ihre Verbeugung weniger tief. Diese Sitte trifft man erst, wenn man innerhalb der Grenzen des ehemaligen Polens kommt, und sie hört sogleich auf, wenn man unter die stammverwandten Slawaken in Mähren und Ungarn tritt.

In ganz Polen, also auch in Galicien, herrscht unter dem gemeinen Landvolke tiefe Armuth, die dasselbe aber nicht in dem drückenden Grade zu fühlen scheint, als sie den Fremden unangenehm berührt. Die vielen auf den Straßen in den Dörfern umherlaufenden nackten Kinder geben davon das beste Zeugniß. Sieht man dies, so möchte man meinen, es müsse hier ein verzwergter und verkrüppelter Menschenschlag entstehen, und doch trifft man gerade das Gegentheil. Kräftige, starke Männer und gesunde, wohlgebildete Frauen bilden die Mehrzahl der erwachsenen Bevölkerung, worüber man sich um so mehr auch noch deßhalb wundert, weil das Branntweintrinken ein Hauptlaster ist, und weil sehr häufig die wenigen ersparten Kreuzer auf dieses Labsal verwendet werden. Bei solcher Gelegenheit herrscht die innigste Harmonie zwischen Männern und Weibern, und leztere geben im Bescheidthun den ersteren wenig nach. Ein Schauspiel der Art in einer Judenschenke unterhielt mich mehr, als ich von einem solchen Gelage erwarten konnte, zumal sich mein Inneres stets empört, wenn ich sehe, wie solche Bacchanalien das Volk in die tiefste Erniedrigung stürzen. Etwa zehn Männer und fünf Weiber waren in der Kneipe versammelt und tranken einander den Nektar fleißig und freundlich zu. Alle waren berauscht, einige so, daß sie sich nur noch schwer auf den Füßen hielten, andere weniger. Die Weiber waren ungemein zärtlich, aber dabei nicht indecent, und sangen Lieder, in welche die Männer mit einstimmten. Ein entsponnener Zank, wobei die Schimpfreden wie Wasserbäche flossen, endigte mit einer

allgemeinen Aussöhnung, die, um besser zu gedeihen, wieder fleißig begossen wurde. Der Jude hielt jedoch auf Ordnung. Mit imponirender Wirthsmiene trat er unter die Gesellschaft und forderte sie zum Gehen auf. Zu meinem großen Erstaunen folgte man ihm, wie einem Constable in England. Es war Abend und der Schabes war angebrochen. Wer weiß, ob er sonst so streng gewesen wäre. Im Vergleich zu den sogenannten Wasserpolen in Oberschlesien waren die hiesigen überaus gemäßigt und fugsam; denn bei jenen geht es bei solchen Trinkgelagen fast nie ohne blutige Raufereien ab. — Die hier mitgetheilte Scene war nicht die einzige der Art, die ich in Galicien sah, keine aber war wilder und ausgelassener.

Der gemeine Pole ist sehr religiös, und zwar bis zur Bigotterie. Vor seinen Heiligenbildern und Crucifixen, die an den Straßen stehen, kniet er andächtig nieder und betet. Diese Bilder sind meistens grauenhafte Fratzen. Am häufigsten begegnet man der Bildsäule eines Heiligen, ich vermuthe des heiligen Stanislaus, gegen welche die Nurnberger Holzwaaren Statuen von Canova oder Thorwaldsen sind.

Ich begegnete einem Leichenzuge. Auf einem Bretterwagen, von Ochsen gezogen, stand der Sarg, mit dem man dahin fuhr, als sey es irgend eine Waare. Eine Schaar Männer und Weiber folgte, erstere in ihrem kuhhaarenen braunen Mantel, einen breitkrempigen Hut mit niedriger Kappe auf dem Kopfe, ohne Weste und engen Beinkleidern von selbstgesponnenem und gewobenem Wollenzeuge, und Sandalen an den Füßen. Die Bevölkerung gehörte zum slavischen Stamme, welcher die Karpathen zwischen der kleinen und großen Magura bewohnt, und dessen Glieder Gorallen heißen. Sie haben eine ungemeine Gewandtheit und einen überaus sehnigen Körper. Die Haare hängen wild um den Kopf und ihr ganzes Wesen zeigt wenig Kultur. Der Zug kam an einem Wirthshause vorbei und die Männer konnten der Versuchung nicht widerstehen, eines zu trinken, während die Weiber, Gebete murmelnd, treu beim Wagen blieben.

Von den Gorallen bemerke ich nur noch, daß sie kühne Bergsteiger und sehr gute Läufer sind. Genau mit allen Wegen und Stegen im Gebirge bekannt, sind sie dreiste und glückliche Schmuggler, wozu sie, da ihre Wohnörter längs der ungarischen und galicischen Grenze liegen, reiche Gelegenheit haben. Die durch die halbe Welt ziehenden Drahtbinder haben hier ihre Heimath, in welche sie immer erst dann wieder zurückkehren, wenn sie sich auf ihren Wanderungen etwas erworben haben. Daß sie kein übler Menschenschlag sind, wissen Alle, die sie gesehen haben.

Charakteristisch sind die Wallfahrten, welche das hiesige Volk eben so liebt, wie anderwärts in streng katholischen Ländern. Begegnet man einer solchen, so entrollt sich das bunteste Gemälde vor dem Blicke. Die Männer in ihrer eben beschriebenen Tracht, die Frauen, der Sitte aller slavischen Völkerschaften getreu, in weißes Linnen gekleidet, dabei mit blauen und rothen Strümpfen. Solche Wallfahrten theilen sich in große und kleine. Die erstern werden von ganzen Gemeinden, die leztern nur von einer kleinern Zahl von Andächtigen vorgenommen. Ich begegnete einer von dieser Art, die aber ziemlich zahlreich war und sogar mit Kreuz und Fahnen daherzog. Beim Gesange klangen manche sehr liebliche Stimmen durch; es ist solches eine Naturgabe der Slaven. Der Zug bewegte sich in einer sehr pittoresken Gegend, was ihm ein besonders interessantes Ansehen gab. Wie ein Park lag das Land da; es war zwischen Seipusch und Biala. Rechts und links erhob sich das Gebirge.

Galicien bietet überhaupt eine Menge der schönsten Landschaften dar. Schon das, daß man fortwährend die Karpathen zur Seite hat und den größten Theil des Weges von Westen nach Osten über die nördlichen Ausästungen derselben reist, gewährt stete Abwechslung und führt durch eine Mannigfaltigkeit ländlicher Partieen. Ich will nur eine der reizendsten nennen. Es ist die bei Sucha, einem Marktflecken sechs Meilen jenseits Biala. Ein schön gebautes herrschaftliches Schloß mit einem reizenden Garten bildet den Centralpunkt, von welchem rechts und links Berge mit grünem Gebüsch emporsteigen, an deren Fuß ein Bach vorüberrauscht. Gegenüber zieht sich ein langer Zug von Vorgebirgen der Karpathen. An der durch den Ort führenden Straße liegt diesseits desselben eine Eisenschmelze. Die Gegend ist stark bevölkert und sehr belebt, die Berge mit Häusern, gleich Schwalbennestern besäet, der Ort nicht schlecht gebaut.

Hinter diesem Markte kommt man auf Anhöhen, von denen aus man die Karpathen im Ligtauer und Zipser Comitate in Ungarn das erste Mal erblickt. Wie Thürme, ungeheure Gebäude und Festungen stehen sie in einer langen Linie da, ähnlich den Tyroler Alpen, wie sich diese von München aus darstellen. Charakteristisch bei ihnen ist aber das, daß ihre Vorgebirge wie ein Wiederschein oder Modell ganz in gleicher Form, nur in verjüngtem Maßstabe dastehen. Dies geht so weit, daß man, so wie man weiter vorwärts über Jordanow hinaus kommt, glaubt, man sehe die hohen Berggipfel, wenn diese von Wolken umhüllt und nur die Vorgebirge zu sehen sind.

Je weiter man nach der Hauptstadt Lemberg vorrückt, desto mehr tritt die polnische Nationalität hervor und desto unfreundlicher berührt den Deutschen das sarmatische Element. Nur die gute Straße und die hie und da, besonders in Wirthshäusern angesiedelten Deutschen erinnern noch an das verlassene Vaterland, und nur bei den Juden findet man, wo deutsche Wirthe fehlen, noch

zuweilen eine gute Unterkunft. Immer aber ist und bleibt es hervorzuheben, daß das Volk gutmüthig und zuvorkommend und stets zur Gefälligkeit geneigt ist, wenn man sich ihm nur in seiner Sprache verständlich machen kann.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon oben erwähnt, daß der verdienstvolle Bechstein, der uns den englischen Ornithologen Latham verdeutscht und mit Anmerkungen bereichert hat, sich Mühe gab, die Vogeltöne in menschliche Worte umzusetzen. Oken und Andere sind ihm gefolgt und haben ihn benüzt. — So soll z. B. die Amsel oder Schwarzdrossel, bevor sie zu singen anfängt, Hans David! Hans David! rufen. Da wir einmal bei dieser Drosselart stehen, so wollen wir auch mit ihr den Reihen der Vögel beginnen, die wir dem geneigten Leser vorführen wollen.

Dieser Vogel, der in der älteren deutschen Sprache, z. B. bei Heinrich von Veldegk, Merle oder Merlin heißt — augenscheinlich das germanisirte merula, daher Bouterweck Unrecht hat, wenn er dort den Hänfling dafür nimmt — kann bekanntlich auch menschliche Melodien nachpfeifen, ja sprechen lernen. Seltsam oder komisch klingt es, wenn so eine Amsel, die mehrere Weisen gelernt hat, von einer in die andere überspringt, was dann mit einem musikalischen Quodlibet verglichen werden kann.

Auch eine andere Drosselart, die liebliche Singdrossel soll singen: „David! David! Hans David!“ außerdem: drei Nößel für eine Kanne! Prosit! Kottenhans, Kuhdieb!“ Es ist immer bemerkenswerth, daß man bei den Deutschen den Stimmen dieser und anderer Vögel gern Wörter unterlegt, die an's Trinken erinnern. Es scheint, dieser Text rührt von trinklustigen Jägern und Landleuten her.

Von einer Drossel, welche die Kaiserin Agrippina gehabt und welche, was früher unerhört gewesen sey, menschliche Worte nachgesprochen habe, erzählt uns Plinius; vermuthlich war es eine Amsel. Er fügt hinzu: die jungen Cäsarn haben einen Staar, desgleichen eine Nachtigall gehabt, welche griechische und lateinische Worte aussprechen, ja ganze Sätze hersagen konnten. — Die schon erwähnte Sing- oder Weindrossel — welch leztern Namen sie nicht etwa davon hat, weil sie den Wein liebt, wie manche andere Sänger, sondern von den Weinbeeren, welche sie gern frißt — ist ein sehr tonreiches, musikalisches, ja tanzlustiges Geschöpf. Sie begleitet nämlich mit mimisch tanzenden Bewegungen die Töne des Gesanges und drückt das Steigen, Fallen und Schweben desselben damit aus. Auch ist sie es, deren herrlicher Gesang besonders in den Gebirgen des nördlichen Skandinaviens während des kurzen heißen Sommers die dortigen Felsen und Bäume belebt. — Aber nichts geht doch über eine andere Drossel, die amerikanische Spottdrossel. Wie Goethe der deutsche Dichterkönig seyn soll, was uns wenigstens seine Vergötterer bis zum Ekel wiederholen, so wäre sie die Königin aller Sangvögel, wenn nämlich Alles wahr ist, was uns Pennant und Andere von ihr berichten. Nicht nur, daß ihr angeborener Gesang höchst melodisch und mannigfaltig ist, und ihre Stimme einen außerordentlichen Umfang und große Biegsamkeit hat, so besizt sie auch die Fähigkeit, die Stimmen aller andern Vögel, vom Kolibri bis zum Adler, so wie die der übrigen Thiere und der Menschen selbst täuschend nachzuahmen. Sie spricht, wie Schubert sagt, mehr Thier- und besonders Vögelsprachen mit Fertigkeit, als der gelehrteste Professor Menschensprachen; denn sie macht, auf ihrem Baume sitzend, die Stimmen aller Vögel, und sogar das Geschrei der Affen nach. Dann aber auf einmal fängt sie selbst auf ihre Weise zu singen an, so herrlich und entzuckend, daß wohl kein Vogelsang, selbst nicht der Nachtigall, ihr gleich kommt. Dabei bewegt sie oft im Takt die Flügel; dann hebt sie sich fliegend in die Luft, und dreht sich in dieser tanzend umher. Selbst den klugen Hund soll dieser Vögel-Mezzofanti täuschen, indem er den Pfiff seines Herrn nachahmt. Auch soll es ihm Spaß machen, durch den Ruf ihrer Gatten kleine Vögel herbeizulocken, und alsdann durch das Geschrei wie eines Adlers zu erschrecken. Mit Recht nennen ihn daher die Merikaner in ihrer anmuthigen Sprache: Cencontlatolli, d. h. den Vogel mit vierhundert Zungen.

Da hier einmal von einem ausländischen Sänger die Rede ist, so mag noch ein anderer, in dieser Hinsicht merkwürdiger Fremdling, eine Art Manakin, die pipra musica, erwähnt werden. Er ist besonders auf der Insel Domingo zu Hause, und heißt auch Organist, weil er wie ein solcher schwarz gekleidet ist und ein blaues, kurzes Mäntelchen über dem Nacken trägt. Er singt eine vollständige Oktave, und zwar so mannigfaltig und anhaltend, daß er bei weitem die Nachtigall übertrifft. — Die Spott-, so wie die früher erwähnte Singdrossel sind übrigens nicht die einzigen Vögel, welche rhythmische Bewegungen machen oder tanzlustig sind. So ist die numidische Jungfrau, ein zur Reihergattung gehöriger ausländischer Vogel, wie schon der Name gibt, nicht bloß schön und zierlich wie viele andern Jungfrauen, sondern auch tanzlustig wie sie. Sobald sie nämlich Musik vernimmt, so fühlt sie sich zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit sie im Takt die Töne begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Fortsezung.)

Neubauten. Wintervergnügungen.

Ein anderer Fortschritt, wenn auch nur von localem Interesse, ist die nunmehr durch die ganze Stadt eingeführte Gasbeleuchtung. Man ist dabei mit einer nicht genug zu lobenden Liberalität zu Werk gegangen, hat das in andern Orten so unausstehliche Lichtsparungssystem glücklich vermieden, und nur gegen den Mond die unnöthige Artigkeit behalten, daß er sein Licht allein leuchten lassen darf, selbst wenn es ein spärliches Viertel ist. Besonders wird das Gas viel in den Gaststuben und Kaufmannsgewölben verbraucht, was bei steigender Nachfrage auch den Preis der einzelnen Flammen vermindern wird. Das Legen der Röhren durch Hausflur, Treppe und Zimmerwände, so wie die massiv bronzenen Kronleuchter verursachen Privatpersonen allerdings große Kosten, welche aber mit der Zeit wieder aufgewogen werden, weil das Gas verhältnißmäßig wohlfeller ist als Oel. Wenn irgendwo Helle nöthig thut, so ist es auf den Leipziger Treppen; denn eine halsbrechendere Ascension, als etwa in den fünften Stock eines Hauses in der Stadt bei nächtlicher Finsterniß, kann es nicht leicht geben. — Die innere Stadt ist weder schön noch häßlich, weder jung noch alt, ohne den ausgeprägten Charakter mancher altdeutschen Städte. Hohe Dächer, Erker auf Erker, und die schon oft verwünschten Dachtraufen sind die hervorspringendsten Momente. Die Rinnen, welche aus Löwen-, Wolfs- und andern Bestienrachen aus schwindelnder Höhe kalte Sturzbäder über die armen Köpfe der Wandelnden herabgießen, bleiben, sie mögen seyn wo sie wollen, eine tadelnswerthe Einrichtung; doppelt widrig sind sie in einer Stadt, wie Leipzig, deren Straßen zu jeder Tagesstunde von einer in Geschäften verkehrenden Menschenmenge wimmeln. Nachdem sie zu unzähligen ernsten und scherzhaften Reden Anlaß gegeben, fangen sie denn endlich zufolge hoher Verordnung an zu verschwinden. Auch die Erker sind in Bann gethan; unsere Voreltern müssen doch recht neugierig gewesen seyn, und haben dieser Leidenschaft alle Aesthetik geopfert. Man sehe nur eine solche Straße, deren Häuserreihen trichterförmig zugehen, weil jeder Eigenthümer sich seine Neugierde hinausbaute, und sie dem Nebenmanne vor die Nase schob. Dieser, der eben so gut sehen wollte, was unten am Platze vorgeht, rückte schnell sein Haus um mehrere Schritte vor, und wie er es machte, thaten ihm alle Folgenden nach, daher die beliebten krummen Linien in den alten Städten. — Eine andere Eigenthümlichkeit der hiesigen ältern Bauart sind die zahlreichen Durchgänge, wo man durch den Hof eines oder mehrerer Gebäude mit Abkürzung des Weges in die verschiedenen Straßen gelangen kann. Doch darf man dabei nicht an Pariser Passagen denken. Hier scheint der Himmel offen herein, ein schlechtes Pflaster peinigt die Füße, umherstehende Fässer und Waarenballen, welche aus den Niederlagen genommen und auf die Schleifen geladen werden, versperren oft den engen Raum, und hie und da öffnet sich der schmutzige Laden eines Bücherantiquars oder gar einer Höckerin. Ueberhaupt fängt man erst seit Kurzem an, auch auf die äußere Ausstattung eines Kaufgewölbes etwas zu verwenden, besonders hatten und haben zum Theil noch die Buchhändler ganz abscheuliche Locale. — Die Vorstadt gewinnt von Jahr zu Jahr ein freundlicheres Ansehen; alte Häuser werden niedergerissen und neu aufgebaut, oder wenn die Grundmauern fest sind, mit einem dritten und vierten Stockwerk übersezt. Freilich ist speculative Gewinnsucht fast immer die Feindin des Geschmacks und der Schönheit, und leider beweisen dies nur zu oft die hiesigen Neubauten. Bei dem hohen Miethzins der Wohnungen ist es dem Eigenthümer hauptsächlich um Einrichtung von so viel Zimmern als möglich zu thun, daher die vielen schmalen, eng an einander gerückten Fenster, welche dem Gebäude das Ansehen einer Laterne geben; selbst am Eingange wird mit dem Raum geknausert. Es gibt Häuser mit einer Fronte von dreißig Fenstern, die nicht einmal einen Thorweg, sondern eine enge, niedrige Hausthüre zum Eingange haben. Selbst der reichste Kaufmann kann da selten seine Natur verleugnen. Von öffentlichen Gebäuden sind in diesem Jahre die Post, eine zweite Schule und ein Packhof entstanden. Mit lezterem wird man sich schwer befreunden: niedrig, mit zwei unverhältnißmäßig kurzen Flügeln, auf einen großen Platz gestellt, von hohen Häusern umgeben, geht er unter diesen Massen verloren; man wird versucht, zu glauben, er sey noch nicht vollendet. Eine auch auswärts bekannte Zierde Leipzigs sind seine Promenaden; durch Füllung der Festungsgräben und Austrocknung des Wassers haben sie an Umfang bedeutend gewonnen, und lezterem Umstande schreibt man wohl mit Recht den verbesserten Gesundheitszustand der Stadt zu, welche früher, besonders in dieser Umgebung, sehr an kalten Fiebern litt.

Die Vergnügungen des Winters haben dieses Jahr zeitiger als gewöhnlich begonnen. Sie sind äußerst zahlreich. Ein Leipziger Mädchen vertanzt die Hälfte ihres Lebens. Durch alle Stände herrscht eine ungebändigte Vergnügungssucht, die bei den großen Opfern, womit sie verknüpft ist, hier mehr häusliche Noth als anderwärts herbeiführt. Die Krone aller Bälle ist der sogenannte Gewandhausball. Seine Geschichte geht bis in's vergangene Jahrhundert zurück, wo eine Anzahl einheimischer Patrizier sich in der Absicht vereinigte, sechsmal im Winter mit Frauen, Töchtern und Anhang im höchsten Glanze ihrer Kaste zu einem solennen Balle einzustellen. In diesen Bund aufgenommen zu werden, gelang nur Ebenbürtigen und galt für die höchste Ehre, die man in der Gesellschaft erlangen konnte. Schwerer wurde keinem Ritter der Eintritt in ein Ordenskapitel gemacht. Natürlich dominirte der Kaufmann, ja von königlichen Beamten wurden nur die Vorstände der Behörden zugelassen. Mit der Zeit legte er etwas von dem exclusiven Wesen ab, und jezt vereinigt er, wie man sagt, die beste Gesellschaft Leipzigs. Der Verein tritt im Jahre nur sechsmal in's Leben, an den sechs Balltagen, deren Feier sein einziger Zweck ist. — Eine Einladung dazu macht das Glück eines jungen Leipziger Dandy vollständig; nehmt ihm diesen Ball, und ihr bringt den Armen zu stiller Verzweiflung. An diese Gesellschaft schließt sich nun stufenweise die Legion der übrigen Vereine an, Concordia, Tunnel, Orpheus, Iduna, Sylvana, Professorenball, Erholung, Harmonie, Bürgerverein, und wie sie heißen mögen, bis zu den Communalgardebällen in Masse, in Bataillon und in Compagnie herab, die Tanzböden an den öffentlichen Orten ungerechnet. Diesen zur Seite gehen nun noch die zahlreichen Soiréen und Thés dansans bei den Familien. Die hohe Geldaristokratie entwickelt dabei viel Pracht und scheut keinen Aufwand.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. December 1839.

Where the Chaff Finch rests its wing,
'Mid the budding trees so gay,
Still, anon, it loves to sing,
Merrily, its roundelay.

M. Howitt.

Allerlei über Thiersprache und musikalische Thiere.

(Fortsetzung.)

Wir brauchen nicht erst nach Algier oder Tripolis oder nach dem kaspischen See — denn auch hier ist die numidische Jungfrau zu finden — eine Reise zu machen, um Vögel tanzen zu sehen. Auch unser Staar bewegt im Takt des steigenden Gesanges seine Flügel. Ueberhaupt ein interessantes Geschöpf: klug, munter, drollig, schreitet mit komischer Gravität daher, merkt dem Menschen seine Mienen ab, und will sich, wenn's zum Essen geht, gleichfalls zu Tische setzen, wie ein Affe; denn auf's Essen, und zwar auf's Vielessen, hält der Staar etwas; kaum daß ihn noch der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln, als ihr Joseph Kohlnicker verschrieen ist, an Eßlust übertrifft. Seine Muttersprache ist mehr schnurrend oder schnarrend, als hätte er einen heißern Hals; denn besonders artikulirt er den Hundebuchstaben, wie schon Scaliger bemerkt. Auch hat er von seiner Aussprache sowohl seinen griechischen (ψάρ) als seinen damit verwandten deutschen Namen bekommen. Dagegen lernt er, wenn ihm die Zunge gelöst ist, fremde Melodien ziemlich artig nachpfeifen, und seine Fähigkeit und Gelehrigkeit, menschliche Worte nachzusprechen, ward schon von den Alten gerühmt. Nur vergißt er, wie mancher muntere, lebhafte Knabe, leicht wieder, was er gelernt hat.

Unter den Vögeln, die sich gleichsam zum Tanze bewegen, ist auch unser Rohrammer zu erwähnen. Er liebt die Musik gar sehr und sperrt dabei die Flügel- und Schwanzfedern fächerförmig aus. Ob er auch, im Uebersdrang des Gefühls, die Augen verdreht, Beifall zunickt u. s. w, wie manche unserer Musikliebhaber, wenn sie einem Concert beiwohnen oder in der Oper sind, weiß ich nicht zu sagen. Er selbst singt ziemlich angenehm, zuweilen kreischt er nur; besonders wenn sich Jemand seinem Aufenthaltsorte naht, der gewöhnlich Schilf und Rohr ist, fängt er an zu schreien wie der rohste Sperling und hat davon nicht nur seinen zweiten Namen bekommen, sondern ist selbst sprüchwörtlich geworden.

Ehe ich auf die Meister des Gesanges, die Kanarienvögel und Nachtigallen, komme, will ich die Finken und die Motacillen überhaupt in Betracht ziehen. Fast alle eigentlichen Finken pfeifen oder singen mehr oder minder hübsch.

Um das Charakteristische der so verschiedenartigen Gesangweisen oder Schläge der Finken (hier ist vorzugsweise der Buchfink gemeint) zu bezeichnen, hat man allerhand Namen erfunden. Dergleichen sind: der Bräutigam,

der Reiterzug, der Weingesang (Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zum Weine gehen), der Doppelschlag (finkferlinkfinkfink, ziöpenzia, Pyrrerialala! A zischutschia) und dergleichen mehr. — Man behauptet, wenigstens in Thüringen, daß die Finken alle paar Meilen einen andern Dialekt sprechen, etwa wie die Deutschen oder die Schweizer. Bisweilen hat ein Fink drei bis vier Abänderungen seines Gesanges. Mit seinem eigenen schönen Gesang zufrieden, verschmähen übrigens diese Vögel, fremde, künstliche Melodien einzulernen. Jung aufgezogen, will man bemerkt haben, lernen sie am besten singen, ehe sie noch einen schlechten Schlag gehört. So viel vermag auch bei der Finkenjugend das Beispiel. Gern pfeifen auch die Finken einem andern nach, der durch Stärke und Umfang seiner Stimme sich auszeichnet, mithin ein Virtuos ist.

Was das Lernen der jungen Vögel überhaupt betrifft, so mögen hier folgende Bemerkungen am rechten Orte stehen. Schon Aristoteles bemerkt in seiner Thiergeschichte, daß die meisten von den kleinern Vögeln nicht dieselbe Stimme von sich geben, wie ihre Eltern, wenn sie nämlich ihrer Pflege beraubt sind und auf den Gesang anderer Vögel hören. Ja, man habe schon wahrgenommen, wie eine Nachtigall ihr Junges im Singen unterrichtet habe. Und Blumenbach sagt: „überhaupt scheint der Waldgesang der Vögel doch erst durch Uebung und Nachahmung recht ausgebildet zu seyn.“ — Sie haben also die Anlage dazu von Natur, müssen sie aber erst durch Lernen ausbilden; und wie ein Kind auf die Stimme seiner Mutter oder derjenigen Personen, welche Mutterstelle vertreten, am meisten horcht und ihre Töne sich aneignet — daher „Muttersprache“ ein so bezeichnendes Wort — so lernen auch die jungen befiederten Gelbschnäbel bloß die Sprache ihrer Eltern oder derjenigen, denen sie nach ihrer Geburt am nächsten sind, um die Stimmen anderer Vögel sich nicht bekümmernd.

In Thüringen, wo nicht bloß jeder Bauer Musik versteht, das überhaupt eine große singende Wald- und Bergkapelle ist, wurden sonst wenigstens geschickte Finken gar sehr geschätzt, so zwar, daß mancher Bauer wohl eine Kuh für einen tüchtigen Finken hingegeben hat. Auch in Frankreich liebt man sie; im Norddepartement befanden sich vor etlichen Jahren ordentliche Finkengymnasien, in welchen diese Vögel fünf Jahre lang — also ein Jahr länger als auf manchen andern Gymnasien — unterrichtet wurden. In jedem Jahr wurde eine öffentliche Prüfung der gefiederten Zöglinge abgehalten, und wenn einer 6—700mal in einer Stunde geschlagen hatte, so wurde er als Meister in seiner Kunst entlassen und bekam sogleich eine Anstellung, d. h. er wurde von Liebhabern mit ungefähr vierzig Franken bezahlt und in den Käfig gesteckt.

Bilder aus Ungarn und Polen.

Der Plattensee.

Von Veßgrün rollt man auf gut gebahnter Straße dahin, kommt durch einen anmuthigen Eichenwald und von da in die Ortschaft Felsö-Oers. So wie man hier in eine enge Thalschlucht einbiegt, blinkt mit dem reinsten Silberblick der Balaton (Plattensee) durch die Oeffnung, und die Ahnung all des Zaubers, von dem man in seiner Nähe umgeben wird, durchdringt die Seele. Als ich auf diese Stelle kam, stand hinter mir eine schwarze Gewitterwand, über welcher die Sonne strahlend thronte, zur Linken im Osten lag ein duftiges Blau auf dem Horizonte, zur Rechten häuften sich die Wolken staffelförmig, und viele schauten mit weißen Engelsköpfen, über denen sich Fittige erhoben, bald nach der schwarzen Gewitternacht, bald nach dem Spiegel des Sees. Jetzt hatte ich dessen Ufer erreicht. Der Donner intonirte im Norden, und gleich einem feierlichen Responsum zog ein leises Säuseln durch die Gebüsche und ein tiefes Murmeln über den See. — Ich war in Gefühlen aufgelöst. Lange schon, und jedesmal, wenn ich nach Ungarn gereist war, hatte ich mir diesen Anblick gewünscht, den ich von Andern so sehr hatte rühmen hören, nie war er mir geworden. Jetzt, als sollte ich für die lange Entbehrung entschädigt werden, traf ich einen der feierlichsten Momente, die sich hier bieten. Der Glanz des Sees war blendend, und dies um so mehr, als ihm die dunkeln, hie und da aufsteigenden Wolken zur Folie dienten. Der See ist ganz mit Reben umkränzt. Alle Hügel sind damit bedeckt und die Rebe bog sich unter der Last der Traube. In den Weinbergen rasselte und tobte es, als wäre es ein paar Jahrhunderte rückwärts, wo die Sarazenen hier hausten. Das Geräusch von unzähligen Klappern und ein immerwährendes Schießen sollte die lüsternen Sperlinge verscheuchen, die aber immer von einem Orte wegflogen, um sich an einem andern wieder niederzulassen und auf's Neue zu naschen.

So kam ich nach Fürad, einen Platz, den die Najade sich nicht schöner erküren konnte. Tausende von Heilungsuchenden befänden sich im Sommer hier. Die schöne Gegend, die reine Seeluft und die heilenden Quellen helfen immer eins dem andern zur schnellen Genesung. Viertausend Besuchende waren in diesem Sommer dort.

Der Abend war heran gekommen und vom Westen her zogen Gewitter, die wie aufgefahrene Geschütze unter fortwährendem Blitz und Donner heranrückten. Der See lag in tiefer Ruhe, auch nicht die kleinste Welle kräuselte sich auf seinem Spiegel. Es war, als lauschte Neptun auf Jovis Wink. Da rauschte eine schwarze Wolke daher, im Nu umhüllte sie die Gegend und ein brausender Sturm tobte im umgebenden Gebüsch, fuhr heraus auf

den See und wühlte ihn in seiner Tiefe auf; und dies Alles geschah in wenigen Minuten. Noch hatte der Sturm kaum bis in die Mitte des Wassers dahin gebraust, da theilte ein mächtiger Blitzstrahl die Wolken und ein krachender Donner folgte unmittelbar. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag entlud sich das Wetter. Wenn nun momentan die schwarze Nacht vom elektrischen Strahle erleuchtet wurde, so flog ein weißes, blendendes Licht, wie ein Geist, über die Gewässer, und es war, als sey der Gischt entzündet worden, denn er leuchtete immer noch eine Weile nach. Der Donner veränderte seinen Ton, so wie das Gewitter im Zenith des Sees stand, und wenn er zuvor rollend und krachend durch die nahen Berge gezogen war, so war er jezt gleichsam knallend und knatternd. Kaum eine halbe Stunde hatte das Wetter gedauert, so glänzte der Himmel wieder im reinsten Blau, mit dem unzähligen Heere der Sterne besät. — Unter dieser Breite nähert sich die Reinheit des Aethers schon dem italienischen Himmel, und heute war dieß besonders auffallend, weil das Gewitter die Atmosphäre von allen Dünsten befreit hatte. In einem ungeheuren Bogen strahlte die Milchstraße, und sie spiegelte sich mit den übrigen Sternen im See.

Ich war während des Wetters verwundert, daß die hiesigen Einwohner so ruhig blieben. Diese Ruhe gründet sich auf die Erfahrung, daß der Blitz hier fast nie eine menschliche Wohnung trifft, sondern jederzeit, wenn er bis zur Erde hinabreicht, in den See fährt.

Am andern Morgen besuchte ich die Halbinsel Tyhany, auf welcher ein Franziskanerkloster steht. Von hier aus erblickt man den See in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit. Es hatte sich früh ein Nebel über ihn gelagert, und als ich auf dem höchsten Standpunkte der Halbinsel anlangte, lag derselbe wie ein Leichentuch auf dem Wasser. Oben drang die Sonne durch, und wenn auch zuweilen leichte Nebelwolken ihren Elfentanz um mich machten, so entschlüpften sie immer schnell wieder. Ich unterhielt mich einstweilen mit dem hier befindlichen zwölfstimmigen Echo, sah die Klosterkirche an und verbrachte damit etwa eine halbe Stunde. Als ich wieder heraustrat, war der Vorhang aufgezogen, und das glänzende Gemälde lag vor mir ausgebreitet. Ungefähr acht Meilen auf- und vier Meilen abwärts übersieht man von hier aus die ganze zwei Meilen breite Wasserfläche. Hie und da schwebten über sie hin noch kleine Nebelflocken, die, als hätten sie sich verspätet, rasch davon eilten. — Allmählig erwachte der Wind, und anfangs kaum merklich gekräuselt, erhob sich das Wasser immer mehr, bis es in langen Wellen einherzog. Gegenüber sezte sich ein Schiff in Bewegung. Der Wind war ihm günstig und trieb es in kurzer Zeit in die Bucht unter der Höhe, auf der ich stand. Die Ueberfahrt, obgleich nicht lang, ist oftmals nicht ohne Gefahr, weil nicht selten der See, wie von einer innern oder unterirdischen Kraft bewegt, hoch aufwogt und die Fahrzeuge hin und her wirft, während man auf dem Lande nur ein unbedeutendes, kaum bemerkbares Strömen der Luft gewahr wird. Zuweilen, obgleich viel seltener wie jene Erscheinung, soll es auch vorkommen, daß ein ziemlich heftiger Wind auf die Gewässer des Sees gar nicht den Eindruck macht, den man erwarten sollte.

Eben so schön und anziehend, wie der vor mir ausgebreitete Spiegel war sein Rahmen. In einem unabsehbaren Zuge umfassen ihn die im Norden hingelagerten Berge, die alle ihre mit Reben bedeckten Lehnen gegen Süden kehren, und von der Sonne am Firmament nicht allein, sondern auch von ihrem Bilde im See beschienen werden.

Aber dieses große und großartige Gemälde verdient, daß wir unsern Standpunkt auf mehreren Orten nehmen, damit wir es in seinem ganzen Umfang sehen und alle seine Schönheiten auffassen und bewundern. Darum rücken wir weiter nach Westen vor und nehmen unsern Stand auf dem Berge vor Badatsoi. Von hier aus, von Tyhany fünf Meilen entfernt, beherrscht unser Auge die Gegend noch mehr als dort, weil unser Standpunkt um vieles höher ist. Vor uns zur Rechten und zur Linken glänzt der Wasserspiegel weit hin, um uns sehen wir eine Menge Hügel und Berge, alle mit Reben bekleidet, die einen Wein tragen, wie ihn nur wenige Gegenden Ungarns besser bringen. Einige der Hügel sind mit Burgen gekrönt, auf andern ragen die nackten Felsen vor, und man weiß bei vielen kaum, was Werk der Natur oder der Menschenhand ist. Schroff aufsteigende Bergkegel zwischen den Hügeln und Bergrücken geben dem Ganzen pittoreske Mannigfaltigkeit. Der Höhenzug im Westen bildet, nachdem er bis dicht an den See getreten ist, und sich alsdann wieder rechts abwendet, ein bezaubernd schönes Panorama, in dessen Mitte Keßtely liegt, und als Warte zur Ansicht dieses Panoramas steht die St. Michaelskapelle auf einer in den See vorspringenden Anhöhe.

Während ich hier im Anschauen versunken stand, kamen Wolken daher, und gleich einem Leviathan zog ein riesiger Schatten, dem der Regen bald folgte, über den Wasserspiegel. Der Wind war sein Vorläufer, und es war wunderlich anzuschauen, wie die Farben und der Glanz des Sees durch dies Alles verändert wurden. Fast schwarz lag er in seiner Stille da, alsdann wurde er, vom Winde aufgewühlt, schillernd in Hell und Dunkel, und wie endlich der Regen in ihn fiel, spielte er in's Weißgraue, und es sah aus, als breiteten Geisterarme ein großes Tuch über ihn aus. Weiße Fischreiher strichen schreiend über ihn hin, tauchten bald in die Fluth, bald

hoben sie sich in die Luft. Wo man hin blickte, war steter Wechsel der Scene. Trat nun bei alle dem noch das Gemisch der Völkerschaften, welche die Ufer des Sees umwohnen, vor die Seele, und spiegelte sich darin die Vergangenheit, so war es mir, als hörte ich das Daherbrausen der Kriegsschaaren, die ihren Zug hier vorüber nahmen. Römer und Scythen, Germanen, Magyaren und Sarazenen folgten auf einander, und es währte eine Weile, ehe ich in die Gegenwart zurückkehrte. Tief hat sich das Bild in meine Phantasie geprägt, und den Genuß des Anschauens wiederholt mir oft die Erinnerung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Schluß.)

Musik. Klopstocks Gedächtniß.

Einen edleren Genuß gewährt die Musik. Schon längst als ein Ort bekannt, wo ein ernstes Streben in dieser Kunst sich erwies, hat Leipzig in den lezten fünf Jahren sich darin einen so ausgebreiteten Namen erworben, daß man seine musikalische Intelligenz unbedingt neben die der darin ausgezeichneten Städte, wie Paris und Wien, zu stellen sich erlauben darf. Kein Virtuos von Bedeutung wird es so leicht auf seinem Wege übersehen, jeder Komponist wünscht ein neues Werk zuerst hier einzuführen, und wie viele Talente haben Leipzig allen Ruhm zu verdanken, welchen sie später oft in ganz Europa ernteten? Den Leitern des Gewandhausconcertes ist es gelungen, ein ganzes Publikum so heranzubilden, daß sie seines Verständnisses gewiß sind. Mendelssohn Bartholdy versteht die Kunst, der Musik die lezte Weihe zu geben, welche sie zu der verständlichsten Sprache in der Welt macht. Er hat das ganze Orchester zu Einem musikalischen Körper gemacht, dessen Seele er geworden ist. Männer, welche viele Kapellen und Orchester kennen, sind darüber einig, daß man die Symphonien unserer großen Meister nirgends in größerer Vollendung hören kann. Auch für die einzelnen Instrumente sind bedeutende Talente vorhanden. Concertmeister David und Baßposaunist Quisser gehören zu den ersten musikalischen Geistern Deutschlands. Ersterer besuchte dieses Frühjahr England, wo er durch sein Spiel wie durch seine Kompositionen ungetheilten Beifall fand. Wie dieses Land seit langer Zeit immer eine hohe Verehrung für deutsche Tonkünstler hatte, so scheint jezt Mendelssohn sein besonderer Liebling geworden zu seyn; das Oratorium Paulus ist wohl in allen bedeutenden Städten gegeben worden; der Komponist hat bei seinem Besuche in England die ehrenvollste Aufnahme gefunden, ja es sind ihm mehrere einheimische Talente anvertraut worden, um sie in Deutschland und auf dem Continente einzuführen. Mistreß Clara Novello und Mistreß Shaw verdanken einen großen Theil ihrer Berühmtheit Mendelssohn und Leipzigs kunstverständigem Publikum, vor welchem sie die ersten Proben ihrer Sangesfertigkeit gaben, worauf sie mit dieser ausgezeichneten Empfehlung in die Welt hinaustraten. Häufig wird man durch das Spiel irgend eines Virtuosen erfreut, welcher damit das Auditorium auf sein eigenes Concert vorzubereiten gedenkt, oder auch nur überhaupt die Ehre nachgesucht hat, in einem der Gewandhausconcerte spielen zu dürfen. So that dies vor Kurzem Madame Pleyel, welche dadurch ihrem Concert ein zahlreiches Publikum verschaffte, das in enthusiastischem Jubel die schöne Frau zum Schluß mit Kränzen und Gedichten überschüttete. Auch unser Stadtkind Clara Wieck ließ sich hie und da in den Abonnementsconcerten hören. Sie ist noch immer auf Reisen, und es steht zu befürchten, daß sie nicht hieher zurückkehre; Liebe hat über Kindespflicht den Sieg davongetragen, und es ist daraus ein verdrießlicher Handel entstanden. Neben dem Gewandhaus- oder Abonnementsconcert, welches von Michaelis bis Ostern so ziemlich jeden Donnerstag stattfindet, verdient der Musikverein der Euterpe eine besondere Erwähnung. Die Mitglieder sind zum großen Theil dieselben; hauptsächlich Instrumentalmusik, hie und da abwechselnd mit Gesang, ist sein Zweck, Direktor ist ein junger Holländer, ein Schüler Mendelssohns, und die Aufführungen geschehen öffentlich zu einem niedrigen Abonnementspreise, im großen Saale der Buchhändlerbörse. Besonders von den Mittelständen besucht und eine gute Uebungsschule der Musiker, war der Verein von großem Nutzen. Plözlich verbreitete sich das Gerücht, die Euterpe müsse sich auflösen, weil das Comité des Gewandhausconcertes seinen Musikern untersagt habe, anderswo als bei ihm öffentlich und für Geld zu spielen. Darüber entstand denn großer Lärm, die Tageblätter nahmen sich der armen verfolgten Euterpe an, und auch die öffentliche Meinung sprach sich etwas hart gegen diese tyrannische, und wie man sagte neidische Maßregel aus. Die Sache beschäftigte wohl acht Tage lang die Stadt, und das Ende war, daß jener Beschluß zurückgenommen und die Euterpe wieder in ihr früheres Recht eingesezt wurde. Dies geschah vor etwa einem Jahre, und seitdem hat sich die Theilnahme für diesen Verein gesteigert, so daß seine Concerte, deren er etwa zwölf während des Winters gibt, immer sehr besucht sind. Der Friede ist vollkommen hergestellt, und die Euterpe hat sich billigerweise dazu verstanden, nur Abonnement, aber keine bestimmten Eintrittspreise anzunehmen. Stehen auch ihre Leistungen dem Gewandhausconcerte unverkennbar nach, so ist doch diesem Vereine nicht genug Gedeihen zu wünschen, theils weil er wirklich nach Vervollkommnung strebt, dabei durch Auswahl gediegener Werke den Geschmack veredelt und in den untern Klassen den Sinn für Musik weckt und bewahrt, theils weil er Emporkömmlingen in der Kunst Gelegenheit gibt, ihre ersten Sporen zu verdienen, und daneben die Musiker selbst in fortdauernder Uebung erhält. Neben diesen öffentlichen Anstalten bestehen zahlreiche musikalische Privatvereine, wie die Singakademie unter dem Direktor Polenz, der Orpheus und verschiedene Liederkränze für Männergesang, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie zur Aufführung eines Oratoriums, in vereinigte Wirksamkeit treten. Die Theorie und Kritik wird durch die beiden hier erscheinenden Zeitschriften, die eine unter Redaktion Finks, die andere unter Redaktion Schumanns, würdig vertreten. — Im vorigen Monat wurde hier ein eigenes Jubelfest gefeiert. Durch öffentlichen Aufruf waren ehemalige Alumnen der Fürstenschule in Pforta zu einer Denkfeier der vor hundert Jahren erfolgten Aufnahme Klopstocks in jener Schule hierher eingeladen worden. Von allen Orten fanden sich zahlreiche Theilnehmer ein, im Saale des Hôtel de Prusse war ein glänzendes Gastmahl bereitet, und die Erinnerungen an die Freuden und Leiden der Schuljahre verflochten sich in heiterer Laune mit dem Gedächtniß des großen Todten.

S.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 103 u. Monatsr. December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 2. Juli 1839.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari.

Briefe an den Herausgeber von Dr. Gaye.

Leon Battista Alberti — die Kuppel der Santissima Annunziata zu Florenz.

Nicht allein den Giulio Romano hat der Herr Francesco Faccioli um den Gigantensaal in Mantua, auch den berühmten Architekten Leon Battista Alberti hat er um die Kuppel der Santissima Annunziata zu Florenz bringen wollen. Mit wie wenig Glück der erste Beweis von ihm geführt worden, glaube ich Ihnen vor einiger Zeit dargethan zu haben; ich wünsche nur wegen des historischen Namens unsers florentinischen Künstlers und wegen der großen Seltenheit von urkundlichen Nachrichten * über ihn die zweite Behauptung etwas ausführlicher zu beleuchten.

Nachdem Vasari erzählt hat, daß der Marchese Ludovico Gonzaga von Mantua diese Kuppel durch L. B. Alberti errichten ließ, geht er näher auf diesen Bau ein und rügt die Schwächen desselben mit einem Kennerblick, der zu seiner ganzen Schilderung vom Leben und Wirken dieses Künstlers ein besonderes Vertrauen erwecken mag. Ob unser Verf., wenn auch nur unbestimmt, gefühlt habe, wo gerade dem aretinischen Biographen mehr oder minder Glauben zu schenken sey, soll dahingestellt bleiben; gewiß ist, daß er seine Autorität diesmal gar nicht in Anschlag bringt, und die Nichtigkeit jener Erzählung aus drei Briefen darthun will, die er uns hier zum ersten Male mittheilt. Sicherlich verdient der Druck dieser sehr merkwürdigen Dokumente in jeder Hinsicht unsern Dank; sie geben nicht allein über den Bau im Allgemeinen die belehrendsten Aufschlüsse, zeigen nicht nur, wie vielseitig solche Unternehmungen besprochen wurden, sondern lassen auch ein ganz interessantes Spiel von Leidenschaft und Persönlichkeit durchschimmern. Ob nun aber aus ihnen hervorgehet, daß die Kuppel dem L. B. Alberti fälschlich beigelegt wird, ist noch eine andere Frage; eine etwas kritischere Würdigung derselben hätte unsern Verfasser vielleicht auch diesmal eines andern belehren können.

Die Originale dieser Briefe, die hier nach einer Kopie mitgetheilt werden, befinden sich auf der Stadtbibliothek von Mantua, wo ich Gelegenheit fand, sie mit Muße zu vergleichen. Der Abdruck ist im Wesentlichen korrekt zu nennen; ein vierter, hieher gehöriger Brief, der den andern beigesellt ist, muß dem Herrn Faccioli unbekannt geblieben seyn. Sie sind in Florenz von Giovanni Aldobrandini geschrieben, und direkt an seinen mächtigen Freund, den Marchese Ludovico Gonzaga in Mantua, gerichtet. Da die Uebersetzung dieser Originale mich hier zu weit führen würde, will ich nur besonders das hervorheben, was sich näher auf diesen Bau bezieht; dies aber werde ich mit den eigenen Worten des Aldobrandini wiedergeben.

„Führt man," so schreibt er in seinem ersten Brief vom 1. Februar 14^{70}/$_{71}$, „in der angefangenen Weise fort, so wird dies Eurer Erlauchten Herrheit nicht genügen, ja Ihr Mißfallen erregen; besonders da dies ein Ort ist, wo Leute von allen Seiten zusammenströmen. Dies überlegend, suchte ich Pietro Deltovaglia * auf, sagte ihm meine Meinung, und äußerte ihm (da ich gehört hatte, daß diese Zeichnung von unserm Araldo herrühre) den Wunsch, eines Tags mit Araldo und ihm an Ort

* Unedirte Schriften dieses so vielseitig gebildeten und in dieser Beziehung seinem noch größeren Landsmann, dem Leonardo, ähnlichen Künstlers, habe ich mehrere aufgefunden; bei weitem kärglicher war in Bezug auf ihn die Ausbeute an urkundlichen Notizen, welche sich aus der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Archiven ergab, die ich in Italien durchgenommen habe. — Eine von diesen Urkunden hat Repetti in seinem Dizionario S. 394 publicirt.

* Pier Deltovaglia wird von unserm Verf. frischweg Architekt genannt; so viel mir bekannt, war er bloß Tesoriere des Ludovico Gonzaga.

und Stelle zusammenzukommen. Als er mir antwortete, nicht Araldo, sondern Messer Battista degli Alberti habe die Zeichnung angeordnet, wunderte ich mich; und obwohl es nicht passend ist, daß ich mich einer Zeichnung widersetze, die aus den Händen des Messer Battista kommt, rathe ich doch Eurer Erl. Herrheit (um beizubehalten, was einmal gemacht ist), alle Kapellen zu schließen, die in der Tribüne angefangen sind, und aus dieser bloß Chor und Hauptkapelle zu machen; denn es ist unmöglich, daß die genannte Tribüne auf passende Weise zugleich zu Chor und Kapellen verwandt werden könne. Nimmt man dagegen die Kapellen weg, so erhalten wir, nach meinem geringen Dafürhalten, ein würdigeres und wenig kostbares Werk." — „Ich habe freilich," so fährt er dann zum Schluß fort, „noch eine andere, wohl schönere, und eben auch nicht zu theure Weise gesehen — aber bei der könnte man das, was schon gemacht ist, nicht beibehalten." — Hier nun in diesen Worten, die sich über den schon zur Ausführung gebrachten alten Plan verbreiten, ist nichts enthalten, was nicht mit der Erzählung des Vasari und mit dem gegenwärtigen Zustande der Kuppel im vollkommensten Einklang stände.

Weitläuftiger, zugleich aber auch deutlicher verbreitet er sich in seinem zweiten Brief (vom 23. März $14^{70}/_{71}$) über denselben Gegenstand. — „Ich schrieb Ihnen früher, daß (nach dem alten Plan) die Kapellen in der Tribüne zu klein sind, und während der Messe sehr Wenige in ihnen Platz finden können. Dies wird zur Folge haben, daß die Meisten vor den Kapellen stehen, und so den nur 8 — 9 Ellen breiten Raum ausfüllen müssen, welcher zwischen dem Chor und den Kapellen übrig bleibt. Damit tritt die Unbequemlichkeit ein, daß man nicht um das Chor herumgehen und in die andern Kapellen gelangen kann. Ueberdies werden die Mönche in diesem Chor, einem geschlossenen Ort unter der Tribüne (die gewölbt seyn wird), durch ihren Gesang einen solchen Lärm machen, daß sie, gewöhnlich ihrer sechszig, die Messe in den Kapellen stören; wie auf der andern Seite wieder diejenigen, welche die Messe hören, dem Chorgesang lästig fallen werden. Dann ist es nicht passend, daß weltliche Frauen den Mönchen so nahe, gleichsam mit ihnen eingeschlossen seyen, und ihnen Anlaß zum Anstoß geben." — Da nun außerdem das Chor zu klein und die Länge der Kirche zu kurz wird, schlägt „er eine neue Zeichnung vor, die nicht von einem Architekten beschafft war, den Eifersucht dazu getrieben, wohl aber von einem, der, wenn er auch diese Kunst nicht als sein eigentliches Gewerbe ansehe, doch in Sachen der Art eine große Einsicht besitze. Nach dieser neuen Zeichnung nun wird die Kirche um zwölf Ellen verlängert, und somit auf ihr vollkommenes Maß zurückgeführt, d. h. dreimal so lang als breit gemacht; das Kreuz statt der zwölf Ellen, die es jezt beträgt, zu vierundzwanzig erweitert, wird der Breite der Kirche entsprechen. Neues und Altes wird auf diese Weise in Einklang gebracht, als wenn es von Anfang an zusammen entstanden sey." — Wie nun näher im Einzelnen dieses Alte mit dem Neuen vereint werden könne, wird nicht deutlich gesagt; nur wiederholt er, daß die alte Zeichnung allgemeinen Tadel finde, und daß er aus bloßer Freundschaft jezt so weitläuftig gewesen, ehe man noch zu mauern angefangen; zumal, da zwei Fundamente, die bis dahin gelegt waren, auch für die neue Zeichnung verbraucht werden könnten. Auf 5000 Dukaten habe man das ganze Werk angeschlagen; wolle der Herr Marchese etwa besseres Material, so könnte der Zuschuß sich noch auf 5 — 600 Dukaten belaufen. Besser sey es aber immer, das Neue dem Alten anzupassen, und darin könne er nicht getadelt werden; wären doch Sta. Maria Novella, Sta. Croce und alle andern bedeutenden Kirchen von Florenz, mit Ausnahme von St. Spirito und St. Lorenzo, ebenfalls ohne Chöre. Aus diesem lezten Zusatz erhellt, wenn nicht mehr, wenigstens dieses, daß in der neuen Zeichnung keine Rotunde, wie sie jezt existirt, angedeutet seyn konnte; denn diese dient ja eben dazu, das Chor auf eine bedeutende Weise hervorzuheben. Und daß dies der Sinn dieser Worte sey, stellt sich noch bestimmter an einer andern Stelle heraus, wo er denen, welche die alte Zeichnung durch ein Beispiel aus Rom zu vertheidigen suchen, antwortet: „Damit verhält es sich aber anders; jene Gebäude (in Rom) nämlich wurden als eine Zierde der Kaiserbegräbnisse betrachtet, und dazu bestimmt, von vier bis sechs Priestern (capellani) versehen zu werden. Ueberdies sind sie mit Musaiken geschmückt; diese Tribüne dagegen würde, wollte man den Raum über den Kapellen weiß und unverziert lassen, ärmlich und meschin erscheinen." — Als besondere Vorzüge der neuen Zeichnung hebt er dann noch hervor, daß dem Gründer eine sehr angemessene Kapelle von 24 Ellen im Quadrat an der Hauptstelle zufalle, also weit genug, um in demselben ein doppeltes Chor anbringen zu können; ferner, daß ihm nicht allein die Hauptkapelle, sondern auch die Tribüne, das Kreuz und ein Theil vom Rumpf der Kirche zukommen. — Acht Kapellen (wie sie im jetzigen Plan bestehen) hatte der anonyme Architekt ebenfalls entworfen; wissen wir auch nicht, wo er sie anbringen wollte, so scheinen doch folgende Worte deutlich zu beweisen, daß nicht die Tribüne für sie bestimmt war. „Ueberdies, so lauten diese, macht man nach dieser neuen Zeichnung acht Kapellen, von denen vier, die jezt zur Seite des Hauptaltars sind, zurückgegeben werden müssen; die andern vier müssen denen wieder überlassen werden, welche sie in der Tribüne

hätten. — (L'altre quattro sarebbono a rendere, a chi le avesse nella tribuna.)

Resümiren wir nun das bisher Gesagte, und vergleichen wir mit demselben den jetzigen Zustand der Kirche, so ergibt sich auf der einen Seite das gerade Gegentheil von allem dem, was Aldobrandini als eben so viele Vorzüge und Vortheile der neuen Zeichnung hervorhebt, auf der andern aber die vollkommenste Uebereinstimmung mit dem, was derselbe Aldobrandini an der Zeichnung des Alberti auszusetzen fand. Geblieben ist die Enge der in der Tribüne befindlichen Kapellen; geblieben der schmale Raum, durch welchen sie vom Chor getrennt werden; geblieben sind die acht Kapellen. Dagegen zeigt sich nirgend eine Spur weder von einer Verlängerung der Kirche, noch von einer Hauptkapelle für den Stifter von 24 Ellen im Quadrat, noch von einem doppelten Chor.

Mir scheint demnach nicht der mindeste Grund vorhanden, die Autorität des Vasari hier zu verachten, wo er gerade als Kenner con amore bei seinem Gegenstande verweilt. Ich will deßhalb nur noch die mir bekannten unedirten Dokumente hinzufügen, wodurch die an sich etwas dunkle Geschichte dieses Baues so ziemlich in's Klare gebracht werden dürfte. Ich übergehe, daß ich in dem Archiv der aufgehobenen Klöster in Florenz (Sta. Annunziata) schon im December 1444 die opera nuova del' acrescimento della chiesa genannt finde; denn der Bau scheint auf Kosten des Klosters betrieben zu werden. Aber gewiß ist, daß Ludovico Gonzaga schon vor dem von unserm Verfasser fixirten Jahr, 1468, dieses Unternehmen beabsichtigte. Folgender Beschluß der Signorie von Florenz läßt darüber keinen Zweifel. „1451. 13. November. Cum dominus Lodovicus Marchio Mantue restaret creditor Cois. flor. in ducatis 5194 (quae summa postea fuit reducta ad 5000), et de dicta quantitate de consensu dicti domini Marchionis solvi deberent flor. 2000 fratribus Servorum S. M. de florentia pro murando Capellam majorem dictae ecclesiae; die 14. Novemb. Ser Baldassar procurator Marchionis permutavit in fratrem Marianum de florentia dicti conventus quantitatem flor. 2000. — Bald darauf muß das Werk begonnen seyn; die Rechnungsbücher der opera e fabbrica del coro del tondo di chiesa von 1451 bis 1456 beweisen dieß, namentlich die Zahlungen, welche im September 1453 dem Maurermeister Renci di Lapo gemacht werden. Ferner finde ich in der Filza, Fabbrica della nostra cupola 1460 bezeichnet, vom 13. Mai: „lire 4, portò antonio manetti architettore del nostro lavoro per parte di sua faticha mette in designare e ordinare il nostro lavoro" — und 24. Mai: „Antonio di .... manetti architettore del nostro lavorio del tondo dirieto dè dare.".. Notizen also, welche die Erzählung des Vasari berichtigen, nach welcher Luca (anderswo nennt er ihn Salvestro) Fancelli die Zeichnungen und Modelle seines Meisters ausgeführt hätte.

Als das Kloster sich zehn Jahre später bei dem Tode des Pier Medici ohne Mittel sah, das Werk fortführen zu können, richtete es folgendes Schreiben an den Marchese Ludovico (Stadtbibliothek von Mantua):

„Erlauchter Fürst. Den ergebenen und demüthigen Gruß schicken wir voran. — Hinsichtlich des Geldes, welches die Kommune von Florenz in Auftrag Eurer Herrheit unserer Kirche schuldet, ist es unser sehnlicher Wunsch dem nachzukommen, was Ew. H. uns auferlegte, als Sie hier zu Florenz in unserer Kirche anwesend war. Wir hegten die feste Hoffnung, dies durch Piero Medici auswirken zu können; doch ihn (gesegnet sey sein Andenken!) hat Gott aus dem gegenwärtigen Leben zu sich berufen. Um nun also das ausführen zu können, was E. H. uns aufgetragen hat, ersuchen wir Sie, ein paar Zeilen in dieser Sache an die jetzige Signorie zu richten. Thun Sie dieses, so sind wir sicher, von der Signorie, welche diesmal den Palast bewohnt, das zu erhalten, was man uns schuldig ist. Mit diesem Almosen und mit dem, welches Sie, Dank sey Ihrer Güte! uns versprochen haben, werden wir mit dem Bau der Kapelle fortfahren können, welche zu Ehren und zum Lobe Gottes, Unserer lieben Frau, und zum immerwährenden Nachruhm Eurer Herrheit und des ganzen Hauses der Gonzaga begonnen ward. Möge der Herr Sie lange Zeit im Glück erhalten. — Zu Florenz in dem ganz ergebenen Kloster der Verkündigten an dem Idus des Januar 14$^{69}/_{70}$.

Ew. H. ergebene Söhne, Prior und Bruder des Klosters der Verkündigten zu Florenz.

Rückseite: Dem erlauchten Fürsten Ludovico Gonzaga zu Mantua, dem Markgrafen, unserm hochverehrten Herrn zu Mantua."

Sicherlich trugen die Briefe des Aldobrandini nicht dazu bei, den Unterbrechungen, deren dieser Bau in einem Zeitraum von zwanzig Jahren nicht wenige erlitten haben mußte, ein schleuniges Ende zu machen; ja in seinem lezten Schreiben vom 3. Mai 1471 läßt er noch seine Verstimmung auf unzweideutige Weise durchblicken. „Einige (so spricht er indirekt von sich), die in solcher Sache nicht gar geringe Kenntniß besitzen, sind nicht wenig verstimmt, daß dieses Werk fortgeführt wird, wie es angefangen war" (che tale opera, secondo che è principiata, si seguiti — also!). Den Marchese mochten die hier gegen den alten Plan angeregten Zweifel noch eine Weile beunruhigen; die Signorie von Florenz aber, an welche er sich gewandt haben muß, scheint ihn durch folgendes Schreiben zufrieden gestellt zu haben.

„An Ludovico Gonzaga, Markgrafen von Mantua. — — Wir nämlich und unser Volk haben Dich wegen

Deiner Verdienste um Unsere Stadt stets geliebt. Nunmehr tragen wir Dich im Herzen; so daß Du nichts thun kannst, was uns nicht lieb und theuer wäre. Doch das nun, was Du im Tempel der göttlichen Verkündigten auf so glänzende und so gelehrte Weise bauen läßt, ist der Art, daß das ganze Volk Dich mit den höchsten Lobsprüchen in den Himmel erhebt. —

„Kurz, Erlauchter Fürst, die Sache steht so: Dies Dein Werk wird Uns und Unserm Volk höchst theuer seyn. Und was Dir einige sehr leichtsinnige Löhnlinge von Künstlern vielleicht aus Neid oder in Hoffnung auf Gewinn geschrieben haben — dies mußt Du gering achten. Denn Du, nach Deiner Weisheit, ermissest wohl, wie große Gewalt der Neid und die Habsucht auf Künstler ausüben. Und dann ist in einem freien Staat die Zügellosigkeit ja auch größer. Lebe wohl. Am 1. Juni 1471."

Vier Jahre nach dem Tode des Alberti ward endlich das Werk vollendet, und durch diese Inschrift bezeichnet:

Ludovicus Gonzaga II. Marchio Mantuae, Virgini Genitrici Religionis causa Posuit. An. Sal. MCCCCLXXVI.

Nachrichten vom Mai.

Denkmäler.

Paris, 22. Mai. Die Stadt Valence hat eine Subscription eröffnet, um einem ihrer ausgezeichnetsten Söhne, dem Generale Championnet, auf dem Marktplatz eine Statue zu errichten.

Berlin, 28. April. Nach einem allerhöchsten Befehle soll jezt dem berühmten Feldmarschall Grafen von Schwerin, der im siebenjährigen Kriege fiel, in der Nähe von Prag, an der Stelle, wo derselbe den Heldentod starb, ein eisernes Denkmal auf Kosten des Staates errichtet werden.

Detmold, 10. Mai. Da Bandel nun wieder aus Italien zurückgekehrt ist, auch fortwährend neue und ansehnliche Beiträge, zumal aus Bayern und Mecklenburg, eingehen, so haben die Arbeiten am Arminsdenkmal in ungemeiner Raschheit von Neuem begonnen.

London, 26. Mai. Der Großfürst Thronfolger von Rußland hat für Wellington's und Nelson's Denkmäler je 500 Pfund Sterl. subscribirt.

Medaillenkunde.

Berlin, 10. Mai. Aus der Loos'schen Medaillenmünze ist neuerdings eine von Held gearbeitete Denkmünze hervorgegangen, welche sich auf das Weihegeschenk bezieht, das die Offiziere des Gardekorps dem Andenken ihres dahingeschiedenen Befehlshabers, des Herzogs Karl von Mecklenburg, brachten. Auf der Hauptseite sieht man das Brustbild des Herzogs, mit der Umschrift: Karl, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 30. Nov. 1785, gest. 21. Sept. 1837. Auf der Kehrseite erblickt man das auf dem Sarge des Feldherrn niedergelegte Weihegeschenk, das Kissen mit dem Lorbeerkranz, dem Schwert und der Krone. Selbst ein unbewaffnetes Auge vermag auf dem schmalen Rande des Kissens die Worte: „Dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz," so wie auf den einzelnen Blättern die Andeutungen der Schlachttage deutlich zu unterscheiden.

Malerei.

Rom, 14. Mai. Seit einigen Tagen ist in der Kirche S. Giovanni in Laterano ein Bild von Agricola auf dem Hauptaltar in der Tribüne aufgestellt, welches den Erlöser in der Glorie segnend darstellt. Etwas tiefer, links, Johannes der Evangelist, und rechts Johannes der Täufer, welcher stark an Raphael's Johannes in dem Bilde der Madonna da Fuligno, in Stellung und Charakter, erinnert. Er zeigte hier, wie dort, auf Christus.

Parma, 26. Mai. Ein Dekret der Herzogin (Erzherzogin Marie Louise) vom 6. d. M. befiehlt, daß von allen Freskogemälden des Coreggio in Parma, gleichwie von denen des Parmigianino in den zwei Kapellen der Kirche San Giovanni Evangelista 66 Aquarellzeichnungen auf's Genaueste in Blättern von drei Formaten im Verhältniß zur Größe der Gemälde, angefertigt werden sollen. Dieses Unternehmen, auf den Zeitraum von 1839—1842 berechnet, ist dem berühmten Chalkographen Ritter von Toschi anvertraut worden, unter dessen Leitung auch, von 1840 an, binnen acht Jahren die erwähnten Zeichnungen in Kupfer gestochen werden sollen. Bekanntlich besizt Parma allein Freskogemälde Coreggio's, die seither vor äußern schädlichen Einwirkungen nicht sorgfältig genug bewahrt wurden.

München, 18. Mai. In den Sälen des neuen Residenzbaues am Hofgarten hat Hiltensperger bereits drei große Wandgemälde aus der Odyssee nach Schwanthaler in Enkaustik beendigt. Rottmann hat drei griechische Landschaften auf Cämenttafeln zur Einfügung in die Wände der nördlichen Arkaden vollendet, welche in Auffassung und Technik ein bedeutendes Fortschreiten gegen früher bekunden. Professor Zimmermann beginnt nun mit seinen Gehülfen die Wand- und Deckenmalereien in den Logen der Pinakothek. Zur Ausführung kommen in diesem Jahre, nach den von ihm während des Winters vollendeten Kartons, die Lünetten- und Deckenbilder in den für A. Dürer, Van Eyk, Hemling und Holbein bestimmten Kuppeln, so wie das Schlußbild des Ganzen, die Apotheose der Malerei, womit indeß der Cyclus noch nicht beendigt ist, indem noch mehrere Zwischenkuppeln für nächstes Jahr übrig bleiben. Cornelius hat dazu im Lauf des Winters einige meisterhafte Zeichnungen entworfen, worunter die der Geschichte Wilhelms von Köln gewidmeten die meiste Bewunderung verdienen. Zur Freskoausführung in der Ludwigskirche hat derselbe Meister einen herrlichen Karton, „der Engel Michael und seine himmlischen Genossen, wie sie den Satan und dessen Helfershelfer besiegen und anketten," vollendet. Schnorr wird mit seinen Gehülfen, namentlich Jäger und Gießmann aus Leipzig, in Kurzem seine Wandgemälde in dem Friedrichssaale der neuen Residenz auszuführen anfangen. Es sind hierzu der Einzug in Mailand, das Mainzer Fest, die Zusammenkunft mit Papst Alexander III. in Venedig und die Schlacht von Iconium (sämmtlich nach großen Kartons von Schnorr selbst) bestimmt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Juli 1839.

Resultate der Ausstellungen des westpreußischen Kunstvereins-Cyclus von 1838. Zusammengestellt mit denen von Hannover und Berlin.

Zu dem westlichen Kunstvereins-Cyclus gehörten ursprünglich die Vereine zu Magdeburg, Halberstadt, Halle und Braunschweig; erst bei der im Mai 1838 zu Braunschweig gehaltenen Generalkonferenz schlossen sich gleichfolgend Kassel und Münster an, während Hannover noch die Zustimmung der Generalversammlung bedurfte. Diese ist erfolgt, und von 1840 an wird Hannover stets die erste Ausstellung im westlichen Cyclus haben. Den Verzeichnissen zufolge enthielt die im Februar eröffnete Ausstellung zu Hannover 556; die zu Magdeburg, im April, 662; die zu Halberstadt, im Mai, 680; die zu Halle, im Juni, 663; die zu Braunschweig, im August, 754; die zu Kassel, Ende Septembers, 317; die zu Münster, im November, 291 Gemälde und andere Kunstwerke. Das Verzeichniß der Ausstellung der königlichen Akademie der Künste zu Berlin gibt mit dem Nachtrage 1506 verschiedene Kunstgegenstände an.

Die Kunstvereine hatten im Jahr 1838 zu disponiren

Magdeburg	zu 2	Thlr.	über	664	Aktien.
Halberstadt	„ $2\frac{1}{2}$	„	„	280	„
Halle	„ 2	„	„	288	„
Braunschweig	„ 3	„	„	403	„
Kassel	„ 3	„	„	1085	„
Münster	„ 2	„	„	225	„
und Hannover	„ 3	„	„	1937	„

Magdeburg, Halberstadt und Halle stand außerdem noch über eine ähnliche Einnahme von 1837 zur Verfügung. Wir lassen die wichtigsten Resultate dieser Ausstellungen, einschließlich derer zu Berlin und Hannover, hier in tabellarischer Uebersicht folgen.

Auf den Kunstausstellungen von 1838. A. Westlicher Cyclus.	Kauften die Kunstvereine.					Kauften Privatpersonen.			Generalsumme der Preise;		der Kunstwerke.
	Zahl der Kunstwerke.	Preis in Courant.		Kupferstiche, Lithographien und Vereinsblätter.		Zahl der Kunstwerke.	Preis in Courant.				
	Stück.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Stück.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	
Magdeburg . .	24	3,261	—	263	$14\frac{1}{2}$	23	2,663	14	6,187	$28\frac{1}{2}$	für 47 Gemälde und die Blätter.
Halberstadt . .	7	1,021	—	79	—	21	2,063	—	3,163	—	28 Gemälde ꝛc.
Halle	8	987	10	35	—	3	215	10	1,337	20	11 Gemälde ꝛc.
Braunschweig .	19	1,887	—	565	—	31	7,940	20	10,392	20	50 Gemälde ꝛc.
Kassel	19	2,295	—	61	7	4	649	10	2,905	17	23 Gemälde ꝛc.
Münster . . .	5	521	10	15	15	3	184	20	1,121	15	9 Gemälde ꝛc.
a. zur Verloosung											
b. f. d. Museum	1	400									
Summa . . .	83	10,372	20	1019	$6\frac{1}{2}$	85	13,716	14	25,108	$10\frac{1}{2}$	168 Gemälde. Stiche, Lithographien ꝛc. besonders.
B. Hannover .		5323	5				5,288	15	10,611	20	
									35,720	6	

Auf der Ausstellung der königl. Akademie der Künste zu Berlin im September bis November 1838 kauften

Se. Majestät der König . . .	20	Kunstwerke um	6255	Rthlr.	Gold.		Convent. 6250 Rthlr.
Die Prinzen des königl. Hauses . .	15	„	„ 995	„	„		
Se. Majestät der Kaiser von Rußland	9	„	„ 1995	„	„	20 Sgr.	
Der Kunstverein zu Berlin (Verein der Kunstfreunde)	26	„	„ 3555	„	„		Convent. 1790 Rthlr.
Der Kunstverein zu Breslau . . .	3	„	„ 230	„	„		
Verschiedene Privatpersonen zusammen	19	„	„ 1715	„	„		Convent. 1270 Rthlr.
Die Summe beträgt			26,558	Rthlr.	9 Sgr.		

In den Jahren 1838 sind mithin meistens durch Vermittlung der Kunstvereine in Norddeutschland zum Ankauf von Kunstwerken 62,078 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf. verwendet. Daß auch die Kunstvereine manche schöne Summe an Ausländer gezahlt haben, darf nicht befremden.

Die Provinzialausstellungen haben nur deßwegen eine so große Vielseitigkeit und dadurch ein immer steigendes Interesse erreicht, daß sie allen Künstlern eine durchaus partheilose Konkurrenz eröffneten und vorzugsweise das kauften, was ebensowohl durch Kunstwerth als durch billige Preisstellung den meisten Anspruch hatte. Doch ist auch in jedem Kreise Rücksicht auf solche junge, besonders talentvolle Künstler genommen, welche zu demselben in näherer Beziehung standen, und die Bestellungen von Vereinebildern, und oft zu sehr hohen Preisen, sind bis jezt nur je bei vaterländischen Künstlern gemacht. Viele höchst bedeutende Künstler im Auslande haben ein solches Vertrauen zu den genannten Vereinen gefaßt, daß sie nicht nur sehr gern kleinere Gemälde, sondern auch große, wichtige schicken, um sich auf das Ehrenwertheste in Deutschland bekannt zu machen. Um einen Volksruf zu haben, muß der Künstler wie der Schriftsteller, der Dichter wie der Musiker, immer am Platze seyn, und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere deutschen Kunstheroen auch ihretwegen, so oft als möglich, Hauptbilder auch auf die Ausstellungen mittelgroßer Städte gäben. Der Bitte des Künstlers wird der etwaige Besitzer das Versenden nicht so leicht abschlagen, als der Verein, mit welchem derselbe in gar keiner Verbindung steht.

Auf der im Februar 1839 zu Hannover eröffneten Kunstausstellung ist eine höchst auffallende Menge Bilder von Holländern und Niederländern, nämlich 107 Stück; dann aus verschiedenen deutschen Orten zusammen nur 98, von München 86, von Düsseldorf 69, von Berlin 58, von hannöverschen Künstlern 39, von Dresden 5, von Paris 2, und von Rom von deutschen Künstlern 2, in Summa 461 Kunstwerke.

Das Verhältniß auf der Februar-Ausstellung zu Königsberg (1839) ist davon sehr verschieden. Hier sind von Berlin 105 Gemälde lebender Künstler, von Düsseldorf 87, aus Bayern nur 20, aus Holland und den Niederlanden nur 14 aufgeführt. Dazu kommen noch 162 Gemälde zerstreut wohnender, meistens preußischer, dann 9 von französischen Künstlern, deren Werke die Vereine gewöhnlich der Gefälligkeit des Herrn E. Sachse zu Berlin verdanken und 10 älterer Meister aus der Sammlung des Herrn Stadtraths Reimer zu Berlin.

Die nächste Ursache dieser Verschiedenheit ist die Ortslage, die zweite die rege Thätigkeit der Vereinsvorstände und die freie Konkurrenz, denen zufolge der westliche Cyclus und Hannover mit den süddeutschen, holländischen und flammländischen Künstlern früher in direkte Verbindung gekommen sind, als selbst Berlin.

Halberstadt, am 10. März 1839.

Dr. Fr. Lucanus.

Malertechnik.

Herr Dr. Lucanus zu Halberstadt hat sich der dankenswerthen Bemühung unterzogen, in Nr. 8 dieses Blattes meine „die Harzmalerei der Alten“ betitelte Schrift anzukündigen. Bei der von ihm im Eingange herausgehobenen hohen Wichtigkeit einer gediegenen Technik für den Maler, sey es mir vergönnt, von meiner Arbeit hinsichtlich der in jener Ankündigung zur Frage gestellten Punkte folgende Rechenschaft zu geben.

Zunächst und hauptsächlich kommt dabei das Farbenbindemittel in Betracht. Möglichst einfach muß dieses seyn; aber es darf ihm auch kein wesentlicher Bestandtheil fehlen. Harzmalerei habe ich zwar die Hauptgattung der alten Malerei genannt; allein die alten Künstler malten nicht etwa mit bloßem Balsamharze, sondern mit einer Mischung aus solchem flüssigen Harze und Wachs, wie ich durch Erklärung untrüglicher chemischer Untersuchungen egyptischer und römischer Farben nachgewiesen.

Gutes helles Harz mit einem angemessenen Theile gebleichten Wachses vereinigt, gelbt höchstens mit der Zeit etwas, wird aber nicht undurchsichtig in Gemälden, und reißt nie von selbst. Reines (durch viel Harz nicht

gebundenes) Oel dagegen trocknet allmählig aus, wird hornartig trübe, verbrennt langsam ohne Rauch und Flamme, schwärzt und trübt sich bei dieser Art Verkohlung und verliert durch leztere zugleich seine Bindungskraft allmählig, schrumpft ein und wird dadurch rissig, endlich bröckelnd.

In neuerer Zeit mag die größte Harmonie und Solidität mit Oelfarben für einen gewissen Zeitraum erreicht werden seyn; im Alterthum wußte man jedoch dieselbe noch besser und weit nachhaltiger mit klarern und dauerndern Harzfarben (eigentlich Balsamharz-Wachsfarben), und im Mittelalter meistens mit Harzöl-Farben zu erreichen. Daraus erklären sich das Dunkeln, Verschrumpfen und Reißen neuerer (Oel-) Gemälde; die ausnehmende Frische der, doch schon ein Paar Jahrtausende durchdauert habenden, altegyptischen 2c. Malereien, und die gute Erhaltung zahlreicher mittelalterlicher Bilder. Die sogenannten Oelgemälde aus dem Mittelalter, welche sich (in 300 und mehr Jahren), bei höchst vollkommener Technik, gar nicht merklich verändert haben, sind wohl nicht wirklich Oel-, sondern Harzöl-Bilder; Belege für diese Ansicht liegen bereits in genügender Anzahl vor. Zu größerer Naturwahrheit im Kolorit, wovon die durchsichtige Mischung der Farben eine Hauptursache ist, konnten die Maler im Alterthume und Mittelalter darum gelangen, weil sie mittelst ihres harzigen Farbenbindemittels, dessen Anhäufung gar nichts schadete, mehr lasiren durften, als die Neuern, die sich sehr hüten mußten, Oel in so reichlicher Menge, als Lasuren erfordern, anzuwenden, damit nicht Oelsäure sich bilde und die Werke früher oder später zerstöre. Und solider sind die ältern Gemälde deßhalb, weil Harz und Wachs, oder auch Harz mit wenigem Oel, der Erfahrung zufolge, viel dauerhafter sind, als reines Oel.

Die Klarheit und Durchsichtigkeit mit Harz und mehrem Oel gemalter Bilder mag sich nach nicht sehr langer Zeit allerdings vermindern, und mögen dabei auch besonders in den Lasuren leicht Risse entstehen, weil im Bindemittel das schwärzende, sich trübende und zusammenschrumpfende Oel vorwaltet, welchem man nicht selten Bleizucker oder andere, das Reißen der Farben befördernde Trockenmittel zugesezt hat. Dergleichen Nachtheile können indeß bei Bildern, die mit einem sehr gut trocknenden Firnisse aus bestem balsamischem Harze und Wachse gemalt sind, der sorgfältig so bereitet ist, wie ich in meiner Schrift angegeben habe, nicht vorkommen, welches die in dieser Hinsicht musterhaften, altegyptischen Malereien beweisen.

Aus Branchi's Analysen und Gemälden aus der Zeit von 1250 bis ungefähr 1360 habe ich nicht „enkaustisch," d. h. mit Brenngriffeln 2c. angewendetes, Wachs, sondern einen Firniß aus Wachs und Harz (mit flüchtigem Oel 2c. bereitet) als Bindungsmittel derselben erkannt und dieses auch Seite 109 angeführt.

Bei den vorzüglich heitern und haltbaren Feigenmilch-Eigelb-Temperagemälden leistete das ölige Eigelb beim Harze des Feigensaftes gewissermaßen einen gleichen Dienst, wie das Wachs bei dem Kopaivabalsam in unserer Harzmalerei. Sind nun schon diese Temperabilder heiterer und dauernder als Oelbilder, so läßt sich von den mittelst jener Harzmalerei auszuführenden Bildern dasselbe in noch weit höherem Grade erwarten, da der Kopaivabalsam gewiß besser als Feigenmilch, und Wachs besser als Eigelb für die Farben ist.

Wenn ich bemerkt habe, daß die Harzöl-Malerei des Mittelalters, welche man gewöhnlich gleich Oelmalerei nennt, den Farbenaufträgen eine noch größere Reinheit und Unveränderlichkeit sichern, so habe ich als entgegengesezte Malerei die neuere Oelmalerei gemeint.

Die von mir vorgeschlagenen Fundamente zur Aufnahme von Harzgemälden sind mit den gewöhnlichen einfachen und mit Leisten und Gitterwerk auf der Rückseite versehenen Holztafeln nicht zu verwechseln. Denn ich habe solche Tafeln empfohlen, die im Vergleich zur Stärke der Blendrahmen, auf denen sie befestigt werden, viel dünner, nachgiebig und höchstens halb so dick als diese Rahmen sind, durch welche sie, gleichsam wie Malertuch, gerade gehalten werden, und wozu noch die andere Hauptsache kommt: daß der steinhart und weder durch Feuchtigkeit noch durch Wärme aufgelöst werdende Käseleim, womit man beide Seiten überzieht, die Tafeln nie reißen läßt, wenn das Holz auch noch so dünn und porös ist. Auf Lerchenholz malten bekanntlich die Griechen am liebsten; man kann aber auch anderes Holz nehmen.

Mit meinem Farbenträger läßt sich eben so bequem malen, als mit Oel. Daß die mit ersterem aufgetragenen Farben durch Terpentinöl 2c. erweicht werden, das dürfte wohl kein Grund seyn, sie weniger solid als Oelfarben zu nennen. Die als größere Solidität betrachtete mehrere Festigkeit der Oelfarben läßt sich übrigens auch mit der Harzmalerei sehr leicht auf die Weise verbinden: daß man die mit dem Farbenträger aus Kopaivabalsam und Wachs gemalten Bilder mit einem Gemisch aus aufgelöstem Kopal und gebleichtem Mohnöl überzieht und solches trocknen läßt, ehe man den Dammarharz-Wachsfirniß aufträgt. Hiermit stimmt dann auch die von dem Herrn Dr. Lucanus gemachte, sehr schätzbare Erfahrung überein, wonach Gemälde aus dem Mittelalter unter dem obern Firniße ebenfalls einen fetten Harzölfirniß-Ueberzug haben, der den Farben nichts von ihrer Klarheit benommen, zur Bildung einer wunderschönen Patina beigetragen hat und den schärfsten Putzmitteln widersteht, so daß der lezte Firniß nöthigenfalls einst wiederholt abgenommen werden kann, ohne die Gemälde zu beschädigen. Durch den

Kopalölfirniß-Ueberzug wird dann auch der Hausenblasen-Ueberzug, den man sonst den Harzgemälden vor dem Auftrage des Terpentinölfirnisses zu geben hat, überflüssig.

Möchten doch auch diese Bemerkungen dazu beitragen, daß noch manche Künstler und Kunstforscher meine Schrift und die darin beschriebene Malerei streng prüfen, und etwa für dienlich erachtete Verbesserungen gleichfalls veröffentlichen, wie Herr Dr. Lucanus gethan hat, dem ich so viel Wichtiges zu verdanken habe.

Eschwege, im Febr. 1839.

Friedr. Knirim.

Nachrichten vom Mai.

Malerei.

München, 18. Mai. Ein unlängst vom Herzog von Leuchtenberg für 10,000 fl. gekauftes Bild ist gegenwärtig in der Leuchtenbergschen Galerie ausgestellt. Es ist darüber ein Federkrieg in hiesigen Blättern entstanden, ob es ein wirklicher Coreggio sey. Auf jeden Fall ist es von außerordentlichem Kunstwerth. Es stellt einen Mönch in brauner Kutte dar, der einen Todtenkopf in der Hand hält. Das bleiche abgemagerte Gesicht eines noch nicht alten Mannes drückt die entschiedenste Resignation aus und gehört kaum noch der Erdenwelt an.

Karlsruhe, 22. Mai. Auf unserer Kunstausstellung zieht ein Bild von Grund, Aquarell, die großherzogliche Familie darstellend, das Interesse des Publikums vorzugsweise auf sich.

Neuwied, 16. Mai. Die Gebrüder Meister aus Köln lassen in Weissenthurm am Denkmale des Generals Hoche ein hohes Gerüste errichten, um ein Rundgemälde dieser herrlichen Gegend aufzunehmen.

Berlin, 5. Mai. Die Sachsesche Kunsthandlung erhielt dieser Tage abermals eine kleine, aber ausgesuchte Sammlung von Aquarellen aus Paris, in der sich besonders Charlet's Stücke auszeichnen. Auch von Decamps, Cattermole und Bonnington sind anziehende Bilder darunter.

Paris, 28. Mai. Ein neues Panorama von Langlois, der Brand von Moskau, ist vorgestern eröffnet worden. Der Beschauer steht auf einem Thurme des Kremls, er sieht den untern Stadttheil fast niedergebrannt; Napoleon verläßt mit einem Theil seiner Garde die Burg. An der dem Brande entgegengesetzten Seite des Horizontes sieht man einen ruhigen Sonnenuntergang bei heiterm Himmel. Der Eindruck dieses Gegensatzes ist mächtig; überhaupt wird das Panorama sehr gerühmt.

London, 29. April. Eines der frühesten Bilder Wilkie's, „die Prise Tabak,“ für welche der Künstler ursprünglich 50 Pfund Sterling erhielt, ist vor Kurzem von Herrn von Rothschild für 800 Guineen gekauft worden. Das berühmte Gemälde desselben Künstlers, „die Kartenspieler,“ für das der verstorbene Herzog von Gloucester gleichfalls 50 Pfd. bezahlte, hat vor Kurzem Herr Bredel für 500 Pfd. gekauft.

Alterthümer.

Rom, 16. Mai. Die im verflossenen Winter veranstalteten Ausgrabungen etruskischer Alterthümer auf dem Grund und Boden des Prinzen von Canino sind wieder sehr reich ausgefallen. Unter den bemalten Thongefäßen werden hauptsächlich zwei hervorgehoben, welche die Geburt der Minerva und den Mythos des Argus vorstellen, welcher hier mit Doppelgesicht (nicht hundertäugig) abgebildet ist. Außerdem scheint manches neue Zeugniß für die Mischung egyptischer Kunst mit der etruskischen sich aus diesen neuesten Ausgrabungen zu ergeben.

Der König von Bayern hat vorige Wochen einige kostbare Goldsachen, Vasen und andere Alterthümer aus Egypten für seine Sammlungen in München erstanden.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Bei **P. Bohmanns Erben in Prag** sind so eben erschienen und entweder unmittelbar oder durch die Buchhandlung von **Ed. Eisenach in Leipzig** zu beziehen:

Joseph Führich:

Booz und Ruth, lithographirt von Leybold.

Die heilige Gudula, lithographirt von Stoll. Groß Folio. Chin. Papier.

Diese beiden höchst ausgezeichneten Kompositionen des genialen Meisters erscheinen hier auf eine Weise vervielfältigt, die nach dem Urtheile aller Kenner sich dem Besten, was die Litbographie hervorgebracht hat, an die Seite stellen lassen. Sie können entweder einzeln, jedes zu 3 fl. 30 kr. Conventionsmünze oder 2 Rthlr. 8 gr. bezogen werden, oder auch als die 5te und 6te Lieferung des in unserm Verlag erscheinenden Original-Kunstwerkes:

Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie,

auf welches man mit 5 fl. C.M. oder 3 Rthlr. 8 gr. auf je zwei aufeinanderfolgende Lieferungen abonnirt. Von diesem Werke erscheinen jährlich sechs Blätter in Großfolio. Die bisher erschienenen, nebst den oben angeführten, sind:

1) **Das Gebet Moses** von **Kuppelwieser**, lithographirt von Leybold.

2) **Die Abbildung der Mutter Gottes durch den heiligen Lucas** von **Steinle**, lithographirt von Leybold.

3) **Eine heilige Familie.** Votivbild von **Tunner.** Lithographirt von Faustherr.

4) **Die heilige Ludmilla mit dem heiligen Wenzel dem Gottesdienste beiwohnend** von **Kadlik**, lithographirt von Stoll.

Jedes dieser Blätter kann auch für sich um 3 fl. 30 kr. Conventionsmünze oder 2 Rthlr. 8 gr. bezogen werden. Alle soliden Buch- und Kunsthandlungen nehmen sowohl auf das ganze Werk, wie auf einzelne Blätter Bestellungen an.

P. Bohmanns Erben in Prag.

№. 55.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 9. Juli 1839.

Zu dem Umriß der Jeanne d'Arc.

In der Beilage geben wir einen Umriß der von der verstorbenen Herzogin Marie von Württemberg in Marmor ausgeführten, jezt zu Versailles befindlichen Statue der Jeanne d'Arc. Man vergleiche den Nekrolog in Nr. 13 des Kunstblatts.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

(Fortsetzung.)

Im Fach der Landschaft leistet die neuere französische Schule wirklich viel Schönes und Gutes. Als nicht ohne Zusammenhang mit dem allgemeinen Umschwung des französischen Geistes die französische Historienmalerei bei den ältern italienischen und niederländischen Meistern in die Schule ging, um hier eine schärfere Formgebung und naivere Charakteristik zu lernen, viel Konventionelles zu vergessen und sich erst von Neuem ein unbefangenes Auge für die Natur zu erwerben, betraf diese durchgreifende Aenderung der Ansicht und Praxis gleichzeitig oder wenig später auch die Landschaftsmalerei, welche jedoch die Historienmalerei bald überholte; jene hat geleistet, was diese erstrebte. Die Landschaften der älteren französischen Schule waren alle nach einem und demselben Muster zugeschnitten: sie öffnen uns immer und ewig die Aussicht auf eine weitläuftige Gegend, welche am Horizonte von einer mehr oder weniger duftig blauen Bergkette begrenzt und im Mittelgrunde von einem mehr oder weniger klaren Strom durchschlängelt wird: links haben wir Gebäude und Ruinen, rechts eine zierlich zugestuzte und aufgepuzte Baumgruppe, im Vorgrunde endlich einige ganz oder halb nackte Römer, welche auf einem spinatgrünen Wiesenplan herumspazieren. Mit diesen Ingredienzien komponirten die französischen Maler der Kaiserzeit unfehlbar ihre historischen Landschaften, wie es gegenwärtig noch die Herren Victor Bertin, Bidauld, Turpin de Crissé thun, welche jene Richtung auf der heurigen Ausstellung repräsentiren. Diese Künstler sind jedoch für die Gegenwart so gut wie todt, und haben ihren Nachfolgern, den Herren Aligny, Jules Dupré, Thullier, Jules Cogniet, Lapito x., das Feld räumen müssen, welche den neuesten Entwickelungsgang der Landschaft vertreten. Die älteren erfundenen Landschaften sonderten sich scharf und bestimmt von den unmittelbar der Natur entnommenen Ansichten; dagegen ist von vielen der jezt ausgestellten Bilder schwer zu sagen, ob man das Eine oder das Andere habe; und dies ist gerade für das Wesen der neueren französischen Landschaft ganz charakteristisch. Man wendet ein: wozu braucht man überhaupt noch Landschaften zu erfinden, wenn man nichts mehr und nichts anderes geben will, als die Natur? Keine Frage, man muß die Landschaftsmaler tadeln, welche geistlos nachpinseln, was ihnen der Zufall vor die Augen bringt; aber man irrt auch, wenn man glaubt, daß in den komponirten Landschaften der Phantasie des Künstlers gegenwärtig weniger Spielraum gegönnt sey, als sonst; nur hat sie eine andere und eigenthümliche Richtung genommen. Man will die Natur nicht mehr in erfundenen Prachtscenen und überhaupt nicht mehr in dem Massenhaften und Stofflichen überbieten; dies ist auch an sich ein schweres Unternehmen, und erscheint um so gefährlicher, als man immer tiefer in die Gesetze und Zusammenhänge der landschaftlichen Erscheinungen, z. B. des Terrains, Einsicht gewinnt. Dann hat aber dergleichen auch kaum eine Wirkung; man kommt gar bald dahinter, wie wohlfeil und unwahr es ist, so daß gerade zufolge der geforderten Wahrheit derjenige weit mehr erreicht, welcher bescheiden erfindet. Die neueren französischen Phantasie-Landschaften suchen es der Natur in Harmonie der Linien und in Schönheit, Gefälligkeit und Poesie der Formen zuvorzuthun; die Einbildungskraft ist darin hauptsächlich auf Durchbildung einer Empfindung und eines

Charakters bis in's Einzelne gerichtet. Es liegt klar zu Tage, daß man bei landschaftlichen Kompositionen sich von der Empfindung schöner, großartiger, poetischer Formen leiten lassen kann; die Landschaft wird dadurch eine rein poetische, oder, besser gesagt, eine ideale; aber diese Richtung ist nicht ohne Gefahr: jemehr sie sich von der unmittelbaren Natur entfernt, um so mehr ist sie der Manier ausgesezt. Allerdings darf einer idealen Landschaft auch ein mehr ideales Kolorit zugestanden werden, wozu denn aber ganz besonders gehören würde, daß es in sich wahr und harmonisch sey, und jedenfalls muß es sich doch überall an die Wahrheit und Natur anknüpfen, je näher um so besser, wenn es nicht in verderbliche Manier ausarten soll, wie es sich z. B. bei Aligny zeigt, welcher in die ebenbesprochene Region der idealen Landschafter gehört. Auf den ersten Blik haben die Landschaften dieses Künstlers etwas Ernstes, Strenges, ja vielleicht Grandioses, welches den Beschauer für sie einnimmt und in Staunen sezt; sie sind gewöhnlich mit hübschen Massen, schönen Linien und glücklicher Wirkung komponirt und haben etwas Feierliches und Technisches, was uns anregt; wenn man sie aber näher prüft und auf die angewendeten Mittel und auf ihre Behandlung sieht, so findet man, daß sie schwer die Probe aushalten. Die „Magdalene in der Wüste“ hat gerade die ebengenannten Mängel und Vorzüge: einen großartigen Anschein, gut, aber etwas schwerfällig behandelte Hintergründe und eine Farbengebung ohne Gleichen; in Bezug auf Farbe hat der Künstler die äußerste Grenze des Gestatteten und Gewünschten überschritten. Die allgemeine Wirkung ist ganz verfehlt; die Sonne, welche hinter einem großen Baumstamm versteckt ist, hält man für eine hinter den Baum gestellte Laterne. Der Baumschlag ist verzweifelt flach und dürre, weßhalb Théophile Gauthier höchst naiv von Aligny sagt: „er meißelt seine Marmormalerei mit dem Pinsel“ (il cisèle au pinceau sa peinture de marbre). Ich weiß nicht, ob es ein Kompliment oder Spott seyn soll; jedenfalls ist es eine schnurrige Idee. Die Figur der Magdalena, welche Aligny als Staffage in seiner Landschaft angebracht hat, ist weder gemalt noch gezeichnet; die beiden Engel dagegen, welche die Büßende besuchen, sind von gutem Style und allerliebstem Ausdruck. Ganz am Ende der großen Galerie hängt eine kleine Ansicht aus der römischen Campagna von demselben Künstler, welche wir in Absicht auf Naturwahrheit seiner großen historischen Landschaft bei weitem vorziehen; auch erinnern wir uns, in der Apollogalerie eine schöne und tüchtig ausgeführte Federzeichnung von Aligny gesehen zu haben.

Obschon die Landschaften von P. Flandrin in ihrer Erfindung, Anlage und Ausführung viel schüchterner sind, als die Aligny'schen, so gefallen sie mir doch besser; man wird dabei sofort an Poussin erinnert, den der Künstler sich zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Die Landschaften von E. Bertin sind wie die Aligny'schen in einem ganz eigenthümlichen Farbensysteme gemacht, welches mehr Mißbrauch mit der Farbe treibt, als gestattet ist. Von den E. Bertin'schen Landschaften sieht übrigens eine aus, wie die andere: der Künstler bringt Jahr aus Jahr ein seinen dicken schwarzen Baum auf einem buttergelben Hintergrunde, dessen graue, krumme Wurzeln sich um einen grauen, krummen Felsen winden. Diese gequälten Effekte sind unausstehlich, und höchstens bei Theaterdekorationen zulässig.

Herr Cabat, einer der hoffnungsvollsten neueren französischen Landschaftsmaler, hat dies Jahr nicht ausgestellt, und wird schwerlich je wieder ausstellen; der Abbé Lacordaire hat ihm sein sündliches Handwerk ausgeredet, und er ist zu Rom in ein Franziskanerkloster gegangen.

Die beiden besten Landschaften der Ausstellung waren eine Ansicht aus dem Berner Oberland von Calame in Genf und eine Winterlandschaft aus Norwegen von Achenbach in Düsseldorf. Die erste stellt eine wilde, erhabene Alpengegend dar: Gletscher und hohe Schneekuppen, um welche von Winden gepeitschtes und im Aufruhr begriffenes Gewölk zieht, schließen den Hintergrund; rechts im Bilde ist ein Tannenwald, vom Sturm geschüttelt, und im Mittelgrunde ein Gebirgsbach. Das Gemälde macht zufolge der schlagenden Naturwahrheit einen energischen Eindruck; man fühlt das heftige Wehen des Sturmwindes; man sieht und hört das smaragdgrüne, weißschäumende Wasser über die nassen, scharfkantigen Stämme rauschen. Und diese Wahrheit und Energie der Auffassung und Bravour des Vortrags herrscht durch das Ganze, von den entwurzelten, umgeworfenen Tannenstämmen bis zu den fernen Zacken der Schneegebirge, welche auch für den, der diese Erscheinung nicht kennt, doch die Ueberzeugung erwecken, daß sie so in ihrer imposanten Wirklichkeit seyn müssen, und nicht, wie man dergleichen von flach verschönerndem Pinsel gemalt sieht. Die Winterlandschaft von Achenbach macht weniger Bild, als die von Calame, und erscheint mehr als Studie; in beiden bemerkt man einen völligen Gegensatz der Behandlung, Auffassung und natürlich auch der Wirkung. Der Achenbach'schen Landschaft sieht man von vorn herein die mühsame Technik an, während die Praxis von Calame durchaus den Gedanken des Fleißes von sich ablehnen will, um desto geistreicher zu erscheinen; Calame hat mehr die materielle Erscheinung mit großer Kraft erfaßt; Achenbach dagegen mehr die Beziehung der landschaftlichen Physiognomie zu einer gewissen psychischen Stimmung im Auge gehabt. Die Berge im Hintergrunde liegen in schwerem Wolkenschatten, und in der höheren Region herrscht eine trübe, melancholische Schneeluft;

ein kräftiger Sonnenstrahl trifft die Einzelnheiten des Vorgrundes, welche nicht charaktervoll und dreist genug vorgetragen sind; es fehlt an Lokalfarbe, und namentlich die gleiche Sicherheit und bequeme Freiheit des Pinsels.

„Die Ansicht von Capri“ von Lapito hat eine gar reizende und natürliche Farbe; welch eine offene, klare Luft im Himmel, in der äußersten Ferne und durch die feinsten Nüancen bis in der nächsten Nähe. In der Ansicht von Rochechinard in der Dauphiné bestrebt sich Herr Thuilier einen breiten, pastosen Pinsel zu zeigen; Jules Coignet thut seinem früheren Rufe keineswegs Abbruch und verbindet, wie immer, schöne Auffassung mit tüchtiger Ausführung. Die Herren Dagnan, de Grailly, Vanderburk und Jadin haben sich eine Stufe höher hinaufgearbeitet; die Herren André Giroux, Remond und V. Bertin dagegen, welche sonst obenan standen, sind ziemlich heruntergekollert. Wenn auch die Herrn Marilhat, Gué, Joly, Jolivard, Wattelet und Wickemann gerade nicht fortgeschritten sind, so bewährt sich ihr Talent doch fortwährend in ausgezeichneten Leistungen.

(Beschluß folgt.)

Bemerkungen.

Der Künstler ist von seiner gewohnten nähern Umgebung gesättigt. Er verlangt nach neuen Reizen; er wandert; er reist. Hier erscheint ihm die Luft blauer, die Wolken malerischer, die Vegetation schöner betont, die Ferne hat mehr Perlton, der Mittelgrund ist wärmer, der Vorgrund satter. — Ueberall findet er dankbare Gegenstände, malerische Effekte. Er nimmt sich daraus, so viel, so gut er es kann.

Er kehrt zur Heimath zurück; — und siehe da! er findet nun das Meiste oder Alles auch in der Nähe so. Er hat nur, durch jenes Neue gereizt, besser, genauer schauen gelernt.

Wer seinen Claude Lorrain, Swanefeld, Both, Roos ꝛc. nicht auch in seinen Umgebungen zu finden weiß, dem ist nicht zu helfen.

* * *

Hundertmal schon hatte ich einen Weg gemacht und eben nichts Pittoreskes darauf angetroffen. Nun gelange ich zu einem „Ostade;“ vor einer alten, umrankten Hütte sind Bauersleute, alt und jung, versammelt; ein Frischling wird geschlachtet; aus dem Nebenhäuschen schauen ein Paar alte Köpfe. Diese Gemeinheit ist wunderschön beleuchtet; das Bildchen entzückt mich, es erfreut jeden Beschauer.

Um diese Zeit wandle ich den alten Weg wieder. Zur Seite steht eine Hütte, umrankt, Bäume daneben, Geräthe hängt daran, steht umher; schlecht gekleidete Leute sind davor beschäftigt. Ich rücke in Gedanken Einiges daran zurecht, beleuchte es günstig und mein „Ostade“ ist fertig.

So ist die reichste, die unerschöpflichste Galerie um jeden Künstler versammelt. Aber freilich, die bloßen Massen thun es nicht; er muß trennen und verbinden, und das mit Wahl Abgeschlossene durch Licht und Farbe, Luft und Duft vergeistigen. Daran erwindet es und daran fehlt es meistens.

* * *

Die Vergleichung ist der schärfste Kritiker. Sie fixirt den Blick, und ein Kunstwerk ist der genaueste Kommentar des andern; das Vollkommenere weißt dem Unvollkommenern seine Stelle unter sich an. Ein Beispiel für viele: Ich sah gut gemalte Landschaften mit braven Lüften und Wolken; doch recht naturgemäß wollte mich's nicht ansprechen. Ich eilte zu einem Bildchen von „Lukas von Uden.“ Wie ganz anders war es da! Welche Leichtigkeit, Beweglichkeit, mannichfache Betonung der Wolken! In jedem Pinselstriche Bewußtseyn vom Leben der Naturerscheinung. Jezt erschienen mir jene Lüfte schrecklich blau, jene Wolken monoton, schwer, wie Säcke. Und was war selbst „Uden“ gegen die Natur? O! es sind in den spezifischen Bildungen derselben und deren Nachbildung noch viele Lorbeeren zu holen.

* * *

Wüßte man zwischen statuarischer und malerischer Schönheit recht zu unterscheiden, so würde man an die Landschaftmalerei nicht ungehörige Forderungen machen. Da nun einmal die landschaftlichen Formgebilde in ihrer Totalität und Vollendung weniger schön sind, als wenn sie in ihrer Bildung und Gestaltung unterbrochen, gehemmt, oder gar schon wieder zerfallen ꝛc. erscheinen, so glaubte man, die Landschaft müsse diesen Abgang der statuarischen, bildnerischen Schönheit durch etwas anderes ersetzen, und hier griff man denn nach einer historischen, symbolischen, psychologischen oder sittlichen Bedeutung, gleichsam um doch einigen Sinn in die sonst leblose Natur hinein zu bringen. Dergleichen Bezüge mögen nun nicht absolut ausgeschlossen seyn, denn was im Leben vorkömmt und mitwirkt, mag es auch in der Kunst.

Aber die landschaftliche Natur ist auch ohne alle Reflexion, als bloße lebendige Erscheinung, schön, weil überhaupt das Leben, klar, faßlich, in seiner Thätigkeit dargestellt, schön ist. Wenn also in einem Bilde das Feste und Fließende von der landschaftlichen Eigenthümlichkeit eine klare Anschauung gibt, wenn diese im Lichte, in Luft und Duft lebt, wenn Anbau, Wohnlichkeiten

und andere Strukturen und die Beschäftigung an die Menschen und übrigen lebenden Kreaturen mahnt, so ist vom Geologischen, vom Uranfange bis zum neuesten flüchtigen Momente der ganze lebendige Verlauf mit einem Blick gegeben; — wir möchten diese specifische Natur in der Wirklichkeit sehen, darin leben, ihrer Besonderheit uns recht leibhaft bewußt und froh werden, unser Wesen mit dem ihrigen identifiziren.

Mehr kann man doch gewiß von keinem Kunstwerke verlangen, auch wenn es außer dem allgemeinen Lebens- und Daseyns-Gefühl keine anderweite moralische, psychologische, historische rc. Reflexionen oder Stimmungen erweckt.

Kann z. B. Etwas einfacher seyn, als die Darstellung der See, des kaum bewegten klaren Gewässers, eines hellen Himmels darüber, einiger Segelschiffe näher und ferner, von lebenden Wesen ein Paar Matrosen und einige Vögel im Fluge? — Wer wünscht sich nicht in diese Wasserwelt hinein oder lebt nicht in Rückerinnerung darin? Aber freilich muß dergleichen mit geübter Künstlerhand aus der Natur gegriffen seyn. Wem es nicht genügen sollte, der hat entweder die Natur nie recht gesehen, gelebt, oder kein tüchtiges Gemälde davon zu Gesicht bekommen.

* * *

Bei einem Bilderhändler hingen ein alter Niederländer, angeblich van Goyen, und eine ganz neue Landschaft neben einander. Jener zeigte nichts als einen Baum, Gesträuche, Grasboden, nebst dem Himmel ganz aus Einem Topfe gemalt; diese — die ganze Palette. Ein schrecklicher Kontrast! Wer hatte recht? Gewiß keiner. Dazwischen lag, was unserm Auge wohlthut, unser Herz erfreut; doch hätte wohl jener alte Farbenknicker näher hingereicht, als dieser Vergeuder.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Mai.

Alterthümer.

Paris, 11. Mai. Die Akademie der Inschriften hat dem Obelisken folgende Inschriften bestimmt. Auf die eine Seite des Fußgestells: Ludovicus Philippus I. Francorum rex, ut antiquissimum artis Aegyptiacae opus, idemque recentis gloriae, ad Nilum armis partae, insigne monumentum Franciae ab ipsa Aegypto donatum, posteritati prorogaret, obeliscum die XXV. Aug. A. MDCCCXXXII. Thebis Hecatompylis avectum navique ad id constructa, intra menses XIII. in Galliam perductum, erigendum curavit, d. XXV. Octob. A. MDCCCXXXVI anno regni septimo. Gegenüber: En présence du roi Louis Philippe I. cet obélisque, transporté de Lougsor en France, a été dressé sur ce piédestal par Mr. Lebas, ingénieur, aux applaudissemens d'un peuple immense, le XXV. octobre MDCCCXXXVI. Auf die beiden andern Seiten des Piedestals kommt die Abbildung der Apparate, die zur Niederlegung und Wiederaufrichtung des Obelisken angewandt worden sind.

Statistik der Kunst.

München, 19. Mai. Das Regierungsblatt enthält ein 10jähriges Privilegium für den Prof. Rauch in Berlin zur Herausgabe des von A. Reindel in Kupfer gestochenen Standbildes A. Dürer's.

Rom, 1. Mai. Wenn es schon hinlänglich bekannt ist, wie viel das kleine Königreich Dänemark für Kunst und Wissenschaft thut, so können wir als einen Beleg dazu anführen, wie zahlreich die Künstler aus jenem Lande hier sind, welche alle von ihrer Heimath aus beschäftigt und unterstützt werden. Wir nennen sie hier der Reihe nach und fragen, welches Land verhältnißmäßig so viele Künstler in Rom aufzuweisen hat. Maler: Küchler, Roed, Hansen, Sonne, E. Meyer, Marstrand, Hilker, Jerndorf, Bravo, Köbke, Koop und Müller; der Medailleur Krohn, der Bildhauer Jerichau; endlich der Alterthumsforscher Dr. Jahn.

Kupferwerke.

St. Petersburg, 23. Mai. Die Akademiker Gebrüder Tschernezow haben die Wolga bereist und malerisch aufgenommen. Se. Maj. der Kaiser, welcher die Mappen der Reisenden durchgesehen, hat den Wunsch geäußert, daß die Beschreibung und Zeichnung im Druck erscheinen möchten. Das Werk wird mehr als hundert Ansichten, Pläne, Zeichnungen von Alterthümern rc. enthalten.

London. Von den Stichen nach Bildern aus der königlichen Privatsammlung im Buckinghampalast ist der zweite Heft erschienen.

Portraits of eminent living Divines. Part. I. (mit den Porträts des Erzbischofs von Canterbury, des Bischofs von Rochester und Sr. Ehrw. des Herrn H. Melville), herausgegeben von Hrn. S. Isaacson. Bei Dawe und Gowar. Preis 12 — 21 Schill.

Wordswooth's Greece pictorial, descriptive et historical, Numb. IV.

Knight's pictorial edition of Shakespeare, Numb. VI et VII.

Paris. De Saison, Le Play, Huot, Leveillé, Rousseau, v. Nordmann et Du Ponceau, Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée etc., exécuté en 1837 sous la direction de M. A. de Démidoff. 1 Livr. 8. 1½ B. u. 4 Kpfr. (Zerfällt in 2 Abth. Histoire und Observations scientifiques. Von der erstern jede Lieferung 50 Cent. und die 78 Kupfer in 13 Lieferungen à 15 Fr. Leztere wird 5 Oktavbände bilden, zu denen ein Atlas von 80 Platten gehört, der in 16 Lief. à 15 Fr. bestehen wird.)

Du Sommerard, Les arts du moyen-âge, Tom 2. 8. 8 B. Text und die 5. — 8., 15. u. 16. Lieferung. Der Atlas in 3 Heften, jeder mit 8 Tafeln.

Beilage: Umriß der Statue der Jeanne d'Arc.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Juli 1839.

Ueber den Dom zu Bamberg.

Ein Jahrzehnt ging vorüber, während welchem am Inneren der Domkirche zu Bamberg bald von einer größern, bald von einer kleinern Zahl von Steinmetzen und Bildhauern ununterbrochen gearbeitet wurde. Die beschwerlichste Restauration des Abkratzens aller Wände und Figuren, welche seit Jahrhunderten wiederholt mit gemeiner weißer Farbe übertüncht waren, geschah unter der Leitung des höchst sachkundigen Malers Rupprecht, welcher gleichzeitig die höchst mühsame Vermessung und Zeichnung des ganzen Tempels vom Fußboden bis zur obersten Decke vornahm. Er legte eine Reihe Tableaux in den hinter dem oberen Hochaltar befindlichen Arbeitstisch, aus welchem sie nach und nach von einem unbekannten Raritätenjäger zwischen 12 und 1 Uhr, während sämmtliche Arbeiter ein frugales Mahl genossen, durch Bestechung verpflichteter Bedienstigten entwendet wurden. — Rupprecht ließ sich durch diesen Raub nicht entmuthen, sondern wiederholte die Vermessung, und fertigte neue Tableaux mit noch größerer Anstrengung für die höchste Genauigkeit, welche nach seinem Tode in das Kabinet Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern von der kinderlosen Wittwe gegen eine jährliche Pension von 120 fl. abgegeben wurden. Man kann also nicht zweifeln, daß diese Tableaux einst als kleines Seitenstück anderer deutschen Domkirchen zur Beförderung der Geschichte der Baukunst des Mittelalters veröffentlicht werden.

Nach dem Tode Rupprecht's wurde die Leitung der Domrestauration dem königlichen Kreisbaubureau des Obermainkreises zu Baireuth übertragen, und von jenem durch den königl. Kreisingenieur Panze vollführt, welcher kurz vorher durch eine mit fünfzehn Abbildungen versehene Druckschrift über altdeutsche Gräber und Kirchen seine Vorliebe für alterthümliche Forschungen während seiner früheren Anstellung zu Würzburg bewiesen hatte. Diese zweite Restauration betraf vorzüglich die Beseitigung aller an den Säulen des Schiffes gewesenen Seitenaltäre, der geschmackwidrigen Hochaltäre im vordern und hintern Chore, der alten Kanzel und Orgel, und der Wiederherstellung neuer nach den Gutachten und Aussprüchen des Oberbauraths Gärtner und des Professors Eberhard zu München unter Genehmigung Sr. Majestät des Königs. Troß dieser kämpften Vorurtheile, Unwissenheit und Leidenschaft für die Beibehaltung der meisten alten Formen mehrere Jahre so hartnäckig, daß endlich ein strenges Verbot aller weitern Einsprüche erfolgen mußte, wenn die Restauration nicht ferner gehemmt werden sollte. Diese wurde jezt unter außerordentlich vielen Arbeitern mit größter Strenge und Eile so durchgesezt, daß der Tempel am 25. August 1837 dem feierlichen Gottesdienste wieder geöffnet werden konnte. Der Patriot und Kunstfreund mochte herzlich bedauern, daß die widersetzlichen Intriguen Veranlassung gaben, alle weitere Einsprüche ungehört zu lassen; daher mancher kleinere oder größere Mißgriff in der Restauration des Doms unvermeidlich war. Die bei dessen Eröffnung erschienene „Kurze Geschichte des Baues vom Jahre 1007 bis 1837 von Joseph Heller“ enthält viele andere Nachrichten mit vorsichtiger Uebergehung aller Mißgriffe; und der Domkapitular Brenner in seiner gleichzeitig erschienenen Druckschrift: „Einige Worte über die Wiederherstellung des Doms bei seiner Wiedereröffnung“ berührte dieselben anonym mit so ängstlicher Zartheit bei aller liturgischen Gründlichkeit, daß man sich der begangenen Fehler gar nicht zu schämen brauchte, obschon Dr. Brenner's Stimme als fast 30jährigen Professors der Theologie, berühmten Schriftstellers und gleichzeitigen domkapitelischen Referenten über die inneren Veränderungen der Domkirche, die größte Berücksichtigung verdient hätte.

Seit der Wiedereröffnung des Doms haben sich alle sachkundigen Urtheiler in ruhiger Stille darin vereinigt, daß die vielen Grabmäler, welche von unwissenden Maurern höchst vandalisch aus ihren früheren Standorten abgebrochen, und unordentlich in den Kreuzgang gelegt wurden, mit größerer Vorsicht hätten weggenommen, und

sogleich wieder in chronologischer Ordnung an die Wände der beiden Seitengänge aufgestellt werden können, statt daß kein einziges der fünf ersten Jahrhunderte ganz erhalten, und ohne neuen Gipszusatz wieder errichtet wurde. Jene der drei lezten Jahrhunderte wurden gleichfalls nach chronologischer Ordnung im Herbste 1838 in den großen Tempel der ehemaligen Benediktinerabtei Michaelsberg oberhalb Bamberg, in welcher seit der Säcularisation die wegen hohen Alters und mangelnden Vermögens zu versorgenden Bürger und Bürgerinnen, auch 30jährigen Dienstboten, sich befinden, unter vielfachem Widerspruche der mit besonderem Fleiße brieflich aufgereizten adelichen Familien, wie auch des Domkapitels, bis auf zwei fürstlich Schönbornische und ein fürstlich Fechenbachisches, versezt. Lezteres befindet sich noch in der Domkirche; die unvollständigen Trümmer der zwei ersten aber sehen ihrer definitiven Bestimmung noch entgegen.

Die Wiederversetzung des Grabmals des kaiserlichen Ehepaares, Heinrich und Kunegunde, aus dem oberen Chore in die Mitte der Domkirche ohne eisernes Geländer, hatte, wie vorauszusehen war, die nachtheilige Folge, daß mehrere Stücke von gemeinen Leuten bereits abgebrochen wurden. Die Erneuerung der Hochaltäre im vorderen und hinteren Chore nach byzantinischem Style war höchst zweckmäßig, allein sie hätten nach dem Verhältnisse des großartigen Tempels in weit größerer Form gefertigt werden sollen. Die jetzigen kleinen Altäre mit ihren höchst meisterhaften Figuren stehen für jeden Beschauer in zu grellem Widerstande gegen die majestätische Kirche, als daß sie zum würdigen Ausdrucke der Erhabenheit der Religionsgeheimnisse dienen könnten. So kleine Gestalten erinnern unwillkürlich an die streitende Kirche unter den heidnischen Kaisern, in welcher Zeit die Christen, um der Verfolgung zu entgehen, mit kleinen Altären in verborgener Zurückgezogenheit sich begnügen mußten, während wir jezt in der triumphirenden Kirche leben, und unsern Glauben ohne Furcht öffentlich verkündigen können. Selbst die Stufen, auf welchen die steinernen Leuchter stehen, sind weder byzantinischen, noch romanischen Styles, und der Mißstand würde noch größer werden, wenn diese Leuchter vergoldet würden. Auch die Tabernakel der neuen Altäre stehen zu niedrig, und sind zu wenig sichtbar, wenn der Priester vor denselben seine Dienste verrichtet. Die Leuchter sollten vorn bei dem Tabernakel stehen, statt daß sie rückwärts gegen die Mauer im leeren Raume sich befinden. Da die Altäre zu klein sind, so mußte auch ihr ganzer Raum viel zu beengt werden, als daß die zahlreichen Priester, welche bei einer Pontifikalmesse figuriren, nach ihren Verrichtungen zweckmäßig sich aufstellen könnten. Nicht weniger tadelswerth ist die neue Kanzel: die Ausbeugung oder der mittlere Korpus gegen die geschwungene Staffelbrüstung ist zu klein und ohne Rückwand; besonders sollte das Schalldach ringsherum wenigstens ½ Fuß mehr Umfang haben, damit die Stimme des Predigers vernehmlicher würde, was jezt auch bei der größten Anstrengung nicht möglich ist. Betrachtet man die Kanzelbrüstung vorn in gerader Richtung mit der über ihr stehenden Orgel; so zeigt sich ein höchst unverhältnißmäßiger Mißstand zwischen beiden, indem der kolossale Bau der lezteren die kleine Kanzelbrüstung zu sehr verringert niederdrückt, obschon durch die Einsenkung des Orgelbaues in die Wand des Schiffes viele Töne des Gesanges und der Instrumente verschlagen werden, während die Tonkünstler selbst in einem zu beengten Räume sich befinden. Die Tragbalken der Orgel sollten aus Stein seyn, statt daß sie aus schwerfälligem Holze byzantinisch maskirt sind, und eine weniger lange Dauer verbürgen.

Während des Baujahres 1837 haben öffentliche Blätter die Hoffnung verbreitet, daß auch der äußere Dom zweckmäßig restaurirt, bei dieser Gelegenheit die vordere, höchst widrige Kranzbrüstung abgerissen, und durch eine Reihe breiter Stufen, wie am Dom zu Erfurt, ersezt werden würde, in welchem Falle auch ein sehr schönes Licht in die untere Gruft gelangen könnte, welche Manche für eine vorchristliche Kirche halten. Allein zu dieser neuen, sehr kostspieligen Veränderung ist noch keine Kasse angewiesen. Denn im J. 1838 sind die angewiesenen 1000 fl. zur Versetzung und Auskittung der zertrümmerten Grabmäler von den Fürstbischöfen der drei lezten Jahrhunderte in die Michaelisberger Kirche verwendet worden. Die früheren Vorschüsse zur Restauration des inneren Doms aus der Staatskasse waren so bedeutend, daß die Abzüge von jährlichen 4000 fl., als Zweidrittheile der dem Domkapitel jährlich zugesprochenen Summe von 6000 fl. für die Unterhaltung des Doms und der domkapitelschen sechs Gebäude, Jahrzehnte dauern können, bis Alles vollendet ist.

Jaeck.

Die Pariser Kunstausstellung. 1839.

(Beschluß.)

Die Porträte waren dies Jahr ungemein zahlreich. Wenn ich von all den schönen Herren und Damen sprechen sollte, welche die Wände des Louvre zieren, so würde ich zunächst den Leser bitten, seine Schlafmütze zur Hand zu nehmen; denn es wäre leicht möglich, daß er bei meinem Bericht in süßen Schlummer sänke. Wir sind jedoch nicht so grausam und verschonen ihn mit der Bekanntschaft latter Alltagsmenschen; jedoch erlauben wir uns, ihm

einige berühmte Zeitgenossen großen und kleinen Kalibers vorzustellen. Es wimmelt auf der gegenwärtigen Ausstellung von Porträten französischer Notabilitäten in Kunst, Wissenschaft und Literatur; es scheint beinahe, als ob sie ein Rendezvous mit einander verabredet hätten. Herr Decaime hat Herrn v. Lamartine gemalt. Der Dichter sitzt auf einem Rasen und streichelt mit der Rechten eines seiner zwei weißen Windspiele, welche nie von seiner Seite kommen; das andere Windspiel liegt zu seinen Füßen und scheint seiner Gefährtin die Gunstbezeugung des Herrn zu beneiden. Das Ensemble des Porträts ist nicht übel, hat aber etwas Enges, Kleinliches, und man erkennt darin den Ausdruck der hübschen Lamartine'schen Physiognomie nicht wieder. Unserer Meinung nach hat der Künstler sein Modell schlecht wiedergegeben und den Poeten der „Meditationen“ viel zu jung dargestellt; wenn es wahr ist, was Lamartine in dem Bande seiner zulezt herausgekommenen Gedichte sagt, daß er schon graue Haare habe. Nicht weit von Lamartine hängt das Porträt Victor Hugo's, welches gut gemalt und gezeichnet ist; dem Kopf hat der Maler, Herr L. Boulanger, viel Ausdruck gegeben, allein, wie mir scheint, auf Kosten der Wahrheit; die zu Berg stehenden Haare, die sorgenschwere Stirn, kurz die melodramatischen Bezüge hätten füglich wegbleiben können. Das Porträt der Madame Victor Hugo ist einfacher und gefälliger; aber für weibliche Porträte fehlt es dem Talent Boulanger's an Weichheit und Geschmeidigkeit; seine Malerei hat eine gewisse Strenge, Härte und Derbheit, welche zu der Grazie und Feinheit einer so schönen Brünette, wie Madame Victor Hugo, nicht passen will. Sein Porträt von Petrus Borel verdient in jeder Beziehung den Vorzug. Das Porträt Laffitte's von Henry Scheffer habe ich bereits, wenn ich nicht irre, weiter oben erwähnt; eben so fleißig und sorgfältig, aber auch eben so kalt ist das Porträt des bekannten Historikers Augustin Thierry. Von Herrn Champmartin erhielten wir ein sehr hübsches Porträt der Fanny Elßler, welches rücksichtlich der schönen Verschmelzung der Farben und der vollkommenen Modellirung die größte Anerkennung verdient. Dasselbe können wir jedoch nicht von einer derben weiblichen Figur sagen, an welche ein Halbdutzend kleiner Kinder in naturalibus hinaufklettert, und welche der Maler die Barmherzigkeit getauft hat; dieses Bild bedarf in hohem Grade der Barmherzigkeit der Kritik. Der bekannte heftige Publicist aus Bordeaux, Henry Fonfrède, und der berühmte Romanschreiber, Paul de Kock, welchen die ganze Lesewelt kennt, aber viele Leser und namentlich Leserinnen nicht kennen sollten, haben dem Herrn Court geseſſen; allein ich finde, daß der Künstler in diesen beiden Porträten keineswegs seinem Rufe und den Anforderungen einer billigen Kritik entsprochen hat. — Von Herrn Winterhalter hatten wir dießmal fünf Porträte, worunter das der Herzogin von Plaisance am gelungensten ist. Das Porträt des Königs ist eins der besten, welche bis jezt gemacht worden sind: es ist gut gemalt und das Beinwerk mit unendlich viel Geschmack und Geschick behandelt. Das Porträt der Herzogin von Orleans mit ihrem Kinde ist gerade nicht schlecht gemalt, aber blaß, matt und nichtssagend. Die Anordnung ist auch hier vortrefflich und ganz in Van Dyk'scher Manier. Das Porträt der Prinzessin Clementine verdient eben kein Lob, und das des Herzogs von Nemours sogar strengen Tadel. Herr Winterhalter war unstreitig krank, als er das leztgenannte Bild malte: wir wünschen ihm baldige Besserung. — Reizende Porträte sind die Miniaturen von Madame Mirbel; man kann nicht leicht etwas Zarteres, Anmuthigeres und Vollendeteres sehen. Herr Drolling gab ein schönes Porträt des Architekten Hupot, welches sich zwar nicht durch Kolorit, wohl aber durch Charakter, vorzügliche Modellirung und korrekte Zeichnung hervorthut. Jedoch sind dies keineswegs die Eigenschaften, welche dem Modepublikum gefallen; man verlangt Milch- und Blutgesichter, Rosen- und Lilienfleisch, wie Herr Dubuffe malt. Herr Charpentier erfreute uns mit einem schönen Porträt von Georges Sand; es ist ein prächtiger, regelmäßiger, stark kolorirter, ausdrucksvoller Kopf, der an die schönen Andalusierinnen erinnert, welche die modernen Romanschreiber schildern. Die Hände sind entzückend schön und eben so gemalt; das Ganze ist ein gediegenes Werk, welches dem Künstler Ehre macht. Mich dünkt, es ist aber auch beinahe unmöglich, einem so herrlichen Modell gegenüber etwas Schlechtes zu Stande zu bringen. Außerdem sehen wir noch die Porträte der Mlle. Plessis vom Theatre français, der Leontine Fay vom Gymnase dramatique, des Duprez, Tamburini, Bouffé und des Bankier Aguado, des Marquis de Las Mirasmas ꝛc.

Die Bildhauerei kommt fast bei jeder Ausstellung weniger in Betracht, und reduzirt sich für den größeren Theil des Publikums lediglich auf die Dantan'schen Gypskarikaturen und Statuetten, welche bei Susse und Giroux ausstehen; es gehört zum guten Ton, eine Bronze- oder Gypsfigur aus dem Laden dieser Kunsthändler auf seinem Kamine zu haben. Die höhere Skulptur würde gar nicht mehr in Frankreich existiren, wenn nicht die Regierung sie einigermaßen am Leben erhielte. Auf ihren Wink sind dies Jahr wiederum viele Könige und große Männer Frankreichs aus ihren Gräbern aufgeweckt worden, um fortan das Schloß von Versailles zu bewohnen. Unter den Königsstatuen gefielen mir am besten: Karl VIII. von Debay Sohn, und Franz I. von Dumont, deren Auffassung und Ausführung lobenswerth sind; allein dem König Dagobert von Duseigneur, dem Karl V. von

Valois, Karl Martel von Debay, Vater, und Ludwig XI. von Jaley sieht man es an, daß sie nicht um der Kunst willen gearbeitet wurden. — Der neapolitanische Improvisator von Duret ist eine hübsche ausdrucksvolle, korrekt gezeichnete und sorgfältig behandelte Bronze. Eine andere Bronze, nicht volle Lebensgröße, von Herrn Flatters, das „Erwachen" betitelt, ist eine höchst anmuthige Komposition; eben so das Kind mit dem Schwan von Fouginet. Die Bronzegruppe von Fratin, ein Adler und ein Geier, welche sich um eine Beute streiten, ist kräftig und phantasiereich behandelt. Das junge Mädchen, welches der Venus ihr erstes Geheimniß anvertraut, ist eine allerliebste Marmorfigur von Jouffroy, voller Grazie und Natur; die Ausführung ist schön, nur etwas rund; der Kain von Etex dagegen ist zu rauh und derb behandelt, und fällt beinahe in's Gemeine. Die Velleda von Maindron ist etwas schwerfälliger Natur, aber doch mit Gefühl und Phantasie behandelt; der Graf von Beaujolais von Pradier zeichnet sich durch gute Ausführung aus, und der Christus am Kreuze von Molchnecht durch schöne Formen. Wir erwähnen schließlich die Büsten der Mlle. Mars, des Abbé Lamenais und Abbé Grégoire von David, die Büste Fanny Elßlers von dem jüngeren Danton, die Büste Talleyrands von Desprez, und die Büste der Königin der Franzosen vom Baron Bosio; diese leztere ist von ganz besonders feiner und sauberer Ausführung.

Der Kupferstich erfährt gegenwärtig dieselbe Geringschätzung, wie die Bildhauerei, und das große Publikum weiß ein Aquatintablatt von Jazet von einem Prachtstich Raphael Morghen's, Forster's und Mercuri's eben so wenig zu unterscheiden, als eine Statuette Lemoine's von einer Statue Jean Goujan's und Germain Pilon's. Die Ausstellung brachte jedoch einige bedeutende Blätter: Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, nach Murillo, von Raphael Estève, ein Stich, der die Totalwirkung des Bildes vorzüglich wiedergibt; die Madonna des Hauses Orleans nach Raphael und das Porträt Raphaels nach ihm selbst, von Forster; die Schnitter und die Rückkehr vom Madonnenfeste, nach L. Robert von Z. Prevost, in welchen Blättern der Charakter der Originale im Ganzen gut aufgefaßt, aber doch nicht fein und leicht genug wiedergegeben ist; als Pendant dazu sticht derselbe Künstler die Fischer und den neapolitanischen Improvisatore nach L. Robert; die Schlacht bei den Pyramiden, das Pesthospital in Jaffa und die Schlacht bei Eylau nach Gros von Vallot; der Kardinal Richelieu, der Kardinal Mazarin und der Engel Gabriel nach Paul Delaroche von Girard, in schwarzer Manier mit vieler Wirkung gearbeitet; in gleichem Sinne hat der Künstler den Daniel in der Löwengrube nach Ziegler und die Italienerinnen am Brunnen nach Winterhalter gestochen. Von Jazet erhielten wir zwei Blätter nach Horaze Vernet: Abraham verstößt die Hagar, und eine Scene vom Sturm auf Constantine, beide in seiner flüchtigen Aquatintamanier behandelt.

Die Lithographie lieferte nichts Erfreuliches; das Porträt des Königs nach Winterhalter, der Schwur auf dem Rütli nach Lugarden von Léon Noël und Rüdiger und Angelika nach Ingres von Sudre sind die einzigen Blätter, welche hervorgehoben zu werden verdienen.

Paris, im Mai 1839. E. E.

Nachrichten vom Mai.

Kupferwerke.

Die Beschreibung der Madrider Rüstkammer (Musée d'armes anciennes à Madrid) ist nun in 2 Foliobänden vollendet. Zusammen 83 Kpfr. Jeder Band 50 Fr.

Von den Anciennes Tapisseries sind bis jezt 18 Lieferungen (jede zu 15 Fr.) erschienen.

Stuttgart und Tübingen. Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freiherrn von Stillfried. Cotta'sche Buchhandlung. 1838. Großfolio. Heft I. 6 Blätter.

München. Malerische Ansichten aus dem Orient, von Heinr. v. Mayr; 2. Lieferung. 6 Blätter.

Neue Lithographie.

Leipzig. Schiller. Nach Dannecker's Büste, lithographirt von Fecht. 1839. Bei Pietro del Vecchio. Fol. Nach der Büste in das Kostüm des Graff'schen Bildes mit vieler Lebendigkeit und ähnlich übersezt.

Literatur.

Paris. A. Normand, jun., Paris moderne ou choix des maisons construites dans les nouveaux quartiers de la capitale et dans ses environs. 5ème livr. Fol. u. 5 Kpfr. 4. 2 Fr.

Miel, Notice sur Coutan, peintre d'histoire. 8. ½ B.

A. Pelet, Description des monumens romains de la France, exécutés en modèles à l'échelle d'un centimètre par mètre. 8. 2½ B.

J. B. Leclère, Archéologie celto-romaine de l'arrondissement de Châtillon sur Seine (Côte d'or); 1. part. 8. 6 Bogen.

Salon de 1839. Par M. A. Barbier.

Lille. D. D. Chirac, Traité complet de peinture à l'aquarelle précédé de notions générales sur le paysage et la perspective. 12. 4½ B.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 57.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 16. Juli 1839.

Archäologie.

C. A. Böttigeri Opuscula et carmina latina. Collegit et edidit Jul. Sillig. Accedunt effigies et specimen autographi b. auctoris figuraeque äri incisae. Dresdae, libraria aulica Waltheria. MDCCCXXXII. 8. XII. 611 S.

C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. 1ster Band, mit sechs Kupfertafeln. Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung. 1837. 8. LXVIII. 405 S. 2ter Band, 1838. IV. 376 S. 3ter Band. 1838. VIII. 486.

Ueber den reichen Inhalt dieser Sammlung zu berichten, möchte zwar selbst für kundige Alterthumsforscher nicht ganz überflüssig seyn, da es wohl nicht leicht einem gelungen ist, sämmtliche Monographien Böttiger's, deren jede ihren eigenthümlichen Werth hat, zu Gesicht zu bekommen. Allein ein solcher Bericht würde selbst bei der größten Gedrängtheit leicht zu mehreren Bogen anwachsen, und unvermeidlich sich über längst bekannte Dinge verbreiten. Darum beschränken wir uns auf wenige Zeilen über den Werth dieser Sammlung und über das Verdienst, das sich der rühmlich bekannte Herausgeber erworben hat.

Das ehrenvollste Zeugniß für den Werth dieser Schriften liegt in dem Wunsche, den die bedeutendsten Philologen und Archäologen in drängenden Zeitschriften gegen Böttiger ausgesprochen haben, er möge doch vor seinem Tode eine Sammlung seiner Monographien veranstalten. Mochte der Eine dies, der Andere jenes an Böttiger's Arbeiten zu tadeln finden, darin war man allgemein einverstanden, daß ein zum Staunen reiches, durch eine glückliche Kombination belebtes Wissen darin niedergelegt sey. Es war das nicht ein bloßes Notizenwesen, wie es Leuten erscheinen mag, die sich über Werke, die sie nur flüchtig durchblättern, ein Urtheil anmaßen: nein, aus der genauen Kenntniß der verschiedenen, oft unberechneten Details des alterthümlichen Lebens erwuchs ihm ein Gesammtbild des Alterthums, wie es in gleicher Lebendigkeit nur Wenigen eigen geworden ist. Wie es Geographen gibt, die ohne weite Reisen gemacht, ohne bedeutende eigene Anschauungen gewonnen zu haben, mit einem instinktmäßig sichern Takt Karten ganzer Welttheile entwerfen, so hatte Böttiger für das Alterthum eine so glückliche Anschauung, daß er, ohne je den klassischen Boden Italiens und Griechenlands betreten, ohne auch nur die bedeutendsten Kunstsammlungen Europa's mit eigenen Augen gesehen zu haben, durch das Lesen der alten Schriftsteller und neuerer Reisebeschreibungen, durch Beschauung der Gypsabgüsse und Zeichnungen und durch vielfachen Verkehr mit Künstlern und gebildeten Reisenden, sich das lebendigste Bild der alten Welt nach allen Richtungen ihres Lebens entwarf. Zwar wurde ihm häufig von seinen wohlwollendsten Freunden der Vorwurf gemacht, daß er seine für das Gebiet der Archäologie vorzugsweise geeigneten Kräfte durch heterogene Beschäftigungen und durch Sucht nach Zerstreuung zu sehr zersplittere: und wer mochte nicht dieselbe Empfindung haben, der die rastlose πολυπραγμοσύνη des gelehrten Alterthumsforschers zu beobachten Gelegenheit hatte? Allein man darf dabei doch nicht verkennen, daß sein Blick unter dem bunten Gewimmel des täglichen Lebens stets auf das Alterthum gerichtet war, und daß er sich bei jedem Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit fesselte, die Frage aufwarf, wie war das bei den Griechen und Römern? Das lebhafte Interesse, das er an allen Erscheinungen der Gegenwart nahm, wurde ihm vielfach förderlich, nicht nur treffende

Parallelen zwischen alten und neuen Sitten und Begebenheiten zu ziehen, sondern auch oft den Schlüssel zur Erklärung dunkler Berichte und räthselhafter Bilder des Alterthums zu finden. Auf diese Art gewann er die bei den deutschen Gelehrten so häufig vermißte Gewandtheit, über Alterthumskunde auf eine auch den Laien verständliche und anziehende Weise zu schreiben. Er bewegte sich in dieser Darstellung mit solchem Glück, daß mehrere seiner Schriften, besonders seine Sabina, in die wohlklingende Sprache, in der ein Barthelemy und Millin über ähnliche Dinge geschrieben haben, übertragen und in einem großen Kreise gelesen wurden. Neben dieser populären Behandlung aber stand ihm eine so erstaunenswürdige Gelehrsamkeit, verbunden mit einer treffenden Kombinationsgabe zu Gebote, daß er auf einem Gebiet der Wissenschaft, dessen Anbau man an den glücklichen Himmel Italiens und Frankreichs gebunden glaubte, sich als Repräsentant des deutschen Namens geltend machte. Referent hatte vielfach Gelegenheit, die ersten Alterthumsforscher Italiens und Frankreichs mit hoher Achtung von Böttiger sprechen zu hören, und eine ruhmvolle Anerkennung seiner Meisterschaft wurde vor wenigen Jahren von einem berühmten französischen Archäologen öffentlich ausgesprochen, der seine „Untersuchungen über die alte Malerei“ den Manen Böttiger's, des Meisters der Archäologie widmete. Welch bitteren Kontrast dagegen bildet die Behandlung, die diesem vielfach verdienten Mann, nachdem er kaum die Augen geschlossen, in seinem Vaterlande zu Theil wurde! Wir können es nicht über uns erhalten, die Charakteristiken, die öffentliche Blätter von B. gegeben haben, in unser Blatt herüberzuschreiben; wir geben es aber den Herren, die als Repräsentanten und Organe deutscher Wissenschaftlichkeit auftreten, zu bedenken, ob es ehrenhaft gehandelt, ob es auf die Bildung deutscher Nation wohl berechnet sey, wenn sie an einem Manne, der in einem langen Leben auf dem großen Felde des Wissens einen Posten mit Ehren, ja mit anerkannter Auszeichnung eingenommen hat, nach seinem Tode alle, von uns nicht geleugneten, Schwächen aufsuchen, dem großen Haufen zur Belustigung vortragen, und auf diese Art eine wohlbegründete Reputation zu zerstören suchen. Auch wir fühlen längst das Bedürfniß einer Regeneration der deutschen Journalistik; aber wahrlich dies darf nicht in solchem Geiste geschehen: das heißt den alten Unfug, die Eifersucht und Verkleinerungssucht, wodurch sich die gelehrte Journalistik verächtlich gemacht hat, nicht abschaffen, sondern überbieten, und die deutsche Klatscherei und Kleinstädterei zum Prinzip erheben. Die Veranlassung zu so schmählicher Behandlung gab die Veröffentlichung des berüchtigten Tagbuches, das so viel loses und eitles Geschwätze enthält, und mit Recht die Geisel der Journalistik provozirt hätte, wenn Böttiger selbst es herausgegeben oder den Auftrag, es nach seinem Tode bekannt zu machen, gegeben hätte. Allein dies war nicht der Fall. Das Recht, sein Tagbuch zu führen, darin nach Belieben zu raisonniren, sich wohl auch für manche Unbill, die ihm die großen Geister Weimars angethan haben mögen, zu rächen, und wenn er manchen Abend hart mitgenommen worden, sich vor Schlafengehen noch leicht um's Herz zu machen, — dieses Recht wird ihm wohl Niemand schmälern. Daß aber dieses bloß zu eigener Reminiscenz niedergeschriebene Manuscript der Oeffentlichkeit übergeben wurde, ist ein schlimmer Streich, worüber man den gegen Jedermann so wohlwollenden und dienstfertigen Mann wohl bedauern, nicht aber verunglimpfen sollte. Dadurch, daß er, der zu kleineren literarischen Mittheilungen allezeit Fertige, im Schreiben Unermüdliche, dieses Tagbuch bis zu seinem Tode in seinem Schreibtische verschlossen hielt, hat er sein Urtheil über den Werth desselben hinlänglich ausgesprochen: und unter allen Billigdenkenden ist es ein durch stillschweigende Uebereinkunft geheiligtes Gesetz, jeden nur für das, was mit seinem Willen veröffentlicht worden ist, verantwortlich zu machen, Mittheilungen der genannten Art aber als unlautere, ja unrechtmäßige Quellen zu behandeln, und für die Charakteristik eines Mannes als nicht existirend zu betrachten. Wir finden es daher ganz in der Ordnung, wenn die Journalistik solche an der Ehre der Todten nagende Contrebandiers vor ihr Tribunal zieht, wie sie es hin und wieder gethan hat; denn es ist ihre Pflicht, darüber zu wachen, daß Anstand und Sitte in dem Reich der Wissenschaft gewahrt werde, aber sie ist mit sich selbst in häßlichem Widerstreit, wenn sie solche von ihr selbst als unehrlich erkannte Waare zu eigenem Gebrauche verwendet, und dazu benützt, um Männer, deren Verdienste mit Achtung genannt, deren Schwächen der Vergessenheit übergeben werden sollten, mit Koth zu bewerfen.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, was wir vom Werthe der neu veranstalteten Sammlung von Böttiger's Schriften halten. Wir betrachten sie als einen wahren Schatz archäologischer und antiquarischer Forschung, der kein Philolog und kein Archäolog, auf welcher Höhe der Gelehrsamkeit er auch stehen mag, ohne vielfache Belehrung aus der Hand legen wird. Die Erfahrung, die wir selbst gemacht, bestätigt sich uns durch vielfache Aeußerungen jüngerer Freunde, denen wir das Studium derselben empfohlen haben: vermöge der gründlichen Kenntniß der alten Literatur, aus der Böttiger seinen Apparat der Erklärung zu schöpfen pflegte, führen sie mehr, als irgend eine archäologische Schrift, in das Verständniß des Realinhaltes der Klassiker ein, und eröffnen dem durch Kritik und Grammatik ermüdeten Jüngling eine ganz neue, vorher kaum geahnete Ansicht derselben.

Den Männern vom Fache brauchen wir nicht erst zu sagen, welchen Nutzen sie daraus zu ziehen haben: darum ist uns nur übrig, Herrn Sillig des Dankes zu versichern, den er sich durch die mit großem Aufwand von Zeit und Mühe verbundene Sammlung dieser Schriften erworben hat. Auch die typographische Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Chr. Walz.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha.

Von Georg Rathgeber.

I. Chinesisches Kabinet.

Die sehr ansehnliche chinesische Sammlung gelangte größtentheils erst im 19ten Jahrhundert nach Gotha. Am frühesten wird sie in einem Aufsatze des Morgenblattes 1810. Nr. 36 erwähnt. Seit dieser Zeit bis 1824 fortwährend vermehrt, dürfte sie wenigstens in Deutschland immer noch die reichhaltigste seyn.

Chinesische Gegenstände werden im Museum der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg in unübersehbarer Menge aufbewahrt. Die Büchersammlung allein enthält 2800 Bände. Angesehen ist ferner die Sammlung des Königs der Niederlande im Haag. Endlich wird im Kunstblatt 1827, Nr. 102, S. 408 von dem zu Rom befindlichen chinesischen Museum eine kurze Nachricht ertheilt, welches Onorato Martucci, der frühe Italien verließ, 1816 nach Bombay, später nach China reiste, zusammengebracht hatte.

Erwägt man, daß das russische Reich bis an China sich ausdehnt, den Niederlanden durch die indischen Kolonien der Verkehr mit China sehr erleichtert wird, so wird man zugeben, daß jene auswärtigen Sammlungen nicht so wunderbar erscheinen, als eine im mittlern Theile des europäischen Festlandes befindliche Sammlung.

Gegenwärtig ist die über 2341 Stücke enthaltende Sammlung in sechs Zimmern, eigentlich fünf Zimmern und einem Alkoven untergebracht.

In nachstehender Abhandlung befolge ich nicht die bestehende Anordnung, sondern lege die 1835 von mir aufgestellte ideelle zu Grunde.

1) Werke der Baukunst.
2) Werke der Bildnerei.
3) Werke der Malerei und Formenschneidekunst.

Alles Uebrige sind Geräthe der mannigfaltigsten Art, überhaupt Erzeugnisse der Handwerke, die nur anhangsweise obigen drei Klassen beigefügt werden können.

Die Bücher (chü) der chinesischen Bibliothek gehören, in so fern sie Gemälde oder Holzschnitte enthalten, zur dritten der obigen drei Unterabtheilungen, in so fern sie gedruckten Text enthalten — dieser aber sind im Vergleich mit den Sammlungen des Auslandes außerordentlich wenige — zur allgemeinen Bibliothek.

1) Werke der Baukunst.

Aus weißem Alabaster sind zwei Pao ta verfertigt. Jeder enthält fünf Stockwerke, an deren hervorspringenden Dächern Cymbeln hängen, wie solche auch der bei Sou-Tcheou befindliche Ta hat. Sowohl rechts als links von dem Eingange steht ein Löwe auf einem Postamente. Das Ganze ist künstlich wegen der durchbrochenen Arbeit. Durch menschliche Figürchen sind die einzelnen Stockwerke belebt. Man hat irrig Wiederholungen des Porzellanthurmes zu Kiang-ning-fou zu sehen geglaubt. Dieser hat aber neun Stockwerke. Ueberdies befinden sich Thürme durch ganz China in so unübersehbarer Menge, daß man keineswegs an jenen bekanntesten angewiesen ist.

Thürme aus Alabaster pflegen vornehme Chinesen in ihren Prunkzimmern auf Tischen aufzustellen, wie aus dem Gemäldebande der chinesischen Bibliothek Nr. 850 erhellt.

Zwei aus Elfenbein verfertigte Thürme zerfallen in neun (kiéou) Stockwerke, wie der Thurm Man-tchan-thap.

Die Gestalt gewöhnlicher Wohnhäuser haben zwei Mäusehäuschen und ein hölzerner Vogelbauer für einen Kolibri (tsio) von feiner Arbeit. Mäuse (chu), besonders aus der Gegend der Stadt Siven, werden in China nicht minder als in Japan zahm gemacht. Auch Herzog August ließ Rad und Eimer des Häuschens durch weiße Mäuse in Bewegung setzen.

Endlich hat das Innere eines äußerlich lackirten Schrankes eine durchaus architektonische Einrichtung. Die durchgängig aus Elfenbein gearbeiteten Galerien, Balkons u. s. f. sind eben so architektonisch richtig und schön erfunden, als mit der unbeschreiblichsten Zartheit ausgeführt.

Je geringer die Anzahl der Gegenstände ist, aus welchen die erste Unterabtheilung gebildet wird, desto erfreulicher ist es, sie mit Leichtigkeit aus den übrigen Unterabtheilungen gewissermaßen vervollständigen zu können. Einiger Bildwerke, denen kleine Gebäude beigefügt sind, nicht zu gedenken, enthalten die reliefartigen und die gewöhnlichen Gemälde Gebäude in sehr großer Menge. Eben so kehren sie in den Gemälden wieder, mit denen das Aeußere zahlloser Geräthe verschönert ist.

Eine weit ergiebigere Belehrung über alle Eigenthümlichkeiten chinesischer Baukunst gewähren zwei Gemäldebände der chinesischen Bibliothek von überschwenglicher Pracht.

In Nr. 849 (vom allergrößten Formate) sind die verschiedenartigsten Gebäude der Stadt Kuang-tscheu-fu vorgeführt. Zuvörderst die Pagoden (Miao) Chin van ru mit dem Idole der höchsten Berge Quu lao Jue, Ja sung pao tien, Jo sing tien mit Jo te sen kim oder dem Idole des Feuers, die Pagode Kin la ru. Laut der Inschrift Chan Jua chung sin werden die Almosen auf die Erhaltung dieses Heiligthums verwendet. Ferner die Pagode Kouon yang chang, welche an einem Berge liegt, Patien die achtsäulige Pagode, Yuan quan miao Pagode der Teufel, Yu an tant nui quin quie chin, San chung, die Pagode Sin quo, bei welcher ein Brunnen ist, die Pagode Ta chun sse mit ihrer großen, in einem besondern Glockenhause hängenden Glocke, Tay Ta Tchu, Tu sing huang Pagode des Gottes, der den Dämonen befiehlt, vor welcher zwei Löwen aus weißem Materiale auf Postamenten errichtet sind, Uti tien, Yan sing tu vuang die alte Pagode des Lio so großen Kaisers, und Yay yu yang pao oder die Pagode des Meeres. Ein Heiligthum ist auch ang cung ru das Haus des ältesten Menschen.

Sehenswerth sind die Paläste des Tsong tou Vicekönigs oder Generalkapitäns der Provinz, des Quan Tcheo fou Gouverneurs der Stadt des Fou yuen.

Eben so die Häuser des Kriegsmandarinen Chom Konan, vor welchem zwei Löwen auf Postamenten sind, des You chen sse vierten Mandarinen der Provinz, und des Mandarinen Puny yun.

Unter den Thoren von Kuang-tscheu-fu erwähne ich Na men, Se men tay, Tai tu men, Tou men (im Süden) und Tsiu tun men.

Fa ta und Quon ta lauten die Namen von Thürmen.

Schön ist die nach dem Hause Ho you führende Straße.

Aus alter Zeit rühren die bei einander errichteten drei marmornen und ein hölzerner sogenannter Triumphbogen her, ferner das ähnliche Monument, welches dem Mandarinen Pai lau in der Tartarenstadt von Kuang-tscheu-fu errichtet ist.

In dem Hause des Kaisers ist die seinen Namen enthaltende Tafel niedergelegt.

Unter den Häusern der Civil- und Kriegsmandarinen ragen You chen sse und Su en hervor.

Hio chung ist die Schule der Studirenden.

In andern Gebäuden werden die Prüfungen der Studirenden gehalten und diese zu Doktoren graduirt.

Außer den Kasernen für chinesische Soldaten, z. B. im nördlichen Theile, ist eine andere zu Kuang-tscheu-fu für tartarische Soldaten.

Hierauf zeigen sich ein kaiserliches Magazin, das Haus Nyan chan sse für richterliche Aussprüche an die Schuldigen und ein Gefängniß.

In einem der Gärten, von denen Ansichten geliefert werden, sind die kleinen Inseln eines Teiches mit einer Kuh und einem Delphin verziert, vielleicht nach den Angaben europäischer Missionäre.

Während der Gemäldeband Nr. 849 theils die Außenseiten der Gebäude von Kuang-tscheu-fu, theils nur das Innere der Tempel vor Augen stellt, über deren Ausschmückung ein Abschnitt des Werkes Wen hien tcong kao verglichen werden müßte, enthalten die nicht minder prächtigen Gemälde des Bandes Nr. 851 mit den Außenseiten von Thürmen, die bald rund sind und einen äußerlichen Schneckenaufgang haben, bald eckig sind (z. B. mit 13 Stockwerken), insonderheit das Innere kostbar ausgeschmückter und meublirter Zimmer von chinesischen Palästen und Wohnhäusern. Auch über die Bestimmung mancher Gefäße der Sammlung, über den Ort der Aufstellung der in Ansehen befindlichen Gewächse wird durch diesen Gemäldeband Licht verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Mai.

Literatur.

Rouen. Hyac. Langlois, Essai sur les Enervés de Jumièges et sur quelques décorations singulières de cette abbaye. 8. 16 B. 5 Kpfr. (7 Fr.)

Berlin. Schutz vor Nachbildung von Kunstwerken. Nach dem königlichen preußischen Gesetz vom 11. Juni 1837 für Künstler und Kunstverleger erläutert von Dr. Robert Froriep. 54 S. kl. 8. bei L. Sachse u. Comp. 1839. Ein sehr zeitgemäßer Kommentar, welcher den Künstlern jede zu ihrer Sicherung nöthige Maßregel auf die leichteste Weise an die Hand gibt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Für Künstler, Kunstfreunde, christliche Theologen und Alterthumskenner.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Christliche Kunstsymbolik
und
Ikonographie.

Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniss der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern.

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl. rheinisch.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung
in Frankfurt am Main.
F. E. Suchsland.

№. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Juli 1839.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha.

(Fortsetzung.)

Die einzelnen auf Leinewand gemalten Blätter eines dritten Bandes (Nr. 848) gestatten die Einsicht in die vorderen Räume der Wohnhäuser vornehmer Chinesen. Hieran schließen sich Gemälde, die das Innere kostbar ausmeublirter Zimmer zum Gegenstand haben. In den Zimmern verweilen erst Frauenzimmer, dann Männer, zulezt beide Geschlechter zugleich.

Unter Anleitung der unermeßlich reichhaltigen Bände chinesischer Holzschnitte, Nr. 870, 872, kann man die an einander sich anschließenden Bürgerhäuser ganzer Straßen verfolgen. Während in den Wohnhäusern die verschiedensten Gewerbe ausgeübt oder auch Waaren verkauft werden, ziehen zahllose Menschen vorüber, Soldaten insonderheit in dem Bande Nr. 870.

Hinsichtlich des Schiffbaues gibt eine bunte Gondel aus Porzellan Kunde. Außerdem haben ein Vogelbauer und eine Nachtlampe Schiffgestalt. Nicht minder zeigen sich Junkes in den Wandgemälden der Sammlung. Eine ziemlich vollständige Sammlung chinesischer Wasserfahrzeuge der mannichfaltigsten Art, z. B. Yachts, Sapantins, oder, um chinesische Namen zu gebrauchen, tchiuen, leang-tchiou, long-t-tchiou, tso-tchiou — der zulezt genannten bedienen sich die Mandarinen — enthalten endlich die 95 Tafeln des Gemäldebandes der chinesischen Bibliothek Nr. 865. (Querfolio.) Es wird von den einfachsten Kähnen und Barken stufenweise bis zu yang-tchiuen, d. h. Kriegsschiffen, fortgeschritten.

2) Werke der Bildnerei.

Wenn sogar die Hellenen an bemalten und mit natürlichen Gewändern bekleideten Bildwerken Gefallen fanden, die Römer in den Atrien die Wachsbilder ihrer Vorfahren hatten und auch die neuere Kunst ihre Wachsfiguren nicht aufgibt, muß man ähnliche Bilder in dem östlichsten Wohnsitze uranfänglicher Kunsttechnik noch weit mehr in der Ordnung finden. Für uns sind die vorhandenen Bildwerke dieser Gattung, die man nach den theils natürlichen, theils mit den Körpern aus gleichem Stoffe bestehenden Gewändern in zwei Klassen theilen kann, darum von einigem Werth, weil sie einerseits Nationalphysiognomien und Trachten in völliger Treue und besser als alle andere Abbildungen vor Augen stellen, andererseits uns unterrichten, in wie fern die Verfertiger der in späteren Klassen vorzuführenden Bildwerke, insonderheit der Götzenbilder, mehr oder minder von der Natur sich entfernten. Zu diesen also gewähren sie den schicklichsten Zugang.

Ich stelle die lehrreichsten Werke der ersten Klasse voran, ungeachtet sie die allerjüngsten der Sammlung sind.

Durch die dänisch-ostindische Kompagnie verschrieb August Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg sechs im Oriente verfertigte lebensgroße Köpfe nebst der Bekleidung aller übrigen Glieder des Körpers. Diese Glieder selbst fügte der 1816 verstorbene Bildhauer Friedrich Wilhelm Eugen Döll aus Gyps hinzu. Nicht allein die unbedeckten Glieder, sondern auch die übrigen haben unter den natürlichen Gewändern fleischfarbigen Anstrich.

1) Ein blauknopfiger Mandarine, nur mit dem weißen Unterrocke, der dunkelblauen Weste und seidenen Beinkleidern. (IV. 298.) Hierzu gehöret noch ein vollständiger Anzug aus dunkelblauem Atlas, mit Gold gestickt, nebst Gürtel und Schloß.

2) Ein rothknopfiger Mandarine in vollständigem seidenem hellblauem Anzuge, welchem flügellose Lindwürmer mit Gold eingestikt sind.

3) 4) Zwei ebenfalls lebensgroße Frauenzimmer, nicht minder hohen Standes, in vollständigem seidenem Anzuge, mit ihren verkrüppelten Füßen und angemessener Fußbekleidung.

5) 6) Ein chinesischer Knabe und ein chinesisches Mädchen, beide vornehm und mit Seide bekleidet.

Aelter sind einige viel kleinere Figuren der Sammlung, aus Gyps und ebenfalls bemalet, z. B. ein Herr und eine Dame, beide sitzend. (323, 324); ein Mann und eine Frau, beide wiederum sitzend, jedoch mit beweglichen Köpfen. (VI. 61, 62.) Auch sitzende Bettler gehören hieher, dergleichen nur in Quang-tcheou-fou und in den Provinzen Chang-tong und Tche-li angetroffen werden, in den übrigen Provinzen höchst selten sind.

Ungleich reichhaltiger an lebensgroßen Figuren von Chinesen, mit ihren Nationalphysiognomien und in ihren eigenthümlichen Kostümen ist eine lange Galerie des Museums der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg. Neben den Chinesen sieht man daselbst auch Tataren, Mongolen, Perser, ja beinahe alle asiatischen Völkerschaften.

Das Behagen an Bildwerken, denen auch die natürliche Farbe nicht fehlt, führte die Chinesen noch einen Schritt weiter, zu Automaten. Eines der Figürchen dieser Klasse reitet auf einem löwenköpfigen und schuppigen Pferde aus vergoldetem, theilweise bemaltem Bleche, vielleicht dem schon in dem Kommentare Tschuhi zu des Kung-fu-dsii Lün-yu erwähnten Thiere, ein Mann auf einem Hirsche, das Frauenzimmer auf einem Pferde. Eines ahmt die Bewegung eines Schwimmenden nach. Durch noch künstlichere Automaten suchten die Missionäre den Kaiser Kao-tsoung Chun Hoang-ho, welchen Ehrennamen er im Saale der Vorfahren führt, zu unterhalten.

Indem wir jezt zu Gegenständen übergehen, die des Namens Kunstwerke würdiger als die zulezt aufgeführten sind, eröffnen wir ihre Reihe durch eine große Kostbarkeit, die früher zu Arnstadt aufbewahrt wurde, durch Herzog Friedrich II. aber dem Grafen von Schwarzburg für 2000 Thaler abgekauft wurde.

Eine zwei Zoll acht Linien hohe Bildsäule aus einem halb durchsichtigen Edelsteine stellt einen Mann dar, dessen sehr hoher, wenig behaarter und unbedeckter Kopf vorwärts gebückt ist. Seine vor der Brust übereinandergelegten Hände scheinen zugleich das Gewand zu halten, mit dem er von den Schultern bis zu den Füßen bekleidet ist. Während für das Gesicht und den Kopf überhaupt der weißliche Theil des Steines benuzt ist, sind alle übrige Glieder aus dem blaulichen Theile desselben verfertigt. Unten ragen die goldenen Schuhe hervor. Das Ganze wird von einem silbernen, vergoldeten und mit Edelsteinen besezten Postamente getragen.

Der Stein, den man für einen unreinen Saphir gehalten hat, dürfte mit demjenigen übereinstimmen, der auf Ceylon gefunden wird, und Malabarisch Nilem, Cingalisch Nile heißt. Von diesem wird aber der berühmte und überaus kostbare Stein Yu-ché nicht verschieden seyn, der aus dem Bezirke Tai-ton-fou in der Provinz Chane-si und vom chinesischen Gebirge Yn yu chan bezogen wird, wo nach einer Sage der Vogel Fong hoang oder der chinesische Phönix zu seiner Auffindung beigetragen haben soll. Wie sehr die Chinesen diesen Stein schätzen, geht aus der Anwendung desselben zum kaiserlichen Siegel hervor. Viele andere Zeugnisse für die Kostbarkeit des Yu-ché stellte Hagar zusammen.

Der sehr hohe Kopf, so wie die vorgebückte, hockende Haltung ist mit der überaus großen Menge männlicher Bildsäulen aus Agalmatolith, die wir später vorführen werden, ziemlich im Einklange. Etwaige Abweichungen erklären sich leicht aus der beschränkten Größe und Gestalt des zu Gebote stehenden kostbaren Materials. Sollte diese Figur wirklich den Cong fou tsée darstellen, so müßte das bekannte in Kupfer gestochene Bildniß des Philosophen höchst untreu seyn.

Bildwerke aus Agalmatolith, größtentheils religiöser Art. Einleitung.

Der Kaiser allein, als die Spitze des Staatsganzen, verehrt als Sohn des Himmels (Thian-tseu) oder Gottes, die allgemeine Macht des Thian oder Himmels, wie solche in kolossalen Statuen dargestellt ist, die man in europäischen Sammlungen vergebens suchen dürfte. Dagegen haben die Individuen und Provinzen Genien, welche dem Kaiser als eigentlichem Gesetzgeber für den Himmel, unterworfen sind. Sie stehen, Beamten gleich, in dem jährlich erscheinenden Reichsadreßbuche, * und werden, wenn ein Unglück geschieht, wie Mandarinen abgesezt. ** Die Genien sind nicht selten scheußliche Götzenbilder, in denen nichts Geistiges sich darstellt, so daß sie fast noch außer dem Bereiche der Kunst liegen. Jedes der fünf Elemente hat seinen durch Farbe unterschiedenen Genius. Eben so werden die Winde, Blitz, Donner, Regen, Quellen, Ackerland, Saat, Ernte, Krankheiten der Menschen, langes Leben, auch Krieg und Frieden zu Gottheiten gemacht, deren jede einen kleinen Altar und Bilder hat. Außerdem hat jedes der vier Meere (sse hai), von denen China angeblich umgeben ist, jeder Berg und Fluß, jede Provinz und Stadt einen Genius.

Xin und Quei oder Schin und Kuei heißen alle guten Geister, die zur Glückseligkeit des höchsten Wesens

* In Tunkin erhalten sie vom Kaiser förmliche Diplome. De la Bissachère, Gegenwärtiger Zustand von Tunkin. Weimar. 1813. S. 259.

** Interessante Vorgänge der gerichtlichen Belangung, Bestrafung und Beschimpfung solcher Götzen in Giou. Gonzales di Mendozza Gistoria. in Vinegia. 1587. 8. p. 62, in Le Comte, in de Mailla T. XIII. p. 568—590, du Halde II. 58, Winterb. I. 2. S. 125 — 128, Barrow. Trav. p. 471 sq. — Eben so verfahren die Bewohner der Insel Ceylon mit ihren Götzen. Rob. Percival's Beschreibung von Ceylon. Leipzig. 1803. S. 152.

erhoben worden sind. Ebenso sind die höheren Geister von jedem Range und die vortrefflichen Vorfahren.

In dem Ahnendienste der Vorfahren beruht die zweite Hauptseite des chinesischen Kultus. Krieger und andere berühmte Menschen, wie Kaiser, wurden zu Halbgöttern gemacht.

Wie groß die Zahl der Götzen von der bisher behandelten Art sey, kann man daraus schließen, daß nach der Nachricht des Schottländers Dav. Wricht die Chinesen auf Tayowan und Formosa allein ihrer 72 verehrten.

Aber auch dem Schattenlande sind Götzen, wie Po-sa (Schattenbeherrscher) vorgesezt. Aeltere Reisende erwähnen drei Höllengeister Tytsuqui, Jamkoen und Jamtou-wi. Solcher Art scheint der von Dapper erwähnte Ti-Can gewesen zu seyn. In Kuang-tscheu-fu, woselbst der den Dämonen befehlende Gott verehrt wird, werden wir die Pagode der Teufel antreffen.

(Beschluß folgt.)

Bemerkungen.

In guten Landschaften, namentlich niederländischen, sehe ich meist den Himmel so betont, wie er mir an nicht sonnenhellen Tagen beim Eintritt der Dämmerung erscheint, eine Wahl, wozu sich ein Neuerer nicht entschließen könnte. Dennoch macht es im Bilde die natürlichste Wirkung. Diese Tageszeit und Beleuchtung hat die Alten vielleicht auch zur Auffassung der Bäume, die sich dann auf's Bestimmteste am hellern Himmelsraum abheben, geführt. Ueberhaupt kann der Maler der bunten Natur am besten dann beikommen, wenn sie durch die Nacht ihre Farben dämpft. Das Bild wird noch immer kolorirt genug. Eine Nachahmung der bunten Taghelle führt unfehlbar zum Grellen, Schreienden.

Ist bei den historischen Gemälden und Porträts der ältern Italiener nicht derselbe Fall?

* * *

Die Anwendung des schwarzen Spiegels zu einem ähnlichen technischen Vehikel hat auch Goethe empfohlen. Der Liebhaber kann sich zu seinem Vergnügen ein handsames konvexes Glas, etwa ein Brennglas mit Tusch anschwärzen und in der Natur bei sich führen. Es wird mehr oder weniger verkleinern, und die Landschaft als ein überraschend ansprechendes malerisches Bild wiedergeben. Weil der schwarze Grund lichtsaugend den ganzen Ton herunterstimmt, so erscheint dieser so gemildert, daß der Maler mit seinen Erd- und Pflanzenfarben ihm beikommen kann. Frappante Beleuchtungen stellen sich außerordentlich pittoresk dar. Der Künstler und Liebhaber gewöhnt sich dann an ein malerisches Anschauen und Auffassen der Außenwelt, das ihn auch dann nicht verläßt, wenn er diese ohne den Spiegel betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Mai.

Literatur.

Leipzig. Historischer Versuch über den Straßburger Münster. Von Louis Schneegans. Aus dem Französischen übersezt von M. Lobegott Friedrich Constantin Tischendorf. — Diese Uebertragung des im Jahr 1836 in der Revue d'Alsace erschienenen und zugleich besonders abgedruckten Originals steht in der Zeitschrift für historische Theologie, herausgegeben von Dr. Illgen, 1838. Neue Folge, 2r Band, 4s Heft, S. 90 — 142.

Frankfurt. Christliche Kunst-Symbolik und Ikonographie. Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniß der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. Herrmann'sche Buchhandlung, 1839, gr. 8. S. 222.

Stuttgart und Tübingen. De Protestantismo artibus haud infesto scripsit Carolus Grüneisen. Typis et sumtibus J. G. Cottae. gr. 4. S. 28.

Nekrolog.

Rom. Am 13. dieses ist der Kardinal Fesch (geboren zu Ajaccio den 3. Jan. 1763) nach längerer Krankheit hier gestorben. Durch die Galerie, welche er sammelte, hätte er schon allein Anspruch auf europäischen Ruf. Sie wurde in Zeiten gebildet, wo die Käufer selten waren, ungefähr wie der Inhalt der Antikensäle in München. Sie ist vollständiger und unterrichtender, als irgend eine Privatgalerie und die Mehrzahl der öffentlichen, zählt viele Kapitalbilder, und war besonders wegen ihrer herrlichen Niederländer ein wahrer Schaz für Rom, welches sonst nicht viel von jener Schule besizt. Sie mag über 2000 Nummern enthalten. Unzählige Kirchenbilder geringern Werthes, in Gesammtankäufen miterworben, hat der Kardinal den katholischen Kirchen Amerikas zum Geschenke gesendet. Er verstand sich auf Gemälde genau, bis in die Feinheiten des Kunsthandels und der Restauration, und machte auf die liebenswürdigste Weise selbst den Führer hoher Fremden in seiner Galerie, wo er zuweilen mit vieler Feinheit die Aufmerksamkeit von Bildern abzuleiten verstand, welche wohl wegen ihres Kunstwerths, nicht aber gerade wegen des Dargestellten berufen waren, der Sammlung eines Kirchenfürsten einverleibt zu seyn. Leider soll einer testamentarischen Verfügung zufolge die Galerie verauktionirt werden.

Florenz. Am 18. Mai starb hier die lezte Schwester Napoleons, Caroline Mürat, einst Königin von Neapel, geboren zu Ajaccio den 26. März 1782. Nach dem Tode Mürats nannte sie sich bekanntlich Gräfin von Lipona (Napoli). Die Verstorbene hinterläßt zwei Söhne, Achille und

Lucian Mürat, beide gegenwärtig in Amerika, und zwei Töchter, die Marquise Pepoli in Bologna und die Marquise Rasponi in Ravenna. Bekannt sind die in ihrem Besitz gewesenen vortrefflichen Sammlungen antiker Münzen und großgriechischer Vasen. Die erstere ist in das kaiserliche Kabinet in Wien, die andere in die Sammlung des Königs von Bayern übergegangen.

Mühlhausen. Der ausgezeichnete Lithograph Engelmann, welcher die Lithographie in Frankreich einführte, ist am 25. April hier gestorben.

Berlin, 1. Mai. Am 29. April starb hier der Hofrath Taubert, Maler und Mitglied der königl. Akademie der Künste, im Alter von 84 Jahren. Sein Talent im Fache der Miniaturmalerei übte er mit Beifall im Auslande, und ward nachdem Vorsteher der Malerei bei der hiesigen königl. Porzellanmanufaktur. Seine Pflichttreue, sein heller Verstand, seine Gutmüthigkeit erwarben ihm die allgemeine Achtung und Freunde.

Nachrichten vom Juni.

Persönliches.

Athen, 15. Mai. Der Architekt Ludwig Lange aus Darmstadt ist zum griechischen Baurath ernannt worden.

Rom, 1. Juni. Der Professor Ritter Zahn ist aus Neapel und der Architekturmaler Prof. Schulze aus Danzig nach einer zehnjährigen Abwesenheit wieder hier eingetroffen.

Paris, 20. Juni. Herr Didron, Sekretär des historischen Ausschusses für Künste und Denkmäler, ist im Begriff nach Griechenland abzureisen. Sein Zweck ist Studium der griechisch-christlichen Religion in ihrer Architektur, Skulptur, Malerei und ihrem Kirchenritus. Er will die Diöcese besuchen, welche Mistra (Sparta) zur Metropole hat, das Erzbisthum Athen, die apokalyptischen Kirchen von Smyrna, Ephesus, Milet und das Kloster vom Berge Athos. Zwei Zeichner werden ihn begleiten. Er reist mit Unterstützung des Ministeriums.

Durch eine Ordonnanz vom heutigen Datum wurde Herr Daguerre zum Offizier der Ehrenlegion ernannt.

Der englische Maler Wylde hat wegen seiner schönen, auf der hiesigen Ausstellung vorhandenen Gemälde, besonders der Ansicht von Venedig, von Sr. Majestät dem Könige eine goldene Medaille erhalten.

Der Maler Biard wird nächstens mit seiner Frau eine Reise nach der Insel Spitzbergen antreten.

Herr Lemaire, welcher vor Kurzem nach Rußland abgegangen ist, um die Skulpturen für die Hauptfronte der Isaakskirche zu modelliren, hat vorher noch alle seine wichtigsten Arbeiten vollendet: die Statue Kleber's und Ludwigs XIV. für das Museum von Versailles, und das Modell und Basreliefs für die Säule von Boulogne: „die erste Vertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion durch Napoleon" darstellend. — Tony Johannot geht in diesen Tagen nach Deutschland ab, um daselbst einen Theil des Sommers zuzubringen.

Wien, 15. Juni. Es halten sich gegenwärtig die beiden berühmten Mailänder Künstler, der Bildhauer Marchesi und der Dekorateur Sanquirico hier auf. Ersterer brachte, dem Vernehmen nach, nicht weniger als 26 Kisten mit Erzeugnissen seines Meißels mit, darunter eine Venus, die er dem Kaiser zu verehren die Absicht haben soll.

München, 14. Juni. Der Maler Schney aus Paris, dem zu Ehren die hiesige Akademie der Künste ein glänzendes Mahl veranstaltet, hat unsere Stadt wieder verlassen. Er kehrt von einer dreimonatlichen Reise aus Italien nach Frankreich zurück.

Schwanthaler hat jezt selbst gemeldet, daß er sich in der Besserung befinde; von einer vollständigen Wiederherstellung ist aber noch nicht die Rede.

Der geheime Rath v. Klenze und Prof. Peter Heß sind wohlbehalten in St. Petersburg angelangt, wie ihre Briefe vom 31. Mai besagen.

Koburg, 12. Juni. Fräulein Luise von Meyern, welche sich in Florenz der Bildhauerkunst widmet, verweilt seit verflossenem Winter hier zum Besuch bei ihren Eltern (ihr Vater ist herzoglicher Oberhofmarschall). Sie wird in einigen Wochen wieder nach Rom zu ihren künstlerischen Studien, welche sie in den Sammlungen und Ateliers stets in Männerkleidung macht, zurückkehren.

Berlin, 19. Juni. Der Historienmaler Jul. Hübner ist von Sr. Majestät zum Professor ernannt worden.

Kopenhagen, 31. Mai. Thorwaldsen ist zum Ehrenmitglied der Maßmannschen Sonntagsschulen, die seit dem 4. Mai 1800 bestehen und seitdem 8485 Zöglinge gehabt haben, ernannt worden.

London, 30. Mai. Der Großfürst Thronfolger hat den Miniaturmaler Chalon mit der Ausführung seines Porträts, Herrn Bozzoni mit der seiner Büste und die Herren Storr und Mortimer mit der Medaillirung seines Bildes beauftragt.

Technisches.

Paris, 5. Juni. Herr E. Gubin ist der Erfinder einer neuen Anwendung der Lithographie, welche von großer Wichtigkeit zu werden verspricht. Schon im Jahr 1833 wurde sein Verfahren von einer durch die Ministerien des Innern und der öffentlichen Arbeiten eingesetzten Kommission geprüft, und da diese günstig berichtete, ließ sich der Erfinder dieselbe patentiren. Dieses sogenannte Drucken mittelst chemischen Abklatschens gestattet, Druck- und andere Schrift, kolorirte oder schwarze Zeichnungen, alte Kupferstiche, flache oder erhabene Darstellungen augenblicklich auf Stein oder Metall überzudrucken. Das unter dem Namen Litho-Typographie im Journal des Débats vom 1. Juni von Herrn Barrière, als die Erfindung der Gebrüder Dupont pomphaft angekündigte Verfahren, ist einer in demselben Journale vom 5. Juni enthaltenen Reclamation des Herrn E. Gubin zufolge, nichts anderes, als eben dieses Abklatschen auf chemisch-präparirte Platten.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 59.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 23. Juli 1839.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha.

(Beschluß.)

Da die Untersuchung über die religiösen Bildwerke der Chinesen nur von den kolossalen, in europäischen Sammlungen nicht vorhandenen Statuen ihrer Tempel ausgehen kann, ist es uns höchst willkommen, daß der schon erwähnte Gemäldeband der chinesischen Bibliothek Nr. 849 mit den zu Kuang-tscheu-fu befindlichen Tempelgebäuden einige der von ihnen umschlossenen kolossalen Götzenbilder wenigstens in Abbildungen vor Augen stellt.

Der Tempel des Idoles Tay Souy enthält dreizehn Bildsäulen, dergestalt, daß drei in der Mitte nebeneinander und je fünf zu ihren Seiten sitzen. Große überaus bunte Figuren sitzender Männer, welche Schwerter halten, zeigen sich in der Pagode Tay Fa Tchu. Da derjenige, von welchem Schlange oder Fisch gehalten wird, im Gesichte blau, die übrigen grün, roth und weiß sind, dürften sie auf die Elemente sich beziehen.

Seitwärts von dem auf einem Postamente sitzenden Quing Cang Am, dem großen Idole aus Gold, stehen in dem diesem zu Kuang-tscheu-fu errichteten Tempel Quante-Cong und auch sein schwarzer Stallmeister Tchin-Tchieu, beide auf besondern Postamenten.

Außerdem sizt in der Pagode Vti tien zu Kuang-tscheu-fu der Quante-Cong als Hauptgottheit, während sein schwarzer Stallmeister Tchin-Tchieu auf einem besonderen Postamente sizt. In Bezug auf später vorzuführende Kunstwerke des Museums muß folgende Erörterung eine Stelle finden.

Gonzalez di Mendozza spricht sehr umständlich von einem Könige und Kriegshelden Vitei, dem eine außerordentlich große Anzahl von Erfindungen, z. B. des Schiff- und Hausbaues, des Zusammenwohnens derer, die gleiche Gewerbe trieben, zugeschrieben wurde. Seinen Stallmeister nennen Marco Paolo von Venedig Lincheou, Gonzalez Linchicone. Spätere Reisende, welche die Hauptperson Quante-Cong, den Stallmeister und Waffenträger Tsieut song oder Tchin-Tchieu nennen, berichten, jener werde von den Chinesen so hoch geehret, daß jeder, die Fischer und Seeleute ausgenommen, sein Bild im Hause habe, der in vielen Städten, sogar in Tunkin, befindlichen Tempel nicht zu gedenken.

Sowohl in den Kupferstichen, die der alten Reisebeschreibung beigefügt sind, als in einem rouleauartigen Gemälde des chinesischen Kabinets zu Gotha (IV, 33) sizt Quante-Cong an einem Tische. Der schwarze Tchin-Tchieu, mit einem Schwerte bewaffnet, steht hinter ihm und stüzt sich auf das einer Sense ähnliche Haumesser. Bisweilen soll noch sein Diener Quanpieng beigefügt seyn.

Um die stehende Bildsäule eines Mannes zu übergehen, der mit den Händen auf ein Schwert sich stüzt, umschließt eine Pagode zu Kuang-tscheu-fu den vielarmigen Gott Tao mu. Vor den Bildern von fünf sitzenden Chinesen sind in der wegen ihres Glockenhauses schon erwähnten Pagode Ta chun sse fünf Ochsen, weil jene Männer, als sie die Pagode betreten hatten, in diese Thiere verwandelt worden waren. — Die Hauptfigur in Puan quan miao, der Pagode der Teufel, ist ein sitzender blaugekleideter Mann mit schwarzer Kopfbedeckung. Links von ihm steht ein Mann mit schwarzem Ochsenkopfe, rechts ein anderer mit weißem Kalbskopfe. Endlich stehen zu den beiden Seiten des vor der Hauptfigur errichteten rothen Altars zwei rothgekleidete Männer auf viereckigen Postamenten.

Von der Pagode Jo sing tien wird Jo be sen kim das Bild des Feuergottes umschlossen. Vorhanden sind ferner Jav yu pang pao, die Pagode des Meeres, Ju chang ang das größere Idol der Erde, Quin cang am das große Idol von Gold, Quanti miao das Idol der für alle Menschen fürbittenden Gottheit, endlich die blau- und grüngekleidete sitzende Bildsäule des ältesten Menschen in seinem Hause Ang cung ru.

In anderen chinesischen Städten findet man Beispiels halber die Gottheiten Sapatlohong, Quang-to, Ouhait-ho, Coun-yam, T'ont-hay, Mantsu, deren Tempelhüter Ci-tay-tyem-cong heißen. Die Bibliothek van Braam's enthielt Abbildungen der Gottheiten der Güte, des Wohlstandes, der Fruchtbarkeit, der Unsterblichkeit, so wie der Gottheiten, die gegen Ungerechtigkeit schützen und aus Verzweiflung retten.

Schon vor mehr als hundert Jahren gelangten viele aus Speckstein verfertigte Figürchen (magots) und einige wenige eherne aus der zu Arnstadt befindlichen Sammlung in die damalige Kunstkammer zu Gotha. Eine enorme Anzahl solcher Figürchen aus Speckstein wurde mit den übrigen Gegenständen des chinesischen Kabinets unter Herzog August angekauft. Endlich rühren einige aus v. Anthing's Sammlung her.

Bei Gelegenheit der ehernen, die mit den specksteinernen ziemlich gleichen Charakter haben, kann gesagt werden, daß Timkowski auf dem Hofe des Klosters Chuanssi zu Pekin eine Gießerei besuchte. Bilder von verschiedener Größe, die man hier goß (chü), und vergoldete, wurden durch die ganze Mongolei verführt. Neben ihnen standen bei Mongolen und Chinesen andere in Achtung, welche aus Tibet, dem Hauptheiligthume des schigemunischen Glaubens, bezogen wurden.

Das Vaterland der steinernen Figuren dürfte da zu suchen seyn, wo das Hauptlager der so ungemein leicht zu bearbeitenden Steinart ist, angeblich in der Nähe von Kiang ning fu. Sie wird gewöhnlich unter der allgemeinen Gattung Talk begriffen, und hat bei den Europäern eine große Anzahl von Namen erhalten: Agalmatolith, Bildstein, Gemmahuja, koreïte, lardite, pierre de Lard, pierre à magots ou à sculpture, Pagodite, Speckstein aus China, Stéatite, Stéatite Pagodite, Figure Stone, Talc glaphique.

Mißlich ist es zu entscheiden, ob der Bildstein mit Hiung Hoang identisch ist, welche Steinart in Yun nan und noch in anderen, auch nördlicheren Provinzen, wie Chen si gefunden wird oder mit dem sehr vielfarbigen, vom Gebirge Tien fung bezogenen und zu Ta li fou verarbeiteten Steine. Gegen die vom Grafen von Veltheim zwar scharfsinnig durchgeführte, aber immer seltsame Behauptung, die Vasa murrina, welche Hieron. Cardanus, Jul. Cäs. Scaliger und Joseph Scaliger für chinesisches Porzellan gehalten hatten, seyen nichts anderes gewesen, als Gefäße aus chinesischem Bildsteine, dergleichen das Gothaische Kabinet neben den menschlichen und Thierfiguren in sehr ansehnlicher Menge enthält, schrieben Roloff und Fr. Thierich. *

Einige der Figürchen aus Bildstein halte ich für Hausgötzen, die der Besitzer vielleicht sogar auf Reisen bei sich führte. Europäer, die in den Jahren 1655 bis 1657 China durchzogen, fanden nicht allein in den Bürgerhäusern Götzenbilder, sondern auf allen Gassen, auf allen Schiffen und in allen Palästen. Am Neujahrsfeste pflegen die Chinesen über den Thüren ihrer Häuser Hausgötzen auszustellen. Hinsichtlich der Mehrzahl der übrigen stelle ich die Vermuthung auf, daß sie darum in so großer Menge verfertigt wurden, um als eine Nebenzierde der, oft sehr kolossale, aus Erz gegossene Götzenbilder umschließenden, Tempel zu dienen, wie die hundert und zwölf Bilder, die Geronimo Marino in einem Tempel sah, wie ferner die große Zahl der Josbilder, welche in den Höhlen des Tempels Kik-lok-tsay-kay aufgestellt sind, die fünfhundert Götter und Genien in der Pagode am See Sy-hou und die sechs Zoll hohen Josbilder im Tempel Man-fat-tin oder der Pagode der zehntausend Götzenbilder. Vielleicht sind dieses die Bilder guter und böser Geister, hinsichtlich welcher Barrow vermuthete, man habe durch sie die mannichfaltigen Leidenschaften, denen die menschliche Natur unterliegt, oder die verschiedenen Zustände des menschlichen Lebens darstellen wollen. So stünden auf der einen Seite der Tempel Heiterkeit, Liebe, Freude, also die angenehmen Empfindungen, die guten Geister; an der anderen Schwermuth, Haß, Leid, also die Gegensätze jener angenehmen Empfindungen, die bösen Geister. Nur habe man diese Bilder, die man die der Unsterblichen nannte, zugleich auch als Denkmäler für Verstorbene persönlich gedeutet.

Endlich möchte das eine und das andere Bildwerk auch zum Behufe der häuslichen Ahnenverehrung in dem Tse fang benannten Lokale, so wie in den dsung miáo angefertigt worden seyn.

Insofern die vorhandenen Bildwerke religiöser Art sind, werden sie aus der Sekte der Tao-ssé hervorgegangen seyn, deren Gründer Lao-kium oder Lao-tsé war. Auch die beschwerliche Körperhaltung und das Grimassenhafte einiger Bilder läßt aus dem Benehmen der Tao-ssé sich erklären. Einen sehr verschiedenartigen Charakter, der im Allgemeinen der indische ist, haben die Bilder der Sekte der Anhänger des Gottes Foe oder Fo, dessen Priester den Namen Ho-schang führen. Erwägen wir nun, daß Anhänger der Tao-ssé zur Fosekte übergingen, so wurden offenbar die vorher von ihnen verehrten Bildwerke außer Kurs gesezt. Aehnliches mußte sich ereignen, wenn z. B. einer der Sien-gin der Züchtigung und Absetzung sich schuldig gemacht hatte, so daß sein Tempel niedergerissen wurde, oder wenn durch das Aussterben einer Familie die ihr angehörigen Götzen keine Anbeter mehr hatten. Als unnützes Gerümpel werden die gewinnsüchtigen Chinesen die verlegene Waare zu Tausenden an

* Ueber die Vasa murrina der Alten. Abhandlung der philologischen Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 1. München. 1835. S. 413 – 506.

Europäer verkauft haben. Daher stimmen mit den alten Specksteinfigürchen, die schon im Laufe des 17ten Jahrhunderts nach Europa gelangten, die Götzenbilder überein, welche Peter de Gojern, Jakob Keiser und Johann Neuhof 1655 — 1657 überall in China angetroffen haben, wogegen spätere Reisende nicht sie, sondern völlig verschiedene erwähnen.

Das hier Vorgetragene gilt nur von den religiösen Talkbildern, d. h. den Bildsäulchen der Sien=gin, an welche auch etwaige Darstellungen von heiligen Lamas und Bettelbonzen sich anschließen würden. Offenbar aber sind nicht alle Talkbilder für die Gottesverehrung in Tempeln angefertigt, sondern bisweilen zu gewöhnlichem Schmucke von Mandarinenhäusern und ähnlichen Zwecken niederer Art.

Der Eindruck, den diese enorme Menge von Bildwerken in dem an Erzeugnisse unserer vollendeten Kunst gewöhnten Betrachter erreget, ist ungefähr so, wie wenn man aus Sälen, die mit griechischen Kunstwerken gefüllt sind, zu egyptischen übergeht. Man muß, aller Vergleichung mit abendländischen Erzeugnissen sich entschlagend, sie lediglich als Dokumente der niedrigen Stufe geistiger Kultur auffassen, auf welcher das ewig kindisch bleibende Greisenvolk beharrt.

Nutzbar wird eine gedrängte Beschreibung der chinesischen Bildwerke des Gothaischen Museums schon aus dem Grunde seyn, weil außer den wenigen Abbildungen chinesischer Gottheiten, welche den im Laufe des 17ten Jahrhunderts erschienenen Reisebeschreibungen, z. B von Neuhof oder Athanas. Kircher's Werke beigefügt sind, dem Abendlande nichts anderes zu Gebote steht. Ungeachtet nun diese Abbildungen im höchsten Grade untreu und schlecht, ja erbärmlich sind, wurden doch in den Kupferwerken des 18ten und 19ten Jahrhunderts immer nur sie wiederholt, ohne daß irgend etwas Neues benuzt und hinzugekommen wäre. Offenbar haben weder die Herausgeber der Histoire des religions, noch Ferrario die geringste Kunde von den zahlreichen chinesischen Gottheiten gehabt, die theils in dem Gothaischen Museum, theils hier und da in andern Sammlungen aufbewahrt werden.

Um nun diese enorme Zahl asiatischer Bildwerke, die chaotisch genug aufgestellt sind, zu ordnen, lege ich folgende Klassifikation zu Grunde:

Männliche Figuren. a) Gruppen. b) Einzelne Figuren.
Weibliche Figuren. a) Gruppen. b) Einzelne Figuren.
Kinder.
Anbetende, auf dem Bauche liegend.
Thiere.
Landschaftliche Darstellungen.
Laubwerk.
Wasserfahrzeuge.

Die geringe Zahl der ehernen Bildwerke werde ich unter die aus Agalmatolith verfertigten vertheilen, bildsteinerne mit Laubwerk und Thieren verzierte Gefäße aber unter den Geräthen erwähnen.

Nachrichten vom Juni.

Technisches.

Paris, 1. Juni. Sir John Herschel, der sich ebenfalls viel mit der Photographie (Heliographie) beschäftigt hat und jezt hier auf Besuch ist, gelangte durch Hrn. Arago zur Ansicht einiger von Hrn. Daguerre gefertigten Photographien und erklärte, daß im Vergleich mit diesen Bildern Talbot nur Nebel liefere, ja daß zwischen beiden ein Unterschied sey, wie zwischen Sonne und Mond.

Kunstausstellungen.

London, 7. Juni. Die Gesellschaft der Maler in Wasserfarben hat ihre 35ste Ausstellung eröffnet, welche 545 Bilder enthält. Harding (Ansicht des Gardasees), de Wint, Calcott (Genfersee), Prout (Scene nach einem Sturm), Nash (Kirchenportal in Louvient) und Varley (Carisbrook-Castle, auf der Insel Wight) scheinen das Beste geliefert zu haben. Eine Zeichnung von Cattermole, „bewirthete Wanderer," wird sehr bewundert.

Aachen, 1. Juni. Durch die Vermittlung des Düsseldorfer Kunstvereins wird noch in diesem Sommer im hiesigen Kaisersaale eine Kunstausstellung veranstaltet werden.

Köln, 20. Juni. Unsere jezt eröffnete erste Kunstausstellung wird stark besucht. Großen Beifall findet eine aus Paris eingesandte Landschaft von Achenbach.

Frankfurt, 21. Juni. Auf unserer seit vorgestern geschlossenen Kunstausstellung wurden im Ganzen für etwa 10,000 fl. Gemälde verkauft.

Halberstadt, 10. Juni. Unsere zehnte Kunstausstellung wird Mitte Juni eröffnet. Lessing's „Ezzelin von Padua," A. Schrödter's „Falstaff," seine Rekruten musternd, Steinbrück's „Anbetung der Könige und Hirten," Achenbach's „Seesturm an der englischen Küste," und einige kleinere Gemälde von Gaertner und Krause in Berlin, Schnorr in München, Eterlin in Mailand rc. werden noch dazu kommen

Stettin, 1. Juni. Die am 27. April d. J. eröffnete Kunstausstellung ist am 20. Mai geschlossen und enthielt im Ganzen 541 verschiedene Kunstwerke. An Eintrittsgeldern sind, à 5 Sgr., im Ganzen 1585 Thlr. Cour. eingenommen. In den Privatbesiz gingen 39 Gemälde über; unter den Käufern sind fünf Staatsbeamte, alle übrigen bemittelte, zum Theil reiche Kaufleute, die sich vorzugsweise durch einen schönen Sinn für Kunst und Wissenschaft auszeichnen. Der Kunstverein hat 27 Gemälde, Aquarellen rc. um den Werth von 1460 Thlr. angekauft; von dieser Summe aber auch für die Vereinsmitglieder eine Lithographie nach Rosenfelden's „Arthur und Hubert" besorgt.

Lübeck, 20. Juni. Seit dem 11ten ist unsere Kunstausstellung eröffnet, wozu die Katharinenkirche ein sehr vortheilhaftes Lokal darbietet. Der ausgegebene Katalog zählt bereits 583 Nummern. Außer Bendemann's Jeremias und Lessings Hussitenpredigt bewundert man zwei treffliche Arbeiten unsers Overbeck, ein Familiengemälde und eine Sepiazeichnung (Madonna mit dem Kinde) aus hiesigem Privatbesitz.

Berlin, 16. Juni. Die Düsseldorfer Schule wird die diesjährige große Herbstausstellung mit einer bedeutenden Reihe ihrer Kunstprodukte bereichern, und der Gedanke an eine fortdauernde Absonderung derselben von der hiesigen ist also glücklicherweise vollkommen beseitigt. So viel ist gewiß, daß die Ausstellung von lauter Düsseldorfer Bildern zu einer nähern Vergleichung derselben mit einander geführt hat, die den Talenten zweiten Rangs sehr zum Nachtheil gereicht. Einige der auf der hiesigen Ausstellung der Düsseldorfer Schule befindlichen, an sich gar nicht üblen Bilder, die auf der großen Ausstellung in anderer Nachbarschaft sich gut behauptet und Interesse erregt haben würden, verschwanden hier neben den Meisterbildern Lessings gänzlich. Auch aus diesem Grunde ist es wünschenswerth, daß die Künstler Norddeutschlands und insbesondere Preußens fest zusammenhalten.

Die am 11. d. M. eröffnete Ausstellung der Arbeiten der Eleven der königlichen Akademie der Künste, so wie der Kunst- und Gewerbeschulen gibt ehrenvolles Zeugniß von gelungenem Fortstreben im Fache der Kunst. Denjenigen Eleven, welche ihren Kursus bereits Ende vorigen Jahrs geschlossen haben, wird eine öffentliche Produktion ihrer Arbeiten bei Gelegenheit der diesjährigen großen Kunstausstellung gestattet werden.

Wir haben jezt hier eine französische Kunstausstellung im Großen. Dem Kunsthändler Kuhr ist es nämlich gelungen, Zusendungen von allen Pariser Malerschulen und von den berühmtesten Meistern zu erhalten. Diese Bilder sind im Hôtel de Russie gegen ein Eintrittsgeld von 4 Gr. Cour. ausgestellt.

Versteigerungen.

Dortrecht, 1. Juni. Die bereits erwähnte Versteigerung der Bilder und Zeichnungen des verstorbenen Schotel hat den glänzendsten Erfolg gehabt. Namentlich sind die Bilder des Künstlers mit hohen Preisen bezahlt worden, und der englische Botschafter im Haag, Sir E. Disbrowe, soll allein 15 derselben erstanden haben. Erst kürzlich ist ein Bild von demselben Meister, das nach Berlin verkauft worden war, mit beträchtlichem Gewinn nach Holland zurückverkauft worden.

London, 2. Juni. Bei einer der lezten Versteigerungen eines Theils der Privatgalerie des Hrn. J. Knight wurden für 26 Bilder zusammen 3950 Pfd. Strl. (26,750 Thlr.) gelöst. Unter diesen ging eine Landschaft von Cuyp für 1060½ Pfd. St., zwei Genrebilder von Teniers für 550 Pfd. St. und ein Noli me tangere von Albano für 575 Pfund Sterl. weg.

Akademien und Vereine.

Basel, 1. Juni. Die schweizerische Künstlergesellschaft hat den Plan gefaßt, in den vier größten Städten der Schweiz Kunstausstellungen, wie die der deutschen Kunstvereine, zu veranstalten.

Wetzlar, 30. Mai. Gestern hielt der hiesige Verein für Geschichte und Alterthumskunde seine 6te Jahresversammlung. Der erste Vorstand, Dr. Wigand eröffnete die Sitzung und theilte, nach dem Generalbericht, eine Geschichte der Gründung der hiesigen denkwürdigen Domkirche mit. Er bewies, daß die berühmte Grabschrift der angeblichen Erbauer der Kirche, Udo und Hermann, aus dem ältern fränkischen Hause, vom J. 790, Erdichtung und Machwerk einer spätern Zeit sey. Er versprach, mit Hülfe sachkundiger Freunde, nächstens eine kunsthistorische Abhandlung über dieses Gebäude zu liefern, von welchem Hofbaudirektor Moller zu Darmstadt ihm geschrieben, daß es die größte Beachtung verdiene, da es allein hinreiche, um den ganzen Gang der deutschen Baukunst von der ältesten christlich-römischen Periode bis zur ganz ausgebildeten gothischen und eigentlich deutschen Kunst deutlich zu erkennen. Besonders wichtig seyen an demselben die Uebergänge aus dem älteren Rundbogenstyl in den spätern Spitzbogenstyl des 13ten Jahrhunderts. Prof. Dr. Nebel trug eine Geschichte und Beschreibung des alten Schlosses Gleiberg (zwischen Wetzlar und Gießen) vor, an dem kürzlich Reparaturen vorgenommen worden sind, da der König für diesen Zweck bedeutende Summen verwilligt hat. Es wurde auch über verschiedene, in der Umgegend gemachte Auffindungen von römischen Münzen und die Eröffnung einiger germanischen Grabhügel, an denen die hiesige Gegend sehr reich ist, Bericht abgestattet.

München, 19. Juni. In der Monatssitzung des historischen Vereins für Oberbayern las Forstmeister von Mettingh, über einige im Forstenriether Park, unfern der großen dort durchgehenden Römerstraße, gefundene Alterthümer, und die Aufgrabung einiger Grabhügel bei Starnberg, wo man unter andern eine wohlerhaltene Römermünze aus der Zeit Diocletians fand. Die Aufgrabung von drei Grabhügeln bei Schleißheim (siehe Nachrichten vom Mai) hat nur in einem zu interessanten Resultaten, nämlich dem Funde der zum Theil vollständigen Bruchstücke von neun Urnen, geführt.

Seit der Wiedereröffnung des Lokals des Kunstvereins hat man dort manches vorzügliche Kabinetsstück aus dem Kreise des Genre und der Landschaft zu sehen bekommen. Besondern Beifall finden die noch ausgestellten Kopien nach den von Rottmann für die Arkaden in Fresko gemalten 28 Landschaften, die ein schweizer Maler, Namens Scheuchzer, in kleinem Format, aber mit außerordentlicher Sorgfalt in Aquarellfarben ausgeführt hat. Eine nicht minder interessante Erscheinung ist die von dem jungen Bildhauer Fernkorn herrührende treffliche Gypskopie der Schillerstatue nach Thorwaldsen, sammt dem Piedestal, dessen Reliefsdarstellungen dem Künstler besonders gelungen sind. Erfreulich ist es zu sehen, daß das Schiedsrichteramt des Kunstvereins jezt bei seinen Ankäufen vorsichtiger zu Werke geht, als früher.

Hannover, 10. Juni. Gestern fand endlich die Verloosung der aus der lezten Ausstellung, nach Auswahl des Schiedsgerichts, angekauften Kunstwerke statt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Juli 1839.

Kunstgeschichte.

1) La Madonna detta dell' Ulivo presso Prato disegnata e descritta. Prato 1838.

Jener Ausdruck, jede Straße von Florenz sey eine Welt für die Kunst, kann ohne Uebertreibung füglich auf ganz Toskana ausgedehnt werden. Es sind hier nicht allein die Kirchen und öffentlichen Gebäude der einzelnen Städte, Flecken und Dörfer, welche uns Monumente von Werth überliefert haben; die einsam gelegenen Tabernakel, die zerstreuten Villen und die große Anzahl von Familienkapellen bergen noch immer eine Menge der schönsten, für die Kunstgeschichte bedeutenden Arbeiten. Man hat in der lezten Zeit auch in Italien angefangen, sich außerhalb der Ringmauern jedes Orts nach Kunstsachen umzuthun, und dadurch manches früher gar nicht oder wenig beachtete Werk einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Es bedarf aber, um auf solche verborgenere Schätze aufmerksam zu werden, nicht weniger für die Einheimischen, als für die Fremden eines Fingerzeigs; und als solcher ist die vorliegende Schrift des Domherrn Baldanzi in Prato anzusehen, dem wir schon ähnliche Beschreibungen von den Werken des Fra Filippo Lippi und von der Kapelle der Cintola verdanken.

Obwohl Prato von kunstliebenden Reisenden besucht zu werden pflegt, so ist doch jene Kapelle oder vielmehr jenes Tabernakel unbemerkt geblieben, welches, kaum eine halbe Miglie vor dem Städtchen, auf dem Wege nach Florenz gelegen, nicht minder als ein Zeugniß für die in der Künstlerfamilie da Majano hergebrachte Verehrung der Madonna, denn als ein Denkmal ihres brüderlichen Zusammenarbeitens anzusehen ist. Giuliano und Benedetto aus Majano sind nämlich den Künstlern beizuzählen, welche, vermuthlich angezogen durch die reizende Umgebung, in der Nähe von Prato sich Besitzungen erworben hatten.

Den Namen „Madonna dell' Ulivo," in den Fries geschrieben, und wohl von einem schon damals in jener Gegend befindlichen Oelbaum hergenommen, legten die Stifter selber diesem Tabernakel bei, das auf einem wenigstens um drei Ellen die Straße überragenden Halbrund sich erhebt. Es zeigt im Ganzen die Form, welche wir aus gleichzeitigen florentinischen Grabmälern kennen. Auf zwei Pilastern, die ein Basrelief einschließen, ruhen zwei Säulen von zusammengesezter Ordnung, die zwischen ihnen angebrachte Nische verzierend, und das Gesimse und Halbrund tragend, welches oben dies zierliche Ganze krönt. In der Nische selber findet die sitzende Madonna mit dem Kinde, ganz von vorn genommen, ihren Platz — eine äußerst einfache, plastisch gehaltene Schöpfung aus gebrannter, aber nicht verglaster Erde. Ihr Mantel ruht auf beiden Schultern, schlägt aber vorne auseinander, und würde hinten herabfallen, wäre er nicht durch ein auf der Brust angebrachtes Band zusammengehalten. Er bedeckt nur die äußersten Seiten des Oberkörpers, und läßt somit das unter der Brust aufgegürtete Untergewand frei, welches von der linken nach der rechten Seite herübergenommen, in einem sehr verständlichen Faltengange Knie und Beine der Madonna beschreibt. Sandalen zieren ihre Füße; ein Schleier, der nur auf künstliche Weise sich halten kann, schmückt den ganz wenig nach der linken Seite geneigten Kopf. Ihre beiden Hände halten vorne das links in ihrem Schooße sitzende Kind, das ebenfalls en face erscheint, und mit der Rechten segnet. — An die in der Misericordia zu Florenz befindliche Gruppe des Benedetto, welche durch Cicognara allgemeiner bekannt geworden, erinnert diese Darstellung weit weniger, als Baldanzi anzunehmen scheint. Dort ist ein ganz eigenthümlicher, aber durchaus momentaner Akt der Natur abgelauscht, somit aber auch der strengere Styl absichtlich aufgegeben worden, während hier an unserm Monumente (an welchem schon nach dem unten angebrachten Ecce Homo die Absicht vorherrschen mochte, den Vorübergehenden auf ernste, eindringliche Weise an

die Madonna zu mahnen), durchaus das Typische, die ruhige Haltung und das Uebersichtliche des Ganzen festgehalten wurde. Diese verschiedene Auffassung aber wird uns nicht hindern dürfen, hier mit unserm Verfasser die eigene Hand des Benedetto zu erkennen. Zweifelhaft scheint mir dagegen, ob das unter der Madonna angebrachte Marmorrelief (die gewöhnliche Vorstellung eines Ecce Homo, der todte Christus bis zur Hälfte nackt im Sarge sitzend, rechts und links die Madonna und Johannes, im tiefsten Schmerze die Arme des Erlösers haltend) dem Bruder des Benedetto, dem Giuliano zugeschrieben werden kann. Obwohl dieser mehr Architekt als Bildhauer war, so deuten doch seine Arbeiten in Neapel an, daß er auch hinlänglich in dieser Kunst erfahren war, um solche Schärfe der Konturen zu vermeiden, wie hier in diesem Relief hervortritt — eine Schärfe, die in der Wahl des Gegenstandes allein nicht ihre Entschuldigung findet. Man wird der Wahrheit, wie ich glaube, näher kommen, wenn man den Entwurf dieses Denkmals, das Architektonische an demselben dem Giuliano, die Hauptfigur dem Benedetto und das Relief dem dritten Bruder, dem Giovanni zuschreibt. Auch dieser nämlich wird zum Erstenmal in der Inschrift genannt, welche unten am Fuß befindlich ist:

Julianus et Johanni et Beneditus Maianii
Leonardi f. hanc aram posuerunt sculpseruntque 1480.

Hier erfahren wir nun auf's Bestimmteste, daß Benedetto Bruder des Giuliano war; daß er gerade zehn Jahre weniger zählte, als Giuliano, wie auch, daß Giovanni vermuthlich der jüngste gewesen, und noch in diesem Jahr, 1480, gestorben sey, wird aus folgender Erklärung des Giuliano erhellen, die uns auf naive Weise den Bestand der ganzen Familie auseinandersezt. Wollte Giovanni an diesem Familiendenkmal Theil haben, so war es ganz natürlich, daß ihm, dem Jüngsten, gerade die unbedeutendere Arbeit überlassen blieb. Diese Erklärung nun, welche unedirt und eigenhändig von Giuliano entworfen ist, gebe ich hier in der Ursprache; eine Uebersetzung würde die Eigenthümlichkeit derselben zu sehr verwischen.

1480.

Giuliano } Benedetto } di lionardo d'antonio del popolo S. Lorenzo di firenze.
Giovanni di Giovanni di lionardo nipote de sopradeti.

Avemo del chatasto nel 1470 in decto gonfalone a nome di Giuliano deto e frategli — — fior. 1. s. 17 d. 10.
Abbiamo al presente di sesto in deti nomi — — fior. 1. s. 3. d. 4.

Sustanze:

Una chasa per nostro abitare posta in via sangalo — chonprò lionardo nostro padre — 7 di magio 1465.
(Es folgt die beträchtliche Anzahl ihrer Besitzungen, die ich übergehe.)
Fone una botega di legnaiuolo nela via de servi chon sua maserizia e forameti.
Faciamo una botega di scharpelatore nel chastelaceo chon sue maserizie e forameti.

Incharichi:

Siamo obrigati a fare ogni anno uno uficio a salorezo, che chosi ci lacio nostro padre — spendiamo fior. uno.

Bonche (so für bocche)

Giuliano di nardo d'eta dani — — — — — — 48,
Benedetto — — — — — — — — — — 38,
Mona . . . . nostra madre — — — — — 65,
Mona lena donna di Giuliano — — — — — — 38,
Francesca figlia di Giuliano — — — — — — 16, à di dote sul monte fior. 300.
Ginevra figlia di Giuliano — — — — — — 16, „ „ „ „ „ 290 fior.
Luchrezia ditto — — — — — — — — 14, „ „ „ „ „ 125 ditto.
Mona fioreta moglie fu di Giovanni (er also todt) nostro fratello — 28 anni.
Gostanza figliuola fu di detto Giovanni — — — d'anni 8, à di dote sul monte fior. 125.
Sandra figlia di deto Giovanni — — — — — — — 5, „ „ „ „ „ „ 125.

Berichte der Art wurden in Florenz vom Jahr 1427 an den Vorstehern des Katasters erstattet, damit diese nach denselben die Abgaben des Einzelnen festsetzen und bestimmen konnten. Die Stadt war dabei in vier Quartiere und diese wieder in Gonfaloni getheilt. Der Styl dieser Erklärung (aus dem Quartier St. Giovanni, Gonfalone Leon d'oro) ist ganz so, wie nach dem geringen Fleiße, welchen Giuliano seiner wissenschaftlichen Bildung gewidmet hatte, zu erwarten war. * — Nachdem Giuliano im Jahr 1490 zu Neapel gestorben war, erschien Benedetto

* Sebbene andò (Giuliano) un pezzo alla scuola di grammatica, non vi ebbe mai il capo, e per consequenza non vi fece frutto nessuno. — Vasari.

im Jahr 1498, um über Habe und Gut zu berichten. Er erzählt uns nun, daß er nicht allein für seinen Vater, sondern auch noch für seinen Bruder Seelenmessen zu zahlen habe, daß er drei Werkstätten halte, zwei in Via de' Servi und eine dritte in Via del Chastelluccio, und für alle drei jährlich einundzwanzig Gulden Miethe entrichten müsse. Ueber diese Zeit hinaus habe ich seine Spur nicht weiter verfolgen können; Vasari erzählt, daß er im Jahr 1498 in einem Alter von 54 (56, wie aus der obigen Erklärung erhellt) Jahren gestorben sey. Allerdings fügt er hinzu, daß Benedetto in seinem Testament verordnete, seine Güter sollten nach dem Tode einiger seiner Verwandten an die Brüderschaft des Bigallo kommen; aber nirgend behauptet er, wie Baldanzi dies mißversteht, daß er im Jahr 1498 sein Testament gemacht habe. *

(Fortsetzung folgt.)

* Ich habe sowohl sein als seines Bruders Testament lange vergebens gesucht; in Bezug auf Benedetto besitzt das Archivio diplomatico in Florenz folgendes wichtige Dokument. „Benedictus quondam Leonardi de maiano scultor et civis florentinus usque de anno domini 1492 et die 19 mensis aprilis fecit testamentum, et in eo multa disposuit et ordinavit, et inter cetera disposuit, quod deficientibus ejus filiis sine filiis masculis et certis feminis et aliis personis in testamento nominatis decedentibus, bona mobilia et immobilia infra annum a die quo ad dictam societatem (del Bigallo) devenirent, vendantur et vendi debeant, in constituendo unam ecclesiam sive cappellam in uno seu prope unam ex hospitalibus dicte civitatis prope Civitatem florentie non excedendo quatuor miliaria ad honorem omnipotentis Dei et ejus matris et Beati Benedicti cum altare et aliis occurrentiis et necessariis. — Et quod inde ad modicum tempus decessit et ab hac vita migravit non mutato dicto testamento, et quod modico tempore elapso decesserunt et ab hac vita migraverunt omnes ipsius Benedicti testatoris masculi sine filiis et etiam filie femine et alie persone“ etc.

Bemerkungen.

Ein Unterrichteter begreift wohl, warum der Techniker sich auf sein Fach beschränken muß. Er denkt an die unendliche Breite und Tiefe der Anschauungswelt, und schätzt jeden Künstler in dem Maße, als dieser ihr von irgend einer Seite nachschaffend beizukommen weiß. Wie kann aber ein einseitig thätiger viel- oder allseitig seyn? Nur wenige reiche, hochgestellte Genien gab es, die es waren.

Der Künstler wolle aber auch zugeben, daß ein treuer Beobachter in seinem langen Leben viele Seiten der Kunst bis auf eine gewisse Tiefe durchdenken, durchforschen kann. Namentlich enthüllt ja die Malerei ihre Schätze dem Auge in einem Moment. Es gibt nichts schneller und zugleich klarer, umfassender, inhaltreicher Sprechendes, als ein Bild. Auf einen Blick steht des Künstlers Neigung, Gefühl, Gedanke, Gewöhnung, Talent, Vermögen, Uebung 2c. vor uns. Er gibt sein Leben mit einem Schlag. Hinwieder ist die Natur zwar unendlich vielseitig und unerschöpflich reich; aber im langen Leben und täglichen Schauen kommt der Naturfreund auf gewisse Grundthemate, auf die er die unzähligen Variationen zu beziehen hat. Ist nun von der Naturtreue eines Bildes die Rede, so darf er ja nicht schaffen, sondern nur erkennen. Um etwas recht Einfaches zum Beispiel zu nehmen. Der Kunstfreund wird Rinder und Pferde mit Kunstinteresse anschauen, er wird sich ihre Formen auch wohl im Einzelnen einzuprägen suchen. Dennoch wird er, wenn er nicht zugleich ausübender Dilettant ist, schwerlich diese Thierarten anders, als schülerhaft nachzeichnen können. Aber so lebendig trägt er doch wohl deren Typus in seiner Imagination, daß er über des Künstlers Nachbildungen ein Urtheil haben kann. Dem Pferde- 2c. kundigen wird allerdings kaum der beste Pferdemaler genügen; ein Künstler aber, der nicht auf solche Eminenz Anspruch macht, wird dem Kunstfreunde auch hierin ein Urtheil zugestehen müssen.

So geschehe nun die Anwendung auf Gebäude und Bäume, auf Wolken und Wasser, auf Ferne und Nähe, auf Staffage aller Art, und endlich auf menschliche Gestalt, auf Genre- und Historienmalerei.

Das halte man sich doch jederzeit vor, daß der Künstler mit Nachschaffen, mit freiem, durchdachtem Bilden unablässig beschäftigt ist und sich auch bei den Kunstvorbildern hauptsächlich auf das Studium der Meister seiner Art zu beschränken hat, daß aber der Kunstfreund in der Unendlichkeit beider Sphären nur zu schauen, zu vergleichen, sich zu erinnern, zu erkennen hat, Funktionen, die im Verhältniß jener künstlerischen, begrenzten Aktivität stets etwas Passives, Instinktmäßiges, Unabwendbares an sich haben.

Doch das ist eben die Quelle des Aergers so vieler Künstler, ja aller, die die Welt nicht durch Fülle und Tiefe und Prägnanz ihrer Schöpfungen in ein entzücktes Erstaunen zu versetzen wissen, daß sie sich studirend, übend, sammelnd, bildend unablässig bemühen müssen, während dem, der sich einen Kenner schelten läßt, die Ansicht, das Urtheil gleichsam im Schlaf kommt, instinktmäßig sich aufdringt.

Das ist aber wirklich nur Täuschung. Das rechte gründliche Urtheil ist das Resultat unendlich vieler geistiger Funktionen, die Frucht unablässiger Bestrebungen, nur anderer, als diejenigen waren, durch welche das Kunstwerk entstand.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juni.

Akademien und Vereine.

Nürnberg, 25. Juni. Gestern beging der Albrecht-Dürer-Verein die herkömmliche alljährliche Gedächtnißfeier Albrecht Dürer's mit einem ernsten und würdigen Aktus. Die Zahl der Mitglieder vermehrt sich fortwährend. Das Gedächtnißblatt für 1838: Ansicht von Nürnberg, ist bereits in den Händen der Mitglieder; das noch rückständige für 1837, das Innere der St. Lorenzkirche, von Geißler, ist im Laufe dieses Jahres zu erwarten. Auch die Blätter des laufenden, wie der folgenden Jahre sind tüchtigen Künstlern anvertraut; das für 1839 wird von Fleischmann nach Klein's Quacksalber gestochen. Von den Leistungen der einheimischen Künstler gab die permanente Ausstellung im Dürerhause interessante Anschauungen.

Berlin, 16. Juni. In der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Künste am 14ten wurden die zuerkannten Prämien durch den Direktor Dr. G. Schadow ausgetheilt. Die sämmtlichen Lehrklassen der Akademie zählten im abgelaufenen Jahre 540 Schüler, die unter der Aufsicht der Akademie stehende Zeichnenschule, in drei Klassen, 198 Schüler. Auch die Schüler der unter der Oberaufsicht der Akademie stehenden hiesigen, so wie der Provinzial-, Kunst- und Gewerkschulen erhielten die ihnen zuerkannten Preise. Die Zahl der sämmtlichen Schüler beträgt 2453. (224 mehr als im vorigen Jahr.)

In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. Juni wurde durch Dr. E. Förster über die Steinheil-Kobell'sche Methode der Heliographie, unter Vorlegung von Proben, berichtet. Hofrath Fr. Förster legte eine Sammlung indischer Originalbilder, Kunsthändler Sachse eine von schönen Aquarellen vor, die er so eben aus Paris mitgebracht. Herr Kiß theilte dem Verein eine von Pyanenschmidt gefertigte Zeichnung der Amazonengruppe mit, die demnächst in Kupferstich erscheinen wird.

Museen und Sammlungen.

Rom, 30. Mai. Der König von Bayern hat aus der Sammlung des Dr. Ferlini verschiedene egyptische Alterthümer, als Goldsachen und Bronzevasen, zusammen für den Preis von 5000 Scudi, gekauft.

Frankfurt, 21. Juni. Wir erhalten nun auch eine städtische Gemäldegalerie. Zwei patriotisch gesinnte Bürger haben den Grund dazu gelegt, indem sie ihre werthvollen Gemäldesammlungen der Stadt schenkten. Man ist bereits beschäftigt, in einem städtischen Gebäude ein Lokal einzurichten.

Bauwerke.

Kannstadt, 4. Juni. Das Theater, welches der König hier ganz aus eigenen Mitteln aufführen läßt, ist vom Architekten Ludwig Zanth entworfen und unter seiner Leitung im Aufbau begriffen. Obgleich es sich kaum über den Erdboden erhebt, so gestattet doch eine vom Baumeister gezeichnete, kolorirte Perspektive, den Eindruck zu beurtheilen, den es nach seiner Vollendung machen wird. Das Ganze besteht in einem untern Stocke mit Bogenstellungen, an welchen sich auf den Seiten bedeckte Anfahrten anschließen, und auf welchem sich eine Pilasterstellung erhebt, die das Hauptgesimse trägt und zwei Stockwerke umfaßt, von denen das obere bloß durch Mezzaninen angedeutet wird. An der Hauptseite ist der mittlere Theil durch drei große Arkaden ausgezeichnet, die zu einem geräumigen Balkon über der Hauptanfahrt führen. Zur Rechten und Linken der Arkaden ist eine reich verzierte Nische bemerklich, in der einerseits die Muse der Komödie, andererseits die der Musik Platz finden wird. Auf dem Hauptgesims rings um das Gebäude erhebt sich ein eisernes, durch steinerne Piedestals abgetheiltes Geländer. Zu beiden Seiten der Eingänge gewahrt man Reihen von Kandelabern für die nächtliche Beleuchtung.

Gotha, 20. Juni. Das hiesige neue Theater ist bereits äußerlich vollendet, und es wird noch in diesem Jahre darin gespielt werden.

Eisenach, 18. Juni. Der Plan einer umfangreichen Restauration der Wartburg unter Anleitung des verdienten Bauraths Sulzer ist sicher gefaßt, und wird von Sr. k. H. unserm Erbgroßherzog mit Vorliebe begünstigt.

Meiningen, 24. Juni. An dem gothischen Schlosse Landsberg, welches der Herzog auf einem drei Viertelstunden von unserer Stadt entfernten Hügel im Werrathale durch den Landbaumeister Döbner auf den Ruinen eines alten Schlosses, von welchem noch ein gespaltener Thurm vorhanden, errichten läßt, ist seit zwei Jahren so fleißig gearbeitet worden, daß der größte Theil davon bereits unter Dach ist. An einem, dem höchsten Thurme, und an dem Giebel der Rückseite wird noch gearbeitet. Das Ganze wird massiv aus schönem Sandstein, welcher sich vorzüglich gut an den mit großer Genauigkeit und in schönem Styl gearbeiteten Skulpturen ausnimmt. Das Innere, welches sehr mannichfaltige Räume darbietet, soll mit Freskogemälden aus der sächsischen Geschichte geziert werden.

Paris, 20. Juni. In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 17ten erwähnte Herr Roulin der Inschrift über der Hauptthür der St. Andreaskirche zu Pistoja, in welcher das Jahr der Vollendung des Baues (1196) durch folgende lateinische Ziffern angegeben ist: M. C. IX. VI. Herr Libri hat dies durch einen Schreibfehler des Arbeiters, der statt XC IX gesezt habe, erklären wollen. Herr Roulin ist dagegen der Meinung, daß man in diesem Theile Toskanas durch die Verbindung mit levantischen Kaufleuten schon damals Kenntniß von dem arabischen Zahlensystem gehabt, aber die römischen Zahlzeichen anzuwenden fortgefahren habe.

Rom, 10. Juni. Gestern brannte der Hauptaltar in der Kirche S. Maria della pace ab. Die Flammen wurden jedoch bald gelöscht, und die weltberühmten Fresken von Raffael gerettet.

Skulpturen.

Berlin, 29. Mai. Der Verein berlinischer Kunstfreunde zur Ausführung der Kiß'schen Amazonengruppe in Erz macht unterm heutigen Datum bekannt, daß die Summen aller bis jezt unterzeichneten Beiträge sich auf 15,065 Thaler beläuft.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 61.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 30. Juli 1839.

Kunstgeschichte.

(Fortsetzung.)

2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. Torino 1836.

Herr Promis, Freunden mittelalterlicher Kunst schon durch manches Werk, namentlich durch eine größere Arbeit über Siegelkunde,* bekannt, stellt hier die Inschriften zusammen, welche uns über die durch fünf Jahrhunderte sich hinziehende Thätigkeit römischer Steinmetzen oder Marmorarbeiter belehren. Dabei war es ihm weniger um den Styl ihrer Werke, als um Vollständigkeit in Aufzählung der Namen zu thun. Auf diese Weise ist eine nützliche Vorarbeit für die Kunstgeschichte der Zeit geliefert worden, die um so größere Anerkennung verdient, je seltener die jetzigen Italiener diesen Weg einzuschlagen pflegen. Es hängt mit der Art und Weise, wie andere historische Studien jetzt in Piemont betrieben werden, sehr nahe zusammen, daß dieser im Ganzen trockenen Arbeit sich ein Piemontese unterziehen wollte.

Es wird die, wie ich glaube, sehr richtige Bemerkung vorausgeschickt, daß Untersuchungen der Art dahin führen, das Aufblühen der Kunst im 13ten und 14ten Jahrhundert nicht Einzelnen zur alleinigen Ehre anzurechnen, sondern als ein Ergebniß anzusehen, welches die vereinten Kräfte fast aller italienischen Künstler zu Stande brachten. Daß Rom und der Kirchenstaat überhaupt hiebei eine vorzügliche Rolle spielen mußte, lag in der Natur der Sache, und eben daher, und zwar aus St. Prassede, ist deßhalb auch die erste Inschrift genommen, welche aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts stammt. Da sie aber schon von Lokalschriftstellern publicirt, und der Christianus magister ohne sonstige Beziehung eine ganz vereinzelte Erscheinung ist, kann hier das bloße Nennen desselben genügen. — Ehe ich nun dem Verfasser nach Corneto folge, will ich den ältesten, mir bekannten, und hier übergangenen römischen Künstler nachtragen, und besonders auf ein früheres Werk aus dem eilften Jahrhundert aufmerksam machen, das ich in Toscanella sah. Es ist dies ein in der Kirche St. Pietro befindliches Tabernakel, dessen schräges Dach von einer Mauer, wie diese wieder von vier Säulen getragen wird. Es hat bloß Rundbögen, von Kleeblatt und Spitzbögen noch keine Spur. Ehemals, so viel erkennt man noch, war es bemalt, jetzt ist es überweißt. Im Innern las ich:

† PETRVS. PBR. BLEDAN'.
† RAINERIVS. PBR. VRBIVETAN.

Diese Namen, verglichen mit der von Turriozzi (Toscanella, Roma 1778) publizirten Inschrift am Altar, setzen für das genannte Werk das Jahr 1093 außer Zweifel. Ich weiß nun zwar keinen römischen Steinmetzen für diese Arbeit namhaft zu machen; da wir aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von diesen fast alle Fenster, Ambonen, Portale, Tabernakel u. s. w. in der Umgegend Roms, in Cornato, Toscanella, selbst in Civita-Castellana, Faleri, Anagni u. s. w. beschafft sehen, ist wohl die Vermuthung sehr wahrscheinlich, daß das Tabernakel in St. Pietro um 1093 durch einen oder mehrere römische Künstler vollendet ward. — Petrus Oderisius, wie wohl auch Pier Oderigi latinisirt ward, ist der erste römische Marmorarbeiter, dessen Namen uns Signorelli aufbewahrt hat.* Er war an einem Grabmal

* Documenti, Monete e Sigilli appartenenti alla storia della monarchia di Savoia raccolti in Savoia, in Isvizzera ed in Francia — da L. Cibrario e da D. C. Promis. Torino 1833. — Sigilli de Principi di Savoia raccolti ed illustrati dal cav. L. Cibrario e da D. C. Promis; Torino 1834 (mit 38 Kupfertafeln). — Antichità di Alba Fucense.

* Vicende della coltura nelle due Sicilie. Tom. II, p. 244.

thätig, das dem Grafen Roger in der von ihm gestifteten Kirche Sta. Trinita zu Mileto, einem unbedeutenden Flecken des südlichen Kalabriens, errichtet ward. Auf welche Weise man hier einen wahrscheinlich antiken Sarkophag verbrauchte, ist bei der Veränderung, welche das Monument während des Erdbebens im Jahr 1783 erlitten, jezt nicht mehr auszumitteln. Der Sarkophag befindet sich nun auf der Piazza des genannten Fleckens; die alte Inschrift aber ward in einer um das J. 1700 von Jesuiten verfaßten aufbewahrt. Sie lautet so:

Linquens terrenas penetravit dux ad amoenas
Rogerius aedes, nam coeli detinet aedes.

Was der oben citirte Signorelli dann mittheilt: „dort, wo der Sarkophag sich an die Mauer anlehnt, las man in zwei großen Streifen den Namen des Architekten:

Hanc sepulturam fecit Petrus Oderisius magister Romanus in memoriam Rogerii comitis Calabriae et Siciliae. Hoc quicunque leges dic sit ei requies —"

läßt sicherlich die Vermuthung zu, daß gerade dies aus der alten Inschrift stammte, oder sie ganz allein ausmachte. Da Graf Roger 1101 starb, so ist anzunehmen, daß das Denkmal in diesem oder bald nach diesem Jahr eingerichtet ward; denn einerseits sind die Beispiele selten, daß damals Ehrendenkmäler von Erben und Executoren des Testaments in späterer Zeit besorgt wurden, andererseits boten die nachfolgenden bewegten Zeiten den normannischen Herrschern wenig Muße und Gelegenheit, an die Verherrlichung ihrer Ahnen zu denken.

Aus der architektonisch sehr wichtigen Kirche St. *Maria in Castello zu Corneto* gibt der Verfasser außer den bekannten Inschriften drei, die bis dahin unedirt waren. Ich glaube diese auf die richtige Lesart zurückführen und ihnen noch zwei andere von ihm übersehene hinzufügen zu können, die ich an Ort und Stelle kopirte, als ich im Jahr 1834 ähnlichen Studien nachging. Vorher aber habe ich noch auf das Tabernakel derselben Kirche zurückzukommen, dessen Inschriften er uns so wiedergibt:

† Virginis ara pie sic ē. decorata marie
Que genuit C̄hm. sub tp̄r. scriptū.
Anno milleno VI et ageno. —

und: Johs. et Guitto magistri hoc opus fecerunt.

Ohne die eben genannten neuen Inschriften müßte man glauben, daß Promis nie in Corneto gewesen. Der hieher gehörige Theil der Inschrift nämlich lautet so:

anno milleno *centeno* VI et ageno .....
— octo super rursus fuit et prior optimus sursus.

Es ist zunächst an sich natürlich zu vermuthen, daß die meisten Arbeiten einer Kirche, die im J. 1121 gegründet, und 1208 geweiht ward, in's *zwölfte* Jahrhundert fallen. Und dies eben bestätigt die angeführte Inschrift am Tabernakel, das, eine ganz einfache Arbeit, jeglichen Schmucks von Musaiken entbehrt, und im Ganzen so roh ausgefallen ist, als man es nur einer Provinzialstadt bieten könnte. Die vier Säulen aus grauschwarzem und aus gemischtem Marmor sind unverhältnißmäßig kurz, die Kapitelle ohne Nettigkeit der Ausführung, ohne Erfindung, weder eigentlich korinthischer, noch jonischer Ordnung. Sie tragen den Architrav (denn das Uebrige ist erneut), an welchem dann die erste Inschrift herumläuft. Da in derselben vor octo etwas zu fehlen scheint, und doch des Hexameters wegen kaum das Wörtchen bis eingeschoben werden kann, so würden wir entweder das J. 1168, oder im lezten Fall 1176 erhalten. Dieser Johannes, von dem gleichnamigen Sohn des Guitto, welcher sich auf dem Ambo derselben Kirche (1209) nennt, zu unterscheiden, darf eben so wenig mit dem römischen Johannes Petrus (Tabernakel von St. Lorenzo) identifirt werden. Denn abgesehen davon, daß hier in Corneto noch ein Johannes Petrus (wie in St. Lorenzo) vorkommt, steht doch unsere Arbeit der römischen, welcher sie wenigstens um zwanzig Jahre nachfolgt, zu sehr nach, als daß man dies der bloßen Nachlässigkeit bei Provinzialarbeiten schuldgeben könnte. Da am Marmorambo von 1209 der Sohn des Guitto sich *römischer Bürger* nennt, so werden wir wohl in dem ältern Johannes, dem Genossen des Guitto, ebenfalls einen römischen Künstler zu vermuthen haben; eine verschiedene Heimath hätten sie gewiß nicht unterlassen ausdrücklich zu erwähnen. Von den drei neuen Inschriften befindet sich die erste an dem Hauptfenster der Façade, die zweite in dem Rund einer mit Musaik verzierten Marmorscheibe im Architrav der Thür. Jene lautet richtig so:

Nicolaus Ranucii magister romanus fecit;

Diese gibt Promis:

Ranieri J̄hos. Perusinus;

wofür ich bestimmt Johannes Petrus zu erkennen glaube, was auch schon an sich die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. In der dritten, welche im Fußboden eine Porphyrsäule umschreibt, steht Massarius Donnaincasa. Und ihm will der Verfasser den ganzen Fußboden, ein hübsches opus alexandrinum zuschreiben, wozu nach der Bedeutung, welche das Wort sowohl in der Lingua volgare, als im Lateinischen annehmen konnte, auch nicht der mindeste Grund vorhanden seyn dürfte. — Den hier genannten Marmorarbeitern müssen nun noch zwei andere zugesellt werden.

Andreas Raineri nennt sich ebenfalls in einer runden Marmorscheibe des Architrave, und Petrus Ranucii in dem Marmor über der Thür. Dieser wird für einen Bruder des Nicolaus, der Johannes Petrus aber für denselben zu nehmen seyn, welcher am Tabernakel von

St. Lorenzo zu Rom mitarbeitete. Die häufig wiederkehrenden Namen derselben Familien zeigen, wie sehr man berechtigt ist, überall in dieser an namhaften Künstlern armen Zeit auf dieselbe Schule zu schließen, und an sie im dreizehnten Jahrhundert die Familie der Cosmaten anzureihen.

(Fortsetzung folgt.)

Rom, im Juni.

Ich habe schon einmal unter den lobenswürdigen Anstalten, die man zur Aufdeckung und Erhaltung alter Monumente trifft, der Oeffnung der großen Arkadenreihe erwähnt, welche nach dem Forum zu eine Vorhalle des Tabulariums oder Archivs bildete, und von hier bisher nur durch einzelne aus dem mittelalterlichen Ueberbau hervorragende Kapitelle und den dorischen Fries oberhalb der hohen Peperinmauer hinter den drei Säulen des Saturnustempels kenntlich war. Jener erwähnte Versuch, den man im Anfang dieses Jahrs bei Gelegenheit einer Erweiterung der Kerker im Erdgeschoß des Senatorenpalastes unternahm, erstreckte sich zunächst nur auf die Bloßlegung eines einzigen Bogens dieser prächtigen Halle, und nach den jetzigen Arbeiten zu urtheilen, scheint wenig Hoffnung auf einen raschen Fortgang dieses für die Verschönerung des Forums und die würdige Erhaltung eines der wenigen republikanischen Denkmäler des alten Rom so ersprießlichen Unternehmens. Indessen war auch die Ausräumung des einen Bogens, welcher den Maßstab für alle übrigen gibt, für die römische Kunstgeschichte von vielem Werth. Der der hiesigen Akademie von einem ihrer Mitglieder, Herrn Azzurri, über die Ausgrabung vorgelegte kurze Bericht, mit beigefügtem architektonischem Aufriß (Descrizione della arcata Dorica dell' antico Tabulario Romano nuovamente scoperto. Roma 1839), sezt mich in Stand, der frühern allgemeinen Mittheilung folgende Details zuzufügen.

Die Weite des Durchgangs beträgt 15 Palm, 10 Unzen, 3 Minuten, die Höhe 32 Palm, 2 Unzen, $1\frac{1}{2}$ Minute. Von dieser Höhe kommen $25\frac{1}{4}$ Palm auf die den überwölbenden Bogen tragenden Pfeiler mit einem einfachen gesimsartigen Kapitell aus Travertin von $1\frac{3}{4}$ Palm Höhe. Der Bogen selbst, ein vollkommener Halbkreis, besteht aus 13 Keilen von Albaner- oder Gabiner-Stein.

An die äußere Wand zwischen den einzelnen Durchgängen lehnen sich dorische Halbsäulen an. Von diesen Halbsäulen hat der untere Durchmesser 5 Palm, 3 Unzen, der obere 4 Palm, 6 Unzen, 2 Minuten, so daß die Verringerung etwa ein Siebentel des untern Durchmessers beträgt. Doch tritt die allmählige Verringerung erst in der Höhe von 13 Palm 2 Unzen ein. Der ganze untere Theil des Säulenschafts stellt einen Halbcylinder dar, der nicht wie die obere Säule canellirt, sondern nur fazettirt, d. h. eckig geschnitten ist, und ein Halbpolygon von 15 Seiten bildet. Entsprechend ist die Anzahl der Kanellüren an dem obern, 21 Palm $11\frac{1}{2}$ Unzen hohen Rest der Säule. Sie schließen scharf unter dem Kapitell, welches aus einem schmalen Hals, dem sehr gequetschten, unterhalb mit einem Leistchen versehenen Echinus und dem viereckigen Plinthus besteht. Die Höhe des Kapitells $1\frac{4}{5}$ Palm; das Material, wie das der genannten Pfeilerkapitelle, Travertin.

Vierzehn ganz gleichbreite Steine bilden die Höhe des Säulenschafts. Dieselbe Eintheilung sezt sich an den Flügeln, den Pfeilern der Durchgangebögen fort und trifft oberhalb genau auf die Fugen der den Bogen bildenden Keile. Von Mittelpunkt zu Mittelpunkt des Durchmessers der Halbsäulen sind 26 Palm, 4 Unzen, $2\frac{1}{2}$ Minuten.

Von dem Gebälk, das die Halbsäulen stüzten, erhielten sich nur der Architrav und die Leisten mit den Tropfen, welch leztere, von Mittelpunkt zu Mittelpunkt der Säule gerechnet, zwischen je zweien auf eine Zahl von fünf Triglyphen und fünf Metopen im obern Theil des Frieses schließen lassen. Von diesen ist jedoch nichts sichtbar, so wenig, als unter der auf dem Architrave ruhenden Mauer des Senatorpalastes sichere Spuren von einem obern Stock des Tabulariums zum Vorschein gekommen. Die übereinstimmende Meinung der Archäologen nimmt ein solches an; auch der Verfasser jener Schrift neigt sich dazu, ohne jedoch einer Anzahl sehr einfacher, im Styl der Republik gearbeiteter korinthischer Kapitelle von Travertin zu erwähnen, die unter den Ruinen des Forums liegen, und nicht unwahrscheinlich einem obern herabgestürzten Portikus angehört haben könnten.

Verwandt im Styl der dorischen Architektur ist unserm Monumente der Herkulestempel von Cori. Die Säulen dieses Tempels, von porösem Travertin, messen sieben Durchmesser in der Höhe (ohne Basis und Kapitell). Ihr unterer Durchmesser beträgt 2 Palm 7 Unzen, ihr oberer 2 Palm. Sie sind ebenfalls nur oben kanellirt, ihr unterer Theil polygon geschnitten. Der Styl der Inschrift sowohl, die man in diesem Tempel liest, als der Charakter des ganzen Baus deuten auf die Zeit der Herstellung Coris durch Sulla. In Sulla's Zeit fällt auch der Bau des Tabulariums. Wir haben in beiden Monumenten Denkmäler des in Rom nicht allein eingeführten, sondern auch kunstverständig angewandten griechischen Geschmacks.

W. Abeken.

Nachrichten vom Juni.

Sculptur.

Dresden, 30. Mai. Herzog Johann, welcher beim lezten Landtage Mitglied der Deputation zur Berathung des Kriminalgesezbuchs war, hat zur Erinnerung an jenes vereinte Wirken vor Kurzem von Prof. Rietschel eine Statuette der Gerechtigkeit von Bronze in 12 Exemplaren anfertigen lassen, die sizend, mit dem Gesezbuch zur Rechten und den Fasces im linken Arm dargestellt ist und als Briefhalter dient. Das sinnreich verzierte Piedestal trägt die Inschrift: Den Männern des Rechts, den treuen Mitarbeitern am Werke vaterländischer Gesezgebung. Johann Herzog zu Sachsen.

Meiningen, 28. Juni. Der geniale Elfenbeinschnizer Schulz arbeitet mit seinen Zwillingssöhnen an einem neuen Abendmahlsgefäße, eine Kanne, drei Becher und eine Hostiendose enthaltend, sämmtlich mit Vorstellungen der Passion nach Albrecht Dürer in der Art dessen, welches in Besiz des Königs von Preußen gekommen ist, verziert.

München, 19. Juni. Von dem Bildhauer Halbig sind so eben zwei kolossale Reiterstatuen für das Hauptthor von Ingolstadt, die beiden Erbauer dieser Festung, den Grafen von Solms-Münzenberg und den Architekten Dan. Speckle (bekannt durch seine „Architektura von Festungen") vorstellend, so wie eine Minerva vollendet worden, die, nebst einer Victoria, über einem der Portale des englischen Gartens aufgestellt werden soll.

Erzguß.

München, 25. Mai. Der Kaiser von Rußland hat in der königl. Erzgießerei, außer den verkleinerten Figuren der bayerischen Regenten, auch noch den Abguß der 24 Koryphäen der Malerschulen in der Pinakothek von Schwanthaler bestellt, und bereits sind 30 Figuren, schön in Bronze ausgeführt und vergoldet, zum Transport fertig.

Paris, 2. Juni. Unter den Bronzearbeiten der diesjährigen Gewerbeausstellung zeichnen sich die von Honoré nach den Modellen von Klagmann, Feuchère, Liénart, Jul. Cavelier und andern Künstlern aufs Geschickteste gegossenen vorzüglich aus. Herr Denière hat aber in diesem Jahre deren ausgestellt, die Alles übertreffen, was man bis jezt von Arbeiten dieser Art gesehen hat; unter andern einen Tafelaufsaz, in dessen Mitte sich ein mit Edelsteinen ausgelegtes Kästchen befindet, das selbst eine nach Herrn Klagmann's Modellen ausgeführte Reliefverzierung (eine Jagd von Liebesgöttern) trägt. Ein großer Lüstre von Herrn Denière soll nach David's Zeichnungen gearbeitet seyn.

Plastik.

Hannover, 10. Juni. Die hier erscheinende Zeitschrift: Hannoversches Museum, enthält eine genaue Beschreibung des von dem Offizierkorps der deutschen Legion ihrem Geschichtschreiber, Major N. Ludlow Beamish als Ehrengeschenk dargebrachten, 53 Zoll hohen prachtvollen silbernen Tafelaufsazes, der Anfangs Mai in der Schraderschen Hofbuchhandlung ausgestellt war und der Hauptsache nach aus einer reich verzierten patera votiva besteht. Das Modell rührt von dem Bildhauer E. v. Bandel, die Ausführung von Drewes (hier) her. Das Ganze enthält 1753¼ Loth 15löthigen Silbers, 1158½ Thlr. Cour. an Werth, und die Gesammtkosten belaufen sich auf 2500 Thlr. Cour.

Denkmäler.

Breslau, 5. Juni. Die hiesigen Zeitungen enthalten einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen. Das Unternehmen ist bereits durch eine königl. Kabinetsordre vom 11. Mai gebilligt. Das Denkmal wird in einer Reiterstatue bestehen und auf dem Friedrich-Wilhelmsplaze vor dem Nikolaithore errichtet werden, wo der große König vor beinahe 100 Jahren seine siegreichen Fahnen entfaltete.

Frankfurt, 16. Juni. Der Tag der Einweihung unseres Goethemonuments scheint noch in weiter Ferne zu liegen. Thorwaldsen's Rückkehr nach Rom verzögert sich, und erst nach dieser wird das Modell zur Goethestatue weiter befördert werden. Die von Marchesi in Mailand angefertigte kleinere Goethestatue ist auch noch nicht in unserer Stadtbibliothek aufgestellt, da das Piedestal noch aus Italien erwartet wird.

Paris, 25. Juni. Die Ausführung eines Denkmals auf dem Grabe Géricault's, des Malers des Schiffbruchs der Meduse, ist dem Bildhauer Etex übertragen worden. Es wird aus einer Statue des Verstorbenen bestehen, auf deren Piedestal ein Basrelief den Schiffbruch der Meduse darstellen wird, dessen Ausführung wegen der Meereswogen für den Bildhauer große Schwierigkeit darbieten wird.

Der Municipalrath hat wiederum 30,000 Fr. als Beitrag für das Molière-Monument votirt, welches am Ausgang der Richelieustraße errichtet werden soll. Die durch früher votirte Fonds (zusammen 71,000 Fr.) und Privatbeiträge erlangte Summe deckt bereits die Kosten des Unternehmens, an dessen Ausführung nun geschritten werden wird.

Heute findet zu Rouen die Einweihung der Boieldieu-Statue in Gegenwart des Verfertigers, Dantan, und des Sohnes des berühmten Komponisten statt.

Medaillenkunde.

Paris, 28. Mai. Die große Medaille der Nationalgarde auf den Marschall Lobau ist nun erschienen und sehr gut ausgefallen.

Haag, 20. Juni. Herr Van der Kellen in Utrecht hat eine Medaille auf die (am 18. Juni vollzogene) Vermählung des Erbprinzen von Oranien verfertigt.

Brüssel, 11. Juni. Eine Deputation der Kommission der Belohnungen hat am 9. dieses dem Herrn Dumortier die ihm zuerkannte Medaille überreicht. Diese, vom größten Modelle, hat einen innern Werth von 450 Fr. und trägt auf der einen Seite Hrn. Dumortier's wohlgetroffenes Bildniß, auf der andern die Inschrift: A l'éloquent défenseur de l'intégrité du territoire et des droits du pays, la Belgique reconnaissante 1838—1839.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. August 1839.

Kunstgeschichte.

2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. Torino 1836.

(Fortsetzung.)

Den Paulus Marmorarius, von seinen Söhnen an dem mehrfach erwähnten Tabernakel in St. Lorenzo verewigt, habe auch ich sonst nirgend angetroffen. Ob nämlich jener, der sich nach Witte an einem Grabe in St. Giovanni in Ferentino so nennt, derselbe sey, wird füglich unentschieden zu lassen seyn. Jenen aber und seine Söhne wird man für Römer zu halten haben, die, in ihrer Vaterstadt arbeitend, nicht nöthig hatten, ihren Geburtsort ausdrücklich beizufügen. Promis druckt diese Inschrift aus St. Lorenzo von neuem ab; die andere vom Kandelaber aus St. Paul gibt er nach Monsignor Nicolai. Die an sich sehr wahrscheinliche Meinung, daß der an demselben genannte Nicolaus (de Angelo) der Sohn des schon in St. Lorenzo aufgeführten Angelo sey, wird noch dadurch bestätigt, daß wir ihn im Jahr 1170 in der Kathedrale von Sutri mit seinem anonymen Sohne, und zehn Jahr später nochmals allein in einer vom Padre Casimiro uns erhaltenen, überaus langen Inschrift antreffen. Die zwei lezten Reihen derselben

Nicolaus de Angelo fecit hoc opus,
Jacobus Laurentii fecit has XIX columnas cum capitellis suis

sind von besonderer Wichtigkeit, weil sie die ältesten Cosmaten mit den Steinmetzen der frühern Zeit in unmittelbare Verbindung bringen. Diese Inschrift befand sich ehemals in St. Bartolomeo auf der Tiberinsel, und zwar in der Konfession, deren Verschönerung eben in ihr erwähnt wird. Die lezte Reihe ist uns noch in St. Alessio auf dem Aventin erhalten; dem Herrn v. Rumohr muß diese Notiz unbekannt gewesen seyn, er würde sonst diese Worte nicht auf das Chor der zulezt genannten Kirche bezogen haben. — Promis, den Jacob bloß als Gehülfen des Petrus nehmend, und sein Verhältniß zu den übrigen Cosmaten übersehend, geräth von Haus aus in einen Irrthum, der sich dann später bei der Genealogie dieser Familie bestimmter herausstellt. — Gegen Ende dieses Jahrhunderts (1197) treffen wir noch einen Petrus ohne weitere Beziehung an dem schönen Ambo in St. Vittorino bei Aquila, mit dem Epitheton amabilis.

Den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnen uns Johannes und sein Gehülfe Andreas, die ohne Angabe ihrer Heimath an dem Ambo in Alba Fucense figuriren.

Civis Roman. doctissimus arte Johs.
Cui collega bonus Andreas detulit honus
Hoc opus exelsum (sic) strusserunt mente periti
Nobilis et prudens Oderisius abfuit (sic) abas.

Der Styl dieses Werks und die Form der Buchstaben lassen keinen Zweifel, daß es in diese Zeit zu setzen, seine Aehnlichkeit mit einem andern Ambo in Corneto bestätigt die Vermuthung, daß Johannes der Sohn des dort erwähnten Quitto (Guido) sey. Nach einer sehr ausführlichen, an Inhalt und Form der eben aufgeführten verwandten Inschrift ward der Ambo in Sta. Maria in Castello zu Corneto um das J. 1209 vollendet. Man kann nicht sagen, daß Johannes, der Sohn, sich hier ein größeres Lob gesichert, als man dem Vater wegen des Tabernakels in derselben Kirche zollen konnte. Gewahrt man nun auch bei näherer Betrachtung, daß der Ambo ehemals wirklich auf prächtigere Weise mit Musaiken verziert war, als sein jetziger Zustand es vermuthen läßt, mithin also in gewisser Beziehung das Epitheton der Inschrift „von Gold und Marmor glänzend" rechtfertigt; so ist doch die Arbeit, verglichen mit andern gleichzeitigen römischen Werken, so ordinär, daß man wohl mehr Untüchtigkeit als Nachlässigkeit darin zu erkennen hat. Sein Gehülfe Andreas erscheint nochmals in der genannten Kirche zu Alba an den marmornen Tafeln des Chors,

aber hier schon als Magister Romanus. Dort gibt noch eine andere Tafel von andern Künstlern Kunde, welche gleichzeitig mit Andrea an diesem Werk beschäftigt seyn mochten:

Abas Oderisius
Fieri fecit
Magister Gualterius
Cum Moronto et
Petrus (sic) fecit hoc opus.

Von Gualtieri und Moronto findet sich weiter keine Spur; Petrus ist vermuthlich derselbe, den wir schon aus St. Vittorino kennen. Wenn der Verf., um den Portikus des Doms in Rieti in dieses Jahrhundert zu versetzen, anführt, daß Vorhallen der Art namentlich nur von römischen Künstlern angewandt wurden, und dann, um dies zu beweisen, den Porticus in Nepi für ein Werk des zwölften Jahrhunderts ausgibt, so ist er in Bezug auf den jetzigen Zustand desselben in entschiedenem Irrthum. Allerdings ist unter demselben folgende von mir an Ort und Stelle kopirte Inschrift eingemauert:

† opt.
Tibi vere virgo maria
psul (presul) Martin. celi terraeque
regine.
Anno milleno centeno terque
viceno bis decimo (1180).

Die gothischen Verzierungen aber, welche über den drei Bögen sichtbar sind, verweisen das Ganze in eine bedeutend spätere Zeit.

Am Glockenthurm in Rieti erscheinen (1252) die Meister Petrus, Andreas und Henricus. In Petrus will der Verf. denjenigen wiedererkennen, welchen wir am Ambo in Alba Fucenie kennen gelernt haben; obwohl dies möglich ist, bleibt doch dabei zu bedenken, daß eine vierzig- bis fünfzigjährige Thätigkeit eines Künstlers nicht gerade zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört. Ein Andreas wird wieder an dem bischöflichen Palast derselben Stadt genannt, welcher, von Pisano angefangen, seiner Leitung anvertraut gewesen zu seyn scheint.

Tum (1283) Pisani sic opus incipitur
Andreas operi prefectus mente peritus
Hoc studio fieri fecit et arte citus.

Die Vermuthung von Promis, daß hier Giovanni Pisano gemeint sey, dürfte durch andere Nachrichten bestätigt werden;* immer sezt eine solche Nennung in Bausch und Bogen einen schon bekannten und berühmten Architekten voraus. Doch würde ich nicht wagen, aus dem jetzigen Zustande dieses Werks irgend eine Bestätigung für diese Behauptung herzunehmen. Sind wir doch bis dahin über Giovanni Pisano als Architekten höchst nothdürftig unterrichtet.

* Daß übrigens Giovanni Pisano nicht leicht anders als so genannt werde, bemerkt schon Ciampi Arredi etc. p. 47.

Die Genealogie der Cosmaten, zu der er nun übergeht, ist aller Mühe ungeachtet, die der Verf. sich in dieser Beziehung gegeben, unvollständig und falsch ausgefallen, weil er den oben angeführten Lorenzo und dessen Sohn Jacob übersieht, die Stammtafel mit Cosma anheben und dessen Nachkommen in dieser Ordnung aufeinander folgen läßt:

Cosma
Lucca — Jacopo
Jacopo: Cosma
Cosma: Giovanni — Deodato.

Lorenzo, um dies hier einzuschalten, wird außer St. Bartolomeo (wovon schon oben) noch in Falleri bei Civita-Castellana und in Araceli genannt. Die Inschrift an dem Ambo in Araceli, welche Promis, ohne Grund, in das fünfzehnte Jahrhundert versetzen will, muß er nach dem Padre Casimiro gegeben und sicherlich nie an Ort und Stelle verglichen haben. Statt:

magister cosma cum Jacobo filio suo hujus operis magister fuit

lese ich auf drei verschiedenen Marmorstreifen ganz deutlich:

Laurentius cum Jacobo filio suo hujus operis magister fuit. *

Da an dem Portikus von Civita-Castellana Jacob sich im J. 1210 schon mit seinem Sohn Cosma nennt, so ist mehr als wahrscheinlich, daß beide Hauptthüren von Falleri und von Civita-Castellana, ** an denen sich noch Laurentius mit seinem Sohn Jacob verewigte, in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu setzen seyen. Man wird dies noch näher bestimmen können; der Zusatz magistri doctissimi Romani scheint die Thür in Civita-Castellana um einiges älter zu machen, während die einfacheren Worte in Falleri: Laurentius cum Jacobo filio suo fecit hoc opus schon das Bewußtseyn eines durch frühere Arbeiten erworbenen Rufes anzudeuten haben. Darf man nun auf so geringe Indizien weiter bauen, so würde der Ambo in Araceli, wo Lorenzo noch für nöthig hielt, sich als Magister zu bezeichnen, etwas früher als die eben besprochene Thür beschafft seyn. Auf jeden Fall wird er vor 1205 gesezt werden müssen. In diesem Jahr

* So auch bei Platner Beschreibung Roms. Band 5. S. 355.
** Die Inschrift von Falleri bei Witte, Kunstblatt Nr. 11. J. 1825. — Die von Civita: Laurentius cum Jacobo filio suo magistri doctissimi Romani hoc opus fecerunt (unedirt).

nämlich erscheint Jacob zum ersten Mal allein, und zwar als Magister auf dem Architrav zu S. Saba, nachdem er in der detaillirten Angabe in St. Bartolomeo noch seinen Vater angeführt hatte, vermutblich um seinem bis dahin wenig bekannten Namen mehr Gewicht zu verschaffen. Zwischen diese Arbeit und die Thür von S. Saba würde ich die Seitenthür in Civita-Castellana einreiben, und somit diese und die anderweitig bekannten Werke so ordnen:

1) Jacob mit seinem Vater a) Hauptthür von Civita-Castellana, b) Ambo in Araceli, c) Hauptthür in Falleri.
2) Als Sohn seines Vaters in St. Bartolomeo.
3) Allein a) Seitenthür in Civita-Castellana, * b) St. Saba.
4) Mit seinem Sohn Cosma a) am Portikus von Civita-Castellana und b) an dem Thor von St. Tommaso in Formis, **) jezt Villa Mattei.

Nach einem Gesetz, das überhaupt bei den Cosmaten, und namentlich bei Lorenzo und Jacob zu verfolgen ist, dem nämlich, daß sie vom Ueberladenen zum Einfachen vorschreiten, ist unter 3) S. Saba nach Civita-Castellana, und, wofür überdies historische Daten sprechen, St. Tommaso in Formis nach dem herrlichen Portikus von 1210 aufgereiht worden. In diesen beiden zulezt genannten Werken erblicke ich zwei Originalschöpfungen, denen in dieser Epoche sehr wenige Monumente im übrigen Italien sich vergleichen lassen.

Mit Cosma beginnt unser Verf., wie gesagt, die Reihe dieser Familie, ohne auf die Verwirrung zu achten, welche namentlich dadurch zum Vorschein kommt, daß er aus zwei Jacob nur eine einzige Person, dagegen aber aus dem frühern Cosma deren zwei, und noch dazu gleichzeitige zu machen sich genöthigt sieht. Sonst hat er die auf diesen Künstler bezüglichen Inschriften vollständiger, und seine Werke chronologisch richtiger zusammengestellt als Witte. Sie ordnen sich in der Kürze so: Als Gehülfe seines Vaters wird er zuerst am Portikus in Civita-Castellana und bei St. Tommaso in Formis genannt; dann 1226 in der Inschrift allein; *** bei de Magistris aber gemeinschaftlich mit Luca und Jacomo, am Fußboden der Hauptkirche zu Anagni; 1230 allein in der Crypta derselben Kirche, † und ebenfalls dort noch ein anderes Mal gemeinschaftlich mit seinen eben genannten Söhnen. * In der lezten ist eben so wenig die Jahrzahl beigefügt, als in der, welche sich am Klostergang in St. Benedetto in Subiaco befindet, sowohl ihn als seine beiden Söhne nennt, und nach einer handschriftlichen Chronik des Klosters in das J. 1235 gesezt wird. ** Der Fußboden in Anagni nun ist ganz den übrigen Musaikfußböden ähnlich, welche sich in Rom und dessen Umgegend in Kirchen und Basiliken bis tief ins 15te Jahrhundert erhielten. In der Crypta wird man sowohl seine als seiner Söhne Thätigkeit nicht wohl weiter als auf Einzelnheiten ausdehnen dürfen. *** — Cosma beschließt mit seinen Söhnen die eigentliche Reihe der Steinmetzen oder Architekten in dieser Familie. Den Lucas kennen wir nur aus Inschriften, die ihn mit seinem Bruder und Vater nennen; Jacob scheint selbstständiger, und namentlich an dem Klostergang in Subiaco eigens thätig gewesen zu seyn. † Man kann hier nämlich, wie mir däucht, neben der andern Inschrift in Hexametern (welche den Cosma mit Jacob und Lucas nennt), nur an den jüngern Jacob, nicht an den ersten des Namens denken, auch wenn man die Eigenheit des ältern Jacob, immer ohe opus in seine Inschriften zu sezen, dabei unberücksichtigt lassen will. ††

Können wir nun auf diese Weise die Thätigkeit des Cosma in nicht allzugroßen Absätzen bis um die Mitte des dritten Jahrzehnts im dreizehnten Jahrhundert verfolgen, so mangeln uns von da bis gegen das Ende dieses und den Anfang des folgenden Jahrhunderts alle Nachrichten sowohl über ihn als über seine Söhne. Promis freilich trägt kein Bedenken, denselben Cosma im Jahr 1210 und im Jahr 1277 (an dem Gebäude Sancta Sanctorum) arbeiten zu lassen; das Beispiel des Jacobo da Turrita aber, welches er, um Aehnliches wahrscheinlich

* Ms. Jaco. — † Rainerius Rodulfi fieri fecit.

** Dieses Thor muß nach 1218 fallen; früher war der Orden für Loskaufung der Christensklaven nicht von Honorius III. bestätigt worden.

*** Die Inschrift bei Witte l. c., Bolbetti u. s. w.; das Werk von de Magistris führt den Titel: Storia della citta e basilica di Anagni, Roma 1747; vergleiche dort S. 65 und folgende.

† Vergleiche die eben citirten Schriften.

* Zuerst bei Marangoni in seiner Istoria di Sancta Sanctorum (1747); dann bei d'Agincourt.

** Promis wagt hier in einer Note die Vermuthung, daß auch die Klosterhöfe von St. Lorenzo und von S. Sabina in Rom auf Rechnung der Cosmaten kommen; die Widerlegung dieser unbegründeten Meinung werde ich anderswo versuchen. — Es ist unbegreiflich, wie er die Klosterhöfe in Monreale und in St. Maria in Gradi (bei Viterbo) diesen vergleichen kann. Beide haben Spizbögen und sind eben so sehr unter sich, als von den genannten, und von St. Paul und St. Giovanni im Lateran verschieden.

*** Promis versteht diese Inschrift auch bloß von den einzelnen „abbellimenti," die im J. 1230 statt hatten.

† Magister Jacobus Rom. fecit hoc op. über einer zugemauerten Thür im Bogen. — Von Rumohr denkt hier an den ältern Jacob.

†† Sowohl bei ihm als bei seinem Vater ist diese Nachlässigkeit oder Unwissenheit bemerkbar (Araceli); die spätern Cosmaten waren in dieser Beziehung glücklicher.

zu machen, anführt, ist so unglücklich gewählt, daß seine Voraussetzung dadurch auch nicht das mindeste Gewicht erhält. Ich glaube im Gegentheil, daß sie vor dem Forum der Kritik unhaltbar erscheint, und folgender Vermuthung Platz machen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juni.

Medaillenkunde.

Berlin, 1. Juni. Aus der Loos'schen Medaillenmünze ist neuerdings eine auf das Reformationsjubiläum in Leipzig geschlagene Medaille hervorgegangen, welche auf der Hauptseite das Bildniß Martin Luthers, auf der Kehrseite den Erlöser am Kreuz, nach Albrecht Dürer's bekanntem Bilde, zeigt. Preis in Silber 2 Thlr., in Neugold $^5/_6$ Thlr., in englischem Bronze $^2/_3$ Thlr. und in Neusilber $^1/_2$ Thlr. Zwei ähnliche Medaillen, dem Andenken der Reformationsfeste zu Dresden (6. Juli) und in den Marken Brandenburg (1. Nov.) geweiht, werden nächstens folgen, und mit den Bildnissen der Fürsten, welche die Reformation einführten, auf den Hauptseiten, so wie mit sehr figurenreichen Kehrseiten ausgestattet seyn.

Malerei.

München, 19. Juni. Aus dem Korridor des alten Residenzflügels sind die bisherigen Tableaux (aus dem bayerischen Regentenhause) entfernt worden, um restaurirt und dann größtentheils der Schleißheimer Bildergalerie einverleibt zu werden. Statt dieser sieht man nun 34 Mauerrahmen, in welche die bedeutungsvollsten Wappen der vorzüglichsten Städte Bayerns, in Freskomalerei ausgeführt, eingesezt werden sollen.

Kaulbach ist mit einer Menge köstlicher Farbenstudien aus Rom zurückgekehrt, und wird nun, mit neuen Kräften und Kunstmitteln ausgerüstet, unverzüglich an die endliche Ausführung seiner Zerstörung von Jerusalem gehen.

Baden-Baden, 16. Juni. Der französische Landschaftsmaler Marandon von Montyel hatte kürzlich die Ehre, dem Großherzog ein gelungenes Oelgemälde, das Albthal bei Ettlingen darstellend, hier zu überreichen, und als Zeichen höchster Zufriedenheit einen kostbaren Brillantring mit des Großherzogs Namenszug zu empfangen.

Goslar, 10. Juni. Der Harz ist in diesem Jahre von vielen Landschaftsmalern, u. a. Russen, besucht, die Naturstudien malen. Mehrere Genremaler beschäftigen sich mit dem Leben und Treiben der Bergleute und Bergbewohner.

Berlin, 15. Juni. So eben sind in der Lüderitz'schen Kunsthandlung zwei treffliche neuere Bilder von Gudin angekommen. Das eine stellt eine nordafrikanische Küstengegend mit ruhigem Meere und einigen am Ufer liegenden Barken, das andere ein auf bewegtem Meere mit vollen Segeln dahinfahrendes Schiff dar, dem mehrere andere in größerer oder geringerer Entfernung nachsegeln. Dieses Bild nähert sich so sehr der holländischen Schule, daß es für einen Schotel gelten könnte.

Paris, 2. Juni. Das neue Bild des Navalorama, der Angriff auf St. Juan de Ulloa, von Hrn. Gamain, erregt hier großes Aufsehen, indem es die vollständigste Illusion erzeugt. Es erscheint in zwei Abtheilungen: auf der ersten sieht man die Schiffe zum Angriffe dahinsegeln; die Nacht bricht herein, der Mond geht auf, und man bemerkt, wie der Prinz die Klippen, auf denen das Fort liegt, rekognoszirt. Auf dem zweiten Bilde ist der Tag angebrochen, der Kampf beginnt, und bald ist das Ganze ein Feuer und ein Gefecht. Die Details sind, bis auf das Rauchen der Schornsteine der Dampfboote, vortrefflich nachgeahmt, und das Publikum findet an der Täuschung viel Gefallen.

Amsterdam, 10. Juni. Unser kunstsinniger Mitbürger Van Hoop hat bei Portmann ein großes historisches Bild bestellt, das den Moment darstellen soll, wo eine religiöse Ceremonie den Eintritt des Großfürsten Thronfolgers und unserer Herrscherfamilie in Peter des Großen Hütte zu Zaardam vorbereitete. Von demselben Künstler rührt ein in dieser Hütte hängendes Bild her, das den Gründer der russischen Macht in Lebensgröße in der Tracht eines holländischen Schiffszimmermanns in einer Ecke desselben Zimmers sitzend darstellt, in welchem das Bild hängt. Wie zufrieden der Großfürst mit dem Bilde war, beweist ein kostbares Geschenk, welches er dem Künstler einhändigen ließ.

London, 7. Juni. An Porträten der Königin dürfte künftig kein Mangel seyn. W. Roß malt dasselbe im größern Maßstabe; Herrn Leslie hat J. M. mehrmals gesessen; Hayter ist beständig im Palast. Sir D. Wilkie malt die Königin ebenfalls, und Steele macht eine Crayonzeichnung ihres Porträts. Als sehr gelungen wird das von einem amerikanischen Künstler, Sully, herrührende Porträt gerühmt.

Hannover, 7. Juni. Die Glasgemälde, welche für die neu eingerichtete Hofkirche aus Wedemeier's Atelier zu Göttingen hervorgegangen sind, haben hier viel Beifall gefunden. Dieser Künstler verdient neben den Münchner Glasmalern eine ehrenvolle Stelle.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Euskirchen, 9. Juni. In diesen Tagen wurden zu Weingarten, Kreis Euskirchen, bei Gelegenheit der Erdarbeiten für die Straße von Köln nach Trier, vorzüglich schönes Mauerwerk aus den Römerzeiten und mehrere Kunstschätze aus derselben Periode ausgegraben. Es scheint der Eingang zu einer großen Badeanstalt zu seyn, und erregt in Beziehung auf Großartigkeit und Luxus das höchste Interesse. Der Fußboden von Mosaik ist ein ausgezeichnetes Kunstwerk.

London, 11. Juni. Die Admiralität hat ein Kriegsschiff an die südwestliche Küste von Kleinasien geschickt, das eine reiche Sammlung alter Bildwerke, die Herr Fellow's in Kleinasien gefunden hat, nach England bringen soll. Durch die Bemühungen des gelehrten Hawkins, eines der Vorsteher des brittischen Museums, sind diese wohlerhaltenen Ueberreste griechischer Kunst für jene Anstalt gewonnen worden.

Muskau, 12. Juni. Unter den in 17 Kisten enthaltenen Gegenständen, die unlängst über Hamburg hier angelangt sind, und einen Theil der Sammlungen des Fürsten Pücklers-Muskau bilden, befinden sich auch verschiedene antiquarische Merkwürdigkeiten.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 63.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 6. August 1839.

Kunstgeschichte.

2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. Torino 1836.

(Fortsetzung.)

Dem Giovanni und Deodat, zwei Bildhauern, die ganz am Ende des laufenden und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts thätig sind, und sich Söhne Cosmas nennen, muß Jacob als dritter Bruder beigezählt werden, den wir nach Padre della Valle um's Jahr 1293 in Orvieto treffen.* Dieser nennt ihn in einer Note aus Urkunden des öffentlichen Archivs der Stadt Giacomo di Cosmate Romano. Man hat den Padre della Valle in neuester Zeit nach seinen Sanesischen Arbeiten mit Recht in einigen Mißkredit gebracht, ohne daß man dies auf seine orvietanischen Studien auszudehnen berechtigt ist. Ich habe ihn in der Fabbrica des Doms in all seinen archivalischen Untersuchungen weit über Erwarten genau gefunden, und zweifle daher nicht, daß er auch das unter dem J. 1293 von ihm citirte Buch des öffentlichen Archivs (welches ich auf Nachforschungen, die zu verschiedenen Zeiten vergeblich von mir angestellt wurden, nicht mehr vorhanden glaube) richtig gelesen und kopirt habe. Ich weiß, was gegen die Vermuthung angeführt werden kann, daß dies derselbe Jacob sey, den uns Crescembeni in der Inschrift aus St. Jacopo alla Lungara erhalten hat: Deodatus filius Cosmati et Jacobus fecerunt hoc opus —; in Verbindung gebracht mit der eben angeführten Notiz von della Valle, scheint sie an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, zumal da Willkührlichkeiten dieser und ähnlicher Art an andern Beispielen ihre Erledigung finden. Zu der Schwierigkeit nun, welcher die bis dahin angenommene Voraussetzung von einer fast siebenzigjährigen Thätigkeit des Cosma, und von einer innerhalb derselben sich ergebenden beinahe vierzigjährigen Lücke unterliegt, gesellt sich noch die größere, daß nicht allein Giovanni, wie, um auszuhelfen, angenommen ward, sondern auch Jacob und Deodat für spät, ja sogar später geborne Söhne desselben gelten müßten — eine ganze Familie also, die durch ihre Menge nicht minder überraschen, als auf der andern Seite die geringe Anzahl von Werken des Cosma auffallen würde. Zu diesen negativen Argumenten geselle ich nun noch folgenden positiven Beweis. — Ich habe bis dahin die Arbeit des Cosma in Sancta Sanctorum mit Absicht unberührt gelassen, obwohl mir nicht unbekannt ist, daß man sie unter seine ersten zu setzen pflegt. Ist aber die Nachricht bei Maranzoni richtig, daß Papst Nicolaus III. im J. 1277 die obere Kapelle ganz erneuern und namentlich die ehemals gegen Westen befindliche Thür gegen Süden, wo sie sich jetzt befindet, versetzen ließ, so fällt diese Annahme. Dazu kommt, daß die Inschrift: Magister Cosmatus fecit hoc opus sich gerade an der Marmorplatte der jetzigen Thür befindet; nicht zu gedenken, daß das sowohl in Konstruktion als in Verzierungen eigentlich gothische Gebäude mehr auf das Ende, als auf den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts deutet. Dieser Beweis, aus dem Styl des Werkes hergenommen, wird jedem unabweisbar scheinen, der sich den Klosterhof von Subiaco, als die bedeutendste und authentischste Unternehmung Cosma's, neben dieser Kapelle vergegenwärtigt.*

* Storia del Duomo di Orvieto p. 263, 264.

* „Die Architektur trägt den Charakter des gothischen Styls, wie er in Italien gewöhnlich erschien, wo er nicht zur reinen Ausbildung gelangte. Am Eingang ist eine metallene Thür. Der Fußboden ist mit Steinarbeit ausgelegt. Ueber dem mit weißem Marmor bekleideten, ungefähr 17 Palmen hohen Sockel, sind die Wände mit 55 gewundenen Säulen umgeben, von denen je zwei und zwei durch einen gothischen Giebel verbunden sind, und 28 Bildern des alten und neuen Testaments zur Einfassung dienen.“ Platner Beschreibung

Titi (Studio di Pittura ed Architettura di Roma) schreibt nun gar das Sancta Sanctorum dem Deodato Cosmati zu — eine Angabe, die, sie beruhe worauf sie immer wolle, doch stets dahin zurückführt, daß wir hier eine Schöpfung aus den lezten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts zu erkennen haben. Nach dem Gesagten kann ich nun in den genannten Künstlern nichts anderes als eine neue Familie erblicken, deren Haupt Cosma, der zweite des Namens, deren Glieder, seine Söhne Jacob, Giovanni und Deodat sind. Wessen Sohn dieser Cosma gewesen, weiß ich nicht anzugeben; nach einem in dieser Zeit wiederkehrenden, und auch im Stammbaum dieser Familie zu verfolgenden Gebrauch, den Sohn nach dem Großvater zu taufen, kann vermuthet werden, daß er ein Sohn Jacobs gewesen. Die Genealogie der ganzen Familie würde demnach diese:

Lorenzo
|
Jacopo
|
Cosma
|
Jacopo — Luca
| ?
Cosma
|
Jacopo — Giovanni — Deodat.

Nachdem wir nun zum Erstenmal die Einwirkung des Gothischen in Sancta Sanctorum bemerkt haben, zeigt es sich konsequenter und einfacher ausgebildet an den Grabdenkmälern, welche Johannes gegen Ende dieses Jahrhunderts in Rom hinterließ. Von ihm werden uns hier die drei bekannten in Sta. Maria sopra Minerva (1296), in Maria Maggiore (1299) und in St. Balbina aufgeführt. An lezterem will der Verfasser das Jahr 1303 gelesen haben. Und dabei nun ist es wieder auffallend, daß man in einem Monument desselben Meisters, rechts vom Hochaltar in Araceli, nicht schon längst das Grab des Papstes Honorius IV. erkannt hat, da schon Ciacconius im Leben dieses Papstes die Abbildung, freilich ungenau, mittheilt, und Panvinius in seiner Epitome Rom. Pontificum nachweist, daß das Grabmal Honorius IV. durch Paul III. von St. Peter nach Araceli geschafft ward. *

Kann man dieses Werk dem Johannes vindiciren, so wird dagegen die Seitenfaçade an der kleinen Hauptkirche zu St. Quirico (Gebiet von Siena), bei welcher Ciampi nach einer etwas überflüssigen Vermuthung auf ihn rathen wollte, demselben abzusprechen seyn. Promis scheint dieses Werk bloß aus dieser Andeutung Ciampi's zu kennen; ich werde deßhalb hier einflechten, was ich an Ort und Stelle beobachten konnte. Die Seite, welche an der Straße liegt, und deßhalb die Hauptfaçade dieses Gebäudes bildet, hat zwei Thüren, jede mit einem Portal geschmückt. Nicht allein an dem graublauen Tuffstein der Hauptmauer und der davon verschiedenen hellgelben Farbe des Ausbaus erkennt man die verschiedenen Zeiten; bestimmter noch läßt sich dies in den Einzelnheiten verfolgen. So weisen an der ersten Thür der Architrav und die runden Bögen auf das zwölfte Jahrhundert; während zwei stark beschädigte Caryatiden im Styl des Niccolo Pisano, und der Giebel, auf den nach innen (perspektivisch) sich vertiefenden Säulen ruhend, in seinen gut gearbeiteten Eierverzierungen und entsprechenden Theilchen sehr bestimmt eine spätere Zeit verrathen. Hier in demselben findet sich der Name IOHES. Ihm gleichzeitig dürften die jezt vermauerten Fenster und die ganz gothischen Verzierungen am Gesimse zu halten seyn, deren glatte und sehr zierliche Ausführung uns wenigstens bis an's Ende des 13ten Jahrhunderts versezt. Das Jahr 1298 nämlich finden wir auf dem Architrav der zweiten Seitenthür:

Hoc opus factum est tempore domini Locti Quirichi *
presbyteris sub anno domini 1298.

Sie besteht aus den auf Einer Linie anliegenden Halbsäulen, die sich nicht hintereinander vertiefen, und aus den ihnen entsprechenden Rundbögen. Dem Styl nach

---

Roms, Band 5, S. 550. — Auch Promis hat richtig erkannt, daß das Gebäude in das Jahr 1277 zu setzen sey. S. 21.

* Vergl. auch Nerini de templo et coenobio Sci. Bonifacii et Alexii etc.

* Ciampi liest bloß Locti, und läßt das folgende ꝯChI, worin ich Quirichi erkenne, weg. Doch pflegt er solchen Sachen nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. So liest er z. B. auf der einige Miglien von Pistoja befindlichen Kanzel in der Kirche zu Groppoli: hoc opus fecit fieri hoc opus s. v. Pleban. anno domini 1193, obwohl nach dem ersten opus eine bedeutende Lücke ist, und erst bei fieri wieder ein Verständniß eintritt. Das unverständliche s. v. hat er im Folgenden erkannt: GU WSC — was unergänzt bleiben muß, weil wieder eine Reihe von Buchstaben bis pleban. fehlt. — Wer alte Inschriften in dieser Weise kopirt, rechnet natürlich darauf, daß Niemand sich die Mühe nimmt, Sachen der Art an Ort und Stelle zu vergleichen. Und hierin täuschen die Italiener sich seltener, als sie selber erwarten mögen. Diese hier ist von denen, welche Ciampi ausgeschrieben haben, mit bewunderns-würdiger Treue so, und gerade so wiederholt worden. Ciampi spricht noch von „einer gewissen Darstellung an diesem Pulpitum, die man nicht wohl erkennen könne“ — es kann nicht leicht etwas Verständlicheres geben. Vorne auf der großen Platte aus Einem Stück (Stein der Gegend, nicht Marmor) die Natività und die Flucht; auf der Seite auf zwei Platten Verkündigung und Heimsuchung; an der dritten Seite ist die Treppe angebracht, die vierte an die Mauer angelehnt.

ist also gar kein Grund vorhanden, eine dieser Arbeiten dem Johannes zuzuerkennen. Italien besaß nun schon zu viele Künstler, als daß man alles, was etwa mit dem Namen Johannes bezeichnet ward, auf den Sohn des Cosma häufen dürfte.

(Beschluß folgt.)

Bemerkungen.

Man wäre gern geneigt, die **Schönheit** in ihrem allgemeinsten Ausdruck eine verkörperte, schaubarste **Zweckmäßigkeit** zu nennen, da ja doch in der Erscheinungswelt, die zugleich die Sphäre aller Gedanken und Empfindungen ist, über das sich faßlich darstellende Leben der Natur und Kreatur Nichts gehen kann.

Dieser Begriff mag nun auf die Naturschönheit wohl passen. Bei der Anwendung desselben auf die Kunstschönheit können wir aber straucheln. In ihrem Gebiet scheint sich jede Kunst, ohne nach einem Zwecke zu fragen, aus eigener Macht und Bildungskraft zu einem Selbstleben zu gestalten. Was hat in der Tonkunst z. B. eine Symphonie von Mozart oder Haydn mit einem Zwecke als Bildungsprinzip zu schaffen? Es ist ein Kunstbau, der rein für sich besteht, ohne im Naturleben einem Zwecke zu dienen. Zwar ist die Organik des Tonwerks auch eine Handbietung künstlerischer Zwecke; aber diese bewegt sich innerhalb des Baues selbst, ist innerhalb desselben geschlossen, während die Zweckmäßigkeit der Kreatur sich erst in ihrem Lebenslaufe reell darstellt. Unsere Erheiterung, Erhebung durch dasselbe geht allerdings auch aus der Anschauung dieses organischen Baues hervor, aber während beim Weltgeist, als Naturschöpfer, die Schönheit der Kreatur zugleich als die in den engsten Grenzen der Nothwendigkeit zum ernsten Lebenszweck gestaltete Vollkommenheit erscheint, übt der Tonschöpfer das freieste Spiel, und der ganze Zweck desselben geht darin auf, daß sein Kunstwerk sey. Auch wir, die Genießer, Nachgenießer seiner Schöpferlust, sollen nicht nach Zweck Bedeutung, Wirkung oder Nutzen desselben fragen, sondern uns bei der freien Aufnahme desselben in unsern Sinn, unser Gemüth genügen lassen; weßhalb es für ganz unzulässig erachtet wird, mit einer nur genußstörenden Vorherbestimmung, dem Tonwerk einen imaginären Text zu unterlegen, da es unsere Empfindungen in ein ganz unbestimmbares Spiel versetzen soll.

Eben so möchte man wohl fragen, was die Façade einer Kirche von Palladio mit dem religiösen Kultus, die eines Palastes von ihm mit der Wohnlichkeit zu schaffen habe. Wer vermöchte die schönen, reichen, oft üppigen Konstruktionen der Architektur, die verschiedenen Style derselben aus der Zweckmäßigkeit, aus den Forderungen der Bewohnbarkeit oder des Gottesdienstes zu erklären?

Ein freies, heiteres, üppiges, oft muthwillig, bizarr, abenteuerlich scheinendes Bilden möchte man aber selbst hie und da in der Natur bei Pflanzen- und Thiergeschlechtern finden, wo der Begriff der organischen Zweckmäßigkeit nicht mehr anschlagen will. Und so hat auch die nachahmende Kunst, zu welcher wir Musik und Baukunst nicht zählen, zuweilen eine bildnerische Ueberkraft, die über einfache Kunstforderungen hinausstrebt. Man denke an Goltzius und Callot, an Paul Veronese und Rubens, an die üppige Prägnanz der Komposition, des Ausdrucks, Kolorits, der Beleuchtung rc. mancher Meister und Schulen, wie wenn nicht die Natur das Gesetz vorschriebe, sondern der Eigenwille der Kunst selbstherrschend seyn dürfte.

Wir erweitern unsern Blick und finden, daß auch die äußere Form der Religion, der Kultur und Alles, was nicht streng Geist und Gemüth, Vernunft und Sittlichkeit dabei angeht, sich durch eine innewohnende Bildungsgewalt in der Zeit eigenwillig und über den Zweck und das Heil der Menschheit hinaus gestalte und zu einem oft phantastischen, grotesken Bau ausbilde.

Auch bei den Wissenschaften finden wir diese bildnerische Autokratie. Jede baut sich, ohne nach Zweck und Erfolg zu fragen, aus eigener Macht auf und sucht Gott, Natur und Menschheit durch den Gedanken zu begewaltigen; wie wir denn namentlich in unsern Tagen die Theologie in einer Entwickelung begriffen sehen, die durch ihre Rücksichtslosigkeit dem Menschenfreunde bange machen könnte. Eben so möchten wir wohl Erzieher fragen, ob nicht die Astronomie, die sich als Naturwissenschaft ins Grenzenlose fortbildet, in ihrer Popularisirung den kindlichen Christenglauben von der Seite der biblischen Imaginationssphäre her zu erkälten drohe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juni.

Alterthümer und Ausgrabungen.

London, 28. Mai. Die königliche Gesellschaft der Literatur eröffnete am 21. April ihre Säle, um die vor zehn Jahren stattgefundene Gründung des Instituts für archäologische Korrespondenz in Rom zu feiern. Von den wirklichen Mitgliedern desselben waren Ritter **Bunsen** und Dr. **Lepsius** anwesend, und beide hielten Vorträge über egyptische Alterthümer, welche über die Erfolge der neueren Forschungen in diesem Fache viele Aufschlüsse gaben. Ritter Bunsen

bemerkte, daß erst die in den lezten zwölf Monaten gemachten Entdeckungen die Alterthumsforscher in den Stand seyen, das Alter und die Erbauer der Pyramiden zu bestimmen. Man hatte schon fast an der Enträthselung dieser Frage verzweifelt, man hatte troz der Behauptung Herodots nicht mehr gehofft, hieroglyphische Original-Inschriften zu finden, und deßhalb sogar den Zweifel aufgeworfen, ob die Pyramiden auch wirklich von dem uns bekannten egyptischen Volk herrührten. Die Auffindung des Sargs und der Mumie des Königs Mycerinus, des Erbauers der dritten großen Pyramide, und die neu entdeckten Inschriften in den aufgefundenen innern Kammern heben alle Zweifel. Das Resultat ist in möglichster Kürze folgendes. Die Regierung des Menes ist für uns die älteste egyptische Geschichte; ihn mitgerechnet herrschten 38 thebanische Könige 1075 Jahre lang. Nach dieser Zeit folgte eine etwas über 500 Jahre dauernde Periode der Unterdrückung durch ein aus Palästina gekommenes Volk, und während dieser Periode finden sich zwei, vielleicht noch mehr, gleichzeitige pharaonische Dynastien wahrscheinlich Reguli einzelner Provinzen, die sich durch Tributsbezahlung und dergleichen ein unsicheres Daseyn fristeten. Nach dieser Zeit kommt die Wiederherstellung des egyptischen Reichs, dessen glänzendster Stern Sesostris Ramesses (ungefähr 1518 bis 1255 vor Christo) ist. Der wahrscheinlichste Zeitpunkt der Wiederherstellung des egyptischen Reichs ist 1570 vor Christo. Diese dritte Periode ist uns verhältnißmäßig bekannt, obwohl die griechischen Geschichtschreiber, wie sich aus einer Prüfung ihrer Werke ergibt, über die Zeit vor Psammetich keine bestimmte Zeitrechnung hatten, und aus der vor Sesostris nur fragmentarische, für sie größtentheils unverständliche Thatsachen, mit Volkssagen und Priesterfabeln gemischt. Alle großen, riesenhaften Werke Egyptens gehören der ersten Periode der 38 thebanischen Könige von Menes an, namentlich die Pyramiden, der Kanal des Möris, das Labyrinth u. s. w., Werke, in Vergleichung mit denen die berühmten und wunderbaren Paläste und Tempel von Theben und Nubien aus der sesostrischen Periode zu Zwerggestalten herabsinken. Ein Werk des Ritter Bunsen, das bereits im Druck sich befinden soll, wird diese Forschungen umständlich auseinandersetzen; Bunsen betrachtet dasselbe keineswegs als ein Werk seines eigenen, alleinigen Studiums, sondern als das Resultat europäischen Forschungsgeistes und Ausdauer, und man darf ernstlich stolz darauf seyn, daß so Vieles aus der egyptischen Geschichte, was Römern und Griechen nicht gelang, denen doch so unendlich viele, für uns verlorne Hülfsmittel zu Gebote standen, uns endlich nach langer Anstrengung und Mühe, nach einem wahrhaft ameisenartigen Zusammentragen des Materials, klar zu werden beginnt.

Das Tagebuch des verstorbenen Hrn. Rich, englischen Generalkonsuls in Bagdad, hat eine abermalige Auflage erlebt, und die Erzählung einer Reise nach Persepolis ist neu hinzugefügt worden. Am 20. März 1821 kam Herr Rich in die Nähe der Ruinen, die zu sehen er so weit hergekommen war; es waren die zu Murghab; nach dem eigentlichen Persepolis kam er erst am 22sten, schlug sein Zelt an der Seite des ersten Portals auf, und besuchte am folgenden Morgen die Gräber. Im ersten waren zwei aus dem Felsen gehauene Sarkophage, 9' 4'' lang, 7' 10'' breit. Rich fühlte sich von der Schönheit und Treue der Zeichnungen in dem Werke des bekannten Reisenden Ker Porter lebhaft betroffen, und begann nun die Inschriften zu kopiren, von denen Facsimiles dem Werke angehängt sind. Er bemerkt darüber: „Jede Inschrift in Persepolis, selbst die kleinen Stücke auf den Kleidern der Figuren, sind in drei Schriftarten. Eine Linie von jeder der beiden leztern drückt zwei Linien der ersten aus, oder bei längern Inschriften ist die Schrift der zweiten um eine Linie minder lang, oder wenn die Zahl der Linien dieselbe ist, sind die der zweiten und dritten Schrift kürzer und die Buchstaben weiter. Die Keile der dritten Schrift durchkreuzen einander, was die der beiden andern nie thun." Einige der Inschriften sind bekanntlich in Zend, und Herr Rich bemerkt: „Das Zend nimmt stets den ersten Platz ein. Stehen die Inschriften übereinander, so ist die im Zend stets die oberste; stehen sie rund um eine Thüre oder Fenster, so ist die Zend-Inschrift auf dem Gipfel; stehen die Inschriften nebeneinander über einer Figur, so steht sie über dem Haupte des Königs; stehen sie auf seinen Kleidern, so findet sie sich auf der vordern Falte; stehen sie vorn auf einer Plattform, so hat sie die Mitte inne, und die Figuren auf beiden Seiten kehren ihr das Gesicht zu. Selbst wenn es scheinen sollte, die Aufeinanderfolge der Buchstaben müsse eine andere Ordnung vorschreiben, d. h. wenn der König zur rechten Hand ist, so ist die Zendschrift immer über seinem Haupte, und folglich die lezte, da bei allen Inschriften die Ordnung der Buchstaben von Links nach Rechts geht. Auch die beiden andern Schriftarten halten ihre Ordnung ein, die dritte ist immer am unansehnlichsten Platze." Dies scheint doch wohl mit Sicherheit zu beweisen, daß zur Zeit der Errichtung dieser Denkmäler das Zend die Staatssprache oder vielleicht die Priestersprache war. (Ausland.)

Statistik der Kunst.

Stuttgart, 30. Juni. Die Kammer der Abgeordneten hat auf den Antrag ihrer Kommission 170,000 fl. für die Erbauung eines Kunstmuseums verwilligt.

München, 29. Mai. Das Regierungsblatt Nr. 17 vom 28. Mai enthält eine Bekanntmachung, nach der den königlichen Hofmalern eine Uniform, und zwar jene der Professoren der Akademie der bildenden Künste (jedoch mit Stickerei und Knöpfen von Silber, statt von Gold) bewilligt wird.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Das unterzeichnete Komitté des Kunstvereins für Kurhessen bringt hiermit zur öffentlichen Kenntniß, daß vom 1sten bis ultimo September d. J. die alljährliche Kunstausstellung dieses Vereins zu Kassel statt finden wird, und ladet daher die darauf reflektirenden Künstler ergebenst ein, ihre Gemälde wohlverpackt, und unter der Adresse des Herrn Professor Zusch, Konservator des Kunstvereins, so anhero schicken zu wollen, daß solche Ende Augusts hier eintreffen; auch gleichzeitig die fernerweite Bestimmung der Gemälde — im Falle solche hier nicht angekauft werden sollten — gefälligst anzugeben.

Kassel, am 20. Juli 1839.

Das Komitté des Kunstvereins für Kurhessen.

Der Vicepräsident:
Geheimer-Hofrath
Kuhl.

Der Sekretär:
Hauptmann
Hopffe.

№. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. August 1839.

Kunstgeschichte.

2) Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo ordinate ed illustrate da Carlo Promis. Torino 1836.

(Beschluß.)

Der lezte Sprößling der Cosmaten ist noch Deobat, von dem uns außer den schon bekannten Inschriften im Klosterhof des Lateran, am Tabernakel von St. Maria in Cosmedin und aus St. Jacopo alla Lungara, noch eine vierte aus einem Lokalschriftsteller wieder in Erinnerung gebracht wird. Es verzierte diese die Reliquienumschließung in der ehemaligen Kirche Sta. Maria in Portico; als diese Kirche im J. 1658 einer neuen, Sta. Maria im Campitelli, Platz machen mußte, verschwand dieses Werk, die Inschrift allein * ward uns von Ciampini und Armanni überliefert. Alle diese Arbeiten können mit Bestimmtheit in den Anfang des 14ten oder gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts gesezt werden; was von ihnen erhalten ist, zeigt den ausgebildeten gothischen Styl, wie er bei Cosma und bei Johannes sich auf ähnliche Weise aussprach. Wohl nicht für den obern Theil eines Fensters oder einer Thür, wie der Verf. meint, sondern für den Giebel eines Tabernakels wird das Bruchstück zu nehmen seyn, welches sich im Lateran'schen Klosterhof befindet.

Unter manchen Werken, die unbezeichnet sind, aber mit Wahrscheinlichkeit einem der Cosmaten beigelegt werden, nennt der Verf. noch die Thür von St. Antonio Abbate, deren Inschrift er in einer richtigen Kopie mittheilt. Es ist merkwürdig, daß man ihm in dieser Muthmaßung nicht längst zuvorgekommen, da die Inschrift schon von Ciacconio ganz richtig so aufgelöst ward: **

D. O. M.
D. Petrus Cardinalis Capoccius
Mandavit construi hospitale
In loco isto
Et DD. Otho episcopus Tusculanus
Et Joannes Cajetanus Cardinalis
Exequutores fieri fecerunt
pro anima
D. Petri Capoccii.

Pet. Capoccius starb, wie auch unser Verf. bemerkt, im J. 1259; ich füge hinzu, daß Johannes Cajetanus Orsini, hier noch als Kardinal genannt, schon im J. 1277 unter dem Namen Nicolaus III. zur Papstwürde gelangte. Demnach fällt dieses Portal in den Zeitraum dieser achtzehn Jahre. Die nach innen sich vertiefende Thür mit Rundbögen, den dazu gehörigen Säulen und Pilastern zeigt eine gewisse Aehnlichkeit mit den obengenannten Werken des Laurentius, wie über derselben die Pilaster und Säulen mit dem Gesimse, und die an diesem angebrachte Inschrift den Portikus in Civita-Castellana vorauszusetzen scheinen. Allerdings erinnert Vieles an die Thür von St. Tommaso in Formis, doch erkennt man (abgesehen davon, daß die Zeitrechnung nicht an Jacopo denken läßt) hier einen Künstler, der mit Freiheit seine Vorgänger benuzt, sich allerdings der frühern Schule der Cosmaten anschließt, aber mit Kritik und Reflexion mehr als mit eigentlichem Kunstgefühl zu Werke geht, vom Gothischen sich entfernt hält, den Rundbogenstyl aber schon mit fremdartigen Gliedern und Details überladet. Sein Name wird uns unbekannt bleiben; jedenfalls dürfte es voreilig seyn, in den uns erhaltenen Namen dieser Schule alle Glieder derselben kennen zu wollen.

Gegen die Meinung Cicognara's, daß der Klosterhof von St. Paul ein Werk des obengenannten Johannes sey, * erklärt der Verf. sich mit Recht; weniger

* Hoc opus fecit Magister Deodatus.

** Vitae Pontef. T. II. 120 edit. Oldoin.

* Ciampi l. c. hatte auch schon in Johannes den Baumeister erkannt, aber ebenfalls an unsern Johannes

glücklich scheint er mir dagegen in der Auslegung der vier Verse zu seyn, die aus der dort befindlichen Inschrift hier allein in Betracht kommen:

Hoc opus arte sua, quem Romae cardo beavit
Natus de Capua Petrus olim primitiavit
Ardea quem genuit quibus abbas vixit in annis
Caetera disposuit bene provida dextra Joannis.

Zu den Gründen, welche Cicognara* nach einer sehr ungesuchten Interpretation angibt, um in dem Petrus und Johannes zwei Künstler zu erkennen, kann man hinzufügen, daß die Worte: arte sua — primitiavit, und das dextra disposuit nicht wohl anders als von Künstlern ausgesagt werden konnten. So ist mir: per dextram Pantaleonis in ähnlicher Bedeutung aus dem Musaikpaviment zu Otranto erinnerlich. Auf der andern Seite aber kommt es mir nicht wahrscheinlich vor, daß man den Kardinal ohne alle weitere Bezeichnung aufführte, und ich glaube daher, daß das natus de Capua auf ihn zu beziehen sey; ja es wäre sogar möglich, daß er auch Petrus geheißen, und daß man, um dies nicht zweimal zu wiederholen, absichtlich die zweifelhafte Beziehung des Namens zugelassen. Immer ist in Anschlag zu bringen, daß der Vers häufig die wunderlichsten Verstellungen mit sich brachte. Und wirklich wird uns ein Kardinal Peter von Capua angeführt, den Coelestin III. im J. 1192 zur Kardinalswürde erhob. ** Bleibt hiebei nun auch unbestimmt, wer der Abt, „den Ardea geboren,“ gewesen sey, so bietet doch bei dieser Erklärung fast jede Reihe einen Sinn, und keine jener verwirrenden Schwierigkeiten dar, welche entstehen, wenn man die beiden lezten Verse unter sich verbinden will. Da Johannes ohne Angabe seiner Heimath genannt wird, so sieht man nicht ein, warum diese bei Petrus nöthiger gewesen; auch verschwindet hier jede Schwierigkeit bei der Voraussetzung, daß beide von Geburt Römer waren. Ueber den ganz ähnlichen Klostergang von Lateran* fehlen uns solche Daten; doch können auch hier die von Topographen häufig mitgetheilten Verse einiges Licht verbreiten. Die Strophen:

Discite sic esse tria orbis vobis adesse necesse
Nil proprium, morem, castum servando pudorem etc.

verrathen deutlich, daß hier von Klosterzucht, von einem Leben nach Klostergelübden die Rede ist. Man wird an die Canonici Regulares zu denken haben, welche der Papst Bonifaz VIII. im J. 1290 ihres schlechten Lebenswandels wegen aus dem Lateran vertrieb, und durch die Canonici seculares ersezte. — Diese Angaben führen uns indirekt, der Styl der beiden Höfe aber, welche keine Spur von gothischer Architektur verrathen, direkt in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Morgenröthe der Künste, welche sich hier sowohl in der Anlage des Ganzen, als in den Ornamenten verkündet, weist entschieden über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Die Vermuthung Cicognara's, diesen Johannes mit dem obengenannten aus der Familie der Cosmaten zusammen zu bringen, zeigt sich demnach von selbst unstatthaft. Es wird überhaupt unmöglich bleiben, diesen Petrus und Johannes auf eine passende Weise auf die uns bekannten Namen zu reduziren; wahrscheinlich ist, daß beide zu der Familie der Cosmaten gehörten, oder doch in ihren Werken eben so sehr von diesen gefördert wurden, als bildend auf sie zurückwirkten.

Um den Vasari mit sich in Einklang zu bringen, schlägt unser Verf. zulezt noch einen gewiß sehr unglücklichen Ausweg ein. Der Arnolfus, welcher sich ehemals mit seinem Gehülfen Petrus am Tabernakel von St. Paul nannte, soll von dem berühmten Architekten des Namens verschieden, dieser des Cambio, jener des Lapo Sohn seyn, weil er (der Architekt) gerade um die Zeit, als das Tabernakel in St. Paul gearbeitet ward (1285), in Florenz nach allen Seiten zu thun hatte. Außer dem Tabernakel in Rom würde dann diesem Bildhauer Arnulf noch das Grabdenkmal von Bonifaz VIII. in Rom und vom Kardinal de Brave in Orvieto zukommen. — Alles dies hat vorausgesezt werden müssen, weil man dem Vasari unbedingten Glauben schenkte, obwohl dieser nicht leicht irgendwo oberflächlicher gewesen, als im Leben des Arnolfo. Ueber den Styl des hier in Rede stehenden Werks kann ich nicht entscheiden, da ich es nicht mehr gesehen habe; war es dem eben genannten Denkmal in Orvieto ähnlich, wie Promis behauptet, und

gedacht. Er beginnt nun vollends die Inschrift mit Hoc opus arte sua etc., und läßt nach dem vierten Vers: hoc opus exterius pre cunctis etc. aber nur bis materialum folgen; die andern vier Hexameter fehlen gänzlich. In den „Zusätzen zu den Arredi etc.“ soll denn nun gar ein im J. 1216 genannter Johannes wieder der unsrige seyn, welchem darnach nicht weniger als 83 Jahre künstlerischer Wirksamkeit zukämen! —

* T. 1, p. 385 der ältern Ausgabe. — Ich bemerke hier nebenbei, daß die bei Giachetti in Prato erschienene zweite Ausgabe ein Nachdruck ist.

** Capena Municipio de' Romani, discorso di Pierluigi Galetti. — Ein anderer Petrus Capuanus Amalphitanus, Kardinaldiakonus von Sta. Maria in Via Lata, schon um 1198 Kardinal, und 1209 gestorben, bei Ciaconius T. I. p. 1163 ed. Old.

* Die Aehnlichkeit des Styls fiel in diesen beiden Klosterhöfen schon d'Agincourt auf; er schloß deßhalb auf einen und denselben Architekten.

„durch Schönheit ausgezeichnet," wie Platner angibt, * so wird man es, was an sich natürlich, dem ebenfalls als Bildhauer berühmten Schüler des Niccolo Pisano beizulegen haben. Er mochte sich als hinlänglich bekannt voraussetzen, als er es verschmähte, den Namen seines Vaters dem seinigen beizufügen; ein anderweitig unberühmter Meister würde diese nähere Bezeichnung nicht unterlassen haben. Das vortreffliche Werk in Orvieto, mir aus Anschauung bekannt, zeigt auf's Entschiedenste den Einfluß der Pisaner Schule, sowohl in der Anordnung des Ganzen, als in einzelnen Figuren; die Madonna mit dem Kinde ist eine der schönsten Gruppen der Zeit, und der höchsten Bestrebungen Niccolo's in jeder Beziehung würdig. — Daß Arnolfo ein Sohn des Cambio war, wissen die Florentiner jezt seit etwa 200 Jahren, ohne deßwegen müde zu werden, ihn für einen Sohn des Lapo auszugeben. Einerseits ist dies Gedankenlosigkeit, und diese datirt schon von Baldinucci, andererseits aber auch Folge einer wahrhaft nationellen Verehrung, welche Vasari bei den Italienern genießt. Ich kann hier bemerken, daß das Archivio diplomatico zu Florenz eine Handschrift auf Pergament besizt, die, vielleicht schon früher angefangen, sicher aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert datirt. Es ist dies ein Mortuario der Metropolitankirche, welches die Vornamen der Gestorbenen registrirt und oft schon die Familiennamen beifügt. Unter diesen finde ich nun auch, aber ohne Angabe des Jahrs, die Mutter dieses berühmten Architekten: ** Perfetta mater magistri Arnolfi. Ja er selber wird so aufgeführt: Magister Arnolfus del opera di Sca. reparatà; doch fehlt auch hier das Jahr, denn 1310, was unmittelbar folgt, kann nach dem in der Handschrift herrschenden System nicht auf ihn bezogen werden. Wer wollte nun aber behaupten, daß er gerade im J. 1300 gestorben, und daß aus diesem Grunde das Grabmal von Bonifaz VIII. ihm abzusprechen sey? — Der Styl dieser Arbeit entspricht allerdings nicht den authentischen Werken des Arnolfo; sie mag von einem uns unbekannten Cosmaten herrühren, der von dem Handwerk des Steinmetzen zur Bildhauerei überging; so lange aber das Todesjahr des Arnolfo uns nicht sicherer, als es bis jezt durch Vasari geschehen, festgestellt worden, darf man die bloße Chronologie nicht mehr gegen diese Voraussetzung anführen. Wer der Gehülfe Petrus sey, ist unbekannt; an jenen, der im Klosterhof von St. Paul mit dem Johannes genannt wird, hätte man nie denken sollen. —

Bald nach dem Anfang des 14ten Jahrhunderts begann in Folge der politischen Wirren auch jene Kunstblüthe zu sinken, welche die Cosmaten hervorgerufen, und während anderthalb Jahrhunderten gepflegt und gesteigert hatten. Kunst und Künstler verließen den Tiber und siedelten sich in Toscana an; daher die Dürftigkeit an Monumenten und Inschriften, die in Rom das 14te und 15te Jahrhundert bezeichnen. Was Rom selbst hervorbrachte, trug keinen eigenthümlichen Charakter mehr; bei größern Unternehmungen war man gezwungen, zu den Florentinern seine Zuflucht zu nehmen. Diese beiden Jahrhunderte füllen daher bei Promis zwei Seiten. Das bis dahin Bekannte ist dadurch natürlich um gar nichts bereichert worden.

Gaye.

* Die Aehnlichkeit dieses Tabernakels mit dem in Sta. Cecilia wird von Platner an einer andern Stelle hervorgehoben. Vermuthlich ist hier nur die Anlage des Ganzen gemeint; das Tabernakel in Sta. Cecilia ist ein bildnerisch sehr gewöhnliches Werk.

** In den Provisionen des Florentiner Staatsarchivs finde ich unter dem 19. April 1289 einen Cambius quondam Johannis, magister, mit dem Straßenpflaster der via nuova beschäftigt; er kann der Großvater des Arnolfo seyn.

Bemerkungen.

Das Plastisch-Schöne ist wohl zu unterscheiden vom Malerisch-Schönen. Jenes ist Schaubarkeit der vollkommenen Gestalt, dieses ist Schaubarkeit des Lebens überhaupt. Eine gemalte Venus ist zwar schön, aber nicht wo sie als Statue dargestellt ist; denn hier erinnert sie an den Marmor, und doch fehlt so manches Wesentliche, was die wirkliche Statue schön macht. Das Plastisch-Schöne ist in der Regel Darstellung eines Einzelnen, eines Individuums; das Malerisch-Schöne — eines Mannichfaltigen, Vergesellschafteten.

Das Plastische kann ich durch Veränderung meines Standpunkts wandeln; das Malerische muß den Wechsel in sich tragen.

Das Plastische muß ein vergeistigtes, vergöttlichtes Körperliches seyn, weil es eintönig die Oberfläche des organischen Lebens gibt. Das Malerische gibt den Schein des wahren Lebens; darum fordern wir nicht, daß er an der vollendetsten Form erscheine. Doch gibt auch die Plastik Jugend, Reife und Alter, Zartheit und Kraft, Unschuld und Animalität, aber jedes in idealer Form. Im Malerischen ist aber jede Form, die nur überhaupt der Darstellung würdig erfunden wird, der andern gleich, und wenn bei Tizian, Rembrandt, Van Dyk rc. uns ein Porträt mehr anspricht, als das andere, so liegt dies nicht in der verschiedenen plastischen Schönheit, sondern wieder in der malerischen; ja bei Rembrandt wird wohl eben der plastisch unschönere Kopf der malerisch schönere seyn, wie wir denn bei ihm keineswegs nach schönen

Weibern, sondern nach alten, runzlichten, bärtigen Männern trachten.

Im historischen Gemälde erkältet jede statuarische Schönheit, weil sie sich mit der Intention des Ganzen, der sie sich durch ihren Einzelnanspruch nicht fügen will, nicht verträgt. Schönheit darf also hier stets nur als Gegensatz der gewöhnlichen Formen, gleichsam in unbewußter Naivetät, ohne Ostentation auftreten.

Vollkommene Architektur mag als Aufriß schön seyn, weil man hier an die solide Schönheit und Zweckmäßigkeit des wirklichen Gebäudes denkt. Im Gemälde ist sie kalt und kaum im Prospekt erträglich, weil sie, wie alles Fertige, nichts mehr zu denken, zu empfinden übrig läßt, keine Vergangenheit und keine Zukunft, keine Handlung und Wandlung darstellt.

Unregelmäßige, willkührliche, zerfallende Architektur ist Leben, Wechsel, Mannichfaltigkeit, deutet auf verschiedenartigen Gebrauch, Lebensweise der Inwohnenden, ist für die Imagination in Thätigkeit rückwärts und vorwärts, Raum in Zeit.

Schöne, regelmäßige Bäume sind naturhistorisch vollkommen, aber unmalerisch. Man sieht in ihnen nur die Potenzirung der vegetativ gesetzmäßigen Form des Zweiges in einen unendlich großen Wipfel, eine ewige Identität. Jeder Baumfrevel verschönert aber so ein grandioses Individuum, das Polizeivergehen wird eine künstlerische Tugend; Wind und Wetter bessern zerzausend, zerstörend an der Vegetation, und je schlechter die Waldwirthschaft, je buntscheckiger die Bestände, desto bessere Weide für die Maler, denn nicht das Unisone der nützlichen Regel will der Künstler, sondern die ineinanderspielenden Con- und Dissonanzen der Fuge des mannichfaltigen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juni.

Statistik der Kunst.

Paris, 15. Juni. In der heutigen Sitzung der Deputirtenkammer legte der Minister des Innern einen Gesetzentwurf vor, welcher zum Gegenstand hat, daß zum Besten des Staats die Geheimnisse der Photographie des Hrn. Daguerre gegen eine Pension von 10,000 Fr. angekauft werden sollen. Von dieser Pension soll Herr Daguerre 6000 und der Sohn des verstorbenen Niepce, des ehemaligen Mitarbeiters Daguerres, 4000 Fr. erhalten.

Der Minister des Innern hat der Gemeinde von Sceaux den Marmor zu einem Denkmal auf Florian's Grabe bewilligt.

Artistischer Verkehr.

Rom, 11. Juni. Seit der Heiligsprechung sehen wir in allen hiesigen Kunsthandlungen eine gewaltige Anzahl Bilder aus der altflorentinischen Schule, die alle in Florenz neu fabrizirt sind. Gutmüthige Fremde, insbesondere Engländer, werden damit schändlich angeführt. Die hohen Geistlichen, auf die es besonders abgesehen war, haben jedoch große Vorsicht in Ankäufen gezeigt.

Paris, 12. Juni. Die Menschlichkeiten, welche in dem hiesigen Kunsttreiben vorgehen, sind vielleicht nicht ohne Beispiel, kommen aber hier auf eine besonders auffallende Weise zur Schau. „Schon lange," so erzählt ein Korrespondent der Berlinischen Nachrichten, „hatte man mir den Rath gegeben, mich mit den hiesigen Recensenten bekannt zu machen und sie auf meine Seite zu bringen: dies halte auch nicht schwer, denn die Herren erwarteten es, und wer das nicht verstände, dessen erwähnten sie entweder gar nicht, oder doch nur im Vorbeigehn. Zu Anfang der Ausstellung bekam ich indeß sogar Aufforderungen zur Unterzeichnung auf verschiedene Blätter, worin mir ganz deutlich zu verstehen gegeben wurde, daß ich wohl bedenken möchte, daß meine Bilder darin recensirt werden würden, ja, einer der Herren ging so weit, mir zu schreiben, „daß, im Fall irgend eines meiner Bilder von der Jury zurückgewiesen werden sollte, der Redakteur des Blattes Jemanden zu mir schicken wolle, der dann doch darüber schreiben sollte." Daß die Herren bei mir nicht ihre Rechnung fanden, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Merkwürdig ist es, wie viele große Bestellungen gegenwärtig, z. B. zu Kirchenbildern, namentlich von jungen Künstlern, ausgeführt werden. In der Regel wird ein Heiliger (oder eine Heilige), ein Bild von 6 Fuß Höhe, mit 200 — 250 Frks. bezahlt, und ganze Gruppen verhältnißmäßig höher. Von Modellnehmen kann bei einem solchen Preise natürlich nicht die Rede seyn, es wird also irgend ein Steindruck oder Kupferstich quadrirt, so übertragen, aus dem Kopfe kolorirt, und in ein Paar Tagen, oder doch wenigstens in einer Woche, steht das Bild fix und fertig da. Ist der Preis etwas besser, oder sind vielleicht ganze Gruppen auszuführen, so wird auch wohl die Leinwand nach dem Louvre mitgenommen, dort irgend ein altes Bild vergrößert oder verkleinert, aus diesem Bilde ein Kopf, aus jenem ein Bein kopirt, und ein Maler, der Vormittags, z. B. bei Delaroche, im Atelier gemalt, kommt Nachmittags nach dem Louvre, um dort weiter zu fabriciren. — Was sagen Sie aber zu Folgendem? Vor längerer Zeit sah ich über die Boulevards eine Art von Rollwagen ziehen, auf dem eine hölzerne Wand stand, woran eine Gemälde-Ausstellung arrangirt war, und die Zettel daran besagten, daß der Künstler „in jedem Genre arbeite und seine Gemälde selbst verkaufe." Die Gemälde machten auf 10 Fuß Entfernung einen tüchtigen Effekt, und dieser, wie die Farben im Allgemeinen, hatten etwas Bestechendes. Der Künstler selbst aber hatte sich — als Zugthier vor den Wagen gespannt!!

Neue Stiche und Lithographien.

Paris. Der Graf von Strafford vor seiner Hinrichtung, nach P. Delaroche, geäzt von Prudhon, 13½ Z. breit, 11 Z. hoch. (Bald vollendet und sehr viel versprechend.)

Ein Kopf des Erzengels Gabriel, nach demselben, von Girard, in einer eigenthümlichen geschabten Manier gestochen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 65.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 13. August 1839.

Kunstliteratur.

De Protestantismo artibus haud infesto scripsit Carolus Grüneisen. Stuttgartiae et Tubingae 1839. 4.

Mit obiger Abhandlung, mit der der geehrte Herr Verfasser an dem diesjährigen Reformationsfest in Leipzig „in dankbarer Erinnerung an die ihm von der dortigen theologischen Fakultät ertheilte Doktorwürde“ Antheil nimmt, wird eine Frage von großer Wichtigkeit für das geistige Leben der Gegenwart in Anregung gebracht. Je verbreiteter das Vorurtheil ist, der Protestantismus widerstrebe der Kunst, je mehr Schein der Wahrheit es für oberflächliche Betrachtung hat, desto verdienstlicher ist das Unternehmen, es in seiner Grundlosigkeit hinzustellen, und mit wahrer herzlicher Freude machen wir unsere Leser darauf aufmerksam, wie wir zugleich die Hoffnung aussprechen, daß diese alle Protestanten, ja überhaupt Alle, denen die Aufgaben ihrer Zeit am Herzen liegen, gleichmäßig berührende Angelegenheit bald in deutscher Sprache möge besprochen werden.*

Der Verf. hat seine Abhandlung, dem Hauptinhalt zufolge, in 15 Abschnitte getheilt. Zur Uebersicht desselben wird es zweckdienlich seyn, den Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er seinen Gegenstand betrachtet, somit die Aufgabe ihrer ganzen Bedeutung nach zu erfassen. Wir werden deßhalb zuerst nach den „Künsten,“ sodann nach dem „Protestantismus,“ und endlich nach dem „Verhältniß des leztern zu jenen“ zu fragen haben. — Mit Recht nimmt der Verf. die Künste als Kunst, d. h. als Gesammtheit der redenden und bildenden Künste, die, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, in organischem Zusammenhang unter sich stehen, und immer an dieselbe Saite in der menschlichen Seele schlagen; noch mehr, er nimmt sie in historischer Bedeutung, nicht also ihrer bloßen Existenz nach, sondern in der Höhe und dem Umfang ihrer eigenthümlichen Entwickelung. — Ferner, wenn wir nach dem Protestantismus fragen, so können wir darunter dreierlei verstehen, nämlich 1) die die Reformatoren leitenden Ansichten; 2) die Sinnes- und Denkweise der Protestanten überhaupt; 3) die Einrichtung der Kirche. — Das Verhältniß des Protestantismus zu den Künsten hat nun sowohl jenseitiges als dießseitiges Vorurtheil so hingestellt, als habe ersterer in der That mit diesen nichts mehr zu schaffen.* Man sagt, die Reformatoren haben die Bilder aus der Kirche entfernt, ohne weiter nach der Thatsache zu sehen, ja ohne darnach zu fragen, wie die Reformatoren über diese Angelegenheit sich geäußert; man sagt: das Zeitalter der Reformation bezeichnet den Anfang des Verfalls der Künste, ohne den Zusammenhang beider Erscheinungen nur im Allermindesten geschichtlich nachzuweisen, ohne daran zu denken, was vorher und nachher im Bereich des Katholizismus geschehen; man sagt: der Gottesdienst der Protestanten kann vor sich gehen, Kunst mag vorhanden seyn oder nicht, ohne nur sich auf die Frage einzulassen: in wie weit katholischer Gottesdienst nicht ohne die Kunst ausgeübt werden kann?

Der Verf. geht mit Umsicht und reich ausgestattet mit geschichtlichen Kenntnissen, auf die Erörterung aller dieser Fragen ein, die wir der eben gegebenen Reihenfolge nach betrachten wollen. — Aus dem Schoos der katholischen Kirche hervorgegangen, standen die Reformatoren durchaus anders der katholischen Kirche gegenüber, als die spätern Protestanten. Theils mußten sie noch von der Vergangenheit, als einer erlebten, etwas in sich haben,

---

* So viel uns bekannt, wird die „Deutsche Vierteljahrschrift“ eine Uebersezung mittheilen. A. d. R.

* Selbst der Verf. meint, dem Katholizismus scheine die bildende Kunst, dem Protestantismus die Musik angemessen. VI. p. 9.

theils mußte ihr Gefühl sich doppelt stark gegen das, was sie unmittelbar feindlich berührte, aussprechen. Mit den sogenannten wunderthätigen Bildern entfernten sie alle Kunstwerke, denen man religiöse Verehrung erwies; nur die Bilderstürmer zerstörten in tollem Wahnsinn ohne Unterschied die Werke der Kunst, wie denn vor Mißverständniß und Mißbrauch keine Lehre sicher ist. Allein dem Protestantismus die Bildstürmerei zur Last legen, wäre ungefähr so ungerecht, als die katholische Kirche wegen der Wunderbilder der Abgötterei bezüchtigen, und am Ende noch ungerechter, da sie sich nicht so entschieden gegen den eingerissenen Mißbrauch erklärt, als es die protestantische und namentlich die Reformatoren gegen oben angegebenen Unfug gethan haben. Im Abschnitt VIII, IX und X macht uns der Verf. mit den Ansichten und Aussprüchen der leztern in dieser Beziehung bekannt. Für die Musik sprechen sich Alle mit gleicher Wärme aus. Sie ist die unmittelbarste aller Künste, die Kunst des Gemüthes, und an ihr nehmen Alle gebend und empfangend Theil. Sie hat unbedenklich für den Protestantismus, der vornehmlich ein inneres Leben im Sinne der ersten christlichen Kirche bezweckt, große Bedeutung, größer vielleicht, als noch zur Zeit erkannt ist. Allein auch für die bildende Kunst ergreifen Alle das schützende Wort.

„Statuas, imagines et simulacra,“ sagt Zwingli, „nemo tam stolidus est, qui putet abolendas esse, ubi nullus eis cultus exhibetur.“ Und weiter, nachdem er gegen den Mißbrauch gesprochen: „Non dicimus quidquam, ex adfectibus: nam alioquin nemo magis miratur picturas, statuas et imagines, quam nos.“ — Calvin, der bekanntlich strenger noch war, als Zwingli, in Betreff der Bilder, sagt: „Neque tamen ea superstitione teneor, ut nullas prorsus imagines ferendas censeam. Sed quia sculptura et pictura Dei dona sunt, purum et legitimum utriusque usum requiro, ne, quae Dominus in suam gloriam et bonum nostrum nobis contulit, ea non tantum polluantur praepostero abusu, sed in nostram quoque perniciem convertantur.“ Sodann erklärt er sich vorzüglich für die Darstellung von Historien, als durch welche man Lehre oder Mahnung empfangen könne. Luther endlich in seiner derben und gesunden Weise spricht sich nicht nur nicht gegen, sondern unumwunden für die Kunst aus. „Ich habe,“ sagt er, „die Bilderstürmer selbst sehen und hören lesen aus meiner verdeutschten Bibel. So weiß ich auch, daß sie dieselbige haben, lesen daraus, wie man wohl spüret an den Worten, die sie führen. Nun sind gar viel Bilder in denselbigen Büchern, beide Gottes, der Engel, Menschen und Thiere, sonderlich in der Offenbarung Johannis und in Mose und Josua. So bitten wir sie nun gar freundlich, sie wollten uns doch auch gönnen zu thun, das sie selber thun, daß wir auch solche Bilder mögen an die Wände malen, um Gedächtniß und bessern Verstandes willen. Sintemal sie an den Wänden ja so wenig schaden, wie in den Büchern. Es ist besser, man male an die Wand, wie Gott die Welt schuf, wie Noah die Arca bauet, und was mehr guter Historien sind, denn daß man sonst irgend weltlich unverschämt Ding malet: ja wollte Gott, ich könnte die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern vor Jedermanns Augen malen ließen, das wäre ein christlich Werk. So weiß ich auch gewiß, daß Gott will haben, man solle sein Werk hören oder gedenken, so ist mir's unmöglich, daß ich nicht in meinem Herzen sollte Bilder davon machen. Denn ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hänget, gleich als sich mein Antlitz natürlich entwirft ins Wasser, wenn ich drein sehe. Ist's nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christus Bilde im Herzen habe, warum solls Sünde seyn, wenn ichs in Augen habe? Sintemal das Herz mehr gilt, denn die Augen, und weniger soll mit Sünden befleckt seyn, denn die Augen, als da ist der rechte Sitz und Wohnung Gottes.“

Diese und mehre entscheidende Aussprüche der Reformatoren hat der Verf. mit vieler Belesenheit zusammengestellt und also dem herrschenden Vorurtheile von dieser Seite gründlich begegnet.

Dem zweiten Vorurtheil, als habe die Reformation am Verfall der Kunst ihren Theil, tritt der Verf. in den Abschnitten I und II mit Nachweisungen aus der Kunstgeschichte entgegen. Mit Recht stellt er den Verfall der Kunst ganz außerhalb des in der Kirche entstandenen Streites (ob mit gleichem Recht außerhalb der politischen Ereignisse, möge hier unerörtert bleiben). Die Schulen Raffaels, Michelangelos und Tizians versanken, unberührt von der Reformation, in ganz katholischen Ländern; ja andere vor diesen Meistern, wie Giotto, Filippo Lippi (nach der Autorität von Rumohr und Rio, die indeß nicht als unumstößlich zu betrachten seyn dürfte), weichen von der Strenge kirchlicher Auffassung zur Sinnlichkeit ab, die im Zeitalter Coreggio's herrschend war, dort, wo von keinem protestantischen Gottesdienst ein Laut ertönte. Dagegen treten mit protestantischem Geist und Gemüth Schön, Holbein und Dürer mit allem Ernste christlicher Kunst auf und beweisen, daß der Protestantismus derselben nicht etwa Kräfte entzieht, sondern neue gibt. Ja bis auf diesen Tag zeigt sich im Protestantismus derselbe, für die Reinheit der christlichen Kunst empfängliche Sinn, „indem die dem evangelischen Gottesdienst geweihten alten Kirchen zu Bern, Nürnberg und Ulm, gegenüber der Stephanskirche zu Wien, dem Dom

zu Würzburg ꝛc., deren Inneres mit geschmacklosem Pomp verunstaltet ist, die alte würdige Form unverlezt erhalten haben." Der Verf. hätte hier die Kirchen von fast ganz Italien, deren schönsten Schmuck häufig die Barbarei der Geistlichkeit vernichtet, mit entgegenstellen können; er hätte an die kunstärmste Blüthezeit der katholischen Kirche unter Gregor und Innocenz, an die geist- und gemüthlose, an die aller religiösen Empfindung entblöste Kunst der dem Protestantismus als superlativer Katholizismus entgegentretenden Jesuiten erinnern können. Mit Recht führt der Verf. sodann (XV) an, was neuerer Zeit durch Protestanten in der Kunst geschehen, oder wenigstens für protestantische Kirchen und Gemeinden; aber er konnte auch hier noch weiter gehen und fragen: Wenn der Geist des Protestantismus der Kunst so nachtheilig ist, wie kommt es denn, daß die Wiederherstellung derselben in unsern Tagen durch zwei Männer, die Protestanten sind mit Leib und Seele, Carstens und Thorwaldsen, bewirkt, und, wenn man den wenigstens im Protestantismus aufgewachsenen Overbeck auch nicht beiziehen will, durch einen Mann fortgeführt worden, von dem sein vertrauter Freund Niebuhr aussagt: * die Bibel war in seiner Jugend sein einziges Buch, und sein Katholizismus geht gar nicht weiter, als der Glaube der alten Protestanten? Nach solchen Zeugnissen und nach Erinnerung daran, was im Geiste des Protestantismus für Musik und heilige Dichtkunst geschehen, ja im Angesicht der ganzen reichen Entwickelung deutscher Poesie — welche Verblendung gehört dazu, den Protestantismus der Feindschaft gegen die Künste zu beschuldigen, weil hie und da in protestantischen Seelen Gleichgültigkeit dagegen herrscht! Waren doch schon die heiligen Väter des tridentinischen Concils fest entschlossen, die Kirchenmusik für immer abzuschaffen (als Palestrina sie mit der Missa P. Marcelli rettete), ohne daß man die katholische Kirche beschuldigt hätte, sie sey der Musik feindlich; ja noch mehr, man kann die Kirchen von fast ganz Italien besuchen, ohne nur einmal Musik zu hören — wer wird diesen Jammer dem Katholizismus Schuld geben? Wie manche der alten Kirchenväter sprechen sich gegen die Bilder aus! wie eifert der heil. Bernhard gegen allen Kunstschmuck in den Kirchen! — sagt man deßhalb: der Katholizismus trage die Schuld? So aber leben die Vorurtheile ihr queckenartig wucherndes Leben. Weil mit der Ausbreitung des Christenthums gleichzeitig die Kunst verfällt, so muß dieses die Schuld tragen; Niemand frägt, ob der Verfall nicht bereits im Heidenthum vorbereitet, ja schon eingeleitet war; ganz das Gleiche wiederholt sich zur Zeit der Reformation, ja noch mehr, weil nun in den Niederlanden die Genremalerei aufkommt, so ist diese die Folge des Protestantismus, und Niemand frägt, warum sie nicht vielmehr in Sachsen, der Geburtsstätte des Protestantismus, aufgekommen, und ob sie nicht in katholischen wie in protestantischen Landestheilen ausgeübt wird und von jeher ausgeübt wurde, sogar in Italien und Spanien. *

Wir kommen endlich zum dritten Trieb des festgewurzelten Vorurtheils: „Der Gottesdienst der Protestanten bedarf keiner Kunst, und indem er sie nicht verlangt, schließt er sie von selbst aus." Der Verf. antwortet hierauf im Abschnitt XIII, wenigstens zum Theil. Uns sey es erlaubt, hievon abzusehen, mit einer Gegenfrage zu antworten, nämlich der: In wiefern bedarf denn der katholische Gottesdienst der Kunst? Wer sich mit der Geschichte der Kunst beschäftigt, weiß recht wohl, daß es einmal eine Zeit gab, wo noch kein Altargemälde existirte, und der Gottesdienst doch verrichtet wurde; die Geschichte der Liturgik weiß nichts davon, daß Decken- und Wandgemälde durch Gebote des Kultus hervorgerufen wären, und in der Charzeit, wo alle Gemälde verhangen werden, gehen nichts desto weniger alle geistlichen Funktionen ihren ungestörten Gang. Was in aller Welt könnte den katholischen Priester hindern, irgend einen Akt des Kultus auszuführen an irgend einer Stelle, die geweiht ist, und wo er das Verum Corpus hat? Die katholische Kirche also verlangt nicht als Bedingung ihrer Aeußerung Kunstwerke (denn die wunderthätigen Bilder, ohne die allerdings die lokale Andacht wegfällt, dürfen wir nicht als von der Kirche verlangt betrachten), sondern ihr ganzer Organismus hat sie hervorgerufen, sie ist so konstruirt, daß die Menschheit ganz von selbst ohne alle Anleitung an dieser Stelle das Bedürfniß der Kunst empfinden mußte.

Besteht in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied zwischen ihr und der protestantischen Kirche? Wir glauben allerdings mit Ja antworten zu müssen, es besteht ein Unterschied und zwar ein zwiefacher, inzwischen sind damit die Wege zur Kunst nicht geradezu abgeschnitten. Die protestantische Kirche als Gebäude ist ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung nach das zum Behuf des Gottesdienstes aufgeführte Haus; die katholische dagegen ist ihrem Ursprung nach das über dem Grab eines Heiligen errichtete Denkmal, bei welchem man sich von Alters her zu religiöser Feier versammelte; der monumentale Charakter ist somit der primäre und die Kunst

* Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. Hamburg 1839. 2ter Band, S. 311.

* Wenn der Verfasser die niederländische Genremalerei zu Gunsten des Protestantismus anführt, so dürfte er darin doch zu weit gehen, da die ganze Geschichte der Genremalerei und ihrer Verbreitung einen organischen Zusammenhang beider nicht lehrt.

organisch mit der Kirche verbunden. Ferner die protestantische Kirche als Anstalt öffnet sich der Gemeinde nicht, ohne einen Geistlichen dazu zu geben und somit den Gang der religiösen Betrachtung vorzuschreiben; die katholische läßt den Einzelnen, selbst während der geistlichen Funktionen, frei, und gewährt somit den Künsten ein Recht, sich seiner Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Dies sind allerdings wesentliche Unterschiede, von denen nur der leztere durch zweckmäßigere Einrichtung zu heben ist. Dessen ungeachtet, so lange noch Sakramente in der Kirche bestehen, und also ein von der Predigt gesonderter Kultus ausgeübt wird, sind die Künste ihrem Wesen nach nicht ausgeschlossen, vielmehr nothwendig. Inwiefern jedoch dies der Fall innerhalb des Gebäudes der Kirche, inwiefern noch mehr außerhalb unter dem Einfluß des Protestantismus, davon zu sprechen war nicht die vom Verf. zunächst sich gestellte Aufgabe; vielleicht aber wird er von selbst zu derselben fortgeführt, was wir im Interesse der neuen Kunst von Herzen wünschen.

ef.

Nachrichten vom Juni.

Neue Stiche und Lithographien.

Paris. Galhaniel und Catharine Rebuffe, aus F. Soulié's Romanen, zwei Blätter, nach des Geschichtsmalers Court Originalen, gestochen von Maile.

Moses, der Wasser aus dem Felsen sprudeln läßt, nach Murillo's berühmtem Bilde, gestochen von Estève.

Daniel in der Löwengrube, nach Ziegler, in Mezzotinto, gestochen von Girard.

Départ pour la chasse, Entrée en chasse, Halte de chasse und Retour de la chasse, vier treffliche Blätter, nach Grenier's Bildern, lithographirt von Léon Noël (Figuren) und P. Derov (Landschaft).

Mannheim, 28. Mai. Die hiesige Kunsthandlung Artaria und Fontaine kündigt einen neuen Stich an nach dem berühmten in der Galerie des Louvre befindlichen, von Rafael für den König Franz I. im J. 1518 gemalten Bilde: die heilige Familie, von dem man bereits den bekannten Stich von Edelinck hat, der aber in guten Abdrücken sehr schwer zu haben. Der berühmte Kupferstecher Richomme in Paris ist mit der Arbeit beauftragt und hat dazu eine neue Zeichnung im Louvre aufgenommen. Der Stich wird ohne den Plattenrand 17′ 5″ hoch und 14′ 8″ breit werden (Pariser Maß). Die Arbeit ist bereits begonnen. Subscriptionspreis, vor der Schrift 66 fl., mit der Schrift 53 fl. rhein.

London, 5. Juni. The village festival (das Dorffest), nach Wilkie, ein großer Stich in Roulette-Aquatinta-Manier, von Lewis; bei Hodgson und Graves.

München. Von der Fahne, welche die Bayern unter Kurfürst Max Emanuel von den Türken eroberten, und die in der hiesigen Frauenkirche aufgehängt ist, hat F. v. Harscher bei Mey und Widmayer eine lithographirte Abbildung herausgegeben, der die Willenuvesche Uebersetzung der Schriftzeichen hinzugefügt ist.

Berlin. Eine Mühle in der Normandie, in der Größe des von Watelet gemalten und im Besitz des Herrn Mitscher allhier befindlichen Originals, in Kreidemanier, lithographirt von J. Tempeltei, gedruckt im Berndt'schen königl. lithographischen Institut.

Eine Parthie der neuen Anlagen von Sanssouci, nach Kessel's Originale in radirter Manier, lithographirt von J. Tempeltei (erstes Vereinsblatt des Potsdamer Kunstvereins).

Kupferwerke.

London. Portraits of eminent Conservatives and Statesmen. Part. XII. Mit den Porträts des Grafen Munster, Lord Mahon und Sir Frederick Trench.

Finden's Royal gallery of british art. Part. III. Stiche von E. Finden, W. Finden und F. Bacon, nach Originalen von W. Collins, E. Landseer und C. L. Eastlake (3 Platten).

Paris. Graf Alexander Laborde; Versailles ancien et moderne. Liv. 1 — 4. 8. 3 B. 1 Kpfr. Jede Lieferung 50 Cent. Das Werk wird komplet in einem Oktavband 25 Franken kosten.

J. Popp und Th. Bülau, Architecture du moyen-âge à Ratisbone. 3. et 4. cahier. 4. 10 Kpfr. Fol. 8 Fr. per Lieferung.

Literatur.

Paris. Graf L. von Laborde, Histoire de la gravure en manière noire. 8. 26½ B. 8 Fr.

E. Chevreul, sur le contraste des couleurs. Ein starker Band nebst Atlas mit 40 Tafeln. (Dieses Werk des berühmten Chemikers ist eigentlich für Fabrikanten bestimmt, allein auch für den Künstler wichtig.)

Mdme. E. Durand de Vailly, des Violettes, Album littéraire, Journal artistique; Fol. Zweimal wöchentlich; Jahrespreis 30 Fr.

St. Omer. Mémoires de la Société des antiquaires de la Morinie, T. IV. 1837 — 1838. 8. 35⅛ B. 8 Fr.

Chartres. Lejeune, Histoire de la Cathédrale de Chartres; 1r appendice comprenant ses sinistres jusqu' à celui du 4. Juin 1836 inclus. 12. 3 B. und 1 Lith.

Nantes. Athénas, Mémoires sur les différentes époques de construction de l'église cathédrale de Nantes et sur ce qui reste de ses premiers édifices. 18. 1 B.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. August 1839.

Kunstliteratur.

Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie. Ein Versuch, die Deutung und ein besseres Verständniß der kirchlichen Bildwerke des Mittelalters zu erleichtern. Frankfurt a. M. 1839. 8. (Ladenpreis 3fl.)

Der Verf. kündigt sein Buch als einen Versuch an, und als solchen müssen wir es nehmen und beurtheilen; ja übersehen wir das ihm zu Gebote stehende Material recht, so war es sogar besser gethan, sich auf eine Ikonographie der Heiligen zu beschränken, da in Betreff der Symbolik nicht nur nichts Neues mitgetheilt, sondern nicht einmal das Vorhandene, namentlich Münters vortreffliches Werk hinreichend benuzt worden; während zur Erklärung der Heiligenbilder viele schätzenswerthe Notizen zusammengestellt sind, wodurch die unverkennbare zweifache Absicht — einmal dem Kunstfreund bei Betrachtung älterer Kunstwerke erklärend beizustehen; ein andermal dem Künstler für seine Aufgaben im Bereich der christlichen Religion mit Kenntnissen an die Hand zu gehen, die seine Phantasie beleben und bestimmen können — in den meisten Fällen erreicht wird. Diesem Zweck dient auch die alphabetische Anordnung der Materien und (in einem Index) der Personen vortrefflich.

Wünschenswerth wäre es gewesen, daß der Verf. in seiner Einleitung über die Art, wie er seinen Stoff gesammelt, über die Quellen, aus denen er geschöpft, und über den Entwickelungsgang der kirchlichen Bildersprache ausführliche Mittheilungen gemacht, zumal da sein Buch eine nicht unbeträchtliche Zahl Angaben enthält, die — obschon sie wie bekannte Thatsachen hingestellt werden, doch von dem, was bekannt ist, wesentlich verschieden sind. So — um nur einige wenige Beispiele zu nennen — spricht er S. XVIII von „der durch die Unzulässigkeit einer leiblichen Abbildung Christi in der Kirche hervorgerufenen Darstellung der Heiligen.“ Demnach müßten alle die Christusbilder in den Katakomben, auf Sarkophagen und in den Chornischen der ältesten Basiliken unächt seyn, was bisher noch Niemand ausgesprochen. — So findet der Verfasser S. XIX „sehr früh Martyrkirchen mit Gemälden ausgeschmückt, in denen die Thaten und Leiden der Blutzeugen vorgestellt sind;“ ferner, „daß daraus Darstellungen von isolirten Heiligenfiguren hervorgegangen, als von Gliedern der triumphirenden Kirche. Wo mögen jene Martyrkirchen mit den bezeichneten Bildern sich befinden? Bisher wußte man nicht anders, als daß zuerst die Absis der Basilika mit Bildern versehen worden, und zwar (da diese der triumphirenden Kirche entsprach) mit den Gestalten der Heiligen im Paradies neben Christus. Das älteste bekannte Beispiel einer Bilderreihe im Schiff (streitende Kirche), wo später die Lebens- und Leidensgeschichten der Heiligen auftreten, ist die in S. Maria Maggiore aus dem 5ten Jahrhundert, und enthält nur Darstellungen aus dem alten Testament. — S. XXXII heißt es: „bald darauf (im 11ten und 12ten Jahrhundert) wurden von den Dichtern mit besonderer Vorliebe jene Stoffe aufgegriffen und behandelt, die schon seit langer Zeit durch die kirchlichen Bildnereien ihre Verherrlichung gefunden hatten.“ Wir müssen es den Literaturfreunden überlassen, nach jenen Werken der Dichtkunst zu fragen, von Seite der Kunstgeschichte würde man es ganz gewiß dem Verfasser Dank wissen, wenn er über die angedeuteten Verherrlichungen, von denen jene bisher nichts gelehrt, genaue Auskunft hätte geben mögen. Statt dessen macht uns die Einleitung mit einigen von des Verf. wissenschaftlichen und Kunstansichten bekannt, die allerdings von denen, die im Allgemeinen gelten, verschieden sind. Hieher gehört zunächst die Klage (S. XI) über das geringe Interesse an unserer christlichen Vergangenheit im Verhältniß zu dem am heidnischen Alterthum und die Behauptung, (S. XXVI) daß „zwischen Heidenthum und Christenthum eine ewige Kluft sey.“ Was das Erstere betrifft, muß

man zuerst anerkennen, daß, wenigstens seit Luther, die Bibel verbreiteter ist, als Virgil und Horaz; ferner, daß gegenüber von Homer, Aeschylos, Pindar, ja selbst von der Anthologie, das Pseudevangelium von der Maria, oder die Aurea oder die Bollandisten ihre Ansprüche auf Theilnahme beschränken müssen, wie die Bildwerke der ersten christlichen Jahrhunderte gegenüber den Sammlungen des Vaticans, der Studj und was sonst aus dem Schooß der Erde gegraben worden; endlich, daß neben der kurzen Blüthezeit christlicher Kunst, die in höchster Vollendung nur ein Menschenalter umfaßt, die sechs Jahrhunderte vom Tempel zu Aegina bis auf Hadrian mit Werken von fast immer gleicher Vollkommenheit stehen. Was aber jene „ewige Kluft“ betrifft, so führen gerad alle tiefern Forschungen neuerer Zeit (z. B. von Schelling) zu der Einsicht, daß hier ein genauer organischer Zusammenhang bestehe, dessen Erkenntniß allein die vorkommenden Räthsel zu lösen im Stande ist.

Der alphabetisch geordnete Stoff zerfällt nach zwei Hauptbegriffen in Attribute (Kennzeichen der Heiligen, oder, wie der Verfasser sagt, Abbreviaturen, Biographisches par excellence) und Symbole (Zeichen für religiöse Begriffe). Dazu hat er noch einiges Andere aufgenommen, das unter jene Bezeichnung nicht gehört, allein, wie es scheint, nur nach zufälliger Anregung, da wohl „Mission“ aber nicht „Martyrthum,“ wohl „Evangelisten“ und „Apostel“ aber nicht „Patriarchen, Propheten ꝛc.“ herbeigezogen sind.

Die Attribute sind, wie erwähnt, mit vielem Fleiß gesammelt und ihren verschiedenen Heiligen zugetheilt; doch ist Ort- und Zeitangabe unerläßlich, da man sonst vorkommenden Falls des Kriteriums beraubt ist. Bei „Adler“ z. B. ist S. Augustinus, und zwar als Schutzpatron der Theologen, mit diesem Zeichen des Johannes (Theologus) angegeben. An der Kanzel im Botzner Dom aber (15tes Jahrhundert in.) und in einer Seitenkapelle von S. Giovanni Evangelista zu Ravenna (14tes Jahrhundert in.) ist S. Augustin mit einem Engel abgebildet und entspricht dem Matthäus. Ferner bei „Dolch“ ist der h. Lucia nicht gedacht, und doch wird diese (Monastero maggiore in Mailand, 1500 in.) mit einem Dolch in der Brust abgebildet. Bei den „Erscheinungen der Jungfrau Maria“ ist weder die dem h. Ranieri, noch die viel bekanntere und vielfach abgebildete dem h. Bernhard zugeschriebene genannt. Bei „Stern“ ist weder S. Dominicus noch S. Thomas von Aquin zu finden ꝛc. Viele Zeichen sind nur als Attribute angeführt, von ihrer symbolischen Bedeutung indeß nichts gesagt, z. B. bei „Aehren“ nur die h. Walburgis als drei Aehren haltend, dagegen das Vorkommen derselben auf alten Grabsteinen und Sarkophagen, einzeln oder in den Händen von Figuren von zweifelhafter Bedeutung nicht angegeben. Noch unvollständiger indeß sind die den Symbolen speciell gewidmeten Artikel; wie denn für „Unsterblichkeit“ ein außereinziges, der „Pfau“ angegeben, während von den Zeichen der Katakomben an bis zu den Werken des 16ten Jahrhunderts eine fast unendliche Reihe höchst bedeutungsvoller Sinnbilder bestehen. Wenn bei „Löwen“ auf ihre eine Bedeutung als „Teufel“ aufmerksam gemacht wird, so genügt es nicht, hinzuzufügen: „Dann aber treten wieder ganz andere Vorstellungen unter dem Bilde des Löwen hervor,“ ohne diese andern anzugeben. — Daß im Artikel „Engel“ der alten Eintheilung in Angeli, Archangeli, Throni, Majestates ꝛc., ohne welche die Mosaiken in Monreale, S. Giovanni zu Florenz, S. Marco zu Venedig ganz unverständlich sind, gar nicht gedacht ist, ist gänzlich unbegreiflich. — Bei den Christusbildern werden Salvator mundi, Ecce homo, Agnus Dei und zwar in Verbindung mit theologischen (arrianischen und nestorianischen) Streitigkeiten angeführt — ohne an das Alter der Ecce homos zu denken, das schwerlich an die bezeichnete Zeit reicht. — Daß mit Cimabue ein neuer Typus für die Madonnenbilder begründet worden, wie der Verf. meint, ist eine Behauptung, der unter andern das von Guido von Siena 1221 gemalte verneinend entgegentritt u. s. w. Die Unvollständigkeit in Betreff der kirchlichen Charaktere habe ich bereits oben berührt.

Es kann die Absicht dieser Zeilen nicht seyn, ein Register der Corrigenda zu schreiben oder zu vermehren, da ich sodann auch am Ende das Verzeichniß der richtigen Nachweisungen geben müßte. Nur über die Einrichtung des Buches sey Einiges hinzugefügt, die sich gewiß als zweckmäßig erweisen wird, in allen Fällen nämlich, wo das verarbeitete Material ausreicht. Man sieht z. B. einen Heiligen, daneben einen Esel und eine Krippe. Man schlägt nun bei „Esel“ oder bei „Krippe“ nach, und findet, daß Papst Marcellus gemeint sey, der von Maxentius verurtheilt war, in einem Stalle zu dienen. Oder: man findet einen Heiligen mit einem Hammer. Unter „Hammer“ stehen drei Heilige mit diesem Attribut, und Erklärung und Erzählung werden sogleich auf die rechte Spur leiten. — Wiederum: ein Künstler will eine Heilige, z. B. S. Julia, darstellen: das Schlußverzeichniß verweist ihn sogleich an „Kreuz,“ wobei er genügende Auskunft findet, u. s. f. Freilich, wo der Stoff nicht ausreicht, hilft auch die lobenswerthe Anordnung nichts. Es trete Einer mit dem Buch als Führer vor ein Werk, wie der Taufbrunnen in S. Frediano zu Lucca (1251), und frage es: was bedeutet von den sieben Figuren in den Nischen der Mann mit dem Lamm auf den Schultern und der mit dem Hasen daneben, und jene Frau mit dem Krug und dem Huhn? ꝛc. Keine Auskunft! Oder vor das Relief im Seiteneingang von S. Marco in Venedig (ungefähr 1200): zwei knieende Engel halten

eine Monstranz, links darüber ein Kreuz, rechts ein Köcher, dazu eine segnende Hand, ein segnender Engel und zwei Kreuze, von denen das eine auch noch Maria und Johannes haben. — Man frage! Keine Antwort. Oder gar vor dem Grabstein (ebenfalls in Venedig etwa 1100.) Ein Löwe zerreißt ein Reh, das ein Blatt im Maule hält, zwei sich umhalsende Vögel stehen auf einem Nest (?), darin ein Kleeblatt (?), auf dem Rücken des Löwen, und verzehren drei Aehren. — Keinem, der sich in diesem Gebiet etwas umgesehen, wird es schwer fallen, eine lange Reihenfolge von alten Kunstwerken aufzustellen, für deren besseres Verständniß vorliegendes Buch in der That gar nichts beiträgt.

Soll hier etwas Zweckdienliches geleistet werden (und gern erkennen wir an, daß der Verf. fleißig vorgearbeitet hat), so ist das erste unerläßliche Erforderniß: eine klare Uebersicht der Geschichte christlicher Symbolik, deren Thatsachen den Erklärungen zugefügt seyn müssen. Sehr richtig sagt der Verfasser: „Die bildende Kunst schreibt gleichsam mit einem Storchschnabel alle Wege, Abwege und Umwege nach, auf denen der menschliche Geist geführt wurde.“ Wie wichtig ist also bei den Attributen, noch vielmehr bei den Symbolen, die Angabe von Zeit und Ort ihres Vorkommens, von der Nation, der sie angehören, später sogar von den Meistern, die sie brauchen; denn es ist nicht gleichgültig, ob das Zeichen aus dem 3ten oder 15ten Jahrhundert, ob es in den Katakomben oder in einem Kodex, ob es byzantinisch, italienisch oder deutsch, endlich ob es von Giotto, Raffael oder Murillo gebraucht ist. Wer von Allen mag z. B. dem Verf. vorgeschwebt haben, als er schrieb: „S. Franciscus sey der Liebling der Maler gewesen, die in ihm das Ideal christlich-sittlicher Schönheit darzustellen gestrebt hätten?“

Schließlich sey auch der Schreibart des Verfassers gedacht, der, zumal bei einem Werke wie das vorliegende, mehr Bündigkeit zu wünschen ist. Ein neues Wort, ein neuer Satz ohne einen neuen Gedanken, oder wenigstens eine Erweiterung und Bereicherung des bereits ausgesprochenen, erinnert zu sehr an unsere Kanzeln, auf denen man stets der Voraussetzung zu leben scheint, daß immer nur die Hälfte gehört werde, und danach seine Pleonasmen häuft — als daß es in einem wissenschaftlichen Buche Platz haben dürfte. Schon das Titelblatt thut in dieser Beziehung ein Uebriges, und sollte sich mit „Deutung“ begnügen, da ohnehin bei „besseres Verständniß“ das alterum comparationis fehlt. — Wie viele Variationen gibt S. XI der Verfasser auf das eine vorausgeschickte Thema, das in sich schon eine Variante aufgenommen: „Das heidnische Alterthum steht uns näher (es ist uns verständlicher), als unsere christliche Vergangenheit.“ — „Das, was aus christlicher Sinnesart hervorgegangen, ist uns fremder, als jene Produktionen der Griechen und Römer. Wir fühlen uns heimisch unter ihnen. Wir verstehen diese fremde Sprache besser. Die Sprache unserer Heimath, unserer Jugend schlägt unerquicklich an unser Ohr. Wir haben das eigene Haus verlassen und uns lieber einem fremden Himmel zugewendet“ u. s. w. u. s. w.

Dr. Ernst Förster.

Bemerkungen.

Es ist unvermeidlich, daß das lange Antikezeichnen die Zöglinge zu einer Vorliebe fürs Plastisch-Schöne führt. Warum folgt diesem kein Zeichnen des Malerisch-Schönen? In Beziehung auf dieses sind die Stellungen des Modells doch meistens sehr unergiebig. Will man die unendliche Mannichfaltigkeit der bekleideten Gestalten ganz ihrem eigenen zufälligen Auffinden und Nachahmen überlassen? Wie wäre es, wenn man malerische Gruppen aller Art in die Zeichnungssäle brächte?

* * *

Wir sind geneigt, das Spiegelbild für das wahrste Abbild des menschlichen Antlitzes zu halten, ob es wohl in verschiedener Hinsicht dieses nicht ist. Die meisten Spiegel verzerren und entfärben; und dann ist ja eigentlich nur das ein wahres Sehen, bei welchem die ganze Modellirung eines Körpers wahrgenommen wird. Dies ist aber bei dem Spiegelbild nie ganz der Fall, da man die vortretenden Theile stets von vorne, also in bedeutender Verkürzung sieht, und da die allgemeine Taghelle keine Beleuchtung ist. Was wir hier „sehen“ nennen, ist also zum Theil gerade ein „Nichtsehen.“

Wollte man nun auch mit seiner gewöhnlichen Gesichtsfarbe zufrieden seyn, so ist es der Palette unmöglich, sie gerade so zu geben. Ein Annäherndes möchte hier in den meisten Fällen gegen die unschöne Seite neigen, und das verstärken, was man gern wegwünschte und gegen das blühendere Aussehen in guten, frohen Stunden vertauscht haben möchte.

Das Spiegelbild ist also fast immer in einem Zustand der Verkümmerung, ein Alltagsgesicht, dem der Hauch des bessern Lebens fehlt. Ueberdies ist unser gewöhnlicher Anzug eine höchst unmalerische Draperie. — Das Gesagte gilt nun auch größtentheils dem Anblick, den der Mensch dem Menschen gewährt.

Der Maler muß, wenn nicht der ungünstigen Formen wegen, doch der Modellirung zu lieb, das Angesicht sich malerisch zurecht rücken, so wie man sich nie im Spiegel sieht, und wie man selten von den Menschen ins Auge gefaßt wird. Weil er den unendlichen Wogungen nicht folgen kann, und das kleinste Getheil der

Erhöhungen, Falten, Maale etc. nicht zu geben schuldig ist, so findet er sich zu einer künstlerischen Kombination der kleinern Züge in wenigere größere getrieben.

Der Künstler hat auf seiner Palette kein Licht, nicht die Transparenz der Haut. Unser wirkliches Inkarnat würde in der Nachahmung durch seine Erdstoffe trocken, kalt werden; es wäre demnach nicht unser wahres Inkarnat. Von selbst also wird er bei farblosen Gesichtern zu stärkern Gegensätzen, zu einem prägnantern Kolorit geführt, dem das wirkliche nur in den günstigsten Stunden entsprechen mag; bei jungen blühenden Gesichtern aber hat der Künstler zu dämpfen, um nicht schreiend bunt zu werden. Aber auch das wirkliche Helldunkel kann er nicht geben; es wäre nicht kräftig genug, wenn er auch wahren Schatten unter seinen Ockern hätte. Also auch dieses wird satter als die Wirklichkeit.

Nun vollends ein Kostüm, das man am Urbild um so weniger gewohnt ist, als es bloß den Kunstforderungen entspricht, und etwa ein wenig Idealisirung durch Milderung einiger wahrnehmbaren Unbilden der Jahre — und das Porträt ist fertig, das keinem Verwandten und Bekannten ganz gelungen erscheinen will, weil es den Allbekannten als einen Fremden darstellt. Goethe läßt Ottilien sagen: Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deßwegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem Jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden etc.

* * *

Man zeigt uns ein Gemälde. Es ist so viel Gutes daran, daß wir es nicht alsobald tadeln möchten; dennoch gefällt es uns nicht. Wir sind mit uns entzweit. Woran liegt es? Im Angesicht des Bildes können wir uns keine Rechenschaft geben. Der Gegenstand ist eine fühlbare Bejahung, und wir neigen innerlich zum „Nein."

Später finden wir ein kategorisches Urtheil: Es ist auf einem ganz falschen Weg entstanden; es ist keine rechte Natur und keine gute Schule darin. Es schmeckt nach den Tugenden und Fehlern aller Schulen. Es hat alle Kunstvorzüge bis auf einen jedoch nicht genügenden Grad. Es ist ein künstlerisches Etwas und Nichts. Es riecht nach einer ungebundenen Zeit. — Wem begegnen nicht täglich solche Kunstwerke?

* * *

Wer auf dem Kunstwege uns Vielerlei bringen muß, der muß mit dem möglichst Wenigen viel zu bringen trachten. Aus Repräsentanten macht unsere Imagination die Klasse. Man kann mit wenigen Reitern ein Scharmützel, mit wenigen Bäumen einen Wald darstellen. So in der Landschaft und Historie. Man wird unwillkürlich an den Vexierkünstler erinnert, der mit wenigen Strichen Thor, Wache, Hund und Rind andeutete.

Nachrichten vom Juni.

Nekrolog.

St. Petersburg. Der berühmte Bildhauer Samuel Halberg ist hier am 22. Mai im 51sten Lebensjahre mit Tode abgegangen.

Paris, 25. Mai. Die Geschichtsmalerin Dehérain ist gestorben.

30. Mai. Der Bildhauer Lange, der seit 40 Jahren die Restauration antiker Statuen im königlichen Museum besorgte, in der er einen hohen Grad von Geschicklichkeit besaß, ist im 85sten Lebensjahre gestorben. Er hat selbst auch einige gute Werke geliefert, und war ein intimer Freund Canova's.

12. Juni. Der Historienmaler Ponce Camus, vorzüglich bekannt durch sein Bild: Napoleon am Grabe Friedrichs des Großen, ist am 3ten dieses hier in einem Alter von 65 Jahren gestorben.

Am 11. Mai starb hier, im 78sten Jahre seines Alters, der Ritter Alexandre Lenoir, der Gründer des ehemaligen Musée des Augustins. Er ward in Paris am 26. December 1761 geboren. Von ihm rührt die Beschreibung der, gegenwärtig wieder an ihre ursprünglichen Stellen zurückgebrachten, Denkmäler jenes Museums, der Bericht über die, gegenwärtig in Berlin befindliche, Passalacqua'sche Sammlung, die Geschichte der bildenden Künste in Frankreich, so wie eine große Anzahl kleinerer antiquarischer und artistischer Abhandlungen und Untersuchungen her, von denen namentlich sehr viele in den Schriften der Société royale des antiquaires de France abgedruckt sind.

Rom, 29. Mai. Heute starb hier Fürst Francesco Borghese, Bruder von Camillo Borghese, dem Schwager Napoleons. Wenn er auch nicht der reichste der römischen Großen war, so machte sich doch sein Reichthum dem Volke am fühlbarsten, indem er durch Anlagen und Bauten fortwährend eine große Anzahl von Arbeitern beschäftigte. Seine Kunstschätze waren stets Jedermann zugänglich. Sein Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Einheimischen und Fremden. Name und Titel des borghesischen Hauses gehen nunmehr auf den ältesten Sohn, den bisherigen Prinzen Sulmona, über.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 67.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 20. August 1839.

Die Kunstausstellung in Prag, im April 1839.

Uebelwollende oder Schlechtunterrichtete hatten der diesjährigen Kunstausstellung nicht das beste Prognostikon gestellt, weil keine Verloosung und folglich auch kein Ankauf von Seite des Vereins stattfinden konnte. Sie hatten vergessen, daß pekuniärer Vortheil weder das einzige noch das höchste Motiv des ächten Künstlers sey.

Die Ausstellung, am Ostermontage eröffnet, war eine der besten und besuchtesten, die wir seit Jahren gesehen haben. Die Zahl der ausgestellten Werke aus allen Fächern der bildenden Kunst belief sich auf circa 160 Nummern; wir erlauben uns indessen bloß die wichtigsten herauszuheben und beginnen mit Führich's „trauernden Juden." Das Bild war, wenn wir nicht irren, bereits auf mehreren Vereinen ausgestellt, in Leipzig wenigstens gewiß. Es ist viel darüber geredet und geschrieben worden, und auch hier erhoben sich einzelne Stimmen dagegen, die aber bald beschämt verstummten. Eine Parallele mit Bendemann's gefeiertem Meisterwerke war wohl kaum zu vermeiden, nur hätte man sich nicht zu der Absurdität verleiten lassen sollen, Führich's Komposition eine Imitation von Bendemann's „Erfindung" zu nennen. - Mit gleichem Recht oder vielmehr Unrecht könnte man gerade den größten Meisterwerken Goethe's, Shakespeares u. A. und den genialsten Schöpfungen der bildenden Kunst Originalität absprechen, wenn diese mehr durch das Objekt als durch subjektive Auffassung bedingt wäre; denn dort wie hier liegt meist eine vorhandene Dichtung oder eine nicht selten auch schon von Andern benützte historische Thatsache zum Grunde. Eine ähnliche Anordnung der, übrigens in Führich's Bilde aus sechs Figuren bestehenden Gruppe und der landschaftlichen Umgebung, das Beibehalten der Nebenwerke, des Psalters mit zerrissenen Saiten, der Fesseln u. s. w., worauf man hauptsächlich jene Meinung stützte, ist durch die Worte des Psalms eben so unabweisbar bedingt, als es z. B. das Kreuz u. s. w. in einer Darstellung aus der Leidensgeschichte des Heilandes ist. Wir theilen die gerechte Anerkennung, die Bendemann's trauernde Juden überall gefunden haben, obwohl wir das Werk leider nur aus Nachbildungen kennen. Allein ohne dem großen Meister zu nahe zu treten, glauben wir behaupten zu dürfen, daß Führich in Originalität und Großartigkeit der Auffassung, in schöner Anordnung und charakteristischer Durchführung Bendemann wenigstens gleichstehe, wenn wir auch keineswegs bezweifeln, daß Bendemann's Gemälde ungleich vollendeter in der Technik sey. Graf C. Nostitz hat das Bild für seine Galerie erworben. Eine Lithographie nach demselben soll nächstes Jahr als Vereinsgeschenk ausgegeben werden, und diese dürfte vielleicht die oben ausgesprochene Behauptung kräftiger unterstützen, als die detaillirteste Beschreibung.

Wie eine wunderbare Legende, wie der Traum eines Heiligen, erschien uns ein zweites Bild von Führich, ein Votivgemälde: „die h. Adelheid und der h. Franziskus von Assisi vor der Mutter Gottes." In Mitten eines schönen Tannenwaldes, dessen hochstrebende Bäume den ganzen Hintergrund des Bildes schließen, haben Engel der heiligen Jungfrau einen Thron errichtet, mit Goldstoffen und reichen Laubgewinden geschmückt, die sie schwebend an den Bäumen befestigen. Rechts kniet die heilige Adelheid, links der heilige Franziskus und in der Mitte des Vorgrundes pflücken zwei liebliche Engelkinder Blumen. Die Gestalten sind höchst edel, in den Köpfen liegt eine unnennbare Anmuth und Würde, und die Bewegung der Engel ist voll Grazie. Nur das Köpfchen des Jesuskindes hat uns weniger angesprochen. Das Bild ist mit wenigem Aufwand gemalt, aber rein und kräftig in der Farbe und vortrefflich in der Haltung. Dieser und Jener meinte zwar, es sey zu „altdeutsch," und glaubt damit etwas sehr Verständiges gesagt zu haben. Wir sind dem geistlosen Treiben gewisser moderner Altdeutschthümler, die da wähnen, die Werke der größten deutschen Meister vollkommen verstanden, in barocken Nachäffungen erreicht oder wohl gar übertroffen zu haben, wenn sie magere,

verzeichnete Figuren mit Gewändern umkleben, die in tausend abscheulichen Falten zersägt sind, viel zu abhold, um es etwa in Schutz zu nehmen. Mit jenen dünkelhaften Zerrbildern hat aber Führich nichts gemein. Seine Figuren sind richtig proportionirt, die Formen sind durchaus edel, die Falten bestimmt, aber nicht hart, und immer trefflich motivirt. Sollte aber mit jenem Vorwurfe die rührende Einfachheit (die reine, anspruchlose Frömmigkeit) gemeint seyn, die uns aus dem Bilde anweht, wie aus dem Werke eines alten deutschen Meisters, dann haben wir nichts dawider, und der Tadel ist das treffendste Lob des Künstlers.

Von Kadlik hat uns die „heilige Ludmilla, mit dem heiligen Wenzel dem Gottesdienste beiwohnend," und „der Tod der heiligen Rosalie" am meisten angesprochen. Müssen wir dort die ehrwürdige Gestalt des Priesters, die schöne Anordnung der hinter ihm knienden Frauengruppe bewundern, so wurden wir hier tief ergriffen von dem rührenden Bilde eines seligen Todes. Die Heilige liegt, von schönen Engeln umgeben, auf einer Matte ausgestreckt am Boden, das blasse, wunderliebliche Gesicht von dem seligen Frieden eines sanften Todes verklärt; nur um die geschlossenen Augen und den feinen Mund spielt ein leiser, wehmüthiger Zug, die lezte Spur des sieghaft überwundenen irdischen Schmerzes. Ein glühender Himmel und das ruhige Meer bilden den Hintergrund des Bildes. Zeichnung und Kolorit dünken uns in beiden Bildern gleich meisterhaft.

In dem Bilde von Steinle: „Ringen des Jakob mit dem Engel," hat uns Zeichnung, Kolorit und die vollendete technische Durchführung mehr befriedigt, als die Wahl des Stoffes selbst. Wir können zwar der ausgesprochenen Meinung Vieler nicht beipflichten, daß es doch nur eine „Balgerei," wenn auch eine biblische, sey; die Komposition ist zu edel gehalten, die hohe jugendliche Gestalt des Engels, nur, wie uns dünkt, etwas zu schwer drapirt, die männlich kräftige Figur Jakobs, sind zu schön, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Dessen ungeachtet gestehen wir, daß uns weder die poetische noch die symbolische Bedeutung in dem dargestellten Faktum klar geworden sey, welche den Künstler zur Wahl desselben bestimmt haben mochte. Die uns gegebene Erklärung: „daß es den Kampf der sinnlichen Natur mit der göttlichen bedeute," haben wir, offen gesagt, nicht verstanden. Die Idee, welche bei den „trauernden Juden" zum Grunde liegt, wird immer ein würdiger Vorwurf der Kunst bleiben. Ein Volk, das in dem Kampfe für seine heiligsten Interessen der Uebermacht unterliegt, ist auch noch in seiner Erniedrigung groß, noch in seiner Schmach ehrwürdig, gleichviel ob es dem semitischen Stamm angehört oder dem slavischen, ob es Polen sind in den Steppen Sibiriens oder Juden an den Wassern von Babel. Bei Steinle's Bild bedarf es vielleicht nur einer Aenderung des Kostüms, um ihm den Nimbus einer gewissen Erhabenheit zu rauben, den ihm die Bibel leiht. Ungleich lieber, als das schöne Bild wären uns „die vier Reiter aus der Offenbarung Johannes" von demselben Künstler, eine kleine, mit den wenigsten Mitteln trefflich ausgeführte Aquarellzeichnung; es liegt eine furchtbare Größe in diesem kleinen Bilde, und die tiefe, ernste Bedeutung der unheimlichen Gestalten drängt sich jedem Beschauer auf, auch wenn er die Offenbarung gar nicht kennt.

„Die Vermählung der h. Katharina" von Palme, eine zarte, liebliche Komposition, der es nur, wie uns dünkt, an Relief und kräftiger Farbe fehlt. Gute Bilder, wenn auch von geringerer Bedeutung sind: „die Heimsuchung Maria" von Hellich, „der heilige Rudolph" von Fortner, „der heilige Alois" von Gruß.

Eine unserer Meinung nach sehr unverdiente Sensation machte „die Vorleserin" von Hollpein. Ein Mädchen liest einem jungen, anscheinend kranken Manne, der im Bette liegt, vor. Die Zeichnung der beiden Halbfiguren, eben so simpel als die Komposition selbst, ist nicht ohne bedeutende Fehler, und weder auf Drapirung noch Nebenwerk ist irgend etwas verwendet. Die eigentliche Pointe des ganzen Gemäldes ist die Beleuchtung, die durch ein Fenster im Rücken des Mädchens einfällt, und diese ist eben das unbegreiflichste und unwahrscheinlichste im ganzen Bilde. Der Himmel ist dunkel und trübe; an dem Fenster, an den Ranken, die sich am Fenster hinziehen, nirgend eine Spur von Sonnenlicht. Nur die äußere Kontur des Mädchens und theilweise der Kranke ist grell durch einfallendes Licht, eben so das Gesicht des Mädchens durch Reflexlichter beleuchtet, die aber eben so wenig als das Hauptlicht selbst im Bilde motivirt sind. Es bleibt dem Beschauer gänzlich überlassen, sich das Phänomen ad libitum zu erklären. Meisterhaft dagegen ist das Porträt eines jungen Mädchens im Helldunkel von demselben Künstler. Schade, daß er nicht ähnliche Studien zu seiner Vorleserin benuzt hat.

Bei den „betenden Räubern" von Corunna können wir nur bedauern, daß die Ausführung so weit hinter der guten Idee zurückgeblieben ist.

Unter den Landschaften von Kuçera dünkt uns namentlich „die Ansicht des Kastells Gandolfo bei Rom, nach der Natur gemalt, * ausgezeichnet durch glückliche

* Es dürfte vielleicht Manchem, der mit den Verhältnissen hier nicht genug vertraut ist, etwas sonderbar scheinen, daß unsere Künstler jene Landschaften, die bloß schlechthin als „Landschaften" angeführt sind, sehr wesentlich unterschieden wissen wollen von solchen, welche komponirt oder nach der Natur gemalt sind; was sie beinahe immer ausdrücklich angeben, obwohl die leztere Bezeichnung sogar einigermaßen unrichtig ist, da doch

Auffassung, südliche Gluth in der Beleuchtung und Harmonie des Ganzen bei fleißiger und doch freier Ausführung der Details. In der Ansicht des Schlosses „Greifenstein“ hat uns die Luft, mehr noch die von der untergehenden Sonne glühend angehauchte Ferne und die trefflich behandelten Baumpartien besser gefallen, als die dunkle Masse mit dem Schlosse selbst, die uns mit der Umgebung nicht im Ton zu stimmen schien.

„Der Abend in einem Dorfe von A. Manes hat uns, troß der großen Einfachheit des Gegenstandes und troß der leichten Behandlung durch schöne, ruhige Haltung und große Wahrheit in der Betonung mehr befriedigt, als dessen „herannahender Sturm,“ in welchem uns die großen, aber effektlosen Massen mit dem schmutzigen Kolorit und dem gänzlichen Vernachlässigen aller Details nicht versöhnen konnten.

Von Pippenhagen sahen wir diesmal mehr „Ansichten aus Böhmen,“ Gegenstände, die wohl nur durch lokale Beziehungen interessant, aber leicht und gefällig gemalt und gut kolorirt sind.

„Der Spitzingsee“ von Le Feubure ist ein allerliebstes Bildchen, und troß den kleinen Dimensionen von großer Wahrheit.

Von den Architekturgemälden können wir nur drei lobend erwähnen: „Eine Parthie von Nimburg und das altstädter Rathhaus in Prag“ von Würbs und „den Brücken- und Wasserthurm der Altstadt Prag von Mathieu aus Paris, ein tüchtig gemaltes Bild von guter Wirkung; doch scheint uns das Kolorit mehr brillant als wahr, und Einzelnes auch in der Form verfehlt zu seyn. Dahin rechnen wir z. B. die in der Natur recht hübsche Kuppel der Kreuzherrnkirche, die im Bilde eben nicht an Schönheit gewonnen hat. In „der Ansicht eines Klosterganges“ von Bergmann konnten wir nichts bewundern, als die krasse Unkenntniß der Perspektive, die darin zur Schau gestellt ist. Wir hören, daß sich Herr Bergmann der Baukunst widmen will, und wünschen sehr, daß er die Bögen, die er einmal bauen wird, besser konstruiren möge, als seine gemalten.

Meisterhaft in Bezug auf technische Vollendung und schöne Effekte dünkten uns zwei Aquarellgemälde: „Bewegte See“ von Copley Fielding in London und „die Ruinen eines antiken Theaters bei Taormina,“ von Horner und Müller.

Als die besten Porträts glauben wir jene von Clarot und Hollpein bezeichnen zu müssen.

Daß die diesjährige Ausstellung so ungewöhnlich reich an ausgezeichneten Bildhauerarbeiten war, haben wir namentlich dem Fleiße der wackern Brüder Joseph und Em. Max zu danken. „Die Bohemia,“ Statue in Gyps; „die Büste Mozarts,“ in Marmor von Em. Max; „Borziwog und Ludmilla, die Stifter der christlichen Religion in Böhmen,“ „die Geschichte“ und „ein trauernder Engel,“ Modelle zur Ausführung in Stein, „Herzog Albrecht von Waldstein“ in Gyps von Jos. Max und mehreres Andere beurkunden das seltene Talent der trefflichen Künstler.

Unter den Kopien schienen uns „die Madonna di Foligno“ nach Raffael von Jos. Hellich, „Madonna del Calderino“ und „Fornarina“ nach Raffael von Clarot die gelungensten zu seyn.

Dankbar den Künstlern, welche das Aufstellen der Bilder leiteten, müssen wir bemerken, daß der Genuß der guten Bilder heuer weniger als sonst durch eingeschobenen Schofel vergällt wurde. Doch hätten wir gewünscht, daß auch das Wenige mit unerbittlicher Strenge zurückgewiesen worden wäre. Die Landschaften von Novotny und einiges Andere mag allenfalls in einer Marktbude seinen Platz finden, aber in keiner Kunstausstellung.

— max —

wohl nur sehr wenige der ausgestellten Landschaften unmittelbar nach der Natur gemalt sind. Folgendes mag zur Erklärung dienen. Wir sahen schon mehrere Male auf der Ausstellung ganze Reihen von größern und kleinern Bildern — interessante Partien aus der Schweiz, aus England, Amerika u. s. w., aber ganz bescheiden bloß als Landschaften von Y oder Z überschrieben. Man müßte über die Reisen dieser Herren und über die reiche Sammlung ihrer Studien und Skizzen erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß sie sich die Sache weit bequemer machen, und ruhig in ihrer Stube nach Stahlstichen und Lithographien malen, die sie entweder treulich wiedergeben oder je nach Bedarf zustutzen. Wir wollen nicht untersuchen, wie unwürdig eines Künstlers ein solches Treiben sey; können es aber Niemanden verargen, wenn er sich möglichst dagegen verwahrt, um seine Bilder nicht mit jenen Produkten in eine Klasse rangirt zu sehen. Um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, werden wir künftig die nach Stahlstichen gemalten Bilder bezeichnen, wenn wir sie irgend einer Besprechung werth finden sollten, während es sich bei den andern von selbst versteht, daß sie komponirt oder nach der Natur gemalt sind.

Nachrichten vom Juli.

Persönliches.

Rom, 17. Juni. Der Kronprinz von Bayern widmet hier unter der Leitung des Dr. Braun seine Zeit dem Studium der Archäologie.

Paris, 5. Juli. Die Akademie der schönen Künste hat an die Stelle des Hrn. Quatremère de Quincy Herrn Raoul-Rochette zu ihrem beständigen Sekretär ernannt. Bei der ersten Kugelung waren die Stimmen zwischen ihm und dem Architekten Lebas getheilt.

Die Künstler und Künstlerinnen, welche nach der lezten Ausstellung goldene Medaillen für gelungene Leistungen erhielten, sind: Amaury-Duval, Wyld, P. Flandrin, Ferret, Jouy, Quet, Kanz, Ferd. Diez, T. Charon und Mlle. Filhol, endlich die Spanier Madrazo und Ribera.

Der Bildhauer Siebrecht aus Schweden, der durch das Zusammenfahren zweier Wagen, wobei ein Glasfenster zersprang, durch einen Glassplitter das eine Auge verlor, erlangte neulich ein gerichtliches Urtheil, durch welches ihm 10,000 Fr. Entschädigung zugesprochen wurden.

St. Petersburg, 1. Juli. Prof. Peter Heß hat vom Kaiser den Auftrag erhalten, einen Cyclus Gemälde aus der russischen Geschichte seit Peter dem Großen auszuführen. Herr von Klenze wird unter Andern die Eremitage, welche noch gegenwärtig die kaiserliche Gemäldegalerie enthält, in ein Museum umgestalten, und die innere Anordnung der Isaaks-kirche leiten. Er hat auch mit dem Kaiser Kronstadt besucht, wo die von Peter dem Großen errichteten Holzwerke jezt in Granit ausgeführt werden sollen.

München, 12. Juli. Der von seiner wissenschaftlichen Reise nach dem Rhein, Belgien und Frankreich zurückgekehrte Ingenieur Panzer ist, an die Stelle des verstorbenen Ohlmüller, zum Regierungs- und Kreis-Baurath für Oberbayern (München) ernannt worden.

Wien, 15. Juli. Unter den Personen, welche bei der ersten Fahrt auf der Eisenbahn von hier nach Brünn verunglückten, befindet sich auch der berühmte Kostümirer und Zeichner Stubenrauch, an dessen Aufkommen man zweifelt.

Nürnberg, 16. Juli. Heideloff ist aus Stuttgart, wo er mehrere Monate verweilt und eine Reihe Aufträge zur Restaurirung von Schlössern, Burgen und Kirchen im alten Styl empfangen hat, zu uns zurückgekehrt.

Berlin, 28. Juni. Der Ciseleur Albert Konarzewsky und der naturhistorische und anatomische Zeichner Christian Leopold Müller hierselbst, sind von der königlichen Akademie der Künste zu deren akademischen Künstlern ernannt worden.

Weimar, 1. Juli. Der Prof. Heinr. Müller aus Eisenach, welcher mit Erlaubniß des Großherzogs sich längere Zeit in Italien aufhielt, ist mit bedeutenden Kunstschäzen zurückgekehrt.

Augsburg, 11. Juli. Heute kam durch unsere Stadt der königl. bayerische Geheimerath von Wiebeking auf dem Heimwege von seiner wissenschaftlichen Reise durch Frankreich, Großbritannien und Belgien, wo er die merkwürdigsten Eisenbahnen, Häfen, Kanäle rc. untersuchte, um dieselben im 4ten Bande seines neuesten Werkes zu beschreiben.

Kassel, 15. Juli. Seine kaiserliche Hoheit der Großfürst Thronfolger von Rußland haben bei allerhöchst ihrer Anwesenheit zu Kassel dem Hofbaudirektor Ruhl für die Begleitung bei den Wasserkünsten zu Wilhelmshöhe, der Löwenburg und dem Schloß einen werthvollen Brillantring als Andenken durch den Fürsten Dolgorucky übergeben lassen.

Kopenhagen, 11. Juli. Zwei unserer Landsleute, die auf der hiesigen Kunstakademie gebildeten Brüder Christian und Theophilus Hansen, haben von der griechischen Regierung den Auftrag erhalten, das neue Universitätsgebäude in Athen aufzuführen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Kunstverein in Böhmen.

Als die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag die, ungünstiger Umstände wegen durch zwei Jahre ausgesezte Aktienunternehmung zur Verloosung von Kunstwerken unter die Theilnehmer wieder ins Leben zu rufen beschloß, ward sie durch ihre früheren Erfahrungen bestimmt, in den bisherigen Statuten wesentliche, ihrem hohen Zwecke „Beförderung der Kunstliebe und Kunstkenntniß im Vaterlande" entsprechende Modifikationen vorzunehmen.

Nach dieser Umarbeitung des bisherigen Aktienplanes sind nicht nur, wie bereits früher allen Aktionären ohne Unterschied des Vaterlandes vollkommen gleiche Rechte gesichert, sondern es wird auch den Künstlern des Auslandes bei den Ausstellungen und bei dem Ankaufe die freie unbeschränkte Konkurrenz mit jenen des Inlandes eröffnet.

Der Ausschuß der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde faßte zugleich den Vorsaz, mit Hinblick auf den, einigen der bestehenden Kunstvereine gemachten Vorwurf der Einseitigkeit, allen Richtungen der Kunst gleiche Ermunterung angedeihen zu lassen; auch solchen, deren Schöpfungen sich weniger zum Privatbesiz, als für öffentliche Zwecke eignen, eben darum vielleicht in das Leben des Volkes am tiefsten eingreifen, dessen Kunstsinn am kräftigsten wecken und befördern, zu dessen Erhebung und Veredlung am meisten beitragen.

Diese theils dem Interesse der ausländischen Theilnehmer, theils den Forderungen wahrer, von Selbstsucht und Vorurtheil freier Kunstliebe entsprechender Bestimmungen dürfen den Gesellschaftsausschuß wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß seine Unternehmung auch bei den Künstlern und Kunstfreunden des Auslandes einigen Beifall finden werde.

Die Geschäftsführung der böhmischen Aktienunternehmung erlaubt sich daher, das kunstliebende Publikum des Auslandes zu gefälligem Beitritte durch Uebernahme von Aktien à 5 fl. Konventionsmünze, welche durch die unterzeichnete Geschäftsführung, so wie durch alle Buch- und Kunsthandlungen, in Prag: Borrosch und André, zu beziehen sind, alle namhaften Künstler aber dazu einzuladen, die jährlich in Prag abzuhaltenden Ausstellungen mit gediegenen Werken bereichern zu wollen. Insbesondere glaubt sie die Direktionen anderer, ähnliche Zwecke verfolgenden Kunstvereine um theilnehmende Förderung ihres Strebens ersuchen zu dürfen, sich zugleich bereitwilligst zu denselben Gegenleistungen erbietend.

Das Geschäftsbureau für diese Aktienunternehmung ist bei Herrn Franz, Graf von Thun Sohn, an welchen alle diese betreffenden Zuschriften und Zusendungen unter der Adresse:

Für die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Böhmen, Herrn Grafen Franz von Thun, Sohn in Prag

einzuschicken sind.

Prag, im Juni 1839.

Franz Graf Thun, Sohn,
Geschäftsleiter der Aktienunternehmung.

№. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. August 1839.

Halberstadt am 10. Juli 1839.

Unsere am 2. Juli bereits geschlossene Kunstausstellung hat zwar nur etwa sechzig Kunstgegenstände enthalten, ist aber doch von großer Bedeutung, und Meister Lessing's „Ezzelin von Padua“ dazu die erste Veranlassung gewesen.

Lessing hatte nämlich bei der Zusage dieses Gemäldes bei dem Direktorium des Städel'schen Kunstinstituts zu Frankfurt bevorwortet, dieses Bild, ehe es in dessen Sälen einen festen Platz erhielte, zuvor in zwei Hauptstädten Deutschlands ausstellen zu können. So kam das Bild (mit Sohn's „Tasso und den Leonoren“ u. s. w.) im Mai nach Berlin, und sollte auf Bendemann's und Hübner's Verwendung auch kurze Zeit in Dresden ausgestellt werden. Widrige Umstände verhinderten dieses aber, und von den vielen übrigen Bewerbern, die auch das Bild kurze Zeit ausstellen wollten, gab Lessing unserm Vereine, oder eigentlich dem Vorstande desselben, dem Doktor Lucanus, aus persönlicher Freundschaft, den Vorzug, und das Direktorium des Städelschen Instituts konnte, durch die Statuten gebunden, keinem dritten Vereine noch diese Begünstigung gewähren.

Wir sind um so glücklicher, dieses Bild, wenn auch nur während acht Tagen, hier so recht mit Ruhe und unter der günstigsten Umgebung und in bester Beleuchtung gesehen und studirt zu haben, da kein Bild neuerer Zeit uns einen tiefereingreifenden und befriedigernden Eindruck hervorgebracht hat.

Ohne daß es nöthig ist, von dem geschichtlichen Momente besonders unterrichtet zu seyn, liegt der geistige Inhalt, That und Handlung in allen ihren Theilen, so klar und so bestimmt vor uns, ja so energisch wirkend, daß man unwillkürlich gezwungen wird, die That in sich mitzufühlen und mit durchzumachen.

Das Bild ist unendlich mehr als die Darstellung eines historischen Momentes, denn Ezzelin ist der Repräsentant der weltlichen Macht, die das, was sie ist, immer nur sich allein zu verdanken meint; darum auch weist er fortwährend trotzig Drohungen und Bitten, selbst die sanftesten Vorstellungen der Diener der Kirche von sich. Er hat (seinem Ausspruch zufolge) nichts zu bereuen, als daß er nicht Rache genug an seinen Feinden genommen, und sein Heer zulezt so schlecht anführte, daß er verwundet, geschlagen und gefangen genommen wurde. Er verzichtet lieber auf die Gnade des Himmels, als daß er sie der Vermittlung der Kirche verdankt.

Wer erblickt wohl nicht in dem Mönche in der braunen Kutte, mit dem kanonischen Rechte unter dem Arme, die hierarchische Macht, die unter dem Mantel der Kirche und der Religion Alles beherrschen will; die nicht nur Fluch und Bannstrahl auf jeden schleudert, der ihrer Macht sich zu widersetzen wagt, sondern die außer dem Körper auch die Seele zu tödten im Stande ist, wenn es nur den Zwecken der Kirche förderlich seyn kann. Die wahre christliche Religion, die nur in Liebe und Demuth wandelt, ja die kein Selbstopfer scheut, um Gefallene, Strauchelnde und Irrgläubige auf den wahren Weg zur Gotteserkenntniß und zum ewigen Heile zu führen, ist aber in dem blonden Mönche so herrlich repräsentirt, daß dieser wahrhaftige Lieblingsjünger unseres Heilandes auch bei jedem Beschauer eine fromme Rührung erweckt.

Man kann sich keine einfachere, doch auch keine größere und leibhaftigere Wahrheit denken; nicht nur jedes der drei Gesichter bezeichnet entschieden die innewohnende Stimmung und die Handlung, ja mehr oder minder thun dieses auch die Geberden. Man darf nur die Faust Ezzelin's ansehen, um durch sie allein schon den ganzen Trotz dieses gewaltigen Menschen charakterisirt zu finden. Alle Effektmacherei ist streng vermieden, überall die wahrhaftigste Natur, und so erscheint auch der feuchte, frostige Kerker wirklich schauerlich. Nicht umsonst auch hat Lessing den Stein zwischen die Diener der Kirche und deren Feind gesezt, und sicher durch das kanonische Recht in der Hand des einen die Hierarchie, durch das Kruzifix in der Hand des jüngern die Religion der Liebe und Duldung bezeichnen

wollen und bezeichnet. Es ist mithin nichts Zufälliges, nichts Lückenfüllendes auf dem Bilde, alle Beigaben dienen nur dazu, die Lebendigkeit des Inhalts zu erhöhen; durch die tiefe Poesie, durch den höchst bedeutenden Inhalt seines Bildes ist denn Lessing auch mit Recht so hoch berühmt geworden.

Zunächst heben wir dann A. Schrödter's „Falstaf seine Rekruten musternd" heraus; diese Darstellung ist ein charakteristisches Bild der Zeit, in welcher viele Kriegshauptleute, um Seckel und Bauch zu füllen, die Bemittelten zwar dienstfrei ließen, aber dafür tüchtig rupften, und um die Rekruten vollzählig zu haben, Leute einstellten, denen schon bei ihrer Geburt Ansprüche auf Stellen in Versorgungsanstalten gebührten. Schrödter hat neben dem Charakter auch den Humor frei walten lassen, und der in seiner Weinlaune übermüthige Poltron, Falstaf, der den Stuhl maltraitirt und mit höhnischem Lächeln: den krummen Warze, den spindeldürren Schwächlich, den verwetterten Schimmlich und den heillosen Bullenkalb mustert, ist eben so unübertrefflich, als dieses famöse Volk. Das Bild strozt wahrlich von Laune und schlagendem Witz, und ist zugleich prächtig in Farbe und Ausführung. Wir verdankten dies Bild der Güte des Besitzers, des Herrn Banquier M. Fränkel in Berlin, und erfahren aus sicherer Quelle, daß Schrödter jezt an einer Wiederholung arbeitet, die um 2000 Thaler nach England bestellt ist.

Von den Gästen der dritte der Bedeutung nach ist ein „Seesturm an felsiger Küste" von A. Achenbach, eine höchst originelle Darstellung, welche in der Farbenwirkung und in Bravour des Austrags gegen kein ähnliches Gemälde französischer Künstler zurückbleibt, aber auch ein höchst treues Bild von der Gewalt der tobenden Meereswogen gibt, die vom Sturm gepeitscht, das Gestein hoch überspritzen. Doch auch Luft und Wolken, die offenbar der Sturm beherrscht, sind ganz vorzüglich.

Die Farbenskizze von Steinbrück's „Anbetung der Könige und Hirten" vergegenwärtigt uns völlig den Reichthum der Komposition und die Lieblichkeit der Madonna und der Engelsgestalten. Die übrigen kleinern Gemälde haben wohl keinen Anspruch auf eine öffentliche Erwähnung.

Diese Ausstellung fand in dem Gemäldesaale des Doctor Lucanus statt, in welchem, obgleich der größte Theil von dessen eigener Sammlung aufgestellt geblieben, doch auch diese genannten Meisterwerke nach ganz vorzüglicher Beleuchtung sehr schön placirt waren.

F. L.

Nekrolog.

Joseph Mazzola.

Italien hat durch den Tod des berühmten und geschickten Malers und Direktors der kaiserlichen Galerie in Mailand Joseph Mazzola einen großen Verlust erlitten. Mazzola ward am 5. December 1748 zu Valduggia, in dem ehemaligen Departement der Sesia, geboren. Schon als Kind, wo er kaum zu zeichnen begonnen hatte, zeigte er große Bewunderung für die Arbeiten des Gaudenzio Ferrari; er studirte diesen Meister und versuchte sogar nach eigener Erfindung zu arbeiten. Im Jahr 1770 wurde er nach Parma geschickt; er machte ernste Studien nach Coreggio, und nach einigen Jahren erhielt er alle großen Preise der Akademie von Parma. Um die glücklichen Anlagen des jungen Künstlers zu unterstützen, schickte ihn der Herzog von Savoyen, unter der Leitung von Raphael Mengs, nach Rom; dieser geschickte Meister empfahl seinem Zöglinge den Raffael und Michelangelo als Vorbilder; Mazzola verstand diesen Rath zu befolgen und wurde bald ein ausgezeichneter Künstler. Eine heilige Familie, die er dem Herzog 1789 übersandte, erwarb ihm den Titel des ersten Hofmalers; er versah diese Stelle bis zum Jahr 1797, wo das Thal von Sesia von Piemont getrennt und mit der cisalpinischen Republik vereinigt wurde. Den Bitten des Ex-Gouverneurs Ruga nachgebend, welcher sein Porträt und die mehrerer Mitglieder seiner Familie zu haben wünschte, begab sich Mazzola nach Mailand, und bald gewann sein Name in der Hauptstadt der reichen Lombardei einen großen Ruf. Als Napoleon Mailand als Sieger durchzog, sah er mehrere von Mazzola's wichtigsten Kompositionen, er wollte ihn kennen lernen, und der Künstler wurde bald Professor an der Akademie von Mailand und Direktor des Museums. Im Jahr 1803 wurde Mazzola von einer Geschwulst an der rechten Hand befallen; er wendete sich an einen ungeschickten Chirurgen, welcher durch seine Unwissenheit das Uebel in solchem Grade verschlimmerte, daß dadurch das Leben des Künstlers in Gefahr gerieth; schon hatte der Brand sich gezeigt, die Amputation war unvermeidlich; Mazzola zauderte; da nahm er einen Pinsel in die linke Hand, und die Ueberzeugung gewinnend, daß er eben so gut mit dieser Hand malen würde, opferte er die andere und ertrug die Amputation. Seit dieser Zeit, bis zum 21. Nov. 1838, dem Tage seines Todes, malte Mazzola mit der linken Hand. Das erste Bild, welches er nach der Amputation malte, stellt „den Genius der Kunst, sein Mißgeschick beweinend," vor — man findet dasselbe im IV. Theil der Istoria delle veraliesi letteratura ed arti, Seite 378, gestochen.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

1) **Moses am Felsen**, nach dem 2ten Buch Mosis Kap. XVII, Vers 6. En ego stabo ibi coram te supra petram Horeb etc., nach B. Murillo, gestochen von **Estève**, s. gr. Imper. Querfolio.

Das von dem Kupferstecher Estève ausgeführte Blatt gibt eine der reichsten Kompositionen des Malers Murillo; nach der Unterschrift befindet sich das Original in Sevilla, ein Bild, dessen Form sich der eines Frieses nähert, da es viel mehr Breite als Höhe besitzt.

Moses als Hauptfigur, von edlem patriarchalischem Charakter, ist in der Mitte des Bildes, umgeben von reichen Gruppen in den mannichfachsten Stellungen; in Allen drückt sich das Verlangen aus, den Durst aus dem frischen Quelle zu stillen, den der Felsen darbietet. Lieblich ruht ein kleines Mädchen mit dem Becher in der Hand auf einem Maulthier, zur Seite theilt ein Alter den Labetrunk mit einem Kinde, dessen Mutter sich ebenfalls daran erquickt. Rechts am Felsen, wo der Quell sprudelt, sammelt ein altes Weib das Wasser in einer Schale, die sie mit Freuden zwei sich hinzudrängenden Kindern reicht, während Männer mit Krügen herzueilen, um sich den gleichen Genuß zu verschaffen. Von ausnehmender Wahrheit ist das kniende Weib nächst Moses, welches, Kessel und Krug in der Hand, mit hoffendem Blick auf ihre Nachbarin sieht.

Murillo vereinigte mit dem Ausdruck des Wahren zugleich den Charakter einer orientalischen Scene, da die Figuren wirklich das Nationale des Orients besitzen, zugleich bietet die ganze Anordnung durch die großen und schön vertheilten Licht- und Schattenmassen eine außerordentliche Lichtwirkung dar.

Der Kupferstecher hat das sehr große Blatt mit großer Zartheit und Weichheit im Charakter der Raphael Morghenschen Schule vollendet, und das schöne Werk, das er geliefert, ist um so mehr von Interesse, da durch die politischen Verhältnisse Spaniens uns jetzt wenig von dortigen Kunstleistungen bekannt wird, obgleich sich in der Hauptstadt mehrere gute Künstler gebildet haben.

2) **La jeune mère française**, peint par **Steuben**, gravé par **E. Conquy**. 1839 Klein Folio.

Ein sehr zart gefühlter Gegenstand, von dem Maler einfach und ausdrucksvoll wiedergegeben. Neben einem Bette sitzt eine liebenswürdige Mutter in einfacher aber anständiger Kleidung; mit inniger Liebe blickt sie auf ihr Kind, welches sie mit beiden Armen an ihre Brust hält. Vom Kind sieht man nur das mit einem Spitzenhäubchen bedeckte Köpfchen und ein wenig vom Arm.

Der wenig bekannte Kupferstecher lieferte in diesem Blatt ein Werk, was durch Kraft und Zartheit der Vollendung gleich sehr anspricht und den Kupferstichsammlern sehr willkommen seyn wird.

3) **Heilige Familie**, gemalt von F. Overbeck, gestochen von J. **Felsing**, 1839, s. gr. Fol.

Elisabeth hält den kleinen, auf einem Lamm sitzenden Christusknaben, welcher sich lieblich an Maria anschmiegt, der kleine Johannes kniet zur Linken vor ihm.

Eine der anmuthigsten Kompositionen des Malers, im Raffaelschen Charakter, ist hier durch Felsing's glänzenden Grabstichel und vollendete Ausführung in einem der schönsten Blätter vervielfältigt worden, welche die deutsche Kupferstechkunst in den neuern Tagen hervorgebracht hat.

Druck und Papier zeigen sich in seltener Vollkommenheit. Auf dem uns vorliegenden Abdruck ist, mit eingerißner Schrift, unten ganz klein zu lesen: H. Felsing impr. „Diesen Druck vom ersten Abzug macht ich im Lenz 1839;" durch ein solches Zeugniß wird jedem Besitzer die Qualität und Aechtheit eines frühern Druckes bewährt.

4) **The village festival**, engraved by Charles G. Lewis from the original picture painted by D. Wilkie, s. gr. r. qu. Folio. (Mezzotintamanier).

Der Kupferstecher Lewis liefert in seiner bekannten Manier in diesem Blatte eine große Komposition des berühmten Malers, welche zwar im Allgemeinen an die Bilder Teniers' erinnert, dessen ungeachtet aber durch ihre Eigenthümlichkeit den englischen Volksbildern angehört.

In dem großen Hofraum eines Gasthauses, welches mit dem Schild des Löwen geziert ist, sitzen links, nahe beim Eingang des Kellers und der Speisewirthschaft, wackere Zecher in traulicher Unterhaltung, wobei der Wirth mit wichtiger Amtsmiene das schäumende Bier kredenzt. Ein ziemlich korpulenter Mann, in weiter Bluse, wird von seinem Weib und Freunden, unter Scherz und Neckerei, fortgeführt. Rechts bei einem Brunnen Kinder in verschiedenen Gruppen, wobei ein altes Mütterchen sich auszeichnet, welche ein kleines Kind an der Hand hält. Durch die Fenster im Hause sieht man die sich bewegenden Gäste, und der Künstler deutet auf sehr geschickte Art hier die mit Besuchenden gefüllten innern Räume des Hauses an. Eine andere liebliche Gruppe junger Frauen auf einem Balkon, zur Linken des Hauses, darf nicht unbeachtet bleiben.

Das Ganze ist ein Bild voller Leben, Ausdruck und Wahrheit, in den jugendlichen Köpfen ist viel Grazie; die allgemeine Wirkung ist trefflich zu nennen; nur dürfte die Zusammenstellung der Figuren für den großen Raum etwas zu gedehnt erscheinen.

(Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Persönliches.

Düsseldorf, im Juli. Lessing malt jezt das Konzil zu Kostnitz in einem 17 Fuß großen Bilde. Die Farbenskizze dazu befindet sich auf unserer Ausstellung. Direktor Schadow's Krankheit scheint nachzulassen und gibt uns Hoffnung, ihn noch länger als Haupt unserer Schule zu behalten. Dagegen leidet Hildebrandt seit Monaten an Gallenkrankheiten und arbeitet auch jezt noch nicht wieder. Schirmer geht noch vor Ende Juli nach Italien, und Achenbach ist in Norwegen, um neue Studien zu machen.

Vom Harze, 28. Juli. Hier sind wieder Holländer, die landschaftliche Studien machen, aber auch im Gebirge nur das aufnehmen, was sie zu malen gewohnt sind. Zwei junge Russen hingegen streben die gewaltigen Felsklüfte und die Hochwälder nachzubilden.

Technisches.

Berlin, 1. Juli. Von dem durch den jungen Maler Herrn Jakob Liepmann erfundenen Oelgemäldedruck liegt jezt die erste Probe, das viel bewunderte Porträt Rembrandts, eine Zierde unseres Museums, das gut zu kopiren schon als sehr schwer gilt, in 110 Exemplaren, treu und trefflich durch Druck kopirt, zur Ansicht in der Wohnung des Künstlers aus. Ueber das Verfahren desselben ist bis jezt Folgendes bekannt geworden. Da Bilder des Museums nur auf dem Museum selbst kopirt werden dürfen, so konnte Liepmann von dem Original auch nur eine Zeichnung nehmen und die Hauptfarbentinten, das Schwierigste besonders bei diesem Gemälde, sich bemerken. Darauf übertrug er das also in sich aufgenommene Bild auf die von ihm erfundene und von ihm selbst gefertigte Maschine, deren Konstruktion noch Geheimniß des Künstlers ist. Nach dessen Versicherung muß jedoch die Maschine, wird sie von einem Sachkundigen und mit dem dazu erforderlichen Material erbaut, um so schönere Exemplare liefern, zu je mehreren sie von vorn herein eingerichtet werden kann. Ja, es hält derselbe die Maschine für so vervollkommnungsfähig, daß sie wahrscheinlich dereinst schönere Bilder, als mit dem Pinsel zu erreichen möglich, werde liefern können, weil sie mit Einem Moment das ganze Bild in schönster Farbenpracht darstellt. Das Verfahren scheint dem farbigen Steindruck mit verschiedenen Tonplatten analog zu seyn, so wie dieser wieder im Princip mit dem Tapetendruck übereinkommt; das Auffallende ist hier nur, daß Uebergänge und Verschmelzungen der Farben gegeben werden, was der farbige Steindruck nicht vermag, der sich vielmehr durch untergelegte durchscheinende Schraffirungen zu helfen sucht. Der Abdruck ist auf Pappe gemacht und Linien und Narben sind in das weiße Material eingedrückt; indem nun eine übergelegte Lasurfarbe diese Vertiefungen ausfüllt, entsteht eine Aehnlichkeit mit einem impastirten Oelbilde. Bedenkt man nun die ungeheuern Schwierigkeiten, die bei dieser Erfindung zu überwinden waren, und daß der Erfinder seit elf Jahren ununterbrochen mit Kränklichkeit, Noth und Verachtung gerungen hat, weil die Wenigen, die ihn kannten, sein Treiben für chimärisch erklärten, dann weiß man wahrlich nicht, was man dabei mehr bewundern soll, das Genie der Erfindung, das Talent des Malers oder den Muth und die Ausdauer, unter so verzweiflungsvoll drückenden Umständen ein solches Werk ohne Unterstützung, ohne Beistand zu erschaffen! Denn liefert der Abdruck auch nicht die Vollendung des Originals, so muß doch schon Jeder diese Abdrücke für recht gute Oelgemälde halten. Daß der Abdruck des berühmten Rembrandt übrigens noch ungleich besser geworden wäre, wenn Liepmann das Original zu Hause hätte benutzen können, versteht sich von selbst, da es besonders für Laien ganz unbegreiflich ist, daß er, ohne dasselbe stets vor Augen zu haben, den Farbenton so treu wiederzugeben vermochte. Diese Erfindung wird gewiß Epoche in der Malerei machen, da sich deren Produkte schon jezt zur Dekoration von Prachtzimmern vollkommen eignen; doch irrt man sehr, wenn man davon Nachtheile für die Kunst oder die Künstler fürchtet; im Gegentheile wird die Kunst durch sie erst recht zum Gemeingenuß und eben hierdurch zum Gemeingut Aller werden, der echte Künstler aber ungleich sicherer, wie bisher, des Absatzes und der Belohnung für seine Werke gewiß seyn, weil in die Augen springt, daß er eher tausend Abnehmer für sein Kunstwerk zum Preise von 5 Thalern, als Einen zum Preise von 5000 Thalern findet. Der Unterschied zwischen früher und künftig wird daher nur der seyn, daß der Künstler statt eines sogleich tausend Exemplare seines Werkes anfertigt, gegen Nachdruck eben so gesichert, wie es Raphael Morghen gegen den seiner Werke war und noch ist, weil dazu bloße Technik nicht ausreicht, indem nur ein künstlerischer Genius neu zu schaffen vermag.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Auktion

von Gemälden, andern Kunstsachen und Büchern.

Am 1. Oktober d. J. und den folgenden Tagen soll die Sammlung von ausgezeichneten Gemälden älterer Meister, plastischen Kunstwerken, verschiedenen Antiquitäten und Büchern, leztere meistens aus den Fächern der schönen Künste und Wissenschaften, aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn D. Brauns, Inhaber des Hôtel d'Angleterre, hieselbst meistbietend versteigert werden. Kataloge sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen, welche sich dieserhalb an uns, oder Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig wenden wollen, gratis zu erhalten.

Braunschweig, 30. Juli 1839.

Friedr. Vieweg und Sohn.

№ 69.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 27. August 1839.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich.

Wenn man die lezten traurigen Proben und Ueberbleibsel der Formschneidekunst, die geschmacklosen Anfangsbuchstaben und sinnlosen Finalstücke in den Büchern des vorigen Jahrhunderts mit den schönen neueren Holzschnitten zu Paul und Virginie, zu Manon Lescaut, zu den Fabeln Lafontaine's, zu den Komödien Molières, zu Don Quixote und anderen Werken vergleicht, so muß man in der That den erstaunlichen Aufschwung bewundern, welchen diese Kunst in unsern Tagen genommen hat. Diese Bewunderung ist nicht mehr als billig und die Fortschritte sind unleugbar; allein während ein kleiner Theil von Kennern und Liebhabern die Kunstwerke des neueren Grabstichels schäzt und genießt, kennt die Masse des großen Publikums noch keine besseren Holzschnitte, als die ungeschlachten Erzeugnisse, welche die Bänkelsänger, Hausirer u. s. w. in Millionen Exemplaren unter dem Volke verbreiten, und welche an die Uranfänge der Formschneiderei erinnern; jedoch fehlt ihnen ganz und gar die naive Zeichnung, welche den ersten Kunstversuchen dieser Art wirklichen Werth und großes Interesse verleiht. Es sind schlechte Nachahmungen alter Probeblätter, deren Platten und Stöcke abgenuzt waren, barbarisch rohe Entwürfe ohne alle Modellirung und Perspektive; gewöhnlich stellen sie Mord- und Wundergeschichten vor, Prozession des fetten Faschingsochsen, die bekannte Wirthshausinschrift: Crédit est mort, les mauvais payeurs l'ont tué, die vier Haimonskinder, berüchtigte Gauner und Spizbuben, wie Mandrin, Cartouche und andere Scheusale. Wenn einige anspruchsvollere, minder barock kolorirte und gezeichnete Blätter darunter sind, wie die Geschichte der heiligen Genovefa, der Mathilde und Maleck-Adel, Scenen vor und nach der Hochzeit, so verstoßen diese Kunstprodukte nichts desto weniger gegen allen guten Geschmack und sehr häufig gegen alle gute Polizei.

Jefferson erkannte sehr wohl die Nothwendigkeit, den verderblichen Einflüssen dieses rohen Geschmacks zu steuern, als er gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts bei den Pariser Kupferstichhändlern Millionen von Abbildungen antiker Statuen, öffentlicher Monumente, historischer Begebenheiten, wissenschaftlicher Entdeckungen ꝛc. aufkaufen und in Amerika austheilen ließ, um die schreckenerregende Gleichgültigkeit der Bürger der Vereinigten Staaten gegen Kunst und Wissenschaft zu bekämpfen. Einige Jahre später sprach die französische Akademie der schönen Künste und Wissenschaften dieselbe Meinung aus, als sie im J. 1801 das Werk des Herrn Amaury Duval krönte, welches die aufgegebene Preisfrage behandelte: „Welchen Einfluß übt die Malerei, und insbesondere die zeichnende Kunst auf Gewerbe und Handel? welche Vortheile zieht der Staat von diesem Einfluß, und welche Vortheile hat er noch davon zu hoffen?“

Die Gründung von unentgeltlichen Zeichnenschulen in Paris und allen großen Städten Frankreichs, vorzüglich in den Manufakturstädten, wie Rouen, Mühlhausen u. s. w., der Unterricht des Linearzeichnens in den Primärschulen sind ebenfalls darauf berechnet, die künstlerische Bildung und Erziehung der niederen Volksklassen zu verbessern. Viele berühmte Autoren haben nachgewiesen, wie größere Reinheit des Geschmacks und der Einbildungskraft zur Verfeinerung der Sitten und zur Artigkeit im Umgange beiträgt; andere Gelehrte haben mit Begeisterung geschildert, wie im Alterthum unter Perikles und in neuerer Zeit unter Leo X. und den Mediceern die Kunst sich in die gewöhnlichsten Beschäftigungen des Lebens gemischt und bis in die niedrigsten Werkstätten der Handarbeiter vorgedrungen, wie der Sinn fürs Schöne und Zierliche selbst dem Schreiner und Töpfer die Hand geführt und die unbedeutendsten Geräthschaften des alltäglichen Hausgebrauchs verschönert. In Frankreich finden wir diese Beobachtungen bestätigt, wenn wir den auffallenden Einfluß bedenken, welchen der Kunstgeschmack auf die wichtigsten Zweige der Nationalindustrie ausgeübt

hat, z. B. auf die Fabrikation der Baumwollen-, Seiden-, Gold- und Silberstoffe, der Tapeten, Teppiche, Porzellan- und Thongeschirre, mit einem Wort auf Alles, was zur äußeren und inneren Verzierung der Häuser und zum Kleider- und anderweitigen Luxus gehört. Der Doktor Bowring äußert in einem vor mehreren Jahren an das englische Unterhaus abgestatteten Bericht, wie sehr er erstaunt gewesen sey, als er den reinen Geschmack der Arbeiter jedes Geschlechts und jedes Alters in den Seidenfabriken von Lyon wahrgenommen habe: er erklärt geradezu, daß das richtige Gefühl für Zeichnung, welches man in den Fabrikschulen wecke und unterhalte, dieser Art von Produkten ihre unbestreitbare Ueberlegenheit und ihre großen Vorzüge in Absicht auf ihre Muster vor allen ähnlichen Fabrikaten in Europa verschaffe. Je feiner und geübter der Blick, je zarter und behender die Hand des Arbeiters ist, desto mehr Eleganz, Grazie und Ausdruck bekommt die Materie, welche er umgestaltet. Die zeichnenden Künste haben so viele verschiedene Ab- und Unterarten und hängen mit so zahlreichen speziellen Hantbierungen zusammen, daß man in Verlegenheit kommen würde, wenn man sie einzeln hernennen und aufzählen sollte. Diese vielseitige Verzweigung der zeichnenden Künste spricht nicht wenig zu ihrem Lobe und beweiset die wichtige Stelle, welche sie in der Kulturgeschichte der Völker einnehmen. Die Zeichnenkunst ist in der That bei einer Menge von Verrichtungen unentbehrlich oder behülflich, mit denen sie auf den ersten Blick nichts gemein zu haben scheint. Die untergeordnetsten, willkürlichsten, mechanischsten Fabrikprodukte gehorchen den Gesetzen der Form und Harmonie. Die Ausbildung des Künstlers fördert die Ausbildung des Arbeiters; die Künste des Auges vervollkommnen die Künste der Hand, und das Genie hebt die Industrie auf die rechte Höhe. Diese Wechselwirkung und Wahlverwandtschaft zwischen allen Resultaten und Abstufungen der Hand- und Kopfarbeit ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, welche umständlicher geprüft zu werden verdiente.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche und Lithographien.

(Beschluß.)

5) Roland befreit die Prinzessin Isabella von Gallizien aus der Räuberhöhle. Ariost, Orlando furioso Canto 13, Stanze 2728, gemalt von Hübner, gestochen von Keller 1838. Düsseldorf. Kunstvereinsblatt des Rheinischen Kunstvereins, s. gr. r. qu. Fol.

Hübner's treffliches Bild, jezt im Besitz des Prinzen Friedrich von Preußen, ist in diesem Blatte kräftig und mit Ausdruck behandelt.

Roland, in der Mitte des Bildes, kämpft gegen die zur Linken befindlichen Räuber, welche theils nach ihm, theils nach der unglücklichen Isabella mit ihren Waffen anstürmen. Zur Rechten an der Seite der Alten, die neben dem Herd, wo das Feuer emporlodert, herzueilt, erliegt Isabella. Sehr sinnig brachte der Künstler in den Ecken des Rundbogens, der das Gemälde umschließt, links den Bischof Turpinus, rechts Ariosto sitzend an, begleitet vom Genius der Poesie, welcher sich freundlich nach Turpinus, als dem ältern Verfasser des epischen Gedichtes hinwendet.

6) Pieta oder der Leichnam Jesu, ruhend auf dem Schooß der Maria und umgeben von zwei Engeln, welche die Passionsinstrumente halten, gemalt von W. Schadow, gestochen von Hoffmann. Rheinisches Kunstvereinsblatt. Gr. Fol.

Dieses Blatt gibt das vom Direktor der Düsseldorfer Kunstschule gemalte Bild, welches den Altar in der Pfarrkirche zu Dülmen ziert, und dessen Verdienst den Kunstfreunden durch die Ausstellung zu Berlin und an andern Orten schon gebührend bekannt wurde.

7) Bildniß des Erzherzogs Rainer, Generalgouverneur der Lombardei; gezeichnet von Pegoni, gestochen von Claude Artaria. Gr. Folio.

Ein einfach aber rein und gut gearbeitetes Blatt. Das Bildniß scheint sehr ähnlich zu seyn.

8) Album Deutscher Künstler, in Originalradirungen von Düsseldorfer, Münchner, Mannheimer, Nürnberger und Wiener Künstlern. Düsseldorf, 1839. Verlag von Buddeus, gr. qu. Fol. 1s Heft, enthaltend:

a) Waldleben von S. W. Schirmer, b) Don Quixote von Ad. Schroedter und c) Friedrich mit der gebissenen Wange von Haach.

Die zwei ersten Blätter dieses Heftes zeigen die geistreichste Auffassung; Schirmer's Landschaft ist zugleich mit vieler Zartheit und Bewegung radirt, und einiges darin erinnert an die Nadel des Jakob Ruisdael. In Schrödter's Don Quixote spricht sich Witz und heitere

Laune aus, und mit wahrer Genialität sind die Gruppen in der Arabeskenform behandelt. Weniger spricht Haach's Komposition an, da zugleich die Radirung etwas dürftig und trocken erscheint.

Das ganze Unternehmen ist dankbar anzuerkennen; durch die kräftigen Radirungen spricht sich der Geist der Originalzeichnungen so bestimmt aus, die neuere bildende Kunst verbreitet sich in einer neuen Richtung und läßt ihr Verdienst auf doppelt schöne Weise erkennen.

9) **Galerie Aguado, choix des principaux Tableaux de la galerie de Mons. le Marquis des las Marismas del Guadalquivir, par Chr. Gavard. Avec notices sur les peintres par L. Viardot. Paris 1839, qu. r. Fol.**

Dies interessante Werk erscheint nach dem Prospektus in ungefähr 50 Lieferungen, und soll die mit dem Diagraphen kopirten Gemälde jener trefflichen Privatsammlung durch Radirnadel und Grabstichel wiedergeben. Das bis jetzt erschienene erste Heft mit 4 Blättern, das Titelblatt, auf welchem das Palais Aguado abgebildet ist, mit eingeschlossen, enthält einen heiligen Hieronymus nach Ribera, sehr kräftig von Prévost gearbeitet. Ferner das kleine Landmädchen nach Murillo von Blanchard, und eine eben so liebliche als großartige Landschaft nach François Millet, genannt Francisque oder Francisquitto, von Aubert gestochen. Beide lezten Blätter sind mit vieler Kunst und zugleich mit Zartheit gearbeitet.

Von Lithographien oder lithographischen Werken erschien:

1) **Louis Philippe von Frankreich nach Winterhalter, lithogr. von Leon Noel. Gr. Fol.**

Der König ist in ganz einfacher bürgerlicher Kleidung in etwas mehr als Brustbild dargestellt, Wahrheit und Aehnlichkeit drücken sich in dem breit und kräftig behandelten schönen Blatt aus.

2) und 3) **Desarmement de la Vera Cruz und Prise du fort St. Juan d'Ulloa dess. sur le lieu par Flandrin. Qu. Fol.**

Diese zwei Blätter liefern eine genaue Abbildung jenes kürzlich von der französischen Marine in den amerikanischen Gewässern schnell ausgeführten Angriffs, bei welchem sich der junge Herzog von Joinville durch seinen Muth auszeichnete.

4) **Histoire de la peinture sur verre d'après ses Monumens en France, par F. de Lasterye. Paris. 1839. Gr. Fol.**

Das ganze Werk, welches von hohem Interesse für die Geschichte der altfranzösischen Glasmalerei ist, wird der Ankündigung zufolge aus 25 bis 30 Lieferungen, wovon alle vier bis sechs Wochen eine erscheinen soll, bestehen. Die vor uns liegende sechste Lieferung enthält die Abbildung eines großen Rundfensters der Kathedrale Notre Dame von Paris, so wie andere einzelne Darstellungen der Hauptkirchen von Amiens, Rouen und von Chalons sur Marne. Die prächtigen Farben der Originale sind in den lithographirten und dann ausgemalten Blättern trefflich wieder gegeben, der die Blätter begleitende Text ist mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßt.

5) **Sketches in France, Switzerland and Italy by Samuel Prout. London by Hodgson etc. 1839. Gr. Fol.**

Samuel Prout's Name, rühmlichst in und außerhalb England bekannt, steht hier wieder auf dem Titel eines Werkes, welches 26 von dem Künstler nach der Natur entworfene Zeichnungen seiner Reisemappe enthält. Besonders in architektonischer Hinsicht zeichnen sich hier einige Merkwürdigkeiten der gothischen Bau- und Bildhauerkunst aus. Die Denkmäler von Chartres, Tours, Amboise, Verona, Ravenna, Mailand, Venedig (z. B. ein Theil des Innern der Markuskirche), so wie einige von Basel, sind höchst geistreich aufgefaßt und in der Lithographie, obwohl flüchtig, doch angenehm gegeben. Auch ist hier ein weniger gesuchter Effekt, wie in frühern Arbeiten des Meisters sichtbar.

Fr.

Nachrichten vom Juli.

Technisches.

St. Petersburg, 28. Juni. Der Akademiker Struve hat unlängst der Akademie der Wissenschaften eine Kupferplatte überreicht, welche nach dem Verfahren des Herrn Jacobi mittelst des Galvanismus auf einen Holzschnitt abgeklatscht war und nichts zu wünschen übrig ließ. So unvollständig diese Nachricht ist, so ersieht man doch daraus, daß die Jacobische Erfindung fortschreitet und nutzbar zu werden beginnt.

Paris, 2. Juli. Herr Bauerkeller aus Baden macht hier Aufsehen mit seinen Reliefkarten von Paris und der Umgegend. Mittelst Erhöhungen und Vertiefungen treten die Berge, Thäler und Flüsse und überhaupt alle Eigenthümlichkeiten des Terrains sehr anschaulich vors Auge. Der Druck der Karten geschieht auf der gewöhnlichen Buchdruckerpresse.

Versteigerungen.

Wien, 6. Juli. Am 2. Oktober wird hier die aus 1000 meist aus groben Sorten und Medaillen bestehende, vom Jahr 1500 bis auf unsere Zeiten herabreichende Münzsammlung des verstorbenen Ritters von Frank zur Versteigerung

kommen. Kataloge sind an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versandt worden, und hier erbieten sich zu Besorgung von Bestellungen die Herren Doctor Cajetan Senonner (Leopoldstadt Nr. 527), Anton Promber (Landstraße, 862), Andreas Handl (Schottenfeld, 76) und J. Hießmanseder (Jägerzeil, 59).

Kunstausstellungen.

Düsseldorf, 2. Juli. Seit dem 22. Juni ist hier die Kunstausstellung im Galeriesaale der Akademie eröffnet und wird stark besucht. Sie ist auf 500 Kunstwerke angewachsen und enthält in jeder Art Ausgezeichnetes. Der Glanzpunkt ist unstreitig Sohn's „Torquato Tasso und die beiden Leonoren," welches Bild schon an andern Orten die Bewunderung der Kunstkenner erregt hat. Unter den historischen Bildern zeichnen sich noch aus: „Huß vor dem Konzil," Skizze von Lessing; „Christus auf dem Meere im Sturme" von Haach; „Chlodwig und seine Gemahlin" von Lorenz Clasen; „Wilhelm Tell befreit Baumgarten," ein sehr ausdrucksvolles Bild von Lugardon, u. m. a. Besonders reich ist die Ausstellung an schönen, ja ausgezeichneten Landschaften, unter denen mehrere von Achenbach, von Pose, Schirmer, Scheuren, Funk u. s. w. Nicht minder interessant ist sie durch Genrebilder aller Art, architektonische Bilder, Thierstücke, Fruchtstücke und durch Produkte aus jedem Zweige der bildenden Kunst.

Mainz, 5. Juli. Seit einigen Tagen findet die von dem hiesigen Kunst- und Literaturverein in Folge der Verabredung mit den Kunstvereinen zu Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe und Straßburg veranstaltete Kunstausstellung im Lokale des hiesigen Theaters statt. Der Besuch ist gegen ein sehr mäßiges Eintrittsgeld gestattet.

Akademien und Vereine.

Stettin, 1. Juli. In der statutenmäßigen Generalversammlung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, die unter dem Vorsitz ihres Vorstehers, Herrn von Bonin, am 25. Juni statt fand, wurde mit dem lebhaftesten Danke einer Geldbewilligung Sr. Majestät zur Aufnahme und Beschreibung merkwürdiger Baudenkmäler der Provinz erwähnt, welche in angemessenen Abbildungen erscheinen werden. Die neuen antiquarischen Erwerbungen, unter denen sich besonders eine Bronzefigur, gefunden in einem Hünengraben bei Bellow, unweit des Maduesees, und nach dem Urtheile der Kenner der entwickelten Zeit römischer Kunst vom 1sten bis 4ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung angehörend, auszeichnet, wurden vorgelegt. Auch an merkwürdigen Münzen, z. B. aus dem bedeutenden Funde bei Greifenberg in Pommern, hatten die Sammlungen manchen wichtigen Zuwachs erhalten. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig gegen 400 Mitglieder.

München, 4. Juli. Unser Kunstverein hat seit einigen Monaten wieder um mehrere tausend Gulden Gemälde angekauft. Gegenwärtig liegt auch in seinem Lokale ein Schreiben der Gesellschaft der schönen Künste in Mühlhausen auf, welche, obgleich erst vor Kurzem gebildet, schon eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern zählt. Die Nähe von Basel, Colmar und Straßburg bieten Aussicht zu gutem Absatz von Gemälden, und die vorhandenen Mittel der Gesellschaft gestatten bereits mehrere tausend Franken auf den Ankauf von Kunstgegenständen bei Gelegenheit der im Oktober zu veranstaltenden ersten Kunstausstellung zu verwenden. Die Gesellschaft übernimmt alle Transportkosten, und die Künstler haben ihre Werke bis zum 15. Sept. an die Adresse Alex. Reichardt in Straßburg einzusenden.

In der am 1. Juli abgehaltenen Monatssitzung des hiesigen historischen Vereins legte Staatsrath von Stichaner ein Manuscript über die alten Schanzen und Burgen Oberbayerns zu den Vereinsschriften nieder.

Halberstadt, 28. Juli. Der Kunstverein in Königsberg hat sich bei dem unsrigen um die Erlaubniß beworben, das Vereinsbild „Romeo und Julia" von C. Sohn für die Mitglieder des Königsberger Vereins lithographiren zu lassen, und hat die Zustimmung gern erhalten.

Berlin. In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. Juli ward ein Bericht über die diesjährige Kunstausstellung in Paris mitgetheilt, aus welchem sich ergibt, wie fruchtbar an neuen Talenten die französische Schule ist, und wie sie nach allen Richtungen hin ausgezeichnete Repräsentanten hat. Dem vereinten Frankreich gegenüber erscheint die deutsche Schule, wie weiland das deutsche Reich, als uneins und getrennt. Prof. Brandt legte die von ihm geschnittene Medaille zur Erinnerung an die Vermählung der Großfürstin Maria von Rußland vor. (Vergl. Medaillenkunde.) Sie ist vielleicht das gelungenste Werk des Künstlers. Ausgelegt waren die erste Lieferung des in Düsseldorf erscheinenden Albums deutscher Künstler und der eben zu Paris begonnenen Galerie Aguado. — Außerdem waren englische und französische, so wie sehr gelungene dergleichen von Hrn. Bönisch durch Hrn. Sachse ausgestellt.

Museen und Sammlungen.

London, 6. Juli. Der Kanzler der Schatzkammer hat ein schönes Gemälde von Velasquez, ein Stiergefecht, von Lord Cowley für die Nationalgalerie gekauft und mit 1000 Pfd. Sterl. bezahlt.

Paris 9. Juli. Die Stadt Paris wird in dem großen Saale des altrömischen Palais des Thermes ein städtisches Museum errichten, in welchem lediglich Ueberbleibsel der Skulptur und Malerei, welche in die römische Zeit und das Mittelalter gehören, aufgestellt werden sollen.

Ajaccio, 1. Juli. Das Journal de la Corse vom 18. Juni enthält einige genauere Bestimmungen aus dem Testament des Kardinals Fesch. Die hiesige Anstalt in der rue Fesch erhält seine ganze Bibliothek und Kupferstichsammlung. Seine Bildergalerie wird in drei Theile getheilt. Der erste, aus Kopien, Skizzen, Marmorbüsten, der Statue Napoleons von Laboureur und 1000 Gemälden bestehend, kommt an die hiesige Anstalt zum Unterricht der Schüler; der zweite, aus Bildern der sogenannten großen Galerie bestehend, soll versteigert und der Ertrag derselben Anstalt zugewandt werden; der dritte, welcher alle aus Frankreich gekommene oder in Italien gekaufte Bilder enthält, soll von Jos. Bonaparte in Rom verkauft und der Ertrag verschiedentlich verwendet werden.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. August 1839.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Holzschneidekunst hat vielleicht mehr als irgend eine andere Kunst zur Entwickelung der Industrie beigetragen und den Geschmack für's Schöne in der Masse verbreitet. Die Meinungen über den Ursprung der Holzschneidekunst sind sehr verschieden und getheilt; nach dem, was bis jezt darüber geschrieben worden ist, dürfte es schwer halten, genau zu bestimmen, um welche Zeit diese Kunst in Europa aufgekommen ist. Wir können und wollen uns hier nicht damit abgeben, in das Dunkel einzudringen, welches die Wiege der Formschneiderei einhüllt; wir bemerken nur so viel, man nimmt gewöhnlich an, daß die Verfertigung der Spielkarten die erste Veranlassung zu den Holzschnitten gegeben habe. Welches Volk aber zuerst die Spielkarten in Europa eingeführt oder aufgebracht, ist ebenfalls ein sehr streitiger Punkt, der bis jezt noch nicht entschieden ist. Die Autoren, welche diesen Gegenstand bearbeitet haben, bringen die widersprechendsten Ansichten bei. P. Menestrier,[1] P. Daniel,[2] Saint-Foix,[3] der Abbé Bullet[4] und nach ihnen Fabricius, Fournier der Jüngere, Duhamel, Meermann und die Verfasser der Encyclopédie suchen mit vielen Gründen darzuthun, daß wir die Erfindung der Spielkarten den Franzosen verdanken; der Abbé Rive[5] und Court de Gebelin[6] schreiben sie den Spaniern zu; der Abbé Longuerue,[7] Breitkopf[8] und Ottley[9] halten dafür, daß sie zuerst in Italien erschienen sind; Herr von Vigny[10]

[1] In dem zweiten Theil der Bibliothèque curieuse et instructive de divers ouvrages anciens et modernes (Trevoux 1704) p. 174 ff., die erste etwas ausführliche Arbeit über die Entstehung der Spielkarten, für welche das J. 1392 angegeben wird; man findet darin keine große Gelehrsamkeit und eine Menge abenteuerlicher Konjekturen.

[2] In den Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux-arts, bekannter unter dem Namen Journal de Trevoux, Monat Mai, 1720, p. 934 — 968, wo ein Memoire über das Piketspiel abgedruckt ist, voll interessanter Details über die Bedeutung der einzelnen Karten. Der Verf. meint, das Piketspiel sey zuerst unter der Regierung Karls VII., gegen 1430, aufgekommen.

[3] In seiner Essais sur Paris I. p. 315 — 321, eine Dissertation von wenig Belang, mit hübschen Anekdoten untermischt.

[4] In seinen Recherches historiques sur les cartes à jouer (Lyon, 1757, 8.), eins der wichtigsten und gehaltreichsten Bücher über die Spielkarten, sehr gediegen und sehr gelehrt; es stellt für die Epoche des Ursprungs der Spielkarten das Jahr 1376 fest.

[5] In den Etrennes aux joueurs oder Eclaircissemens historiques et critiques sur l'invention des cartes à jouer (Paris 1780. 12.), eine kleine, 45 Seiten starke Broschüre, mit einem großen Aufwand von bibliographischer Gelehrsamkeit geschrieben, die aber höchst trocken, bisweilen kleinlich und nicht immer fehlerfrei ist. Der Verf. baut seine Ansicht auf ein gebrechliches Dokument; er sucht zu beweisen, daß ein gewisser Nicolaus Pepin die ersten Spielkarten in Spanien um 1330 erfunden habe.

[6] Im Monde primitif etc. Theil I. p. 365 — 394.

[7] In den Longueruana Thl. I. p. 107.

[8] Versuch den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen. Leipzig. 1784. 4. Breitkopf sucht zu beweisen, daß wir die Karten aus dem Orient bekommen haben; die erste Spur davon bemerkt man in Italien vor 1299, in Deutschland vor 1300, in Spanien seit 1332, in Frankreich seit 1361. Das Buch enthält die gründlichsten Forschungen und ist mit echt deutscher Gelehrsamkeit verabfaßt, welche jedoch bisweilen verworren ist.

[9] An inquiry into the origin and early history of engraving upon copper and in wood. London 1816. 2 Bde. in 4., mit Kupfertafeln, ein prachtvoll ausgestattetes Werk, welches 10 Pfd. Sterl. kostet.

[10] Im Journal économique, Mars 1758, p. 16.

meint, wir hätten sie von den Holländern, während der Baron von Heinecke [1] und Jansen [2] behaupten, wir Deutschen dürften die Ehre der ersten Erfindung der Spielkarten in Anspruch nehmen.

So viel ist gewiß, daß die Spielkarten schon um die Mitte des 14ten Jahrhunderts in Frankreich bekannt und eingeführt waren: Meermann in seinen Origines typographicae T. I. p. 222 erzählt: Jehan von Saintré war 1364 dreizehn Jahre alt, wie er dem König Karl VI. zum Pagen vorgestellt wurde; drei Jahre darauf, also 1367, verschaffte ihm seine gute Aufführung das munus chironomontis, das Amt eines Vorschneiders, und bei dieser Gelegenheit hielt der Pagengouverneur seinen Untergebenen folgende Anrede: „Merkt euch wohl, meine Kinder, daß es gut ist, wenn man seine Pflicht thut und sanft, gelassen, bescheiden, friedliebend und gegen Jedermann artig und höflich ist. Ihr sehet hier euren Freund und Genossen, der, weil er sich immer so betragen hat, der Gnade des Königs und der Königin theilhaftig geworden ist; ihr aber habt ewig Händel, spielt Tag und Nacht Karte und Würfel, und besucht die Gesellschaft von Trunkenbolden ꝛc.“ Die gewöhnliche Erzählung, daß man die Karten erfunden habe, um Karl VI. während seiner Krankheit zu zerstreuen und aufzuheitern, ist demnach ohne allen Grund. Man zieht jedoch noch in Zweifel, ob die alten Karten gedruckt waren, und beruft sich namentlich auf eine alte Rechnung von Charles Poupart, Zahlmeister Karls VI., welche dahin lautet, daß der Maler Jacquemin Gringonneur für drei Spiel gemalter Karten 50 Sols parisis ausgezahlt erhalten habe. Herr von Heinecke bemerkt dazu mit Recht, es sey möglich, daß man zu jener Zeit Spielkarten für die Könige von Frankreich habe malen lassen, aber daraus folge noch keineswegs, daß alle Spielkarten gemalt gewesen seyen. Diese Bemerkung hat allerdings Vieles für sich: Breitkopf sagt uns, daß er ein Piketspiel von silbernen Blättern in der Hand gehabt habe, worauf die Figuren gestochen und vergoldet waren; Garcilasso de la Vega erzählt in seiner Geschichte von der Eroberung Florida's, daß die Soldaten auf diesem Zuge (1534) mit ledernen Karten gespielt hätten; in den Researches into the history of playing cards von Samuel Weller Sin. er, London 1816, 4., welche Forschungen aber nichts Neues bringen, und nichts als eine Zusammenstellung aus Abbé Bullet, Abbé Rive und Breitkopf sind, sehen wir auf der zweiten Kupfertafel die Abbildung von einem Kartenspiel auf Elfenbein gemalt. Allein es lassen sich keine triftige Beweise anführen, daß die Spielkarten mit geschnittenen Formen gedruckt wurden. Herr von Heinecke citirt in seiner oben angezogenen Schrift eine Stelle aus einer geschriebenen Chronik auf der Ulmer Stadtbibliothek; darin heißt es: „man verschickte die Spielkarten Ballenweise zur See nach Italien, Sicilien und anderen Gegenden, um Gewürze und andere Waaren dafür einzutauschen. Man ersieht daraus, welche Menge von Kartenfabrikanten und Briefmalern hier lebten und angesiedelt waren.“ Diese Stelle würde doppeltes Interesse haben, wenn Herr von Heinecke die Jahreszahl jener Chronik beigesezt hätte; er zieht nichts desto weniger daraus den Schluß, daß die Einführung deutscher Spielkarten die Kartenfabrikanten von Venedig bewog, am 11. Oktober 1441 eine Bittschrift beim venetianischen Senat einzureichen, worin sie sich über den Schaden beklagen, welchen ihnen der tägliche Verkauf fremder Spielkarten bereitet, und das ausschließliche Privilegium der Fabrikation und des Verkaufs der Spielkarten verlangen. Die Antwort des Senats auf diese Bittschrift, welche in den Lettere pittoriche V, p. 321 mitgetheilt ist, gewinnt durch die Art ihrer Abfassung an Interesse: man sieht daraus, daß die Spielkarten gedruckt und dann kolorirt wurden, wie man's noch heutzutage macht. Die Buchdruckerkunst war noch nicht entdeckt und doch finden wir schon Ausdrücke, wie carte et figure stampide che si fanno in Venezia, und weiter: le carte da zugar e figure dipinte stampide, fatte fuor di Venezia. Dieser Senatsbeschluß scheint allerdings die Ansicht des Herrn von Heinecke zu bekräftigen; jedenfalls geht daraus deutlich hervor, daß die Formschneidekunst vor dieser Zeit in Venedig getrieben wurde.

Nichts desto weniger ist der älteste bekannte Holzschnitt mit einer bestimmten Jahreszahl, erst von 1423, welchen Herr v. Heinecke in der Bibliothek der Karthause zu Burheim bei Memmingen gefunden. Er stellt den heiligen Christoph vor, der den kleinen Jesus durch das Meer trägt; Herr von Heinecke hat in seinem schon öfter erwähnten Werke eine ausführliche Beschreibung davon gemacht; in dem zweiten Theil des Journals zur Kunstgeschichte von Herrn von Murr findet man eine Kopie dieses Holzschnittes, welche Herr Jansen ebenfalls seinem Essai sur l'origine de la gravure en bois etc. beigefügt hat auf dem vierten Blatte in Folio, 10 Zoll 6 Linien

[1] In seiner Idée générale d'une collection complète d'estampes, avec une dissertation sur l'origine de la gravure et sur les prémiers livres d'images. Leipzig und Wien. 1771. 8., eine seltene, merkwürdige Schrift, mit unermüdlichem Sammlerfleiß verfaßt, welche namentlich viele Irrthümer der französischen Autoren P. Menestrier, P. Daniel und Abbé Bullet ins Licht stellt.

[2] Essai sur l'origine de la gravure en bois, des cartes à jouer etc. (Paris 1808. 2 vol. 8.), eine brauchbare Kompilation der verschiedenen Ansichten deutscher, französischer, holländischer ꝛc. Autoren, welche den in Frage stehenden Gegenstand behandelt haben; er hat besonders Breitkopf benuzt.

hoch, 7 Zoll 5 Linien breit. Unten lieset man in unförmlichen gothischen Lettern folgende Inschrift:

Christofori faciem die quacumq. tueris ∴ | Millesimo CCC°
Illa nempe die morte mala non morieris ∴ | XX° tertio.

Der erste Anblick dieses Holzschnitts lehrt, daß der Ursprung der Holzschneidekunst weit älter ist. In dem Journal encyclopédique vom Jahr 1783 steht zwar ein Aufsatz über einen Holzschnitt vom Jahr 1384, welcher in J. G. Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts übergegangen; allein Kenner halten diese Jahreszahl für sehr problematisch. Das Original des ersten Holzschnitts, dieses heiligen Christoph und eines anderen ebenfalls sehr alten Holzschnitts, Mariä Verkündigung, sind von der Karthause von Buxheim in das Privatkabinet des Lords Spencer gekommen. Herr Ottley in seinem oben angeführten Werke hält dafür, daß diese beiden Holzschnitte in Italien ausgeführt worden sind; allein der Charakter der Zeichnung und die Vergleichung mit andern altdeutschen Holzschnitten machen es sehr wahrscheinlich, daß sie von einem Formschneider unseres Vaterlandes herrühren.

Der erste bis jezt bekannte Formschneider in Frankreich ist Bernard Milnet. Man hat von ihm einen Holzschnitt mit der Jahreszahl 1454, und es bleibt also auch nicht der leiseste Zweifel übrig, daß die Formschneiderei im 15ten Jahrhundert zur Verbreitung und Vervielfältigung der Heiligenbilder und Spielkarten angewandt wurde.

Die einseitigen Kunstfreunde erhoben dagegen ein großes Geschrei. Die Miniaturmalerei, das Illuminiren und Schönschreiben hatten nämlich damals den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht: die Bibeln waren mit kleinen, feinen und geistreichen Gemälden geschmückt, welche im reichsten Farbenschmucke prangten. Die elegant auf Pergament gezeichneten Buchstaben und Worte schienen im eigentlichsten Sinne zu leben und zu den Augen zu sprechen. Die Spielkarten waren eben so schön gemalt; die Figuren, König, Dame, Bube, waren mit scharlachrothen und azurblauen Kleidern auf Goldgrund abgebildet; aber die Andachtsbücher und Karten standen in hohem Preise und waren fast nur den Klöstern, Schlössern und einigen Reichen zugänglich. Da verbreiteten sich plötzlich unter dem Volke rohe Heiligenbilder mit harten Umrissen und barbarischen Gestalten, burlesk entworfene und ihrer blendenden Gewänder entkleidete Kartenkönige; die Formschneider machten die Kunst der großen Menge zugänglich. Bald begleitete man diese Holzschnitte zur Erklärung der Bilder mit Legenden, welche vermittelst erhaben ausgeschnittener Buchstaben, in der Weise wie die Figuren auf den Holzstöcken, gedruckt wurden; und so führte das immer mehr und mehr steigende Bedürfniß der Lektüre zur Erfindung der mobilen Lettern und endlich zur Vervollkommnung der Buchdruckerei, welche für die Verbreitung der Wissenschaft dieselbe Revolution hervorbrachte, wie die Formschneiderei für die Verbreitung der Kunst bewirkt hatte.

Die ersten Versuche der Holzschneidekunst mußten natürlich roh und unförmlich ausfallen; als aber Künstler von Talent und Genie diesen neuen Kunstzweig in die Hand nahmen, brachten sie damit Wunderdinge zu Stande. Die eben erfundene und rasch vervollkommnete Buchdruckerei machte sich diesen Umstand zu nutze und rief die geschickten Künstler zu Hülfe, welche das 15te und 16te Jahrhundert verherrlicht haben. In den Ausgaben jener Zeit finden wir daher die Meisterwerke einer Menge ausgezeichneter Künstler, deren Erzeugnisse in die schönste Epoche der Formschneiderei fallen. Die gesuchtesten Holzschnitte älterer Zeit sind:

Die Ars moriendi, in verschiedenen Ausgaben, deutsch von Hans Sparer, 1173, befindet sich auf der Stadtbibliothek in Zwickau; die Kunst Cyromantia von Doktor Hartlieb, von 1448, auf der königl. Bibliothek in Paris; Speculum humanae salvationis, gedruckt in Lyon 1478, in Folio, mit vielen Holzschnitten; die Schedel'sche Chronik von 1493, mit Holzschnitten von Pleydenwurf; der Teurdank, illustrirt von Hans Schäufelein; verschiedene Werke mit Holzschnitten von Cranach, Baldung, Beham, Albrecht Altdorfer und Albrecht Dürer; der Triumphzug des Kaisers Maximilian von Burgmaier und mehreren andern Formschneidern nach den Zeichnungen Dürers gearbeitet in den Jahren 1515, 1517, 1518 und 1519; der Holbein'sche Todtentanz von 1530, die von Robert Etienne im Jahr 1540 zu Paris gedruckte Bibel, mit Holzschnitten von Pierre Voëiriot, Goldschmied, Formschneider und Kupferstecher, von dem man noch ein merkwürdiges Buch mit seinem Bildniß und mit Kupferstichen hat: Pinax iconicus antiquorum et variorum in sepulturis rituum, gedruckt zu Lyon im Jahr 1556; endlich das alte Testament, die Metamorphosen Ovids, die Geschichte der Psyche und die Aeneide Virgils, illustrirt von Bernard Salomon, um 1550.

Alle diese eben genannten Werke mit Holzschnitten sind ungemein hochgeschäzt und zwar aus guten Gründen: einmal sind die meisten dieser Holzschnitte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit gezeichnet, und dann kann man sich kaum vorstellen, welche Fertigkeit, welche unermüdliche Geduld und Sorgfalt zu ihrer Ausführung erforderlich war, da die Fasern der damals üblichen Holzstöcke aufs Jahr von ungleichem oder dünnem Gefüge dem Künstler, besonders in der Herausbringung der Kreuzlinien, ein fortwährendes und beinahe unübersteigliches Hinderniß in den Weg legten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Museen und Sammlungen.

Baden-Baden, 7. Juli. Herr von Metzler hat seinen Kunstsaal mit neuerworbenen, höchst werthvollen Gemälden ausgeschmückt und seit dem 1sten wieder eröffnet. Die Sammlung ist diesesmal an historischen Bildern noch reicher, als im vergangenen Jahre.

Berlin, 3. Juli. Zu den neueren Bereicherungen des hiesigen königlichen Kabinets der antiken Münzen gehören achtzehn außerordentlich schön erhaltene Goldmünzen von Honorius, der Placidia, Theodosius II. und Valentinian III., welche bei demselben Dorfe Klein-Troup, unfern Braunsberg, gefunden worden sind, wo auch im Jahr 1822 ein Schatz von 97 Goldmünzen ausgepflügt wurde. In der Beschreibung dieses älteren Schatzes, der ebenfalls größtentheils der hiesigen königlichen Sammlung einverleibt wurde, äußerte Herr Prof. Voigt in Königsberg die Vermuthung (Beiträge zur Kunde Preußens, VI. S. 412), daß diese Münzen zu dem Gegengeschenke gehörten, welches das Volk der Aestier (Aestii) von dem Gothenkönig Theoderich für ein kostbares Geschenk von Bernstein zugesendet erhielt.

Bauwerke.

München, 9. Juli. Zu den ausgezeichnetsten neuen Bauwerken hier gehört unstreitig die Bibliothek. Sie steht in einem freistehenden Quadrate, vom Sockel an 86 Schuh hoch, 535 Schuh lang, und ungefähr halb so breit, und durch die Zwischenbauten in drei große Hofräume getheilt. Das Erdgeschoß und das erste Stockwerk sind gewölbt, und mit warmer Luft heizbar. In das Erdgeschoß kommt das Reichsarchiv, rückwärts das Kupferstichkabinet, und den ersten und zweiten Stock ringsherum wird vollends die Bibliothek ausfüllen. Gegenwärtig sind schon 31 Säle fertig; sie sind alle gleich, und so hoch, daß in jedem zwei Galerien angebracht sind, und also die Bücher in drei weitgedehnten Abtheilungen und wieder in vielen tausend Regalen neben- und übereinander zu stehen kommen. Die sehr niedlichen Galerien von dünnen Eisenstäben, mit Aufschlagspulten versehen, gestatten durch kleine Treppen das Beikommen von allen Seiten und das Aufkommen durch alle Etagen. Man kann nichts Großartigeres und Zweckmäßigeres finden. Zum Lesen sind zwei geräumige Säle bestimmt, mit Säulen, gebaut wie das prachtvolle Vestibüle, welches 16 Säulen bekommt. Außer den vielen Schränken und Stativen u. s. w. zeichnen sich noch besonders zwei Säle aus, welche mit eisernen Thüren und deren Wandabtheilungen mit Drahtgittern versehen sind, zum Verschlusse, aber doch sichtbaren Aufstellung der Incunabeln. Bloß die Schreinerarbeit eines jeden Saales soll schon 15—1600 Gulden kosten, während der Voranschlag für das Anstreichen des gesammten Holzwerkes über 120,000 Gulden betragen soll. Eine große steinerne Doppeltreppe führt von der Straße aus in das dreifache Portal. Auf die Balustrade dieser Treppe werden vier weiße kalksteinerne Figuren postirt, wovon eine jede, obgleich in sitzender Stellung, doch eine Höhe von acht Schuhen hat. Diese ausgezeichneten Statuen sind bereits fertig, es sind: Homer und Thucydides vom Bildhauer Mayer und Hippokrates und Aristoteles von Sanguinetti. Aeußerlich bilden einen sehr passenden Schmuck die Reliefporträts berühmter Gelehrter aller Zeiten, die als Medaillons über sämmtlichen Fenstern des mittlern Stocks angebracht sind.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Am 1. Oktober erscheinen in meinem Verlage:

Die Kreuztragung Christi,

nach Overbeck's Zeichnung 1815, gestochen von A. Pflugfelder.

Pränumerationspreis für den Abdruck auf chin. Pap. vor der Schrift 4 Rthl. 16 gGr.
Auf chin. Papier nach der Schrift 3 „ 16 „
Auf chin. Pap. mit vermehrter Schrift 2 „ 16 „

Mit dem ersten Oktober tritt der um die Hälfte erhöhete Subscriptionspreis ein.

Ludwig Schwanthaler's Werke.

II. Abth. 1. Hälfte

Der Kreuzzug Friedrich Barbarossa's.

Fries in Gyps im Festsaalbau der neuen königl. Residenz zu München. 10 Platten, die die erste und zweite Wand des Frieses bilden.

Düsseldorf, im Juli 1839.

Julius Buddeus Kunsthandlung.

Zu beziehen durch jede gute Kunst- und Buchhandlung, in Leipzig durch Rud. Weigel, in München durch Mey und Widmayer.

Im Verlage der Kunsthandlung von **Julius Buddeus** in **Düsseldorf** erchien so eben

Album deutscher Künstler

in Original-Radirungen.

2te Lieferung.

Enthaltend: Zwei ätzende Kupferstiche von E. Neureuther; „der Klosterbrunnen“ von W. Gaël; „Viehstück von L. Habenschaden.

Die 3te Lieferung, welche am 1. August erscheint, enthält: „Das Lootsen-Examen“ von R. Jordan; „die ersten Kreuzfahrer erblicken Jerusalem“ von Plüddemann; „die Mündung des Canale grande in Venedig“ von A. Vollmer.

Zu beziehen durch Rud. Weigel in Leipzig, Mey und Widmayer in München und jede gute Kunst- und Buchhandlung.

№. 71.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 3. September 1839.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Durch die Formschneiderei entstand um den Anfang des 16ten Jahrhunderts noch eine andere besondere Gattung von Holzschnitten, welche die Italiener chiaroscuro und die Franzosen camaieu nennen. Mehrere Kunsthistoriker schreiben diese Erfindung dem Francesco Mazzuola, genannt il Parmegianino zu; andere halten den Hugo da Carpi und noch andere den Albrecht Dürer für den Entdecker. Diese Art schickt sich ganz gut zur genauen Uebertragung der Handzeichnungen alter Meister, welche meistens auf kolorirtem Papier leicht hingeworfen und ein Gemisch von Tusch- und Federzeichnung waren, wo die Lichter durch Weiß angedeutet wurden, welches man mit dem Pinsel auftrug, so daß sie ungefähr dieselbe Wirkung wie die monochromatische Malerei der Alten hervorbrachten. Andrea Andreani, dessen Stücke fast alle in dieser helldunkeln Manier ausgeführt sind, brachte es darin sehr weit und machte viel Aufsehen damit; allein als die Radirkunst wegen ihres leichten und schnellen Verfahrens bei den Malern und Zeichnern allgemein in Aufnahme kam, wurde die Holzschneidekunst und namentlich die helldunkle Abart derselben vernachlässigt, weil dazu mehrere Formen und viel mehr Umstände nöthig waren. Um das Jahr 1730 erneuerte jedoch ein berühmter italienischer Kunstfreund, der Graf Anton Maria Zanetti diese Art der Holzschnitte in Italien, deren Vernachlässigung ungerecht erscheint, wenn man die wunderbare Menge von Abdrücken bedenkt, die sie liefert, ohne daß die Formen verderben. Zanetti machte eigenhändig eine bedeutende Sammlung von Camaieur nach den Zeichnungen Raphaels und Parmegianino's in der Sammlung des Grafen Arundel, wobei er zur Ausführung eines einzigen Stücks oft fünf Formen gebrauchte. Einige Jahre vor seinem Tode verbrannte Zanetti, man weiß nicht, ob aus Unzufriedenheit mit seiner Arbeit oder ob aus launischem Eigensinn, alle seine Formen, deren Untergang seine Sammlung von Camaieur sehr selten macht. Nach Zanetti fiel diese Art des Holzschnitts abermals in Vergessenheit, bis man später dieses Verfahren zur Verfertigung von Buntpapier und zum Kattundruck anwandte.

Die bekanntesten älteren Formschneider in Frankreich sind: Jollat, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, Guillaume Le Blé, der bereits erwähnte Pierre Voëriot, ein Lothringer, dessen Zeichen ein lothringisches Kreuz ╪, Jean Cousin, der zwar selbst nicht viel in Holz geschnitten, aber nach dessen Zeichnungen fast alle Holzschnitte der unter Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III. gedruckten Bücher gemacht sind; der ebenfalls schon zitirte Bernard Salomon aus Lyon, auch der kleine Bernard genannt, ein Schüler von Jean Cousin, welcher besonders für die Lyoner Buchhändler Tourner und Bouville in den Jahren 1552 bis 1580 arbeitete, Moni, gleichfalls aus Lyon gebürtig, Pierre Marchand, Jean Leclerc, Christophe von Savigny, Pierre Palliot, Etienne de Rivière († in Dijon 1698), Jean und Jean Nicolas Papillon aus Paris, Pierre, Vincent und Nicolas Lesueur, alle drei aus Rouen: der leztere, welcher im 18ten Jahrhundert lebte, hat eine große Anzahl schöner Holzschnitte in helldunkler Manier nach den Zeichnungen Raphaels, Parmegianino's und anderer italienischer Meister für das Kabinet des Herrn von Crozat ausgeführt, welche sich durch Genauigkeit, Korrektheit und Richtigkeit der Schnitte auszeichnen. Elisabeth Lesueur, eine Verwandtin der ebengenannten Künstler, that sich ebenfalls in der Holzschneidekunst hervor, welche sogar eine Königin von Frankreich, Maria von Medici, getrieben haben soll. Wenigstens erwähnt Papillon in dem historischen Theil seines Werks über die Holzschneidekunst S. 260 eines Holzschnittes, das Brustbild einer römisch frisirten Dame vorstellend, mit der Unterschrift: Maria Medici a. 1587, und mit der Bemerkung am Rande: gravé par la rayno Maico au bouest

Der allgemeine Verfall der Kunst im 18ten Jahrhundert, die Schwierigkeit, gute Formschneider zu bilden, die Langsamkeit des damals üblichen Verfahrens, vielleicht auch die Laune der wechselnden Mode, welche zu jener Zeit das Geleckte und Manierirte des Kupferstichs vergötterte, brachten die Holzschneidekunst so tief herunter, daß sie nur noch in der Buchdruckerei zu kleinen Vignetten und nichtssagenden Finalstöcken und anderen geistlosen Verzierungen angewandt wurde, und am Ende fast allein den Dominotiers [1] anheimfiel; die Volksballaden und Legenden waren die einzigen Werke, welche sich mit den lezten schwachen Leistungen dieser Kunst schmückten.

J. B. M. Papillon ist gewissermaßen der lezte französische Formschneider des 18ten Jahrhunderts, welcher künstlerisches Talent bewiesen hat. Wir besitzen von ihm ein eigenes Werk über die Holzschneidekunst, unter dem Titel: Traité historique et pratique de la gravure en bois par J. M. Papillon. Paris 1768, 2 Bände, nebst einem Supplementbande, worin das Praktische und Mechanische der Kunst ganz vortrefflich und sehr ausführlich beschrieben, der historische Theil dagegen sehr schwach und unzuverläsig behandelt ist. Eine außerordentliche Leichtgläubigkeit hat den Verfasser zu zahllosen Irrthümern und sogar zu Ungereimtheiten verleitet, welche die späteren Autoren, [2] die denselben Gegenstand bearbeitet, mit Recht gerügt und nachgewiesen haben.

Wie die Holzschneidekunst neuerdings wieder in Aufnahme und Aufschwung gekommen, entlehnen wir einer kleinen interessanten Broschüre, de la Xilographie ou gravure sur bois betitelt, von H. Brevière. Der Verfasser, ein tüchtiger Formschneider, ein ausgezeichneter Künstler, ein liebenswürdiger Mensch und ein in jeder Hinsicht erfindungsreicher Kopf, nennt den Engländer Thomas Bewick als den Erneuerer und Erwecker der modernen Formschneidekunst. Thomas Bewick war ein Schüler von Bielby, einem Kupferstecher aus Newcastle, und wurde im Jahr 1753 in dem kleinen Dorfe Cherryburn in Northumberland geboren. Sein Name wurde zuerst im Jahr 1775 bekannt. In diesem Jahre hatte nämlich der Londoner Kunstverein einen Preis für den besten Holzschnitt ausgesezt, welchen Thomas Bewick mit einem Blatt errang, das einen von ihm selbst gezeichneten alten Jagdhund darstellte, und so vollendet war, daß alle seine Mitbewerber einstimmig beseitigt wurden. Er hatte nämlich ein leichteres und schnelleres Verfahren gefunden, indem er nicht, wie die alten Meister, das Holz aufs Jahr, bois de fil, sondern Hirnholz, bois debout, anwandte, und anstatt der Messer der ehemaligen Formschneider andere Instrumente gebrauchte, welche mit denen der Kupferstecher viel Aehnlichkeit hatten.

Herr Brevière bemerkt, er sey überzeugt, daß das Bewick'sche Verfahren nicht ganz neu, sondern schon den

---

[1] Dominotiers hießen in Frankreich die ersten Buntpapierfabrikanten, weil man das bunte Papier gewöhnlich domino nannte.

[2] Dahin gehören: Herr von Heinecke in dem oben angezogenen Werk und in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, wovon der zweite Theil eine ausführliche, mit vielem Fleiß und Wissen verfaßte Abhandlung über die Formschneiderei enthält; Breitkopf in den von J. C. F. Roch herausgegebenen Materialien zur Geschichte der Holzschneidekunst, welche den zweiten Theil zu dem „Versuch über den Ursprung der Spielkarten und die Einführung des Leinenpapiers in Europa“ bilden; Jansen in dem bereits angeführten Essai sur l'origine de la gravure en bois, wo man viele merkwürdige Details über die Holzschneidekunst findet, die aber meistens aus dem Breitkopf'schen Werke ausgezogen seyn sollen, wie Herr Brunet in seinem Manuel du Libraire im Artikel Breitkopf versichert. Ich kenne die Breitkopf'sche Schrift nur aus einzelnen Citaten, und es ist mir nicht gelungen, sie in Paris aufzutreiben; dagegen war es mir vergönnt, in der Bibliothek eines reichen Privatmanns die Werke zweier Engländer zu durchblättern, welche über Holzschneidekunst geschrieben haben und von uns schon erwähnt worden sind, ich meine die Herrn Ottley und Singer. Des Ersteren „Forschungen über den Ursprung und die Geschichte der ersten Zeiten der Kupferstecherei und Formschneiderei“ handeln in den ersten drei Kapiteln von der Formschneidekunst, deren Erfindung der Verfasser den Chinesen zuspricht, von denen sie die Venetianer nach Europa hinübergebracht hätten. Das Werk des Herrn Singer, Researches into the history of playing cards, with illustration of the origin of printing and engraving of Wood. London 1816 in 4., mit neunzehn Kupfertafeln und vielen Holzschnitten, die mit in den Text eingedruckt sind, — ist eine bibliographische Seltenheit; es sind nur 250 Exemplare davon gedruckt worden; was typographische Ausführung anlangt, kann man nichts Vollendeteres sehen: die Vignetten und Anfangsbuchstaben, womit es illustrirt ist, sind äußerst geschmackvoll und die zahlreichen Facsimiles alter Holzschnitte sind vollkommen wiedergegeben von zwei englischen Künstlern, Byfield und Swaine, denen diese Arbeit zur größten Ehre gereicht; kurz Drucker, Künstler und Verleger haben den Verfasser dieser Forschungen, einen gelehrten Bibliographen und aufgeklärten Kunstfreund, aufs Beste unterstüzt. Die prachtvolle äußere Verzierung und die Kupfertafeln und Holzschnitte sind jedoch nicht das einzige Interesse, welches dieser Band darbietet, wenn es auch der bescheidene Verfasser in seiner Vorrede sagt. Er hat sein Werk in drei Abtheilungen gesondert, wovon die zweite die Geschichte der Typographie und der Holzschneidekunst in ihren Beziehungen zu den Spielkarten umfaßt; der Verfasser meint, daß die Formschneiderei zuerst zur Verbreitung von Heiligenbildern gebraucht worden sey, und daß die Kartenfabrikanten dieses Verfahren benuzt hätten, um ihre Mühe und Arbeit abzukürzen. Herr Renouard in dem reichhaltigen Kataloge seiner Bibliothek erwähnt des Singer'schen Werkes mit vielem Lobe.

Formschneidern des 16ten Jahrhunderts bekannt gewesen sey, welche es wahrscheinlich aus dem Grunde aufgegeben hätten, weil es ihnen zu schwer gefallen, sich hinlänglich große Stöcke für die Ausführung ihrer ansehnlichen Holzschnitte zu verschaffen; eine Behauptung, welche wir einem so geübten Praktiker, einem so feinen Kenner und einem so gewissenhaften Manne, wie Herr Brevière, aufs Wort glauben. Papillon, welcher, wie viele sonst sehr achtungswerthe Menschen, vom Geist der Routine verblendet war, urtheilt sehr absprechend über jenes neue Bewick'sche Verfahren, welches einige Jahre später der Holzschneidekunst wieder zu ihrem alten Glanz verhelfen sollte. Im zweiten Theil seiner historischen und praktischen Abhandlung über die Formschneiderei S. 216 erzählt er: „Vor einigen Jahren (1766) kam ein Fremder nach Paris, welcher mit dem Grabstichel in Hirnholz schnitt und Wunder meinte, was er mit diesem Kunststückchen ausrichten könne; aber dieser Mann sprach ohne alle Prinzipien und ohne allen Kunstverstand in den Tag hinein, und wußte nicht einmal, daß man mit keinem Werkzeug rein in Hirnholz schneiden kann; denn der Grabstichel nimmt bloß das Holz weg und schneidet keineswegs die Striche rein und lebendig aus, ja noch mehr, er macht sie alle tupfig, weßhalb sie beim Drucke schmieren; übrigens sind die mit dem Grabstichel gemachten Kreuztaillen, welche beim Abdruck weiß zum Vorschein kommen, nicht zulässig; und andererseits kann der Grabstichel nicht leicht das Hirnholz wegnehmen und ausschneiden, weil die Härte der Fasern ihn selbst bei der größten Vorsicht stets unter die Taillen bringt; diese Methode kann also keine Beachtung verdienen, wie man sie auch anfangen mag, und sie widerlegt sich schon hinlänglich von selbst." Was würde Papillon heutzutage sagen, wenn er eine mit dem Grabstichel auf Hirnholz geschnittene Vignette von Nesbit, Thompson, Harvey, Clennell ꝛc. sähe? Die ersten Versuche Bewicks waren allerdings noch nicht so vollkommen, als die bewunderungswürdigen Arbeiten der ebengenannten, aus seiner Schule hervorgegangenen Künstler, welche in Absicht auf Vollendung und Grazie mit den Kupferstichen wetteifern können; allein Herr Brevière sagt, man bemerke selbst in diesen Bewick'schen Anfängen eine Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Ausführung, eine Kraft der Wirkung und einzelne mit solcher Reinheit behandelte Details, daß man darüber staunen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Bauwerke.

Stuttgart, 10. Juli. Der Oberbaurath Hübsch in Karlsruhe hat, auf Veranlassung des Bischofs von Rottenburg, v. Keller, den Entwurf eines dort zu erbauenden Doms im byzantinischen Style mit 2 Thürmen von 200' Höhe angefertigt. Vor der Hand kann indeß dieser Bau nicht ausgeführt werden, da die Kammer der Abgeordneten die dazu erforderlichen 80,000 bis 100,000 fl. in der gestrigen Sitzung abgeschlagen hat.

Straßburg, 4. Juli. Unser Münster feierte Ende Juni sein viertes Säkularfest, indem die Wiederaufbauung der Metropolitankirche zwar schon im Jahr 1015 vom Bischof Wernher begonnen, aber erst in der Woche Johannes des Täufers im J. 1439 das Kreuz und die Bildsäule der heiligen Jungfrau den Münster krönten. Die Spitze des herrlichen Gebäudes war am 24. Juni, auf Veranstaltung einer frommen Stiftung, prächtig erleuchtet.

Kassel, 13. Juli. Seine Hoheit der Kurprinz und Mitregent von Hessen haben dem Hofbaudirektor Ruhl den ehrenvollen Auftrag zu ertheilen geruht, das Schloß Octogon über Wilhelmshöhe, ein Denkmal aus der Zeit des Landgrafen Karl theilweise herzustellen. Es ist mit den Arbeiten bereits begonnen werden.

Florenz, 1. Juli. An die äußere Ausschmückung des Palazzo degli Uffizi, wo die große Galerie ist, hat man in neuerer Zeit ernstlich gedacht, indem man in den 28 Nischen der langen Façade Statuen aufstellen will. Es sollen die ersten Männer Italiens, sowohl Gelehrte als Künstler, Dichter, Musiker und Regenten, hier ein Monument ihrer Thaten finden. Die Idee ist großartig, und der Ort, wo sie in Ausführung gebracht werden soll, vielleicht der schönste in Italien. Michael Angelo steht, von Santarelli beinahe vollendet, schon in Marmor, so auch Dante von E. Demi, Leonardo da Vinci von Pampaloni und Lorenzo de' Medici von Grazini im Entwurf da. Die Uebrigen sollen nach und nach ausgeführt werden.

Paris, 9. Juli. Die kleine Stadt Dole läßt ein Theater bauen, dessen Kosten auf 120,000 Fr. festgesezt sind und für dessen Plan eine Konkurrenz ausgesezt ist; der Preis beträgt 1000 Fr. Deßgleichen sollen zu Langres öffentliche Springbrunnen errichtet werden, und für den gekrönten Entwurf sind ebenfalls 1000 Fr. ausgeworfen.

Sculptur.

Wien, 29. Juni. Unter den Werken, welche der jezt hier anwesende Mailänder Bildhauer Pompeo Marchesi hierhergebracht hat, zeichnen sich folgende hauptsächlich aus: Ein Medaillon mit dem Bildnisse des Kaisers Franz I. Der Marmor ist durchsichtig gehalten, und die Wirkung im Dunkeln, bei Beleuchtung von der Rückseite, wahrhaft magisch. Das Medaillon ist für J. M. die Kaiserin Mutter bestimmt. — Zwei Basrelief, die Frömmigkeit in den Köpfen der Madonna und des Erlösers versinnlichend, für die Bettschemel J. M. der Kaiserin und J. k. H. der Erzherzogin Sophie. — Eine Marmorgruppe, „Venus den Amor entwaffnend," für die Kunstkapelle des Belvedere bestimmt. Die Büste des Vicekönigs Rainer für den Erzherzog Ludwig. Außerdem macht Marchesi der hiesigen Akademie der schönen Künste ein Geschenk mit der von ihm gearbeiteten kolossalen Büste des berühmten lombardischen Malers Appiani.

Mailand, 20. Juli. In Marchesi's Atelier befinden sich gegenwärtig in Arbeit: die bereits im Kunstblatt beschriebene

Gruppe, die gute Mutter am Charfreitage, eine Bestellung Kaisers Franz I. für die neu zu erbauende Kirche S. Carlo in Mailand; das kolossale Denkmal Emanuel Philiberts von Savoyen, zu welchem Marochetti die Statue gefertigt hat; Herkules und Alceste, den Mailändern aus Dankbarkeit für die dem Künstler beim Brande seines Ateliers geleistete Hülfe gewidmet; ein Erlöser für die Kaiserin von Rußland und das Denkmal der Malibran, von den Mailändern für das Theater della Scala bestellt.

Dresden, 29. Juni. In dem gewöhnlichen Lokale der Kunstausstellung sieht man jezt die zwölf Reliefs, welche Professor Rietschel für die Aula des Leipziger Augusteums vollendet hat, und die die wesentlichsten Momente in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit zum Gegenstande haben. Die ersten vier Reliefs stellt in charakteristischen Momenten die älteste Welt, Egypten Griechenland und Rom, die zweiten die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen, Ritterthum, Handel, Kunst und Wissenschaft des frühern Mittelalters, und die lezten die Reformation, die Blühte der Kunst in Italien und Deutschland, die Fortschritte in Kunst und Wissen der neueren und neuesten Zeit, repräsentirt durch Mozart, Shakespeare, Goethe, Kant, Lessing, A. v. Humboldt und J. Watt dar, und schließt mit der Feststellung der gegenseitigen Rechte.

Berlin, 4. Juli. In dem Geschäftslokal der Gebrüder Gropius ist eine Sammlung der schönsten Bronze-Thierfiguren von Fratin in Paris angekommen. Größere Arbeiten von demselben Künstler werden ebendaselbst erwartet.

Rom, 2. Juli. Canova's berühmte Terpsichore kehrt aus Paris nach Italien zurück. Herr Schiavini hat sie für seine Wohnung in Czerna aus der Sommariva'schen Galerie erworben.

Die Gruppe der Amazonen von E. Wolff geht ihrer Vollendung entgegen und findet allgemeinen Beifall. Selbst das Blatt La Pallade, welches sonst Alles tadelt, was die Tramontani schaffen, zollt dem Künstler Beifall.

Nächstens soll ein Schiff viele in Carrara für den neuen kaiserlichen Palast gefertigte Marmorarbeiten von Livorno nach St. Petersburg transportiren.

Erzguß.

Kassel, 4. Juli. Das vom Prof. Henschel verfertigte, nach Fulda bestimmte Standbild des heiligen Bonifacius ist jezt vollendet und im Atelier des Künstlers ausgestellt. Komposition sowohl als Ausführung sind durchaus edel und großartig. Mit aufgehobenem rechten Arm, dessen markige Hand das heilige Kreuz hoch emporhält, in der linken das Evangelium, ist der Apostel der Deutschen in vorschreitender, Begeisterung ausdrückender Stellung dargestellt. In technischer Hinsicht sind Arbeit und Guß sehr vollendet.

Berlin, 19. Juli. Der Verein zur Ausführung der Kiß'schen Amazonengruppe in Erz zeigt unterm heutigen Datum an, daß die Summe der bisher unterzeichneten Beiträge 19,278 Thlr. beträgt. Unter den zulezt eingegangenen Summen befinden sich 2000 Thlr. vom Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen und 1000 Thlr. von Sr. Kaiserl. Hoheit dem Großfürsten Thronfolger von Rußland.

Ciselirkunst.

Kassel, 15. Juli. Dem Herrn Dr. R. W. Bunsen dahier wurde von dessen Zuhörern für eine gehaltene Vorlesung über Chemie, ein aus Silber gearbeiteter Pokal als Andenken verehrt. Derselbe ist nach der Zeichnung des Hofbaudirektors Ruhl im Renaissance-Geschmack von dem Silberarbeiter Kaupert sehr kunstvoll in drei Monaten ausgeführt worden.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Wichtige Nachricht für Bibliotheken, Kunstsammlungen und Kunstliebhaber.

Kupferstich-Auktion in Wien.

Am 4. November dieses Jahrs und folgende Tage findet in Wien die freiwillige öffentliche Versteigerung des weiland gräflichen

Cicognara'schen Kunstkabinets

unter der Leitung der Endesgefertigten statt.

In demselben kommen vor:

Eine reichhaltige Sammlung von Kupferstichen aus dem **ersten** Jahrhundert der Kupferstecherkunst in Italien und Deutschland.

Drei verschiedene Auflagen der **berühmten Tarokkarten**, welche unter dem Namen der Karten von **Mantegna** bekannt sind.

Eine Folge von **138 Niellen** in Silber (Originalplatten), welche mit den Byzantinischen beginnt und bis zu den lezten in Italien verfertigten reicht.

Der Auktionskatalog,

welcher von Herrn Alexander Zanetti, Verfasser des unter dem Titel: „Premier Siècle de la Calcographie" (Venise 1837) erschienenen Werkes selbst angefertigt wurde, ist bei den Unterzeichneten gratis und in den vorzüglichsten Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die Anbote können auf die **ganze Sammlung**, auf **einzelne Sektionen**, auf **einzelne Meister zusammen** oder auch auf **einzelne Nummern** gestellt werden.

Aufträge werden von den Unterzeichneten zu den in dem Kataloge bemerkten Bedingungen gern übernommen und pünktlich ausgeführt.

Wien, im August 1839.

Artaria und Compagnie,
am Kohlmarkt Nr. 1151.

№ 72.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. September. 1839.

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Das Verfahren Bewicks verbreitete sich sehr bald ganz allgemein in seinem Vaterlande, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Vor etwa zwanzig Jahren brachte es der Engländer Charles Thompson nach Paris, wo es ebenfalls die erfreulichsten Resultate geliefert hat. Während die englischen und französischen Künstler eine Menge vortrefflicher Holzschnitte zu Tage fördern, welche sich würdig den Meisterwerken des 16ten Jahrhunderts anreihen, sind die deutschen Künstler allein noch zurückgeblieben. Die Holzschnitte, welche man bei uns ausgeführt hat, und welche mir zu Gesicht gekommen sind, haben als Kunstwerke wenig oder gar keine Bedeutung. Gubitz in Berlin ist in seinen Arbeiten geistlos und mechanisch; Goethe's Ausspruch: „Gubitz ist unter den Holzschneidern der beste Dichter und unter den Dichtern der beste Holzschneider“ charakterisirt hinlänglich, was Gubitz in den beiden Künsten leistet. Den Holzschnitten seines jährlichen Kalenders kann man nicht viel Gutes nachrühmen. Unzelmann in Berlin folgt ganz der Gubitz'schen Manier, und kann also ebenfalls nicht in Betracht kommen. Hoefel in Wien sucht in seinen Holzschnitten den Kupferstich, besonders die Radirmanier, nachzuahmen, worin er nicht immer glücklich ist; für seine gelungenste Arbeit in dieser Art halten wir den Kopf einer alten Frau im Geschmack Rembrandts, welcher im Pfennigmagazin abgedruckt steht. Neuer von München ist, wo möglich, noch geistloser und mechanischer, als Gubitz. Von den in Deutschland erschienenen illustrirten Ausgaben sind mir in Paris Gellert's Fabeln bekannt geworden; ich glaube jedoch nicht, daß die darin befindlichen Illustrationen von Osterwald wirkliche Holzschnitte sind, sondern wäre eher geneigt, sie für hochgeäzte Lithographien oder nach Dembour'scher Manier hergestellte Typen zu halten. Die Holzschnitte, welche wir sonst noch in Raczynsky's Werk über die moderne Kunst, im Pfennig- und Heller-Magazin, in einer von Pforr in Darmstadt illustrirten Naturgeschichte, in einem Mährchen- und Wunderbüchlein von G. Görres ꝛc. gesehen haben, verdienen kaum Erwähnung und sind so geschmacklos, so ohne alles Salz, daß man sie nicht genießen kann. Die Holzschnitte zu Herders Cid gehören nicht in diese Kategorie; sie sind von fremden Künstlern ausgeführt worden. — Es liegt in diesem Augenblick ein Heft Holzschnitte vor uns, welche von zwei deutschen Malern und Formschneidern aus München, den Herren Kaspar Braun und Johann Rehle, gearbeitet sind, und worauf unser eben gefälltes Urtheil über deutsche Holzschnitte nicht anwendbar ist. Eine geistreiche, artig gedachte und nett ausgeführte Titelvignette zeigt uns die beiden Künstler in dem Coupé der Diligence von Metz, welche sie nach Paris bringt; die übrigen Blätter stellen vor: das Schaffot, sehr fleißig und sorgsam gearbeitet und im Druck sehr sauber gerathen; die Nachtwache, sehr hübsch komponirt und mit vieler Liebe und Pflege geschnitten, hat leider beim Abdruck hie und da Flecke bekommen; das küssende Paar, unseres Erachtens der gerathenste Holzschnitt der Sammlung, was leichte, schöne, graziöse Ausführung anbetrifft; die meiste Beachtung dagegen verdienen die beiden lezten ziemlich großen Blätter: zwei Krieger, welche das Eingangsthor einer Feste vertheidigen, und zwei Andächtige, ein junger Mann und ein junges Mädchen, welche in einer Kirche beten. Hinsichtlich der Zeichnung und des Schnitts, welcher namentlich in mehreren Einzelnheiten der beiden leztgenannten Holzschnitte ganz vorzüglich ausgefallen ist, sind alle Blätter gleich schätzbar, und erscheinen neben den Arbeiten der französischen und englischen Formschneider in dem vortheilhaftesten Lichte. Diese Sammlung der Herren Braun und Rehle berechtigt zu schönen Erwartungen, und es mag mir gestattet seyn, hier die Ueberzeugung auszusprechen, welche die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit dieser beiden Künstler vielleicht ablehnen

wird: daß nämlich ihr originelles und vielseitiges Talent, verbunden mit dem regsten Eifer und fortwährender Strebsamkeit, ein gut Theil dazu beitragen kann, die Holzschneidekunst in Deutschland wieder zu Ehren zu bringen und neues Leben in einem Kunstzweige zu erwecken, worin unsere alten vaterländischen Meister so groß und einzig gewesen.

Es ist noch nicht so lange her, daß die moderne Holzschneidekunst in Frankreich wieder nationalisirt worden. Vor zehn Jahren gab es nur einige wenige Formschneider in Paris: jezt zählt man deren sehr viele, welche alle mit Arbeiten überhäuft sind, seitdem die illustrirten Ausgaben dem neuen Buchhandel eine Quelle eröffnet haben, welche sobald nicht wieder versiegen zu wollen scheint. Die tüchtigsten unter den modernen Formschneidern sind die Herren Thomson, Brevière, Andrew, Leloir, Best, Porret, Quartley ꝛc. ꝛc., welche wir jedoch näher kennen lernen werden bei der Beurtheilung der illustrirten Ausgaben, welche in der lezten Zeit in Paris erschienen sind. Zunächst Einiges über das Mechanische der neueren Formschneidekunst, welche in vielen Punkten von der älteren Manier abweicht. Die jezigen Holzschneider arbeiten nicht mehr auf Kirsch-, Birn-, Apfel- oder Speierlingsbaumholz, sondern einzig und allein auf Buchsbaumholz, welches ein dichteres Gefüge hat, als jede andere Holzart. Den beträchtlichsten Vorrath von Buchsbaum bezieht man aus dem Kaukasus, aus Egypten, Spanien, dem südlichen Frankreich ꝛc. Der größte Theil davon wird den Drechslern und Kunsttischlern verkauft, und die schönsten Stücke spart man für die Formschneider auf, welche nicht mehr nach der Längenfaser, sondern nach dem Querholz schneiden; denn man arbeitet fast gar nicht mehr in Holz aufs Jahr, sondern nur in Hirnholz. Die Oberfläche des Stocks muß ganz glatt und ohne Knoten seyn. Wenn das Holz noch grün ist oder verschiedenen Temperaturen ausgesezt wird, so springt es häufig unter den Händen des Künstlers: die Stöcke, welche alle erforderlichen Eigenschaften haben, sind selten und klein, weßhalb man oft mehrere mit Schrauben aneinanderfügen muß, um den gehörigen Umfang für die Zeichnung zu erhalten.

Gewöhnlich ist der Formschneider nicht zugleich Zeichner, sondern man bringt ihm den Holzstock mit der Zeichnung, welche entweder mit Bleistift, mit dem Pinsel oder mit der Feder darauf gemacht ist: die Schatten sind entweder darauf gewischt oder getuscht oder schraffirt; man sieht sich so viel wie möglich vor, die Schraffirungen nicht untereinander zu bringen, um dem Formschneider die Arbeit zu erleichtern. Der Zeichner kehrt die Gegenstände um, daß sie so auf den Stock zu stehen kommen, wie wenn man sie in den Spiegel hielte: wenn der Formschneider mit seiner mühsamen Arbeit fertig ist, wenn er mit seinen verschiedenen Instrumenten und Werkzeugen von der Oberfläche des Holzes alles, außer den gezeichneten Strichen, bis auf eine gewisse Tiefe, weggenommen hat, so wird die Form mit Druckerschwärze bestrichen und darüber ein feuchtes Papier, wie auf gegossene Lettern, gelegt und leise gepreßt. Die Zeichnung drückt sich alsdann auf dem Papier so ab, wie sie der Zeichner entworfen hatte, nur kommen alle Gegenstände verkehrt zum Vorschein, und also in dem rechten Sinne zu stehen.

Eine Vignette in dem merkwürdigen und seltenen Buch „Hans Sachsens eigentliche Beschreibung aller Stände auf Erden, aller Künste und Handwerke“ betitelt, welches 1564 in Nürnberg erschienen, stellt eine Formschneider-Werkstätte vor. Der Formschneider sizt vor einem Tische und stüzt seine linke Hand auf ein Stück Holz und schneidet mit der Rechten. Neben ihm liegt ein Messer, wie das, welches er in der Hand hat, und eine Art Hohlmeißel. Das Atelier eines modernen Formschneiders ist hievon nicht sehr verschieden. Auf einem länglichen Tische bemerken wir ein kleines rundes, mit Sand angefülltes Lederkissen, worauf man den Stock legt und herumdreht und welches man wohl „die dritte Hand des Formschneiders“ zu nennen pflegt, eine Loupe, mehrere Grabstichel von verschiedener Größe und Form, und endlich eine kleine Handpresse, um Probeabdrücke zu machen. Die kleinen Messerchen aus Taschenuhrfedern, welche in ein gespaltenes Heft eingesezt und mit einem darüber geschobenen Ringe zusammengehalten wurden, sind ganz abgekommen. Papillon in dem zweiten Theil seines schon oft angezogenen Werkes spricht ebenfalls noch von einer Menge Instrumente, die man nicht mehr anwendet, wie das fermoir à biseau, fermoir à nez rond, fermoir double nez rond, die gouge plate, gouge courbe u. s. w. Heutzutage werden am häufigsten gebraucht: der viereckige Grabstichel und der rautenförmige Grabstichel, womit man die viereckigen und rautenförmigen Zwischenräume von Weiß zwischen den Schraffirungen wegnimmt; der butte-avant, eine Art kleines Bajonett; die Kazenzunge, welche die vertieftesten Theile der Form aushöhlt; die flache Schoppe, womit die kleinen viereckigen Punkte weggenommen werden; die runde Schoppe, welche die großen weißen Stellen ausschneidet; die Onglette, deren außerordentlich dünne Spize kaum die Fläche des Holzes streift, die feinen Taillen durchschneidet u. s. w. Die Schoppe ist übrigens schon im 16ten Jahrhundert angewandt worden; denn wir finden sie neben den Monogrammen mehrerer alter Formschneider, ganz in der Gestalt abgebildet, worin sie gegenwärtig gebraucht wird.

(Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Holzschnitzkunst.

München, 6. Juli. Der neue, von Schönlaub geschnitzte Altarschmuck für die Maria-Hilfkirche in der Au ist vollendet. Er stellt Christus am Kreuz mit vielen Heiligen dar. Bekanntlich hatte der König sein Augenmerk auf ein altdeutsches Kunstwerk der Art gerichtet, das in einer schwäbischen Kirche außer Gebrauch stand. Allein die protestantische Gemeinde daselbst trennte sich von seinem Besitz nicht, sondern wies dem Schnitzwerk vielmehr einen schönen Platz in der Kirche an, ein deutliches Zeichen, daß im Gebiete der evangelischen Kirche die Kunst nicht mehr so gleichgültig, wie früher, betrachtet wird.

Denkmäler.

London, 28. Juni. Am 22. dieses hielt der Ausschuß, der die Vorbereitungen zum Nelsons-Denkmale leitet, eine Versammlung unter dem Vorsitze des Herzogs von Wellington. Von den erforderlichen 50,000 Pfd. St. sind erst 18,000 beisammen, man hofft jedoch, daß aus Indien noch ansehnliche Summen eingehen werden. Unter den vorgelegten Entwürfen zu dem Denkmal erhielt das von Railton gelieferte Modell durch Stimmenmehrheit den Preis. Es besteht aus einer kannelirten Säule mit der Statue Nelsons. Auf einer der vier Seiten des Piedestals befindet sich ein Basrelief, darstellend, wie Nelson, bei Trafalgar tödtlich verwundet, vom Verdeck getragen wird. Die Zeitungen tadeln diese Entscheidung. Als Beweis, daß der Ausschuß zu einem Kunsturtheile nicht befähigt sey, wird angeführt, daß er sich die Befugniß beigelegt habe, Veränderungen in den Details der Entwürfe zu machen, da doch kein ächter Künstler sich solche Eingriffe in seine Pläne gefallen lassen werde.

Paris, 14. Juli. Die Unternehmer der Julisäule haben zur Erlangung eines Fonds, dieselbe zu beendigen, eine Eingabe an die Kammer gemacht. Wir finden darin folgende merkwürdige Stelle, in welcher die Säule vom Vendomeplatz mit der verglichen wird, welche sich auf dem ehemaligen Bastilleplatz erheben soll.

„Ein einziges Monument,“ sagen die Unternehmer, „hat auf den ersten Anblick durch seine Form und seinen äußeren Umfang einige Aehnlichkeit mit der Julisäule — es ist die Vendomesäule; aber diese ist nur eine Säule von Stein mit Bronze überzogen, während die von uns unternommene, von Innen und Außen, selbst die Treppe und den Fuß mit eingeschlossen, nur aus aufeinandergesetzten und zusammengepaßten Trommeln von Bronze, ohne alle Maurerarbeit, besteht. Obgleich die Ausführung der Vendomesäule als Guß bei weitem nicht so bedeutend ist, wie die des Bastillenmonuments, so hat doch jene zwei Millionen gekostet, theils in Geld, theils in dem aus den Arsenalen des Staates entnommenen Metall. Der Umfang der Julisäule beträgt 47 Fuß und das Kapitell mehr als 80 Fuß, und jede Trommel ist aus einem Stück gegossen. Der Umfang jeder Trommel von dem Schafte der Vendomesäule dagegen besteht aus sechs besonderen Stücken, deren größtes 16 Fuß mißt. Im Aeußeren ist das Fußgestell der Bastillensäule eben so reich wie das der Vendomesäule, aber das Innere des Fußes der Julisäule, ganz in Bronze, verlangt eine so genaue Arbeit, daß die Schwierigkeiten derselben den viel geringeren der Maurerarbeiten an dem Piedestal der Vendomesäule nicht verglichen werden können.“

Auf dem Kirchhofe des Pere Lachaise ist dem bekannten Luftschiffer Robertson ein kostbares Denkmal errichtet worden.

Auf dem Kirchhofe St. Maudé wird jetzt zu Armand Carrel's Statue von David der Grund gelegt.

Darmstadt, 18. Juli. Der Ausschuß des Vereins zur Errichtung des Ludwigs-Denkmals hat Schwanthaler für das Modell der Statue und Stiglmaier für den Erzguß gewonnen.

Frankfurt, 28. Juni. Thorwaldsen hat in der letzten Zeit an das Goethe-Monumentskomitté ein recht freundliches Schreiben erlassen, worin er das Versprechen gibt das Modell zum Monument fördern zu wollen. Die bereits vorhandenen Beiträge zu diesem Denkmal betragen 24,000 fl.

Detmold, 6. Juli. Crola, der berühmte Landschaftsmaler, hat der Kasse für das Hermannsdenkmal ein ausgezeichnet schönes Oelgemälde geschenkt, welches „die Externsteine, von der Seite des großen Wasserspiegels aufgenommen,“ darstellt, und von der hiesigen Resourcengesellschaft gekauft worden ist.

Deutsche jenseits des Weltmeers haben reichlich zu dem Arminsdenkmal beigesteuert. Bis jetzt sind aus Baltimore durch den Konsul Rohdewald zwanzig Stück Louisd'or, und aus Havannah und Matanzao 265 Piaster durch den Konsul Wätjen in Havannah eingegangen.

Prag, 10. Juli. Das Monument für den preußischen General Schwerin, aus der königl. Eisengießerei in Berlin, dessen „gelungene Aufstellung“ bereits vor einigen Wochen in einem auswärtigen Blatt angekündigt wurde, ist erst vor ungefähr zehn Tagen hier angekommen und soll demnächst unter Leitung eines preußischen Ingenieuroffiziers bei dem Dorfe Sterbehol unweit Prag aufgerichtet werden. Die Vorarbeiten haben bereits begonnen.

Numismatik.

Paris, 30. Juni. In Nr. 2 der Revue numismatique 1839 (Mars, Avril) findet sich eine sehr interessante Notiz des Herrn von Longpérier über die Münzsammlung, welche General Court unlängst aus Indien nach Frankreich gebracht hat. Derselbe stellte unter den Denkmalen von Manykiala und in der Gegend von Lahore Nachgrabungen an, und fand, außer vielen andern interessanten Alterthümern, die Kupfermünzen der scythischen Könige in solchen Massen, daß er zwei Kanonen daraus gießen lassen konnte. Den werthvollern Theil der Münzfunde, etwa 400 Stücke, schickte er durch Meifredy nach Paris. Darunter befinden sich Stücke von Alexander, Heliokles, Euthydemus, Demetrius, Eukratides, Menander, Archerius, Antimachus, Philoxenus, Mayes, Spalyris, Lysias, Antialcides, Amyntas, Onones, Azilices, Kanerkes, eine Anzahl unbestimmbare indo-scythische, römische, Arsaciden, Sassaniden-, persische, arabische und andere Münzen.

St. Petersburg, 28. Juni. Der Akademiker Frähn hat unter 120 Stück in Karabagh ausgegrabenen alten orientalischen Münzen acht noch unbekannte gefunden.

Düsseldorf, 10. Juli. In einem Torfstich bei Gustorf im Kreise Grevenbroich hat man eine ansehnliche Menge

goldener, silberner und bronzener römischer Kaisermünzen gefunden. Unter den goldenen tragen viele die Umschrift: Nero Caesar Augustus und Hadrianus Caesar Augustus.

Medaillenkunde.

Berlin, 15. Juli. Aus dem Atelier des Prof. Brandt ist eine meisterhaft gearbeitete Denkmünze zur Erinnerung an die Vermählungsfeier der Großfürstin Maria von Rußland mit dem Herzoge Max von Leuchtenberg hervorgegangen. Dieselbe bietet auf der Vorderseite die jugendlichen Capita jugata des hohen Paares, höchst einfach aber edel in Auffassung und Styl dar, während der Revers die aneinandergelehnten Wappen Rußlands und Leuchtenbergs, getragen von einem darunter schwebenden Engelskopfe und durch ein Band umbunden, zeigt. Die Umschriften enthalten einerseits die Namen, andererseits die Angabe des Vermählungstages (2. [14.] Juli). Vorzüglich bewundernswerth ist die Arbeit im Haare und im vollen Blumenkranz der Prinzessin.

Die neusten in der Loos'schen Medaillenmünze erschienenen Denkmünzen sind außer der schon (Nr. 53 d. Blätter) erwähnten auf den verstorbenen Herzog Karl von Mecklenburg: 1) Die Denkmünze auf die lombardische Königskrönung in Mailand, mit den von Held gearbeiteten Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin (Umschrift: Ferdinandus I. et Maria Anna Austriae Imperatores pii felices); auf der Rückseite die von C. Pfeuffer gearbeitete perspektivische äußere Ansicht des Doms von Mailand, an welcher man durch die Lupe sogar einen Theil der Heiligenstatuen erkennt, mit welchen die Architektur geschmückt ist. Umschrift: Non est potestas nisi a Deo. S. Paul. ad Rom. XIII. 1. Exerge: Coron. Regia Lombard. Mediolani M. Sept. MDCCCXXXVIII. Diese Medaille hat bei Sr. Majestät dem Kaiser selbst so großen Beifall gefunden, daß er Hrn. G. Loos dafür mit einem schönen Ringe mit Namenszug beehrte. Preis in Silber 5 fl., in Neugold 2 fl. 15 kr. und Bronze 1 fl. 50 kr. — 2) Die Denkmünze auf das Reformations-Jubiläum in Leipzig mit dem wohlgetroffenen Bildnisse Dr. Luthers. (Umschrift: Doctor Martin Luther 24. Mai 1539); auf der Kehrseite der Heiland am Kreuz zwischen dem Weinstock und den Kornähren. (Umschrift: Ists aber aus Gott, so könnt ihrs nicht dämpfen. Act. 5, 39. Exerge: Zur dritten Saekularfeier der Reformation in Leipzig am Pfingstfeste 1839.) Preis in Silber 2 Thlr., in Neugold 5/6 Thlr., in Bronze 2/3 Thlr., in Weißmetall 1/2 Thlr. 3) Eine Denkmünze zur dritten Jubelfeier der Reformation in Dresden mit der Darstellung der Verleihung des evangelischen Abendmahls am 6. Juli 1539 erschienen. Die Hauptseite zeigt Herzog Heinrich den Frommen im Hermelin; die Kehrseite den Kurfürsten und den Herzog mit ihren Gemahlinnen nebst Gefolge, welche das Abendmahl in der Kreuzkirche zu Dresden nehmen. Unter dem Bilde steht die Bibelstelle Jes. Kap. 6. V. 8: Die Fürsten werden fürstliche Gedanken haben und darauf halten. Preis wie bei der vorigen. Eine ähnliche wird der Säkularfeier der Reformation in der Mark Brandenburg (November) geweiht seyn.

Malerei.

München, 25. Juni. Se. Maj. der König, welcher nun die großartigen Kunstunternehmungen wieder persönlich überwacht, hat befohlen, daß das untere Giebelfeld des königlichen Hoftheaters nicht wie das obere, enkaustisch, sondern al fresco ausgemalt werde, weil leztere Malart ihre Dauer in Wind und Wetter schon bewährt habe. Auch hat er eingewilligt, daß Rottmann seine übrigen griechischen Landschaften (vier sind bereits fertig), so wie Hiltensperger die Darstellungen aus der Odyssee in den untern Sälen des neuen Residenzbaues in der jüngst erst aufgekommenen, von Dr. Lucanus empfohlenen Knierim'schen Harzmalerei ausführen dürfe. Ueber die durch Prof. Schnorr und dessen geschickte Gehülfen, Gießmann und Jäger, in der neuen Fernbachschen Enkaustik ausgeführten vier großen Wandgemälde im Rudolphsaale hat der König seine volle Zufriedenheit zu erkennen gegeben.

Schwind aus Wien befindet sich jezt hier, und steht im Begriff für das durch Hübsch erbaute Museum in Karlsruhe eine große, zur Ausführung in Fresko bestimmte Komposition zu entwerfen.

Im Lokale des Kunstvereins machte in lezter Woche ein Bild des jungen Künstlers Simonsen Aufsehen, der im Begriff steht, eine Reise nach Algier zu machen. Der Gegenstand ist ein Piratenschiff, dessen Mannschaft Vertheidigungsanstalten gegen englische in der Ferne sichtbare Fahrzeuge trifft. Schöne Gruppirung und Farbengebung, so wie korrekter Umriß zeichnen das Bild sehr vortheilhaft aus.

Frankfurt, 1. Juli. Lasinsky's Schlachtgemälde, darstellend wie Prinz Eugen 1717 die Türken beim Fouragiren unweit Semlin überfällt, welches auf der hiesigen Ausstellung viel Beifall fand, ist vom Großfürsten Thronfolger für 1500 fl. angekauft worden.

Paris, 9. Juli. Am 18. Juni hat ein Hagelwetter die sämmtlichen schönen Glasmalereien der Kapelle zu Amboise zerschlagen.

Die Civilliste hat das schöne Frucht- und Blumenstück des Herrn Jacobber, für welche derselbe die goldene Medaille erhalten hat, angekauft.

Brüssel, 15. Juli. Herr Wappers ist aus Antwerpen hier eingetroffen, um im Auftrag Sr. Majestät des Königs dessen Bildniß für die Stadt Antwerpen zu malen.

Alterthümer.

St. Petersburg, 9. Juli. In der Nähe von Moskau hat man unlängst in einem Walde, in einem Raume von nur 250 Klaftern im Umfange 16 Grabhügel entdeckt, von denen einer 105 Arschinen, der kleinste 15 Arschinen im Umkreis hält. Vier davon sind geöffnet und eine Beschreibung der darin gefundenen Gegenstände an die hiesige Akademie der Wissenschaften eingesandt worden. Der größte schloß drei, ein anderer zwei Menschengerippe ein, die übereinander lagen. Alle waren mit dem Kopfe nach Westen gewendet und bis auf eines mit Schmuck versehen. Dieser besteht meist aus Gegenständen von versilbertem Kupfer, z. B. einem ums Haupt gewundenen Kranz von Kupferdraht, Armringen, durchbrochenen und massiven Ringen; dabei finden sich auch Proben von Glas und Bernstein. Eine der Leichen hatte auf der Brust eine kleine Tafel von Eichenholz, an der man noch die Reste einer seidenen Franze wahrnahm. Neben den Köpfen von zwei Leichen fand man Bruchstücke von schwarzen irdenen Gefäßen und daneben Kohlen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 73.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 10. September 1839.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki.

Im Besitz des Herrn Kriegssekretärs Link zu Berlin, von welchem wir im vorigen Jahrgang des Kunstblatts einige schätzbare Zusätze zu Jacoby's Verzeichniß der Chodowieckischen Kupferstiche mitgetheilt haben, befindet sich ein Manuscript, welches eine von Chodowiecki eigenhändig verfaßte Beschreibung einer in Begleitung seines Sohnes und zweier Freunde von ihm unternommenen Reise von Berlin nach Dresden, Leipzig und Halle enthält. Es ist ein 87 Seiten starkes Büchlein in Oktav, eng und flüchtig auf der Reise selbst geschrieben, und zu Hause mit Anmerkungen und am Schluß mit einer Vorrede an den geneigten Leser versehen, welche das Datum: den 23. August Abends, 1789 führt. An der Originalität der Handschrift ist nicht zu zweifeln; noch mehr zeigt die Eigenthümlichkeit der Abfassung, die Kürze und bei aller Flüchtigkeit treffende Wahrheit des Ausdrucks, daß hier von keiner Unächtheit die Rede seyn kann. Voran steht eine mit Feder und Bleistift flüchtig gemalte Zeichnung, die vier Reisegefährten zu Pferde darstellend, gegenüber der, die gute Laune des Verfassers verkündende, Spruch

> Es ritten vier Männer zum Thore hinaus
> auf ꝛc. — — — — gar eben.
> Wandsbecker Bote.

Auch im Texte finden sich mehrere flüchtige Zeichnungen zur Veranschaulichung der erwähnten Gegenstände.

Der Titel über der ersten Seite heißt: „Journal, gehalten auf einer Lustreyse von Berlin nach Dresden, Leipzig, Halle, Dessau ꝛc. Anno 1789.“

Die prosaische, trockene, aber ihren Gegenstand immer scharf ins Auge fassende Sprache, in welcher Ch. dies Journal führte, stimmt ganz mit dem Bilde überein, welches Herr Weiße in seiner biographischen Schilderung Ch's. (im vorigen Jahrgang des Kunstblatts) entworfen hat. Auch fehlt es ihr nicht an Zügen des biederen und derben Humors, welcher dem durch seine unausgesetzte Thätigkeit zufriedenen und genügsamen, aber seine Umgebungen mit Wahrheit und Schärfe beurtheilenden Manne eigen war. In der Orthographie findet sich manches Alterthümliche, wie man aus der Ueberschrift sieht; was jedoch unerheblich und deßhalb bei der Abschrift der folgenden Auszüge unberücksichtigt geblieben ist.

Um die Reisegesellschaft und die Art, wie Ch. ihre Begegnisse schildert, zu charakterisiren, theilen wir den Eingang mit:

„Den 10. Juni, um 1/2 5 Uhr des Morgens, ritten wir, Herr Papin,* Herr Krüger, Naturalienmaler, mein Sohn Wilhelm und ich, von hier ab, kamen, nachdem wir in Mittenwalde die Pferde mit Brod gefüttert hatten, zu Mittag nach Baruth; hier trafen wir den Oberjägermeister von Splittgerber mit seiner Frau, einem Kinde, der französischen Demoiselle, einem Kammerdiener, einer Kammerjungfer u. dgl. m. an, die bald mit zwei Wagen nach Berlin abfuhren. Sie kamen von Dresden. Nach einem unbedeutenden Mittagsmahle ritten wir weiter und kamen Abends nach Chemlitz, wo wir nach eingenommenem frugalen Abendessen auf dem Stroh eine ruhige Nacht zubrachten.

Den 11ten ritten wir von hier um 6 Uhr ab und kamen über Doberluch, ein hübsches Städtchen, worin Garnison liegt, und wo wir uns zum Frühstück gute Pretzel kauften (obwohl wir nicht durch die Stadt ritten), auf einem sehr angenehmen Wege zu Mittag nach Elsterwerda, eine hübsche, wohlbewohnte kleine Stadt, wo wir ein reinliches Wirthshaus antrafen. Herr Krüger und Wilhelm waren, da wir wegritten, etwas vorausgeritten, und da sie am Ende der Vorstadt die Landstraße sehr mit Wasser überschwemmt fanden, ließen sie es sich gelüsten durch einen Garten zu reiten, wo sie keinen andern Ausweg finden konnten, als daß sie einige Pfähle eines von Strauch geflochtenen Zaunes ausrissen und die Pferde, so gut

* Unter der Zeichnung ist derselbe als Prediger P. genannt.

sie konnten, übersetzen ließen. Nun kam uns allen die Furcht an, von Bauern, die uns etwa bei diesem Manoeuvre gesehen hatten, verfolgt und vielleicht arretirt zu werden. Dieser Gefahr zu entgehen, ging's nun auf einem vom Wasser sehr übel zugerichteten Wege, was das Zeug halten konnte, vorwärts — bis wir endlich des Abends spät nach Moritzburg kamen."

Ch. schildert nun mit derselben trockenen Kürze ihre Besichtigung des Schlosses Elsterwerda, das Nachtlager zu Moritzburg und den Besuch im Schlosse daselbst, endlich ihre Ankunft in Dresden, wo sie nach den nöthigen Vorbereitungen zuerst den Maler Graff, einen alten Freund Ch's. besuchen, der auch nebst dem Hofmaler Zingg während ihres ganzen Aufenthalts ihnen zur Seite bleibt. Ein Ausflug nach dem Plauenschen Grunde geht der Besichtigung von Dresden's Kunstmerkwürdigkeiten voran, über welche wir nun Ch. selbst sprechen lassen.

13ten. Des Morgens gingen wir zu Herrn Graff. Wir sahen da ein nicht ganz fertiges Familienstück. Er und seine Frau, bis an die Knie; ich erkannte es nicht, er ist zu jung, sie zu alt und sehr im Schatten, ihr Kopf ist zu groß, ihre Arme zu klein; da hängt auch Spaldings Porträt ganz herrlich und wahr! Einige niedliche junge Weiberporträts voller Reiz und Anmuth, auch männliche, Bodmer, Spangenberg, der englische und der russische Gesandte ꝛc.

Nun ging's zum Herrn Zingg. Wir ließen uns wieder als Fremde anmelden, aber er muthmaßte bald, daß ich es seyn mußte, konnte sich nur nicht sogleich von der Wahrheit überzeugen. Er zeigte mir zwei Platten, die er nach Reinhard'schen Gemälden für Pascal in Kupfer sticht; sie sind beinah fertig und sehr interessant, sie stellen die Glienck'sche Brücke bei Potsdam von zwei Seiten vor. Er hat die Gemälde neu umgezeichnet, ihnen mehr Leben, Haltung und Bestimmtheit gegeben, die Gemälde sehen dabei unfertig aus. Auch sind die Platten sehr schön gearbeitet; ich rieth ihm aber doch, die Vordergründe etwas kräftiger zu machen. Wir gingen mit ihm und Graff nach der Galerie. Herr Inspektor Riedel war sehr freundlich, er schenkte mir sechs Kupferstiche von seinem Sohn in Rembrand-Schmidtschem Geschmack nach Diedrich, Brauer, Rembrand ꝛc. radirt. Die Nacht und der S. George von Coreggio waren abgehängt und standen neben dem Fenster. Diese beiden Gemälde sind sehr verschieden gearbeitet; ersteres ist mit groben Borstpinseln gemalt, das andere aber sehr glatt und verblasen. Formey und Bielefeld kamen herauf, ersterer thut sehr kennerisch; wir besahen den Ganymed von Rembrand, die Esther (scheint die Hochzeit Simsons mit der Delila zu seyn, und der Augenblick, wie Simson seinen Paranymphen den Vorwurf macht: hättet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflüget, ihr hättet mein Räthsel nicht errathen) von Rembrand, die Ruhe auf der Reise nach Egypten und Jakob vor Pharao von Ferdinand Boll, Alles schöne Bilder.

Wir aßen bei Herrn Graff. Es kam ein Gewitter über die Stadt, welches auf den Thurm des Schlosses fiel und den Blitzableiter beschädigte. Nachmittag gingen wir mit Herrn Graff auf das japanische Palais, wo wir die Antiken besahen, worunter außer einigen kleinen Kopien in Bronze, mehrentheils moderne Gruppen, nicht viel Schönes zu finden ist. Die besten Antiken sind, eine Tuccia, ein Fragment einer stehenden männlichen Figur, einige drapirte Weiber, die mehrsten andern sind schlecht; an vielen ist nur der Rumpf und etwan ein Arm oder Bein antik, das Uebrige ist neu angesezt, und zuweilen höchst elend. Unter den Büsten sind einige gute, aber auch viele schlechte.

Die Einrichtung der Zimmer ist gut, sie bestehen aus vielen langen Sälen, die hintereinander fortgehen, und wovon die Thüren immer eine gegenüber der andern angebracht ist, so daß man durch die erste durch alle folgenden bis in das lezte Zimmer hineinsieht. Die Fenster sind hoch und klar, die Wände alle mit einem lichten Berggrün angestrichen und mit griechischen Zierrathen umgeben, aber die wenigsten Statuen stehen in einem vortheilhaften Licht. Sie stehen in verschiedenen Reihen

1) Zwischen den Fenstern Figuren, Vasen und Büsten, diese haben gar keine Beleuchtung.

2) Längs den Sälen in zwei Reihen, diese empfangen ihr Licht mehrentheils von zwei Seiten.

3) Die übrigen stehen an der Wand gegenüber den Fenstern und erhalten von ihnen das volle Licht; hier wechseln Statuen mit Büsten ab; nun sind noch die, die auf beiden Seiten der Thüren stehen, diese haben das beste Licht.

Der Herr Wacker, der die Inspektion über diese Sammlung hat, hielt sich darüber auf, daß die jungen Leute, die die Erlaubniß haben nach den Antiken zu zeichnen, diese Erlaubniß so wenig nützen, aber so wie sie gestellt sind, kann nur nach sehr wenigen gezeichnet werden, weil die mehrsten so schlecht beleuchtet sind.

Er zeigte uns auch die Mumien, wovon nur noch eine erhalten ist, die andern fallen nach und nach zusammen, und die Fremden nehmen oft Stücke davon mit weg.

Eine ist von einem Kinde, dessen Kopf vom Fleische schon ganz entblößt ist. Eine große ist gut erhalten, sie ist ganz mit Leinewand eingewickelt, das Gesicht ist ganz platt und so, wie auch die ganze Figur, mit sehr frischen Farben angemalt, die, wie auch einige Vergoldungen, sich gut erhalten haben. Die Särge sind von Cicomore- (Sykomorus-) Holz, auf dem Deckel ist ein Kopf in Basrelief

schlecht geschnizt. Es stehen in diesem Zimmer auch viele Urnen von allerlei Form, Materie und Größe, auch Thränenfläschchen. Alle oder doch die mehrsten stehen in dazu bereiteten Nischen, wie in den Katakomben der Alten.

Der Herr Wacker ist ein Mann, der die Kunstliebhaber eben nicht sehr freundlich aufnimmt, und man sagte, er hätte mit uns Ausnahme gemacht. Seine Unterredung ist trocken und sein Urtheil entscheidend, er verachtet beinahe Alles, außer die Einrichtung, die er selbst angegeben hat. Er wollte unsere Dukaten nicht annehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Holzschneidekunst in Frankreich.

(Beschluß.)

Die Holzschnitte (im Grunde nichts als umgekehrte Kupferstiche, denn in den geschnittenen Formen werden die Striche, die sich abdrucken sollen, erhöhet; in den Kupferplatten werden sie vertieft) haben außer den Vorzügen der größeren Billigkeit und schnelleren Ausführung noch den Vortheil vor den Kupferstichen, daß man viele tausend [1] Abdrücke davon nehmen und sie leicht in den Text einschieben kann, da hingegen die Kupferstiche nur einige hundert Abdrücke geben und jedes Blatt ein besonderes, langsames und schwieriges Abdrucken erfordert. Ein anderer nicht weniger bedeutender Vortheil ist, daß man mit den Holzschnitten das Verfahren des Polytypirens anwenden kann, welches darin besteht, daß man die Fläche des Holzstockes auf eine Metallplatte überträgt. Diese Operation, die wir sogleich näher beschreiben wollen, hat übrigens viel Aehnlichkeit mit dem Stereotypiren.

Eine auffallende Thatsache ist, daß man das Verfahren des Stereotypirens, welches, wie man glaubt, schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts in Paris gebräuchlich gewesen, nicht eher zum Abklatschen der Holzschnitte angewendet hat. Diese Verfahrungsweise muß dem Papillon ganz unbekannt gewesen seyn; sonst würde er nicht ermangelt haben, selbige zu beschreiben. Im vorigen Jahrhundert machte man in Frankreich mehr oder weniger glückliche Versuche damit, welche alle zusammen in der großen Entreprise der Assignaten aufgingen. Zum ersten Umsatz des Papiergeldes in Frankreich gebrauchte man 300 Kupferplatten, mit dem Medaillon des Brustbildes des Königs. Die Assignaten wurden ausgegeben und es dauerte nicht lange, so machte die Habgier sie nach. Man untersuchte die verfälschten Assignaten und die zu ihrer Verfertigung angewandten Mittel; aus diesen Untersuchungen ergab sich, daß die Regierung die Assignaten zu allererst nachgemacht und verfälscht hatte, da ja, mit Ausnahme der ersten Musterplatte, alle übrigen Platten nichts als mehr oder weniger treue Kopien und Nachahmungen waren. Man konnte in der That unmöglich eine völlige Gleichheit und Uebereinstimmung herausbringen, wenn man genöthigt war, ein einziges Mal nachzuahmen: diese völlige Identität war nur dann erreichbar, wenn alle Platten oder Formen nur Abdrücke einer einzigen Platte oder Form waren, die man so oft wiederholte, als man Exemplare brauchte. — Nach mancherlei Versuchen brachte man es in dieser wichtigen Fabrizirung, welche den ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstlern anvertraut wurde, zu einem Grade von Identität, welcher die durch die zuerst ausgegebenen Assignaten erregten Besorgnisse beschwichtigte.

Das einfachste damals angewandte Verfahren für das Abgießen oder Abklatschen erhöheter Typen hatte vollkommene Aehnlichkeit mit dem Gießen der gedruckten Lettern; der einzige Unterschied dabei war, daß die Operation des Polytypirens auf einer größern Fläche vor sich ging, und daß die Matrize nicht aus Metall, sondern aus gehärtetem und getrocknetem Gyps gemacht wurde. Diese, obschon gebrechliche Materie konnte man auf geschmolzenes Metall abklatschen, und erhielt somit ein getreues Facsimile von der ersten Platte. Seit der Verfertigung der Assignaten hat sich dieses Verfahren sehr vervollkommnet und vereinfacht; es geht damit also zu: Man sezt die Holzschnitte nebst dem Text in einen metallenen Rahmen, bestreicht die Oberfläche mit etwas Fett oder Oel und breitet darüber mit dem Pinsel einen eben angemachten Brei von dem feinsten Montmartregyps aus, welcher durch ein Seidensieb gesiebt worden und bei weitem der beste zu diesem Behuf ist, weßhalb ihn die Engländer auch nach London kommen lassen. Ueber diesen Anwurf von feinem Gyps macht man einen zweiten Brei von gröberem Gyps bis an den Rand eines zweiten mobilen Rahmens, welchen man um den ersten Rahmen herumgelegt hat, damit die Form die nöthige Dicke bekommt. Wenn der Gyps kalt geworden, nimmt man ihn weg und erhält so die Form oder Matrize, worauf Holzschnitte nebst

[1] Um hier eine Vorstellung zu geben von der Menge Abdrücke, welche ein einziger Holzstock liefern kann, erwähnen wir die von J. M. Papillon im J. 1775 für den Mercure de France geschnittene Vignette, welche einen fliegenden Merkur, von zwei Liebesgöttern begleitet, vorstellt. Von dieser Vignette, welche Papillon im ersten Theil seines Werks als Probe gibt, waren bereits, ehe er sie selbst gebrauchte, mehr als 450,000 Abdrücke gemacht worden; und doch sind alle Striche noch sehr deutlich ausgeprägt.

Text verkehrt abgedruckt sind. Diese Matrize wird in einen stark geheizten Ofen gestellt und getrocknet; nachdem sie den rechten Grad von Trockenheit und Härte erlangt hat, legt man sie in einen gußeiseren Kasten mit einem Deckel, dessen vier Ecken abgeschnitten sind, und der vermittelst eines Apparats in einen Kessel, mit einer geschmolzenen Metallmischung angefüllt, eingesenkt und eine Zeitlang darin festgehalten wird, damit das Metall alle Höhlungen ausfülle. Die flüssige Metallmasse, einzig und allein aus einer Mischung von Blei und Spießglanz (Antimonium) bestehend, dringt nun durch die vier Ausschnitte des Deckels in den Behälter und drückt sich auf der Gypsmatrize ab, worauf der Apparat zurückgezogen und die untere Fläche des Kastens über dem sogenannten Rafraichissoir, einem Gefäß mit kaltem Wasser, abgekühlt wird. Man zerbricht nun die Gypsmatrize und hat so die Metallform, die Klatsche, cliché, welche in diesem primitiven Zustande dem Piqueur eingehändigt wird, der alle Lettern des Textes und alle Striche der Holzschnitte sorgfältig nachgeben muß; und dann kommt sie zum Dreher, der sie abschleift und überall gleich macht, und endlich in die Druckerei. Durch das Polytypiren erhält man also eine Metallform, eine der mobilen Platte ganz gleiche Klatsche, deren man so viele machen kann, als man nöthig hat; jede Klatsche liefert etwa 10,000 gute Abdrücke, und ein einziger Holzschnitt dient somit zu einer unzähligen Menge von Exemplaren, ohne daß er im Geringsten seine Reinheit und Sauberkeit einbüßt, was, wenn man ihn selbst unter die Walze legt, unvermeidlich ist.

Paris, im Juni 1839.

Eduard Collow.

Nachrichten vom Juli.

Alterthümer.

St. Petersburg, 1. Juli. In verschiedenen Kantons des Gouvernements Rjäsan hat man in neuester Zeit mehrere merkwürdige Alterthümer ausgegraben, unter Anderem silberne Scheidemünze in einem ledernen Beutel, deren Gepräge sich aus den ersten Jahren des 15ten Jahrhunderts herschreibt, wo Rußland noch verschiedene regierende Fürsten besaß; ferner ein kupfernes Heiligenbild, dessen griechische Inschrift darthut, daß es im Jahr 988, also gleich nach Einführung der christlichen Religion, durch Wladimir den Großen, gemacht ward.

Rom, 20. Juni. Die französische Akademie hat viele antike Figuren und Basreliefs abformen lassen, die bereits, in fast fünfzig Kisten verpackt, auf dem Wege nach Paris sind.

Paris, 2. Juli. In der Nazarethkirche in Carcassonne hat man ein prachtvolles, gut erhaltenes steinernes Denkmal aus dem Jahre 1226 entdeckt, auf welchem nicht weniger als vierzig Menschenköpfe dargestellt sind.

Die neulich in Besitz genommenen Ruinen von Dschimilah in Nordafrika (dem alten Mileum) sind reich an römischen Alterthümern. Man hat bis jezt viele Votivtafeln gefunden und einen Triumphbogen, welcher dem des Septimius Severus in Rom an Großartigkeit und Schönheit nicht nachsteht. Eine noch gut erhaltene Inschrift lehrt, daß er vom Kaiser Marcus Aurelius errichtet wurde. Ein Theater ist noch so vollkommen erhalten, daß keine einzige Sitzreihe fehlt. Die Gänge zwischen den Sitzreihen und drei Eingänge sind ebenfalls unversehrt. In einem Tempel der Göttin Tellus sieht man einen prachtvollen Mosaikboden.

Malerei.

Stuttgart. Hatte bei der jüngsten, im Mai dieses Jahrs abgehaltenen Kunstausstellung dahier ein Landschaftsbild unsers Steinkopf von eigenthümlicher Beziehung und Erfindung allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; so ist diese in einem kleineren Kreise dem Künstler in den lezten Wochen durch ein anderes ausgezeichnetes Gemälde von eigenthümlicher Technik zu Theil geworden. Jenes Bild ist die, auch in diesen Blättern schon gerühmte Darstellung eines schwäbischen Frühlings in seiner mannichfaltigen Obstblüthe; ein Gegenstand, der wegen der mancherlei lichten Farben buntscheckig werden zu müssen schien, den aber die geniale und verständige Phantasie des Meisters so zu vertheilen und zu ordnen, so im Maße des schwellenden und glänzenden Reichthums zu halten und mit einer rührenden Idee der Staffage zu verknüpfen gewußt hat, daß er ungemeine Befriedigung und immer neuen Reiz gewährt. Der König hat das Gemälde angekauft. Das andere ist eine freie Wiederholung der bekannten Landschaft, welche das Grabmal der Königin Katharina von Würtemberg, von den Stralen der hinter ihm untergehenden Sonne verklärt, vorstellt, in den Zimmern des königlichen Landhauses Rosenstein befindlich. Die kleinere Replica dieses Bildes hat der Künstler seiner erlauchten Schülerin, der Erbprinzessin von Oranien, gebornen Prinzessin von Württemberg, zum Abschied und Andenken gemalt, und hat sich dabei der Harzmalerei nach dem Werke von Knierim bedient. Der Versuch ist meisterhaft gelungen. Das Bild hat eine Kraft, Klarheit und Wärme, die zur besten Rechtfertigung des neuen Verfahrens gereichen. — Am Schluße der Ausstellung war auch noch Leybold's Bildniß der fürstlichen Braut zu sehen, deren geistvolle Schönheit und Anmuth in demselben einen sehr gelungenen Ausdruck fand, weßhalb dieses Porträt nicht nur zu den besten des Meisters unbedingt gezählt werden darf, sondern wohl überhaupt in Form und Kolorit der Behandlung, wie in Wahrheit und Tiefe der Auffassung seines Gleichen sucht.

Statistik der Kunst.

Stuttgart, 28. Juni. Die Kammer der Abgeordneten hat nun doch noch nachträglich die 170,000 fl. für das Kunstgebäude verwilligt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 74.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. September 1839.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki.

(Fortsetzung.)

Ferner erwähnt Chodowiecki mit vieler Lebendigkeit einer kleinen Tour, die er von Dresden aus mit seinen Gefährten und den eben erwähnten Freunden nach Pilnitz und dem Forstberge machte, und fährt dann folgendermaßen fort:

„Den 15ten stunden wir um 5 Uhr auf, empfingen den Besuch des Hrn. Prediger Meßner, er lud uns auf den Donnerstag auf Mittag zum Essen bei sich ein. Wir gingen hernach zu Herrn Casanova und von da zum Herrn Schönau, fanden aber weder den einen noch den andern zu Hause, darauf gingen wir auf die Galerie, besahen mit Hülfe des Catalogi Dreiviertel des Innern, wo wir Mad. Nicolai und ihre Tochter sprachen, sie gehen mit der Baronesse von der Recke nach Karlsbad. Wir sahen nochmals die Nacht und den S. Georg von Coreggio und die Venus von Titian unten stehen. Ersteres Bild ist sehr dreist gemalt, gefällt von nahbei nicht so sehr, aber in einiger Entfernung thut es einen außerordentlichen Effekt, das zweite ist fleißiger gemalt, thut auch in der Entfernung mehr Wirkung als nahbei und sezt sich sehr gut auseinander.

Ich sah an jenem, daß Hoffmann es sehr gut kopirt hat, außer die bei der Krippe stehende Frau, die er ein wenig zu sehr an der Stirne gefaltet hat, der Kopf des vordersten Hirten ist im Original etwas zu klein, die Landschaft und der Esel um den Kopf der Maria zu deutlich, aber die Engelgruppe in den Wolken ist unbeschreiblich schön. Dieses Bild ist sehr schadhaft, auch schon viel ausgebessert worden, der St. George ist, außer was den Effekt anbetrifft, schöner, die Köpfe sind alle sehr schön und äußerst ausgeführt. Der Kopf der Maria, in der Stellung, die der Künstler ihm gegeben hat, hat eine zu hohe und zu sehr herausgebogene Stirn, das schadet der Verkürzung und stimmt nicht mit den übrigen Theilen des Gesichts. Der Johannes ist sehr schön gezeichnet und kolorirt, der S. George hat einige Theile, z. B. den linken Arm und das rechte Bein zu kalt kolorirt. Die Venus von Tizian ist auch sehr reparirt und zum Theil auch sehr verschossen, wie denn dieses bei den Bildern dieses Meisters sehr oft der Fall ist.

Der Guido, woraus Mlle. Tassaert den Amor kopirt hat, ist ein sehr gut gezeichnetes Bild, aber sehr grau; der Herr Inspektor Riedel hat es rein gemacht, und ich fürchte sehr, daß er ihm zu viel gethan, wiewohl er sich sehr viel darauf zu gute thut, daß er den Verniz auf den Gemälden verabscheue. Unter dem Namen Guercino sind da viele Gemälde, die ich nicht glauben kann, daß sie von ihm seyen, da sie ganz anders gemalt, gezeichnet und kolorirt sind, als andere, die Authentiq zu seyn scheinen. Der S. George von Raphael hat viel Aehnliches mit Albrecht Dürer. Von Turchi sind verschiedene kleine Bilder da, auf Stein gemalt, die sehr artig sind.

Zu Mittag aßen wir bei Herrn Graff und gingen mit ihm nach dem Brühlschen Palais, die Gipsfiguren von Mengs besehen, welche größtentheils schlechte Abgüsse und oft schlecht zusammengesezt sind. Der Torso ist so zerstoßen, daß auf seiner ganzen Oberfläche beinahe nicht eine Handbreit rein ist. Die Formen sind zum Theil schlecht zusammengesezt, an der kolossalischen Gruppe des Ajax ist die Schulter des von ihm geschleppten jungen Menschen, anstatt daß sie erhaben seyn sollte, ausgehöhlt. Die Gruppe des Laocoons, die mediceische Venus, die beiden Antinous, die Venus Callipyga und einige andere sind nichts weniger als vollkommen, aber besser als viele andere. Zwei oder drei Figuren von mittlerer Größe, unter andern ein Jüngling mit einem Adler neben sich stehend und einen jungen Adler in der Hand haltend, sind zum Abformen zubereitet, d. i. mit Oel getränkt und abgepuzt, sind sehr schön; der Adlerkopf und seine Klauen sind so ausgeführt und so natürlich, als ob sie auf die Natur geformt wären. Amor und Psyche und ein Kind auf einem Delphin liegend, sind auch gut. Es

sind viele (einem Auge das Italien nicht gesehen hat) ganz unbekannte schöne Statuen da, aber der farnesische Herkules fehlt, wie auch der große Schleiffer, dagegen ist der sterbende Fechter, ziemlich gut, da. Von Köpfen und Büsten ist eine große Menge da, worunter auch die Büste des farnesischen Herkules ist. Auch Arme, Beine, Hände und andere Bruchstücke sind auch in großer Menge, und zwei Löwen, einige Störche und Gänse befinden sich auch in dieser wahrlich großen Sammlung.

Es sind in dieser Galerie noch viele Gemälde, worunter etliche gute Landschaften von Dietrich, viele Prospekte von Canaletto, Gegenden von Dresden vorstellend, auch einige von Venedig, allerlei niederländische Gemälde gute und böse, Porträte alte und neue, auch das große Familienstück von Silvester, einen Besuch der Kaiserin (Mutter der Königin von Polen, August III. Gemahlin) bei ihrer Tochter vorstellend; die Königin empfängt ihre Mutter sehr zärtlich, August steht ganz gerade dabei mit einer herablassenden ernsthaften Miene, der lahme Kronprinz wird von einer Dame auf dem Arm getragen; alle Prinzen und Prinzessinnen, Kavaliere und Damen (auch der Maler selbst) sind zugegen, alle lebensgroß.“

Im Folgenden kommt er noch öfter auf die Gemäldegalerie zurück, berichtet über die Naturaliensammlung und mehrere Privatsammlungen und Künstler, deren Bekanntschaft ihm, wie man aus den sehr detaillirten Angaben sieht, von großem Interesse war. Ein Besuch auf dem Königstein ist so lebendig geschildert, daß wir die Stelle gern hier einschalten:

„Den 19ten ritten wir, um 4 Uhr des Morgens, nach dem Königsstein, wo wir um 9 Uhr ankamen, und im Wirthshause am Fuße des Felsens einkehrten. Wir waren anfänglich durch den großen Garten und längs der Elbe bis Pirna fortgeritten, hatten den Sonnenstein passirt und kamen nun auf sehr steinigte und zuweilen halsbrechende Wege, wo wir auch einmal von unsern Pferden absteigen mußten; rechter Hand hatten wir ungeheure Felsenklumpen, linker Hand die pirnischen Steinbrüche und mitten inne fürchterliche Präcipisses; von da kamen wir durch ein langes Dorf, Stroppen, durch einen Tannenwald zu gedachtem Wirthshause, wo wir immer zwischen den Bäumen den ungeheuren Felsen vor uns sahen. Nachdem wir unsere Pferde mit Futter versorgt hatten, stiegen wir den Felsen hinan und kamen an das äußere Thor, wo wir uns durch einen Unteroffizier melden ließen, und nachdem das geschehen war, eingelassen wurden. Nun kam ein Sekretär und forderte noch einmal unsere Namen, die wir ihm richtig, aber als Kaufleute und Prediger angaben; darauf wurden wir einem Wachtmeister übergeben, der uns herumführen sollte. Wir begegneten dem Grafen von Solms, Kommandanten der Festung, einem ehrwürdigen alten Manne im Schlafrock und bloßen weißen Kopf, der dem Wachtmeister befahl, uns auch seine Zimmer und in denselben das Bild des General Washington zu zeigen. Wir sahen das Alles, auch den verstorbenen König und Prinz Heinrich zu Pferde von Gips, bronzirt von Bardow. Hierauf besahen wir die Festungswerke, die alten und die neuen, die noch immer verbessert und vermehrt werden; die neuen Kasematten, wo man bei Oeffnung eines unterirdischen Loches ein Skelett eines Menschen, eines Hundes und einige zinnerne Teller gefunden hat; nachher sahen wir den Wald, die Wiesen und Aecker, die Pulverhäuser und Pulvermühlen mit ihren Blitzableitern, das Zeughaus, worin viele neue und alte Kanonen, Flinten, Harnische, Bomben und Kugeln befindlich sind; das Pagenbett, den Rittersaal und die darin befindlichen Gemälde von großen Männern, Fürsten und Generalen. Hier trafen wir einen dicken, etwas trotzig aussehenden Offizier, nebst einem anderen höflichen Manne an, die uns (obwohl wir uns für drei Kaufleute und einen Prediger ausgegeben hatten) fragten, ob unter uns nicht auch der berühmte Kupferstecher Chod. befindlich sey. Da ich mich nun einmal für einen Kaufmann ausgegeben hatte, so mußte ich es auch bleiben und lügen, aber man fand, daß ich Aehnlichkeit mit jenem Chod. habe, ich antwortete, er sey mein Bruder; man machte mir noch mancherlei Questionen, lobte meinen Bruder, ich bestand bei meiner Aussage. Es fand sich da ein Maler, der den Kommandanten in ganzer Figur im Kleinen malte, zu meinem Glücke kannte er mich nicht. Nun zeigte man uns die Kirche, wo von einem schlechten Altargemälde gesagt wurde, es sey von Mengs dem Vater, welches wir aber nicht fanden: von da ging es zum großen Weinfaß, man wies uns in einem Zimmer über demselben verschiedene Silbergeschirre, größere und kleinere, die die Churfürsten ausgeleert hatten, und wir mußten auf des Churfürsten, des Kommandanten und der ehrbaren Gesellschaft Gesundheit trinken; man gab uns auch die Pritsche auf den Hintern zu Ehren des Churfürsten, des Kommandanten rc. Endlich kamen wir zum Brunnen, das Wasser wird vermöge eines großen Rades, welches von zwei Männern getreten wird, aus dem neunzig Ellen tiefen Brunnen heraufgezogen. Dieser Brunnen hat zwei Eimer, wenn der eine heruntergeht, geht der andere hinauf. Nachdem man einen vollen Eimer heraufgezogen hatte, ließ man mit dem leeren einen Leuchter mit sechs Lichtern herunter, die endlich beinah unsichtbar werden, alsdann gießt man Wasser herunter, welches anfänglich ein Geräusch macht, nachher aufhört, und endlich, wenn es das Wasser erreicht, von Neuem sich hören läßt. Zuletzt wies man uns auch den Mechanismus, wodurch das Wasser gezogen wird. Alle diese Seltenheiten werden von eben so vielen

Menschen gewiesen, die alle, nachdem sie ihre Dienste gethan haben, bezahlt werden müssen. Die Aussichten vom Königstein sind sehr schön; der Lilienstein ist ihm der nächste, ein runder, großer Fels; kleiner sind der Pfaffenstein, der Jungfernsprung u. s. w. Die herumliegenden Gegenden sind unvergleichlich schön. Der Wachtmeister wies uns von oben herab das ganze Manövre der Preußen mit den Sachsen im siebenjährigen Kriege, da die lezteren von den ersten zu Gefangenen gemacht wurden, alle die Attaken und Retiraden, welches alles der König von Polen von oben sehr deutlich sehen konnte. Auch zeigte man uns den Ort, wo Crell war enthauptet worden, desgleichen Klettenstein. Menzel, der dem König von Preußen die wichtigen Papiere verrathen hatte, ist noch da, wir sahen einen Herrn von Pleß aus Mecklenburg. Königstein hat 2000 Fuß Umkreis und 600 Bewohner. Um 12 Uhr kamen wir vom Felsen nach unserm Wirthshause zurück, aßen, stiegen zu Pferde, und ritten auf einem andern Wege wieder zurück. Da wir den Sonnenstein passirt hatten und durch Pirna ritten, lief ein Kutscher hinter uns und bat uns, zurück nach dem weißen Rössel zu kommen, wo Jemand aus Dresden auf uns wartete. Wir wandten unsere Rosse, aber da wir nach dem Wirthshause kamen, war der Fremde uns entgegen nach dem Sonnenstein gegangen, man wußte seinen Namen nicht, aber aus den Beschreibungen konnte es Niemand anders seyn als Graff. Er war Vormittags angekommen, hatte in Pirna gespeist und war aus Langerweile uns entgegengegangen. Wir wollten ihn nicht aufsuchen, um ihn auf den vielen Wegen, die dahin führen, nicht zu verfehlen; wir ließen uns zu trinken geben und schliefen ein wenig — um halb fünf kam er. Es war ihm zu Haus die Zeit lang geworden, er hatte einen Wagen kommen lassen und war uns bis dahin entgegengefahren. Nun fuhren und ritten wir miteinander nach Dresden zurück; auf dem halben Wege beredeten wir ihn, Herrn Papin's Pferd zu besteigen, er thats. Wilhelm und Krüger waren vorweg geritten, Herr Papin nahm seinen Platz im Wagen, und Herr Graff ritt mit mir bis zum Eingang in den großen Garten. Von da ritten wir neben seinem Wagen zu Hause, zogen uns reinlich an und gingen zu Herrn Zingg. Der Abend wurde lustig, aber mitunter auch etwas schläfrig zugebracht."

— — — — — — — —

„Herrn Schmid hatte ich versprochen, ihm Sonnabend früh in des russischen Gesandten Behausung zu sitzen, er wollte mein Porträt malen, da ich aber Herrn Zingg versprochen hatte, um eben die Zeit bei ihm zu seyn, und wir gern noch einmal auf die Galerie gehen wollten, die Sonnabend Nachmittag nicht offen ist, so ließ ich mich bei Herrn Schmid entschuldigen und ging um sieben Uhr.

Den 20sten zu Herrn Zingg, besah noch einmal seine Pascal'schen Platten, wir resolvirten noch einige Verstärkungen in den Schatten zu machen; nun zeigte er mir seine Zeichnungen, die großen zuerst, hernach die kleineren, die mehrsten nach der Natur fleißig ausgezeichnet, andere freier, aber alle schön, mit vielem Geschmack und Wahrheit bearbeitet, viele sind auch noch so, wie er sie nach der Natur mit Bleistift, mehrentheils nur mit Umrissen entworfen hat, zuweilen ein wenig darin schraffirt, andre auch, wie er sie hernach zu Hause mit der Feder umrissen hat, worin schon Licht und Schatten mit lichterer und schwärzerer Tusche angedeutet sind, hernach führt er sie mit dem Pinsel und Tusche aus, einige von den großen sind auch mit durchsichtigen Farben illuminirt. Gegen 10 Uhr ging ich in die Gemäldegalerie (ich hatte zwar versprochen, die Kupferstichsammlung noch zu besuchen; aber ich zog doch den Rest der feinen niederländischen Gemälde den Rembrandt'schen Zeichnungen vor, und hatte mich bei Herrn Klaas entschuldigen lassen. Herr Graff und meine Reisegefährten waren auch hingekommen, wir besahen die niederländischen kleinen Gemälde, worunter wir noch viele sehr schöne von G. Dow, Asselin, einen schönen großen Berghem u. a. m. antrafen. . . . . . Nach dem Essen ging ich nochmals, wie ich versprochen hatte, zu Herrn Zingg, der mit uns gespeiset hatte, besah noch viele Zeichnungen, seine Kupferstiche nach Dietrich, Gesner, Ruysdael, Jean Both und seine eignen Zeichnungen, die ihm dereinst einen schönen Verlag geben werden. Nachher wies er mir meine Kupferstiche, die noch nicht eingeklebt sind, und wovon ihm verschiedene fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Statistik der Kunst.

Berlin, 2. Juli. Es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie vortheilhaft die Aufhebung des Zunftzwanges auf die hiesige bürgerliche Architektur gewirkt hat. In der breiten Straße der im Jahr 1826 gegründeten Friedrich-Wilhelmsstadt steigen wahre Prachtpaläste empor, deren innere Einrichtung der äußern an Zweckmäßigkeit, Eleganz und künstlerischer Ausstattung nicht nachsteht. Durch die Aufhebung der Zünfte haben offenbar die Baugewerke einen Aufschwung genommen, dem die Gewerbschulen, das Gewerbinstitut, die Bauakademien und die Akademien der Künste ungemein förderlich sind, und wie ihn sogar das Mittelalter in seiner schönsten Blüthe nur theilweise erreicht hat.

München, 6. Juli. Eine königliche Verordnung befiehlt daß Stadtmauern, auch wenn sie keinen strategischen Werth haben, weder abgebrochen, noch zu Wohnungen verwandt werden sollen, indem die Städte dadurch das Ansehen von Dörfern bekommen.

Das Kunstleben in unserer Stadt steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Zahl der hier lebenden Künstler wird bereits auf 900 angegeben.

Paris, 16. Juli. Da der Antrag zur Pension für Daguerre an der Tagesordnung ist, so sind Proben von mit dem Daguerrotyp angefertigten Zeichnungen in einem Saale des Deputirtenpalais ausgelegt worden. Darunter befinden sich Ansichten von den Tuilerien und von Notre Dame, ein Homeroskopf, deren Wirkung, Wahrheit und Vollendung alle Vorstellung übersteigen. Eine bessere Unterstützung des Antrags war nicht denkbar. Der Saal wird nicht leer von Deputirten, welche die Ergebnisse dieser außerordentlichen Entdeckung bewundern. Auf Befragen erklärte Herr Daguerre, daß das Instrument zur Anfertigung der Bilder in dieser Größe (9 – 10 Zoll hoch, 6 – 7 Zoll breit) 400 Franken kosten werde, später vielleicht auch billiger geliefert werden könne. In der heutigen Sitzung der Deputirtenkammer wurden die Pensionen von 6000 und 4000 Franken für die Herren Daguerre und Niepce mit 237 gegen 3 Stimmen genehmigt.

Ein Urtheil erster Instanz, welches zu Gunsten des Bildhauers Marochetti die Nachbildung seiner Statue Emanuel Philiberts von Savoyen untersagte, ist, in Folge der Appellation der Herren Giroux, Morris und Toussaint für nichtig erklärt, und Herr Marochetti in die Kosten verurtheilt worden.

Artistischer Verkehr.

Kopenhagen, 10. Juli. Auf der hiesigen Börse wird jezt ein eigenes Lokal für die Anfertigung und den Verkauf von Gypsabgüssen von Thorwaldsens Werken eingerichtet.

Kunstkritik.

Paris, 5. Juli. Der jüngst erschienene 7te Band der 2ten Folge des Journal de la Marine enthält einen kritischen Artikel über die Seegemälde des Salons von 1839, der einen des Seewesens kundigen Manne zum Verfasser hat und die betheiligten Künstler für die eben so albernen als anmaßenden Urtheile der Feuilletonisten entschädigt, zugleich viele beachtungswerthe Winke rücksichtlich zu vermeidender Fehler enthält. Die Zeiten, heißt es darin, wo gewissenhafte wohlunterrichtete Beobachter, wie Diderot und Grimm, Kunstkritiken verfaßten, liegen hinter uns. Anmaßende Federhelden, die ohne Sachkenntniß über Alles täglich und stündlich schreiben, würden die Flamme, die in der Brust des Künstlers lodert, längst ausgelöscht haben, wenn sie ein irdisches Feuer wäre. Der Künstler nimmt von dem Feuilleton so wenig Notiz, als der Kunstkenner und Kunstliebhaber, und die verunglimpften Kunstwerke finden, dem Feuilleton zum Trotz, ihre Stelle in den Museen und Prachtzimmern aller Nationen.

Kupfer-, lithographische und Holzschnitt-Werke.

London. Groups of Cattle drawn from nature (Viehgruppen nach Natur gezeichnet), von T. S. Cooper, lithographirt von Hullmandel, 24 Platten, Großfolio.

Leith and Fisher's Shores of the mediterranean, Hft. 11.

Fisher's Constantinople, Hft. 11.

Greece, Hft. VI, mit Stichen und Holzschnitt; Text von Wordsworth. Hft. VI von Sir Th. Lawrence's Porträts. Oxford. Die hiesige Bodley'sche Bibliothek hat neulich aus der Bibliothek der Mad. Sutherland in Merrow die Folioausgabe von Lord Clarendon's Geschichte und Leben, so wie ein Exemplar von Burnet's Geschichte seiner Zeit erworben, beide durchschossen und mit Stichen versehen, und zusammen 61 Foliobände bildend. Sie enthalten zusammen nicht weniger als 19,225 Kupferstiche, z. B. zu König Karl I. 1340, zu Karl II. 989, 311 Ansichten von London, 168 Ansichten von Westminster, rc.

Paris, 1. Juli. Die erste Lieferung des Texier'schen Werkes über Kleinasien, dessen erste Abtheilung die schönen Künste, geschichtlichen Denkmäler, Pläne und Topographie der alten Städte zum Gegenstand hat, ist nun erschienen. Er enthält: Ansicht von Makri, lithographirt von Freeman; Details des großen Grabmals in Myra, gestochen von Lemaitre; in den Felsen gehauenes Grab in Myra, gestochen von demselben; Details der Säulenordnung aus dem Grabmal, desgleichen. Details der Säulenordnung aus dem Theater in Myra, desgleichen, und Grundriß des dortigen Theaters, desgleichen. Alles nach Zeichnungen des Herrn Texier. Der Verf. sagt in der Vorrede: das einzige Verdienst eines solchen Werkes besteht in der treuen Darstellung der Denkmale des Alterthums, und es läßt sich deßhalb um so sicherer hoffen, daß wir in diesem Werke eine schätzbare Ergänzung der Untersuchungen früherer Reisenden erhalten werden.

A. Le Normand, Jeune, Paris moderne ou choix des maisons construites dans les nouveaux quartiers de la capitale, 2me part., 7e livr. Fol. u. 5 Kpfr. 4. (2 Fr.)

Fel. Lajard, Memoire sur les deux basreliefs mithriaques, qui ont été découverts en Transylvanie. 8. $7\frac{3}{4}$ B. und 2 Kupfer.

Salon de 1839. Dessins par les prémiers artistes. Texte par L. Jan. 1ère Liv. $4\frac{1}{2}$ B. 2 Kpfr. $1\frac{1}{2}$ Fr.

Girault de Prangey, Monumens arabes et moresques de Cordue, Seville et Grenade, dessinés et mesurés en 1832 et 1833. Fol. 4 Bl.

Comte de Clarac, Musée de sculpture ancienne et moderne, 10ème livr. 8. $19\frac{1}{4}$ B. Planches 10ème livr. 4. 71 Kpfr. (Jede Lieferung 50 Fr.)

Kassel. Die Buchdruckerei von Jérome Hotop hier kündigt zur Jubelfeier Gutenbergs ein typographisches Prachtwerk unter dem Titel an: „Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben. Kleine Gabe zum großen Feste.“ Ein poetischer Text von Dr. Franz Dingelstedt in Fulda wird geschichtliche Momente schildern, die sich an die Persönlichkeit Gutenbergs und an seine Erfindung anschließen; die Ränder werden von Prof. Fr. Müller in Kassel entworfene allegorische Zeichnungen schmücken, welche von den berühmten Künstlern Andrew, Best und Leloir in Paris geschnitten werden. Das Werk erscheint Anfangs 1840 in Groß. Imp. Quart zu dem Preise von $2\frac{1}{2}$ Rthlr. Den Debit besorgt Herr F. J. Bohné dahier.

In der leztgenannten Handlung ist ein Werk über das vom Hofbaudirektor Ruhl neuerbaute Ständehaus zu Kassel, in Imp. Roy. Folioformat erschienen. Dasselbe enthält außer den Aufrissen und Details auch die inneren Malereien in farbigem Steindruck von Delius in Berlin gedruckt, und wird dem architekturliebenden Publikum von Interesse seyn.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 75.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 17. September. 1839.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage machte Ch. noch eine Wasserfahrt mit den HH. Zingg und Graff, nimmt dann von seinen Freunden Abschied und verläßt Dresden am 22sten mit seinen Gefährten, und gelangt am Tage darauf nach Leipzig, wo sich ihm ein neuer Kreis von Bekannten und ein mannichfaltiger Kunstgenuß darbietet. Wir heben davon das Wichtigste aus:

„Den 24sten stand ich um 5 Uhr auf; um 7 Uhr weckte ich das junge Volk, Barbier und Friseur wurden abgefertigt, da kam Hr. Penzel mich zu besuchen, nachher kam auch Hr. Schwarz, Landschaftzeichner, der auch kolorirte Kupferstiche à la Aberly macht und für Mielzer Verschiedenes gemacht hat, der Schneider sandte mir mein Kleid, und um 9 Uhr gingen wir zu Hrn. Penzel; er zeigte mir weiter nichts von radirten Sachen als drei Studien, einen Juden, einen Armenianer und einen Mann mit gebrechlichen Beinen, hübsch radirt aber unrichtig gezeichnet, wies mir hernach auch seine Zeichnenbücher, die voll artiger Figürchen nach der Natur gezeichnet sind, aber ein wenig zu flüchtig, besonders an Händen und Füßen, und Beine zu lang. Wir gingen mit ihm in die Nikolaikirche, die ganz neu und mit vielem Geschmack verziert wird, die Hauptpfeiler, die das Gewölbe tragen, sind ehemals gothisch gewesen und sind jezt ganz neu umgeschaffen, die Kapitelle sind mit Palmblättern verziert und die Gewölbe ganz voller antiken Vasen und andern Verzierungen. Es ist kein eigentlicher Altar da, sondern das Gemälde wird in eine kleine Vertiefung (darum ein vergoldeter, verzierter, oben rundirter Rahm angebracht ist) gesezt; über diesem Gemälde ist eine andere runde Einfassung wie vorige, diese enthält ein Gemälde von Oeser, die christliche Kirche, eine weibliche sitzende Figur in weiß und blauem Gewand, ein offenes Buch auf dem Schooß und auf demselben einen Kelch haltend. Ein Kind liest aus dem Buch und verschiedene andere fliegen, kriechen und liegen um dasselbe herum; einige sind gut, andere schlecht gezeichnet, die Luft, die Wolken wie auch die Fleischfarben haben beinahe einerlei Ton, und die Schatten sind alle grünbraun; und so ist der ganze Ton des Bildes für eine Lufterscheinung zu braun, dazu kommen noch viele schwarz- und braunhaarichte Köpfe, die mit den dunkelbraun schattirten Gesichtern ziemlich mohrenkopfähnlich sind. Dieses Bild ist perpendikular gestellt, über demselben ist ein anderes im Plafond, aber nicht ganz horizontal in einem ovalen Rahm, vergoldet wie die vorigen. Ein fliegender Engel in Jünglingsgestalt mit einem lichtrothen fliegenden Gewand, hinter ihm ein Regenbogen. Dieses Bild ist besser kolorirt als jenes, aber die Schatten des Engels sind zu grün. Die Stellung ist nicht ganz nach den Regeln der Komposition, übrigens harmoniren die Bilder mit dem Ganzen der Verzierungen, deren viele und alle bunt sind. Das Altarbild und sechs Bilder auf beiden Seiten des Altars werden alle von Oeser gemalt. Von da gingen wir in die Paulinerkirche, wo nicht viel zu sehen ist, außer in einer Vorhalle eine ziemlich gute Grablegung Christi. Nun gingen wir wieder zu Hrn. Bause; er zeigte uns seine Bataillen Alexanders, sein Zelt des Darius, das nicht so gut von Abdruck ist, wie das Meinige, er hat auch die Bataille des Maxentius nach Le Brun und einen Triumph mit dem Wappen Colberts, aber ohne Namen des Kupferstechers, ich habe ihm versprochen ihm den Namen des meinigen zu schicken. Hr. Bause schenkte dem Hrn. Krüger seine Magdalena nach Batoni. Herr Papin kamen mit Hrn. Huber auch dahin, und wir gingen gegen Mittag zu Hause und speisten an unserer Table d'hôte, die befederte Dame war heute nicht da. Nach Tische schliefen wir eine halbe Stunde auf unserer Stube, denn es regnete. Um zwei Uhr kam Herr Penzel und Hr. Schwarz und luden uns zu lezterm ein, wir gingen zusammen hin, er zeigte uns verschiedene Zeichnungen, unter andern auch die, die der Hr. v. Hoffmann und

einsmals auf der Akademie gezeigt hatte, da sie in Kupfer gestochen und illuminirt waren; auch zeigte er uns ein paar Versuche in Aquatinta gravirt oder besser zu sagen, geäzt. Ferner ein paar Bücherchen, in welchen er theils nach Penzel seinen Studien nach dem Leben, theils mit ihm, nach der Natur gezeichnet hatte. Leztere waren ungleich schlechter, als Penzel seine, und erstere, wenn gleich nicht unrichtig, doch sehr nachlässig gezeichnet. Er präsentirte uns seine gepuzte, gepuderte und pomadirte Frau, und diese uns Kaffee.

Nun gingen wir zum Hrn. Malvieux, der mich mit vieler Empfindsamkeit empfing; er war beschäftigt, in meinen Kupfern zu blättern, er arbeitete an einem Mädchen, welches ein junger Mensch an sich zieht, von seiner Komposition zum Leben Marc Aurels, schlecht gezeichnet. Ferner seine in Wien gemachten Studien, große Köpfe nach Schmutzer, mehrentheils jugendliche, die sehr brav bezeichnet sind. Ferner einige Landschaftstudien nach der Natur mit Rothstein, reinlich, aber ein wenig steif gezeichnet. Einen liegenden, schlafenden Amor mit weiß und schwarzer Kreide auf grau Papier; er hat einige kleine Fehler, aber im Ganzen ist es eine sehr hübsch gezeichnete Figur im Ausdruck, Stellung und Behandlung. Noch sahen wir ein Paar Zeichnungen von Füger, eine sitzende weibliche Figur, das Mädchen und den ersten Schiffer vorstellend, schön gestellt, gezeichnet und beleuchtet, mit Schwarz und Weiß, auf blau Papier, meisterhaft behandelt. Die andere, mit Bleistift entworfen und mit Tusche leicht schattirt, die Kinder Israel, wie sie das goldene Kalb errichtet, demselben geopfert, die Opferspeisen genossen haben und sich nun zum Tanz anschicken wollen, eine herrliche mit Feuer und Grazie komponirte Zeichnung. Hernach zeigte er uns auch einige Kupferblätter in Quarto, die meisten nach den Lavaterschen Blättern zum Messias kopirt von Kohl, ziemlich gut gestochen. Er scheint ein fleißiger, guter, aber etwas blöder Mensch zu seyn, klein und etwas bucklicht gewachsen.

Da es nun aufgehört hatte zu regnen, gingen wir zu Hause, sezten uns zu Pferde und ritten nach Stötiß, ein angenehm gelegenes, schönes und von den Leipziger Spazierliebhabern viel besuchtes Dorf; im Vorbeireiten sahen wir die Statue des Churfürsten, die unter der Aufsicht des Herrn Professor Oeser ist gemacht worden; sie ist nicht schön und mit dem hohen Piedestal sehr unproportionirt. Wir trafen Hrn. Oeser in seinem hübsch gebauten blumenreichen Garten, mit einem jungen Künstler Namens Ludwig, der sich in der Landschaft drei Jahr lang unter Hr. Geyser geübt hat. Herr Oeser erkannte mich nicht, nahm mich aber gut auf, zeigte mir eine antike Figur, die in den Fabriken des Herrn Minister von Einsiedel aus Eisen ist gegossen worden, sie hat aber bei der Reparirung etwas gelitten, ist mit einem braunen Leinölfirniß angestrichen, und thut einen guten Effekt; ich wünschte aber doch, daß sie nicht eine so dunkle Farbe hätte. In seinen Stuben sahen wir einige kleine Plafonds, die wegen ihrer Niedrigkeit keine gute Wirkung thun, auch an den Wänden hat er etwas in modernen Figuren gemalt, die ihm aber nicht gerathen sind, sind aber auch nicht fertig, wie auch die Plafonds.

Er repräsentirte uns seiner Frau und der ältesten Tochter Herrn Geysers (die uns mit Erdbeeren labte), und er versprach uns, uns Morgen Vormittag seine großen Kirchengemälde zu zeigen, wir sollten in sein Logis in die Stadt kommen.

Wir ritten wieder zu Hause und trafen den Weg noch eben so voll Spaziergeher, als wie wir ihn im Hinreiten gefunden hatten. Man hatte uns das Bild von Lukas Kranach des Hrn. Rostock gebracht, welches noch mehr einer Kopie ähnlich sieht; es stellt die Churfürsten Friedrich George II. vor, zwischen ihm stehen Luther und Melanchthon, und über ihnen schwebt der heil. Geist. Vor ihnen steht eine große Tafel voll deutscher Verse, in Mönchschrift. Oben, auf beiden Seiten, sieht man die zwei Wappen, mit den rothen Schwertern und dem Rautenkranz und unten ein Paar Schilde, mit allegorischen Vorstellungen, alles mit deutschen und lateinischen Versen begleitet.

Bei der Retour des Herrn Dr. Rostock soll es ihm durch den Wirth verabfolgt werden. — Um 11 Uhr gingen wir zu Bette.

(Beschluß folgt.)

Bemerkungen.

Wir sehen einen Baum mit unbewaffnetem Auge stundenweit, wenn er sich am Horizont, am Himmel abhebt. Wir sehen den ganzen Wipfel durch die Gesammtheit der Aeste, diese durch ihre Zweige, diese durch das Laub. Wir sehen genau betrachtet jedes einzelne Laub; denn ihr Complex macht den Baum schaubar. So nun mit allen übrigen schaubaren Gegenständen. — Wir würden aber einen einzelnen Ast kaum in solcher Entfernung noch wahrnehmen; noch weniger einen Zweig oder gar ein einzelnes Laub. Wir sehen Sternhaufen, Nebelsterne, die unsern Augen, wären die sie bildenden Sterne am Himmel verbreitet, ganz unsichtbar seyn würden.

Dasselbe gilt von allen andern Sinnen. Der Eindruck einer gewissen Größe, Masse, bedeutenden Einheit darf in die Ferne hinausgerückt werden; er wird uns auch von hier aus noch eine Summe von Einzelnheiten wahrzunehmen geben, die wir isolirt, zerstreut nicht zu empfinden vermöchten.

So z. B. vernehmen wir eine Harmoniemusik in einem Thale eine Viertel- ja eine halbe Stunde weit, wo wir die einzelnen Töne der einzelnen Instrumente, zerstreut verlautend, durchaus nicht hören würden. Unser Ohr kann hier selbst dem Piano durchgehender Noten, eilender Passagen folgen, wenn es einmal fixirend dem Ganzen horcht. Aehnliches ließe sich wohl auch bei dem Geruchs-, Geschmacks-, Tast- und Wärme-Sinn nachweisen, obgleich sie nicht auf die Ferne gehen, wie Aug und Ohr.

Wenden wir uns zu den innern, mehr verhüllten und dem Gemeingefühl näher liegenden Sinnen, so finden wir, daß wenn ein Individuum gewisse Idiosynkrasien für und gegen gewisse Natureinflüsse und Eindrücke hat, und diese in Ganzheit, in Masse stärker empfindet, als wir Indifferenten, es dann auch im Einzelnen und schon auf eine gewisse Entfernung hin die entsprechenden Eindrücke fühlt, die uns gar nicht zu berühren scheinen.

Für die bildende und darstellende Kunst möchte aus diesen Wahrnehmungen hervorgehen, daß alle leise Bezüge auf Sinn und Gemüth, alle Anschauungen des kleinen Getheils durch einen bedeutenden Eindruck eines großen Ganzen, einer Massenwirkung eingeleitet werden müssen, wenn sie nicht verloren gehen sollen.

Wenn unser Sinn Einmal durch eine bedeutsame Größe angeregt ist und sie fixirt, dann hebt sich diese aus der Mannichfaltigkeit der Sensationen heraus; sie hält unsere Wahrnehmungsgabe fest, und nun erst schärft sich diese möglichst für die Ferne und für das Getheil dieses Objekts, für das Extensive und Intensive der Anschauung. Und hieran lernen wir erst die wunderbare Kraft und Schärfe unserer Sinneswerke recht erkennen. Was unser schweifendes Auge kaum wahrnehmen oder sogleich wieder verlieren würde, auf das kommt es, vom Ganzen festgehalten, immer wieder zurück.

* * *

Wenn unsere jungen Künstler die Erdschönheiten studiren, so sollten sie auch dem Himmel ihre Sorgfalt gönnen, und nicht an diesem den Fleiß und die Beobachtung ausgehen lassen.

Ein massives Blau mit willkürlichen, derben Wolkenstücken ist es, was uns so oft als Luft begegnet. Wäre der Vorgrund des Bodens immer recht tief kräftig gemalt, das Licht gehörig gespannt zusammengehalten, so würden zartere Lufttöne schon die gehörige Wirkung hervorbringen.

Wolken, die der Künstler zu Haus, wie man sagt: aus dem Herzen macht, sind wie Gedichte am Pult ausgesonnen.

Die Atmosphäre ist stets in Bewegung, in Strömung. Wir sehen aber die Züge der Dünste, Wolken ꝛc. nicht orthographisch, sondern perspektivisch. Das Parallele erscheint uns nach den entgegengesetzten Weltgegenden zusammenlaufend, das Horizontale vertikal, von Westen nach Osten rückende wagrechte Wolkenmassen scheinen also senkrecht am Horizont aufzusteigen und sich gegen uns divergirend zu bewegen, über uns sich auszubreiten.

Ein Landschafter kann keinen Himmel sklavisch kopiren. Wenn er aber denselben beobachtet, so muß er sich neben der scheinbaren Lage der Wolken die wirkliche denken, ihre perspektivische Bewegung in die wahre übersetzen. Er muß nach und nach die unendliche wandelbare Gestalt und Färbung dieser Lufterscheinungen auf gewisse Hauptformen zurückführen, wie der beobachtende Engländer Howard es in meteorologischer Hinsicht gethan. Eine Kenntnißnahme von dessen Bemühungen möchte dem Künstler nicht undienlich seyn.

Ueberhaupt fordert der Himmel ein tägliches Beobachten an denkgünstigsten Orten, auf freier Höhe. Nur dadurch kann Natur und namentlich leichte Bewegung, Handlung in diesen Theil des Gemäldes kommen. Mit willkürlichem sporadischem Herumtupfen, als mit einem Schwamme, ist es nicht gethan.

* * *

Erfreulich ist mir oft, wahrzunehmen, wie ein tüchtiger Meister seine Gegenstände recht schaubar gemacht hat. Z. B. „Heinrich Roos“ sein Vieh.

So ist nun seine Kuh recht fleißig gezeichnet; — dann so gestellt, daß ihre Positur und Lage schon die Gestalt hervorhebt, der Wechsel der Glieder das Aug anzieht. Nun ist sie sehr naturgetreu bis in die feinsten Einsenkungen und Ausladungen ihres Baues kolorirt; wahrhaft wunderbare Töne verschmelzen sich hier ineinander. Ueberdies tritt ein kräftiges Helldunkel ein; während die Schattenseite noch von erfreulicher Klarheit ist, macht das Licht seine bedeutende Wirkung. Endlich ist ein weiterer Vortheil nicht aus den Augen gelassen. Wollte unser Blick in den Schatten- oder Lichtpartien noch in einiger Ungewißheit über die Modellirung seyn, so bringt ein wohlberechneter und doch höchst naturgemäßer Wechsel der Färbung, das Schöngefleckte der Kuh, alles vollends ins Klare, und so kommt immer ein Kunstgriff dem andern zu Hülfe.

Nachrichten vom Juli.

Kupfer-, lithographische und Holzschnitt-Werke.

München. Malerische Ansichten aus dem Orient, von Herrn v. Mayr, dritte Lieferung.

Regensburg, 12. Juli. Von dem Architekten und Lehrer an der technischen Schule dahier, Hrn. B. Grueber, erscheint bei v. Zanna in Augsburg ein Werk über mittelalterliche Baukunst, welches einen Anhaltspunkt für die Regeln der christlichen Baukunst in der Art, wie Normands

Vergleichung der antiken Säulenarten, zu gewähren, und die Uebelstände zu beseitigen sucht, welche für den Techniker und angehenden Künstler aus dem unzusammenhängenden Studium einzelner Werke sich ergeben. Die Arbeit zerfällt in zwei Theile, von welchen einer die Konstruktionslehre, der andere die Ornamentik enthält. Letzterer ist unter dem Titel: „Vergleichende Sammlungen für christliche Baukunst." so eben vollendet und zur Versendung bereit. Er besteht aus 49 von dem Verfasser selbst lithographirten Platten (sammt Titelblatt) und 6 Bogen Text. 24 Blätter umfassen die ältere byzantinisch-longobardische und eben so viele die deutsche Bauperiode vom 8ten Jahrhundert bis zum Anfange des 16ten. Der zweite Theil, welcher im Laufe des Jahrs 1840 vollständig erscheinen wird, beginnt mit den diocletianischen Palästen in Salona, berührt die Bauten unter Constantin und Justinian und einige Basiliken Roms, und verfolgt sodann, mit dem ersten Theile übereinstimmend, die Ausbildung der antiken und byzantinischen Elemente unter den Longobarden, Franken, Engländern und Deutschen bis in die Blüthenzeit der eigentlichen deutschen Baukunst. Indem der Verfasser bei der Gedrängtheit des gegebenen Raums nur das Charakteristische dieser Zeiten hervorheben kann, entwickelt er die Verhältnisse der Grundrisse, Aufrisse, der innern und äußern Pfeiler, der Fenster und Thüren, sowohl einzeln als in gegenseitiger Beziehung mit Genauigkeit und unter vorzüglicher Beachtung der Profilirungen. Die Platten sind je drei in Kreidemanier und drei in Umrissen ausgeführt, um sie für die technische Anstalten möglichst brauchbar zu machen. Der Druck der Platte wurde durch mancherlei Umstände erschwert, und wenn die ersten vielleicht Einiges zu wünschen übrig lassen, so werden die späteren sowohl durch ihre Vollendung wie durch die Korrektheit der Zeichnung dafür entschädigen. Die Auswahl der Formen geschah mit möglichstem Bedacht, da jede derselben in wenigstens 20 Abweichungen vom Verfasser an Ort und Stelle aufgenommen worden ist.

Literatur.

Paris. Notice historique des peintures et sculptures du palais de Versailles. 12. 16 B. u. 2 Plänen.

Th. Delarue, Exposition de 1839. Réclamation addressée à MM. les membres du jury concernant le procédé litho-typographique de MM. Dupont frères, suivie de la réclamation des principaux lithographes de Paris. 4. 2 Bg.

Dupont frères, Note en reponse à une réclamation de plusieurs lithographes sur le procédé litho-typographique. Fol. 1 B.

T. B. Eméric David, Neptune. Recherches sur le Dieu, sur son culte et sur les principaux monumens, qui le représentent. 8. 3½ B. u. 1 Kpfr. Schließt sich an die mythologischen Monographien desselben Verf. über den Jupiter und Vulkan an.

Caen, Paris und Rouen. De Caumont, Cours d'antiquités monumentales, professé à Caen en 1830, 5e part. Ere gallo-romaine. 8. 35½. Bogen. Atlas in Querquart mit 16 Kpfrn. 12 Fr. (Ist die 5te Lieferung.)

Avignon. Notice historique sur le palais des Papes. 8. ¼ B.

Mühlhausen. G. Engelmann, Traité théorique et pratique de Lithographie. Livr. 1. 2. 4to. 26¼ B. 25 Taf. 5 Franken.

Florenz. Der Druck von Dr. Gaye's unedirten Künstlerbriefen hat nun begonnen, sie erscheinen hier bei Molini und werden mit vieler Sorgfalt gedruckt. Die Facsimiles werden später erscheinen. Hr. Gaye ist gegenwärtig noch mit den Anmerkungen zum 2ten und 3ten Bande beschäftigt. In Mailand erscheint von ihm ein Aufsatz über Michelangelos Flucht.

Chemnitz. Form und Farbe; ihre hohe Bedeutung für die Industrie. Von C. H. Terne. Expedition des Gewerbeblattes für Sachsen, 1839.

Nekrolog.

Paris, 11. Juli. In diesen Tagen starb die edle Mutter der Brüder Ary, Arnold und Henry Scheffer. In Holland geboren, verheirathete sie sich dort einem ausgezeichneten Maler dieses Landes und blieb daselbst bis zum Jahr 1811, wo sie Wittwe wurde. Um die Erziehung ihrer Söhne zu vollenden, verließ sie das Vaterland und ging mit ihnen nach Paris. Selbst Künstlerin war Madame Scheffer für ihre Söhne ein vortrefflicher Rathgeber; man kann sagen, daß sie ihrem ersten Unterricht und Einfluß Alles verdanken, was sie später Schönes und Edles hervorbrachten. In der Einsamkeit, wo sie ihr Leben verbarg, lebte sie nur einigen Freunden und ihren Kindern, welche allein den tiefen Schatz ihres Wissens, ihres Geistes, ihres ganzen vortrefflichen Wesens kannten. Ihren Söhnen, welche sie nie verließen, hat ihr Verlust einen Schmerz auferlegt, für den selbst der Glanz des Ruhms keine Heilung bietet.

Venedig, 1. Juli. Am Morgen des 28. Juni ertrank beim Baden in der See Georges Le François, ein junger, begüterter Maler und Kunstkenner, Schüler von Hersent und Ingres zu Paris, welcher im Begriff stand, eine Kunstreise nach dem Orient anzutreten. Sein kaum vollendetes großes Oelgemälde: „St. Sebastians erstes Märtyrthum" hat er zum Geschenk für eine Kirche seines Geburtsorts, Caen in der Normandie, bestimmt. Er hat sein Alter nur auf 33 Jahre gebracht.

Nürnberg, 16. Juli. Dieser Tage starb hier der als Kunstkenner und ausübender Künstler auch auswärts wohlbekannte Inspektor unserer Gemäldegalerie Freiherr Christoph Haller von Hallerstein. Er war der ältere Bruder des in Griechenland verstorbenen Architekten Karl Haller v. Hallerstein. Ein bewunderungswürdiger Reichthum von Kenntnissen in fast allen Fächern des menschlichen Wissens, die er nach allen Seiten hin zu erweitern unablässig bestrebt war, verband sich in ihm mit einem ausgezeichneten Kunsttalent, und mit einer jeden Aufopferung fähigen Treue und Gutmüthigkeit der Gesinnung für Freunde und Angehörige. Seine Radirungen, von denen viele nicht im Handel sind, werden von Liebhabern gesucht; er hinterläßt ein bedeutendes Material an Zeichnungen und Manuscripten, und mannichfaltige Sammlungen von Kunstsachen.

Halle, 6. Juli. Gestern starb auf seinem benachbarten Gute Stichelsdorf der Oberlandesgerichtsrath Dr. Zepernick, bekannt als Numismatiker durch sein großes Werk über die Sedisvacanzmünzen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 76.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. September 1839.

Ein Manuscript von Daniel Chodowiecki.

(Beschluß.)

Den 25sten. Wir standen um 6 Uhr auf und bekamen so viele Besuche, daß wir uns kaum anziehen konnten, und unser Morgenneglige war ziemlich komisch anzusehen. Herr Papin hatte einen blauen Mantel mit Flügeln über sein Hemde gezogen. Hr. Krüger hatte eine Art von Brusttuch, Wilhelm aber einen Ueberrock und ich einen weißen runden Mantel, den einen Zipfel über die Schulter geworfen und die Hände von unten hinaufgehoben, dazu waren wir alle, außer Hrn. Papin, in Strümpfen, aber ohne Schuhe noch Pantoffeln, weil wir keine hatten und die Stiefeln geputzt wurden.

Erstlich kamen Hr. Penzel und Hr. Schwarz, ihnen folgte ein junger Wagner, Schüler des Hrn. Bause, dieser zeigte uns einige Kupferstiche: 1) Rembrandt's Mutter nach Schmidt; 2) Schmid's Bildniß, nach dem, das er in Rußland radirt hat, verkleinert zu Crey seinem Katalog der Schmidt'schen Kupferstiche; 3) eine Madonna nach dem Kilianischen Kupferstiche nach Batoni; 4) ein Schauspieler in punktirter Manier, und 5) der Blindgeborne nach dem meinigen, zum Messias von Lavater. Für einen Anfänger gut genug!

Ferner Hr. Sigel, ein junger Baumeister, der meine Arbeiten sammelt, sie beinahe komplett hat und aus der Verlassenschaft des Herrn von Rieth gekauft hat.

Herr Schwarz hatte den Auftrag von Hrn. Bretzner (der unter andern auch den Liederlichen nach Chodowiecki und Hogarth geschrieben hat), mich zu ihm zu führen, daß er mich gerne sprechen wollte; da dieser Antrag mir ein wenig auffiel, fand Hr. Penzel ihn auch unschicklich, welches Hr. Schwarz ihm so übel nahm, daß er ihm Vorwürfe machte, als ob er glaubte, es fehlte ihm an Lebensart.— Zum Glück trat eben Hr. Bretzner herein und machte dem Streit ein Ende, da er mir seinen Antrag selbst machte, der darin bestand, daß er wieder ein Buch herausgeben wollte, wozu er sich meines Griffels bedienen wollte, er gab mir auch eine Liste von verschiedenen ihm fehlenden Kupferstichen von meiner Arbeit.

Herr Bause schickte ein paarmal der Besichtigung des Wincklerschen Kabinets wegen, welcher einige Schwierigkeiten im Weg standen.

Auch kam Hr. Claudius, Ehrenberg genannt, der den Kalender für Frauenzimmer herausgibt, und trug mir auch für 1790 ein paar Zeichnungen auf. Es ist ein runder, brauner, wackerer Mann. Endlich sahen wir uns im Stande aufbrechen zu können und gingen mit Herrn Schwarz, Penzel und dem Baukünstler . . . . . zu Hrn. Oeser in die Pleyssenburg, die jezt größtentheils abgetragen wird, wie denn auch verschiedene andere Festungswerke schon abgetragen sind. Wir sahen bei Herrn Oeser das Bild seiner zwei Töchter vom Rath Tischbein, zwei Bilder der Töchter dieses Künstlers, die alle gut gemalt, aber steif gezeichnet sind, zwei Bataillen, die von Rugendas seyn sollen, aber vom alten Querfurt zu seyn scheinen, etliche andere gute Bilder, auch das von Eckhout, welches Oeser radirt hat, verschiedene Skizzen von ihm, unter andern die zu dem Altarblatt und zu dem Bilde: Lasset die Kindlein zu mir kommen, für die Nikolaikirche. In dieser Skizze gibt es gute Sachen, aber alles ist so unbestimmt und uncharakterisirt; man sieht's dem Manne an, daß er viel Genie hat, aber die Kultur desselben vernachlässigt hat; in seinen Köpfen ist großer Sinn, aber keine Physiognomie, es ist nur der Gedanke eines Gesichts, überhaupt nichts Individuelles. Eben das findet man auch in seinen Figuren, es ist eine Idee von schöner Natur darinnen, zuweilen gut, zuweilen auch sehr fehlerhaft gezeichnet, und ohne alle Präcision; seine Kinder haben etwas von Fiammingo seinen, aber es fehlt ihnen an der fiammingoschen Lebhaftigkeit in den Stellungen, der Leib ist wie ein Sack, der Hinterste mager, und die Beine immer parallel gestellt. In seinen Gewändern ist antiker Wurf, aber weder antike, noch wahre Falten. Seine Komposition ist schön und edel, sein

Kolorit beim ersten Anblick angenehm, aber bei näherer Untersuchung ohne Wahrheit und bunt. Grün herrscht aller Orten in Ueberfluß, besonders in seinen lichten Fleischtinten, die dunklern sind violet, die stärksten braunroth. Seine Gewänder sind schönes Roth, Blau und Gelb; die lichten mit Grau schattirt oder gebrochen, welches keine üble Wirkung thut. Sein Clair obscur ist gut. Winckelmann, der viel mit ihm gelebt hatte, und der sein Freund war, sagte, er wäre faul — daher kommts vermuthlich, daß er mit so vieler Anlage so wenig leistet; daß alles gut angelegt zu seyn scheint, aber immer schlecht ausgeführt wird. Ich vergleiche ihn mit Rode und Cuningham, einem Engländer oder Italiener; er ist in Italien erzogen worden, hat aber alle Unarten der Engländer; alle drei haben viel Genie, aber wenig Ausbildung, alle drei erfinden leicht, komponiren gut, zeichnen schlecht, koloriren noch schlechter und führen nichts aus.

Rode führt mehr aus, wie beide, Oeser zeichnet edler wie beide, Cuningham erfindet leichter wie beide; alle drei versprechen viel bei der Anlage, und verderben bei der Ausführung, was sie leidlich angelegt hatten; am mehrsten sündigt hierin Cuningham, sein Genie ist ein wilder, unbändiger Gaul, der über Hecken und Graben mit ihm wegsezt, und ihn endlich in den Koth wirft.

Wir sahen auch einige schöne Irisblumen von Weller (dieser Künstler wurde melancholisch und starb). Einige Zeichnungen italienischer Gegenden von einem neuern jungen Künstler. Ich bat Hrn. Oeser, er möchte uns seine großen Gemälde zeigen; er entschuldigte sich damit, daß sie nur untermalt seyen; wenn wir aber Nachmittags wieder kommen wollten, wolle er sie mir zeigen; wir ließen's uns gefallen, und da uns Herr Bause schon hatte sagen lassen, er würde uns bei Herrn Winckler erwarten, gingen wir dahin, und wurden von ihm sehr höflich empfangen. Er zeigte mir selbst seine Gemälde, sagte uns bei vielen, wie er dazu gekommen wäre, und sprach mit so vielem Interesse von allen, wie man so selten es bei reichen Liebhabern antrifft. Eins der schönsten ist die Auferweckung Lazari aus der Eichelschen Verlassenschaft. Ein kleiner Dietrich, ein Schäfer und eine Schäferin liegen ganz nackt im Grase, und sind mit verschiedenen Liebesgöttern, Ziegen, Schafen und dergleichen umgeben, einer von den erstern will sie mit einer leichten Decke belegen; im Grunde sieht man schön belaubte Bäume, wo sich Epheu und Weinblätter heraufschlängeln, alles ist in einem schönen warmen Tone aufs Höchste ausgeführt und sehr gut erhalten. Von Wouvermann, Bergham, van der Velde, Gerard, Daw, Miéris, Netscher sind auch sehr schöne Sachen da, von Dietrich ist auch eine schöne Flucht nach Egypten da, dieselbe, die D. radirt hat. Wir sahen auch ein sehr schönes Familienstück von Ravenstein, ein alter Mann und ein paar junge Männer, halbe, sehr schön gemalte Figuren. Ein kleiner Annibal Carracci, die heilige Familie, sehr sauber gemacht, aber ich zweifle, daß es Original sey. Ein sehr schöner Jakob Jordaens — es ist eine große Menge schöner Sachen da, schade, daß wir nicht viel Zeit anzuwenden hatten, und Herr Winckler auch nicht. Der alte Winckler, der jezt den Titel eines Hauptmanns trägt (welche Schwachheit!), mußte weggeben; sein Sohn nahm seinen Platz ein, aber (der arme Mensch!) er hat gar kein Vergnügen an Malereien, welches seinen Vater sehr betrübt.

Wir gingen von da zu dem Konzertsaal, wo Oeser ein paar Plafonds gemalt hat. Auf dem einen eine Frauensperson, die in einem Buch liest, ein Genius löscht ihr das Licht aus, aber es ist nicht finster, sondern heller, lichter Tag, sie kann's also entbehren; auf einem andern ziehen Genii den Pan bei den Ohren, einer schlägt ihn mit einem Fiedelbogen, soll die alte und neue Musik vorstellen. Auf dem größten sind die Musen, da sie aber keine Attribute haben, so kann man sie nicht von einander unterscheiden, sie sind in drei oder vier Gruppen getheilt, in der mittelsten ist eine Figur, die sehr schlecht gezeichnet ist, das Kolorit ist, wie ich schon vorhergesagt habe — schlecht.

Nun gingen wir zu Hause, sprachen aber im Vorbeigehen Herrn Otto an der Thüre seines Ladens, er erinnerte mich an seinen lezten Brief, war sehr höflich und freundlich; wir stiegen zu Pferde und ritten zu Herrn Geyser, wo wir zu Mittage gebeten waren. Nach dem Kaffee verließ uns Herr Krüger und ritt gerade auf Berlin, wir aber nahmen von Herrn Geyser und den Seinigen Abschied, und ritten nach Leipzig zurück, sezten unsere Pferde in den Stall und gingen zu Herrn Oeser, den wir angezogen antrafen. Er zeigte uns 16 Medaillen von Albrecht Dürer auf Holz mit einer hart gewordenen Materie bossirt, es waren unter andern die Bildnisse Luthers, seines Weibes und verschiedener Kaiser, Könige, Churfürsten ꝛc. dabei. Ferner in einem andern Zimmer die Bataille, die Edelinck nach Leonard da Vinci gestochen hat, gut kolorirt und mit Freiheit gemalt, und die er gern für das Original ausgeben möchte; in demselben Zimmer war auch der Kopf des Schleifers von Cavaceppi, zwei antike Statuen von Gips aus der Dresdner Antikensammlung und die Ringergruppe, halbe Originalgröße, und verschiedene andere Sachen, die wir wegen Mangel der Zeit wohl hätten entbehren können; wie wir denn auch lieber gesehen hätten, wenn Herr Oeser uns unten in der Bildhauerwerkstatt, wo wir vorbeigehen mußten, erwartet, und uns das Steigen der zwei hohen Treppen erspart hätte.* Herr Schwarz und Herr Penzel waren

---

* Das Treppensteigen ist in Leipzig beinah unerträglich — und in Dresden auch — drei, vier Treppen hoch!!!

unten geblieben, um uns zu erwaten, da wir aber so lange verweilten, waren sie in die Bildhauerwerkstatt gegangen, wo ihnen ein Arbeiter die sechs angefangenen Bilder gezeigt hatte; unterdessen gingen wir mit Herrn Oesern vorbei, durch verschiedene Straßen, und endlich in dasselbe Haus, wo wir den Konzertsaal Vormittag gesehen hatten, in den Tanzsaal hinein, wo wir noch ein Plafond vorfanden, im Geschmack derer, die wir Vormittag gesehen hatten (Oeser seine Kompositionen haben noch das mit Rode seinen gemein, daß wenn man eine sieht, glaubt man sie schon gesehen zu haben, es ist so viel sich Wiederholendes darin.) Es ist eine Allegorie, aber was sie vorstellt, hab ich nicht errathen, und auch nicht darnach gefragt. Es ist in diesem Plafond eben so wenig Kolorit, Zeichnung, Charakter und Attribute als in den anderen.

Nun zeigte er uns das lang gewünschte Altarblatt — ein großes, hohes Gemälde, auf die Seite an die Wand gelehnt, so daß wir es nicht gut sehen konnten, es stellt die Auferstehung Jesu vor; Jesus erhebt sich schwebend in der Mitte der Höhe des Bildes aus dem Grabe, in einer der Mengs'schen Himmelfahrt ähnlichen Stellung, er hat auch zwei Engel auf seinen beiden Seiten, über ihm erhebt sich ein dritter. Den übrigen Oberraum erfüllt eine gelbe, große Gloria, die Kriegsknechte füllen den untern Raum des Bildes aus, lange, dürre, schlecht gezeichnete Gestalten in alltäglichen Stellungen mit bunten Gewändern, durch starke, glühende Schatten unterbrochen. Die Fleischkolorite der mittlern Gruppe sind, wie immer, von einer grünlichen Farbe, und die Köpfe, wie in der Skizze, mit unausgeführten Lineamenten angelegt. Aber er sagte mir auch, daß es nur angelegt wäre — und ich denke, es wird auch wohl so bleiben; wir glaubten auch noch die übrigen zu sehen, aber sie waren nicht hier, und es schien nicht, daß es sein Wille war, daß wir sie sehen sollten. Er begleitete uns vielmehr bis in unsern Gasthof, wollte aber weder in unser Zimmer kommen, noch in die Gaststube eintreten, sondern nahm von uns Abschied und ging fort. Nun kamen die Herrn Penzel und Schwarz und erzählten uns, was sie gesehen hatten. Die sechs Bilder, die auf die Seiten des Altars kommen, sind auch nur angelegt, das mit den Kindern, die Jesu zugeführt werden, ist etwas mehr ausgeführt, und soll gute Köpfe enthalten. Herr Oeser sagte uns beim Abschiednehmen, daß wenn wir etwa in drei Jahren wieder nach Leipzig kämen, sollten wir Alles fertig finden, aber ich zweifle sehr, daß er sie fertig machen werde, nicht allein, weil er schon 73 Jahr alt ist, sondern weil ich noch nichts Fertiges von ihm gesehen habe.

Er hat das noch mit unserm Hrn. Rode gemein, daß er gern alles angibt, was im Publikum gemacht wird. Bei verschiedenen Sachen, die in Leipzig in Bildhauerei gemacht worden sind, sagte er immer mit einem nachlässigen Ton: ich hab's so ein Bissel angegeben. — Nun sezten wir uns endlich auf und ritten um 11 Uhr ab. Von unserm Wirthe wurden wir ganz leidlich behandelt, so wie wir auch in Dresden nicht hatten über Unbilligkeit klagen können."

Leipzig verlassend reiste Ch. nach Halle, wo er die Salinen und Halloren betrachtet, die Professoren Forster, Prange, Sander und Niemeyer besucht und von lezterem im Pädagogium herumgeführt wird. Am folgenden Tage gelangt er mit seinen Gefährten nach Dessau, schildert seinen Besuch bei Basedow und beschreibt die Einrichtung des fürstlichen Schlosses und Gartens. Von da geht es ohne weitern Aufenthalt nach Berlin zurück, wo er am 29. Juni wieder eintrifft. Die so viel später geschriebene Vorrede zeigt, daß er sein Tagebuch nicht bloß für sich, auch für seine Freunde geschrieben, und daß ihm die Erinnerung an den Umgang mit Graff und Zingg in Dresden besonders lieb geworden war.

Bemerkungen.

Ein bedeutendes Kunstwerk lehrt uns die Menschen kennen. Einem alten italienischen Bild auf Holz gemalt, ohne Zweifel aus der venetianischen Schule, des ältern Palma würdig, widerfuhren die wunderlichsten Urtheile. Es gefiel den Wenigsten, ja Einige erlaubten sich die Ausdrücke: Karikatur! abscheulich! — Es stach freilich wunderlich gegen die neuern Gemälde des Kunstvereins ab und war durchaus nach andern Prinzipien gemalt.

Wer nicht — tröstete sich der Besitzer — sogleich durch den Ton des Ganzen eines Kunstwerks ergriffen wird, wer nicht Zeit, Nationalität, Schule herausahnt, wer es nur mit moderner Kunstweise in Harmonie bringen will, der sieht nur Negatives; er hat keinen Sinn dafür, also kein Urtheil. An werthvollen Werken der alten Zeit müssen wir die kunstreiche Struktur noch in der Reliquie erkennen; die lezte Faser daran muß uns noch interessiren.

Die Kunst hat es mit dem Schönen zu thun; das Kunstwerk will sich für ein Schönes geben; aber gerade das Bessere ist den Meisten ein Befremdendes, und was sie anziehen möchte, stößt sie in vielen Fällen zurück.

Jede Zeit schmeichelt ihren Kindern, und da macht denn die alte Kunst, ihren Zeitgenossen einst eine freundliche, jugendliche Amme, den jetzigen Zeitkindern ein gar ernstes, altes Ammengesicht.

Nachrichten vom August.

Persönliches.

Rom, 15. August. Der König von Württemberg hat bei Thorwaldsen die Gruppe der drei Grazien für 9000 Scudi und Basreliefs bestellt; auch Tenerani, Bienaimé und andere Bildhauer haben Aufträge erhalten. Der italienische Maler Joh. Bravo, der dem König als Führer in Rom und der Umgegend gedient, wurde mit einem Diamantring beschenkt. Heute früh hat Se. Majestät nach eilftägigem Aufenthalte Rom verlassen.

Die hiesige Akademie der schönen Künste von San Luca hat den König von Sardinien gebeten, den Titel eines Ehrenmitglieds annehmen zu wollen, und dieser hat das Gesuch bewilligt.

Der König von Belgien hat dem hier ansässigen Landschaftsmaler, Prof. Martin Verstaggen, Verdienstmitglied der Akademie von San Luca, den Leopoldsorden verliehen.

Professor Wagner und der bekannte Maler Winterhalter sind, von Neapel kommend, hier eingetroffen.

Wien, 16. August. Der Professor Marchesi in Mailand hat den Titel eines k. k. Hof-Statuarius erhalten.

München, 16. August. Der königl. preußische geheime Oberbaurath v. Schinkel und der Galeriedirektor Dr. Waagen aus Berlin befinden sich gegenwärtig hier zum Besuch.

Der Geheimerath v. Klenze ist aus St. Petersburg wieder hier eingetroffen.

Se. Majestät haben die Bitte des Magistrats der Vorstadt Au, die irdischen Ueberreste des im April d. J. verstorbenen Erbauers der neuen Mariahilfkirche, Oehlmüller's, in dieser beisetzen zu dürfen, genehmigt. Sie werden ihre Stelle rechts am Hauptportale finden, dürfen jedoch erst nach Verlauf von zehn Jahren dahin gebracht werden.

Dresden, 21. August. Der Hofrath Hase ist von seiner orientalischen Reise zurückgekehrt und wird deren Ausbeute in einem größern Werke mittheilen.

Berlin, 21. August. Der geh. Legationsrath Dr. von Olfers ist zum Generaldirektor der königl. Museen ernannt worden.

Unterm 15. dieses hat die königl. Akademie der Künste dem Maler Liepmann folgendes Schreiben zugehen lassen: „Die unterzeichnete königl. Akademie gibt Ew. Wohlgeboren, auf den in Ihrer gefälligen Zuschrift vom 26. v. M. ausgesprochenen Wunsch, sehr gern das Zeugniß, daß der von Ihnen dem akademischen Senate vorgelegte Farbendruck nach einem Bilde Rembrandt's im hiesigen königl. Museum vor allen ähnlichen Versuchen sich dadurch auszeichnet, daß derselbe ein mit dem Pinsel ausgeführtes wirkliches Oelbild zu seyn scheint, und daß die Akademie wünschen muß, daß Ew. in den Stand gesezt werden möchten, diese bereits mit so bedeutendem Erfolge begleiteten merkwürdigen Versuche auf eine für Sie lohnende Art fortzuführen und auszubilden."

Koblenz, 17. August. Der englische Ingenieur Clarke ist auf der Reise nach Ungarn (zum Bau der Kettenbrücke zwischen Ofen und Pesth) hier angekommen.

Paris, 18. August. Bei der hiesigen Malerakademie ist gegenwärtig ein hundertjähriger Russe, Namens Isaac Millezay, als Modell engagirt. Er hat so eben eine Kunstreise nach London unternommen.

Herr Daguerre ist von der Gesellschaft der Künste in Edinburg durch Acclamation und ohne Kugelung als Ehrenmitglied aufgenommen worden.

Der berühmte Seemaler Gudin wird nächstens nach Konstantinopel reisen, um im Auftrage der Civilliste mehrere Ufergegenden des Bosporus und des schwarzen Meeres aufzunehmen.

London, 15. August. In Liverpool erregt ein schottischer Bildhauer John Currie, der seine Kunst ohne Anleitung erlernt und jezt eine treffliche Gruppe nach einem Romane Sir W. Scott's gearbeitet hat, großes Aufsehen. Zwei andere Schotten, Thom (gegenwärtig in Neuyork), bekannt durch ein Standbild des Sir W. Scott, und Forrest, sind ebenfalls Autodidakten.

Die Königin Victoria hat mit besonderm Wohlgefallen die Dedikation der ersten Serie der Crayonzeichnungen des talentvollen Malers P. Salabert angenommen, welche die sprechend ähnlichen Porträts der Damen Taglioni, Elsler, Grisi und der Sänger Lablache und Tamburini enthält. In der zweiten Lieferung wird man unter Andern die Bildnisse Rubini's, Donnizettis, Perrot's und der Dlle. Mars finden.

Der bekannte Maler Haydon, der in London und andern großen Städten Englands Vorlesungen über Malerei gehalten, und zumal in Liverpool viele Aufträge zu historischen Gemälden erhalten hat, empfiehlt sich in der Zeitschrift Art Union in folgender Weise: „Er sey überall mit Enthusiasmus empfangen worden und habe jederzeit verdiente Anerkennung gefunden, es sey auch aller Orten starke Nachfrage nach ihm gewesen, indem Jedermann ihn für den ersten Theoretiker und Praktiker von der Welt gehalten habe, welcher Meinung er selbst auch vollkommen sey, stets gewesen sey und seyn werde. Die Richtigkeit dieser Ansicht ergebe sich ohnehin daraus, daß er troz aller Lebensmühen, 10 Kindern und 40 Akademikern, sich einer guten Leibesbeschaffenheit erfreue."

Kopenhagen, 18. August. Thorwaldsen ist, nachdem er einige mythologische Basreliefs vollendet (s. Nachr. vom Juli), gegenwärtig mit der Anfertigung einer Büste Holbergs beschäftigt, und wird hierauf seine eigne Statue in Marmor vollenden (s. Skulptur), und zwar auf Bestellung der Baronesse Stainpe, welche dieselbe für sein Museum bestimmt hat. Diesen Sommer brachte er meist auf dem schönen Gute Nysoe im südlichen Seeland zu, wo ihm die ebengenannte Dame ein Atelier hat bauen lassen. Von da aus machte er viele kleine Ausflüge, die eben so viele Triumphzüge waren. Wo er nach einer unserer vielen niedlichen Städtchen hinkommt, wird er mit Freudenschüssen empfangen, die Schiffe flaggen, Feuerwerke und Fackelzüge, Ständchen und Festgelage, Reden und Toaste, Alles wird aufgeboten ihn zu feiern. Bauern kommen meilenweit her, um ihn am Wege zu sehen, und Gastwirthe weigern sich Bezahlung anzunehmen. So tief in's Volk ist seine Popularität eingedrungen, wenn auch über deren Grund zuweilen ziemlich unklare Begriffe herrschen mögen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 77.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 24. September 1839.

Der Daguerrotyp.

Daguerre's Erfindung ist endlich veröffentlicht; die französische Regierung hat das Verdienst des Hrn. Niepce durch eine Pension von 4000, das des Hrn. Daguerre durch eine Pension von 6000 Fr. anerkannt und beiden den Orden der Ehrenlegion ertheilt. Die Bekanntmachung des Geheimnisses erfolgte, nachdem Hr. Arago noch einen genauen Bericht über dessen Anwendbarkeit bekannt gemacht und alle Uebertreibungen sowohl als Verkleinerungen, welche in der öffentlichen Meinung vorgekommen waren, beseitigt hatte. Das Verfahren ist in der Kürze folgendes: Die Platte, auf welcher das Lichtbild erscheinen soll, muß Kupfer mit Silber plattirt seyn; nachdem sie mit aufgelöster Salpetersäure wohl gereinigt ist, wird sie in eine Ausdampfung von Jod gehalten, wodurch sich ein feiner Ueberzug bildet, der einem Häutchen zu vergleichen ist. Um diesen Ueberzug ganz gleichförmig zu machen, müssen mehrere Vorsichtsmaßregeln angewendet werden; vor Allem ist nöthig, die Platte mit einem vorstehenden Rand von demselben Metall zu umgeben. Die so zubereitete Platte wird in die Camera obscura gebracht. Nach sechs bis zwölf Minuten, je nach der Jahreszeit und Stärke des Sonnenscheins, ist das Bild fertig; aber es ist noch unsichtbar, das geübteste Auge kann keine Spur einer Zeichnung entdecken. Kaum aber wird die Platte in Quecksilberausdünstung gebracht und bis 60 Grad Reaumür erwärmt, so erscheint die Zeichnung wie hervorgezaubert. Die Platte muß jedoch schief, unter einem Winkel von 45 Grad, in die Ausdampfung gehalten werden; hält man sie gerade über den Dampf, so gelingt die Zeichnung bei weitem nicht so gut. Zuletzt wird die Platte in schwefelsaures Natron gethan und hierauf in destillirtem Wasser abgewaschen.

Dies Bild ist jedoch leicht verwischbar und muß sorgfältig vor Berührung geschützt werden. Hrn. Daguerre war es noch nicht gelungen, ein Befestigungsmittel zu finden. Kaum aber war sein Verfahren bekannt gemacht, so zeigte sich auch dafür eine Aushülfe durch Erfindung eines Firnisses, der das Bild fixirt. Dies Verdienst erwarb sich Hr. Dumas, indem er empfahl, auf die Metallplatte eine kochende Auflösung eines Theils Dextrine in fünf Theilen Wasser zu gießen.

Nach der Bekanntmachung des Geheimnisses schienen Viele in ihren Erwartungen getäuscht. Die Meinung, das Lustbild gebe auch die Farben der Gegenstände wieder, hatte man schon nach Arago's Vorträgen aufgeben müssen; aber man hatte gehofft, es würde sich Jeder mit Leichtigkeit des Apparats bedienen können, um aus dem Fenster seiner Wohnung, oder auf Reisen, selbst aus dem Wagen, die äußeren Gegenstände aufzunehmen. Statt dessen ward eine künstliche, feine und schwierige Procedur gefordert, die nur ein geübter Chemiker mit einigem Gelingen vorzunehmen vermag. Man hatte jedoch nicht bedacht, daß jede mechanische Kunst eine Vorrichtung, einen mehr oder minder komplizirten Apparat, und in der Behandlung desselben eine Gewandtheit erheischt, die nur durch längere Uebung zu erwerben ist. Einige Männer vom Fach haben schon für sich Versuche mit dem bereits käuflichen* Apparat angestellt; die ersten mißlangen, aber in wenigen Tagen war die nöthige Uebung erlangt, und der gute Erfolg blieb nicht aus. So konnte Hr. Arago mit Wahrheit sagen, diese Procedur sey nicht schwieriger als die ein Pferd zu satteln und zu zäumen.

Ueber das künstlerische Verdienst dieser Lichtbilder sind, was Genauigkeit und mikroskopische Feinheit betrifft, die Stimmen sich gleich geblieben. Nur sind diese

* Die Platte für ein Bild von 9 bis 10 Zoll Höhe und 6 bis 7 Zoll Breite kostet etwa 3 Franken 10 Sous. Herr Daguerre schlug an, daß der für diese Bilder erforderliche Apparat nicht weniger als 400 Fr. kommen werde, was hauptsächlich daran liegt, weil man als Objektivglas eine ziemlich große und vorzüglich gearbeitete Linse nehmen muß; dieser Preis wird jedoch in der Folge immer geringer werden.

Darstellungen allein auf unbewegte Gegenstände beschränkt, und es scheint ihnen selbst die glänzende Wirkung zu fehlen, die man von einem durch die Sonnenstrahlen hervorgebrachten Bild erwarten sollte. Wir theilen in dieser Beziehung einen noch vor der Veröffentlichung geschriebenen Bericht eines Augenzeugen mit:

„Nach langem, sehnsüchtigem Harren," sagt unser Korrespondent, „habe ich endlich Gelegenheit gehabt, Abbildungen des Daguerrotyp zu sehen, und ich erstaunte nicht wenig über diese gleichsam vom Himmel gefallenen Abdrücke. Diese ganz einzigen Kopien zeichnen sich durch Nettigkeit, Bestimmtheit, Relief und unerhört treue Wahrheit aus. Die Zartheit der Umrisse, die Reinheit der Formen, die Genauigkeit und Harmonie der Töne, die Luftperspektive, die Ausführlichkeit der allergeringsten Details, das Alles findet sich in höchster Vollendung ausgedrückt. Die schärfste Loupe, welche so viele Illusionen zerstört und uns oft in den zartesten, luftigsten Meisterwerken schreckliche Dinge und Ungeheuer entdecken läßt, prüft und mustert vergebens diese Kunstprodukte, welche alle Proben ihrer genauesten Untersuchungen aushalten und alle bösen Absichten ihrer durchbohrendsten Blicke vereitelt. Das Vergrößerungsglas macht im Gegentheil den unermeßlichen Vorzug dieser von den Strahlen des Tagslichts gestochenen Kupferstiche nur noch einleuchtender; wir entdecken mit jedem Schritt immer neue, immer köstlichere Einzelnheiten und unendlich viele Feinheiten und Nüanzirungen, welche dem unbewaffneten Auge in der Wirklichkeit entschlüpfen."

„Herr Daguerre hat eine Ansicht vom Pont des Arts aufgenommen und die ganze Reihe von prächtigen Monumenten auf dem rechten Seineufer, wo der Verbindungsflügel der Tuilerien und des Louvre mit der Gemäldegalerie befindlich, in einen kleinen Rahmen gefaßt. Jede Linie, jede Stelle, die kleinsten Unebenheiten des Terrains und der Gebäude, die am Ufer aufgestapelten Waaren, die zartesten Gegenstände, die kleinsten Kieselsteine am Rand des Flusses und die verschiedenen Grade von Durchsichtigkeit, welche sie dem Wasser mittheilen,— Alles ist mit unglaublicher Genauigkeit und Bestimmtheit wiedergegeben. Der Künstler hat ebenfalls den düstern Koloß der Notre Dame mit seinen unendlichen Draperien gothischer Bildhauereien abgezeichnet, und Ansichten dieser Kathedrale in der Morgen-, Mittags- und Nachmittagsstunde bei Regenwetter und Sonnenstein aufgenommen; alle diese verschiedenen Ansichten, selbst die, wo der Umfang der Schatten ungefähr gleich ist, haben eine so besondere, eigenthümliche Physiognomie, daß man die Beschaffenheit der Atmosphäre und sogar die Tagsstunde erkennen kann, wann jede aufgenommen worden ist. Das Verfahren Daguerre's erfüllt gewisse Ansprüche der Kunst in einem so hohen Grade, daß es selbst für die vorzüglichsten Maler eine Veranlassung zu neuen Studien und Beobachtungen wird. Das Auffallendste an diesen photographischen Zeichnungen ist, daß diese unglaubliche Ausführlichkeit keineswegs die Ruhe der Massen stört, noch der allgemeinen Wirkung Abbruch thut. Die Korrektheit der Linien, die Genauigkeit der Formen geht in den Zeichnungen Daguerre's so weit als möglich; und sie sind dabei zugleich kräftige Muster in breitgehaltener Manier und schöne Ganze in Ton und Wirkung. Der Maler hat sonach darin ein Mittel, sich Sammlungen von Studien anzulegen, welche er sonst nur mit großem Aufwand von Zeit und Mühe und bei allem dem doch nicht so vollkommen erhalten könnte, wenn er auch ein noch so ausgezeichnetes Talent hätte."

„Diese bewundernswürdigen Abbildungen lassen jedoch als Kunstgegenstände in Absicht auf Wirkung etwas zu wünschen übrig, wie alles, was Menschenhände berühren. Die Macht, welche diese Zeichnungen geschaffen, scheint sich sonderbarer Weise sogleich wieder von ihnen zurückgezogen zu haben: jene Werke des Lichts ermangeln des Lichts, wie wenn ihr hoher Urheber uns seinen Namen hätte verbergen wollen, oder als ob er besorgt gewesen wäre, in Folge einer stärkeren Beleuchtung unsere Augen durch eine allzugroße Fülle von Wundern zu verblenden. Selbst den in der vollsten Beleuchtung stehenden Stellen fehlt es an Glanz und Lebhaftigkeit; bei aller Harmonie der entzückendsten Vollendung erscheinen diese Ansichten doch zu sehr in den blassen, bleiernen Tinten unserer traurigen nördlichen Himmelsgegenden; es dünkt einem, als wenn sie beim Durchgange durch die gläserne Mitte des optischen Apparats von Daguerre das gleichförmig schwermüthige Ansehen bekommen hätten, welches der Horizont gegen Abend annimmt. Da das Licht trotz seiner außerordentlichen Schnelligkeit doch nicht augenblicklich und unverzüglich auf die Daguerre'sche Substanz wirkt, so erfolgt daraus noch der Uebelstand, daß die Gegenstände, welche sich etwas schnell bewegen, sich nicht darauf abdrücken oder wenigstens nur undeutliche, verworrene Spuren zurücklassen. Das Laub der Bäume z. B., welches die Luft fast immer mehr oder weniger bewegt, wird meistens nur unvollständig abgebildet. In einem Abdruck des Herrn Daguerre sieht man ein vollkommen wiedergegebenes Pferd, den Kopf ausgenommen, welcher sich während des Kopirens auf und abneigte; eine andere Zeichnung stellt einen Schuhputzer vor, der eben Jemanden die Stiefel wichset, und dessen hin- und herfahrender Arm ebenfalls mangelhaft ausgefallen ist. Für die Abbildung von unbelebten Gegenständen von Gebäuden, Monumenten, Statuen rc. hat der Daguerrotype unbestreitbare Vollkommenheiten. Unter den Zeichnungen, welche neulich im Konferenzsaal für die Budgetskommission zur Ansicht ausgelegt waren, befand sich das

Interiore des Daguerre'schen Ateliers und eine Gruppe von Büsten aus dem Antikenkabinet des Louvre. In dem ersten Bilde sind alle Falten an den Vorhängen und die dadurch bewirkten Schatten- und Lichteffekte wunderbar getreu und genau wiedergegeben. Der Kopf Homer's, das Hauptstück der zweiten Zeichnung, hat ganz den schönen Charakter des Originals beibehalten, und kein einziger Vorzug desselben ist in diesem Abdruck verloren gegangen, obschon der Unterschied des Umfangs beträchtlich ist. Dem Erfinder dieses neuen Verfahrens hat es bis jezt noch nicht gelingen wollen, die Physiognomie eines lebenden Menschen auf befriedigende Weise wiederzugeben; er zweifelt jedoch nicht daran, es so weit zu bringen."

„Die Zeichnungen werden in sehr kurzer Frist zu Stande gebracht; bei schlechtem Wetter sind in unserm Klima nicht mehr als acht bis zehn Minuten dazu erforderlich, um die Ansicht von einem öffentlichen Gebäude oder von einem ganzen Stadtviertel aufzunehmen; bei schönem Wetter hat man nur die Hälfte dieser Zeit nöthig, und in heißeren Himmelsstrichen, wie z. B. in Egypten, braucht man nicht länger als zwei oder drei Minuten. Welch einen Vorschub bietet dieses Verfahren den reisenden Gelehrten und Künstlern, denen es oft nicht möglich ist, ihren gefahrvollen Aufenthalt in fremden Ländern auf einige Tage hinauszuschieben."

So weit unser Korrespondent. Wägt man die von ihm angeführten Vorzüge und Mängel gegen einander ab, so sieht man leicht, daß die Daguerre'sche Erfindung einen sehr hohen scientifischen, aber nur einen bedingten künstlerischen Werth hat. Die Hervorbringung des Bildes selbst geschieht auf rein physikalischem Wege, und nur die Wahl des in Beleuchtung günstigen Moments und des Umfangs der Scene, um ein angenehmes Bild hervorzubringen, bleibt dem künstlerisch geübten Auge überlassen. Alles Unbewegliche und Leblose bildet sich im Daguerrotyp aufs vollkommenste ab; Architekturzeichner werden Abbildungen von Gebäuden und Ruinen, Botaniker, Mineralogen, Anatomen werden Abbildungen von Pflanzen, Mineralien und anatomischen Theilen und Präparaten aufs genauste nehmen können, und dadurch die Zeit ersparen, welche bisher der Zeichner in Anspruch nahm. Eben so können Statuen und Gypsabgüsse in Sonnen- oder Lampenbeleuchtung vortrefflich abgebildet werden, und es ist sonach im Daguerrotyp das Mittel gegeben, die Skulpturen großer Museen und an öffentlichen Gebäuden, deren Abzeichnung allein bisher große Summen kostete und doch nie völlig befriedigend ausfiel, in kurzer Zeit und mit geringem Aufwand nicht nur vollkommen richtig, sondern in höchster Vollendung der Beleuchtung und Modellirung abzubilden, und so den Kupferstechern, welche zu deren Vervielfältigung berufen sind, die unfehlbarsten und genügendsten Vorbilder zu liefern. Behauptet nun das Lichtbild des Daguerrotyp in dieser Hinsicht vor dem aus freier Hand hervorgegangenen Kunstwerk einen entschiedenen, von jenem unerreichbaren Vorzug, so scheint es dagegen, was den eigentlich künstlerischen Werth betrifft, sich zu dem frei entstandenen Kunstwerke zu verhalten, wie Goethe's in der Flasche entstandener Homunculus zum lebenden Menschen. Die freie Bewegung eines Gegenstandes, welche der Künstler mit Blitzesschnelle in sein Auge aufnimmt, für immer in seiner Einbildungskraft festhält und mit sicherer Hand auf das Papier wirft, die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen in jener zauberhaften Camera obscura; wehende Bäume, ziehende Wolken, wogende Fluthen, flüchtige Thiere und die mannichfaltigen Bewegungen der Menschen abzubilden, bleibt jenem chemischen Prozeß, der nur über den Raum, nicht über die Zeit gebietet, untersagt; ja selbst das Bildniß eines ganz ruhig dasitzenden Menschen scheint ihm nicht gelingen zu wollen, weil die unmerklichste Bewegung der Augen der Abbildung dieser Theile Bestimmtheit und Glanz nimmt, vielleicht sogar, weil bei der Nähe, in welche das Objekt hier nothwendig kommen muß, schon die leise Bewegung des Athems eine Aenderung der Konturen hervorbringt. Auch bei der Abbildung von Oelgemälden dürfte die den Bildern des Daguerrotyp eigene Monotonie und Trübe ein Hinderniß seyn, die volle Wirkung wiederzugeben, welches nur durch scharfe Gläser und hellste Sonnenbeleuchtung beseitigt werden könnte.

Man hat demnach sehr Unrecht, wenn man glaubt, der Daguerrotyp werde der Kunst der Malerei großen Schaden zufügen. Er schreibt die leblose Natur ab; die Beobachtung der lebenden, und der Geist sie zu fassen ist ihm fremd; noch weniger weiß er von Erfindung und freier Darstellung dessen, was unsere Phantasie und unser Gemüth bewegt. Selbst der Landschaftmaler wird nur einen bedingten Gebrauch von ihm machen können, und darf sich darum keiner der Uebungen entziehen, wodurch es ihm möglich wird, die Erscheinungen der Natur mit freier und kecker Hand auf Papier oder Leinwand festzuhalten. Wie der Kupferstich nicht durch den Stahlstich entbehrlich wird, weil dem leztern die kühne Größe und Freiheit versagt und nur die Glätte und Feinheit gegeben ist; wie beide nicht durch die Lithographie ersezt werden können, weil diese nur eine überzeichnete nicht eine durchgearbeitete Fläche liefert und mehr der Farbe als der Form nachzukommen vermag: so wird auch die freie und geniale Naturauffassung dem Daguerrotyp gegenüber ihren Werth behalten, denn in allem, was der eigentlichen Kunst angehört, ist es mehr die Kraft der Phantasie und der Beobachtung, als die ängstlich nachgeschriebene Wahrheit des Aeußern, die auf uns wirkt. Wo aber jene fehlt, da wird die Wahrhaftigkeit des physikalischen

Erzeugnisses allerdings den Vorrang behalten, und so wird alles geistlose Nachzeichnen und Nachpinseln der Statue allmählig aufhören. Diese Scheidung der wahren Kunst von der eingebildeten, des ächten Talents von dem angemaßten kann aber nur zum Vortheil der Kunst und derer, die sich an ihr freuen, gereichen.

Nachrichten vom August.

Persönliches.

Stockholm, 6. August. Der Bildhauer Quarnström in Rom hat eine zweijährige Verlängerung seines Reisegeldes von 500 Rthlr. jährlich erhalten, soll aber binnen Jahresfrist eine Gruppe liefern.

Christiania, 16. Juli. Der norwegische Landschaftsmaler Dahl aus Dresden weilt gegenwärtig in unserer Mitte und genießt der größten Auszeichnung. Es ist zu hoffen, daß der Storthing den Ankauf seiner Gemäldesammlung genehmigt, die Hr. Dahl seinem Vaterlande zu einem keineswegs übertriebenen Preise zu überlassen wünscht.

St. Petersburg, 22. Juli. Der königl. bayersche Geheimerath v. Klenze hat den St. Wladimirorden dritter Klasse erhalten.

Technisches.

Aus der Schweiz, vom 2. August. Als ein berühmter italienischer Bildhauer in Mailand unlängst einige Sorten von dem Marmor des Splügen geprüft hatte, erklärte er, daß die beste Sorte ganz von derselben Qualität sey, wie die zweitbeste von Carrara. Bedenkt man, daß nach der Versicherung desselben Bildhauers die erste Marmorsorte von Carrara jetzt kaum mehr zu haben ist, so ergibt sich, daß der Splügen einen Marmor darbietet, der jedem italienischen an die Seite gestellt werden kann.

Paris, 23. August. Nach einem von Hrn. Alex. Lenoir an das historische Institut erstatteten Bericht hat Hr. Gabot eine Methode erfunden, das Gold in Miniaturmalereien auf dieselbe Weise aufzulegen, wie man es in den Miniaturen des Mittelalters findet.

Preisbewerbung.

Berlin, 5. August. Die für die diesjährige akademische Preisbewerbung angefertigten Arbeiten sind jetzt im langen Saale der Akademie täglich von 11 bis 3 Uhr öffentlich ausgestellt. (Vergl. Akademien und Vereine.)

Kunstausstellungen.

Posen, 5. August. Die hiesige Kunstausstellung wird nach einmonatlicher Dauer dieser Tage geschlossen. Sie enthielt über 500 Gemälde, unter denen Bendemann's Jeremias und Lessing's Hussitenpredigt die Hauptzierden waren. Ein besondres Interesse würden unsere Ausstellungen erhalten, wenn sie mehr als bisher von polnischen Künstlern benuzt würden, wozu es vielleicht nur einer Anregung von Seiten unseres provinziellen Kunstvereins bedarf.

Dresden, 14. August. Das Verzeichniß unserer am 15. Juli eröffneten Kunstausstellung enthält, mit Einschluß der 74 Zeichnungen der Zöglinge der Leipziger und Dresdener Kunstakademien, 504 Nummern, unter denen, außer einigen plastischen Arbeiten, Kupferstichen, Lithographien, Medaillen u. s. w., gegen 20 Kopien älterer Bilder und 50 Porträts sich befinden. Die übrigen, etwa 160 Nummern sind eigene Kompositionen oder nach Natur, meist in Oel gemalte Bilder hiesiger und anderer deutschen Künstler. Doch befinden sich auch 54 von Berlin gekommene Oel- und Gouachegemälde französischer und englischer Maler darunter. Unter diesen zeichnen sich Scheffer's „Großvaters Schlaf" und Poitevin's „Schiffswerft" aus. Die Gouachebilder sind, wenn sie bloß für Studien oder Albumsblätter gelten wollen, gefällig und tüchtig; aber der Preis aller dieser ausländischen Produkte ist enorm hoch. Unter den ausgestellten Landschaften sind die von Dahl, Erola, L. Richter, Oehme und Sparmann die vorzüglichsten. Grolig's und Krause's Seestücke, O. Wagner's, Bürkel's, F. Schiery's, Kaltenmoser's, F. Rhoden's Genrebilder, M. Loye's „Abend," Vogelsteins „Auferweckung des Lazarus," Ehrhardt's „drei Könige, Saul, David und Salomo," Haag's „schlafender Christus mit den Aposteln im Sturm auf dem Meere" (vom Kunstverein angekauft), Carm's „Erinnerung an Rom und Hauschild's Architekturen zeichnen sich vortheilhaft aus. Unter den plastischen Arbeiten nehmen die in carrarischem Marmor vollendeten Büsten des „Königs und des Prinzen Johann" von Rietschel und dessen kleine Statue „der Ceres," ebenfalls in Marmor, wohl den ersten Platz ein. Auch die Statuette „eines Sämanns" von Beyer aus Leipzig und die „eines Mädchens mit Blumen" von Hugo Hagen aus Berlin sind lobend zu erwähnen.

Mainz, 26. Juli. Unter den 300 Gemälden unserer vor vier Wochen eröffneten Kunstausstellung, von der alles Schlechte von vorn herein ausgeschieden worden, befinden sich eine verhältnismäßig große Anzahl (50) historische Bilder, unter denen vorzüglich drei, „des Sängers Fluch" von P. Folz in Paris, „der Tod Max Piccolomini's" von Diez und das allegorische Bild Götzenberger's in Mannheim, genannt „die blaue Grotte" sich durch hohe künstlerische Wirkung auszeichnen. Der meist trefflichen Genrebilder sind etwa 60. Besonders reich ist die diesjährige Sammlung an Landschaften und Seestücken. Das Kapitel Stillleben ist dürftig bestellt. Von Gechter in Paris sind sechs interessante Bronzegüsse ausgestellt: die Ausstellung und deren Zierden finden beim Publikum durch Theilnahme und Ankauf von Kunstgegenständen rege Unterstützung.

Aachen, 10. August. Unsere gestern eröffnete Kunstausstellung ist nicht minder reich als die, welche wir vor einigen Jahren hier gesehen haben, nicht bloß der Zahl, sondern auch dem inneren Werthe der Bilder nach. Die besten Maler der Düsseldorfer Schule haben auch diesmal wieder beigesteuert, aber auch aus dem übrigen Deutschland, so wie aus Belgien, Holland und Italien sind bedeutende Werke eingegangen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 78.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. September 1839.

Zur Biographie des berühmten Bildhauers Antonio Canova.

Vor länger als einem Jahre legte ich in diesen Blättern einige Ergänzungen zur Lebensgeschichte Hackerts von Goethe nach der Relation des akademischen Zeichnenlehrers Herrn Titel in Greifswalde nieder, und sey es mir erlaubt in Folge des Beifalls, welcher ihnen zu Theil geworden, aus dem Munde desselben geachteten und glaubwürdigen Mannes hier eine Liebesgeschichte des berühmten Bildhauers Canova mitzutheilen, die so abenteuerlich ist, sowohl durch den seltsamen Geschmack des großen Mannes, als durch den Edelmuth, die Charakterstärke und den romantischen Ausgang der Lebensschicksale seiner Angebeteten, daß sie fast einer erdichteten gleich sieht, und es eines geringen Talentes bedürfen würde, den vorliegenden Stoff zu einem Roman von mehreren Bänden auszuspinnen. Das leztere möge versuchen, wer da wolle; ich folge so genau als möglich, und fast wörtlich der Erzählung meines geschäzten Freundes, ohne mir die geringste Verschönerung des an und für sich schon genugsam schönen Stoffes zu erlauben.

„Während meines vieljährigen Aufenthaltes in Florenz," erzählt Herr Titel, „begab es sich, daß eine deutsche adliche Dame, Frau v. U., welche die Bäder von Pisa mit zwei Töchtern und einer Gouvernante besucht hatte, jene Stadt auf längere Zeit zu ihrem Aufenthaltsorte wählte.

„Sie war von langer, hagerer Gestalt, schwindsüchtig, ungemein neugierig, nicht selten auffallend launisch, aber dabei höchst gebildet, und ihr Haus der Versammlungsplatz aller Fremden, insonderheit aber aller Deutschen, welche Florenz besuchten. Als eine Eigenthümlichkeit ihres Geschmacks verdient noch angeführt zu werden, daß sie die Violine spielte, aber niemals in Gegenwart Anderer, sondern als hätte sie sich dieses unweiblichen Instrumentes geschämt, soll sie sich damit jederzeit in das einsamste Zimmer und oft auf den höchsten Hausboden zurückgezogen haben, obgleich Kenner, welche ihre Kunstfertigkeit heimlich belauscht hatten, dieser alle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Von ihren Töchtern war die eine sehr schön und wurde auch bald an einen schlesischen Baron verheirathet, die andere dagegen häßlich, pockennarbig, aber ausgezeichnet von Charakter und Geistesbildung. Vielleicht körperlich noch unvortheilhafter war die Gouvernante, die eigentliche Heldin dieser abenteuerlichen Erzählung, Demoiselle B. aus Frankfurt a. d. O., von der Natur ausgestattet. Von mittlerer Größe und starkem Körperbau, obgleich erst einige 30 Jahre alt, hatte sie, seltsamer Weise, schneeweiße ungemein lange Haare, welche sie keineswegs verbarg, noch künstlich färbte, und die sich darum durch die vielen Seitenlocken, welche die Damen damals trugen, höchst auffallend machten, und dem Kopfe das Ansehen einer gepuderten Perrücke gaben. An Geist, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte that es ihr aber so leicht keine ihres Geschlechtes zuvor, und wie oft hat sie mich mit allem Zauber ihres Geistes und Herzens versöhnend aufgehalten, wenn die zuweilen unerträglichen Launen der Frau v. U. mich schon zum Hute greifen ließen, und wie sie mich aufhielt, so viele Andere, welche in diesen gesuchten Familienzirkel kamen. Was auch vorgefallen war — sie wußte Alles auszugleichen, und heiter und zufrieden gestellt verließ ein Jeder wieder das anziehende Haus.

„Daß diese Liebenswürdigkeit nicht ohne vielseitige Bildung des Geistes möglich war, bedarf kaum der Erwähnung. Demoiselle B. zeichnete sich in der That auch hierin vortheilhaft aus, und soll zugleich ein schönes Talent für Malerei besessen haben. Doch habe ich nie von ihren Leistungen gesehen; es hieß nur, sie versuche sich mit Glück im Miniaturmalen.

„Diese merkwürdige Dame nun hatte sich mit einem spanischen Obristen A. verlobt, der einstweilen in Florenz stationirt gewesen war. Jedoch bald durch die ewigen kriegerischen Unruhen der Zeit abgerufen, hatte er bereits

seit Jahr und Tag nichts von sich hören lassen, als der berühmte Bildhauer Canova in Florenz eintraf, um im Auftrag der Gräfin A. dem verstorbenen Dichter Alfieri (mit dem sie in einer heimlichen Ehe gelebt haben soll) in der Kirche St. Croce ein ehrendes Denkmal zu errichten. Wie alle Fremden fand auch er bald Eintritt in das Haus der Frau v. U. Er war, so viel ich ihn habe kennen lernen, ein Mann von sehr weichem und sanftem Charakter — wie die Werke seines unsterblichen Meisels — damals vielleicht schon im Anfange der fünfziger Jahre, und, wie er später verschiedentlich eingestanden hatte, nie verliebt gewesen. Allein Demoiselle B. fesselt ihn so unvermuthet, so plötzlich und so fest, daß er schon nach kurzer Zeit an eine Verbindung mit ihr denkt, und bald sein Herz wie seinen Ruhm zu ihren Füßen legt. Dazu war er Marquis und Ritter vieler Orden. Welche Aussicht für ein blutarmes Mädchen, deren verlobter Bräutigam allem Ansehen nach eine gewöhnliche Soldatenverbindung mit ihr angeknüpft und sie längst vergessen hatte. Allein unsere schneehaarigte Schöne gibt ihm, troß allem Zureden der Frau v. U. und zur Verwunderung von ganz Florenz, den Korb, indem sie eben so frei als edelmüthig erklärt: so schmeichelhaft ihr die unverdiente Ehre wäre, die Frau eines Canova zu werden, so müßte sie doch darauf verzichten, denn sie sey schon gebunden, und nichts als die Nachricht vom erfolgten Tode ihres Verlobten könne und werde sie ihres heiligen Versprechens vergessen lassen, es möge ihr auch gehen auf Erden wie es wolle. Canova war bei dieser Erklärung tief erschüttert, und soll sogar Thränen vergossen haben. Lezteres ist nicht unwahrscheinlich — denn nach Jahr und Tag nahm er keinen Anstand zum zweiten Male das Herz seiner Schönen zu bestürmen. Von seinen Florenzer Freunden benachrichtigt, daß der spanische Obrist auch in der ganzen Zwischenzeit kein Wörtchen habe von sich hören lassen, kommt er abermals nach Florenz und erneuert mit allem Feuer eines glühenden Jünglings seinen Antrag. Demoiselle B., nun von allen Bekannten noch heftiger bestürmt, ein solches Glück nicht von sich zu weisen, zerfließt in Thränen, erklärt aber endlich mit derselben Energie ihres edeln Charakters: sie bleibe bei ihrem Vorsatz, es möge ihr gehen wie es wolle. Canova reist verzweifelt ab, und ganz Florenz, indem diese seltsame Liebesgeschichte alsbald erscholl — hat es sich nicht verwundert, so verwundert es sich erst jezt, und Jeder hält die Demoiselle B. für eine ausgemachte Thörin, denn solche edelmüthige, ausdauernde und uneigennützige Liebe, so oft die Frucht des edeln deutschen weiblichen Herzens, kann der eigennützige und sinnliche Italiener nicht begreifen.

„Doch siehe, was geschieht nach wenigen Monden? Es kommt ein lang ersehnter Brief des schon verschollen geglaubten Obristen an, obgleich freilich nicht ganz erwünschten Inhalts. A. schreibt: Die Kriegsunruhen und die zum Theil gesperrte Länderverbindung hätten sein langwieriges Stillschweigen allein verschuldet. Indeß frage er hiemit an, wie ihre, der Demoiselle B., Gesinnung gegen ihn sich bewährt habe? Er an seinem Theile werde und wolle ihr sein Versprechen halten, wiewohl er ihr wenig Freuden versprechen könne. Er sey seit der Zeit um mehrere Jahre älter geworden; die Strapazen der Feldzüge hätten seine Lebenskräfte merklich geschwächt, er habe den größten Theil seines Vermögens verloren, und überdies im Gefecht eine tiefe Kopfwunde erhalten, die sein vor Alter, Sorgen und Mühe gefurchtes Gesicht noch mehr verunstalte.

„Demoiselle B. ist außer sich vor Freuden und antwortet ihm kurz: Dein bin ich, dein bleib ich, nicht dein Vermögen, noch deinen Rang, noch deine Schönheit habe ich gesucht, sondern dein großmüthiges spanisches Herz.

„Kaum ist dieser Brief an Ort und Stelle angelangt, so erfolgt eine der ersten ganz entgegengesezte Nachricht von den Lebensverhältnissen des edeln A., woraus mit vieler Wahrscheinlichkeit geschlossen werden dürfte, daß ihm von dem Verhältniß seiner Braut zu Canova etwas zu Ohren gekommen sey, und er durch jenen ersten Brief nur ihre Treue habe auf die Probe stellen wollen.

„Er schreibt nämlich: Theure Braut! mit dem Sturz Napoleons und den politischen Konjunkturen haben sich auch meine Umstände plötzlich verändert. Ich habe meine sämmtlichen Güter wieder erhalten, bin nicht bloß zum General avancirt, sondern auch gegenwärtig durch die Gnade meines Königs zum Gouverneur und Vicekönig von — (den Namen der spanischen Provinz hatte Herr Titel vergessen). Komm also eilends zu mir, die Früchte deiner unvergleichlichen Treue zu ernten. Zuvor aber laß dich in Florenz mit einem stellvertretenden Freunde trauen; ich werde dir auf den Flügeln der Sehnsucht und der Liebe bis Barcelona entgegen kommen. Jezt verwunderte sich ganz Florenz abermals, obgleich auf die entgegengesezte Weise. Die Sache erschien Allen, wie gewiß auch dem größten Theil meiner Leser, wie ein romantischer Traum, wie eine märchenhafte Sage der Vorzeit. Doch, versichert Herr Titel, so war der bewunderungswürdige Ausgang! Ich selbst habe der Trauung der Demoiselle B. mit dem Cavaliere B., meinem Freunde, so wie dem glänzenden Festmahle beigewohnt, welches er ihr nachher zu Ehren gab. Bald darauf reiste sie nach Spanien ab, noch eine ganze Strecke von der Frau von U. begleitet, welche gleichzeitig Florenz und Italien verließ und wieder in ihr deutsches Vaterland zurückkehrte. Wie es später beiden ergangen, und ob sie vielleicht noch am Leben sind, ist mir indeß unbekannt geblieben.“

So schließt Herr Titel seine interessante Erzählung, und ich habe weiter nichts hinzuzusetzen, als daß alle

meine schöne Leserinnen solche deutsche weibliche Treue bewahren, und dafür auch einst den Lohn solcher Treue finden mögen! **Wilhelm Meinhold.**

London, 6. Juli 1839.

Ich habe mein Versprechen, Ihnen über unsre Kunstausstellung zu schreiben, nicht vergessen, aber was soll ich Ihnen darüber sagen? Diese Ausstellung unsrer Akademie wird allgemein als eine der schlechtesten erkannt, die wir in der lezten Zeit gehabt haben, und in der That erinnere ich mich keiner, die so arm in jeder Hinsicht gewesen wäre. Zwar ist eine große Anzahl gefälliger Bilder vorhanden, auch einige von Bedeutung, die ich Ihnen nennen werde, aber wir haben nicht ein Werk der höhern Klasse, und zum Unglück sind unsre besten Maler, Landseer, Etty, Eastlake, Wilkie rc. dieses Jahr unter ihrer gewöhnlichen Höhe geblieben. Lassen Sie mich daher nur einige Bemerkungen über einige der ausgezeichnetsten Gemälde machen. Etty hat drei Bilder ausgestellt, alle klein, aber in seiner gewöhnlichen großartigen, oder vielmehr breiten und leeren Weise aufgefaßt; „die Entführung der Proserpina" (Nr. 241) ist voll Feuer und Bewegung und schön gezeichnet, aber skizzenhaft in der Ausführung. Ein einziges Porträt ist von ihm da, aber so unbegreiflich schlecht, daß eine Kritik darüber Verschwendung wäre. Von Wilkie sieht man mehrere Porträts und ein großes historisches Gemälde: wie der Leichnam Tippo Saibs nach der Einnahme von Seringapatam aufgefunden wird. Die Figuren sind in Lebensgröße und das Bild von schöner Wirkung, aber es trägt auch die gewöhnlichen Fehler Wilkie's, Sorglosigkeit der Zeichnung und Ausführung. Landseer hat sieben Bilder ausgestellt, alle gut, aber doch keines von dem höchsten Verdienst oder in der besten Art, wozu er sich zu erheben vermag. Nr. 235 ist das Porträt von Miß Eliza Peel, die mit ihrem Hunde an der Ecke eines Marmorbades steht; dies Bild ist wundervoll gemalt, das Wasser ist wahrhaft flüssig und einige Rosenblätter, die auf ihm schwimmen, und andere Nebendinge sind von ausgesuchter Schönheit; der Hund ist, wie gewöhnlich, unnachahmlich; aber das Kind, obgleich voll Anmuth, ist bei weitem nicht so gut und Landseer kann kein Fleisch malen. Es ist etwas Undurchsichtiges und Kalkiges in seinen Fleischtönen, und kein Lebensblut unter der Haut; in der That ein seltener Fehler in der englischen Schule, denn unsre Maler (unsere Bildnißmaler insbesondre) sind im Allgemeinen gute Koloristen. Leslie (Amerikaner von Geburt und Engländer durch Adoption) ist ein glänzender Kolorist; er hat zwei Genregemälde, die zusammengehören und sehr schön behandelt sind. Von Charles Landseer (Bruder des berühmten) sieht man ein wahrhaft schönes und ergreifendes Bild: „die Beraubung eines Judenhauses im 14ten Jahrhundert;" es ist voll Leben und dramatischem Effekt, schön kolorirt, und hat im Ganzen seinen Ruhm um Vieles erhöht. Ein irischer Künstler, Daniel Maclise hat das außerordentlichste Bild in der Ausstellung gemalt: „Robin Hood und seine Banditen, wie sie Richard Löwenherz unter dem Greenwoodbaum unterhalten;" es ist eine fast unübersehbare Menge Figuren darin, und die Mannichfaltigkeit, Kraft, Lebendigkeit und reiche Phantasie des Ganzen sind bewundernswürdig, aber die Fehler sind ebenfalls hervorstechend: ein gänzlicher Mangel an zusammengehaltener Wirkung, Mangel an Helldunkel und Härte in der Ausführung. Seine übrigen Bilder haben dieselben Verdienste und dieselben Mängel. Was Turner betrifft, so ist er mir unbegreiflich: dieser bewundernswürdige Maler, einst unser bester Landschaftsmaler, hat eine Art von Farbentollheit, ein krankes Auge, welches nunmehr unheilbar geworden ist. Collins, immer ein reizender Landschaftsmaler, ist kürzlich von Italien zurückgekommen und hat einige liebliche Bilder neapolitanischer und calabresischer Gegenden ausgestellt, worin er sich an seine Lieblingsgegenstände, das gewöhnliche ländliche Leben gehalten hat. Lee ist unser bester Maler vaterländischer Gegenden, aber gerade dieses Jahr ist er nicht so ausgezeichnet, wie gewöhnlich, und von Callcot ist diesmal kein Bild da. Die Porträts sind leidlich, und ein neuer Maler hat sich eben zu einer verdienten Celebrität erhoben: er heißt Grant. Ein junger, bisher unbemerkter Maler Namens Red Grave hat sich durch ein reizendes Bild hervorgethan: „das gebrochene Herz;" ein kleines Genrebild, aber voll Gefühl. — Unter den Skulpturen ist nichts wahrhaft Großartiges; die beste Gruppe ist „Amor und Psyche" von Gibson, nun in Rom. **Anna Jameson.**

Leipzig, im August 1839.

Wenn vor einigen Jahren unserer Stadt der Besitz der ansehnlichsten hier befindlichen Kunstsammlung dadurch entzogen wurde, daß Herr von Speck fast seine sämmtlichen sehr werthvollen Oelgemälde nach seinem zwei Stunden entfernten Rittergut Lütschena verpflanzte, so eröffnet sich uns jezt die erfreuliche Aussicht, durch einen unserer ehrenwerthesten Mitbürger einen willkommenen Ersatz zu erhalten. Herr Kaufmann Schletter hat nämlich einen längern Aufenthalt in Paris, der

Schweiz und den Niederlanden vorzüglich dazu benutzt, um von den ersten lebenden Künstlern Frankreichs, Belgiens, Hollands und der Düsseldorfer Schule ausgezeichnete Arbeiten anzukaufen und bei sich darbietenden Verkaufungen anerkannter Meisterwerke älterer spanischer und italienischer Maler klassische Bilder zu acquiriren. Noch ist erst ein Theil seiner Erwerbungen eingetroffen, welche den gebildeten Geschmack und richtigen Kunstsinn des Besitzers genügend rechtfertigen und ein zweiter Transport soll in Kurzem nachfolgen. Die Liberalität Herrn Schletter's wird sich nun zunächst damit beschäftigen, eine dem Werthe der Kunstwerke angemessene Lokalität zur zweckmäßigen Aufstellung in seinem eigenen Hause einzurichten, und dann gewiß gern allen hiesigen und Leipzig besuchenden Kunstfreunden den Genuß seiner trefflichen Kunstsammlung gestatten. Einen Theil davon wird das kunstliebende Publikum wahrscheinlich schon jetzt bei der nächsten Ausstellung des Leipziger Kunstvereins, welche den 1. Sept. a. c. ihren Anfang nimmt, in der Buchhändlerbörse zu sehen bekommen. H.

Nachrichten vom August.

Versteigerungen.

Haag, 30. Juli. Der Prinz von Canino wird in Rotterdam ein Gebäude miethen, um in demselben seine Alterthümer und Seltenheiten aus Herkulanum, Pompeji &c. zu versteigern.

Kopenhagen, 8. August. In diesen Tagen wird der Rest der Münz- und Antiquitätensammlung des verstorbenen Bischofs Münter versteigert. Das Münzkabinet bestand im Ganzen aus 10,627 Nummern, von welchen diesmal besonders byzantinische, gothische, vandalische, longobardische und neuere russische zur Auktion gestellt werden. 415 meist arabische Münzen, auf welche der Verstorbene einen vorzüglich hohen Werth legte, sind Sr. Majestät dem Könige verehrt worden, welcher sie dem königl. Münzkabinet hat einverleiben lassen. Von Antiquitäten sollen 456 Nummern, meist egyptische, griechische, römische und indische Seltenheiten, versteigert werden. Die Inschriftensammlung ist der Bischofswohnung vermacht und dort eingemauert worden. Zugleich werden des verstorbenen Schmiedemeisters G. F. Timm Sammlungen, großentheils aus ostindischen, chinesischen, griechischen, römischen und nordischen Antiquitäten bestehend, verauktionirt werden.

Akademien und Vereine.

Cambridge, 29. Juli. Es wird hier eine neue gelehrte Gesellschaft, Cambridge antiquarian society, gestiftet, welche sich mit Untersuchung der Alterthümer der Universität, Stadt und Grafschaft Cambridge beschäftigen soll.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Passavant's Rafael von Urbino.

In meinem Verlage wird so eben folgendes wichtige Werk ausgegeben, das durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

Rafael von Urbino
und sein Vater
Giovanni Santi
von
J. D. Passavant.
in zwei Theilen mit vierzehn Abbildungen.

Text in Grossoctav, geheftet; Abbildungen in Grossfolio in einem besondern Carton.

Auf feinem Velinpapier 18 Thlr.
Prachtausgabe auf extrafeinem Velinpapier mit Abbildungen auf chinesischem Papier 30 Thlr.

Es gereicht mir zu grosser Freude, anzeigen zu können, dass dieses für die Kunstgeschichte so bedeutende Werk endlich fertig geworden ist. Der Verfasser hat viele Jahre auf die Bearbeitung desselben gewendet, mehre Reisen nach Frankreich, Italien, England und durch Deutschland allein zu dem Zwecke gemacht, um ihm noch unbekannte Werke des grossen Künstlers kennen zu lernen, so dass er, mit Ausnahme unbedeutender Sachen, Alles kennt, was Rafael geschaffen hat. Als Verleger habe ich für eine des Gegenstandes würdige typographische und artistische Ausstattung keine Kosten gescheut, und somit glauben Verfasser und Verleger auf eine günstige Aufnahme bei dem sich für die Kunstgeschichte interessirenden Publikum hoffen zu dürfen.

Der erste Theil enthält das Leben Rafael's und seines Vaters und in einem Anhange mehre für die Geschichte Rafael's und seiner Zeit wichtige und interessante Aufsätze; der zweite Theil aber gibt einen vollständigen Katalog aller Werke Rafael's. — Der Inhalt der vierzehn Abbildungen ist folgender: Tafel I. Contrada del Monte in Urbino (R's. Geburtshaus). II. Altarblatt der Familie Buffi, nach einem Gemälde von G. Santi. III. Rafael im Alter von drei und neun Jahren, nach Gemälden von G. Santi. IV. Rafael Santi, nach einer Zeichnung von ihm selbst. V. und VI. Rafael Santi, nach einem Gemälde von ihm selbst. Rafael's Geliebte, nach einem Gemälde R's. VII. Giuliano de' Medici, nach einem Gemälde R's. VIII. Crucifix in der Galerie des Cardinals Fesch, nach einem Gemälde R's. IX. Die Vision eines Ritters, nach einem Gemälde R's. X. Christus auf dem Oelberg, nach einem Gemälde R's. XI. Altarblatt der Familie Ansidei, nach einem Gemälde R's. XII. Facsimile eines Sonetts von R. XIII. und XIV. Façade des Palastes R's., nach seinem Plane von Bramante erbaut. Grundriss der Peterskirche nach R's. Plan.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

№ 79.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 1. Oktober. 1839.

Stuttgart.

Kunstverein; Fresken im Residenzschlosse; Kunstgebäude; Kunsthandel; Kunstausstellung.

Unser Kunstverein ist noch immer im Wachsen. Er zählt 1300 Mitglieder mit 1465 Aktien; und so ist nicht eingetroffen, was ich selbst als Unglücksprophet im ersten Triennium mitweissagen half, — daß derselbe im zweiten wieder abnehmen werde. Die Umstände thaten das ihrige. Es wurden gute Kunstwerke angekauft, und ansprechendere Lithographien zur Vertheilung gebracht. Die Neigung zu Oelmalereien nahm immer mehr zu, und es ist jezt in dieser Beziehung ganz anders, als vor zwölf Jahren. Der Kunstverein erweiterte auch zeit- und sachgemäß ein beschränkendes Gesetz; alle deutsche Künstler wurden zur Konkurrenz eingeladen; auch hat die Verlegung desselben in das großartige und bestens gelegene Gebäude des Bazars dem Verein ohne Zweifel manches weitere Mitglied gewonnen. Seine Majestät der König und die königlichen Prinzessinnen beehrten das Lokal mit einem Besuche und sprachen gegen den Vorstand, Hofrath v. Reinbeck, Ihr Wohlgefallen an der Anstalt gnädigst aus, welches sich auch in einer vermehrten Abnahme von Aktien zu erkennen gab. — Bei den Zusendungen der Künstler bilden Landschaften die größte Zahl. Unter diesen erscheint selten etwas Ganz-Mittelmäßiges; das Meiste ist gut und Einiges vorzüglich. Reine Komposition findet sich nicht ein, wohl aber freie Kombination malerischer Motive aus der Wirklichkeit, was natürlich bei fast durchaus romantischen Gegenden nicht anders seyn kann und auch wünschenswerther ist, als ein Malen aus dem eigenen Sinn, das doch immer zur Manier führen würde. — Von tüchtigen Genrebildern ist eben kein großer Zufluß; noch eher erwirbt der Verein hier und da ein gutes historisches.— Diesen Herbst ist wieder eine Verloosung; auch wird der von Leybold in Wien nach einer „Raffael'schen Madonna" verfertigte Kupferstich, ohne Zweifel ein sehr werthvolles Blatt, um diese Zeit zur Vertheilung an die Mitglieder kommen. Auffallen könnte, daß gerade unsere bedeutendsten hiesigen Historienmaler dem Verein ihre Mitwirkung entziehen. Nur bei einer nähern Kenntniß der Umstände möchte man sich diese Erscheinung erklären können. — Mit einem der jüngern talentvollen Maler, den ich S. nennen will, ist mir etwas Eigenes begegnet, das ich wohl preisgeben darf. In seinen frühern Werken hatte er sich, wie nicht nur mir dünkte, sondern wie die allgemeine Stimme war, in eine ängstliche, übersorgfältige, punktirende Manier hineingearbeitet, aus der er nicht mehr herauszukommen schien. Seine Fähigkeit, seine theoretischen Kenntnisse schäzte ich stets; aber mir that es leid um die verloren gehende Kraft. Weil in solchen Fällen mündliches Zureden nichts verfängt, so sprach ich das ohnehin allgemein Anerkannte öffentlich aus, fügte aber aus Ueberzeugung bei, daß dieser Künstler in seinen Bildern Vorzüge offenbare, um die ihn mancher andere beneiden dürfte, und in welchen er nicht leicht überboten werde. Ich ahnte, daß sein innerstes Wesen sich zu dieser Manier hinneige und sprach deßhalb meine Ueberzeugung aus, daß gerade die bedeutendsten Naturen, z. B. Goethe, nur dadurch groß geworden seyen, daß sie dem einseitigen Hang ihres Naturells Widerstand geleistet und sich gewaltsam zum ausgleichenden Gegensatz hinübergewandt haben. Die Folge dieses wohlmeinend Vorgebrachten war — die Feindschaft des Künstlers und eine satirische — seiner damals herausgegebenen Folge von „wilden Katzen" ꝛc. einverleibte Zueignung an mich, den Kunstkenner. — Daß ich keinen hemmenden Schritt deßhalb gethan, sondern die Vorlegeblätter ruhig verkaufen ließ, war wohl das Beste und mehr, als er erwarten konnte. „Den will ich auch noch anders erleben!" pflege ich mir in derlei Fällen im Stillen zu sagen. — Es fehlte auch nicht. — Es verflossen ein Paar Jährchen, da kommt mir ein schönes Bild zu Gesicht. „Wer hat das gemalt?" — frage ich höchst frappirt; „es ist von unserem G. und ist nicht von ihm." — „Es ist von S.!" hieß es. Ein Schrei der Verwunderung entfuhr mir, und ich weiß nicht, ob

mir nicht Thränen aus den Augen stürzten. „Hab' ich's gewonnen oder Du, störriger Künstler!" rief ich aufs leidenschaftlichste aufgeregt. — Das Bild war trefflich; aber kein Zug und Pinselstrich der frühern Punktirmethode; es war Saft und Leben, heiterste Freiheit einer von Fesseln entbundenen Technik. Ich freute mich innigst, nicht sowohl über meinen etwaigen Einfluß auf den Künstler, — denn wer weiß, was zu dieser Metamorphose den Ausschlag gegeben haben mochte? — ich freute mich des Sieges meiner Ansicht, daß es so kommen müsse, wenn er Anerkennung finden wollte. Daß er sie gefunden, beweist die günstige Aufnahme seiner Bilder höchsten Orts, und das Lob, das Einem derselben, vom Kunstverein angekauften, von Liebhabern, Kennern und Künstlern ertheilt wird. Möge er auf dieser neuen Bahn beharren; ich gönne ihm die beste Aufmunterung herzlich, trotz der Zueignung seiner wilden Katzen.

Das Residenzschloß hat zu seiner bisherigen geschmackvollen Ausstattung eine neue Zierde durch die kunstreiche Hand des königlichen Hofmalers Gegenbauer erhalten. Ein Salon ist mit vaterländischen Scenen in Fresken ausgeschmückt; die Ausmalung eines anstoßenden größern mit vier ähnlichen Bildern wird vorbereitet. Zwei Darstellungen sind vollendet. Die erste zeigt uns den Grafen Eberhard, den Greiner, wie er, im Wildbade von seinen Gegnern überrascht, durch einen Hirten über das Gebirge der Burg Zavelstein zugeleitet wird. Durch die Mondnacht leuchtet vom Hintergrunde her das flammende Städtchen. Eberhard, sein Sohn Ulrich und der Hirte schreiten als einfach-großartige Gestalten im Waldgebirg mit schauriger Hast daher. — Das zweite Tableau stellt die rächende Genugthuung für jene Unbill dar. Die Feste Berneck steht in Flammen; die gefangenen Häupter des Schleglerbundes, voran der Edle von Gültlingen, werden vor den zürnenden Grafen Eberhard geführt, dem sein Sohn Ulrich, der Graf von Rechberg und andere Ritter beigesellt sind. Man kann sich den Ausdruck der verschiedenen Empfindungen dieser interessanten Scene, Zorn, Trotz, Rache, Demüthigung rc. nicht lebendiger, anschaulicher denken. Das Bild ist voller Gestalten, siegfroher und besiegter, doch keineswegs überdrängt; die Ausführung sorgfältig in Zeichnung und Kolorit, nicht prunkend und grell, sondern harmonisch, dem Auge wohlthuend. An der dritten Scene, der Schlacht bei Döffingen, ist schon angefangen. Es ist der tragische Moment gewählt, wo Graf Eberhard seinen Sohn Ulrich, dem er früher wegen eines Verlustes bei Reutlingen so gezürnt, daß er zwischen sich und ihm das Tischtuch zerschnitt, nun als Sühnopfer fallen und erbleichen sieht, eben zum weitern Kampfe den befehlenden Arm ausstreckend, das furchtbar großherzige Vaterwort ausspricht: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann!" — Auch einige neuere Staffeleigemälde sah ich von diesem Meister, die ihn als Maler der Schönheit und in der besten Schule gebildet charakterisiren.

Das neue große Gebäude für die Kunstsammlungen und die Kunstschule, außerhalb der Stadt angelegt, rückt im Bau vor und ein Theil desselben wird im künftigen Jahre bezogen werden können. Möchte nur auch die Dotation für die künftige Galerie mit den großen Kosten des Baues im Verhältniß stehen. Einheimische und Fremde, Künstler und Zöglinge, Kenner und Kunstfreunde schmachten nach Anschauung; sie wollen sehen, vergleichen, lernen, Sinn und Urtheil schärfen, den Geschmack läutern und erhöhen. Doch eine im Zeitverlauf erfreulich wachsende Sammlung wird mehr vergnügen und nützen, als ein schon bereit stehender Schatz; — wie man an allem Werdenden mehr Freude hat, als am Fertigen.

Jenen enormen Kunstschrecken haben wir jedoch nicht zu besorgen. Erstaunen wollen und werden wir nicht bei einstiger Eröffnung des Kunstsaales; aber einiges ausgezeichnete Neue sollte uns doch wohl neben dem Vorhandenen und hier Versammelten heiter empfangen. Dem Gedanken, der hier und da laut wurde, daß wir mit unsern Landeskräften es doch niemals zu einer Galerie von den alten und neuern Schulen bringen werden, daß man sich also auf ein „Museum der würtembergischen Kunst," auf Ehre und Lohn für die lebenden Künstler beschränken sollte, — diesem engen Gedanken wollen wir nichts, was verletzen könnte, entgegenhalten. Man gebe aber einem rührigen Kunstfreunde jährlich 5000—10,000 fl. und sehe zu, in welchen erfreulichen Besitz er sich in wenigen Jahren setzen wird. — Ueber die Anlegung von Gemäldekabinetten (wenn das Wort „Galerie" zu schrecklich klingen sollte) können doch wohl nur Verehrer, Kenner rc. der alten Kunst eine Stimme haben. In unsern Tagen ist in allen höhern Dingen eher zu befürchten, daß man dem modernen Realismus, als daß man dem klassischen Idealismus zu stark fröhne.

Des Besitzes von Galerieperlen, von Raphaels, Titians, Coreggios rc., und man kann noch zwanzig Sterne erster und zweiten Größe anhängen, werden wir uns nicht so bald zu erfreuen haben; es ist auch meist sehr bedenklich, solchen Namen nachzugehen, und immer räthlicher, bloß das „Kunstwerk" zu kaufen, wobei Werth und Kosten im Ganzen immer im Verhältnisse bleiben.

Wir denken also zunächst an eine Auswahl des Besten aus dem, was wir schon haben. Dieses so zu ergänzen, daß bald eine Ahnung der verschiedenen Kunstepochen, Schulen rc. entstünde, das sollte doch nicht so stark am Marke des Landes zehren.

Des Besitzes von antiken Originalen der Skulptur können wir uns nicht rühmen, auch wohl bei den

großen Kosten des Ausgezeichneten dieser Kunstart vor der Hand dergleichen noch missen. Ein Gypsabguß gibt ohne Zweifel von dem antiken Original ein viel wahreres Abbild, als die beste Kopie eines alten Meisterbildes von diesem. Man bringe nicht vor, daß es alte Kopien von Originalbildern gebe, die diesen zum Verwechseln nahe stehen. Ich bin selbst der Ueberzeugung, daß dies sehr oft der Fall ist, und noch weit öfter, als Privatbesitzer und Galeriedirektoren ahnen oder zugeben mögen. Solche treffliche Kopien werden aber meist als Originale, Doubletten ꝛc. verkauft, besessen, verehrt.

An schönen Abgüssen sind wir nicht arm, und der Erwerb der uns von Meister Thorwaldsen gütigst überlassenen Modelle und Grundformen seiner Werke war uns das willkommenste Geschenk. Sie bestehen in kolossalen, lebensgroßen und verjüngten Statuen und in einer zahlreichen Folge von halberhobenen Arbeiten, die einen großen Raum füllen, und das fast unglaubliche Schaffen dieses rastlosen Genius, das an ein ähnliches der fruchtbarsten Kunstzeiten und Künstler erinnert, allseitig beurkunden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom August.

Akademien und Vereine.

Berlin, 16. August. Am 4. August beging die königl. Akademie der Künste das Geburtsfest des Königs mit einer solennen Sitzung. Prof. Toelken sprach „über den protestantischen Geist aller wahrhaften Kunst und über deren neuere Entwickelung in Deutschland," und berichtete dann über die diesjährige akademische Preisbewerbung, in welcher der Architekt Gottl. Louis Runge aus Berlin den Sieg davon getragen hatte. Das schon ausgefertigte Patent über das Reisestipendium von jährlich 750 Thlrn. wurde Herrn Runge von dem Vicedirektor der Akademie, Herrn Professor Tieck, überreicht. Die Preisaufgabe betraf die Anlage eines Landsitzes zum Sommeraufenthalt für eine vornehme Familie, unter angegebenen speciellen Bedingungen.

Vor einigen Tagen gab das männliche Personale der hier gastirenden Reitergesellschaft des Herrn Avarino aus Rom den Mitgliedern der Kunstakademie in dem akademischen Gebäude eine Studienvorstellung, welche die Zuschauer sehr bewunderten. Herr A. erhielt dafür die akademische Medaille, die übrigen Akteurs ein ansehnliches Geschenk in Geld.

In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 15. August hielt Dr. Schöll einen Vortrag über den wiederhergestellten Tempel der Nike auf der Akropolis zu Athen. Dr. Schöll wird in Gesellschaft Ottfried Müller's noch in diesem Jahre eine wissenschaftliche Reise nach Italien und Griechenland antreten. Professor Wichmann zeigte an, daß er den Körper des Athleten Avarino vollständig in Gyps abgeformt habe. — Zur Ansicht ward das Album eines hiesigen Kunstfreundes, Hrn. Loffhagen, mitgetheilt, welches ausgezeichnete Aquarelle deutscher, französischer, englischer und niederländischer Künstler enthält. Dr. Grote aus Hannover brachte in einem freien Vortrage in Anregung: die früher einmal von Loos angefangene Reihe brandenburgischer Denkmünzen des Hohenzollerschen Herrscherhauses fortzusetzen, und zwar so, daß vaterländische Denkmäler der Baukunst des Mittelalters auf diese Weise durch die Stempelschneidekunst verewigt würden.

Schwerin, 4. August. Die am 11. Juli auf dem hiesigen Schlosse gehaltene Generalversammlung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde war zahlreich besucht, und wurde vom Staatsminister v. Lützow eröffnet und geleitet. Für die verschiedenen Sammlungen des Vereins hat auch das verflossene Jahr gedeihlichen Anwachs gebracht. Besonders interessante Graballerthümer überreichte der Pastor Ritter von Wittenburg. Die Sammlung von Münzen hatte sich bedeutend vermehrt. Sehr günstig stellen sich die finanziellen Verhältnisse des Vereins.

München, 15. August. Unser Kunstverein hat im Laufe dieser Woche wieder eine Reihe schöner Bilder ausgestellt, z. B. zwei größere Gemälde vom jungen Fürsten Gagarin, Sohn des verstorbenen russischen Gesandten am hiesigen Hofe, eine türkische Karawane und eine Jagdparthie darstellend; ein großes Bild von A. Adam, welches den Rückzug Napoleons aus Rußland zum Gegenstand hat, und Landschaften von F. Olivier und Alb. Zimmermann.

Seit einigen Tagen sind im Kunstverein Proben von den durch die HH. Prof. Kobell und Steinheil mittelst der Camera obscura gefertigten Lichtzeichnungen, z. B. die Glyptothek in der Größe eines Kronenthalers ausgestellt, an der man mittelst der Lupe die einzelnen Figuren des Giebelfeldes mit größter Genauigkeit erkennt. Die Zeichnungen stehen auf Papier, bieten aber noch den Uebelstand der Umkehrung von Hell und Dunkel dar. Ebendaselbst sieht man einen von Kohler lithographirten Stein mit Engel's beiden lachenden Münchner Mädchen, der viel Theilnahme findet.

Wien, 25. Juli. Heute fand die öffentliche Verloosung der vom Vereine zur Beförderung der bildenden Künste im achten Jahrgange angekauften 61 Gemälde, dann der 60 Abdrücke vor der Schrift von dem für den genannten Jahrgang angefertigten Stahlstich „die Klostersuppe" statt. An die übrigen Mitglieder werden Abdrücke mit der Schrift vertheilt; es sind im Ganzen 4276 Abdrücke nöthig.

Paris, 9. August. Der Graf von Maille Latour Landry hat der Akademie der schönen Künste 50,000 Fr. vermacht, von deren Zinsen jedes Jahr ein Preis an einen unbemittelten jungen Künstler oder Schriftsteller vertheilt werden soll.

Rom, 8. August. Am 27. Juni (Juli) hat die archäologische Akademie ihre lezte Jahressitzung unter dem Vorsitze des Marchese Luigi Biondi gehalten. Herr Giampietro (Jesuit) las über die in einem griechischen Grabmal auf der Via latina gefundenen Inschriften, Skulpturen und Malereien. Der Inschriften sind 10; die Skulpturen, ein großes Postament aus Tuff (lapis rubor der Alten) mit der Bildsäule des Familienhauptes, von welcher jedoch nur die Beine erhalten sind; ein zierliches Kapellchen aus Peperin auf vier jonischen Säulen mit Inschrift auf der Vorderseite und Verzierungen von Vögeln, die an Trauben naschen, auf den Seiten; zwei marmorne Statuetten bester Arbeit, das Familienhaupt darstellend, von welchen die eine zu einem Basrelief

aus Marmor gehört hat, welches die Bildnisse einer lycischen Gesandtschaft vereinigt zu haben scheint. Malerei hat sich nur in einer Ecke des Grabmals erhalten, welche dem Gewichte der Erde und der Zeit Troß geboten hat. Acht weibliche und vier männliche Figuren, darunter die Frau und Tochter des Familienhaupts, sind zu sehen. Zehn davon bilden eine Gruppe, die eine Bittschrift in Prozession zu tragen scheint. Die beiden andern befinden sich auf der anstoßenden Wand und stellen einen Apollonius und eine Frau von würdiger Haltung dar.

Der sogenannte Kunstverein der Virtuosen, welcher seine Sitzungen im Pantheon hält, hat seine Statuten einer Revision unterworfen und durch seine Vorsteher am 9. Juli dem Papst überreichen lassen, zugleich mit einem Exemplare des ersten Heftes der im vorigen Jahre gekrönten Konkurrenzarbeiten (Malerei: „Heimsuchung Mariä;" Skulptur: „die Schöpfung des ersten Menschen," und Architektur: „ein päpstlicher Thron"), die er in Stichen herausgibt. Zur Konkurrenz werden Künstler jeder Nation, aber nur katholischer Religion zugelassen.

Museen und Sammlungen.

Rom, 20. Juli. Thorwaldsen ist der Einzige unter den hier ansässigen Künstlern, ja überhaupt vermögenden Männern, der durch Ankauf nach und nach eine, nur aus Werken gleichzeitiger, meist in Rom thätiger Künstler sinnreich zusammengesetzte Gemäldegalerie gebildet, und dadurch für Ruf und Aufmunterung junger Talente bei Weitem mehr gethan hat, als ein anderer reicher Privatmann, ja selbst ein Fürst zu thun vermag, da die bloße Aufnahme eines Gemäldes in Thorwaldsen's Galerie schon mit Recht als die bedeutendste Empfehlung des Malers angesehen wurde. Man sieht in derselben vorzügliche Landschaften von Koch, Reinhardt, Dahl, dem jungen ungarischen Maler Marco, dessen Arbeiten von Jahr zu Jahr mehr Aufmerksamkeit erregen, Gudin ꝛc.; vortreffliche Genrebilder von Riedel, Lindau, Meyer, Nerly ꝛc., Handzeichnungen von und nach Carstens, auf welche Thorwaldsen ungemein viel Werth legt ꝛc.

Paris, 15. August. Das Musée Luxembourg ist nun wieder eröffnet. Man sieht darin drei neue Werke aufgestellt, die sich im vorjährigen Salon befanden: „den h. Lukas" von Ziegler, „die Attaque der weißen Bären" von Eugène Lepoittevin und „ein junges Mädchen, welches der Venus sein erstes Geheimniß anvertraut," Marmorstatue von Jouffroy.

Dresden, 2. August. Die Abgüsse der Bildwerke vom Parthenon, der sogenannten Elgin marbles, sind nun seit einigen Wochen alle Freitage in den Vormittagsstunden dem Publikum zugänglich. Die Anordnung des Lokals in einem der Zwingerpavillons ist geschmackvoll und zweckmäßig. Ritter v. Quandt hat eine Erläuterung der Kunstwerke für die Bildhauer drucken lassen. Der Besuch ist nicht sehr zahlreich, was für die Berufenen um so vortheilhafter ist.

Kopenhagen, 16. August. Die königliche Gemäldegalerie wird künftig dem Publikum unentgeltlich geöffnet. Sie zählt über 1100 Gemälde von 450 Malern aller Schulen. Das Werthvollste sind 355 Bilder der niederländischen Schule. Von der flandrischen zählt man 175, von der lombardischen 62, römischen 36, neapolitanischen und spanischen 17, florentinischen 15, französischen 35, deutschen 79 und von dänischen Meistern 300 Gemälde. Die ganze Galerie befindet sich in zwölf Sälen und wurde bereits von Christian IV. angelegt.

Unlängst hat man bei Roeskilde in einem thönernen Gefäße 6—700 Münzen aus dem 11ten Jahrhundert mit Bildern und Inschriften des englischen Königs Ethelred und Kanuts des Großen gefunden, welche vom hiesigen Münzkabinet gegen Erstattung des Silberwerthes erworben worden sind.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Wichtige Nachricht für Bibliotheken, Kunstsammlungen und Kunstliebhaber.

Kupferstich-Auktion in Wien.

Am 4. November dieses Jahrs und folgende Tage findet in **Wien** die freiwillige öffentliche Versteigerung des weiland gräflichen

Cicognara'schen Kunstkabinets

unter der Leitung der Endesgefertigten statt.

In demselben kommen vor:

Eine reichhaltige Sammlung von Kupferstichen aus dem **ersten** Jahrhundert der Kupferstecherkunst in Italien und Deutschland.

Drei verschiedene Auflagen der **berühmten Tarokkarten**, welche unter dem Namen der Karten von **Mantegna** bekannt sind.

Eine Folge von **138 Niellen** in Silber (Originalplatten), welche mit den Byzantinischen beginnt und bis zu den letzten in Italien verfertigten reicht.

Der Auktionskatalog,

welcher von Herrn Alexander Zanetti, Verfasser des unter dem Titel: „Premier Siècle de la Calcographie" (Venise 1837) erschienenen Werkes selbst angefertigt wurde, ist bei den Unterzeichneten gratis und in den vorzüglichsten Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die Anbote können auf die **ganze Sammlung**, auf **einzelne Sektionen**, auf **einzelne Meister zusammen** oder auch auf **einzelne Nummern** gestellt werden.

Aufträge werden von den Unterzeichneten zu den in dem Kataloge bemerkten Bedingungen gern übernommen und pünktlich ausgeführt.

Wien, im August 1839.

Artaria und Compagnie,
am Kohlmarkt Nr. 1151.

№. 80.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. Oktober 1839.

Stuttgart.

(Fortsetzung.)

So trifft es sich im Leben zuweilen günstig, daß die Kunst, zu der wir nicht gelangen können, zu uns kömmt. — Dahin zählen wir mit Recht auch das zeitenweise Eintreffen von Kunsthändlern, die sich nie ohne wenigstens einige recht gute Bilder einfinden, was die Liebhaber erfreut und belehrt, und meistens auch zu dem oder jenem erwünschten Besitze bringt, der ihre Sammlungen neu belebt. Sie machen so nebenbei ihre Schule mit oder ohne Lehrgeld.

Was den Tauschhandel betrifft, so versteht sich, daß der Kunsthändler nicht gleichauf im Werthe der Bilder troquiren kann, weil er leben und gewinnen will. — Hier hilft denn kupplerisch die Leidenschaft der Liebhaber für Neues, für hohe Namen, wofür sie in der ersten blinden Liebesbrunst oft gern einen ältern Schatz gewohnheitssatt mit erklecklichem Aufgeld hingeben.

Aus unbekannter Quelle, denn die genannte schien pseudonym, kam nach und nach eine Zahl guter alter Bilder hieher. Wir schauten Niederländer und Italiener, manche unbezweifelte Originale der angesagten Meister, manche bestrauchelt. Das Meiste wurde festgehalten. Später fand sich Herr v. Metzler von Frankfurt, der in Baden ein stehendes Kabinet hat, mit vielen zum Theil kostbaren Bildern hier ein, wovon Manche von hohen und andern Kunstliebhabern erworben wurden. Es war wirklich ein Genuß, diese Sammlung wiederholt zu schauen, sich der großen historischen Tableaux von Titian, Annibal Carracci, Guido ꝛc., einiger trefflicher Altdeutschen, schöner Landschaften, Genrebilder ꝛc. zu erfreuen. Später hatte der Porträtmaler, Herr Waagen aus München, beiläufig gesagt ein Bruder des königlichen Galeriedirektors Waagen in Berlin und Gatte der berühmten Sängerin Schechner, eine Sammlung von Bildern im Redoutensaal aufgestellt, welche wir die bedeutendste, die je hier gewesen, nennen dürfen, weßhalb sie auch bei den hiesigen Liebhabern und Künstlern das lebhafteste Interesse erregte. Es waren Werke verschiedener Zeiten, Schulen und Kunstarten, darunter Tableaux von hoher Meisterschaft, treffliche Italiener und Niederländer, die nach sorgfältiger, schonender Reinigung den einladendsten Anblick gewährten.

Ganz ausgezeichnet und in jeder Beziehung hochgehalten war ein „Seesturm“ von Wilhelm van der Velde, ein Bild, in welchem sich eine lebenslange Naturbeobachtung beurkundete. Die Betrachtung eines solchen Werkes stärkt unser Gemüth augenblicklich; wir fühlen die Sicherheit eines ernsten Strebens und was die auf Eines gerichtete Gottesgabe im Leben vermag.

Sehr trefflich war ein „verlorner Sohn“ von Guercino, und dies sowohl in Beziehung auf Komposition und Ausdruck, als auf Frische des Kolorits und Kraft des Helldunkels. — Zwei Porträts von Vincenzo Catena, einem Mitschüler von Titian, gewannen sich viele Verehrer. Besonders hielt das männliche die Kunstfreunde fest. Sie sind neuerdings im Lokal des Kunstvereins ausgestellt. Die fast stofflose Klarheit dieses Inkarnats ist wirklich geheimnißvoll. — Zweier Molenaers von seltener Größe, Bauernscenen voll Laune, und eines Mondscheins bei Genua von Schönberger wollen wir auch noch gedenken.

Wie früher die v. Metzler'sche, so genoß auch die Waagen'sche Sammlung die seltene Auszeichnung, daß Se. königliche Majestät sie einer genauen Besichtigung würdigten und nicht unbedeutende Ankäufe daraus anordneten. — Die allgemeine Anerkennung hatte nur zu bedauern, daß noch kein Kunstfonds bereite Mittel zu Erwerbungen hat, und daß die Zahl der bemittelten Liebhaber eine sehr kleine ist, so daß man also nach kurzer Augenweide manches liebwerthe Bild wieder von hinnen ziehen lassen muß. Ein Gewinn bleibt uns immer; — die Uebung, die Stärkung, die richtige Lenkung des Blicks, die genauere Interpunktion des Kunstmaßstabs. Es ist

nichts wünschenswerther, als daß uns recht frühe das Klassische, das erreichbar Höchste vor Augen trete. Doch gewinnen eigentlich in allen Dingen nur die Bildsamen, Strebsamen. Bei der Masse zeigt sich die Lust am Materiellen, Massiven unüberwindlich. Das zeigt sich überall, wo Kunstwerke zur Schau aufgestellt sind. Denn daß das Höchste am Ende aller Welt gefällt, beweist nichts hiegegen, da es mit allen Mitteln zugleich wirkt.

Eines fremden Künstlers, dessen persönliches Erscheinen von Energie und Kunstfeuer zeugt, will ich beim Hinblick auf die reisende Kunst auch gedenken. Es ist Herr Ferdinand Schimon aus München, eigentlich Sänger und Hofschauspieler, als Maler — Dilettant. — Er hatte in unserm Kunstverein das Bildniß einer berühmten dramatischen Künstlerin, lebensgroßes Brustbild in Oel, aufgestellt. Auffassung und Darstellung, Technik und Naturtreue überraschten aufs angenehmste und erhielten lautes Lob. Ihm wurde der ehrenvolle Auftrag, zwei junge Damen höchsten Ranges zu malen. Auch zwei Prinzen v. H. stellte er in lebendiger Individualität dar. Das Bild des königl. Hofschauspielers Moriz frappirte vielleicht am meisten, weil es mit den wenigsten Mitteln wie hingeschrieben und dennoch — oder eben darum lebend, athmend, sprechend erschien. Die Transparenz der Haut bis auf Knochen und Muskel, das Feuer des Auges, die Sprachfertigkeit des Mundes ꝛc. sie gaben das Original lebendig wieder. Das Schönste, was ich von Bildern dieser Art neuestens gesehen, war unter einer Reihe weiblicher Schönheiten das Bildniß eines entkleideten Mädchens mit schlichten dunkelm Haar, in bezentanmuthiger Wendung des wunderherrlichen Körpers. Wahreres Inkarnat habe ich nie gesehen. „Hitz“ war das Bild bezeichnet. Ein zweites von Demselben, Brustbild, angekleidet, zeichnete sich auch vor allen übrigen aus, und es waren berühmte Namen darunter.

Mit dem Monate Mai trat die jedes dritte Jahr wiederkehrende Kunst- und Industrie-Ausstellung ein. Wie der Ausschuß der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe mit höchster Genehmigung eine Lotterie von Fabrikaten auch diesmal wieder veranstaltete, so bildete sich nun andererseits auch ein Verein, der Guldenloose zu Ankauf und Ausspielung von Kunstwerken abzusetzen bemüht war. Dies geschah mit so günstigem Erfolge, daß netto 2400 fl. eingingen, wofür sofort 26 Oelgemälde, 45 Lithographien, 8 Stahl- und Kupferstiche, sämmtliche Blätter von bedeutenderem Preise angekauft und am 21. Juni urkundlich verloost wurden.

Ein unabwendbares Hinderniß ließ mich die Ausstellung nur zweimal, und zwar sogleich bei der Eröffnung, besuchen, wo noch nicht einmal alle Bilder angelangt und aufgestellt waren. So müßte ich mich also eigentlich jeder nähern Aeußerung über diese ganze Erscheinung enthalten, träfe es sich nicht, daß die Mehrzahl der Kunstwerke von den Räumen des Kunstvereins her den Kunstfreunden schon bekannt war, und daß bei näherer Bekanntschaft mit der vaterländischen Kunst und einiger Uebung des Blicks die größere oder kleinere Geltung und Gelungenheit eines Bildes ꝛc. schnell gewürdigt werden kann.

Von historischen Bildern sind mir geblieben: von Bruckmann von Heilbronn (in München) „das Mädchen aus der Fremde,“ nach Schiller. Trotz einigen Zeichnungsmängeln (was man so heißt, sind in der Malerei oft Mängel in der sorgfältigen Ausführung) ein reiches, heiteres Bild; — von Hofmaler Gegenbauer: „Venus mit dem Parisapfel;“ Oelgemälde in enkaustischer Manier; und ein „Landmädchen“ aus der Nähe von Rom. Gegenbauer's Meisterschaft ist längst anerkannt. Wenn jenes Bild die höchste Vergeistigung der Sinnlichkeit in Auffassung, Behandlung, Ausdruck ꝛc. zur Anschauung bringt, so wirkt dieses, ein Liebling vieler Kenner, rührend durch das in sich zurück Gedrängte, Sinnige, fast Schwermüthige, Mignonartige der jungen südlichen Gestalt, die nach dem Leben gemalt ist. — Von unserm verehrten Landsmanne, Professor Hartmann in Dresden gefielen ein „schlafender Bacchus“ und „Amor“ noch mehr, als ein „Homer vor den Griechen,“ dessen reiche Kombination der mannichfaltigsten Figuren, Stellungen, Inkarnate ꝛc. Manchen zu überdrängt scheinen wollte. — Schabet, derzeit in München, bezeichnet durch seinen „Alpenkönig“ noch das Suchen eines malerischen Vortrages und Ausdrucks. Solche Bilder heißen uns noch zuwarten. — Die „Erscheinung der Engel bei den Hirten“ von Schmid dahier ist ein gutes, großentheils gelungenes Effektstück mit wohlberechneter Anordnung. Beim Anblick des etwas schweren Himmels kam mir wieder, was ich schon hundertmal gefunden, daß die ältern Meister bei weitem feiner geriebene, klarere, leuchtendere Farben angewandt, als die neuern. Eine neuere Retouche auf einem älteren Bilde zeigt sich stets durch die frostige Unklarheit der Farbe. Wer sich mit Reinigung der Gemälde abgibt, der nimmt dies auf der kleinsten Stelle und auf den ersten Blick wahr. Ich möchte einmal einen Van Huysum oder Hamilton mit unsern gewöhnlichen Farben malen sehen. Schmid's Bild dürfte einer Hauskapelle wohl anstehen. Von seinen Porträts gefallen uns die kleinern und mittlern besser, als die lebensgroßen, denen er nicht die Modellirung und Haltung jener zu geben weiß. — Von Schöninger, derzeit in München, dessen „Tyroler“ ein vielversprechendes, wirksames Bild ist, möchten wir wohl seine neuesten Arbeiten sehen. — Der „Liebetrunkene“ von Strecker dahier, bezeichnet einen unserer besten, gewandtesten Künstler. Sein neuester Fortschritt war ein Sprung, ein Schwung, eine Metamorphose zu nennen. Gegen den allegorischen Gedanken haben sich

einige Stimmen gekehrt. Der ganze Habitus und Ausdruck des Jünglings, die Nähe des Liebesgottes rc. bezeichnen eine innere Seligkeit. Dann ist aber die aufgehobene Trinkschale überflüssig, ja störend, indem sie einen ganz andern Sinn und Zustand andeutet. — Maler v. Wächter hatte „Hymen und Amor,“ „Anakreon“ und „Herkules am Scheidewege“ ausgestellt, Belege, daß auch er noch in hohen Jahren bildend thätig seyn muß. Es sind Gedanken im bekannten Styl des Meisters, die man im Ganzen betrachtet, ohne sie mikroskopisch nahe zu nehmen. — Weng von hier hat in seinen „Makkabäern, von Griechen überfallen“ augenscheinlich Etwas unternommen, was er nicht ganz durchzuführen vermochte. Man kann manchen Einzelnheiten Verdienst zugestehen, ohne darum in dem Ganzen ein ansprechendes Bild zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Der Thätige hat ein geschärftes Auge, wenn er in seinem Thun auf Hindernisse stößt, für das, was ihm weiterhelfen dürfte, und so sieht der ausübende Künstler sich um nach Demjenigen, was er sich aus der Natur- oder Kunstwelt als das ihm und seinem Werk gemäße aneignen möchte.

Auf ähnliche Weise ist das Auge des Kunstfreundes, Kunstkenners offen und thätig in den genannten Sphären, — und doch auch wieder in anderer Art. Er will nicht schaffen, sondern lernen, nichts Neues erzeugen, sondern sich des Gebildeten kundig erfreuen. Seine Richtung ist nicht einseitig auf ein bestimmtes Förderndes gerichtet, sondern nach jeder Seite hin thätig, die sein allgemeines Kunstinteresse ergreift.

Weil nun der Künstler mit seinem Polyphemauge leicht engsichtig wird und, in sein Thun verfangen, von Allem hinwegsieht, was ihn in seinem Selbstbewußtseyn irre machen könnte, — der Kunstfreund aber sein hundertfaches Argusauge selten lange genug auf Ein Objekt richtet, und den theoretischen Blick zum technischen macht, so wäre wünschenswerth, daß Beide ihre Augen zuweilen gegenseitig vertauschten, d. h. daß Jeder sich in die Stellung, die Sehweise des Andern zu setzen suchte.

Zu allem Schaffen gehört neben dem richtigen Blick auf das Eine, was Noth ist, ein korrektionneller Blick aufs Allgemeine; — zu allem Forschen neben dem allgemeinen Interesse für die ganze Sphäre eine besonnene Wahrnehmung von möglichst vielem Einzelnen.

Nachrichten vom August.

Museen und Sammlungen.

Haarlem. Seit dem Monat Juni v. J. ist hier im Tanzsaale des Lustschlosses Welgelegen eine Bildergalerie lebender niederländischer Maler errichtet. Es befinden sich darin schöne Meisterwerke der ersten Künstler, dabei aber auch Jugendarbeiten verdienter Männer, welche von der hiesigen väterlich gesinnten Regierung zur Aufmunterung und Belebung des Kunstfleißes gekauft wurden.

Bauwerke.

Livorno, 1. August. Eine neue englische Kirche, zu welcher die englische Regierung 5000 Pfd. Strl. beisteuert, und deren Architekt della Valle ist, scheint sich in Ansehung des Styls über das Mittelmäßige zu erheben, während sonst hier zwar viel, aber sehr geschmacklos gebaut wird.

Wien, 1. Aug. Seit einigen Wochen wird das 14stockige, 72 Wiener Klafter hohe Gerüst des Stephanthurmes häufig bestiegen. Es ist mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit, Festigkeit und sogar Bequemlichkeit gebaut, so daß man um die äußerste Spitze des Thurms, durch ein Geländer geschützt, herumgehen kann. An der Pyramide selbst hat man durchaus keinen Schaden gefunden, der die Senkung erklären könnte, tiefer jedoch einen bedenklichen Riß bemerkt, der durch die ganze Mauer geht und eine Auswechslung der Steine nicht gestattet. Man hoffte indeß, denselben durch starke eiserne Klammern in derselben Art unschädlich machen zu können, wie der Riß in der St. Peterskirche in Rom durch den bekannten eisernen Ring, welcher nun schon lange die Riesenkuppel zusammenhält. Indeß hat man unlängst, als man mit der großen Glocke läutete, auf dem Gerüste ein so bedenkliches Schwanken bemerkt, daß man zu der Ansicht gelangt ist, der Thurm bedürfe keiner Reparatur, sondern einer völligen Abtragung, wenn er nicht über kurz oder lang den Wienern über den Kopf stürzen soll, und so wird denn dieselbe noch in diesen Tagen beginnen.

21. August. Man arbeitet hier seit gestern an der Abtragung des Stephanthurmes, wobei die Arbeiter außerordentliche Kühnheit zeigen.

München, 25. August. Heute am Geburts- und Namenstage Sr. Majestät ist die neue gothische Mariahilfkirche in der hiesigen Vorstadt Au feierlich eingeweiht und somit eine der schönsten Zierden unserer Residenz ihrer Bestimmung übergeben worden.

Kreuznach, 14. Juli. Endlich wird denn dem Hauptmangel unsers segenreichen Kurorts abgeholfen und ein großes Kurhaus erbaut. Die Mittel dazu sind durch Aktien zusammengebracht und der Bau zum Konkurs für Architekten ausgeschrieben worden. Der für den besten Bauplan ausgesetzte Preis wurde durch Stimmenmehrheit einem frühern Schüler Gärtner's, Herrn Baumeister Jahn zu Wiesbaden, zuerkannt, der sich schon rühmlichst durch die Aufführung des Kurhauses in Weilbach ausgezeichnet hat und jezt die mit vielem Geschmacke entworfenen Stationsgebäude der Taunus-Eisenbahn ausführt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Vorläufige Anzeige
einer illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes.

Die unterzeichnete Verlagshandlung, welche sich seit mehr als zwei Jahren mit einer **illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes** beschäftigt, glaubt eine vorläufige Nachricht davon sowohl dem Publikum, als auch dem Bearbeiter des Textes und den Künstlern schuldig zu seyn, welche dieser würdigen Aufgabe ihr Talent und ihren Fleiß zu widmen unternommen, und darum mit dem Nachfolgenden Einiges über den Plan vorausschicken zu müssen.

Das Ende des vierten Jahrhunderts seit Erfindung der Buchdruckerei bezeichnet sich durch einen eigenthümlichen Aufschwung dieser Kunst, durch die wichtigsten Verbesserungen und neue Wirkungsmittel. Zu den bedeutendsten derselben gehört die Verzierung der Drucke mit Bildern, welche, dem Texte beigedruckt, diesen heiter oder ernst erläutern und gleichsam den Geist desselben verkörpern. Dies wurde aber nur durch den Holzstich möglich; denn unter allen Vervielfältigungsmitteln ist nur der Holzstock nach demselben Prinzip wie die beweglichen Lettern gebildet. Die Typographie ging, indem sie diese Richtung einschlug, an ihre Quelle zurück; sie suchte in der Holzschneiderei, der Mutter des Bücherdrucks, neue Kraft, sie nahm diese so lange ganz vernachlässigte Kunst mit Ernst und Liebe wieder auf, und steigerte sie rasch zu einer sehr bedeutenden Höhe. Die Holzschneidekunst ist jezt im Stande, selbst die feinsten und ausgeführtesten Konzeptionen des Zeichners wiederzugeben, sie hat dabei ganz eigenthümliche Vorzüge und Wirkungen vor dem Kupfer- und Stahlstich voraus, und somit ist die unmittelbare Verbindung zwischen Typographie und zeichnender Kunst, der wir bei den Anfängen des Bücherdrucks begegnen, auf einer höhern Stufe der Entwickelung wieder hergestellt. — Bereits haben Engländer und Franzosen Meisterwerke ihrer Literatur oder populäre Schriften auf diese Weise verziert. Auch das Vaterland der Buchdruckerkunst ist nicht zurückgeblieben. Die unterzeichnete Buchhandlung hat durch die von Neureuther ausgeführten Illustration des Cid von Herder bewiesen, was deutscher Fleiß und deutsche Kunst jezt schon in diesem Fache vermögen, und wenn sie zunächst das erste große Dichtwerk unseres Volkes, das **Nibelungenlied**, in ähnlicher Weise behandeln zu lassen bemüht ist, so darf sie bei dieser Wahl des allgemeinen Beifalls gewiß seyn. Die älteste deutsche Epopöe, das gewaltige Gemälde, in dem uns in verschwimmenden Bildern die frühen Geschicke unseres Volks, aber in desto festeren Umrissen die großartigen Züge seines Charakters entgegentreten, verdient es unter den ersten, durch die neue Blüthe einer deutschen Kunst verherrlicht zu werden.

Der Bearbeiter des Textes hat sich die Aufgabe gestellt, die Sprache des 12ten oder 13ten Jahrhunderts dem Verständniß der Gegenwart anzunähern, durch Anwendung der jezigen Orthographie, durch Vertauschung der jezt nicht mehr oder in einem andern Sinn gebrauchten, mithin für den Laien unverständlichen Wörter und Ausdrücke mit den ihnen, nach dem heutigen Sprachgebrauch, gleichbedeutenden oder entsprechenden, ohne doch dem ehrwürdigen Gedicht das Gepräge der Alterthümlichkeit und Naivetät durch überflüssige und willkürliche Aenderungen an den Wörtern und Konstruktionen und durch störende moderne oder gar sentimentale Ausdrücke zu rauben. Kurz, er beabsichtigt **keine Uebersetzung** zu liefern, sondern sein Bestreben ist darauf gerichtet, dem Gedicht annähernd eine solche Gestalt zu geben, wie es sie jezt etwa haben möchte, wenn es seit seiner Entstehung in der Nation stets lebendig geblieben wäre. Die Freunde deutscher Nationalpoesie werden es nicht mißbilligen, wenn hiemit ein neuer Versuch gemacht wird, eines ihrer edelsten Denkmale durch die schonendste Veränderung in der äußern Form bei gewissenhafter Achtung des Kerns und des tieferen Gepräges, einem größern Theile der Nation zugänglich zu machen, als derjenige ist, der sich desselben in seiner ursprünglichen Gestalt zu erfreuen vermag, — ein Dichtwerk, das an Großartigkeit und Zartheit, an Tiefe und Kraft wohl den gefeierten epischen Gedichten der Griechen sich vergleichen darf. Eine zweckmäßige Bearbeitung der äußern Form, deren wirkliche und scheinbare Fremdheit im Original Viele abschreckte, dient vielleicht, dem Geist und Charakter der edeln Dichtung eine noch ausgedehntere Anerkennung zu verschaffen, und Viele, auch außer dem Kreise der Gelehrteren, zu überzeugen, daß es weder den kühnen, trotzigen Recken, welche das Nibelungenlied uns vorführt, an tiefer, ächt menschlicher Empfindung, noch den beschriebenen Thaten und Ereignissen am mannichfaltigsten Interesse, noch dem Dichter, der die vorhandenen Elemente abschließend zur Einheit verband, an Kunst und Begeisterung fehlt. Sie werden die ungekünstelte und doch so scharfe Zeichnung, den Reichthum und die Kontraste der Charaktere, die einfache Großartigkeit der Motive, die gemessene Entwickelung der Ereignisse, die ahnungsvolle Vorbereitung und die erschütternde Erfüllung der Katastrophe bewundern, sie werden in einem Zeitalter, wo die deutsche Kunstpoesie in den großen Genien, die auf unser Jahrhundert ihren Glanz warfen, vielleicht auf längere Zeit ihren Gipfelpunkt erreicht hat, sich aufgefordert fühlen, ihre Blicke auf die schönste, vollendetste Blüte der Volkspoesie zu richten, welche vor sechs Jahrhunderten schon in unserem Vaterlande aufging, und mit freudigem Stolze sich auf's Neue des Reichthums bewußt werden, welchen der Genius der deutschen Poesie in so weit auseinander liegenden Zeiten entfaltete, und das noch halb im Mythus wurzelnde, halb in die Morgenröthe der Historie hineinragende Gedicht wird eben so die Freude an ächter, gediegener, gesunder Poesie, als die Liebe zur vaterländischen Geschichte, zu deutscher Geisteseigenthümlichkeit, den nationalen Sinn zu allen Zeiten kräftigen und beleben.

Wenn nun der mittelalterliche Dichter sich der bedeutsamen Sage einer ihm fernen Zeit künstlerisch bemächtigt und sie seinen Zeitgenossen in den lebendigsten, ausgeprägtesten Gebilden näher gerückt hat, so soll fast nach gleicher Periode nunmehr die zeichnende Kunst unserer Zeit das große Werk des Dichters ergreifen und, ihm nachbildend, seine mannichfachen Gestalten in der freien Bewegung des Lebens hinstellen. Der Genuß dessen, der schon gewohnt ist, sich dem Zauber der alten Poesie hinzugeben, wird dadurch vielfach erhöht; wem aber bis jezt über den Forderungen moderner Bildung das Nibelungenlied unbekannt geblieben ist, der wird vom Künstler auf diesen Schauplatz der wildesten Leidenschaften und der zartesten Gefühle, übermüthiger Lebenslust und kecker Todesverachtung, schlichter Derbheit und edler Sitte, hohen, stolzen Männersinns und holdseliger Weiblichkeit auf's Anmuthigste hineingezogen werden.

Die Ausführung ist den ersten Künstlern Münchens anvertraut, und bei den raschen Fortschritten der Holzschneidekunst und der Typographie werden wir im Stande seyn, noch ungleich mehr zu leisten, als durch Herder's Cid bereits geleistet worden ist.

Stuttgart, im September 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

№ 81.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 8. Oktober 1839.

Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Landschaften hatten wir überwiegend viele und darunter sehr gute. Bayer in Heilbronn, Braungart in Eßlingen halten sich an ihre Nähe. Lezterer hätte unter andern Umständen durch die Leichtigkeit seiner Bäume, die Duftigkeit seiner Fernen wohl bedeutend werden können. — Büttgen dahier ist es wirklich geworden. Er liebt das Wildromantische: Gletscher, Alpseen, gigantische Felsen, Höhlen, Winterscenen ꝛc. Eine treue Naturbeobachtung und die gewandteste Technik kommen ihm zu statten. — Emminger von Biberach hat in zwei Donaugegenden einen frühern, tiefern, anmuthigen Ton der Landschaften getroffen. — Föhr von hier strebt in seinen Landschaften, und so auch in dem ausgestellten „Abend am Walenstadtersee“ weniger nach Porträtähnlichkeit und nach Genauigkeit der örtlichen Details, als nach einem Totaleindruck der Beleuchtung, welche freilich die Blüthe der Landschaftmalerei, aber auch das schwerst zu Erringende ist, was bei den großen Meistern aus einer leise, aber sicher, durch alle Gründe und Massen des ganzen Tableaus hindurchgeführten Lichtskala erwuchs. — Heinzmann in München hat, besonders auch als Porzellanmaler, in Bayern einen so wohlbegründeten Ruf, daß man von ihm nur Gelungenes erwartet. Sein „Hintersee“ und „Schloß Aschau“ sind von unserm Besten. — Louis Mayer von hier hat in seinem „Subiaco“ eines seiner gelungensten Werke gegeben. Ist auch die Oertlichkeit genannt, so bleibt doch gewiß immer die Hauptanordnung, die Abwägung der Gründe und Massen, die Struktur des Vorgrundes, die Staffage, die Beleuchtung, die ganze Betonung ein Werk und Verdienst des Malers, und dieses Alles wird man an dem kräftig gehaltenen Bilde loben müssen. — Mali schien anfangs wie zum Theatermaler bestimmt. Er malt erstaunlich viel, aber leider nicht um der Natur täglich näher zu kommen. Manche junge Talente klagen über Mangel an Ausmunterung, Unterstützung, und doch wären ihnen diese ohne Zweifel geworden, wenn sie nicht schon frühe von der Natur ab- und in Manier verfallen wären. — Von dem längst verstorbenen Maler Müller aus Riga, war ein „Reichenbach,“ Wasserfall in der Schweiz, als Fragment hinterlassen worden, dessen sich endlich Dörr in Heilbronn annahm und ihn so vollendete, daß man ihn unter Müller's, oder eigentlicher unter seine eigenen besten Bilder zählen kann, wie er sich denn seinem ausgestellten „Lauterthal“ und „Via mala“ würdig beigesellte. — Emilie v. Reinbeck, talentvolle, gemüthliche Dilettantin, gab drei kleinere Landschaften. — Rist in Augsburg schuf in seinem „Hohlweg im Römischen“ eine enggeschlossene Felsennatur mit Dämmerlicht, die seinem köstlichen Studium aus dem „Prater“ (im Privatbesitz, aber galeriewürdig) nicht nachsteht. Man will wissen, daß dieser bedeutende Künstler in trüben Stunden an seinem Vermögen verzweifle, die Natur zu erreichen. Wir sahen auch früher wirklich Bilder von der Küstengegend Mittel-Italiens, die ein solches wühlendes, übertriebenes Streben nach Naturtreue verriethen. Man sah Spuren von Griffel, mechanische Höhen und Tiefen, wie man wohl ehedem bei Porträts Wangen, Stirne und Kinn von hinten hinausgedrückt hat. Uns scheint, vertrauter Umgang mit den klassischen Landschaftsmalern einer Galerie könnte dieses trostlose Bemühen mäßigen. Troz dem ewigen Rath: Ahmet die Natur nach! — kann man doch andererseits wieder hinzufügen: Ihr werdet sie aber im Ganzen und Einzelnen ganz unnachahmlich finden, und froh seyn müssen, wenn Ihr unserer Imagination ein angenehmes Blendwerk vorzumachen lernt.

Gälten solche Skrupel in der nachahmenden Kunst, müßte sie die Natur im Spiegelbilde wiedergeben, so hätte Herr Prof. Steinkopf sich die größten machen müssen, denn er wagte es, den Frühling zu malen. Das ist vielleicht noch nie geschehen, so nahe es zu liegen scheint. Denn das „Wiederaufwachen der Natur“ dünkt

dem menschlichen Sinne schön, malerisch. Der Maler weiß aber wohl, daß der Herbst viel malerischer ist, als der Frühling, daß verbreitetes Grün eintönig, kalt ist, daß die Blüthenbäume von Ferne schmutziggrau aussehen, in großer Nähe aber monotone kalte weiße Blüthenballen ohne Abwechslung darstellen, daß Blumen nicht in großer Anzahl gemalt werden dürfen, daß Gelbgrün eine schreiende, vergängliche Farbe ist, daß die nothwendige Lichtspannung, die dunkle Kraft des Vorgrundes nicht zu erzielen ist und noch viele andere Momente. — Dennoch ist es dem Meister gelungen, ein Bild zu schaffen, das ganz den bezweckten Eindruck hervorbringt. Es ist wirklich der heiterste Frühling über dasselbe ausgebreitet, und man tritt mit dem genesenen Alten, begleitet von der Familie, überrascht heraus in diese heitere Pracht des Maien. Der Maler wußte so anzuordnen, so hauszuhalten, zu geben und zu nehmen, daß in dieser Fülle kein Ueberdrang, in diesem Reichthum keine Wiederholung bemerkbar und störend wird. Doch wollen wir Eines bemerken: Was nach den frühern Prinzipien der Landschaftmalerei nicht thunlich gewesen wäre, was kein Italiener und Niederländer wagen wollte, das ist nach der neuern Betonung der Landschaften möglich; die Kunst ist aus der mysteriösen Nacht, dem geheimen Zauber des Helldunkels nun herausgeschritten zum vollen Licht der Tageshelle. Man trete in Gedanken aus einer alten italienischen Kirche in einen modernen Fürstenbau, und man wird Obiges begreifen.

Die Landschaft des Sohnes von Pr. Steinkopf, Julius, sah ich nicht; wir dürfen aber die väterliche Schule darin voraussetzen.

Die Aquarellzeichnungen von Emminger; zwei aus Italien, eine von der Isar, so wie die kleinen Alpengegenden mit niedlichen Figürchen von Heinzmann sind dem Kunstverein längst sehr werthe Bilder. Die Bistrezeichnungen des Hofkupferstechers Seyffer sind stets sehr genaue und ausgeführte Naturstudien, und haben darum nicht immer die beliebte Totalität und Heiterkeit der Tableaux zum Aufhängen.

(Beschluß folgt.)

In einer bekannten reizenden Gegend Schwabens, ohnweit eines vielbesuchten Badorts steht eine kleine Dorfkirche auf dem Vorsprung eines Hügels, die sich von überall her als eine integrirende Masse der Landschaft bemerkbar macht. Wird sie weggedacht, so verliert das Landschaftsbild ungemein, ja es wird ein ganz anderes.

Daraus kann man sich Manches entnehmen. — Die Kirche ist eine Zufälligkeit in diesem schönen Thal. Sie könnte etwa auch unten im Dorfe stehen, oder das Filial ganz ohne Kirche seyn. Man würde die Gegend dennoch anmuthig finden; aber mit künstlerischen Augen betrachtet ist das Kirchlein so wesentlich, als irgend einer der schönen Rebhügel oder Waldberge des Thales.

Der sinnige Naturfreund mag sich also beim Genuß der Schönheit einer Gegend auch der einzelnen pittoresken Partien bewußt werden. Wie er das Kunstwerk um seine Natur fragt, so mag er die Natur um ihre Kunstschönheit fragen.

Der ausübende Künstler wird noch weiter gehen. Er wird eine wirkliche Natur in allen ihren Theilen abwägen und mit ihr verfahren, als könnte das Gewordene, Unveränderliche ein Gegenstand seiner Komposition werden. Er wird dazu oder davon thun.

Wo er aber wirklich komponirt, kombinirt, da wird er in Erinnerung, daß fast in jeder Gegend, wie in der genannten, die eine oder andere zufällige Masse zum Reiz, zum Malerischen derselben wesentlich beiträgt, aus seinem Bildervorrathe das Passendste herauswählen und zweckmäßig anwenden.

Das Sammeln eines solchen Schatzes malerischer Massen ist aber ein eigenes Geschäft des Künstlers — und was dieser in seine Mappe bringt, kann der Kunstfreund, der doch hoffentlich auch der sinnigste Freund der erscheinenden, schaubaren Natur ist, in sein Gedächtniß aufnehmen.

Jener wird es jedoch methodisch betreiben; er wird auf Spaziergängen und Reisen nicht nur im Allgemeinen die pittoresken Theile der Gegenden wahrnehmen, sondern oft vom Weg ab malerische Massen und die günstigsten Standpunkte ihrer Darstellung aufsuchen.

Ueberdies wird er alle landschaftlichen Gemälde, Kupfer ꝛc., Zeichnungen ꝛc. besonders auch aus diesem Gesichtspunkte betrachten und das „Warum" erwägen, im Gebildeten den Sinn des bildenden Künstlers walten sehen.

* * *

Wer es recht anzugehen weiß, kann uns mit Klecksen entzücken, wer nicht — mit dem mühevollsten Werk kalt lassen. Es gibt eine geistreiche, dynamische Naturauffassung, die noch im flüchtigsten, derbsten Vortrage sich offenbart, bei dem man mit unserer Imagination ein Aeußerstes wagen darf. Hinwieder sehen wir noch viel öfter einen geistlosen Fleiß in endloser Atomistik sich abmühen, ohne daß uns ein Leben daraus ansprechen will. So wird aus einem Conglomerat niemals ein gediegener Fels.

Nachrichten vom August.

Bauwerke.

Paris, 9. August. An der innern Ausschmückung der Magdalenenkirche wird eifrig fortgearbeitet. Wir theilen hier eine genaue Uebersicht dieser interessanten Arbeiten mit, die freilich, nach dem Range der Meister, von sehr ungleichem Kunstwerthe sind. Unter dem Halbkreis des ersten Altars rechts vom Eingange: das Gastmahl bei den Pharisäern, die heil. Magdalena zu den Füßen Christi, Gemälde von Couder; auf dem Altar die Statue des heil. Vincent de Paula. Zweiter Altar: Magdalena vor dem Kreuze knieend, Gemälde von Bouchot; auf dem Altar die Statue der heil. Jungfrau, von Seurre. Dritter Altar: Tod der Magdalena, Gemälde von Signol; auf dem Altar der heil. Augustin, seine Bekenntnisse schreibend, von Etex. Die Statue der Magdalena von Marochetti ist für das Chor bestimmt. Vierter Altar: Magdalena in der Wüste, von Abel de Pujol; auf den Altar wird die heilige Clotilde, von Barye, kommen. Fünfter Altar: Magdalena, Spezereien zum Einbalsamiren des Körpers Christi tragend, vernimmt von einem Engel die Auferstehung, von Léon Cogniet; auf dem Altar die Statue Christi, von Duret. Sechster Altar: Christus Verkündigung, Magdalenens Bekehrung, von Schnetz; auf den Altar kommt die Statue der heil. Amalie von Bra. Die Strebebogen werden von Pradier, Roman und Foyatier mit Skulpturen verziert. Am Plafond der Orgeln befinden sich Basreliefs, welche den Glauben, von Guersent, die Hoffnung, von Lequien, und die Liebe, von Bresson, ausgeführt, darstellen. In der Vorhalle wird man rechts, in der Trauungskapelle, eine Gruppe, die Trauung der heil. Jungfrau, von Pradier, sehen; links, in der Taufkapelle, eine Gruppe, die Taufe Christi, von Rude. Die beiden Weihkessel werden von Antonin Moyne gearbeitet; zu den Bronzethüren hat Marboeuf die Modelle geliefert; die Kinderfiguren am innern Fries rühren von Caillouette her. Das große Bild unter der Kuppel des Chors hat bekanntlich Ziegler gemalt. Endlich führt Rivera mehrere Heiligenbilder aus, die zwischen die Säulen rings um den Chor zu stehen kommen, namentlich die Statue des heiligen Philipp, der heiligen Amalia, Helena ꝛc. Alle diese Arbeiten sind weit vorgerückt, und wenn keine unnöthige Zögerung eintritt, kann die Kirche sehr wohl vor dem Schluß des Jahrs geöffnet werden.

Fontainebleau, 2. August. Die Restauration des hiesigen Schlosses, bei der es sich nur von dem Innern desselben handelte, indem man wohlweislich an der äußern Architektur aus der Zeit Franz I. nichts geändert hat, ist nun vollendet. Es war dabei der Grundsatz angenommen, jedes historisch-merkwürdige Gemach wieder in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen.

Aachen, 5. August. Die an den Krönungssaal (welcher bekanntlich mit Freskobildern aus der Geschichte Karls des Großen neu ausgeschmückt werden wird) stoßende Kapelle Karls des Großen läßt Se. k. H. der Kronprinz auf eigene Kosten im alterthümlichen Geschmacke wiederherstellen.

Brügge, 20. Juli. Die berühmte hiesige Kathedrale ist am 19ten theilweise abgebrannt. Das Feuer ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß die Bleidecker, welche Mittags nach Hause gegangen waren, vergessen hatten, das Feuer ihrer Oefen auszulöschen. Indeß ist über den Entstehungsgrund nichts Sicheres ermittelt worden. Die Thüren und der Dachstuhl sind vernichtet; das Gewölbe hat dem Feuer widerstanden. Die werthvollen Gemälde hatten durch ungeschickte Rettungsversuche, zum Theil auch durch frevelhafte Beschädigung viel gelitten. Unter den zerstörten Gegenständen hat man vorzüglich den schönen Taufstein von nordischem Porphyr zu beklagen.

Den 13. August. Die Kontrakte zur Wiederherstellung unserer Kathedrale werden schon in den nächsten Tagen abgeschlossen werden.

London, 15. August. In 15 Monaten wird, wie es heißt, der Themsetunnel für den Durchgang von Fußgängern vollendet seyn. Er ist bereits 895 Fuß lang und von dem Londoner Ufer zur Zeit der Ebbe nur noch 25 Fuß entfernt.

Der Herzog von Devonshire hatte seit zwanzig Jahren an seinem Schlosse Chatsworth gewaltige Bauten auszuführen, um dasselbe dem von Versailles so ähnlich als möglich zu machen. Dieselben sind jezt fast vollendet.

Posen, 14. August. Die Kapelle, welche unter Leitung des Grafen Raczynski den polnischen Königen Micislaus und Boleslaus im hiesigen Dome eingerichtet wird, und in welcher die von Rauch gearbeiteten Statuen derselben ihren Platz finden werden, naht sich ihrer Vollendung. Sie ist äußerst prächtig. Auf dem Plafond sind sämmtliche polnische und slawische Heilige auf Goldgrund gemalt. An der Kapelle selbst arbeiten deutsche Künstler, und auf der lezten hiesigen Kunstausstellung befand sich ein für dieselbe bestimmtes großes Gemälde von einem polnischen Künstler, Suchodolski aus Krakau, das einen jener Könige in dem Augenblicke darstellt, wo er die heidnischen Götzenbilder in Polen umstoßen läßt.

Moskau, im Juni. Zwei Bauten, der Neubau des Kreml im bizarren tartarisch-russisch-mongolischen Styl und der einer Prachtkirche für ganz Rußland, beschäftigen hier jezt viele tausend Hände. Der unter Alexander auf dem Kreml gebaute Palast ist zu diesem Ende in diesem Frühjahr bis auf den Grund abgetragen worden, und gleich darauf begann der neue Bau, so wie der der Kirche auf den Sperlingsbergen, welche der Czaarenpfalz gegenüber den würdigen russischen Tempel bilden soll.

Skulptur.

Stockholm, 12. August. Von Fogelberg in Rom sind hier zwei treffliche Statuen, Apoll und Venus mit Amor, angelangt. Sie sind Eigenthum des Königs und im königl. Museum (dem sogenannten Steinmuseum) aufgestellt worden. Der Künstler hat sechs Jahr an denselben gearbeitet, und ein Engländer hatte ihm bereits 50,000 Fr. und eine Leibrente von 5000 Fr. dafür geboten. Der Apollo stüzt sich auf einen Dreifuß und hält in der linken Hand die Leyer, während die rechte in die Saiten eingreift. Er ist in Spannung und erwartet den Augenblick der Begeisterung. Die Draperie ist ganz im antiken griechischen Styl. Die Fleischpartien sind höchst vollendet. Die Venus hält in der Rechten den Apfel, der ihren Sieg bezeichnet, und betrachtet ihn mit Wohlbehagen. Ihre Miene ist voll von Grazie, das Haupt schön und majestätisch. Zur rechten Seite steht Amor und schaut freudig zu der Mutter empor. Er ist von untergeordnetem Kunstwerthe; allein die großen Figuren erinnern an die Fragmente vom Parthenon.

Kopenhagen, 2. August. Unter den Arbeiten, welche Thorwaldsen unter allen Zerstreuungen seiner jezigen Verhältnisse hervorgebracht hat, nennt man eine auf Nysoe modellirte Statue, welche den Künstler selbst vorstellt, wie er sich auf den kindlichen Genius der Hoffnung stüzt: „Ich habe die Hoffnung gewählt," soll Th. geäußert haben, „und nicht, wie Manche es vielleicht passender finden möchten, die Erinnerung, weil ich noch fest der Hoffnung lebe, in meiner Kunst Vollkommneres zu leisten, als bisher."

10. August. Thorwaldsen arbeitet jezt an einem für die Frauenkirche bestimmten Basrelief: Christus Gang nach Golgatha. Der bereits fertige Theil zeigt Christus, der sein Kreuz trägt, Simon, der ihn unterstüzt, und eine Gruppe trauernder Frauen dar.

Dresden, 4. August. An den Statuen und Reliefs, welche das Innere unseres neuen großartigen Schauspielhauses zieren sollen, wird von Rietschel und Hänel fleißig gearbeitet.

Berlin, 8. August. Unter den im Verkaufslokale der Gebrüder Gropius ausgestellten Werken französischer Bildhauer zeichnet sich eine 2 Fuß hohe und 2½ F. breite Gruppe von Th. Gechter, einem Schüler Bosio's, aus, von dem man schon treffliche Werke, z. B. die Gruppe von zwei Gladiatoren in Bronze (1824), einen Faun (1827) ꝛc. kennt. Jene Bronzegruppe stellt Karl Martell dar, wie er in der Schlacht von Poitiers den Anführer der Saracenen, Abderrahman, mit dem Streitkolben niederschlägt. Das Pferd des Saracenen liegt bereits, durch einen Lanzenstich des Franken niedergestreckt, am Boden. Die Figuren sind trefflich modellirt und, mit Vermeidung alles Kleinlichen, detaillirt ausgeführt.

London, 1. August. Der florentinische Bildhauer Bozzoni, ein Schüler Pignatelli's in Rom, arbeitet gegenwärtig an 16 lebensgroßen Statuen, die zwölf Apostel und vier Märtyrer darstellend, mit dazu gehörigen Basreliefs. Sie sind von Herrn Constable Maxwell für dessen Landsiz Eveningham-Park in Yorkshire bestellt und sollen dort zur Verzierung einer Kapelle dienen.

Brüssel, 1. August. Herr Simonis in Rom hat von der Regierung den Auftrag erhalten, die Büste des verstorbenen Bildhauers Kessels anzufertigen, welche in der vom Staat angekauften Sammlung der Kesselsschen Werke aufgestellt werden soll.

Paris, 12. August. Desboeuf hat die kolossale Statue der heil. Anna für die Magdalenenkirche vollendet, und arbeitet jezt an einem den Kreuzzug predigenden h. Bernhard für das Versailler Museum. Dantan (der Bruder des bekannten Bildhauers) hat in der lezten Zeit überaus viele Arbeiten geliefert, nämlich die kolossale Statue der h. Agathe für die Magdalenenkirche, die Büste des Komikers Poltiers und die Statuetten des Grafen Demidoff, Guizot's, Batta's (des Violoncellisten), Beriot's und Gautier's. Er arbeitet jezt an einer grossen Statue Pärs für das Institut und an mehrern kleinern Büsten.

Es hat sich hier ein Verein für eine Statue des provencalischen Dichters Bertrand de Born gebildet, von welchem auch David Mitglied ist, der die Statue verfertigen wird.

Livorno, 28. Juli. Die schöne Statue des Mathematikers Galileo Galilei von Demi, welche die hiesige Kaufmannschaft an sich gebracht hatte, um sie als eine Handelswaare nach England zu verkaufen, ist nun von der Geburtsstadt des großen Mannes, Pisa, erstanden worden, wo sie auf einem öffentlichen Plaze aufgestellt werden soll.

Metallguß.

Paris, 11. August. Am 8ten wurde die kolossale Statue des auf der Bresche von Konstantine gefallenen Obersten Combes in Bronze gegossen. Die Form ist ein Werk des Bildhauers Foyatier. Der Guß gelang aufs Vollkommenste.

Die kolossale Statue des Obersten Combes, von Foyatier modellirt, ist durch die HH. Alex. Dumoulin u. Komp. gegossen worden und vollkommen gelungen.

Berlin, 28. August. Die Subscription zur Ausführung der Kiß'schen Amazonengruppe in Erz betrug am 14. dieses 20,246 Rthlr.; es sind also bereits über zwei Drittel der erforderlichen Summe gedeckt.

In der hiesigen Zinkgießerei des Herrn Geiß ist vor Kurzem ein Abguß der Kiß'schen Amazonengruppe in Zink, bestellt von unserm Kronprinzen für dessen Lustschloß Charlottenhof, in etwas kleinerem Maßstabe als das in Bronze auszuführende Kunstwerk, aufgestellt worden. Es ist dies nicht die erste Statue, welche aus derselben Anstalt hervorgeht. Herr Geiß hat bereits den Apollino, den sogenannten Adorans unseres Museums, die Venus von Capua, den farnesischen Herkules und die sogenannte Humboldt'sche Nymphe in demselben Metall gegossen, das sich so fügsam zeigt, als der Gyps. Der Zink gibt ohne Nachhülfe des Meißels die zartesten Formen des Modells wieder, und die unvermeidlichen Löthungen brauchen nur mit der Feile übergangen zu werden, um dem Auge vollkommen unerkennbar zu werden. Durch wiederholten Anstrich mit einer Vitriolauflösung hat das Bildwerk einen dauerhaften Ueberzug von Kupfer erhalten, der nach und nach eine grüne Patina annehmen wird.

Plastik.

Paris, 4. August. Die Abgüsse des prächtigen Grabdenkmals Karls des Kühnen und der Marie von Burgund sind im Museum des Louvre, und zwar zufällig an demselben Tage aufgestellt worden, wo die Kathedrale in Brügge, in der sich die Originale befinden, theilweise abbrannte. (Siehe Nachrichten vom Juli, Bauwerke).

Ein aus Herrn Karl Wagner's, eines gebornen Berliners, Werkstatt allhier hervorgegangenes ausgezeichnetes Kunstwerk ist eine silberne Amphore, die der Herzog von Luynes bestellt hatte, und welche, obwohl nur circa 1000 Franken an Silber werth, 500 Friedrichsd'or kostete. Sie war auf der lezten Kunstausstellung zu sehen und wird jezt in Kupfer gestochen. Im schroffen Gegensaze zu diesem Kunstwerke stehen die Gold- und Silberarbeiten, wie sie jezt von der Mehrzahl prunkliebender Personen geliebt und bestellt werden, indem man bei ihnen lediglich aufs Gewicht sieht und dem Goldschmied kaum 10 Procent für seine Mühe zugestehen will. Ja der Eigenthümer glaubt nicht eher fest an den Werth seines Schazes, als bis er ihn einmal auf das Leihhaus geschickt hat, um zu erfahren, was sich darauf borgen lasse.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. Oktober 1839.

Stuttgart.

(Beschluß.)

Bildnisse hatten wir, wie alle Kunstausstellungen der Welt, überwiegend viele, aber auch manche schöne. — Baumann von Weingarten, ein junges Talent, verdient Aufmunterung. Er besitzt die Gabe zu treffen, hat frische, warme Töne, war da und dort in guter Schule und könnte einst ein wackerer Porträtmaler werden. Am sorgfältigen Beobachten der unendlichen Nüancen der Natur und am Studium der besten Meister mag es nun erwinden. — A. Canzi hat von Paris aus das Bild eines jungen hiesigen Architekten, C., eingeschickt, das nicht nur trefflich aufgefaßt und nach Leben und Geist getroffen ist, sondern das uns seinem Styl nach auch in eine frühere Kunstzeit zurückversezt. Bei den Abbildungen seiner Angehörigen war er schon bedingter. Im Kunstverein dagegen sehen wir das Brustbild eines geharnischten Ritters nach einem alten Meister und das Bild einer jungen Indierin in ganzer Figur, wohl auch Kopie, aber beide sehr gelungene Bilder. — Holder d. J. kommt seinem ältern Bruder, dem mit Achtung genannten und wohl unter die ersten gezählten Miniaturbildnißmaler, immer näher. Lezterer hatte außer einem Porträt auch das verjüngte Nachbild eines Christuskindes nach Guido Reni, dessen Original er selbst besizt, aufgelegt. Seine Kopien alter Bilder erregten immer bei den Kennern und Künstlern viel Interesse. — Nachdem ich von Prof. Leybold dahier längere Zeit kein Bildniß gesehen, fand ich den Ton in den ausgestellten tiefer genommen, als früher, der Naturwahrheit näher gerückt, die Palette zurückgedrängt. Leider konnte ich das Ebenbild der erlauchten Braut, welchem allgemeines Lob gespendet wird, nicht mehr sehen. — Hofmaler Morf gab namentlich in einem seiner beiden Porträts, dem Arzte, die sprechendste Naturwahrheit. Es wird eines seiner besten Werke bleiben. — Karl Müller von hier, jezt in Rom, ein noch junger, auf dem Bildungswege begriffener Künstler, überraschte die Kunstfreunde durch das lebensgroße Brustbild eines jungen Mannes, das wenigstens eben so gut, als das oben genannte von Canzi, im Geiste früherer italienischer Kunst aufgefaßt und durchgeführt erscheint. Es dünkte Viele eine Zierde der ganzen Ausstellung. Wir wünschen nur, daß der strebende Künstler in allwege auf solcher Bahn beharren und sich nicht so bald durch die unsere moderne Kunst ganz durchdringende und bedingende Konvenienz davon abbringen lassen möge. — Bei Sophie Pilgram treten sogleich andere Ansprüche ein; ihre Kindergruppe fand man billig allerliebst; wer hätte nicht seine Kleinen so hell-lebendig dargestellt sehen mögen! — Sauter in Aulendorf gab ein männliches Brustbild mit wallendem Barte, was man für ein lebendes Original nahm und dem Landschaft- und Genremaler hoch anrechnete, da es an recht gutes Altes mahnte. — Stammbach, Konditor der hiesigen Fashionabels, ist Dilettant im Miniaturporträt. — Bei Stirnbrand dahier können wir uns, ob er wohl neuere Bildnisse rc. ausstellte, dennoch kurz fassen. Seine Virtuosität ist unbestritten. Zuweilen ist sie durch konventionelle Rücksichten und Forderungen bedingt; zuweilen aber treffen die Verhältnisse, Form des Originals, Geschick, der Kunst Stich zu halten, Stimmung beider Individualitäten, glückliche Wahl des Arrangements rc. günstig zusammen; dann entsteht ein Bild, das Alle erfreut und seinen Zweck aufs erwünschteste erfüllt.

Die Früchtenstücke von Danner in Ludwigsburg, Maurer und Neher von hier, sind nicht ohne Naturbeobachtung gemalt. Danner ist der gewandteste; doch fordert man nach der Kunsttheorie bei Blumen und Früchten die höchste Vollendung, Saft und Duft der Natur. Diese Bilder sollen aber am Ende nur freundliche Zimmerverzierungen, keine Kabinetstücke und Perlen seyn.

Wenn wir „Genrebilder“ diejenigen nennen, wo der sociale Maler ein Objekt aus der Geselligkeit für die Gesellschaft darstellt, so finden wir eine ziemliche Anzahl

solcher Darstellungen. — Fues in Nürnberg zeigt sich in seiner „schwäbischen Kirchweihe“ gewandt, launig, frisch, doch etwas manierirt, die Figuren, Köpfe, Trachten nicht sprechend schwäbisch; sondern von einer gewissen rundlichen Allgemeinheit. — Göser in Biberach hat außer drei kleinen, braven Bildern noch ein großes, reiches, — der „Auszug der Zillerthaler“ eingeschickt, dessen Augenfälliges, Lebenvolles, Bewegtes die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Scene ist aber so mannichfaltig und so stoffreich, daß der Meister eine mehrere Seiten lange Beschreibung dem Bilde mitzugeben für nöthig erachtete, was freilich von einem andern Standpunkt aus gegen das Unternehmen spricht. Nicht zu leugnen ist, daß das Bild frappirt, daß es nicht ohne alle Haltung, obwohl ohne wahre kunstgerechte Beleuchtung ist, daß es eine Menge wackerer Figuren aus dem Leben hat. Doch war die Unternehmung für des Malers Talent der Komposition, Zeichnung, Kolorirung, Beleuchtung 2c. zu groß. Das Ganze bedarf eines Kommentars, statt sich selbst zu erklären. — Kaltenmoser in München malt mit ängstlichem Fleiß. Zu dem Büchsenschloß eines Tyroler Scharfschützen brauche er, meint man, so lange, als ein Büchsenmacher. Kleineres gelingt ihm besser, als Größeres. Manches ist trefflich nach der Natur studirt. Im Ganzen möchte man doch die Gebirge wilder, die Aelpler weniger geleckt wünschen. — Leibnitz von hier, jezt in Rom, hat in seiner „Kapuziner-Feldpredigt“ einen großen und erfreulichen Vorschritt gezeigt. Er hat früher den bekannten süditalischen Erntewagen von Robert sehr fleißig auf Stein gezeichnet und augenscheinlich hat dies seine Komposition, als eine Art Pendant, veranlaßt. Es ist ein wohlkomponirtes und gezeichnetes und harmonisch durchgeführtes Bild. Auf das Fell der Thiere dürfte noch mehr Studium verwendet werden. — Des Bildes von Müller aus Wolfegg entsinne ich mich nicht mehr. Es mag wohl nicht besonders anstoßend gewesen seyn. — Pflug in Biberach hat einen Namen; doch wiederholt er sich in seinen Köpfen mit den winzigen Mausäuglein und sein Kolorit hat nicht die Kraft der Oelmalerei. Sonderbar, da Pflug in München Studien gemacht hat, aus welcher Zeit man treffliche Kopien nach Niederländern: Netscher 2c. von ihm besizt. — Stolz in Stuttgart hat stets Aufträge, Pferdestücke 2c. Porträts von Reitern 2c. zu machen. Er schreitet hierin und namentlich auch in der landschaftlichen Umgebung, den Lüften 2c. merklich vor. — Paul Thouret widmet sich der Theatermalerei und ist jezt in Mailand. Er zeigte sein Talent in einem „Schloßhof“ und der „St. Dionysiuskirche in Eßlingen.“ — Albert Wagner von hier hat bedeutendes Talent für Genremalerei, nur hängt er mit seinen Erfolgen noch zu sehr vom Gegenstand ab. Er hat schon zu gleicher Zeit Gelungenes und Verfehltes gemacht. So hat uns sein „todtgeschossener Tyroler“ mit dem verzweifelnden Vater immer widrig angesprochen. So ein äußerster Jammer ist geschmacklos. Im Leben hat jedes Unglück noch seinen Trost; aber die religiöse Beschwichtigung ist kaum zu malen. Wagner hat sieben Bilder geliefert, darunter auch zwei Landschaften: „Sturm zu Land und See,“ die, wie alles Uebrige, auf Naturbeobachtung hindeuten. — Einen besonders heitern Eindruck machten die kolorirten Zeichnungen des Architekten Etzel von hier: „Raphaelische Arabeske“ und fünf „Dekorationsstudien“ — durch den Geschmack und die Festigkeit der Zeichnung und den geläuterten Farbensinn im Auftrage. — Dasselbe kann man von des Architekten Elsäßer drei Blättern vom „Dianentempel in Eleusis“ sagen. — Karl Nördlinger von hier, der in Paris Kupferstecherei studirt, hat von da eine getuschte Zeichnung, „Maria mit den Kindern“ — nach einem ältern italienischen Meister — eingeschickt, die man, freilich abgesehen von dem uns nicht bekannten Original, ein vollendetes, meisterliches kleines Werk nennen muß, dessen Struktur und Technik selbst die Kunstverwandten geheimnißvoll fanden. — Das „Theater in Kannstadt“ von Baumeister Zandt kam erst nach meinen Besuchen. — Von Prof. Wagner dahier und dem verstorbenen Weitbrecht sind schon früher plastische Werke lobend anerkannt worden, eben so von Hofgraveur Hirsch, der diesmal die „Schillersstatue“ in Karneol geschnitten. Graveur Heindel von hier hatte die „Porträts JJ. KK. Majestäten“ kennbar in Stahl gegraben. Neuberts in Tübingen höchst gelungene Wachsbildnereien entziehen sich durch den höchst vergänglichen Stoff, die realistische Darstellungsweise und den untergeordneten Zweck der Kunstbeurtheilung. Die eigentliche Kunst gibt, oft mit den beschränktesten Mitteln, mit Kritzelstrichen 2c. das Leben; die Wachsbildnerei stellt im täuschendsten Vehikel doch nur den Tod dar. Laß eine Venus noch so fleißig der Natur nachgebildet seyn, der Leib, das Inkarnat und gar der Kopf sind doch immer grasser Tod.

Nachrichten vom August.

Plastik.

Paris, 4. August. Herr Duclaux, der Verfertiger der vielbewunderten Korkarbeiten auf der lezten Ausstellung, hat von dem Kriegsministerium den Auftrag erhalten, nach Konstantinopel zu reisen und diesen Ort in Relief auszuführen.

Berlin, 11. August. Aus der hiesigen Feilner'schen Fabrik sind neuerdings wieder drei gothische Portalbekleidungen

für die Jagdschlösser dreier Grafen hervorgegangen, welche beweisen, daß auch nach dem Tode des Stifters diese Anstalt fortfährt, Kunstwerke aus gebranntem Thon zu liefern. Auf dem einen Portal, das eine Art Giebelverdachung hat, kommt auf den mittlern Sockel eine Statue des heil. Hubertus zu stehen, die nach einem Modell des Prof. Wichmann fast lebensgroß ausgeführt ist. Zu Ausführung der Wappenschilder scheint sich der gebrannte Thon sehr gut zu eignen, da die Hauptfarben der Heraldik sich sehr gut auf der Glasur ausnehmen. Nur dem Roth ist noch mehr Vollkommenheit zu wünschen.

Denkmäler.

Paris, 25. Juli. Gestern wurde in Anwesenheit von etwa 5000 Personen Armand Carrel's Denkmal auf dem Kirchhofe zu St. Mandé eingeweiht. Die von David gratis modellirte Bronzestatue stellt den berühmten Journalisten dar, wie er mit der linken Hand seine zur Vertheidigung des National gehaltene Rede an die Brust drückt und mit der rechten auf die Erde hinweist.

27. August. Das Monument für Molière wird nun größtentheils auf Kosten der Stadt Paris ausgeführt. Die Subscription hat bis jezt nur 40.000 Fr. eingebracht; für eine Fontaine, welche an dem Denkmal angebracht werden soll, hat der Municipalrath 11.000 Fr. bewilligt, dazu kommen jezt noch 50.000 Fr. von Seiten der Stadt. Der Entwurf zu dem Monument ist von Hrn. Visconti: Molière in einer von Säulen getragenen Nische sizend, zu beiden Seiten die ernste Komödie (?) und das Lustspiel.

Toulouse, 1. August. Am 28. v. M. ist hier der zum Andenken an die Schlacht vom 10. April 1814 errichtete Obelisk feierlich eingeweiht worden.

Frankfurt, 28. Juli. Gestern Nachmittag wurde in der untern Vorhalle des hiesigen Bibliothekgebäudes das Denkmal des im Herbste vorigen Jahrs verstorbenen Bürgermeisters Thomas, bestehend in einer von Prof. Zwerger gearbeiteten marmornen Büste des Verewigten auf marmornem Sockel, aufgerichtet.

Berlin, 24. August. Der Anschlag des in Breslau Friedrich dem Großen zu errichtenden Denkmal ist auf 60.000 Reichsthaler gemacht, und es wird durch den schlesischen talentvollen Bildhauer Kiß ausgeführt werden.

Moskau, 11. Juni. Das Denkmal auf dem Schlachtfelde von Borodino, eine aus Eisen gegossene, auf einem Postamente stehende Säule, hat, mit dem sechs Arschinen hohen Kreuze, das auf der runden Kuppel steht, die Höhe von 48 Arschinen (etwas über 100 Berl. Fuß).

St. Petersburg, 2. August. Durch den mit Nässe abwechselnden starken Frost des vorigen Winters hat die Alexandersäule, troz ihrer feinen Politur, oben Risse bekommen, welche dem Kunstwerke Gefahr drohen, so daß das allegorische Bild, welches der französische Architekt stechen ließ, und wo man die ganze Stadt um die kühn trozende Säule in Trümmern liegen sieht, kaum wahr werden dürfte.

Die hiesige Regierung hatte befohlen, dem berühmten Historiographen Karamsin in dessen Vaterstadt Simbirsk ein Denkmal zu errichten. Da die durch Subscription zusammengebrachte Summe zur würdigen Vollendung des Begonnenen nicht hinreicht, so werden jezt auf Veranlassung des Geheime Raths v. Bludow die Zeichnungen des Denkmals und der Basreliefs in Kupfer gestochen und 10.000 Exemplare à 5 Rubeln zur Förderung des Unternehmens abgezogen.

Malerei.

Berlin, 20. August. Prof. Wilh. Hensel hat so eben „eine israelitische Hirtin im Lande Gosen, die am Nil harfenspielend ihre Heerde weidet“ für die Herzogin von Sutherland in London vollendet. Das vorzüglich in Hinsicht des Kolorits und des Lichteffekts höchst vortreffliche Bild mißt in der Breite $7\frac{1}{2}$ und in der Höhe 5 Fuß und wird schon in einigen Tagen nach dem Orte seiner Bestimmung abgehen, also unsre Kunstausstellung nicht mit zieren.

Unter den Bildern, welche die Lüderiz'sche Kunsthandlung kürzlich erhalten hat, zeichnen sich ein Viehstück (Schaafe) von Verboeckhoven und eine Winterlandschaft von Koekoek, ersteres 22 Zoll breit und $18\frac{1}{2}$ Zoll hoch, leztere 2 F. 8 Z. breit und 25 Z. hoch, vornehmlich aus.

München, 1. August. In diesen Tagen wird der Habsburgsaal in der neuen Residenz durch Prof. Julius Schnorr beendigt werden. Es ist dabei das von Fernbach erfundene Verfahren der Enkaustik angewandt worden, welches dem Künstler, im Gegensaz zur Freskomalerei, nicht nur in der Möglichkeit des Uebermalens und Rasirens vollkommene Freiheit gestattet, sondern ihm auch die ganze Skala der Oelfarben, sowohl in Pflanzen- als Mineralstoffen, zu Gebote stellt. Die Gegenstände der vier Bilder sind bekannt. Ueber allen hin zieht sich rings um den Saal ein Fries, in welchem die Erfolge Rudolphs von Habsburg um Deutschlands Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe &c. angedeutet sind, und dessen Komposition von dem Wiener Maler v. Schwind herrührt. Zu den bisherigen Mitarbeitern Schnorr's, Gießmann und Jäger aus Leipzig, ist in neuerer Zeit noch der böhmische Maler Palme getreten, der bereits in dem zweiten Saale, dem Barbarossasaale, mehrere Kartons Schnorr's auszuführen begonnen hat.

Paris, 24. August. Redouté hatte, zum großen Befremden Derer, die seine Thätigkeit kennen, nicht ein einziges Bild zur lezten Ausstellung geliefert. Dies erklärt sich jezt, wo man ein Blumenstück von ihm, das an Größe alle seine früheren Bilder übertrifft, in dem Magazin des Hrn. Susse ausgestellt sieht. Es enthält eine herrliche Zusammenstellung des Seltensten und Schönsten aus den hiesigen Gewächshäusern und zieht eine Menge Bewunderer herbei.

Jacquand hat in den lezten sechs Monaten 11 Bilder gemalt, von denen bei aller Leichtigkeit doch eine an's Wunderbare grenzende Feinheit der Ausführung anzuerkennen ist. Mehrere Süjets sind aus W. Scotts Romanen entlehnt; so aus dem Mädchen von Perth die Scene, wo dieses ihren Valentin mit einem Kuß beglückt, und aus Peveril vom Pik, Peveril im Gefängniß mit der Goldschmiedstochter; das leztgenannte kleine Bild wird für ein vollendetes Meisterstück gehalten.

Die umfassenden Arbeiten zur Restauration der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois rücken schnell vor. Das Portal ist fast vollendet. An die Stelle des geschmacklosen Ganges, welcher über demselben zur Orgel führte, tritt zwischen den

beiden Thürmen ein großes vasenförmiges Fenster im Styl derjenigen, welche man an der Notre-Dame-Kirche so sehr bewundert. Im Innern der Kirche gehen ebenfalls große Veränderungen und Verschönerungen vor sich. Im Chor betrachtet das Publikum seit drei Wochen mit vielem Interesse drei herrlich gemalte Fenster, welche auf Kosten der Stadt in der großartigen Anstalt des Hrn. Thévenot zu Clermont-Ferrand gearbeitet worden sind, wo derselbe eine im gedeihlichsten Fortschreiten begriffene Glasmalerschule gebildet hat. Man wendete bisher in Frankreich seit dem Wiederaufleben dieses Kunstzweigs zu feine Töne und zu durchsichtige und zu blendende Farben an. So kann man z. B. nicht lange auf die Glasgemälde in der Sakristei der Kirche Notre-Dame de Lorette blicken, ohne daß Einem die Augen wehe thun. Da von Außen auf die Kirchenfenster das volle Tageslicht fällt und man dieselben aus den düstern Räumen alterthümlicher Kirchen betrachtet, so sollte man, wie z. B. bei den prächtigen Rosenfenstern der Kirche Notre-Dame in Paris und der Kirche Saint-Ouen zu Rouen, nur dickes Glas, kräftige Töne, z. B. dunkles Blau, Roth und Gelb anwenden, durch welche das Licht in einer milden, den Geist zur Andacht stimmenden Weise fällt. Bei den unlängst in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois eingesezten Fenstern dürften die Farben noch immer etwas zu lebhaft seyn. Die Ausführung verdient übrigens das größte Lob. Das Mittelfenster stellt die Genealogie des Erlösers dar; das linker Hand die vier großen Propheten und das rechts die vier Evangelisten. Die zwölf Figuren, nebst Einfassungen und Grund, hat Herr Thévenot selbst, nach Mustern aus dem 15ten Jahrhundert, treu, ja vielleicht zu treu kopirt, indem damals die Kunst, was Figurenzeichnung anbetrifft, noch keineswegs ihre höchste Vollendung erreicht hatte. Die eiserne Einfassung bildet, wie bei den gemalten Fenstern der Sainte-Chapelle, einen Theil der Ornamente. Diese gewaltigen Kompositionen, welche zusammen 400 Quadratfuß Flächenraum einnehmen, sind binnen vier Monaten vollendet worden. Sie thun eine bewunderungswürdige Wirkung, und bezeichnen einen bedeutenden Fortschritt in der neuern französischen Glasmalerei, auf dessen Spur man gewiß die Kunst zu immer höherer Vollendung ausbilden wird. (Journal des Débats.)

London, 12. August. G. Lucas hat nun das schöne Bild des Herzogs von Wellington für Trinity-house (die Schiffseigenthümer-Gesellschaft) vollendet, und Cousins wird es stechen. Der Graf Grey hat Martin's leztes Bild: „Alpheus und Arethusa," für seinen Landsiz Howick-Hall gekauft.

Rom, 1. August. Unter der Aufsicht des Gemäldeinspektors Bar. Camuccini und des Professors Ph. Agricola wird eine Reinigung der seit 1702 ungestört gebliebenen Gemälde Raphaels im Vatikan vorgenommen, wobei man entdeckt haben will, daß dieselben nicht gänzlich al fresco gemalt, sondern von der Hand des Meisters und seiner größten Schüler hier und da à tempera retouchirt sind. Namentlich soll dies beim Apoll der Fall seyn und zwar in der Absicht, die Schatten durchscheinender zu machen.

Livorno, 28. Juli. Wir sehen hier gegenwärtig mehrere Bilder von einem sicilianischen Maler, Meli, ausgestellt, unter denen die Madonna mit dem Christuskinde sich auszeichnet und ein ernstes Studium dieses Künstlers nach den alten Meistern beurkundet.

Statistik der Kunst.

London, 5. August. Die königliche brittische Akademie ward in einer der lezten Unterhaussizungen von Hrn. Hume heftig angegriffen. Er behauptete, dieses Institut empfange jährlich 2000 — 3000 Pfd. Strl. von der Nation und nüze doch den Künsten gar nichts. Seit 70 Jahren habe es fünf Maler, fünf Bildhauer und fünf Architekten gebildet und in derselben Zeit 75,000 Pfd. an Gehalten, 12,000 Pfd. an Pensionen und 19,000 Pfd. für akademische Schmäuse gekostet. Sir Rob. Inglis, Hr. Spring-Rice und Sir Robert Peel vertheidigten die Akademie. Ersterer läugnete die Kompetenz des Unterhauses, weil dieses die Akademie nicht direkt mit Geldsubsidien unterstüze. Die brittische Akademie werde durch den schwer erworbenen Gehalt ihrer Mitglieder und die Beiträge der sich ihnen zugesellenden Künstler im Gang erhalten. Herr Spring-Rice war derselben Ansicht. Herr Peel gab zwar die Kompetenz des Unterhauses zu, von der Akademie Rechenschaft über deren Leistungen zu verlangen, weil deren Gebäude auf Staatskosten errichtet seyen, fand aber die Verwaltung derselben vollkommen ehrenhaft und genügend. Er hoffte auch, daß das Land mehr als bisher für die Kunst thun werde, denn es sey eine Schmach für England, wenn ein Fremder dahin komme und die dasigen Kunstanstalten mit den Münchenern vergleiche.

Paris, 15. August. Unter dem Titel: Observations adressées par les artistes à la chambre des Députés sur la nouvelle loi relative à la proprieté intellectuelle hat ein Verein von Malern, Bildhauern und Kupferstechern eine Broschüre herausgegeben, in welcher die Revision einiger Artikel des Gesezes über das geistige Eigenthum dringend verlangt wird. Unter den Vielen, die sich unterzeichnet haben, sind die Herren Pradier, Foyatier, Delacroix, Raggi, Charlet, Hesse, David, Petitot, Seurre, Court, Hersent, Bosio, Drolling, Vernet, Paul Delaroche. Sie behandeln die Frage unter drei verschiedenen Gesichtspunkten: die Dauer des Eigenthumsrechtes, die Formalität der Hinterlegung und das Recht der Reproduktion. Ihre Verbesserungen betreffen hauptsächlich den 21ten Artikel, den sie folgendermaßen abgefaßt wissen wollen: „Die Verfertiger der im vorigen Artikel erwähnten Werken oder ihre Repräsentanten können allein, sowohl vor als nach dem Verkauf des Orginals, selbst im Fall, daß es der Regierung oder der Civilliste verkauft worden wäre, das Recht der Kopie, des Stichs, der Abformung, der Nachahmung oder jeder andern Reproduktion, welcher Art sie sey, ganz oder theilweise abtreten, es müßte denn von Seiten des Käufers des Originals ein entgegengeseztes Uebereinkommen getroffen worden seyn."

Der Maire von Vaucluse ist um 175 Franken gestraft worden, weil er den durch die Zeit mit einem goldfarbigen Anflug gezierten dortigen Kirchthurm eigenmächtig hat übertünchen lassen.

Artistischer Verkehr.

Braunschweig, 10. August. Bei der hiesigen Kunstausstellung im Jahr 1838 wurden 50 Gemälde für die Summe von 10,392 Thaler verkauft. Im Jahr 1838 sind überhaupt durch Vermittlung der norddeutschen Kunstvereine zum Ankauf von Kunstwerken 62,078 Rthlr. verwendet worden.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 83.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 15. Oktober 1839.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument.

Von P. W. Forchhammer.

(Mit einer Abbildung.)

Im lezten Jahrhundert der Republik lebte in Rom ein wohlhabender und vollwangiger Mann Namens Marcus Vergilius Eurysaces, der seinen ehemaligen Sklavennamen auf keinen geringeren zurückführte, als auf den Sohn des Ajax, dem die Athener an einem der belebtesten Theile ihrer Stadt, da wo die piräische Straße auf den großen Marktplatz vor dem Aufgang zur Akropolis mündete, ein Denkmal errichtet hatten, das Eurysakeion. Unser Marcus Vergilius mochte immer jenem Eurysaces seinen Namen verdanken; denn daß er aus Athen stammte, ließe sich wohl glauben, da er nicht nur alle Gewandtheit besaß, wodurch sich selbst die Sklaven jener Stadt auszeichneten, und wodurch er in Rom sich ein sehr bedeutendes Vermögen erwarb, sondern auch einen gewissen Sinn für Kunst mitgebracht hatte, dem er aber durch eine etwas burleske Komik, wie sie bei attischen Sklaven nicht ungewöhnlich war, eine ganz eigene Richtung gab. — Durch seine muntere Laune und zumal durch Geschicklichkeit im Dienst hatte er sich die Gunst und das Wohlwollen seines Herrn, des Marcus Vergilius, erworben. Es scheint, daß er von diesem insonderheit mit der Aufsicht über die gesammte Brodversorgung des Hauses gestellt war, und daß er in diesem bei einer ausgedehnten Familia sehr bedeutenden Zweige der Haushaltung eine so gute Verwaltung einführte, daß er von seinem Herrn sehr bald die Freilassung erlangte. Er nahm jezt, wie Sitte und Gesetz es gestatteten, den Namen seines Herrn an, den er seinem bisherigen Sklavennamen vorsetzte. Es war für unsern Marcus Vergilius Eurysaces ein günstiger Umstand, daß vor nicht gar langer Zeit in Rom das Brodbacken, welches bis dahin sich für den Bedarf jedes Hauses auf das Haus selbst beschränkte, zu einem öffentlichen Betriebe geworden.* Es mußte nicht nur den kleineren Familien in vielen Fällen bequemer seyn, beim Bäcker das fertige Brod zu kaufen, statt im Hause das rohe Korn zu verarbeiten, sondern auch für die größern Familien öffentlicher Beamten, d. h. für das gesammte Dienerpersonal der höhern Magistrate, denen auf Staatskosten Unterhalt gegeben wurde, endlich für die Truppen, wenigstens so lange sie nicht ausgezogen waren, mußten große öffentliche Bäckereien auf eine wohlfeilere, weniger dem Unterschleif ausgesetzte Weise die Versorgung beschaffen können. Und wie in den Privathäusern das Getreide angekauft, gemahlen, geknetet und gebacken wurde, so war auch im Großen das gesammte Geschäft der Brodbereitung nicht wie bei uns zwischen Kornhändler, Müller und Bäcker getheilt, sondern der Pistor beschaffte das Ganze. Ein solcher öffentlicher Bäcker übernahm nun auch auf Kontrakt die Brodlieferung für den Staat, vielleicht auch für Private. Durch Uebernahme solcher Lieferungen wurde der Pistor zugleich ein Redemptor.

Marcus Vergilius Eurysaces sezte nun als Freigelassener und Freier sein Geschäft fort und brachte es, wie zu glauben steht, zu einem der bedeutendsten Brodlieferanten Roms. Man unterhandelte gerne mit ihm, da er mit seinem jovialen Charakter eine leicht sich kund gebende Ehrlichkeit verband, und ganz sich seinem Geschäfte widmete, auf das er mit einem gewissen Stolz hinblickte. Denn weit entfernt, daß er sich durch seinen erworbenen Reichthum verführen ließ, sich seines Geschäfts zu schämen und ehrsüchtig höheren Rang zu erstreben, blieb er vielmehr bis an sein Ende was er war, ein Bäcker, und rühmte sich dessen, wie wir sehen werden, noch nach seinem Tode. Tüchtig in seinem Geschäft, harmlos in persönlichen Beziehungen, launig in der Unterhaltung und in seiner bescheidenen Stellung vom Schicksal

* Plinius Hist. Nat. 18.

begünstigt, erfreute er sich überdies eines glücklichen häuslichen Lebens. Doch hatte er leider schon sehr früh den Tod seiner jungen Gattin zu beklagen. Atistia war, wie er selbst ihr bezeugt, die beste Frau. Er hatte sie ohne Zweifel schon in seinem früheren Stande kennen gelernt und vielleicht war sie gleichzeitig mit ihm freigelassen. Wenigstens verschwieg ihre Grabschrift, daß sie aus einer römischen Familie stammte. Sie starb in der Blüthe ihrer Jahre, wie ihre Porträtstatue bestätigt, und hinterließ ihm keine Kinder, daher die Grabschrift nur der „Gattin," nicht aber der „Mutter" gedenken konnte. Eurysaces hatte um so weniger Bedenken, ihr und sich selbst ein Grabmal zu errichten, welches an Aufwand den kostspieligsten seiner Zeit gleichkommen mochte. Es scheint, daß unser guter Bäcker sich mit großer Vorliebe mit der Idee zu diesem Monument beschäftigte, welches durchaus nach seinem eigenen Entwurf ausgeführt wurde, und an welchem sich ganz die Eigenthümlichkeit des Mannes offenbarte.

Eurysaces, wie viele Menschen, nicht bloß seines Standes, erfreute sich einer gewissen Bornirtheit, nach der er zwar nicht, wie die vielen Schuster in der Welt, Alles über einen Leisten schlug, aber doch, so zu sagen, Alles in denselben Ofen schob. Er hatte sein wahres Vergnügen daran und that sich etwas darauf zu Gute, daß er den Staat und die ganze Welt als eine große Bäckerei ansah, und es war zugleich zum Verwundern und zum Lachen, wie er mit dem geringen Umfang der technischen Sprache seines Geschäfts sich über alle Verhältnisse des täglichen Lebens und des Staats auf eine eben so verständliche als treffende Weise ausdrückte.

Die Konsuln verglich er sehr oft sich selbst, so wie den Pontifex Maximus seiner Frau. Die Legaten in den Grenzprovinzen, wenn sie einen Krieg anzettelten, waren ihm die Kneter, und er meinte, sie rührten dem Volk oftmals einen schwer verdaulichen Teig zusammen. Ein neues Gesetz betrachtete er wie ein Brod, und gefiel es ihm, so war der, welcher den Vorschlag gemacht, sein „würdiger Collega," und der Senatus Populusque Romanus erhielt das Prädikat eines trefflichen Backofens. Ein ander Mal sah er die Volkstribunen an als die Bereiter des Sauerteigs. Er war durchaus freisinnig, und es war ihm ganz recht, wenn innere Bewegung in den Teig gebracht wurde, und die Gährung rühmte er als wesentlich für ein gutes Gebäck, allein zu üppige Formentation wollte er bei Zeiten gedämpft wissen, denn Belgien erschien ihm als eine impertinente Blase, die man niederdrücken müsse, damit nicht eine große leere Höhlung entstehe. Bei Veranlassung eines Streits von Köln her fand er es unerträglich, daß der Pontifex Maximus für die ganze Welt das Brod backen wollte, und ganz schimpflich nannte er es in seiner Aufrichtigkeit, daß die Pontifikalpartei die Religion zum Vorwand für politische Zwecke nahm, und dem Volk weis machte, alles andere Brod sey vergiftet und bringe den Tod, wenn auch nicht den zeitlichen, so doch sicher den ewigen. Eurysaces hatte sich so sehr an diese Weise der Weltbetrachtung und des Ausdrucks gewöhnt, daß sie ihm durchaus natürlich war. Selbst die ernsthaftesten Gegenstände erschienen ihm unter dieser Form, ja der Tod selbst war ihm ein Bäcker, der die sterblichen Reste des Hingeschiedenen ins Grab, wie in einen Brodbehälter niederlege. So nannte er die Graburne oder das ganze Grab ein „Panarium." Und warum wäre dieser Name nicht eben so gut, als der in Rom viel gewöhnlichere des „Taubenschlags" Columbarium. Doch begnügte sich Eurysaces nicht mit dem Namen; vielmehr gab er dem Denkmal, das er sich und seiner Gattin errichtete, auch im Aeußeren eine Gestalt, welche unmittelbar an die Bäckerei erinnerte.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen.

„Man muß nicht müssen!" — dieser Ausspruch paßt wohl auf einzelne Verhältnisse des Menschen, auf momentanen Zwang, wo er Freiheit ansprechen könnte, die er durch nichts verwirkt hat.

Aber wo es auf Etwas ankommt, das durch fortwährenden Antrieb Folge haben soll, wie Lehre, Schule, Erziehung, sittliches Beharren, Ausdauer ꝛc., da ist meistens eine gewisse Nöthigung dem Menschen heilsam. Doppelt ersprießlich ist eine solche in Zeiten, wo eine Neigung zur Erweiterung, zur Abstreifung lästiger Bande einen großen Theil der Lebenden ergriffen hat. Hier sehen wir oft gerade die kräftigsten, talentvollsten Jünglinge, jedes Schulzwangs überdrüssig, ihre Weiterbildung auf eigene Faust versuchen, was bei den Meisten sich durch bittere Erfahrungen und zu späte Reue rächt.

Vorweg die jungen Künstler unserer Tage finden wir überall, wo keine eigentliche Kunstschule ist, und selbst auch da mitunter in einer Ungebundenheit, die ihrer Bildung hinderlich ist. Nirgend mehr als in der Kunst beruht der Fortschritt auf einer Ueberlieferung von Kunstvortheilen. Wie viele Kunstjünger sieht man aber nicht stets von Vorne anfangen in Versuchen, von denen ihnen durch den erfahrenen Meister sogleich das Resultat vor Augen gelegt werden könnte. Sie thun, als wäre noch nichts vor ihnen erfunden worden. Sie mühen sich vergeblich an Kombinationsrechnungen ab, wo ihnen das Facit bequem zu Statten käme.

Es gehört eine Kraft und Charakterstärke, die Wenigen gegeben ist, dazu, sich selbst für den rechten Weg

zu bestimmen und unverwandten Blicks darauf fortzuwandeln. Wie leicht wird dies unter strenger Leitung? ja — während der Autodidakt kaum in arithmetischer Progression fortschreitet, wächst der talentvolle und eifrige Zögling eines tüchtigen Meisters in geometrischer Stufenfolge.

Nachrichten vom August.

Reisenotizen.

London, 3. August. Der talentvolle Landschafts- und Architekturmaler Roberts meldet in einem Schreiben aus St. Jean d'Acre vom 5. April, daß er so eben eine Exkursion nach einem Theile des westlichen Arabiens und durch Syrien vollendet hat. Der interessanteste Punkt, den er besuchte, war die Felsenstadt Petra, die Feste der alten Edomiter, die in neuern Zeiten zuerst von Burkhard, dann von den Herren Irby und Mangles und vom Grafen Laborde besucht wurde, welcher der einzige ist, der (in seinem Prachtwerk über Arabia petraea) Zeichnungen aus dieser Stadt mitgetheilt hat. Wir erinnern daran, daß daselbst in einer Ausdehnung von 6 bis 8 englischen Meilen prachtvolle Wohnungen bis zu einer Höhe von 500 bis 1000 Fuß in die senkrechten Felsen eingehauen sind, wobei die Schluchten der Engpässe die Straßen bilden und in die Felsen gehauene Gassen von einer Wohnung zur andern führen. Roberts brachte fünf Tage zu, das Merkwürdigste in diesem außerordentlichen Thale zu zeichnen.

Kunstgeschichtliches.

Berlin, 1. August. Ueber die Künstler und deren Leistungen in Berlin aus der Zeit Kurfürsten Joachims II., der Kunst und Wissenschaft eifrig förderte, sind nur sehr spärliche Nachrichten vorhanden. Die Namen Kaspar Theiß und Christ. Römer als Baumeister sind bekannt: von Malern, die durch den Hof beschäftigt worden wären, verlautet wenig oder nichts; Goldschmiede beschäftigte der Fürst mehrere, z. B. Joachim Wilcke und Peter Krause. Von einem andern, Kurt Schreck, der zugleich Stempelschneider war, wahrscheinlich auch einen Theil der kostbaren Kleinodien für den Dom verfertigte, spricht ein kurfürstliches Handschreiben im Copialbuche des Georg Cölestinus, vom 28. Jul. 1566: „Schreck, du wollest Doctori Georgio Cölestino Unserm Hoffprediger, Unser gulden Geprech (Gepräg) undt Bildtnus uf Unser Uncost machen und Ihme zustellen. Das soll er Unser wegen tragen. Daran geschieht Unser Will. Geben Coppernik den 28. Julii a 1566. Joachim kurfürst M. p.“ Von demselben Schreck ist auch eine Rechnung vom J. 1555 über ein auf gediegen Gold gemaltes Bildniß des Landesherrn vorhanden, die voller Rechnungsfehler zu seyn scheint. Sie lautet: „Das Kuntherfeith wiegt 5 Kronen, vors Krone thut 32 Silbergroschen, thut 6 Rthlr. 16 Sgr. und vorm Kuntherfeith zu malen 18 Sgr., thut Summa 7 Rthlr. 19 Sgr.“ Wie schlecht damals Malerei in der Mark bezahlt wurde, ergibt sich auch aus einer Rechnung Lippold's v. J. 1568: „Gegeben J. C. G. (Ihro Curf. Gnaden) drei gemalte Bilder, als den König aus Frankreich, Duca de Alba und Kaiser Maximilian, kosten 4 Rthlr. 12 Gr.

Ethik der Kunst.

Berlin, 5. August. Unter dem Namen „Amazonenpredigt“ hat der hiesige Prediger Hr. Arndt die von ihm am 24. Febr. 1839 gehaltene Kanzelrede herausgegeben, in welcher die enthusiastischen Beförderer des Gußes der Kißschen Amazonengruppe angeblich so hart gegeißelt worden sind. Bei Lichte besehen enthält aber die Predigt gar Nichts, was diese speciell auf sich beziehen könnten, so wie denn überhaupt von einem alle Kunst verdammenden religiösen Fanatismus nichts in demselben.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Christiania, 16. Juli. In einer sehr gelehrten Abhandlung des hiesigen Professors Rudolf Keyser über die Abkunft und Volksverwandtschaft der Normänner heißt es unter Andern: „Die unter dem Namen Hünengräber in Deutschland und den nordischen Reichen bekannten Denkmale der Vorzeit sind nur dann germanischen Ursprungs, wenn sie eisernes Geräth enthalten; kupfernes deutet bestimmt auf Celten, steinernes auf Tschuden hin.“ Die Vorfahren der jetzigen Normänner betrachtet der Verfasser als einen Zweig des großen germanischen Stammes, der sich schon bei der Einwanderung des leztern in Europa, durch welche die Tschuden und Celten aus ihren Sitzen verdrängt wurden, von den Gothen, Nieder- und Oberdeutschen getrennt und nach dem nördlichen Norwegen gewandt habe.

London, 28. Juli. Die Admiralität hat nun Befehl ertheilt, daß ein Kriegsschiff nach der südwestlichen Küste Kleinasiens abgehen soll, um die von Hrn. Fellows gesammelten antiken Bildhauerarbeiten nach England zu bringen.

Paris, 4. August. Bei einer Uferarbeit in Vienne an der Rhone hat man eine kleine antike Bronzestatue des Apollo gefunden.

Rom, 15. August. In der Nähe von Monterone auf dem Wege nach Civitavecchia hat die Herzogin von Sermoneta Ausgrabungen veranstalten lassen, welche zur Auffindung eines herrlichen antiken Grabes geführt haben. Der bedeutende Goldschmuck gleicht dem, welcher vor zwei Jahren bei Cere gefunden wurde und sich jezt im hetrurischen Museum im Vatikan befindet. Diese Gräber ohne Malereien und Vasen müssen jedoch einer frühern Periode, als die hetrurische, angehören.

Neue Stiche und Lithographien.

Paris, 12. August. Nach der lezten Zeichnung des verstorbenen Alfred Johannot: Katharina von Aragon und Th. Morus, hat Geoffroy ein sehr hübsches Blatt gestochen, in welchem die Roulett-, Aquatinta- und Radirmanier auf sehr geschickte Art verschmolzen sind.

Prag. Von dem Werke: „Christliches Kunststreben im österreichischen Kaiserstaate“ ist das zweite Heft erschienen. Es enthält drei schöne Blätter nach Führich und Kadlik.

Hamburg. Radirungen von H. Stuhlmann, 1s und 2s Heft, enthaltend landschaftliche Gegenstände und Thierstudien; zu beziehen durch die Commeter'sche Kunsthandlung.

Düsseldorf. Album deutscher Künstler in Original-Radirungen, 16 u. 26 Heft, bei Jul. Buddeus. Enthalten Radirungen von Schirmer, Schrödter, Hasch, Hasenschaden, Sail und Neureuther.

Kupfer- und lithographische Werke.

Paris. Graf A. Raczynski (in Berlin) Histoire de l'art moderne en Allemagne. Bd. 2. Groß 4. mit 120 Kpfrn. und einem Atlas von 15 Blättern. Groß Folio. 120 Fr. (Enthält München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Karlsruhe, Prag, Wien und einen Ausflug nach Italien); bei Renouard.

Normand, Paris moderne. Liv. 8. Fol. 2. Fr.

Bar-le-duc. F. G. d'Olincourt, Choix d'édifices publics et particuliers construits et projetés dans les départemens. Tom. I. 1re livr. Folio. 2½ B. u. 3 Kpfr. (Soll 5 Bde. mit 360 Kupfern bilden; monatlich erscheint eine Lieferung, jeder Band kostet 56 Fr.)

London. Fisher's Mediterranean, 12r Heft. Fischer's Constantinople, 15r Heft.

München. v. Mayr, Malerische Ansichten aus dem Orient, 4r Heft.

Literatur.

Paris. Fragment inédit de l'ouvrage: Les arts au moyen âge, lu à l'assemblée générale de la Soc. de l'histoire de France du 6. Mai, 1839. 8. 3 Bog.

A. E. Lusson, Specimen d'architecture gothique, ou plans, coupés, élevations de la chapelle du château de Neuville, avec des détails de maçonnerie, charpente etc. Folio. 8 B. Text u. 17 Kpfr. 20 Fr. Die Kupfer sind von den Herren Normand, Hibon und Ribault in Linienmanier nach des Verfassers Zeichnungen gestochen.

Boboeuf, Reponse à la prétendue réfutation de MM. Dupont frères, concernant le réclamation des 16 imprimeurs lithographes. 8. 1½ B.

Notice de la galérie des tableaux anciens du Musée de Lyon. 8. 1½ B.

Caen. Session générale annuelle de 1838. Extrait du procès verbal des séances tenues par la société française pour la conservation et la déscription des monumens historiques dans la ville de Tours. 8. 11 B. 3½ Fr.

London. A Treatise on Wood Engraving historical and practical. By John Jackson. London bei Charles Knight. Ein reichhaltiges Werk mit gegen 300 vorzüglichen, vom Verf. selbst gearbeiteten Holzschnitten. Preis 2½ Pfd.

München. Nagler's Kunstlexikon, 7r Bd., von Keysers Lodewyck.

Berlin. Hermes auf Vasenbildern, von Eduard Gerhard. (Aus dessen „Auserlesenen Vasenbildern" besonders abgedruckt.)

Hannover. Die Münzen der griechischen, parthischen und indoskythischen Könige von Baktrien und den Ländern am Indus, von Dr. Karl Ludwig Grotefend. Mit 2 lithographirten Tafeln. Bei Hahn. 8. 20 Gr.

Magdeburg. Roms Alterthümer, aus den hinterlassenen Papieren des Grafen von Lepell bearbeitet von E. v. E. Bei Bühler. 157 S., in 12.

Leipzig. Bei Jul. Wunder: Ueber die heutige bildende Kunst und die verschiedenen Kunststufen und Gattungen der Malerei. Von einem Berliner Kunstfreunde. 137 S. 8.

Bei Arnold, Italica von Dr. Gustav Klemm. Erster Theil; Bericht über eine im J. 1838 im Gefolge Sr. k. H. des Prinzen Johann von Sachsen unternommenen Reise nach Italien. 315 S. gr. 8.

Von desselben Verfassers Beiträgen zur Geschichte der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen in Deutschland ist bereits die zweite Auflage erschienen.

Bei Brockhaus: Raffael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi, von J. D. Passavant. In zwei Theilen, gr. 8., mit einem Atlas von 14 Kupfertafeln. Ein lang erwartetes Werk.

Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Geschichte der Glasmalerei in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien von ihrem Ursprunge bis auf die neuste Zeit. Von M. A. Gessert. 304 S. 8.

Nekrolog.

Paris, 2. August. Baron Prony, Pär, Mitglied der französischen Akademie für die mechanische Sektion, Direktor der Schule für Brücken- und Straßenbau rc., einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, ist am 29. Juli in seinem 85sten Jahre gestorben. Sein klassisches Werk über die Wasserbaukunst, das im Jahr 1790 erschien und in fast alle europäische Sprachen übersezt ist, würde allein hinreichen, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Seine einzelnen Abhandlungen bilden allein 16 Quartbände.

Brüssel, 6. August. Der berühmte Antiquar Steenstruys in Antwerpen, einer der gelehrtesten Männer Belgiens und Besizer eines schäzbaren Kabinets, ist, 74 Jahr alt, gestorben.

Jerusalem, 18. Juli. Dr. Otth aus Bern ist in Syrien am Sonnenstich gestorben. Er war ein sehr talentvoller Landschaftszeichner, und seine Esquisses africaines sind wohl das beste, was bis jezt aus den Händen französischer und anderer Künstler über Algier und Umgegend hervorgegangen ist. Zu gleichem Zweck unternahm er eine Reise nach Egypten, und begab sich von da nach Syrien, wo ihn ein früher Tod dahinraffte.

Beilage: Monument des Eurysaces.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 84.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. Oktober 1839.

Der Bäcker Eurysaces und sein Monument.

(Schluß.)

Vor einem der am meisten betretenen Thore der Stadt, wo zwei Straßen, die ihm sicherlich viel Getreide zugeführt hatten, zusammentrafen, in dem spitzen Winkel, den die Via Prånestina und Labicana bilden, kauft er sich ein Stückchen Land, eben groß genug, um ein bedeutendes Denkmal aufzunehmen. Es störte ihn nicht, daß der Platz ganz schiefwinklig war. Im Gegentheil fand er darin ein neues Mittel, das originelle Denkmal, das er sich ausgedacht hatte, und welches zum großen Theil noch heute erhalten ist, noch origineller oder vielmehr bizarrer zu machen. Er ließ nun zuerst in dem spitzen Winkel dieses Triviums ein sehr solides Fundament legen, dessen Grundfläche das unregelmäßigste Trapezoid bildet, indem die vier Seiten in römischen Palmen ungefähr diese Maße haben: 17 — 24 — 30 — 38. Die kürzeste Seite mit zwei stumpfen Winkeln ist der Stadt, die folgende der Via Labicana zugekehrt, die nächstlängste Seite bildete die Vorderseite, den auf beiden Straßen sich der Stadt nähernden zugewandt, und die längste Seite, welche mit der Vorderseite den spitzen Winkel des Monuments bildete, lag an der Via Prånestina. Die oberste Steinreihe dieser hohen Basis ließ er ein wenig vortreten. Auf diese Unterlage ließ er nun dicht nebeneinander stehende Säulen sich erheben, an der Rückseite zwei, an der labicanischen Seite vier und an der prånestinischen Seite sechs, je zwei und zwei durch einen Pilaster von einander getrennt. Diese Säulen sind durchaus ohne Säulenbasis und Kapitell. Jede besteht aus drei Trommeln (Tambours), und jedes dieser Säulenstücke ist ein — Kornmaß. Obwol man das Innere nicht sehen konnte, so ließ Eurysaces sie doch aushöhlen. Denn er war ein Feind von täuschendem Schein. Auf diesen Kornmaßsäulen und Pilastern liegt, ein wenig vorspringend, ein schlichter Fries, mit den Inschriften, von denen hernach die Rede seyn wird. Die Höhe der Säulen beträgt ungefähr 12 Palmen, die des Frieses 1,7. Ueber dem Fries erhebt sich an jeder der drei Seiten, durch Eckpilaster mit niedlichen Kapitellchen begrenzt, eine Fläche mit großen regelmäßigen runden Vertiefungen, deren an der Rückseite sechs, an der labicanischen neun und an der prånestinischen fünfzehn waren, je drei übereinander. Eine nähere Untersuchung lehrt, daß diese gleichfalls Kornmaße sind, nicht stehende, wie die der Säulen, sondern liegende, mit der Oeffnung nach Außen gekehrte. Auf diesen Kornmaßflächen und den Pilasterkapitellen liegt wieder ein Fries von 2 Palmen Höhe, verziert mit einem Basrelief, welches von Anfang bis zu Ende das Geschäft des Bäckerlieferanten darstellt. An der Seite der labicanischen Straße wird zuerst, wie es scheint, der Vertrag abgeschlossen, dann folgen zwei Mühlen in der bekannten antiken Trichterform des Mühlsteins, der durch Esel bewegt wird, darauf zwei Siebtröge, worin Mehl gesiebt wird. Neben diesen stehen zwei Kornmaße von derselben Form, wie die des Monuments selbst. An der entgegengesetzten Seite wird aus dem gemahlten Korn Brod bereitet: eine große Knetmaschine wird durch ein Pferd bewegt, auf zwei Tischen bereiten acht Sklaven aus dem Teig Brode, die daneben in den Backofen geschoben werden. Leider fehlt heute mehr als die Hälfte des Basreliefs dieser Seite, worauf vermuthlich auch noch dargestellt war, wie die Brode, aus dem Ofen herausgenommen, auf Gestelle zum Abkühlen und dann in Körbe gelegt werden. Auf der dritten kürzesten Seite werden die vollen Körbe herbeigetragen, unter Aufsicht von Beamten gewogen und die gewogenen weggetragen. Eine gelehrte Abhandlung, welche alle Details des interessanten Basreliefs erläutert, und zugleich die Inschrift der gründlichsten Untersuchung unterwirft, von Dr. Jahn, ist unter der Presse. Die vierte, also die Hauptseite, ist ganz zerstört, doch erkennt man an den Resten, daß sie von den andern sehr verschieden verziert war. Die schlichten Steine der Basis erheben sich hier um zwei Quaderreihen höher als an den andern Seiten.

Mit Hülfe der gefundenen bedeutenden Fragmente läßt sich auch diese Seite wieder herstellen. Eurysaces hatte nämlich sich und seine junge schöne Frau in Marmor bilden lassen. Diese beiden Figuren, in Lebensgröße, in leichter Bekleidung von Haupt zu Fuß, die aber die Formen des Körpers erkennen läßt, schmückten die Hauptseiten des Monuments. Sie sind zwar ganz in runder Gestalt ausgearbeitet, aber mit dem Rücken noch fest an der Marmorplatte, aus der sie gearbeitet sind, ähnlich den Metopen des Parthenon. Wahrscheinlich also standen sie in einer Vertiefung. An jeder Seite der Statuen war ein kleiner Tisch angebracht, auf dem eine Graburne stand in Form eines Brodkorbes. Zwischen den beiden sichtbaren Füßen des Tisches stand die Inschrift. Eine ist erhalten und lautet so:

FVIT ATISTIA VXOR MIHEI
FEMINA OPITVMA VEIXSIT
QVOIVS CORPORIS RELIQVIAE
QVOD SVPERANT SVNT IN
HOC PANARIO.

Auch der Brodkorb, das panarium, worin die Asche der Atistia war, ist gefunden. Vermuthlich war ein ähnlicher Tisch mit ähnlicher Graburne für die Asche des Eurysaces selbst.

Das Innere dieses Gebäudes ward ganz ausgefüllt mit einem sehr festen Guß von Kalk und Steinen, wodurch das Ganze an Dauerhaftigkeit, um so mehr, da den erwähnten liegenden Kornmaßen der oberen Etage innerhalb des Monuments eine größere Peripherie gelassen war, als außerhalb, so daß sie gleichsam mit Widerhaken in dem opus mixtum befestigt waren. Tief unten im Innern des Kalkgusses war ein kleiner Raum ohne Zugang, worin Eurysaces ein hermetisch verschlossenes Fläschchen mit den Thränen, die er über den Tod seiner Frau vergossen, vergrub. Diese Thränen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Oberhalb des Frieses mit dem Basrelief lag ein Kornisch, entsprechend dem Styl der Pilasterkapitelle. — Die Basis des Monuments besteht aus albanischem Peperin, der obere Theil aus tiburtinischem Travertin, und die beiden Bildsäulen sammt der Tischfronte mit der Inschrift aus Marmor.

An den drei Seiten, die erhalten sind, lesen wir, daß dieses Monument dem Marcus Vergilius Eurysaces gehöre. Allein es genügte dem Eurysaces nicht, durch den Namen den Urheber des Denkmals und durch das ganze Denkmal den Stand und das Geschäft desselben angedeutet zu haben. Vielmehr fügte er in der Inschrift ausdrücklich hinzu, daß er Bäcker und Lieferant gewesen, und daß dieses jedem klar seyn müsse, wie der seltsame Mann sicherlich mit Recht behauptete. Die Inschrift lautet an zwei Seiten so:

Es ist dieses das Denkmal des Marcus Vergilius Eurysaces, Bäckers und Lieferanten, das ist klar.

Rückseite in zwei Zeilen:

EST · HOC · MONIMENTUM · MARCEI · VERGILEI · EVRYSACIS.
PISTORIS · REDEMPTORIS · APPARET.

Seite an der pränestinischen Straße in einer Zeile

...M · MARCEI · VERGILEI · EVRYSACIS · PISTORIS · REDEMPTORIS · APPARET.

Seite an der labicanischen Straße, in einer Zeile

EST · HOC · MONIMENTUM · MARCI · VERGILI · EVRYSAC[IS.

Ich dächte, es ist klar, daß man das APPARET übersetzen muß: es ist klar; und hätte man gleich erkannt, daß das ganze Monument in allen seinen besondern Haupttheilen aus Kornmaßen zusammengesezt ist, und daraus, wie aus dem Basrelief und der Inschrift auf die Atistia sich die Eigenthümlichkeit des Mannes vergegenwärtigt, man würde nie auf einen andern Gedanken gerathen seyn. Indem man aber den Humor von der ganzen Sache verkannte und die Inschrift für sich untersuchte, mußte auch jenes Wort anders erklärt werden, und so lag dann freilich nichts näher als APPARET für eine alterthümliche und abbrevirte Form von APPARITORVM zu nehmen, und zu erklären, Eurysaces habe die Brodlieferung für die Apparitoren, d. h. für die von staatswegen gewissen Beamten beigegebenen Diener übernommen. Wäre dies die Meinung des Eurysaces, so hätte er, der eine sichtbare Aversion gegen Abbreviationen hat, doch wohl nicht das schwierigste Wort abgekürzt, zumal da namentlich bei der doppelzeiligen Inschrift noch freier Platz genug ist, so hätte er wohl ohne Zweifel hinzugefügt, welche Apparitoren er meinte, die des Praefectus Annonae, oder die der Curatores aquarum, oder welche sonst. Er hätte sich aber überhaupt nicht redemptor apparitorum nennen können, weil er für den Praefectus Aerarii die Lieferung übernahm, und ihn das überhaupt nichts anging, wer das Brod aß, das er für den Staatsschatz buk: endlich ist ein Lieferant für die Apparitoren nicht „redemptor apparitorum," und könnte er sich so nennen, so war diese Benennung doch auf einem Monument, welches den Stand des Urhebers bezeichnete, aber nicht eine einmalige Handlung, ganz unschicklich. Bäckerlieferant war Eurysaces, so lange er dies Geschäft betrieb; allein ob er Lieferant für die Apparitoren seyn werde, hing allein von dem Zustandekommen des jedesmaligen Kontrakts ab, und hätten noch so viele Jahre hindurch Apparitoren von seinem Brod gegessen, er würde dennoch nicht ein redemptor apparitorum gewesen seyn. Eurysaces nannte sich nur Bäcker und Lieferant, das ist klar.

Es ist schon oben erwähnt, daß das Denkmal in dem spitzen Winkel der Via Labicana und Praenestina steht, d. i. unmittelbar vor der Porta Maggiore und der

aurelianischen Stadtmauer. Wahrscheinlich waren hier schon vor der Erbauung des Monuments Bögen, welche die Aqua Marcia und Tepula trugen, und zugleich den beiden Wegen einen gesonderten Durchgang gewährten, ohne daß sie jedoch schon bei diesen Bögen und bei dem Denkmal des Bäckers die damalige servische Stadtmauer erreichten.

Im Jahre der Stadt 742, unter dem Konsulat des Q. Aelius Tutero und Paulus Fabius Maximus, wurde auf Veranlassung der neuen Arbeiten, die Augustus an den Wasserleitungen vornehmen ließ, ein Senatusconsult erlassen, welches befahl, daß an jeder Seite der Bogenwasserleitungen ein Raum von 15 Fuß frei bleiben solle, so daß in Zukunft weder erlaubt sey, ein Monument oder sonstiges Gebäude auf demselben aufzuführen, noch denselben mit Bäumen zu besetzen. Zugleich verordnete dasselbe Senatusconsult, daß die innerhalb des bezeichneten Raums wachsenden Bäume ausgerissen werden sollten. Vergleiche Frontin §. 127. Nach dieser Verordnung war also das Denkmal unseres Eurysaces bei einer Kollision mit den Aquädukten geschützt, und blieb daher auch unangetastet, als Kaiser Claudius, aus demselben Grunde, wie einst Eurysaces, hier an dem Vereinigungspunkt der beiden vielbetretenen Straßen jenes noch erhaltene Doppelthor aufführen ließ, über welches er den Anio novus und die Aqua Claudia hinleitete. Das Gesetz und die Ehrfurcht vor dem Grabmal erlaubten selbst dem Kaiser nicht, seinen Prachtbau von dem seltsamen und die Ansicht des mächtigen Doppelthors sehr störenden Bäckermonument zu befreien. Als im 3ten Jahrhundert nach Christus der Kaiser Aurelian die Stadt mit ausgedehnteren und festeren Mauern umgab, wurden eine Menge Gebäude, die bisher außerhalb der Stadt lagen, zur Bildung der neuen Mauer benuzt, z. B. die Mauer des prätorianischen Castrums, das Amphitheatrum Castrense, die Pyramide des Cestius, und auch jenes Doppelthor der Claudischen Wasserleitung. Vermuthlich war bis dahin das Denkmal des Eurysaces unverfallen; erlitt aber im Lauf des nächsten Jahrhunderts jene Zerstörung seiner Hauptseite, so daß der Präfekt der Stadt, Flavius Macrobius Longinianus, der unter dem Kaiser Honorius vom Stilicho mit der Ausbesserung und Verstärkung der Mauer beauftragt war, dasselbe schon in dem Zustande fand, worin wir es heute sehen. Longinianus war es vermuthlich, welcher an jeder Seite des Thors unter dem Bogen des Claudius einen Thurm aufführen ließ. Statt das Monument des Eurysaces wegzuräumen, benuzte er dasselbe als Fundament und unteren Theil des einen Thurms, umschloß dasselbe ganz mit der Thurmmauer, und so war seit dem Jahre 402 das Denkmal des Eurysaces gänzlich den Blicken entzogen, und der Bäcker völliger Vergessenheit anheimgefallen, bis im Herbst des vorigen Jahrs der gegenwärtige Papst Gregor XVI., um das Doppelthor in seiner ursprünglichen Gestalt erscheinen zu lassen, die Thürme wegbrechen ließ, und aller Welt klar wurde, daß Marcus Vergilius Eurysaces Bäcker und Lieferant gewesen.

Zum Schluß will ich noch der Abhandlungen erwähnen, die bisher über dieses Monument erschienen sind, oder im Begriff sind zu erscheinen.

Brevi Cenni di un Monumento scoperto a Porta Maggiore del Cav. Luigi Grifi. Roma 1838. Fol., mit 3 lithogr. Tafeln.

Intorno al Monumento sepolcrale di Marco Vergilio Eurysace recentemente discoperto presso la porta Maggiore, Cenni del Marchese Giuseppe Melchiorri Caval. della Legion d'onore etc. Roma 1838. 8. (Estratti dall' „Album" anno V. p. 217.)

Unter der Presse befinden sich von:

Dr. Braun, eine Recension der Abhandlung Melchiorris mit einem Brief von Borghesi (im Bulletin des archäologischen Instituts 1839. 1.)

Canina, über die topographischen und architektonischen Verhältnisse des Monuments, mit Plänen und Restauration;

Dr. Otto Jahn, Erklärung des Basreliefs und der Inschriften. Beides im lezten Bande der Annalen des archäologischen Instituts für 1838, mit Kupfern.

Geschrieben Rom im März 1839.

Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern. *

I.

Schellings Briefe an Saint-Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München.

(Journal des Débats 20. Dec. 1838 u. Kunstblatt Nr. 14 ff. l. J.)

Es lag wohl nicht minder an den Quellen, woraus Schelling für seinen Brief an Saint-Marc Girardin schöpfte, als am Uebersetzer, daß diesem sonst so schätzbaren Berichte über die Fortschritte der Glasmalerei in München einiges Undeutliche und Irrthümliche unterlief, das um so mehr zur Berichtigung herausfoderte, als es unter dem Schirme einer solchen Autorität, wie der Schellings, geeignet seyn dürfte, dereinst die Wahrheit der Kunstgeschichte zu gefährden.

* Von dem Verfasser der nachfolgenden Aufsätze, Herrn Dr. Gessert, ist so eben eine „Geschichte der Glasmalerei," im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

Anmerkung des Herausgebers.

Schwer zu verstehen nämlich, selbst dem mit der Technik in Darstellung farbiger Gläser Vertrauten, ist die Stelle: c'est lui (Ainmüller), qui eut l'heureuse idée que, de même qu'on fabriquait des verres colorés sur une de leurs surfaces, on pourrait employer deux couleurs, l'une pour colorer le verre dans sa pâte, l'autre pour colorer cette même masse sur une de ses surfaces, und die Uebersetzung derselben im Kunstblatt ist ihrer Verständlichkeit keineswegs zu Hülfe gekommen. Sie will aber, was wohl nicht Viele errathen, in ihrem weitschweifigen Streben nach Veranschaulichung kurzweg bedeuten: Ainmüller hat erfunden, farbiges Glas mit farbigem, statt — wie früher — weißes mit farbigem zu überfangen; und die Stelle: la robe de la Vierge, de même que le rideau broché derrière elle, est fait de verres à deux surfaces diversement colorées, welche, wie sie redigirt ist, erst mit Hülfe des folgenden Satzes einigermaßen zu verstehen gibt, daß sie nicht weißes, vom Glasmaler mit den ihm zustehenden Pigmenten tingirtes, sondern schon in der Fritte gefärbtes, d. i. farbiges Hüttenglas meine: enthält nichts anderes als einen praktischen Fall der Anwendung jener Erfindung Ainmüllers.

Ganz irrthümlich aber ist die daneben gestellte Behauptung, das Ausschleifen des Ueberfangs, um dadurch Grund zum Auftrag von Pigmenten zu gewinnen, wie man an dem in Rede stehenden Bilde vom blauen Ueberfang eben nur das zur Darstellung der Luft Nöthige stehen ließ, auf das Uebrige, Abgeschliffene der Scheibe aber die Landschaft malte, sey ein ganz neues, der Gegenwart eigenthümliches Verfahren. Schon seit dem 15ten Jahrhundert war diese Manipulation, besonders wo verschiedene Farben ineinander übergriffen, am häufigsten aber bei heraldischen Schildereien applizirt, zu welchen in der Regel ein Ueberfangglas von der im Wappen vorherrschenden Farbe genommen und für alles Incidente durch Ausschleifen Raum gewonnen wurde.

Auch die Zusätze Brongniarts sind theils durch die Uebersetzung entstellt, theils erregen sie sogar bedenkliche Zweifel an dem Wissen und Können eines „si grand connaisseur" wie Brongniart.

Mehrmals nämlich wiederholt sich die irrige Uebertragung des: verres teints, ou simples, ou doubles; mit: einfärbige oder doppelfärbige, statt: durch die Masse gefärbte oder überfangene Gläser.

Und sollte Brongniart im Ernst den Alten die Kenntniß des Goldes in seiner Eigenschaft als rothes Pigment absprechen wollen? Sind ihm Cassius und Kunckel, und die Geschichte des nach Ersterem benannten Goldpurpurs in der That unbekannt? Oder zählt er die Glasmaler des 17ten Jahrhunderts, die mitunter noch so Treffliches leisteten, wie — um uns auf französische Beispiele zu beschränken — Desangives, Michu, die Pinaigrier, le Vasseur u. a., gegenüber den Künstlern der Regenerationsperiode der Glasmalerei nicht mehr zu den Alten? Ergab aber nicht auch die Analyse rother Gläser aus dem 16ten Jahrhundert und insbesondere Dürer's Zeit die Thatsache ihrer Färbung mittelst Gold?

Bezüglich des rothen mit Kupferoxydul gefärbten Ueberfangglases endlich, dessen Darstellung den Franzosen nach Brongniart so schwer fällt, daß sie solche seit längerer Zeit schon einstellten, sey gesagt, daß es auf jeder deutschen Hütte, insofern man dort überhaupt farbiges Glas erzeugt, in allen Nüancen und der dankbarsten Vollkommenheit geblasen und im Gewölbe jedes deutschen Glashändlers in Menge angetroffen wird.

Es ist vielleicht eine Art Genugthuung für uns, daß Frankreich, welches so gerne die Thatsache vergißt, Etwas von Deutschland gelernt zu haben, auch die erlernte Kunst selbst wieder aus dem Bereich seiner Möglichkeit verliert.

Das rothe Ueberfangglas aber ist in der That 1809 von dem deutschen Bühler wieder erfunden, und zuerst von Schweighauser in Straßburg nach Frankreich eingeführt worden.

München, 26. Febr. 1839. **Gessert.**

Neue Kupferstiche.

Heilige Familie, gemalt von Overbeck, und gest. von Prof. Jacob Felsing in Darmstadt.

Als Referent die neuesten Kupferstiche deutscher Künstler in Nr. 32 des Kunstblatts besprach, war zwar Felsing's Platte nach Overbeck bereits vollendet, aber noch kein Abdruck davon hieher gekommen. Durch Gefälligkeit der Schenk'schen Kunsthandlung in Braunschweig ist uns mit mehreren Kunstnovitäten nun auch ein Abdruck des genannten Stichs vor aller Schrift zugekommen, und wir dürfen um so weniger säumen darauf aufmerksam zu machen, da das Blatt wirklich eine höchst erfreuliche Erscheinung ist.

Das Original selbst, ohne Frage eines der allervorzüglichsten Gemälde Overbeck's, hat eine hohe Kunstweihe, und ist dem Geiste ähnlicher Raffaelischer Darstellungen nicht minder verwandt, als viele Werke der Schüler des unsterblichen Meisters. Die Komposition kommt der der belle Jardinière am nächsten, wenn auch die Madonna fast stehend dargestellt und die heilige Anna der Gruppe zugefügt ist. Der Stich selbst im Lichten 10 Zoll hoch und 14½ Zoll breit, ist schön, elegant und von kräftiger Wirkung. Die Fleischpartien wie die Stoffe sind durch Verschiedenheit der Strichlagen und Tonstufen sehr gut charakterisirt. Bei der Madonna scheint auch der Stecher vorzugsweise Geist und Fleiß aufgeboten zu haben, nächst dieser ist der kleine Johannes mit besonderer Liebe nachgebildet. Nicht so vollkommen befriedigt der Christusknabe, das Feisch des Körpers ist nicht weich und zart genug gehalten; doch mag dieses wohl mehr am Vorbilde liegen, wie auch das zu Flache der linken Backe und das zu Kurze des linken Beines dem Maler zur Last fallen dürfte. **Lucanus.**

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 85.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 22. Oktober 1839.

Rom, 13. August 1839.

Se. Majestät der König von Württemberg hat unsere älteren deutschen Maler in ihren eigenen Atteliers besucht; die jüngeren stellten folgende Arbeiten im Attelier des Hrn. Tömmel zusammen:

Kopien nach alten Meistern von Tömmel. Die Madonna di Foligno und die Transfiguration nach Raffael, die Disputa del Sacramento und mehrere Sibyllen, nach Fresken desselben Meisters; die Aurora von Guido, und Diana mit ihren Nymphen von Domenichino. Alle diese Kopien sind mit vielem Fleiß und Geschicklichkeit gearbeitet; Diana scheint uns die gelungenste, doch wünschten wir auch hier, wie bei den übrigen, weniger ein dem Kopirenden eigenthümliches Kolorit zu erkennen.

Eine junge mit der Toilette beschäftigte Griechin, von Jakobs. Seide, Sammt und Goldstoffe des reichen und geschmackvollen Kostüms sind mit vielem Fleiß meisterhaft wieder gegeben; besonders täuschend ist das seidene Hemd, welches einen Theil des Busens durchschimmern läßt.

Vier kleine Seestücke von Hottenroth. — Kleines Genrebild — eine Mutter, die mit zwei Kindern unter einem Baum gegen Sturm und Regen Schutz sucht — ein ruhender Pilger, ein kleiner Johannes der Täufer und zwei orientalische Kostüme von Waldemar Hottenroth.

Der Canta Rinaldo auf dem Molo von Neapel, nicht ganz beendetes Genrebild des Dänen Hansen, eine recht durchdachte Komposition und ungemein treu und wahr in Haltung und Ausdruck; wir hoffen ausführlicher auf dasselbe zurückzukommen, so bald es erst vollendet seyn wird.

Eine Sappho und ein dem Bade entstiegenes Mädchen, von Müller aus Stuttgart, hat Referent nicht sehen können.

Neapolitanisches Genrebild von Küstin. Unter der Pergola einer Fischerhütte sitzt der junge Fischer mit der Mandoline, zwei junge Mädchen und ein Alter sind seine Zuhörer, durch die geöffnete Thüre sieht man in der Hütte eine ältere Frau mit Handarbeit beschäftigt. Ein mit goldenen Früchten reich behangener Orangenbaum und das Meer im Hintergrunde vollenden das Ganze eines ansprechenden, mit vielem Fleiß durchgeführten Bildchens.

Das Innere eines Kloster-Kreuzgangs in Palermo von Elsässer, dem bekannten Talent in Auffassung und Ausführung des Künstlers entsprechend.

Römisches Genrebild von dem Dänen Küchler. An dem massiven Tisch einer römischen Osteria di Campagna sitzt ein junger Jäger in dem gebräuchlichen, romantischen Kostüme. Er hält einer Eule ein Stück rohes Fleisch vor, während ihm ein knieendes Mädchen einen sich sträubenden Kater entgegen streckt. Hinter ihnen steht die Wirthin, eine hohe, volle, nicht römische Gestalt, beschäftigt, Wein aus dem großen irdenen Krug in eine gläserne Flasche zu gießen. Ein älterer Jäger trocknet sich am Kaminfeuer, während mehrere jüngere Gesellen im Hintergrund mit den Flaschen beschäftigt sind. Durch die geöffnete Thüre, über die frische Weinranken herunterhängend, sieht man einen Theil der römischen Campagna mit einzelnen Ruinen. Dies vorzügliche Bild ist voll Leben und Frische und durchaus im Charakter gehalten. — Kleines römisches Genrebild von dem Dänen Sonne. Vier römische Campagnareiter, in malerischem Kostüme, fliegen auf ihren leichten Rossen durch die mit Ruinen dekorirte Campagna. Ein anziehendes Bildchen, das wir schon auf der Ausstellung an der Piazza del Popolo gesehen.

Ein schon mehrmals gesehener Schäferknabe aus der römischen Campagna von Pollak. Es wäre zu wünschen, daß dieser talentvolle Künstler uns öfter mit neuen, und namentlich mit originellen Schöpfungen, erfreuen würde. Dieser Wunsch betrifft die Genremalerei im Allgemeinen. So überreichen Stoff das italienische Volksleben zu ächten Genrebildern darbietet, so sehen wir doch einzelne Gegenstände, die einmal gefallen haben, oft bis zum Ueberdruß wiederholt.

Der König hat beinah sämmtliche oben angeführte Bilder gekauft; überdies noch mehrere andere bestellt. Bei Thorwaldsen, Bienaimé, Teneroni und andern italienischen Künstlern wurden ebenfalls Bestellungen gemacht. Der dänische Maler Bravo, der die Ehre hatte Se. Majestät zu begleiten, hat einen kostbaren Diamantring von Sr. Majestät zum Geschenk erhalten.

Der Papst hat die Maler Baron Cammucini und Cav. Agricola beauftragt, für Reinigung und Erhaltung der Fresken Raffaels in den Stanzen und Logen des Vatikans besorgt zu seyn. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man, daß in diesen Gemälden einzelne Stellen a tempora gemalt, was besonders an dem Kopf des Apollo — im Parnaß — bemerklich ist.

Lezten Sonnabend ist der bekannte Landschaftmaler, Professor Johann Wilhelm Schirmer von der Düsseldorfer Akademie hier angekommen. Er gedenkt Rom und seinen Umgegenden ein Jahr zu widmen.

Am Abend des nämlichen Tages ist der beliebte Genremaler Kretschmar aus Berlin, ebenfalls von der Düsseldorfer Schule, von hier abgereist. Er gedenkt zuerst Griechenland und dann die Türkei zu besuchen. Vor seiner Abreise beendete er ein sehr anziehendes Bild für den Thronfolger von Rußland. Die Scene ist auf der Insel Procida. Zwei Frauen in halb orientalischem Kostüme sitzen auf dem flachen Dache eines Hauses (astrico), die eine hält einen Säugling in den Armen; neben ihm steht ein junges Mädchen, ein Kind liegt, nach neapolitanischer Sitte, in einem Korbe und spielt mit dem Kater. Im Mittelgrund sieht man eine Prozession, mit Kreuz und Fahnen, aus der Kirche ziehen — im Hintergrund das Meer und den Vesuv. Die Abendbeleuchtung ist sehr warm gehalten und das ganze Bild in der leichten und gefälligen Manier dieses jungen Künstlers ausgeführt.

Weimar, 30. September 1839.

Der Liepmann'sche Gemäldedruck.

Auch hier und in Leipzig sind Proben des Liepmann'schen Gemäldedrucks ausgestellt worden. Es ließ sich voraussehen, daß der Gegenstand, den der Künstler gewählt hat, Rembrandt's Bildniß, von ihm selbst gemalt, im Berliner Museum, das größere Publikum nicht sehr ansprechen würde; auch ist die Kopie mit einem glänzenden Firniß überzogen, der nicht sehr rein zu seyn scheint und jedenfalls ungünstig wirkt. Indeß ist nicht Jeder mit der Art, wie Rembrandt seine Bilder malte, bekannt, und wenn ein großer Theil des Tadels über flüchtige Ausführung und unreine Behandlung dem Originale zur Last fällt, so kommt ohne Zweifel ein noch größerer auf die Hindernisse, mit welchen der Kopist zu kämpfen hatte. Man erzählt, daß Liepmann viele Jahre hindurch das Berliner Museum besucht, und nur die Erlaubniß erhalten hatte, eine Zeichnung nach diesem Gemälde zu machen, nicht aber, es im abgesonderten Zimmer kopiren zu dürfen. Nun sah man ihn täglich vor dem Bilde mit großer Sorgfalt eine Farbe mischen und unverzüglich nach Hause eilen. Das Resultat dieser vieljährigen, mühevollen Arbeit ist der hundertmal vervielfältigte Abdruck des Bildnisses, das er halb aus dem Gedächtnisse kopirt hat, indem er Farbe für Farbe, Ton für Ton, einzeln nach Hause getragen und aus der Erinnerung gemalt hat. Wer könnte unter solchen Umständen mehr verlangen, als daß er seine Farben ungefähr an die rechte Stelle brachte. Die Pinselführung, den feinen, geistreichen Zug der Hand des Meisters wieder zu erkennen, wird Niemand erwarten; die Kopie erhielt natürlich ein vermaltes und verriebenes Ansehen, und mag im Detail weit vom Original entfernt seyn; sie gibt aber Ton und Farbenkraft desselben im Ganzen wieder, und man erkennt nicht nur von weitem in ihr den Rembrandt, sondern auch in der Nähe die Art und Weise jener Behandlung. Bekanntlich sezt Rembrandt seine Lichter stark und dick mit massigen Farben auf; in den Schatten lasirt er nur auf den Grund; dazwischen schummert er die Töne keck ineinander; aber alles, das stark Aufgesezte wie das Lasirte und Vermalte, ist saftig im höchsten Grade, so daß die in braun und grau abgetönten Farben überall, selbst in ihrer größten Dunkelheit, eine völlige Klarheit behalten. Dies Alles hat Herr Liepmann nicht bloß in Einer Kopie erreicht, sondern hundert- und mehrmal gedruckt; auch bei ihm sieht man die Lichter dick aufgesezt, die Halbtöne fein in Lichter und Schatten übergehend, in lezterem glaubt man den Grund durch die Lasur zu erkennen, und auch die dunkelsten Töne haben noch ihr innerstes Licht und ihre eigene Klarheit. Wie manche fleißig mit dem Pinsel gemalte Kopie nach Rembrandt sieht man, wo nichts von allem diesem vorhanden ist, worin besonders anstatt der Lasuren schwere und klare Farben sind, die dem Bilde seine ganze Wirkung rauben. Bisher hat man es weder im Kupferdruck noch im Steindruck dahin gebracht, den Farben jenes Durchsichtige und Saftige der Oelmalerei zu geben — das ist Herrn Liepmann gelungen, und zwar, wie es scheint, durch ein allmählig fortschreitendes Druckverfahren. Man hat Blätter von verschiedenem Grade der Vollendung bei ihm gesehen, auch an unserem Exemplare erkennt man, daß die Namen Rembrandt fec. und Liepmann gedruckt 1839, zweimal und nicht ganz auf derselben Stelle abgedruckt sind. Wie viele Platten waren aber zu dem Bilde nöthig? Wie grundirt Herr Liepmann die dünne Pappe, auf die er druckt? Wie

zu welcher Größe kann er sein Verfahren anwenden? Und sind nach beendigtem Druck gar keine Retouchen mit dem Pinsel gemacht worden? Das leztere wäre vielleicht nur in einigen dick aufgesezten Lichtern zu vermuthen; andere, sehr flüchtige und feine Striche sind zu sehr im Charakter des Uebrigen, als daß man die nachbessernde Hand darin argwohnen könnte. Das Werk trägt übrigens noch mancherlei Spuren unvollkommener Mittel, besonders scheinen die Farben nicht rein und fein genug, auch weiß man, daß Herr Liepmann eine einzige Person zur Hülfe hat, und dennoch verkauft er diese Blätter zu einem Louisd'or das Stück und verspricht, sie später noch wohlfeiler zu liefern; mithin muß die ganze Manipulation höchst einfach seyn. Die dunkeln Farben des Rembrandtschen Bildes, bei denen es nicht auf sonderliche Reinheit der Töne und Formen ankam, waren freilich dem ersten Versuche günstig; es steht nun zu erwarten, ob eine Kopie nach Mieris oder Gerhard Dow, wo reine und helle Farben und präcise Konturen nöthig sind, in gleichem Maße gelingen wird?

Neue Kupferstiche.

Heilige Genoveva gemalt von Steinbrück, gest. vom Prof. Jacob Felsing in Darmstadt.

Die neueste Platte: „Heilige Genoveva" nach Eduard Steinbrück scheint binnen etwa Jahresfrist vollendet zu seyn und ist dennoch von überraschender Schönheit. Das Original wird als eines der glücklichst entworfenen und durchgebildetsten Gemälde der Düsseldorfer Schule geschäzt, und Felsing mußte sich um so mehr zusammennehmen, da bereits ein sehr guter Stich von Prof. Schäfer nach diesem Bilde an die Mitglieder des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen vor 1838 vertheilt ist.

Der Kopf der Genoveva, deren Gesicht Schmerz und Kummer, aber auch inniges Vertrauen auf Gott ergreifend ausspricht, ist bewunderungswürdig treu, das herabfallende blonde Haar leicht und gut, und das süß schlummernde Kind in seiner ganzen Lieblichkeit wiedergegeben. Auch Stoffe und Landschaft lassen kaum etwas zu wünschen.

Im Allgemeinen ist in diesem Stich weniger Kraft, aber noch mehr Harmonie als in dem der heiligen Familie. Bei größerer Freiheit in der Handhabung des Grabstichels ist die Reinheit und Klarheit in den Schattenpartien erhöht, weil die Taillen selbst auf den dunkelsten Stellen breiter liegen. Der Stich ist im Lichten $13\frac{1}{2}$ Zoll hoch, $10\frac{1}{2}$ Zoll breit, ohne die gothische Blättereinfassung, welche auf den ersten Abdrücken vor der Schrift unausgeführt ist. Bei der großen Schönheit der Arbeit ist der Preis, 6 Thlr. mit und 12 Thlr. vor der Schrift, sehr mäßig.

L.

Nachrichten vom September.

Persönliches.

St. Petersburg, 10. August. Prof. Peter Heß ist mit dem General Kiel nach Moskau gereist, um von da aus mehrere Schlachtfelder zu besuchen und Studien zu seinen Schlachtgemälden zu sammeln.

5. September. Professor Brandt in Berlin hat für die auf die Vermählung des Herzogs von Leuchtenberg gefertigte Medaille von Sr. Majestät dem Kaiser einen kostbaren Brillantring und von dem Herzog eine Brillantnadel erhalten.

Berlin, 17. September. Se. Majestät der König hat Hrn. Liepmann in Anerkennung seines Verdienstes ein vorläufiges Geschenk von 200 Thlr. zustellen lassen; der Kultusminister fügte 100 Thlr. hinzu. Eine Kommission wird den Werth der Erfindung prüfen.

Düsseldorf, 5. September. Schadow befindet sich seit zwei Wochen zu Bonn in der Behandlung des Professor Wutzer; er leidet an einem bedenklichen Hämorrhoidalübel, welches eine Operation nöthig machen wird.

Dresden, 25. September. Der Maler Hübner aus Düsseldorf hat sich für einige Zeit hier niedergelassen.

Göttingen, 4. September. Gestern Abend hat uns O. Müller verlassen. Außer einem jungen Maler, den er von hier mitgenommen, wird ihn noch Prof. Schöll aus Berlin, der mit ihm in München zusammentrifft, auf seiner Reise durch Italien und Griechenland, für welche 14 Monate bestimmt sind, begleiten.

München, 10. September. Den in den lezten Tagen hier anwesenden fremden Künstlern von Auszeichnung, Architekt Hittorf aus Paris, Galeriedirektor Waagen aus Berlin und Hofmaler Schuhmacher aus Schwerin, ward gestern von den Mitgliedern der Akademie der Künste und mehreren andern hier wohnenden Künstlern ein Festmahl veranstaltet.

15. September. Einer der ausgezeichnetsten Schüler von Cornelius, Gottlieb Gassen aus Koblenz, hat den Auftrag erhalten, die von de Lassaulx erbaute Dreifaltigkeitskirche zu Weissenthurm bei Koblenz mit Fresken auszuschmücken. Am Rheine malt auch schon der berühmte Steinle aus Oesterreich.

Wien, 5. September. Se. Majestät der Kaiser hat dem Herrn Daguerre die goldene Medaille mit seinem Bildnisse und der Umschrift: De arte merito, nebst einer goldenen Tabatiere durch die k. k. Botschaft zu Paris zustellen lassen.

Haag, 5. September. Der berühmte Maler Eckhout ist zum ersten Professor der hiesigen städtischen Akademie ernannt worden.

Paris, 9. September. Der Dichter Mérimée, Oberaufseher der historischen Denkmäler, bereist gegenwärtig Korsika in archäologischer Beziehung.

Rom, 26. August. Das Namens- und Geburtsfest Sr. Majestät des Königs von Bayern ward hier in der Villa Malta, wohin der General-Secretär der Akademie der schönen Künste in München, Prof. Wagner, auch diesesmal alle deutsche Künstler eingeladen, festlich begangen.

10. September. Es scheint nun gewiß, daß Thorwaldsen nicht hierher zurückkehren wird. Die hier noch befindlichen Arbeiten des großen Künstlers werden uns nach und nach durch dänische Schiffe entführt, und troß unseres reichen Antikenschatzes werden wir diese Meisterwerke moderner Skulptur schmerzlich vermissen.

Technisches.

Berlin, 1. September. Die Nachbildungen der Alterthümer im königl. Antiquarium werden immer vollkommener geliefert. So fertigt Herr Thora bemalte Vasen nach alten Mustern sehr brav an. Von vorzüglicher Trefflichkeit sind die Pasten, welche der erste Galerieaufseher Herr Krause den Originalsteinen äußerst treu nachbildet.

8. September. Herr Liepmann ist gegenwärtig mit den Mitteln versehen, sich behufs seines Bilderdrucks eine vollkommene Maschine bauen zu lassen, und gedenkt dann in Gegenwart der Akademie einen Tizian (Tizians Tochter) auf mechanischem Wege zu kopiren.

München, 1. September. Das große, erst im verflossenen Herbste vollendete enkaustische Gemälde am obern Fronton des hiesigen Schauspielhauses, Pegasus und die Horen, blättert sich gänzlich ab, und das neuerfundene Bindemittel hat sich also gegen die Einflüsse von Luft, Licht und Regen nicht bewährt, wogegen die Freskomalerei auch im deutschen Klima sich sehr dauerhaft gezeigt hat.

Stuttgart, 15. September. Ein in Griechenland ansässiger Württemberger übernimmt durch einen hiesigen Bekannten Aufträge auf Marmor vom Pentelikon, dessen Transport über Triest weniger kostspielig seyn wird, als der des Marmors von Carrara.

Paris, 2. September. Hr. Arago zeigte in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 26. August an, daß 12 Theil Dextrine in 5 Theilen Wasser aufgelöst und warm über die Platte gegossen einen Firniß abgebe, durch welche die mittelst des Daguerrotyps erhaltenen Bilder vor dem Verlöschen durch Reibung geschützt und fähig gemacht würden, für den Stich abgeklatscht zu werden.

8. September. Gestern hat Herr Daguerre in dem Palais des Quai d'Orsay zum erstenmal vor einem gewählten Publikum mit seinem Instrumente gearbeitet, indem er die Tuilerien aufnahm. Das Auditorium war von der Leistung sehr befriedigt. Geschickte Optiker haben sich bereits erboten, den ganzen Apparat zu 100 Fr. zu liefern.

24. September. In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 23. dieses zeigte Herr A. Donné der Akademie an, daß es ihm gelungen sey, die Daguerre'schen Lichtbilder auf der Platte zu graviren und durch Abdruck zu vervielfältigen.

18. September. Es sind nun Lichtbilder nach Daguerre's Manier zu 25 Fr. bei Rebours auf dem Pontneuf zu kaufen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Bei J. F. Steinkopf in Stuttgart sind erschienen und durch jede gute Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Bilder aus dem heiligen Lande.

Vierzig ausgewählte Original-Ansichten biblisch-wichtiger Orte, in Begleitung des Hrn. Hofrath Dr. v. Schubert treu nach der Natur aufgenommen und gezeichnet von **J. M. Bernatz**, lithographirt von **Emminger** und **Federer**, Druck von **Küstner**. Mit erläuterndem Texte von **G. H. v. Schubert**. Vier Hefte in quer Folio. Subscriptionspreis der allgemeinen Ausgabe (Nr. 4.) 10 fl. 48 kr. oder 6 Thlr. 16 ggr., der feineren Ausgaben (Nr. 3. 2. 1.) je um ein Viertheil höher.

Ueber den Werth dieses nach Ursprung, Wahrheit, Leistung und Interesse gleich bedeutsamen, nun vollendet vorliegenden Kunstwerkes hat die ihm zu Theil gewordene beifällige Aufnahme bereits so ehrend entschieden, daß eine weitere Empfehlung desselben füglich unterbleiben kann. Es sey nur erlaubt, Liebhaber biblischer Beziehungen, so wie Kunst- und Naturfreunde aufs Neue auf diese wohlgelungenen Blätter, die sich eben so zur Folie künstlerischer Studien, als zur würdigen Zimmerausstattung und zur Zierde jeder Sammlung eignen, mit dem Beifügen aufmerksam zu machen, daß es nach den Verhältnissen des Steindrucks räthlich ist, etwaige Bestellungen möglichst zu beschleunigen.

So eben ist in London erschienen und von mir durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chateauneuf, A. de, Architectura domestica. Imp. Quart, sauber gebunden. 12 Thaler. preuß. Courant.

Eine Sammlung größtentheils ausgeführter Entwürfe, bestehend in neunzehn Contourplatten, darstellend Stadt- und Landgebäude mit ihren Details und Dekorationen in geometrischen und perspektivischen Ansichten, mit englischem und deutschem Text.

Hamburg, im September 1839.

Johann August Meißner.

Kunstblat

ts
ia
r,
ts
n
ib
r=
t=
a=
n
ie

a=
t,
j:
a=
n
n
n
it
n
it
tf
r
n
ts
i,
j=
h
f=
n
e
r
t,
n
t=
b
g

№. 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. Oktober 1839.

Kunstausstellung in Weimar 1839.

Die am 19. September geschlossene Ausstellung des großherzoglichen Kunstinstituts erfreute sich wieder eines zahlreichen Besuchs und erregte mannichfaltiges Interesse, besonders durch die Vorarbeiten für die Auszierung des großherzoglichen Schlosses, von denen sie auch diesmal wieder einiges Bedeutende enthielt. Aus dem Schillerschen Zimmer, das sich seiner Vollendung nähert, sah man von Neher zwei Kartons, den einen mit zwei Scenen aus Wilhelm Tell, wie Tell den Baumgarten über den See fährt und wie er nach dem Apfel auf dem Haupte seines Knaben zielt, den andern nach der Ballade: der Graf von Habsburg. Lezterer ist in der Art komponirt, wie der Gang nach dem Eisenhammer und der Ritter Toggenburg, indem der Künstler das Festmahl bei der Kaiserkrönung zum Mittelbilde und die Erzählung des Sängers für die beiden Nebenscenen genommen hat. Dann waren die ebenfalls von Neher komponirten Entwürfe zu den Pilasterstreifen mit Arabesken aus dem Lied von der Glocke zu sehen, welche schon zum Theil im Schillerschen Zimmer in Wachsmalerei ausgeführt sind. Jeder der aufgestellten sechs Streifen enthält einen lyrischen Abschnitt: Jugend, Ehe, Feuersnoth, Begräbniß, Erntefest, Empörung; die Arabesken sind architektonisch und enthalten in jedem Streifen fünf Abtheilungen verschiedener Form, in welchen die Figuren angebracht sind. Diese sind theils historisch, theils genremäßig, theils auch allegorisch und mythologisch gehalten, und gewähren in solcher Abwechselung stets einen anmuthigen und poetischen Ueberblick der betreffenden Strophen des Gedichts. Neher hat in Erfindung und Anordnung dieser Gruppen wieder sein Talent bewährt, Einfachheit mit Würde und Anmuth zu verbinden. Ein großer Karton, Tell, wie er dem Geßler den ihm zugedachten Pfeil zeigt, ebenfalls von Neher, konnte leider nicht auf die Ausstellung gebracht werden, weil sein Gehülfe, der aus München von ihm berufene geschickte Freskomaler Kögl, eben an dessen Ausführung in Fresko beschäftigt ist. Derselbe hat bereits die kleinen Bilder aus der Braut von Messina und Maria Stuart gemalt, von Neher sind die Huldigung der Künste, der Gang nach dem Eisenhammer, das große Bild aus der Braut von Messina und das aus der Jungfrau von Orleans während dieses Jahres vollendet worden; und noch ist er an dem großen Bilde aus Maria Stuart beschäftigt. Auch die von Hütter, Königer und Hummel in Wachsfarben ausgeführten Ornamente und Arabesken sind bereits zur Hälfte vollendet und mit derselben künstlerischen Sorgfalt und schönen Wirkung, wie die Fresken, gearbeitet worden.

Für das Wielandszimmer waren zwei Temperagemälde und zwei Kartons von Preller ausgestellt, welche einen Cyklus aus der anmuthigen Erzählung: „die Grazien" bilden. Wie die Grazien den Amor schlafend finden, wie sie ihn in dem Blumenkorbe zu ihren Pflegeeltern bringen, wie ein liebendes Paar durch ihren Schutz vereinigt wird, und wie sie sich in ihrer wahren Gestalt vor den Hirten zeigen, ist der Inhalt der mit vielem Geschick in den lünettenförmigen Raum komponirten Scenen, von welchen auch die beiden ersten bereits mit ungemeiner Klarheit und Farbenfrische in Tempera auf Leinwand vollendet sind. Sie werden an die Wandfelder unter der Kuppel des kleinen Zimmers eingesezt. Zu den im vorigen Jahre von Preller gemalten fünf Bildern aus Oberon gehören die jezt aufgestellten sechs Arabeskenpfeiler, worin die Geschichte Oberons und der Titania von Simon komponirt ist. Diese Kompositionen haben sich allgemein großen Beifall erworben durch die geniale Auffassung des Gegenstandes, wie durch die schöne, den architektonischen Forderungen des Raumes angemessene Ausführung. Die Geschichte des Elfenkönigs und seiner Gemahlin und die darin verflochtene des liebenden Paares, Hüon und Amanda, ist in dieser phantastischen Form mit einem Reichthum allegorischer Anspielungen vorgetragen, wie er nur einer großen Erfindungskraft und einem ganz ausgezeichneten Talente für diese Gattung

gelingen kann. Denn nicht nur in den Figuren, auch in den Pflanzenformen ist alles bedeutungsvoll, da leztere, sämmtlich aus der Natur gewählt und nach ihrer Benennung oder traditionellen Bedeutung sinnbildlich angebracht sind. Die große Schwierigkeit, in diese mannichfaltigen Formen diejenige Einheit zu bringen, welche die Arabeske erfordert, hat der Künstler zum Theil sehr glücklich gelöst, und ein besonderer Schmuck seiner Erfindungen wird noch die Pracht der mannichfaltigen Farben werden, welche durch die Mannichfaltigkeit des Pflanzenschmucks bedingt ist.

Von Preller sah man außerdem eine kleine Skizze in Oel, den Erlkönig nach Goethe vorstellend; von Louise Seidler ein großes Bild, Ulyß an den Sirenen vorüberschiffend, und einen Karton, eine ruhende Pilgerin, beide von anmuthiger Komposition, das erstere auch kräftig und klar in der Farbe vollendet. Außerdem mehrere sehr ähnliche Porträts in Pastellstiften. Die Bildnisse einer venetianischen Dame in schwarzem Kleid und einer Orientalin von Rembe erregten theils durch Schönheit der Züge, theils durch ungewöhnlichen Lichteffekt viele Aufmerksamkeit; mehrere Miniaturen von demselben gefielen durch ihre kräftige Behandlung. Die größte Menge von Beschauern zog stets das große Militärbild von Schmeller mit den Porträts fast aller hiesigen Offiziere an; eben so war die von schönem Standpunkt aus genommene Ansicht von Eisenach mit der Wartburg, welche Kaiser für Ihre kaiserl. Hoheit, die Frau Großherzogin, gemalt hatte, von allgemeinem Interesse. Eine große Anzahl Studien nach Raffaels Fresken in Rom und Perugia, von Müller in Eisenach während seiner italienischen Reise sehr fleißig in farbigen Stiften ausgeführt, so wie viele sehr lebendig aufgefaßte Kostümzeichnungen in Bleistift, größtentheils Landleute aus der Umgegend von Rom darstellend, ein männliches Bildniß in Oel, eine Oelskizze nach Paul Veronese, und mehrere farbige Porträtzeichnungen von demselben wurden ebenfalls mit großer Theilnahme betrachtet. Von Martersteig, jezt in Paris, sah man eine Skizze in Oel, Landgraf Ludwig den Eisernen in der Schmiede von Ruhla vorstellend. In der seit einigen Jahren hier mit Eifer gepflegten Goldmalerei zeichnete sich eine Arabeske zu Goethe's Gebet des Paria, von Schuchardt, und eine Kopie nach einem Missal der Jenaischen Bibliothek, Kaiser Maximilian I. darstellend, von Franziska Schulze aus. Von bedeutenden Fortschritten in der Kunst zeugten die schönen Aquarellen, Bleistift- und Sepiazeichnungen, worin Oberlieutenant von Arnswald Gegenden von Ilmenau, Scenen aus dem dortigen Leben und Kostüme geschildert hatte. Adalbert Schenk hatte aus München eine hübsche Kopie auf Porzellan nach dem schlafenden Mädchen von Rotari eingesendet. — An Skulpturen fanden sich verschiedene Gypsmedaillons, welche der verstorbene Straube während seines Aufenthaltes in Paris einigen seiner Freunde zum Andenken modellirt hatte, und deren lebensvolle, naturgemäße Behandlung aufs neue die Trauer um den frühen Verlust dieses trefflichen Talents erweckte. Auch eine Skizze in gebranntem Thon und eine Anzahl kleiner Bildniß-Medaillons in Wachs, die man schon aus früheren Ausstellungen kannte, waren als Reliquie seiner so sehr verkürzten Thätigkeit ausgestellt. Von Angelika Facius sah man außer einer Porträtbüste und einem großen Bildnißmedaillon einen schönen Minervenkopf nach der Antike in Onyx geschnitten; von Woltreck aus Dessau die wohlgetroffene Büste Franz von Baaders in München.

Stuttgart, im September 1839.

Vor einiger Zeit waren in dem Saale der hiesigen Bürgergesellschaft 64 Bildnisse von ehemaligen Professoren der Hochschule in Tübingen im günstigen Hochlichte des geschmackvoll angelegten und ausgestatteten Raumes aufgestellt. — Eine in verschiedener Hinsicht interessante Schau, wie denn auch hinwieder der auf mancherlei Weise sich bezeugende und aussprechende Antheil der Neugierigen vergnüglich wahrzunehmen war.

Von der akademischen Behörde waren diese Konterfaits zur Reinigung und Wiederherstellung von zerstörenden Einflüssen, die den meisten Oelgemälden im Zeitverlaufe durch Nachläßigkeit, Ungeschick oder ganz verkehrte Behandlung von untergeordneten, unwissenden Menschen den Untergang bereiten — hieher geschickt worden.

Der Restaurator, Herr Karl Heller, Vergolder, hat sie mit Sorgfalt und mit Schonung des ursprünglichen Gepräges aus ihrem zum Theil reliquienhaft-fragmentarischen Zustande wieder zu Ehren gebracht und schaubar gemacht. Nur einige wenige waren schon so weit der Licht- und Farbenwelt entrückt, daß aller Kunstliebe Mühe umsonst war, und die edeln Verblichenen nur in der Schattenwelt zeigen konnte. Ihr Lager war auch gar zu unsanft gewesen. Die Bildnisse waren irgend in einem obscuren Raume aufgehäuft gelegen, etwa wie man in Beinhäusern Schädel und Gebeine aufzuschichten pflegt.

Doch nun fanden wir diese ehrwürdige Schaar wieder ins Leben gerufen. — Es charakterisirt die ältern Schulen und Meister, daß auch aus dem lezten Faden ihrer Bilder noch Leben und Natur herausblickt, wie aus einem verstümmelten alten Autor der classische Geist. Porträts sind auch gewöhnlich je älter desto besser aufgefaßt und gemalt. Aber wohl schon tausende solcher Ebenbilder gingen durch Staub, Rauch, Schmuz, durch die so

gewöhnliche als verderbliche Oeleinreibung, durch Sonnenbrand und Feuchte rc. zu Grunde, oder wanderten in Kirchen, Palästen und Privatwohnungen auf die Böden unters Dach, dann aus Gelegenheit einer Baute zum Trödler; wie wenn die Gegenwart nichts Besseres zu thun hätte, als die Männer der Vorzeit zu vergessen, während sie doch nur durch das Ehren ihres Andenkens, durch Nacheiferung sich eine würdige Haltung verschafft.

Zuweilen trifft sich's, daß ein die Kruste durchblickender Kunstenthusiast an dunkeln Orten oder auf dem Trödelmarkte noch Etwas von solcher zerfallenden Kunst rettet und wieder möglichst belebt.

Im Bürgersaale stand nun eine ehrwürdige hochgelahrte Versammlung zur Schau, ein Cyklus personifizirter Scienz, von der Genialität bis zur starren Kathederdoktrin, aus dem 15ten bis 18ten Jahrhundert, darunter manche berühmte Namen. Die Reihe durchläuft die Zeit der schlichten Haare, der Wolken- und Stutzperrücken, der Toupets, bis an die Tituskköpfe hin. Manche haben wirklichen Kunstwerth. Mit den Allongen fängt die Manier an; die Gesichter werden, wie die Malerei, konventionell, Palette und Technik vorherrschend. Die Alten sind mehr Menschen, die Neuern mehr Gelehrte. Die Reflexion drang sich auf, wie, bei dem allgemeinen Vorrücken des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst, diese doch in gewissen Epochen durch ungünstige Einflüsse, welche die classische Fortbildung unterbrechen und aushalten, relative Rückschritte machen; denn nur für solche möchte der Freund der Menschheit die Zeiten des Ungeschmacks im Gebiete des Schönen, der Abgeschmacktheit und Verderbtheit in der Sphäre der Sittlichkeit und Religion halten, nicht aber für ein absolutes Sinken der Menschheit, einen Abfall ohne Wiedererhebung. — Ja, auch diese Restauration alter Bilder deutet auf einen in unsern Tagen wieder erwachenden, frisch sich belebenden Kunstsinn, auf den Rekurs zum Gediegenen der alten Zeit.

Der Chronist Nauclerus eröffnete die Reihe. Sein Bild ist mit dem Stiftungsjahr der Universität: 1477 bezeichnet, ist aber eine Kopie von 1627. Dann folgten die Bildnisse aus dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert. Welche Weide für einen Lavater! Was ließe sich da Alles hinein und heraus erklären? Doch der Körper ist zuweilen ein schmeichelnder, dann hinwieder ein trüber oder gar verzerrender Spiegel der Seele. Immerhin möchte aber eine nähere Vergleichung dieser Abbilder mit den Biographien der Originale eine unterhaltende Belehrung gewähren. Ich nenne: Jakob Andreä, gest. 1590; zwei Hafenreffer, der spätere mit einer wahren Löwenmähne; vier Osiander; den berühmten Martin Crusius mit tief gefurchtem Antlitz; Nicodemus Frischlin, in seinem 42sten Jahr zur Bibliothek gestiftet, wahrscheinlich, wie manche Andere, eine Kopie. Von Neuern sah man: Schott, Harpprecht, Storr, Gmelin, Plouquet, Clossius und den Kanzler Le Bret. Einige Aeltere sind wie von italienischen Meistern gemalt. Sieben sehr gute Bilder haben ein Kleeblatt als Malerzeichen, und sind mit einem sichtbaren Streben nach Naturtreue im Styl der ältern Niederländer gemalt. Man ist überzeugt, daß sie physisch und geistig wohl aufgefaßt, daß sie, wie man sagt, getroffen seyen. Ich konnte mich von dieser Wahrheit der Erscheinung kaum trennen. Die Bilder werden die neue Aula zieren. Dem Vernehmen nach ist noch eine beträchtliche Nachsendung von ebenfalls dem Verderben entzogenen Porträts gleicher Art erfolgt, die nun auch restaurirt werden.

Leipzig, im September 1839.

Wenn in der neuern Zeit die typographischen Leistungen der englischen und französischen Druckereien wegen der Reinheit und Schärfe der Lettern, des schönen Papiers und der zierlichen Illustration durch Stahlstiche und Holzschnitte sich die besondere Gunst des lesenden Publikums zugewendet haben, so ist es erfreulich zu sehen, daß auch in diesem Fache unsere Landsleute nicht zurückbleiben, sondern schon jezt im Stande sind mit jenen Ausländern ehrenvoll in die Schranken zu treten. Einen Beleg hierzu liefert ein von Herrn Buchhändler Liebeskind in Leipzig verlegtes Gebetbuch,* gedruckt von J. B. Hirschfeld ebendaselbst. Von diesem mit möglichster Municifenz ausgestatteten Gebetbuche — es enthält fünf vortreffliche in England gefertigte Stahlstiche nach Gemälden anerkannt berühmter Meister — sind drei Exemplare für den Papst, den König von Sachsen und den Kaiser von Oesterreich durchaus mit goldenen Lettern in einer Vollendung gedruckt worden, welche den eigensinnigsten Anforderungen aller Männer vom Fach Genüge leistet. Auch hat Se. Majestät der König von Sachsen Herrn Liebeskind für das ihm überreichte Exemplar die große goldene Medaille gesandt und besonders dem ausgezeichneten Druck die vollste Anerkennung geschenkt. Unerwähnt darf es überhaupt nicht bleiben, daß Herr Hirschfeld, welcher sich stets bemüht in allen Gattungen eleganten Drucks das Ausgezeichnetste zu leisten, auch der erste gewesen ist, der sich in Leipzig in dem sogenannten Kongrevedruck, worin sich jezt auch die Teubner'sche und andere Offizinen bekannt gemacht haben, versucht hat, und in Gold- und Silberdruck wahrhaft kunstreiche und höchst geschmackvolle Arbeiten fortwährend liefert.

* Das Gebetbuch führt den Titel: „Das ewige Versöhnungsopfer, ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen, von Johann Martin Dohse, Dr. der Theologie.

Kunstgespräch.

Haben Sie Wiegmann's Schmähschrift: „L. v. Klenze und unsere Kunst“ gelesen?

Durchlaufen.

Und was sagen Sie dazu?

Practica est multiplex, der eine schafft, der andere schimpft, und Zoilos wählte das lezte Gewerbe, um sich einen Namen zu machen.

Aber wird Herr v. Klenze nicht antworten, um seinen Ruf zu schützen?

Gewiß nicht! denn Burke sagt mit Recht: es ist noch Niemand um den Ruf geschrieben worden, welchen seine eigenen Werke ihm erworben haben. Endlich scheint das beste Argument zum Stillschweigen auf Anfälle solcher Art in einem der zahmen Xenien Goethe's ausgesprochen, welche beginnt:

> Sag mir doch von deinen Gegnern,
> Warum willst du gar nichts wissen?

und welche in der Oktavausgabe seiner Werke Band IV, S. 321 steht.

Nachrichten vom September.

Technisches.

Paris, 18. September. Der französische Marineminister hat Daguerrotype für die Brigg Malouine bestellt, welche nächstens an die Westküste Afrikas abgeht. Der Kapitän dieses Schiffes nimmt gegenwärtig Unterricht bei Hrn. Daguerre. Es wird von Interesse seyn zu erfahren, wie die tropische Sonne auf die präparirten Platten wirkt.

Wien, 1. September. Herr Daguerre hat hieher zwei seiner Lichtbilder, eins für den Kaiser, das andere für den Fürsten Metternich zum Geschenk geschickt. Das eine stellt eine Gruppe von Gypsabgüssen von Antiken in Daguerre's Atelier, das andere den Quai de la Tournelle mit der Aussicht auf die Kathedrale Notre Dame dar. Dieses leztere erregt durch seinen Reichthum an den feinsten Details der gehäuften Gegenstände Bewunderung, aber durch den Abgang von Luft und Wasser, an deren Stelle weiße Räume getreten sind, ist dem Bilde jeder Anstrich von Leben genommen.

München, 1. September. Daguerre hat auch unserm Könige zwei Lichtbilder, einen Pariser Boulevard in Morgen- und Abendbeleuchtung darstellend, als Geschenk zugesandt.

6. September. Noch bevor eine von Daguerre selbst behandelte Platte hierhergekommen, hat Prof. Steinheil zwei nach den Angaben jenes Künstlers angefertigte Lichtbilder im Lokal des Kunstvereins ausgestellt, die sich, nach dem Urtheile von Leuten, die auch die Daguerreschen Bilder in Paris gesehen, von diesen durchaus nicht unterscheiden. Nur der Ton der Luft am größeren Bilde überrascht, da er vom Himmelblau herab allmählig ins Gelbliche übergeht. Man darf beim Gelingen dieses Versuchs nicht übersehen, daß Professor Steinheil in ähnlichen Arbeiten bereits sehr geübt ist.

London, 14. September. Gestern wurden von Herrn St. Croix, den Herr Daguerre hierhergesandt hat, mit dem Apparat des leztern sehr gelungene Versuche angestellt, und die Häuser im Circus an der Vereinigungsstelle von Regent-street und Piccadilly mit dem vollkommensten Erfolg kopirt.

Lucca, 2. September. Der hiesige Maler Ridolfi behauptet, die Methode der Alten in der Präparirung der Farben zu ihren Gemälden wieder aufgefunden zu haben. Er hat zwei Manieren in Wachs zu malen versucht, die eine mit ätherischen Oelen, die andere mit Wasser; die erstere hält er für vorzüglicher, und glaubt, daß die Griechen das Wachs in Naphtha oder irgend einem wesentlichen Oele aufzulösen pflegten. Es ist ihm auch gelungen, Kopal im Großen ohne Feuer aufzulösen. Der Erfinder behauptet, nun alle Farben der neuern Chemie anwenden zu können, ohne fürchten zu müssen, daß die Zeit sie angreife. Zulezt müssen, ihm zufolge, die Gemälde mit einem Firniß aus dem reinsten Wachs überzogen werden. Er hat bereits Auftrag vom Herzog von Lucca, in einer der hiesigen Kirchen ein großes Bild nach seiner Methode zu malen.

Lissabon, 16. September. In Coimbra hat sich eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der in der Nähe brechenden lithographischen Steine gebildet. Bisher ward dieser Artikel zu sehr hohem Preise aus München bezogen. Die Steine bei Coimbra sollen die Solenhofer an Güte noch übertreffen.

Kunstausstellungen.

Darmstadt, 30. August. Vorgestern ist unsere Kunstausstellung geschlossen worden. Die finanziellen Kräfte unseres Kunstvereins haben sich, besonders durch den Beitritt eines Filialvereins in Gießen, so gehoben, daß er im Stande war, acht der werthvollsten Bilder derselben, zur Verloosung unter die Mitglieder, zu kaufen; eine Herbstlandschaft von Lange in Düsseldorf, eine Scene aus dem bayerischen Hochgebirge von Lor. Quaglio in München, slavische Gebirgsbewohner von Ebers in Düsseldorf, Kinder mit jungen Enten von Engel in München, Gegend am Starnberger See von unserm Galeriedirektor Seeger, die verbrannten Kartoffeln von Simmler in Geisenheim ꝛc. Von hieraus gehen die Bilder, nach dem diesjährigen Turnus des rheinischen Kunstvereins, nach Mannheim.

Brüssel, 10. September. Am 1. dieses wurde unsere Kunstausstellung eröffnet. Die Zahl der ausgestellten Gegenstände beläuft sich auf 612 und kommt der von 1836 nahe. De Keyser's Gemälde, die Schlacht von Worringen vorstellend, zieht vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo der Sieger (Johann I., der Siegreiche, Herzog von Brabant) über das Schlachtfeld reitet, und gefesselte Feinde sich vor ihm niederwerfen. Die Belebung, der Ausdruck, die Haltung aller Personen werden allgemein bewundert. Im Allgemeinen bietet diese Ausstellung, gegen früher, wenig Ausgezeichnetes dar.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 87.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 29. Oktober 1839.

Simon's Arabesken zum Oberon.

Von A. von Sternberg.

Herr Simon, ein in Weimar lebender Künstler, hat den Auftrag erhalten, poetische Einfassungen um die Gemälde im Wielandzimmer des großherzoglichen Schlosses zu schaffen, und er hat dieses in Arabesken gethan, die eben so poetisch erdacht als sinnvoll und mit Geschmack ausgeführt sind. Sie bilden acht lange Streifen, wie sie, um die Gemälde einzufassen, erforderlich waren. Die Aufgabe war nicht leicht und ist aufs glücklichste gelöst. Jedes dieser langen Blätter faßt einen für sich bestehenden Abschnitt aus dem „Oberon." Man könnte sagen, sie sind poetischer wie der Oberon, oder sie gehen eigentlich, als völlig für sich bestehende Kunstschöpfung, neben dem Gedichte her. Das Gedicht bedarf ihrer eben so wenig, als sie des Gedichts bedürfen, keiner dient dem andern. Simon's Arabesken würden eine Poesie, ein reizendes in Blumen, Metaphern und Allegorien gehülltes Epos bleiben, wenn auch ein Wieland'scher Oberon nicht existirte.

Neureuther hat zuerst die Helden der Dichter aus Blumenknospen hervorwachsen lassen; dieser Gedanke hat etwas Pikantes, aber er kann leicht ins Abgeschmackte fallen, und er ist auch bereits in den neuesten Arabesken dahin verfallen. Blume und Menschenkörper sind sich scharf entgegen, und es gehört eine eigenthümlich biegsame Schöpferkraft der Phantasie dazu, sie zu verbinden. Man denkt sich die Elfen auf Grashalmen tanzend, aber auf dieselben Grashalmen einen gepanzerten Krieger hinzustellen, heißt das Mährchenhafte zur prosaischen Lüge umgestalten; eben so wenig will man korpulente Liebhaberinnen an den äußersten Staubfäden einer Blume hängen sehen, oder einen Helden mitten entzweigeschnitten, um ihn auf eine Sonnenblume zu setzen. So leichten Kaufs geben wir das Ganze des Menschenkörpers nicht hin. Die Blumen und Gewächse müssen sich um die Gestalten harmonisch bewegen, nicht aber sie grausam halbiren, skalpiren oder auf sonstige Art den Henkersdienst an ihnen verrichten, dafür müssen aber die Figuren auch versprechen, nichts Unmögliches von den Gewächsen zu verlangen, das heißt, sich nicht auf fadendünne Ranken setzen zu wollen oder einen Grashalm für eine Brücke anzusehen. Es würde zu weit führen, das Wesen der Arabeske näher auseinandersetzen zu wollen, mißlungene Zusammenstellungen dieser Art werden aber immer häufiger, und man kann fast kein Buch mehr öffnen, ohne auf sie zu stoßen.

Nach unserer Ansicht kann Herrn Simon kein Vorwurf treffen, als sey er mit seinen Menschen oder seinen Blumen übel verfahren. Die sechs Tafeln bieten ein so harmonisches Spiel poetischer Schöpfungen, daß sie für die glücklichste Mährchenbildung gelten können. Es ist ein Reiz, ein Schwung, ein Muthwille in diesen Gestalten, ein zarter Sinn in diesen Zusammenstellungen und eine tiefe Bedeutung in den Allegorien. Zugleich bilden sie für das Auge auf die Ferne berechnet eine äußerst gefällige Gruppirung. Das Einzige, was zu tadeln wäre, ist ein wenig zu viel Gelehrsamkeit in der Wahl der Pflanzen. Der Künstler hat in jedes kleine Ornament Bedeutung legen wollen, und in der That bei etwas Studium erstaunt man über den Reichthum der Mittel, die er sich dienstbar gemacht. Er hat den Blumen und den Gewächsen ein Wort mitzusprechen erlaubt, und sie sprechen sehr vernehmlich; aber wie gesagt, man muß das botanische Wörterbuch zu Hülfe nehmen. Jetzt zur nähern Beleuchtung der einzelnen Tafeln:

Die erste Arabeskentafel enthält den Grundgedanken des Gedichtes: die Entzweiung Oberon's mit Titanien. Der alte Gangolf wird von seinem jungen Weibe überlistet; Oberon und Titania, Zuschauer dieses Treubruchs, gerathen mit einander in Streit, er, weil er das falsche Weib züchtigen, sie, weil sie es beschützen will. In der Mitte der Tafel ruht das königliche Elfenpaar, gekühlt durch den Strahl eines Springbrunnens und umblüht von Lilien, in deren Kelchen kleine Elfengeister schlummern.

Ein Genius zeigt dem Paar im vorgehaltenen Spiegel Rosettens und ihres Geliebten Umarmung, die oben in den Zweigen des Birnbaums sich versteckt. Unten erwacht Gangolf aus seinem Schlummer. Oberon macht ihn sehend, Titania ihn blind. Dieses ist die Geschichte, die dabei mitspielenden Allegorien sind sehr passend: man sieht die sinnliche Liebe auf dem ihr geweihten Thiere, dem Bocke, durch ein krauses Gewirr von Pflanzen sich hindurchdrängen und ihre Geschosse auf das Liebespaar oben richten, man sieht den Mond, das Sinnbild schwankender Gebilde, und auf seiner trüben Scheibe schwebt die Täuschung und spinnt sich selbst in lange flatternde Gewänder ein. Selten wird eine Allegorie so poetisch und so treffend zugleich ausgedrückt; weniger gelungen ist ein Bild der enthüllten Wahrheit, das durch eine Sonnenblume dargestellt ist, von der ein dünner Schleier hinweggezogen wird. Hier versteckt sich der Vergleich schon ins dritte Glied: die Wahrheit — die Sonne — die Sonnenblume. Es erfordert zu viel Mühe, und eine Allegorie soll vor allen Dingen deutlich sprechen. Daß der alte Gangolf unten von einem kleinen Kobold, der das Podagra personifizirt, gepeinigt wird, ist gut und komisch erfunden, und auch humoristisch ausgeführt. Das ganze Blatt ist eine ächte Arabeske, denn sie hält auf dem Wellenschlag mährchenhafter Träumereien den Hauptgedanken immer obenauf.

Die zweite Tafel kann „der Schwur des Oberon" genannt werden. Dieser erzürnte Elfe, beleidigt durch die Schutznahme der sündlichen Rosette, verspricht, seine Gemahlin so lange zu fliehen, bis ein treues Paar durch allerlei Prüfungen hindurch den Frevel jenes ungetreuen wieder sühnt. Die ganze Tafel stellt symbolisch diesen Schwur dar. Hier sind die reizendsten Bilder in Fülle vertheilt. Oben entflieht Oberon, unten sieht man Titanien, die flehend ihre Arme dem Enteilenden nachstreckt; zwischen diesen beiden Hauptfiguren sind nun die Allegorien des Kummers, der trauernden Liebe, der vergeblichen Reue vertheilt. Wir sehen die verlassene Liebe auf einem Regenbogen träumend, von Palmen beschattet; von ihren Thränen füllt sich eine Alabasterschaale, aus der Tauben ihren Durst löschen. Diese Allegorie ist reizend. Eine schöne Gruppe bilden die trauernden Elfen. Eine nicht ganz deutliche Versinnlichung ist der Mond, und vor ihm herziehend die Nacht als Sinnbild des Kummers; die Nacht wird aber viel öfters als ein den Kummer beschwichtigendes Wesen genannt. Trefflich und höchst bezeichnend ist ein Pfau, der eine Taube erwürgt, um anzuzeigen, daß die Eitelkeit und der Hochmuth Titanias über ihre Liebe einen Moment gesiegt, und darum dieses ganze Unglück herbeigeführt hat. Der Künstler hat, um diesen zarten und lieblichen Symbolen noch eine schreckenerregende Gestalt hinzuzufügen, einen Greif gewählt, der mit einem häßlichen Zwerg in Gemeinschaft die flammenden Schätze der Tiefe bewacht. Bei diesen Schätzen hatte Oberon geschworen.

Die dritte Tafel zeigt die unglücklich bestandene Probe. Hüon und Rezia, auf dem Meere eingeschifft, pflücken die verbotene Frucht der Liebe vor dem priesterlichen Segen. Dieser Arabeskenstreif ist unstreitig der schönste. Der Künstler hat seine unerschöpflichen Mittel in Erfindung neuer Beziehungen und sinnreicher Deutungen gezeigt. Die Handlung spielt auf dem Meere, deßhalb ist auch hier der üppigste Reichthum in Meeresbildungen und Gewächsen erschöpft. In einem Geflechte von Korallen, das die Form einer Lyra annimmt, um anzuzeigen, wie nah dieser Schmerz dem Schönsten, was die Poesie erschaffen kann, steht, ruhen die beiden Liebenden mit vor Kummer und Scham gesenkten Blicken. Die Spinne, als Zeichen der Verführung, webt ihre Fäden über den Häuptern der sich Umarmenden. Die Sinnlichkeit, auf einem gefräßigen Raubfische reitend, durchfluthet triumphirend die Gewässer des Meeres, etwas weiter unten löscht ein trauernder Genius die keuschen Flammen auf dem Altar der Vesta aus. Hymen entflieht mit ebenfalls verlöschter Fackel. Oberon zürnt. Unten in einer trefflich komponirten Gruppe, die wie ein schöner Juwel in diesem farbigen Kranze eingesetzt erscheint, sieht man die Liebenden, von Amor geleitet, aus dem stürmischen Meere sich ans Ufer retten. Diese Gruppe ist so vollendet, daß sie, für sich bestehend, als Basrelief eine Darstellung geben müßte, ähnlich den bekannten Bildern der Nacht und des Morgens von Thorwaldsen. Hierzu trägt ihre in runde Form gebrachte Umgrenzung bei, da der Künstler sie von dem Zauberringe Oberons umschlossen dargestellt hat. Die Menge von Meerfräulein, denen allen eine besondere Beziehung abgewonnen ist, muß man im Bilde selbst aufsuchen, weil ihre bloße Beschreibung nur gelehrt und trocken ausfallen würde. Nicht jedes Meergewächs ist so verständlich wie Koralle, Muschel oder Perle. So hat der zeichnende Dichter: Hechtleib, Froschbiß, Kalmus gewählt, um die Tiefe des Meeres anzudeuten; er wählte den Polypen, um mit dessen hundert umschlingenden Armen die Verzweiflung und die ohnmächtige Reue zu versinnbilden. Oberon erhebt sich aus den Blättern der weißen Seelilie. Oben zeigt sich der Sturm, der auf einem Sturmgeyer daherfährt. Alles dieses will studirt seyn oder der Künstler hat umsonst gearbeitet.

Die vierte Arabeske beschäftigt sich mit der Geburt des kleinen Hüonet und den Leiden der armen Rezia. Man sieht unten in einem mit dem vorhergehenden Blatte symmetrischen runden Bilde Rezia und ihren ebengebornen Knaben in den Armen der Nymphe Titanias. Diese Gruppe ist nicht glücklich komponirt. Als Symbol,

wie langsam die Zeit dem Leidenden verstreicht, zieht oben der Sonnenwagen, von Schnecken geführt, vorüber. Der Schlaf, der Tröster der Unglücklichen, ist dargestellt in Gestalt eines Jünglings, der auf Mohn schlummert, indeß der Traum seinen fliegenden Mantel mit glücklichen Zeichen und frohen Gestalten bemalt. Man kann sich nichts Sinnvolleres und Lieblicheres denken als dieses Bild. Um es ganz zu vollenden, stellen darüber die Staubfäden der Nachtkerze eine zierliche Lyra dar, und in diese ätherischen Saiten hauchen Liebesgötter — die Träume der Sehnsucht, das Glück der Zärtlichkeit, die Wonne des Wiedersehens. Hiermit ist das sinnvollste und zarteste Gedicht in Bildern ausgedrückt; nichts fehlt dieser Allegorie, der Gedanke ist fest, bestimmt und sicher wiedergegeben. Wenn man den Trost, den der Leidende im Schlummer und im Traume findet, in seinen tiefsinnigsten und zartesten Deutungen geben wollte, man fände keine geeignetere Zusammenstellung. Die Mittelgruppe zeigt die drei Elfen, die den kleinen Hüonet in Sicherheit bringen. Oben beklagt Titania das herbe Loos der armen Rezia. Von ihrem Haupte fallen die Rosen der Freude und diese nimmt die Dämmerung auf, um sich mit ihnen zu schmücken. Ein schönes Bild der Verklärung des Schmerzes. Einige astronomische Andeutungen, die das künftige Geschick des Hüonet zeigen sollen, sind nicht deutlich und hätten, als sehr wenig hierher gehörend, wegbleiben können, doch stören sie nicht. Die Fülle der gelungenen Sinnbilder verdeckt diese kleinen gelehrten Spielereien ohnedies.

Die fünfte Arabeske gibt „die Prüfung des Hüon.“ Im Wiedlandschen Gedichte ist dies eine sehr reizende Episode; eine Fülle dichterischer Schönheiten und des heitersten Wielandischen, oft sehr üppigen, Scherzes ist an der Schilderung der Liebe der schönen Sultanin Almansaris ausgegossen. Unser darstellender Poet spricht nicht weniger beredt in Bildern, und eine Anzahl glücklicher Allegorien stehen ihm auch hier zu Gebote, von denen manche neu genannt zu werden verdienen. Die Passionsblume spielt hier die Hauptrolle als Arabeskenzierrath. Man sieht oben Hüon von einem dienstbaren Geiste Oberon's nach Tunis getragen. Die Wächter auf den Minarets verkünden die erste Morgenstunde, weiter unten ist Hüon schon als Gärtner angestellt, und überreicht der liebekranken Sultanin einen Blumenkorb, dessen Blumen sich in Pfeile verwandeln; unten sieht man den armen Hüon im Kerker. Diese Tafel bietet einen dramatischen Fortschritt, und verdient als die deutlichste und sprechendste Komposition unter allen ausgezeichnet zu werden, obgleich ihr wieder die lieblichen poetischen Bilder und Symbole fehlen, die der Künstler den andern Tafeln beigegeben hat. Hüons Kerkereinsamkeit wird durch Kröte, Skorpion und Tarantel angedeutet. Die Verführung im Sinnbild der Schlange reicht ihm den Kerkerschlüssel, den er jedoch verschmäht. Eine Prachtfülle orientalischer Gewächse umgibt die Gruppe, wo Hüon der Sultanin den Blumenkorb gibt. Diese Gewächse sind in ihrer Eigenthümlichkeit treu wiedergegeben und dennoch mit Grazie zur Arabeskenform zusammengefügt. Es liegt hierin eine ganz eigenthümliche Kunst unsers Arabeskendichters, auf die wir beim Schluß dieses Aufsatzes noch zurückkommen werden. Das mittelste Feld dieser Tafel bildet Oberon auf einer Felsenspitze ruhend, und die Leiden seines Schützlings mit Unmuth überschauend. Die Gestalt Oberons ist nicht glücklich erfunden. Man sieht in diesem derben Körper nicht den Gott der Elfen, und noch weniger die Gestalt halb Kind, halb Jüngling, wie sie im Gedicht beschrieben wird.

Das sechste Bild gibt symmetrisch mit dem obigen „die Prüfung und die Leiden Rezias.“ Almansor hat sich in seine junge Gefangene verliebt, aber er ist alt und abstoßend, und es ist eben keine große Heldenthat Rezia's, daß sie seiner Liebe nicht Gehör gibt. Dieser Fehler, wenn es einer ist, fällt aber Wieland, nicht unserm Künstler zu Last. Er hatte es mit dem alten Sultan zu thun, und er hat diesen äußerst humoristisch dargestellt, wie er den unwilligen Amor zwingt, auf die unten in einer Zypressenlaube in den Armen trauernder Erinnerung schlummernde Rezia Pfeile abzusenden. Aber Amor trifft nur da, wo er selbst treffen will, und so gehen denn hier die stumpfen Pfeile rechts und links vom Ziel ab verloren. Daß die Erinnerung den Arm schützend vorbreitet, ist ein hübscher Gedanke, um anzuzeigen, daß, wem ein treues Bild im Herzen wohnt, sicher ist vor jeder Verführung. Oben trägt der rettende Genius die gesicherte Rezia nach Tunis. Eine zu gezwungene Anspielung ist's, daß aus dem Haupte des Sultans und der Sultanin eine Passionsblume erwächst, die ihr Gift (die Passionsblume ist in der Pflanzengeschichte keine Giftblume) der Rezia auf die Brust träuft. Hier wird das Bild undeutlich, weil es zu gesucht ist. In der Mitte der Tafel sieht man Titania im Sturme schwebend, während oben ein Genius den verlorenen Ring, als Sinnbild ihrer Wiedervereinigung mit Oberon, zurückbringt.

Ueberhaupt möchten wir jezt über diese Fülle botanischer Studien, die zum Dienste der Poesie genommen worden, noch etwas besonderes sagen. Um den Hauptgedanken bei den einzelnen Bildern zusammenzufassen, haben wir die Pflanzen ein wenig bei Seite liegen lassen; es wäre aber Unrecht, sie zu übergehen, denn dem Künstler scheint ganz besonders daran gelegen, daß seine Mühe und sein Talent hier anerkannt werde. Es möge auch im vollen Maaße geschehen. Wir sehen so viele verfehlte Bestrebungen der Art, daß das Gelungene doppelt hervorgehoben zu werden verdient. Ein Album aus Paris

liegt vor uns, wo die einzelnen Darstellungen der Gebäude, Straßen und Plätze mit dem Gegenstande angepaßten Arabesken umgeben sind. Allein wie roh, willkürlich, zusammengewürfelt erscheinen diese sogenannten Arabesken. Ein Bild, das den Pflanzengarten in Paris darstellt, ist umgeben mit einer Einfassung von Pflanzen, die in der That schichtweise aufeinandergepackt liegen, ohne den mindesten Sinn für architektonische Linien und sinnreiche Auseinanderfolge. Es ist nicht genug, daß man einen Haufen Kräuter aufstapelt, man muß ihre Struktur studiren, und aus dieser heraus Figuren und Linien machen, die das Auge gefällig reizen, ohne der Natur der Pflanze Gewalt anzuthun. Es gibt Blumen, die sich wie von selbst zur Arabeske darleihen, z. B. die Calla, die Kaiserkrone, die Sonnenblume, die Glockenblume, und es gibt andere, aus denen man schwerlich etwas wird machen können, z. B. das Reseda, Lindenblüthe u. s. w. Manche Blumen sind im Codex der poetischen Allegorie aufgenommen, ohne daß deßhalb der darstellende Künstler für die Arabeske sie brauchen kann. Auf diesem Felde darf man nur höchst vorsichtig neue Ernten machen. Wagt der Darsteller zu viel, so wird er entweder unverständlich gelehrt oder tändelnd und geschmacklos. Unser Künstler hat zum größern Theil diese Klippen vermieden, nur entgeht er nicht dem Vorwurf, zu gesucht und öfters zu gelehrt gewesen zu seyn. Er kann aber dagegen anführen, daß er auf neue Entdeckungen ausging, und daß die Arabeske ihm manchen glücklichen Fund zu danken hat.

Diese Arabesken sind so ausgezeichnet, daß sie gewiß bald die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich lenken werden, und wir wünschen nur, daß in kleinem Format getreue Kopien gemacht werden, die von dem Reichthum und der Schönheit der Originale deutlicher Zeugniß geben können, als diese wenigen einleitenden Worte es vermögen.

Nachrichten vom September.

Kunstausstellungen.

Leipzig, 24. September. Das Verzeichniß unserer am 1. dieses in der Buchhändlerbörse eröffneten Kunstausstellung enthält 428 Nummern; es sind aber seitdem viele neue Bilder angekommen und früher dagewesene zurückgestellt worden. Die Historienmalerei ist schwach besetzt, die meisten Bilder gehören dem Genre und der Landschaft an, unter beiden Gattungen aber findet sich viel Gutes, besonders von Niederländern und Franzosen. Das größte und ohne Zweifel bedeutendste historische Bild: Cromwell, der eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, von Louis Somers in Antwerpen, ist vom Kunstverein für das städtische Museum angekauft worden. Eine Schaafheerde, vor dem herannahenden Sturme fliehend, großes Bild von Eugen Verboekhoven in Brüssel, ist ebenfalls ausgezeichnet. Eine Maria von P. J. Schotel in Medemblick, eine Ansicht von Andernach von Bossuet in Brüssel, sind vortrefflich. Viel Aufsehen macht Biard's Schifferboot im Polarmeer von Eisbären angegriffen, ein wunderlich komponirtes aber trefflich gemaltes Bild. Eine Anzahl ausgezeichneter Gemälde von Lepoitevin, Wickenberg, Hor. Vernet, Winterhalter u. A. gehören Hrn. Schletter, der seine Sammlung bald in einem neuen Lokal aufstellen wird. In den lezten Tagen kamen einige vortreffliche Marmorbüsten von Professor Rietschel in Dresden an, Bildnisse des regierenden und verstorbenen Königs und des Prinzen Johann.

Berlin, 16. September. Das Verzeichniß der seit gestern in den Sälen des Akademiegebäudes ausgestellten Werke lebender Künstler enthält 1506 Nummern. Nach den einzelnen Kunstzweigen vertheilt sind darin aufgezählt 1) Gemälde und Zeichnungen Nr. 1—971. 2) Bildwerke 972—1073. 3) Architektur, Perspektive 1074—1099. 4) Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien 1100—1217; 5) Kunstindustrie 1218—1250. Der Nachtrag bringt außerdem von Nr. 1251 bis 1520 fast nur Gemälde.

24. September. Außer der großen Gemäldeausstellung ist gegenwärtig im Jagorschen Lokal unter den Linden eine solche von 280 Miniaturporträts zu sehen, deren Originale sämmtlich Künstler alter und neuer Zeit sind. Die Aehnlichkeit von Phidias, Zeuxis rc. wird wohl schwerlich verbürgt werden können; indeß wird der Sammlung von Kennern der Miniaturmalerei ein hoher Werth beigelegt.

Genf, 11. September. Die hiesige, jezt eröffnete Kunstausstellung enthält 151 Nummern; neben vielem Mittelmäßigen sieht man schöne Landschaften von Diday und Calame.

Versteigerungen.

Frankfurt, 1. September. Die Doubletten der zum Städelschen Institute gehörenden Kupferstichsammlung werden nun bald zur Versteigerung kommen. Die Gesammtzahl beträgt über 3500 von den bekanntesten Schulen, wovon jedoch etwa 1000 der niederländischen allein angehören. Sie sind, mit Ausnahme der Porträts, nach den Namen der Maler geordnet.

Hannover, 12. September. Heute ward die Gemäldegalerie des verstorbenen Kunsthändlers J. G. Schrader, die namentlich werthvolle Bilder aus der italienischen (z. B. einen herrlichen Dosso Dossi, die Himmelfahrt der Jungfrau) und niederländischen Schule (einen vorzüglichen Ferd. Boll und eine Menge trefflicher Landschaften), überhaupt über 400 Nummern enthielt, öffentlich versteigert.

Brüssel, 20. September. Die Galerie des ausgezeichneten Thiermalers de Roy wird gegenwärtig hier versteigert. Sie zählt 514 Nummern.

Museen und Sammlungen.

Paris, 1. September. Der Bildhauer David hat dem königlichen Museum die von ihm 1828 nach der Natur modellirte Büste des Abbé Grégoire zum Geschenke gemacht.

№ 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. Oktober 1839.

Kunstnachrichten aus Holland.

Unter den Gemälden, welche die nächste Kunstausstellung im Haag zieren werden, ziehen vorzüglich zwei die Aufmerksamkeit der Kenner in besonderem Grade auf sich; der „Christus, welcher die Kinder segnet," von Krusemann und „die Vermählung Jacquelinens von Bayern mit Herzog Jan von Brabant." Ersteres stellt den Erlöser sitzend vor, wie er die eine Hand zum Segen über ein frisches, schönes Kind ausstreckt, welches von dem Glücke dieser himmlischen Berührung gänzlich durchdrungen scheint. Eine römische Frau hält dem Herrn ihr krankes Kind entgegen, und man liest es in ihrer ganzen Miene, daß ihr Glaube an Jesus Christus sie vermocht hat, die Genesung des geliebten Wesens zu erflehen. Einige Kinder spielen auf dem Vordergrunde; andere werden von ihren Eltern angetrieben, den Herrn zu bitten, daß er sie Theil an seiner Segnung nehmen lassen möge. Die erstaunten Jünger im Hintergrunde scheinen mit ihrem Meister zu sprechen: „In Wahrheit, Dieser ist das Himmelreich!" Dieses Tableau, welches seinen Gegenstand auf die würdigste und rührend-edelste Weise ausgeführt hat, beweist aufs Neue die eifrigen und erfolgreichen Studien, welche Herr Krusemann nach Raffael gemacht hat, und wie seine ächt poetische Seele mit vollem Rechte den Namen eines großen Malers ihm erworben. Herr Eckehout hat ein minder erhabenes Sujet sich ausgesucht; allein sein Pinsel führt uns eine der interessantesten Episoden aus der Geschichte des 15ten Jahrhunderts vorüber. Die ganze Pracht- und Luxusliebe jener Zeit, welche auch die schöne Gräfin begeistert hat, ist hier getreu dargestellt, und der brillante Effekt des Gemäldes erinnert abwechselnd an Metzu und Rembrandt. Die Verdienste Eckehouts sind auch nach oben nicht ohne Anerkennung geblieben; denn vor Kurzem ist er zum Direktor der Zeichnungs-Akademie im Haag ernannt worden.

Der neue Saal der Gemäldeausstellung im Bosch-Kant zieht das allgemeine Interesse auf das lebhafteste an. Von den Gerüsten befreit und vom Schutte gesäubert, gestattet er nunmehr den mit den Geheimnissen der Architektur vertrauten Personen, ganz den bemerkenswerthen Gewinn zu würdigen, welchen der Künstler aus der ihm angewiesenen schwierigen Stellung zu ziehen gewußt. Der Styl des Gebäudes ist rein und streng, und man findet hier keine jener vielen neuern, namenlosen und buntscheckigen Kompositionen, worin Maurisches, Griechisches, Römisches, Byzantinisches und Mittelalter aller Art durcheinander gemischt sind; das Werk des Herrn Reyers verräth eine gute, geschmackvolle Schule, und wird seinem Meister bleibenden Ruhm verschaffen. Seit mehreren Jahren veranstaltete der unter dem Namen: Pictura in Gröningen bestehende Kunstverein, zur Aufmunterung der Zeichnenkunst und Malerei, eine Gemäldeausstellung von jetzt lebenden niederländischen Meistern. Die bisherigen Erfolge krönten durchaus die gehegten Erwartungen, und das neue Institut arbeitet unverdrossen fort, um das Ziel seiner Gründung zu erreichen.

Der Salon vom Jahr 1838, in dem reizenden Lokal der Wittwe Bonteyon, auf dem großen Markte, eröffnet, zählte nicht weniger als 156 Tableaux, unter welchen sich eines von hohem Werth und Preise befand, während beinahe alle übrigen sich mehr oder minder vortheilhaft auszeichnen. Man bemerkte dabei unter Anderm Stücke von: J. F. Abels (aus dem Haag); A. Bakker (aus Rotterdam); de Castro (aus Amsterdam); J. F. und C. Christ (Nymwegen); C. de Cocq (Haag), Zögling von Radin Saleh; Couwenberg (Arnhem); Doubourcq (Amsterdam); Elckema (Leeuwarden), Zögling des Taubstummen-Instituts von Gröningen, leider jetzt durch Blindheit für die Kunst verloren; A. J. Ehnle (Haag); Breuhaus de Groot (ebendas.); P. J. Guise (Hilversum); Koppenbrouwers (Haag); Moritz (Amsterdam); P. F. van Os und Fräulein M. van Os-Offermans (ebendas.), deren Lebkuchenverkäufer auf dem Amsterdamer Buttermarkt und die Schachspieler als

Meisterstücke bewundert werden. Eben so befanden sich noch in dieser Ausstellung Gemälde von C. G. Verburg (Rotterdam); J. Plugger (Zwolle); van Ravenswaay (Hilversum); F. Roos (Amsterdam); J. Salm (ebendas.); M. Schoumann (Dordrecht); Govensen (Amsterdam); P. G. Westenberg (Harlem); J. Ackersdyk (Rotterdam); Bilders und Haanen (Utrecht); C. Hanen (Amsterdam); u. s. w.

Unter den von Liebhabern ausgestellten Stücken zog besonders eines, „das Fahrzeug in Gefahr des Schiffbruchs" von Herrn P. A. Dokshoven aus Rotterdam, die Blicke der Kenner auf sich. Dieses Gemälde, im Genre von Schotel, ist von sehr schlagendem Effekt.

Aus Gröningen allein waren an die 35 Nummern von dort lebenden Malern eingeliefert worden; unter ihnen gehören einige der Akademie für Zeichnungskunst, Architektur und Nautik, welche den Titel „Minerva" führt, so wie Dilettanten aus der Provinz an.

Später wurde die schöne und reichhaltige Sammlung noch durch 33 Nummern vermehrt, nämlich mit Gemälden von Bing aus Rotterdam, van Blyck aus Dordrecht, Jonzis aus Utrecht, J. H. Koekoek aus Amsterdam, B. J. van Hove aus dem Haag, van de Laer aus Rotterdam, Lieste aus Harlem, Meyier, Michaelis Roeboem und einigen andern mehr oder minder bekannten Künstlern.

Herr J. F. Peeters in Nymwegen hat so eben die Büste des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar, Sohnes des Herzogs Bernhard, in Alabaster vollendet. Man rühmt an ihr allgemein den guten Geschmack und das ausgezeichnete Talent dieses Künstlers, und bewundert die frappante Aehnlichkeit der Gesichtszüge des Prinzen, dessen früher Tod so große Theilnahme erregt hatte. Viele Einheimische und Fremde, welche ihr Weg über Nymwegen führt, säumen nicht, die Ateliers des Herrn Peeters zu besuchen, wo man außer den schönen Glasmalereien, über die Herr Warnsinck vor einiger Zeit einen so vortheilhaften Bericht erstattete, zugleich mehrere gute Tableaux und eine herrliche Sammlung von Insekten aller Länder (darunter manche von größter Seltenheit), und endlich auch ein sehr ausgewähltes Cocheuillenkabinet einsehen kann.

Im Haag wird gegenwärtig eine sehr gelungene Kopie des schönen Porträts der Erbprinzessin von Oranien nach dem Gemälde des Herrn Simon aus München verkauft. Sehr wäre zu wünschen, daß auch ein vor etwa zwölf Jahren erschienenes, von tüchtiger Hand ausgeführtes Tableau, welches die gesammte königliche Familie der Niederlande in einem Salon vereiniget vorstellt und damals allgemeines Interesse erregte, in Deutschland bekannt würde. Dem Vernehmen nach beschäftigt sich ein ausgezeichneter Künstler des Landes mit einem neuen, das denselben Vorwurf hat.

Bei diesem Anlaß dürfte es nicht uninteressant seyn, auf das große, der verstorbenen Königin Wilhelmine zugeeignete Werk, Het Koninklijk Museum van's Gravenhage, welches in der lithographischen Anstalt von Desguerrois u. Comp. in Amsterdam vor etwa acht Jahren herausgekommen ist, und die königliche Gemäldegalerie im Haag, bekanntlich eine der reichsten und ausgewähltesten, in lithographirten Abbildungen in Imperialfolio, mit holländischem und französischem Texte, lieferte, nachträglich aufmerksam zu machen.

Dem Vernehmen nach wird binnen Kurzem die königliche Münz-, Medaillen- und geschnittene Stein-Sammlung im Haag, welche der verdienstvolle Direktor derselben, Staatsarchivar de Jonghe, bereits in mehrern Folgen beschrieben hatte, in successiven Lieferungen lithographirt oder gestochen, unter Leitung eben desselben Gelehrten, und mit höherer Unterstützung, dem größern Publikum mitgetheilt werden. M.

Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern.

II.

Die Glasmalereien in der Kirche zu Blutenburg bei München.

Vielleicht den schönsten und wohlerhaltensten Cyklus alter bayrischer Glasmalereien enthält die Kapelle zu Blutenburg, einer königlichen Domäne, ungefähr anderthalb Meilen von München. Der Ort soll seinen ominösen Namen von einer blutigen Fehde haben, welche der Bruderzwist der Erben Kaiser Ludwigs in jene Gegend gespielt. Ich weiß übrigens nicht, ob auch gerade die Errichtung der Kapelle zu diesem Begebniß einen historischen Bezug hat. Das Kirchlein selbst im germanischen Styl, jedoch ohne alle Prätension durchgeführt, indem es vom Eigenthümlichen dieser Bauart kaum mehr entlieh, als die spitzen Bogen der Thüren und Fenster, ward zufolge der über dem Portale befindlichen Jahreszahl um 1488 erbaut, und trägt von Außen über alle seine Wände hin Spuren ehemaliger Fresken, welche biblische Personen und Begebenheiten, so wie allerlei architektonisches Ornament darstellen, und offenbar so alt sind, als die Kirche selbst. Im Innern derselben sind außer den drei, nicht minder alten und ebenfalls im germanischen Styl geschnitzten Altären, welche in wunderbarer Einfachheit und Leichtigkeit bis zur Decke hinanstreben und einem auf wenigen schlanken Zweigen zusammengebogenen Baldachin

ähneln, dann einem, in gleichem Geschmack gehaltenen sogenannten Sakramentshäuschen zur Linken des Hochaltars, nur noch die Glasmalereien bemerkenswerth, welche die Fenster zieren. Was sich sonst noch dort findet, ist neuerer Zeit, und so geschmacklos, als es das Ende des 17ten und der Lauf des 18ten Jahrhunderts zu geben vermochte. Die Fenster aber, acht an der Zahl, deren jedes aus vier Paar Feldern übereinander besteht, entfalten jedesmal in den beiden unteren Paaren treffliche und ausnehmend gut erhaltene Glasmalereien, und zwar in der Art, daß je das unterste Paar zwei historische Tableaux und das nächste darüber zwei Wappen präsentirt. Die historischen Tableaux stehen unter sich in innerem Zusammenhang, indem sie die Leidensgeschichte des Heilands von seinem Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung aus dem Grabe darstellen, schließen aber sonderbarer Weise mit der Verkündigung Mariä, was nicht sowohl dem Ungeschick des Glasers, der beim Einsetzen der Gemälde deren chronologische Folge verlezte, als dem Umstande zugeschrieben werden dürfte, daß der, vielleicht entfernt wohnende, Maler über die Zahl der Fenster, wofür er Bestellung angenommen, im Irrthum gewesen, und für deren leztes noch nacharbeiten mußte, als die Gemälde für die übrigen an Ort und Stelle schon eingesezt waren.

Das erste dieser Fenster enthält an biblischen Darstellungen den Einzug in Jerusalem und das Abendmahl, an Wappen aber das der alten bayrischen Herzoge und von Sicilien.

Das zweite den Oelberg und die Gefangennehmung, darüber die Wappen von Braunschweig (?) und — (??)*

Das dritte das Verhör bei Kaiphas und die Geiselung, dann die Wappen Kaiser Karls VII. und des römischen Kaiserreichs.

Das vierte die Dornenkrönung und das Verhör bei Pilatus, dazu die Wappen von Pfalz und Bayern.

Das fünfte die Kreuzschleppung und die Kreuzigung, nebst den Wappen des Erzherzogthums Oesterreich und der gefürsteten Grafschaft Görz.

Das sechste Christus am Kreuze und die Kreuzabnehmung, ferner die Wappen von Cleve und Fraunberg.

Das siebente die Grablegung und die Auferstehung mit den Wappen von Mailand und Braunschweig.

Das achte enthält lediglich die Verkündigung Mariä, welche Darstellung übrigens auf beide Felder und zwar in der Art vertheilt ist, daß eines von der am Pulte knieenden Maria, das andere hingegen vom verkündenden Engel eingenommen wird. Diese Anomalie von der malerischen Anordnung der übrigen Glasgemälde, obwohl sie alle von Einer Hand sind, kommt unserer Vermuthung, daß jener Verstoß gegen die chronologische Ordnung dem Maler, nicht dem Glaser, aufzubürden, sehr zu statten. Die Wappen sind die von Ungarn und Frankreich. Jedes Tableau ist 2′ 1″ hoch, 1′ 2″ breit; jedes der runden Wappen hat 1′ im Durchmesser. Der Meister ist nirgends genannt; das zweite Feld des dritten Fensters aber, mit der Geiselung Christi, trägt die Jahreszahl 1494. Wer jedoch in Folge dieses Umstands sich die Freiheit nehmen möchte, unsere Fenstergemälde ohne weiteres dem bekannten Münchner Glasmaler Egid Trautenwolf zuzuschreiben, welcher um jene Zeit lebte, vergleiche sie nur mit den Werken dieses Meisters in der hiesigen Frauenkirche, und er wird sich stracks überzeugen, daß diese, zu der ersteren Vortheil, durchaus von verschiedener Hand sind.

Die Blutenburger Fenstergemälde sind in jedem Anbetracht charakteristisch für die Blüthenepoche der Glasmalerei. Sie halten noch streng am musivischen Vortrag, der denn auch dem Kirchenstyl am angemessensten; von aufgeschmelzten Farben oder Flüssen findet man außer der gelben zu Heiligenscheinen, Haaren oder unbedeutendem Beiwerk keine Spur; die Hüttengläser aber, aus denen sie zusammengesezt, sind von wunderbar tiefer Sättigung, von einem Feuer und einer Klarheit der Farbe, und dabei so mannichfaltig in ihren Abstufungen, wie ich sie selten angetroffen. Die Verbleiung ist leicht, nirgends störend, vielmehr die Konturen kräftig für die Ferne markirend; das Schwarzloth bei lezteren pastos, nirgends zerstört, oder auch nur entfärbt. Fleischtöne sind durchaus verschmäht, das weiße Glas genügt für diese, und auch die Haare sind nur selten, wie schon bemerkt, mit Kunst gelb tingirt. Die Zeichnung, welche sich, wie bei Kirchenglasmalerei sich ziemt, auf nicht viel mehr als die Umrisse einläßt, ist von ernster Einfalt, und nimmt, wiewohl streng, doch einen freieren Schwung, als man auf den meisten Glasmalereien selbigen Alters wahrnimmt. So sind auf den kleinen Räumen oft ungewöhnlich viel Figuren zusammengedrängt; die treffliche Farbenstimmung und die ungezwungene Anordnung der Zeichnung gibt aber dessen ungeachtet den Bildern eine Ruhe und Haltung, welche sie auch in diesem Anbetracht zu dem Besten stellt, was mir vorgekommen. Die Wappen sind muthmaßlich von derselben Hand, keck und leicht, ja mit einer Art geistreicher Sorglosigkeit hingeworfen, welche dem Meister wohl ansteht, welcher bereits seine besseren Kräfte an Aufgaben bewährt, die ihrer würdiger waren, als ein bloßes heraldisches Ornament. Die Gläser, welche dazu verwendet, sind von gleich feuriger Schönheit, wie die an den Historienstücken, und deuten auf ihren Ursprung aus denselben Hütten.

* Durch die willkürliche Wendung der Wappenthiere nach rechts oder links machte der Glasmaler die Bedeutung einiger Wappen problematisch.

Ein guter Stern scheint über diesen schätzbaren Denkmalen der älteren Glasmalerei gewaltet zu haben, denn ungeachtet ihres einsamen, unbewachten, sogar den Angriffen des Wetters im besonderen Grade zugänglichen Standorts, ungeachtet ihres viertbalbhundertjährigen Alters, sind sie so unversehrt und schön, als kämen sie eben aus dem Brennofen.

München, im März 1839. Gessert.

Nachrichten vom September.

Museen und Sammlungen.

Dresden, 15. September. Die Abgüsse der Bildwerke vom Parthenon sind jezt in dem Pavillon des Zwingers über der historischen Sammlung aufgestellt. Eine Broschüre (von Herrn von Grundt, welcher die Aufstellung geleitet hat) dient als Verzeichniß und Erklärung für die Beschauer.

Paris, 16. September. Die Bildnisse aller ehemaligen Mitglieder der Académie française sollen in einem der Säle des Museums zu Versailles aufgestellt werden. Die Akademie hat diesem Museum bereits 91 solcher Porträts, die in ihrem Besitz waren, zum Geschenke gemacht.

Brüssel, 1. September. Die dem Prinzen von Oranien gehörende schöne Gemäldesammlung wird nun aus dessen hiesigem Palais nach Holland gebracht werden.

20. September. Der diesseitige Gesandte in Madrid, Herr Lalaing, hat während seines Aufenthalts in Spanien eine Menge dort zum Verkauf gekommener antiquarischer Gegenstände für das hiesige Museum erworben.

Haag, 21. September. Des Fürsten von Canino schöne Sammlung hetrurischer und griechischer Vasen ist für das Museum der Universität Leyden angekauft worden.

Baden-Baden, 8. September. Der Marquis von Landsdowne hat dem hiesigen Kunstsaale eine der schönsten Zierden, Anakreons Denkmal von Nic. Poussin, entführt, um sie seiner ansehnlichen Sammlung in England einzuverleiben.

Rom, 10. September. Der schöne, vom Sixtus V. erbaute Palast bei der Kirche S. Giovanni in Laterano wird nun zu einem Antikenmuseum eingeweiht. In zwei Parterresälen, deren Fußboden mit modernen Mosaiken ausgelegt werden, hat man bereits die Gypsabgüsse von den Bildwerken des Parthenon aufgestellt, deren Originale sich im brittischen Museum befinden (Elgin marbles). Auch die Aegineten aus der Münchner Glyptothek sind hier in Gyps wieder auferstanden.

Kopenhagen, 14. September. Die Korvette Galathea hat vor Kurzem wieder eine bedeutende Menge von Thorwaldsens Kunstschätzen, z. B. Abgüsse von Monumenten, Basreliefs und gegen 200 Büsten, ausgezeichneten Antiken rc. von Rom hierher gebracht, die bis zur Vollendung des Museums auf dem Christiansburger Schlosse aufbewahrt werden.

Akademien und Vereine.

Zürich, 1. September. Die hiesige Gesellschaft der Alterthümer hat von Hrn. Egg in Piedemonte bei Neapel eine schätzbare Sammlung von alten hetrurischen Graburnen, antikem Hausgeräth, Münzen rc. zum Geschenk erhalten.

Köln, 30. August. Der hiesige Kunstverein hat am 20. dieses seine Ausstellung und die Jahresrechnung geschlossen. Das Resultat war günstig und für den Kunstsinn der Stadt ehrenvoll. An jenem Tage waren nämlich schon 1275 Aktien à 5 Thlr. jährlich gezeichnet. Die diesjährige erste Ausstellung bestand aus 416 Oelgemälden und 158 andern Kunstwerken, aus Deutschland, Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Italien, den Niederlanden und Schweden. Von diesen wurden angekauft von dem Kunstvereine für 5214 Thaler und von Privaten für 3157 Thlr., zusammen für 8371 Thlr. Die Zahl der während der Ausstellung ausgegebenen Eintrittskarten betrug 20,435 einzelne und 191 Abonnementsbillete, deren Erlös die Kosten weit übertrifft.

Berlin, 16. September. In dem Zeitraume vom Ende August 1838 bis dahin 1839 verlor die Akademie der Künste drei ordentliche und zwei außerordentliche Mitglieder; dagegen wurden aufgenommen sieben ordentliche und vier Ehrenmitglieder. Die Zahl der Schüler der Akademie betrug in dem mit Ostern abgelaufenen Jahre (mit Einschluß der Schüler für musikalische Komposition) 360; die der unter Aufsicht des Senats bestehenden akademischen Zeichnenschule 198; die der in demselben Verhältnisse zur Akademie befindlichen Kunst- und Gewerkschule zu Berlin 1093, die der Provinzialkunstschulen 1355. Fast alle diese Zahlen zeigen eine Erhöhung gegen das vorige Jahr.

18. September. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 16. d. M. erstattete Professor Gerhard Bericht über das von dem Duca di Serra di Falco zu Palermo herausgegebene Prachtwerk Del duomo di Monreale e di altre chiese Siculo-Normanne, welches sich in der neuen kunsthistorischen italienischen Literatur durch seine Zuverlässigkeit auszeichnet. Zur nähern Erläuterung desselben hatte Hofbauinspektor Hesse seine interessanten Detailzeichnungen aus dem Dome von Monreale rc. mitgebracht. — Prof. Brandt legte die von den Aerzten Hannovers ihrem Kollegen Dr. Stieglitz zur Feier seines Doktorjubiläums verehrte Medaille vor. Herr Mechanikus Dörffel hatte die nach der Beschreibung des Daguerre'schen Verfahrens von ihm angefertigten Lichtbilder eingesandt, die jedoch im Vergleich mit den Daguerre'schen noch viele Unvollkommenheiten darboten.

Bauwerke.

St. Petersburg, 1. September. Der Umbau des Kreml wird unter der Leitung des Baron von Bode noch in diesem Herbste unter Dach kommen. Alles wird im ursprünglichen Geschmack ausgeführt, sogar ein sogenannter Terem (ein Frauenhäuschen, welches über das Dach emporsteigt) wird nicht fehlen.

Athen, 2. September. Der Bau der Universität schreitet rasch fort; auch das Theater ist bereits bis zur zweiten Logenreihe gediehen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 89.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. November 1839.

Neuste Werke der bildenden Kunst in München.

I.

Die eherne Reiterstatue des Churfürsten Maximilian I. von Thorwaldsen.

Auf einem 18 Fuß hohen, 9 Fuß breiten und 18 Fuß tiefen Postament von grauem Granitmarmor, in Gestalt eines länglichen Würfels mit gewöhnlicher Base und Gesims und einem darauf ruhenden Pfeilerfußgestell, steht die obengenannte Reiterstatue. In voller Waffenrüstung, jedoch ohne Kopfbedeckung, mit Brust- und Rückenharnisch, mit ganzen und gegliederten Halbschienen an Arm und Beinen, selbst den Füßen, wie es zu Anfang des 17ten Jahrhunderts noch der Brauch war, sitzt er zu Pferde. Das Schwerdt steckt in der Scheide; das Haupt, von genauer Bildnißähnlichkeit, neigt er vom aufrecht gehaltenen Nacken, gegen die linke Seite gekehrt, ein wenig nach vorn; die Rechte, deren Zeigefinger nach einer bestimmten Stelle gebietend hinweist, ist, fast zur wagerechten Höhe gehoben, nach vorn gestreckt; die Linke hält die Zügel und mit ihnen das Roß an, das eben noch mit dem linken Vorderfuß ausgreifen will, während die übrigen Glieder bereits, dem Befehl gehorsam, ruhen. Die Feldherrnbinde liegt von der rechten Schulter nach der linken Hüfte herabhängend über der Brust des Fürsten, aus den Halstern sehen die Pistolen hervor. Das Piedestal hat keine Basreliefs; die beiden schmalen Seiten enthalten in erhabenen, erzgegossenen und vergoldeten lateinischen Buchstaben die Inschriften, 1) die vordere: MAXIMILIAN I. CHVRFÜRST VON BAYERN, und 2) die hintere: ERRICHTET VON LUDWIG I. KÖNIG VON BAYERN AM XII. OCT. MDCCCXXXIX. Das ganze Monument, das auf dem nach der Mitte zu erhöhten, von größtentheils palastähnlichen Gebäuden umgebenen, 80 Schritt breiten und 112 Schritt langen Wittelsbacher Platze steht, an dessen Vorderseite die ansehnliche und belebte vom Hofgarten nach der Glyptothek und nach Nymphenburg führende Brienner Straße vorbeigeht, hat eine Höhe von 36 Fuß und beherrscht die Umgebung vollständig.

Das Modell zur Statue wurde von Thorwaldsen angefangen im Jahr 1832 und kam im Jahr 1836 in München an. Der Erzguß, der mit Ausnahme des Oberkörpers vom Reiter, auf einmal und mit größtmöglicher Vollkommenheit, bewerkstelligt wurde, und wozu 224 Centner Erz verwendet sind, ist unter der Leitung des Inspektors J. Stiglmaier in der königlichen Gießerei in München ausgeführt worden. Auch die Ciselirung geschah unter seiner Aufsicht, wie alles Technische, der Aufrichtung ꝛc. nach seiner Angabe.

Am 28. September 1839 wurde die Statue an ihre jetzige Stelle gebracht und mit eisernen eingegossenen, zum Theil bis unter das Postament reichenden Stangen befestigt, und am 12. Oktober, als an dem Namenstage des verherrlichten Fürsten, unter militärischer Feierlichkeit in Gegenwart des Königs, des Kronprinzen und der übrigen Prinzen des Hauses, so wie einer Anzahl hochgestellter Personen und einer großen Menge Volkes durch den Inspektor Stiglmaier enthüllt, bei welcher Gelegenheit der Minister des Innern, v. Abel, eine Anrede an den König über Seine und Seines erlauchten Vorfahren Verdienste hielt, von der königlichen Kapelle ein eigens gedichtetes Lied nach der Weise des Walhallaliedes gesungen wurde und sämmtliche in München garnisonirenden Regimenter in Parade bei dem Denkmal vorüberzogen.

In der Folgereihe der Kunstunternehmungen des Königs von Bayern nimmt dieses Denkmal eine sehr bedeutende Stelle ein. Zwar an Umfang fast die kleinste der von ihm der Kunst gestellten Aufgaben, ist sie doch durch Plan, Auffassung und Ausführung so groß, daß beinah alle höheren, in diesem Gebiet angeregten Interessen davon berührt werden.

Die Frage, ob dem ligistischen Helden des dreißigjährigen Kriegs ein öffentliches Denkmal in der Hauptstadt Bayerns gebühre, konnte vom allgemeinen historischen, nicht nur vom katholischen Standpunkt aus, bejaht

werden. Betrachtet man Maximilians hervorragende Eigenschaften, als Lehnsmann, Fürst oder Feldherr, so kann man nicht umhin, ihn an Gesinnung groß und an Gaben reich zu finden, größer und reicher, als die nachfolgenden Geschlechter, und es war ein inhaltvolles Wort, welches der König bei der Enthüllung des Denkmals aussprach, daß er „eine fast zweihundertjährige Schuld löse."

Bei den übrigen durch den König errichteten Kunstdenkmalen sehen wir fast durchgängig einen breitangelegten Plan, an dessen Ausführung mehr oder weniger alle Künste Theil haben; hier dagegen steht die Skulptur allein; noch mehr, sie begnügt sich mit der Darstellung der Persönlichkeit, deren Verherrlichung es gilt. Wie wenig auch im Allgemeinen eine solche Beschränkung bei Errichtung von Denkmalen ausgezeichneter Männer gut zu heißen seyn dürfte, bei einem Fürsten und Feldherrn, wo die Wirksamkeit so innig mit der bloßen Erscheinung verwebt ist, wird sie stets an der rechten Stelle seyn. Zwar ist Maximilian Repräsentant einer bestimmten allgemeinen Richtung, der Träger einer in die Geschichte eingreifenden Gesinnung, sein geistiger Arm reicht unendlich viel weiter als sein leiblicher, und reichlich bieten Motive für monumentale Unternehmungen bei ihm sich dar. Das aber erscheint am Plan des vorliegenden Kunstwerks als Aeußerung richtigen Gefühls, und muß mit Dank und Anerkennung hervorgehoben werden, daß eine Darstellung gewählt wurde, die sich auf Eigenschaften bezieht, der gerechter Sinn, auf welcher Seite er sich auch äußere, die volle Zustimmung nicht versagen kann, und die keine andere Gemüthsbewegung, als die der Theilnahme und Bewunderung hervorruft. So war der Plan, den Fürsten als Feldherrn hinzustellen, und damit an jene Eigenschaften zu erinnern, die dem Gegner Achtung, dem Freunde Verehrung abgewinnen, unbedenklich der glücklichste. Reliefs am Postament wurden von diesem Standpunkt aus unzulässig, da sie entweder als Bezeichnung der Regententugenden von dem Sinne der obern Darstellung sich entfernt, oder da sie bei weiterer Ausführung der Feldherrntalente, in Verbindung mit Thaten, Antipathien geweckt haben würden, an denen das Leben ohnedies keinen Mangel hat, und die wenigstens die Kunst nicht mehren und nähren soll. Es ist also Maximilian der Feldherr, der scharfblickende und ernstgebietende Ordner und Lenker der Schlachten, den wir im Schmuck der Waffen hoch zu Rosse vor uns sehen.

Bei der Darstellung selbst begegnen wir zuerst der schwierigen Frage von allgemein künstlerischer Bedeutung nach dem Moment der Auffassung. Welches Ereigniß aus einem langen, thätigen Leben, und wieder, welcher Augenblick dieses Ereignisses soll gewählt werden? In welchem Theile spricht das Ganze sich aus? Ein Botaniker würde antworten: im Saamenkorn liegt die ganze Pflanze, es ist ihre That und ihr (idealer) Inhalt. Des Feldherrn That ist die Schlacht; ihr (idealer) Inhalt das Commandowort. Hiemit haben wir den Moment der Auffassung. Im Angesichte der Heerschaaren, im Beginn der Schlacht schreibt der Lenker derselben beiden ihren Gang vor: in der erhoben gestreckten Rechten liegt die Entscheidung, in seiner Hand der Sieg. Nur der Anfangs- oder der Endpunkt der Bewegung gehören der bildenden Kunst, wie nur der ausholende Arm (in der Darstellung) den Schlag bezeichnet, obschon jener, um diesen zu vollführen, eine Viertelkreislinie und mehr beschreiben muß. Darin liegt auch die Erklärung der Stellung des Pferdes. Nicht im vollen Trabe, wie das des Gatta Melatta in Padua, nicht ansprengend wie das von August dem Starken in Dresden, die beide (mit allen verwandten Darstellungen) beunruhigen, sondern angehalten im Lauf, im Moment des Uebergangs aus der Bewegung in die Ruhe ist es aufgefaßt, so daß Reiter und Roß gleichmäßig zwischen Ruhe und Bewegung mitten inne stehen, nur mit dem Unterschiede, daß leztre beim Roß, weil sie bei ihm selbst statt fand, aufhören muß, während sie beim Reiter, weil sie außer ihm erfolgt, eben erst beginnen soll. In diesem feinen Spiel der Gegensätze, das in allem Detail sich wiederholt, in diesem Streifen an die Schranken, ohne sie zu berühren, liegt das Geheimniß richtiger Auffassung und lebendiger Darstellung, einer der größten Reize des gegenwärtigen Kunstwerks.

Betrachten wir nun die Ausführung der in bezeichneter Weise aufgefaßten Aufgabe! Eine der vielfach in unsern Tagen aufgeworfenen Fragen ist die nach der Wahl des Kostümes. Unsere aus der Schule antiker Kunst hervorgegangenen Bildhauer sträuben sich bei Darstellungen aus neuer Zeit gegen das Kostüme derselben. Ungerecht wäre es, dieser Weigerung einen andern Grund als den Widerwillen eines gebildeten Geschmacks gegen allerhand Thorheiten und Häßlichkeiten unterzulegen; allein dessen ungeachtet darf sie nicht auf unbedingten Erfolg Anspruch machen: die Kunst hat höhere Aufgaben, als die der formalen Schönheit (wie schon monumentale Bildwerke, überhaupt statt eines Apollo, Alcibiades, einer Venus oder Phryne beweisen), und es liegt — Michel Angelo hat es gezeigt — in ihrer Gewalt, jede derartige Anforderung durch größere Leistungen zum Schweigen zu bringen. Thorwaldsen stellt seinen Helden in der Rüstung des 17ten Jahrhunderts dar. Es wird Niemanden einfallen, dieselbe mit ihrem bis über den Leib herabgehenden, glatten Brustharnisch, mit der armadillartigen Bekleidung der Oberarme und Schenkel, so wie den Halbschienen ꝛc. für die Skulptur besonders günstig zu halten. Und doch, wen stört sie, an dieser Statue? ja wer möchte sie gegen die Alexanders oder Cäsars, oder gegen sonst ein antikes oder ideales Kleid vertauschen? Man fühlt

auf der Stelle, daß der Gestalt, die wir vor uns haben, wie sie sizt und sich bewegt, ja sogar dem durchfurchten Kriegerantliz, der gewählte Waffenschmuck durch einen dreißigjährigen Gebrauch ganz eigen, ja so mit ihm verwachsen ist, daß ihn ablösen so viel heißen würde, als den Mann skalpiren. Selbst das gehört zur Vollendung des Eindrucks, daß kein Mantel, der sammt seinen malerischen Massen und dem Reiz des Gefältes hier doch nur eine unnüze Zuthat, eine dem sogenannten Geschmack gemachte Konzession seyn würde, über die Schultern fällt. Es liegt eine ergreifende Gewalt in dieser mit der Würde und Bedeutung der dargestellten Person scheinbar sehr kontrastirenden, nur den Kriegsmann bezeichnenden Einfachheit; allein wir dürfen uns dadurch nicht irre und zu der Vorstellung führen lassen, als ob sie allein diese Wirkung hervorbrächte; sie ist nur die Begleiterin anderer künstlerischer Kräfte, die überall von wesentlichem Belang sind. Ohne die nur in der Aufgabe selbst begründete, durch keine äußere oder Nebenbeziehung geleitete Wahl der Motive, ohne die durchgreifende Wahrheit und Unmittelbarkeit einer jeden Bewegung der Arme und Hände ꝛc. sowohl, wie der des Körpers und vornehmlich des leise nach vornen abwärts gesenkten Kopfes auf dem streitrechten Halse; ohne die durch das edelste Maß der Theile und ein sich ausgleichendes Wechselverhältniß der Bewegungen erreichte Harmonie; ohne die dadurch erlangte Schönheit aller Linien, die überall, wo sie sich vom Mittelpunkt entfernen, wieder zum Ganzen sich schließen, kurz ohne Wahrheit und Schönheit im höhern Sinne würde auch die höchste Einfachheit nur wenig helfen.

Was die Ausführung insbesondere betrifft, so sind Formen und Verhältnisse mit Bedacht gewählt und nach einem großen Maßstab gemessen. Als die Statue noch im Gießhaus stand, kamen die Beine des Pferdes Jedermann zu lang vor; nun an ihrer weit über unser Auge hinaufgerückten Stelle, wo die Linien des Unterleibs so viel von ihrer Länge abschneiden, haben sie gerade das erforderliche Maß. So muß der Bildhauer in die Zukunft hineinarbeiten, um später der Gegenwart zu genügen. Die Ausarbeitung aller Theile, vornehmlich des sehr edel gestalteten Rosses, ist bewunderungswürdig, und bei aller Detaillirung auf die Wirkung in die Ferne wohl berechnet. Ganz besonders schön ist das Angesicht des Fürsten, mit seinen überschatteten Augen, den gebietenden Lippen, der ernsten durchackerten Stirn, der kräftigen Römernase und dem leicht herabwallenden Haar.

Es kann nicht fehlen, daß nicht auch Wünsche und Bemerkungen entgegengesezter Art laut werden sollten; es sey mir erlaubt, am Schluß meines Berichtes einiger zu gedenken, die mir öfter von einsichtigen Männern gemacht worden. Der Kopf des Thieres erscheint Vielen zu kurz; eben so der Schweif, der — wäre er voller und länger, das edle Aussehen des Thieres noch erhöhen würde. Auch am Postament wünscht man eine kleine Veränderung, die leicht zu bewerkstelligen wäre, eine Abflachung der Platte, auf der das Roß aufsteht, nach allen vier Seiten, damit die gegenwärtig durch den Contour derselben verdeckten Hufe sichtbar werden möchten.

Abbildungen von Kunstwerth sind bisher im Kunsthandel noch nicht erschienen. Dagegen ist eine verkleinerte Nachbildung von 15″ Höhe (30″ mit dem Postament) in der Erzgießerei geformt worden, davon Abgüsse in Gyps und Erz zu haben sind.

(Fortsezung folgt.)

Nachrichten vom September.

Bauwerke.

London, 21. September. Da der nun bald vollendete Themsetunnel sich wenig zur Beförderung des Verkehrs eignet, weil man eine hohe Wendeltreppe hinauf- und eine hinabsteigen muß, so hat Graf Hawks de la Grice den Vorschlag gethan, in dem Tunnel die Büsten berühmter Männer aufzustellen und an den beiden Eingängen zwei Triumphbögen, den einen für die brittische Seemacht, den andern für das Landheer, aufzustellen.

Mainz, 24. September. Unsere neue Fruchthalle, an welcher man seit drei Jahren gebaut hat, ist nun vollendet. Sie ist das größte Gebäude dieser Art in Deutschland. Der innere Raum ist 200 Fuß lang, 100 Fuß breit und 72 Fuß hoch, ungerechnet den rings herumlaufenden 35 Fuß breiten Korridor. Dieser Raum kann vermittelst eines nach Gefallen einzufügenden Plafonds und Fußbodens nebst zugehörigen Dekorationen in einen prachtvollen Saal umgestaltet werden, welcher für 7 bis 8000 Menschen Raum hat. Man bereitet jezt einen beweglichen Luftheizungs-Apparat für diesen Fruchtmarkt. Die Mainzer Liedertafel hat für die ein für allemal erlegte Summe von 6000 Thlr. die Befugniß erhalten, in diesem Lokal ihre jährlichen großen Musikfeste zu halten, deren nächstes am 3., 4. und 5. November statt finden wird. Auch zu landwirthschaftlichen Festen, Karnevalsbällen und andern öffentlichen Feierlichkeiten wird dies Lokal gebraucht werden.

Kreuznach, 1. September. Die Eberuburg, diese herrliche Ruine an der Nahe in der Pfalz, einst das Schloß Franz von Sickingens, wird durch den Gutsbesitzer Herrn Günther v. Feil-Bingert ganz im Geschmack des Mittelalters wiederhergestellt.

München, 17. September. Die Burg Trausnitz in der Oberpfalz, in welcher Friedrich der Schöne von Oesterreich drei Jahre lang in Haft saß, wird auf Befehl des Königs ganz im alterthümlichen Style wiederhergestellt.

Wien, 10. September. Die Abtragung der Spize des Stephansthurms bietet außerordentliche Schwierigkeiten dar. Ueber deren Ausdehnung ist die Kommission noch nicht einig; die Herstellung der senkrechten Richtung der Spize würde zehn

Klafter erheischen. Auch über den Wiederaufbau sind die Meinungen getheilt, da sich in der Nähe Wiens keine passende Steinart vorfindet. Die Anfangs in Vorschlag gebrachte Herstellung der Spitze aus Gußeisen und Kupfer soll definitiv verworfen worden seyn. Der Adler und das Kreuz der alten Spitze werden wieder benuzt werden können.

Rom, 10. September. Die Ausschmückung des neuerbauten Palastes des Herzogs Alessandro Torlonia ist noch nicht ganz vollendet. Die Portiken des Hofes zieren die berühmtesten Basreliefs von Thorwaldsen in Marmor, das Innere des Palastes Fresken von lebenden italienischen Malern und Skulpturen von Thorwaldsen und Troschel aus Berlin, welche unter allen fremden Bildhauern allein bedeutende Bestellungen für Torlonia ausgeführt haben. Troschels 14 Basreliefkompositionen, Momente aus dem Leben des Trajan nach Dio Cassius, welche einen Saal schmücken, sind Muster von Studien der Antike und genialer Freiheit und Gewandtheit im Komponiren. Schade, daß Troschels beste Arbeiten dem Vaterlande nicht bekannt werden.

Skulptur.

Dresden, 10. September. Unlängst waren hier die von Rietschel für die Leipziger Aula komponirten Reliefs ausgestellt. Ein erläuterndes Vorwort (von Hofr. Carus) gibt folgende Erklärung derselben: „Man hatte sich die Aufgabe gestellt, in einer Reihe von zwölf Reliefs die wesentlichsten Momente in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage, zur bildlichen Anschauung zu bringen. – Wie sehr eine Darstellung solcher Art, durch die Natur des Reliefs beschränkt, sich nur andeutend verhalten konnte, wird Jedem erfaßlich seyn, dem die Betrachtung von Kunstwerken dieser Gattung nicht fremd ist. Um demnach den rechten geistigen Standpunkt zum Verständniß dieser zwölf Bildwerke zu finden, erinnere man sich daran zuerst, was uralte Traditionen uns von einem frühesten, einfachen, nur nach dem Gang der Gestirne sich in gewisse Perioden theilenden Menschheitleben kennen gelehrt haben; man gedenke dann daran, wie in der sich gleichsam zuerst besinnenden Menschheit der Gedanke an ein höheres Geheimniß aufging, und wie dadurch die Mysterien des alten Egyptens erweckt wurden, wie aber sodann aus diesem frühesten Besinnen, wenig später, die glänzende Periode des alten Griechenlands hervorging, in welcher Schönheitssinn, Poesie und Kunst, so wie die Liebe der Weisheit (Philosophie) eine so hohe Stufe erreichten. – Führen wir dann in Gedanken die Geschichte der Menschheit weiter, so treffen wir auf die erste Entwickelung eines großartigen ernsten Staatslebens im Freistaate Roms. Bürgertugend, Vaterlandsliebe, hohe Tapferkeit und Gleichstellung vor dem Gesetz sind die Früchte dieser Zeit. – Wie fernerhin eine große Umänderung und Fortschreitung in dem Volksleben europäischer Menschheit anhub, nachdem das christliche Evangelium sich auszubreiten begann, erkennt man alsbald, wenn man den Faden der Geschichte über den Glanzpunkt römischer Zeit hinaus verfolgen will. Die Gesittung schritt unter den bis dahin noch barbarischen Völkern vor, das Mittelalter mit seinem Ritterthum, seiner eigenthümlichen Baukunst und seinem wiedererwachenden Sinne für Poesie und Wissenschaft trat auf und die in ihren Folgen unberechenbare Erfindung der Buchdruckerkunst bewahrte von nun an das einmal erworbene geistige Eigenthum der Menschheit bis auf ihre spätesten Zeiten. — Sogleich schließt sich jezt die Entdeckung eines neuen Welttheiles an und das Band des Handels verknüpft entfernteste Nationen, — eine Wechselwirkung, woran ein helleres geistiges Erkennen sich entzündet, welches späterhin auf Läuterung religiöser Anschauungen und Lehren dringend besteht; gleichzeitig erreichen auch die verschiedensten Zweige der bildenden Kunst eine Höhe, welche, wenn auch in ganz andern Regionen, an die Blüthenzeit des Schönheitssinnes bei den Griechen erinnert. Von hieraus ist es nun nicht zu verkennen, wie alsbald ein noch späterer, mehr und mehr zur Erkenntniß der Wahrheit strebender Abschnitt des Menschheitlebens sich vorbereitet. Auch diese neueste Periode aber wird wieder durch ein besonderes Kunstleben, und ganz eigenthümlich durch Erwachen einer höhern Tonkunst (Harmonie) eingeleitet und in der Poesie durch die mächtigsten Geister repräsentirt, während Philosophie und Wissenschaft nun immer tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen bestrebt sind, und die Früchte der leztern sich immer mehr dem Leben mittheilen und dessen Mühen zu erleichtern und abzukürzen sich geeignet zeigen. — Da jedoch alle diese großen Ergebnisse ungenießbar und unersprießlich wären ohne einen festen Rechtsstand und jene schon dem Römer vorschwebende Gleichstellung vor dem Gesetze, so entwickelt sich noch aus gewonnener höherer Ueberzeugung diejenige Verfassung, welche Herrscher und Volk durch gegenseitiges Vertrauen umschließt und ein Staatsleben begründet, welches weiter und weiter sich ausbildend der Menschheit die Freiheit gibt, ihrem höchsten Ziele mit immer mehr gesichertem Erfolge nachzustreben.“ – Die Reliefs enthalten folgende Darstellungen: Nr. 1. Vorgeschichtliche Zeit. Sternkunde als erste Wissenschaft, Anbau des Landes und Heranziehung der Hausthiere. Nr. 2. Egypter. Die kolossale Figur einer Sphinx wird in Prozession fortgezogen. Nr. 3. Griechenland. Oeffentliches Volksleben und Redner, Poesie (Homer), Kunst und Philosophie. Nr. 4. Rom. Der Staat. Ein als Sieger zurückkehrender Feldherr legt dem Senat Rechenschaft ab. Nr. 5. Die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen. Nr. 6. Baukunst, Ritterthum (fortziehende Kreuzritter), Minnegesang. Nr. 7. Universitäten des Mittelalters, Poesie (Dante), Buchdruckerkunst. 8. Welthandel. Verkehr der verschiedensten Völker. Nr. 9. Reformation. Huß, Luther und Melanchthon. Nr. 10. Kunst in Italien und Deutschland. Raphael und Michel Angelo, Peter Fischer und A. Dürer. Nr. 11. Die großen geistigen Fortschritte in Kunst und Wissenschaft vom 17ten bis 19ten Jahrhundert, repräsentirt durch Mozart, Shakespeare und Goethe, Kant, Lessing, Alex. Humboldt und James Watt. Nr. 12. Feststellung gegenseitiger Rechte (Verfassung).

Paris, 1. September. Die Civilliste hat bei dem Baron Bosio eine Gruppe von 7 Fuß Höhe bestellt, die an den Fuß der Treppe in Versailles zu stehen kommen soll. Frankreich, die Hauptfigur, wird als eine weibliche Figur mit dem Helm auf dem Kopf und einer Lanze und einem Oelzweig in den Händen erscheinen, neben ihr zur Rechten wird man die Geschichte, welche Frankreichs Thaten aufzeichnet, und zur Linken eine Gruppe Genien sehen.

28. August. Das Modell der $8\frac{1}{2}$ Fuß hohen Metallstatue Napoleons von Lepin, welche an dem Ende des Cours Lafayette in Lyon aufgestellt werden soll, ist bereits vollendet.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. November 1839.

Was ist Schönheit?

(Fortsetzung von Nr. 97 v. J.)

Von dem früher in diesen Blättern erschienenen Versuche sagt sich der Verfasser, daß der bloße gesunde Menschenverstand Manches nicht eben werde deutlich gefunden haben. Faßliche Klarheit, ein Haupterforderniß des Schönen, ist auch in der Untersuchung über sie ein Triumph, der aber nicht immer zu erringen ist. Ohne mit Sancho Pansa auszurufen: „Gott versteht mich!“ — glaubt er doch, daß nur Kunstenthusiasten und Denklustige seine Reflexionen der rechten Theilnahme und Erwägung würdigen werden. Mit dem bloßen Verstand ist's in unserer vielseitigen Welt nicht gethan. Es gehört zu allem Besondern eine Zubildung, entschiedene thätige Richtung und ein Sinn der Neigung und Vorliebe. So zum Durchschauen, wie zum Schauen. — —

Wie aber die Zigeuner und gewisse andere absonderliche Menschen ihr Roth- und Kauderwelsch gegenseitig verstehen, so verstehen einander auch die philosophischen Grübler. Und so will ich denn getrost, jedoch mit eifrigem Bestreben nach möglichster Klarheit die angefangene Untersuchung fortsetzen und zu Ende zu bringen suchen. —

Bei einem kurzen Rückblick auf das früher Behandelte finde ich die Formenbildung der Natur etwas zu kurz angedeutet. — Die schaffende Kraft breitet das Leben des Keims aus; es scheint eine unendliche Verästelung, Verzweigung desselben entstehen zu wollen; aber die organischen Theile finden sich, binden sich gegenseitig; die Gefäße verengen sich; geläuterte Säfte gestalten feinere Gebilde; und so streckt sich, verdünnert sich die Länge, plättet sich die Fläche ab, rundet sich das Eckichte, und läuft endlich in sanften, geschwungenen Linien zu einer Skizze aus oder erweitert sich zu einer Krone, Kelch, Glocke.

Dies erinnert zunächst an die Pflanzen, an Blätter, Blumen, Blüthen, aus welchen dann in einem höhern Entwickelungsprozeß die vollen, rundlichen, mannigfaltig gestalteten, meist schön gefärbten Früchte entstehen. Aber derselbe Entfaltungsgang wiederholt sich auch im eigentlich belebten, im empfindenden Reiche. Fliegen, Käfer, Schmetterlinge ꝛc. sind gleichsam willkürlich sich bewegende, ortverändernde Blumen oder Früchte, und unser Auge nimmt mit Befriedigung dieses Aus- und Einbilden, diese Expansion und Konzentration und deren Abschluß an jedem einzelnen Organ wahr. Wir wollen nur an das Diminuendo bei dem Körper, den Flügeln, Fühlhörnern, Füßen, Rüsseln und Stacheln ꝛc. erinnern.

Diese unendlich vielgestaltigen Formen unterstützen sich durch wechselseitige Handbietung, und durch die Gesammtwirkung der spezifischen Funktionen stellt sich das Leben des Geschöpfs nach innen und außen dar.

Wir schauen in diesen Bildungsprozeß der Natur, der uns in den wohlgefällig geschlossenen, begrenzten Gestalten faßlich, begreiflich erscheint, hinein, und wenn wir die Kreatur mit ihren allseitig regsamen Organen sich so frei, so zweckmäßig gehoben, des Lebens froh werden sehen, so rufen wir aus: Wie schön!

Wir ahnen, wir schauen im Seyn das Werden, das Gewordenseyn; und eben das rege Leben, die Zweckmäßigkeit der Mittel zum Erfolge, das freie Spiel der Kreatur innerhalb ihrer Neigungen und Bedürfnisse. Die Gewandtheit, mit welcher sie nach Zeit, Ort, Gelegenheit das Gesuchte erspäht, das Hindernde beseitigt, das Widrige ablehnt, das ihr Gemäße sich aneignet, das ist's, was wir in seinem Gesammteindruck als Schönheit begrüßen.

Freilich erscheint dies als eine fast zu große Erweiterung des Begriffs, welche über die gewöhnlichen Grenzen der sinnlichen Empfindung und des Gefühls in den Kreis der denkenden Vernunft hinüber zu schweifen wagt. Aber meiner Ansicht nach ist der bloße sinnliche Eindruck keiner Schönheit fähig, und jede Empfindung, die tiefer geht, schon ein verhülltes Denken. Der gemeine Sinn heißt nur das Prägnante schön; zur Form muß noch die Farbe kommen, wo möglich ein Gegensatz hoher Farben.

Der Kundige blickt mit Interesse auf den Bau des grünen Blattes, wie auf den der Tulpe, auf den Roß-, wie auf den Goldkäfer.

Auch das architektonische Menschenwerk wird uns mit diesen Vorbegriffen verständlicher. Ein Gefäß, Leuchter, Vase, Lampe, eine Säule, ein Haus, Palast, eine Kirche ꝛc., jedes ist ein Aufbau, eine Ausbildung und Ineinanderbildung; auf dem Breiten, Massigen steht das Schmälere, Leichtere; auf dem Festen das Hohle; der Zweck bestimmt die Hauptform, aber die starren Linien, scharfen Ecken werden durch Bogen- und Wellenlinien vermittelt. Das Ganze schließt sich ab; die Zierrath verdeckt nie die Zweckmäßigkeit des Aufbaues und seine Hauptumrisse; sie tritt nur an den Uebergängen ein, um die Theile, als relative Ganze, zu isoliren, dem Auge schaubarer, faßlicher zu machen, an den leeren Flächen, um sie mit weiser Sparsamkeit und Rücksichtnahme auf den Totaleindruck zu beleben, an den Umrissen, um die starren Linien zu brechen, an ihnen den gediegenen Reichthum des Ganzen gleichsam in einem frohen Spiel des Ueberflusses ausstralen zu lassen. Der Schmuck dient dazu, das schwere Ganze zu erleichtern und die Mühe des Handwerks durch das heitere Schaffen der Kunst zu verhüllen.

Die Arabesken scheinen in der Kunst das Willkürlichste, Gesetzloseste, Launenhafteste zu seyn, und gerade an ihnen beurkundet sich der Geschmack des Meisters. Man denke an die Logen von Raffael. Das Ganze erscheint phantastisch; das Einzelne entwickelt sich sehr besonnen. Die Arabesken sind eine technische Musik; Eins fließt melodisch aus dem Andern; keine Linie oder Form erstreckt sich monoton fort, aber auch keine harte Ausweichung beleidigt unser Auge. Sie erscheinen als eine für das Auge fixirte Bewegung, als ein nachgebildeter Schwung. Ein fortgesezter heiterer Wechsel bringt oft das Unerwartete; aber es bewährt sich als ein geschmackvoller Gedanke; wie wir in der Natur aus dem Bau der uns neuen Pflanze die Blume nicht errathen, aber, wenn sie sich nun entfaltet, sie als ein ganz konsequentes Gebilde begrüßen. Mit Aufmerksamkeit hatte ich einst ein Heft von schönen Schriftzügen mit Verzierungen durchgesehen und in dem Geschmack der einzelnen Evolutionen und ihrer Verbindung zum Ganzen den originellen Geist des Kalligraphen bewundert. Mit so geschärftem Blicke kam ich ins Theater, und nahm nun erst wahr, wie plump und geistlos die Arabesken des Vorhangs ausgeführt waren, die ich früher ohne Kritik angeschaut hatte.

Die Natur hat wenig langweilige Formen; in den Caktusarten ist wohl viel Monotonie, und ein Fortschreiten in reizlosen Identitäten; aber am Ende bringt sie ihren Geschmack durch prachtvolle oder stark und wohlduftende Blumen wieder zu Ehren.

So hat auch die alte Kunst ihr Starres in den egyptischen Statuen, durch deren Stellung man gerade Linien ziehen kann, während die höhere griechische Skulptur in den Attitüden ihrer Meisterwerke die Wellen- und Schlangenlinie darstellt.

Die Bewegung ist eine mobile Plastik. Auch sie soll Bogenlinien beschreiben, weil diesen unser Auge am liebsten folgt, weil sie von der körperlichen Gewandtheit Kunde geben, weil sie in Einheit doch Mannichfaltigkeit, im Wechsel Faßlichkeit und somit ein fortgesezted Bild darstellen, welches unsern Blick an seine successive Entfaltung fesselt, während die geradlinichte oder eckicht scharfe Bewegung das Schauwidrige des Wurfes oder Blitzes theilt.

Der Flug der Vögel, das komische Spiel der Hausthiere, der Lauf des Gewildes wird mit Behagen, der Sprung der reißenden Thiere mit wonnigem Grausen betrachtet. Der menschliche Tanz ist eine unerschöpfliche Quelle von schönen Formen, eine Vergeistigung des Körpers durch Belebung, durch mimische Sprache, eine Ausstralung des Grundthemas des Ganges in zahllosen reizenden Variationen.

Der Grund unserer Augen- ja man darf sagen: Herzenslust beim Auftreten von Virtuosen der Orchestik, die sich gewöhnlich durch fortwährenden lauten Beifall Luft zu machen pflegt, beruht eben auf der Vergleichung des ruhenden Körpers mit dem Vermögen unendlicher Beweglichkeit, auf dem süßen Erstaunen über die Gewandtheit, mit welcher der Künstler durch seinen Körper in immer wechselnden Bildern eine stumme Sprache spricht, die sich in immer wechselnden Bildern durch alle Phasen der Empfindung von Freud und Leid, der Laune, der Liebe, der Hin- und Abneigung mit unbegreiflicher Fertigkeit, mit Kraft und Anmuth hindurchwindet. Es ist Darstellung des regsten Lebens in der engsten, aber durchgebildetsten Form, und gerade deßhalb die allgemein ansprechendste, hinreißendste Sprache. Kein Wort, kein Ton, keine That vermag uns so im Augenblick zu fesseln, an sich zu ziehen, wie die reizenden Attitüden und Gesten eines Tanzkünstlers es vermögen.

Haben wir bei unserer bisherigen Untersuchung scheinbar fast zu viel Gewicht auf die Einsicht in die Zweckmäßigkeit der Naturformen und ihrer Bewegungen gelegt, und so den Eindruck der Schönheit von einer Reflexion abhängig gemacht, die Wenige anstellen, oder ihn in Bezirken gesucht, wo gewöhnlich nicht von Schönheit die Rede ist, so wollen wir uns sagen, daß die sinnige Betrachtung untergeordneter Kreaturen unfehlbar eine Zubildung unseres Sinnes zur Wahrnehmung und Würdigung der höhern Schönheit, die wir in der Sphäre der Menschheit finden, sey. Man darf ohne Parodorie behaupten, daß, wer nicht das anmuthige Spiel von ein

Paar jungen Kätzchen höchst anziehend findet, ohne Zweifel auch die herrliche Gruppe von Amor und Psyche mehr antiquarisch als künstlerisch würdigen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern.

III.

Ueber die Grisaillen in der neuen Hofkirche zu allen Heiligen in München.

An der Kunst ist Nichts unwichtig. Selbst die kleinen Späne, die bei ihrem schöpferischen Walten im Großen und Erhabenen abfallen, sind von Bedeutung, geben Stoff zu Folgerungen, und haben zulezt doch wenigstens noch ein technisches Interesse. So verdienen auch die anspruchslosen Grisaillen in der neuen Münchner Hofkirche ihre Beachtung, und dürfen über die gewaltigen, in aller Herrlichkeit des Lichts und der Farbe prunkenden Erscheinungen der neuen Glasmalerei in München keineswegs vergessen oder auch nur mit vornehmer Herablassung betrachtet werden wollen. Ueberdies ist ihr Daseyn von hohem Einfluß auf den Totaleffekt, welchen die würdevolle Pracht des Gotteshauses auf das gläubige Gemüth macht, und eignet sich deßwegen, auch höheren, rein künstlerischen Anforderungen Stand zu halten.

Bekanntlich ist die Allerheiligenkirche im byzantinischen Styl erbaut, und ihre innere Ausstattung, in rein stofflichem Anbetracht, konsequent dieser Manier durchgeführt. Marmor von ausgesuchter Seltenheit und Schönheit der Farbe verkleidet musivisch Boden und Wände, Goldgrund bedeckt alle oberen Räume des Gebäudes und trägt, wie festgehaltenes Verklärungslicht, die gemalten Heiligengestalten des alten und neuen Testaments, welche als besondere Träger der göttlichen Offenbarungen im Juden- und Christenthum die symbolischen Beziehungen zwischen beiden in vier großen Cyklen repräsentiren, und farbiges Ornament wuchert zwischen durch Alles mit üppigem Geranke. In formlichem Anbetracht dagegen gestatteten die künstlerischen Anforderungen der Gegenwart weder bei den plastischen Theilen noch den Malereien eine unbedingte Wiederholung der byzantinischen Ueberlieferungen mit allen ihren Mängeln und Härten, vielmehr schien hier jene Reinigung und Veredlung derselben an Ort, welche in einem freien Eingehen auf antike Motive am besten zu erzwecken stand. Und es zeugt wiederholt von dem bewunderungswürdigen Takte König Ludwigs, daß er den Künstlern ausdrücklich anbefohlen, sich in Darstellung der ihnen übertragenen Gemälde so viel als möglich den älteren italienischen Meistern anzuschließen, deren Kunst das Starre und Häßliche der byzantinischen Typen gerade auf demselben Weg bewältigt.

Diese Auffassungsweise der Ausstattung nun erwirkt es, daß bei aller stofflichen Pracht und dem verschwenderischsten Glanze aus dem Ganzen eine so ernste Ruhe, eine Einfalt, Erhabenheit und Heiligkeit haucht, deren sanften und doch so gewaltigen Eindruck ich mit keinem zweiten vergleichen möchte, womit je ein anderes Gotteshaus mich umfangen.

Keine unwichtige Aufgabe war es denn, durch die Art des Fensterverschlusses die harmonische Stimmung eines so eigenthümlichen Ensembles nicht zu stören, vielmehr ihr möglichst förderlich zu seyn. Waren nun durch den Baustyl farbige Scheiben indizirt, als welche zur herrschenden Zeit desselben die Regel bildeten, so waren sie dennoch ob ihrer bunten, glühenden Reflexe zu verwerfen, welche die hier besonders bedeutsame Wirkung der Fresken aufgehoben hätten. Nicht minder gefährlich waren den lezteren die Spiegelungen, welche völlig durchsichtige, weiße Scheiben auf den blanken Flächen des Goldes und des Marmors hätten wecken müssen, abgesehen, daß die Modernität des weißen Glases mit der Alterthümlichkeit der Bauart im Widerspruch lag. In rechter Mitte aber zwischen beiden Extremen standen Grisaillen, und das richtige Gefühl des erhabenen Bauherrn leitete nicht nur auf die Wahl solcher überhaupt, sondern auch auf die paßlichste und geschmackvollste Ausführung derselben, die im gegebenen Falle denkbar. Auf dem mit Schwarzloth gestuppten Grund bilden die freigelassenen Stellen des matten Glases einfache, aber höchst graziöse Arabesken, und indem diese nur eine Fortsetzung des plastischen Ornaments scheinen, das sie einschließt, und so, gleich diesem selbst, in der harmonischsten Stimmung zum Ganzen stehen, ist es eben vollends das Maß des Lichtes, dem sie den Durchfall verstatten, was der Gesammtwirkung des innern Gotteshauses den günstigsten Ausschlag gibt. Ein feierliches Helldunkel webt gleichmäßig in seinen Räumen, dämpft überall den blitzenden Schein des Goldes und den Spiegel des Marmors, löst die ernsten Heiligenbilder von ihrem Grunde ab, und überschattet uns mit einer Ahnung der Gottheit, wie sie jedem Volke und jeder Zeit in der heiligen Stille der Dämmerung aufging.

So bedeutsam für das Ganze wird in der Kunst oft der unscheinlichste Theil!

München, 3. April 1839. Gessert.

Nachrichten vom September.

Metallguß.

München, 15. September. Im königlichen Gießhaus ist die dritte der für den neuen Thronsaal bestimmten vergoldeten Erzstatuen, Ludwig der Reiche, vollendet, aufgestellt.

Fulda, 26. August. Am 20. dieses wurde zur Feier des Geburtsfestes des Kurprinzen und Mitregenten im großen Saal des hiesigen Rathhauses die metallene Büste Sr. Hoheit (von Henschel) feierlich enthüllt.

Denkmäler.

Nürnberg, 31. August. Heute ward das von dem hiesigen Bildhauer Herrn Rottermundt aus Stein gehauene Grabmal des Generallieutenant von Lamotte feierlich enthüllt. Es stellt einen Schildhalter in voller Rüstung mit dem Wappen des Verstorbenen auf einem mit passenden Inschriften versehenen Sockel dar, und ist auf Kosten der Offiziere und des Verwaltungspersonals der dritten Armeedivision errichtet.

Berlin, 9. September. Se. Majestät der König haben erst vor einigen Tagen den Prof. Rauch beauftragt, ein Monument für Friedrich den Großen in Bronze anzufertigen, welches hier auf einem noch zu bestimmenden öffentlichen Platze aufgestellt werden soll. Es wird den König im Kostüme seiner Zeit zu Pferde so darstellen, wie wir ihn im Bilde zu sehen gewohnt sind. Das viereckige Piedestal wird mit passenden Basreliefs versehen, und an den Ecken desselben kommen Standbilder der Feldherren Keith, Winterfeld, Schwerin und Seidlitz. Das Ganze wird kolossal gegen 40 Fuß hoch, und ein eigenes Atelier wird zur Ausführung erbaut. In sechs Jahren hofft der Künstler dieses Monument, dessen Kosten über 200,000 Thlr. betragen dürften, zu vollenden.

Detmold, 31. August. Der Säulenbau des Arminsdenkmals reicht bereits sechs Fuß über die Erde hervor. Zur Grundsteinlegung ist an der einen Seite eine Oeffnung gelassen. Zum Einmauern in den Grundstein ist neuerdings wieder eine Zusendung von dem zur Förderung des Unternehmens in Schwerin zusammengetretenen Vereine eingegangen, nämlich eine 8 Zoll lange und 5 Zoll breite silberne Tafel mit der Inschrift: „Armin, dem Retter deutscher Freiheit, das nach langem Wendenthum deutscher Volksthümlichkeit wiedergewonnene Mecklenburg."

4. September. Die Ausführung der Bildsäule Hermanns ist dem Kupferschmid Trebbe zu Lemgo übertragen. Schon sind einzelne Stücke des kolossalen Werkes angefertigt. Es wird aus freier Hand aus Kupfer getrieben, und man wird sich eine Idee von den Verhältnissen des Ganzen machen können, wenn man erfährt, daß der Daumen der rechten Hand fast einen Eimer Wasser faßt. Dem Kupfer muß, trotz seiner Stärke, durch ein innerhalb der Statue angebrachtes Gerüst Festigkeit gegeben werden, und die eiserne Stange, welche den das Schwert erhebenden rechten Arm stützt, wird bei 3 Zoll ins Gevierte Stärke 105 Fuß (?) lang seyn und gegen 5 Zentner wiegen.

Lemgo, 15. September. Die Kosten des Hermannsdenkmals werden jezt auf etwa 30,000 Thlr. angeschlagen, und am Schlusse des Monats Juli belief sich die Summe der Beiträge bereits auf 21,300 Thlr. Täglich sind 120 Maurer und Steinhauer bei dem Unterbaue auf der Grotenburg beschäftigt, und hier 10 Kupferschmiede bei der Ausführung des Standbildes.

Straßburg, 3. September. Auf Begehren der Kommission für das Denkmal, welches zu Ehren Guttenbergs hier errichtet werden soll, hat so eben der Minister des Innern eine Summe von 1000 Fr. bewilligt. Das Monument wird in einer ehernen Statue bestehen.

Paris, 4. September. Am 27. August wurde das bronzene Kapitell der Juliussäule aufgesezt. Die nun vollendete Säule erhebt sich 150 Fuß hoch und hat 11 Fuß im Durchmesser. Am Fuß derselben sieht man auf der einen Seite einen Löwen, auf den drei andern die Inschriften: 27, 28, und 29. Julius, und an jeder Ecke den gallischen Hahn. Auf die Säule kommt noch der Genius der Freiheit in Bronze, 12 Fuß hoch, mit entfalteten Flügeln, in einer Hand eine zerbrochene Kette, in der andern eine Fackel. In den Gewölben unter der Säule sollen die Gebeine der Juliuskämpfer ruhen.

2. September. Die Totalsumme, welche bis jezt für Molières Denkmal unterzeichnet worden ist, beträgt 111,000 Franken. Den Plan desselben hat Visconti entworfen, und es wird an der Ecke der Rue Richelieu und der Rue Traversière nicht weit von dem Hause, wo Molière geboren wurde, aufgestellt werden.

8. September. Der Municipalrath von Angers hat zur Wiederherstellung des Grabmals des Königs René in der dortigen Kathedrale 2000 Franken und zur Errichtung einer Statue Beaurepaire's 4000 Franken votirt.

17. September. Vorgestern fand in Sceaux die Einweihung des Denkmals des Dichters Florian statt, wobei die französische Akademie durch die Herrn Lemercier und Dupaty vertreten wurde.

Brüssel, 23. September. In diesen Tagen ist von der Statue Belgiens auf dem Märtyrerplatze das Gerüst abgenommen worden.

London, 1. September. Am 15. August, dem Geburtstage Sir W. Scott's ist das ihm zu Ehren zu Sellirk errichtete, von Ritchie besorgte Monument enthüllt worden. Die $7^1/_2$ Fuß hohe Statue stellt den berühmten Schriftsteller in der Amtstracht eines Sherifs dar, in der linken Hand eine Papierrolle, die rechte auf seinen Stab gestüzt. Auf dem Fußgestelle sieht man sein und der Stadt Selkirk Wappen und sinnbildliche Anspielungen auf den Charakter des Dichters.

30. September. Zu Drumclog ist zu Ehren der schottischen Verbündeten, welche dort einen Sieg über Graham Claverhouse erfochten, ein 23 Fuß hohes Denkmal im gothischen Styl errichtet worden, das von dem geschickten Bildhauer Thom in Glasgow gefertigt ist.

St. Petersburg, 7. September. Die Zeichnung des dem verstorbenen Reichshistoriographen Karamsin in seinem Geburtsorte Simbirsk zu errichtenden Denkmals ist jezt von den ersten Künstlern unserer Akademie der Künste vollendet, und bereits sind 10,000 Exemplare abgedruckt, deren Verkauf à 5 Rubel das Stück die noch zu beschaffenden Kosten des Monuments decken wird. Die Zeichnung gibt, nebst einer Ansicht des Denkmals, die Darstellung von zwei merkwürdigen Momenten aus Karamsin's Leben. Das erste stellt ihn dar, wie er Kaiser Alexandern die Großthaten Dimitry-Donskoy's vorträgt; das zweite zeigt ihn auf dem Sterbebette in dem Augenblicke, wo ihm die Verleihung einer Leibrente von 50,000 Rubeln angekündigt wird.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 91.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. November 1839.

Was ist Schönheit?

(Fortsetzung.)

Die plastische Schönheit, Natur- oder Kunstwerk, offenbart sich im Ganzen der Gestalt und ihrer Bewegung, welche in lezterer, namentlich in der Skulptur, als Attitüde festgehalten erscheint. Aber diese Formen — man denke an die Antiken — wirken hauptsächlich im Ganzen und aus einer gewissen Ferne, sind auf einen Standpunkt berechnet. Der Bildner folgt nicht dem unendlichen Getheil der Flächen, Erhebungen, Einsenkungen, Wallungen ꝛc. der lebendigen Gestalt. Er faßt die Hauptformen, zieht über das leise, unendliche Spiel der Wellenlinien seine größern, dem Auge faßlicheren Bogen, und so entsteht der antike Typus der Götter- und Heldengestalten aus einer sich stets mehr und mehr läuternden Wahl, einem sich vereinigenden Geschmacke. Der Schaffende wiegt auf und ab, und ist für Unterschiede sensitel, die der Beschauende gar nicht fühlt.

Wenn wir aber die Schönheit des menschlichen Körpers noch näher nehmen, als die Skulptur, so finden wir überall, an gewissen Partien aber besonders wahrnehmbar, ein Getheil charakteristischer Formen, welche der Bildner weder nachahmen kann noch soll. Venus und Apoll wären minder schön, wenn sie an irgend eine Wirklichkeit, an ein auch noch so schönes Porträt erinnern würden, obwohl umgekehrt schöne Jünglinge und Mädchen an jene Göttergestalten erinnern dürfen und im glücklichsten Fall es wirklich thun.

Die Skulptur hat ihre Typen, man möchte fast sagen: Stereotypen; — die Natur dagegen ist unerschöpflich und die Zahl ihrer Schönheiten durch alle Variationen der Maße und deren Kombinationen ist unendlich.

Man betrachte einmal eine schöne männliche oder weibliche Hand, welche fast noch mehr als ein Angesicht eine Unendlichkeit von Formen enthält, und frage sich, ob ein Bildner diesen Reichthum der Gestaltung wieder geben könnte oder dürfte? Gewiß nicht!

So schön, als ein schöner Nacken oder Hals, eine schöne Brust, kann, wenn wir genau und in größter Nähe auf die Formen sehen, die Bildhauerei Nichts aufweisen; gegen diese zarten, der gründlichsten Schau kaum wahrnehmbaren Nüancen der Oberfläche ist die schönste Antike noch obenhin und flach gebildet. Diese ist nun einmal nicht für den in das Wunder der lebenden Gestalt sich versenkenden Blick der Nähe gemacht; sie ist ideal, aber nicht natürlich, sie ist großartig schön, aber nicht zugleich reizend.

Was sollen wir aber von dem Zauber des schönen Antlizes sagen?

Wer lange und viel diese Bildungen beobachtet, der wird finden, daß bei wohlgefälligen Physiognomien die bildende Natur es schon bei der Form des Schädels auf eine gewisse Einfachheit, Harmonie und Faßlichkeit der Gesichtsgestalt angelegt habe, welcher dann die weichern Theile sich accomodirten und durch Aus- und Ineinanderbilden das schöne Gesicht entstehen ließen.

Wie bei aller Schöpfung durch Fortpflanzung mochte auch hier durch die Verbindung, Durchdringung der älterlichen Züge, nachdem in mehrern Generationen schon Wohlgestalt vorbereitet gewesen, durch eine glückliche Combination und Kreuzung, endlich durch zufällige Gunst der Momente bei Empfängniß und Wachsthum des Embryo, und sofort des Kindes die Bildung entstanden seyn, bei welcher der Stoff durch die Form so geläutert und vergeistigt worden, daß die Seele gleichsam unaufgehalten von lästiger Masse durch den Leib zu blicken, diesen für ihr Licht, Feuer, Denken und Fühlen, transparent zu machen vermögend ist.

Zu alle dem kommt noch, daß die selbstbewußte Wohlgestalt durch innere Freude an sich selbst, durch eine Art Siegeslust sich im Leben noch veredelt und zur Schönheit ausbildet. — Dies ist ein Moment, das bei der sittlichen Würdigung der Schönheit wohl in Betracht kommt. In einem häßlichen Körper kann eine schöne Seele wohnen, in einem schönen Körper eine häßliche

Seele. Wir sehen aber von der Widrigkeit dieser Querstellung gern hinweg. Böse Neigungen verzerren den schönen Bau des Menschen; ein heiteres, wohlwollendes Gemüth verschönert einigermaßen die Mißgestalt; doch wird sich die Wohlgestalt immer im Gebiet der Zuneigung, der Liebe lieblich bewegen; eine schuldhafte Magdalena wird uns wenigstens als eine Büßende ansprechen; das Sprichwort warnt uns dagegen vor den von Gott Gezeichneten. So hart dies klingt, so ist es doch nicht gegen die Erfahrung, und ein Mißgestalteter bedarf ein Aufgebot starker sittlicher Kraft, wenn der körperliche Makel nicht auch in seine Seele einen Eindruck machen soll, der sich in einem Zuge von Gott- und Menschenfeindlichkeit zu erkennen gibt. Jede Gestalt hat ihren Lebenslauf. Der Anspruch, den sie machen darf, die Neigung, die ihr entgegenkommt, wiegt viel dabei. Wir müssen die Schönheit lieben; die Unschönheit wollen wir menschenfreundlich behandeln; sie kann es im Leben der kalten Schönheit, die aber nach unserer Untersuchung eben darum nur eine halbe ist, weil keine Seele aus ihr spricht, abgewinnen. An liebliche und geistvolle Aeußerungen eines Krötenkopfs können wir nicht glauben, wollen ihm aber unser Bedauern zollen, damit er nicht Gift in sich koche über die Unbill der Natur.

Was sollen wir uns überhaupt hier, wo von der Regel die Rede ist, mit fatalen Ausnahmen quälen? Die Natur hat einmal gewollt, daß in einem gesunden Körper eine gesunde Seele seyn. Was eine verschränkte Zeit davon thut, das ignoriren wir billig. Die Vermögen des Geistes, die Talente, die Fertigkeiten sind mancherlei. Die Schönheit will und soll nicht gerade der Ausdruck specifischer innerer Gaben seyn, sondern im Allgemeinen die Hülle der Liebenswürdigkeit. Leztere nun auch in einer ungestalteten Form zu finden, ist gerade, als wenn wir ein schönes Gedicht in einer schlechten Handschrift, ein gutes Buch auf Löschpapier gedruckt lesen sollen.

Wenn wir einen antiken Kopf betrachten, so finden wir jedes der Hauptorgane bedeutend großartig dargestellt, der reinen, faßlichen Grundform des ganzen Kopfes, dem menschlichen Oval, eingeordnet, jedes sich in seinem eigenthümlichen Wesen isolirend, sie sämmtlich aber durch die einfachsten Wellenlinien in einander übergehend und so zum Totaleindruck verbunden. So bildet nun auch im Leben das Gewölbte mit dem Flachern, das Feste mit dem Weichen, das Einfache mit dem Gepaarten, das Senkrechte mit dem Wagrechten, das Scharfe mit dem Fließenden, das Dunkle mit dem Hellen, das Leuchtende mit dem warm Betonten, das Ruhende mit dem Beweglichen rc. bemerkbare Gegensätze; wir finden nicht mehr Stoff, als zu Ausprägung der Form eben nöthig ist, Beide in einander aufgehend; das Geistige überwiegt das Sinnliche, die Organe der animalischen Funktionen sind gerade von den feinsten, beweglichsten Zügen umspielt, der Mund z. B. der ißt, kaut, ausspuckt, ist zugleich zu lieblicher, zu kluger Rede und zum Kusse geschaffen rc. Die Seele, das Leben des Menschen von seiner reinsten Geistigkeit bis zur natürlichen Sinnlichkeit, vom Hochgefühl bis zum animalischen Bedürfniß abgestuft, blickt aus dieser faßlichen Form.

Wer sich's zum Geschäft macht, die Menschenphysiognomien mit dem Sinn für Form anzuschauen, zu mustern, der findet, daß fast kein Gesicht ohne Züge der Wohlgestalt, der plastischen Annehmbarkeit, der Anmuth, des Reizes gefunden wird, daß gefälliges Aussehen namentlich beim Frohsinn und bei einiger Gewohnheit des Umgangs gar manche Abweichungen von der Regelmäßigkeit übersehen läßt, daß Hübschheit im Ganzen bei manchem Menschenschlage sehr verbreitet, eigentliche Schönheit aber, als Versammlung normaler Hauptformen unter den regelmäßigen Grundtypus, eine sehr seltene Erscheinung ist. Mußte ja hier die Natur einerseits eine gewisse Größe der Dimensionen ausbilden, andererseits in diese wahrnehmbarste Hauptgestalt in harmonischer Unterordnung und leisen Uebergängen die besondern Formsysteme bis zum kleinsten Getheil einbilden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelegenheitliches über alte und neue Glasmalerei in Bayern.

IV.

Vom Alter der Fenstergemälde in der Metropolitankirche zu U. L. F. in München.

Die gemalten Fenster der Münchner Frauenkirche werden insgesammt und mit aller Zuversicht dem Glasmaler Aegid Trautenwolf zugeschrieben. Lipowsky nämlich (in seinem bayrischen Künstler-Lexikon) und nach ihm viele Andere, darunter auch Fiorillo (Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland rc.), erzählen: Die Fenster in der Südseite dieser Kirche seyen ehemals durchaus mit farbigen und bemalten Scheiben besezt gewesen; der Stiftskanonikus und Custos von Besnard aber, der sich für die Verschönerung des Gotteshauses interessirte, habe jene Malereien hinwegnehmen und auf alle Fenster vertheilen, die dadurch entstandenen Lücken dagegen mit weißen Gläsern ausfüllen lassen. Bei dieser Gelegenheit sey eine Scheibe mit dem Bildniß des heiligen Aegidius und der aufgeschmolzenen Schrift entdeckt worden: Egidius Trautenwolf pictor Monac. me fecit. Soli Deo Gloria. Aus solcher Inschrift, welche höchstens bewies, daß Trautenwolf gerade diese Scheibe gemalt, zog man sofort den

allgemeinen Schluß, auch alle übrigen Glasmalereien der Frauenkirche rührten von benanntem Meister her. Dies aber ist ein arger Irrthum. Es finden sich deren aus dem 14ten und 16ten Jahrhundert daselbst, und andere scheinen aus Trautenwolfs Zeit, sind aber offenbar von anderer Hand. Aelter sind z. B. das dritte und vierte Fenster, rechts vom Hauptportale zwischen den Thürmen; das leztere trägt sogar im Rande des großen Rundgemäldes, darin eine Madonna unter sehr verworrener Architektur, ausdrücklich die Jahreszahl 1393; nur die untersten sechs Felder dieses Fensters, welche theils Vorstellungen aus der biblia pauperum, theils Bildnisse knieender männlicher und weiblicher Personen enthalten, erweisen sich auf den ersten Blick schon durch ihre Behandlung als viel jünger, abgesehen davon, daß das älteste Exemplar der biblia pauperum mit der Jahrszahl 1470 bezeichnet ist. Da nun die Frauenkirche, wie sie jezt steht, zwischen 1468 und 1488 gebaut wurde, ist dieses Fenster offenbar aus einem ältern und vielleicht dem früheren Bau desselben Gotteshauses hieher versezt, so wie schon die ganze Anlage dieser Malerei erweist, daß sie ursprünglich nicht für die Frauenkirche in ihrer jetzigen Gestalt bestimmt gewesen; sie ist nämlich offenbar auf ein gewiß um das Drittel breiteres Fenster berechnet, und deßwegen augenscheinlich, und eben nicht auf die zweckmäßigste Art, für ihren dermaligen Standort geschmälert. Dagegen sind die vier größten Felder des fünften Fensters, links vom Hauptportale zwischen den Thürmen, unbezweifelt von Aegid Trautenwolf. Sie sind von eigenthümlicher Form und mit breiten, weißen, wie mit bunten Steinen besezten Bändern umfaßt. In solchem Einfaß des unteren linken Feldes, darauf die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, steht Trautenwolfs Monogramm: E T; das rechte untere Feld stellt die Geburt des Heilands, von den beiden oberen das linke den Tod Mariä, und das rechte die Darstellung Jesus im Tempel vor. Dieses, somit nachgewiesene, Werk Trautenwolfs hat einen so entschiedenen Charakter in der Behandlung, daß es gar nicht schwer ist zu bestimmen, was von den übrigen Glasmalereien der Kirche diesem Meister zugeschrieben werden darf oder nicht. Wollen wir dabei auch die Eigenthümlichkeit der Zeichnung aus dem Grunde nicht berühren, weil diese nur dann einen Maßstab abgibt, wenn es entschieden ist, daß der Glasmaler nach eigenem und nicht nach fremdem Kartone arbeitete; so ist es doch eine gewisse Mattheit der Farben, welche außerdem den Glasgemälden der Frauenkirche gar nicht eigen, dann der Umstand, daß auf allen seinen Scheiben Konturen und Schraffirung mit Schwarzloth von Zeit und Wetter sehr gelitten, ja stellenweis sich ganz verzehrt haben, vor allem aber die Eintönigkeit seiner Fleischpartien, wozu er überall dasselbe blaßrosenrothe Glas verwendete, was seinen Werken ein bestimmtes Gepräge gibt, und sie z. B. von den in jedem dieser Anbetrachte viel gelungeneren, übrigens gleichzeitigen oder wenigstens unbedeutend älteren Fenstern Nr. 8. und 10 rechts vom Hauptportale unterscheidet. Die Vorzüge der lezteren, nur in viel höherem Grade, wiederholen sich auf dem 11ten derselben Seite, dem prächtigsten und vollständigsten der ganzen Kirche, dessen Entstehung ins 16te Jahrhundert fällt, indem es 1503 von einem von Lewen und seiner Ehefrau, einer von Rapf, dahin gestiftet wurde. In einer äußerst reichen gothischen Architektur erheben sich übereinander die vier Abtheilungen dieses Fensters, deren oberste die Geburt Christi, die folgende die Beschneidung, die dritte einen heiligen Bischof, vielleicht Benno?, umgeben von einem so zahlreichen als glänzenden Gefolge geistlicher und weltlicher Häupter und Herren, die unterste aber den auferstandenen Heiland, welchem zwei Apostel den Stifter und die Stifterin zuführen, und deren Wappen enthält. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß diese in technischer und rein künstlerischer Rücksicht ausgezeichnete und großartige Schöpfung der Alles verzehrenden Zeit, wie dem nicht minder gefährlichen Verschönerungssinne des Kustos von Besnard imponirte. Der Meister hat sich darauf nicht genannt, was um so bedauerlicher als das gleichfalls höchst kostbare und gleich wohlerhaltene sechste Fenster, links vom Portale, und mehrere zerstreute Felder, z. B. die den bethlemitischen Kindermord darstellenden im dritten Fenster derselben Seite, offenbare Werke der nämlichen Meisterhand sind.

München, 20. Mai 1839. Gessert.

Nachrichten vom September.

Denkmäler.

St. Petersburg, 12. September. Die feierliche Enthüllung des Siegesdenkmals in Borodino hat am 7ten d. M. stattgefunden. Ein höchster Befehl stellt dasselbe, wie überhaupt alle Monumente, welche in Beziehung auf die während der französischen Invasion gelieferten Schlachten errichtet werden dürften, unter die Jurisdiktion des 1814 organisirten Comité zur Versorgung der 1812 verwundeten Krieger, so wie der Familien der damals gefallenen Krieger.

Medaillenkunde.

Athen, 2. September. Der hiesige Medailleur Lange wird zwölf Medaillen anfertigen, welche die griechische Geschichte darstellen. Die eine Seite soll mehrere Porträtköpfe, die andere die Darstellung geschichtlicher Ereignisse enthalten.

Dresden. Professor Krüger hat eine schöne Medaille zur hiesigen Reformationsfeier geprägt. Sie zeigt auf dem

Avers die sehr erhabene und kräftig geschnittene Halbfigur Herzog Heinrichs des Frommen, im Harnisch, mit der Umschrift: Heinrich der Fromme Herzog zu Sachsen führt die Kirchenverbesserung in den Albertinischen Landen ein im Jahre 1539. Der Revers zeigt ein spitzbogiges Tabernakel von drei Abtheilungen, in denen die Figur der Religion zwischen Luther und Melanchthon steht. Umschrift: Uns hat Gott Gnade gegeben. Unten das sächsische Wappen mit der Jahrzahl 1839.

Berlin, 20. September. Sowohl zum Andenken an die in diesen Tagen zu Potsdam stattfindende dritte Zusammenkunft der deutschen Land- und Forstwirthe, als zur Erinnerung an das 50jährige Doktorjubiläum des Herrn Leibmedikus Stieglitz zu Hannover hat Professor Brandt Medaillen gestochen. Auf der erstern sieht man das Porträt des berühmten Thaer, auf der lezteren das des Jubelgreises. Beide sind von trefflicher Ausführung.

Numismatik.

St. Petersburg, 1. September. Der jüngst aus Persien, wo er Gesandter war, hierher zurückgekehrte Graf Simonitsch, hat den beiden Münzkabinetten der Akademie der Wissenschaften (dem asiatischen und dem allgemeinen numismatischen) sehr werthvolle Geschenke an neuern chiwaischen und afghanischen, so wie Arsaniden-, griechischen und baktrischen Münzen verehrt. Die Direktoren dieser Kabinette, Frähn und Gräfe, haben über diese Schenkung einen äusserst günstigen Bericht abgestattet.

Malerei.

Berlin, 1. September. In der hiesigen katholischen Kirche ist jezt der Maler Pelicceia mit einem grossen a tempera gemalten Deckenbilde, das Leben des heiligen Benedikt darstellend, beschäftigt.

München, 2. September. Die Freskogemälde, mit denen Hiltensperger die Säulenhalle des neuen Postgebäudes auszuschmücken im Begriff ist, stellen Rossebändiger in dreiviertel Lebensgrösse vor, und erscheinen in viereckigen Feldern, inmitten einer einfarbigen dieselben umgebenden Fläche.

27. September. Cornelius umfassendes Bild, das jüngste Gericht, an welchem der Künstler vier Jahr gearbeitet, ist in diesen Tagen vollendet worden.

Wien, 1. September. Eines der grössten einheimischen Werke der bildenden Kunst ist Schnorr's so eben vollendetes Gemälde im Refectorium der Mechitaristen, Christus welcher die 4000 Menschen speist.

Frankfurt a. M., 8. September. Die für den Römersaal bestimmten Kaiserbilder sind bereits sämmtlich den ersten deutschen Künstlern anvertraut. Man erfährt jezt, daß Bendemann in Dresden das Gemälde Lothars II. im Auftrag des Freiherrn Amschel von Rothschild und Professor Oppenheim allhier das Otto's VI. auf Kosten des Freiherrn Salomon von Rothschild, und das Joseph's II. für die Sokrateslo ge übernommen hat.

London, 24. September. John Martin hat sein Krönungsgemälde vollendet, welches die Ceremonie des Handkusses in dem Augenblick darstellt, wo der 80jährige Graf Roß an den Stufen des Thrones hinfällt und die junge Königin hinzueilt, um ihn aufzuheben.

Kupferwerke.

Mantua. Storia della vita e delle opere di Giulio Pippi Romano, scritta da Carlo d'Arco. Con Tavole. Fascicolo 7. Bei Gebrüder Negretti. Folio.

Düsseldorf. Bei Buddeus „Album deutscher Künstler" in Original-Radirungen 1. 2. und 3. Heft. Fol.

Berlin. Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgeschichte moderner Medaillenarbeiten, mit dreissig Kupfertafeln; bei Herrmann.

Leipzig. Bei Ernst Fleischer: Umrisse zu Bürgers Balladen. Lenore, das Lied vom braven Manne, und des Pfarrers Tochter von Taubenhain. 15 Pl. Erf. u. gest. von Moritz Retzsch. Mit Bürgers Text und Erklärungen von Karl Borrom. v. Miltitz, nebst englischer Uebersetzung von Schoberl, kl. Quart. Fol.

Mannheim. Bei Heinrich Hoff ist angekündigt: Trachten des christlichen Mittelalters, nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen, herausgegeben von J. v. Hefner unter Mitwirkung von Ph. Veit, J. D. Passavant, C. Ballenberger, H. Keim, J. v. Radowitz, Graf F. Pocci, G. H. v. Krieg v. Hochfelden, F. Hoffstadt und andern Künstlern und Gelehrten. 60 bis 80 Lieferungen zu 6 Bl. in Kupfer gestochen und 1 Bl. Text in gr. Roy. Quart. Die erste 3 Lieferungen erscheinen noch in diesem Jahr.

Paris. Vauthier et Lacour. Monumens de sculpture anciens et modernes, Supplém. 2 Bogen Text und 16 Kupfer.

Lithographien.

Berlin. Lessing's Hussitenpredigt, lithographirt von Eichens. Verlag Sachse u. Compagnie.

München. Bei Hanfstängl. Die Feierstunde im Kloster. Gemalt von A. v. Bayer. Lithographirt von Tröndlin. Gedruckt bei Hanfstängl. Fol.

Eine Procidanerin mit ihrem Kinde. Gemalt von August Riedel. Auf Stein gezeichnet von Schertle. Gedruckt bei Hanfstängl. Das Original, die Figur in natürlicher Grösse, im Besitz des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg.

Der Ziegenhirt im Sabinergebirge. Gemalt von Kirner. Lithographirt von Fr. Hanfstängl. Gedruckt bei Hanfstängl in Dresden. Das Original im Besitz der Freiin von Helldorff in Dresden.

Bei J. Bergmann: Die Novize. Gemalt von Ruben. Lithographirt v. J. Bergmann. Gedruckt bei Hanfstängl. Das Original in gleicher Grösse im Besitz des Freiherrn von Lotzbeck.

Ansicht von Pesth. Nach der Natur gezeichnet von F. M. v. Paur. 1837. Lithographirt von Bergmann.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 92.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. November 1839.

Was ist Schönheit?

(Fortsetzung.)

Mit dem Kantischen Begriffe: Schönheit sey, „was ohne Interesse gefalle," — konnte ich mich nie vereinigen. Gerade das höchste Interesse, das Interesse am Leben, an den allseitigen Erscheinungen der Natur, an der Offenbarung ihres innern Wesens in der äußern Form, an dem Verhältniß ihres Habitus zu ihrer Lebenssphäre galt mir stets für das Hauptmoment der Empfänglichkeit für schöne Eindrücke.

Noch mehr Zubildung mußte ich bei dem die Schönheit nachschaffenden Künstler voraussetzen. Bei Handzeichnungen von Raphael, Entwürfen zu seinen Bildern findet man oft zehn Probezüge von Umrissen eines Madonnenkopfs, bis er mit einem stärkern Striche den gefundenen schönsten markirt. Karl Maratti gesteht von sich, einen Raphaelschen Madonnenkopf zweihundertmal nachgezeichnet zu haben, ohne jedoch die unbeschreibliche Anmuth desselben ganz getroffen zu haben. Welche feine Unterscheidung der Formen setzt dies bei Beiden voraus? Die Kunst- und Formenfreunde schließen sich an die Künstler an.

Am besten weiß freilich das Individuum, das nur überhaupt Etwas auf sein Aeußeres hält, an sich die gefälligen Züge und Formen zu schätzen, da es in fortwährender Vergleichung mit Andern lebt, und, über das Unschöne sich tröstend und beschwichtigend, sich desto mehr des Uebrigen bewußt wird; weßhalb Goethe mit Recht behauptet, kein Mensch könne ohne einiges Wohlgefallen an seiner Gestalt in den Spiegel schauen.

Es gibt aber eigentliche Formenkenner, wovon sich die Einen besonders auf schöne Hände, die Andern auf schöne Füße, die Dritten auf eine schöne Taille verstehen. Und so hat das Angesicht, so haben die Augen, Ohren, Zähne, Haare, der Hals, die Brust, so der Wuchs, die Haltung, der Gang rc. ihre besondern Kenner, und nicht leicht wird Einer alle diese Bildungen als Schönheitsfaktoren zusammen in gleichem Maße fixiren, vergleichend betrachten, mit Enthusiasmus ihre Normalität und Idealität begrüßen.

Immerhin muß man aber Demjenigen, der hiebei nicht von konventionellen Begriffen befangen ist, sondern mit reinem Formensinn zu Werke geht, eine Unterscheidung der feinern Züge, eine Wahrnehmung der leisern Nüancen zugestehen. Natur und Kunst bleiben nun aber in der Darstellung der Schönheit nicht bei dem Architektonisch- und Plastisch-Schönen stehen. Sie neigen zum Malerischen und gehen endlich so ganz in Dasselbe über, daß sie selbst Unschönes beider Art als erlaubtes, ja oft gebotenes Motiv in dieses aufnehmen.

Daß die antike Symmetrik der Baukunst in Palladio, Scamozzi rc. zu einer pittoresken Wirkung gesteigert worden, soll nur angedeutet werden. Ja! gehört nicht das Helldunkel der byzantinischen, der altdeutschen Dome, die uns wie aus großen hohlen Augen anblicken, die Fülle der lebenden Gestalten, der Reichthum der gekräuselten Zier schon gewissermaßen der Malerei an? In Oberitalien, wo beiderlei Arten von Bauwerken oft dicht nebeneinander stehen, in Vizenza, Venedig rc. wird sich diese Behauptung durch die Anschauung rechtfertigen lassen. Ueberdies waren bekanntlich viele Gebäude des sechszehnten Jahrhunderts an ihrer Außenseite noch mit Fresken bemalt.

Bei der Plastik neigen reichere Gruppen, noch mehr aber das Basrelief zum Malerischen hin. Daß antike Tempel und Statuen wirklich übermalt worden, wollen wir, wenn es sich vollends als unleugbar herausstellt, trotz allem Respekt vor dem Geschmack der Griechen, dennoch Ungeschmack einer überständigen Kunstepoche und eine artistische Geilheit nennen, und uns ja nicht durch antiquarische Pedanten bereden lassen, unsere keuschen Kunstwerke aus carrarischem Marmor mit Ocker zu übertünchen. Gerade in ihrer reinen Farblosigkeit liegt die Isolirung ihrer Idealität, ihr Ausschluß von der farbigen

Wirklichkeit, ihr göttliches Ablehnen aller menschlichen Porträtirung. Die Plastik soll sich von der Malerei, als eine Verführerin, fern halten. Aber diese kann von jener lernen, sich in würdevoller Einfachheit bewegen. Die Skulptur sinkt durch die Malerei; die Malerei sinkt durch die falsch verstandene Natur.

Je mehr sich unser Blick einem Gebilde nähert, desto mehr tritt die Forderung des Malerischen ein. Wir wollen an die menschliche Hand denken, an ein Organ, das als Beispiel die andern, die körperlich und ästhetisch unter und über ihr stehen, den Fuß, das Haupt ꝛc. beleuchten mag. Wir finden die Hand einer Statue schön; betrachten wir aber eine lebende schöne Hand, so erscheint an ihr nicht nur ein unendlich größeres Getheil von Formen und Zügen, sondern auch ein lebendiger Teint, ein Spiel von warmen Farbentönen, von dem Glanz der Haut, der durchscheinenden Knochen, der Nägel bis zu dem Blau der Adern, das den Schönheitskenner bezaubert.

Eine neue Welt der Schönheit hat sich uns somit eröffnet, das Reich der Farbe und aller Kreatur, die da athmet im rosigen Licht.

Im engen Kreise hält sich die Skulptur bei Nachbildung des Menschen-Antlitzes; aber welche Unendlichkeit schöner Formen tritt uns im warmen Leben entgegen? Welcher Reichthum der Kombinationen spricht uns reizend an? Im Angesicht ist malerisch betrachtet eine Summe anziehender Gegensätze niedergelegt, wie wir sie nirgend in der lebenden Welt mehr antreffen. Das weichgelockte Haar überzieht die Schädelwölbung mit einer Mannichfaltigkeit von Wellenlinien; unter seinem Dunkel tritt die helle Stirne hervor; ihre sinnige Form schließt sich mit den zarten Bogen der Brauen, unter denen aus einem mystischen Helldunkel und klaren Halbschatten die Augen hervorleuchten. Sie sind von konzentrischen, ovalen Formen umgeben, in denen sich das innere Leben in zarten Farbentönen und leisen Bewegungen, einer Sprache, die unendlicher Kombinationen des Ausdrucks fähig ist, offenbart.

Das Menschenauge mit seiner Umgebung ist für sich allein einer Fülle von Schönheiten fähig, die derjenigen des Gesammtorganismus gleichkommt. Das Auge kann das ganze Antlitz als bedeutsam, ausdrucksvoll zu Ehren bringen oder als kalt und unbedeutend entehren.

Die Nase bildet als senkrecht und vortretend gegen die wagrechten Linien der übrigen Organe, als Einzelnes gegen die gepaarten Formen einen nothwendigen Gegensatz, und gibt dem Profil durch äußerste Berührung des Gesichtebogens seine rechte Ausladung. Sie ist der feinsten Ausbildung, der schönsten Linien und Formen fähig.

Der wagrechte Mund steht an plastisch-physiognomischer Geltung dem Auge am nächsten. Wie sehr kann die Natur und die Bildung in des Mundes Wechselgestaltung die animalische Bestimmung, das physische Geschäft hinter das sprachliche Vermögen zurückdrängen? Welche Abwechslung der aus- und einbiegenden Flächen, der auf- und abgeschwungenen Linien? Wie verschönert sich ein Gesicht, das im Sprechen mit dem Mund anmuthig zusammengenommene, rasch bewegliche Formen bildet? Wie viel verliert ein Mensch, dessen Organ sich unbehülflich, phlegmatisch erweist, der, wie man sagt, den Mund sprechend im ganzen Gesicht herumwirft? Bei recht vielen sogenannten Schönheiten geht die Schönheit unter der Nase aus.

Nach der Einsenkung unter der Unterlippe tritt das Kinn mit seiner rundlichen Form hervor. Es umhüllt den Kiefer, der das schwerste mechanische Geschäft des Hauptes hat, mit weichen Formen und ist der reizendsten Ausbildung fähig, die irgend ein runder Theil des Körpers annehmen kann.

Von der Stirne über die Schläfe und die Wangen bis zum Kinn lassen sich eine Unzahl von Linien gezogen denken, unter denen unser Blick wohl diejenigen herausfindet, welche neben der Bezeichnung tüchtig ausgeprägter Formen doch die leisesten Uebergänge, den freiesten Schwung haben. Wir bewundern aber billig den Künstler, der, was wir vorkommenden Falls und vergleichend instinktmäßig wahrnehmen, aus seiner Einbildungskraft produktiv darstellen kann.

Das Ohr ist ein kleines Wunder von Bildungen und eben so weit vom thierischen entfernt, als Auge, Nase und Mund. Es gibt Ohrenkenner und Verehrer, die durch schön gebaute und situirte Organe dieser Art begeistert werden können. Weil sie so oft versteckt sind, und die Meisten überhaupt auch das andere Geschlecht nur von Auge zu Auge zu betrachten pflegen, so widerfährt schönen Ohren viel zu wenig Genugthuung.

Es ist wohl zu bemerken, wie im Antlitz ein Theil den andern ins Licht setzt oder beschattet, so daß schon durch das Helldunkel die Hauptformen sich scheiden und jede faßlich hervortritt; wie andererseits das Kolorit dieses Mannichfaltige zur Einheit versammelt, wie nirgend sonst am menschlichen Körper, ja wie an keiner andern lebenden Kreatur. Das Inkarnat, eine geheimnißvolle Kombination aller Farben, durchläuft im Angesicht alle Abstufungen des Fleischtons. Mit dem Dunkel der Haare, der Augbrauen, der Augensterne, mit dem Halbschatten der Augenhöhlen, der Nase, der Unterlippe kontrastirt das Weiß der Augen, der Zähne, das Rosa der Wangen, der Purpur der Lippen, die Lichter der vortretenden Erhebungen.

Es ist so viel der faßlichen Darlegung der Organe, ihrer lebendigen Darstellung und deutlichen Pronunziation gegeben, daß schon da, wo auch nur einige Hauptmomente

der plastisch-malerischen Form sich wohlgefällig vereinigen, die Nichterfüllung der vollen plastischen Normalität übersehen wird.

Hier ist nun dem Würdiger der Schönheitsformen ein unermeßliches Reich aufgethan, und auf jedem Schritt findet er Reiz und Anmuth in unerschöflichem Maße ausgetheilt. Das Urtheil wird umfassender und darum milder; neben dem sogenannten schönen Gesicht erscheint ein anderes, an dem der Beobachter solche Züge wahrnimmt, die selbst jenes noch mehr verschönern würden. Die Heiterkeit aber ist es, die alle anmuthigen Formen in erhöhte Harmonie bringt und bräutlich verklärt, weil sie die lebendigste Thätigkeit des Gemüths an der Oberfläche erscheinen läßt; wogegen finsterer Ernst, Gram, Schrecken die Züge des Antlitzes zerstreuen und ihre Harmonie zersetzen.

Das Alles weiß ein kunstgeübter Nachahmer der Natur wohl, und ein geschickter Porträtmaler kann garantiren, jedem Gesicht, das nicht geradezu verzerrt oder verunstaltet ist, irgend eine Seite der Wohlbildung abzugewinnen, und durch seine Kunst, durch Hebung und Dämpfung der Züge und des Kolorits, durch Stellung und Beleuchtung des Ganzen dieses ansprechend zu machen.

Nebenbei wollen wir aber hier bemerken, daß gerade unser nordisches Blut, das im Leben für koloristisch schöner gelten kann, als das südliche oder orientalische, für die Palette zu bunt, und trotz dieser lebendigen Gesundheitsfrische, ja gerade wegen ihr künstlerisch zu kalt erscheint, während unser Habitus noch überdies in der plastischen Form hinter der Race jener Länder zurücksteht.

Was nun über das Antlitz gesagt ist, gilt gewissermaßen auch von den übrigen Formensystemen des Menschenkörpers, von Hals, Nacken, Brust, Bauch, Schooß, Armen, Beinen, Händen und Füßen.

Unsere bisher nicht gesparten Worte und Bestimmungen sind jedoch immerhin nur ein unmächtiges, ja vergebliches Bemühen, das eigentliche Wesen der schönen Formen auszusprechen, oder zu sagen, welche denn die schönere unter den schönen, die schönste unter den schönern sey.

Wir können uns nicht helfen. Die Schönheitslehre ist keine Geometrie; sie läßt keine mathematische Methode zu. Der Schwung der einfachen Schönheitslinie ist nur für sie selbst bestimmend; bei Potenzirung der Formen, bei Gestaltung der Körper muß sie sich mannichfache Modifizirungen gefallen lassen, sich durch gerade Linien und Kreisbogen unterbrechen, das Scharfe, Eckichte in sich aufnehmen. Die sinnige Festhaltung der Elemente ist immer das erste; aber das Konkrete kann nicht wohl vorgeführt werden; es begegnet uns im Leben in unendlichen Variationen, und wenn irgend eine Philosophie peripatetisch seyn soll, so ists die Kunstphilosophie.

Wir begnügen uns also, den Begriff so zu sagen aus dem Groben zu hauen; wir fordern für die Schönheit den zweckmäßigen Bau der Organe, daß die Natur nicht mehr Masse, als nothwendig und genügend genommen, um sie zu ihren Leistungen geschickt, gewandt zu machen; wir fordern eine Vereinigung dieser verschiedenen, oft kontrastirenden Bildungen zu einem Ganzen, eine Verbindung derselben durch schaubare Wellenlinien, eine weiche Verschmelzung der Züge, eine deutliche Pronunziation der Formen durch malerische Gegensätze, ein Durchleuchten der Seele, als belebenden, bewegenden Prinzips, namentlich durch das Auge und alle ihm dienenden Züge, eine Beweglichkeit, sich kundgebend bei allen über dem Animalischen stehenden Funktionen, den verschiedenen schweigsamen und lauten Sprachen des Geistes, des Gemüths, der Kunst.

Fassen wir aber den Eindruck der menschlichen Schönheit recht im Ganzen, so ist sie es, deren Erscheinen uns ein heiter-freies, wohlwollend-freundliches Walten und Gestalten, ein bald ernst tüchtiges, bald naiv entschiedenes Fördern des Guten und Schönen im Leben verspricht und ahnen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Lithographien.

Petersburg. Bei Welten: Cathérine, Elisabeth, Marie Michaëlowna, Grandes Duchesses de Russie. Hau dess. d'apr. nat. Lafosse lith.

Prag. Bei Bohmanns Erben: Christus im Schiffe schlafend. Nach dem Karton von Jos. Führich auf Stein gezeichnet von Eduard Schaller. Gedruckt bei Anton Machek. Folio.

Paris. Bei Weit und Hausser: L'Algérienne. Pluchart pinx. Léon Noël lith. Impr. de Lemercier, Benard et Compagnie.

Lithographische Werke.

München. Bei Heinrich Kohler u. Comp. „Münchener Album.“ Lithographirte Originalzeichnungen hier lebender Künstler. Heft 1, 2. Gr. Fol.

Dresden und Leipzig. Bei Rudolph Weigel: Die Gemälde des Michel Wohlgemuth in der Frauenkirche zu Zwickau. Im Auftrag des t. sächsischen Kunstvereins. Herausgegeben von Quandt. 14 S. Text und 8 lithogr. Umrisse. Fol.

Paris. Bei Weit und Hausser: Le Moyen-Age pittoresque. Vues et fragmens d'Architecture, Meubles, Armes, Décors etc. en Europe du X. au XVII. siècle. Par Chapuy et autres. Heft 27, 28.

Ebendas. Collection de Meubles, Armures et objets de curiosité du X. au XVII. siècle, dessinés et lithographiés d'après nature par Alophe, Asselineau, Boys, Chapuy, Rouargue et autres. 6 Bl. Folio.

Ebendas. Armes et armures, meubles et divers objets du Moyen-Age de la Renaissance, dess. d'après nature et lithogr. par Asselineau. 5 Bl. Folio.

Ebendas. Paris et ses souvenirs, illustrés par Arnout père et fils. Avec Texte historique et explicatif. Liv. 1, 2. Fol.

London. Mansions of England in the olden time. Herausgegeben von dem bekannten Architekten Nash, lithographirt von Hüllmandl. Großfolio, 25. Platten. Verlag: T. Maclean.

München. Von Seiten des Magistrats der Vorstadt Au ist Auftrag gegeben worden, die Pläne, Risse und Detailzeichnungen der Mariahilfkirche von Ohlmüller zur Herausgabe in würdiger Ausstattung vorzubereiten.

Alterthümer.

Athen. Unter den neuesten Ausgrabungen von Wichtigkeit gehört eine Viktoria in Hochrelief vom feinsten Styl, welche wohl zu der Reihe von Viktorien gehört haben könnte, welche auf der Ballustrade vor dem Niketempel standen. Noch bedeutender durch Eigenthümlichkeit des Styls wie durch gute Erhaltung ist ein anderes kürzlich in der Nähe des alten Prasiä gefundenes Marmorwerk. Es ist die Figur eines Kriegers in flachem Relief, so wohl erhalten, daß nur ein kleiner Theil des Bartes fehlt. Die Figur ist ganz im Profil, die Füße voreinandergesetzt, Haupt, Brust und Beine sind gewappnet und die Hand hält eine Lanze. Der Styl ähnelt dem der äginetischen Figuren, nähert sich jedoch mehr der Vollkommenheit. Man bemerkt zahlreiche Spuren von Farbe, z. B. auf dem Harnisch, der von dunkler Farbe ist; unter der Brust ein Mäanderornament, auf den Schultern einen rothen Stern, auf der Brust einen ähnlichen mit einem Löwenkopf. In einem Streifen unter der Figur steht die Inschrift:

ΕΡΓΟΝ ΑΡΙΣΤΟΚΛΕΟΣ

und unter dem Piedestal

ΑΡΙΣΤΙΟΝΟΣ

Gehören diese beiden Inschriften zusammen, so heißen sie: „Ein Werk des Aristokles, Sohn des Aristion.“ (Bullet. arch. Juni.)

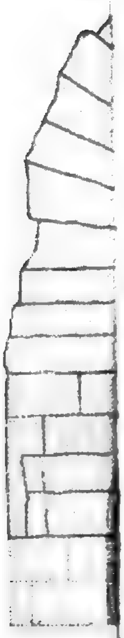
Pompeji. Man war in den letzten Monaten mit Ausgrabung der Casa di Apollo am Ende der Strada di Mercurio beschäftigt und hat den Garten schon aufgedeckt. Auf einer der Umfassungsmauern sieht man ein Boskett gemalt, fast in orientalischer Art; davor steht eine Fontaine mit kleinen Wasserfällen und Spielereien; eine andere mit einem Fischbehälter steht in der Mitte des Gartens. Eine Reihe Pilaster, mit herrlichem Laubwerk von der schönsten Skulptur geschmückt, trugen verschiedene kleine Köpfe, Büsten und Doppelhermen aus Marmor, und hielten die kleinen Netze oder Gitter, welche den Garten schlossen. In einem Winkel fand man in Gegenwart des Thronfolgers von Rußland ein Depositum von Skulpturen, das wahrscheinlich während einer im Hause vorgenommenen Reparatur entstanden war. Darunter befanden sich ein kleiner Genius, mehrere Vasen und Reliefs, zwei männliche Köpfe, der eine den Scipio Africanus, der andere den jugendlichen Vitellius darstellend. Rechts vom Garten öffnet sich das Sacrarium, von Säulen geschmückt, die mit Bildern von Blumen, Figuren, Thieren aller Art in Mosaik bekleidet sind. Die Hauskapelle hat die Form eines Halbkreises, in dessen Mitte die Nische für die schützende Gottheit ist; die Wände bekleiden die schönsten Mosaiken, z. B. Achill von Ulysses erkannt; derselbe das Schwert gegen Agamemnon ziehend und von Minerva zurückgehalten, und die Grazien. Ein kleines Gemach hinter dem Sacrarium scheint ebenfalls Gemälde von Bedeutung zu enthalten.

Rom, 30. August. Durch Wegräumung des Schuttes eines unlängst eingestürzten Nonnenklosters sind schätzbare Ruinen eines Tempels des Nerva (nach Andern des Mars Ultor) sichtbar geworden.

London, 10. September. Mit den Münzen, welche Sir Alex. Burnes gesammelt, hat Dr. Macleod auch ein schönes von Dr. Lord in Badaktschan erworbenes Ueberbleibsel des Alterthums hierher gebracht, welches für das brittische Museum bestimmt seyn soll. Es ist eine antike Schaale (Patera) von Silber, welche, im Innern, in Hochrelief getrieben ist, und, mit allem dem gewöhnlichen Zubehör der classischen Mythologie, den Zug des Bacchus darstellt. Der Gott selbst sitzt in einem, von zwei angeschirrten Faunen gezogenen, Wagen, mit einem Trinkgefäß in der Hand. Ein feister kleiner Silen steht vor ihm, und in dem Hintertheil des Wagens kniet eine weibliche Figur. Bei dem Wagen sieht man zwei beschwingte Liebesgötter, von denen der eine, fliegende, einen Stab in der Hand hält, an welchem eine Binde befestigt ist, deren anderes Ende der kleine Silen in der Hand hält; der andere steht im Vordergrunde hinter dem Wagenrade, als ob er den Wagen vorwärts schieben wollte. Dem Wagen folgt ein tanzender Herkules, den man an der Keule und der Löwenhaut erkennt. Der Kopf des Herkules und der des Bacchus fehlen beide, wahrscheinlich weil sie von Gold waren, oder man sie wenigstens dafür hielt, während die übrige, nur aus vergoldetem Silber bestehende Patera vollkommen erhalten ist. Das Gold ist indeß durch langen Gebrauch meist ab- und an einer Stelle die Schaale wirklich durchgerieben. Die Identität dieses Bacchus mit dem griechischen geht übrigens aus dem umhangenden Weinlaube und dem Tiger hervor, der im Vordergrunde steht und aus einem Weinkruge trinkt. Diese Schaale gehört dem Dr. Lord, der auch der glückliche Besitzer der doppelköpfigen Münze des Eukratides ist, wahrscheinlich des Originals, nach welchem die Münze in Dr. Vincent's Periplus abgebildet ist. Beide werden indeß von Dr. Lord dem Museum unentgeltlich abgetreten werden. Uebrigens leidet es wohl keinen Zweifel, daß das Gefäß nicht in Badaktschan selbst gemacht ist, denn schon Arrian sagt in seinem Periplus, daß *ἀργυρώματα* (Silbersachen) aus Westen kämen und gegen indische Erzeugnisse ausgetauscht würden. Auch sagt A., daß er in Minnagara, am Indus, dem Radscha *βαρύτιμα ἀργυρώματα* (schwere Silbersachen) geschickt, um sich bei ihm beliebt zu machen, und gewisse Handelsvortheile zu erhalten. Wahrscheinlich ist also jene Schaale aus Griechenland oder Kleinasien gekommen und auf ähnliche Weise einem baktrischen Herrscher von einem Kaufmanne geschenkt oder verkauft worden, der ähnliche Handelsvortheile sich zu sichern suchte.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Kunstblatt 18



Digitized by Google

№. 93.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. November 1839.

Ueber das Tullianum und den Carcer Mamertinus, nebst einigen Thesen über Roms älteste Geschichte und Topographie.

Von P. W. Forchhammer.

(Mit Grundriß und Durchschnitt.)

Bekanntlich ist in Rom einer der am besten erhaltenen und zugleich der ältesten Reste des römischen Alterthums der sogenannte Carcer Mamertinus mit dem darunter befindlichen Tullianum. Das leztere hat eine fast runde Form, die sich nach oben konisch verjüngt. Die Konstruktion gleicht vollkommen der des sogenannten Schatzhauses des Agamemnon in Mykenä. Aus gleich hohen Quadern gebildete Steinringe sind so übereinander gelegt, daß die Steine des oberen immer ein wenig über die des unteren vorspringen, jedoch so, daß die Kurve nicht durch Absätze unterbrochen wird. Von diesen Steinringen sind jezt nur drei sichtbar. Der vierte, oberste, schließt sich zu einer sehr flach gewölbten Decke zusammen, welche in der Mitte eine Oeffnung von der Größe eines Quaders läßt. Durch diese Decke ist also die Vollendung der konischen Form unterbrochen. Ueber dieser untern Kammer erhebt sich die größere, welche ein aus großen Quadern gefügtes Tonnengewölbe bildet. Die südliche und östliche Mauer desselben ruht durchaus auf der Mauer der untern Kammer, während der übrige Theil der Mauern der oberen Kammer sich weit über die der unteren ausdehnt. In der unteren Kammer ist eine Quelle, deren Wasser, so viel man auch wegschöpft, doch immer ihr Niveau behält. Die Sage behauptet, Petrus habe sie hervorsprudeln lassen, als er hier an dem noch vorhandenen steinernen Pfeiler angefesselt in Gefangenschaft saß. So gewiß es indessen ist, daß die Quelle älter ist, als der Carcer, so auffallend ist es, daß von dieser Quelle im Alterthum gar nicht die Rede zu seyn scheint. Noch mehr aber widerspricht aller Wahrscheinlichkeit, was von den beiden Kammern erzählt wird, daß nämlich Ancus Marcius die obere und später Servius Tullius die untere gebaut habe, ein Verhältniß, welches sich nach der Konstruktion als durchaus unmöglich ergibt, wie schon Sir William Gell bemerkt in den Addendis zu seinem trefflichen Werk The Topographie of Rome and its Vicinity. Two Volumes. London 1834. Saunders and Otley. 8. Dem Verfasser, der früher das sogenannte Schatzhaus des Agamemnon gesehen und beschrieben hatte, konnte die Aehnlichkeit der Konstruktion nicht entgehen. Nun ist dieselbe Konstruktion auch bereits früher in dem merkwürdigen Quellgebäude in Tusculum bemerkt, und Donaldson hat in dem Supplementbande zu Stuarts und Revetts Alterthümern von Athen einen Grund- und Aufriß zur Vergleichung mit dem Schatzhaus geliefert. Wiewol nun jenes Quellgebäude nicht rund, sondern eckig ist, so ist doch die Konstruktion so auffallend ähnlich, daß man es mit jenen beiden Gebäuden einem und demselben Baustyl unterordnet. Also ein Schatzhaus, ein Carcer und ein Quellgebäude in demselben Styl, vielleicht aus derselben oder doch nicht gar verschiedenen Zeit? Darin ist etwas Auffallendes, und Jeder muß sich getrieben fühlen zu untersuchen, ob denn im Zweck der Gebäude nicht auch eine Verwandtschaft zu finden sey. Rücksichtlich der Schatzhäuser des Agamemnon und des Minyas hat man längst die Einwendung gemacht, daß jene Fürsten ihre Schätze nicht außerhalb ihrer Burgen, wo sich die Schatzhäuser befinden, sondern innerhalb derselben würden verwahrt haben. Man könnte hinzufügen, es sey sonderbar, daß man Bauten, die schon an sich durch die Mächtigkeit der enormen Steinquadern gegen jeden gewaltsamen Einbruch gesichert waren, in den Berg hinein legte und sie nicht lieber zugleich zur Verschönerung der Stadt benuzte. Doch halte ich mich bei diesen Bedenklichkeiten nicht lange auf, sondern verweise lieber auf den ersten Band meiner Hellenika, wo ich aus den Mythen bewiesen habe, daß „das Schatzhaus des Minyas ein Quellgebäude sey, und daß θησαυρὸς überhaupt

ursprünglich Wasserbehälter bedeutet. Diese Erklärung wird nun eben faktisch bestätigt durch das Quellgebäude in Tusculum, hoffentlich bald auch durch Ausgrabungen in Mykene und Orchomenos, endlich, wie ich denke, durch den Carcer Tullianus. Denn daß dieses ursprünglich ein Gefängniß nicht für Wasser, sondern für Menschen gewesen, könnte zwar zunächst schon durch die Vergleichung eines solchen Baus mit der Schilf- und Strohhütte des Romulus bedenklich werden; mehr jedoch durch die in dem gegenwärtigen Boden des Carcers befindliche Quelle. Diese aus dem Boden aufquellende Quelle ist jezt in einer kleinen marmornen Brunneneinfassung von einem Fuß Durchmesser eingeschlossen, der Boden des Carcers aber ringsherum bis über das Niveau des Wassers der Quelle erhöht. Stößt man einen Stab zwischen den Steinen in den Boden, so sinkt er in den ganz von Wasser getränkten Grund hinab. Ohne Zweifel würde eine Reinigung des Carcers bis auf den ursprünglichen Boden desselben noch unterhalb der jezt sichtbaren drei Quaderringe der Mauer einige Quaderringe mehr zum Vorschein kommen lassen. Es würde aber dann natürlich das Wasser der Quelle den ganzen Carcer bis zu demselben Niveau füllen, wie jezt die kleine Einfassung, kurz es würde der ganze Carcer werden, was er ursprünglich war, ein Carcer ad coercendam aquam, ein Brunnen, ein Gefängniß, ein Behälter für das Quellwasser. Und da nun in der altrömischen Sprache tullius die Quelle und den Quellbach bedeutete, so ist leicht einzusehen, warum dieser Quellbehälter Carcer Tullianus hieß, nämlich weil er ein „Quellbehälter" war.

Ich füge die Stelle aus dem Festus bei:

Tullianum quod dicitur pars quaedam carceris. Ser. Tullium Regem aedificasse aiunt.

Tullii dixerunt esse silanos, alii rivos, alii vehementes projectiones sanguinis (auch aequae) arcuatim fluentis, quales sunt Tiburi in Aniene. Ennius in Aiace: Aiax, misso sanguine tepido tullii efflantes volant.

Wenn sich's nun so mit dem Tullianum verhält, so fällt zunächst die Schwierigkeit weg, die aus dem Anachronismus in der vorgeblichen Geschichte des Baus entsteht, und es ist kein Grund mehr, den Ancus Marcius nicht auch zum Urheber der unteren Kammer zu machen. Allein da diese Kammern nun nicht mehr Gefängnisse sind, so möchte die gewöhnliche Deutung des Namens Carcer Mamertinus auf den Ancus Marcius wohl eben so bedenklich werden, als die des Tullianum auf den Ser. Tullius. — Zu einer Zeit, wo Rom noch nicht seine zahlreichen Wasserleitungen hatte, und besonders für das Bedürfniß des Trinkens auf Cisternen und Quellen beschränkt war, mußte jenes Tullianum von der höchsten Wichtigkeit für die Stadt seyn, und es durfte kein Aufwand gespart werden, um das Wasser zu sammeln und rein und kühl zu erhalten. Hätte man die Sonne und die Sommerhitze ungehindert in das Tullianum und die mit dem ursprünglichen Boden ziemlich im Niveau liegende Oeffnung der Decke desselben eindringen lassen, so wäre jener Zweck vereitelt. Man baute also über dem Tullianum noch ein anderes größeres Gewölbe, welches Sonne und Wärme von dem Tullianum abwehrte und von wo die Wasserträgerinnen den Eimer in den unteren Quellbehälter hinabließen. Diese obere Kammer, die also wesentlich mit zu diesem Quellgebäude gehört, heißt gewöhnlich Carcer Mamertinus, ein Name der übrigens wohl richtiger von dem Ganzen gebraucht wird. Hat dieser seinen Namen vom Ancus Marcius (Μάρκιος)? Es gehören einige Künste dazu, die Ableitung zu rechtfertigen. Zuerst muß der Name Marcius in Martius verwandelt werden, um vom Mars abgeleitet werden zu können, dann muß statt des römischen Namens des Gottes der oscische: Mamers herbeigezogen und von diesem ein Adjectiv Mamertinus gebildet werden, welches dann, auf den vorgeblich vom Mars benannten Ancus Marcius angewendet, diesen zum Urheber des Carcer Mamertinus macht, obgleich der von Mamers abgeleitete Mannsname Mamercus heißt, und das Adjectiv von Mamercus lauten müßte Mamercius, während Mamertinus direkte von Mamers stammt. Ist nun gleich Mamers eine auch in Rom anzuerkennende Form für Mars, so folgt doch nur, daß der Name des Carcer sich auf den Gott Mars und nicht auf den König Marcius bezieht. — Ich habe an einem andern Ort nachgewiesen, daß Mars der Gott der Hitze ist, und daß er eben deßhalb als schonender und günstiger Gott häufig an Quellen verehrt wurde, weil sie nothwendig versiegten, wenn Mars oder Ares nicht besänftigt war. So war also auch der Carcer in Rom eine Schutzwehr, um die Kraft des Mars zu sänftigen, damit das Quellwasser im Tullianum nicht versiege und verderbe, und also auch dieser Bau hieß, was er war, ein Carcer Mamertinus. So möchte sich dieser Name erklären, wenn er in der That alt ist. Er scheint sich indessen nicht früher zu finden, als in den Actis S. S. Martyrum, und scheint die Beziehung dieses Namens auf den alten König Marcius nur den Neueren zu gehören. Später, als Rom durch Wasserleitungen so reichlich mit Wasser versehen war, bediente man sich dieses Carcers als Gefängnisses, wozu derselbe natürlich sehr brauchbar war. So bediente man sich in Thessalien eines ähnlichen „Tullianums" als Gefängnisses, nach Apulei. Metam. 9, und das Schatzhaus, worin Philopömen gefangen gehalten wurde, nach Plutarchs Erzählung, war ein ähnliches Gebäude. Ebenso das sogenannte Gefängniß des Sokrates in Athen.

Ich will von obigem, durch den faktischen Bestand evidenten Ergebniß nicht weiter in die römische Geschichte eingehen. Ich darf aber diejenigen, welche Mythen und Geschichte unterscheiden wollen, auffordern, zu untersuchen, ob jener Tullius, der mythische Quellgott, der der Urheber des Tullianum war, nicht auch vielleicht andere Thaten vollbracht, welche die aus Mythen entstandene Geschichte dem geschichtlichen Tullius zugeschrieben hat.

Hier beschränke ich mich, über die älteste Geschichte und Topographie Roms einige Thesen, nicht Hypothesen, aufzustellen.

1) Rhea Silvia ist die Heroine der fließenden Nässe des Gebirges von Alba Longa.

2) Sie wird zur Vestalin, wenn die Nässe in Schnee verwandelt, das weiße Gewand anthut, welches der Göttin selbst den Namen der Vesta gab.

3) Wenn sich mit dieser Vestalin Rhea Silvia Mars der Gott der Wärme vermählt, dann wird der Schnee in Alba Longa, der langen weißen Bergstadt, fließend, die Vestalin gebiert den Romulus und Remus.

4) Romulus ist der Flußgott, der aus dem geschmolzenen Schnee vom Albanergebirge in den Tiber sich ergießenden Bäche, namentlich desjenigen, der zwischen dem Palatin und Kapitol und dem Aventin in den Tiber fließt.

5) Romulus ist der Gott dieses Flusses, sofern derselbe innerhalb seiner Ufer fließend ein kleiner Fluß ist.

6) Remus oder Romus ist der Gott desselben Flusses, der seine Ufer überschreitet, des größeren Flusses, geboren mit Romulus von derselben Mutter, aus derselben δελφύς, daher sind beide Brüder, ἀδελφοί.

7) Beide Brüder werden in den Tiber ausgesezt, aber von dem Fluß zurückgeworfen, weil zur Zeit des Schmelzens des Schnees auch der Tiber überfüllt wird, und in ältester Zeit, wie bekannt, eben dadurch am Einfluß jenes Bachs in den Tiber das ganze Thal zwischen Palatin, Capitol und Aventin überschwemmt wurde.

8) Diese Ueberschwemmung ist in den alten römischen und griechischen Mythen stets unter dem Symbol des Wolfs dargestellt. Vergl. Hellenika Bd. 1.

9) Romulus und Remus liegen an der Brust der Wölfin, heißt also: der Fluß, sowohl der in seinem Bett fließende, als der ausgetretene, liegen unter der Ueberschwemmung.

10) Romulus baut sich Mauern, wenn der Fluß in seine Ufer zurücktritt.

11) Remus springt über die Mauer, wenn der Fluß seine Ufer überschreitet.

12) Romulus „streckt den Remus zu Boden,“ wenn der kleine Fluß seine überströmende Fluth über das Land ergießt (ἐκ-τείνει), oder er hebt ihn auf (tollit, ἀναίρει), wenn er das ausgetretene und dann wieder zurückfließende Wasser „aufnimmt.“ — Dann ist Remus todt.

13) Um die Zeit des 21. April ist die Gefahr der Ueberschwemmungen vorüber, dann hat Romulus Rom gegründet.

14) Wenn im heißen Sommer die Gewässer der kleinen Bäche verdampft sind, dann ist Romulus in den Himmel gehoben, als Quirinus.

15) Aus solchen ursprünglich religiösen Sagen wird allmählich, nachdem das Verständniß verschwunden, Geschichte.

16) In den Angaben, welche die Arx dem Capitolium entgegensetzen, ist unter Arx der Palatinus zu verstehen: daraus folgt, daß das Asylum in der Niederung zwischen Palatinus und Capitolinus lag, und vieles andere.

Nachrichten vom September.

Alterthümer.

Musignano. Das Museum des Fürsten von Canino vermehrt sich täglich durch die werthvollsten Ergebnisse der in der Umgegend veranstalteten Ausgrabungen. Unter den neuesten Acquisitionen sind einige Vasen von schwarzer Erde mit eingedruckten Figuren, mehrere bemalte Vasen und Schalen mit schwarzen und rothen Figuren, Arbeiten in Bronze, Gold, Marmor und Terracotta, unter andern auch vier Straußeneier bemerkenswerth, auf welchen in flachem Relief Bestien, Reiter und Krieger mit Schilden in einem den archaischen Vasen ähnlichen Styl eingegraben sind. (Bullet. dell' Inst. Giugno.)

Paris, 10. September. Schon vor langer Zeit hatten die Bewohner von Orange darauf angetragen, daß man das prachtvolle antike Theater in ihrer Stadt von den umstehenden Gebäuden befreien und so viel möglich restauriren solle. Der Minister des Innern hatte auch Befehl gegeben, mit den Besitzern der benachbarten Häuser zu unterhandeln. Da die meisten aber Schwierigkeiten machten, so wird man das Expropriationsgesetz gegen sie in Anwendung zu bringen suchen.

17. September. Ein heftiges Gewitter, das sich kürzlich über Paris entladen, hat den Obelisken von Luxor stark beschädigt. Eine große Spalte ist in den Stein gerissen und mehrere hieroglyphische Schriftzeichen sind abgeschlagen worden. Die meisten derselben sind wieder aufgefunden, und der Ingenieur Lebas beschäftigt sich jezt mit Ausbesserung der Schäden.

Breslau, 1. September. In dem benachbarten Oswitz sind neuerdings wieder an der Nordseite des sogenannten Kapellenbergs (eines künstlichen Hügels) mehrere heidnische Graburnen von verschiedener Gestalt und Größe, sämmtlich mit Asche gefüllt, aus geringer Tiefe ausgegraben und der Sammlung auf dem Oswitzer Schlosse einverleibt worden.

Statistik der Kunst.

Paris, 30. August. Die Kommission, welche zur wissenschaftlichen Erforschung Algiers Ende Novembers von

Toulon abgeben wird, sind, nach der Ordonnanz des Kriegsministers vom 16. d., fünf Mitglieder der Akademie der Inschriften beigeordnet. Baron Bory de Saint-Vincent, Mitglied des Instituts, ist davon Chef.

London, 8. September. Von 1833 bis 1838 sind in England gegen 46,000 Bilder eingeführt worden, für die 12,100 Pfd. Strl. Steuer entrichtet wurden. Deutschland lieferte von diesen Bildern etwa 5800. Im Durchschnitt werden also in neuerer Zeit jährlich 8000 Bilder aus dem Ausland eingeführt, unter denen aber nur etwa 200 von Werth, die übrigen geringe Kopien, meist junger niederländischer Künstler sind. Jedes Bild zahlt seit 1826 1 Schilling, außerdem noch für jeden Quadratfuß 1 Schill. Steuer. Seit 1828 ist für große Bilder (Dioramen 2c.) die Ermäßigung eingetreten, daß der höchste Zoll, der für ein Bild bezahlt wird, den von 200 Q.Fuß oder 10 Pfd. Strl. nicht übersteigt.

Frankfurt, 18. September. Von dem verdienstvollen Lithographen F. Vogel allhier ist an die deutschen Kunstvereine die Aufforderung ergangen, dahin zu wirken, daß bei dem Zeichnenunterricht in öffentlichen und Privatanstalten nur gute Vorlegeblätter gebraucht werden, wodurch vorzugsweise auf Beförderung der Kunstbildung hingewirkt werden könne.

Literatur.

Berlin. Hermes auf Vasenbildern. Von Eduard Gerhard. 8 S. u. 1 Kupfertafel in 4. Aus dessen auserlesenen Vasenbildern besonders abgedruckt.

Heidelberg bei Winter: Zur Galerie der alten Dramatiker. Auswahl unedirter griechischer Thongefäße der großherzoglich badischen Sammlung in Karlsruhe. Mit Erläuterungen von Dr. Fr. Creuzer. 150 S. 8., mit 9 lithographirten Umrissen.

Wien bei Beck: Vita beati Petri Acotanti. Zum erstenmal aus einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Georg Zappert. Mit 4 Abbildungen und 1 Facsimile. 90 S. 8. (Der Verfasser verbreitet sich über viele Punkte der mittelalterlichen Kunstgeschichte.)

Ebendaselbst bei Gerold: Katalog der k. k. Medaillen-Stempelsammlung. Entworfen und zusammengestellt von Joseph Arneth. 144 S. in 4. (Mit Notizen über die Stempelschneider.)

Paris. Revue générale de l'Architecture et des travaux publics. 4to. Dirigirt von H. C. Daly. Jedes Heft 4 Bogen.

L. Salme, Tableau historique des artistes, peintres etc. de toutes les nations, depuis l'origine des beaux arts jusqu'à nos jours. Fol. 1 Bog.

Historiques et description pratique des procédés du Daguerrotype et du Diorama, seuls rédigés par Mr. Daguerre. 8. mit 7 Stahlplatten, der Rede des Herrn Arago, dem Verfahren des Herrn Niepce und dessen Briefwechsel mit Herrn Daguerre. 2 Fr.

Notice sur la colonne de Juillet. 12. 1/3 B.

P. de Lasteyrie, Historie de la peinture sur verre etc. 8me livrais.

Toulon. A. Berbrugger, Voyage au camp d'Abdel Kader, à Hamzah et aux Montagnes de Wannourhah en Dec. 1837 et Janv. 1838. 8. 5 Bog.

Aix. Mich. de Loqui, Recherches sur les ruines d'Entremonts, situées près d'Aix. 8. 5¼ Bog.

Bordeaux. Ch. Grouet, Notice sur le château de la Brède. 8. 2 B. u. 1 Lithographie.

Grenoble. Société des amis des arts de Grenoble. Explication des ouvrages exposés ou musée de Grenoble le 1er Juin 1839. 12. 1½ B. 50 Cent.

Montpellier. D. R., Examen polémique de la statue équestre de Louis XIV. 8. 5 B.

Nekrolog.

Wetzlar, 1. September. Am 21. August verschied hier, in seiner Vaterstadt, der verdienstvolle Landschaftsmaler Ludwig Wagner. Durch eigenes Vermögen unabhängig, verließ er frühzeitig eine vortheilhafte kommerzielle Stellung, um sich ganz der Kunst zu widmen. Die Kunstausstellungen Deutschlands sahen zahlreiche Beweise der entschiedenen Erfolge, mit dem er dies gethan. Vorzüglich gelang ihm die Darstellung der „Waldeinsamkeit" wie nur Wenigen meisterhaft.

Paris, 1. September. Der Baumeister des prachtvollen Kasino, B. Galbaccio, hat sich bei Courbevoie in der Seine ertränkt. Er war erst 39 Jahr alt.

Rom, 4. September. Der Graf Luigi Biondi, Präsident der päpstlichen archäologischen Akademie, Superintendent des für Sardinien hier gestifteten Instituts der schönen Künste 2c., und in der Kunstwelt vorzüglich bekannt durch seine Erklärungen antiker Kunstwerke, ist hier am 5. September gestorben. Er war am 21. September 1776 in Rom geboren.

Ebendaselbst, 10. September. In diesen Tagen ist hier der geschätzte holländische Maler Vorgh im hohen Alter gestorben.

Haag, 14. September. Am 10. dieses ist zu Dortrecht, 66 Jahr alt, der Maler P. Fonty gestorben.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Kupferstich-Auktion in Wien.

Den 9. December d. J. und folgende Tage findet bei uns die öffentliche Versteigerung

der dritten Abtheilung

der

Franz Xaver Stöckl'schen Kupferstichsammlung

statt, wozu der Katalog bei uns gratis zu haben und durch alle Kunst- und Buchhandlungen (Leipzig bei Rudolph Weigel) zu beziehen ist.

Artaria u. Comp.
Kohlmarkt Nr. 1151 in Wien.

Druckfehler.

Im Kunstblatt Nr. 85. S. 338 lies statt und klare — unklare.
In Nr. 87. S. 346 st. Meerfräulein — Meerpflanzen.

Beilage: Das Tullianum und der Carcer Mamertinus.

№ 94.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. November 1839.

Was ist Schönheit?

(Fortsetzung.)

Bei einem Rückblick auf die künstlerische Formenkunde müssen wir uns sagen, daß, wie überall gegen den Gipfel der Vollkommenheit hin die Strenge der Forderungen zunimmt — was uns in der Politik so viel zu lesen gibt; so auch die Kritik der Schönheit, je größer diese ist, desto kritischer jene; so wie auch die Forderung des produzirenden Künstlers, je trefflicher er ist, desto strenger gegen sich selbst wird.

Das Auffassen aller Art beruht auf einem angebornen und durch Erziehung, Lehre, Uebung und Erfahrung ausgebildeten Sinne. Wer nichts gelernt hat, weiß nichts; wer nichts weiß, der sieht nichts; und wer nicht leidenschaftlich sucht, der findet nichts. In der Unendlichkeit der Erscheinungen und Gestaltungen der Schöpfung vergeht dem Sterblichen der Blick; Jeder nimmt nur wahr, was ihm gemäß und zu nothdürftiger Erweiterung seines Wesens kommlich ist. Zu allem Rechten und Tüchtigen aber gehört Enthusiasmus.

Die Unterscheidung des Schönen im Schönen ist auf ihren höhern und höchsten Stufen nur für besonders begabte Genien; mit Worten und Linien läßt sich hier nicht streiten. Wir Alle sehen wohl, wie die Natur die Züge des Menschen so lieblich gezogen, die Formen so wunderbar ausgebreitet und ineinanderfließend gebildet hat; wir sehen die Wohlgestalt, natürlich und künstlerisch, wie durch eine plastische Behaglichkeit entstehen, welche den wohlgewählten, gereinigten, gefügigen Stoff mit sicherer Bestimmtheit, mit freudiger Lust in ruhiger Folge der technischen Prozesse, in sorgsamer, froher Arbeit durch die nothwendigen Metamorphosen durchführt, und wie dann das aufgewachsene, naturgemäß, kunstgemäß Fertige als ein fast unbegreifliches Wunder dasteht.

Der Künstler, der Kenner ist aber durch immer rege Beobachtung, durch stets aufnehmende, aufsuchende Erfahrung zu einer meist unbewußten Kunde der Unendlichkeit von Formen, zu einem Verlangen, die normalsten, wo möglich in einem Individuum vereinigt, zu finden gelangt; und sey es, daß er wirklich so glücklich ist, hie und da ein Annäherndes in der Wirklichkeit zu finden, oder daß er das Vorzügliche zu fixiren und in seiner Imagination gehörig zu verbinden weiß, oder endlich, daß das Werk des Einen von dem Geiste des kunstverwandten Andern und Dritten als schon geläuterter Stoff aufgefaßt und immer mehr gegen die normale Mitte gerückt wird; — es entstehen Werke, die wir als Ideale von Schönheitsform begrüßen, weil wir uns nichts Schöneres in dieser Art denken können und alle Natur und Wirklichkeit nur innerhalb dieser Gestaltungen versirend sehen.

Hiebei müssen wir aber einschränkend wiederholt bemerken, daß Skulptur und Malerei dennoch die Natur in dem organisch Unendlichen ihrer Linien, Formen, Töne, in Licht und Wärme der Erscheinung durchaus nicht zu erreichen vermögen, und, wie sich's versteht, noch weniger den Reiz der Bewegungen, die schöne Thätigkeit des äußern Lebens wiedergeben können.

Gedanke, Anordnung, Wahl der Form, Isolirung, Harmonie des Kolorits, Kontraste, Beleuchtung, Alles, was zum Vortrage, zur Darstellung des Lebens im Ganzen gehört, das ist des Künstlers; aber die organische Tiefe, die Unendlichkeit leiser Uebergänge, unerschöpflichen Wechsels, die lebendige Seele, die Sprache der Bewegung gehört der Natur. Sie durchdringt alle Stoffe mit Licht, Wärme, Leben; der Künstler ist der Fläche, der Oberfläche, dem Erz, Stein, Holz und den lichtlosen Pigmenten verschrieben.

Manche werden das über künstlerisches Suchen und Finden des Schönen Gesagte nur für die Hindeutung auf eine armselige Empirie, auf eine pedantische Combination zufällig zusammengeraffter Schönheiten gelten lassen und sich auf etwas Würdigeres, auf ein in unsere Phantasie gleichsam „a priori“ gesetztes Bedürfniß des Idealen

berufen. Ein solches geniales Postulat hüllt aber die Sache nur in ein mystisches Dunkel.

Mögen die Philosophen, wie die rationellen Aerzte, auf die Empirie herabsehen; sie hat auch ihre geniale Seite. Der Mensch ist, was er lebt. Die Entwickelung seines ganzen leiblich-geistigen Wesens ist ein Suchen, ein Erfahren, ein Finden, Verbinden, Potenziren, Vergeistigen. Allerdings ist das Bedürfniß des Schönen unsere innerste Natur. Alles, was wir an uns ziehen, soll annehmlich, reizend, wohlgeformt, schön seyn. Vom gemeinsten sinnlichen Bedürfnisse bis zu der reinsten Lust der Phantasie, ja bis zu den geistigsten Thätigkeiten wird uns jede Erscheinung um so inniger und tiefer ergreifen, um so sicherer mit unserer Natur sich verweben, jemehr sie nach Schönheitsgesetzen geschaffen, gestaltet ist, sich uns nähert und hingibt. Wir sind aufnehmend und thätig, nur insoweit unser Gemüth Theil nehmen kann.

Wir ahnen aber schon aus dem Zug einer schön geschwungenen Linie, dem unser Auge mit Behagen vor allen andern folgt, daß ein solcher Zug durch alle Gebilde der Natur und der Kunst gehen möge, wodurch sie uns mit Schönheit begrüßen. Insofern liegt allerdings das Ideal von Anbeginn schon im Menschengeist, als das Gesetz, das ihn in seinen Thätigkeiten durchdringt, zugleich durch die ganze Schöpfung waltet. Es ist die Ahnung, daß es in jeder Sphäre des Lebens Bildungen geben muß, über die sein Begriff und Wunsch nicht hinaus kann, aus denen ihn der Weltgeist mit den klarsten Augen anschaut. Aber dieser subjektive Drang zum Schönsten im Schönen ist darum noch nicht produktiv, und aus sich könnte der Mensch es nicht gebären; Finden, Fühlen, Erkennen, Wählen, Darstellen — das ist das Geschäft des Lebens, und dieses geht um so sicherer und schneller von Statten, jemehr er angeborne, angebildete Sehnsucht nach dem Normalen in sich trägt, und je früher er zu einem Ueberschauen der Kreise des Lebendigen geführt wird. Es hat sich noch an jedem Kunstbegabten so freies Bewegen und reiches Element, als Beschränkung auf's Kümmerliche offenbart. —

Wie ist aber die große Menge mit dem Schönen daran? —

Jeder hält sich in seinem engen Kreise; seine Sphäre ist ihm das Leben; seine Welt ist die Welt; sein Maß ist das Normalmaß; seine Vergleichung bleibt in bequemer Nachbarschaft; was ihm gemäß ist, ihn erregt, erleichtert, das ist schön; was ihn aus seinem Gewohnten ziehen will, das lehnt er ab; was ihn stört, das schilt er; die Sprache ist Gemeingut und geduldig; die Begriffe münzt sich Jeder selbst; die Eigenschaftsworte kursiren in jeder Währung. „Angenehm, reizend, hübsch, schön" und ihre Gegentheile gibt Jeder nach seinem Geschmack aus, und der willkürlichen subjektiven Anwandlung drückt er den Stempel unfehlbarer Objektivität auf.

Wohl der Menschheit, daß Gottbegabte im Reiche des Schönen, wie des Heiligen, des Wahren und Guten über den Qualm der Gemeinheit sich hinauf und zu den Höhen gerungen, auf welche der ewige Quell des Lichts seine Strahlen ungebrochen fallen läßt, daß das Trefflichste, dessen sich Sterbliche erkühnen mögen, von ihnen geschaffen worden, was sich durch alle Bilderstürme der Zeit als ein Schatz und Erbtheil den Bessern zum Trost und zur Erhebung erhalten hat.

Ist die Menschengestalt die höchste in der architektonischen Form und der größten plastischen Schönheit fähig, so offenbart sich dies am besten in der reinen Darstellung der Skulptur. Im Leben ist unser Sinn und Geschmack, unser sittliches Gefühl an andere Gesetze gewöhnt. Wir erschrecken an der natürlichen Erscheinung; wir wollen keine gänzliche Enthüllung. Wir sind einer solchen nicht so zugebildet, daß wir sie mit einer gleichschwebenden ästhetischen Ruhe aufnehmen würden. Eine geschmackvolle Hülle, die das von der Sitte erlaubte Natürliche durchblicken läßt, gilt uns auch für Schönheit. — Die Leser dieses Blattes werden sich vielleicht eines frühern Aufsatzes über diesen Gegenstand erinnern. —

Nun tritt in den Kreis unserer Untersuchung das menschliche Leben mit seiner Gestaltenfülle. Nicht bei der einzelnen Gestalt bleibt unser Sinn stehen; Gruppen treten auf, Scenen, Gesellschaften, Volk. Die plastische Form weicht der malerischen Darstellung, und eine innere Wahrnehmung, ein Anschauen der Bestrebung und Thätigkeit, des Vorganges, der Handlung, ein Denken gesellt sich zu dem Eindruck des schaubaren Bildes. Nicht das organische Leben des Individuums und dessen Ausdruck auf der Oberfläche seines Körpers ist das Ziel unserer Blicke; auch bei dem pathologischen Ausdruck der Werke des Meißels einer Niobe, eines Laokoon, oder bei dem naiven des gemalten Porträts bleiben wir nicht stehen. Es ist das Menschenleben, seine Berührung mit der Mutter Erde, sein Ringen mit ihr, seine Lust an ihr, sein geselliges Benehmen gegen seine Mitmenschen, was uns interessirt und unser Auge festhält.

Zunächst ist hier freilich von der Schönheit nicht die Rede; unsere Theilnahme geht auf die Entwickelung der Erscheinungen, der Ereignisse; aber unbewußt wollen wir doch, daß diese sich klar, faßlich darstellen, und daß sich die lebendigen Träger derselben zugleich als möglichst schöne Gestalten zeigen. In kurzem Ausdruck könnte man sagen, der Mensch wolle Menschen sehen, aber am liebsten unter der Form des Malerischen. Wir wissen oft nicht, warum uns und Andern eine Scene des häuslichen oder öffentlichen, des ruhigen, einfachen, oder des bewegten, vielgestaltigen Lebens so besonders anzieht, anspricht, und

wenn wir uns nähere Rechenschaft abfordern, so ist's die günstige, malerische Anordnung, Stellung, Gruppirung, Beleuchtung, Betonung, die sich ungesucht hier gemacht hat.

Da nun aber dergleichen den Wenigsten recht zum Bewußtseyn kommt, so wird es gerathener seyn, für jezt die ästhetische Wahrnehmung der Wirklichkeit zur Seite zu lassen und nur die nachahmende Kunst ins Auge zu fassen, von welcher aus die Anwendung auf jene immerhin leicht geschehen kann.

Wäre vor unser Auge eine gleichförmig farblose Umgebung gestellt, so würden wir nichts unterscheiden. Durch Licht und Schatten der verschieden geformten und gestellten Gegenstände tritt ein Gegensatz ein und durch die Lokalfarben wird uns weiter nicht nur die Gestalt der Objekte bis aufs Kleinste, sondern auch ihre Gegeneinanderstellung und Entfernung von uns kund. Diese Unterscheidung geht weiter, als man glauben möchte. Es kommt nur darauf an, daß sich die Gegenstände aufs schaubarste von ihrem Hintergrund abheben. Wie ungemein weit unterscheidet ein scharfes Auge die Form, selbst die Verzweigung eines Baumes, der diese am fernen Horizonte dunkel auf hell abzeichnet? — Es trifft sich oft, daß der aufgehende Vollmond zuerst hinter einem Bergwald sichtbar wird, wo dann die Bäume auf seinem lichten Rund ein Bild darstellen, das an die Darstellung des Paradieses auf der Weltkugel, wie man es auf alten Gemälden findet, erinnert. Mit einem gewöhnlichen Taschenperspektiv kann man auf eine halbe Stunde weit Zweige und Laubformen daran erkennen.

Das ist freilich eine Art Maximum der optischen Schaubarkeit; die pittoreske sucht ihren Triumph nicht in der Wirkung auf große Ferne, obgleich Etwas davon in allen guten Bildern ist.

Wenn wir nun ein Gemälde sehen, worauf die Gestalten sich entschieden darstellen, durch verschiedenen Habitus einander gegenseitig heben, in verständlicher, thätiger Beziehung zu einander stehen, wenn die Scene harmonisch kolorirt und wirksam beleuchtet ist, eine Forderung, deren tiefere Begründung wir uns ersparen dürfen, da sie in dem gehörig verstandenen Begriff des rechten Schauens in seiner weitesten Bedeutung liegt, — so macht auf uns das Gemälde den Eindruck der Schönheit.

„Schönheit! — Ist sie was anders, als Schauen des schaubarsten Scheines?"

Auf den Inhalt des Bildes, auf den Stoff kommt es hier zunächst nicht an. Das weniger ansprechende Leben kann ein schöneres Bild gewähren, als das interessantere, und um so mehr, je malerisch schaubarer dieses ist. Das Original ist schaubarer, als die Kopie, und manche Bauernscene eines guten Niederländers ist schöner als viele Tempelbilder. (Schluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Persönliches.

Paris, 24. Oktober. Die Akademie der schönen Künste hat den Architekten Coste und den Maler Flandrin zu Begleitern der Botschaft nach Persien erwählt. Dieselbe wird sich in Toulon auf dem Kriegsdampfschiff Veloce einschiffen, mit welchem auch der berühmte Seemaler Gudin nach Konstantinopel geht.

Horace Vernet, welcher am 12. dieses von hier nach Marseille abgereist ist, um von dort eine Reise in den Orient anzutreten, wird sich auch nach Egypten und Syrien begeben, um zu dem Bilde: die Schlacht von Nezib, welches Mehemed Ali von ihm begehrt hat, selbst die Gegend in Augenschein zu nehmen. Er hat auf dieser Reise zwei Koffer bei sich, welche beweglichen Häusern gleichen, und ein Bett, Tische, Stühle, einen Daguerrotyp und ein Zelt enthalten, welches leztere augenblicklich aufgeschlagen werden und das ganze bewegliche Atelier in sich aufnehmen kann.

In Kurzem kehrt der Maler Biard zu uns zurück, welcher auf der Korvette: la recherche Spitzbergen besucht hat. Sein Freund Berthoud hat neuerdings einen Brief von ihm veröffentlicht, welcher die interessantesten Notizen über Lappland, Spitzbergen und des Eismeers enthält, auch für den Salon des Jahres 1841 viel Neues verspricht. Die naive Beschreibung der schrecklichen Schifffahrt allein muß auch für die kleinsten Skizzen, die Herr Biard liefern könnte, das höchste Interesse erwecken.

Herr Dibron und die ihn begleitenden Alterthumsforscher werden zum Winter aus Griechenland wieder hier eintreffen. Sie haben unter Anderm in Livadia in einem Lukaskloster eine Kirche entdeckt, welche das getreue Abbild der St. Markuskirche in Venedig im verkleinerten Maßstabe ist.

Der Infant Don Sebastian gedenkt sich nun ganz der Malerkunst zu widmen, in der er es durch Uebung von Jugend auf bereits sehr weit gebracht hat.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Bekanntmachung.

Die Ausstellung der Kunstvereine zu Hannover, Magdeburg, Halle, Halberstadt, Braunschweig, Cassel und Münster im Jahre 1840 betreffend, werden den geehrten Künstlern des In- und Auslandes, welche zur Einsendung ihrer neuesten Werke hiermit dringend eingeladen werden, folgende näheren Bestimmungen zur gefälligen Beachtung mitgetheilt:

1) Die an die Kunstvereine zu richtenden Schreiben sind unter Kreuzband mit der Bezeichnung: „**Angelegenheit des Kunstvereins zu .....**" abzufertigen, und werden unfrankirte Briefe auch nur unter dieser Form angenommen.

2) Falls nicht dem absendenden Künstler auf seine Bevorwortung etwas Anderes ausdrücklich zugestanden worden,

bleibt es lediglich dem Ermessen der empfangenden Vereinsvorstände anheimgegeben, die in den Cyclus der Ausstellungen gegebenen Kunstwerke denselben vollständig durchlaufen zu lassen.

3) Zur Erleichterung für die Absender werden in **Berlin** der Kastellan der königlichen Akademie der Künste, Herr **Rietz**, in **Dresden** Herr Obersteuersekretär **Weinberger**, in **München** Herr Farbenbereiter **Frisch** und Herr Spediteur **Hummel**, und in **Düsseldorf** Herr Professor **Wintergerst** die Versendung der Kunstwerke übernehmen.

4) Die Kunstwerke müssen so zeitig abgeliefert oder abgesendet werden, daß sie spätestens am 10. Februar 1840 in **Hannover**, am 26. März in **Magdeburg**, am 20. April in **Halle**, am 16. Mai in **Halberstadt**, am 10. Juli in **Braunschweig**, am 18. August in **Cassel**, am 5. Oktober in **München** sicher eintreffen. Wenn dieselben nicht zu obigen Terminen an den bezeichneten Orten eingehen, haben die Vereine nicht die Verpflichtung, die Unkosten zu tragen.

5) Die Gemälde müssen an die Kisten mit Schrauben befestigt, die Kisten selbst auch nicht zugenagelt, sondern zugeschroben und deren Fugen mit starkem Papier verklebt werden. Ein Zettel mit Angabe des Malers, des äußersten Verkaufspreises und des dargestellten Gegenstandes ist an den Blendrahmen oder die Rückseite des Hauptrahmens zu kleben. Wo diese Vorsicht nicht beachtet worden, trägt der erste Uebersender jeden Nachtheil der Verwechselung und Beschädigung. Außerdem wird gewünscht, daß nur **ein** bis **zwei** Bilder in Einer Kiste verpackt werden, um erforderlichen Falls größere Sachen gleich mit der Kiste ausstellen und dadurch für bessere Erhaltung der Bilder und Rahmen sorgen zu können. Für Beschädigungen kommen die Vereine nur dann auf, wenn solche erweislich durch ihre Schuld veranlaßt worden sind.

6) Die Frachtkosten für Her- und Zurücksendung der dem Cyclus bestimmten, von den Künstlern selbst eingesandten Kunstwerke bezahlen die ausstellenden Vereine; die **Verpackungskosten** nur dann, wenn die Kunstwerke den unter 3) genannten Herren Beauftragten kostenfrei abgeliefert werden. Sendungen zur Post werden nur frankirt angenommen. Nur den Künstlern selbst ist es gestattet, ihre Werke auf Vereinskosten zur Ausstellung zu senden, ohne sie gleichzeitig zum Kauf anzubieten; dritte Besitzer müssen um die Einsendung ersucht seyn oder sich wegen der Kostenfreiheit mit dem ausstellenden Vereine vorher verständigt haben. Verlangt ein Künstler, daß sein Werk vor beendetem Cyclus zurück oder zu einer andern Bestimmung versendet werde, so trägt er die daraus entstehenden Kosten selbst.

7) Wenn ein Künstler Skulpturen oder Gemälde übersenden will, welche per collis mit der Verpackung mehr als zwei Centner wiegen, und deren Fracht für den Centner bis zur Stelle mehr als $2\frac{1}{2}$ Rthlr. betragen würde, so muß die vorherige Zustimmung des Vereins, dem die Sendung bestimmt ist, eingeholt werden.

8) Künstler, welche uns ihre Werke zu übersenden beabsichtigen, wollen 14 Tage vor der Absendung die Vereine, unter Kreuzband mit gleichzeitiger Angabe der Preise, davon benachrichtigen, damit die zeitige Ausstellung der Kataloge möglich wird. Die Briefe sind zu adressiren: für **Hannover** an den Herrn **B. Handmann**, für **Magdeburg** an den Herrn **W. Ribbeck**, für **Halberstadt** an den Herrn Dr. **Lucanus**, für **Halle** an den Herrn Justizkommissarius **Wilke**, für **Braunschweig** an den Herrn **de Marées**, für **Cassel** an den Herrn Hauptmann **Hoppe** und für **Münster** an den Herrn Dr. **Haindorf**.

Von dem Umfange der Wirksamkeit der oben genannten westdeutschen Ausstellungen, um deren Bereicherung die Künstler hiermit ergebenst ersucht werden, dürfte die Thatsache den besten Begriff gewähren, daß im Jahr 1838 auf denselben für 36,000 Rthlr. Gemälde gekauft worden sind.

Namens und im Auftrage der vorbezeichneten Kunstvereine, der Hauptgeschäftsführer derselben,

Rendant **Ribbeck**.

Magdeburg, den 10. Oktober 1839.

Kupferstich-Auktion in Wien.

Den 9. December d. J. und folgende Tage findet bei uns die öffentliche Versteigerung

der dritten Abtheilung

der

Franz Xaver Stöckl'schen Kupferstichsammlung

statt, wozu der **Katalog** bei uns gratis zu haben und durch alle **Kunst-** und **Buchhandlungen** (Leipzig bei Rudolph Weigel) zu beziehen ist.

Artaria u. Comp.

Kohlmarkt Nr. 1151 in Wien.

Bei **G. Bethge** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bildnisse der holländischen Maler **J. de Backer, F. Bol, J. Livens, Terburg**, radirt von **A. Bartsch**, und **Correggio**, radirt von **J. Fischer** à 4 gGr.

Katzengruppen vom **Katzen-Raphael** (G. Mind), radirt von **F. Hegi**, in 4 Blatt, à 4 gGr.

Kupferstichsammlern sind sämmtliche Blätter besonders zu empfehlen.

Im Verlage der Voß'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Wie die Alten den Tod gebildet.

Eine Untersuchung

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Neue Auflage mit 5 Kupfertafeln u. 2 Vignetten.

Gr 8. Geh. ⅔ Thlr.

№ 95.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. November 1839.

Was ist Schönheit?

(Beschluß.)

Anordnung, richtige Zeichnung, natürlicher Ausdruck, Färbung und Helldunkel können den gemeinen Stoff adeln. Der Stoff steht überhaupt in einem gewissen geheimen Bunde mit der technischen Behandlung. Manche Darstellung wird schaubarer, eben weil sie nicht alle Virtuositäten der Darstellbarkeit in sich vereinigt, weil sie uns neben dem äußern Schauen auch imaginativ beschäftigt. Raphael konnte nicht zugleich auch Tizian und Coreggio seyn, und es war wohl gut so.

Was aber auch der Lebensstoff sey, die Darstellung desselben muß, um schön zu heißen, Einheit, Einfachheit, runde Abgeschlossenheit in sich tragen. Intellektuell wird sie dies leisten, wenn der volle Sinn der Erscheinung, des Vorgangs in den Gestalten ausgedrückt ist; technisch, eben durch die Totalität der Anordnung, der Harmonie des Kolorits, der Beleuchtung. Wir nennen ein solches Bild schön und wollen damit unser Gefühl ausdrücken, das nicht über diese Darstellung hinaus kann, das nichts Anders zu verlangen weiß, das seine Freude hat am Leben, wenn es in reger Thätigkeit, in schaubarster Faßlichkeit auftritt. Es wäre wohl ein überflüssiges Wühlen und Grübeln der Reflexion, wenn diese im Eindruck des Schönen noch einen andern Inhalt suchen, ihn heraus- oder hinein erklären wollte. Das etwa könnte man noch hinzufügen, daß jedes unter solchen günstigen Verhältnissen sich darstellende Leben in unserm Sinn und Gemüth ein Ahnen und Mahnen an den vollen Kreis des übrigen Lebens aufdämmern lasse; wornach also die Schönheit in ihrem allgemeinsten Ausdruck als das Vehikel betrachtet werden könnte, unsern Blick in die gegebene nahe Gegenwart, und durch diese hindurch in die übrige Erscheinungswelt hineinzuleiten, mit dem Gegebenen den Cyklus seiner Welt imaginativ anzuklingen.

Wir stehen jetzt in einer schon längst und viel durchdachten, durchgesprochenen Sphäre und können uns um so kürzer fassen, als hier die Berufung auf die von allen Gebildeten anerkannten Geschmacksgesetze eintreten darf.

Ein Tableau (man kann immerhin zugleich auch an die eigentlichen „lebendigen Tableaus," an die Wirklichkeit denken) wird uns als ein schönes erscheinen, wenn uns in ihm das dargestellte Leben klar, faßlich, in reger Thätigkeit — die Ruhe ist eine relative — entgegentritt. Hiemit ist nun schon die Ueber- und Unterordnung der verschiedenen Darstellungsmittel der Lebensseiten gefordert. Die einfache Anordnung ist das erste; das entschiedene Auf- und Vortreten der Gestalten, eine kräftige Haltung derselben das zweite; dann forscht unser Blick nach ihrem Ausdruck. Auge, Mienen leuchten uns entgegen; die Geberde ist das Ausstrahlen der innern Bewegung in die äußere. Der Antheil an der Thätigkeit, der Affekt zeigt sich an Verschiedenen verschieden. Der Strahl bricht sich in den Facetten in eine farbige Mannichfaltigkeit. Die Gewänder liegen dem eigentlich Lebendigen schon ferner, und hier wird nur das Nothwendige in klaren Massen und wohlmotivirten Formen gegeben. Das Kolorit ist nicht bunter, prunkender, als das Auge, während unser innerer Sinn mit dem Sinne des Bildes beschäftigt ist, leiden mag. Die Beleuchtung ist es, die dieses Mannichfaltige zur Einheit des Eindrucks versammelt, es abrundet, abschließt und zur malerischen Illusion herausbildet.

Ein gutes Gemälde wird diesen Forderungen genügen; tausend Bilder, bei denen in solcher Beziehung ein unzulängliches Talent erscheint, oder in welchen einzelne Virtuositäten den andern unverhältnißmäßig vortreten, Untergeordnetes vor dem Höhern, Wesentlichern ins Licht setzen, werden der strengern Kritik verfallen.

Der Kantischen Definition: Schön sey, was ohne Interesse gefalle — können wir auch bei diesen Voraussetzungen unmöglich beistimmen. Ein Kunstwerk, und auch das Leben selbst, wird uns der Form nach um so schöner dünken, jemehr es unsern Sinn in das Naturleben hineinleitet, unser Interesse an der dargestellten

Lebendigkeit, ja an dem Leben selbst erregt, und dem Stoffe nach, je ansprechender Erscheinung, Ereigniß, Handlung, That sind, die es darstellt, jemehr wir an der sich offenbarenden Entwickelung des Geschehenden Theil zu nehmen wissen und sinnlich aufgefordert sind.

Die Philosophen haben sich, scheint es, immer nur an das architektonisch-plastisch Schöne gehalten, dasselbe als reine Oberfläche betrachtet und das Wahrnehmen des innern organischen Lebens und seines Strebens nach Außen in Form und Bewegung, als Verstandessache angesehen und mit in Bezug zu nehmen unter ihrer Würde gehalten. —

Vom Unschönen nehmen wir im Leben nur von der praktischen Seite Notiz; vom Häßlichen wenden wir unsern Blick weg. Es ist ein verkümmertes, gestörtes, zerrissenes, zerfallendes Daseyn, relativer oder wirklicher Tod. Das Häßliche soll man nicht darstellen; was will es im Gebiet des Schönen? Aber hat es nicht Hogarth, der über Schönheitsform so richtig forschende und denkende Künstler z. B. im Leben eines Lüderlichen dargestellt?

Im historischen Gemälde können nicht lauter plastisch-schöne Gestalten vorkommen; ja sie sollen es nicht. Mengs Bilder sind vielleicht darum oft frostiger oder süßlichter, als die Alten, weil er der plastischen Schönheit darin zu viel Raum gönnte. Die Wahrheit und Kraft des Lebens fordert als Gegensätze auch das Minderschöne, Unschöne; doch das Häßliche wohl nie. Die verschiedenen Nationalitäten, Geschlechter, Alter, Stände, Körpermaße, Ausdrücke in Mienen, Geberden, Stellungen 2c. treten auf. Das Minusschöne wird hiebei so gut eine relative Schönheit, wie das Minusvermögen für ein relatives Vermögen gilt. Wir wollen das Leben in seiner Erscheinung, nicht bloß die plastisch-schöne Form. Können nicht Unglück, Leiden, Krankheit, Marter, Tod mit Geschmack dargestellt werden? Wir werden diesen leztern an der Milderung des Grassen erkennen; aber manches Beschwichtigende liegt schon in der Gewohnheit unserer Imagination, dergleichen besonders im religiösen Cyklus dargestellt zu sehen.

Im Genrebild erscheint das Nichtschöne noch mehr zulässig. Das Gemeine, Derbe, selbst das Rohe wird durch das künstlerische Talent eines Teniers, Ostade, Brauwer 2c. geadelt. In den Bauernkirchweihen, Gelagen, Prügeleien stellen wir das Leben über seine schöne Erscheinung; ja hübsche Jungen und Mädchen würden uns weniger gefallen, als alte Männer und Weiber. Das Minderschöne ist malerisch schöner, als das Schöne. Daß einige Niederländer und wohl auch Italiener und Deutsche in der Wahl zu weit ins Häßliche sich verloren haben, soll nicht geläugnet werden. Es verräth zu viel Freude an der Karikatur, welche die neuern Franzosen wieder in den Kreis des Schönen gehoben haben.

Wie können wir aber das Schönheitsgesetz vom Plastischen auch aufs Malerische ohne Sprung hinüberführen? Es ist bei allem Forschen, wie beim Schaffen, räthlich, stets wieder aufs Einfachste, aufs Grundprinzip zurückzugehen. Wir sahen, daß wir mit dem Blicke den Wendungen, der Gestalt eines Horns, einer Schnecke 2c. mit Wohlgefallen folgten. Die Menschengestalt können wir als den Inbegriff solcher Formen in höchster Potenz nehmen; die Schaubarkeit des Mannichfaltigen in solcher Einheit, die Faßlichkeit dieser gleichsam festgewordenen Evolution begrüßen wir als Schönheit.

Ist nun die Anschauung eines Tableaus nicht im Grunde Dasselbe? Erscheint nicht hier die Entwickelung einer Lebendigkeit durch die Kunst aufs schaubarste und faßlichste? Ist es nicht das Leben in seiner ungehemmten Thätigkeit, was uns aus dem Bilde anspricht? Wenn nicht jeder Bestandtheil plastisch schön ist, so ist doch das Ganze durch alle Mittel der Kunst ein organisch schön geformter, höchst schaubar dargestellter Bau.

Zur historischen und genre-bildlichen Darstellung des Menschenlebens tritt auch die leblose Natur; sie macht sich mehr und mehr Raum; der Mensch wird endlich bloße Staffage, er theilt seinen Platz mit Thieren, diese verdrängen ihn wohl fast ganz.

Sollte die landschaftliche Natur nicht auch schön seyn? Ja nennen wir sie in der Wirklichkeit nicht täglich, stündlich schön, während wir Menschen, Gruppen, Gesellschaften, Volksmassen selten schön nennen? Ist sie es uns, nun so ist es auch ihre gelungene Darstellung.

Wir fühlen uns mit jedem Schritte des Fortrückens unserer Untersuchung näher zu der Anerkennung geführt, daß unser Gefühl für Schönheit mit der Freude am Leben in seiner reinen Darstellung zusammenfalle. Natur ist vielseitigstes, vollstes Leben. Aber sie ist unendlich, unbegrenzt, unerschöpflich, unergründlich. Was, wieviel kann und darf denn unser Sinn in den Eindruck der Schönheit aufnehmen?

Hierüber ist von den Kunstschätzern schon ungemein viel verhandelt worden. Um so kürzer müssen und wollen wir uns fassen. Der Tiefdenker Schelling hat in einer bekannten akademischen Rede den Standpunkt hiefür in einer genialen Höhe genommen. Unser Naturgenuß hat nicht eigentlich die malerische Schönheit der Natur zum Gegenstande; er ist meist mehr Erholung, Erfrischung, Zerstreuung, Abwechslung, Anregung. Bald ist das Aeußere monoton, bald überfüllt, selten gerade im rechten Maße reizend, schön. Wir wenden uns wieder zur darstellenden Kunst, welche die Elemente des Schönen trennt, sondert, verbindet.

Die Faktoren der landschaftlichen Natur treten in die Scene, die Hauptgegensätze machen sich geltend: Himmel und Erde, Land und Wasser, Berg und Fläche,

Vegetation und Architektur, Wald und Fels, Festes und Fließendes, Starres und Verschwebendes, Aufragendes und Liegendes, Nahes und Fernes rc. Jedes schickt seine Repräsentanten, und das malerische Genie ist es, das sie anordnet, abwiegt, rund abschließt. Die Kombination geht ins Unendliche; was aber auch die Synthese sey, das Bild muß immer der Mutter Erde ähnlich seyn, ja, es muß seine klimatische, geologische, provinzielle Wahrheit, seinen Naturcharakter haben. Noch mehr! Es soll Jahrszeit, Temperaturverhältniß, den meteorologischen Stand und die Tageszeit ausdrücken. Was die größten Meister wirklich geleistet, das darf die Forderung für möglich halten und ansprechen.

Dann schauen wir die Natur in ihrer unverkümmert regen Thätigkeit; wir fühlen uns in ihr spezifisches Leben hinein; wir empfinden im Element ihres Allebens den besondern, charakteristischen Ton, und wie das Menschliche sich thätig und leidend zu dieser Kraftentwicklung verhält. Wir leben mit dem Landmann, dem Hirten, dem Gemsjäger, dem Sennen, dem Wandersmann, dem Fischer, dem Seefahrer, dem Grubenmann, dem Winzer, dem Schnitter rc. Die einzelnen Faktoren der Landschaft, die individuellen Gestalten, an sich gleichgültig, bloß dem Naturforscher, dem praktischen Fachmenschen interessant, sind hier zum Naturleben verbunden, eine Scene der Erdnatur, ein faßlichklares Bild tellurischen Wesens. Das Einzelne lebt und webt in Licht, Luft und Duft; ein Akt seiner Evolution ist künstlerisch festgehalten und wir nennen es schön.

Aber die Kunst ruht und rastet nicht; sie findet des Bildens kein Ende und will uns selbst mit Monographieen erfreuen. Sie trennt die Gruppen der Thiere und stellt einzelne dar. Sie legt uns todtes Wildpret und Geflügel vor; sie präsentirt Blumen und Früchte und garnirt sie mit Insekten und kleinem Gewürm; sie will selbst den Tisch mit seinem Teppiche, mit Schalen und Pokalen, mit Instrumenten, Geräthschaften und anderm zufällig sich Zusammenfindenden zu künstlerischen Ehren bringen.

Warum sollte uns nicht auch dieses Lebendige erfreuen? Ist es doch nach Schönheitsgesetzen uns vor Augen gerückt. Nur fordern wir, je untergeordneter die Gegenstände sind, desto höhere Vollendung. Hat doch selbst der große Meister Tizian die Traube in ihrer pittoresken Auffassung für einen Typus der malerischen Haltung in Form, Kolorit und Beleuchtung angenommen.

Den rohen Sinn erfreut das geringste Bildchen, das Dosen- und Pfeifenstück mehr, als das lebendige Urbild. Aber auch der Bildsame wird gewöhnlich erst durch den Umweg der künstlerischen Auffassung und Nachahmung zur Natur, zum Verständniß ihrer Schönheit geführt; wie denn auch der Gebildete erst durch die Poesie zum Bewußtseyn des Reichthums und der unendlichen Tiefe des Lebens, zu der Ueberzeugung von der Unschätzbarkeit seines Inhalts kommt. Der Schein ist's, der die Menschen zur Erkenntniß des Seyns führt.

Wir sind mit unserer Untersuchung — gelungen oder nicht — zum Schlusse gelangt. Eine Vergleichung der musikalischen Schönheit mit der plastischen und malerischen wird in diesen Blättern wenigstens in größerer Ausdehnung nicht erwartet. Andeutungen werden später vielleicht versucht werden. Ebendasselbe mag auch von der poetischen Schönheit gelten; doch ist diese schon näher mit der hier in Betrachtung gezogenen künstlerischen verwandt, da sie, nur auf imaginativem Wege, dasselbe leistet, was jene, und da das Stoffartige des Kunstwerks wo möglich auch ein poetisch Schönes seyn soll, wie ja sehr oft poetische Darstellungen den Inhalt von Gemälden rc. bilden und hinwieder diese häufig dichterisch illustrirt werden. Daß Erscheinungen, Ereignisse der Natur und der Menschenwelt häufig beiderlei Darstellungsarten an- und aufregen, ist bekannt.

Auch bei der Poesie sprechen wir von Schönheit, wenn das Lebendige in seiner Thätigkeit, in seiner freien Evolution mit klarer Faßlichkeit dargestellt erscheint. Das Schönere wird immer das seyn, bei welchem das reichere, tiefere, würdigere Leben auch in seiner klaren Tiefe aufgeschlossen wird und eine bald ruhigere, bald raschere Entwickelung aus natürlicher oder sittlicher Beschränkung sich zur freien Lebensbewegung herausringt.

Eine weitere Verfolgung des sittlich Schönen wollen und können wir hier nicht anstellen, da es uns auf dem gegenwärtigen Standpunkt und insofern es nicht der Poesie, sondern dem wirklichen Leben angehört, unter dieser Bezeichnung doch nur als eine Metapher gilt, indem es mehr ein Gegenstand unseres religiös-sittlichen Gefühls, als unserer Imagination ist, welch lezteres Aufnehmungsvermögen doch der eigentliche Schooß für Schönheitseindrücke ist.

Nachrichten vom Oktober.

Persönliches.

Rom, 12. Oktober. Benedikt Pistruzzi, Medailleur der Königin von England, ein geborner Römer, ist nach 26jähriger Abwesenheit auf Besuch hier, und hat sich eines sehr ausgezeichneten Empfanges zu erfreuen.

Düsseldorf, 2. Oktober. Mit dem Befinden des Direktors unserer Malerschule, Schadow, geht es bedeutend besser. Er wird diesen Winter zu Nizza zubringen.

München, 8. Oktober. Mehr als hundert Künstler, und darunter unsere ausgezeichnetsten, hatten sich gestern zu

einem Festmahl auf der Menterschwaig versammelt, welches der Rückkehr Schwanthaler's galt. Sein Gesundheitszustand ist sehr befriedigend.

24. Oktober. Gestern Abend gaben über zweihundert Künstler Schwanthalern ein zweites Fest in den freundlichen Sälen des Praters, wo Musik und Gesänge mit plastisch-mimischen Darstellungen wechselten. Die vorzüglichsten Statuen des Meisters wurden dargestellt und auch humoristische Aufzüge gehalten, in denen unter Andern die Wasserkur figurirte. Ole Bull verherrlichte das Fest durch sein Spiel.

Dresden, 14. Oktober. Raden Saleh, ein junger Javanese, Mitglied der Regentenfamilie von Samarang, der seit mehreren Jahren in Holland gelebt und dort in der Malerei bedeutende Fortschritte gemacht hat, ist jezt eifrig mit Oelstudien in der hiesigen Galerie beschäftigt. Zu seiner weitern Vervollkommnung wird er später nach München, Wien, Italien und Paris gehen. Die gegenwärtige Berliner Kunstausstellung enthält mehrere Bilder von ihm.

Technisches.

Paris, 2. Oktober. Bei einem Besuch der lezten Industrieausstellung erregten die lithographirten Kopien von alten Büchern und Kupferstichen, die Herr Dupont geliefert, die besondere Aufmerksamkeit des Königs, welcher darunter einen von A. Dürer im J. 1527 gestochenen Kopf entdeckte, der in seiner Sammlung im Palais Royal noch fehlte.

Die Daguerrotypbilder sind jezt an allen Läden der Optiker und Kunsthändler aufgestellt und sinken im Preise. Für die gelungensten Platten zahlt man jedoch noch immer 40 bis 80 Franken.

Das Problem, das Daguerrotyp zum Porträtiren zu gebrauchen, scheint seiner Lösung nahe zu seyn. Herr Joland, ein Belgier, hat die Entdeckung gemacht, daß man ein sehr befriedigendes Porträt erhält, wenn man das zu kopirende Gesicht mit Kreide überzieht, die Haare bepudert und den Kopf durch mit Schrauben versehene Zapfen an der Lehne eines Armsessels fixirt. Wir erwarten von dieser ingeniösen Erfindung in Kurzem Porträts, welche die des Vandyck und Tizian weit übertreffen.

16. Oktober. Der wöchentliche Bericht der Akademie der Wissenschaften (Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Acad.) vom September enthält einen Brief des Herrn Daguerre an Herrn Arago, nebst Briefen von Herrn Niépce an ersteren, woraus hervorgeht, daß beide Erfinder der Heliographie schon Versuche gemacht, das in der Camera obscura produzirte Bild durch Gravirung zu fixiren und zum Abdruck geschickt zu machen; aber zu große Schwierigkeiten in dieser Operation antrafen. Herr Daguerre glaubt deßhalb auch nicht sehr an die Verbesserungen, die man seiner Entdeckung wenige Monate nach ihrer Bekanntwerdung hinzufügen will.

In der Sizung der Akademie der Wissenschaften am 14. dieses ward ein Schreiben des Herrn Donné über die Umwandlung photogenischer Platten in Platten zum Abdruck verlesen. Die beigelegten Probeabdrücke verschiedener Art bewiesen, daß dieses Verfahren binnen sehr kurzer Zeit ungemeine Fortschritte gemacht hat.

25. Oktober. Herr Daguerre hat in der Akademiesizung vom 21. dieses eine neue Vervollkommnung seines photogenischen Verfahrens angezeigt. Er polirt seine Platten jezt mit venetianischem Tripel, statt, wie bisher, mit Bimsstein. Dadurch wird die Operation vereinfacht, indem man nur zweimal, statt, wie bisher, dreimal zu poliren braucht, und erhält noch vollkommenere Resultate. Herr Arago legte zur Unterstüzung dieser Angabe Bilder vor, die alle frühere übertreffen.

Frankfurt, 8. Oktober. Professor Ettinghausen aus Wien, der in hohem Auftrage sich einige Zeit in Paris aufhielt, um die Erfindung des Herrn Daguerre zu studiren, befindet sich jezt auf Schloß Johannisberg. Eine unter den Augen des Fürsten Metternich selbst aufgenommene Ansicht des inneren Schloßhofs gerieth über alle Erwartung. Der Fürst arbeitete selbst bei Vorbereitung der Platten mit besonderer Theilnahme.

25. Oktober. Herr F. C. Vogel hat mit gutem Erfolge ein Oelgemälde mit dem Daguerrotyp kopirt.

Göttingen, 26. Oktober. Dr. C. Himly allhier, Docent der Physik und Chemie, hat ein Verfahren erfunden, die Daguerreschen Lichtbilder so vollkommen dauerhaft zu machen, daß sie ohne Zerstörung der Oberfläche der Platte sich nicht von dieser entfernen lassen. Mittelst seiner Methode ist es auch möglich, dem Bilde verschiedene Farbentöne zu geben.

Berlin, 18. Oktober. Die neuesten Lichtbilder, welche Herr L. Sachse durch sein Daguerrotyp hier gewonnen hat, stehen denen von Herrn Giroux in Paris kaum nach, und es ist bei ihnen nur der bräunliche Ton, der die Pariser Exemplare auszeichnet und einer Sepiazeichnung ähnlich macht, noch nicht völlig erreicht.

St. Petersburg, 24. Oktober. Hier sind von dem Oberstlieutenant Theremin die ersten, sehr gelungenen Versuche mit dem Daguerrotyp gemacht worden. Eine Ansicht der Isaakskirche ward in 25 Minuten erlangt.

Professor Jacobi hat sein Verfahren, durch Galvanismus Reliefstiche herzustellen, so weit vervollkommnet, daß er jezt nicht mehr kupferner Musterplatten bedarf, um in Kupfer, vertieft oder erhaben, mit größter Treue und Schärfe zu kopiren, sondern dieses unmittelbar nach dem, vom Künstler gewöhnlich in Wachs oder Gyps dargestellten Originale geschehen kann, wodurch der zarte Hauch, den der Künstler ursprünglich seinem Werke gegeben, erhalten wird.

Preisbewerbung.

Paris, 1. Oktober. Um den großen Preis in der Malerei bewarben sich dieß Jahr nur Wenige. Die Aufgabe: „Die Entdeckung des Bechers in Benjamins Sacke" war schön, aber außerordentlich schwierig zu behandeln, weßhalb mehrere Konkurrenten abgewiesen und nur zehn zugelassen worden sind, nämlich Duval le Camus (der den zweiten großen Preis im Jahr 1838 erhielt), Brisset (der das Accessit des zweiten Preises i. J. 1837 davon trug), Couture (welcher den zweiten großen Preis 1837 erwarb), Melin, Sutat, Roux, Lebouyg, Doutreleau, Dien und Hebert. Erfreulich ist es an den Leistungen dieser jungen Künstler weit mehr Eigenthümlichkeit des Strebens, also weniger Schulmäßigkeit als sonst zu beobachten. In der Sizung der Akademie der schönen Künste am 28. September ward Hebert, Schüler Delaroche's und David's, der erste große Preis und Roux, Schüler Delaroche's, der zweite große Preis zuerkannt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. November 1839.

Kunstliteratur.

Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz. Erster Band. Düsseldorf, 1839.

Jeder, der sich mit der Kunstgeschichte beschäftigt, hat es wohl schon mit schmerzlichem Bedauern empfunden, daß ganze Perioden hindurch die Nachrichten gänzlich fehlen, oder doch nur einzelne gelegentliche Bemerkungen, irgend eine dürftige, wiewohl für uns unschätzbare Notiz liefern. Den künftigen Forschern, welche die Kunst unserer Zeit einmal historisch behandeln werden, kann nun zwar nicht völlig in dem Maße das nöthige Material abgehen. Wie über alle Ereignisse unserer Zeit wird ja auch über die bildende Kunst eher zu viel, als zu wenig geschrieben. Während das Mittelalter die gedankenvollen Meister seiner Dome völlig mit Stillschweigen übergeht, während wir uns glücklich schätzen, wenn der Zufall einem Chronikenschreiber einmal den Namen eines einzigen Malers aus einer ganzen bedeutenden und ausgebreiteten Schule in die Feder führte, wird bei uns schon der Anfänger, dessen erstes Bild die Wanderung durch die Ausstellungen macht, öffentlich besprochen, und sein Name geht in die Reihe der Tagsberichte über. Allein man mag wohl zweifeln, ob damit dem künftigen Kunsthistoriker viel gedient sey, ob die Menge, das Flüchtige und Widersprechende vereinzelter Notizen nicht in noch höherem Grade seine Verzweiflung ausmachen werde, als die Wortkargheit früherer Zeiten. So mag denn schon für diese Nachfolger unserer kunsthistorischen Forschungen ein Werk, das berichtigte Daten und geordnete Erzählung enthält, von großer Wichtigkeit seyn. Doch die Sorge für die Zukunft würde nur den einsamen Chronisten rechtfertigen, der die sorgfältig gesammelten Nachrichten dem Erben seiner Studien überantwortet, nicht den heutigen Herausgeber eines Buchs. Aber auch für die Gegenwart entsteht ein ähnliches Bedürfniß, theils um einen sichern Anhaltspunkt in den verwirrenden, flüchtig geschriebenen und gelesenen Zeitungsnachrichten zu erhalten, theils um bei den widersprechenden, unreifen und leidenschaftlichen Berichten der Zeitgenossen sich zu einem ruhigern und zuverlässigern Urtheile zu sammeln.

Solche Betrachtungen scheinen dem Verfasser des obengenannten Buchs vorgeschwebt zu haben, indem er, mit den Künstlern der Düsseldorfer Malerschule persönlich und durch jahrelangen Umgang bekannt, Historisches und Beobachtungen über dieselben veröffentlichte. Eine vollständige Chronik des Entwicklungsganges der Schule und der Lebens- und Bildungsgeschichte der Einzelnen — eine mühsame und weniger glänzende, aber um so dankenswerthere Arbeit — zu geben, hat derselbe zwar nicht unternommen, wohl aber manches einzelne Historische mit geistreichen Untersuchungen und Betrachtungen anregend und belehrend durchwebt, und dabei nach der Weise des Tags die Gelegenheit benuzt, um über manche Fragen, auch über die Grenzen seines ursprünglichen Gegenstandes hinaus, sich vernehmen zu lassen.

Uebrigens ist das Buch nicht nach einem durchgreifenden, fest begrenzten Plane geschrieben. Der ersten Absicht des Verfassers zufolge sollte es, wie er in der Einleitung erzählt, nur biographische Beiträge und psychologische, den Künstler und Menschen betreffende Bemerkungen über einen der Düsseldorfer Maler, einen der ausgezeichnetsten freilich, über Lessing, enthalten. Später schien es ihm jedoch angemessen, manche andere verwandte Gegenstände zugleich zu behandeln, und so ist denn das Werk aus mehrern einzelnen Aufsätzen zusammengesezt, welche die Malerschule von Düsseldorf, und außerdem auch das mehrere Jahre hindurch unter Immermann's Leitung daselbst bestandene Theater besprechen.

Der erste dieser Aufsätze „Düsseldorf und seine Künstler" führt uns zunächst auf den Schauplatz der nachfolgenden Erzählungen. Bekanntlich ist weder die Gegend von Düsseldorf durch Schönheit, noch die Bauart durch Alterthum oder Pracht ausgezeichnet. Auch die Mischung

der Bewohner läßt kein entschiedenes oder vorherrschendes Element wahrnehmen. Handel und Gewerbe sind, wenn auch im Aufblühen, doch bis jezt nicht bedeutend; Beamte und Militär in ziemlich gleichstehender Anzahl bilden einen Hauptbestandtheil der Gesellschaft, in welcher sie aber doch, da um den Hof eines königlichen Prinzen der reiche und unabhängige Adel dieser Gegenden sich sammelt, nicht ausschließlich dominiren. Die Gelehrsamkeit, durch einzelne Schulmänner oder Dilettanten vertreten, gelangt noch weniger auf den Vorgrund. So bildet sich denn ohne die geräuschvolle Verwirrung der Masse eine ähnliche bunte und unterschiedlose Mischung, wie sie die neuern Hauptstädte größerer Monarchien bezeichnet. Wichtig ist es aber, daß dieser Zustand der Neutralisation sich nur auf die Stadt Düsseldorf beschränkt. Vor ihren Thoren öffnet sich das bergische Land, der Sitz der emsigsten Fabrikthätigkeit, wenige Meilen rheinaufwärts beginnt mit dem alterthümlichen Köln das Gebiet eines andern entschiedenern Geistes, und eine Reise von wenigen Stunden versezt unter die Berge und Burgen in die ganze Romantik des Rheinufers. Man kann diese Lage Düsseldorfs als eine vortheilhafte betrachten, indem ihre Bewohner des Ausgezeichneten und Charakteristischen Manches in ihrer Nähe haben, ohne von einem derselben ausschließlich ergriffen und beherrscht zu werden.

Auch in religiöser Beziehung findet Aehnliches statt. Die Bevölkerung der Stadt ist in der Mehrzahl katholisch, und zwar mit allem Eifer, wie er sich nur an dem vormaligen Sitze eines wirksamen Jesuitenkollegiums erhalten mußte. Aber das bergische Land ist größtentheils der evangelischen Kirche zugethan, und umfaßt in seinem Wupperthale die entschiedensten und eifrigsten Reformirten, was denn wieder für die Stadt eine mildere und tolerirende Stimmung hervorgerufen hat.

Daß eine solche Lokalität auf eine Malerschule, die aus ihrem Schooße entstünde, von Einfluß seyn müßte, bedarf keines Beweises. Die Düsseldorfer Schule ist indessen keine autochthonische, sie ist nicht aus diesem Boden, auf dem sie gedeiht und sich ausgebreitet hat, hervorgegangen. Schadow selbst, der Stifter dieser Schule, ist mit seinen ältesten und noch immer bedeutendsten Schülern von Berlin gekommen; die jüngern Künstler, welche sich an diese anschlossen, sind, wenn auch meistentheils, doch nicht ausschließlich Rheinländer. Ohne Zweifel wird der Einfluß der Oertlichkeit auf die Länge die fremdartigen Elemente sich völlig amalgamiren, aber die Dauer von nicht viel mehr als einem Dezennium gestattet noch nicht die Annahme, daß dieser Prozeß schon beendigt sey. Der Verfasser läßt wohl mit Recht die Frage, worin der Einfluß der Gegend auf die Schule erkennbar sey, noch unentschieden, und begnügt sich, die Materialien dazu beizubringen. Die Entscheidung dieser Frage wird um so schwieriger, wenn man erwägt, daß jene moderne Universalität, welche, wie wir sahen, in den örtlichen Verhältnissen Düsseldorfs begünstigt ist, einen weniger entscheidenden oder erkennbaren Einfluß ausüben kann. Wie schwer ist es anzugeben, welchen Einfluß die Weltstadt Rom auf ihre Malerschule hatte, wie leicht erkennt man dagegen die wunderbaren Eigenthümlichkeiten Venedigs in den Gemälden, die von dort ausgingen, wieder. Berührt sich nun aber eine durch Verpflanzung und Kolonisation entstandene Kunstschule mit einer so universellen und unbestimmten Lokalität, so macht es eben die Aehnlichkeit beider Faktoren noch schwerer, zu entscheiden, wo die Wirksamkeit des einen anfhöre, die des andern anfange.

Von dieser Schilderung der Lokalität wendet sich der Verfasser (S. 47) zu „einer genaueren Betrachtung der gemeinsamen Lebensweise der Düsseldorfer Künstler, des geselligen, sittlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Standpunktes, der bei der Mehrzahl derselben statt findet.“ Das Nützliche dieser Betrachtung zum bessern Verständniß der Malerschule, bemerkt er, sey nicht zu bezweifeln. Die echte Kunst sey stets ein Ausfluß des innersten Menschen, nicht bloß das lose Spiel eines demselben von außen anhängenden Talentes gewesen. Für frühere Zeiten, in denen Sitte und Lebensansicht mehr ein Gemeinsames waren, reiche die Kenntniß der Zeit im Allgemeinen hin, um auch die besondere Stellung des Künstlers, und das Wesen und die Bedeutung seiner Werke zu verstehen. In unserer Zeit, bei größerer individueller Verschiedenheit, müsse man dagegen, um den Künstler und seine Leistungen einigermaßen gründlich zu verstehen, einen Blick in die Tiefen der Persönlichkeit werfen. Besonders in der Düsseldorfer Schule sey die freieste Entwickelung des individuellen Lebens der einzelnen Künstler bemerkbar. Allein neben dieser Verschiedenheit habe sich zugleich ein gemeinsames Element, eine Grundlage gemeinschaftlicher Bildung entwickelt, ohne die auch eine Schule gar nicht hätte entstehen können. Dieses gemeinsame Element versucht dann der Verfasser zu schildern, vorzugsweise jedoch (was wohl zu berücksichtigen seyn dürfte) so wie es sich in dem Kreise der ältern Künstler der Düsseldorfer Schule, welche der Mehrzahl nach Schadow schon von Berlin dorthin begleiteten, ausgebildet hat.

Man kann diesen Gesichtspunkt einen neuen nennen. Um die Lebensgeschichte der Maler hat man sich zwar vielfach bekümmert, theils nur aus dem Grunde, um dadurch die nöthigen chronologischen Bestimmungen für die Entstehung ihrer einzelnen Werke und ihren Entwickelungsgang zu erhalten, theils aber auch gewiß in einem, jener Rücksicht des Verfassers verwandten Sinne, um den innern Menschen kennen zu lernen, und zum nähern Verständniß seiner Werke zu gelangen, wenigstens unbewußter Weise, und zuweilen mit einer Hinneigung

zu bloßer Anekdotenkrämerei und Klatschsucht. Stets aber geschah dies von den Gleichzeitigen und von der Mehrzahl der spätern Schriftsteller nur in Beziehung auf die einzelnen Maler, nicht auf ganze Kreise derselben. In neuester Zeit und bei dem Studium längst vergangener Kunstepochen begnügte man sich, und mußte sich begnügen, die Sitte und den geistigen Standpunkt der Jahrhunderte im Allgemeinen zum Verständniß der Kunstwerke in Betrachtung zu ziehen. Zwischen beiden mitten inne liegt nun der Gesichtspunkt des Verfassers, indem er die besondere Eigenthümlichkeit nicht des Ganzen, nicht des Einzelnen, sondern eines abgeschlossenen Kreises ins Auge faßt. In der That ist aber die Wahl dieses Gesichtspunktes keine Willkür, sondern eine Nothwendigkeit, denn die Düsseldorfer Schule stellt sich als ein Ganzes dar, welches nicht durch eine lokale Eigenthümlichkeit, wie etwa die venetianische oder die lombardische Schule, noch durch die vorherrschende Nachahmung eines Meisters, wie etwa die des Perugino oder des Raffael, zusammengehalten wird, sondern auf freier geistiger Mittheilung und Wechselwirkung beruht. Merkwürdig ist es, daß während im Allgemeinen der Charakter der Zeit noch immer auf Auflösung der Korporationen und sonstigen Mittelglieder zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen hinwirkt, und bei der höchsten Vereinzelung der Individualitäten eine Centralisation der großen Massen befördert, sich auf dem Boden der Kunst ein genossenschaftliches Element geltend macht, eine Zunft im edleren Sinne des Wortes, ohne äußern Zwang, bloß auf geistiges Bedürfniß gegründet. Jeder, der das Künstlerleben in Düsseldorf aus eigener Anschauung kennt, weiß es, wie groß die Anhänglichkeit der Mehrzahl an diese Gemeinschaftlichkeit ist. Selbst die, welche der Leitung eines Meisters längst nicht mehr bedürfen, welche längst eigene Wege mit Festigkeit zu wandeln gewöhnt sind, verschmähen es, eine einsamere und selbstständigere Stellung zu suchen, und scheiden, wenn ihr Beruf sie dazu nöthigt, nur mit Schmerz und mit nachhaltiger Sehnsucht aus dieser Verbindung, in welche sie stets gern zurückkehren. Persönliche Freundschaft mag ihren Antheil daran haben, aber sie ist nicht das Hauptmotiv, welches vielmehr in einem rein künstlerischen Bedürfniß zu suchen ist. „Es scheint," sagt der Verfasser S. 193 mit Recht, „als ob der Maler noch weniger als der Dichter und selbst der Musiker eine vereinzelte und einsiedlerische Stellung, ohne in seiner Kunst zu sinken, vertragen könne, daß er noch mehr als diese der Nähe von Mitstrebenden, und gleichsam der kräftigenden Atmosphäre derselben, bedürfe.

Gewiß ist diese Geselligkeit in der Natur der bildenden Künste schon begründet; nicht bloß äußere Rücksichten zogen stets diese Künstler zu den großen Werkstätten und zu den Orten blühender Kunstpflege, sondern das Bedürfniß der Theilnahme und Mitwirkung. Es liegt dies in der stoffartigen Natur dieser Künste, durch welche denn auch die Uebereinstimmung des Styls und das Entstehen von Schulen im hergebrachten Sinne des Wortes als etwas Nothwendiges, nicht als ein Zufall, oder gar eine Beschränkung, erscheinen. Wohl aber hat sich dies Bedürfniß noch niemals so rein und so unverkennbar ausgesprochen, als eben in der Düsseldorfer Schule. Eine Vergleichung des Zustandes der Künstlerwelt in München, Rom und Paris mit der von Düsseldorf macht dies unzweifelhaft. Wenn die Anwesenheit einzelner Heroen der Kunst, die Sammlungen älterer Werke, großartige Aufgaben oder doch die Gelegenheit des Verkaufs an diesen Orten zahlreichere Künstlerschaaren zusammenführen, so bilden sie doch (wenn man uns wahr berichtet) bei Weitem nicht die genossenschaftliche Einheit, welche sich in Düsseldorf zeigt. Der Verfasser hätte dies vielleicht noch bestimmter in den Vorgrund seiner Schilderung rücken können.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Preisbewerbung.

Liverpool, 15. Oktober. Es sind bedeutende Preise für die drei besten Pläne eines hier zu erbauenden Assisenhofsgebäudes ausgesezt worden, das im griechischen oder römischen Styl aufgeführt und mit Steinen angeblendet werden soll. Die Kosten dürfen 50.000 Pfd. Sterl. nicht übersteigen, und die Pläne müssen vor dem 1. Jan. 1840 eingesandt werden.

Kunstausstellungen.

Wien, 1. Oktober. Im unteren Volksgarten hat der Maler Wolfsberger eine Ausstellung seiner Aquarellgemälde veranstaltet, die meist Gegenden aus Italien, der Türkei und Griechenland darstellen und jedenfalls sehr verdienstliche Arbeiten sind.

Paris, 16. Oktober. Im Palast der schönen Künste sind gegenwärtig die von den römischen Pensionärs eingesandten Arbeiten ausgestellt und erfreuen sich zahlreicher Beschauer. In der Skulptur ist nur wenig und meist Schwaches geleistet worden, doch kann Simart's „Orest als Flüchtling am Altare der Pallas" wenigstens als Studie für gelungen gelten, obwohl der Charakter und Ausdruck des Orest der Situation keineswegs entsprechen. Das Fach der Malerei ist besser bestellt. Roger's heil. Johann als Prediger in der Wüste, offenbar das bedeutendste Werk, ist in der Zeichnung gelungen, aber die Komposition und das Kolorit lassen viel zu wünschen übrig; ersteres findet man geschmacklos, lezteres zu sehr à la Ingres, welcher Tadel diese Gemälde überhaupt trifft. Jourdy hat eine gute Kopie von Raffaels Grazien geliefert, und Murat's „Tobias mit dem Engel" ist edel gefühlt und richtig gezeichnet, zumal der Engel. An Kupferstichen fehlt

es diesmal ganz, dagegen hat Farochon eine schöne Zeichnung, „die Vision Ezechiels," geliefert. Clerget hat eine Menge (9) gut gezeichneter Pläne zur Restauration antiker Baudenkmäler, z. B. des Hauses des Augustus, des Tempels des palatinischen Apolls ꝛc., eingesandt. Famin und Boulanger haben sich in demselben Fache versucht, wogegen Baltard in fünf Zeichnungen den Plan eines Konservatoriums der Musik lieferte, welcher alle Beachtung von Seiten praktischer Architekten verdient. Im Allgemeinen ist von der diesjährigen Sendung wenig zu rühmen.

Haag, 21. September. Gestern wurde im Gebäude der Zeichnenakademie unsere Gemäldeausstellung eröffnet. Ueber 500 Gemälde sind ausgestellt, unter denen sich sehr werthvolle einheimischer und fremder Künstler befinden.

Brüssel, 15. Oktober. In der diesjährigen Kunstausstellung (über welche sich in diesen Blättern bereits eine kurze Anzeige findet, vergl. Nachr. v. Sept.) befand sich außer dem schon früher erwähnten Schlachtgemälde von de Keyser ein trefflich komponirter und kolorirter „Transport Gefangener" von Bellange; „die Abreise der für die königliche Marine Konskribirten" von Duval Le Camus, an welchem Bilde man ebenfalls das Talent der Franzosen für militärische Süjets bewundern muß; ferner eine Hochzeit aus dem 17ten Jahrhundert von H. Leys aus Antwerpen, die an J. Steen's treffliche Leistungen erinnert. Ein anderes schönes Genregemälde ist Latour's „Rendezvous," in welches Verboeckhoven den Hund gemalt hat. Montfort's „griechischen Seeräubern" sieht man es an, daß sich der junge Künstler längere Zeit mit großem Nutzen in der Levante aufgehalten hat. Des englischen Malers Richard Rothwells „Junge Dame" und Henry Scheffer's „Charlotte Corday nach der Ermordung Marats" zogen die Schaulustigen vorzüglich an. Während man es in Deutschland den niederländischen Künstlern zum Verdienst rechnet, daß sie dem Studium der früheren Meister treu bleiben und sich die Vorzüge zu erhalten suchen, welche jene im Genre und Landschaft erreicht haben, machen englische Blätter ihnen dies zum Vorwurf und meinen, sie sollten sich mehr an die Natur halten, um mit den Werken der Düsseldorfer und Münchner Schule wetteifern zu können.

Newcastle upon Tyne, 10. Oktober. Die zweite Ausstellung der Nordenglischen Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste ist jezt hier im Gange. Sie enthält 240 Gegenstände, von denen nur wenige von London eingesandt sind, und die meist von hiesigen Künstlern herrühren, an deren Spitze Richardson steht, dessen Sohn ebenfalls viel Treffliches geliefert hat. Der Katalog enthält die Namen von nicht weniger als dreißig einheimischen Künstlern. Vergangenes Jahr wurden die handarbeitenden Volksklassen gratis eingelassen, was eine für die Mitglieder und das zahlende Publikum sehr lästige Ueberfüllung der Räumlichkeiten zur Folge hatte. Diesesmal ist dieselbe Maßregel durch Stimmenmehrheit durchgegangen; allein das Comité wird Anstalten treffen, jenen Uebelstand einigermaßen zu vermindern.

Norwich, 10. Oktober. Der hiesige Kunstverein hat jezt seine erste Ausstellung eröffnet, früher waren zwar schon 27 Jahre hintereinander dergleichen hier gehalten worden, allein seit den lezten sechs Jahren war der Eifer für ähnliche Unternehmungen erkaltet, daher die Bildung eines eigentlichen Kunstvereins zur Wiederbelebung des Geschmacks an der Kunst sehr an der Zeit war. In zwei geräumigen Sälen sieht man 572 Gemälde von englischen und schottischen Künstlern; der eine enthält die Oelbilder, der andere die in Wasserfarben. Unter den erstern zeichnen sich vier Landschaften von J. Stark, Mondlandschaften von J. B. Crome, Viehstücke von C. Bristow, Porträts von G. Clint und ein treffliches Genregemälde von C. Hancock „die Wahl eines Parlamentsmitglieds" aus. Unter den Wasserfarbenbildern nimmt unstreitig W. Robertson's „Brücke von Aber in Nordwales" die erste Stelle ein. A. Penley hatte treffliche Genrebilder, und W. Joy, so wie M. E. Cotman haben schöne Seestücke geliefert. Auch von dem bekannten Copley Fielding ist eine sehr gelungene Ansicht von Scarborough zu sehen. Von Mlle. Sellett ist ein schönes Fruchtstück da. Zwei andere Damen, Mlle. Rosa Bacon und Mlle. Kinnebrook haben vorzügliche Kreidezeichnungen, die eine den Kopf einer alten Frau, die andere Kinderköpfe geliefert. Das Resultat des ganzen Unternehmens ist ein sehr erfreuliches, und fordert zu ferneren Bestrebungen in derselben Richtung auf.

Bristol, 12. Oktober. Zur hiesigen jezt eröffneten Kunstausstellung haben 56 Londoner Künstler Werke eingesandt. Unter den hiesigen Malern zeichnen sich Müller und Fripp im Landschaftsfache, Tovey in Intérieurs aus. Die Ausstellung ist überhaupt gut besezt, und dies ist vorzüglich den Bemühungen des Sekretärs unseres Kunstvereins, Herrn Tucker, zu verdanken. Eine Subskription behufs anzukaufender und zu verloosender Gemälde ist bereits im Gange, um entfernt wohnenden Künstlern, für ihre Mühe und Auslagen, die Aussicht auf den Verkauf ihrer Werke zu eröffnen.

Leeds, 15. Oktober. Die hiesige Kunstausstellung zum Besten des Gewerbeinstituts ward am 10. Juli eröffnet, und brachte (bei einem Eintrittsgeld von 1 Groschen oder 20 Groschen für ein Abonnementsbillet) etwa 5000 Pfd. Strl. ein, während die Kosten etwa 1000 Pfd. betrugen. Die Ausstellung war zu 50,000 Pfd. Strl. versichert. Die Kunstwerke rührten meist aus den Sammlungen der benachbarten Gutsherren und von Privatleuten in der Stadt her. Auch die Königin hatte ihr Porträt von Hayter (ganze Figur) eingesandt. Herr Francis Hawksworth Fawkes hatte über 50 Oelbilder, und außerdem 40 Wasserfarbengemälde von Turner beigesteuert. Auf diese Weise kam eine höchst interessante Ausstellung von nicht weniger als 16,000 Gegenständen (worunter freilich auch Kuriositäten aller Art, selbst Kleinigkeiten, wie Riechfläschchen von böhmischem Glase ꝛc.) zusammen, in der man Werke von fast allen ausgezeichneten ältern und neuern englischen Malern sah. An einem Kunstvereine fehlt es der Stadt Leeds noch, und den Künstlern brachte diese Ausstellung natürlich keinen Nutzen, wenn gleich die starke Einnahme beweist, daß sich in Stadt und Umgegend Viele für Kunst interessiren.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Durch jede Buch- und Kunsthandlung ist von Herrn Leopold Voß in Leipzig zu beziehen:

Verzeichniss einer ausgezeichneten Sammlung vortrefflicher, zum Theil äusserst seltener Kupferstiche neuerer Meister, grösstentheils in Abdrücken avant la lettre; dessgleichen einiger Römischen Miniaturmalereien u. s. w., welche für die beigesezten Preise einzeln zu verkaufen sind. 8. Geh. Preis 4 gGr.

Schenk u. Gerstäcker in Berlin.

№. 97.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 3. December 1839.

Kunstliteratur.

Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz.

(Fortsetzung.)

Eine nähere Aeußerung dieses Prinzips ist die Neigung der Düsseldorfer Künstler, in einzelnen Vereinen zusammen zu treten, in welchen theils und hauptsächlich die Kompositionen vorgelegt, geprüft und besprochen, theils aber auch an anderen Abenden Dichter und Geschichtschreiber vorgetragen werden. Der Verfasser beschäftigt sich ausführlich mit dem einen, und zwar dem erstentstandenen dieser Vereine, der von den ältesten Mitgliedern der Schule, Schadow mit eingeschlossen, besucht wird, und an welchem er selbst als Vorleser thätigen Antheil nahm. Schön und lebendig schildert er die Frische und Wärme, mit welcher in diesem Kreise die großen Gestalten der Poesie und Geschichte (S. 65) aufgenommen wurden, schöner noch die begeisterte Stimmung, welche an den zur Vorlegung von Kompositionen bestimmten Abenden sich einstellte, besonders wenn viele vorzügliche und einen glücklichen Fort- und Ausgang versprechende Entwürfe zur Stelle waren. „Selbst die kritischen Verhandlungen über eine Zeichnung von zweifelhaftem Werthe, die Vorschläge, den Mängeln derselben abzuhelfen, die neuen Bedenklichkeiten, die wieder aus diesen Vorschlägen entstehen, vermögen es zuweilen, ein Interesse und eine Lebendigkeit zu erlangen, von denen derjenige Kunstfreund keinen Begriff haben kann, der die Zeichnungen und Entwürfe neuerer oder älterer Maler bloß aus den Mappen der Sammler kennt. Der Beurtheiler und Kritiker theilt hier bis zu einem gewissen Grade die Sorgen, wie die Freuden des schaffenden Künstlers. Man fühlt sich nicht bloß als zerlegender oder genießender Betrachter, sondern als Glied inmitten eines großen schaffenden Treibens, das nicht das eines Einzelnen, sondern ein gemeinsames ist, und wie eine allgemeine Lebensluft die Versammlung durchdringt.“ (S. 69.)

Auch außer diesen, künstlerischer Anregung und Uebung unmittelbar gewidmeten Vereinen, trägt begreiflicherweise die Geselligkeit einen künstlerischen Charakter. Man liebt Maskenscherze und dramatische Aufführungen, durchdachte und einstudirte sowohl, als unvorbereitete, von denen denn die ersten durch geschmackvolle und glänzende Anordnung sehr befriedigend, die andern durch den heitern Humor einer größern Zahl und den glücklichen, scharfen Witz einiger Theilnehmer höchst vorzüglich auszufallen pflegen. Der Verfasser gibt anmuthige Beschreibungen einiger solcher Feste und Scherze, obgleich dabei natürlich der feinste und flüchtigste Aether augenblicklicher Laune nicht in das Wort des Erzählers übergeben kann.

Außer der eigenen Kunst nimmt die Musik das Interesse dieses Malerkreises vorzugsweise in Anspruch, ein Umstand, den der Verfasser als charakteristisch für die herrschende Sinnesweise, wiederholt und mit stärkerer Betonung anführt. Es ist begreiflich, daß einer heitern, empfänglichen Jugend musikalische Aeußerungen und Anregungen des Gefühls nicht fremd bleiben können, und daß der regere Schönheitssinn auch hier höhere Ansprüche und Leistungen, als unter andern ähnlichen Verhältnissen, z. B. unter Studenten, bedingt. Die allgemeine Anlage des Volks am Niederrhein, die Theilnahme an den Musikfesten dieser Gegenden, mögen denn auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Jedenfalls aber steht diese Hinneigung im Zusammenhange mit der Richtung der eigenen Kunst, und verdient daher mit Recht, herausgehoben zu werden. Bei der ferneren Schilderung der Lebensweise und des wissenschaftlichen Standpunktes dieses Künstlerkreises verhält sich der Verfasser mehr negativ, ungehörige Ansprüche und irrige Ansichten der Fernerstehenden abwehrend. Durch die Romanschreiber und einige Dichter zweiten Rangs ist ein gewisser Theil des Publikums daran gewöhnt, die Gestalt des Künstlers, und namentlich auch des Malers, in einem ideal-phantastischen, wunderlichen

Lichte zu denken. Diesen barocken Vorstellungen gegenüber bezeichnet der Verfasser das Leben des Kreises, mit dem er sich beschäftigt, als ein sehr prunklos bürgerliches und zurückgezogenes, ja, er nimmt nicht Anstand „die Beschränkung auf das Privat- und Familienleben, auf den Kreis der eigenen unmittelbaren Lebensthätigkeit, und der damit in nächster Beziehung stehenden Interessen, als vorherrschendes Merkmal des Düsseldorfer Künstlerlebens" zu bezeichnen. Der Graf Raczynski hatte in seinem bekannten Werke von der Zusammenkunft unserer Maler in einem Kaffeegarten ein, wie man will, idyllisches oder philisterhaftes Bild entworfen, das er „als eine neue Germania, eine Schilderung tugendhafter deutscher Barbarei, nach dem Muster des Tacitus der fashionablen, in die Eleganz modernen Luxus versunkenen Welt" vorhalten wollte, und das von den Franzosen „mit einem Erstaunen, wie wir etwa bei einem Berichte von den sanften aber wunderlichen Sitten der Südseeinsulaner empfinden" aufgenommen wurde. Diesem gegenüber vindizirt der Verfasser seinem Kreise eine feinere, elegantere Geselligkeit. In Beziehung auf wissenschaftliche Bildung aber ergibt sich aus seinen Berichten, daß der Sinn für Poesie höchst rege und empfänglich, daß eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß der Geschichte, selbst sonst weniger bekannter Epochen, bei Einzelnen sogar eine große Vorliebe für diese Studien vorhanden ist, die jedoch mehr auf die Begebenheiten, Persönlichkeiten und Zustände, mit einem Worte auf Besondres, als auf große Gesammt- und Ueberblicke, auf weltgeschichtliche Totalanschauungen gerichtet sey. Dagegen wird die Theilnahme dieses Künstlerkreises an den politischen Händeln des Tages im Gegensatze zu der fast fieberhaften Heftigkeit dieser Theilnahme bei der übrigen Welt ziemlich gering geschildert, und ferner versichert, daß die Beschäftigung mit theologischen Fragen, obgleich solche von Einigen angeregt würden, nur bei Wenigen Eingang gefunden hätte. Noch mehr wird dann das Interesse für die eigentliche wissenschaftliche Philosophie ihnen insgesammt ganz abgesprochen. Fast scheint sich dies Alles von selbst zu verstehen. Es ist natürlich, daß einem künstlerisch Gestimmten die Schulphilosophie nicht zusagen kann. Der Herr Verfasser läßt sich ausführlich darüber aus, daß der „eisige, gestalt- und farblose Aether der Abstraktion, zu welcher die Philosophie der lezten Jahrhunderte emporgestiegen ist, und emporsteigen mußte, eine dem bildenden Künstler geradezu tödtliche Luftschicht sey," und man kann ihm darin nur beistimmen. Aber gewiß war es und wird es immer so seyn. Daß (S. 73) „ein Lysippus oder Apelles den Plato studiren konnte" möchten wir bezweifeln, und wenn „ein Raffael noch auf der vollen Höhe der geistigen Bildung seiner Zeit und seines Volkes stehen mochte," so hat er sich dennoch gewiß mit dem Studium des Pomponatius und des Jordanus Bruno nicht befaßt. Auch in dieser Ausführung scheint daher eine ironische Polemik gegen gewisse Aesthetiker der Hegelschen Schule, welche die Kunst gern aus der niedern Region des Lebens auf die „Höhe des Gedankens" erheben möchten, den Verfasser einigermaßen über die Grenzen seiner Aufgabe hinausgezogen zu haben. Eben so natürlich, ja durchaus wünschenswerth erscheint es, wenn die Düsseldorfer Künstler ferner, wie der Verfasser (S. 76) anführt, um die Theorie der Kunst nicht eben besonders bemüht sind. Abgesehen natürlich von den Regeln über das Technische und Geistige der Komposition, welche der Künstler schon unwillkürlich in Betrachtung zieht, und deren Erörterungen bei jener gegenseitigen, begeisterten Kritik der Entwürfe, von der oben gesprochen ist, nicht ausbleiben kann, werden die Satzungen einer theoretischen Aesthetik dem praktischen Künstler niemals sehr am Herzen liegen. Der Gesunde hat weder Ursache noch Beruf, sich mit der Anatomie zu befassen, und es ist schon ein Zeichen der Krankheit, wenn er von den Funktionen des Organismus viel zu sprechen beginnt. Der Verfasser geht aber noch weiter. Außer der Schulphilosophie, bemerkt er nämlich, gäbe es noch „ein anderes in der Lebendigkeit der bloßen Vorstellung verharrendes, noch mit Gefühl und Phantasie erfülltes Gebiet des Gedankens, eine, gleichsam auf der Mitte des Berges liegende Region, die schon eine hinreichend weite Aussicht gewährt, und dabei doch noch mit grünen Kräutern, Gewächsen und Bäumen farbig und üppig geschmückt bleibt." Auch dieses Gebiet nun, welches doch dem bildenden Künstler nicht unzugänglich, und sogar wohlthätig sey, und auf dem manche bedeutende Kompositionen (z. B. die des Göttersaales in München und die für das Museum in Berlin bestimmten, aber nicht ausgeführten genialen Zeichnungen Schinkels) entstanden seyen, werde in dem Düsseldorfer Kreise (wiewohl mit einzelnen bedeutenden Ausnahmen) nicht eben stark angebaut. Wenn auch besonders bei Einigen die Gabe geistreicher, witziger, physiognomischtiefer Beobachtung sich thätig zeige (S. 75), so wären sie doch um Alles, was einen allgemeinen Ueberblick über eine größere geistige Totalität erfordere, wenig bemüht. Auch dieser Mangel aber sey, fügt er hinzu, nicht so bedauerlich, wie er auf den ersten Anblick scheine. Die Gefahr des Schiefen, Halbwahren und Schillernden (S. 80) sey auf diesem Boden allzugroß. Wenn auch vielleicht einzelne Künstler in dieser philosophirenden Gedankenrichtung Vortreffliches geleistet, so sey eine solche zur Begründung einer Schule nicht geeignet. Immerhin habe eine geistreiche Weltansicht dieser Art nur eine subjektive Wahrheit. Die Malerei aber müsse, wenn sie nicht die wichtigsten Gesetze ihres Wesens verkennen wolle (S. 81), einen Inhalt von entschieden objektiver, volksthümlicher gemeinsamer Art geben.

Nach allen diesen Bemerkungen bezeichnet denn der Verfasser die Sinnesweise des Düsseldorfer Künstlerkreises dahin, daß sie mehr auf das Gefühlsleben gerichtet sey, als auf das Geistesleben, und sich entweder in der naiven oder humoristischen Beobachtung des Besonderen (der Porträtrichtung) oder in der Auffassung einzelner lyrischer Empfindungen (der musikalisch-landschaftlichen Stimmung) vorzugsweise bewege. Er scheint dies zwar als einen Mangel zu betrachten, schließt aber doch den ganzen Abschnitt mit der Anführung Schillerischer Verse, die darauf hinweisen, daß solche Beschränkung, der Einheit und Kraft des stillen künstlerischen Wirkens nur vortheilhaft seyn könne. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Akademien und Vereine.

Edinburgh, 10 Oktober. Die schottische Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste hat jezt ihren Jahresbericht bekannt gemacht, welcher das erfreuliche Fortschreiten dieses Vereins bezeugt. Er fing vor fünf Jahren mit einem Fonds von 728 Pfd. Strl. an, und vier Jahre später betrug dessen Einnahme schon 5428 Pfd. Strl. Im Jahr 1838 — 1839 ist dieselbe wieder um 1422 Pfd. gestiegen. Die Zahl der Mitglieder beträgt 4418. Binnen fünf Jahren hat der Verein 11,988 Pfd. Strl. auf Beförderung der Künste gewandt und etwa 300 Gegenstände gekauft, von denen manche bis 350 Pfd. kosteten. Bei der lezten Ausstellung wurden mehr als die Hälfte der verkäuflichen Bilder für 4000 Pfd. vom Vereine erworben. Durch die Eintrittsgelder ward ihm eine Einnahme von 1142 Pfd. Uebrigens herrscht bei demselben nicht die löbliche Sitte, daß die ausgespielten Gewinne gewisse Geldsummen sind, für die sich die Gewinner beliebige Gemälde auf der Ausstellung aussuchen. Bei den 20 bis 30 Kunstvereinen Großbritanniens ist dies fast durchgehends üblich. Bei manchen geht man so weit, daß, wenn Jemand 50 Pfd. gewinnt, er dafür 10 Gemälde à 5 Pfd. nehmen kann. Bei den meisten muß, gewiß zweckmäßiger, der ganze Gewinn auf den Ankauf eines Kunstwerks verwandt werden, und es steht frei, aus eigenen Mitteln, zur Erlangung eines werthvollern Gegenstandes, zuzulegen. Wenig liberal ist die Einrichtung, daß nur Werke schottischer Künstler, die in Schottland selbst leben, vom Vereine erworben werden. Dies wird englische Künstler künftig abhalten, der Kunstausstellung Gemälde zuzusenden, und erscheint um so unbilliger, wenn man bedenkt, daß die englischen Vereine nach andern Grundsäzen verfahren, und die Gesellschaft ihre Aktien durch Agenten in England anzubringen sucht.

15. Oktober. Die neue Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste in Schottland hat ebenfalls ihren Jahresbericht herausgegeben. Sie besteht erst seit zwei Jahren und zählt, troz der Rivalität ihrer älteren Schwester, schon 811 Mitglieder. Vergangenes Jahr konnte sie 548 Pfd. auf Gewinne verwenden, und von den Gewinnenden wurden noch etwa 100 Pfd. zugelegt, um Gemälde nach Wunsch zu erlangen. Denn nach ihren Statuten darf man sich ein beliebiges Gemälde, und zwar sowohl auf ihrer, als der Ausstellung der ältern Gesellschaft auswählen. Man kann diesem Vereine den Vorwurf machen, daß von den 54 Preisen, die er leztes Jahr ausspielte, 16 nur 5 Pfd. betrugen. Für ein so geringes Geld aber kann kein gutes Gemälde, noch dazu mit dem Rahmen, geliefert werden. Durch solche Einrichtungen wird also nur die Pfuscherei begünstigt.

Wien, 15. Oktober. Der Kunstverein läßt Dannhäuser's treffliches Bild, die Testamentseröffnung, welches er für 300 Dukaten gekauft, von Kininger stechen. Später wird es verloost. Wilkie hat bekanntlich früher denselben Gegenstand behandelt, allein Dannhäuser hat einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen, indem sich in seinem Bilde, wenn gleich die Satyre einen gewissen Antheil behauptet, die deutsche Gemüthlichkeit vorherrschend ausspricht. Hinsichtlich der technischen Ausführung steht dasselbe weit über Wilkie's.

Berlin, 15. Oktober. Heute feierte der wissenschaftliche Kunstverein sein Stiftungsfest im Jagorschen Lokale. Herr Hofr. Förster las über das Naive im Leben und in der Kunst, mit Beziehung auf Schillers Abhandlung über das Naive und Sentimentalistische in der Poesie, und suchte nachzuweisen, in welchen Punkten sich die ästhetischen Ansichten seit 1795 geändert haben. Herr Pettipierre hatte einen vollständigen Daguerrotyp und Lichtbilder aufgestellt. Eine Sammlung von Zeichnungen, Lithographien und Kupferstichen der Münchener historischen Schule war zur Ansicht aufgelegt. Herr Eichens legte der Gesellschaft den sehr gelungenen Kupferstich der Madonna von Rafaellino del Garbo aus der königl. Galerie vor, und ein Mahl beschloß das Fest.

Berlin, 19. Oktober. Der hiesige ältere Künstlerverein feierte gestern das Fest seines 25jährigen Bestehens. Der erste Direktor desselben, Direktor Dr. Schadow, steht noch heut an dessen Spitze. Die Feier, zu welcher über 300 Personen sich vereinigt hatten, geschah durch vielerlei symbolische Darstellungen, zu denen Dichtkunst, Musik, Malerei und Plastik mitwirkten, und schloß mit einem Abendessen.

Halle, 16. Oktober. Am gestrigen Tage, dem Geburtstage des Kronprinzen, hielt der thüringsch-sächsische Verein eine Generalversammlung in den Sälen der Freimaurerloge, unter dem Vorsize des Vicepräsidenten Dr. Weber. Landrath Lepsius von Naumburg hielt einen Vortrag über die Geschichte der alten Burg zu Freiburg an der Unstrut, deren Kapelle und die dortige Stadtkirche, welcher in dem nächsten Hefte von Puttrich's Denkmälern abgedruckt werden soll. Dr. Weber zeigte die auf dem Mönche bei Halberstadt aufgefundenen Alterthümer mit begleitenden Bemerkungen vor. Einen tiefen Eindruck machte es, als Herr Hauptmann Krug von Nidda in einem gemüthlichen Gedichte: „des Dichters lezter Wille,“ den Verein zum Erben seiner schönen Sammlung von Alterthümern, unter der Bedingung einsezte, daß sie ungetrennt hier aufgestellt würde. Zum Schlusse wurde die Ernennung einer Anzahl Ehrenmitglieder publizirt.

Halberstadt, 30. Oktober. Der hiesige Kunstverein hat für 1839 ein sehr schönes Bild von Riedel in Rom empfangen, „eine neapolitanische Fischerfamilie durch Lautenspiel unterhalten.“ Es wird jezt von Jentzen in Berlin lithographirt und 1840 den Kunstvereins-Ausstellungscyclus durchwandern.

Museen und Sammlungen.

Baden-Baden, 26. September. Herr von Metzler beabsichtigt mit seiner Gemäldesammlung nach Italien zu gehen.

Wien, 10. Oktober. Unter den Kunstsammlungen von Wien gibt es eine, die vielleicht den gewöhnlichen Besuchern der Hauptstadt kaum zur Kenntniß kommt, und doch in hohem Grade ihre Aufmerksamkeit verdienen dürfte. Es ist die von dem kunstliebenden, durch seine große Vasensammlung bekannten Grafen v. Lamberg, die er der hiesigen königl. kaiserl. Akademie der bildenden Künste hinterlassen hat, und die bis jezt, wegen Mangels an Raum, nur zum Theil in dem Lokal der lezteren aufgestellt ist. Leider ist auch diese Aufstellung sehr unvortheilhaft, was in dem mangelhaften Lokal liegt. Unter den Bildern sind drei treffliche Murillo's, worunter besonders ein liebliches, eine Zigeunerin; mehrere Bilder von Velasquez, worunter ein treffliches Bild der Gemahlin Philipps IV.; zwei Skizzen zu den großen Reiterbildern Philipps IV. im Museum zu Madrid; ein herrlicher Claude Lorrain, eine Meeresansicht mit Schiffen; zwei schöne Swanevelts; ein herrlicher Guido Reni, ein schlafender Amor; ein großes Bild von Francia, die Jungfrau Maria auf dem Throne mit den Heiligen Petrus und Lucas, mit der Jahreszahl 1510; mehrere schöne Innenansichten von P. Neefs und van Vliet; ein wunderhübsches kleines Bild (Miniaturgröße, auf Kupfer) von Netscher; ein Frauenzimmerkopf; eine schöne römische Landschaft von Lingelbach; ein schönes Blumenstück der Rachel Ruysch u. s. w.

Bauwerke.

München, 5. Oktober. Unter den Neubauten der durch Brand zerstörten Saline Reichenhall zeichnet sich das nunmehr unter Dach gebrachte, meist aus Tuffstein und Marmor errichtete Brunnenhaus durch seinen majestätischen byzantinischen Styl aus. In der Mitte des Vorplazes werden zwei Brunnen errichtet, der eine mit der Statue des heiligen Rupertus, der andere mit der des heil. Benno. Die Modelle dazu liefert Schwanthaler, und die Bildsäulen werden in der königl. Erzgießerei ausgeführt.

Augsburg, 12. Oktober. Die hiesige allgemeine Zeitung enthält einen Aufruf zur Bildung eines Vereins, dessen Zweck die Erhaltung der Ritterburgen seyn und der, vorderhand auf Bayern beschränkt, sich der allerhöchsten Begünstigung erfreuen würde.

Köln, 9. Oktober. Se. Majestät der König hat für dieses Jahr abermals 10,000 Thlr. zum hiesigen Dombau angewiesen.

Halberstadt, im Oktober. Die Restauration unseres Domes ist nun auch von Sr. Majestät dem Könige befohlen. Zunächst soll alles Störende aus dem Innern entfernt und eine zweckmäßigere Umstuhlung vorgenommen werden, die zugleich dem Style der Kathedrale völlig entspricht. Dann werden die Glasmalereien in die Hauptfenster vereinigt werden. Jezt sind nur noch zwei Hauptfenster vollständig erhalten, in manchem sogar nur noch einzelne Felder, die sich indeß leicht zusammenstellen lassen, weil alle aus derselben Zeit von gleicher Größe und Darstellungen aus dem Leben Christi, der Maria und der Heiligen sind. — Die Gemälde und andere Kunstschäze des Domes und der Liebfrauenkirche sind bereits auf dem Kapitelsaal des Doms aufgestellt, als Stamm für ein städtisches Museum.

Kopenhagen, 15. Oktober. Es ist jezt endlich eine Entscheidung über den vielversprochenen Bau des Thorwaldsenschen Museums erfolgt. Es wird nach Bindesböl's Zeichnungen aufgeführt werden, und die Stadt die Kosten tragen, insofern sie nicht schon durch die Subskription gedeckt sind.

Sculpturen.

Pisa, 1. Oktober. Zur Feier der Zusammenkunft der italienischen Naturforscher wurde heute in Gegenwart derselben Galileis Bildsäule im Palast der Universität aufgestellt. Ein Verein von Freunden der Wissenschaft und Kunst hat dieselbe, unterstüzt durch die Freigebigkeit des Großherzogs, von dem Verfertiger, dem berühmten Bildhauer Emilio Demi zu Livorno, gekauft. Sie ist aus dem feinsten karrarischen Marmor gearbeitet und stellt im kolossalen Maßstabe Galilei sizend und im Nachdenken über eine in der linken Hand gehaltene Erdkugel vertieft dar.

Paris, 15. Oktober. Auf dem Brunnen des Richelieuplazes sind nun die Statuen der Seine, Garonne, Loire und Saône aufgestellt worden.

Paris, 10. Oktober. Man bewundert hier eine schöne Christusstatue von dem jungen Bildhauer Scherb, welche derselbe für seinen Geburtsort, Koblenz, bestimmt hat.

Wien, 10. Oktober. Der Bildhauer Demeter Petrovits hat den Plan gefaßt, das Brustbild des Kaisers Franz in Form eines 42 Fuß im Durchmesser haltenden Medaillons in die 600 Fuß hohe Marmorwand des von der Residenz nicht sehr entfernten 6517 Fuß hohen Schneebergs zu hauen. Die Vorarbeiten zu diesem Unternehmen, das allgemeine Unterstüzung findet, haben bereits begonnen, und der weiß und röthlich gesprenkelte Marmor scheint sich zu Reliefarbeit vollkommen zu eignen.

Erzguß.

Dresden, 12. Oktober. Der Guß der Statue Friedrich Augusts, welche hier in einer parkähnlichen Anlage aufgestellt werden soll, ist vor Kurzem sehr glücklich ausgefallen, mit Ausnahme des einen Arms, der besonders hat gegossen werden müssen.

Paris, 15. Oktober. Das Modell der kolossalen Bildsäule Napoleons im Kaiserornate von dem Akademiker Bosio ist in die Gießerei des Herrn St. Denis abgegeben worden, um in Metall ausgeführt zu werden.

Denkmäler.

Paris, 1. Oktober. Die Stadt Bort im Departement Corrèze, Marmontel's Geburtsort, hatte vor längerer Zeit von der Regierung eine von Danton gearbeitete Büste jenes berühmten Mannes geschenkt erhalten. Sie ward auf einen Sockel von volvicschem Basalt gestellt, und die feierliche Enthüllung des Denkmals fand am 28. September statt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 98.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. December 1839.

Kunstliteratur.

Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz.

(Fortsetzung.)

Es fragt sich, ob diese Eigenschaften, welche der Verfasser von jenem Düsseldorfer Kreise bemerkt, demselben ganz eigenthümlich, oder ob sie ihm nicht vielmehr mit andern Künstlern gemeinsam sind. Die Seele des Künstlers ist zwar für alles Große und Bedeutende empfänglich, aber, mehr wenn dasselbe in lebendiger Gestalt, als in wissenschaftlichem Begriffe dargeboten wird. In der mühsam geflochtenen Kette systematischer Erkenntnisse sind immer schwache Stellen, ermüdende Längen. Eine künstlerische Natur aber will sich begeistern, sie schneidet nur aus grünem Holze und kann nicht folgen, wo man auch mitunter leimen müßte. Sie will von dem Geistigen berührt und erweckt werden, wie von der schönen Erscheinung, momentan, individuell, kräftig. Sie versteht mehr durch Divination als durch Demonstration. Der geistige Standpunkt und die Denkungsweise des Künstlers bildet sich dann erst aus solchen einzelnen, aber tief empfundenen Anregungen. Es versteht sich, daß auch hier nach Verschiedenheit der Anlage und der Bedeutung des Individuums ein großer Spielraum in dem Mehr oder Minder geistiger Einsicht und Kenntnisse zu gestatten ist, aber der Form nach wird es sich im Wesentlichen bei allen Künstlern so verhalten. Legt man daher einen wissenschaftlichen Maßstab bei ihnen an, verlangt man vollständigen materiellen Zusammenhang (nicht bloß persönliche Einheit) oder gar ein stets bereites, gleichbleitendes Interesse für das ganze Gebiet des Geistes, so wird das Urtheil immer ungünstig ausfallen. Beobachtet man sie aber mit feinem Sinne, so wird man oft erstaunen, wie vielseitig ihre Empfänglichkeit, wie erregbar ihr Gefühl, wie scharf und selbstständig ihr Urtheil ist. Es sind diese Vorzüge fast dieselben, welche man nicht selten an geistreichen Frauen gerühmt hat, hier noch mit einem Elemente männlicher Kraft verbunden. Es ist die reine menschliche Natur, frei von der Entstellung, welche härtere Berufsgeschäfte hervorzubringen pflegen.

Daß solche Naturen für Schulphilosophie und Kunsttheorie nicht geeignet seyn können, versteht sich von selbst, und ist schon oben berührt. Nicht viel anders verhält sich es aber mit der Politik des Tages. Einzelne bedeutende Ereignisse und Personen werden diese empfänglichen Gemüther gewiß mächtig ergreifen. Aber die langsame und mühselige Entwickelung der Zeit, Bestrebungen, deren Ziel und Bedeutung sich erst nach Jahren offenbart, und die augenblicklich für die Menge nur einen konventionellen Werth haben, besonders die mehr rechtlichen Fragen, nach den Vorzügen dieser oder jener Verfassung, wie sie unsere Friedensjahre vorzugsweise beschäftigen — Alles dieses kann lebendige und frische, auf eine andere Aufgabe gerichtete Gemüther nicht anhaltend fesseln. Auch die Künstler der Vorzeit haben an den politischen und selbst den religiösen Händeln ihrer Tage nicht leicht, oder doch nur zu ihrem Schaden, lebhaft Theil genommen. Lukas Cranach's Treue gegen seinen gefangenen Herrn, den Kurfürsten von Sachsen, Albrecht Dürer's fromme Wünsche für den Mann Gottes in Wittenberg, Fra Bartolomeo's jugendliche Anhänglichkeit an Savonarola, Benvenuto Cellini's Abenteuer oder die Verwickelung jenes alten venetianischen Bildhauers, dem wir die trefflichen Kapitelle des Dogenpalastes verdanken, in die Verschwörung des Marino Falieri, alle diese Züge beruhten auf persönlichen Verhältnissen. Auch Rubens spanische Gesandtschaftreise spricht nicht dagegen. Die französischen Künstler der Revolutionszeit machen Ausnahmen, aber ohne Zweifel auch auf Kosten ihrer Kunst.

Ganz richtig ist es nun zwar, wenn der Verfasser jenes mittlere Gebiet des freien geistreichen Denkens den Künstlern zugänglicher hält. Aber es ist die Frage, ob man bei Künstlern, welche sich noch nicht in Aufgaben

versucht haben, die auf tiefere Beziehungen führten, über den Mangel solcher Fähigkeit absprechen kann. Gewiß kann sich ein Gedankenreichthum dieser Art in einer künstlerischen Natur nicht leicht im Gespräche äußern. Schon an und für sich ist dem bildenden Künstler das Wort nicht in dem Maße der natürliche Ausdruck seiner Gedanken, wie etwa dem Gelehrten oder Dichter; besonders aber (und auch dies erkennt ja der Verfasser an) ist eine Prätension des Geistreichen und Neuen, jene Vielwisserei, jene Neigung, das Persönliche und Individuelle in Begriffe und Gegensätze aufzulösen, welche sich in der Literatur und in der Gesellschaft bei uns geltend macht, höchst unkünstlerisch. Sehen wir zu, in welcher Gestalt sich tiefere Begriffe oder philosophische Anklänge in der Kunst finden, so ist es stets die, in welcher schon das Mittelalter sie kannte. Auch völlig neue, der Geistesbildung unserer Tage angehörige Gedanken, nehmen in der Behandlung durch die bildende Kunst eine scholastisch-allegorische Form an. Sie befreien sich von dem subjektiven Gepräge des geistreichen Einfalls, beschränken sich auf das, was festes Gemeingut ist, ordnen sich in symmetrischen Gegensätzen und personifiziren sich in allegorischen Gestalten. Bei diesem Mißverhältnisse zwischen dem hergebrachten geistreichen und subjektiven Denken unserer heutigen Bildung und dem Bedürfnisse der Kunst nach fester symbolisch-allegorischer Abgrenzung des Gedankens ist es denn noch natürlicher, daß sich die künstlerische Gedankentiefe nur in Gestalten, nicht in Worten aussprechen kann, und schüchtern in der Brust verschlossen bleibt, bis eine Gelegenheit künstlerischer Anwendung sich darbietet. An solchen Gelegenheiten hat es aber der Düsseldorfer Schule bisher wenigstens so weit gefehlt, daß sich die Richtung und Neigung dazu nicht vorzugsweise ausbilden konnte. Denn die Oelmalerei, auf welche sie bisher hauptsächlich angewiesen war, führt weniger dahin, als die Freskomalerei, wie dies der Verfasser (S. 359) selbst sehr gut ausführt. Es kann daher wohl eine Täuschung seyn, wenn man den Mangel wörtlicher Aeußerung als ein Zeichen völlig fehlender Anlage betrachtet, und in persönlichen Eigenschaften die Ursache sucht, welche in der bisherigen Richtung der Kunst und in den Umständen liegt, welche diese bedingten. Wenigstens scheint es mir, daß ein Künstlerkreis, welcher sich, ohne durch besondere Aufgaben dazu veranlaßt zu seyn, viel mit allgemeinen und geistreichen Auffassungen beschäftigte, leicht die Frische und Freiheit einbüßen würde, welche die Hauptzierden künstlerischen Sinnes sind.

Nicht bloß von dem Kreise, den der Verfasser schildert, sondern von allen Künstlern möchte es gelten, daß sie mehr auf dem Gebiete des Natur- und Seelenlebens, als auf dem des geistigen zu Hause sind, daß sie mehr für Besondres und für Stimmungen des Gefühls, als für allgemeine Ueberblicke und Weltansichten sich interessiren. So ist es, und so muß es seyn. Vermöchten auch die Künstler nicht, der zersetzenden, unsichern spielenden Reflexion zu entgehen, so wäre daraus für das Bestehen der Kunst ein sehr ungünstiges Prognostikon zu ziehen. Sollen wir also aus den Schilderungen und Betrachtungen des Verfassers ein bestimmtes Resultat für die geistige Richtung der Düsseldorfer Künstler entnehmen, so werden wir nicht anders sagen können, als daß sie die den Künstlern überhaupt natürliche und heilsame sey. Wenn wir denn dies im Gegensatze zu einer gelehrteren oder geistreich flüchtigeren Bildung — eine Beschränkung nennen wollen, so ist es jedenfalls eine durch die Natur der Sache gebotene oder empfohlene. Der Verfasser spricht nun zwar wirklich von einer Beschränkung und manchmal nicht ohne ein bedauerndes Achselzucken. Indessen scheint dies in den meisten Fällen nicht ernsthaft gemeint, sondern mehr eine, vielleicht etwas weit ausgedehnte, ironische Polemik gegen unkünstlerische Ansichten und Anforderungen des entfernteren Publikums, was man bei näherem Eingehen und vergleichender Betrachtung der Ansichten des Verfassers nicht bezweifeln kann, wenn auch die Ironie manchmal, um Täuschungen zu vermeiden, deutlicher herausgehoben seyn sollte. Man könnte daher die ganze Darstellung des Verfassers eine Apologie des geistigen Standpunktes der Künstler vor dem Forum der modernen literarisch oder gelehrt-gebildeten Gesellschaft nennen. Immerhin möchte er aber in diesem Sinne noch zuviel zugestanden haben. Namentlich scheint er auf den Umgang der Künstler mit wissenschaftlich gebildeten Männern ein allzugroßes Gewicht zu legen. Es soll zwar nicht geleugnet werden, daß dieser ihnen eine vortheilhafte Anregung und Erweiterung ihres Gesichtskreises gewähren mag. Allein immer ist die Sphäre dieser Männer eine andere, als die der Künstler, nicht ein Verhältniß des Lehrens von der einen, und unmittelbaren Aufnehmens von der andern Seite, sondern nur eine Wechselwirkung kann für beide Theile fruchtbar seyn. Nur der Gelehrte, welcher seinerseits fühlt, wie auch er durch das scharfe Urtheil, den frischen Blick und die gestaltende Phantasie der Künstler eine Bereicherung seiner Anschauungen erhalte, weil ihm selbst auch ein künstlerisches Element beiwohnt, wird ihnen zugänglich und nützlich werden. Der Verfasser erkennt dies ohne Zweifel an, denn sonst wäre sein langer Umgang mit jenem Kreise nicht wohl zu erklären, aber er hätte es zur Abrundung des Bildes und für den weniger kundigen Leser vielleicht mehr hervorheben können. So erwähnt er z. B. an einer Stelle, daß neuerlich einzelne Künstler auch zu den Bällen und Assembléen der vornehmen Welt zugezogen wären, und scheint auch dies zu den „Erweiterungen ihres Daseyns“ zu rechnen, was doch wohl schwerlich ernsthaft gemeint

seyn kann. Ueberhaupt darf man alle die „Beschränkungen," welche der Verfasser zugibt, nicht zu stark nehmen. Referent, der selbst, wenn auch nicht durch so vieljährige Verbindung, mit jenem Künstlerkreise bekannt ist, darf wenigstens als zweiter Augenzeuge versichern, daß die Theilnehmer desselben, zwar allerdings weder Gelehrte noch Politiker von Profession sind, daß er aber stets die vielseitigste Empfänglichkeit und eine rege und tiefe Theilnahme wahrgenommen hat, sobald bedeutende Beziehungen der Gegenwart und Vergangenheit zur Sprache kommen. Namentlich auch in Beziehung auf allgemeine und geistreiche Durchführung künstlerischer Aufgaben zeigte sich bei Gelegenheit der Besprechung der Münchener Schule eine freudige Anerkennung in den wärmsten Ausdrücken und Aeußerungen, welche die Neigung für diese Kunstrichtung nicht verkennen ließ. So wenigstens schien es dem Referenten, dem daher auch die Art, wie der Verfasser dieser Gespräche erwähnt, nicht genügend dünkt. Selbst durch materielle Kenntnisse zeichnet sich dieser Kreis vor andern, die noch in jeder Beziehung für Gebildete gelten, nur vortheilhaft aus. Mehrere von ihnen haben Italien, Andere Frankreich, Viele die Niederlande bereist, und ihre Anschauungen lebhaft und anregend ihren Freunden mitgetheilt. Fremde aller Art, und unter ihnen nicht wenig bedeutende Männer, welche diesen liebenswürdigen Kreis gern aufzusuchen pflegen, bieten mannichfaltigen Stoff der Belehrung und Erörterung. Außer diesen persönlichen Beziehungen aber hat sich durch eigenes Lesen oder Anhören poetischer und historischer Werke, welche diese Künstler zwar nicht mit der Beharrlichkeit und Konsequenz eines Gelehrten studiren, aber dafür mit regerer Phantasie erfassen, ein großes Material gesammelt, das hier nicht, wie in manchen Kreisen, bloß aufgenommen, sondern stets im lebhaften Gespräch zerlegt und erörtert wird. Die Betrachtung wendet sich zwar stets nach der Gefühlsseite hin und behält das Einzelne im Auge; es ist dies aber nur ein Vorzug, und jedenfalls sehr viel erfreulicher, als die Neigung, Alles zu verallgemeinern und theoretisch zu behandeln, welche vor einigen Jahrzehnten auch in der Künstlerwelt auf eine ziemlich bedenkliche Weise herrschte. Es fehlt auch gar nicht an Interesse für mehr theoretische Wahrheiten, wenn nur ihre Beziehung auf das Gemüth einleuchtend ist. Hieher gehören namentlich theologische Fragen, die von einer nicht geringen Zahl des Kreises vielfach durchdacht und besprochen sind. Referent erinnert sich, scharfe Bemerkungen in dieser Beziehung gehört zu haben, die ihn in Erstaunen sezten, selbst von Solchen, die übrigens zu theoretischen Erörterungen weniger geneigt schienen. Gewiß ist eine definitive Entscheidung über diese tiefen Dinge keineswegs eine nothwendige Bedingung künstlerischer Bildung oder auch nur religiösen Sinnes, da (wie der Verfasser S. 446 sehr richtig bemerkt) „die Zweifel des Verstandes in dieser Angelegenheit nur eine untergeordnete Stelle einnehmen." Aber der Verfasser scheint doch in seiner Auffassung dieses Künstlerkreises etwas zu weit gegangen zu seyn, wenn er die Theilnahme an solchen Fragen so gar gering darstellt. Daß übrigens bei alledem das Technische der Kunst oft den Gegenstand des Gesprächs bildet, ist nur lobenswerth. Es würde übel um einen Künstlerkreis stehen, der diese Seite seines Berufs nicht mit der wärmsten Liebe umfaßte.

Es wäre gewiß höchst dankbar, wenn man dem größern Publikum ein recht lebendiges Bild eines solchen Künstlerkreises vorhalten könnte. Bei allem Zwiespalt und Kampf lebt dennoch in unserer Zeit ein festes, unabweisliches Gefühl innerer Einheit, welche, wenn gleich noch nicht siegreich jene Wirren auflösend und noch nicht in allen Gebieten durchgeführt, einst die Oberhand behalten muß. Dieses Bewußtseyn des Friedens und des Gemeinsamen ist das Lebenselement der bildenden Kunst; ihm verdankt sie ihren heutigen Aufschwung und die freudige Aufnahme. Aber im Leben kann diese friedliche Auffassung in allen den Kreisen, wo praktische oder wissenschaftliche Beschäftigungen vorherrschen, noch nicht festen Boden gewinnen, sondern erscheint nur in momentanen und subjektiven Aeußerungen. In der Künstlerwelt dagegen ist sie Bedingung der Existenz, und bildet sich daher — wenn auch nicht ganz frei von andern Einflüssen, von Streit und Leidenschaft — doch reiner und vollständiger aus. Ein treues, lebendiges Bild des Künstlerlebens müßte dem größern Publikum die Empfindung, welche es bei bessern Kunstwerken hat, in zugänglicherer Weise, durch eine historische, wirkliche Erscheinung, und um so eindringlicher geben.

Allein diese Aufgabe ist eine höchst schwierige. Wie will man denen, welche nicht selbst unbefangene Theilnehmer eines solchen Kreises waren, diese ungewöhnliche Verbindung von Eigenthümlichkeit und Gemeinsamkeit, Reizbarkeit und Ruhe, frischer Kraft und bescheidener Zurückhaltung anschaulich machen? Eine poetische Zeichnung würde leicht einen falschen idyllischen Schimmer erhalten. Nackte, historische Erzählung persönlicher Verhältnisse, Schilderungen aus dem engern, vertraulichen Umgange lebender Personen haben leicht etwas Verletzendes, zumal bei Künstlern, bei der Reizbarkeit, die ihnen natürlich, und der Unbefangenheit, die ihnen unentbehrlich ist. Der Herr Verfasser ist, wie seine ganze Darstellung ergibt, ein durchaus wohlmeinender Beobachter, und es wäre daher nicht billig, mit ihm über die Nothwendigkeit mancher Details, die er mittheilt, zu rechten. Er gibt aber mehr Betrachtungen, als ein vollständig ausgeführtes Bild, Betrachtungen, welche zum Theil schon mehr die Kunstrichtung der Schule, als die Persönlichkeiten der Künstler betreffen, oder doch solche ästhetische Rücksichten

durchblicken lassen, wie er denn auch bevorwortet, daß er von denselben in einer, dem zweiten Bande vorbehaltenen Abhandlung über die Kunstleistungen selbst Gebrauch zu machen denke. Zu einem wirklich anschaulichen Bilde rundet sich daher seine Schilderung vielleicht nur für den ab, der, mit künstlerischen Naturen hinlänglich bekannt, jene Reflexionen auf ihren eigenthümlichen Boden zurückzuführen und zu verbinden weiß. Aber auch so wird sie durch die Verneinung hergebrachter Vorurtheile und durch manche Einzelheiten in größerer Weise anziehend und wirksam seyn.

(Schluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Denkmäler.

Paris, 1. Oktober. Zu Sceaux sind die irdischen Ueberreste Florians unter ein Denkmal beigesezt worden, welches aus einer granitnen Halbsäule besteht, die Florians Büste von Dantan trägt. Bei der Enthüllung war die französische Akademie durch die Herren Lemercier und Dupaty, die den Gefeierten persönlich gekannt hatten, repräsentirt, und die Nationalgarde, deren Kommandant Florian 1790 und 1791 gewesen, in Parade aufgestellt.

16. Oktober. Am 13. dieses, dem Jahrestag der Einnahme von Konstantine, ward die Statue des Obersten Combes zu Fleurs enthüllt.

In Valenciennes werden Vorbereitungen zur Errichtung einer Statue des Geschichtsschreibers Froissart getroffen.

Die dem Museum der Stadt Libourne von der Regierung geschenkte Statue des Generals Damremont ist so eben an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt.

19. Oktober. Dem berühmten Mechaniker Jacquard soll in Lyon, welches demselben so viel verdankt, ein Denkmal errichtet werden. Die Statue Jacquards wird auf dem Tothonayplaze aufgestellt werden.

Pyrmont, 4. Oktober. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte hat, auf den Antrag des Hofraths Brandes, einen Beitrag zu einer Votivtafel für das Hermannsdenkmal und einen solchen zu einem Denkmal für den berühmten Naturforscher und Reisenden Kaempfer (geboren in Lemgo den 16. September 1651) bewilligt.

Breslau, 1. Oktober. Am 30. September betrug die Summe der zur Errichtung eines Denkmals Friedrichs des Großen am hiesigen Plaze eingegangenen Beiträge bereits 11,190 Thlr., wozu der Prinz August von Preußen unlängst 600 Thlr. beigesteuert hat.

München, 4. Oktober. Stiglmaier kam gestern von Salzburg zurück, wo er mit Schwanthaler zusammentraf und mit diesem und dem dortigen Comité für das Mozartsdenkmal über die Anfertigung dieses leztern Rücksprache genommen. Schwanthaler wird das Modell und Stiglmaier den Guß besorgen. Der berühmte Klavierspieler Liszt hat sich erboten, dasjenige, was dieses Denkmal über 60,000 Fr. kostet, unter der Bedingung, daß es vom Bildhauer Bartolini in Florenz gefertigt werde, aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Insofern obige Nachricht völlig zuverlässig ist, würde die Freigebigkeit des Virtuosen nicht in Anspruch genommen werden können.

London, 15. Oktober. Behne's Büste von Clareson ist in der Guild-Hall aufgestellt worden. Die Ausführung dieses Kunstwerks ist von so anerkannter Trefflichkeit, daß das Londoner Bürgerkollegium dem Künstler, statt der stipulirten 100 Guineen deren 150 auszahlen ließ. Ursprünglich waren auf die Büste 50 und auf das Piedestal eben so viel gerechnet.

St. Petersburg, 8. Oktober. Am 4. September wurde in Tobolsk das Denkmal, welches Se. Majestät der Kaiser dem Eroberer Sibiriens, Jermak, gewidmet hat, feierlich enthüllt.

Gemmenkunde.

Rom. Das Bullettino des archäologischen Instituts vom Juli enthält ein erläuterndes Verzeichniß der seit 1835 von Cades unter Aufsicht des Instituts herausgegebenen Gemmenabdrücke. Es sind sechs Centurien, die sich eben so sehr durch interessante Gegenstände als durch Kunstwerth auszeichnen.

Numismatik.

Tunis, 10. Oktober. Der deutsche Numismatiker Herr Hohenegger hat eine treffliche Sammlung karthagischer, punischer, römischer und vandalischer Münzen an den Fürsten von Fürstenberg abgesendet. Diese Sammlung ist die reichste und vollständigste ihrer Art und hat Herrn Hohenegger eine sechsjährige Arbeit gekostet. Sie enthält die fast vollständige Folge der Medaillen aus den drei Epochen des karthagischen Reichs, von der tyrischen Kolonie bis auf Scipio, von Cäsar und August bis auf Genserich, und endlich von Genserich bis auf den Sarazenen Hassan, der im Jahr 696 n. Chr. die damals noch blühende Stadt auf immer zerstörte. Die Medaillen sind in Gold, Silber und Erz und von ausgewählter Erhaltung, viele, besonders die punische, sind Unica, und von Mionnet nicht beschrieben. Die Legenden der leztern sind, nebst einigen Inschriften, die einzigen Dokumente, die uns von Karthago übrig sind. Herr Hohenegger besizt noch 14 punische Inschriften und eine große Zahl römischer, die bis jezt noch nicht bekannt gemacht sind.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Bei Mey und Widmayer, Kunsthandlung in München, ist erschienen:

Führich, Jos., **der Triumph Christi**, in elf vom Verfasser selbst radirten und erläuterten Tafeln. Querfolio. Geb. 4 Thlr. 12 gGr. oder 8 fl. 6 kr.

Umrisse nach Zeichnungen zu Goethe's Faust, von Peter v. Cornelius. Kleine Ausgabe in 12. in Stein gravirten Tafeln. Querfolio. 3 Thlr. 8 gGr. oder 6 fl.

№ 99.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 10. December 1839.

Zu dem beiliegenden Kupferstich:

Scenen aus Schillers Braut von Messina, von Neher im großherzoglichen Schlosse zu Weimar ausgeführt.

Wie schon früher erwähnt worden, hat Neher die Freskogemälde in dem zum Andenken Schiller's bestimmten Zimmer im großherzoglichen Schlosse zu Weimar so vertheilt, daß sieben Hauptbilder aus sieben dramatischen Werken angebracht sind, über jedem Hauptbilde aber zwei kleinere aus demselben Drama gewählte, in eine Lünette verbunden, stehen. Das Hauptbild aus der Braut von Messina stellt die Begegnung der Brüder im Garten dar, wie Don Cesar die geliebte Beatrice an Don Manuels Seite erblickt und der unglückliche Zwist in helle Flammen ausbricht. Für die zwei kleinen Bilder nun hat der Künstler Anfang und Ende der Geschichte gewählt; jener ist in der Erzählung Isabella's enthalten:

„Ihr wart noch zarte Knaben, aber schon
Entzweite euch der jammervolle Zwist,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Eltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein seltsam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er säh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachsen, ihr Gezweig
Dicht ineinander flechtend — zwischen beiden
Wuchs eine Lilie empor — sie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, prasselnd aufschlug,
Und um sich wüthend, schnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte
Befragt der Vater einen sternenkundigen
Arabier, der sein Orakel war,
An dem sein Herz mehr hing, als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde sie ihm
Die beiden Söhne, und sein ganzer Stamm
Durch sie vergehn — Und ich ward Mutter einer Tochter;
Der Vater aber gab den grausamen
Befehl, die Neugeborne alsbald
Ins Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorsatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verschwiegnen Dienst.

In dem zweiten Bilde hat der Künstler den Ausgang des Stücks geschildert, und ist von der Vorschrift, welche der Dichter für die Darstellung gegeben hat, in so fern abgewichen, als er Beatrice schon in den Armen der Mutter niedersinken läßt, während Don Cesar sich nach der Leiche des Bruders wendet. Ihre Hand ruht noch in der seinigen, und der Künstler hat damit auf seine Weise die Worte des Dichters ausgedrückt;

— — — Ich halte
In meinen Armen, was das ird'sche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, sollte glücklich seyn? —

Nach dem Karton von Neher hat Herr Kögl diese beiden Gemälde in Fresko ausgeführt.

Kunstliteratur.

Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben von Friedrich von Uechtritz.

(Schluß.)

Der folgende Aufsatz: „Die Düsseldorfer Akademie," gibt eine interessante Parallele zwischen der Ausbildung junger Maler, wie sie im Mittelalter unter der strengen

Zucht eines zunftmäßigen Meisters, und wie sie späterhin auf den Akademien durch vom Staate besoldete Lehrer bewirkt wurde. Die Düsseldorfer Akademie hat nun für die untern Klassen das Lehrsystem dieser bisherigen Kunstschulen beibehalten, indem der Unterricht im Elementarzeichnen, im Zeichnen nach der Antike und dem nackten Modell, und endlich in den Anfangsgründen der Malerei in gleicher oder doch ähnlicher Weise betrieben wird. Ueber diese erhebt sich jedoch eine höhere Klasse, in welcher die Schüler zwar unter der Leitung des Meisters, aber doch nach eigenen Entwürfen, historische oder landschaftliche Kompositionen ausarbeiten. Dies System, durch welches man die Vortheile des akademischen Unterrichts mit der freiern Uebung der Werkstätten zu verbinden suchte, hat ohne Zweifel, wie dies der Verfasser wiederholt anerkennt, nur durch Schadow's ungewöhnliches Lehrtalent, durch die große Gewandtheit seines Geistes, mit welcher er bei allem Scharfblick der Kritik auf die Individualität seiner einzelnen Schüler einzugehen vermochte, so ausgezeichnete Erfolge herbeigeführt. Wie überall, so reift aber auch hier die Saat, welche von ihm, dem Einzelnen, ausgeht, in folgenden Generationen in breiterer Ausdehnung. Schon längst steht er in dieser Wirksamkeit auf die Zöglinge nicht mehr allein, sondern mehrere seiner ältern Schüler, zu Meistern und Lehrern herangebildet, nehmen an dieser Leitung ihrer jüngern Kunstgenossen in gleichem Sinne den erfolgreichsten Antheil.

Ueberdies aber ist aus dem Schooße der Akademie und in den Mauern derselben ein Institut hervorgegangen, welches die Erhaltung der Schule in noch höherm Maße sichert. Diejenigen der frühern Schüler Schadow's, welche zu Meistern herangewachsen sind, ohne Lehrer der Anstalt geworden zu seyn, haben deßhalb diese Anstalt noch nicht verlassen, sondern arbeiten, wenn auch als selbstständige Künstler, innerhalb derselben, vor den Augen ihrer Kunstgenossen und der jüngern Zöglinge. Man sieht auch hier eine Wirkung jenes Geistes der Vereinigung und Gemeinschaftlichkeit, den wir schon oben bemerkten, und es ist einleuchtend, wie erst durch diese Genossenschaft die Schule einen wahrhaft festen Boden erhält.

Der leichte und gewandte Vortrag des vielseitig gebildeten Verfassers gestattet ihm, wie in lebendiger Konversation, manche, nicht nothwendig zu seinem Gegenstande gehörigen, Gedanken geistreich und anregend abzuhandeln. In dem ersten, schon im Februar 1837 geschriebenen Aufsatze hatte er namentlich bei Erwähnung der günstigen Einwirkung des katholischen Landes auf die Kunst, sich über das Verhältniß des Protestantismus in seinen verschiedenen Richtungen zu ihr ausgesprochen und eine Vergleichung der katholischen Ascetik mit der Strenge puritanischer oder pietistischer Moral angestellt (S. 34). Diese, für die protestantische Seite nicht eben günstige Parallele veranlaßt ihn, in einem Nachtrage vom Januar 1839, das inzwischen viel besprochene kirchliche Thema, und namentlich die Schriften von Görres und Leo zu berühren, und jene frühern Aeußerungen, unbeschadet seiner protestantischen Gesinnung, zu rechtfertigen, wobei er denn zwar theilweise Leo's Ansichten beipflichtend, aber im Wesentlichen doch davon abweichend, sich auf eine ächt deutsche und versöhnende Weise äußert (S. 93 ff.).

Ebenso wie diese Episoden eignet sich auch der dritte Aufsatz: „Das Düsseldorfer Theater unter Immermann's Leitung“ nicht zur nähern Besprechung in diesen der bildenden Kunst gewidmeten Blättern. Hauptgegenstand dieses Aufsatzes ist, nach einer skizzirten Geschichte der höchstverdienstlichen und wirklich merkwürdigen Bemühungen Immermann's zur Herstellung einer klassischen Bühne (deren weitere Ausführung aus der Feder des Verfassers höchst wünschenswerth wäre), die Frage über den Grund des Verfalls unsers heutigen Theaters, im Gegensatze besonders gegen den Zustand der deutschen Bühne im vorigen Jahrhundert. Beantwortet wird sie durch eine sehr gründliche Abhandlung über das Wesen der dramatischen Dichtkunst und den Zusammenhang derselben mit dem religiösen und sittlichen Standpunkte eines Volks, an welche sich ferner eine ausführliche Erörterung über die Bedeutung der poetischen Gerechtigkeit und über das Verhältniß der Moral zur Poesie anschließt. Der Verfasser (bekanntlich selbst dramatischer Dichter) ist auf diesem Gebiete recht eigentlich einheimisch, und weiß seine durchdachten und mit kritischer Schärfe aufgestellten Unterscheidungen durch Anwendung auf die Meisterwerke der dramatischen Poesie aller Zeiten so zu beleben und anschaulich zu machen, daß dieser Aufsatz eine wahre Bereicherung unserer Literatur zu nennen ist. Am Schlusse desselben wird die fernere Darstellung, warum ungeachtet des Aufschwunges der Poesie in Deutschland die höheren dramatischen Dichtungen, über die Grenzen des weinerlichen Familiendramas hinaus, nicht recht populär geworden, und zur Entstehung oder Erhaltung der Bühne geführt hätten, für den zweiten Band aufbehalten.

Der vierte Abschnitt des Buches führt uns wiederum ganz auf den Boden der bildenden Künste zurück. Es ist der, welcher, wie schon erwähnt, zuerst in der Intention des Verfassers lag, und an welchen sich die Andern allmählig anschlossen, die Zusammenstellung biographischer Notizen und Beobachtungen über seinen Freund, den Maler Karl Friedrich Lessing. Ein solches Unternehmen in Beziehung auf einen Mann, der kaum in der Mitte seiner Lebensjahre steht (Lessing ist 1808 geboren), wird bei Manchen Bedenken erregen, welche wir im Wesentlichen oben, bei Beurtheilung des Aufsatzes über das Leben der Künstler, schon angedeutet haben.

Lessing's Persönlichkeit, die gediegene Festigkeit seines Wesens, und die Bedeutung seiner Individualität lassen indessen diese Zweifel nicht gewichtig erscheinen. Höchstens bei Einzelnheiten finden sie Anwendung, während man im Ganzen dem Verfasser es nur Dank wissen kann, daß er manches Detail, welches bei späterer Aufzeichnung leicht verdunkelt seyn konnte, und manche höchst interessante Beobachtungen veröffentlichte. Ein großes Verdienst dieser biographischen Darstellung ist es, daß der Verfasser von dem Wahne, seinen Freund durch Verschweigung seiner kleinen Schwächen in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, völlig frei bleibt, in dem richtigen Gefühle, daß eine so edle und reine Natur, wie die Lessing's, durch die Wahrheit nur gewinne könne. In der That wird jeder Charakter, zumal der bedeutende, nur dann wahrhaft verständlich, wenn man ihn auch in seinen feinsten Zügen beobachtet. Durch diese seltene Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit des Verfassers erhält seine psychologische Betrachtung einen großen Reiz, und das ganze Bild eine höchst anziehende Frische und Wärme. Die Verhältnisse, unter welchen Lessing erzogen wurde, dienten nur dazu, seinen innern Beruf einer harten Prüfung zu unterwerfen. In dem Hause seines Vaters, eines angesehenen und ehrenhaften Richters in Schlesien an der polnischen Grenze, war der Name eines Malers nichts weniger als geachtet, und der verständige Mann konnte daher, als sich später bei seinem Sohne während der Schuljahre in Breslau die künstlerische Neigung aussprach, dieselbe nur mißbilligen. Der Plan, ihn zum Architekten zu bilden, schien eine vermittelnde Aussicht zu gewähren, er wurde zu diesem Zwecke nach Berlin gesandt. Als aber auch hier sein eigentlicher Beruf sich immer deutlicher geltend machte, entstand ein interessanter Kampf zwischen der gleichen Festigkeit eines wohlwollenden, aber strengen Vaters und eines gehorsamen aber nicht minder entschiedenen Sohnes. In Lessing's künstlerischer und poetischer Anlage spielt die Liebe zur Natur eine sehr wesentliche Rolle, so daß in manchen Epochen seiner Knaben- und Jünglingsjahre ein aufmerksamer und kundiger Beobachter zweifelhaft seyn konnte, ob er für die Kunst- oder für die Naturwissenschaften (zu welchen sich sein nur um ein Jahr jüngerer Bruder wirklich mit bedeutendem Erfolge gewendet hat) bestimmt sey. Von dieser, wie gesagt, höchst interessanten und lehrreichen Geschichte der frühern Jugendjahre an begleitet der Verfasser Lessing durch seine künstlerische Laufbahn, gibt uns die Entstehung seiner bedeutendsten Kompositionen und der poetischen Richtungen, aus denen sie hervorgingen, und entwickelt deren Charakter, den er zeichnen will, im naturgemäßen Gange. Ein hervorstechender Zug in Lessing's Charakter ist eine strenge und keusche Wahrheitsliebe, welche sich weder durch scheinbar überzeugende Gründe, noch durch ein künstlerisches Herkommen oder schmeichlerische Aufforderungen bestechen läßt. Mit dieser in Verbindung steht dann jenes feste Anschließen an die Natur, theils im landschaftlichen Sinne, theils aber auch in den sozialen Verhältnissen, in welchen sie am wenigsten verbildet ist. Seine Hinneigung zum Mittelalter, zu den slavischen Volksstämmen und sogar (in einer gewissen Epoche) zu Darstellungen aus dem Räuberleben findet hierin ihre Erklärung. Daher ist denn sein Sinn ein durchaus männlicher und kriegerischer, bei aller Weichheit und melancholischen Stimmung der Seele, und diese Verbindung ist es vielleicht, welche sein Wesen so eigenthümlich und anziehend macht. Daß bei so starken Gegensätzen auch andere feinere Kontraste entstehen müssen, wie solche bei höhern Anlagen des Gemüths niemals ausbleiben, ist außer Frage. Wir müssen jedoch, da einzelne Züge sich nicht wohl aus der Verbindung des Ganzen reißen lassen, über diese Details auf die Schilderung des Verfassers selbst verweisen, welche durch ihre psychologische Feinheit und Wahrheit jeden Leser, der für diese Eigenschaften empfänglich ist, in hohem Maße anziehen und befriedigen wird. Was der Verfasser in der Fortsetzung dieser biographischen Schilderung geben wird, dürfte sich bei dem, so viel uns bekannten, ruhigen Lebenslaufe seines Freundes, nur auf Besprechung anderer künstlerischer Werke desselben beschränken. Der zweite Band, dessen baldigem Erscheinen wir mit Erwartung entgegen sehen, wird dies ergeben.

Nachrichten vom Oktober.

Medaillenkunde.

Berlin, 24. Oktober. Aus der Loos'schen Medaillenmünze erschienen unlängst zwei Denkmünzen zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Einführung des evangelischen Glaubensbekenntnisses in den brandenburgischen Marken. Die größere, von König ausgeführt, zeigt das Bildniß des Churfürsten Joachim II. im völligen Churornate, und auf der Kehrseite die erste Feier des evangelischen Abendmahls in der Kirche zu Spandau am 1. Nov. 1539. Der Preis beträgt in Bronze 1 1/6, in Neugold 1 2/3, in Silber 5 Thaler. Die kleinere Denkmünze ist von Pfeuffer ausgeführt und enthält dieselben Darstellungen im kleinern Maßstabe. Ihr Preis ist resp. 1/2, 3/4 und 1 1/2 Thlr.

31. Oktober. Zur Erinnerung an die bevorstehende Säkularfeier der Reformation hat die Stadt Berlin eine Denkmünze prägen lassen. Dieselbe enthält auf der einen Seite die Brustbilder Joachims II. und Friedrich Wilhelms III.; die andere Seite stellt die Austheilung des Abendmahls im Moment der Darreichung des Kelchs dar, mit der Umschrift: Trinket Alle daraus, und: Suchet in der Schrift, sie ist es, die von mir zeuget. Im Abschnitt steht: Die Stadt Berlin zum 2. Nov. 1539.

Auch der hiesige Hofmedailleur Herr Jachtmann hat eine Denkmünze auf die Reformations-Jubelfeier gravirt, die auf der Hauptseite das Bildniß des Kurfürsten Joachim II., auf der Kehrseite aber den Abendmahlkelch trägt. In Silber kostet dieselbe $2\frac{1}{3}$ Thlr., in Bronze 20 Sgr.

Dresden. Der Münzgraveur G. S. Krüger hat bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Amtsjubiläums des Oberhofpredigers Dr. v. Ammon allhier eine sehr gelungene Münze auf den Jubilar gravirt. Auf dem Avers befindet sich das höchst gelungene Brustbild des berühmten Theologen. Der Kopf, der Ausdruck des Gesichts und der Züge, die Haltung des Oberkörpers, Alles ist täuschend ähnlich und trefflich ausgeführt und versinnlicht die würdige, wahrhaft ausgezeichnete Persönlichkeit des Jubelgreises auf das Treffichste. Als Umschrift dieses Bildes liest man den Namen: „Christoph Friedrich von Ammon. D." Auf der Rückseite der Münze befinden sich die sehr passend gewählten Worte: „Der Geist macht lebendig," und als Umschrift: „Zur fünfzigjährigen Amtsjubelfeier. Dresden. d. 28. Sept. 1839." Exemplare der Münze in Silber und in Kupfer sind bei dem Kunsthändler Zierl in Dresden zu erhalten.

Malerei.

Rom, 5. Oktober. Joseph Schönmann aus Wien hat sein großes Altargemälde, den heil. Joseph, als Fürbitter der Gläubigen, mit dem Christuskinde, das segnend seine Rechte erhebt, für die neuerbaute Kirche in Triest vollendet, und im venetianischen Palast ausgestellt. Dasselbe erfreut sich des Beifalls aller Kenner.

München, 1. Oktober. Im Lokale des Kunstvereins ziehen jetzt zwei historische Gemälde die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich. Das eine, die Darstellung der Parabel vom reichen Manne, der beim Nichterscheinen der eingeladenen Gäste die Armen und Krüppel von der Straße holen läßt und bewirthet, von Schubert aus Dessau, ist eine große, reich komponirte Komposition; das zweite stellt die Versammlung der protestantischen Fürsten Deutschlands in Augsburg vor, und ist von G. König aus Koburg, der im Auftrage seines Fürsten einen ganzen Cyclus aus der Reformationsgeschichte malt.

27. Oktober. Gestern wurden die Gerüste vom zweiten Giebel unseres Hoftheaters abgenommen, so daß der in Fresko ausgeführte Bilderschmuck, Apollo und die Musen darstellend, sichtbar ward. Die Gestalten treten auf dem tiefblauen Grunde plastisch hervor, was bei Malereien, welche einen integrirenden Theil der Architektur zu bilden bestimmt sind, unerläßliche Bedingung eines guten Effekts zu seyn scheint.

Berlin, 20. Oktober. Die Sachsesche Kunsthandlung hat so eben einige erst in diesem Jahre vollendete Bilder niederländischer Meister erhalten, unter denen ein Schlachtfeld nach beendigtem Kampfe in den eisigen Gefilden Rußlands, von Joseph Jacops, eine Strandgegend von Ruyten und zwei Landschaften von Helverdinck hervorgehoben zu werden verdienen.

Paris, 23. Oktober. Man erwartet in wenigen Tagen aus Rom das neueste Bild des Herrn Ingres, Stratonice, dem er seit seinem Aufenthalte daselbst alle seine Zeit gewidmet hat. Der Herzog von Luynes hat das schöne Schloß von Dampierre durch den Architekten Herrn Duban restauriren und auf dessen Vorschlag eine Galerie mit Gemälden verzieren lassen. Zwei Gemälde dazu wurden von den Herren Paul Delaroche und Horace Vernet erkauft, zwei andere bei Herrn Ingres bestellt. Für leztere bestimmte der Herzog 80,000 Fr. und ließ Herrn Ingres die Wahl der Gegenstände, indem er sagte: er sey überzeugt, der Maler der Apotheose Homers werde keine Begebenheit wählen, die nicht einen großen Gedanken enthielte und spurlos vorübergegangen sey.

Abel de Pujol vollendet in diesen Tagen die Ausmalung der Kuppel der Hochaltarstätte in der Kirche St. Denis du Saint-Sacrement in der Straße des heil. Ludwig. Die Halbkuppel der Sainte-Elisabethkirche wird ebenfalls mit Freskogemälden geschmückt werden.

London, 15. Oktober. Der berühmte Thiermaler T. Sidney Cooper ist jezt mit der Ausführung eines Bildes beschäftigt, welches mit „Wild heimkehrende hochschottische Kreiser" darstellt und, im Stich, ein Gegenstück zu Lewis' „hochschottischer Gastfreundschaft" bilden wird.

St. Petersburg, 10. Oktober. Unser berühmter Maler, C. Brülloff, hat ein neues Meisterwerk, die Himmelfahrt Christi, für die Kathedrale der Kasanschen Mutter Gottes vollendet.

Madrid, 18. Oktober. Bei der Gemäldeausstellung in der Akademie von S. Fernando hat man auch drei Werke von der Königin Regentin gesehen. Es waren drei Kopien nach Raffael, Sasso Ferrato und David Teniers, und man bewundert die Treue der Nachbildung zugleich mit der Gewandtheit des Talents, welches sich in Gemälde von so verschiedenem Styl zu finden wußte.

Alterthümer.

Assisi, 12. Oktober. Die hier vom Architekten Charles Famin, Pensionär der französischen Akademie, geleitete Ausgrabung des alten Minerventempels hat nun den antiken Fußboden aus länglichen weißen Kalksteintafeln, 24 Palmen unter dem jezigen Pflaster, erreicht und theilweise aufgedeckt. Die Ausdehnung desselben läßt sich, wegen der zum Theil darüber erbauten Häuser, nicht ermessen. In einer Entfernung von 30 Palmen vom Tempel wurde ein steinerner Würfel von 22 Palmen Grundlinie mit schön verzierter Base, auf einem Sockel stehend, entdeckt, auf welchem sich eine 12 Palmen breite und 4 Palmen hohe Tafel mit folgender Inschrift befindet: Gai · Tettienus · Pardalas · et · Tettiena · Galene · Tetrastylum · sua · pecunia · fecerunt · item · simulacra · Castoris · et · Pollucis · Municipibus · Asisinatibus · Don · Dede · et · Dedicatione · Epulum · Decurionibus · Sing · XV · Sexvir · XIII · Pleb · XII · dederunt · S · C · L · D. Zur Seite scheinen Piedestale gewesen zu seyn, welche die Bildsäulen des Castor und Pollux getragen haben mögen.

Wien, 5. Oktober. Unser Konsul in Smyrna hat kürzlich eine antike Junostatue hierhergesandt, die aus der bessern Zeit zu stammen scheint, an der jedoch der Kopf und ein Theil der Arme fehlen. Sie wird dem k. k. Antikenkabinet einverleibt werden.

Beilage: Erste und lezte Scene aus der Braut von Messina.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. December 1839.

Eine Steinschrift in Brambanan auf Java.

Mitgetheilt von Dr. Eduard Zelberg.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Auf der östlichen Hälfte der Insel Java, besonders aber in dem Reiche Djocjokarta, findet man die meisten Ueberbleibsel altindischer Kultur. Dieser Theil der Insel ist zugleich der blühendste derselben. Mit wunderbar üppiger Vegetation sind die pittoresken Umrisse des Landes bekleidet und bieten, neben dem Zauber der schönsten indischen Landschaft, dem Wanderer noch den Reiz in einem großartigen classischen Alterthume umherzuwandeln, welches aus geheimnißvollen Tempeln, Götterbildern und Charakteren zu ihm redet.

Unter den vielen Tempeltrümmern, welche dem staunenden Forscher den Untergang einer früheren blühenden Bildungsepoche erzählen, verdienen die in Brambanan (Brahmanen-Sitz) besonders die Aufmerksamkeit sowohl durch ihre großartige Ausdehnung, als auch wegen der vielen Inschriften und Bildsäulen, welche hier gefunden werden. Sie breiten sich in den Bezirken Mataran und Pajang aus und nehmen einen Umfang von zwei Quadratmeilen ein. Betrachtet man diese Ruinen genauer, so bemerkt man, daß sie aus einzelnen Tempeln bestehen, welche größtentheils so angeordnet sind, daß sie Gruppen von ineinander geschachtelten Vierecken bilden, welche einen oder auch mehrere, oft durch Bauart besonders ausgezeichnete, Tempel einschließen.

Unter den Steinschriften, welche man hier findet, sind diejenigen, welche allein Ermahnungen religiösen und sittlichen Inhalts enthalten, eine sonderbare und auffallende Erscheinung. Der verewigte W. v. Humboldt hat in seinem ausgezeichneten Werke über die Kawisprache alle Mittheilungen, welche über diesen Gegenstand vor ihm gemacht worden waren, mit überschauendem Geiste benuzt; doch weder hier, noch in andern Schriften ähnlichen Inhalts finde ich die folgende Inschrift erwähnt, welche sich in schönen Charakteren auf einem flachen Steine in Brambanan befindet. Ich entschloß mich daher, dieselbe mitzutheilen. Der gelehrte holländische Sprachforscher Roorda van Eysinga veröffentlichte dieselbe schon vor mehreren Jahren, aber sie ist wenig bekannt geworden, obgleich der Inhalt derselben von großem Interesse ist.

Die javanischen Steinschriften wurden außerdem bisher nur in Uebersetzungen mitgetheilt, deren Treue mitunter in Zweifel gezogen worden ist. Aus diesem Grunde gebe ich ein Facsimile in anliegender Lithographie, mit beigefügter javanischer Leseweise.

Da es meine Absicht bei lezterer ist, diese so darzustellen, daß man nicht allein die javanische Schreibung wieder erkennt, sondern auch die Worte so ausspricht, wie ich sie auf Java aussprechen hörte, so bin ich mitunter von der Schreibweise des der Wissenschaft zu frühe entrissenen Humboldt abgewichen. Doch hege ich die Hoffnung, später in einer Arbeit über die javanische Sprache diese Abweichung durch Gründe rechtfertigen zu können.

Das Alter der Inschrift wage ich nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Die ähnlichen Denkmäler, welche bis jezt zu Brambanan gefunden worden sind und Ziffern an sich tragen, reichen von den Jahren 1220 bis 1246 der javanischen Aera, nach unserer Zeitrechnung von 1298 bis 1324. In diesen Zeitraum möchte ich auch den Ursprung dieser Steinschrift sezen.

Nur die Bemerkung füge ich noch hinzu, daß bei der Schreibung des Javanischen zwischen den Worten nicht mehr Raum gelassen wird, als zwischen den Buchstaben — eine Manier, welche noch jezt auf Java gebräuchlich ist.

Mulané katandanan heio hucho tuluso murah sakéh sandang pangan tur karto hing něchoro supojo dhadheio tetepe hing wong harěp hanchaběkti maring Dhéwo Krono běkti hiku sampurnaning lampah Tulu siro jèng mangkono hamesthi tinarimo krono sing sopo wŏng kang hanchlampahké kabětjikan jekti tiněmukhakěn hing bésuk suwarchaniro kang luwih muljo tur hakarso poro Dhéwo haparing polo marto kojo panduko sancheiang séwo Bothoro Héndhro. Sing sopo wŏng kang hanchlampahé holo jekto hing wěkasané haně mu hing narakaniro tur tinienchalaken rupaniro bésuk podo lan rupané wong loro hino kojo buto chédéné rupaniro kojo hasu hanané kang mangkono hiku bödö krono tanarěp hing kabetjikan hanuruti chawanniro hiku satru kang hono hing badhaniro, Goniro kang kekaucruho munchpung hurip hamrih hing kabětjikan hanadeio haněmbah pudji kang sampurno prasidjo maring Bathoro kang hamiséso hing djachat kang dhuwé bumi langit hleio karané munchuh kalunchuhané saug pandito kasurmatěano hing sopo bögn sarto hangchuruwo kang satěmměn-temměnnipun sembah maring Bathoro kang kuwoso sarto kang miséso kang minongko kawarnane hamung sěmbah pudjihiro margane tumuleio hanĕmmuhakěn hiog kabechdjan lan kabětjikan munpung siro maksih hurip hing dhunnjo sarto hamuleio mring wong uchatuwo karŏ lan sarto luluhuriro hing pawěkasé kang hanern kang kalumrah hing nachoro bŏra none luputé hupamané wus kojo wong nchatuwane karŏ katiengchnalan panchrěksané sang Bothoro heio kang hambuko hatiniro hing pĕgawé kang betjik. Kawruhono dhénniro wedaring sěkar harumi maratané hing sahengchoñiro samongkono wisesaning sariro kang hamurbo hing pakrěti kojo sang ratu hamarěntah hing bumi podo-padanéku hambětjikono hing panchandiko lan hamribjo tutungchanan lan sandjoto peddang podo hucho hingkang kadih hanchrěsikono hing sesumberran kojo pandhuko kang hamarentaho hamrih raminé holosané lan hodjo hambedhahakěn munggah hing wong holo bětjik sami sinunchan tŏndo panchŏnan sopojo kang holo dhadhi betjik hiku kawruho kabéh hodjo hanchulati rupo warno.

Der Beweis ist, daß fortdauernd Nahrung und Kleidung billig sey und Frieden im Lande, damit dieses Ruhe denen verleihe, welche die Götter verehren. Diese Verehrung nun besteht in einem vollkommenen Wandel. Wenn ihr den getreu betrachtet, muß derselbe wohlgefällig seyn; denn ein jeder Mensch, welcher Tugend übt, wird gewiß einst den Himmel erwerben, welcher sehr erhaben ist und sowohl alle Götter, als auch die glanzreiche Gottheit Séwo Bothoro Héndhro werden ihm jede Hülfe verleihen. Ein Jeder, welcher schlecht handelt, wird endlich die Hölle erwerben, und seine Gestalt wird alsdann die seyn eines Mißgebildeten, groß wie Ungeheuer, mit einer Hundsgestalt. Der von dieser Art ist unverständig, weil er abgewandt von der Tugend, seinen Leidenschaften nachgibt, welche seine Feinde sind. Dies muß man wissen im Leben, um tugendhaft zu werden und vollkommnes Lob hinaufzusenden im Glauben an Bathoro, welcher über die Welt Macht hat, welcher Himmel und Erde besitzt. Auch wegen ihrer Ehrwürdigkeit müssen die Lehrer (pandito) durch Euch ohne Unterschied verehrt werden, und ihr müßt von ihnen lernen, aber vor Allem Ehre erzeigen dem Bathoro, dem Allmächtigen, dem Regenten und Erhalter des Alls; ihn allein müßt ihr loben, um einst des Glückes und Segens theilhaftig zu werden, während ihr noch lebt auf der Erde. Ehrt auch eure Eltern sammt euren Voreltern in ihren Lehren, welche ihr in ihren Schriften antrefft, und welche, allgemein im Lande verbreitet, unverletzlich sind; so wie ihre Eltern die Gesetze des Gottes Bathoro betrachteten, welche ihre Herzen der Tugend öffneten; wisse, daß sie duftende Blüthen tragen durften, worin ihr Einfluß auch bestehen mochte, eben so soll Eure Macht seyn, welche den Muth erfrischt wie bei einem Fürsten, welcher auf der Erde regiert. Betrage dich auf dieselbe Weise tugendhaft in Folge der Befehle, und strebe nach Vorsicht und Vertheidigungsmitteln, eben so als wenn ihr einen Brunnen reinigt und einem durchlauchtigen Fürsten ähnlich werdet, welcher zum Heil seiner Unterthanen regiert. Seyd unparteiisch unter Bösen und Guten; sie Alle werden mit einem hellleuchtenden Aufenthalte beschenkt. Also mögen die Bösen tugendhaft werden. Dies Alles werde durch dich erkannt. Suche nach keinem Unterschiede.

Lithographische Werke.

Musée des armes rares anciennes et orientales de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. Carlsruhe, Velten. Fol. Heft 1. 2. 3.

Dies Unternehmen ist nach dem Vorbilde des schönen französischen Werks; Armeria Real de Madrid angelegt, von eben so geschickten Zeichnern, und, wie es scheint, von denselben Lithographen wie jenes ausgeführt. Bewundernswürdig ist die Sicherheit und Virtuosität, womit die reichsten und schwierigsten Verzierungen nachgebildet und in eine lebendige und glänzende Wirkung gesetzt sind. Höchst schätzbar ist vor allem die große Bestimmtheit der Zeichnung, die es jedem Modelleur möglich

machen würde, mit dem Bossirstabe danach zu arbeiten. Sämmtliche Tafeln scheinen mit der Kreide und Feder zugleich lithographirt, welches ihnen eben jene lobenswürdige Schärfe und Sicherheit des Umrisses bei kräftiger, oft glänzender Schattirung, verleiht. Die Seltenheit und Schönheit der dargestellten Gegenstände ist einer so vollendeten Behandlung auch vollkommen werth. Im ersten Hefte findet sich 1) die Rüstung des Herzogs von Alba, von schwarzem Eisenblech mit reichen goldenen Verzierungen; 2) ein runder italienischer Schild aus dem 16ten Jahrhundert; ein in der Mitte erhaben in Eisen geschnittener Medusenkopf zwischen Akanthusblättern mit Verzierungen in Silber. Die in Gold eingelegten Figuren des Randes stellen Kämpfe von Reitern und Entführungen von Weibern dar. 3) Eine mailändische Rüstung, die dem Nicolaus Verazani, Condottiere im Dienste Franz I. von Frankreich beigelegt wird. 4) Ein kleiner persischer Schild von Elephantenhaut, mit vier in Oel auf Goldgrund gemalten Königsbildnissen, zwischen Blumen auf schwarzem Grunde, verziert; in der Mitte vier runde vorstehende Nägel von vergoldeter Bronze. 5) Zwei deutsche Dolche aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert. Der erstere ist reich mit in Eisen geschnittenen Figuren verziert. Auf dem Knopf des Handgriffs sieht man die Fußwaschung, am Griff selbst eine weibliche Figur zwischen Ornamenten, darunter das Abendmahl. Die Scheide, in der Mitte mit scharlachrothem Sammet überzogen, zeigt oben den Judaskuß und Petrus, der dem Malchus das Ohr abhaut, darunter die Kreuzigung und die Grablegung. Tiefer unten ist die Auferstehung Christi, darunter Simson, den Löwen bändigend, und endlich Christus zwischen den Jüngern nach Emaus wandernd. (Mehrere dieser Gegenstände sind in der Beschreibung unrichtig angegeben.) 6) Ein Helm von polirtem Stahl mit eingelegten Goldarabesken, von halbovaler Form mit einer Spitze, in einem Lager der goldnen Horde gefunden. — Das zweite Heft enthält: 7) Die Rüstung Karls des Kühnen im Alter von 10 bis 12 Jahren, mit dem Andreaskreuz und den Insignien des goldnen Vließes. 8) Einen runden italienischen Schild, mit reichem Basrelief, das einen Seesieg vorstellt. In der Mitte Bellona auf einem phantastisch geschmückten Schiff, von Seepferden gezogen, in der Linken ein Segel, in der Rechten eine Krone haltend, um sie schwimmen musicirende Tritonen, im Hintergrund ist ein Hafen mit einer großen heimkehrenden Flotte, oben das vereinigte Wappen der Barberini und Colonna. Wahrscheinlich ist dieser Schild nach der Schlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571 dem Marc Antonio Colonna, welcher dabei zwölf päpstliche Galeeren kommandirte, von Papst Pius V. zum Ehrengeschenk gegeben worden. 9) Einen altitalienischen Degen mit reichgeformtem Griff und Kreuz, und mit gravirten Figuren auf der Klinge. 10) Eine italienische Rüstung aus dem 16ten Jahrhundert von violettem polirtem Stahl mit gravirten Ornamenten auf Goldgrund. 11) Einen italienischen Dolch aus dem 16ten Jahrhundert, dessen elfenbeinerner Griff aus vier Kinderfiguren gebildet ist; und ein deutsches Pulverhorn aus dem 17ten Jahrhundert, ebenfalls aus Elfenbein mit ineinander geschlungenen Hirschen, Rehen, wilden Schweinen und Hunden überdeckt. 12) Einen altspanischen Ringkragen, worauf Trophäen und ein Medaillon, in welchem ein maurischer Reiter von zwei Rittern verfolgt wird. — Heft 3 13) und 14) Zwei altorientalische Rüstungen. 15) Indischer Helm und Ringkragen, aus vergoldetem Eisen ganz durchbrochen gearbeitet, mit Türkisen besezt und mit rothem Sammt gefüttert. 16) Circassischer Schild aus durchsichtiger Elephanten- oder Rhinoceroshaut, mit außerordentlich reichen und anmuthigen Zeichnungen in Gold geschmückt, welche wilde Thiere, zum Theil miteinander kämpfend, unter Blumen darstellen. Sechs große goldene Nägel mit reichen Ornamenten sind in der Mitte angebracht. Dieser Schild ward einem persischen Fürsten bei einer Schlacht in Georgien abgenommen. 17) Alttatarischer Köcher, bei der Eroberung der Krimm im J. 1783 im Palast von Balbitschi-Sarai gefunden. 18) Ein altrussischer und ein altorientalischer Helm, der erste aus Bronze, der zweite aus damascirtem Stahl mit in Gold eingelegten Ornamenten.

Nachrichten vom Oktober.

Alterthümer.

Berlin, 10. Oktober. Auf dem Theresienhof beim Dorfe Klanin, im Fürstenthumschen Kreise Hinterpommerns, ist ein uralter heidnischer Kirchhof mit vielen Gräbern entdeckt, und eines davon unbeschädigt zugänglich gemacht worden. Die darin befindlichen Aschenkrüge und ein schwerer eiserner Ring lassen auf ein sehr hohes Alter schließen.

Paris, 22. September. Das lezte Gewitter hat den Obelisken von Luxor stark beschädigt. Ungefähr eine Toise unter der Spitze entstand ein Riß, der nur drei Toisen oberhalb der Basis endigt; auf eine Breite von drei Fuß sind die Hieroglyphen stark beschädigt. Man hat die ausgesprengten Stücke zusammengesucht und größtentheils gefunden, und ist schon mit der Reparatur beschäftigt.

Der Deputirte Herr Etienne hat im vergangenen Jahre in der Kirche zu St. Mihiel ein Grabmal entdeckt, welches von Richièr, einem Schüler des Michel Angelo, herrührt. Der Bildhauer Brun, welcher beauftragt wurde, dies Meisterwerk zu restauriren, hat diese Arbeit zur großen Zufriedenheit der Bewohner von St. Mihiel beendigt, und zugleich noch ein anderes Monument von demselben Meister

in der Kirche von Hattonchatel aufgefunden, welches dem andern an Meisterschaft in der Erfindung und Originalität nichts nachsteht. Es enthält vier Darstellungen 1) Jesus am Oelberge; 2) die Kreuztragung; 3) die Kreuzigung, und 4) die Kreuzesabnahme. Der untere Theil des Monuments fehlt leider; dessen ungeachtet läßt es, was Kunst und Erhabenheit des Ausdrucks betrifft, nichts zu wünschen übrig, und die Hauptgruppen des Basreliefs, wie die des Monuments zu St. Mihiel, verrathen große Kunstkenntniß und tiefes Gefühl. Das Monument ist im Style der Raphael'schen Arabesken verziert, und zeigt noch Inschriften vom 16ten Jahrhundert; wahrscheinlich fällt die Entstehung in die Zeit zwischen die Jahre 1551 bis 1561, wo Richièr nach St. Mihiel zurückkehrte.

Der Generalinspektor der historischen Monumente, Herr Mérimée, schreibt von Avignon, daß der Präsident von Vaucluse den Befehl an den Maire daselbst erlassen hat, 175 Fr. in die Municipalkasse zu erlegen, weil er ohne obrigkeitliche Ermächtigung sich erlaubt hat, die Nebenkirche in Vaucluse neu anstreichen zu lassen.

Chartres. An der hiesigen Kathedrale wird eifrig restaurirt, und der Minister, der die Arbeiten neulich in Augenschein genommen hat, versprochen, dazu aufs neue eine Summe von 40,000 Fr. anzuweisen.

Neue Kupferstiche.

London, 15. Oktober. Die heil. Magdalena, nach Correggio, gestochen von J. Humphreys, herausgegeben von Ackermann. (Englische Kunstkritiker stellen dieses Blatt über den vor etlichen dreißig Jahren bei Artaria in Mannheim erschienenen Stich desselben Bildes von Longhi in Mailand).

Das Meltoner Frühstück vor der Jagd, nach Fr. Grant's Originale gestochen von C. G. Lewis, herausgegeben von Hodgson und Graves. Preis avant la lettre 6 Pfd. 5 Sch., andere Exemplare 3 Pfd. 5 Sch. (Das Bild empfiehlt sich, gleich dem Stiche, durch nichts, als durch die, angeblich gut getroffenen, Porträts vieler vornehmen Leute, die eine ausgebreitete Verwandtschaft haben, daher es an Absatz nicht fehlen wird.)

Die Katechisation, nach G. Harvey's Bilde gestochen in Mezzotinto von J. Bromley. Der Gegenstand dieses Gemäldes ist eine schottische Schulstube voll rothköpfiger, verschmitzter Jungen, von denen einige unter der Leitung des Ludimagisters Proben von ihren Fortschritten vor dem Pastor loci ablegen. Die Komposition ist eben so gelungen, als die Ausführung charakteristisch.

Die Stiche, an denen jezt unsere vorzüglichsten Künstler arbeiten, sind folgende: Die hochschottischen Viehtreiber, nach E. Landseer, von Watt; die Brennerei in Hochschottland, nach Ebendemselben, von Robert Graves; die Zusammenkunft Napoleons mit dem Papst, nach Sir D. Wilkie, von Robinson; Pilger die Rom zum erstenmal erblicken, nach Eastlake, von Doo. Dies sind die einzigen Kapitalstiche in Linienmanier, an denen gegenwärtig in England gearbeitet wird, und leider kommt diese Manier bei uns immer mehr außer Gebrauch. Von den Stichen in Linienmanier, die im Auftrage einiger Gesellschaften Schottlands gearbeitet werden, und denjenigen, welche Finden's Gallery of British Art liefert, sehen wir hier ab. Die von einer Gesellschaft von Kupferstechern herausgegebene National Gallery wird, wie man vernimmt, mit dem 2ten Theile bald zum Schlusse gelangen, was zu der Annahme berechtigt, daß die Unternehmer ihre Rechnung nicht dabei gefunden haben, da 24 Platten nur einen kleinen Theil unserer, wenn gleich nicht überreichen Nationalgalerie bilden. Unsere ersten Kupferstecher in Linienmanier haben sich genöthigt gesehen, sich dem Mezzotinto zuzuwenden. Seit einer Reihe von Jahren ist Herr Cousins fast allein mit bedeutenden Aufträgen jener Art versehen worden, während andere, eben so geschickte, ja vielleicht noch geschicktere Künstler leer ausgingen, weil sich kein Verleger leicht mehr an ein größeres Werk in Linienmanier wagt. Selten bringt es einer dabei auf die Kosten. So arbeiten jezt Robinson, Burnett, Fox, Humphreys, Gibbon u. A. an Stichen in Mezzotinto. Raimbach feiert, wie wir vernehmen, in diesem Augenblick ganz. Diese Umstände sind recht bedauerlich, allein wie läßt sich ihnen abhelfen? Wer kann einem Verleger darum verdenken, wenn er nur solche Werke ausführen läßt, von denen er Nutzen zu haben hofft? So liegen denn die höhern Zweige der Kupferstecherkunst darnieder, und werden bald ganz verwaißt seyn, wenn ihnen nicht auf irgend eine Weise unter die Arme gegriffen wird. Die Nation sollte in diesem Falle etwas für die Kunst thun, und wir glauben, daß wenn man den rechten Weg einschlüge, die Regierung wenigstens dafür sorgen würde, daß die National Gallery fortgesezt werden könnte. Wir können unmöglich glauben, daß das Parlament Englands gar nichts zur Unterstützung einer Kunst thun werde, ohne welche die des Malers meist nur ein vergrabener Schatz bleibt, da doch in andern Ländern Viel für diesen Zweig geschieht. (Art union.)

Edinburgh. Shakspeares Verhör wegen Wilddieberei, nach George Harvey's Bilde in Kupfer gestochen von Robert Graves. Ausschließlich für die Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung der schönen Künste in Schottland; da diese jedoch 1448 Mitglieder zählt, so können unmöglich alle gute Abdrücke von diesem trefflichen Blatte erhalten.

Düsseldorf. Gedruckt bei Schulgen Bettendorff: Selig sind die in dem Herrn sterben (des h. Josephs Tod), nach F. Overbeck gestochen von K. Steifensand.

Bei Jul. Buddeus: Landschaft, die Brandstätte, gemalt von Lessing, in Stahl gestochen von J. Umbach. Das Originalgemälde ist im Besitz des Städelschen Instituts zu Frankfurt a. M.

Neue Lithographien.

Berlin. Porträt J. Durchlaucht der Frau Fürstin von Liegnitz, nach Prof. Schoppe's Bilde lithographirt von F. Jentzen; bei Lüderitz.

Frankfurt a. M. Bei Karl Stern, Germania, gemalt von Ph. Veit, lithographirt von Hahn.

Ebendaselbst: Die beiden Marien am Grabe, Matthäus 28 V. 1, lithographirt v. Chr. Becker. Das Originalgemälde ist im Besitz des Herrn F. Bernus du Fay.

Beilage: Eine Steinschrift in Brambanan auf Java.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 101.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 17. December 1839.

Paris, 14. Oktober 1839.

Das Daguerrotyp.

Wir haben gestern einer Sitzung des Daguerrotyp beigewohnt, sind jedoch von den vor unseren Augen angestellten Versuchen nicht sehr erbaut worden, weil die erhaltenen Resultate, unseres Erachtens, mittelmäßig und unbefriedigend ausgefallen. Unter allen Probestücken, die uns bis jezt bei den hiesigen Kunsthändlern zu Gesicht gekommen, haben wir nur ein einziges wahrhaft schönes bemerkt: nämlich eine Ansicht vom Pantheon, welche bei Giroux ausgestellt war, und woran man die große Reinheit der Formen, die Zartheit der Details und die vollkommene Regelmäßigkeit der Ausführung bewundern mußte. Der auffallendste Uebelstand bei diesen Daguerreschen Luftbildern ist der völlige Lichtmangel und die durchgängige Monotonie; zu ihrer Vervollkommnung bedürfen sie der Nachhülfe einer kunstreichen Menschenhand, um Licht und Schatten anzuzeigen, wie in den Zeichnungen der alten Meister. So lange man keine anderen Resultate erhält, als bisher, erscheint uns das Daguerre'sche Verfahren, so scharfsinnig und wunderbar es auch seyn mag, sehr verwickelter, fast alchemistischer Natur, und die Erfindung selbst noch in der Kindheit begriffen. Viele Leute finden die blei- und aschgrauen Tinten der Daguerre'schen Bilder sehr harmonisch, allein diese übertriebene Harmonie bewirkt einen Mangel an Kraft, Wärme und Festigkeit, welcher ihrer Vollkommenheit großen Schaden thut. Wir wollen und können heute keineswegs diesen Gegenstand erschöpfen, der eine gründliche Prüfung verlangt, und auf den wir noch öfter in diesen Blättern zurückkommen werden; es ist uns diesmal nur darum zu thun, im Allgemeinen das Verfahren Daguerre's anzudeuten und die Resultate eines Versuchs zu besprechen, welchen wir selbst mit angesehen haben.

Das Daguerrotyp ist bekanntlich ein Instrument, wodurch man die in der Camera obscura erzeugten Bilder auf eine Metallplatte fixirt, welche man mit Jod bestrichen hat. Dieses Aufstreichen von Jod macht die Oberfläche der Platte so empfänglich für die Einwirkung des Lichts, daß sie die Bilder der darauf fallenden Gegenstände behält. Die Zeichnung davon sieht man jedoch noch nicht, wenn man die Platte aus der Camera obscura herausnimmt, obschon sie vollständig darauf ausgedrückt ist; sondern dieselbe wird erst durch Quecksilberdämpfe zum Vorschein gebracht. Man gebraucht dazu eine mit Silber plattirte Kupferplatte, welche auf folgende Weise zubereitet werden muß: man reibt die Platte zunächst mit Olivenöl und ganz feinem Bimssteinpulver, wozu man kleine Baumwollflocken nimmt, die aber vorher sorgfältig ausgepuzt und von allen fremden Bestandtheilen gereinigt seyn müssen. Man reibt zuerst im Kreise, dann in gerader Linie, damit die Platte recht schön sauber und braun wird. Wenn diese Operation mit einem Theil Salpetersäure, in sechszehn Theile destillirtes Wasser aufgelöset, vorgenommen ist, so wird dieselbe nochmals wiederholt, nachdem man die Platte, das Silber nach oben, ein wenig mit einer darunter gestellten Spirituslampe gewärmt hat; und dann erst wird Jod aufgestrichen.

Mit einer im Voraus auf diese Weise zubereiteten Platte wurde der Versuch gemacht, den wir mit angesehen. Der Provirende heftete diese Platte auf ein kleines Brett und verwahrte sie durch zwei kleine Verschläge gegen das Tageslicht, und legte sie darauf, das Silber nach unten, in den Deckel einer Schachtel mit Jod, dessen Ausdünstung dem Silber nach Verlauf von 15 — 20 Minuten eine gelbe Messingfarbe gab. Nach dieser Operation trat der Probirende auf den Balkon vor seinem Fenster und legte die Platte in die daselbst aufgestellte Camera obscura. Da die Witterung nicht sehr günstig war und die Sonne wenig Kraft hatte, so fand er für gut, die Platte 25 bis 30 Minuten liegen zu lassen; als sie nach Ablauf der halben Stunde herausgenommen wurde, war auch nicht die leiseste Spur einer Zeichnung darauf wahrzunehmen.

Die Quecksilberdämpfe sollten sie erst ans Tageslicht bringen. Die Platte wurde zu dem Ende in einem schiefen Winkel von 45 Graden in einen zweiten Apparat mit einem Kilogramm Quecksilber gethan, welches mit einer Lampe zu 65 Grad geheizt wurde. Die Hitze trieb so Quecksilbertheile vom Boden in die Höhe, welche sich an die Platte ansezten: in einigen Minuten wurde die Zeichnung sichtbar, wodurch man sich durch ein vorne am Kasten angebrachtes Glas überzeugen konnte, so daß man das Bild gleichsam Stück für Stück entstehen sah. Diese vierte Operation muß an einem Orte vorgenommen werden, wo so wenig Licht als möglich hinzukann; nach derselben ist das Bild fertig und man braucht es alsdann nur mit warmem, jedoch nicht allzuheißem Salzwasser zu wischen, um es gegen jede weitere Wirkung der Lichtstrahlen zu schützen.

Die Ansicht, welche der Probirende von einer gegenüber befindlichen Häuserreihe aufgenommen, gerieth schlecht und schwach: das Produkt der Zauberlaterne war schwarz, verworren, undeutlich. Uebrigens mochte die kalte Witterung und die geringe Kraft der Sonnenstrahlen daran Schuld seyn und bei günstigerem Wetter und hellerem Sonnenschein wäre der Versuch wahrscheinlich besser ausgefallen. Wie dem nun auch seyn mag, so ist das Daguerrotyp in seiner jetzigen Gestalt, bei allen seinen Mängeln und Schwierigkeiten, nichts desto weniger eine schöne Erfindung, welche aber keine Umwälzung in der Kunst hervorbringen wird, noch ihren Interessen Eintrag thun kann. Die Kunst hat überhaupt nichts von den Eingriffen der Industrie zu befürchten, welche Gestalt diese auch annehmen mag, weil die Kunst ewig und unvergänglich ist, wie die Gottheit, von der sie ausfließt, und weil ihr Genius sich nicht nach den Regeln der Mechanik regeln läßt.

Die zeichnenden Künste haben von dem Daguerrotyp in seiner jetzigen Ausbildung nichts zu befürchten: es fehlt seinen Erzeugnissen die höchste Schönheit eines Kunstwerks, die Seele, der Sinn und Geist des Künstlers, der es aufgefaßt und dargestellt; die Bilder dieser Zauberlaterne lassen uns kalt, weil beim ethischen Wohlgefallen an Kunstwerken nicht sowohl der Eindruck des dargestellten Gegenstandes, als der Eindruck des Geistes, in dem er aufgefaßt ist, den entscheidenden Ausschlag gibt. Wohl aber mag es für ein bedeutsames Zeichen der Zeit gelten, daß die Thätigkeit des menschlichen Geistes jezt vorzugsweise darauf gerichtet ist, durch Maschinen und durch mechanische Hülfsmittel die Eroberungen zu erringen, welche sonst mächtiger Geister unsägliches Forschen und denkender Fleiß für das Gebiet der Kunst gemacht. Unsere Zeit kränkelt an dem leidigsten Mechanismus, der unser ganzes Leben und die Kunst ergriffen hat: man sucht durch chemische Prozesse zu erhalten, was sonst der belebende und begeisternde Hauch des Meisters schuf. Die Industrie ist die moderne Gottheit, welche ihren Tempel auf den Ruinen aller Tempel bauen möchte; wenn man ihr Glauben beimessen will, geht die Bildung des Menschengeschlechts mit Riesenschritten vorwärts. „Seht einmal," ruft sie in stolzer Selbstbewunderung, „ob ich nicht die Apotheose verdiene, und ob ich nicht werth bin, die Stelle eurer alten Herrscher einzunehmen! Söhne des neunzehnten Jahrhunderts, begrüßt in mir eure Königin und beugt euch vor meinem gußeisernen Scepter. Mir gehört die Zukunft: ich fürchte nichts mehr von der Kunst, welche ich entthront und gebändigt. Sie war eine Zeitlang meine Gebieterin, sie ist jezt meine Sklavin. Von dem Augenblick an, wo sie zu erobern und fortzuschreiten aufgehört, ist ihre Macht und Herrlichkeit gesunken: kaum stand sie stille, als die Zeiten des Verfalls und des unaufhaltsamen Rückschritts für sie eintraten. Betrachtet nur einmal ihre lezten Bestrebungen, sagt an, welche Fortschritte haben Dichtkunst, Malerei und Musik gemacht, seitdem Dante, Cervantes und Shakespeare, Michel Angelo, Raphael und Coreggio, Mozart, Beethoven und Weber gestorben? Ich im Gegentheil erweitere mit jedem Tage mein Gebiet, mache jeden Tag neue Eroberungen und befestige jeden Tag mehr meine Weltherrschaft. Schüchtern und beklommen sezte ich anfangs den Fuß auf einige Bretter, die mich von einem Welttheile zum andern trugen; ich mußte damals den Wind um Beistand anflehen; denn es war um mich geschehen, wenn ich ihn zum Feinde hatte. Jezt habe ich die Segel meiner Schiffe zerrissen und ihm die Stücke ins Gesicht geworfen: ich beherrsche die Elemente; ich knete und fessle nach Wohlgefallen Luft, Feuer, Erde und Wasser, welche als willfährige Werkzeuge meinen Winken gehorchen. Mit einem unbemasteten Fahrzeuge und Steinkohlen durchschneide ich den Ozean von einem Pol zum andern, schneller als die Vögel in der Luft, und nicht bloß zu Wasser durchfliege ich auf diese Weise meine Domänen. Jene alten, angeblich unverwüstlichen Römerstraßen sind in meinen Augen nichts als elende Geleise, welche den Siegeswagen des Menschengeschlechts in seinem Laufe hemmen. Schickt die unnützen Pferde auf die Weide: der Dampf ist mein Flügelroß, welches ich zu Lande und Wasser vor meine Fahrzeuge spanne, auf denen ich meine Kapitäne aussende, um die entlegensten Winkel der Erde meinem Joch zu unterwerfen. Alle Nationen der Welt will ich zu einem einzigen Volke umschmelzen, welches dieselben Sitten und Gesetze anerkennen soll; Europa, Afrika, Asien und Amerika werden bald nichts weiter seyn, als vier Theile einer unermeßlichen Maschinerie, welche ein gemeinschaftliches Räderwerk in Bewegung sezt. Sterbliche, sinkt in die Knie und betet mich an; ich bin eure Herrin und Göttin; ihr seyd mein mit Leib und Seele!"

„Industrie, Industrie!“ erwidert die Kunst, „du bist nichts als eine Despotin und eine Lügenprophetin! Dein ganzes Wesen ist auf die Lüge und den Schein gestellt; von der Lüge und falschen Voraussetzungen geht dein Treiben aus, auf die Lüge und Irrthümer führt es wieder hin; in der Lüge lebst und webst du, Lüge ist dein Denken und Dichten; deine Rede und all dein Thun ist Lüge. Nie wird die Welt dein gehören, nie und nimmer werden die Seelen dich zu ihrer Herrin erkiesen! Du behauptest, du verbreitest Bildung über die Erde; ich behaupte, du säest nichts als Verwilderung und Zwietracht. Was hast du nur für das leibliche Wohlergehen der Gegenden bewirkt, wo du herrschst? Was hast du für dein liebes England, dein auserlesenes Volk, gethan? Hast du seiner jämmerlichen Bevölkerung von Fabrikarbeitern Kleidung und Nahrung verschafft? Haben deine Hunderte von Journalen und Zeitungen, welche du mit Dampfpressen druckst, seine Intelligenz bereichert und seine Sitten gebessert? Hast du ihnen Mäßigkeit und Nüchternheit gelehrt? Nichts von allem dem, so viel ich weiß: denn es sterben in den englischen Manufakturstädten fortwährend Tausende von Menschen an übermäßigem Branntweintrinken, und vor Hunger oder Kälte; und der englische John Bull ist noch immer der roheste Pöbel der Welt. Richte deine Blicke nach klügeren Ländern, welche dich bis jezt nicht über die Grenze gelassen haben. In Spanien und Italien gibt es noch keine Eisenbahnen; der Dampf und die dicken Rauchwolken deiner Maschinen verdüstern daselbst nicht den blauen Himmel. Sind denn die dort wohnenden Menschen so elend und brutal? Trinken sie nicht reines Wasser unter ihren von Reben strotzenden Weinlauben? Begegnet dir ein Einziger, der den Himmel anklagt, daß er kein Brod habe? Findest du selbst unter den Bettlern einen Einzigen, der nicht seinen Mantel gegen die Abendluft hat, und darunter seine Guitarre, um sich zu begleiten, wenn er im Sonnenschein liegt und eine Romanze improvisirt? Welche Schätze hast du jenen Leuten für ihre dichterische Armuth anzubieten? Die schnellen Kommunikationen, welche du herstellst, nützen nur dem Luxus und Reichthum einiger Weniger: du durchwühlst die Erde in allen Richtungen, bloß um die Augen des Armen mit dem Golde zu verblenden, welches du ihm vorenthältst; du gründest keine Gleichheit, sondern an die Stelle des alten Geburtsadels setzest du einen Geldadel, der hundertmal kleiner und gehässiger ist. Aber du rühmst dich auch, daß du mich verdrängt hast, und du behauptest, mein Reich sey zu Ende. Vergleich ein wenig die Dauer unserer Werke. Deine kühnsten Arbeiten sind nichts als unbeständige, ephemere Erscheinungen und Bestrebungen. Jeden Morgen zerstörst du, was du den Tag vorher gemacht, und fängst unmittelbar nachher wieder an, auf deinen eigenen Ruinen zu bauen. Gestern grubst du Kanäle; heute pflasterst du die Landstraßen mit Eisen; morgen wirst du ohne Zweifel versuchen, deinen Wagen durch die Lüfte zu lenken. Betrachte dagegen das Schicksal meiner Schöpfungen, welche keineswegs vorübergehend sind, sondern in ununterbrochener Reihe auf einander folgen und sich aneinander reihen. Was ich gestern geleistet und bezweckt, brauche ich am nächsten Tage nicht zu widerrufen; ich habe der Menschheit ein unermeßliches Kapital von Freuden und Genüssen vermacht, welches unablässig anwächst und immerfort Zinsen trägt. Ich habe den Homer und Virgil nicht zurückgenommen, als ich den Dante und Shakespeare der Welt gegeben, noch den Michel Angelo und Raffael, da ich den Murillo, Velasquez, Rubens und Rembrandt sandte. Selbst in der neuesten Zeit bin ich keineswegs so unfruchtbar und verwaiset, als du meinst. Deutschland ist noch ganz hell von den lezten Strahlen des Goethe'schen Gestirns, welches kürzlich an seinem Literaturhimmel untergegangen. Rossini nimmt die Leyer wieder zur Hand; Meyerbeer bespannt die seinige mit neuen Saiten, und am Horizonte des verjüngten Frankreichs taucht ein neues Siebengestirn von Dichtern und Malern herauf. Industrie, Industrie, halte das eiserne Diadem, welches du dir selbst zuerkannt hast, auf deinem Kopfe fest, wenn du kannst; mir wirst du nie die Krone entreißen, welche meine Stirn mit einem ewigen Glorienschein umleuchtet.“

Nachrichten vom Oktober.

Kupferwerke.

Rom. Francesco Ronboni, Sammlung von Porträts berühmter Männer nach den in der Protomoteca Capitolina aufgestellten Büsten lithographirt. 1s Heft, mit den Porträts Pius VII. und des Malers Giotto.

Paris. Lucien de Rosny, L'épervier d'or, ou déscription historique des joutes et des tournois, qui se célébrèrent à Lille au moyen âge. 8. 10 Fr. (In 200 Exemplaren gedruckt mit 360 Wappen und 16 Lithographien geschmückt, und gegen die erste Ausgabe sehr vermehrt.)

Nancy. Leupol et Eug. de Mirecourt, La Lorraine, antiquités, chroniques, déscription des sites et des monumens rémarquables de cette province etc., avec des Gravures. 8. Livr. 1 u. 2. (Auf 3 Bde. berechnet).

London. An autumnal tour on the Wye (Herbstreise auf dem Flusse Wye), von L. A. Twamley; nebst 20 Stichen nach Zeichnungen von Copley, Fielding, D. Cox ꝛc. bei Charles Tilt. 2te Auflage.

The Belle of a Season; ein Gedicht der Lady Blessington, auf 10 Kupfern nach Zeichnungen von A. E. Chalon, Esq., Imp. Oktav. Pr. 1 Pfd. $11\frac{1}{2}$ Sch.; auf chin. Pap. 2 Pfd. $12\frac{1}{2}$ Sch.

The Wye, von Leith Ritchie. Esq., mit 12 Kupfern nach Zeichnungen von Th. Creswick. 8. Pr. 12 Schill., sämmtlich bei Longman, Orme u. Comp.

Düsseldorf. Bei Paul Buddeus: Porträts Düsseldorfer Künstler. 1. u. 2. Heft.

Kostümbuch für Künstler. Sammlung der interessantesten Gegenstände des Kostüms aller Zeiten und Völker der christlichen Zeitrechnung. Herausgegeben von einem Vereine von Künstlern. 1. – 6. Heft.

Heures nouvelles, paroissien complet latin-français, par l'Abbé Dassance, mit 12 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Fr. Overbeck von Keller und Steifensand in Düsseldorf und Butavand in Paris, viele Holzschnitte, verzierte Initialen ꝛc. 1. bis 5. Lieferung.

Englische Taschenbücher aufs Jahr 1840.

Friendship's offering (17ter Jahrgang). Preis 12 Sch. 8.

The picturesque annual mit 15 Platten. Preis 21 Sch.; auf chines. Papier 42 Sch. Royaloktav.

The Keepsake. Preis 21 Sch.; auf chines. Papier 2 Pfd. $12^1/_2$ Sch. Royaloktav.

Book of Beauty, mit 12 Porträts. Royaloktav. Preis 21 Sch.; auf chines. Papier 2 Pfd. $12^1/_2$ Sch.

Gems of Beauty, mit 12 Kupfern. 4. Preis $51^1/_2$ Sch.

Portraits of the Children of the nobility. 8 Kpfr. Royalquart. 21 Sch.; auf chines. Papier 42 Sch.

Lithographische Werke.

Dresden und Leipzig bei Zöllner und Weigel: Der Ornamentist. 2. Abtheilung. Auswahl der in Paris erschienenen neusten und geschmackvollsten Verzierungen aller Art, nach den besten französischen Meistern, in antikem, gothischem, arabischem, persischem, chinesischem und gemischtem Styl; zum Gebrauch für Fabriken, Künstler und Gewerbtreibende. Herausgegeben von Louis Zöllner, Lithograph. 1., 2. u. 3. Lieferung. Das Ganze besteht aus 8 Lieferungen, à 12 gr.

München. Bei H. Kohler u. Comp.: Münchener Album. Lithographirte Originalzeichnungen hier lebender Künstler. 5. Lief. Fol. 1) Auf dem Marsche von C. von Heydeck. 2) Der Germane auf dem Schlachtfeld von Lindenschmitt. 3) Rückkehr von einem Viehmarkt, von Benno Adam.

Ebendaselbst. Bei Gebrüder Minsinger: Sammlung griechischer Bauprofile und Beiträge zur Lehre der Profilzeichnung von Eduard Metzger, Architekt u. Prof. Fol.

Paris bei Aubert: Cours gradué de Dessin par Julien. Études d'après nature et d'après les tableaux et statues de MM. Abel de Pujol, Amiel, Bosio, Bouchot etc. etc. Die besten bis jetzt erschienenen Vorlegeblätter für Köpfe in Kreidemanier. Außer diesem Werk in Folio ist von demselben auch ein kleineres in Quart erschienen, welches zum Theil noch vorzüglichere Studien nach der Natur enthält. Eben so empfehlenswerth sind zum Theil die großen von Julien in Kreide lithographirten Köpfe nach Gemälden neuerer französischer Maler, nur daß hier die Auswahl der Vorbilder nicht streng genug ist.

Brüssel. (Société des Beaux-Arts.) Les Artistes contemporains, Portraits lithographiés d'après nature par C. Bougniet accompagnés de notices sur la vie et les ouvrages de chacun d'eux. 7. livr. Fol.

Literatur.

Berlin. Ueber den protestantischen Geist aller wahrhaften Kunst und deren neuere Entwickelung, vom Prof. Dr. E. H. Tölken. Officin der Akademie.

Bei George Gropius: Der Isabey für Dilettanten, oder elementarer Unterricht in der Aquarell- und Miniaturmalerei. Aus dem Französischen. Mit mehreren, zum Theil kolorirten Vorblättern.

Köln bei J. E. Renard: Beiträge zur älteren Geschichte der Buchdruck- und Holzschneidekunst von Heinrich Lempertz. Erstes Heft. Mit Abbildungen. Zweite vermehrte Auflage. 4. Vergleiche über diese kleine bemerkenswerthe Schrift die Anzeige im Kunstblatt 1838, Nr. 84.

Paris. G. Combrouse, Catalogue raisonné des monnaies nationales. Supplément. 4.

Rouen. A. Delille, Histoire du château d'Argues. 8.

London. M. Habershon, The ancient half-timbered Houses of England. (Alte halbhölzerne Gebäude Englands, meist aus Elisabeths und den frühern Regierungen); bei Weale.

Nekrolog.

Rom, 9. Oktober. Wie zu Anfang vorigen Monats der bekannte holländische Thiermaler Voogd hier im hohen Alter starb, so haben wir nun den Verlust eines vielversprechenden jungen belgischen Malers, Duvivier, zu beklagen.

Paris, 1. Oktober. Der berühmte Kupferstecher Godefroy ist hier gestorben. Der Tod ereilte ihn, bevor er den Stich der Schlacht von Marengo vollendet hatte. Zu seinen besten Werken rechnet man Amor und Psyche, Buonaparte in Malmaison, den Tod des Hippolyt und die Schlacht von Austerlitz.

Brügge, 25. Oktober. Hier starb vor wenigen Tagen der Porträtmaler Herr Kinson, der eine Zeit lang eines großen Rufs genoß. Er war nach einander Maler des Königs Hieronymus von Westphalen, Ludwigs XVIII. und Karl X. Er starb im 69sten Jahr.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Zum Kunstblatt 1839

Steins

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. December 1839.

Die gegenwärtige Malerei in den Niederlanden.

Die ehemaligen italienischen und niederländischen Malerschulen haben in ihrer Geschichte viele Aehnlichkeit und sind sehr gut mit einander zu vergleichen. Italien hatte einst einen Raffael, Michel Angelo, Caracci, Tizian und Coreggio aufzuweisen; die Niederlande besaßen dagegen ihren Rubens, Vandyk, Jan Steen, van der Helst, Rembrandt, Hobbema und Ruisdael, welches die Bildergalerien beider Länder, wo die reichen Nachlassenschaften dieser Künstler vereinigt sind, noch besser darthun können; allein diese Nachlasse, weit entfernt um für den Ruhm ihrer jezt lebenden Kunstgenossen zu rechten, legen diesen vielmehr die schwerere Verbindlichkeit auf, sich des Ruhmes der Väter würdig zu machen: nämlich nicht dasjenige auszuführen, welches diese bereits in frühern Tagen gethan haben, sondern der Zeit gemäß fortzuschreiten, was der Geist des Augenblicks mit Billigkeit zu fordern vermag. Weder in Italien noch in den Niederlanden ist dies wahrlich der Fall; denn die erstgenannte Schule, einst der Siz der höchsten Idealvorstellung, liefert jezt in ihren Gemälden farbige Statuen, statt der Menschen; die Statuen sind mit Draperien behängt, statt bekleidet, und den Köpfen mangelt der Seelenausdruck. Die zweite, obgleich nimmer, selbst während ihrer größten Blüthe, so hoch gestiegen, ist auch nicht so tief gesunken. Der einfachen, sie täglich umringenden Natur getreuer, war es ihr unmöglich, den guten Weg der Wahrheit lange zu verlassen, oder sie wurde bald auf denselben zurückgeführt.

Als König Ludwig im Anfang dieses Jahrhunderts die niederländische Kunst wieder emporhalf und aufmunterte, bekam sie einen neuen Aufschwung, und van der Kroi brach das erste Eis. Dieser Künstler trat sogleich als ein tüchtiger Kolorist auf. Ihm folgten Pienemann, Hodges und die Krüsemanne als Porträtmaler, obgleich Ersterer auch Quatrebras und Waterloo gemalt hat; doch wir übergehen mit Stillschweigen die mehrern oder wenigern Verdienste der Werke dieser Meister, weil sie den meisten Lesern bereits genügend bekannt seyn werden.

Nach der Vereinigung Belgiens mit Holland lernten wir in jenen südlichen Provinzen die Geschichtsmaler Math. van Bree, Paelinck und Navez kennen, von welchen wir mit einigen Worten näher handeln werden.

Math. van Bree, Direktor der Malerakademie zu Antwerpen, hat seine Laufbahn eifrig und unermüdet betreten, und sich eben so sehr in diesem Wirkungskreise als in dem eines Geschichtsmalers Verdienste erworben. Seine große Fertigkeit im mechanischen Theile der Kunst hat ihn mehrentheils verleitet, seine Stücke nicht genug für eine reine Zeichnung und Ausführung des Ausdrucks zu studiren. Die heroische Hingebung des Bürgermeisters van der Werff bei der famosen Belagerung der Stadt Leiden durch die Spanier im Jahr 1574, an die ausgehungerten Leidener Bürger, welche er für das dasige Rathhaus verfertigt, ist wohl das beste Gemälde, welches wir seinem fertigen Pinsel verdanken. Mit schaudererregender Wahrheit erblickt man die ausgehungerten und abgemergelten Jammergestalten, die ihren Bürgermeister zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatten, schon umgestimmt und voll Reue, nachdem er, die Uebergabe verweigernd, sich selbst dem hungernden Volke zum scheußlichen Mahle dargeboten. Dieses berühmte Gemälde bedeckt eine ganze Wandseite; man tadelt an demselben, und wohl nicht mit Unrecht, daß der Künstler auf dem Gemälde keine Lokalität dargestellt habe, die bestimmt auf Leiden hinweise. Weniger glücklich scheint uns sein „Sterbebette des Rubens“ im Museum zu Antwerpen, worin sowohl die Anordnung und der Ausdruck, als das Kolorit unnatürlich erscheinen. — Von Paelinck und Navez hangen zwei Gemälde einander gegenüber im Prinz Mauritzhause zu Grafenhaag (jezt in Haarlem). Ersteres die „Toilette der Psyche“ und das andere die „Auferweckung des Sohnes der sunamitischen Frau durch den Propheten

Elisa" darstellend. Die Toilette der Psyche, eine mythologisch-griechische Darstellung, ist eine Nachahmung der David'schen Schule, und wie geschmackvoll und glänzend sie auch behandelt seyn möge, wie einnehmend schön das Weibliche in Köpfen, Händen und Füßen auch ausgedrückt sey, so hätten wir diese, auf niederländischen Boden übergepflanzten griechischen Produkte für Athen vor 2000 Jahren schicklicher gehalten. Paelinck lebte in einer Zeit, wo dieser Typus den allgemeinen Zeitgeist bezeichnete, und ließ sich durch den großen Strom mitschleppen. — Das in Rom gemalte Gemälde des Navez athmet einen ganz andern Geist, es ist im edeln kirchlichen Style ausgeführt und unterscheidet sich durch die erhabene Einfachheit, welche das ausschließliche Kennzeichen der kirchlichen Darstellung seyn muß. Die ausführliche und natürliche Behandlung, feste Formenzeichnung und erhabene Zusammensetzung machen dieses Meisterwerk des Navez, unsers Bedünkens, zu einem der besten Gemälden der ganzen Galerie. Später ist dieser Künstler, nachdem er aus Rom zurückgekehrt war, hauptsächlich in seinen lebensgroßen Gemälden, viel zu tapetenartig im Kolorit geworden. Wappers hat später, 1830, mit der Ausstellung des Leidenschen Bürgermeisters — derselbe Gegenstand, den früher van Bree behandelt hatte — einen großen Ruhm erworben, und ihn durch sein im Jahr 1835 vollendetes Gemälde: eine „Scène de la Révolution," würdig aufrecht erhalten. Schade, daß er den Gegenstand nicht besser gewählt hat, denn er hat sich, auf den Flügeln der natürlichen Anlage, durch seinen feingebildeten Geist und scharfen Verstand aus dem Schlamme der Alltäglichkeit erhoben.

In Genregemälden sind die vier folgenden Künstler ausgezeichnet: Van Beveren und Breukelaar zu Amsterdam, Brakeleer und Regenmorter zu Antwerpen. Ohne einen der drei Letztgenannten benachtheiligen zu wollen, glauben wir van Beveren als den Ersten in dieser Art Malerei nennen zu dürfen. Mehr Feinheit der Auffassung und Ausführung der Gedanken läßt sich nicht wünschen. Seine Gegenstände athmen gewöhnlich eine sanfte Melancholie; vereinigen jedoch dabei so viel erhabenen Ernst, daß man sie eher unter die kleinern historischen Gemälde, als das Genre würde klassifiziren können. Unter seinen besten Werken nennen wir das bekannteste, „die nachdenkende Nonne," welche Vortrefflichkeit des Ausdrucks und Zartgefühls liegt im Kopfe und in den Händen! Leztere sind voraus meisterhaft gezeichnet und stehen in einer schönen Uebereinstimmung mit dem Charakter des Angesichts. Das Kolorit erinnert uns wegen seiner besondern Zartheit und Wahrheit an die besten alten niederländischen Maler; während er allen Anschein und Aehnlichkeit der Aufschmückung vermieden hat. Die, scheinbar, ohne Sorgfalt behandelte Draperie und das Beiwerk sind mit Vorbedacht also gemalt, weil der Kopf und die Hände ausschließend der Zweck des Gegenstandes ausmachen sollten. — Breukelaar malt einnehmende Gestalten in einem ausgezeichneten Ton, es sind meistens gewöhnliche, aus dem täglichen Leben entlehnte Ereignisse. Die Arbeiten des Brakeleer sind naiv, wahr und gemächlich, Gegenstände, welche sich auf die altholländischen Sitten beziehen, mit Kostüme aus Dow's und Jan Steen's Zeiten. — Regenmorter wählt für seinen Pinsel gewöhnlich interessante Volksscenen und humoristische Gegenstände aus der niedern Klasse, welche größere Merkmale technischer Geschicklichkeit, als geistiger Auffassung tragen.

Unter den verdienstlichen Landschaft- und Seestückmalern nennen wir vorzugsweise Schelfhout, Koekkoek und Schotel. Die beiden Erstgenannten haben sich nicht allein in ihrem Vaterlande, sondern durch den größten Theil Europas einen solchen Ruhm erworben, daß wir es für unnöthig achten, viel zu ihrem Lobe zu sagen. Beide Künstler zeichnen sich besonders in Winterstücken aus, und in diesem Genre vereinigen sie so viel poetisches Gefühl mit der Wahrheit der Natur, welche sie durch eine meisterliche Technik so schön darzustellen wissen, daß ihres gleichen nicht oft gefunden werden. — Schotel, mit dem wir mit Recht die Reihe der niederländischen Maler schließen, ist, in Ansehung der Wahrheit des Wassers und der Luft, größer als je ein Seestückmaler vor ihm war, und vielleicht je nach ihm seyn wird. Keiner seiner Mitbewerber kommt ihm in Ansehung der Zartheit des Tones und Vorstellung und freien geistigen Behandlung der Farben gleich. Es scheint, als ob der kalte Nordwestwind uns aus seinen Gemälden entgegenwehe, oder das Wasser bei der Wendung des Kieles gegen den Bug aufspritze und der Schaum über die Schiffsbühne hinstäube; weßhalb die französische Akademie zu Paris lange zögerte, ehe sie seinem Mitbewerber, Güdin, die Ehrenpalme zuerkannte, und bemerkte, daß die herrliche Poesie der Gemälde Güdins über die treffende Einfachheit Schotels müsse gesezt werden.

Halberstadt, 1. November 1839.

Mit einem ausgezeichnet schönen Apparate von Daguerre aus Paris (um 30 Friedrichsd'or), den ich für Rechnung unseres Kunstprotektors Domherrn von Spiegel direkt von Paris kommen lassen mußte, habe ich schon mancherlei Operationen bereits seit Ende September angestellt, und ganz ausgezeichnet schöne Sachen geschaffen. Die Detaillirung ist wirklich merkwürdig, auch keinem Stahlstecher ist es möglich so fein nachzubilden, als man

Vieles mit der Loupe erblickt. Viele Bilder haben zwar nur in den Lichtern den bläulich milchweißen matten Ton, in den Schatten den des blanken Silbers in sehr mäßigen Modifikationen, aber bei einzelnen ist auch der Charakter der eigenthümlichen Lokalfarben wiedergegeben. So ist ein dunkelgrünes Haus in voller Sonnenbeleuchtung bräunlich nachgebildet, nebenstehende hellrothe und lilafarbene weit heller und mehr ins Grau fallend. Schwarze Straßenlaternen, eisernes Gitterwerk erscheint matt schwarz, während die Schatten blank sind (reine Silberpolirung). Inneres von Kirchen läßt sich nicht gut aufnehmen, weil alle geraden Gegenstände, die näher als 50 Schritt liegen, sich mehr oder minder krümmen, mithin unrichtig, ja zum Theil verunstaltet erscheinen. Aber in größeren Entfernungen habe ich keine Unrichtigkeiten bemerkt, vielmehr dann völlig gute Bilder bis zum Rande der neun Zoll großen Platten erhalten. Um möglichst treue Porträts zu schaffen, muß man die Mitte des Focus gerade auf den Kopf der Figur richten. Doch auch mit geschlossenen Augen ist es höchst beschwerlich, sich eine Viertelstunde lang der vollen Sonne auszusetzen. L.

Bemerkungen.

Was ist „Genre?" Es wird sich nicht sowohl fragen, was die Franzosen zuerst in diese Bezeichnung gefaßt haben, als vielmehr, was wir uns nach dem jetzigen Stande der Kunst und ihrer Erweiterung auf alles Nachahmbare in der Natur und Menschenwelt bei diesem Begriff in seiner bequemen Anwendung denken wollen. Am besten ist wohl, man scheidet zuerst alles dasjenige von ihm aus, was entschieden anderen Kunstarten angehört, als: das Historische, Religiöse, Mythologische, Allegorische, das Porträt, die lebensgroßen Darstellungen menschlicher Gestalt; ferner die Landschaft, das Schlachtgemälde, die Thierstücke, die Blumen- und Früchtestücke, die Stillleben, die Architekturbilder, Feuersbrünste rc. Nun bleiben uns noch: Konversationsstücke, häusliches, ländliches Leben, bürgerliches, bäuerliches Wesen, lustige Geselligkeit, Spiel, Trunk, Galanterie, Soldaten-, Feld- und Garnisonsleben, Bambocciaden, Karrikaturen, Schäferstücke, Jahrmärkte, Kirchweihen, Marktplätze, Hochzeiten, Räuberscenen, Mönchs-, Nonnen-, Gespenster- und Hexenstücke rc. Wir finden es bequem, für solches Menschenthum in seinen spezifischen und einzelnen Formen und Variationen einen Kollektivkunstnamen zu haben. Wie der Geschichte und dem Epos der Roman, die Novelle, die poetische Erzählung gegenübersteht, so dem historischen Gemälde das Genrebild.

Bei der Geschichte denkt man an das Geschehene, an dessen Veranlassung und Folgen, an die Offenbarung menschlichen Willens, menschlicher Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Bedürfnisse in einem interessanten Vorgange von nationeller Bedeutung. Das Sächliche überwiegt aber das äußerlich Persönliche. Unser inneres Auge richtet sich nur auf die Hauptpersonen, und wie sich in ihrer Gestalt, Stellung, Gruppirung, ihren Geberden und Mienen der Vorgang, das sittliche Moment ausdrückt. Eben so verlangen wir vom historischen Bild eine möglichst einfache Größe, das Vortreten und Herrschen des Wesentlichen ohne Zerstreuung durch Beiwerke rc. Es ist eine Vergangenheit, die sich uns vergegenwärtigt, ein Entwickelungsmoment des öffentlichen Lebens der Nation.

Wie aber Roman und Novelle sich bemühen, ihre Gemälde uns zur Gegenwart zu machen, und durch die lebendigste Objektivität, durch Schilderung der ganzen Aeußerlichkeit, wozu oft lebendige und leblose Nebendinge Beihülfe leisten müssen, durch Aufdeckung der Gesinnungen und Empfindungen der Mitspielenden unserer Imagination recht nahe zu rücken, durch eingestreute Reflexionen uns aus der Seele zu sprechen, und uns so zur innigen Theilnahme zu bewegen, wodurch denn der, wenn auch öffentliche Vorgang durch unser Hineinschauen zu einer Privatangelegenheit und Familiarität wird; — eben so hebt auch das Genrebild seinen Gegenstand aus der höhern Sphäre der Nationalgeschichte in den der Bürgerlichkeit, Häuslichkeit, Familiarität herüber, bringt ihn durch die Zuthat von Beiwerken, durch treue Nachahmung der Physiognomien, Kostüme, Oertlichkeit rc. uns nahe, und wählt ein solches Format, das, für öffentliche weite Räume zu klein, sich unsern Privatwohnungen bequemt und mit Demjenigen harmonirt, was wir innerhalb derselben oder aus unsern Fenstern wahrnehmen. Der Geist, der Ton, die Sitte, die Mode der Gesellschaft spricht sich darin aus, nicht eben stets der heutigen, aber doch einer so gewesenen, so daß wir uns das Bild als Darstellung, Ebenbild einer Gegenwart, als heitere, belebende Zierde eines wohnlichen Raumes denken können.

Der Stoff entscheidet nicht. Man kann aus antiken, aus religiösen Scenen Genrebilder machen. Böttiger's „Sabina" oder „Morgenscenen im Putzzimmer einer vornehmen Römerin" könnte eine Reihe Genrebilder liefern; eben so könnte man biblische Geschichten behandeln, und es ist wohl, wenn auch nicht absichtlich, geschehen; und dieses Genremäßige ist es auch, was uns zuweilen an historisch seyn sollenden antiken oder biblischen Darstellungen stört.

Wir wollen dagegen die naiven Schöpfungen der altdeutschen Maler, trotz dem, daß sie statt Ideale Porträts anbrachten, daß sie in Beiwerken unerschöpflich, in Naturnachahmung wie plastisch getreu waren und Alles

nach den Kostümen ihrer Zeit in die Scene sezten, doch nicht Genrebilder nennen, da die Intention, in der sie diese Bilder schufen, durchaus einen frommen, öffentlich-nationellen, und keinen häuslich-geselligen, keinen Unterhaltungszweck hatte. Die größten Staatsaktionen, Krönungsfestlichkeiten, kriegerische Auf- und Einzüge, Revolutionsscenen, Kongresse rc. können Genrebilder werden. Ihr großes Maß entzieht sie dieser Kategorie nicht, wenn sie, durch einen verkehrten Operngucker betrachtet und verkleinert, in diesem Charakter aufgefaßt erscheinen.

So haben nun die meisten Tableaus, welche Große, Reiche, Mächtige, Freistaaten und Monarchen zu Verewigung denkwürdiger friedlicher und kriegerischer Ereignisse ihres Lebens, ihrer Zeit malen lassen, einen Genregeschmack an sich, insofern nicht ein historisches, nationelles Faktum in einfacher Wesenheit der Handlung und sittlicher Innerlichkeit des Vorgangs dargestellt ist, sondern der Maler es auf Exposition der Personalitäten und ihrer Attribute, auf Nachahmung der Oertlichkeit und des Gethеils von Zufälligkeiten abzusehen bemüßigt war.

Daß das Maß nicht entscheidet, geht eben auch hieraus hervor. Hat doch ein Kunstrichter selbst das weltberühmte, immense historisch-biblische Tableau von Paul Veronese im Refektorium von St. Giorgio Maggiore in Venedig zum Genre gerechnet, obwohl es die ganze Hinterwand des Saales einnimmt und über 120 fast lebensgroße Figuren enthält. So entsetzlich kritisch klingt dies nicht, wenn wir uns darüber vereinigen, zum „Genre" alle diejenigen Darstellungen zu rechnen, wo der Gesellschaft, der Sozietät (Monde) wieder Gesellschaft im gesellschaftlichen Kostüm zur geselligen Erheiterung vorgeführt wird.

So können nun auch Schlacht- rc. Stücke, Mythologien rc. durch ihre Behandlung Genrebilder werden; Thierstücke nicht minder, wenn sie die animalische Sozietät darstellen, oder Ironie, Satire, Fabel, als Parodie und Karrikatur des Menschen, zur Intention haben. Ob also ein Teniers musizirende Bauern oder Affen malt, ist gleichbedeutend, und die niedlich und ergötzlich gedachten französischen Thier-Menschen oder Menschen-Thiere stellen sich neben ihre Sozietäts-Karrikaturen und die Berliner Witze.

Um noch einen Blick auf verwandte Künste zu werfen, wollen wir uns vorhalten, daß die „Odyssee" nicht genreartiger sey, als die „Ilias," daß Walter Scott mehr dahin neige, als die älteren Engländer, daß Vossens „Luise" ein Genrebild sey, Goethe's Hermann und Dorothea" aber nicht. Unsere Poesie überhaupt wird genreartiger, indem sie den Wünschen und Gelüsten der Sozietät nachgibt. Es ist leider an dem, daß das Klassische und das Modern-Genremäßige gerade im umgekehrten Verhältnisse ihres poetischen Werthes gesucht, gelesen, geschäzt und belohnt werden, weil die Neigung des überwiegend größern Theils der Lesewelt auf das Reale, Stoffartige, Massive, Modern-Soziale gerichtet ist. Wie sehr die Musik genreartig geworden, vernehmen wir aller Orten, sie mag ernst oder belustigend auftreten. Diese ihre massive Sozialität hat sie um alle Idealität gebracht. Hiebei möchte ich aber die Art und das Maß, wie der Walzerschöpfer Strauß Musik für gesellige Zwecke anwendet, selbst beim Aufgebot seiner komischen Mittel, wie Schlittengeschelle, Peitschenknallen, Glöckchen, Schmiedhämmer rc. noch idealer nennen, als diejenige, mit welcher einige beliebte Operntonsetzer unser Ohr und Gemüth bestürmen, betäuben, foltern, zu Tode quälen. So scheinen mir z. B. in „Robert dem Teufel" wirklich alle musikalische Dämonen los und des lebendigen Teufels zu seyn.

Auch unsere Wissenschaften und Lehranstalten neigen zum Genre; nicht etwa auch unsere Theologie? und wie steht es mit der classisch nationalen Mitte unserer Sitten? fände man bei ihnen mehr Stoff zu historischen oder zu Genrebildern?

Napoleon und seine Welt hatten im Gegensatz gegen Antikes, Mittelalterliches, Kerndeutsches, Englisches rc. etwas Genremäßiges, wie denn alles Französische in dieses vergängliche, modehafte Element eintaucht, weil es auf die Sozietät berechnet ist, und ohne sie nicht existiren könnte.

Nachrichten vom November.

Persönliches.

Alexandrien, 6. November. H. Vernet ward heute dem Pascha vorgestellt, wird morgen unter dessen Augen den Palast der Frauen mittelst des Daguerrotyps aufnehmen und übermorgen nach Kairo und von da nach Syrien reisen, um die Schlachtfelder, auf denen Buonaparte gesiegt, ferner das von Nisib rc. in Augenschein zu nehmen.

Rom, 5. November. Dem Architekten Herrn Knapp aus Stuttgart, welcher vor längerer Zeit von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten, ist von Sr. Heiligkeit der Orden des heil. Gregorius verliehen worden.

München, 21. November. Auf unmittelbare Veranlassung Sr. Majestät des Königs ist Herr Daguerre in Paris zur Anerkennung seiner Verdienste, zum Mitglied unserer Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

28. November. Peter Heß ist gestern Abend hier angekommen, und wird die von Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland ihm ertheilten Aufträge hier ausführen.

Der geniale Künstler Ruben ist kürzlich auf der Jagd durch ein Schießgewehr dergestalt an der rechten Hand verlezt worden, daß er seinem Berufe auf längere Zeit entzogen seyn wird.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Digitized by Google

№ 103.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 24. December 1839.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha.

(Fortsetzung.)

Männliche Figuren.

Gruppen:

In dem reichhaltigsten Bildwerke aus Speckstein sind neun Figuren folgendermaßen vertheilet:

1
2 3
6 7
4 5
8 9

Unter den Männern ist der 1. mit rothem Gewande bekleidet, und, wie eine große Anzahl nachher zu erwähnender männlicher Bildsäulen, außerordentlich hochköpfig. Monströse Gestalt des Kopfes pflegen die Chinesen bei Kindern, die zum Berufe der Bettelbonzen bestimmt sind, durch künstliche Mittel hervorzubringen. Der 2. Mann, bartlos und in schwarzem, mit Gold gesäumten Anzuge, hält eine Reisetasche. Der 3., der schwarze Kopfbedeckung und bläulichen Mantel trägt, scheint ein fächerartiges Buch zu halten. Männer sind auch 4., 5. und 7., unter denen 4. gewürfelten Anzug, 5. blaue Kopfbedeckung, 7. ein rothes Gewand trägt. Sowohl 8. als 9. sind Frauenzimmer. Jenes steht auf dem Kopfe eines Lindwurms. Vermuthlich zeigen sich hier dieselben Personen als in der zu Nang-hiong-tou dem Cong fou tsöe geweiheten Pagode, wo jedoch seine eigene Statue in einer Nische stand. Ihm zur Seite waren seine vornehmsten Schüler, unter denen des Cong fou tsöe dritter Sohn sich auszeichnete.

Eine andere Gruppe besteht aus neun auf Felsen ruhenden Figuren. Hier drängen sich um einen unbärtigen, dickbäuchigen und niederhockenden Mann, vielleicht Ninifo, sechs Kinder, die zum Theil einander auf den Schultern stehen. Ein alter und ein junger Mann beten links und rechts stehend die Hauptfigur an.

In bequemer Lage zeigen sich kahlköpfige und dickleibige Männer, alle zusammen Darstellungen des von den Tao-ssé verehrten Ninifo, des Gottes der Wollust, jedoch auch erlaubter Vergnügen. Er soll auch Viter und Tsin, d. i. der Heilige, heißen. In China findet man sein aus gelbem Kupfer oder Messing gegossenes Bild so kolossal, daß es ungefähr die Höhe von zwanzig Fuß hat.

Unter Felsen, auf denen ein Blumengefäß niedergesezt ist, hockt auf einem Beine ein hochköpfiger, langbärtiger und dickbäuchiger Gott, mit der Rechten ein scepterartiges Geräthe haltend. Unten ein Hirsch von der Größe eines Hundes, vielleicht das in Yun nan einheimische Thier, gegenüber ein storchartiger Vogel. Links von der Hauptfigur ein Bonze. Außerdem ist noch eine sehr große Anzahl mehr oder minder abweichender Wiederholungen vorhanden. * So nahe es liegt, wegen des Vogels und des vierfüßigen Thieres einen Gott der Luft und der Erde hier zu finden, ist doch diese Auslegung

* Eben so. Die links stehende Nebenfigur hält eine Rolle. Das eine Thier scheint von anderer Hand hinzugefügt zu seyn. — Eben so; die rechts stehende Nebenfigur ist ein Mann, der eine große Frucht hält. — Ohne eine zweite menschliche Figur. Auf den Felsen das Blumengefäß. — Die sonst vorhandene Felsenwand ist abgearbeitet worden; doch hat das Blumengefäß sich erhalten. — Die obere Felsenwand wiederum abgebrochen. — Ohne Felsenwand und Blumengefäß. — Auch der Hirsch ist abgebrochen. — Der Gott und der Hirsch allein. — Der auf dem einen Beine hockende Götze hält das Scepter. — Neben ihm trägt eine weibliche Figur auf beiden Händen eine Schüssel mit Früchten. — Neben und hinter dem stehenden Gotte der stehende Hirsch, bei welchem eine jugendliche Figur steht. — Neben dem stehenden und mit der Linken auf einem hohen Stock sich stützenden Gott der Hirsch. — Der Gott reitet auf einem Hirsche. Unten eine kleine Figur mit einer Frucht. Etwas beschädigt.

keineswegs sicher. Die allezusammen im 17ten Jahrhundert angefertigten Bildwerke stellen den Gott der Unsterblichkeit dar, und werden — um Joh. Neuhof's Ausdruck beizubehalten — für ein Zeichen sonderbarer Glückseligkeit gehalten.

Wenn schon die große Zahl der bildsteinernen Darstellungen des Gottes in der Gothaischen Sammlung für eine sehr ausgedehnte Verehrung desselben im äußersten Osten zeugt, so belehren uns die dem japanischen Buche Kesi-Foukouro beigefügten Abbildungen, daß auch an den Wänden sehr vieler japanischer Wohnzimmer Gemälde desselben angetroffen werden.

Der scepterartige Gegenstand gleichet einigermaßen der vor japanischen Leichen hergetragenen Tratteblume, so wie den auf der Insel Loo-Choo von Männern getragenen und daselbst kammaishishee genannten Haarnadeln. Die durchbrochenen Felsen der Hinterwand, welche Baumästen gleichet, dürften von dem alten Tan herrühren, um welchen eine doppelte Einfassung, kiao genannt, errichtet wurde, die aus Vasen und Aesten von Bäumen bestand. Zuweilen mögen Bettelbonzen die Rolle des Gottes der Unsterblichkeit gespielt haben. Darum sehen wir einmal den zwischen Storch und Hirsch stehenden Mann eine hohe Stange tragen, auf deren oberen Brete ein Affe sizt, dergleichen von der Insel Hai nan und aus der Umgegend von Ou tcheou fou kommen. Noch hängen Rolle und Reiseflasche am Brete.

Unter Felsen sizt ein bärtiger Mann mit schwarzer Kopfbedeckung. Außer dem Bedienten, der hinter ihm den Wedel hält, stehen noch ein Mann mit schwarzer Kopfbedeckung und eine jugendliche Person, jener rechts, diese zur Linken. Unten wird vom Stallmeister ein gesatteltes Pferd geführt, bei welchem links ein Frauenzimmer steht. Im Ganzen sechs menschliche Figuren und das Pferd. — Neben dem unbärtigen, mit zusammengelegten Händen sitzenden Manne steht rechts ein bärtiger Mann mit Kopfbedeckung und Buch, links ein betender Bonze. Unten ruht neben dem gesattelten und grasenden Pferde der Stallmeister. — Unter einem Baume reitet der das Scepter haltende Mann mit schwarzer Kopfbedeckung zur Linken. Hinter ihm sein Stallmeister. — Vorstehende Bildwerke dürften nicht sowohl den Quante-Cong und seinen Stallmeister Tchin-Tchieu darstellen, über welche wir oben unter Anleitung der Tempelbilder zu Kuang-tscheu-fu umständlich handelten, als den von Chinesen zu Kialhta verehrten Kouan yu. Dieser wird in Tempeln gewöhnlich sitzend abgebildet. Links steht sein Sohn Kouan ping, rechts sein brauner oder beinahe schwarzer Stallmeister.

Ein bärtiger Mann, der ein Gewächs mit drei großen Früchten trägt, steht zwischen zwei Figuren mitten inne. Links steht nämlich ein bejahrter kleinerer Mann, rechts ein die Reiseflasche haltendes Kind.

Merkwürdig wegen der Strohschuhe, wie sie in Japan üblich sind, ist die sitzende, halbnackte Figur, die einen büschelförmigen Wedel hält. Zu ihren Füßen hält der Bediente mit beiden Händen ein großes Schwert.

Die noch übrigen Gruppen (Nr. 58, 75, 55, 499, 517, 61) stehen den beschriebenen an Wichtigkeit nach.

Einzelne Figuren.

Die einzelnen Figuren scheinen sehr oft nur wieder dieselben Personen darzustellen, welche uns schon aus den Gruppen bekannt sind.

Einige der ohne Kopfbedeckung dargestellten Männer könnten Bilder des Sichian, der hinkende Mann aus Erz, dem ein Arm fehlet, wo nicht ein Bettelbonze, vielleicht ein Götze der Lahmen seyn, nicht minder auch die am Krückenstock gehenden und aus Bildstein verfertigten Alten, deren einer ein Gefäß hält, so wie der ebenfalls der Krücke sich bedienende Schwarze, dessen Anzug gelbröthlich ist.

Seltsam ist der Mann, aus dessen Brust ein Gesicht hervorsiehet. Nach chinesischer Sage sollen die Bewohner des fabelhaften Königreiches Chuen-sin-gue ein Loch in der Brust haben.

Den gut gearbeiteten Figuren, welche H. Ellis im Tempel des Kwan-yin zu Kian-ning-foo sah und Philosophen nannte, entsprechen die sitzenden kahlköpfigen Chinesen des Gothaischen Kabinets, die an den monströs langen Haaren der Augenbraunen (mei) ziehen. (Nr. 458, 465.) Andere Männer reinigen sitzend mit einem rothen Stäbchen ihre Ohren (eul), wie die Zauberer und Wahrsager, deren Dapper gedenkt, und wie die Japaner, laut Thunberg's Zeugniß. Außer zwei Exemplaren dieser Art, die im chinesischen Kabinet sind, ist noch ein drittes im Vorzimmer des Naturalienkabinets vorhanden.

An einem Faden, den er mit der linken Hand hält, zieht ein sitzender Chinese das von der linken Schulter herabgefallene Gewand in die Höhe. Oefters sind den Gewändern der bildsteinernen Figuren Schriften, auch Arabesken, vielleicht das Wappen, eingegraben. Dadurch suchen die Japaner das Stehlen oder Austauschen der Kleider zu verhindern.

Von einem tanzenden Bettelbonzen aus Erz wird mit beiden Händen ein Scepter über dem Kopfe gehalten, wie solches die in dem Gemäldebande der chinesischen Bibliothek Nr. 859 und auch in gedruckten Werken abgebildeten Bonzen tragen. Andere halten einen keulenartigen Bambus, oder ihre Mützen, oder mit der Linken einen Korb, über welchem der platte Hut des sitzenden Mannes liegt.

Neben einem schwarzen und sitzenden Manne ist ein Schuh. Ungemein oft wird dieser von männlichen Bildsäulen

gehalten. Da die Verehrer des Foe jedem der unbedeutendsten Geschäfte besondere Götzen vorsezten, z. B. der Porzellanarbeit den Götzen Pusa, eben so den Verrichtungen der Köche, Zimmerleute, Aerzte, ist es wahrscheinlich, daß hier ihr Schustergötze abgebildet sey.

Bei Gelegenheit der Ringe, den einer dieser Schuhhaltenden Männer an den sehr ausgedehnten Ohren trägt (Nr. 77), kann man der ungewöhnlich langen Ohrläppchen des eben geborenen Laot-se sich erinnern, den seine Mutter Pflaumenbaumohr (Lo-eul) nannte.

Der ehernen Bildsäule eines hochköpfigen Mannes, der mit der Linken eine Rolle, mit der Rechten einen sehr hohen Stab hält, sind eine zweite Figur aus Erz und eine dritte aus Bildstein ziemlich ähnlich. Schon im Jahr 1741, als die erste dieser Figuren von dem Maler Dörfling gezeichnet wurde, hat man sie für Bildnisse des Cong fou tsee gehalten, ungeachtet sie mit den aus europäischen Kupferstichen bekannten Bildnissen des Philosophen so wenig übereinstimmen, als die kostbare, aus dem Steine Yu-ché verfertigte Bildsäule, welche ich oben aus der Gothaischen Sammlung herausgegeben habe.

Nochmals wird von dem schwarzmützigen Chinesen, an dessen Kleidung chinesische Worte stehen, eine Rolle gehalten. Ein anderer liest niederhockend in der Rolle.

Ein bärtiger Chinese mit schwarzer Kopfbedeckung, vielleicht Chang ti, hält stehend mit beiden Händen ein fächerartiges Buch. Diese Figur ist in zwei Exemplaren vorhanden, jedesmal sorgfältiger gearbeitet und bemalt, überdies besser erhalten als viele andere Figuren aus Bildstein. In den alten Zeiten bediente man sich weder des erst von Mong tien, Generale unter Schi-hoang-ti, erfundenen Papieres, noch des Pinsels und der Tusche, sondern der Schreibmaterialien des Tsang-kie, nämlich kleiner Tafeln von Bambus, Kiuen genannt, auf die man mit einem spitzigen Stabe die Buchstaben mit Firniß zeichnete. Die Tafeln wurden auf eine Schnur gezogen. Noch jezt ist diese Weise des Bindens bei den Hindu und Brahmanen gebräuchlich.

Geöffnete Bücher der gewöhnlichen Form halten die niederhockenden Männer Nr. 518, 575.

Von einem Chinesen aus wachsfarbigem Bildstein wird der Dudelsack geblasen.

Der doppelte Gürtel einer ehernen, in dem Vorzimmer des Naturalienkabinets aufgestellten Bildsäule erinnert an die Kleidung japanischer Priester. Vom unteren Gürtel hängt eine Schnur herab. Der mit bedecktem Kopfe dargestellte Priester hält mit der Rechten einen Apfel. Was die seitwärts ausgestreckte Linke hielt, fehlt.

Mehrmals zeigen sich Chinesen, die Pyramiden und Thürmchen, also Modelle heiliger Gebäude oder thurmförmige Gefäße halten.

Aus der früheren Kunstsammlung rühren Exemplare der Bildsäule eines jungen Kandidaten der Priesterschaft her, der mit beiden Händen ein hohes und schmales Blumengefäß (wie das aus Bildstein verfertigte Nr. 667) hält. Das eine eherne Exemplar ist größer als das andere. Wie aus dem Buche Kesi-Foukouro erhellt, pflegen bei Leichenbegängnissen in Japan neben dem Priester, der den Rosenkranz trägt, Kandidaten der Priesterschaft einherzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom November.

Persönliches.

Stuttgart, 10. November. Der berühmte Bildhauer Dannecker allhier ist als Direktor der Kunstschule wegen hohen Alters, auf sein Ansuchen, pensionirt worden.

Dresden, 20. November. Prof. Dahl ist von seiner langen Studienreise in seinem Vaterlande Norwegen glücklich zurückgekehrt.

Wir freuen uns, den Professor Hübner nun für längere Zeit hier zu behalten. Bendemann, Hübner und Nerenz wohnen mit in Rietschel's neuerbautem Hause, und haben darin sehr schöne Ateliers. Der Prof. Bendemann arbeitet fleißig im Schlosse und wird, wie es heißt, auch den Vorhang zum neuen Theater mit einem Gemälde schmücken. Prof. Rietschel ist nur mit Arbeiten für das Theater beschäftigt.

Berlin, 1. November. Der bekannte Maler Biard ist so eben auf dem Rückwege von Spitzbergen nach Paris hier angelangt, und bringt von seiner sechsmonatlichen Reise einen unglaublichen Reichthum an Naturstudien und Skizzen mit.

Düsseldorf, 28. November. Die Stadt Rouen hat dem hiesigen Maler Jac. Lehnen eine Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft übersendet. Somit erkennt auch das Ausland das Verdienst eines Künstlers an, der bei uns schon längst den Ruf eines trefflichen Stilllebenmalers behauptet.

Kopenhagen, 23. November. Thorwaldsen hat das Großkreuz des Danebrogordens erhalten. Während er in ländlicher Ruhe neue Meisterwerke hervorzaubert, segelt ein Namensvetter von ihm auf dem schwarzen Meere, nämlich eine hier gebaute Brigg, welche sich durch ihre schön gebaute Form und elegante Einrichtung auszeichnet. Mit Thorwaldsens Erlaubniß bekam sie seinen Namen und seine wohlgetroffene Büste schmückt ihr Vorderende.

Stockholm, 18. November. Unser berühmter Bildhauer Fogelberg in Rom hat in einem Briefe an einen hiesigen Freund die Nachricht, daß ihm ein Engländer für seine im Laufe vergangenen Sommers hierher gesandten beiden Statuen, Venus und Apollo, gewaltig große Summen geboten (vergleiche Nachr. v. August. Skulptur. Nr. 21. S. 323 d. Bl.), für völlig grundlos erklärt, und zugleich sein Mißvergnügen über dieses zuerst in einer französischen Zeitung mitgetheilte

Gerücht kund gegeben, „da er es fast nur der Freigebigkeit des Königs zu danken habe, daß er der Kunst ganz leben könne.“

Technisches.

London, 4. November. Am 28. Oktober wurden vor einem kleinen Kreise wissenschaftlicher Männer Versuche mit einer von Hrn. Schafhäutl aus München erfundenen Modifikation des Daguerrotypš gemacht, wo die Platte ganz schwarz in die Camera obscura kommt, und an den von dem Licht getroffenen Stellen entfärbt wird, so daß die Bilder ganz den Effekt einer Tuschzeichnung machen. Der Prozeß der Erzeugung und Fixirung dieser Bilder ist eben so einfach und leicht, als die Präparirung der Platten schwierig ist. Doch hofft der Erfinder auch diesen Theil seines Verfahrens zu vereinfachen.

Paris, 13. November. Der heutige Moniteur theilt den von Hrn. Raoul-Rochette abgefaßten Bericht einer von der königl. Akademie der schönen Künste zur Beurtheilung des Verfahrens des Hrn. Bayard niedergesezten Kommission mit. Hr. Bayard hat nämlich auf präparirtem feinem Maschinenpapier Lichtbilder von Landschaften, Statuen 2c. erzeugt, welche zwar an Schärfe den auf Metallplatten hervorgebrachten nicht gleich kommen, aber doch in dieser Beziehung höchst befriedigend ausgefallen sind, während sie in Ansehung des scenischen Effekts, des Wegfallens der metallischen Blendung, der Bequemlichkeit des Materials und zumal wegen des Umstandes, daß sich das präparirte Papier Monate lang in Mappen aufbewahren läßt, im Vergleich mit den Daguerre'schen Lichtbildern entschiedene Vorzüge besizen. Vorzüglich viel verspricht das neue Verfahren in Betreff des Kopirens von Kuperstichen 2c. zu leisten. Der Bericht der Kommission ist für den Erfinder sehr ermunternd, und erweckt für die Nüzlichkeit seiner Arbeiten schöne Hoffnungen.

In der Sizung der Akademie am 11. dieses theilte Herr Cauchy eine wesentliche Verbesserung am Daguerrotyp mit, darin bestehend, daß er die gewöhnliche konvexe Linse in der Camera obscura durch ein prismatisches achromatisches Glas ersezt. Hierdurch erhalten die Gegenstände auf der Platte sogleich ihre natürliche Lage, und es ist nun kein Spiegel mehr nöthig, der immer einen Theil des Lichts absorbirt und daher die Wirkung schwächt.

Halberstadt, im November. Durch fortgesezte Versuche mit dem Daguerrotyp ist man nun dahin gekommen, auch von sehr nahen Gegenständen, vom Innern von Kirchen und Zimmern, dadurch in den Linien richtige Abbildungen mit der Camera obscura aufzunehmen, daß man durch das Anbringen eines zweiten Objektivglases im Innern der Camera obscura und sehr wenig entfernt von dem achromatischen Hauptglase, eine nochmalige Verkleinerung (künstliches entfernter Scheinen) der Objekte bewirkt. Diese Vorrichtung kommt auch bei Aufnahme von äußern Ansichten, namentlich von Kirchen mit hohen Thürmen oder großer Ausdehnung in die Breite, sehr zu statten, und diese Bilder werden, unter sonst günstigen Umständen, hinlänglich scharf auf der jodirten Silberplatte fixirt.

Florenz, 14. November. In Seravezza hat man jezt zwei vortreffliche Blöcke statuarischen Marmors, jeden von 800 Palmen Kubik gebrochen. Die Güte desselben soll außerordentlich seyn; in der Größe werden die bedeutendsten Blöcke carrarischen Marmors um 200 Palmen übertroffen.

Versteigerungen.

Wien, 17. November. Die Cicognara'sche Auktion hat am bestimmten Tage (4. November) ihren Anfang genommen und ist so eben beendigt. Wie es vorauszusehen war, sind vielleicht zwei Drittheile der Kupferstiche, wegen zu hoher Preise von Seiten der Cicognara'schen Erben, unverkauft geblieben: um so glänzender war aber das Resultat bei den übrigen, wie sich aus den Preisen der vorzüglichsten Blätter ergibt. Auch dießmal bewährt sich der Saz: daß Gutes und Seltenes immer gesucht und gern bezahlt wird. Die Niellensammlung betreffend, auf deren Verkauf im Wege der Auktion natürlich gar nicht gerechnet werden konnte, hegen wir nicht weniger die Hoffnung, daß dieses wahre Kleinod gewiß auch noch einen Käufer finden werde. — Folgendes sind die Hauptpreise: École d'Italie (s. den Katalog von Zanetti), Nr. 145 Triumph der Galatea, Nielloabdruck, 54 fl. C.M.; 506 die Pest von Marcantonio (Raimondi) ohne Retouche, 81 fl. 50 kr.; 518 die fünf Heiligen von Marcantonio, Original, sehr schöner Druck, 150 fl. 6 kr.; 519 Galatea, vor der Schrift 80 fl.; 535 die heil. Jungfrau, Christus beweinend (Marcantonio), Original, sehr schön, 80 fl.; 553 die Kletterer (Marcantonio), alter Druck, 60 fl.; 1006 — 1034 die Fabel der Psyche (Meister mit dem Würfel) 80 fl. Aus der deutschen Schule bemerken wir folgende Blätter: 1 (Meister vom J. 1466) Frauenzimmer, das ein Schild hält, 60 fl.; 5 Franz von Bocholt, Salomon's Urtheil 40 fl. 55 kr.; 11 Martin Schöngauer, Tod der Jungfrau 54 fl. 5 kr.; 21 Israel van Mecken, der Großpriester, der Joachims Opfer zurückweiset, 58 fl.; 515 Albrecht Dürer, St. Eustachius, 50 fl.; 552 desselben Crucifix auf dem Degenknopf 75 fl.; 543 Meister mit dem Merkurstab, die Liebe eines Tritonen und einer Sirene 26 fl.

Kunstausstellungen.

Wien, 22. November. Der Fürst Staatskanzler hat die Lichtbilder, welche Professor Ettinghausen auf dem Johannisberg ausgeführt hat, und die dunkelgehaltenen Kupferstichen gleichen, im physikalischen Saale der Wiener Hochschule zur Besichtigung des Publikums ausstellen lassen.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Durch jede Buch- und Kunsthandlung ist von Herrn **Leopold Voß** in Leipzig zu beziehen:

Verzeichniss einer ausgezeichneten Sammlung vortrefflicher, zum Theil äusserst seltener Kupferstiche neuerer Meister, grösstentheils in Abdrücken avant la lettre; dessgleichen einiger Römischen Miniaturmalereien u. s. w., welche für die beigesezten Preise einzeln zu verkaufen sind. 8. Geh. Preis 4 gGr.

Schenk u. Gerstäcker in Berlin.

№. 104.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. December 1839.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha.

(Fortsezung.)

Weibliche Figuren.

Von Reisenden des 17ten Jahrhunderts wird eine Göttin, die ein Kind auf den Armen hielt, erwähnt. Von ihr dürfte die andere, die ein Kind auf dem Schooße hielt, wohl nicht verschieden seyn. Beide sah man in den Häusern der Chinesen. Ich vermuthe Darstellungen der später zu erwähnenden Shing-moo.

Die jungfräuliche Göttin Neoma oder Mat-Zon wurde auf Schiffen von Seefahrern, sogar von den Kaisern verehrt. Zwei neben ihrem lebensgroßen Tempelbilde rechts und links stehende heilige Dienerinnen hielten Wedel.

Der Name Pou-sa, d. i. allhelfend, bezeichnet eigentlich eine ganze Klasse der in gewöhnlichen Lebensvorfällen angerufenen Gottheiten. Eine derselben, die Regentin der Natur, sizt auf dem Gewächse Lien. Vielköpfig und vielarmig ist die durch Barrow bekannte Pou-sa.

Neben der Göttin Quo-Nin, hinter welcher man Blumengefäß und Papagei bemerkte, standen zwei Kinder, das eine betend, das andere eine Wasserschaale haltend. Vor ihren in Häusern befindlichen Bildern brannten fortwährend Le..pen. In Tempeln hatte sie die Höhe von 73 Ellen. Sie war über Wasser, Feldfrüchte und Haushaltung g.jezt.

Möglich ist, daß Quo-Nin dieselbe Göttin ist, welche nach Angabe des Gemäldebandes der chinesischen Bibliothek Nr. 849 noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Kuang-tscheu-fu eine bronzefarbige, stehende Tempelbildsäule hatte. Sie hält den Rosenkranz. Seitwärts sind auf besonderen Postamenten rechts ein betender Knabe, links ein betendes Frauenzimmer.

Zu Kuang-tscheu-fu hat ferner Pe chy chu vu teo mu quin sin oder die Frau des Nordens, die große Mutter aller Dinge, eine angesehene Tempelbildsäule. Sie ist vielarmig und auf einem zweiräderigen Wagen niederhockend vorgestellt.

Mehr als eine andere Göttin wird Shing-moo verehrt, die heilige Mutter oder vielmehr die Mutter der vollkommenen Intelligenz. Schon die ersten Missionäre wurden überrascht durch ihre Aehnlichkeit mit den Marienbildern, sowohl hinsichtlich der äußeren Gestalt als hinsichtlich des Sagenkreises der Jungfrau. Neuere Mythenforscher hoben die Identität mit Isis hervor. Sie beruht insonderheit in der Lien-wha-Blume, die vollkommen der Nymphaea nelumbo gleichen soll. Beispiels halber verweise ich nur auf den Tempel zu Sangguen, wo die Allmutter und Fo auf Lotos sitzen.

Der Insel Lieou khieou gehört die Göttin Thian fey oder Thian heou (Königin des Himmels) an. Ihr hat im 18ten Jahrhundert sogar der Kaiser Young tching auf Mey tcheou und in Fou tcheou fou Aufmerksamkeit gewidmet.

Betrachten wir jezt die Bildwerke des Gothaischen Kabinets.

Unter einem von vier Säulen getragenen Dache ist ein Bildsteinfelsen, oben mit Glocken umgeben, an der Vorderseite aber mit falschen Edelsteinen reichlich besezt.

Auf dem Felsen steht eine Göttin aus Bildstein, die mit der Linken einen Sonnenschirm, mit der Rechten einen Blumentopf hält, auf welchem eine Fliege sich niedergesezt hat. Die Spitze des sehr breiten und flachen Hutes, welcher den Kopf der Göttin bedeckt, trägt einen Drachen.

Sowohl der zu Lincing verehrten, als der von Dapper unter dem Namen Quonin aufgeführten Göttin dürften folgende Figuren aus Bildstein, insonderheit die stehenden, entsprechen: Unter Felsen steht die Göttin ganz gerade, mit der Linken den Rosenkranz haltend. Links auf dem Felsen das Blumengefäß mit dem darauf sitzenden Papagei. Aus grünlichem Bildsteine. — Die Göttin hält, stehend, den Rosenkranz mit der Linken. — Unter Felsen steht dje Göttin auf der Lien-wha-Blume. Links das

Blumengefäß. — Unter Felsen sizt die den Rosenkranz haltende Göttin auf der Lien-wha-Blume, neben welcher zwei ähnliche wachsen. Papagei und Blumengefäß sind auf der Felsenwand. Links hält eine Figur einen Teller mit einer Frucht. Rechts zeigt sich eine betende Figur von geringerer Größe. — Aehnlich, jedoch ohne die den Teller haltende Figur. — Aehnlich. Die Göttin hält mit beiden Händen eine Rolle. (Nr. 320.) — Aehnlich. (Nr. 302.) — An der unter ihrem linken Fuße wachsenden Lien-wha-Blume erkennt man dieselbe Göttin in einem aus weißem Speckstei̇ne verfertigten Bildwerke wieder, wo sie auf einem liegenden Tiger sizt. Auch hier hält sie Rolle und Rosenkranz.

Schin moo, deren Bildniß so oft auf den Altären des Foë angetroffen wird, scheint in folgenden Idolen uns vor Augen zu stehen: Die Göttin, auf dem linken Beine hockend, hält ein Kind auf dem Schooße, welches die Lien-wha-Blume hält. (Nr. 462.) — Die Göttin, auf dem einen Bein hockend, hält mit beiden Händen das Kind auf dem Schooße. (Nr. 719.) — Eine Mutter hält stehend ihr Kind (eül) auf den Armen, während ein Mann und noch eine Figur zu ihren Seiten stehen. — Auf einem Postamente stehen zwei Frauenzimmer. Die eine hält ein Kind, die andere, vielleicht Pan-Hoei-Pan, eine Rolle. Aus lichtem Bildsteine.

Der nicht göttlichen Frauenzimmer ist ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Anzahl in der Sammlung. Sie halten Blumenkörbe, Kästchen, das auch von Mandarinen und Fodienern am Halse getragene Korallenband, Fächer, Wedel, Löffel und Lauten. Alle diese Figürchen bestehen aus Bildstein. Dagegen sind ein tanzendes Frauenzimmer aus Erz, liegende Freudenmädchen bald aus Bildstein, bald aus bemaltem Gypse verfertigt.

Von einem liegenden Kinde wird ein froschartiges Thier mit beiden Händen gefaßt.

Außer diesen Gegenständen ist noch eine große Reihe von betenden, auf dem Bauche liegenden und mit der Stirn den Boden berührenden Figuren vorhanden, zum Theil aus von Anthing's Sammlung herrührend. Ich möchte nicht glauben, daß diese sehr kleinen bisher für Amulete gehaltenen Bildwerke von Andächtigen getragen wurden oder angeschnüret den Hals der Götzenbilder der Foselte schmückten, wie die an egyptischen Mumien befestigten Figürchen. Vermuthlich wurden sie nur vor den Füßen der Bildsäulen der Tempel oder vor den kleineren der Wohnhäuser niedergesezt.

Zur folgenden Klasse rechne ich alle Bildsteinfiguren, die theils Thiere allein, theils mit ihnen auch Götzen oder Menschen enthalten.

Eine Schlange wird von dem durch seine schwarze und goldene Kopfbedeckung kenntlichen Manne gehalten. Mit ihm mögen die Schlangenfänger, Schlangenverkäufer, und die der Schlangen sich bedienenden Bettler in Mason's Kupferwerke verglichen werden.

Am Ufer eines Wassers lauert ein aus grünlichweißem Bildsteine verfertigter Lindwurm auf Fische. Ein Drache, der einen Löwen oder Hund von einem Brunnenbecken abhalten will, ist aus schönem schwarzem Bildsteine verfertigt. Hierauf wird ein lindwurmartiges Thier von niederhockenden Gauklern aus der Reiseflasche gefüttert.

Der auf dem Seeungeheuer sitzende blaubärtige Greis erinnert an die von griechischen Dichtern gelieferten Beschreibungen des Gottes der Gewässer. Vielleicht wird der früher erwähnte Hai-vang oder auch Tsuiquam uns hier vor Augen gestellt.

An die innerlich hohlen Kröten aus Bildstein und gebrannter Erde, dergleichen wir auch unter den Geräthen antreffen werden, schließt sich die Darstellung des unbärtigen, aus weißem Bildsteine verfertigten Gauklers, der eine Flasche an der Seite hat, und, wie der von Dapper dem Arion verglichene Soldat, auf der schwarzen und rothen, innerlich hohlen, mithin offenbar zur Aufnahme einer Räucherkerze bestimmten Schildkröte (touei) sizet, welche die Chinesen für ein glückbedeutendes Thier halten, und, wie aus dem von Jul. Mohl herausgegebenen Chi-king erhellt, schon frühzeitig zur Enthüllung der Zukunft angewendet haben. Zu Chek-moun-kion ruht ein großes Denkmal aus Marmor auf dem Rücken einer aus einem einzigen Steine gehauenen Schildkröte.

Ein auf der dreibeinigen Kröte tanzender Chinese besteht aus Erz.

Zwei Katzen hat ein sitzender Mann unter sich, der einen Wedel hält. Katzen von Pe tche li sind bei chinesischen Damen beliebt.

Ein Hund (khiuan) sizt neben dem sitzenden Chinesen, der einen Ring hält (Nr. 522), während in einem anderen Bildwerke der Mann den Hund an seinem Ohrringe ziehen läßt. (707.)

Von hochköpfigen Männern wird das schuppige, vierfüßige Thier, auf dem ein Kind sizt, an den Füßen gehalten.

Durch die oben beschriebenen Darstellungen des Gottes der Unsterblichkeit dürfte der Chinese mit ungeheuer hohem Kopfe seine Erläuterung erhalten, den eine freie Erzfigur auf dem Hirsche (lou) reitend vorführt. In einer entsprechenden bildsteinernen Figur trägt der Hirsch die Betteltasche des Reiters. Ein andermal springt ein Reh an dem Manne in die Höhe. Auch ein sich krümmendes Reh allein wurde aus Bildstein verfertigt.

Als Anderson von Chusan abreisen wollte, bemerkte er unter der Unzahl Neugieriger auch Leute, die auf Auerochsen ritten. Oft wurden mehrere Reiter von diesen gelehrig scheinenden Thieren getragen. Eine solche Darstellung findet unter den bildsteinernen Figuren häufig

sich vor. In Nr. 188, wo der langbärtige Reiter eine Rolle hält, sind nur die Hörner des Thieres abgebrochen.

Unter einem der liegenden Pferde aus Bildstein ist merkwürdig genug ein Polster. Besseren Aufschluß über die Eigenthümlichkeiten chinesischer Pferde geben die am Ende des kostbaren Bandes der chinesischen Bibliothek Nr. 849 stehenden Gemälde.

Zahlreicher als andere Thiere wurden Löwen (szü) gebildet, sitzend aus grünlichem Bildsteine, einmal aus Erz. Zwei sitzende Löwen sind sogar mit ihren Postamenten aus Bergkrystall verfertigt, welchen insonderheit die Berge von Tchang tcheou fou und von Tchang pou hien in der Provinz Fo kien liefern, wo er auch geschickt verarbeitet wird. (Abbildung eines Kristallarbeiters in Mason's Werke.) Hierauf sind zwei Löwen aus Bildstein zusammengruppirt (Nr. 380) und der Löwin ihr Junges hinzugefüget. (176.) Diese kleinen Bildwerke dürften theilweise nur Papierbeschwerer seyn. Laut des Gemäldebandes der chinesischen Bibliothek Nr. 850 werden sie auf Tischen eleganter Zimmer aufgestellt.

In China sieht man große steinerne Figuren von Löwen, Pferden und andern Thieren in der gebirgigen Umgegend von Tai yuen fou. Eherne Löwen stehen vor dem Thore des Audienzsaales von Yuen-Ming-Yuen. Auch in Kuang-tscheu-fu zieren Löwen den Eingang der Pagode Tu sing Huang. Der von Staunton herausgegebenen Reise Macartney's ist die Abbildung eines ehernen Löwen beigefügt.

Der Löwen und Tiger pflegen oft die Bettelbonzen und Gaukler sich zu bedienen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Durch diese Anwendung wurde die Entstehung nachfolgender Bildwerke des Kabinets veranlaßt. Eine Elfenbeinkugel, die kleinere in sich schließet,* ist auf dem Rücken eines bildsteinernen Löwen niedergelegt. Das den Löwen zügelnde Kind greift nach der Kugel. (Nr. 140, 141.) Zweimal sitzen Kinder auf den Löwen. Chinesinnen spielen nicht allein mit Löwen, sondern werden auch fünfmal von löwenartigen Ungeheuern getragen, indem sie selbst Gefäße, z. B. Blumenkörbe, halten. Auch der bärtige, hoch- und kahlköpfige Chinese reitet, in der Rechten eine Kugel aus Bernstein (Japan. Kowake), den die Chinesen aus der Landschaft Suchpen beziehen, haltend, auf dem löwenartigen Thiere.

Auf einem Elephanten (siang), der auf alle vier Füße sich niedergelassen hat und sich aufrichten will, sitzt eine Göttin, die den scepterartigen Gegenstand mit der Rechten hält. (Nr. 688.) Noch eine Göttin, die den rechten Fuß auf eine lotosartige Blume setzt, wird von einem Elephanten getragen. (Nr. 525.) Man findet die Thierart in Tong king und Cochinchina, in den Provinzen Quang si und Yun nan. Insonderheit halten wilde Elephanten heerdenweise in den westlicheren Landstrichen sich auf.

Elephantenbilder, die in Tempeln sich befanden, werden in der Beschreibung der Gesandtschaftsreise Macartney's erwähnt. Der achttausendmal geborene Gott Fo lebte abwechselnd als Affe, Löwe, Drache, Elephant, weßhalb diese Thiere hier und da für heilig gelten.

(Schluß folgt.)

* Der chinesischen Kugeln aus Elfenbein sind viele im chinesischen Kabinet und, mit deutschen Nachahmungen untermischt, in den Vorzimmern des Naturalienkabinets. Man findet sie auch zu Dresden im grünen Gewölbe.

Nachrichten vom November.

Kunstausstellungen.

Meiningen, 2. November. Die am 15ten vorigen Monats eröffnete Kunst- und Gewerbeausstellung enthielt eine schöne Landschaft vom Hofmaler Wagner, so wie zwei dergleichen von Eydorf aus Pößneck (jezt in München) und von Karl Barth in Hildburghausen meisterhafte Crayonzeichnungen, eine Misericordia und eine Madonna darstellend. Die Kunstdrechslerfamilie Schultz hatte ein sehr zierlich gearbeitetes Schnitzwerk ausgestellt.

Mainz, 19. November. Der hiesige Kunstverein hat kürzlich eine Ausstellung veranstaltet, und damit dem Publikum großen Genuß bereitet. Es waren fünf Lichtbilder von Daguerre und ein Oelgemäldeabdruck von Liepmann zu sehen, wozu noch mehrere einheimische Künstler Porträts und historische Gemälde hinzugefügt hatten.

Berlin, 18. November. Eine hohe Person hat für die Güte, ihre Bilder fernen Städten zur Ausstellung zu überlassen, hart büßen müssen, indem sie die Hussitenpredigt und Leonore, beide von Lessing, bedeutend beschädigt zurückerhalten.

Mühlhausen, 28. Oktober. Die diesjährige erste hiesige Kunstausstellung hat mehr als 700 Gemälde, darunter viele aus Deutschland, aufzuweisen.

Akademien und Vereine.

Rom, 9. November. Gestern wurden die Wintersitzungen des Instituts für archäologische Korrespondenz in Anwesenheit einer zahlreichen Versammlung, unter der sich auch Herr Professor O. Müller befand, unter dem Vorsitz des Herrn Legationsraths Kestner eröffnet. Unter den durchgehends bedeutenden Gegenständen der Mittheilung interessirte vorzüglich ein von Dr. Abeken (welcher in Abwesenheit des Dr. Braun die Sekretariatsgeschäfte leitet) vorgetragener Brief des berühmten Inschriftenforschers Borghesi über eine bei Terracina gefundene sehr merkwürdige Alimentarinschrift, welche den Charakteren nach aus der trajanischen Zeit herrührt. Eine reiche Terracineserin, Namens Celia, vermacht darin in memoriam filii sui Macri eine Summe, um dafür ein Haus zu kaufen und von dessen Einkünften eine Anzahl von Knaben und Mädchen, erstere bis zum 16ten, leztere bis zum 14ten Jahre, zu erziehen. Herr Borghesi hat mit gewohntem Scharfsinn die Berechnung der Einkünfte und der Verwendung zur Beköstigung und Unterhaltung der Kinder ausgeführt. Ferner berichtete Hr. Dr. Abeken über

die bei Monterone, der Poststation auf dem Wege nach Civitavecchia (an der alten Via Aurelia), 22 Miglien von der Porta Cavaleggieri, ferner bei Selva la Rocco, unweit Monterone und bei Aqua cetosa, vier Miglien von Porta S. Paolo, durch die jüngsten Ausgrabungen der Herzogin von Sermoneta entdeckten Gräber. Unter denen von Monterone, welche, die durch die Nekropolis von Cere schon bekannten Hügel wiederholend, theils halb zerstört, theils ausgeplündert sich fanden, sind besonders zwei bemerkenswerth, das eine, dessen Zugang nur nach langer Bemühung gefunden ward, jenem vom General Galassi bei Cere entdeckten Grabe vollkommen ähnlich, und kein an griechische Kunst mahnendes Monument, sondern nur Goldornamente von egyptisirendem Styl, Gefäße von Smalto-verde und andere von schwarzer Erde und roher Arbeit liefernd; das zweite eine rechteckige Kammer mit beworfenen und röthlich bemalten Wänden enthaltend, ausgerüstet mit dem Todtenlager, mit einigen Gefäßen von altetruskischer egyptisirender Art und einem Idolett aus gebrannter Erde. Aus den Gräbern von Selva la Rocco dagegen gingen schöne im griechischen Style bemalte Vasen hervor. Modelle von diesen Gräbern, welche, so wie die Notizen darüber, der Frau Herzogin verdankt wurden, waren zur Ansicht aufgestellt. Außerdem berichtete Hr. Dr. Abeken über die seit dem vorigen Jahre begonnenen und nach der Mittheilung des Korrespondenten sich ergiebig ankündigenden Ausgrabungen von Italica, einem Ort der Hispania Bätica, welcher unweit Sevilia lag. Herr Gaetano de Minicis gab über das von ihm und seinem Bruder, wie schon im vorigen Jahre gemeldet, aufgegrabene Theater von Falerone, dessen Modell auch aufgestellt war, einige weitere Aufschlüsse. Herr Architekt Canina sprach über die von ihm gegenwärtig geleitete Aufdeckung des Theaters von Tusculum. Herr Lanci erläuterte die vorgelegten Zeichnungen einer bei Fossambrone entdeckten Aschenkiste von Thon, in deren Innerem sich auffallender Weise eine andere Cista von Marmor gefunden hat. Unter einer Anzahl von Gemmen in Gypsabdruck, welche Hr. Dr. Abeken vorwies, war ein interessanter Epikurkopf. Herr Legationsrath Kestner zeigte aus seinem reichen Museum, welches durch seine lezte Reise nach Neapel beträchtlichen Zuwachs gewonnen hat, eine ganze Sammlung von Monumenten, Terracotten, einen kleinen Amor aus Bronze, welcher einen Schmetterling (Psyche) mit ausgebreiteten Flügeln in Händen hält; eine kleinere Statue der Minerva, welche in einer eigenthümlichen, etwas gezierten Stellung dargestellt ist, und schöne, geschnittene Steine, darunter einen mit einer merkwürdigen Darstellung der Juno, welche den Bliz in der Hand und eine Schlange neben sich hat.

München, 27. November. Herr von Demidoff hat der hiesigen Akademie der Künste einen Kupferstich nach dem bekannten großen Bilde von Brülow, „der lezte Tag von Pompeji,“ aus Paris übersandt.

St. Petersburg, 12. November. Unserer Akademie der Künste steht insofern eine Veränderung bevor, als die bisher darin wohnenden Pensionäre nicht mehr in das Gebäude aufgenommen, sondern nur die Lehrklassen besuchen werden.

Bauwerke.

Rom. Die Arbeiten an der im Jahr 324 vom Kaiser Konstantin gestifteten, von den Gothen bei der Plünderung Roms verschonten, später mannichfach erweiterten, im Jahr 1823 aber großentheils abgebrannten Basilika des Heidenapostels, dem ältesten Tempel der Christenheit, von dessen Wiederherstellung in diesen Blättern öfter die Rede gewesen, sind in der lezten Zeit bedeutend vorgeschritten. Der um die Mitte Oktobers stattgefundene Besuch von Seiten des Papstes veranlaßte die Baukommission zu einer öffentlichen Rechenschaft über den Stand der Angelegenheit, woraus wir, nach einem in der Leipziger allg. Zeitung vom 7. November mitgetheilten Schreiben, datirt Rom, 22. Oktober, Folgendes ausheben: „Gegenwärtig sind die Basen der Säulen aller Schiffe fast sämmtlich aufgestellt; die Säulen des Mittelschiffs aus schwarz und weiß gemengtem Granit aus den Simplonbrüchen stehen schon alle aufrecht und prangen mit sorgfältig gearbeiteten Basen und korinthischen Kapitellen aus schönem weißem Marmor. Die Bogen über den Säulen des Mittelschiffes, ebenfalls aus weißem Marmor, hat man auf der einen Seite aufzusetzen begonnen. Am weitesten sind, wie schon bemerkt, die Arbeiten in dem Kreuzschiffe gediehen. Statt der alten Marmorsäulen hat man an dem Triumphbogen auch hier ungeheure Granitsäulen angewendet, welche Herr Eloß für 8500 Skudi aus seinen Brüchen am Lago Maggiore geliefert hat. Zur Bekleidung der Pilaster und zu kleinern Säulen in diesem Schiffe sind die Ueberbleibsel der alten Säulen von Paonazetto benuzt worden. Die Gebälke sind von marmo carisitio und insgesammt von sehr fleißiger Arbeit, die Basen und Kapitelle von parischem Marmor. Das Mosaikgemälde der alten Façade dient jezt zur Verzierung dieses Querschiffes; man erblickt in den Feldern des großen Bogens der Tribüne zur Rechten das Bild der Jungfrau mit dem Christkinde auf ihrem Thron und zur Linken den Täufer Johannes, das Lamm im linken Arm, die rechte Hand auf die kleinere Figur des Papstes Johann XXII. stüzend, welcher 1325 aus Avignon dem Abte des Klosters S. Paolo durch eine besondere Bulle die Erlaubniß ertheilte, die Einkünfte des Hauptaltars noch während fünf Jahre zur Vollendung des Mosaikbildes zu verwenden. Diesem Bilde gegenüber zeigt die innere Seite des Bogens der Placidia St. Petrus mit dem Schlüssel und St. Paulus mit dem Schwert, und die Symbole der vier Evangelisten über den Bildnissen derselben. In der Mitte dieses großen Bogens ist auf der Vorderseite, gerade über dem Altar der Konfession, das Medaillon mit dem Bildnisse des nach griechischer Weise segnenden Erlösers mit dem offenen Evangelienbuche in der Linken angebracht und rings umher die anbetenden Engel. Die Geschicklichkeit der römischen Mosaikarbeiter hat sich in der Wiederherstellung dieser Gemälde bewährt, welche wie in ursprünglicher Frische glänzen, und an Genauigkeit der Arbeit wohl noch ihre erste Ausführung übertreffen. Das Tabernakel steht mit allen seinen alterthümlichen Bildwerken und Verzierungen bereits wieder an seinem Ort, und die Balustraden vom schönsten weißen Marmor, welche den Altar einschließen, sind fertig. Das Paviment der Konfession wird nach dem Muster eines erhaltenen Bruchstücks in alexandrinischer Arbeit ausgeführt werden. Die Decke besteht aus Kassetten von vortrefflichem Schnitzwerk in Holz mit reicher Vergoldung und zeichnet sich durch den guten Styl und die edle Einfachheit der Verzierung aus. Die meisten der Tafeln sind bereits eingesezt. — Auch die beiden Nebenkapellen des Kreuzschiffes, die des heil. Benedikt und die des heil. Stephan, sind ihrer Vollendung nahe. Für die erstern wird Prof. Tenerani die Statue des Heiligen ausführen; in dieser sind die im alten Veji aufgefundenen zwölf Säulen von Bigio Orientale der Architektur eingefügt worden, welche schwierige Aufgabe Professor Poletti mit Geschick gelöst hat. Die Kapelle des heil. Stephan schmücken vierzehn Pilaster von rothem orientalischem Granit, Ueberbleibsel der alten Kirche. Die Bildsäule des Märtyrers, welche Prof. Rinaldo Rinaldini verfertigt, wird in einer mit zwei Porphyrsäulen versehenen Nische stehen.“

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

№ 105.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 31. December 1839.

Orientalische Kunstwerke des herzoglichen Museums zu Gotha.

(Schluß.)

Landschaftliche Darstellungen.

Für Werke der Bildnerei wurde in China der Stoff auch im Bereiche der Gartenkunst aufgesucht, die bekanntlich dort die Mannichfaltigkeit der nachgeahmten Natur auf kleinem Raum zusammenzudrängen sucht. Angebautes Land und unfruchtbaren Boden zusammenstellend, pflegen die Chinesen den uneben gemachten Boden mit künstlichen Felsen zu besetzen, in diese Höhlen zu graben oder mit Fußpfaden sie zu durchbrechen, endlich halbzerstörte Pavillons auf Abhänge zu setzen. Nicht minder wird der Lauf des Wassers künstlich geleitet und zu Wasserfällen (tchiou-i) angewendet, bis es zuletzt in Teichen sich sammelt, deren Barken das Vergnügen des Fischfanges gewähren. Fast alles dieses wird auch durch die Bildwerke uns vor Augen geführt, deren drei erste aus fleischrothem Bildsteine bestehen. Während bei der Grotte, den Bäumen und Gebäuden des einen menschliche Figuren mit Sonnenschirmen verweilen, ist die ähnliche Natur des zweiten mit Bergabtragenden belebt. Im dritten wird von dem unten fließenden Wasser ein Fahrzeug getragen. Der obere Theil enthält wiederum Bäume, zwei Reiter und Tragende. Ueberhaupt sind Felsen und Felsengrotten, ein aus dem Felsen fließendes Wässerchen mit einer Brücke oder ein zwischen zwei Felsen hindurch gehender Weg gewöhnlich in dieser Gattung von Kunstwerken. So finden wir in Nr. 328 wiederum Felsen, Brücke und Bergtreppe, nur daß noch rechts ein Thurm hinzugefüget ist. Felsen, Bäume, ein Haus und ein Paar menschliche Figuren sind in einem bildsteinernen Kunstwerke des Vorzimmers des Naturalienkabinets vereinigt.

Erwägt man, daß die Höhle des Felsens von Quang-Yin als Tempel und Aufenthaltsort von Fopriestern dient, und daß der Tempel kik-lok-tsay-kay hinsichtlich seiner Felsen, Höhlen und hinsichtlich des krummen und engen Weges mit unregelmäßigen Stufen, der zu dem weiblichen Götzenbilde emporführt, eine den beschriebenen Bildwerken sehr analoge Einrichtung hat, so wird man wahrscheinlich finden, daß umgekehrt auch diese für religiöse Zwecke angefertiget wurden.

Laubwerk.

Auf den Zweigen eines Baumes, die einen durchbrochenen Lichtschirm bilden, sind ein Storch, neun menschliche Figuren und in der Höhe auch ein Haus angebracht. Das Ganze besteht aus röthlichem Bildsteine. Eben so durchbrochen wurden die gewundenen fruchttragenden Ranken des aus weißem Bildsteine bestehenden Lichtschirmes.

Ein für sich bestehendes Ganze ist endlich die liegende Weintraube aus Bildstein.

Durch fleißige Arbeit empfiehlt sich ein regelmäßig gewundenes Laubwerk aus weißem Reißsteine. (Nr. 178.) Das Material dieses 3½ Zoll hohen Werkes, so wie der fünf viereckigen und zehn runden Theetassen ist ein Kunstprodukt aus Kieselerde, Alaunerde und Bleioxyd. Diese Masse wird zum Verglasen gebracht.

Nicht allein als Nebenwerk in der Darstellung von Theilen chinesischer Gärten erscheinen Wasserfahrzeuge, sondern auch als für sich bestehende Ganze. So ist aus Bildstein eine Gondel verfertigt, die unten vier Räder hat. Der Fährmann sitzt am Steuerruder, ein anderer Fischer hält Fächer und Kanne. Die nur vier Personen zählende Reisegesellschaft sitzt im Innern der Gondel Damespielend um einen Tisch.

Widerlich dem gereinigten Schönheitssinne des Abendlandes sind die größeren Bildsäulen aus Porzellan, die als Räucherapparate dienten, dergestalt, daß der Rauch aus Mund und Nase herauszog. Lebensgroße Figuren von Porzellan sollen auf dem Altare des Tempels zu Tong-tchen stehen. Bronzefarbe hat eine im Kabinet befindliche Figur eines sitzenden Mannes. Aus Porzellan bestehen Frauenzimmer, die von löwenartigen

Ungeheuern getragen werden, die kleine Bildsäule eines sitzenden Frauenzimmers, ein sitzendes Kind und ein Auerochs.

Ungleich mehr als die bildsteinernen gefallen die aus Holz geschnitzten Figuren, theils im chinesischen Kabinet, theils unpassend in dem Vorzimmer des Naturalienkabinets aufgestellt. Wir wären versucht, eine und die andere für Werke des Abendlandes zu halten, fänden wir nicht in den Reisebeschreibungen die Technik der Chinesen in jenem Materiale mit Lobe erwähnt. Ein zu Pferde sitzender und mit dem flachen kegelförmigen Hute bedeckter Mann trägt einen Falken auf der Linken. Früher erwähnten Werken aus Bildstein entspricht der ein vierfüßiges Thier auf dem Arme tragende Chinese. Andere essen ein froschähnliches Thier oder haben es am Rücken. Fischer begegnen uns zweimal im chinesischen Kabinet. Der im Vorzimmer des Naturalienkabinets aufgestellte Fischer, an dessen linker Seite ein Korb hängt, hebt mit beiden Händen einen Fischsack empor. Auch der niederhockende Chinese dürfte wegen des aus dem Wasser hervorsehenden Fischkopfes ein Fischer seyn. Jeder der zwei Soldaten oder Kriegsmandarinen hält einen kurzen mit einem Knopfe versehenen Stock. Von einem Chinesen, der auf dem rechten Fuße tanzet, wird ein fächerförmiges Buch gehalten. Ohne Kopfbedeckung zeigt sich ein Mann, der beide Hände auf einen Krückenstock stützet. Die folgenden Männer sehen wir am Stocke gehen, auf den Sonnenschirm sich stützen, den Wedel, eine Frucht oder eine Flasche halten. Von zwei Männern ist der eine mit dem Mantel umhüllt, der andere hält mit der Linken den Bart und hat die Rechte auf den unteren Gürtel gelegt. Wegen allzu lobenswerther Technik möchten wir den auf einem Stuhle sitzenden und auf einen großen Stab sich stützenden Mann dem Abendlande zuschreiben. Drei der aufgeführten männlichen Bildsäulchen sind aus Ebenholz verfertiget, welches aus Isle de France nach Wampou verführet wird.

Von zwei nebeneinander stehenden Mädchen legt das eine die rechte Hand auf die linke Schulter des anderen. Bei einem Frauenzimmer, welches sich auf eine Felsenwand lehnet, ist unten eine Katze. Die übrigen weiblichen Figuren haben bald ein Reh neben sich, bald halten sie Körbe, Früchte, Kästchen oder den peitschenähnlichen Wedel. Auch eine Tänzerin ist aus Holz geschnitzet.

Das seltsame Wohlgefallen der Chinesen am Verkrüppelten zeigt sich in acht aus Baumwurzeln geschnitzten unförmlichen Körpern mit menschlichen Köpfen.

Sehr unerhebliche Verzierungen sind an dem hölzernen Amulet, welches Chan Chi Tungu Bal Sulla, der als chinesischer und persischer Gesandter an Katharinens II. Hofe starb, am Halse trug. Mit Perlmutter ist die kurze Schrift eingelegt.

Das Figürchen eines bärtigen Chinesen, der sitzend mit der Linken einen Wedel hält, eröffnet die Reihe der aus Elfenbein verfertigten Kunstwerke. — Nicht genug können die Fächer (chă, auch chen) und eines und das andere der übrigen aus diesem Stoffe gearbeiteten Geräthe gepriesen werden. Zwei größere, d. h. geöffnet einen vollständigen Kreis bildende Fächer aus Elfenbein und noch ein sehr großer von gleicher Einrichtung, jedoch aus Wallroßzahn bestehend, wurden an der chinesischen Grenze für die Kaiserin Elisabeth von Rußland verfertigt, wie Krone und Anfangsbuchstaben des Namens beweisen. Die Erfindung der reichen, über alle Maße mannichfaltigen durchbrochenen Verzierungen und mehr noch die nie irrende Sicherheit der Ausführung haben allezeit die Bewunderung jedes Betrachters erregt. Sehenswerth sind auch der zwei ersten Fächer elfenbeinerne Scheiden. Landschaften mit Thurm und Kahn, auch kleinen menschlichen Figuren, und anderes wurden hier zu Sujets gewählt. Der dritte Fächer aus Wallroßzahn ist ohne solche Hülle in die Sammlung gelangt.

Der kleineren Fächer aus Elfenbein von nicht geringerer Kunst liegen einundzwanzig vor.

Durchbrochen sind drei Fächer aus Schildkrötenschaale mit vielen menschlichen Figuren, dagegen mit Lackfarben nur bemalet vier andere aus demselben Stoff. Der in die Rundung gehende Fächer wurde wie obige elfenbeinerne der genannten Kaiserin verehret. Man verkauft in China den Pic Schildkrötenschaale für 50 bis 105 Taels. Elephantenzähne, drei auf einen Pic, kosten nur 50 bis 72 Taels. — Gebäude und viele menschliche Figuren schmücken einen Fächer aus Perlmutter. Neben fünf durchbrochenen Fächern von Bambus liegen noch vier ganz durchsichtige aus verdichtetem Reißwasser, zum Theil mit kleinen Figuren bemalet.

Reiche Verzierungen erhielten drei Theekasten, ein vier Zoll langes und durchbrochenes Kästchen und zwei viereckige Büchschen. Wie diese Geräthe bestehen auch ein rundes, auf dem Deckel mit vier Figuren geschmücktes Döschen und eine Nadelbüchse aus Elfenbein. Jenes umschließt gravirte Spielmarken aus Perlmutter; diese ist mit Bäumen, Häusern und vier menschlichen Figuren verziert.

Bei den zuletzt beschriebenen Gegenständen sollte eine elfenbeinerne im Vorzimmer des Naturalienkabinets untergebrachte Dose aufgestellt seyn. Das die Mitte des Deckels verzierende Schiff wird von zwei Ruderern in Bewegung gesezt. In der ringsum sich ziehenden Fläche wechseln Thierfiguren mit Menschen ab: Baum, Vogel, Ziege, Elephant. — Thurm, Mandarin, Soldat. — Zwei storchartige Vögel, Affe neben einem Baume. — Sitzende Frau mit einem Kinde. Ein Mann und ein Knabe. — Die Mitte des Bodens nehmen ein Thurm und zwei

Männer ein. Ringsum sind vier auf die Jagd der Vögel und vierfüßigen Thiere bezügliche Darstellungen.

Wir haben so den Ueberblick der Bildwerke eines Volkes beendigt, welches mit Bergen und Wüsten und einem beinahe buchtlosen Meere verschanzet ist, als habe das Schicksal absichtlich es außer dem Zusammendrange von Nationen setzen wollen, damit es allezeit ein Winkelvolk auf der Erde bleibe. Absonderung, Behorchung und Verhinderung jedes Fremden geht Hand in Hand mit dem Stolze des nur mit sich selbst sich vergleichenden Volkes. Wo das Auswärtige weder gekannt noch geliebt wird, sind Verfassung, Künste und Religion gezwungen, unabänderlich in ihrem kindischen Zustande zu beharren. Wie die Natur der Chinesen platte Stirn, kleine Augen, stumpfe Nase, große Ohren, dicke Bäuche und zerquetschte Füße fortwährend ohne Abänderung erzeugt, bleibt auch ihre Kunst allezeit in der Nachäffung einer so widerwärtigen Natur, mithin in steter Wiederholung des schon Dagewesenen befangen. Jeder Trieb zur Verbesserung, jeder geistige Fortgang wird in dieser Trümmer der Vorzeit so lange fehlen, bis die amerikanischen Staaten dereinst so erstarkt sich fühlen werden, um über das morsche China ein Gericht zu verhängen, wie es von Europa aus über die amerikanischen Eingebornen ergangen ist.

Neue Kupferstiche.

Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von Sonderland. III. Heft. Düsseldorf bei Arnz u. Comp.

Vergleicht man die vorliegenden Blätter mit denen der ersten beiden Hefte, selbst mit den Radirungen der „Lieder und Bilder," welche R. Reinick gesammelt und herausgegeben, so ist eine erfreuliche Fortbildung dieses Kunstzweiges unverkennbar.

Die verschiedenen Momente der Darstellungen sind klar und charakteristisch, die Hauptbilder bedeutender als früher, die Figuren alle bestimmt und sicher gezeichnet und die aus Zweigwerk, Blumen und Blättern gebildeten Einfassungen immer geschmackvoll, oft schön und genial gebaut und verschlungen.

Das erste Bild ist nach dem Gedicht von Freiligrath „Blumenrache," das zweite nach Immermann's „Zauberer Virgilius," das dritte nach Chamisso's „klagender Nonne" und das vierte nach Voß's Gedicht „der Freier" gebildet, und auch die technische Ausführung vorzüglich. Ein eleganter Abdruck der Gedichte liegt jedem Hefte bei.

L.

Bemerkungen.

Bei den Werken der besten Landschafter, wenn wir von der Betrachtung der wirklichen Natur zu ihnen kommen, kann uns auffallen, wie sparsam sie mit dem Mannichfaltigen und Ausgedehnten verfuhren, wie haushälterisch sie mit dem Räumlichen waren und doch einen Schein des Reichthums, der Fülle hervorzubringen wußten. Wir finden oft in der Wirklichkeit des Malerischen noch lange nicht genug, und wenn wir ein verwandtes älteres Bild betrachten, so ist lange nicht so viel darauf.

Es erinnert uns dies an den Inhalt der historischen Stoffe, die für den Novellisten und Dramatiker doch viel zu reich und ausgedehnt sind.

Jungen Künstlern wird des Guten hier nie genug.

Nachrichten vom November.

Bauwerke.

Grätz, 2. November. Der unternehmende Baumeister Withalm hat hier das sogenannte Kolosseum vollendet, dessen Grundfläche 1600 Quadratklafter mißt. In der Mitte desselben erhebt sich der Pantheon, ein Rondeau von 15 Klaftern Höhe, das ringsum von Säulen, worunter ein 25 Klafter langer Konzertsaal, umgeben ist. Für Kunstreiter und ähnliche Schaubelustigungen ist gesorgt; auch kann der Boden des Rondeaus bis zum ersten Stockwerk in die Höhe gewunden werden, um einen Tanzsaal zu bilden, mit dem die Säle kommunizizen. Der Unternehmer hat mit der Bürgerschaft einen Kontrakt wegen Einquartierung von Militär in dem Lokale, das 3000 Mann faßt, geschlossen, welcher ihm bereits 7000 fl. jährlich sichert.

Karlsruhe, 15. November. Der Wiederaufbau der Herrn v. Berckholz gehörenden alten Ritterburg Ortenberg bei Offenburg im alten Geschmacke ist in diesem Sommer weit vorgeschritten, und verspricht ein prachtvolles Ganze. Mehrere Nebengebäude und der sogenannte Schimmelthurm sind ganz vollendet, und das Hauptgebäude ist unter Dach. Die Leitung des Baues ist dem Architekten Schneider übertragen.

Wiesbaden, 21. November. Der berühmte Bildhauer Schwanthaler ist aus München in Wiesbaden angekommen, um die von ihm für das neue Schloß verfertigten Bildhauerwerke in demselben aufzustellen. Das Schloß, welches ganz aus Backsteinen erbaut ist, wird im Innern prachtvoll ausgestattet, aber erst im nächsten Herbst vollendet seyn.

Berlin, 1. November. Das Nikolaus-Bürgerhospital steht nun fertig da. Prof. Wichmann schmückte das Frontispiz unentgeltlich mit einem großen Basrelief, darstellend „die Stadt Berlin, den würdigen Bürger im hohen Alter schützend," und der Hofmaler Kersten malte den Saal gratis. Von vielen Menschenfreunden wurden andere Materialien und Fabrikate beigesteuert.

Halberstadt. Die Wiederherstellung der 1005 erbauten Liebfrauenkirche ist mit dem Wegreißen des nordöstlichen Thurms bereits begonnen. Er wird demnächst neu aufgeführt und die höchst interessante Kirche wieder zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet werden.

Wismar. Die zur Erbauung des hiesigen Schauspielhauses eröffnete Konkurrenz ist insofern erfolglos gewesen, als das betreffende Comité erklärt hat, daß keiner der eingesandten Pläne seinen Anforderungen vollständig entspreche. Doch hat sich das Comité bewogen gesehen, dem Baumeister Strack in Berlin für seine, zu diesem Behufe gearbeiteten Entwürfe einen besondern Preis zuzuerkennen.

London, 25. Oktober. Für das neue Börsengebäude sind der Regierung nicht weniger als 58 Baurisse eingeschickt worden, von denen drei die ausgesezten Preise von 500, 200 und 100 Pfd. Sterl. zuerkannt wurden. Den ersten, nach welchem nun der Bau begonnen werden soll, erhielt Hr. W. Grellier; den zweiten Herr Alexis de Chateauneuf aus Hamburg.

14. November. Der Herzog von Sussex hat am 12. d. den Grundstein des Athenäums in Sunderland gelegt.

Museen und Sammlungen.

Wien. Unter den öffentlichen Sammlungen, welche mit der der österreichischen Regierung eigenen Liberalität der Benutzung des Publikums eben so gut, wie die übrigen Kunstschäze der Kaiserstadt offen stehen, hat das Antikenkabinet in der neuesten Zeit (seit 1834) vielleicht die meisten und zweckmäßigsten Reformen erfahren. Es ist nämlich seit dieser Zeit, wo die Sammlung dem geistreichen und thätigen Hofbibliotheks-präfekten Grafen M. v. Dietrichstein mit übergeben wurde, gänzlich neu geordnet, und diese Ordnung auf eine, für das Lokal so zweckmäßige und dem Publikum so zusagende Weise getroffen worden, daß sie wohl Erwähnung verdient. Die Aufstellung der größeren Antiken in dem k. k. Kabinet in der Burg (dem k. Schlosse) hatte nicht allein das Unbequeme, daß die einzelnen Stücke in einem kleinen Raume sehr gedrängt zusammen standen, sondern auch, daß ihr Gewicht den Fußboden des nicht gewölbten Zimmers zu sehr belästigte, und dem Gebäude dadurch Gefahr drohte. Sie sind daher sämmtlich aus der k. Burg nach dem sogenannten unteren Belvedere gebracht worden, wo sie, mit der berühmten Ambraser Sammlung und Rafaeli's großem Mosaikbilde nach Leonardo da Vinci's Abendmahle, die Sehenswürdigkeiten dieses Theils des Belvedere bilden.* Durch diese Einrichtung hat man nun einen bedeutenden Raum zur bequemern Aufstellung der trefflichen Lambergschen Vasensammlung gewonnen, welche in dem, von den größern Antiken eingenommen gewesenen Saale, auf einer großen Mitteltafel und mehreren an den Wänden ringsumher angebrachten Tafeln, allerdings immer noch sehr gedrängt aufgestellt ist. Die Beschreibung dieser Vasen, welche der Graf von Laborde in Paris in den Jahren 1813 bis 1824 in zwei Foliobänden herausgegeben, umfaßt kaum die Hälfte dieser kostbaren Sammlung; sämmtliche Vasen sind indeß bereits von dem talentvollen P. Fendi gezeichnet, und es bedarf nur der Herausgabe dieser Zeichnungen mit dem dazu gehörigen erläuternden Text, um eine vollständige Uebersicht der Sammlung zu erhalten. In demselben Zimmer befindet sich auch in einem anstoßenden offenen Kabinet, zu dem man auf einigen Stufen hinaufsteigt, die ausgesuchte Bibliothek des k. k. Antikenkabinets. — Das Eingangszimmer enthält jezt die sämmtlichen Bronzen gegen 2000 Stück, wobei man jedoch die Cinquecentisten von den Antiken abgesondert hat. In dem ersten Saale zur Linken sind die moderneu Medaillen und Münzen, in dem nächstfolgenden die antiken in verschlossenen Schränken aufbewahrt, jede Abtheilung besonders, so daß die Custoden derselben in ihren Zimmern ungestört an der Ordnung ihrer Sammlungen arbeiten und sie beständig, abgesondert, unter ihren Augen haben können. Das leztere größere, ungemein freundliche Zimmer enthält die kostbare Sammlung der geschnittenen Steine, so wie Anticaglien aus edlen Metallen u. s. w. — Diese leztere Sammlung hat unter der Leitung des verdienstvollen J. Arneth, dessen neuestes Werk über die Sammlung der k. k. Münzstempel und seine gelehrte Abhandlung über das Taubenorakel von Dodona, bei Gelegenheit einer antiken Erzmünze der Epiroten in der Sammlung des Stiftes St. Florian, Wien, 1840, 4., unseren Lesern wohl nicht unbekannt seyn werden, eine ganz neue Gestalt erhalten. Statt der früheren unbequemen Aufstellung dieser Gegenstände in einzelnen, frei stehenden Tischen, bei denen, durch das Herabbücken auf die Gegenstände, oft die Verglasung eingedrückt, oder irgend ein anderer Schade angerichtet wurde, sind jezt die sämmtlichen bedeutenderen Gemmen und Cameen in Schränken aufgestellt, welche an den Wänden angebracht sind, aber nach dem Lichte hin frei bewegt werden, und so auf jede beliebige Art zur bequemen Anschauung gebracht werden können. Dabei hat man die Anstalt getroffen, daß die Rückwände der Schränke mit dunkelfarbigem Sammet bekleidet sind, auf denen sich die Gegenstände desto besser ausnehmen. — Alle diese Schränke sind zum Oeffnen eingerichtet, so daß für Kunstverständige auch einzelne Gegenstände zur nähern Ansicht gelangen können. — Der große Achat, ein Hauptstück der Sammlung, die antiken Halsketten, die in der Bukowina in neuerer Zeit ausgegrabenen, herrlichen, mit erhabener Arbeit verzierten Silbergefäße, die ähnlichen aus Aquileja u. s. w. sind in mehreren zierlichen Wandschränken, dem Fenster gegenüber, aufgestellt, so daß man sie sehr bequem betrachten kann. — Sehr wünschenswerth wäre es, daß Arneth sein Verzeichniß dieser Gegenstände, das er jezt vollendet hat, bald durch den Druck bekannt machte. Die Platten dazu, gegen 50 theils größere, theils kleinere, welche in radirten Umrissen die Abbildungen der bedeutendsten Gemmen, Cameen und Gefäße u. s. w. enthalten, sind theils von Fendi, theils von Schindler gezeichnet und gestochen, und die von dem erstern herrührenden, mitunter schon seit 1827 fertig. Schindler, der eben so gut mit der Radirnadel umzugehen weiß, als er ein geschickter Zeichner ist, arbeitet gegenwärtig, unter Arneth's Augen, im Kabinette, an den lezten Platten, die mit großer Sauberkeit ausgeführt sind. Die ausführlichere Beschreibung dürfte ein größeres antiquarisches Werk bilden, und für die größere Zahl der Besucher der Hauptstadt theils zu kostspielig, theils zu weitläuftig seyn. Hoffentlich wird daher Arneth zu gleicher Zeit auch eine gedrängte Beschreibung des Kabinets herausgeben, deren Preis den der übrigen Beschreibung der k. k. Kunstsammlungen nicht überschreiten wird.

* Im obern Belvedere ist, wie wir früher erwähnt haben, die Bildergalerie aufgestellt.

Verantwortlicher Redakteur: von Schorn.

Alphabetisches Register

zum

Kunst-Blatt 1839.

Die erste Zahl bedeutet die Nummer des Blattes, die zweite die Seite. Wo nur eine steht, ist die Nummer und die erste Seite des betreffendan Blattes bezeichnet. In dies Verzeichniß sind auch die Kunst-Dilettanten aufgenommen, deren Werke zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind, so wie die in diesem Jahrgange erwähnten Schriftsteller.

A.

Abbate, Nicolo dell', Maler, 9, 35.
Abeken, Dr., 50, 200.
Abels, J. F., Maler, 88.
Achenbach, Maler, 33, 131. — 41, 164. — 43, 172. — 50, 199. — 55, 218. — 59, 235. — 68, 270. — 69, 276.
Ackersdyk, J., Maler, 88, 350.
Acquisti, C., Formschneider, 31, 123.
Adam, Albrecht, Maler, 7, 28. — 9, 36. — 17, 66. — 33, 130. — 79, 315.
Adelung, Schriftsteller, 1, 2.
Adler, Gr., Maler, 20, 78.
d'Agincourt, Schriftsteller, 1.
Agricola, Maler, 18, 70. — 24, 94. — 53, 312. — 82, 328. — 85, 338.
Ainmüller, Maler, 9, 36. — 14, 55. — 15. — 15, 58. — 17, 68. — 20. — 84, 336.
Akom, Maler, 4, 16.
Alars, Maler, 25.
Alaux, Maler, 33, 131. — 44.
Albano, Maler, 59, 236.
Alberti, Leon Battista, Architekt, 53. — 53, 210, 211, 212.
Alberti, Leon, Maler, 36, 143.
Aldegrever, Formschneider, 11, 43.
Alfigny, Maler, 55. — 55, 218.
Allamag, Justus de, Maler, 2, 7.
Allan, Maler, 28, 111. — 34, 136. — 50, 199.
Alleman, Nicolaus, s. Manuel.
Allen, Zeichner, 46, 184.
Altorfer, Albr., Maler, Kupferstecher und Formschneider, 10, 38. — 70, 279.
Altmann, Maler, 24, 94.
Amaury-Duval, Maler, 67, 268.
Amerling, Maler, 7, 28. 33, 130. — 43, 172.
Ammanati, Bildhauer, 35, 139.
Amsler, Kupferstecher, 9, 36. — 29, 115. — 43, 172. — 50, 198.
Anderloni, Kupferstecher, 4, 15. — 32. — 49, 196.
Andreani, Andrea, Formschneider, 71.
Andreä, Maler, 19, 75.
Andreas, Marmorarbeiter, 62, 246.
Andrew, Formschneider, 14, 55. — 31, 122, 124. — 72, 286. — 74, 296.
Angelo, Nicolaus, Bildhauer, 62.
Anschütz, Maler, 9, 36.
Antonio da S. Gallo, Baumeister, 35, 139.
Antonio aus Fabriano, Maler, 21, 82.
Appiani, Maler, 9, 35. — 18, 70. — 71, 283.
Aquisti, Bildhauer, 18, 70.
Arago, Gelehrter, 16, 62, 63, 64. — 42, 168. — 52, 208. — 77. — 85, 340. — 95, 380.
Araldo, Zeichner, 53. — 53, 210.
Aristokles, Bildhauer, 46, 184.
Arndt, Prediger, 83, 331.
Arneth, Joseph, Schriftsteller, 93, 372.
Arnswald, v., Zeichner, 86, 342.
Arnolfo, Bildhauer, 64, 254, 255.
Arrivabene, Schriftsteller, 5, 20.
Artaria, Claude, Kupferstecher, 69, 274.
Asche, Fräulein v., Malerin, 15, 59.
Asselineau, Lithograph, 92, 368.
Attenhofer, Maler, 32, 128.
Audierne, Schriftst., 26, 104.
Auer, Franz, Maler, 20, 78.
Aufhauser, Maler, 12, 48.
Aumont, Maler, 50, 199.
Avenel, Maler, 33, 131.
Azzurii, Schriftst., 61, 243.

B.

Backer, J. de, Maler, 94, 375.
Bacon, F., Kupferstecher, 19, 76. — 65, 260.
Bacon, Rosa, Malerin, 96, 384.
Bagg, Holzschneider, 28, 112.
Bakker, A., Maler, 88.
Baldanzi, Schriftsteller, 60. — 60, 239.
Baldung, Formschneider, 70, 279.
Ballenberger, Maler, 50, 199.
Baltard, Architekt, 96, 384.
Bandel, v., Bildhauer, 19, 74. — 25, 100. — 53, 212.
Bandinelli, Baccio, Bildhauer, 35. 139.
Bandini, Maler, 32, 128.
Baptiste, Jean, Emailmaler, 12, 46.
Bardon, Bildhauer, 74, 294.
Baroccio, Maler, 4, 15. — 33, 132.
Barre, A., Kupferstecher, 41, 163.
Barth, Karl, Kupferstecher, 104, 415.
Bartolini, Bildhauer, 34, 135. — 98, 392.
Bartolommeo, Fra, Maler, 32. — 33, 132.
Barton, Bernhard, Schriftsteller, 4, 16.
Bartsch, Schriftsteller, 1. — 1, 2. — 10. — 10, 38. — 33, 131. — 36. — 36, 442. — 94, 376.
Barye, Bildhauer, 18, 72. — 45, 180. — 81, 323.
Bauer, Schriftsteller, 32, 127.
Bauerkeller, 69, 275.
Baumann, Maler, 24, 94. — 82.
Bause, Kupferstecher, 75. — 76. — 76, 302.
Bautersem, Maler, 25, 100.
Bavard, 103, 412.
Bayer, v., Maler, 17, 67. — 25, 98. — 29. — 81.
Beauchi, Maler, 54, 215.
Bechtoldsheim, v., Kunstsammler, 17, 66.

Becker, Maler, 7. — 7, 28. — 50, 199. — 100, 400.
Beckmann, Maler, 33, 131.
Beechey, Sir. W., Maler, 28, 112,
Begas, Maler, 15, 59. — 19, 75. — 34, 136.
Beham, Kupferst., 10, 38. — 70, 279.
Behem, Barthol., Maler, 44. 176.
Behnes, Bildhauer, 30, 119. — 35, 130.
Belaise, Zeichner, 28, 112.
Bell, John, Bildhauer, 50, 200.
Bellangé, Maler, 44. — 96, 384.
Bellenghi, Alterthumsforscher, 48, 192.
Bellermann, Dr., Christ. Fr., Schriftsteller, 8, 32. — 14, 56.
Bellmann, Maler, 1, 4.
Bellotti, Maler, 32, 128.
Bendemann, Maler, 30, 118. — 32, 126. — 34, 136. — 37, 148. — 47, 187. — 59, 236. — 67. — 68. — 77, 308. — 91, 364. — 103, 411.
Bendixen, S., Maler, 22, 88. — 33, 131.
Benedetto, Majano, 60. — 60, 238, 239.
Beneworth, Holzschneider, 28, 112.
Benvenuti, Maler, 9, 35.
Benzoni, Bildhauer, 32, 128.
Béranger, Glasmaler, 16, 62.
Berghem, Maler, 6, 23. — 18, 71. — 48, 190.
Bergmann, J. Lithograph. 91, 364.
Bergmann, Architekturmaler, 67, 267.
Bernatz, J. M., Maler, 85, 340.
Bertin, Victor, Maler, 55. — 55, 218, 219.
Bertram, Kunstsammler, 15, 58.
Best, Holzschneider, 14, 55. — 28, 112. — 31, 122. — 24. — 72, 286. — 74, 296.
Beuchot, Maler, 81. 323.
Beveren, van, Genremaler, 102, 406.
Bewick, Thomas, Holzschneider, 26. — 31, 122. — 71, 282, 283. — 72.
Beyer, Bildhauer, 77, 308.
Biard, Maler, 33, 131. — 45. — 45, 178. — 58, 232. — 87, 348. — 94, 375. — 103, 411.
Bidauld, Maler, 55.
Bielby, Kupferstecher, 71, 282.
Bienaimé, Bildhauer, 18, 70. — 23, 91. — 76, 304. — 85, 338.
Bilders, Maler, 88, 350.
Binck, Kupferstecher, 10. 38.
Bindesböl, Architekt, 97, 388.
Bing, Maler, 88, 350.
Biondi, Gemäldesammler, 20, 79. — 79, 315. — 93, 372.
Biot, Physiker, 16, 64.
Blanc, L. Maler, 26, 104. 50, 199.
Blanchard, Kupferstecher, 69, 275.
Blaser, Gustav, Bildhauer, 47, 188.
Blé, Guillaume Le, Formschneider, 71.
Blechen, Landschaftsmaler, 44, 175.
Bludow, v., 82, 327.
Blyk, F. J., van den, Maler, 33, 131. — 50, 199. — 88, 350.
Boboeuf, Schriftsteller, 83, 332.
Bocholt, Franz, v., Kupferstecher, 10, 38.
Boguet, Didier, Maler, 48, 192.
Böhm, A., Glasmaler, 12, 46. — 20.
Boisserée, Schriftsteller, 1. — 1, 2. — 14. — 15, 58. — 37. — 42, 168.
Boll, Ferd., Maler, 87, 348. — 94, 376.
Bologna, Giovan., Maler, 35, 139.
Bolzenthal, 91, 364.
Bonaini, Kupferstecher, 4, 15.
Bonaparte, Charlotte, Malerin, 35. 140.
Bonin, 69, 276.
Bönisch, 69, 276.
Bonner, Holzschneider, 17, 66. — 28, 112. — 31, 122.
Bonnington, Maler, 54, 216.
Bontemps, Glasmaler, 16.
Boppo, Maler, 50, 199.
Borghesi, Schriftsteller, 104, 415.
Bosio, Bildhauer, 18, 72. — 56, 224. — 81, 324. 82, 328. — 89, 356. — 97, 388.
Bossi, Maler, 9, 35. — 18, 70.
Bossuet, Maler, 87, 348.
Both, Maler, 45, 179. — 48, 190. — 50, 200.
Bottari, Schriftsteller, 5, 19. — 35, 138. — 39, 154.
Böttiger, Maler, 102, 407.
Böttiger, C. A., Schriftsteller, 57. — 57, 226.
Bougniet, C., Lithograph, 101, 404.
Boulanger, Maler, 33, 131. — 56, 223. — 96, 384.
Bourguignon, Maler, 8, 32.
Bout, Maler, 7, 27.
Bouterweck, Maler, 27, 108.
Bouvier, Schriftsteller, 8, 30.
Bozzoni, Bildhauer, 58, 222. — 81, 324.
Bra, Bildhauer, 81, 323.
Brakeleer, Maler, 102, 406.
Brandt, Medailleur, 12, 48. — 18, 71. — 24, 96. — 44, 175. — 69, 276. — 72, 288. — 85, 339. — 88, 352. — 91, 364.
Branston, Holzschneider, 28, 112. — 31. 122.
Brascassat, Maler, 28, 112.
Brauer, Maler, 73, 290.
Braun, Schriftsteller, 2, 6. — 9, 36. — 18, 71. — 50, 200. — 67, 267. — 68, 272. — 84, 335.
Braun, Kaspar, Maler und Formschneider, 72.
Braungart, 81.
Brauwer, Maler, 95, 378.
Bravo, Maler, 55, 220. — 76, 304. — 85, 338.
Bree, Math., van, Geschichtsmaler, 102. — 102, 406.
Brenner, Schriftsteller, 56.
Brentano, C., Maler, 50, 199.
Breslauer, Maler, 33, 131.
Bresson, Bildhauer, 81, 323.
Breukelaar, Maler, 102, 406.
Brevière, Holzschneider, 14, 55, 28, 112. — 31, 123, 124. — 71, 282, 283. — 72, 286.
Brigg, Maler, 30, 118. 34, 136.
Brisset, Maler, 95, 380.
Briston, C., Maler, 96, 384.
Britton, Schriftsteller, 1.
Brizi, O., Schriftsteller, 5, 20.
Bromley, Fr., Kupferstecher, 100, 400.
Brongniart, Schriftsteller, 15, 58, 59. — 84, 336.
Bruckmann, Maler, 8, 31. — 80, 318.
Brulliot, Schriftsteller, 1, 2. — 31.
Brüloff, C., Maler, 99, 396.
Brüloff, Architekt, 41, 164.
Bruni, Maler, 7, 28.
Bryan, Schriftsteller, 1.
Bucker, Porzellanmaler, 24. — 33, 130.
Bulmann, Formschneider, 31, 123.
Bühler, Glasmaler, 84, 336.
Bülau, Architekt, 1. — 35, 140.
Bulwer, Schriftsteller, 39, 155.
Bunsen, Schriftsteller, 50, 200. — 60, 251, 252.
Buonarroti, Michel-Angelo, Maler, 9, 34, 35. — 11, 43. — 22. — 33, 139. — 45, 179. — 65, 258. — 71, 283. — 89, 356. — 100, 399. — 101, 402, 403. — 102.

Burgkmaier, H., Maler, 10, 38. — 44, 176.
Burgschmidt, Erzgießer, 4. — 52, 208.
Bürkel, Maler, 9, 36. — 12, 46. — 17, 67, 68. — 29. — 51, 204. — 77, 308.
Burnes, Alex., Münzsammler, 92, 368.
Burnet, Kupferst., 26, 104. — 34, 136. — 100, 400.
Büsching, Schriftsteller, 1.
Butavand, Maler, 101, 404.
Büttgen, Maler, 81.

C.

Cabat, Landschaftsmaler, 41, 164. — 55, 218.
Cabot, Maler, 33, 131.
Caillouette, Bildhauer, 81, 323.
Calamatta, Kupferstecher, 4, 15. — 26, 104.
Calame, Maler, 33, 131. 55, 218. — 87, 348.
Calcott, Landschaftsmaler, 29, 116. — 50, 200. — 59, 235. — 78, 311.
Callot, Kupferstecher, 63, 251.
Calvi, Schriftsteller, 36. 143.
Camuccini, Maler, 9, 35. — 82, 328. — 85, 338.
Camus, Duval, le, Maler, 95, 380. — 96, 384.
Camus, Ponce, Historienmaler, 66, 264.
Canaletto, Maler, 74, 294.
Canina, Architekt, 104, 416.
Cano, Alonzo, Maler, Bildhauer und Architekt, 42, 166. (Lies so statt Cona.)
Canova, Bildhauer, 18, 70. — 24, 96. — 33, 132. 45, 179. — 66, 264. — 71, 284. — 78. — 78, 310.
Canovari, Maler, 32, 128.
Canzi, Maler, 49, 196. — 82.
Caravaggio, Maler, 11. — 42, 167, 168.
Carew, Bildhauer, 50, 200.
Carpenter, Mrs., Maler, 30, 118.
Carpi, Ugo da, Holzschneider, 26, 102.
Carracci, Maler, 45, 179. — 80. — 102.
Carstens, Maler, 24, 96. — 65, 259. — 79, 316.
Carus, Schriftsteller, 10, 40. — 77, 308. — 89, 356. (Carus zu lesen statt Carm's.)
Caspar, Kupferstecher, 30. — 32.
Cassel, Maler, 8, 31.
Cassius, Glasmaler, 84, 336.
Castelli, Maler, 32, 128.
Castro, G. G. de, Maler, 7, 27. — 88.
Catel, Maler, 12, 46. — 17, 67. — 23, 91. — 33, 131. — 49, 196.
Catena, Vincenzo, Maler, 80.
Cater, Architekt, 45, 179.
Catoir, L. Maler, 7, 27. 7, 28.
Cotta, Freih. v., 12, 48.
Cattermole, Maler, 54, 216. — 59, 235.
Cauchy, 103, 412.
Cavallari, Architekt, 8, 32.
Cavalleri, Maler, 32, 128.
Cavelier, Jul., Bildh., 61, 244.
Caylus, Schriftsteller, 8, 30.
Cellini, Benvenuto, Bildgießer, 11, 43.
Chalon, Maler, 13, 52. — 29. — 116. — 30, 119. — 50, 200. — 58, 232. — 101, 403.
Champmartin, Maler, 56, 223.
Chantrey, Bildhauer, 30, 119. — 34, 135.
Chapuy, Schriftsteller, 1.
Chardigny, Bildhauer, 1, 4.
Charlet, Maler, 15, 59. — 54, 216. — 82, 328.
Charon, T., Maler, 67, 268.
Charpentier, Maler, 56, 223.
Chatillon, Maler und Bildhauer, 12, 47.
Chaudoir, Schriftst., 19, 75.
Chenavard, Glasmaler, 16, 62.
Cherrier, Formschneider, 31, 123.
Christ, J. F., Maler, 88.
Christ, C., Maler, 88.
Christfeld, Ph., Maler, 20, 78.
Chodowiecki, Daniel, Kupferstecher, 74. — 75. — 76.
Chota, Maler, 35.
Ciampi, Seb., Schriftsteller, 1, 2. — 5, 20.
Ciceri, Dekorationsmaler, 42, 168.
Cisognara, Schriftsteller, 1. — 1, 2. — 13, 52. — 21. — 22, 87. — 60. — 64, 254. — 71, 284.
Cigoli, Maler, 20, 79.
Clarac, Schriftsteller, 11.
Clareson, Bildhauer, 98, 392.
Clarke, Ingenieur, 76, 304.
Clarot, Maler, 67, 267.
Clasen, Lorenz, Maler, 69, 276.
Claude, Lorrain, Maler, 42, 168. — 44, 176. — 48, 190. — 97, 388.
Clennell, Formschneider, 31, 122. — 71, 283.
Clerget, Architekt, 96, 384.
Clint, G., Maler, 96, 384.
Clint, Elisabeth, Formschneider, 31, 122.
Clint, Mary, Formschneidr., 31, 122. — 28, 112.
Cog, de, Maler, 33, 131. — 88.
Cogniet, Léon, Maler, 81, 323.
Cogniet, Jules, Maler, 55. — 55, 219.
Cole, Miß, Malerin, 30, 119.
Collas, Maler, 15, 60.
Collins, Landschaftsmaler, 50, 200. — 65, 260. — 78, 311.
O'Connor, Maler, 29, 116.
Conquy, E., Kupferstecher, 68, 271.
Contrucci, Schriftsteller, 5, 20.
Cook, H., Kupferstecher, 4, 16.
Cooper, T. S., Thiermaler, 74, 296. — 99, 396.
Cope, Maler, 28, 111.
Copley, Fielding, Maler, 67, 267. — 96, 384. — 101, 403.
Cornelius, Peter, v., Maler, 6, 24. — 9, 36. — 15, 59. — 19. — 26, 103. — 29, 114, 115. — 30. — 32. — 36, 144. — 37. — 41, 163. — 43, 172. — 47, 186. — 50. 52. — 53, 212. — 85, 339. — 91, 364. — 98, 392.
Cornieß, 26, 103.
Correggio, Maler, 9, 35. — 20. — 20, 79. — 33. — 33, 132. — 42, 167, 168. — 43, 172. — 44, 176. — 45, 179. — 52, 206. — 53, 212. — 54, 216. — 65, 258. — 68, 270. — 73, 290. — 74. — 79, 314. — 94, 376. — 95. — 100, 400. — 101, 402. — 102.
Corrodi, Maler, 32, 128.
Cortona, Pietro da, Maler, 9, 35.
Corunna, Maler, 67, 266.
Cosma, Luca, Jacopo, Lorenzo, Govanni u. Deodato, Bildhauer, 62, 246, 247. — 63. — 63, 250, 251. — 64.
Coste, Architekt, 94, 375.
Cottafavi, G., Kupferstecher, 48, 195.
Cotman, M. E., Maler, 96, 384.
Couder, Historienmaler, 24, 95. — 33, 131. — 44. — 81, 323.
Court, J., Emailmaler, 12. — 56, 223. — 65, 260. — 82, 328.
Courtois, P., Emailmaler, 12.
Cousin, Jean, Maler, 14, 55. — 71.
Cousins, Kupferstecher, 13, 52. — 82, 328.
Couture, Maler, 95, 380.
Couwenberg, Maler, 88.
Cowper, Maler, 50, 199.
Cranach, Lucas, Maler, 2, 6. — 10, 38. — 70, 279. — 98.

Creswick, Landschaftsmaler, 50, 200. — 101, 404.
Cretius, Maler, 43, 172.
Creuzer, Dr., Fr., Archäolog, 93, 372.
Crissé, Turpin de, Maler, 55.
Crola, Maler, 25. — 25, 99. — 51, 204. — 72, 286. — 77, 308.
Crome, J. B., Maler, 96, 384.
Cruishank, G., Zeichner, 31, 123.
Cuningham, Maler, 76, 302.
Currie, John, Bildhauer, 76, 304.
Curtze, Dr., Louis, Schriftsteller, 20, 80.
Cuyp, Maler, 50, 200. — 59, 236.

D.

Dagnan, Maler, 55, 219.
Daguerre, Maler, 15, 60. — 16, 62, 63, 64. — 23, 91. — 32, 127, 128. — 33, 132. — 55, 219. — 58, 232. — 59, 235. — 64, 256. — 74, 296. — 76, 304. — 77. — 77, 306, 307. — 85, 339, 340. — 86, 344. — 93, 372. — 95, 380. — 102, 408. — 104, 415.
Dahl, Maler, 33, 130. — 77, 308. — 79, 316. — 103, 411.
Dähling, Maler, 47. — 47, 186.
Dala, Kupferstecher, 4, 15.
Daly, H. F., Schriftsteller. 93, 372.
Danftl, Maler, 33, 130.
Dannecker, Bildhauer, 4, 16. — 48, 190, — 56, 224. — 103, 411.
Danneil, Sammler, 7.
Danner, Maler, 82.
Dannhauser, Maler, 33, 130. — 43, 172. — 97, 387.
Dantan, Bildhauer, 56, 223. — 61, 244. — 97, 388. — 98, 392.
Dantan, der jüngere, Bildhauer, 56, 224.
Daurat, Architekt, 33, 131.
Daussigny, E. C., Mart., Schriftsteller, 26, 104.
David, Bildhauer, 12, 47. — 14, 56. — 24, 96. — 27, 108. — 37, 146. — 48, 190. — 52, 208. — 56, 224. — 61, 244. — 72, 287. — 81, 324. — 82, 327, 328. — 87, 348. — 95, 380.
David, Emérie, Schriftsteller, 48, 192.
Daw, Maler, 76, 302.
Dean, Metallgießer, 25, 100.
Debay, Vater, Bildhauer, 56, 223.
Debay, Sohn, Bildhauer, 56, 223.
Decaime, Maler, 56, 223.
Decamps, Maler, 33, 131. — 45, 178, 179. — 50, 199. — 54, 216.
Décamps, A., Schriftsteller, 43, 170.
Debérain, Malerin, 66, 264.
Delaberge, Maler, 28, 112.
Delacroix, Maler, 24, 95. — 31, 124. — 42. — 46, 182, 183. — 82, 328.
Delaroche, Paul, Maler, 16. — 16, 63. — 33, 131. — 44, — 56, 224. — 64, 256. — 82, 328. — 95, 380.
Delius, Steindrucker, 74, 296.
Deltovaglia, Pier, 53.
Demi, E., Bildhauer, 18, 72. — 71, 283. — 81, 324. — 97, 388.
Demiany, Maler, 50, 199.
Denière, Bronzearbeiter, 61, 244.
Denis, Maler, 18, 71.
De Noel, Maler, 18, 71.
Deodat, Bildhauer, 63. — 63, 250. — 64.
Deroy, P., Lithograph, 65, 260.
Desangives, Glasmaler, 84, 336.
Desboeuf, Bildhauer, 81, 324.
Desnoyers, Kupferstecher, 9, 36. — 46, 184.
Desprez, Bildhauer, 56, 224.
Deurer, Ludwig, Maler, 12, 48.
Deveria, Zeichner, 31, 124.
Diday, Maler, 87, 348.
Didier-Petit, Sammler, 12.
Dibron, Schriftsteller, 5, 20. — 94, 375.
Dielmann, Maler, 50, 199.
Dien, Maler, 95, 380.
Dietrich, Maler, 10, 39. — 12, 48. — 73, 290. — 74, 294, 295.
Dietz, Maler, 8, 31. — 67, 268. — 77, 308.
Dillis, Cantius, Maler, 24, 94.
Döbner, Baumeister, 60, 240.
Dolce, Carlo, Maler, 20, 79. — 45, 179.
Döll, Friedr. Wilh. Eugen, Bildhauer, 58.
Domenichino, Maler, 33, 132. — 42, 168. — 45, 179.
Donaldson, Architekt u. Schriftsteller, 93.
Donné, A., Kupferstecher, 85, 340. — 95, 380.
Doo, G., Kupferstecher, 12, 48. — 29, 115. — 100, 400.
Dorner, J., Maler, 24, 95.
Dörffel, Mechanikus, 88, 352.
Dörr, Maler, 81.
Dossi, Dosso, Maler, 87, 348.
Doubourcq, Maler, 88.
Doutreleau, Maler, 95, 380.
Dow, G., Maler, 50, 200. — 85, 339.
Drake, Bildhauer, 18, 71. — 24, 96.
Dreibholz, Maler, 33, 131. — 50, 199.
Dreves, Goldschmidt, 19, 75. — 61, 244.
Drolling, Maler, 56, 223. — 82, 328.
Drummond, Maler, 50, 199.
Duban, Architekt, 99, 396.
Dubufe, Porträtmaler, 50, 199. — 56, 223.
Duchesne, Schriftsteller, 1, 2. — 12. — 41, 164.
Duclaux, Bildhauer, 82, 326.
Dumas, Gelehrter, 77.
Dumont, Bildhauer, 56, 223.
Dumortier, 61, 244.
Dumoulin, Alex., 81, 324.
Dunbar, Nugent, Maler, 32, 128.
Duncan, Maler, 4, 16.
Dupaty, Bildhauer, 90, 360.
Dupont, Henriquel, Kupferstecher, 26, 104. — 95, 380.
Dupré, Jules, Maler, 55.
Dupressoir, Zeichner, 31, 124.
Durand, G., Maler, 3, 11. — 22, 88.
Dürer, Albrecht, Maler, 6. — 10, 38, 39. — 11, 43. — 12, 48. — 14, 55. — 20, 78. — 27. — 27, 106. — 29, 114, 115. — 31. — 31, 122. — 32. — 36, 143. — 44, 176. — 53, 212. — 55, 220. — 60, 240. — 62, 248. — 65, 258. — 70, 279. — 71. — 74. — 76, 302. — 84, 336. — 89, 356. — 95, 380. — 98. — 103, 411.
Duret, Bildhauer, 18, 72. — 56, 224.
Duseigneur, Bildhauer, 56, 223.
Duval, Amaury, Pineur, Schriftsteller, 8, 32.
Duvivier, Maler, 101, 404.
Dyk, Maler, 25, 98.
Dyck, van, Maler, 29, 115. — 30, 156. — 40, 158, 159. — 45, 179. — 49, 195. — 56, 223. — 64, 255. — 102.
Dykerhoff, Maler, 23, 90.
Dyonnet, Holzschneider, 28, 112.
Dyksboven, P. A., Maler, 88, 350.

E.

Eastlake, C. L., Maler, 20, 80. — 28, 111. — 37, 148. — 65, 260. — 78, 311. — 100, 400.
Eberhard, Bildhauer, 56.
Eberle, Maler, 25, 98.
Ebers, Maler, 86, 344.
Eckhout, J. J., Genremaler, 50, 199. — 85, 340. — 88.
Edelin, Maler, 9, 36.
Edelinck, Kupferstecher, 65,

260. — 76, 302. — 29, 115.
Eggert, Glasmaler, 20.
Ehnlé, A. J., Maler, 88.
Ehrhardt, Dr., Schriftsteller, 10, 40. — 40, 164. — 46, 183. — 77, 308.
Eichens, Kupferstecher, 30. — 32. — 37, 148. — 91, 364. — 97, 387.
Eichner, Maler, 25, 99.
Ekerlin, Maler, 59, 235.
Elckema, Maler, 88.
Ellenrieder, Malerin, 7, 28. — 8, 31. — 17, 67. — 32, 128.
Elsasser, Maler, 17, 67. — 23, 91. — 32, 128. — 82, 326. — 85.
Elshoet, C., Maler, 18, 72.
Elsner, Architekt, 15, 59.
Elzheimer, Maler, 10, 38.
Embde, August, van der, Maler, 21, 84.
Emminger, Maler, 81. — 81, 322. — 85, 340.
Enders, Maler, 43, 172.
Endres, Holzschneider, 52, 208.
Engel, Maler, 79, 315. — 51, 203. — 86, 344.
Engelhard, Bildschnitzer, 33, 131.
Engelmann, Lithograph, 58, 232.
Engleheart, Kupferstecher, 4, 16. — 29, 115. 35, 139.
Engert, Maler, 9, 36.
Enhuber, v., Maler, 25. 98.
Enslen, Optiker, 42, 168. — 49, 196.
Epple, Maler, 21, 84.
Errante, Maler, 18, 70.
Estève, Raphael, Kupferstecher. 56, 224. — 65, 260. — 68, 271.
Eter, Bildhauer, 7, 28. — 33, 131. — 56, 224. — 61, 244. — 81, 323.
Etienne, 100, 399.
Ettinger, Maler, 24, 94.
Ettinghausen, Maler, 95, 380.
Etty, Maler, 28, 100. — 50, 199. — 78, 311.
Etzdorf, Landschaftsmaler, 17, 66. — 24, 94. — 33, 130. — 104, 415.
Etzel, Architekt, 82, 326.
Eurysaces, 83. — 83, 330. — 84. — 84, 334.
Evans, Maler, 7, 28.
Everat, Drucker, 28, 112. — 31, 123.
Everdingen, A., van, Maler, 42, 168.
Eyl, Johann, van, Maler, 2, 6. — 8. — 15, 58. — 29, 115. — 44, 176. — 53, 212.

F.

Faber, J. Maler, 7, 28.
Fabris, D., Formschneider, 31, 123. — 32, 127.
Faccioli, Franc., Schriftsteller, 53.
Facius, Angelika, Stein- u. Stempelschneider, 86, 342.
Falbe, J. C., Kupferst. 19, 76.
Famin, Charles, Architekt, 96, 383. — 99, 396.
Farachon, Zeichner, 96, 384.
Fasel, Maler, 8, 30. — 8, 31.
Fausther, Lithograph, 29, 114. — 50, 200. — 52, 208. — 54, 216.
Favardo, Formschneider, 31, 123.
Favens, Bildhauer, 25, 100.
Fearnley, Maler, 25, 99.
Feart, Kupferst., 19, 76.
Fecht, Lithograph, 56, 224.
Federer, Lithograph, 85, 340.
Feilner, Fabrikant, 44, 175. — 48, 192. — 82, 326.
Felsing, Kupferstecher, 30, 118. — 32. — 37, 148. — 68, 271. — 84, 336. — 85, 339.
Ferlini, Dr., Kunstsammler, 14, 55. — 60, 240.
Fernandes, Sammler, 44, 176.
Fernbach, Maler, 82, 327.
Fernkorn, Bildhauer, 59, 236.
Ferrant, Maler, 49, 196.
Ferrari, Maler, 33, 132.
Ferreri, Cesare, Kupferstecher, 45, 179.
Ferret, Maler, 67, 268.
Fesch, Cardinal, 58, 231.
Feti, Domenico, Maler, 33, 132.
Feubure, La, Landschaftsmaler, 67, 267.
Feuchère, Bildhauer, 61, 244.
Feuerbach, Schriftsteller, 8, 30.
Fidanza, Maler, 18, 71.
Fiebiger, Maler, 25, 98.
Filhol, 67, 268.
Finart, Maler, 22, 88.
Finden, Kupferstecher, 26, 104. — 37, 148. — 65, 260. — 76. — 100, 400.
Finkernagel, 32, 128.
Fischbach, Maler. 33, 130.
Fischer, Maler, 4, 16. — 14, 55. — 15. — 15, 58. — 20. — 83, 332. — 94, 376.
Flandin, E., Maler, 12, 48.
Flandrin, H., Maler, 46, 183.
Flandrin, P., Landschaftsmaler, 55, 218. — 67, 268. — 94, 375.
Fleischmann, Kupferstecher. 60, 240.
Flor, Maler, 32, 128.
Flötner, Peter, Bildhauer, 11, 43.
Flüggen, Gisbart, Maler, 33, 131.
Fogelberg, Bened., Bildhauer, 45, 179. — 81, 323. — 103, 411.
Fohr, Maler, 25. — 81.
Folkard, Holzschneider, 28, 112. — 31, 122.
Foltz, Ph., Maler, 17, 67. 50, 199. — 77, 308.
Fontana, Bildhauer, 18, 70.
Fonty, P., Maler, 93, 372.
Forbner, A., Maler, 35, 138.
Forchhammer, Dr., Archäolog, 23, 91.
Forest, Bildhauer, 76, 304.
Forrest, Glasmaler, 16.
Forster, Kupferstecher, 9, 35. — 46, 184. — 56, 224.
Förster, Dr., E., Schriftsteller, 6, 24. — 22. — 22, 86, 88. — 42, 168. — 60, 240. — 97, 387.
Fortner, A., Maler, 35. — 67, 266.
Fouginet, Bildhauer, 56, 224.
Fox, Chs., Kupferstecher, 19, 76. — 29, 115. — 37, 148. — 100, 400.
Foyatier, Bildhauer, 18, 72. — 46, 184. — 81, 323, 324. — 82, 328.
Fragonard, Zeichner, 31, 124.
Frähn, Schriftsteller, 19, 75. — 72, 287.
Français, Maler, 28, 112. — 31, 123, 124.
Francia, Fr., Maler, 20, 78. — 33. — 36, 143. — 97, 388.
Frank, Sigismund, Glasmaler, 14. — 14, 54. — 15. — 69, 275.
Franquelin, Maler, 15, 60.
Fratin, Bildhauer, 24, 96. — 25, 100. — 56, 224. — 71, 284.
Fredi, Bartolo, Maler, 35, 139.
Freeman, Lithograph, 74, 296.
Frere, Formschneider, 31, 122.
Freudenberg, Maler, 25, 98.
Freund, Bildhauer, 34, 135.
Frey, Gust. Adolph, Architekt, 20, 80.
Fricke, Schriftsteller, 12, 47.
Fried, H. J., Maler, 7, 28.
Friedl, Mar. Jos., Maler, 24.
Fripp, Maler, 96, 384.
Friesen, Freiherr, v., 17, 68.
Frommel, K., Maler, 23. 90.
Frontin, Schriftsteller, 48, 191.
Froriep, Dr., Robert, Schriftsteller, 57, 228.
Fues, Maler, 82, 326.
Füger, Maler, 48, 190. 75, 298.
Führich, Maler, 9, 36. — 10, 40. — 33, 130. — 35. — 50, 200. — 52, 208. — 54, 216. — 67. — 67, 266. — 83, 331. — 92, 367. — 98, 392.
Funk, Maler, 69, 276.
Füssli, Schriftsteller, 1. — 36, 143.
Fust, Buchdrucker, 26, 102.

G.

Gabler, Kupferstecher, 27.
Gabot, Maler, 77, 308.
Gaetke, Maler, 59, 239.
Gagarin, Maler, 79, 315.
Gail, W., Architekt, 24. — 25, 98.
Gail, Kupferstecher, 83, 332.
Galassi, Kunstsammler, 17. 68.
Galbaccio, B., Architekt, 93, 372.
Galloit, Maler, 33, 131.
Gallenberg, Graf, Schriftsteller, 2, 6.
Gamain, Maler, 62, 248.
Gambara, R., Kupferstecher, 4, 14.
Garavaglia, G., Kupferstecher, 4, 15. — 32.
Garbo, Rafaellino, del, Maler, 97, 387.
Garofalo, Maler, 33, 132.
Gärtner, Architekt, 14, 54. — 25, 100. — 42. 168. — 51, 204. — 52. — 52, 206. — 56. — 80, 319.
Gassen, Gottlieb, Maler, 85, 339.
Gauermann, Maler, 33, 130. — 43, 172.
Gauthier, Theo., Schriftsteller, 43, 170.
Gavard, 26, 104.
Gaye, Dr., Schriftsteller, 1, 2. — 35, 138. — 53. — 64, 255. — 55, 220. — 75, 300.
Gechter, Th., Bildhauer, 22, 88. — 77, 308. — 81, 324.
Geddes, Maler, 50, 199.
Geefs, Bildhauer, 52, 208.
Gegenbauer, Maler, 4, 16. — 49, 196. — 79, 314. — 80, 318.
Geier, Maler, 33, 131.
Geiernaert, J., Genremaler, 50, 199.
Geiß, Fabrikant, 81, 324.
Geißler, Kupferstecher, 60, 240.
Gell, Sir William, Schriftsteller, 93.
Genelli, Maler, 46. — 46, 182.
Gensler, Jac., Maler, 50, 199.
Gentilo, Francesco, aus Fabriano, Maler, 21. — 21, 82.
Gentileschi, Malerin, 4, 15.
Geoffroy, Kupferstecher, 83, 331.
Gérard, Maler, 48, 190. — 76, 302.
Gerber, Schriftsteller, 23, 91.
Gerhard, Ed., Archäolog, 2, 6. — 3, 11, 12. — 19, 76. — 83, 332. — 88, 352. — 93, 372.
Géricault, Maler, 61, 244.
Gesner, Maler, 74, 295.
Gessert, M. A., Schriftsteller, 83, 332. — 84, 335, 336.
Geyer, Maler, 6, 23.
Geyser, Zeichner, 1. — 44, 175. — 75, 298.
Ghiberti, Bildner, 45, 179.
Ghirlandajo, Maler, 9, 35. — 29, 115.
Giampietro, Archäolog, 79, 315.
Gibbon, Kupferstecher, 100, 400.
Gibson, Bildhauer, 6. — 23, 91. — 30, 119. — 50, 200. — 78, 311.
Giessmann, Maler, 53, 212. — 72, 288. — 82, 327.
Gierre, Jul., Lithograph., 19, 76.
Gigour, Maler, 42. — 43, 170. — 31, 123.
Gilio, Carlo, Maler, 22, 88.
Giorgio, Francesco, di, Architekt, 35, 139.
Giorgione, Maler, 40.
Giotto, Maler, 65, 258. — 101, 403.
Giovanni, San, Maler, 4, 15.
Girard, Kupferstecher, 24, 96. — 56, 224. — 64, 256. — 65, 260.
Giraud, Maler, 43, 170.
Giroux, Maler, 33, 131. — 55, 219. — 95, 380.
Gleim, Landschaftsmaler, 51, 203.
Glokendon, Maler, 10, 36.
Glück, Maler, 17, 66.
Gmelin, Maler, 12, 48. — 17, 67.
Godefroy, Kupferstecher, 101, 404.
Goes, Hugo, van der, Maler, 21.
Goltzius, Maler, 27. — 63, 251.
Goodyear, Kupferstecher, 37, 148.
Gordon, Maler, 30, 118.
Gorensen, Maler, 88, 350.
Göser, Maler, 82, 326.
Goswin, Bildner, 21.
Göthe, Bildhauer, 14, 56.
Göß, Malerin, 8, 31. — 12, 46.
Gößenberger, Maler, 6, 24. — 22, 88. — 37, 148. — 77, 308.
Goudt, Kupferstecher, 10, 38.
Goujon, Jean, Bildhauer, 1, 4. — 56, 224.
Gozzoli, Benozzo, Maler, 9, 35. — 35, 139.
Graff, Maler, 73, 290. — 74, 295. — 75.
Gräfle, Maler, 8, 31.
Grailhy, de, Maler, 55, 219.
Grandville, Zeichner, 31, 124.
Grant, Francis, Maler, 38, 152. — 44, 174. — 78, 311.
Grassi, Schriftsteller, 5, 20.
Graves, Kunsthändler, 43, 171.
Graves, Robert, Kupferstecher, 100, 400.
Gray, Holzschneider, 17, 66. — 28, 112.
Grazini, Bildhauer, 71, 283.
Greatbatsch, Kupferstecher, 26, 104.
Greco, Maler, 42, 166.
Greenough, Bildhauer, 18, 72.
Greive, P. F., Maler, 33, 131.
Grenier, Maler, 65, 260.
Grenville, 5, 20.
Grist, Schriftsteller, 21, 84. — 40, 160. — 84, 335.
Grimm, C., Maler, 50, 199.
Grimm, Mad. L., Malerin, 50, 199.
Gringonneur, Jacquemin, Maler, 70, 278.
Grolig, Seemaler, 24, 94. — 51, 204. — 77, 308.
Groot, Breuhaus, de, Maler, 88.
Groote, Dr., v., 18, 71. — 43, 172. — 79, 315.
Gropius, Geo., 20, 80.
Gros, Maler, 19, 76. — 56, 224.
Grotefend, Dr., Karl Ludwig, Schriftsteller, 83, 332.
Gruber, Kunstsammler, 17, 66.
Grueber, B., Architekt, 75, 299.
Grund, Maler, 54, 216.
Grüneisen, Carl, Schriftsteller, 63.
Gruner, Kupferstecher, 29, 115.
Grünewald, Matth., Maler, 44, 176.
Gruß, Maler, 67, 266.
Guadagnini, Kupferstecher, 4, 15.
Gualtieri, Marmorarbeiter, 62, 246.
Gubiz, Formschneider, 31. — 31, 123. — 72, 126. — 72.
Gudin, Maler, 4, 16. — 33, 131. — 45. — 58, 232. — 62, 248. — 76, 304. — 79, 316. — 94, 375.
Gué, Maler, 55, 219.
Guercino, Maler, 74. — 80.
Guersent, Bildhauer, 81, 323.
Guibal, Maler, 48, 190. — 49, 195.
Guido Reni, Maler, s. Reni.
Guido und sein Sohn Johannes, röm. Bildhauer, 61, 242. — 62.
Guignet, J. M., Schriftsteller, 26, 104.
Guilielmi, Zeichner, 41, 163.
Guillaume, Formschneider, 31, 123.
Guillott, Bildhauer, 18, 72.
Guise, P. J., Maler, 88.
Günz, Dr., Schriftsteller, 47, 188.

Günther, Architekt, 9, 36.
Gurlitt, Louis, Maler, 7, 28. — 17, 66. — 25, 98.
Gusmin, Maler, 21.

H.

Haach, Maler, 69, 274, 276. — 77, 308. — 83, 332.
Haanen, van, Maler, 33, 130. — 88, 350.
Habenschaden, Maler, 25, 98. — 83, 332.
Hackert, Maler, 48, 190.
Hagen, Hugo, Bildhauer, 77, 308.
Hagen, Oberbaurath, 15, 59.
Hagen, Eduard, von, Maler, 8, 32.
Haghe, L., Maler, 26, 104.
Haghe, Lithograph, 19, 76.
Hahn, Lithograph, 100, 400.
Halberg, Samuel, Bildhauer, 66, 264.
Halbig, Bildhauer, 61, 244.
Hall, S. C., Schriftsteller, 35, 140.
Hallmann, Architekt, 8, 32.
Hallerstein, Christoph, Haller, von, Maler, 75, 300.
Hammert, Maler, 15, 58.
Hämmert, Jos., Glasmaler, 20.
Hancock, C., Maler, 96, 384.
Hanen, C., Maler, 88, 350.
Hänel, Bildhauer, 81, 324.
Haufield, Landschaftsmaler, 29, 116.
Hanfstangel, Lithograph, 41, 163. — 91, 364.
Hansen, Christ., Architekt, 19, 76. — 67, 268.
Hansen, Theophilus, Architekt, 55, 220. — 67, 268. — 85.
Hanson, Maler, 29, 114.
Harding, Maler, 59, 235.
Hardorff, Rud., Maler, 50, 199.
Harper, Landschaftsmaler, 48, 190.
Harscher, Fr., Lithograph, 65, 260.
Hart, Branston, Holzschneider, 17, 66. — 28, 112. — 50, 199.
Hartmann, Maler, 48, 190. — 80, 318.
Harvey, G., Maler, 100, 400.
Harvey, Formschneider, 31, 122, 123. — 71, 283.
Hase, Kupferstecher, 32, 126. — 76, 304.
Häselich, Maler, 50, 199.
Haugk, Maler, 49, 196.
Hauschild, Maler, 51, 204. — 77, 308.
Haushofer, Maler, 25.
Hautmann, Bildhauer, 25. — 45, 180.
Haydon, Maler, 76, 304.
Hayez, Maler, 18, 70.
Hayter, Maler, 62, 248. — 96, 384.
Havre, 12, 47.
Heaphy, Miß, Maler, 30, 119.
Heath, Kupferstecher, 15, 59.
Hebert, Maler, 95, 380.
Heesche, Franz, Maler, 50, 199.
Hefner, Dr., Jac., v., Schriftsteller, 44, 175.
Hegner, Schriftsteller, 2, 6.
Heidegg, Maler, 25, 98.
Heideloff, Architekt, 27. — 42, 168. — 45, 179. — 48, 190. — 67, 268.
Heindel, Graveur, 82, 326.
Heinlein, Landschaftsmaler, 17, 66. — 24, 94. — 29.
Heinzmann, Maler, 20, 78. — 24, 94. — 25. — 81. — 81, 322.
Held, Medailleur, 53, 212. — 72, 287.
Heller, Karl, Restaurator, 86, 342.
Heller, Schriftsteller, 1, 2. — 2, 6. — 31.
Hellich, Maler, 67, 266, 267.
Helmle, Glasmaler, 32, 127.
Helst, B., van der, Maler, 42, 168. — 102.
Helverdinck, Maler, 90, 396.
Hemling, Maler, 10, 39. — 15, 58. — 29, 115. — 53, 212.
Henning, Adolph, Historienmaler, 44, 175.
Henricus, Marmorarbeiter, 62, 246.
Henschel, Bildhauer, 4, 15. — 6, 22. — 19, 75. — 71, 284. — 90, 360.
Hensel, Wilhelm, Maler, 82, 327.
Henshall, Kupferstecher, 4, 16.
Herder, Kunst- und Buchhändler, 35, 140.
Hermann, Architekt, 33, 131.
Herschel, John. 59, 235.
Hersent, Maler, 75, 300. — 82, 328.
Heß, C., Maler, 33, 130. — 37.
Heß, Heinr., Maler, 14, 54. — 33, 130. — 41, 164.
Heß, Peter, Maler, 12, 46. — 15. — 15, 58. — 17, 67. — 19. — 20. — 25, 98. — 29, 114. — 32, 127. — 34, 136. — 49, 196. — 58, 232. — 67, 268. — 82, 328. — 88, 352. — 102, 408.
Hetsch, Philipp, Friedrich, v., Hofmaler, 48. — 48, 190, 191. — 49. — 49, 194.
Hesroth, Baurath, 15, 59.
Heydeck, C., v., Maler, 12, 46. — 34, 136. — 101, 404.
Hibon, Kupferstecher, 83, 332.
Hildebrand, Maler, 12, 46. — 19, 76. — 37, 148. — 38, 152. — 47, 187. — 68, 272.
Hilker, Maler, 55, 220.
Hiltensperger, Maler, 19, 76. — 32. — 32, 126. — 34, 136. — 53, 212. — 72, 288. — 91, 364.
Hilton, Maler, 27, 107.
Hintze, G., Maler, 4, 16.
Hirsch, Hofgraveur, 82, 326.
Hirschfeld, 86, 343.
Hirt, Schriftsteller, 8.
Hittorf, Architekt, 85, 339.
Hobbema, Maler, 45, 179. — 102.
Hodges, Maler, 102.
Hodgson, Kunsthändler, 43, 171.
Hoest, Maler, 18, 71.
Höfel, Formschneider, 31. — 31, 123. — 72.
Höfelich, Drucker, 29, 114.
Hoffmann, Kupferst., 30, 118. — 32. — 69, 274. — 74. — 75.
Hoffstetter, v., Maler, 25, 99.
Hohe, Lithograph, 19, 76. — 29.
Hohenegger, Numismatiker, 98, 392.
Holbein, Maler, 2, 6. — 29, 115. — 31. — 44, 176. — 53, 212. — 65, 258.
Holder, d. J., Maler, 82.
Holland, Janus, Maler, 14, 55.
Hollar, W., Kupferst., 10, 38.
Hollpein, Maler, 67, 266, 267.
Holm, Maler, 33, 131.
Honoré, Bronzearbeiter, 61, 244.
Hope, William, 3, 11.
Hopfgarten, Maler, 19, 76.
Hopner, Maler, 30, 118.
Horn, Maler, 23, 91.
Hornemann, Maler, 33, 131.
Horner, Maler, 32, 128. — 67, 267.
Hornig, Architekt, 1, 4.
Horrean, Hector, Architekt und Maler, 11, 43.
Horsley, J. C., Maler, 50, 199.
Hottenroth, Maler, 17, 67. — 85.
Hove, B. J., van, Maler, 88, 350.
Howard, Maler, 29, 116. — 75, 299.
Hoyer, v., Bildhauer, 6, 22.
Huber, 8.
Hübner, Maler, 30, 118. — 32, 126. — 34, 136. — 37, 148. — 58, 232. — 68. — 69, 274. — 85, 339. — 103, 411.
Hübsch, Architekt, 71, 283. — 72, 288.
Huet, Paul, Maler, 28, 112. — 31, 123.
Huggins, Kupferstecher, 4, 16.

Hughes, Maler, 7, 28.
Hüllmandel, Lithograph, 92, 368.
Hummel, Maler, 86.
Humphreys, J., Kupferstecher, 100, 400.
Hürlimann, J., Kupferstecher, 4, 16.
Huth, 7.
Hütter, Maler, 86.
Huvé, Architekt, 6, 24.
Huyot, Architekt, 56, 223.
Huysum, Maler, 22, 88.
Hyzler, Joseph, Maler, 13, 51.

J.

Jachtmann, Hofmedailleur, 99, 396.
Jackson, J. B., Holzschneider, 26, 102. — 31, 122. — 83, 332.
Jacobi, O. M., Landschaftsmaler, 50, 199. — 69, 275. — 95, 386.
Jacobi, Professor, 6, 24. — 15, 60. — 19.
Jacobs, Jacob, Seemaler, 6, 24. — 9, 36. — 22, 88. — 85.
Jacops, Joseph, Maler, 99, 396.
Jacquard, Maler, 33, 131. — 46, 183. — 82, 327.
Jacquard, Mechaniker, 98, 392.
Jacques, Maler, 28, 112.
Jadin, Maler, 55, 219.
Jäger, Maler, 26, 103. — 53, 212. — 72, 288. — 82, 327.
Jahn, Dr., Schriftsteller, 55, 220. — 80, 319. — 84, 335.
Jaley, Bildhauer, 56, 228.
Janin, Jules, Schriftsteller, 43.
Jankowich, Nic., v., Alterthumsforscher, 26, 103.
Jansen, Maler, 50, 199.
Jazet, Kupferst., 14, 55. — 56, 224.
Jentzen, Lithograph, 4, 16. — 32, 126. — 47, 187. — 97, 387. — 100, 400.
Jerichau, Bildhauer, 55, 220.
Jerndorf, Maler, 55, 220.
Ihle, Maler, 17, 67.
Ilgen, Dr., Schriftsteller, 58, 231.
Imhof, Bildhauer, 9, 36.
d'Imola, Innocenzo, Maler, 22.
Inge, Metallgießer, 25, 100.
Ingres, Maler, 45, 178. — 46, 183, 184. — 56, 224. — 75, 300. — 99, 396.
Johannot, Tony., Maler, 28, 112. — 31, 123, 124.
Johannot, Alfred, Maler, 83, 331.
Joland, Maler, 95, 380.
Jolivard, Maler, 55, 219.
Jollat, Formschneider, 71.
Joly, Maler, 55, 219.
Jonghe, de, Schriftsteller, 88, 350.
Jonzis, Maler, 88, 350.
Jordan, Maler, 12, 46.
Jordaens, Maler, 46, 183.
Jouffroy, Bildhauer, 56, 224. — 79, 316.
Jouy, 67, 268.
Jourdy, Maler, 96, 383.
Joy, W., Maler, 96, 384.
Isaacson, S., Kupferst., 55, 220.
Isabey, Eugène, Maler, 28, 112. — 33, 131. — 45. — 50, 199.
Jungclaussen, Maler, 50, 199.

K.

Kadlik, Maler, 35. — 50, 200. — 52, 208. — 54, 216. — 67, 266. — 83, 331.
Kaiser, E., Maler, 25.
Kallenbach, Modelleur, 12, 46.
Kaltenmoser, Maler, 17, 66. — 35, 140. — 77, 308. — 82, 326.
Kandler, W., Maler, 35.
Kanz, 67. 268.
Kauffmann, Lithograph, 4, 16. — 33, 131.
Kaulbach, Maler, 7, 28. — 30. — 62, 248.
Kaulbach, Karl, Bildhauer, 24.
Kellen, van der, Medailleur, 61, 244.
Küchler, Maler, 17, 67.
Keller, Kupferstecher, 30, 118. — 32, 126. — 37, 148. — 69, 274. — 101, 404.
Kellner, Joh. Jacob, Glasmaler, 27. — 27, 106.
Kellner, Joh. Georg, Glasmaler, 27.
Kellner, Joh. Stephan, Glasmaler, 27.
Kellner, Joh. Gust. Herrmann, Glasmaler, 27.
Kersten, Hofmaler, 105, 419.
Kessel, Bildhauer, 65, 260. — 81, 324.
Keyser, de, Maler, 86, 344. — 96, 384.
Keyser, Schriftsteller, 83, 331.
Kiesewetter, 42, 168.
Kininger, Kupferstecher, 97, 387.
Kinnebrook, Malerin, 96, 384.
Kinson, Porträtmaler, 101, 404.
Kirchmaier, Jos., Glasmaler, 20.
Kirner, Maler, 91, 364.
Kiß, Bildhauer, 25, 100. — 32, 127. — 44, 175. — 46, 184. — 51, 204. — 60, 240. — 71, 284. — 82, 324. — 82, 327. — 83, 331.
Klagmann, Bildhauer, 61, 244.
Klein, Maler, 19, 76. — 60, 240.
Kleinmichel, 52, 206.
Klemm, Dr., Gustav, Schriftsteller, 83, 332.
Klenze, L., v., Architekt, 3, 12. — 17, 66. — 33, 130. — 42, 168. — 49, 196. — 67, 268. — 77, 308.
Klinger, Kunsthändler, 27.
Knapp, A., Architekt, 7, 28. — 42, 168. — 102, 408.
Kniep, Maler, 24.
Knierim, Schriftsteller, 8. — 8, 30. — 72, 288. — 73, 292.
Knight, Maler, 28, 111. — 30, 118.
Knolle, Fr., Kupferstecher, 19, 76. — 32, 126. — 38, 152.
Kobell, Maler, 25. — 32, 128. — 42, 168. — 50, 200. — 79, 315.
Köbke, Maler, 55, 220.
Koch, Joseph Anton, Maler, 7, 28. — 25, 98. — 34, 136. — 79, 316.
Kochen, Dr., Arthur, 28, 112.
Koekkoek, J. H., Marinemaler, 50, 199. — 82, 327. — 88, 350. — 102, 406.
Korff, v., 7.
Kögl, Maler, 86. — 98, 392.
Köhler, Kupferstecher, 30. — 33, 131. — 50, 199. 79, 315.
Kolbe, K., Maler, 43, 172.
Kollmann, Maler, 47, 186.
Konarzewsky, Albert, Ciseleur, 67, 268.
König, Graveur, 12, 48. — 19, 75. — 99, 395, 396.
Königer, Maler, 86.
Koop, Maler, 55, 220.
Köppen, Archäolog, 26, 103.
Koppenbrouwers, Maler. 88.
Kramer, C., Graveur, 24, 96.
Kranner, Jos., Architekt, 35, 138.
Krause, Maler, 59, 235. — 77, 308. — 83, 331. — 85, 340.
Kreul, C., Maler, 21, 84. — 33, 131.
Kretzschmar, Maler, 17, 67. — 23, 91. — 30, 118. — 85, 338.
Krohn, Medailleur, 55, 220.
Krot, van der, Maler, 102.
Krug, Ludwig, Stempelschneider, 11, 43.
Krüger, Maler, 4, 16. — 24, 95. — 29, 115. — 91, 363.
Krüger, G. S., Münzgraveur, 99, 396.
Krüger, Maler, 73. — 74, 295. — 76. — 76, 302.
Krusemann, Maler, 88. 102.
Küchler, Maler, 85.
Küchler, Maler, 55, 220.
Kugler, Schriftsteller, 1. — 9. — 11. — 11, 42. — 12, 46, 47. — 44, 175.
Kuhne, Maler, 6, 23.

Digitized by Google

Kuhr, Kunsthändler, 59, 236.
Kulmbach, Hanns, v., Maler, 44, 176.
Kümmel, Bildhauer, 6. — 12, 47. — 23, 91.
Kummer, Maler, 51, 204.
Kunckel, Glasmaler, 84, 336.
Kunz, Ludwig, Maler, 7, 27.
Kuppelwieser, Leopold, Maler, 29, 114. — 33, 130. — 50, 200. — 52, 208. — 54, 216.
Küstin, Maler, 85.
Kutschera, Landschaftsmaler, 35, 138. — 67, 266.

L.

Laborde, L., v., Schriftsteller und Formschneider, 1. — 31. — 31, 123. — 65, 260.
Laboureur, Bildhauer, 69, 276.
Lacoste, Holzschneider, 28, 112. — 31, 123.
Laer, van de, Maler, 88, 350.
Laing, Holzschneider, 28, 112.
Laisons, Holzschneider, 28, 112. — 31, 123.
Lamberti, 1, 3.
Lamo, Pietro, Schriftsteller, 22.
Laudells, E., Formschneider, 31, 122.
Landriani, P., Architekt und Perspectivmaler, 26, 104.
Landseer, Charles, Maler, 50, 199. — 78, 311.
Landseer, Edwin, Maler, 28. — 28, 110. — 28, 112. — 50, 199. — 65, 260. — 100, 400.
Lanfranco, Maler, 52, 206.
Lange, Ludw., Architekt, 58, 232.
Lange, Bildhauer, 66, 264.
Lange, Maler, 86, 344.
Lange, Medailleur, 91, 363.
Langer, Rob., v., Maler, 25, 99. — 30, 119.
Langlois, Historienmaler, 14, 56. — 15, 60. — 24, 95. — 54, 216. — 57, 228.
Lanzi, Schriftsteller, 1. — 9. — 36, 143.
Lapito, Maler, 55. — 55, 219.
Lasinsky, Maler, 72, 288.
Lasson, A. L., Schriftst., 26, 104.
Lassaulx, v., 42, 168.
Laudin, F., Maler, 12.
Laudin, Joseph, Maler, 12.
Laugier, Kupferstecher, 46, 184.
Launitz, E., von der, Bildhauer, 9, 36. — 11, 42. — 50, 199.
Laurent, Kupferstecher, 43, 171.
Latour, Maler, 96, 384.
Lavoignat, Holzschneider, 28, 112. — 31, 123.
Lawrence, Maler, 30, 118.
Leake, Archäolog, 23, 91.
Lebas, A., Schriftsteller und Ingenieur, 26, 104. — 67, 267. — 93, 371.
Lebourg, Maler, 95, 380.
Lebrun, Maler, 43, 171.
Lecarteur, J., Zeichner, 31, 124.
Leclerc, Jean, Formschneider, 71.
Lecomte, Maler, 44.
Ledebur, Leopold, v., Schriftsteller, 7. — 12.
Leduc, Maler, 24, 95.
Lee, Holzschneider und Maler, 26. — 29, 116. — 50, 200. — 78, 311.
Leeb, Bildhauer, 25, 100.
Leemans, C., Archäolog, 25, 99.
Lefeubure, E., Maler, 20, 78.
Lefèvre, Maler, 18, 70. — 26, 104.
Lehnen, Jac., Maler, 103, 411.
Lehnen, Maler, 41, 164.
Leibnitz, Maler, 82, 326.
Leigh, Maler, 50, 199.
Leine, Maler, 7, 28.
Leitch, W. L., Zeichner, 46, 184.
Leloir, Formschneider, 14, 55. — 17, 66. — 31, 123, 124. — 33, 131. — 46, 183. — 72, 286. — 74, 296.
Lemaire, Bildhauer, 18, 71. — 58, 232.
Lemaitre, Kupferstecher, 74, 296.
Lemercier, Drucker, 19, 76. — 90, 360.
Lemke, Kupferstecher, 10, 38.
Lemoine, Bildhauer, 56, 224.
Lempertz, Heinrich, Schriftsteller, 101, 404.
Lenoir, Alex., Schriftsteller, 66, 264.
Lenormant, Archäolog, 15, 59.
Lepell, v., Schriftsteller, 83, 332.
Lepin, 89, 356.
Lepoitevin, Eugene M. E., Maler, 4, 16. — 24, 95. — 26, 103. — 44, 175. — 45. — 77, 308. — 87, 348.
Lepsius, Dr., Schriftsteller, 1, 2. — 35, 140. — 40, 160. — 63, 251. — 97, 387.
Lequien, 81, 323.
Leroux, Jean, Bildhauer, 5, 20.
Leslie, Maler, 28, 111. — 37, 148. — 62, 248. — 78, 311.
Leslie, Miß., Schriftstellerin, 4, 16.
Lessing, C. F., Maler, 12, 46. — 30. — 30, 118. — 31, 124. — 32, 126. — 34, 136. — 37, 148. — 43, 172. — 47. — 47, 186, 187, 188. — 50, 199. — 59, 235, 236. — 68. — 68, 272. — 69, 276. — 77, 308. — 91, 364. — 94, 376. — 96. — 99, 394, 395. — 100, 400. — 104, 415.
Lesueur, Nicolas, Formschneider 71.
Lesueur, Eustache, Maler, 14, 55. — 29, 114. — 45, 179.
Letanneur, Marinemaler, 45.
Letronne, Archäolog, 2, 6.
Leullier, Maler, 46, 183.
Levoiguet, Holzschneider, 14, 55.
Lewis, Ch. G., Kupferstecher, 37, 148. — 38, 152. — 65, 260. — 68, 271. — 99, 396. — 100, 400.
Leybold, Friedr., Lithograph, 29, 114. — 48, 190. — 50, 200. — 52, 208. — 54, 216. — 73, 292. — 79. — 82.
Leys, H., Maler, 96, 384.
Liberi, Maler, 33, 132. — 60, 240.
Liebich, Lithograph, 6, 24.
Liebeskind, Buchhändler, 76, 343.
Liénart, Bildhauer, 61, 244.
Lieste, Maler, 88, 350.
Liepmann, Jacob, Maler, 15, 60. — 68, 272. — 76, 304. — 85, 338, 339, 340. — 104, 415.
Limosin, Leonard, Maler, 12.
Lindau, Maler, 10, 40. — 17, 67. — 23, 91. — 79, 316.
Lindenschmitt, W., Maler, 24. — 25, 99. — 101, 404.
Lingelbach, Maler, 97, 388.
Linton, Maler, 19. 76.
Lippi, Fra Filippo, Maler, 35, 139, 140. — 65, 258.
Lisch, Schriftsteller, 33, 131.
Livens, J., Maler, 94, 376.
Löbel, Formschneider, 31, 123.
Lodge, Edmund, Maler, 15, 60.
Loeillot, Maler, 14, 55.
Loffhagen, 79, 315.
Löhle, Lithograph, 35, 139.
Lombardi, Alfonso, Bildhauer, 22, 86.
Longhi, Pietro, Kupferstecher, 22, 88. — 32. — 100, 400.
Loos, Medailleur, 62, 248. 79, 315.
Lord, Dr., 92, 368.
Lordon, Maler, 15, 59. 18, 70.
Lorenzale, Maler, 9, 36.
Lorenzi, Giov. Paolo, Kupferstecher, 38, 152.
Lotsch, Bildhauer, 6.
Lotze, M., Maler, 77, 308.
Lover, Samuel, Maler, 30, 119.
Lucanus, Schriftsteller, 8, 30. — 54, 214, 215, 216. — 68. — 68, 270. — 72, 288.

Lucas, G., Maler, 33, 131. — 82, 328.
Lucardi, Bildhauer, 32, 128.
Lüderitz, Gustav, Kupferstecher, 30. — 30, 118. — 32, 126. — 37, 148. — 44, 175. — 47, 187.
Ludwig, Landschaftsmaler, 75, 298.
Lugardon, Maler, 56, 224. — 69, 276.
Luini, Maler, 26, 104.
Lusson, A. L., Schriftsteller, 83, 332.
Lutz, Kupferstecher, 32.
Lützow, v., 79, 315.

M.

Macdonald, Bildhauer, 6.
Macleod, Dr., 92, 368.
Maclise, Maler, 28, 110. 111. — 50, 199. — 78, 311.
Madrazzo, Frédéric de, Maler, 46, 183. — 67, 268.
Maes, Maler, 17, 67.
Magnus, E., Maler, 43, 172.
Majano, Benedetto da, Bildhauer, 13, 52. — 60.
Mailand, G., Maler, 7, 28.
Maile, Kupferstecher, 65, 260.
Maindron, Bildhauer, 18, 72. — 56, 224.
Mais, Kupferstecher, 10, 38.
Mali, Maler, 81.
Maltitz, v., 7.
Malvieux, Kupferstecher, 75, 298.
Mandel, E., Kupferstecher, 32. — 37, 148.
Manes, A., Landschaftsmaler, 35, 138. — 67, 267.
Marandon, Landschaftsmaler, 62, 248.
Maratti, Karl, Maler, 92.
Marboeuf, Bildhauer, 81, 323.
Marchand, Pierre, Formschneider, 71.
Marchesi, Pompeo, Bildhauer, 3. — 4, 15. — 5, 20. — 18, 70, 72. — 19, 75. — 58, 232. — 61, 244. — 71, 283. — 76, 304.
Margraff, Dr., R., 33, 132.
Marilhat, Maler, 55, 219.
Marko, Maler, 24, 96. — 32, 128. — 79, 316.
Marochetti, Bildhauer, 6, 24. — 71, 284. — 74, 296. — 81, 323.
Marstrand, Maler, 55, 220.
Martens, Maler, 24.
Martersteig, Maler, 86, 342.
Martin, John, Maler, 91, 364.
Martini, Simon, Maler, 11, 43. — 82, 328.
Martini, J. G., Stahlstecher, 29, 115.
Martoch, Docent, 23, 91.
Martucci, Onor., Schriftsteller, 57, 227.
Marvillo, Maler, 28, 112.
Masaccio, Maler, 29, 115.
Masseli, G., Schriftsteller, 5, 19.
Massimi, C., Maler, 49, 196.
Mason, Holzschneider, 26.
Maßmann, Schriftsteller, 19, 74. — 31.
Mathieu, Architekturmaler, 67, 267.
Matthäi, Bildhauer, 6, 22. — 15, 59.
Maurer, Christoph, Glasmaler, 27. — 27, 106. — 82.
Max, Em., Bildhauer, 35. — 35, 138. — 67, 267.
Max, Jos., Bildhauer, 35, 128. — 67, 267.
Mayer, Maler, 18, 70. — — 70, 280. — 81.
Mayr, H., v., Maler, 47, 188. — 56, 224. — 75, 299. — 83, 331.
Mazzuola, Francesco, s. Parmezzianino.
Mazzola, Joseph, Maler, 68, 270.
Meckenen, Israel, von, Kupferstecher, 10, 39. — 38.
Meder, Kunsthändler, 24, 94.
Meisel, Schriftsteller, 10, 39.
Meister, Gebrüder, Maler, 54, 216.
Melchiorri, Giuseppe, Schriftsteller, 84, 335.
Meli, Maler, 82, 328.
Melin, Maler, 95, 380.
Melloni, Schriftsteller, 22.
Mende, Maler, 17, 67.
Mengs, Maler, 48, 190. — 49, 195. — 68, 270. — 74. — 76, 303.
Mercier, Lithograph, 26, 104.
Mercuri, Kupferstecher, 26, 104. — 56, 224.
Mérimé, Maler, 8, 30.
Merlieux, Maler, 18, 72.
Merz, Kupferstecher, 29, 115.
Metzger, Eduard, Architekt, 101, 404.
Metzler, Kunstsammler, 70, 280. — 80. — 97, 388.
Metzu, Maler, 88.
Meyer, C., Maler, 32, 128. — 55, 220. — 79, 316. — 88, 350.
Meyer, Mdme, Malerin, 18, 70.
Meyern-Rohenberg, Luise, von, Bildhauerin, 58, 232.
Michaelis, Maler, 88, 350.
Michel-Angelo, s. Buonarroti.
Michu, Glasmaler, 84, 336.
Miéris, Maler, 76, 302. — 85, 339.
Migliara, Maler, 9, 35, — 18, 70.
Millet, Maler, 1. — 69, 275.
Milnet, Bernard, Formschneider, 70, 279.
Mionnet, J. E., Schriftsteller, 35, 140.
Minutoli, v., 7.
Mirbel, Malerin, 56, 223.
Mohr, J., Maler, 25. — 33, 130.
Moine, And., Maler, 18, 72.
Moisy, Schriftsteller, 8, 32.
Moller, Architekt, 1. — 11, 43. — 20, 80. — 42, 168. — 59, 236.
Mongez, Malerin, 18, 70.
Moni, Formschneider, 71.
Montabert, Maler, 8, 30.
Montani, G., Schriftsteller, 5, 19.
Montfort, Maler, 96, 384.
Montmorillon, Kupferstecher, 24.
Monsignori, Girolamo, Maler, 45, 179.
Monten, Maler, 19, 76. — 21, 84. — 35, 140. — 51, 203.
Monvoisin, Maler, 33, 131. — 46, 183.
Moore, Bildhauer, 50, 200.
Morf, Maler, 82.
Morgenstern, Carl, Maler, 7, 27. — 29.
Morgenstern, Ch., Maler, 7, 27. — 25.
Morghen, Raphael, Kupferstecher, 23, 94. — 32. — 56, 224. — 68, 271.
Moritz, Maler, 88.
Moronto, Marmorarbeiter, 62, 246.
Mortélègue, Glasmaler, 16.
Mortimer, Medailleur, 58, 232.
Moser, Julius, Maler, 43, 171.
Mosler, Maler, 41, 164.
Mottez, Maler, 46, 183.
Move, Antonin, Marmorarbeiter, 81, 323.
Mücke, Maler, 37, 148. — 41, 164.
Mulready, Maler, 28. — 50, 199.
Müller, Ad., Maler, 12, 48.
Müller, Carl, aus Stuttgart, Maler, 49, 196. — 82. — 85.
Müller, Christian, Leopold, Zeichner, 67, 268.
Müller, Heinr., in Eisenach, Maler, 67, 268. — 86, 342.
Müller, Moritz, Maler, 6, 23. — 24. — 25, 98.
Müller, Maler, in Bristol, 96, 384.
Müller, Maler, aus Kopenhagen, 9, 36. — 55, 220.
Müller, Maler, in München, 10, 40. — 17, 66.
Müller aus Riga, Maler, 81.
Müller, Maler, in Rom, 46, 182.

Müller, Maler, aus der Schweiz, 23, 91. — 32, 128. — 67, 267.
Müller aus Wolfegg, Maler, 82, 326.
Müller, Friedrich, Kupferstecher, 23, 94. — 37, 148. — 48, 190. — 74, 296.
Müller, Ottfried, Schriftsteller, 1. — 1, 2. — 79, 315. — 85, 339.
Münter, Sammler, 78, 312.
Murat, Maler, 96, 383.
Murillo, Maler, 26, 104. — 44, 176. — 50, 199. — 56, 224. — 65, 260. — 68, 271. — 69, 275. — 97, 388.
Mylius, 18.

N.

Nadler, Architekt, 52, 207.
Nagler, Dr., G. K., Schriftsteller, 36, 143. — 83, 332.
Nahl, W., Maler, 8, 31.
Nash, Maler, 59, 235. — 92, 368.
Navez, Geschichtsmaler, 102. — 102, 406.
Nebel, Dr., 59, 236.
Neefs, P., Maler, 97, 388.
Neelmeyer, Maler, 24, 94.
Neher, Bernhard, Maler, 52. — 52, 206. — 86. — 99.
Neher, M., Maler, 17, 66. — 33, 130. — 82. — 86.
Nerenz, Maler, 103, 411.
Nerly, Fritz, Maler, 24, 94, 95. — 79, 316.
Nesbit, Formschneider, 31, 122. — 71, 283.
Netscher, C., Maler, 22, 88. — 46, 184. — 76, 302. — 97, 388.
Neubert, 82, 326.
Neuer, Formschneider, 31, 123. — 72.
Neumann, Prof., 51, 204.
Neureuther, Eugen, Maler, 5. — 17. — 17, 66. — 19. — 15, 74. — 24. — 30. — 32, 127. — 83, 332. — 87.
Newton, Maler, 30, 119.
Nibuhr, Schriftsteller, 18, 72. — 65, 259.
Nicolovius, 19.
Niemann, Maler, 10, 40.
Niepce, Kupferstecher, 32, 127, 128. — 64, 256. — 74, 296. — 77. — 93, 372. — 95, 380.
Nisard, Schriftsteller, 31, 124.
Nixon, Bildhauer, 12, 47.
Noel, Leon, Lithograph, 56, 224. — 65, 260. — 69, 275.
Nördlinger, Karl, Kupferstecher, 25, 98. — 82, 326.
Normand, A., Schriftsteller, 56, 224. — 83, 332.
Nouaillier, P., Emailmaler, 12, 46.
Novotny, Landschaftsmaler, 67, 267.

O.

Obach, Kupferstecher, 41, 163.
Obernberg, v., Schriftsteller, 44, 175.
Obici, Bildhauer, 32, 128.
Oderisius, Petrus, Marmorarbeiter, 61.
Oehme, Landschaftsmaler, 51, 204. — 77, 308.
Oeser, Maler, 75. — 75, 298. — 76. — 76, 302, 303.
Oesterley, Maler, 4, 16. — 33, 131.
Ohlmüller, Architekt, 92, 368.
Olivier, Ferdinand, v., Maler, 5. — 25, 98. — 79, 315.
Ollmütz, W., v., Kupferstecher, 10, 38.
Oosterwyk, Maria, Malerin, 22, 88.
Oppenheim, Maler, 50, 199. — 91, 364.
Orsel, Maler, 6, 24.
Orth, J., Maler, 7, 27.
Os, P. G., van, Maler, 48, 192. — 50, 200.
Os, P. F., van, Maler, 88.
Os-Offermans, M., van, Malerin, 88.
Ostade, Maler, 95, 378.
Osten, Maler, 33, 131.
Osterwald, Maler, 72.
Otth, Dr., Zeichner, 83, 332.
Ottley, Schriftsteller, 1, 2. — 31.
Ottmer, Architekt, 11, 44.
Ouret, Bildhauer, 81, 323.
Ouvrie, Architekt, 33, 131.
Overbeck, Fr., Maler, 13, 51. — 19, 76. — 23, 91. — 33, 130. — 34, 136. — 36, 144. — 45, 180. — 49, 196. — 50, 199. — 59, 236. — 65, 259. — 68, 271. — 70, 280. — 84, 336. — 100, 400. — 101, 404.

P.

Pacchiarotto, Maler, 35, 139.
Paelinck, Geschichtsmaler, 102. — 102, 406.
Palagi, Maler, 9, 35.
Palliot, Pierre, Formschneider, 71.
Palladio, Maler, 35, 139.
Palme, Maler, 67, 266. — 82, 327.
Pampaloni, Bildhauer, 71, 283.
Panofka, Schriftsteller, 1, 3. — 3, 10, 11.
Panzer, Ingenieur, 56. — 67, 268.
Papillon, Jean Nicolas, Formschneider, 71. — 71, 282, 283. — 72, 286. — 73, 291.
Papperitz, Maler, 6, 23.
Parmeggianino, Maler, 9, 35. — 26, 102. — 42, 168. — 46, 183. — 53, 212. — 71.
Parris, Maler, 46, 183.
Passavant, J. D., Schriftsteller. 83, 332.
Paulus Marmorarius, Bildhauer, 62.
Paur, F. M., v., Maler, 91, 364.
Peters, J. F., Bildhauer, 88, 350.
Pegoni, Maler, 69, 274.
Peliccia, Maler, 91, 364.
Penley, A., Genremaler, 96, 384.
Penzel, Zeichner, 75. — 75, 298. — 76. — 76, 302, 303.
Perfetti, Kupferstecher, 4, 15.
Perin, Maler, 6, 24.
Perugino, Maler, 96, 383.
Peruzzi, Baldassarre, Maler, 35, 139.
Peschel, Maler, 29, 115.
Petitot, Emailmaler, 20, 79. — 82, 328.
Petitpierre, 97, 387.
Petrovits, Demeter, Bildhauer, 97, 388.
Petrus, Marmorarbeiter, 62, 246.
Petzl, J., Maler, 25, 98.
Petzboldt, Landschaftsmaler, 14, 56.
Petzhold, Maler, 24. — 24, 95.
Petzold, Dr., Chemiker, 32, 127.
Pfeuffer, Medailleur, 72, 288. — 99, 395.
Pflug, Maler, 82, 326.
Pflugfelder, A., Kupferstecher, 70, 280.
Phillips, Maler, 30, 118. — 50, 199.
Pichler, Architekt, 11, 44.
Pickersgill, Maler, 30, 118.
Pienemann, Porträtmaler, 102.
Pierre, Formschneider, 71.
Pignatelli, Bildhauer, 81, 324.
Pilgram, Sophie, Malerin, 82.
Pilgrim, Ulrich, Formschneider, 10, 28.
Pilkington, Schriftsteller, 1.
Pilon, Germain, Bildhauer, 56, 224.
Piloty, Lithograph, 35, 139.
Pipenhagen, Landschaftsmaler, 35, 138. — 67, 267.
Pisano, Niccola, Bildhauer, 22. — 22, 86, 87, 88. — 62, 250.
Pisano, Giovanni, Bildhauer, 22.
Pistorius, Maler, 47, 187.
Pistruzzi, Benedikt, Medailleur, 95, 379.
Pizzati, 1, 3.
Plüddemann, Maler, 50, 199.
Plugger, J., Maler, 88, 350.
Pleydenwurf, Formschn., 70, 279.
Podesti, Maler, 7, 28.
Poelenburg, Maler, 18, 71.

Pohl, Franz, Maler, 8, 31.
Pollack, Maler, 17, 67. — 23, 91. — 35. — 85.
Poncet, J., Maler, 12.
Ponqueville, Schriftsteller, 14, 56.
Pontelli, Baccio, Maler, 35, 139.
Popp, J., Schriftsteller, 35, 140.
Pordenone, Maler, 33, 132.
Porcelli, Maler, 32, 128.
Porret, Holzschneider, 28, 112. — 31, 123. — 72, 286.
Portmann, Maler, 33. 131. — 62, 248.
Posch, L., 12, 46.
Pose, Landschaftsmaler, 69, 276.
Poussin, Nicolaus, Maler, 29, 115. — 46, 183. — 88, 352.
Powis, W. G., Holzschneider, 28, 112. — 31, 122, 123.
Pradier, Bildhauer, 18, 72. — 24, 96. — 33, 131. — 43, 170. — 56, 224. — 81, 323. — 82, 328.
Prämmel, Julius, Maler, 6, 23.
Preleuthner, Schriftsteller, 10, 40.
Preller, Maler, 86. — 86, 342.
Prévost, Z., Kupferstecher, 14, 55. — 26, 104. — 29, 115. — 69, 275.
Prieur, Maler, 12.
Promis, Schriftsteller, 61. — 61, 242. — 62. — 63, 250.
Prony, v., Schriftsteller, 83, 332.
Prout, Zeichner, 8. — 46, 184. — 59, 235. — 69, 275.
Prudhomme, Kupferstecher, 26, 104.
Prudhon, Maler, 16, 62. — 24, 96. — 64, 256.
Pfurtscheller, Aloys, Maler, 7, 28.
Pugin, Architekt, 18, 72.
Pujol, Abel de, Maler, 81, 323. — 99, 396.
Pulian, Maler, 51, 204.
Purser, Maler, 26, 104.
Puttrich, Schriftsteller, 1. — 1, 2. — 44, 175. — 97, 387.
Pyne, B., Maler, 29, 116. — 47, 188.

Q.

Quaglio, Simon, Architekt, 1. — 33, 131. — 86, 344.
Quandt, v., Schriftsteller, 79, 316. — 92, 367.
Quarnström, Bildhauer, 77, 308.
Quartley, Formschneider, 72, 286.
Quartremère, Schriftsteller, 2, 6. — 5, 19.
Quet, Maler, 67, 268.

R.

Rabe, Professor, 18, 71.
Raczynski, Schriftsteller, 10, 40. — 24, 96. — 26, 104. — 32, 127. — 36, 144. — 37. — 42, 168. — 44, 175. — 83, 332. — 97, 386. — 87, 323.
Raffael, Maler, 2, 6. — 4, 14. — 8, 31. — 9, 34, 35, 36. — 12, 48. — 13, 52. — 26, 104. — 29, 115. — 30, 119. — 32. — 32, 126. — 33, 132. — 35. — 36, 143. — 28, 152. — 40, 158. — 44, 176. — 46, 184. 49, 195, 196. — 52, 206. — 53, 212. — 56, 224. — 60, 240. — 65, 258, 260. — 67, 267. — 68, 270. — 72. — 74. — 79. — 79, 314. — 82, 328. 83, 332. — 84, 336. — 85, 338. — 86, 342. — 89, 356. — 90, 358. — 92. — 95. — 96, 383. — — 97, 387. — 99, 396. — 101, 402, 403. — 102.
Raggi, 82. 328.
Rahl, Karl, Maler, 43, 172.
Railton, Bildhauer, 72, 287.
Raineri, Andreas, 61, 342.
Ramec, Daniel, Kupferstecher, 19, 76.
Ranke, Schriftsteller, 12, 47.
Ranucii, Petrus, 61, 242.
Raoul-Rochette, Schriftsteller, 2, 6. — 14, 56. — 39. — 47, 188.
Rathgeber, Georg, Schriftsteller, 57, 227.
Rauch, Bildhauer, 19, 75. — 20, 78. — 29, 114. — 33, 131. — 34, 135. — 44, 175. — 45, 179. — 55, 220. — 81, 323, — 90, 360.
Ravenstein, Maler, 76, 302.
Rawenswaay, van, Maler, 88, 350.
Raymond, P., Maler, 12.
Rebenbacher, 7.
Red-Grave, Maler, 78, 311.
Redouté, Maler, 82, 327.
Regenmorter, Maler, 100, 406.
Rehbaum, Medailleur, 12, 46.
Rehle, Johann, Maler und Formschneider, 72.
Reich, Lucian, Maler, 8, 32.
Reichel, 45, 180.
Reichling, v., Kunstsammler, 17, 66.
Reifenstein, A., Maler, 8, 31.
Reinagle, Maler, 29, 116.
Reinbeck, Emilie, v., Dilettantin, 41. — 79. — 81.
Reindel, Albr., Kupferstecher, 27. — 29, 114. — 55, 220.
Reinhardt, Maler, 17, 67. — 23, 91. — 73, 291. — 79. 316.
Reinhold, Maler, 43, 172.
Rembrandt, Maler, 8, 31. — 24, 96. — 39, 156. — 45, 179. — 64, 255. — 68, 272. — 73, 290. — 74, 295. — 76. — 76, 304. — 85, 338, 339. — 86, 342. — 88. — 101, 403. — 102.
Remond, Maler, 55, 219.
Renard, Buchhändler, 18, 71.
Reni, Guido, Maler, 24, 96. — 45, 179. — 80. — 82. — 97, 388.
Renz, M., Lithograph, 41, 163.
Repetti, E., Schriftsteller, 5, 20.
Rethel, Maler, 19, 76. — 50, 199.
Retsch, Moritz, Maler, 91, 364.
Reumont, Schriftsteller, 2, 6.
Rexmann, P., Maler, 12.
Rexmon, Pierre, Maler, 12.
Revers, Architekt, 88.
Reynolds, Maler, 30, 118.
Reyser, Theodor de, Maler, 11.
Rheins, F., v., Schriftsteller, 20, 80.
Rhode, F., Genremaler, 77, 308.
Ribera, Maler, 26, 104. — 42, 167. — 46, 182. — 67, 268. — 69, 275.
Ribault, Kupferstecher, 83. 332.
Ribalta, Francisco, Maler, 42, 167.
Rich, Schriftsteller, 63, 252.
Richardson, Maler, 96, 384.
Richièr, Bildhauer, 100, 399, 400.
Richomme, Kupferstecher, 39, 156. — 46, 184. — 65, 260.
Richter, L., Landschaftsmaler, 51, 204. — 77, 308.
Richter, Adolph, Maler, 8, 30.
Ridolfi, Maler, 86, 344.
Riedel, Maler, 17, 67. — 23, 91. — 29. — 79, 316. — 91, 364, — 97, 387.
Riepenhausen, Maler, 17, 67. — 33, 131.
Rietschel, Bildhauer, 1, 4. — 45, 179. — 61, 244. — 71, 284. — 77, 308. — 81, 324. — 87, 348. 89, 356. — 103, 411.
Rimprecht, Maler, 23. — 23, 90.
Rinaldini, Rinaldo, Bildhauer, 104, 416.
Ringler, Alex., Schriftsteller, 35, 140.
Rio, Schriftsteller, 65, 258.
Rist, Maler, 81.
Ritchie, Leith, Kupferstecher, 90, 360. — 101, 404.
Rittig, Maler, 32, 128.
Ritter, Pastor, 79, 315.
Rivière, Etienne de, Formschneider, 71.

Digitized by Google

Rivera, Bildhauer, 81, 323.
Robbia, Luca und Andrea, della, Bildhauer, 10, 40. — 11, 43.
Robert, Leopold, Maler, 7, 28. — 14, 55. — 29, 115. — 44, 174. — 56, 224. — 82. 326.
Roberts, Maler, 29, 116. — 83, 331.
Robertson, Mrs., Maler, 30, 118. — 30, 119. 96, 384.
Robillard-Peronville, Kupferstecher, 43, 171.
Robinson, Kupferstecher, 100, 400.
Röckel, W., Glasmaler, 33. — 33, 130.
Rode, Maler, 76, 302, 303.
Roeboem, Maler, 88, 350.
Roed, Maler, 55, 220.
Roger, Maler, 6, 24. — 96, 383.
Rolls, Charles, Kupferstecher, 37, 148.
Romagnoli, Schriftsteller, 5, 20.
Roman, Bildhauer, 81, 323.
Romano, Giulio, Maler, 33, 132. — 53.
Römer, Christ., Architekt, 83, 331.
Rommey, Maler, 30, 118.
Roos, Maler, 10, 38. — 48, 190. — 75, 299.
Roos, F., Maler, 88, 350.
Roos, Theod., Kupferstecher, 10, 38.
Roos, Melchior, Kupferstecher, 10, 38.
Rosa, Salvator, Maler, 46, 183.
Roqueplan, Maler, 33, 131. — 45, 178.
Rösel, Maler, 47.
Rosenfelden, Maler, 59, 235.
Rosini, G., Schriftsteller, 5, 20.
Rösner, Carl, Architekt, 11, 44. — 20, 78.
Roß, W., Maler, 7, 28. — 62, 248.
Roß, Dr., Archäolog, 9, 36. — 19, 76.
Rossi, Charles, Bildhauer, 35, 140.
Rothwell Maler, 30, 118. — 96, 384.
Rottermundt, Bildhauer, 90, 360.
Rottmann, Maler, 19, 76. — 23, 90. — 26, 103. — 29. — 29, 214. — 53, 212. — 59, 236. — 72, 288.
Roulin, Schriftsteller, 60, 240.
Roux, Schriftsteller und Maler, 8, 30. — 95, 380.
Roy, de, Thiermaler, 87, 348.
Roy, Le, Maler, 15, 60.
Ruben, Maler, 14. 55. — 15. — 18, 71. — 20, 78. — 25, 98. — 29, 114. — 91. 364. — 102, 408.
Rubens, Maler, 26, 102. — 26, 104. — 29, 115. — 33. — 40, 158, 159. — 46, 184. — 49, 195. — 63, 251. — 98. — 101, 403. — 102.
Rude, Maler, 81, 323.
Ruhl, Maler, 7, 27.
Ruhl, Architekt, 72, 284.
Rumohr, Schriftsteller, 5, 19. — 8. — 9, 34. — 31. — 62. — 65, 258.
Runge, Gotth. Louis, Architekt, 79, 315.
Runge, Otto Sigismund, Bildhauer, 48, 192.
Rupprecht, Maler, 56.
Rustigo, Maler, 50, 199.
Ruysdael, Maler, 45, 179. — 48, 190. — 50, 200. — 74, 295.
Ruysch, Rachel, Malerin, 97, 388.
Ruyten, Maler, 99, 396.

S.

Sachse, Kunsthändler, 10, 40. — 60, 240. — 95, 380.
Sacré, Maler, 8, 32.
Saget, Schriftsteller, 26, 104.
Sagstetter, Maler, 22, 88.
Salabert, P., Maler, 76, 304.
Salathé, Kupferstecher, 14, 55.
Salib, Raden, Maler, 88. — 95, 380.
Salm, J., Maler, 88, 350.
Salme, L., Schriftsteller. 93, 372.
Salomon, Bernard, Formschneider, 70, 279. — 71.
Sander, J. J., Maler, 20, 199.
San-Gallo, Giuliano, da, Architekt, 35, 139. — 60. — 60, 238.
Sangster, Kupferstecher, 19, 76.
Sanguinetti, Bildhauer, 70, 280.
Sanquirico, Dekorateur, 58, 232.
Santarelli, Bildhauer, 71, 283.
Santi, Giovanni, Maler, 78, 312.
Sappey, Bildhauer, 14, 56.
Sarto, Andrea, del, Maler, 2, 6. — 33, 132.
Sasso-Ferrato, Maler, 99, 396.
Sauter, Maler, 82.
Savage, Schriftsteller, 26, 102.
Savary, Maler, 7, 27.
Savigny, Christophe, v., Formschneider, 71.
Savoye, Schriftsteller, 19, 75.
Say, Maler, 30, 118.
Schabet, Maler, 80, 318.
Schaden, Adv., v., Schriftsteller, 36, 144.
Schädler, Maler, 1, 2.
Schadow, Gottfried, Bildhauer, 1, 2. — 60, 240. — 97, 387.
Schadow, Wilhelm, Maler, 9, 36. — 30, 118. — 32. — 32, 126. — 36, 144. — 37. — 37, 146, 147, 148. — 41, 164. — 47, 186, 187. — 68, 272. — 69, 274. — 85, 339. — 95, 379. — 96, 382. — 99, 394.
Schäffer, Eugen, Kupferstecher, 30, 118. — 32. — 50, 199.
Schaffner, Martin, Maler, 44, 176.
Schafhäutl, Maler, 103, 412.
Schaller, Eduard, Zeichner, 92, 367.
Schaller, L., Bildhauer, 3, 12. — 18, 72.
Schaubert, Eduard, Kupferstecher, 19, 76.
Schäufelein, Hans, Maler, 11, 43. — 44, 176.
Scheffauer, Bildhauer, 48, 190.
Scheffer, Henry, Maler, 44, 174. — 56, 223. — 75, 300. — 77, 308. — 96, 384.
Scheffer, Ary, Maler, 13. — 33, 131. — 43, 170. — 44. — 44, 174.
Schell, 35, 140.
Schelfhout, Maler, 102, 406.
Schelling, Schriftsteller, 15, 59. — 84, 335. — 95, 378.
Schenk, Adalbert, Maler, 86, 342.
Schepeler, Schriftsteller, 10, 39.
Scherb, Bildhauer, 97, 388.
Schertle, Lithograph, 91, 364.
Scheuchzer, Landschaftsmaler, 59, 236.
Scheuren, Maler, 69, 276.
Schiavini, 71, 284.
Schiavoni, Felice, Maler, 12, 48.
Schiavoni, Natale, Maler, 12, 48.
Schierz, F., Genremaler, 77, 308.
Schilling, Modelleur, 12, 46.
Schimon, Ferdinand, Maler, 8, 31. — 80, 318.
Schindler, Zeichner, 105, 420.
Schinkel, Architekt, 12, 46. — 41, 164. — 44, 175. — 76, 304. — 97, 386.
Schirmer, J. W., Maler, 12, 46. — 33, 131. — 37, 148. — 68, 272. — 69, 274, 276. — 83, 334. — 85, 338.
Schletter, Kunstsammler, 78, 311, 312.
Schleich, Maler, 24, 94.
Schmeller, Maler, 86, 342.
Schmid, Maler, 74, 295.
Schneegans, L., Schriftsteller, 58, 231.
Schnetz, Maler, 48, 232. — 81, 323.
Schneider, Architekt, 105, 419.
Schneider, Joh. Caspar, Landschaftsmaler, 35, 140.

Schnorr, Maler, 15, 59. — 29, 114. — 37. — 53, 212. — 59, 235. — 72, 288. — 82, 327. — 91, 364.
Schön, Maler, 24, 95. — 65, 258.
Scholl, Bildhauer, 6, 22. — 24, 96. — 79, 315.
Schönberger, Maler, 80.
Schönherr, Maler, 1, 2.
Schöngauer, Mart., Maler, 10, 38.
Schöninger, Maler, 80, 318.
Schönlaub, Holzschneider, 52, 208. — 72, 287.
Schönmann, Joseph, Maler, 9, 36. — 99, 396.
Schöpf, Peter, Bildhauer, 20, 78.
Schoppe, Maler, 100, 400.
Schorn, Ludwig, Schriftsteller, 8. — 20, 80. — 35, 140.
Schotel, J. Gr., Seemaler, 14, 56. — 19, 75. — 33, 131. — 44, 174. — 50, 200. — 59, 236. — 62, 248. — 88, 350. — 102, 406.
Schotel, J. P., Maler, 33, 131. — 50, 199. — 87, 348.
Schotel, J. C., Maler, 48, 192.
Schotel, Dr., D. J., 48, 192.
Schottky, Schriftsteller, 34, 136.
Schoumann, M., Marinemaler, 50, 199. — 88, 350.
Schrader, Julius, Maler, 8, 31.
Schrader, J. G., Kunsthändler, 87, 348.
Schraudolph, J., Maler, 14, 55. — 15. — 15, 58. — 20.
Schreck, Kurt, Stempelschneider, 83, 331.
Schrödter, A., Maler, 12, 46. — 32, 127. — 37, 148. — 50, 199. — 59, 235. — 68, 270. — 69, 274. — 83, 332.
Schubert, Maler, 17, 67. — 32, 128. — 99, 396.
Schubert, Dr., G. H., v., Schriftsteller, 85, 340.
Schuchardt, Zeichner, 86, 342.
Schuckmann, Maler, 50, 199.
Schuhmacher, Hofmaler, 85, 339.
Schulz, Dr., H., Schriftsteller, 8, 32. — 12, 46.
Schulz, Elfenbeinschnitzer, 61, 244. — 104, 415.
Schulze, Architekturmaler, 58, 232.
Schulze, Franziska, Zeichnerin, 86, 342.
Schütz, Kupferstecher, 50, 198.
Schwanthaler, Bildh., 3, 12. — 15, 59. — 19, 74, 76. — 25, 99. — 29, 114. 115. — 32, 127. — 34, 136. — 44, 176. — 45, 180. — 50. — 50, 199, — 52, 207, 208. — 53, 212. — 58, 232. — 61, 244. — 70, 280. — 72, 287. — 95, 380. — 97, 287. — 95, 380. — 97, 388. — 98, 392. — 105, 419.
Schwarz, Hans, Formschneider, 11, 43.
Schwarz, Glasmaler, 14, 54.
Schwarz, Landschaftzeichner, 75. — 76. — 76, 302, 303.
Schweickle, Maler, 48, 190.
Schweighäuser, Schriftsteller, 84, 336.
Schwind, Maler, 72, 288. — 82, 327.
Sebastian, Infant Don, Maler, 94, 375.
Seeger, C., Maler, 7, 27. — 86, 344.
Seidler, Louise, Malerin, 86, 342.
Seiffarth, Mde., Malerin, 50, 200.
Selb, Aug., Lithograph, 34, 136.
Selberg, Dr., Eduard, Schriftsteller, 100.
Sellett, Malerin, 96, 384.
Selzer, Architekt, 60, 240.
Senff, Maler, 23, 91.
Sequin, Gerard, Maler, 19. 76.
Serangeli, Maler, 18, 70.
Seuvre, Bildhauer, 81, 323, — 82, 328.
Severn, Maler, 28, 111. — 34, 135.
Seyffer, Kupferstecher, 81, 322.
Sharpes, Miß, Malerin, 30, 119.
Shee, Sir M. A., Porträtmaler, 50, 199.
Shoberl, Schriftsteller, 4, 16.
Siebrecht, Bildhauer, 67, 268.
Siegel, Bildhauer, 18, 72.
Signol, Maler, 81, 323.
Signorelli, Luca, Maler, 35, 140. — 61, 242.
Simart, Bildhauer, 96, 383.
Simmler, Maler, 86, 344.
Simon, Alexander, Maler, 11, 44. — 87. — 88, 350.
Simonis, Bildhauer, 81, 324.
Simonsen, Maler, 22, 88. — 25, 98, — 35, 140. — 72, 288.
Slader, Holzschneider, 28, 112. — 31, 122.
Smith, Orrin, Holzschneider, 17, 66. — 28, 112. — 31, 122, 123, 124.
Sodoma, Maler, 9, 35.
Sohn, Maler, 10, 40. — 19, 76. — 21. — 30, 118. — 32, 126. — 37, 148. — 47, 187, 188. — 50, 199. — 68. — 69, 276.
Soltau, W., Maler, 50, 190.
Somers, Louis, Maler, 87, 348.
Sonderland, Maler, 20, 79. — 105, 419.
Sondheim, Architekt, 33, 131.
Sonne, Maler, 55, 220. — 85.
Soßmann, Schriftsteller, 31.
Soyer, Metallgießer, 25, 100.
Spagnoletto, Maler, 4, 15. — 44, 176.
Sparmann. Maler, 10, 40. — 51, 204.
Speckle, Dan., Architekt, 61, 244.
Spieß, August, Kupferstecher, 29, 115.
Spohr, F. W., Maler, 22, 88.
Stäbli, Kupferstecher, 50, 198.
Stackelberg, Baron Otto Magnus, v., Maler, 17, 68.
Stammbach, Dilettant, 82.
Stammann, Fr., Architekt, 35, 138.
Stanfield, Maler, 26, 103. — 50, 200.
Stange, Bernh., Maler, 24, 94.
Stark, J., Maler, 96, 384.
Steen, Jan, Maler, 50, 200. — 62, 248. — 96, 384. — 102. — 102, 406.
Steencrups, Antiquar, 83, 332.
Steifensand, Kupferstecher, 31, 124. — 43, 172. — 47, 188. — 100, 400. — 101, 404.
Steinbach, L., Maler, 23, 90.
Steinberger, Maler, 18, 71.
Steinbrück, E., Maler, 4, 16. — 30, 118. — 31, 124. — 32. — 42, 172. — 47, 186, 188. — 50, 199. — 59, 235. — 68, 270. — 85, 339.
Steingräbel, Jos., Maler, 24.
Steinhäuser, Bildhauer, 6, 22.
Steinheil, Physiker, 28, 112. — 32, 128. — 42, 168. — 79, 315. — 86, 344.
Steinkopf, Maler, 49, 196. — 73, 292. — 81, 322.
Steinla, Kupferstecher, 32.
Steinle, Maler, 29, 114. — 33, 130. — 50, 200. — 67, 266. — 85, 339.
Stelzner, Maler, 50, 199.
Stephan, Meister, Maler, 51.
Sternberg, Maler, 4, 16.
Steuben, Maler, 12, 48. — 33, 131. — 44. — 68, 271.
Stieglitz, Schriftsteller, 1. — 1, 2. — 44, 175.
Stieber, Hofmaler, 6, 24. — 51, 204.

Digitized by Google

Stiglmaier, Erzgießer, 3, 12. — 19, 74, 76. — 34, 135. — 41. — 41, 163, 164. — 45, 180. — 72, 286. — 89. — 98, 392.
Stillfried, Rud., Freiherr, v., Schriftsteller, 51, 202. — 56, 224.
Stilke, Maler, 33, 131. — 41, 164.
Stilke, H., Zeichnerin, 37, 148.
Stirnbrand, Maler, 82.
Stoll, Lithograph, 50, 200. — 52, 208. — 54, 216.
Stolz, Maler, 82, 326.
Storch, Maler, 25, 99.
Storr, Medailleur, 58, 232.
Stothard, Thomas, Zeichner, 31, 123.
Straube, Adolph, Bildhauer, 27, 108. — 86, 342.
Straßoff, Architekt, 41, 164.
Strecker, Maler, 80, 318.
Strickland, A., Schriftsteller, 4, 16.
Struve, Akademiker, 69, 275.
Stubenrauch, Karl, Zeichner, 4, 15. — 67, 268.
Stuhlmann, H., Kupferstecher, 83, 331.
Stürmer, Maler, 47, 186.
Suchodolski, Maler, 81, 323.
Sudre, Lithograph, 56, 224.
Sully, Maler, 62, 248.
Sutat, Maler, 95, 380.
Swanefeld, Maler, 48, 190.

T.

Tacobber, Maler, 72, 288.
Tadolini, Bildhauer, 18, 70. — 25, 100.
Talbot, Schriftsteller, 23, 91. — 49, 196. — 59, 235.
Tassaert, Mlle., Malerin, 74.
Taubert, Maler, 58, 232.
Teichs, A., Maler, 50, 199.
Tempeltei, Lithograph, 4, 16. — 65, 260.
Temple, Sir. G. T., Maler, 5, 20. — 46, 184.
Tenerani, Bildhauer, 23, 91. — 45, 179. — 76, 304. — 85, 338. — 104, 416.
Teniers, David, Maler, 59, 236. — 68, 271. — 95, 378. — 99, 396.
Terburg, G., Maler, 23. — 23, 90. — 46, 184. — 50, 200. — 94, 376.
Texier, Charles, Architekt, 19, 76. — 74, 296.
Thäter, Kupferstecher, 37, 148.
Theiß, Kaspar, Architekt, 83, 331.
Théotocopuli, Domenico, Maler, 42, 166.
Theremin, Maler, 95, 380.
Thevenot, Glasmaler, 82, 328.
Thibaud, Em., Schriftsteller, 26, 104.
Thiebault, Holzschneider, 28, 112.
Thiersch, Schriftsteller, 15, 59. — 29, 114.
Thom, Bildhauer, 76, 304. — 90, 360.
Thompson, John, Holzschneider, 17, 66. — 31, 122, 124. — 32, 127. — 71, 283. — 72. — 72, 286.
Thompson, Charl, Formschneider, 31, 122, 124.
Thompson, Eliza, Formschneider, 31, 122.
Thon, K., Architekt, 49, 196.
Thora, Fabrikant, 85, 340.
Thorburn, Maler, 30, 119.
Thorwaldsen, Bildhauer, 1, 4. — 3, 10. — 6, 22, 24. — 9, 36. — 11, 43. 12, 48. — 15, 59. — 17, 68. — 18. — 18, 70. — 19, 76. — 20, 78. — 23, 91. — 25, 99, 100. — 34, 135. — 41. — 41, 162, 164. — 43, 172. — 44, 176. — 45, 179. — 48, 192. — 49, 196. — 51, 204. — 58, 232. — 59, 236. — 61, 244. — 65, 259. — 72, 287. — 74, 296. — 76, 304. — 79, 314, 315. — 81, 324. — 85, 338, 339. — 88, 352. — 89. — 89, 354, 356. — 97, 388. — 103, 411.
Thouret, Architekt, 48.
Thouret, Paul, Maler, 82, 326.
Thud, Bildhauer, 6.
Thullier, Maler, 55. — 55, 219.
Turston, Zeichner, 31, 123.
Tiek, Bildhauer, 10, 40. — 48, 192. — 79, 315.
Tintoretto, Maler, 36. — 33, 132. — 40, 158. — 44, 176. — 45, 179.
Titel, Zeichnenlehrer, 78. — 78, 310.
Tizian, Maler, 2, 7. — 18, 71. — 20, 79. — 23. — 26, 102. — 29, 115. — 33, 132. — 38, 152. — 39, 156. — 40. — 40, 158. — 42, 166. — 44, 176. — 64, 255. — 65, 258. — 74. — 79, 314. — 80. — 85, 340. — 95. — 95, 379. — 102.
Tölken, Dr., E. H., Schriftsteller, 6, 24. — 79, 315. — 101, 504.
Tömmel, Maler, 85.
Törmer, Maler, 10, 40. — 17, 67. — 23, 91.
Toschi, Kupferstecher, 38, 152.
Tovey, Maler, 96, 384.
Trautenwolf, Egid. Glasmaler, 88, 351. — 91, 362, 363.
Trebbe, Kupferstecher, 90, 360.
Trey, Catharina, Malerin, 22, 88.
Triquety, Bildhauer, 1, 4. — 18, 72. — 25, 100.
Tröndlin, Lithograph, 91, 364.
Troschel, Bildhauer, 6, 22. — 23, 91. — 89, 356.
Trost, Carl, Maler, 22, 88.
Tschernezow, Gebrüder, Maler, 55, 220.
Tucker, 96, 384.
Tunner, Maler, 9, 36, — 29, 114. — 50, 200, — 52, 208. — 54, 216,
Turner, Maler, 29, 116. — 50, 200. — 78, 311. — 96, 384.
Turchi, Maler, 74.
Twamley, L. A., Schriftsteller, 101, 403.

U.

Uden, Lukas, v., Maler, 55, 219.
Uechtritz, Fr., v., Schriftsteller, 98, 392,
Ulmbach, J., Kupferstecher, 100, 400.
Unger, Formschneider, 31, 123. — 30, 119.
Unzelmann, Formschn., 31. — 31, 123. — 72,
Urlichs, Dr., 50, 200.
Uwin, Maler, 19, 76. — 27, 107. — 28, 110. — 50, 200.
Uytenbogart, Maler, 8, 31.

V.

Valadier, Joseph, Architekt, 21, 82. — 28, 112.
Valle, della, Architekt, 80, 319.
Valle, della, Schriftsteller, 5, 19.
Vallot, Kupferstecher, 19, 76. — 56, 224.
Valois, Bildhauer, 56, 224.
Vanderburk, Maler, 55, 219.
Vandermeulen, Maler, 43, 171.
Varley, John, Maler, 26, 102. — 59, 235.
Vasari, Schriftsteller, 22. — 35, 139. — 53. — 53, 210, 211. — 64, 254. 255.
Vasseur, le, Glasmaler, 84, 336.
Vasey, Holzschneider, 28, 112.
Velasco, Palom., Schriftsteller, 40, 158.
Velasquez, Maler, 40. — 40, 158. — 42, 166. — 69, 276. — 97, 388. — 101. 403.
Velde, van der, Maler, 76, 302.
Veit, Ph., Maler, 37, 148. — 50, 199. — 100, 400.
Verboeckhoven, Eugen, Maler, 82, 327. — 87, 348. — 96, 384.
Verburg, C. G., Maler, 88, 350.
Verhas, Maler, 7, 27.
Vernet, Horace, Maler, 4, 16. — 8, 32. — 14, 55. — 31, 124. — 33, 131. — 43, 171. — 44, 175. — 48, 190. — 56, 224. — 82, 328. — 87, 348. — 94, 375. — 102, 408.
Veronese, Paul, Maler, 9, 36. — 26, 104. — 40, 158. — 45, 179. — 63, 251.
Vettorelli, Holzschneider, 11, 43.

Digitized by Google

Vicentino, Valerio, Edelsteinschneider, 11, 43.
Vien, Maler, 48, 190.
Vieussieux, Schriftsteller, 5, 19.
Vigier, Jean Court, dit, Maler, 12.
Vigne, Glasmaler, 16.
Vignola, Architekt, 35, 139.
Vincent, Formschneider, 71.
Vinci, Leonardo, da, Maler, 2, 6. — 9, 34, 35. — 18, 70. — 29, 115. — 33, 132. — 35, 139. — 71, 283. — 76, 302. — 105, 420.
Vischer, Peter, Bildgießer, 11, 43. — 33, 131. — 45, 179. — 52, 207.
Visconti, Schriftsteller, 11. — 39. — 82, 327. — 90, 360.
Vivo, de, Bildh., 32, 128.
Vliet, van, Maler, 97, 388.
Vosiriot, Pierre, Formschneider und Kupferstecher, 70, 279. — 71.
Vogel, F., Lithograph, 93, 372. — 95, 380.
Vogelstein, Vogel, v., Hofmaler, 19, 76. — 77, 308.
Voigt, Münzgraveur, 41, 164.
Volk, Maler, 8, 31.
Völker, Maler, 15, 59.
Vollmer, Maler, 24, 94. — 33, 131.
Volmar, C., Professor, 23, 91.
Volz, Maler, 33, 130.
Voogd, Maler, 18, 71. — 93, 372. — 101, 404.
Vörtel, Glasmaler, 24. — 33, 131.

W.

Waagen, Dr., Schriftst., 2, 6. — 8. — 11. — 12. — 26, 104. — 35, 140. — 42, 168. — 74, 175. — 76, 304. — 80. — 85, 339.
Wächter, Maler, 48, 190. — 49, 195. — 80, 319.
Wagner, Bildhauer, 3, 12. — 82, 326.
Wagner, Maler, 104, 415.
Wagner, Lithograph, 23, 91.
Wagner, Karl, Silberarbeiter, 81, 324.
Wagner, Georg, Architekt, 20, 79.
Wagner, J. M., Bildhauer, 19, 76.
Wagner, Ludwig, Landschaftsmaler, 93, 372.
Wagner, Albert, Maler, 82, 326.
Wagner, O., Genremaler, 77, 308.
Wagner, Dr., Alterthumsforscher, 7.
Walch, Jacob, Kupferstecher, 10, 38.
Waldmüller, Maler, 43, 172.
Waldorp, Architekt, 33, 131.
Wappers, Gust., Maler, 6, 24. — 72, 288. — 102, 406.
Ward, Maler, 9, 36. — 26, 104. — 29, 116.
Watelet, Maler, 37, 148. — 55, 219. — 65, 260.
Waldsen, Maler, 30, 118.
Watt, Kupferstecher, 100, 400.
Wattier, Zeichner, 31, 124.
Weber, Dr., 97, 387.
Weber, A., Maler, in Frankfurt a. M., 8, 31.
Weber, Maler, in Mannheim, 21, 84.
Wedemeier, Glasmaler, 46, 183. — 62, 248.
Weekes, Bildhauer, 30, 119.
Wehrsdorfer, N., Glasmaler, 20.
Weigel, Rud., Kunsthändler, 14, 56. — 31.
Weitbrecht, Bildhauer, 82, 326.
Weller, Maler, 76, 302.
Welsch, Fr., Maler, 22, 88.
Wendelstädt, Bildhauer, 24.
Weng, Maler, 80, 319.
Werner, Maler, 17, 67. — 32, 128.
Werstaggen, Martin, Landschaftsmaler, 76, 304.
Wessel, Bildhauer, 33, 131.
Westenberg, P. G., Maler, 88, 350.
Westermann, Maler, 50, 199.
Westmacott, Bildhauer, 7, 28. — 50, 200.
Whatfield, Kupferstecher, 34, 136.
Wicar, Maler, 18, 70.
Wichert, Maler, 8, 31.
Wichmann, Bildhauer, 48, 192. — 79, 315. — 105, 419.
Wickemann, Maler, 55, 219.
Wickenberg, Maler, 87, 348.
Widmann, Bildhauer, 6, 22.
Wiebeking, Architekt, 67, 268.
Wiegmann, R., Architekt, 45, 180.
Wildt, Lithograph, 4, 16. — 34, 136.
Wilhelm, Meister, Maler, 51.
Wilcke, Joachim, Goldschmied, 83, 331.
Wilcken, Dem., Malerin, 50, 199.
Wilkie, David, Maler, 4, 16. — 19, 76. — 27, 107. — 28, 110. — 29, 115, 116. — 30, 118, 119. — 37, 148. — 50, 199. — 54, 216. — 62, 248. — 65, 260. — 68, 271. — 78, 311. — 97, 387. — 100, 400.
Wilkenson, 19, 76.
Williams, S., Maler, 5, 19. — 17, 67. — 23, 91. — 28, 112. — 31, 122, 123.
Williams, Thomas, Holzschneider, 17, 66. — 28, 112. — 31, 122.
Williams, Mary Anna, Holzschneider, 17, 66. — 31, 122.
Willmore, Kupferstecher, 19, 76.
Wilson, Dan., Kupferstecher, 12, 48.
Winckelmann, Schriftsteller, 8, 32. — 34, 135. — 51, 204. — 76, 302.
Winckler, Maler, 76, 302.
Winterhalter, Maler, 33, 131. — 44, 174. — 50, 199. — 56, 223, 224. — 59, 235. — 69, 275. — 76, 304. — 87, 348.
Withalm, Architekt, 105, 419.
Witherington, Maler, 50, 199.
Wittenbach, Maler, 7, 28.
Wohlgemuth, Maler, 10. 39. — 44, 176.
Wolff, E., Bildhauer, 6. — 6, 23. — 23, 91. — 43, 172. — 45, 179. — 71, 284.
Wolfsberger, Maler, 96, 383.
Wollenweber, Porzellanmaler, 24.
Woltreck, Bildhauer, 6, 22. — 25, 100. — 45, 179. — 86, 342.
Wordsworth, Dr., 26, 104.
Wouvermann, Maler, 7, 28. — 43, 171. — 50, 200. — 76, 302.
Wright, Holzschneider, 28, 112. — 31, 122. — 46, 174.
Wricht, Dav., Schriftsteller, 58, 231.
Würbs, C., Landschaftsmaler, 35, 138. — 67, 267.
Württemberg, Marie, Herzogin, v., Künstlerin, 13. — 16, 62.
Wyld, Architekt, 33, 131. — 58, 232. — 67, 268.
Wyatt, Bildhauer, 6. — 23, 91.
Wylde, Maler, 58, 232.
Wynants, Maler, 50, 200.

Y.

Young, Formschneider, 31.

Z.

Zahn, Maler, 9, 36. — 14, 56. — 46, 184. — 58, 232.
Zanetti, Anton, Maria, Holzschneider, 71.
Zanth, Ludwig, Architekt, 9, 36. — 60, 240. — 82, 326.
Zappert, Georg, Schriftsteller, 93, 372.
Zasinger, M., Kupferstecher, 10, 38.
Zeitblom, Maler, 10, 38.
Zeller, Maler, 17, 67.
Zepernick, Dr., Numismatiker, 75, 300.
Ziegler, Maler, 15. — 16, 62. — 33, 131. — 44. — 56, 224. — 63, 170. — 65, 260. — 79, 316. — 81, 323.
Zimmermann, Clem., Maler, 33, 131. — 50, 199. — 53, 212.
Zimmermann, A., Maler, 25. — 79, 315.
Zingg, Maler, 73, 290. — 74, 295. — 75.
Zurbaran, Maler, 42, 166, 167.
Zwecker, J. B., Maler, 50. 199.
Zwerger, Bildhauer, 3, 12. — 82, 273.

Digitized by Google

№ 67.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. Juli 1839.

Werke von und über Schiller.

1) Schillers sämmtliche Werke in 12 Bänden. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

2) Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Zwei Bände in vier Abtheilungen. Stuttgart, Schweizerbart, 1839.

3) Schillers sämmtliche Werke. Supplement. Carlsruhe und Baden, Marx, 1838.

4) Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang von Dr. Karl Hoffmeister. Zweiter und dritter Theil. Stuttgart, Balz, 1838.

5) Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Zweiter dramatischer Theil. Erste Abtheilung. Leipzig, Hinrichs, 1838.

6) Das Schillerfest in Stuttgart am 8. Mai 1839. Der Ertrag zum Besten des Denkmals. Stuttgart, in Commission der Metzler'schen Buchhandlung, 1839.

Die Theilnahme für Schiller hat sich in jeder Weise gesteigert. Auflagen seiner Werke drängen sich, obgleich der Nachdruck unermüdet geschäftig ist, dem rechtmäßigen Verlage vorzugreifen. Welche Schande für das deutsche Vaterland, dessen Stolz und Zierde Schiller ist, daß es das Erbe des großen Dichters noch immer dem Raube der ehrlosesten Industrie Preis gibt! — Neben den Auflagen der bekannten Werke Schillers erscheinen Nachträge und Supplemente, worin Briefe und allerlei Erinnerungen aus Schillers Leben mitgetheilt werden; ferner umständliche Commentare seiner Werke, und endlich hat das Denkmal, das ihm unlängst in Stuttgart errichtet worden ist, einige Brochuren und noch mehr Zeitungsartikel hervorgerufen.

Nr. 1 ist eine äußerst gefällige Ausgabe in kleinerem Format und von sehr weißem Papier, durchaus reinlich und elegant. Nr. 2 und 3 haben das ganz gleiche Format gewählt. Nr. 2 enthält eine sehr reiche Sammlung von Schillers Jugendschriften, von seinen ersten poetischen Versuchen und von den ersten Entwürfen solcher Gedichte, die er später verbessert hat. Dazu die Xenien mit kleinen erläuternden Noten. Die erste Bearbeitung der Räuber, des Don Carlos. Kleine Abhandlungen, Briefe, Stammbuchblätter, Gelegentliches aller Art. Es ist unstreitig die reichhaltigste und vollständigste Nachlese zu Schillers Werken, die bis jetzt erschienen ist, und bietet gar viel Interessantes dar. Auch das erste Gedicht Schillers „der Abend" findet sich hier, in etwas schwülstiger Klopstockischer Manier, desgleichen das wenig bekannt gewordene wilde Gedicht „der Venuswagen." Die Räuber erscheinen in ihrer ersten Gestalt, mit allen Auswüchsen des rohen Genies, die Schiller später ausgemerzt hat. Die kleinen dramaturgischen Abhandlungen und Theaterkritiken versetzen lebhaft in die Zeit, in der sich Schiller hauptsächlich dem Theater widmete. Auch die kleinen ästhetischen, philosophischen, historischen Aufsätze, einige Selbstkritiken und Briefe haben mehr oder weniger Interesse und complettiren das große Charakterbild Schillers. Nr. 3 theilt die ebenfalls recht interessanten Briefe Schillers an den Geh. Rath von Dalberg, Intendanten des Mannheimer Theaters mit. Sie sind aus den Jahren 1781 — 1785. Dalberg war Schillers erster Gönner, sorgte für die erste Aufführung der Räuber und zog den Dichter nach Mannheim oder bestärkte ihn wenigstens in dem Entschluß, Stuttgart zu verlassen. Auf dieses Ereigniß und auf Schillers erste dramatische Dichtungen beziehen sich fast alle diese Briefe. Daran schließt sich ein Abdruck des Demetrius von Maltitz. Bekanntlich hat Schiller den Entwurf zu dem Trauerspiel dieses Namens hinterlassen und Maltitz hat ihn ausgeführt.

Nr. 4 und 5 sind sehr ausführliche Commentationen der Werke Schillers. Herr Hoffmeister ist von den Personen, ihrem Charakter, Leben und Schicksal ausgegangen, Herr Hinrichs hat mehr die Werke an sich beurtheilt. Ueber die Verdienste Hoffmeisters um das Verständniß des Schiller'schen Geistes und Charakters haben wir uns schon aus Anlaß des zuerst erschienenen Bandes (Literaturblatt 1837, Nr. 123) ausgesprochen. Der zweite Band umfaßt den zweiten Lebensabschnitt Schillers, die Periode, in welcher er den ersten Jugendsturm hinter sich, zu männlicher Heiterkeit und Klarheit gelangte, sich philosophischen und historischen Studien widmete und Professor in Jena wurde. Nach dieser Abklärung widmete sich Schiller von Neuem und mit frischem Eifer der Poesie, und sein dritter Lebensabschnitt begann, den Herr Hoffmeister im dritten Bande charakterisirt. Ueber diesen Wendepunkt in Schillers Leben sagt der Herausgeber: „Wir haben bisher dargestellt, wie Schiller in seiner ersten Lebensperiode sein poetisches Talent dramatisch und lyrisch ausprägte; ferner wie er zuerst niederreißend, dann aufbauend seinem Freiheitssinn Geltung zu verschaffen suchte; dann wie das humane Element seines Herzens durch Liebe und Freundschaft unter glücklichern äußerlichen Verhältnissen zur reinen Blüthe reifte; und endlich, wie sein wissenschaftlicher Trieb sich durch Geschichte im äußeren Leben zu orientiren und sich hierauf durch Philosophie auch über sich selbst und sein höchstes Interesse, das Erhabene und sittlich Schöne, zu verständigen suchte. — So hatte er also seine Grundanlagen gleichmäßig entwickelt, das ihm von der Natur auferlegte Bildungsgeschäft im Wesentlichen vollendet. Nach einigen weitern Vorbereitungen gelangte er bei der glücklichen Zeit an, wo er zum zweiten Mal Dichter seyn konnte. Seine innigste Jugendneigung, ja seine Jugend selbst kehrte ihm verschönert zurück, und wie er früher die Gaben der Dichtkunst bloß einem Naturdrang verdankt hatte, so empfing er sie jetzt aus den Händen der edelsten Kultur. Wir werden diesen Uebergang zur Poesie im nächsten Theile betrachten. Es ist, nach Wilhelms von Humboldt Ausspruch, vielleicht der seltenste Wendepunkt, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat." Das ganze Werk Hoffmeisters ist mit zarter Liebe und mit einem wahrhaft seltnen Talent, in die geheimsten Falten des menschlichen Geistes und Herzens einzudringen, geschrieben, daß man es nicht aus der Hand legt, ohne innerlich erwärmt zu seyn. Wir empfehlen es unsern Lesern, enthalten uns aber hier, Auszüge daraus mitzutheilen, wie wir denn das Viele, was in neuerer Zeit über Schiller geschrieben worden ist, nur anzeigen, aber nicht noch vermehren wollen, damit es nicht zu viel werde. Aus demselben Grunde wollen wir uns auch über Nr. 5 nicht umständlicher auslassen. Wir bemerken nur, daß Herr Hinrichs den Dichter auf eine vorurtheilsfreie, tiefsinnige und würdevolle Weise erklärt. Ohne die Unwahrscheinlichkeiten in den Dramen Schillers, zumal in den ersten, zu mißkennen, bleibt doch Hinrichs keineswegs, wie die Schlegel'sche Schule in bornirter Vornehmthuerei gethan hat, bei dem Tadel dieser Jugendfehler stehn, sondern faßt diese so originellen, und für ihr Zeitalter so charakteristischen Dichtungen tiefer, erkennt den Geist, der durch die barocke Form mit gewaltiger Kraft durchbricht und sieht in dieser ganzen Erscheinung das Symptom einer tiefen Bewegung der Geister. So allein faßt man Schiller richtig auf. Damit, daß man ihm die Federn vom Rock liest, ist nichts gethan. Ein Genius, wie Schiller, verlangt einen größern Maßstab, den der Zeit und des Volks, nicht den einer vorübergehenden ästhetischen Coterie.

Nr. 6 ist eine sehr ausführliche Beschreibung des Schillerfestes in Stuttgart am 8. Mai d. J., der Feierlichkeiten, mit denen die kolossale Statue Schillers enthüllt wurde. Die Allgemeine Zeitung, das Morgenblatt ꝛc. haben schon darüber berichtet. Die vorliegende Beschreibung übertrifft alle andern an Vollständigkeit und Genauigkeit und dürfte, obgleich sie zunächst nur ein lokales Interesse in Anspruch nimmt, doch auch manchem auswärtigen Freunde Schillers willkommen seyn, als ein Zeichen der großen Liebe, die man für Schiller in seinem Vaterlande hegt, und als ein heiteres Bild aus dem schwäbischen Volksleben.

Naturwissenschaften.

1) Untersuchungen über die menschliche Stimme, in Hinsicht auf Physiologie, Physik und Musik. Von Dr. F. M. Duttenhofer, vormals Professor an der K. Veterinärschule zu Stuttgart. Stuttgart, Metzler, 1839.

Eine sehr interessante Abhandlung, in der ein bisher ziemlich dunkles Thema erörtert wird. Anerkennend die ausgezeichneten Leistungen des Handbuchs der Physiologie von Joh. Müller in Berlin, vermißt der Verfasser doch in demselben die richtige Darstellung der Verhältnisse, unter welchen die menschliche Stimme ihre Wirksamkeit äußert, und da dieser Gegenstand noch so wenig beleuchtet ist, untersucht er denselben genauer und gibt, nachdem er vielfach Proben gemacht hat, folgende Resultate: „Die allgemeinen Bedingungen der Tonbildung können wir als bekannt voraussetzen, und

ebenso, als bekannt die Gesetze annehmen, unter welchen Saiten schwingen; und in gleicher Art dürfen die Gesetze, unter welchen bei den Flötenwerken die Luft zum Schwingen gebracht werden kann, als bekannt vorausgesetzt werden. — Die Art hingegen, wie die Tonbildung bei den Zungenwerken vor sich geht, scheint ihre ganz eigenthümlichen Gesetze zu haben. Es handelt sich hier im Wesentlichen von der Frage, ob bei den Zungenwerken die Schwingung der Zunge den Ton bildet, oder ob der Ton durch Brechung der Luft an der durch den Luftstrom in Schwingung versetzten Zunge entsteht. Im ersten Falle verhielte sich die schwingende Zunge wie eine Saite, und ihre Schwingungen wären nothwendig; im zweiten Fall hingegen wäre sie in ihrer Wirkung dem scharfen Rande eines zu den Flötenwerken gehörigen Instrumentes zu vergleichen, und ihre Schwingungen wären zufällig. Um diese Gesetze genau kennen zu lernen, fand ich für nothwendig, den Mechanismus der bestehenden Blasinstrumente einer genauen Prüfung zu unterwerfen, und fand, daß bei den Zungenwerken nur die Größe der Oeffnung, welche zwischen einer Zunge und dem Mundstück oder zwischen zwei Zungen besteht, zu Veränderung des Tones beiträgt, die Schwingungen der Zunge hingegen, sowie das Material, aus welchem diese besteht, von geringerer Bedeutung ist. Um dies darzuthun, betrachte man das Mundstück einer Clarinette, welches Instrument wegen der Einfachheit seiner Construction zu den instructivsten Zungenwerken gehört. Das Wesentliche ist hierbei, daß die schwingende Zunge mit der Fläche des Mundstückes, an welche sie befestigt ist, einen spitzen Winkel bildet, der dadurch hervorgebracht wird, daß diese Fläche unter einem empirisch gefundenen Winkel abgedacht wird. Es liegt in der Willkühr desjenigen, welcher die Zunge befestigt, dieselbe von der Spitze des Mundstückes bis auf einen gewissen Grad abstehen zu machen, oder auch dieselbe bis auf einen gewissen Grad zu nähern. Es hat aber dieses mehr oder weniger Abstehen keinen Einfluß auf die Höhe des Tones, sondern nur auf die Kraft, mit welcher die Zunge beim Tongeben angedrückt werden muß, denn es muß der obere Rand der Zunge immer bis auf einen gewissen Grad dem oberen Rand des Mundstückes genähert werden, wenn ein Ton entstehen soll, und da es für das Spiel der Lippen aus technischen Ursachen günstig ist, wenn die Zunge ursprünglich weiter absteht, als zur Tonbildung nöthig, so pflegt man stets den Abstand größer zu wählen. Sobald der Abstand der Zunge vom Mundstück einen gewissen Grad erreicht hat, welcher durch sanftes Drücken an den Theil der Zunge bewirkt wird, der auf der Fläche des Mundstückes noch genau aufliegt, aber an die Abdachung desselben angrenzt, so entsteht ein Ton, der nach und nach erhöht wird, je nachdem der Druck auf besagten Theil verstärkt wird. Durch den beschriebenen Druck entsteht eine Verengerung der Oeffnung, die zwischen der Zunge und dem Mundstück stattfindet, und die Luft wird durch die enge Ritze hindurchgetrieben, indem sie sich an der vibrirenden Zunge schneidet, und dadurch bald in längere, bald in kürzere Schwingungen versetzt wird. Am deutlichsten kann man diesen Versuch machen, indem man das hintere Ende des Mundstückes einer Clarinette an den Mund setzt und dann den Athem sachte anzieht. Zuerst wird man gar keinen Ton vernehmen, sobald man aber an die Zunge so drückt, daß der drückende Finger unmittelbar vor der Schnur zu liegen kommt, womit diese befestigt ist, wird man zuerst einen tieferen, dann nach und nach einen höheren, zuletzt einen gellend hohen Ton vernehmen. Daß hier die Schwingungen der Zunge den Ton nicht bilden, liegt auf der Hand, indem ein Tonunterschied von etwa $1\frac{1}{2}$ Octave, wie er auf diese Weise hervorgebracht werden kann, wenn wir an die Gesetze der Saitenschwingungen bei den Saiten denken, bei einem so kurzen Körper, wie einer Zunge, nicht möglich ist. Zugleich streitet gegen diese Annahme die Erfahrung, daß es für die Höhe des Tones in genanntem Instrument gleichbedeutend ist, ob die Zunge von Gold, Stahl, Platina, Elfenbein oder Holz gemacht wird, und die Möglichkeit des Vorkommens von zwei Tönen in dem Instrument zugleich. Es ist Erfahrungssache, daß die Hervorbringung von reinen Tönen auf diesem Instrument wesentlich darauf beruht, daß die beiden durch den Einschnitt getrennten Flächen, gegen welche die Zunge gerichtet ist, durchaus parallel seyen, und daß die untere ebene Fläche der Zunge so gleichmäßig wie möglich angedrückt werde. Ist in irgend einem Verhältnisse dieser Art eine Störung vorhanden, so entsteht besonders beim Anblasen von höheren Tönen ein Mißton, der seine Ursache in dem gleichzeitigen Ansprechen zweier dissonirender Töne hat. Man darf nur das Mundstück ungleich abfeilen, oder mit den Lippen einen ungleichen Druck anbringen, so wird man sich leicht von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen. Der angegebene Mißton entsteht auf zweierlei Art, entweder klingt mit dem höheren Ton ein summender tieferer mit, oder aber ein höherer schriller, welches letztere man Ueberschlagen nennt. Die Entstehungsweise solcher zweier Töne ist leicht zu erklären. Die durch die ungleich gewordene Spalte eintretende Luftschicht theilt sich nämlich in zwei Theile, deren jeder unter besonderen Verhältnissen schwingt. Alle diese Verhältnisse wären unmöglich, wenn der Ton von der Schwingung der Zunge abhängig wäre. Durchaus unvereinbar aber mit den Gesetzen der Tonbildung ist, was über diesen Gegenstand Müller von dem Accommodiren der Schwingungen der Zunge und der Pfeife

sagt; denn entweder sind diese Schwingungen harmonisch, dann entsteht ein Accord, oder nicht, dann entsteht ein Mißton; an ein Verschmelzen kann nicht gedacht werden."

Ueber die menschliche Stimme an sich, abgesehen von musikalischen Instrumenten, bemerkt der Verfasser: „Merkwürdig ist, wie Müller die Bildung der Falsetstimme bei seinen Versuchen erklärt. Nach ihm soll die Falsetstimme eine Art von Flageoletton seyn, der durch theilweises Schwingen der Stimmbänder entsteht; ohne daß der Kehldeckel nebst sämmtlichen vor den Stimmritzenbändern liegenden Theilen irgend einen Antheil daran habe. Der Kehldeckel soll gar keine Einwirkung auf die Bildung der Stimme haben, denn Müller sagt: „Fühlt man mit dem Finger an sich bis zum obern Rande des Kehldeckels, so kann man bemerken, daß der Kehldeckel dieselbe Stellung behält, mag man den Ton mit der Fistel- oder Bruststimme singen." Mir ist dieses Experiment nie gelungen, und ich zweifle, ob es irgend einem Sänger möglich wird, es nachzumachen. — Die scharfen Uebergänge, welche Gebirgssänger beim sogenannten Joblen von der Bruststimme in die Falsetstimme machen, sind am geeignetsten, den Unterschied zwischen diesen beiden Stimmregistern in das reine Licht zu stellen. Versucht man selbst diese Art des Tonüberganges, der am leichtesten in Sexten ausgeführt werden kann, so bemerkt man, daß, während man jenen Uebergang hervorbringt, der Kehlkopf nicht, wie bei der Bildung steigender Brusttöne emporgezogen wird, sondern durch die M. Sternothyrioidei, die man deutlich als angespannte Muskelbündel über dem Brustbein fühlen kann, fixirt wird. Zugleich aber wölbt sich die Zunge zurück, der Isthmus faucium zieht sich zusammen, fast als ob man schlucken wollte, und es entsteht bei fühlbarem gleichem Verhalten des Kehlkopfes ein Ton, der genau um eine Sexte höher ist, als der ursprüngliche Brustton. Dieses einfache Experiment beweist, daß nicht nur der veränderte Anspruch, sondern die Verengerung des Resonnanzraumes über dem Kehlkopf die Ursache der Entstehung des Falsettones ist, der sich durch seine mehr flötenartige Weichheit von dem mehr clarinett- oder fagottähnlichen Brusttone unterscheidet."

„Der Kehlkopf ist fähig, zweierlei Lagen anzunehmen, und daher entspringen die beiden Hauptregister der Stimme. Die erste natürliche Lage des Kehlkopfes ist die gewöhnliche, und das ihr entsprechende Register umfaßt die Töne der Bruststimme. Die zweite Lage des Kehlkopfes wird durch Emporziehen desselben an den unteren Rand des Zungenbeines hervorgebracht und das ihr entsprechende Register begreift die Töne der Kopfstimme. Total verschieden von diesen beiden ist das Nebenregister der Falset- oder Fistelstimme, welche mit Beihülfe der weichen Theile gebildet wird. Außer dem angegebenen Falset in der Höhe kennen die Sänger ein Falset in der Tiefe, das sogenannte Baßfalset, welches übereinstimend mit unsrer Theorie durch die weichen Theile hervorgebracht wird. Es entsteht dadurch, daß man, um einen Ton hervorzubringen, der unter dem Bereiche der wahren Bruststimme liegt, den Grund der Zunge möglichst nach vorn drückt und die Schlundenge erweitert, wodurch der Resonanzraum vergrößert und der Ton dadurch tiefer gemacht wird. Etwas ganz Analoges kann beim Herabsteigen aus den hohen Tönen der Kopfstimme geschehen, wodurch eine Art von Baßfalset der Kopfstimme entsteht, das im Klang einige Aehnlichkeit mit dem Baßfalset der Sopranstimme ha'. Ein hohes Falset ist aus leicht einzusehenden Gründen in der Kopfstimme nicht auszuführen. Die Bildung zweier Töne zugleich, die von Einigen beobachtet wurde, läßt sich dadurch erklären, daß der Isthmus faucium so zusammengezogen werden konnte, daß derselbe Luftstrom, der im Kehlkopf jenen summenden Ton erzeugte, dort einen pfeifenden hervorbrachte."

Diese der Schrift enthobenen Andeutungen werden hinreichen, dieselbe dem Kenner und Liebhaber zu empfehlen.

2) Die menschliche Stimme, ihre Organe, ihre Ausbildung, Pflege und Erhaltung. Für Sänger, Lehrer und Freunde des Gesangs von Dr. H. Häser. Mit 2 Tafeln. Berlin, Hirschwald, 1839.

Im physiologischen Theile hält sich diese Brochure rein an die Müller'sche Theorie, der sie nichts hinzuzusetzen, an der sie nichts zu ändern weiß. Im Uebrigen ertheilt sie den Sängern wohlgemeinten ärztlichen Rath, was sie zu thun haben, um sich ihre Stimme zu erhalten, und Alles zu vermeiden, was nachtheilig auf die Ausbildung und Ausdauer einer schönen Stimme einwirkt.

Biographie.

Leben Washingtons von Eduard Gehe. Leipzig, Langewiesche, 1838. 8. S. 314.

Der reinste politische Charakter der neuern Zeit, fast der einzige, in dem sich die bescheidene Tugend der altrömischen Bürger wiederholt hat, wird hier in einem einfachen Lebensgemälde nach den besten Quellen hingezeichnet. In einem Anhange folgen Notizen zu Erläuterung der Biographie, Briefe, Berichte, ein Abriß der nordamerikanischen Constitution rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 3. Juli 1839.

Seelenlehre.

1) Die Geschichte der Seele, von Dr. G. H. von Schubert, königl. bayer. Hofrath und Professor, Mitglied der Akademie ꝛc. Dritte Auflage, mit 8 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Das vortreffliche Werk unsres Schubert erscheint nun zum dritten Mal. Wenn wissenschaftliche Werke dieser Art eine so ausgezeichnete Theilnahme im Publikum finden, so ist dies gewiß eine Bürgschaft ihres innern Werthes. Und in der That ist der menschlichen Seele wohl selten ein so reiner Spiegel vorgehalten worden, als von Schubert. Mit wissenschaftlicher Strenge und doch voll Klarheit setzt er zuerst die allgemeinen Naturbedingungen und die Theile, Eigenschaften und Vermögen des menschlichen Leibes auseinander; dann schreitet er zur Seele und zum Geiste fort, und zeichnet uns ihre besondern Gebiete und ihr Ineinandergreifen so deutlich wie auf einer Landkarte. Während er das Ganze und namentlich die Beziehung des Menschen zu einer höhern Welt nie aus dem Auge verliert, geht er zugleich in alle Einzelheiten der Gefühle, Triebe, Geistes- und Gemüthsthätigkeiten und ihrer Verirrungen ein und erläutert die Theorie durch eine Menge der interessantesten Beispiele, so wie er auch überall auf die Literatur und insbesondere auf die Ansichten der Alten Rücksicht nimmt.

Uebrigens ist die dritte Auflage, einige wenige Zusätze abgerechnet, ein treuer Abdruck der zweiten.

2) Bolzanos Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will. Zweite verbesserte Ausgabe, mit einem kritischen Anhange vermehrt von einem Freunde des Verfassers, Sulzbach, v. Seidl, 1838.

Herr Bolzano ist ein klarer, feiner und sehr liebenswürdiger Denker. Er setzt der barbarischen Scholastik Hegels die Heiterkeit eines griechischen Geistes, dem schwerfälligen Unsinn die ewig junge Anmuth der gesunden Vernunft entgegen. Dies ist schon viel in unsern Tagen, in denen die Grazien überhaupt aus der Literatur, am meisten aber aus der philosophischen entflohen sind. Indeß hätte sich bei jener Klarheit und Anmuth mehr Tiefe und Ernst finden sollen. Wir sind, je mehr wir uns für Bolzano interessiren, gewissermaßen erschrocken, ihn derselben Täuschung hingegeben zu sehen, der fast alle Denker dieser Zeit — mögen sie sich sonst noch so sehr von einander unterscheiden — übereinstimmend anhängen. Wir meinen die optimistische Täuschung, die schmeichelhafte Voraussetzung, einerseits die Menschheit hier auf Erden, andrerseits das Individuum nach dem Tode müsse immer vollkommner werden; das wunderbare Vergessen des Bösen, der Sünde, der Vergeltung diesseits und jenseits, des Weltgerichts, als ob diese Dinge mit der Bemerkung „es sind alte kindische Träume oder bloß bildliche Vorstellungen" sofort abgethan wären.

Bekanntlich ist es die Politik der Hegel'schen Schule, die Zahl ihrer Anhänger dadurch zu vermehren, daß sie den Menschen schmeichelt, ihnen jede Furcht vor der göttlichen Strafe ausredet, ihnen den glücklichen Wahn beibringt, sie seyen Götter, absolut frei, über den Gegensatz von Gut und Böse erhaben. Wer nun sonst ein Gegner dieser Philosophie ist, sollte namentlich ihren heuchlerischen Optimismus bekämpfen, weil derselbe durch das Wegläugnen der Sünde und Vergeltung, durch Beschönigung aller Begierden als Aeußerungen der göttlichen Freiheit direkt zum Bösen verführt. Man könnte dieser Lehre, die alle moralischen und religiösen Bande auflöst, nicht kräftig genug das entgegenhalten, was für einen

tiefern Ernst der Dinge spricht, die Macht des Gewissens, die Offenbarung, die Schicksale der Völker. Man könnte nicht stark genug zum Kampfe gegen jenes Böse mahnen, das in um so schrecklicherer Wirklichkeit vorhanden ist, auf je frivolere Weise man es in der Philosophie beseitigt zu haben meint.

Allein Herr Bolzano ist ein Optimist, wie die Hegelianer, nur auf eine andere Art. Auch er kommt, nur auf anderm Wege, zu dem Resultate, daß jeder Mensch, er möge sündigen oder nicht, der Vollkommenheit und Seligkeit entgegengehe. Er nimmt bedeutungsvoll ein Wort Goethe's zum Motto: „Möge der ewig Lebendige uns (jenseits) neue Thätigkeiten nicht versagen; fügt er sodann Erinnerung des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur um so rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen." An eine Erinnerung des Rechten und Guten denkt Goethe, aber an eine Erinnerung des Unrechten und Bösen denkt Goethe nicht, und Herr Bolzano, der wohl daran denkt, beseitigt sie. Er sucht zuerst nachzuweisen, daß die menschliche Seele eine Substanz sey, die einfach und von Ewigkeit her auch niemals untergehn könne; nur in ihren Beschaffenheiten und Adhärenzen finde Wandel Statt. Sodann sucht er durchzuführen, daß die Bestimmung dieser Seelen seyn müsse, immer vollkommner zu werden, und daß diese Vervollkommnung im Durchgange durch stufenweise sich veredelnde Formen Statt finde, wobei jedoch die Seele jederzeit einen gewissen zarten ätherischen Leib unzertrennlich beibehalte, der z. B. mit ihr in den gröbern menschlichen Körper ein-, und mit ihr wieder aus demselben auswandre. Des frühern Zustandes werde sich die Seele im folgenden erinnern, und wenn dies gegenwärtig nicht der Fall sey, so rühre es wahrscheinlich daher, weil wir früher bewußtlose Zustände durchlaufen und jetzt zum ersten Mal uns unser bewußt worden seyen. Worin die immer wachsende Vollkommenheit eigentlich bestehen solle, sey natürlich nicht bestimmt zu ermitteln, allein es verstehe sich von selbst, daß sie nicht im Genuß gemeiner irdischer Vergnügungen, sondern nur in reinen und geistigen Genüssen bestehen werde. — Wie sollen aber auch die bösen Menschen, die rohesten und verruchtesten Charaktere, zu dieser Vollkommenheit gelangen? Herr Bolzano antwortet: da Gott alles vorherbestimmt habe, auch die bösen Handlungen, so sey der Einzelne, welcher böse handelt, auch in letzter Instanz nicht für zurechnungsfähig zu erklären. Er gebe zu, daß diese Lehre des Determinismus die Moralität gefährden könne; man müsse sie daher nur mit großer Vorsicht geltend machen und die Ungebildeten immerhin in dem Glauben lassen, sie würden jenseits für ihre diesseitigen Sünden bestraft werden, weil dadurch wirklich Böses verhindert würde; — in Wahrheit aber könne nicht von Strafen nach dem Tode die Rede seyn, und die Furcht vor diesen Strafen sey nur ein von der göttlichen Weisheit zugelassenes Mittel, vor dem Bösen selbst Furcht zu erwecken (Seite 190, 275, 315).

Wenn denn doch an die tiefe Bedeutung des Bösen in der Welt und an die Vergeltung nicht mehr geglaubt werden soll, so bekennen wir, daß uns die einfache Verheißung Hegels, die ungenirte Erhebung der sündigen Menschen in den unfehlbaren Götterstand viel besser zusagt, als jene umständliche und ängstliche Vertuschung der Determinationsfrage, jenes Nichtglauben und doch Andere glauben lassen wollen. Halbheit taugt nie etwas.

Wir unsrerseits glauben aber an die Macht und tiefe Bedeutung des Bösen in dieser und an die Strafe in jener Welt. Ein schlichter Bauer, dem man unlängst die Straußische Weisheit aufdringen wollte, antwortete: wie kann man so dumm seyn, nicht zu glauben, daß Gott uns geschaffen hat und die Welt regiert, daß wir einen Erlöser brauchen, und daß unser Thun einst seinen Richter finden wird? Einfache Worte, die weiser sind, als Alles, was Hegel und Strauß und ihr ganzer Anhang je vermeintlich Wissenschaftliches ausgedüftelt haben.

Gewiß hat man sich früher allzu rohe Vorstellungen vom Bösen und von der Vergeltung gemacht. Vom Schrecklichen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Daher konnte das Tiefernsteste, was es im Menschenleben gibt, zur Burleske und der Teufel ein Hanswurst werden. Damit, daß man nun lacht, ist aber das Böse nicht weggetilgt aus der Welt, und wenn je dessen weniger geworden wäre, als zuvor gewesen, so würde die Frivolität, die keine Furcht mehr vor der Sünde hat, bald wieder in der Emancipation aller Laster die uralte Macht des Bösen bewähren. Nicht der Pferdefuß macht den Erzfeind der Menschen aus, und nicht Feuer und Ofengabel die Hölle. Aber wer in aller Welt ist denn so rein und vortrefflich, daß er an jenen unheimlichen Mächten zweifeln könnte? Fragt nicht den philosophischen Schulpedanten, der handwerksmäßig lügt und dabei ruhig seinen Kaffee trinkt. Fragt den Verbrecher, wenn er den Gedanken der Sünde gebärt, wenn er ihn ausführt, wenn ihn die Reue beschleicht, er die Macht des Gewissens erkennt, Verzweiflung seine Seele packt. Fragt nicht bei denen, die in gesunden Tagen Bücher schreiben, fragt an den Sterbebetten.

Die Wahrheit dürfte zwischen dem Bolzano'schen Determinismus und der Hegel'schen absoluten Freiheitslehre in der Mitte liegen. Der Mensch ist nicht determinirt, daß er nur so und nicht anders handeln könnte, als wie es ihm vom Schöpfer gleichsam im Programm der

Weltgeschichte vorgeschrieben ist. Gott ist vor allen Dingen **wahr**, und treibt kein solches Spiel mit den Menschen. Er gibt ihnen nicht die Wahl und den Stolz der Freiheit und das klare Bewußtseyn ihrer Verantwortlichkeit, das Gewissen, ohne daß sie wirklich frei sind. Er durfte ihnen aber diese Freiheit gewähren, weil er ihnen zugleich die Vernunft und Offenbarung gab, durch welche sie den Gebrauch derselben zu regeln im Stande sind. In diesen Verhältnissen ist alles klar und einfach, und es gehört sehr viel unnütze Sophistik dazu, sie anders auszulegen. — Ist der Mensch nun aber frei und hat er die Wahl, so ist damit noch nicht gemeint, was Hegel meint, eine absolute, ewige, göttliche Freiheit, die über alle Verantwortlichkeit erhaben wäre. Der Mensch ist nicht Gott selbst, der niemals fehlt und sich daher nie einer Verantwortlichkeit aussetzt; er ist nur Mensch, der seine Freiheit brauchen, aber auch mißbrauchen kann, und darum der Verantwortung unterliegt. Wenn Hegel nur im Geringsten das Geheimniß der menschlichen Freiheit erkannt hätte, würde er nicht so absurd diese menschliche Freiheit mit der göttlichen verwechselt haben.

Alles, was in der Welt Werth und Würde hat, was ihr den Ernst der Wirklichkeit gibt und über ein bloßes Spiel der göttlichen Phantasie erhebt, hängt aufs innigste mit dieser bedingten menschlichen Freiheit zusammen. Das Böse wirft tiefen Schatten in diese Welt und entreißt ihr scheinbar einen großen Theil ihrer Vollkommenheit; allein ohne das Böse, das aus der menschlichen Freiheit entspringt, wäre die Welt ein nichtiges Spiel, das Gott mit wesenlosen Bildern triebe. Er konnte uns nicht über diesen wesenlosen Schein erheben, uns nicht eigenes Leben und Bewußtseyn geben, ohne uns die uns zu ihm erhebende, aber auch uns verderbende Freiheit zu geben. Eine Freiheit, die uns nicht auch durch ihren Mißbrauch verderben könnte, wäre keine Freiheit mehr. Eine Welt ohne die Möglichkeit und Wahrheit des Bösen wäre keine Welt mehr, wäre nur ein göttlicher Traum.

Die gegenwärtige Neigung der Philosophie, von den Fragen über das Böse (bisheran bekanntlich das am schwersten zu lösende philosophische Räthsel) gänzlich abzusehen, das Böse als gar nicht vorhanden oder als bloße Täuschung zu betrachten, und allen Menschen die vollkommenste künftige Seligkeit zuzusichern, beweist entweder eine höchst unbesonnene Sentimentalität, oder eine versteckte politische Absicht. Das erste ist wohl das Motiv der Lehre vom Determinismus. Das andere dürfte der Hegel'schen Schule, wenigstens der jüngern, vorzuwerfen seyn. Die Sentimentalen können den starken und eifrigen Gott nicht begreifen; sie wollen ihn immer nur säuseln hören und verhehlen sich, was es Schreckliches gibt in der Welt. Sie sehen lieber auf die unermeßlichen Greuel der Weltgeschichte gar nicht hin und in die Höllentiefen der menschlichen Seele gar nicht hinein, als daß sie ihr weiches Herz dadurch bekümmern sollten. Müssen sie am Ende anerkennen, daß es auf der ganzen Erde weder von jeher noch jetzt so freundlich aussah, wie in ihrem Familien- und Studirstübchen, und daß die Menschenbrust in ihren dunkeln Tiefen noch mehr Greuel verbirgt, als die Weltgeschichte aufgezeichnet hat und aufzeichnen kann, so lassen sie doch gern einen Schleier darüber fallen und nehmen keinen Anstand, die blutdürstigsten Tyrannen, Verräther, Mörder der Völker, Verderber der Unschuld *rc.*, wenn sie heute ins Grab gefahren sind, morgen als reine Lichtgeister wieder auferstehen und an der allgemeinen Vervollkommnung und Seligkeit Theil nehmen zu lassen. Welches blutige Trauerspiel auch vorangegangen seyn mag, zuletzt muß sich doch bei diesen Sentimentalen alles wie ein Kotzebueisches Lustspiel mit Versöhnung, Umarmung und Hochzeit schließen.

(Der Schluß folgt.)

Bade-Literatur.

Das Wildbad im Königreich Würtemberg. Nebst Nachrichten über die Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirsau, von Dr. Justinus Kerner. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen, Osiander, 1839.

Das Werk eines berühmten Verfassers, handelnd von einem der berühmtesten Bäder im südlichen Deutschland. Die erste Auflage erschien 1811. Man findet darin alles Wissenswerthe über das Wasser des Wildbads, seine chemische Analyse, seine Heilkraft, über die Geschichte des Orts, seine Einrichtungen, Anstalten und Umgebungen, die Gebirge, die Flora *rc.* beisammen.

Die Heilkraft des Wildbades ist seit uralter Zeit bekannt und immer die gleiche. „Podagra, Arthritis, Rheumatismus und Ischias sind diejenigen Uebel, in welchen seit Jahrhunderten die Bäder des Wildbades vorzüglich gebraucht wurden. Die Kraft dieses Wassers vertheilt selbst die durch Arthritis erzeugten Tophi, die oft eine freie Bewegung der Gelenke hemmen, und führt durch vermehrte Transpiration und Diuresis den kranken Stoff aus dem Körper. Es zeigt sich auch bei solchen Kranken auf den Gebrauch dieser Bäder ein beträchtliches Sediment im Urin. Wie sie diese Verhärtungen in den Gelenken erweichen und vertheilen, so wirken sie auch

gegen die Verdickung und Verhärtung der Häute des Magens, gegen die Scirrhositäten derselben, durch reichlichen inneren Gebrauch. In Vernarbungen von Wunden u. s. w., wo die organische Verbindung der Theile aufgehoben wurde, Leblosigkeit und Erstarrung eintrat, bringt die wohlthätige Kraft dieser Bäder neues Leben zurück. Ebenso wirken sie auf erfrorne Theile des Körpers, auf steife, zusammengezogene Sehnen und Bänder der Gelenke; durch ihre wohlthuende, animalisch-magnetische Kraft, die sie in dem ganzen Körper verbreiten, heben sie Zuckungen und Krämpfe in erschöpften Nerven, und bringen in ihnen Gleichgewicht und Ruhe hervor. Bei Unfruchtbarkeit scheinen sie auf gleiche wohlthuende, Leben erweckende Weise zu wirken. Man bemerkt schon nach dem ersten Gebrauch des Wildbades den allerruhigsten Schlaf, eine angenehme Mattigkeit, auf die aber bald eine lebendigere Muskelbewegung sich einstellt. Bei Chlorosis, bei Hemmungen der Menstruation, bei Uebeln des Unterleibes, in denen so oft Stockungen des venosen Blutes stattfinden, bringen sie das Blut in einen lebendigeren Umschwung und verleihen ihm den wesentlichen Flüssigkeitsgrad. Hämorrhoiden, dieses so schmerzhafte Uebel, heben sie in kurzer Zeit, indem sie dieselben nicht nur zum Flusse bringen, sondern auch das Blut in die Gefäße des Mastdarmes zurückführen. Lähmungen nach Schlagflüssen, die sich erst in einem höheren Alter einstellten, die vielleicht einestheils durch Blutmangel, Rigidität und Trägheit der Gefäße veranlaßt wurden, heben sie eher, als Lähmungen, die in einem frühern Alter nach Blutschlägen erfolgten. In letztern Uebeln werden diese Bäder eher noch Schaden bringen. Ueberhaupt kann man Personen, die zu Blutflüssen, zu Bluthusten, die zum Mißgebären geneigt sind, nicht genug vor dem Gebrauche dieser Bäder warnen. Gar viele Kranke der Art, die selbst von Aerzten des Landes in das Wildbad gesandt werden, wurden schon ein Opfer ihres Zutrauens zu diesen Quellen. Bei Lähmungen, die sich auf zurückgetretene Hautausschläge einstellten, bei sogenannten kalten Geschwülsten, bei einer Reihe von Hautkrankheiten überhaupt, bei langwierigen Durchfällen, bei allen Krankheiten, die durch eine unterdrückte Hautausdünstung veranlaßt wurden, so auch bei Wassersuchten, die nach zurückgetretenen chronischen Exanthemen, oder aus unentwickelter gichtischen Materie entstehen, ist der Gebrauch dieser Bäder nicht genug anzurühmen. Zu einem wahren Verjüngungsmittel dienen sie dem hinwelkenden Alter. Schon Paracelsus sagt in seinem Buche von natürlichen Bädern: „den alten abgearbeiteten Leuten ist das Wildbad ein Aufenthalt," und er meinte damit wirklich das würtembergische Wildbad. Auch jüngere, doch durch Erschöpfung zu früh veraltete Naturen, ferner Körper, die durch Sitzen in dumpfer Stubenluft über dürren Arbeiten verwelkten, werden mit neuer Kraft und Jugendwärme aus diesen Quellen steigen. Dagegen ist vor dem Gebrauche dieser Bäder in allen fieberhaften Zuständen nicht genug abzurathen; auch in Wassersuchten, die auf entzündlichen Zuständen, oder auf chronischen Störungen und Hemmungen des Kreislaufes durch Desorganisation wichtiger Lebensorgane beruhen; auch bediene sich ihrer nie bloß zum Spiele die lebensfrohe Jugend oder das blühende Weib."

Sofern das Wildbad angreifend für gesunde ist und nur für gewisse Gattungen von Kranken taugt, sich diesen letzteren aber auffallend wohlthätig erweist, liegt es in der Natur der Sache, daß es seit Jahrhunderten ein Asyl für wirklich Kranke geblieben und nicht ein Vergnügungsort für Gesunde geworden ist, wie so viele andere Bäder. Herr Dr. Kerner wünscht mit Recht, daß dies so bleiben möge. „Es ist gewiß kein Bad seiner ganzen Natur und seinem Wesen nach so sehr bestimmt, ausschließlich nur zur Heilung von Kranken zu dienen, als diese Quellen des Wildbades. Die Stille und Verlassenheit der Gegend wäre dazu eher erwünscht, als hinderlich. Dem Luxus und dem unnatürlichen Leben der größeren Gesellschaften schien dieses, gleichsam unterirdische, Thal bis jetzt seinen Eingang zu verschließen. Wir hoffen, daß durch die bevorstehenden Verschönerungen und Erweiterungen die Menge derjenigen, die mit gesundem Körper diese Quellen besteigen, den wahrhaft Leidenden keinen Abbruch thun möge. Ja, möchte die Quelle des Wildbades auch nach der ihr bevorstehenden neuen Umgestaltung und der aus ihr hervorgehenden größern Zuströmung von Gästen, auch fremder Nationen und Sitten, dennoch, wie sie es bisher war, eine jungfräuliche bleiben!"

Auch auf die Schwarzwaldsagen hat der Herausgeber Rücksicht genommen, wie dies einem Dichter geziemt, und in einem lieblichen und gefühlvollen Gedicht ladet er die Kranken zum heilenden Quell:

Quält Schmerz und Krankheit Deine Glieder,
Macht welk Dein Herz des Menschen Qual;
Verlaß die Welt und steig' hernieder
In dieses unterird'sche Thal.

Hier legt Natur mit linden Armen
Dich an die Brust und löst den Schmerz,
Wollt' dich kein Menschenherz erwarmen,
Erwärmt dich hier ihr Mutterherz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. Juli 1839.

Seelenlehre.

2) Bolzanos Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will. Zweite verbesserte Ausgabe, mit einem kritischen Anhange vermehrt von einem Freunde des Verfassers, Sulzbach, v. Seidl, 1838.

(Schluß.)

Nicht so gefühlvoll, sind die Hegelingen desto pfiffiger. Sie nehmen nicht eine unerschöpfliche göttliche Liebe und Güte zum Motiv, sondern sie sprechen die Sündenlosigkeit und absolute Göttlichkeit des Menschen als ein Recht an, wofür sie Niemanden zu danken hätten. Sie prahlen damit und schärfen der lieben Jugend die neuentdeckte Vortrefflichkeit des Menschengeschlechts gehörig ein. Sie thun dies, um ihren Anhang zu vermehren, um sich an die Spitze der europäischen Bildung zu stellen. Sie wissen wohl, daß den Menschen nichts so sehr schmeichelt, als eine Lehre, die ihnen jedes Recht gewährt, und sie von jeder Pflicht freispricht. So plump im Grunde diese Politik ist, so ist sie doch sehr wohl berechnet. Wer den Menschen von ihren Pflichten vorredet und ihnen nur Rechte zuerkennt, die mit jenen Pflichten im Verhältniß stehen, der wird nicht gerne angehört. Wer ihnen aber einredet, sie brauchten gar keine Pflichten zu erfüllen, und sie an nichts denken macht als an Rechte und diese Rechte in verschwenderischer Fülle vor ihnen ausschüttet, wie sollten sie den nicht gerne hören? Die Jugend wenigstens, denn wer schon etwas in der Welt und an sich selbst erfahren hat, weiß jene verführerische Schönrednerei der Philosophie wohl zu würdigen. Außer der lieben Jugend aber, die sich arglos der Freude und dem Stolz der Selbstvergötterung hingibt, — wie sie sich noch jedem ersten besten romantischen oder klassischen Rausche hingegeben hat, — hängt eine starke und gewandte Partei der Lehre Hegels an, nämlich die der sittenlosen und innerlich verruchten Menschen, deren es zu allen Zeiten gegeben hat, die sich aber gewöhnlich verbergen und nur dann hervortreten, wenn die Zeitumstände und die Erschlaffung des öffentlichen Geistes ihnen zu Statten kommt. Die Hegel'sche Philosophie mußte sie hervorrufen, die Lehre von der Unverantwortlichkeit und Sündenlosigkeit des Menschen mußte sie dreist machen, eine Emancipation aller Begierden vom Zügel der Moral vorzuschlagen. Diesen Frechen, die sich eine eigene Literatur geschaffen haben, gesellen sich insgeheim gewiß Unzählige zu, die sich über ihre verbotenen Neigungen täuschen oder ihr Gewissen betäuben wollen. Diese Erfolge verdankt die Hegel'sche Philosophie ihrer napoleonischen Politik, die Immoralität zu ihrem Bundesgenossen zu machen. Das Ende wird aber auch hier der moralische Bankerot seyn, den wir der Hegel'schen Philosophie schon lange vorausgesagt haben.

Um bei der Athanasia von Bolzano stehn zu bleiben, wie wunderlich ist es doch, daß dieses wohlwollende Werk der tollen Weltverführung jener Hegel'schen Schule in die Hände arbeitet. Das Buch ist „zur Beruhigung“ derer geschrieben, die wegen des Jenseits besorgt sind. Es thäte wohl eher Noth, die Furcht vor jenem Jenseits zu verstärken, nachdem man sich so viele Mühe gegeben hat, sie in den Herzen zu vertilgen und das Laster dreist zu machen. Wer sich nichts vorzuwerfen hat, braucht auch keine Beruhigung. Ist es aber wohl ein Bedürfniß, die zu beruhigen, die sich der Unsträflichkeit nur zu versichern trachten, um auf Kosten ihrer Mitmenschen desto frecher ihrem Egoismus zu fröhnen? Im Gegentheil möchten wir sie beunruhigen, so stark als möglich, damit sie aus Angst vor dem Dort ihre Ruchlosigkeiten hier ein wenig ermäßigten.

Uebrigens setzt dieser Eifer, sich zu beruhigen, die Unruhe voraus, wie man denn gar oft die Erfahrung macht, daß den Göttern im Fleisch das Sterben entsetzlich sauer wird, und daß sie ungleich mehr Todesnoth ausstehn, als die Einfältigen im Glauben. Wenn diese Ueberklugen

nur ehrlich gegen sich selbst seyn wollten, könnten sie sich viel ersparen. Es ist doch nicht nur gräßlich, sondern auch noch lächerlich und verächtlich dazu, erst in Büchern zu prahlen, man sey in Gott, und dann, auf dem letzten Lager wie ein Wurm sich krümmend, ohne eine Spur von göttlicher Macht oder nur Weisheit und Ruhe, mit nicht einmal menschlicher Besinnung und Würde, sondern in dummer thierischer Angst dem Tod entgegenzusehen, oder in dämonischer Erboßung noch mit krampfhafter Anstrengung die Lüge bis an den Rand des Grabes fortzusetzen und schon die Qual im Herzen, Gott wenigstens noch mit den Lippen zu verleugnen.

Die zahlreichen Beschwichtigungs- und Beruhigungsversuche sind in einem kritischen Anhang des Werkes von Bolzano verzeichnet. Seit zehn Jahren hat man unglaublich viel über diesen Gegenstand geschrieben. Jeder einzelne hat geglaubt, ihn abgethan zu haben. Fast alle haben es in gleichem Sinn gethan, nämlich die Leute beruhigt. Und doch haben sich die Nachfolgenden um ihre Vorgänger nicht bekümmert, und immer wieder dasselbe gesagt, als ob es noch nicht gesagt worden wäre, und des Beruhigens ist kein Ende gewesen bis auf diesen Tag, als ob der Patient in der That gar nicht zur Ruhe zu bringen wäre.

Kant glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, weil der Endzweck der praktischen Vernunft ohne sie unerreichbar sey. Krug und Fries haben diesen Satz neuerdings bekräftigt. Herbart meint, die Unsterblichkeit der Seele verstehe sich wegen der Zeitlosigkeit des Realen von selbst. G. E. Schulze würde es der Ordnung der Natur zuwider finden, wenn die Seele, nachdem sie sich kaum entwickelt und ihre Entwicklung noch lange nicht vollendet, schon wieder unterginge. Der jüngere Reinhold zweifelt nicht, daß die Menschheit am ewigen Leben der Gottheit Theil zu nehmen und die ewige Offenbarung derselben in sich darzustellen habe. Beneke gesteht, die Unsterblichkeit lasse sich wissenschaftlich nicht beweisen, sey aber doch wahrscheinlich. Schelling hat bekanntlich die letzte Revision seiner philosophischen Lehren bisher zurückgehalten. Sein Schüler Beckers vergleicht den Ausgang der Seele aus dem Leibe im Tode mit der Ausziehung einer vegetabilischen Essenz aus der Pflanze. Hegel hat sich, wie über viele Dinge, so auch über die Unsterblichkeit der Seele nur zweideutig ausgedrückt. Seine consequentesten Schüler leugnen diese Unsterblichkeit und vergöttern den Menschen schon hier auf Erden, verkünden das neue Jerusalem oder das Zeitalter reifster Vollkommenheit schon hier auf Erden. Im Gegentheil glaubt C. H. Weiße, je mehr Antheil der Mensch am Göttlichen überhaupt habe, je mehr verstärke sich dadurch seine Persönlichkeit und je gewisser werde sie ihrer Fortdauer. Göschel faßt sich am kürzesten, indem er sagt: die Seele denkt Unsterblichkeit, folglich hat sie Unsterblichkeit. Der jüngere Fichte glaubt an eine ewige Jugend der Lebenskraft, die, wenn die alte Hülle fällt, aus verwandten Elementen einen neuen Leib sich organisirt. Krause denkt sich die menschlichen Persönlichkeiten als in der göttlichen wohnend und so ewig wie sie. K. Ph. Fischer denkt ausnahmsweise an die Möglichkeit eines Uebelbefindens jenseits, meint aber, weil alles Verkehrte nur Verhältniß zur Wahrheit sey (die Hölle zu besiegen hat man nie eine kürzere und bequemere Formel erfunden), könne es nicht lange währen. Staudenmayer hält den menschlichen Geist für ewig, weil er das Endliche negieren könne. Suabedissen glaubt dasselbe, weil der menschliche Geist sich selbst begriffen habe, was thierische Seelen nicht vermögen. Conradi glaubt dasselbe, weil der menschliche Geist erst je freier und in seiner Art vollkommner werde, je mehr er vom Leibe geschieden sey. Reuchlin-Meldegg glaubt dasselbe, weil es die Seele sey, die den Körper und sich selbst im Körper bilde. Erdmann läßt den Menschen, wenn sonst in nichts, doch im Bewußtseyn fortdauern. Petöcz nimmt an, es gebe außer Gott überhaupt und in alle Ewigkeit nichts anderes als Menschenseelen. Die Herren Streicher und Holst streiten sich darum, ob die Seele nach dem Tode Rückerinnerungen haben werde oder nicht. Ueber denselben Gegenstand schrieben C. A. und K. G. Neumann, Hartmann, Groos, Mises (der bekannte Humorist), Nicodemus, Hüffel, Messerschmidt, Eylert, Rabbe, Paulus, Heinichen. Das würdigste Werk über die Unsterblichkeit war wohl das von dem verstorbenen Kanzler Autenrieth in Tübingen, der den Materialismus mit den Wissenschaften bekämpfte, durch die er bisher vertheidigt worden war. Auch Heynig geht auf die Natur zurück und stellt fest, der Geist könne durch keine Naturwirkung, also auch nicht durch den physischen Tod zerstört werden. Heidenreich sagt kurzweg: der Tod ist Nichtseyn, Nichtseyn kann nicht seyn, folglich ist auch der Tod nichts. Dazu kommen noch die Betrachtungen über Unsterblichkeit von Ausländern, von Fortia d'Urban, Nodier, Brougham, Bakewell, Schröder van der Kolk. Fortia glaubt, man müsse glauben, was alle Völker geglaubt haben. Nodier kann nicht glauben, daß die Schöpfung vollendet sey, wenn die geistigen Entwicklungen mit dem Tode abbrechen, ohne vollendet zu werden. Brougham hält den Geist für wichtiger, als die Materie und kann nicht an eine Fortdauer der Materie bei ewigem Absterben der Geister glauben. Bakewell findet das Fortleben der Seele außer dem Leibe natürlich, nach Analogie der Träume, Visionen rc., Schröder erkennt der Seele ein so eigenthümliches Leben für sich zu, daß der Körper und sein Tod darauf keinen wesentlichen Einfluß üben könne.

Genug. Man sieht aus dieser Skizze von Werken

die alle erst seit zehn Jahren erschienen sind, wieviel man sich mit der Unsterblichkeit der Seele beschäftigt hat. Der menschliche Scharfsinn scheint darin erschöpft zu seyn. Und doch sind diese Werke auf eine höchst sonderbare und charakteristische Weise einseitig. Ob sie die Unsterblichkeit annehmen, oder (wie die Hegelingen thun) leugnen, in beiden Fällen stellen sie eine göttliche Natur des Menschen fest, die vom sogenannten Bösen höchstens eine Zeitlang überschattet, aber nie eingenommen werden könne. In dem Glauben an die absolute Vortrefflichkeit der Menschen stimmen alle überein. Die Hegelingen lassen den Menschen schon auf Erden vollkommen Gott seyn, die Andern bringen ihn wenigstens nach dem Tode unter allen Umständen in den Himmel, er mag sich auf Erden auch noch so unsauber aufgeführt haben. So sehn wir denn, wohin wir immer blicken, in lauter Herrlichkeit und göttliche Vollkommenheit hinein. Von dem „gothischen Phantom“ ist in allen diesen philosophischen Büchern keine Spur mehr zu finden; das Wort „Hölle“ wird nicht etwa bloß umgangen, sondern schon deßwegen nicht ausgeschrieben, weil die Verfasser an den Begriff gar nicht denken. Dieser optimistischen Literatur ist alles entschwunden und nicht mehr vorhanden, was Jahrtausende hindurch für so gewiß gehalten wurde, als daß das Wasser fließt und das Feuer brennt. Wahrlich eine charakteristische Erscheinung, diese philosophische Literatur, in der die Welt, wie ein chinesisches Bild, ohne Schatten gemalt ist.

Zugegeben, daß in der sogenannten gebildeten Welt das Ignoriren jener uralten Weltschatten ein Erforderniß der Höflichkeit geworden ist, und daß es die Mode nun einmal so mit sich bringt, so erscheint es doch seltsam, daß sich die ernste Muse der Philosophie der Mode unterwerfen soll. Ueberdies ist die Mode wetterwendisch. Wir haben gesehen, daß gerade die jener Philosophie entgegengesetzte Geisterseherei ebenfalls, und zwar in der gebildeten Welt, Mode geworden ist. Wie sonderbar, daß im vorliegenden Buche jene ganze Geister- und Gespensterliteratur „als unwissenschaftlich“ ignorirt ist. Heißt das nicht, die eigne Einseitigkeit eingestehen?

Auch wir lieben die neue Gespenstersucht nicht. Die Berichterstattung war nicht durchaus zuverläßig, es wurde oft mit diesen ernsten Dingen gespielt und die Todessense zum Steckenpferde gemacht. Doch war im Allgemeinen die Mahnung an den Tod des Sünders, an die Vergeltung, an das Land der ewigen Schatten, keineswegs überflüssig in dieser frivolen Zeit. Sehr mit Recht und ganz natürlich — denn die Extreme rufen einander hervor — trat der Literatur jener schönredenden Beruhiger eine Literatur der Beängstiger gegenüber. Man ließ Geister aus den Gräbern steigen und mit dumpfer Stimme klagen. Man citirte den Bösen selbst und zwang ihn mit schamloser Zunge aus dem Besessenen zu reden. Man ließ die ganze schwarze Welt der Todten wie eine tiefe Gewitterwolke in die lichte Sonnenwelt der Lebendigen hineinragen. Das wäre — im Gegensatz gegen die philosophische Frivolität der Zeit — alles sehr zweckmäßig gewesen, wenn sich nur nicht so viel Naivetät eingemischt hätte, welche die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, statt zu erschrecken nur Lachen erregte und im Ganzen nur Wasser auf die Mühle der Hegelingen war.

Doch wie dem immer sey, die Gegenwart mag sich über sich selbst täuschen, vermag aber den Lauf der Welt nicht zu ändern. Die Wahrheit, daß ein strenges Sittengesetz die Geisterwelt beherrscht, wie ein strenges Naturgesetz die Natur, ist unumstößlich. Wer die Freiheit mißbraucht, wird der Strafe nimmer entrinnen, um so weniger, je gewisser er nach dem physischen Tode noch fortdauert. Wer aber absichtlich Irrlehren verbreitet, um die Jugend zum Mißbrauch ihrer Freiheit zu verleiten, und die schon Verirrten in ihrem bösen Wandel zu bestärken, die Sünde zu beschönigen, das Gewissen einzuschläfern und die ältesten und schönsten Sittengesetze zweifelhaft und lächerlich zu machen, der wird der doppelten Züchtigung der ewigen Gerechtigkeit, welche den moralischen Giftmischer trifft, durch keinen Schlupfwinkel der Hegel'schen Philosophie entkommen.

Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, brauchen wir die Gespenster und die Besessenen nicht. Wenn der böse Dämon nirgends anders spukte, als in den Krankenstuben der Somnambülen, so hätte es keine Noth. Leider ist er da am thätigsten, wo man ihn am wenigsten spüren will, in der Politik, in der Literatur, überall, wo Böses geschieht, Unrecht für Recht, Lüge für Wahrheit ausgegeben wird. Und auch die Vergeltung suche man in ihrer schrecklichsten Gestalt nicht bei jenen armseligen Geistern, die sich bei kranken Weibern Trost holen, sondern in der Weltgeschichte bei den Völkern, die ihrer langen Verschuldung erliegen und deren jammervoller Ausgang eindringlicher als irgend etwas Anderes die Lehre der ewigen Gerechtigkeit predigt.

Der Optimismus, der den gesunden Muth stählt, um gute Werke für die Zukunft zu gründen in der Hoffnung, zur immer größern Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts beizutragen, und der die Unglücklichen und Verkannten mit dem Lohne des Himmels tröstet, ist etwas sehr Schönes und tief in der menschlichen Natur gegründet. Allein er muß die sittlichen Bedingungen anerkennen. Er muß nicht in eine alles beschönigende Sentimentalität, noch in jene philosophische Hoffart ausarten, die alle Vergeltung des Bösen leugnet. Wenn Gutes Lohn verdient, verdient Böses Strafe, denn Gutes bleibt gut und Böses böse. Die ewigen Gegensätze durch Weichherzigkeit oder Sophistik zu vermengen und alle

Begriffe zu verkehren und zu verwirren, ist kein Fortschritt der Zeit. Das heißt nicht der Vollkommenheit sich nähern, wenn man allen Begierden den Zügel frei läßt, alle Laster für straflos erklärt und immer nur Rechte zusichert, ohne die Erfüllung von Pflichten einzuschärfen.

Dichtkunst.

1) Armins-Lieder von H. F. Maßmann, Professor. München, Franz, 1839.

Lieder, die zur patriotischen Theilnahme am Armins-Denkmal ermuntern sollen. In dem längern Gedicht „der Opferstock" wird sehr gut gesagt, wieviel auch noch das gegenwärtige Deutschland jenem Armin verdankt.

Der Held des neuen Menschheitlebens,
Der Reigenführer deutscher That;
Ein Säemann, der nicht vergebens
Mit Blut getränkt die neue Saat.

In alle Welt ist ausgegoßen
Das deutsche Blut, der deutsche Fleiß;
Und himmelan dem Geist entsproßen
Des Forschens stilles Ehrenpreis.

Schau' ich in der Geschichte Spiegel,
Die so gelehrt du selbst gelehrt,
Seh' ich erbrochen alle Riegel,
Seit Armin schwang das deutsche Schwert.

Es ist sehr wahr, daß, wenn er nicht gewesen wäre, die Römer sich in Niederdeutschland festgesetzt haben würden, und daß es dann vielleicht um unsere Nationalität geschehen gewesen wäre. Das Gedicht schließt geistvoll mit der Bemerkung, daß der Widerstand gegen Rom damals von Westphalen ausging. — Auch unter den übrigen Gedichten sind mehrere sehr schön, und es lebt in ihnen noch ein warmes Gefühl für das Vaterland, eine Erscheinnng, die bei den modernen Dichtern immer seltner wird. Hier nur eins:

In den Furchen liegt der Schnee
Dort auf Leipzigs Winnfeld-Auen:
Kommt der Frühling von der Höh,
Seine Schollen wieder thauen.

Neu erstebt die grüne Saat:
Sommer sammelt ein die Garben;
Aber Keiner denkt der That,
Die das Feld erkauft mit Narben.
Daß dort Blut der Väter rann,
Wo das Brod den Söhnen keimet:
Ach wann bricht der Morgen an,
Den die Helden dort geträumet? —

2) Armins Sage, von Kuno Graf zu Rantzau-Breitenburg. Heidelberg, in Commission bei Schwan und Götz in Mannheim, 1839.

Ein Gedicht, das als „ein Beitrag zu Armins Denkmal" mitgetheilt wird und durch dieses Denkmal veranlaßt worden ist. Die vaterländische Begeisterung, die sich darin ausspricht, ist um so ehrenwerther, je seltner sie in unsrer Poesie geworden ist. Doch hat der Dichter so wenig wie alle seine frühern Vorgänger (Schönaich, Klopstock, Fouqué ꝛc.) die Schwierigkeiten überwinden können, die in der Unsicherheit des Costüms jener Zeit liegen. Was Tacitus uns von Armin meldet, läßt der ausmalenden Phantasie der Dichter noch einen großen Spielraum, und mit Recht hat man, um nicht in bodenlose Willkühr zu verfallen, die nordische Götterlehre, die der damaligen deutschen (wie Grimms Forschungen dargethan haben) gewiß nahe verwandt war, in die poetischen Darstellungen der varianischen Niederlage und des deutschen Freiheitskampfes unter Armin verflochten. Allein es bleibt immer etwas Fremdartiges und Unzusammenhängendes in solchen Darstellungen, und wir werden davon niemals so gemüthlich angesprochen, als z. B. von den Nibelungen, deren Stoff weniger patriotisches Interesse darbietet, deren echt heimathliche Form aber unmittelbar zum Herzen spricht.

Sprichwörter.

1) Abraham'sches Parömiakon von Wander. Breslau, Kohn, 1838.

2) Sprichwörtergarten von demselben. Daselbst, 1838.

Die erste Sammlung enthält eine ungeheure Menge Sprichwörter, Sentenzen, Phrasen und Witze aus den Werken des berühmten Pater Abraham a Santa Clara, die zweite etwa 500 andere Sprichwörter, die der Verfasser commentirt hat. Einige darunter scheinen uns zu gesucht, zu wenig volksthümlich. Im Ganzen aber sind der Jugend solche Sammlungen, die den Verstand schärfen und im Gedächtniß bleiben, nützlicher als fade Erzählungen und Moralien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. Juli 1839.

Seelenlehre.

3) Der Somnambulismus. Von Prof. Fr. Fischer in Basel. Erster Band. Basel, Schweighauser, 1839.

Herr Professor Fischer sucht den Somnambulismus und die verwandten Erscheinungen alles Wunderbaren zu entkleiden. Er entschuldigt sich, daß er überhaupt von einem so vagen Gegenstande spreche. „Ich muß nämlich gestehen, daß von all den aufgezählten somnambülen Erscheinungen keine einzige als unzweifelhaftes Faktum allgemein anerkannt ist; daß der Glaube an die Wirklichkeit des Somnambulismus, als eines von dem Tagwachen verschiedenen Erwachens innerhalb des Schlafes, gar nicht sehr weit verbreitet ist; daß im Gegentheile mit der Zunahme und Steigerung der diesem Zustande nachgerühmten Wunder die Zahl der Gläubigen sich immer mehr vermindert hat. Es ist dahin gekommen, daß der Somnambulismus für die Mehrzahl der Urtheilsfähigen, wo nicht ein Gegenstand des Spottes, doch ein so zweifelhaftes Problem geworden ist, daß sie ihn gänzlich dahin gestellt seyn lassen. Das Bedenklichste ist jedoch, daß gerade die Gelehrten, welche am ehesten befähigt, wie am dringendsten aufgefordert wären, sich mit der interessanten und vielversprechenden Erscheinung zu befassen, die Naturforscher sich fast ohne Ausnahme mit entschiedenem Unglauben, ja mit einer Art Schaam von der discreditirten Erscheinung zurückziehen. Selbst bitteren Haß und feindselige Verfolgung hat der Magnetismus von Seiten der Naturforscher, namentlich aber von Seite der Aerzte, die nun überhaupt sehr eifersüchtig über den Privilegien ihrer dubiösen Kunst wachen, aufs mannichfachste und beharrlichste erfahren. Die bitterste und zernichtendste Verfolgung ist wohl die, daß noch bis auf den heutigen Tag an keiner öffentlichen Krankenanstalt die Errichtung einer magnetischen Abtheilung ist gestattet worden; was immerhin das sicherste und entscheidendste Mittel gewesen wäre, der Wahrheit oder Falschheit der Sache auf den Grund zu kommen." Gleichwohl glaubt sich der Herr Professor des mißhandelten Somnambulismus annehmen zu müssen, indem er ihn erklärt.

Bei dieser Erklärung will es uns nun freilich bedünken, als ob seine Protection der Sache nicht ganz frei von einem kleinen Mißverständniß sey, etwa wie wenn er einen Goldklumpen, den ein Anderer als nutzlose Scholle liegen gelassen, sorgsam aufheben und als Messing verkaufen wollte. Er legt wohl dem Magnetismus einen zu geringen Werth bei. Wenigstens geht dies aus dem vorliegenden ersten Bande schon hervor, obgleich er darin nur vom natürlichen Magnetismus handelt. Er dehnt, wie es uns scheint, das Gebiet der subjectiven krankhaften Phantasie zu weit aus und schränkt das der feinen, ungewöhnlich, ja wunderbar gesteigerten, auf die Objecte gerichteten Wahrnehmung zu eng ein. Unstreitig fließen beide Gebiete in einander, doch kommt es eben darauf an, beide zu sondern, und die so höchst lehrreiche und bedeutungsvolle Wahrnehmung von den wilden Phantasien auszuscheiden, und dem, was in diesen Phantasien unwillkührlich ist, auf den Grund zu kommen; denn so ähnlich sich auch Traum, Verrücktheit und Visionen sind, so muß man darin doch das unläugbar Prophetische und Symbolische von dem Zufälligen und Spielenden unterscheiden. Herr Fischer nun scheint uns dem letztern zu viel Raum zugestanden zu haben. Indem er die Vorspiegelungen charakterisirt, nennt er sie zwar unwillkührlich, macht sie aber doch nur zum Spielzeug einer uns unwillkührlich beherrschenden Willkühr, und dies scheint uns unrichtig. Was uns unwillkührlich begegnet, dürfte doch wohl das Werk nicht irgend einer Willkühr, sondern einer tief ins menschliche Leben eingreifenden Absichtlichkeit und Gesetzmäßigkeit seyn.

Warum der Visionär gerade das, und nichts Anderes sieht, darauf scheint doch mehr anzukommen, als Herr Fischer zugestehen will.

Er bemerkt: „Die Gestalten der Tagvision treten sichtbar vor das Auge und stellen sich vermöge ihrer vollkommenen Zeichnung, festen Gestaltung und ihres lebhaften Colorits als Wirklichkeiten mitten unter die mit wachen Augen gesehenen Gegenstände. Hierher gehören Geister- und Gespenstererscheinungen, welche nicht auf muthwilligem, boshaftem Spucke beruhen oder von der bloßen Angst vorgespiegelt und von der abergläubigen Täuschung aus ganz natürlichen Erscheinungen und Gegenständen gebildet sind. Die gleiche, plastische Gewalt der in das wache Leben hereinbrechenden somnambülen Phantasie, welche diese Traumgestalten sichtbar zum Auge herausstellt, kann sie auch andern Sinnen als täuschende Wirklichkeit vorspiegeln. Am wenigsten noch läßt sich der an feste Wirklichkeiten gewöhnte Tastsinn betrügen; wiewohl auch er nicht sicher ist, wenigstens vor augenblicklicher Illusion. Ungleich häufiger täuscht sich das Ohr, indem die Rede oder das Geräusch der Traumgestalt zum offenen, wachen Ohr heraus gehört wird. Besonders täuschend sind diese Tagesvisionen, wenn man an ihnen als Träumen erwacht und den Alp, der auf der Brust gelastet, noch im Entweichen sieht und fast ergriffen hätte; wenn die Erscheinung, die dem Bette sich genähert, sich beängstigend über den Schläfer gebeugt, ihm das Bett weggezogen und dergleichen noch vor dem erschrocken geöffneten Auge steht, aber entweicht, so wie man sie anruft, oder nach ihr greift; wenn der Geisterton eines unheimlichen Besuches, über den man vor Schreck erwacht, noch in dem Ohr verklingt u. s. f. — Zu diesen ins Tagwachen hereingreifenden somnambülen Visionen gehören all die sogenannten Hallucinationen oder unwillkührlichen Sinnvorspiegelungen, die so häufig den Anfang der Verrücktheit bilden und so die Aehnlichkeit der fixen Ideen der Verrückten mit den somnambülen Traumgestalten als faktische Uebergänge beweisen. — Ganz ähnlicher Art sind die Fieberphantasien, denn auch sie sind Truggestalten, aus demselben, nur durch andere Krankheitsursachen gelösten, Grunde ins wache Leben heraufgestiegen." — Jenachdem der Kranke von Furcht gepeinigt oder von Entzücken berauscht ist, gestaltet sich seine kranke Phantasie, meint Herr Fischer, andere Visionen: „Den gleichen Einfluß, wie die Gespensterfurcht, hat die religiöse Exaltation auf die Entbindung und Gestaltung, weniger auf die Fixirung, der Tagesvision; die, so wie sie die schauerliche, gespensterhafte Fratze ablegt und sich mit übernatürlicher höherer himmlischer Glorie umgibt, Vision im eigentlichen Sinne heißt. Diese Verwandlung rührt gänzlich von dem verschiedenen Motive und Gefühle her, welches bei der Entbindung des somnambülen Bilderspiels mitgewirkt: die Gespensterfurcht reflektirt sich in schauerlichen Zerrbildern, die religiöse Begeisterung, die schwärmerische Ueberspannung in hohen und glänzenden himmlischen Gestalten. Die religiöse Vision wechselt leichter in ihren Gestalten, weil sie dieselben ruhiger betrachtet. Unter die Visionen gehören die Genien, die Schutzgeister, die Dämonen im alten klassischen Sinne, von welchen begeisterte, ins Ueberirdische versenkte, mystisch überreizte Männer zu allen Zeiten sich begleitet glaubten, Besuche empfingen und Offenbarungen und Eingebungen erhielten."

4) Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens. Mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin von Prevorst. 9te bis 11te Sammlung. Stuttgart, Brodhag. 12te Sammlung. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1839.

Bereits sind zwölf Bändchen dieses Werkes erschienen, das die Bestimmung hat, Materialien zur Geschichte des Somnambulismus, des Geisterwesens ꝛc. zu sammeln, und ältere und neuere Theorien der Geisterlehre mitzutheilen. Die Ansichten der Gegner werden bekämpft vom Herausgeber Dr. Justinus Kerner in Weinsberg, von Eschenmayer, von Herrn von Meyer in Frankfurt, von Franz Baader in München, von Dr. Raidt. Neue Thatsachen, oder auch ältere, die bisher wenig bekannt worden sind, Geistererscheinungen, bedeutungsvolle Träume, Ahnungen, wunderbare Erfahrungen am Krankenbette der Somnambülen ꝛc. werden von den verschiedensten Seiten her mitgetheilt. Man findet darunter viele anziehende Geschichten, wie sie auch die Ungläubigen in der Regel mit Vergnügen lesen, weil das Wunderbare und Unbegreifliche, abgesehen von allem Sträuben des Verstandes, das Gemüth auf poetische Weise ergreift.

Wir wollen hier einige solcher Geschichtchen ausheben: Einem Herrn Thornton träumte in einer Nacht zweimal, sein Gärtner ermorde die Köchin. Durch die Wiederholung des Traums aufgeschreckt, eilt er mit dem Nachtlicht hinunter, um nach der Stelle zu gehen, wo er die That im Traum gesehen hatte. Es war vier Uhr, Mondschein und kalt. Als er den kürzesten Weg in den Garten durch die Küche will, findet er hier die Köchin weiß angezogen, wie sie die Haube aufsetzt und den Mantel anthut, als wenn sie verreisen wollte. Auf seine Frage entdeckte sie ihm, sie sey im Begriff, sich mit dem Gärtner trauen zu lassen, der am Ende des Gartens mit einem Pferd und Wagen halte, um sie in einem benachbarten Dorf zur Kirche zu führen. Thornton

sagte, er habe wohl gegen die Heirath nichts einzuwenden, finde aber die Verheimlichung unrecht, und sie solle nur einige Augenblicke warten bis er wieder komme, indem er vorher mit dem Gärtner sprechen wolle. Als er an den von ihr bezeichneten Ort kam, war weder der Gärtner noch Pferd und Wagen da. Er ging weiter nach dem Platz, den ihm der Traum gezeigt hatte; und hier arbeitet ein Mann, ihm den Rücken kehrend, sehr eilfertig an einer Grube, etwa sechs Fuß lang und vierthalb Fuß tief und breit, ganz nach Art eines Grabes. Thornton nähert sich leise und ergreift den Menschen plötzlich und heftig bei der Schulter. Der Gärtner blickt nach seinem Herrn um, zittert und fällt in Ohnmacht. Man denke das Uebrige hinzu.

Ein Herr Weston, von Old-Swinford in Worcestershire, ging im Sommer 1759 eines Abends in den schönen Park des Lord Lyttleton zu Hagley (in Thomsons Jahrszeiten als das brittische Tempe bezeichnet) spazieren, als ihn ein Regenschauer überfiel, und er nach einer Grotte lief, wo er sich unter eine breite Eiche stellte, in deren Schatten verschiedenes Vieh weidete. Er stand kaum zehn Minuten hier, als er die Gestalt eines Mannes dicht dabei über den Bach kommen sah. Da er ihn für einen armen Bauer hielt, welcher lange für ihn gearbeitet hatte, so rief er ihn beim Namen, bekam aber keine Antwort, und da die Erscheinung schnell verschwand, so wurde er sehr bestürzt. Des Gewitters ungeachtet, verließ Herr Weston seinen Zufluchtsort, und ging um einen aufsteigenden Hügel herum, bemüht, die Gestalt, welche sich ihm gezeigt hatte, zu entdecken. Das blieb zwar ohne den gewünschten Erfolg, aber es hatte einen weit heilsameren; denn eben als er den Gipfel eines Hügels erstiegen hatte, der auf seinem Rückweg zur Grotte lag, schoß ein fürchterlicher Blitzstrahl gegen die ehrwürdige Eiche, zersplitterte sie und tödtete zwei Stück Vieh unter ihren Aesten. Bei seiner Rückkunft nach Swinford fand Herr Weston, daß so eben der Tod des Arbeitsmanns in der Nachbarschaft angesagt war. Er erzählte sogleich die Begebenheit weiter, ließ den Leichnam auf seine Kosten anständig begraben, und trug zum Unterhalt der Wittwe bei.

Sir Evan, Unterstaatssekretair unter dem Ministerium Pitt, konnte in einer Nacht durchaus nicht einschlafen. Er verspürte nicht das geringste Unwohlseyn, er hatte vor dem Schlafengehen nichts gegessen, er trug sich auch mit keiner Sorge, mit keinem aufregenden Gedanken, woraus Schlaflosigkeit sich hätte erklären lassen. So lag er von 11 Uhr Nachts bis 2 Uhr Morgens und schloß kein Auge; der Tag begann zu dämmern, und der vergeblichen Versuche zum Einschlafen müde, raffte Sir Evan sich auf und ging hinunter in den Regents-Park, um sich durch einen Spaziergang in der Kühle vielleicht noch einige Stunden Morgenschlaf zu verschaffen. Der Park war leer, und Sir Evan sah auf seinem Wege nichts Lebendiges außer den Schildwachen, die gähnten oder schliefen. Im Auf- und Niedergehen kam er mehrmals an dem Amts-Gebäude des Home Office vorüber und hatte den Einfall, durch eine Seitenthüre, deren Schlüssel er beständig bei sich trug, hineinzugehen. Eine Absicht verband er damit gar nicht; es geschah lediglich, weil er sonst nichts anzufangen wußte. In einem Expeditionszimmer lag das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte; er tritt hinzu und schlägt es auf, ganz mechanisch, ohne etwas darin suchen zu wollen. Das Erste, was ihm in die Augen fällt, ist in der Rubrik „Eingegangen“ Folgendes: „Begnadigung für die zum Tod verurtheilten Falschmünzer, nach York zu expediren.“ Zu seiner größten Bestürzung fällt ihm ein, daß der Befehl, den Begnadigungsbrief abzusenden, zwar bereits am vorigen Tage gegeben, daß aber der wirkliche Abgang noch nicht bescheinigt war. Die Hinrichtung war auf den frühen Morgen des nächstfolgenden Tages festgesetzt. In höchster Unruhe sucht er im Kopialbuch nach, ob die vermißte Bescheinigung sich vielleicht eingetragen fände; er überzeugt sich, daß sie fehlt. Unverzüglich eilt er nach Downing-Street in die Wohnung des Kanzlei-Direktors seines Ministeriums, weckt ihn auf — drei Uhr war bereits vorüber — und fragt. Der Direktor versichert, die Sache an den Kron-Kanzellisten überwiesen zu haben, der die Begnadigung nach York expedirt haben müsse. Aber die Bescheinigung fehlt. Die beiden Herren eilen, den weit entfernt wohnenden Kanzellisten aufzusuchen. Sie konnten keinen Fiacker finden, rannten mehr als sie gingen und kamen gerade in dem Augenblick vor des Kron-Beamten Thüre, als derselbe in seinen Wagen stieg, um auf sein Landgut hinauszufahren; er meinte, Alles abgemacht zu haben, und rechnete auf einen freien Tag. War er schon über den Besuch des Unterstaats-Sekretairs zu so ungewohnter Stunde verwundert, so erschrack er vollends, als er hörte, wovon die Rede war. „Hilf, Gott im Himmel!“ rief er und schlug sich vor die Stirn; ich habe den Befehl noch in meinem Pulte liegen.“ Er holte ihn sofort herbei, und Sir Evan bat sich vom Postamte den allerschnellsten und zuverlässigsten Expressen aus. Am folgenden Tage traf die Begnadigung zu York in dem Augenblick ein, da die Verurtheilten den Karren bestiegen, der sie zum Richtplatz führen sollte.

Deutsche Geschichte.

4) Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus. Zweiter Band. Lüneburg, Herold und Wahlstab, 1838.

Mit diesem Bande ist das in seiner Art vortreffliche Werk geschlossen. Die nicht wenig (durch die Theilungen) verwickelte Geschichte des welfischen Hauses ist hier zum ersten Mal recht klar und bei verhältnißmäßiger Kürze doch in sehr reichhaltiger Umständlichkeit erzählt. Der Kampf der Welfen mit den benachbarten Bisthümern und Reichsstädten, die Wirren der Reformation und des 30jährigen Krieges, die aus ziemlich tiefem Verfall unerwartet wiedergeborne Größe des welfischen Hauses, das Alles wird hier sehr lebendig, unpartheiisch, freimüthig und bei großer Genauigkeit doch mit Vermeidung aller ermüdenden Weitschweifigkeit berichtet.

Heinrichs des Löwen Verrath an Friedrich Barbarossa war hart bestraft, das alte Herzogthum Sachsen aufgelöst, das welfische Haus auf das kleine Braunschweig-Lüneburg beschränkt worden. Die Prinzen dieses Hauses theilten fort und fort und verwilderten im 14ten und 15ten Jahrhundert dergestalt, daß in der Geschichte wenig Rühmens von ihnen ist. Erst zur Zeit der Reformation kehrte mit dem Herzog Erich von Braunschweig das alte Ansehen des Hauses zurück. Doch sank es wieder, bis die Söhne des wetterwendischen Herzog Georg, der zur Zeit des 30jährigen Krieges fünfmal die Partei wechselte, durch wunderbare Glücksfälle das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, die Churwürde und endlich die Erbfolge in England erlangten. Unter diesen Söhnen, welche die welfischen Länder abermals getheilt hatten, war der jüngste, Ernst August, ohne Land, ohne Anwartschaft auf ein Erbe und heirathete Sophie, die Tochter des verjagten Böhmenkönigs Friedrich und der Elisabeth, Schwester des enthaupteten König Karl I. von England. „Wer hätte damals, sagt Havemann, als der länderlose Ernst August die Nichte eines auf dem Blutgerüst geopferten Königs, die Tochter eines geächteten Kurfürsten, die Base des im Ausland irrenden, von fremden Höfen nothdürftig unterstützten Karls II. wählte, in eben dieser Verbindung den Grund zur dereinstigen Erhebung der Welfen auf den Thron von England errathen können?“ Aber die Brüder Ernst Augusts starben und er allein beerbte alle und erwarb die Chur, sein Sohn Georg aber bestieg Englands Thron.

5) Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von Dr. H. Schreiber. Freiburg im Breisgau, 1839.

Ein Taschenbuch für Geschichte und Alterthümer des südwestlichen Deutschlands, wie es das Hormayr'sche für das südöstliche ist. Wie in diesem so werden auch in dem vorliegenden Taschenbuch neben größern historischen Abhandlungen kleine Miscellen und Notizen mitgetheilt, größtentheils Aufhellungen und Berichtigungen von bisher weniger genau gekannten Parthien unsrer vaterländischen Geschichte aus bisher unbenutzten Quellen. Jedes solche Unternehmen ist nicht nur für die Bewohner einer besondern Gegend, die es zunächst angeht, sondern auch für die allgemeine deutsche Geschichte von Interesse und muß mit Dank anerkannt und willkommen geheißen werden, denn nur aus dem Zufluß unzähliger getreuer und klarer Bächlein entsteht allmählig der volle Strom der deutschen Geschichte, die nicht nach allgemeinen Gesichtspunkten oberflächlich in der vermeintlich klassischen Manier, sondern ins Einzelne gehend mit deutschem Fleiß geschrieben und wie ein gothisches Kunstwerk ausgeführt seyn will.

Den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden eine interessante Abhandlung über den berühmten Stifter der Wiedertäufer im Schwarzwald, Balthasar Hubmaier (Fortsetzung folgt); eine Forschung über die Keltengräber am Oberrhein, ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs im Jahr 1525, nämlich die genaue Darstellung der Begebenheiten im Schwarzwald und Breisgau, denen man bisher weniger Aufmerksamkeit schenkte, als den Ereignissen im Würtembergischen, Würzburgischen, im Elsaß und in Thüringen. Die Belagerung der Stadt Freiburg durch die Bauern ist der Mittelpunkt des bunten Gemäldes. Dann folgen Miscellen, unter denen viel Pikantes ist, namentlich der Aberglaube im Alpthale, ein sehr brauchbarer Anhang zu Grimms deutscher Mythologie; eine ganz neue und umständliche Notiz über das zur Landplage gewordene Bettlerwesen im 15ten bis 17ten Jahrhundert; Sagen und Mährchen; biographische und lokale Notizen über einige schwäbische Minnesänger; merkwürdige Briefe aus der Zeit Karls des Kühnen und aus dem 30jährigen Kriege. Der Herausgeber stellt eine kritische Darstellung des letztern Kriegs, in Bezug auf die noch am wenigsten beleuchteten Begebenheiten in jenen Gegenden des Schwarzwalds und Oberrheins in Aussicht, wodurch er in der That eine Lücke ausfüllen und die vaterländische Geschichte um einige interessante Blätter bereichern würde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. Juli 1839.

Neue Reisen.

5) Reise nach dem Orient vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Kolonie Hallberg im Freisinger Moos. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1839.

Der berühmte Eremit von Gauting (Herr von Hallberg), einer der leidenschaftlichsten Reisenden, reist auch jetzt noch in seinem hohen Alter immer noch mit dem Muth und, wir möchten sagen, mit der Laune eines Jünglings durch die Welt. Denn, wenn er auch das Vorrecht der Jahre in Anspruch nimmt, Alles in der Welt eitel zu finden, so ist er dabei doch nichts weniger als ernst und finster, sondern faßt die „Dummheit der Welt“ mit jugendlicher Heiterkeit von der humoristischen Seite auf. Seine Reisebeschreibung ist daher voll Humor und streift sogar oft ans Frivole. Je weniger er sich aber genirt, um so origineller sind seine Schilderungen, und da er vom Orient spricht, über den in bestellten und bezahlten Zeitungsartikeln von England und Rußland aus so unermeßlich gelogen wird, thut es wahrhaft wohl, den Eremiten in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe durch alle Mystifikationen durchschlagen zu sehen.

Mancher Leser wird stutzig werden, wenn er zum ersten Male des Eremiten Art und Weise kennen lernt. Doch muß er sich dadurch nicht irre machen lassen. So derb seine Manier ist, sagt er doch darin sehr viel Wahres und in der scheinbaren Härte verbirgt sich viel Gutmüthigkeit. Kräftigen Alten ist häufig diese Manier eigen und sie hat nichts Verletzendes. Hier einige Proben seines originellen Styles. Es ist von den Ungarn die Rede: „Mit Hochherzigkeit hört man das Wort Vaterland aussprechen, und der Mensch, welcher sich selbst den Dummkopf wählt, wovon er beherrscht seyn will, ist doch ein ganz anderer Kerl, als die Zwerggeburten, denen man jeden Tölpel auf die Nase setzt. — Die katholischen Geistlichen gehen hier zum Nachtheil der Religion wie die wahren Windbeutel umher; in Seide und den feinsten Tüchern nach der Mode zugestutzt sieht man sie überall auf den Spaziergängen, wo die schönen Mädchen Lust und Freude athmen. Die Religion fällt durch ihre Priester, wie der Staat durch seine schlechten Beamten; sie tragen allein die Schuld der Weltunordnung, welche man den dummen Demagogen aufbürdet.“ So gestaltet sich dem Verfasser durchweg Alles zur Dummheit, was die Menschen wünschen und erstreben, wie das, woran sie festhalten. Im Uebrigen sagt der Eremit sehr viel Gutes von den Ungarn und noch mehr von den Ungarinnen.

Die Schilderungen des Verfassers, die halb- und ganz orientalischen Genrebilder sind sehr anziehend. „Da kommt eine walachische Herrschaft von Bukarest in meinem Gasthofe zur Krone an, dem besten in Kronstadt und dem schlechtesten in der Welt. Dieser Gasthof ohne schließende Thür und Fenster sieht aus, als wenn ein Vorposten-Piket Jahre lang darin gehaust hätte. Diese Herrschaft mit mehreren Herrn und Damen reist nach Arapatak, vier Stunden von hier, ins Bad, man glaubt den Vortrab des jüdischen Kriegszugs nach dem gelobten Lande unter dem General Moses zu sehen. Zwei große mit Matten bedeckte Lastwagen sind voller Menschen, die Herrschaften im schmutzigsten Anzuge mit schlampigten, besudelten, zerrissenen Kleidern, eine Menge Dienerschaft, Kammerjungfern ohne Strümpfe mit bloßen Füßen, alles schmutzig und besudelt, dann Köche, Bediente, Türken und Walachen, Alle mit zerrissenen besudelten Kleidern, halb nackt, dann Betten und sonstige Hausmobilien, von Alter zerstört und zerbrochen bis zu einem alten Trog, worin man Brod zum Backen anmacht. Enten, Gänse, Hühner, Hähne, Hasen und Lämmer machen die Hofmusik der gnädigen Herrschaft: Alles wird ausgepackt und die Zimmer gleichen einem Trödelmarkt des schlechtesten Plunders, es wird gekocht, gegessen und geschlafen,

bis endlich die Herrschaft, französisch gekleidet, im Putz hervorkommt, um sich in den Straßen sehen zu lassen. Vor den Zimmern liegen die Matten, welche die Wagen bedeckten, worauf die Dienerschaft umherliegt, und wenn die Herrschaft sie nicht braucht, Tag und Nacht schläft. Sie glauben durch diese zahlreiche Dienerschaft, die einer Heerde Bettler gleicht, ihre Größe, ihren Adel und ihren Reichthum anzuzeigen, während sie vielmehr eine große Last und das wahre Bild der Wildheit und Unordnung ist."

Der Eremit speiste beim Hospodar in Bukarest zu Mittag. Ueber die Einrichtungen in der Wallachei ist er übel zu sprechen, schiebt aber die Schuld auf Rußland: „Die Verwaltungsverordnungen sind durch Widersprüche aller Art von den Behörden selbst so verworren, daß der Hospodar mit dem besten Willen nicht helfen kann, indem die Politik Rußlands Alles nach ihren Absichten leitet." Seine Abreise bietet wieder ein anziehendes Bild: „Nachdem mein Paß noch einmal von einem Schreiber mit einer Dummkopfsphysiognomie gehörig nach allen Seiten betrachtet worden war, schrieb er in mehreren Linien darauf, daß er ihn gesehen und daß ich nun weiter reisen könne. Die armen civilisirten Bojaren hatten das von dem rebellirenden Frankreich in den Zeitungen gelesen, und glaubten nun, wie die deutschen Affen, das wahre Mittel zur Landessicherheit in einem solchen Papier gefunden zu haben. Nachdem also der Tölpel die Erlaubniß zu reisen ertheilt, erhielt ich eine Podroschne, welche den Posthaltern befiehlt, mir vier Pferde mit einem Postkarren zu geben, wofür ich auf zwölf Posten nur drei Dukaten bezahlte und nun frei bis Krajowa reisen konnte. Es ist eine schöne Einrichtung, gleich das Postgeld für die ganze Reise bezahlen zu können, welche in allen Ländern Nachahmung verdiente. Die verschiedenen Posthalter bringen meinen Namen in ein Buch und die Podroschne wird auf der letzten Post zur Berechnung abgegeben. Der Postkarren ist fünf Fuß lang, mit keinem Eisen beschlagen, wie alle Wagen in diesem Lande ganz ohne Eisen sind; man fährt im stärksten Lauf der Pferde, die nichts zu ziehen haben, Alles im wildesten Zustand, über Brücken, wo Balken fehlen, andere, welche den Einsturz drohen, durch Koth, über Felder und Wiesen, durch Löcher, über Knüppelwege, wo die Stöße nicht auszuhalten sind. Weil die Postillone auf dem Pferde nichts davon fühlen, so jagen sie immer fort und man muß ihnen Geld versprechen, um nur langsam zu fahren. Sie hören gewöhnlich das Rufen des Reisenden nicht, weil sie zu Pferde in einem fort ein großes Geschrei und Gebrüll machen. Durch mehrere Flüsse wurde geschwommen, und der Altfluß war durch den vielen Regen so hoch, daß mir noch ein Kahn zu Hülfe kam, da der Postillon mit den Pferden ertrunken ist. Man sagt mir, daß jährlich viele Menschen und Vieh ersaufen, welches aber gleichgültig ist, wenn nur der Paß visirt ist." In Krajowa fiel eine abscheuliche Scene vor: „Eine Bojarin hatte unter ihrem übrigen Vieh auch mehrere Zigeuner, worunter ein sehr schönes Mädchen von fünfzehn Jahren war, welche sie einem bekannten lüderlichen Menschen für zwei Dukaten verkauft hatte. Das Mädchen sollte eben abgeführt werden, als ich an der erbärmlichen Hütte vorbeiging, wo ich ein heftiges Weinen hörte. Ich frug nach der Ursache, die man mir, wie ich schon gesagt, erzählte. Die Eltern, Brüder und Schwestern weinten alle, sie aber wurde aus den Armen ihrer Mutter losgerissen und fortgeschleppt. Ich ging zum Barbaren, um sie ihm abzukaufen, allein er war reich und lachte über die fünfzig Dukaten, welche ich ihm bot, um ihr die Freiheit zu geben; er habe sie zu seinem Vergnügen gekauft, und wenn sie sich nicht gutwillig seinem Willen fügen wollte, so würde er sie so lang prügeln lassen, bis sie einwillige. Wenn ich übrigens Zigeuner kaufen wollte, so besitze er fünfhundert Stück, unter denen es auch sehr schöne Mädchen gebe, die sich nicht sträuben würden, da sie ihm alle zum Dienst gewesen. In diese sey er verliebt und gebe sie um keinen Preis. Ich ging zum Gouverneur und sprach überall davon mit der größten Entrüstung, allein sie lachten über meine Dummheit: „die Zigeuner sind unser Eigenthum, wir können damit machen, was wir wollen." Ich hatte in Bukarest mehrere Bettler ohne Hände gesehen, und hörte nun, daß ihre Herren sie ihnen hätten abhauen lassen. Einer von ihnen erzählte mir, daß sein Vater den Bojaren, der ihm die Hände hätte abhauen lassen, erdrosselt habe, dafür aber hingerichtet worden sey. Die Bojaren lassen oft die Kinder der Zigeuner kommen und zur Unterhaltung durch ihre Kinder peitschen. Diese Kindererziehung soll sehr alltäglich seyn, die Eltern morden und verstümmeln nach Wohlgefallen, die Kinder müssen frühzeitig daran gewöhnt werden und auch ihr Vergnügen haben. Man rechnet in der Walachei vierzigtausend Zigeuner, alle schlimmer wie das Vieh behandelt."

In Serbien fand der Eremit alles anders, als es gewöhnlich geschildert wird. Er wirft den deutschen Enthusiasten vor, sie hätten dem Fürsten Milosch die übertriebensten Schmeicheleien gemacht, ihn einen aufgeklärten Fürsten genannt, da er doch nur ein Barbar sey, und die neue Cultur des Landes, Straßenbau, öffentliche Anstalten ꝛc. gepriesen, die nirgends vorhanden seyen. Herr von Hallberg sagt voraus, was unterdeß wirklich eingetroffen ist: „Die Serbier sind mit ihrem jetzigen Fürsten Milosch, der sie mehr wie die Türken

drückt, so unzufrieden, daß eine neue Revolte kaum ausbleiben wird.“ Da die Zeitungen die Unruhen in Serbien, welche die Entsagung des Fürsten zur Folge hatten, vermeldet haben, ist es von Interesse zu lesen, was der Eremit von Ganting über ihn sagt: „Milosch regiert wie das Scheidewasser das Eisen, er hat die Abgaben mehr wie verdoppelt, Gesetze, sagt er, seyen nicht nöthig, sein Wille sey das Gesetz, welchen er nicht unter das Geschreibsel auf einem Papier beugen wolle. Er kann weder lesen noch schreiben, und gleicht ganz einem Schweinhändler, auch hat er sich das Monopol des ganzen Handels zugeeignet. Den Anführer der Serbier gegen die Türken Kara Georg oder Czerny Georg ließ er umbringen, als dieser aus Rußland, wo er Hülfe gesucht hatte, zurückkam, er nahm ihm alle seine gestohlenen Schätze und bahnte sich durch diese den Weg zur Regierung. Seine Frau und zwei Söhne wohnen in Belgrad, er mit einer in Konstantinopel gekauften Sklavin in Kragcüevatz. Wenn er Schweine sieht, so lauft er ihnen nach, und ruft sie, wie die Schweintreiber thun, zusammen. Er läßt die Menschen prügeln oder prügelt sie selbsten, und behauptet, daß alle Besitzungen in Serbien sein Eigenthum seyen, und kein Serbier Eigenthum besitzen könne. Er nimmt es, seyen es Grundstücke oder Häuser, ohne alle Bezahlung weg, wenn ihm etwas gefällt, wie noch vor Kurzem das Haus eines Doktors, welches derselbe bei Belgrad erbaut hatte. Der Arzt mußte ausziehen, mit einer geringen Summe, welche ihm Milosch aus Gnade geben ließ, sich befriedigen, und Milosch belustigte sich auf einige Tage in dem schönen Haus. So könnte man von ihm eine lange Geschichte seiner Willkühr und Laster schreiben, und muß sich wundern, daß Rußland ihn mit Orden überhängte und ihn zum Erbfürsten machte, wozu der Sultan ja sagen mußte: dafür schimpft er jetzt über Rußland.“ Inwiefern die Feindschaft, in welche Milosch mit Rußland gekommen, zu seiner Entsetzung beigetragen haben könnte, wird nicht angedeutet.

Indem der Verfasser nach Konstantinopel reist, macht er über das türkische Reich die Bemerkung: „Der größte Theil des Landes liegt öde. Die Deutschen gehen nach Amerika und ein zweites Europa liegt verwüstet in diesen Ländern, wo die Bevölkerung von ganz Europa sich verdoppeln könnte. Allein die Regierungsleute denken nur an ihre Gehalte.“ Gelegentlich streut der Verfasser noch mehr Bemerkungen über Deutschland ein, die alle von seinem richtigen Gefühl zeugen: „Die Griechen in ewigen Kriegen unter sich konnten nie eine Nationalgröße erreichen, so wenig wie die Deutschen und Italiener, welche die Farbe aller Länder annehmen, und immer unter sich die größten Feinde sind, die Engländer und Franzosen tragen ihre Nationalität in der ganzen Welt, weil sie ein Volk bilden, das sich nur unter sich um Ideen, aber nie um Losreißung von Ländern schlug. Die Deutschen rühmen sich des siebenjährigen Krieges, weil Preußen ein Land haben wollte, anstatt sich zu vereinigen und die schimpflich von Deutschland abgerissenen Länder zurück zu nehmen, wovon man einige im letzten Krieg mit einem Federzug zurück haben konnte; aber man ließ sie lieber an Frankreich, weil der Neid nicht zuließ, sie unter sich zu vertheilen, und die Diplomaten behaupteten, Frankreich müsse groß bleiben, um uns nicht mehr zu schaden, welches dann in Bälde an der Abreißung von Brabant sich beurkundete.“

Wir übergehen hier die lebendigen Schilderungen, die der Verfasser von Konstantinopel und Smyrna entwirft, weil sie doch nur mehr oder weniger Bekanntes enthalten. Seine Urtheile über Griechenland sind wieder sehr originell, in seiner Weise derb und unumwunden. Daß er der Diplomatie bei diesem Anlaß nicht schmeichelt, läßt sich denken. Ueber Aegypten spricht er sehr ausführlich und ob er gleich das Elend dieses Landes nicht mißkennt, so fühlt er sich doch von der Größe Mehemet Alis überwunden und bringt diesem Fürsten Huldigungen dar, die um so aufrichtiger gemeint scheinen, je absichtlicher der Verfasser in allen andern Fällen der hohen und höchsten Welt gegenüber seine Unabhängigkeit darzuthun sucht. Die Wunder Aegyptens machten keinen großen Eindruck auf ihn. An den Pyramiden interessirte ihn eine Birne, die ein Franzose darauf gemalt hatte, um auch an diesem wenig passenden Orte seinen Haß gegen Ludwig Philipp kund zu geben, und ein Champagnergelag, indem er als siebzigjähriger Greis mit einem jungen Engländer um 24 Flaschen gewettet hatte, er werde die Pyramide ersteigen, und sogar noch vor dem Engländer oben ankam. Von den Pyramiden selbst aber sagt er nur: „Ich habe die Pyramiden gesehen, erstiegen und bin im Innern herumgekrochen, sie sind das Gedächtnißbild der Dummheit der Zeit, uns zur Warnung errichtet, die Völker klüger zu regieren, was übrigens wohl nicht geschehen wird.“ So sagt er auch weiter von seiner Reise nach Oberägypten: „Das Langweiligste, was sich in der Welt denken läßt, ist eine Fahrt auf dem Nil zu den hochberühmten Alterthümern. Von Cairo aufwärts bis zu den sogenannten Katarakten ist gar keine Abwechslung, die Schiffe sind die schlechtesten, die es nur geben kann, schmutzig, voll Ungeziefer aller Art &c.“ Selbst die alten Tempelruinen machten keinen Eindruck auf den Verfasser, und auch von ihnen spricht er nur als von Narrheiten, nutzlosen Monumenten mit allerlei Darstellungen aus einem Maskeradenleben &c. „Morgen reise ich ab, Aegypten ist nicht werth, bereist zu werden,

und alle seine Monumente sind nichts, als der Triumph der Narrheit, aber ich habe Mehemed Ali gesehen und den größten Mann der Welt gesprochen, der in vielen Jahrhunderten nicht Seinesgleichen gehabt hat. Gott gebe ihm Glück, Segen und langes Leben. Amen."

Unter andern bemerkt der Eremit: „Man zeigte mir als eine Merkwürdigkeit die Moschee, in der Bonaparte die mahomedanische Religion angenommen hat, und der Thürhüter, welcher mich umherführte, zeigte mir die Stelle, wo nach seiner Versicherung, die Operation vorgenommen worden war. So wenig kannte Bonaparte die Türken, daß er glaubte, sich dadurch Anhänger verschaffen zu können, sie sehen den Christen als unrein an, verachten aber den Renegaten. Der Christ darf nicht in die Stadt Mekka, und da sich vor Kurzem einer in Begleitung eines Türken eingeschlichen hatte und entdeckt wurde, konnte der Türke ihn nur dadurch retten, daß er dem wüthenden Volk sagte, sie möchten ihn ansehen wie einen Hund und zur Stadt hinausjagen. Die Juden sind noch mehr von ihnen verachtet: wenn ein Jude die mahomedanische Religion annehmen will, so muß er zuvor Christ werden. Ein Europäer im Dienste eines reichen Türken hatte die Religion des Propheten angenommen und erzählte ihm dieses, der Türke sagte: ich freue mich darüber sehr. Da du jetzt keinen Wein mehr trinken darfst, so erhältst du monatlich dreißig Gulden weniger als zuvor, und gab den Befehl, auf diesen Meineidigen streng Obacht zu geben, weil er auch ihn betrügen könnte."

Der Eremit reiste über Malta und Italien zurück. Seine Schilderungen von Malta, Syrakus, Palermo ꝛc. bieten noch viel Anziehendes dar. Er hat schon früher eine Reise durch Italien beschrieben, die etwa vor zehn Jahren gedruckt wurde. Allein er war noch viel früher in Italien, er hat noch den großen Ausbruch des Vesuv im Jahr 1794 gesehen. In Rom ließ sich der langbärtige Eremit Sr. Heiligkeit dem Papste vorstellen, freilich unter ganz andern Umständen, als wohl ehemals die Eremiten, die in den Wäldern lebten und ihrer Heiligkeit wegen nach Rom citirt wurden.

Die Reise des Freiherrn von Hallberg gehört zu den originellsten Produkten der deutschen Literatur und wenn auch der Geschmack desselben nicht jedem Leser zusagen dürfte, so muß man doch die jugendliche Kraft und noch mehr die schonungslose Wahrheitsliebe des Verfassers ehren und es wird Niemand reuen, dieses in so vieler Beziehung merkwürdige Buch zu lesen.

Alterthumskunde.

Paläologus. Kleine Schriften, meist antiquarischen Inhalts von H. Hase. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Hinrichs, 1837.

Kleine, aber äußerst fleißig ausgearbeitete Aufsätze über antike Längenmaaße, über Bruchrechnung bei den Alten, über Dressurpferde und Kunstreiterei bei den Alten (die, wie hier bewiesen wird, noch weit mehr leisteten als die Kunstreiter unsrer Tage): zur Geschichte des Weihrauchs; zur Geschichte der Arabesken. Der Verfasser unterscheidet die echt orientalische Arabeske, die bunteste Verschlingung von Linien (ohne Menschen- und Thierbilder, die den Muhamedanern verboten waren) von den antiken Randverzierungen, in denen ein mehr architektonisches Gesetz, namentlich die Symmetrie vorwaltet und in denen Menschen- und Thierbilder, Karrikaturen, Ungeheuer ꝛc. nach freiester Willkühr angebracht sind. Bekanntlich nennt man die letztere Gattung Grotesken, weil man sie zuerst in antiken Grotten entdeckte. In Bezug auf die neuern Arabesken bemerkt der Verfasser, daß sie zuweilen zu sehr berechnet seyen, und er macht darauf aufmerksam, daß ihr höchster Reiz in etwas Naivem, in einem gleichsam willenlosen Spiel der Phantasie, in etwas Traumhaftem liegen müsse. Dann folgt noch eine Abhandlung über den h. Lukas, dem die Ehre, der erste christliche Maler gewesen zu seyn und die Madonna nach dem Leben gemalt zu haben, abgesprochen wird. Ferner ein Aufsatz über die erste Obstkultur in Meißen, wofür dem h. Benno der späte Dank der Nachwelt dargebracht wird, jenem Benno, der ein warmer Anhänger Gregors VII. und Feind Kaiser Heinrichs IV., zugleich ein Apostel der nordischen Heiden, der Noah Thüringens, der Gründer der sächsischen Weinberge und Obstgärten und ein Förderer des Gesanges war. In einer kleinen Abhandlung über die Jungfrau von Orleans wird bewiesen, daß kein einziges bekanntes Bild derselben echt sey. Zum Schluß eine kleine Geschichte der Kuchenbäckerei, worin gezeigt wird, daß zur Heidenzeit die Gestalt der Kuchen sich nach Attributen der Götter richtete. — Alle diese Artikel sind für den Liebhaber sehr anziehend und besprechen Gegenstände, von denen so selten die Rede ist, daß man sie auf der übervollen Tafel unsrer Büchermessen als ein ausgesuchtes Confect ansehen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. Juli 1839.

Epische Dichtkunst.

1) Johann Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke in Einem Bande. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839. gr. 8.

Eine prächtige neue Ausgabe der Werke Pyrkers, der beiden großen epischen Gedichte Tunisias und Rudolf von Habsburg und der kleinen epischen Tableaux: Perlen der heiligen Vorzeit. Pyrker gehört zu den Dichtern, welche die klassischen Formen beibehalten haben und zeichnet sich unter denselben auf sehr vortheilhafte Weise aus. Seine Hexameter sind äußerst rein, klangvoll und fließend. Er hat ihnen in seinen „Perlen" dieselbe christliche Weihe zu geben gewußt, wie Klopstock, in der Tunisias und in Rudolf ist er dagegen mehr Tasso in homerischer Form. Sprache und Bilder sind homerisch, das Ganze aber ist in christlich ritterlichem, mit einem Wort in romantischem Geist gedacht. Die Tunisias gewährt einen großen Reichthum an Naturgemälden, weil der Dichter seinen Helden über das Meer in einen südlichen Welttheil führt. Wie prachtvoll diese Bilder sind, wie lebendig sie die Phantasie ergreifen und durch den seltnen Wohlklang des Verses zugleich das Ohr mit Musik erfüllen, davon hier einige Proben. Der Kaiser nähert sich mit seiner Flotte dem Gestade von Tunis:

Dort auf des Atlas Höh'n, des himmelanthürmenden Berges,
Lag Gewittergewölk', und sandt' in die finsteren Thäler
Röthliche Blitze herab. Nur leis' ummurrte der Donner
Noch in dem Schooß des Gährenden; doch, von dem brausenden Sturmwind
Näher gejagt, aufflog's am funkelnden Himmel, und hüllte
Plötzlich des Kaisers Wogenpfad in schreckliches Dunkel.
Früh' erkannten die Schiffer, vom Bord die perlenden Fluthen
Schauend: es nahe der Sturm. Sie zogen die dichtesten Segel
Auf an den Mittelmast, und ordneten sorglich die Tau' all'.
Doch nun brauste der Wind fern her: dem thürmenden Wall gleich,
Hob sich vor ihm die Fluth, und rauscht' auf die gleitenden Schiffe
Nieder, und dann aufwogten sie rings unendlich und furchtbar.
Jetzo in Wolkenhöh'n auf dem Saum der heulenden Wogen
Schwebten die Schiff', und jetzt, in des Meer's Abgründe geschleudert,
Deckte sie dunkler Fluthen Nacht, wie verloren auf immer.
Ueber das hohe Verdeck hinüber, herüber ergoß sich,
Schäumend, der Wogen Meng', und netzte die flatternden Wimpel.
Muhameds Aug' erglänzte vor Lust, nach den gährenden Blitzen
Schauend im Donnergewölk, das über den Schiffen der Christen
Grau'nvoll hing. Er winkte, voll Hast, den grimmigen Geistern
Attila's — winkte den Seinen zugleich: sie brausten im Eilflug
Näher, und, wie die Schar der schwarzbefiederten Raben,
Aufgeschreckt vom Knall todtschmetternder Büchse, vom Anger
Laut, mit Geschrei, sich erhebt, und immer in engeren Kreisen
Ueber des Schützen Haupt durchrauscht den sausenden Luftraum:
So durchstürmten auch hier die unzähligen Geister der Wolken
Gährenden Schooß, bis solcher in feindlicher Reibung entbrannt war.
Siehe, da zuckte der Blitz, und zerriß den finsteren Himmel
Schnell von Westen bis Osten hinauf! Dem rollenden Donner
Dröhnte die Welt umher, und Ströme des sausenden Regens
Peitschten, mit eh'rnem Geprassel, die Fluth. Fort krachte der Donner —
Krachte durch Sturmgeheul und Gebrüll der empörten Gewässer,
Endlos fort. Wie links und rechts die Schiffe sich beugten,
Hoben zum finstern Gewölk ringsher, entsetzlich zu schauen,

Flammende Wogengebirg' ihr Haupt: denn strahlender Blitzglanz,
Schwärze der Nacht, traf wechselnd das Aug' des erblindeten Volks hier!
Sieh', und allen umher auf dem Bord' erblaßten die Wangen
Jetzo vor Angst: sie harrten, verstummt, des nahen Verderbens;
Doch der edele Kaiser sah nach dem Grauen des Meersturms
In erhabener Ruhe hinaus: der hohen Verheißung
Tröstender Strahl erfüllte sein Herz, das niemals gebebt hat.
Bald entschwand im eilenden Flug das grause Gewitter.
Regen sauste nicht mehr; die Winde verstummten; der Donner
Wüthete nicht; nur fern' am Rand des wölbenden Himmels
Murrt' er dumpfer noch fort, wo flatternde Blitze zuweilen,
Kehrend, und fliehend zugleich, die dunkeln Gewässer erhellten.
Aber noch lange tobte das Meer, bis leise zu Hügeln
Schwanden die Wogengebirg', und die Hügel zu fluthenden Eb'nen. S. 56.

Hier ist Luft und Meer mit unnachahmlicher Treue gemalt und diese Schilderungen geben kaum den homerischen etwas nach an unmittelbarer Naturwahrheit und hinreißendem Wohllaut. Hier noch einige Schilderungen dieser Art:

Jetzt an dem Halbeiland, Karthago's verödeter Stätte,
Wogten die Schiffe vorbei: beklemmende Schauer erfüllten
Jegliche Brust, und Stille herrscht' am Bord und im Schiffsraum;
Eileten erst an dem Salzthurm hin: von der reichlichen Salzfluth
Also genannt, die im Schooß der thürmenden Mauer emporwallt,
Dann an dem Wasserthurm, deß' silbernfluthende Kühlung
Auch aus dem fernen Gefild' anlockt den dürstenden Wandrer.
Aber unzähliges Volk rann fort am Gestad', in der Rechten
Schwingend den Speer im Geschrei der wildauftobenden Kampflust,
Und schon sausten mit Donnergetös gewaltige Kugeln
Her von dem Strand; doch, so wie, im garbenbeladenen Wagen
Sitzend, die Schnitter fern' im Gebirg den strömenden Regen
Schauen, mit lächelndem Blick, da im heiteren Glanze der Sonne
Sie von dem Aehrenfeld heimführen den Segen des Sommers;
So, nur lächelnd, ersah'n die Schiffenden, wie die Geschosse
Harmlos sanken umher, von den schäumenden Wogen verschlungen.
Doch, im Schooße der Bucht, die aus felsumstarreter Mündung
Eint vor Tunis den See mit des Meeres Gewässern, erhob jetzt,
Schimmernd im Morgenroth, ihr Haupt die Veste Goletta.
Ein einhelliges Jauchzen erscholl von den Schiffen: die Krieger
Sehnten sich lange nach ihr, dem Ziel' unsterblicher Thaten.
S. 47.

Ferner die Schilderung der mittäglichen Gluth, unter der die deutschen Krieger im Lager schmachten:

Herrschend mit Allmacht saß die goldenstrahlende Sonne
Nun auf ihrem mittäglichen Thron, und schleuderte rastlos
Glühende Pfeil' auf Afrika's Sandgefilde herunter.
Nicht die befiederten Sänger der Luft, nicht das zahmere Hausthier,
Noch das Gewild, belebten die Welt; sie suchten des Hofsraums
Schatten, die Nacht der Höhl', und des säuselnden Waldes Umlaubung.
Auch der Städter zugleich, und der niedrigen Hütte Bewohner
Schlummerte sorglos jetzt in der Kühle der dunkelen Kammer.
Aber nicht weht' in des Lagers Raum erfreuende Kühlung,
Wo das luftige Zelt nicht schirmte den lechzenden Krieger
Gegen den glühenden Hauch des Tag's, und nirgend ein Bäumchen,
Nirgend ein Strauch ihm both die Zweige zum schattenden Obdach.
Schweranfathmend, und träg', umwandelten dort auf dem Walle,
Und den Graben entlang, die Wachen: des blanken Gewehrs Last,
Sonst dem Krieger ein Spiel, erschlafft' ihm den Arm und die Schulter.
Düster blickte sein Aug' aus den halbgeschlossenen Liedern
Hinter dem glühenden Helm hervor; in gewichtigen Tropfen
Rann ihm der Schweiß von der schmerzgefalteten Stirne herunter,
Und die schmachtende Zung' erstarrt' an dem trockenen Gaumen.
Auch die muthigen Ross' erschlaffte des heißeren Mittags
Glühender Hauch: sie beugten, und hoben ihr Haupt in die Luft auf,
Rastlos; suchten gedrängt im Kreis', des eigenen Schattens
Kühl', und stampften, und scheuchten, gequält, die lästigen Fliegen
Sich mit dem tönenden Schweif, von der Seit' und dem zuckenden Bauch fort;
Aber nur gieriger summten sie auf, und kehrten erboßter.
S. 81.

2) Der Cid. Nach spanischen Romanzen besungen durch J. G. von Herder. Illustrirt durch siebzig englische Holzschnitte. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838. gr. 8.

Die längst bekannte und hochgeschätzte Cidübersetzung von Herder, in einer Prachtausgabe nach der neubeliebten Weise mit trefflichen in den Text gedruckten Holzschnitten und Randverzierungen.

3) Homers Werke von Joh. Heinrich Voß. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Eine sehr niedliche und saubere Taschenausgabe der bekannten Homer-Uebersetzung von Voß. Der erste Theil enthält die Ilias, der zweite die Odyssee und jeder Theil bildet einen verhältnißmäßig kleinen Band, obgleich der Druck groß und vollkommen klar ist.

4) Homers Odyssee, in Stanzen übersetzt und erläutert für Schule und Haus von Dr. Rinne. Leipzig, Wunder, 1839. 8.

Obgleich der Uebersetzer sich mit dem Beispiel Schillers zu rechtfertigen sucht und in der Vorrede verschiedene Zeugnisse zu Gunsten einer Uebersetzung des Homer in Ottaverimen beibringt, so beweist doch gerade seine Uebersetzung, daß man den Homer nicht in Ottaverimen übersetzen sollte. Man höre nur den Anfang:

Den Mann, den schlauen, woll' uns, Muse, sagen,
Der, als er Troja's hehre Stadt zerstört,
Gar viel ward in der Irr' umhergeschlagen,
Viel Städte sah, der Menschen Sinn gehört;
Der auf dem Meer auch Schmerzen viel ertragen,
Damit er lebt, sammt Freunden heimwärts kehrt:
Doch ihnen konnt' er Rettung nicht erwerben,
Denn eigne Frevel mußten sie verderben.

5) Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld. Epische Skizze von Dr. Goßmann. Würzburg, 1838. Selbstverlag des Verfassers.

Geschichte und Apotheose des Kurfürsten Maximilian in Stanzen abgefaßt. Maximilian schürte die Flammen des 30jährigen Krieges, kämpfte in demselben mit erstaunlicher Ausdauer für die katholische Sache und überlebte ihn noch. Da er seine Heere nicht in Person befehligte und mehr in der politischen Combination leistete, wobei die Eifersucht gegen Oesterreich eine nicht geringere Bedeutung hatte, als der Religionskrieg gegen die Protestanten, so mangelt seinem historischen Charakter der poetische Zauber, und der ein höchst interessanter Gegenstand politischer Betrachtung ist, taugt doch nicht zum Helden eines Gedichts. Deßhalb hat der Verfasser auch, was dazu mangelt, durch übertriebenes Pathos ersetzen müssen.

6) Schill. Eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig von Wilhelm Meinhold. (Verspätet.) Pasewalk, Freyberg, 1839.

Ein Romanzencyklus, die Thaten und das Ende Schills darstellend. Der Dichter hat die tiefe Bedeutung dieses vaterländischen Helden erkannt, seine Thaten mit Liebe und patriotischem Feuer geschildert und das tragische Geschick, das ihn noch lange nach dem Tode verfolgt, in einem ergreifenden Gedicht dargestellt. Bekanntlich schnitten die Holländer zu Stralsund dem in rühmlichem Kampf gefallenen Schill den Kopf ab, setzten ihn in Spiritus und stellten ihn im Naturalienkabinet zu Leyden zur Schau, und erst vor zwei Jahren wurde er da weggenommen und in Braunschweig neben den Leichen seiner auf Napoleons Befehl erschossenen Gefährten ehrenvoll beigesetzt. Unser Dichter singt:

Doch o Himmel, wie vergingen bald mir Sinnen und Verstand,
Als o Schill dein Haupt, das arme, in dem fernen Niederland'
Plötzlich auch erhielt Bewegung,
Wie von unsichtbaren Händen und von magischer Erregung!

Oft der Neugier, oft dem Hasse, wie dem Spotte oft enthüllt,
Und von Bestien, wie von wilden Höllengeistern angebrüllt,
Zwischen Löwen und Hyänen
Stand dein Haupt in bittrer Lauge, wie in bittern Jammerthränen.

Dann aber fährt das Gedicht unbegreiflicherweise fort:

Sieh, da plötzlich wird erwecket eines edlen Fürsten Herz
Und er schickt das Haupt des Jammers voll Erbarmen heimathwärts,
Daß in freier deutscher Erde
Bei den Opfern seines Wahnes friedlich es gebettet werde.

Wie doch, büßtest du so lange auch dort oben deine Schuld,
Ward nun mit dem Leib' auch deiner Seele wieder Gottes Huld,
Seit den edlen Sproß der Welfen
Endlich deinem jammervollen Haupt wir sah'n zur Ruhe helfen? —

Also meint der Dichter, Schill sey das Opfer eines Wahnes geworden und habe eine Schuld begangen. Freilich, wenn deutsche Dichter den armen Schill noch

entschuldigen zu müssen glauben, so darf man sich über die Roheit der Holländer nicht wundern.

Das Portrait Schills, eine Zeichnung des Kopfs, wie er sich in Spiritus erhalten hat, ist dem Gedicht vorangestellt und sehr schön. Wer könnte es ohne tiefe Rührung sehn! Armer Schill! so wird der Patriotismus in Deutschland belohnt, Kopf ab, in Spiritus gesteckt, dreißig Jahre lang den Leuten wie eine Mißgeburt vorgewiesen, und zuletzt noch von deutschen Dichtern — entschuldigt. Alles hingeopfert für das Vaterland, den Heldentod gestorben und dann von den vaterländischen Dichtern nur — entschuldigt! Doch tröste dich, unsterblicher Geist, du hattest einen Gefährten, der von den Seinen noch ungleich schlimmer behandelt wurde. So schrecklich, wie man mit Heinrich von Bülow umging, ging man doch mit Schill nicht um, und von Schill spricht man wenigstens, aber Bülow ist — vergessen.

Neue Reisen.

6) Die Blouse oder Scenen aus dem Volksleben in Belgien von W. Plate. Bremen, Schünemann, 1839.

Zuerst eine Einleitung über die Sprache. Der Verf. bedauert, daß bei den höhern Ständen in Belgien durchaus das Französische vorherrsche und die deutsche Literatur gar nicht bekannt sey, obgleich bei weitem der größte Theil Belgiens deutsch sey. Brüssel ist in einem Theil der Oberstadt wallonisch, in dem andern Theil derselben, sowie in der ganzen Unterstadt flämisch. Allein bei weitem die Mehrheit der Belgier besteht aus Flamändern, deren man gewiß 2 Millionen sechs bis sieben mal hunderttausend zählt, während es noch nicht eine und eine halbe Million Wallonen gibt. Das Flämische eignet sich nun freilich nicht, eine Literatur zu begründen. Es würde von der übrigen Welt so unbeachtet bleiben, wie das Holländische. Wie es nun natürlich ist, daß die Wallonen französisch schreiben, so sollten auch die Flamänder deutsch schreiben, denn das wallonische Patois unterscheidet sich von der französischen Schriftsprache ungefähr eben so, wie die flämische Mundart von der deutschen Schriftsprache. Inzwischen meint der Verfasser, bei den höhern Ständen zeige sich noch keine Regung dazu, Alles schreibe französisch, von der deutschen Literatur rede man wie von einer unbekannten Person, die man rühmen gehört hat, von der man aber nichts weiß.

Dann folgen Genrebilder aus dem belgischen Volksleben, zum Theil dialogisirt. Die Farben sind darin kräftiger aufgetragen als in der gewöhnlichen eleganten und faden Reiseskizzenmanier und wir wissen das zu schätzen, doch schweifen diese Bilder nahe an die Karikatur und ob der Stolz eines alten Adels sich so sehr verleugnen könne, wie es hier in der Skizze „der Landjunker" durchgeführt wird, möchten wir doch bezweifeln. In andern Skizzen werden auch die kirchlichen Gegensätze berührt, insbesondere der Antagonismus zwischen Geistlichkeit und Freimaurern. Unter den kleinen Originalien hat uns besonders folgendes Charakterbild eines flämischen Edelmanns von altem Schrot und Korn angezogen. „Wenn im Anfang der Revolution allerdings mehrere bedeutende Familien sich anfangs orangistisch gesinnt zeigten, so erklärte sich doch bei weitem der größere Theil derselben für die Revolution und schlug sich namentlich zur pfäffischen Partei. Graf d'Oultremont unter Andern, einer der reichsten Grundbesitzer des Landes, gab 1830 den Geistlichen 600,000 Franken baar, um die Revolution zu befördern, lebte aber noch so sehr im vorigen Jahrhundert, daß er glaubte, dies Opfer könne ihn zum Minister machen. Alles was er in Belgien erhielt, war, daß der Einfluß der Geistlichkeit ihn zum Senator erwählen ließ. Der Graf machte darauf eine Reise nach Italien, um seine dortigen Güter zu beaugenscheinigen und zugleich sich wo möglich bessern Trost in Rom zu holen. Wie er diesen erhielt, das möchte in Deutschland schwerlich Einer errathen. In Rom hatte er nämlich die Ehre, beim Papste eine Audienz zu erhalten und ihm den Pantoffel zu küssen. Der Papst, sich der Opfer d'Oultremonts für die Kirche wohl erinnernd und die Gesinnungen des Patrioten kennend, versicherte ihn Seiner väterlichen Gnade und befahl, dem rechtgläubigen Grafen solle zum Zeichen der Anerkennung so wichtiger Dienste ein ganzer Heiliger übergeben werden. Die Keller des Vatikans wurden geöffnet und aus dem dort aufbewahrten Vorrathe von Heiligen-Mumien, der Körper des heiligen Ignotus (der Namen ist mir entfallen) ausgesucht und dem edeln Belgier überliefert. Dieser, königlich erfreut ob solcher Gnade und fast wahnsinnig vor Freude einen ganzen Heiligen zu besitzen, da doch Andere höchstens einen Finger oder ein Schienbein aufzuweisen haben, ließ die kostbare Mumie sorgfältig einpacken, nahm einen römischen Kapuciner als Leichengarde und Trauermarschall mit, schlug den Rückweg über die Alpen ein und gelangte glücklich an die belgische Grenze. Bei der Visitation am Mauthhause waren die Douaniers verschiedener Meinung, ob ein todter Heiliger beim Eintritt in's Land Abgaben bezahlen müsse, und wendeten sich nach Brüssel. Das Ministerium entschied für nicht, und nun ward der kostbare ganze Heilige nach Namür geführt und dort unter großem Gepränge in St. Loup beigesetzt. Dieser Kirche hatte der Graf den Heiligen geschenkt."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. Juli 1839.

Länder- und Völkerkunde.

3) Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im 15ten und 16ten Jahrhundert. Von Alexander v. Humboldt. Aus dem Französischen von Dr. Ideler. Zwei Bände. Berlin, Nicolai, 1835—1839. 8.

Man muß den Geist bewundern, der schon so Ungeheures geleistet hat und noch immer in unverwüstlich frischer Jugendkraft thätig ist. Herr von Humboldt schließt seinen großen naturwissenschaftlichen Werken hier ein kritisch-historisches an, eine Geschichte der Entdeckung von Amerika, der frühern Vorstellungen vom Westen der Erde, der vorbereitenden Arbeiten und Projekte, der Entdeckung selbst, der ersten Reisen, der Fabeln und falschen Nachrichten, die sich anfangs in Bezug auf die neue Welt verbreiteten, der Männer, die sich das meiste Verdienst um die Entdeckung und gründliche Forschung erworben ꝛc.

Vor allem macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß Columbus weit entfernt war, einen neuen Welttheil entdecken zu wollen. Er suchte nur einen nähern Weg nach Ostindien, indem er, und mit ihm die ausgezeichnetsten Geographen seiner Zeit sich einbildete, die Erde sey viel kleiner, als sie wirklich ist, und die Ostküste von Asien liege dem Westen von Europa nahe gegenüber. Ostindien und die weite Ausdehnung Asiens war den Geographen längst bekannt. Schon im 13ten Jahrhundert kam Wilhelm Ruisbrock, ein Brabanter Mönch, durch das große Tartarenreich bis nach China, 18 Jahre früher als Marco Polo, dessen Ruhm den seinigen überstrahlt hat. Auf der andern Seite hatten sich eine Menge Traditionen von einem Festland oder wenigstens von glücklichen Inseln im Westen erhalten. Schon die Alten hatten Sagen davon. Alle darauf bezüglichen Stellen bei Aristoteles, Strabo, Seneca ꝛc. werden hier mitgetheilt. Von dem Festland Atlantis, das in uralter Zeit untergegangen seyn soll, hat das atlantische Meer seinen Namen. Man fing nun bereits vor Columbus an, beide Vorstellungen, die der östlichen Ausdehnung Asiens und die des im Westen ganz nahe liegenden Festlandes, zu combiniren und vermuthete, die ostindischen Inseln und China lägen höchstens einige hundert Meilen westlich von Spanien. Dieser Wahn begünstigte das Unternehmen des Columbus. Hätte man Ostasien nicht so nahe geglaubt, so würde man die Schwierigkeiten und Gefahren einer Seereise ins endlose Meer hinaus wahrscheinlich länger gescheut und die folgenreiche Expedition wenigstens verzögert haben. Die Erzählungen des Venetianers Nicolo di Conti, der durch Indien und China gereist war und 1444 nach Florenz kam, scheinen eine große Bewegung unter den Geographen Europas veranlaßt und die Meinung, Ostindien läge uns nahe im Westen, befestigt zu haben. Die berühmtesten Geographen ihrer Zeit, Toscanelli in Florenz und Martin Behaim von Nürnberg, der in portugiesischen Diensten stand (und über den hier die umständlichsten Nachrichten gesammelt sind), theilten diese Ansicht. Die frühere Entdeckung Nordamerikas durch die Normänner übte übrigens keinen Einfluß auf die neue Entdeckung. Sie war vergessen, den Südländern unbekannt.

Nachdem Herr von Humboldt alles, was die Entdeckungsreise des Columbus vorbereitete, erörtert hat, schildert er den Charakter, das Leben und die Verdienste dieses großen Mannes mit einer Ausführlichkeit und Wärme, die Washingtons Irvings Leistung noch übertrifft, weil der Gelehrte mehr als der Dichter im Stande war, die wahre Größe eines Columbus aufzufassen und namentlich auch seinen tiefen Sinn und seine scharfe Beobachtungsgabe für die Natur zu würdigen. Ueber

den ersten Landungspunkt des Columbus gibt der Verfasser neue Aufschlüsse: „Da die Welttafel aus dem Jahr 1500, welche den Namen des Steuermannes Juan de la Cosa, Reisefährten des Columbus und Ojeda, führt, eine bis auf den heutigen Tag gänzlich unbekannte Urkunde ist (die Karten, welche mein Werk begleiten, geben die ersten Bruchstücke derselben), und da die Weltkarte des Diego Ribero, Kosmographen des Kaisers Karl V., im Jahr 1529 beendigt, Navarrete, Washington Irving und allen denen unbekannt geblieben ist, welche die Frage über den ersten Landungspunkt abgehandelt haben, obwohl der auf Amerika bezügliche Theil derselben von Güssefeld und Sprengel schon im Jahr 1795 bekannt gemacht worden ist, so will ich hier diejenigen Thatsachen zusammenstellen, welche geeignet sind, bloße Vermuthungen zu ersetzen. Bekanntlich entdeckte Columbus zuerst die Insel Guanahani. Juan de la Cosa mußte, als er gemeinschaftlich mit Christoph Columbus im November und December 1493 die Nordküste von Haiti besuchte, welche den Gruppen der Türken- und Caykeninseln gegenüberliegt, aus dem Munde des Admirals selbst erfahren haben, wo jene erst dreizehn Monate zuvor entdeckte Insel Guanahani belegen war. Der erste Blick nun, welchen man auf die Karte des la Cosa wirft, verlegt Guanahani nicht zwischen die Untiefen und kleinen Inseln, welche Haiti gegenüberliegen, östlich von der Insel Tortuga, sondern weit gegen Westen zwischen Samana und der Langen Insel (Long Island), welche bei ihm Yumai heißt, in die Nachbarschaft seines großen Landes Habacoa, welches auf der Karte des Ribero deutlich als eine Untiefe oder Sandbank unter dem Namen Cabocos angegeben ist. Kann man annehmen, daß Cosa, welcher das Vorhandenseyn einer den Nordküsten von Haiti fast parallel laufenden Kette von kleinen Inseln oder Felsenriffen kannte, welcher zweimal mit Columbus gesegelt war und sich oft mit ihm über den Schauplatz des wichtigsten Ereignisses seines Lebens, den Ort der ersten Landung, unterhalten haben mußte, kann man annehmen, sage ich, daß Cosa Guanahani nordwestlich von Tortuga verlegt haben würde, wenn Columbus ihm eine Insel der Punta Isabela gegenüber angegeben hätte?"

Der Verfasser sichtet nun die Geschichte der ersten Reisen, wie die Karten, und folgt den Entdeckungen des Landes Schritt vor Schritt. Besonders anziehend ist es für den deutschen Leser, den Antheil kennen zu lernen, den der Nürnberger Behaim an diesen Forschungen und namentlich an dem Aufsuchen der südwestlichen Durchfahrt durch die magelhanische Straße hatte. Nicht minder interessant ist für uns die erste Benennung des neuen Welttheils. **Amerika erhielt seinen Namen von Deutschland aus.**

Bekanntlich entlehnte man diesen Namen von einem gewissen Amerigo Vespucci. Bisher ist oft behauptet worden, dieser Vespucci sey ein Nebenbuhler des Columbus gewesen und habe sich unbefugter Weise dessen Verdienst angemaßt. Dem ist aber nicht so. Herr von Humboldt sagt: „Man hat Mühe zu begreifen, wie derselbe treffliche Mann (mucho hombre de bien), welchen Columbus seit dem Jahr 1492 als Bevollmächtigten des reichen Handelshauses Berardi gekannt, mit dem er in vielfältigen Geschäftsverbindungen gestanden und den er wahrscheinlich nur seit der Unternehmung des Hojeda, während der vier Jahre, in denen Vespucci mit den Portugiesen geschifft war, aus den Augen verloren hatte, heutigen Tages fast allgemein feindseliger Gesinnungen gegen den Ruhm des Columbus beschuldigt und als ein elender Betrüger betrachtet wird, der durch erlogene Reiseberichte sich die Entdeckung eines Continentes angemaßt und zuerst den Namen Amerika (Land des Amerigo) auf die Seekarten gesetzt habe, die von ihm als piloto mayor der Casa de Contratacion von Sevilla angefertigt worden sind. Erst seit sieben Jahren besitzen wir kostbare Materialien über den Aufenthalt des Vespucci in Spanien und die vielfältigen Verbindungen, in denen er mit dem Hofe und mit Christoph Columbus stand. Wir kennen die Aktenstücke des Rechtsstreites zwischen dem Fiscus und den Erben des Admirals, welche sich auf die erste Entdeckung der Küste von Paria beziehen, desgleichen das von Sebastian Cabot zu Gunsten der Breitenbestimmung des Cap St. Augustin, welche Vespucci zugeschrieben wird, abgegebene Zeugniß. Diese geschichtlichen Materialien, welche den Nachforschungen des Herrera entgangen waren, verdankt man den gründlichen und mühsamen Untersuchungen von Muñoz und Navarrete ꝛc." Daraus nun geht hervor, daß Vespucci ein ergebener Anhänger des Columbus und ein bescheidener Mann gewesen sey. Vespucci schrieb eine leider bisher nicht wieder aufgefundene sehr ausführliche Geschichte seiner amerikanischen Reisen und ein Auszug derselben, welcher die Beschreibung von vier Reisen enthält, die Vespucci ganz bescheiden nicht etwa als Anführer, sondern als Untergebner mitmachte, kam zufällig nach Deutschland und wurde hier sogleich ein Gegenstand der buchhändlerischen Speculation. Martin Waldseemüller von Freiburg im Breisgau übersetzte diese Reisen des Vespucci unter dem Namen Ylacomylus für einen Buchhändler in St. Diey in Lothringen. Dies war die erste gedruckte Nachricht, die man von der neuen Welt erhielt. Sie wurde verschlungen. Die Auflagen drängten sich und Waldseemüller war es, der zuerst den Vorschlag machte, dem Verfasser des Werks zu Ehren das neue Festland Amerika zu nennen. Alles stimmte ihm bei und der

Name war im allgemeinen Gebrauch im Norden, ehe die Spanier nur etwas davon erfuhren. Der Umstand, daß zuerst ein Buch, das nicht den Namen des Columbus, sondern nur den des Vespucci an der Stirn trug, nach Deutschland gekommen war, und der noch wichtigere Umstand, daß damals von Deutschland aus, wo der Bücherdruck schon in der ersten Blüthe stand, Nachrichten aller Art viel schneller verbreitet wurden, als von andern Ländern aus, erklärt diese wirklich in ihrer Art einzige Thatsache, daß ein Freiburger Student einem neuen Welttheil den Namen geben konnte. Schon auf einer Karte zu einer 1522 in Metz veranstalteten Ausgabe des Ptolemäus ist der Name Amerika eingetragen. Alle Gelehrten nahmen ihn an und die Spanier selbst mußten nachfolgen. Amerigo Vespucci wußte gar nichts von der Ehre, die ihm widerfahren war. Folgendes sind die nähern Nachrichten von Waldseemüller: „Lange Zeit hindurch fruchtlose Nachforschungen, welche auf mein Ersuchen in den Archiven der alten Universität von Freiburg angestellt worden sind, haben endlich zur Entdeckung des Jahres geführt, in welchem Hylacomylus seine akademischen Studien begonnen hat. Schreiber, Professor zu Freiburg und Conservator der dortigen Bibliothek, hat die Matrikel unseres Kosmographen in der Liste der alljährlich aufgenommenen Studenten aufgefunden. Martinus Waltzemüller de Friburgo Constantiensis dyocesis wurde als Student inscribirt am 7ten December 1490 unter dem Rectorat des Konrad Knoll aus Grüningen. Der Vorname Martin, welcher im fünfzehnten Jahrhundert sehr selten ist; der Familienname, dessen unbedeutende Verschiedenheiten in der deutschen Orthographie (t und z für d und s) nichts Ungewöhnliches darbieten; die Angabe des Geburtsortes und der Umstand, welcher aus anderen Urkunden vom Jahr 1491 hervorgeht, daß die Familie Waldseemüller zu Freiburg im Breisgau ihren Wohnsitz hatte, lassen keinen Zweifel darüber obwalten, daß diese Matrikel, auf welche ich an einem anderen Orte zurückkommen werde, dem Hylacomylus angehört. Der Name Waldseemüller findet sich nicht in dem Verzeichniß der Professoren der Universität, deren Gründung bis zum Jahr 1457 hinaufreicht; aber es scheint mir sehr glaublich, daß er die Geographie am Gymnasium zu Saint-Dié lehrte. Die Zueignung dieses Werkes, welche von ihm im Namen dieser Schule, die er Gymnasium Vosagense nennt, abgefaßt ist, scheint diese Annahme zu bestätigen. Unzweifelhaft ist, da es ausdrücklich in der Zueignung ausgesprochen wird, daß Hylacomylus kurz vor dem Jahr 1507 (nuper) eine Buchhandlung (librariam officinam) zu Saint-Dié im Wasgau (apud Lotharingiae Vosagum in oppido cui vocabulum est Sancto Deodato) errichtet hatte, und daselbst sich zu gleicher Zeit angestrengt mit der kritischen Untersuchung einer griechischen Handschrift des Ptolemäus und der Herausgabe der vier Reisen des Amerigo Vespucci beschäftigte. Um den Zusammenhang dieser Beschäftigungen und die Beziehungen zu verstehen, in denen sie zu dem wachsenden Ruhme des Florentiner Seefahrers standen, muß man sich daran erinnern, daß Lothringen während der Regierung Renatus' II., Enkels von René I d'Anjoule Bon, der Mittelpunkt äußerst wichtiger geographischer Arbeiten war. René II. führte die Titel eines Königs von Jerusalem und Sicilien, Herzogs von Lothringen und Grafen von Provence; aber in der Wirklichkeit besaß er nur Lothringen, welches er von seiner Mutter Yolanda, Gemahlin des Grafen Friedrich (Ferri II.) von Vaudemont, ererbt hatte. Während der fünf und dreißig Jahre seiner Regierung, besonders seitdem der Fall Karls des Kühnen seinem Lande Ruhe gewährte, beschützte er die Gelehrten, und begünstigte aufmunternd geographische Forschungen; und da er in der Zeit der großen Entdeckungen zur See lebte, so fand er ohne Unterlaß Gegenstände, mit denen er seine thätige Neugier zu nähren vermochte. Vespucci stand mit ihm in Briefwechsel, und wir ersehen aus der Kosmographie des Hylacomylus selbst, daß er dem Könige René (Renato Jherusalem et Siciliae regi, duci Lotharingiae ac Barii) die Berichte über seine vier Reisen widmete. Der Freigebigkeit des Herzogs von Lothringen verdankt man eine der berühmtesten Ausgaben der Geographie des Ptolemäus, nämlich die Straßburger vom Jahr 1513."

Schließlich heben wir noch einige goldene Worte aus diesem reichhaltigen Werke des Herrn von Humboldt aus: „Es ist die Eigenthümlichkeit der Entdeckungen, welche die Gesammtinteressen der menschlichen Gesellschaft berühren, daß sie zugleich den Kreis der Eroberungen und das Gebiet, dessen Eroberung rückständig bleibt, erweitern. Schwache Geister glauben in jeder Epoche, daß die Menschheit auf den Kulminationspunkt ihres geistigen Fortschritts gelangt sey: sie vergessen, daß durch die innige Verkettung sämmtlicher Wahrheiten, in dem Maaße als man vorschreitet, das zu durchlaufende Feld sich in größerer Ausdehnung darstellt und von einem Gesichtskreis begrenzt ist, der unaufhörlich zurückweicht. „Wenig zu erobern übrig lassen," ist die Klage eines Kriegers, deren Ausdruck glücklicher Weise auf die wissenschaftlichen Entdeckungen, auf die Eroberungen im Gebiete der Intelligenz, keine Anwendung findet." So bescheiden spricht Humboldt. Möchte es doch den „allwissenden" Philosophen, zumal den Berlinern, in den Ohren klingen!

Kulturgeschichte.

Die Civilisation der Gegenwart. Eine Ansicht von F. W. Oswaldsohn v. d. Schley. Erfurt, Hennings u. Hopf, 1839.

Ein wohlgemeintes Wort über den zunehmenden Materialismus der Zeit, über das desorganisirende Princip des Egoismus, des Schnellreichwerdenwollens auf Kosten der Religion, der Moral, der Gesellschaft. Hier einige Grundgedanken: „Den Vätern wirft man heute vor, daß sie an Alles geglaubt, unsre Enkel werden uns vorwerfen, daß wir an Nichts geglaubt haben. Das Alter war immer zuletzt ein Leben im Mittelpunkt einer besondern Gewohnheit; wenn die heutigen Jungen alt werden, wird ihr Leben keinen oder einen bedauernswerthen Mittelpunkt zur Richtung haben, weil ihnen Grundsatz und Sittlichkeit Wörter ohne Bedeutung sind und der Instinkt der Selbsterhaltung — persönliches Interesse genannt — allein sie leitet, Lagen, Sitten, Stellungen, Verhältnisse nichts oder doch gar wenig mehr bezeichnen und nur zwei Dinge in der Welt Gewißheit genug besitzen, um der Ausbeutung werth zu seyn: Genuß und Geld; wovon jenes des Menschen Leben, dieses des Menschen Kraft repräsentirt. Es ist nicht wahr, daß die seit fünfzig Jahren eingetretene Ummälzungszeit im Glauben und Wissen, in der Philosophie, Wissenschaft und Kunst, nur das Gebiet der Idee erobert habe und ausbeute. Sie hat das Reich des Lebens überfluthet, das allgemein ersehnte und empfohlne Fortschreiten in ein taktschnelles mitunter taktloses Fortlaufen dergestalt verwandelt, daß Niemand, weß Standes und Amtes er sey, mehr ruhig und unangefochten in den Ueberzeugungen alt zu werden vermag, die er mit dem besten Willen, das Neue, Bessere nicht zu verschmähen, in seiner Lernzeit aufgenommen. Nur das Allerneueste soll das Allerbeste seyn; das zunächst Neuere gilt für besser als das Frühere, das Alte aber verwirft man als untauglich. Die emporklimmenden oder vielmehr hinaufrennenden Anfänger sehen auf die Aelteren als auf Zurückgebliebene mit Achselzucken, auf die Greise als auf Kindischgewordene mit Verachtung herab. Aber inmitten dieser Krankheit der Zeit fühlt es sich durch, das irgend etwas Unrechtes und Verderbliches im Leben sey; das werden die eigentlichen Aktiven, die an der Spitze des intellektuellen und materiellen Lebens Stehenden, am meisten gewahr, und suchen mit dem Eifer der Leidenschaft den Sitz des Unheils überall, nur nicht da wo er ist — im eignen Leben und Treiben. Nur Schauer der Selbsterkenntniß, die unabweisbar über sie kommen, erzeugen Rückblicke auf die eigne Jugend, auf die Verkehrtheit der eignen Erziehung; Jünglinge, die ihr Gleichgewicht, oder ihre Existenz, oder ihrer Genußsucht Befriedigung nicht finden können, schweifen aus in Wort und That: ein junges Europa, Frankreich, Italien, Deutschland ersteht; sogleich rufen Jene ihr Kreuzige! — die Jugend ist an Allem Schuld! Da müssen Schrift und Wort, Vorsatz und That sich ärger als je überrennen; in höhern und niedern Schulen wird Alles dem schnellsten Wechsel unterworfen. Jetzt Unterricht nach Klassen, dann nach Fächern; jetzt Direktorialverfassung, dann kollegialische, jetzt realistische, dann humanistische Richtung. So wird die Schule das erste und klarste aller sichtbaren Gleichnisse des Lebens im Staate: ein Gebäu ohne festen Grund, ohne richtiges Gleichmaß; doch soll sie fortan für Alles einstehen, allen Mängeln abhelfen, eine neue Zukunft schaffen.“

In diesen Worten, wie überhaupt im ganzen Buch, ist sehr viel Wahres ausgesprochen. Der Staat will immer Ruhe haben und ist selbst in seinem innersten Princip unruhig. Er beschwert sich über die Gott- und Sittenlosigkeit, wenn sie ihm gefährlich wird, und doch ist er es selbst, durch den die Kirche ihr Ansehen verloren hat und der die verführerische Unsittlichkeit in der Literatur duldet. Er beschwert sich über die Jugend, und doch sind es nur die vom Staate beaufsichtigten Schulen und Universitäten, auf denen die von Haus aus unverdorbne Jugend zu einer verrückten Philosophie und zu dem aus ihr fließenden fanatischen Egoismus erzogen wird. Er beschwert sich über die Entsittlichung der Volksmassen, über den frechen Geist der Proletarier, über die Branntweinpest 2c., und doch ist es nur die Gewerbs- und Handelsgesetzgebung des Staates und seine laxe Sittenpolizei, die solche vormals unbekannte Uebel hervorgerufen hat.

Neue Reisen.

7) Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Von Dethmar, Pfarrer in Anhalt. Essen, Bädecker, 1838. Zwei Theile.

Wie der Titel ankündigt, ein Denkmal der dankbaren Erinnerung voll Belobung der holländischen Biederkeit, durchaus im Ton eines friedliebenden und gemüthlichen protestantischen Geistlichen geschrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. Juli 1839.

Physik.

Lehrbuch der Physik, zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Selbstunterrichte. Von W. Eisenlohr, Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim, gr. 8., mit (sehr saubern) Tafeln. Zweite Auflage. Mannheim, Hoff. 1839.

Das vorliegende Werk ist eine sehr gelungene Leistung. Es vereinigt Gründlichkeit mit einer klaren und einfachen Darstellungsweise. — Hinsichtlich der doktrinären Behandlung der einzelnen Materien selbst bemerken wir alsbald, daß sich die Undulationstheorie des Lichtes der Newton'schen Emanationstheorie vorgezogen findet, da Arago's Versuch über die Verzögerung des Lichtes in Licht-brechenden Körpern die Ungenügendheit der lezteren zu beweisen scheint; — und daß in der Lehre vom Galvanismus keine der entgegengesezten Ansichten ausgeschlossen bleibt, indem der Verfasser die Ueberzeugung hegt (Seite V), „daß das Gebiet der Erfahrungen über elektrische Erscheinungen, troz des großen Umfanges, welchen es durch so viele ausgezeichnete Männer unserer Zeit gewonnen hat, dennoch zur Befriedigung bei weitem nicht hinreicht, und daß erst die Ausdauer eines neuen Kepler und der Geist eines Newton Bahn zur Begründung einer wahren Theorie dieses dunkeln Theiles der Physik brechen müssen" (eine Forderung, welche sich wohl auf mehrere naturwissenschaftliche Lehren anwenden lassen wird.)

Die ganze Unermeßlichkeit seines Stoffes theilt der Verf. hiernächst in die zehn Abschnitte: Uebereinstimmung und Verschiedenheit der Körper, Gleichgewicht und Bewegung, Wellenbewegung, Schall, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektricität, Elektrodynamik. Da es im Umfange unserer Blätter unmöglich ist, ihn auf diesem weiten Wege systematisch zu begleiten, so werden wir uns, einer öfter befolgten Methode gemäß, vielmehr nur als Spaziergänger an seiner Hand auf dem physikalischen Felde betrachten, und, Blumen pflückend, bloß bei einzelnen, besonders reichen und interessanten Partien verweilen.

Wie weit die Theilbarkeit der Körper gehe, davon bringt der Verf. auffallende Beispiele bei. Ein Dukaten gibt 2000 Quadratzoll Goldblättchen. Eine silberne Stange von 1¼ Zoll Dicke und 22 Zoll Länge, mit 1 Loth Gold überzogen, ward zu einem Drahte von 110 Lieues Länge ausgezogen, welcher sich noch überall vergoldet zeigt, wonach sich berechnen läßt, daß 14 Millionen Goldschichten von der Dicke dieses Ueberzuges noch nicht die Dicke eines Zolls haben würden. Man hat 1 Pfund Baumwolle zu einem Faden von 40 Meilen ausgesponnen; und Indianer haben (welches Beispiel besonders für meine Leserinnen interessant erscheinen wird) Mousselin gewebt, von welchen 30 Ellen in eine gewöhnliche Schnupftabaksdose gingen. Platina läßt sich durch ein besonderes Verfahren zu einem Drahte von $^1/_{3000}$ Zoll Dicke ausziehen, und wird dann nur erst sichtbar, wenn man ihn glühend macht. Frauenhofer schnitt mit seiner Theilmaschine 32,000 parallele Linien auf 1 Zoll in Glas, und Plössl theilt das französische Millimetre in 100 gleiche Theile. — Dies Alles bewirkt die Kunst; noch viel mehr muß man die Natur bei ihren Theilungsprozessen bewundern. Ein einziger Gran Carmin färbt 20 Pfund Wasser merklich roth, und wenig Moschus erfüllt ein ganzes Haus mit seinem Geruche, ohne merklich an Gewicht zu verlieren. In einem einzigen Tropfen Flüssigkeit aus dem Darm eines Frosches sieht man unter dem Mikroskop unzählbare Thierchen, welche mit Werkzeugen der Bewegung und Ernährung versehen sind. Wie erstaunlich klein die Infusionsthierchen sind, beweist die Entdeckung, daß der Kieselguhr in Franzensbrunnen fast ausschließend aus den Panzern solcher Thierchen zusammengesezt ist; ja, Ehrenberg hat später gefunden, daß ganze Lager Schiefer aus diesen

Geschöpfen bestehen, so daß man auf 1 Kubikzoll an 40 Millionen desselben rechnen kann. Auch das Bergmehl, welches bekanntlich die Lappländer in Zeiten der Noth essen, besteht fast nur aus solchen Thieren. —

In der Lehre vom Schalle finden sich mehrere solche ergötzliche Bemerkungen. „Die Ursache, warum man bei Nacht den Schall weiter als bei Tage hört, mag, in in manchen Fällen, vom Aufhören des Tagegeräusches, und auch wohl daher rühren, daß, wenn der Sinn des Gesichtes ruht, der des Gehörs um so schärfer hervortritt. Indeß bewirkt, nach A. v. Humboldt's Bemerkung, in vielen Fällen, auch die ungleichförmige Erwärmung der Luft bei Tage, besonders in freien, öden Gegenden, eine Schwächung des Schalles, indem derselbe bald durch dünnere, bald durch dichtere Luftschichten gehen muß. — Die größten Entfernungen, bis zu welchen man einige der auffallendsten Erschütterungen vernimmt, finden sich in folgenden Beispielen angedeutet. Die Explosionen des Vulkans auf St. Vincent hörte man bis Demerary, also gegen 60 deutsche Meilen weit; einen Kanonenschuß vernimmt man auf 21 bis 22 Meilen; einen Flintenschuß auf 8000 Schritt; eine Eskadron Kavallerie oder schweres Geschütz im Trabe bis auf 2400 Fuß; eine starke Männerstimme auf 800 Fuß u. s. w. Längs der Oberfläche des Wassers oder längs von Mauern wird der Schall stärker fortgepflanzt, als über den Erdboden hin."

„Das Ohr unterscheidet, nach Wollaston, noch zwei Schalle, welche nur in 1/50 Sekunde aufeinander folgen. Schlägt z. B. eine Uhr richtige Sekunden und eine andere in 99 Sekunden 100 Schläge, so kommen also bei lezterer auf 1 Schlag 1 Sekunde weniger 1/100 Sekunde; ihr erster Schlag nach dem Zusammenschlagen beider Uhren fällt um 1/100 Sekunde, ihr zweiter um 2/100 oder 1/50 Sekunde früher, und man unterscheidet bereits dies leztere Zeit-Intervall."

Unter „Interferenz," einem in der neuesten Physik sehr häufig vorkommenden Ausdrucke, und namentlich zunächst unter „Interferenz der Wellen" versteht man den Inbegriff der Erscheinungen, welche sich zeigen, wenn die in einer tropfbaren Flüssigkeit erregten Wellen aufeinander stoßen. Nun spricht man aber bekanntlich auch von Licht- und Schallwellen, und weist bei diesen dieselben Inteferenzerscheinungen nach. Um sie besonders beim Schalle darzuthun, weist uns der Verf. an, eine schwingende Stimmgabel nahe an das Ohr oder vor die Oeffnung eines Glases zu halten und zu drehen; man wird dann bemerken, daß der Schall nach einigen Richtungen schwächer ist, als nach andern, indem sich die Schallwellen, welche von den nach Außen schwingenden Zinken der Stimmgabel erzeugt werden, mit denjenigen durchkreuzen, die durch abwechselnde Zusammenpressung der zwischen den Zinken befindlichen Luft entstehen. — Da der Versuch ein leicht anzustellender, und der Erfolg immer sicher ist, so hab' ich die Leser darauf aufmerksam machen wollen, um sie für die in der That sehr ansprechenden Interferenzen-Hypothese zu gewinnen.

Die durch dergleichen in der umgebenden Luft erregte Schallwellen vermittelte Mittheilung des Schalles tönender Körper an andere erfolgt oft unter nicht weniger auffallenden Erscheinungen. Wenn z. B. zwei nebeneinander befestigte Saiten die zu ihrem Einklang erforderliche Spannung und Länge besitzen, und man die eine anschlägt, so schwingt die andere so stark mit, daß kleine Reiter von Papier, welche man darauf gesezt hat, herabgeworfen werden. Dies ist noch der Fall, wenn das Intervall beider Saiten genau eine Oktave ausmacht, tritt aber bei jedem andern Tonverhältnisse nicht ein. — Wheatstone macht ferner darauf aufmerksam, daß, wenn man die Resonnanzböden zweier, selbst ziemlich entfernt von einander aufgestellter Fortepianos durch einen auf beiden senkrechten Metallstab, etwa von der Dicke einer Schreibfeder, verbindet, die Töne des einen Instruments sehr deutlich aus dem zweiten vernommen werden. Wahrscheinlich ist auch die, zuerst durch Breguet beobachtete bekannte Erscheinung, daß zwei an demselben Metallboden befestigte, im Ganzen nicht sehr von einander abweichende („sympathetische") Uhren bald einen vollkommen übereinstimmenden Gang annehmen, von denselben Einflüssen abhängig.

Da sich hiernach die Wellen- (Undulations-) Theorie mit so vielem Glücke zur Erklärung der Schallerscheinungen anwenden läßt, und es wenig Lichterscheinungen gibt, für welche nicht analoge Erscheinungen beim Schalle nachzuweisen ständen; so ist die gegenwärtig gebräuchliche Ausdehnung jener Theorie auf das Licht allerdings in der Sache begründet. In dieser Ausdehnung nimmt die gedachte Theorie, von deren eigentlicher Bedeutung wir den Dilettanten unter unsern Lesern auf diese Veranlassung einen recht deutlichen Begriff geben müssen, an, daß der ganze Raum von einem höchst feinen, elastischen Mittel erfüllt sey, welches man Aether nennt. Dieser Aether durchdringt alle Körper, indem er den leeren Raum zwischen ihren Massentheilchen einnimmt. Wegen seiner außerordentlichen Feinheit ist er den Gesetzen der Schwere nicht unterworfen, gleichwie er auch den Bewegungen der dichteren Weltkörper nicht widersteht; dagegen befolgt er die Geseze der Trägheit und der Wellenbewegung der übrigen elastischen Flüssigkeiten. Er ist, gleich diesen, einer Ab- und Zunahme seiner Elasticität unterworfen. — Ein leuchtender Punkt ist ein solcher, welcher

diesen Aether in schwingende Bewegung zu setzen vermag. Diese Bewegung pflanzt sich bis in unser Auge fort, und bewirkt daselbst die Empfindung, die wir Sehen nennen. Die Schwingungen des Aethers unterscheiden sich ihrer Größe, Schnelligkeit und Richtung nach von denen der Luft. Sie erfolgen in Ebenen, welche senkrecht zur Richtung sind, in welcher die Fortpflanzung der Wellen geschieht. So wie es hohe und tiefe Töne gibt, so gibt es auch große und kleine Schwingungsanzahlen des Aethers; rothes Licht z. B. ist solches, welches durch etwa halb so viele Schwingungen des Aethers entsteht, als violettes (welche frappante Analogie mit den „tonerregenden Schwingungen" diese Hypothese sehr empfiehlt). Die Wellen des rothen Lichtes, um im gewählten Beispiele zu bleiben, haben daher die doppelte Länge der Wellen des violetten, da die Fortpflanzung aller mit gleicher Geschwindigkeit geschieht. — So viel augenblicklich; näher wird der Geist der Undulations-Hypothese bei der Erklärung jedes einzelnen Lichtphänomen in ihr erkannt. — Diejenigen Leser, welche die Verfolgung dieser einzelnen Phänomene an der Hand des Verfassers selbst versuchen wollten, mache ich auf das S. 228 vorkommende, sehr wohlgewählte Gleichniß zur Versinnlichung der Aberration aufmerksam, welches ich hier gern beibrächte, wenn dies, der Deutlichkeit unbeschadet, ohne Zeichnung geschehen könnte, welches aber für mich um so interessanter gewesen ist, da ich bei eigener Behandlung des schwierigen Gegenstandes auf ein ähnliches verfallen war.

Unter Beugung (Inflection) des Lichtes versteht man bekanntlich die Erscheinung, daß Lichtstrahlen, welche an den Kanten eines Körpers vorbeigehen (oder durch sehr kleine Oeffnungen geleitet werden), eine Ablenkung von der geradlinigen Bahn erleiden und dabei in farbige Büschel zerlegt werden. „Aus dieser „Beugung" erklären sich nach Frauenhofer auch die Höfe um Sonne, Mond, Sterne. Die kleineren Höfe hangen mit dem Körper, den sie umgeben, zusammen; sie haben bald größere, bald kleinere Durchmesser, und sind zuweilen nach Außen roth gefärbt. Indem nämlich die Lichtstrahlen an den Rändern der in der Luft schwebenden Dunstkügelchen vorbeigehen, verhalten sie sich gerade so, als wenn sie durch sehr kleine Oeffnungen geleitet würden. Je kleiner daher die Dunstkügelchen sind, desto stärker ist ihre Beugung, und desto größer der Durchmesser ihrer Höfe. In gleichen Abständen vom leuchtenden Körper muß es nun Dunstkügelchen geben, welche, der Zerspaltung des weißen Lichtes in seinen Farben und den Gesetzen dieser Farbenverbreitung gemäß, rothes Licht in das Auge senden, und eben so muß es sich mit den andern Farben verhalten. Sind die Dunstkügelchen vollkommen gleich, so müssen sich alle Ringe von gleicher Farbe verstärken; sind sie ungleich, so mischen sich die Farben, und die Höfe erscheinen farblos. — Frauenhofer wies, was für die Ueberzeugung wohl das kräftigste Hülfsmittel war, alle diese Erscheinungen im Experimente nach, indem er vor dem Objektivglase eines Fernrohres eine Schichte sehr vieler, gleich großer Glaskügelchen anbrachte. — Daß aber das Vorhandenseyn von Dünsten Veranlassung zu den Höfen gibt, sieht man ganz deutlich daran, daß sich in Zimmern, deren Luft Dünste enthält, Höfe um die Lichter bilden, wenn sich auch im Freien keine zeigen. — Die größeren Höfe, welche vom leuchtenden Körper getrennt erscheinen, und deren Durchmesser oft 45 Grad eines größten Himmelskreises beträgt, erklärt Frauenhofer, mittelst einer der Erfahrung gemäßen Rechnung, aus der Brechnung des Lichts in Eiskrystallen von drei- oder sechsseitiger prismatischer Form. Eben so gelingt es ihm, auch die Nebensonnen und Nebenmonde, welche man oft im Umfange eines weißlichen, von farbigen vertikalen Ringen durchschnittenen, horizontalen Ringes wahrnimmt, mit allen Nebenumständen, aus der Beugung des Lichts an den Dunstkügelchen abzuleiten;" — und da sich auch diese Darstellung durch das Experiment unterstützen läßt: so ist man fast gezwungen, den Undulations-Ansichten des großen baierischen Optikers beizustimmen. — Bei dem besonderen Erfolge, welchen diese Theorie in der Lehre vom Lichte gewährt hat, ist man versucht worden, dieselbe auch auf die Wärme anzuwenden. Die ältere Hypothese stellt die Wärme bekanntlich als eine Materie dar, welche man den Wärmestoff nennt. Dieser wird von einigen Körpern schwächer, von andern stärker angezogen. Wenn daher einem Körper Wärme zugeführt wird, so vermag er sie, vermöge jener Verwandtschaft, entweder vollständig oder aber nur zum Theile festzuhalten. Im ersten Falle heißt der Wärmestoff gebunden oder latent; im andern Falle heißt er frei, und kann mit andern Körpern eine Verbindung eingehen.

Nach der neueren, besonders von Ampère ausgebildeten Ansicht, besteht die Wärme nun aber dagegen ebenfalls in Schwingungen des Aethers, welche sich nur dadurch von denen des Lichtes unterscheiden, daß sie längere Wellen erzeugen und also langsamer sind. Der Grund, weßhalb wir eine dunkle Wärmewelle nicht sehen, liegt darin, daß die längeren Wärmewellen das Wasser nicht durchdringen, wenn die Wasserschicht auch nur eine sehr geringe Dicke hat. Hängt man z. B. eine eiserne Kugel hinter einer zwischen Glasplatten befindlichen Wasserschicht auf, und erhitzt sie bis zu verschiedenen Temperaturen, so geht so lange nicht die mindeste Wärme durch die Wasserschicht, als die Kugel dunkel bleibt, und erst wenn sie glühend wird, läßt das Wasser einige Wärmestrahlen auf die andere Seite gelangen. Da nun das

Auge mit Wasser angefüllt ist, (!) so können wir die dunkle, erhizte Kugel nicht eher sehen, bis die Wärmewellen eine geringere Länge erhalten. — Um das Entstehen der Wärmeschwingungen von andern als leuchtenden Körpern zu erklären, nimmt der wackere Ampère ferner an, daß die Atome der Körper in Schwingungen gerathen, und diese sowohl einander selbst, als auch dem Aether mittheilen können. Die Schwingungen der Atome veranlassen demnach die Wärme auf gleiche Art, wie die Schwingungen der Wassertheilchen, welche aus Atomen zusammengesezt sind, den Schall veranlassen. — Ich habe meinen Lesern diese Theorien von Licht und Wärme bei der Bedeutenheit, welche sie jezt erlangt haben, vorlegen müssen; die Bescheidenheit gebietet indeß, anderseits hinzuzufügen, daß man gleichwohl sehr zweifeln dürfe, ob eine von allen bisherigen Vorstellungsarten das Räthsel der beiden Naturkräfte ganz gelöst habe. Das innere Wesen dieser Naturkräfte kennen wir nicht. Dem menschlichen Geiste scheint nur vergönnt, die Gesetze mühsam zu erforschen; nach welcher der unbegreifliche Urheber alles Vorhandenen diesen Kräften zu wirken geboten hat. Es ist daher gar wohl denkbar, daß es solche Kräfte gebe, für deren innere Wirkungsarten der Mensch, als solcher, das geeignete Vorstellungsvermögen noch gar nicht besizt, und daß namentlich Licht und Wärme (wahrscheinlich auch Elektrizität und Magnetismus) dahin gehören. * Wohl aber können sich Bilder im Umfange des Wahrnehmbaren finden, an welche sich die Gesetze anknüpfen lassen, und solche „Bilder" sind gewiß ein vortreffliches Hülfsmittel zur Beförderung der Deutlichkeit. Nur möge man ja nicht glauben, mit dem Bilde das Wesen der Sache selbst gefunden zu haben! — und unter dieser Voraussetzung sind wir weit entfernt, dem „Undulationsbilde" zur Erklärung oder wenigstens zur Zusammenfassung der Lichterscheinungen unter Einem Gesichtspunkte unsern Beifall zu versagen. — Die Ausdehnung auf die Wärmetheorie, wie wir sie eben nach Ampère vorgetragen haben, erscheint uns dagegen — wir gestehen es eben so offen — höchst gezwungen. Der Verf. theilt diese unsere Ansicht wenigstens bis auf einen gewissen Grad. „Wenn man," sagt er zu Schlusse des Wärmeabschnittes, „die Erscheinungen des Lichts und der Wärme miteinander vergleicht, so drängt sich unwillkürlich die Vorstellung auf, man müsse für beide eine gemeinschaftliche Quelle annehmen. Ihre gemeinschaftliche Uebereinstimmung mit den allgemeinen Gesetzen von der Wellenbewegung elastischer Körper hinsichtlich der geradlinigen Fortpflanzung und Reflexion, welche sowohl für den Schall, als für Licht und Wärme gelten, so wie die aus den Polarisations-Erscheinungen hervorgehende Gleichheit in der Richtung der Schwingungen von Licht und Wärme; ferner die mannichfaltigen Grade der Transparenz der Körper, sowohl für farbiges Licht, als für Wärmestrahlen verschiedenen Ursprunges; die Uebereinstimmung beider in den Brechungsgesetzen; das Selbstleuchten mancher Körper, nachdem sie dem Sonnenlichte ausgesezt gewesen sind, und das Ausstrahlen von Wärme aus erhizten Körpern: Dies und vielleicht noch vieles andere entschuldigen die Hinneigung Mancher zur obigen Idee. Bedenkt man hingegen, daß Licht und Wärme ihrer Natur nach innigst verwandt, ja oft mit einander verbunden seyn können, ohne einerlei Ursprung zu haben, und daß manche Erscheinungen geradezu anzudeuten scheinen, daß sie nur direkte Wirkungen zweier ganz verschiedenen Ursachen sind: so würde es gegen den bei Erforschung der Wahrheit so nothwendigen Grundsaz der Unpartheilichkeit streiten, wenn man hier schon ein bestimmtes Urtheil fällen wollte. — Eben so wenig ist man aber deßwegen genöthigt, zu der Annahme eines bloßen Wärmestoffes zurück zu kehren. Die Verschiedenheit der Wärmekapacitäten und die Erscheinungen der latenten Wärme würden sich zwar sehr einfach aus der chemischen Verwandtschaft der Körper zu einem solchen Wärmestoff erklären lassen, während die Undulationstheorie darüber keinen bestimmten Aufschluß zu geben vermag; allein es finden sich auf der andern Seite auch wieder eine Menge von Erscheinungen, welche sich durch die Annahme eines Wärmestoffs zum Theile gar nicht, zum Theile nur höchst gezwungen erklären lassen. Dahin gehört die strahlende Verbreitung der Wärme von Körpern, welche doch kälter sind als ihre Umgebung, oder sich im luftleeren Raume befinden, der keine Anziehung gegen sie ausüben kann; die ununterbrochene Wärmeentwickelung durch Reibung und durch Elektricität, welche wahre und unerschöpfliche Wärmequellen sind; die Uebereinstimmung von Licht und Wärme bei den Polarisations-Erscheinungen u. s. w. — Es folgt vielmehr aus Allem, daß die neuesten Entdeckungen über die räthselhafte Natur der Wärme eher Veranlassung geben sollten, jedes Urtheil über diesen dunkeln Gegenstand noch auszusetzen." (Wir meinen auch!)

(Beschluß folgt.)

* Der verewigte, würdige Professor E. G. Fischer zu Berlin ganz besonders war von dieser Ansicht durchdrungen, und wies theoretische Forschungen auf diesem Gebiete gegen mich damit gern ab.

Nürnberger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. Juli 1839.

Neue Reisen.

8) Italienische Skizzen von Karl Czörnig. Zwei Bändchen. Mailand, Pirotta. 1838. 8.

Der Verfasser lebt seit längerer Zeit in Mailand und kennt Oberitalien sehr genau. Deßhalb zeichnen sich seine Darstellungen durch eine Schärfe der Zeichnung und Mannichfaltigkeit des Details aus, die den Reisebeschreibungen flüchtig Vorüberreisender gewöhnlich mangelt. Das erste Bändchen enthält ein sehr lebendiges Bild des Corso zu Triest, die Schilderung eines Ausflugs nach Udine, der Eröffnung des Freihafens von Venedig (1830), einer Reise nach Mittelitalien und Beschreibung seiner vorzüglichsten Städte, Piacenza, Parma, Bologna, Florenz, Pisa, Genua; eine noch besondere ausführliche Beschreibung des Friedhofs zu Bologna und seiner berühmtesten Gräber; eine von Montevecchia und der schönen Fernsicht in der Brianza, eine statistische Notiz über die leztere Landschaft; eine Beschreibung des großen östreichischen Uebungslagers bei Medole im Jahr 1833 und eine Anekdote „der todte Richter in Funktion,“ die in der That recht artig ist. In Sa—le, einem jener italienischen Orte, in denen die Cholera die meiste Verheerung anrichtete, war der Gerichtsvorstand als eines der ersten Opfer der Seuche gefallen. Den Tag darauf ward sein Adjunkt von derselben Krankheit hinweggerafft, und der Aktuar davon befallen. Es erübrigte Niemand anderes zur einstweiligen Führung der Amtsgeschäfte, als der Gerichtsschreiber, welcher denn auch diesen Fall der vorgesezten Behörde anzuzeigen hatte. — Der arme Schreiber, der sich nie in einer so selbstständigen Lage befunden hatte, und es für respektwidrig halten mochte, in seiner eigenen Person zu der hohen Behörde zu sprechen, glaubte sich demnach am leichtesten aus dieser Verlegenheit zu ziehen, wenn er sich streng an den üblichen Amtsstyl hielt. Es lautete daher seine Relation folgendermaßen: „Mit lebhaftem Bedauern habe ich dem Obergerichte zu melden, daß ich gestern an der Cholera gestorben bin, und daß mein Adjunkt heute von derselben Krankheit, an welcher auch der Aktuar darnieder liegt, dahingerafft wurde. Wo ich u. s. w.

S..... den..... August 1836.

Für den seligen Richter
(per il Giudice defunto)
N. N.
Gerichtsschreiber.“

Ueber die Brianza bemerkt der Verfasser: „Mit vollem Rechte nennen die Länderbeschreiber Italien den Garten von Europa, mit nicht minderem die Lombardie den Garten Italiens und das höchst anmuthige Hügelland der Brianza den Garten der Lombardie. Woher kommt es, daß diese von den Einheimischen vielbesuchte Gegend im Auslande noch nicht den seiner reizenden Lage unstreitig gebührenden Ruf erlangt hat? Es mag daher kommen, daß die Brianza bis zur neuesten Zeit von keiner der Hauptstraßen berührt ward, auf welchen die länderdurcheilenden Touristen nach der von den Reisehandbüchern vorgezeichneten Marschroute die Schönheiten unserer Halbinsel aufsuchen. Dieß wird freilich nun anders werden, da die großartige Militärstraße, welche in nicht ferner Zeit die Haupteinbruchsstation nach Italien werden dürfte, den schönsten Theil jenes Hügellandes durchschneidet. — Wie bekannt, fällt die Hochterrasse der Alpen nach einem kurzen Uebergange sanft sich verflächender Hügel, die meist in der Richtung von Norden nach Süden streichen, in die lombardische Ebene ab, welcher Uebergang in der beschränkten Ausdehnung von der untern Basis der Comersees zwischen Como und Lecco bis zu dem nach Monza reichenden Winkel den etwa 15 italienische Meilen in der Länge und Breite umfassenden Landstrich der Brianza bildet. Vielfach verzweigte Höhenzüge, von Osten nach Westen sich neigend und verkürzend, füllen diesen Landstrich aus, und verlieren sich in das Mailänder Flachland, in welches einer der mittleren Höhenzüge, in einen kegelförmigen Hügel auslaufend, weiter als die anderen hervortritt. Dieser auf drei Seiten gegen die Ebene zu

abfallende Hügel, Montevecchia genannt, trägt auf seiner Spitze ein Oertchen mit einer Wallfahrtskirche, von deren Plateau man eine der umfassendsten und lieblichsten Fernsichten genießt. So weit das Auge reicht, schweift der freie Blick über die unermeßliche Ebene Oberitaliens von der französisch-savoyischen Grenze, wo der Appennin sich von den Alpen trennt, bis wo die Erdkrümmung gegen die Romagna zu den Horizont begrenzt, und findet irrend seinen Ruhepunkt nur an den eisbedeckten Alpenwänden, die in unabsehbarer Linie und immer wechselnden Formen mit den weit hingestreckten Appenninen das erhabene Landgemälde schließen.“ Diese großartige und reizende Aussicht wird nun vom Verfasser im Einzelnen der ganzen Runde des Panoramas nach sehr ausführlich und anlockend beschrieben.

Der zweite Band enthält ausschließlich italienische Theaternachrichten und eine Beschreibung der Mailänder Kunst- und Industrie-Ausstellung. Das italienische Theaterwesen ist noch nirgends so vollständig geschildert worden, wie hier. Wir geben nur einen kurzen statistischen Auszug. In Ober- und Mittelitalien (d. h. Italien mit Ausschluß von Neapel und Sicilien) erfreuten sich zur Zeit des Carnevals 1832 nicht weniger als 50 Städte, wovon 14 auf das lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß von Triest, und 36 auf die übrigen Landestheile kamen, des Vergnügens scenischer Darstellungen, und es waren in diesen Städten 71 (21-50) Theater dem Publikum geöffnet. Von dieser Gesammtzahl waren 18 (10-8) der Aufführung von Opern und Balletten, 33 (8-25) der bloßen Oper, eins (— 1) der Oper und dem Schauspiele, eins (1 —) dem Schauspiele und dem Ballette, 17 (4-13) dem Schauspiele allein und eins (— 1) diesem sowohl, als akrobatischen Vorstellungen gewidmet. Nimmt man die Gattung der verschiedenen Darstellungen zum Eintheilungsgrunde, so zeigt sich, daß in drei Viertheilen der Gesammtzahl, nämlich auf 52 (16-36) Theatern Opern, in 19 (8-11) derselben Ballette, und gleichfalls auf 19 (5-14) Bühnen Schauspiele gegeben wurden. Es dürfte hier ein schicklicher Platz seyn, die erwähnten Theater und ihre Vertheilung in die einzelnen Länder umständlich anzuführen, wobei zur Ersparung des Raumes auch sogleich auf das Jahr 1838 Bedacht genommen wird. Hievon kommen nämlich auf:

das lomb.-venet. Königreich mit Einschluß von Triest *

	1832.	1838.
Mailand K. K. Theater alla Scala	O. u. B.	O. u. B.
alla Canobbiana	S. u. B.	
„ Teatro Re	S.	O.
Mailand, Teatro Carcano	S.	S.
Pavia	O. u. B.	O.
Lodi	O.	O.
Crema	O.	O.
Cremona, Teatro della Concordia	O. u. B.	O. u. B.
Codogno	O.	O.
Bergamo, Theater in der obern Stadt	O. u. B.	O. u. B.
Brescia	O.	O. u. B.
Mantua	O. u. B.	O. u. B.
Verona, Teatro Filarmonico	O. u. B.	O. u. B.
Vicenza, Teatro Eretennio	O.	O.
Este		O.
Padua, Teatro nuovissimo	O.	S.
Treviso		S.
Venedig, Gran Teatro della Fenice	O. u. B.	O. u. B.
„ Teatro Malibran (ehemals S. Gio. Grisostomo	O.	
„ Teatro S. Samuele	O.	
„ Teatro Gallo (auch S. Benedetto genannt)	S.	S.
„ Teatro Apollo (ehemals S. Luca)	S.	O.
Triest, Teatro Grande	O. u. B.	O. u. B.

Die Sardinischen Staaten.

	1832.	1838.
Turin, Teatro Regio	O. u. B.	O. u. B.
„ Teatro Sutera	O.	O.
„ Teatro D'Angennes	S.	S.
Genua, Teatro Carlo Felice	O. u. B.	O. u. B.
„ Teatro S. Agostino	S.	S.
Novara		O. u. B.
Vigevano		O.
Alessandria		O.
Nizza		O.
Sassari		O.
Alghero		O.
Cagliari	O.	O.
Cuneo	O.	O.
Saluzzo	O.	O.
Vercelli	O.	
Savona	O.	
Ivrea	O.	O.
Varallo	O.	
Chiavari	O.	O.
Valenza	O.	
Casale Monferrato	O.	

* O. bedeutet Oper, B. Ballet, S. Schauspiel, A. akrobatische Vorstellungen, welche nur auf einem Theater vorkommen, und bloß deßhalb mit angeführt wurden, weil auf demselben Theater auch dramatische Vorstellungen stattfanden. Die bestehenden Marionettentheater sind hier natürlich nicht mitbegriffen.

	1832.	1838.
Pinerolo		S.
Mortara		O.
Brà		O.
Herzogthum Parma.		
Parma	O. u. B	O. u. B.
Piacenza	O. u. B.	O. u. B.
Herzogthum Modena.		
Modena, Teatro Comunale	O. u. B.	O. u. B.
Reggio, Teatro Comunale	O.	O.
Großherzogthum Toscana.		
Florenz, K. k. Theater della Pergula	O. u. B.	O. u. B.
Teatro nuovo	S.	S.
„ del Cocomero	S.	O.
„ Alfieri	S.	S.
„ Goldoni	S.	S.
„ di Piazza Vecchia	S.	S.
„ di Borgo Ognissanti	S.	S.
Livorno, Teatro dei Signori Avvalorati	O.	O.
Pisa, Teatro dei Signori Ravvivati	O.	O.
Siena, Teatro dei Signori Rinnovati	O. u. B.	O.
Prato, Teatro Nuovo	O.	O.
Arezzo, Teatro della Fraternità	O.	
Herzogthum Lucca.		
Lucca, Teatro della Pantera	S.	O.
Viareggio		O.
Kirchenstaat.		
Rom, Teatro Torlonia, genannt d'Apollo	O. u. B.	O. u. B.
„ Teatro degli Illustrissimi signori Marchesi Capranica, genannt Teatro Valle	O. u. S.	O. u. S.
„ Teatro Tordinona	S.	O. u. B.
„ Teatro di Torre Argentina	S.	S.
„ Teatro Pallacorda	S.	S.
„ Teatro Alberti	A.	
Bologna, Teatro Comunale		O. u. S.
„ Teatro Badini	S.	S.
„ Teatro del Corso		S.
Ferrara	O.	O.
Lugo	O.	
Rimini	O.	O.
Pesaro	O.	O.
Jesi	O.	O.
Ancona	O.	O.
Macerata	O.	
Camerino	O.	
Spoleto	O.	
Fuligno	O.	
Perugia	O. u. B.	O.
Forli		S.
Cesena		S.
Ravenna		S.

Die meisten Theater waren demnach im Jahr 1832 eröffnet in Florenz (7), in Rom (6, eigentlich 5), Venedig (5) und Mailand (4), wovon für die Oper die größte Anzahl in Venedig (3) bestimmt war; unter sämmtlichen Bühnen aber nahm die Scala in Mailand den ersten Rang ein. Auf den 52 für die Oper eingerichteten Theatern debutirten 393 (136-257) Sänger und Sängerinnen, worunter jedoch bloß die namentlich aufgeführten Primi und Secondi Cantanti mit Ausschluß des weit zahlreicheren Chorpersonals, begriffen sind; Primedonnen traten insbesondere 69 (28-41) auf, unter welchen die große Pasta — in der Scala — voran glänzte; außer dieser waren die bekannteren die Tosi, Carradori-Alban, Giuditta und Giulietta Grisi, Blasis, Schütz, Unger, Corri-Paltoni; die reichere Ausstattung der Ballette forderte natürlich eine verhältnißmäßig bedeutendere Anzahl von Tänzern und Tänzerinnen. Auf den 19 Bühnen, wo Ballette zur Aufführung kamen, figurirten nicht weniger als 332 (158-174) Primi und Secondi Ballerini sammt jenen di mezzo Carattere; rechnet man hiezu das eigentliche Corpo di Ballo, d. h. die Zöglinge der Tanzschulen (deren Anzahl bloß in Mailand 60, in Turin 16 betrug), die Corifei und Comparse, so beläuft sich die Gesammtsumme der bei den Balletten verwendeten Personen, mit Ausschluß der stets dabei vorkommenden militärischen Aufzüge und sonst verwendeten Soldaten sammt aller andern Art von Statisten (mit deren Inbegriff oft in einem Ballette der Scala allein 500 Personen auftreten) auf ungefähr 950 bis 1000 (450-500 bis 550) Individuen.

(Der Schluß folgt.)

Physik.

Lehrbuch der Physik, zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Selbstunterrichte. Von W. Eisenlohr, Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim, gr. 8., mit (sehr saubern) Tafeln. Zweite Auflage. Mannheim, Hoff. 1839.

(Schluß.)

Gleichwie man solchergestalt mit mehrerem und minderem Glücke versucht hat, den älteren Ansichten über Licht- und Wärmeerscheinungen das „Undulationsgleichniß“

zu substituiren, eben so ist auch in der Theorie des Magnetismus an die Stelle der früheren sogenannten Vertheilungshypothese eine andere Erklärung des französischen Naturforschers Ampère gesezt worden, welche man nach dem Vorbilde jener „Undulations- (Wellen-) Vorstellung“ die „Stromtheorie“ nennen möchte. Die magnetische Vertheilungshypothese zuvörderst nimmt im Eisen zwei verschiedene unwägbare, magnetische Fluida an, deren Partikeln sich gegenseitig anziehen, unter einander selbst aber abstoßen, ohne von einem Massentheilchen des Eisens zum andern übergeben zu können. Bei der Annäherung eines magnetischen Pols gegen ein unmagnetisches Eisen erfolgt in diesem eine Scheidung der beiden Fluida; das gleichnamige Fluidum jedes Massentheilchens wird durch den Magnetpol zurückgedrängt, das ungleichnamige angezogen und dadurch wird jenes Eisen nun selbst ein Magnet. — Ampère dagegen versucht darzuthun, daß das Wesen des Magnetismus durch eine im Magneten stattfindende Kreisung elektrischer Ströme bedingt werde, indem die Richtungsbeziehung dieser Ströme ein Anziehen oder Abstoßen zur Folge habe. — Ich bin weit entfernt zu glauben, daß dieß Ampère'sche Gleichniß das magnetische Geheimniß der Natur erschöpfe: die außerordentliche Ausdehnung magnetischer Entdeckungen, welche die neueste Zeit in experimentaler Richtung gewährt hat, scheint vielmehr eine vollkommen befriedigende Theorie nur in ein noch undurchdringlicheres Dunkel zu hüllen; indeß hat Ampère jedenfalls dargethan, daß sich eine Menge magnetischer Erscheinungen aus den Regeln der Elektricität erklären lassen, wenn man, wie oben, annimmt, daß die Theilchen eines magnetischen Körpers von elektrischen Strömen umkreist werden, und er hat besonders die Gesetze, welche sich auf die Abstoßungen und Anziehungen gleich- und ungleichnamiger Pole und die Richtungen der Nadel nach Nord und Süd beziehen, unmittelbar an rein elektrische Versuche angeknüpft. Gleichwohl bleiben aber auch noch viele andere Kennzeichen eines durch Ampère's Bemühungen unerklärten Unterschiedes zwischen Magnetismus und Elektricität zurück, und wir erwähnen nur beispielsweise des Umstandes, daß die Elektricität im Leitungsdrahte durch die gewöhnlichen Nichtleiter isolirt wird, während der zugleich hervorgerufene Magnetismus leztern frei durchdringt, ein Argument, welches Davy schon allein als hinreichend betrachtet, um die Meinung einer völligen Identität beider Naturkräfte zu widerlegen. — So viel nur aus der allein fast unerschöpflichen Lehre vom Magnetismus, welchen wir hiernach in einer so engen Verbindung mit der Elektricität erblicken, daß sich der Uebergang zu lezterer gleichsam von selbst bildet.

Aus dem reichhaltigen Vortrage unseres Werkes über dieselbe führen wir, wegen der Wichtigkeit für die jezt so viel besprochene elektrische Telegraphie, sogleich an, daß die Geschwindigkeit, mit welcher die elektrische Materie fortgepflanzt wird, noch die Geschwindigkeit des Lichtes zu übertreffen scheint. Wheatstone fand die Geschwindigkeit, mit welcher die elektrische Materie einen Kupferdraht durchläuft, in 1 Sekunde = 62000 deutschen Meilen, während das Licht in derselben Zeit bekanntlich nur etwa 42000 solche Meilen zurücklegt. Die menschliche Einbildungskraft erliegt dieser Vorstellung! — Die mehrfachen Theorien der Contakt-Elektricität hiernächst entwickelt der Verf. sehr gedrängt und übersichtlich; ich kann jedoch nicht umhin, bei dieser Gelegenheit vervollständigend den Gedanken hinzuwerfen, daß die in der Säule entstehende Elektricität wohl großentheils nur eben so durch die Consumtion des Regulinisch-Metallischen vermittelst der Mineralsäure erzeugt werden möge, wie beim Verbrennen Licht und Wärme durch Zerstörung des Brennmaterials. Diese Art, die Sache aufzufassen, ist zwar vielleicht fast zu einfach für die gelehrte Physik; indeß — nichts für ungut!

Verfolgt man endlich — und mit dieser Bemerkung will ich die Anzeige des vorliegenden empfehlenswerthen Werkes schließen — Licht und Wärme, Magnetismus und Elektricität in ihren Analogien und Anomalien genauer, so wird man nothwendig dahin geführt, sie nur als vier verschiedene Aeußerungen eines und desselben großen Naturprincips zu betrachten. Dem Geheimnisse des lezteren, scheint es mir, ist man durch alle die unsäglichen Bemühungen der Experimentalphysik auch nicht um einen einzigen Schritt näher gerückt; dasselbe scheint in seiner Erhabenheit vielmehr der zahllosen Näpfchen und Täpfchen, Kettchen und Säulchen gespottet und auf die vielen in solcher Weise vorgebrachten Fragen nur mit verachtendem Stillschweigen geantwortet zu haben; und außerdem ist die Wissenschaft durch alle diese Experimentchen zu einem wahren Labyrinth geworden, in welchem sich ein gewissenhafter Gelehrter, der dann doch wenigstens das scheinbar Wichtigste von ihm Geleistete inniger durchdringen will, geradezu todt laufen und allen freien Umblick einbüßen muß. Gäb es denn wirklich gar keinen andern Weg? und sollte man nicht vielleicht einmal versuchen, auf gut Faustisch aus der dumpfen Enge des Kabinets in Gottes freie Natur selbst zu eilen, die Elektricität z. B. lieber in der Gewitterwolke, als an der Elektrisirmaschine zu studieren, um nun von jener eine Responsion zu erlangen, welche doch diese schlechterdings nicht gewähren will? 'S ist ein Vorschlag, aber er scheint mir würdig! —

Dr. Nürnberger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. Juli 1839.

Politik.

Die spanische Successionsfrage. Historisch und publicistisch erörtert von Dr. H. Zöpfl, Prof. in Heidelberg, E. F. Winter, 1839.

Unlängst erschien in Frankfurt am Main eine Brochure, welche die Rechte des Don Carlos auf den spanischen Thron vertheidigte. Gegen diese hauptsächlich ist vorliegende Schrift gerichtet.

Herr Prof. Zöpfl weist in einer sehr gründlichen und genauen historischen Uebersicht nach, daß in Spanien von jeher nicht das agnatische, sondern das cognatische Erbrecht gegolten habe, daß Töchter und Schwestern bei der Thronfolge zwar vor jüngern Brüdern, nie aber vor Neffen, Oheimen, Vettern und was immer für Agnaten hätten zurückstehen müssen. Schon die ältesten westgothischen Gesetze (Lib. IV. tit. II. de successionibus) erkennen den Töchtern dieses Erbrecht ausdrücklich zu, im Gegensatz gegen das bekannte salische Gesetz, nach welchem die weiblichen Cognaten ausgeschlossen und die männlichen Agnaten vorgezogen waren. Das in Spanien geltende Gesetz stand aber nicht bloß auf dem Papier, sondern man handelte auch darnach in allen vorkommenden Fällen. Schon im Jahr 774 succedirte die Königin Adosinda in Asturien, im 11ten Jahrhundert Donna Sancha in Leon, Donna Nunna in Kastilien, im 12ten Donna Petronila in Aragonien und Donna Uraca in Kastilien und Leon, im 13ten Donna Berenguela in Kastilien und Donna Juana in Navarra; 1402 Donna Maria, 1422 Donna Catalina und 1475 Donna Isabella in Kastilien (dreimal in einem Jahrhundert). Die letztere vermählte sich mit Ferdinand von Aragonien, und diesen beiden succedirte 1518 abermals ein Frauenzimmer, ihre wahnsinnige Tochter Juana, die mit Philipp dem Schönen, dem Sohn des Kaisers Max vermählt wurde. In den meisten der genannten Fälle waren männliche Agnaten vorhanden, die aber durch die weiblichen Cognaten ausdrücklich ausgeschlossen wurden. Der erste Fall, in welchem eine Dame ausgeschlossen wurde, ereignete sich im Jahr 1612, als die berühmte Anna d'Autriche, indem sie sich mit Ludwig XIII. von Frankreich vermählte, der spanischen Succession feierlich entsagen mußte. Man verfügte dies, damit die Kronen Spanien und Frankreich nicht etwa auf ein Haupt kämen. Es war eine Maßregel der Politik, ein Ausnahmsfall, durch den die Regel gerade sanctionirt wurde. Man hätte so umständlicher Verklausulirungen und Garantien bei dieser nur einmaligen und persönlichen Entsagung nicht bedurft, wenn es nicht eben darauf angekommen wäre, ein allgemein anerkanntes Grundgesetz in einem einzigen Falle zu umgehn. — Als der letzte männliche Sprößling jenes schönen Philipp auf dem spanischen Thron starb (Karl II. im Jahr 1700), hinterließ er zwei Töchter, Maria Theresia, welche schon 1660 mit Ludwig XIV. von Frankreich vermählt worden war, und Margaretha Theresia, die 1666 den Kaiser Leopold I. geheirathet hatte. Diese Töchter schlossen nun nach spanischen Gesetzen alle Prätendenten aus; Maria Theresia war die ältere, allein sie hatte, bevor sie dem König Ludwig geschickt wurde, wie früher die Anna d'Autriche auf die Thronfolge in Spanien entsagen müssen; die Kaiserin war die jüngere, hatte aber nicht entsagt. Nun hatte zwar Ludwig gegen jenen Entsagungsakt seiner Gemahlin schon längst protestirt, und zuletzt von Karl II. ein Testament erschlichen, das jene Entsagung aufhob und Maria Theresias Kindern den spanischen Thron vererbte; allein die Protestation eines auswärtigen Fürsten konnte gegen eine nach spanischen Gesetzen vollzogene Thatsache in Spanien rechtlich nichts entscheiden und eben so wenig das einseitige Testament eines Königs, ohne Zuziehung der Cortes. Allein da man bei der Entsagung Maria Theresias gewisse Förmlichkeiten versäumt hatte, so ließ sich aus diesem formellen

Grunde noch über die Rechtskräftigkeit derselben streiten. Der spanische Erbfolgekrieg entschied den Streit bekanntlich zu Gunsten Frankreichs, allein der französische Prinz, Philipp V., der sofort den spanischen Thron bestieg, mußte für sich und alle seine Nachkommen feierlich auf die französische Thronfolge verzichten. Dieser Philipp erließ 1713 ein sogenanntes Auto accordado, ein Gesetz, das einseitig aus königlicher Machtvollkommenheit floß und wobei die Cortes nicht gefragt wurden. Durch dasselbe hob er die bisher in Spanien übliche Thronfolge auf und führte die salische ein. Allein als die damals ohnmächtigen Cortes endlich 1789 zum ersten Mal wieder thätig waren, gehörte es zu ihren ersten und wichtigsten politischen Handlungen, im Einverständniß mit König Karl IV. jenes auto accordado feierlich und unter Beobachtung aller gesetzlichen Formen wieder aufzuheben.

Ferdinand VII. that 1830 nichts anders, als er publicirte das Gesetz von 1789 und schärfte dessen Befolgung nachdrücklich für den bevorstehenden Fall ein. Der Fall trat ein, es wurde ihm eine Tochter geboren, und diese, die jetzt regierende Königin Isabella von Spanien, ist demnach so legitim als man seyn kann. Sie hat für sich das uralte Thronfolgerecht, das nie in Zweifel gezogen, das nur ein einziges Mal durch Philipp V. einseitig aufgehoben, aber desto feierlicher 1789 wiederhergestellt worden ist. Ihr Oheim, Don Carlos, kann für seine Ansprüche nur den einzigen Umstand anführen, daß er noch vor 1789 geboren wurde, daß das Gesetz von 1789 keine rückwirkende Kraft habe, und daß er kraft des auto accordado von 1713 legitimer Thronfolger sey. Dagegen aber streitet die Ungesetzlichkeit jenes einseitigen auto accordado. Noch im Jahr 1712 war in der Urkunde, welche die wechselseitigen Entsagungen der französischen Bourbons auf Spanien und der spanischen Bourbons auf Frankreich sanktionirte, die Zustimmung der Cortes als unumgänglich anerkannt worden. Ein so wichtiges Grundgesetz durfte der König nie allein, ohne Zuziehung der Stände verändern. Dies wird nun begreiflicherweise von derjenigen Politik bestritten, welche die ständischen Rechte überhaupt bestreitet und das absolut monarchische Princip geltend macht. Der Verfasser verhehlt sich nicht, daß die Rechtsfragen, wo es sich um politische Interessen handelt, nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Indem er die Frage auch von der politischen Seite beleuchtet, macht er aber sehr interessante Bemerkungen. „Uebrigens vermögen wir keineswegs, wie von mancher Seite hervorgehoben worden ist, in der Thronbesteigung einer jungen Königin in Spanien ein Unglück oder ein Ereigniß zu sehen, wodurch der europäische Friede gefährdet werden könnte. Wir brauchen uns nicht erst als einen Anhänger Montesquieu's zu erklären, der in gewisser Beziehung die Regierung der Frauen für vortheilhafter für das Glück, die Größe und den Ruhm einer Nation erklärte, als die der Männer: wir haben nicht nothwendig, allbekannte Thatsachen zurückzurufen, und an die Regierung einer Elisabeth in England, einer Katharina in Rußland und einer Maria Theresia in Oesterreich zu erinnern. Wir wollen nur auf das einzige Faktum verweisen, daß in England, einem Staate, dessen hohe politische Bedeutung selbst seine entschiedensten Gegner anerkennen werden, dieselbe cognatische Successionsordnung grundgesetzlich und durch Herkommen genau ebenso wie in Spanien besteht — daß auch hier vor Kurzem eine jugendliche Königin den Thron bestieg, ohne daß einer der Brüder ihres Vaters sich befugt gehalten hätte, sich gegen die geheiligten Grundgesetze seines Vaterlandes aufzulehnen und das Recht des Stärkeren unter der Maske der Legitimität gegen die Tochter seines Bruders anzurufen — und während ganz Europa das gewichtige Scepter Englands durch cognatische Erbfolge in die zarte Hand seiner jungfräulichen Königin übergehen sah, hat noch Niemand gewagt, hieraus eine Störung des europäischen Friedens zu prophezeien. — England und Spanien, so entgegengesetzt auch ihre politischen Einrichtungen sind, so verschieden auch der ganze Charakter dieser beiden Nationen ist, haben dennoch dieselben Grundsätze in Bezug auf ihre Thronfolge gemein — was nichts anders als die Folge davon ist, daß beide mächtigen Reiche aus der Verschmelzung einer Masse kleiner Königreiche allmählig zu ihrer politischen Größe emporgestiegen sind. Dieselbe geschichtliche Grundlage hat in beiden Ländern dieselben Wirkungen hervorgerufen und bei beiden Völkern ein mit ihrer politischen Selbstständigkeit enge verwachsenes Recht begründet. An diesem historischen, an diesem nationalen Rechte rütteln, heißt das Princip der Legitimität selbst vernichten."

„Wir wollen hier nicht noch andere Sympathien anregen, als die des Rechtes und der Gesetzlichkeit. — Nur daran wollen wir Deutschland — nur daran wollen wir Europa erinnern, daß es nur eine alte Schuld abträgt, wenn es Spanien den innern Frieden zurückgibt, den dieses Land durch immer wachsende, mit immer größerer Erbitterung geführte Parteikämpfe zerrissen — nicht mehr aus eigener Kraft zu erringen vermag! Ist es wohl nöthig, daß wir hier das in das Gedächtniß zurückzurufen, was Spanien in jener Zeit (1808 — 1814) für die Selbstständigkeit, für die Unabhängigkeit der Throne und der Nationen geleistet hat, als fast der ganze Continent sich schon dem Joche des gewaltigsten Despoten beugte, den je ein verhängnißvolles Factum hervorgerufen hatte — eines Despoten, dessen zermalmende

Hand bereits hinauf zum hohen Norden griff, während der Süden zertreten zu seinen Füßen lag? Hat man vergessen, was die spanische Nation schon in jener Zeit, wo sich im übrigen Europa noch nicht einmal eine einzelne Stimme für die Behauptung der nationalen Unabhängigkeit unter den angestammten Herrschern erheben durfte, durch ihren unermüdlichen Heldenkampf für die Freiheit Europas geleistet hat — hat man vergessen, wie gewaltig Spaniens Gewicht in die Wagschaale fiel, als endlich der hohe Fürstenbund geschlossen wurde, der mit Begeisterung von den lange durch das fremde Joch entehrten Völker begrüßt — unter dem Schutze der Vorsehung die Gewaltherrschaft zertrümmerte und die mit schweren Opfern erkämpfte nationale Selbstständigkeit der Völker und die Souverainität ihrer Fürsten durch die Verkündung des Grundsatzes der Legitimität neu verbürgte! Nein — dieses Land, dieses Spanien, das in dem glorreichen Kampfe für Unabhängigkeit und Legitimität dem ganzen übrigen Europa voranleuchtete — das in dem unerschütterlichen Festhalten an seinen Grundgesetzen und an seinem Königshause die Stütze jenes ritterlichen Muthes fand, der zuerst Europa die Möglichkeit des Sieges über die kampfgeübten Heere des französischen Kaiserreiches zeigte — dieses Land hat einen wohlerworbenen Anspruch auf die Dankbarkeit von Europa — es hat ein Recht, zu verlangen, daß ihm das Gesetz nicht entrissen werde, welches von jeher die Grundlage seiner politischen Existenz gebildet — für welches es unendliches Unheil erduldet und den blutigsten Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind aller Souveraine Europas gekämpft hat — ein Grundgesetz, dessen unerschütterliche Heiligachtung und Anerkennung bei der spanischen Nation dem Hause der Bourbonen, dem Könige Ferdinand VII., allein noch die Rückkehr auf den verlornen Thron verbürgen konnte, als das gesammte übrige Europa zu schwach gewesen war, sein legitimes Recht gegen den Angriff der Usurpation zu schützen! — Es wäre trostlos, ein solches Land, ein solches Volk, das selbst in seiner gegenwärtigen Verwilderung und durch den Heldensinn seiner Kämpfer auf beiden Seiten zur Bewunderung zwingt, tiefer und tiefer in den Strom der Anarchie versinken und der Auflösung aller sittlichen und socialen Bande entgegenstürzen zu sehen. Ein solches Schicksal würde für den Continent, dem es so leicht gewesen, dem unglücklichen Staate die hülfreiche Hand zu reichen, ein untilgbarer Vorwurf bleiben, und leicht könnte dem übrigen Europa eine rächende Nemesis daraus erwachsen."

Neue Reisen.

8) Italienische Skizzen von Karl Czörnig. Zwei Bändchen. Mailand, Pirotta. 1838. 8.

(Schluß.)

Wenn man die Zahl der angeführten Theater mit der Gattung der darauf gegebenen Vorstellungen und der Anzahl des dabei verwendeten Personals vergleicht, so zeigt sich, daß als Hauptsitz der szenischen Künste das durch den Reichthum seiner Bewohner ausgezeichnete lombardisch-venezianische Königreich erscheint. Die Richtigkeit dieser Behauptung stellt sich noch mehr heraus, wenn man die Bevölkerung dieses Königreichs von vier Millionen zur Einwohnerzahl der übrigen Staaten Ober- und Mittelitaliens von zehn Millionen zusammenhält. Es ist hiebei überdies zu bemerken, daß gerade in den Städten des ersteren Landes die meisten Theater ihre Hauptstagione in den Sommermonaten wegen der häufigen daselbst vorkommenden Messen und Märkte feiern, und viele derselben daher im Winter geschlossen bleiben, oder nur ihre mindere Stagione abhalten, während in den übrigen Gebieten Italiens, wo dieser Grund großentheils wegfällt, die Hauptperiode für das Theatervergnügen mit der Carnevalszeit zusammentrifft.

Im Allgemeinen wurden im Jahr 1832 auf den 52 (16-36) der Oper gewidmeten Bühnen 135 (49-86) melodramatische Produktionen gezählt; bei dieser Angabe jedoch ist natürlich jede Oper, die an mehreren Orten zur Aufführung kam, eben so oft einzurechnen. Frägt man aber insbesondere nach der Zahl der Opern, welche den Gegenstand jener Produktionen ausmachten, so müssen 59 (37-35) Opern, die von 20 (17-15) verschiedenen Tondichtern herstammten, angegeben werden. Unter letzteren stellen sich Rossini, Bellini, Donizzetti und Pacini als jene Meister dar, deren Compositionen die meiste Verbreitung fanden; die Musik Rossini's ertönte auf 34, jene Bellini's auf 20, die Donizzetti's auf 12 und jene Pacini's ebenfalls auf 12 Bühnen. Hiebei ist aber zu bemerken, daß die Schöpfungen Bellini's, Donizzetti's und zum Theil auch Pacini's den Gegenstand der Hauptproduktionen auf den vorzüglicheren Theatern ausmachten, während die schon bekannteren Werke Rossini's meist auf den Bühnen zweiten und dritten Ranges, auf den bedeutenderen aber nur als Aushülfsopern (opere di ripiego) in die Scene kamen. Den genannten Meistern zunächst standen Mercadante und Vaccaj; die Leistungen eines jeden derselben wiederholen sich auf sechs verschiedenen Bühnen.

Dies war, in äußeren Umrissen, der Stand des

italienischen Bühnen- und namentlich Opernwesens im Jahr 1832. Vergleichen wir nun hiemit die Lage dieser Verhältnisse im Jahr 1838, und wir werden zur Ueberzeugung gelangen, daß im Allgemeinen der Typus, als der Ausdruck eines ständigen Verhältnisses, derselbe geblieben ist, während sich in der Richtung des Geschmackes eine deutlich wahrzunehmende Veränderung ergeben hat. Die Zahl der Städte Ober- und Mittelitaliens, in welchen während des Carnevals 1838 Theatervorstellungen stattfanden, beträgt 55, und hat sich gegen 1832 um fünf vermehrt. Das lombardisch-venezianische Königreich mit Einschluß von Triest fügte seiner frühern Zahl zwei hinzu, in den übrigen Landestheilen aber fand eine Vermehrung von dreien statt. Auch die dem Publikum geöffneten Theater hatten um vier zugenommen, 75 (21-54) an der Zahl, welche Vermehrung den Provinzen außerhalb des l. v. Königreiches zufiel. Der Aufführung von Opern und Balletten blieben hievon 17 (8-9), der bloßen Oper 35 (8-27), der Oper und dem Schauspiele 2 (0-2), dem Schauspiele und Ballette 1 (1-0), und dem Schauspiele allein 20 (4-16) gewidmet. Der Gattung der Darstellungen nach blieben fast drei Viertheile sämmtlicher Theater, nämlich 54 (16-38) der Oper, 18 (9-9) dem Ballette, und 23 (5-18) dem Schauspiele vorbehalten. Die Zahlen stimmen mit jenen des Jahrs 1832 fast durchaus überein; nur zeigt sich in den Provinzen außerhalb der Lombardie und Venedig eine Vermehrung der Opern auf zwei Theatern und eben dort eine Zunahme des Schauspieles auf vier Bühnen. Unter den einzelnen Landestheilen aber geht, hinsichtlich der Beschaffenheit der Darstellungen, das lomb.-venez. Königreich den übrigen voran; denn während dort fast drei Viertheile der den szenischen Künsten geöffneten Theater für die Oper, nebenbei aber die Hälfte für das Ballet bestimmt waren, und nur der vierte Theil dem Schauspiele vorbehalten blieb, gelangte in den übrigen Provinzen das Ballet etwa nur auf den sechsten Theil der Bühnen, die Oper füllte zwei Drittheile und das Schauspiel ein Drittheil derselben auf. Hinsichtlich der Zahl der eröffneten Theater behaupten Florenz (7), Rom (5) und Mailand (4) noch immer den Vorrang, wovon der Oper die größte Anzahl in Rom (3) gewidmet war, wiewohl es übrigens oft auch in Mailand der Fall ist, daß in drei Theatern zu gleicher Zeit Opern aufgeführt werden. An jene Städten reihen sich Venedig, Turin und Bologna mit je drei eröffneten Theatern. — Die Zahl der engagirten Primi und Secondi Cantanti hatte gegen 1832 um 58 abgenommen, es waren ihrer noch 335 (117-218); dagegen aber war die Zahl der Primedonnen — da jetzt fast jede Sängerin so heißen will, — in einem Erstaunen erregenden Fortschreiten begriffen, denn von 69 war sie auf 94 (36-58) gestiegen! Mit der Zahl ist jedoch nicht zugleich die Kunstfertigkeit und die Bedeutung derselben erhöht, denn wir vermissen unter ihnen mehrere Namen des früheren Jahres, wie die Pasta, Grisi, Tosi, Carradori, ohne daß ihre Lücken von ebenbürtigen Nachfolgerinnen ausgefüllt wurden. Die vorzüglicheren der in Thätigkeit befindlichen Prime Donne waren die Schoberlechner, Tadolini, Schütz, Unger, Blasis, Brambilla und Frezzolini. — Auf sämmtlichen der Oper gewidmeten Theatern zählte man 127 (51-76) melodramatische Produktionen; die Zahl der hiebei zur Aufführung gekommenen Opern war 68 (37-41), welche von 27 (18-17) Tondichtern herrührten. Blieben diese Verhältnisse (mit Ausnahme der um ein Viertheil bedeutender gewordenen Zahl der Compositeure) fast die gleichen, wie im Jahr 1832, so gab sich hinwieder rücksichtlich der Vorliebe für die Gattung der hiedurch repräsentirten Musik und für deren vorzüglichste Meister eine bemerkenswerthe Veränderung in der Geschmacksrichtung kund. Unter den Meistern, deren Schöpfungen sonst zu den beliebteren gehörten, war Pacini verschwunden, und selbst Rossini, dessen Werke allein im Jahr 1832 auf mehreren Bühnen ertönten als jene Bellini's und Donizzetti's zusammengenommen, mußte sich mit dem dritten Platze begnügen. Dagegen traten die beiden Meister der neuen Schule, Bellini und Donizzetti vollends in den Vordergrund, denn jeder von ihnen brachte seine Tondichtungen auf 23, Rossini die seinigen auf 15 Bühnen zur Aufführung, wobei noch weiter bemerkt werden muß, daß die beiden ersten Compositeure die Hauptproduktionen für die vorzüglicheren Theater lieferten, die Rossinischen Opern aber, mit einigen Ausnahmen, häufig nur als Aushülfe-Opern dienten. An die eben genannten Meister reihen sich Ricci und Mercadante, deren Compositionen auf 6 Bühnen vom ersteren und auf 4 vom letzteren erschienen. Dieses Verhältniß zeigt um so auffallender die Beliebtheit der Bellinischen Musik, wenn man bedenkt, daß er nur wenige Partituren geschrieben hat, und daß, während fast alle seine Opern zur Ehre der Aufführung gelangten, die Zahl der von ihm auf 23 Theatern gegebenen sich doch nur auf sieben beschränkt, während die fruchtbareren Meister Donizzetti und Rossini mit dem Schatze ihrer Tondichtungen eine reiche Auswahl gewährten, die denn dieselben auch zur Hälfte oder zum dritten Theile traf. Es gehörten nämlich von den zur Vorstellung gelangten Opern Donizzetti die meisten, d. i. 11, Rossini 10, Bellini 7 an; ihnen folgten Ricci mit 4 und Mercadante mit 3 Opern; die übrigen 22 Autoren lieferten ihrer zusammen 25. In diesen Zahlen drückt sich die veränderte Geschmacksrichtung noch offenkundiger aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 31. Juli 1839.

Schriften über die deutschen Handels-Angelegenheiten.

1) Für Ausbreitung des deutschen Zollvereins bis zur Seegrenze und die Einführung von Navigationsgesetzen. Von einem Hamburger. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1838.

Diese Schrift geht vom Standpunkt der großen Handelspolitik Deutschlands aus, nicht vom Standpunkt irgend welcher Provinzial- und Winkelpolitik, die um eines kleinen Privatvortheils willen sich gegen die Stammgenossen abschließt oder wohl gar mit dem Ausland sich verbündet. Für den deutschen Handel kann kein Heil erwachsen, so lange nicht die Grundsätze der großen Handelspolitik des gesammten Bundes über die Grundsätze der kleinen Handelspolitik der einzelnen Staaten und Kleinstaaten den Sieg davon getragen haben.

Wie ist unsre Lage zunächst in Bezug auf England? Die Brochure bemerkt: „Englands Gesetzgebung, in Bezug auf Schifffahrt und Handel, liegen folgende Principien zu Grunde:

Artikel 1. Die hauptsächlichsten Produkte Europas sind zum Consumo in England nur in englischen Schiffen, oder in Schiffen des Landes, welches die Produkte erzeugt, oder endlich in Schiffen des Landes, welches sie exportirt, zulässig.

Danach ist ein deutsches Schiff, welches sich, sey es nun im Mittelmeer, in Rußland, oder in sonstigen fremden Häfen Europas befindet, von der Annahme einer Fracht auf England ausgeschlossen, während ein englisches Schiff in denselben Häfen von der Concurrenz mit einem deutschen Schiffe, für eine Fracht nach Deutschland, nicht ausgeschlossen ist.

Artikel 2. Außereuropäische Produkte, von Europa eingeführt, sind zum Consumo in England nicht zulässig. Dieser Artikel afficirt directe den Handel Deutschlands, während die übrigen die Schifffahrt beeinträchtigen. Befindet sich nämlich auf einem deutschen Markte ein Ueberfluß an außereuropäischen Produkten, und wäre an diesen auch ein Mangel in England, so ist den Eignern der Ausweg nach letzterem Lande dennoch verschlossen, während im umgekehrten Falle die deutschen Märkte den Engländern offen stehen. Indirekte begünstigt dieser Artikel ebenfalls die Schifffahrt Englands, indem er derselben den Transport sämmtlicher, für das Bedürfniß Englands, erforderlichen außereuropäischen Produkte sichert.

Artikel 3. Außereuropäische Produkte, in nicht englischen Schiffen in England eingeführt, sind zum Consumo nicht zulässig, ausgenommen die Schiffe des Landes, welches sie producirt und exportirt.

Danach ist ein deutsches Schiff, welches sich, angenommen, in Amerika befindet, von der Annahme einer Fracht auf England ausgeschlossen, während ein englisches Schiff, ebendaselbst, für eine Fracht nach Deutschland, mit dem deutschen Schiffe concurrirt.

Artikel 4. Der Küstenhandel Englands, so wie derjenige von England nach seinen Colonien, und zwischen denselben ist nur in englischen Schiffen erlaubt.

Artikel 5. Die Waareneinfuhr in britische Colonien, in Nicht englischen Schiffen, ist untersagt, ausgenommen die Schiffe des Landes, welches die Waaren producirt und exportirt.

Der erstere Theil des vierten Artikels untersagt deutschen Schiffen den Küstenhandel Englands, so daß ein deutsches Schiff, welches sich, angenommen, in London befindet, und Kohlen in Newcastle laden will, die sich etwa in London für jenen Platz vorfindenden Güter nicht mitnehmen darf und in Ballast dahin versegeln muß während es einem englischen Schiffe, angenommen, in Königsberg befindlich und etwa für eine weitere Reise von Hamburg aus verfrachtet, gestattet ist, die sich für letzteren Hafen vorfindenden Güter zu führen. — Der

letztere Theil vom Artikel 4, so wie Artikel 5, beziehen sich auf den Handel mit den britischen Colonien, welchem von Seiten Deutschlands nichts entgegen zu setzen ist. —

Außer diesen allgemeinen Principien, finden wir im englischen Tarif noch folgende Bestimmungen:

1. Fisch, von nicht Engländern gefangen oder bereitet (cured), oder in fremden Schiffen gefangen (mit Ausnahme von Steinbutt und Hummer, Stockfisch, lebendem Aal, Anschovies, Stör und Caviar, ist einzuführen gänzlich untersagt.

2. Thran, das Produkt von Seethieren, von nicht Engländern gefangen, zahlt 26 *L.* 12 *s.*, pr. Tun Zoll, dergleichen von Engländern gefangen 1 *s.* pr. Tun.

Beide Artikel dienen zur Sicherstellung der englischen Fischerei vor der Concurrenz des Auslandes, ein Schutz, welcher der deutschen Fischerei mangelt, und diesen Industriezweig, in Folge dessen, fast ganz von uns verscheucht hat. — Wie kann der Deutsche concurriren, der für seinen Fang nur einen, und zwar den heimischen, allen übrigen Nationen gleich offnen Markt hat, während dem Engländer, dem Franzosen, dem Holländer u. s. w. respective ihre eigenen und außerdem der deutsche Markt offen steht. — Welche Massen schottischer und holländischer Häringe jährlich allein in Hamburg eingeführt werden, ist jedem Kaufmanne bekannt. Warum soll der Deutsche auf diesen Industriezweig verzichten? Warum soll der Deutsche beim Wallfischfang ungünstiger gestellt seyn als der Engländer? Letzterer belastet fremden Thran mit einem dem Verbote gleichkommenden Zolle, während er den von seinen Landsleuten gefangenen frei hereinläßt. Der Deutsche ist Kosmopolit, Ihm ist es gleich, wer den Thran fing.

Ganz abgesehen davon, wie die Erzeugnisse der Aecker, so wie der Waldungen Deutschlands, namentlich durch die englischen Zollbestimmungen gedrückt werden, wünsche ich, den Beweis geführt zu haben, daß die Schifffahrt, der Handel und die Fischerei Deutschlands, drei Industriezweige, auf welche ein großer Theil des Landes angewiesen ist, in Ermangelung eines Schutzes gegen die Bestimmungen des Auslandes, von diesem auf eine Weise beeinträchtigt werden, welche die Entwicklung derselben zu derjenigen Blüthe, deren sie fähig sind, unmöglich macht."

Wie kann sich nun, frägt der Verfasser, der deutsche Handel von diesen drückenden Fesseln befreien? Antwort: nur durch Ausdehnung des Zollvereins bis an die See und durch Erweiterung überhaupt. Wenn die Deutschen (und was zu Deutschland gehört) zusammenhalten, so können sie jede, auch diese Schwierigkeit besiegen. „In Bezug auf die bestehende Zerstückelung Deutschlands hat man nun freilich die Frage aufgeworfen, ob es für Staaten, welche in Kriegszeiten so ganz verschiedene Interessen haben können, politisch richtig sey, sich zu denselben Navigationsgesetzen zu verbinden, worauf ich nur antworten kann: es soll in der deutschen Nation keine Verschiedenheit der Interessen stattfinden; dieses Stattfinden ist unheilbringend und unnatürlich; nutzlos ist es aber, sich für Gesetze ein anderes Ziel, als das dem naturgemäßen Zustande anpassende, zu setzen. — Mag man sagen, es sey für die Hansestädte ganz bequem gewesen, in Kriegszeiten unter neutraler Flagge Schätze zu sammeln. Bluten haben sie dafür müssen, als die Verschiedenheit der Interessen deutscher Stammgenossen es einem Napoleon möglich machte, unsere Gauen mit Krieg zu überziehen. *

Der Verfasser denkt nicht bloß zunächst an einen Anschluß der Hansestädte an den deutschen Zollverein, er berücksichtigt auch Holland. „Wer ist nun aber der hauptsächlichste Consument der Produkte holländischer Colonien? Sind es nicht die Bewohner Deutschlands? Mir scheint, die Ausschließung Hollands würde sein Lebensprincip zerstören, welche Ansicht die Behauptung keineswegs aufhebt, daß Deutschland durch dieselbe sich selbst schadete, wie alles Widerstreben gegen die Natur den Keim des Todes in sich trägt. — Der Vortheil, welcher dem Vereine aus Hollands Anschlusse, außer demjenigen des Handels nach seinen Colonien, so wie der bessern Arrondirung erwachsen würde, ist, daß Hollands Seemacht den Grund zu einer Marine für den Verein zu legen im Stande seyn würde, so wie, daß Holland im Besitz besserer Häfen als die der rein deutschen Staaten ist. — Verkennen läßt es sich nicht, daß das Interesse Englands und Frankreichs, besonders aber des Erstern darunter leidet, wenn Deutschland seine Schifffahrt mit ihren Dependenzien emancipirt. Hat man nun freilich kein Recht, den in jenen Ländern herrschenden Gerechtigkeitssinn so geringe anzuschlagen, um anzunehmen, daß sie sich in Kriegszeiten an den Handelsflotten Deutschlands rächen dürften, für die Ausübung des unbestreitbaren Rechtes von Seiten desselben, ohne Verletzung irgend welcher Traktate, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so möchte es nichtsdestoweniger

* Wann wird die deutsche Nation erkennen, daß nur im innigsten, treuesten Zusammenhalten ihr Heil begründet ist? — Im tiefsten Jammer weiß sie sich zusammenzufinden, in freudigem Zusammenwirken ihm vorzubeugen, versteht sie nicht. Oh! über den Specialpatriotismus, der erst erwacht, wenn das Unglück an der eignen nächsten Grenze droht. Wehe uns, haben wir noch nicht gelernt, im Tritte eines fremden Kriegers auf deutschem Boden, komme er nun vom Westen unter der Maske, uns Freiheit, vom Osten unter derjenigen, uns Ordnung zu bringen, die Aufforderung zu allgemeiner Gegenwehr zu erkennen.

Deutschland geziemen, auf einen Schutz für Jene bedacht zu seyn, wenn gleich viele Jahre darauf hingehen dürften, ehe derselbe im Stande seyn würde, allen Anforderungen zu entsprechen." Der Verfasser denkt auch an Dänemark: „Zur Verstärkung einer Kriegsmarine für den Verein ist nun auch der Wunsch ausgedrückt, Dänemark in denselben aufzunehmen, auch möchten sich wohl Punkte anführen lassen, welche solches für jenes Land wünschenswerth machen. Abgesehen von der dichten Verzweigung der Interessen der Herzogthümer mit denen Hamburgs, würde nämlich Dänemark, träte es bei, und sollte es dem Vereine gelingen, nachdem er durch den Anschluß des ganzen Nord-Deutschlands in den Stand gesetzt worden, dem Auslande in Bestimmungen der Handelsgesetzgebung Vortheile und Nachtheile anzubieten, für die Erzeugnisse seiner Aecker günstigere Zollbestimmungen von Jenem zu erwirken, ganz wesentlich dabei betheiligt seyn." Es ist sonderbar, daß der Verfasser so wenig Gewicht auf Belgien legt und Oesterreich vom deutschen Zollverein ausgeschlossen lassen will.

In besonderer Rücksicht auf den Anschluß der Hansestädte und Hamburgs an den Zollverein bemerkt er, daß er allerdings nicht verkenne, es komme dabei auf ein Opfer an, allein „zum Frommen des gesammten Vaterlandes dürfe man kein Opfer scheuen," und das Opfer werde überdies auch wieder durch Vortheile aufgewogen. „Der Handel nach dem uns von der Natur angewiesenen Binnenlande bleibt uns, wenn wir uns nicht selbst davon absperren, sey es nun durch Nichtanschluß an den Verein, sey es dadurch, daß wir die Communicationsmittel vernachläßigen." Der Handel mit dem Ausland aber müßte sich noch weit günstiger für Hamburg stellen. „Wie aus der, Seite 10, mitgetheilten Tabelle erhellt, kamen in 1837 78 englische Schiffe von außereuropäischen Häfen in Hamburg an, und zwar kamen davon 6 von Ostindien, 48 von Brasilien, 9 von St. Domingo, 11 von Havana, 2 von Nordamerika, 2 von diversen Plätzen. Unter den 6 von Ostindien waren eins von Calcutta und eins von Bombay, mit Ausnahme welcher 2 sämmtliche 78 englische Schiffe von nicht englischen Besitzungen kamen. — Haben wir Deutsche nun Navigationsgesetze, auf Reciprocität begründet, so hätten nach Artikel 3 der englischen Navigationsgesetze, diese 76 Ladungen, fast der vierte Theil der ganzen Einfuhr von außereuropäischen Häfen, um sie zum Consumo im Vereine zu befähigen, nicht in englischen Schiffen importirt seyn dürfen. Welcher Vortheil durch die Entfernung dieser Concurrenz den Vereinsschiffen erwachsen würde, bedarf des Beweises nicht. — Gleichmäßig dürften nach Artikel 1 und 4 der englischen Gesetze, englische Schiffe uns nicht länger die Produkte der mittelländischen See, so wie des Nordens, zuführen, auch von einem deutschen Hafen zum andern keine Waaren bringen. Ferner hätten wir bei Reciprocität in den Navigationsgesetzen, die uns in französischen, spanischen und portugiesischen Schiffen zugeführten Ladungen, mit höhern Zöllen zu besteuern, als dieselben Ladungen unter der Vereinsflagge u. s. w. Ob bei solchen Verhältnissen die Rhederei auf der Elbe nicht eine Blüthe erreichen würde, wie man sie vielleicht noch nie gekannt, glaube ich der Beurtheilung eines jeden Lesers anheimstellen zu dürfen. — Bei vollkommener Reciprocität in den Navigationsgesetzen nähme der Verein aber von England nach Maßgabe der englischen Gesetze, Artikel Nr. 2 nicht länger außereuropäische Produkte, von Frankreich nach Maßgabe seiner Gesetze, dieselbe nur mit größerm Zoll, als die direkt importirten, ferner nähme es von England und Holland keine Häringe, von England den Thran nur mit einem, dem Verbot gleichkommenden Zolle. Welchen neuen Handel, welche Belebung seither fast ungekannter Industriezweige in den Vereinsstaaten, eine solche Reciprocität in den hier gedachten Theilen fremder Navigationsgesetze herbeiführen würde, ist augenscheinlich. — Hamburg importirte in 1837 von England 4059 Kisten Indigo, 27290 Ballen Baumwolle, 14453 viertel Kisten Thee, fast ausschließlich zum Consumo innerhalb der Vereinsstaaten, welche uns im Falle von Reciprocität in den Gesetzen, größtentheils direkt von den Produktionsländern hätten zukommen müssen. Wie viel lucrativer, wie viel nützlicher in vieler Beziehung der direkte Handel, als der indirekte, darf ich als anerkannt voraussetzen. Vielleicht möchte man sich indessen mit der Frage aufhalten: aber woher sollen wir das Capital nehmen zu solchen Unternehmungen? Antwort. Das Capital wird sich schon vom Inlande oder Auslande einfinden, wenn nur eine gute Zinse damit zu verdienen ist. Aber, dürfte man ferner sagen, wenn wir uns gegen Englands Handel so feindlich erweisen, wie dürfen wir da hoffen, zu dem direkten mit seinen außereuropäischen Besitzungen, z. B. mit Calcutta, dem Indigo-Markte, mit Bombay, dem Baumwolle-Markte zugelassen zu werden? Antwort. 1) Es ist nicht feindlich, wenn ich meinem Nachbarn Gleiches mit Gleichem vergelte. 2) England ist längst von Frankreich so behandelt, wie es hier für Deutschland in Aussicht gestellt wird, und dennoch gestattet es ihm jenen Handel. Warum sollte dasselbe nicht für Deutschland zu erreichen seyn, wenn es sich einig zeigt? — Endlich wirft man ein: Wir würden unsere Fabriken ruiniren, wenn wir uns den Zwang auflegen, das rohe Material nicht von England zu nehmen, wo es doch vielleicht billiger als von andern Quellen zu beziehen ist. Frage darauf: Was mag Frankreich bewogen haben, sich denselben Zwang aufzulegen?"

2) Ueber den beabsichtigten Handelsvertrag zwischen Holland und den Staaten des großen deutschen Zollverbandes, von Heinrich Pütter. Köln, 1838.

Die Zeitungen haben schon oft über diesen Gegenstand debattirt. Er ist noch nicht erledigt. Herr Pütter ist im Wesentlichen ganz derselben Ansicht, die wir zu Anfang dieses Jahres in unsern Blättern aussprachen, nämlich der: Deutschland möge Belgien nicht leichtsinnig aufgeben und dem französischen Einfluß überlassen. Es möge sich Belgien befreunden, Belgien an sich ziehen, es wo möglich für den Zollverein gewinnen, denn Holland werde dann von selbst durch die Concurrenz genöthigt, unsre Bedingungen anzunehmen. Herr Pütter deutet das richtige Verhältniß in schlagender Kürze an. Ehemals, so lange die Niederlande vereinigt waren, hatten wir einen Handelstyrannen; jetzt, da Holland und Belgien getrennt sind, haben wir zwei Handelsrivalen, die sich beeifern werden, sich an unsern Geschäften zu betheiligen, ohne uns jedoch selbst davon ausschließen zu dürfen.

Indem der Verfasser auf die großen Vortheile, welche diese Concurrenz für uns hat, aufmerksam macht, sieht er in dem bekannten Entwurf eines einseitigen Vertrages zwischen Holland und dem Zollverein einen von den Engländern und Holländern gemeinschaftlich entworfenen Plan, uns der Vortheile unsrer günstigen Stellung mit einem Male wieder zu berauben. „Holland hat mit England einen Handelsvertrag abgeschlossen, in Folge dessen es nicht nur allen Produkten und Fabrikaten dieses Landes, zu den Steuersätzen der am meisten begünstigten Nationen, den Eingang gestattet, sondern auch den Engländern ein freies Niederlagerecht und eigene Waaren-Depots in holländischen Häfen bewilliget hat, was augenscheinlich von Seite Englands keinen andern Zweck haben konnte, als früh oder spät, aber immer nach seiner Willkühr, unsere aufblühende Industrie — sey es auf geradem oder ungeradem Wege — zu erdrücken, und unsern Seehandel in Gemeinschaft mit Holland, aber mit Ausschluß unserer, zu betreiben. Deutschland müßte am politischen Staar leiden, wenn es dies nicht im ersten Augenblick einsehen sollte. Wozu sonst hätte England freie Waaren-Niederlagen in Holland nöthig, als um aus denselben eine Sündfluth seiner Fabrikate und namentlich seines Schofels, dessen es sich nirgends anderer Orten entledigen kann, über Deutschland zu ergießen; gleich viel zu welchem Preise: denn je niedriger, desto leichter erdrückt es unsere Gegenwart, aber auch desto sicherer decimirt es unsere Zukunft. Aus diesen Rücksichten denn, war es auch sehr begreiflich, daß Jedermann bei uns erstaunte, als er nach Abschluß dieses Vertrages zwischen England und Holland, der im ganzen Sinne des Wortes ein wahrhaft feindlicher Akt für uns war, vernahm, daß Holland es auch nur wagen könnte, Deutschland jetzt noch mit Anträgen von Handelstraktaten zu behelligen, und man frug sich verwundernd, was ersteres damit beabsichtige. Gleichstellung mit Anderen? Diese bedurfte es nicht bei uns, es genoß sie schon. Bevorzugung? Aber diese gegenseitig seyn: und womit konnte uns Holland jetzt noch wohl bevorzugen? Was beabsichtiget demnach ein Land, welches uns jetzt nichts mehr geben oder nehmen, nichts mehr bewilligen noch verweigern kann, durch einen Handelsvertrag mit Deutschland, den es so eifrig sollicitirt? Wir wollen es anzudeuten suchen: Holland kann uns den Rhein und die Schelde nicht mehr sperren, den Eingang in das Meer nicht mehr versagen; die Wasserverbindung zwischen Deutschland und Belgien ist auf dem Punkte, von den Hemmnissen befreit zu werden, wodurch Holland selbige bisher fast gänzlich unmöglich machte, und die Anlage einer Eisenbahn von Köln bis zur belgischen Grenze hat begonnen, so daß sich endlich der Zeitpunkt zur Verwirklichung dessen nähern dürfte, was bisher nur frommer Wunsch von uns und Belgien, in Holland aber nur Befürchtung war; d. h. der Augenblick, wo letzteres, dem Gebote der Nothwendigkeit weichend, die bisher allein geführten überseeischen Geschäfte Deutschlands theilen muß; sey es mit uns, die selbsthandelnd auftreten, oder mit Belgien, das, hinführo gleichberechtigt und gleichqualificirt, mit Holland zugleich, die Rolle unsers Vermittlers übernehmen wird. Wundern wir uns daher nicht, wenn diese Verwirklichung, die Holland auf alle erdenkliche Art und durch alle Mittel und Wege bisher zu verhindern suchte, jetzt im Augenblicke der Entscheidung, wie ein elektrischer Schlag auf ein ganzes Land und Volk wirke, das seit Jahrhunderten gewöhnt war, in gemächlicher und sicherer Ruhe von den Früchten unserer Unterwürfigkeit zu leben, und sich jetzt, aus diesem behaglichen Zustande herausgerissen, in die schlüpfrige Bahn der Zufälligkeiten und der Concurrenz mit Andern versetzen soll. Wer würde sich bei einem solchen drohenden Verluste nicht sträuben bis auf den letzten Augenblick, um ein so schönes, wenn auch ungerechtes, Erbtheil der Väter sich und den Nachkommen zu erhalten? Der letzte Versuch dazu ist der hier in Rede stehende Handelsvertrag, der, wenn er zu Stande käme, wirklich einer Sperrung der Schelde — wenigstens für uns — nicht unähnlich seyn, und Deutschlands eigenen Handel gänzlich unmöglich machen würde. Untersuchen wir, wie Holland dies anzufangen und durch welche Lockspeise es einen solchen Traktat zu erlangen gedenkt."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. August 1839.

Schriften über die deutschen Handels-Angelegenheiten.

2) Ueber den beabsichtigten Handelsvertrag zwischen Holland und den Staaten des großen deutschen Zollverbandes, von Heinrich Pütter. Köln, 1838.

(Schluß.)

„Es handelt sich hier also nicht bloß um eine bevorzugte Zucker- oder sonstige Importation holländischer Kolonialprodukte, sondern um fernere Abtretung unseres ganzen auswärtigen Seehandels an Holland; denn natürlich will dies Land erwähnte Kolonialerzeugnisse uns nicht nur vorzugsweise verkaufen, es will sie auch allein einkaufen, allein transportiren ꝛc., so daß es außer einem gesicherten Absatze auch noch den ganzen Handels- und Frachtgewinn von unsern Geschäften haben würde, ohne uns selbst auch nur den geringsten Antheil daran einzuräumen. Wer daran zweifeln könnte, der lese den letzten zwischen Holland und Preußen abgeschlossenen Schifffahrtsvertrag durch, wo es in jedem Artikel, in welchem von Gleichstellung der Rechte die Rede ist, heißt: „Für die holländisch-europäischen Häfen," was klar genug andeutet, daß Holland uns in seinen außer-europäischen Häfen entweder gar nicht, oder doch nicht zu gleichen Rechten den Zugang gestatten wolle. Dagegen aber hat Holland den Engländern, namentlich in Java, unlängst schon diese Gleichheit der Rechte bewilliget, obgleich England gar keine javaische Produkte bedarf, sondern dies Land nur, wie alle anderen, mit seinen Fabrikaten versehen will. Bedenke und erwäge man wohl die Unbill, die bei allen diesen gegenseitigen Verhältnissen zu Grunde liegt. Deutschland ist es, welches die Produkte Java's bisher consumirte und sie jetzt sogar bevorzugen soll, wogegen diesem nämlichen Deutschlande nicht einmal gleiche Rechte mit Anderen in dem Produktionslande selbst gestattet werden. Während sich also England in demselben einen großen und gesicherten Absatz für seine Manufakturen verschaffen und, gleichberechtigt mit Holland, Handel und Schifffahrt dorthin treiben kann, sind wir — die Zahlenden — von allem diesen ausgeschlossen und müssen uns damit begnügen, die Tratten zu decken, welche die Engländer für ihre in Java verkauften Stoffe auf Amsterdam abgeben."

Ueberhaupt macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß Holland seine ungeheuren Reichthümer alle fast ausschließlich aus Deutschland gezogen hat und zieht, weil es in Deutschland vorzugsweise seinen großen Markt hat. Wir, die Consumenten, die Zahlenden, vor denen die Verkäufer demüthig bitten sollten, müssen uns noch ihren Uebermuth gefallen lassen. „Ja, wir sind es, durch deren Schweiß und Blut ein Holland, wie wir es jetzt sehen, nicht nur entstanden, bereichert und endlich politisch wiedergeboren ist, sondern wir sollen es auch noch ferner erhalten und auf unsere Kosten aus seinen jetzigen finanziellen Kalamitäten retten. Denn auf wen oder worauf könnte Holland in seiner gegenwärtigen Lage anders wohl rechnen, als auf Deutschland? Durch sich selbst kann es nicht bestehen, es besteht nur durch Andere... und diese Anderen sind wir. Streichen wir Deutschland aus dem großen Buche Hollands, und ... es hat keinen Kredit mehr; entziehen wir Holland unsern auswärtigen Handel, und ... es hat keine Existenz mehr. Sein Kredit gründet sich auf die Kapitalien, die es früher von uns erworben hat, seine Existenz auf das, was es ferner noch von uns zu erwerben hofft."

„Deutschland, welches seit zweihundert Jahren für Holland ein bloßes Mittel zu dessen Bereicherung war, und so auch nur von Holland betrachtet und behandelt wurde, muß seine ihm zustehende natürliche Stellung wieder einnehmen, und nicht länger Mittel zum Zwecke seiner Vorländer, sondern umgekehrt: diese Vorländer das Mittel zur allgemeinen Wohlfahrt Deutschlands, einschließlich der übrigen seyn, wie solches in allen

andern Staaten, wo die Seestädte mit dem Innern verbunden sind, der Fall ist, und auch bei uns seyn kann und wird, sobald die hohen Regierungen Deutschlands, im Bewußtseyn ihrer Machtvollkommenheit, den Widerstrebenden nur ihren unerschütterlich festen Willen zu erkennen geben." Der letzte Rathschlag des Verfassers ist: „So lange unsere Vorländer — Holland und Belgien — sich nicht unbedingt unserm Zollverbande anschließen und dadurch gewissermaßen alle ihre materiellen Interessen mit den unsrigen verschmelzen wollen, kann und darf Deutschland keinem derselben besondere Vortheile oder Begünstigungen einräumen, sondern muß diese Länder zu beständigem Wettkampfe unter sich aufmuntern, damit selbige durch gute Aufnahme, Bedienung rc. sich unsere Geschäfte streitig machen, was aber niemals geschehen kann noch wird, sobald eines dieser Länder vor dem anderen bevorzugt ist."

3) Des Stader-Elbzolles Ursprung, Fortgang und Bestand. Eine publicistische Darstellung von Dr. A. Soetbeer. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1839.

Auch diese Schrift ist von großem Interesse. Sie macht auf die Bedrückungen, unter denen noch die Elbschifffahrt leidet, und hauptsächlich auf den Stader Zoll aufmerksam. „Am 10. December 1838 sind gerade acht Jahrhunderte verflossen, seit dem freien breiten Strom der Nieder-Elbe die beengende Fessel des Stader-Elbzolls angelegt wurde. Wahrlich ein gar langer Zeitraum für den Fortbestand kurzsichtiger menschlicher Einrichtungen, und zwar besonders einer solchen, die drückende Beeinträchtigung Anderer bedingt. Zu jeder Zeit hat Hamburgs Handelsstand das Drückende dieses Verhältnisses tief empfunden und richtig gewürdigt, nie hat Hamburg mit träger Gleichgültigkeit dem Versuche der Abhülfe entsagt und nicht durch Mangel an Einsicht und Eifer, nur in Folge seiner politischen Ohnmacht und der Zeitumstände ward die Abstellung jenes Uebels gehindert. Eifriger als je sind in den beiden letzten Decennien die Bemühungen Hamburgs in dieser Hinsicht gewesen; aber ohne bessern Erfolg."

Der Verfasser erörtert, wie wichtig die Elbe für den deutschen Handel sey. „Deutschland, durch seine verhältnißmäßig nur kurze Berührung der See für einen großartigen Handel wenig begünstigt, ist nichts destoweniger durch seine Continental-Lage und besonders durch seine vielen herrlichen Flüsse von der Natur zu bedeutendem und lebhaftem Handelsverkehr berufen. Von seinen schiffbaren Strömen sind Rhein und Elbe von jeher als die Hauptadern des deutschen Handels betrachtet worden und auch jetzt noch darf die Elbe wohl vor allen unbestritten den Anspruch der größten Bedeutsamkeit für den innern Verkehr Deutschlands erheben. Von ihrer Quelle bis zur Mündung bespült die Elbe nur deutsche Gauen und bleibt das völlige Eigenthum Deutschlands, während die Donau nur in ihrem kleineren und für die Schifffahrt minder wichtigen Theile deutsches Land durchfließt und auch der Rhein in einer Strecke seines Laufes Frankreich gemeinsam und seine Mündung in der Gewalt eines fremden Staates ist. Die Weser ist zwar ebenfalls ein ganz deutscher Fluß, aber durch ihre natürliche Beschaffenheit, einen starken Stromfall und ihre Seichtigkeit im Sommer, ist sie einem ausgedehnten Verkehr minder günstig. Die Elbe dagegen legt im Vergleich mit andern Flüssen der Schifffahrt wenige und geringe Hindernisse in den Weg, sowohl wegen ihrer breiten Mündung in die Nordsee, als auch wegen ihrer ununterbrochenen Wasserfülle und ihres langsamen Stromlaufes von Pirna an. Sobald ein eigentlicher Handelsbetrieb sich im Innern Deutschlands zu regen begann, ward die Elbe die natürliche Straße dieses Verkehrs und an ihren Ufern erhoben sich seit Karls des Großen Zeiten mehrere Städte, deren Lage schon auf die vorhandene oder beabsichtigte Wichtigkeit des Elbhandels hinweist. Vornämlich kann Hamburgs Ursprung nicht wohl ohne enge Beziehung auf Handel und Schifffahrt gedacht werden. Nicht durch bloßen Zufall kann Hamburg gerade an dem Punkte angelegt seyn, wo von dem natürlichen Stromlauf der geräumigste und sicherste Hafen längst den beiden Ufern der ganzen Niederelbe gebildet wird, wo zugleich Seeschifffahrt und Flußschifffahrt sich begegnen und gleichsam zur wechselseitigen Förderung sich die Hand reichen, ein Umstand, der dem Großhandel immer zu Statten gekommen."

In einer historischen Skizze zeigt sofort der Verfasser, wie sehr die Elbschifffahrt und der nordische Handel zuerst durch die sächsischen Kaiser begünstigt worden sey, wie aber die salischen Kaiser unglücklicherweise das falsche System befolgt hätten, Zölle, besonders an die Bischöfe zu vergeben. Schon Conrad I. belehnte den Erzbischof von Bremen mit dem Stader Elbzolle. Im 13ten Jahrhundert, als der große Hansabund emporkam, zogen die bewaffneten Bürger mit fliegenden Fahnen hinaus und zerstörten die Zollstätte und die Raubschlösser, und brachen dem freien Handelsverkehr Bahn mit Gewalt. So fiel auch Stade im Jahr 1267 und die Bremer Erzbischöfe mußten den Zoll abthun. Stolz segelten die Hamburger Schiffe durch die Elbe, nun einige Jahrhunderte lang die Herrn der See. So lange die Macht der Hansa dauerte, wagte kein Nachbar, sie mit Zöllen zu belästigen. Allein diese Macht ging unter. Im 30jährigen Kriege legten die Dänen einen neuen Zoll bei Glückstadt an, der im Frieden wieder abgethan wurde. Als aber Stade mit

dem Erzbisthum Bremen an die Schweden abgetreten war, begannen die Plackereien abermals. Zuerst wurden Hamburger Güter verzollt, sofern sie auf fremden Schiffen geladen waren. Dies geschah aber immer häufiger, in dem Maaß, in welchem die eigne Schifffahrt der Hamburger abnahm. Als später Schweden das Erzbisthum und Stade an Hannover abtrat, wuchsen die Plackereien. Einen Vergleich, den Schweden noch im Jahr 1691 eingegangen war, erkannte Hannover nicht an und so blieb der Hamburger Handel dem hannöverschen Zoll tributbar. Hamburg hoffte, nachdem es in den letzten französischen Kriegen durch Davoust so schwer gelitten, den Zoll los zu werden; allein vergeblich. Der Wiener Congreß ließ Befreiung des Handels hoffen. Die Sache wurde 1820 wieder vorgenommen. „Der in den Ministerial-Conferenzen zu Wien verabredete Artikel wegen der Flußschifffahrt, welcher wörtlich so lautet: „Um der Flußschifffahrt die derselben durch die Wiener Congreßakte Art. 109 bis 116 incl. zugesicherte Freiheit wirklich zu gewähren, machen sämmtliche dabei betheiligte Bundesglieder sich verbindlich, die darüber in der Congreßakte gegebenen und vermöge des Art. 19 der Bundesakte den Berathungen der Bundesversammlung zum Grunde gelegten Vorschriften unverbrüchlich zu befolgen, wie auch die deßhalb schon bestehenden Unterhandlungen aufs thätigste zu betreiben und in der kürzestmöglichsten Zeit zu beendigen, wo aber noch keine Unterhandlungen eingeleitet sind, solche unverzüglich eintreten zu lassen;" wird in das Protokoll der Bundesversammlung aufgenommen, und, nach gleichförmiger Zustimmung sämmtlicher Bundesregierungen, dessen förmliche Annahme von Seiten des deutschen Bundes, mit gleich verbindlicher Kraft, wie die Schlußakte selbst hiemit erklärt. Solche klar und bestimmt ausgesprochene Grundsätze mußten sowohl Jeden, dem die allgemeine Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes nicht gleichgültig war, als auch insbesondere den aufgeklärten deutschen Handelsstand zu den schönsten Erwartungen berechtigen. Endlich schien doch für Deutschland der Tag angebrochen zu seyn, wo engherzige Lokalinteressen zurückweichen sollten vor den großen Anforderungen des Gesammtwohls, wo Deutschlands herrliche Ströme, die Pulsadern seines Handels nicht länger nach provinziellen Strecken durch willkührliche Belastungen abgesperrt bleiben, sondern für ihren ganzen Lauf als organische Ganze in das Recht der natürlichen Straßen des allgemeinen deutschen Verkehrs wieder eingesetzt werden sollten. Unter allen deutschen Strömen konnte aber keiner näher bei diesen Aussichten betheiligt seyn, als die Elbe. Von Melnick, wo der Fluß schiffbar wird, bis Hamburg, bestanden damals nicht weniger als 35 Elbzölle, und überdies war noch die Auffahrt in die Elbe bis Hamburg, welche den ganzen Flußhandel am wesentlichsten bedingt, durch den Stader-Elbzoll in seiner eigenmächtigen Ausdehnung beschwert, während die Weser schon die bestimmteste Zusage der Befreiung vom Elsflether-Zoll hatte. Bei dem Rhein traten die erwähnten Bestimmungen des Wiener Congresses zuerst in Wirksamkeit; freilich hatten hier schon die durchgreifenden Maßregeln Napoleons nicht wenig vorgearbeitet. Die Regulirung der Flußschifffahrt auf den übrigen Strömen ward dagegen nicht so bald eingeleitet, als die Wiener Akte es verhieß, und eine solche Verzögerung hat wohl eben nicht sehr wohlthätig auf das allgemeine Resultat der Verhandlungen eingewirkt. Wäre gleich in den Jahren der noch frischen Begeisterung für die allgemeine deutsche Sache Hand ans Werk gelegt, so würde die Anregung der Gesinnung, die zu Wien jene liberalen Principien hervorrief, gewiß lebendiger gewesen seyn und hätte jedes Unkraut einer selbstsüchtigen Territorialpolitik im Keime erstickt."

„In den drei Jahren, welche bis zum Zusammentritt der Revisions-Commission für die Elbschifffahrt, den 20. Jan. 1824, verflossen, wurde der ausdrücklichen Zusicherung zum Trotz von Seiten Hannovers nicht die mindeste Einleitung zu einer billigen gemeinschaftlichen Vereinbarung wegen des Stader-Elbzolls mit den zunächst interessirten Staaten, Hamburg und Dänemark getroffen, obschon diese zu wiederholten Malen die dringendsten Anforderungen deßhalb ergehen ließen. Hannover eludirte beständig unter dem Vorgeben, man sey schon eifrig mit der Ausarbeitung eines billigen zeitgemäßen Tarifs beschäftigt. Freilich traten 1825 Commissionen der betreffenden Staaten in Hamburg und Lüneburg zusammen und hielten mehrere Conferenzen, aber nicht das Mindeste konnte mittelst gemeinschaftlicher Vereinbarung festgestellt werden. Hannovers Forderungen waren zu hoch gespannt." Ein neuer Versuch einer billigen Vereinbarung, die von Jahr zu Jahr dringender erschien, geschah von Hamburg gegen Ende des Jahres 1827. Allein auch dieser Versuch scheiterte und seit 1830 wurde keiner mehr gemacht.

Der Stader Zoll ist übrigens sehr bedeutend, wie aus folgender Uebersicht erhellt. „Laut uns vorliegenden Staderzoll-Rechnungen zahlten

im Jahr 1831 1883 hier angekommene Schiffe an Stader-Zoll. 432,521 M. 14 ßCrt.
„ 1835 1959 „ 386,008 — 3 „
„ 1836 1982 „ 407,581 — 13 „

Man kann nun auf die gesammte Staderzoll-Erhebung schließen, wenn man erwägt, daß die angegebenen Zahlen bei weitem nicht alle Schiffe umfassen. Diejenigen, die von sich und ihren Ladungen den Stader-Zoll entweder an Ort und Stelle, in Altona oder sonst bezahlt haben, konnten nicht mit in Anschlag gebracht werden und manche Accidenzien sind außerdem gänzlich unbeachtet gelassen.

Aus den fortlaufenden Nummern der Staderzoll-Rechnungen ergibt sich aber, daß im Jahr 1834 4581 Schiffe
1835 4623 "
1836 4388 "
Brunshausen passirten und Zoll erlegten. Während also in den 3 Jahren 1834 bis 1836 5824 Schiffe an Staderzoll 1,226,114 M. 14 ßCrt. erlegten (im Durchschnitt 210 M. 8 ß das Schiff), können wir den Zollertrag von 7768 Schiffen mit ihren Ladungen in demselben Zeitraume nicht näher bestimmen. Geben wir auch zu, daß im Allgemeinen die Abgaben dieser Schiffe minder bedeutend seyn konnten, so dürfen wir doch mit Rücksicht hierauf ohne Uebertreibung annehmen, daß der Stader Zoll alljährlich den Elbhandel mit weit über fünfmal hunderttausend Mark Courant bedrückt.

4) Einige Bemerkungen über die neue Zollverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein in deren Beziehungen zu den Städten Lübeck und Hamburg, von Dr. C. W. Asher. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838.

Es ist sehr wahr, daß eine große Stadt und das zunächst liegende Landvolk einander wechselseitig bedürfen und ergänzen, ein allgemeiner Satz, den die unsinnige Trennung von Basel-Stadt und Basel-Landschaft nicht widerlegt, sondern nur bestätigt. Als das Berner Oberland sich von Bern losreißen wollte und deßhalb bei Napoleon sollicitirte, frug dieser die Boten: wo holt ihr eure Bedürfnisse? in Bern. Wohin verkauft ihr eure Produkte? nach Bern. Er frug die Kreuz und Quer, immer hieß es de Berne, à Berne. Nun denn, sagte Napoleon, so gehört ihr zu Bern und bleibt bei Bern.

Holstein und die Städte Hamburg und Lübeck stehen in eben so enger Beziehung. Wenn die Holsteiner Herzöge und resp. dänischen Könige stets nach dem Besitz von Hamburg als einem integrirenden Theile Holsteins trachteten, so war dies gewiß nicht unnatürlich; noch natürlicher wäre es umgekehrt, wenn Holstein das Stadtgebiet Hamburgs wäre, oder wenn Holstein in engerer Beziehung zu Deutschland als zu Dänemark stände und nicht die dänische Grenze zwischen Hamburg und Altona hindurchliefe. Dem sey wie ihm wolle, so sind Hamburg und Holstein von Natur auf einander angewiesen. „Zwischen zwei großen Meeren und im Süden von einem der schönsten Ströme umspült, streckt sich das Herzogthum Holstein hin, nicht mehr nur reich an Holz und Stein, sondern mit den fruchtbarsten Gefilden neben lieblichen Hölzungen bedeckt, einen Ueberfluß der ersten Lebensbedürfnisse in seltener Güte hervorbringend, im Besitze zahlreicher Landstädte zur Beförderung des innern Verkehrs, schöner Häfen für die Verbindung mit dem Auslande. An der südlichen Grenze dieser Provinz, und doch gewissermaßen im Herzen derselben, liegt ein kleiner fremder Staat, die Stadt Hamburg, mit ihrem Gebiete nicht viel über 160,000 Einwohner zählend; aber durch eigenes Bedürfniß, vielfältig gesteigert durch den beständigen Verkehr Fremder und durch ihre Beziehungen zum Auslande, für alle Produkte, die Jenes zu liefern vermag, einen beständig offnen und willigen Markt darbietend, mit so hohen Preisen, wie nur irgendwo sie zu holen sind; zugleich, durch dieselben Beziehungen zum Auslande, eine der Haupt-Niederlagen des Welthandels, und dadurch im Stande, jedem Bedürfnisse nach fremden Erzeugnissen, sey es der Kunst oder des Gewerbsfleißes, jederzeit vollständig zu entsprechen, und zu so niedrigen Preisen, wie nur irgendwo sie zu haben sind. Welches andere Verhältniß dürfte hienach als das natürlichste, und deßhalb richtigste, zwischen beiden Staaten erscheinen, als das des möglichst freien und ausgedehnten Verkehrs? Allerdings ist es uns nicht entgangen, daß in den öffentlichen Blättern einiger holsteinischer Städte von dem Handelsdrucke und Zwange die Rede ist, welchen namentlich Hamburg bisher über Holstein geübt habe, und der durch das neue Zollgesetz vernichtet werden soll. Einen Handelszwang übt Hamburg allerdings; es zwingt die Holsteiner, wenn sie da verkaufen wollen, wo sie es am theuersten, und da kaufen, wo sie es am billigsten können, es in Hamburg thun." Mit Recht verlangt nun der Verfasser einen möglichst freien Verkehr zwischen Hamburg und Holstein und von diesem Standpunkt aus beurtheilt er den neuen Zolltarif, an dem er Einiges, als wirkliche Erleichterung des Handels, lobt, den er aber im Ganzen seinen Desiderien nicht genügend findet.

Gesetzgebung.

Rheinisches Rural-Gesetzbuch oder ordnungsmäßige Sammlung der das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, das Prozeßverfahren und die Polizei Bezug habenden, das platte Land insbesondere betreffenden Gesetze, von M. Pickhardt. Crefeldt, Schüller, 1839.

Vom Grundeigenthum, Pacht, Gemeindegut, von Pflanzungen, Benutzung der Gewässer, Mühlen, Fischerei, Weiden, Jagd, Tauben, Bienen rc., von der Feldpolizei, dem Jagdrecht rc., kurz von Allem, was sich auf die Rechtsverhältnisse des Ackerbaues, der Viehzucht und des Landlebens bezieht. Es ist sehr zweckmäßig, daß die ganze, einer Provinz eigenthümliche Gesetzgebung auf diese Weise zusammengestellt und veröffentlicht wird. Aus der Vergleichung vieler und aller Gesetzgebungen wird ohne Zweifel manches Gute herzuleiten seyn, denn Vergleichung ist die Mutter aller Verbesserungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. August 1839.

Deutsche Geschichte.

1) Jean l'aveugle, roi de Bohème, comte de Luxembourg, Marquis d'Arlon. Esquisse biographique publiée par P. A. Lenz, Professeur à l'université de Gand. Gand, Annot-Braeckmann, 1839.

Besonders abgedruckt aus den nouvelles Archives historiques, philosophiques et littéraires, die seit zwei Jahren in Gent erscheinen und von denen die deutsche Wissenschaft wohl Notiz nehmen dürfte. Die vorliegende Abhandlung ist ein sehr interessanter Beitrag zur deutschen Geschichte. Sie enthält eine genaue Zusammenstellung aller Handlungen und Begebenheiten des berühmten Böhmenkönig Johann, die zwar bekannt sind, die man aber noch nie in ihrem innern Zusammenhange beobachtet, sondern immer nur beiläufig in die Geschichte Ludwigs des Bayern verwebt hat. Ueberhaupt ist die Geschichte des luxemburgischen Kaiserhauses lange vernachläßigt geblieben, weil es frühe ausstarb und keine Enkel hinterließ, welche das Lob der Ahnen hätte belohnen können, wie die Habsburger, Zollern, Welfen, Wittelsbacher, Wettiner ꝛc. Die Geschichte der leztern Familien ist ungemein oft und fleißig behandelt worden, die der Luxemburger blieb im Dunkeln. Erst vor wenig Jahren schrieb Barthold zum ersten Mal eine gründliche und würdige Geschichte des siebenten Heinrich, der die Luxemburger auf den deutschen Kaiserthron eingeführt hat. Sein Sohn Johann, dessen Geschichte jezt Herr Lenz uns gibt, ermangelte bisher eines besondern Biographen. Dessen Sohn, Kaiser Karl IV., einer der merkwürdigsten und namentlich in Bezug auf Deutschlands äußere Politik wichtigsten Kaiser bedarf eines Biographen von großer Umsicht und Gründlichkeit. Was Pelzel und Schottky für die Darstellung seines Zeitalters gethan haben, verdient allen Dank, erschöpft aber den Gegenstand noch nicht. Dasselbe gilt von seinem Sohn Kaiser Wenzel, dessen Biograph bisher einzig Pelzel war. Der lezte Luxemburger, Kaiser Siegmund, hat einen meisterhaften Darsteller an Aschbach gefunden, doch auch erst in den lezten Jahren.

König Johann, Sohn und Vater eines Kaisers, hätte selbst Kaiser seyn können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, unter einem bescheidenen und weniger verantwortlichen Titel das Schicksal Europas zu lenken. Er lenkte es wirklich, indem er in allen Händeln seiner Zeit durch seine Waffen oder durch seine Diplomatie den Ausschlag gab, und er hätte es noch besser lenken können, wenn er nicht ein so unsteter und unruhiger Geist gewesen wäre. Sein ganzes Leben lang fand er keine ruhige Stätte. Aus angeborner Neigung ritt er beständig durch die Welt, und war ununterbrochen beschäftigt entweder im Kriege, oder auf diplomatischen Reisen, oder bei Turnieren. Er unternahm mehrere Kreuzzüge gegen die heidnischen Lithauer, er entriß den Polen Schlesien. Er kämpfte für Ludwig den Bayer gegen die Habsburger, und wieder für die Habsburger gegen den Bayer. Er kämpfte in Italien als Reichsverweser und suchte sich ein italienisches Reich zu erwerben und mit Tyrol zu verbinden, als sein Sohn die Erbin von Tyrol geheirathet hatte. Er kämpfte in den Niederlanden für Frankreich gegen die Engländer. Er hielt sich lange in Avignon auf und rathschlagte mit dem Papste und Frankreich über das Schicksal Europas. Er wollte endlich die Mauren aus Spanien vertreiben und hätte es vielleicht gethan, wenn er nicht nach einander beide Augen verloren hätte. Endlich fand dieser rastlose König ein ruhmvolles Ende in der Schlacht bei Crecqui, indem er, als die Engländer siegten, seine Niederlage nicht überleben wollte, sondern sein Roß an die seiner Ritter binden ließ, sich mit ihnen ins dichteste Gewühl der Feinde stürzte und umkam, im Jahr 1346.

Doch sein Einfluß auf die Weltbegebenheiten seiner Zeit, sein abenteuerliches Leben und sein Tod sind es nicht allein, die sein Andenken so lebhaft in unsern Tagen aufgefrischt haben. Eine wunderbare Laune des Schicksals — ists Zufall oder Nemesis? — hat gewollt, daß König Johann so wenig nach dem Tode als im Leben Ruhe haben sollte und der Geschichte desselben bis an seinen Tod folgt eine weitere Geschichte desselben von seinem Tode an. Le roi des Bohémiens n'a trouvé de repos ni sur la terre ni sous la terre. Il est arrivé à son douzième sépulcre sans trouver une dernière demeure. So äußert sich der Verfasser und nennt den zweiten Theil seiner Abhandlung l'histoire de la momie nomade.

König Johann hatte in seinem Testament befohlen, man sollte ihn zu Clairefontaine bei Arlon begraben. Als er in der Schlacht umgekommen war, begrub man ihn zuerst in der Abtei zu Valloire, dann brachte man ihn zu den Benediktinern nach Luxemburg, von da wieder nach dem nahen Kloster Münster, das vor der Stadt liegt, wo ihm sein Sohn Kaiser Karl IV. ein prachtvolles Denkmal setzte. Allein im Jahr 1540 ließ Kaiser Karl V. Luxemburg gegen Frankreich befestigen und die Vorstädte zerstören. Darunter befand sich auch jenes Kloster und das kostbare Denkmal. Sie wurden verbrannt und die Gebeine König Johanns, dem Epitaphium glücklich entrissen, bei den Franziskanern in der obern Stadt beigesetzt. Hier zeigte man sie für Geld, bis 1592 die Abtei Münster wieder errichtet wurde und den königlichen Leichnam von den Franziskanern zurückforderte. Diese wollten ihn nicht herausgeben, es kam zum Proceß und die Gerichte sprachen ihn endlich der Abtei Münster zu. Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Statthalter in den Niederlanden, ließ ihm abermals in Münster ein schönes Denkmal setzen, das 17,000 Gulden kostete. Allein als Ludwig XIV. die Niederlande anfiel und Luxemburg eroberte, wurde die Abtei und mit ihr das Denkmal des Königs Johann zum zweiten Mal verbrannt, der königliche Leichnam aber in einem hölzernen Kasten gerettet, im Jahr 1684. Die Abtei wurde nun nicht wieder errichtet, sondern erhielt einen neuen Platz in der niedern Stadt oder im Grunde. Hier wurden auch die Gebeine des Königs Johann wieder beigesetzt und man errichtete ihm das dritte Denkmal, das noch jetzt vorhanden (aber der königlichen Leiche beraubt) ist, und von dem eine Abbildung der Brochure beiliegt. Nun fand die Leiche etwa hundert Jahre lang Ruhe. Da brach die französische Revolution aus, Luxemburg fiel in die Hände der Sansculotten, die Mönche flohen, alle Klöster wurden aufgehoben. Die Gebeine des Königs Johann schwebten damals in großer Gefahr, denn die Franzosen zerstörten alle Erinnerungen an das Königthum, wo sie hinkamen. Hatten sie doch in St. Denis die Gräber ihrer eignen Könige aufs schonungsloseste entweiht und durch ungelöschten Kalk so gänzlich zerstört, daß kein königlicher Knochen mehr übrig blieb. Ein ehrlicher Bäcker, Meister Adam Bastien, wagte seinen Kopf, indem er den Kasten, der das gerettete Gerippe des Königs Johann enthielt, in seinem Hause versteckte. Les traits de fidélité et d'attachement à leur royal bienfaiteur, mort depuis quatre siècles et demi, font honneur au charactère des Luxembourgeois. Unter der Herrschaft Napoleons blieb der Kasten vergessen. Endlich hieß es, und Bastien selbst bestätigte es, er sey von den geflüchteten Mönchen nach Böhmen abgeholt worden und in Prag beigesetzt. Allein dem war nicht so. Der reiche Inhaber einer Fayencefabrik bei Luxemburg, Boch-Buschmann, hatte (wie der Sohn desselben schreibt) aus Auftrag der Mönche den Kasten vom Bäcker abholen lassen und bei sich versteckt, da die Mönche der Meinung gewesen seyen, die Leiche sey sicherer außerhalb als innerhalb der Stadt. Die Abführung nach Böhmen war eine bloße Vorspiegelung, um den Bäcker zur Herausgabe zu bereden. Der Kasten blieb in der Fayencefabrik und der jüngere Boch-Buschmann nahm ihn mit, als er das elterliche Haus verließ und sich zu Metlach, in der Gegend von Trier niederließ. Hier eröffnete derselbe ein reiches Naturalienkabinet, in welchem er unter andern auch die Gebeine des Königs Johann sehen ließ (welcher Skandal!). Zufällig kam im Jahr 1836 der Kronprinz von Preußen dahin, bedauerte „den armen König," erhielt von dem Herrn Boch die ehrwürdigen Gebeine, führte sie nach Castel und richtete ihnen dort ein neues Denkmal auf, nunmehr das vierte. Sobald dies bekannt wurde, regte sich das Mitgefühl der Luxemburger. Sie warfen es dem Herrn Boch vor, die Gebeine verheimlicht, und außerhalb Luxemburg geführt zu haben. Sie machten eine Vorstellung an den Kronprinzen von Preußen und baten um Zurückgabe der Gebeine, allein er erklärte ihnen, daß sowohl er selbst als seine Frau Gemahlin von König Johann abstamme und ein Recht habe, dessen so oft mißhandelter Leiche endlich eine ehrenvolle Ruhestätte zu gewähren. Herr Professor Lenz aber, der Herausgeber der vorliegenden Brochure, der uns alle diese interessanten Dinge mittheilt, hält sich an das Testament des Königs Johann, findet es bedenklich, daß die Leiche abermals eine neue Wanderung habe vornehmen müssen, deren Ziel ein anderes gewesen sey, als das im Testament vorgeschriebene, und spricht prophetisch die Besorgniß aus, daß die momie nomade auch in Castel noch nicht ihre *letzte* Ruhestätte gefunden haben dürfte, oder vielmehr die Hoffnung, daß sie nach Luxemburg zurückkehren werde.

2) Castell an der Saar, eine historische Topographie. Herausgegeben von Dr. Hewer. Mit zwei Abbildungen. Trier, Lintz, 1839.

In dieser kleinen Schrift wird Castell und das neue Grabmal des Böhmenkönigs beschrieben. „Castell ist einer der längst bekannten und ergiebigsten Fundorte von römischen Antiquitäten unserer Gegend und bietet einen merklich erhabenen und äußerst freundlichen Standpunkt zur Ansicht einer malerisch-schönen Landschaft dar; es wird daher und besonders seit einigen Jahren sehr oft besucht, sowohl vom Freunde der Alterthumskunde, als vom Freunde von Naturschönheiten. Wie eine Halbinsel vorgestreckt, von beiden Seiten durch tiefe Thäler eingefaßt, vorne von der Saar umflossen, also durch seine Lage sowohl als durch die Formation des schroff absetzenden Sandsteins bildet Castell eine natürliche Festung, und es entsteht daher die Frage: ob die natürliche wallartige Bildung oder erst die Benutzung desselben als eines festen Platzes ihm den Namen Castellum gegeben habe? — Im Jahr 1833 als unser geliebter Kronprinz Rheinland-Westphalen und bei dieser Gelegenheit auch Castell besuchten, wurde Sr. Königl. Hoheit die Clause von der Gemeinde als Eigenthum verehrt; weil Höchstdieselben vom Altan in die Tiefe hinabsehend, von dem gerührigen lebendigen Treiben der lustigen Volksmenge am jenseitigen Ufer angenehm überrascht, Freude und Wohlgefallen an der schönen Gegend wie über den freundlichen Empfang auszusprechen geruhten. Seit dieser Zeit wurden die angrenzenden Grundstücke angekauft, gefällige Anpflanzungen von Ziergesträuchen gemacht, an der eminentesten Stelle eine beckenförmige Rondelle mit Sitz ringsum in den Fels ausgehauen und dadurch das herrlichste Belvedere verschafft; dann wurde ferner das ganze Besitzthum eingeschlossen, die Kirche ausgebessert, die fast ganz zerfallene Kapelle nach altdeutscher Bauart wieder aufgeführt; ein breiter bequemer Weg von der Bezirksstraße ab nach dem Dorfe und der Clause angelegt, und Alles endlich gethan, was nur immer diesen freundlichen und historisch-bedeutsamen und daher von einer weiten Umgegend so häufig besuchten Ort verschönern und beleben konnte. In dem Erdgeschoße der Kapelle, das wie ein Sanctuarium von farbigen, verschiedenartig geformten Glasscheiben nur matt beleuchtet ist, wurde im Jahr 1838 ein prachtvolles Grabmal aus vaterländischem Marmor aufgestellt, worin die Ueberreste des blinden Königs Johann von Böhmen in demselben Jahr und zwar zu derselben Stunde und an demselben Tage, wo er in der Schlacht von Crecy vor schier 500 Jahren den Tod fand, feierlich und mit kirchlicher Einsegnung beigesetzt wurden. Auf der schon alten Lade, in der die Leiche sich zunächst befindet, sind in erhabener Arbeit ein Ritter im Harnisch zu Pferde vorgestellt, vor ihm eine Kanone, deren man sich zuerst in der Schlacht von Crecy bedient haben soll, daneben der Sensemann mit seinem Machtspruche in veraltetem Französisch IE UAINCS TOUT (vain).

In der Inschrift des Denkmals heißt es am Schluß: Francogalli vero cum a. 1795 repetita eademque funestiore irruptione revertissent, monachorum quidem collegium dissolutum est, inclyti autem corporis, quod supererat Luxemburgensium fide hostili furori ereptum et reservatum, donec Fridericus Guilelmus Friderici Guilelmi III Borussorum regis filius, regni heres. cum uxore illustrissima Elisabetha Ludovica ex regum Bavaricorum stirpe, reliquiis fortissimi regis, quem ipse septimo decimo gradu, illa quinto decimo attingeret, hoc sepulcrum monumentumque statuit, dicavit, consecravit.

Länder- und Völkerkunde.

4) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte ꝛc. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Man pilgert in neuerer Zeit wieder häufiger nach Jerusalem, als es früher der Fall, und diesem neuen Interesse entsprechen auch zahlreiche neue Beschreibungen des h. Landes, unter denen die vorliegende sich als die bei weitem gründlichste auszeichnet. Sie ist mit besonderem Fleiß und mit besonderer Liebe abgefaßt, enthält die vollständigste Beschreibung aller Oertlichkeiten, zugleich eine Uebersicht aller historischen Erinnerungen von den ältesten bis auf die neuere Zeit, ein Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel, der Geschichtswerke, Reisen und Karten, die von Palästina handeln und endlich ein sehr ausführliches Register.

5) Die Königreiche Schweden und Norwegen, das Kaiserthum Rußland und Königreich Polen und Freistaat Krakau. Von Prof. Possart. Erste Abtheilung. Schweden und Norwegen. Stuttgart, Lit. Comptoir, 1838.

Eine umfassende Beschreibung und Statistik der skandinavischen Halbinsel, nach den neuesten und besten Quellen. Bekanntlich hat vor Kurzem schon Forsell eine treffliche Statistik Schwedens geliefert. Herr Possart hat

wohl daran gethan, seiner Darstellung auch noch Skizzen aus neuern Reisebeschreibungen einzuflechten, namentlich Schilderungen der Landschaften, der Sitten und Gebräuche, wodurch die Beschreibung anschaulicher und lebendiger wird. Auch auf die Literatur hat er Rücksicht genommen und somit gewährt sein, einen starken Band umfassendes Werk einen guten Ueberblick über die Natur der beiden nordischen Reiche, die Bevölkerung, den Staat und seine Verfassungen, Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen und aller Provinzen, Städte und Oertlichkeiten im Einzelnen. Ein Register erleichtert das Nachschlagen beim Handgebrauch.

6) Das Fürstenthum Serbien und seine Bewohner, von demselben. Stuttgart, Hallberger, 1838. Zweite Abtheilung. Das Leben des Fürsten Milosch.

Eine sorgfältige Biographie des Fürsten Milosch. Die Quellen solcher Biographien sind freilich nicht immer ganz unbedenklich. Alles was über Serbien, Griechenland, Constantinopel und Aegypten geschrieben wird, ist mehr oder weniger partheiisch und auf einen gewissen Effekt berechnet. Daher die Widersprüche, die Mystifikationen in den orientalischen Correspondenzen, an die man sich seit mehr als zehn Jahren bereits gewöhnt hat, wie der Sicilianer an die Fata Morgana. Fürst Milosch ist sehr oft sehr gepriesen worden und auch das vorliegende Buch ist seines Ruhmes voll. Indeß hört man auch andere Stimmen, und wenn man die Uebertreibungen des Lobes und des Tadels abzieht, erscheint es wahrscheinlich, daß der Reformator Serbiens bei einer tüchtigen Persönlichkeit doch noch eine gute Portion Barbarei beibehalten habe, und daß die neue Kultur Serbiens mehr in den Köpfen einiger literarischer Reisender und einiger für ihr Vaterland schreibender Serbier, als in der Wirklichkeit bestehe, wie sich denn weder in Serbien, noch in Hellas, noch am Nil die europäische Civilisation so schnell improvisiren läßt, als sich die Enthusiasten einbilden, selbst wenn ein ernster Wille dazu überall vorhanden wäre. Namentlich dürfte die (Seite 145 zu findende) Anpreisung der „herrlichen Straßen und Wege, der Gesundheitspolizei und der Schulen in Serbien“ wohl eine Einschränkung verdienen. Doch hindert dies Alles nicht, das Verdienst eines Mannes anzuerkennen, der in die Nacht einer jahrhundertlangen Barbarei wieder das erste Licht gebracht und Reformen, wenn auch noch nicht durchgesetzt, doch angefangen hat.

7) Abriß der neuesten Geographie aller fünf Welttheile. Deutsch und französisch. Zum Gebrauch in Schulen von Dr. A. Ife. Königsberg in der Neumark, Windolff und Striese, 1839.

Dieses kleine Handbuch trägt in katechetischer Form (in Fragen und Antworten) die Geographie vor, auf einer Seite in deutscher, auf der andern in französischer Sprache, was denen, welche französisch lernen, den nicht geringen Vortheil gewährt, gleich die französische Schreibart der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte ꝛc. kennen zu lernen, in Bezug auf welche die gewöhnlichen Handwörterbücher oft sehr dürftig sind und den Nachschlagenden im Stich lassen.

Unterrichtswesen.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. St. Petersburg, bei der k. Akademie der Wissenschaften, 1838. 8.

Ein ausführlicher Bericht über den Bestand der Schulen und Hochschulen in Rußland, über deren letzte Visitation, Erweiterungen, Schenkungen, neue Verordnungen, über die damit verbundenen Sammlungen, über die wissenschaftlichen Reisen, über die Censur. Der Kultminister schließt, indem er folgende interessante Resultate zieht: „Indem ich mich von der umständlichen Darlegung des besonderen Zustandes jedes einzelnen Zweiges des meiner Verwaltung anvertrauten Ministeriums zu einer allgemeinen Uebersicht der Gesammtthätigkeit desselben während der letzten fünf Jahre wende, habe ich das Glück alleruntertbänigst zu berichten, daß in diesem Zeitraume neu errichtet wurden: 1 Universität, 9 Gymnasien, 49 theils adelige, theils bürgerliche Kreisschulen, 283 Pfarrschulen und 112 Privatlehranstalten, außer denen noch 26 adelige Pensionen bei Gymnasien eröffnet wurden. Im Ganzen also sproßten 480 Anstalten zur Bildung und Erziehung der Jugend neu empor. Die Zahl der Unterrichtgenießenden wuchs um 25,000 und beträgt gegenwärtig in den Schulanstalten des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts allein schon 95,566. Hinsichtlich der Anzahl der im Reiche überhaupt die Wohlthaten des öffentlichen und des Privat-Unterrichts Genießenden aber ergibt sich aus den Eurer Kaiserl. Majestät überreichten genauen Berechnungen (welche auf Allerhöchstdero Befehl in Kurzem gedruckt erscheinen werden), daß die Hauptsumme der Unterrichtgenießenden in Rußland im Verhältniß zur Landesbevölkerung sich annäherungsweise durch die Proportion 1 : 45 bestimmen läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. August 1839.

Neue Reisen.

9) Lustreise ins Morgenland. Von Dr. Titus Tobler. Zwei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Compagnie. 1839.

Der Verfasser, ein Arzt aus dem Kanton Appenzell, unternahm eine Vergnügungsreise nach Aegypten und Syrien. Er ging durchs Tyrol nach Venedig und Triest, von da über See nach Alexandrien. Die Fahrt auf dem adriatischen Meere dauerte etwas lange. Der Reisende befand sich auf einem gewöhnlichen Segelschiff, das zu Lossin anhielt. Von dieser wenig besuchten Küstenstadt macht er eine recht anmuthige Beschreibung. Da er Arzt ist, interessiren ihn viele Gegenstände, die von Andern kaum bemerkt werden. So wird er hier auf ein merkwürdiges Grabgewölbe aufmerksam, in welchem die Todten gerade über dem Meere auf einem dergestalt durchlöcherten Boden liegen, daß nach und nach alle nicht festen Theile von ihnen wie durch ein Sieb ins Meer hinabsinken und nur die Gerippe zurückbleiben. — Im mittelländischen Meer wurde das Schiff von einem türkischen Schiff, das aus dem nördlichen Afrika mit vielen Pilgern kam, angerufen und dringend um Wasser gebeten, woran es Mangel litt. Der christliche Kapitän versprach es, wollte nur noch eine Weile fortsegeln, um vom Winde zu profitiren, ließ aber das nachsegelnde Schiff treulos im Stich. Auch im Morgenlande selbst hatte der Verfasser mehrmals Gelegenheit zu bemerken, wie unchristlich sich viele Christen gegen die Muhamedaner betragen, und wie häufig sie, wenn sie nicht mehr unter der europäischen Sittenzucht stehen, sich allen Lastern und Gemeinheiten ungescheut hingeben, so daß sie den Orientalen nicht durchgängig die Achtung einflößen, die sie sich von Rechtswegen erwerben sollten.

In Alexandrien angelangt, bewundert der Verfasser den fremdartigen Welttheil, das classische Land, die wenigen aber großartigen Ueberreste des Alterthums, die Nadel der Cleopatra und die Säule des Pompejus. In Bezug auf die leztere bedauert er, daß sie durch so viele Narrenhände, die ihren Namen darauf gekritzelt, besonders französische, verunstaltet sey. Er fuhr auf einem Nilarm nach Kairo, das ungleich großartiger ist als Alexandrien, und wo er sich sehr gefiel. Da diese Städte schon hundertmal geschildert sind, fassen wir in dem Bericht des Herrn Tobler nur das auf, was er als Arzt bemerkt, und was man in andern Reiseberichten nicht findet. Sein Besuch der von Mehemed Ali improvisirten medizinischen Anstalten beweist, daß wirklich in diesem Lande sehr viel geschehen ist, um es aus seiner alten Barbarei herauszureißen. Allein die Sache ist noch zu neu, die Ideen sind überall gut, die Mittel reich, nur die Personen zur Ausführung kann man nicht gleich haben, wie man sie will. Im Ganzen muß man sich mehr darüber wundern, daß es noch so gut bestellt ist, als darüber, daß es noch in Vielem fehlt. Der Hospitaleinrichtung zollt der Verfasser großes Lob. Mit dem Irrenhause ist er dagegen nicht zufrieden. Die wie in einer Menagerie eingesperrten Irren weckten ihm tiefes Mitleid und Grausen. Er besuchte auch eine in der Nähe von Kairo in dem Dorf Abusabel angelegte medizinische Lehranstalt. Hier die Beschreibung eines Auditoriums: „Das anatomische Theater, ganz nach europäischem Geschmacke, schön gemalt und mit arabischen Schnörkeln überschrieben, ist sehr hell, und entspricht seinem Zwecke vollkommen. Eine in ein Tuch gehüllte Wachsfigur stand beinahe in der Mitte. An einer Wand fesselt die Aufmerksamkeit ein Glaskasten, worin der Anfang einer ornithologischen Sammlung aufbewahrt wird. Vor dem Theater, im gleichen Gebäude, aber auf der mittäglichen Seite, tritt man in den Sezirsaal. Auch an diesem wußte ich nichts auszusetzen. Es lagen eben vier, mit einem Tuche zugedeckte, halbschwarze Leichen auf den Sezirtischen, jede auf einem. Zwei waren von der beginnenden Verwesung schon häßlich gefärbt, und erfüllten die Luft mit einem sehr übeln Geruche. Das heiße

Klima stellt den Sezirübungen in Egypten viele Schwierigkeiten entgegen, wenigstens viele Unannehmlichkeiten zur Seite. Bereits hatten Ferien begonnen. Gleichwohl begünstigte mich das Glück, einen Vortrag zu hören, nämlich dem Operationskurse des Herrn Duvigneau beizuwohnen. Der Lehrer in europäischer Kleidung, auch mit einer Schürze angethan, stand am Sezirtische, gleich neben ihm der Dragoman, ein Araber von etwa fünfundzwanzig Jahren. Die arabischen Studenten schaarten sich um den Tisch. Sie trugen rothe Mützen, eine weiße, über der Brust zugeknöpfte Weste mit Ermeln, weiße, den untern Theil der Weste umfassende Pumphosen und Schuhe, die weiter nicht auffielen, doch keine Strümpfe. Die jungen Leute mochten ein Alter von fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren zurückgelegt haben. Der Professor hob damit an, über die Amputationen Lehren zu ertheilen; er unterschied sie in solche, die in und außer der Kontinuität des Knochens vorgenommen werden. Jede Phrase übersezte ein Araber leicht und schnell aus dem Französischen des Professors ins Arabische. Daß dergestalt die Mittheilung mühsam sich dahinschleppe, sieht Jedermann ein. Ohne Noth aber verstrickt der Professor seine Gedanken in lange Perioden mit Zwischensätzen. Daraus folgt unzertrennlich, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer mehr zerstreut wird. Uebrigens schauten und horchten diese möglichst aufmerksam, als wären sie die Erfinder der Aufmerksamkeit. Einer gab oft zu vermerken, daß er den Vortrag begreife. Ein empfindsamer Araber hatte seine Nase mit Papier oder etwas Anderem vor dem Wohlgeruche der Leichen verstopft, ungefähr so, wie man es einer sentimentalen Miß von London verzeihen würde. Unter den Augen der Zuhörer unternahm der Professor, nachdem er das blutige Heilverfahren auseinander gesezt hatte, die Amputation eines Fingers. Weder der Vortrag, noch die Art, wie der Lehrer operirte, verhieß Ausgezeichnetes. Er schien indeß mit Gewissenhaftigkeit seinem Berufe abzuwarten.“

Gelegenheitlich bemerkt der Schweizer Arzt auch, durch welche Mittel die orientalischen Damen sich die Magerkeit vertreiben und dasjenige Embonpoint verschaffen, das bekanntlich in den Morgenländern die Bedingung weiblicher Schönheit ist: „Es hielt sich in Kairo ein Weib auf, welches in der Kunst, fett zu machen, ihren Broderwerb suchte. Man legt es ordentlich darauf an, fett zu werden. Zu dem Ende baden die Frauenzimmer in lauem Süßwasser viele Tage hinter einander. Indeß sie lange im Bade verweilen, essen und trinken sie darin, und gebrauchen Lavements, die aus verschiedenen fetten Substanzen bereitet werden. Gleichzeitig nehmen sie viele innerliche Medikamente ein. Es steht durch eigene Erfahrung fest, daß mehrere Frauenzimmer durch ein solches Badeverfahren viele Tage hinter einander, in Verbindung mit reichlicher Ernährung durch den Mund, fett wurden. Unter den Speisen wählen die Kandidatinnen der Fettigkeit viele fette Brühen mit Bammia, Melochia und Kulkassia, gewöhnlich eine Suppe von fetten Hühnern, auf egyptisch Maluf. Jedwedes Frauenzimmer trinkt die ganze Suppe von einem Huhne, und verzehrt hernach dieses selbst. Viele dürftige Weiber nehmen das sogenannte Thaine, oder das Oel von indischen Nüssen, oder den Absud von Chinawurzeln, oder den Sesamölkuchen, welcher mit dem Fleische fetter Hühner und mit der indischen Nuß zugleich gekocht wird u. dgl. Allein vor Allem preist man den täglichen Genuß zehn gerösteter, gemeiner Zwiebeln vor Schlafengehen, und zwar etwa fünfzehn bis zwanzig Tage hinter einander. Bei dieser Kur verspüren die Frauenzimmer nicht die mindeste Beschwerde.“

Der Verfasser fand in Kairo die protestantischen Missionäre, die aber so wenig im Stande gewesen waren, ihren Glauben auszubreiten, daß sie damals nur noch zwei Zuhörer hatten, und zwar deutsche Katholiken, die sich mehr aus Liebe zu ihrer Muttersprache einfanden, als um sich bekehren zu lassen. Herr Tobler theilt die tragische Geschichte eines jungen deutschen Katholiken mit, der das Opfer der hierarchischen Grundsätze geworden ist, nach welchen in neuerer Zeit die gemischten Ehen so sehr erschwert worden sind. Schade, daß der Herr von Sandau so langweilig pretiös, in dem widerwärtigen Ton geschrieben ist, der einem den Protestantismus verleiden könnte, und dessen Affektation schnurstracks das Gegentheil der herrlichen Kraft und Einfachheit unseres nie genug zu preisenden Doktor Luther ist. Sonst würden die meisten Thatsachen, die jenem salbadernden Buch zu Grunde liegen, weit mehr Eindruck machen. Hier folgt eine Geschichte aus dem wirklichen Leben, welche die innere Wahrheit jenes Romans bestätigt. „Ein junger Mann gewann ein Mädchen lieb. Er war Katholik und sie Protestantin. In seiner heimathlichen Gegend warf die Eingehung einer gemischten Ehe ungemein viel Staub auf. Um die Schwierigkeiten auf dem richtigsten Wege zu beseitigen, unternahm er eine Reise nach Rom. Hier erlangte er von der Kurie die Erlaubniß zu einer paritätischen Ehe. Auf der Heimreise hielt er sich eine Zeit lang in Triest auf, wo er, als Mechaniker, das Auskommen zu seiner gänzlichen Zufriedenheit fand. Er schrieb seiner Geliebten, daß ihm die Heirathsbewilligung ertheilt worden sey, und daß auch sie die weitern Schritte thun solle, wodann er ohne Verzug zurücktreffen werde. Die Eltern indeß, schon lange dem katholischen Freier ungünstig, wußten während der Abwesenheit des Liebhabers überwiegenden Einfluß bei der Tochter geltend zu machen. Kurz, sie knüpfte eine andere Bekanntschaft an.

Wenn auch schon ruhige Augenblicke vergönnt waren, das Seelenleben nach seinen Ursachen und Wirkungen zu

durchschauen, findet in der Liebe eine mächtige Triebfeder zu vielen eigenthümlichen und außerordentlichen Unternehmungen. Tief ergriff die Nachricht von der Untreue des Mädchens den Geliebten, welcher ein so großes Opfer, wie die Reise nach dem entfernten Sitze des römisch-katholischen Oberhauptes, nicht scheute. Es verdüsterte sich sein Gemüth in dem Grade, daß er Europens überdrüssig wurde. Er reisete nach Jerusalem, und von dort nach Kairo. In der Hauptstadt Egyptens suchte und erhielt er als musikalischer Instrumentenmacher eine Anstellung bei der Regierung, obschon er von der Musik so viel als nichts verstand, mithin auch die Instrumente nicht stimmen konnte. Musikanten von seiner Bekanntschaft halfen ihm aus der Klemme. Mittlerweile vervollkommnete er sich in der Kunst, bis er durch Ohrenbläsereien und durch geheime Untergrabungen von seiner Stelle verdrängt wurde. Später eröffnete er eine Bude, worin er arabische Bibeln, und zwar im Interesse der protestantischen Missionäre, welche diese Bibeln mitgebracht hatten, feil bot.“ Die Schuld lag in diesem Falle an dem protestantischen Mädchen, allein die Veranlassung fällt doch jener unnatürlichen Einrichtung zur Last, vermöge welcher ein deutscher Jüngling genöthigt ist, bei einem Italiener einige hundert Stunden im Süden demüthig um die Erlaubniß bitten zu müssen, ein deutsches Mädchen, seine nächste Nachbarin, heirathen zu dürfen. Wer nur ein Gefühl von Patriotismus und Nationalehre hat, dem muß es sich bei der Erwägung solcher Unnatur empören!

Von Kairo aus machte der Verfasser eine abenteuerliche Reise nach den Pyramiden, allein mit einem einfältigen arabischen Jungen, dem er sich nicht verständlich machen konnte, durch die vom Nil überschwemmte Gegend. Doch kam er glücklich zurück. Sodann zog er mit einem ehemaligen polnischen Offizier, dessen Betragen schroff und abstoßend war, durch die Wüste von Suez, auf einem Dromedar reitend, nach Syrien, und natürlicherweise zunächst nach Jerusalem. Er beschreibt die heilige Stadt, die schon so oft beschrieben ist. Das, was er am wenigsten in ihr zu loben fand, waren die Christen. Dann ging er ans Meer zurück nach Jaffa, von dem er eine anziehende Schilderung macht, und kehrt über die Insel Rhodus und Konstantinopel heim. In Jaffa beschreibt er die Hochzeitsgebräuche der Muhamedaner, und was ihn wieder als Arzt besonders interessirt, die Lebensweise der Wöchnerinnen, die von der europäischen mannichfach abweicht. Auch sah er unterwegs nicht ohne Andacht die Stadt Kos, den Geburtsort des ersten aller Aerzte, des Hippokrates. Am Schluß gibt er noch Denen, die etwa nach ihm reisen, eine praktische Anweisung, was sie mitzunehmen, wie sie sich zu verhalten haben.

Es wird Niemand reuen, das unterhaltende und in mancher Beziehung lehrreiche Buch eines Reisenden von so viel Bildung und so ehrenhaftem und biederm Charakter zu lesen.

10) Reise in Griechenland von Prof. Greverus. Bremen, Kaiser, 1839.

Es thut wohl, dem kräftigen und wackern Fünfziger auf seiner Reise zu folgen, denn überall ist sein Muth frisch, sein Herz gesund, seine Laune heiter, sein Urtheil klar und unumwunden. Er bedauert sehr, seine deutschen Landsleute in Griechenland nicht in der Zufriedenheit gefunden zu haben, die das schöne Land und das günstige Omen, das einen deutschen Prinzen auf den griechischen Thron rief, ihnen gewähren sollten. Die Schuld fällt natürlich auf die Neuheit der Verhältnisse. Eine Ueberwindung des ältern barbarischen Elementes durch die moderne Civilisation kann nicht über Nacht Statt finden. Das löbliche Bestreben aber, die Nationalität der Griechen zu schonen und geborne Griechen bei der Regierung und in allen Zweigen der Verwaltung zu betheiligen, verbunden mit der Aufkündbarkeit aller Stellen muß natürlich ebenfalls viele Erwartungen deutscher Einwanderer und Glücksritter täuschen. Dazu kommt, daß das Leben in Athen theuer und dennoch mit vielen Entbehrungen verknüpft ist.

Herr Greverus theilt auch manche lehrreiche Bemerkung über die Alterthümer von Athen und der Umgegend mit. Sein Blick ist scharf, und indem er ihn namentlich auf die Schlachtfelder von Salamis und Marathon richtet, entfernt er einige Täuschungen, denen die Gelehrten sich bisher hingegeben haben. So interessant diese Mittheilungen sind, wollen wir es doch dem Geschichtsfreunde überlassen, sie im Buche selber nachzulesen. Wir folgen dem Verfasser durch einige der schönsten Gegenden Griechenlands, die er mit der ihm eigenen Lebendigkeit beschreibt. So sagt er von dem berühmten Delphi, wo das große Orakel war: „Ringsum und bei Delphi finden sich bedeutungsvolle Spuren der Menschenhand in Treppen, Sitzen, Gräbern mit Sarkophagen, und aus hundert Höhlen, deren dunkler Schatten mit dem hellsten Sonnenlichte wunderbar kontrastirt, schaut der alte Aberglaube finster in das einst von ihm beherrschte Thal. Uebrigens ist die Gegend des Sonnengottes vollkommen würdig: Sie empfängt, am südlichen Fuße des Parnassos gelegen, alle seine Strahlen und gibt sie verdoppelt zurück. Sie hat überhaupt etwas Bedeutungsvolles, Wunderbares, nicht bloß für das Auge — auch das Ohr wird erschüttert durch ein merkwürdiges Echo, welches alle Laute verstärkt und vervielfacht. Der Ort ist gut gewählt für das berühmteste

Orakel der Welt: In dieser Natur scheint es natürlich, daß die Götter zu den Menschen reden.

Auf seinen Wanderungen bestand der Verfasser einige unangenehme, aber auch angenehme Abenteuer. Ein Paarmal täuschten, betrogen und bestahlen ihn die Griechen, und es war keine Justiz bei der Hand oder sie half ihm nicht. Doch blieben auch die Schläge, die er austheilte, ungerügt. Reiche Griechen nahmen ihn mehrmals sehr höflich und zuvorkommend auf. Hier ein sonderbarer Zug von Naivetät. „Mein Gastfreund in einer kleinen Stadt von Morea, ein junger, schöner Mann, der nach dem Tode des Vaters das Haupt der vermögenden und angesehenen Familie bildete, ließ es freilich an guter Bewirthung nicht fehlen, hatte aber nichts lieber, als daß ich die mir vorgesezten Sachen einzeln lobte, und wenn ich einmal mich zu äußern vergaß, so fragte er: Wie mir Das und Jenes gefiele und ob es nicht gut wäre? Als es zum Abschiede kam und ich seine und des Hauses Wohlergehen trank und damit der Ehre genug gethan zu haben meinte, fragte er ziemlich unwillig: „Nun, sagst Du nichts weiter?“ Ich merkte, was er meinte, lobte in ungemessenen Ausdrücken seine freundliche Aufnahme und Bewirthung und äußerte, daß mir es so gut in Griechenland noch nicht zu Theil geworden sey. Selbstgefällig strich er während meiner Rede den Bart, umarmte mich, als ich geendigt hatte, und sagte gravitätisch: Es ist das Haus des Anagnostis, wo Du gewohnt hast!“ — Eine gar reizende Schilderung entwirft der Verfasser von einer gewissen Helenaja, einem wunderschönen griechischen Bauermädchen, in deren Hütte er kurze Zeit die Gastfreundschaft ansprach. „Die älteste Tochter Helenaja, von etwa 15 Jahren, war ein Bild von Schönheit. Ihr Profil näherte sich dem Altgriechischen mehr, als ich es bei griechischen Frauen gesehen habe, ohne das Scharfgeschnittene zu haben, was mit ihm verbunden zu seyn pflegt. Durch ihre reichen, schwarzen Locken hatte sie ein einfaches rothes Band und eine Reihe von Münzen geschlungen. Feurig blickte das schöne, dunkle Auge unter der edlen Stirn, beweglich, lebendig, aber ohne eine Ahnung von Koketterie, unter den dunkeln, langen Wimpern hervor, und fixirte den seltenen Fremden, den Barbas Frankos (fränkischen Onkel), ohne Scheu zu verrathen. Aus dem grobwollenen Obergewande traten die ebenmäßigsten, zartesten jungfräulichen Glieder anspruchslos und sorglos hervor, nur kaum von dem weißen Unterkleide oder Hemde verhüllt, welches nur bis auf die Mitte des Beines reichte und die zartgeformte, von der Sonne gebräunte und gekräftigte Wade nebst dem kleinen, hochgesattelten Fuß mit Zehen und Nägeln sehen ließ, wie sie Bildhauer nicht ebenmäßiger und wohlgebildeter darzustellen vermögen. Dabei war Helenaja durchaus Grazie, sie mochte sitzen, stehen, oder die Spindel in Bewegung setzen. Besonders schön nahm sie sich stehend bei lezterem Geschäfte aus, bei welchem sie ganz gerade stand, die dunkeln Wimpern aber nach dem Boden gesenkt hielt. Ich spendete der Familie von meinem Kaffee, den ich durch den Agogiaten zubereiten ließ. Vater und Mutter tranken, sie kannten den Trank, mit großem Wohlbehagen. Auch Helenaja reichte ich den schwarzen Becher. Sie kannte das Getränk nicht, sezte es an die Lippen, und reichte es unter Zeichen des Widerwillens, doch unter Lachen, der Mutter. Dagegen ließ sie sich meinen Zucker recht wohl schmecken und nannte ihn versteinerten Honig. Dieser Ausdruck gefiel mir ungemein; er machte mich glücklich; ich erlaubte mir, auf schöne geistige Anlagen zu schließen.“ — Ueberhaupt fand er die von den Städten fernen Griechen patriarchalisch, anspruchslos und edel, nur das Geschmeiß in den Städten, das ohne eine einzige der alten Tugenden übrig behalten zu haben, schon alle Laster der Pariser angenommen hat, erregte ihm, wie billig, Ekel, besonders jenes junge Griechenland, das sich nach dem Muster des jungen Frankreich gebildet hat und Gift aller Art in den Journalen ausspeit, insbesondere gegen die Deutschen und gegen alles Bessere, was in Griechenland geschieht.

Kritik.

Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog von Dr. Oswald. Leipzig und Paris. Brockhaus und Avenarius, 1838.

Eine glänzende Vertheidigung des Horaz, die noch viel weiter geht, als die Vertheidigung, die einst Lessing dem römischen Dichter widmete, die aber eben deßhalb, wie es uns scheint, zu weit geht. Man kann neben dem feinen Geist des Horaz auch sein feines Gefühl, seine liebenswürdige Humanität preisen, man kann ihm zutrauen, daß er es mit der bösen Welt gut meinte und im Grunde seines Herzens edel, nur etwas schwach war; aber man kann nicht von seinem patriotischen Schmerze reden, man kann dem, der dem Unterdrücker der Republick zu Hofe ging, ihm Oden sang und sich dafür füttern ließ, unmöglich die Tugenden eines Cato zuschreiben wollen. Horaz wird ewig das Ideal eines Hofpoeten bleiben, eines Dichters, der sich in die Zeiten schickt und das Leben noch genießt, wenn Brutus und Cato nicht mehr sind. Deßhalb war Horaz auch, wie bekannt, das Ideal der Poeten im Zeitalter Ludwigs XIV. und in Deutschland in der erbärmlichen Zeit der beiden schlesischen Schulen bis auf Ramler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. August 1839

Baukunst.

Die Aesthetik der Baukunst, ein Leitfaden zum Selbstunterricht und Handgebrauch von G. Wagner, Architekt an der k. Bauschule in Dresden. Mit 603 Figuren auf 13 Tafeln. Dresden und Leipzig, 1838.

Dieses zunächst für Architekten und Werkmeister bestimmte Buch ist so klar geschrieben und gewährt eine so treffliche Uebersicht über Zweck, Anordnung und Theile der einzelnen Gebäude, wie über die Geschichte der Kunst und die verschiedenen Baustyle, daß es auch für Laien in der Kunst eine sehr angenehme und belehrende Lektüre ist.

Zuerst handelt der Verfasser von den nothwendigen Erfordernissen der Gebäude: Zweckmäßigkeit, Festigkeit, Dauer. So bestimmt z. B. die Zweckmäßigkeit nicht nur die Größe, Form und Zusammenstellung der Räume selbst, sondern auch einzelner Theile, wie der Mauern, Eingänge, Luft- und Lichtöffnungen, Treppen u. s. w. — Die Festigkeit verlangt die senkrechte Stellung der Stützen (Säulen, Pfeiler), wagerechte Lage der einfachen Ueberdeckungen, Verstärkung der Ecken, Sicherstellung der Füße, Verbindung der Theile untereinander gegen Verschiebung. — Der Dauer wegen gebraucht man vorspringende Theile zum Schutze tiefer liegender gegen die Nässe (Gesimse), Abhänge für den Wasserablauf (Dachschräge, Abwässerungen) u. dgl. — Bei Bestimmung der Formen nach den Gesetzen der Festigkeit und Dauer hat der anzuwendende Baustoff und die Verbindung desselben den wesentlichsten Einfluß, so daß der größte Theil der architektonischen Formen aus der Natur des Materials und aus der Verbindung des Stein- und Holzwerks hervorgeht.

Dann folgen die ästhetischen Erfordernisse: Einheit, Proportion, Symmetrie, Einfachheit, Anmuth, Verzierungen, Charakter, Styl. Der Styl hängt ab vom Baumaterial, vom Klima des Landes und von dem eigenthümlichen Charakter des Volks. „Die Denkweise oder der Charakter eines Volks, welcher wieder hauptsächlich mit dessen Religion, Staatsverfassung und Sitten eng verknüpft ist, spricht sich bei der Baukunst besonders in der höhern Charakteristik aus, und durch einen vorherrschenden Ausdruck der Gebäude, weil es naturgemäß ist, daß ein Volk, wenn es einen Baustyl selbstständig ausbildet, oder selbst wenn es eine fremde Bauart aufnimmt, seinen Charakter auf die Bauwerke übertrage. So kam es, daß die edle Bildung der Griechen auch einen einfach-edlen Styl, der Luxus der Römer eine prächtige, der religiöse Sinn christlicher Völker eine ernste, feierliche, der sinnlich-feurige Charakter der Araber eine phantastische, romantische Bauart hervorrief."

Ueber den modernen Styl äußert sich der Verfasser sehr vorsichtig und erkennt im Allgemeinen das vorherrschende eklektische Verfahren auch als das zeitgemäße an: „Es ist nicht zu läugnen, daß wir jetzt keinen wahrhaft eigenthümlichen Baustyl besitzen, der unmittelbar aus den Bedingungen der Zeit und unsers Landes hervorgegangen wäre, denn ein solcher (wie der Spitzbogenstyl zu seiner Zeit in Deutschland war) ging unter in dem Wechsel der Zeiten und verjüngte sich nicht durch eine neue, besondere Richtung, sondern wurde durch eine fremde (der Antike nachgebildete) Weise gänzlich verdrängt, welche letztere denn auch bis auf den heutigen Tag in verschiedenen Abstufungen sich erhalten hat. Doch macht man Versuche, wieder Eigenes zu gewinnen; nur wird das kaum dadurch erreicht werden können, wenn wir das Gangbare mit einem andern schon vorhandenen Baustyl unbedingt umwechseln wollten, weil wir dann immer noch einen, wenn auch vielleicht (soll wohl nicht heißen) ausländischen, doch der Zeit nach fremden Styl erhalten würden. Es ist auch keineswegs nothwendig, die jetzt vorhandenen Elemente der Bauformen gänzlich bei Seite zu werfen; denn wenn nur das Ganze mit freiem Sinne aufgefaßt wird, so bleibt ärmliche Nachahmerei fern und

es ist die Möglichkeit vorhanden, daß sich aus und mit der Zeit Eigenthümliches heranbilde. Nun wird aber ohne Zweifel unter jeden Umständen Lobenswerthes und Selbstständiges geleistet werden können, wenn man nur nicht mit allzu ängstlicher Strenge an der Nachahmung schon bestehender Baustyle hängen bleibt, sondern die Hauptgestaltungen aus dem Wesen der Kunst selbst und den allgemeinen, im Vorhergehenden entwickelten Grundregeln einer sachgemäßen Baukunst hervorgehen läßt, indem man vorurtheilsfrei und klar denkend den Forderungen der Construction, den Bedürfnissen, der Sitte und Lebensweise, des Klima und einer angemessenen Charakteristik folgt. So werden sich rein und sicher die Grundzüge einer zweckmäßigen Bauart ergeben und letztere wird immer schön seyn, sobald der Künstler sie mit Anmuth zu bekleiden, mit Geist zu beleben, mit einem Worte wahrhaft künstlerisch zu behandeln versteht, mag er sich nun im Einzelnen, welches mehr Gefühlssache als nothwendig Bedingtes ist, diesem oder jenem vorhandenen Baustyle mehr oder minder nähern, da hierin wohl kaum etwas durchaus Neues zu schaffen ist. Ein geschickter Künstler wird aber alle von einer bereits vorhandenen Bauart entlehnten Einzelheiten mit Freiheit zu handhaben und mit den uns durch das Bedürfniß gegebenen Hauptformen so zu verschmelzen wissen, daß daraus nicht ein Gemenge von Verschiedenartigem (was leider nur zu häufig in den neuern Zeiten vorkommt), sondern eine genügende Uebereinstimmung hervorgehe. — Auf solche Weise wird die Benutzung des Vorhandenen zu einem gleichsam Neu-Erschaffenen und die Nachbildung beruht auf eigenem Urtheile und folgt nicht blind und ohne Verständniß der Autorität."

Das ist, wie man zu sagen pflegt, vernünftig gesprochen, d. h. im Sinn derjenigen Vernunft, welche sich einzustellen pflegt, wenn man in einer üblen Lage nichts Besseres mehr weiß und sich über die Trostlosigkeit tröstet. In dem billigenden Urtheil des Verfassers spricht sich doch eine Resignation aus, die Alles ausschließt, was wie Stolz aussehen könnte. Es fühlt sich wohl, wie schwierig es ist, hier nicht zu tadeln, ohne es besser zu machen. Allein alle Rücksichten und Aengstlichkeiten bei Seite gesetzt, wagen wir nur immer dreist heraus zu sagen, daß die moderne Baukunst hinter der des Alterthums und des Mittelalters weit zurücksteht. Der antike Styl herrscht bei uns vor, allein daß er nicht für uns taugt, müssen selbst seine eifrigsten Vertheidiger durch die That bestätigen. Der antike Styl taugt nur für den südlichen Himmel. Dort allein kann die Säule frei stehen und das Dach platt seyn. Um diesen Styl dem nordischen Klima anzupassen, hat man ihn verfälschen, verhäßlichen, die Säule ankleben und einmauern, das Dach aufthürmen müssen. Gerade das Schönste, was im antiken Styl zu bauen möglich ist, kann unter unserm Himmelstrich gar nicht gebaut werden, der offene Tempel, das Amphitheater. Man adoptirt also einen fremden Styl, mit dem Bewußtseyn, ihm nur nachstümpern, ihn nie in seiner Classicität ausführen zu können, wenn man es auch verstünde. Glücklich, wenn man sich ihm, durch Zweck und Lokalität und etwas südlichern Himmel begünstigt, noch so viel als möglich nähern und die schönere italienische Form erreichen kann, die der antiken nahe steht, wie die italienische Sprache der altrömischen. Wenn man einmal einen fremden Styl adoptirt hat, so muß man ihn auch so rein als möglich einhalten. Man kann es aber nicht. Die nordische Natur erlaubt es nicht und darin allein schon liegt das Verdammungsurtheil des ganzen neuen Styles. Gerade Weinbrenner, das Orakel der Schule, welche den antiken Styl beibehalten und nur etwas nach den nordischen Bedürfnissen modificiren will, beweist durch die Porzellanaufsätze in Karlsruhe, die man dort Kirchen nennt, was dabei herauskommt.

Indeß wollen wir diesen Mustern des Ungeschmacks keineswegs den gothischen Styl entgegensetzen, denn wir sind innig überzeugt, daß derselbe in unserm Zeitalter eben so corrumpirt werden würde, wie der antike, und wir halten ihn für viel zu heilig für eine profane, für viel zu schön für eine geschmacklose und für viel zu deutsch für eine so undeutsch gewordene Zeit. Gott behüte uns vor seiner Karrikatur. Wir wollen ihn lieber entbehren, als ihn mißbrauchen sehen.

So unnatürlich und geschmacklos die moderne Bauweise ist, sofern sie einen fremden, einem ganz andern Himmel angemessenen Styl zum herrschenden erhebt und ihn doch nur unrein und entstellt durchführen kann — so ist sie doch vom historischen Standpunkt aus betrachtet die allein natürliche und nothwendige. Der Geist, welcher vorherrscht, setzt sich seine Denkmale. Kann man andere von ihm verlangen? Seit der Reformation stand das katholische Deutschland unter dem Einfluß des modernen Rom und der Jesuiten, das protestantische unter dem von Frankreich. Antike Bildung in den Schulen, französische Moden beherrschten uns ganz. Vom romanischen Einfluß durchdrungen und beherrscht, konnten wir nur nachahmen und zwar mehr oder weniger plump und ungeschickt. Wie hätten wir noch einen eignen Styl in der Baukunst haben sollen? Es war unmöglich und gerade die geschmackloseste Pfuscherei die natürlichste und zeitgemäßeste.

Gemeinnützige Schrift.

Schutz und Wehr gegen Unglücksfälle oder die Sicherheits- und Rettungsmittel in den Gefahren des Lebens. Ein Lesebuch für Schule und Haus von Hofrath Prof. v. Poppe. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Ein sehr brauchbares Buch. Es enthält Rathschläge, wie man sich zu verhalten habe, um Unglücksfälle und Lebensgefahren zu vermeiden, oder, wenn sie eingetreten sind, die Rettung herbeizuführen. Viel Unglück tritt bekanntlich bloß deshalb ein, weil den Betheiligten oder Umstehenden die Besinnung, Einsicht und Erfahrung fehlt. Wäre diese vorhanden, so könnte man das Uebel oft mit leichter Mühe abwenden. Ueberhaupt bemerkt man in der neuern Zeit, daß der Hausverstand, die Kunde von Hausmitteln und praktischen Lebensregeln, die sich ehemals traditionell in den Familien erhielt, immer mehr verloren geht und durch Lektüre ersetzt werden muß.

Die Rathschläge des Herrn Hofrath v. Poppe sind in Kapitel eingetheilt, so daß man sie gut übersehen und im Nothfall schnell nachschlagen kann. Er beginnt mit den Mitteln, durch welche man das gefährliche Fallen und Anstoßen kleiner Kinder verhütet, den Gängelbändern (die er mit Recht tadelt), Laufwagen, Fallmützen, Fensterstäben, Treppenthüren ꝛc. Hiebei hätte er der in Italien üblichen Körbe gedenken sollen, die noch einfacher als die Laufwagen construirt, denselben Dienst leisten. Das Kind steht in einem leichten runden Korbgeflecht, dessen unterer auf der Erde aufliegender Reif dreimal so viel Durchmesser hat, als der obere, die Brust des Kindes umfassende, doch nicht einengende Reif. In dieser leichten Maschine bewegt sich das Kind vollkommen frei, lernt darin mit großer Bequemlichkeit stehn und gehn und dirigirt sie, wohin es will, ohne sich jemals anzustoßen, oder in eine gefährliche Tiefe fortzurollen, was bei den Laufwagen nicht vermieden werden kann. — Dann zieht der Verfasser auch die Gefahren des Fallens für Erwachsene in Erwägung, räth die Gruben und Brunnen zu bedecken, Vorsicht auf hohen Thürmen anzuwenden, sich gegen Schwindel zu waffnen, beim Ersteigen hoher Berge sich mit Steigeisen, Hakenstöcken ꝛc. zu versehen. Der Polizei empfiehlt er die gehörige Vorsicht der Beleuchtung und Wegräumung aller Gegenstände, an die man bei Nacht gefährlich anrennen könnte ꝛc. Im zweiten Kapitel handelt er von der Gefahr, durch herabfallende Gegenstände erschlagen zu werden, schärft daher Sicherstellung der Blumentöpfe an Fenstern, Vorsicht beim Abbruch von Gebäuden, beim Abladen von Waaren, beim Gebrauch großer Maschinen, beim Baumfällen ꝛc. ein. Seine Besorgniß erstreckt sich bis auf die Kronleuchter, die etwa einmal auf eine versammelte Menschenmenge herabfallen könnten. Das dritte Kapitel bespricht die Gefahren des Einstürzens von alten Gebäuden, Bergwerken, Brücken, die Noth durch Erdbeben, Lavinen ꝛc. Das vierte die Gefahren des Anstoßens an vorstehenden Fensterladen, Deichseln, Eisengeräthschaften ꝛc. Das fünfte die Gefahren des Quetschens, Reißens, Schneidens durch Unvorsichtigkeit in der Nähe von Maschinen, oder bei verschiedenartiger Gewerbthätigkeit. Das sechste die Gefahren durch Explosionen von Schießpulver, chemischen Präparaten, verschloßner Luft, Dampfmaschinen ꝛc. Es versteht sich, daß der Verfasser überall die Mittel zur Vermeidung solcher Unglücksfälle angibt. Das siebente Kapitel handelt noch besonders von der Vorsicht, die man in Bezug auf das Feuergewehr haben solle. Das achte zieht das Brandunglück in Erwägung, ermahnt zur Vorsicht und empfiehlt die besten Löschapparate. Dies Kapitel ist mit besonderm Fleiß ausgeführt. Das neunte handelt von dem mannichfaltigen Unglück, das durch Pferde und Fuhrwerk entsteht; das zehnte von den Gefahren auf Reisen zu Lande (Strapazen, Frost, wilde Thiere, Räuber ꝛc.), das elfte von den Wassersgefahren überhaupt, von Ueberschwemmungen, vom Eisgang, vom Ertrinken beim Baden ꝛc. Das dreizehnte Kapitel gibt Rathschläge, wie man sich gegen wilde und wüthende Thiere (vom Raubthier und tollen Hunde bis herab zum giftigen Insekt) schützen soll. Das fünfzehnte lehrt Hunger und Durst bekämpfen, das sechzehnte und siebenzehnte giftige Nahrungsmittel und sonst giftige oder verpestete Gegenstände meiden; das achtzehnte beschäftigt sich insbesondere mit der verdorbenen Luft. Das neunzehnte lehrt, was man zu thun hat, wenn man in Gefahr ist, zu ersticken, durch Verstopfung des Mundes, Zuschnüren der Kehle oder fremder Körper, die in die Luftröhre gedrungen sind. Das zwanzigste handelt vom Einschlagen des Blitzes; das einundzwanzigste von der Ansteckung in Krankheiten, das zweiundzwanzigste von der Gefahr, scheintodt begraben zu werden, das dreiundzwanzigste endlich von noch einigen neuen Sicherheits- und Rettungsapparaten in Bezug auf die Behandlung der Schießgewehre, auf Verpackung von Zündhütchen und Knallpulver, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, Brunnenreinigung ꝛc.

Polizeistellen, Magistrate und Familienväter werden dieses Buch mit Nutzen lesen und manche ersprießliche Anwendung davon machen können, da zwar in Deutschland schon sehr viel für öffentliche Sicherheit in dieser Beziehung geschehen ist, doch noch an gar manchem Ort noch gar Manches zu wünschen übrig bleibt.

Deutsche Geschichte.

Die Vorzeit. Herausgegeben von Dr. K. W. Justi. Mit 5 lithographirten Bildern. Marburg, Elwert, 1838.

Der bekannte Verf. einer vortrefflichen Lebensgeschichte der h. Elisabeth, der sich überhaupt um vaterländische Geschichtsforschung schon manches Verdienst erworben hat, theilt hier eine Sammlung von Forschungen und Notizen mit, durch die einzelne Theile der deutschen Geschichte in ein helleres Licht gesetzt werden. Gar anmuthig ist die Lebensbeschreibung der Herzogin Sophie von Brabant, einer Tochter der h. Elisabeth, deren noch unmündiger Sohn Heinrich „das Kind von Brabant" Stammvater der noch jetzt regierenden beiden hessischen Häuser wurde. Er hätte zu Hessen eigentlich auch Thüringen erben sollen, allein Heinrich der Erlauchte von Meißen nahm dieses Land der armen Sophie, die ihm zu viel vertraute, durch heimtückische List und Gewalt ab. Das Bild dieser unglücklichen, aber heroischen Mutter ist interessant. Man denke sich, wie sie mit eigener Hand die Art ergreift und das Thor der Stadt Eisenach, das ihr die Bürger zugesperrt, aufsprengt; oder wie sie, nachdem sich unerwartet die treulosen thüringischen Ritter durch einen falschen Eid von ihr losgesagt, den Handschuh in die Luft wirft und mit den falschen Rathgebern dem Teufel übergibt.

In einer kleinen Abhandlung wird die Frage untersucht, ob die Stifter des deutschen Ordens Ritter oder nur Bürger gewesen? Die Ritterlichkeit des Waldbot von Bassenheim und Otto von Karpen, der ersten Hochmeister, ist wohl außer Zweifel (obgleich Renner von Waldbot sagt: er war von Geburt kein Edelmann, aber seines Lebens und seiner Tugend nach war er sehr edel); allein es ist darunter nur die Ritterwürde, die dem Städter wie dem Landadel zukam, und der städtische Geschlechtsadel zu verstehen, der bekanntlich in den Hansestädten mehr als in den süddeutschen Städten mit der Bürgerschaft verschmolzen war, und einerseits, indem er an der Spitze der Kaufmannschaft stand, sich von oben herab in das Gewerbe derselben mischte, andrerseits von unten herauf sich immer wieder aus derselben rekrutirte und jede reich und bedeutend gewordene Familie in sich aufnahm. So waren es denn ganz einfach (theils ritterliche, theils nichtritterliche) Bremer und Lübecker Bürger, die aber nicht als Ritter, sondern nur als Bürger, als Genossen derselben Gemeinde, sich vereinigten, die Kranken zunächst aus ihrer Gemeinde, und sodann auch andere deutsche Kranke, die von den welschen Hospitalitern vernachläßigt wurden, zu pflegen. Es war eine vollkommen bürgerliche Wohlthätigkeitsanstalt, daher auch das erste Ordenshaus in Bremen selbst von den Korduanmachern, einer gemeinbürgerlichen Zunft, gestiftet wurde und keineswegs von Rittern. Der Verfasser des Aufsatzes hätte noch mehrere interessante Notizen über diesen Gegenstand in Misegaes Chronik von Bremen finden können, z. B. eine alte Inschrift am Bremer Rathhause, die ausdrücklich sagt: der deutsche Orden sey von den Bremern und Lübekern gegründet werden und erst später habe sich der Adel (der ritterliche Landadel im Gegensatz gegen die Städter) auch mit angehängt.

Vele Christen van groter hitte sin krank geworden,
Datt gaff eene Orsake dem ridderliken düdschen Orden,
De van de Bremern und Lübschen ersten befenget,
Darnach hefft sick de Adell dar ock mede angehenget.
Darna sind se ock in Liefland gekamen,
So dat de Orden is grotter und maechtiger geworden,
Averst Nemand mag gestadet werden in den Orden
Behalven de van Adel geboren, he sy groot oder kleen
Sunder Borger van Bremen und Lübek alleen.

Dann folgen: eine kurze Geschichte der kleinen, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts vom Fürsten Ernst von Schaumburg gestifteten, im 30jährigen Kriege fast zerstörten, wieder aufgekommenen und erst 1809 aufgehobenen Universität Rinteln; eine Geschichte der berühmten h. Hedwig, Herzogin von Schlesien; eine Beschreibung der Grabdenkmäler zu Marburg, des berühmten Oldenburger Horns, alter Münzen &c.; die Geschichte alter Burgen, der Burg Melnau, der Stadt Spangenberg, die uns tief in die Wirren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, in die Kämpfe der Städte und Fürsten mit den Adelsbündnissen und mit den wilden Raubrittern hineinführen, und eine Menge kleine historischer Miszellen.

So reiht sich denn dies Werk jenen nützlichen Sammlungen an, als deren Muster das Hormayr'sche Taschenbuch anzusehen ist. Der Geschichtsfreund wird für solche Arbeiten stets dankbar seyn. Viele schöne und bedeutende Züge der Spezialgeschichte werden auf diese Weise bekannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. August 1839.

Biographie.

Ludwig Philipp, König der Franzosen und seine Familie. Von August Bürk. Mit Portrait. Weimar, Voigt, 1839.

Eine recht gute Lebensbeschreibung, sofern man darin die äußern Begebenheiten und Schicksale des Königs sucht. In Bezug auf die Zeichnung seines Charakters, auf die Motive seiner Politik und auf diese selbst hätte sich wohl noch mehr sagen lassen. Indessen ist in Zeitungen so viel darüber gesagt worden und wird noch immer darüber gesagt, daß man in seiner Biographie die Wiederholung so vieles Raisonnements recht gern vermißt.

Auch wir würden nichts hinzufügen, wenn es uns nicht der Mühe werth schiene, derjenigen Ansicht das Wort zu reden, von der die Parteien in ihrer Leidenschaft am meisten abweichen. Ludwig Philipp sah die Revolution. Er sah, wie eine viel edlere und allgemeinere Begeisterung, als es die der heutigen Republikaner ist, an dem französischen Nationalcharakter scheiterte. Er sah, daß die Franzosen die Freiheit, wenn sie sie errungen haben, wieder wegwerfen, nicht wie die Engländer oder Amerikaner ruhig bei ihr aushalten können. Durch diese Erfahrungen belehrt, trat er 1830 mit Ruhe und ohne Furcht vor den Republikanern sein Königsamt an. Er glaubte und glaubt heute noch, daß eine Republik in Frankreich eine Unmöglichkeit sey und daß, wenn je wieder ein Versuch dazu gemacht würde, derselbe noch naturnothwendig ein schwächerer seyn werde, als es der erste war. Er durfte es also wohl wagen. Er sah eine Krone am Boden liegen, und es wäre mehr als feig gewesen, sie unter diesen Umständen nicht aufzuheben, nachdem die Republik ihren Prozeß verloren hatte und der einzige Nebenbuhler, dessen Ruhm und Genie seiner Klugheit die Krone hätte streitig machen können, „der Mann der Insel,“ todt war. Die Politik, welche Ludwig Philipp sofort als König befolgte, war eine sehr besonnene und vernünftige, die für Frankreich möglicherweise segensreichste. Er erhielt den Frieden, da er zum Kriege gar keine Veranlassung hatte und ihn wahrscheinlich nicht glücklich geführt haben würde. Sollte er Europa revolutioniren? die allgemeine Republik predigen, durch die er sich selbst als König das Todesurtheil gesprochen haben würde, und an deren Ausführbarkeit er als ein Mann, der die Revolution gesehen hatte und die Menschen lange genug kannte, nicht glauben konnte? Oder sollte er wie Napoleon als Alleinherr, als Tyrann auftreten und die Welteroberung zum zweiten Mal versuchen? Dazu gehörte ein Napoleon, dazu gehörte eine Aufgeregtheit unter den Franzosen wie im letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts, und eine Erschlaffung unter den Deutschen, wie zu eben dieser Zeit. Die Umstände hatten sich seit vierzig Jahren geändert, und Ludwig Philipp handelte sehr klug, daß er es nicht machte wie Salmoneus, der Donner und Blitz des Zeus — nachahmen wollte.

Die conservative Politik Ludwig Philipps war den wahren Bedürfnissen Frankreichs angemessen. Frankreich war nach außen mächtig und angesehen, es herrschte noch über seine natürliche Grenze hinaus, es pflanzte seine Fahnen noch immer in deutschen Provinzen (Elsaß und Lothringen) auf. Frankreich war im Innern frei, jedes Privilegium abgeschafft, dem Fleiß, dem Verdienst, dem Genie war jede Bahn zu Auszeichnung geöffnet, die Presse ungebunden ꝛc. Diesem glücklichen Frankreich fehlte nichts, als Selbsterkenntniß, Selbstzufriedenheit, richtige Würdigung der Vortheile, deren es sich in der That erfreut, und Erwägung der Mittel, durch die es sich in einer langen glücklichen Friedenszeit im Innern noch vollkommner ausbilden könnte, Aufmunterung des bürgerlichen Sinnes, des ländlichen und gewerblichen Fleißes, Pflege der Friedenstugenden, vor allem aber

physische und moralische Kräftigung des Volks, das durch lange Anarchie und Despotie entsittlicht war. Diesen Mängeln nun abzuhelfen, schien Ludwig Philipps Friedenspolitik die geeignetste. Stärkte sich Frankreich innerlich, so konnte es um so kühner jedem künftigen Sturm trotzen, oder so sammelte es seine Kräfte zu einer neuen Welteroberung, wenn Verwirrung und Erschlaffung im übrigen Europa je wieder die Gelegenheit dazu bieten würde, und Ludwig Philipp arbeitete vielleicht nur seinem glücklichern Nachfolger in die Hände, wie einst Friedrich Wilhelm I. dem großen Friedrich die Mittel hinterließ, ohne die derselbe seine große Rolle nicht hätte spielen können.

Somit wäre die Absicht, Frankreich in einer langen Friedensperiode innerlich an Wohlstand, Bürgersinn und physischer wie moralischer Nationalkraft wachsen zu lassen, sehr löblich und im französischen Sinn vollkommen patriotisch. Allein Ludwig Philipp trifft mit Recht der Vorwurf, daß er etwas will, was die Franzosen selbst nicht wollen, obgleich es etwas Gutes ist. Bei all seinem Verstand, bei all seiner Erfahrung hat er übersehen, daß die romanischen Franzosen eine Aversion vor den bürgerlichen Tugenden des germanischen Stammes haben und von Natur unfähig sind, sich dieselben anzueignen, wenigstens in Masse. Der Franzose langweilt sich tödtlich an dem, was das Glück und den Stolz der Deutschen, Engländer, Skandinavier und Nordamerikaner ausmacht. Er kann und mag kein Philister seyn, zu Hause arbeiten, zu Hause mit den Seinen sich empfindsam abschließen; er läuft aus dem Hause, um sich im öffentlichen Leben zu tummeln, oder er öffnet seine Salons und läßt die Außenwelt zu sich herein dringen. Eben so wenig kann er im öffentlichen Leben einen gewöhnlichen ruhigen Gang der Dinge vertragen. Je solider die Macht eines Staates ist, um so weniger kann er Störung von außen, je solider seine innere Freiheit ist, um so weniger kann er Störung von innen erleiden, um so ruhiger muß also alles seinen Gang gehen, und um so glücklicher ist der Staat. Aber eine solche Ruhe ist den Franzosen unerträglich. Selbst ein vollkommen idealer Zustand würde ihnen bald zur Hölle werden, wenn es darin keinen Wechsel mehr gäbe. Sie wollen nur immerwährend neu erregt seyn, ihrer Phantasie Ueberraschungen bereiten. Diesem Nationalbedürfniß nun ist Ludwig Philipp nicht entgegengekommen, und er hat den Versuch gemacht, ob es nicht doch möglich seyn könnte, den Franzosen diese gefährliche Neugier, die sie zuletzt ins Verderben stürzen, sie aller gewonnenen Vortheile in der äußern und innern Politik allmählig wieder berauben muß, — abzugewöhnen. Armer Ludwig Philipp! Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß dieser Versuch mißlingen wird. Allein vom französischen Standpunkt aus muß man ihn patriotisch und wahrhaft kühn nennen.

Frankreich ist eine Messalina, durch nichts zu befriedigen, nur auf kurze Zeit ermattet, ohne gesättigt zu seyn. Was dieses leidenschaftliche Weib sucht und glühend begehrt, ist immer und immer wieder der Mann, der es beherrsche, jener Cäsar, dem es wie eine Bachantin taumelnd, rasend, durch die Welt folgte. Es will keine Freiheit, es will einen Herrn, aber den rechten, den Gewaltigen, den Schrecklichen! Es will gepackt seyn von eiserner Hand und verachtet jeden, der schwächer ist als jener Cäsar. Er aber ist dahin und nun ist sie vermählt worden mit einem frommen Greise und dann mit einem ehrbaren Bürger, der mit ihr hausen will auf deutsche Weise und sie zu häuslicher Zucht und Tugend erziehen. Paßt das für sie? Sie glüht, sie zittert vor Zorn, sie träumt nur von der Schreckenszeit und vom Cäsar, wendet sich voll Haß von dem freundlichen Eheherrn ab und umarmt in fieberhafter Hitze die Phantome der großen Erinnerung.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Julius Krais. Heilbronn, Drechsler, 1839.

Erstes Buch: Gesang und Liebe. Jugendliche Klänge der Dichterwonne und der Zärtlichkeit. Feurige Empfindungen, freundliche Gedanken, rasche, fließende Verse.

Liebe aus Haß.

Wie kannst du den bösen Knaben
So lieb doch, so lieb jetzt haben
Und küssen ihn Kuß auf Kuß;
Mit welchem in kindischen Zeiten
Du pflegtest, o Liebchen, zu streiten
Alltäglich im bittern Verdruß?

Die Herzen einander ergrollten,
Die Lippen, sie schalten und schmollten,
Es sprach aus dem herben Gesicht,
Aus finster gerunzelten Stirnen,
Aus Blicken mit feindlichem Zürnen:
Geh, laß mich, ich mag dich nicht!

Wie purpurne Blüthen sprossen
Im Lenze, wenn einmal zerflossen

An Gluten der Sonne das Eis,
So ist aus der starrenden Rinde
Des Hasses entsprungen geschwinde
Uns beiden die Liebe so heiß!

In den Gesängen, in denen der Sänger vom Gesange singt — was uns immer vorkommt, als ob ein Spiegel nur sich selber spiegelte — verliert die Sprache und Phantasie des Dichters die schöne Natürlichkeit und versteigt sich ins Ueberschwengliche.

Den unendlichen Raum in flammenden Kreisen
Durchwandelt von Sängern ein heiliger Bund:
Wie Donnerklang tönt in harmonischen Weisen
Den tausendmal Tausenden allen der Mund.
Doch sind sie nur Saiten der himmlischen Leier,
Die mit seines Hauches allmächtigem Feuer
Unsichtbar des ewigen Geist belebt,
Daß rastlos in rauschendem Schwunge sie bebt.

Das Bild eines wahnsinnigen Dichters wird uns sehr lebendig ausgemalt; doch ist in dieser düstern Manier schon so viel gedichtet, daß die Effekte fast verloren gehn. Unser Dichter aber scheint uns überhaupt glücklicher im Ausdruck heitrer und sanfter Empfindungen als in Darstellungen des Schrecklichen. Dies beweist schon seine Lust, sich in den Wellen des Wohllauts zu baden:

Feierlich prangten im Saale die Kränze,
Und zu dem Jubel der flüchtigen Tänze
Winkten die Kerzen mit goldenem Schein,
Hörner und Geigen und Flöten erklangen,
Rasch mit den feurigen Jünglingen schlangen
Blühende Mädchen den munteren Reihn.

Nach dem melodischen Wirbel der Töne,
Stolz in dem Glanze der blendenden Schöne,
Blumen am Busen, im seidenen Haar,
Schimmernd in lilienweißen Gewändern,
Lustig umflattert von rosigen Bändern,
Tanzte der Mägdlein fröhliche Schaar.

Zweites Buch: Stimmen der Weltgeschichte. Romanzenartige Bilder aus der biblischen und Profangeschichte, heroische Charaktere und Züge: David, Matathias, Sokrates vor den Richtern, der Tod des Demosthenes, Marius auf den Trümmern von Karthago, Attila vor Rom ɪc. Der Ton in diesen historischen Dichtungen ist sehr abwechselnd. So beginnt das Lied vom Alarich:

Was erzittert, was verzagt doch Rom, der Völker Königin?
Stürzen, aus dem Grund gerüttelt, ihre sieben Hügel hin?
Schnaubt, von ihrem Blute trunken, vor den Thoren Hannibal?
Dräu'n der Cimbern wilde Schwärme, beutedurstig ihr den Fall?
Nein! es ist der Gothen König, Alarich, der kühne Held.

Dagegen ist eine Sage von Ludwig dem Eisernen in etwas nachläßigem Romanzentone vorgetragen:

Zu Naumburg auf dem Schlosse
Kehrt bei dem Schwager sein
Der stolze Barbarosse,
Dem eisernen Ludwig, ein.
Die Schwester mit Vergnügen
Empfing so werthen Gast;
Da hielt von Schlachten und Siegen
Der Kaiser süße Rast.

Folgen noch Lieder zum Preise des Schwabenlandes, eines sterbenden Polenhelden ɪc. Wie es uns scheint, sind die Lieder um so ansprechender und wärmer, je mehr sie unmittelbar Erlebtes auf die natürlichste und einfachste Art in heitern Klängen wiedergeben. So das schöne und herzliche Gedicht, in dem die idyllische Wohnung Justinus Kerners in Weinsperg beschrieben ist. So das freundliche Lied „auf Burgtrümmern.“

Hoch auf der waldigen Veste
Trinken in sonniger Luft
Heute viel muntere Gäste
Wein und des Frühlinges Duft.
Frühlingen gleich, mit den Jahren
Kommen Geschlechter und fahren
Wieder hinab in die Gruft.

Blumen, so purpurn und golden,
Hier auf den Trümmern steh'n;
Schöner noch lassen die holden
Frauen daneben sich seh'n.
Bald sind die Blumen verblühet,
Lippen und Wangen verglühet,
Schimmer und Düfte vergeh'n.

Drittes Buch: Bilder aus dem Heiligthum. Fromme Empfindungen, sanfte Tröstungen:

Schauerliche Winde tragen
Von der Erde hoch empor
Nächtlich thränenvolle Klagen,
Daß sie tausendstimmig schlagen
An des stummen Himmels Thor.
Mit den qualerpreßten Tönen
Mischt sich Weinen in der Kammer,
Weinen in des Kerkers Jammer,
Kettenklirren, banges Stöhnen.

Aber, horch: mit leisem Schritte
Naht ein Retter, gottgesandt;
Und erhört ist jede Bitte.
Labung bringt er in die Hütte,
Bricht des Kerkers finst're Wand.
Heller, als den Stern im Dunkeln,
Siehst du hier der reinen Liebe,
Dort des Dankes fromme Triebe
Im bethränten Auge funkeln.

Auch biblische Bilder: Jesus im Meersturm, Jesus weint über Jerusalem:

Hört ihrs, und schreckt nicht, Völker der sündigen Erde,
Euch des himmlischen Freundes trauerndes Angesicht?
O scheuet es fromm, eh' mit dem gezückten Schwerte
Auf die Häupter herein euch die Stunde der Rache bricht.
O laßt euch rühren durch seines Flehens Stimme,
Eh' der Richter bewehrt kommt mit der Vertilgung Grimme,
Durch seiner Thränen leiserschütternde Macht,
Eh' über euch der zerschmetternder Donner kracht!

Die Dornenkrone:

Wie bist du, Heiland, mit der Krone
Der Leiden herrlich doch geschmückt,
Aus Dornen dir vom wilden Hohne
Des Frevels auf das Haupt gedrückt!
Wie leuchtet hell aus deinem bleichen
Blutüberströmten Angesicht,
Nur heller unter Schmach und Streichen
Hervor der innern Gottheit Licht!

Stephanus, Petrus und der Engel, das Pfingstfest 2c.

Viertes Buch: Vermischte Gedichte bei Gelegenheit, zur Hochzeit, zu Weihnachten, an Gedächtnißtagen, ländliches Stillleben. Endlich Uebersetzungen aus dem Englischen nach Campbell, Thomson, Gray, Cooper, Th. Moore.

Alterthumskunde.

1) Alte Geographie, beleuchtet durch Geschichte, Sitten, Sagen der Völker und mit vergleichenden Beziehungen auf die neuere Länder- und Völkerkunde. Zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände und zum Gebrauch für höhere Lehranstalten von Ludwig Georgii. Mit einer Uebersetzung des Ptolemäus als Anhang. Erste Abtheilung. Asia, Afrika. Stuttgart, Schweizerbart, 1838. gr. 8.

Man muß die Idee dieses Werkes sehr glücklich nennen. Es ist im Grunde die Idee der Ritter'schen Erdkunde aus der modernen Geographie übergetragen auf die alte. Wenn schon die neuere Erdkunde, die von uns näher liegenden Dingen handelt, unerträglich trocken erscheint, sofern sie nicht durch historische und ethnographische Bilder belebt wird, so ist dies noch viel mehr bei der ältern Geographie der Fall, die uns in ein größtentheils noch weniger bekanntes Terrain führt. Es kommt aber nicht bloß darauf an, die Aufmerksamkeit der Leser durch solche Mittel zu fesseln, sondern es ist auch eine richtigere und tiefere Auffassung der geographischen Wissenschaft überhaupt, wenn man das Land immer als die Geburtsstätte der Völker, als den Schauplatz ihrer Thaten, als durchdrungen von ihrem Geist und Leben ansieht. — Im Wesentlichen hat sich der Verfasser an die alten Schriftsteller gehalten und von denselben aufgenommen, was sie von jedem Lande, von jeder Stadt in ihrer liebenswürdigen Mittheilungskunst erzählen. Da reihen sich Erinnerungen an merkwürdige Männer und Begebenheiten, mythische Erinnerungen, Volkssagen, charakteristische Sittenzüge und Anekdoten an, wie sie die Alten, z. B. Strabo schon selbst mit so vieler Vorliebe mittheilten. Die Nachrichten verschiedener alter Schriftsteller über dieselbe Ortschaft werden zusammengestellt. Ferner wird bemerkt, wie neuere Reisende sie gefunden haben, was für Alterthümer noch erhalten sind 2c. Somit empfiehlt sich dieses Werk zu einer nützlichen, lehrreichen und zugleich unterhaltenden Lektüre.

2) Handbuch der alten Geographie für Schulen von Prof. Dr. Schirlitz. Nebst Zeittafeln und Kärtchen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Grunert, 1837.

Dieses Handbuch erkennt denselben Grundsatz an, daß das Historische dem Geographischen verbunden werden müsse. Es ist übrigens bei weitem nicht so ausführlich und erzählt nicht so viel, wie das vorhin erwähnte Handbuch, dagegen besteht sein Vorzug in einer reichen Literatur. Die zahlreichen gelehrten Noten und Citate dürften indeß mehr für Männer von Fach als „für Schulen" geeignet seyn. Für Schüler wenigstens sind Beschreibungen und Erzählungen ersprießlicher als kritische Gelehrsamkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. August 1839

Bildende Kunst.

Der Ritter Leo von Klenze und unsere Kunst. Von Prof. Wiegmann. Düsseldorf, Schreiner, 1839.

Herr von Klenze, der berühmte Baumeister in München, der vor Kurzem auch in St. Petersburg als das Orakel der modernen Baukunst anerkannt worden ist, hat einige tadelnde Bemerkungen über die Ansichten des Herrn Wiegmann von der ältern Kunst ausgesprochen, und der leztere vertheidigt sich nun in vorliegender Flugschrift und knüpft an seine eigene Rechtfertigung eine allgemeine Betrachtung über die moderne Kunst überhaupt und über den von Herrn von Klenze empfohlenen und verbreiteten Geschmack insbesondre. Bekanntlich hält sich Herr von Klenze als Theoretiker in seinen Lehrbüchern streng an die griechische Baukunst und hat wiederholt und unumwunden ausgesprochen, die altgriechische Baukunst sey die allein wahre, folglich auch die wahrhaft christliche. „Machen sich die großen Künstler unserer Zeit von allen falschen und die freie Entwickelung ihres Genius beschränkenden Theorien und artistischen Sophismen, von falscher Symbolik der byzantinischen, scholastischer Verdrehung und Subjektivität der mittelalterlichen und der wilden Naturnachahmung früherer germanischer Schulen los und eignen sich endlich das einzig wahre und christliche und fromme Princip antiker Kunst an, so wird es ihnen bestimmt seyn, sich hoch über jene gefeierten Meister des 15ten Jahrhunderts zu erheben und den Typus christlicher Kunst, welchen der Geschichte Wechselfälle verwirrten, zu bilden und lange Zeit festzustellen.“ Diese Grundsätze werden von Herrn Wiegmann bekämpft. Er findet es unhistorisch und unnatürlich, das antik-heidnische Princip mit dem christlichen zu verwechseln, die antike Tempelbaukunst die allein fromme und christliche zu nennen; er hält es auch nicht für natürlich und möglich, daß die antike Baukunst in der modernen Zeit, und die südliche Baukunst im Norden in ihrer Reinheit hergestellt werden könnte, und er beweist aus den eigenen Werken des Herrn von Klenze, daß dieser selbst in der Praxis von der Strenge seiner Theorie abgewichen sey, und dem antiken Styl römische Gewölbe, lombardische Mauern ꝛc. hinzugefügt habe. Herrn Wiegmanns Grundsatz ist: Wenn wir die Griechen in etwas nachzuahmen haben, so ist es darin, daß wir in unserer Zeit, in unserem Klima, gemäß unserm Nationalcharakter und unsern Bedürfnissen, einen eben so eigenthümlichen und trefflichen Kunststyl aus uns selbst herausbilden, wie einst die Griechen, daß wir nach einer eigenen Kunst streben, die für uns das ist, was jene den Griechen gewesen.

In diesem Raisonnement ist viel Vernunft. Es ist wahr, das antik-heidnische Princip ist nicht das christliche und die griechische Natur ist nicht die deutsche. Die altgriechische Kunst, ein Gegenstand für unsere Bewunderung und Zuneigung, wird doch stets eine dagewesene, eine fremde für uns bleiben. Ihre Nachahmung wird nie rein und classisch, wird immer ein nordischen und christlichen Bedürfnissen angepaßtes, buntzusammengeseztes Flickwerk seyn. Indeß ist dieser unreine, bunte, gemischte Geschmack seit der Reformation der vorherrschende geworden, und Herr von Klenze stellt weder einen neuen Grundsatz auf, noch führt er eine neue Praxis ein. Er sezt nur fort, was seit drei Jahrhunderten besteht, er hält das Princip des Jesuitenstyls fest und vergönnt sich nur in den Zusammensetzungen heterogener Kunstmittel einen noch größern Spielraum, als bisher Sitte war. Er ist der Goethe der Architektur. Wie Goethe den Grundsatz, daß man Antik-Romantisches und West-Oestliches durcheinandermischen müsse, schon vorfand, ihn aber freier anwandte, als alle vor ihm, so Herr von Klenze in der Baukunst. Schon längst war der Grundsatz anerkannt, man müsse in der Baukunst von den antiken Grundlagen ausgehen, dürfe aber nach Umständen und Bedürfniß romantische Modifikationen anbringen. Herr von Klenze hat diesen Grundsatz nun mit einer ungewöhnlich genialen Freiheit angewendet, indem er den griechischen Horizontalstyl

mit dem römischen Gewölbe, ferner mit byzantinischen Höhentendenzen und endlich sogar mit gothischen Entwickelungen zu verbinden gewußt hat. Dieser Geschmacksvermischung ist es gelungen, die kyklopischen Mauern des Pallast Pitti mit den zartesten Friesen antiker Bäder zu kombiniren. Kurz es ist der Geschmack des zweiten Theils von Goethes Faust, in die Baukunst übersezt. Und wer möchte verkennen, daß diese Unnatur, die willkürliche Vermischung und Verknüpfung der heterogensten, Jahrtausende auseinanderliegenden, im innersten Princip unvereinbaren Kunstrichtungen doch die wahre Natur unsers Zeitalters, der seit der Reformation auf ganz natürliche und nothwendige Weise herrschend gewordene Geschmack ist. Unsere ganze Bildung ist jenes antik-romantische Gemisch, die Schule kennt nichts anders, die Wissenschaft beruht darauf, wie sollte die Kunst sich dem mächtigen Einfluß entziehen? Sofern unsere Bildung antik, unsere Natur aber immer noch romantisch ist, gibt es drei Parteien in der Kunst. Die eine will streng das Antike durchführen, und die Vermischung ist ihr ein Greuel. Die andere will umgekehrt das Antike, als ein fremdes Element, verbannen, und einzig das Romantische oder Altdeutsche pflegen. Die dritte hält sich ans Gegebene, nämlich an die Geschmacksvermischung, und bewegt sich darin mit der Freiheit, wie der Pariser Geschmack in den Kleidermoden, erfindet neue Kombinationen, macht neben dem Bedürfniß Genie und Laune geltend.

Welche Partei hat Recht? Ohne Zweifel die leztere. Der Lebende hat immer Recht. Wir leben aber in einer Periode, in der nicht wohl eine andere Geschmacksbildung möglich ist. Insofern nun scheint Herr von Klenze keine Vorwürfe zu verdienen. Seine Bauwerke üben auf die Denkweise und Moralität der Nation keinen schädlichen Einfluß, sie sind bloß Geschmackssache und in dem unsere Zeit einmal beherrschenden, wenn auch unnatürlichen, Geschmack durchgeführt, also etwas ganz Natürliches.

Herr Wiegmann hätte, indem er diesen Geschmack angreift, auf einen bessern hinweisen sollen. Allein er gibt nur ein philosophisches Schema, worin er der Kunst sehr allgemeine Bedingungen stellt, und will dem Entwickelungsgange der Kunst durch keine Prophezeihung vorgreifen. Den gothischen Styl verwirft er ausdrücklich, und obgleich derselbe ganz aus deutschem Gemüth und deutscher Nationalität hervorgegangen, soll es doch, nach des Verfassers Ansicht, nie mehr möglich seyn, ihn ins Leben zurückzuführen, und er sey eben so aus und todt, wie der altgriechische Styl. Wenn nun diese beiden schönsten Style für immer untergegangen seyn sollen, und die moderne Geschmacksvermischung auch nichts taugt, so sind wir in der That ein wenig verlegen, wo wir den bessern Geschmack in der Baukunst hernehmen sollen? Mit Recht sagt der Verfasser, das darf nicht unsere Sorge seyn; wenn die Völker je wieder für die Kunst im Großen begeistert werden, so werden sie sich schon zu helfen wissen. Aber die Völker verwandeln sich nicht so durchaus, wie der Verfasser anzunehmen scheint, und wie die neue italienische Kunst nur wieder eine Modifikation der antiken seyn konnte, so würde eine neue deutsche oder nordische Kunst auch mehr oder weniger wieder auf das gothische Kunstprincip zurückkommen. Es handelt sich nicht davon, Todte lebendig zu machen, wohl aber von neuer Entwickelung aus dem alten Keim, und diesen leztern hätte Herr Wiegmann als vorhanden annehmen sollen.

Deutsche Geschichte.

Rheinische Geschichten und Sagen von Niclas Vogt. 4r Theil, Frankfurt. 1837.

Nachdem der Verf. schon vor längerer Zeit 3 Bände rheinische Geschichten und Sagen herausgegeben, welche die Ergebnisse meistentheils gründlicher Forschungen enthielten, legt er uns hier einen vierten vor, der den Untergang der rheinischen Staaten und was ihm vorangegangen, darstellen soll. Der Verf. geht hierbei bis auf die Angriffe zurück, welche vom Rheinufer auf die herrschende Kirche gemacht wurden, und die er als Untergrabungen des großen „christlich-germanischen Gebäudes" ansieht. „Die Geistlichen," sagt er, „hatten zwar auf dem Basler Konzil für eingreifende Reformationen gestimmt, nie aber Jeder zuerst sich selber reformirt;" von selber bildet dies den Uebergang zur Reformation, wobei es auffällt, wie Vogt nicht zu bemerken unterlassen kann, daß Luther in den Sprengel des Churfürsten von Mainz gehört habe. Von diesem Churfürsten Albrecht von Brandenburg entwirft er ein nicht unvortheilhaftes Bild, und namentlich bestreitet er die Meinung, als sey an seinem Hofe Alles in tiefe Unwissenheit versunken gewesen. „Wo ist ein wahrhaft gelehrter Mann, den er nicht kennt?" sagte selbst Ulrich v. Hutten von ihm. Uebrigens beruhte die Gelehrsamkeit, die daselbst herrschte, durchaus nicht auf einer christlichen positiven Grundlage; man fand hier dieselbe Leichtsinnigkeit, man möchte sagen Freigeisterei, wie in Rom bei Leo X.; man muß sich daher gar nicht wundern, wenn Albrecht sich nicht, wie die Kölner Theologen, in Streitigkeiten mit den Reformatoren einließ, sondern vielmehr eine Schrift Pfefferkorn's gegen Reuchlin ins Feuer warf mit den Worten: „So müssen die alle zu Grunde gehen." Beinahe zu flüchtig ward der Aeußerungen der Reformation in diesen Gegenden, des Bauernaufstandes, der Adelsfehde erwähnt; besonders hätten wir

über Sickingen, der sich für einen „neuen Herrmann," und über Hutten, der sich für „einen neuen Demosthenes gehalten habe, bezeichnendere Nachrichten gewünscht; auch die Restauration des Katholicismus durch die Jesuiten ist von Ranke weit in ein helleres Licht gestellt worden; nur da, wo die Verräthereien der Fürsten erzählt werden, wie hier Moritzens von Sachsens Vereinigung mit Heinrich II., folgt man der kräftigen Feder Vogts mit wahrem Interesse; er hat nicht Unrecht, wenn er dieselbe einen schändlichen Vertrag nennt. — Der zweite Abschnitt schildert den Eingang der Reformation am Niederrhein, besonders in Trier, wo die Bürger ohnedem aus Freiheitslust und wegen beständiger Streitigkeiten mit ihrem geistlichen Oberherren um so geneigter waren, dieselbe anzunehmen, bis sie durch einen Aufstand 1580 Reformation, Rechte und Troß zugleich verloren. Uebrigens herrscht hier ziemliche Unordnung in der Erzählung des Verfassers; denn jezt folgen sich nacheinander die Geschichte Gebhards von Köln, die der Reformation in der Schweiz durch Zwingli und Calvin und das Eindringen ihrer Lehre in Deutschland, woran sich dann der Freiheitskampf der Niederländer bis zu den gomaristischen Streitigkeiten knüpft. Nach einer flüchtigen Einleitung zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges werden dann hauptsächlich die Thaten Gustav Adolphs am Rhein berührt; es war die schönste Periode seines Lebens, die sich mit der Eroberung von Mainz endigte; „bisher habe er neben dem Schwert stets die Werke des Hugo Grotius mit sich geführt, von hier an aber sey er ein Schüler Machiavellis geworden. Ob die Gespräche, die mehrere Seiten durch von Gustav mit Andern gehalten worden wohl ächt seyen, möge dahingestellt bleiben; den vertriebenen Friedrich von der Pfalz z. B. redet er vor der Tafel so an: „Ja, der Krieg ist jezt schwer; ich wollte wünschen, daß der König von Engelland, ihr Schwiegervater, sie besser unterstüzt hätte" worauf Friedrich antwortete: „Ich hoffe nun gewiß, daß der König von Engelland jezt nicht mit Hülfe zurückbleiben wird." Einen Abgesandten aus Ungarn fragt der König so: „Willkommen, braver Ungar! was Neues von eurer tapfern Nation und ihrem heldenmüthigen Anführer Racoczy?" — Es war gut, daß nach den Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs ein Fürst die Regierung führte wie Joh. Philipp von Schönborn, seit 1647 Churfürst von Mainz; keiner sorgte wie er unermüdet für das Wohl seiner Unterthanen und für Aufrechthaltung der Kirchenzucht; für seine Zwecke suchte er die besten Köpfe zu gewinnen, und sammelte ohnedem einen Kreis von Männern um sich, die bedeutend in die Geschichte der deutschen Wissenschaft eingreifen. Bekanntlich hielt sich auch Leibnitz an seinem Hofe auf, von dem ein interessanter Vorschlag über Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche hier abgedruckt ist. Viel zu weit geht aber Vogt, wenn er den Kreis dieser Männer „Vorläufer der Newtone, (!) Bossuete, Montesquieu, Lavoisier, F. Müller" rc. nennt! Einen Mann dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, den Minister von Böneburg, der dem Churfürsten in Allem behülflich war, und den wir aus Briefauszügen als einen vortrefflichen Vaterlandsfreund kennen lernen. Der Abschnitt endigt sich, nachdem die Verheerungskriege unter Ludwig XIV. beinahe nur zu kurz erzählt worden sind, mit einem vortheilhaften Bilde von der inneren Verwaltung und dem Zustande des Churfürstenthums Mainz.

Als den interessantesten, an originellen Ansichten reichsten Theil dieser Geschichte möchten wir den lezten bezeichnen, wo der Verf. von Dingen sprechen kann, die er selber mit erlebt; hier sind seine Urtheile oft sehr merkwürdig; über Joseph II. z. B., den er Anfangs sehr zu verehren geneigt war, äußerte er sich: „er sey unter den Augen der Maria Theresia erst auf richtigem Wege erzogen, dann aber verbildet worden durch die Schriften der Afterphilosophen, Statistiker, Staatsgründler und Staatszusammenschmelzer!! Man merke sich doch diese drei lezten Bezeichnungen, sie sind auch für uns nicht uninteressant. Ueberhaupt muß jezt Vogt immer mehr Einwirkungen von Außen her erzählen, die ihm sichtbar zuwider sind, und oft mit wahrem Wehmuth erfüllen; so führt er Voltaires und Rousseaus Einfluß an, das Fortschreiten „des Zeitgeistes," welches selbst eine Verbindung des Churfürsten von Mainz mit Friedrich II. von Preußen geschehen ließ und als weitere Folge die Ernennung Dalbergs zum Koadjutor nach sich zog. Vergebens wirkte Vogt damals für eine Vereinigung der geistlichen Staaten mit Pfalz-Bayern: „Das alte christlich-germanische Gebäude sollte nicht verbessert oder reformirt, sondern zuerst in seinen Grundfesten erschüttert, dann zerstört werden!"

Die Geschichte der Revolution führt Vogt mit jenen herrlichen Anfangskapiteln aus Tacitus Annalen ein; es war in den Rheinländern schon viel vorbereitet für die Gesinnungen, die von Frankreich aus immer weiter sich verbreiteten, und sonderbar genug gerade unter dem Adel und den Domherren; in ihren Gesellschaften wurde mit Enthusiasmus von Helvetius u. A. gesprochen; die Bildsäulen von Paulus und Petrus in ihren Pallästen mußten denen von Voltaire und Rousseau weichen; dazu kam denn der Leichtsinn, mit dem man sich über die Gefahr hinwegsezte, wozu auch die Emigranten viel beitrugen; diesen zu Ehren wurden in Mainz die kostbarsten Feste veranstaltet, und überhaupt ließ man sich mit ihnen in nähere Verbindungen ein, als die eigene Sicherheit gestattete; besonders gab ihnen die Flucht des Königs Anlaß zu ausgelassener Freude; man hatte auf churfürstlichen Befehl die Aufführung der Oper Richard Löwenherz veranstaltet, und dieselben hatten sich darauf vorbereitet, das Finale:

„Unser König ist gerettet!“ abzusingen, als noch während der Aufführung die Nachricht von der Gefangennehmung Ludwigs alle Freude in Trauer verwandelte. Indessen brach der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland los, „ein Krieg,“ sagt Vogt, „welcher über fünfzig Könige und Fürsten entthront und alle geistlichen Staaten vernichtet hat.“ Der Churfürst von Mainz wurde hart mitgenommen, seine Hauptstadt fiel den Feinden in die Hände; ein Klubb und dann ein rheinisch-deutscher Nationalkonvent sollte die Verwaltung leiten, welcher sogleich das linke Rheinufer, als einen eigenen Volksstamm, vom deutschen Reiche abgerissen erklärte, und über alle Fürsten und Herren desselben, welche ihre Rechte noch länger zu behaupten wagten, das Todesurtheil aussprach; drei Gesandte gingen sogar nach Paris, wo sie eine „Musterregierung“ zu finden hofften, aber statt dessen „einen Haufen von Bösewichtern und Mördern“ antrafen; der eine, Palochy, fand als ein kluger Kaufmann sich bald mit ihnen zurecht; der edle Huber fiel in Schwermuth und härmte sich zu Tode; Lar, „einer der besten Studenten“ an der Universität, griff kühn die Ungerechtigkeiten der Herrschenden an, und fiel unter der Guillotine. Indessen hatten die Preußen Fortschritte gemacht, und schon den 22. Juli 1793 kapitulirte d'Oyre in Mainz, worauf die Bürger ihre Befreier mit dem größten Jubel aufnahmen. Statt aber den inneren Aufstand in Frankreich zu benutzen, und mit allen Kräften einen allgemeinen Einfall zu unternehmen, erkältete sich die Koalition zusehends, bis sich sogar Preußen durch den Frieden von Basel mit Frankreich abfand. „Von nun an war der Untergang des alten christlich-europäischen Systemes unterschrieben! sogar der Bourbon in Spanien folgte, o der Schande! dem gefährlichen Beispiel Preußens;“ Oesterreich war zu schwach, allein den erneuerten Angriffen Frankreich auf die Dauer zu widerstehen, und unterhandelte zu Campo Formio; in Mainz war man lange noch ungewiß über das künftige Schicksal der Stadt; unter Besorgnissen erwartete man die Entscheidung des Rastadter Kongresses, welcher sie aber unglücklicherweise wieder den Franzosen zusprach; mit ihrem Einrücken fingen auch wieder die Bedrückungen und Requisitionen an; Alles sollte nach französischem Maßstabe von Grund aus umgemodelt werden, so daß bald allgemeines Mißvergnügen sich verbreitete, was den Minister Albini auf den Gedanken einer Erneuerung der churfürstlichen Regierung brachte; unter dem Vorwande, das Land gegen Räuber zu sichern, bewaffnete er dasselbe, und brachte wirklich 20,000 Mann auf die Beine. „Wo man hinkam, sah man nichts als Compagnien, hörte man nichts als trommeln und Kriegslieder, sprach man von nichts „als Vaterland und Krieg.“ Die Aufregung unterhielt England durch Subsidien und die Hoffnung auf österreichische Hülfe; allein der Erzherzog Karl verwarf den Plan zur Ueberrumpelung von Mainz, den ihm Albini vorgelegt hatte, und das bewaffnete Landvolk wurde von den Franzosen, nach tapferer Gegenwehr, auseinandergetrieben. Bei dem darauf folgenden Frieden hatte jeder kleine Fürst, jede Reichsstadt ihren Gesandten in Paris; nur der erste Churfürst war noch in Ungewißheit über das künftige Schicksal seiner Staaten, das sich zudem immer verschlimmerte; dies brachte dem ehrwürdigen Greise 25. Juli 1803 den Tod, „als gerade das seit einem Jahrtausend bestehende Erzbisthum und Churthum Mainz sich zu seinem „Untergange neigte,“ und bei der „Versteigerung der deutschen Fürstenthümer, wie Talleyrand es nannte, theilten sich Preußen, Hessen und Nassau in seine schönen Länder. Der Verf. schließt die Erzählung davon mit den Worten: „Durch den Wiener Kongreß und Ludwigs XVIII. Konstitution sind die neueren Grundsätze sanktionirt worden; was bisher von Fürsten und Völkern geschahe, ist eine Folge davon. Also das Alte ist erst verfallen, dann untergegangen.“ Aus diesem Auszuge wird man schon leicht einsehen, wie viel des Interessanten dieses Buch enthält; um so mehr hätte man kleine Ungenauigkeiten, die sich so leicht verbessern ließen, vermieden gewünscht; wir begnügen uns nur einige wenige anzugeben. S. 22 soll das bischöfliche Miter in bischöfliches Mitra umgewandelt werden. Luther verheirathete sich nicht 1522, sondern 1525. Der Fürst, der sich im dreißigjährigen Kriege zum Paladin der Königin von Böhmen aufwarf, war nicht Ernst von Mansfeld, sondern Christian von Braunschweig; nicht Suwarow wurde bei Zürich geschlagen, sondern Korsakow. Sehr sonderbar klingt der Satz: „Wie ein neuer Ulysses zog der Herzog von Braunschweig aus gegen das neue Troja,“ wo sich doch wahrhaftig auch nicht ein richtiger Vergleichspunkt festhalten läßt.

So ist aber dies Buch ein Gemische von höchst originellen Ansichten, die aber alle in nicht geringer Unordnung nebeneinander stehen; es wäre vielleicht nicht ohne Verdienst, das Andenken an Vogt, der der jetzigen Generation schon beinahe unbekannt ist, zu erneuern; freilich müßte es schwer seyn, ein genaues Bild von ihm zu entwerfen; denn er war ein sonderbarer Charakter; so viel man aus seinen Schriften entnehmen kann, die übrigens alle eine in der andern schon enthalten sind. Vogt schrieb sehr viel, und reproducirte alle seine Bücher zwei- oder dreimal; dabei war er eitel, voll seltsamer Ansichten, reichsstädtisch gesinnt: Alles dies müßte ein Bild geben, wie wir von wenigen Gelehrten ein ähnliches hätten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. August 1839

Kirchengeschichte.

1) Der heil. Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie seiner Zeit. Von J. Ellendorf. Essen, Bädeker, 1837.

2) Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. Zwei Bände. Von demselben. Daselbst, 1838.

Herr Ellendorf ist Katholik, allein der grimmigste Feind der Hierarchie. Er hat bereits über das Kölner Ereigniß die Schrift „die katholische Kirche Preußens" herausgegeben, und Partei für den Staat ergriffen gegen die Kirche. Die beiden vorliegenden Schriften haben dieselbe Tendenz. Sie schildern die Hierarchie älterer Zeiten und suchen den Beweis zu führen, daß die Hierarchie sich immer gleich geblieben sey und eigentlich nie etwas getaugt habe. Insbesondere aber sucht der Verfasser die Illusionen zu zerstören, in welche das Publikum durch die romantisch-ultramontanen Philosophen und Geschichtschreiber der neuern Zeit versetzt worden sey, das Trugbild eines idealen und heiligen Zustandes im Mittelalter, der nie existirt habe.

Der Verfasser will nicht zugeben, daß die romanische Kirche irgend einmal ein Recht auf die Weltherrschaft erworben, noch irgend einmal in dieser überragenden Stellung Nutzen gestiftet habe, er sieht sie als ein parasitisches Gewächs an, das gewissermaßen nur in die Weltgeschichte hinein gepfuscht worden sey, um auf Kosten des von ihr beherrschten Germanismus und des von ihr verfälschten Christenthums sich groß und voll zu saugen mit dem Blut der Völker. Er glaubt, wenn die germanischen Völker, veredelt durch das ursprüngliche reine apostolische Christenthum sich selbst überlassen geblieben wären ohne Einmischung der neu entstandenen römischen Hierarchie, so wäre alles besser gegangen. „Das Mittelalter hat seine schönen, es hat seine großen Seiten; es hat sein Ritter- und Bürgerthum, seine Heldenkraft, seine Poesie, seinen Glauben, seine Religiosität, seine Tempel; aber Alles dieses hat ihm die Hierarchie nicht gegeben; es ist entsprossen aus dem kraftvollen Jugendalter der germanischen Völker, namentlich der Deutschen; ist Produkt ihres innersten Wesens, seitdem es sich mit dem Christenthume verschmolz. Alles dieses würde sich gezeigt, würde sich gewiß in noch reinerem und schönerem Charakter gezeigt haben, wenn die Hierarchie in dem Style der Apostel aufgetreten wäre und der Welt, in jenen Ueberbietungen, worin sie uns ein Jahrtausend hindurch entgegentritt, entsagt hätte. Was das Mittelalter groß macht, gehört dem Germanenthume, dem Christenthume. Glaubt man etwa, beide, namentlich letzteres, würden nicht so glänzend gewirkt, so tief ins Leben gegriffen haben, wenn die Hierarchie der apostolischen Norm treu geblieben wäre?"

Wir hören es, schon um der Seltenheit willen, sehr gern, wenn man die Trefflichkeiten der deutschen Nationalität im Gegensatz gegen das ihr aufgedrungene Fremde hervorhebt, und es ist überdies eine historische Thatsache, daß die Reformation hauptsächlich eine Rückwirkung der germanischen Nationalität gegen die romanische war. Allein man muß doch unterscheiden. Es hieße den Patriotismus in der That zu weit ausdehnen, wenn man es den deutschen Völkern zum Vorwurf machen wollte, daß sie die römische Kirchenform und Kirchengewalt anerkannt haben. Wenn sie sehr wohl daran thaten, sich in späterer, ganz veränderter Zeit gegen den Mißbrauch dieser Gewalt und dieser Formen zu empören, so folgt daraus noch nicht, daß dieser Mißbrauch in früherer Zeit Statt fand oder auch nur früher hätte vorausgesehen werden können. Auch schmeichelt man dem deutschen Nationalgefühl nicht mit der Voraussetzung, unsere Vorfahren seyen thöricht gewesen. Es ist schwerlich zu läugnen, daß in den Deutschen, wie sie vor tausend Jahren waren, mehr Tüchtigkeit und gesunder Verstand war, als in den heutigen. Wie hätten sie auch sonst die erste allgebietende Nation in Europa seyn können, indeß

wir jetzt mit all unserer vermeintlichen Weisheit ein Spott unserer schwächern Nachbarn geworden sind. Wir müssen also wohl vor jenen alten Deutschen Respekt haben. Wenn sie die Kirche anerkannten, geschah es nur, weil Reich und Kirche noch eins waren. Wenn sie die Kirche mächtig werden ließen, geschah es nur, weil sie von derselben keine Tyrannei, sondern eine Heiligung des ganzen irdischen Daseyns erwarteten. Wenn sie die Klöster anwachsen ließen, geschah es nur, weil ihre eigene Tüchtigkeit nicht zweifelte, daß die Erfüllung der Gelübde möglich sey. Sie sahen in der Kirche ein Ideal des Erdenlebens, einen auf die Erde herabgestiegenen Himmel. Und dies war keine krankhafte Träumerei eines entnervten weibischen Volks, sondern die feste Ueberzeugung des kräftigsten und gewaltigsten aller Völker, die je das Schwert geführt. Sie hielten die Menschen für besser, als sie sind. Sie trauten den romanischen Völkern dieselbe Gemüthskraft und Treue zu, die ihnen eigen war, und konnten damals noch nicht wissen, wie viel Uebel aus der Vermischung des romanischen und germanischen Elementes hervorgeben und wie sehr die Enkel entarten würden. Immerhin war es groß von ihnen, mit ihrer Tugend und Aufopferung das zu bauen, was die Untugend und der Egoismus der Nachkommen wieder eingerissen hat, und wenn hier ein Vorwurf gemacht werden darf, so trifft er die Enkel, nicht die Ahnen.

Ueberhaupt aber darf man den Grundsatz nicht gelten lassen, daß es besser gewesen wäre, wenn ein ganzes Jahrtausend in der Weltgeschichte sich anders gestaltet hätte. Nicht alles, was wirklich ist, ist vernünftig; und so lange wir ein Ding ändern können, sollen wir es besser zu machen trachten. Aber rückwärts läßt sich nicht reformiren. Die Geschichte hat ihr Recht, sie ist eine zweite Natur und man kann am Ende so wenig gegen das göttliche Gesetz eifern, das Völker und Institutionen degeneriren läßt, als gegen ein anderes, das in der Natur die wohlthätigen und schönen Kreaturen in giftige und schädliche übergehen läßt. Von der mittelalterlichen Hierarchie wird man immer zuletzt sagen müssen, ein ursprüngliches Ideal ist zuletzt karrikirt, ein Heiliges entweiht, ein Segen zum Fluche worden. Damit ist sowohl erklärt, warum sich die Völker ihr mit so viel Liebe hingaben, mit so langer Treue an ihr hingen, als warum sie sich zuletzt von ihr abwenden mußten. Sie aber ganz und von Anfang an verwerfen, ist eben so einseitig, als sie ganz und bis in ihre tiefste Entartung hinein zu preisen.

Mit Recht sagt der Verfasser, die Pipinische Schenkung sey gestohlenes Gut, und weder Pipin berechtigt gewesen, es dem Papst zu schenken, noch dieser, es anzunehmen. Damit wird aber nichts bewiesen. Die Macht der Hierarchie beruht nicht auf dieser den Longobarden und Griechen entrissenen Scholle, sondern auf dem Glauben der Völker, auf einer Idee. Mit Recht sagt der Verfasser, die Päpste hätten mit der politischen Freiheit der Völker ihr Spiel getrieben, in Deutschland alles verwirrt, in England wenigstens alles zu verwirren gesucht und nie freiwillig ein gutes politisches Institut anerkannt, (z. B. nicht die magna charta), um stets im Trüben der weltlichen Politik zu fischen. Allein trotz dem ist doch auch wieder wahr, was einige Verehrer der Hierarchie behauptet haben. Die Kirche war sehr oft der Freiheit günstig; sie verhinderte eben so oft die Tyrannei der Könige, als sie selbst tyrannisch war; sie gab der rohen Aristokratie ein Gegengewicht, dem bürgerlichen Genie einen Wirkungskreis; sie nahm Städte und freie Landgemeinden unter ihren Schutz, bis dieselben stark genug waren, sich zu emancipiren. Sie schreckte die kleinen und selbst großen Tyrannen, daß sie wenigstens noch eine moralische Macht über sich erkannten, sich schämten und nicht bis zu jenem Aeußersten von Frechheit gingen, das in der heidnischen Kaiserzeit und wieder später im Jahrhundert des heidnischen Voltaire zu Tage kam. Und selbst im tiefsten Verfalle, beim weitesten Umgreifen der Mißbräuche war dennoch das Heilige, das der Kirche innewohnte, noch unwillkührlich eine Förderung des Guten und eine Einschränkung des Bösen.

Wie der Verfasser in den Karolingern die Anlagen zur Hierarchie nachzuweisen sucht, so im Bernhard von Clairvaux deren schon vollendete Machtvollkommenheit, mit der zugleich ihr Verderben bedingt gewesen sey. Er citirt die Klagen Bernhards und der h. Hildegard über den damaligen Zustand des Klerus und glaubt sich zu der Annahme berechtigt, daß dieser Zustand gar nicht besser hätte seyn können, weil die Unnatur des Cölibats, die unter der Maske der Kirchlichkeit verborgene Politik rc. von vorn herein nur Verderben hätten erzeugen können. Er würde aber gerechter gegen jene frommen Jahrhunderte gewesen seyn, wenn er gezeigt hätte, wie der Glaube der Völker stets die reinste Heiligkeit der Priester voraussetzte, wie diesem Stande stets reine Elemente aus dem Volke zuflossen, wie ehrlich unzählige Priester, Mönche und Nonnen, ja zuweilen selbst Päpste das Ideal der Kirche zu verwirklichen, ihr eigenes und alles Leben zu heiligen suchten, wie lange und mühsam sie mit der Schwäche und dem bösen Willen der Natur bei sich selbst und in andern kämpften und rangen, und wie selbst dann noch, als schon (besonders in den welschen Landen) die Heuchelei zur Gewohnheit geworden, der bloße Schein noch Wunder wirkte und selbst die in Priester verkappten Teufel noch wider Willen Gutes thun mußten. Auch gehörte in der That ein äußerstes Uebermaß von Verruchtheit und Frechheit unter den Priestern dazu, bis es

nur möglich war, den Völkern die Ehrfurcht zu nehmen, die sie immer noch für die alte Kirche hegten. Sie wäre nie in den Ruin der Reformationszeit hineingerissen worden, wenn sie jenes Uebermaß vermieden hätten. Weit entfernt, von Anfang an etwas unnatürlich den Völkern Aufgedrängtes gewesen zu seyn, erwies sie sich, indem sie trotz so großer Mißbräuche so lange fortbestand und noch jetzt fortbesteht, als etwas Unentbehrliches, kaum und nie völlig zu Ersetzendes. Auch hat man sie nicht verworfen als Institut, sondern nur als mißbrauchtes Institut, und der Protestantismus ist heute noch bloß eine Protestation gegen die Mißbräuche der alten Kirche, nicht gegen die alte Kirche, und er will sie heute noch nicht verdrängen, sondern nur reformiren, und daß er es nicht so, wie es in seiner Idee lag, vermocht hat, erkennt er als sein eigenes Gebrechen.

Oder woher sonst die große Nachfrage nach Kirchlichkeit unter allen reformirten Confessionen? Hatte man einst zu viel Kirche und in ihr zu wenig Christenthum, so fragt man jetzt im Besitz des nach allen Seiten durchdachtesten und durchfühltesten Christenthums auf einmal wieder nach der verlorenen Kirche und fängt an zu fühlen, daß es doch wohl darauf ankomme, nicht eins um des andern willen hintanzusetzen, nicht Geist und Form, Christenthum und Kirche, auseinanderfallen, sondern sie innig sich durchdrängen zu lassen. Wir leben wenigstens des Glaubens, daß, wenn sich die Welt im Kirchenhaß hinlänglich wird gesättigt haben, sie am Ende die Kirche wieder bauen wird. Das wie? jetzt schon entscheiden zu wollen, wäre voreilig. Die Kirche ist noch nicht genug gehaßt, noch nicht genug herabgewürdigt, sie ist noch nicht ganz zur bloßen Polizeianstalt degradirt. Erst wenn ihr die letzte Demüthigung angesonnen worden ist, wird sie wieder zu Ehren kommen.

Dramatische Dichtkunst.

1) Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Lutze. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Die bekannte Sage vom Galgenmännlein, dem in einem Fläschchen verschlossenen Teufel, der seinem Besitzer alles mögliche Glück bringt. Der Verf. hat diese Sage ganz in der Manier des Goethe'schen Faust behandelt, in derselben ironischen und derben Weise, in denselben Versmaßen und kurzen Scenen. Nur daß der Held ein gemeiner Lebemann, eine Art von Don Juan ist, der Alles liebt und in den sich Alles verliebt, ohne eine Spur der Geisteskämpfe und des philosophischen Ringens, die den Faust auszeichnen. Ist nun der Held dieses Dramas tief unter dem Faust, so erscheint es sonderbar, aber vielleicht consequent, daß er am Schlusse noch höher gestellt wird als Faust. Weit entfernt vom Teufel geholt zu werden, hat er nicht nur (wie Faust) das Glück, daß ein weiblicher Engel für ihn bittet, sondern „die Glorie des Himmels" erscheint ihm Allerhöchstselbst und sagt ihm, er solle sich beruhigen, er habe sich gar nicht zu schämen, noch um Verzeihung zu bitten, sein bloßer Wille reiche schon hin, ihm die Pforte des Himmels zu öffnen.

So weit ging Goethe nicht, obgleich weit genug. Die neue poetische Theorie ist also noch im Fortschreiten begriffen. Laster, Verrath der Unschuld, selbst der Bund mit dem Teufel sind nach dieser Theorie leicht entschuldbare Dinge; man kann sich ihrer schuldig machen und kommt doch in den Himmel. Wie geht das zu? Wie wird es zugehen, antwortet Goethe, ein hübsches Mädchen bittet vor und was hübsche Mädchen bitten, wird weder im Himmel, noch auf Erden, abgeschlagen. Auch das ist noch zu weitläuftig, sagen die jungdeutschen und verhegelten Poeten. Auch ohne Fürbitte reicht schon der bloße Wille des ärgsten Verbrechers hin, den Himmel zu sprengen und sich keck zur Rechten des Höchsten niederzusetzen.

Es ist sehr erfreulich, daß die Demoralisation der Poesie so rasch vorschreitet. Die Eiterbeule schwillt, bald wird sie platzen und wieder eine gesunde Haut nachwachsen.

2) Leben und Thaten Emerich Tökelys und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. Leipzig, Einhorn, 1839.

Ein Drama in Prosa, eigentlich eine dramatisirte Geschichtserzählung, doch mehr in der lebhaften und derben Sprache des Götz von Berlichingen, als in der langweilig sentimentalen Manier der Feßler'schen Romane. Der Gegenstand ist anziehend. Tökely vertrat die Nationalrechte der Ungarn und zugleich die Religionsfreiheit im unglücklichen Kampf gegen eine furchtbare Tyrannei. Es war in jenen Tagen des Blutgerichts von Eperis, in der Zeit, in der die protestantischen Prediger in Ketten aus Ungarn fortgeschleppt und auf neapolitanische Galeeren geschmiedet wurden, wo sie schmachteten, bis der hochherzige Admiral de Ruyter sie im Hafen von Palermo befreite. Es war in der Zeit, in der die Jesuiten furchtbare Rache übten und unumschränkt herrschten. Tökely war in dieser jammervollsten Zeit Ungarns ein wahrer Volksheld, seine Geschichte höchst tragisch.

Allein das Gedicht ist nur für Ungarn geschrieben und so voll von Nationalhaß gegen die Deutschen, so voll Beschimpfungen der Deutschen, daß es nothwendig auch nur ungarisch hätte geschrieben und gedruckt werden sollen. Wir lassen den Gefühlen des Ungarn alle Gerechtigkeit widerfahren, allein wir sehen nicht ein, warum sich gerade unsere Sprache dazu hergeben solle, solche uns fremde

und feindliche Gefühle auszudrücken? Wir muthen den Franzosen nicht zu, die Lieder von Arndt, Körner, Max Schenkendorf rc. ins Französische zu übersetzen. Aber muthe man auch uns nicht zu, Alles, was Gehässiges und Schimpfliches gegen Deutsche gesagt wird, sofort zu übersetzen und in deutscher Sprache zu drucken, zu lesen und zu bewundern.

Volksſagen.

Preußens Volksſagen, Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet von Widar Ziehnert. Erster Band. Leipzig, Polet, 1838.

Eine Menge theils mehr, theils weniger bekannte Volksſagen, anspruchslos und gemüthlich vorgetragen in dem altherkömmlichen Balladenton, einige auch nur in Prosa. Da findet man die Sage von der h. Genovefa, vom Dombau zu Köln, vom Wolf im Aachner Dome, vom Pferde, das aus dem Fenster sieht, zu Magdeburg, von der Burg Kynast, vom Rathsherrn zu Schweidnitz, vom St. Veitstanz, vom Schwanenritter zu Kleve, der Bettlerin zu Stralsund rc., die schon durch frühere Sammlungen bekannt und zum Theil auch schon von andern Dichtern besungen sind. Doch die bekannten Sagen sind schön und nicht minder die weniger bekannten, z. B. die vom Ritter Rimpitz in Königsberg, der eine ganze Nacht hindurch einen alten aussätzigen Bettler mit unermüdeter Geduld pflegte, und als er endlich ein wenig entschlummert war und wieder aufwachte, statt des Bettlers — der Christus selbst gewesen war — ein glänzendes und kostbares Crucifix neben sich erblickte. Ferner die Sage vom ehrlichen Diebe zu Thorn, der vor der Stadt eben gehangen werden sollte, als die Schweden kamen, aber anstatt zu den Schweden zu laufen, mit der Einwohnerschaft und dem Büttel treuherzig in die Stadt zurückflüchtete, worauf man ihn natürlich begnadigte. Die Sage von den dürren Hügeln auf Jasmund, die dadurch entstanden seyn sollen, daß eine Riesentochter, den Sand, den sie in der Schürze trug, hinausfallen ließ. Die Sage von dem im Kloster Oliva aufbewahrten Brodstein, der ein wirkliches Brod gewesen, aber in Stein verwandelt worden seyn soll, als ein Mönch, der das Brod trug, es einer armen Frau höhnisch und mit den Worten, es sey kein Brod, sondern ein Stein, verweigerte. So die Sagen von den drei Linden in Berlin; so die vom Meßner zu Bartenstein, der allein im Schloß zurückblieb und die Glocke läutete, um die Heiden, die vor der Burg lagen, glauben zu machen, sie sey noch besetzt. Und so noch viele ernste und heitere Ueberlieferungen. Die Balladen sind recht gut, fern von falschem Pathos, fern von poetischem Vornehmthun, einfach, und in der Regel sehr malerisch, wie einige Proben darthun mögen. So beginnt die Sage von den St. Veitstänzern, die, weil sie den Gottesdienst durch Tanzen gestört, ein ganzes Jahr lang tanzen mußten, mit folgendem schönen Bild eines Wintermorgens:

Der Christtag ist kommen, der heilige Tag,
wo die Welt des Erlösers erfreuen sich mag;
zur Kirche im stillen Gedränge
strömt freudig die gläubige Menge,
und Glockenklang
und Chorgesang
ruft aus den Betten
die Leute von Kolbeck zur festlichen Metten.

Schwarz über den Kirchhof wallet die Schaar;
die Kälte des Morgens bereifet ihr Haar,
doch warm von der Andacht und Freude
sind die Herzen der ehrlichen Leute.
Der Schnee schont nicht
ihr Mettenlicht,
aber den Glauben
kann der Schnee nicht löschen, der Sturm nicht rauben.

Und wie in der Kirche die Orgel erklingt,
und der Priester am Altar das Gloria singt,
da naht eine taumelnde Kette
zwölf Trunkner der heiligen Stätte,
und, Arm in Arm,
vom Rausche warm,
höhnet die Rotte
die heiligen Töne mit frevelndem Spotte.

Ein Ritter kehrt vom Kreuzzug heim und sieht am Abend zum ersten Mal wieder seine heimathliche Burg:

Ein Pilger kam vom heil'gen Land
nach langen Jahren wieder,
es deckte grobes Haargewand
ihm die gebräunten Glieder,
der Hunger peinigte ihn sehr,
kaum trugen ihn die Füße mehr,
doch leuchtete aus seinen Blicken
der Heimkehr inniges Entzücken.

Denn ist er erst den Wald hindurch,
so kann er auf den Höhen
die Thürme seiner heim'schen Burg
Von fern schon ragen sehen.
Sein Weib, sein Kind, sie harren dort!
Sein Herz ist voll, und rüstig fort
eilt er auf den bekannten Steigen,
die Burg vor Nacht noch zu erreichen.

Da begegnet ihm ein Schäfer, von dem er hört, daß morgen auf der Burg Hochzeit gehalten werde, daß seine Frau einen Andern heirathen werde. Eine bekannte Sage, aber natürlich und treuherzig wiedererzählt, wie es der Balladenton immer seyn soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. August 1839

Alterthumskunde.

3) Aeneas und die Penaten. Die italienischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen dargestellt von H. R. Klausen. Erster Band. Mit zwei Kupfern. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes, 1839.

Wie die Naturgeschichte je mehr und mehr, vorzüglich seit Humboldt, einen geographischen Charakter angenommen hat, so auch die Mythologie. Man begnügt sich nicht mehr, den Gattungscharakter im Allgemeinen auszufinden, sondern man geht den lokalen Specialitäten nach, bezieht Alles auf seine Umgebung, auf die charakteristische Physiognomie einer bestimmten Oertlichkeit. Wie Humboldts Physiognomik der Pflanzen sich zu Linné's System verhält, so die neueste Mythologie zur älteren. Wie Humboldt die Pflanzen nach der Lage und Höhe der Gegenden, nach dem Gebirgs-, oder Plaine-, oder Wassertypus gruppirt, so gruppiren die neuesten Mythologen die alten Götter nach der Lage und nach dem eigenthümlichen Charakter der Länder. Indem man noch unlängst überall in der Mythologie allgemeine Gattungsbegriffe suchte und auf denselben Gott eine unglaubliche Menge Namen und Nebenbegriffe häufte, legt man jetzt umgekehrt wieder den größten Werth auf das Unterscheiden und löst denselben allgemeinen Naturgott wieder in hundert ganz verschiedene Lokalgötter auf. Wer in dieses mythologische Gewirre hineinsieht, dem kann leicht schwindeln, denn die Gelehrten widersprechen sich natürlicherweise sehr oft, indem sie von entgegengesetzten Standpunkten ausgehen; sie übertreiben oft und gehen in ihren Vermuthungen zu weit, und endlich sind die Quellen, aus denen sie schöpfen, selbst unsicher; wo sie reichlich fließen, widersprechen sie sich oft, und in anderen wichtigen Fällen fehlen sie. Indeß muß man den Fleiß und Geist bewundern, der gleichwohl unablässig bemüht ist, in dieses Chaos Licht und Ordnung zu bringen, und dem Eifer muß der Kampf, dem Kampf der Widerspruch, dem Widerspruch die Uebertreibung, der nur in Kampf und langsam fortschreitender Durcharbeitung muß eine vorübergehende Verwirrung zu Gute gehalten werden. Die Wissenschaft gewinnt dabei im Ganzen, nach und nach sieht man das ein, und gewisse Wahrheiten werden ohne ferneren Streit erkannt und bleibend festgestellt. So waltet jetzt kein Zweifel mehr über die großartige Symbolik, die durch das ganze alte Heidenthum hindurchgeht, und dies ist das Resultat der mühevollen und durch den gehässigsten Streit so oft getrübten Forschungen der jetzt alternden Gelehrten. Die neuen Forschungen einer jüngeren gelehrten Generation werden zu einem weiteren Resultate führen, nämlich zu einer durchgreifenden Anwendung der gewonnenen Theorie auf das Faktische, Historische, Lokale. In diesem Bestreben begegnen sich die Mythologen sehr verschiedener Gebiete. Was unlängst Uhland in seinen Forschungen über die nordische Mythologie zu Tage gebracht, gehört derselben bestimmten Richtung an, die das Studium auch der klassischen Mythologie in jüngster Zeit genommen hat. Wie Uhland die Thorssage geographisch auffaßt und auf die nordische Natur überhaupt und bestimmte Lokalitäten insbesondere bezieht, so sind bereits mehrere entsprechende Werke über besondere Kulte und Sagenkreise in Kleinasien, Griechenland und Italien erschienen, und wahrscheinlich ist der Cyclus dieser speciellen Forschungen noch lange nicht geschlossen.

Im vorliegenden sehr gelehrten Werk wird einer der schwierigsten Gegenstände mit ungemeiner Gelehrsamkeit und ausdauerndem Scharfsinn behandelt, die Uebersiedlung der Aeneassage von Kleinasien nach Rom in verschiedenen Stadien, die durch die Anhaltepunkte des von Troja auswandernden und erst in Rom sein Ziel findenden Aeneas bezeichnet sind. Die Sage hat deßwegen größere Wichtigkeit, weil sie der rothe Faden ist, der sich durch das ganze römische Heidenthum windet, und weil zunächst durch sie das griechische Heidenthum dem römischen

vermittelt wurde. Wer kennt nicht Virgils herrliches Gedicht? Die Römer leiten ihren Ursprung von Troja her, von dem trojanischen Helden Aeneas. Wenn man zur Zeit der Republik diesen mythischen Helden mit seinen königlichen Ansprüchen etwas in den Hintergrund treten ließ, so erhielt er doch sogleich wieder seine frühere, ja eine noch einflußreichere Bedeutung in Roms Cultus und Poesie, als die Republik unterging und das julische Geschlecht, indem es sich der Abkunft von Aeneas rühmte, zugleich alle königliche Ansprüche, die uralte Königsreihe des Geschlechts, das königliche Priesterthum wieder geltend machte und mit der rein soldatischen Imperatorenwürde verband. Uebrigens war der Cultus und die Sage des Aeneas keineswegs rein griechisch, sondern was davon griechisch war, hatte sich dem ältern schon einheimischen Cultus der ältern Landessage angepaßt, Verwandtes zu Verwandtem gefügt, wie an andern Orten auch, wo dieser Cultus, diese Sage sonst noch wurzelten. Die Untersuchung dieser Verwandtschaft führt uns zu der Göttermutter, zu den Daktylen, Telchinen ꝛc., zu den ersten Erfindern und göttlichen Beschützern der Pferdezucht und der Metallarbeiten (Aeneas-aeneus), zum Vestadienst (das heilige Feuer auf dem Herde, die politische und republikanische Begeisterung pro aris et focis), zu den sibyllinischen Büchern, deren wesentlich griechischer Ursprung nachgewiesen wird, und zu der Weissagung, das Capitol solle das Haupt der ganzen bewohnten Erde seyn bis zum Ende der Dinge.

4) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band. Berlin, Nicolai, 1837.

Herr Forchhammer läßt die ganze Mythologie im Dampf aufgehen. Die griechischen Götter sind ihm nichts anderes als Luft, Nebel, Wolken, Wasser- und Schwefeldämpfe, Thau, Regen ꝛc. und ihre Mythen nichts anderes als Wechsel der Witterung, der Jahreszeiten und meteorologische Phänomene in Griechenland. Er macht offenbar von einem richtigen Grundsatz eine zu ausgedehnte und falsche Anwendung, indem er nicht bloß da, wo er zu finden ist, sondern überall den Dampf sucht. Uebrigens vertheidigt er seine Hypothese mit einem Scharfsinn, der eines dankbareren Gegenstandes würdig wäre. Erechtheus (Erichthonius) ist der sich schlängelnde Fluß; die Göttin Athene, die sich seiner annimmt, und ihn der Erziehung dreier Schwestern, der Herse, Aglauros und Pandrosus übergibt, ist die Atmosphäre und jene Schwestern sind der Thau (der sich in die Erde senkt, der hängende Tropfen und der in der Luft verfliegt). Die Kinder des Erechtheus gehören alle demselben Wasser- und Dampfelement an. Seine Tochter Prokris wird vom Wurfspieß getödtet, d. h. von der Kälte zu Eis erstarrt; die Oreithyia wird von Boreas geraubt, d. h. sie fliegt als Schnee im Nordwind; die Kreusa wird mit Erde vermischt ein feuchter Koth. Kephalos, Sohn der ersten Thauschwester Herse, der sich mit der Prokris vermählt und von der Eos von einem Berge entführt wird, ist der Rauch der Berge, der feuchte Dampf, den die Berge ausathmen. Des Kephalos Sohn Akreisios ist Hagel, dessen Sohn Laertes der feuchte Eisnebel, dessen Sohn Odysseus der starre Frost (Ὀδυσσεύς, der nicht regnende). Die zweite Thauschwester Aglauros ist der Reif, vermählt sich mit dem Ares (Mars, März, Frühlingswärme) und erzeugt die Alkippe, d. h. die Welle (das fließende Wasser, Wallung, caballo, Roß). Von ihr stammt Dädalus (der Trockner), der das Labyrinth baut, d. h. das Wasser in unterirdischen Räumen verschlingt. — An diese Mythen vom Thau schließen sich eine Menge andere. Poseidon erzeugt mit der Chione den Sänger Eumolpus, heißt: wenn es thaut, fließt aus dem Schnee ein lieblich rieselndes Wasser. Die Pallas-Athene springt aus dem Haupt des Zeus, heißt: die Luft geht aus dem Aether hervor. Die sich verbergende Kallirrhoe ist ein ausgetrockneter Fluß, der sich erst in der Regenzeit wieder füllt. Herkules ist die reine Luft, die den sumpfigen Bergkessel von Nemea austrocknet (den nemäischen Löwen überwindet.) Die Chimäre ist nichts anderes als ein Bergwasser, als Drache schlängelnder Bach, als Ziege Sturzbach, als Ueberschwemmer Löwe. Bellerophon ist die Hitze der Luft, Pegasus der Dunst. Apollon ist ebenfalls nichts anderes als die Naturkraft, welche den Sumpf in Dünste auflöst und die Gegend trocknet, die Luft reinigt (den Python überwindet). Ja selbst die Grazien sind wieder nur die drei Thauschwestern. Zu geschweigen der Plejaden, Hyaden ꝛc. Der Verfasser sucht nachzuweisen, wie die Oertlichkeiten Griechenlands, namentlich Attikas und Böotiens und die große Bedeutung der meteorologischen Phänomene daselbst alle jene Mythen hätten hervorrufen müssen; allein er beweist offenbar zu viel und trägt zu viel Lokales auf Mythen über, die eine weit allgemeinere Geltung hatten und deren Ursprung und Sinn anders erklärt werden muß. Nicht als ob wir durchweg an diesen sinnreichen Erklärungen Forchhammers zweifelten, denn gewiß paßte man nicht nur in Hellas, sondern überall die Mythen der Oertlichkeit an. Doch est modus in rebus.

5) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für Mädchenschulen und die Gebildeteren des weiblichen Geschlechts. Von Prof. Nösselt. Zweite vermehrte Auflage mit 50 Abbildungen. Leipzig, Ernst Fleischer, 1837.

Herr Nösselt hat die Schwierigkeiten einer Mythologie für Mädchen mit viel Geschicklichkeit überwunden.

Bekanntlich ist es nicht ganz leicht, gewissen Mythen ein dezentes Gewand zu geben, ohne daß sie unverständlich werden. In dieser Beziehung hat der Verfasser in der That der Convenienz mit aller möglichen Vorsicht Genüge geleistet. Die Gewohnheit, Mythologie auf Mädchen- oder sogenannten Töchterschulen zu lehren, macht solche besondere Darstellungen derselben nothwendig. Aber man könnte mit Recht fragen, wozu den Mädchen Mythologie gelehrt wird, wenn deren Phantasie wirklich ganz rein erhalten werden solle? oder im andern Falle, wozu die moralische Aengstlichkeit des Verhüllens, wenn die Mädchen, oder wenigstens „die Gebildeteren" des weiblichen Geschlechts doch einmal in alles Wissen der Männer eingeweiht werden sollen? Es ist doch wohl etwas unnatürlich und gehört zu den vielen Widersprüchen unserer Tage, daß man an die Mädchen den Anspruch macht, sie sollen Engel der Unschuld seyn, und zu gleicher Zeit, sie sollen Mythologie, Anatomie &c. verstehen, wie ein Professor.

6) Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus dem Standpunkt der Geschichte von Dr. K. F. Hermann. Zweite vermehrte Auflage. Heidelberg, Mohr, 1836.

Ein sehr ausgezeichnetes Handbuch, neben dem von Wachsmuth, von dem es sich wieder durch eigenthümliche Vorzüge unterscheidet, das vortrefflichste Werk über diesen Gegenstand. Wer in den mannichfaltigen und verwickelten Verhältnissen der griechischen Staatsverfassung und Verwaltung orientirt seyn will, wird hier den klarsten Ueberblick finden und zugleich ins Einzelne eingeführt überall Nachweisungen über die Literatur erhalten, in der er noch Näheres finden oder die strittigen Ansichten umständlicher kennen lernen kann. — Die Grundidee des griechischen Staatswesens ist (wie die des römischen): daß der Staat dem Begriffe nach eher da sey, als das Individuum, und daß das letztere gar keine Geltung habe außer im Staate. Das Individuum muß unbedingt seine ganze Existenz dem Staate opfern und kann nichts für sich behalten, außer was ihm der Staat gewährt. Es ist frei, so weit dies der Zweck des Staat erfordert, von vorn herein aber unbedingter Sklave des Staats. Darnach modificirt sich der Begriff der altgriechischen Freiheit. Diese Freiheit war nichts anderes, als die Gewißheit, vom Willen keines Anderen abhängiger zu seyn, als dieser selbst es von den Gesetzen war. — Bekanntlich ist diese Freiheit oft mißverstanden worden. Man darf bei ihr nicht entfernt an die Freiheit denken, wie sie unter den alten Deutschen herrschte, und wie sie noch immer unwillkührlich von den Völkern des europäischen Nordens verlangt wird. Diese letztere nämlich ist immer und unter allen Umständen die individuelle Freiheit, deren Begriff eher da ist, als der des Staats, die sich nur freiwillig selbst einschränkt durch einen Vertrag mit Andern zu gemeinschaftlichem Besten, aber in dieser Selbstbeschränkung nie zu weit geht und sich immer vorbehält, den Vertrag nach Umständen wieder aufzukündigen. Das germanische Staatsprincip ist mithin dem antiken geradezu entgegengesetzt. Selbst den bevorzugten und herrschenden Klassen unter Griechen und Römern legte der Staat einen Zwang auf, von dem die nordischen Völker nie etwas gekannt haben und der ihrer Natur immer zuwider war. Wer also von der antiken Freiheit träumt, thut wohl, sich erst etwas genauer zu erkundigen, wie sehr diese Freiheit abgemessen und weniger ein Recht als eine Summe von schweren, oft kleinlichen Standespflichten und Corporationsrücksichten war. Verdanken die Alten dem lebendigen Zusammenwirken im Staate eine öffentliche Kultur, öffentliche Anstalten, Kunstwerke &c., die wir nur anstaunen und nicht mehr nachahmen können, so würde sich doch der nordische Charakter, auch wenn ihm die Gelegenheit geboten wäre, gegen eine ähnliche Efflorescenz der Gesellschaft, der er seine Individualität aufopfern müßte, sträuben.

Die römische Freiheit hat insofern noch weniger Anziehendes, als die griechische, denn der Zweck der griechischen Staaten war doch eine Zeitlang das Schöne und Gute, die Verschönerung des irdischen Daseyns, die Veredlung der Race durch Bekämpfung der Barbarei. Der römische Staatszweck war aber bloß Macht, Disciplin zum Zweck der Handhabung und Erweiterung der Macht.

7) Studien zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer. Von Julius Schadeberg. Leipzig, Kupfer, 1838.

Diese Schrift ist ausdrücklich gegen die „Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer" vom Geh. Ober-Regierungsrath Schultz gerichtet und nimmt dieselbe gar arg mit. Wir wollen uns bei diesem Streite nicht betheiligen und nur die Bemerkung anknüpfen, daß die politischen Rücksichten und Stimmungen der Gegenwart doch mancherlei Einfluß auch auf das Studium der Alterthümer üben. Herr Schultz z. B. ereifert sich über die falschen Doctrinen, die noch immer, wie zur Zeit der französischen Revolution, aus dem Alterthum hergeleitet werden, indem man ein von der Wirklichkeit sehr weit entferntes Phantom die Freiheit der Griechen und Römer nennt und als Muster moderner Republiken aufstellt, die Jugend dafür zu entflammen sucht. Herr Schultz hat nun offenbar Recht, wenn er diese Illusionen Illusionen nennt; aber er geht in seinem loyalen Eifer doch etwas zu weit, und fällt selbst wieder

in Illusionen, wenn er — von modernen Begriffen regierender Väterlichkeit, guten Königen und patriarchalischen Magnaten verführt — das milde und segensreiche Regiment der altrömischen Patricier preisen will.

Auch der fleißige Geschichtsforscher **Peter von Kobbe** hat eine neue Bearbeitung der römischen Geschichten und besonders der römischen Staatsverhältnisse angekündigt durch eine kleine vorausgesandte Brochure: Ueber Curien und Clienten, Lübeck bei Gebrüder Borchers, 1838.

8) Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt oder Geschichte der Literatur der Aegypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Inder, Griechen und Römer. Von Dr. Gräße. Erste Abtheilung. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837.

Der Herausgeber hat nicht Unrecht, wenn er bemerkt, daß die bisherigen Handbücher der allgemeinen Literaturgeschichte in Bezug auf die ältere Literatur des Orients noch sehr mangelhaft waren. In Bezug auf die griechische und römische Literatur erfreute man sich bisher einer ungleich größern Vollständigkeit und zweckmäßigeren Anordnung der Handbücher. Das vorliegende Werk sucht nun jenen Mängeln abzuhelfen, die Lücken zu ergänzen und ist in der That viel reichhaltiger, als z. B. Wachler. Das ungeheure Material der Namen und Titel ist gut geordnet, theils nach den Zeiten, theils nach den Völkern, theils nach den wissenschaftlichen Fächern. Etwas sonderbar ist uns die Einleitung vorgekommen, worin vom Ursprung der Sprache aus rohen Naturlauten, thierischem Geschrei mit entsprechenden Geberden und überhaupt vom ersten bestialischen Zustand der Menschen die Rede ist, aus dem sie sich allmählig durch Erfindungen erhoben hätten. Woher weiß denn der Verfasser so gewiß, daß es sich uranfänglich so verhalten habe? Ein Historiker sollte doch dergleichen Hypothesen den Philosophen überlassen. Die Philosophen mögen sich streiten, ob es ein göttliches Urvolk gegeben habe, oder ob die ersten Menschen affenähnliche Bestien gewesen. Die Wahrheit liegt, wie immer, wahrscheinlich auch hier in der Mitte. Ein Literarhistoriker aber dürfte die Entscheidung dieser Frage wohl aussetzen und mit der historischen Gewißheit, mit den ersten bekannten Schriften anfangen. Doch lesen wir uns über diese kleine Einleitung bald hinüber, und indem wir in das Verzeichniß der ältesten Schriften der Völker und ihrer neuen Ausgaben und Commentare hineingerathen, müssen wir überall den Fleiß, den Sammler- und Ordnergeist des Verfassers bewundern, der eine so reiche Bibliothek vor uns aufschließt.

9) Stuart und Revett, Alterthümer von Athen nebst andern Monumenten Griechenlands. Deutsch von Dr. L. Bärmann. Taschenausgabe mit 84 lithographirten Tafeln. Weimar, Voigt, 1838.

Wie Vieles haben nicht die Engländer in kostbaren Werken geleistet, das leider dem größern Publikum in Deutschland unzugänglich ist. So lange nun der Contrast zwischen Englands Reichthum und Deutschlands Armuth besteht, wird es immer verdienstlich bleiben, durch Uebersetzungen und Copien, wenn auch im verkleinerten Maßstab, dem deutschen Publikum einigen Antheil an den wissenschaftlichen und artistischen Genüssen der Engländer zu verschaffen. Sollte auch in künstlerischer Beziehung hiebei viel zu wünschen übrig bleiben, so ist wenigstens die Verbreitung von Kenntnissen, die durch solche Bearbeitungen gefördert wird, unzweifelhaft.

Das vorliegende Taschenbuch enthält die Alterthümer von Athen in zahlreichen Lithographien, Grundrisse, Prospekte von Tempeln, Säulen, Capitäler, Basreliefs rc. mit erläuterndem Texte. Jahrhundertlang blieben die Ruinen Athens unbeachtet. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts untersuchte man und zeichnete, was noch vorhanden war, nachdem im 17ten Jahrhundert bereits Spon und Wheler auf ihr Daseyn aufmerksam gemacht hatte. „James Stuart ist es, dem die Welt den ersten, auf wissenschaftliche Principien gegründeten Ueberblick über Griechenlands architektonische Monumente verdankt. Dieser berühmte Mann glaubte, als er sich zur größeren Vervollkommnung seiner Kenntnisse in seinem Studium der Baukunst in Rom aufhielt, daß er, um seine Kunstbildung reiner und klassischer zu vollenden, nichts Besseres und Vortheilhafteres unternehmen könne, als die Kunst an ihrer Hauptquelle zu studiren. Er verband sich nun mit seinem Kunstgenossen Nicholas Revett zu einem merkantilischen Unternehmen, welches die Herausgabe von Ansichten und Aufnahmen jener Gebäude bezweckte, und Beide gingen im Jahr 1751 nach Athen. Während ihres fast dreijährigen Aufenthaltes an jenem Orte waren sie unermüdlich mit Aufsuchen, Messen und Zeichnen jener vortrefflichen Ruinen beschäftigt, mit welchen sie sich rings umgeben fanden. Im Jahr 1761 wurde der erste Band ihrer Arbeiten der Welt übergeben und ein neuer Impuls kam über das Studium der alten Kunst. Bald bildete sich die Gesellschaft der Dilettanten und begann eine Folge von geistreichen und geschickt geleiteten Forschungen, welche die von Stuart begonnenen Arbeiten vollendeten und erweiterten."

In mancher Beziehung wäre zu wünschen gewesen, der Herausgeber hätte sich durch Autopsie von der Richtigkeit der englischen Beschreibungen überzeugen können. Vergleiche Gervinus griechische Reise S. 63.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. August 1839.

Alterthumskunde.

10) Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Joh. Uschold, Prof. zu Straubing. Zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Ueber den ersten Theil vergl. unsere Blätter vom vorigen Jahr Nr. 41. Herr Uschold erklärt sich (übereinstimmend mit Welcker, Buttmann, O. Müller) für eine mythologische Grundlage der meisten Heroen- (nicht bloß Götter-) sagen, und für den echt griechischen (nicht ägyptischen oder phönicischen) Ursprung der griechischen Mythologie. Im zweiten Theile führt er diese Ansichten noch weiter aus und wendet sie auf den unermeßlichen Reichthum der poetischen und doch nicht willkührlichen Symbolik des griechischen Alterthums an. Alle Symbole, Attribute, Thierverwandlungen oder Thiergefolge sind mit einer gewissen Nothwendigkeit gewählt, und darin eben liegt ihr poetischer Zauber, der sie von den modernen Allegorien und Metaphern so vortheilhaft unterscheidet. In der neuern Zeit nämlich spielt nur der Witz, und oft ein sehr studirter und unnatürlicher Witz mit willkührlichen Sinnbildern und mit der Aufsuchung von mehr oder weniger entfernten Aehnlichkeiten. Die Symbolik der Alten war viel einfacher, treffender. Auch mehrere und verschiedene Begriffe verstanden sie durch ein einfaches Bild zu verknüpfen. So wurde die Kuh wegen ihrer Fruchtbarkeit und Nützlichkeit das Symbol der weiblichen, mütterlichen Naturkraft, und wegen ihrer Hörner zugleich das Symbol der Mondgöttin, die als Nachtgöttin wieder mit jener mütterlichen Naturkraft identisch war. So wurde der Juno, die theils wieder dieselbe Weltmutter oder Nachtgöttin war, theils als Gemahlin Jupiters den Matronen und Hausfrauen vorstand und deßhalb als stolz und eiferfüchtig erscheint, der Pfau beigegeben, der in seinem Rade voller Augen die Sternennacht darstellt und zugleich, wie bekannt, sehr stolz ist.

Die Revue dieser Bildersprache ist sehr anziehend. Manches hätte der Verfasser aus fremden, nicht griechischen Mythologien ergänzen können. Seite 299 ff. erwähnt er der Brust, die auf doppelte Weise der Mondgöttin zum Symbole dient, nämlich theils des Glanzes und der Ründung wegen, die an den Mond, theils der ernährenden Kraft wegen, die an die Identität der Mond- und Nachtgöttin mit der mütterlichen Naturkraft erinnert. Er macht darauf aufmerksam, daß die Mondgöttin Amazo geheißen habe, und daß die weltberühmten Amazonen nichts anders als Priesterinnen der Mondgöttin gewesen seyen, und daß, wenn bei den Amazonen von einer Brust die Rede sey, darunter nur der Mond verstanden werden müsse. Diese Auseinandersetzung des griechischen Symbols stimmt auch vollkommen mit der indischen Symbolik überein. Nach dem Samaveda brachte die Gottheit alles aus ihrem eignen Körper hervor, die Sonne aus den Augen, den Raum aus den Ohren, den Mond aus der Brust ꝛc.

Indem die Griechen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und feinem poetischem Takte in der irdischen Natur, Stein-, Pflanzen- und Thierwelt, Bilder für ihre Ideen von der Gottheit und den geistigen Weltkräften fanden, gingen sie oft bis ins Einzelne und scheinbar Kleinliche und erhoben es durch eine überraschende Deutung zur Poesie. Der Verfasser erwähnt viele solcher zarten und sinnvollen Naturmythen, z. B. „Dem Herakles war die Silberpappel heilig. Die Sage meldet, Leuke, die schönste Nymphe und Tochter des Okeanos, sey von Hades geliebt und entführt worden. Nach ihrem Tode sey auf des Hades Befehl in den elyseischen Gefilden oder an den Ufern des Acheron der ihr gleichnamige Baum entstanden, aus dessen Zweigen sich Herakles bei seiner Rückkehr aus dem Hades einen Kranz machte, um auf seine Thaten im Orkus und auf dieser Erde durch die doppelte Farbe der Blätter aufmerksam zu machen. Die Blätter

der Silberpappel haben Männlich doppelte Farbe; die der untern Seite ist viel dunkler, als jene der obern. Wahrscheinlich bezog sich dieser Baum auf die doppelte Wirksamkeit des Sonnengottes, welcher, wie dies von Herakles ausdrücklich gesagt wird, nicht bloß Verderben-Stifter, sondern auch Unheil-Abwender ist. Die Schicksale, welche Leuke hatte, beweisen, daß dieser Name von dem Baume entlehnt und auch der Mondgöttin beigelegt ward, welche sich nicht bloß im Okeanos oder im Elysion, sondern auch in der Unterwelt aufhält."

Die Grundansicht, die der Verfasser mit den ausgezeichnetsten Mythologen neuerer Zeit theilt, daß nämlich bei weitem die meisten Symbole und Mythen sich einerseits auf die Sonne, auf ihren Lauf durch den Thierkreis, auf die Zu- und Abnahme ihrer Lichtkraft, auf ihre befruchtende und auch zerstörende Kraft ꝛc., anderseits auf den Mond, als auf das weibliche Weltprincip, identisch mit der Nacht und mit der mütterlichen, feuchten und dunkeln Erde beziehen — diese Ansicht erscheint auf den ersten Blick einseitig und bringt eine Monotonie in die Erklärung der so bunten und reichen Mythenwelt, die unsere Theilnahme erkältet; allein es ist unzweifelhaft, daß diese Ansicht dennoch die richtige ist. Die alten Völker gingen von einfachen Begriffen und Wahrnehmungen aus und alles Mannichfache ist später. Die mythische Mannichfaltigkeit ist aber, weil sie nur weitere Entwicklung des Einfachen ist, in der That nur Variation der Ursymbole und Urmythen und die Heroen Herkules und Perseus sind immer wieder der alte Sonnengott. Der innere Zusammenhang der ganzen griechischen Mythologie erklärt sich einzig aus diesem Umstande. Wären die Griechen schon ursprünglich von der Mannichfaltigkeit ausgegangen, etwa wie die afrikanischen Völker von ihrem Fetischismus, so wären sie nie zu einem Zusammenhang, zu einer Einheit gelangt. Ist in einer mythischen Fülle Zusammenhang, so geht sie auch ursprünglich von der Einheit aus.

Was nun aber die Mannichfaltigkeit anlangt, so sollten die Mythologen doch mehr, als sie in neuster Zeit geneigt sind, die Einwirkung des Historischen anerkennen. Der Grund, warum derselbe Sonnenbegriff in unzähligen Götter- und Heroensagen wiederkehrt, ist die uralte Einheit und Einfachheit der Naturreligion. Der Grund aber, warum so viele und verschiedene Namen und Bilder für denselben Begriff gewählt worden sind, liegt offenbar in etwas Historischem und zwar darin allein. Die Stämme breiteten sich aus, kamen in andere Länder, sahen andere Berge, Meere, Flüsse, andere Pflanzen und Thiere, erlebten andere Schicksale, hatten andere Helden, Gesetzgeber, Seher und Sänger. Das Alles mußte ihnen anderwärtige Symbole an die Hand geben. Wie sie aus der Natur, z. B. aus der Pflanzenwelt die Symbole aufgriffen, die ihrem feinen Sinn die passendsten schienen, und zwar im Süden südliche, im Norden nordische Pflanzen, hier den Lotos, dort die Mistel ꝛc., so wählten sie auch aus der geschichtlichen und moralischen Welt, aus den historischen Traditionen und aus den Zügen des Volkslebens auf ganz gleiche Weise Symbole und mythische Einkleidungen. In dieser Beziehung sind auch die alten Völker keineswegs so unschuldig, wie man in neuester Zeit glauben machen will. Es ist wahr, daß die Liebe unter göttlichen Personen nur die Verwandtschaft oder Zusammenwirkung von Naturkräften und Elementen bedeutet, z. B. die Liebe des Neptuns zu einer Nymphe, die Aufnahme eines Flusses ins Meer. Insofern nun soll man sich hüten, den sehr ernsthaft gemeinten Mythen eine frivole Deutung zu geben. Allein es ist doch ein Unterschied zu machen, wenn andere Völker, namentlich die nordischen, dieselben mythologischen Begriffe keuscher bezeichnen und nur bei den Griechen jenes Uebermaß von Incest, Sodomiterei ꝛc., in den Mythen beliebt ist, so muß man allerdings den Griechen zur Last legen, daß solche Vorstellungen bei ihnen geläufig waren.

Uebte das Volksleben und die Sitte einen unverkennbaren Einfluß auf die Mythenbildung, so gewiß auch alles Geschichtliche und Geographische. Wir möchten daher in den vielen fabelhaften Völkern nicht durchaus wie es jetzt die Meinung ist, bloß poetische Erfindungen sehen; wir glauben vielmehr, daß das Vorkommen wirklicher fremder Völker, von denen die Reisenden meldeten, der Grund gewesen ist, warum man in die Mythen solche Vorstellungen überhaupt aufgenommen hat. So sind die Aethiopen, die Hyperboreer, selbst die Amazonen sehr wahrscheinlich nicht bloß Fictionen, sondern in ihnen sind Nachrichten von wirklichen Völkern mit mythologischen Begriffen verbunden. Um die Hyperboreer zu erfinden, dazu gehörte offenbar erst die Kunde von den sittenreinen und tüchtigen Völkern des Nordens; um die Phäaken zu erfinden, dazu gehörte offenbar erst die Nachricht von irgend einer lebenslustigen Colonie, dergleichen ja auch später noch gefunden werden. Solche Nachrichten flossen nun mit den rein mythischen Vorstellungen vom Verschwinden der Sonne am äußersten Weltende und vom Verweilen in entlegnen Ländern, bei entlegenen Völkern ganz natürlich zusammen, ohne daß es nothwendig ist, einseitig bloß an historische Fakta oder bloß an mythische Erfindungen zu glauben.

11) Ueber den Styl und die Herkunft der bemalten griechischen Thongefäße. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung von Dr. G. Kramer. Berlin, Nicolai, 1837.

Bekanntlich hat durch neue Entdeckungen die Anzahl

der wohlerhaltenen antiken Vasen ungeheuer zugenommen. So schön viele, ja die meisten derselben gearbeitet sind, so hat man sie doch als Töpferwaaren von bestimmter immer wiederkehrender Aehnlichkeit nicht für Werke großer Meister, sondern für Fabrikarbeit halten müssen. Darüber aber, wo sie fabricirt worden, war man bisher im Zweifel. Da man sie in erstaunlicher Menge in Italien fand, glaubte man auch annehmen zu müssen, sie seyen aus italienischen Fabriken. Allein Herr Doctor Kramer weist sehr scharfsinnig nach, daß sie wohl unverkennbar größtentheils aus Athen stammen, wie ihre Uebereinstimmung unter einander, wie die Gegenstände der darauf dargestellten Bilder, die sich hauptsächlich auf attischen Cultus beziehen, wie ferner attische Inschriften und endlich der Umstand darthut, daß sich Athen durch eine erstaunliche Fabrikation in Töpferwaaren auszeichnete, wovon sogar eine seiner Vorstädte den Namen erhielt. Der Verfasser charakterisirt die hauptsächlichsten Gattungen der bekannten Vasen, die des ägyptisirenden, die des alten, des strengen, des schönen und des reichen Styls mit Schärfe und Klarheit. Es wiederholt sich im Uebergange von der strengen durch die schöne zur reichen Manier in der Vasenbildung die Geschichte aller Kunst. Von jeher begann man mit steifen Figuren in harten, gewaltsamen Stellungen und ernsten Handlungen, ging allmählig zum Schönen, zur Grazie, zum Sanften und Ruhigen über und endete mit dem Zierlichen, mit Ueberladungen aller Art und mit komischen Darstellungen.

Die Meinung des Verfassers ist übrigens durch die Ausgrabungen in Griechenland selbst bestätigt worden. Die wenigen Vasen, die man bisher dort aufgefunden und in Athen in der Sammlung griechischer Alterthümer aufgestellt hat, sind den in Italien gefundenen vollkommen ähnlich, wie dies Greverus in seiner so eben erschienenen griechischen Reise ausdrücklich bemerkt.

Deutsche Geschichte.

Die Höfe und Cabinette Europas im 18ten Jahrhundert. Dritter Band. Auch unter dem Titel: Friedrich August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen. Von Dr. Friedrich Förster, Hofrath rc. Potsdam, Riegel, 1839.

Eine sehr verdienstliche Arbeit, wie die frühern des Verfassers über Wallenstein, Friedrich Wilhelm I. und Karl VI. Die Geschichte des starken August von Sachsen ist zwar in ihren allgemeinen Zügen sehr bekannt und erst unlängst wieder in Böttichers sächsischer Geschichte gut dargestellt worden, allein da Herr Förster ausschließlich die Biographie dieses Fürsten schrieb, so ging er mehr ins Detail und hat namentlich viel Urkundliches und Handschriftliches hier zum ersten Mal abdrucken lassen, wodurch das Leben des gedachten Fürsten und seine Handlungsweise in den einzelnen Zügen noch genauer und klarer bestimmt wird.

Die Art, wie der Verfasser den Charakter Augusts aufgefaßt hat, ist des Historikers würdig. Indem er entschuldigt, was Schuld des Naturells, übler Angewöhnung und des Zeitgeists überhaupt war, und das mancherlei Treffliche der Persönlichkeit Augusts anerkennt, beurtheilt er doch die ruchlose Politik desselben und die schamlose Sittenverderbniß des damaligen sächsischen Hofes mit der gebührenden Strenge. In politischer Beziehung scheint der Verfasser gewisse Ansichten, die in seiner Nähe gelten, nicht oder nicht mehr zu theilen, denn er macht es dem sächsischen August zum Vorwurf, daß er die Verfassung verletzt, die Landstände ungebührlich behandelt, die Rechte und Freiheiten der Stände und des Volks gekränkt habe, ja er steht nicht an, die kleine sächsische Revolution von 1830 als eine späte Folge jenes Unrechts zu bezeichnen und zu rechtfertigen. „Die Erwerbung der polnischen Königskrone, verbunden mit dem Uebertritt des Königs zur römisch-katholischen Kirche, bereitete dem einst so blühenden Kurfürstenthume einen traurigen Untergang seines Wohlstandes und seiner politischen Bedeutung. Nirgend anderswo läßt es sich so nachweisen, wie durch rücksichtslose Mißachtung der bestehenden Rechte, durch leere Hoffart und die gemeinste Art der Verschwendung eine edle und treue Nation zu Grunde gerichtet worden ist. Denn hier in Sachsen, wie überhaupt in Deutschland, theilten weder das Volk, noch die Bevölkerung der Hauptstadt, ja nicht einmal die höheren Stände der Gesellschaft, die Sittenverderbniß des Hofes in dem Maße, wie dies in Frankreich der Fall war, eben so wenig aber besaßen auch die nachgirbigen Sachsen so viel Elasticität, wie die Franzosen sie in ihrer politischen Wiedergeburt bewiesen haben. Hätten die Aufstände, welche 1830 in Dresden und Leipzig sich ereigneten, im Jahr 1730 statt gefunden, so hätte die Veranlassung dazu näher gelegen. Sehen wir aber geschichtliche Ereignisse nicht als zufällige, sondern als nothwendige Folgen an, so können wir diese neueste Revolution auf jene hundertjährige Schuld zurückführen, die selbst nach einer sächsischen Frist noch nicht verjährt war. Zunächst wird es sich dann herausstellen, daß mit der Verletzung der ständischen Rechte das Unrecht begonnen, weßhalb sich auch die neue Ordnung der Dinge zunächst auf die Wiederherstellung der ständischen Rechte gerichtet hat. So

viel man daher auch von verschiedenen Seiten gegen die, durch die Revolution von 1830 gewaltsamer Weise der Regierung abgedrungene ständische Verfassung einwenden mag, vor dem Forum der Geschichte erscheint sie als gerechtfertigt; denn so viel darf wohl mit Zuversicht behauptet werden können: gegen solche Zustände vollkommener Rechtlosigkeit, wie sie unter dem Kurfürsten Friedrich August vorhanden waren, ist die Nation gegenwärtig sicher gestellt."

In Bezug auf die Glaubensänderung des sächsischen Kurfürsten, der bald auch die des Kurprinzen folgte, äußert sich der Verfasser sehr stark und entschieden. Man sieht, daß der zwischen Kirche und Staat neuerdings erhobene Streit auf diesen Theil seiner Erörterungen wesentlichen Einfluß geübt hat. Wenn wir durchaus nicht billigen können, daß der Verfasser, der sich in diesem Werk durchgängig als ein unparteiischer und würdiger Geschichtschreiber bewährt, im Vorwort grobe Ausfälle auf Görres macht (Ausdrücke wie Schuhu-Görres und Satanasius gehören auf keine Weise in ein anständiges wissenschaftliches Werk), so ist doch die geschichtliche Erörterung selbst sehr gründlich und zeitgemäß. Um eines zeitlichen Familienvortheils (der polnischen Krone) willen wurde Kurfürst August katholisch und entsagte dem ererbten Vorrecht, das Haupt der Protestanten in Deutschland zu seyn, ein Vorrecht, das seit der Reformation dem sächsischen Hause nicht streitig gemacht worden war. Die Katholiken selbst hatten keine Ursache, auf einen Proselyten stolz zu seyn, dessen Uebertritt kein edleres Motiv hatte und von dem die Zeitgenossen mit Recht sagten: er hat die Religion nicht verändert, denn er hat nie eine gehabt. Wie viel würdiger hatte sich der große Kurfürst von Brandenburg benommen, dem man ebenfalls die polnische Krone angetragen hatte, unter der Bedingung, daß er katholisch werde, der aber darauf erwiedert hatte: „Da sey Gott vor, daß ich meinen Heiland verläugnen, das freie Wort Gottes aufgeben und unter des Papstes Tyrannei mein Haupt beugen sollte! Und wenn ihr mir die größte Kaiserkrone der Welt anbieten wolltet, um solchen Preis würde ich sie nicht annehmen." Doch Augusts Uebertritt war nicht nur des Motives wegen unwürdig, sondern auch der unvermeidlichen Folgen wegen unklug. Sein polnischer Thron schwankte; er hatte schwören müssen, nicht seine Dynastie in Polen als in einem Erbreich fortzupflanzen, sondern Polen als ein Wahlreich bestehen zu lassen, so daß nach seinem Tode dem Adel die Wahl wieder frei stehen sollte. Wie unsicher war mithin sein Verhältniß zu den Polen. In Sachsen dagegen war sein Geschlecht erblich, hier wurzelte es in einer seltnen Anhänglichkeit und Treue des Volkes. Ferner gewann August als katholischer König nichts, er trat in die Reihe anderer kleiner katholischer Könige, ohne irgend ein Vorrecht oder einen Vortheil der Stellung zu gewinnen, während er als protestantischer Kurfürst von Sachsen das traditionelle Haupt der Protestanten blieb, und insofern einen Vorrang unter allen protestantischen Fürsten hatte, einen Vorrang, der ihm in dem Maße größere Vortheile eintragen konnte, als das protestantische Princip im Fortschreiten, das katholische im Rückschreiten begriffen war. Diese einflußreiche, hoffnungsvolle, angeerbte Stellung im Protestantismus gab Sachsen damals auf und trat sie an Brandenburg ab. Man weiß, mit welchem Geschick und Glück das brandenburgisch-preußische Haus sich in dieser Stellung zu benehmen und alle Vortheile, die der ersten protestantischen Macht in Deutschland gebühren, auszubeuten gewußt hat. Man weiß, zu welcher Schwäche dagegen Sachsen herabgesunken ist.

Neben diesen Grundzügen von welthistorischer Bedeutung findet man in Augusts Geschichte noch eine Fülle von interessanten Erinnerungen an die Perückenzeit. Der Verfasser breitet Rokoko in verschwenderischer Fülle vor uns aus. Die Bauten, die Feste, das Hofpersonal, die Maitressen und Günstlinge, die ganze üppige Pracht des Hofes wird uns in anschaulichen Bildern vorgeführt.

Badeschrift.

Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung. Zunächst für Kurgäste dargestellt von Dr. E. Engelmann, praktischem Arzt in Kreuznach. Heidelberg, Engelmann, 1839. Mit drei Stahlstichen und einer geognostischen Karte.

Kreuznach, dessen Bad immer mehr in Aufnahme kommt, liegt in einer höchst reizenden Gegend an der Nahe, die bei Bingen in den Rhein fällt. Sein Heilwasser äußert sich besonders wirksam gegen Skrofeln, Gicht, Rheumatism, Hautkrankheiten. Vorliegendes Werk macht den Leser mit Allem bekannt, was er von Kreuznach zu wissen wünschen kann, mit der Stadt und ihren Erinnerungen, mit der Umgegend und ihren Reizen, mit dem Bade, seiner Wirksamkeit, den Badeanstalten x. Die Stahlstiche sind schön.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 28. August 1839.

Französische Geschichte.

1) Geschichte Frankreichs unter Napoleon, von **1807—1812.** Von Bignon. Deutsch von L. v. Alvensleben. Fünf Bände. Meißen, Gödsche, **1838, 1839.**

Bekanntlich drückte Napoleon in seinem Testament den Wunsch aus, Bignon möge die Geschichte der französischen Diplomatie von 1792—1815 schreiben. Wie sehr sich Bignon dadurch geschmeichelt fühlte, geht aus dem Werke selbst hervor, dem es, so klar und verständig es geschrieben ist, doch keineswegs an derjenigen wunderbaren Mischung von Devotion und Selbstschätzung fehlt, die man in Deutschland Salbung nennt. Indeß ist das Werk ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der Zeit, es ist geschöpft aus Originalakten und Correspondenzen, die nicht Jedermann zugänglich sind, und in der Auseinandersetzung der diplomatischen Unterhandlungen und politischen Intriguen, die erst die Triumphe, dann den Untergang Napoleons vorbereiteten, auf eine Weise klar und ausführlich, daß es alles hinter sich zurückläßt, was bisher darüber geschrieben wurde. Es hält sich aber auch wesentlich nur an diese diplomatische Seite der Geschichte und ist in der Darstellung der Kriege, der innern Verwaltung 2c. kürzer.

Bignon schreibt als Franzose, partheiisch für Frankreich. Er ist daher jederzeit geneigt, das Unrecht, welches Frankreich andern Völkern zufügte, zu entschuldigen oder zu ignoriren, umgekehrt aber die kleinste Beleidigung Frankreichs als ein unverzeihliches Verbrechen zu bezeichnen. Er treibt dies bis ins Lächerliche, allein er verliert nichts dabei, denn der Patriotismus kann in den Augen der Franzosen nie zu weit gehen und ist ihnen nie lächerlich, woran sie sehr wohl thun. Bignon stellt seinen Patriotismus voran, die Dankbarkeit gegen Napoleon steht bei ihm erst in zweiter Linie. Vor allem ist er Franzose, und so mit Leidenschaft, daß er an seinem Volk alles lobt und bewundert, wie ein Liebhaber an seiner Geliebten. Wie groß, sagt er, war Frankreich, da es die Vorrechte abschaffte und Freiheit und Gleichheit verkündete. Wie groß, sagt er, war Frankreich, da es die Freiheit und Gleichheit wieder abschaffte und die Söhne und Töchtern von Handwerkern plötzlich als Fürsten und Fürstinnen mit einer Sicherheit auftraten, als ob sie auf dem Thron geboren wären! So lobt er Alles, mag es sich auch widersprechen, wenn es nur darin übereinstimmt, daß es französisch ist. Wer die französische Nationalität antastet, ist ihm ein Verbrecher, ein Unsinniger. Wie man aber eine andere Nationalität könne geltend machen, für eine andere dasselbe Recht verlangen, wie für die französische, das begreift er bei allem seinem Verstande nicht. Von den Deutschen als Nation spricht er gar nicht. Er sieht immer nur Oesterreicher, Preußen und Rheinbündler vor sich. Auf die Motive, welche 1809 die österreichische Proklamationen hervorriefen, geht er gar nicht ein. Er sieht in ihnen nicht eine zeitgemäße Erinnerung der Deutschen an ihre Nationalität, sondern nur schlechte Versuche, die Unterthanen der Rheinbundfürsten zu insurgiren und nennt sie, wie das Unternehmen Schills und des Herzogs von Braunschweig, unsinnig und verbrecherisch. Daß es wirklich eine deutsche Nation gab, die damals in ihren innersten Interessen und in ihrer Ehre tief gekränkt war, scheint er nicht zu wissen und ignorirt es völlig, obgleich er viele Jahre lang französischer Diplomat in Deutschland war. Indem er die deutsche Nationalität als gar nicht vorhanden annimmt, macht er der italienischen wenigstens die Concession, daß sie existire; allein er hält es gleichwohl für die lächerlichste Anmaßung, daß sie existiren wolle; Italien könne doch, meint er, nur Frankreich oder Oesterreich unterworfen seyn, seine Selbstständigkeit sey rein unmöglich, und da es eben so unmöglich je mit den nordischen Barbaren sympathisiren könne, bleibe ihm schlechterdings nichts übrig, als französisch zu werden.

Was die Spanier betrifft, so macht er auch diesen das Zugeständniß, sie hätten etwas, das wie eine Nationalität aussehe, einen gewissen rohen Patriotismus, den man bewundern müßte, wenn er nicht so gar roh und unverständig und wenn es nicht ausgemacht wäre, daß er eine bloße Schöpfung der Mönche und des Aberglaubens sey. Ohne den Einfluß der Pfaffen würden sich die Spanier den Franzosen unterworfen und denselben für die Segnungen der Aufklärung gedankt haben, ein Glück, um das sie sich unwiederbringlich durch ihren unvernünftigen Widerstand gebracht hätten. Endlich gesteht Herr Bignon auch den Polen eine Nationalität zu, ehrt dieselbe in dem Maaß, in welchem die Polen den Franzosen treue Dienste geleistet haben, steht aber nicht im Mindesten an, ihnen die Aufopferung ihrer Nationalität zuzumuthen, sobald es Frankreich vortheilhafter ist, sich mit Rußland zu verbinden. Alles das läßt sich auf den kurzen Satz zurückführen: Zuerst kommt Frankreich, dann wieder Frankreich und noch einmal Frankreich. Was außerhalb Frankreich noch existirt, kommt nur in Betracht, sofern es Frankreich dient, und die Rechte Anderer werden genau nach der Größe des Dienstes abgewogen, den sie Frankreich zu leisten geneigt und im Stande sind. — Dies ist allerdings einseitig, allein wenn die Franzosen nicht so dächten, wären sie wahrscheinlich längst um allen politischen Einfluß gekommen, getheilt, von den Nachbarn verachtet und zur Unterjochung reif. Sie halten offenbar zu viel auf sich, aber es ist doch besser, als wenn man gar nichts auf sich hält, wie die Deutschen, die sich zwar als philosophische Individuen rühmen, Mustermenschen, Weltbürger, respective Götter zu seyn, aber während sie auf dem Papier die ganze Welt erobern und sogar den Himmel stürmen, nicht einmal innerhalb einiger Breitengrade eine Nation zu seyn verstehen.

Die vorliegenden fünf Theile handeln zuerst von der Hinterlist, mit der Napoleon die spanische Königsfamilie gefangennahm, und von den darauf folgenden Ereignissen auf der pyrenäischen Halbinsel. Napoleon wird dabei so viel als immer möglich entschuldigt und nur das wird ihm als Fehler angerechnet, daß er es nicht vorzog, durch die spanische Königsfamilie, die ihm bereits blind ergeben war, Alles durchzusetzen, was er ohne sie durchsetzen wollte. Bignon fällt dabei in einen Widerspruch, wie er in französischen Raisonnements tausendmal vorkommt. Wie kann man Napoleon anklagen, frägt er, eine so durch und durch demoralisirte Familie, die ein wahrer Fluch für Spanien war, abgesetzt zu haben? war ein französischer Prinz mit französischen Gesetzen und Ideen, Aufklärung, Bildung, Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche, Ausrottung der alten Unwissenheit rc. nicht eine Garantie des künftigen Glücks der Spanier? So entschuldigt Bignon die Arglist Napoleons, und gleich darauf sagt er doch, es wäre klüger gewesen, Napoleon hätte diese Familie auf dem spanischen Thron sitzen lassen.

Dann folgen die Unterhandlungen Napoleons mit dem Papste, die sehr umständlich erörtert sind und namentlich für die gegenwärtige Zeit ein großes Interesse haben. Ist es nicht „eine Ironie des Zufalls," daß der Hader zwischen Napoleon und Sr. Heiligkeit von den gemischten Ehen seinen Ursprung nahm? Napoleon stand im besten Vernehmen mit dem Papste. Er durfte sich rühmen, den katholischen Gottesdienst in Frankreich wiederhergestellt, die entlaufene große Heerde dem Oberhirten wieder zugeführt zu haben. Der Papst sah das ein, kam selbst nach Paris und krönte den Kaiser. Seine Hoffnung aber, die früher vom Kirchenstaat abgerissenen Legationen wiederzuerhalten, betrog ihn, und diese Kleinigkeit, die bloß die weltliche Herrschaft des Papstes betraf, und ein unendlich geringes Opfer war im Vergleich zu dem großen Dienst, den Napoleon der Kirche geleistet hatte, störte das gute Vernehmen und ließ im Herzen des Papstes eine Abneigung keimen, die bald einen neuen allumfassenden Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt herbeiführte. Die ersten Empfindlichkeiten aber äußerte der Papst, als ihn Napoleon bat, die frühere Ehe seines Bruders Hieronimus aufzulösen. Hatte Napoleon die Legationen verweigert, so gab nun auch der Papst nicht gleich nach, sondern ließ sich bitten, und machte große Schwierigkeiten, die Ehe aufzulösen, obgleich sie nur eine gemischte war, denn die zu Scheidende war eine amerikanische Protestantin. Der Papst gab endlich hierin nach, doch dauerte die Spannung fort. Indem sich Kaiser und Papst beständig dem Anschein nach näherten, gingen sie, von einer unwiderstehlichen Gewalt fortgerissen, jeder hinter sich und kamen immer weiter von einander. Weigerungen folgten auf Weigerungen bis zum Bruch. Das Alles ist hier mit Meisterhand geschildert, und es sind darin Lehren enthalten, die für alle Zeiten gelten und namentlich für die unsere, bei der Erneuerung des kirchlichen Streites wichtig sind. Napoleon war nicht mächtig genug, mit all seiner Macht und ihrer brutalen Anwendung, und nicht schlau genug mit all seinem Geist und all seinen Verführungskünsten, dem Papst eine Concession abzugewinnen, nachdem er ihn einmal anerkannt hatte. Es stand in seiner Macht, als Erbe der Revolution und ihrer Gesinnungen, den Papst gar nicht anzuerkennen; allein nachdem er ihn anerkannt hatte, mußte er sich auch gefallen lassen und konnte auf keine Weise verhindern, daß der Papst ihm zurief: an der päpstlichen Gewalt hat sich nichts geändert, ich bin noch immer über alle Kaiser und Könige gesetzt, wie der siebente Gregor und vierte Innozenz.

Die größte Ausführlichkeit widmet Bignon den diplomatischen Unterhandlungen Napoleons mit Rußland. Sie finden sich nirgend so klar und vollständig wie hier, und

sich etwas genauer damit zu befassen, dürfte noch manchem Publicisten unsrer Tage zu rathen seyn. Die Freundschaft Alexanders mit Napoleon begann zu Tilsit. Es scheint, Napoleon habe ihm schnell begreiflich gemacht, daß es eine verkehrte Politik sey, den nächsten Nachbar gegen den entfernteren zu unterstützen, sofern dadurch der nächste Nachbar mächtiger und am Ende ein gefährlicher Nachbar werde; die natürliche Politik sey, sich mit dem entfernteren gegen den nächsten zu verbinden, die Beute zu theilen und sich dadurch zu arrondiren; für Rußland und Frankreich sey aber Deutschland der nächste Nachbar und daraus folge, daß sich Rußland und Frankreich unter allen Umständen gegen Deutschland verbünden, Provinzen von Deutschland abreißen und nur so viel davon übrig lassen müßten, als gerade nöthig wäre, damit sie selbst sich nicht unmittelbar berührten. Alexander machte von dieser Politik einen so schnellen Gebrauch, daß er sich schon zu Tilsit entschloß, mit Napoleon die preußische Beute zu theilen und vom Lande seines bisherigen Bundesgenossen ein Stück für sich abriß. Wer hätte das denken sollen, der vorher die innige Freundschaft des russischen Selbstherrschers mit der preußischen Königsfamilie angesehen hatte, die durch einen berühmten Kupferstich so populär gemacht worden war? Allein es geschah. Rußland machte gemeine Sache mit Napoleon, um Preußen zu theilen und nahm sich sein Stück. Noch mehr. „Ein geheimer Artikel des Vertrages von Tilsit sagte, daß, wenn das Königreich Hannover mit dem Königreiche Westphalen vereinigt würde, der König von Preußen dagegen eine Bevölkerung von 400,000 Seelen erhalten sollte. Diesen Artikel gibt der Kaiser Alexander auf. Hier ist sein Brief, der wegen seiner Kürze sich ganz anführen läßt: „Mein Herr Bruder, gerührt durch die Freundschaft, welche Ew. Majestät nicht aufhören, mir bei jeder Gelegenheit zu beweisen, und um Ihnen ein unverkennbares Zeichen von der zu geben, die ich für Sie hege, beeile ich mich, Ew. Majestät zu erklären, daß ich kein Gewicht auf die Ausführung des eventuellen Artikels des Vertrages von Tilsit wegen Hannovers lege, und daß ich Alles anerkennen will, was Sie über das Königreich Hetrurien und die andern Staaten Italiens beschlossen haben können. Ich hoffe, daß Sie hierin einen neuen Beweis meiner Gesinnungen für Sie finden werden.“ Die Ausdrücke dieses Briefes sind der Aufmerksamkeit werth. Der Kaiser Alexander begnügt sich nicht damit, das anzuerkennen, was für den Augenblick in Italien geschehen ist; er will auch noch anerkennen und erkennt im Voraus an, was der Kaiser später darüber entscheiden wird; aber nicht in dieser Beziehung macht der kaiserliche Brief den peinlichsten Eindruck. Daß der Kaiser Napoleon, für den der König von Preußen nur ein schlecht versöhnter Feind ist, sich gegen ihn ohne Wohlwollen zeigt und zu seinem Nachtheile die Staaten des Königs von Westphalen, seines Bruders, vergrößern will, ist ganz einfach und bis auf einen gewissen Punkt natürlich; daß aber der alte Freund Friedrich Wilhelms, der Kaiser Alexander, von ihm im Unglück wie seine letzte Hoffnung angerufen, auf eine Schadloshaltung verzichtete, die Preußen auf den Fall einer der Verwirklichung nahen Hypothese 400,000 Seelen sicherte, daß er erklärt, keine Theilnahme an der Vollziehung des betreffenden Artikels zu hegen, ist eine grausame Gleichgültigkeit, welche sich bei einem Charakter schwer erklären läßt, welchen man den edelsten und zartesten Gefühlen als zugänglich dargestellt hat.“

Gleichwohl gab Alexander nicht zu, daß Napoleon Schlesien wegnahm und bot ihm dafür — Böhmen an. Diese Unterhandlungen, welche die russische Politik gegen Deutschland in ein sehr helles Licht setzen, schildert Bignon folgendermaßen: „Die bedingungsweise Zustimmung Napoleons zur Erwerbung der Moldau und Wallachei durch das russische Cabinet, gegen eine Schadloshaltung für Frankreich auf Kosten Preußens, hatte das Zartgefühl Alexanders auf eine harte Probe gestellt. Indeß das Zartgefühl wich, und die Skrupel verschwanden. Es war fast kein moralischer Einwurf mehr, den Rußland entgegenstellte, sondern eine politische Rücksicht, die es geltend machte. Als Herr Schlesiens würde der Kaiser Napoleon die russische Grenze berühren. Die Nachbarschaft würde Gefahren für ein inniges Bündniß herbeiführen, das man immerwährend machen möchte. Wenn Napoleon zu verstehen gibt, daß er, Schlesien fordernd, nicht die Absicht hat, es für sich selbst zu behalten, so antwortet man ihm darauf sogleich, daß der Fürst, dem er es geben würde, von ihm abhänge; es würden französische Truppen nöthig seyn, ihn zu schützen, und der Uebelstand währe dadurch fort. Diese Erwerbung konnte überdies das Mittel zur Verstärkung des Keimes seyn, dessen Entwickelung man verhindern wollte, nämlich des Großherzogthums Warschau. Auf die Gefahr, in Wiederholungen zu gerathen, glaube ich hier etwas ausführlich die Worte des Kaisers Alexander und seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten anführen zu müssen, minder über die Verlegenheit, in welche Napoleon sie in Bezug auf Preußen brachte, als über die ihrer Meinung nach dringende und gebieterische Nothwendigkeit, sich über eine Theilung der Türkei zu bestimmen. Was Rußland 1808 will, wird es ohne Zweifel auch noch in zwanzig, dreißig Jahren wollen; aber 1808 verbirgt es dies nicht; Alexander sagt es ohne Umschweif dem Kaiser der Franzosen in einem tête-à-tête. Später wird das russische Cabinet es nicht eben so eingestehen; es wird es vielleicht läugnen; es wird entgegengesetzte Versicherungen machen; vielleicht wird es selbst Jeden, der ihm eine solche Absicht unterlegt, der Verleumdung beschuldigen; aber sey es nun, daß die Nachfolger Alexanders dieselben Pläne nähren wie er, sey es, daß sie darauf verzichten, ist es doch

stets eben so interessant, als selten, den Ehrgeiz ohne Schleier und ganz in seiner Nacktheit zu erblicken. Die Zeit der Verbindung des Kaisers Alexander und des Kaisers Napoleon ist die Zeit der vollständigsten Bekenntnisse, man könnte sagen, der größten politischen Treuherzigkeit. Jede Heuchelei ist verschwunden. Das ist ein Laster weniger in der Diplomatie. In Rußland, hegt man großes Verlangen und ist geneigt, Frankreich große Zugeständnisse zu machen. Als man in Petersburg die näheren Umstände von der Besetzung Lissabons erfährt, ist man weit entfernt, ein Gefühl der üblen Laune oder des Neides zu zeigen, sondern verzeiht unsern Truppen die Invasion dieser Hauptstadt: weil sie dort die Flotte des Admirals Siniawin beschützen können. — „Thun Sie etwas für den Kaiser," sagte Herr von Romanzof zu Herrn von Caulaincourt, „und alle Welt wird hier Franzose seyn. Sie können keinen treuern Alliirten haben, als uns. Sie sehen, wie wenig Wichtigkeit wir auf das legen, was in Italien vorgeht, in Portugal und auf den Grenzen Spaniens." So gab man also schon in Bezug auf Spanien an Napoleon carte blanche. Die verderbliche Gewißheit der Zustimmung Rußlands ist keine geringe Anspannung für einen Ehrgeiz, welchen die Hindernisse kaum zurückhalten werden, und dessen Aufschwung noch kühner wird, wenn er die Hindernisse fliehen sieht. — Es ist unnöthig, zu erwähnen, daß Alles das, was die innigste Freundschaft zwischen den beiden Kaisern beweisen konnte, sich in Petersburg wie in Paris in dem Benehmen der beiderseitigen Gesandten offenbarte. Der Kaiser Alexander besonders erschöpfte die zarteste Aufmerksamkeit gegen Herrn von Caulaincourt. Bis jetzt hatten die Gespräche in Bezug auf die Moldau und Wallachei von Seiten Napoleons noch keine bestimmte Antwort herbeigeführt. Ohne Unterlaß forderte man eine, und wartete stets darauf. Provisorisch streitet man gegen die von Frankreich ausgesprochene Absicht, in Preußen ein Aequivalent zu nehmen, und als solches Schlesien. „Das ist zu weit von Ihnen entfernt, und zu nahe bei uns. Der Kaiser sagt, er wolle es fortgeben, aber Sie würden Truppen dort haben. Daraus könnten in der Folge Streitigkeiten entstehen. Für Sie mehr als für uns führen wir den Krieg, wir müssen also unsern Antheil an dem Nutzen haben. Wenn wir die türkischen Provinzen räumen sollen, wie rechtfertigen wir denn die französische Allianz in den Augen der Russen? Der Kaiser würde betrogen worden zu seyn scheinen. Sie haben schon so viele Länder in der Gewalt. Suchen Sie andere, wenn Sie wollen. Dieselben Anlockungen, welche England uns früher machte, sind uns jetzt durch Schweden erneuert worden, aber wir verachten sie. Der Kaiser ist weder halb Alliirter, noch halb Freund. Er hängt eben so sehr aus Gefühl als aus Ehre an Ihnen. Entfernen Sie uns nicht wider unsern Willen von sich." Auf diese Sprache des Herrn von Romanzof antwortete der französische Gesandte, daß Schlesien, was die Entfernung von der Hauptstadt beträfe, nur eine Colonie seyn würde; daß es höchstens eine defensive Position wäre; daß die Moldau und Wallachei eine ganz andere Wichtigkeit hätten, da sie Rußland die Grenze der Donau geben würden. Hierauf die Frage über die Theilung des ottomanischen Reiches für sich selbst betrachtend, zog er es bei dem Kriegsstande gegen England in Zweifel, daß diese Theilung wahrhaft im Interesse Rußlands sey. Den Türken auf der einen Seite die Moldau und Wallachei, auf der andern Bosnien und Morea nehmen, hieße, den übrigen Theil dieses Reiches den Engländern ausliefern. Dieses Raisonnement überredete eben so wenig den Kaiser Alexander, als den Herrn von Romanzof. Man wollte um jeden Preis die beiden Fürstenthümer. So oft ein Courier bei der französischen Gesandtschaft anlangte, war das erste Wort des Kaisers die Frage, ob er Nachrichten des Kaisers über die Türkei brächte; und sogleich fiel er dann auf die Frage wegen der Aequivalente; aber sind nicht außer Portugal auch Hannover, die sieben Inseln und Cattaro Aequivalente? Man antwortete ihm, daß die sieben Inseln und Hannover Frankreich gehört hätten, ehe von der Moldau und Wallachei die Frage gewesen wäre. Was Cattaro beträfe, so gäbe Braunau darauf die Antwort. — „Und Oesterreich?" sagte Alexander, „könnte man sich mit ihm nicht verständigen? Ihm Böhmen nehmen, und dafür irgend etwas in Italien abtreten?" — Auf die Bemerkung, die man ihm darüber machte, erkannte er die Schwierigkeit ähnlicher Abkommen. Statt ihn aber zu entmuthigen, brachte selbst die Schwierigkeit einer theilweisen Zerstückelung der Türkei ihn auf sein Lieblingsthema einer allgemeinen oder fast allgemeinen Theilung zurück. Wenn man ihm entgegnet, daß für ihn die Eroberung leicht seyn würde, während sie von Seiten Frankreichs große Anstrengungen erforderte, versichert er, daß er bereit ist, den Kaiser Napoleon in der Besitznahme der Gebiete, die er sich aneignen wolle, mit allen seinen Mitteln zu unterstützen. Er verlangt keineswegs, Oesterreich bei dieser Sache interveniren zu lassen. Es soll nur berufen werden, insoweit seine Mitwirkung den Absichten Frankreichs entspräche: „Wenn wir uns verständigen, der Kaiser und ich, so wird sich wohl alle Welt mit verständigen müssen."

Napoleon ließ sich anfangs nicht auf diese Vorschläge ein und glaubte, Rußland hinlänglich durch den Besitz von Finnland, das es mit seiner Erlaubniß so eben den Schweden abgenommen, bezahlt zu haben. Als aber Oesterreich 1809 von Neuem Krieg gegen ihn begann und ihm zugleich Spanien zu schaffen machte, gab er die Besetzung der Moldau und Wallachei zu und erkaufte sich dadurch die Theilnahme Rußlands am Kriege von 1809.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 88.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. August 1839.

Dichtkunst.

Deutsche Sagen von Adolf Bube. Gotha, Müller, 1839.

Eine gute Anzahl Romanzen, deren Inhalt schöne Volkssagen sind. Viele davon sind wohl schon allgemein bekannt, z. B. die Sage vom Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, vom Mägdesprung, vom Hörselberg, von der wilden Jagd, von den drei Gleichen ꝛc. Andere dürften weniger bekannt seyn, z. B. die von der Glocke, die ein Eber auf dem Gottesfeld bei Schleusingen aufwühlte, wo eine Stadt wegen ihrer Sünden untergegangen seyn soll. Man brachte die Glocke in einen Thurm, sie läutete und zersprang:

Und dreimal umgegossen,
Zersprang sie abermal;
So sehr ward ihr bei'm Läuten
Erinnerung zu Qual.

Die Sage vom h. Bonifacius, der im Wald hungernd und ohne Speise einen Tisch zurichtete und betete, worauf ein Adler einen Fisch auf den Tisch fallen ließ; die vom h. Sebaldus, der im Winter den Ofen eines Armen in Ermangelung des Holzes mit Eiszapfen, die er vom Dach nahm, heizt:

Da bog Sebald den Nacken
Durch's kleine Fensterlein,
Und nahm des Eises Zacken
Vom niedern Dach herein.

Flugs legt er sie zusammen,
Setzt sie in Brand, wie Reis;
Schnell steht der Herd in Flammen,
Bald ist er glühend heiß.

Die schöne Sage vom h. Augustin in Gotha, der immer die armen Kinder speiste:

Und als er ward getragen
Im langen Zug zur Gruft,
Drang vieler Kinder Klagen
Zerreißend durch die Luft;
Zwei lange Tage saß
Am Grab' im feuchten Gras
Ein Himmelsknäblein thränennaß.

Und Zeiten sind entschwunden,
Doch in der Enkel Sinn
Lebt bis zu fernen Stunden
Noch fort Herr Augustin,
So wie er dort im Bild
Die Bröblein spendet mild,
Und armer Kindlein Hunger stillt.

Die Sage oder vielmehr wirkliche Geschichte des Kinderkreuzzugs, denn nur der wunderbare Knabe, der ihn veranlaßt haben soll, ist sagenhaft, der Zug selbst ist geschichtlich:

Einst zog am Pilgerstabe
Ein wunderschöner Knabe,
Wohl ohne Rast und Labe,
Dahin durchs deutsche Land,
Der sprach mit Schmeichelgabe:
Laßt, Kinder, Spiel und Habe,
Folgt mir zum heil'gen Grabe,
Helft's retten aus der Heiden Hand.

So lockt der Wundersame
Trotz Fleh'n und Zornesflamme
Von Vater, Mutter, Amme,
Trotz Wächter, mit Gefahr
Aus jedem deutschen Stamme
Zu seiner Oriflamme
Lichtreinem Gotteslamme
Unschuld'ge Knaben, Schaar auf Schaar.

Und wie vom Zug der Frommen
Schon Tausend' umgekommen,
Als sie durch Eis geklommen
Auf steiler Alpenbahn,

So sind, die fortgeschwommen,
Nicht wieder heimgekommen,
Und nie hat man vernommen,
Ob sie den Strand von Joppe sah'n.

Am Schluß macht der Dichter eine rationalistische Nutzanwendung, die wohl nicht ins Gedicht paßt. Naiv ist folgende Sage vom Kloster Veßra:

Als Kloster Veßra's Blüthenzeit begonnen,
Da wohnten dort beisammen Mönch' und Nonnen.

Da stand daselbst voll Garben eine Scheuer
An einer Wand, durchglüht vom Küchenfeuer.

Da schlugen einst in's dürre Stroh die Flammen:
Es sank das Kloster schnell in Schutt zusammen.

Als drauf der heil'ge Vater dies vernommen:
Ist der Befehl alsbald von Rom gekommen:

„Der Wiederaufbau sey mit Ernst begonnen,
„Doch zieh'n sofort nach Trostadt aus die Nonnen."

Und so ward Stroh von Flammenglut geschieden,
Und klug ein neuer Klosterbrand vermieden.

Noch sinniger ist folgende Sage:

In Arnstadt's Kirche zur Liebfrauen,
Da liegt ein reicher Schatz verborgen;
Wer nach ihm sucht mit Gottvertrauen,
Der hebt ihn früh am Sonntagsmorgen.

Drum hat schon mancher dort gegraben,
Jedoch den Schatz nicht aufgefunden,
Weil er dabei gedacht an Gaben,
Die flüchtig, wie des Lebens Stunden.

Allein der Schatz, der dort verborgen,
Den werdet geistig Ihr erheben,
Wenn Euer Herz am Sonntagsmorgen
Sich fromm dem Heiland wird ergeben.

Man sieht aus diesen Proben, wie viel schöne Sagenstoffe die Sammlung enthält, und wie glücklich sie der Dichter behandelt hat, einfach, gemüthlich, durchaus ansprechend. Am Schluß hat er mit Recht einige historische Züge aufgenommen, die, obgleich zum Theil der neuern Geschichte entlehnt, doch schon einen ganz sagenartigen Charakter haben. So der Tod des General Holk, der im 30jährigen Kriege als Wallensteins Satellit furchtbar in Thüringen wüthete, aber mit dem größten Theile seiner Soldaten an der Pest starb und auf dem Sterbebett umsonst große Summen bot, um einen protestantischen Prediger zu bekommen, bei dem er beichten könnte. Noch schöner, ja wahrhaft genial ist das Gedicht, das uns den Pater Donay beim Gottesdienst in der Kirche zu Loretto sehen läßt. Bekanntlich war es Pater Donay, der die Verhaftung des Andreas Hofer einleitete und, obgleich er selbst zuvor ein Insurgent und Hofers Vertrauter gewesen war, den patriotischen Volkshelden treulos an die Franzosen auslieferte. Dieser sogenannte Pater Donay war eigentlich kein Pater, sondern hatte wegen eines Diebstahls jede Beförderung im geistlichen Stande verwirkt, und erst Napoleon war es, der ihm eine reiche Pfründe und ehrenvolle Anstellung an der santa casa zu Loretto verschaffte, zum Lohn für die Auslieferung Hofers. Diesen Pater nun läßt uns unser Dichter in Loretto sehn.

Unzählbare Pilger wallen,
Schaam und Reu' in ihrem Herzen,
Zu Loretto's Tempelhallen,
Glanzerfüllt von hundert Kerzen.

Zu der heil'gen Jungfrau Bilde
Mit dem Heiland auf den Armen,
In dem Glorienschein voll Milde,
Fleh'n empor sie um Erbarmen.

So voll Andacht, voll Verlangen,
Ganz in Demuth und Ergebung
Knie'n sie gläubig und empfangen
Sämmtlich Trost und Herzerhebung.

Doch den Capellan im Tempel
Peinigt Schandthat ohn' Ermatten;
Seine Stirn trägt ihren Stempel,
Vor ihm schwebt ein ernster Schatten.

Von gleicher erhabener Schönheit ist das letzte Gedicht, das von dem bekannten blinden Grafen Tannenberg handelt, dessen Schloß in Tyrol in jenem verhängnißvollen Kampf des Jahrs 1809 verbrannt wurde.

In seinem Schloß zu Tannenberg saß ernst der greise Graf,
Den schon, als er in's Daseyn trat, das Loos der Blindheit traf.
Ein Bote stand vor ihm und sprach: „Seyd wohl auf Eurer Hut,
„Schon sengt und mordet rings um's Schloß der Bayern wilde Wuth."

Da kracht das Thor, es klirrt im Hof, es schallt im Bogengang,
Es stürmt zum Saal ein Feindesschwarm mit hellem Waffenklang.
Ein General tritt zu dem Greis und donnert ihm ins Ohr:
„Du hast geschürt des Aufruhrs Brand, das büße nun, Du Thor!"

Der Graf voll Würde spricht: „Ich that, was mir die Pflicht gebot,
„Mein Volk kämpft für sein Herrscherhaus, drum half ich ihm in Noth.

„Dünkt dies Euch Sünde, nun, so zahl' ich Gold zur Sühn' Euch gern;
„Doch, fleh' ich, haltet mir vom Schloß Pechkranz und Fackel fern."

Der General erwidert rauh! „Umsonst! Dein Schloß verbrennt!" —
„Jedoch — mir fiel im Kampf ein Freund, dem bau' ein Monument.
„Gelobst Du dies beim Sacrament, so schwör' ich gleichfalls drauf:
„Dann lodert, ob Du's gleich verdient, Dein gräflich' Schloß nicht auf."

Sie tauschen also Schwur um Schwur, und setzen sich zum Mahl;
Einschenkt der Greis vom besten Wein, austrinkt der General.
Da fühlt der Graf sein Haupt berührt von scharfem, schwerem Rauch,
Es dringt Geknister in sein Ohr, heiß weht's, wie Samumshauch.

Entsetzt springt er vom Sessel auf und ruft: Herr General,
„Ihr brachet gottlos Euren Schwur, Mordbrand ergreift den Saal!
„Doch ich — ich halte meinen Eid, wenn auch mein Schloß verbrennt;
„Aufbau' ich Eurem todten Freund ein prächtig' Monument."

Man kann der Tyroler Biederkeit nicht schöner charakterisiren. Diese Auffassung des Volkscharakters macht dem Dichter Ehre. Seine Sammlung enthält gar viel, was unmittelbar zum Herzen spricht und sey den Freunden echt volksthümlicher Gefühle (obgleich dieselben aus der Mode kommen wollen) freundlich empfohlen.

Alterthumskunde.

12) Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken. Gestochen von H. Roux dem Aelteren und Ad. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schulanstalten deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser in Leipzig. 1—10te Lieferung. Hamburg, Meißner, 1838. gr. 8.

Wenn, wie wir hoffen, dieses Werk bis zu Ende durchgeführt wird, so wird es alle bisherigen Unternehmungen dieser Art an Wohlfeilheit übertreffen und ihnen an Treue, Reinheit und Eleganz nichts nachgeben. Bekanntlich sind die Alterthümer, die man in Herkulanum und Pompeji entdeckt hat, schon öfter in großen Kupferwerken abgebildet und bekannt gemacht worden; allein die bessern sind enorm theuer, und überdies ist der Stich auch in den bessern nicht durchgängig zu loben. Wer die Originale mit den Abbildungen vergleicht, wird nur zu oft von der Bemerkung überrascht, daß die Abzeichner eine gewisse eigenthümliche Grazie des Originals nicht aufgefaßt haben. Die kostbare Antichita di Ercolano, in 8 Folianten, das nicht minder vornehme Museo Borbonico in 18 Quartanten liefert auf mehr als einem Blatte den Beweis davon. Endlich sind alle bisherigen Sammlungen unvollständig und mußten es seyn, weil von Jahr zu Jahr neue und sehr interessante Entdeckungen gemacht worden sind.

Das vorliegende Werk hat sich vorgesetzt, jene weltberühmten Alterthümer vollständig, genau, reinlich und elegant abzubilden und das Ganze zu einem billigen, auch Privaten erschwinglichen Preise zu veröffentlichen. Der Preis jeder Lieferung ist 5 gGr., wofür man ¼ Bogen Text und 4 Tafeln Abbildungen erhält; zu 200 Lieferungen berechnet würde das Ganze nur — 1000 gute Groschen kosten. Die Abbildungen sind sehr gut, die Zeichnung scharf, klar, gefällig, der Druck rein. Sie machen einen angenehmen Eindruck. Besonders glücklich ist das Graziöse der Originalbilder wiedergegeben, was oft bei frühern Abzeichnungen vermißt wird.

Daß diese schönen Werke des Alterthums dem deutschen Publikum zugänglicher gemacht werden, ist mit Dank anzunehmen. Man kann sie nicht betrachten, ohne zu fühlen, was Schönheit und Anmuth ist. Deutschland ist überschwemmt mit schlechten Nachahmungen des Antiken im neuitalienischen und französischen Aftergeschmack. Es thut wohl, am Anblick des echt Antiken jene Schnörkeleien zu prüfen. Gegen das Geschmacklose hat es nie ein besseres Gegenmittel gegeben als das Geschmackvolle.

Der Künstler findet in diesen Werken alter Kunst eine unendliche Menge Motive, eine unerschöpfliche Quelle des Schönen, besonders für Dekorationen, für geschmackvolle Verzierung der Gebäude, Zimmer, Geräthschaften, und der Maler und Bildhauer die vollendetsten Muster graziöser Bewegung. Aber auch für den Gelehrten sind sie von hohem Interesse, weil sie ihm gestatten, einen Blick in das Leben und Treiben der Alten zu thun, der ihm mehr zeigt, als was er in Büchern findet. Und für jeden gefühlvollen und denkenden Menschen ist dieser Blick in eine so schöne und für immer untergegangene Welt interessant, ergreifend und rührend. Wer fühlte sich nicht innig bewegt, wenn er in die Thore der

wiederaufgegrabenen Stadt Pompeji eintritt, in die von der Sonne beschienenen offenen Gassen, auf das Pflaster, das noch die Räderspuren der alten Römer zeigt, und wenn er in Neapel im großen Museo alle die tausend und tausend Gegenstände aufgehäuft sieht, die man in den Häusern von Pompeji gefunden und die uns das ganze häusliche Leben der Alten vergegenwärtigen? Eine ähnliche Empfindung aber ergreift den, der alle diese Gegenstände in guten Abbildungen vor sich sieht.

Französische Geschichte.

1) Geschichte Frankreichs unter Napoleon, von 1807—1812. Von Bignon. Deutsch von L. v. Alvensleben. Fünf Bände. Meißen, Gödsche, 1838, 1839.

(Schluß.)

Nach Beendigung des Krieges von 1809 bekam Rußland auch ein Stück von Gallizien zum Lohn. Man muß gestehen, daß Rußland durch die Allianz mit Frankreich sehr viel gewann, und zwar ohne irgend eine bedeutende Anstrengung. Allein Rußland war nicht damit zufrieden. Daß Napoleon, der die meisten Anstrengungen gemacht, sich einen größeren Beutetheil vorbehielt, war nicht nach dem Geschmack der russischen Politik, die vielmehr gewohnt war, bei allen Theilungen das größte Stück zu nehmen. Dies und die Unnatur des Continentalsystems, die Beleidigung, die Napoleon dem russischen Hofe zufügte, indem er zu gleicher Zeit in Wien und Petersburg Heirathsanträge machte ꝛc., führte bekanntlich zu einem Bruch dieser französisch-russischen Allianz, die aber schon 1814 in Paris wesentlich wieder hergestellt war, indem Rußland damals den Schild für Frankreich aufhob und Hand in Hand mit Frankreich die Wiedergeburt Deutschlands verhinderte. — In Bezug auf Polen sind besonders die Unterhandlungen interessant, die 1810 gepflogen wurden. Rußland verlangte, Napoleon solle sich anheischig machen, „nicht zu dulden, daß der Name Polen je wieder in einer öffentlichen Urkunde der Länder, die ehemals Polen gebildet hätten, genannt werde.“ Doch war es Alexander selbst, der nach Napoleons Sturz dem Großherzogthum Warschau wieder den Namen Polen gab.

Eine interessante Notiz über Johannes Müller dürfte denen zu empfehlen seyn, die noch immer nicht glauben wollen, was Woltmann, v. Lang, Niebuhr, v. Strombeck ꝛc. längst gesagt haben und was durch seine Reden und Briefe und durch die bekanntesten Thatsachen unumstößlich erwiesen ist. Bignon theilt hier einen Brief mit, den Müller an ihn schrieb, nachdem er den preußischen Dienst verlassen und in den französischen übergetreten war. Bekanntlich gehörte Müller zu der Partei am preußischen Hofe, die 1806 den Krieg wollte, und er selbst blies kurz vor dem Ausbruch desselben in „die Posaune des heiligen Kriegs,“ eine Flugschrift, in der er alle verhöhnte, die noch vom Frieden sprechen würden, und die Feigen und Zahmen ermuthigte, kein Opfer zu scheuen und gegen die neuen „Götzendiener“ zu kämpfen. Als aber Napoleon siegte, ging Müller — zu ihm über, und schreibt nun an Bignon, er sey wie Ganymed (dieses Gleichniß ist bei Müller doppelt bezeichnend) durch den Adler in die Burg der Götter nach Fontainebleau entführt worden, um der Diener eines der Götter (zwar nicht des Höchsten, aber doch seines Bruders) zu werden. Bignon kann sich, so sehr er es lobt, wenn Ausländer den Franzosen als Heloten dienen, doch bei diesem Anlaß nicht enthalten, auf den großen Geschichtschreiber der Deutschen einen verachtenden Blick zu werfen.

Auch Hardenbergs Politik, die für Frankreich immer so nützlich, und für Deutschland von unberechenbarem Schaden war, wird von Bignon richtig gewürdigt. Hardenberg, der den Basler Frieden abgeschlossen und dessen Ernennung zum preußischen Staatskanzler Napoleon öffentlich „genehmigte“, durchkreuzte Alles, was Stein, Scharnhorst ꝛc. wollten, opferte am grünen Tisch Alles wieder auf, was Blücher auf den Schlachtfeldern errungen, und setzte durch seine diplomatischen Unterlassungssünden Preußen in alle die schlimmen Verlegenheiten, in die es seither gekommen ist. Wenn er sich das preußische Ostfriesland nicht von den Engländern hätte abmanövriren lassen, würde der Zollverein jetzt keine so große Noth haben, an die Nordsee zu kommen. Wenn er den Abschluß mit der römischen Curie nicht so unverantwortlich hinausgezogen hätte, würde er Preußen die Kölner Wirren erspart haben. Und wenn er nicht zugegeben hätte, daß Frankreich deutsche Provinzen und den Schlüssel zum Oberrhein behielt, würde Deutschland nicht so oft in ängstlichen Träumen das Gespenst der Revolution über den Rhein herübergreifen sehen.

Bei der Auseinandersetzung der schwedischen Verhältnisse hat Bignon übersehen, daß Bernadotte bedeutende freimaurerische Verbindungen hatte. Er würde sich weniger über die Wirksamkeit eines obscuren Kaufmanns, durch den er den französischen General König werden läßt, verwundern, wenn er diesen Umstand bedacht hätte. Man vergleiche darüber Posselts Taschenbuch, 6ter Jahrgang, Seite 15.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. September 1839

Alterthumskunde.

13) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Urlichs. Dritter Band: die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere. Zweite Abtheilung: die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen, oder der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften. Mit Plänen, Aufrissen und Ansichten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1839.**

Dieses ausgezeichnete und in seiner Art einzige Werk nimmt einen ruhigen, aber sichern und glücklichen Fortgang. In der vorliegenden zweiten Abtheilung des dritten Bandes ist die Beschreibung der sieben Hügel vollendet durch das achte Buch, welches vom Esquilin, und das neunte, welches vom Viminal und Quirinal nebst dem Monte Pincio handelt. Dabei sind noch mehrere Abschnitte von Niebuhr, wie die Trajansthermen und le sette Sale, das Castell der Aqua Julia oder Trofei di Mario, nebst S. Matteo in Merulana, die Thermen der Cäsaren Cajus und Lucius, das Mausoleum der heiligen Helena und Porta San Lorenzo. Außerdem sind hier für den Freund des römischen Alterthums die Carinen und Esquilien ins Klare gebracht, die diocletianischen Thermen, das prätorianische Lager, die Colosse von Monte Cavallo, Ponte Nomentano, Mons Sacer, die Schätze in den Villen Albani und Ludovisi, Ponte Salaro u. A. m. besprochen. Besondere Ausbeute findet aber auch der christliche Archäolog in der Beschreibung der Kirchen S. Maria Maggiore, Pietro ad Vincula, Martino ai Monti, Prassede, Lorenzo fuori le Mura, Agnese, Costanza u. s. w. Außer den genannten Villen sind die, mit neuen Fresken von Overbeck, Koch, Veit, Schnorr und Führig geschmückte Villa Palombara des Fürsten Massimi, die Casa Bartoldi, die hier als ehemaliger Palast der Zuccari aufgeführt wird, mit den noch älteren Fresken von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow, die Villen Aldobrandini, Rospigliosi und Medici, die Paläste von Monte Cavallo, Albani und Barberini, vorgeführt. Es ist aber mit besonderer Ausführlichkeit von dem antiquarischen Inhalte der Villa Albani und von den christlichen Merkwürdigkeiten der Kirche S. Maria Maggiore die Rede. Die erstere, wenn auch mancher großen Schätze beraubt, ist doch noch immer nicht bloß eine Erinnerung früherer Größe und Wohlhabenheit, nicht bloß ein herrlicher Sitz und Garten mit der gebieterischen Aussicht über das nahe Gebirg, sondern ein Sammelplatz höchst interessanter Denkmale der römischen Vorzeit. Die Kirche Maria Maggiore aber ist eine von den größten Basiliken der katholischen Hauptstadt, eine der fünf Patriarchalkirchen Roms und eine der vier Kirchen mit heiliger Thüre, die nur bei dem Jubeljahre geöffnet wird; und, wenn gleich in ihrem Aeußeren, namentlich von der Vorderseite durch die unglückseligen Restaurationen aus der Periode der Jesuiten-Architektur mißhandelt und entstellt, doch in ihrem Inneren noch von den schönen antiken Säulen, die schon das christliche Alterthum ihr gegeben hatte, getragen, und in ihrer Tribüne und Vorhalle mit kostbaren Mosaiken aus dem 14ten Jahrhunderte, mit noch selteneren aber und vorzüglich merkwürdigen, spätestens aus dem neunten Jahrhunderte stammenden, an dem sogenannten Triumphbogen, d. h. der Wand über dem Eingang in das Sanctuarium, und an den Seitenwänden über den Säulen des Kirchenschiffes geschmückt; denn die letztgenannten Werke sind es, auf welche sich, zur Vertheidigung der im Orient angegriffenen Kirchenbilder der Papst Hadrian I. in einem Brief an Karl den Großen

berufen hat. Die ursprüngliche Kirche, und wohl auch die genannten Mosaikbilder, die noch ganz in antikem Style gehalten sind und gar nichts von dem eigenthümlichen Typus der christlichen Kunst in sich tragen, geht bis ins fünfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinauf, wo Sixtus III., ihr Stifter, in den Jahren 432 — 440 den bischöflichen Stuhl von Rom inne hatte; eine Annahme, die durch die damit in Verbindung gesetzte Legende nicht zweifelhaft gemacht wird. Johannes nämlich, ein römischer Patrizier, heißt es, dessen Ehe kinderlos war, bat die heilige Jungfrau, ihm die ihr wohlgefällige Anwendung seines zu hinterlassenden Vermögens zu offenbaren. Sie erschien ihm darauf in der Nacht des 5ten August im Traume und gebot ihm, auf dem Platze, auf dem er am folgenden Morgen Schnee finden werde, ihr eine Kirche zu erbauen. Durch ein ähnliches Traumgesicht verkündigte sie dieses Verlangen in derselben Nacht auch dem Papste Liberius; und da der verheißene Schnee sich an jenem Morgen just auf dieser Stelle des Esquilinischen Hügels zeigte, so zeichnete der Papst auf demselben sogleich den Grundplan dieser Kirche, zu deren Erbauung der Patrizier Johannes die Kosten bestritt. Zum Andenken dieses ihres wunderbaren Ursprunges, von dem sie auch S. Maria ad Nives heißt, wird noch jährlich in derselben am 5ten August ein Fest gefeiert, an welchem, sowohl beim Hochamt als bei der Vesper, ein von der Decke herabfallender Regen von weißen Blumenblättern den an diesem Tage, in der größten Hitze der sommerlichen Jahreszeit, gefallenen Schnee andeutet. — Diese, der Sage zufolge, von Papst Liberius nach der Mitte des vierten Jahrhunderts erbaute Basilica ist jedenfalls von Sixtus III. durchaus erneuert und herrlicher aufgerichtet worden, wie eine uralte Inschrift bezeugt.

So reich und anziehend indessen der Inhalt des achten und neunten Buches der Beschreibung ist; so tritt doch deren Interesse wohl für die meisten Leser zurück gegen die Bedeutung der im ersten Theile dieser Abtheilung gegebenen Nachträge zum dritten und fünften Buche. Diese Nachträge betreffen die Herstellung des alten römischen Forums und seiner Umgebungen, sowie der damit im Zusammenhange stehenden kaiserlichen Prachtforen. Früher hatten die Verfasser jeden Versuch einer genaueren Nachweisung des römischen Forums ausgeschlossen, weil damals die Bedingungen gefehlt hatten, ein solches Unternehmen mit Erfolg zu beginnen. Aus demselben Grunde hatten sie, mit Ausnahme des Augustischen Forums, die übrigen Prachtbauten dieser Art nur insoweit berührt, als einzelne davon erhaltene Denkmäler eine Beschreibung forderten. Mit dem Erscheinen der ersten Abtheilung des dritten Bandes aber sind mehrere für die Kenntniß der Alterthümer Roms sehr wichtige Jahre verflossen, und eine folgenreiche Entdeckung insbesondere, die Auffindung der Basilica Julia im März 1835, hat den Herausgebern um so mehr den Muth gegeben, eine ganz neue Forschung über die römischen Foren zu beginnen, als die früher vorgetragenen Ansichten durch die neuesten Entdeckungen auf das Erfreulichste bestätigt und ergänzt worden waren. Es zeigte sich ihnen bald auch hier, daß, wenn Ein solcher Punkt, wie die Basilica Julia, gegeben ist, die Forschung mit jedem Schritte nach allen Seiten hin neues Licht gewinnt. Nächst der Feststellung der Grenzen des alten Forums versuchten sodann die wohlgerüsteten Forscher auch eine Darstellung desselben nach seinen verschiedenen Hauptepochen; und die hierdurch gewonnenen Thatsachen lieferten wieder mehrere feste Punkte für die Auffindung des Julischen Forums und das Verständniß der anderen Prachtforen in ihrem bisher nicht geahneten Zusammenhang unter einander und mit dem Forum des römischen Volkes selbst.

Diese treffliche Darstellung wird erläutert durch zwei Blätter, eins für das römische Forum und den Clivus, und ein anderes für die späteren Prachtbauten von Julius Cäsar bis zu Constantin dem Großen.

Das römische Forum war eine durch Kunst geebnete Tiefe in der Mitte der Stadt, an der einen Seite vom Fuße des Capitols, an der anderen vom Abhange des Palatins und der Velia hart begrenzt. Es war rings umbaut durch öffentliche und Privatanlagen. Alle Straßen, die sich dabei noch zeigen, können lediglich seine Grenze bezeichnen, außer der heiligen Straße, die, Forum und Comitium von einander trennend, den Platz in der Mitte durchschnitt. Nach Auffindung dieser Grenzen ergab sich ein länglich viereckter Platz von 630 Pariser Fuß Länge zu einer Breite, die sich allmählig von 110 auf 100 Fuß verringert. Diejenigen, welche dem Forum mit unberufener Freigebigkeit einen viel größern, und dazu ganz regelmäßigen Raum, anzuweisen pflegen, vergessen vorerst, daß es in seiner wesentlichsten Bestimmung einen Versammlungssaal vorstellte, in welchem man sich hörbar machen mußte, soweit die Grenzen reichten, wenn es galt, über Leben und Tod zu entscheiden, Krieg und Frieden zu beschließen, Gesetze für Stadt und Welt zu berathen. Dadurch wurde, selbst wo man Raum übrig hatte, wie in Colonien und jungen Städten, ein gewisses Maaß mit Nothwendigkeit bedingt; daher ist auch das Forum in Pompeji nur ein Drittel größer als die daneben stehende Basilica. In Rom aber bedingen die eigenthümlichen räumlichen und geschichtlichen Verhältnisse eine verhältnißmäßige Beschränktheit. In der jugendlichen Stadt war zwar die größere Hälfte des Forums zum Marktplatze für alle Bedürfnisse des Lebens

bestimmt, und wurde nur bei den Volksversammlungen ganz frei für die politischen Berathungen. Aber eben deßhalb, sobald die Stadt sich hebt, entstehen von allen Seiten besondere Märkte: in der unmittelbaren Nähe der Fischmarkt, dann der Ochsen- und Gemüsemarkt (Forum boarium und olitorium), und zuletzt der allgemeine Fleischmarkt oder das Macellum. Wie nun aber aus Rom die Weltstadt wurde, und das Forum wegen der umstehenden Bauten, das Comitium insbesondere wegen der Heiligkeit seiner geweiheten Grenzen, keine Erweiterung erlaubten, so war doch auf der nördlichen und in einem Theil der südlichen Seite, wo sich eine Ebene hinstreckte, die Fortsetzung des Forums gewissermaßen möglich gemacht. In dieser Ebene errichtete man die Basiliken, prächtige Hallen, nur wenige Stufen über dem Marktplatz erhoben, ihrer wesentlichen Bestimmung nach für Verkehr und Gericht eine Erweiterung des Forums, wie sie auch heißen, ohne daß die eigentlichen Grenzen des Platzes verrückt wurden. In gewisser Hinsicht darf man sogar die von hier fortlaufenden Prachtforen Julius Cäsars und der späteren Kaiser eine solche thatsächliche Ausdehnung des Volksforums nennen. So sich erweiternd, stellte sich ein Ganzes von Glanz und Herrlichkeit dar, von dem man sich einen gar zu geringen Begriff machen würde, wenn man alle Prachtgebäude Europas mit ihren Schätzen und Kunstwerken zusammengenommen damit vergleichen wollte.

Das Nähere und Einzelne muß in dem Buche selbst nachgelesen werden. Wer es aber nachliest, den wird die Sache nicht nur an sich, sondern auch im Zusammenhange mit den gegenwärtigen Zeitläuften ungemein ansprechen. Die deutsche Wissenschaft und Forschung geht ihren ruhigen, festen Gang und beleuchtet die alte Welt Roms, während Rom in tiefversteckter Leidenschaft und Berechnung die neue Welt in Deutschland zu verfinstern strebt, aber ebenso gewiß ein Mißlingen findet, als jene ein über die Maaßen erfreuliches Gelingen fand. Dieser Fortschritt ist immer an der Zeit, Rückschritte in geistigen und geistlichen Dingen sind es wenigstens jetzt nicht mehr unter einem Volke, dessen gründliche Bildung ein Werk, wie das vorliegende, ins Daseyn gerufen hat.

In dem bevorstehenden letzten Band wird das Marsfeld und Trastevere beschrieben und sonach das ganze umfassende Werk der Beschreibung Roms vollendet seyn.

14) Der Tempel Salomos, von Ernst Kopp. Neue Ausgabe. Stuttgart, Weise und Stoppani. Mit 3 Kupfertafeln, 1839. Fol.

15) Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls, von dems. Fünf Hefte in Folio mit Kupfertafeln: 1—3, Dresden, Blochmann; 4, Leipzig, Gerh. Fleischer; 5, Stuttgart, Weise und Stoppani. 1837—1839.

16) Beitrag zur speciellen Darstellung des spitzbogigen Baustyls, von demselben. Zwei Hefte mit Kupfertafeln in Fol. Stuttgart, Weise und Stoppani.

Der Salomonische Tempel, von welchem die Bibel eine, wiewohl unvollständige Beschreibung gibt, hat von jeher die Gelehrten, namentlich die theologischen, beschäftigt. Der Uebelstand war aber, daß die Gelehrten gemeiniglich nichts von den Regeln der Baukunst überhaupt, und namentlich nichts von dem historischen Charakter derjenigen Baukunst verstanden, von welcher hier zunächst die Rede seyn muß. Dazu kam, daß man sich ein Gebäude, das auf göttlichen Befehl als der Tempel des alleinwahren Gottes errichtet worden war, als etwas Unermeßliches mit gewaltigsten Formen denken zu müssen glaubte. Dagegen ist nun zuerst von Seiten der Archäologen Einwurf erhoben und der Salomonische Tempelbau aus dem luftigen Kreise der theologischen Phantasie in die Reihe historischer Bauwerke gesetzt worden. Man erkannte, daß ägyptische Vorbilder bei einem Werke vorschweben mußten, welches von einem Volk errichtet wurde, das seine Bildung großentheils aus Aegypten empfangen hatte. Aber der erste gründlichere Forscher, Hirt, war selbst zu wenig in den Geist des ägyptischen Alterthums eingedrungen und zugleich zu sehr mit dem griechischen vertraut und zu verwachsen, als daß nicht sein Entwurf des Salomonischen Tempels ein hellenisirendes Aussehen hätte annehmen müssen. Richtiger faßte bereits Stieglitz den Zusammenhang auf, indem er nicht bloß das Aegyptische reiner abschied, sondern auch neben dem älteren ägyptischen Einfluß einen jüngeren phönizischen behauptete und dies aus der in der Bibel vorliegenden Anwendung des Holzbaues, der den Syriern und Phöniziern, nicht aber so den Aegyptiern eigen war, auf den Tempel zu Jerusalem erwies. Aber Stieglitz vermischte zu sehr die beiden ungleichartigen biblischen Berichte mit einander und konnte somit einem weitergehenden Bedürfnisse nicht entsprechen. Dies ist nun von dem Verfasser auf dem Grunde der neuesten Bibelübersetzung de Wette's und mit Beziehung auf die tiefer eingehenden Forschungen von Friedrich v. Meyer u. A. mit glücklichem Sinn geschehen. Ueber Einzelnes, was unentschieden bleiben wird und dem Combinationsgeiste der Bearbeiter anheimfällt, wird sich immer streiten lassen. Aber im Ganzen hat Herr Kopp, mit den nöthigen kunsthistorischen Kenntnissen und mit gutem Geschmack ausgerüstet, den Gegenstand so behandelt, daß sich von

dem ursprünglichen Zustand und Charakter des Baues nahezu der richtigste Begriff hiernach bilden läßt. Auch ist es ein besonderer Vorzug dieser neuen Auflage, daß der Verfasser in Umrissen den Plan des jüdischen Tempels, wie er nach Hirt und Stieglitz müßte beschaffen gewesen seyn, zum Vergleiche mit dem seinigen vorlegt.

Was die anderen Werke desselben Verfassers betrifft, so steht der Erklärung zu den Kupfertafeln des erstes Heftes von Nr. 2 ein, in unseren Tagen wohlzubeherzigender Satz voran. „Es dürfte," sagt er, „keinem Zweifel unterliegen, daß der Spitzbogenstyl (altdeutsche, gothische Bauart) nach Beseitigung desjenigen, was bei seiner Entstehung die damaligen religiösen Ansichten bedingten, oder was besonders späterhin durch Künstelei und Ueberladung von Verzierungen oder an sonstigen bizarren Gebilden beigefügt wurde, mehr wie jede andere und namentlich die in anderen Beziehungen so anwendungsreiche griechische Bauart, den Bedürfnissen einer christlichen Kirche am besten entspricht, und deßhalb auch mehr, als es bisher geschehen ist, bei neuen Kirchenbauten in Anwendung kommen sollte." Den Rhein entlang wird seit einer Reihe von Jahren durch Hübsch in Karlsruhe und Lassaulx in Coblenz eine Annäherung an die ältere Bauweise, vorzugsweise aber nach byzantinischen Vorbildern, befördert. Gewiß aber entspricht eine, wenn auch nur einfache Behandlung nach den Regeln des germanischen oder gothischen Styls weit mehr dem Geist und der Tendenz der christlichen Religion, welche daher durch Bauwerke dieses Styles am besten symbolisirt wird. Mögen Kirchenvorstände sich von der Anwendbarkeit dieser Bauart auch auf kleinere Verhältnisse und Mittel aus diesem Werke überzeugen und den rühmlichen Bestrebungen des Verfassers durch Anwendung der von ihm vertheidigten Grundsätze Gerechtigkeit widerfahren lassen. Besonders ist hierin das fünfte Heft von Nr. 2 zu empfehlen, welches Entwürfe zu achtzehn einfachen Stadt- und Landkirchen enthält, unter welchen wir aber denjenigen unbedingt den Vorzug geben, welche die Kanzel in die Mitte der Nische oder Tribüne über den Altar, nicht neben diesen an die Seite oder in die Ecke setzen. Geschmackvoll sind namentlich auch die Emporen, welche der Verfasser zu protestantischen Kirchen vorschlägt. Für Synagogen wählt er die Rotunde im zweiten Hefte desselben Werks. Das dritte und vierte Heft beschäftigen sich mit einem Museum als Gemäldegalerie unter spezieller Bezugnahme auf Berlin.

Die zwei Hefte von Nr. 3 geben eine reiche und mannichfaltige Auswahl für Fenster, Gesimse und Brüstungen und beurkunden das liebevolle Studium des Verfassers auf diesem Gebiete, sowie den feinen Sinn, womit er sich darin bewegt.

C.

Goethebriefe.

Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf. Leipzig, Brockhaus, 1839.

Der Herausgeber spricht von „Goethebriefen" wie von einem stehenden Artikel in der Literatur und er hat Recht. Da man schon so viel solcher Briefe gedruckt hat, dürfen die vorliegenden auch wohl mitgehen. Im Allgemeinen aber wäre zu wünschen gewesen, daß doch nicht Alles gedruckt worden wäre. Die Briefe an die Gräfin Auguste von Stolberg, die Schwester der beiden berühmten Grafen Friedrich Leopold und Christian, sind ein jugendliches Phantasiestück Goethes. Er hat die Gräfin nie gesehen, er wurde mit ihr nur durch Briefe und durch ihre Brüder bekannt. Doch in der damaligen Sturm- und Drangperiode kam es bald zu den allerwärmsten Herzensergießungen, zum Du und Du, zu Gustchen und Goethchen ꝛc. Man kennt diesen besondern Styl mehr aus den Briefen der Stolberge und Lavaters, als aus denen Goethe's selbst, und offenbar ging Goethe hier auf die Weise seiner schwärmerischen Freunde ein, aus augenblicklicher wieder vorübergehender Sympathie und Laune. Sobald die Stolberge Weimar verließen und Goethe am Hofe daselbst eine bedeutende Rolle zu spielen anfing, gab er den ganzen exaltirten Briefwechsel auf und brach das Verhältniß mit der Gräfin ab.

Nach vollen vierzig Jahren schrieb ihm die Gräfin Auguste zum ersten Male wieder — aus Besorgniß um sein Seelenheil. Sie war, wie ihre Brüder, sehr fromm geworden und hatte in Goethe's Werken eine Tendenz wahrgenommen, die ihn vom Wege des Heils abwärts zu führen schien. Sie sagt ihm, daß sie für ihn bete und bittet ihn auf eine rührende und naive Weise, er möge doch besorgt seyn, daß sie ihn dort wiederfinden könne. Goethe antwortet ihr in seiner Weise ruhig, fein, höflich abweisend: da ihnen Gott hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so werde drüben gewiß auch für beide gesorgt seyn, sie möge sich also beruhigen. Er konnte ihr freilich nicht anders antworten, wenn er sich treu bleiben wollte, und handelte gewiß besser, sie mit einem nicht sehr logischen Argument abzufertigen, als wenn er eine fromme Maske vorgenommen hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. September 1839.

Geschichte der Päpste.

1) Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Konstantin Höfler. Erste Abtheilung. Die Päpste Gregor V., Clemens II. und Damasus II. Mit einem Plane des mittelalterlichen Roms. Regensburg, Manz. 1839.

Es hat nahe an dreihundert Päpste gegeben, wenn man die Gegenpäpste dazurechnet; und darunter waren nur acht deutsche. Dies Mißverhältniß ist sehr auffallend. Die Deutschen waren es allein, durch welche das Papstthum und die christliche Religion überhaupt erhalten wurde. Spanien war den Sarazenen erlegen, eben so das westliche romanische Frankreich (Neustrien) und Unteritalien. Hätte nicht Karl der Hammer mit dem deutschen Landsturm (turba septentrionalis) die unzählbaren Schaaren Abderrachmans überwunden, so wäre ganz Europa zum Islam bekehrt worden und Rom, wo wirklich einmal bei einem Ueberfall die sarazenischen Rosse sich in der Peterskirche eingestallt hatten, wäre der bleibende Sitz eines muhamedanischen Herrschers oder Statthalters geworden; denn Italien war wehrlos. Hätten nicht auf der andern Seite unsere kräftigen Kaiser sächsischen Geschlechts die weltstürmenden Ungarn, die mit ihnen verbundenen heidnischen Slaven und Normannen geschlagen, wie hätte das Christenthum, zwischen Islam und heidnische Barbarei gedrängt, sich halten sollen? Hätten nicht noch später die deutschen Heere den Sturm der Türken abgeschlagen, nachdem schon das ganze griechische Reich und Ungarn von ihnen erobert war, wie hätte das schwache und ohnmächtige Italien und der Papst zu Rom dem Sturme trotzen wollen? Nicht nur die gesammte Christenheit, sondern ganz besonders das römische Papstthum verdankt den Deutschen seine Rettung, seine Erhaltung. Ueberdies war das christliche Reich unbestritten bei der deutschen Nation. Nur Deutsche konnten Kaiser seyn, warum waren nicht auch die Päpste Deutsche?

Die Vermuthung ist nicht ungegründet, daß die römische Hierarchie, wenn ehrliche und biedere Deutsche auf dem heiligen Stuhl gesessen wären und nicht verschmitzte und entsittlichte Italiener, nie in ein so kolossales Verderben hätte stürzen können, wie das war, durch welches die Reformation hervorgerufen wurde. Auch würde sie nie eine so feindliche Stellung gegen Deutschland eingenommen haben, wenn die Päpste nicht durchgängig Italiener gewesen wären. Allein eben so wichtig ist die Bemerkung des tiefblickenden und durchaus vorurtheilslosen Verfassers, daß deutsche Päpste wahrscheinlich von den deutschen Kaisern so abhängig geworden wären, wie die griechischen Patriarchen von den griechischen Kaisern, und daß dies der Freiheit und Würde der Religion nicht eben ersprießlich gewesen seyn würde. So furchtbar Deutschland im Kampfe mit der Hierarchie gelitten, und so viel mehr es von dem neuen Rom, als von dem alten ausgestanden hat, so war doch dieser Kampf vielleicht der Freiheit religiöser Ueberzeugung und der Würde des Christenthums günstiger, als es ein immerwährender Religionsfriede unter der weltlichen Polizei und Knute, als es eine Popenwirthschaft gewesen wäre.

Die Geschichte der deutschen Päpste, so wenig ihrer auch waren und so kurze Zeit sie regierten, ist gleichwohl höchst interessant. Es leuchtet ein, daß es nur ganz außerordentliche Zeiten seyn konnten, in denen Deutsche auf den päpstlichen Stuhl gelangten, gerade weil es System und Regel war, Italiener zu wählen. In der That gelangten auch nur alsdann deutsche Männer zu der undankbaren Würde, wenn deutsche Kraft und Tugend unumgänglich nöthig geworden war, um die in den Koth getretene, durch italienische Laster und Niederträchtigkeiten aller Art entweihte Tiare wieder zu Ehren zu bringen. Sie waren alle Reformatoren, diese deutschen

Päpste, nicht im antihierarchischen Sinne, sondern im hierarchischen, sie stellten das ganz in Verfall gekommene Papstthum wieder her, und erndeten dafür von den Italienern doch nur Undank und Gift. Dies war der Beruf und das Schicksal fast aller deutscher Päpste.

Es liegt etwas Bedeutungsvolles für unsere Tage darin, daß man sich jezt wieder lebhafter an die lange verschollenen Jahrhunderte erinnert. Gewiß wird jeder Leser an dem Inhalt des vorliegenden Buches Interesse nehmen. Hier nur eine gedrängte Skizze.

Im neunten Jahrhundert war Rom noch reich an heidnischen Denkmälern und Erinnerungen. Man pflegte dieselben mit einer gewissen Vorliebe im Gegensatz gegen die christlich-germanische Richtung. Die Großen in Rom träumten sich in die üppige Zeit des Heidenthums zurück. Die berüchtigte Marozia that es den Messalinen und Julien nach. Ihr Gemahl Hugo war von Maitressen umringt, denen er die Namen altrömischer Göttinnen (Venus, Juno, Semele) beilegte. Und gerade in den Händen dieser antikisirenden und paganisirenden Familien lag die Papstwahl. Schon Marozias Mutter, die fast eben so übel berüchtigte Theodora, hatte ihren Buhlen Johannes X. zum Papst gemacht, den aber Marozia wieder durch ihren Buhlen morden ließ. Später wurden Marozias Sohn Johannes XI., und dann ihr Enkel Johannes XII. Päpste. Der leztere verschwendete die Gaben der Gläubigen öffentlich an seine Buhldirnen und entehrte die frommen Pilgerinnen, die nach Rom wallfahrteten. Auch bei ihm ist jener heidnische Zug charakteristisch, der sich fort und fort in Rom erhielt. Er pflegte bei Würfelspiel die heidnischen Götter anzurufen und beim Gelag sein Glas dem Teufel darzubringen. Endlich wurde dieses Ungeheuer im Ehebruch vom Schlage gerührt oder von dem beleidigten Ehemann todt geschlagen, nachdem sich bereits zwei Gegenpäpste gegen ihn erhoben hatten. Auch die folgenden Päpste balgten sich auf greuelvolle Weise um die Herrschaft, Benedikt VI. wurde erdrosselt, Johannes XIV. verschmachtete im Kerker vor Hunger. Endlich nahm Kaiser Otto III. längere Zeit seinen Aufenthalt in Italien und war eifrig bemüht, die Zucht der Kirche herzustellen. Zu diesem Behuf ernannte er den ersten deutschen Papst. Nachdem man die Geschichte der Theodora und Marozia und der aus diesem Sündenpfuhl geschöpften Päpste kennen gelernt hat, begreift man, daß christlich-germanische Tugend einschreiten mußte.

Nicht ohne Rührung sieht man den sehr jungen Kaiser an der Hand eines eben so jungen Papstes, zwei reine Lichtgeister in einem Jahrhundert voll Finsterniß. Bruno, Sohn des Kärnthner Herzogs Otto, war erst 24 Jahr alt, als er unter dem Namen Gregor V. den apostolischen Stuhl bestieg. Aber seine lilienreine Heiligkeit beschämte jene alten Sünder, Böcke der Hölle und unreine Dämonen, die seither sich angemaßt, unter der dreifachen Krone von Welschland her die Christenheit mit Gift und faulem Dunst anzublasen. Er reinigte die Kirche, stellte die Zucht wieder her, unterwarf die Widerspenstigen, auch unter den Laien, z. B. Robert, den zweiten Capetinger von Frankreich, nachdem sein Vater Hugo schon einen Versuch zur Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche gemacht hatte, und sandte Apostel unter die Heiden, vor Allen den großen Adalbert von Prag, der in Preußen den Martyrertod fand. Alles huldigte dem großgesinnten und heiligen Jüngling auf dem Stuhl Petri; nur die Römer mochten ein solches Lichtwesen in ihren unreinen Mauern nicht dulden und erhoben Aufruhr. Ein Gegenpast Johannes that sich auf; aber die Deutschen erschienen und stellten die Ordnung, nicht ohne Blutvergießen, wieder her. Da starb Gregor plötzlich, wie es hieß, an Gift; bald darauf auch der edle junge Kaiser, jener im Jahr 999, dieser 1002.

Von neuem blieb Rom sich selbst überlassen und versank in die alten Laster und Greuel. Drei Gegenpäpste zankten um die Herrschaft, Benedikt IX., Sylvester III., Gregor VI. Benedikt wollte als Papst eine schöne Römerin heirathen, und legte, als es ihr Vater verlangte, um in ihren Besitz zu gelangen, seine Würde nieder; nahm sie aber sogleich wieder auf, als sich die Heirath dennoch zerschlug. Dies waren die Sitten der römischen Päpste in jener Zeit. Kaiser Heinrich III., noch ungleich energischer als früher Otto III., machte diesem Unwesen ein Ende, zog nach Italien, hielt eine donnernde Rede an die Römer, sezte alle drei Päpste ab und wählte den deutschen Bischof Suidger von Bamberg, aus dem Geschlecht der Moresleven und Hornebeck, unter dem Namen Clemens II. zum Papst. Leider aber starb dieser würdige Herr, der in der schönsten Eintracht mit dem Kaiser das christliche Reich regierte, schon im zweiten Jahr nach seiner Wahl, 1048. Ihm folgte abermals ein deutscher Papst, Poppo, Bischof von Brixen, unter dem Namen Damasus II., aber diesen ließen die Römer nicht einmal zu Athem kommen, sondern vergifteten ihn schon 23 Tage nach seiner Inthronisirung.

Die Geschichte der übrigen deutschen Päpste wird im zweiten und dritten Bande nachfolgen, denen wir mit lebhaftem Interesse entgegen sehen. Der Verfasser ist in alle Details mit der gründlichsten Gelehrsamkeit eingegangen, ohne je den großen Grundgedanken — das Verdienst deutscher Nation um die Kirche — aus den Augen zu verlieren.

2) Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Dritter Band. Hamburg, Fr. Perthes, 1838.

Dieses Geschichtwerk ist gleich sehr ausgezeichnet durch tiefes und gründliches Studium wie durch den ungewöhnlichen Umstand, daß der Verfasser, ein reformirter Schweizer, dem Papste das Wort redet und in Innozenz III. nicht nur den großen Geist, der seine Zeit beherrschte, sondern auch den gewissenhaften Vertreter der religiösen Interessen sieht, den Mann, der „seiner Verpflichtung sich bewußt" war „und einem hohen Ideal" diente. Allerdings war das Ideal jener Zeiten, die Theokratie (im edelsten Sinne, nicht zu verwechseln mit dem schlimmen Sinne der Hierarchie), etwas äußerst Erhabenes, aber auch etwas für die Menschen zu Hohes, darum unausführbar, und indem die Ansprüche so hoch geschraubt wurden, mußte das Mißverhältniß zwischen dem Ideal und den menschlichen Kräften und Fähigkeiten nur um so auffallender werden. Diesen Umstand hätte der Verfasser vielleicht etwas mehr hervorheben dürfen. Die deutsche Nation hat durchaus keine Ursache, sich jenes Papstes und seines idealisirenden Strebens zu freuen. Durch ihn wurde der Untergang der Hohenstaufen, der Verfall des Reichs, das mannichfache Unglück Deutschlands vorbereitet. Und um welchen Preis? Um eines Ideals willen, das sich doch nicht realisiren ließ.

Die eigentliche Geschichte des großen Papstes ist mit dem zweiten Bande geschlossen. Der vorliegende dritte Band enthält eine sehr ausführliche Auseinandersetzung der Kirchenverfassung und der kirchlichen Einrichtungen seiner Zeit. Er handelt von der Theologie des Papstes Innocenz, von seiner theokratischen Grundidee, von der Einheit der Kirche im Himmel und auf Erden, vom Primat des Papstes auf Erden, von seiner Ueberordnung über den Kaiser, von der Ueberordnung der Kirche über den Staat, von der unumschränkten Papstgewalt innerhalb der Kirche, von der Verfassung und Verwaltung dieser geistlichen Monarchie, von den Kardinälen, Bischöfen, von den Welt- und Klostergeistlichen und allen ihren Beziehungen. Mit einem außerordentlichen Fleiß hat der Verfasser alles zusammengetragen, was über die kirchlichen Verhältnisse zu Anfang des 13ten Jahrhunderts zu wissen ist, und geht dabei aufs Einzelnste ein, so daß er das abweichende Benehmen selbst der einzelnen Bischöfe bezeichnet, was sehr charakteristisch und auch für unsere Zeit wieder interessant ist, da die Bischöfe eine gewisse Selbstständigkeit, die sie jetzt längst verloren haben, erst damals noch an den Papst zu verlieren hatten.

Das große Gewicht, daß der Verfasser überall auf die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche legt, erklärt sich weniger aus dem Zeitalter, von welchem der Verfasser handelt, als in welchem er selber lebt. In der Zeit des Innocenz war die Kirche im Aufsteigen begriffen, die weltliche Macht unterlag. Mißbräuche der hierarchischen Gewalt lagen näher als Eingriffe des Staats in das Recht der Kirche. Insofern nun hätte sich die Geschichte jenes Papstes sehr wohl von einem andern Standpunkt aus schreiben lassen, als der ist, von dem Herr Hurter ausgeht. Aber Herr Hurter hatte spätere Zeiten, die gegenwärtige Zeit vor Augen, in der Alles anders, in der die Kirche dem Staat unterthan worden ist. Vom Standpunkt der heutigen Zeit aus that er wohl, an eine Zeit zu mahnen, in der die ewigen Dinge mehr respektirt wurden als die zeitlichen, und die Kirche noch nicht von weltlichen Kanzleien aus regiert wurde.

Vergleicht man — wozu das vorliegende Werk stark auffordert — das Jahrhundert, in dem man das theokratische Ideal verwirklichen zu können hoffte, mit dem Jahrhundert der Bureaukratie, so wird man geneigt, an die Unverbesserlichkeit des Geschlechts zu glauben. Als die Kirche unabhängig vom Staat wurde, entartete sie, wurde sie eine unerträgliche Despotin und die Reformation nothwendig. Als der Staat aber den Sieg errungen hatte, wurde er übermüthig gegen die Kirche, tyrannisirte sie, machte sie zu einem Mittel für seinen Zweck, zu einer Polizeianstalt. Was ist besser? Keins von beiden. Luther verglich die Menschheit in gewisser Beziehung mit einem betrunkenen Bauer, der, wenn er von der einen Seite aufs Pferd gekommen ist, von der andern wieder herunterfällt.

Neue Reisen.

11) Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volks. Nebst einem Ausflug nach Schweden. Von Chr. Dehn, Großh. Mecklenb. Schwerinschem Pageninformator. Schwerin, Sandmeyer, 1839.

Von Dänemark erfährt man wenig. Wird auch vielleicht viel dahin gereist, so wird doch nicht viel darüber geschrieben. Das vorliegende kleine Werk sucht deßfalls eine Lücke der Reiseliteratur auszufüllen und entwirft eine in der That recht artige Beschreibung der grünen Insel Seeland und ihrer Bewohner. Vor allem beschreibt es die große und prächtige Stadt Kopenhagen mit allen ihren Merkwürdigkeiten, ferner Roeskilde und die andern seeländische Städte, wobei es die herkömmlichen statistischen Notizen gibt. Noch anziehender erscheint uns die Schilderung des so wenig bekannten oder besprochenen Landes,

der Einwohner und ihrer Sitten. Hier Einiges davon: „Seeland entbehrte aber von jeher fast gänzlich alles Nadelholzes, und daher war denn auch die spätere Bauart der Häuser, weil sich die Buche wenig zum Häuserbau eignet, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Noch jezt, wo die Wände in den Wohnungen der Landleute aus Backsteinen oder Lehmstaken bestehen, sind fast sämmtliche Häuser oder Gaarde derselben nur von einem Stockwerk, schmal und niedrig, und, weil ihnen der Putz fehlt, in der Regel keines freundlichen Ansehens. Die größern bestehen aus vier langen Gebäuden, die zusammen ein Viereck bilden, so daß der Eingang durch das eine derselben statt findet und, wenn dessen Pforte geschlossen, der ganze Hofraum nebst den übrigen Gebäuden gesperrt ist. In den Dörfern dagegen, wo durch das Zusammenleben einer größern Anzahl von Menschen auch ein gesteigerter Verkehr und ein bewegteres Leben erzeugt wird, gewinnt Alles wieder den Anstrich norddeutscher Bauerwirthschaft, wo Kinder, Schweine und Gänse und etwa ein Teich oder Sumpf die Hauptingredienzien zu einem ächten Genrebilde darbieten. Nur die Dorfkirchen, welche sämmtlich aus uralter Zeit herstammen, unterscheiden sich wesentlich von denen unseres deutschen Vaterlandes und finden, meines Wissens, nur auf Rügen und in wenigen andern Gegenden des nördlichen Deutschlands ihres Gleichen. Die Thürme sind nicht, wie gewöhnlich, von allen, sondern nur von zwei Seiten zugespizt und erheben sich nur wenig über das Kirchendach. Die Bauart ist übrigens gothisch mit spitz zulaufenden Gewölben, eine Bauart, die sich durch den Reichthum an großen Steinen, welchen Seeland und Schonen aufzuweisen haben, so wie durch die größere Leichtigkeit, mit der sich spitze Gewölbe vor runden aufführen lassen, leicht erklären läßt. So unansehnlich die Mehrzahl der Gaarde von Außen ist, so erfreulich und überraschend ist der Anblick, wenn man in das Innere derselben tritt. Die Stuben sind hell und geräumig und meistens mit Oelfarbe ausgemalt. Dabei herrscht die größte Reinlichkeit und die vollkommenste Ordnung, dieses charakteristische Zeichen eines seeländischen Hausstandes, in ihnen, und ein rasches, freundliches Mädchen reicht mit dem üblichen „Vär saa got“ die verlangten Speisen dar. — Die Seeländer sind im Ganzen kein schöner Schlag Menschen. Sie sind zwar groß und breitgeschultert, allein es geht ihnen das wahre Ebenmaß der Glieder, das plastisch Schöne der Formen ab. Dabei fehlt ihnen das blonde Seidenhaar und das lichte, blaue Auge des Schweden eben so sehr, als das dunkle Kolorit und das Feuerauge des Südländers, und sie stehen also, wie der Norddeutsche, als eine Mischung verschiedener Völkerracen, ohne charakteristisches Wahrzeichen da. Nur unter den Frauen, die sich durch Weiße und Feinheit der Haut auszeichnen, sieht man hin und wieder schöne Gestalten, welche durch ihre üppigen Formen und einen prägnanten Ausdruck des Gesichts an die schönen Bewohnerinnen der Donauufer erinnern. Ihre Kleidung ist in den Städten und Marktflecken die der europäischen civilisirten Welt, d. h. die englisch-französische. Das Landvolk erinnert dagegen an den Werkeltagen an Böhmen, und wer jemals die Hunderte von Weibern mit den um den Kopf geschlagenen Tüchern auf dem großen Ring oder vor den Kirchenthüren zu Prag hat liegen sehen, wird sich des Vergleiches so leicht nicht entwehren können. Nur im südlichen Seeland, zwischen Roeskilde und Vordingborg, habe ich, außer auf Amager, originelle, kleidsame Tracht gefunden, wo die rothen Tücher und noch mehr die rothen Mützen mit der breiten Spitzengarnitur den Mädchen ein so frisches, liebliches Aussehen geben, daß man ihnen gut seyn muß, man mag wollen oder nicht. Der Charakter der Seeländer ist im höchsten Grade liebenswürdig und achtungswerth. Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Gastfreiheit, verbunden mit einer unverkennbaren Offenheit, Biederkeit und Herzlichkeit, sind die Hauptmerkmale desselben, und wenn man früher den Seeländern Mißtrauen und Zurückhaltung gegen Fremde vorgeworfen hat, so wird dieser Vorwurf nur in Beziehung auf Engländer und Schweden Grund gehabt haben, über deren allzugroße Freundschaft sich Dänemark wahrlich nicht zu beklagen Ursache hat. Im Uebrigen merkt man den Männern mehr das nördliche Klima, als den weniger geistreichen, als gemüthlichen und anspruchslosen Frauen an; ihr kaltes Temperament gestattet ihnen selten enthusiastisch zu werden, sie bewahren vielmehr stets im Gemüthe ein Gleichgewicht, welches der Nation ein charakteristisches Gepräge aufdrückt, so wie eine Besonnenheit, die zwar immer festen Schritts hervorstrebt, aber auch nie der Zeit vorausschreiten will.“

Der Verfasser machte auch einen kurzen Ausflug hinüber nach Schweden und zurück. Was er über die Einrichtung der Dampfschiffe und überhaupt über das Reisen zu Wasser und zu Lande in den nordischen Reichen sagt, wird jedem, der nach ihm reist, belehrend seyn. Mit Recht hat er seiner Reisebeschreibung zugleich den Werth eines Reisehandbuchs gegeben.

Auf Seite 113 bittet der Verfasser den Leser, ihm zu sagen, was die Devise: "Ich dien" bedeuten soll? Wir erlauben uns, ihm hierauf zu bemerken, daß er die Antwort in der Geschichte des Königs Johann von Böhmen und namentlich seines Todes in der Schlacht bei Crecqui finden wird. Auf dem Schwerte des gefallenen blinden Königs fand der schwarze Prinz die berühmte Inschrift Ich dien, in welcher der Katechismus der Ritterschaft auf den kürzesten Ausdruck gebracht ist, denn sie bedeutet nichts anders, als: eines Ritters Schwert soll dienen Gott, den Damen, dem Recht und der Unschuld.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. September 1839.

Französische Geschichte.

2) Memoiren, Correspondenzen und Manuscripte des Generals Lafayette, herausgegeben von seiner Familie. Aus dem Französischen von Dr. Brinkmeier. Braunschweig, Meyer sen.

Eine sehr ausführliche Darstellung des Lebens und der politischen und militärischen Thätigkeit Lafayettes in Amerika und Frankreich, belegt mit unzähligen Aktenstücken und Briefen. Ins Einzelne wollen wir hier um so weniger eingehen, als das Wesentliche aus Lafayettes Leben längst bekannt und auch der reine Charakter, den er durch alle Stürme der Zeit hindurchgetragen, über jeden Zweifel erhaben ist.

3) Memoiren des Fürsten von Talleyrand-Périgord, gesammelt und geordnet von der Gräfin O. v. C. Aus dem Französischen von Dr. Brinkmeier. Cassel und Leipzig, Fischer, 1838.

Es ist dafür gesorgt, daß die wahren Memoiren des Fürsten Talleyrand, die allerdings die tiefsten Aufschlüsse über die weltregierenden Intriguen seit fünfzig Jahren geben würden, nicht veröffentlicht werden. Das vorliegende Werk ist von einer bekannten Dame, die in Memoiren speculirt, wie eine andere etwa in Kopfputz und Handschuhen, ein Machwerk wie hundert andere solche Fabrikate, denen man einen berühmten Namen aufdrückt. — Vergleichen wir nur mit einem flüchtigen Blick die tiefe, ränkevolle, treulose und mit Recht mephistophelisch genannte Politik Talleyrands mit der offnen, wenn auch etwas flachen, immer ehrlichen und reinen Politik Lafayettes, so treten uns in derselben zwei Extreme des französischen Geistes und Charakters entgegen. Und dennoch muß es uns noch mehr auffallen, daß diese so heterogenen Männer doch in einem Punkt vollkommen übereinstimmten. Beide waren Patrioten, beide thaten Alles für Frankreich. Das Laster des Einen, wie die Tugend des Andern diente nur dem Wohl, dem Vortheil und Ruhm ihres Vaterlandes. Wie beschämend für die Deutschen, die, wenn sie ränkevoll und treulos waren, es mehr zum Vortheil und im Dienst der Fremden als ihres Vaterlandes waren, und deren Tugenden sogar den Fremden auf Kosten ihres eigenen Vaterlandes dienten.

4) Talleyrand's, Fürsten von Benevent politisches und religiöses Leben von Louis Bastide, Redakteur des National. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Cassel und Leipzig, Krieger.

Auch diesem Werke gebricht es an historischer Kritik und aktenmäßiger Genauigkeit. Man darf von einem Mann wie Talleyrand nicht im Memoirenstyl oder im gewöhnlichen raisonnirenden Ton der Parteiblätter sprechen, wenn man Geschichte schreiben will. Ueberdies ist der ungemessene Tadel, den der Verfasser über Talleyrand ausschüttet, vom Standpunkt eines Franzosen aus ungerecht. Das Buch ist eine ununterbrochene Aeußerung der Indignation und schließt mit dem, was Napoleon einst in seinem Unmuth sagte: „Das Gesicht Talleyrands ist so regungslos, daß man auch nie etwas daraus entnehmen kann. Lannes äußerte einmal in dieser Beziehung scherzend, Talleyrands Gesicht würde, wenn er, während er mit Jemand redete, einen Fußtritt in den Hintern bekäme, gewiß kein Wort davon sagen.“ Die Schlußworte des Verfassers sind: „Jetzt, da das Gemälde dem Leser vor Augen liegt, fragen wir ihn, ob es wohl möglich sey, die politische Amtsthätigkeit eines Mannes, dessen Frankreich nur ungern gedenken kann, oft zu loben? Hat denn in der That dieser Mann wohl je anders als für seinen eignen Vortheil gehandelt? Die politische Unbeständigkeit Talleyrands ist häufig den wandelbaren Verhältnissen zur Last gelegt worden, aber kann man so etwas wohl im Ernst vorbringen? Zu der Zeit, in welcher wir leben, liegt vielen Menschen daran, auf solche

Weise die Gewissensverletzungen entschuldigt zu sehen, welche sich derjenige hat zu Schulden kommen lassen, der sich durch die auffallendsten Apostasien ausgezeichnet hat; allein noch gibt es edle Herzen, welche es nicht begreifen, daß der Verrath gerechtfertigt werden könne. Talleyrand opferte alles seiner Liebe zum Gelde und dem daraus entspringenden Ehrgeize auf. Er ist an allen Regierungen, denen er gedient hat, so wie an allen Grundsätzen, zum Verräther und Apostaten geworden. Menschen der Art müssen, von welchem Glanz sie auch sonst umleuchtet seyn mögen, von der Geschichte mit dem Stempel der Verachtung bezeichnet werden und wir schätzen uns glücklich, wenn wir, indem wir ein solches Leben der schändlichsten Treubrüchigkeit enthüllen, und nichts verhehlen, was uns schimpflich dünkt, vielleicht denjenigen Furcht einflößen, welche den politischen Cynismus geerbt haben, der von Talleyrand ins Leben gerufen worden ist und noch fortwährend unserer Epoche zur Schande gereicht."

Es ist wahr, Talleyrand verrieth als Bischof seine Kirche und seinen Gott, indem er Sansculott wurde; er verrieth wieder die Republikaner, indem er ein serviles Werkzeug Napoleons wurde, er verrieth wieder Napoleon, indem er sich mit den Bourbons verschwor und den Alliirten Paris öffnete, und er sammelte bei alledem große Schätze, indem er sich mit ungeheuren Summen bestechen ließ und sehr zweideutige Speculationen trieb. Ein solcher Charakter nun ist kein moralisches Ideal, das versteht sich von selbst, aber französische Publicisten, noch dazu solche, die ihre „Nation" über Alles setzen, sollten doch weniger darnach fragen, was für moralische Eigenschaften Talleyrand besessen habe, als vielmehr, ob und wie er den französischen Nationalinteressen gedient hat?

In Frankreich ist so viel Immoralität verbreitet und namentlich die französische Politik, die innere wie die äußere, die Verwaltung wie die Diplomatie ist so von ihr durchdrungen und gesättigt, daß es wahrlich sehr viel Affectation verräth, wenn man Talleyrand allein zum Sündenbock machen will. Seit Richelieu und Mazarin gehörte es zu den wesentlichen Erfordernissen eines französischen Ministers, nach den Grundsätzen Machiavellis zu handeln und nach der Moral nichts zu fragen. Wie viele Regierungen und Ministerien wechselten in Frankreich, die von der Moral so wenig etwas wußten und wissen wollten, als Talleyrand und wahrlich, wenn er sie in etwas übertraf, war es nicht verachtungswürdige Immoralität, sondern schätzenswerthe, sehr ausgiebige Klugheit. Gewiß nur wenige Franzosen sind moralisch so rein, daß sie es wagen dürfen, einen Stein auf Talleyrand zu werfen. Keiner aber hat ein Recht, sich über seine Amtsführung zu beklagen, vielmehr sollte jeder Franzose dem Fürsten von Benevent aufrichtigen und warmen Dank zollen, weil dieser Minister unter allen Umständen den französischen Nationalinteressen diente und Frankreichs Zukunft in den gefährlichsten Momenten sicherte. Daß Talleyrand die politische Fahne gewechselt, soll ihm doch wohl nicht zum Vorwurf gereichen? Was haben denn die andern Franzosen gethan? Ist nicht das ganze Volk aufs leichtsinnigste von einem Extrem zum andern übergesprungen? Wenn aber Talleyrand die Fahne wechselte, so that er es immer zum wahren Vortheil Frankreichs und unterstützte die neue Regierung so, daß Frankreich nur dabei gewinnen konnte. Selbst sein Uebergang zu den Bourbons war ein unberechenbarer Vortheil für Frankreich. Daß Frankreich damals so glimpflich behandelt wurde, daß es Straßburg behalten durfte, daß es nach einer so furchtbaren Niederlage durch die Deutschen im Pariser Frieden doch noch mehr von Deutschland behalten durfte, als was es als Sieger dem besiegten Deutschland im westphälischen Frieden abtrotzen konnte, und daß Frankreich auf dem Wiener Congreß eine so wichtige Rolle spielen durfte, daß es eine der ersten Mächte in Europa blieb und die Kraft behielt, in fünfzehn Jahren eine Julirevolution zu machen, das alles war ein Werk Talleyrands, das alles verdankt Frankreich den so geschickten Unterhandlungen Talleyrands mit dem russischen Kaiser. Mit einem Wort, wie Carnot mit seiner Tugend unwandelbar dem Vaterlande diente, so Talleyrand mit seiner Spitzbüberei. Aber Carnot kam nicht in den Fall, von seiner Tugend häufig Gebrauch machen zu können, er wurde zu Seite geschoben. Talleyrand dagegen war immer der Mann des Tages, weil eine Immoralität wie die seinige zu allen Lagen Frankreichs paßt. Hatte nun Frankreich nur die Wahl zwischen einer Immoralität ohne Patriotismus und zwischen einer Immoralität mit patriotischer Tendenz, so war die letztere gewiß alles Dankes werth, und Talleyrand hat sich in der That ein unsterbliches Verdienst um Frankreich erworben, indem er die wahren Bedürfnisse Frankreichs zugleich mit seinem Egoismus und seiner Habgier befriedigte.

5) Cambacères vertrauliche Mittheilungen über die Männer des alten Regimes, der Republik, des Kaiserreichs rc. Von Leo von Lamothe Langon. Nach dem Französischen von Dr. Steger. Vier Theile. Braunschweig, Meyer sen.

Die beißende Kritik der französischen Memoirenliteratur in der Vorrede läßt sich auf das Werk selbst anwenden. Der Herausgeber spricht mit Indignation von den Fabrikarbeiten dieser Art, und sein eigenes Buch gehört dazu. Es wäre wohl nicht nöthig gewesen, ein Buch, was hauptsächlich von der politischen Stellung und Handlungsweise des ehemaligen Mitconsuls Cambacères

handeln soll, durch Wiedererzählung längst bekannter Begebenheiten und Anekdoten (z. B. durch die Geschichte der Flucht Napoleons von der Insel Elba und seines Triumphzugs nach Paris) zu vier Bänden anzuschwellen. Indeß bedurfte das unbedeutende Charakterbild eines politischen Nebenmanns, der immer nur als Scheide mitlief und nie selber Schwert war, einer Ausschmückung, und der Verfasser hat nicht verfehlt, der Eitelkeit seiner Landsleute durch Erinnerungen an den alten Ruhm zu schmeicheln.

6) Napoleon im Jahr 1812, oder historisch-militärische Darstellung des Feldzugs in Rußland, vom Grafen Roman Soltyk. Aus dem Französischen und mit Anmerkungen von Prof. L. Bischoff. Mit einer Operationskarte. Wesel und Leipzig, Klönne, 1837.

Dieser polnische Kriegsbericht ergänzt die französischen, deutschen und russischen, die über den berühmten Feldzug von 1812 erschienen sind. Er enthält einige Details, die man in andern nicht findet und bestätigt im Ganzen mehr die Ansicht Gourgauds als die Segurs. Das Verhältniß Napoleons zu den Polen wird richtig bezeichnet und vom Herausgeber eben so richtig commentirt. Napoleon haßte nichts mehr als das erwachende Nationalgefühl der Völker, er wollte alle in einen Brey zusammenschütten, um sie in Gehorsam zu erhalten. Die Spanier hatten sich als Nation den Franzosen gegenüber gestellt. Deutschland hatte bereits dasselbe versucht. Wenn Napoleon die polnische Nationalität als solche gegen die russische in Schutz genommen hätte, so wäre damit indirekt zugegeben worden, die Deutschen und Italiener hätten dasselbe Recht, ihre Nationalunabhängigkeit zu reklamiren. Napoleon hätte die Richtigkeit eines Grundsatzes anerkannt, der sein ganzes Staatsgebäude über den Haufen stürzte und mit seinen Usurpationen im vollkommensten Widerspruch stand. Deßwegen erfüllte er den dringenden Wunsch der Polen nicht, stellte die Einigkeit und Unabhängigkeit ihres Reichs nicht wieder her, und behandelte sie mit studirter Verachtung als Werkzeuge seiner Politik. Die Rücksicht auf Oesterreich war nicht der Grund dieses Benehmens. Oesterreich hatte ihm bereits in einem geheimen Vertrage die Abtretung Galliziens gegen eine reichliche Entschädigung zugesichert. Napoleon aber hatte sich diese Zusicherung nicht zu Gunsten der Polen geben lassen, sagte den Polen nichts davon, ja entschuldigte sich gegen sie, als sie ihn dringend um die Wiederherstellung des alten polnischen Reichs baten, es sey ihm unmöglich, wegen der Rücksicht auf Gallizien, das den Oesterreichern bleiben müsse. Noch mehr, damit die Polen ja nicht etwa ihm zum Trotz einig würden, ließ er Lithauen getrennt von Grospolen, durch eine besonders eingesetzte französische Behörde verwalten, und säete sogar absichtlich Uneinigkeit unter den polnischen Patrioten, indem er den hochverdienten Poniatowski ohne Ursache ungnädig behandelte, ihm einen jungen Radzivil mit Ostentation vorzog und ihm sagte, ein Radzivil sey so viel als ein Poniatowski.

Am Schluß stellt der Uebersetzer sehr lehrreiche Vergleichungen zwischen den verschiedenen Kriegsberichten an, und rectificirt die Urtheile auf dankenswerthe Weise.

7) Erinnerungen aus Napoleons Privatleben, gesammelt von Saint-Hilaire. Zwei Theile. Cassel und Leipzig, Fischer, 1839.

Anekdoten, Charakterzüge, zum Theil von historischem Werth, zum Theil bloß der Salons- und Wachstuben-Conversation angehörig.

8) Memoiren des Chevaliers von Eon. Aus dessen Familienpapieren von Fr. Gaillardet. Frei nach dem Französischen von Dr. Brinkmeier. Zwei Bände. Daselbst.

Eine ähnliche Arbeit, mit einem offiziellen Anstrich durch die vielen eingeschobenen Aktenstücke und Correspondenzen, halb Roman, halb Hofgeschichte aus dem Zeitalter des 15ten Ludwig. Der Chevalier d'Eon, allgemein für einen Mann gehalten, wird plötzlich als Mädchen erkannt und spielt die weibliche Rolle bis an seinen Tod; an seiner Leiche aber entdeckte man, daß er doch ein Mann gewesen.

9) Memoiren aus dem Archive der Pariser Polizei. Zwei Bände. Meißen, Gödsche, 1839.

Ein Conglomerat von allerlei skandalösen Geschichten, im gewöhnlichen, der Romanform sich nähernden und zum Theil dialogisirten Memoirenstyl.

10) La France, tableau géographique, statistique et historique. Paris, Treuttel et Würtz, 1839. p. 124.

Aus der großen Encyclopédie des gens du monde besonders abgedruckt. Der geographische Theil ist nicht der überwiegende, wohl aber die statistische Uebersicht und der Abriß der politischen und Kulturgeschichte Frankreichs. Gleich auf der ersten Seite wird der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs genannt, hinterdrein aber wird gelegentlich der deutschen Wissenschaft und Literatur ein Lob gezollt. Das glaub' ich, wenn sie uns nur das linke

Rheinufer wieder nehmen könnten, würden sie uns unsere Gelehrsamkeit gerne lassen.

Philosophie.

Die objective Erkenntniß der Offenbarung Gottes im erscheinenden Weltsystem. Von L. G. Fr. v. Stechow. Breslau, Aderholz, 1838.

„Oesterreich war überall bestätigend, nimmer verzehrend, ja Träger und Bildner aller modernen Weltprincipien, deren ideelle Entwicklung in höchster Potenz des sich zur affirmativen Unendlichkeit steigernden, objectivfreien Selbstbewußtseyns dem unter dem sichtbaren Schutze des Weltgeistes stehenden preußischen Königsstaate anvertraut ward u. s. w." In Preußen, meint der Verfasser, sey „eine von der Regierung selbst sorgsam gepflegte, tiefsinnige Geistesrichtung Meister geworden über die Flachheit u. s. w." Ueber welche Flachheit ist denn die große Hegel'sche Schule Meister geworden? Die flache Aufklärerei war längst durch Schelling und die Romantiker besiegt. Gegen welche Flachheit kämpft nun die Hegel'sche Schule? Etwa gegen die moderne französische, die uns unsere junge Literatur gebracht hat? etwa gegen die berühmte blasirte Prosa? Im Gegentheil wir sehen sie mit all dieser Fad- und Flachheit im Bunde, und das, wogegen sie kämpft, und was die Berliner so lange zu bemänteln wußten, hat Doctor Strauß endlich klar gemacht. Das, wogegen die Hegel'sche Philosophie versteckt oder offen bisher gekämpft hat, noch kämpft und künftig kämpfen wird, ist nichts anderes, als das Christenthum.

Indeß meint es der Verfasser nicht so schlimm. Er hat sich im Gegentheil, ganz im Widerspruch mit der Hegel'schen Schule, sehr viel Gemüth bewahrt und gibt sich, weit entfernt allein den Gott ego zu kennen, vielmehr dem Göttlichen außer ihm, in Natur und Geschichte wahrhaft schwärmerisch hin, wenn gleich immer in einem gewissen pantheistischen Sinn. Merkwürdig ist dabei, daß während die Leidenschaft sonst in raschen kurzen Sätzen zu reden liebt, derjenigen unsers Verfassers im Gegentheil endlose Perioden entströmen. Einen der musterhaftesten müssen wir unsern Lesern mittheilen: „Die alle fortbildende Bewegung des geistigen Lebens vermittelnde und in sich zusammmenhaltende Geschichte, diese überschwere Schmerzensgeburt des Jahrtausende hindurch seiner urbildlichen Verklärung entgegenringenden Menschengeistes, welcher, aus der Endlichkeit kommend, über unzählige Golgathas hinweg, vorwärts und rastlos vorwärtsdränget bis zu jenem fernen Ende hin, wo aus dem geheiligten Grabe der zum Heil und Frommen der Ihrigen sich selbst dahinopfernden Macht der Urmensch auferstehen wird, welcher, Gott in seinen Tiefen, wie im entwickelten Umfange seiner absoluten Offenbarung erkennend, ein selbstbewußtes Abbild dessen seyn wird, dessen Wohlgefallen, um seiner selbst willen, auf ihm ruhen wird, die Geschichte, in welcher wir aus den ungeheueren Dissonanzen nur erst noch ahnen können den unendlichen Wohllaut der Harmonie, in welche jene gegenstrebenden Riesenklänge sich aufzulösen drängen, auch sie weiß, gleich ihrer Mitgefährtin Natur, vor der in ihrer Entwicklung ihr selbst vertraueten Vernunft in der ihr inwohnenden Vernünftigkeit sich zu bewähren, und was dem kurzsichtigen, im Schein der Erscheinung sich verflachenden, Verstande eine ungeheuere Irrfahrt des sich selbst preisgegebenen, in die Schranken empirischer Selbstheit festgebanneten Geistes schien, bewährt sich, am schönen und heiteren Ende ihrer Lebensentfaltung als eine ihres Weges sichere, heilige Wallfarth der pilgernden Gattung ins Land der Verheißung, wo Gott, der ihre Bahnen gemessen und von Anfang an all ihre Tritte schwankungslos gelenket hat, als der alleinige Herr und König gepriesen ist von seiner in ihm zum höheren Schauen und Wollen gesammelten Gemeinde, in jenes Sonnenland der Geister, in welchem zu ewiger und ungetrübter Klarheit aufgehellet seyn wird die Nacht und Düsterheit, welche über die dahin leitende Dornenbahn ausgegossen war, so lange die wirkende Urkraft sich innerhalb der handelnden Kreatur verbarg." Das durchgängig in diesem begeisternden Fluß geschriebene Werk zählt 668 Seiten.

Der Verfasser verwechselt wieder, wie man sieht, die ewige Bestimmung der Menschheit mit der zeitlichen. Er träumt von einer idealen Vollendung schon diesseits auf unsrer Erde und beseitigt damit die Frage nach dem Jenseits. Er zieht den Himmel, den Christus erst jenseits verheißen hat, in die Natur und Geschichte hinein. Nicht nach dem Tode der Sterblichen, nicht in einem jetzt noch unsichtbaren und unbekannten Geisterreich, sondern nur auf der alten wohlbekannten Erdfeste, unter dem alten wohlbekannten Monde soll der Himmel aufgehn und zwar durch die beliebte kleine Hegel'sche Taschenspielerei, die das menschliche Selbstbewußtseyn, schnell wie man die Hand umdreht in das göttliche umsetzt, mit dem göttlichen identificirt.

Wir bleiben inzwischen bei unsrer prosaischen Meinung, daß es mit dieser Verhimmelung gar nicht pressirt,

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. September 1839.

Alterthumskunde.

17) C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Silling. Drei Bände, mit Kupfern. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837—1838.

Der selige Böttiger ist oft verunglimpft worden. Mit Unrecht. Wenn er einige Schwächen hatte, so waren es ganz unschuldige, die er überdies durch mannichfache Verdienste aufwog. Die Romantiker haben seinen Enthusiasmus für die Alten verspottet. Mit Unrecht. Dem Manne, der mit so unsäglichem Fleiß Nachrichten über Leben und Sitten des Alterthums zusammentrug und unsere Kenntniß desselben wesentlich erweiterte, darf man einige Vorliebe für den Gegenstand seiner Studien wohl zu Gute halten. Man hat ihm seine Mikrologie vorgeworfen. Mit Unrecht. Aufklärungen über das gewöhnliche Leben der Alten, über ihre Häuslichkeit, Tracht, ihre Geräthschaften, Gebräuche, Spiele und Arbeiten sind nicht so verächtlich, als wofür man sie ausgeben will. Die Alterthumskunde muß Alles umfassen und den Geist und Geschmack der Alten auch bis in diese Kleinigkeiten verfolgen. Ein mühevolles und gewiß nicht so dankbares Geschäft, als die Auffassung des antiken Lebens und Geistes im Großen, aber eben deßhalb aller Anerkennung werth. Böttiger hat redlich gearbeitet und ist öfter benutzt, als gelobt worden. Doch diese Thatsache ist mehr als Lob.

Die vorliegende Sammlung enthält eine unzählige Menge kleiner Abhandlungen, kleiner und kleinster Fragmente und Notizen, gesammelt aus Zeitschriften, Taschenbüchern ꝛc. Voran steht ein Verzeichniß aller Schriften und zerstreuten Aufsätze Böttigers, das nicht weniger als 70 Seiten Groß-Octav einnimmt. Die hier mitgetheilte Auswahl besteht aus Beiträgen 1) zur Mythologie der Griechen und Römer; 2) zum Bühnenwesen derselben; 3) antiquarische Scherze; 4) zur Geschichte, Theorie und Technik der Kunst; 5) Kritik und Auslegung einzelner Kunstwerke des Alterthums; 6) zur Kenntniß der Sitten und des Lebens der Alten; 7) vermischte Aufsätze. Die scharfsinnigen Urtheile Böttigers über viele Einzelheiten der alten Mythologie und Kunst, z. B. über den Marsyas, über die Furien, über die berühmte Statue des Schleifers ꝛc. werden ihren Werth behalten und den besten Studien unserer Archäologen angereiht bleiben. In Bezug aber auf die Forschungen über das Privatleben der Alten übertrifft Böttiger alle seine Vorgänger. Seine Sabina ist ein seltenes Meisterstück in ihrer Art, und auch die hier mitgetheilten zahlreichen kleinen Abhandlungen beweisen seinen erstaunlichen Forscher- und Sammlerfleiß und gewähren in der That sehr interessante Resultate. Man greife unter dem vielen Dargebotenen nur z. B. das heraus, was er über die römische Küche sagt, über das Costüm, über die öffentlichen Spiele, über die Gaukler, Stiergefechte ꝛc. Kaum hat irgend ein Gelehrter sich je das antike Leben im Detail zu vergegenwärtigen gewußt, wie Böttiger. Nur das ist zu bedauern, daß er Alles nur in einzelnen Bruchstücken darbietet. Er beklagte sich Theil III. S. 129, daß noch keine archäologische Technologie und Uebersicht über alle mechanische Künste und Gewerbe der Alten geschrieben worden sey, und er selbst, der sie am besten hätte schreiben können, hat nichts Systematisches und Uebersichtliches über das ganze antike Leben geliefert, sondern nur immer einzelne Abhandlungen über die mannichfachsten Gegenstände. Indeß sind diese so reichhaltig, daß man dafür dankbar seyn muß.

Liebhaber von alten literarischen Klatschereien, die man jetzt durch den Abdruck von Nachlässen und Briefwechseln aller Art wieder aufwärmt, werden sich an dem Bericht über die Aufführung des Schlegel'schen Jon zu Weimar und Goethes partheiischer Censur derselben ergötzen (Theil I. Seite 329). Dies ist in der ganzen

Sammlung der einzige Aufsatz, der die Illusion der antiken Welt zerstört und in das literarische Coteriewesen der Modernen zurückführt. Böttiger recensirte die Aufführung des Jon und Goethe drohte mit dem Aeußersten, nämlich mit seiner Entlassung, wenn die Recension gedruckt würde. Hier ist sie abgedruckt, interessirt aber so wenig mehr, als jener Jon selbst.

18) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen von Professor W. Drumann. Dritter und vierter Theil. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1838.

Ueber die beiden ersten Theile dieses schätzenswerthen Werkes vergl. unsere Blätter von 1837 Nr. 55. Herr Drumann hat eine ganz eigenthümliche Form der Darstellung gewählt. Er geht der Reihe nach die berühmten Geschlechter Roms durch, welche den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten übten und aus denen die einzelnen großen Männer hervorgingen, die vorübergehend die Oberherrschaft erlangten. Somit zerfällt bei ihm die ganze römische Geschichte in Familiengeschichten. Die Folge der Begebenheiten wird dadurch natürlich unterbrochen; aber das römische Leben wird uns näher gerückt; wir sehen, aus welchem Boden alles hervorwuchs.

Der dritte Band umfaßt die Geschichte der Domitier, Favonier, Gabinier, Gellier, Hirtier, Hortensier und Julier. Unter den letztern steht Julius Cäsar oben an, dessen Geschichte hier äußerst gründlich behandelt ist und beinah ausschließlich den starken Band ausfüllt. Der Verfasser ist bemüht, den Charakter und die Thaten Cäsars ins rechte Licht zu stellen, ohne ihm zu schmeicheln oder ihn einseitig zu tadeln. Ueberall hebt er hervor, welchen mächtigen Eindruck ein überlegenes Genie auf eine schon in der Auflösung begriffene Republik machen, wie er bei den Schwankungen des Staats die Hoffnung der Einen, die Furcht der Andern werden mußte. Ein innerlich zerrißner Staat, von schwachen Parteihäuptern hin- und hergezogen, fordert gewissermaßen das Genie heraus und fast immer waren es solche Zeiten der Verwirrung, in denen große Genies auftauchten und die Weltherrschaft an sich rissen. Allein die Republik war damals doch noch nicht so tief gesunken, daß sie sich des Usurpators nicht erwehrt hätte und Cäsar, indem er die Republik zerstörte, fiel ihr zur Sühne. Der republikanische Geist concentrirte sich, indem er die Massen verließ, in wenigen unbeugsamen Männern und sein letztes Aufblitzen tödtete den ersten Tyrannen.

Der vierte Theil enthält die Geschichte der Junier (des Brutus), der Licinier (des Crassus und Lucullus), der Munatier, der Octavier (des Octavius) und der Pompejer (des Pompejus), wodurch die Geschichte der bürgerlichen Kriege vollends ergänzt wird. Vortrefflich ist die Schilderung des Crassus, der, schon alt und ohne vorragendes Talent, doch vermittelst seiner Industrie geraume Zeit seinen Rang neben Cäsar und Pompejus behauptete, aber an der Probe, die ein Genie erfordert, als Feldherr gegen die Parther schmählich zu Grunde ging. Eben so gut ist die Schilderung des Lucullus, der weich und wollüstig, aber zugleich ehrlich und gutmüthig war. In der Charakterisirung des Brutus vermissen wir etwas, worauf der Geschichtsforscher, zumal wenn es sich von verhängnißvollen Zeiten handelt, immer aufmerksam seyn muß. Herr Drumann spricht ziemlich geringschätzig vom Geist des Brutus, er tadelt dessen unüberlegte Maßregeln, das Vertrauen, das er dem Antonius geschenkt, den Einfluß, den er einem Weibe, seiner Mutter, gestattet habe, die Achtung, die er dem Cassius nie hätte erweisen sollen, kurz die Kopflosigkeit, die er als Parteiführer gezeigt. Allein auf diese Dinge scheint es uns bei der Beurtheilung des Brutus weniger anzukommen. In Zeiten, in denen ein großes Verhängniß sich erfüllt, Alles wankt, das Alte untergeht, Neues sich noch nicht gestaltet hat, werden auch die Geister gewaltig erschüttert und extreme Richtungen fixiren sich in vorragenden Charakteren, hier der alles durchdringende, alles überflügelnde Verstand, dort das erschrockene, in sich zurückgedrängte Gemüth. Der Verstand will bei der Neuerung alles zertrümmern, jedes Mittel gilt ihm gleich, und gerade der Frechste zeigt in solchen Lagen am meisten Verstand, weil er sich über alle moralische Hindernisse am leichtesten hinwegsetzt. Auf der andern Seite hält das Gemüth am Heiligthum der alten Freiheit, des alten Rechtes fest, und gerade je stärker die Gemüthskraft ist, um so weniger pflegt sie von der Klugheit begleitet zu seyn. So steht dem überlegenen Verstande Cäsars das tiefe Gemüth des Brutus gegenüber, der nicht zu überlegen und schlau zu handeln weiß, aber ganz erfüllt von einer Rechtsidee, ja gewissermaßen inspirirt ist. An solchen Charakteren muß man nun die Inspiration, das Ominöse, die in ihnen offenbarte Idee anerkennen; ob sie dabei aber viel oder wenig Verstand gehabt haben, ist gleichgültig. In der Weltgeschichte und gerade in ihren wichtigsten Katastrophen spielt das Gemüth eine eben so bedeutende Rolle als der Verstand und meist in den Oppositionen, bei einem Luther, wenn er die Fahne der Freiheit erst aufpflanzt und die alte Despotie bekämpft, wie bei einem Brutus, wenn er die Fahne der Freiheit zum letzten Mal erhebt.

19) Rom im Jahrhunderte des Augustus. Nach dem Französischen des Charles Dezobry von Th. Hell. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Hinrichs, 1838.

Ueber die ersten Theile vergleiche Nr. 4 unserer vorjährigen Blätter. Dieses französische Werk soll für die römischen Alterthümer dasselbe leisten, was der allbekannte Anacharsis für die griechischen. Es ist französisch, elegant, zusammenhängend, fließend geschrieben, aber oberflächlich. Es dringt keineswegs in die Tiefen des römischen Charakters und ist in den Einzelheiten lange nicht exakt genug. Wenn unser Böttiger mit seinem erstaunenswürdigen Fleiß (und wir dürfen wohl auch hinzufügen — Scharfblick) jene französische Eleganz und Leichtigkeit verbunden hätte, so wäre er ganz der Mann gewesen, eine zusammenhängende Darstellung der altrömischen Welt zu geben. Aber bei ihm ist alles fragmentarisch und der Text in Noten begraben, so wie ihn denn seine Mikrologie immer vom Ganzen zum Theil und von der Hauptsache zur Nebensache hinführte. Wie schwer hält es doch den Deutschen, gründlich und zugleich angenehm zu seyn; wie schwer den Franzosen, angenehm und zugleich gründlich zu seyn.

Inzwischen empfehlen wir das vorliegende Werk allen denen, die nicht wohl zu gründlicheren und gelehrteren Forschungen über die römische Welt gelangen können, immerhin als eine belehrende und interessante Lektüre, die ungleich besser und nützlicher ist, als so mancher Roman, mit dem man sich die Zeit und den Geschmack verdirbt.

20) Celtica I. Sprachliche Dokumente zur Geschichte der Kelten. Von Dr. Diefenbach, Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach. Stuttgart, Imle und Liesching, **1839.**

Der erste Theil einer Schrift über die alten Kelten, vorzüglich Sprachbemerkungen, eine Art altkeltisches Glossar enthaltend. Der Verfasser reiht sich den gelehrten Philokelten an, indem er das alte Keltenthum so weit als möglich ausdehnt. Viele Wörter, die doch wohl altdeutsch sind, nennt er ursprünglich keltisch, z. B. brogae (Brache, Neubruch von brechen), Rhenus (der Rhein von rinnen, die große Rinne), rheda (Waagen, von Rad, daher Gerade, was sich auf den Wagen fortbringen läßt; Radbar = Schubkarren), mark (das Pferd, die Mähre, Marschall), sagum (Sack), cant (Kante, Ende) ꝛc. Alle solche deutsche Wörter, so wie die nicht minder zahlreichen lateinischen hätten, wenn nicht weggelassen, doch deutlich abgesondert werden sollen. Da die Kelten so frühe den Römern und Germanen unterworfen wurden, nahmen sie auch Vieles von Römern und Germanen an und gibt man auch zu, daß sehr viele Wörter den Kelten mit den Römern oder Germanen gemeinsam waren (wie denn alle Sprachen der caucasischen Race unter einander verwandt sind), so kommt es doch, wenn man die keltische Sprache charakterisiren will, nicht auf solche zweideutige, mehreren Völkern gemeinschaftliche oder von einem aufs andere übergegangene Wörter, sondern vielmehr auf die der keltischen Sprache ganz allein eigenthümlichen Wörter an. Diese hätten in klarer Uebersicht ausgeschieden werden sollen.

21) Neue Beiträge zur Erläuterung der Persepolitanischen Keilschrift, von Dr. G. F. Grotefend, Director des Lyceums zu Hannover. Mit vier Steintafeln. Hannover, Hahn, **1837. 4.**

Aus dieser interessanten Abhandlung lernt man den ganzen Umfang der Studien kennen, die über die noch erhaltenen Reste der altpersischen Keilschrift gemacht worden sind. Proben dieser Schrift, nach Ort und Zeit mannichfach abwechselnd, sind auf den beigebundenen Tafeln abgebildet. Die Inschriften sind hauptsächlich aus der Zeit des Darius Histaspis und Xerxes.

Swedenborgiana.

1) Sammlung von Urkunden, betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborgs. Aus den Quellen treu und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Tafel, Universitäts-Bibliothekar. Tübingen, Zu-Guttenberg, **1839.**

Zum ersten Mal eine übersichtliche Zusammenstellung treuer Nachrichten über das Leben des berühmten Swedenborg. Sein Vater war Bischof von Skara und hieß einfach Swedberg, seine Mutter war eine geborne Behm. Er wurde 1688 am 29. Januar zu Stockholm geboren, studirte Naturwissenschaften, machte viele Reisen, widmete sich dem Bergwesen, wurde Assessor beim Bergwerkecollegium in Schweden und Mitglied der Reichsstände, weßhalb er den Adel erhielt und sich seitdem von Swedenborg nannte. Er schrieb viele naturwissenschaftliche Werke, bis ihm auf einmal die Erleuchtung kam, die ihn bewog, sich fortan gänzlich den religiösen Offenbarungen, die ihm zu Theil wurden, zu widmen.

Diese Umwandlung seines Wesens, die während seines Aufenthalts in England statt fand, erzählt er selbst: „Ich war zu London, und speiste sehr spät zu Mittag in meiner gewöhnlichen Herberge, in der ich mir ein Zimmer vorbehalten hatte, um die Freiheit zu haben, nach Gefallen darin über geistige Dinge nachdenken zu

können. Ich fühlte mich vom Hunger getrieben, und aß mit großem Appetit. Gegen das Ende meiner Mahlzeit bemerkte ich, daß eine Art von Nebel sich über meine Augen verbreitete, und ich sah den Boden (plancher) meines Zimmers mit scheußlichen kriechenden Thieren bedeckt, als da sind Schlangen, Kröten, Raupen und dergleichen; ich ward um so mehr davon ergriffen, als die Finsterniß sich mehrte, doch aber bald wieder verschwand. Alsdann sah ich deutlich einen Mann in Mitten eines lebhaften und strahlenden Lichtes in einer Ecke des Zimmers sitzen; die kriechenden Thiere waren verschwunden mit der Finsterniß. Ich war allein, und Sie können sich den Schrecken denken, der sich meiner bemächtigte, als ich ihn deutlich, aber mit einem Tone, der sehr wohl fähig war, Schrecken einzuflößen, die Worte aussprechen hörte: „Iß nicht so viel!" Bei diesen Worten verdunkelte mein Gesicht sich wieder, stellte sich aber nach und nach wieder her, und ich sah mich allein in meinem Zimmer. Noch ein wenig bestürzt über allem, was ich gesehen, begab ich mich in Eile in meine Wohnung, ohne irgend Jemandem etwas von dem, was mir begegnet war, zu sagen. Hier überließ ich mich meinen Betrachtungen, und begriff nicht, wie dies die Wirkung des Zufalls oder irgend einer physischen Ursache seyn könnte. Die folgende Nacht stellte sich mir derselbe von Licht strahlende Mann noch einmal dar, und sagte: „Ich bin Gott, der Herr, Schöpfer und Erlöser; ich habe dich erwählt, den Menschen den innern und geistigen Sinn der heiligen Schriften auszulegen; ich werde dir dictiren, was du schreiben sollst." Dieses Mal war ich durchaus nicht erschreckt, und das Licht, von dem er umgeben war, obgleich sehr lebhaft und glänzend, machte doch keinerlei schmerzhaften Eindruck auf meine Augen. Er war in Purpur gekleidet, und das Gesicht dauerte eine gute Viertelstunde. In dieser nämlichen Nacht wurden die Augen meines innern Menschen geöffnet und befähigt, in den Himmel, in die Geisterwelt und in die Höllen hineinzusehen, und ich fand allenthalben mehrere Personen meiner Bekanntschaft, von welchen einige schon längst, einige erst vor Kurzem gestorben waren. Von diesem Tag an entsagte ich allen weltlichen Beschäftigungen, um bloß noch über geistige Dinge zu arbeiten, und mich dem Befehl anzubequemen, den ich erhalten hatte. Es begegnete mir in der Folge öfter, die Augen meines Geistes geöffnet zu haben, um bei völligem Tage zu sehen, was in der andern Welt vorging, und mit Engeln und Geistern zu reden, wie ich mit Menschen rede."

Nun werden eine Menge Zeugnisse beigebracht, woraus die erstaunenswürdige Fernsicht und Einsicht Swedenborgs in die Geisterwelt erhellt. Mehrere dieser Thatsachen sind längst bekannt und oft besprochen. Swedenborg konnte den Inhalt eines Briefes, den er nie gesehen haben konnte und nach dem eine hohe Person ihn fragte. Er gab Nachrichten von Verstorbenen. Er entdeckte Geheimnisse, um die nur ein Verstorbener wissen konnte. Er sah den Brand von Stockholm in London und wußte, lange bevor die bestätigende Nachricht anlangen konnte, daß sein Haus verschont geblieben sey ꝛc. Uebrigens gibt der Herausgeber denen, die noch mehr und noch auffallendere Wunder von Swedenborg verlangen, die sehr vernünftige Antwort, daß Swedenborgs Lehre durch keine Wunder oder sinnliche Thatsachen bewiesen werden würde, wenn sie nicht auf innern Gründen ruhe.

Swedenborg lebte halb ländlich in einem Garten, wurde sehr alt, hat aber nie geheirathet. Nur in seiner Jugend auf einer Reise in Italien soll er das erste und letzte Mal geliebt haben.

2) Kurzer Abriß des Eigenthümlichen der Lehre Swedenborgs. Von demselben. Tübingen, Laupp, 1839.

Gehört zu den polemischen Schriften, deren der Verf. schon mehrere in unermüdeter Rüstigkeit zur Vertheidigung der Lehre Swedenborgs gegen seine Gegner hat ausgehen lassen. Er hat es besonders immer mit Mißverständnissen zu thun. Während in Bezug auf andere wissenschaftliche Theorien den deutschen Gelehrten eine Genauigkeit der Auffassung zur Pflicht gemacht wird, die oft ins Aengstliche und Kleinliche geht, nimmt man es bei den sogenannten Mystikern durchaus nicht genau. Da verfährt man summarisch, läuft mit blinzelnden Augen über die Oberfläche, sieht falsch, greift das Falschgesehene nachlässig auf und prostituirt es. Dies kommt daher, weil man die Mystiker als Feinde behandelt, gegen die man sich alles erlaubt. Es ist wie mit der Parteijustiz. Die Gegenpartei wird nicht angehört, man urtheilt frischweg über sie ab.

Dies ist nun so herkömmlich, daß nicht nur einzelne gelegentliche Rezensionen, sondern ganze Geschichten der Mystik oder der sogenannten Irrlehren von Entstellungen wimmeln, die nicht einmal willkührlich oder böse gemeint sind, sondern aus der Nichtachtung, aus dem summarischen Abfertigen fließen. Swedenborg hat deßfalls das Schicksal vieler anderer abweichenden Lehren haben müssen. Man hat ihn, gerade je mühsamer es ist, seine gar vielen Bände zu lesen, um so leichtfertiger übers Knie gebrochen und weggeworfen. So hat man ihn z. B. beschuldigt, er habe seine Lehre als ein drittes Testament den beiden ältern hinzufügen zu wollen die Anmaßung gehabt, was er wirklich nie gewollt hat; er habe dictirenden Engeln nachzuschreiben geglaubt, was auch nicht der Fall ist, da er immer nur unmittelbar göttliche Offenbarungen berichtete, und so noch Mehreres.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. September 1839.

Astronomie.

Jahrbuch für 1839. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Bessel, Mädler, Steinheil und Quetelet. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Auch dieser Jahrgang ist, wie die frühern, reichhaltig und von hohem Interesse für die Freunde der Wissenschaft. Der Inhalt ist diesmal fast ausschließlich astronomisch. Voran stehen die astronomischen Ephemeriden des Jahrs 1839, barometrische Höhentafeln, Barometerscalen, Thermometerscalen, Reduction des altfranzösischen Barometers, specifische Gewichte. Dann folgen Abhandlungen: 1) Messung der Entfernung des 61. Sterns im Sternbild des Schwans von F. W. Bessel, ein anscheinend unbedeutender Gegenstand, der gleichwohl für die Sternkunde von der größten Wichtigkeit ist. Seit Kopernikus wußte man, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls und Sonne, Mond und Sterne bloß Dekorationen des Himmelszeltes sind, sondern daß die Erde, als ein unscheinbarer kleiner Planet, demüthig um die Sonne läuft. Daß auch die Sonne nicht Mittelpunkt des Weltalls sey, ließ sich bald vermuthen. Unzählbare Firsterne wurden als Sonnen, gleich der unsern, erkannt. Was sollte die unsre noch für einen Vorzug haben? Zunächst machte sich die Sternkunde, wie natürlich, das Verhältniß der Erde, so wie der übrigen Planeten zur Sonne klar. Sie bekümmerte sich um das Naheliegende, um den Haushalt in unserem Sonnensystem, zuerst. Allmählig aber und besonders, nachdem die Fernröhre in unserm Jahrhundert sehr verbessert worden, schritt sie zur Untersuchung der großen Firsternwelt, die über unserm Sonnensystem liegt, rüstig fort und suchte zu erforschen: 1) wie weit wohl die Firsterne von uns entfernt seyn möchten? 2) wie groß, und wie sie beschaffen seyn möchten? 3) in welchem Verhältniß unser Sonnensystem wohl zu ihnen stehen möchte? ob unsere Sonne isolirt sey oder ob sie von der Anziehungskraft und Bewegung anderer Sterne oder eines ganzen Sternsystems abhänge? 4) ob demnach unsere Sonne stille stehen, oder sich im Weltraum fortbewege, und in welcher Richtung, nach welchen Gesetzen?

Die Beantwortung dieser wichtigen Fragen ist sehr schwierig und die Forschungen und Entdeckungen geben, weil es sich hier von ungeheuren Fernen und den allerfeinsten Messungen der kleinsten Objekte handelt, sehr langsam. Zuerst wurde man auf den (scheinbaren) Unterschied der Sterne nach ihrer Größe aufmerksam. Dann unterschied man Sterne und Sternennebel. Endlich entdeckte man die wunderbaren Doppelsterne, von denen je zwei oder drei, auch vier, fünf und sechs in dichter Nähe um einander herum laufen und zusammengehören. Man wußte nun, daß in dem Universum Mannichfaltigkeit herrsche, daß die Sternenwelt nicht bloß in einer ungeregelten Saat kleiner und großer Sterne bestehe, sondern daß es verschiedene Gattungen unter ihnen gebe, theils Solitaire, theils Gruppen, und die Gruppen wieder nach verschiedenen Gesetzen geregelt, hier die Doppelsterne nach schon mehr bekannten, dort die Nebelsterne und Sternennebel nach noch unbekannten Gesetzen. Man wußte nun schon genug, um den Reichthum der Firsternwelt zu bewundern und Geheimnisse in ihr zu ahnen, die um so viel wichtiger seyn müssen, als die Firsternwelt ein unendlich Großes im Vergleich mit unserm kleinen Sonnensystem ist. Allein bei alledem hatte man noch nicht einmal eine Idee, wie weit denn wohl die Firsterne, auch nur der nächste, von uns seyn möchten? Wir sahen die Firsterne, aber jede Beziehung zwischen ihnen und uns war abgeschnitten, weil wir nicht einmal ihre Entfernung wußten. Sie waren also immer noch in gewissem Sinne bloß eine Dekoration des Himmelszelts für uns. Sollten wir uns lebendig in ihrer Mitte, als ein Theil ihres

großen Systems fühlen, so mußten wir wenigstens die Entfernung zwischen einem von ihnen und uns ermitteln.

Diese Ferne auszumessen war möglich, sofern man ein und denselben Fixstern binnen einem halben Jahre von zwei sehr weit von einanderliegenden Standpunkten aus betrachten konnte. Sofern die Erde um die Sonne läuft, steht sie heute rechts, in einem halben Jahre links von der Sonne. Von beiden Standpunkten aus gesehen, muß ein verhältnißmäßig naher Fixstern seine Lage zu den entferntern Sternen verändern, und mehr links gesehen werden, wenn die Erde sich rechtshin bewegt, mehr rechts, wenn sie sich linkshin bewegt. Nun bemerkte man wirklich an einigen Fixsternen Bewegung, aber so unregelmäßiger Art, daß man dabei nicht mehr an eine optische Verschiebung für unsern Standpunkt, sondern an ein wirkliches physisches Fortbewegen des Sternes denken mußte. Man sah Doppelsterne, die sich um einander bewegten, andere, die in einer bestimmten Richtung am Himmel fortschritten. Je mehr Sterne man aber beobachtete und mit je bessern Fernröhren, um so zahlreicher wurden auch die freilich sehr kleinen Bewegungen der Sterne. Bessel sagt darüber: „Es ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt, daß mehrere Fixsterne eigenthümliche, stetig fortschreitende Bewegungen an der Himmelskugel zeigen, welche ihre Stellungen gegen benachbarte Sterne verändern und endlich die Gruppen, in welchen sie erscheinen, gänzlich umgestalten werden. Diese eigenen Bewegungen der Fixsterne wurden ungleich vollständiger und genauer bekannt, als im Jahr 1818 die Resultate aller Beobachtungen derselben, welche Bradley zwischen 1750 und 1762 auf der Sternwarte in Greenwich gemacht hatte, und ihre Vergleichung mit dem großen Piazzischen Sternverzeichnisse, an das Licht traten. Hieraus ergab sich, daß fast die Hälfte aller, in beiden Verzeichnissen zugleich enthaltenen Sterne (deren Anzahl 2959 ist) eine, ein Zehntel einer Sekunde erreichende oder überschreitende jährlich eigene Bewegung besizt. Kleine Sterne zeigten sie ebensowohl wie große, und unter 71 Sternen, deren jährliche eigene Bewegungen ich eine halbe Sekunde überschreitend fand, sind nur vier, welche die erste Größe besitzen. Unter den häufigen Sternen, deren eigene Bewegungen merklich sind, sind vier, bei welchen sie eine ungewöhnliche Größe erreichen, nämlich der helle Stern Arcturus und die Sterne der 5. bis 6. Größe μ der Cassiopeja, d des Eridanus und 61 des Schwans. Der leztere besizt die größte von allen eigenen Bewegungen, welche sich unter den Fixsternen gezeigt haben; sie beträgt jährlich mehr als 5 Sekunden. Diese eigenen Bewegungen sind offenbar Folgen von Ortsveränderungen, welche entweder die Sterne selbst oder unser Sonnensystem erfahren, wahrscheinlich von beiden zugleich. Sie mögen aber aus der einen, oder der andern dieser Ursachen entstehen, so wird klar, daß ein Stern, der eine gewisse Größe und Richtung seiner auf unser Sonnensystem bezogenen Bewegung besizt, ein desto größeres Fortschreiten an der Himmelskugel zeigen muß, je kleiner seine Entfernung ist. Man kann zwar diesen Schluß nicht umkehren und also auch nicht behaupten, daß die Entfernung eines Sterns desto kleiner sey, je größer sein Fortschreiten an der Himmelskugel ist; allein in gänzlicher Ermangelung eines untrüglichen Grundes, den einen Fixstern für näher zu halten als einen anderen, mag man dem Anzeichen von Nähe, welches eine große eigene Bewegung gibt, folgen.“

Eine ungewöhnlich große Bewegung zeigte der Stern 61 im Schwan. Dies veranlaßte Bessel, ihn genauer und unausgesezt zu untersuchen, und er erkannte endlich die Regel seiner Bewegung, woraus sich seine Entfernung ermitteln ließ. Dies ist der erste Fixstern, dessen Entfernung gemessen ist und mithin, wenn nicht der nächste, doch einer der nächsten, obgleich einer der scheinbar kleinsten. Der Verfasser nahm einen andern Stern, den nächsten (eigentlich zwei) zur Vergleichung, und berichtet nun: „Der Stern 61 bewegt sich an der Himmelskugel in einer Ellipse, deren Figur durch seine Lage gegen die Ebene der Erdbahn bestimmt ist, und deren größter Durchmesser das Doppelte seiner jährlichen Parallaxe ist; auch der Vergleichungsstern beschreibt eine Ellipse von derselben Figur, aber in dem Verhältnisse kleiner, in welchem seine jährliche Parallaxe kleiner ist als die von 61; beide Sterne durchlaufen ihre Ellipsen auf gleiche Art, oder sie befinden sich immer an ähnlich liegenden Punkten derselben.“ Die Methode, die der Verfasser angewandt hat, um jedem Irrthum bei der Berechnung auszuweichen, ist genau angegeben. Hier können wir nicht darauf eingehen.

Die Entfernung folgt aus der Messung der Parallaxe (der jährlichen Bewegung zwischen zwei äußersten Punkten). „Nimmt man die gefundene Größe der jährlichen Parallaxe des 61. Sterns des Schwans (genauer 0″,3136) als den wahren Werth derselben an, so folgt daraus seine Entfernung von der Sonne = 657700 Halbmessern der Erdbahn. Das Licht gebraucht etwas über 10 Jahre, um diese große Entfernung zu durchlaufen. Sie ist so groß, daß sie nur begriffen, nicht aber versinnlicht werden kann. Alle Versuche sie anschaulich zu machen, scheitern entweder an der Größe der Einheit, wodurch sie gemessen werden soll, oder an der Größe der Zahl der Wiederholungen der Einheit. Die Entfernung, welche das Licht in einem Jahre durchläuft, ist nicht

anschaulicher als die, die es in zehn Jahren zurücklegt; wählt man dagegen eine anschauliche Einheit, z. B. die Entfernung von 200 Meilen, welche ein Dampfwagen täglich durchlaufen kann, so muß man 68000 Millionen solcher Tagereisen, oder fast 200 Millionen Jahresreisen, zur Angabe der Entfernung des Sterns machen."

Indem auf diese Weise die Entfernung eines Fixsterns ausgemessen ist, hat man gleichsam eine Brücke in die Unendlichkeit geschlagen und die Fixsternwelt zum erstenmal in eine Beziehung zu unserm Sonnensystem gebracht. Die Art der Verbindung zwischen dort und hier ist aber noch ein Räthsel, in welches tiefer einzudringen die nächste Aufgabe der Astronomen ist. Der Verfasser gibt einige Andeutungen: „Der Stern zeigt, wie ich oben schon gesagt habe, eine fortschreitende Bewegung am Himmel, von mehr als 5 Sekunden jährlich, welche aus seiner, beziehungsweise zu der Sonne stattfindenden Bewegung im Weltraume hervorgeht; ob diese Bewegung dem Sterne, oder der Sonne, oder beiden zugleich, eigenthümlich ist, weiß man zwar nicht, doch ist das leztere das Wahrscheinlichere. Eben so wenig weiß man, in welcher Richtung gegen die Gesichtslinie nach dem Sterne, diese beziehungsweise Bewegung vor sich geht; ob sie diese Linie senkrecht durchschneidet oder einen mehr oder weniger spitzen Winkel mit ihr macht. Man erklärt sie aber durch die kleinste wahre Bewegung, durch welche sie erklärt werden kann, wenn man das erstere annimmt. Man weiß also, daß die beziehungsweise jährliche Bewegung beider Gestirne nicht kleiner seyn kann, als eine Linie, welche in der angegebenen Entfernung des Sterns so groß erscheint als sein jährliches Fortschreiten an der Himmelskugel von 5 Sekunden: diese Linie ist 16 Halbmesser der Erdbahn lang, welche demnach die kleinste Grenze der beziehungsweisen jährlichen Bewegung beider Gestirne sind. Während eines Tages beträgt diese Grenze der Bewegung etwa eine Million Meilen, etwa dreimal so viel als die Kopernikanische Umlaufsbewegung der Erde um die Sonne. Wenn die beziehungsweise Bewegung allein eine Bewegung der Sonne ist, so geht aus ihrer angegebenen kleinsten Grenze hervor, daß die gewöhnliche Vorstellung der Ruhe der Sonne im Weltraume beträchtlich geändert werden muß; wenn aber auch der Stern, wahrscheinlich, Antheil daran hat, so ist doch nicht zu vermuthen, daß dieser groß genug wäre, um die Folgerung im Wesentlichen zu ändern. Diese Bewegung der Sonne und des ganzen Planetensystems hat indessen gar keinen Einfluß auf die Erscheinungen, welche die zu diesem Systeme selbst gehörenden Körper zeigen."

2) Die Doppelsterne von Mädler, ein nicht minder interessanter Aufsatz. Der Verfasser zeigt, wie nach und nach immer mehr Doppelsterne entdeckt und wie sie immer genauer klassifizirt worden sind. Das größte Verdienst dabei hat sich Struve in Dorpat (jezt in Petersburg) und der jüngere Herschel erworben. Der leztere besonders vom Kap aus für die südliche Hemisphäre. Struve hat am nördlichen Himmel nach seiner lezten Durchmusterung des Himmels 2641 Doppelsterne verzeichnet, dabei aber alle zu kleinen Sterne ausgeschlossen, weil sonst die Musterung nicht zu Ende zu bringen gewesen wäre und man sich vors Erste eine feste Grenze ziehen muß. Unter diesen 2641 Doppelsternen sind 1 fünffacher (oder sechsfacher), 3 vierfache, 51 dreifache. Besonders interessant ist ihre Färbung. Oft sind beide Sterne von einer Farbe; häufig aber ist einer anders gefärbt. Der Zahl nach kommen vor

A. Sternenpaare mit gleichen Farben.

Sehr weiß	78	Paare
Weiß	217	"
Weißgelblich	27	"
Gelblich	35	"
Gelb (und Roth)	11	"
Goldgelb	2	"
Grün	5	"
	375	"

B. Mit ähnlichen Farben.

Gelb und Weiß	30	Paare
Weiß und Blau	53	"
Gelb von verschiedenem Grade	13	"
Blau von verschiedenem Grade	5	"
	101	"

C. Mit gänzlich verschiedenen Farben.

Gelb und Blau	52	Paare
Gelblich und Bläulich . . .	52	"
Grün und Blau	16	"
	120	"

Kommt, bei Farbenverschiedenheiten, Blau mit vor, so ist stets der schwächere Stern blau; gelb ist dagegen fast gleich häufig bei Haupt- wie bei Nebensternen, und zuweilen ist sogar der Begleiter von tieferem Gelb als der hellere Stern. Die purpurfarbenen (13) und aschfarbenen Begleiter sind hier mit zu den blauen gezählt. — Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß Gleichheit oder große Aehnlichkeit der Farbe sehr oft mit Gleichheit, stets aber mit verhältnißmäßig geringer Verschiedenheit der Lichtstärke verbunden ist; wogegen bei gänzlich verschiedenen Farben niemals Gleichheit und in den meisten Fällen starke Verschiedenheit des Glanzes Statt findet; am stärksten bei Grün und Blau, wo sie 5 Grade betragen

kann. Bei Sternen, die nicht wenigstens die 9. Größe haben, sind Farben nicht mehr zu unterscheiden, da der Lichteindruck im Ganzen zu schwach ist."

An diese Beobachtungen knüpft Hr. Mädler eine interessante Bemerkung: „Unsre Kenntnisse auf diesem Felde sind noch viel zu neu, als daß eine Erklärung dieser eben so räthselhaften als interessanten Erscheinung versucht werden könnte. Gewiß scheint es, daß das eigne Licht der Fixsterne nicht nur dem Grade, sondern auch wesentlich der Art nach unterschieden sey. Ein matter, bläulich schimmernder Begleiter neben einem ungleich helleren, glänzend gelben Hauptstern kann freilich nicht für einen Planeten, der sein Licht vom größeren Stern empfangen, angesehen werden; denn ein bloß erborgtes Licht könnte aus jenen ungeheuren Fernen her auf keine Weise zu uns gelangen. Aber wie es fast gewiß ist, daß einige Planeten neben der von der Sonne herrührenden Beleuchtung auch noch ein wiewohl schwaches eignes Licht entwickeln, so mag es Fixsterne geben, die als Begleiter größerer Sonnen, neben ihrem eignen Lichte, auch noch von diesen Licht empfangen. Der Unterschied zwischen selbstleuchtenden und dunklen Körpern ist vielleicht nicht überall im Universum so absolut zu nehmen, als wir es im Sonnensystem gewohnt sind: es kann verschiedne Uebergänge und Zwischenstufen geben, und die Mannichfaltigkeit der gegenseitigen Beziehungen mag hiernach einen Reichthum entwickeln, von dem wir noch gar keine Ahnung haben."

Gewiß ist es manchem Leser erfreulich zu finden, daß Hr. Mädler am Schluß seiner Abhandlung die durch ihre Größe, Sternenzahl, Bewegung und Färbung merkwürdigsten Doppelsterne hervorgehoben und einzeln beschrieben hat. Der Freund der Astronomie, der Dilettant, der die schönste und merkwürdigste Erscheinung am Himmel kennen lernen will, wird durch solche Auszeichnungen aufmerksam gemacht und braucht nicht ängstlich in den großen Sternverzeichnissen zu suchen. Einer der beachtenswerthesten Doppelsterne ist wohl Gamma in der Jungfrau, dessen beide Sterne periodisch ihr Licht wechseln.

3) Ueber das Klima des Brockens, verglichen mit dem von Berlin, von Mädler, sehr genaue Messungen, verbunden mit Andeutungen über Witterung, Winde ꝛc. überhaupt.

4) Der galvanische Telegraph zu München, von Steinheil. Bis jezt gaben die Telegraphen nur sichtbare Zeichen, wobei es auf Ferne, Witterung ꝛc. viel ankam. Jezt aber hat man einen galvanischen Telegraphen erfunden, d. h. einen Metalldraht, auf den galvanisch gewirkt wird und durch den man auf unberechenbare Fernen zugleich sichtbar, hörbar, ja sogar riechbar und schmeckbar wirken kann. Der Draht gibt Detonationen in gewisser Stärke und in gewissen Pausen, und zugleich schreibt er eine Notenschrift, die, wenn man falsch gehört hätte, nachgesehen werden kann. Er übertrifft also alle Mittheilungsmittel, die man jemals gekannt hat. „Um einestheils über die Richtung, in welcher der galvanische Strom den Schließungsdraht durchlaufen soll, mit Bequemlichkeit disponiren zu können, andern Theils aber die Erregung auf eine sehr einfache, wenig Kraft erfordernde Operation zurückzuführen, ließ ich für den Münchner Telegraphen einen besondern Apparat bauen, der im Ganzen dem Clarkeschen Rotationsapparate ähnlich ist und sich in meiner Abhandlung über Telegraphie * ausführlich beschrieben und abgebildet findet. Jede halbe Umdrehung des Balanciers erzeugt einen galvanischen Strom, der nur während eines Momentes thätig ist, und die ganze Leitungskette in dem einen oder andern Sinne durchläuft, je nachdem der Balancier rechts oder links gedreht wurde. Diese momentanen Durchzuckungen der ganzen Leitungskette können auf mehr als eine Weise wahrnehmbar gemacht werden und so als telegraphische Zeichen dienen. Sie können sichtbar gemacht werden durch Ablenkungen von Magnetstäben, fühlbar durch kräftige Erschütterungen, wenn der menschliche Körper in die Leitungskette als Theil eingeschaltet wird, hörbar durch das Ueberspringen des knisternden Funkens oder durch Anschlagen des abgelenkten Magnetstabes an eine Glocke, ja sogar, wie Gaus weiter bemerkte, wahrgenommen und unterschieden werden durch den Geschmacksinn, indem man das Austreten des Stromes am negativen Drahtende deutlich unterscheidet vom andern. So ist also jeder Sinn geeignet, die telegraphische Nachricht aufzunehmen, aber natürlich der eine mehr als der andere." Die nähere Beschreibung des ganzen Apparats muß man im Buche selbst nachlesen, die Erfahrung über die praktische Anwendbarkeit für politische, militärische, merkantilische Mittheilungen von der nächsten Zukunft erwarten.

5) Ueber den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung von Quetelet, Direktor der Sternwarte in Brüssel. Eine Beweisführung aus statistischen Tabellen, daß in Belgien (wie überall) dieselben Verbrechen bei der gleichen Menschenzahl, bei diesem Geschlecht, dieser Altersstufe ꝛc. immer wiederkehren, und daß mithin die scheinbar regelloseste Willkür menschlicher Handlungen einem strengen Naturgesetz unterliegt.

* Ueber Telegraphie, insbesondere durch galvanische Kräfte ꝛc., von Dr. C. A. Steinheil. 4. 1838. München, Cotta'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. September 1839.

Eine historische Beleuchtung der Zürcher Wirren.

Derselbe Conrad von Muralt, Altbürgermeister des Kantons Zürich, der vor wenigen Tagen nach dem Sturz der radikalen Regierung als Haupt der Gemäßigten an die Spitze der provisorischen Verwaltung berufen wurde, hat unmittelbar vorher ein ausgezeichnetes Geschichtswerk vollendet, das die jüngste Vergangenheit Zürichs vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart schildert. Dieses Werk ist nun, nach dem was so eben in Zürich vorgegangen ist, von doppeltem Interesse. Wir wollen seiner Darstellung des Gewesenen folgen und dann einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Dinge in Zürich anknüpfen.

Hans von Reinhard, Bürgermeister des Eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz. Von Conrad Muralt, Altbürgermeister des Kantons Zürich. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1839. gr. 8.

Eine der gründlichsten und interessantesten Lebensbeschreibungen, welche die neuere Literatur aufzuweisen hat und zugleich ein werthvoller Beitrag zur neuern Geschichte. Der im Jahr 1835 verstorbene Reinhard war nicht nur geraume Zeit hindurch die erste Magistratsperson von Zürich, sondern auch oftmals und zwar zur Zeit der wichtigsten europäischen Krisen in der Revolution und unter Napoleon Landammann der gesammten Schweiz und derjenige, der, zuweilen von Instruktionen der Kantone verlassen, aus eigener Einsicht das Beste thun mußte, um die Sache seines Vaterlandes unter so vielen Verwicklungen glücklich durchzuführen. Auch ist kaum je ein Staatsmann so geeignet gewesen, einen kleinen Staat in so schwierigen Umständen zu vertreten, denn Reinhard befolgte den oft von ihm ausgesprochenen Grundsatz „man müsse sich biegen wie ein Rohr, um sich, wenn der Sturm vorüber sey, wieder aufzurichten," und wenn er sich in diese demüthige Politik mit Resignation ergab, und nie die Empfindlichkeit des gekränkten Stolzes blicken ließ, so wußte er auf der andern Seite durch persönliche Würde und anständige Formen das Schimpfliche, das in den wiederholten Demüthigungen der Schweiz lag, zu mildern. Es gelang ihm wirklich, durch diese Mäßigung, durch dieses Nachgeben und vorübergehende Aufopfern so manches selbst unveräußerlich scheinenden Interesses, noch größern Gefahren, noch größern Opfern vorzubeugen, mit denen die Schweiz unter Napoleon bedroht war. Seine feste Ueberzeugung war, wenn Napoleon nicht über die Schweiz beruhigt sey, werde er sie Frankreich förmlich einverleiben, und wenn einmal eine formelle Einverleibung erfolgt sey, werde sich die Unabhängigkeit der Schweiz schwerlich jemals herstellen lassen. Wenn dagegen die Schweiz nachgiebig genug gegen Napoleon sey, werde er ihre Unabhängigkeit formell gelten lassen und sey diese nur conservirt, so werde mit der Zeit auch der drückende Einfluß Frankreichs wohl wieder abnehmen. Und er besaß ganz die Ruhe, Opfer zu bringen und Beleidigungen des Stärkern hinzunehmen, ohne bitter zu werden, und ohne eine anständige Haltung zu verlieren. Es gibt nur dreierlei Staatsmänner in Zeiten, wo die Existenz des Staates auf dem Spiele steht: unbeugsame Patrioten, die der Ehre um keinen Preis etwas vergeben wollen und lieber ruhmwürdig untergehen, als sich unterwerfen; Verräther, Schurken, Renegaten, die sich und das Land dem Feinde verkaufen; endlich kluge und vorsichtige Politiker, die eine augenblickliche Demüthigung und Ehrenkränkung, wenn nur im Ganzen conservirt wird, geringer anschlagen, als eine Behauptung des alten Nationalruhms auf Kosten der Existenz. Alle drei waren in der Schweizer Revolution repräsentirt, die unbeugsamen Patrioten durch Reding, die feilen Verräther durch Dolder, die nachgiebigen Conservativen durch Reinhard.

Hans von Reinhard, aus einer angesehenen Zürcher Familie, wurde 1755 geboren, studirte zu Göttingen, machte Reisen, um sich eine allgemeinere Weltbildung anzueignen und trat dann in die Staatskanzlei seiner Vaterstadt ein. Durch seine Familienverbindung, wie durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit gelangte er bald zu einflußreicher Thätigkeit. Er wurde Landammann im Thurgau, begleitete eine Gesandtschaft nach Genf, die bürgerlichen Unruhen daselbst zu vermitteln und wurde Landvogt in Baden. Da brach die Revolution aus, im Jahr 1798. Schon lange hatte eine unzufriedene Partei in der Schweiz das Beispiel der französischen Revolution nachahmen und die aristokratischen Regierungen stürzen wollen. Frankreich, nach dem Besitz der Schweiz lüstern (theils um dieses Land zu plündern, theils um es als militärischen Stützpunkt zu benutzen) bot die Hand. Französische Truppen rückten in die Schweiz und die Tapferkeit der Berner, der gute Wille und Zuzug der Urkantone halfen nichts; die französisch Gesinnten in der Schweiz (die sich unvernünftigerweise „Patrioten" nannten, indem sie gerade ihr Vaterland an Fremde verriethen) untergruben das Vertrauen und übten Verrath; die Söhne der alten Helden von Granson und Murten wurden geschlagen, auseinandergejagt und unterjocht. Auch Reinhard mußte seine Landvogtei verlassen.

Die sogenannten Patrioten traten überall an die Spitze der Kantonsregierungen und gründeten, von französischen Bajonetten unterstützt, die sogenannte helvetische Republik. Obgleich die Schweiz seit anderthalb Jahrtausenden deutsch und von Alemannen, Burgundern und Gothen bewohnt war, sollte sie jetzt auf einmal durch einen verschollenen gallischen Namen als eine Zubehör Frankreichs bezeichnet werden; die ehrlichen Schweizer, die seit anderthalb Jahrtausenden kein Welsch verstanden und den Welschen in den Mailänder und Burgunderkriegen so schrecklich ihre deutsche Kraft hatten fühlen lassen, sollten nun auf einmal gallische Helvetier werden. Die Unabhängigkeit, welche die helvetische Republik dem Namen nach behielt, war nur Schein. Die Schweiz wurde systematisch von den Franzosen ausgeplündert, das alte Gold der reichen Kantone, alle Vorräthe, besonders die Arsenale hinweggeführt. Contributionen folgten auf Contributionen; in die Regierung durften nur Kreaturen Frankreichs eintreten; wahrhaft patriotisch gesinnte Männer, die sich dem helvetischen Raubsystem zu widersetzen wagten, wurden durch Waffengewalt entfernt, ihre Wahlen annullirt; die Befehle der französischen Commissäre an die helvetische Regierung sagten kurz und brutal: nichts für die Schweiz, alles nur für Frankreich!

Indeß sah man die nur scheinbare Unabhängigkeit immer noch für ein Glück an, und that Alles, damit Treilharts Drohung, „daß die Schweiz beim geringsten Widerstande mit Frankreich vereinigt werden würde," nicht in Erfüllung gehe.

Reinhard wurde auf kurze Zeit als Geißel abgeführt; man bedurfte seines Talentes aber, um in der verhängnißvollen Zeit des österreichisch-russischen Krieges und der Schlacht bei Zürich im Jahr 1799 die Municipalität Zürichs zu leiten. Er wurde der Präsident derselben und bald zu noch umfassenderen Geschäften berufen. Die erbärmliche helvetische Regierung, das feilste Werkzeug der französischen Raublust und Willkühr, hatte sich allgemein so verhaßt und verächtlich gemacht, daß sich die Kantone von allen Seiten gegen sie erhoben, den kräftigen Aloys von Reding an der Spitze. Napoleon, damals erster Consul, sah ein, daß er die Schweizer anders fassen müsse, um sie zu gewinnen und seinen Absichten geneigt zu machen. Bisher hatte Frankreich alles gethan, um die Schweizer zu beleidigen und zu kränken. Das sey nicht klug, meinte Napoleon, da sich Frankreich vielmehr die Schweizer befreunden solle, um sie gegen Oesterreich zu benutzen. Da er nun sah, wie sehr die Schweizer an ihrer alten Kantonalverfassung, dem Föderalismus, der jedem kleinen Kanton seine Souverainetät ließ, hingen, so glaubt er sich populär zu machen, indem er auf einmal dieses föderalistische System begünstigte und die Helvetier, die bisherigen Freunde und Kreaturen Frankreichs, im Stich ließ. Er rief sogar Reding, der eben erst als Rebell gegen die helvetische Republik und Frankreich mit den Waffen bekämpft worden war, zu sich nach Paris, um mit ihm das künftige Schicksal der Schweiz zu verabreden. Allein diese Zusammenkunft führte zu nichts. Reding war ein unbeugsamer Patriot und wollte um keinen Preis dulden, daß das Wallis französisch würde. Napoleon seinerseits bedurfte des Wallis der Simplonstraße wegen, um sich die Communication mit Italien zu sichern. Beide schieden also unverrichteter Sache, und Napoleon, gereizt durch den unerwarteten Muth eines ehrlichen Mannes, trat plötzlich wieder auf die Seite der Helvetier, und that alles, um die Föderalisten zu demüthigen. Reding, bereits Landammann der gesammten Schweiz geworden, wurde abgesetzt, constituirte aber eine zweite föderalistische Tagsatzung zu Schwyz, setzt sich in offnen Aufstand gegen die neue helvetische Regierung und behielt die Oberhand, da die föderalistischen Truppen unter General Bachmann die helvetischen überall vertrieben. Napoleon schickte den Helvetiern ein französisches Heer unter Ney zu Hülfe, und nun gaben die Föderalisten der Uebermacht nach, protestirten aber feierlich gegen die fremde Gewalt.

Nachdem Napoleon auf diese Weise den Widerstand Redings besiegt hatte, eilte er, die Schweizer wieder zu beruhigen und durch Güte zu gewinnen. Er befahl, Männer von allen Parteien und aus allen Kantonen

sollten zu ihm nach Paris kommen, um die künftige Verfassung der Schweiz unter seinen Augen zu entwerfen. Er versprach, jeden Wunsch zu hören, jeden billigen zu berücksichtigen. Unter den Deputirten, die sofort nach Paris reisten, befand sich auch Reinhard, als föderalistischer Abgeordneter von Zürich.

Die Verhandlungen über die berühmte Vermittlungsakte sind im vorliegenden Werke mit großer Klarheit und Schärfe erörtert. Sie bleiben ein ewig denkwürdiges Beispiel von politischer Arglist. Napoleon erklärte den Schweizern vornehmlich zweierlei, 1) sie selbst befänden sich am wohlsten, wenn sie in kleinen Kantons getrennt blieben, wenn Jeder auf seiner Scholle thäte, was er wollte, wenn sie durch eine Centralbehörde weder in ihren innern Einrichtungen bevogtet, noch zu Steuern und Abgaben zur Erhaltung einer Centralregierung, Armee ꝛc. gezwungen wären. 2) Sofern sie nun aber doch einen Schutz nach außen bedürften, so könnten sie denselben auf die bequemste Weise haben, wenn sie sich deßfalls Frankreich unterordneten, denn es sey Frankreichs eigenes Interesse, die Unabhängigkeit der Schweiz zu schützen, da es nie zugeben könne, daß eine andere große Macht Einfluß auf die Schweiz übe. Somit träfen nun die Bedürfnisse der Schweiz und Frankreichs genau zusammen. — Ganz dasselbe sagte Napoleon auch den Kleinstaaten des Rheinbundes: „es ist euch ja doch nur wohl in euerm Provinzialismus, bei eurer souverainen Krähwinkelei. Genießt derselben, schließt euch einzeln ab so eng als möglich und um das Ganze, um eure äußere Lage kümmert euch nicht, das ist meine Sorge, ich werde euch zu schützen wissen, denn es ist mein Interesse, daß Niemand Anders Einfluß auf euch übe, als ich.“ Auf diese Weise nahm Napoleon das Band der deutschen Nationalität als gar nicht vorhanden an, isolirte den ganzen Westen Deutschlands in Duodezrepubliken und Duodezmonarchien und herrschte als Fremder über alle. Und man wunderte sich darüber nicht einmal. Wie aber würde man sich darüber gewundert haben, wenn ein deutscher Kaiser oder König etwa mit Frankreich hätte so umgehen wollen, wie damals Napoleon mit Deutschland umging, wenn etwa der König von Preußen zu den Einwohnern der Champagne gesagt hätte: „ihr befindet euch am wohlsten, wenn ihr euch in kleine Kantone trennt und Republiken bildet, ihr braucht dann wenig oder gar keine Abgaben zu bezahlen. Nach außen seyd ihr ohnehin zu schwach, euch selbst zu schützen, diesen Schutz aber will ich übernehmen, denn es ist mein eigenes Interesse, daß fremde Mächte, namentlich Frankreich, keinen Einfluß in der Champagne haben, sondern ich allein. Das Interesse der Champagne und Preußens fällt somit genau zusammen!“ Würde so etwas wirklich einmal gesagt, so würden die in der Champagne schreien: „wir sind ja Franzosen, wir wollen nichts Besonderes oder Anderes seyn, als Franzosen. Wie kann sich eine deutsche Macht unterstehen, sich mit uns gegen unsere französischen Stammgenossen verbinden zu wollen?“ So würde es drüben heißen und mit Recht. Warum hieß es nicht auch hüben so? Warum durfte sich Napoleon unterstehen, einem deutschen Stamm den trügerischen Bund gegen andere deutsche Stämme anzutragen, ohne daß sich Alles, was deutsch redete, dagegen empörte? — Napoleon sagte damals den Schweizerdeputirten: „ihr könnt weder als Individuen leben noch als Staat fortbestehen ohne Frankreich!“ und welche Schande, daß die ungeheure Charlatanerie, die Napoleon in jenen Worten aussprach, doch vorübergehend einen Schein von Wahrheit hatte!

Die auswärtigen, namentlich deutschen Mächte, waren nicht gleichgültig bei den Pariser Verhandlungen, aber zu unmächtig, um einzuwirken. Am meisten fällt es auf, daß Preußen, dem doch so viel an einer selbstständigen Stellung der deutschen Nation gegenüber Napoleon gelegen seyn mußte, damals eifrig für ihn war und ihm sogar ohne Noth die Briefe mittheilte, die einige verzweifelnde Föderalisten an auswärtige Mächte geschrieben hatten, sie beschwörend, sich der Schweiz gegen Frankreich anzunehmen.

Das schweizerische Vermittlungswerk kam nun zu Stande. Es beschwichtigte die Schweizer, indem es der Kleinstaaterei und Lokalphilisterei mit den Duodezsouverainetäten schmeichelt, und es erfüllte alle Zwecke Napoleons, indem es die Schweiz unter sein Protektorat brachte und zu Truppenstellungen verpflichtete. Die helvetische Regierung hörte auf. Wie gemein die Helvetier waren, erhellt auch aus der Art, wie sie vom Schauplatz abtraten. Sie und ihre Raubgenossen in Paris machten noch einen letzten Plan, der aber durch Reinhards Wachsamkeit scheiterte. Dieser Zug ist klein aber charakteristisch und historisch nicht uninteressant: „Am Schlusse des Tages und des ganzen Vermittlungswerkes gab Barthélemy noch ein großes Gastmahl, zu welchem nicht nur die französischen Commissarien und die Zehner-Commission, sondern noch viel andere schweizerische Deputirte eingeladen waren; anfangs herrschte dabei allgemeine Fröhlichkeit, bis sich das Mahl mit einem sehr unangenehmen Auftritte schloß. Röderer äußerte nämlich, wie ganz beiläufig, nach Aufhebung der Tafel, bei welcher Jedermann, die Einen mehr, die Andern weniger durch die vielen aufgetragenen Weine erhitzt waren, der Consul habe in Folge einer Denkschrift Müller Friedbergs eine neue Redaktion des zweiten Artikels über die Schulden-Liquidation bewilliget, und zwar einzig zu dem Zwecke, die ehemaligen gemeinen Herrschaften gegen übertriebene Ansprachen der früher regierenden Stände sicher zu stellen. Das letzte Blatt des Vermittlungswerkes mit den

Unterschriften habe daher von dem Originale abgelöst werden müssen, und es handle sich bloß darum, die unbedeutende Angelegenheit durch neue Unterschriften ins Reine zu bringen. — Ohne dabei Arges zu denken, hatten bereits d'Affry und Glutz unterzeichnet; Reinhard verlor weder Besinnung noch Entschlossenheit. Er witterte Unrath und erklärte, sich nicht in Verfassung zu befinden, um Redaktionen zu prüfen; nach einem solchen Mahle gezieme es sich nicht, irgend etwas Ernsthaftes vorzunehmen. Heute unterzeichne er nicht mehr. Hierauf wurde ihm stark zugesetzt und erklärt, die Andern können um seinetwillen eben so wenig aufgehalten werden, als die Originalakte unvollständig bleiben. Gerade diese Zudringlichkeit vermehrte seinen Verdacht und seinen Widerstand. Jauch und Andere dadurch aufmerksam geworden, verweigerten nun ebenfalls ihre Unterschrift, und bald fielen heftige Vorwürfe über das Unerhörte, ein so feierlich abgeschlossenes und überreichtes Werk hinter dem Rücken verstümmeln zu wollen. — Fouché, welchem das Benehmen Reinhards Achtung eingeflößt zu haben scheint, flüsterte ihm zu: „Vertheidigen Sie sich, sie wollen Ihnen noch eine Million entreißen." Damit ward die Sache abgebrochen, und so mußte es bei der ersten Abfassung sein Bewenden behalten. Röderer, vielleicht ohne sich selbst die Folgen seines Benehmens sattsam klar gemacht zu haben, sah sich nun durch diese wenig ehrenhafte List ungemein compromittirt und verließ mißvergnügt den Saal. Nach ihm auch die, welche den Plan angelegt hatten. Einige derselben warfen sich plötzlich in den Reisewagen, und kehrten nach der Schweiz zurück. Am folgenden Morgen erhielt Reinhard bei Einsicht der von den Unitariern eingegebenen Denkschrift den Schlüssel zu dieser häßlichen Intrigue. Die Vermittlung hatte nämlich jedem Kanton diejenigen Domainen, welche er in einem andern Kantone nicht als Landesherr, sondern als Privat-Eigenthümer besessen hatte, in dieser Eigenschaft wieder zuerkannt. In Folge dieser fehlgeschlagenen List aber hätten alle diese Güter den Kantonen zufallen sollen, in denen sie gelegen waren. Der erste Consul, der sich durch Barthélemy Bericht über den Vorfall erstatten ließ, äußerte sich sehr mißvergnügt über Röderers Benehmen. Die Abgeordneten des Kantons Zürich hatten Kenntniß von jenem Schritte, doch keinen Mitantheil. Der Kanton Zürich hatte hiemit die Erhaltung eines Eigenthums von einer Million Gulden an Werth Reinhard allein zu verdanken."

Die neue Verfassung der Schweiz trat ins Leben und Reinhard wurde der erste Präsident oder Landammann der Schweiz, sofern diese Würde an das erste Staatsamt des Vororts (zuerst Zürich) geknüpft, und Reinhard damals Bürgermeister von Zürich war. Im folgenden Jahr wurde Luzern der Vorort und Rüttimann von Luzern Landammann der Schweiz. Die Reihe kam aber später wieder an Reinhard und überhaupt blieb er fortwährend politisch thätig, namentlich auch als Gesandter. Er folgte Napoleon in den Feldzug von 1809, um sich militärische Verhaltungsbefehle für die Schweiz auszubitten. Die Aengstlichkeit und der (wenn auch nur affectirte) servile Eifer ging doch damals zu weit in der Schweiz. Napoleon selbst sagte den Gesandten: ihr hättet das nicht nöthig gehabt. Inzwischen verfügte Napoleon bald darauf drückende Maßregeln, wie überall, so auch gegen die Schweiz, confiscirte die englischen Waaren und besetzte den Kanton Tessin mit Truppen, ohne nur vorher anzufragen oder nachher Erklärungen darüber von sich zu geben. Reinhard ging abermals als Gesandter nach Paris, 1811, um Vorstellungen zu machen, richtete aber nichts aus. Anstatt die gerechten Beschwerden der Schweizer anzuhören, fuhr Napoleon zornig heraus, klagte die Schweizer des heimlichen Verrathes an und sprach höchst entrüstet von Sydler, der in der Tagsatzung besonders warm gegen die französischen Maßregeln gesprochen, und den er nahezu wie Stein, Hormayr, Hofer &c. in die europäische Acht zu erklären Miene machte. Man bewies ihm, daß Sydler nichts Verfängliches gesagt habe. Aber Napoleon wußte das wohl und affectirte nur, entrüstet zu seyn, um den Schweizern, die bei ihm klagen wollten, eine Diversion zu machen. Er liebte es, wenn er Unrecht hatte, alle Vorwürfe dadurch abzuschneiden, daß er Andere des Unrechts anklagte. Ueberdies war er auf dem Gipfel seiner Macht, drohte mit Einverleibung und gab nicht ein Haarbreit nach. Im Gegentheil mußte die Schweiz sich so tief als möglich demüthigen, um den Zorn des Herrn zu beschwichtigen. Die Tagsatzung, die sein Mißfallen erregt, löste sich auf, Tessin sammt den englischen Waaren wurden aufgegeben, die Truppenwerbungen für Frankreich wurden verstärkt und Napoleon — lächelte wieder. Reinhard schrieb damals: „Aus allem diesem geht die traurige Ueberzeugung hervor, daß eine kleine Nation keine Mittel besitzt, um sich auch für ihre unbestreitbarsten Forderungen Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Ansprüche kleiner Völker verschwinden beinahe ganz in der großen Politik." Goldene Worte, die jeder Schweizer über seine Thür schreiben sollte. Warum habt ihr euch von der großen Gesammtnation, zu der ihr gehört, los gemacht? Warum ist diese große Nation in so viele kleine Natiönchen zerfallen? Die ewig wiederkehrende Klage, daß man so klein sey, wäre gar nicht von nöthen, wenn man sich nur besinnen wollte, daß man ja eigentlich sehr groß ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 18. September 1839.

Eine historische Beleuchtung der Zürcher Wirren.

Hans von Reinhard, Bürgermeister des Eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz. Von Conrad Muralt, Altbürgermeister des Kantons Zürich. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1839. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Der allzustramm angezogene Bogen brach, und der Zufall wollte, daß Reinhard gerade in dem verhängnißvollen Jahr 1813 wieder Landammann der Schweiz war. Getreu seinem Grundsatz, daß das Rohr sich biegen müsse, um sich nach dem Sturm wieder aufzurichten, gab er den exaltirten Franzosenfreunden nicht nach, als sie sich dem Einmarsch der Alliirten widersetzen wollten. Wozu hätte auch eine so unsinnige Aufopferung für Napoleon nützen sollen? Nachdem die Neutralität einmal nicht durchzusetzen war, hielt es Reinhard für angemessen, nachzugeben, die Alliirten der Schweiz geneigt zu machen. Es darf dabei nicht ganz übergangen werden, daß kurz vorher noch das Gerücht sich verbreitet hatte, Napoleon werde den Fürsten von Neufchatel (Berthier) zum lebenslänglichen Landammann (und künftigen König?) der Schweiz machen.

Sobald die Alliirten durch die Schweiz zogen, regten sich überall die alten Aristokraten, um das Familienregiment des vorigen Jahrhunderts herzustellen. Ein angeblicher k. k. Botschafter, der aber bald desavouirt wurde, Graf Senft von Pilsach, setzte durch seine Dreistigkeit und Kühnheit die Restauration in Bern durch. Ueber diese wunderliche Episode findet man hier bessere Nachrichten als irgendwo. Mehr oder weniger Gährung herrschte in allen andern Kantonen, die Graubündter fielen in Italien ein, ihr Veltlin wieder zu erobern &c. Die bisherige Verfassung der Schweiz konnte schon, weil sie ein Werk Napoleons war, nicht bestehen. Sie fiel und eine Schweizer Gesandtschaft, an deren Spitze sich wieder Reinhard befand, reiste zum Wiener Congreß, um mit demselben die künftige Verfassung der Schweiz zu berathen, wie mit Napoleon 1802 in Paris. Reinhard spielte am Congreßtisch keineswegs eine so geringe Rolle, wie sie ihm ein damaliges Epigramm zudachte: „Mit Tells Hut in der Hand bettelt er sich um den Tisch." Vielmehr war Reinhard thätig und einflußreich genug, um der Schweiz eine sehr ehrenvolle Stelle in der neuen Organisation Europas zu sichern.

Höchst merkwürdig sind die Erörterungen, welche damals am Wiener Congreß zwischen der Schweiz und Talleyrand gepflogen wurden. Die Schweiz, ein deutsches Land, ehemals dem deutschen Reich zugehörig, durch tausend Bande der Nationalverwandtschaft, Sprache, Literatur, Sitte, Nachbarschaft mit dem übrigen Deutschland verwandt, und jetzt durch deutsche Waffen, wie man es nehmen wollte, entweder vom Joch Napoleons befreit, oder erobert, also durchaus entweder aufs innigste für und mit Deutschland interessirt, oder dem Einfluß des damals siegreichen Deutschland unterworfen, diese Schweiz fand dennoch für nöthig, auf dem Wiener Congreß, unmittelbar nach den schrecklichen Kriegen, in denen Frankreich gedemüthigt worden, bei Talleyrand förmlich zu antichambriren. Frankreich nämlich nahm Anfangs keinen Theil an den Unterhandlungen des Congresses in Betreff der Schweiz und durfte von Rechtswegen keinen Theil nehmen. Was ging es denn die Franzosen an, wie die deutschen Stämme sich unter einander benehmen wollten. Aber der schlaue Talleyrand, damals Gesandter Frankreichs am Congreß, ließ sich verlauten, wenn Frankreich nicht zu den Berathungen gezogen werde, so werde es auch die Beschlüsse nicht anerkennen und seinerseits die Zukunft der Schweiz nicht garantiren. Und diese Erklärung des besiegten Frankreich — schreckte die Schweizer. Sie kamen und baten, Talleyrand möge doch geruhen, den Verhandlungen beizuwohnen. Wahrhaftig man muß

erröthen, mit so viel Blut nicht mehr Vortheil erkauft zu haben. Derselbe Talleyrand nahm sich auf einmal der Schweizer aufs eifrigste an, als Oesterreich den Wunsch blicken ließ, nur in Graubündten werben lassen zu dürfen. „Ihr seyd verloren, rief Talleyrand den Schweizern zu, wenn ihr dies duldet, schreit, schreit so laut ihr könnt!" Dies durfte ein französischer Gesandter sich unterstehen auf dem Congreß zu Wien, nachdem Frankreich seit Jahrhunderten viele hunderttausend Schweizer angeworben hatte. Daß ein deutscher Kaiser in einem deutschen Gebirgsland Truppen würbe, sollte eine ungeheure Gefahr für Deutschland, ja ein Verbrechen seyn, daß aber ein fremder französischer Herrscher aus demselben deutschen Gebirgsland Truppen würbe, um sie gegen Deutschland zu führen, sollte etwas ganz Natürliches seyn. Aber wer darf sich über die französische Unverschämtheit wundern, da sich Deutschland dieselbe gefallen ließ.

Napoleon kam von Elba zurück. Die Schweizer aber waren klug genug, seinem Glücke nicht mehr zu vertrauen. Sie waffneten sich und gaben den alliirten Mächten die bündigsten Versicherungen ihrer Treue, in der Hoffnung, dadurch noch mehr zu erlangen, als im Bunde mit Napoleon. Indessen thaten sie doch keinen ernsten Schritt gegen Frankreich, bis die Schlacht bei Waterloo den Ausschlag gegeben hatte. Unmittelbar nach dieser Schlacht fielen auch sie in Frankreich ein und waren sehr eifrig, die Festung Hüningen zu erobern und zu schleifen, eine Festung, die so nahe auf Basel stieß, daß man von ihren Wällen aus unmittelbar die Rheinbrücke mitten in der Stadt beschießen konnte. Zum Lohn erhielt die Schweiz zwar nicht Veltlin zurück, aber Genf, Wallis und das ehemalige Bisthum Basel (Pruntrut).[1] Ueberdies wurde der Schweiz eine „ewige" Neutralität zugesichert.

Nach der neuen Verfassung wurde Zürich wieder Vorort und Reinhard wieder Präsident der Tagsatzung, eine Würde, die er nochmals 1822 und 1828 bekleidete. Sein Hauptbestreben war in dieser Zeit, den Frieden zu benutzen, um gemeinnützige Unternehmungen auszuführen, z. B. den Linthkanal. Bei den diplomatischen Differenzen, die einigemal in Bezug auf die politischen Flüchtlinge stattfanden, benahm sich Reinhard durchgängig den Verfolgten gegenüber mit Mäßigung, den fremden Regierungen gegenüber mit Würde und wies namentlich einmal den französischen Gesandten, Grafen Monstier, als er sich unverschämt benahm und den Anstand verletzte, kräftig zurecht.

Reinhard erlebte die Julirevolution, in deren Folge auch die Schweiz sich revolutionirte. Der Kanton Zürich, in dem seit 1814 die Stadt wieder das Uebergewicht über das Land erhalten hatte, änderte seine Verfassung zu Gunsten des Landvolks. Die Regierung wurde geändert; Reinhard, schon über 70 Jahr alt, verlor seine Stelle und starb im Jahr 1835. Dieser einsichtsvolle Staatsmann schrieb über die Revolutionen der Schweiz in den Jahren 1830 und 1831: „Wo lag zu einer Revolution der Stoff, die Beweggründe, die Anzeichen, die Beschwerden, wo die Unterbrechung des Zutrauens in die bestehenden Verfassungen und Regierungen? War die Schweiz, waren die Kantone nicht glücklich, waren sie nicht Gegenstand des Neides des Auslandes? Wohl! und dennoch geschah es! — Die Triebfedern der Menschen sind eben so wenig ausschließend böse als ausschließend gut. Gott hat sie in der Anlage gemischt, dem Menschen das Uebergewicht der einen oder der andern anheimgestellt. Dieselben lassen sich leiten durch Eigenwahn, durch äußere Eindrücke, durch Einfluß und Beispiel Anderer; darum soll man nie blindlings verdammen, sondern prüfen, und Jedermann mit Nachsicht beurtheilen." So billig urtheilte Reinhard. Nur der Umstand, daß die neue Bewegung von Frankreich aus geleitet wurde, war ihm zuwider. „Die anmaßenden Aeußerungen der französischen Minister ab der Rednerbühne: „Alles was seit den Julitagen in der Schweiz geschehen, ist durch Frankreich, ist für Frankreich geschehen," erfüllten sein vaterländisches Herz mit bitterm Unwillen; denn, wie übertrieben dieselben auch klangen, so lag darin doch, für alle denkenden Menschen, der sprechende Beweis, daß, bei sich darbietender Gelegenheit, Frankreich die Schweiz mit allen ihren edlern und unedlern Bestrebungen zu seinem Nutzen und zu seinen Zwecken zu mißbrauchen gedenke."

Das Glück wollte, daß seine Besorgnisse nicht in Erfüllung gehen sollten. Die Schweiz blieb von Frankreich unabhängig. Doch war dies in der That nur eine Sache des Glücks. Was möchte wohl geschehen seyn, wenn der europäische Frieden nicht erhalten worden wäre? Welche Elemente der Gährung waren vorhanden! Und sind sie nicht noch vorhanden?

Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Zürcher, wie alle Schweizerrevolutionen in den Jahren 1830 und 1831 unmittelbare Nachwirkungen der Julirevolution waren, mithin einem französischen Impulse folgten. Wenn damals Frankreich wie zur Zeit der großen Revolution und Napoleons Europa den Krieg erklärt hätte, so würden die neuen radikalen Regierungen in der Schweiz wieder eben so abhängig von Frankreich geworden seyn, wie früher die helvetische Republik. Indeß kam es anders. Eine kaum zu erwartende Constellation setzte die Schweizer, und zwar ihre radikalen Regierungen, in Opposition mit Frankreich. Viele mögen das ungern gesehen haben, indeß die Thatsache war einmal nicht anders. Diese Thatsache schwächte den politischen Einfluß der herrschenden radikalen Partei in der Schweiz, denn

sie verlor (gleich der helvetischen Partei im Jahr 1802) ihren Stützpunkt und Rückhalt in Frankreich. Was sie aber dadurch verlor, gewann sie wieder auf der moralischen Seite. Sie erschien unabhängig von Frankreich, nicht dienend einem fremden Interesse, sondern als volksthümliche Partei. Zwar hätte sie sich den Conflict mit Frankreich ersparen können. Die Veranlassung war nicht sehr ehrenvoll für sie. Sich für einen Napoleoniden, für einen jungen Abenteurer von höchst zweideutigem Benehmen in diesem Maaße zu interessiren, wie es die radikale Partei in der Schweiz gethan hat, war offenbar taktlos. Aber die Wendung, welche die Sache nahm, war der radikalen Partei dennoch günstig. Die Stellung, welche sie nothgedrungen Frankreich gegenüber annehmen mußte, gab ihr die Würde der Unabhängigkeit und einer selbstständigen patriotischen Politik.

Losgerissen vom französischen Einfluß stützten sich die Radikalen nunmehr lediglich auf innere Sympathien und Bedürfnisse. Sie vertraten das demokratische Princip gegenüber dem aristokratischen, das Interesse des Landvolks gegenüber den städtischen Vorrechten. Ein Versuch, auch das Princip der Einheit im Sinn der alten helvetischen Republik gegenüber dem föderalistischen Princip zu vertreten, mißlang schon im Keime. Die Radikalen jedes Kantons blieben auf ihre Kantone beschränkt; das sogenannte Siebener Concordat bildete nur eine momentane Parteiverbindung, ohne in der föderalistischen Verfassung der Eidgenossenschaft etwas abzuändern. Indeß waren die Radikalen auch in dieser Isolirung stark, und zwar überall in dem Maaße, in welchem das demokratische Princip früher vom aristokratischen, das Landvolk früher vom Stadtvolk unterdrückt gewesen war. Die Vorrechte, die in dieser Beziehung den Patriciern und Städtern einiger Kantone früher zugestanden, waren theils mißbraucht worden, theils paßten sie, auch unter milden Formen der Anwendung, nicht zum republikanischen Geist und Gefühl der Eidgenossen. Rechtsgleichheit des Land- und Stadtvolks, der neuen und alten Familien war ein Bedürfniß der Zeit geworden, zumal, da durch das Fabrikwesen großer Reichthum und Concentration des Willens und durch junge Geistliche, Rechtsgelehrte und Aerzte Einsicht und Geschäftsgewandtheit unter das Landvolk gekommen war. Die Revolution von 1830 war in diesem Sinn geschichtlich motivirt, natürlich und unumgänglich.

Indem die demokratische Partei an die Spitze der Geschäfte trat, zeigte sie einen edlen Eifer. Sie wollte Versäumtes nachholen, den Entwicklungsgang des Wohlstands und der Bildung beschleunigen. Es macht ihr besonders Ehre, daß sie der geistigen Bildung und den Wissenschaften huldigte. Man war im Ausland geneigt, den Schweizern in dieser Beziehung Engherzigkeit vorzuwerfen. Man glaubte, der Sinn für das Materielle sey bei ihnen allein vorherrschend und sie seyen den Musen karg. Dieses Vorurtheil beschämten die Radikalen. Bern, in Wissenschaften wohl am meisten dahinten geblieben, öffnete eine Universität und Zürich erneute den alten Ruhm seiner Gelehrsamkeit und geistigen Rührigkeit auf eine glänzende Weise. Materielle Interessen wurden durch diese geistigen nicht zurückgedrängt, sondern beide gingen Hand in Hand. Zürich kam in einen nie vorher gesehenen Flor. Die Handelsgesetzgebung der Schweiz, frei und naturrechtlich mitten unter den Prohibitivsystemen der Nachbarn, erregte die Bewunderung des englischen Forschers, der (wie einst Howard die Kerker) die europäischen Mauthen bereist.

Wenn das neue Schulwesen, wie es namentlich Scherr im Kanton Zürich einführte, den materiellen Interessen einiger Fabrikherrn insofern nachtheilig ist, als es die unglücklichen Kinder, die sonst in den Fabriken fast ununterbrochen beschäftigt waren, auf einige Tagstunden von dieser industriellen Leibeigenschaft erlöst und zum Schulbesuch anhält, so wird kein vernünftiger Mensch darin einen Vorwurf sehen, und alles Unrecht fällt bei diesem Punkt des Streits auf die Eltern und Fabrikherren, alles Recht ist bei der Schulbehörde.

Hat nun die radikale Regierung so viel Verdienst und Recht auf ihrer Seite, so muß man sich doch wundern, wie sie in Zürich so bald und so gänzlich in der öffentlichen Meinung hat sinken, und zuletzt so schmählich fallen können? Daß ihre Verachtung der christlichen Religion allein daran Schuld ist, liegt klar zu Tage. Mögen auch andere ihr abgeneigte Tendenzen die Religion nur zum Vorwand genommen haben, so würden sie dies doch nicht haben thun können, wenn die Regierung ihnen nicht zuerst Anlaß dazu gegeben, die Religion mißachtet hätte. Welcher Schwindel hat doch diese Regierung ergriffen, kaum erklärbar bei Männern, von denen mehrere als hochgebildet und uneigennützig für das Gute begeistert uns wohlbekannt sind. Wenn sich weltliche Regierungen oft (wie auch wieder in jüngster Zeit) in die Nothwendigkeit versetzt sehen, der Kirche und ihren ungemessenen Ansprüchen gegenüber zu treten, so gereichte es ihnen stets zum Trost und Vortheil, der Hierarchie die Religion entgegenzuhalten wie der Karrikatur das Ideal, wie der Krankheit die Gesundheit. Es ist die älteste und natürlichste Regierungspolitik, unter allen Umständen die Religion, als solche, heilig zu achten, und die obrigkeitliche Gewalt sogar aus der göttlichen abzuleiten. Nur in dieser Politik findet die weltliche Staatsgewalt einen Rückhalt gegen die Hierarchie und zugleich einen folgerechten Anspruch auf Gehorsam bey den Untergebenen. Mithin hätte schon die einfachste Staatsklugheit die Herrn in Zürich abhalten sollen, mit

einem Strauß gemeine Sache zu machen. Bei Männern aber, denen wir Gefühl, Ehrgefühl und Tugend zuzutrauen uns gedrungen fühlen, können wir nicht bloß an die Staatsklugheit, wir müssen auch an Herz und Gewissen appelliren und sie fragen, wie sie es doch vermochten, die eigennützigen Speculationen unsrer jungen Literaten mit der erhabenen Aufopferung und dem heiligen Endzweck ihres Zwingli zu verwechseln? Bevor man eine Sache von so unermeßlich ernster und tiefer Bedeutung, wie die christliche Religion ist, aufgibt, muß man sich doch wohl von der Zulänglichkeit des vermeintlich Bessern, was an die Stelle treten soll, gründlich und gewissenhaft überzeugt haben. Literarischen Speculanten, eiteln Kathederhelden, die gleich Taschenspielern neue philosophische Kunststücke ersinnen, und jungen Studenten, die ihren ersten warmen Enthusiasmus an Alles, auch das Unwürdigste verschwenden, solchen Leuten verzeiht man die Affectation, das Christenthum abschaffen zu wollen. Aber gesetzten Männern, und vollends Regierenden? Am Auswurf der menschlichen Gesellschaft, wie er in der französischen Revolution zur Regierung kam, an jener fast dämonischen Gruppe von tief entsittlichten Verbrechern, die im Pariser Gemeinderath und zum Theil im Convent saßen, findet man den tiefglühenden Haß gegen das Christenthum und die Rebellenfrechheit, die gegen Gott selbst die Faust ballt, natürlich. Und doch konnte sich selbst in dieser verwilderten Zeit eine irreligiöse Regierung nicht halten. Selbst Robespierre und Napoleon, der rücksichtsloseste Fanatiker und der rücksichtsloseste Egoist sahen ein, wie verächtlich sich eine Regierung mache, die keine Religion habe oder keine zu haben affectire; sie stellten die Achtung gegen die Religion wieder her und die atheistische Partei der Revolution nahm das schmachvollste Ende. Wie aber ist es möglich, daß gebildete Männer in der Abneigung gegen das Christenthum mit jenen Sansculotten nur entfernt sympathisiren konnten?

Eine Regierung kann sich wohl nicht unnützer machen, als wenn sie auf solche Dinge fällt. Während sie der Bevölkerung, welche die Sache ernst nimmt, Abscheu erregt, wird sie zugleich in den Augen derer, welche die Sache leichter nehmen, lächerlich. Die Prophezeihungen der neuen Aera, die der antichristliche Literat begründe, die feierliche Eröffnung Zürichs als eines neuen Mekka, von wo das Haus der Welt ausgehen sollte 2c., streiften nahezu an Geistesschwäche. Man erstaunte, als man eine Regierung so phantasiren hörte. Aber jedem Besonnenen war es auf der Stelle klar, die irreligiöse Tendenz unsrer Literatur werde durch die officielle Zustimmung einer Regierung nichts an Autorität gewinnen, wohl aber die Regierung sich durch eine so unanständige Sympathie und durch so unnützes Wesen um allen Kredit bringen.

(Der Schluß folgt.)

Gemeinnützige Schrift.

Ueber öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken, Lesezirkel und verwandte Gegenstände mit Rücksicht auf den Bürgerstand von K. Preusker. Erstes Heft. Leipzig, Hinrichs, 1839.

Der Verf. bringt einen Gegenstand zur Sprache, der in der That Beachtung verdient. Er macht darauf aufmerksam, daß in vielen, ja in den meisten Städten Bibliotheken fehlen, die dem Bürgerstand von Nutzen seyn könnten. Große Staats- und Universitätsbibliotheken sind zu entfernt und umfangreich, als daß sie der Bürger bequem benutzen könnte; die gewöhnlichen Leihbibliotheken sind meist bloß auf Unterhaltung berechnet und überschwemmen das Publikum häufig gerade mit solchen Büchern, die am wenigsten gelesen zu werden verdienen. Viele ältere und neuere Bücher, die theils allgemeine Bildung verbreiten, theils insbesondere dem Bürger- und Gewerbestande von Nutzen sind, gelangen nicht in die Hände des Bürgers. Darum, meint der Verf., sey die Anlegung von städtischen Bibliotheken zu wünschen, wobei man nach einem von ihm angegebenen bestimmten Plane verfahren und langsam und besonnen zu Werke gehen müßte. Nur eine verhältnißmäßig geringe jährliche Summe, Geschenke, freiwillige Beiträge würden hinreichen, nach und nach jeder Stadt von einiger Ausdehnung eine werthvolle Büchersammlung zu verschaffen, aus der die Bürgerschaft mannichfache Belehrung würde schöpfen können und durch die man so mancher nichtigen und schädlichen Leserei entgegenwirken könnte. Seine Ansichten sind sehr richtig und praktisch. Auch der Plan, nach welchem er die Sammlungen angelegt wissen will, ist verständig und gut ausgedacht. Er gibt der Reihe nach alle Rubriken an, für die man zunächst Sorge tragen müßte, verzeichnet eine gute Anzahl Hauptwerke aus allen betreffenden Fächern und macht namentlich übersichtliche Werke, Literargeschichten, Handbücher 2c. namhaft, aus denen man sich des weitern über jedes Fach orientiren kann. Natürlich müßte sich die Ausdehnung der Büchersammlungen nach den lokalen Bedürfnissen und Kräften modificiren. Natürlich könnte man hier einige der angeführten Bücher auslassen, dort andere hinzufügen. Im Ganzen aber ist die Anlage glücklich ausgedacht und der ganze Vorschlag beherzigenswerth. In einer langen Friedenszeit könnte man wohl auf die Realisirung desselben bedacht seyn. Einsichtsvolle Stadtmagistrate, patriotische Literaturfreunde, Associationen wißbegieriger Bürger könnten in der That aus kleinen Anfängen und mit nicht überspannten Mitteln der kommenden Generation einen städtischen Schatz hinterlassen, der sich fruchtbar erweisen würde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. September 1839.

Eine historische Beleuchtung der Zürcher Wirren.

(Schluß.)

Alles Gute und Verdienstliche, wodurch sich das Verwaltungssystem der radikalen Partei ausgezeichnet hatte, wurde durch den irreligiösen Leichtsinn wieder in Frage gestellt. Wer müßte nicht alles Treffliche anerkennen, was sie für Universität und Schulwesen geleistet, allein sie brachte sich selbst um den Dank, indem sie das Wissen nur im weiten Umfang fördern wollte, und es in der Tiefe, im Kern fehlen ließ. Nicht nur gleichgültig gegen die Grundbedingung christlicher Volkserziehung, sondern derselben feindlich, beflß sie sich, dem ganzen Unterrichtswesen eine entschieden unchristliche Richtung zu geben. In dieser Einseitigkeit konnte nicht einmal die Universität gedeihen, geschweige das Volksschulwesen. Das Volk besteht nicht aus müssigen Phantasten, die im Stande sind, sich für Götter zu halten, wie die Hegelsche Jüngerschaft. Das Volk besteht aus arbeitsamen Familien, die in mancherlei Noth und Sorge ihre menschliche Bestimmung und ihre Abhängigkeit von dem Schöpfer und Erhalter der Dinge gar tief fühlen und erkennen. Das Volk besteht auch nicht aus vornehm thuenden Sündern, die aus der Hegelschen Philosophie den Beweis schöpfen, es gebe keinen Unterschied zwischen Gut und Böse, und der Mensch sey Gott und als solcher über alles, was man sonst Tugend und Laster nennt, erhaben. Das Volk besteht vielmehr aus natürlichen Menschen, deren Gewissen durch keinen narkotischen Dunst der Philosophie so leicht einzuschläfern ist. In den arbeitsamen Familien herrscht das dringende und unabweisbare Bedürfniß der Gottesfurcht und Sittenzucht, weil davon aller Wohlstand und alle Zufriedenheit in diesen engen Kreisen abhängt, weil mit der Auflösung der religiösen und sittlichen Bande nothwendig alle wechselseitige Hülfe und Liebe aufhört, alle Laster, alle Rohheiten emancipirt werden, gegen die dann keine durch ein antichristliches Seminar verbreitete Wissenschaftlichkeit und gelehrte Vielwisserei helfen würde.

Das Züricher Volk hatte mithin ein sehr gutes Recht und ein sehr naheliegendes Interesse, das junghegelsche Experiment nicht mit sich machen zu lassen. Ueberhaupt läßt kein Volk von Ehre so mit sich experimentiren. Die Radikalen thaten dem Volk einen Zwang an, wie er selbst in Despotien kaum erhört ist. Sie verfolgten die Gewissen, * und wollten die Kinder frommer Eltern mit Gewalt und den Eltern zum Troß unfromm erziehen, die Landesreligion mir nichts dir nichts umstoßen und durch eine unvernünftige und unsittliche Philosophie ersetzen, die zu den närrischesten und zugleich nichtswürdigsten Ausschweifungen des menschlichen Verstandes gehört, und überall, wo sie ins praktische Leben eingedrungen ist, sich als ein moralisches Gift bewährt hat, das nur auflöst und zerstört, aber nichts ersezt, gründet und baut.

Als das Volk gegen solche Zumuthungen, gegen solche Eingriffe in das Gemeinde- und Familienleben, ja in die Gewissen selbst, sich wehrte, nahm die herrschende Partei

---

* Wie sie gegen die Christlichgesinnten verfuhren, ersieht man am besten aus dem merkwürdigen Prozeß des Pfarrer Hurter (Geschichte des lezten Jahrs seiner Amtsführung. Schaffhausen 1833). Dieser Geistliche erlaubte sich nur einige Aeußerungen gegen den „Zeitgeist;“ sogleich denuncirte man ihn. Man verhörte ihn im Hause des Klägers, man fuhr durch alle Formen der Schicklichkeit und des Rechts, um ihn vor seiner Gemeinde und in der Kirche selbst zu prostituiren; man legte ihm willkürlich hohe Steuern auf. Er wurde vor Gericht und Obergericht völlig unschuldig befunden und freigesprochen, aber in offenem Gerichtssaal sein biblisches Christenthum bespöttelt, ihm keinerlei Genugthuung gegeben und der lügenhafte Denunciant nicht bestraft. Um den Chikanen zu entgehen, gab er freiwillig seine Entlassung ein. Dieser Proceß ist ein würdiges Seitenstück zu dem skandalösen Prozeß Meinrad Imfelds in Unterwalden. Im erleuchteten Kanton Zürich hätten aber solche Dinge nicht passiren sollen.

zu Advokatenkniffen, Lügen und Verdrehungen ihre Zuflucht, die wenig geeignet waren, dem Volke Zutrauen oder Achtung einzuflößen. Strauß, hieß es, sey ein Christ, und könne ohne Anstand Lehrer der christlichen Dogmatik seyn. Die Lehre, daß man Christum verachten müsse, sey eigentlich eine echt christliche Lehre. Der Glaube, daß Christus gar nicht existirt habe, sey eigentlich der echt christliche Glaube. Die Sätze, daß es keinen Gott gebe außer uns, daß der Mensch selbst das höchste Wesen sey, daß er insofern eigentlich nicht sündigen könne, daß also auch die Sünde nicht vergolten werde, daß es gar kein anderes Leben gebe und was alles Hegel sonst noch Schönes gelehrt hat, das sey eigentlich das reine Christenthum. Man traute kaum seinen Ohren, als man solche Reden hörte. Die Radikalen dachten dabei ohne Zweifel an die Erfolge der Hegelianer in einem nordischen Staate. Dort wird bekanntlich noch an die Christlichkeit des Hegelthums geglaubt, weil gewisse Leute sich über den wahren Geist des Hegelthums eben täuschen wollen, Leute, die sich zu kompromittiren fürchten, wenn sie einmal eingestehen müssen, daß sie so lange Gönner einer Tendenz gewesen sind, die sie eigentlich von Anfang an hätten verdammen sollen. Ein Vertuschen aber, wie es dort möglich ist, ist es nicht in Zürich. Die innere Lüge des Hegelthums wurde hier bald erkannt und mit der Indignation bestraft, die sie einst auch im Norden bestrafen wird, wenn sie dort noch genug Unheil wird angerichtet haben.

Sobald der Widerstand wuchs, verlor die unchristliche Partei in Zürich den Kopf und beging Mißgriffe über Mißgriffe. Man muß indeß so billig seyn, ihr nur den ersten Schritt vorzuwerfen; was daraus folgte, davon wurde sie selbst überrascht und aus der Offensive in die Defensive getrieben, ihrer falschen Stellung sich bewußt werdend, ihren Fall ahnend, vom Trieb der Selbsterhaltung krampfhaft bewegt und durch die wachsende Gefahr gedrängt, griff sie zu Mitteln, die sehr unklug gewählt waren, aber eben, weil sie ihre Noth beurkunden, menschlich entschuldbar sind. Sie ließ sich von nichtswürdigen Publicisten vertheidigen und klatschte jenen Elenden Beifall, die in der Reaktion der christlichen Gesinnung einer ganzen Bevölkerung nur dummen Aberglauben, Pfaffen- und Aristokratenumtriebe sehen wollten. Dies war ein großer Fehler. Wie mußte es nicht jeden Gebildeten, der den Werth des Christenthums zu schätzen weiß, ohne ein Pfaffenknecht oder Kopfhänger zu seyn, und jeden Hausvater in Stadt und Land, der auf Zucht und Sitte hält, empören, sich von gedungenen Libellisten der Regierung des krassesten Aberglaubens, der Pfafferei, ja sogar des Papismus beschuldigen zu lassen. Wahrlich es ist ein gerechter und edler Unwille, der den geistvollen Uebersetzer der indischen Sakuntala ergriff, als er die Glocken läuten ließ und das Volk in die Stadt führte. Eine republikanische Regierung, die sich solcher Verleumdungen gegen ein gebildetes Volk, aus dessen Schooße sie gewählt ist, erlaubt, kann in der That nur durch die Unbesonnenheit entschuldigt werden, die sich einstellt, wenn man einen Fehler durch einen andern wieder gut machen will. Diese republikanische, ja sogar radikale Regierung beging noch dazu den Mißgriff, die opponirende Presse unterdrücken oder wenigstens beschränken zu wollen, und nahm ihre Zuflucht zu dem verhaßtesten aller Mittel, zur Censur, zum Verbot der Volksversammlungen, zu Drohungen mit der bewaffneten Macht. Diese Unbesonnenheiten mußten ihr natürlich den Rest geben, sind aber, wie gesagt, in einer so kläglichen Lage unmittelbar vor einem Sturz, den man vermeiden will, menschlich entschuldbar. Weniger läßt sich das Davonlaufen am Schluß rechtfertigen. Eine Regierung, die eine so große Reform der Kirche und Societät verkündet, mit einem zweiten, die welthistorische Bedeutung des ersten noch weit übertreffenden, Zwingli geprahlt und vom Frühjahr 1839 an der Welt eine ganz neue Aera verkündet hatte, durfte nicht davonlaufen. Auch das war vielleicht menschlich, aber gewiß nicht geeignet, der Welt Achtung abzugewinnen. Bürgerblut ist geflossen und zwar auf Befehl der Regierung; die Regierung selbst, die Straußische Partei, deren unverantwortlicher Leichtsinn alle diese Wirren veranlaßt hat, ist unterdeß desertirt, hat ihre Personen in Sicherheit gebracht. Das sey was es will, hochherzig ist es nicht.

Will man die radikale Regierung des Standes Zürich für eine Avantgarde des europäischen Liberalismus halten, so verdient sie doch kaum dessen Mitleid, denn sie hat ihn aufs schmählichste kompromittirt. Nichts ist und war von jeher dem Liberalismus gefährlicher, als seine Verbindung mit irreligiösen Tendenzen, und nirgends erscheint er achtungswürdiger und mächtiger, als wo er mit christlicher Gesinnung gepaart ist. Dies bewies einst die alte Schweiz, das alte Zürich unter Zwingli. Dies bewies Holland, als es das spanische Joch brach, dieß bewiesen England und die Vereinigten Staaten.

Das Züricher Volk hat nun durch einen großen, im republikanischen Leben nicht ungewöhnlichen Akt dem ganzen verkehrten Treiben ein Ende gemacht. Das Volk war in seinem guten Recht und hat sich einer verirrten Regierung gegenüber verständig und gemäßigt benommen. Vom buchstäblichen Recht der Revolution reden wir nicht, denn wenn dies geltend gemacht werden wollte, müßten wir fragen, mit welchem Recht denn die radikale Regierung selbst bestand, da sie nur ein Produkt der Revolution von 1830 war, zu geschweigen der frühern Revolutionen von 1814, 1802, 1798. Das Züricher Volk hatte unstreitig ein Recht, die Revolution von 1839 zu machen, wie alle frühern.

Bis jezt hat die Volkspartei nur erklärt, die Achtung, die man der Religion schuldig sey, herstellen zu wollen. Sie hat keinen Akt, keine Tendenz der gestürzten Regierung getadelt, als die antichristliche. Die Revolution war eine Bewegung nur zu Gunsten des gefährdeten Christenthums ohne Nachtheil für das demokratische System in seinen übrigen Entwicklungen. Man pflegt aber bei gewaltsamen Staatsveränderungen vorauszusetzen, daß ein Extrem nur an die Stelle des andern trete, daß die Reaktion so viel als möglich das Gegentheil von dem thue, was die abgetretene Partei gethan und gewollt. Auch ist dies allerdings die menschliche Weise. Es wird sich aber doch fragen, ob es in vorliegendem Falle nothwendig wieder so kommen muß. An eine völlige Restauration der Alten ist wohl nicht zu denken. Stadtvolk und Landvolk befinden sich diesmal in keinem Gegensatze, sie haben diesmal gemeinschaftlich gehandelt. Die alten Stadtgeschlechter haben also keine Hoffnung, ihre frühere aristokratische Gewalt wieder zu erlangen. Stärker dürfte die Rückwirkung auf Universität und Schulen seyn. Die Blüthe derselben zu erhalten, ja neu zu fördern, würde der Triumph der Volkspartei seyn, nachdem ihr von den Radikalen vorgeworfen worden ist, sie wolle das Gegentheil. Man weiß, daß die Radikalen selbst an der Zerstörung dieser Blüthe gearbeitet haben, um die christliche Partei dieser Zerstörung zu beschuldigen. Die Sieger können die Verleumder nun nicht besser beschämen, als wenn sie nach Beseitigung des Schlechten und Verkehrten das Gute und Richtige im bisherigen Regierungssystem beibehalten. Namentlich sollten sie die Universität erhalten, um so mehr, als im Verlauf der Zeit keine andere Schweizerische Universität die Konkurrenz mit Zürich aushalten kann. Und eben so wenig sollten sie das Volksschulwesen sinken lassen, noch dem Moloch der Industrie Opfer gönnen, die ihnen die Humanität der bisherigen Regierung entziehen wollte. Wir wünschen und hoffen, in der neuen Regierung werde das christlich gesinnte, aber auch aufgeklärte und humane Volk, und nicht, wie ihre Gegner wünschen und voraussagen, eine Koalition von Pfaffen und Aristokraten repräsentirt seyn. Das Züricher Volk hat eine schöne Aufgabe. Mag es sie lösen. Mag es vor allem beweisen, daß Freiheit und Vernunft nicht, wie die Gegner behaupten, mit dem Christenthum im Widerspruch sind.

Zürichs Benehmen wird großen Einfluß auch auf die andern Kantone üben. Es möge bedenken, wie viel es durch sein Beispiel nützen oder schaden kann. Es gibt Kantone, in denen weniger Bildung und Billigkeit herrscht, als in Zürich, in denen also, wenn es auch hier zu einer Reaktion käme, die Kontraste viel stärker hervortreten würden, und gewiß nicht zum Heil gemeiner Eidgenossenschaft und nicht zur Zufriedenheit Zürichs, selbst wenn Zürich aus Mangel an Vorsicht indirekt zu so starken Reaktionen in andern Kantonen mitgewirkt hätte. Mit einem Wort: es ist (zumal in Republiken) leichter zu opponiren als selbst zu herrschen und man thut wohl, an den Fehlern der Gegner zu lernen, wie man selbst welche zu begehen vermeiden soll.

Schriften über Spanien.

1) Spanien und Portugal. Geographische, statistische und historische Schilderung der pyrenäischen Halbinsel von Dr. Karl von Rotteck. Karlsruhe und Leipzig, Kunstverlag, 1839, mit 21 Stahlstichen und einer Karte, 8.

Sehr schöne Stahlstiche, nach vortrefflichen englischen Mustern, Prospekte spanischer Gegenden, Städte, Kirchen, Schlösser und Ruinen. Spanien, so herrlich von der Natur ausgestattet, so reich an altrömischen, maurischen und gothischen Denkmalen bietet wunderbar reizende, erhabene und phantastische Bilder dar, die das Gemüth auf eigenthümliche Weise bewegen.

Der Text, den Herr von Rotteck zu diesen schönen Bildern geliefert hat, enthält, wie zu erwarten war, nicht bloß eine geographisch-statistische Uebersicht, sondern verbreitet sich auch über die gegenwärtig so traurige Lage Spaniens, und äußert sich freimüthig und menschenfreundlich über die Wünsche und Hoffnungen, die mit der spanischen Nation wohl jeder gefühlvolle und nicht durch Fanatismus verblendete Leser theilen muß. Nachdem er die Rechtsansprüche der Kortes vertheidigt hat, die sogar von Rußland anerkannt waren, bemerkt er: „Wer auch wohl in aller Welt hätte der, von ihrem Könige verlassenen, an Napoleon überlieferten, bloß durch selbsteigenen Entschluß und Muth zum Widerstand ermannten, Nation das Recht streitig machen können, die ihr durch das Verhängniß dargebotene, doch erst mit Strömen von Blut und Thränen zu erkaufende, Freiheit als ein für sich selbst, d. h. die Gesammtheit, errungenes und wohlerworbenes Gut zu betrachten, sie daher auch mit schirmenden Bollwerken zu umgeben und zum Ersatz für die namenlosen Opfer und Leiden, die ihre Behauptung kostete, als ein das Gemeinwohl für die Zukunft verbürgendes und wohlverwahrtes Besitzthum den folgenden Geschlechtern zu übergeben? — Solche Betrachtungen aber machte man nicht, oder man vergaß ihrer, als mit dem Sturze Napoleons die Furcht vor dem Weltüberwinder verschwand, und man überließ ohne alle Einsprache die unglückliche Nation, welche so unermeßlich Vieles für

die gemeinschaftliche Sache aller Throne gethan, der gleich undankbaren als grausamen Tyrannei desselben Ferdinand VII., um dessen Schicksal, als er in Napoleons Gewalt war, keine Macht, England ausgenommen, sich thätig anzunehmen gedacht hatte." Schließlich bemerkt der Verfasser, daß die vorgeschlagene Versöhnung der zwei feindlichen Principe durch die Vermählung eines Sohnes des Don Carlos mit der Königin Isabella eine politische Mesalliance seyn und zu nur noch größerem Unheil führen würde.

2) Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahr 1830. Von F. Freih. von Augustin. Mit 5 Abbildungen. Wien, Schaumburg und Comp. 1839.

Eine anziehende Reisebeschreibung. Zuerst schildert der Verfasser die Insel Malta, zumal das, was daselbst noch an die Ordensherrschaft erinnert, den Saal der Großmeister mit vielen Bildern, die Kirche mit dem ungeheuren Wappenmosaik, da die platten Grabsteine aller verstorbenen Ritter mit ihren Wappen bezeichnet sind ꝛc. Dann folgt die Schilderung der Seereise, eine Beschreibung des prächtigen Anblicks von Gibraltar, hier durch beigegebene wohlgelungene Prospekte illustrirt. Indem der Verfasser einen Blick auf Afrika wirft, überläßt er sich schönen Träumen in Bezug auf die zu Algier begonnene Kolonisirung. Er vergißt, daß den Franzosen, wie anregend und geistreich und unternehmend sie immer sind, doch das Talent zu kolonisiren mangelt. Ihre bedeutendste Kolonie war Syrien zur Zeit der Kreuzzüge, dann Louisianna, St. Domingo ꝛc. in Westindien. Durch ein je ne sais quoi, das den Franzosen ganz eigenthümlich ist, gingen diese schönen Besitzungen, in denen sich Deutsche oder Engländer behauptet haben würden, verloren. Der eigentliche Grund lag wohl in der leichtsinnigen Verwaltung, und Algier führt gegenwärtig noch nicht den Beweis, daß sich die Kolonialverwaltung Frankreichs gebessert habe. Wie wünschenswerth nun auch ein Vordringen europäischer Macht und Kultur von Algier aus seyn würde, so kann man sich doch der Vermuthung kaum entschlagen, daß diese französische Kolonie kein besseres Ende nehmen werde, als die bisherigen.

Der Verfasser macht einen Streifzug ins Innere des Landes. Er schildert die südliche Landschaft, die Gesellschaft, die Sitten. Von Gibraltar, Algesiras, Malaga kam er in das gefeierte und oft besungene und beschriebene Granada. Unter den Sittenschilderungen finden wir wieder das Stiergefecht, ein gar zu oft schon dagewesener Gegenstand. Anziehender ist folgender Theaterbericht: „Jede Vorstellung theilt sich in drei Abtheilungen. Zuerst wird ein Drama gegeben; dann kommen ein paar spanische Nationaltänze; den Beschluß macht ein Vaudeville, hier Sainetto genannt. Die erste Abtheilung fällt meistens furchtbar rührend aus. Der Held oder die Heldin wüthet und raset ein paar Akte hindurch herum, zerreißt wohl auch, um den höchsten Grad von Schmerz und Verzweiflung recht augenscheinlich zu machen, das Sacktuch oder ein paar Handschuhe, und endigt endlich, allgemein betrauert und oft sogar beweint, das jammervolle Daseyn. Kaum senkt sich aber die Courtine, gleich einem weiten Leichentuche, über die vom Schicksal bis zum Tode verfolgte Tugend, so erscheinen auch bei den Zuschauern allerlei Mittel, um die schmerzliche Erinnerung daran zu verbannen. Die junge reizende Spanierin sezt, während die alte Duena sich mit Erfrischungen amüsirt, den treuen Abanigo in Bewegung, ihre Freundinnen damit zu grüßen, oder auch einem im Parterre unbemerkt stehenden Freunde geheime Winke zu ertheilen. Die Männer aber rollen sich Cigarren und versuchen die Langeweile, bis zum Beginn der Tänze, mit dem Rauch in die Luft zu blasen, was übrigens für die Damen in den Logen eben nicht der passendste Opferduft zu seyn scheint. Die nun folgenden Tänze flößten mir immer viel Interesse ein, nicht nur weil sie wirklich sehr anziehend sind, sondern mehr noch wegen des auffallenden Eindrucks, den jeder Schritt beinahe auf die Zuseher macht. An den leisen Bewegungen ihrer Mienen nimmt man deutlich wahr, wie sich ihnen nach und nach die Lust zum Tanze mittheilt, bis sie endlich vom Taumel hingerissen, mit den Händen klatschend, in das Geklapper der Castagnetten einfallen, und dadurch die ohnedem unter der Mittelmäßigkeit stehende Musik des schwachbesezten Orchesters, bis auf einige schmetternde Trompetenstöße, ganz unhörbar machen. Den Beschluß macht nun das Sainetto, und dies sezt den Fremden in Erstaunen. Die Hauptpersonen sind sehr oft einige jener zucht- und ehrlosen Geschöpfe, welche man eben so gut, wie auf den Boulevards, in der ganzen Welt, die Gassen durchstreifen und in gewissen Hafenstädten familienweise beisammen wohnen sieht. Hier, auf der Bühne, machen sie sichs meistens zum Geschäfte, einen ehrlichen dummen Kerl unter den schamlosesten Späßen und Andeutungen auszuplündern. Unsinn folgt auf Unsinn bis zu dem lächerlichen Ende, wo ein guter und ein böser Geist erscheint, welche sich unter den possierlichsten Grimassen um die Seelen jener Mädchen zanken. Selten war der Stoff des Stückes weniger ungezogen, und ich begreife nicht, wie man eben in Spanien so etwas auf der Bühne erlaubt."

Gelegentlich macht der Reisende auf die schönen Cochenillpflanzungen im südlichen Spanien aufmerksam und zweifelt nicht, es dürften selbige auch im südlichen Dalmatien angelegt werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. September 1839.

Dichtkunst.

Gudrun. Nordseesage, nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1839. 8.

Eine bewundernswürdige Dichtung, die wohl den schönsten epischen Gedichten der Vorwelt an die Seite zu setzen ist. Wir wollen den Inhalt in einer gedrängten Skizze mittheilen:

In Irland saß König Sigeband und hatte Langeweile, da warf ihm seine Gemahlin, eine norwegische Prinzessin, seine Ungastlichkeit vor und mahnte ihn, ein glänzendes Turnier zu veranstalten. Er that es gern, aber bei dem Fest, dem Alles zusehen wollte, versäumten die Wächter seines kleinen Prinzen Hagen ihre Pflicht, und ein großer Greif entführte das allein gelassene Kind durch die Lüfte. Schon zur Speise eines der jungen Greifen bestimmt und in dessen Schnabel, entkam Hagen dennoch, indem der Ast, auf dem das Thier saß, einbrach und er hinabfiel und im Gebüsch entschlüpfte. Bald fand er drei Prinzessinnen, die früher schon vom Greifen geraubt worden, aber ebenfalls entkommen waren. Diese Mädchen nahmen sich des schönen Knaben an, konnten indeß das wüste und verwünschte Land nicht verlassen, weil es eine Insel war. Endlich warf einmal der Sturm ein Schiff ans Ufer und der junge Hagen nahm die Waffen eines im Sande liegenden todten Ritters zu sich, bekämpfte den Greifen und seine Brut und tödtete sie. Nachher fand er einen Grafen von Karadin, der ihn und die drei königlichen Jungfrauen in sein Schiff aufnahm. Als aber der Graf erfuhr, Hagen sey des Königs Sohn aus Irland, entbrannte er als ein Feind der Irländer in Zorn, wurde jedoch vom jungen Hagen, der allein so stark war als die ganze Schiffsmannschaft, bezwungen und genöthigt, nach Irland zu fahren. Hier fand er seine Eltern wieder und wurde mit großem Jubel empfangen, der Graf in Frieden und Ehren entlassen, eine der drei Prinzessinnen, die schöne Hilda aus Indien, dem jungen Hagen, nachdem er Ritterschaft gewonnen, vermählt.

So weit der erste Theil des Gedichts, der „Sigeband“ überschrieben ist. Nun folgt der erste Theil mit der Ueberschrift „Hagen und Hilda.“ Wir finden Hagen als König wieder. Er ist Vater einer reizenden Tochter geworden, die gleich ihrer Mutter Hilda heißt. Da kommen Fremdlinge in sein Land, es sind Dänen, die dem Zorn ihres Königs Hetel entfliehen, Irolt von Jütland, der Sänger Horand und dessen Ohm, der schreckliche Held Wate, der nicht minder grimmige Recke Frut und Morung von Nifland. Sie werden gastlich aufgenommen.

In stiller Abendstunde
  Hart unterm Königsschloß
Horand mit süßem Munde
  Lieblichen Sang ergoß.
Der König horcht und die Mannen,
  Die Königin lauscht entzückt,
Als die Töne zu schwellen begannen,
  Halb hinaus zum Fenster gebückt.

Und als der Sang verklungen,
  Fortlauschend sprach sie: „Wie?
So schöne Weise gesungen
  Ward in der Welt noch nie.“

Hilda die junge konnte nun —
Und wär's um sie gethan,
Sie konnte rasten nicht noch ruhn,
Bis sie Horand gewann,
  Daß er in ihrem Zimmer
Ihr sänge. — „Weh doch aber, weh!
Erfahren es die Eltern je — —
  Ach, sie erfahrens nimmer!“

Der Sänger kommt und singt, was die Jungfrau in Staunen versetzt. Nicht Flüchtlinge sind wir, singt Horand, sondern Gesandte des großen König Hetel, für ihn um deine Liebe zu werben. Da erwiedert das edle Königskind:

Es lohne Gott ihm das Vertraun,
Die Huld, die er mir zollt.
Könnt' ich von Angesicht ihn schaun,
Ich glaub', ich wär' ihm hold.
Ja, schon des Dieners willen
Zög' ich zu ihm, wenn so Dein Mund
Mir Lieder säng' zu jeder Stund,
Die Tonelust zu stillen.

Sie gibt der lieblichen Verführung nach und läßt sich heimlich rauben und auf ein Schiff bringen. Ihr Vater Hagen eilt ihr nach, es kommt zu einem schrecklichen Kampfe zwischen ihm und Hetel, allein da sie beide ihre Heldenkraft erkennen und bewundern, versöhnen sie sich und Hagen legt Hetels Hand in die seiner Tochter.

Hiermit schließt der zweite Theil. Nun beginnt der dritte „Gudrun," der als die Hauptsache, und als dessen Vorläufer und Einleitungen nur jene beiden ersten Theile zu betrachten sind. Wahrscheinlich hat ein späterer Dichter die frühern Sagen der genealogischen Verbindung wegen der Gudrun vorangestellt.

Hetel von Dänemark lebt glücklich und in Freuden mit der schönen Hilda von Irland. Zwei Kinder werden ihm geboren, der junge Ortwin, den er dem riesenhaften Wate zu erziehen gibt, und Gudrun, die stolzeste und doch lieblichste aller Jungfrauen. Kaum ist dies schöne Kind erwachsen, so melden sich die Freier. Zuerst Siegfried von Moreland, in dem nur eine sehr schwache Spur des Nibelungen-Sifrits durchschimmert und der immer eine untergeordnete Rolle spielt. Er wirbt um Gudruns Hand und wird schnöde abgewiesen. Als der zweite Freier tritt Hartmuth, Prinz von der Normandie auf. Sein Vater, König Ludwig, warnt ihn, seine böse Mutter Gerlinde aber redet ihm zu, denn es schmeichelt ihr, eine so reiche und schöne Schwiegertochter zu bekommen. Man schickt aus Vorsicht erst Gesandte nach Dänemark, allein diese werden eben so schnöde abgewiesen wie Siegfried. Der dritte Freier, Herwig von Seeland, ist nicht glücklicher. Er kommt und wird abgewiesen. Zu gleicher Zeit mit ihm, aber unerkannt, findet sich auch Hartmuth ein.

Es kam ein Fürst nach Dänemark,
Mit glänzendem Geleit,
Schön, klug und sittig, kühn und stark,
Siegreich bei Mann und Maid.

Er nannte nicht sein Heimathland,
Nicht Namen, Rang und Ziel,
Doch wenn er zier vor Frauen stand —
Gewiß, daß er gefiel.

Schön pflegte sein des Landes Wirth
Mit edler Gastlichkeit.
Daß er Gudrun, die Schön', umgirrt,
Herwig erkennt's mit Leid.

Die sang' des Fremden Herzensziel,
Die hat er nun gesehn;
Geheimer Wechselblicke Spiel
War traut schon oft geschehn.

Verstohlen ließ er wissen sie —
Es brach ihm die Geduld —
Er sey's, Hartmuth von Normandie,
Der werb' um ihre Huld.

Die hehre Jungfrau gab zurück
Dem Boten den Bescheid:
Sie gönne wohl ihm Ehr und Glück
Und Lebensherrlichkeit:

Doch fliehen soll' er, eilig fliehn,
Sey ihm sein Leben werth;
Denn — weh — erkennet Hetel ihn,
Treff' ihn sein zürnend Schwert.

Er flieht nun, und auch Herwig muß entweichen, doppelt gekränkt durch Hetels Hochmuth und durch die Eifersucht auf Hartmuth. Sein Zorn bricht aus, er waffnet sich und sein Volk und bietet Hetel Krieg. Grimmig wird gestritten. Da sieht Gudrun, wie Herwig kämpft, sein Heldenmuth gewinnt ihr Herz, sie wirft sich zwischen ihn und den Vater und vermittelt den Frieden.

Da ward er inne,
Wie sie war gemuth;
Das durchzuckte die Sinne
Dem Ritter gut,
Der vor der Maid stand,
So herrlich anzusehn,
Wie von Meisterhand
Auf Pergamen
Entworfenes Bild,
Die Sehnsucht gestillt,
Mit Minn'entzücken
Hängt sein Auge, sein Sinn
An ihren Blicken. —
„Holder, als ich Euch bin —
Sprach Gudrun erfreut —
Ist Euch keine Maid,
Die je ihr saht."

Sie werden verlobt, aber die Vermählung wird noch verschoben, weil die gute Mutter Hilda erst noch die Ausstattung besorgen will. Diese Verzögerung bringt ihnen Leid. Siegfried erscheint mit einer Flotte, um sich an Hetel zu rächen und die Braut zu erkämpfen. Hetel und Herwig stürmen ihm entgegen und schließen ihn auf einem Wasserschloß ein. Während sie ihn aber belagern, kommt hinterrücks Hartmuth und entführt die schöne Gudrun mit ihren dienenden Jungfrauen. Kaum wird es ruchbar, so versöhnt sich Siegfried mit Hetel und Herwig, alle drei eilen mit ihrem Volk dem normännischen Räuber nach, holen ihn ein und schlagen auf dem Wulpensande eine furchtbare Schlacht, in der sie unterliegen. Der alte König Hetel fällt. Hartmuth wartet einen neuen Kampf nicht ab, sondern fährt in der Nacht davon. Seine beiden Nebenbuhler Herwig und Siegfried begraben die Todten und kehren heim, denn sie sind zu schwach, den Normannen zu folgen.

Hartmuth führt seine schöne Gefangene seinem Vater Ludwig zu. Aber Gudrun spricht:

Eh will mit dem Leben ich büßen,
Eh Hartmuth je
Mein Mund als Gemahl soll begrüßen!

Da packt's den König mit Grimme,
Da schwoll des Königs Wuth,
Und kreischend mit versagender Stimme,
Im Antlitz kochende Gluth,
Um die Faust die Zöpfe gezogen,
Wirft über Bord
Weithin er Gudrun in die Wogen.

Hartmuth stürzt ihr nach und rettet sie. Seine Schwester Ortrune kommt ihr liebevoll entgegen, aber keine Versöhnung ist möglich. Gudrun weist alle Anträge ihres treulosen Entführers zurück und macht ihn dadurch so zornig, daß er seiner bösen Mutter Gerlinde Gewalt läßt, sie ein wenig zahmer zu machen. Während er nun drei Jahr abwesend ist und zur See abenteuert, wird Gudrun auf Gerlindens Befehl eingesperrt, aufs elendeste genährt und gekleidet, endlich zu den niedrigsten Magddiensten verurtheilt. Unterdeß rastet Herwig nicht. Sobald die Söhne der auf dem Wulpensande gefallenen Helden herangewachsen sind, bringt er mit dem jungen Ortwin und Siegfried wieder ein streitbares Heer zusammen und segelt in die Normandie.

(Der Schluß folgt.)

Alterthumskunde.

22) Geschichte der Auflösung des römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt von Simonde de Sismondi. Verdeutscht durch W. A. Lindau. Leipzig, Barth, 1838. gr. 8.

Sismondi behandelt in diesem verhältnißmäßig gedrängten Werke denselben Gegenstand, welchen Gibbon in einem umfangreicheren erörtert hat, nämlich den Verfall des römischen Reichs, den Untergang der antiken Welt. Es würde überflüssig seyn, Sismondis Verdienste zu preisen. Er gehört zu den achtungswürdigsten Historikern der neuern Zeit. An dem vorliegenden Werke finden wir besonders die Grundansicht verständig, nach welcher das nationelle Princip der mittelalterlichen und modernen Welt dem kosmopolitisch-universellen der römischen Welt entgegengesetzt wird. Die Entsittlichung, durch welche sich die alte Welt zu Grunde richtete, war wesentlich eine Folge der Universalmonarchie, der Völkervermischung, des Untergangs der Nationalitäten und jedes patriotischen Gefühls. Die Tugend der Germanen, welche das römische Reich stürzten und auf dessen Trümmern eine neue blühende Welt gründeten, war wesentlich eine Folge treubewahrter Nationalität. Sofern nun die neuere Zeit abermals zu Versuchen der Universalmonarchie, zu kosmopolitischen Schwärmereien, zum Uniformiren in Sitten, Trachten ꝛc. neigt, befindet sie sich wieder auf einem welthistorischen Abwege, auf dem ihr Gefahr droht, denn unausbleiblich wird Entnationalisirung zu Entsittlichung, Entkräftung. Darum ruft Sismondi dem heutigen und künftigen Geschlechte, wie es eines großen Historikers würdig ist, warnend zu: „Wir haben die Gründung der Universalmonarchie gesehen, aber auch gesehen, welche unseligen Folgen sie für den Nationalgeist, für den Bevölkerungszustand und für den Muth der Völker hatte, so viel es der enge Raum unseres Gemäldes darzustellen erlaubte. — Wir sahen das Menschengeschlecht herabsteigen aus der Zeit des glänzendsten Ruhms in die Zeit der tiefsten Herabwürdigung, aus der Zeit einer Gesetzgebung, die allen als Muster vorleuchtete, zu einer völligen Gesetzlosigkeit, aus der Herrschaft der Gerechtigkeit zu der Herrschaft roher Gewalt. Alles was die bürgerliche Gesellschaft zieren und beglücken kann, die Dichtkunst, die Philosophie, das Studium der Moral und der Theologie der Kirchenväter, die schönen Künste, die dem häuslichen Leben nützlichen Künste, alles, nachdem es im höchsten Glanze gestrahlt hatte, war zerstört. Der Mensch wußte durch vereinigte Anstrengungen nichts mehr hervorzubringen, nichts mehr rettend zu erhalten. Auf diesem Punkte einer allgemeinen Auflösung müssen andere geschichtliche Darstellungen die menschliche Gesellschaft

wieder auffassen, um zu zeigen, wie sich die Menschen überall in einem neuen Vaterlande vereinigen, und sich ganz ihren Mitbürgern weihen, auf daß sie eben durch dieses Opfer neue Tugenden erlangen. Bekannt mit allem, was vor ihnen zerstört wurde, werden sie vielleicht besser den Weg erkennen, den sie wandeln müssen. Bei dem Anblicke so großer Trümmerhaufen können wir uns aber kaum erwehren, auf uns selbst zurückzublicken. Alles was wir jetzt besitzen, besaß auch jene römische Welt, die wir in Staub zerfallen sahen; alles kann noch einmal zerstört werden, denn wir haben gesehen, wie es geschah. Die Gewaltthat war nicht die nächste Ursache so vieler Trümmer, die Laster, welchen die Menschen im Glücke sich hingaben, waren die nächste, und sie untergruben den Damm des Stromes, den dann nichts mehr aufhalten konnte. Als der Augenblick gekommen war, wo das Vaterland weniger galt als das Ich, wo Tugend, Ehre und Freiheit seltene Vorzüge waren, ohne welche man zu leben sich gewöhnte, mußte eine Welt, so schön als die unsrige, zertrümmert werden; eine andere Welt könnte eben so fallen."

23) Les Barbares, Byzance et Rome. Par Christian Müller, Dr. Genève et Paris, Cherbuliez, 1839.

Obgleich schon Montesquieu die Freiheit ein Produkt der deutschen Wälder genannt hat, haben sich doch seine Landsleute seit der Revolution darin gefallen, die Freiheit wie alle Kultur ausschließlich für eine Sache des klassischen Alterthums auszugeben und alles, was von Deutschland hergekommen ist, als Barbarei zu bezeichnen. Die Revolution war im gewissen Sinne, wie schon früher bemerkt worden ist, eine Reaction des altrömischen Europa gegen das germanische. Die Franzosen sahen sich in ihr nicht mehr als Abkömmlinge der alten deutschen Franken, sondern als Enkel der alten Gallier und Römer an, und ihre Republik nahm durchaus antike Formen und Namen an. Auch in den eroberten Ländern suchte man mit gelehrter Pedanterei wieder alle ältesten vorgermanischen Namen auf. So wurde die Lombardei Cisalpinien, das Piemontesische Ligurien, die Schweiz Helvetien umgetauft rc. Napoleon wählte, als er sich zum Kaiser machte, nicht das Kostüm Karls des Großen, sondern das der römischen Imperatoren, er trug einen Lorbeerkranz auf dem Kopf, einen togaartigen Purpurmantel und antike Sandalen an den Füßen. Auch die Damen trugen sich damals griechisch oder römisch, halbnackt, ungeschnürt rc. Jede germanische Erinnerung wurde aus Frankreich verbannt; sogar die christliche Religion, aufs innigste in die gothischen Jahrhunderte verwachsen, wurde eben deßhalb eine Zeitlang beseitigt und ein neuer heidnischer Kultus hergestellt.

Die Affectation und Unnatur war bei dieser Wiederherstellung des klassischen Alterthums zu groß, als daß die Farce nicht bald hätte ausgespielt seyn sollen. Doch haben sich die Franzosen noch keineswegs mit den germanischen Erinnerungen Europas und mit dem germanischen Bestandtheil ihrer eignen Geschichte versöhnt. Sie gefallen sich immer noch darin, sich die Deutschen als Barbaren zu denken, und wenn vollends von den alten Deutschen die Rede ist, so zweifeln sie nicht im geringsten, daß dies Wilde gewesen seyen, etwa wie die Irokesen und Karaiben. Sehr namhafte französische Gelehrte, noch der neuesten Zeit, haben in allem Ernst eine Parallele zwischen den alten Germanen und jenen Wilden Amerikas gezogen. — Herr Müller nun, der sich schon lange bemüht, den Franzosen eine bessere Kenntniß des deutschen Wesens beizubringen, hat in der vorliegenden interessanten Brochüre gezeigt, daß die deutschen Völkerschaften, durch welche das alte Römerreich zertrümmert wurde, nicht die rohen Zerstörer einer schönen Welt, sondern vielmehr die Retter und Wiedererbauer einer tiefgesunkenen Welt, daß sie nicht die Unterdrücker der Freiheit, sondern vielmehr die Befreier der Völker vom unerträglichsten Joch gewesen, und daß sie endlich nicht die Kultur vernichtet, sondern vielmehr nur geläutert hätten. Selbst das Christenthum würde, wenn es nicht von der kräftigen und sittlichen deutschen Nationalität getragen worden wäre, in der von Grund aus verdorbenen Römerwelt völlig entartet und wahrscheinlich im Muhamedanismus untergegangen seyn. Besonders scharf und deutlich sagt der Verfasser den Franzosen, daß die Freiheit die Seele des altdeutschen Volkslebens gewesen sey, und daß die Unterdrückung der Freiheit später gerade von Romanisten, von den Wiederherstellern der antiken Formen, des römischen Rechts rc. ausgegangen sey. Er hätte noch hinzufügen dürfen, daß selbst in der französischen Revolution nur diejenige Freiheit stichhaltig gewesen ist, die germanischen Ursprungs ist, der Grundvertrag, die Volksrepräsentation im Parlament, die öffentliche Rechtspflege, daß dagegen alle die Formen der Freiheit, die man aus der antiken Welt aufnahm, bald als unhaltbar wieder wegfallen mußten.

Ob übrigens solche Wahrheiten bei den Franzosen Eingang finden werden, steht dahin. Sie können die ungeheure Ueberlegenheit deutscher Nationalität vom historischen Standpunkt aus nicht wohl anerkennen, ohne sich selbst dabei etwas beengt zu fühlen. Daher ist es wahrscheinlich, daß das gallische Element in ihnen immer vorschlagen und sich dem deutschen entgegensetzen wird.

Berichtigung.

Nr. 95, Seite 380, Spalte 1, Zeile 8 von unten lies Heil statt Haus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. September 1839.

Dichtkunst.

Gudrun. Nordseesage, nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1839. 8.

(Schluß.)

Es war März, eine rauhe Nacht bedeckte die Erde mit Schnee und der Nordsturm sauste über Meer und Land. Da befiehlt die Königin Gerlinde, Gudrun und ihre Unglücksgefährtin Hildburg (eine portugiesische Prinzessin, eine von den drei Prinzessinnen der ersten Sage, die in die letzte mit hinüber genommen worden ist) sollen ans Meer gehen und waschen.

Die Königin kehrt zum warmen Pfühl;
Die Königstöchter, gefaßt,
In Thränen erstickend ihr Schmerzgefühl,
Beladen mit schnödester Last,
Barfuß, im leichten Lumpengewand,
Hin wanken sie zum Stromesrand,
Umsaust von Nordwinds Schwingen,
Die Schmacharbeit zu vollbringen.

Es braust der Strom, das Grundeis kracht
Und wälzt sich in Schollen zum Meer. —
Stromauf, scheu spähend — schau — mit Macht
Ein Nachen — ha — rudert daher.

Zwei bärtige Schiffer steigen ans Land
Und nahen den Mägdlein geschwind;
Die weichen erschreckt von ihrem Gewand.
Nach ruft's: Ihr holden Kind',
Mögt Ihr uns Fremden nicht Rede stehn,
So ist's um all Eure Habe geschehn!" —

Die Mägdlein zaudern und kommen,
Als hätten kein Wort sie vernommen.

Was flieht Ihr guten Kinder, mit Scheu? —
Sprach traulich der Männer Mund.

Nicht wollte weilen Gudrun, und doch
Fand sie der Reden kein Ziel,
Nicht reden, und lauschet der Fragen doch.
War's täuschender Sinne Spiel?
Süß klang, wie der Heimath Glocken Geläut,
Das Wort der Fremden, und weckt erneut
Dem Aug' heißperlende Thränen,
In der Brust unendliches Sehnen.

Ich frag' Euch, Mädchen, kam nicht ins Land
Mit Zwang von fern über Meer
Eine Mädchenschaar? Gudrun genannt
War Eine. — Des Königs Heer
Wohl brachte sie heim vor manchem Jahr;
Die Ihr da nennt, war bei der Schaar.
Sie war mit Jammer erstritten,
Und hat mehr Jammers erlitten.

Da flammten die Augen der Fischer auf.
Da bebt' auf der Lippe das Wort. —
Ich kannte sie wohl; mit ihr — sprach drauf
Gudrun — ward gefangen ich dort.
Sucht Ihr Gudrun? Das ist unnoth;
Das Kind von Hegelingen ist todt.
Die Braut, in Lieb' erröthet,
Hat Gram und Arbeit getödtet.

Da brach des Herzens Fesselband,
Schwoll über der Augen Fluth;
Die Fremden bargen mit zuckender Hand
Ihr Antlitz, zu zähmen die Gluth. —

Wie ist Euch, Männer? Wie seyd Ihr genannt?
Ihr thut, als wär' Euch Gudrun verwandt?
Euer Einer, wenn die Augen nicht trügen,
Hat etwas von Herwigs Zügen.

Sie erkennen sich. Es ist Herwig und Ortwin, ihr Bruder.

Mit den Armen umschloß er die herrliche Maid
Und küßte sie tausendmal,
Und sie weinten und lachten vor Freud' und Leid
Sprachlos in Wonn' und Quaal.
Unendlicher Zorn heiß glühend wühlt
In Herwigs Brust, bis die Rach' er gekühlt;
Unendlich Weh, wie umnachtet
Von Elend die Braut hat geschmachtet.

An der Brust des Geliebten, an des Bruders Brust
Ruht Gudrun. O maaßlos Glück!
Und auch Hildburg grüßen die Männer mit Lust,
Die so treu getheilt ihr Geschick.
Doch Schwester lieb — begann endlich Ortwin —
Bist Du im Land hier Königin,
Armes Kind, wie will sich's schicken,
Dich als Wäscherin hier zu erblicken?

Sie sprach mit Weinen: Bruder lieb —
Weh that die Frage ihr —
Wär' ich hier Königin, schau, wo blieb
Da doch der Königin Zier?
Es ist wohl Allen im Lande kund,
Daß Hartmuths Minne zu jeder Stund
Ich mit Abscheu von mir gewiesen.
Das muß ich als Magd nun genießen.

Sprach Herwig: Wohlan denn, zu Freud' und Ehr
Führ' ich Dich siegend zurück;
Nicht fern von hier liegt unser Heer,
Unsre Kundschaft krönte das Glück. —
Halt — rief Ortwin — nicht so! Bei Gott,
Das gäbe bei Biedermännern Spott.
Du bleibst, bis zu besseren Stunden
Wir mannlich Dich aufgefunden.

Denn hätt' ich hundert Schwestern, sie all
Ließ ich verderben eh,
Als daß ich, so gerüstet, von Feindes Wall
Still schleichend dannen geh.
Die im Kampf mit Gewalt uns ward geraubt,
Um die den Tod man geschmettert auf unser Haupt,
Die will ich dem Feind nicht entwenden,
Feig, heimlich mit diebischen Händen.

Die Helden, der Ehre noch holder als der Liebe, lassen Gudrun zurück und verschmähen es, sie heimlich zu entführen. Gudruns ganzer Stolz erwacht mit jubelnder Lust:

Zwei Könige ehrten mich mit dem Kuß,
Und es umfing mich ihr Arm.
Abgelegt ist die Magd. In den brausenden Fluß
Versenkt sie nun Schmach und Harm.
Sieh' die Kleider, die Leinen da tanzend fliehn,
In lustigem Lauf stromabwärts ziehn.
Mit der Wellen strudelnden Ringen,
Den Freunden Botschaft zu bringen.

Und zum Ufer schleppt der Wäsche Last
Gudrun mit Uebermuth,
Wirft Stück für Stück mit zorniger Hast
Hinab in die schwellende Fluth.
Hildburg voll Angst läuft hin und her,
Und mahnt und klagt, und müht sich sehr,
Daß dem Fluß sie wieder entwendet,
Was Gudrun freigebig verschwendet.

Sie kehren zurück auf Gerlindens Schloß. Die alte Königin erstaunt über Gudruns Kühnheit, aber noch mehr Hartmuth, als die edle Jungfrau sich zu ihm wendet und ihn um die Freiheit, um Entlassung in ihre Heimath bittet.

Wie sie sprach mit süßen Klängen,
Edel dastand vor dem Strengen,
Bild des Jammers, dennoch schön:
Wich dem Zauber ihrer Töne,
Wich des Auges milder Schöne,
Wich des Leides weichem Flehn
Haß und Zorn, indeß zum Streiten
Lieb' und Ehre sich bereiten.

Endlich erwidert er:

Ehrlos wär' ich, könnt' ich geben
Erst Dir Schmach, und Freiheit dann,
Weil Du werth bist meiner Seele,
Werth wie keine je, so wähle —
Nie gönn' ich Dich andrem Mann!
Drum Gudrun: Ich Dein Gemahl,
Oder Tod; — so steht die Wahl.

Da Dein Mund mir Wahl gebot —
Sprach Gudrun — ich wähle Tod!

Doch ehe durch Vollziehung dieses Beschlusses die alte Königin ihre Rache sättigen kann, rücken die Dänen

an das Schloß heran. Ein neuer Kampf, der letzte und schrecklichste entbrennt. Der alte König Ludwig fällt, da schickt Gerlinde einen Mörder, um Gudrun zu tödten, ehe sie befreit wird; aber Ortrune umklammert den Mörder und hält ihn zurück, bis Hartmuth kommt und ihn verscheucht. Diese Großmuth wird ihm durch Herwig vergolten, der ihn aus den Händen des gräßlichen Wate befreit und sein Leben rettet. Wate wirft Alles vor sich nieder und schont nichts, haut der alten Gerlinde den Kopf ab und mordet sogar die Kinder in den Wiegen, um die normannische Brut auszutilgen. Gudrun ist nun frei und sinkt in Herwigs Arme; dem gefangenen Hartmuth wird verziehen, seine Schwester Ortrun heirathet Gudruns Bruder Ortwin.

Dies ist die Sage, deren ungemeine Schönheiten nicht zu verkennen sind. Wer würde dabei nicht unwillkührlich an die Odyssee erinnert, bei der Scene am Meeresufer an die schöne Nausikaa und bei den letzten Kämpfen an die Rache, die Odysseus an den Freiern nahm? Ueber den Ursprung des Gedichts sagt der Herausgeber: „Die Sage von Högni und Hedin ist der älteste bis in das achte Jahrhundert zurückreichende Theil des Gudrunliedes. Sie ward hinübergetragen von den Normännern zu den brittischen Inseln, und fand hier eine lobpreisende Jugendgeschichte eines brittischen Königs, vielleicht Athelstans, vor; brittische Sänger brachten modificirend beide Sagen ungefähr im zehnten oder elften Jahrhundert in Verbindung, und in dieser Wandlung kehrte sie nach Dänemark und Friesland zurück, vielleicht zur Zeit Kanuts des Großen. Es mochte im zehnten Jahrhundert schon Erzählungen von einem Prinzessinnenraub, dem der Gudrun oder im Biterolf gedachten ähnlich, gegeben haben. Im zwölften Jahrhundert wurden sie zu einem ausführlicheren Epos ausgesponnen mit Beziehung auf die deutsche Diethrich=Sage einerseits, und auf die Hagen= oder Högni=Sage andrerseits, anscheinlich in verschiedenen Versionen. So fand unser Dichter die Sage vor, der sie zwischen 1217 und 1250 uns in der gegenwärtigen Gestalt überlieferte.“ Dies wird nun noch umständlicher ausgeführt, was der geneigte Leser im Buche selbst nachlesen mag. Uns kam es hier nur darauf an, auf den poetischen Werth dieser Dichtung aufmerksam zu machen. Die Kraft und Rauhigkeit des Nordens mit so lieblicher und rührender Anmuth gepaart zu finden, ist selten und macht auf das Herz des Lesers unfehlbar einen tiefen Eindruck.

Schriften über das Judenthum.

1) Das Staatsbürgerrecht der Juden vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangel. Pfarrer zu Dotzheim bei Wiesbaden. Frankfurt a. M., Körner, 1837.

Unter den vielen Schriften, die zu Gunsten der Juden=Emancipation erschienen sind, zeichnet sich die vorliegende vorzüglich dadurch aus, daß sie eine geschichtlich=statistische Uebersicht über die gegenwärtigen Verhältnisse, Zahl, bürgerliche Stellung &c. der Juden in allen bekannten Ländern enthält. Dies gewährt eine interessante Vergleichung, für alle Interessenten, Behörden, Kammern &c., die sich besonders um die Judenfrage bekümmern. Sehr brauchbar. Außerdem wägt der Verfasser, eben so historisch referirend und vergleichend, alle bekannten und in Schriften und Kammerverhandlungen ausgesprochenen Gründe für und wider die Emancipation gegen einander ab; so daß, wer diese Materie erschöpfen will, hier reiche Anleitung und Nachweisung findet. Da wir uns früher schon mehrmals ausführlicher über denselben Gegenstand ausgesprochen und unser Votum zu Gunsten der Emancipation umständlich und beziehungsweise polemisch motivirt haben, wollen wir bei diesem Anlaß nicht darauf zurückkommen.

2) Dr. Luther, von den Jüden und ihren Lügen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volks. Von L. Fischer. Leipzig, Tauchnitz jun., 1838.

Zusammenstellung dessen, was Luther über die Juden gesagt hat, mit einer Vorrede, worin Heine und Consorten übel wegkommen. In der That hat dieses literarische junge Palästina sich eben keinen Dank verdient und der Sache der Judenemancipation wahrlich nichts genützt, und auf ihre Unverschämtheit und moralische Unsauberkeit passen die kräftigen Strafworte Luthers heute noch so gut, wie vor dreihundert Jahren. Indeß werden sich billigdenkende Christen durch die Herausforderungen einiger Laffen nicht abhalten lassen, der Sache der Emancipation günstig zu bleiben. Es wäre höchst ungerecht gegen die große Mehrheit rechtlicher Hebräer, wenn man sie entgelten lassen wollte, was jene verschuldet haben.

3) Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentalischen Schriftstellern. Zusammengestellt von F. Nork. Leipzig, Ludwig Schumann, 1839.

Die modernen Versuche, das Christenthum zu stürzen, seine Göttlichkeit und seine geschichtliche Grundlage zu

leugnen oder es wenigstens zu beschimpfen, gingen zwar nicht von Juden aus, allein gar manche Juden nahmen schadenfroh daran Theil und unterstützten die antichristliche Partei unter den Christen aus allen Kräften. Dies geschieht noch gegenwärtig und ist natürlich. So lange noch die Gesetzgebung die Juden zwingt, entweder zu schachern oder zu schriftstellern, werden viele von ihnen einen innern Aerger, eine Gereiztheit und eine Lust, den Christen zu schaden, nie ganz überwinden, und gerade von denen, welche sich aus Speculation und in der Unreife und Dreistigkeit der Jugend auf Schriftstellerei werfen, kann man in dieser Beziehung am wenigsten Besonnenheit und Billigkeit erwarten. Nur darüber muß man sich wundern, daß so viele christliche Buchhändler und Journalisten diesen jungen Leuten Raum geben. Jüdische Correspondenten herrschen in einem übermäßigen Verhältniß vor und streuen in ihren Journalartikeln nicht durchaus Samen des Guten aus.

Inzwischen sind diese literarischen Judenjünglinge keineswegs begeistert für den Mosaismus oder Talmud. Nur wenige fußen auf dem antiken Boden. Einer, der am tiefsten in demselben wurzeln zu wollen schien, ist vor Kurzem Katholik geworden. Bei weitem die meisten wollen so wenig Juden, als Christen seyn und befleißigen sich, bald offner bald versteckter, das neue Heidenthum zu predigen, la réhabilitation de la chair, den Epicuräismus. Geld und Genuß ist die Losung. Da haben einige alte Juden unter Mühe und Noth fleißig geschachert und gesammelt, und unter strenger Befolgung des Gesetzes und voll frommen Dankes gegen Jehovah, den Gott der Väter, der sie nicht im Stich gelassen, ein reiches Erbe gegründet, und die Enkel verprassen es nun, maaßlos schwelgend in bisher versagten Genüssen, dienend fremden Götzen, heute noch wie damals, als Sodom und Gomorrha unterging, wie damals, als die Kinder Israels, des Propheten entbehrend, um das goldne Kalb tanzten. Dem Beispiel, das einige Reiche gegeben, haben manche Aermere nachfolgen wollen, und mit der Feder in der Hand durch Lobpreisung des Epicuräismus sich die Mittel zu erwerben gesucht, um nach den Vorschriften desselben zu leben. Während das, was diese leichtfertigen Schlemmer verführt, doch immer nur die in den Taschen mit dem Gelde klimpernde Hand ist, hat inzwischen auch ein jüdischer Gelehrter mit einem großen Aufwand von historisch-kritischem Witze den Versuch gemacht, wenn nicht das neue Heidenthum zu rechtfertigen, doch nachzuweisen, daß man sich eigentlich nie von der Grundlage des alten Heidenthums entfernt habe, und daß nicht bloß, wie Strauß und Compagnie meinen, das Christenthum, sondern daß auch sogar das Judenthum ein bloßes Aggregat heidnischer Vorstellungen sey. Dieser merkwürdige Gelehrte ist Herr Nork, der mit seiner kritischen Lanze hinter dem Dr. Strauß dahergeritten kommt, wie weiland Sancho Pansa hinter dem standhaften Ritter von la Mancha. Der eine will das Phantom des Christenthums, der andere das des Judenthums erlegen. Alles soll heidnische Mythe, heidnische Geheimlehre seyn, die Messias-Idee eine nicht etwa christliche, noch jüdische, sondern eine altpersische 2c. Wo irgend eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit aufzugreifen ist, greift sie Herr Nork auf und indem er im Christenthum nichts als Judenthum, im Judenthum aber wieder nichts als Heidenthum findet, meint er folgerecht, die Christen und Juden hätten einander nichts vorzuwerfen.

Diese Ansicht des Herrn Nork gehört nothwendig zum Ganzen der modernen antichristlichen Illusion. Wir finden ihr Vorkommen natürlich und wollen sie nicht einmal tadeln, da sie nur dazu dient, dem Extrem immer näher zu kommen, wo diese krankhafte Anschauungsweise aufhören, die optische Täuschung wie eine Blase zerplatzen muß. Derselbe einseitige und bornirte Verstand, der in seiner Hoffart das Absolute zu begreifen, ja selber zu seyn sich angemaßt in der Philosophie, hat, indem er sich mit der Geschichte abfinden sollte und nicht konnte, in dieser ihm durchaus feindseligen Berührung in ein faulendes, ätzendes und fressendes Gift sich verwandelt, das unaufhörlich und so lange es selbst nicht zerstört wird, an der historischen Wahrheit nagt. Natürlicherweise ist die Wahrheit des Christenthums die, auf deren Zerstörung es am meisten ankommt, aber der kritische Giftzahn nagt auch an andern Wahrheiten herum, wie eine in Zorn gesetzte Schlange Alles, auch das Unschuldigste begeifert. Eine fast wahnsinnige Zweifelsucht hat sich der Literatur bemächtigt, und vor Allem sucht sie, was erhaben, schön und edel ist, als bloßen poetischen Traum oder gar als eine aus Eigennutz ersonnene Lüge zu bezeichnen, z. B. den Ursprung der Schweizer Freiheit und je die schönsten Sittenzüge der Völker. Wenn sie sich irgend über das Gemeine erheben, so werden sie sogleich bezweifelt. Dies ist nun eine literarische Epidemie, die vorbei gehen wird, wie jede andere, und wer die Krisis beschleunigen hilft, dürfte sogar einen kleinen Dank verdienen, wenn man nicht mit Luther sagen müßte:

> Das Wort sie sollen lassen stan
> Und keinen Dank dazu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. September 1839.

Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke. Erster und zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1838.

Solche klare, tiefblickende und von Meisterhand entworfene Geschichtswerke dürften über die wahre Lage Deutschlands zum römischen Stuhl besser und gründlicher aufklären, als die hunderte von Brochüren, mit denen man, von allerlei philosophischen und sehr schwankenden und widersprechenden theologischen Standpunkten aus den Athanasius von Görres bekämpft hat. Nur mit der Bibel in der einen Hand und mit der Geschichte in der andern kann man Rom entgegentreten. Den Wust der speculativen Theologie soll man um Gotteswillen zu Hause lassen.

Nachdem Herr Ranke bereits in seinem klassischen Werk über die römischen Päpste den Antheil des katholischen Südens an den großen Reformationskämpfen hell beleuchtet hat, geht er im vorliegenden Werke zur nordischen, protestantischen Partei hinüber und schildert vorzugsweise die Reformatoren, ihr Wirken, die Verbreitung ihrer Ideen, ihre leitenden Grundsätze und ihre Politik im großen Kampfe. Beide Werke dienen einander zur Ergänzung.

Auch dieses zweite Werk stützt sich auf Forschungen und Entdeckungen, die der Verfasser in früher unzugänglichen oder unbenutzten Archiven (früher in Italien, neuerdings in den Archiven von Berlin, Dresden, Weimar, Dessau, Frankfurt) gemacht hat. Es enthält daher nicht nur eine neue klare Orientirung auf schon bekanntem Terrain, sondern bietet in der That auch vieles Neue dar. Bevor der Verfasser zur Geschichte der Reformation selbst gelangt, sucht er in einer ausführlichen historischen Einleitung den Faden des Wechselverhältnisses zwischen Deutschland und Rom, dem Kaiserthum und Papstthum zu verfolgen. Es genüge hier, anzudeuten, daß der Papst anfänglich Alles für den Kaiser that, weil er allein durch den Kaiser die geistliche Herrschaft über das Abendland erringen konnte. Nachdem er diesen Zweck erreicht, ließ er undankbar das Mittel fallen und that Alles gegen den Kaiser. Sobald die Nationen die Oberherrschaft des römischen Stuhls in geistlichen Dingen anerkannten, bedurfte der Papst des Kaisers nicht mehr, und trachtete das große Kaiserthum in kleine unabhängige Königreiche und Herzogthümer aufzulösen, da es ihm bequemer war über viele kleine weltliche Herren zu herrschen, als mit einem großen und mächtigen Kaiser die Herrschaft theilen zu müssen. Es gelang ihm, das Kaiserthum der Deutschen zu untergraben, auszuhöhlen, zu ruiniren durch Mittel, welche die römische Politik ewig brandmarken werden und welche nicht nur den deutschen Interessen absolut feindselig und verderblich, sondern auch mit den christlichen Prätensionen Roms in grellem Widerspruch und durchaus unchristlich und gottlos waren. Der systematische Versuch Roms, das edle und fromme Volk der Deutschen, dem es doch alle seine Macht und Größe verdankte, zu schwächen, zu theilen, den welschen Nachbarn zu unterwerfen und auf jede Art zu mißbrauchen und mit Füßen zu treten, dieser Jahrhundert lang fortgesetzte Versuch Roms rief den Fluch auf die Kirche herab und war die Hauptursache der schrecklichen Katastrophen, die sie erlebte. Der Papst hatte nun wirklich die deutsche Nation unterjocht; sie war getheilt, zerrissen in unzählige kleine Herrschaften und Korporationen, die einander blind anfeindeten; der Kaiser galt fast nichts mehr. Allein nun bildete sich unabhängig vom Kaiserthum die Fürstengewalt aus. Durch geschicktes Eingreifen zur rechten Zeit und namentlich durch Heirathsglück erlangte das Haus Oesterreich eine Macht, die derjenigen der alten Kaiser beinahe wieder gleich kam. Gegen diese neue Macht setzte nun der Papst auch wieder alle seine alten Mittel in Bewegung, allein Habsburg wählte seiner traditionellen Politik gemäß auch hier den Friedensweg und versöhnte Rom durch Unterwürfigkeit, Anhänglichkeit, Theilung des

Vortheils. Die deutsche Fürstenaristokratie, früher immer vom Papst begünstigt gegen den Kaiser, wurde durch den neuen Bund der Habsburger mit Rom stutzig gemacht und trat in Opposition gegen den Papst und Kaiser zugleich. Daher das kühne Auftreten des sogenannten bösen Fritz im 15ten Jahrhundert. Daher der Gedanke, den Hussitenkönig Georg von Podiebrad zum Kaiser zu machen. Daher der lebhafte Widerstand der deutschen Reichsstände gegen alle Zumuthungen der Kaiser Friedrich III. und Max I., so wie der päpstlichen Nuntien auf den Reichstagen. Daher die sonst unerklärliche Gleichgültigkeit der deutschen Reichsstände gegen das Vordringen der Türken und Franzosen. Daher endlich auch die Duldung, womit sie den Humanisten und später den Doctor Luther gewähren ließen und dieselben schützten. Wer ein Feind des Papstes oder des Kaisers war, fand bei den deutschen Fürsten und Reichsstädten im 15ten und im Anfang des 16ten Jahrhunderts heimlich Beifall und indirekten, endlich auch direkten Schutz, weil die Stände gegen Papst und Kaiser zusammenhalten mußten, wenn sie sich von der Uebermacht derselben nicht wollten unterjocht sehen.

Der Kaiser litt am meisten unter diesen Mißverhältnissen, denn der Papst that nichts für ihn ohne Gegendienst und ließ ihn bei jeder Gelegenheit seine Abhängigkeit fühlen. Unter dem trägen Regiment Friedrichs III. aber hatte das Haus Habsburg das reiche luxemburgische Erbe schon wieder verloren, und im burgundischen Erbe konnte sich der junge Max nur mit Mühe festsetzen. Da nun der Papst so wenig für ihn that, erlaubte sich Max endlich, die Verbindung mit ihm wieder abzubrechen und näherte sich wieder mehr den Ständen. In diesen wenigen und immer noch von wechselseitigem Argwohn bewachten Momenten der Annäherung zwischen Kaiser und Reich kam die berühmte neue Reichsverfassung, die Eintheilung in zehn Kreise, das Reichskammergericht ꝛc. zu Stande. Jede solche Annäherung des deutschen Kaisers und der deutschen Stände war eo ipso ein dem römischen Stuhl mißliebiger, und selbst wider Willen feindlicher Akt. Die der Reformation vorhergehende und dieselbe zunächst motivirende Spannung wurde dadurch vermehrt. Die Stellung der weltlichen Fürsten zu Rom erleichterte den kühnen Gelehrten und Reformatoren, die sich gegen Roms Dogmen erhoben, das Auftreten.

Das Alles stand in so genauem Zusammenhange, daß die entscheidende Katastrophe im Kampfe der politischen Parteien mit dem Ausbruch der Reformation in einen Punkt zusammenfallen mußte. Da Kaiser Maximilian alterte, drehte sich in der europäischen Politik alles um die neue Kaiserwahl. Schroffer und feindseliger als je traten sich die Parteien gegenüber, und kühner als je durfte man nun auch in der dem Papst abgeneigten Partei gegen Rom auftreten. Dies war der Moment, in dem Luther seine Theses an die Schloßkirche von Wittenberg schlug.

Max wünschte die Kaiserkrone auf seinen Enkel Karl V., der bereits König von Spanien war, zu vererben. Die Wahl hing von den deutschen Kurfürsten ab. Um ihre Gunst also buhlte der alte Kaiser. Aber sie fürchteten sich vor der Uebermacht des Hauses Habsburg und sperrten sich. Da flüchtete der Kaiser unklug zum Papst und bat diesen um seine Verwendung. Der Papst hielt ihn hin. Die neue Verbindung des Kaisers mit dem Papst aber reizte die Fürsten, sich auf dem Reichstag sehr energisch gegen die Anmaßungen des römischen Stuhls, namentlich gegen die Gelderpressungen desselben zu erklären, im Jahr 1518. Da die deutschen Stände so sehr abgeneigt schienen, den jungen Karl zum Kaiser zu wählen und da der Papst es so wenig wünschen konnte, so hoffte König Franz I. von Frankreich, die deutsche Krone wegschnappen zu können. Er gab sich darum alle mögliche Mühe, allein die deutschen Kurfürsten waren doch zu stolz, und die Verachtung der schwächern Franzosen bei der großen und weit überlegnen deutschen Nation noch zu tief im Volke eingewurzelt, als daß die Wegwerfung der deutschen Krone an einen Franzosen denkbar gewesen wäre. Nur einige lockere und hitzige Fürsten des zweiten Ranges, die sich mit Hülfe des französischen Königs etwa zu höherem Range und größerer Macht aufschwingen wollten, verschworen sich mit ihm und nahmen sein Geld, so Ulrich von Würtemberg, der Bischof von Hildesheim, der Herzog von Lüneburg, der Herzog von Mecklenburg. Auch Franz von Sickingen, der berühmte Ritter, sollte für ihn werben, besann sich aber bald eines andern und trat zur deutschen Nationalpartei über. Die Franzosenfreunde brachen los. Ulrich aber wurde vom schwäbischen Bunde überwältigt. Auch die Schweizer erklärten, lieber einen Oesterreicher als einen Franzosen im Besitz der Kaiserkrone sehen zu wollen und ihre Stimme entschied. Durch sie wurde Frankreich und der Papst bedroht und in Schranken gehalten. Die Wahl ging vor sich, die Fürsten gaben ihre bisherige Eifersucht gegen das Haus Habsburg unter gewissen Bedingungen auf und wählten einstimmig den jungen Karl zum Kaiser, nachdem sie ihn durch eine Kapitulation gebunden hatten. Unmittelbar darauf erfochten die Franzosenfreunde in Niedersachsen (auf der Soltauer Heide) noch einen Sieg, der ihnen aber jetzt nichts mehr nutzte.

Bei allen diesen Ereignissen hatte Kurfürst Friedrich von Sachsen eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Er war das Haupt der Fürstenopposition, ihm war sogar die Krone angetragen worden, die er abgelehnt. Ihm vorzüglich verdankte der junge Karl die Einstimmigkeit der Fürsten bei seiner Erwählung. Ihn, als das Haupt einer fortwährend bestehenden und wachsamen Partei,

mußte man mit äußerster Delikatesse behandeln. Der Kaiser trug ihm eine Verschwägerung an und schmeichelte ihm auf alle Art, um ihn zum Freunde zu haben und das Reich in Ruhe zu wissen, während er in Spanien und Italien handelte. Der Papst aber schmeichelte dem Kurfürsten nicht weniger, schickte ihm die goldene Rose und suchte ihn für sich zu gewinnen, um ihn und die deutsche Opposition gegen den mächtigen Kaiser gebrauchen zu können. Unterdeß war Luther immer kühner geworden, sein Ruf bereits durch die Welt verbreitet. Was konnte der Papst, was der Kaiser gegen diesen sächsischen Mönch thun? Kurfürst Friedrich wollte den Mönch geschont wissen, und scheint wohl gewußt zu haben, welch schweres Gewicht Luther in die Waagschaale lege, wie sehr er den Einfluß der kursächsischen Stimme verstärke. Man wagte nicht, den Kurfürsten zu beleidigen, und wußte Luthers welthistorische Bedeutung anfangs nicht zu würdigen. Dies erklärt das wunderbare Glück des großen Reformators.

Wie anders wäre alles gekommen, wenn die ultramontane Partei den kühnen Mönch gleich anfangs, wie es ihr leicht war, hinweggeräumt hätte. Wie anders aber auch, wenn der Kaiser sich auf Luthers Seite gewendet und an der Spitze deutscher Nation die Reformation durchgesetzt hätte, eine weniger einseitige Reformation, als sie ohne ihn durchgesetzt wurde? Herr Ranke urtheilt über den Kaiser richtiger, als es bisher unter den Geschichtschreibern Mode war. Durchgängig hat man den feinen Geist Karls V. überschätzt, ihm salomonische Weisheit angedichtet und hinter seinem Geheimthun Wunder was für Größe vermuthet. Das Vornehme in diesem Charakter imponirte den Geschichtschreibern zu sehr, sie sahen dahinter die Leere nicht. Es ist gewiß, Kaiser Karl verstand seine große Zeit nicht und blieb, wie dringend sie ihn mahnte, doch beständig in einer engherzigen Politik befangen. Sein Egoismus verblendete ihn so sehr, daß er nicht nur bei der ungeheuern Begeisterung der Zeit stets eine herzlose und vornehme Kälte blicken ließ, sondern auch den wahren Vortheil, den sie ihm darbot, nicht aus ihr zu ziehen wußte. Jenes Ringen nach Wahrheit, das sich so mächtig in Luther und in dem größten Theil der gebildeten Welt offenbarte, ließ ihn vollkommen gleichgültig. Aber eben so wenig Herz hatte er für den Papst. Er sah in den Religionsparteien nur Mittel für seine Hauspolitik und er benutzte sie abwechselnd, bald den Papst, um die deutschen Stände zu demüthigen, bald die lutherische Partei, um dem Papst zu trotzen. Neben der religiösen Frage war die nationale höchst wichtig. Der deutsche Kaiser hatte die Pflicht, die nationale Bewegung, die einmal unaufhaltsam hereingebrochen war, zu leiten und ihr eine den Nationalinteressen günstige Wendung zu geben. Der Kaiser selbst hätte dabei nur gewinnen können und seine Macht würde dadurch sicherer befestigt worden seyn, als durch die zweideutige Staatsklugheit. Allein Karl hatte keinen Sinn für die Deutschen. Als ein vornehmer Kosmopolit stellte er sich über die Nationen und bediente sich bald der Spanier gegen die Deutschen, bald wieder der Deutschen gegen die Italiener, alle gleich sehr verachtend. Diese Vornehmigkeit war aber durch keine große Idee gerechtfertigt, vielmehr war das Pikante daran eben nur die Geringschätzung der Größe.

Kurfürst Friedrich suchte an der Spitze der reichsständischen Opposition zu ersetzen, was der Kaiser selbst nicht leistete. Eine nicht einseitige, sondern allseitige, die ganze Christenheit umfassende, aber zugleich gemäßigte Reformation war das wahre Bedürfniß der Zeit und lag auch ursprünglich im Sinne Luthers. An eine Trennung zweier Kirchen, beide in einseitiger Richtung divergirend und zu Extremen tendirend, dachte Niemand. Hätte sich der Kaiser, wie einst Sigismund auf dem Constanzer Concil, an die Spitze der Bewegung gestellt, so hätte aus der Reformation etwas Gedeihliches werden können, ohne daß sie in zwei feindliche Kirchen gespalten worden wäre. Nun wollte der sächsische Kurfürst die Einigkeit und Universalität der reformatorischen Bewegung vermittelst des dem Kaiser an die Seite gegebenen reichsständischen Regiments durchsetzen. Allein der Kaiser, wie der Papst, wandten Alles an, diese constitutionelle Macht der deutschen Nation, das Parlament, das sich neben dem Kaiser zu erheben anfing, im Keime zu unterdrücken, und unglücklicherweise halfen die Ritter und Bauern durch ihr unkluges Vorstürmen, das schöne Werk zerstören. Von nun an war kein reichsständisches Regiment mehr zusammenzubringen, es gab keine constituirte Reichsgewalt mehr, welche die Reformation hätte leiten, mäßigen und gleichförmig durch das ganze Reich verbreiten können. Alles war der Willkühr preisgegeben. Man half sich mit Bündnissen im Kleinen, steigerte sich, erhitzte sich, was Alles hätte vermieden werden können, wenn der Kaiser sich der Reformation angenommen, sie geleitet hätte, oder wenn das ständische Reichsregiment nicht aufgelöst worden wäre.

Der protestantischen Partei kam es sehr zu Statten, daß der Kaiser abermals mit dem Papst in Streit gerieth, und in einen heftigeren als je zuvor. Der Papst wollte Ferrara haben, der Kaiser litt es nicht. Die Franzosen wurden von den Kaiserlichen geschlagen, König Franz selbst bei Pavia gefangen, der Kaiser war Herr in Italien. Dies war dem stolzen Papst unerträglich. Im Augenblick eines so erbitterten Kampfes mit dem Papste gab Karl den Protestanten nach, das Wormser Edikt, das Luthern verdammte, wurde zwar nicht zurückgenommen, aber auf dem Reichstag zu Speyer machte man aus, daß jeder

Reichsstand es in Sachen der Religion halten könne, wie er es für gut finde und gegen Gott und den Kaiser glaube verantworten zu können, 1526. Nun reformirte, wer Lust hatte und mit Jubel zogen tausende von lutherischen Landsknechten unter Georg von Frundsberg nach Italien zu des Kaisers Fahnen, zogen wider Rom, eroberten die heilige Stadt, kleideten sich in die Gewänder der Kardinäle und Bischöfe, hielten unter den Augen des Papstes in dieser Tracht einen Fastnachtsumzug und riefen Luther zum Papst aus. Das Alles wurde vom Kaiser damals tolerirt. Sein Bruder Ferdinand trat der Reformationspartei noch näher. In Ungarn, dessen Thron er nach dem Tode des jungen König Ludwig in der Schlacht bei Mohacz erbte, stand er an der Spitze der lutherisch gesinnten Partei, während sein Nebenbuhler Zapolya das Haupt der Katholischen war, und vorzüglich dieser Umstand trug dazu bei, daß das Haus Habsburg sich in der Herrschaft Ungarns befestigte, weil die Mehrzahl der Ungarn damals sich zur Reformation neigte. Auch in Ungarn dienten und siegten eine Menge deutsche Protestanten unter kaiserlichen Fahnen.

Unter so günstigen Umständen hielt Landgraf Philipp von Hessen 1526 zu Marburg die erste Synode lutherischer Geistlichen und entwarf die erste reformirte Kirchenordnung. Sie war durchaus republikanisch und gab die erste Idee zu dem, was später in Nordamerika realisirt wurde; aber eben deßhalb konnte sie in Deutschland nicht durchdringen. Herr Ranke setzt sehr einleuchtend auseinander, daß der Reichstagsbeschluß von Speyer das unbestrittene Recht der höchsten constituirten Reichsgewalt, über Kirchensachen innerhalb des Reichs zu entscheiden, auf die einzelnen Reichsstände (Fürsten und Reichsstädte) übergetragen haben. Der Reichstag hatte beschlossen, nichts im Namen des Reichs zu thun, aber jedem Reichsstand zu überlassen, was er thun wolle. Somit waren die Fürsten und Reichsstadträthe mit der Autorität der Reichsgewalt bekleidet, und entschieden nun in Absicht auf die Religionsangelegenheiten ihrer Unterthanen, wie in andern Angelegenheiten derselben. Wo nun auch Landstände oder Stadtgemeinden noch etwas zu sagen hatten, überwog doch das Ansehen des Fürsten oder der Obrigkeit bei weitem, und Luther selbst gab sich alle erdenkliche Mühe, den Fürsten und weltlichen Obrigkeiten die höchste Gewalt in Kirchensachen zu übertragen, weil er der von den Wiedertäufern gepredigten Demokratie eben so mißtraute, wie der alten Hierarchie. Eine Kirche, die von der Laune und dem Unverstand des gemeinen Volks, und von den Verführungskünsten der Demagogen (Thomas Münzers ic.) abhängen sollte, war ihm ein Greuel. Eine Kirche aber, die vom Staat unabhängig und nur von Priestern regiert seyn sollte, glich zu sehr der römischen, als daß er sie hätte billigen sollen. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als die Kirche der weltlichen Obrigkeit unterthan zu machen. Ueberhaupt war sein Christenthum ein praktisches. Zucht war bei ihm das erste und letzte. In der römischen Kirche sah er die Zucht gänzlich erschlafft, und in der Demokratie der Wiedertäuser war bekanntlich die frechste Zuchtlosigkeit unter dem Namen der christlichen Freiheit aufgekommen. Nur die weltliche Obrigkeit konnte die Zucht, die Luther verlangte, herstellen, zu ihr also nahm er seine Zuflucht. Es war aber nicht seine Meinung, die Religion zu einem Mittel weltlicher Politik zu machen. Er wollte das ganze Staatsleben mit Religiosität durchdringen. Herr Ranke bemerkt: „Darin sucht Luther seinen vornehmsten Ruhm, daß er die Grundsätze des Evangeliums auf das gemeine Leben anwendet. Vor Allem hat er sich angelegen seyn lassen, von dem religiösen Standpunkt aus die verschiedenen Stände über ihre Pflicht zu unterweisen: die weltliche Obrigkeit und ihre Unterthanen, die Hausväter und die Glieder der Familie. Er entwickelte ein unvergleichliches Talent populärer Belehrung. Er weist die Pfarrer an, wie sie zum Heile des gemeinen Mannes predigen, die Schullehrer, wie sie die Jugend in ihren verschiedenen Stufen unterrichten, Wissenschaft und Religion verbinden, nichts übertreiben, die Hausherrn, wie sie ihr Gesinde zur Gottesfurcht anhalten sollen; er schreibt einem jeden Sprüche seines Wohlverhaltens vor, den Pfarrern und den Gemeinen, Männern und Frauen, Aeltern und Kindern, Knechten und Mägden, Jung und Alt: er zeigt ihnen eine Formel des Benedicite und des Gratias bei Tische, des Morgen und des Abendsegens an. Er ist der Patriarch der häuslichen, mit Andacht durchdrungnen strengen Zucht und Sitte des norddeutschen Hauswesens. Wie unzählige Millionen Male hat sein herzliches Das walt Gott den im dumpfen Treiben des Werkeltags dahin lebenden Bürger und Bauersmann seiner Beziehung zu dem Ewigen wieder erinnert! Der Katechismus, den er im Jahr 1529 herausgab, von dem er sagt, er bete ihn selbst, so ein alter Doctor er auch sey, ist eben so kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält!"

Die lutherische Tendenz behielt im größten Theil von Deutschland und in den nordischen Reichen die Oberhand. Die Grundsätze der christlichen Demokratie dagegen breiteten sich mehr oder weniger unter den Anhängern Calvins aus.

Mit diesen Erörterungen schließt der zweite Band. Herr Ranke hat den Zusammenhang der religiösen und kirchlichen Entwicklungen mit den politischen besonders scharf im Auge gehabt und durch seine Darstellung des Werdens das Gewordene und heute noch Bestehende aufs trefflichste erklärt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. Oktober 1839.

Taschenbuch.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. (Früher herausgegeben von Dr. W. Menzel.) Siebenter Jahrgang. Geschichte des Jahrs 1837. Von Friedrich Thiersch. Erste Abtheilung mit 8 Portraiten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Der berühmte Verfasser rechtfertigt sein Auftreten als Geschichtschreiber der Gegenwart gegen diejenigen, die sich vielleicht wundern, daß er sich bei so vielseitiger Thätigkeit im pädagogischen Gebiete auf dieses neue Feld gewagt habe. Allein es ist bekannt, daß Herr Thiersch nicht nur, wie jeder gebildete Geist, sich für die Ereignisse seiner Zeit interessirt, sondern auch insbesondere an den griechischen Angelegenheiten einen warmen und thätigen Antheil genommen hat und mit vielen Verhältnissen vertraut geworden ist, die sonst in der Regel dem Gelehrten nicht in diese Nähe rücken. Auch ist das Werk selbst der beste und glänzendste Beleg für den Beruf des Verfassers, es zu schreiben. Es ist übersichtlich, klar, reichhaltig, in besonnener Weise, mit Mäßigung und zugleich, so weit es die Umstände erlauben, mit Freimüthigkeit geschrieben.

Die hier vorliegende erste Abtheilung (äußerlich ganz in der Form der frühern Jahrgänge) enthält die Geschichte Großbritanniens, Deutschlands, der Schweiz, Belgiens und Hollands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und Frankreichs. Rußland und der Orient, Spanien und Italien, so wie die andern Welttheile sind der zweiten Abtheilung aufgespart. Die Portraits sind: Melbourne, die Königin Victoria, der Fürst von Oettingen-Wallerstein, die Herzogin Helene von Orleans, der König von Hannover, Damremont, Valée, der Herzog von Nemours.

Lichtvoll ist die Darstellung der englischen Angelegenheiten, doch wird der deutsche Leser noch mehr von der Darstellung der deutschen angezogen, zumal da sich der Verfasser ausführlich, klar und freimüthig sowohl über das Kölner Ereigniß, als über die Angelegenheit Hannovers verbreitet. Das erstere sieht er, wie gewiß jeder gutgesinnte Patriot, als unheilvoll an, als Etwas, das nicht hätte eintreten sollen, und dessen Eindruck wieder auszulöschen im Interesse aller Deutschen liegt. Ueberhaupt ist er, und gewiß mit Recht, der Meinung, man thäte besser, sich nicht so sehr in die Vergangenheit, in die Illusion und in den Streit längst verlebter Jahrhunderte zu versenken, so wie man auf der andern Seite auch nicht den ganzen alten guten Glauben zerstören und in blinder, beinahe gegenstandsloser Neuerungssucht rasen solle. Es sey besser, das Gute in der Gegenwart anzubauen und zu pflegen, als es wegzuwerfen, um jenen Phantomen nachzujagen, die man bald in der Vergangenheit, bald in der Zukunft sucht. Auch die Sucht unsrer Zeit, Alles in einen Principienstreit und ins Confessionelle hineinzuziehen, tadelt der Verfasser und hält dafür, daß die wahren Interessen der Kultur und des Fortschritts darunter leiden (Seite 25). Dies ist gewiß eine richtige und des Historikers würdige Ansicht.

Bei der Erörterung der preußischen Verhältnisse gedenkt der Verfasser auch des Unterrichts und kann es nicht unterlassen, auch hier seine bekanntlich streng humanistische Ansicht wieder gegen den Realismus geltend zu machen. Er geräth hier selbst etwas zu tief in die Einseitigkeit eines Princips und einer Confession, und lebt nicht den schönen Worten gemäß, die er andern Parteien deßfalls vorhält. Die klassische Bildung gegen ihre unverständigen Verächter vertheidigen, ist schön. Für die Jugend, die sich dem gelehrten Stande widmet, die Aufrechthaltung einer streng klassischen Bildung zu verlangen, ist consequent und billig. Aber offenbar geht Herr Thiersch in seinem Eifer zu weit, wenn er auch jene ungeheure Menge Knaben, die sich dem Gewerbsstand

widmen, griechisch und lateinisch erziehen will. Unbegreiflich aber erscheint es an einem Manne, der so hoch über jeder Schulpedanterei steht, und der nicht im griechischen Bücherstaub ergraut, sondern dem griechisches Leben, Altes und Neues, in seiner ganzen Heiterkeit aufgegangen ist, daß er jenes vielstündige Sitzen und Verhocken der deutschen Schuljugend — eine wahre Verkrüppelung der Natur und eine Karrikatur in Vergleich mit dem pädagogischen Ideal der Griechen — gleichwohl billigt und gegen Lorinser vertheidigt.

Was Hannover anlangt, so schildert er mit besonderer Vorliebe die Festlichkeiten des Göttinger Jubiläums und das unerschrockne und constitutionelle Benehmen der sieben verbannten Professoren.

Auch die Angelegenheiten der Schweiz, der Niederlande, Skandinaviens und Frankreichs sind sehr gut zurecht gelegt und erörtert, bieten jedoch im Jahr 1837 weniger Interesse dar, als in andern Jahren. Mit Recht erwartet man, daß der so kundige und thätige Verfasser in der zweiten Abtheilung seine tiefe Einsicht in die griechische und orientalische Sache beurkunden werde. Möge sein neues Werk sich des besten Fortgangs erfreuen, und möge er an den Schwierigkeiten desselben nicht ermüden.

Neueste Schrift über Berlin.

Berliner Spaziergänge, gewidmet deutschem Volksthume. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1839. 8.

Unter diesem etwas sonderbaren Titel theilt der Verfasser Betrachtungen mit, die er auf Spaziergängen in und um Berlin angestellt hat. Seine Betrachtungsweise ist ungewöhnlich, was er sich auch gar nicht verhehlt. Er hat sich durch den Taumel der Selbstbewunderung nicht fortreissen lassen, wenn er auch das viele Treffliche, was Berlin namentlich in neuerer Zeit auszeichnet, anerkennt und mit sichtbarer Vorliebe an dieser Stadt hängt, und er mißbilligt im Stillen die Selbstgefälligkeit, die sich für unendlich klug hält und doch zuweilen recht dumme Streiche macht. Er drückt deßfalls Stimmungen aus, wie sie wohl einem gereiften, besonnenen Manne auf Spaziergängen in und um jene unerschöpflich geistesreichen Stadt anwandeln können. Da er aber nicht tadelt, ohne seine innige Anhänglichkeit an Stadt, Volk und Staat klar und warm an den Tag zu legen, so haben seine Vorwürfe etwas Gemüthliches und sind vielleicht um so nachdrücklicher.

Ein Theil seiner Bemerkungen trifft die Stadt und Umgegend. Bekanntlich liegt Berlin im Sande der Mark Brandenburg, und die Natur hat wenig für die Stadt gethan. Aber aus diesem Wenigen ließe sich noch Viel machen, meint der Verfasser, wenn nur die Menschen etwas mehr thun wollten. Da ist ein Fluß, da ist Wald, da ist eine Insel. Aber was hat man daraus gemacht? Nichts. Vergebens sucht man die schönen Quais, die andere Hauptstädte oft an minder großen Flüssen zieren. Vergebens sucht man irgend etwas Erhabenes von Baukunst oder Reizendes von Gärten auf der Spreeinsel. Vergebens sucht man schöne Brücken, die zu umfangreichen Gärten und Palästen führen könnten. Vergebens sucht man freie Plätze um die Kirchen. „Ich halte es für die größte Sünde, welche an der Nachwelt die Gegenwart heute in Berlin begangen hat, daß man die Spreeinsel, mitten in der Stadt, mitten zwischen königlichen Schlössern und Gärten zu einem Stapelplatz für Tonnen, Frachtkarren und Schifferstücke verbaut hat. Wie durfte man hier die Zukunft so vergeben. Wenn einst die kommenden Geschlechter als das unabweisbarste Bedürfniß für den Fortbestand der Generationen und die Abwehr gegen die Erbübel von Krankheit und Elend in großen Städten freie weite Räume und Gärten betrachten werden, wie jetzt schon London die großen Parks seine Lungen nennt, aus denen es athmet, dann könnten sie wohl keinen schöneren Platz finden, als diese Insel, und wie schwer wird es halten, ehe diese Mauern wieder fallen. Die herrlichen Quais von Paris und von London, auch Berlin könnte sie haben, und hätte sie rasch erhalten; jetzt ist diese Aussicht auf Jahrhunderte verschwunden. Das verwaiste Monbijou drüben, mit seinen prachtvollen Baumgruppen, auf welche die Sonne eben so schön scheint, weckt mir noch schmerzlicher diesen Gedanken. Jetzt wuchert die Nessel in seinen Gängen und es liegt mitten in der Stadt. So wenig Reiz hat ein eng verschloßner Raum für die Menge. Der Wandelnde kann sich der Lust nicht hingeben, denn das Gefühl der Bange erdrückt ihn nach wenigen Schritten. Wenn aber ein zierlicher Brückenbogen mit Hortensienbüschen auf seinen Pfeilern und Blumen, auf seinen Rampen, von der Insel über die Spree nach Monbijou hinüber geschlagen wäre, — wenn auch an dem diesseitigen Flußufer jene Kaserne, die eben so gut an jedem Ende der Stadt einen neuen Platz finden könnte, — wenn zwischen ihr, der Universität und dem Zeughaus höchstens dreißig Häuser von denen die größeren dem Staate gehören, durch den Aufbau eines Bazars mit hundert Läden reichlich ersetzt, von dieser Stelle schwinden könnten, — welche großartige Verbindung von Monbijou zur Insel, von der Insel auf den gedachten Platz, der den Namen seines künftigen Schöpfers trüge, zum Universitätsgarten, dem Opernplatz, die Spreeufer an der Bauakademie und dem Lustgarten. — Wird man den Plan, von dem man seit Jahren gesprochen, die Häuser der Schloßfreiheit zu entfernen,

wieder aufnehmen, oder hat man ihn fallen lassen? Die Antwort scheint sich mir zu ergeben, wenn ich mich auf die andere Seite der Bauakademie wende. Auch hier, um die Werdersche Kirche war der Plan, den Platz durch Wegräumen zu erweitern. Man hat ihn muthlos fallen lassen, und an die Stelle einzureißender Häuser sind neue noch größere getreten. Woher die Gleichgültigkeit gegen das Schöne, woher der Mangel eines höheren Gesichtspunktes beim Berliner Bürger? Der natürliche Sinn unseres Landvolkes hat sich dies feine Gefühl bewahrt. An seine Kirche im Dorf muß sich eine Baumgruppe lehnen, ein grüner Friedhof muß sie umgeben. Der gymnasialgebildete Städter hat es noch nicht gemerkt, daß der gothische Pfeiler erst dann Leben erhält, wenn er aus dem Grün aufwächst, daß der Thurm nur dann in den Himmel ragt, wenn er auf den grünen Baum der Erde herabsieht. Ebenso, wie um die Werdersche, so sieht es noch viel abscheulicher um die beiden andern größten Parochialen, die Nicolai- und Marienkirche aus. Anstatt dieser engverbauten Häuser, in deren unreinlichen Winkeln, trotz aller Verbote, das Laster immer wieder eine heimliche Stätte findet, dürfte anstatt ihrer niemals, wenn auch in noch so fernen Zeiten, ein freier blühender Gartenraum sich um das Gotteshaus öffnen, für die Gesundheit der in seinem Schatten aufwachsenden Kindheit von unberechenbaren Folgen, in jenen vollgedrängten Theilen der Stadt, wo es gänzlich an einem solchen mangelt? Würde nicht auch in beiden Gegenden eine große Markthalle Bedürfniß seyn, und bald die Kosten erstatten? Und wenn auch erst nach mehrfachen Generationen, nach dem allmähligen Verfall dieser Häuser, warum nicht schon heute ihren Neubau verbieten?"

Das, was der Verfasser hier sehr vernünftig von Berlin sagt, gilt auch noch von mancher andern Stadt. Durch das planlose Erlauben von kostbaren Neubauten werden großartige Revisionen und Rectificirungen der Stadtpläne, wenn nicht unmöglich, doch unendlich schwieriger und theurer.

Andere, eben so interessante und beherzigenswerthe Bemerkungen betreffen das Volksleben, die Bildung und insbesondere die Erziehung. Der Verfasser vermißt auch in dieser Beziehung in Berlin die Nachhülfe, deren die Natur bedarf. Er findet, daß man sich im Gegentheil von der Natur entferne. Die Steigerung durch spirituose Getränke und durch Lektüre erscheint ihm bedenklich. „Sehen wir nur nach, was der Berliner Bürger, selbst der Reichere, von dem das Beispiel ausgeht, gewohnt ist, für seine Erziehung zu thun. Das erste Drittheil seines Lebens hat er auf den Gymnasien Lateinische Grammatik gelernt, während der zwei anderen zählt er in seiner Zeitung die Tonleitern, welche die Sängerinnen schlagen; mit jenem schloß sich in den meisten Fällen sein wissenschaftliches, auf dieses beschränkt sich oft sein künstlerisches Streben. Er hat kein politisches, er hat kein gediegenes ästhetisches Blatt, das ihn richtig leiten, das ihm eine ernsthafte Nahrung bieten könnte. Glaubt man etwa, daß die zahlreichen Bibliotheken im Stande wären, doch irgend eine nothwendige Fortbildung des verbreiteten preußischen Volksschulunterrichts zu ersetzen. Man sehe nur das Verzeichniß, aus denen sie bestehen, man sehe gar erst die Nummern, die fast allein coursiren. Der Roman ist überall schädlich und trägt nur zur Verwilderung der Gemüther bei, sobald er zu etwas Anderem dient, als beim Manne ein kräftiges Arbeiten des Geistes, beim Weibe eine strenge Gewohnheit der Tugend zu verschönen. Finden sich diese in den mittleren und niederen Ständen Berlins? Unsere Romane sind einmal nicht für diese Klassen berechnet. Die vortheilhafte Stellung der Bildung, der Einfluß des Geldes, die ihre Handlung bedingen, der Reiz der Leidenschaften übt auf sie nur die ganze Erbitterung der Unerreichbarkeit aus. Daher die Verwilderung der Sitten, die hier nicht einen verworfenen Theil, sondern zum Erstaunen des Fremden, der aus andern Orten kommt, die Familien durchdringt, im Lande der Schulen, daher ein so düsteres Ueberhandnehmen confuser Ideen ꝛc."

Bei diesem Anlaß kommt der Verfasser auf den Gedanken, den auch der würdige Preuker in einer so eben erschienenen Brochüre ausgesponnen hat. Er schlägt nämlich vor, bei der Einrichtung von Bibliotheken auf die Bedürfnisse der Bürger Rücksicht zu nehmen und den Bürgern eine zweckmäßigere Lektüre zu gewähren.

In Bezug auf die Erziehung tadelt der Verfasser die ausschließliche Herrschaft der klassischen Studien. Von den Römern sagt er die schönen Worte: „Volk, zur Herrschaft geboren, nach einer so langen Reihe von Zeit schickst du die ganze germanische Jugend noch unter dein Joch!" — Sodann bemerkt er: „Werden wir mit dem Kompaß unserer klassischen Erziehung, mit dessen erborgter und halb verstandener Kenntniß, die hinreichte, um in der Dämmerungs- und Küstenfahrt der vergangenen Jahrhunderte durch geringere Wogen zu leiten, nun dem Andrange des beim Anbruch eines neuen Tages so bewegten Weltmeers noch länger widerstehen können? Wird das krampfhafte Festhalten an den Ankern einer fremden Geistesherrschaft uns retten können, und die Ketten nicht reißen? Oder werden wir mit frischen, aus der Werkstätte fortgeschrittener Bildung neu hervorgegangenen Ankertauen uns lieber an heimathliche Gestade zu fesseln erstreben und mit der Bussole der Zeit den unabsehbaren Fluthen kräftig entgegensteuern? Sollte es denn nichts Vaterländisches, Zeitgemäßes geben, was an die Stelle von jenen treten könnte? Auch ich verlange nicht, daß die Kunde der Natur und ihrer Gesetze,

die wir jetzt anfangen zu pflegen, allein im Stande seyn sollen, die vielseitigen Kräfte im Menschen alle zu wecken. Auch ich glaube, daß etwas Inneres, aus dem eignen Geiste geborenes schon in der Jugend den Menschen in sich selbst erheben muß, sobald er nur einigermaßen durch die Dinge, die sie umgeben, einen Spiegel von seinem unsichtbaren Selbst erlangt hat. Die Muttersprache Hand in Hand mit der Geschichte, *sie* sind die wahren Träger unsers geistigen Seyns. In diesen beiden für das Gefühl lebendigen Formen des Wortes und der Handlung wird die höhere Absicht sich unserem Auge öffnen.“ Herrliche Worte, werth in alle deutsche Herzen sich einzugraben.

Inzwischen weiß der Verfasser sehr wohl, daß er Dinge sagt, die Niemand hören will, bescheidet sich deßfalls und schüttelt, von seinen Spaziergängen heimgekehrt, den Staub von seinen Schuhen.

Chinesische Literatur.

Y-King. Antiquissimus Sinarum liber, quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu p. p. edidit Julius Mohl. Vol. I. cum 4 tabulis, 1834. Vol. II. 1839. Stuttgardiae et Tubingae, sumptibus J. G. Cottae. 8.

Obgleich dieses Werk lateinisch geschrieben ist, dürfte doch eine Anzeige seines Inhalts nicht bloß Gelehrten, sondern auch allen Gebildeten interessant seyn. Y-King ist das älteste Buch der Chinesen und schon deßwegen eine Merkwürdigkeit. Aber auch sein Inhalt hat noch für unsere Zeit eine Bedeutung, sofern ein philosophisches Schema darin enthalten ist, das in der jüngsten Periode deutscher Philosophie eine wichtige Rolle gespielt hat und noch spielt, nämlich das älteste Schema für den Dualismus. Was man in der neuen Mathematik und Philosophie mit dem Zeichen + und — (plus und minus) ausdrückt, nämlich den Gegensatz einerseits des Positiven, Activen, Männlichen, Subjectiven, Idealen, andrerseits des Negativen, Passiven, Weiblichen, Objectiven, Realen ꝛc., das bezeichnet jenes alte chinesische Buch mit einer ganzen und mit einer in der Mitte unterbrochenen wagrechten Linie. In diesen zwei Zeichen ——— und — — ist der Dualismus, der Gegensatz, der durch die ganze Welt geht, gegeben, und sie sind die Grundlage von allem. Alles Andere ist nur eine modificirte ewige Wiederholung derselben. Die gesammte Entwicklung der Dinge geht daraus hervor. Und zwar ist ——— Yang, das männliche, väterliche, — — Yn das weibliche, mütterliche Weltprincip. Aus ihrer Trennung und Verbindung entsteht die ideale, wie die reale Welt, das ganze Zahlensystem, die sichtbare Schöpfung, Himmel und Erde und alle Kreaturen. Wer nur etwas von unsern neuen naturphilosophischen Systemen kennt, versteht auch alsbald diese altchinesische Mystik, wenigstens in ihrer Anlage, denn in beiden wiederholt sich ganz das nämliche Gesetz. Durch jede mögliche Verbindung der zwei Urzeichen entstehn zuerst die Zeichen ⚌, ⚍, ⚎, ⚏, sodann acht weitere Zeichen, in denen je drei Striche unter einander stehen, und so fort Zeichen, in denen noch mehr Striche unter einander stehen. Auf dieselbe Weise entwickelt sich bei den Neueren eine ganze mathematische Welt aus dem + und —, und aus den Urbegriffen des Subjectiven und Objectiven die ganze Naturphilosophie. Da ist zuerst Subject und Object, dann potenzirtes Subject und potenzirtes Object, und Subject in objectiver, Object in subjectiver Bedeutung; da spielen die Elementarkräfte in einander ꝛc. Hat unsere Naturphilosophie diesen Schematismus unendlich weiter ausgeführt und nach dem Standpunkt neuerer Empirie modificirt, so ist derselbe doch seiner ersten Anlage nach uralt und derselbe, der schon in Y-King vorkommt.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn man einmal dieses Schema der Gegensätze hat, sich alles Mögliche unter denselben begreifen läßt. So hat es denn auch in China nicht an Auslegungen gefehlt; allein der Luxus derselben ist durch die den Chinesen eigne Selbstbeschränkung und Zucht ermäßigt worden. Neben der uralten naturphilosophischen Erklärung, wornach ☰ Kien den *Himmel* oder die active befruchtende Naturkraft, ☷ Kouen dagegen die *Erde* oder die empfangende Naturkraft bezeichnet, aus deren Verbindung die Elementarkräfte hervorgehen, hat man vorzugsweise eine moralisch-politische Erklärungsweise beliebt, nachdem der Kaiser Hoang-ti befohlen hat, unter den beiden Urzeichen einestheils die *Tugend des Herrschers* (———), andrerseits die *Pietät der Unterthanen* (— —) zu verstehen. Diese Auslegungsweise macht das Buch Y-King zu einem Compendium der Staatsweisheit. Die häufig etwas orakelmäßig dunkeln Sentenzen, die zur Erklärung der 64 Hauptzeichen dienen sollen, werden in vorliegendem Werke ausführlich commentirt. Sie können den uralten Charakter der chinesischen Ehrbarkeit, Mäßigung und Schlauigkeit nicht verläugnen. Eine kurze deutsche Uebersetzung derselben wäre wohl für einen größern Leserkreis zu wünschen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. Oktober 1839.

Neuste Werke über Tirol.

1) Das Land Tirol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende. Drei Bände. Innsbruck, Wagner, 1839. 8.

Ein Werk, wie es wenige gibt, die Frucht vieljähriger Arbeit, langsam gereift, mit der sorgsamsten Liebe gepflegt. Der Verfasser ist in Tirol heimisch, hat sein Leben lang das schöne Bergland studirt, alle seine Thäler bereist, ist überall zu Hause und kennt wie des Landes Natur und seinen jetzigen Zustand und die jezt lebende Generation des Volks so auch seine frühere Geschichte aufs genauste. Jede einzelne Gegend, ja jedes Dorf beschreibt er aus Autopsie, und ohne Redeprunk, immer einfach, aber klar und in malerischer Lebendigkeit, und er knüpft an jede Oertlichkeit unmittelbar die Geschichte derselben an. Ein ganzes Land und Volk so scharf ins Auge zu fassen, es so treu in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu portraitiren ist neu und war wohl nur möglich, sofern der Verfasser sich sein Leben lang unausgesezt mit dem geliebten Gegenstand beschäftigte und Tirol selbst nicht allzu groß ist.

In der allgemeinen Einleitung bespricht der Verfasser: Geschichtliches; Geographisches, Statistisches, Botanisches, Mineralogisches; Politisches, Landständisches, Steuerwesen, Rechtsbücher, Geistliches, Unterrichts- und Gesundheitswesen, Literarisches und Kunstwesen. Darin umfaßt er alles, was Tirol im Allgemeinen angeht, die Geschichte des Volks in ihrer Hauptentwickelung, die Natur des Landes, seine Produkte, seine Verfassung und seinen Antheil am geistigen Leben, an Literatur und Kunst. In diesen Uebersichten gibt sich überall die gründliche Kenntniß und der edle, klare Geist des Verfassers zu erkennen. Besonders ist der richtige Sinn und die natürliche, dem Sohn der Berge so wohl anstehende Geradheit erfreulich, mit der er jede Affektation verwirft. Er erklärt sich ausdrücklich gegen die gezierte und manierirte Lobpreisung der Alpennatur, die von der Geschichtschreibung ausgehend in die Poesie und Naturbeschreibung übergegangen ist; von jener studirten Gemüthlichkeit und Biederkeit, jenes Kokettiren mit Schweizerthum und Altvordern, dem gleichwohl nur kriechender Servilismus und Allerweltsdienerei zu Grunde lag, von jener schwülstigen Historiographie an bis hinab zu der Mimililiteratur. In dieser Beziehung urtheilt der Verfasser eben so richtig tadelnd als anerkennend über den Freiherrn von Hormayr: „Seine Darstellungsweise hat ungemein viel Kraft, Kürze und Nachdruck, ähnlich der Schreibart des Johannes Müller, dem Hormayr nachgeeifert, aber wie Müllers auch viel Steifheit, Unharmonie, Prüderie ohne geschichtliche Unschuld. Die Treue des Erzählers leidet an Absichtlichkeit, gehäuften Raisonnements und Unhältigkeit politisch-fester Gesinnung. Ungeachtet dieser Mängel bleibt Hormayr der erste Tiroler, welcher, nicht bloß Sammler, das Gesammelte zu einem Ganzen verarbeitet, und mit Glück zur Geschichte selbst durchgedrungen ist."

Wir können bei der allgemeinen Uebersicht der Tiroler Verhältnisse nicht verweilen, ohne daß sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängt, warum dieses Land noch immer keine größere Bedeutung für den Gesammthandel Deutschlands hat? Es verschließt die Pforte nach Italien fast mehr, als es sie öffnet. — Die großartige Natur Tirols ist noch weit weniger bekannt, als die der Schweiz. Schon Leopold von Buch machte auf den seltenen mineralischen Reichthum des Landes aufmerksam, der aber von der Wissenschaft noch nicht ausgebeutet ist, so wenig wie der Reichthum an Landschaften von den Malern. — Am Volk der Tiroler (unter denen das deutsche Blut der Bayern und Alemannen über das in den Süden gedrängte rhätische Blut vorherrscht) bewundert man die männliche Kraft und Schönheit, die feste Treue und Tapferkeit, die tiefe Glaubensinnigkeit, den zarten Kunstsinn, großes mechanisches Talent, herzliche Gemüthlichkeit und einen äußerst heitern Humor (der nur dem rhätischen Theil

Digitized by Google

der Bevölkerung fehlt). — Die Geschichte Tirols bietet mehrere sehr interessante Momente dar. Die wichtigsten sind: die Eroberung durch die Römer unter Drusus und Tiberius, — die Kämpfe der Longobarden von Italien aus mit den Bojoariern im Norden, deren Grenzgraf zu Botzen saß, — die Regierung des frommen, in der Geschichte der Kreuzzüge und der Heiligen so berühmten Hauses Meran, — die merkwürdigen Regierungswechsel unter der allbekannten Margaretha Maultasch, in Folge deren Tirol endlich an Habsburg kam, — der Sturz und die Wiederherstellung Friedrichs mit der leeren Tasche, der zur Zeit des Konstanzer Konzils abgesezt und vom Adel Tirols unterdrückt, durch eine entschiedene demokratische Tendenz mit Hülfe der Bauern wieder Meister wurde, den Adel unterwarf, die Herrschaft des Hauses Habsburg in Tirol befestigte und zugleich den Bauern die Freiheit verlieh, deren sie sich seither jederzeit so würdig gemacht haben, — die Stürme der Reformation, die auch Tirol berührten, die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, die Vertreibung der lutherischen Knappen aus den Bergwerken, die dadurch eingingen; — endlich die großartigen Kämpfe der Tiroler gegen Frankreich in den Jahren 1797, 1805 und 1809, jene unsterblichen Thaten, welche die Ehre deutscher Nation noch retteten in einer Zeit der allgemeinen Schande.

Nachdem der Verfasser das Allgemeine des Tiroler Landes und Volkes verhältnißmäßig kurz besprochen, geht er zur Beschreibung der einzelnen Landestheile über, und zwar verfolgt er die Flußgebiete oder Thäler. Der erste Band umfaßt außer der allgemeinen Einleitung noch ganz Nordtirol, das lange Innthal; der zweite Band Südtirol, das große Puster-, Eisack- und Etschthal; der dritte die vielen kleinen Nebenthäler. Von jedem einzelnen Thal gibt der Verfasser eine besondere und genaue Schilderung des Landschaftlichen, des Statistischen, der Geschichte, der Trachten, Sitten rc., eine staunenswürdige Arbeit, aber durchaus mit frischer und nie ermüdender Kraft durchgeführt, und fortwährend überraschend durch die malerische Genauigkeit und Schärfe der Auffassung. Ueberall verräth sich, daß der Maler an Ort und Stelle gewesen seyn muß, in jenen eigenthümlichen kleinen Zügen, die nur Autopsie kennen lehrt, und die für den aufmerksamen Leser immer den größten Reiz haben.

Zuerst von Nordtirol. Die Innthaler werden also geschildert: „Die Urkraft des Volkes in Oberinnthal ist altrhätischen Abstammes, nur leise nach dem romanischen Elemente zückend, mit allem Ernst der Gesinnung, mit aller Zähigkeit des Charakters, mit aller Vorherrschaft des Verstandes, die wir am rhätischen Menschenstamme bewundern. Die anschwellende Volksströmung vom Norden her pflanzte frühzeitig einen bojoarischen Volkshaufen auf diesen älteren Bevölkerungszweig, und aus dieser Verzweigung ging der oberinnthalische Volkstypus hervor je höher hinauf, desto rhätischer, je tiefer herab, desto bojoarischer, im Ganzen jedoch mit solchem Vorwalten des rhätischen Elementes, daß das bojoarische mit seiner Biegsamkeit, Leichtigkeit und Lust darin wie gebunden erscheint. Das Unterinnthal, nur in den äußersten Enden südwärts laufender Nebenthäler von rhätischem Anfluge gestreift, aus uraltester Zeit bojoarischer Völker Heimath, prägte den bojoarischen Volkstypus im Laufe langer Jahrhunderte auf das kräftigste und bündigste aus, durch Sitte, Gesetz und Glauben fest im väterlichen Erbtheil gewurzelt, bis auf die heutige Zeit der lebhafteste Gegensatz zu Oberinnthal. Der Unterinnthaler ist schlank gebaut, gut proportionirt, die Größe zum Leibesumfange im schönsten Ebenmaße, leicht in Gang und Bewegung, glatt und schleifend in Sprache und Ausdruck, laut und stürmisch in Lied und Freude und Phantasie, unerschöpflich in Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit, ohne Rückhalt der Gedanken, glühend in Sinnlichkeit und Reue, äußerst schmuck in Kleidung, und reinlich in Haus und Stube. Der Oberinnthaler, mehr kräftigen und gedrungenen, als anmuthigen und zierlichen Körperbaues, geht bald ins Vierschrötigbreite, bald in Dünnleibigkeit ohne Fülle aus, der dunkleren Farbe, den markirteren Zügen, dem tieferen Ernst in Gesichtsbildung, Kleidertracht, Lebensäußerung zugewandt. Seine Sprache, dem dorischen Dialekte der Griechen vergleichbar, zieht breit aus, schwerfällig mit A-Lauten überfüllt, ungefällig dem Ohre, schwer dem Verständniß. Des Volkes Sinn ist still, oft trübe, ohne Mährchen und Lied, einförmig, wie die Berge seiner Heimath, wortkarg, rückhältig, nicht ohne tief geprägte Spuren von Lebensmühe und Lebensernst. Wie die Gebirge Unterinnthals sich allmählig ins deutsche Plan verflachen, alle Ortsbenennungen in Schmellers bayerisches Idiotikon auslaufen, so tritt die altdeutsche Zerstreutheit der Höfe, das Freibauernthum auf eigener Scholle, im eigenen Walde, bei eigener Quelle immer mehr hervor, der Güterumfang, das Gesinde einzelner Besitzer, vergrößert sich fortwährend, ein Wachsen und Auseinandergehen des Wirthschaftsbetriebes wird überall sichtbar, abhold aller Zerstückelung der Gründe, aller Zersplitterung der häuslichen Kraft und Stärke, eine oft beispiellose Fortdauer des alten Geschlechtes auf dem väterlichen Ahnengute. Im obern Innthale schleicht sich bald rhätischromanischer Wortlaut in die Ortsnamen, mit dem Ansteige des Thales sich immer mehr ausbreitend, zuhöchst ins ganz Romanische und Rhätische übergehend, die Ortschaften drängen sich immer enger in geschlossene Häusergruppen zusammen, in ein eng verschlungenes Gemeindeleben mit Ausschluß der freiherrlichen deutschen Bauerschaft, die Gutskomplexe zerfallen in Parzellen, charakteristisch Stücklen genannt, sparsamen Lohn des Anbaues,

kein Großgefühl des Familienlebens und Familienglückes begründend, öfter wechselnd, als es dem Gute selbst ersprießlich, und dem Geschlechte ehrenvoll. Der Unterinnthaler ist satt von der Milch und Butter seiner Alpen, die Milchkuh der Mittelpunkt seiner Wirthschaft, der Stolz seines Haushaltes und Erwerbes, die Alpenwirthschaft in bestimmten Grasrechten mit seinem Hofe frei eigenthümlich verbunden, die Wohnung selbst mehr aus Holz, als aus Stein aufgeführt, in reiner Umgebung, oft gespült und gesäubert. Im Oberinnthale schwindet die Milch- und Schmalzerzeugung zum mäßigsten Hausbedarf herunter, unergiebig und sparsam, das Galtvieh nimmt überhand in Grasweide und Stallpflege als Hauptverkaufszweig des Besitzers, die Alpenwirthschaft ist durchgängig Sache der ganzen Gemeinde zum gemeinen Auftriebe aller überwinterten Viehstücke angesiedelter Gemeindeglieder, daher in schlechten Jahren übermäßig in Anspruch genommen; die Häuser sind steinfest und nicht selten unhold im Aeußern. Die Magerkeit des Bodens nöthigt die Oberinnthaler zum halbjährigen Auswandern ins Schwaben, in die Schweiz und nach Frankreich als Feldarbeiter, Hirten, Bergknappen, Maurer u. dgl., die Mädchen nicht ausgenommen; dieser oft sich wiederholende Verkehr mit fremder Sitte, Sprache und Art verwischt die auszeichnende Farbe der Heimath ins Bunte und Uncharakteristische, daher keine Nationalkleidung, vielmehr in der Hauptthalsohle häufiges Ausgleiten ins Halbbürgerthum, ins kurze Sammtjackenwesen. Der Unterinnthaler, weil gehoben durch den Ertrag reicherer Bodenverhältnisse, wandert nur als Händler und Käufer ins nahe Grenzgebiet, der Zillerthaler allein krämerhaft ins Weite, alle stolz auf ihre Nationalität, sie erhöhend und selbst karrikirend (Natursänger und früher Hofnarren) in der Fremde, deßhalb der inländischen Sitte weit weniger gefährlich."

Von den Bewohnern des großen Pusterthales heißt es: „Die Einwohner gehören größtentheils dem bojoarischen Volksstamme an; nur die südlichen Thäler und Berge haben eine Beimischung des romanischen Blutes, so wie der Norden der Gebirge noch deutlich altrhätische Kraft und Züge nachweist. Gleich beim Eintritte ins Thal bei Niedervintl treten dem Wanderer die schönsten Frauengestalten vor das Auge, die man anderwärts nur mit Mühe antrifft, nach der Landessprache aussehend wie Milch und Blut. Ihre Tracht ist äußerst züchtig, fast schmucklos, mehr ins Dunkle als Helle spielend, folglich nicht sehr künstlerisch. Charakteristisch ist die Arm- und Fußbedeckung im Sommer, eine Art Strümpfe, Stutzen genannt, unten und oben rund abgehackt, und so ans Bein gesteckt, daß zu beiden Seiten noch ein wenig Nacktes durchscheint, größtentheils aus Wolle eigenhändig gestrickt. Die Haube hat den Hut fast ganz verdrängt. Faltenreiches Anhäufen und Aufputzen des Leibes, wie in der Gegend von Sterzing, sieht man nirgends. Die Männer zeigen ebenfalls eine überaus kräftige und schöne Gestalt, aber eben so einfache, dunkle und unmalerische Kleidung. Wie das Kleid, so ist auch der Charakter beider Geschlechter, anspruchslos, eher kalt als zudringlich, entschlußfest, ausdauernd, äußerst genügsam, mehr dialektisch als phantasiereich und genial. Daher keine Nationallieder, keine Sagen und Mährchen, dafür Ruhe und Selbstgenügsamkeit überall vorherrschend. Im Bauer, besonders auf einsamen Berghöfen, regt sich ein tiefes in sich gekehrtes Freiheitsgefühl, das aufgereizt mit der kühnsten Todesverachtung losbricht, und aushältig glüht im Sturm und Streit. Wir verweisen auf Steger, den Helden im Jahre 1809, von Bruneck gebürtig, und seine tapfern Mitstreiter, deren Grundsatz zu siegen oder zu sterben auf eigene Faust ohne fremde Einflüsterung allein im Tirolerlande fleckenlos geblieben ist. In der Religion allein zeigen die Unterpusterthaler viel und inniges Gefühl, ernstlicher mit Gott und göttlichen Dingen nimmt es kein anderer Tiroler. Menschenrücksicht, knechtische Furcht kennen sie nicht, und wenn Kant heute durch Pusterthal reiste, wenn Fenelon sie besuchte, so würde der Erstere viel von seiner motivelosen Tugend, der Leztere das verwirklichte Ideal seiner uneigennützigen Christusliebe mehr als einmal antreffen. Volksgrillen, Aberglaube, Sturmerguß von Freud und Lust wollen auf dem magern Boden nicht gedeihen. Ihre Hochzeiten sind bescheiden und züchtig wie eine Kindstaufe, und ihre Kirchweihe ohne tobenden Lärm." — Weiter abwärts beginnt das wendische Element Kärnthens. „Die Bevölkerung von Lienz ist ein Gemisch von Bojoariern und Wenden, die hier im Jahrhunderte langen Kampfe zusammen stießen, und sich endlich friedlich nebeneinander niederließen. Auf der Sonnenseite tritt das bojoarische, auf der Schattenseite das wendische Element mehr hervor. Beide sind jedoch im Laufe der Zeit durch das gemeinsame Band des Wechselverkehrs so innig zu einem deutschen Volke verschmolzen, daß außer der Formation der Gesichtszüge, und leiser Spuren uralter Sitte, nichts Unterscheidendes mehr geblieben ist. So ist namentlich die wendische Sprache von der Mehrzahl der deutschen Bewohner so rein vernichtet, daß keine Spur mehr davon zu finden ist, wenn man einige zweifelhafte Ortsbenennungen ausnimmt. Dagegen tönt die deutsche voll uralter Kraft und Stärke aus dem Volke, wie sie in Schmellers bayerischem Idiotikon zu Tage tritt; nur der Akzent und die Aussprache ist von der bayerischen etwas verschieden. Die Lienzner sind ein kräftiger Menschenschlag voll Geist und Leben, festen Körperbaus, hellweißer Farbe, blühend in stolzer Fülle der sinnlichen Form. Die schönste Vollendung der Gestalt erscheint auf dem Gaimberg, Mann und Weib gleich edel in ihren Zügen, in ihrer ganzen Haltung, weniger ausgebildet

östlich gegen Kärnthen und auf der ganzen Schattenseite. Die Volkstracht gehört zu den schönsten und anmuthigsten in ganz Tirol. Der junge Mann trägt einen grünen Hut mittelmäßiger Größe mit einer Trutzfeder, oft auch mit einem Blumenstrauß, eine lange Jacke aus braunem Loden, die ihm fast auf die Knie reicht, ein buntes Halstuch lose um den weißen Hemdekragen gewunden, und verschlungen auf die Brust herunter hängend, eine lederne Hose, die mit einem stattlichen Hosenträger an den Schultern befestigt ist, einen ledernen Gurt um die Mitte des Leibes mit zierlichen Stickereien, die Knie nackt, weißwollene Strümpfe mit schönen Zwickeln, und weit ausgeschnittene Schuhe, oft roth bebändert und eingefaßt. Diese Tracht wird aber immer seltener, die kurze städtische Jacke macht bedauerliche Fortschritte. Das weibliche Geschlecht kleidet sich ebenfalls sehr zierlich, die Gestalt tritt mit Vortheil zu Tage, der grüne Hut, schmal auf dem Lande, breit mit Riesenbändern in der Stadt, nimmt sich sehr gut aus."

Von Botzen abwärts gegen Trident beginnt das italienische Element. Ueber die Wälschtiroler sagt der Verfasser nicht so viel Gutes und Schönes, wie über die Deutschtiroler. Es fehlt ihnen nämlich die Poesie, jener romantische und schwärmerische Zug, der die Deutschen adelt; es sind höchst prosaische Industrielle, aber auch sie haben sich, als ein wackeres Gebirgsvolk, Tugenden bewahrt, die den tiefer südlich wohnenden Italienern abgehen, Fleiß, Thätigkeit. „Der Wälschtiroler legt großes Gewicht auf den ungetheilten Besitz des väterlichen Gutes, und da die Gesetze ihm nicht nach Wunsch an die Hand gehen, so tritt er mit der Selbsthülfe der Sitte und Gewohnheit ein. Die Töchter erhalten eine bloße Abfindungssumme zur Aussteuer; ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit muß den Geliebten gewinnen, das Geld thut es selten. Von den Söhnen wird einer als Hauptbesitzer ausgeschieden, und als solcher gewinnt er in der Denkweise des Volkes eine gewisse Altväterlichkeit, die großen Einfluß auf die übrigen Geschwister übt. Ihn betrachten sie als die Stütze ihres Hauses und Namens, ihm fühlen sie sich zum Mithelfen an der Mehrung des Familienruhmes verpflichtet, um ihn stehen sie geschart, alle einträchtig an einem Tische, mit beispielloser Innigkeit in einander verschmolzen. Der eine nachgeborne Bruder wird Priester, der andere heirathet, der dritte hagestolzt, alle im nämlichen Korbe, unter den Befehlen des Hauptbesitzers, Frauen, Kinder, Enkel, Schwager und Schwägerin, in wahrhaft bewundernswürdiger Eintracht. Die erste Folge dieses Zustandes ist die Ungetheiltheit der Güter, und die daraus entspringende größere Wohlhabenheit der Besitzer; sodann die dadurch bewirkte Scheidung des sämmtlichen Volkes in Herren und Arbeiter (Signori e masadori). Der Mittelstand ist in der Regel noch sehr gering, der freien Bauern auf eigenem Grund und Boden, wie wir sie im deutschen Tirole bewundern, findet man sehr wenige. Die fernere Wirkung der Ungetheiltheit der Güter und des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist ein unausrottbarer Familien- und Hausgeist, der stets wieder bereichernd in die Wiege der Jugend zurückströmt. Der hagestolze Onkel, der ausgediente Priester, der weitgereiste Wanderer, alle tragen das Erworbene am Ende ins Vaterhaus zurück, oder statten geliebte Neffen und Niecen damit aus. Eine dieser Sitte zuwiderlaufende Handlung wird durch die bestärkende Zeit und Gewohnheit beinahe mit Abscheu gebrandmarkt. Aus gleichem Grunde sind junge Wittwen mit Kindern zum ewigen Wittwenstande wie verdammt, weil eine zweite Verheirathung Theilung des Vermögens zwischen den Kindern der ersten und zweiten Ehe herbei führen würde."

Die deutschen Fleimser bilden die äußerste Hut gegen den wälschen Süden, und die Ueberlegenheit deutscher Kraft und Schönheitsfülle über die schwächern und minder schönen Wälschen hat sich hier nie verleugnet. Dieses deutsche Thalvolk war bis zur lezten Kriegszeit ungemein aufgeweckt und tapfer und stets bereit, bald die Venetianer, bald die Franzosen die Kraft ihrer deutschen Arme fühlen zu lassen. Weniger läßt sich von den berühmten sette comuni rühmen, die schon jenseits der Grenze liegend, gleichwohl vom Verfasser in den Kreis seiner Betrachtung gezogen werden. Diese räthselhafte deutsche Kolonie mitten im wälschen Lande, der man sogar einen cimbrischen Ursprung hat zuschreiben wollen, ist in der Kultur noch sehr zurück. „Die sieben Gemeinen, zehn bis eilf Stunden nördlich von Vicenza, auf den hohen Gebirgen, welche Tirol von Italien scheiden, haben eine Bevölkerung von ungefähr 40,000 Seelen deutscher Abkunft. Die Sprache der Bewohner kommt der plattdeutschen und dänischen am nächsten. Die Weiber und Kinder, welche niemals ihre heimischen Gebirge verlassen haben, verstehen und sprechen das Italienische nicht, während die Männer, welche zur Hut ihres Viehes im Winter abwesend sind, den venetianischen Dialekt reden. Gerste und Brennholz sind die einzigen Bodenerzeugnisse in den höher liegenden Gegenden. Die kleinern Strecken des ebenen Landes sind mit Tabak angebaut, der zwölfmal mehr einträgt, als jede andere Saatpflanze. Der ganze Tabakertrag wird an die Regierung abgeliefert, welche das Monopol desselben in Händen hat. Der Winter dauert hier vom September bis tief in den Mai hinein. Die Häuser sind aus Erde oder Feldsteinen erbaut, und mit Stroh oder Binsen gedeckt. Nur in Asiago, dem Hauptorte der sieben Gemeinden, sieht man ein Haus aus Backsteinen, das einzige im ganzen Gebiete."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. Oktober 1839.

Neuste Werke über Tirol.

1) Das Land Tirol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende. Drei Bände. Innsbruck, Wagner, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

„Die Kälte des Winters ist oft sehr groß. Die Speisen werden mit Schneewasser gekocht. Der Gebrauch des Tischzeuges beim Essen ist ganz unbekannt, und selbst die Wohlhabenden unterscheiden sich in ihrer Lebensart wenig von den Wilden. Der versuchte Unterschied zwischen Herren und Knechten fand keinen Eingang, denn Niemand hat Lust, den Herrn oder den Knecht zu spielen, alle sprechen persönliche Gleichheit an. Ihr Handel beschränkt sich auf Schlachtvieh, das sie den italienischen Ebenen zuführen, und ihre Industrie auf Verfertigung von Strohhüten. Die Männer sind kräftig gebaut, und erinnern an die Festigkeit und Stärke der nordischen Völkerschaften. Sie haben starke Backen, kleine Augen, und eine platte Nase. Ihr Wuchs reicht weit über das Mittelmäßige hinaus. Die Weiber sind weder schön, noch zart. Sie warten den Männern bei Tische auf, und setzen sich erst zum Essen nieder, wenn jene gesättiget sind. In den Häusern, die Ställen ähneln, wohnt alles bunt durch einander. Der Herd befindet sich mitten im Wohnzimmer, und Decken und Wände sind aus Mangel an Schornsteinen schwarz, wie Steinkohlengruben, und die Fenster mit ölgetränktem Papier verklebt. Unter der Oberherrschaft der Republik Venedig bildeten die sieben Gemeinden eine Art Freistaat, und erschwangen sich durch mancherlei Gunst von Seiten der Regierung, welche die unwandelbare Treue dieser Gebirgsbewohner sehr hoch schätzte, zu einem bedeutenden Wohlstand. Nur mit Mühe und großer Klugheit wurde die Gleichstellung derselben mit den übrigen Bewohnern des italienischen Königreiches unter der französischen Regierung bewerkstelliget. Wenn der Winter einbricht, ziehen die Männer mit dem Vieh den südlichen Weideplätzen nach. Die zurück gebliebenen Weiber bilden dann einen Amazonenstaat.“

Da es uns ganz unmöglich seyn würde, unsere Leser auf die Fülle von Naturschönheiten aufmerksam zu machen, welche Tirol darbietet und die der Verfasser des vorliegenden Werkes gar sorgsam verzeichnet, so wollen wir zur Probe und zur Anreizung für Reisende wenigstens die Beschreibung einer der erhabensten und zugleich reizendsten Aussichten des Landes herausheben, nämlich die vom Berge Schlerns unfern von Botzen: „Die beste Zeit die Seiseralpe zu besuchen ist der Anfang des August. Um diese Zeit prangt die Flora in ihrer größten Schönheit, die Landleute arbeiten daselbst, und in den Saltnerhütten findet man gegen Bezahlung guten Wein. Von der Seiseralpe steigt man in westlicher Richtung in drei Stunden auf die Höhe des Schlerns, der weit um in der Gegend sichtbar, auch die weiteste Fernsicht nach allen Seiten gewährt. So rauh und scharfgekantet seine Wände aus der Ferne erscheinen und auch wirklich sind, eben so lieblich ist seine grasbedeckte Oberfläche, eines der reizendsten und höchsten Plateaus der Hochalpenwelt. Sein Kern ist Dolomit, jenes wunderbare Gestein vulkanischen Ursprungs, das erst die neuere Zeit entdeckt hat. Darin findet man nach dem Zeugnisse gut bewanderter Geologen versteinerte Wesen der Thierwelt, die jetzt nur mehr dem Wasserreiche eigenthümlich sind. Das Volk hält ihn daher für einen Berg der Sündfluth, und der Denker erstaunt über die unermeßlichen Naturrevolutionen der Urwelt, die hier Vulkanisches und Neptunisches zugleich zeigen. Seine rings aufstarrenden Wände sind so steil, daß auch eine Gemse sie nicht ersteigen kann; nur einzelne Stellen öffnen dem Wanderer den Aufstieg; aber auf einmal angelangt auf seinem Haupte, sieht man sich auf einer geräumigen Fläche mit herrlicher Fernsicht. Im Westen stehen, als Grenze

der Aussicht, die Eisgebirge von Nonsberg und Vintschgau, höher als die Spitze des Orteles, südlich der berühmte Montebaldo, an dessen Fuße die Zitronen des Gardsees ihre Säfte kochen, östlich über Kals die Kegelform des Großglockners, und nördlich die höchsten Zinnen des Brenners, dazwischen die zahllosen Dörfer und Landschaften von Botzen und Brixen. Aber um die wunderbare Aussicht ganz zu genießen, gehört ein sehr heiterer Sonnentag ohne allen Dunst und Nebel. Für den Geologen, Mineralogen und Botaniker ist diese Reise unerläßlich, und ganz besonders interessant. Die erstern stehen auf dem klassischen Boden ihrer Wissenschaft, und das benachbarte Fassa hegt die interessantesten Steinschätze der alten Welt. Der Botaniker findet die schönste Ausbeute seiner Wißbegierde auf den Gebirgen zwischen Kastelrutt, Fassa und Valsugan."

Eine andere Hauptübersicht über Tirol gewährt die herrliche Aussicht vom hohen Similauner bei Schnals: „Aus dem Hintergrunde dieses Thales steigt man links nach St. Martin auf dem Kofel ob Latsch, rechts ins rauhe Seitenthal Schlandernaun, und von den dortigen Kortscher- und Schlandereralpen nach Schlanders hinüber, das erstere in vier, das letztere in sechs Stunden, beides Gänge voll der erhabensten Aussichten, besonders auf den herrlichen Ortler. Nördlich von der Pfarrkirche ragt der hohe Similauner, eine Eiskuppe zwischen Schnals und Oetzthal, die an Höhe und Erhabenheit dem Ortler unter allen Tirolerbergen am nächsten kommt, und leichter erstiegen werden kann, als dieser. Man bricht um 2 Uhr Nachts von unserer lieben Frau auf, und erreicht bei gutem Wetter im rüstigen Bergstiege um 2 Uhr Nachmittags die Höhe desselben. Hier kann man erst mit stolzem Selbstgefühle sagen: „Ich habe die Ferner von Tirol gesehen." Die bewohnte Menschenwelt ist ganz aus dem Gesichtskreise gesunken, nur leise schimmert aus einzelnen Punkten der Tiefe das Hoffnungsgrün angebauter Strecken ins Auge, rings ist eine andere Welt, die Riesensaat der Urgebirge geisterhaft, fast herzbeengend aufgestiegen. Der Schauende meint, er könne mit Leichtigkeit die eine Hand dem Ortler, die andere dem Großglockner reichen, und so beide Enden der Heimath wie einen Mantel um Herz und Seele schlagen. Der Rest des Sommertages genügt gerade wieder zu den ersten Wohnungen zurückzukehren. Wer diesen Gang wagen will, der ziehe im Pfarrwidum zu Schnals Kunde und Unterricht ein."

So unermeßlich reichhaltig, wie die Schönheiten der Natur, sind auch die historischen Erinnerungen, die der Verfasser überall an die Oertlichkeiten anknüpft. Hier müssen wir sie aus Mangel an Raum übergehen, und bemerken nur, daß der Geschichtsforscher auf manchen sehr interessanten Zug stößt, der bisher weniger oder gar nicht bekannt geworden ist. Alles, was von jedem Thal und Dorf von den ältesten Zeiten bekannt ist, wird mitgetheilt, und neben der Geschichte die Sage nicht vergessen, obgleich, wie es uns scheint, der Verfasser noch etwas mehr Sagen, die er wohl gekannt hat, hätte mittheilen dürfen.

Am merkwürdigsten sind wohl die örtlichen Erinnerungen und Sagen aus der ostgothischen Zeit. Gewiß ist es nur den wenigsten unsrer Leser bekannt, daß die alte gothische Sage (der Sagenkreis des Dietrich von Bern) noch lebendig im Volke lebt, da wo die deutsche und welsche Bevölkerung sich berühren, in der Gegend von Botzen und Meran. So am Hauenstein, der alten Burg, die der Minnesänger Oswald von Walkenstein, lange verfolgt von Friedrich mit der leeren Tasche, bewohnte. „Hier sang er seiner edlen Gemahlin Margaretha von Schwangau die zärtlichsten Lieder der Minne, die in der Geschichte der Poesie des Mittelalters einzig dastehen. Hier belehrte er seinen ältesten Sohn Oswald in Liedern über die Grundsätze einer guten Rechtsverwaltung im Lande, wobei er mit glühender Inbrunst für die unverletzliche Macht des deutschen Kaisers gegen das Streben der Reichsfürsten sich unabhängig zu machen eiferte. Hier beweinte er in Reim und Lied die Sünden seiner Jugend, und schilderte mit Gluthfarben das Verderbniß der Zeit, um die dumme Jugend, wie er sich ausdrückt, einer bessern Zukunft empfänglich zu machen. Hier starb er im Jahr 1445 alt und lebenssatt, und wurde zu Neustift begraben. Durch seine Nachkommen kam Schloß, Gut und Burgfrieden an den Geschlechtszweig der Grafen von Wolkenstein-Rodeneck, die von ihm unmittelbar abstammen. Sein Sohn Oswald, der Erstgeborne, wurde beinahe hundert Jahre alt, und mehrte durch Geist und Glück die Macht seines Hauses ungemein. Sein Enkel, der tapfere Kriegsheld, Veit von Wolkenstein, Mitkämpfer des Kaisers Maximilian in allen Kriegen seiner Zeit, erhielt vom Letzteren zur Belohnung seiner treuen Dienste Feste und Gericht Rodeneck zum Geschenke, das seine Nachkommen noch besitzen. Ein Dichter konnte sich keinen schönern Aufenthalt wählen, als Hauenstein am Eingang in die Krystallburg des Königs Laurin, des hochgefeierten Goldbesitzers in den Heldenliedern der Alten. Das Volk hält nämlich noch jetzt diese Alpe für den Rosengarten des Königs Laurin, und den Schlern für seine unterirdische Krystallburg, die unerschöpfliche Schätze, aus den Adern der Gebirge gegraben, aufbewahrte. Der Hauensteinerwald ist der „grüne Tan" des Liedes, Hauenstein steht an der Stelle des Zauberbrünnleins, wo sich die tief versteckte Burg öffnete, wo Dietrich von Bern einzog, den König Laurin gefangen nahm, und ihn als Gaukler nach Verona führte." Aehnliche Erinnerungen knüpfen

sich an das alte Schloß Tirol: „Die uralte Kapelle, die von den Bayern um einige Alterthümer von hohem Werthe beraubt worden ist, zeigt von Außen ein merkwürdiges Portal, das aus dem 11ten Jahrhundert herrührt, und den Sieg des Christenthums über das Heidenthum in Bildern der Heldenpoesie jener Zeit darstellt. Sie sind dem Heldenbuche, namentlich der Geschichte des Kaisers Ottnit und Hugdietrichs entnommen, wo die nämliche Idee in Wort und Schrift ausgeprägt ist. Der Sündenfall eröffnet die Darstellung. Die allgemeine Knechtung der Geister hat durch den Mißbrauch der menschlichen Freiheit begonnen, und die ganze Welt in heidnische Gräuel begraben. Aber darüber im Bogen des Eingangs entfaltet der Erlöser am Kreuze seine himmlische Kraft, um das Gesunkene zu sich empor zu heben, und das Auge der Blinden dem Himmelslichte zu öffnen. Zwei Jünger weinen um die Todeswehen ihres Meisters, beide fußend auf niegergeschmetterten Götzen, beide die Kraft des neuen Glaubens verkündend, die sich über Nacht und Tod siegend erhebt. Die Beweise für diese mächtige, durch Christus dem Menschen zur Verfügung gestellte Gotteskraft liefert die ringsum ausgeprägte Geschichte von Kaiser Ottnit und Wolfdietrich. Kaiser Ottnit, hausend auf Garten (Palast am Lago di Garda), zog übers Meer, freiend um Sidrat, die schöne Tochter eines heidnischen Fürsten in Syrien, und erstritt die zu Christus Bekehrte in offener Feldschlacht. Der heidnische Schwiegervater sandte dem Heimkehrenden eine Drachenbrut zum Geschenke, die in den Gebirgen von Trient sich vermehrte, und rings um das Christenland verödete. Ottnit zog dagegen aus, und erlag im Kampfe mit den Lindwürmern, aber sein Blutsverwandter Wolfdietrich tödtete glücklich die Waldungethüme, und errang dadurch die hinterlassene Wittwe Sidrat zur Gemahlin. Diese Geschichte verschlang sich durch die Dichter der mittleren Zeit ins Geschlecht der Grafen von Andechs, und durch sie in das ihrer Erben der Grafen von Tirol, so daß die Andeutung und Verewigung derselben im Hauptschlosse leicht begreiflich wird.“ Diese Bilder werden nun noch genauer beschrieben, was wir hier übergehen müssen (Theil II. S. 336). Eben so merkwürdig sind die alten Bilder auf dem Schlosse Runglstein bei Botzen. „Nicolaus Vintler, unter welchem sein Vetter Konrad zu Runglstein Minnelieder dichtete, und Handschriften zu einer Bibliothek sammelte, ist der wahrscheinliche Stifter der Freskomalereien, die das Schloß in der neuesten Zeit so berühmt gemacht haben, nachdem Görres das Verständniß derselben eröffnet. Der größte Theil davon liegt leider schon in Schutt und Trümmern; das mit dem Schlosse selbst Erhaltene deuten wir hier kurz an: In den Wandgemälden auf dem Söller über dem Schloßhof ist Göttliches und Menschliches, Vergangenes und Gegenräuwiges unter einander geworfen. Den Schlüssel gibt eine Vermählung an der Thür. Der Bräutigam trägt die leserliche Inschrift „Wilhelm.“ Diesen halte ich nicht für Wilhelm von Oranse, sondern für den ältesten Sohn Leopold des Stolzen, der 1386 bei Sempach fiel. Er heirathete die neapolitanische Prinzessin Johanna, und zog wahrscheinlich mit der heimgekehrten Braut durch die Alpen Tirols. Hier bereitete ihm der reiche Nicolaus Vintler im Namen des tirolischen Adels einen glänzenden Empfang in der Feste Runglstein, die er mit seinem Besuche beehrte, und diesem Umstande verdanken die Gemälde ihre Entstehung und historische Deutung. Um den Erstgebornen und Aeltesten des österreichischen Hauses zu ehren, versetzte man ihn mit der jungen Gemahlin unter die Heroen der Geschichte, unter die Helden der Minne und Poesie. Daher erblickt man auf der ersten Hälfte Könige von Israel, römische Kaiser, die Ritter der Tafelrunde als seine Schildgenossen, rechts auf der zweiten Hälfte die Helden der Nibelungen, Hagen von Troneg, Dietrich von Bern, und Dietlieb von Steyr, jeder mit dem Schicksalsschwerte bewaffnet, das den Knoten des Liedes schürzt; sodann drei männliche und drei weibliche Ungeheuer aus dem Heldenbuche mit heidnischem Zauber gegen die Kraft des Christenthums ankämpfend, dem Kaiser Ottnit erliegt, dem Hug-Dietrich siegreich trotzt. Minder klar ist die Scene des Hirsches an der benachbarten Seitenwand. Man tritt durch die Mittelthür in den Saal des Tristan und der Isolde, die hier nach Gottfrieds von Straßburgs unsterblicher Dichtung in großartigen Zügen geschildert sind. Anfang und Ende der Geschichte fehlt, weil eine Mittelwand herausgerissen wurde. Sie beginnt mit Tristans Fahrt nach Irland, um für den König Marke die schöne Isolde als Braut zu werben, und endet mit der Feuerprobe Isoldens zu Westmünster, um ihre Keuschheit zu erhärten. Der dritte und besterhaltene Saal gehört mit seinen Darstellungen dem Kreise des Königs Arthur und der Ritter der Tafelrunde an, ohne daß man bestimmt angeben kann, welchen der zahllosen Romane, die davon handeln, der Maler vor Augen hatte, als er die Wände mit seinen Kunstschöpfungen anfüllte. Aus diesen merkwürdigen Malereien geht hervor, daß die Werke der altdeutschen Heldendichter damals in Tirol sehr bekannt und beliebt gewesen seyn müssen, da man gewiß nur Allverständliches und Bekanntes vor das Auge führen wollte. Ist auf dem Söller die kühne Heldenthat, so erscheint im ersten Saale die zarte Liebe, im zweiten die Freude des geselligen Zusammenseyns abgebildet, das schönste und folgerichtigste Kleeblatt dessen, was man einem neuvermählten Paare wünschen kann.“

Hoffentlich ist von nun an der Vernachläßigung und Zerstörung der Alterthümer vorgebeugt. Das große Ferdinandeum in Innsbruck sammelt alle werthvollen

Denkmäler alter Kunst und Wissenschaft. Uebrigens ist es noch nicht lange her, daß zu Botzen die schönen alten Rüstungen, darunter auch die des berühmten Leonhard von Völs an einen russischen Fürsten Soltikof verkauft wurden.

Auch in den Volkssitten und Gebräuchen hat sich viel Alterthümliches erhalten, namentlich aus dem Heidenthum. Das Berchtenlaufen in Lienz und das Schemenlaufen in Imbst sind Erinnerungen an die alte heidnische Freier der zwölf heiligen Nächte (von Weihnachten bis h. Dreikönigstag) und das Scheibenschlagen am St. Johannistag zu Lienz stammt noch her aus der Zeit, da man im Sommersolstitium das Sonnenrad sinnbildlich darstellte. Durch die hier ausführlich mitgetheilten Volksgebräuche wird Jakob Grimms treffliche Mythologie neu bereichert. Von dem Berchtenlaufen heißt es: „Die rüstigen Jünglinge vermummen sich in wilde Männer, Larven ums Gesicht, eine große Schellenspitzhaube auf dem Kopfe, mit Rollen und Glöcklein rings umhangen, gewaltige Thyrsusstäbe in der Hand, einer mit der Zither, wie der Sänger Apollo als Rinderhirt in Thessalien. So stürmen sie in wilder Lust Haus ein, Haus aus. Ueberall wird getanzt, überall getrunken, überall die Zuschauer geneckt und arger Unfug geübt, oft auch der oder die Verhaßte in den Brunnen getaucht. Aus den Dörfern gehts in die Stadt, das wilde rauschende Volk bringt alle Städter auf die Beine; aber nur bis zum Abendgeläute dauert die wilde Fahrt. Die neuere Zeit hat diese Volksbelustigung aus polizeilichen Gründen ganz eingestellt. Nur verstohlen, en miniature, wird es bisweilen im engen Kreise noch versucht.“ Ganz ähnlich ist das Schemenlaufen in Imbst, ein großer Maskenaufzug mit Vorstellungen aus der Menschen- und Thierwelt. Wer sieht nicht, daß dies Vorstellungen der wilden Jagd oder des großen Todtenzuges sind, der nach heidnischen Vorstellungen in den genannten zwölf h. Nächten von der Göttin Berchta (oder Frau Holle, die Erd- und Höllengöttin Hekate) über die Erde geführt wurde. Von Lienz wird noch besonders gemeldet: „Die drei Hochabende auf Weihnacht, Neujahr und drei Königenfest sind ein besonderer Gegenstand der Volkspoesie. Man nennt sie gewöhnlich Rauchnächte, weil jeder Eigener sein Haus mit Weihwerk räuchert, um alle Ungunst der besonders in diesen Nächten thätigen Geisterwelt abzuwenden. Die Stunde der Mitternacht ist der vorzüglichste Spielraum der exorbitirenden Kräfte. Aus dem Brunnen fließt eine volle Stunde Wein; die Kühe im Stalle prophezeien den Mägden bräutliche Zukunft; die wilde Berchte geht im Dorfe um, und mißhandelt jeden, der sich heraus wagt. In einigen Gegenden des Isel- und Möllthals geht diese Nachtfeier so weit, daß man den Geistern der Luft die Ueberbleibsel des Tisches in den Wind hinaus stellt, oder Käse in den Strom hinein schneidet, um sie zu erquicken.“ — Vom Scheibenschlagen zu Lienz wird gesagt: „Alle Hügel rings um die Stadt werden bei einbrechender Nacht beleuchtet. Die kecken Jünglinge umringen die Flammen mit Scheiben, kleinen runden Brettchen, ein Loch in der Mitte. Darin wird ein Stab befestigt, die Scheibe glühend angebrannt, und unter lautem Jubel durch die Luft ins Weite geschleudert. Mit dem Flug der Scheibe fliegt und flammt des Volkes Witz und Lust. Die Scheibe, welche den schönsten Bogen schlägt, gilt der Auserwählten &c.“ Dieselbe Sitte herrscht auch in Graubündten. Die Scheibe ist das Symbol des feurigen Sonnenrades. Aus demselben Grunde ließ man ehemals (ich weiß nicht, ob es noch der Fall ist) an der Mosel ein flammendes Rad vom Berg in den Fluß laufen.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Poesie.

Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für gebildete Frauen. Herausgegeben von Carl Vogel. Mit einem Stahlstiche. Leipzig, Tauchnitz jun., **1839.** gr. 8.

Eine ziemlich zahlreiche Gallerie weiblicher Charaktere, die auf irgend eine Weise mit der Poesie in Verbindung waren, Damen, die theils selbst gesungen haben, theils besungen worden sind. Aus dem Alterthum wußte der Verfasser wenig oder nichts zu berichten. Desto ausführlicher breitet er sich über die Liebe der Troubadours aus, wobei er das rühmlichst bekannte Werk von Diez gehörig benutzt. Dann geht er zu den Italienern über und schildert die poetische Liebe Petrarkas zur schönen Laura, Dantes zur Beatrice, Tassos zur Eleonore &c., desgleichen einiger alten Engländer, des Chaucer, Surrey, Spenser, Waller, die ihre Geliebten besungen haben. Hierauf folgen einige italienische Poetinnen Vittoria Colonna, Veronica Gambara; ferner poetische Ehepaare und die Liebegeschichten einiger spätern Dichter, voran Klopstock und seine Meta, Swift, Pope, Voltaire, Lambert. Alle neuere fehlen, Klopstock fehlen, so wie auch eine Menge ältere. Gleichwohl ist die Sammlung mannichfach genug und würde noch besser unterhalten, wenn einige nicht sehr interessante Liebschaften weggeblieben wären, z. B. die des guten alten Klopstock mit seiner Meta, deren Portrait in Stahl gestochen dem Buch voransteht, sich aber überaus steif und hölzern ausnimmt und noch dazu einen schielenden Blick hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. Oktober 1839.

Ueber Rentenanstalten.

1) Beurtheilung der im Jahr 1838 gegründeten preußischen Rentenversicherungsanstalt, mit Verbesserungsvorschlägen von S. E. K.

2) Ueber das Steigen der Rente in der preußischen Rentenversicherungsanstalt und in der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt. Von demselben Verf. Stuttgart, Weise u. Stoppani, 1839.

Je allgemeiner in unsern Tagen die Theilnahme an sogenannten Versorgungsanstalten ist, durch welche besonders der Unbemittelte sich oder den Seinigen den Lebensunterhalt für eine spätere Zukunft und namentlich für das Alter zu sichern sucht, desto wichtiger ist es, daß man das Wesen dieser Anstalten genau kenne, und hienach die Räthlichkeit des Beitritts zu denselben zu beurtheilen vermöge.

Man wird es daher dem Verf. der vorliegenden Abhandlungen (dem Vernehmen nach Geh. Rath v. Kapff in Stuttgart) Dank wissen, daß er die 1838 gegründete preußische Rentenversicherungsanstalt einer genauen und unparteiischen Prüfung unterworfen hat, und wer je derselben beizutreten beabsichtigt, sollte diese beide Schriftchen nicht ungelesen lassen, zumal als die Einrichtungen der preußischen und anderer ähnlichen tontinenartigen Rentenanstalten (der Wiener allgemeinen Versorgungsanstalt; der Stuttgarter allg. Rentenanstalt; der badischen allg. Versorgungsanstalt) so verwickelt und verkünstelt ist, daß man nur mittelst einer ziemlich mühsamen Analyse zu einer richtigen Beurtheilung derselben gelangt.

Da aus beiden Schriftchen schon anderwärts ein Auszug gegeben ist (s. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Juni 1839), so mag es genügen, das Wesen der preußischen Rentenversicherungsanstalt hier in gedrängter Kürze darzustellen.

Nach dem Verf. ist die preuß. Rentenversicherungsanstalt, auf den kürzesten Ausdruck gebracht, eine durch die Beimischung der einseitigen Vererbung der Rente, und eines für die Größe derselben festgesezten Marimums modificirte Tontine.

Durch diese Beimischung fremdartiger Elemente wird es aber unmöglich, daß die preußische Rentenversicherungsanstalt das gewähre, was eine wohleingerichtete Tontine gewähren solle. Die Tontinenrente, d. i. die ursprüngliche oder anfängliche soll nämlich eine auf das angenommene längste Lebensziel berechnete Zeitrente seyn, welche von Jahr zu Jahr steigt, indem die Renten der Gestorbenen den Ueberlebenden zuwachsen, bis der Zeitraum, für welchen die Tontine berechnet ist, abgelaufen ist. In der preußischen Rentenversicherungsanstalt dagegen kann die ursprüngliche Rente keine Zeitrente seyn, sondern sie kann im Ganzen höchstens in den Zinsen aus den Einlagen bestehen; denn eine Zeitrente zehrt das Kapital auf, in der preußischen Rentenversicherungsanstalt aber werden die Einlagen bis auf etwa 20 Proc., welche den Erben der Theilnehmer rückvergütet werden, stets unverzehrt erhalten, von Klasse auf Klasse und von Jahresgesellschaft auf Jahresgesellschaft vererbt, und am Ende, nämlich beim Aufhören der Anstalt, an wohlthätige Anstalten verschenkt. Wer aber ein Kapital à fonds perdu hingibt, thut es, um daraus eine entsprechende Leib- oder Zeitrente zu erhalten, nicht aber, um es künftigen Geschlechtern zur weitern Ausbeutung zu überlassen oder Armenanstalten damit zu dotiren. Daher nennt der Verf. das einseitige Vererben und das eventuelle Verschenken der Einlagen eine Absurdität.

Mit dem einseitigen Beerben hängt das auf 150 Thaler bestimmte Marimum der Rente zusammen. Wäre eine Marimum festgesezt, um die ursprüngliche Rente verhältnißmäßig erhöhen zu können, so wäre nichts dagegen zu erinnern; da es aber bloß dazu dient, das einseitige Beerben zu befördern, so ist es eben so wenig zu rechtfertigen, als das einseitige Beerben selbst.

Darin nämlich, daß die Tontinenrente in Gefolg der uneingeschränkten gegenseitigen Beerbung zu einer enormen Höhe steigen kann, liegt eine Kompensation der Unwahrscheinlichkeit zu solch einer hohen Rente zu gelangen. Folglich wird durch das Maximum das Gesetz der Wahrscheinlichkeit jedenfalls zum Nachtheil der frühern Jahresgesellschaften verlegt, wenn auch die in einer spätern Periode sich bildenden Jahresgesellschaften aus dem Maximum wieder Vortheil ziehen mögen. In Beziehung auf das Steigen der Rente, von dem sich Manche die übertriebensten Vorstellungen machen, weist der Verf. nach, daß es sehr langsam vor sich geht, und daß z. B. bei denen, welche der Anstalt im 5ten Lebensjahre beitreten, die Rente erst zwischen dem 50sten und 60sten Lebensjahre auf das Doppelte ihres ursprünglichen Betrags, d. i. auf 6 Thaler steigt, während das Maximum von 150 Thalern erst zwischen dem 80sten und 90sten Lebensjahre zu erreichen ist.

In Nr. 2 wird namentlich die abenteuerliche Behauptung widerlegt, daß in der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt die Rente derjenigen, welche der Anstalt vom 1sten bis 10ten Lebensjahre beitreten, nach Verfluß von 48 Jahren, von ihrem ursprünglichen Betrage von 3⅕ fl. auf das Maximum von 300 fl. steigen werde, während sie, wenn man die bewährtesten Mortalitätstafeln zu Grund legt, in dem angegebenen Zeitraum nur eine Höhe von etwa 7 fl. erreicht.

Sodann wird es als ein Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeitstheorie gerügt, daß in der preußischen Rentenversicherungsanstalt, so wie in den ihr ähnlichen Anstalten unvollständige Einlagen zugelassen werden, mit der Bestimmung, daß aus den Nachzahlungen, durch welche die unvollständigen Einlagen ganz oder theilweise ergänzt werden, die derzeitige Rente, wie sie zur Zeit der Nachzahlung gerade steht, berechnet werden solle, eine Bestimmung, welche denen, die vollständige Einlagen machen, zum großen Nachtheil gereicht, und die zur theilweisen Insolvenz der Anstalt führen kann.

Der Verf. rathet daher denen, welche der Anstalt beizutreten gedenken, unvollständige Einlagen in dem kleinsten Betrage zu machen, und diese durch Nachzahlungen im günstigen Momente zu ergänzen. Wird dieser Rath befolgt, und entsteht zugleich ein Andrang zu der Klasse der 55jährigen (denn diese allein sind es, welche nach der Berechnung des Verf. der Anstalt mit Vortheil beitreten können), so wird die Anstalt kaum bestehen können, ein Beweis, daß sie auf einem fehlerhaften Prinzip beruht. In Nr. 1, am Schlusse, macht der Verf. Verbesserungsvorschläge, die sich durch ihre Einfachheit empfehlen, und es wohl verdienen möchten, in nähere Erwägung gezogen zu werden. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß Männer vom Fach und von anerkannter Autorität sich über die tontinenartigen Rentenanstalten, die in Deutschland wie Pilze aufschießen, vernehmen lassen möchten, damit das Publikum vor Täuschungen bewahrt werde.

Neuste Werke über Tirol.

1) Das Land Tirol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende. Drei Bände. Innsbruck, Wagner, 1839. 8.

(Schluß).

Andere Volkssitten und Gebräuche der Tiroler sind vorzugsweise christliche. Dahin gehören die geistlichen Bauernkomödien, die jezt sehr eingeschränkt sind (Vergl. Theil I, S. 451), das Herumziehen und Beschenken des Heilands auf dem Palmesel zu Lienz (II, 175) und dergleichen. Im öffentlichen und häuslichen Leben der Tiroler prägt sich tiefe, innige Frömmigkeit aus, die unzertrennlich mit dem Heldenmuth, der Treue und jener naiven Liebenswürdigkeit zusammenhängt, die das Volk so berühmt und so interessant gemacht haben. Mit Recht verlangt der ehrwürdige Verfasser, man solle diesen Zug im Charakter der Tiroler nicht belächeln, sondern hochachten. Die Entdeckung des wunderbaren Marienbildes zu Absam im Jahr 1797 beweist, wie tief das katholische Bedürfniß in diesem Volk lebt. Keine Kommission, keine Begutachtung von Technikern konnte ihm ausreden, daß hier ein Wunder vorwalte und das Bild, auf Befehl der Regierung beseitigt, wurde dennoch wieder hervorgeholt und ist Gegenstand der Andacht geblieben bis auf diesen Tag. Auch ein neuer Heiliger ist rein aus der Liebe und dem Glauben des Volks hervorgegangen. „Zu Kappel in der übrigens unansehnlichen Kirche steht das schöne Marmordenkmal, welches Ferdinand Johann Graf von Sarnthein zu Brixen seinem Freunde Adam Schmid am 8. Mai 1729 setzen ließ. Dieser Adam Schmid war Seelsorger in Kappel, wegen seiner Tugend und Wohlthätigkeit allgemein verehrt, und vom Volke den Heiligen beigezählt. Noch dauert die fromme Erinnerung an ihn fort, und unzählige Lichtlein brennen Jahr aus Jahr ein an seinem Grabmale."

Die Tiroler sind auch als Künstler und Mechaniker und durch ihre mannigfache Industrie ausgezeichnet. In ganzen Familien, z. B. bei den Feistenbergern und Unterbergern erscheint das Kunsttalent als angeboren. Viel einfache Bauern haben unglaublich schwierige mechanische Kunstwerke ohne Anleitung aus angebornem Genie verfertigt. Merkwürdig sind manche Industrie- und Handelszweige der Tiroler, womit sie durch die ganze Welt hausiren gehen.

Von der großen Menge örtlicher Eigenthümlichkeiten, Erinnerungen, Anekdoten ꝛc., die das vorliegende Werk umfaßt, wollen wir nur, um das mannigfache Material desselben zu bezeichnen, eine besonders schauerliche und eine besonders komische Anekdote hervorheben; „Jenseits der Thalschlucht steht auf dem Hügel Naraun das Kirchlein Hippolytus in den Lüften, das kein Reisender umgeht, die großartigste Warte der ganzen Gegend, die Etschregion von Partschins bis Haselburg unter Botzen enthüllend, das Eisackgebiet mit einem Seitenblicke streifend. Aber bei aller Herrlichkeit der Aussicht ist es wehmüthig und einsam, die Klänge der Glocken gleichen dem Weinen eines Kindes, das im Walde verschmachtet. In heißen Sommern stirbt jeder Keim auf dem Felsgestein. Ein geborner Ultner, Küster daselbst, heirathete die Geliebte seiner Jugend, ein kräftiges Mädchen, fromm und edelmüthig, bald die Mutter von drei Kindern. Doch Schwermuth wandelte die Einsame an, das Verderben der Welt aus Predigten und Büchern stand ihr beständig grinsend zur Seite. Ihre Kinder zu retten, führte sie dieselbe zur Moorpfütze, ertränkte die kleinern leicht, den ältesten Knaben nur mit Anstrengung, ihn mittelst einer Stange untertauchend. Der Mann kommt nach Hause, findet seine Kinder todt, sein Weib trostlos zerwühlt an allen Sinnen, gewiß eine entsetzliche Heimkehr! Der jetzige Küster, sein Nachfolger, tritt ein mit einem gottesfürchtigen und geliebten Weibe. Bald hat der trübe Geist des Hügels seine Theure umflort erst mit der Vorstellung verlorener Gottesgnade, sodann mit der ungestümsten Nacht des Wahnsinns. Sie ist jezt halb genesen, aber die Kirche besucht sie nicht. Durch diese Unfälle ist der Hügel vereinsamt und verfehmt." — Mehr komisch ist folgender merkwürdige Charakterzug: „Zu Vellau stand im vorigen Jahrhundert ein Bauer als Stifter einer neuen Religion auf. Statt der katholischen Ohrenbeichte führte er eine Windmühlenbeichte ein. Seine Anhänger beichteten nämlich ins Ausschüttloch der Windmühle, er selbst trieb die klappernde Mühle aus aller Kraft, und aus dem Spreuloch derselben flog der gesühnte Frevel nichtig in die Lüfte. Es gelang ihm im Stillen mehrere Weiblein zu bethören, doch die Behörden machten dem Unfug bald ein Ende."

Wir empfehlen dieses reichhaltige Werk allen Freunden der Natur und Geschichte aufs angelegentlichste. Jedem Band ist ein Register beigegeben, wodurch das Nachschlagen der Einzelnheiten sehr erleichtert wird.

2) Tirol und Vorarlberg, statistisch mit geschichtlichen Bemerkungen von Dr. Staffler. Erster Theil. Innsbruck, Rauch, 1839.

Der Verfasser ist ein geborner Tiroler, seit 33 Jahren Staatsdiener und als Landrichter auf verschiedenen Posten im ganzen Lande wohlbewandert. Ueberall standen ihm Archive und Hülfsmittel aller Art zu Gebote. Also macht auch er mit Recht darauf Anspruch, eine vollständigere Statistik von Tirol geliefert zu haben, als sie in den bisherigen Handbüchern zu finden war.

Nach einer verhältnißmäßig kurzen geschichtlichen Einleitung beginnt die Landesbeschreibung. Zuerst werden die Gebirge, ihre Erstreckung, ihre Höhe, die Thalbildung, die Ferner (Gletscher), die Gebirgspässe ꝛc., dann die Flüsse geschildert. Sodann das Klima im Allgemeinen. Zweitens die Landesprodukte; zuerst der Mensch, die verschiedenen Abstufungen der deutschen (bojoarisch-longobardisch-allemanischen) und der wälschen Bevölkerung. Im Ganzen zählt Tirol 520,300 deutsche, 283,100 italienische und 9600 romanische Einwohner. Ihre abweichenden Mundarten werden sehr gut charakterisirt. Merkwürdig ist, daß sich deutsche Dörfer mitten im italienischen Südtirol finden, deren Sprache von der gewöhnlichen deutschen Tirolersprache abweicht und mehr der Mundart der berühmten sette communi entspricht. Diese deutschen Gemeinden sind: „in der äußern Valsugana, Bezirkes Levico: Casotto und Brancafora (Pedimonte) in Val d'Astico, Luserna und Lavarone im benachbarten Mittelgebirge; — im Bezirke von Pergine an der Ostseite des Fersina-Wildbaches: Vignola, Frasilongo, Fierozzo und Palù; im Bezirke von Calliano die Gemeinden des Thales Folgaria; endlich im Bezirke von Roveredo beim Eingange in Vallarsa die zwei Gemeinden Trambileno und Terragnolo am Lenobache. Diese Gemeindebewohner — 11,000 an der Zahl, und noch unbekannter Herkunft — verrathen zwar manche Aehnlichkeit mit der tirolisch-deutschen Mundart; allein ihre Sprache hat meistens ganz eigene Wortformen, und ist mit vielen italienischen Wörtern, besonders mit italienisch gebildeten Ausgängen vermengt. Sie klingt daher sehr seltsam, und beim ersten Anhören, wie ein fremder Dialekt. Der Redelaut dieser Leute ist immer sehr stark, fast schreiend. Die Bewohner von Lavarone haben das Eigene, daß sie stets fragweise zu reden scheinen, indem sie die lezten Sylben im steigenden Tone sprechen. Diese Sprache kennt nur wenige grammatische Beugungen und Steigerungen, und ist sehr roh und ungebildet; sie hat wahrscheinlich seit Jahrhunderten keine Veränderung erlitten, da die Bewohner dieser Orte ganz von Italienern umgeben, äußerst selten eines andern Deutschen Wort vernahmen. Deßwegen hört man von denselben noch manche alte, im übrigen deutschen Tirol durch andere verdrängte Ausdrücke. Sie sagen z. B. durchaus Pfaff für Priester, klaffen für reden, Floas für Fleisch, er hat krit, anstatt er hat gesagt. Mit den Deutschtirolern haben sie gemein groaß, hoach, roath, bloach, Pfoat u. s. w. Uebrigens bemerkt man, wenn auch einen, nach den Hauptzügen bei allen gleichen, Dialekt, doch auch

einzelne sehr unterscheidende Abweichungen. So lieben z. B. die Bewohner der deutschen Gemeinden im Bezirke Pergine den Ausdruck mochen (machen) ganz besonders, vorzüglich als Hülfszeitwort gleich dem englischen „to do“ gebraucht. Die Italiener nennen sie deßwegen insgemein die Mocheni. — In der neuern Zeit wuchert das Italienische immer mehr, und es droht das Deutsche in diesen Gemeinden bald ganz zu verdrängen. Der jezt eingeführte italienische Schulunterricht und der italienische Vortrag auf den Kanzeln in der Kirche, von italienischen Lehrern und Priestern gehalten, werden wesentlich dazu beitragen. — In den Gemeinden Centa und Vattaro, im Bezirke von Levico und in Falesina, in jenem von Pergine, wo vor nicht langer Zeit noch deutsch gesprochen wurde, verstummte auch schon die deutsche Zunge.“ — Warum will denn die deutsche Regierung die Zahl der treuen deutschen Bevölkerung vermindern, um zweideutige Wälsche daraus zu machen? — Der Verfasser geht auch auf die Sitten, Tracht, Gebräuche des Volks ein; doch hätten diese Darstellungen noch etwas detaillirter seyn dürfen. Hoffentlich wird mehr anziehende Specialität im zweiten Theile nachfolgen.

Nun folgt eine ausführliche Darstellung der vegetabilischen Produkte Tirols und ihres Verbrauchs. Beim Getreidebau wird bemerkt, das System der Güterzerstücklung und des kleinen Eigenthums habe sich in Südtirol, wo der Boden sehr fruchtbar und das Leben mäßiger ist, weit besser bewährt als in Nordtirol, wo der Mensch im kältern Klima, bei mehr Arbeit und steilerem Boden mehr Bedürfnisse hat. Folgen Kapitel über Alpenwirthschaft, Wiesenbau und Bewässerung, Weinbau, Südfrüchte, Wälder, Maulbeerpflanzungen und Seidenraupen, und über die seltenen und offizinellen Pflanzen. Dann handelt das Werk von den Mineralien, von dem ehemals weit ergiebigern Bergbau, den Salinen, von der großen Industrie in Holz- und Eisenwaaren, von den periodischen Auswanderungen der Taglöhner, die außerhalb der Grenzen Arbeit suchen. Daran schließt sich eine Uebersicht dessen, was Tirol für Kunst und Wissenschaft geleistet. Sodann eine Darstellung des Tiroler Handels, seiner Ausfuhr an Metallen, Salz, Holz, Vieh, Seide 2c. und seines sehr einträglichen Durchzughandels und Straßenverkehrs. Wenn der Verfasser den lezten schon jezt die Lebensquelle Tirols nennt, wie müßte sich das schöne Bergland erst zu Wohlstand erheben, wenn die Hauptstraße nach Italien dem deutschen Handel zollfrei offen wäre? Folgt noch eine tabellarische Uebersicht über die Maaße und Gewichte in Tirol, die nach den Oertlichkeiten ziemlich verschieden sind.

Den Schluß dieses ersten Bandes macht eine sehr umständliche Beschreibung der Landesverwaltung, des Finanzwesens, der Justiz, des Militärwesens, des Kirchen- und Schulwesens, der öffentlichen Anstalten, der Landstände, der gemeinnützigen Vereine für Landwirthschaft, Literatur und Musik 2c. Leider finden wir unter den (nicht) gemeinnützigen Anstalten auch die Zahlenlotterie aufgeführt.

3) **Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tiroler in den glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des Marschall Vorwärts. Leipzig, Verlag von Langewiesche in Barmen, 1839.**

Der sich so nennende „Vollender des Marschall Vorwärts“ (einer von dem trefflichen zu früh verstorbenen Rauschnik begonnenen sehr ausgezeichneten Lebensbeschreibung Blüchers) ist nicht nur der edeln Gesinnung Rauschniks treu geblieben, sondern verräth auch eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Quellen. Man würde sich täuschen, wenn man bei dieser Lebensbeschreibung an jene gemeinen Kompilationen dächte, womit jezt der literarische Markt so häufig überschwemmt ist. Nein, es sind aus den besten Quellen geschöpfte, wohldurchdachte und sehr gut geschriebene Werke, und es lebt in ihnen ein Gefühl höherer Art, wie es in unserer Geschichtschreibung eben nicht mehr häufig getroffen wird.

Bartholdy hat sich das Verdienst erworben, die erste Beschreibung des Tiroler Kriegs entworfen zu haben, welche dieses großartigen Kampfes würdig war. Seitdem ist noch viel darüber geschrieben worden, das beste wohl von bayerischen Kriegern, die den Feldzug mitmachten (v. Baur und v. Völderndorf, so wie den sächsischen Jacobs und v. Seebach), die alle das Verdienst der größten Unpartheilichkeit und der genausten Erörterung der militärischen Vorgänge haben. Weniger läßt sich von dem Leben Hofers rühmen, das 1817 bei Brockhaus erschien und von Hormayr herrühren soll; am wenigsten aber von den Phantasiestücken eines gewissen Mercey, die einem eigenen Werk desselben über Tirol und sogar der revista Europea (von 1838, Heft 4 und 5), die zu Mailand herauskommt, einverleibt sind.

Das vorliegende Werk gehört zu den besten, die über den Tiroler Krieg geschrieben sind, hat alles Wichtige und Erhebliche gar treu gesammelt und einfach, würdig, nicht ohne eine schöne patriotische Wärme, doch ohne alle Affektation dargestellt. Es macht denselben bezaubernden Eindruck, den Bartholdys erste Schilderung gemacht, nur ist es, nachdem es so viel reichere Quellen hat benutzen können, vollständiger und genauer. Möchte es Verbreitung finden und besonders von der Jugend gelesen werden. Nichts ist so herzerfreuend und erhebend, als die deutsche Nationalität von dieser Seite kennen zu lernen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. Oktober 1839.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland.

Es ist nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich russische Schriftsteller das Verhältniß Rußlands zu Deutschland denken oder wie sie wünschen, daß es seyn möchte.

So eben ist das Werk eines Deutschrussen über die künftige Stellung der deutschen Staaten zum russischen Reiche, und das Werk eines Nationalrussen über das schon ältere Verhältniß des Slavismus zum Germanismus erschienen, beide gleich geistvoll geschrieben und der Aufmerksamkeit deutscher Leser werth, auf die sie denn auch berechnet sind, denn das erste ist schon ursprünglich deutsch geschrieben, das andere unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übersetzt.

1) Die europäische Pentarchie. Leipzig, Otto Wigand, 1839.

Dieses Werk ist vielleicht aus derselben Feder geflossen, die vor fünf Jahren etwas gedrängter ganz dieselben Ideen in der Form einer (an den deutschen Höfen circulirenden) Denkschrift mittheilte, einer Denkschrift, die seitdem im Portfolio abgedruckt, auch ins Deutsche übersetzt und von uns bereits in Nr. 43 unsrer diesjährigen Blätter besprochen worden ist. Vielleicht fanden eben diese Ideen, in jener zuerst gewählten Form, noch nicht den erwünschten Eingang und wurden deßhalb zum zweiten Mal etwas ausführlicher vorgetragen. Der Verfasser bezieht sich übrigens mit keiner Sylbe auf jene Denkschrift, und nimmt die Miene an, als sey das, was er sagt, etwas Neues und werde hier zum ersten Mal gesagt. Er erklärt auf das feierlichste, er habe nicht aus Auftrag geschrieben, sondern nur seine unbestochene unabhängige Meinung als Privatmann geäußert.

Die Schrift verbreitet sich über das ganze unermeßliche Gebiet, in welchem Rußland Einfluß übt oder sucht, doch beschäftigt es sich vorzugsweise mit Deutschland und geht, ganz wie die frühere Denkschrift, speziell darauf aus, den kleinen deutschen Bundesstaaten ein engeres Anschließen an Rußland zu empfehlen. Die frühere kleinere Schrift galt den Höfen, die vorliegende größere gilt offenbar dem Publikum, soll die Bevölkerungen oder wenigstens die Gebildeten der gedachten Staaten für die Ansicht des Verfassers gewinnen.

Diese Ansicht ist nun folgende. Zu Anfang des Jahrhunderts, meint der Verfasser, befand sich Europa in einem höchst kläglichen Zustande; das Völkerrecht wurde mit Füßen getreten, Gewalt des Mächtigern entschied allein und zwar maßte sich zu Lande Frankreich, zur See England die tyrannische Alleinherrschaft an. Unter diesem Doppeljoch keuchte die europäische Welt, da trat als ihr Erretter, als „der Heiland Europas" Kaiser Alexander auf (Seite 4). Es gelang ihm, wenigstens eins der beiden Joche zu brechen, das französische. Europa auch des andern zu entlasten, war ihm nicht vergönnt, doch auch dieses zweite Joch zu brechen, sey nunmehr die Aufgabe, meint der Verfasser, und auf England zielen alle Pfeile, die das vorliegende Buch in seinem Köcher trägt. — Als Napoleon in Rußland verunglückte, hätte — so meint der Verfasser — nach dem natürlichen Laufe der Dinge Rußland sofort an die Stelle Frankreichs treten, und Alexander Alleinherr Europas werden müssen, wie es Napoleon hatte werden wollen. Er hätte Deutschland, anstatt es mit sich zu alliiren, erobern und verwüsten können; er hätte nicht nöthig gehabt, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen als Alliirte zu begrüßen, er hätte ja ihr Herr werden können. Wenn es hinfort noch selbstständige Staaten neben Rußland gab, so war die Selbstständigkeit derselben nur ein gnädiges Zugeständniß Alexanders. Diese Interpretation der Weltgeschichte ist so merkwürdig, daß wir sie wortgetreu hier citiren wollen: „Kaiser Alexander besaß große und seltene

Regententugenden, allein seine größte, die glänzendste und seltenste war, daß er ein empfängliches Herz für die europäischen Staatenleiden und den kühnen, unbeirrten und reichen Geist in sich trug, welcher Großes großartig erfaßte, die Freiheit in der Ordnung, das Völkerglück in der Gerechtigkeit erkannte und der Heiland Europas wurde,* weil er nichts mehr seyn wollte, als Selbstherrscher von Rußland. In diesem strengen, stolzen Sich-selbst-Maaß-geben und Maaß-seyn des russischen Kaisers, zu einer Zeit, welche an einen Luxus der niedrigsten Befriedigungen des Egoism gewöhnt war, ist die erste Basis der neuen Gestaltung des europäischen Staatensystems zu suchen. Denn bei dieser edeln Selbstbeschränkung seines eminenten politischen Einflusses — da derselbe in der öffentlichen, europäischen Meinung eine Höhe erreicht hatte, welche Napoleon in seinen glücklichsten Tagen im Zenith seiner Größe nicht überschritten — stieg die generelle Bedeutung von Alexanders „Alliirten" als solcher. Und seitdem der Kaiser die Welt durch sein freies Zurücktreten davon überzeugt hatte, daß er nur als „Alliirter" angesehen seyn wolle, weil er selbst nichts mehr zu seyn begehre, da wurde auch die, gegen Napoleon streitende Quadrupel-Allianz der Hauptmächte, als der vollberechtigte Organisateur des zukünftigen europäischen Staatensystems von den mittleren und kleinen Staaten selbst angenommen. Mit der Declaration jener Allianz aber: „daß sie nicht gegen Frankreich, sondern allein gegen Napoleon Bonaparte streite, daß sie vielmehr Frankreich groß, stark und glücklich zu sehen wünschte, weil die französische Macht eine der Grundlagen des gesellschaftlichen Gebäudes sey," mit dieser Declaration war Frankreich in den Bund schon vor dem Friedensschluß aufgenommen und darin die europäische Pentarchie definitiv gegründet und constituirt."

Eine Pentarchie, die nur eine gnädige Zulassung des russischen Kaisers war, und in der Rußland das moralische und physische Uebergewicht behauptete, stellte also nach des Verfassers Ansicht den europäischen Rechtszustand wieder her, wobei jedoch das Joch der maritimen Despotie Englands noch nicht gebrochen war? Wir wollen über die Entstehung dieser Pentarchie mit dem Verfasser nicht streiten, denn es wäre sehr überflüssig. Jeder Lieutenant im österreichischen und preußischen Heere weiß, daß, wenn sich 1813 Oesterreich und Preußen an Napoleon angeschlossen hätten, kein Russe über die Oder gekommen, und daß 1813 mit etwas mehr strategischer Vorsicht als 1812 Rußland erobert worden wäre. Wie dankbar war damals Rußland gegen Preußen und wie unendlich höflich gegen Oesterreich. Es wußte wohl, daß es ohne die Deutschen nichts ausrichten konnte. Es überließ hier dem Fürsten Schwarzenberg, dort dem Fürsten Blücher das Kommando seiner eigenen Truppen. Es dachte nicht im Traum daran, daß es mehr als der Alliirte seyn könne. Doch dies ist so allgemein bekannt, daß die so spät hintendrein kommende usurpatorische Sprache des vorliegenden Buchs ihren Zweck verfehlt.

Was die Pentarchie selbst betrifft in ihrem gegenwärtigen Bestand, abgesehen von ihrem Ursprung, so ist sie außer Zweifel und was der Verfasser über die Tendenzen, in denen ihre Theilhaber geraume Zeit übereingestimmt haben und über die Interessen sagt, in denen sie nicht überstimmen, das ist meist geschichtlich wahr. Nur das, was er für die Zukunft vorschlägt, weicht wieder von dem ab, was die übrige Welt als das Richtige anzunehmen geneigt seyn dürfte.

Er nimmt an, sämmtliche kleinere Staaten Europas, die nicht zu jenen fünf großen Mächten gehören, seyen nur bedingter Weise unabhängig und selbstständig. Jeder für sich sey zu klein und unmächtig, um sich in irgend einer bedeutenderen europäischen Krisis durch eigene Mittel behaupten zu können. Es bleibe ihnen nichts übrig als sich zu föderiren; indeß sey auch eine solche Föderation theils schwierig, wo nicht unmöglich (z. B. zwischen Dänemark und Schweden — zwischen der Pforte, Aegypten und Griechenland), theils nicht hinreichend; mithin müßten die kleinen Staaten oder ihre Föderation, wo solche möglich sind, sich noch unter den besondern Schutz einer der großen Mächte stellen. In diesem Falle aber, meint er, sey sämmtlichen kleinen Staaten durch ein politisches Naturgesetz vorgeschrieben, an welche Macht sie sich zu halten hatten. Niemals an die geographisch nächste, immer an die entferntere; nie an den Nachbar, immer an den Nachbar des Nachbars. Ein an sich sehr richtiger Grundsatz. Der kleine kann sich gegen den großen Nachbar nur durch den wieder hinter jenem wohnenden zweiten großen Nachbar schützen. Allein dergleichen Sätze lassen nach Umständen eine sehr verschiedene Anwendung zu. Unser Verfasser schlägt folgende Anwendung vor. Es gibt fünf Großmächte und fünf Systeme kleiner Staaten, diese sollen sich an jene vertheilen, jedes der kleinen Systeme sich dem Protectorat einer der großen Mächte

* „Indem man dieses hohe Verdienst Alexanders um das Staatensystem anerkennt, weil man es anerkennen muß, wenn man gerecht seyn will, so wird damit doch Niemand die glorreiche Mitwirkung der anderen Fürsten und der Völker verkleinern wollen, ohne welche der russische Kaiser, wenigstens nicht in dem Umfang, seinen hohen „Entschluß," Europa zu befreien, ausgeführt haben würde. — Freiherr von Gagern schrieb: „Wie, wenn Alexander nach den Tagen an der Beresina von unsern Entschuldigungen nicht viel Notiz genommen und wieder Tod und Verderben unsern Fluren gedroht und zurückgegeben hätte? Daß diese Besorgnisse da waren, bin ich selbst Zeuge und Bürge, denn ich habe den Auftrag gehabt, sie zu beschwichtigen."

unterstellen. Die Staaten der pyrenäischen Halbinsel weist er — an Oesterreich; die italienischen — an England; die skandinavischen — an Preußen; die deutschen — an Rußland (S. 38). Diese Austheilung frappirt ein wenig, indeß ist sie nicht durchaus ernstlich gemeint. Der Verfasser gehört zu den Diplomaten, die sehr wohl wissen, daß man etwas sagen und etwas ganz andres meinen kann, wobei sie nur zuweilen zu vergessen scheinen, daß andere Leute merken, wie es nicht gemeint ist. Wenn die Diplomaten Publicisten werden und ganze Bücher schreiben, so nutzen sie, ohne es vielleicht selbst zu bemerken, viel von ihren Künsten ab und lehren die Leute mehr, als nöthig wäre. Ueberhaupt wer überreden will, überrede Wenige und wo es Andere nicht hören. Doch er mag seine Ursachen gehabt haben, gerade so und nicht anders von diesen Dingen zum deutschen Publikum zu reden, auf die Gefahr hin, verstanden zu werden.

Seine sonderbare Vertheilung der kleinen Staaten an den Schutz der großen erklärt sich, wenn man annimmt, er habe ganz ausschließlich das russische Interesse im Sinn. Zwar bleibt sie auch alsdann noch wunderlich genug und eine Theorie, die sich niemals schmeicheln darf, Praxis werden zu können. Er nimmt ungefähr an, Rußland solle allein die Augen offen behalten, alle andern Mächte sollen blind seyn. Ausschließlich im russischen Interesse (als Träumer und Dämmerer für Rußland) weist er auf seiner Landkarte den übrigen Großmächten nur Protectorate in partibus infidelium und neue Stellungen gegen einander an, in denen sie sich nur wechselseitig zum Vortheil Rußlands aufreiben würden. Oesterreich weist er nach Spanien und Portugal. Sehr begreiflich. Wenn Oesterreich auf der pyrenäischen Halbinsel thätig wäre, würde es daselbst den englischen Einfluß zu bekämpfen haben und zu wessen Gunsten? zu Gunsten Rußlands. Zugleich würde Oesterreich im äußersten Westen beschäftigt und könnte nicht mehr darauf Acht geben, was Rußland im Orient vornähme. Also schicke man Oesterreich nach Spanien. — Ganz aus demselben Grunde schickt man die Engländer nach Italien. Dort mögen sie sich mit den Oesterreichern herumschlagen und unterdeß die Dardanellen vergessen. — Preußen weist man ganz in der nämlichen Absicht an Skandinavien. Hier wird die Ironie fast ein wenig beleidigend. Es ist sogar der ausgesprochenen Regel des Verfassers zuwider, die nächsten Nachbarn auf einander anzuweisen, allein er mußte doch den Preußen auch ein Protectorat gönnen und konnte kein ungeschickteres für sie ausfinden, um ihm eine neue Last, einen neuen Feind aufzuladen. — Frankreich weist er auf den Orient an. Welche Uneigennützigkeit! Allein der Verfasser weiß sehr gut, daß, wo Rußlands Land- und Englands Seemacht so nahe ist, Frankreich den Appetit, den es etwa hat, wohl zu mäßigen weiß. Er weist Frankreich auf den Orient an, um glauben zu machen, daß Rußland keine Absichten auf denselben habe, und um nicht England, nicht Oesterreich auf denselben anweisen zu müssen, und weil er von Frankreichs Rivalität in diesen Gegenden für Rußland am wenigsten besorgt, endlich weil er bei diesem Anlaß den Franzosen auf die wohlfeilste Weise ein kostbares Compliment machen kann.

Nachdem er nun die vier andern Großmächte überall auf verlorne Posten geschoben hat, wo sie Rußland am wenigsten benachtheiligen können, fordert er endlich für Rußland selbst — das Protectorat in den deutschen Bundesstaaten oder in der zwischen Oesterreich und Preußen einer- und Frankreich anderseits liegenden Masse von kleinen Staaten, die er „die europäische Centralassociation" zu nennen vorzieht. Dasselbe Protectorat forderte auch schon die oben erwähnte Denkschrift von 1834. Zwischen jener und der vorliegenden Schrift findet ein zu genauer Zusammenhang Statt, als daß er zufällig seyn könnte.

Zuerst beseitigt der Verfasser die formellen Bedenklichkeiten. Die kleinen deutschen Staaten seyen zwar Mitglieder des Bundes, meint er, aber souverain und berechtigt, neue Bündnisse zu schließen. „Es ist sonach jedem Mittelstaate in vollkommen freie Wahl gestellt, an welche der Hauptmächte er sich anschließen will. Mögen sie sich nun an die alte Instruction und die traditionelle Maxime der venetianischen Regierung halten: Gut mit dem Nachbar, noch besser mit dem Nachbar des Nachbars." Bevor aber der Verfasser sie an Rußland weist, räth er ihnen, sich erst unter sich, nach der Weise des alten Rheinbundes zu associiren (S. 30). Dann läßt er sie freundlich rathen, welche der fünf Großmächte sie wohl zum Protector des neuen Bundes auswählen sollten? Nur keine solche, die ein nachbarliches Interesse haben könnte, sie vielleicht einmal lieber zu verschlingen, als zu beschützen; also eine entfernter liegende Macht, die hinter ihren großen Nachbarn aufgestellt im Stande wäre, dieselbe im Schach zu halten. „Das ist eben das Große, das Hülfreiche, das Eigenthümliche der föderativen Politik, daß sie über alle nachbarlichen Verhältnisse hinüberreicht, und aus der weitesten Entfernung nicht durch Heere, nicht durch Flotten, nicht durch drückende Sequestrationen und Embargos oder eben so kostspielige als langsame Kriegsrüstungen, sondern lediglich durch die Diplomatie intervenirt und durch diese Interventionen jede noch so furchtbare, kriegslustige und wohlgerüstete Hauptmacht zum Zögern und zum Rückhalten und Ueberlegen, zu Unterhandlungen und endlich zur Aufrechthaltung des Friedens und des status quo nöthigt."

Wer soll nun nach diesen Grundsätzen die Central-Association, die sämmtlichen kleinen Staaten Deutschlands beschützen? Etwa Preußen? Hat es nicht nach Sachsen,

früher nach Hannover gegriffen? Hat nicht Hardenberg sogar einmal die Erwerbung Hollands für Preußen in Aussicht gestellt? „Preußen bleibt keine Wahl übrig, es muß sich die Mittel verschaffen, um seinerseits die großen Dimensionen, wie eine jede der andern Hauptmächte, welche im Gleichgewicht bleiben will, auszufüllen; es muß seine Stellung, welche es einmal erreicht hat, auf eine dauerhafte und ehrenvolle Weise behaupten. Aber weil diese Nothwendigkeit unter Umständen eine weitere Ausdehnung der preußischen Monarchie erfordern könne, so wird Preußen dadurch unfähig, die wahre Schutzmacht der Staaten der Centralassociation zu werden, denn jene Ausdehnung vermöchte es allein durch Acquisition von mehreren dieser Staaten zu erreichen."

Oder Oesterreich? Ist es nicht in demselben Fall, wie Preußen? Hat es nicht stets nach dem Besitz Bayerns gestrebt?

Oder England? Tyrannisirt es nicht Deutschland durch sein Handelssystem? „Wie früher Dänemarks und Hollands Flotten neben der brittischen Meerherrschaft nicht bestehen konnten, so darf daher auch England seinen Handel nicht in Deutschland, dem Herzen, dem Centrum von Europa, ausgeschlossen sehen, es kann nicht einen Verein neben sich dulden, welcher das englische Handelsmonopol beschränkt und wenigstens theilweise schon jetzt die englischen Fabrikate und Manufacturen von den Märkten der neuen Welt verdrängt. Die Staaten der Centralassociation sind aber bei weitem zum größten Theil Handel treibende und Fabrikstaaten. Ist nun England im Stande, jenen Staaten die freieste Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aus eigenem Interesse zu wahren oder, was dem völlig gleichbedeutend wäre, jenen Staaten ihr merkantilisches Lebenselement zu garantiren und vor jeder aggressiven Rivalität zu schützen? England müßte gegen sich selbst, gegen das, wodurch es mächtig geworden, gegen seine eigene Größe anstreiten, wenn es permanent, wenn es wahrhaft die Schutzmacht dieser Association je werden und seyn wollte."

Oder Frankreich? Hat es je das linke Rheinufer vergessen? Kann man den Bock zum Gärtner setzen wollen?

„So bleibt daher als Schutzmacht der Association unter den Hauptmächten nur Rußland übrig. Rußland und Deutschland! höre ich ausrufen, welche Contraste! Also nicht Preußen und Deutschland, nicht Oesterreich und Deutschland, sondern Rußland, das Land der Ukase, der Leibeigenschaft, der Unbildung, und Deutschland! Unmöglich! Doch es ist so, und Deutschland zum Frieden und Glück, allein für Rußland mehr zur Last und zum Gewinn. Beweise ich nur Letzteres, daß unter allen fünf Hauptmächten der Schutz der Centralassociation Rußland den mindesten Vortheil eintrüge, aber die größte Beschwerde verursache, daß Rußland dadurch fortwährend zu der gespanntesten Wachsamkeit auf jeden Schritt der Continentalmächte gezwungen würde, daß es stets besorgen müsse, mit der einen oder der andern Continentalmacht durch jenen Schutz in die schwierigsten Collisionen verwickelt zu werden, sogar mit mehreren zugleich, und vielleicht mit den beiden ihm sonst befreundeten Hauptmächten zumeist, daß es daher unausgesetzt gerüstet seyn müsse, um sowohl zu Land wie zur See seinen Vorstellungen, seinen Reklamationen, seinen ernsten Forderungen als Schutzmacht den nothwendigen Nachdruck zu geben, daß es dagegen durch diesen Schutz weder eine Machtvergrößerung, noch einen erhöhteren politischen Einfluß, noch in industrieller und commercieller Hinsicht irgend einen wesentlichen Nutzen, noch eine, ihm selbst günstige, militärische Position, noch sonst irgend ein Sicherheitsmittel oder eine Entschädigung für seine deßfallsigen großen und fortwährenden Opfer erwarten dürfte und je erreichen würde, daß sonach Rußland diese Schutzpflicht einzig und allein in seinem europäischen Interesse, nicht sowohl in seiner individuellen als föderativen Qualität, als Hauptmacht zur Erhaltung des Systems des Gleichgewichts in der europäischen Pentarchie übernehme und erfülle, — bewiese ich nur dieses, so hätte ich auch damit dargethan, daß Rußland die wahre und einzige Schutzmacht der Centralassociation unter den Hauptmächten sey. Wenigstens glaube ich, ließe sich dann noch ein weiteres Bedenken, ein begründeter Zweifel nicht wohl erheben. Jedoch dürfte diese Beweisführung eine klare Ueberzeugung so lange nicht gewinnen lassen, als man, in dem Argwohn einer Ueberlistung befangen, den wirklichen Vortheil, das nothwendig damit verknüpfte Glück für jene Association nicht erkennt."

Diesen Vortheil findet der Verfasser in dem Umstande, daß Rußland die kleinern deutschen Staaten schützen könne, in jedem Falle mächtig genug sey, und sodann darin, daß es sie auch beschützen wolle. „Denn Rußland darf keinen Angriff, er komme von welcher Hauptmacht er wolle, auf jene Föderation dulden, weil dadurch das Gleichgewicht unter den Mächten sofort gestört seyn würde. Wäre Frankreich der angreifende Theil, so stünde allerdings zu vermuthen, daß Oesterreich oder Preußen sich mittelbar angegriffen sehen und sonach die Selbstvertheidigung übernehmen müßten. Allein anders gestalteten sich die Verhältnisse, wenn der Angriff z. B. von England käme."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. Oktober 1839.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland.

) Die europäische Pentarchie. Leipzig, Otto Wigand, 1839.

(Fortsetzung.)

„Aber auch eine Vergrößerung Preußens in Norddeutschland oder Holland darf Rußland nicht unterstützen, da Preußen als Schutzmacht der nordischen Association eine breite Basis besitzt, wo Vergrößerung nicht mehr Bedürfniß seyn kann. Ein solches würde nur dadurch wohl motivirt, wenn Oesterreich seine Grenzen nach Westen hin erweiterte. Oesterreich hat, wenigstens in früheren Zeiten, Lust zu Bayern bezeigt, eine Lust, welche in der Natur der Sache liegt, so lange sich Oesterreich als eine vorzüglich deutsche Monarchie manifestirt, und welche es bei Karl Theodors Tode und bei dem Vertrag von Ried nur schwer und allein in der Hoffnung auf einst günstigere politische Constellationen niederkämpfte, auf Umstände, die doch noch eine Befriedigung dieser Tendenz gewähren würden.“ Würden nun die kleinen deutschen Staaten je in ihrer Unabhängigkeit bedroht, so sey Rußland auf dem Platz. „Rußland hat durch Polen eine militärische Position errungen, welche Oesterreich und Preußen spaltet und unschätzbar für Rußland ist, wenn es zum Schutz und zur Rettung deutschen Geistes und Handelns, als Hort der schwachen, capitulirenden, deutschen Mittelstaaten aufgerufen wird.“

Daß der Verfasser mit diesen Erörterungen Schmeicheleien gegen einzelne Bundesstaaten verbinden würde, ließ sich erwarten. Er hebt besonders Bayern rühmend hervor und setzt so vielen Werth darein, mit seinen Ansichten populär zu werden, daß er sich sogar in Betreff der Hannöverschen Angelegenheit der Sache des Volks geneigt zeigt (S. 229).

Sollen wir diese Schmeicheleien, diese verführerischen Reden commentiren? Wir hätten ohne Zweifel ein Recht dazu, denn der Verfasser hat sich ausdrücklich an das Publikum gewendet, seine Ansichten der Erörterung preisgegeben; und der Vorschlag, den er macht, geht alle Bewohner der deutschen Mittelstaaten an. Indeß — die Schrift ist ja nicht offiziell, ist eine bloße Phantasie eines diplomatischen Dilettantismus. So viel uns bekannt ist, hat das Kabinet von St. Petersburg nicht die Absicht, jenes fragliche Protectorat wirklich in Vorschlag zu bringen. Wir sind mit dem Autor vollkommen darin einverstanden, daß Alles, was er sagt, im Interesse Rußlands liegen würde; allein es ist ein Unterschied zwischen dem Interesse und der Absicht. Die Absicht legen wir Rußland nicht unter, und zwar aus einem doppelten Grunde nicht: erstens, weil wir keinen Beweis dafür haben, und zweitens weil das russische Kabinet bekanntlich klug ist und die Klugheit gebietet, Absichten, die den Zweck verfehlen würden, lieber gar nicht blicken zu lassen. Den Zweck aber würden sie verfehlen, weil das vorgeschlagene russische Protectorat in den Interessen und Wünschen Deutschlands nicht liegt. Den Beweis davon dem Verfasser schuldig zu bleiben, schämen wir uns nicht, indem wir uns deßfalls der stillschweigenden Zustimmung der gesammten deutschen Bevölkerung für versichert halten. Wir werden aber gern noch weiter mit ihm reden, wenn er uns erst bewiesen haben wird, daß seine Ansicht irgendwo in Deutschland populär ist.

Finden die Schmeicheleien, die er an unsere kleinen Staaten verschwendet, ungläubige Ohren, so begreifen wir kaum, warum er, wenn auch ohne Auftrag, doch angeblich im Interesse Rußlands so viel Feindseliges gegen Preußen und Oesterreich sagt? Werden preußische und österreichische Leser dadurch nicht verletzt werden? und was hat Rußland davon für Vortheil?

Schreibt der Verfasser als Russe, so ist er wenigstens gegen Preußen undankbar. Zwar spricht er von Sr. Majestät dem König nur in Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht, allein seine ganze Schrift ist wie gegen England und Oesterreich, so nicht minder gegen Preußen

gerichtet. Er sagt nichts von der Sperre, die den preußischen Ostländern schon so lange verderblich ist. Er spricht scheinbar lobend doch mit Geringschätzung vom Zollverein und warnt vor der Gefahr, mit der eine allzu große Begünstigung der sogenannten materiellen Interessen drohe. (Die Denkschrift von 1834 wollte im Zollverein gar einen Versuch sehen, den Preußen mache, um Süddeutschland zu unterjochen). Er lobt ironisch die preußische Bureaukratie, bemerkt aber, mit einer kleinen Schadenfreude, daß dieses Beamtenwesen die Süddeutschen abstoße. Er warnt die Süd- und Westdeutschen vor der Vergrößerungssucht Preußens. Er lobt die Hegel'sche Philosophie, die gerade ein Krebsschaden für das preußische Unterrichts- und Gelehrtenwesen ist. Er entrüstet sich über Görres und die römische Curie, aber er ironisirt auch wieder die preußische Politik in dieser Sache, und verhehlt nicht, daß er dem Katholicismus nur vom Standpunkt der griechischen Kirche aus entgegentritt, indem er von der katholischen Opposition in Polen spricht. Und endlich, was heißt das, Preußen den übrigen deutschen Staaten gänzlich entfremden und es mit seinem Einfluß hinüberschicken nach Skandinavien, wo es Niemand will?

Ist der Verfasser so rücksichtslos gegen Preußen, so darf man sich noch weniger wundern, daß er es auch gegen Oesterreich ist. Vornehmlich liegt ihm daran, Oesterreichs Blicke vom Orient abzulenken. Darum weist er es auf die pyrenäische Halbinsel und auf Italien an, obgleich er andrerseits auch wieder mit vieler Ironie das italienische Protectorat den Engländern zuschreiben will. Auch fällt es auf, daß er so sehr den Böhmen wegen ihrer philoslavischen Bestrebungen schmeichelt, sie als Brudervolk der Russen begrüßt und sich ihrer „bedrohten Nationalität" annimmt, während er die Bedrängung der deutschen Nationalität in den russischen Ostseeprovinzen nicht anerkennen will und die Klagen darüber barsch abweist.

England kommt am schlimmsten bei ihm weg. Hier wird seine Sprache sogar zuweilen leidenschaftlich. Er erklärt, von jenem Doppeljoch, das die europäische Menschheit zu Anfang des Jahrhunderts drückte, sey erst das eine zerbrochen, das der Napoleonischen Landmacht; das andere, das der englischen Seemacht, sey noch zu zerbrechen übrig. Die Gründung der neuen Pentarchie habe die Entscheidung aufgehalten und hinausgeschoben, aber sie stehe bevor. Wie einst gegen Napoleon, so müsse sich ganz Europa gegen Englands maritime Tyrannei verbinden. Die englische Presse, so freigebig mit Ausfällen auf Rußland, verpflichtete den Verfasser freilich zu keinen Höflichkeiten, und selbst, was die Sache betrifft, hat er nicht Unrecht. Der Egoismus der Engländer ist weltbekannt. Aber was hat er uns denn Besseres dafür zu bieten und zu Gunsten welcher etwa nicht egoistischen Politik versetzt er sich in diesen moralischen Ingrimm gegen England? Am meisten erbittert es ihn, daß sich die Engländer um den Orient bekümmern, sich in dessen Angelegenheiten mit so vieler Thätigkeit einmischen. Und doch erklärt er, er sage dies nicht aus irgend einem russischen Interesse; denn eine Rivalität zwischen Rußland in Bezug auf den Orient existire gar nicht, weil Rußland nichts von der Türkei wolle und weil Alles erlogen sey, was man deßfalls von Rußlands ehrgeizigen Entwürfen gefabelt habe und noch fable. „Ich kann nicht läugnen, daß es mich jederzeit die größte Anstrengung gekostet hat, einen nur einigermaßen haltbaren Grund, einen nur auf einen einzigen wesentlichen Vortheil berechneten Zweck aufzufinden, welcher Rußland zu dem Wunsch vermögen könnte, der theilweise oder alleinige Erbe des osmanischen Reichs in Europa zu werden. — Es ist wirklich unbegreiflich, wie man in Beurtheilung der russisch-türkischen Angelegenheiten so ganz und gar nicht auf die nördliche Parallele Rücksicht genommen hat, obschon die Ostsee und das schwarze Meer, Kopenhagen und Constantinopel, der Sund und der Bosporus, Kroneborg und die Dardanellenschlösser völlig sich correspondirende Verhältnisse darbieten. Man darf sogar noch weiter gehen und behaupten, daß, wie England, wenn es Rußland an der freien Durchfahrt im Sund stören wollte, Rußland zur Besitznahme von Häfen am Ocean zwingen würde, eben so auch, wenn es Rußland an der Besitznahme des kaukasischen Isthmus verhindern wollte, diese Macht zur Occupation Constantinopels hindrängen würde. Dänemark ist ein eben so schwacher, aus heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzter Staat, wie das osmanische Reich, und kann deßhalb seine Selbstständigkeit wie das letztere nur durch Associationen und Allianzen halten und sichern. Und doch ist es noch Niemanden beigekommen, die geheime Absicht Rußlands, Seeland und den dänischen Archipel zu erobern, unter die Zeitungslügen zu bringen, obschon diese Nachricht, wegen ihrer Neuheit, trotz alles in ihr liegenden Unsinns Glück gemacht haben würde. Aus welchen Gründen soll aber Rußland die südlichen Verhältnisse aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkt, wie die nördlichen, betrachten? Warum soll es die conservativen Grundsätze, welche es bei ganz gleichen Zuständen im Norden festhält, hinsichtlich der südlichen aufgeben? Weil England die Position von Constantinopel gewinnen will. Ist dasselbe nicht aber auch hinsichtlich Kopenhagens der Fall? Und geht nicht noch heute Rußlands größter Export durch die Ost- und Nordsee? Doch bei näherer Prüfung ergibt sich allerdings, daß Englands Interesse in Kopenhagen mehr ein negatives, und insofern offensives, in Constantinopel hingegen ein positives, und deßhalb defensives ist, während solches bei Rußland im umgekehrten Verhältniß stattfindet. England

bezieht einen großen Theil seiner Einfuhr durch die Ost- und Nordsee. Hier empfängt es und vermag daher eine Offensive zu entwickeln. Dagegen ist die brittische Ausfuhr im Orient interessirt. Und eben weil England im Orient gibt, so sieht es sich auch dadurch auf die Defensive beschränkt. Da nun bei Rußland das gegentheilige Verhältniß besteht, so gewinnt diese Macht dort seine Offensive, wo Englands Defensive liegt, eine Offensive, die als eine Repressalie für Englands Haltung in der Nord- und Ostsee anzusehen ist. Indem man aber auf diese Weise die südlich-türkische und die nördlich-skandinavische Frage erläutert, so erhält man auch den einzig richtigen Standpunkt in ihrer Beurtheilung beider. — England verlangt, wie Rußland, die strenge gesicherte Neutralität der skandinavischen Reiche, — so die strenge gesicherte Neutralität des osmanischen Reichs. Hier ist England in seinem vollen Recht, und insoweit als die brittische Politik nicht mehr bezielt, läßt sich russischer Seits auch nicht die mindeste Einwendung dagegen erheben. Rußland hat die Billigkeit dieses Verlangens auch noch nie bestritten, sondern vielmehr stets respectirt. Denn das europäische Staatsrecht soll die Dardanellen wie den Sund bewachen, und ein feindliches Zusammentreffen der Mächte, welches nur mit dem Untergang der betheiligten Mittelstaaten enden könnte, soll dort wie hier vermieden werden. Durchdrungen von diesen Ansichten hat daher der Kaiser Nikolaus bei jeder Gelegenheit die Selbstständigkeit der hohen Pforte, so weit es nur immer möglich war, zu achten und zu befestigen sich bemüht. Der Kampf von 1828 und 1829 erfolgte auf die Herausforderung des Sultans, wie alle Welt weiß. Als jedoch Robert Gordon erklärte, daß wenn die russischen Heere weiter vorrückten, es mit dem osmanischen Reich zu Ende seyn würde, da stand die russische Armee still, denn Rußland wollte keinen Vernichtungskrieg der Türkei, im Gegentheil ihre Erhaltung, ihre neutrale Haltung. Und aus der letzteren Rücksicht stipulirte der 7. Artikel des Friedensschlusses von Adrianopel die freie Einfahrt für alle Handelsflaggen ohne Unterschied in das schwarze Meer und zwar unter denselben Bedingungen, die für die Kauffahrteischiffe der russischen Flagge festgesetzt worden waren. Rußland schloß sich hier nicht im Entferntesten aus, da die Neutralität der Pforte mit Begünstigungen der einen Macht sich nicht wohl vereinen ließe, obschon hier lediglich nur commercielle Fragen in Betracht kamen, deren verschiedene Stipulation jenem Neutralitätsverhältniß durchaus nicht widerstritten hätte. Als ferner 1833 Ibrahim Pascha als Sieger von Koniah auf die ottomanische Hauptstadt anrückte, in der bestimmten Absicht, dem türkischen Reich ein Ende zu machen, da nahm die Pforte zu England ihre Zuflucht, und der Kaiser von Rußland erklärte, er würde es ohne Eifersucht und Mißtrauen sehen, wenn die Türkei von England Beistand erhielte. Jedoch England zögerte und der Augenblick war dringlich. Rußland leistete da die Hülfe auf das ausdrückliche Gesuch des Sultan. 10,000 Russen bezogen auf dem asiatischen Ufer des Bosporus ihr Lager. Als indessen Ibrahim über den Taurus zurückgegangen war, verließen auch die russischen Hülfstruppen das türkische Gebiet augenblicklich. Eine Folge davon war bekanntlich der Traktat von Hunkiar Iskelessi. Fünf Jahre besteht nun dieser auf acht Jahre abgeschlossene Vertrag, und Europa vermag schon zu entscheiden, ob derselbe die Selbstständigkeit und Neutralität der Türkei im Mindesten beeinträchtigt und verletzt habe. Das Princip der Schließung der Dardanellen für fremde Kriegsschiffe setzte keine Ausnahme fest. Es begreift sowohl die russischen Kriegsschiffe unter dem Ausdruck als (der Pforte) fremde, wie die einer jeden andern Macht. Rußland nahm sich hier nicht aus, und behielt sich, wie der Separatartikel beweist, keine Bevorzugung vor. Und um jeden deßfallsigen Verdacht gänzlich niederzuschlagen, erließ der Kaiser dem Sultan den letzten Theil seiner Schuldzahlung und die russischen Truppen räumten Silistria, wo ein kaiserliches Geschenk von hundert russischen Kanonen dem Sultan zurückblieb. Denn der Kaiser ist zu edel, um seiner Politik nicht den Charakter der Seelengröße aufzudrücken. Aber sein Blick ist auch zu scharf, um nicht einzusehen, daß Rußlands heutige Grenzen gegen die Türkei die äußersten sind, die er, ohne sich von mächtigen befreundeten Staaten abzutrennen und somit wichtigere Interessen als die Erwerbung von einigen Provinzen preiszugeben, seinem Reich hinzuzufügen vermag. Und Rußland verkennt nicht, daß ihm mit der Erwerbung Constantinopels nur die Zwietracht geboren, und daher dieser Besitz für das kolossale nordische Reich dieselbe Folge haben würde, welche er vormals für Rom hatte."

Diese Erörterung würde in der That schlagend seyn, wenn der Verfasser nicht im Eingang ausdrücklich erklärt hätte, daß er nicht aus Auftrag schreibe. Da ihr diese Beglaubigung fehlt, können wir sie auch nur für ein schönes Phantasiestück halten. Die Geschichte urtheilt anders. Rußland hat unaufhörlich nach allen Seiten um sich gegriffen. Die Versicherungen aber, daß es nicht erobern wolle, sind bekanntlich in Rußland eben so herkömmlich wie die Eroberungen selbst.

Der Verfasser hegt die menschenfreundliche und loyale Hoffnung (S. 173), der Radikalismus werde, immer tiefer einwühlend und seiner Natur nach von Schießpulver den bisher unverwüstlichen Felsen Albions auseinandersprengen. Also ist der Radikalismus doch zu etwas gut und sogar ein heimlicher Verbündeter Rußlands? Was wir nicht alles aus diesem tiefsinnigen Buche lernen!

Insbesondere hofft der Verfasser, durch den Sieg des

Radikalismus werde das Bündniß Englands mit Frankreich aufgelöst werden, die Nationalkraft in einer Krisis aufflammend, werde die antibrittische Allianz nicht länger dulden (S. 182). Diese Allianz ist dem Verfasser sehr ärgerlich. Natürlich. Nichts wäre ihm angenehmer, als wenn er England mit Frankreich im Krieg, ihre Flotten auf dem mittelländischen Meere im heißen Kampf begriffen sähe. Und so sieht er sie wirklich schon im Geist. „Durch den französischen Besitz der Nordküste von Afrika entwickelt sich eine neue Colonialpolitik, welche nothwendig zu Seeschlachten um den Dreizack im Mittelmeere zwischen Frankreich und Großbritannien führen muß. Wie sich diese Mächte in Nordamerika, dann in Ostindien, endlich in Egypten begegnet sind, so müssen sie sich nun auf dem Mittelmeere finden. In Canada, im Mahrattenreich, auf dem Nil wurde Frankreich von England besiegt; auf dem Mittelmeere dürfte England der Besiegte werden, denn Frankreich hat hier die größere Nähe der Hülfsquellen, den Besitz der Häfen am Nord- und Südufer des mittelländischen Meeres.“ Das heißt den Franzosen schmeicheln. Aber es ist viel Sinn in dieser Schmeichelei. Der Autor weiß, was er sagt, er ist unendlich freigebig gegen die Franzosen. Er überläßt ihnen das Protectorat im Orient, dem Rußland auf die großmüthigste Weise entsagt, und will ihnen sogar die Seeherrschaft gönnen und wünscht ihnen im Voraus Glück zu dem Triumph, die Engländer auf dem Meer überwunden zu haben.

Diese ungemeine Freigebigkeit und Großmuth gegen Frankreich von Seiten des russischen Schriftstellers fordert natürlicherweise zu der Frage auf, warum er nicht von vorn herein ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich zur Bezwingung Englands und Theilung Europas vorschlägt, eine Erneuerung des Bündnisses von Erfurt, das 1808 zwischen Kaiser Napoleon und Kaiser Alexander abgeschlossen wurde? Der Verfasser hat daran gedacht. Er weiß das Gewicht dieser Idee sehr wohl zu würdigen. Allein er deutet an, es sey noch nicht die Zeit. Wir glauben ihn als den alten wohlbekannten und vielgewandten Reinecke vor den unschuldigen schreibfederreichen Gänsen der europäischen Centralassociation predigen zu hören: fragt nicht so einfältig, sondern thut, was ich euch sage, denn es ist gewiß und die natürlichste Sache von der Welt, daß man mit euch anfangen muß. Erst wenn ihr, wie ich nicht hoffe, widerspänstig wärt und in meine wohlwollenden Vorschläge nicht einginget, alsdann, o ihr Mittelmäßigen, würde man hinter euch weggreifen und einem klügeren Freunde die Hand reichen!

Frankreich behält der Verfasser in Petto. Es hat ganz keine Eile damit. Die Zustände in Frankreich sind nur provisorische. Da muß man zuwarten: „So lange nicht Frankreich die einzige solide und feste Grundlage des Rechts in seinen innern und äußern Verhältnissen wieder gefunden hat, so lange nicht alle halben, mittehaltenden und deßhalb unentschiedenen und unzuverlässigen Richtungen der französischen Regierung von dieser aufgegeben werden dürfen, so lange das Königthum und die königliche Souverainetät um ihr ferneres rechtliches Daseyn und Sichgeltendmachen noch capituliren müssen und so lange noch kein organisirendes Genie, kein Mann erwachsen, der die Massen zu ergreifen und zu lenken und die gährenden Elemente, ohne sie zu vernichten, zu combiniren versteht, so lange können auch die französischen Zustände kaum für mehr als provisorische betrachtet werden.“ Wenn aber Frankreich einmal geordnet ist, dann, ja dann, meint der Verfasser, wollen wir den Plan aufnehmen? „Herr Armand Lefebre rühmt Frankreich den Bund mit Rußland als denjenigen an, der dem französischen Ehrgeiz entspräche und welchen Nationalstolz, die Rechte allgemeiner Civilisation und die französische Vorliebe für das Große forderten. Dieses erinnert an Napoleons Worte, welche er nach der Schlacht bei Austerlitz zu dem Fürsten Dolgoruki sprach: „der russische Kaiser kann seinerseits immerhin der Länder und Provinzen seiner Nachbarn sich bemächtigen.“ Doch wie hinsichtlich der materiellen Interessen eine wahrhafte Verschmelzung der englischen und russischen Politik nicht wohl annehmbar ist, so ist eine Vereinigung der jetzigen geistigen Richtung von Frankreich und Rußlands geradehin unmöglich. Frankreich muß vor Allem erst sein Inneres fest geordnet haben, ehe es dem Auslande wiederum Zutrauen einzuflößen im Stande ist.“ —

Dies ist nun das Wesentliche der Ansichten und Vorschläge, welche das vorliegende Werk enthält. Wollte man demselben eine ernste Bedeutung unterlegen, — was wir nicht thun, da wir sie für ein bloßes Phantasiestück, höchstens für das halten, was man „auf den Busch schlagen“ nennt — so könnte man eine fatale Parallele darin finden. Man könnte sie nach dem Muster der Schriften zugeschnitten finden, durch welche vor achtzig Jahren die Zwietracht unter den Polen genährt und den Polen das russische Protectorat empfohlen wurde. Damals hieß es: o Polen, ihr seyd unterdrückt durch einen Theil eurer Landsleute, wir werden euch gegen sie in Schutz nehmen, stellt euch unter das Protectorat Rußlands, das nur eure Freiheit will, das fern von jeder Eroberungssucht ist und nur mit großherzigem Sinn das Recht handhabt. Und jetzt, nachdem Polen verschlungen ist, wendet sich der liebreiche Verf. mit einer ähnlichen Schmeichelei an uns und sagt uns: o Deutsche, ihr in den kleinen Staaten, ihr seyd bedroht durch Oesterreich und Preußen; wir aber wollen euch gegen sie in Schutz nehmen, stellt euch unter das Protectorat Rußlands, das nur eure Unabhängigkeit will, das fern von jeder Eroberungssucht ist und nur mit großherzigem Sinn das Recht handhabt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. Oktober 1839.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland.

) Die europäische Pentarchie. Leipzig, Otto Wigand, 1839.

(Schluß.)

Nun können aber die Besorglichen fragen: Was ist aus olen geworden? Der Verfasser des vorliegenden Werks gt S. 415: „Die polnische Republik ist in ihren lezten rümmern, d. h. alles dasjenige, was die französischen ammern und die englische Presse unter „polnischer Naonalität“ gemeinhin verstehen, eine Antiquität geworden.)ie Irrthümer, welche Alexanders Großmuth begangen, nd vollständig und radikal korrigirt worden. Nun veriag Rußland auf die radirte Tafel einen neuen Bauplan u entwerfen, und man muß gestehen, daß in dem Verıuf von acht Jahren schon Manches geschehen, um das zarthum Polen zu einer Wahrheit zu machen. Polens Scepter und Krone ruhen im Kreml; Festungslinien urchschneiden das Land; eine russische Armee bewacht ie Sicherheit des Volkes; russische verdiente Militärınd Civilpersonen haben die früheren Staatsdomänen ls Eigenthum erhalten, während der Grundbesitz des nruhigen und feindseligen Adels auf den Staat übering. Schickt eure Emissäre und Agitatoren, sie werden einen andern Weg nach Polen finden, als jenen traurigen, lezten, von dem Keiner wieder zurückkehrt. Suchet Polen zum andernmal zu insurgiren, wer wird wohl zu uern Lockpfeifen tanzen, tanzen um das Hochgericht!“

Wahrhaftig, es wäre den Besorgten nicht zu verdenken, wenn sie in der Vergleichung fortführen. Vielleicht schriebe dieser Autor, wenn er es erleben könnte, nach achtzig Jahre mit eben so viel Selbstgefälligkeit: „Der Alte der Tage hatte zu Gericht gesessen über Deutschland. Es ward gewogen in einer Waage und zu leicht befunden. Die deutsche Nationalität ist eine Antiquität geworden. Die Irrthümer, welche die Großmuth des Kaiser Nicolaus begangen, sind vollständig und radikal korrigirt worden. Nun vermag Rußland auf der radirten Tafel einen neuen Bauplan zu entwerfen, und man muß gestehen, daß im Verlauf der Jahre schon manches geschehen ist, um das Czarthum Deutschland zu einer Wahrheit zu machen. Habsburgs und Hohenzollerns, Wittelsbachs und der Welfen Scepter ruhen im Kreml; Festungslinien durchschneiden das Land; eine russische Armee bewacht die Sicherheit des Volks; russische verdiente Militär- und Civilpersonen haben die deutschen Staatsdomänen als Eigenthum erhalten ꝛc. Ihr deutschen Flüchtlinge, ihr Engländer schickt nun eure Emissäre, sie werden keinen andern Weg nach Deutschland finden, als jenen traurigen, von dem keiner zurückkehrt. Sucht Deutschland gegen Rußlands Allgewalt zu empören, wer wird zu solchen Lockpfeifen tanzen — tanzen um das Hochgericht!“

Wenn das Buch dem Leser solche Vergleichungen nahe legt, so kann eben deßhalb Niemand, der nur die Elemente der Politik versteht, darüber in Zweifel seyn, daß dieses Buch das russische Interesse zu fördern nicht geeignet ist. Wenn es ein Engländer, unter der Maske, Rußland zu dienen, gegen Rußland geschrieben hätte, so hätte er seine Sache kaum besser machen können.

Aus diesem Grunde wollen wir auch nicht auf die Frage eingehen, warum mitten im deutschen Bunde ein Buch erscheinen durfte, das diesem Bunde die Auflösung und ein fremdes Protektorat zumuthet. Ehre macht ein solches Buch der deutschen Sprache und Literatur nicht, schaden wird es aber auch nicht.

Der Verfasser hat natürlich seinen Namen verschwiegen. Wir halten ihn für einen alten Diplomaten, der zugleich ein junger Schriftsteller ist. Seine Mittheilungslust ist noch unökonomisch. Er leert, wie man zu sagen pflegt, seinen Schulsack aus und spinnt mehr Fäden an, als der Zweck erfordert.

2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, dargestellt von Thaddäus Bulgarin. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Hrn. von Brackel. Geschichte. Erster Band. Statistik. Erster Band, mit Karten. Riga und Leipzig, Frantzen, 1839. Groß Octav.

Bulgarin ist einer der merkwürdigsten und ausgezeichnetsten Schriftsteller Rußlands. Nachdem er in seinem Iwan Wishigin mit seltener Freimüthigkeit die mannichfachen Gebrechen im innern Zustande des heutigen Rußland geschildert hat, entwirft er in dem vorliegenden Werke ein wahrhaft großartiges Gemälde der Geschichte und Kultur dieses unermeßlichen Reichs. Mit jenem erstgenannten Werke leistete er, wenn es verstanden werden wollte, Rußland einen nicht geringen Dienst. Das vorliegende große Werk aber ist noch wichtiger. Jenes war für die Russen geschrieben, und sollte sie auf Vieles, was zu bessern wäre, aufmerksam machen. Dieses ist zugleich an das Ausland gerichtet, und soll die welthistorische Bedeutung Rußlands klar machen. Beide sind von einem sehr reinen Patriotismus diktirt. Wie möchte sich ein Volk bessere Schriftsteller wünschen, als solche, die im Innern freimüthig zu tadeln wagen, was zu tadeln ist, und auf der andern Seite den Ruhm des Vaterlandes und der Nation nach Außen geltend machen. Durch beides ragt Bulgarin unter allen Autoren Rußlands hervor.

Indem wir den Patriotismus der Ausländer überall und immer anerkannt haben, weil jedes Volk zum Patriotismus berechtigt und sogar verpflichtet ist, waren wir doch schon oft im Falle, Eingriffe des fremden Patriotismus in die Rechte deutscher Nation abwehren zu müssen, und auch Bulgarin versetzt uns in diese Nothwendigkeit. Es ist bedeutungsvoll, und sollte von den deutschen Gelehrten, Publicisten und Geschichtforschern mehr, als es geschieht, beachtet werden, daß seit einiger Zeit die slavische Zunge angefangen hat, gegen die germanische eben so usurpatorisch von Osten her zu reagiren, wie die romanische es schon lange von Westen her gethan hat. Wer erinnert sich nicht an die berüchtigten Reunionskammern, die schon unter Ludwig XIV. einen guten Theil des deutschen Reichs als französisches Eigenthum und Erbe reklamirten? Wer erinnert sich nicht an die wiederholten Versuche zur Zeit der Revolution und Napoleons, den ganzen Westen und Süden Deutschlands als angeblich keltisch, also gallisch, für eine natürliche Zubehör Frankreichs zu erklären? Wer erinnert sich nicht an gewisse bayerische Geschichtschreiber zur Rheinbundszeit, die durchaus die Bayern zu altkeltischen oder gallischen Bojern machen und nicht mehr gelten lassen wollten, daß sie Deutsche seyen? — Ganz auf die nämliche Weise reklamiren nun seit einiger Zeit die Russen auch den ganzen Osten Deutschlands als altslavisch, und wir mögen zusehen, was uns zwischen so anspruchsvollen Nachbarn am Ende übrig bleibt. Bulgarin geht wirklich so weit, daß er nicht nur das, was die Keltenhypothese von Deutschland übrig läßt, für seine Slavenhypothese vindicirt, sondern auch in das bereits von den Franzosen für keltisch erklärte Deutschland, namentlich nach Bayern, das er für altslavisch hält, und sogar nach Frankreich selbst hinübergreift, indem er nicht zweifelt, die Vendéer haben ihren Namen von altslavischen Ureinwohnern, den Wenden. (I, S. 47.)

Die Eroberungen, welche man hier die alten Kelten, dort die alten Slaven auf deutschem Gebiet machen läßt, sind nun freilich sehr illusorisch, müßige Eroberungen der Gelehrten, ungefährliche antiquarische Träume; allein sie haben doch etwas Ominöses. Sie beurkunden den Uebermuth unserer Nachbarn und die geringe Achtung, welche dieselbe vor Deutschland hegen. Sie verrathen ein gewisses politisches Uebergewicht der Nachbarn und eine moralische Schwäche Deutschlands. Die Franzosen wagten erst dann mit ihrer keltischen Hypothese hervorzutreten, als ihr vierzehnter Ludwig und später Napoleon wirklich einen unverhältnißmäßigen Einfluß auf Deutschland übten, und auch die slavische Hypothese war nur eine Konsequenz des überwiegenden russischen Einflusses seit der Restauration. Die Gelehrsamkeit folgt hier, wie in so vielen Fällen, einem politischen Impulse, und wenn sie historische Mährchen ersinnt, so weiß sie, was sie damit will.

Wir wollen Schritt vor Schritt die in unsere deutsche Geschichte eingreifenden Behauptungen Bulgarins verfolgen. Zuerst nimmt er an, die Geten und Daker an der untern Donau seyen Slaven gewesen. Eine reine Usurpation. In römischen und griechischen Quellen werden die Geten zum germanischen Volksstamm gezählt, und wurde dies stets anerkannt, wenn auch die Uebereinstimmung der ältern Geten und spätern Gothen mehrfach bezweifelt wurde. Ferner hält Bulgarin die alten Vindelicier (von denen noch der Name Venedig herkommt) für Slaven (I, S. 47). Von diesen gar alten Völkern, die bald romanisirt wurden, wissen wir zu wenig, um über ihre Abstammung entscheiden zu können. Noch ganz kürzlich hat Lelewel, der berühmte polnische Alterthumsforscher, eben diese alten Wenden zwischen der Donau und dem adriatischen Meere für — Litthauer, lettische, von den Slaven gänzlich verschiedene Stämme, ausgegeben. Der russische gibt sie für Slaven aus. So spielt entgegengesezter Patriotismus mit der Völkergenealogie, und erobert zwei Jahrtausende rückwärts Provinzen, die wahrscheinlich nicht das geringste weder mit Russen noch mit Litthauern je zu schaffen hatten.

Wir wollen bei der Nachfrage nach diesen ältern Völkerstämmen nicht verweilen, weil sie doch bald in die große Masse des römischen Reichs übergingen und durchaus romanisirt wurden. Interessanter ist das, was Bulgarin von der spätern Theilnahme der Slaven an der Völkerwanderung phantasirt. Allerdings nennen uns die zuverlässigen Quellen neben den deutschen Völkern, die seit dem zweiten Jahrhundert nach Christo unaufhörlich das römische Reich bestürmten, auch einige wenige slavische Stämme, welche sie ausdrücklich als Sarmaten von den Germanen unterscheiden. Diese Sarmaten erscheinen aber immer nur gelegentlich als Begleiter der Germanen und herrschen nie vor. Auch beweist die große Ausdehnung des gothischen Reichs unter Hermanarich vom schwarzen Meer bis zur Ostsee, daß alle, oder doch die meisten Slaven diesem gewaltigen Herrn und somit den Deutschen unterworfen gewesen sind. Der Abfall der slavischen Roxolanen zu den Hunnen, die von Osten kamen, bezeichnet deutlich das Verhältniß der deutschen zu den slavischen Stämmen. Die bisher den Gothen unterworfenen Slaven gingen zu den Hunnen über und verstärkten deren kolossale Macht. Deßhalb wanderten die Deutschen oder Gothen aus, die Slaven aber blieben zurück und besetzten allmählich auch das von den Gothen verlassene Land bis an die Elbe und Saale. Alle Geschichtschreiber erzählen einstimmig und mit der größten Umständlichkeit, daß die Gothen mit Weib und Kind und aller Fahrhabe ausgewandert und über die Donau gekommen seyen als ein wanderndes Volk, nicht als ein bloßes Kriegsheer. Dasselbe gilt wenigstens zum Theil auch von den Franken, Alemannen, Burgundern, Sachsen und Longobarden. Wohin sie wanderten, brachten sie ihre deutschen Weiber mit, die zum Theil eine wichtige Rolle spielten. Wenn auch anfangs bloß Kriegsheere vorangingen, sobald sie sich in einer neuen Eroberung festgesezt hatten, folgten ihnen Weiber und Kinder nach, um im neuen Besitzthum ihr Glück zu machen. So kamen Hengist und Horsa nach England und Hengists Tochter vermählte sich mit dem brittischen König Vortigern, nicht umgekehrt der sächsische Eroberer mit einer Eingebornen. Eine seltene Ausnahme war Placidia, die Römerin, die den deutschen Fürsten Ataulph ehelichte. Die meisten und berühmtesten Weiber deutscher Fürsten in den römischen Provinzen waren geborne Deutsche, mit deutschem Namen und deutschem Charakter. Von den Gothen wissen wir aber gewiß, und die Geschichtschreiber sagen es ausdrücklich und einstimmig, daß das g a n z e V o l k, mit Weibern, Kindern und allem, was auf Wagen fortzubringen war, auswanderte. Nun gefällt sich aber Bulgarin in der Behauptung, die ins römische Reich eingewanderten germanischen „Horden“ seyen bloß fliegende Heere, gleichsam Kosakenpulks gewesen, das eigentliche Volk aber sey in seinem alten Wohnsitze zwischen Elbe und Weichsel zurückgeblieben und von den Slaven unterworfen und in Sklaverei gebracht worden, und die Leibeigenen in Polen und Rußland dürften zum Theil Nachkommen der damals unterworfenen Deutschen seyn. I, S. 121, 280. Eine Behauptung, für die sich auch nicht ein einziges Zeugniß, auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit geltend machen läßt.

Doch begnügt sich Bulgarin nicht, den Kern des damaligen deutschen Volks in seiner Heimath slavischen Heeren zu unterwerfen, er versucht auch den deutschen Heeren, die ins römische Reich einwanderten und dasselbe eroberten, ihre Lorbeeren zu entreißen und damit seine Slaven zu bekränzen. Zwar gibt er zu, die Gothen seyen vorangegangen, allein „die Hauptmacht“ sey doch slavisch gewesen, in dem Sinne, in welchem noch jezt in einem österreichischen Heere mehr Slaven als Deutsche dienen. I, S. 122. Auf den kleinen Widerspruch, daß die Slaven doch wohl nicht unter den Gothen würden gedient haben, wenn sie stark genug waren, die Gothen in ihrer Heimath zu besiegen, kommt es ihm nicht an. Er will einmal, daß nicht sowohl die Deutschen, als vielmehr die Slaven das römische Reich umgestürzt haben sollen. Deßhalb macht er auch, durch bloße Namenähnlichkeiten verführt, die gothischen Fürsten Widimir und Walamir (Wladimir), mithin das Geschlecht der Amaler selbst zu Slaven. Die Heruler aber und Skirren, die unter Odoacher Rom eroberten und das erste italische Königreich gründeten, macht er zu Litthauern, S. 103, 104, 137, 139.

Die Skirren siedelten sich bekanntlich in Bayern an und das erlauchte Haus Scheyern wird von ihnen hergeleitet. Ist es nicht merkwürdig, daß diesem Geschlecht und Volksstamm zum zweiten Mal der deutsche Ursprung streitig gemacht wird? Das erste Mal geschah es durch die keltische Hypothese. Die Bayern, hieß es, sind noch die unvermischten alten Bojer und diese Bayern waren Gallier, folglich ist der Bund Bayerns mit Frankreich ein natürlicher, nationaler. Diese Ansicht, die namentlich Pallhausen gegen die deutschen Gelehrten vertheidigte, ging sogar in eine Staatsschrift über. Ein offizielles Manifest erklärte 1806 „die Wiederherstellung“ der uralten Königswürde Bayerns. Und kaum sind dreißig Jahre verflossen, so kommt schon wieder eine andere Gelehrsamkeit vom Norden her und will dieselben Skirren zu Litthauern machen. Man muß sich dabei noch wundern, daß Bulgarin hier den Litthauern den Vorrang gelassen und nicht lieber Russen dafür genommen hat.

Die Wahrheit ist, daß die Stammväter der heutigen Bayern weder Gallier noch Litthauer, sondern Deutsche waren. Abgesehen von dem ausdrücklichen Zeugniß der vita S. Severini, wonach der lezte Ueberrest römischer Einwohner zwischen Donau und Alpen auf Befehl Odoachers nach Italien auswandern und das Land den

Deutschen allein überlassen mußte, beweisen schon die durchaus deutschen Namen bei den Bajuvariern, und der schroffe Gegensatz derselben gegen die slavischen Nachbarn in Kärnthen, daß sie echte Germanen und zwar Heruler, Rugier, Skirren und Turcilinger, Ueberreste gothischer Stämme waren. Wenn sie Slaven oder Litthauer gewesen wären, so hätte sich ihre Nationalität gegenüber der deutschen ganz eben so geltend machen müssen, wie die der wirklich slavischen Kärnthner, Sorben, Daleminzier, Wenden, Wilzen und Obotriten; allein wir finden die Bojuvarier niemals in der Reihe dieser slavischen Stämme, sondern immer in der Reihe der zwar gegen die Franken feindlich gestimmten, doch unzweifelhaft deutschen Alemannen, Thüringer, Sachsen und Friesen. Odoachar aber war ein deutscher König, und Niemand wird ihm und den Deutschen die Ehre streitig machen, daß sie es waren und nicht Litthauer, die dem römischen Reich ein Ende machten. Eben so war Theodorich der Große ein deutscher König und kein Slave. Die ganze litthauisch-slavische Einmischung in die gothische Heldenzeit ist ein Traum, von dem man sich wohl nie hätte träumen lassen, daß ihn russischer Stolz einmal im neunzehnten Jahrhundert träumen würde.

Uebrigens geht Bulgarin darin sehr konsequent zu Werke, daß er nicht nur sein Slaventhum aufs übermüthigste gegen den Germanismus geltend macht, sondern auch unter den Slaven selbst den Russen von Anfang an das moralische und physische Uebergewicht gibt und sie (namentlich den Polen gegenüber) als das slavische Kernvolk bezeichnet, an das alle andere slavische Stämme nur wie Kristallisationen anschießen. Diese Ansicht ist aber nicht geschichtlich. Von einem ursprünglichen Uebergewicht der Russen weiß die Geschichte nichts. Alle Slaven waren anfangs dem großen Gothenreich, später dem großen Hunnenreich unterworfen. Ihre eigenen Sagen schildern sehr charakteristisch und, wie es scheint, vollkommen treu die Art, wie sie sich emanzipirt haben. Die Stammsagen ihrer Dynastien gehen theils auf Bauern zurück, die das befreite Volk unter seines Gleichen erwählte, Piast in Polen, Primislaus in Böhmen (womit die Sage von der Kärnthner Herzogswahl übereinstimmt); theils auf deutsche Helfer in der Noth, Samo bei den westlichen Slaven, Rurik bei den Russen. Es war natürlich, daß die lange von fremden Herren beherrschten Slaven keine alten Geschlechter mehr hatten, und daß die neuen Dynastien entweder von Bauern aus der Masse des Volks oder von talentvollen Fremden gegründet werden mußten, und als solche Fremde, die mit überlegenem Geist die Angelegenheiten der sich selbst mißtrauenden Slaven leiteten, treten Samo und Rurik, jener ein Deutscher aus den Niederlanden, dieser ein Normann, ganz klar in der Geschichte hervor. Samos Reich im Westen ging bald unter; dagegen bildeten die Maharanen, Zschechen und Lechen große Reiche, und das der leztern, das polnische, behauptete noch bis ins vorige Jahrhundert den Vorrang unter allen slavischen Reichen. Erst Peter der Große brachte die slavische Hegemonie an Rußland. Das Uebergewicht Rußlands ist also, wie groß es immer ist, doch von neuem Datum.

(Schluß folgt.)

Taschenbuch auf 1840.

Urania.

Nur ein Kupfer, das Porträt des Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy. Dann fünf Novellen 1) Pulcherie von A. v. Sternberg. Zwei junge Herrn wollen sich ein Mädchen künstlich jeder nach seinem Systeme erziehen, mittlerweile wird sie ihnen von einem jungen Naturalisten weggefischt. Ein artiges, wenn auch nicht neues Motiv. 2) Die blaue Blume von Julius Mosen. Ein junger Zigeuner findet in Egypten die Mumie einer Pharaonentochter, die seiner verstorbenen Geliebten wunderbar ähnlich ist und auf die er seine wahnsinnige Liebe überträgt. Aus einer Zwiebel, die man in der Hand der Mumie gefunden, ersprießt eine herrliche Blume. 3) Angelika von Th. Mügge, die längste Erzählung dieses Taschenbuchs; die Scene ist in Frankreich, Jesuiten sind es, die das Glück einer edeln Familie untergraben, das Ende ist Verfolgung und Sturz in einen Abgrund. 4) Ein Frühlingstraum von E. von Bülow. Der ersten Erzählung des Herrn von Sternberg verwandt. Ein Liebhaber will seine Schöne erziehen, und gibt ihr den Werther zu lesen, den er für die Summe aller Lebenspoesie und Lebensweisheit hält; aber das liebe natürliche Kind gibt ihm das Buch zurück, sie habe es — nicht auslesen mögen. 5) Der Todte von St. Annas-Kapelle von Otto Ludwig, eine Kriminalgeschichte. Man findet einen Edelmann ermordet, seine geschiedene Frau ist des Mordes verdächtig. Man macht ihr den Prozeß, die Sache verwickelt sich immer mehr, wird immer räthselhafter, bis sich endlich alles zu Gunsten der armen geängstigten Frau aufklärt. Der Edelmann hatte sich nämlich selbst ermordet und sie, die zugegen gewesen, war durch einen Schwur gebunden worden, es zu verschweigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. Oktober 1839.

Die Leipziger Büchermesse,

Michaelis 1839.

Wir haben mehrere Jahre unsre Berichte über die Meßcataloge ausgesetzt, weil uns das seitdem erschienene Buchhändler-Börsenblatt der Mühe des Zusammenzählens überhob und die statistische Uebersicht über Alles, was neu erschien, aus erster Hand gab. Wenn wir diesmal wieder einen Bericht erstatten, so geschieht es, um einmal das, was unterdeß wieder geworden ist, mit dem, was war, zu vergleichen, und auch, weil der neueste Meßcatalog ziemlich reich an interessanten Erscheinungen ist.

Vor zehn Jahren umfaßte der Herbstmeßcatalog nur wenig über 3000 Verlagswerke von noch nicht 400 Verlagshandlungen; im laufenden Jahr umfaßt er 4071 Nummern und verzeichnet 518 Verlagshandlungen. Und doch war im Jahr 1829 der Buchhandel schon außerordentlich in Aufschwung gekommen in Vergleich mit noch früheren Zeiten, denn im Jahr 1819 enthielt der Herbstmeßcatalog nicht ganz 1300 Nummern. Man sieht daraus, in welchem erstaunlichen Maaße die Bücherproduktion zugenommen hat und noch jährlich zunimmt, denn die Bewegung ist immer noch eine steigende. Zwar enthalten die Meßcataloge jetzt eine große Menge Titel von Flugschriften, die nicht voluminös sind; aber auch diese fliegende Waare abgerechnet, bleibt noch immer eine ungeheuere Bücherlast übrig, dreimal so schwer als vor zwanzig Jahren. Wir sind immer noch der Meinung, daß diese Produktion übertrieben und unnatürlich sey, und wir vermögen sie nur aus folgenden Gründen zu erklären. Einmal fehlt dem auswärtigen Handel Deutschlands noch der gehörige Aufschwung, weil die gehörige Freiheit. Es ist noch von viel zu viel Sperren eingeengt und so bleibt ihm gar viel Capital für den einheimischen Buchhandel disponibel, das unter andern Umständen anders angelegt werden würde. Sodann wird in Deutschland und den ihm östlich benachbarten, mit der deutschen Sprache und Literatur ziemlich vertrauten Ländern, in dem Maaße mehr gelesen, in denen sie weniger politische Redefreiheit genießen, und dieser Lesewuth kommt die Bücherfabrikation natürlich willig entgegen, wie denn die Consumtion immer die erste Bedingung der Produktion ist. Daher die auffallende Concurrenz, namentlich im Fach der religiösen und der Unterhaltungsliteratur, als derjenigen, womit man sich am besten die Zeit zwischen einem und dem andern großen politischen Wendepunkt ausfüllt. Es wäre wohl interessant, da uns die Berichte der Leipziger Messe stets von der literarischen Produktion gründlich unterrichten, wenn sie auch einmal, so weit dies möglich ist, vergleichende Tabellen der Consumtion veröffentlichte. Man würde daraus ohne Zweifel ersehen, wie viel mehr im Norden und Osten gelesen wird, als im Süden und Westen, und daß dort mehr Theologie, Philosophie und Belletristik, hier mehr Geschichte, Politik und Naturwissenschaft Glück machen. —

Unter den 4071 Nummern des diesjährigen Herbstmeßcatalogs sind 61 Atlanten, Erd- und Himmelskarten, 253 ausländische und 553 Werke inbegriffen, die erst künftig erscheinen sollen.

In der übrigen Masse herrscht die theologische Literatur auffallend vor und nimmt allein den fünften Theil derselben ein. Wir haben 655 Werke und Flugschriften gezählt, die sich auf Theologie und Kirche beziehen, der Erbauung dienen rc. In einem einzigen Sommerhalbjahr! Darunter sind allein über sechzig theologische Journale. Und man klagt gleichwohl noch über Indifferentismus und Unglauben in unsrer Zeit, und hat vielleicht ein Recht dazu, denn die Religiosität ist nicht deßwegen in stärkerm Maaß vorhanden, weil so viel über Religion geschrieben wird, vielmehr scheint sie das Papier nur in dem Maaß zu füllen, in welchem sie die Herzen leer läßt. In der Vielschreiberei geht die lebendige Theilnahme unter, sie

drischt alles ab und leer, und selbst das Heiligste, das zuvor die innigste Liebe umfaßte, macht sie zum Ekel. Doch hat sie das Gute, daß sie in ihrem unendlichen Wasser denn auch zuweilen eine gefährliche Flamme erstickt. Der Kölner Handel würde viel bedenklicher geworden seyn, wenn nicht so viel über ihn geschrieben, wenn das Interesse dafür nicht durch die unerträglich langen und breiten Raisonnements ermüdet und abgestumpft worden wäre. Im vorliegenden Meßcataloge kommen noch ziemlich viel Schriften über diesen Handel vor, doch verhältnißmäßig schon bedeutend weniger, als in den vorigen Semestern. Dagegen hat die Zürcher Streitsache eine Menge Federn, meist nur in kleinen Flugschriften und fliegenden Blättern beschäftigt. Bedeutender als dieser Proceß, den die letzte kleine Revolution bereits entschieden hat, erscheinen uns die Versuche, das berüchtigte Buch von Strauß, dessen Sprache für viele Leser noch zu steif und gelehrt ist, populär zu machen und die Grundsätze desselben durch eine gewandtere und gemeinfaßlichere Darstellung mehr beim andern Geschlecht, bei der Jugend und beim gemeinen Volk zu verbreiten. — In der großen Masse der übrigen theologischen Literatur, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen, bemerken wir eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Luthers in 28 Bänden, eine Uebersetzung der Werke Paskals, eine Sammlung der Werke Schleiermachers, die Fortsetzung der in Kempten erscheinenden Uebersetzung der Kirchenväter, die fortgesetzte Herausgabe Swedenborgischer Werke, eine Uebersetzung vom Leben Wesleys von Watson, ein Wiederabdruck der berühmten „deutschen Theologia“ mit Einleitung von Troxler ꝛc.

Im philosophischen Fach finden wir einiges pro und contra Hegel, worunter sich eine Schrift von Franz Baader auszeichnet, eine sehr schöne neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Kants, die Religionsphilosophie von Steffens, eine Sammlung der philosophischen Schriften von Krug, eine zweite Auflage der Anthropologie von Fries, die Ankündigung einer neuen philosophischen Thätigkeit Kapps ꝛc.

Die politische Literatur ist nicht reich. Sie bietet nur zwei Schriften von allgemeinem Interesse dar, die eine gegen, die andere für Rußland, beide anonym. Die erste erschien zu Mannheim unter dem Titel „Deutschland und Rußland,“ die andere zu Leipzig unter dem Titel „die europäische Pentarchie.“ Jene hatte den Zweck, vor Rußlands Einfluß zu warnen; diese umgekehrt den, die Deutschen zu überreden, daß ihnen ein russisches Protectorat ersprießlich sey. Wir haben bereits beide in unsern Blättern commentirt. Außerdem sind vermischte Schriften von Jarke und die Werke des verstorbenen Adam Müller erschienen, so wie eine Sammlung von Briefen bedeutender Männer an Johannes Müller (herausg. von Maurer-Constant in Schaffhausen). Ein „Hannöversches Portfolio“ verspricht alle Aktenstücke in der hannöverschen Angelegenheit mitzutheilen. — Von besonderem Werthe für die Gegenwart sind unter den Werken, die von öffentlichen Interessen handeln, mehrere Schriften über die jetzt immer häufiger, aber nicht immer im Sinn des Publikums wohlberechneten Rentenanstalten, und dürften die zwei kleinen Schriften von Geh. Rath von Kapf, die wir unlängst in unsern Blättern besprochen haben, ganz vorzüglich zu empfehlen seyn, weil aus ihnen das Publikum am klarsten belehrt wird, wovor es sich zu hüten habe. Gegen die in Norddeutschland so arg überhand nehmende Branntweinpest sind wieder mehrere neue Schriften erschienen. Im kameralistischen Fach ist uns die ungemein große Zahl forstwissenschaftlicher Werke aufgefallen.

Sehr reich ist die historische Literatur. Hier wird ungleich ersprießlicheres geleistet, als im Gebiet der Spekulation. Namentlich zeichnen sich die Forschungen über die vaterländische Geschichte aus. Da finden wir den fünften Theil der germanischen Monumente von Pertz, Ranke's Jahrbücher der sächsischen Kaiserzeit, Böhmers Regesten des 11ten Jahrhunderts, Dönniges Akten Kaiser Heinrichs VII., die gesta Trevirorum, scriptores rerum silesiacarum von Stenzel, script. rer. Transsilv., den zweiten Band der monumenta Livoniae, das Reich der Longobarden von Koch-Sternfeld, Buchner über die Einwohner Deutschlands im zweiten Jahrhundert nach Christo, Zeuß über die Herkunft der Bayern, Loebel über Gregor von Tours, den zweiten Band von Höflers schönem Werk über die deutschen Päpste, den dritten Theil von Bullingers Schweizer-Reformationsgeschichte, die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Mebold, Havemanns Geschichte der Elisabeth von Braunschweig, von der Decken Beiträge zur Geschichte Hannovers, v. Orlichs Geschichte des großen Kurfürsten, Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen, v. Raumers Beiträge aus dem britischen Archiv, Schneidawinds Erzherzog Karl, v. Kauslers Feldzüge des Prinzen Eugen, v. Dittfurths Feldzüge der Hessen, Reigebaurs Untergang des Kurfürstenthum Mainz, Wimpfen Geschichte Schleswigs, v. Hormayrs Taschenbuch, Stadtgeschichten von Berlin, Zittau, Fulda ꝛc. Das ist für ein kurzes Sommerhalbjahr sehr viel.

Der Katalog enthält im Ganzen etwa anderthalbhundert Geschichtswerke, wenn man die Handbücher für Schulen mit darunter begreift. Unter den interessantern Werken dieses Fachs bemerken wir noch Arndts Geschichte Schwedens unter Gustav III., Bedeus von Scharberg histor. Atlas für Ungarn, das britische Reich in Indien von Björnstjerna, Gfrörers angekündigte Kirchengeschichte, v. Hammers Geschichte der Mongolen und Gemäldesaal der arabischen Chalifen (sechster Band), Palackys Geschichte

von Böhmen (zweiter Band), eine zweite Auflage von Rankes Meisterwerk über die Päpste, Strinnholms Wikingszüge der alten Skandinavier, Thiersch Taschenbuch der neuesten Geschichte, Ustrialow Geschichte Rußlands, Zöpfl über die spanische Successionsfrage. Ferner Uebersetzungen der lehrreichen Geschichte Frankreichs von Bignon, der Geschichte des englischen Rechts von Crabb, der Geschichte des britischen Indien von Mill. Auch ein Schriftchen über die öffentlichen Arbeiten in England von Momsen ist zu erwähnen.

Für Länder- und Völkerkunde ist man ebenfalls sehr thätig. Wir entheben dem Meßcatalog nur die Titel einiger der interessantesten neuen Reisewerke: des Prinzen Max von Neuwied Reise in Nordamerika, Ansichten zur Reise des Prinzen Max von Bayern, Rüppels Reise in Abyssinien, Schuberts Reise im Morgenland (dritter Band), des Eremiten von Gauting Reise im Orient, italienische Reisen von Baumann, Eberhard, E. Förster, deutsche von v. Strombeck, v. Heeringen. F. H. Müller schildert den ugrischen Volksstamm in Mittelasien. Eine nicht geringe Zahl von Bildwerken bringt uns Gegenden und Städte, namentlich vaterländische zur Anschauung, so das malerische Deutschland, Westphalen, Hessen, Hannover, die Umgegend von Leipzig, das Morgenland.

Neben den historischen gedeihen die Naturwissenschaften aufs erfreulichste. Die gelehrten Leistungen in den verschiedenen Fächern desselben zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Wir wollen nur auf einige Werke von allgemeinerem Interesse aufmerksam machen: Arago über die Gewitter, Kämptz Vorlesungen über Meteorologie, das schöne Werk Mädlers über den Mond, Cuviers Thierreich (herausgegeben von Voigt), Scheitlins Thierseelenkunde, die Fortsetzung von Okens Naturgeschichte, die der Heidelberger Naturforscher ꝛc., Schriften über den Somnambulismus und das Geisterwesen von Duttenhofer und Fischer, Magikon, eine neue Zeitschrift von J. Kerner. Bedeutend viele Werke über die Wasserkuren, weniger über Homöopathie, welche durch jene je mehr und mehr verdrängt zu werden scheint. Auch schon eine hübsche Anzahl schnell improvisirter Anweisungen, das Daguerreotyp zu verfertigen und zu behandeln.

Die poetische Literatur ist diesmal sehr reich an „sämmtlichen Werken.“ Neu erscheinen die Werke Klopstocks, Wielands, Thümmels, Ewalds von Kleist, Chamissos, Seumes, Oehlenschlägers, Zacharias Werners. Fortgesetzt werden die Werke der Frau Caroline Pichler, von denen schon der 51ste Band verzeichnet wird, und der Dymokrit des launigen Weber. Zum ersten Mal gesammelt erscheinen die Werke des edeln Achim von Arnim, gewiß allen Freunden der Poesie eine willkommene, eine längst gewünschte Gabe; ferner Mahlmanns Werke. In drei Uebersetzungen erscheinen die Werke von Cervantes, Byron und Bulwer, in zweien die Gedichte von Beranger, die Romane von Dickens, in einer die Werke von Cooper, Thomas Moore, Rousseau, Lesage, die Gedichte Tegners. Streckfuß gibt uns den Ariost, Kopisch setzt seinen Dante fort, Tieck seinen Shakspeare, alles meisterhafte Arbeiten, Regis erfreut uns endlich nach vielen Jahren mit dem zweiten (den Commentar enthaltenden) Theile seiner trefflichen Uebersetzung des Rabelais. Auch Ossian wird neu übersetzt. — Aus der altdeutschen Literatur werden mitgetheilt der angelsächsische Beowulf (von Leo), der Erec des Hartmann von Aue, die sieben weisen Meister, eine Uebersetzung des Gedichts von der Rose. Auch das Lob der Narrheit von Erasmus wird neu übersetzt, ein Buch, das übrigens witziger seyn könnte, als es ist; mit mehr Recht ist die witzige Reise nach Braunschweig, das beste Produkt Knigges, wieder abgedruckt worden. Auch in Volkssagen ist Manches geleistet worden. Woycicki hat interessante polnische Sagen mitgetheilt. Andere Sammlungen von Sagen sind den Traditionen am Rhein, in Oesterreich, in der Lausitz ꝛc. entnommen. — Sehr dankenswerth sind die fortgesetzten Bemühungen um die Verbreitung der indischen Literatur. Nur durch gute Uebersetzungen wird das Publikum in den Stand gesetzt, die Schätze derselben kennen zu lernen. Neu sind angezeigt Ritusamhara, ein Gedicht, das dem berühmten Kalidasa zugeschrieben wird, von Peter von Bohlen, dem der Himmel seine für die Wissenschaft so fruchtbaren Kräfte erhalten möge, und Somadewa, eine Mährchensammlung von Brockhaus. —

Die neue poetische Literatur bietet verhältnißmäßig wenig dar. Von den Gedichten Uhlands ist abermals eine neue Ausgabe angekündigt, so wie eine zweite von denen Freiligraths, Karl Mayers und G. Pfizer kündigt epische Gedichte an. Die dramatische Literatur scheint immer ärmer werden zu wollen. Auch die Romanliteratur bringt nur Gewöhnliches, wovon die fortgesetzten Novellen Tiecks und Immermanns Münchhausen auszunehmen sind. Der Catalog enthält 144 Romane, 41 dramatische Werke. Unter den Romanen sind viele Uebersetzungen, theils aus dem Englischen — denn die Schule der historischen Romane ist noch nicht ausgestorben, — theils aus dem Französischen, jene skandalösen Fabrikate der Dudevant (Sand), des Soulié ꝛc., die man sich schämen sollte, dem schönen Geschlecht in Deutschland anzubieten.

Nachlässe, Correspondenzen, Selbstbiographien ꝛc. sind diesmal nicht auffallend zahlreich. Die Enthüllung des Schiller-Denkmals in Stuttgart hat mehrere Schriften über diesen Dichter und über die Enthüllungsfeier veranlaßt. Außer den schon erwähnten Briefen an J. Müller finnde wir ein Leben des verdienten Philologen

Passow in Breslau, einen kleinen Briefwechsel Goethes mit der Gräfin Stolberg, den Nachlaß der Frau Joh. Schopenhauer, eine Schilderung Jean Pauls von Funck. — Van Kampens Werk über die niederländische Literatur erscheint übersetzt.

Ansprüche russischer Schriftsteller an Deutschland.

2) Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung, dargestellt von Thaddäus Bulgarin. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Hrn. von Brackel. Geschichte. Erster Band. Statistik. Erster Band, mit Karten. Riga und Leipzig, Frantzen, 1839. Groß Octav.

(Schluß.)

Der erste Theil der Geschichte Bulgarins handelt ausschließlich von den ältesten Zeiten bis auf Rurik. In der ersten Abtheilung entwickelt er die Ansichten, die wir so eben bestritten haben. In der zweiten untersucht er die Antiquitäten Rußlands, die ältesten Spuren der heidnischen Religion und Volkssitte. Hier folgen wir ihm mit Vergnügen. Der Streit über die slavischen Alterthümer in Altstrelitz soll uns indeß nicht besonders beschäftigen. Lewezow in Berlin hat ihre Echtheit geleugnet, Bulgarin sucht sie, wenigstens theilweise, zu retten. Dieser Prozeß ist interessant, indeß würde es uns zu weit führen, wollten wir hier darauf eingehen. Es bleibt immer merkwürdig, daß ganz Rußland nicht so viele altslavische Alterthümer aufzuweisen hat, als Neustrelitz, das Bulgarin in dieser Beziehung das slavische Mekka nennt. — Die Zusammenstellung slavischer Sagen und Sittenzüge aus der Heidenzeit ist sehr anziehend, hätte aber wohl noch systematischer geordnet und reichhaltiger seyn dürfen, da die polnische, böhmische und serbische Literatur und die deutsche in Bezug auf die slavischen Marken ein noch reichlicheres Material darbieten, als Bulgarin auszubeuten für gut gefunden hat.

Auch hat Bulgarin ausschließlich nur die guten Seiten des Volks hervorgehoben und von den schlechten gänzlich geschwiegen. Die Slaven sind ihm die tugendhaftesten unter allen Barbaren, und zugleich die geistreichsten, wie insbesondere ihre reiche Sprache darthun soll. Dabei muß man sich nur wundern, daß gerade die Russen, die wieder die vorzüglichsten unter allen Slaven seyn sollen, so erstaunlich wenig in Kunst und Wissenschaft geleistet haben, so gar spät erst in die europäische Kultur eintraten, und auch dann noch mehr nachahmten, als schöpferisch aus sich selbst hervorbrachten. Bulgarin würde besser gethan haben, wenn er der Wahrheit treu geblieben wäre. Das Patriarchalische des russischen Volkscharakters ist liebenswürdig und ehrenwerth, der Heldenmuth und ritterliche Geist der Polen hat von jeher bis auf die neueste Zeit die Achtung Europas erworben, der tiefe Geist der Böhmen hat wunderbare Erscheinungen in der Geschichte und Literatur hervorgerufen und wo er sich äußerte, war er von einer eigenthümlichen Poesie durchdrungen; die Serben endlich haben unter den unglücklichsten Umständen ihre alten Freiheitslieder und die Freiheit selbst gerettet. Wer sollte eine solche Nationalität nicht ehren und anerkennen! Allein sie hat auch ihre Schattenseiten. Die Slaven sind leichtsinnig, die Leidenschaft lauft ihnen gern mit der Vernunft davon. Sie wußten immer besser zu erwerben, als das Ihre zu bewahren. Sie kamen öfter als jedes andere europäische Volk, unter sich in heillose Zwietracht und unter fremde Herrschaft. Wenn sie aber auch die Unabhängigkeit nach außen tapfer schützten oder glücklich wieder eroberten, so wußten sie dagegen nie die Freiheit im Innern ihrer Staaten zu wahren. Fast alle ihre Stämme kannten nur Herren und Sklaven, keine freien Bürger. Zu diesen politischen Mängeln kommen sittliche. Die Slaven sind weniger reinlich als andere Völker und sind nicht die Meister des Bechers wie die Deutschen, sondern werden von ihm beherrscht. Endlich ist ihnen ein Zug von Schlauigkeit eigen, der sie zu guten Kaufleuten und Diplomaten macht, aber auch ihre Geschichte mit unzähligen Treubrüchen angefüllt hat. Was ihre Sprache betrifft, so hat dieselbe ohne Zweifel alle Elemente zur feinsten Ausbildung, allein der Inhalt ihrer Literatur ist verhältnißmäßig sehr arm. Sofern er, wie nicht zu zweifeln ist, immer mehr zu Reichthum erwachsen wird, wünschen wir, die russischen Schriftsteller, von denen dies abhängen wird, möchten sich darüber klar werden, daß man in unserm alten Europa sehr gut den wahren Werth vom Nennwerth zu unterscheiden weiß, und daß die Wahrheit, auch wenn sie nicht überall das gewünschte Resultat erzielt, doch unbedingt mehr Achtung erwirbt, als die eitle Ruhmredigkeit. Die schönste Mitgift einer jungen aufstrebenden Literatur ist die Weihe der Unschuld und Aufrichtigkeit. Tritt sie schon in ihrer Jungfräulichkeit geschminkt einher, so gibt sie ihren wahren Vortheil auf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. Oktober 1839.

Lyrische Dichtkunst.

1) Berangers Lieder. Deutsch von L. S. Rubens. Erster Band. Bern, Fischer, 1839.

Da Berangers Lieder in ihrem echt nationellen Ton schwer übersetzbar sind und überdies von nationalem Haß gegen die Deutschen glühen, so lag die Versuchung, sie ins Deutsche zu übersetzen, nicht gerade nahe. Gleichwohl sind sie schon einige Mal, wenigstens zum Theil (von Frau Engelhart, A. v. Chamisso und v. Gaudy) übersetzt worden, denn der Deutsche will alles wissen und sich aneignen und sein ungeheurer Magen verdaut feindliche Galle so gut, wie den Honig der Schmeichelei.

Beranger ist ein Volksdichter, durchaus zu unterscheiden von den gelehrten und vornehmen Dichtern, die in der höhern Gesellschaft leben und nur für die sogenannte gebildete Welt schreiben. Berangers Lieder sind für die Wachtstuben und Kneipen gedichtet, ihr Gemüth, ihre Energie, ihr Witz und ihr Cynismus ist derjenige der untern Classen. Das in der Revolution aufblühende Volksgenie hat diese späte poetische Blüthe getragen. Man muß sich verwundern, daß sie so spät gekommen ist. Helden in Menge, große Staatsmänner und wissenschaftliche Köpfe gingen aus der Volkshefe hervor, nur keine Dichter. In der Revolution selbst wie unter Napoleon blieb die französische Poesie eine Treibhauspflanze der Gelehrten, der Akademiker und Höflinge. Erst nach Napoleons Sturz trat ein Dichter aus dem Volk auf, der dem innersten Gemüth des Volks die echten Worte lieh, und das war Beranger. Schon unter Napoleon selbst hatte er in seinen ersten Liedern, der damaligen Volksstimmung gemäß, Ruhe und Frieden zurückgewünscht. Damals galt er noch wenig. Als er aber nach der Restauration dem unterdrückten Volkshaß Worte lieh, ward er unermeßlich populär. Seine Lieder lebten auf Aller Munde und haben unstreitig nicht wenig dazu beigetragen, den Haß gegen die Bourbons zu nähren und deren Sturz vorzubereiten.

Beranger ist vor allem Franzose. Sein Vaterland geht ihm über Alles und er gibt dadurch allen modernen Dichtern ein schönes Beispiel, zumal den deutschen, die an ihr Vaterland gern zuletzt denken, nachdem sie sich durch Griechenland und Rom, Indien und Persien, durch Arabien und Spanien, England und Frankreich in Hexametern und Choriamben, in Gaselen und Trochäen, Ottaverimen und Sonetten hindurchgeleiert haben. Beranger singt:

> Für Frankreichs Ruhm, für Frankreichs Schande,
> Nie war mein Busen kalt gestimmt.
> Sein Boden raucht von wüstem Brande;
> Der Fremde siegt! Ich bin ergrimmt.
> Doch, ob den Mann sein Schmerz auch ehre,
> Was hilft das Klagen? Freunde, lacht!

Nirgends, weder in der Lust noch in der Noth, vergißt er sein Vaterland. Oft im äußersten Gedränge, verfolgt von Gläubigern, in der gemeinsten Gesellschaft betrunken im Wirthshause und an Nichts mehr glaubend, ja an sich selbst nicht mehr, alles verachtend, ja sich selbst, glaubt er doch noch an das Vaterland und ehrt das Vaterland. Das ist echt französisch und sehr liebenswürdig!

Nur selten erhebt er sich zur elegischen Würde, z. B. in dem schönen Lebewohl, das Maria Stuart den Ufern Frankreichs sagt. Weit öfter bricht bei ihm der wildeste, ja schmutzigste Cynismus durch. So läßt er seinen patriotischen Mißmuth und Zorn gegen die in Paris eingerückten Alliirten in einem eigentlich schändlichen Gassenhauer gemeiner Hetären aus, die sich rühmen, daß sie doch Alles wieder bekommen, was die Alliirten geraubt hätten. Die Bourbons, den Adel und die Geistlichen haßt er nicht sowohl als Republikaner, als weil sie durch die Fremden zurückgeführt worden sind. Wenn er neue Anmaßungen des Adels geißelt und eben so die Geistlichen verhöhnt, so wirft er ihnen doch vor allem andern immer

das vor, daß sie nur mit Hülfe der Fremden zurückgekommen seyen. Obgleich er selbst ein Edelmann ist, sagt er:

Ei, ei, ihr wollt mit scharfem Tadel
Mir meines Namens „von“ beschrei'n?
„Sind Sie vielleicht von altem Adel?“
Von Adel, ich? Mein Herr, o nein!
Zeugt doch von meinem Freiherrnstande
Kein diplomatisches Velin;
Ich huld'ge nur dem Vaterlande,
Ich bin gemein, o sehr gemein,
Ich bin gemein,
Gemein, gemein!

Nie haben meine tapfern Ahnen
Der Bürgerkriege Brand geschürt.
Nicht Einer war, der britt'sche Fahnen
In unsre Marken eingeführt,
Der, wenn das Priestervolk durchtrieben
Dem Staate rücklings stellt' ein Bein,
Zur Ligue sich mit unterschrieben.
Ich bin gemein, o sehr gemein,
Ich bin gemein,
Gemein, gemein!

Vortrefflich ist seine Satire auf die heimgekehrten Emigranten.

Der Marquis von Carabas.

Da seht den Reichsbaron,
Der hudelt uns wie in der Frohn!
Aus fremdem Lande trug
Ihn des Kleppers dürrer Bug.
In sein altes Schloß
Trabt er stolz und groß:
Sein verrostet Schwert
Schwingt er, wie 'ne Gert.
Hüte 'rab! Wißt ihr das?
Respekt dem Herrn von Carabas!

Almosner, Kastellan,
Vasallen, Bauren all heran!
Durch mich allein ist jetzt
Der König wieder eingesetzt!
Doch wenn er ein Recht
Meines Standes schwächt,
Kreuzschwernoth, ha, dann
Find't er seinen Mann!
Hüte 'rab! Wißt ihr das?
Respekt dem Herrn von Carabas!

Unter den Spottliedern auf die Geistlichen ist das „mein Pfarrer“ das artigste. Darin spricht ein Pfarrer, sein Suschen im Arm, Grundsätze der mildesten Toleranz aus, immer mit dem Refrain „laß uns milde richten,“ damit wir selbst nicht gerichtet werden. Hier ist die Verspottung um so boshafter, je weniger Bitterkeit hinein gelegt ist, und je gutmüthiger der geistliche Herr geschildert ist.

Die ganze neue Verwaltung ist dem Dichter Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Er klagt über die neuen Laster der Schmarozerei, Kuppelei rc. mit dem Sarkasmus Juvenals. So in seiner „Petition der Hunde von Stand“:

Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' Unsereins gern wieder an.

Geliebt's den Herrn Ceremonienmeistern,
So mögen wieder offen seyn
Die Tuilerien für uns, die feistern,
Die Hunde von der Saint-Germain.

Weil der Tyrann nun abgethan,
Käm' Unsereins gern wieder an.

Das Halsband wird die Herrn belehren,
Das uns im Haufen kenntlich macht;
Schlecht wären des Palastes Ehren
Bei der Canaille angebracht.

So im „Freund Robin,“ dem Kuppler.

Wem Knospe mundet oder Blume,
Durch Robin wird sie euch zu Theil;
Ihm ist die Nichte sammt der Muhme,
Die Mutter sammt der Schwester feil.

Und les' ich recht in seinen Karten,
Geht's nun zu Hof in vollem Trab.
Schaut, Mancher, der's nicht kann erwarten,
Zieht jetzt vor ihm den Hut schon ab.

In Kupplereien
Gewandt und fein,
Gib Acht, da wird's Dukaten schneien!
In Kupplereien
Gewandt und fein,
Freund Robin, ja das trägt was ein!

So auch in den „alten Kleidern,“ eine sehr gute Satire auf den Wechsel der Moden und Meinungen. Die Händler mit alten Kleidern singen:

Um Reichthum ist mir gar nicht bange,
So lang in Frankreich noch im Schwange
Bei Hof, bei Leuten jeden Schlags
Die Tracht des Tags.
Wer sich in Gold und Purpur kleidet,
Der wird vier Wochen lang beneidet,
Dann holen wir den Apparat.
Kauft hübschen, alten Staat!

Aber nicht bloß die Vornehmen geißelt die Satire des Dichters, er malt auch die Demoralisation des Volks in tiefen und ergreifenden Zügen, und das Merkwürdigste dabei ist, daß er selbst nicht verhehlt, mitten in dieser Demoralisation zu leben und gern zu leben. Seine Resignation in dieser Beziehung ist einzig in ihrer Art. Ein Cyniker, so plebejisch als möglich, in der Attitude, die man in den elendesten Winkeln von Paris trifft, zwischen einem vollen Glase und einer Dirne, trunken und satt und ekel wirft er sich zum Sittenmaler und Sittenrichter auf und fühlt, daß er dennoch Beruf dazu hat, weil er mitten in Lastern ein Patriot ist, und in seinen Gesängen hoch das dreifarbige Banner schwingt, in einer Zeit, in der es außer ihm Niemand zu zeigen wagt. Alles wird ihm verziehen, Alles verzeiht er sich selbst um dieses Muthes, um dieser Treue willen gegen das Vaterland.

Die Sphäre, aus welcher heraus er die patriotischen Stimmen hören läßt, ist aber in der That die unreinlichste von der Welt. Alles ist hier ekle Spur des Trunkes oder der illegitimen Wollust. Ueberall nimmt der Dichter als bekannt an, daß keine Tugend mehr in der Welt sey. Unter der Ehe versteht er nur Kuppelei aus Gewinnsucht und Hahnreihschaft, und wenn er einmal von einer weiblichen Tugend spricht, so ist es die patriotisch-militärische einer Marketenderin, die er zugleich als die Buhlerin aller Soldaten, als die Wittwe der großen Armee bezeichnet, oder die Naivetät einer Großmutter, die bei einem Glase Wein erzählt, wie viele Liebschaften sie gehabt hat, oder die gutherzige Liebenswürdigkeit der Wirthin, die keinem Gast etwas abschlägt, oder die Billigkeit Lisettchens, die nicht sieht, wie viel er Wein trinkt, damit er nicht sehe, wie viele Andere sie küßt. Diese Schilderungen der Sittenverderbniß und lustige Weinlieder, in denen das Behagen, sich in solcher Cynik herumzuwühlen, ausgedrückt ist, nehmen bei weitem den größten Theil der Gedichtsammlung ein.

Nur wenige Lieder sind freundliche Naturschilderungen, z. B. eins auf das Landleben, eins auf den Winter. Echt anakreontisch ist das schöne Lied: „der gestohlene Krug.“ Amor stiehlt ihm seinen Weinkrug:

In meine arme Zelle
Schlich sich gestern Amor ein,
Entfloh mit Blitzesschnelle:
Weggestohlen war mein Wein.
Seit der Zeit lieg' ich darnieder,
Bin verstimmt und ohne Klang.
Amor, gib den Krug mir wieder,
Meinen Krug und meinen Sang.

Ist nun auch Manches an Beranger, das der deutschen Sitte und Gefühlsweise unmöglich zusagen kann, so muß man ihn doch als einen Repräsentanten seiner Nation anerkennen und sein Talent lebendiger Auffassung, seinen im Original so leichten Vers, sein Genie für das Populäre bewundern. Nur für Frankreich hat er geschrieben, und er selbst bittet, ihn nur als Franzosen zu beurtheilen:

Reußen seh' ich gern als Reußen,
Aechte Britten lob' ich mir.
Wenn man preußisch ist in Preußen,
Gut französisch sind wir hier.

Deutsche Geschichte.

1) Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhart. Einleitung, Urschrift, Erläuterung, Urkundensammlung, herausgegeben von J. L. Ideler. Zwei Bände. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes, 1839. gr. 8.

Eine sehr verdienstliche Arbeit. Der Verfasser hat die ganze Geschichte Karls des Großen, indem er den Text von Einhart (Eginhart) zu Grunde legte und alle ältere, namentlich aber die neuaufgefundenen Quellen damit verglich, neu und sehr gründlich erläutert. Es kam ihm vorzüglich darauf an, die Geschichte Karls von den zahlreichen Fabeln zu reinigen, mit denen sie bekanntlich ausgeschmückt ist, und von denen sie durch die bisherige, wenn auch schon sehr skeptische Kritik immer noch nicht ganz gesäubert war. Wir erkennen dieses löbliche Bestreben seinem ganzen Werthe nach an, wünschen aber, der gelehrte Verfasser möge von der Neigung, den Kern der Geschichte rein zu schälen, nicht verführt werden, in den Kern der Geschichte einzuschneiden. Wie es uns scheint, verwirft er ohne hinreichenden Grund zu viel, und was in den alten Annalen nur irgend einen poetischen Anstrich hat, erscheint ihm sofort schon bloß deßhalb verdächtig. So zweifelt er, um hier nur ein Beispiel anzuführen, an dem tragischen Tode Hunolds, bloß weil derselbe poetisch ist, obgleich nichts Mährchenhaftes noch Unwahrscheinliches dabei ist und der Verfasser selbst das Zeugniß der Geschichtschreiber durch nichts zu entkräften weiß (S. 139).

Herr Ideler verspricht einer unserer thätigsten, fleißigsten und genauesten Geschichtforscher zu werden, und je mehr, wie sich voraussehen läßt, die Wissenschaft durch seine Leistungen gefördert werden wird, um so strenger sollte er auch seine Lieblingsneigung (überall Fabeln zu finden, um sie zu widerlegen) im Zaum halten. Wenn viele, selbst die berühmtesten Sagen, die lange als einem

bestimmten Ort und einer bestimmten Zeit angehörig und als historische Wahrheit galten, allerdings viel ältern Ursprungs sind und jenen wandernden poetischen Ideen angehören, die aus der morgenländischen Wiege nach allen Richtungen und durch alle Völker sich verzweigt haben, so ist doch durch die Ausmittelung ihrer Verwandtschaft mit anderweitigen Sagen ihr Vorkommen gerade an diesem Ort und in dieser bestimmten Zeit noch nicht erklärt. Immer muß dabei eine wirkliche Begebenheit vorausgesetzt werden, die auf irgend eine Weise an den Stoff einer ältern Sage erinnern konnte und deren Erzählung die poetischen Farben jener Sage erst annahm. So erscheint uns z. B. das Auffinden vieler alten Sagen vom Schuß eines Vaters nach dem Apfel des Sohnes die Entstehung der Tellsage und den Glauben an die historische Wahrheit ihres Inhalts in den Alpen keineswegs genügend zu erklären. Auch die Sage von Eginhard und Emma scheint uns nur durch bestimmte Aussagen oder durch das nicht minder bedeutsame Schweigen der Zeitgenossen widerlegbar, nicht aber durch die Herbeiziehung verwandter Sagen erklärbar. Die Ansprüche der Oertlichkeit und Zeit, in welcher diese Sage wurzelt, sind nicht ganz außer Acht zu lassen. Man vergleiche darüber Steiners werthvolle Geschichte von Seligenstadt.

Im Widerspruch mit der unverholenen Neigung des Verfassers, alle bloße Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten von sich zu weisen, und streng die Gewißheit festzuhalten, finden wir Seite 225 eine Anekdote des Sanct Galler Mönchs mit einem gewissen Vergnügen erzählt, daß nämlich ein riesenmäßiger Alemanne aus dem Thurgau große Thaten gegen die Awaren verrichtet habe, und daß sein Name Eishere, d. i. Escher, noch jetzt in jener Schweizergegend häufig vorkomme.

2) Das alte lübische Recht, herausgegeben von Dr. Hach, Rath beim Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands. Lübeck, von Rohden, 1839.

Das lübische Recht ist nicht nur als eins der ältesten deutschen Stadtrechte (nächst dem Soester) und als die Quelle fast aller andern nordischen Stadtrechte berühmt und geschichtlich wichtig, sondern es wird auch zum Theil in jüngster Zeit noch in Rechtsfällen davon Gebrauch gemacht, und gilt dasselbe namentlich noch in einigen mecklenburgischen Städten, wenn auch modificirt, doch in der Art, daß zuweilen noch die älteren und echten Lübecker Revisionen verglichen werden müssen. — Je häufiger das lübische Recht von andern Städten angenommen und verlangt, je häufiger es mithin abgeschrieben, ergänzt und umgeändert wurde, um so schwieriger ist eine Geschichte und kritische Bearbeitung dieses berühmten Rechtsbuchs. Gleichwohl bot sich dem Verfasser die Gelegenheit, und besaß er die Ausdauer und den Scharfblick, der zu einem so mühevollen Werk erfordert wird, und er hat durch dasselbe die deutsche Rechts- und Staatsgeschichte auf eine sehr dankenswerthe Weise bereichert. — Was das alte Recht selbst betrifft, so ist es zuerst lateinisch, später niederdeutsch abgefaßt worden, jenes in den dreißiger, dieses in den vierziger Jahren des 13ten Jahrhunderts. Es ist wesentlich deutsches und sächsisches Recht, doch vermuthet der Verfasser ein slavisches Element da, wo es von dem noch ältern rein deutschen Stadtrecht von Soest abweicht. Räthselhaft, aber unschwer aus der Politik der aristokratischen Stadtmagistrate zu erklären ist der Umstand, daß in den alten Handschriften, die zum Rechtsgebrauch bestimmt waren, zuweilen unter denselben Titeln frühere und spätere und einander widersprechende Satzungen neben einander stehen. — Um jedem Leser das alte Rechtsbuch und seine Geschichte vollkommen klar zu machen, hat der Verfasser die drei besten Handschriften desselben hinter einander abdrucken lassen und in Noten die Varianten verglichen, in einem vierten Abschnitt aber noch überdies alle Satzungen mitgetheilt, die sich noch einzeln in andern Handschriften, in jenen drei Haupthandschriften aber nicht finden. Eine Concordanz und ein Register erleichtern die Uebersicht im Einzelnen.

3) Chronicon Halberstadense saec. XIII., herausgegeben von Dr. Schatz. Halberstadt, Lindequist und Schönrock, 1839. 4.

Dieselbe Chronik, die schon der berühmte Leibnitz in seiner Sammlung zur braunschweigischen Geschichte abdrucken ließ. Jenem ersten Abdruck lag aber nur eine sehr fehlerhafte Abschrift zu Grunde. Der vorliegende ist aus dem wohlerhaltenen Original. Die Chronik ist von einem unbekannten Geistlichen, der zu Anfang des 13ten Jahrhunderts starb, verfaßt und zwar nur kurz, doch interessant besonders in Bezug auf die Streitigkeiten mit Papst Gregor VII. Der Verfasser ist ein eifriger Sachse und gegen den Kaiser erbittert, aber zugleich ein zu guter Deutscher, um sich blind der welschen Politik zum Werkzeug hinzugeben. Er äußert sich daher gegen Hildebrand so stark, als sich dreihundert Jahre später nur immer ein sächsischer Lutheraner hätte äußern können. Denn er sagt von ihm, die Deutschen hätten ihn statt Hildebrand nur Höllenbrand genannt (ex nominis sui ethimologia quasi titulo infernali est vocatus).

Möchten doch nach dem Beispiel dieser kleinen Chronik auch andere, noch ungedruckte, deren es so viele werthvolle gibt, abgedruckt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. Oktober 1839.

Lyrische Dichtkunst.

2) Hundert und drei Lieder des Pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger gibt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhard Nathusius. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1839.

Kaum hatten wir Rubens Uebersetzung angezeigt, so kam uns diese neue in die Hände. Sie ist sehr reichhaltig und enthält in einem Anhang auch Uebersetzungen noch anderer, namentlich älterer französischer Gedichte. Auch ist sie wohl gelungen in allen zarten und rührenden Partien. Nur im Ausdruck der Frechheit und des Sarkasmus läßt sie es fehlen. Der Uebersetzer ging mit zu vieler Scheu an die Gedichte, welche dem deutschen Geschmack als zu obscön, sitten- und gottlos nicht zusagen. Aber das sind gerade die Gedichte, die am meisten echt französisch, beim französischen Volk am meisten populär sind, am häufigsten gesungen werden, und das Genie des Dichters hauptsächlich charakterisiren. Diesen frechen, trutzigen, derbnaiven Ton der plebejischen Chansons hat Rubens besser getroffen als Nathusius, und sich vor dem Nackten weniger gescheut. Auch hat Rubens einige der ärgsten Lieder aufgenommen, die Nathusius weggelassen. Hier zur Vergleichung mit den oben schon aus Rubens citirten Stellen einige von Nathusius:

Gesuch der Hunde von Stande.

Weil der Tyrann zu Boden liegt,
Gönnt, daß man wieder sich vergnügt.

Beliebt's den Herrn Cer'monien-Meistern,
Doch zu befehlen, daß forthin
Die Hund' aus Saint Germain man lasse
Ohn' Leitseil in die Tuilerien.
Weil der Tyrann zu Boden liegt,
Gönnt, daß man wieder sich vergnügt.

Von all den Hunden, die da wimmeln,
Erkennt man uns am Halsband gleich.
Wie schlecht des Louvre Gunst dem Bürger-
Pack stehen würde, fühlt sich gleich.

Der Marquis von Karrabas.

Der alte Marquis geht
Mit uns als Sieger um, o seht!
Sein abgemagert Roß
Trug ihn zurück auf's Väterschloß.
Aus der Fremd' heran,
Und der edle Mann
Schreitet bewehrt
Mit unschuldsvollem Schwert.
Hut ab, ja
Hut ab da!
Ehre dem Marquis von Karrabas!

Burgvögt', Almosenier,
Lehensleut', Vasall'n und Schufte ihr,
Ich bin's, ich ganz allein,
Der meinen König setzte ein.
Doch gibt er mir nicht ganz
Die Rechte meines Stand's,
Wird's ihm — er soll sehn!
Schön mit mir ergehn.
Hut ab, ja
Hut ab da!
Ehre dem Marquis von Karrabas!

Wir finden hier auch das Kriegslied „Gallien und Franken,“ das Beranger 1814 dichtete, um die Franzosen zur tapfern Vertheidigung gegen die Alliirten anzufeuern. Es ist, mit seinen andern Gedichten verglichen, matt und ohne Geist. Die ernste Begeisterung steht ihm schlecht, der lachende Sarkasmus, der trockne Witz viel besser,

und nur eine gewisse Rührung, eine elegische Wehmuth ist an ihm überaus anziehend, während der hohe Odenton und das Stoßen in die kriegerische Trompete durchaus nicht seine Sache ist. So hat er kein gewaltiges Schlachtlied zu Stande gebracht, aber in rührenden Genrebildern drückt er einen tiefen und patriotischen Schmerz aus. So sagt er zu seiner Geliebten:

Wenn dann man unter deinen Runzeln suchet
Manch holden Zug, der mich begeistert einst,
Spricht wohl das junge Volk erzählungslüstern:
Wer war denn dieser Freund, den du beweinst?
— Dann male, wenn du kannst, all meiner Liebe
Gluth, Trunkenheit und kind'sche Eiferei'n,
Und wiederhol' am friedlichen Kamine,
Als Mütterchen, des Freundes Liederlein.

Du, die ich um mein Frankreich weinen lehrte,
Erzähle künft'gen Heldensöhnen laut,
Daß ich von Ruhm und Hoffnung hab' gesungen,
Mein Vaterland getröstet und erbaut.
Erzähl', wie zwanzig Ernten niederschüttelnd
Der Sturm gehaus't in unserm Lorbeerhain,
Und wiederhol' am friedlichen Kamine,
Als Mütterchen, des Freundes Liederlein.

Zu den schönsten Genrebildern dieser Art gehört die Betrachtung der versteckten dreifarbigen Fahne:

Sie liegt verborgen, elend unter
Des armen Invaliden Stroh.
Sie flog unbeugsam zwanzig Jahre
Von Schlacht zu Schlachten siegesfroh.
Sie hat von Lorbeer voll und Blumen
Europa ihren Glanz gezeigt:
Wann werd' ich aus dem Staub' sie schütteln,
Der jetzt die edlen Farben bleicht?

Da liegt sie — still bei meinen Waffen.
Schnell! — heimlich einen Blick von ihr!
Komm', meine Fahne, du mein Hoffen!
Und trockne du die Augen mir.
Ob eines alten Kriegers Thräne
Und Fleh'n den Himmel nicht erweicht?
Dich werd ich — ja! — vom Staube schütteln,
Der jetzt die edlen Farben bleicht.

Eben so das rührende Bild des alten Geigers, dem die im Lande hausenden Feinde seine Geige zerbrochen, weil er ihnen nicht spielen wollte:

So lebet wohl, ihr lieben Freunde,
Und sprecht, wenn ich gefallen bin:
Er wollte nicht, daß die Barbaren
Getanzt auf unserem Ruin!

Komm, Hündchen, komm, mein armes Thierchen,
Und friß trotz meiner bittern Noth.
Ich habe heut' noch Festtagskuchen,
Und morgen gibt's wohl schwarzes Brod.

In mehreren Liedern wahrt sich Beranger seine Unabhängigkeit, als sein höchstes und köstlichstes Gut und als das einzige, das ihm unter allen Umständen die Achtung und die Liebe des Volks erhalten müsse. Er sieht seine Freunde Lafitte, Dupont ꝛc. mächtige Männer des neuen Hofes werden, aber er will ihr verdächtiges Glück nicht theilen, er will nichts von ihnen und ist herzlich froh, als ihm die unpopulären Maßregeln Ludwig Philipps wieder gestatten, in neuen kecken Volksliedern zu opponiren. Er singt:

Du Bürgermädchen, schenkst dem Volkssänger
Die Blumen deines Frühlings reich und rein.
Auch schuldest du den Lohn ihm seit der Wiege,
Sein erstes Liedchen stillt dein erstes Schrei'n.
Ja fürchte nicht, daß Gräfin und Marquise,
Um mich zu reizen, ihren Schmuck gebrauch'.
Ich trag' und meine Muse zur Devise:
Ich bin vom Volk, und meine Liebe auch.

Gar artig ist folgendes Lied:

Achtung, ihr Sklaven eitlen Tandes,
Vor meiner Unabhängigkeit!
Ja, die gesuchte Freiheit fand ich
Im Schattendach der Dürftigkeit.
Merkt's aus den Liedern, die sie singet,
Wie sie erhoben meinen Sinn.
Nur Liebchen hat allein das Recht zu lächeln,
Wenn ich ihr sage, daß ich unabhängig bin,
Ja, daß ich unabhängig bin!

Der Dichter will aber nicht mit seiner Herablassung zum Volke kokettiren, wie es Manche thun, sondern er gesteht, er sey zu keinem höhern Loose geboren:

Mein Beruf.

Klein, häßlich, arm und elend
Fiel ich auf diese Welt,
Erstickt im Drang der Menge,
Weil ich zu klein bestellt.
Mit jämmerlicher Klage
Fing ich mein Leben an;
Der liebe Gott sprach: Singe,
Sing' armer kleiner Mann!

Vorüberrollend spritzt mich
Des Reichthums Wagen an!
Des Uebermächt'gen Hochmuth
Erfahren mußt' ich dann,

Vor dessen Schneide-Miene
Uns Nichts bewahren kann.
Der liebe Gott sprach: Singe,
Sing' armer kleiner Mann!

Vom wetterwend'schen Leben
Voll Furcht zurückgeschreckt,
Hab' ich mich in die Fessel
'Nes kleinen Amts gesteckt.
Mein hoher Traum ist Freiheit,
Doch klopft der Magen an.
Der liebe Gott sprach: Singe,
Sing', armer kleiner Mann.

Die Liebe bot mir gütig
Trost an in meiner Noth,
Doch sah ich sie entfliegen
Mit meiner Jugend Roth.
Und stille Leiden that mir
Versagte Schönheit an.
Der liebe Gott sprach: Singe,
Sing', armer kleiner Mann.

Ja, Singen ist hienieden
Mein Tagwerk reichlich jetzt!
Muß mich nicht Jeder lieben,
Den ich dadurch ergötzt?
Wenn mich im trauten Kreise
Der Wein begeistert, dann
Der liebe Gott sprach: Singe,
Sing', armer kleiner Mann.

Er gefällt sich sehr in dieser Armuth und in einem lachenden Cynismus:

Daß all mein Hab' ich verzehre, spricht
Mancher Gevatter mich an.
Doch auf so dummes Zeug hör' ich nicht
Als ein gesetzter Mann.
Wenn man Nichts hat —
Lalalala!
Kann man sein Geld nicht verzehren.

Dies mag genug seyn zur Charakteristik des so außerordentlichen Dichters. — Frankreich muß ihn in Ehren halten, und es ist billig, daß wir auch als Feinde die nationale Bedeutung seiner Chansons achten. Glücklich die Nation, welche Dichter besitzt, die so innig mit ihrem Volk verwachsen sind, deren eigne Neigung mit den Neigungen und Interessen des Volks so ganz zusammentrifft, mögen diese nun seyn, welche sie wollen. Daß man national seyn müsse, ist das erste Erforderniß bei einem Dichter und diese alte Lehre prägt Beranger von Neuem ein. Daher ist wohl nichts widersinniger, als wenn Dichter, die nicht der französischen, sondern im Gegentheil einer Nation angehören, die durch das Gewaltreich Napoleons unermeßlich gelitten und dasselbe endlich in furchtbarem Kampfe gestürzt hat, wenn auch Dichter einer solchen Nation kleine Berangers seyn wollen, gleich den Veteranen der alten Garde schmerzliche Seufzer ausstoßen, und am Grabe Napoleons weinen, wie Heine und desgleichen. In der That scheint Beranger in dieser Beziehung öfter in Deutschland als in Frankreich selbst nachgeahmt worden zu seyn, und wahrlich nicht zur Ehre Deutschlands.

Die übrigen Lieder der vorliegenden Sammlung sind Uebersetzungen einiger normandischer Lieder (Sammlung von du Bois, Caen 1821), darunter ein altes Kriegslied gegen die Engländer, ferner einiger flamändischen Lieder, darunter eins vom Teufel, der bei allen Handwerkern herumkommt und überall (wie vom bekannten Schmidt von Apolda) geprellt wird und ein gar artiges Volkslied, wie sie einst so allgemein verbreitet waren und wie deren eine große Menge in des Knaben Wunderhorn stehen:

Nachtigall im grünen Holz,
Bote du der Liebesleut',
Fliege hin und bring' dies Brieschen
Meinem allerliebsten Liebchen
Auf ihr Bett voll Blum' gestreut.

Nachtigall sie schwingt sich auf
Gradeswegs zum Liebes-Garten,
Auf der weißen Brust der Schönen
Ließ ihr neues Lied ertönen,
Bis das Schätzchen aufgewacht.

Den Schluß der Sammlung bilden noch einige Uebersetzungen von Liedern gemischten Inhalts, darunter das Lied: o holde Gabriele, das dem vierten Heinrich zugeschrieben wird.

3) Fünfzig Gedichte von Ph. E. Nathusius. Probe-Sammlung. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1839.

Nur fünfzig Gedichte, aber es sind einige sehr schöne darunter. Der junge Dichter, derselbe, der Beranger übersetzt, hat ein sehr glückliches Talent für zarte Naturbilder. Der Lenz unter den Blumen gehört wohl zu dem Lieblichsten und Geistreichsten, was je die unermeßlich reiche Frühlingspoesie der Deutschen hervorgebracht hat. Der Lenz liebkost die Blumen:

Und als er weiß zu locken Alle,
Lässet trostlos keine stehn,
Jede meint, daß sie gefalle,
Und er thut mit Allen schön.

Und da blickt es rings und träget
So das Köpfchen hoch empor,
Jede vor den andern reget
Lieblich sich im Streit hervor.

Und da duftet es und fächelt,
Jede ist nur schön für ihn;
Und er geht vorbei und lächelt,
Wie sie lieblich sich bemüh'n.

Seht doch, wie viel schöne Bräute
Hat der Frühling sich gemacht!
Als er kam und als er freite,
Hat ihn Alles angelacht.

Und er lächelt schelmisch wieder,
Läßt sie schmachtend Alle stehn,
Schlägt die Wimper leise nieder,
Wie er schwankt im Weitergeh'n.

Lange stehen sie und starren
Mit der großen Augen Blick;
Doch vergeblich ist das Harren,
Euch erscheint er nie zurück.

Ein anderes Gedicht, in welchem der Sänger wünscht, in den braunen Augen seiner Geliebten begraben zu werden, ist zwar phantastisch, aber etwas gesucht. Ein solcher Wunsch ist nicht natürlich, nicht Erzeugniß unmittelbarer Empfindung, sondern nur des spielenden Witzes. Gar anmuthig ist dagegen wieder das folgende Gedicht „die Liebe im Herbst"

Wo soll meine Lieb sich bergen nur
In dieser reichen Herbstzeit,
Wo Alles reift und Alles fällt,
Und Alles schafft und sammelt.

Sie hat sich als ein junges Reh
Geduckt in goldnen Saaten,
Da rauschte die Sichel rüstig her,
Da ward es aufgeschüchtert.

Da schwang sie sich als Vögelein
Wohl auf die Apfelbäume;
Da schüttelten sie die reife Frucht,
Da mußt' es schnell entweichen.

Da ist sie als ein Fischlein flink
Ins Wasser klar geschlüpfet,
Da ließen sie die Teiche ab
Wohl über dem goldnen Sande.

Da hat die schönste Fischermaid
Im Schlüpfen es ergriffen;
Nun ist es stumm und kann ihr gar
Nicht, wer es ist, gestehen.

Einige dieser Gedichte gehören zu den gewöhnlichen. Doch reichen die ausgezeichneten hin, ein sehr günstiges Vorurtheil für den jungen Dichter zu wecken.

Deutsche Geschichte.

4) Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Von J. E. Schlager. Neue Folge. 1839.

Auch diese neue Folge besteht, wie die beiden ersten Theile, über welche wir früher berichteten, aus einer reichen Sammlung von Erinnerungen an Wiens Vorzeit. Insbesondere werden die bürgerlichen Feste, die schon sehr alten Komedien und Schwänke, das Ceremoniel, die üblichen Schenkungen, die man dem regierenden Hause darbrachte ꝛc. beschrieben. Alles wird durch Rechnungen belegt und detaillirt. Wir erfahren Alles, was Künstler, Handwerker ꝛc. zu den Festtagen verfertigt und wie sie bezahlt worden sind. Daran schließt sich eine Geschichte der dramatischen Kunst in Wien von den ältesten Zeiten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auch werden Proben einiger alten Komedien mitgetheilt, die jedoch nicht über das Zeitalter des Hans Sachs zurück gehen. Abgesehen von ihrer Rohheit ermangeln sie doch keineswegs jenes Humors, der schon alt und echt wienerisch auch heute noch im Leopoldstädter Theater nicht ganz untergegangen ist und es dürfte insofern wohl der Mühe werth seyn, eine gewählte Sammlung vollständiger Wiener Komedien der alten Zeit, namentlich auch die Stranitzkis, herauszugeben, was, so viel wir wissen, bisher noch nicht geschehen ist. Die Titelvignette ist die Abbildung einer Münze, welche der Wiener Bürgermeister Prandstätter im Jahr 1574 mit dem Portrait seiner reizenden jungen Frau prägen ließ. Eine Galanterie, die der alten Zeit Ehre macht und die, wenn sie öfter nachgeahmt würde, zum Ruhm der Schönheit nicht wenig beitragen würde. Wie viele Schönheit, welche das Alterthum als eine göttliche Erscheinung begeistert hätte, geht spurlos bei uns unter, nur unter den günstigsten Umständen von einem Dichter besungen, von einem Maler für die nächsten Nachkommen gemalt. Aber was würde sich auch für ein Geschrei erheben, wenn es heutzutage noch ein Bürgermeister wagen wollte, das Bild seiner schönen Frau auf eine Münze zu prägen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. Oktober 1839.

Philosophie.

1) Immanuel Kants sämmtliche Werke, herausgegeben von Karl Rosenkranz und Fr. Wilhelm Schubert. Zehn Theile. Leipzig, Leopold Voß, 1838. gr. 8.

Eine Prachtausgabe der Kantischen Werke, ausnehmend schön gedruckt. Nur wäre es nicht gerade nöthig gewesen, lateinische Lettern zu wählen, da der große deutsche Philosoph deutsche verdient und selbst, während er noch lebte, seine Werke mit deutschen Lettern drucken ließ.

Ueber die Verdienste Kants uns hier zu verbreiten, dürfte überflüssig seyn. Sie können nicht kürzer und besser zusammengefaßt werden, als in den Schlußworten von Rosenkranz: „Man hat die Kant'sche Vernunftreligion mit Recht in vielen Dingen angegriffen. Man hat ihr gezeigt, wo sie sich widerspricht, wo sie das Bibelwort zu oberflächlich interpretirt u. s. w. Allein den Ruhm hat man ihr lassen müssen, den, wenn gleich für sich einseitigen Standpunkt der moralischen Religiosität mit den positiven Bestimmungen des kirchlichen Glaubens so weit als möglich auf das Sinnreichste und Lauterste vereinigt zu haben. Und eben so hat man für unsere Universitäten auf den Gedanken der Perfectibilität des menschlichen Geistes, auf den Gedanken von einer freigelassenen (wenn auch beaufsichtigten) Entwicklung der Wissenschaft, auf den Gedanken von einer der Denkfreiheit entsprechenden Lehrfreiheit, die ihre Schranken innerhalb der Wissenschaft selbst findet, immer wieder zurückkommen müssen und das Andenken Kants soll uns auch dafür gesegnet bleiben, daß er noch am Rande des Grabes dies Alles im Streit der Fakultäten so energisch und lichtvoll ausgesprochen hat."

In derselben Schlußrede spricht Herr Rosenkranz (was wohl nicht in eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Kants gehört) von seinem Meister Hegel und beklagt sich, daß derselbe nun auch, wie einst Kant, verketzert werde. Aber er bedenkt nicht oder will nicht bedenken, welcher große Unterschied zwischen Kant und Hegel, und zwischen der Schule Kants und Hegels ist. Das Sittengesetz war der Anker, an den sich die Philosophie Kants hielt, als sie im Meer der Zweifel schwankte. Das gab dieser Philosophie ihre Würde, ihren Einfluß, ihre verhältnißmäßige Popularität. Kant blieb ein nationaler Philosoph, indem er die den germanischen (englischen wie deutschen) Völkern eingeborne Achtung für das Sittengesetz heilig hielt und so hoch als immer möglich erhob. Hegel aber hat sich nicht nur über die geoffenbarte Religion, sondern auch über das Sittengesetz hinausgestellt. Daß seinem Privatleben kein Vorwurf zu machen ist, daß er auch in seinen Lehren nie vorgetragen hat, man solle unmoralisch handeln, ist uns sehr wohl bewußt und braucht dies nicht immer wiederholt von seinen Schülern vertheidigt zu werden. Das versteht sich, wenn man Professor in Berlin ist, von selbst. Aber dennoch hat Hegel dem Menschen eine Freiheit zugeschrieben, die ihn zu Allem, was er will, befähigt, ohne ihn einer Verantwortung zu unterwerfen; er hat den menschlichen Geist und Willen mit dem göttlichen identificirt und für jeden, der in sein System eingeweiht ist, den Gegensatz des Guten und Bösen, als einer tiefern Stufe der Vorstellungsweise angehörig, aufgehoben. Und wie haben sich die jüngern unter seinen Schülern diese Lehre zu Nutze gemacht! Wie direkt haben sie das Christenthum angegriffen, was Kant und seine Schüler nie thaten; und in welcher bacchantischen Lust haben sie nicht alle Zügel der Sitte zu lösen gesucht, wovon sich der edle Kant mit Abscheu abgewendet haben würde. — Es ist mithin, wie es uns scheint, ein sehr großer Unterschied zwischen Kant und Hegel, und man hat in der That gerechte Veranlassungen, sich gegen den letztern zu wenden, Veranlassungen, die Kant und seine Schule nie gegeben haben.

2) Aristoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alex. Kapp. Hamen, Schulz, 1837.

Was der große Aristoteles über die Erziehung für den Staat geschrieben, ist hier nicht bloß übersetzt, sondern auch durch eine sehr ausführliche Einleitung commentirt. Es wird darin nachgewiesen, daß wir, obwohl Christen und der antiken Welt- und Staatsansicht längst entwachsen, doch immer noch Ursache genug hätten, uns auch politisch erziehen zu lassen.

3) Aristoteles Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. Heinrich Knebel. Stuttgart, Balz, 1838.

Auch dieses Werk ist der modernen Lesewelt zu empfehlen, wie überhaupt die Alten in guten Uebersetzungen zu lesen gar ersprießlich wäre. Das Durchpeitschen der Klassiker in den Schulen verdirbt den Erwachsenen die Lust an diesen unsterblichen Werken und gerade in dem Alter, in welchem ihre Lektüre am nützlichsten wäre, denkt man nicht mehr an sie. Die Rhetorik des Aristoteles ist die Grundlage aller spätern und enthält treffliche Belehrungen über die Redekunst überhaupt und unter andern auch über die politische.

4) Geschichte und System der platonischen Philosophie von Dr. K. F. Hermann, Professor zu Marburg. Heidelberg, C. F. Winter, 1838. Erster Theil.

Man darf in unsern Tagen wohl wieder auf Plato zurückkommen. Es thut noth, sich zu erinnern, daß die Philosophie an der Hand der Grazien gehn soll. Durch die Hegel'sche Schule ist ein schroffer Gegensatz zwischen der todten Begriffwelt und der lebendigen Welt des Schönen hervorgerufen worden. Weiter in der Kunst, unschön zu seyn, hat es noch kein „speculirendes Thier" gebracht, selbst nicht der dürrste Nominalist des 14ten Jahrhunderts. Wo nur ein Hegel'scher Satz hinfällt, so weit seine Denkweise und Sprache reicht, wird alles Schöne wie durch ungelöschten Kalk weggefressen. Am auffallendsten zeigt sich dies, wenn Hegel selbst oder seine, eignen Geistes baaren, ihm bloß nachdenkenden und nachsprechenden Schüler sich zu Professoren der Aesthetik aufwerfen und vom Schönen reden. Dieser weitverbreiteten Schule, die unsre Jugend mit einem unfruchtbaren Wust von todtgebornen Begriffen und fabelhaft albernen Terminologien überfüllt, stellt man sehr zweckmäßig das Beispiel anderer vernünftigerer Philosophien gegenüber. Bekämpft man sie von einem praktischen, nicht philosophischen Standpunkt aus, so stellt sie sich entrüstet, als ob die Würde und das Recht der gesammten Wissenschaft in ihr gekränkt würde. Es ist daher wohl gethan, sie auf dem philosophischen Gebiete selbst anzugreifen und zu zeigen, wie sie gar keinen Beruf habe, sich einen Vorrang auf diesem Gebiete anzumaßen, wie sie im Gegentheil die armseligste und verkehrteste Gewährung dessen ist, was man von der Philosophie verlangen kann und soll ꝛc. Wie schön wäre es, wenn Schelling seinen Beruf in dieser Zeit erkannt hätte, und als ein lebendiger Plato das Göttliche, das Schöne, das Edle gegen den frechen Egoismus, gegen die hölzernen Formen und gegen die gemeinen Consequenzen der Hegel'schen Schule vertheidigt hätte. Da es nicht geschehen ist, so trete Platons Schatten wenigstens mahnend in den entweihten Hörsaal.

In dem vorliegenden gelehrten und doch klaren Werke wird Platons Philosophie sehr schön charakterisirt, und es wird besonders eine Seite an ihm hervorgehoben, die bisher weniger beachtet wurde, nämlich die nationale, patriotische. Platon war ganz und ausschließlich ein Grieche und weit entfernt von jenem abgeschmackten kahlen Kosmopolitismus, der von späteren Philosophen ausgegangen ist, und in dem sich auch unsre Hegelianer so sehr gefallen. Gerade jemehr dieser lichte Genius für die Menschheit fühlte und dachte, je inniger seine Seele in die Weltseele aufging, je klarer seinem Seherblick das Geheimniß alles Lebens offenbart war, um so tiefer wurzelte er auch in seiner Nationalität, denn außer oder etwa über ihr gibt es nirgends einen Standpunkt, man kann nur in und durch die Nationalität die ganze Menschheit erkennen und begreifen.

Platon, oder eine dem Platonismus sich wieder nähernde Philosophie (wie es wohlverstanden die von Schelling allerdings war und ist) kann allein der Wissenschaft zurückgeben, was sie durch die Hegel'sche Schule verloren hat, die Seele. Die neue Philosophie ist bloßer Geist, Dämon, Gespenst. Es mangelt ihr die Seele mit allem, was sie liebt, jenseits der lebendige Gott, und diesseits Schönheit und Vaterland.

5) Sokrates nach dem Grade seiner Schuld, zum Schutz gegen neuere Verunglimpfung. Von Dr. Th. Heinsius. Leipzig, Kollmann, 1839.

Da hat man den alten Sokrates, nachdem er lange über alle Maaßen gepriesen worden ist, auf einmal verunglimpft und gar als Revolutionär angeklagt, ein paar Tausend Jahre nach seinem Tode. Gegen diese schreckliche Ungerechtigkeit wird er nun hier vertheidigt. Man sieht, daß die deutschen Gelehrten erstaunlich viel Zeit übrig haben müssen, wenn sie sich solchen Prozeßführungen widmen können. Schade nur, daß sie sich um die Grade der Schuld, die an ihrem eignen Vaterlande begangen worden

sind, wenig bekümmern, während sie so genau die abmessen, die weiland an der Republik Athen begangen wurden.

6) Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundsätzen der gegenwärtigen Speculation. Von J. Frauenstädt. Berlin, Hirschwald, 1838.

Der liebe Gott wird eine rechte Freude haben, wenn er sieht, wie sich die Menschlein um sein Daseyn streiten, und ob er wohl eine Person sey, oder nicht. Der Verf. gesteht, daß er es nicht weiß, daß seine mühevolle Forschung doch zu keinem Resultate geführt hat. „Das Ich, sagt er, ist seinem Begriffe nach durch sich, causa sui, und wir können daher hier zum Schlusse nur das Dilemma aufstellen: Entweder ist Gott absolute Person, dann kann er keine Person außer sich haben: oder Gott hat eine zweite Person außer sich, dann ist er nicht absolute Person. In jenem Falle wäre Gott, wie schon bemerkt worden, das durch Alle hindurchtönende Ich, der Mensch wäre nicht wirklich eine zweite Person außer Gott, das Ich des Menschen wäre nicht sein eigenes, nicht seine eigene Beziehung auf sich, sondern das allgemeine, göttliche Ich wäre das in allen einzelnen Ich sich auf sich Beziehende. In diesem Falle hingegen wäre Gott nur, wie Weiße richtig bemerkt, „das hors d'oeuvre einer neben so vielen schon vorhandenen und gesetzten Persönlichkeiten offenbar überflüssigen Persönlichkeit." Eines wäre aber so unbefriedigend, wie das andere. Weder soll die menschliche Ichheit und Persönlichkeit in der göttlichen Absolutheit so untergehen, daß sie darin verschwindet, noch soll die göttliche Absolutheit an der menschlichen Ichheit und Persönlichkeit eine Grenze haben, an der sie sich bricht und scheitert: sondern Gott soll die absolute Person, absolutes, unendliches Ich seyn, und dennoch soll auch der Mensch als Person und Ich, als für sich, frei und selbstständig gelten. So wenig sich aber die menschliche Freiheit mit der Geschaffenheit des Menschen vereinigen ließ, eben so wenig läßt sich die absolute Persönlichkeit Gottes mit der Ichheit und Persönlichkeit des Menschen vereinigen. Sowohl die menschliche Freiheit daher, als die göttliche Persönlichkeit sind absolute Probleme, oder vielmehr Ein absolutes Problem, denn beide sind nur die Glieder Einer ungeheuren Antinomie."

Den Punkt, um den sich alles dreht, läßt der Verf. bei Seite liegen, wie dies in unserer Zeit Mode ist. Daß das Böse im genauesten Zusammenhange mit dem Ursprung, Lauf und Ziel dieser Welt „unter Mode" stehen, davon will man nichts wissen. Diese schwarze Parthie wird von unserm Verfasser, wie von hundert andern, mit der kurzen Bemerkung abgefertigt, es gäbe gar kein wirkliches, objektives Böse in der Welt, nur ein scheinbares, nämlich die subjektive Sünde, die nur für den, der sie begeht, Sünde sey, im allgemeinen Weltzweck aber nur etwas Gutes wirke und also auch etwas Gutes sey. So lange man noch vom Bösen so wohlfeil wegzukommen hofft, wird die deutsche Philosophie trotz ihrer unermeßlichen Prahlerei und Eitelkeit bloße Spiegelfechterei bleiben, oder wenn immerhin eine Kunst, doch nur die Kunst, die wahren Fragen zu umgehen, nicht sie zu beantworten.

7) Essais et fragments de philosophie et de théologie publiées par plusieurs professeurs du séminaire protestant et de la faculté de théologie de Strassbourg. I. seconde partie. Strassbourg, Levrault, 1838.

Verfasser sind die HH. Bruch, Mäder, Schmidt, Bartholmeß. Sie werden am besten wissen, warum sie französisch geschrieben haben, doch wäre zu wünschen, daß die Straßburger altlutherische Schule sich nicht so wohlfeil, ja um keinen Preis sich ihrer deutschen Sprache entäußern möchte. Ihre Gesinnungen sind, wie wir aus dem vorliegenden Werk ersehen, noch die der guten alten Zeit. Die Straßburger Schule bekennt sich freimüthig zu der tiefen und ernsten Religiosität, die man in neuester Zeit so ungestüm ausrotten will, und ist so fern von französischer Frivolität, wie von der Frechheit deutscher (Hegel'scher) Philosophie, die sie ausdrücklich von sich abweist. Der erste Aufsatz des vorliegenden starken Heftes ist von Herrn Bock verfaßt und handelt vom Ursprung der Religion und von der Offenbarung. Er nimmt eine Offenbarung in der Natur, eine zweite in der Geschichte und eine dritte in der Mission nicht nur des Messias, sondern der großen segensreich wirkenden, die Menschheit rettenden, emancipirenden und rectificirenden Geister an. Er lebt der Hoffnung, das Bedürfniß der Religion, das Bewußtseyn, Gott walte in der Welt, werde nie untergehen, vielmehr unter den feindseligsten Angriffen der Irreligiosität und unter den bösartigsten Verirrungen des menschlichen Geschlechts doch stufenmäßig immer reiner wiedergeboren werden. — Der zweite Aufsatz ist von Mäder verfaßt und handelt von den Verdiensten des berühmten Göttinger Plank. Der dritte, von Ch. Schmidt, beantwortet die Frage, was die Aufgabe des Theologen in unserer Zeit sey? Er verlangt, der Theologe soll sich nicht von der Philosophie wegwenden, aber auch nicht das heilige Besitzthum, das er an der Religion hat, der ersten besten Philosophie zum Opfer bringen, sondern vielmehr vom Centrum der Religion aus die Wissenschaft durch- und überschauen. Demnach soll er durch die Predigt, durch das Wort wirken, den geistigen Bewegungen

des Jahrhunderts nicht fremd, sondern sie beherrschend; aber auch zugleich das Wort durch den Wandel bethätigen. Dies ist in der That die Aufgabe des Theologen, eine nicht leichte, aber die allein würdige. — Der vierte Aufsatz von Bartholmeß enthält eine Geschichte der Unsterblichkeitsidee in der deutschen Philosophie seit Kant. Der Verfasser entwickelt die Hauptmeinungen, die in Deutschland deßfalls aufgekommen sind. Daß er nicht alle Meinungen gekannt oder berücksichtigt hat, die wir unlängst bei Gelegenheit des Bolzano'schen Werkes zusammengestellt haben, wollen wir ihm nicht verdenken. Es wäre zu viel zugemuthet. Seine Bemerkungen über den Begriff der Identität, auf dem die deutsche Philosophie als auf einem Paradepferde seit Jahrzehnten herumreitet, sind sehr praktisch und beherzigenswerth. In der falschen Anwendung dieses Begriffes liegt allerdings der Ursprung fast aller der pantheistischen Tollheiten, zu denen es die deutsche Philosophie gebracht hat, die man jetzt wieder wie die Scholastik im Mittelalter den Sinn im Unsinn nennen muß. Die alles zusammenkleisternde oder wechselseitig an einander vernichtende Identität spukt wie ein schadenfroher Dämon in dieser Philosophie und läßt die Welterkenntniß nicht zu sich selbst kommen. Auch über die Selbstvergötterung Hegels macht der Verf. sehr gute Bemerkungen, und zeigt insbesondere, wie mit dem Grundsatz, der Mensch selbst sey Gott, alle Moral, alles Streben besser zu werden, alle Verpflichtung gegen sich und andere wegfalle; si l'homme s' identifie necessairement avec Dieu, il n'a pas besoin de l' efforcer de lui ressambler, il n'a donc besoin de cultiver la religion et de vivre moralement. Am Schluß dieses verständigen Aufsatzes wird gesagt, über die Unsterblichkeit werde die Philosophie schwerlich so bald aufs Reine kommen, die Aufgabe sey aber nicht, zu wissen, ob es ein ewiges Leben gibt, und wie es beschaffen seyn werde, sondern — sich desselben würdig zu machen!

Länder- und Völkerkunde.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahr 1837. Von F. Tietz. Berlin, Voß, 1839. S. 148.

Diese kleine Schrift enthält nicht diplomatische Berichte über den Hof, die Staatsmänner ic., sondern zwölf kurze, meist durch statistische Uebersichten unterstützte Abhandlungen 1) über die brasilianische Literatur, die als sehr unbedeutend geschildert wird, und über die Journale, deren es nur drei von einiger Bedeutung gibt, die eine von 2000, die andere von 800, die dritte von 700 Abonnenten; 2) über die sehr verarmte Kirche; 3) über die einflußreiche Freimaurerei; 4) über die kostspielige Armee, in der man sechs Marschälle zählt, ohne daß von ihren Thaten irgend etwas Unsterbliches zu rühmen wäre; 5) über die alte Feudalaristokratie; 6) über die unklug vernachlässigte Marine, die, wie der Verf. geistreich sagt, für Brasilien das seyn sollte, was der Rüssel für den unbehülflichen Elephanten ist; 7) über die Sklaven, die nach des Verfassers Erfahrung im Allgemeinen gut behandelt werden und nur dann in der Regel viel leiden, wenn ein einziger Sklave einen armen Herrn allein ernähren soll. In diesem Falle faullenzt der Herr den ganzen Tag und wenn ihm der Sklave am Abend nicht regelmäßig den Werth von anderthalb unserer Gulden bringt, so mißhandelt er ihn unbarmherzig. Schöne Sklavinnen eröffnen nicht selten eine Subscription, um sich dadurch die Freiheit zu erkaufen. 8) Ueber die Jesuiten. Der Verf. nimmt sie in Schutz, erklärt aber, was über ihr Benehmen in Südamerika Tadelndes gesagt worden ist, für Verläumdung und sucht darzuthun, daß sie ein Segen für Land und Volk gewesen seyen, daß sie nie etwas anderes gewollt hätten, als die Freiheit und Civilisation der Ureinwohner, und daß sie nur deßwegen von den eifersüchtigen Weißen verdächtigt und zuletzt vertrieben worden wären, weil es im egoistischen Interesse der weißen Pflanzer läge, die Indianer entweder wie die Neger zu Sklaven, wenigstens zu Heloten zu machen, oder auszurotten. 9) Ueber die Fremden, die Nordamerikaner und Engländer, die um den Vorrang im Handel wetteifern, die Franzosen, die mit Luxuswaaren handeln, den Journalen Gift einimpfen, die Republikaner spielen, und wegen ihrer Unsittlichkeit und der nicht immer ehrenhaften Mittel, durch welche sie sich zu bereichern suchen, in üblem Rufe sind, endlich die Deutschen, die durch den berüchtigten Major Schäfer (zur ewigen Schande unserer Zeit und der deutschen Stadt, die vorzüglich seinen Menschenhandel geduldet hat) nach Brasilien verkauft wurden und größtentheils im Elend verschmachtet sind. 10) Ueber die öffentlichen Arbeiten, die sehr langsam gehen, besonders über den Plan, den Rio doce zu canalisiren. 11) Ueber die Gesetzgebung und Justiz, die noch im Argen liegen muß, da man z. B. in Pernambuc in einer Gerichtssitzung mit Pistolen auf einander geschossen hat. 12) Ueber die Geistlichkeit, die sich in einem solchen „Betteljustande" befinden soll, daß der Verfasser es nur lächerlich finden kann, wenn man sich noch der alten Illusion hingebe, der Clerus verschlinge die Schätze des Landes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. November 1839.

Philosophie.

8) Revision der Philosopheme der Hegelschen Schule bezüglich auf das Christenthum. Nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie, von Franz Baader. Stuttgart, S. G. Liesching. 1839. S. 193.

Wenn Herr Franz Baader sich durch so viel Klarheit des Ausdrucks als Schärfe und Tiefe des Gedankens auszeichnete, würde seine Lehre weit allgemeiner Aufsehen erregen und dem Wahren, Guten und Schönen würde dadurch ein nicht geringer Dienst geleistet werden. Die schlagende Kürze seiner Hauptgedanken steht in einem sonderbaren Widerspruch mit der mehr als ciceronianischen Länge seiner Perioden. Zumal in polemischen Schriften sollte doch das Schwert rasch gezogen, nicht so gar umständlich aus der Toga herausgewickelt werden müssen. Wahrlich seine Ansichten verdienen, von Jedem leicht verstanden und erkannt zu werden denn sie sind die richtigen.

Er sieht in dem neuen großen Kampf gegen das Christenthum unerbittlich nichts anders, als die alte Gemeinheit der Gesinnungen, die sich schon früher mehrmals dagegen auflehnte, nur daß sie jezt frecher als je hervortrete. Er sagt: „Wenn aber jener alte Skeptikus, welcher sein Verzweifeln an der Wahrheit, deren Wiedereingang in sich er verwirkt hat, hinter Zweifeln zu verstecken sucht, und welcher darum den Philosophen eingibt, daß sie ihr Selberwissen nicht mit einem — im Grunde eben so wenig von andern Menschen ihnen gegebenen und aufgegebenen Wissen und Ueberzeugtseyn, sondern mit Wegwerfen, Läugnen und Verläugnen alles leztern — sohin mit einer innern Lüge, welche man zwar nur Zweifel heißt, anzufangen und zu begründen haben, — wenn, sage ich, dieser kritische Geist vor Zeiten diese seine Zweifel (welche sich hier mit Teufel reimen) den Menschen nur heimlich ins Ohr raunte (mit der Klugheit, daß sie jene für ihre eigenen Einfälle und nicht für seine Eingebungen hielten), und wenn auch jene Menschen, welche diese Eingebungen zu Herzen nahmen, selbe doch meist in petto behielten, — so läßt dieses génie du mal (wie Napoleon mit diplomatischer Courtoisie in einer öffentlichen Rede einmal den Teufel nannte) in unserer Zeit alle diese Zweifel öffentlich, bis selbst in Fibeln und Hellermagazinen — zum Hohn wie zur Strafe und Schmach des von Seite der äußerlich berufenen Religionslehrer völlig versäumten Fortschritts der Religionswissenschaft, entgegen dem Fortschritt des destructiven Wissens — durch seine Lehrer als bereits erwiesene und unbezweifelbare Wahrheiten öffentlich lehren und schreiben, über deren Succeß bei der größern Menge man sich auch wundern könnte, falls man nicht einsähe, daß der diesen Doktrinärs gegebene Beifall doch im Grunde ganz derselbe ist, welchen in früherer Zeit Kotzebue erhielt, indem er die ganze Misère und Schlechtigkeit der Gesinnung seiner Zeitgenossen auf die Bühne brachte, wo denn jeder Zuschauer, sich selber leibhaft auf dieser sehend, freilich nicht umhin konnte, der herzergreifenden Wahrheit dieser dramatischen Vorstellungen seinen vollen Beifall zu geben. — Das Schlimme jedoch, was hiebei diesen Doktrinärs widerfährt, ist, daß ihr Negiren doch wieder ein Poniren ihrer Seits nöthig macht, und daß sie also, um die Wahrheit für Mythe und Fabel auszugeben, doch ihre Fabeln uns wieder für Wahrheit bieten müssen, was ihnen freilich nur bei Schwachköpfigen gelingen kann, weil sich hier bewährt:

> Zerstören kann der Teufel, das glückt ihm admirabel;
> Doch bauen kann er nichts, da geht's ihm miserabel.

Sofort bemerkt der Verfasser, man müsse die Lüge in ihr eigenes Nest verfolgen, sie mit ihren eigenen Waffen auf dem Gebiete der Spekulation angreifen. Und das thut er, indem er namentlich nachweist, wie Hegel dem berühmten philosophus theutonicus (Jakob Böhme)

einige Ideen gestohlen habe, ohne die Tiefe dieses großen bestohlenen Meisters zu ahnen, und wie abschreckend, oberflächlich die ganze moderne antichristliche Spekulation sey, gleichsam ein ärmlicher Mechanismus, von Stümpern mit ein paar aus einem großen kunstreichen Uhrwerk heimlich entwendeten Rädern bewirkt. Von Strauß verlangt er insbesondre: „Wer eine beglaubigte Geschichte für Mythe ausgibt, muß sowohl jene Geschichte darthun, aus welcher diese Mythe entsprang, als den Zusammenhang beider unwiderleglich nachweisen. Was Dr. Strauß so wenig als seine Vorgänger (die er nur rekapitulirt) gethan und nur die Unmöglichkeit einer Trennung dessen bewies, was nach seinem lediglich subjektiven und hauptsächlich aus Hegel'schen Philosophemen genommenen Ansichten an dieser Geschichte wahr oder nicht wahr seyn soll. Auch ist das Surrogat, das uns Dr. Strauß vom Christ gibt, kein neues, indem dieser nach ihm als derselbe Praeceptor moralium erscheint, als welchen ihn schon früher die Rationalisten aufstellten." — Sehr wahr. Strauß hat sich die Sache leicht gemacht, aber warum hätte er sich in Unkosten setzen sollen, da die vielen Leute, denen diese Lüge einmal schmeichelt, sogar mit noch weniger zufrieden gewesen wären.

Auch auf den moralischen Punkt des Streits macht Herr Franz Baader aufmerksam. Er wirft die interessante Frage auf, was die meisten Menschen heutzutage mit ihrem Willen anfangen? Die Einen ordnen ihn servil einem andern Sterblichen unter; die Andern lügen sich eine unbedingte Autonomie an; noch Andere lassen ihn pantheistisch in die selbst willenlose Natur aufgehen. Aber nur Wenige denken daran, daß der Wille ein guter seyn soll, und daß der gute Wille die eigentliche Offenbarung Gottes in uns sey, ein Wunder, das Jeder täglich an sich selbst erleben könne, wenn er das Herz dazu habe. Diese Erörterungen des Verfassers sind sehr schön und sollten billig eine Schamröthe auf den Wangen unserer jungen Philosophen hervorrufen, wenn man nicht schon von dieser Seite her das lästerliche Wort hätte hören müssen: man habe sich nur der Scham selber zu schämen.

Gewiß trifft der Verfasser den rechten Fleck, indem er immer und immer wieder an das Gewissen mahnt, wovon die neue Philosophie nichts hören will, indem er an die Pflichten erinnert, die man, nur nach Rechten haschend, so ganz vergißt, und indem er auf das uralte Böse hinweist, dem die Philosophie nur dient, indem sie es leugnet. Wie der Wurm an der Nadel, krümmt sich das Geschlecht an dieser fatalen Wahrheit des Bösen und wird sie nicht los.

9) Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Aus dem Nachlaß von Suabedissen. Marburg, Elwert, 1839.

Dieses Buch gewährt einen sehr guten Ueberblick über das gesammte Gebiet der Ethik, über Freiheit, Rechte, Pflichten im Privatleben wie im Staate. Der würdige Verfasser zeichnet sich dadurch aus, daß er „die Rechtlichkeit des Lebens nicht zu scheiden weiß von der Sittlichkeit desselben." Er will so viel möglich Moral und positives Recht in Einklang bringen, und weißt wenigstens ihren gemeinsamen Ursprung, ihre Unzertrennlichkeit in der Idee nach. Diese philosophische Ansicht ist in unsern Tagen um so beherzigenswerther, als sich einerseits die Wissenschaft des positiven Rechts je mehr und mehr von allen Ansprüchen der Moral emancipirt und anderseits die Spekulation eine absolute und göttliche Freiheit des Menschen geltend gemacht hat, die über den Gegensatz des Guten und Bösen erhaben, also ebenfalls von der Moral emancipirt ist. Unter diesen Umständen darf man sich wohl der so gering geschätzten sittlichen Pflichtenlehre etwas annehmen.

Ueber Findelhäuser.

Des hospices d'enfans trouvés en Europe et principalement en France. Par B. B. Remacle. Paris, Treuttel et Würtz, 1838.

Eine sehr achtbares Werk. Zuerst theilt es eine Geschichte der Findelhäuser und Kinderrettungsanstalten mit. Dieselbe reicht nicht bis über die christliche Zeitrechnung hinaus. Im heidnischen Alterthum, wie noch jezt in China, galt neben der unumschränkten elterlichen Gewalt auch das Aussetzungsrecht, und die ausgesetzten Kinder gingen unter, wenn sie nicht in einzelnen Fällen mitleidige Pflegeeltern fanden. Ohne Zweifel hingen auch die Kinderopfer mit der lieblosen Vernachlässigung unehlicher, kranker und fremder Kinder zusammen. Zum Behuf der Opfer, die man bei den Karthagern dem Moloch brachte, erhob man von den Unterworfenen Kindertribute, und wo dieser scheußliche Götze seine Arme ausbreitete (nicht bloß in Karthago oder bei den Phöniziern), nahm er gewiß den Ueberfluß unversorgter Kinder in dieselben auf. Ueber diese kirchlichen Kindermorde (zuweilen wurden dem Götzen Hekatomben gebracht und hundert Kinder zumal geopfert), deren unser französischer Verfasser nicht gedenkt, hat die besten Nachrichten Böttiger in seinen Ideen zur Kunstmythologie gesammelt.

Erst das Christenthum, ausdrücklich zur „Seelensammlung" berufen, nahm sich der verstoßenen und verwaisten Kinder an. Die christliche Liebe, die Ansicht, daß alle Menschen Brüder und Gotteskinder seyen, gebot es. Dazu kam eine besondere Sympathie für das zarte Kindesalter, die im Christenthum lag. Lasset die Kindlein zu mir kommen, hatte der Herr gesprochen. Selig sind die Kindlein, werdet wie die Kindlein, dieser Grundgedanke im Christenthum mußte den Sinn für die Kindesunschuld, die Liebe zu den Kindern überhaupt, nicht bloß den eignen, erschließen. Und zugleich war es natürlich, daß die ersten Christen, da sie bei den erwachsenen Heiden so viel Widerstand fanden, gerne die christliche Lehre dem noch empfänglichen, noch nicht verstockten Geist der Kinder einpflanzten, und im Sturm der Völkerwanderung fanden sie Gelegenheit genug, unter den Waisen- und Sklavenkindern, die aus dem Mord und Brand der Länder übrig blieben, zu sammeln und Schulen und junge Gemeinden um sich her zu bilden. Gesetzlich nahmen sich zuerst die Kaiser Valentinian, Valens und Gratian der ausgesetzten Kinder an. Als das römische Reich unterging, übernahmen die Bischöfe diese Sorge, und das erste Gesetz, das man deßfalls aufgefunden hat, ertheilte das Konzil von Arles im Jahr 442. Es befahl, die Kinder, deren Mütter sich ihrer Geburt schämten, öffentlich an den Kirchen auszusetzen, da es denn nie an frommen Christen fehlte, die sie aufnahmen. Die erste Anstalt zu Aufnahme und Erziehung verwahrloster Kinder gründete der heilige Amandus, Bischof von Maestricht im Jahr 589, indem er den Seeräubern eine große Menge über See entführter Kinder abkaufte. Dasselbe that der heilige Ansfar später in Dänemark. Im 7ten Jahrhundert gab es auch zu Mailand schon ein Hospitium zur Aufnahme gefundener Kinder. Das erste rationelle Findelhaus gründete Bruder Guy in Montpellier im Jahr 1180, indem er überhaupt einen Orden des h. Geistes ausschließlich für Werke der Barmherzigkeit gründete. Von diesem Zeitpunkt an entstanden mehrere Hospitien zum h. Geist als förmliche Findelhäuser, zunächst in Rom, Marseille, Eimbeck (1274), Nürnberg, erst etwas später (1362) in Paris. In diesen Anstalten wurden die Kinder zur Arbeit und Frömmigkeit angehalten, und wahrscheinlich (frühere Nachrichten fehlen, später war es der Fall) immer entlassen, sobald sie sich selbst ernähren konnten. Nur in Nürnberg, das schon 1331 ein Findelhaus hatte, mußten die Kinder, wenn sie erwachsen waren, dem Hospitium die Kosten ihrer Jugendpflege, sofern sie es vermochten, zurückerstatten.

Seit der Reformation nahmen die Anstalten dieser Art, weil Reformirte und Katholiken einander im Wohlthun übertreffen wollten, ansehnlich zu, und von der einen Seite zeichnete sich namentlich Amsterdam, von der andern Paris aus. Damals schon traten zwei Systeme in Bezug auf die Aufnahme einander entgegen. Das eine verlangte unumschränkte Aufnahme, das andere nur eine bedingte um Mißbräuche zu verhüten. Das muthwillige Aussetzen von Kindern, das Adressiren der Kinder an die Findelhäuser, selbst wenn die Eltern sie gut ernähren konnten &c., diese Mißbräuche nahmen im Zeitalter der sogenannten Aufklärung in ungeheurem Maße zu. So schickte bekanntlich Rousseau alle seine Kinder ins Findelhaus, und selbst die vornehmsten Damen von Paris pflegten die Kinder, die sie heimlich geboren, oft der öffentlichen Wohlthätigkeit anzuvertrauen. Und gleichwohl war damals die Aufnahme noch eingeschränkt. In der Revolution und unter Napoleon nahm mit der Unsittlichkeit die Zahl der unehlichen Kinder und der Leichtsinn der Eltern noch zu. Napoleon aber adoptirte den Grundsatz der schrankenlosesten christlichen Liebe gegen die kleinen Kinder, weil er in allen Knaben — künftige Soldaten sah. Die Findelhäuser sollten ihm, wie die Stuttereien, zur Remonte dienen. Darum gebot er, deren überall aufzurichten, wo noch keine waren.

Der Verfasser will das Gute ohne den Mißbrauch, sucht also im theoretischen Theile seines Werks vor allen Dingen die Regeln, die aus der Natur und dem Zweck der Sache fließen, festzustellen. Das Kind soll unter allen Umständen geschützt und gepflegt werden. Der Mutter soll das Geheimniß garantirt werden, nicht nur um ihr den Skandal zu ersparen, sondern auch vorzüglich, um sie schon vorher zu beruhigen und einen möglichen Kindsmord zu verhüten. Aber auch der Staat soll sich durch Androhung strenger Strafe vor Mißbrauch schützen, nicht zu Gunsten wohlhabender Eltern die Steuerpflichtigen belasten und auch die Kosten richtig vertheilen, nach dem Grundsatz, daß zuerst die Eltern, dann die Gemeine, dann der Bezirk und erst zulezt der gesammte Staat für das Kind zu sorgen haben.

Das Nähere werden Leser, die sich für diesen wichtigen Gegenstand interessiren, im Buch selbst nachlesen. Der Verfasser detaillirt sein Reformprojekt Paragraph für Paragraph.

Daß übrigens die Findelhäuser auch da, wo sie uneingeschränkt die Aufnahme neugeborner Kinder zulassen, kein ganz hinreichendes Präservativ gegen den Kindsmord sind, erklärt der Verfasser sehr einleuchtend aus dem Umstande, daß die verbrecherische Mutter nicht von der Furcht, wie sie das Kind ernähren, sondern nur von der, wie sie ihre Schande verbergen solle, beherrscht werde. Wagt sie es, überhaupt sich Zeit zu nehmen und das Kind unterdeß schreien zu lassen, ja nimmt sie es erst einmal an die Brust, so tödtet sie es gewiß nicht mehr, sie mag es nun für das Findelhaus bestimmen oder nicht. Der Mord ist immer nur die Folge der Angst, daß das Geschrei

des Kindes sie verrathe, unmittelbar nach der Geburt. Daher, wie in der belgischen Kammer 1834 statistisch bewiesen wurde, das Verhältniß der Kindsmorde zu den Geburten bei laxer oder strikter Observanz der Aufnahme in die Findelhäuser dasselbe geblieben war.

Volksschrift.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Zwei Theile. Bern, Wagner, 1838.

Der ungenannte Verfasser hat schon mehr im Volkston geschrieben. Das gemeine Leben treu zu spiegeln, ist sein Talent und Beruf. Unangenehm fällt es auf, daß er so gar wenig ins Schöne malt, und das Gemeinste aufzufassen und mitzutheilen sich nicht scheut. Allein er rechtfertigt diese durch alle Regeln der Aesthetik hindurchfahrende Manier mit dem sittlichen Zweck. Er will auf die tiefe Gemeinheit, die wirklich vorhanden ist, aufmerksam machen, sie beschämen, vor ihr warnen. Da erhalten wir denn Genrebilder aus dem wirklichen Leben wie folgendes. Der arme Schulmeister erzählt, wie es ihm als Kind ergangen sey: „Nach mir hatte die Mutter noch zwei Mädchen geboren, die ganz munter aufwuchsen. Wenn andern Leuten Kinder starben, so jammerten die Eltern oft: sie seyen die ug'fälligste Hüng, ihnen sterbe nie kees. Meine Mutter gebar zum sechstenmale, und das Kind war ein Sohn, und es starb wieder nicht. Eine Kindbetti im Hause war eine so gewöhnliche Sache, daß man sich derselben wenig achtete; nur die Schwestern fingen an zu mukeln: Die Mutter könnte das afe bleiben lassen, das trag nüt ab, so kleine Kröten seyen einem nur zur Plag und zu erben werde es am Ende wenig geben. Zwei Tage blieb die Mutter im Bette, dann fing der Vater zu fragen an, wo es ihr fehle, daß sie noch nicht auf möge. Dann zwängte sie sich auf und fing wieder an die Haushaltung zu machen. Sie mußte zwar alle Augenblicke absitzen, und klagte sich bald hie bald da. Dann meinte der Vater, es werd schon bessern, und gab sechs Kreuzer um ein weißes Brödlein zu holen; das solle sie einstweilen brauchen und etwa auch ein Süppli kochen. So bald möglich ging daher die Mutter in die Kirche, weil sie dabei einen Schoppen warmen Wein trinken durfte im Wirthshause, ohne daß der Vater balgete ꝛc." Dieser Misère entwachsen fand der arme Schulmeister auch unter fremden Leuten keine edlere Gesinnung. In Hunger und Kummer, beständig von Habgier und Rohheit umgeben, in seiner Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit verspottet und mißbraucht, waltete er seines Amtes, bis ihn die Liebe beglückte, aber auch dieses Glück wurde ihm durch Verleumdung, Geklatsch, Nahrungssorgen ꝛc. verbittert, bis eine Gehaltszulage ihm eine freiere Aussicht eröffnete. Die Geschichte ist fingirt, aber wirklichen Verhältnissen genau abgespiegelt. Ein Abgrund von Gemeinheit beim Landvolk wird darin schonungslos enthüllt, aber die schöne Seite wohl zu wenig beachtet. Man findet, zumal in der Schweiz, beim Landvolk noch alte Kraft, eine tüchtige Nationalität, nicht in der Reflexion, aber bewußtlos in der ganzen Persönlichkeit. Es läuft doch nicht alles bei ihnen auf Batzen und auf die jalousie locale hinaus.

Blumenkunde.

Die Modepflanzen unserer Zeit, Camellia und Cactus, Anleitung zur Cultur und Vermehrung derselben. Von W. Neubert. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie oft schon in der Blumenliebhaberei die Mode gewechselt habe. Wer erinnert sich nicht noch der Hortensienwuth in der Napoleonischen Zeit? Am weitesten aber ging man in der Tulipanomanie im siebzehnten Jahrhundert. Jetzt sind die Camellien und vorzüglich die Cactus an der Tagesordnung, die wegen ihrer Schönheit und als nicht überaus schwer zu behandelnde Stubenpflanzen wohl sehr viel für sich haben. In der vorliegenden Schrift werden ihre verschiedenen Arten classificirt und beschrieben, und wird über die einfachste und zweckmäßigste Behandlung derselben Belehrung ertheilt. Jeder Liebhaber der angenehmen Zimmerpflanzen wird daher wohl thun, dieses kleine Buch zu Rathe zu ziehen.

Indem der Verfasser in den Organismus der Pflanzen eingeht, gedenkt er auch der neumodischen Hypothese, die im Blumenstaub thierische Wesen sehen will, wie man denn auch die mikroskopischen Blut- und Milchkügelchen für Thiere hat ansehen wollen. Mit Recht läßt er diese Hypothese dahingestellt seyn. Es wird ihr gehen, wie so mancher andern. Wir halten nichts davon, man müßte denn den Begriff Thier weiter ausdehnen wollen, als es zweckmäßig und erlaubt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. November 1839.

Dichtkunst.

Hohenstaufen. Ein Cyclus von Liedern und Gedichten von Albert Knapp. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839. Mit 6 Abbildungen.

Es ist merkwürdig und ominös, daß man in unserm Jahrhundert so sehr vom Zeitalter der Hohenstaufen sich angezogen fühlt, ihre Erinnerungen so lebendig weckt. In mehreren Geschichtswerken, unter denen sich das von Raumer am meisten auszeichnet, ist ihr großes Streben Schicksal den Zeitgenossen vor Augen gestellt worden. Dichter haben wetteifernd, wenn auch mit wenig Glück, das trag sche Schicksal der Hohenstaufen auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, uns vorüberzuführen sich bemüht. Ein eigenes Werk ist über das Schloß Hohenstaufen und die jetzt noch dort und in der Umgegend vorhandenen Reste der alten Kaiserzeit geschrieben worden. Zur fernern Erhaltung derselben hat sich ein Hohenstaufen-Verein gebildet und ein eifriges Mitglied desselben, der rühmlichst bekannte Dichter Albert Knapp, dessen Bruder Pfarrer zu Hohenstaufen ist, gibt uns hier eine Sammlung von Hohenstaufenliedern.

Dieselben handeln von der Größe der alten Kaiser, von der weit hin nach Asien waltenden Macht des schwäbischen Hauses, von dem großartig welthistorischen Streben der Hohenstaufen, von ihrer persönlichen Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit, von ihrem ewig beklagenswerthen Untergange. Diese herrlichen und wehmüthigen Erinnerungen knüpft der Dichter an die Betrachtung des Berges, der ihren Namen trägt, und der schönen Landschaft, die er stolz überragt. Ein Gegenstand, allerdings der Poesie würdig und Lieder, die einen Ton tiefen und heiligen Ernstes in den Lärm des Tages klingen lassen. Wie schön der Dichter seinen Stoff behandelt hat, davon können wir hier nur wenige Proben mittheilen, z. B. aus dem Gedicht, das die Fernsicht von dem Berge herab schildert:

Wie das Moos an der Quader,
Haftet an diesen Bergen umher
Ein Schmerz der Vorwelt;
Doch den Tod mit dem Leben vermählen wir hier
So ruhig spielend,
Wie das Kind über Gräbern
Vielartige Blumen zum Kranze flicht,
Und des Farbenwechsels
Nachdenksam sich freut.
Denn zu viel Himmel ist hier umher,
Als daß der irdische Tod
Mit dunklem Cypressenstab
Alle Himmelsblüthen der Hoffnung
Herunterschlagen,
Und das ahnende Herz am Grab
Festhalten dürfte. — —

Morgenwärts dort kniet, wie ein belad'nes Kameel,
Der freundliche Rechberg,
Den stillen Tempel mit wehenden Linden
Auf geduldigem Rücken. —
Er diente den Fürsten treu,
Blieb im Riesenschritt der Jahrhunderte
Hinter'm sprühenden Streitroß
Der Staufen zurück,
Und wird niedriger bleiben, als dieser Berg,
Deß Kaiserhand ihm
Mild aufgeladen Vasallenlast,
Und mit klingender Leyer ihm
Auf dem Nacken gesessen. —

Fernsüdlich thürmt sich der Messelberg,
Der Rechberger fröhliches Leben

Täglich, freudig begrüßend,
Ein alter Felsenmann! —
Dahinter hebt sich Stuifen, der sonst
Eine riesige Tann' auf äußerstem Felsen
Im Arme hielt,
Staufens Heldengebeine
Still zu bewachen. —
Näher drüben anlächelt uns Staufeneck,
Das Staufens Abfluß empfangen hat; —
Doch arme Flüßchen,
Die da speisen das Meer,
Nennet man selten:
Denn das Meer nur erhebt ferndonnernde Wellen,
Indeß die Weide das Flüßchen,
Das Oceanspeisende,
Mit welken Blättern bestreut.

Dort oben, über dem Breitenstein,
Der, scharf, wie die Streitaxt,
Vorstrebend steht,
Hebt mit verfallenen Zinnen
Sich die bläuliche Teck,
Uns rühret ihr Untergang,
Der ihr kam ohn' Unsterblichkeit;
Denn von Herzogen redet die Kunde wohl,
Die dort oben gesessen. —
Von der polnischen Fürstin, die dort sich vermählt,
Von Hermanns und Lützelmanns
Vielfachen Turnieren und lustigem Vortanz,
Von Ludwigen, die einst in Owen fromm
Visionen geglaubt vom warnenden Petrus,
Und den Fürstenbrüdern, die jämmerlich
Schulden gemacht, bis in Aquileja
Ihr letzter Sproß die Tonsur erkies't; —
Doch solche Flügel sind allzuschwach,
Ueberm Tode zu schweben.
Und nur die Sterblichkeit
Betrauern wir, wann dort im leuchtenden Umkreis
Die Dichtkunst ihr aufglühendes Auge
Zum Himmel erhebt. —

Doch du dort, Irene,
Im nördlichen Grabe still
Dein Elend verschlummernd, sey mir gegrüßt!
Tief, wie Leichen im Todtensarg,
Liegt drüben Lorch im einsamen Thale
Mit seinem schlafenden Kaisergeschlecht;
Aber wie liebende Sehnsucht,
Die Todten auferweckt, —
Greif' ich hinunter mit liebender Hand,
Und halte dich aufwärts, —
Eine Geisterlilie,
Aufwärts zur Sonne!

Nun, ihr andern, nebelverwobenen,
In süßer Fernsicht verschwommenen Berge,
Seyd alle gegrüßt!
Von euern Stirnen herabgestürzt
Ist auch seit Jahrhunderten
Des Mittelalters ummauerte Streitmacht,
Und die Scherben der Ritterpokale,
Die stählernen Schienen
Liegen verwittert im Thal umher. —
Leise schwinget die Todesfahne
Der Bergfürst Staufen über euch alle,
Und hält, wann mit leuchtendem Sterbeblick
Die Sonne versinkt in Lothringens Fernen,
Euch und sich selbst
Stillmahnenden Nachruf. —

Die schöne Berghöhe, die keine Ruine mehr trägt, denn das Schloß Hohenstaufen ist bis auf ein kleines Mäuerchen in Staub gebrochen, stimmt auch ohne alterthümlichen Schmuck durch die ihm eigenthümlich erhabne Naturform und durch die großen Erinnerungen, die sie umschweben, die Seele auf eine wunderbare Weise. In einer solchen Stimmung singt der Dichter vom letzten Hohenstaufen, dem schönen unglücklichen Jüngling Conradin:

Ein besser Lied,
Als auf bretterner Bühne,
Singt dir der Schöpfung
Leis' athmender Hauch;
Denn was kein Menschenlaut
In Worte fasset,
Was aller Geschlechter Busen durchbebt:
Rastlos webet es hin
Im Strom der Lüfte,
Mit den Wogen des Lichts,
Die Blumen duften's,
Die Welle rauscht es mit silbernem Klang, —
Und vom Baume fallend,
Säuselt das Laub
Nicht des Schöpfers Ehre nur, —
Nein, auch des Menschen
Unaussprechlichen Schmerz,
Unaussprechliche Hoffnung.

Eben so schön ist die Erinnerung an die griechische Irene, die schon die alten Minnesänger eine Taube ohne Galle nannten, die Gemahlin Philipps, den Otto von

Wittelsbach zu Bamberg ermordete, an deren Grabe schon Crusius, der schwäbische Chronist, vor bald dreihundert Jahren von poetischen Schauern ergriffen wurde:

Da ward mein Blick geheftet auf ein Land,
Wo Lilien, Nelken und Reseden blühten,
Und späte Rosen noch am fernsten Rand
Vor'm Sommerhauche sich zu bergen mühten.
Und hier schlief einst Irene! Ja, hier ist
Einst die Kapelle über ihr gewesen,
Wo sie in ihrem Heiland Jesus Christ
Vom letzten Elend ewiglich genesen.

Vor Jahren brach man das Kapellchen ab,
Und alles Sternlicht nach sechshundert Jahren
Und aller Nachtthau fiel auf's off'ne Grab,
Sie fürstlicher, denn Menschen, zu bewahren.
Gewitter zogen donnernd oben fort,
Und Blitze funkelten zur Schlummerweihe,
Und Stürme brausten, daß im stillen Port
Zur Auferstehung ihr der Schlaf gedeihe.

Und als man einst das alte Areal
Verwandelte zum blühenden Rondele,
Gewahrt' ein Gartenknecht mit Einem Mal
Ein schönes Kleinod in der Grabeshöhle.
Ein Ringlein, golden, schimmert sanft empor; —
Irene hat's in ihren Lebenstagen,
Dann in dem stillen, tiefen Leichenflor
Sechshundert Jahre lang im Grab getragen.

Verwest ist ihr Gebein; es träget nun
Aurikeln, Veilchen, freundliche Narcissen,
Und Morgenthaues Perlen sieht man ruhn
Auf jenem Herzen, einst so gramzerrissen.
Doch, was ihr Leben und ihr Hoffen war,
Was ewig bleibt als Erbtheil Gottes Frommen,
Ist mit dem Ringlein, hold und wunderbar,
Noch an der Nachwelt Sonnenlicht gekommen.

Ein Kreuz, ein Schwamm, die Nägel und der Speer,
Die Kreuzesleiter und der Ysopstengel,
Der Hammer, sind gebildet dran umher,
Und drüberher des Trostes milder Engel.
Durchbrochen zeigt sich überall der Ring,
Und wie der Herr den Trost daraus empfangen,
Ist auch Irene, da sie Tod umfing,
Mit diesem Trost lebendig hingegangen.

Byzanzens Herrlichkeit und Kaiserthron,
Siciliens Pracht und alle Jugendschöne,
Sie sind im Zeitensturm dahingeflob'n,
Verklungen alle Lust- und Schmeicheltöne.

Nichts ist mehr von der hohen Kaiserin,
Nichts mehr zurück, was Erdenaugen lieben;
Zum Tode ging die schöne Fürstin hin,
Die Christin nur und Christus ist geblieben.

Neben diesen zarten, frommen Liedern wehmüthiger Erinnerung, für welche der Dichter eine ganz vorzügliche aus dem Herzen kommende Gabe besitzt, finden wir auch muntere, kräftige Lieder voll Mahnung an die Heldenzeit des Barbarossa. Ohne Zweifel war es dem Dichter erlaubt, sich unbedenklich seiner Helden anzunehmen und entschieden ein Ghibelline zu seyn. Er singt in diesem Sinn von Kaiser Friedrich I.:

Du hättest Milbes ausgeboren,
Wenn nicht zu Rom ein Bischof saß,
Der aus den alten Römerthoren
Sein Gift verspeit ohn' Unterlaß.
Was Friedrich Wilhelm nun in Preußen
In später Nachzeit herb erfährt,
Drang schon durch deines Reiches Schleußen,
Und hielt die Faust dir stahlbewehrt.

Dir, Roma, wälz' ich zu die Massen
Der alten, blut'gen Kriegesschuld! —
Wo Fürsten je auf Thronen saßen,
Da saßen sie durch Gottes Huld.
Doch ohne Gott emporgestiegen
Sind Christi Priester auf den Thron;
Sie müssen lügen, trügen, kriegen,
Um durchzuführen solchen Hohn.

Doch muß vom historischen Standpunkt aus auch die Ansicht derer berücksichtigt werden, welche geneigt sind zu glauben, daß die Hohenstaufen, wenn sie gesiegt hätten, die Kirche zu tief erniedrigt, zu einem Mittel der weltlichen Kaisergewalt gemacht haben würden, wie die griechischen, später russischen Kaiser. Denkt man vollends an die bekanntlich sehr freie Denkweise des zweiten Friedrich, so könnte man auf diesen fast einen Vers des Dichters anwenden, den derselbe auf ganz andere Verhältnisse angewendet wissen will:

Nennst des Jahrtausends mächtige Geschichte
Du nicht der Menschheit ernste Lehrerin?
Wird nicht an ihrem Feuerstrahl zunichte
Ein ohne Gott erworbener Gewinn?
Steht nicht im fleckenlosen Siegeslichte
Nur ein demüthigstarker Himmelssinn? —
Des Sünders Freiheitskämpfe enden immer,
Wie auf den Höh'n der Ritterburgen Trümmer.

Mit Recht hat der Verfasser an die großen geschichtlichen Erinnerungen und an die Naturschilderung auch minder wichtige, aber poetische Beziehungen, freundliche Zufälle, Anekdotenartiges angereiht. Dahin gehört das an dem von Kaiser Friedrich gebauten Kloster Ingingen in Kärnthen befindliche uralte Bild Luthers vor Luther, auf das zuerst Theophrastus Paracelsus aufmerksam gemacht hat, und in welchem der Dichter den Zusammenhang der Reformation mit dem Streben der Hohenstaufen sinnreich ausgedrückt sieht. Dahin gehört auch das Andenken des für die Hohenstaufen so begeisterten Crusius, leider aber auch die Rüge der noch bis in die neuere Zeit reichenden muthwilligen und bornirten Zerstörung, denen die Denkmäler der alten Kaiserzeit ausgesetzt gewesen sind. Mögen dieselben nicht fortgesetzt, aber auch ja nicht durch Renovationen und moderne Denkmäler noch verschlimmert werden, die ein größeres Uebel sind, als der alles verödende Vandalismus, weil man — wie unser Dichter beweist — auf einem öden Berge noch herrlich träumen kann, was man im Bereich novantiker Kunst nicht mehr kann. Referent, der von Jugend auf eine heilige Ehrfurcht vor den Hohenstaufen gehegt, konnte diesen schönen Berg nicht verlassen, ohne den Segen darüber zu sprechen: Möge nie eine moderne Anlage oder gar ein Haus oder Häuschen oder Thurm von moderner Arbeit dich entweihen, mögest du nie etwas anderes tragen als dein verwitterndes Gestein und deine Felsenblumen und die große Erinnerung! mögen die Gewitter frei über dich hinziehen und kein chinesisches Regendach den Blitzen und den Stürmen zu trotzen versuchen! Mögest du, o schöner Bergrücken, gleich dem edeln Rosse, das den Alexander trug, nie etwas vom Zwerggeschlecht der Nachwelt auf dir dulden!

Medicinische Gymnastik.

Medicinische Gymnastik von Dr. J. A. L. Werner. Dresden und Leipzig, Arnold, 1838. Mit 100 Figuren erläutert.

Der bereits vielseitig um die Gymnastik verdiente Verfasser betrachtet im vorliegenden Werke die körperlichen Uebungen vorzugsweise vom ärztlichen Standpunkt aus, in orthopädischer Hinsicht, als ein Mittel, den Wuchs zu rectificiren, Verkrümmungen, Lähmungen rc., sogar das Schielen zu heilen. Was die rationelle Orthopädie bisher mehr durch Ruhe, ausdauernde Lage in den Schienen und Gurten, zu bezwecken suchte, will der Verfasser mehr durch Bewegung erreichen. Im Ganzen beruht aber beides auf dem gleichen Princip und ist ein verhältnißmäßiges Turnen auch den bisherigen orthopädischen Anstalten nicht fremd. — Der Verfasser kennt die Gymnastik aus dem Grunde, übt sie praktisch, ist selbst Direktor eines gymnastischen und eines orthopädischen Instituts und hat schon mehrere gute Lehrbücher der Turnübungen sowohl für Mädchen als für Knaben und Jünglinge geschrieben. Viele der von ihm zum orthopädischen Zwecke vorgeschlagenen Uebungen sind den gewöhnlichen Turnübungen gleich, doch sind die zu kühnen oder für gewisse körperliche Schwächen und Deformitäten gefährlichen ausgeschlossen und überall die größte Vorsicht zur Bedingung gemacht.

Auch außerhalb orthopädischer Anstalten wird das Buch von Familienvätern und Erziehern mit Nutzen gelesen werden und sich manchen stillen Dank verdienen.

Geistliche Dichtkunst.

Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder von Angelus Silesius. Bearbeitet als Andachtsbuch von Winterer und Sprenger, Pfarrer in Mannheim. Mannheim, Hoff, 1838.

Der hohe Werth dieser alten Dichtungen ist längst anerkannt. Auch wir haben bereits öfter in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, über Angelus Silesius zu sprechen, da in neuerer Zeit sowohl seine Lieder als seine Gnomen mehr als einmal neu herausgegeben worden sind. Die vorliegende Sammlung umfaßt, unter ihrem ursprünglichen Titel „heilige Seelenlust“ (im Jahr 1657 zuerst herausgegeben) seine meisten und schönsten Dichtungen. Alle durchglüht jenes Feuer, das in den ältesten katholischen Hymnen lateinischer Zunge gefunden wird, und doch ist damit eine echt deutsche Kindlichkeit und Sanftmuth, wir möchten sagen, etwas Pietistisches verbunden, wenn man dieses so oft mißbrauchte Wort im guten Sinn nehmen will. Silesius (Scheffler) war geborner Protestant, wurde aber Katholik. Seine Lieder sind echt christlich und gehören füglich beiden Confessionen an, wie sie denn von beiden gleich sehr geehrt und für den Kirchengesang vindicirt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. November 1839.

Schrift über den Selbstmord.

Der Selbstmord, seine Ursachen und Arten vom Standpunkt der Physiologie und Erfahrung dargestellt von C. A. Diez, Dr. Amtswundarzt zu Waldkirch im Badischen. Tübingen, Laupp, 1838. S. 452.

Unlängst erst zeigten wir einige Schriften über den Selbstmord an. Die vorliegende übertrifft alle bisherigen durch die überaus große Menge wohlgeordneter Thatsachen und Beispiele. Sie handelt zuerst von den Ursachen des Selbstmords: Angeborne Anlage, Temperament, Alter und Geschlecht, Erziehung, Volkssitten, Religion, philosophische und politische Meinungen, Einfluß des Klimas; Leidenschaften, Liebe, Zorn, Hochmuth, Furcht, Reue, Trunk, Spiel, Ausschweifung, Armuth, häuslicher Kummer, Heimweh; Müßiggang und Langweile, übertriebene Geistesanstrengung, Nachahmung aus Sympathie (der ansteckende Selbstmord), tiefer Eindruck der Musik, Stimmung in Krankheiten ꝛc. Sodann handelt die Schrift von den Arten des Selbstmords, vom indirekten Selbstmord durch die Bitte um den Tod, durch Erzwingung des Todes, durch Selbstanklage, durch Verübung von Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, durch absichtliches Aufsuchen von Lebensgefahr; und von direktem Selbstmord durch Verschlucken tödtlicher Dinge, Gift, Hunger, Erhängen und Ersticken, Ersäufen, Herabstürzen von Höhen, Tödtung durch scharfe und spitze Instrumente, Erschießen, in die Luft sprengen, Verbrennen und Erfrieren.

Der Verfasser weißt nach, welche Fälle am häufigsten vorkommen, wo sie vorkommen, in welchem Alter, bei welchem Geschlecht, Stande, unter welchen Zeitumständen. So dürftig im Allgemeinen noch die Quellen sind, aus denen sich eine Statistik des Selbstmords schöpfen läßt, so bieten doch die Beobachtungen, die man bereits gemacht und aufgezeichnet hat, schon interessante Resultate dar.

Im Allgemeinen ermorden sich mehr Männer als Weiber. Je weniger die Bevölkerung noch entsittlicht ist, um so weniger werden sich die Menschen überhaupt, am wenigsten aber die Weiber entleiben. Je unsittlicher das Leben in großen Städten wird, um so mehr morden sich Menschen überhaupt und um so mehr auch Weiber. In Paris kam es sogar vor, daß sich im Jahr 1818 mehr Weiber als Männer umbrachten (198 Weiber und 192 Männer), während in Deutschland, England und Nordamerika das Verhältniß der männlichen Selbstmörder zu dem der weiblichen immer wie 5 zu 1 oder höchstens 3 zu 1 blieb.

Das Verhältniß der Selbstmorde zu der Gesammtzahl der Sterbefälle ist schwierig anzugeben, weil die Angaben der Engländer über dieses Verhältniß in ihrem Lande noch sehr unzuverlässig sind und weil es in Deutschland auffallend schwankt.

Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß im Jahr 1816 in Hamburg nur 2, im Jahr 1827 aber 60 Selbstmorde Statt fanden. In Paris verzeichnete man im Jahr 1817 schon 351 und im Jahr 1826 sogar 511 Selbstmorde. Nach einer Berechnung von Schlegel kommen die Selbstmörder am häufigsten in Paris vor, nämlich einer auf 2200 Einwohner, am wenigsten häufig aber in dem sorgenlosen Neapel, nämlich einer auf 27,300 Einwohner. Sehr werth und beachtenswerth ist die Bemerkung Karl Dupins, daß die Vermehrung der Selbstmorde durch die Abnahme der an Andern verübten Mordthaten aufgewogen werde. In barbarischen Ländern sind die Selbstmorde selten, aber die Mordthaten desto häufiger. Bei steigender Civilisation kehrt sich dies Verhältniß um.

Bieten die Zahlenverhältnisse überhaupt noch große Schwierigkeiten dar, so noch mehr die Berechnung, wie oft gewisse Ursachen und Arten des Selbstmords sich wiederholen. Im Allgemeinen ist klar, daß in großen Städten, die an Flüssen oder am Meere liegen, Ersäufungen häufig sind, daß sich Jäger und Soldaten am liebsten erschießen, Handwerker am liebsten mit ihrem Werkzeug umbringen ꝛc.

Digitized by Google

Frauen scheuen in der Regel das Blut und bringen sich lieber durch Ertränken, Erhängen oder Gift um; Männer lieben mehr ihr Blut zu vergießen. Oft steckt Einer den Andern an und dieselbe Todesart wird eine Zeitlang von mehreren Selbstmördern gewählt. Auffallend erscheint die Vorliebe der Berliner für das Erhängen und der Schweden für das Vergiften, weil sich die Ursache dieser besondern Neigung nicht erklären läßt. — Die Ursachen sind natürlich noch mannichfaltiger und daher am schwersten zu berechnen. Auch bieten sie merkwürdige Anomalien dar. Zur Cholerazeit z. B. kamen weit mehr Beispiele von Selbstmord vor, als in gewöhnlichen Jahren. Auch besondere Witterungsverhältnisse wirken ein, z. B. der Sirocco und in England die Novemberstürme, daher man dort den November den Hängemonat nennt. Damit stimmt der bekannte und sehr allgemein verbreitete Volksglaube überein, der das Erhängen und den Wind in Verbindung bringt. Man sagt, wenn ein großer Sturm weht: es muß sich Einer erhenkt haben.

Das Werk enthält mehr als tausend einzelne Beispiele von merkwürdigen und unendlich verschiedenartigen Selbstmorden. Wir wollen daraus nur einige hervorheben, die am sonderbarsten und eigenthümlichsten erscheinen.

Eine Frau faßte mitten im Winter den Entschluß sich ins Meer zu stürzen. Unterwegs ward ihr zufällig ein Gefäß voll kalten Wassers auf den Kopf gegossen, sogleich vergaß sie für immer ihr Vorhaben, und kehrte zitternd für Schreck und Kälte zurück.

Im schlesischen Regierungsbezirk Oppeln soll sich eine Frau von hundert Jahren erhängt haben, weil sie von dem Wahne gequält wurde, Gott habe sie, nachdem sie alle die Ihrigen überlebt hatte, aus dieser Welt abzurufen vergessen.

Ein merkwürdiges Beispiel von Treue bis in den Tod gab ein Schustergeselle im Haag, ein geborner Engländer. Er zog sich Abends in seiner Wohnung aus, packte seine Kleider zusammen, vermachte dieselbe der Krone England, sein Herz aber seiner Geliebten, welche einige Zeit vorher erhängt worden war. Er verließ das Haus in einen alten Mantel gehüllt, und am folgenden Morgen fand man ihn neben seiner Geliebten am Galgen hängen.

Renata von Ruchiar, eine edle Griechin, ward mit vielen ihrer Landsmänninen bei der Eroberung von Nicasia auf Cypern gefangen, und in ein Schiff gebracht, um in das Harem des Großherrn Selim geliefert zu werden. Sie warf Feuer in die Pulverkammer und sprengte das Schiff mit der ganzen Mannschaft in die Luft.

Ein trockener unbeholfener Schriftsteller hatte ein weitläufiges Werk über den Selbstmord geschrieben, worin er sehr strenge und umständlich bewies, daß der Selbstmord gegen Gott, gegen die Religion, gegen den Staat und gegen die Vernunft sey. Ihm begegnete einst ein Anderer im völligen Tiefsinn, dem man seine schwermüthigen Entschlüsse im Gesichte ansah. Wo wollen Sie hin, mein Freund? fragte ihn der Schriftsteller. Ich gehe nach der Themse, um mich zu ersäufen, entgegnete der Andere. Ei gehen Sie doch noch einmal nach Hause und lesen sie mein so gründliches und ausführliches Buch über das Unrecht des Selbstmordes. — Ja wohl, erwiederte der Schwermüthige: Eben das öde Durchlesen Ihres unschmackhaften Buches hat mir eine so verdrüßliche lange Weile verursacht, daß ich mich entschlossen habe, mir das Leben zu nehmen.

Schach Jemscheed, nämlich der Erbauer von Persepolis, aß sehr gerne Trauben, und hatte eine Quantität derselben stets in einem Gefäße bereit stehen. Einmal waren sie in Gährung übergegangen, und der Schach hielt die scharfe Flüssigkeit, welche dadurch entstand, für Gift. Nun ward eine der Favoritinnen des Schach von einem so heftigen Kopfschmerze befallen, daß sie endlich beschloß mit jenem Gifte sich zu tödten. Sie trank davon bis zur Trunkenheit, verfiel in Schlaf und fühlte Erleichterung ihres Uebels. Sie setzte deßhalb ihre Kur fort, so lange noch etwas von der Flüssigkeit vorhanden war. Der Schach erfuhr es und ließ wieder Wein bereiten, der vom ganzen Hofe getrunken und Zehe=e=Krashou (oder wohlschmeckendes Gift) genannt wurde.

Im Jahr 1812 bestellte ein Bürger von Wien den Scharfrichter zu sich. Als dieser kam schloß jener die Thür von innen ab, steckte den Schlüssel zu sich, und erklärte dem Henker, er wolle sterben, möge aber nicht Hand an sich selber legen. Da er von seiner Geschicklichkeit im Hängen gehört habe, so wünsche er von ihm gehangen zu werden. Sey er dazu bereit, so seyen hier sechs Dukaten für seine Bemühung, weigere er sich aber, so werde er ihn mit diesem Pistol erschießen. Der Henker erklärte sich bereitwillig, unter der Bedingung, daß er mit ihm ganz so verfahren dürfe, wie mit dem Delinquenten, die er ex officio zu hängen habe. Nachdem diese Bedingung zugestanden war, begann er damit, ihm die Hände auf den Rücken zu binden, nahm ihm dann den Stubenschlüssel aus der Tasche, und das Pistol weg, und ging, um den Vorfall den Gerichten anzuzeigen, welche den Verrückten unter Aufsicht stellten, um ihn vor den Folgen einer Hängelust zu bewahren.

Eine Spanierin, deren Vater ihr hartnäckig die Bewilligung zur Verheirathung mit ihrem Liebhaber verweigert, von welchem sie geschwängert ist, erschlägt diesen in der Wuth, reißt ihm das Herz heraus, brät es und ißt davon. Darauf zerreißt sie ihre Kleider, zerfleischt ihre Brüste u. s. w.

Ein Kaufmann von 32 Jahren faßte in Folge des Verlustes seines Vermögens den Entschluß, sich durch

Hunger zu tödten. Er begab sich in einen wenig von Menschen besuchten Wald, grub sich da ein Grab und fing nun, am 15. September 1819 an, keine Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, als von Zeit zu Zeit etwas Wasser aus einem benachbarten Brunnen, und am 19. September einen Krug Bier und etwas Branntwein. Am 3. Oktober ward er von einem Wirthe sehr schwach und erschöpft gefunden und mitgenommen. Als man ihm mit vieler Mühe etwas Fleischbrühe mit Eigelb eingeflößt hatte, starb er. Er hatte während der ganzen Zeit seines Hungerns ein Tagebuch über seine Gefühle und sein Befinden geführt.

Ein Graf Salis erstickte sich durch Hinunterschlucken seiner langen Haare.

Im Jahr 1826 stürzten sich drei Schwestern, junge Engländerinnen, mit einem Shawl zusammengebunden, in die Aar, aus Gram über die Schmach, welche eine vierte, dadurch, daß sie sich entführen ließ, der Familie angethan.

Die schöne und junge Frau eines reichen Trödlers in London stürzte sich, in Folge von Eifersucht und Trunksucht in ein Bassin eines Parks. Sie ward lebend herausgezogen; als sie wieder zu sich kam, jammerte sie aber: „O meine Kinder, o meine Mutter! ich habe mich vergiftet."

Eine Dame in Paris sezte sich zweihundert Blutegel auf den Unterleib, um sich dadurch zu tödten. Als aber das Anbeißen derselben ihr Schmerzen verursachte, stand sie von ihrem Vorhaben wieder ab.

In Nürnberg sollen sich kürzlich zwei junge Männer wechselsweise erschossen haben. Sie liebten Beide ein Mädchen und verabredeten sich zu diesem Wechselmorde, damit Keiner den Andern im Besitze des geliebten Mädchens sehen dürfe.

Zu den großen Seltenheiten gehört gewiß der Selbstmord durch Erschießen vermittelst einer Kanone, doch ist ein solches Beispiel bekannt; Einem Artilleristen in Magdeburg wurde die Heirathsbewilligung abgeschlagen. Er lud nun einen Vierundzwanzigpfünder mit einer Kugel, streute Pulver von dem Zündloche bis an die Mündung, stellte sich mit der Geliebten vor dieselbe, und entzündete das Pulver. Ihm flog der Kopf weg und das Mädchen ward mitten von einander gerissen.

Zu Dammgarten bei Stralsund hatte ein durch Schiffbruch um sein Vermögen gekommener Schiffer einen Handel in einem Hause angelegt, das ihm sein Oheim zu diesem Zwecke überlassen hatte. Später aber wünschte der Oheim dieses Haus zu verkaufen, und da es der Neffe nicht kaufen wollte, nahm er einen öffentlichen Verkauf im Hause selber vor. Als die Kaufliebhaber und mehrere andere Personen in einem Zimmer des Hauses versammelt waren, stürzte der Neffe, ein jähzorniger Mensch, mit einem offenen Pulverfäßchen unter dem einen Arme, einen Feuerbrand in der andern Hand, in das Zimmer, seine Mutter hinter ihm her, um ihn von dem entsetzlichen Vorhaben abzuhalten, aber umsonst: er zündet mit einem Hurrahruf das Pulver an. Es erfolgte eine heftige Explosion, da aber Thür und Fenster offen waren, so wurde die Wirkung gemindert; nur der Krämer und seine Mutter waren todt, alle übrigen aber mehr oder minder beschädigt.

Eine Engländerin, welche bis in ihr 50stes Jahr in allen Dingen ausgeschweift hatte, beschloß, dieses schwelgerischen Lebens müde, sich durch Verbrennen zu tödten. Sie machte in der Küche ein großes Feuer an und stellte sich nackt mitten in dasselbe. Man fand sie noch lebend, und sie gab an: sie sey des Lebens überdrüssig gewesen, und habe eines außerordentlichen Todes sterben wollen; sie habe deßhalb das Verbrennen gewählt und im Feuer so lange stille gestanden, als es ihre Kräfte zugelassen haben. Zwei Stunden darauf starb sie.

Ein Lord Schelburn hatte von einer Dame in Neapel einen Korb bekommen, und stürzte sich darüber im Jahr 1834 in den Krater des Vesuvs.

Ein lebenssatter Bauer bei Hamm machte eines Abends sein Testament, ging dann in die kalte Winternacht hinaus, legte sich in den Schnee und ward am andern Morgen erstarrt gefunden.

Ein Mensch stürzte sich in einen Fluß und wurde von einem Fischer gesehen, welcher ihn sogleich mit seinem Bootshaken heraus zu ziehen sucht, der Selbstmörder aber bestrebt sich wiederholt, seine Kleider von dem Haken los zu machen und so die Bemühungen des Fischers, ihn zu retten, zu vereiteln. Dieser verliert endlich die Geduld und ruft ihm mit rauhen Worten zu: wenn er sich noch länger sträube, so werde er ihm das Eisen in die Brust stoßen. Sogleich überläßt sich nun der Unglückliche seinem Retter ohne Widerstand.

Ein Anderer hatte sich zuerst an einer seichten Stelle in den Strom gestürzt, und watete wieder heraus, um von einer Brücke herab in die Tiefe desselben zu springen. Eine dort postirte Schildwache, welche sein Vorhaben gewahr wurde, rief ihm zu, sie werde ihn erschießen, wenn er sich nicht gleich von da hinwegpacke. Darauf ging er ruhig nach Hause.

Ja in der neuesten Zeit soll der Selbstmord sogar zum Gegenstande der Spekulation geworden seyn. In Paris stürzte sich nämlich ein Mann von einer Stelle in die Seine, wo immer sehr viele Leute vorübergehen. Man bemühte sich, den Unglücklichen zu retten, was auch gelang. Als man ihn um die Ursache seiner verzweifelten Handlung fragte, erzählte er eine so rührende Geschichte von

dem Unglücke, das ihn verfolge, von seiner jammernden Frau und seinen hungernden Kindern, daß er von den Umstehenden sehr reichlich beschenkt wurde. Später erfuhr man, daß es ein sehr frecher Betrüger war, welcher schon seit geraumer Zeit vom Selbstmorde lebe, indem er an verschiedenen Orten schon wiederholt die nämliche Komödie gespielt hatte.

Politische Wissenschaften.

Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsleute, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. In drei Bänden. Angefangen von J. Chr. Freiherrn von Aretin, und fortgesezt von Karl von Rotteck. Zweite Auflage. Leipzig, Volckmar, 1838.

Der Herausgeber und Vollender dieses Werks sieht in der konstitutionellen Monarchie die rationellste, der gegenwärtigen europäischen Menschheit am meisten angemessene Staatenform, weil sie dem Volk jederzeit einen verhältnißmäßigen Antheil an der Entscheidung über sein Wohl und Wehe sichere, zugleich aber auch den Gefahren der Anarchie begegne, weil sie hier die Despotie, den Uebermuth und die Laune persönlicher Willkür und Bizarrerie, und dort eben so sehr die wilde Pöbelherrschaft, die Laune der Menge ausschließe. Er hätte noch hinzufügen dürfen, daß die konstitutionelle Monarchie eine im germanischen Leben tief wurzelnde Staatenform ist. Der blinde Parteihaß und die leider troz aller Bücherschreiberei immer mehr überhand nehmende historische Unwissenheit haben es möglich gemacht, daß man das, was jezt Verfassungswesen, Repräsentativsystem, ständische Vertretung 2c. heißt, als eine in Deutschland gänzlich fremde, mit andern Modethorheiten den Franzosen abgeborgte Neuerung verschreien konnte. Die Wahrheit ist, daß bei allen germanischen Stämmen von jeher dem Regenten ein Parlament zur Seite stand. In den ältesten Zeiten bestand dieses Parlament aus allen freien Männern, wie noch jezt in den Schweizer Landsgemeinden. Später wurde es ausschließlich von den ersten Würdeträgern der Kirche und des Staats besezt, aber neben dieser ersten Kammer machte sich überall eine zweite geltend. So baute sich in England das Haus der Gemeinen an das der Lords, so reihte sich im deutschen Reich die Städtebank an die Fürstenbank. So nahmen bei allen Völkern deutschen Ursprungs neben den hohen Prälaten, Herzogen und Grafen Vertreter der Städte und zum Theil sogar des Bauernstandes Plaz. Das städtische Element herrschte in den französischen Parlamenten vor. Der Bauernstand aber errang die regelmäßigste Vertretung in Schweden. In den deutschen Territorien finden wir durchweg Prälaten, Ritter und Bürger, wovon nur Würtemberg durch den Austritt der Ritterschaft eine merkwürdige Ausnahme machte. Der Begriff der parlamentarischen Vertretung ist mithin so alt, wie die Geschichte des deutschen Volks. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege bei der tiefsten Erschöpfung Deutschlands war es möglich, daß die alten ständischen Formen mehr und mehr verdrängt werden konnten, und unsere Höfe lernten den Absolutismus erst in Spanien und Frankreich kennen, und nahmen sich desfalls insbesondere Ludwig XIV. zum Muster.

Das vorliegende Werk ist rein theoretisch, stellt das Ideal eines konstitutionellen Systems an die Spize, vertheidigt dasselbe gegen die Anhänger anderer Staatsformen, entwickelt es in allen seinen organischen Theilen und vergleicht damit die Verfassung und Einrichtung in den wirklich bestehenden konstitutionellen Staaten.

Bei Betrachtung dieses lehrreichen Buches drängt sich uns die Bemerkung auf, daß es in vieler Hinsicht erfreulicher wäre, wenn die konstitutionellen Staatsmaschinen unserer Zeit weniger verwickelt wäre. Man hat die Wahlen nach der Köpfezahl und nach dem Census, als die liberalsten, eingeführt, und Corporationen, besondere Stände, Innungen, Zünfte, Sekten 2c. haben als solche keinen Vertreter mehr zu wählen (außer ritterschaftliche und akademische Genossenschaften). Allein indem man einseitiges und engherziges Standesinteresse ausschloß und das gesammte Volksinteresse durch die Wahl geltend machen wollte, hat man zugleich durch gar künstliche Verklausulirungen in den Verträgen und in der Begrenzung der Staatsgewalten einerseits und durch Formalismus, endlose Schreiberei, legislatorische und administrative Minutiosität und übertriebene Wissenschaftlichkeit die Einsicht in die Staatsmaschine und den Beruf des Volksvertreters dergestalt erschwert, daß bald ein eigener neuer Stand erforderlich seyn wird, aus dem allein brauchbare Deputirte hervorgehen können, während alle andern nur Figuranten bleiben werden. Daß aber nur Juristen die nöthige Vorbereitung sich erwerben können, versteht sich von selbst. Je mehr und mehr werden alle andere Stände ihren Einfluß bei der Volksvertretung verlieren, und dies scheint uns eine nicht ganz natürliche Entwickelung des Repräsentativsystems zu seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. November 1839.

Politische Literatur.

1) Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von Ch. Th. Perthes. Hamburg, F. Perthes, 1838.

Eine gute Charakteristik. Der Verfasser spricht sich mit Umsicht und Mäßigung über ein großartig entwickeltes, tief in die Gegenwart eingreifendes Institut aus.

Ueber die Entwicklung und das allmählige Wachsthum des preußischen Staatsdienst sagt der Verfasser vielleicht zu wenig. Er hätte im Allgemeinen zwei Punkte hervorheben dürfen, nämlich 1) daß die Menschheit, wie sie ist, einer herrschenden Corporation oder Kaste kaum je entbehren zu können scheint, und daß demnach, sobald die Kirche mit der herrschenden Priesterschaft in den Hintergrund trat, sofort naturnothwendig der Staat mit seiner geschlossenen Staatsdienerschaft in den Vordergrund treten mußte; 2) daß schon in sehr früher Zeit der Keim zur jetzt in voller Blüthe stehenden Staatsdienerschaft in Brandenburg gelegt wurde, sofern vom Haus Hohenzollern ständische Oppositionen, Adelswillkühr, städtischer Eigenwille früher gebeugt und der Adel dem Hofe dienstbar, die Bürger gehorsam gemacht wurden, als in den meisten andern deutschen Ländern. Die faule Grete unterwarf, der Schwanenorden versöhnte den Adel, der kriegerische Ruhm des einköpfigen schwarzen Adlers sühnte das Band mit den Vasallen und verknüpfte ihre Neigungen mit dem Interesse der Dynastie, ihre beiderseitige Ehre aufs innigste. Die alten Geschlechter des Landes trugen ihre Namen in die unsterbliche Kriegsgeschichte des Hauses ein, die Enkel wie die Ahnen. Ein solches Band ist sehr dauerhaft. Die Städte wurden zurückgesetzt, allein was den Bürgern an genossenschaftlicher Unabhängigkeit abging, erlangten wenigstens Einzelne im Staatsdienste, der schon vor mehr als hundert Jahren halb militärisch, streng und durchgreifend, aber in eben dem Maaß auch wohlgeordnet war. Schon dem großen Friedrich war trefflich vorgearbeitet, und der militärische Geist auch in der Civilverwaltung damals schon ausgesprochen. Der Umstand, daß jetzt so viel Civildiener, welche früher die Feldzüge mitgemacht haben, angestellt sind, konnte diesen militärischen Geist nur unterhalten, derselbe war aber schon längst vorhanden.

Unter den charakteristischen Merkmalen der preußischen Staatsdienerschaft hebt der Verfasser mit Recht Folgendes hervor. Die Staatsdiener dienen nicht bloß dem Staate als einer Abstraktion, oder dem Gesetz, sondern sie dienen auch der Persönlichkeit des Regenten, sind die Mittel und Werkzeuge seines Willens, gleichsam seine erweiterte Persönlichkeit. Dies gibt der Monarchie natürlicherweise Einheit und Kraft, und eine auf Rechtstitel sich gründende Opposition der Staatsdiener gegen den jedesmaligen höchsten Willen ist unmöglich. Der die Staatsmaschine leitende Wille vermag mit größter Leichtigkeit ihr jede Richtung zu geben und Hemmnisse im Räderwerk hinwegzuräumen. Da das Auge des Regenten nicht überall seyn kann, so haben die Minister, welche er zunächst beaufsichtigt, nach unten wieder die ausgedehnteste Macht und so fort jeder höhere Centralbeamte über die untern Beamten. Die Obern haben eine sehr ausgedehnte Disciplinargewalt über die Subalternen. „Es ward den Präsidenten der Regierungen das Recht verliehen, gegen Unterbeamte Arrest von acht Tagen als Ordnungsstrafe zu verfügen, jedoch nur auf den Grund einer vollständigen zu den Akten zu bringenden schriftlichen Verhandlung.* Gleiches Recht haben die Provinzialsteuerdirektoren und das Generalpostamt erhalten. Anfangs durfte die Strafe nur in den gewöhnlichen Gefängnissen vollstreckt werden und war in jedem anderen Lokale unbedingt untersagt, später wurde festgesetzt, daß die Regierungssubalternen in dazu bestimmten, dem Zwecke entsprechend eingerichteten Lokalien der Kollegiengebäude gefangen gehalten werden

* Geschäftsanw. v. 31. Dec. 1825 K. A. 1835. S. 854.

sollten, * „weil nicht bloß das Ehrgefühl der zu bestrafenden Beamten auf eine ihnen selbst höchst empfindliche Weise verletzt werden, sondern auch der Standesehre ihrer Collegen Eintrag geschehen würde," wenn man sie zu den gewöhnlichen Orts- oder Polizeigefängnissen ablieferte. Gemildert freilich, aber nicht aufgehoben wird durch die letztere Bestimmung das drückende Gefühl der Subalternbeamten ihrer Freiheit ohne Urtheil und Recht durch den einfachen Ausspruch eines Vorgesetzten beraubt werden zu können. Mit Mißmuth und Scham wenden sich die Subalternen fort, wenn von diesem Rechte des Präsidenten die Rede ist. Wohl mögen einzelne Fälle vorkommen, in welchen eine so übermäßige Ausdehnung der Disciplinargewalt ihre guten Folgen hat, aber sie rechtfertigen es gewiß nicht, daß die Freiheit so vieler Beamten, unter denen sich Männer mit sehr bedeutender Wirksamkeit finden, abhängig gemacht ist von der nicht durch die Bedingung der richterlichen Thätigkeit geleiteten Ansicht eines einzelnen Mannes. — Haben die Staatsdiener durch Mißbrauch ihrer Amtsgewalt die Ehre eines Dritten angegriffen, so ist dem Verletzten nach neueren Bestimmungen ** folgender Weg sich Genugthuung zu verschaffen eröffnet. Der Gekränkte hat seinen Antrag ohne Ausnahme bei der Dienstbehörde des Angeschuldigten anzubringen und diese entscheidet, ob der Beamte bei der betreffenden Handlung oder Aeußerung seine Amtsbefugnisse überschritten habe oder nicht. Findet sie das Erstere, so setzt sie die Strafe fest; nur wenn eine Verwundung erfolgt war oder „Personen, welche durch Geburt oder Rang eine vorzügliche Achtung zu fordern berechtigt sind, gröblich beleidigt worden," steht es dem Verletzten frei, den Weg Rechtens einzuschlagen. Findet der Beleidigte die von der Dienstbehörde festgesetzte Strafe zu gering, so kann er entweder an die höheren Dienstbehörden Recurs nehmen oder gerichtliches Verfahren veranlassen. Bestimmt im letzteren Falle das rechtskräftige Erkenntniß keine höhere Strafe, als die von der Dienstbehörde abgemessene, so fallen dem Provocanten sämmtliche Kosten des gerichtlichen Verfahrens zur Last. Der Ehre also, insofern sie durch Beamte im Dienste gekränkt wird, ist der rechtliche Schutz entzogen, denn eine nicht richterliche Behörde setzt fest, ob der Beamte seine Amtsbefugnisse überschritten habe oder nicht und nur wenn sie das Erstere ausspricht ist der Weg Rechtens zulässig. Diese Bestimmung ist in neuester Zeit auf Antrag des Staatsministeriums, nach Berathung im Staatsrathe vom Könige als Gesetz erlassen worden, mithin kann reifliche Erwägung derselben nicht bezweifelt werden. Der Grund des Gesetzes liegt offenbar in der Besorgniß, daß die Gerichte Beamte, welche, um ihrer Amtspflicht zu genügen, so wie sie es thaten handeln mußten, als Injurianten bestrafen und dadurch auf die Wirksamkeit der Staatsdiener einen hemmenden Einfluß ausüben möchten."

Die ganze Stufenleiter der Staatsdienerschaft hindurch werden von den Obern Conduitenlisten, worin das Benehmen der Untern vermerkt ist, dem Ministerium eingeschickt und streng geheim gehalten. „Wenn die beurtheilten Beamten Kenntniß von dem über sie gefällten Urtheil erhielten, so würden die Vorgesetzten, welche die Conduitenlisten anfertigen sollen, sich leicht durch die Furcht vor Unannehmlichkeiten oder durch das Bemühen sich beliebt zu machen, leiten lassen. Deßhalb werden die Conduitenlisten äußerst geheim gehalten und Niemand als die competenten Behörden bekommen sie zu Gesicht. Die Absicht bei dieser Anordnung war gewiß die beste, aber der Erfolg kann nicht heilbringend seyn. Es liegt in der Hand des Vorgesetzten durch einen einzigen Vermerk in die Listen einen Beamten für Zeit seines Lebens verdächtig zu machen. Er legt ihm einen Charakter bei, gibt ihm eine Gesinnung Schuld, die sich mit dem Staatsdienste nicht verträgt, und so lange jener im Dienste ist, kommt der Vermerk den höheren Behörden jedes Mal vor Augen, so oft eine Beförderung eintreten soll und ist jedes Mal der Grund zur Zurücksetzung. Wohl wird den Vorgesetzten die größte Umsicht, die größte Unpartheilichkeit zur heiligen Pflicht gemacht, aber wer kann sich vor Irrthum, Uebereilung, vorgefaßter Meinung völlig sicher glauben? Bewiesen braucht das abgegebene Urtheil nicht zu werden, Vertheidigung gegen dasselbe ist unmöglich, denn der Angegriffene, auf den möglicher Weise die Beschuldigung durchaus keine Anwendung findet, hat keine Ahnung von ihr. Er denkt an diese und jene persönlichen Feinde, räth auf entfernt liegende Umstände, welche seine Zurücksetzung bewirkten und sucht sie zu beseitigen. Aber es ist die im tiefsten Geheimnisse wirkende Macht der Conduitenlisten, welche ihm so lange er lebt, entgegensteht; sie ist unwiderstehlich, denn Niemand weiß, in welcher Weise er angegriffen worden ist. Wenn irgend eine Anordnung kriechende Unterwürfigkeit gegen die Vorgesetzten, die größte Aengstlichkeit ihnen nie entgegen zu treten und sich auch ihrer Willkühr und ihren Launen zu fügen, hervorzurufen im Stande ist, so ist es die Anordnung der Conduitenlisten. Daß sie in Preußen diese Folge gar nicht oder doch nur in einzelnen Fällen hat, muß als ein sehr gewichtiges Zeugniß gelten für den selbstständigen Sinn, welcher im preußischen Beamtenstande herrscht und für den umsichtigen und redlichen Gebrauch, welchen die Vorgesetzten von ihrem Rechte machen."

Entlassungen mit oder ohne Pension hängen vom

---

* Rescr. vom 25. Juli 1830; Rescr. v. 31. Januar 1831 K. Ann. 1831. S. 11.

** Gesetz v. 26. April 1844. Gslg. S. 50.

höchsten Willen allein ab. Nur Richter können nicht ohne einen Spruch des höhern Gerichts von ihren Stellen entfernt werden. Das Alles trägt ein militärisches Gepräge. Die preußische Staatsdienerschaft ist gleichsam immer im Felde, dem lebendigen stets gegenwärtigen Willen des Feldherrn blind gehorchend, geregelt durch die strengste Disciplin und durch die Furcht vor dem Martialgesetz. Für einen Familienvater wenigstens ist die mögliche Entlassung ohne Pension so drohend, wie für den Junggesellen im Felde das Martialgesetz.

Allein die Gnade und das Wohlwollen ersetzen so sehr das Recht, daß die Staatsdiener über ihre Lage nicht klagen, daß sich vielmehr die jungen Leute, und namentlich die Söhne der Staatsdiener selbst, in übermäßiger Anzahl zum Staatsdienst herbeidrängen. Dies führt nun den Uebelstand mit sich, daß trotz der strengsten Subordination und eifervollen Dienstbeflissenheit in Erfüllung des höchsten Willens doch nicht eigentlich mehr der Staat, sondern die Besoldung das Hauptaugenmerk der Beamten ist. „Der Adel, zu wenig begütert, um sich von dem Grund und Boden zu nähren und dennoch von Handel und Gewerben sich so lange, wie möglich fern haltend, betrachtet den Staatsdienst als ein Mittel, ehrenvollen Unterhalt zu gewinnen; die Glieder des Bürger- und des Bauernstandes sehen außerdem durch den Eintritt in den Staatsdienst die Möglichkeit vor sich, eine Stellung unmittelbar neben den ersten Familien der Monarchie einzunehmen. Von allen Seiten und in alle Zweige des Staatsdienstes ist der Zudrang so groß, daß nicht selten zehn und zwanzig Männer sich um dasselbe Amt bewerben, und daß in Beziehung auf manche Zweige der Verwaltung, z. B. Forst- und Justizverwaltung, von Amtswegen erklärt worden ist, bei der großen Zahl der Bewerber habe in den nächsten Jahren Niemand die Aussicht, angestellt zu werden. — Der öffentliche Charakter des Staatsdienstes beginnt in den Hintergrund gedrängt zu werden. Der Eintritt in denselben wird nicht als ein Opfer angesehen, welches die Einzelnen der Gesammtheit, wenn auch gegen Entschädigung bringen, sondern der Staatsdienst wird als ein Beruf erwählt, um Lebensunterhalt zu gewinnen.“

Die Verbindung dieser Privat- und Familienrücksichten mit dem großen Zweck des Staats und mit dem Ansehen, das seine Diener nothwendig immer haben müssen, erzeugt etwas von einem neuen Kastengeiste. Der Zweck des Staats wird zugleich Mittel eines sich immer mehr nach außen abschließenden und selbst nach einer verhältnißmäßigen Erblichkeit in den betheiligten Familien tendirenden Standes. „So ist, seitdem der Staat als Gesammtheit anerkannt wird, ein neuer Stand in die Reihe der schon bestehenden getreten. Da der gemeinsame Beruf, welcher ihn begründet, obgleich überwiegend als Privatberuf ergriffen, dennoch seinen öffentlichen Charakter nicht gänzlich verloren hat, und da das Bewußtseyn in den Staatsdienern nicht völlig erloschen ist, daß sie, während die Privatstände nur sich im Auge haben, für den Staat ihre Lebensthätigkeit aufwenden, so nimmt der Beamtenstand eine großartigere Stellung als die Privatstände ein, und die Beamten treten mit höheren Ansprüchen auf. Das Erscheinen dieses neuen Standes bewirkte eine ähnliche Umwälzung in den Standesverhältnissen, wie sie zu der Zeit sich zeigte, in welcher ein Theil des Volkes in Deutschland die Führung der Waffen und den Schutz des Landes zu seinem Lebensberufe machte und dadurch die kriegerische Ehre, früher ein Gemeingut aller Freien, dem neu hervortretenden Ritterstande allein zugewendet wurde. Vor der Entstehung desselben zog sich durch das gesammte germanische Alterthum hindurch der schroffe Unterschied zwischen Freien und Unfreien. Dann bildete ein Theil der Freien und ein Theil der Unfreien den neuen Kriegerstand und wenn die Unterscheidung zwischen den beiden alten Ständen auch nicht plötzlich verwischt ward, so wurde doch bald die Theilung des Volkes in Ritter und Nichtritter bedeutender und endlich allein geltend. Nicht minder schroff, als früher Freie und Unfreie wurden in neuerer Zeit Adel, Bürger und Bauern unterschieden. Der Staatsdienst nahm Glieder aller drei Stände in sich auf und verschmolz die Aufgenommenen zu einem neuen Stande, welcher allen übrigen Ständen gegenüber steht. Zwar ist keineswegs hierdurch die Gliederung des Volkes nach den alten Ständen vernichtet, aber die Sonderung, auch aus anderen Gründen milder werdend, hat ihre frühere Schroffheit verloren und der Unterschied zwischen Beamten und Nichtbeamten tritt schärfer hervor, als der zwischen Adel und Nichtadel.“

Auf noch einen wichtigen Umstand macht der Verfasser aufmerksam: „So wie der Umstand, daß der Staatsdienst Lebensberuf ist, welcher, obgleich hauptsächlich zum Erwerb des Unterhalts ergriffen, dennoch dem durch ihn hervorgerufenen Stande die bevorzugte Stellung eines öffentlichen Standes verleiht; so wie dieser Umstand dem Staatsdienst eine privatrechtliche Bedeutung gegeben hat, welche seiner Natur fremd ist, eben so hat derselbe faktisch eine öffentliche Wichtigkeit in Beziehungen erhalten, die mit dem eigentlichen Wesen des Staatsdienstes in keiner Verbindung stehen. Sobald nämlich, wie es bei vorschreitender Ausbildung des Staats nicht anders geschehen kann, der Staatsdienst Lebensberuf geworden ist, wird die Masse des Volks in der Theilnahme an öffentlichen Verhältnissen überaus beschränkt. Mit der Theilnahme muß das Interesse und mit dem Interesse die Kenntniß des öffentlichen Rechts abnehmen. In Preußen ist den Staatsdienern auch die Sorge für die

Gemeinden, mit Ausnahme der Städte, welche die Städteordnung erhalten haben, überwiesen, und dadurch dem Volke die öffentliche Thätigkeit jeder Art entzogen, so daß die Einzelnen keine Veranlassung haben, sich mit Verhältnissen bekannt zu machen, die außerhalb ihres Privatlebens liegen. Hierin ist wohl hauptsächlich der Grund der völligen Unkenntniß des öffentlichen Rechts zu suchen, welche nicht allein in den unteren, sondern auch in den sogenannten gebildeten Ständen sich bemerken läßt. Wie Wenige kennen das Recht, durch welches sie zu dieser oder jener Abgabe, zum Dienst im stehenden Heere oder in der Landwehr verbunden sind? Das Wort des Beamten, welchem unbedingt geglaubt wird, gilt als hinreichender Grund für die Erfüllung der Pflichten; das Recht, durch welches die Beamten geleitet werden, ist nur Wenigen bekannt. Daher scheint Vielen der öffentliche Zustand lediglich auf den individuellen Ansichten der Beamten zu beruhen und in nicht wenigen Fällen hat das Geschrei über Beamtenwillkühr seinen Grund in der Unkenntniß des öffentlichen Rechts. Aber die Gefahr, daß die Beamten sich eine willkührliche Handlungsweise zu Schulden kommen lassen, ist allerdings bei einer solchen Lage der Dinge nicht gering, denn dem Volke fehlt die Möglichkeit, sich gegen dieselben durch Berufung auf das Recht zu sichern. Eine verdoppelte Beaufsichtigung der Beamten durch die Vorgesetzten ist daher unabweisbares Bedürfniß und ruft rechtliche Bestimmungen für den Staatsdienst hervor, die nicht in seiner Natur begründet sind," jene strenge militärische Disciplin nämlich, die Entlassung ohne Richterspruch 2c., wovon oben die Rede war.

Zu den Umständen, welche das eigentliche Volk vom Beamtenstande scheiden, gehört auch das Vorrecht, welches der Adel in Bezug auf die höhern Civil- wie Militärstellen genießt. Zwar wird streng examinirt und nach der Tüchtigkeit entschieden, allein es wäre doch ein ausschweifendes Compliment, welches man dem preußischen Adel machen würde, wenn man sagen wollte, daß er das Uebergewicht seiner Namen im Staatskalender einzig seinem grösseren Genie, seinen grösseren Kenntnissen verdanke. „Zwar ward nie in Preußen ausgesprochen, daß nur er fähig zu Aemtern überhaupt oder zu den höheren Aemtern sey, aber im Landrechte * heißt es: „Der Adel ist zu den Ehrenstellen im Staate, wozu er sich geschickt gemacht hat, vorzüglich berechtigt." Unter Ehrenstellen im Staate kann unmöglich etwas Anderes, als die höheren Staatsämter verstanden seyn, da Hofdienst nicht mit dem Ausdrucke Ehrenstelle im Staate bezeichnet seyn würde. Auf die höheren Staatsämter also hat der Adel ein Recht, und zwar ein Recht vor allen Anderen, insofern er die nöthige Geschicklichkeit besitzt. Der allgemein übliche Sprachgebrauch, welchem die Sprache des preußischen Rechts sich anschließt, faßt unter dem einen Worte Adel eine Masse von Familien zusammen, die in so verschiedenartigen Verhältnissen stehen, daß eine Eigenthümlichkeit, welche allen gemeinsam wäre und zu der gemeinsamen Bezeichnung berechtigte, nicht nachzuweisen ist. Es gehören Familien zum Adel, die noch im Anfange des Jahrhunderts den gegenwärtig regierenden Häusern völlig gleich standen, aber auch Familien, welche sich vielleicht erst zur Zeit des Rheinbundes für 70 oder 300 Gulden die Befugniß kauften, vor ihren Namen das Wörtchen „von" zu setzen. Es werden ferner dem Adel Familien beigezählt, die sich durch den Besitz von großen, unveräußerlichen, mit mancherlei Vorrechten ausgestatteten Landgütern von allen Anderen auszeichnen, aber auch Familien, die ohne Besitzungen zu haben deßhalb adelig heißen, weil vor einigen Jahrhunderten ihre Vorfahren Ritterdienste leisteten oder weil gemäß einer landesherrlichen Standeserhöhung angenommen wird, daß sie Nachkommen solcher Voreltern seyen. Alle diese Familien sind in dem Adel enthalten, und dieser Adel ist vorzüglich berechtigt zu Staatsämtern. Es steht fest, daß die vorzügliche Berechtigung ihren Grund nicht in einer Rücksicht auf den Staat hat. Denn so wünschenswerth es nach dem früher Bemerkten erscheint, für manche Arten des Staatsdienstes große unabhängige Grundbesitzer zu gewinnen, so gleichgültig ist es, ob der Staatsdiener das Wörtchen „von" vor seinem Namen führt oder nicht, und es läßt sich in der That für eine große Zahl derer, welche mit dem Namen adelig belegt werden, kein anderer Unterschied, als der in dem Namen liegende, auffinden. Es kann also nur die Absicht, dem Adel vorzugsweise den ehrenvollen Unterhalt zuzuwenden, der Grund jenes Vorzuges seyn, wie auch aus den Worten „vorzüglich berechtigt" hervorgeht. Die vorwiegende Rücksicht auf den Nahrungsstand im Staatsdienste ward in Beziehung auf Anstellung von Militärpersonen aus finanziellen Gründen gefordert, aber eine triftige Ursache zu finden, aus welcher in Beziehung auf den Adel, das Wort in dem jetzt gebräuchlichen Sinne genommen, ein Gleiches geschieht, dürfte wohl nicht möglich seyn."

(Schluß folgt.)

* §. 35. A. L. R. II. 9.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 13. November 1839.

Geschichte.

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte, im 16ten und 17ten Jahrhundert. Aus Archiven und Bibliotheken. Erster bis vierter Band. Wien, Schaumburg und Comp., 1838, 1839. 4.

Herausgeber dieser ausgezeichneten Sammlung ist Herr Anton von Gévay, Scriptor an der k. k. Hofbibliothek. Das reiche und werthvolle Werk dient zweien der bedeutendsten Geschichtswerken, der osmanischen Geschichte von Frhrn. v. Hammer und der des Kaiser Ferdinand I. von dem verst. K. Buchholz zur Ergänzung, und stellt die Verhältnisse des deutschen Reichs und Ungarns zur hohen Pforte in jener verhängnißvollen ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, während der Reformation, in das hellste Licht. Es ist ganz aus Archiven, aus den Original-Akten, zum Theil aus Autographis geschöpft, und enthält die Instruktionen für die kaiserlichen Gesandten, die Berichte derselben, den Briefwechsel der Höfe und der vertrauten Personen. Jeder Band ist einer Gesandtschaft Ferdinands I. an Sultan Suleiman I. insbesondere gewidmet, und zwar der erste der Gesandtschaft vom Jahr 1530, der zweite der von 1531 und 1532, die beiden andern denen von 1533 und 1534.

Man muß sich erinnern, daß ein Jahr vorher, 1529, die Türken ganz Ungarn erobert und Wien, obwohl vergeblich, belagert hatten. Man muß sich erinnern, daß in demselben Jahr, in welchem die erste Gesandtschaft an Suleiman abging, 1530, der große Reichstag in Augsburg gehalten und die weltberühmte Augsburgische Confession abgefaßt wurde. Dazu erwäge man, daß drei Jahr vorher, 1527, ein kaiserliches Heer die Stadt Rom erstürmt hatte, und daß fünf Jahr vorher, 1525, Frankreich in der Schlacht von Pavia unterlegen und der furchtbare Aufstand der deutschen Bauern unterdrückt worden war. In der That, wenn das Benehmen Kaiser Karls V. und Ferdinands I. einer scharfen Kritik unterworfen worden ist, — und wie billig, da das Weltgeschick in ihren Händen lag, — so muß man doch auch in Anschlag bringen, daß die beiden Brüder sich in eine ungeheure Arbeit zu theilen hatten. Hier bedrohte sie der innere Aufruhr, Spanien war in Empörung gegen Karl V., in Deutschland waffneten sich alle Stände nach einander, der Adel, die Bauern, die Städte, die Fürsten und nur die Trennung und Eifersucht derselben erhielt dem Reichsverweser Ferdinand eine schwankende Autorität. Die Reformation drohte vollends Alles umzustürzen, lieh der politischen Eifersucht einen Vorwand und empörte die Volksmassen. Sie hatte in allen Erbstaaten Habsburg weit um sich gegriffen. Auf der andern Seite half den kaiserlichen Brüdern ihr Festhalten am Alten nicht einmal so viel, daß sie den Papst für sich gewonnen hätten. Dieser vielmehr machte jetzt, da er das Kaiserthum so sehr bedrängt sah, nur wieder seine alte guelfische Politik geltend und schonte die reformirten Fürsten, um sie gegen den Kaiser zu gebrauchen, damals noch nicht ahnend, daß die Reformation so weit gehen werde. So von Reich und Kirche zugleich bedrängt, und von den eignen Unterthanen in den Erbstaaten durch den Glaubensstreit getrennt, wurden die kaiserlichen Brüder noch überdies durch zwei mächtige Feinde von außen unaufhörlich bestürmt, nämlich von Westen her durch die Franzosen, die viermal besiegt, den Frieden immer wieder brachen, und durch die Türken, die damals noch auf der Höhe ihres kriegerischen Ruhms standen. Kaum hatte Ferdinand Ungarn erheirathet, als er es schon wieder verlor, denn Suleiman eroberte es durchaus und entfaltete den Halbmond im Angesicht des h. Stephan. Die Rettung Wiens war unter diesen Umständen 1529 ein so wichtiges Ereigniß, wie der Sieg bei Pavia 1525. Hier wurde der Türke, wie dort der Franzose zurückgedrängt, und der kaiserliche Doppeladler konnte die Flügel wieder lüften.

Um freie Hand gegen die Reformirten in Deutschland und gegen Frankreich zu behalten, unterhandelten jetzt die kaiserlichen Brüder mit dem Sultan. Gesandtschaft folgte auf Gesandtschaft vom Jahr 1530 an. Allein es war unendlich schwierig, den übermüthigen Türken zu behandeln; denn obgleich er von Wien unverrichteter Sache hatte abziehen müssen, gab er doch seine Ansprüche auf Ungarn nicht auf. Der Sultan antwortete unterm 17. November 1530: „Ungarn gehöre ihm und Niemand sonst, er habe es dem Johann Zapolya verliehen, sich aber das Eigenthumsrecht vorbehalten. Sein sey und bleibe Alles, was er mit dem Schwert errungen." Diesem Barbaren war also schwer beizukommen. Ueberdies hatten die kaiserlichen Gesandten auch mit fremden Intriguen zu kämpfen, namentlich mit den Umtrieben der Venetianer, deren Doge Gritti in sehr vertrautem Verkehr mit dem Sultan stand. So wurde denn auch aller Bemühungen und aller Klugheit ungeachtet nichts ausgerichtet, der Krieg dauerte fort, und erst 1533 nach einem neuen Siege, den der berühmte Schertlin über die Türken erfochten hatte, zeigte sich der Sultan geneigter zum Frieden, da ihn auch Persien beschäftigte und er deßhalb im Westen Ruhe haben wollte. Ferdinand ergriff diese Gelegenheit begierig, um unter nur erträglichen Bedingungen auch seinerseits von dieser Seite her sich die Ruhe zu erkaufen. So kam denn 1533 ein Friede zu Stande, der natürlich nur aus einem augenblicklichen Bedürfniß hervorging und nur einem Waffenstillstand gleich zu achten war.

So weit kannte man im Allgemeinen die Unterhandlungen, die hier von Herrn von Gévay speciell documentirt sind. Das ausgezeichnetste Verdienst der vorliegenden Sammlung besteht aber in der Mittheilung der noch weiter im Jahr 1534 gepflogenen, bisher unbekannten Unterhandlungen. Ferdinand sah sich bewogen, seine Diplomaten Hieronymus von Zara und Cornelius Duplicius Schepper abermals nach Constantinopel zu schicken, um dem Sultan nochmals zu schmeicheln, und um bei der Grenzbestimmung in Ungarn (Ferdinand und Zapolya sollten theilen) günstigere Bedingungen herauszuschlagen. Ferdinand nennt sich den getreuen Sohn des Sultans. Auch dem Großwezier Ibrahim Pascha wird auf alle Art geschmeichelt und der Intrigant Aloysius Gritti, von dem man glaubte, er strebe selbst nach der Herrschaft in Ungarn, als Rival Zapolyas benutzt. Gritti wurde noch in demselben Jahr, nicht ohne Zuthun Zapolyas ermordet, und der Sultan, der sich des Gritti als eines Aufsehers über Zapolya bedient hatte, wurde sehr zornig. Auch das wurde von der österreichischen Politik benutzt. Allein die Interessen waren und blieben unvereinbar.

Bekanntlich brach der Krieg bald wieder aus, und schon 1537 erlitt das kaiserliche Heer unter Katzianer eine neue große Niederlage durch die Türken. Jene seit 1530 mit der Pforte gepflogenen Unterhandlungen blieben aber nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten Deutschlands. Die drohende Stellung der Türken in Ungarn trug nämlich wesentlich zur Nachgiebigkeit Kaiser Karls gegen die Protestanten bei, als sie sich 1530 zur Augsburgischen Confession bekannten und damit den Abfall von der alten Kirche zum ersten Mal frei erklärten.

Es wird nicht überflüssig seyn, wenn wir bemerken, daß die vorliegende Urkundensammlung musterhaft anständig gedruckt ist und der deutschen Typographie Ehre macht. Doch wären von Seiten des Herausgebers kurze Inhaltsanzeigen am Rande zu wünschen gewesen. Es ist gar umständlich und zeitraubend, sich in solche Urkunden hineinzulesen, wenn man nicht einen Fingerzeig hat, was mehr und was weniger wichtig ist.

Politische Literatur.

1) Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von Clem. Th. Perthes. Hamburg, F. Perthes, 1838.

(Schluß.)

„Nach dem Tilsiter Frieden ward die Unzweckmäßigkeit der im Landrecht gegebenen Anordnung gesetzlich anerkannt und ausgesprochen: * „Dem ausgezeichneten Talent in jedem Stande und Verhältnisse wird Gelegenheit eröffnet, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen." Der Sinn dieser allgemeinen Bestimmung erhellt auf das Deutlichste durch die Anordnung ** über Besetzung der Officierstellen, zu welchen der Adel früher mit Ausnahme einiger Waffengattungen allein fähig war. Fortan sollten „Unterofficiere und Soldaten nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse ohne Rücksicht auf ihre Geburt zu Officieren bis zu den höchsten Graden befördert werden." Der gesetzliche Vorzug des Adels im Staatsdienst ist mithin beseitigt, faktisch aber ist er noch jetzt begünstigt. In den niederen Aemtern freilich findet sich der Adel selten, da die Glieder desselben, welche durch Vermögensverhältnisse oder durch Mangel geistiger Fähigkeiten vom höheren Staatsdienste zurückgehalten werden, es vorziehen in das Heer zu treten. Die besondere

* Publicandum v. 16. Dec. 1808 Gsig. S. 262.

** Kriegsartikel v. 3. August 1808. Gsig. S. 265.

Berücksichtigung dagegen in den höheren Aemtern weist der Staatskalender nach."

Am wenigsten Empfehlendes hat wohl die große, fast ausschließliche Bevorzugung des Adels bei der Besetzung der bischöflichen und erzbischöflichen Stühle. Diese Bevorzugung brachte schon im Mittelalter der Kirche selbst nichts weniger als Segen, weil die privilegirten, die gleichsam gebornen Domherrn und Bischöfe sich keine Mühe mehr gaben, Heilige zu seyn. Sie zeigt sich jetzt eben so wenig günstig für den Staat. Sowohl die Kirche als der Adel können mit dem Staat im Frieden leben, wenn sie isolirt sind, sobald sie aber vereinigt sind und sich wechselseitig verstärken, machen sie auch unfehlbar entweder gegen die Staatsgewalt Opposition oder sie beherrschen dieselbe auf mehr versteckte Weise. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß der Adel sich gern auf Rom stützte gegen die deutschen Könige, daß er immer guelfisch war, wenn die Regierungen ghibellinisch waren, und daß umgekehrt bürgerliche Kirchenlichter nur glänzten im Gegensatz gegen Rom unter dem Schutz der Staatsgewalt, als Ghibellinen. Trotz dem Wechsel der Zeiten werden diese Verhältnisse sich immer mehr oder weniger ähnlich bleiben, und das hätte man nicht außer Acht lassen sollen. Durch Bevorzugung des Adels eine guelfische, kirchlich-aristokratische Opposition selbst zu schaffen und heranzuziehen, lag nicht im preußischen Interesse.

2) Ueber die Garantien der preußischen Zustände. Von Karl Streckfuß, königl. preuß. geh. Ober-Regierungsrath. Halle, Schwetschke und Sohn, 1839.

Eine kleine Schrift, aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung besonders abgedruckt. Der würdige Verfasser hatte vorzüglich das Kölner Ereigniß im Auge, indem er auf die Garantien und starken Stützen hinwies, welche der preußische Staat in sich selbst trage. Zu diesen Garantien rechnet er wesentlich auch jene so eben besprochene Beamtenhierarchie, und hebt ganz besonders hervor, wie das strenge Recht durch Humanität gemildert, die Willkühr durch herkömmliche Gerechtigkeitsliebe und Prüfung vor jedem Urtheil entfernt werde. Er erinnert an den berühmten Müller, der dem großen Friedrich seine Windmühle nicht abtrat und nicht dazu gezwungen werden durfte und frägt, ob das Recht des Einzelnen nicht heute noch eben so geschützt sey in Preußen, wie damals. Er gedenkt der strengen Disciplin der Beamten. Aber er bemerkt: „Damit die Beamten durch keine Furcht abgehalten werden, bei jeder Gelegenheit ihre reine wahre Ueberzeugung — wie sichs von selbst versteht, in der zu den Verhältnissen ziemenden Form — auszusprechen, hat das Gouvernement ihnen die Sicherheit verliehen, daß keine Willkühr von oben, keine üble Laune eines Vorgesetzten, sie aus ihren Stellen verdrängen könne, wenn sie nicht durch ihre Handlungen sich deren entschieden unwürdig machen. Begehen sie Verbrechen, dann hat der Richter über ihre Entsetzung zu entscheiden. Bei Vergehungen gegen die Dienstordnung dagegen, bei unverbesserlicher Nachlässigkeit oder bei unwürdiger Lebensweise ist die Entsetzung auch auf administrativem Wege zulässig. Sie ist aber an Formen gebunden, welche eine Ungerechtigkeit fast unmöglich machen. Eine förmliche Untersuchung muß eingeleitet, jede Anklage erörtert, und der Angeklagte mit seinen Gegenbeweisen und seiner Vertheidigung gehört werden ꝛc."

Besonders aber hebt der Verfasser den guten Ruf der preußischen Staatsdiener in Bezug auf ihre Rechtlichkeit hervor. „Man wird lange unter den Räthen sämmtlicher Landescollegien suchen müssen, ehe man Einen findet, dessen Rechtlichkeit durch den Ruf bezweifelt wird. Selbst ein solcher Zweifel veranlaßt dann seine Collegen, sich von ihm zurückzuziehen. Wird aber der Ruf durch Thatsachen bewährt, dann ist seine Entfernung aus dem Dienste unvermeidlich. Von der Bestechlichkeit, die in gewissen andern großen Staaten stattfinden soll, von Skandalen, wie sie durch öffentliche Verhandlungen kund geworden sind, weiß selbst das Gerücht in Preußen nichts zu erzählen, obwohl hier, wie anderwärts, das Publikum die öffentlichen Beamten unter scharfer Controle hält, und geneigt ist, das, was an ihnen als zweideutig erscheint, nach dem schlimmsten Sinne zu deuten."

Ferner wird auf die Vortrefflichkeit und wahre Volksthümlichkeit des preußischen Wehrsystems, auf die unabhängige Gemeindeverwaltung (jedoch nur der Städte, nicht auch der Dörfer) und auf die ausgezeichnete Schulbildung und Wissenschaftlichkeit in Preußen hingewiesen und es wird behauptet, daß sich die preußische Bevölkerung in dieser Beziehung unter einem absoluten Monarchen eines größern Vorzugs erfreue, als manches constitutionelle Volk.

Sittenlehre.

Handbuch der christlichen Sittenlehre, von Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Drei Bände. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, 1838.

In diesem klar angeordneten und viel umfassenden Werke wird das ganze Gebiet der Sittenlehre nach allen seinen Theilen erklärt und erläutert. Der Verfasser

beginnt mit einer Geschichte der Sittenlehre, mit einer Uebersicht aller bisherigen und unter sich streitenden Meinungen; dann schreitet er zur Entwicklung seiner eignen Ansicht fort und handelt vom Princip und von der Anwendung der Sittenlehre, von allen menschlichen Pflichten und von deren Verletzung, so wie von der moralischen Heilmittellehre oder von dem, was man zu thun habe, um sittlich rein zu bleiben oder sich, wenn man gefehlt, wieder zu bessern und zu reinigen.

Wer sich nun über Geschichte und Theorie der Moralwissenschaft zu unterrichten sucht, wird aus diesem Werke die mannichfaltigste, ja eine vollständigere Belehrung schöpfen, als aus irgend einem verwandten neuern Werke. Insbesondere gereicht ihm die historische Parthie, die Charakteristik aller abweichenden Meinungen und sodann die einfache und klare Klassifikation der Pflichten, was man den Moralcoder nennen könnte, zum Verdienst.

Das Princip, von welchem der Verfasser ausgeht, folgt aus der Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Christenthum, die er immer vertheidigt hat. Er sucht die christlichen Ansichten und Vorschriften festzuhalten unter der Bedingung der Aufklärung und Milde neuerer Zeiten. Daher will er keineswegs den christlichen Ernst, auch nicht die Mahnungen an die Vergeltung jenseits verbannt wissen; allein die Strenge und Härte, den moralischen Terrorismus verwirft er. Von diesem vermittelnden Standpunkt aus tadelt er ausdrücklich das Schreckensystem Luthers (Theil I. S. 70) und ist geneigt, die Strafe nur von der Zeit der Verstockung bei jedem Sünder abhängig zu machen, so daß nur der Trotzige, der sein Unrecht durchaus nicht einsehen will, so lange bis er es einsieht, im Stand der Ungnade verharren werde (I. 388). Ob diese Ansicht nicht etwas zu lax ist? Die Wohlfeilheit der Gnade und Verzeihung ist immer etwas Mißliches, sie mag Ablaß heißen oder Aufklärung und Humanität. Man ist allerdings auf der andern Seite zu weit gegangen. Man hat ewige Höllenstrafen der scheußlichsten Art für Verbrechen dekretirt, die vielleicht nur in der Leidenschaft begangen waren und wobei die Zurechnungsfähigkeit kaum zu ermitteln ist. Man ist überhaupt sehr freigebig mit Ewigkeiten aller möglichen guten und bösen Zustände gewesen, da doch der menschliche Geist nicht einmal fähig ist, den Begriff der Ewigkeit zu fassen. Man hat ferner etwas zu grobsinnlich die Menschen wie kleine Kinder mit einem Popanz geschreckt und blinden Gehorsam ohne Urtheil durch bloße Furcht vor leiblich schmerzhaften Strafen zu wecken gesucht. Daß das Alles verkehrt sey, darüber ist unter vernünftigen Männern wohl kein Zweifel. Allein man muß sich doch sehr hüten, sich dem entgegengesetzten Extreme zu nähern. Erstens läßt sich der Ernst der Sache durchaus nicht aufrecht erhalten, ohne eine Drohung. Kein Gesetz ist ohne Strafgewalt möglich, mag dieselbe auch nur für die nöthig seyn, die aus edleren Motiven das Gesetz nicht anerkennen würden. Es war nicht die Absicht des Schöpfers, die Geschöpfe frei von dieser Furcht zu erhalten. Er hat sie vielmehr in alle Seelen gelegt, und die Stimme des Gewissens ist älter und unabänderlicher, als alle Sittengesetze. Von dieser Furcht des bösen Gewissens nun kann kein Sittengesetz irgendwie mehr oder auch nur weniger dispensiren, sey es durch einen unerschöpflichen Gnadenschatz der Kirche oder der Philosophie. Und dann kann sich doch auch der gebildetste Geist, wenn er selbst auch noch so rein und frei von Sünde sich erhält, nicht verhehlen, daß ein, wenn auch geheimnißvoller, dennoch unverkennbarer Zusammenhang zwischen dem Ursprung des Bösen und dem Gesammtschicksal der menschlichen Gattung auf Erden besteht. Zugegeben, daß Orthodoxie und Mystik deßfalls harte, grelle Sätze behauptet haben, die vor der Wahrheit und dem richtigern Gefühl nicht bestehen können; so hat doch der Wandel im Bösen nicht nur für das Individuum, sondern auch für die Gattung überhaupt eine sehr tiefe und ernste Bedeutung, auf welche die Sittenlehre, hier unzertrennlich von der Dogmatik, aufmerksam machen muß.

Dichtkunst.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von J. E. Hitzig. Stereotyp-Ausgabe mit Holzschnitten. Nürnberg, Schrag.

Eine nette und wohlfeile Ausgabe des längst bekannten und gewissermaßen schon zum Volksbuch gewordenen Schlemihl, bereichert durch eine Vorrede des Herausgebers, woraus man ersieht, daß Schlemihl, bereits in drei französischen, in zwei englischen, in einer italienischen Uebersetzung verbreitet, auch bereits bühnengerecht dramatisirt worden ist. Auch Zeichner haben dieses anziehende Mährchen mehrmals illustrirt. Wir empfehlen das oft empfohlene aufs Neue allen, die es noch nicht kennen sollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. November 1839.

Neustes Werk über England.

Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren Gunters von P. Q. O. Aufwärter bei Almacks. Stuttgart, Hallberger, 1839.

Das berühmte Werk des Verstorbenen über die englische Aristokratie, das in demselben Verlag erschienen ist, und das vorliegende haben eine ziemlich nahe Verwandtschaft und sind doch auch wieder sehr verschieden von einander. Beide sind in hohem Grade geistreich und voll von jener Frivolität, der man das Vorrecht der Liebenswürdigkeit zugesteht. Es gereicht den „Papieren Gunter's“ zu keinem geringen Ruhme, daß man sie noch mit Vergnügen lesen kann, nachdem der Verstorbene schon über denselben Gegenstand geschrieben hat. Beide unterscheiden sich aber dennoch durch den kleinen Umstand, daß der eine die aristokratische Treppe herab- und der andere sie hinaufsteigt.

Das Sittenbuch empfiehlt sich zweierlei Klassen von Lesern, nämlich der „Gesellschaft“ durch die witzige Art, wie dieselbe geschildert wird, und durch die skandalöse Chronik, der bürgerlichen Intelligenz aber durch die unverkennbar bürgerliche, ja wir möchten sagen nordamerikanische Gründlichkeit der allgemeinen Ansichten, die hier auf eine wirklich seltene und überraschende Weise mit dem leichtfertigsten und routinirtesten Spotte wechseln.

Es kann unsern Lesern nur angenehm seyn, den Verfasser selbst zu hören. Wie trefflich charakterisirt er z. B. gleich im Beginne des Buchs die Herrschaft des schönen Geschlechts in Europa: „Je mehr sich die Völker civilisirten, desto höher stieg die konventionelle Macht und der Einfluß der Weiber, bis sie endlich, da sie von allem direkten Antheil an der bürgerlichen Gesetzgebung ausgeschlossen blieben, auf indirektem Wege durch die Einführung der Etiquette — diesem allgemeinen Schild gegen die Rohheit, dem lex non scripta der feinen Welt — diejenige Herrschaft erreichten, die man ihnen jetzt wohl nicht so leicht wieder streitig machen wird. Auf dem Gipfel ihrer Macht stehen die Weiber in England, und zwar hauptsächlich deßwegen, weil die leidenschaftliche und chevalereske Hingebung der Männer an die Frauen, die doch dort hauptsächlich normännischen Ursprungs ist, auf die alte angelsächsische, ächt germanische Verehrung des weiblichen Geschlechts gepfropft ward, wodurch die äußerliche Etiquette gegen die Damen eine moralische Basis gewann. In Frankreich und Italien gründet sich die Macht des schönen Geschlechts einzig und allein die Leidenschaftlichkeit der Männer und auf die größere oder geringere Klugheit, mit welcher die Weiber diesen Umstand zu benützen wissen. Es ist daher die Etiquette der Franzosen und Italiener eine bloße Einkleidung, eine leere Form, ein Mittel zum Zwecke, das ich am liebsten un procédé = un modo di procedere — nennen möchte, nicht eine durch allgemeine Anerkennung zum Gesetz erhobene moralische Norm. Der Einfluß, den die Weiber in Frankreich zur Zeit Ludwig XIV. und Ludwig XV. erlangten, wurde von ihnen im eigentlichen Sinn erobert, und es war ihnen hiebei ein Zusammentreffen von Umständen günstig, wie sie die Kulturgeschichte keines andern Landes aufzuweisen hat. Daher spielen die französischen Damen noch jetzt die Eroberer gegen die Männer, aber es fehlt ihren Vasallen jene liebevolle Hingebung, jene treue Anhänglichkeit, die den Grundzug des englischen Charakters bilden, und wodurch das sittliche Verhältniß des englischen Volkes zum Fürsten, zum Adel und zu den Frauen dauerhaft begründet ist. In Deutschland, wo sich Alles mehr oder weniger zum Ideal potenzirt, ist die Würde der Frauen ein überaus schöner, aber abstrakter Begriff, ein metaphysischer Geisterhauch, und es vergißt der Jüngling oder der Mann, während er von hehren Göttergestalten träumt, nicht selten das Mädchen oder das Weib, welches ihm zur Seite sitzt. Was von französischer Etiquette, die nun durchaus nicht zum deutschen Charakter paßt, auf uns übergegangen ist, hat den Damen just keinen besondern Rang in der Gesellschaft angewiesen; sie bilden nicht das eigentliche

Element derselben wie in England, den Brennpunkt, um den sich das ganze sittliche Leben dreht, sondern es werden unsere deutschen Hofräthinnen und Excellenzen wie kostbare Zuckeraufsätze bloß zum Nachtisch servirt, um nachher unangetastet wieder abgetragen zu werden."

Der Verfasser gesteht den Engländern noch mehr Vorzüge zu. Bei ihnen allein finde man die wahre Vornehmigkeit. Die Charakteristik derselben ist ein Meisterstück. „Wie viele aufstrebende Genies oder angehende Reiche richten nicht sich und ihre Vermögen in der höhern Gesellschaft in Paris zu Grunde? — Wie viele arme Teufel machen nicht in Deutschland dadurch Bankerott, daß sie es dem Adel nachmachen wollen. Alles dies ist in England unmöglich. Dort wird niemand in die höhere Gesellschaft eingelassen, der, wofern er nicht adelich ist, nicht schon einen literarischen oder künstlerischen Ruf und hiedurch den Weg zum Reichthum gesichert hat — oder dessen Vermögen nicht sorgfältig abgewogen und von allen Seiten vollwichtig befunden worden ist. Hierdurch kommt das eigentliche à plomb in die höheren Zirkel. Daher ist das Verhalten im Allgemeinen mehr negativ als positiv; das heißt, man sieht mehr darauf, Alles zu entfernen, was einen unangenehmen Eindruck hervorbringen oder auch nur an einen solchen erinnern könnte, als auf den eigentlichen positiven Stoff des Vergnügens, in so fern dieser nicht durch reine Persönlichkeit — das ist, durch die Schönheit bei Damen und durch den Rang bei Herren gegeben ist. Hauptsächlich sieht man darauf, jede Gemüthsbewegung, jeden Affekt der Seele sorgfältig zu vermeiden; und es ist schon die geringste Manifestation derselben eine mit der Ruhe und Würde des Patriciers unverträgliche Erscheinung. Ueberhaupt brauchen sich die höheren Stände nicht nach Art der niederen durch Reiz und Aufregung, auf welchen nothwendigerweise Abspannung folgt, in einen erträglichen Zustand von Vergessenheit zu setzen. Hierin besteht die Art des Vergnügens ganz gewöhnlicher oder armer Menschen, deren äußere Verhältnisse von der Art sind, daß sie, zum Behuf der Erheiterung sich über dieselben hinwegsetzen müssen. Der Patricier findet eben in seinen Umständen die unversiegbarste Quelle seiner Genüsse. Ueber diese gehen daher die Klugen unter ihnen selten hinaus; unter sie dürfen sie nicht gestellt werden. Es sind deßhalb die Gemächlichkeit oder der Comfort, wie die Engländer die höchste Potenz ihres Glückes zu nennen pflegen; — (welcher wiederum von den Umständen abhängt), und die damit verbundene Ruhe, ein Nichtaffizirtwerden von gemeinen Dingen oder selbst von Menschen jeglicher Art, eine gewisse erhabene Selbstgenügsamkeit, welche den höheren Ständen angeboren, den niederen aber und selbst den ausgezeichnetsten Talenten unter ihnen unerreichbar ist, die Hauptelemente der höheren oder schlechtweg der Gesellschaft. Nur ganz gewöhnliche Menschen lassen sich in England zum Affekt oder wohl gar zur Verwunderung hinreißen; wie es denn überhaupt dort nichts Gemeineres gibt, als eine sogenannte Scene! Ein Mädchen, wenn sie auch noch so schön ist, wird in der Gesellschaft nie mehr als „niedlich" (nice) befunden. Eben so ist ein Beefsteak, wenn es aus einer sehr zarten Ochsenrippe geschnitten, und in Saft gebraten ist „niedlich," und dasselbe gilt von einem Mann, der gefällig und angenehm ist, deßgleichen auch von einem Staatsmann u. s. w. Wer sich so weit hinreißen läßt, eine Frau schön (beautiful) oder wohl gar bezaubernd (bewitching) zu finden, der beweist bloß, daß er in den höhern Zirkeln noch nicht einheimisch ist; sollte aber Jemand die Unvorsichtigkeit begehen, einen Staatsmann, einen Schriftsteller oder einen Künstler „ausgezeichnet," oder wie die Wiener sagen, „göttlich," zu finden, so kann er darauf rechnen, nicht sobald wieder eingeladen zu werden; denn nicht nur ist jeder solche Ausdruck im Allgemeinen störend, weil er die Andern zwingt, entweder über den eleganten Indifferenzton sich hinaufzustimmen oder die Kluft zwischen sich selbst und dem Enthusiasten sichtbar zu machen, sondern es ist überhaupt jede Art von Bewunderung eine Gemeinheit oder ein Provinzialismus, welcher höchstens Mitleid erregt. — Nirgends braucht man sich so sehr die Horazische Regel nil admirare einzuschärfen, als in England. Von ernsten Dingen spricht man überhaupt nicht in der Gesellschaft oder höchstens um sie lächerlich zu machen. Daher hüte man sich sehr vor jeder Konversation, welche gründliches Studium oder einen ausgebildeten Geschmack verräth. Dergleichen Dinge geben nothwendigerweise zu Vergleichungen Anlaß, wobei gewöhnlich derjenige am meisten verliert, welcher scheinbar am meisten gewinnt. Es ist ein eigentliches Studium für einen Literatoren auf die gewöhnliche Umgangs- und Damensprache, die man in England small talk (kleines Geschwätz) heißt, einzugehen, um so immer diejenigen Ausdrücke, Komplimente und Wendungen bei der Hand zu haben, welche hauptsächlich deßwegen in der Gesellschaft Kurs haben, weil man sich auf die Antwort, die man ebenfalls auswendig weiß, nie zu besinnen braucht. Diese Art Konversation existirt in England, und besonders bei Hof, schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, weßwegen sie auch Shakspeare in seinem König Johann angeführt hat:

„Lieber Herr."
So auf den Arm mich stützend, fang' ich an,
„Ich möcht' Euch bitten," — das ist Frage nun
Und dann kommt Antwort wie ein ABC-Buch.
„O Herr," sagt Antwort, „gänzlich zu Befehl."
„Wie's Euch beliebt, zu Euren Diensten, Herr." —
Sagt Frage: „Nein ich, bester Herr, zu Euren;"
Und so, eh Anwort weiß, was Frage will,
Bis auf den Dialog in Komplimenten,

Und schwanend von den Alpen, Apenninen,
Den Pyrenäen und dem Flusse Po,
Zieht er sich bis zur Abendmahlzeit hin.

König Johann. Akt I. Scene 1.

Zur Ergötzung deutscher Leser, und besonders auch zur Belehrung solcher, die in den Fall kommen könnten, einmal nach England zu reisen und in höhere Kreise zu kommen, entwickelt der Verfasser das System der gesellschaftlichen Etikette in England (von Seite 128 an), zumal die von den unsern sehr abweichenden Gebräuche bei Tische. Ist Manches dabei willkürlich, an sich wunderlich und lästig, so ist doch alles wohlberechnet als ein System nationaler und aristokratischer Abgrenzung. Die innerhalb dieser Grenze Begriffenen befinden sich wohl dabei. Der Verfasser verbreitet sich über die Genüsse des Reichthums und über den feinen Geschmack (zunächst den physischen) der vornehmen englischen Welt mit einem sichtlichen Behagen. „Die geringste Besoldung eines guten französischen Kochs ist 400 Pfd. Sterling oder ungefähr 4800 fl. per annum; es gibt aber deren auch, welche fünf- bis sechshundert, ja bis zu tausend Pfund, Besoldung haben, und sich daher, ohne der Sporteln zu gedenken, besser stehen als in Deutschland ein Minister; — ein Beweis, wie die Engländer die von ihrem größten praktischen Arzte Doktor John Hunter ausgesprochene Wahrheit: a man is what his stomach makes him, and a woman what her uterus makes her; zu würdigen wissen. — Auch einzelne Zweige der Wissenschaft belohnt man in England königlich, und es führt der bekannte geistreiche Verfasser der Physiologie du Goût das Beispiel eines französischen Emigranten an, welcher bloß für das Anmachen des Salats fünf Guineas sich bezahlen ließ, und noch dazu in einer eleganten Equipage abgeholt und wieder nach Hause geführt werden mußte." Selbst die gewöhnliche bürgerliche Küche wird gepriesen, weil die Engländer „das Prinzip des Handels auch auf ihre Küche anwenden, und en gros zubereiten, was sie nur im Detail zu verspeisen im Stande sind." Sie bereiten nämlich das Fleisch nie in kleinen Stücken, wie wir, sondern immer in großen Massen, wodurch es Saft und Kraft behält. Die gastronomischen Betrachtungen des Sittenbuchs hören nicht so bald auf. Der Verfasser verbreitet sich über die englische Küche mit einer Appetit erregenden Umständlichkeit. Hier das Rezept zu einem echten Beefsteak: „Man nimmt hiezu entweder ein Lendenstück, NB. mit der Rippe, oder ein aus dem Schenkel des Thieres in senkrechter Richtung auf den Knochen auf beiden Flächen so viel als möglich parallel geschnittenes Stück * von nicht weniger als Dreiviertelzoll Dicke, salzt es auf beiden Seiten gehörig ein, bestreut es sodann mit grob gestoßenem, nicht bis auf Sand zermaltem Pfeffer, und legt es auf einen möglichst heißen Rost, unter welchem sich eine starke Holzglut, oder besser, ein starkes, aber nicht flammendes, Steinkohlenfeuer befindet. Die Ursache, warum der Rost früher möglichst heiß seyn muß, ist, daß das Steak, wenn es gut seyn soll, so schnell als möglich zubereitet werden muß, damit das Blut nur an den äußersten Flächen gerinne, das Innere aber vollkommen saftig bleibe. Wird nun das Fleisch auf einen kalten Rost gelegt, so wird es nothwendigerweise während der ersten Sekunden langsam geschmorrt; denn es absorbiren die Eisenstäbe, als bessere Wärmeleiter, anfangs eine sehr bedeutende Menge Wärmestoff, ehe sie diesen als Leiter dem Fleische zuführen, und es ist ein so verwahrlostes Steak gewöhnlich zäh und geschmacklos. Auch wird es durch diese unmenschliche Behandlung buchstäblich gebrandmarkt und trägt sodann den unverkennbaren Stempel der Barbarei des Koches. Daher sagen auch die Engländer, daß Shakspeare in seinem Makbeth das beste Kochrezept für ein Beefsteak gegeben habe; denn er läßt den Helden des Stückes im ersten Akt, 7te Scene, sagen:

If 't were done when 't is done
Then 't were well 't were done quickly. *

NB. Das Steak muß während der ganzen Zeit, daß es am Feuer ist, beständig umgekehrt, und nicht vorher, wie die Wiener Rostbraten, geklopft werden. Es ist dies, mit aller Verehrung für die österreichische Küche, dennoch nur ein elendes Surrogat für das englische Mürbemachen durch das Hängen."

Abgesehen von diesen Nebendingen beurtheilt der Verfasser die englische Aristokratie sehr gründlich und nach allen Seiten. Kurzgefaßt geht seine Ansicht dahin, daß diese Aristokratie ihre unerschütterliche Macht hauptsächlich vier Umständen oder Maximen zu verdanken habe, erstens ihrer strengen Etikette und ihrem Ausschließungssystem gegen alles nicht zu ihr Gehörige; zweitens der großen Liberalität, womit sie sich trotz dieses formellen Ausschließungssystems fortwährend aus den Reichen und aus den Talenten der untern Klassen rekrutire, alle Körner in sich aufnehme und dem Volk nur die Spreu lasse; drittens der klugen und festen Verbindung, in der sie mit der Geistlichkeit stehe und viertens dem stolzen, strengen und dennoch großmüthigen Benehmen gegen das gemeine Volk.

In Bezug auf den zweiten Punkt — vom ersten war schon die Rede — macht der Verfasser sehr richtige

* Ein solches Beefsteak heißt in England rump steak; das aus den Lenden geschnittene wird loin steak genannt. Das rump steak ist der eigentliche Typus des englischen Gerichts.

* „Wenn es gethan wäre, wenn es gethan ist; dann wär' es gut, wenn es schnell gethan wäre."

Bemerkungen über die Vorzüge des englischen Adels vor dem kontinentalen. Der englische rekrutirt sich aus den Gemeinen, und was er dadurch an der Reinheit des Blutes verliert, wird ihm übermäßig durch den beständigen Zufluß von Reichthum und Talent ersezt, in dem die wahre Macht beruht. In England können Reichthum, Verdienst, Intelligenz nie Opposition gegen den Adel machen, weil sie mit dem Adel selbst verschmelzen, so wie sie sich auszuziehen anfangen. Daher sich auch der ganze politische Kampf in England nicht um eine Volks- und eine Regierungspartei dreht, wie auf dem Festlande, sondern um zwei in ihren Ansichten abweichende Adelsparteien, denn die Whigs sind Adel wie die Tories. Ein Adel nun, der sich auf diese Weise physisch, ökonomisch und moralisch beständig ergänzt, alle Kräfte der Nation in sich konzentrirt, die Regierung allein leitet und überdies beim gemeinen Volk in hoher Achtung steht, und dem freiwillig die tiefste Ehrfurcht gezollt wird, scheint unserm Verfasser glücklicher gestellt, als der kontinentale, der sich nicht auf die gleiche Art rekrutirt, den Neuadelichen sogar ungern sieht, und anstatt überall Sympathien und Bundesgenossen zu finden, vielmehr neben sich einen höhern Bürgerstand aufkommen lassen muß, der an Reichthum und Einfluß mit ihm wetteifert und ihm keineswegs dient, sondern ihm vielmehr feindlich entgegentritt. „Wir müssen den englischen Adel bewundern, welcher seit der Erwirkung der magna charta und der Revolution von 1640 bis 1688 jeden Versuch der niederen Stände, sich mit ihm gleich zu stellen, durch seine Klugheit und Konsequenz vereitelt, wohl aber durch die zeitgemäße Aufnahme aller Notabilitäten, Talent, Genie, Mode, Kunst, ja sogar die Religion und die Moral an seinen Siegeswagen kettet, bis diese, ermattet von der ungeheuren Anstrengung, endlich selbst dem Himmel danken, wenn man sie wieder freiläßt und sie der Vergessenheit übergibt! Daran nehme sich der deutsche Adel (ich meine hiemit denjenigen Theil desselben, der noch ein eigenthümliches unabhängiges Vermögen besizt, und nicht gezwungen ist, von Staatsbesoldungen zu leben) ein Beispiel! So weit kann es eine Kaste bringen, wenn sie beständig mit dem Geist der Zeit vorschreitet, und in der Gesellschaft wie in der Politik, in der Kunst wie in der Wissenschaft, wenn auch nur anscheinend, das Patronat übernimmt, statt auf jede Neuerung vornehm herabzublicken, und in jedem Emporkömmling einen Feind zu sehen, gegen den man sich verschanzen und verbarrikadiren muß, weil man weder die Kraft besizt, sich mit ihm im offenen Felde zu messen, noch die Schlauheit, ihn durch die Diplomatie zu überlisten und durch Unterhandlungen zu vernichten. Das aber versteht der englische Adel troz aller ihm angedichteten Arroganz und Selbstsucht, sowohl im Parlament, als in der Gesellschaft. (Seite 193.) — Nicht im Adel selbst, sondern im Volke liegt die eigentliche Stärke der Aristokratie. Daß die Reformbill, nur im Momente eines vorübergehenden patriotischen Taumels, oder vielmehr im Augenblicke einer aus Frankreich geholten Aufwallung der Gemüther, die sogar den Thron und seine nächste Umgebung ansteckte, ihre Entstehung nahm, ist eine jezt gewiß nicht mehr bestrittene Thatsache. Auch hat der Erfolg bewiesen, daß man damit gar nicht den Grund zu radikalen Staatsreformen legen, sondern bloß einige theoretische Mißbräuche, die man zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung nicht mehr nöthig hielt, abschaffen wollte. Whigs und Tories waren seit ihrer Entstehung unter Karl II. von jeher nur Parteien des Adels, die sich nur, wie einst die Ritter der weißen und rothen Rose, obgleich auf eine weniger chevalereske Art, um die Herrschaft stritten; von einer eigentlichen Volkspartei im Sinne der Nationen des Kontinents war und ist in England, selbst jezt, nach den lächerlichen Auftritten der Chartisten, noch immer nicht die Rede; es sey denn, daß man unter der Hefe der Bevölkerung das Volk oder die Nation versteht. Nicht nur sind alle Whiganführer, sobald sie ans Ruder kommen, durch die die ganze englische Geschichte durchdringende Fatalität die fürchterlichsten Tories geworden, sondern der Sinn der ganzen Nation ist toristisch — das heißt, für eine Aristokratie im Staate wie unter den Völkern."

Der Verfasser spottet über die Deutschen und preist sie zugleich glücklich, daß bei ihnen die Volksvertreter nie in den Fall kommen, von der Aristokratie begehrt, verführt und dem Volk abspenstig gemacht zu werden.

Nicht minder wichtig ist der dritte Punkt, die feste Allianz des englischen Adels mit der Hochkirche, und die Strenge, mit welcher dieser Adel auf Religionsübung und öffentliche Sittlichkeit hält. „Welchen Kontrast bildet nicht dieses Verfahren und diese christliche Tugend der Engländer mit dem früheren unverantwortlichen Leichtsinn der französischen höheren Koterien, welche die ersten waren, die Geistlichkeit mit ihrem Witz und ihrem Spott zu verunglimpfen, und hierdurch selbst den Grund zur nachgefolgten Demoralisation des Volks und zu ihrem eigenen Verfall zu legen. Der englische Adel hingegen geht dem Pöbel mit einem guten Beispiele voran, und vermeidet wenigstens äußerlich alles, was sowohl zur temporellen als zur spirituellen Herabwürdigung der Geistlichkeit beitragen könnte. Der alte französische Adel ist in neuerer Zeit zwar auch wieder religiös geworden; aber es ist dieses, um mich eines gemeinen Sprichworts zu bedienen, de la moutarde après dîner, und macht vielleicht das Uebel noch ärger als zuvor."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. November 1839.

Neustes Werk über England.

Sittenbuch der englischen Gesellschaft aus den Papieren Gunters von P. Q. O. Aufwärter bei Almacks. Stuttgart, Hallberger, 1839.

(Schluß.)

„Da in England die Episkopalkirche fashionabel ist, so versteht es sich von selbst, daß nach dem Beispiele des bei weitem größeren Theils der Pairs, die große Zunft der Squires und Gentlemen sich dazu bekennt, die denn ihrerseits wieder den Handels- und Gewerbsstand nachziehen, bis zuletzt die religiöse Inspiration alle Klassen durchdringt. Was die katholische Religion in Frankreich in den Jahren, welche der Revolution unmittelbar vorausgingen, gegen sich hatte, das hat die englische Hochkirche für sich; — die Klugheit, den Witz und den Scharfsinn der Gelehrten und Staatsmänner, und den Geschmack und den Beifall der Damen. Alle Talente in Frankreich waren, und sind zum Theil noch, destruktiv; in England arbeitet Alles auf die Erhaltung des Ganzen hin! denn das conservative Princip ist in der Mode, und läßt sich in der Gesellschaft durch nichts den Rang streitig machen. Nichts hat den aufstrebenden Presbyterianern und Puritanern so sehr geschadet, als die Aeußerung Karls II., der von ihrer Religion sagte, daß sie nicht die eines Gentleman sey. Wäre es den Puritanern zu jener Zeit gelungen, auch nur Eine Hofdame zu ihrem Glauben zu bekehren, so wäre derselbe gewiß zum Gegenstand allgemeiner Verehrung geworden; so aber waren ihre Doktrinen und der damit verbundene politische Liberalismus allen gebildeten Engländern und Engländerinnen ein Gräuel, und sind es noch. — Selbst der Eifer der Episkopalen ist durch den Enthusiasmus der Neuerer aus der Mode gekommen, und es bemüht sich jetzt die höhere englische Geistlichkeit, auch von der Kanzel dieselbe fashionable Indifferenz für das Seelenheil ihrer Gemeinden an den Tag zu legen, die sie, in den Salons in Bezug auf die irdischen Angelegenheiten ihrer Nebenmenschen, auszeichnet."

Was endlich den vierten Punkt anlangt, das Benehmen der englischen Aristokratie gegen das gemeine Volk, so läßt sich nicht verkennen, daß es tiefberechnet und praktisch ist. Vor allem ist es imponirend, und das will das Volk. „Wie sehr der englische Adel dem Volke gegenüber seine Stellung zu behaupten weiß, und wie wenig er selbst bei den wichtigsten Veranlassungen zum Verkehr mit niedrigen Personen zu bewegen ist, bewies die Herzogin von A — s, als ihr der Aufwärter des Schiffes, an dessen Bord sie sich befand, zurief, daß das Fahrzeug im Sinken sey: „Wer hat ihn sprechen heißen," versetzte die beleidigte Herzogin, „so etwas darf mir höchstens der Capitain sagen!" Nicht einmal artig dürfen die Personen niederer Stände gegen die höheren seyn; ihre Pflicht ist bloß zu gehorchen. Die Marquise * * läßt ihr Schnupftuch fallen, und es ist kein Cavalier da, der es ihr aufhebt. Sie winkt ihrem Pagen; dieser darf es aber nicht anrühren, sondern muß das Kammermädchen rufen; das Kammermädchen kömmt und hebt es auf. „Gib es meinem Lord * *" befiehlt die Marquise; das Mädchen thut, wie ihr befohlen, nun erst kommt der edle Lord mit hohem Anstand und lispelt: „Sacktuch, Theure!" die Marquise verneigt sich und der Gemahl ist entlassen. Die niederen Stände sehen es überhaupt als eine große Gunstbezeugung an, wenn ein Mann von Rang und Ansehen sich herabläßt, mit ihnen zu sprechen, sey es auch nur, um ihnen etwas abzuschlagen. Ein arbeitender Engländer bedankt sich in der Regel für Alles, was man mit ihm vornimmt. Er bedankt sich für das, daß man ihn ansieht, daß man ihn anhört, daß man ihm antwortet, oder daß man ihm sagt, man brauche ihn nicht. Diese Artigkeit des englischen Volkes konnte der amerikanische Novellenschreiber Fenimore Cooper

freilich nicht begreifen! In Southampton angelangt, riefen ihm Matrosen und Kutscher von allen Seiten zu: „boat sir, boat sir? coach sir, coach sir? London sir, London sir?“ (Boot, Herr, Boot Herr? Kutsche, Herr! Kutsche, Herr? London, Herr? London, Herr?) „Brauche weder Boot, noch Wagen,“ rief der republikanische Literator mit Unwillen. Thank 'ee sir! Thank 'ee sir! (Dank, Herr! Dank, Herr!) wiederholte es von allen Seiten, als ob er ihnen Wunder was für eine Gnade erwiesen hätte. „Das ist offenbare Heuchelei,“ meint Cooper in seinen „Recollections of Europe,“ (Erinnerungen an Europa), weil er nicht weiß, daß er gemeinen Leuten in England schon dadurch einen Dienst erweist, daß er, indem er auf ihre Fragen antwortet, ihnen zu verstehen gibt, daß er sie bemerkt und gehört hat.“

Jenes imponirende Wesen des Adels ist aber zugleich durch Großmuth unterstützt. Der Adel ist reich und freigebig und das Volk theilt sich in seine Clientel. Der Kaufmann, der Handwerker, der Pächter, jeder, dem er Nahrung verschafft, muß auch bei den Parlamentswahlen für ihn stimmen. Die Freigebigkeit und wahrhaft königliche Großmuth des englischen Adels im Geldverschwenden fällt auf, wenn man sie mit der Zurückhaltung der Aristokratie in andern Ländern vergleicht. Allein man gewinnt in England mehr durch das Geben, als durch das Behalten. Die kleine Habgier der zahlreichen Dienerschaft, die übersetzten Rechnungen der Handwerker und Kaufleute werden von Englands Adel — übersehen und dies sichert mehr als alles andere die Treue der Clientel. Dazu kommen außerordentliche Geldspenden. „Die Mitglieder des Carlton-Clubs sind lauter Tories oder Conservatives, und durch die Liberalität berühmt, mit welcher sie bei jeder vorkommenden Wahl die gerechten Ansprüche ihrer Partei zu unterstützen wissen. Gewöhnlich geschieht dies durch freiwillige Beiträge aller Mitglieder, wobei aber die Emulation und die Mode nicht selten ungeheure Summen auftreiben, welche zu den Vermögensumständen einzelner Individuen ganz und gar in keinem Verhältnisse stehen. Bei der Wahl eines gewöhnlichen Parlamentsgliedes kann der Tory-Candidat beinahe immer auf die Mitwirkung des Carlton-Clubs von zehn bis zwanzigtausend Pfund rechnen; betrifft aber die Wahl des Parlamentsgliedes den Repräsentanten einer Grafschaft (ein sogenanntes County-member), so wird diese Summe nicht selten bis auf 30,000 Pfund vermehrt und es theilen sich dann die Glieder desselben brüderlich in den erlittenen Verlust. Die eigentliche Großmuth und der Patriotismus dieses Clubs zeigen sich aber erst bei einer allgemeinen Wahl nach Auflösung des Parlaments. Im Jahr 1834 soll der Carlton-Club allein nahe an 500,000 Pfund, also ungefähr 6,000,000 Gulden, zu patriotischen Zwecken aufgebracht haben. Und da zweifelt man noch an der Aufrichtigkeit der Tories! Schwätzen, schreien, lärmen, sich wohl auch hie und da für einen Grundsatz aufhängen lassen, das können alle politischen Parteigänger; aber mit edler Uneigennützigkeit zu irgend einem großen Parlamentszwecke sein Vermögen aufopfern, das können nur die Tories.“

Man hat den englischen Adel oft mit Vorwürfen überhäuft, daß er so wenig für Volkserziehung thue, allein der Verfasser sucht ihn deßfalls zu entschuldigen: „Zu Gelehrten kann man die Dorf- und Stadtpöbeljugend doch nicht machen; man präge ihnen daher lieber die Grundsätze der christlichen Moral ein, damit sie wenigstens, wie sonst leicht zu befürchten stände, ihr Leben nicht am Galgen beschließen. Was die sogenannte Volkserziehung betrifft, von der in neuester Zeit so viel geschrieben und gesprochen wird, und deren eigentliche Tendenz so Wenige verstehen, so dient dieselbe, wenn sie sich auch auf andere als die gewöhnlichsten Gegenstände des Unterrichts, wie z. B. Lesen, Schreiben Rechnen u. s. w. erstreckt zu weiter nichts, als das Volk mit seiner Lage unzufrieden zu machen, und es über Dinge zu belehren, über welche man es gewiß besser in Unwissenheit gelassen hätte. Das Volk ist weder in einer absoluten Monarchie noch in einem constitutionellen Staate, noch in einer Republik zu etwas Anderem als zur Arbeit da und passato il falico é dolce il riposo. Für den, welcher des Tags zehn bis zwölf Stunden arbeitet, wäre es gewiß eine Qual, des Nachts noch zwei bis drei Stunden lesen zu müssen; noch schlimmer aber wäre es, wenn man ihn jetzt erst zwingen wollte, lesen zu lernen. Man sehe, wie ich schon im vorhergehenden Capitel bemerkte, zu, daß diese Leute gehörig zu essen und zu trinken bekommen, und fange mit der Sorgfalt für den Geist dann an, wann der Leib nichts mehr zu wünschen übrig läßt; bis dahin aber stimme ich für die Geistlichkeit.“ Mögen unsre liberalen Leser diese Ketzerei dem Verfasser verzeihen. Er ist, wie es uns scheint, ein Republikaner aus der neuen Welt, dem die Aristokratie der Abwechslung wegen gefällt, nachdem er sich an der Demokratie hinlänglich gesättigt hat, oder der aus reinem Patriotismus dieselbe Aristokratie, die er in den vereinigten Staaten bekämpft, in Europa preist und rühmt. Uebrigens fällt uns dabei der Seidenweber aus Lyon ein, der bei dem großen Aufstand daselbst mit den Waffen in der Hand ergriffen worden und als Republikaner angeklagt war, vor Gericht aber erklärte, er habe nur aus Hunger zu den Waffen gegriffen, und sey weder ein Republikaner noch sonst ein Ist oder Aner, denn er wisse wohl, ob Frankreich wieder eine Republik würde, oder wieder ein

Kaiserthum, oder ob es ein Königreich bliebe, er werde doch immer nur ein Weber bleiben.

Die Ironie des Verfassers steigert sich bis zum enthusiastischen Lobe des Branntweins, weil er die Aermsten in England ihr Elend vergessen mache und es — abkürze.

Besitzt die englische Aristokratie große Vorzüge, so birgt sie doch in ihrem Schooß auch große Laster, wie sie von solchen Reichthümern oder von den Ansprüchen an solchen Reichthum unzertrennlich sind, und die noch mehr gedeihen, indem man sie möglichst vertuscht und, um öffentlichen Skandal zu meiden, das Auge dabei zudrückt. Ohnehin werden die wichtigsten Verbrechen nur von der Aristokratie an der Aristokratie selbst begangen, z. B. die Plünderung durch das falsche Spiel. Welche Schändlichkeiten in dieser Beziehung vorgehn, mag man Seite 224, 231 und 242 nachlesen.

Eine der vorzüglichsten Parthien dieses Sittenbuchs ist die Schilderung der auf dem Festland reisenden Engländer. Sie werden folgendermaßen classificirt.

Unter tausend Engländern, welche jährlich den Continent besuchen, sind im Durchschnitt:

333 Officiere auf halben Sold.
100 zu Grunde gerichtete Spieler.
60 Kranke, welche der englischen Nebelluft entfliehen.
52 Handwerker und Krämer, welche, da sie zu Hause hiezu keine Gelegenheit hatten, ihre Landsleute in fremden Ländern zu bestehlen suchen. *
48 Griechen, welche vom Spiele leben und gelegentlich auch Deutsche und Franzosen ausplündern.
50 dem Schuldenarrest entflohene Bonvivants.
40 nicht mehr neue Mädchen, deren Mütter nicht genug Vermögen besitzen, eine Londoner Saison mitzumachen.
26 Mädchen aus dem vermöglichen Mittelstande, welche gerne einen deutschen Baron, einen französischen Grafen oder einen italienischen Herzog heirathen möchten.
100 Bediente, Stalljungen, horse-jockeys und Erzieher.
100 Kammermädchen, Gouvernanten ꝛc.
20 Verabschiedete (cast off) Maitressen.
20 von ihren Männern getrennt lebende Weiber, die sich über dieses Unglück auf dem Continente zu trösten suchen.
10 Personen aus alt-adeligen Geschlechtern, die zu arm sind, um in England ein Haus machen zu können.
10 wirklich vornehme und reiche Engländer, um auf dem Continente sich eben so zu langweilen, wie in ihrem Vaterlande.
30 junge Leute, um auf dem Continente angenehm und ungenirt leben zu können.
1 um seinen Geist und Herz auszubilden.

Die Auszeichnungen, welche viele dieser reisenden Engländer von sehr zweideutiger Kategorie in Deutschland, selbst bei Höfen bisher zu genießen pflegten, geben unserm Verfasser nicht weniger, wie dem Verstorbenen, zu beißenden Glossen Veranlassung. Im Allgemeinen aber bemerkt er, wenn sich die Engländer wie bekannt so flegelhaft auf dem Continent zu betragen beliebten, so sey Niemand daran schuld, als die Langmuth der Continentalen, die sich das gefallen ließen. „In der That erlauben sich die Engländer, besonders in Deutschland und Italien, wo man sie wie die Kaninchen hegt und pflegt, schon auf den bloßen Namen hin, Dinge, für welche jeder englische Richter sie ohne Weiteres zu sechsbis achtwöchentlicher Gefängnißstrafe, oder zu einer verhältnißmäßigen Geldbuße verurtheilen würde, und werden erst dann artig und bescheiden, wenn man sie, wie sie es in ihrer Heimath gewohnt sind, auf eine etwas handgreifliche Art von ihrem Irrthum überzeugt. Die Hauptursache aber, warum die Engländer den Franzosen und den sie nachahmenden Deutschen sich überlegen fühlen, ist, wie mir ein alter Insulaner selbst gestand, die beständig nachgebende Höflichkeit der Letzteren, welche die Briten als den sichersten Beweis einer untergeordneten Stellung ansehen, sey es, daß diese Eigenschaft einer ganzen Nation oder einzelnen Individuen als Erbtheil zufällt. Höflichkeit und Zuvorkommenheit sind, nach englischen Ansichten, wenn sie von Niederen ausgehen, an Unverschämtheit grenzend, bei Personen in der Gesellschaft aber, ein Zeichen von plebejischer Gemeinheit."

Von der skandalösen Badechronik, in der uns Engländer von jeder Façon, wie sie auf dem Continent leben, vorgeführt werden, wollen wir hier nichts mittheilen. Sie ist unstreitig sehr charakteristisch und witzig, doch vermissen wir darin zuweilen die dem Verfasser eigne Feinheit und er läßt hier etwas zu viel Interesse an Gegenständen blicken, die unter seinem Geiste sind. Doch zweifeln wir nicht, daß gerade diese Parthien eine Menge Leser anziehen werden, denen die tiefern Erörterungen dieses Buches weniger Theilnahme einzuflößen vermögen.

In jeder Beziehung gehört dies Buch zu den geistvollsten, die in neuerer Zeit über England geschrieben worden sind.

* Gewöhnlich gehen diese nach Italien oder dem mittäglichen Frankreich.

Schriften über Pferdezucht.

1) Erinnerungen aus meinem Leben. Zum Theil Studienbilder für Cavallerieofficiere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde von F. v. Tennecker, k. sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt ꝛc. Drei Bände. Altona, Hammerich, 1839. 8.

Schon aus den Titeln des Verfassers ersieht man, wie sehr er in die Hippologie eingeweiht ist. Er vereint den Cavallerieofficier, Stallmeister und Thierarzt in einer Person. Als Greis theilt er nun seine langen und mannichfachen Erfahrungen in zweckmäßig angelegten Skizzen mit. Ueber Alles, was dem Pferdeliebhaber nur interessant seyn kann, über Zucht, Kauf, Dressur der Pferde, über Eigenheiten der Pferde sowohl als der Menschen, die gewöhnlich mit ihnen zu thun haben, über Vortheile und Kunstgriffe, über Nachtheile, Betrügereien und Mißbräuche, über Sonderbarkeiten, seltne Genialitäten und Thorheiten in der Hippologie weiß er die Hülle und Fülle zu erzählen und faßt alles in portraitartige Bilder, so daß sein Buch ganz unterhaltend zu lesen und den Pferdeliebhabern sehr zu empfehlen ist.

2) Redensarten und Manieren der Pferdehändler von Moses Aaron (herausg. von v. Tennecker). Weimar, Voigt, 1839. 12.

Von demselben Verfasser, der einen Berliner Pferdejuden redend einführt und alle Listen und Pfiffigkeiten der Pferdehändler enthüllt. Sie sind zahlreich und zum Theil sehr raffinirt, da selbst die vornehme Welt die Kunst, im Pferdehandel zu täuschen, nur für eine Uebung des Witzes ansieht und darin so wenig gewissenhaft ist, wie gewisse Gelehrte im Abwendigmachen der Bücher.

3) Der Stallmeister von Hohenstein und seine Freunde. Eine Novelle von demselben. Daselbst, 1838. 12.

Die Leiden eines jungen Stallmeisters. Da soll er einen Fürsten bedienen, der nicht reiten kann und das sanfteste Pferd braucht, aber immer ein feuriges haben will. Da soll er einen ungezogenen jungen Prinzen und eine furchtsame Dame reiten lehren ꝛc. Läßt sich ferner durch die Homöopathie verführen und wird endlich durch eine Kunstreitergesellschaft schmählich ausgebeutet.

4) Zustand der Pferdezucht im Jahr 1895. Eine Vision von Stallmeister Lemmergeier. Von demselben. Daselbst, 1838. 12.

Nach der Meinung des Verfassers wird in dem bezeichneten Zeitpunkt die deutsche Pferdezucht vorzüglich in Preußen und Würtemberg blühen, aber von der Anglomanie sehr zurückgekommen seyn. Von dieser ist er überhaupt kein großer Freund. Die Vision gibt ihm Anlaß, noch Manches auszusprechen, was er verbessert zu sehen wünschte, und manche witzige und treffende Bemerkung zu machen. So sagt er, in der Hippologie (genau wie in den schönen Künsten) stehe die Wissenschaftlichkeit mit der Praxis in umgekehrtem Verhältniß. Je mehr Wissenschaft, je mehr Theorie, je mehr Akademien, um so schlechtere Praxis, um so weniger tüchtige Empirie.

5) Das Rennpferd, seine Erziehung und Vorbereitung für die Reitbahn. Die neueste Methode der Engländer. Von C. J. Apperley. Nach der Originalausgabe übersetzt. Mit einer Abhandlung über die zum Trainiren erforderliche Condition des Pferdes von Sticker, Departementsthierarzt in Köln. Mit einer lithographirten Abbildung. Köln und Aachen, Kohnen, 1838. 8.

Handelt vorzüglich vom Wuchs und der körperlichen Beschaffenheit der Pferde, die sich als Rennpferde auszeichnen sollen. Der Verfasser entwickelt eine große Kenntniß der englischen Gestütte und bezeichnet genau die Verschiedenheiten, welche dort vorkommen. Sodann gibt er sehr detaillirte Anweisungen, wie man die Rennpferde behandeln und pflegen solle, und der Herausgeber legt in seiner beigefügten Abhandlung vorzügliches Gewicht auf die Diät, durch die er zu erzielen sucht, daß der Nahrungsstoff nicht ins träge Fett, sondern in die Muskelkraft übergehe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 20. November 1839.

Astronomie.

Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems, hergeleitet aus der eigenen Bewegung der Sterne. Von Fr. Argelander, sonst Director der Sternwarte zu Helsingfors, jetzt zu Bonn. Aus den Memoiren der kaiserl. russischen Akademie der W. W. besonders abgedruckt. St. Petersburg. Groß Quart.

Die vorstehende, erst jetzt bekannt werdende Schrift behandelt eine der allerwichtigsten Entdeckungen der Astronomie unserer Tage.

Von jeher sind die ausgezeichnetsten Himmelsbeobachter bemüht gewesen, die Stellungen der Firsterne gegen gewisse Punkte und Linien der scheinbaren Himmelskugel so genau, als es ihre Hülfsmittel irgend zuließen, zu bestimmen; und Plinius erzählt schon von dem alten griechischen Astronomen Hipparchus, daß er bei dieser Bemühung besonders die Absicht gehabt habe, der Nachwelt eine solchergestalt bestimmte Beschreibung des gestirnten Himmels zu hinterlassen, damit etwa neu entstandene Sterne sogleich als solche erkannt, verschwundene aber vermißt werden könnten. Es ist bekannt, daß es zunächst die Nachtgleichen Punkte waren, auf welche man, als eingebildete feste Punkte, die Firsterne bezog, und daß es eben Hipparchus war, welcher durch jene Vergleichungen die allen Firsternen gemeine, mit dem Namen der Praecession belegte scheinbare Bewegung entdeckte. Durch diese „Präcession“ werden, wie wir ebenfalls als bekannt annehmen müssen, die Längen, geraden Aufsteigungen und Abweichungen der Firsterne verändert; nur ihre Breiten bleiben dabei ganz unverändert.

Fast zwei Jahrtausende später, um den Anfang des vorigen Jahrhunderts, beschäftigten sich die beiden englischen Astronomen Flamsteed und Halley mit einer Vergleichung ihrer eigenen Beobachtungen des Firsternhimmels mit den oben erwähnten des Hipparchus, und es ergab sich dabei, daß auch in der Breite der Firsterne, welche angegebenermaßen, doch unverändert bleiben sollte, Veränderungen vorgegangen waren. Diese Veränderungen waren also dem allgemeinen Grunde der Präcession nicht zuzuschreiben, und Halley kam zuerst auf den Gedanken, sie von einer wirklichen Eigenbewegung der Firsterne, welche Weltkörper man sonst übrigens für fest in ihren gegenseitigen Stellungen gehalten und ihnen darum ihren Namen beigelegt hatte, abzuleiten. Aber es bedürfte zur Begründung dieser Vermuthung nun zunächst genauerer Beobachtungen über die eigentliche Größe solcher Ortsveränderungen der Sterne, die sich aus der bisherigen Theorie nicht erklären ließen, und hierum bemühten sich, Halley's Gedanken verfolgend, Cassini (der zweite), Lemonnier, besonders aber der geniale deutsche Astronom Tobias Mayer. Letzterer verglich seine eigenen sehr sorgfältigen Beobachtungen mit den nicht weniger Vertrauen verdienenden, 50 Jahre früher angestellten Beobachtungen des dänischen Astronomen Olaus Römer, und fand, daß von 80 verglichenen Sternen gegen 20 wirkliche eigene Ortsveränderungen verriethen. Er theilte diese Resultate seiner Untersuchungen schon im Jahr 1760 der Göttinger Societät der W. W. mit; aber erst 15 Jahre später wurden sie durch Lichtenberg, welcher eine Ausgabe von Mayers nachgelassenen Schriften besorgte, in der astronomischen Welt allgemein bekannt (die merkwürdige Abhandlung findet sich Opera inedita, cura Lichtenberg. I. Nr. 6).

Unterdeß hatte der bekannte französische Astronom Lalande, in einem bei der Pariser Akademie der W. W. gehaltenen Vortrage, aus theoretischen Gründen die Vermuthung geäußert, daß die Sonne, außer der drehenden Bewegung um ihre Are, auch noch eine fortschreitende im Raume habe, welche, da dabei das ganze

Planetensystem, und also auch unsere Erde, mit fortgezogen werde, von uns nur an scheinbaren Bewegungen außerhalb des Sonnensystems erkannt werden könne. Für diese progressive Bewegung der Sonne im Raume, oder, bestimmter, für den Umlauf der Sonne um einen andern Centralkörper oder Schwerpunkt, sprach der entscheidende Umstand, daß eine absolute Ruhe im Himmelsraume überhaupt nicht denkbar ist, und daß die Erhaltung vielmehr nur durch Centralbewegung gesichert bleiben kann; und da man überdies an den übrigen Fixsternen schon Eigenbewegungen wahrgenommen haben wollte: so erschien es nur consequent, der Sonne, als auch einem Fixsterne, gleichfalls eine solche Eigenbewegung beizumessen, an welcher hiernächst natürlich das ganze System Theil nehmen mußte. Es war nun also zu untersuchen, in wie weit die von Mayer nachgewiesenen Ortsveränderungen der Fixsterne durch diese Sonnenbewegung bedingt und also scheinbar, und in wie weit sie dagegen die Folge der vermutheten Eigenbewegung der Fixsterne und demnach wirklich sey. *Herschel*, *Prevost* und *Klügel* beschäftigten sich mit dieser Untersuchung; sie bedienten sich dabei der Mayer'schen Tafel der Fixstern-Ortsveränderungen, und gelangten alle drei zu dem Resultate, daß sich ein großer Theil jener Ortsveränderungen allerdings aus dem Fortrücken des Sonnensystems erklären lasse und also scheinbar sey, wogegen der übrige Theil von wirklichen Eigenbewegungen der Sterne herrühre. Die bei der ungeheuren Entfernung der Fixsterne angenommene verhältnißmäßige Kleinheit des letzteren Einflusses erleichterte natürlich die Untersuchung, und also fanden sich denn jene drei Astronomen ferner sogar hinsichtlich der Richtung der Sonnenbewegung bald in ziemlicher Uebereinstimmung, indem *Herschel* einen nahe bei λ *Herculis*, etwa in 257° gerader Aufsteigung und 27° nördlicher Abweichung belegenen Punkt als denjenigen andeutete, auf welchen unser Sonnensystem bei jener progressiven Bewegung losrückte, *Prevost* die durch AR = 230° und 25° nördlicher Declination bezeichnete Stelle der scheinbaren Himmelskugel dafür bestimmte, *Klügel* aber, welcher die Aufgabe nur analytisch behandelte, dem Herschel'schen Resultate beitrat.

Trotz dieser Uebereinstimmung erhoben sich aber Zweifel gegen die Behauptung. Denn wenn sich wirklich sowohl die Sonne als die Sterne bewegten — und das Erstere ohne das Letztere anzunehmen, war weder nach den vorhandenen Untersuchungen, noch nach bloßen theoretischen Gründen zulässig —, so waren also alle Ortsveränderungen der Fixsterne aus scheinbaren und wirklichen Bewegungen zusammengesetzt; und es schien mißlich, die letzteren von den ersteren zu trennen, wie verhältnißmäßig unbedeutend angegebenermaßen der Einfluß dieser ersteren, wirklichen, Bewegungen auch angenommen werden dürfte. Um die ganze Wichtigkeit dieses Einwandes recht fühlbar zu machen, wollen wir uns zunächst erst einmal vorstellen, die Sonne bewege sich wirklich allein vorwärts, und die übrigen Fixsterne seyen unbeweglich, so werden diejenigen der letzteren, auf welche die Sonne zugeht, dabei auseinander-, diejenigen aber, von denen sie sich entfernt, näher zusammenzurücken scheinen; — wofern aber die Sterne unterdeß auch eine hinreichende bedeutende eigene Bewegung haben, so wird der aus jener Erscheinung abgeleitete Schluß auf die Richtung der Bewegung offenbar trüglich seyn, eben weil die Erscheinung nunmehr auch durch diese letztere Eigenbewegung veranlaßt seyn kann.

Unter diesen Umständen mußte also eine bestimmtere Entscheidung der Frage nach der Richtung der Sonnenbewegung — denn an der Bewegung selbst war schon kein Zweifel mehr vorhanden — zunächst von Erwartung genauerer Beobachtungen über die Ortsveränderungen der Fixsterne, wie sie sich in der Erscheinung überhaupt darstellen, mit der Hoffnung weiterer, daraus abzuleitender Folgerungen abhängig gemacht werden. Glücklicherweise war von einem älteren englischen Astronomen Bradley ein Sternverzeichniß vorhanden, dessen große Genauigkeit ein hinreichendes Vertrauen verdiente, um auf eine Vergleichung der darin enthaltenen Sternpositionen für jene frühere Zeit, mit den neuesten Beobachtungen, einen sicheren Schluß über jene allgemeine Fixstern-Ortsveränderungen zu begründen; nur fand es sich durch mannichfache Druckfehler für den augenblicklichen Gebrauch ganz unanwendbar. Der große Königsberger Astronom Bessel unterwarf daher diesen reichen Schatz zuverläßiger Bradley'scher Beobachtungen einer zweckmäßigen neuen Bearbeitung, und ließ dieselbe unter dem Titel: „Fundamenta astronomiae ex observ. J. Bradley“ an das Licht treten. Das Hauptresultat dieser vortrefflichen Arbeit war nun ein Verzeichniß von 3222 Sternpositionen für das Jahr 1755, welche an Genauigkeit alles bis dahin Geleistete übertreffen und deren Vergleichung mit dem unterdeß auch erschienenen, spätere Positionen enthaltenden Stern-Catalog von Piazzi sogleich zeigte, daß augenfällige bedeutende Ortsveränderungen nicht, wie man bis dahin geglaubt hatte, bloß einzelnen, sondern im Gegentheil sehr vielen Fixsternen, und zwar von allen Größen und in allen Gegenden des Himmels zukommen. Nach diesen Untersuchungen war es gar nicht mehr zweifelhaft, daß alle Sterne, ohne Ausnahme, in Bewegung seyen, und daß nur die ungeheure Entfernung der meisten derselben diese Bewegung zu klein erscheinen lasse, um für die kurze Zwischenzeit beider Epochen unter den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern

erkannt werden zu können. Natürlich fand sich aber dadurch auch die Bewegung des Sonnensystems wiederum noch stärker bedingt; da, wenn alles Uebrige im Weltraume in Bewegung war, der Sonne allein doch unmöglich Stillstand beigelegt werden konnte.

Mit Beihülfe dieser Vorarbeiten, und unterstützt durch eigene Fixsternbeobachtungen vermittelst eines vortrefflichen Meridiankreises von Reichenbach und Ertel, nahm nun unser Verfasser die Untersuchung über die Richtung der solchergestalt zur Gewißheit erhobenen Bewegung unseres Sonnensystems zwischen allen übrigen, nicht weniger in Bewegung befindlichen Fixsternen, selbst vor, und war bald so glücklich, eine große Uebereinstimmung der Zeichen für die Ortsveränderungen der Fixsterne nach einer gewissen Himmelsgegend und zwar ziemlich der gleichen, nämlich der durch 270° gerader Aufsteigung und 35° nördlicher Abweichung bezeichneten, hin, wahrzunehmen, welche (vergl. oben) schon von Herschel und Klügel als die gesuchte angedeutet worden war. Man übersieht nämlich, daß, da in der Richtung der Sonnenbewegung der Einfluß dieser Annäherung eine gemeinschaftliche nämliche Wirkung auf den scheinbaren Ort sämmtlicher Sterne ausübt, wie wir dies zur Versinnlichung schon vorn hervorgehoben haben, auch gerade in dieser Richtung, und troz selbst störender eigener wirklicher Sternbewegungen doch im Allgemeinen ein gewisser Stern-Ort-Veränderungscharakter und also auch eine „Uebereinstimmung der betreffenden Zeichen“ vorherrschen muß. — Vielleicht werden meine Leser hiergegen einwenden wollen, daß mit dieser Bemerkung, da sie doch eigentlich nur das schon früher von Herschel Behauptete bestätigte, für den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung nicht viel gewonnen war; allein man muß hinwiederum erwägen, daß Herschels, auf eine viel geringere Anzahl von Daten gestützte Angabe doch immer noch sehr hypothetisch und daher zur Verfolgung und zu einer näheren Bestimmung weit weniger geeignet erschien, als Argelanders, aus so viel zuverläßigeren Beobachtungen abgeleitetes Resultat.

Auf diesem Standpunkte für Beantwortung der so unendlich wichtigen Frage angelangt, lassen wir unsern Verfasser also mit seinen eigenen Worten die Art schildern, wie er die nunmehrige Lage der Untersuchung auffaßte und wie er diese Untersuchung fortzuführen unternahm. „Nach allen bisherigen Beobachtungen,“ sagte er sich, „scheint es denn ausgemacht, daß sowohl die Sonne mit ihren Planeten und Kometen, als auch die übrigen Fixsterne mit ihren etwaigen Systemen ihre Stelle im Weltenraume verändern. Die Gesetze, nach welchen diese Veränderungen erfolgen, sind mir aber durchaus fremd, und ich kenne nichts als die ersten Differentialquotienten (die Veränderung in gerader Aufsteigung und Abweichung der Fixsterne), wie sie sich von unserm, also selbst veränderlichen Standpunkte aus, an der scheinbaren Himmelskugel projiciren.

Ich darf also nur hoffen, die Bewegung unseres Systems dadurch zu erkennen, daß ich fortfahre, das Gemeinschaftliche in den Ortsveränderungen der Fixsterne hervorzusuchen, daß ich ferner dieses Gemeinschaftliche bloß als Folge jener unserer Eigenbewegung, und die vorgegangenen Ortsveränderungen also nur als scheinbar betrachte, und alles Uebrige endlich als reine Beobachtungsfehler behandle. Demnach habe ich die Ortsveränderungen der verschiedenen Sterne zu untersuchen und zu vergleichen, welche aus einem Fortschreiten unseres Systems nach einer bestimmten Richtung entstehen müßten. Da ich aber über die wahren Abstände der Sterne von der Erde noch nichts weiter weiß, als daß die in dieser Hinsicht untersuchten Sterne keine jährliche Parallaxe zeigen, * welche sich durch unsere jetzigen Hülfsmittel erkennen lassen; so kann ich also auch über die Quantität der Bewegung der Sonne unter den übrigen Fixsternen keine, auf haltbare Gründe gestützte Annahme machen, und bin gezwungen, mich auf die Richtung zu beschränken.“ —

Mit dieser Einschränkung unterwirft Argelander nun die trigonometrischen Formeln, deren Daten die geraden Aufsteigungen und Abweichungen der von ihm ausgewählten Sterne, sammt den durch die Sonnenbewegung darin vorgegangenen Aenderungen, sind, unter Bezug auf die Richtung der letzteren Bewegung, als die gesuchte Unbekannte, der Methode der kleinsten Quadrate. Diese Methode erfordert bekanntlich, daß man von genäherten Werthen der Unbekannten ausgehe, aus diesen die gegebenen Quantitäten berechne, und nun, indem man

* Dieser Theil unserer Kenntniß vom Fixsternhimmel ist, wie ich auf gegenwärtige Veranlassung nicht unerwähnt lassen darf, unterdeß auch auf einen höheren Standpunkt erhoben worden. Struve hat die Parallaxe des hellen Sterns Wega in der Leyer (nach seinen neuesten, noch nicht veröffentlichten Untersuchungen) = 0'',131, und daraus die Entfernung dieses Sterns von der Erde etwa = 1'500000 Sonnenweiten (zu 20 Millionen Meilen) =; Bessel aber (aus zweijährigen Beobachtungen) die Parallaxe des Sterns 61 im Schwan = 0'',3136, und daraus die Entfernung = 700000 Sonnenweiten gefunden. — Die dabei angewendete neue Methode gründet sich auf Vergleichung der während eines Erdumlaufes vorgehenden, scheinbaren Ortsveränderungen zwischen zwei, in großen Entfernungen hinter einander stehenden Sternen, und verspricht Genauigkeit. Wir kommen wohl gelegentlich einmal ausführlicher darauf zurück.

Nürnberger.

Bedingungsgleichungen für diejenigen Veränderungen entwickelt, welche durch kleine Correctionen der angenommenen Werthe in den gegebenen Quantitäten hervorgebracht werden, solche Correctionen suche, die die Summe der Quadrate zwischen dem Gegebenen und Berechneten zu einem Kleinsten machen (woher die Methode ihren Namen der „Methode der kleinsten Quadrate" hat).

Wir wiederholen, um diese allgemeine Erklärung soweit es sich hier thun läßt, numerisch zu erläutern, daß die Umstände der Beobachtungen darauf hinwiesen, für die Richtung der Sonnenbewegung einen ungefähr durch 270° gerader Aufsteigung und 35° nördlicher Abweichung bezeichneten Punkt der scheinbaren Himmelskugel anzunehmen. Diese Annahme wurde also als der genäherte Werth der hiernächst genauer zu bestimmenden Unbekannten in die Gleichungen für gerade Aufsteigung, Abweichung und die darin vorgegangenen Veränderungen aller, zur Rechnung ausgewählten Fixsterne eingeführt, und sodann untersucht, welche Correction jener gegebene Werth zu erleiden haben dürfte, um bei daraus vorzunehmender rechnender Entwicklung der betrachteten Veränderungen in gerader Aufsteigung und Abweichung, diesen letzteren so nahe wie möglich zu entsprechen.

(Schluß folgt.)

Taschenbücher auf 1840.

Huldigung der Frauen.

(Herausgegeben von Castelli. Wien, Tendler und Schäfer). Sechs Stahlstiche, anmuthige weibliche Figuren, durch welche allegorisch die Meere und Flüsse Oesterreichs bezeichnet werden, eine edle Venetianerin, eine majestätische Frau mit dem Füllhorn (Donau) und vier reizende Landmädchen in der Nationaltracht der Traun, der March, der Enns und des Inn. Neben nur wenigen lyrischen Gedichten und Romanzen enthält dieser Almanach sechs Novellen, worunter jedoch nur eine, und zwar eine tragische des sonst so jovialen und in seinem wahrhaft österreichischen Frohsinn so liebenswürdigen Herausgebers. Die Novelle heißt „die Kokette" und schildert eine Dame, die einen jungen Liebhaber unglücklich macht. Die übrigen Erzählungen sind „der Narr von Dohna," ein historisch-romantisches Gemälde aus der sächsischen Vorzeit von Meynert; „Selbstverklagung," von Straube, die Geschichte eines Ruchlosen, der die ihm gewordene Prophezeihung auf dem Rabenstein erfüllt; „der Schiffbruch," von Louise Beck, eine ähnliche Erzählung, worin ebenfalls ein obligater Bösewicht viel Unheil stiftet, namentlich indem er seinen Freund verräth, dessen Namen und Rang annimmt und sich mit einem edlen Mädchen vermählen will, zuvor aber entlarvt wird; eine Skizze aus Molière's Leben von Frau Helmine von Chezy; „des Thürmers Kind" von Feldern-Rolf, worin ein alter wahnsinniger Thurmwächter, Rache, Brand, Tod und Verzweiflung vorkommen.

Fortuna.

(Herausgegeben von Told. Wien, bei Tendler und Schäfer.) Sechs Stahlstiche, weibliche Bildnisse in der wohlbekannten eleganten Manier. Dann fünf Erzählungen, keine Verse, noch sonstige Zugabe. Unter den Erzählungen nehmen „die Schweden vor Olmütz" von J. G. Seidl, einem der geachtetsten und liebenswürdigsten Dichter Krains, die erste Stelle ein. Es wird darin eine sehr lebendige Scene des dreißigjährigen Krieges geschildert. Die zweite Erzählung vom Herausgeber „Schön Suschen von Pforzheim" ist eine Ehebruchsgeschichte, der Sünderin wird zuletzt verziehen. Die dritte Erzählung von demselben Verfasser, „Wohlthun trägt Zinsen" ist etwas freundlicher als die vorige. „Die Korsikaner" von Ritter von Gallenstein enthalten viel Schreckliches, enden aber ganz gemüthlich. Die letzte Erzählung ist wieder vom Herausgeber und „der Schottländer" betitelt, worunter der berühmte Crichton zu verstehen ist, jenes Universalgenie, das in den Waffen, in den Wissenschaften und in der Liebe gleich ausgezeichnet und dabei ein edler Mensch war. Seine merkwürdige Geschichte ist in neuerer Zeit mehrmals poetisch bearbeitet worden. Die vorliegende Bearbeitung des Herrn Told ist der Wahrheit, namentlich am Schluß, so treu geblieben als möglich, und das gereicht ihr sehr zum Ruhm. Der Ausgang ist folgender. Der ungezogene Prinz Gonzaga, dessen Hofmeister Crichton war, überfiel ihn mit seinen Dienern meuchelmörderisch in Maske, wurde aber von ihm entwaffnet. Als Crichton den Prinzen erkannte, kniete er vor ihm nieder und überreichte ihm ehrerbietig seinen Degen. Der Prinz aber stieß den edlen Crichton nieder. Was kann poetischer seyn, als diese großmüthige Treue, deren Opfer Crichton wurde. Herr Told hat sie zu würdigen gewußt. In einer andern unlängst in diesen Blättern besprochenen Bearbeitung ist das alles unbegreiflicherweise abgeändert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. November 1839.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

1) Pädagogische Phantasien. Blätter für Erziehung und Unterricht zunächst in Volksschulen. Von Ludwig Auerbacher. München, in der literarisch-artistischen Anstalt, 1838.

Nicht allein der Titel, auch Inhalt, Form und Ton dieser pädagogischen Blätter erinnern an die „Patriotischen Phantasien“ Mösers. Es ist die Grundlage von Allem ein echtdeutsches Gemüth, dem es überall um die Sache, um das Wesentliche, nirgends um Schimmer und Glanz zu thun ist, welches den Werth edler Einfachheit in Sitten und Gedanken, in Glauben und Wissen des Volkes wohl zu schätzen weiß. Der Verfasser, derselbe, welchem die deutsche Literatur ein paar wohlgelungene, aber zu wenig bekannt gewordene historische Dramen, die neuerzählte Geschichte von den sieben Schwaben, ein paar sehr einfache und gediegene Lehrbücher der Rhetorik, Stylistik und Poetik verdankt, derselbe Verfasser wendet sich hier in einer Reihe von Aufsätzen an die Lehrer des Volkes, legt ihnen ihre Pflicht ans Herz, fordert sie zu tüchtigen, aber wohl bemessenen, nicht ins Weite und Hohe sich versteigenden Leistungen auf, und warnt sie vor übereiltem Greifen nach Neuem, was nicht immer das beste ist, und vor zu raschem Verlassen des Hergebrachten, was gar oft das bewährtere sey. Vor allem aber kommt er immer darauf zurück, ja an das Nächste und Nothwendigste sich zu halten, in ihm die Jugend heimisch zu machen, an ihm dieselbe sich heraufbilden zu lassen, damit sie es beherrschen, damit sie sich darin frei und sicher bewegen kann. Das ist der Geist der verschiedenen Aufsätze, die sich fast über alle Fragen des gewöhnlichen Schulunterrichts, über viele der Erziehung verbreiten; ihre Form ist meistentheils die eines Briefes oder einer Anrede an einen fingirten Schullehrer, manchmal auch die einer einfachen Erzählung. Einige dieser Mittheilungen, namentlich die über Sprache und Sprachunterricht verrathen den vielerfahrenen Meister in diesem Fach und verdienen ganz besondere Aufmerksamkeit. Dem Ganzen sind sogenannte Randglossen, was man sonst wohl auch Aphorismen nennet, beigefügt, und wir wollen einige derselben anführen:

Die Pädagogik kann nicht gelehrt werden. Sie ist eine Kunst, die man lernt, indem man sie übt.

Die ersten und nöthigsten Eigenschaften eines Erziehers sind: Bescheidenheit und Gelassenheit.

Der Erzieher soll, wie der Arzt, nicht der magister naturae, sondern bloß ihr minister seyn wollen.

Durch den Blick erzieht man mehr, als durch das Wort, durch das Gemüth mehr, als durch den Verstand.

Der Rationalismus (in der Pädagogik) weiset bloß den Weg, der Enthusiasmus führt zum Ziel.

Das Haupt mit seinen fünf Sinnen gedeiht, wie die Krone des Baumes, an Luft und Licht und im Wechsel der Erscheinungen; das Herz nur, wie die Wurzel, unter der still bergenden und sanft wärmenden Decke der Natur.

Sittlichkeit wird weniger durch Gründe gelehrt und gestützt, als durch Folgen.

Die stummen Prediger sind die besten, — die Verkündiger des Wortes durch die That, in der Kraft des Geistes.

Die Mutterliebe ist blind; denn sie ist Instinkt. Aber eben darum sieht und leitet sie meistens besser und sicherer, als die Bedächtigkeit und Besonnenheit des Mannes. Wir Männer kommen oft vor lauter Verstand nicht zur Vernunft. —

2) Ueber den Zustand der heutigen Gymnasien. Pädagogische Beiträge. Von Dr. C. A. Moritz Axt. Wetzlar, Carl Wigand, 1838.

Der Verfasser beurkundet sich als einen Mann, der bereits viele pädagogische Erfahrung hat und darauf

gestützt, dazu beitragen möchte, daß das, was Erfahrung lehrt, empfiehlt, verwirft, gehörig geachtet werde. Es sind zwei Abhandlungen, welche vorliegende Schrift bilden und von denen die eine über den Religionsunterricht auf Gymnasien, die andere über das heutige Gymnasialwesen überhaupt spricht. In der ersten Abhandlung verlangt er mehr und besseren Religionsunterricht als derjenige sey, der bisher in der Regel auf Gymnasien ertheilt werde. Was den besseren Religionsunterricht anlangt, so stimmen wir mit dem Verf. überein, der sich gegen den todten und ertödtenden Formalismus des Katechismusunterrichts ausspricht und die Jugend an die Quelle, an das lebendige Gotteswort in der Bibel geführt wissen will, welcher will, daß der Religionslehrer sich nicht bloß an das Gedächtniß und den Kopf, sondern auch an die Phantasie und vorzüglich an das Gemüth der Jugend wende, aus dem Herzen zum Herzen spreche, welcher endlich will, daß der Glaube auch nicht bloß zur Gefühlsschwelgerei werde, sondern daß in ihm die gute Willensregung zur Buße und Besserung vorherrsche. Was hierüber und S. 80 ff. über den Lehrplan des Religionsunterrichtes gesagt ist, hat unsern vollen Beifall! doch glauben wir, daß dies Alles geschehen könne, ohne anderem Unterrichte mehr als billig ist, abzubrechen und ohne, damit solches Abbrechen gerechtfertigt erscheine, denselben so zu schmähen, daß man ihn lieber ganz aus dem Unterrichtsplan ausgemerzt sehen möchte. Am schlimmsten spielt der Verfasser der Mathematik mit; allein mit allen Declamationen dagegen trifft er doch nur ihre Ueberschätzung und falsche unterrichtliche Behandlung. Daß er in diesem Verketzerungseifer unter andern behauptet, kein großer Philosoph sey jemals ein namhafter Mathematiker gewesen, während das Beispiel Leibnitzens sehr nahe liegt, darf nicht befremden. — Im zweiten Aufsatze werden die meisten Mängel, welche die Lorinser'sche Schrift aufgedeckt hat, nicht allein zugestanden, sondern durch mannichfache Anführungen aus reicher Erfahrung bestätiget und doppelt gerügt. Das Vielerlei des Lernens, die Examenhetze mit allen ihren verderblichen Folgen für Leib und Seele, und mit ihnen im Bunde die falsche, mit Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit prunkende Methode werden, fast möchte man sagen, aufs Neue in Anklagestand gesetzt. Sehr belehrend ist eine gedrängte Uebersicht der vielfachen Verordnungen, die seit einer Reihe von Jahren auch in Preußen über den Unterricht an Gymnasien ausgegangen sind und oft zwei und dreimal dasselbe geboten und dann wieder verboten haben, und umgekehrt. — Man sieht daraus, wie auch die Behörden sich dem Einfluß des fluctuirenden Zeitgeistes nicht entziehen können.

3) Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive etc. Von A. von Hogguer und K. v. Wangenheim. Zweiter Theil. Hamburg, Fr. Perthes, 1838.

Alles Vortreffliche, was wir bei der Anzeige des ersten Bandes diesem Werke nachrühmen konnten, gilt auch von dem zweiten, aber auch das finden wir wieder, was wir als einen Mangel vom deutschen Standpunkt aus bezeichnen mußten, eine etwas zu weitgehende Schönrednerei, worunter die Präcision der Gedankenbildung und der Darstellung leidet. Der Inhalt dieses Bandes ist eben so wichtig, wo nicht noch wichtiger, als der des ersten, indem dieser das eigentliche Kindes- und Knabenalter umfaßt. Die wichtigsten Parthien sind offenbar die, welche von Bildung des Gemüthes zu Religion und Sittlichkeit handeln. Hier ist die edle Verfasserin ganz auf ihrem Gebiete, hier sind ihre Beobachtungen am tiefsten, ihre Rathschläge am treffendsten. Bei Entwicklung eines Unterrichts- und Erziehungsplanes hat sie aber noch Dinge zu bestreiten, oder zu vertheidigen, worüber wir in Deutschland entweder schon einig sind, oder doch gründlichere Discussionen geführt haben. Aufmerksamkeit verdient inzwischen besonders der Theil dieses Bandes, wo von Bildung der Einbildungskraft gehandelt wird, welche die Verf. mit Recht als nothwendige Ergänzung der Verstandes- und Gemüthsbildung fordert. Herr von Wangenheim hat diesem Band eine eigene Abhandlung über Gefühl und Gefühlsvermögen und deren Bedeutung im Organismus der Seele beigefügt, die ohne Zweifel einen sehr schätzbaren Beitrag zur Theorie des Gefühlsvermögens liefert. Leider hat aber der Verfasser zu viele Systematik im Sinne der Eschenmayer'schen Philosophie und Psychologie und zu wenig neue Beobachtungen gegeben, die allein weiter führen können. Er weiset in seinen theoretisch-psychologischen Deductionen und Constructionen dem Gefühl die mittlere Stelle zwischen Wollen und Denken, zwischen Gemüth und Verstand an, indem ihm mit Eschenmayer das Gefühl im eigensten Sinne das Vermögen des Schönen ist. Aber der Umstand, daß das Wahre und Gute auch Objecte des Gefühls seyn können und sind, und daß das Schöne mit dem Angenehmen nicht zu verwechseln ist, hätte eine genauere Begründung zur Folge haben sollen. Doch man würde nur zu einem Principienstreit gelangen, wenn man näher auf die Sache eingehen wollte; und dies ist auch der Grund, warum Referent es bisher unterlassen hat, in Bozoska's Centralbibliothek für Pädagogik eine ausführliche Beurtheilung dieser Abhandlung zu liefern, die

vielmehr ein System der Psychologie, als eine Erörterung des Gefühles und Gefühlsvermögens gibt.

W. B. M.

Astronomie.

Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems, hergeleitet aus der eigenen Bewegung der Sterne. Von Fr. Argelander, sonst Director der Sternwarte zu Helsingfors, jetzt zu Bonn. Aus den Memoiren der kaiserl. russischen Akademie der W. W. besonders abgedruckt. St. Petersburg.

(Schluß.)

Angenommen einmal, die obige Voraussetzung der Richtung der Sonnenbewegung nach 270° gerader Aufsteigung und 35° nördlicher Abweichung sey vollkommen exact, und die Beobachtungswerthe jener gegebenen Veränderungen seyen es ebenfalls; so würden die betreffenden Gleichungen, bei Einführung dieser numerischen Beträge offenbar aufgehen müssen; — darf aber eine solche vollkommene Genauigkeit, der Natur der Sache gemäß, nicht gehofft werden, so wird auch jeder Gleichung nur eine mehr oder weniger abgeänderte Annahme für die Bewegungsrichtung Genüge thun, und wenn man also sonst Gründe hat, allen angewendeten Gleichungen gleiches Vertrauen zu schenken, so bleibt nichts übrig, als aus den solchergestalt hervorgehenden verschiedenen Resultaten für die Bewegungsrichtung das arithmetische Mittel zu suchen. Gerade darauf kommt aber bekanntlich die Methode der kleinsten Quadrate hinaus. Durch Anwendung dieser Methode auf die Gleichungen für eine, zunächst als hinreichend erachtete Anzahl von Fixstern-Positionen und die darin vorgegangenen Veränderungen, erhielt unser Verfasser also statt der angeführtermaßen zuerst angewendeten:

270° gerader Aufsteigung und 35° nördlicher Abweichung,
jetzt 260° 51′ ± 3° 40′ —— — 31° 3′ ± 2° 24′ ——.

Diese Werthe erschienen ihm jedoch so bedeutend von der zu Grunde gelegten verschieden, daß er mit ihnen die Rechnung nochmals wiederholte, d. h. dem Vorgetragenen gemäß, daß er untersuchte, in wie weit die Einführung dieser neuen numerischen Beträge in die selbst durch noch mehrere Sternpositionen vergrößerte Anzahl von Gleichungen der Gesammtheit dieser Gleichungen ein möglichst nahes Genüge thun würde. Allein diese zweite Approximation beseitigte fast nur die durch die additiven Glieder im ersten Resultate ausgedrückte Ungewißheit, und gab die Position des Punktes, auf welchen die Sonne bei ihrer progressiven Bewegung im Weltenraume losrückt, für Anfang unseres Jahrhunderts, in: 260° 50′,8 gerader Aufsteigung und 31° 17′,3 nördlicher Abweichung, d. h., die Sonnenbewegung ist fast genau auf den Stern sechster Größe hingerichtet, welcher in der 17ten Stunde des neuen Piazzi'schen Catalogs unter Nr. 143 vorkommt.

Vergleicht man dieses Resultat mit dem eben von Herschel gefundenen: 257° gerader Aufsteigung und 27° nördlicher Abweichung (nahe bei λ Herculis), so erweckt diese nahe Uebereinstimmung ein neues Vertrauen, dieses Vertrauen wird aber noch durch eine andere Betrachtung vergrößert. Der Verfasser hat nämlich sein Problem, außer der voran beschriebenen direkten Behandlung, auch noch den Regeln der Wahrscheinlichkeits-Rechnung unterworfen, und durch ihre Kunstgriffe gefunden, daß, wenn man um den, oben durch 260° 50′,8 gerader Aufsteigung und 31° 17′,3 nördlicher Abweichung bezeichneten Punkt mit einem Radius = 3° 45′,7 eines größten Kreises der Sphäre einen Cirkel schlägt, 1 gegen 1 gewettet werden könne, die Sonne bewege sich nach einem Punkte innerhalb dieses Cirkels; 11 gegen 3, daß die Richtung der Bewegung nicht außerhalb des Cirkels falle, wofern man seinen Radius bis 7° 31′,4 vergrößert; 89 gegen 4, daß dieser Radius 11° 17′,1 nicht übersteige; mehr als 112 gegen 1, daß er unter 15° 2′,8 =; 1341 gegen 1, daß er unter 18° 48′,5 = und Alles, oder doch beinahe Alles, endlich, daß die Bewegung der Sonne wirklich stattfinde, und in der That nach einem Punkte innerhalb der so bezeichneten Himmelskugel, und nicht nach der entgegengesetzten gerichtet sey. Ich hebe dieses letztere Ergebniß hervor, da sich unter meinen Lesern viele befinden werden, denen mehr daran gelegen seyn wird, das Factum der Sonnen- und folglich auch der übrigen Fixstern-Bewegung selbst außer allen Zweifel gesetzt, als die Richtung, welche doch mehr nur den Astronomen interessirt, genauer bestimmt zu sehen. „Schon unsere jetzigen Daten," setzt der Verfasser noch hinzu, „reichen also hin, die Bewegung unserer Sonne (mit Nachziehung sämmtlicher Planeten, Monde, Cometen) um irgend einen höheren Centralkörper fast bis zur mathematischen Evidenz zu erweisen (von der Gewalt der inneren Gründe für diese Behauptung ist hierbei noch gar die Rede nicht). Ausgedehntere Untersuchungen über die Ortsveränderungen noch mehrerer Sterne, eine neue Umarbeitung des ganzen Schatzes der Piazzi'schen Beobachtungen nach den feineren, jetzt gebräuchlichen Rechnungsmethoden, und, in Verbindung damit, eine neue Durchbeobachtung aller Bradley'schen, Mayer'schen und Piazzi'schen Sterne werden die oben gefundene Bestimmung des Punktes, auf welchen die Sonne bei jener Bewegung losrückt, vielleicht in engere Grenzen einschließen; aber eine wesentliche Aenderung

darin werden sie darin — ich wage es zu behaupten — nicht bewirken." —

Wenn sich nun aber sowohl die Sonne als alle übrigen Firsterne bewegen, nach welchen Gesetzen, und mit Beziehung auf welchen Centralpunkt, erfolgen diese Bewegungen? — und dies ist die höchst interessante Schlußfrage, welche der Verfasser nach Erledigung des eigentlichen Gegenstandes seiner Untersuchung, noch aufwirft.

Was erstlich das Gesetz dieser Bewegung betrifft, so ist dasselbe, wie sich meine Leser aus unsern früheren Unterhaltungen über Doppelsterne erinnern, durch die bewundernswürdigen Entdeckungen der neuesten Astronomie über diese merkwürdigen Systeme, unterdeß mit aller Sicherheit ermittelt. Man kann nämlich bekanntlich mit geometrischer Schärfe beweisen, daß, wenn ein Körper um einen andern eine Ellipse beschreibt, in deren einem Brennpunkte dieser letztere Körper liegt, die Anziehungskraft desselben auf der ersteren sich verkehrt wie das Quadrat der gegenseitigen Entfernung beider Körper verhält, und dieses Gesetz regelt eben so bekanntlich alle Bewegungen der Planeten um die Sonne, der Monde um ihre Planeten u. s. w. Da nun aber die neuesten Beobachtungen lehren, daß in den Systemen der Doppelsterne, der begleitende Stern um den Centralstern ebenfalls eine Ellipse beschreibt, in deren einem Brennpunkte der letztere liegt; so gilt das obige (Newton'sche) Gesetz also nicht bloß für unser Planetensystem, sondern auch für die Firsterne, und ist demnach höchst wahrscheinlich das allgemeine Gesetz des gesammten Universums.

Wo aber wäre nun hiernächst der Centralkörper zu suchen, der den Brennpunkt derjenigen Ellipse einnähme, welche, nach dem Vorgetragenen, von der Sonne mit Nachziehung ihres ganzen Systems in einem unendlich langen Jahre beschrieben würde, ja, der diese Anziehungskraft vielleicht noch auf unzählige andere Systeme erstreckte? Kant, in seinen (an die erhabensten Ideen überreichen „Naturgeschichte des Himmels") fragt, einen solchen Centralkörper ebenfalls bereits ahnend: Sollte etwa der Sirius diese Centralsonne seyn? Unser Verf. macht aber dagegen die bedeutende eigene Bewegung dieses Firsternes geltend, und sucht den Centralkörper, aus mancherlei Gründen, deren Entwicklung mich hier zu weit führen würde, vielmehr in der Ebene der Milchstraße, indem er darauf aufmerksam macht, daß derselbe, wie auch schon Lambert bemerkt habe, sehr wohl ein für sich dunkler seyn könne, da umkreisende Sonnen seines Lichtes ja nicht bedürftig seyen.

Eine völlige Entscheidung dieser Schlußfrage muß der Verfasser allerdings den fortgesetzten Bemühungen der Astronomie überlassen; die nicht hoch genug anzuschlagenden sicheren Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen hoff ich in der gegenwärtigen Analyse mit hinreichender Deutlichkeit dargestellt zu haben.

Dr. Nürnberger.

Schriften über Pferdezucht.

6) Die Hippophagie in der Schweiz. Von Matthias Mayor. Aus dem Französischen übersetzt von Im-Thurn. Bern, Fischer, 1838. 8.

Ein kleines Schriftchen, in welchem vorgeschlagen wird, die Schweizer, die oft Theurungen und Hungersnöthen ausgesetzt seyen und einen großen Theil ihrer Nahrungsmittel vom Ausland kaufen müßten, sollten sich entschließen, Pferdefleisch zu essen. „Angenommen, die Schweiz besitze bloß 120,000 Pferde, und es gehen davon jährlich nur drei Procent unbenutzt zu Grunde, so macht dieses 3600 Stück. Es soll jedes Pferd nur 300 Pfund Fleisch haben, welches sehr gering angeschlagen, zu einem Batzen per Pfund verkauft werden könnte, bringt hundert und acht tausend Franken, die jetzt verloren gehen, und die ein Kapital von beinahe 2½ Millionen repräsentiren." Der Verfasser hofft, durch eine Modification der Nahrung (mehr Kartoffeln als Heu) werde das Pferdefleisch schmackhafter werden und von seiner Süßlichkeit verlieren. Unter den Gründen, mit denen er seine Meinung unterstützt, führt er auch solche der Menschlichkeit an. Er wünscht, das edle Pferd, der treueste und nützlichste Freund des Menschen, solle doch lieber geschlachtet, als im Alter auf so undankbare Weise, wie es gewöhnlich geschieht, durch Hunger, Ueberanstrengung und Schläge zu Tode gemartert werden. Was er in dieser Beziehung über die Thierquälerei, zunächst in der Schweiz, sagt, ist schauderhaft.

7) Das Buch für den Landmann, oder was Pferdebesitzer thun und lassen sollen. Mit drei Holzschnitten. Daselbst, 1838. 8.

Sehr populär, zum Theil im vertraulichsten Volkston geschrieben und zunächst auf die Schweizer berechnet, deren Pferdezucht noch Manches zu wünschen übrig läßt, während ihre Rindviehzucht bekanntlich sehr ausgezeichnet ist. Der Verfasser hebt besonders, zur Warnung des Landmanns, die Betrügereien der Pferdehändler hervor. Mit Recht aber hat er den Krankheiten der Thiere die meiste Aufmerksamkeit gewidmet, und dem oft rathlosen Landmann Anweisung zur Selbsthülfe gegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. November 1839.

Aesthetik.

Ueber Shakespeares dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. Von Dr. Herrmann Ulrici. Halle, Anton, 1839.

Shakespeare ist in Deutschland gewiß so gekannt und bewundert, wie in England selbst. Früher nahm man ihn mit offenem Herzen und gesunden Sinnen auf. Man war von ihm entzückt, man erhob sich an ihm, und die Begeisterung für ihn wurde zur That. Man sah ihn auf allen Bühnen, und große Schauspieler wetteiferten, seiner würdig zu seyn. Jezt — denkt man über ihn, reflektirt, grübelt, nebelt und schwebelt, während man ihn auf den Bühnen nur noch selten und schlecht und ohne Enthusiasmus aufführen sieht. Die Philosophie hat sich seiner bemächtigt, gewiß das Schlimmste, was ihm begegnen konnte.

Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehörte es zu den herkömmlichen Pflichten derer, die sich in den damals sogenannten schönen Wissenschaften auszeichnen wollten, etwas Neues, Geistreiches oder Tiefsinniges über Shakespeare zu sagen. Die romantische Schule machte ein eigenes Studium aus ihm. Indem nun so viel Federn wetteiferten, ihn auf eine neue Weise zu ehren und deßhalb auch auf eine neue Weise zu erklären, konnte es kaum fehlen, daß man sich ein wenig an ihm überstudirte. Man suchte neue Beziehungen in Parallelen. Da gerieth man vollends auf Abwege. Man wollte die großen Dichter einen am andern noch größer machen, und gefiel sich in der Auffindung von Aehnlichkeiten, die zulezt in offenbare Verwechslungen ausarteten. So war es möglich, daß einer unserer größten Dichter und Kunstrichter in den sonderbaren Irrthum hineingetrieben wurde, Shakespeare und Goethe zu verwechseln, und dem warmen und immer populären Engländer die ganze vornehme Zurückhaltung des deutschen Geheimeraths anzusinnen. Diese Einführung Shakespeares in die „Vornehmigkeit“ war das Signal für die Berliner Philosophie und Kunstkritik, sich ausschließlich Shakespeares zu bemächtigen und ein Monopol seines Verständnisses anzusprechen. Neben Goethe wurde nun auch vorzüglich Hegel die Brille, durch die man Shakespeare ansah. Die ganze Liebenswürdigkeit des englischen Dichters verwandelte sich in die hölzerne Hegelische Phraseologie, und die Kritik bewegte sich zwischen Devotionen, die zwar an Shakespeare gerichtet waren, aber doch nur bald hier dem Altmeister Goethe, bald dort dem Altmeister Hegel galten. Es war nicht sowohl mehr wissenschaftliche Kritik, wofür sie sich ausgab, als ein Kultus und eine Sektirerei.

Herr Ulrici ist nun der erste Kunstkritiker und Lehrer an einer norddeutschen Universität, der den Shakespeare wieder frei von philosophischer Systemsucht auffaßt und auch Goethe nicht mehr vergöttert! Seine Auseinandersetzungen sind sehr klar. Hier nur das Wesentlichste: „Shakespeares Erfindung, Komposition, Charakteristik und Sprache, das, was man seinen dramatischen S t y l nennen kann, obwohl zunächst bedingt durch die in ihm lebendige Idee der dramatischen Kunst, tritt doch erst mit voller entschiedener Eigenthümlichkeit heraus in seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Welt, worin erst Wesen, Leben und Geschichte der Menschheit ihre wahre Bedeutung gewinnen. Das ist seine poetische W e l t a n s c h a u u n g. Sie wurzelt ihrem wesentlichen Inhalte nach ganz im Christenthume und dessen Grundideen, wie ein tieferer Blick in seine Dichtungen Jedem zeigen muß. Erst in der christlichen Weltanschauung hat der Saz: Gemüth (Charakter) und Schicksal sind synonyme Begriffe, seine volle, wenn auch einseitige Wahrheit; denn erst in ihr ist der Mensch wahrhaft frei. Im Sinne des Alterthums stand das Schicksal, obwohl getragen und entwickelt vom Wollen und Thun des Menschen, seiner Freiheit als unabänderliche Nothwendigkeit gegenüber; gerade

indem er ihr entfliehen oder sie bekämpfen wollte, fiel er ihrer Macht anheim (Oedipus). Sie beherrscht die Weltgeschichte als ewiges Natur- und Sittengesetz, das aber ohne Leben und Bewegung in der mannichfaltigen Gliederung seines Inhalts mit sich selbst in Widerspruch geräth und daher auch das menschliche Sollen in Widerspruch sezt (Orest — Antigone — Elektra); dem die menschliche Freiheit als ein unendliches Wollen mit endlichem Können gegenübersteht, und über das daher der Mensch in der unbeschränkten Selbstständigkeit und Lebendigkeit seines Willens sich erhaben fühlt, während er in der Endlichkeit und Bedingtheit seines Könnens ihm unterliegt (Prometheus — Aias — Philoktet — Deianira — Niobe — Medea 2c.). Darum bedurfte das antike Drama nicht jener Fülle und genauen Durchführung eigenthümlicher Charaktere, jener Strahlenbrechungen der Idee, jener vielgestaltigen Beweglichkeit und Unregelmäßigkeit der Sprache. Die Gegensätze waren hier ursprünglich schon vorhanden, durchaus objektiv, bestimmt ausgeprägt; sie konnten und brauchten also nicht in ihrer Entwickelung aus dem Geiste und seiner Freiheit, in ihrer ursprünglichen Einheit, ihrem Auseinandergehen und Wiederzusammentreten dargestellt zu werden. Bedurfte es einer endlichen Lösung, so trat sie wiederum ganz objektiv in der Erscheinung eines Gottes auf. Man kann sagen, die Helden der griechischen Tragödie vertraten die besondere subjektive Seite des menschlichen Geistes, die Götter die allgemeine objektive (Weltordnung und Sittengesetz); beide sind durch die Sünde auseinandergefallen; sie haben wohl das Streben nach innerer lebendiger Einigung, aber weil das Bewußtseyn der wirklichen Versöhnung und Erlösung fehlt, bleibt es ein bloßes Ringen und Kämpfen, das nur äußerlich durch Vertrag, durch Konzessionen von dem einen oder andern Theile zum Frieden kommen kann (— dem Orest, dem Oedipus wird der Friede, der selige Tod nur konzedirt von den Göttern —). —

In der christlichen Weltanschauung dagegen gibt es keine Herrschaft des Schicksals; Gott, seine Liebe und Gerechtigkeit regiert die Weltgeschichte, und Gott ist reine, lebendige, selbstthätige Persönlichkeit und Freiheit, der eben darum auch freiwillig sich selbst beschränken, die Freiheit des Menschen selbst wollen, selbst auf sie eingehen und unabhängig sich entfalten lassen kann, indem er dem menschlichen Geiste, weil er Geist ist und seyn soll, die freie Ursächlichkeit, die schöpferische Selbstthätigkeit zugesteht, sich selbst und seiner Leitung theils die objektive Gestaltung der Verhältnisse wie der Folgen und Wirkungen der menschlichen Handlungen vorbehält, theils nach dem Abfall der Menschheit von ihm, durch seine eigene Menschwerdung nur die Möglichkeit der Erlösung und Heiligung derselben restituirt, und zu diesem Ziele von innen heraus durch organische Einigung der göttlichen Geistes- und Lebenssubstanz Christi mit der freien Selbstthätigkeit des Menschen hinwirkt. Hier also ist das Schicksal Eins mit der Aktion und dem Ideeninhalte der Weltgeschichte. Der Mensch ist in der That Herr seines Schicksals, und sein Schicksal doch zugleich göttliche Fügung. Eine unlösbare organische Einheit und Wechselwirkung ist darzustellen: der Gang der geschichtlichen Entwickelung ist bedingt durch das Wollen und Thun der Menschen, zugleich aber getragen durch den ewigen Rathschluß Gottes; das Schicksal der handelnden Personen muß Schritt für Schritt hergeleitet werden aus ihrem eigenen Charakter, ihrer Freiheit und Selbstthätigkeit, zugleich aber aus dem Zustande und Inhalte des historischen Gesammtlebens, zugleich aus der freien Thätigkeit Gottes in der Welt, der göttlichen Weltordnung. Alle diese Ursachen, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen, müssen in ihrem organischen Zusammenwirken gleichmäßig zur unmittelbaren Anschauung kommen. Ihr Zwiespalt, der im antiken Drama überall sich kund gibt und höchstens äußerlich aufgehoben wird, ist hier in der inneren Lösung begriffen und muß als ein fortwährend sich lösender und gelöster dargestellt werden. Gott selbst will die Versöhnung jener Gegensätze, die in der antiken Weltanschauung auseinanderfallen; die Versöhnung ist objektiv vorhanden, die Menschheit ist versöhnt, und der Zwiespalt kann daher nur in das Innere der Einzelnen, in deren besonderes Verhalten zur allgemeinen göttlichen Versöhnung fallen; — die Lösung desselben also kann auch nur von innen heraus durch das Zusammenwirken aller jener Ursachen verwirklicht werden. Dieses aber fordert nothwendig jenen Reichthum von Gestalten und Beziehungen, die möglichst genaue und ausgeführte Charakteristik, die mannichfaltigen Reflexionen der Idee, wie die springende Beweglichkeit und Gedrängtheit der Aktion und Sprache, wodurch das moderne Drama uns insbesondere Shakespeares Dichtungen sich auszeichnen. — Sind hiernach in der christlichen Weltanschauung die beiden Faktoren der Geschichte: hier Gott in seiner Gerechtigkeit und Liebe, dort die menschliche Selbstthätigkeit in ihren beiden Gegensätzen der objektiven Freiheit (die Eins ist mit der sittlichen Nothwendigkeit) und der subjektiven Freiheit oder Willkür; so wird auch die christliche Weltanschauung zwei Seiten der Auffassung darbieten, die erst in ihrer Einheit die volle Wahrheit enthalten. Gottes Gerechtigkeit und die sittliche Nothwendigkeit fordert Strafe für jede Uebertretung, den Untergang dessen, was wider sie sich auflehnt, fordert strenge Beschränkung und Gesetzmäßigkeit; die göttliche Liebe dagegen verzeiht, will Bekehrung und Rettung des Sünders, und die menschliche Willkür läßt sich

gehen, will unbegrenzten Spielraum für ihr Treiben, für ihre Launen und Einfälle." Daran knüpft sich nun die nähere Erörterung des tragischen und komischen Princips bei Shakespeare.

Was bei Shakespeare in voller lebendiger Einheit beisammen ist, stellt sich in **Calderon** und **Goethe** getrennt dar. Diese Meinung des Verfassers ist kein leeres Antithesenspiel, sondern geht aus einer genauen Erforschung jener Dichter und ihres Zeitalters hervor, ist historisch begründet. Von Calderon heißt es: „Das waltende Grundprinzip bei ihm ist die Religion und Kirche als eine durchaus objektive, äußere Macht, welche der subjektiven Persönlichkeit des Menschen gegenübersteht, nicht innerlich aus und mit ihm wirkt, sondern sich ihm äußerlich aufdrängt, ihn äußerlich leitet und beherrscht. Diese Macht ist die in der Welt sich offenbarende Thätigkeit Gottes und seiner Gnade; die Welt und die weltlichen Dinge sind an sich, schon um ihrer Vergänglichkeit willen, eitel und nichtig, das irdische Daseyn gleich einem bloßen Traume, der Mensch durch seinen Abfall von Gott dem Untergange und Verderben preisgegeben; nur durch jene göttliche, der Welt sich hingebende Macht wird er gerettet und zum wahren Leben hinübergeführt. Ihr gegenüber hat daher der Mensch keine volle Selbstständigkeit; sie nimmt seinen Willen durch äußere Mittel gefangen; dadurch vornehmlich tritt sie in Verbindung mit ihm, dadurch wendet und bekehrt sie ihn, und hat sie ihn einmal ergriffen, so mag er wollen und thun was er will, er wird doch gerettet. Ja, die Wirksamkeit derselben theilt sich sogar ganz äußerlichen, todten Gegenständen mit; so weit geht ihre rein sinnliche Objektivität, daß selbst dergleichen Dinge ganz lebendig in die dramatische Aktion eingreifen. Diese Grundanschauung spiegelt sich, weil sie eben Grundanschauung ist, in so vielen Stücken Calderon's ab, daß ich nur an einzelne Beispiele erinnern kann. Ich wähle dazu die bekanntesten. So beruht die ganze Aktion in der Andacht zum Kreuze wie in dem Purgatorium des heiligen Patricius auf diesem Gegensatze zwischen der göttlichen Führung des Lebens und der menschlichen Freiheit des Wollens und Thuns rc."

Den andern Gegensatz stellt Goethe dar: „Jene Zeit, in welcher das Christenthum, eine kleine Anzahl Gläubiger von schwärmerischer oder steiforthodoxer Richtung ausgenommen, einem seichten Deismus oder der sogenannten natürlichen Religion gewichen war, und das eigentlich kirchliche Leben innerhalb des Protestantismus schwer darnieder lag, in welcher die Subjektivität des Geistes, immer nur ihr Recht in Opposition gegen alle Objektivität verfolgend, ihrer Pflicht ganz uneingedenk, auf eine Spitze sich emporgetrieben hatte, von der sie nothwendig in die völlige Geistlosigkeit des Materialismus und Atheismus herabsinken mußte, in welcher das einzelne Ich sich selbst zum Mittelpunkte der ganzen Welt, zur Norm des Wahren, Guten und Schönen eingesezt hatte, war die Geburts- und Bildungsstätte Goethe's. Frankreichs Kultur und Literatur herrschte damals im Allgemeinen auch über Deutschland. Denn in Frankreich war es, wo jener Kampf der Subjektivität gegen die Objektivität ganz und vollständig durchgekämpft wurde, bis er auf dem Gebiete der Religion, Sittlichkeit und Philosophie zum Materialismus, Libertinismus und Atheismus, auf dem Gebiete des Rechts und der Politik zur Revolution, zum totalen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse führte. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß der französische Geist über den deutschen geherrscht hätte. Jenem Unwesen sezte das tiefere sittliche Bewußtseyn des Deutschen einen unübersteiglichen Wall entgegen. Das religiöse Leben konnte daher in Deutschland nicht ganz unterdrückt, sondern nur zurückgedrängt und eingepfercht werden in die Schranken einer nüchternen Moralität. Der französische Materalismus und Atheismus gestaltete sich daher hier zur sogenannten Vernunftreligion, oder besser in einen Moralismus um, dessen religiöse Grundlage die kahle, inhaltslose deistische Weltanschauung, dessen wahres Lebensprinzip aber das im subjektiv-menschlichen Geist immanente Vernunft- und Sittengesetz war, und als dessen Hypophee in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts Kant auftrat, zur Zeit als Goethe eben zum Manne heranreifte. Gleichzeitig wirkte Winckelmann zur Belebung des wahren Verständnisses der antiken Kunst, während Lessing den falschen Geschmack, die Unnatur und Haltlosigkeit der französischen Poesie mit der energischen Entschiedenheit seiner scharf eindringenden Kritik nach- und zurückwies, Shakespeare in Deutschland einführte, und der Herrschaft der französischen Literatur ein Ende machte. Sie und neben ihnen Klopstock, Wieland u. A. waren die Führer jener poetisirenden und ästhetisirenden Geistesrichtung, von der getragen und auf deren Spitze zulezt Goethe und Schiller als die Koryphäen der frischerblühten klassisch-deutschen Literatur standen. Auf einer Zweigbahn der großen Straße wurde dieselbe Richtung zur weichlichen Gefühls- und Phantasieschwärmerei, auf einer andern wendete sie sich, zugleich im Gegensatz gegen die gekünstelte französische Civilisation, an die Natur, verehrte sie und die reine natürliche Menschlichkeit als die Quelle aller Wahrheit und Schönheit, und traf so mit dem philosophischen und pädagogischen Naturalismus eines Rousseau und Basedow wie mit dem idealistischen Humanitätswesen Herders u. A. in Eins zusammen. Der leere Deismus drängte die reicheren Gemüther, welche nach einem lebendigen, thätigen Gott verlangten, von selbst zur Naturanbetung hin, die dann wiederum dem

Pantheismus die Bahn brach. — Das sind die Hauptelemente der Zeit, in welche Goethe's beste Lebensjahre fallen. Sie spiegeln sich alle mehr oder minder deutlich in seinen Poesien ab.“ Herr Ulrici entwickelt nun folgerecht, wie bei Goethe überall die Subjektivität vorgeherrscht, und wie weit sein poetischer Egoismus „die Objektivität des Rechts und der Sitte“ als einen Zwang von sich abgestoßen habe. Sehr gut ist, was er in dieser Beziehung über die „Mitschuldigen“ sagt: „Es ist das ganze Leben und insbesondere das innerste Familienleben, dieses Fundament aller Sittlichkeit, das hier von frivolen Ausschweifungen und unmoralischer Gesinnung so ganz zerfressen erscheint, daß ein Sünde, ein Vergehen gegen das andere sich kompensiren soll. „Goethe selbst, der für diese Jugendarbeit eine gewisse Vorliebe gehabt zu haben scheint, bemerkt (W. 25, 113): „sie deute auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und spreche in etwas herben Zügen jenes christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.“ Ist dies der Sinn des Ganzen, so zeigt sich darin wiederum zur Evidenz jene Subjektivität des Geistes und Lebens, die in Goethe's Weltanschauung so entschieden vorherrscht. Denn freilich, der Einzelne in seiner eigenen Sündhaftigkeit soll und darf niemals richten. Allein damit fällt das Gericht überhaupt nicht weg, so lange es noch einen Gott und eine waltende Gerechtigkeit in der Welt gibt. Der Objektivität des Rechts und der Sitte muß nothwendig Genüge geschehen; sie fordert die Strafe, von ihr muß das Gericht über ein solches Verbrechen, wie sich Söller zu Schulden kommen läßt, gehandhabt werden. Diebstahl und eheliche Untreue lassen sich nicht so obenhin kompensiren gegen die moralische Schwäche und Verkehrtheit aller übrigen Menschen. Sind Vergehen und Thorheiten einmal wirklich geworden, sind sie nicht durch die göttliche Liebe schon in ihrer Entwickelung paralysirt, gehen sie insbesondere hervor aus einer so völlig frivolen, unsittlichen Gesinnung wie bei Söller, so müssen sie nothwendig bestraft oder durch tiefe Reue und Entsagung gesühnt werden. Darum hat Goethe auch ganz Recht, wenn er an den Mitschuldigen tadelt (W. 25, 113), „daß die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen das ästhetische und moralische Gefühl verletzen, und daß darum das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang habe gewinnen können.“ Seine spätere Entschuldigung dagegen: die Verbrechen, die zwar an und für sich niemals lächerlich seyn könnten, würden hier nur durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt, sie verlören daher etwas von ihrer Eigenschaft, und seyen eigentlich nur Vergehen (Bd. 45, 317. Briefwechsel mit Zelter, III, 473) — diese Entschuldigung ist nichtig, weil nicht die Verbrechen oder Vergehen selbst verletzen, sondern der Ausgang, jenes Kompensiren, jene Berufung auf die Subjektivität, womit alle Objektivität des Rechts und der Sitte über den Haufen geworfen wird.“ Uebrigens sagt Herr Ulrici nicht alles, was sich noch über die unrichtigen Begriffe von Moral, die aus Goethe's beliebten Dichtungen abgeleitet worden sind, sagen ließe. In Werthers Leiden, den Wahlverwandtschaften und Faust liegt eine noch weit verführerische Lüge der Selbstsucht verborgen, und hier wäre jenes bei Goethe so charakteristische Abweisen und Ignoriren der Pflichten noch weit mehr zu rügen als an den Mitschuldigen, die gewiß Niemand verführt haben, und ein sehr unschädliches Produkt der Dichterlaune sind.

Nachdem der Verfasser nachgewiesen hat, wie Goethe nur eine Seite dessen darstellt, was in Shakespeare voll und ganz vorhanden ist, gibt er den allzublinden Vergötterern Goethes den Rath, nicht den wahren Werth ihres Lieblings gerade dadurch, daß sie ihn überschätzen, herabzusetzen und erinnert sie, wie anspruchslos Goethe selbst sich dem unvergleichlichen Engländer unterordnete, denn er sagte (Eckermann I, 143): „Shakespeare ist ein Wesen höherer Art, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“

Mineralogie.

Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen, Berg- und Hüttenleute durch die Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz. Von Karl Hartmann. Nebst einem Atlas mit 14 Tafeln. Weimar, Voigt, 1838.

Man erhält durch dieses Buch eine gute Uebersicht über die Gebirge, Gebirgsarten, Mineralien und namentlich über den Metallreichthum und die sämmtlichen Bergwerke Deutschlands und der Schweiz. Zuerst werden die allgemeinen geographischen und geologischen Verhältnisse der Hauptgebirge und Bergwerksdistrikte erörtert, dann wird übergegangen zu den einzelnen Mineralen, die daselbst vorkommen und endlich werden die mannichfachen Werke beschrieben, die zur Ausbeutung nützlicher Minerale und namentlich der Metalle überall angelegt sind. Der Weg, den der Verfasser einschlägt, geht über den Harz, Thüringen, Fichtel- und Erzgebirge, Schlesien und Böhmen nach den Alpen und diesen entlang durch den Schwarzwald den Rhein abwärts.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. November 1839.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

4) Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien, von Friedrich Thiersch. Drei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Von vielen Seiten ist gegen den Verfasser Klage erhoben worden, er habe sich oft verleiten lassen, theils nach vorgefaßten Meinungen, theils nach zu flüchtigen Beobachtungen und nach oberflächlichen Mittheilungen nicht allein berichtet, sondern auch geurtheilt zu haben. Referent ist nicht im Stande, den Grund oder Ungrund jener Vorwürfe zu ermessen, das kann er aber doch mit gutem Gewissen behaupten, daß selbst im Falle jene Vorwürfe alle ganz begründet wären, noch ein großer Theil des Werkes übrig bleibt, der höchst belehrend und geeignet ist, uns ein, im Allgemeinen befriedigendes Bild von dem Zustande des öffentlichen Unterrichts in den Ländern und Gegenden zu geben, die Herr Hofrath Thiersch bereiset hat. Man muß freilich die pädagogischen Ansichten des Verfassers und die Manier seiner Auffassung und Darstellung kennen, um hie und da durch sie hindurch das Reinfaktische zu erblicken; allein wer kennt jene Ansichten und diese Manier nicht, die sich ohnedies in der Einleitung, ja auf jeder Seite des Buches so unverhohlen und deutlich aussprechen, daß nur ein völlig Urtheilsloser darüber im Unklaren bleiben kann. Ueberdies muß im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit behauptet werden, daß, Einzelnes abgerechnet, wo der Eifer für die allein selig machende philologische Schulbildung in der Form und Weise, wie der Verfasser sie in seinem Werke über Gelehrtenschulen gegeben wissen will, sich hat verleiten lassen, nicht anzuerkennen und zu tadeln, was anzuerkennen und zu loben war, dieser denn doch in der Regel auch das Bestreben zeigt, dem, womit er nicht ganz einverstanden und zufrieden ist, eine anerkennungswürdige Seite abzugewinnen. Endlich ist das Wesentliche des ganzen Werkes nicht das Persönliche und Lokale, was darin zur Sprache kommt, sondern das Reinstatistische, was über Bestand und Einrichtung der Schulen mitgetheilt wird. Diesem ist der größeste Theil desselben, der dritte Band aber ausschließlich gewidmet. Das Hauptresultat bleibt aber hier, daß wir Manches zwar, was das Ausland besitzt und uns fehlt, zu beachten haben, im Ganzen aber uns in Deutschland eines Schulwesens rühmen dürfen, welches dem ausländischen als nicht sobald zu erreichendes Muster vorgehalten werden kann.

5) Wegweiser für deutsche Lehrer. In Gemeinschaft mit Bormann, Heetschel, Hill, Knebel, Knie, Lüben, Mayer, Mädler und Prange, bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. A. W. Diesterweg, Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin. Neue Auflage in zwei Bänden. Essen, Bädeker, 1838.

Mit demselben Eifer, mit welchem Thiersch die philologische Schulbildung als das Palladium aller, auch der nationalen Bildung der Jugend festhält, mit demselben Eifer kämpft Diesterweg für eine auf reindeutschem Grunde aufzuführende Jugendbildung des deutschen Volkes. Referent steht mit Diesterweg auf einer Seite und glaubt mit diesem, daß eine wohlverstandene Nationalbildung, so weit die Schulen überhaupt daran Theil nehmen können und sollen, nur in den deutschen Schulen und in ihrer zweckmäßigen, immer höheren Ausbildung Wurzel schlagen kann, soll und — wird. In diesem Geiste und in der Absicht, die Annäherung zu diesem Ziele zu

befördern, ist vorliegendes Werk unternommen. Der Geist und Ton, in welchem die einzelnen Abhandlungen meist, von deutschen, d. h. aus deutscher Schulbildung emporgewachsenen Lehrern verfaßt ist, gibt ein erfreuliches Zeugniß, bis zu welcher Höhe echter Bildung man sich erheben kann, ohne gerade besonderer, klassisch-philologischer Schulbildung sich rühmen zu dürfen. In mehreren dieser Abhandlungen verbindet sich wissenschaftliche Strenge der Gedankenentwicklung mit einem nicht allein correcten, sondern auch edlen und anmuthigen Vortrage derselben. Schon aus dieser Andeutung geht hervor, daß dieser Wegweiser nicht, wie ähnliche Werke, dazu bestimmt ist, den Lehrern das eigne Nachdenken über die Behandlung ihres Unterrichts zu ersparen: vielmehr will er, wie ein rechter Wegweiser uns Weg und Steg zeigen, allenfalls ermuntern, sie zu wandeln; aber das Wandeln erspart er ihnen nicht. Und doch war nach drei Jahren eine zweite Auflage nöthig, ein zweites erfreuliches Zeichen von der Strebsamkeit und von der Bildungsstufe unserer deutschen Volksschullehrer. Der Inhalt des Wegweisers ist folgender: In einem allgemeinen Theil ist von der Aufgabe des Menschen- und Lehrerlebens, von den Bedingungen einer zweckmäßigen Ausbildung zum Lehrer, von den Anlagen des Menschen und den daraus folgenden Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts die Rede. Sodann folgen im besonderen Theile Abhandlungen über die Anschauungs- und Sprachübungen, über Religionsunterricht, Lesen, deutsche Sprache, Schönschreiben, Singen, Zeichnen, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre und mathematische Geographie, Zahlenlehre, Formen- und Raumlehre, Unterricht im Französischen, in fremden Sprachen * überhaupt, der Blinden, der Taubstummen, endlich über Erziehung zur Vaterlandsliebe. Die meisten Verfasser dieser Abhandlungen haben schon ausgezeichnete Werke über die darin besprochenen Unterrichtsgegenstände geschrieben; was sie hier über Behandlungsart, Lehrgang ꝛc. vortragen, kann als das Resultat alles dessen betrachtet werden, was sich in der Theorie und Praxis der neueren Pädagogik bewährt hat. Auch haben sie ihren Abhandlungen immer Angabe und Kritik der zugehörigen Literatur beigefügt. Wer sich daher darüber orientiren will, auf welchem Standpunkt derjenige Theil des öffentlichen Unterrichts, der für die Grundbildung der Jugend des ganzen Volkes zu sorgen hat, angelangt ist, kann es aus dem Wegweiser erfahren.

* Diese beiden Abhandlungen, so werthvoll sie für sich sind, gehören nicht in einen Wegweiser für Lehrer an deutschen Schulen.

6) Das Weißenfelser Schullehrer-Seminar und seine Hülfsanstalten. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Seminarien, der Volksschulen und der Taubstummenanstalten; als ein thatsächliches Lehrbuch herausgegeben von dem Director Dr. W. Harnisch. Berlin, Lüderitz, 1839.

Klein möchten wir diesen Beitrag eben so wenig nennen, als gering; denn er umfaßt 400 Seiten und enthält, außer den thatsächlichen Aufschlüssen über den Zustand des Seminars und seiner Hülfsanstalten, höchst bedeutende Winke nicht allein über die betreffenden Anstalten, sondern über Erziehung und Unterricht überhaupt. Außerdem muß man wirklich gestehen, daß thatsächliche Belehrungen über das, was und wie es ist, mehr Werth haben, als allgemeine Ansichten und systematische Entwicklungen, denen der thatsächliche Boden fehlt. Auf Thatsachen beruht das beste System der Pädagogik, wie der Speculation, soll diese wie jene etwas taugen. Vom System zu Thatsachen zu gelangen ist schwer, ja unmöglich, wenn man nicht jenes eine Zeit lang vergißt und sich diesen in die Arme wirft. — Wir bekommen hier genaue Auskunft, wie das Weißenfelser Seminar, mit welchem eine Seminarschule, eine Freischule, eine Taubstummenanstalt und ein Vorseminar verbunden ist, entstanden und eingerichtet worden. Wir lernen nicht allein die Lehrpläne all dieser Anstalten, die mit Erfolg seit Jahren angewendet worden, kennen, sondern auch die Methode des Unterrichts und der Erziehung, auch die Tagesgeschichte des Seminars, die Freuden und die noch häufigeren Leiden, unter denen nach und nach das geworden ist, was jetzt als ein kleiner, wohlgeordneter Erziehungsstaat vor uns steht. Schulmänner und Solche, die mit Errichtung und Beaufsichtigung ähnlicher Anstalten beauftragt sind, dürfen diese Schrift nicht ungelesen, nicht unstudirt lassen. Als willkommene Zugabe sind die amtlichen Berichte des Directors über die Bewirthschaftung der Seminargärten durch Seminaristen, über einen Nachhülfecurs für schon angestellte Lehrer, die Disciplinarverfassung der Seminarschule, und der Lebensabrisse der Seminarlehrer, besonders der des Directors anzusehen. Zum Theil gilt dies aber nur von der Tagesgeschichte, in welcher von unbedeutenden Besuchen und Besuchern der Anstalt zu viel gesagt ist. Endlich ist uns ein Gedanke bei Durchlesen des Lehr- und Stundenplanes des Seminars immer wieder aufgestoßen, dessen wir uns auch beim Besuch verschiedener Seminare in Deutschland nie haben erwehren können, daß das Lernen, Arbeiten und die Erholung in den Seminaren immer etwas Kasernenartiges und Spinnmaschinenfabrikmäßiges behält, was für

Geist und Gemüth der Zöglinge unmöglich wohlthätig wirken kann. Wir geben zu, daß der Grund davon in den äußeren Bedingungen liegt, unter denen die meisten Seminare stehen, und daß gegen diese Bedingungen Nichts auszurichten ist; aber die Sache bleibt nichts desto weniger beklagenswerth, eben so beklagenswerth, wie unsere Volksschulen und Volksschulklassen, in denen 80, 90, 100, 120 und mehr Schüler zusammengepfercht sind.

7) Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. Basel, Spittler, 1838.

Der Verfasser weiset mit Geist und Wahrheit nach, daß, wenn es um christliche Bildung der Jugend ein wahrer Ernst sey, die ganze Jugendbildung nicht auf die Classiker, sondern auf die Bibel gründen müsse. Die Behauptung leuchtet an und für sich ein. Entweder christliche Bildung oder eine andere; ein drittes gibt es nicht. Aber der Verfasser prüft den Geist der classischen Poesie, Historie und Philosophie und deckt, ohne ihrer formellen Vortrefflichkeit irgend zu nahe zu treten, ohne die, wenn auch seltenen Lichtpunkte, darinnen eine Ahnung christlichen Geistes aufstimmt, zu übersehen, doch ihren im Ganzen nicht allein nicht-, sondern widerchristlichen Geist ohne Hehl auf. Ferner macht er evident, daß es eine Täuschung sey, wenn man glaube, dieser Geist wirke, weil er in seinem Wesen von der Jugend nicht begriffen werde, auf dieselbe nicht ein; er thue dies nur um so sicherer und außerdem zeige es die Erfahrung in den Früchten dieser Bildung, welche unser Leben, unsere Literatur leider in zu reichem Maaße aufzuweisen haben, deutlich genug. Lebensgenußsüchtige, menschenvergötternde, aber auch melancholische, weltverachtende, verzweifelnde Lebensansicht, Poesie und Philosophie, die gegenwärtig herrschend geworden, sie stammen aus dem Alterthum, haben in ihm und seiner Literatur die schönsten Vorbilder. — Nun ist der Verfasser besonnen genug, nicht alle classische Jugendbildung zu verwerfen, er will nur nicht, daß die Jugend mit den Classikern vertraut gemacht werde, ehe in ihnen der christliche Lebensgeist biblisch, geschichtlich, poetisch und confessionell festgegründet ist. Aber da Letzteres nicht vor dem 14ten bis 15ten Lebensjahre wird möglich seyn können, wo bleibt denn wenigstens für solche, welche den höheren Studien sich widmen sollen, das Latein? Der Verfasser schlägt lateinische Realencyklopädien vor, an denen die Jugend bis dahin das Latein erlernen sollte. Dann würden die niederen Gelehrtenschulen, Lateinschulen, Progymnasien und wie sie heißen mögen, auch die unglücklichen Zwitteranstalten, die Realschulen wieder entbehrlich machen. Letzterem Vorschlage können wir nicht beistimmen; nicht etwa, weil wir daran zweifelten, daß jene lateinischen Realbücher in einem korrekten Latein abgefaßt und dadurch fürs grammatikalische Erlernen des Lateins geeignet seyn könnten; sondern weil es mit dem latinisirten Realunterricht schwerlich viel werden wird. Das Latein wird geschwind wieder die Hauptsache, den Zwecken der Realbildung aber schlecht gedient seyn. Aber daß, wenn mit einer christlichen Jugendbildung Ernst gemacht werden soll, die Bibel, oder vielmehr eine Jugendbibel, aus welcher Manches, was durchaus nur für das reifere Alter geeignet oder verständlich ist, wegbleiben müßte, in unseren Schulen die Stelle einnehmen muß, welche Homer in den Atheniensischen inne hatte; — damit bin ich vollkommen einverstanden. Allein unsere Jugendbildung soll auch eine nationale, eine staatsbürgerliche Färbung haben, den künftigen Geschäftsmann, Gelehrten, Staatsdiener ꝛc. wenigstens nicht aus den Augen verlieren; und so wird noch Manches hinzutreten dürfen und müssen, was nicht unmittelbar, ja zum Theil gar nicht reinchristlicher Bildung dienen kann. Die Christlichkeit liegt aber auch nicht allein im Stoff, sondern weit mehr noch im Geist des Unterrichts und der Erziehung.

8) Schule und Leben von Dr. G. F. C. Greiner, Herzogl. Sächs. Altenburgischer Medicinalrath ꝛc. Altenburg, Pierer, 1838.

Diese Schrift gehört in den Kreis der von Lorinser angeregten Schriften; doch unterscheidet sie sich von andern dadurch, daß sie nicht sowohl über die Thatsachen streitet, sondern diese, daß zu viel geschult und die Gesundheit der Schüler beeinträchtigt werde, als unbezweifelt annimmt, dann aber aus physiologisch-psychologischen Gründen nachweiset, daß bei zu vielem, zu angestrengtem, zu abstrakt-wissenschaftlichem Lehren und Lernen die nachtheiligen Folgen mit Nothwendigkeit eintreten müssen. Diese Parthie der Schrift ist sehr lesenswerth, besonders was auch über das zu frühe ernsthafte Lernen gesagt wird, welches auf Leib und Geist nachtheilig wirken müsse. Auch manche, den eigentlichen Unterricht betreffende Bemerkungen sind lesenswerth. Mit Recht verwirft er das zu frühe Uebersetzen aus der Muttersprache in die fremde, lateinische und griechische, als die Knabenkräfte in der Regel übermäßig in Anspruch nehmend, daher theils überreizend, theils erschlaffend. Und ist nicht das gerade der Triumph der gegenwärtig auf Gymnasien herrschenden Unterrichtsmethode? Eben so richtig wird es als verderblich für geistige und leibliche Gesundheit und selbst für eine glückliche Bildung des Geistes erklärt, wenn man die Schularbeiten so häuft, daß Zeit und Lust zu

freien Selbstbeschäftigungen verloren geht. Eben so gerecht ist der Tadel, der gegen den Mißbrauch ausgesprochen ist, während der Ferien so viele Arbeiten aufzugeben, daß die Ferien ihren Zweck, zur geistigen und leiblichen Erholung zu dienen, wieder verlieren.

9) Die Hamiltonische Frage, untersucht von C. A. Schmid, Diaconus und Präceptor zu Göppingen. Stuttgart, Köhler, 1838.

Die hier angestellte Untersuchung ist mit Besonnenheit und Gründlichkeit geführt worden, und hat daher ein Resultat gehabt, welches den leidenschaftlichen Partheigängern „Für“ und „Wider“ nicht gefallen wird. Es ist dieses Resultat am Ende der Schrift in folgenden Worten zusammengefaßt: „Die Gründe für die Hamiltonische Methode sind durch die neuesten Angriffe, welche sie erfahren hat, noch nicht widerlegt. Vielmehr stehen bis jetzt ihre beiden Hauptgrundsätze fest, daß man den Schüler die Erlernung fremder Sprachen nicht mit einzelnen Wörtern und Formen, sondern mit zusammenhängenden Sätzen beginnen lassen, und daß man ihm die Regeln nicht vordociren, sondern sie ihn selber finden lassen müsse. Was die Ausführung dieser Grundsätze betrifft, so wird die Interlinearversion jedenfalls sehr wörtlich, vielleicht am besten etymologisch genau seyn müssen; in Betreff der Wahl des Stoffes aber entsprechen die vorhandenen Lesebücher nicht allen methodischen Anforderungen. Bezüglich des zweiten Grundsatzes aber darf man nicht mit Kindern, sondern mit Knaben anfangen, die wenigstens neun Jahre alt sind.“ Schließlich räth der Verfasser an, die Oberschulbehörden möchten, um eine Entscheidung herbeizuführen, von Amts wegen Versuche mit der Hamiltonischen Methode anstellen lassen.

10) Bild eines vorzüglichen Jugendlehrers, entnommen aus dem Leben und Wirken Victorins von Feltre ꝛc. Aus dem Italienischen des Carlo Rosmini von F. M. Glogau und Leipzig, Prausnitz, 1838.

Schon Joh. Casp. von Orelli hat Victorins Leben vor ein paar Decennien herausgegeben, und gewiß verdient es als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des fünfzehnten Jahrhunderts beachtet zu werden. Wir erfahren zu unserer großen Beschämung, daß von ihm vor vierhundert Jahren die vernünftigsten Erziehungsmaximen und die zweckmäßigste Unterrichtsmethode, um welche man sich gegenwärtig streitet, mit glücklichem Erfolge bereits angewendet worden sind. Er versäumte weder den Leib noch das Gemüth über der Ausbildung des Verstandes. Uebungen zur Kräftigung, Schmeidigung und Rührigkeit des Körpers waren gradezu die Grundlage zu allem Uebrigen. Er ging darin aber noch weiter; er legte es auch darauf an, daß mit körperlicher Kraft und Gesundheit sich auch Anmuth und Wohlbewegung verbinde. — Beim ersten Lernen befolgte er den richtigen Grundsatz, dem Kinde keine Zumuthungen über sein Alter zu machen, bis zum zehnten Jahre kein angestrengtes Lernen von ihm zu verlangen. Sorgfältig erforschte er Talent und Neigung seiner Zöglinge, um danach den Weg der Bildung zu bestimmen, auf welchem sie weiter geführt werden sollten ꝛc.

11) Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation. Vierter Beitrag. 1. Ueber Erziehung zum Patriotismus. 2. Ueber deutsche Universitäten. Von Dr. F. A. W. Diesterweg. Essen, Bädeker, 1838.

Aus dem ersten Aufsatze weht uns gar wohlthuend der frische, kräftige Geist von 1813 — 1815 an. Was über Patriotismus, über deutschen Patriotismus und die heilige Pflicht gesagt ist, ihn in sich zu erhalten und in jungen Gemüthern immer neu wieder anzufachen, ist vortrefflich und hat unseren ganzen Beifall. Auch glauben wir, daß die Schulen das Ihrige zur Erfüllung dieser heiligen Pflicht beitragen können und sollen. Allein daß sie sehr viel, oder gar Alles thun könnten und sollten, daran zweifeln wir. Allzu absichtliche Bearbeitung des Gemüthes verfehlt in der Regel ihres Zweckes, und was man auch sagen möge, die Schule ist zu sehr Lehranstalt, als daß sie anders als beiläufig, dann vielleicht aber auch, wenns in rechter Weise geschieht, mit um so mehr Wirkung, das Gemüth überhaupt und namentlich in der Liebe zum Vaterlande erglühen machen könnte. Das hat wohl auch Diesterweg gefühlt, indem er den Lehrer selbst von Vaterlandsliebe erfüllt wissen will. — In der zweiten Abhandlung kommt der Verf. auf die von ihm angeregten Universitätsfragen zurück, vertheidigt kühn und männlich seine Befugniß dazu und ergreift hie und da gegen seine Gegner: Leo, Thiersch, Morstadt und Pügge die Offensive in der derben, rücksichtslosen, aber durchaus ehrlichen Weise, die man ihm nachrühmen muß.

W. V. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. December 1839.

Humoristische Literatur.

1) Dymocritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Ride, si sapis. Vom Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster bis neunter Band. Stuttgart, Brodhag. 1832 — 1839.

2) Dasselbe Werk. 16—23ster Band von Webers sämmtlichen Werken. Stuttgart, Hallberger, 1837 — 1839.

Der verstorbene Hofrath Weber, der dieses Werk, so wie die bekannten Briefe über Deutschland, die Möncherei ꝛc. geschrieben hat, gehört der guten ältern Schule deutscher Humoristen an, die leider mit ihm ausgestorben zu seyn scheint. Dieser Humor charakterisirt sich dadurch, daß er sich vor allen Dingen nicht schämt, deutsch zu seyn, sondern im Gegentheil seiner deutschen Vorzüge sich mit Stolz und Muthwillen bewußt ist und voll Lebensgefühl und Derbheit alle windige und kränkliche Ausländerei verspottet; während unsre jüngsten Humoristen ihr Vaterland und die deutsche Natur zu verachten affectiren, es Pariser Stutzern nachmachen wollen und doch weit hinter der Leichtigkeit derselben zurückbleibend als verdorbene Deutsche untergehn, ohne als gute Franzosen wiederaufleben zu können.

Zweitens charakterisirt unsern Weber noch der alte gewichtige Sterlingswitz, den die Deutschen immer und schon vor den Engländern liebten, denn wenn es auch wahr ist, daß sich die humoristische Literatur in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der englischen und namentlich Swift, Sterne, Goldsmith, Fielding, Smollet nachgebildet hat, so gab es doch auch schon früher unmittelbar vor, während und nach der Reformation einen originellen Humor in Deutschland. Dieser deutsche, wie englische Humor, unterscheidet sich vom französischen Witz dadurch, daß er immer auf die Sache losgeht, und sich nicht mit dem Wortgefasel aufhält, und daher auch lieber aus vollem Halse lacht, anstatt bloß spöttisch zu lispeln. Der deutsch-englische Witz ist vorzugsweise Sachwitz, der französische vorzugsweise Wortwitz. Durch das Uebergewicht des französischen Geschmacks in Deutschland und namentlich auch durch die Einmischung jüdischer Schriftsteller ist gegenwärtig der deutsche Humor zurückgedrängt und der französische Wortwitz ist herrschend geworden, daher man ihn auch bereits den Judenwitz und den Berlinerwitz zu nennen pflegt. Man versteht darunter die Witze, die bloß auf Wortspielen beruhen, und in denen namentlich Saphir Meister ist.

Drittens charakterisirt sich der Humor unsres Weber durch den noch aus der alten Zeit entlehnten Cynismus, durch die Freiheit, die er sich nimmt, ungescheut Alles beim rechten Namen zu nennen und durch eine gewisse Satyrnatur, die es ungemein freut, allzu prude und überfeine Leute durch Derbheiten zu ärgern. Er geht darin wohl etwas zu weit, indeß ist es sehr erklärbar. Er wurde durch das Extrem des unwahren und heuchlerischen Zartthuns ins andere Extrem getrieben und die von der Convenienz zu sehr in die Enge getriebene Natur machte bei ihm starke Ausfälle.

Weber hat in seiner witzigen Manier Manches mit dem Ritter v. Lang (dem Verfasser der Hammelburger Reisen) und mit Jassoir (dem Verfasser der Welt und Zeit) gemein, doch politisirt er weit weniger und ist dagegen ungleich gemüthlicher und vielseitiger gebildet. Er ist viel gereist, hat viel gesehen und noch mehr gelesen. Seine Werke sind daher nicht bloß witzig und immer in trefflicher Laune geschrieben, sondern sie enthalten auch einen unglaublichen Schatz von interessanten Notizen und Anekdoten aller Art, die er seiner unermeßlichen Belesenheit verdankt. Sein Raisonnement ist immer mit schlagenden Beispielen und Citaten gewürzt, welche die Phantasie und den Geist fortwährend angenehm überraschen und beschäftigen, und ist dieses Herbeiziehen fremden Reichthums, das passende Citiren witziger Exempel und

Sentenzen, eine ganz lobenswerthe und praktische Methode, wenn es dem Autor darauf ankommt, nicht bloß eigene Eitelkeit prunken zu lassen, sondern den Leser wirklich zu unterhalten. Wenn der ehrliche alte Humorist sagt: Da fällt mir ein Witz ein, den der oder jener, den ihr nicht kennt, vor hundert Jahren gemacht hat und den ich in meiner Sammlung von Curiosis gefunden habe, und der Witz ist wirklich gut und wenig oder gar nicht bekannt, so macht dies einen ungleich angenehmern Eindruck, als wenn die Humoristen der neuern französisch-jüdischen Schule mit unendlicher Koketterie einen kleinen Witz gebären, und als Originalprodukt geltend machen, während es am Ende herauskommt, daß er nur gestohlen war.

Die Dinge, die wesentlich eine angenehme Lektüre bedingen, findet man bei Weber in reichem Maaße, die unzerstörliche gute Laune, den immer lachenden Muth und Frohsinn und sodann den Reiz der Abwechslung, die Mannichfaltigkeit einer gewissermaßen alles umfassenden und nichts ausschließenden witzigen Unterhaltung.

Sein Dymocritos ist zu diesem Zweck gleichsam encyklopädisch angelegt. Neun Bände davon sind erschienen, drei sollen noch nachfolgen. Sie umfassen eine bunte Menge von Gegenständen, über die sich sein immer munteres, geistvolles und mit Anekdoten und witzigen Aussprüchen gespicktes Raisonnement ergießt. Der erste Band handelt ausschließlich vom Lachen und vom Lächerlichen in all seinen Beziehungen. Der zweite enthält ein Fragment aus Webers Lebensgeschichte, seinen Aufenthalt an einem der kleinsten deutschen Höfchen vor Aufhebung der alten Reichsverfassung und seine Abenteuer als Mentor eines dem Telemach sehr unähnlichen Prinzleins. Dann wieder witzige Betrachtungen über Laune, Humor, Sonderlinge ꝛc., und über die Weiber, über gelehrte und ungelehrte, über die Ehe, über den jungfräulichen Stand, über den Kuß, über das Alter. Der dritte handelt von den Temperamenten und Charakteren, von Antipathien und Sympathien, Idiosynkrasien ꝛc., von Bädern, von der Nahrung und Erziehung, vom Aberglauben, von Hexen und Gespenstern, endlich vom Geist der Zeiten. Der vierte kommt wieder auf das Lächerliche zurück und betrachtet es jetzt von der objectiven Seite, wie der erste Theil von der subjectiven. Da kommen die menschlichen Eitelkeiten an die Reihe, Stolz, Hoffahrt, Geiz, Verschwendung, Zorn, Furcht ꝛc. Der fünfte fährt fort, die Leidenschaften zu charakterisiren, vornämlich Liebe, Eifersucht, Haß, Neid, Wollust, Schlemmerei, Faulheit. Davon geht er über auf den Schlaf, Traum; davon auf die Zerstreuung und Langeweile und dies führt ihn endlich zur Betrachtung der Leserei, der Unterhaltungs-Literatur und Journalistik. Der sechste Band verbreitet sich über Theater, Tonkunst, bildende Künste, Baukunst, Gartenkunst, Spielen, Tanzen, Jagen, Tabak, endlich über die Thierwelt, über Pferde, Hunde ꝛc. und zuletzt über Scherze und Epigramme. Der siebente wird politisch und spricht über den Staat, über die Freiheit, ferner über die Religion und die Religionen, endlich über Sitten, Luxus, Gebräuche, Höflichkeit, Mode ꝛc.

In dem politischen Kapitel dieses Bandes spricht er auch insbesondere von Deutschland und zwar so kurz und gut, daß wir uns nicht enthalten können, die treffliche Stelle auszuheben: „Europa verdankt den Deutschen viel, sie gingen groß und rein aus ihren Wäldern, um frisches Blut zu gießen in die entnervte tiefgesunkene Römerwelt; Römer weinten, als sie diese Riesen erblickten, und ihr ganzes Lager — testirte. Deutsche hemmten den Strom der Hunnen, Tataren und Türken, machten Gallier zu Franken, Britten zu Engländern, und gaben dem Norden Kultur. Europa beugte noch demüthig seinen Nacken unter das heilige Joch, als die Fahnen der Freiheit von den böhmischen Bergen wehten, und von Sachsen aus Luther die Druckerpresse in Gang setzte gegen die Heillosigkeiten Neuroms. Europa verdankt Deutschen die meisten Erfindungen, so auch das Pulver, oder doch dessen Gebrauch im Kriege, wodurch vier Welten erobert wurden, ohne daß die Deutschen da — ein Stückchen Erde besäßen! Deutschland setzte der Tyrannei des weltlichen und geistlichen Roms Grenzen; die neuere Kriegskunst, die neueren Verbesserungen in Staat und Kirche, in Schulen und Erziehungsanstalten, die Entfernung des orientalischen Luxus, und der steifen Etiquette der Höfe gingen aus von Deutschland. In Deutschland sind noch heute am meisten Rechtlichkeit und Reinheit der Sitten, die größte Masse von Kenntnissen, die geringste Masse von Staatsschulden, Einfachheit und Bescheidenheit zu finden. Warum sind wir keine Nation? wir, das zahlreichste, kriegerischste, unverdorbenste Volk Europens? Werden wir je Nation werden — alle die deutsche Muttersprache sprechen, Nation? Wer uns zur Nation machte, machte sich zum Diktator Europens! — Deutsche opferten sich recht eigentlich für die Menschheit, gaben ihren Nationalcharakter preis, um Weltbürgerrollen zu spielen und wurden — nichts! Deutsche fielen durch Deutsche, wie einst Griechen durch Griechen — unsere herrlichen Kaiser des Mittelalters hätten uns zur Nation gemacht, wäre ihre Kraft nicht vergeudet worden jenseits der Alpen gegen Priester! und als Habsburg mächtig wurde, war es zu spät, die Kronbeamten waren Fürsten — die Reformation schuf Katholiken und Protestanten, die sich wie Feinde behandelten, aus wackern Humanisten wurden ekelhafte, streitsüchtige Theologen, und verächtliche Jesuiten machten Ferdinand zum bigotten Serail- und Pfaffenkaiser! Der dreißigjährige Krieg führte ein wildes Soldatenleben herbei, und mit dem

westphälischen Frieden dachten sich unsere Fürsten nicht mehr als Theile des großen Ganzen, sondern als Souverains, selbst Grafen und Reichsritter. — Deutschland, wie die dritte große Nation Europens als Einheit geträumt, fester als Franzosen, gebildeter als Russen — wir standen nun da am Pranger, ein Spott der Nationen. — Unsere Verfassung lösete das Problem: Wie kann ein Regent, ohne sein Wesen zu stören, noch einen höhern Richter über sich haben? was eigentlich deutsche Freiheit heißen sollte, aber die Praxis setzte sie in das Streben nach Freiheit von Kaiser und Reichsgewalt, und führte die ganze Franzosenschmach über das arme Vaterland, das nun da lag gebunden an Händen und Füßen, wie der abyssinische Stier zum lebendigen Braten des Friedensfestes und eines gekrönten Ungeheuers, das sich Protector nannte! Der längste und langweiligste Tag, den die Geschichte kennt, der Reichstag, endete mit der schrecklichsten Nacht — mit dem Rheinbunde."

Die Schilderung des Reichszustandes vor der großen Krisis gehört zu dem belebtesten und lustigsten, was Weber geschrieben hat. Er schrieb in dieser Beziehung etwas animos, da er unter der Tyrannei der Duodezsouverainetäten viel gelitten hatte, aber eben das macht seine Darstellungen um so pikanter.

Auch die Geistlichkeit kommt bei ihm nicht gut weg. Er theilt noch so ziemlich die Ansichten des Zeitalters Friedrichs des Großen und der sogenannten Aufklärerei, er ist ein Rationalist mit etwas frivoler Färbung. Da sich dies sehr natürlich aus seiner frühern genauen Bekanntschaft mit den Reichsprälaturen erklärt, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten. Es gab unstreitig eine Zeit, in welcher die Geistlichkeit den Spott verdiente, der sie in so reichem Maaße getroffen hat. Zu dem besten, was Weber über jene mannichfachen Entweihungen des Heiligen sagt, gehört unter andern auch seine Geschichte der geistlichen Perrücken. Auf eine wunderbare, wahrhaft ominöse Weise nahm sich die lutherische Geistlichkeit zur Zeit ihrer tiefsten Versunkenheit in Finsterniß, scholastische Spitzfindigkeit, Streitsucht, Hexenprozesse ꝛc. der Perrücken als eines Gegenstandes der innigsten Zärtlichkeit und des heiligsten Eifers an. Die katholische Kirche, noch den alten Sinn für Schönheit treu bewahrend, wies die neue in Frankreich aufgekommene Mode der Perrücken zurück. Eben deßhalb aber gefiel nun diese Unnatur dem Oppositionsgeist der norddeutschen Protestanten. Der damalige lutherische Klerus war um kein Haar besser, als es früher die Kutten waren. Sie zankten sich um die Perrücken, wie einst Franciskaner und Kapuziner um ihre Kaputzen. Weber sagt: „Im Mittelalter waren Perrücken nicht Mode; die Männer trugen ihr Haar kurz und enge Mützen, aber bei Weibern fand man desto mehr falsche Haare; und als die Laien bei dem ewigen Hadern der Hochwürdigen die Perrücken ablegten — sie mußten durchaus Teufelswerke seyn, und wie hätte auch der Prophet Habacuc vom Engel gepackt werden können, wenn er statt eigener Haare ein Perrückchen gehabt hätte? — erst da — ist's möglich? — verliebten sich die geistlichen Herren selbst in Perrücken, je viellockiger, desto ehrwürdiger. Am eifrigsten hatte Papst Benedict XIII. getobt; aber Spener schrieb sein theologisches Bedenken: Ob das Tragen der Perrücken ein Mittelding? und Vecchio eine Spottschrift Clericus deperrucatus. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts behandelte Ehrengeistlichkeit die Sache als Gewissenssache und bestimmte sich für Perrücken, weil sie die Ausdünstung beförderten und die Gesundheit des Hauptes, ohne welche ein Prediger leicht eine Glocke ohne Klöpfel werden könne. Unsere protestantische Geistlichkeit schien schon darum eigensinnig an Perrücken zu hangen, weil sie dem katholischen Klerus verboten waren, und echt orthodoxe Perrücken waren von ganz schwarzem Bockshaar. Ich habe selbst noch in Würtemberg zwei solche Schwarzköpfe gesehen, und an der Perrücke eines Obersuperintendenten in Franken zählte ich 1785 noch nicht weniger als drei und fünfzig Locken, das Toupet abgerechnet, das gleich den Hörnern Mosis gestaltet war. In diesen Zeiten wurde einem Prediger von einem Fieberkranken die Perrücke unter das Bette geworfen, und einem andern, als er Abends über den Kirchhof wandelte, flog gar die Perrücke vom Kopfe — durch unsichtbare Geistermacht — wie man da glossirte und Spukgeschichten aufwärmte! — aber sie fand sich wieder auf dem Kirchendach als Nest voll junger Käutzchen. Selbst die Küchenartikel richteten sich nach der Perrücke, und die Geschichte ist wahr, daß ein junger Landgeistlicher in Sachsen, der seiner Frau zu Liebe die Perrücke ablegte, es in der Küche entgelten mußte — die Würste wurden weit kleiner oder blieben ganz aus! Die Welt war so an Perrücken gewöhnt, daß die preußischen Ducaten 1718, wo der König mit einem Zopf abgebildet ist, Zopf- oder Schwanzducaten hießen und begierig aufgesucht wurden, und welchen ungeheuern Lärm machte nicht Prediger Schulz, als er im Zopf predigte? Der Vater Friedrich I. trug dagegen noch eine ungeheure Perrücke, um die Krümme seines Rückens zu verbergen, und verfiel, zu Deckung seines neuen Königspompes, auf eine Perrückensteuer: französische Perrücken zahlten 25 Thlr. und einheimische 6 Thlr. — und alle mußten sich stempeln lassen. Mir ist unbegreiflich, wie ein Hitzkopf eine Allongeperrücke tragen konnte, ohne noch hitziger zu werden und ohne Kopfwehe. Bei der Revolution zu Zante 1798 wollte der venedische Proveditore seine Amtsperrücke durchaus nicht verbrennen lassen, bis man ihm den Preis dafür, dreißig Zechinen, zahlte ꝛc."

(Schluß folgt.)

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

12) Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Johannes Ramsauer. Oldenburg, Schulze, 1838.

Diese Lebensskizze hat freilich ganz besonderes Interesse nur für Lehrer und Erzieher vom Fach. Sie können viel daraus lernen. Als Beitrag zur Charakteristik Pestalozzis, seiner Anstalten und Methode, die wir hier von einem seiner ausgezeichnetsten Schüler erhalten, hat sie aber ein allgemeines Interesse. Der Verfasser faßt das Resultat seines Lebens in folgende merkwürdige Sätze zusammen: 1) in meinem elterlichen Hause lernte ich beten und gehorchen; 2) in Schleumen * laufen, klettern und springen; 3) bei Pestalozzi vom 11ten bis 26sten Jahre arbeiten, beobachten und denken; 4) auf meinen verschiedenen Reisen selbstständiger werden und mir selber helfen; 5) in Würzburg und Stuttgart bescheidner seyn und einigermaßen die Welt und das Familienleben und 6) in Oldenburg das Wort Gottes kennen, Freud und Leid gleichmüthiger ertragen, wohl wissend, von wem und wofür sie gegeben, und noch vielseitiger erfahren, daß wir zwar auf einer sehr schönen, merkwürdigen Erde wohnen, daß auf dieser aber nur Mühen und Sorgen, d. i. ein gar unruhiges Treiben, und gegenwärtig ein Zeitgeist herrscht, den zu beherzigen es sich sehr der Mühe lohnt, daß man aber dennoch hienieden sehr glücklich seyn und sich sehr gut auf das künftige bessere Leben vorbereiten könne.

Was sich über Pestalozzi mitgetheilt findet, bringt zwar nichts wesentlich Neues, aber es vervollständigt und belebt das Bild, welches man sich aus den bisherigen Mittheilungen schon von dessen Charakter und von dem Leben und Treiben in seinem Institute entwerfen konnte. Schätzenswerth sind auch manche, von des Verf. reicher pädagogischer Erfahrung zeugende Winke über Erziehung, Unterricht und Schulen. So, um nur eins hervorzuheben, was gegenwärtig gerade immer noch nicht ganz anerkannt ist, wird hier aus eigener Erfahrung nachgewiesen, wie ungemein vortheilhaft eine gründliche, aber nicht gerade zu hoch getriebene Uebung im Linearzeichnen, im Rechnen, in Form-, Maaß- und Größenlehre für späteres Erlernen mechanischer Handwerke sey. Der Verf. behauptet, daß wohleingerichtete Gewerb- oder Realschulen Schüler bilden müßten, welche kaum die halbe Zeit, die jetzt erforderlich sey, zur Erlernung ihres Handwerks brauchen würden. Wir möchten hinzufügen: das Drittel jener Zeit, wenn die Meister ihre Lehrlinge nicht die größere Hälfte der Lehrzeit zu ganz anderen Dingen, als zum Erlernen des Handwerks, anhielten.

* Ramsauer ist zu Herisau in Appenzell geboren und wanderte, in Folge der helvetischen Revolution, wie tausend andere Kinder, 1800 aus, und kam nach Schleumen bei Burgdorf im Canton Bern.

13) Der Unterricht in der Klein-Kinderschule, oder die Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule. Bearbeitet von Dr. F. A. W. Diesterweg, Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin. Crefeld, Funcke, 1838.

Es ist ein wahres Unglück, daß die Anstalten, welche die Bestimmung haben, Kindern vor 3—7 Jahren einen Aufenthalt anzubieten, der sie von den Gefahren des Gassenlebens, des müssigen Herumschlenderns, des völlig aufsichtslosen Treibens bewahren soll, den Namen Schulen erhalten haben. Denn nun fängt der Schuljammer, das zu frühe Geschultwerden der Kinder an vielen Orten noch früher an, als bisher. Man treibt eine Schaar Kinder zusammen und weiß nichts mit ihnen anzufangen, als: Lesen, Schreiben und Rechnen. Um so willkommner muß ein Buch seyn, welches diesem Unfug möglichst zu steuern sucht, Anleitung und Stoff zu Anschauungs- und Sprachübungen gibt, und was vom Rechnen, Lesen und Schreiben mitgetheilt werden soll, auf die nothwendigsten Vorübungen beschränkt. Dies leistet gegenwärtiges Buch und verdient unsern Dank. Gleichwohl liegt doch auch ihm nicht die Ansicht zu Grunde, die wir in Beziehung auf die Klein-Kinderschulen für die rechte halten, die nämlich, allen eigentlichen Unterricht aus ihnen zu verbannen, den Kindern vielmehr nur Anlaß und Aufmunterung zu einer etwas geregelten, spielenden Beschäftigung zu geben, sie sich unter Aufsicht herumtummeln zu lassen, sie nur auf halbe Stunden durch Erzählungen, oder durch Vorzeigung von Dingen, mit Singen, durch Vor- und Nachsprechen kleiner Liederverse für anhaltendes Aufmerken zu gewinnen. Besonders müssen die Hände, wenn es zum Sitzen kommt, viel beschäftigt werden mit Schnitzen, Schneiden, Kneten, Flechten, Zeichnen in Holz, Lehm, Stroh, Sand, auf großen Tafeln ꝛc. An ganz elementaren, nicht zu anstrengenden und nicht zu anhaltenden, für das Alter passenden Turnspielen und Turnübungen darf es auch nicht fehlen. Hiefür ist zur Winterszeit ein großer Saal, für den Sommer ein geräumiger, der Luft und dem Licht zugänglicher, aber auch Schattenräume gewährender Platz erforderlich; dann dürfen aber auch nicht mehr als 30 Kinder beisammen seyn. Mehr sind nicht zu übersehen und zu leiten, wenn man bedenkt, wie vielfacher Hülfleistung so kleine Kinder noch bedürftig sind. Vor allem aber thut es Noth, daß man Erwachsene finde, welche es verstehen, mit den Kleinen umzugehen, wie sichs schickt; jedenfalls müßte es ein nicht zu altes und nicht zu junges, nicht kinderloses und nicht kinderreiches Ehepaar seyn. W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. December 1839.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

14) Die Realschulen und der Materialismus. Von Joachim Günther. Jer. 2, 13. Halle, Eduard Anton, 1839.

Die Realschulen werden hier als bloße Dienerinnen des Materialismus, des Industrialismus und — der Irreligiosität bezeichnet und über sie, wie sie dermalen seyen, der Stab gebrochen. Daß manche, selbst viele dieser Anstalten der Vorwurf treffen mag — wer will es leugnen? Daß er alle trifft, daß sie alle nothwendig diesem Ziele entgegenführen müssen, oder gar wollen, — das möchte zu beweisen Herrn Günther schwer werden. Behaupten und Deklamiren, wie es hier geschieht, beweist nichts, als den Aerger, Eifer und Zorn, den diese oder jene einzelne Erfahrung in dem Deklamator hervorgerufen haben mag. Es kommt Alles auf den Sinn und Geist an, in welchem etwas getrieben wird, seyen es Realgegenstände oder alte Sprachen. Gegen die Gymnasien könnte man sehr gut unter dem Titel: „Die Gymnasien und das Heidenthum“ eine Diatribe ausgehen lassen, welche gerade so viel, nämlich ein Fünkchen, Wahrheit enthielten, zu einer Feuersbrunst durch den rhetorischen Blasebalg angefacht. Der Verfasser kann die Nothwendigkeit der Realschulen zulezt selbst so wenig in Abrede stellen, als die Möglichkeit, daß in ihnen auch sittliche und religiöse und nationale Denkart befördert werde. Ob dies gerade durch die Mittel, die der Verfasser angibt, durch einen theologischen Direktor, durch Lateinlernen an einem lateinischen Evangelium, durch deutsche Sprache und Literatur bis zur vorlessingischen Epoche durch deutsche Geschichte, durch acht wöchentliche religiöse Unterrichts- und Andachtsstunden, endlich durch Realien, Mathematik, Physik, Chemie 2c., welchen, für die Realschulen wichtigsten Lehrgegenständen nur zehn wöchentliche Lehrstunden angewiesen werden, endlich durch gänzliche Verbannung der neueren fremden Sprachen; — ob durch alle diese Mittel der Zweck, den der Verfasser will, erreicht und allein erreicht werden könnte, das ist eine andere Frage, die wir nicht bejahend beantworten können. Referent kennt die schwache Seite des Realschulwesens so genau, wie der Verfasser dies nur immer kann; er täuscht sich darüber keinen Augenblick; aber von einem theologischen Direktor erwartet er kein Heil, wenn auch freilich nur von einem religiösen; von gehäuften Religionsstunden und Andachtsübungen auch so wenig, als von gänzlicher Entfernung der fremden neuern Sprachen. Einer Maßregel, die der Verfasser vorschlägt, ist aber unbedingt beizutreten, und sie ist auch schon von Andern mit Recht vorgeschlagen worden, daß nämlich von einem Zeugniß der in der Realschule erworbenen Reife selbst das spätere Meisterwerden in den höheren Gewerben abhängig gemacht werde. Nur wenn dies geschieht, wird Ernst und Eifer im Lernen auch auf Realschulen allgemeiner, es wird das Lernen auch auf ihnen Zweck werden, und nicht ein beliebiges Betreiben dieses oder jenes Gegenstandes nur um des Gebrauchs willen, den man etwa davon einmal machen zu können meint, vorherrschend bleiben.

15) Ueber das Verhältniß der Real- und Gewerbschulen zu den Gymnasien, Universitäten und zum Staatsdienst 2c. von Dr. J. F. K. Dilthey, großh. hessischer Oberstudienrath, Gymnasialdirektor und Professor. Darmstadt, Ludw. Pabst, 1839.

Auch diese Schrift ist von Befürchtungen gegen das Umsichgreifen der technisch-realistischen Bildung eingegeben; allein diese gründen hier in der humanistischen Schul- und Lebensansicht. Das Prinzip edler Humanitätsbildung, Gelehrsamkeit und echte Wissenschaft scheint dem Verfasser in Gefahr, wenn das Gewerbschulwesen solche Ausbreitung, Steigerung und Nobilitirung erhält,

daß die höhere gewerbwissenschaftliche Schulbildung sogar zu verwandten Universitätsstudien berechtigen soll. Mit ironischer und humoristischer Uebertreibung wird geweissagt, daß wenn dies so fort gehe, am Ende nur noch Theologen ihre Schulbildung auf Gymnasien empfangen, daß diese also nur noch den württembergischen niederen Seminarien gleichen, ja daß sie endlich ganz aufgelöst werden würden. Um dieser äußersten Kalamität vorzubeugen, müßten (wie das zum Theil schon in Braunschweig der Fall ist) real- und gewerbwissenschaftliche Kurse mit Gymnasien so verbunden werden, daß sie theils nach den lateinischen Vorstudien, theils neben dem höheren Lateinunterricht und den griechischen Lektionen ertheilt würden. Ich halte diesen Vorschlag, den auch Dr. Troxler schon vor mehreren Jahren gegen mich geltend gemacht hat, noch für zu frühzeitig. Erst wenn das Real- und Gewerbschulwesen sich in ihrer Eigenthümlichkeit vollkommen herausgebildet und die immer noch nach Alleinherrschaft strebenden Lingualgymnasien zur faktischen, nicht mehr zurückzunehmenden Anerkenntniß gezwungen haben wird, daß es außer ihnen noch eine höhere, echtwissenschaftliche Schulbildung gibt; erst dann mag an eine nähere Beziehung wieder gedacht werden zwischen Real- und Lingualbildung. Sonst werden wieder — ich muß abermals an des seligen Kanzler Autenrieth Wort erinnern — sonst werden wieder — lateinische Hexameter daraus.

16) Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet von Karl Ludwig Roth. I. Band. 1. Theil. Nürnberg, Schneider und Weigel, 1839.

Der Verfasser dieses Lesebuchs hat sich bei Abfassung desselben von folgenden Ansichten leiten lassen: die Jugend bringt, indem sie ein allgemeines Verlangen hat, Erzählungen zu vernehmen, viel Empfänglichkeit für Geschichte mit. Diese muß gleichwohl erst zum Sinn für Geschichte im eigentlichen Sinne gebildet werden; was aber nicht geschieht, wenn man ihr, wie fast herrschender Gebrauch bisher noch ist, übersichtliche Darstellungen der allgemeinen Geschichte darbietet, oder gar zum Auswendiglernen hingibt. Ein solches Verfahren stumpft Sinn und Neigung für Geschichte ab, und ruft eher Widerwillen dagegen hervor. Vielmehr führe man möglichst Konkretes, Besonderes, Einzelnes, Persönliches aus der Geschichte vor; hier wird dem Verlangen, das dem Geschichtsunterricht entgegenkommt, entsprochen, Phantasie, Gefühl und Wille des Knaben, Theilnahme und Widerwille wird erregt und so selbst das Urtheil erweckt, welches dann unter Leitung des Lehrers dem rechten Ziele zugeführt werden kann. Und soll die Geschichte, was ihr oft nachgerühmt wird, bei der jezt herrschenden Unterrichtsmethode aber, deren A und O Allgemeinheiten sind, nicht wahrzunehmen ist, soll die Geschichte eine Lehrerin in den Dingen seyn, die der Mensch zu suchen und zu meiden hat, so kann sie es nur, wenn sie in konkreten Gestalten dem jugendlichen Gemüth nahe gebracht wird. Unter allen Theilen der Geschichte ist aber die der alten Welt diejenige, welche dem Knabenalter am angemessensten ist, weil die Verhältnisse einfacher, die Persönlichkeiten ausgeprägter, die Lebensformen poetischer sind. — Diesen Ansichten über den ersten Geschichtsunterricht stimmt Referent, der seit 18 Jahren Knaben und Jünglingen von verschiedenem Alter, mit Ausnahme weniger Jahre, Geschichtsunterricht ertheilt hat, vollkommen bei, und er kann daher dies Lesebuch, welches so richtigen Ansichten gemäß ausgearbeitet ist, aus voller Ueberzeugung sowohl als Privatlesebuch, als für den Gebrauch in Schulen empfehlen. Der Verfasser hat die Absicht, die Geschichte der Griechen, Römer und der alten Deutschen bis zur Völkerwanderung in zwei Bänden zu bearbeiten, und zwar so, daß das Ganze zugleich als Lesebuch dem Unterrichte in der deutschen Sprache zu Grunde gelegt werden könne. Auch dieser zweiten Bestimmung, welche dem Buch gegeben ist, gebührt unser Beifall. Das Vielerlei und Allerlei unserer Schullehrbücher ist verderblich, gibt der Lesewuth Nahrung und zerstreut den jugendlichen Geist, statt ihn zu sammeln. Wenn die Knaben in der Schule in ihrem Geschichtslesebuch gelesen haben, können sie angehalten werden, die Bücher in der Schule zu lassen, und einen Theil des Gelesenen zu Hause niederzuschreiben; umgekehrt kann ein anderes Mal wieder die Aufgabe gestellt werden, zu Hause einen mäßigen Abschnitt durchzugehen, um in der Schule mündlichen Bericht über das Gelesene zu erstatten; endlich kann ihnen zu den grammatischen Uebungen ihr Geschichtslesebuch als Stoffsammlung zur Benützung empfohlen werden. — Nur eines fürchten wir, wenn wir bedenken, daß der erste Theil des ersten Bandes schon 300 Druckseiten enthält und erst bis zum Ende des peloponnesischen Krieges, genauer bis zum Sturz der dreißig Tyrannen reicht, — das nämlich fürchten wir, daß aus zwei Bänden wenigstens drei starke werden möchten; ein Umstand, der das Buch als Schulbuch zu theuer und für den Zweck selbst zu voluminös machen würde. Sollte es der Herr Verfasser nicht thunlich finden, den ausführlichen Darstellungen übersichtliche einzuschalten? Wenigstens würde Raum gewonnen und zugleich ein weiterer Nutzen für anzuknüpfende stylistische Uebungen gewonnen. Denn die Schüler könnten nun nicht allein zum Fertigen von Auszügen, sondern auch zu Erweiterungen angeleitet werden, zu denen der Lehrer mündlich das Material zu liefern hätte.

17) Historisches Lesebuch, enthaltend Erzählungen und Schilderungen aus den Quellenschriftstellern entlehnt von Dr. K. F. W. Lanz, Lehrer am Gymnasium zu Gießen. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Engelmann, 1838 u. 1839.

Zweck und Ausführung vorliegenden Lesebuchs der Geschichte unterscheidet es von dem so eben besprochenen. Es will zwar auch Fleisch und Blut zu dem magern Gerippe der Universalgeschichts-Compendien hinzubringen; aber es ist erstlich für das reifere Jugendalter bestimmt und soll namentlich Schülern solcher Anstalten, worin die alten Sprachen gar nicht oder mangelhaft getrieben werden, Meisterstücke historischer Darstellung darbieten. Deßwegen hielt sich der Verfasser so genau wie möglich an die classischen Historiker; und wir haben in dem ersten Band eine sehr schätzbare, deutsche Chrestomathie aus Herodot und Thucydides, aus Xenophon und Plutarch, aus Pausanias und Arrian, aus Curtius, Livius, Polybius, Cäsar, Salust, Appian, Dio Cassius und Tacitus erhalten. Die Erzählungen beginnen mit den messenischen Kriegen und erstrecken sich bis auf die Kriege zwischen Germanicus und Arminius. Es versteht sich, daß die Darstellung häufige Lücken hat; allein es sind doch die Gipfel der alten Geschichte ziemlich vollständig vorhanden. — Der zweite Band gibt Erzählungen aus der Geschichte des Mittelalters. Die hiefür benutzten Schriftsteller sind: Ammian, Jornandes, Procop, Wilhelm von Malmesbury, Gregor von Tours, Paul Warnefried, Abulfeda, Conde, Roderich von Toledo, Nestor, Snorro, Gaufried Malaterra, Wilhelm von Tyrus, Ibn Alatir, Radewig, Kanzow, Boncompagni, Villehardouin, Guillem von Tudela, Joinville, Ricordano Malaspini, Villani, Muntaner, Froissart, Villaian, Lopez Avala, Machiavelli, Nunnez de Liao, Monstrelet, Marinus Barletius ꝛc. — Wir sehen schon aus dieser Uebersicht, daß die deutsche und zum Theil auch die nordische Geschichte fast nicht repräsentirt sind. Wir müssen dies bei einem für die Jugend bestimmten historischen Lesebuche tadeln, und wir wollen wünschen, daß der Verfasser seine Verheißung, die deutsche Geschichte und Geschichtschreibung des Mittelalters in einem besondern Bande nachbringen zu wollen, erfülle. Der sachliche Inhalt dieses Bandes erstreckt sich von dem Auftreten der Hunnen bis zur Verschwörung der Pazzi 1478. Daß hier noch mehr und größere Lücken zwischen den einzelnen Erzählungen sich einfinden mußten, liegt in der Natur der Sache. Die Geschichte des Mittelalters erstreckt sich über zu viele Länder und Völker, als daß es anders seyn könnte. Aber auch deßwegen wäre eine weise Beschränkung auf Deutschland und die Länder, welche insofern sie mit Deutschland in Berührung kommen, am Platze gewesen. Uebrigens haben alle Stücke, die mitgetheilt sind, ein eigenthümliches Interesse, was theils der Inhalt, theils die Form der Darstellung gewährt.

W. V. M.

Humoristische Literatur.

1) Democritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Ride, si sapis. Vom Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster bis neunter Band. Stuttgart, Brodhag, 1832 — 1839.

2) Dasselbe Werk. 16—23ster Band von Webers sämmtlichen Werken. Stuttgart, Hallberger, 1837 — 1839.

(Schluß.)

Der achte Band enthält Betrachtungen über die Satire und das Lustspiel bei den Alten und bei den neuern Völkern, so wie über die berühmtesten Dichter, die sich durch Satire, Witz und Komik ausgezeichnet haben. Hiebei bewährt sich Webers gutes deutsches Naturell auf jeder Seite. Er unterscheidet nämlich haarscharf den natürlich motivirten ehrlichen und vor Gott und Welt wohlerlaubten Spott über den Mißbrauch des Heiligen von der nichtswürdigen Frivolität, die umgekehrt das Heilige selbst antastet. Aus diesem Gesichtspunkt verwirft er Voltaire und Rousseau wegen ihres niederträchtigen Charakters, während er sie um ihres Geistes willen allerdings schätzt. Diese Unterscheidung macht ihm Ehre und ist vollkommen begründet. Es wäre besser, wenn man sie immer gemacht hätte. Ueber Voltaire sagt Weber sehr wahr: „Man lese seine Briefe, denke, wie man will, so stört doch gewiß im Genuß sein öfteres ekelhaftes ecrasez l'infame! „Es brauchte zwölf Männer, um das Christenthum einzuführen," sagte er, „ich will beweisen, daß einer zureicht, es wieder abzuschaffen." — Wer mag es Young verargen, wenn er dem ausgemergelten Spötter, der es einst in Gesellschaft zu arg machte, gelegenheitlich Miltons Epos sagte:

> Thou art so witty, wicked and so thin,
> that art at once the devil, death and sin!

Voltaire predigte Gleichheit und haßte sie so herzlich als ein alter Edelmann, was er auch war; wie hätte er sonst so gern Gentilhomme du roi nach seinem Namen gesetzt? Er strebte sich an, selbst den Thron nicht zu

schonen, und doch war er wieder der niedrigste Schmeichler der Großen; er war zwei Jahre in England unabhängig, aber wenn es Genfer galt, sprach er von seinem Chateau, und daß er wohne dans ses propres terres, und war da ein größerer Etikettnarr, als viele deutsche Reichsfürsten nicht waren. Er schmeichelte dem Duc de Richelieu, der sich im siebenjährigen Kriege keine Lorbeeren gesammelt hatte, aber von d'Alembert sagte er: „Er hat sich selbst seinem Küchenjungen verächtlich gemacht," und wie sprach er von dem guten Rousseau? Er nannte dafür die Dubarry adorable Egerie! diese inspirirte den weisen Numa und jene den armseligen Ludwig. Die Metze fand sich nicht einmal dadurch geschmeichelt, und da der Dichter im Roi petaud in sehr höhnischen unzüchtigen Ausdrücken von ihr und dem Könige gesprochen hatte, schrieb sie ihm: „Ich werde die Vergötterung neben die des Roi petaud stellen." Verdiente Voltaire je den Namen „der Philosoph von Ferney?" Voltaires höchster Stolz wäre gewesen, an den königlichen Soupers Theil zu nehmen und sich Ludwig zu nahen, wie Horatius und Virgilius dem Augustus, und daher schmeichelte er der Pompadour, gelangte aber nie zu dieser Ehre. Er lobte den König, drängte sich zu, und in seiner Oper: „Der Tempel des Ruhms," wo Ludwig sich im schmeichelhaften Bilde des Trajans erkennen sollte, fragte er bei dessen Vorübergehen: „Trajan est il content?" Der König ging stillschweigend vorüber, und der Hof staunte über die gewagte Frage. Ohne diese Kälte des Königs, ohne den Vorzug, den er Crebillon gab, und das königliche Voltaire est à son couchant, hätte wahrscheinlich Friedrich und das barbarische Deutschland nie das Glück gehabt, den großen Mann in Berlin zu sehen; aber die Nähe des Dichters stimmte die Schwärmerei Friedrichs mächtig herab."

Weber wundert sich darüber, daß in Deutschland für das Lustspiel und überhaupt das Komische so wenig geschehe: „Man macht unserem lieben Vaterlande ein sehr linkisches Kompliment, wenn der Mangel guter Stücke mit dem Mangel interessanter Narren entschuldigt werden will; es fehlt nicht, fehlt gar nicht! Es wäre Zeit, statt englische und französische Narren einmal deutsche anzupacken, und ein deutscher Molière könnte ganz von vorne anfangen, z. B. sogleich mit unsern von vornigen Philosophen, die alles andere als von hinten herausgekommen ansehen und so dunkel schreiben, daß man sie für große Geister hält, weil man sie nicht versteht; mit unsern Aesthetikern und Romantikern mit ihrem sachleeren Schwulste, mit unseren Politikern, die am weitesten gehen, je weiter sie — exilirt worden sind, mit unseren Landleuten im Auslande, mit unserem Deutschthum ohne Selbstständigkeit, mit unserem Nachäffen des Auslandes, mit unseren stolzen Titeln und tiefer Demuth, mit unserem Gemeingeist und Einheit im deutschen Bunde x. Wir leben im Limbus der Thorheit, eine neue Mode vertritt die alte, die vielleicht ein Jahr zählt, nur die deutsche Mode will nicht kommen. Non deest materia, sed artifex; Courage, deutscher Molière!"

Im neunten Bande werden die Nationen gemustert, zuerst die europäischen, dann die in den übrigen Welttheilen. Ihre Charakteristik ist gut, überall sind scharfe Züge gezogen und durch treffende Anekdoten noch anschaulicher gemacht. Sehr energisch erklärt sich Weber gegen die Anmaßung der Franzosen in Bezug auf Deutschland: „Ardennen, Vogesen und Jura sind Frankreichs Naturgrenzen von deutscher Seite, und diese hätten wir im Frieden behaupten sollen. — Wir Deutsche werden die Franzosen nie muthwillig angreifen, sie aber möchten uns schon jetzt wieder angreifen, denn ihre Helden fanden ungemeinen Geschmack an dem sonst verachteten Deutschland, und der Theil des Rheins, den man ihnen gelassen hat, wird sie stets lüstern machen nach den Grenzen, wie Straßburgs Thore nach dem reichen Süden, der ohne Schutz ist. — Wir müssen nun Kunstgrenzen gegen den ewigen Erbfeind machen, wenn unsere Naturgrenze von der Unnatur beeinträchtigt werden soll. Wer den kochenden Brei im Kessel halten will, muß den Rand haben, und diesen Rand hätten wir wenigstens im zweiten Frieden 1815 behaupten sollen. Was nahmen uns diese Gallier nicht? und wir, wir wollten dem rührigen unverlässigen Volk von achtundzwanzig Millionen nicht drei Millionen abnehmen, zu unserer Sicherheit, die noch heute Deutsche sind und ihnen nie mit Recht zugehörten? Gott gebe! daß daraus nicht der dritte punische Krieg entstehe, und unsere Großmuth oder Uneinigkeit uns gereue!"

Die Lektüre dieses großen von Weber hinterlassenen Werks ist ein sehr angenehmer Zeitvertreib, und ein sehr zweckmäßiges Mittel sich aufzuheitern, sey es im Unmuth, sey es in Krankheiten. Der bescheidene Verfasser wollte nicht mehr, als unterhalten und die Mürrischen oder Leidenden zum Lachen bringen. Diesen wohlthätigen Zweck wird sein Buch erreichen und überdies auch gar manche Belehrung gewähren, und noch lange nach seinem Tode werden Manche ihm die heitern Stunden Dank wissen, die er ihnen machte.

Berichtigungen.

Nr. 110 S. 439 Sp. 1 Z. 4 v. u. lies: unterm Monde.
Nr. 115 S. 457 Sp. 1 Z. 6 des Textes von oben lies: v. Buchholz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. December 1839.

Romane und Novellen.

1) Classische Bibliothek der ältern Romandichter Englands. In neuen Uebertragungen herausgegeben von Dr. Diezmann. Braunschweig, Westermann, 1839.

Zunächst liegen uns die ersten Bände vor von Swifts Gulliver, Sternes Tristram Shandy und Smollets Roderich Random; elegante Ausgabe in klein Octav, die Sprache gut, wie es nach so viel vorangegangenen guten Uebersetzungen nicht anders seyn kann. Gleichwohl würden wir es für einen Gewinn achten, wenn bei der außerordentlichen Concurrenz, die jetzt in Bezug auf neue Uebersetzungen älterer Werke stattfindet, die anerkannt guten ältern Uebersetzungen nicht ausgeschlossen, sondern so mancher neuen flüchtigen Uebersetzung vorgezogen und immer wieder abgedruckt würden. Denn nicht jeder der vielen Uebersetzer neuester Zeit dringt mit so viel Geist und Liebe in seinen Autor ein, wie Bode in den Yorik, Tieck in den Cervantes ꝛc.

2) The death of an Angel and other pieces, translated from the works of Jean Paul, by Kenney. London, Dresden and Leipsic, Arnold, 1839.

Eine gute Uebersetzung schöner kleiner Dichtungen Jean Pauls, besonders des „Todes eines Engels," mit sehr viel Liebe übertragen und von einer Biographie und Charakteristik Jean Pauls begleitet. Allerdings müssen die Dichtungen Jean Pauls in den fein gestimmten Seelen Englands Anklang finden, denn in ihrer Zartheit sind sie sich innig verwandt.

3) Jury Miloslawsky oder die Russen im Jahr 1612. Von Sagoskin. Aus dem Russischen von Staatsrath Schultz. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1839.

Ein historischer Roman, der seiner patriotischen Tendenz wegen und besonders weil er antipolnisch ist, in Rußland großen Beifall gefunden hat, auch bereits ins Deutsche übersetzt und schon früher in diesen Blättern besprochen ist.

4) Saint-Sylvan. Von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1839.

Gut angelegt. Ein vornehmer Knabe wird in ländlicher Abgeschiedenheit idyllisch erzogen, und kommt dann (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) in interessante Lagen. Der siebenjährige Krieg, die Philosophie, die Herrnhuterei ꝛc. spielen herein. Doch ist die Intrigue unbehaglich. Der Held wird durch seinen Freund von seiner Geliebten getrennt und das Motiv will so wenig wie der Ausgang dem einmal erregten poetischen Gefühl genügen. Es ist etwas Nüchternes darin, wodurch die Wärme des Lesers abgekühlt wird.

5) Musikalische Novellen und Silhouetten. Von Karl Gollmick. Mit einem Vorwort von E. Duller. Zeitz, Schieferdecker, 1838.

Ein Quodlibet voll humoristischer und zuweilen sehr sarkastischer Bemerkungen über die Uebertreibungen der modernen Opern- und Concertmusik, zum Theil in Novellenform (erinnernd an die trefflichen Kreisleriana des Callot-Hoffmann) zum Theil auch in Form von Anzeigen, Theatercorrespondenznachrichten und Kritiken.

Wie richtig der Verfasser fühlt, davon mögen seine Worte zeugen: „Gewohnheit, Langeweile, Neugierde, mitunter auch ästhetischer Drang sind die Motive, die uns zu Euterpens Tempel leiten; aber mit Uebersättigung, Frost, Schwindel, selten nur befriedigt, verlassen wir dessen Schwelle wieder. Der Resonanzboden des allgemeinen Urtheils ist mit Zeitungsblättern geflickt, wovon

sich jeder Zoll ein Orakel dünkt! Es wird viel Musik auf dieser Welt gemacht. Fast auf jeder Seele lastet ein Musiklehrer. Seitdem die strengere Schreibart abgekommen, seitdem die Fuge, die Sonate, das Quartett rc. verbannt sind, seitdem gehts immer lustiger zu. Wir haben uns Straußenmägen angeschafft, um die Lieferungen unserer gaumenkitzelnden Gastronomen gehörig verdauen zu können; und es geht auch ganz gut. Unsere tradirten Opern müssen herhalten. Sie sind die Quellen aller Qualen des reinen Kunstsinnes. Aus ihnen fließen in Strömen hin, alle Dämme des Gesetzes durchbrechend, der Rondos, Phantasien, Variationen und Tänze Unzahlen mit ihren frevelhaften Titeln. Sie ersäufen unsere Schubert, Reichardt, Hummel, Zumsteeg, André, wie alle deutschen Barden, und löschen aus jedes glimmende Streben des tieferfühlenden Talentes. Pfennigmagazine verdrängen die Goldminen des ernstern Genius. Systeme, aus solch schlüpfrigen Opern-Cabaletten gebaut, bilden die Oberonswolke, welche den übereiligen Schüler gleich im ersten Monat hoch oben auf den Parnaß führt, und sein Bewußtseyn, ihn erstiegen zu haben, bleibt zurück bei der überstäubten Scala. Der Lehrer ist fertig, ehe er noch ein rechter Schüler geworden; und der Mechanismus soll der Mentor des Geistes seyn. — Der edle deutsche Hypogryph ist von Legionen Hornissen überwältigt. Dieser kleine aber klare Spiegel der allgemeinen Richtung musikalischen Kulturschrittes diene als Typus folgender Sprache. Wer sich darin ohne Schminke erblickt, messe ihm (dem Spiegel) die Schuld nicht bei."

In einer humoristischen Baggatelle „das Götterland der Tonkunst" parodirt der Verfasser die Effektenjagd der modernen Opern: „Frei aus dem Französischen. Ein historisch-babylonisches Ton-Chaos für doppeltes Orchester, mit zuweilen darin auftauchenden Menschenstimmen. Musik von Mordbrenner. — Sie sehen hier die Pariser Riesengeigen und Heerpauken, die Tamtams, Arcotti's römisches Geigenclavier, das neuerfundene Blasinstrument des Herrn Reichstein, zehnstimmig geblasen, und Bachmanns Baßclarinette. Außer Janitscharenmusik und Trommeln sind auch noch einige Zwölfpfünder angebracht, um das letzte Final zu verstärken. — Der Effekt ist grandios. — Das ist der langerwartete Gast, die gefeierte Signora Pretenziosa von den canarischen Inseln. Sie erhält an einem Abend netto so viel als sechs bürgerliche Familien in drei Jahren brauchen. Sie sang eine eingelegte italienische Bravourarie von Caraffa, und zur nähern Charakteristik war im Hintergrunde ein Seil gespannt, worauf ein zweiter Vestris alle Läufe und Agréments durch Courbetten versinnlichte. — Darauf wurden zwei Wunderkinder von ihren Ammen vorgetragen. Es waren Zwillinge. — Sie spielten eine freie Doppelphantasie auf zwei Flügeln, deren jeder zehn Octaven hatte. — Vier schwarze Virtuosen erschienen nun mit Geigen unterm Arm, und das Ritornell verkündete Maurers Quadrupel-Concert. Abgerichtete Canarienvögel zwitscherten dazu. — Sie standen aber nicht auf dem glatten Podium der Bühne, sondern auf einer Art von Caroussel, das sich mit einer schwindelerregenden Schnelligkeit sammt Pult und Schwarzkünstler im Kreise drehte. Dabei spielten alle Vier so ruhig, so meisterhaft und in strengem Tempo fort, als es nur immer ein Baillot auf dem Continent vermag."

Geistvoll und reich an treffenden Wahrheiten ist „die Geschichte eines Patentflügels," der durch allerlei Hände geht. Hier wollen wir noch ein Rezept zu einer neuen Oper mittheilen: „Sollte es ihm an attischem Salze gebrechen, so nehme er spanischen Pfeffer. Man verlangt schroffes Abspringen fremder Tonarten und bizarrer Abweichungen. Es sey ihm nichts so heilig oder so verworfen, das nicht mit genialer Leichtigkeit aus seiner Feder fließe. Er mache die Mittel zum Zweck. Besonders suche er jene krampfhafte Spannung zu erhalten, wodurch das Interesse an dem Stück, auch wenn es Nichts taugt, gesteigert wird. Vor dem Sinken der Gardine darf Niemand wissen, was der Autor eigentlich gewollt habe. Oft ist es ein Glück für ihn, wenn man es auch nachher nicht erfährt. Er vergesse es nicht, daß eine Oper nur lang zu seyn braucht, wenn sie nicht groß seyn kann. — Sichtbare und unsichtbare Chöre, doppelte über- und unterirdische Orchester gehören zu den stillschweigenden Bedingungen. Was Sie an Ballets, Märschen, Gewittern, Bataillen, Choràlen und Gassenhauern auftreiben können, überlasse ich ebenfall Ihrer eigenen Erfindungsgabe. — Mein zweiter Akt muß durchaus mit einer Seeschlacht enden, wobei auftauchende Alligatoren und in die Luft gesprengte Pulverfässer sich sehr effektvoll ausnehmen müssen. Im vierten Akt bringen Sie mir ja einen Nachtigallenhain an. Ich habe dazu schon ein Tonstück von 72 Flöten componirt, und der Primo uomo sitzt in einer Laube und speist Ameiseneier. Der fünfte Akt schließe ja an einem Badeorte; des Amorosen Herz sey dreigetheilt, in Liebe, Pharao und Roulette. Nach einem fürchterlich moralischen Kampf mit sich selbst, entschließt er sich endlich fürs Letzte. Er setzt die Geliebte aufs Spiel und singt auf einer gefälligen Cadenz das verhängnißvolle: „Va banque!" — Nun tritt der Moment mysteriöser Spannung ein, der in einem Paukenwirbel alle Herzen krampfhaft zusammenschnürt. Todesstille herrscht in einer Generalpause. Endlich ruft der Croupier: „Rien ne va plus!" und der Vorhang fällt."

Die Kritiken sind mehr ernst gehalten und tadeln nicht bloß, sondern loben auch, bringen auch einige interessante historische Notizen bei, z. B. über das Rheinweinlied, das dem alten Wandsbecker Boten mit

Recht vindicirt wird, über Mozarts Zauberflöte und Entführung ꝛc.

6) Die Schlacht bei Hemmingstädt. Historischer Roman von Amalia Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Taubert, 1840.

Die bekannte Heldenschlacht der Dithmarschen. Der König von Dänemark, der Adel Holsteins ꝛc. und die berüchtigte schwarze Garde, der große Söldnerhaufe, der zu jener Zeit allen Herren diente, fielen im Jahr 1500 übermüthig über das kleine Völkchen der Dithmarschen her, erlitten aber eine schreckliche Niederlage. Die Bauern, obgleich in geringer Anzahl und schlecht bewaffnet, thaten Wunder der Tapferkeit, welche die der Schweizer beinahe noch übertreffen, da sie in der Ebene gegen Reiter zu fechten und keinen Schutz und Rückhalt an Gebirgen hatten. Die Verfasserin hat nun dieses schöne Blatt unsrer Geschichte zu einem Roman ausgesponnen, und an der Poesie der Wirklichkeit nichts abgeändert, außer was die Hauptheldin betrifft. Diese nämlich, eine Jungfrau, Telse genannt, trug den tapfern Bauern die Fahne voran und gelobte sich dem Kloster, wenn die h. Jungfrau ihnen beistehen würde. Die Bauern siegten wirklich und das Mädchen ging ins Kloster, ihre Fahne wurde aber zum ewigen Andenken in der Kirche zu Oldenvörden aufgehangen. Aus dieser strengen Amazone und Heiligen macht nun die Verfasserin ein liebendes Mädchen, Marie genannt, die keineswegs ins Kloster geht, sondern mit dem tapfersten Jüngling ihres Stammes nach dem Siege fröhlich die Hochzeit feiert.

7) Tycho de Brahe. Historischer Roman von derselben. Daselbst. Zwei Bände.

Es war wohl etwas mißlich für eine Dame, diesen berühmten Astronomen in einem romantischen Gemälde darzustellen, erstens weil seine Wissenschaft wohl über den Kreis der Damenwelt hinausliegt, und zweitens, weil Tycho de Brahe bekanntlich auf eine Art umkam, die sich nicht wiedererzählen läßt, am wenigsten von einer Dame, und an die man doch unwillkührlich erinnert wird, sobald man sich diesen großen Mann und sein Schicksal vergegenwärtigt. Hier wird er als ein edler Verkannter dargestellt, dem zuletzt in vollem Maaße die Anerkennung, Verehrung und Belohnung, die er verdient, zuströmt. Aber der Besuch des Königs am Schluß hätte vielleicht wegbleiben sollen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, jetzt werden sie zusammen in den Wagen steigen und —

8) Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman von Belani. Drei Bände. Leipzig, Taubert, 1840.

Ein Roman voll Hofintriguen und Liebschaften aus der Zeit Franz I. Der Held erscheint weit mehr in Salons und Cabineten beschäftigt, als auf dem Schlachtfelde, und die Glanzperiode seines Lebens, der berühmte Feldzug in Italien, die Erstürmung Roms und seinen Tod im Jahr 1527 sah sich der Verfasser genöthigt, ganz zu übergehen und nur mit drei Worten zu erwähnen, — weil er alle diese Dinge schon in einem andern Roman „dem Geächteten“ geschildert hat.

9) Das Haus Braganza. Von demselben. Daselbst, 1839. Vier Bände.

In zwei Abtheilungen. Die erste schildert den Hof Don Joao VI. von Portugal und seine Uebersiedlung nach Brasilien, die andere den Kampf der feindlichen Brüder Don Pedro und Don Miguel. Der Roman handelt mithin von jüngstvergangenen Dingen und von zum Theil noch lebenden Personen. Indeß fehlt es dem Herrn Belani nicht an der Unbefangenheit, die dazu gehört, aus dem Tageshelden gleich auch einen Romanhelden zu machen. Er malt uns eine Welt höfischer Verdorbenheit, in der moderne Frivolität mit mittelalterlicher Wildheit wetteifern. Mit diesen Hofgreuelgemälden wechseln schauerliche Kerkerscenen (die Grausamkeiten des Don Miguel in Lissabon) und mit beiden große und wilde Naturbilder aus den Urwäldern Brasiliens. Daß Don Miguel mit den schwärzesten Farben ausgezeichnet wird, versteht sich von selbst, aber auch Don Pedro kommt übel weg. Man denke sich Scenen wie im dritten Theil S. 239, wo er ein edles Mädchen, das er verführt hat, einem ruchlosen und zu jeder Niederträchtigkeit käuflichen deutschen Abenteurer abtritt ꝛc. Belani hat unstreitig romantisches Talent, aber eine nicht sehr löbliche Vorliebe für Darstellungen des Verbrecherischen, Rohen und Gemeinen.

10) Deutsches Lesecabinet. Sammlung von Novellen ꝛc. Herausgegeben von A. Rauch. Zweites Bändchen. Bamberg, 1838.

Vier und zwanzig kleine Novellen, Genrebilder, Gedichte: das Paradies und die Peri von Moore, einiges aus dem Französischen, und einige Originalien, endlich ein kleines Lustspiel von Weichselbaumer „ein Tag aus dem 22sten Jahrhundert.“ Die kleinen Novelletten und Genrebilder sind anziehend, besonders einiges in Callot-Hoffmanns Manier, z. B. „der erste April,“ an welchem der Teufel in einem reichen Kaufmannshause erscheint, eine Humoreske voll Leben und Phantasie.

11) Paulus von Frommenhausen. Neueste Nachrichten aus dem Reiche. Von Dr. Ernst Bitter. Altenburg, Helbig, 1838.

Satire auf die Pietisten mit vielen eingestreuten Versen aus dem alten Herrnhuter Gesangbuch, überall ins Grellste malend und, wie gewöhnlich, vom Standpunkt des flachsten Rationalismus aus, der nicht begreift, daß jene pietistische Schwärmerei eben nur durch die rationalistische Verödung und Austrocknung alles Seelenlebens hervorgerufen wird.

12) Genrebilder. Nach dem Leben gezeichnet von Junia Romana. Zwei Theile. Marburg, Universitätsbuchdruckerei, 1838.

Eine romantische Quadrille, d. h. die sich durchkreuzende Liebesgeschichte zweier Paare in einer Doppelnovelle durch zwei Bände durchgeführt. Von einer Dame geschrieben und überall eine sehr gefühlvolle Seele verrathend, an Innigkeiten und Rührungen so reich wie die einst so beliebten Lafontaineschen Romane.

Biographie.

Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohn. Nach dem Engl. von Dr. Baumann. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann, 1838.

Sinclair war eins der größten Genies im Fach des Ackerbaues, der Industrie und der Staatswirthschaft. Er wurde 1754 in Schottland geboren, zeichnete sich schon in seinem achtzehnten Jahre durch die treffliche Bewirthschaftung seiner väterlichen Güter aus und trieb seine Verbesserungspläne bald ins Große, indem er neue Straßen anlegte und auch seine Nachbarn zu ähnlichen gemeinnützigen Verbesserungen bewog. Endlich legte er sogar zu Thurso eine neue Stadt und mehrere neue Dörfer an, förderte besonders zu Lande die Schafzucht und zu Wasser den Häringsfang, brachte den Woll- und Häringshandel auf eine nie geahnete Höhe, trug somit zum Wohlstand Englands und zur Beschäftigung der niedern Klassen sehr viel bei, stiftete Gesellschaften zur Verbesserung besonderer Produkte, z. B. der Wolle und ein großes Agricultur-Collegium des Landes. Zugleich war er Parlamentsglied über dreißig Jahre lang und als solches hauptsächlich für seine Lieblingsfächer thätig. Auch mit der Feder war er sehr rührig und schrieb 18 Bände größere Werke, redigirte 106 Bände und gab nebenbei 367 kleine Flugschriften heraus. Nachdem er sich noch sehr thätig für die Reformbill interessirt und daran noch Vorschläge zu Reformen anderer Art, Herabsetzung der Steuern, Abschaffung der Malzsteuer rc. geknüpft hatte, starb er 1835, von ganz England, von allen europäischen und amerikanischen Vereinen für Landwirthschaft hochgeehrt.

In der gewiß nicht uninteressanten Lebensbeschreibung dieses verdienten Mannes finden sich auch einige historische Notizen. Sinclair reiste in den achtziger Jahren durch das Festland und hatte die Ehre, überall den hohen Potentaten vorgestellt zu werden. Da fiel ihm besonders die damalige Abneigung des Kaiser Joseph gegen die Engländer auf. Diese nämlich waren beleidigt durch das unpolitische Bündniß, das Joseph auf den Rath des Fürsten Kaunitz mit Frankreich eingegangen war, und hatten sich darüber im Parlament und in Schriften ziemlich derb und auf eine Weise geäußert, die für den Kaiser höchst empfindlich war. — In Holland fand Sinclair damals alles in Erbitterung gegen den Erbstatthalter und er macht auf die großen Umtriebe aufmerksam, die damals schon, zehn Jahr vor der Revolution, Frankreich angewendet habe, um die revolutionäre Partei in Holland zu unterstützen. „Sie bestachen die Zeitungen und beherrschten so die öffentliche Meinung; denn das Volk, welches sich wenig vereinigte, hatte kein anderes Belehrungsmittel. Sie gebrauchten geschickte Schmähschriftsteller dazu, das Haus Oranien mit ununterbrochener Verläumdung zu schmähen. Sie erkauften die einflußreichsten Personen durch ungeheure Geschenke bis zur Ausdehnung, wie behauptet wurde, von einer halben Million; zum Zwecke dieser Bestechung verwandten sie Geld, das sie von den Holländern selbst geborgt hatten und von dem es wahrscheinlich war, daß es nie zurückgezahlt werden würde. Sie bemühten sich, die Eifersucht der Holländer gegen England zu erregen, indem sie das letztere Land als ihren Handelsfeind und Rivalen darstellten, und viele Holländer beredeten, ihre englischen Fonds zu verkaufen und ihre eigenen oder französische einzukaufen. Sie errichteten ein patriotisches Freicorps zu dem Zwecke, Treulosigkeit zu befördern, und vor Allem bemühten sie sich, so viel wie möglich die moralischen und religiösen Grundsätze des Volkes zu verlüderlichen. Kurz, das Haus des französischen Gesandten war „ein Tempel von jeder Art der Verderbniß.“ Das Ziel dieser Intriguen war: England zu schwächen, Frankreichs Ansehen in Ostindien zu heben, dessen Seemacht zu vermehren und aus Holland die Anleihebank Frankreichs zu machen. Diese Schilderung anti-englischer und anti-christlicher Emissäre, welche ein neuerer Leser für eine Schilderung des französischen Directoriums im Jahr 1794 nehmen könnte, wurde am Schlusse des Jahrs 1786 geschrieben, wo Ludwig XVI. noch im Zenith seiner Macht stand.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. December 1839.

Gesangbuch.

Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

Im Jahr 1708 erhielten die lutherischen Gemeinden des Herzogthums Würtemberg ein neues Gesangbuch, das bereits 1742 wieder mit einem neuen und 1791 nochmals mit einem neuen vertauscht wurde. Das letztere ist noch jetzt allgemein im Gebrauch. Auf Bitte der Synode ermächtigte Se. Majestät der König im Herbst 1837 das Consistorium, eine Commission zur Auswahl von 150—200 dem bestehenden Gesangbuch als Anhang anzufügenden Liedern zu ernennen. Aus dem Schooße dieser Commission (der H.H. Decan Bahnmaier in Kirchheim, Pfarrer Bührer in Neckarrems, Decan Gleißberg in Blaufelden, Hofprediger und Ober-Consistorialrath von Grüneisen, Ober-Consistorialrath und Studienrath Klaiber, Oberhelfer Knapp in Stuttgart, Prof. und Pfarrer G. Schwab in Gomaringen) ist nun der vorliegende Entwurf eines neuen Gesangbuchs hervorgegangen, in welchem jene beantragten 150—200 Lieder mit Sternchen besonders bezeichnet, außer denselben aber theils eine Menge Lieder aus dem alten Gesangbuch, theils andre aufgenommen und namentlich viele der ältern von geschmacklosen Entstellungen der spätern Redaktionen gereinigt sind, und dieser Entwurf eines vollständigen Gesangbuchs, durch welches das ältere überhaupt zu ersetzen wäre, ist höchster Verfügung gemäß dem Druck übergeben worden, um vor aller weitern Berathung und Entschließung die öffentliche Stimme darüber zu vernehmen.

Was die Formfrage betrifft, so ist der Weg, den man eingeschlagen hat, dem Princip der evangelischen Kirche und dem Geist der Zeit angemessen. Man diktirt nicht, sondern man zieht die Stimmen der Gemeinden, das öffentliche Urtheil zu Rathe, ein würdiges und freimüthiges Verfahren, das mit Dank anerkannt werden muß, und das zur Erinnerung an frühere dunklere Zeiten auffordert, in denen die Stimme der Gemeinde gebunden war und die Kirche von oligarchischer Gewalt unumschränkt beherrscht wurde. Ein so loyales Vertrauen verdient nun wohl, daß ihm die öffentliche Stimme, unbeschadet der freiesten und strengsten Prüfung, auch vertrauensvoll entgegenkomme.

Die Commission, welcher die Wahl beim vorliegenden Entwurf anheimgestellt war, konnte nicht glücklicher zusammengesetzt werden und hat ihre Aufgabe auf die würdigste und dankbarste Weise gelöst, und gleich sehr auf Christlichkeit und Kirchlichkeit, wie auf poetische Gediegenheit und wie auf die Bedürfnisse des Volks und der Geistlichkeit Rücksicht genommen. Die Mitglieder der Commission sind höhere und niedere Diener der Kirche, die sowohl das Volk im Einzelnen als den Stand und die Bedürfnisse der Landeskirche im Ganzen genau kennen, und wer zweifelt bei ihren wohlbekannten Namen, daß hier, wo es sich von Poesie im Dienst der Kirche handelt, Kirche und Poesie gleich würdig vertreten waren?

Gehen wir ins Materielle ein, so muß zuerst gefragt werden: warum will man ändern? Die Antwort ist bald gegeben. Das Gesangbuch, das 1791 unter dem Einfluß der damals vorherrschenden Theologie, des damaligen Zeitgeistes zu Stande kam, und ohne vorherige Befragung der Gemeinden, an einigen Orten, wie es heißt, sogar zwangsweise eingeführt wurde, entbehrt viele der schönsten und würdigsten Kirchenlieder, hat absichtlich viele, die das ältere, dem Volk sehr lieb und werth gewordene Gesangbuch von 1742 enthielt, weggelassen und dafür eine Ueberzahl seelenloser, in trocknen Begriffen sich abspinnender Reimereien aufgenommen, wie sie der

Oberflächlichkeit der damaligen sogenannten Aufklärer zusagte. Lieder der Reformatoren und frömmsten Kirchenlehrer, Lieder vom höchsten Werthe und die längst ein Gemeingut des Volks und demselben theuer waren, wurden ihm entrissen und durch andere mittelmäßige, kalt vernünftelnde und herzlose Lieder ersetzt, die zum Theil von sehr unberufenen Verfassern, von Männern herrührten, die der Kirche fremd nur als Parteimänner der damaligen Aufklärerei zu der unverdienten Ehre gelangten, ihre Namen in einem christlichen Gesangbuch prangen zu sehen, z. B. der pädagogische Schwindler Basedow und der langweilige Weiße. — Ferner wurden im Gesangbuch von 1791 gar manche der noch aufgenommenen ältern Lieder willkührlich, geschmacklos und widersinnig modernisirt, Feuer in Wasser, der lebendig blühende Zweig in einen dürren Stecken verwandelt. Damit soll der gute Kern des Gesangbuchs keineswegs geläugnet werden, allein die Wegräumung jener Mißstände, die ihm aus der nun glücklich überstandenen „Perrücken- und Zopfzeit“ ankleben, ist zu wünschen. Wir werden später auf einige Lieder des Gesangbuchs von 1791 hinweisen, die nicht in den Entwurf aufgenommen sind, deren Aufnahme uns aber wünschenswerth scheint, sind also gewiß nicht parteiisch, indem wir loben, was zu loben, und tadeln, was zu tadeln ist. Das würtembergische Gesangbuch theilt die gerügten Mängel mit den meisten evangelischen Gesangbüchern aus derselben Zeit. Daher hat man in andern Ländern längst eine ähnliche Verbesserung, wie sie jetzt für das würtembergische Gesangbuch vorgeschlagen wird, gewünscht, vorbereitet und theilweise durchgeführt. Eine geschichtliche Uebersicht über alle diese Versuche und Anfänge hat v. Grüneisen in seinem äußerst gediegenen Aufsatz über Gesangbuchsreform in der Deutschen Vierteljahrsschrift gegeben. „Im Norden nämlich und im Süden, zumal des protestantischen, Deutschlands sind im jüngsten Zeitraume theils neue Liedersammlungen für den kirchlichen Gebrauch hervorgegangen, unter welchen das Rheinländische (1824), das Berliner (1829), das Lübecker (1832) auf der einen — von der andern Seite das neue evangelische Gesangbuch des Großherzogthums Baden (1835), so wie ein israelitisches (1836) und das neue katholische (1837) im Königreich Würtemberg Beachtung verdienen; theils werden Verbesserungen vorbereitet oder nachgesucht, wie in Westpreußen mit der neuen Auflage des Danziger Gesangbuches, in den deutschen Provinzen von Rußland, wo auf Anregen des vormaligen Professors Sartorius in Dorpat seit 1834 auf zwei Synoden der lutherischen Geistlichkeit von Livland die Bearbeitung einer neuen kirchlichen Liedersammlung berathen worden ist; in Sachsen, wo die zunächstliegenden Bedürfnisse und Wünsche vornämlich von dem Pastor Stier zu Frankleben in mehreren gehaltreichen Schriften vorgetragen sind; in Schwaben, wo sich die Geistlichkeit von Stuttgart im Jahr 1836 an die evangelische Landessynode von Würtemberg mit der Bitte um eine zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Gesangbuches gewendet hat. Auch sind außer und vor den so eben genannten seit bald einem Menschenalter mehrere ausgezeichnete Männer aus den verschiedensten Ständen aufgetreten, um nicht bloß ein allgemeineres Bedürfniß von dieser Seite ins Leben zu rufen, sondern um durch eine größere oder kleinere Auswahl von trefflichen geistlichen Liedern theils den Geschmack am ächten christlichen Liede zu bilden, theils den Stoff darzubieten, aus welchem bei der gewünschten Reform der im Brauche stehenden Gesangbücher eine nach Inhalt und Form den gerechten Ansprüchen der Gemeinde angemessene Sammlung enthoben werden dürfte. J. M. Arndt ist auch in diesem heiligen Kampfe ein Vortreter gewesen. Nächst ihm waren es Rambach, der in Hamburg, Kanne und Wilhelmi, die aus Franken und der Pfalz ihre Stimme kundgaben; späterhin Raumer, der Geograph, veranstaltete die Basler Sammlung (1831), und die Herausgeber des Berliner Liederschatzes dieses umfangreiche Werk, neben dem Zwecke der Privaterbauung, zum Behufe der Vorbereitung eines verbesserten Zustandes und gereinigten Inhaltes der kirchlichen, für den gottesdienstlichen Gebrauch der Gemeinden bestimmten Liederbücher. Unstreitig aber die drei wichtigsten Werke dieser Art und Bestimmung sind: der Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches zum Kirchen- und Hausgebrauche, von dem königl. preußischen Minister-Residenten in Rom, Bunsen, im Verein mit gleichgesinnten Freunden, Schmieder, Rothe, Tholuck und Tippelskirch, verfaßt und im Jahr 1833 in Hamburg erschienen, mit 934 Liedern; das evangelische Gesangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch (von Rudolph Stier), mit Stereotypen zu Halle 1835 gedruckt, aus 915 Liedern bestehend, und der evangelische Liederschatz für Kirche und Haus, eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Archidiaconus an der Stiftskirche zu Stuttgart, ebendaselbst (in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) im Jahr 1837 gedruckt und mit 3572 Liedern ausgestattet. Charakteristisch muß es zugleich erscheinen, daß dieses Interesse der Gegenwart für dasjenige, was in der Kirche gesungen werden soll, mit einer nahe verwandten Bewegung zusammentrifft, welche sich auf den Gesang selbst und überhaupt auf die musikalische Seite des Gottesdienstes bezieht. Das preußische Ministerium hatte im Jahr 1814 eine Commission mit Prüfung der gottesdienstlichen Ordnungen in den

verschiedenen Ländern des Protestantismus beauftragt, um als Ergebniß eine würdige Einrichtung der Liturgie im preußischen Staate zu erzielen. Der Oberconsistorialrath Natorp u. A. wirkten zugleich auf allgemeine Verständigung über den musikalischen Bestandtheil der öffentlichen Andacht hin. Die großen Verdienste eines Becker in Leipzig, Rinck in Darmstadt und Anderer um die Veredlung des Orgelspieles in unsern Tagen sind weithin bekannt und werden in ihrem unläugbaren Einfluß auf die kirchliche Erbauung dankbar empfunden. Gleichen Schritt mit diesen Bestrebungen ist seit ungefähr fünfzehn Jahren auf die Verbesserung des Chorals das Bemühen Conrad Kochers in Stuttgart und seiner Genossen gegangen, unter welchen Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen mit ihm das neue würtembergische Choralbuch besorgt haben. In diesem Jahr (1838) ist aber erst Kochers Hauptwerk erschienen: „Stimmen aus dem Reiche Gottes" (Stuttgart, bei Hallberger). Hier werden ungefähr 400 der gediegensten ältern und neueren Choräle in vierstimmiger Bearbeitung, gleichfalls zum Gebrauche für kirchliche und Privatzwecke, vornämlich aber zur Auswahl für die gottesdienstliche Erbauung dargereicht, um die deutsche Kirche mit ihren erhabensten christlichen Volksgesängen vertraut und diese in Stadt und Dorfgemeinden heimisch zu machen; ein Unternehmen, das in schöner Wechselbeziehung mit jenem der obengenannten Liedersammlungen sich anbietet und um desto mehr Aufmerksamkeit und Benützung verdient: als es vorerst einzig ist in seiner Art. Namentlich ist jetzt die Frage nach der Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit des vierstimmigen Gesanges der Gemeinde nach allen Seiten beleuchtet, am deutlichsten aber durch den glücklichen Erfolg einzelner beharrlichen Versuche in Schwaben und Franken beantwortet." Dem muß noch beigefügt werden, daß unterdeß auch im Canton Schaffhausen ein neues Gesangbuch und dessen musikalischer Theil unter Kochers Mitwirkung zu Stande gekommen ist. Ferner wird in Hamburg ein Gesangbuch vorbereitet von einer Commission, an deren Spitze der berühmte Hymnolog Dr. Rambach steht und zu deren Mitgliedern die Prediger John und Geffelen gehören. — In Sachsen wird an einem Gesangbuche gearbeitet, und ist damit besonders Dr. Weißner in Leipzig beschäftigt. Auch in der protestantischen Kirche von Bayern wird nach sicheren Nachrichten, wie unlängst eine Liturgie ausgearbeitet worden ist, so mit Nächstem zum Entwurf eines neuen Gesangbuches geschritten werden.

Es erhellt hieraus, daß der Entwurf des neuen würtembergischen Gesangbuchs aus dem Streben zum Bessern hervorgeht, das überall in der evangelischen Kirche deutscher Nation rege geworden und ein Zeichen der christlichen Lebensfülle unserer Zeit, ein Zeichen des Fortschritts im Entwicklungsgange der großen, von Luther, Zwingli und Calvin reformirten Kirche ist.

Gibt es ängstliche Gemüther unter den Hirten oder Heerden dieser erleuchteten Kirche, die eine Scheu vor jedem Neuen haben, so wollen sie sich erinnern, daß ihre Kirche selbst ursprünglich nur eine Neuerung war. Doch handelt es sich von keinerlei Zerstörung des Alten, vielmehr von der Entfernung eines eingedrungenen Neuen, das offenbar verwerflich ist, und von einer Wiederherstellung des guten Alten, das man so häufig vergessen oder verfälscht hat, und vom Festhalten des Princips, das in der evangelischen Kirche keine Stagnation leidet. Vor der Reformation war die Sprache der Kirche in deutschen Landen nicht die deutsche, sondern eine fremde, die das Volk nicht verstand. Die Reformation setzte fest, daß die Sprache der Kirche die des Landes seyn müsse. Wenn aber die Sprache des Landes sich verändert, wenn der Zeiten verschiedener Geschmack, der Geister wechselnde Richtung Einfluß üben, was soll die Kirche thun? Sie soll aus allen Zeiten das beste behalten, aber nie auf einer Entwicklungsstufe stehen bleiben und erstarren, am wenigsten auf einer solchen, in welcher die Geister einseitig abirrten. Sie soll in ihrem Gesangbuch behalten, was Luther, was Paul Gerhard, Dach, Angelus, Arnold :c. gesungen, jene obgleich in der Form veralteten, doch dem Inhalt nach ewig jungen Lieder. Sie soll auch behalten, was Gellert und so mancher Bessere der spätern Zeit Wackeres gesungen. Sie soll die guten christlichen Sänger nicht um ihrer Zeit willen ausschließen, aber sie soll auch nicht alle mittelmäßigen, zuweilen sogar schlechten Sänger einer Zeit allein oder vorzugsweise festhalten, bloß um das eingebildete Vorrecht dieser Zeit nicht anzutasten. Und sie soll sich nicht die Möglichkeit abschneiden, treffliche und heilige Lieder von christlichen Sängern der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart in ihren Liederschatz aufnehmen zu können, indem sie einseitig bei dem theologischen und ästhetischen Stande von 1791 stehen bleibt. Die Heilsamkeit und Nothwendigkeit des Fortschreitens ist auch früher anerkannt gewesen. Wenn dies nicht der Fall gewesen, wie hätte man denn 1708, und schon wieder 1742 und abermals 1791 ein neues Gesangbuch einführen können?

Wehe der Kirche, wenn sie den Strom christlichen Gesanges, der nie versiegt, achtlos bei sich vorbeirauschen läßt. Sie nimmt im Entwicklungsgang ihrer Lehre Alles auf, was den christlichen Grundgedanken schärfer und klarer herausstellt, den christlichen Glauben, die christliche Liebe und Moral eindringlicher macht, und von Zeit zu Zeit die nach Menschenweise und durch die Philosophie eingeschlichenen Täuschungen und Irrthümer zu beseitigen,

die Lehre zu reinigen dient, — und sie sollte nicht auch im Entwicklungsgange ihres Kultus das aufnehmen dürfen, was fortwährend von christlichen Sängern im Sinn und zum Heil der Kirche geleistet wird, um die Gemüther zu erheben und zu beseligen und um die von Zeit zu Zeit nach Menschenweise und durch die wechselnden Geschmacksrichtungen eingeschlichenen Mängel aus dem Kirchengesange zu beseitigen? Die kirchliche Wissenschaft sollte allein fortschreiten und sich stets regeneriren dürfen, die kirchliche Kunst aber nicht? Für den Verstand sollte durch die Lehre Alles geschehen dürfen, aber für das Gemüth durch den Gesang Nichts?

Manche wollen das Alte nicht aus bloßer Scheu vor allem Neuen beibehalten, sondern weil sie es wirklich für das Bessere achten. In diesem Fall können sich nur die befinden, die entweder nicht bemerkt haben, daß der gute Kern des Gesangbuchs von 1791 ganz in den Entwurf aufgenommen worden ist (einige wenige Lieder ausgenommen, die man wohl noch nachträglich aufnehmen kann), — oder die (sey es bewußt oder unbewußt) in der rationalistischen Gewöhnung befangen, gerade an der weggelassenen Schaale eine Freude haben. Die Gewöhnung dürfte hier viel zur Sache thun und mancher Tadler des Entwurfs sich kaum einmal ernsthaft Rechenschaft über das, was er will und nicht will, gegeben haben. Diejenigen z. B., die nur immer Moralien und nichts als Moralien verlangen, wollen ohne Zweifel etwas Gutes und ihre Absicht ist die löblichste, allein sie scheinen sich doch nicht überlegt zu haben, was am Ende aus dem Christenthum werden würde, wenn es zu einer sokratischen oder ciceronianischen Lehre de officiis zusammendorrte. Die, welche so einseitig das Historische und Mystische des Christenthums wollen beseitigt, und nur das Moralische hervorgehoben wissen, mißkennen entweder die Bedeutung, welche das Christenthum als geoffenbarte Religion sowohl für die Weltgeschichte im Großen als für das Individuum hat, oder wenn sie für ihre Abneigung irgend Gründe zusammengerafft haben und ihrer Sache gewiß zu seyn glauben, so mißkennen sie alsdann wenigstens ihre Stellung zur christlichen Gemeinschaft. Alsdann können sie sich nämlich von Rechtswegen nicht mehr als Christen betrachten, sondern sind, was man Theisten nennt, und sollten mithin auch nicht über die Angelegenheiten der gläubigen christlichen Gemeinden mitsprechen und aburtheilen wollen, sondern diese ihnen ganz fremde und unbegreifliche Welt sich selbst überlassen und sich in der ihrigen einrichten, d. h. sich in einer theistischen Kirche ganz von den Christen absondern. Vielleicht, wenn sie es erst eine Zeitlang versucht hätten mit dem rein moralischen Theismus, würden sie desselben müde werden und seine Unzulänglichkeit erkennen. Ganz im Geschmack der theistischen Opposition gegen den Entwurf führten die Franzosen in ihrer Revolution den neuen Kultus des sogenannten Theophilanthropismus ein. Da war nicht mehr die Rede von der Dreieinigkeit, und nicht vom Gekreuzigten und seinem Blute, vor dem sich so Viele scheuen, sondern nur noch vom sogenannten höchsten Wesen, einer Abstraktion, bei der man sich nichts mehr denken konnte, als einen Punkt im Unendlichen. Da war nicht mehr die Rede vom Glauben, vom Sündenfall und von der Erlösung, sondern nur noch von den vergötterten Tugenden und Seelenkräften. Da richtete man Hymnen an die Wohlthätigkeit, an die Freundschaft, an die Vernunft ꝛc. Aber diese vernünftige Religion, dieser Kultus, der vollkommen das darstellte, was die moralische Opposition gegen das Historische und Mystische im Christenthum verlangt, diese schon einmal ins Leben eingeführte, in vielen Tempeln ausgeübte vernünftige Religion, was ist aus ihr geworden? Man muß erstaunen, wie sie, zu der damals sich fast alle Gebildeten bekannten, und die man als die Sache der Wahrheit dem sogenannten christlichen Aberglauben oder dem Pfaffentrug, als Sache der Tugend der geistlichen Heuchelei und als Sache der Menschheit der kirchlichen Unduldsamkeit entgegensetzte, gleichwohl nichts von alledem bewährte, die Kraft der Wahrheit nicht in sich trug, sondern als eine Täuschung, als eine lächerliche Comödie allgemein aufgegeben wurde, die Kraft der Tugend nicht besaß, sondern im Gegentheil der schrankenlosesten Unsittlichkeit (unter dem Directorium) Raum gab und endlich auch bei der Menschheit, deren Sache sie angeblich verfocht, keinen Anklang, keine Begeisterung fand. Wie kam denn das? Diese höchst vernünftige Religion war Alles, nur eben keine Religion. Sie vermochte keinen Sünder zu erschüttern, keine arme Seele zu erheben und zu trösten. Sie war äußerst moralisch, aber ihre Moral entbehrte jede Autorität. Darum wurde sie zu Schanden und machte den schmählichsten Bankerot. So aber würde es auch künftig jedem ähnlichen einseitigen Versuch ergehen.

Diejenigen also, welche im Entwurf vorzugsweise eine gereimte Moral haben wollen, scheinen sich von der Zulänglichkeit der letzteren noch keinen richtigen Begriff gemacht und noch nicht Alles erwogen zu haben, was außer der Pflichtenlehre noch sonst zur Religion gehört, und ohne welche anderweitige Zuthat auch die Moral selbst unfruchtbar bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. December 1839.

Gesangbuch.

Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

(Fortsetzung.)

Ueberdies gibt es fast gar keine guten Lieder, in denen die einzelnen Tugenden singbar gemacht worden wären. Poesie und Gesang vertragen sich mit dem trockenen Moralisiren nicht. Lieder dieser Art erinnern immer mehr oder weniger an „den höflichen Schüler," und sind in der That nur eine Potenzirung desselben. Dagegen fehlt es im Entwurf keineswegs an moralischen Liedern, nämlich an solchen, worin die Pflichten im innigen Zusammenhang mit dem Glauben, mit der Liebe, mit der Heiligung und mit der Nachfolge Christi gelehrt werden. Diese christlich lebendige Moral ist besser, als die todte Classification der Pflichten wie in einem Naturalienkabinet. Die systematische Pflichtenzersplitterung taugt in Lehrbücher, aber nicht in ein Gesangbuch. Auch wird durch die innige Verbindung der Moral mit dem Glauben jener Stolz der Pflichterfüllung und jene Selbstüberhebung vermieden, die den reinen Glanz der Tugend, wie bekannt, gar oft wieder zu verdunkeln pflegen.

Scheinen somit noch manche Gegner des Entwurfs sich selber unklar zu seyn, so mag es doch allerdings auch Rationalisten geben, die bestimmt und genau wissen, was sie wollen, indem sie im Schooße des Christenthums alles eigentlich Christliche bekämpfen; Männer, die es mit ihrer Moral zu vereinigen wissen, daß man sich zu einer Religion bekenne, um sie von innen zu untergraben, und deren ganzes Streben dahin geht, unter der Maske von christlichen Predigern und Seelsorgern die Menschen vom Christenthum zu entwöhnen.

Daß man aber bei der Redaktion eines neuen Gesangbuchs vom Standpunkt der christlich evangelischen Kirche aus auf die heimlichen Feinde der Kirche, auf die Halb- und Ungläubigen, auf die verworrenen Eiferer, und daß man vom Standpunkt der Poesie, des würdigern, bessern und geläuterten Geschmacks aus auf die schlechten Reimer keine Rücksicht nehmen darf und kann, versteht sich von selbst.

Sofern aber durch die lange vorherrschend gewesene einseitige Verstandesbildung, auch bei sonst guten Christen, eine gewisse Neigung zum Begriffsmäßigen sich hat geltend machen müssen und nun einmal vorhanden ist, erscheint dieselbe im neuen Entwurf keineswegs abgewiesen oder unberücksichtigt und unbefriedigt. Gar viele Lieder im Entwurf sind noch vorzugsweise begriffsmäßig, und nehmen weniger Gefühl und Phantasie, als den Verstand in Anspruch. Hat also die rationalistische Angewöhnung innerhalb der christlichen Gemeinden irgend ein historisches Recht sich erworben, das mit dem Christenthum verträglich und zu achten ist, so wird es auch geachtet, so ist es im Entwurf wirklich geachtet und hinreichend vertreten. Wir möchten behaupten, es seyen nur noch zu viele Lieder darin aufgenommen, die jener Verstandesrichtung ausschließlich zusagen und mehr für die prosaische Fassung in einem Lehrbuche, als für die poetische Form und für den Gesang sich eignen.

Auf der andern Seite aber ist im Entwurf alles vermieden, woran ein besonnenes Urtheil irgend Anstoß nehmen könnte, alle hyperchristliche Schwärmerei, alles kindische Tändeln mit dem Heiligen, wodurch es nicht erhoben, sondern nur herabgezogen wird. Mit seltener Schärfe ist von der Commission die Grenzlinie eingehalten worden, über welche der Ausdruck der Andacht und Begeisterung nicht hinausgehen darf, wenn nicht durch die Uebertreibung der Leidenschaft ihr erhabener Gegenstand entweiht werden soll. Darum ist der Vorwurf, der Entwurf habe eine pietistische Färbung, ungerecht. Der Entwurf selbst widerlegt ihn. Die Commission war

bekanntlich nicht aus sogenannten Pietisten zusammengesezt. Die Lieder, bei denen man etwas Pietistisches finden will, sind von Dichtern, die keine Pietisten waren, ja größtentheils bekanntlich so alte Lieder, daß sie schon in der Kirche gesungen wurden, ehe nur der Name des Pietismus genannt wurde. Diese Lieder stammen vorzugsweise aus dem ältern Gesangbuch, das bekanntlich nicht von Pietisten, sondern vom Consistorium ausging. Sie stehen großentheils auch in auswärtigen Gesangbüchern, die von den Consistorien anderer Länder ausgingen, wo der Pietismus eben so wenig vorgeherrscht hat. Diese Lieder sind altevangelisch, aber nicht neupietistisch. Und so ist auch der ganze Entwurf nur evangelisch, aber nicht pietistisch. Es wäre überhaupt gut, wenn man in dieser Beziehung besser unterschiede. Nur zu häufig wird alles in Bausch und Bogen pietistisch genannt, was ganz allgemein christlich ist, und wer nur noch an die göttliche Natur Christi und an das Werk der Erlösung glaubt, ist in den Augen gewisser Leute schon ein Pietist.

Zu den Gegnern des neuen Gesangbuchs sind auch einige Geistliche zu zählen, welche die Besorgniß hegen, ein Buch voll schöner Lieder und eine Verbesserung des Kirchengesangs könnte einigermaßen ihre Predigten in Schatten stellen. Je geistloser die Lieder und je schlechter sie gesungen werden, desto mehr, glauben sie, hebe sich ihre Predigt heraus und sey es allein, die auf die Gemeinde Eindruck mache. Allein sie verkennen doch wohl zu sehr, daß der Gottesdienst nicht des Predigers wegen da ist, sondern der Prediger wegen des Gottesdienstes. Eine rechte Predigt braucht die Concurrenz eines schönen Liedes und Gesanges nicht zu scheuen, wird vielmehr dadurch selbst gehoben, ihr Eindruck verstärkt. Wenn der Prediger durch sein Wort die Herzen erwärmt und bewegt hat, dann ist es gerade die rechte Zeit für die Gemeinde, ihm in seelenvollem, kräftigem Chor zu antworten. Gerade darum wechselt ja Predigt und Gesang in unsern Kirchen. Wenn man Gott nicht bloß mit den Ohren (durch das Anhören der Predigt), sondern auch mit dem Munde (durch Gesang) loben soll, so ist es geziemend, daß gut gepredigt, aber auch, daß etwas Gutes und daß gut gesungen werde. Wenn aber nicht etwas Gutes gesungen wird, wird auch selten gut gesungen. Herzlose Reimereien kann man nicht gut singen, man wird nicht warm dabei, das Herz fühlt nicht dabei. Daß der Kirchengesang so sehr herabgekommen ist, daran trägt hauptsächlich die prosaische Härte und Unsingbarkeit der meisten bisherigen Kirchenlieder Schuld. Scheint es doch, daß auch manche Organisten nur aus Langeweile bei diesen Liedern auf die musikalischen Schnörkeleien verfallen sind, durch welche sie einige Lebendigkeit und Abwechslung in die Kirchenmusik zu bringen versuchen. Aber sie haben damit das Uebel nur vergrößert, denn die Gemeinde, deren Ohr so künstlichen Variationen nicht gewachsen ist, fällt aus dem Takt und überschreit die Orgel in Mißtönen, wenn diese ihre Pflicht einen Augenblick vergißt.

Hierbei drängt sich die Frage auf: soll überall der vierstimmige Gesang eingeführt, sollen deßfalls dem neuen Gesangbuch Melodien beigegeben werden? Diese Frage kann nur durch die Erfahrung, durch die genaueste Prüfung der Sachlage und der vorhandenen Mittel beantwortet werden. Theoretisch ist sie leichter zu beantworten. Ohne allen Zweifel ist die Einführung des vierstimmigen Gesangs in der Kirche das Ziel, wornach man streben muß.

Den Gegnern desselben hat schon Luther geantwortet (in der Vorrede zu seinem Gesangbuch): „Demnach hab ich auch sammt etlichen Andern zum guten Anfang und Ursach zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistliche Lieder zusammenbracht, das heilige Evangelium, so jezt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen ist, zu treiben und in Schwung zu bringen, daß wir auch uns möchten rühmen, wie Moses in seinem Gesang thut Exodi 15. daß Christus unser Lob und Gesang sey, und nichts wissen sollen zu singen noch zu sagen, denn Jesum Christum unsern Heiland, wie Paulus sagt I. Cor. 2. Und sind dazu auch in vier Stimmen bracht, nicht aus anderer Ursach, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musica und andern rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde, und an denselben statt etwas Heilsames lernete, und also das Gute mit Lust, wie den Jungen gebührt, eingienge. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Obergeistliche fürgeben; sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehen im Dienst deß, der sie geben und geschaffen hat. Bitte derhalb, ein jeglicher frommer Christ wolle solchs ihm lassen gefallen, oder wo Gott mehr oder deßgleichen verleihet, helfen fördern. Gott gebe uns seine Gnade, Amen."

Alle sollen den Schöpfer loben, denen er Odem gab. Wer sind aber Alle? Männer und Weiber, Junge und Alte; mithin auch Bässe und Tenore, Alte und Soprane. Die Stimmen der Gemeinde theilen sich von selbst in die vier Stimmen ab und sie zu trennen und harmonisch zusammenwirken zu lassen ist in Würtemberg eine weniger schwierige Aufgabe, als anderswo, da hier durch die freiwilligen Singvereine schon außerordentlich vorgearbeitet, und der vierstimmige Gesang beim Landvolk weit verbreitet ist. Man sagt, wer nur eine der vier Stimmen singe, präge sich die Melodie selbst nicht gehörig ein, die doch das sey, was eigentlich ins Herz gehe — allein dieser Einwurf scheint nicht Stich zu halten. Wer einmal so weit ist, daß er vierstimmig singt, hat für alles Musikalische,

also auch für die Melodie, schon mehr Sinn und Gefühl, als der ganz unmusikalische Mensch. Der Sinn für die Schönheit und für das Geistige der Musik nimmt durch die musikalische Fertigkeit nicht ab, sondern zu. Auf der andern Seite ist aber in der evangelischen Kirche dafür gesorgt, daß die Verbesserung des Kirchengesangs nicht in theatralische Schaustellung und überkünstliche Spielereien ausarten kann, denn es bleibt hier immer die ganze Gemeinde, die chorweise singt; und überdies steht bekanntlich in der musikalischen Welt die kirchliche, strenge und aller Tändelei abholde Partei der weltlichen oder Theaterpartei sehr scharf und enschieden gegenüber, so daß die erstere wohl keine Ansteckung von der leztern zu besorgen hat. — Indeß, wie gesagt, kommt es auf allseitige Erwägung der Umstände und Vorbedingungen an, um ermessen zu können, was dem Lande in Bezug auf Einführung des vierstimmigen Kirchengesangs zuzumuthen ist. Sollten sich hier wirkliche Schwierigkeiten, dort abgeneigte Meinungen nicht überwinden lassen, so wünschen wir wenigstens, die Kirche möge Luthers großartigen und freien Sinn nicht verleugnen, den Dienst der edeln Musica werth schätzen, die Bemühungen der Kirchengesangvereine um den vierstimmigen Gesang gut heißen und zu ihrer Fortsetzung und Erweiterung beitragen, um die Vorbereitung zu einer künftigen allgemeinen Einführung des vierstimmigen Gesangs nicht zu stören, sondern zu fördern.

Gehen wir nun den Entwurf im Einzelnen durch und lesen uns in die lange Reihe herrlicher, begeisterter, erbaulicher, tröstender und herzerquickender Lieder hinein, die er enthält, und lassen alle die edeln Sänger unserer Kirche an uns vorübergehen, jene treuen Männer, die das Werk der Reformation vollbrachten und in schweren Kämpfen erhielten, und die sinkende Kirche stützten, die verderbte reinigten, und erkennen wir überall in ihren Liedern, in welchen Augenblicken der Heiligung und Erhebung in großen Tagen der Freude und des Leidens sie den tiefbewegten Seelen entströmten — so fühlen wir uns selbst erhoben und innig gerührt, und ein Stolz bemächtigt sich unserer Seele, dieser Kirche anzugehören, doch auch zugleich ein demüthiges Gefühl, über das sich jeder Leser selbst Rechenschaft geben wird, wenn er erwägt, daß es leichter ist, die Früchte fremder Arbeit zu erndten, als selber mühsam zu kämpfen für die Nachkommenden.

Wir können der Commission für die treffliche Auswahl von Liedern, die sie getroffen hat, nur unsere Hochachtung bezeugen. Das Ganze macht eine große Wirkung, und im Einzelnen ist für die Befriedigung jedes kirchlichen und häuslichen Andachtsbedürfnisses je durch die schönsten Lieder der betreffenden Gattung gesorgt. Wenn wir gleichwohl noch auf einige wenige Lieder aufmerksam machen, die einer Verbesserung fähig scheinen, und auf einige andere, die wohl noch in den Entwurf aufgenommen werden sollten, so geschieht es lediglich im Interesse des Entwurfs selbst, den wir auch in den kleinsten Theilen vollendet sehen möchten. Begründete, bescheiden vorgetragene Wünsche in mäßiger Zahl, solche Wünsche, die vielleicht in einem sehr weiten Umfang von den Gemeinden getheilt, gebilligt und unterstüzt seyn werden, dürfen unbedenklich und in vollem Vertrauen einer Commission und einer höchsten Kirchenbehörde vorgelegt werden, die selbst zu diesem Vertrauen aufgefordert hat.

Einige Lieder (nur wenige im Verhältniß zu der großen Mehrzahl von 6 — 700) könnten eine Redaktionsverbesserung erleiden. Wir wollen damit der Commission keinen Vorwurf machen. Wer sieht nicht ein, daß bei der Redaktion einer solchen Menge von Liedern im Einzelnen wohl etwas übersehen werden mag.

In Nr. 13 Vers 2 fällt der Ausdruck auf „thu auf den Mund zum Lobe dein!“ Im ersten Vers wird Christus angeredet; auf ihn bezieht sich auch die Anrede des zweiten Verses. Natürlich kann man Christus nicht auffordern, sich selbst zu loben. Soll es aber heißen: „thu mir, thu uns den Mund auf, dich zu loben!“ so sollte dies auch deutlich gesagt seyn.

In Nr. 25 enthalten die Verse 2, 3 und 4 große sprachliche Härten, wie:

Ganz unermess'n ist deine Macht,
Fort g'schieht, was dein Will hat bedacht.

— Versöhner der'n, die war'n verlor'n.

— O heilger Geist, du höchstes Gut
Du allerheilsamster Tröster,
Vors Teufels G'walt fortan behüt,
Die Jesus Christ erlöset.

In Nr. 27 stört zu Anfang des 3ten Verses die Anrede:

Heiliger Geist, die dritt' Person rc.

In Nr. 62, einem schönen Liede des berühmten Angelus Silesius, fehlen hinter Vers 1, 3, 8 und 9 einige Verse des Originals, die der Beibehaltung wohl werth scheinen.

In Nr. 74 fehlt der erste schöne Vers:

Reine Engel! ungesehen
Schwebt ihr um die Menschheit her!
Oder sind die Himmelshöhen,
Ist das Licht an Bürgern leer?
Von dem Wurme bis zum Menschen
Steiget Schönheit, Kraft und Licht.
Rein der Creaturen Reihen
Schließt sich mit dem Menschen nicht.

In Nr. 113 ist Vers 8 der Ausdruck „mit deinem Leib und Seel“ störend, weil sprachwidrig. Dann fehlen

fünf Verse, die das Lübecker Gesangbuch hat (vergleiche Knapps Liederschatz Nr. 433) und die, etwa mit Ausnahme von Vers 10, wohl sollten beibehalten werden.

In Nr. 114 Vers 3 stört der Ausdruck „Amme“ in doppelter Weise. Es heißt, Jesus sey uns „in Krankheit Arzt und Amme.“ Kranke zu pflegen ist aber nicht das eigentliche Geschäft der Amme, und überhaupt widerstrebt es dem Gefühl, den Heiland mit einer Amme zu vergleichen. Es dürfte erlaubt und angemessen seyn, hier einen andern Ausdruck zu wählen.

In Nr. 122, von Angelus Silesius, sollte wohl nach Vers 4 ein ausgelassener Vers noch aufgenommen werden.

In Nr. 127, einem Liede des frommen Schmolke, fehlt der erste, einleitende Vers, der die Gläubigen zusammenruft zum Schauen des Heilands, ein schöner Vers, in dem nur der Ausdruck „schreien“ zu mildern wäre; ferner fehlt der fünfte Vers:

Seht, welch ein Mensch ist das!
Ach, blick uns an in Gnaden,
Wie wir uns voller Buß'
In Reuethränen baden.
So laß den Blick vom Kreuz
In unsre Seele gehen.

Der „Blick vom Kreuz“ ist zu schön, als daß man ihn fallen lassen sollte, wenn auch vielleicht das nachfolgende „im Mittel stehn“ des Bluts anders ausgedrückt werden könnte.

Eben so dürfte die Wiederaufnahme wenigstens zweier sehr schöner Verse, die in dem Liede Nr. 128 ausgelassen sind, dringend zu empfehlen seyn. Es ist von Jesus und Barabbas die Rede. Der Heiland wird verurtheilt, der Bösewicht freigesprochen; ein tief poetischer und zum Gemüthe sprechender Kontrast, der gerade in den ausgelassenen Versen am schönsten hervorgehoben ist. Sie lauten:

Der Fromme stirbt, der recht und richtig wandelt,
Der Böse lebt, der wider Gott mißhandelt;
Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen,
Gott wird gefangen.

O große Lieb', o Lieb' ohn alle Maaße,
Die dich gebracht auf diese Marterstraße,
Ich lebte mit der Welt in Lust und Freuden,
Und Du mußt leiden.

In Nr. 149, einem herrlichen Liede von Schubart, ist der erste Vers des Originals ausgelassen, der gewiß nicht fehlen sollte:

Fall auf die Gemeinde nieder,
Geist, der uns mit Feuer tauft!
Wir sind alle Jesu Glieder
Und mit seinem Blut erkauft.

In Nr. 162 fehlen hinter Vers 2 mehrere schöne Verse, abgesehen von den minder bedeutenden hinter Vers 6 und 7.

In Nr. 169 finden sich mehrere abschreckende Härten z. B.:

Daß Christ gen Himmel g'fahren,
Und danken Gott in höchster Z'gier.
— Uns arme Sünder hier auf Erd
Die wir von wegen mancher G'fährd
Ohn' Hoffnung han kein Troste.
— So wird auch g'wiß das Leben schlecht
Zu Gott im Himmel g'richtet.

In Nr. 242 ist Vers 2 die Erwähnung der egyptischen Stoppeln und Ziegeln unpassend, denn sie erinnern an die Knechtschaft, an die Frohnarbeiten der Kinder Israel in Egypten, also gerade an das Gegentheil von dem, woran dem Sinne nach hier erinnert werden soll. Es soll nämlich von den Fleischtöpfen Egyptens die Rede seyn, von der Ueppigkeit, von der man sich abwenden müsse zu Gott. In demselben überhaupt merkwürdig unlogischen Liede will sich auch zwischen Vers 4 und 5 gar kein Zusammenhang finden. Es ist bereits von R. Stier verbessert worden.

In Nr. 252 dürfte Vers 2 zu eigenliebig lauten. Es heißt darin:

Ernst den Eignen
Theuren Seelen
Laßt nie fehlen,
Daß die Heerden
Mit den Hirten
Selig werden.

Im Anhang des alten Gesangbuchs von 1742 heißt es (unstreitig besser):

Treue Hirten
Laß den Seelen
Niemals fehlen
Und die Heerden
Mit den Hirten
Selig werden.

In Nr. 256 fehlt der vierte Vers des Originals, den ebenfalls der Anhang zum alten Gesangbuch von 1742 (Nr. 68) enthält, und der des Dogmas und der Volksthümlichkeit wegen wieder aufgenommen werden sollte. Alle Bilder in diesem Liede sind streng biblisch, und in einem Zusammenhange, aus dem nichts sollte herausgerissen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. December 1839.

Gesangbuch.

Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

(Fortsetzung.)

In Nr. 272 beginnt der zweite Vers mit einem „Zwar," allein das „aber," das nothwendig nachfolgen sollte, ist mit dem dritten Verse des Originals weggelassen, der Sinn also mangelhaft.

In Nr. 295 entsteht ein ähnlicher Mangel durch Auslassung des 2ten Verses. Im 1sten ist vom „Bangen" die Rede, aber man weiß nicht woher die Bangigkeit kommt. Erst im zweiten erklärenden (im Entwurf ausgelassenen) Verse wird die Sünde als der Grund der Bangigkeit angegeben.

In Nr. 302 hätte der 4te Vers unverändert aus dem alten Gesangbuch von 1742 beibehalten und auch wohl der größte Theil der ausgelassenen Verse wieder aufgenommen werden sollen, da dieses Lied ursprünglich an den dreieinigen Gott gerichtet ist und seinen Charakter durch die Weglassungen fast gänzlich verliert.

In Nr. 309 lautet Vers 5 doch gar sehr prosaisch.

In Nr. 330 ist in Vers 3 eine Veränderung in der Art vorgenommen worden, daß der „Satan" daraus weggelassen worden ist. Warum? Soll des Satans nicht gedacht werden? ist seiner nicht öfter im Gesangbuch gedacht? paßt er nicht auch in diesen Vers? und muß es nicht Bedenken erregen, einen dem Volk so wohlbekannten Vers auf die Weise abzuändern?

In Nr. 364 ist in Vers 5 die kraftvolle Stelle des Originals: „o nein! sein Wort steht felsenfest" mit der etwas matten „Er sinnt und sagt aufs allerbest" vertauscht worden. Unmittelbar vorher heißt es im Original: „Kann auch sein wallend Herze ruhen?" Man glaubt vielleicht in dem wallenden Herzen und in dem felsenfesten Wort einen Widerspruch zu finden. Allein wie es uns scheint, kann beides sehr wohl neben einander stehen. Das Wort Gottes ist felsenfest, aber sein Herz darf immerhin wallen.

In Nr. 365 fehlt nach Vers 3 ein sehr schöner:

„Er ist die rechte Lebenssonne,
Draus alle Lichter stammen her ꝛc.

und nach Vers 4 abermals mehrere Verse, der Beibehaltung wohl werth.

In Nr. 372 sind hinter Vers 5 mehrere schöne Verse ausgelassen (Nr. 222 des alten Gesangbuchs von 1742). Namentlich möchten wir die freudevollen Verse 9 und 10 nicht vermissen.

In Nr. 377 Vers 3 gibt das zwar veraltete, doch wohlverständliche „Genieß", einen weit wohlklingendern Vers, als die Verbesserung „Genuß" mit dem harten Reim „saß zu Fuß."

In Nr. 396 Vers 2 wird die menschliche Tugend göttlich genannt, was doch zu modern sentimental klingt und schwerlich in ein Kirchenlied taugt.

In Nr. 407 fehlen einige sehr schöne Verse (Nr. 223 des alten Gesangbuchs von 1742); insbesondere Vers 6, der um Sieg über den eignen Willen bittet, und Vers 8, der also lautet:

Jesu, hilf siegen, wer mag sonst bestehen
Wider den listig verschmitzten Feind?
Wer mag doch dessen Verführung entgehen,
Der wie ein Engel des Lichtes erscheint?

Ein tiefer Gedanke, der schönste und wahrste des ganzen Liedes.

In Nr. 421 fehlen die zwei schönen Anfangsverse des Originals (dessen vierzeilige Verse hier in achtzeilige zusammengezogen sind).

In Nr. 423 fällt es auf, daß der Segen und nicht der, von welchem der Segen kommt, angerufen wird. Man pflegt in der Kirche nicht den Segen, sondern um

Segen zu bitten. Im Original wird wirklich Jesus angerufen und das sollte um so mehr beibehalten werden, als in demselben Anfangsverse von Martha und Maria die Rede ist, ein trefflich gewähltes poetisches Bild, aus dem Jesus in der Mitte keineswegs herausgeschnitten werden darf. Wir sind ganz damit einverstanden, daß man mit dem Namen Jesu keinen Mißbrauch treiben soll, aber wo er hingehört, soll man ihn auch stehen lassen.

In Nr. 451, Vers 10 ist der Ausdruck:

— die Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast,

auf den ersten Blick ganz unverständlich, bis man endlich merkt, daß es heißen solle, „zu keinem Schaden und Nachtheil.“ So grobe Fehler des Dichters sollte wohl die Redaktion des Gesangbuchs vorher verbessern, damit nicht erst nachher die Gemeinde während des Singens dadurch gestört werde.

In Nr. 454 fehlt hinter Vers 4 ein sehr schöner Vers:

Wie, wenn ich mein Bette
Heut im Grabe hätte ꝛc.

In Nr. 455 kommen kaum erträgliche Härten vor. Wir heben nur Vers 11 hervor.

Will etwa die Vernunft dir widersprechen,
Und schüttelt ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollst du ihre Vestung so zerbrechen,
Daß ihre Höhe sich bei Zeiten leg'!
Kein fremdes Feuer sich bei mir entzünd',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht',
Womit ich gar dir zu gefallen dächt':
Ach selig, wer dein Licht ergreift und findt!

So etwas sollte doch nicht gesungen werden.

In Nr. 461 klingt die letzte Zeile „Wie und wann und was Gott will“ ungewöhnlich hart und wird darin „Gott“ als kurze Sylbe gebraucht. Da uns dies auffiel, schlugen wir im alten Gesangbuch nach und fanden, daß es dort heißt: „wie und wann und was er will,“ nämlich Jesus, der zwei Zeilen vorher genannt ist. Warum soll denn das bessere Original nicht beibehalten werden? Da ja die echtbiblische Macht des Heilandes im Himmel und auf Erden sonst im Gesangbuch anerkannt ist, warum hier in so auffallender Weise in ein altes Lied einen neuen Zweifel hineintragen und einen Grenzstreit zwischen der Macht des Vaters und des Sohns gewiß ohne Noth hervorrufen?

In Nr. 464 heißt es Vers 2:

Was Gott thut, das ist wohl gethan,
Er wird mich nicht betrügen.

und Vers 3:

Er wird mich wohl bedenken,
Er als mein Arzt und Wundermann
Wird mir nicht Gift einschenken.

Diese krassen Bilder gehören einer zu niedern Vorstellungsweise an.

In Nr. 467, einem tüchtigen Liede von Paul Gerhard, fehlt hinter Vers 3 ein sehr kräftiger und hinter Vers 7 fehlen noch zwei Kraftverse, durch deren Weglassung man den mächtigen Eindruck dieses Liedes nicht schwächen sollte. Gibt der Höllenhund in den letztgenannten Versen allerdings Anstoß, so kann man ihn ja verändern, wie in Nr. 2377 des Knapp'schen Liederschatzes geschehen ist, ohne darum den ganzen Vers wegzulassen. In demselben Liede wären auch Vers 13 „des Trostes Kerzen“ in einen passenderen Ausdruck zu übersetzen.

In Nr. 475 Vers 6 ist der Ausdruck „was Gott nicht behagt“ zu sinnlich, weichlich, orientalisch despotisch oder goethisch. Unter dem Behagen, diesem Lieblingsausdruck Goethes, versteht man wörtlich das Wohlseyn im eignen Gehege, immer mit einem egoistischen Nebenbegriff, die üppige Vergnüglichkeit des Herrn, dessen Laune und Willkühr befriedigt wird und dem Alles dient. Ueberdies kommt dasselbe Wort Behagen schon einmal im 4ten Verse vor. Es liegt wohl nahe, anstatt:

Das, was ihm nicht behagt.

zu setzen:

Das, was er untersagt.

In Nr. 544 ist der 6te Vers ausgelassen worden, der besonders schön lautet, wenn die kleine Variante am Schluß des Originals aus Knapps Liederschatz Nr. 2794 aufgenommen wird:

Geht, ihr meine müden Glieder,
Geht und sinket nun zur Ruh'!
Reget ihr euch morgen wieder,
Schreib' ichs nur dem Schöpfer zu.
Er wird treulich Wache halten!
Wenn ihr aber müßt erkalten,
Soll auf Jesum es allein
Selig eingeschlafen seyn.

In Nr. 571, wieder in einem Liede des Angelus Silesius, ist Vers 6 nicht motivirt, weil die vorhergehenden Verse des Originals ausgelassen sind. Es heißt:

„Jedoch, damit ich dir nichts schreibe für,
So will ich gern und willig bleiben hier ꝛc.“

Dieses „Jedoch“ bezieht sich auf das, was ausgelassen ist, nämlich auf die rührende Versicherung des Sängers, daß er sehr ungern hier bleibe.

In Nr. 573, einem guten Liede von Simon Dach, fehlen hinter Vers 4 noch zwei Verse, die man hätte stehen lassen dürfen.

In Nr. 576, einem an sich schönen Grabliede, vermißt man den Wohllaut in zu hohem Grade. Da wird in Vers 2 gereimt: kommen — dannen; in Vers 4: auf — aus. Könnte da nicht etwas nachgeholfen werden? Und in Vers 6 würde wohl statt:

Alsdann fein sanft und stille,
Herr, laß mich schlafen ein,
Nach deinem Rath und Willen,
Wann kommt mein Stündelein,

wohl besser die 4te Linie mit der 2ten vertauscht und dadurch der schleppende Nachsatz vermieden werden.

In Nr. 591, ebenfalls einem Grabliede, wird dem jeweiligen Todten unbedingt die Seligkeit verheißen. Denken wir uns, ein solches Lied würde einem Menschen, der offenkundig Religion und Sitten verachtet, dem niedrigsten Egoismus gefröhnt hätte ꝛc. und dessen Sündenleben und gemeine Gesinnung sogar allgemein bekannt wäre, ins Grab nachgesungen, so würde man die Kirche, die dies gestattet, für eine Schmeichlerin oder für eine Spötterin halten müssen, und beides ist ihrer unwürdig. Man hätte daher an jene Seligkeitsverheißung wenigstens eine Bedingung knüpfen sollen. Auch fällt es in diesem viel zu modern süßlichen und des christlichen Ernstes entbehrenden Liede als eine Naivetät auf, daß man sich des romanhaften Ausdrucks „ach, der Hingeschiedne war mir alles, seine, ihre Liebe war mir alles“ gegen Gott bedient. Wenn der Mensch allein dem Menschen alles war und Gott gar nichts, so sollte man's doch wenigstens nicht Gott ausdrücklich zusingen.

Dies sind die wenigen Bemerkungen, die wir in Bezug auf die Redaktion einzelner Lieder machen zu müssen glaubten.

Weglassung ganzer Lieder wünschen wir nicht, im Gegentheil scheint uns der Entwurf, in Vergleich mit manchem andern, namentlich älteren Gesangbuch der evangelischen Kirche, keineswegs zu viele Lieder, sondern eher noch deren zu wenige zu enthalten. Nur ein Lied, das bekannte Lied von Claudius, „der Mond ist aufgegangen“ dürfte, unsers Dafürhaltens, auszuscheiden seyn. Es ist zwar unstreitig ein schönes Lied und paßt auch wohl auf „besondere Zeiten und Verhältnisse,“ unter welcher Rubrik es vorkommt, allein es würde doch einer Gattung von balladenartigen und in die Landschaftsmalerei einschlagenden Dichtungen die Kirchthür öffnen, die ihnen wie billig (auch dem in v. Grüneisens Aufsatz in der Deutschen Vierteljahrsschrift ausgesprochenen Grundsatz gemäß) verschlossen bleibt. Also um der Gattung willen dürfte diesem an sich schönen Individuum die Aufnahme wohl zu versagen seyn.

Was die Lieder anlangt, die noch in das neue Gesangbuch aufgenommen werden könnten, so wäre zunächst vielleicht das eine oder andere gar zu schwach besetzte Fach, z. B. das der Neujahrslieder, deren nur 3 im Entwurf stehen, und der Schullieder zu ergänzen; indeß stellen wir dies nur der Erwägung anheim, da uns selbst die nöthige Umsicht in allen etwa vorhandenen guten Liedern solcher Fächer fehlt. Indem wir noch einige Lieder zur Aufnahme empfehlen, beschränken wir uns auf eine geringe Zahl, auf solche, die in jeder Beziehung heilig und erbaulich, theils im Volke längst bekannt und beliebt und namentlich zum größten Theil durch ihr Alter und durch ihre Geltung im ganzen Umfang der evangelischen Kirche ehrwürdig sind. Zwar bietet die unermeßliche Menge bereits vorhandener guter Kirchenlieder noch eine größere Auswahl dar, und stehen in den Gesangbüchern anderer evangelischer Länder wirklich mehr Lieder, als in den bisherigen würtembergischen Gesangbüchern und im Entwurf; indeß glauben wir theils dem Herkommen in Würtemberg treu bleiben, theils der Commission, die den Entwurf mit so viel Sorgfalt zu Stande gebracht hat, unsere Achtung und Anerkennung bezeugen und ihr weitere Mühe der Vergleichung möglichst ersparen zu müssen, indem wir nur noch dreißig Lieder zur Aufnahme vorschlagen.

Zunächst sechs Lieder aus dem noch gegenwärtig gültigen Gesangbuch von 1791, nämlich:

1) Das Abendmahlslied Nr. 240: „Hier bin ich, Jesu, zu erfüllen ꝛc.,“ weil der Entwurf ohnehin nicht viel Abendmahlslieder enthält. (Da wäre auch ein Abendmahlslied in Knapps Liederschatz Nr. 953 besonders des schönen 3ten Verses wegen zu empfehlen).

2) Nr. 286: „Ich suche dich, Herr, laß dich finden,“ eine sehr innige Bitte. In diesem schönen Liede dürfte nur der Pelagianismus in dem Ausdruck „Tugend“ auszuscheiden und dafür der rechtgläubige Ausdruck „Glauben“ zu wählen seyn

3) Nr. 332: „Von dem Grab stand Jesus auf,“ ein schöner Trost im Sterben.

4) Nr. 391: „Der Mensch, der Menschenfurcht nicht kennt,“ eins der trefflichsten Lieder, das in keinem Gesangbuch unsrer Kirche fehlen sollte, dessen Lehre so tief eindringlich und so oft anwendbar ist.

Der Mensch, der Menschenfurcht nicht kennet,
Für seine Tugend * alles wagt
Und, wenn die Welt ihn hülflos nennet,
An Gottes Hülfe nie verzagt;
Wie groß, wie liebenswürdig ist
Ein solcher Mensch, der ächte Christ!

* „Für Pflicht und Wahrheit“ würde wohl besser taugen. „Für seine Tugend“ klingt zu eitel.

Er bleibet ruhig, wenn von oben
Des Donners Stimme sich erhebt,
Wenn um ihn her die Meere toben
Und unter ihm die Erde bebt;
Er weiß, bevor der Schöpfer spricht,
Versehrt die Creatur ihn nicht.

Des Höchsten Wink zu widerstreben,
Des hohen Rufs nicht werth zu seyn,
Sich Fehler selber zu vergeben,
Dies fürchtet er und dies allein;
Er thut, was sein Gewissen spricht,
Und scheut den Zorn der Menschen nicht.

Verfolgt ein bittrer Feind sein Leben,
Zieht List ihn in ihr Netz hinein;
Was kann der Christ? er kann vergeben,
Kann lieben und Gott ähnlich seyn,
Kann seiner Hasser Tücke sehn
Und für sie um Erbarmen flehn.

Ist Schmähsucht wider ihn geflissen;
Wie leicht erträgt er ihren Spott!
Was ist sein Trost? sein gut Gewissen!
Wo hat er wahren Ruhm? bei Gott!
Ein Neid, der dieses Glück nicht stört,
Ist keine Christenthräne werth.

Gleich froh durchlebt er seine Tage
Im Schooße der Zufriedenheit,
Entfernt im Leid von feiger Klage,
Vor Uebermuth der Guten Zeit;
So zeigt er stets, wie groß der Christ,
Wie stark der Freund des Höchsten ist.

Herr Jesu, mächtig in dem Schwachen,
Belebe mich mit Deiner Kraft!
Sie kann mich stark im Unglück machen;
Sie ists, die alles in mir schafft;
In ihr, Herr, werd ich nicht allein
Hier Streiter, nein, auch Sieger seyn.

5) Nr. 418: „Vater, heilig möcht' ich leben," ein treues und herzliches Bekenntniß der Sünden, ebenfalls tief aus dem Herzen kommend und gar oft anwendbar.

6) Nr. 423: „Dich krönte Gott mit Freuden, Herr Jesu, nach dem Streit," ein sehr kräftiges und schönes Lied, in dem nur Vers 3, etwa der Ausdruck „schmecken," zu verbessern wäre.

Aus dem ältern Gesangbuch von 1742 möchten wir bitten, noch dreizehn Lieder aufzunehmen, die zu den schönsten und volksthümlichsten gehören: 1) Nr. 14 „Vom Himmel hoch, da komm' ich her," jenes alte berühmte Weihnachtslied unseres Luther, mit seiner schönen auf viele andere Lieder übergegangenen Melodie, das die kindliche Andacht und Freude so unnachahmlich ausdrückt, auch die Alten erquickt und der Kinder wegen nimmer fehlen sollte.

2) Nr. 16: „Herr Christ, der einig Gottes Sohn," ein nicht minder durch sein Alter und seine Einfalt und Kraft ehrwürdiges Lied, dessen sprachliche Härten schon im alten Leipziger Gesangbuch gemildert worden sind, aus dem es in Knapps Liederschatz Nr. 278 übergegangen ist.

3) Nr. 79: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr," das herrliche Jubel- und Triumphlied der Kirche, dessen Klänge freudig und mächtig zum Himmel dringen, gewiß der schönsten eins unter allen Liedern unserer Kirche. Nur der Refrain:

Heilig, heilig
Freilich, freilich

mag Anstoß geben. Allein wenn man in der Begeisterung, die in dem ganzen Liede flammt, den Glauben bekennt im Gegensatz gegen den Unglauben, so erscheint es ganz angemessen und natürlich, den Nachdruck auf jenes „freilich" zu legen. Wo Begeisterung fehlt, wird man das begeisterte Lied ohnehin nicht singen, aber wo sie vorhanden ist, wird auch jene nachdrückliche Affirmation ganz am Platz seyn. Sollte man aber dennoch in jenem Refrain etwas finden, was der Spötterei Nahrung geben könnte, so wird sich auch wohl ein anderer, besserer Reim finden lassen, und das erhabene Lied sollte deßhalb nicht aus dem Gesangbuch verbannt werden.

4) Nr. 126: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt," ein altes, sehr kraftvolles Lied, das von der Sünde handelt, und dessen Aufnahme um so geeigneter seyn dürfte, als im Vergleich mit den vielen Festliedern wohl zu wenig Lieder von der Sünde und vom menschlichen Verderben im Entwurf enthalten sind. Die Härten dieses Liedes sind im Lübecker Gesangbuch gemildert. (Knapps Liederschatz Nr. 195.)

5) Nr. 147: „Es ist das Heil uns kommen her," ein Lied voll tiefen Ernstes und von seltener Kraft der Gläubigkeit. Einige krasse (denen in Nr. 464 des Entwurfs verwandte) Vorstellungen, wie in Vers 7 und 11 und auch Vers 10, müßten freilich geändert werden, wie denn dieses Lied schon im Lübecker Gesangbuch in der Form verbessert ist. Vergl. Knapps Liederschatz Nr. 1374.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Zum Beweise, wie leicht man bei der Durchsicht und Vergleichung so vieler Lieder etwas übersehen kann, müssen wir nachträglich bemerken, daß in Nr. 149 des Gesangbuchs-Entwurfs der von uns als fehlend bezeichnete Vers nur versetzt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. December 1839.

Gesangbuch.

Entwurf eines Gesangbuchs für die evangelische Kirche im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1839.

(Schluß.)

6) Nr. 248: „Der Herr ist mein getreuer Hirt.“ Wir geben zu, daß in diesem Liede einiges in der Form verbessert werden müßte, allein wegen des schönen dritten Verses möchten wir es nicht missen. Derselbe lautet:

Ob ich wandelt' im finstern Thal,
Fühlt ich doch kein Unglücke
In Verfolgung, Leiden, Trübsal
Und dieser Welt böse Tücke;
Denn du bist bei mir gnädiglich,
Dein Stab und Stecken tröstet mich
Auf dein Wort ich mich lasse.

7) Nr. 270: „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht,“ eins der schönsten Lieder von Luther, und ganz aus dem Leben und Gemüth des Volks gegriffen. Es ist der reinste Ausdruck der bürgerlichen Frömmigkeit, der häuslichen Zucht und Sittigkeit, des bescheidenen gottseligen Wandels im Frieden des Gewerbes und im Schooß einer wohlgeordneten Familie. Das Lied hat historischen Werth. Die Gesinnung der deutschen Mittelklassen, wie sie seit der Reformation in Gottesfurcht, Sittenzucht, Fleiß, Genügsamkeit, bürgerlicher, ehelicher, väterlicher und kindlicher Treue sich ausgeprägt hat, und ein Segen aller protestantischen Länder, eine Quelle der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Wohlstandes geworden ist, spiegelt sich darin vollkommen treu und wahr ab. Das Lied hat den goldnen Boden des 128sten Psalms. Die Väter ehrten es und lebten nach ihm. Laßt es den Söhnen, daß auch sie sich darin spiegeln, daran erbauen.

8) Nr. 310: „Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott,“ ein Lied so innig und wahr gefühlt, daß wir es ungern würden fallen sehen.

9) Nr. 318: „Freu dich sehr, o meine Seele,“ ein Sterbelied voll freudiger Hoffnung, sehr schön und ein herrlicher Trost im Sterben. Im Frankfurter Gesangbuch in der Form verbessert.

10) Nr. 332: „O Herre Gott, in meiner Noth,“ ein Sterbelied von entgegengesezter Art, voll der tiefsten Bekümmerniß, voll des innigsten Flehens um Erbarmung aus tiefstem Elend. Um seiner ergreifenden Wahrheit, um seiner Anwendbarkeit willen an Sterbebetten, um des Trostes willen, den es gerade den Unglücklichsten gewährt, auf die es berechnet ist, sollte es in dem neuen Gesangbuch nicht fehlen. Jene Freude des Liedes Nr. 318, wie dieser tiefe Schmerz des Liedes Nr. 332, die frohe Hoffnung dort und das innig bittende Vertrauen hier passen auf die verschiedenen Lagen so vieler Sterbenden. Die ihr für die Seelen sorgt, vergeßt solche Lieder nicht!

11) Nr. 339: „Nimm von uns, Herr, du treuer Gott, die schwere Straf' und große Noth,“ ein ausgezeichnet gediegenes und schönes Lied für Zeiten großer Noth und schwerer Gerichte Gottes.

12) Nr. 340: „Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ,“ ein Lied in Kriegsnöthen zu singen, voll des herzlichsten Vertrauens zu Gott, als dem Friedensfürsten, der den Frieden wieder bringen werde. Wird man nie in den Fall kommen, den Trost dieses schönen Liedes suchen zu müssen?

13) Nr. 391: „Der Tag ist hin, mein Jesu, bei mir bleibe,“ ein gar schönes Abendlied.

Wir sind nicht ohne Ursach auf diese alten Lieder aufmerksam. Es scheint uns nämlich, daß in ihnen eine Tiefe und Wahrheit des Glaubens und der religiösen Gefühle liege, welche die Kirche als einen Schatz bewahren sollte. Sie gehen aus einer Kraft des Gemüthes hervor, die vom Beginn der Reformation an einer der größten Vorzüge der evangelisch-deutschen Christenheit war und

noch immer ist. Erinnern sie in ihrer Gluth an die bewegten Zeiten, in denen sie zum Theil entstanden sind, an Kampf und Noth des innern wie des äußern Lebens, so mangelt ihnen doch keineswegs die Ruhe, die der echte Glauben gewährt; sie weisen mitten im Toben der Elemente immer auf das Licht von oben hin, das seinen Trost und Frieden in die rauhe, sturmbewegte Nacht der Erde strahlt. Wenn man nun auch die drastischen Mittel der Gemüthserregung und jener Leidenschaftlichkeit in der Liebe, wie im Zorn und in der Furcht, womit man früher nicht selten Mißbrauch getrieben, mit Recht abweist, so scheint es doch, als ob man den starken Gefühlen und der Begeisterung mehr Raum vergönnen und im gehörigen Maaß ihren alten so wahren und rührenden Ausdruck im neuen Gesangbuch wie in den ältesten unserer Kirche beibehalten sollte.

Die Gluth der Andacht und Liebe soll nicht in Verzückung ausarten, und das Kirchenlied soll alle die übergeistlichen Redensarten und Liebkosungswörtchen vermeiden, die zu bekannt sind, als daß wir sie hier näher zu bezeichnen brauchten. Allein wenn das Kindische mit Recht vermieden wird, soll man desto mehr Werth legen auf das echt Kindliche, auf das innige Vertrauen der Verlassenen und auf das glühende Gebet der Bedrängten. Solche Lieder kommen vom Herzen und gehen zu Herzen; ihr Ausdruck ist unersetzlich, wie unnachahmlich.

Wenn man mit Recht die abergläubische Furcht verbannt, und jene krassen Schreckbilder, womit das unwissende Volk in finstern Jahrhunderten geängstigt wurde, verscheucht, so soll man doch das wirklich Schreckliche nicht umgehen, nicht davon absehen, noch seinen Ausdruck schwächen. Dahin gehören namentlich die Schrecken des Grabes, der Stachel des Todes und der Sieg der Hölle und der Zorn Gottes, wovon in den alten Liedern so oft die Rede ist. Das Grab ist schrecklich, insbesondre für die, welche nicht leben, wie sie, wenn sie sterben, gelebt zu haben wünschen werden, und der Christ soll diesen Schrecken empfinden oder überwinden. Und der zürnende Gott? Warum will man damit eine unwürdige Nebenvorstellung verbinden? Wenn der Mensch nicht etwas Unwürdiges hinzudenkt, ist diese Vorstellung sehr würdig. Ja, sie ist uns angeboren. Daß wir Gott erzürnen, wenn wir Böses thun, sagt Jedem sein Gewissen. Daß der in seiner ewigen Gerechtigkeit strafende Gott zugleich erzürnt sey, wie der Vater über die undankbaren Kinder, ist keine unedle Vorstellung, sie ist edler und wahrer, als die Vorstellung, Gott wäge, wie die marmorkalte Nemesis der Alten, ruhig die Loose der Sterblichen ab, oder sey, wie der Hohepriester Eli, ein schwacher, alter, nachsichtiger Vater ohne Heiligkeit und ohne Gerechtigkeit. Endlich ist die Vorstellung vollkommen biblisch, und zwar nicht bloß nach dem alten Testament, sie ist christlich durch und durch. Vergl. Römer I. 18. Christus selbst ergriff einst in heiligem Zorne die Geißel, um die Wechsler aus dem Tempel zu treiben.

Gibt es solche Wechsler nicht auch in unsern Tagen? wird nicht hier das Heiligste von seinen Feinden verhöhnt, dort von seinen falschen Freunden mißbraucht und Kram und Wechselgeschäft damit getrieben? Bekennen wir nur. Gott wird auch heutzutage noch erzürnt, und darum soll auch noch vom Zorn Gottes geredet werden. — Wohl ist uns bewußt, daß Gott den Propheten und Heiligen, welche dieser Gnade würdig sind, in sanftem Säuseln noch erhabener erscheint, als im Ungewitter; allein Gott kann nicht immer säuseln. Er säuselt nicht, wenn das Laster sich vor Schmerzen krümmt auf dem letzten Lager. Er säuselt nicht, wenn die Thorheit der Völker ein schreckliches Ende nimmt in Krieg, Pest, Elend und Schande. Dafür nun hatten unsere Urväter ein sehr lebendiges und wahres Gefühl, und nahmen neben den Zuständen des Friedens und der sonntäglichen Wohlhäbigkeit das menschliche Unglück im Großen wie im Kleinen in Berechnung. Was ihnen aber ernste Mahnung, Erhebung und Trost war, was sie so tief und wahr fühlten und so unnachahmlich herzlich und rührend in ihren Liedern aussprachen, das wird auch unserer und den kommenden Zeiten zum Heile gesungen seyn. Der Entwurf enthält viele schöne Lieder dieser alten Art; möge darin auch noch den von uns vorgeschlagenen, die es so würdig sind, ihr alter Ehrenplatz wieder eingeräumt werden, von dem sie 1791 sehr mit Unrecht verdrängt worden sind.

Wenn das ältere Kirchenlied, von Luther oder in Luthers Geist gedichtet, nicht auf die Kritik moderner Rationalisten und Schöngeister gefaßt und berechnet war, so erfüllte es dagegen eine weit wesentlichere Bestimmung. Es stärkte das Volk im Glauben und durch den Glauben in der Zucht und Sittlichkeit; es gab Muth, Zuversicht und Trost in den mannichfachsten Bedrängnissen des Lebens. Und dessen bedarf das Volk auch heute noch und wird es immer bedürfen. Wenn ein Theil der sogenannten Gebildeten in der Lust des Lebens und im Genuß aller Schätze der Kultur, im eigenen Geist sich selbstgefällig spiegelnd, keine Noth hat, das Christenthum gering schätzt, seine Mahnungen nicht fürchtet, seinen Trost nicht verlangt, so bleibt doch stets eine ungeheuere Mehrheit des Volkes übrig, das in herber Noth des Lebens sich dürstend zur heiligen Quelle drängt. Schande den Gebildeten, die das tiefe Sehnen in den unverdorbenen Seelen mißverstehen und verachten. Schande zumal solchen, die für die Seelen sorgen sollten, und sie verwahrlosen, ihnen den tröstenden Glauben schwächen und vergiften, und die noch überdies so thöricht sind, sich hinterdrein zu beschweren, daß ein Theil des bekümmerten Volks sie verließ und außerhalb der Kirche den Trost suchte, den es in ihr

nicht mehr fand. Wer ist Schuld, wenn Sekten entstehen, und wenn diese Sekten in ihrer Einseitigkeit und Verlassenheit ausarten?

Nur der Unverstand könnte jene Gattung altlutherischer Kernlieder pietistisch nennen. Sie sind volksthümlich, kirchlich, biblisch gerade im Gegensatz gegen separatistische Manierirung. Schon auf den ersten Blick unterscheidet sie ihre alte Einfachheit und Kraft vom frömmelnden Style. Wohl aber hat die Ausmerzung solcher alter Lieder aus dem Kirchengesang, in Verbindung mit herzlosen, bloß streitsüchtigen, dialektischen oder rationalistisch klügelnden, kalt moralisirenden und wohl gar Zweifel nährenden Predigten dazu beigetragen, daß sich hie und da unbefriedigte und geängstigte Gemüther aus der Kirche in separatistische Gemeinschaften geflüchtet haben, und dort, von der Kirche nicht mehr berathen, auf hyperchristliche Ausschweifungen verfallen sind. Als das volle, kräftig schlagende und warme Herz der Kirche zur Galle der Zank- und Streittheologie verbittert war, und als aus dieser begriffespaltenden Polemik die Zweifelsucht erwuchs und die Theologie sich mehr in der schwankenden, alle Jahrzehend wechselnden Philosophie als in der Bibel und im evangelischen Bekenntniß Raths erholte, erst damals sonderten sich Pietisten und andere Arten von Dissenters, Separatisten ꝛc. von der Kirche ab. Um sie wieder zur Kirche zurückzuführen, bedarf es weiter nichts, als daß die Predigten und Gesangbücher wieder biblischer und volksthümlicher werden. Was in diesem Sinne geschieht, ist nicht pietistisch, sondern im Gegentheil das Grab der Pietisterei.

Auf dem freien Boden, auf dem wir stehen, ist es uns erlaubt, unbekümmert um den erbitterten Streit, der sich neuerdings wieder zwischen dem katholischen und evangelischen Bekenntniß erhoben hat, ehrlich und unverholen an das zu denken, was die evangelische Kirche entbehrt, indem es ihr wegen ihres ursprünglichen Gegensatzes gegen die katholische Kirche nicht möglich oder räthlich war, sich mehrere der besten altkatholischen Kirchenlieder anzueignen, obgleich sie rein christlich sind. Bei einigen ist es der Fall gewesen, z. B. bei dem so schön von Luther übersezten Ambrosianischen Lobgesang, beim Veni creator spiritus und einigen wenigen andern frei übertragenen Liedern. Auch hat man nirgend Anstand genommen, Lieder des bekanntlich katholischen Angelus Silesius in evangelische Gesangbücher aufzunehmen. Indeß besitzt die katholische Kirche noch einen Schatz von Liedern, die troz ihrer reinen Christlichkeit, und ohne daß sie irgend ein confessionelles Bedenken erregen, doch unsern Gesangbüchern niemals angeeignet worden sind. Ohne dieses Ausschließungssystem würde der Schatz unserer Kirchenlieder noch reicher, ihre Macht auf die Gemüther noch mächtiger seyn. Warum entbehren wir z. B. folgende schöne Lieder, den frommen Aufblick * zum Himmel Dei canamus gloriam? Die innige ** Andacht Jesu, dulcis memoria? Das schöne Lied *** von den Engeln dicimus grates tibi? Das freilich umzuarbeitende, aber in einzelnen Versen herrliche Lied † vom ewigen Richter

* Des Liedes Sinn ist dieser: Lobsinget dem Herrn, der den Himmel ausgespannt, jenen Himmel, zu dem die Wasser der Erde sich erheben und an dem sie wunderbar als Wolken schweben, jene Wolken, aus denen sie als Wasser des Himmels niederfallen, die Erde tränkend und fruchtbringend. Also antwortest du, o Herr, unsern Gebeten, die zu dir aufsteigen und deine Gnade niederträufelnd bringt uns ins innerste Herz.

** Jesu, wie süß ists, dein zu denken! kein Gesang tönt so lieblich, als dein Name, nichts ist so freudig, als ihn zu hören oder dein nur zu denken. Der du Hoffnung weckst den Büßenden, so sanften Trost gewährst den Bittenden, so mild dich zeigst denen, die dich suchen — was wirst du erst denen seyn, die dich gefunden? Ach, keine Zunge vermag zu sagen, wie selig Jesum lieben ist. — Dieses im Original sehr lange Lied des heiligen Bernhard von Clairvaux ist zwar schon dreimal übersezt, aber durch eine einfachere Abkürzung wird es gewinnen. Die beste Uebersetzung ist die von Martin Müller.

*** Der Entwurf enthält nur ein einziges Engellied. Der Sinn des hier von uns erwähnten lateinischen, nicht etwa bloß katholischen, sondern von Melanchthon verfaßten Liedes ist: Wie selig sind die Engel, die sich in Deinem Licht emporschwingen; mit entzückten Augen sehen sie Dein Angesicht, hören Dein Wort und schöpfen ewig aus dem Born der ewigen Weisheit. Doch ist ihre Wonne keine Muße, und nicht in spielenden Reigen, nicht umsonst durchfliegen sie den Aether und messen den Weg vom Himmel zur Erde. Denn sie sind Deines Sohnes Diener auf Erden und Schutzgeister derer, die in Deiner Furcht wandeln. Drum mit den Engeln lobsingen wir Dich, und im Einklang mit der Engel Stimme soll unser Dank zum Thron des Schöpfers dringen, der Himmel und Erde gemacht hat.

† Die Bösen jubeln und freuen sich des Frevels, toben und spotten, nicht ahnend den Richter, der da kommen wird. O wie sind sie beweinenswürdig in ihrem Stolz und in ihrer Freude! O Kinder des Verderbens, wie werdet ihr bestehen? Die irdischen Richter strafen euch nicht, aber dem ewigen werdet ihr nicht entrinnen. Sehet, er kommt, er weckt euch, wie der Blitz plötzlich und schrecklich. Sonne und Mond erlöschen, Sterne stürzen zum Abgrund und der Herr erscheint in seinem Zorn. Der Erdkreis wankt und zittert. Ha, wie zittern die Ruchlosen, die ihm Hohn gesprochen. Drohend blickt er von seinem Flammenthrone sie an, der, an den sie nicht glaubten. Umsonst suchen sie sich zu verbergen, umsonst flehen sie die Berge und die Hügel an, stürzt über uns! Sie müssen sich zeigen; jede geheimste Falte ihres Herzens wird offenbar, alles, was jedes Glied und jeder Gedanken an ihnen gesündigt. In heiligem Zorne trauern die Engel über die, die sich Gott zum Feinde machten, und nur die schadenfrohe Hölle freut sich ihres Elends.

Jucundantur et laetantur? Das kurze * unvergleichlich schöne Abendlied Labente jam solis rota? Die sanfte Mahnung ** zur christlichen Liebe Te principem, summe deus? und so manche andre, die wir hier nicht alle anführen wollen, da wir nichts anderes beabsichtigen, als überhaupt bei diesem schicklichen Anlaß einmal wieder auf den Werth dieser echtchristlichen und doch so gar vielen Christen unbekannten Lieder aufmerksam zu machen. Je mehr wir aber in den Schranken der Confession bleiben, um so wichtiger scheint es auch, die guten alten Lieder unserer Kirche zu Rathe zu halten.

Schließlich wünschen wir daher noch zehn meist alte Lieder aufgenommen, die weder im Entwurf noch in den Gesangbüchern von 1791 und 1742, aber größtentheils in auswärtigen evangelischen Gesangbüchern gefunden werden. Wir weisen, um unsern Lesern das Nachschlagen zu erleichtern, auf Knapps Liederschatz hin, in dessen 3590 Nummern sie vorkommen:

1) Nr. 204: „O Gott, wie hat die Eitelkeit,“ aus dem alten Leipziger Gesangbuch, ein treues und ergreifendes Gemälde der Sünde, die in allen Altersstufen das ganze Leben hindurch den Menschen verlockt.

2) Nr. 493: „Gerührte Seelen kniet,“ ein schönes Lied von Garve.

3) Nr. 1559: „Wer Jesum bei sich hat,“ ein wackeres, gar tröstliches Lied.

4) Nr. 1636: „Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht,“ mit dem stolzen und freudigen Refrain: „Ich bin ein Christ,“ in mancherlei Noth eine kräftige Aufrichtung.

Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht,
Nicht einen Schatz der nicht kann ewig gelten,
Nicht eiteln Ruhm hat sich mein Herz erfleht:
Ich bin ein Christ, ich suche beßre Welten!

Ich bin erkauft, ein Knecht des Herrn zu seyn,
Vor welchem sich der Erde Fürsten neigen;
Er ist mein Friedefürst, mein Herr allein;
Ich bin ein Christ, vor ihm will ich mich beugen! rc.

5) Nr. 2137: „Herr habe Acht auf mich,“ ebenfalls ein ungemein praktisches Lied.

6) Nr. 2227: „Ich habe viel gelitten,“ nur drei Verse, kurz und sehr schön.

7) Nr. 2586: „Verzage nicht, o Häuflein klein,“ das berühmte Lied, das König Gustav Adolph von Schweden vor der Schlacht bei Lützen sang, in der er für den evangelischen Glauben siegend den Tod fand; ein so schönes Lied, so mutherweckend und von einer so großen Erinnerung begleitet, daß es in den Liederschatz unserer Kirche als ein unveräußerliches Gut sollte aufgenommen werden.

8) Nr. 2854: „Seyd gegrüßt, ihr schönen Lichter,“ eins der schönsten Abendlieder, die wir kennen:

Seyd gegrüßt, ihr schönen Lichter,
Deren Gold am Himmel lacht!
Seyd gegrüßt, ihr Angesichter,
Die das höchste Licht gemacht!
Laßt mir euren goldnen Schein
Jener Lichter Vorbild seyn,
Die in Gottes Salem funkeln
Und zu keiner Zeit verdunkeln.

Euer Glanz muß doch erbleichen,
Euer Schmuck muß einst vergehn,
Eure Schönheit muß entweichen,
Die so herrlich anzusehen.
Dort ist Licht ohn' alle Nacht,
Schimmer, den nichts finster macht;
Dort will sich mein Joseph zeigen,
Dem sich Mond und Sterne neigen rc.

9) Nr. 3551: „O Gott, wie wohl thust du den Deinen,“ ein seliger Blick in den Himmel, sanft und schön.

10) Nr. 3571: „Wird das nicht Freude seyn,“ ein ausgezeichnetes Lied, besonders zum Trost für Familien am Sterbebett ihrer Geliebten.

Das ist Alles, was wir zu wünschen haben und der Commission ans Herz legen.

Unser letzter Wunsch ist, daß in eine so große, so vertrauensvoll und rühmlich begonnene, bis zu solcher Vollendung durchgeführte, für Würtemberg so heilsame, für die gesammte evangelische Kirche so bedeutsame und musterhafte Arbeit keine Störung kommen, daß die Redaktion in den Händen derselben durchaus dazu befähigten und des öffentlichen Vertrauens in hohem Grade würdigen Commission bleiben, daß diese die mannigfachen Beurtheilungen des Entwurfs und die darin ausgesprochenen Wünsche prüfen und darnach den Entwurf im Einzelnen noch vollendeter ausführen, doch ja nicht aufgeben, noch im Wesen verändern möge. Würtemberg kann das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst auf keine würdigere Weise feiern, als wenn es von diesem Jahr an sein neues Gesangbuch datirt, das ein wahrer Fortschritt und ein schönes Denkmal der Zeit seyn wird, in welcher der christliche Geist in mannigfachen Kämpfen sich läutert (flamma quiescens in sublimi), und des Landes, das so viele andere im Ruhme des Gesanges übertrifft.

* Die Sonne sinkt und der Tag wird zur Nacht; so schnell eilt das Leben dem Tode zu. Drum, o Heiland, der du liebevoll die Arme ausbreitest am Kreuze, laß dein Kreuz mich suchen, laß in deine Arme sinkend mich sterben.

** Der du selbst die höchste Liebe bist, befahlst uns, dich zu lieben, und nächst dir alle Menschen als unsere Brüder. Der du deine Kirche gegründet hast auf Liebe, gib uns Frieden, und daß wir Menschen uns untereinander lieben und vertrauen, und uns freuen mit den Frohen und weinen mit den Weinenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. December 1839.

Dramatische Dichtkunst.

1) Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten von F. Marlow. Leipzig, Bösenberg, 1839.

Der, wie es scheint, noch junge Dichter spricht seinen tiefsten Abscheu und Ekel vor dem Zustande der neuesten deutschen Poesie aus, vor dem poetischen Katzenjammer der Zerrissenen und Weltschmerzlichen, vor dem Coteriewesen, der wechselseitigen Lobhudelei, der Assecuranz geistiger Impotenzen ꝛc. Nirgends Begeisterung, nirgends ein großer Gegenstand derselben; überall nur die lieben Ichs mit ihrer Anmaßung, die nirgends von einem Werth oder Verdienst unterstützt wird; überall nur jene gemeine Industrie, die das übereilteste Fabrikat für Genialität verkauft.

Da ruht ein Königsjüngling,
Geküßt vom Todeskuß;

Ein puer dolorosus,
Ein reiner Oedipus,
Ein Schmerzenssohn der Zeiten:
Der deutsche Genius!

Erschlagen o, erschlagen
Von einer Nestlingsbrut,
Von einem feigen Häuflein
Gestürzt in Todesgluth.

Die haben ihm genommen
Sein goldnes Fürstenband,
Die haben sich getheilet
Sein königlich Gewand;

Und haben Schmach gehäufet
Auf sein gesalbtes Haupt,
Sein blühend Jugendleben
Entblättert und entlaubt;

Und haben ihn verrathen,
Und haben ihn verkauft,
Mit seinem Heldennamen
Ihr schnödes Ich getauft;

Und haben einen Götzen
Statt seiner aufgepflanzt,
Und haben ohne Hosen
Um diesen Klotz getanzt.

In der Vorrede sagt der Verfasser noch ferner: „Die deutsche Poesie schläft jetzt einen eisernen Geistesschlaf. Nicht Mohnkörner sind es, die der schlaftrunkene Gott auf sie herniederstreute, sondern die schwarzen Körner des Bilsenkrauts. Und das Grabmal — fragt ihr — das kalte, enge, feuchte, grauenerfüllte Haus, in welchem die Poesie diesen ehernen Schlaf hält — welches ist es? Es ist die Schlacke des eigensten, selbstischsten Egoismus, jener Geistesanmaßung, die im Mark des Subjekts wie ein Typhus wüthet, und welcher, da sie ihres ewigen Inhalts entleert ward, zuletzt nichts übrig bleibt, als der einsame Hochmuth der Unkraft, der mit dem Schein der Kraft fort und fort sich betrügenden Gesinnung. — Eine Poesie ohne Weltall, ohne Gott, ohne Natur, das ist die deutsche Poesie der Gegenwart! vielmehr die Unpoesie, welche sich aus dem Schlamme der socialen Interessen, Zustände, Richtungen, Conflicte, herausgeboren hat als eine neue Aphrodite — aber der Häßlichkeit und des geistigen Elends.“

Der erzürnte Dichter geht nur darin zu weit, daß er die ganze neueste deutsche Poesie nach einer Coterie beurtheilt, die zwar den Moment, in welchem die literarische Industrie dem bessern Urtheil und Geschmack über den Kopf wuchs, für sich benutzen, nie aber volksthümlich werden, oder sich auf die Dauer behaupten, also auch nicht die deutsche Poesie repräsentiren konnte, zumal, da die eigentlich nambaften Dichter unsrer Zeit gar nicht zu jener Coterie gehören.

Es war uns interessant, zu vernehmen, was der Verfasser, nach so starken Vorwürfen, die er der deutschen Poesie in der Vorrede macht, zum Heile derselben vorschlagen würde, und wir müssen gestehen, wir waren einigermaßen enttäuscht, als wir inne wurden, daß es die Philosophie seyn solle und noch dazu die Hegel'sche, von der die kranke deutsche Poesie in die Cur solle genommen werden. Welch sonderbarer Widerspruch, welche Verwechslung der Begriffe! Gerade die Hegel'sche Philosophie ist es ja, die den bornirten Köpfen und impotenten Geistern die Hoffahrt beigebracht und die Poesie mit dem Egoismus angesteckt hat, der dem Verfasser so viel edlen Unwillen einflößt.

Und was anders ist die Grundidee, die auch wieder diesem neuen Faust zu Grunde liegt, was anders als der Egoismus? Wer den Faust so auffaßt, ihn so am Schluß verhimmeln läßt, huldigt der nicht ganz dem nämlichen Egoismus, den er als den Krebsschaden der modernen Poesie in der Einleitung verdammt hat?

Faust erscheint auch hier, wie überall, als der Zerrissene, der mit sich und der Welt Zerfallene, der zugleich nach unendlicher Erkenntniß und nach unendlichem Genuß der Welt trachtet. Der Teufel treibt sein Spiel mit ihm, indem er seine Unerfahrenheit und Unkenntniß des eigentlichen Weltgetriebes benutzt, und verführt, befleckt, verdirbt Fausts Seele, aber ein himmlischer Ritter beschützt und rettet ihn, indem er ihm endlich die Erkenntniß der Dinge öffnet. Dieser Ritter ist der Schutzengel nicht der Seele, sondern des Geistes, des Unzerstörbaren im Menschen, das nach des Verfassers Meinung, immer rein bleibt, wenn sich auch die Seele noch so sehr befleckt, und das daher nothwendig der Seligkeit entgegengeht, wenn auch Leib und Seele verderben. Goethe ging im zweiten Theil seines Faust ungefähr von derselben Ansicht aus, wenn er sie auch mehr verhüllte, und kam genau zu demselben Resultat. Hier wie dort spaziert Faustus, nachdem er Todsünden, Treulosigkeiten und Niederträchtigkeiten aller Art begangen hat, wohlgemuth in den Himmel hinein und der dumme Teufel hat das Nachsehen.

Wir haben uns gegen diese Auffassung der alten tiefbedeutsamen Volkssage schon früher ausgesprochen und thun es hier wieder. Sie ist frivol und unwahr, und entkräftet den Eindruck der Poesie. Es widerstrebt dem menschlichen Gefühl, wenn Ruchlosigkeit statt der Strafe Belohnung findet, wenn der Bund mit der Hölle den Himmel erwirbt. Von der Sophisterei, die im Ich Seele und Geist auf die angedeutete Weise und zum Behuf der Entsündigung trennt, wollen wir gar nicht reden. Sie erinnert zu sehr an die Muller, deren innerer Mensch die Sünden des äußeren consequent desavouirt, daher sie sich äußerlich alles erlauben zu dürfen glauben. Kommen solche verkehrte Ansichten in verderbten und verdumpften Kreisen der Gesellschaft vor, so sind sie doch jederzeit der Poesie auf der freien Höhe des Lebens unwürdig. Die Poesie schöpft ihre Macht aus der klaren Quelle des ewigen Naturgefühls, nicht aus den Nebeln der Scholastik, noch aus dem Sumpf einer jede Demoralisation entschuldigenden Casuistik. Die Poesie darf nicht spielen, sie muß der Wahrheit und Natur der Dinge hell und fest ins Auge sehen. Sie darf also nimmermehr, wie es im vorliegenden Buche geschehen ist, dem Ich, unter dem Namen der Seele, auf dieser irdischen Welt jeden Frevel zum Behuf größeren Erdengenusses erlauben, und demselben Ich, unter dem veränderten Namen des Geistes, hinterdrein die höchste göttliche Ehre und ewige Seligkeit in jener Welt zusichern; sondern sie muß bei der einfachen Wahrheit stehen bleiben und sagen: dasselbe Ich, das gefrevelt, wird auch gestraft werden.

Wir bedauern nun aufrichtig, daß der Verfasser so viele schöne poetische Kraft an ein in seiner Grundidee unwahres Werk verschwendet hat. Das Gedicht ist voll Feuer und Leidenschaft und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft vor den kalten Produktionen unsrer meisten industriellen poetischen Vielschreiber. In vielen Stellen braust der Wohlklang zürnender Verse mächtig und schön wie bei Platen. Doch macht es keine gute Wirkung, daß sich der Dichter dann auf einmal wieder in der modernsten Prosa gehen läßt. Bald titanenhaft Berg auf Berg thürmend und den Himmel stürmend, das Weltall umgreifend mit ungeheurer Riesenhand, bald wieder eingeengt in die Illusion eines Leipziger Tagblatts bewegt sich die Phantasie des Dichters in grellen Contrasten. Dabei tritt das Dramatische sehr zurück. Lyrisch-didaktische Ergüsse und Chöre sind die Hauptsache in dieser Dichtung, die Handlung bildet nur den Rahmen. Einige Züge in dieser Handlung sind sehr poetisch, z. B. das Versteinern Fausts am Schluß der ersten Abtheilung:

Und so hat's Natur vollendet,
Grausens Gipfel ist erreicht;
Lichtgeist ist mit Nacht geblendet,
Und des Gottes Hilfe schweigt.
Felsgestein die Gliederfülle!
Zum Granit der Geist versteint!
Wehe, wenn die starre Hülle
Nun krystallne Tropfen weint!

Unglückssohn, wie soll das werden?
Welch ein Ende naht sich Dir?
Keines Retters Macht auf Erden
Findet den Entseelten hier.

Wo der Sündfluth Reste thronen —
Mammuths urthierhaft Gebein —
Ragt er gräßlich durch Aeonen,
Ein entmenschter Marmelstein!

Gräßlichst, wenn vielleicht Gedanken
Leis verwitternd, marmorhaft
Noch sich regen, rucken, ranken
In dem düstern Porphyrschaft;
Wenn vielleicht Aeonenlängen
Steinhaft Sterben Dich durchschleicht — —
Höchster Dulder, mach' ein Gott Dir
Dein unendlich Drangsal leicht!

Andere Züge sind aber widrig grell. Faust entehrt eine Somnambule, dann eine Betende am Altar. Diese Rohheiten sind zwecklos ersonnen und unnatürlich, da sie dem feinern Gefühl, das Faust sonst blicken läßt, nothwendig widerstreben sollten. Auch Amanda (die hier die Helena ersetzt) ist zu gespenstisch gehalten, und der Dichter hat sie weit weniger in ihrem tiefen Liebreiz, als vielmehr in dem Entsetzen, das sie einflößt, geschildert. Nur der Trost, den Faust im Anblick eines ganz unschuldigen Naturkindes findet, gegen den Schluß hin, bietet ein einfaches, aus dem Leben gegriffenes und sehr anziehendes Bild dar. Alles Andere ist phantastisch übertrieben, grotesk. Goethe befand sich mit seinem Gedicht weit mehr auf dem festen Boden einer klaren und heiteren Erdennatur, in welche die Hölle nur ihren Schatten wirft; Marlows Gedicht jagt, wie wildes Wolkengebilde, durch die Luft. Im Resultat aber, wie gesagt, stimmen beide überein. Faust, der sich dem Teufel verbündet, jeder Begierde und Genußsucht gefröhnt, mit Bewußtseyn die Sünde gewollt, die Unschuld am Altar und auf dem Krankenbett gemordet ꝛc., wird gleichwohl selig, oder vielmehr, kann gar nicht in den Fall kommen, daß von seiner Verdammung nur die Rede wäre, denn er ist kraft der Hegel'schen Philosophie ja selber Gott.

Mit Denkens Fackel, will versuchen zu erlösen Dich.
Nur auf das Eine, Jüngling, gib noch Antwort mir:
Glaubst Du, daß wahrhaft Gottes Wesen durch das Weltall geht?
Glaubst Du, daß droben hinter Wolken nicht
Herr Vater, uralt, schläfrig, immer unerrufbar sitzt,
Vielmehr sein Geist in jeglichem Erschaffnen zeugend, siegreich wohnt,
Im All das Eine, Schöpfer und Geschöpf zugleich,
Substanz und Wesen, aber auch Begriff zugleich,
Der als die ew'ge Causa aus dem Weltall springt,
Und, als Gedanke, Deines eignen Denkens Wesen wird?
Glaubst Du an dieser Offenbarung tiefe Einigkeit,
Und daß allein dies Werden und Verendlichen
Des höchsten Gottes sein geisthaftig Offenbaren ist
Vom ew'gen Vater durch den eingebornen Sohn
Zum heil'gen Geiste? Jüngling, sage: Glaubst Du dies?
Wie nun? Du sprichst nicht, scheint verstummest ganz,
In wüste Träum' auf's Neu' versunken? Rede, Freund!
Im Namen des allgegenwärtigen Gottes ruf' ich Dich!
Du schweigst noch immer? Starr erkaltet seh' ich nun auf einmal Dich.
Bist du gestorben? Götter, jetzt errath' ich es!
O Grausen! Ich, der Lehrer und der Retter selbst,
Bin Schuld an dieses Freundes höchst entsetzlichem Geschick.
In diese Grotte führt' ich ihn, die jeglichen versteint,
Der noch die Fesseln trägt der seelischen Naturgewalt.
Götter, so ist er Stein geworden, den erlösen ich gewollt!

Diese Lehre, die Hegel'sche, die Faust am Schluß der ersten Abtheilung noch nicht erträgt und durch die er in Stein verwandelt wird, tritt ihm wiederholt entgegen und wird am Schlusse durch seine Rettung bethätigt. Sein Schutzgeist, der Strahlenritter, sagt:

Aus des Satans Klauen lös' ich siegreich Dich!
Der Leib dem Teufel; der Natur sey, was natürlich war!
Nimm auch die Seel', Herr Teufel; doch den Geist nehm' ich für mich!
Breit' aus Dein Banner jetzt, daß meine flammt
In diesem goldnen Schwerte; jetzo ficht mit mir!

Satan.

Fluch Dir, Du Arger! Leib und Seele nehm' ich denn,
Und fluchend, knirschend fahr' mit ihnen ich in's Höllenreich.

Junges Mädchen.

Er ist verschieden!

Strahlenritter.

Den Geist ergreif' ich, schweb' empor mit ihm
Zum lichten Himmel.

Es scheint uns eine Schwäche, dem Teufel noch Leib und Seele zu concediren, nachdem man den Geist salvirt hat. Das ist ein poetisches Juste-Milieu, das nicht in der Hegel'schen Philosophie lag, auf das der Verfasser also, nachdem er sich einmal in der Hauptsache an diese Philosophie hielt, auch nicht hätte fallen sollen.

Geschichte.

1) Friedrich und Napoleon. Versuch einer historischen Parallele zur Feier des 31. Mai 1840. Mit dem Bildniß Friedrichs. Berlin, Lüderitz, 1840.

Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich der Große den Thron seiner Väter. Für die Jubelfeier dieses Tages schrieb der ungenannte, aber hochgestellte und einsichtsvolle Verfasser die vorliegende Parallele, die das Genie, Verdienst und Glück der beiden größten neuern Feldherrn und Herrscher gegen einander abwägt und die Zunge der Waagschale, wie unter diesen Umständen erwartet werden durfte, auf die Seite Friedrichs sich neigen läßt. Im Allgemeinen sind wohl alle solche Parallelen mißlich, weil sich in der Welt zwei große Köpfe niemals gleichen und noch weniger die Zeitumstände und Bedingungen ihres Wirkens. Indeß hat der Verfasser unfehlbar Recht, wenn er hervorhebt, daß Friedrich mit ungleich geringern und unzuverlässigeren Mitteln als Napoleon, und gegen eine ungeheuere Uebermacht kämpfen mußte, und daß er als ein Philosoph auf den Thron sein Glück nicht mißbrauchte, sondern dem Wohle seines Volkes lebte und echte Humanität verbreitete, während Napoleon alles überstürzte, seinem Egoismus und dem Kriegedämon alles zum Opfer bringen wollte und mitten im Zeitalter der Kultur eine neue Barbarei einführte.

2) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Von Rödenbeck. Zweiter Band. Berlin, Plahn, 1838.

In diesem Werke, dessen ersten Band wir früher schon angezeigt haben, findet man eine Menge Aktenstücke, die über das Regierungssystem der beiden ausgezeichneten Könige Aufschluß geben. Insbesondere der zweite Band enthält die Verordnungen Friedrichs des Großen in Bezug auf Ackerbau, Industrie und Handel. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß man im Tadel dieser Verordnungen oft zu weit gegangen sey und die damalige Zeit zu sehr nach der unsern beurtheile. Friedrich hätte, um manches Bessere, das er als solches erkannte, durchzusetzen, vom Thron herab revolutioniren müssen, und wie gefährlich das sey, lernte er aus dem Beispiel Josephs II. Der große Friedrich that viel; daß er nicht noch mehr that, kann man ihm nicht wohl vorwerfen. Er selbst sagt z. B. über die Emancipation des Bauernstandes: „Gewiß ist der Mensch nicht geboren, Sklave seines gleichen zu seyn. Man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man glaubt es sey nichts, als guter Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen, aber die alten Verträge &c." In der That durfte der große Friedrich, der so viel für Bauern und Bürger that, doch keinen direkten Kampf mit seinem Adel wagen, ohne die Demüthigungen Josephs II. fühlen zu müssen. Erst sein zweiter Nachfolger fand und ergriff die Gelegenheit, den dritten Stand zu emancipiren nach der Schlacht bei Jena, deren Unglück mithin ein Glück in sich barg. — Was ferner Friedrichs einseitige Sorge für die Industrie, seine Monopole, Regie &c. betrifft, so ist es zwar jetzt leicht, darüber zu spotten, allein man sollte darin vielmehr das kräftige Streben nach dem Bessern anerkennen, das in damaliger Zeit nur noch nicht orientirt war. Es war schon genug, in einer so kleinlichen Zeit nach großartigen Gesichtspunkten zu suchen; daß man nicht gleich den richtigen fand, gereicht dem Strebenden nicht zum Vorwurf.

3) Die Ideen Napoleons von dem Prinzen Napoleon Ludwig Bonaparte. Aus dem Französischen mit einer Einleitung von Dr. F. Schulte. Köln, Dietz, 1840.

Der junge Prinz, der schon mehrmals, und nicht eben zu seinem Vortheil, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hat, haranguirt in der vorliegenden Schrift den Pöbel von Paris, der im Branntweinrausch Berangers Chansons abkrähend die Bilder Kaiserthum und Republik in einander schwimmen sieht. Wir glauben wenigstens nicht, daß der Prinz ein besseres Publikum finden dürfte. Er geht von dem Satz aus, sein großer Herr Oheim, Napoleon I., Kaiser der Franzosen und König von Italien, Protektor des Rheinbundes &c. sey mit Leib und Seele Republikaner gewesen und immer geblieben, sein Herz habe für die Freiheit geglüht und sein einziger ausschließlicher Lebensplan sey gewesen, alle Völker zu emancipiren und überall die Republik einzuführen. Nur um diesen großen Zweck erreichen zu können, habe er sich vorläufig zum Herrn der Welt machen wollen; wenn er es aber erst gewesen wäre, wenn kein König mehr neben ihm existirt hätte, dann würde er den tief verschleierten Plan enthüllt, großmüthig die Krone niedergelegt und die ewige Republik proklamirt haben.

Der Uebersetzer thut in der Einleitung dar, daß diese Voraussetzungen irrig, beziehungsweise unsinnig seyen. Eben deßhalb hätte es aber auch der Uebersetzung eines Machwerks dieser Art nicht bedurft. Napoleon war ein Sturm, der die Welt erschütterte, der Prinz Neveu macht nur Wind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 25. December 1839.

Staatswirthschaft.

1) Die Bewegungs- und Produktionsgesetze. Ein staatswirthschaftlicher Versuch von M. v. Lavergne-Peguilhen. Königsberg, Bon, 1838.

Der Verfasser geht von dem sehr richtigen Grundsatz aus, daß es vorzüglich darauf ankomme, Consumenten zu schaffen, die Producenten finden sich dann schon von selbst. Er legt demnach großes Gewicht auf die Güter- und Erwerbsvertheilung, von dem hauptsächlich ein gleichmäßig vertheilter Wohlstand und insofern auch die möglichst größte Consumtionsfähigkeit abhängt. „Der unmittelbare Zweck nationaler Produktionsthätigkeit, dessen Förderung das Staatswirthschaftssystem im Auge haben muß, ist möglichst umfassende und nachhaltige Gütererzeugung bei gleichzeitiger Vertheilung der Güter an so viele Familien, als je nach den Kulturstadien, mittelst derselben erhalten werden können. Wir haben gesehen, wie bei einem intensiven — vom Auslande unabhängigen — Wirthschaftsysteme der Umfang der Consumtion den der Produktion eben so sehr bedingt, wie dieser jenen, weil keine Produktionsanstalt dauernd ohne Absatz zu bestehen vermag; dieser aber weniger von dem Nationalbedarf oder von dem Güterbegehr, als von der Zahlungsfähigkeit des Begehrenden abhängig ist. Wo daher diese dauernd erhalten werden kann, werden auch Consumtion, Produktion und Kultur wohl basirt, die Nation wird reich und zugleich im Fortschritte begriffen seyn. Dies ist aber gerade der Zustand, dessen Darstellung ein rationelles, wahrhaft produktives Staatswirthschaftssystem bezwecken muß; und es ist demnach — dies kann nicht genug hervorgehoben werden — die Güter- oder Erwerbsvertheilung ein eben so wichtiger Produktionsmoment, als die Gütererzeugung selbst. Nehmen wir an, es sey auch der Landbau bereits zur Geldwirthschaftsform übergegangen, die alten feudalen Institutionen mit ihren Bewegungs- und Bodentheilungsschranken seyen vollständig aufgehoben, so wird die erste Sorge des Staats, der das Gesellschaftsgebäude neu zu construiren unternimmt, eben so sehr auf Darstellung angemessener, die Zügellosigkeit wie die Erstarrung gleichmäßig ausschließender Eigenthums- und Erwerbsverhältnisse, als auf Festhaltung dieser Verhältnisse durch positive Gesetze gerichtet seyn müssen. Denn das Eigenthumsrecht trennt die Familien-, die Geld- und Naturkreise, und je gleichmäßiger diese, um so stärker ist auch die Consumtion. Daher wird zunächst als Grundlage ein geordnetes System der Bodenvertheilung und Erbfolge, die diese so wesentlich berührt, nothwendig seyn. Demnächst führt zur Erhaltung des Vermögensgleichgewichts die Besteuerung der Kapitalien im Verhältniß zu ihrer Produktivität, die Vereinigung von Gewerben und Landbau, um die Stellung der Tagelöhner zu sichern, zu welchem Behuf ganz besonders das Entstehen der Kartoffelgärtnerfamilien, wie die Stellung der Gewerbsarbeiter sorgfältig beobachtet und geleitet werden muß. Vor allem aber bildet die Sicherung der Produktionskraft die bei weitem wesentlichste Aufgabe eines rationellen Staatswirthschaftssystems, nämlich Sicherung gegen Kriegesgefahr und Seuchen, gegen Gewerbsübermacht und Schwindeleien des Auslandes; Sicherstellung der innern Produktionskräfte durch Gewerbesteuern, durch Gewerbepolizei, durch Justiz-, Polizei-, Sanitäts- und Armenpflege 2c.

Sodann macht der Verfasser die ganze Staatswirthschaft zu einem bloßen Mittel für die höhern Zwecke der Kultur, eine Auseinandersetzung, der man um so mehr Beifall zollen muß, als sie eine Sache, die man so oft nur von der gemeinsten Seite auffaßt, von einer sehr edeln Seite kennen lehrt. „Ein rationelles Staatswirthschaftssystem, das nur die Produktion berücksichtigt, kann es nicht geben; aber eben so wenig ist ein rationelles, die Kultur allein bezweckendes System, wie es Plato in seiner Republik aufzustellen versucht hat, denkbar. Es gibt nur ein gemeinsames System der Staatsthätigkeit, welches

die Gesammtheit aller Staatsfunktionen und Gesellschaftsinteressen zugleich umfaßt. Der Irrthum, als sey dauernd eine Trennung beider, der Produktions- und der Kulturinteressen, im Leben denkbar, hat die Entwicklung der Menschheit und der Gesellschaft um Jahrtausende zurückgehalten. Der Glaube, daß der Staatswirth die geistig-sittliche Kultur, die Körperentwicklung der Nation nicht beachten dürfe, daß er nur Güter zu erzeugen habe; daß die Sorge für Sittlichkeit allein Sache des Geistlichen, des Richters sey; daß die Gesundheitspflege nur den Arzt, den Polizeibeamten angehe ꝛc.; dieser verderbliche, einseitige Glaube muß vor dem Lichte der Wissenschaft endlich verschwinden. Es wird sich mittelst desselben immer klarer herausstellen, daß eine nachhaltig reiche Produktion nur möglich ist, wenn die Produktionsverhältnisse selbst der Gesundheit, der Geistesentwicklung und der Sittlichkeit günstig sind; wenn sie dem Geistlichen sein Amt erleichtern und die Funktionen des Arztes und des strafenden Richters fast entbehrlich machen. Im Vorbeugen von Krankheit und Verbrechen offenbart sich die höhere Weisheit, nicht in ihrem gewaltsamen Zurückdrängen und Bestrafen, welches nur Palliativmittel bleiben."

2) Die Lehre vom Gelde, mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat. Von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Büreaus zu Berlin. Berlin, Nicolai, 1838.

Eine vollständige Belehrung über das Wesen und die Benutzungsarten des Geldes. Geld ersetzt alle andere Tauschmittel, es dient zum Maaßstab der Werthe aller käuflichen Dinge, es ist das einfachste Kaufmittel und bedingt daher die Fähigkeit oder Macht zu kaufen, worin eigentlich der Reichthum besteht (denn nicht das Haben macht reich, weil man auch sehr lästige Dinge haben und nicht wieder loswerden kann, sondern nur das Kaufenkönnen, das Erwerbenkönnen unter allen Umständen und in jedem Augenblick macht reich). Nach solchen allgemeinen Betrachtungen erörtert der Verfasser die Vorzüglichkeit der Metalle zum Gebrauch als Geld, namentlich der edeln, und handelt ferner von der Abnutzung der Metalle, von dem schlechten Gehalte, vom Sinken des Courses, vom Geldfuß und seiner örtlichen Verschiedenheit und zeitlichen Veränderung, wobei er die Geldverhältnisse Preußens besonders hervorhebt. Zuletzt spricht er von dem Papiergeld, der Nothwendigkeit desselben als Ersatzmittel für das Metallgeld ꝛc.

Von besonderem Interesse ist, was der einsichtsvolle Verfasser über die Münzvereinigung in Deutschland sagt, die als eine nothwendige Consequenz des Zollvereins und überhaupt als ein dringendes Bedürfniß längst ersehnt und beantragt worden ist. Er bemerkt, daß es nicht genug sey, einerlei Münzfuß einzuführen, obgleich auch das schon schwer halten werde; der Hauptübelstand liege darin, daß auch bei einerlei Münzfuß doch so viel Münzverwaltungen bestehen würden, als es Bundesstaaten gibt. „Wie gerecht und groß auch das Vertrauen auf den festen Willen der Regierungen seyn möge, mit strenger Rechtlichkeit über dem angenommenen Münzfuße zu halten, so stellen sich der Vollziehung dieses Willens doch Schwierigkeiten entgegen, welche so lange unbesiegbar scheinen müssen, als die Wirkungen der unvermeidlichen Abnutzung des umlaufenden Geldes so ganz verkannt werden, als es bis jetzt fast allgemein geschieht. Es ist weiter oben schon ausführlich dargethan worden, daß der Preis, wofür edles Metall auf freiem Markte gekauft werden kann, keineswegs von dem Metallwerthe derjenigen Geldstücke abhängt, die eben neu aus der Münze kommen, sondern daß derselbe, so wie der Preis aller Käuflichkeiten, bestimmt wird durch den Durchschnitts-Metallwerth des im Großhandel üblichen Zahlungsmittels. Sobald dieser Durchschnitts-Metallwerth um einen Betrag geringer wird, als der Metallwerth des vollhaltigen neuausgeprägten Geldes, der groß genug ist, um im Handel beachtet zu werden, sobald wird es auch unmöglich, edles Metall auf dem freien Markte für einen Preis anzukaufen, wobei noch ohne Verlust wirklich vollhaltig ausgeprägt werden kann. Alsdann aber liegt die Versuchung sehr nahe, daß eine streng wirthschaftende Münzverwaltung sich wohl befugt glauben kann, so viel an dem gesetzlichen Gehalte der Münzen abzuknappen, als nothdürftig erforderlich ist, sie wenigstens schadlos zu stellen. Vergebens bestellt man Wardeine, um das umlaufende Geld unter Aufsicht zu nehmen. Es ist schon oben bemerkt worden, wie schwierig es bleibt, den Beweis zu führen, daß kein absichtliches Knapphalten unter dem Vorwande eines Remediums stattgefunden habe. Jedenfalls aber werden die Regierungen sich scheuen, erhebliche Summen neuen Geldes mit offenbarem Verluste prägen zu lassen, und es wird daher bei entstehendem Mangel an hinreichenden Zahlungsmitteln Geld mit fremdem Gepräge zur Aushülfe gebraucht werden, wie es in Süddeutschland weiland mit den französischen Laubthalern, und später mit den brabanter Kronenthalern geschehen ist; durch solches Eindringen auswärtigen Geldes wird aber die Selbstständigkeit des deutschen Münzwesens offenbar gefährdet. Wenn aber auch wirklich angenommen werden könnte, daß fortan in Deutschland durchaus der Verlust nicht gescheut würde, welcher bei dem Beharren auf einem bestimmten Münzfuße für grobes vollhaltiges Silbergeld unausbleiblich entsteht, so würde darum nicht minder ein Zeitpunkt eintreten, worin der angenommene Münzfuß gänzlich unhaltbar wird,

weil sich kein neues Geld neben dem alten abgenutzten im Umlaufe erhalten kann, sobald der Unterschied im Metallwerth beider groß genug wird, um im Handel Beachtung zu verdienen. Es ist bereits weiter oben gezeigt worden, daß einerseits, ohne große Verwirrung in den Verkehr zu bringen, Niemand gestattet werden darf, die Annahme des inländischen Geldes für seinen Nennwerth deßhalb zu verweigern, weil es bereits Spuren der Abnutzung an sich trägt, und daß andererseits durch kein Verbot zu verhindern ist, daß neues vollhaltiges Geld ausgeführt oder eingeschmolzen wird, sobald dessen Metallwerth den Durchschnitts-Metallwerth des umlaufenden allgemeinen Zahlungsmittels so weit übersteigt, daß ein solches Unternehmen Vortheil abwirft. Fährt man in Deutschland nur fort, neues Geld im 21- und 24½ Guldenfuße zu prägen, ohne gleichzeitig das bereits im Umlaufe befindliche, vorlängst nach diesen Münzfüßen geprägte, seitdem aber schon stark abgenutzte Silbergeld wieder einzuziehen, so liegt der Zeitpunkt gar nicht fern, worin die bezeichnete Unhaltbarkeit dieser Münzfüße unaufhaltbar eintreten wird. Schützen dagegen kann nicht, daß man Geldstücke von anderm Feingehalte und Gewichte prägte, wie etwa preußische Zweithalerstücke, und einfache, doppelte oder gar dreifache Guldenstücke aus 14- oder 15 löthigem Silber; denn so lange auch in diesen neuen Münzen die feine Mark zu beziehungsweise 21 und 24½ Gulden ausgebracht ist, und so lange die Anmuthung besteht, daß Geldstücke, welche jetzt nicht mehr eine Mark feines Silber in 21 oder 24½ Gulden enthalten, dennoch als vollhaltiges Zahlungsmittel gleich diesen neuen Münzen angenommen werden sollen, werden vielmehr diese letzteren sehr bald wieder eben sowohl aus dem Verkehr verschwinden, als neue Ein-Thalerstücke und Kronenthaler nach dem jetzt gesetzlichen Münzfuße. Wollte man dagegen jetzt, wie im Jahre 1750, die bisher bestandenen Münzfüße ganz verlassen, und zu einem neuen leichtern übergehen, so würde mit allen Verwickelungen und Nachtheilen, wozu ein solcher Schritt unvermeidlich führt, nichts weiter erkauft werden, als eine neue Frist, nach deren Ablauf der neue Münzfuß eben so unhaltbar werden würde, als es die im Jahre 1750 angenommenen jetzt schon geworden sind. Ueberhaupt bleibt es ganz unmöglich, jetzt sogleich, oder auch nur in wenigen Jahren, zu einem haltbaren Münzsystem in Deutschland zu gelangen; das Uebel, welches sich allmählig ausgebildet hat, kann auch nur allmählig geheilt werden; aber der erste Schritt zur gründlichen Heilung ist die Kenntniß der wahren Ursachen der Münzverwirrung, woraus sich Deutschland seit Jahrhunderten nicht zu retten vermocht hat. Das Beste, was bisher geschah, bestand in einem Hinhalten durch Anordnungen, deren Wirkung nicht dauernd seyn konnte. Auch jetzt werden solche Anordnungen vorerst nur erfolgen können; sie werden aber neben der Hülfe, welche sie einstweilen gewähren, auch als Vorbereitung zur endlichen Erlangung eines haltbaren Zustandes dienen können, wenn sie von einer klaren, unbefangenen Würdigung der deutschen Münzverhältnisse und einem festen Willen ausgehen, den Mängeln desselben gründlich abzuhelfen. Es ist eine unerläßliche Bedingung einer selbstständigen Münzverwaltung, daß keinem andern Gelde, als dem mit dem Gepräge des eignen Staates versehenen, der Umlauf als allgemeines Zahlungsmittel gestattet werde; jedes andere Münzstück darf nichts anders seyn als eine Waare, deren Annahme Jedermann nach Gutbefinden bewilligen oder verweigern darf. Sofern nun ein Staatenbund, wie der deutsche, ein gemeinschaftliches Geld haben will, muß er auch eine gemeinschaftliche Verwaltung seines Münzwesens haben wollen; denn alle gegenseitige Aufsicht kann schlechterdings diejenige strenge Einheit nicht sichern, welche das Bestehen eines dauerhaften Münzsystems unerläßlich fordert."

Dramatische Dichtkunst.

2) Bibliothek englischer Lustspieldichter. N. B. Sheridans dramatische Werke, übers. von Alex. Fischer. Erster Theil. Leipzig, Hinrichs, 1839.

Es ist löblich, daß man bei der großen Armuth an neuen dramatischen Originalwerken, woran Deutschland jetzt leidet, die alten Schätze ausbeutet und sich namentlich an das ältere englische, dem deutschen in vieler Beziehung verwandte Theater wendet. Sheridan gehört zu den Dichtern, die zwar hinter Shakspeare stehen, doch einen bedeutenden Rang behaupten. Der vorliegende Band enthält sein erstes Stück „die Nebenbuhler," und die lustige Posse „Sanct Patrickstag."

3) Dramatische Beiträge von Joseph Werkheimer. Wien, Gerold, 1838.

Auch in dieser kleinen Sammlung sind mehrere Stücke aus dem Englischen übertragen, der Bucklige von Sheridan-Knowles (der uns in einem verachteten Buckligen einen sehr edlen Mann kennen lehrt), das eheliche Leben von Buckstone, (ein gar launiges Stück), der Mantelsack, eine kleine Posse von Gilbert. Den Schluß macht ein Originaldrama des Herausgebers, der Hirtensohn, in Versen. Da es sich von einem Hirtensohn handelt, der seiner Geburt wegen nicht in die Uhrmacherzunft aufgenommen und eines Uhrmachers Eidam werden soll,

das Drama sich also in einer ganz bürgerlichen Welt bewegt, würde wohl schlichte naive Prosa natürlicher gewesen seyn, als das pathetische und sentimentale Metrum.

4) Dramatische Kränze, gewunden von Desiré Richard. Erster Band. Hamburg, Raf und Magnés, 1838.

Im ersten Stück „der Reiche und der Arme“ wird eine gewisse Louise, die Braut eines gewissen Eduard (des Armen), von einem gewissen Arthur (dem Reichen) verführt, verlassen, und bringt sich ums Leben. Der arme Eduard stellt den Verführer heroisch zur Rede, setzt ihm die Pistole auf die Brust und — erschießt nicht ihn, sondern sich selbst. Dieses erste Stück hat uns keine Lust gemacht, das zweite zu lesen.

5) Molières sämmtliche Werke, übersetzt von Mehreren. Herausgegeben von Louis Lax. 4—15te Lieferung. Aachen und Leipzig, Mayer, 1838. Taschenausgabe.

Die ersten Lieferungen haben wir bereits in Nr. 124 unsrer Blätter von 1837 empfohlen. Molières treffliche Lustspiele waren bisher in Deutschland nicht genügend und namentlich nicht treu übersetzt, die vorliegende Uebersetzung mithin ein Bedürfniß und ist daher nicht mit den gewöhnlichen fabrikmäßigen Uebersetzungen zu verwechseln. Auch finden sich unter den Uebersetzern Prof. O. L. B. Wolff, Freiligrath ꝛc.

6) Beaumarchais. Von A. Lewald. Stuttgart, Hoffmann, 1839.

Die Memoiren und die Schauspiele des berühmten Beaumarchais, der in Deutschland weniger durch seine eignen Werke, als durch die Bearbeitung derselben zu Operntexten (Figaros Hochzeit und der Barbier von Sevilla) bekannt ist. Beaumarchais concentrirte in sich die ganze Frivolität der französischen Literatur und Aristokratie unmittelbar vor der Revolution, aber auch alle Grazie des französischen Charakters und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft von den neuern Dichtern Frankreichs, deren Frivolität frech und verbrecherisch geworden ist, und von denen alle Grazie gestohen ist. Welch ein Abstand zwischen den feinen Lustspielen von Beaumarchais, und den Fratzen Victor Hugos! —

Von Zeit zu Zeit werden Versuche gemacht, die großen Helden und Schicksale der neuern Geschichte auf die Bühne zu bringen. Grabbes Napoleon war wohl das genialste Produkt dieser Art, indeß ist in den Ereignissen, die uns so nahe liegen, noch zu viel Licht, als daß sie sich leicht in das poetische Helldunkel bringen ließen. Neuere Versuche dieser Art sind folgende:

7) Die beiden Loizerolles und Maximilian Robespierre. Von Karl Fr—n. Freiburg, Wagner, 1838.

Der Verfasser hat Robespierre und die Schreckenszeit ungleich besser behandelt, als es in einigen frühern Romanen und hingeworfenen dramatischen Skizzen der Fall war. Er hat nicht bloß den Schrecken und die wilde Bewegung der Charaktere aufgefaßt, er hat ihnen auch Seele, tiefe Empfindung und Zartheit entgegengesetzt. Doch wird auch hier noch das Interesse für die im Drama vortretende Gruppen durch das größere historische Interesse für die ungeheure Katastrophe der Revolution gleichsam erdrückt. Indem die Harfe tönen will, wird sie schon vom allzu wilden Sturm zerrissen und zerschellt.

8) Enghien, Herzog von Bourbon, Tragödie in fünf Akten von Fr. Clemens. Altona, Hammerich, 1839.

Dieses Stück vermag keine Begeisterung zu erwecken. Napoleon erscheint darin nicht groß, weil er an einem wehrlosen und noch dazu unbedeutenden Prinzen einen Akt seiner treulosen Despotie übt. Enghien hätte sich allenfalls als ein reines unschuldiges Opfer darstellen lassen; allein der Verfasser macht ihn zu einem sehr gemeinen Theaterhelden, dichtet ihm eine sehr unwahrscheinliche Liebschaft an und entkleidet ihn alles jenes Zaubers, der den jugendlichen Märtyrer hätte umkleiden sollen.

9) Die Belagerung von Kolberg, Drama von W. Wagner. Darmstadt, Leske, 1839.

Eins der schönsten Blätter der neuern Geschichte ist die tapfere Vertheidigung Kolbergs, worin der Bürgermuth Nettelbecks sich verherrlicht hat. Daß solche Dinge nicht vergessen werden, ist ziemlich. Daß Dichter sich dafür begeistern, macht ihnen Ehre. Doch kommt es auch auf die Form an, in welcher solche Gegenstände vom Dichter behandelt werden. Die dramatische scheint uns nicht günstig für die Darstellung einer Belagerung, zumal einer solchen, die mit keiner eigentlichen Katastrophe, mit keiner Eroberung, mit keinem Tode des Helden endet. Die Charaktere sind vom Dichter trefflich aufgefaßt, aber die Handlung ist nicht genug abgerundet. Der Entsatz am Schluß ist für die Poesie etwas zu Nüchternes. Nettelbeck ist wie gemacht zum Helden eines Volksliedes, aber wohl nicht für ein Drama.

10) Rostopschin oder Napoleon in Moskau, Drama von Dr. J. Hirt. Konstanz, Glückher, 1838.

Napoleon drückt sich nicht kurz, schlagend, fest und bitter genug aus. Er deklamirt zu viel in Jamben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. December 1839.

Biographie.

Franz Passows Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, Hirt, 1839.

Franz Passow war einer der ausgezeichnetsten Philologen. Besonders sein griechisches Lexikon (das verbesserte Schneidersche) erlangte Ruhm und Verbreitung. Anerkannt trefflich sind seine kritischen Ausgaben (der Germania des Tacitus, des Persius, der erotischen Dichter der Griechen ic.) und seine Uebersetzungen (des Persius, Longos ic.) Doch war Passow kein sogenannter Stockphilologe oder gelehrter Pedant, sondern ein Mann von sehr allgemeiner Bildung und sehr lebhaftem poetischem Bedürfniß, daher in seiner Jugend ein Schwärmer für die Romantik wie für die Classicität. Und was wir ihm bei dem gesicherten Range, den er unter den Gelehrten einnahm, und bei seinen poetischen Neigungen, die ihn außerdem befriedigten, noch zur besondern Ehre anrechnen; es war ihm nicht genug, selber geehrt und glücklich zu seyn, er wollte niemals bloß seinem Egoismus, seiner Eitelkeit fröhnen, sondern er nahm den wärmsten und innigsten Antheil am Zustand des Vaterlandes, und opferte seine äußere Ruhe der Idee, die er deßfalls für die rechte hielt. Mag er sich in Bezug auf die von ihm empfohlenen Mittel getäuscht haben, mag er in der Lebhaftigkeit seines Temperaments zu weit gegangen seyn, es macht ihm dennoch Ehre, etwas Höheres gekannt, für etwas Höheres geglüht zu haben, als für alte Bücher und für Collegiengelder, Berufungen, Gehaltserhöhungen, Titel ic. Passow war in dieser Freimüthigkeit, in dieser edeln Sorglosigkeit, die des eignen Vortheils nie wahrnahm, sehr liebenswürdig. So ist denn auch sein im vorliegenden Werk entworfenes Charakterbild durchaus ein erfreuliches. Im Verhältniß zu seinen ältern und jüngern Freunden wie zu seiner Familie erscheint er stets heiter, unbefangen und voll Liebe sich hingebend, arglos, weniger von sich sprechend als sich interessirend für andere. Seine Briefe sind das schönste Denkmal seines edeln Charakters.

Passow wurde 1786 in Ludwigslust geboren, wo sein Vater Hofdiaconus und Instruktor der Mecklenburg-Schwerin'schen Prinzen war. Klein und zart von Gestalt, besaß Passow einen äußerst aufgeweckten Kopf und das wärmste Herz. Er zeichnete sich bald durch seine Gelehrsamkeit aus und wurde 1807 Gymnasial-Professor in Weimar, 21 Jahr alt. Seine Briefe aus dieser Zeit sind voll süßer und geistvoller Schwärmereien, wie es seine Jugend und die Umgebung natürlich erklärt. Damals liebte er zum ersten Mal, damals gab er die Küsse des Joh. Secundus heraus. Doch ist es merkwürdig, daß er sich nicht in eine Geschmacksrichtung einbannen ließ (wahrscheinlich der Grund, warum er bei Goethe in Ungnade fiel). Er venerirte zu gleicher Zeit Goethes Wilhelm Meister, Vossens Louise, Friedrich Schlegels Lucinde und Jean Pauls Titan, unbekümmert um die großen Gegensätze in diesen Werken und in den verschiedenen Dichterschulen, von denen sie herstammen. Goethe deprimirte ihn übrigens ganz entsetzlich, wies seinen Enthusiasmus kalt zurück und wollte sogar nicht mehr zur Schopenhauer kommen, wenn der junge lebhafte Passow sich noch in ihrer Theegesellschaft blicken lasse. Als aber Passow diese (ihm völlig grundlos scheinende) Ungnade in kindlicher Bestürzung hinnahm und fortfuhr, den großen Ungnädigen zu veneriren, erheiterte sich die Miene des letztern wieder und Passow, von dessen Jugendfeuer nun keine freimüthige, Goethes Interesse irgend verletzende Aeußerung mehr zu fürchten war, wurde zum geistigen Handkuß zugelassen.

Anziehender und für Passow selbst ungleich ehrenvoller ist der wissenschaftliche Verkehr desselben mit seinen Freunden, und später, als er Professor an der Universität in Breslau war, seine patriotische Begeisterung. Daß aus dieser Periode, in der Referent den edeln Passow kennen

und lieben lernte, so gar wenig mitgetheilt worden ist, möchten wir nicht billigen. Zugegeben, daß in Passows „Turnziel“ das besonnene Urtheil hin und wieder der Begeisterung und dem Temperament in einer Weise gewichen ist, wie man es von einem Universitätsprofessor schwerlich erwarten konnte, so meinen wir doch, es sey etwas so Edles in dieser Schwäche, daß es dem Hingeschiedenen keine Schande gemacht, vielmehr sein so eigenthümliches und wahrhaft liebenswürdiges Charakterbild nur vervollständigt hätte, wenn man in seine damalige patriotische Schwärmerei genauer eingegangen wäre.

Der gelehrte Geschichtsforscher, mit welchem Passow damals in so leidenschaftlichen Streit gerieth, und der auch seinerseits in der Hitze zu weit ging, gehört wie Passow zu den edelsten Vaterlandsfreunden, hat die deutsche Geschichte im Ganzen wie im Einzelnen trefflich beleuchtet und ihre Kenntniß durch seine Forschungen bereichert. Nicht in kleinlichem Provinzialgeist oder pedantischer Gelehrsamkeit befangen hat er immer das Wohl und die Ehre des Gesammtvaterlandes im Auge gehabt. Gegenüber so vielen kleinlichen Provinzialgelehrten und vornehm sich geberdenden Kosmopoliten und kalten Egoisten hätten mithin diese beiden warmen Vaterlandsfreunde einander ehren sollen. Das, worin ihre Ansichten von einander abwichen, war im Grunde unbedeutender, als das, worin ihre Gesinnungen zusammentrafen.

Sprachlehre.

1) Theorie der Interpunktion aus der Idee des Satzes entwickelt von Dr. J. Weicke. Leipzig, Reichenbach, 1838. S. 200.

Wer sollte glauben, daß man über diesen Gegenstand ein ganzes Buch schreiben könnte? Die Grundsätze, die der Verf. befolgt wissen will, sind einfach und richtig aus der Idee des Satzes, d. h. aus der Ordnung des Denkens selbst hergeleitet, und die, welche man wirklich fast allgemein befolgt. Interessant ist die historische Vergleichung der neuern mit der ältern, der christlich-europäischen mit fremden Interpunktionen, die man S. 120 ff. findet.

Die Geschichte der Interpunktionszeichen beginnt erst mit den alexandrinischen Grammatikern. Die alten Griechen wie alle alten Völker kannten keine Interpunktionszeichen, sondern schrieben die Wörter und Buchstaben einen an den andern; höchstens daß man in Inschriften hinter jedes einzelne Wort, selbst hinter jeden einzelnen Buchstaben, einen Punkt setzte, woraus später der Punkt als Abkürzungszeichen entstanden ist. Als aber die altgriechische Sprache allmählig dahin schwand und ein Gegenstand gelehrter Behandlung wurde, wie in Alexandria, fühlte man die Nothwendigkeit theils zum Verständniß des Sinnes der Schriften der alten Schriftsteller, theils zum Behufe der Declamation derselben, gewisse Zeichen einzuführen, wodurch die einzelnen Sätze sich in ihrer Besonderheit herausstellten. Der erste Zweck der Interpunktion war also Trennung der Sätze von einander, und zwar so, daß man sowohl die vollständigen Perioden als auch die einzelnen Theile derselben von einander schied. Der Grammatiker Aristophanes von Alexandria (um 200 vor Christus) soll der erste gewesen seyn, der eine solche Interpunktion einführte, indem er drei Möglichkeiten annahm, unter welchen Interpunktion gebraucht werden konnte = 1) am Ende der Periode; 2) in der Mitte der Periode zwischen Vordersatz und Nachsatz; und 3) innerhalb dieses Kreises zwischen den einzelnen Sätzen. Er bediente sich dazu des einfachen Punktes, doch so, daß das größte Unterscheidungszeichen (vollkommene Unterscheidung, τελεία στιγμή) bei der gebräuchlichen Uncialschrift hinter den letzten Buchstaben der Periode oben, das mittlere (mittle Unterscheidung, μέση στιγμή) hinter den letzten Buchstaben des Vordersatzes in der Mitte, das niederste (Unterabschnitt, ὑποστιγμή) hinter den letzten Buchstaben des einfachen Satzes unten angefügt wurde. So blieb es einige Zeit. Doch das Streben nach größerer Genauigkeit ließ bald noch mehrere solcher Punkte einführen, so daß man die Zahl auf fünf, später sogar auf acht erhöhte. Man kennt aber diese Interpunktionszeichen meist nur dem Namen nach. Denn diese spitzfindige Unterscheidung kam bald wieder außer Gebrauch. Wir finden daher bei den griechischen Grammatikern nach Christi Geburt und bei den nach ihrem Muster sich bildenden römischen nur vier Zeichen wieder = die ältesten drei und die Diastole. Doch änderte sich der Stand der Dinge allmählig, indem man wegen der Beschwerlichkeit, welche das Setzen des Punktes oben, mitten oder unten an den letzten Buchstaben verursachte, ein Erleichterungsmittel in der verschiedenen Gestaltung der Zeichen suchte. Auf diese Weise waren aber die gebräuchlichen Namen nicht mehr passend und man mußte deßwegen andere einführen. Dies geschah dadurch, daß man den Namen der Sache auf die Bezeichnung übertrug. Nannte man nämlich jeden der größern Abschnitte einer Periode κῶλον (Glied) und jeden der kleinern Abschnitte in derselben κόμμα (Abschnitt), so wurden diese Namen auch Bezeichnungen für die Zeichen, und es entstand demnach eine στιγμὴ τελεία, ein κῶλον und ein κόμμα. Auch die Römer nahmen diese Namen an, wie die römischen Grammatiker beweisen, mit Ausnahme des erstern Zeichen, welches sie schlechtweg punctum nannten; sie gingen aber darin weiter, daß sie statt des Punktes oben lieber zwei setzten

und dadurch für das Kolon das Zeichen des Doppelpunktes bekamen (:). So standen die Sachen im 4 Jahrh. nach Christi zur Zeit des Hieronymus; späterhin entstand aber wieder eine solche Verwirrung, daß zur Zeit Karls des Großen (zu Ende des 8. Jahrhunderts) es eine Aufgabe seiner Hofakademie ward, hier wieder einige Regelmäßigkeit einzuführen. Zu derselben Zeit scheint auch das Fragezeichen zuerst gebraucht worden zu seyn, wenigstens findet es sich in einigen Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts, und zwar ist es ohne Zweifel aus dem lateinischen Q. (Quaestio, Frage) vereinfachter entstanden, indem man einen Punkt entweder unter oder über ein daraus gebildetes Häkchen setzte (? oder ¿). Die letztere Form, aber noch mehr vereinfacht, ging dann auch zu den Byzantinern über (;), bei denen man das Fragezeichen kurz nach dieser Zeit auch findet; wenigstens läßt sich seine Gestalt so am besten erklären. Mit diesen Zeichen begnügte man sich in der Schrift bis nach Erfindung der Buchdruckerkunst; doch kommen in den Handschriften meist nur Punktum und Komma und in den spätern Spuren eines Ton- und Anführungszeichens in Form kleiner Häkchen ('—') vor. Erst die berühmten Buchdrucker Manuzzi in Venedig und besonders der Begründer der Berühmtheit der Familie, Aldus Manutius, suchten gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auch die Interpunktion in ein System zu bringen und sie mit neuen Zeichen zu vermehren. Aldus soll zuerst das Semikolon als ein mittleres Zeichen zwischen Kolon und Komma, das Anerufungszeichen, die Parenthese und das Bindezeichen eingeführt haben. Seit dem 17. Jahrhunderte findet sich in den deutschen Schriften das Kolon als Anführungszeichen für die direkte Rede, und seit dieser Zeit sind auch allmählig das Kolon für die Anzeige des Besondern nach dem Allgemeinen, die Einführung der Gänsefüßchen („—") für das allgemeine Anführungszeichen statt der oben erwähnten Häkchen ('—'), die Trennung des Tonzeichens durch Unterstreichung oder Sperrung von dem Anführungszeichen und der Gebrauch des Gedankenstrichs entstanden. Das Anmerkungszeichen, welches übrigens aus den kritischen Zeichen der Alten entlehnt ist, kam erst durch eine strenger wissenschaftliche Methode des Vortrags zu Anfange des 18. Jahrhunderts in größeren und umfassendern Gebrauch. Noch blieb aber der Gebrauch dieser Zeichen sehr der Willkür unterworfen. Die Interpunktion bei den morgenländischen Völkern ist sehr einfach. Die arabische Schrift, welche jetzt die herrschende durch ganz Südasien, in der Türkei und in Nordafrika ist, hat nur im Koran ein einziges unserm Punkte entsprechendes Zeichen am Ende der einzelnen Verse, welches meist als Asteriskus (*) gebildet ist; die äthiopische, mongolische, die Sanskritschrift und die alte koptische Schrift kannten keine Interpunktion; nur die armenische und die syrische Schrift haben die ältere einfache griechische Interpunktion angenommen und die samaritanische setzt hinter jedes Wort einen Punkt. Dagegen hat die hebräische ein so verzweigtes System, daß man bis auf die neueste Zeit über das Princip derselben noch nicht ganz ins Klare gekommen ist; doch ist man in der neuesten Zeit immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Wesen der hebräischen Punktation außer dem großen Interpunktionszeichen am Ende jedes Verses weniger zum Behufe des Verständnisses des Sinnes als vielmehr zum declamatorischen Hülfsmittel dient und daher in vieler Hinsicht unserm Notensystem entspricht.

Eigene Schriften über Interpunktion schrieben zuerst Heynatz 1782, Pölitz 1801, Richter 1819, Hahn 1823, Lorberg 1823, Schmidthenner 1824, Kegel 1825, Heinrich 1837.

2) Ueber deutsche Assonanzen. Eine Monographie von Dr. C. Freese. Stralsund, Löffler, 1838. S. 83.

Der Alliteration, ursprünglich in Skandinavien und wahrscheinlich auch in der ältesten deutschen Dichtkunst gebräuchlich (wie die beliebten Anklänge Wind und Wetter, Mann und Maus, Herz und Hand ꝛc.) stellten sich bald nach der Völkerwanderung, welche den Norden mit dem Süden in so nahe Berührung brachte, in den romanischen Ländern die Assonanz charakteristisch entgegen und bildete sich hauptsächlich in Spanien aus. Sie wurde unstreitig erst durch den germanischen Gegensatz hervorgerufen. Zwischen beiden in der Mitte erhielt der Reim auch über beide den Vorrang.

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß die Assonanz sich im Deutschen hauptsächlich nur zu Uebersetzungen, Nachbildungen und solchen romantischen Dichtungen eigne, die uns in die südliche Welt, in die eigentliche Heimath der Assonanz versetzen, und daß man sie nicht überall in andern Fällen willkührlich anwenden könne. Sie ist immer von einer mehr oder weniger spanischen Erinnerung begleitet, und ein feineres Gefühl will diese Illusion entweder gar nicht geweckt wissen, oder nicht darin gestört seyn. Eben so richtig sind die Ansichten des Verfassers über die zu vermeidenden Härten und Mißklänge, da es nicht bloß darauf ankomme, denselben Vocal, sondern auch in derselben Länge oder Kürze und Betonung zu brauchen ꝛc. Er entwickelt sehr umständlich alle Feinheiten, auf die es bei der Assonanz ankommt.

Gesetzgebung.

Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie und vergleichende Bemerkungen über den Geist der englischen, französischen und nordamerikanischen Patent-Gesetzgebung von dem k. k. wirklichen Hofrath, Anton Edeln von Krauß. Wien, v. Mösles Wittwe und Baumüller in Commission, 1838.

Ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der in die materiellen Interessen eingreifenden Gesetzgebung, die anerkanntermaßen von Jahrzehend zu Jahrzehend wichtiger wird. Oesterreich befolgt in neuerer Zeit die liberalsten Grundsätze in Bezug auf Patentirung, Schutz gegen Nachahmung, Nachdruck ꝛc., nährt und belohnt den Erfindungsgeist und sichert das geistige Eigenthum auf eine Weise, wie es in Ländern, deren Gerechtigkeit und Freiheit oft vorzugsweise gerühmt werden, nicht der Fall ist. Nur durch die Censur und durch häufige Verbote der Veröffentlichung überhaupt wird dort das großmüthige Schutzsystem eingeschränkt.

Die sehr genaue Erörterung der betreffenden Gesetze zu detailliren, ist hier nicht der Ort. Wir müssen unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, das in wohlgeordneten Hauptstücken und Paragraphen alle Fragen auf die es ankommt, beantwortet, betreffend das Princip, von dem die Gesetzgebung ausgeht, die folgerechte Anwendung desselben, Gegenstände der Patentirung, Anfang, Dauer, Umfang, Wirksamkeit und Ende der Patentrechte, die Patenttaxe ꝛc.

Taschenbücher auf 1840.

Raumers historisches Taschenbuch.

(Leipzig, Brockhaus). Der neue Jahrgang enthält eine anziehende Biographie des unglücklichen Kurfürst Erzbischof Gebhard von Köln, die Barthold mit bekannter Meisterschaft entworfen hat; eine Beschreibung der Belagerung Bredas von E. Münch; eine Charakteristik der Frauen in der französischen Revolution von N. G. Jacob und eine Darstellung der Lage Spaniens im Anfang des vorigen Jahrhunderts von F. W. Schubert. Neben diesen rein historischen Beiträgen finden sich noch zwei andere, die mehr der Geschichte der Wissenschaft und Kunst angehören, ein Aufsatz von Kolloff über die moderne Kunst und einer vom Herausgeber über die Philosophie des 12ten und 13ten Jahrhunderts.

Gegen die Ansicht des Herrn Kolloff wäre Manches einzuwenden. Er nimmt den Kunsttrieb und Geschmack etwas zu summarisch. Wenn es auch in gewissem Sinne wahr ist, daß die christliche, wie die antike und wie jede Kunst aus einem Gefühl der Kraft und aus einem Bedürfniß der Emancipation der bisher verschloßnen Idee hervorgegangen ist, so hat Herr Kolloff doch Unrecht, indem er jenes Gefühl der Kraft nur ein Gefühl „des menschlichen Stolzes“ und jenes Drängen nach Offenbarung der Idee nur ein „Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit“ nennt. In jenem Kraftgefühl der christlichen Künstler sprach sich kein Stolz, vielmehr Demuth aus, eine so weit gehende Demuth, daß die Urheber der herrlichsten Werke sich nicht einmal nannten. Und eben so wenig kann man die christliche moderne Kunst schlechthin ein Streben nach Freiheit nennen. Die gothische Kunst schuf sich im Gegentheil sehr strenge Gesetze und die Renaissance lud sich hintendrein die Fesseln eines fremden antiken Geschmackes auf, bis erst seit Goethe in der allgemeinen antik-romantisch-westöstlichen Geschmacksmengerei jener poetische Freiheitsschwindel begonnen hat, von dem auch Herr Kolloff ergriffen scheint. Für seine Ansicht spricht nur die modernste Geschmacksungebundenheit, gegen sie aber sprechen alle früheren Kunstperioden in ihrer strengen Sonderung nach klimatischen, nationalen, religiösen und Kulturbedingungen.

Herr von Raumers Mittheilungen über die Philosophie des 12ten und 13ten Jahrhunderts sind etwas flüchtig, aber interessant; es sind nur Spaziergänge durch die Scholastik, doch gar anziehend durch die Fremdartigkeit des Gegenstandes. Deßhalb hätte der Verfasser wohl noch einige pikante Einzelheiten mehr aufnehmen dürfen.

Orpheus.

(Herausgegeben von August Schmidt in Wien.) Groß Octav; prächtiger Einband, Blau und Gold mit damascirtem Stahlschloß; aber nur ein Titelkupfer und Spohrs Portrait. Statt anderweitiger Kupfer sind Musikalien beigelegt. Der ganze Almanach hat, wie sein Titel ankündigt, eine musikalische Tendenz. Er enthält kurze biographische Notizen von Spohr, Ritter Gluck; Händels Zorn und Flucht, eine Novelle von Leopold Schefer; Tartini, Novelle von Wenrich; Fluch und Segen der Kunst von Dingelstedt; die Zaubergeige vom Herausgeber, alles bezüglich auf Musik. Außerdem noch Gedichte von Seidl, O. L. B. Wolff, v. Schlechta, Vogl, Frankl u. Die Compositionen zu verschiedenen Balladen und Liedern sind von Kreutzer, Lintpaintner, Marschner, Mendelsohn-Bartholdy, Adolf Müller, Spohr, Wolfram.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. December 1839.

Italienische Reisen.

1) Italica, von Dr. Gustav Klemm. Erster Theil. Reise durch Italien. Dresden und Leipzig, Arnold, 1839.

Der Verfasser, königl. sächsischer Bibliothekar und Inspektor der Porzellan- und Gefäßsammlung, reiste mit Sr. königl. Hoheit, dem Prinzen Johann von Sachsen nach Italien (1838). Es war ihm mithin die günstigste Gelegenheit dargeboten, alles Sehenswerthe zu sehen, indem er im Gefolge des Prinzen alle Pforten offen und hohe Gastfreundschaft fand. Da der Verfasser zu den glücklichen und bevorzugten Menschen gehört, in denen das Gemüth nicht unter Reflexion und Gelehrsamkeit erstickt ist, bietet seine Reisebeschreibung nicht bloß mannichfache Notizen über Leben und Kunst, Vergangenheit und Gegenwart in Italien dar, sondern zieht auch durch das freundliche Behagen an, mit welchem die kleinen, immer günstigen Reiseabenteuer erzählt werden.

Die Reise ging von Dresden über Böhmen, Steyermark, Kärnthen, Venedig nach dem schönen Florenz, wo im großherzoglichen Pallast längere Zeit gastfreundlich gerastet wurde, dann über Pisa durch die Maremma nach Rom, ferner nach Neapel, hinüber nach Palermo, zurück nach Florenz, Ausflug nach Assisi und Perugia, dann über Mailand heim.

Im zweiten Theil des Werks wird sich Hr. Klemm über die neuere italienische Literatur ausführlich verbreiten. Wir können bei diesem Anlaß nicht umhin, an seinen Landsmann, Herrn Dr. Schulz, zu erinnern, der seit einer Reihe von Jahren in Italien lebt, bald in Rom, bald in Neapel, bald in Apulien und Sicilien war und für Geschichte, Kunst und Archäologie thätig gesammelt hat.

2) Fußreise durch Italien und Sizilien von J. Baumann, Professor der Naturgeschichte in Luzern. Zwei Bände. Luzern, Meyer, 1839.

Herr Baumann, der unlängst ein sehr zweckmäßig eingerichtetes populäres Handbuch der Naturgeschichte herausgab, macht hier seine Fußreise durch Italien und Sizilien bekannt. Seit Seumes berühmtem Spaziergang sind wenig Fußreisen durch Italien gemacht, noch weniger beschrieben worden. Dennoch müssen wir dem Verfasser Recht geben: Nur der Fußgänger genießt die Lust des Reisens ganz.

Die Abenteuer, die der Verfasser in Calabrien bestand, sind das am meisten Originelle in dieser Reisebeschreibung, denn nach Calabrien kommen nur selten Reisende und am wenigsten zu Fuß. Dagegen ist über Mailand, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und Sizilien schon so gar viel geschrieben, daß neue Reisende auf dieser abgeweideten Route selten etwas finden, das der Welt nicht schon bekannt wäre. Die Abenteuer, die Herr Baumann in Calabrien erlebte, erinnern an die empfindsame Reise des Herrn Nicolai in Berlin, nur daß sich Herr Baumann mit unendlich mehr Geduld und Verstand in seine Lage zu schicken wußte, und sich durch einige Unannehmlichkeiten, die er von rohen Menschen erfuhr, nicht verleiten ließ, die guten Eigenschaften des italienischen Landvolks gänzlich zu verkennen. Hier ein Genrebild der unangenehmen Art. „Ein fürchterliches Donnerwetter kam über die Berge hereingezogen, als ich Murano verließ. Ich verdoppelte meine Schritte, um noch zu guter Zeit das ungefähr anderthalb Stunden entfernte Städtchen Castrovillari zu erreichen. Schon erblickte ich die Mauern desselben und freute mich in der Hoffnung, endlich doch einmal wieder ein Bett zu finden, um eine Nacht gehörig ausruhen zu können, als mein Unstern plötzlich aufging. An der Straße standen fünf patrouillirende Bauern, die alle nach einem Hute feuerten, den ein betrunkener Pfaff, in einiger Entfernung von ihnen, mit allem Aufwand

der ihm noch gebliebenen Kräfte in die Luft schleuderte, und der von den Kugeln schon ganz durchlöchert war. Das Ding ergözte mich, indessen getraute ich mir doch weder zu lachen, noch stille zu stehen, sondern ging grüßend vorüber. „Die Karte her!“ schrie einer der Schützen, wie ich schon einige Schritte vorbei war. Ich kehrte zurück und überreichte meinen neapolitanischen Paß einem wohlgekleideten Manne, der, mit einem großen Regenschirm in der Hand, bei dem Trupp stand. Er las ihn, gab ihn zurück und hieß mich weiter gehen. Als ich wieder etwa hundert Schritte entfernt war, wurde mir zum zweiten Mal gerufen, und nun mußte ich meinen Tornister bis auf das lezte Stück auspacken. Alle Papiere wurden durchwühlt, alle Schachteln, worin ich eingesammelte zoologische Gegenstände verwahrte, aufgemacht, und nachdem ich über eine Viertelstunde mit aller nur möglichen Beredtsamkeit über Alles Aufschluß ertheilt hatte, konnte ich wieder einpacken und weiter gehen. Aber kaum war ich eine halbe Schußweite entfernt, so schrie man mir zum dritten Male nach, umzukehren. Ueberdrüssig zog ich fort, da rannten zwei Kerls mit geladenen Flinten mir nach, packten mich bei den Armen und schleppten mich mit Gewalt wieder zurück. „Was wollt ihr denn noch weiter von mir?“ fragte ich unwillig, als wir bei den Uebrigen ankamen. „Sie sind die Person nicht, für die Ihre Karte ausgestellt ist,“ erwiederte mir Einer in barschem Tone. Ich wandte mich wieder an den wohlgekleideten Mann, ersuchte ihn, meinen Paß noch einmal zu lesen, legte ihm auch den deutschen vor, den ich in meiner Brieftasche mittrug, und bat ihn, nachdem ich ihn noch auf mein braunes und blaues Auge — besondere Kennzeichen, die im Signalement angeführt waren — aufmerksam gemacht hatte, mich mit dem Signalement zu vergleichen. Er zuckte die Achseln und sprach: „Sie sind einmal verdächtig, und da hilft alles nichts.“ Kaum hatte er dieses gesagt, so packten mich die Kerls und führten mich, einer voraus, zwei neben mir und zwei hinter mir, triumphirend fort, und zwar nicht etwa nach Castrovillari, von dem wir kaum noch eine Viertelstunde entfernt waren, sondern zurück nach ihrer Ortschaft Murano. Was ich auch sagte, nichts half, ich mußte gehen. Auf halbem Wege ungefähr erreichte uns das Gewitter. Ich bat den wohlgekleideten Mann, der hinter drein ging, mich doch ein wenig unter seinen großen Regenschirm zu nehmen, aber umsonst, obwohl ich ihm bemerkte, daß ich keine Kleider zum Wechseln bei mir trüge. In wenig Minuten war ich bis auf die Haut durchnäßt, und selbst in meinen Tornister drang das Wasser. Es war finstere Nacht, als wir nach Murano zurückkamen. Man führte mich in eine Lokande, wo ich, vor Frost zitternd, mich ans Feuer setzte, und, während meine Häscher lustig aßen und tranken, vom Wirthe auch etwas für mich verlangte. „Es gibt da für Sie nichts zu essen!“ schrien Alle und schleppten, nachdem sie ihre Mahlzeit beendigt hatten, mich durch die stockfinstere Nacht wieder fort, bis auf einmal eine Thür knarrend sich öffnete, wo man mich hineinschob und diese hinter mir wieder zuschloß.“ Am andern Morgen ließ man ihn wieder los, nachdem sich das Volk selbst seiner angenommen hatte.

Noch charakteristischer ist ein anderer Zug. Auf der Rückreise nach Rom hatte sich der Verfasser seinen Paß in Neapel nicht gehörig visiren lassen. „Als ich nun,“ erzählt er, „meinen Paß dem wachthabenden Unteroffizier vorwies, bemerkte derselbe, daß das Visum des römischen Gesandten in Neapel fehle, und daß ich, um selbes zu erlangen, wieder nach Neapel zurückkehren müsse. Das war ein Donnerschlag für mich. Nach vielem Reden machte der Mann mir endlich den Vorschlag, mich unter Bedeckung nach Terracina bringen zu lassen, um zu versuchen, ob der dortige Polizeipräfekt den Paß vielleicht dennoch werde gelten lassen. Der Vorschlag ward angenommen, und an der Seite eines wohlbewaffneten Soldaten, dem ich für jede Miglie einen Paul zu bezahlen hatte, marschirte ich nach Terracina. Auf der Polizei daselbst angekommen, wandte ich mich an den Präfekten. Er saß, eine korpulente Gestalt mit breitem Mund, großer Habichtsnase und finsterblickenden Augen, in einem gepolsterten Lehnstuhle und hörte meine Entschuldigungen und Bitten stillschweigend an. Wie ich ausgeredet hatte, nahm er meinen Paß, schrieb etwas darauf und gab mir denselben wieder zurück, alles ohne ein Wort zu sprechen. Ich dankte höflich, eilte die Treppe hinab und las beim Lichte am Eingang des Hauses: „Gesehen, um wieder nach Neapel zurückzukehren.“ Es war schon tiefe Nacht, und ich von einem langen Marsche sehr ermüdet. Der Soldat, welcher mich von der neapolitanischen Grenze herbegleitet hatte, behauptete, mich auch wieder dorthin zurückbringen zu müssen. Gegen ein Trinkgeld jedoch verständigten wir uns, daß ich die Nacht in Terracina zubringen und am nächsten Morgen dann allein nach Portello zurückkehren dürfte. Der Wirth, dem ich mein Mißgeschick erzählte und Miene machte, in der Frühe auch ohne das Visum nach Rom abzureisen, widerrieth mir dieses sehr, und meinte, ich könnte dadurch in sehr unangenehme Geschichten mich verwickeln. Kehren Sie lieber nach Fondi zurück, ersuchen Sie dort den Ortsrichter um Aufenthaltsbewilligung, und schicken Sie dann ihren Paß durch die Post zur Unterschrift nach Neapel, so müssen Sie nicht selbst wieder hingehen, sprach er nach einigem Besinnen, und bildete auf den glücklichen Einfall nicht wenig sich ein. Der Rath gefiel mir, ich beschloß, denselben zu befolgen, und legte mich schlafen. Ein heftiges Gewitter war während der Nacht vorübergezogen. Der Morgen glänzte hell und frisch, und vielfarbig brachen

sich die Strahlen der Sonne in den Tropfen, die noch an den Blättern der Myrthen hingen, als ich meinen Rückweg heiter und wohlgemuth antrat. Selbst der Gedanke, daß auch all mein Geld ausgegangen — denn ich war von Neapel mit drei Thalern abgereist — störte meine Heiterkeit nicht, war es ja nicht das erstemal, daß ich mit leeren Taschen in der Fremde stand. Singend langte ich vor dem Grenzposten Portello wieder an, wo eine drollige Scene meine Augen ergötzte. Auf der Straße mitten unter dem Thurmbogen stand ein junger Kerl mit einer Frau. Er trug eine Geige, die Frau eine Zitter unter dem Arm. Aus der Kleidung schloß ich, daß es Deutsche seyn müssen. Um beide lag in einem weiten Kreise ein Wall von feuchtem Weizenstroh, und eben waren zwei Soldaten beschäftigt, denselben auf verschiedenen Seiten anzuzünden. Ein Ringfeuer schlug hoch auf, und ein Qualm zum Ersticken umhüllte eine Zeit lang Mann und Frau, die sich lange die Augen zu reiben hatten, bis sie einander wieder zärtliche Blicke zuwerfen konnten. Denn es war ein junges Ehepaar aus Schwaben. Weil man dort das Heirathen ihnen verboten hatte, waren sie nach Rom gegangen, um da sich trauen zu lassen, und standen nun im Begriff, Neapel zu besuchen, ihren Unterhalt mit Musiziren sich verschaffend. Die Räucherung hatte man mit ihnen vorgenommen, weil das Gerücht ging, es sey in Oberitalien die Cholera ausgebrochen. Mit einer Empfehlung von dem freundlichen Offizier in Portello in der Hand, trat ich vor den Richter in Fondi. Nach einem strengen Examen ertheilte er mir die nachgesuchte Bewilligung, doch mit der Beschränkung, daß ich meine Wanderungen um das Städtchen nur bis zu einer gewissen Entfernung ausdehnen dürfte. Aus der Lokande, in der ich mein Quartier aufschlug, drang mir kein sehr angenehmer Duft entgegen, obwohl sie noch lange nicht die schlechteste im Orte war. Als ich dem Wirthe meine Lage erzählte, machte der Umstand, daß ich ohne Geld sey, am meisten Eindruck auf ihn, doch versprach er mich zu logiren, und fügte sogar noch die Versicherung hinzu, daß es mir an nichts gebrechen sollte. Seine Frau, wie es schien, weniger mit dem neuen Gaste zufrieden, wies mir neben der Küche ein Zimmer, in welchem ein schmutziges Bett, ein halbzerbrochener Tisch und eine Art von Stuhl sich befanden, während der Mann mit Wein, Brod und hartgesottenen Eiern mich reichlich versah. Und so war ich denn mit Allem versehen, und mein erstes Geschäft war jetzt, an meinen Freund in Neapel zu schreiben, ihm den Paß zur Unterschrift zu senden, und ihn um Geld zu bitten. Als ich den Brief auf die Post trug, deuteten auf der Gasse schon Buben und Mädchen mit den Worten auf mich: Das ist der arme Mann, der kein Geld hat! — Fünf Tage waren bereits verstrichen, und Fondi mir höchst langweilig geworden. Als ich auf die Post ging, um nachzusehen, ob mein Paß noch nicht angelangt, zeigte sich, daß derselbe noch nicht abgegangen, sondern immer noch da lag. Der Postmeister, dem ich darüber Vorwürfe machte, zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit der Cholera, und versprach unverzögerte Besorgung meines Briefes. Voll Aerger kehrte ich in meine Lokande zurück. Die Wirthin fing an, vom Bezahlen zu sprechen, der Wirth hingegen trug eine Flasche Wein in die Kammer mir nach, und hieß mich den Unmuth durch Trinken verscheuchen, was ich denn treulich befolgte. — Es war gerade die Zeit der Olivenernte. Auf den Oelbäumen rings um das Städtchen saßen Männer mit langen Stangen, womit sie auf die Zweige schlugen, um die Früchte fallen zu machen. Schaaren von Weibern und Mädchen waren mit Auflesen beschäftigt. Allerlei Scherz und Gesang verkürzten die Stunden. Oft schlug Eine die Zitter oder das Tambourin, und Andere tanzten dabei. So weiß sich dieses leichtfertige Volk die geringe Arbeit noch mit Spiel und Tanz zu versüßen. Sobald ich aber irgendwo auf dem Felde oder nur vor den Thoren mich blicken ließ, riefen die losen Mädchen allerlei Spottworte mir zu und begannen ein Lied zu singen, dessen Anfang in der Uebersetzung ungefähr so lautet:

Zwanzig Tage, daß ich reise,
Um mir auch die Welt zu sehn,
Hab' gefunden immer Speise
Und ein Bett zum Schlafengehen:
Aber ohne Geld!

Endlich am neunten Tage gegen Mittag rollte der Postwagen von Neapel auch wieder zum Thor von Fondi herein und mit ihm ein großer, frankirter Brief für mich. Hastig erbrach ich das Siegel, fand meinen Paß mit dem nöthigen Visum versehen, eine Spielkarte mit drei eingehefteten Goldstücken, nebst einem Briefe von meinem Freunde, in welchem er und alle meine Bekannten in Neapel über meine Lage in Fondi sich höchlich lustig machten. — Ah, Signor Giovanni! rief der Wirth und klopfte mich auf die Schulter. So pfiffig bin ich schon noch, daß ich aus Ihrem Gesichte habe lesen können, Sie seyen ein braver Mann! fügte er hinzu, einen triumphirenden Blick auf das Weib werfend, welches in den letzten Tagen wegen meiner oft bitter mit ihm gezankt, so daß meine Anwesenheit bald den Hausfrieden völlig getrübt hätte."

Diese kleinen Proben werden dem geneigten Leser zugleich einen Begriff von der anschaulichen, lebendigen und doch anspruchslosen Darstellungsweise des Verfassers geben.

Bücherkunde.

1) Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, von K. Falkenstein, königl. Hofrath und Oberbibliothekar. Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung, 1839.

Wenn wir von allen bedeutenden Bibliotheken der Welt eine so sorgfältige Beschreibung besäßen, wie die vorliegende der Dresdner Bibliothek ist, würde der Wissenschaft ein unschätzbarer Dienst geleistet seyn. Das Suchen und Nichtfinden ist in diesem ohnehin für die lange Kunst zu kurzem Leben so hemmend, eine schnelle und klare Orientirung in allen Fächern des Wissens ein wahres Bedürfniß und ein Bedürfniß, das immer dringender wird, je mehr sich von allen Seiten die Masse der Bücher anhäuft.

Auf 832 Seiten Großoktav hat der für sein Fach wahrhaft enthusiasmirte und unermüdliche Verfasser eine vollständige und genaue Aufzählung und Beschreibung aller nur irgend seltenen oder bedeutenden Bücher der Dresdner Bibliothek gegeben, und zwar in bester Ordnung und Eintheilung mit orientirenden Ueberschriften über jeder Seite. Die Bibliothek ist nächst der in Weimar die älteste, nächst der Wiener, Göttinger, Berliner und Münchner die reichste in Deutschland. Sie ist schon früher öfter beschrieben worden, doch nicht vollständig und dem umfassenden Geist unserer Tage angemessen. Bekanntlich befindet sie sich im sogenannten japanischen Pallast. Sie ist ausgezeichnet reich an Handschriften, Prachtwerken, Seltenheiten, weil schon frühe gesammelt wurde und weil die Auguste auf das Kostbare eigentlich ausgingen, und daher nicht minder für die Bibliothek wie für ihre berühmte Gemäldesammlung sorgten. Wegen der langen Verbindung Sachsens mit Polen sind auch zahlreiche Seltenheiten aus Polen in dieser Bibliothek enthalten. Uebrigens bemerkt der Verfasser, es sey nichts durch Raub in diese Bibliothek gekommen, sondern Alles durch Erbschaft, Geschenke und Kauf auf rechtlichem Wege, wodurch sich gerade die Dresdner Bibliothek vor allen andern unterscheide. Sie umfaßt 2800 Handschriften, 300,000 Bände (darunter 2000 Incunablen) und außerdem 182,000 Dissertationen und Flugschriften, 20,000 Landcharten.

Die einzelnen Kostbarkeiten zu durchmustern, würde uns hier zu weit führen. Wir begnügen uns, dieses treffliche Werk andern Bibliothekaren zur Nachahmung zu empfehlen.

2) Lehrbuch der Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt von Dr. Gräße. Zweite und letzte Abtheilung. Dresden und Leipzig, Arnold, 1838.

Des ersten Theils haben wir bereits in Nr. 85 unserer diesjährigen Blätter rühmlich gedacht. Dieser zweite und letzte enthält die Literärgeschichte von Alexander dem Großen an bis ins christliche Zeitalter. Was dieses Werk zum Gebrauch vorzüglich eignet, ist der Umstand, daß es nicht bloß die Werke der Alten selbst, sondern auch alle Commentationen, Uebersetzungen ꝛc. derselben bis auf die neueste Zeit verzeichnet. Er ordnet die ungeheure Masse nach der Zeit, nach den Nationen und nach den Fächern, während ein Register am Schluß das Nachschlagen der Namen erleichtert. Man findet die Literaturen der Inder, Perser, Chinesen, Armenier, Juden, Griechen und Römer hier beisammen, und namentlich im Beginn der christlichen Zeit ist zweckmäßig der Antheil der südlichen und orientalischen Völker an der christlichen Literatur unter jeder Hauptrubrik verzeichnet.

Obgleich die Masse der hier angeführten Werke ungeheuer groß ist, wird man doch schmerzlich daran erinnert, wie viel vom Besten der alten Literatur verloren, wie viel davon im Brande von Alexandrien zu Grunde gegangen ist.

Ueber die griechische Kirche.

1) Briefe über den Gottesdienst der morgenländischen Kirche. Aus dem Russischen übersetzt und aus dem Griechischen erläutert von Dr. Edw. v. Muralt. Leipzig, Weygand, 1838.

2) Lexidion der morgenländischen Kirche, nach den besten Quellen, mit 5 Abbildungen. Von demselben, daselbst.

Eine ausführliche Darstellung alles dessen, was zum Gottesdienst der griechischen Kirche gehört. Kleidung und Funktionen der Geistlichkeit, deren Rangstufen, die Ceremonien beim Gottesdienst, bei den Gebeten; Feier der Fasten und der großen Festtage; Ertheilung der Sakramente, Gebräuche bei der Taufe, Hochzeit, Tod, Begräbniß. Die meisten Anordnungen der griechischen Kirche stimmen mit denen der übrigen christlichen Kirchen überein. Einige Gebräuche sind besonders rührend, sinnreich oder schön, z. B. das Anzünden der Kerzen eines Brautpaars und die Krönung. Der Priester legt beiden Verlobten Kronen auf die Häupter und spricht den Segen über sie. Eine sehr schöne Ceremonie.

Dagegen erscheint auch Manches nach unserm Begriffe wunderlich, z. B. die Austheilung des Abendmahls an die Laien vermittelst eines Löffels.

Der sehr umfassenden Darstellung des erstgenannten Werkes kommt das zweite als ein alle technische Ausdrücke und Namen erklärendes Wörterbuch zu Hülfe. Beide sind sehr empfehlenswerth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064054859
Digitized by Google

This Book is Due

JAN 11 FEB 8 '79

Digitized by Google

Digitized by Google